



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

699

Per. 27835 d. 29
1863

Blätter für literarische Unterhaltung.

J a h r g a n g 1 8 6 3.

Erster Band.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

CHICAGO, ILL.



B l ä t t e r

für

literarische Unterhaltung.

J a h r g a n g 1863.

Erster Band.

J a n u a r b i s J u n i.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)

Leipzig:

F. A. B r o d h a u s.

1863.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 1. —

1. Januar 1863.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Rückblick auf das Literaturjahr 1862. Von Hermann Marggraff. — Gervinus über den Aufstand und die Wiedergeburt Griechenlands. Von Aurelio Buddend. — Physiologische Bilder. Von Heinrich Strubbaum. — Zur Charakteristik des modernen Romans. Von Rudolf Sonnenburg. — Stoffreifer eines unglücklichen Genies. Von Emil Müller-Samswegen. — Zeitgeschichtliche Bilder aus Oesterreich. — Denkwürdigkeiten eines deutschen Kaufmanns. — Wanderungen in Süddeutschland. — Notizen. (Ein Brief über Deutschland und das frankfurter Schützenfest; Ludwig Uhland's Beiträge zu Pfeiffer's „Germania“.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Rückblick auf das Literaturjahr 1862.

Die Massenhaftigkeit der literarischen Production ist in Deutschland, dank den vielen Pressen und Federn, die beschäftigt sein wollen, fortbauend eine ungemein große und grenzt an Ueberproduction. Läßt sie in der einen oder der andern Gattung auch einmal etwas nach, so darf man darauf gefaßt sein, daß sie auf einem andern Gebiete nur um so mächtiger anschwellen wird. Denn der Buchhandel pflegt sich heutzutage wie die Waarenfabrikation mit aller Macht auf irgendeinen Modeartikel zu werfen, dem dann die speculativen und erfindungsreichen unter den Verlegern irgendeine neue Seite oder Façon abzugewinnen suchen, um die Neugierde und Nachfrage des Publikums zu reizen. Man belauscht den Geschmack des Publikums, man experimentirt mit ihm, und wenn dann ein solches Experiment einschlägt, so darf man mit Sicherheit darauf rechnen, daß ähnliche Unternehmungen sehr bald in Massen aus dem fruchtbaren Ackerfeld des deutschen Buchhandels aufschließen werden. Die Variationen bei solchen Concurrencywerken sind meist nur sehr geringer, oft nur typographischer Art; denn die typographische Ausstattung ist, dem heutigen auf äußerliche Luxusgegenstände gerichteten Zeitgeschmack entsprechend, auf verschiedenen Gebieten der literarischen Production das Ausschlaggebende geworden; das zierliche Bücherbret und der Salontisch, dessen Fläche dem Auge oft eine wahre Ausstellung typographischer Kunstwerke darbietet, haben allmählich einem ganz neuen literarisch-artistischen Fabricationszweig im Buchhandel Entstehung gegeben und weite Ausbreitung verschafft. Zu der Zeit, als die Gelehrten noch an ihren eigenen Tischen auf eigenen Sesseln saßen und schwere, wie aus Eichenholz

gearbeitete, mit Ketteln oder Schnallen verschlossene geheimnißvolle Folianten zu ihren Füßen aufgestapelt hatten, da waren solche zarte Pracht- und Illustrationswerke, die man kaum mit dem Finger zu berühren wagt, nicht möglich gewesen; heutzutage haben selbst die Studierzimmer unserer Gelehrten im Arrangement etwas vom Puzzimmer angenommen, und so erleben wir vielleicht noch die Zeit, wo auch die mehr wissenschaftlichen Werke, wie Alexander von Humboldt's „Kosmos“ oder Gervinus' fünf-bändige Literaturgeschichte in lauter Miniaturbändchen mit Goldschnitt und andern typographischen Zierathen erscheinen werden, um in die Studirsalons unserer Gelehrten Eingang zu finden.

Freilich will man behaupten, daß der Werth der Leistungen, namentlich auf dem Gebiete der poetischen Production, mit diesen Entwicklungen der typographischen Kunst nicht gleichen Schritt halten. Wir geben dies zu, erinnern aber auch im allgemeinen daran, daß doch selbst auf dichterischem Gebiete noch manches erscheint, was, wenn es im vorigen Jahrhundert erschienen wäre, von unsern Literaturhistorikern so gut unter die hervorragenden Werke der Zeit gerechnet werden würde, wie Ramler's „Oden“, oder Gerstenberg's „Ugolino“, oder Reisewitz' „Julius von Larent“, oder Lessing's „Miß Sarah Sampson“, oder Christian Ewald von Kleist's „Frühling“, oder Geyser's „Idyllen“, die damals noch mehr angestaunt, bewundert und übersetzt wurden als gegenwärtig Auerbach's Dorfgeschichten, oder J. J. Engel's Roman „Lorenz Starb“, der sicherlich kein geringeres Aufsehen machte als in unserer Zeit Freitag's „Soll und Haben“ und trotzdem gegenwärtig noch kaum von jemand gelesen wird. Aber was vor Schiller, Goethe und den Hauptwerken Lessing's epochemachend war, würde dies in unserer Zeit

nicht mehr sein können, wozu die Gründe so auf der Hand liegen, daß wir uns über sie nicht ausführlicher verbreiten dürfen.

Auch denken wir für unsere Person über die Literatur der Gegenwart keineswegs so im allgemeinen wegwerfend, als dies wol von manchen geschieht. Talent, Geist, Fleiß — dieser freilich mehr expansiv als intensiv gedacht, da moderne Schriftsteller aus Grundsatzrücksichten viel schreiben müssen und daher auf einzelnes nicht mehr den erforderlichen Fleiß verwenden können —, Gewandtheit im Schreiben und selbst guter Wille und ernstes redliches Streben sind noch vielfach vorhanden; wäre dies nicht der Fall, so wäre die Nation überhaupt nicht werth, noch eine Literatur zu haben. Wenn nun heutzutage Talent, Geist und Kunstgeschmack nicht mehr dieselben Erfolge haben wie früher, und vollendete, in sich harmonische, an weittragenden Ideen überschwellende Meisterwerke selten oder kaum noch geschaffen werden, so ist das Uebel in gewissen Mängeln und in mancherlei der Poesie und Kunst ungünstigen Richtungen und Stimmungen der Zeit selbst zu suchen. Es fehlt jetzt offenbar ein Publikum wie dasjenige, für welches unsere classischen Autoren dichteten und wirkten und dessen Theilnahme es ihnen erlaubte, Schritt für Schritt ihre Individualität auszubilden und der Vollendung zuzustreben. Damals kamen die reinen und die allgemein menschlichen Ideen zum Durchbruch, die sich idealistischer und poetischer Behandlung fügen. Diese sind unserer jetzigen Generation ferner getreten; noch mehr aber fehlt ihr jene Naivetät und Simplicität, die zu dem Wesen eines wirklich großen Dichters gehören. Unsere meisten Poeten sind, ohne es zu wissen, mehr oder weniger affectirt und raffinirt, und sie werden bei einem Publikum, welches blasirt und neuerungsgesüchtigt ist und zumeist nur an künstlichen Effecten und überraschenden Virtuosenstückchen Geschmack findet, gerade um so beliebter sein, je raffinirter sie in der Charakterzeichnung, in der Erfindung und im Ausdruck sind. Der pikante Gedanke wird mehr gefallen als der wahre, der phrasenhafte, gekünstelte Ausdruck mehr als der einfache, der genau nicht mehr Worte macht, als der Gedanke verlangt, der gesuchte Reim mehr als der ungesuchte, das weit hergeholte Bild oder Gleichniß mehr als das nächstliegende. Dies hat jedoch nicht hindern können, vielmehr steht es vielleicht damit im Zusammenhange, daß bei der Zunahme des Materialismus in einer gewissen Gattung von Romanen und Bühnenstücken rohe Effecte und rohe Situationen, in roher Sprache behandelt, in Masse vorkommen dürfen und ohne Anstoß, ja mit Beifall hingenommen werden, weil eben das durch die verschiedensten Genüsse und Eindrücke verwirrte und zerstreute Publikum für das sittlich und ästhetisch Reine und Begleitende nicht mehr das erforderliche feine Verständniß und Urtheil besitzt. Die lauten Humanitätstendenzen des vorigen Jahrhunderts haben den verschleidenartigsten, in die Phantasie des Dichters und Künstlers sich unwillkürlich in verbitterndster Weise einschleichen den socialen, politischen und religiösen, man möchte selbst sagen nationalökonomischen Tendenzen Platz gemacht, und

wenn schon Goethe einmal klagte, daß die Zeit, in welcher er lebe, eine wesentlich statistische sei, so paßt dieser Ausdruck noch unvergleichlich mehr auf unsere Zeit. Alles dies ist dem reinen Kunstwerk und der Empfindlichkeit dafür beim Publikum in hohem Grade ungünstig, ja feindlich. Leider sucht man auch die studirende Jugend, die früher so leicht für alles Gute zu erwärmen war und bei den Aufführungen classischer Stücke sonst den ausschlaggebenden Bestandtheil des Publikums bildete, immer mehr für die materialistischen Tendenzen der Zeit und das Brodstudium zu gewinnen, womit man gewissermaßen erklärt, daß Kunststudien und Kunstanschauungen mit den allerdings überwiegend bürokratischen-militärischen und finanziellen Einrichtungen des modernen Staatswesens in einem unverdäulichen Widerspruch ständen. Wir müssen aber, wie wir dies auch schon früher bei ähnlichen Anlässen gethan, nachdrücklich und wiederholt darauf hinweisen, daß dieser ganze Zustand kein specifisch-deutsches, sondern ein allgemein europäisches Leiden ist; denn ähnliche Klagen über das Daniederliegen aller eigentlich idealen Tendenzen, über den Verfall der Künste, der Poesie und namentlich der Bühne vernimmt man gleichzeitig auch aus allen andern Ländern, und die kleine Gemeinde derjenigen, welche noch etwas Höheres und Idealeres wollen, gibt sich der Befürchtung hin, daß die gebildete Menschheit mit starken Schritten einer Zeit der geistigen Barbarei entgegenstehe. Leider scheinen in der That die Völker keines Zustandes so leicht satt und müde zu werden als desjenigen, welcher sie von der Materie weg auf ein Höheres verweist.

Ein Literaturgebiet gibt es — und dieses soll uns hier zunächst beschäftigen —, auf welchem die Thätigkeit der literarischen Arbeitsleute gegenwärtig zwar ungemein groß ist, aber kaum groß genug sein kann. Es ist dies das Gebiet der Biographien und Charakteristiken, der Herausgabe nachgelassener Briefschaften und Selbstaussetzungen, der Ehrenrettungen u. s. w., kurz all jenes Materials, welches für den Ausbau der Zeit-, Cultur- oder Literaturgeschichte von nicht hoch genug anzuschlagendem Werthe ist. Denn namentlich auf dem Gebiete der letztern hat subjectives Verfahren in Verbindung mit bis dahin lückenhaft gebliebenen Quellen viel Verwirrung angestiftet und vielfach schiefe Ansichten herbeigeführt, die wir nun um so mehr zu berichtigen im Stande sind, je mehr biographische und namentlich handschriftliche Materialien veröffentlicht werden. Ueber die weimarische Periode enthält z. B. der soeben erschienene dritte und letzte Band des von H. Dünker und F. G. von Herder herausgegebenen Werks „Von und an Herder. Ungebrachte Briefe aus Herder's Nachlaß“ in den Briefen Knebel's an Herder, welche den größten Theil des Bandes einnehmen, und in den von Karoline Herder nach ihres Gatten Tode an J. G. Müller gerichteten Briefen mancherlei neue und interessante Gesandnisse, welche sehr dazu beitragen können, die allzu illusorischen Vorstellungen, die man sich über das Verhältniß der weimarischen Dynastie zueinander und überhaupt über die Gemüths- und

Gesellschaftszustände Weimars macht, auf ein richtigeres Maß zurückzuführen. Diese Verhältnisse reflectirten düster in Knebel's und Herder's Gemüth, welcher letztere, wie man aus einem Briefe seiner Gattin erfährt, noch auf seinem Todsbette beklagte, in Folge seiner Amtstellung in Weimar seinen schönsten Lebenszweck verfehlt zu haben. Luoline Herder seufzt über die „schreckliche Verpflanzung hierher“ und Knebel schreibt einmal an sie: „Wenn er (Herder) nicht in diesem Sumpfe leben müßte, was wäre er geworden!“ Vorläufig nur dies, um unsere schon früher aufgestellte Behauptung zu erhärten, daß eine wahrheitsgetreue unparteiische Geschichte des weimariſchen Literatur- und Gesellschaftslebens in jener Zeit erst noch geschrieben werden soll, eine Geschichte, welche neben dem vielen Licht auch die Schatten, die es auf die Rückseite warf, hervorheben läßt. Eine heitere Episode aus dem Leben eines dieser weimarer Helden behandelt ein erschienenener erster Band des von G. Schuchardt herausgegebenen Werks: „Goethe's italienische Reise. Mit Einleitung und Bericht über dessen Kunststudien und Kunstübungen bis zum Austritt derselben“, deren Inhalt sich aus dem Titel erklärt.

Eine frühere Literaturperiode beleuchten mit dankenswerthen Streiflichtern die Werke: „Moses Mendelssohn“, von R. Kayserling, welches bereits in Nr. 32 d. Bl. in empfehlenden Worten besprochen worden ist, und „Leßing und Goethe“, von August Boden, ein „Beitrag zur Literatur- und Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts“, über welchen wir demnächst einen eingehendern Bericht bringen werden. Letzteres Werk ist bekanntlich durch Roepke's Schrift über Johann Melchior Goethe hervorgehoben. Wenn die Roepke'sche Schrift sich auf dem Titel als eine „Rettung“ ankündigte, so wollte ihr Boden mit ihrer Widerlegung nicht auch eine Rettung Leßing's entgegensetzen; „denn Leßing bedarf der Rettung nicht“. Dagegen hofft der Verfasser, man werde gewiß mit Vergnügen und Befriedigung wahrnehmen, wie gerechtfertigt Leßing auch in seinem Streite mit Goethe nach den von ihm hergestellten und „unverfälscht“ wiedergegebenen Thatfachen dastehe. In diesen Literaturkreis fällt auch die treffliche Schrift „Hermann Samuel Reimarus“ von David Strauß, der auch eine interessante Sammlung „Kleine Schriften biographischen, literar- und kunstgeschichtlichen Inhalts“ erscheinen ließ. Wir schließen hieran „Gellert's Tagebuch aus dem Jahre 1761“, welches das Lebensbild des wahrhaft frommen Mannes in rührender Weise vervollständigen hilft, und L. Menge's zweibändiges Werk: „Der Graf F. L. Stolberg und seine Zeitgenossen“.

Die Säkularfeier Fichte's erzeugte begreiflicherweise eine ungemein reiche Literatur, doch genügt es hier, das in zweiter sehr vermehrter und verbesserter Auflage erschienene biographische Werk: „Johann Gottlieb Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel“, von J. F. Fichte, als die eigentliche Quellenschrift, die von W. Weinhold veranstaltete kleine Sammlung: „Achtundvierzig Briefe von Fichte und seinen Verwandten“, und L. Noack's eine scharfe Kritik der Fichte'schen Lehre enthaltendes Werk über Fichte zu nennen. Ueber diese, wie über die große Anzahl von

kleinern, zum Theil zu populärem Zweck geschriebenen Biographien, darunter die von A. Esch, Abhandlungen und Festvorträgen verweisen wir übrigens auf unsere ausführlichen Berichte über die Fichte-Literatur in Nr. 20 und 52 d. Bl. f. 1862. Ein anderer späterer Philosoph, ein Gegner Fichte's wie aller nach-Kant'schen deutschen Philosophen, Arthur Schopenhauer, erhielt seinen Biographen an W. Gwinner, der den jeden „bipes“ hassenden frankfurter Philosophen zwar in einem interessanten, aber auch in einem nicht immer sehr vortheilhaften Licht, unbeabsichtigt, erscheinen läßt. Dankenswerthe biographische Daten über Schopenhauer und Andeutungen über sein System gab auch Frauenstädt, der zugleich Schopenhauer's Nachlaßwerk, eine Uebersetzung des „Hand-Drahtel“ von dem Spanier Gracian herausgab, in der Einleitung zu der Anthologie „Lichtstrahlen aus Arthur Schopenhauer's Werken“. An biographischen Schriften erwähnen wir ferner noch, ohne damit auf eine vollständige Uebersicht der in dieses Gebiet einschlagenden Schriften Anspruch zu machen, J. Beck's auf Grundlage handschriftlicher Aufzeichnungen verfaßtes Werk über J. Wessenberg, F. Eberth's Biographie und Charakteristik Lord Byron's, und Levin Schücking's biographische Schrift über Annette von Droste-Hülshoff, diese durch ihre Eigenthümlichkeit und gesunde Kraft über alle andern deutschen Lyrikerinnen hervorragende Dichterin, deren Gedichte es gleichwol erst zu einer zweiten Auflage und zwar fast zwei Decennien nach ihrem Erscheinen (die „Gebichte“ kamen zuerst im Jahre 1844 heraus) mühsam gebracht haben.

Unter den im Jahre 1862 zur Deffentlichkeit gelangten Autobiographien und Memoiren und unter den Briefnachlassenschaften neuerer Dichter nennen wir die unter dem Titel „Lebensjahre“ erschienene zweite Abtheilung der Autobiographie von Fanny Lewald, die, wie unser Berichterstatter an betreffender Stelle versichert, so fesselnd sei, „daß die bestangelegte Dichtung schwer mit ihr wetteifern könne“; G. Heine's Briefe an seinen Freund Moses Moser, die, an charakteristischen und zuweilen bis zur Zügellosigkeit originellen Zügen reich, bei dem Publikum und in der Presse bei weitem nicht die Aufmerksamkeit gefunden zu haben scheinen, als man bei dem ehemals so weitverbreiteten Heine-Kultus zu erwarten berechtigt war; E. Genast's Memoirenwerk: „Aus dem Leben eines alten Schauspielers“, welches unter anderm noch aus des Verfassers Knabenzeit Erinnerungen an Schiller und aus dem Tagebuche seines Vaters werthvolle Mittheilungen über die Goethe'sche Theaterleitung u. s. w. bringt; des Freiherrn von Andlau Lebenserinnerungen mehr politischer Art: „Mein Tagebuch (1811—61)“ u. s. w. Zum Theil gehört hierher auch A. Fernald's Schrift: „Aus dem katholischen Leben der Gegenwart“, woraus so manche zuerst erfuhren, daß der vor Decennien vielgenannte und in ganz anderer Richtung als jetzt thätige Romanschriftsteller, Dramaturg und Journalist zum katholischen Glauben übergetreten sei und nun der ultramontanen Propaganda angehöre. Ein Curiosum, hervorgegangen aus den merkwürdigsten Hallucinationen und verlebten Dichter-

praktischen eines sich als ersten Genius des Zeitalters fühlenden und gebetenden Autors, der sich rühmt, in seinem Drama „Des Hauses Ehre“ in drei Acten, mit drei Personen und mit strenger Beobachtung der drei Einheiten die schwierigsten socialen Probleme gelöst zu haben, ist die Schrift von Karl Hugo: „Das gemäßregelte Genie oder: der göttliche Paria („Les mémoires terribles d'un martyr monstre“). Wir führen diese Schrift hier an, weil sich in ihr doch immerhin ein aus einem Allgemeinleiden und aus Ueberreizung aller Organe, mit denen eine Nation denkt und fühlt, hervorgegangenes Einzelne und Zeitsymptom ausdrückt.

Eine Ausnahmestellung unter diesen Selbstaufzeichnungen nehmen Barnhagen's „Tagebücher“ ein, von denen im Verlaufe des Jahres vier Bände, die Jahre 1845—49 umfassend, erschienen sind. Sie gewähren die vielfach interessantesten Einblicke in ein verbüßtes Gemüth und in düstere Zeitverhältnisse, und sind, trotz der möglicherweise darin vorkommenden Uebertreibungen, Schwarzmalereien und unbeglaubigten oder indiscreten Geheimmittheilungen aus Barnhagen's „Schwarzer Kammer“, doch als signatura temporis und durch die Fülle reichhaltigen Zeitmaterials wie bedeutsamer, wenn auch vielfach einseitiger politischer Beobachtungen eine ergiebige, manche Lücken ergänzende Quelle für die Zeitgeschichte. Im übrigen müssen wir in Betreff dieser „Tagebücher“ auf unsere ausführlicheren Berichte in Nr. 12 und 48 d. Bl. f. 1862 zurückverweisen.

Die allgemeine Literaturgeschichte hat, es ist nicht zu leugnen, seit und durch Wachler, der wol mit Recht als der Schöpfer der neuern Methode in der Literaturhistorik anzusehen ist, in gewisser Hinsicht und nach gewissen Richtungen große Fortschritte gemacht, und doch möchten wir fast zu behaupten wagen, daß es, soweit wir wenigstens aus den vorhandenen Literaturgeschichten (bis auf eine sogleich zu nennende) zu schließen berechtigt sind, kaum eine Zeit gegeben haben kann, welche einer objectiven unbefangenen Literaturbetrachtung und Literaturgeschichtschreibung so wenig günstig wäre als die unserige. Die tendenziöse Atmosphäre unserer Zeit ist nämlich so scharf und durchdringend, daß sie jede kleinste Abse und Oeffnung benützt, um auch in das Innere der Literaturgeschichten einzudringen und ihren Charakter zu bestimmen. So haben wir denn Literaturgeschichten vom national-politischen, reactionären, demokratischen, gothaischen, katholischen, protestantisch-orthodoxen und völlig antikirchlichen Standpunkt — der Mehrzahl nach subjectiv gefärbte Parteischriften, in denen der Verfasser das, was seinem einseitigen Standpunkte entspricht, unbedingt anerkennt, und was ihm nicht entspricht, im Tone der Unfehlbarkeit unbedingt verwirft. Gründlichkeit der Forschung in Bezug auf einzelne Autoren und Perioden und scharfe Combinationsgabe treten dabei allerdings vielfach und zuweilen glänzend hervor; aber das culturhistorische Element, die Zusammenhänge mit dem Volksleben und der Volksthe, wie mit der Gestaltung der übrigen Künste kommen entweder gar nicht oder nur sehr ungenügend

zu Tage, und dem ewigen Hofmeistern vom rigoristisch-stillischen Standpunkt gegenüber kann das Princip reiner und freier Kunstschönheit nimmermehr zu seiner gebührenden Geltung gelangen.

Um so freudiger darf man das Erscheinen des dritten Bandes von Hettner's „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts“ begrüßen, denn sie ist frei von den erwähnten Mängeln, sie ist möglichst positiv, und während seine Methode dem Verfasser erlaubt, von der Aufzählung einer Menge unbedeutender, einflussloser und mit Recht von der Nation vergessener Autoren abzusehen, wie das alte System der Literaturgeschichtschreibung sie der „Vollständigkeit“ wegen erforderlich machte, so setzt sie ihn andererseits in Stand, andern bisher weniger berücksichtigten Männern seine Beachtung zu schenken, die zwar nicht in die Rangliste der sogenannten Classiker eingezeichnet sind, die aber wirkliches Verdienst besaßen und einen wirklich segensreichen Einfluß geübt haben. Dieser dritte Band enthält das erste Buch einer „Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert“ und reicht von 1648—1720; das zweite Buch wird das Zeitalter Friedrich's des Großen, also das Werden und Aufblühen der Poesie und Kunst in Deutschland und das dritte das classische Zeitalter der deutschen Literatur schildern. Dies vorläufig, da wir über das Werk demnächst ausführlicher berichten werden. Ein die deutsche Literatur in allen ihren Perioden umfassendes Werk ist Otto Roquette's „Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Denkmälern bis auf die neueste Zeit“, von welcher der erste Band erschienen ist, der im ersten Buch das Mittelalter, im zweiten die Periode der Reformation, im dritten die Gelehrtenbildung behandelt und mit Johann Christian Günther abschließt. Der zweite Band wird sich mit dem 18. und 19. Jahrhundert beschäftigen und bis auf die neueste Zeit gehen, „soweit dieselbe der Geschichte bereits angehört“. Des Verfassers Absicht ist, „nicht sowohl der Gelehrsamkeit zu dienen, als vielmehr dem gebildeten Laien entgegenzukommen“; zu diesem Zwecke ist der Verfasser namentlich bestrebt, durch ausführliche Inhaltsangaben, die sich erzählend abrunden, ihm die hauptsächlichsten Denkmäler der deutschen Dichtkunst näher zu rücken. Der Laie wird ihm hierfür dankbar sein, besonders da der Verfasser sich im ganzen nicht des so gewöhnlich gewordenen herben, schneidenden und hoffärtigen Tons befließigt, der dem gebildeten Laien mehr als man zu glauben scheint anstößig ist, wie ja auch der ungeschlagte Ton der alten theologischen Klopfflechter gerade den gebildeten Laien von jeher mißfällig über ein Gegenstand der Schadenfreude war. Eine „Geschichte der deutschen Dichtung von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart“ stellte ferner Karl Altrogge zusammen, und zwar für „Schulen und zur Selbstbelehrung“; J. W. Schaefer's „Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur“ erlebte eine neunte verbesserte Auflage, und von Karl Goedeke's werthvollem, aus den Quellen mit echt deutschem Sammlerfleiß bearbeiteten „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung“ erschien des dritten Bandes erstes Heft. Die französische Literatur behandelte H. Semmig in seiner „Geschichte der

französischen Literatur im Mittelalter nebst ihren Beziehungen auf die Gegenwart", und interessante Einzelbeiträge gaben, außer Kayserling und Boden in ihren oben schon genannten Schriften über Moses Mendelssohn und Lessing und Goethe, M. Carrière in seiner Schrift: „Lessing. Schiller. Goethe. Jean Paul. Vier Denkreben auf deutsche Dichter", und R. Prutz in seinem Werke: „Menschen und Bücher. Biographische Beiträge zur deutschen Literatur- und Sittengeschichte im 18. Jahrhundert", welches außer einer allgemeinen Betrachtung über die „Literaturgeschichte in Deutschland und das 18. Jahrhundert" die Charakteristiken von Joh. Timoth. Hermes, G. F. D. Schubart, K. F. Bahrdt und dem Abenteuerer und Romanchriftsteller F. R. Lauffhard enthält. *)

Die ganze Richtung unserer modernen, in einen etwas grämlich doctirenden Ton versallenen Literaturgeschichtsschreibung brachte es mit sich, daß die humoristische und komische Literatur, wie überhaupt alles eigentlich Volksbümlische, also eine ganze, besonders auch in stitengeschichtlicher Hinsicht interessante Hälfte der deutschen Literatur sehr vernachlässigt oder selbst gänzlich ignoriert wurde. Wenn wir die werthvollen, wenn auch in etwas trockenem Stil vorgetragenen Untersuchungen W. Bachsmuth's über den deutschen Volkshumor in seiner „Geschichte der deutschen Nationalität" ausnehmen, so ist seit einer langen Reihe von Jahren kaum etwas Erhebliches auf diesem Gebiete in Deutschland gethan worden. Diesem Mangel abzuhefen, hat F. W. Ebeling in seiner lieferungsweise erscheinenden „Geschichte der komischen Literatur in Deutschland seit der Hälfte des 18. Jahrhunderts" unternommen. Von diesem Werke, dessen erste Lieferung wir besprochen haben, ist nach längerer Unterbrechung jetzt die zweite Lieferung erschienen und von der Verlagshandlung ein stetiger Fortgang des jetzt auf zwei Bände berechneten Werks versprochen. Das zweite Heft enthält unter anderm dankenswerthe Proben katholischer Kanzelhumoristik und interessante Beiträge zu dem Streit zwischen den Gottschedianern und Bodmerianern, wobei sich der Verfasser ziemlich entschieden auf Seite der erstern stellt. Das hier in unverfälschtem und correctem Abdruck mitgetheilte „Schreiben des Teufels" (gegen Gottsched), dessen Verfasser, Roß, sich hier noch vor Goethe des deutschen Knittelverses wieder zu satirischem Zwecke bediente, und die Proben aus Schönaich's „Neologischem Wörterbuch" werden manchen, der diese Schriftstücke nicht kannte, durch ihren heißen Witz überraschen. Es sind dies freilich auch Beiträge zu jener deutschen Gemüthlichkeit, die zu einem Theile aus Grobheit, zum andern aus

Wohheit besteht. Inwiefern sich das Ganze zu einer wirklichen Geschichte der komischen Literatur gestalten wird, inwiefern der Verfasser in seiner Polemik (z. B. gegen Servinus) immer den richtigen Ton getroffen hat, und inwiefern er den weniger materiellen, mehr künstlerischen und poetischen Erzeugnissen deutschen Humors gerecht zu werden vermag, das zu untersuchen und näher zu beleuchten müssen wir uns bis nach Vollendung des Werks vorbehalten.

Von kritischen und ästhetischen Studien führen wir hier ferner an: „Wesen und Geschichte des Lustspiels", von J. Mähly; „Das Wesen des deutschen Rhythmus", von R. Benedix; „Schiller in seinem Verhältniß zur Wissenschaft", von K. Tomaschek; eine anonym erschienene „Studie über Guckow's Zauberer von Rom" u. s. w. G. Freytag's Schrift: „Die Technik des Dramas" und A. G. Brachvogel's „Theatralische Studien" tragen bereits die Jahreszahl 1863. Einiges Aufsehen in literarischen Kreisen erregte F. Laffalle's Pamphlet: „Herr Julian Schmidt, der Literaturhistoriker", das jedoch eine bei weitem größere Wirkung gehabt haben würde, wenn der Verfasser, statt den abspredhenden Ton des von ihm gekennzeichneten durch Grobheiten zu überbieten, sich einer würdigen und vornehmern Haltung befleißigt hätte. Eine Schrift von W. Lübke: „Die Frauen in der Kunstgeschichte", ist zwar nur klein an Umfang, empfiehlt sich aber ebenso sehr durch ihren Inhalt, wie durch die Darstellung. Es scheint überhaupt so, als ob die gute deutsche Prosa sich gegenwärtig zumeist in Schriften von geringem Umfang, in Abhandlungen, die in Form von Vorträgen erscheinen, in Vorträgen u. s. w. erhalte und fortpflanze; denn in größern Werken — natürlich mit Ausnahmen, gegenwärtig besonders auf dem Felde der Naturgeschichte und verwandten Gebieten — pflegt die Prosa jetzt nur zu sehr vernachlässigt oder doch ungleichmäßig behandelt oder durch barbarische Terminologien u. s. w. verunstaltet zu werden. Von culturhistorischen Werken nennen wir hier vorzugsweise G. Freytag's „Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volks"; Werke wie Abé-Lallemant's „Das deutsche Gaunerthum", von welchem der dritte und vierte Band erschienen sind — ein übrigens in seiner Art sehr vorzügliches und inhaltreiches Werk —, J. G. Kohl's „Das Haus Seefahrt in Bremen" u. s. w. wenden sich an ein mehr specielles Publikum.

Von der Literatur-, Kunst- und Culturgeschichte bleibet sich der Uebergang zu dem Roman literar-, kunst- und culturgeschichtlichen Inhalts von selbst. Was sich freilich jetzt „culturhistorischer Roman" zu nennen pflegt, ist sehr oft nichts weiter als die Verarbeitung des Lebenslaufs eines berühmten Dichters oder Künstlers in novellistischer Form; „culturhistorische Romane" nennt z. B. Geribert Nau seinen „Hölberlin" und seinen „Jean Paul". Wir führen von Erscheinungen, die mehr oder weniger in dieses Gebiet einschlagen, hier noch folgende an: „Aus Petrarca's alten Tagen", von dem beliebten und lebenswürdigen Romandichter Otto Müller, der soeben auch einen neuen Roman „Ludwig Eckhof" erscheinen ließ;

*) Ueber alle diese literarhistorischen Werke und über eine beträchtliche Anzahl Goethe betreffender Schriften, die sich seit Jahr und Tag auf unserm Recensitische angehäuft haben, sind wir, wie wir zu unserm Leidwesen gesehen, unsern Lesern noch Berichte schuldig. Viele andere durch die Zeitbewegung in den Vordergrund gestellte Werke und Schriften drängten sich dazwischen. Gütlicher Weise veralten Goethe und die Interessen und Daten der deutschen Literatur nicht, und sicherlich bis dahin nicht, wo wir, und wir hoffen demnächst, uns in der Lage sehen werden, die oben überschüssig zusammengestellte Schriftsammlung in Einzelartikeln zu erledigen.

„Hohe Freunde. Novelle aus der Jugendzeit des classischen Weimar“, von A. Keller, eine anziehende novellistische Darstellung des herrlichen Freundschaftsverhältnisses zwischen Goethe und Karl August; „Michael Bellmann oder die Zeit des lustigen Schweden“, von F. Brunold; „Leibniz. Ein Lebens- und sittengeschichtlicher Roman aus der Perückenzeit“, von W. Andrea, mit dem ein anderer Roman „Leibniz und die beiden Kurfürstinnen“, von F. Mallig, fast gleichzeitig erschien; „Peter Paul Rubens“, ein biographischer Roman von A. von Sternberg, der auch neuerdings eine Sammlung „Kleine Romane und Erzählungen“ erscheinen ließ; „Der Künstler, culturgeschichtliche Novelle aus der Mitte unser Jahrhunderts“, von J. Windmiz u. f. w. Hermann Presser schilbert, aus der Humoristik zuletzt etwas unvermittelt in bittere Tragik übergehend, in seiner Novelle „Der Anempfindler“ ein anonymes deutsches Schriftstellerleben und zwar in der richtigen Erkenntnis, daß das weiche „Anempfindeln“ ein schlimmes Krankheits-symptom unserer Zeit ist. Eine sich weit über das Niveau der gewöhnlichen Romanfabrikation erhebende, mit literarischen und philosophischen Durchblicken und mit originellen Lebensmaximen und Lebensanschauungen ausgestattete Romandichtung ist das fünf-bändige Werk von A. Jung: „Nosmarin oder die Schule des Lebens“, eine Art didaktischen Memoirenromans, in welchem der Verfasser zum Theil Begebnisse und Erfahrungen aus dem eigenen Leben in tief innerlicher Weise verarbeitet hat.

Der eigentliche historische Roman trat diesmal, soweit wir dies Gebiet überblicken können, nicht so in den Vordergrund, wie in den Vorjahren; doch nennen wir L. Schüding's historische Novellen: „Aus den Tagen der großen Kaiserin“, Franz Garion's „Der letzte Habsburger und seine Tochter“, O. Geseke's „Die Kurfürstinbraut“, W. Raabe's (Jakob Corvinus) Erzählung aus Magdeburgs Vergangenheit „Unser Herrgotts Kanzlei“. Ethnographische Romane zeigten sich eben auch nicht in großer Zahl, und die wenigen, die wir zu nennen haben oder von denen wir wissen, spielen wie gewöhnlich in Nord- und Mittelamerika; es sind: „Der Flüchtling. Erzählung aus Neumexico“, von B. Möllhausen und „Im Westen. Erzählungen aus dem amerikanischen Leben“, von D. Ruppins. R. Solger's „Anton in Amerika. Seitenstück zu Freytag's Soll und Haben“, gibt nicht ganz das, was sein Titel und die früher schon in Blättern veröffentlichte, das Buch einleitende ergötzliche Vorrede des Freytag'schen Romans erwarten ließen. Der Hunger nach der Dorfnovellistik scheint inzwischen auch gestillt zu sein; doch rühmt man auf diesem Gebiete besonders die Erzählungen „Dorfschwalben aus Oesterreich“, von August Silberstein, dessen kleine Gedichtsammlung „Trug-Nachtigall. Lieder aus deutschem Walde“, bereits 1859 in zweiter Auflage erschienen, deutsch-patriotisches Gefühl verräth.

Um so häufiger waren Romane, in welchen Konflikte aus den Kreisen des bürgerlichen oder auch aus den Regionen des höhern politischen und geistigen Lebens ver-

arbeitet sind. Wir nennen ohne weitere Klassifizierung einige derselben: „Unter den Ruinen. Roman aus Roms Gegenwart“, von Franz von Nemmersdorf; „Schwarzgelb. Roman aus Oesterreich's letzten zwölf Jahren“, von A. Meißner; „Gehrt Hansen“, von W. Walbmüller; „Oberndorf“, von R. Prug; „Otto Ludwig Broot“ (in kaufmännischen und industriellen Kreisen spielend), von R. Giese; „Die drei Grazien“, von L. Frenzel; „Dämonen“, von W. Horn; „Durch Nacht zum Licht“, zweite Abtheilung des schnell zu Ansehen gelangten Romans von F. Spielhagen „Problematische Naturen“; „Der Erdbler. Roman aus dem Alltagsleben“, von A. G. Brachvogel u. f. w. Wenn der Vorwurf der Ueberproduction irgendeinen Literaturzweig mit besonderer Stärke trifft, so trifft dieser Vorwurf gegenwärtig namentlich den Roman, besonders wenn man noch die Sammlungen von Novellen und Erzählungen hinzurechnet, unter denen wir F. Gerstäcker's „Heimliche und unheimliche Geschichten“; F. Weyl's Novellen-sammlungen: „Fliegender Sommer“ und — ebenfalls — „Unheimliche Geschichten“; J. Grasse's „Novellen“; J. W. Guterus' „Novellen“, E. Willkomm's „Licht- und Nebelbilder“, „Vier Burgen. Deutsche Adels-geschichten“ von W. Müller von Königswinter und die als pikant und geistreich gerühmten „Drei Novellen“ von Adelheid Auer nennen. Daß es, wie überhaupt an leichtfertiger Buchmacherei, auch jetzt noch auf dem Gebiete der Romanfabrikation an zuchtlosen, auf das Schlechteste im Menschen speculirenden Producten nicht fehlt, beweist unter anderm Vacano's, eines Schauspielers, scandalöser Memoirenroman: „Mysterien des Welt- und Bühnenlebens.“ Eine andere, ansehend aus derselben oder doch geistesverwandter Feder herrührende anonym erschienene Erzählung: „Moderne Vagabunden“, die sich als Seitenstück zu R. von Holtei's „Vagabunden“ ankündigt, ist zwar nicht ohne Talent geschrieben, erreicht aber in der Darstellung des absolut Hässlichen und Widrigen stellenweise die tiefste Stufe oder den höchsten Grad. Solange noch solche Bücher bei uns geschrieben und gedruckt werden können, haben wir kein Recht, vom souveränen Standpunkt sittlichen oder ästhetischen Vollkommenheitsgefühls auf ähnliche aus dem Schlammwasser der Seine empor-tauchende lieberliche Producte herabzusehen, und dies um so weniger, da manche der letztern, wie die Romane von Freydeau, der wenigstens doch Geschmack besitzt, auch in Deutschland in mehrfach ausgelegten Uebersetzungen verbreitet sind. Ebenfalls leichtsinnig zusammengeknüpfet, aber doch harmlos sind die Erzählungen, die der Schauspieler L. Julius unter dem Titel: „Die Schnurranten. Vom Schalksuarren Udo“, herausgegeben und dem Herzog von Koburg-Gotha gewidmet hat.

Von humoristischen Erzählungen, zu denen uns die ebengenannte Schrift hinüberführt, nennen wir die sechs Bände „Humoristische Schriften“ von Haslender, A. von Winterfeld's Humoreske „Das Manneken P. s von Dräffel“ (bereits in zweiter Auflage erschienen) und derselben „Geheimnisse einer kleinen Stadt“, A. Brennglas' „Herr Greiter im Coupe“ u. f. w. Um gleich hier mit dem im ganzen sehr geringen Ausdruck auf dem Felde

der Humorist fertig zu werden, nennen wir noch die letzte und wenigstens in Einzelheiten gelungene und brillante Parodie auf den zweiten Theil des Goethe'schen „Faust“ von Dentobold Symbolizetti Megorowski's Mystikern. Dieser Mystiker ist, wie man weiß, kein anderer als der berühmte Aesthetiker Visser, dem man zu Dank dafür zu sagen hat, daß er sich als Professor nicht für zu vornehm hielt, ein so lustiges und übermüthiges Ding zu schreiben. Der Humor und die echte Komik stehen ja auch in der That ebenso über der niederen Welt als nur immer das ideale Pathos.

Mit dem Product Visser-Mystiker's sind wir wie von selbst auf dem Gebiet des Dramas angelangt. Wir wollen uns diesmal aller allgemeinen Betrachtungen über das Drama der Gegenwart und seine Stellung zur Bühne und zum Publikum enthalten; wir denken dies in vorjährigen Rückblick und bei Gelegenheit des vierten Bandes von Eduard Devrient's „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ und von R. Wiegling's Buch über das deutsche Theater zur Genüge gethan zu haben; wir sind nicht willens, uns zu wiederholen und unnütz tauben Ohren zu predigen. Wir können unsere Zeit besser anwenden, als indem wir sie an einen so unverbesserlichen Gegenstand wie das deutsche Theater verschwenden, das übrigens, wie sehr man auch über seinen Verfall klagen mag, noch immer eine beträchtlich höhere Stufe einnimmt, als das Theater aller übrigen Nationen, das der Dänen etwa ausgenommen. Denn obgleich der Umstand, daß jetzt sogar die Kritik der Frau Birch-Pfeiffer, weil sie Romane und Erzählungen so geschickt für die Bühne zu adaptiren versteht, Vorbrünge ist, und das Ueberwachen der niederen Pöbel auf Stadttheatern und den hauptstädtischen Bühnen zweiten und dritten Ranges als bedenkliche Symptome gelten müssen, so gibt es doch noch immer Bühnen, welche es sich zur Ehre machen, aus den Dichtungen Shakespears, die in London selbst fast nur noch auf Schiller's Wells, dem kleinen vorstädtischen Theater des wackeren Phelps zur Aufführung kommen, Lessing's, Goethe's, Schiller's, G. von Kleist's u. s. w. den Kern des Repertoires zu bilden und manche der poetischen und gehaltenen Schöpfungen zeitgenössischer Dramendichter zu versetzen, selbst wenn ein bleibender bühnlicher Erfolg davon nicht zu erwarten ist. Es könnte freilich in dieser Hinsicht noch manches mehr gethan werden, wenn die Bühnendirectoren, statt sich nur auf die ohnehin oft sehr lässig betriebene Prüfung oder Berücksichtigung der ihnen direct eingesandten Bühnenmanuscripte zu beschränken, aus denjenigen Dramen, welche nur vermittelt des Buchhandels ihre Carrière zu machen suchen, größere Aufmerksamkeit schenken wollten. Manches darunter würde sich durch einige Kürzungen und Änderungen vielleicht doch in ein wirksames Bühnen drama verwandeln lassen.

Da ist z. B. gleich ein neu erschienenes Trauerspiel von P. Mübius „Der Koscha“, die Geschichte jenes merkwürdigen Mannes behandelnd, der, weil er sich aus einem Leichnam der ausländischen Juden zu ihrem Messias answacht, infolge seines übermüthigen Treibens zu

Grunde gehen muß. Die Charaktere, nach den verschiedenen Nationalitäten (Juden, Samaritaner, Römer u. s. w.) auseinander gehalten, sind scharf markirt, die Handlung in guter dramatischer Steigerung fortgeführt, die Scentirung so bühnlich geschickt und die Sprache so dramatisch fertig, daß man kaum glauben möchte, hier das dramatische Erstlingswerk eines Dichters vor sich zu haben, wie dies doch der Fall ist. Wir nennen ferner P. Heyse's Schauspiel „Ludwig der Bayer“, das vaterländische Schauspiel „Eine Warte am Rhein“, von F. Friedrich, welches in Leipzig mehrfache Aufführungen erzielt hat, L. Goltzmann's in Stodtman's neuem Blatt „Orion“ hochgerühmte Tragödie „Der Günstling eines Kaisers“, L. Goltzmann's Drama „Weltbürger und Patriot“, dessen Held, Georg Forster, untergeht, weil er infolge eines zu weit getriebenen Kosmopolitismus das vaterländische Interesse an das Ausland verräth; das Trauerspiel „Strafford“ von J. L. Klein, das Drama „Auf Sanct-Helena“ von R. Giepenkerl, das Drama „Saul“ von J. G. Fischer, eine nicht ohne Größe des Plans angelegte Dichtung. Eine großartige Composition, die sich auch bereits auf der Bühne bewährt hat, ist F. Hebbel's Trilogie „Die Nibelungen“, der Ausfluß eines dichterischen Geistes voll Mark und Eigenthümlichkeit und das Werk eines jahrelangen Fleißes, wie er jetzt nur noch selten zu finden ist. Interessant würde es sein, Hebbel's Nibelungen-Dichtung mit der Geibel's und Richard Wagner's zu vergleichen, über welche letztere übrigens bereits eine „Studie“ von F. Müller unter dem Titel „Der Ring der Nibelungen“ erschienen ist. Goethe und Schiller, die besser wußten, worauf es in einem Drama ankommt und worauf nicht, würden freilich vor der Aufgabe, das Nibelungenepos dramatisch und für die Bühne zu bearbeiten, zurückgeschreckt sein. Die Neuern wagen aber manches, was nicht ohne Risiko zu wagen ist.

Inzwischen sind R. Gutzkow's „Dramatische Werke“ bis zum elften Band fortgeschritten, welches das sein angelegte Schauspiel „Ella Rose“ in neuer Uebearbeitung enthält. Auch P. Lohmann ließ seine „Dramatischen Schriften“ in zwei Bänden erscheinen. Gesamtausgaben erschienen ferner von Heine's und Börne's Schriften, von Mügge's Romanen und Novellen, von G. Koenig's Romanen und Erzählungen, von G. Kühne's Schriften, von K. von Holtei's erzählenden Schriften eine Volksausgabe und von G. Förster's vermischten Schriften ein erster Band. Selbst für Saphir scheint man, wenigstens in Wien, noch auf Theilnahme zu rechnen; denn es sind daselbst von seinen „Schriften“ mehrere Lieferungen an die Öffentlichkeit getreten.

*) Der Bericht über Fischer's Dichtung in Nr. 47 d. Bl. f. 1862 geschah auf Grund der ersten Auflage; wir bemerken dies, weil in der inzwischen erschienenen zweiten Auflage unter andern die Rolle des David wesentlich geändert ist. Wenn übrigens unser Berichtsteller es tabelt, daß der Dichter „den Helden im Gefecht umkommen und nicht Hand an sich selbst legen läßt“, so scheint er die Schlussworte Saul's: „So stirbt ein Mann, der für die Wahrheit stirbt!“ womit sich derselbe wirklich in sein Schwert stürzt, übersehen oder während der Abfassung des Berichts vergessen zu haben.

Die Lyrik und Epik wird uns diesmal nicht viel zu schaffen machen. Im Grunde hat es auch, seit den Tagen der Minnesänger, in Deutschland nur ein poetisches Interregnum gegeben, welches ungefähr von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis etwa 1815 reichte. Das Erscheinen der Gedichte Uhland's (zuerst im Jahre 1814) bezeichnet fast den Abschluß dieser dichterischen Periode, indem wußten die schwäbischen Dichter so gut wie die Romantiker noch künstlich eine Art poetischer Atmosphäre um ihre Genossenschaft zu verbreiten. Früher sang man im vollen Chor, und aus allen Kirchen flogen die Lieder des Gesanges empor und wiegten sich in blauer und heiterer Luft und sangen einander aus voller Brust ihre lyrischen Grüße zu; die spätern ergossen wie einsame schmerzgerissene Nachtigallen oder wie moquante Spottvögel ihre Lieder in die dunkle Wetternacht. Eine naive volle Dichtersfreude haben seitdem wol die wenigsten gefühlt. Und welch ein Loos trifft einen Dichter, der, wie R. Hamerling, welcher ein „Schwanenlied der Romantik“ erscheinen ließ, in unserer Zeit der dampfenden Schöte und der rasselnden Dampfwagenräder und der unmelodisch schnaubenden Locomotiven noch den Muth hat, dem Cultus der Schönheit zu huldigen! Wol gibt es noch eine stille Gemeinde oder Sekte für die Poesie; diese aber sucht ihre Erbauung und ihren Trost nicht in der Anbetung des Schönen, sondern in beschaulichen Betrachtungen und in sittlichen Lebensmaximen, wie der zu früh dahingegangene Hammer noch zuletzt in „Lerne, liebe, lebe!“ und in seiner Umdichtung „Die Psalmen der heiligen Schrift“ sie bot. Gern wird man aber auch an A. Wötter's Hand den Weg in die munter pulsirende Wirklichkeit zurücknehmen und sich in den lebenslustigen Kreis einführen lassen, in welchem der junge Goethe sich in Leipzig bewegte. Das idyllische Epos, in welchem dies geschieht und das wir der Aufmerksamkeit namentlich aller Verehrer Goethe's empfehlen möchten, trägt den Titel „Goethe's Jugendliebe“ und ist in wohl-disciplinirten Hexametern geschrieben. Auch R. von Meerheim's „Buch für Weibfrauen und edle Frauen“, epische Dichtungen, in denen hervorragende Frauen der Geschichte gefeiert sind, verdienen an dieser Stelle erwähnt zu werden.

In den Kreis unserer Jahresübersicht fallen, außer einigen militärischen Schriften, wie R. von Suckow's „Aus meinem Soldatenleben“ oder die von J. von Wiede unter dem Titel „Ein deutsches Reiterleben“ herausgegebenen Erinnerungen eines alten Husarenoffiziers, und Schriften aus der Weidmannsliteratur wie „Thiere des Waldes“ von Charles Boner, noch besonders solche Reisebeschreibungen und Reise-skizzen, die nicht ausschließlich wissenschaftlichen Charakters sind und sich durch Inhalt wie Darstellung den allgemein Gebildeten zur Lectüre empfehlen. Wir nennen unter anderm die „Reisehumoresken“ von E. Roska, „Tag und Nacht in London“ von J. Rodenberg, „Wanderungen im bairischen Gebirge“ von L. Steub, „Bilder aus der Fremde“ von L. Bucher, „Fragmente aus Italien“ von R. Grün, „Südböckliche Steppen und Städte“ von W. Hamam,

„Zustände in Amerika“ von Graf A. Daudissin, oder schon als schwerere, aber jedenfalls anziehende Lectüre die „Reise nach Island“ von W. Preyer und F. Zirkel u. s. w.

Sollte in den von uns in unserer Uebersicht berührten Literaturgebieten einer oder der andere, der genannt zu werden verdient oder sich dessen für würdig hält, seinen Namen vermissen, so möge er auf unser Wort glauben, daß wir ihn nicht aus übelwollender Absicht ungenannt gelassen haben. Wo es sich um die Anführung einer solchen Masse von Schriften und Autoren handelt, wäre sogar die Auslassung eines von uns selbst geachteten und geliebten Namens sehr verzeihlich. Die Leser und betreffenden Autoren haben wol meist keine Ahnung, wie viele Mühe eine Uebersicht dieser Art macht; läßt sie sich doch so glatt weg! Man thut eben seine Pflicht und verlernt, viel auf Dank zu rechnen; denn der Redacteur oder, wie es nach sächsischem Gesezesbrauch heißen muß, Herausgeber eines literarischen Blattes fühlt es täglich mehr, daß es seine Stellung mit sich bringt, mehr für andere als für sich selbst zu leben. Hermann Marggraff.

Gervinus über den Aufstand und die Wiedergeburt Griechenlands.

Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen. Von G. G. Gervinus. Sechster Band: Geschichte des Aufstandes und der Wiedergeburt von Griechenland. Zweiter Theil. Leipzig, Engelmann. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Bereits in Nr. 15 d. Bl. f. 1862 wurde der erste Theil der „Geschichte des Aufstandes und der Wiedergeburt von Griechenland“ ausführlich angezeigt, und wir dürfen wol darauf zurückverweisen, indem wir hier von dem zweiten Theile nur in ganz allgemeinen Umrissen einige Andeutungen versuchen. Nicht nur als Geschichtserzählung überhaupt wichtig, sondern auch nach den verschiedensten Richtungen zeitgemäß erscheint gerade für unsere Gegenwart diese Darstellung einer Periode, deren Analogien mit unserm Heute im großen und ganzen, wie in den Einzelheiten überall hervortreten. Auf jeder Seite drängen sich uns überdies die fortwirkenden Beziehungen jener Epoche zu den Vorgängen unserer Tage, wie zu den Vorbereitungen unserer nächsten Zukunft unabweislich entgegen. Der rastlosen heimlichen Arbeit einer tiefverbüllten Diplomatie begegnet die ungestüm vorwärtsdrängende Bewegung des allgemeinen Liberalismus, jener oft in die Hände arbeitend, wo er verderbliche Pläne zu durchkreuzen meint, und häufig sogar zu ihm feindlichen Zwecken benützt, wo er Verderbliches zu verhindern sich stark genug glaubt. Die Praxis der freien Hand steht neben der Heuchelei der Nichtinterventionstheorie und unter dieser unheimlichen Atmosphäre wimmelt die geheimnißvolle Thätigkeit mit Expeditionen für unbekannte Ziele, mit Geld beladenen Schiffen an unbekannte Adressen, mit überreichen Waffensendungen von unbekannten Absendern, mit demonstrativen Rüstungen der anerkannten Mächte, von denen man nicht weiß, ob sie der Erhaltung des Bestehenden oder nur der Verrückung des naturgemäß sich Gestaltendern gelten. Die Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands

zeigt uns den Anfang dessen, was die Gegenwart vollenden will: diese Wiedergeburt durchzuführen, nicht nur auf Griechenland beschränkt, sondern auf Italien ebenso ausgedehnt, wie auf den gesamten europäischen Südoften.

Die Gerwinus es schon im ersten Theile dieser hellenischen Partie seiner „Geschichte des 19. Jahrhunderts“ begonnen, daß er nämlich selbst mit einer scheinbaren Zurückstellung der bekannten äußerlichen Ereignisse, vornehmlich die diplomatischen Getriebe in voller Nacktheit zu enthüllen strebt, so setzt er es auch in diesem zweiten Theile fort. Der Zeit nach reicht derselbe mit kurzen Rückgriffen der einleitenden Partie vom Jahre 1824 bis zum Ende des russisch-türkischen Kriegs; er umfaßt sonach einen Zeitraum von fünf Jahren, welche freilich die eigentlich entscheidenden nicht bloß für Griechenland, sondern mittelbar auch für die gesamte weitere südeuropäische Zukunft wurden. Dies faßt sich äußerlich unter die beiden Hauptrubriken „Philhellenen und Aegypten“ und „Das Schicksal Griechenlands in den Händen der Diplomatie“ zusammen: Bezeichnungen, welche unsers Erachtns dem darunter gruppirtten Material nicht ihren vollständigen Ausdruck zu geben vermögen. Hatte nun der erste Theil der Geschichte der griechischen Erhebung vornehmlich die innern Bedingungen des osmanischen Verfalls in seiner Wechselwirkung mit dem innern hellenischen Aufschwunge als einleitenden Gesichtspunkt festgehalten, so scheint im gegenwärtigen Theile mit dem Abschnitt „Die Theilnahme des Abendlandes an der Griechensache“ gewissermaßen ein parallelistisches Gegenstück zur Erscheinung kommen zu sollen. Das Auf- und Abwogen der Begeisterung in Europa, das officielle Auf- und Abwiegeln der Sympathien des Philhellenismus bietet, namentlich in Deutschland, Erscheinungen, um deren Analogien man auch heute wahrlich nicht verlegen zu sein braucht, wenn schon die Ziele der Strömungen des öffentlichen Geistes weit näher gelegen und seinem Bewußtsein weit schwieriger zu entfremden sind wie damals.

Als eine namentlich interessante und lebendige Episode dieses Abschnitts ist besonders die Zusammenfassung der geistigen und materiellen Wirksamkeit Lord Byron's mit Lord Stanhope für die griechische Sache um so mehr hervorzuheben, als die moderne Zeit, welche den poetischen Aristodemokraten in vielen seiner politischen Anschauungen weit überholt hat, sich mitunter durch eine gar zu wohlfeile Utilitaritätskritik mit den praktischen Ergebnissen der von Byron angeregten und gebrachten Opfer für Griechenland abfinden zu können vermeint. Einzelner Excentricitäten halber behandelt sie die moderne Anschauung oftmals wie einen bloßen britischen Spieken, oder, wenn sie ihm eine besondere Ehre anthut, doch bloß wie ein romantisirendes Parteigängertum eines durch die cultur-europäischen Lebensalltaglichkeiten angewiderten Phantasten, während wir hier ihren verständigen Zusammenhang, wenn auch nicht eben mit den diplomatischen Schachzügen des Cabinets von St.-James, dagegen wol mit den natürlichen und höhern Interessen Englands überall her-

vorgehoben finden. Im übrigen möchte es jedoch scheinen, als wenn die damaligen Bewegungen der Geister in den europäischen Culturländern, welche sich nach dem Verkrüppeln der deutschen Nationalbestrebungen und der Niederschlagung der romanischen Revolutionen so enthusiastisch in der Griechensache concentrirten, vielleicht noch einer eingehendern, sie mit ihrer Vergangenheit und den mittelbar oder unmittelbar aus dieser Aufregungsperiode hervorspringenden Entwicklungen des öffentlichen Bewußtseins näher verflechtenden Darstellung fähig sein würden. Dies nicht sowol, um die Vollständigkeit der chronistischen Aufzeichnung über die eine oder andere Thatsache herzustellen, als vielmehr, um für das culturhistorische Moment einer analytischen Betrachtung vermehrte Anhaltspunkte und selbst für die Pragmatik der diplomatischen Irr- und Wirtgänge jener Periode manche aufklärende Lichter zu gewinnen. Gerade nach dieser Richtung hin scheint manches keineswegs ganz bedeutungslose Quellenmaterial übergegangen oder doch nicht der vollen Würdigung nach seiner zeitgeschichtlichen Wichtigkeit werth befunden worden zu sein. Damit macht sich eine gewisse Lücke zwischen der diplomatischen und der Volksgeschichte fühlbar, deren Bewußtsein dem Leser nirgendso gänzlich wieder entschwindet. Wir werden namentlich in den durch ihre positive Reichhaltigkeit außerordentlich wichtigen Abschnitten: „Stand der diplomatischen Verhandlungen unter den Mächten“ und „Das Schicksal Griechenlands in den Händen der Diplomatie“, die Ueberzeugung schwerlich von uns weisen können, daß deren bloß negirende, sogar großentheils bloß aus moralischen Standpunkten hervorgehende Aburtheilung einen wesentlich tiefern, für die Analogie unserer Zeit fruchtbringendern Charakter gewonnen haben würde, wenn jene Sphäre des intimen Völkerlebens eingehender berücksichtigt wäre. Daß die österreichische, speciell Metternich'sche, conservative oder reactionäre Politik der heiligen Allianz jedes fruchtbaren und lebendigen Charakters bar gewesen, ist nach und nach eine so feststehende Thatsache unter den Politikern und selbst im großen Publikum geworden, daß wir von der Kritik des Geschichtschreibers wol ein darüber hinausgehendes, ausgiebigeres Resultat zu erwarten berechtigt sind. Es handelt sich nicht bloß um den Gegensatz moralpolitischer Humanität gegen gefühllose und reactionäre Beschränktheit der tausendmal schon gerichteten Metternich'schen Politik, sondern es wäre, unsers Erachtens, der Nachweis zu führen gewesen, welche Wege Oesterreich, wenn von jeher seine Stellung zur orientalischen Frage eine falsche war, einzuschlagen gehabt hätte, um zwischen der Integrität des Osmanischen Reichs, die ihm unter den damals und heute gegebenen Verhältnissen sicherlich eine Frage seiner eigenen Integrität, und den Sympathien für die christlichen Bevölkerungen des europäischen Südoftens die Vermittelung zu finden. Denn die gegebene Thatsache war und ist nicht bloß, daß Oesterreich vor allen andern Mächten zum Schutze dieser christlichen Bevölkerungen berufen ist, sondern daß diese religiöse Schutzherrschaft von Rußland und Frankreich mit direct gegen

Osterreich gerichteten Tendenzen usurpiert war und ist. Daß dies heute viel offener und nackter zu Tage tritt, als während des türkisch-griechischen Kampfes, dazu haben die Enthüllungen der Servinus'schen diplomatischen Actenstücke gerade recht viel beigetragen, und unsere Gegenwart schuldet ihnen dafür sicherlich den wärmsten Dank. Das positive Resultat seiner Darstellung bleibt aber dabei stehen, daß Griechenlands Wiedergeburt die Verwirklichung der Metternich'schen Legitimitätspolitik gewesen sei. „Haben wir nun im dritten Theile die Ausführung zu erwarten, was der noch ungelösten südeuropäischen Frage gegenüber zu Gunsten des centralen europäischen, des hier damit zusammenfallenden germanisch-britischen Interesses an deren Stelle zu setzen sei? Fast scheint es, als neige der deutsche Geschichtsschreiber in pessimistischer Verstimmung über die Fehlgänge der österreichischen Politik unter Metternich der Ansicht zu, als läge darin eine mindestens relative Berechtigung der von Frankreich und Rußland beanspruchten konservativen Mission im europäischen Südosten. Dazumit würde freilich auch die Herstellung jener Scheinsouveränen Dependenz einer schneidenden Wunde, die allmählich in russischer und neuerdings auch in französischer Hand ein Hauptmittel geworden sind, um in jedem beliebigen Augenblick durch eine Exaltation der orientalischen Frage Europa in fieberische Aufregung zu versetzen, ihren Rechtstitel finden. Die Konsequenzen, zu denen man von solchen Voraussetzungen kommen müßte, wären entsetzlich.“

Wenden wir uns von diesen durch den vorliegenden Band der Servinus'schen Geschichte so lebhaft angeregten Betrachtungen zu den sonstigen Gaben der geistlichen Darstellung zurück, so glauben wir namentlich auf die mehr oder minder episodisch gestalteten, wenn auch zum engsten organischen Zusammenhange mit dem Erzählungsganzen versprochenen Abschnitte hinweisen zu sollen. Wir meinen die Charakteristik des Kapodistrias, die Darstellung der petersburger Militärrevolution und ihrer Unterdrückung beim Thronwechsel (1825), sowie die der Zersplitterung des Janitscharenthums in Konstantinopel. Die psychologisch = publicistische Analyse der innerlichen Haltung wie der äußerlichen Stellung des Grafen Kapodistrias zwischen Rußland und Hellas, zwischen diplomatischer Gewohnheit und patriotischer Verantwortlichkeit, zwischen rücksichtsvoller Zweideutigkeit und angeborener oder anerzogener Schlaueit, zwischen selbstsüchtigem Ehrgeiz und ehrlicher Sorge um Griechenlands Zukunft bildet, wie formell den Abschluß der Schilderung vom „Schicksal Griechenlands in den Händen der Diplomatie“, so auch gewissermaßen eine durch die Personifizierung in Kapodistrias zusammenfassende Recapitulation der tausendfach verschiedenartigen, unklaren, oft wol auch unreiner erscheinenden als wirklich unehrlichen Einflüsse, welche die sogenannte Wiedergeburt Griechenlands als Fehlgeburt zu Stande brachten. Das abschließende Urtheil über Kapodistrias wird allerdings auch hier nicht ausgesprochen, wie dazu überhaupt die Zeit noch nicht gekommen scheint, dagegen werden wir auf Metternich's Bekenntnis hingewiesen,

welcher in der Emanzipation und Unabhängigkeit Griechenlands ein Ereignis sah, „mit dem der Triumph einer neuen europäischen Revolution vollendet sein werde, dessen Rückwirkung auf Europa außer aller Berechnung liege“.

Die Militärrevolutionen in Petersburg und Konstantinopel, vom Verfasser als „Vorfälle“ bezeichnet, werden uns nach ihrer zeitgeschichtlichen Bedeutung namentlich in zwei Richtungen erläutert. Während die petersburger Revolution sich als letzter und unter den am besten ganz anders gestellten Verhältnissen zum vollsten Ausbruch prädestinierter Nachklang der südeuropäischen Bewegungen in den soeben vorausgegangenen Jahren darstellt, erscheint der Janitscharenaufruhr als Beleg der innern Machtverwandtschaft türkischer mit russischen und durch diese Vermittelung orientalischer mit abendländischen Verhältnissen überhaupt. Er bildet „zu dem kaum erzählten petersburger Zwischenfall ein vollkommenes, aber weit bedeutenderes Seitenstück“. Außerdem belegte seine Unterdrückung von neuem, in welsch einem seltsamen Gleichlauf die russische und türkische Politik sich nebeneinander bewegten und wie der Sultan sich so oft dem Zaren, der ihn gern zum Vasallen herabgedrückt hätte, wie ein stolzer Ebenbürtiger oder wie ein offener Doppelgänger zur Seite gerückt. . . . Der Nimbus, den die Befiegung einer Revolution von einigen Stunden auf Kaiser Nikolas geworfen, schien den Sultan zu fesseln, sich durch eine größere That gegen eine säculare Revolution emporzuheben. . . . Und wahrlich, wie tief man, Person gegen Person, den Sultan unter den Zaren setzen möchte, so steigt doch, gerade je mehr man die Gründe des Unterwerfs osmanischer Christen- und Charakterbildung erwägt, desto höher der Werth und die Bedeutung dieses kühnen Schlags auf eine halbtausendjährige Macht, der die stärksten Sultane in der Blüte der Osmanenherrschaft nicht gewachsen waren, dieser Umwälzung, die einen absinkenden, alternden Staat schien neu verjüngen zu sollen.

Aurelio Suddens.

Physiologische Bilder.

Bei dem Erforschen der Natur zeigten die Männer von Fach früher eine ehrfurchtsvolle Scheu, sobald es dabei auf das Erklären der Lebensthätigkeiten organischer Wesen ankam. Tragt man nach der Ursache, so kann diese einmal der Bescheidenheit zugeschrieben werden, welche aus der innern Ueberzeugung entsprang, daß es hier sehr schwer, wenn nicht gar unmöglich sei, zuverlässige Anknüpfungspunkte herauszufinden; dann ist es aber auch denkbar, daß die Scheu aus der schroffen Annahme der Philosophie entsprang, welche damals das ganze Gebiet des geistigen und körperlichen Lebens als ihr unumschränktes Eigenthum ansah, in dem die materiellen Bestrebungen einer Erfahrungsnaturlehre nie eine Heimat finden dürften. In unsern Tagen ist nun dieser Stand der Sache ein ganz anderer geworden, und man sagt gewiß nicht zu viel, wenn man auspricht, daß sich das Verhältniß geradezu umgekehrt habe. Die Physiologie ist eine lebenskräftige Erfahrungsnaturlehre geworden, in welcher die hypothetische Speculation der Philosophie alle Macht, alles Ansehen verloren hat. Sie weiß recht gut, daß sie bei ihrem Forschen der Philosophie nicht entbehren kann, indes räumt sie ihr nur in der inductiven Logik den Platz einer achtbaren Helferin ein. Der Sieg ist jetzt ganz entschieden und es zeigen sich schon überall seine bedeutungsvollen Folgen. Durch das Einführen des Mikroskops, durch die physiologische Richtung, welche man der Chemie und Physik zu geben gewußt hat, ist der Blick in den Gang der belebten Schöpfung auf einmal hell

und klar geworden, man hat eine ganz andere Anschauung gewonnen, man hat sich überzeugt, daß auch hier empirisch sichere Naturgesetze möglich sind, welche mit denen der übrigen Schöpfung im Einklange stehen und aus denselben Ursachen entspringen. Das Leben der Pflanze, der Thiere und Menschen hat so eine ganz andere Bedeutung gewonnen. Die Beurtheilung und Führung der Krankheiten geschieht dadurch von ganz neuen Gesichtspunkten, sowie die Erhaltung der Gesundheit durch viel reichhaltigere Mittel erreicht wird. Man kann nicht anders als mit Freude auf diesen Sieg blicken, denn er ist praktisch wichtig für alle Verhältnisse des Lebens. Die kleinen Hürden, welche aus dem Uebermuth der glücklichen und unglücklichen Kämpfer hervorgegangen sind, haben allerdings vielfach Anstoß erregt, indeß man überzeuge sich doch bald davon, daß dies zu entschuldigenden Auswüchsen seien, welche mit der reinen Wissenschaft eigentlich gar nichts zu thun haben. Man wird ruhiger und besonnener werden und sich ausschließlich nur um die Förderung der errungenen guten Sache kümmern. Diese würdige Ruhe zeigte sich schon bei den großen Vorkämpfern Burdach, Johannes Müller, Valentini und sie wird auch bei den geistreichen Mitkämpfern Schleiden, Virchow, Moleschott und allen andern nicht fehlen, welchen die Freude an dem Fortschritt der Wissenschaft viel höher steht als der äußere Glanz des Sieges. Die Früchte dieser neuen empirischen Physiologie sind vorzüglich, man sollte gar nichts weiter thun, als sie ohne weiteres zu Markte zu bringen, der Anpreisungen bedarf es nicht. Aber dennoch ist es gut, wenn fleißig und nachdrücklich auf ihre Vortrefflichkeit hingewiesen wird, wenn sich die berufenen geschickten Hände daran machen, sie mündrecht für das gebildete große Publikum zu machen, denn eine richtige Auffassung vom Leben ist eine Forderung, welche nicht bloß an den gebildeten Arzt, sondern auch an den gebildeten Menschen überhaupt gestellt wird. Das wahre Wissen erkennt man an dem Eingange ins wirkliche Leben und an den Früchten, welche daraus fürs Leben gewonnen werden. Auf diese populären Verarbeiter der neuern Physiologie haben wir heute nun vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit gerichtet und lenken daher diejenige der Leser auf folgende Schriften:

1. Physiologische Bilder von Louis Büchner. Erster Band. Leipzig, Thomas. - 1861. 8. 2 Thlr.

Dies Buch ist sehr gut geschrieben. Man liest es mit fortwährend gesteigertem Interesse von Anfang bis zu Ende, und besagt es, nicht auch sogleich den zweiten Band zur Hand zu haben. Mit einer so offenen klaren Darstellung der neuesten Forschungen in dem Gesamtgebiete der Physiologie läßt sich das denkende Publikum schon gewinnen. Es wird dem Buche an Anerkennung, an Beifall sicher nicht fehlen. Wir müssen die gute Wirkung, welche dasselbe auf uns gemacht hat, noch ganz besonders in Anrechnung bringen, da uns die frühere gar zu unversöhnliche Sprache und der Hohn, womit damals auf die andere Partei geblickt wurde, nicht recht gefallen konnten. Der Verfasser ist hier begeistert durch die edle Freude über das, was er von der jungen Wissenschaft zur Anschauung zu bringen hat, und der Leser folgt ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, er denkt nur an die Sache und deren Wichtigkeit für das Leben. Ganz frei von aller Polemik ist der Verfasser in diesem Werke allerdings auch noch nicht, er führt sogar in einigen Stellen noch eine bittere, sackelige Sprache, indeß kommt dies doch nur selten vor und ist gewöhnlich so angebracht, daß es seinen störenden Einfluß aufs Ganze ausüben kann. Er ist vorsichtiger, richtiger und wissenschaftlicher geworden.

Der vorliegende erste Band ist eine Sammlung von sechs Bildern, wovon das erste das Herz zur Anschauung bringt, das zweite vom Blute, das dritte von Wärme und Leben, das vierte von der Zelle, das fünfte von Lust und Lunge, das sechste vom Chloroform ein Gemälde entfaltet.

In dem Anfange der ersten Darstellung wird zunächst die Aufmerksamkeit auf die poetische Bedeutung des Herzens gelenkt und gezeigt, wie gar wenig dieses Phantastherz mit dem wirk-

lichen gemein habe. Ueberdies, da auch die Grundbesitze, nur die Bedeutung darunter, nun einmal eine streng dem rein materiellen in der nackten Wirklichkeit es auch hierbei nicht a wofür sich jeder lebhaft habe. Man gelange eins der wichtigsten sich in ihm das ganze es eine einfache und se sich in einer immerwährenden Bewegung oder menschliches Leben Grundlage zur Phanta werden könnte. Dann physiologischen Beschreibungs ganze Bild, was er durch Uebersicht und d desselben aufmerksam m des Herzens. Die U scheint dem Verfasser merkwürdigen Organs, sel, man wisse nur, di sage, und daß selbst genommen, nicht auf Froschherzen kann man und pulsiren sehen, an samer und schwächer, l Man kann diese Bewegung sogar tagelang erhalten, wenn man die Herzen vor dem Verrotten schützt und dabei mäßig warm erhält, oder auch wenn man dieselben frei schwebend aufhängt Selbst ausgeschnittene Stücke fahren fort sich zu bewegen, zu pulsiren, was dem Beschauer einen eigenthümlichen und unheimlichen Anblick gewährt."

Er beruft sich dann auf Baum's Kaninchen, das fast zehn Stunden nach Brustkorbe dazulegen hatte, und noch fünf Stren im rechten Vorhofe des Herzens Herzen eines getödteten Hundes hat wohl 93 Stunden erkennen können. Ganz al man bei Fingergetreten und Erhängen, ihnen noch mehrere Stunden nach der E Bewegungen des Herzens wahrnahm. wurde im Jahre 1808 auf der Anatomi Beobachtung gemacht: Bei einer hingeri noch Contractionen des rechten Vorhof 24 Stunden nach der Hinrichtung grö Bewegungen waren sogar noch sichtbar, bereits fünf Stunden geöffnet worden wa einem Tische in dem durch einen Ofen geheizten Laboratorium gelegen. Außer Roussin waren auch noch die beiden Gloquats, Laumonier und Sclauber Augenzeugen dieser merkwürdigen Erscheinung.

„In dem erst einige Tage debrühten Hühner sieht man das Herz als einen kleinen rothen hüpfenden Punkt“, erzählt der Verfasser, „und wenn man bedenkt, daß dieses schon zu einer Zeit geschieht, wo es noch kein Blut erhält und seine Spur von Nervenelementen in demselben nachweisbar ist, wo es also factisch nichts weiter ist als ein Zellenhaufen, wenn man dies ferwar mit einigen Erfahrungen an niedern Thieren zusammenhält, so muß man geneigt werden, zu glauben, daß nicht einmal die Nerven des Herzens die Erreger seiner Thätigkeit sind, sondern daß diese Thätigkeit eine selbständige Quelle in dem Herzen selbst und in der Erregbarkeit seiner muskulösen Theile haben muß.“ Daß auch die Haller'sche Ansicht, als rühre die Bewegung des Herzens von dem Blute her, nicht richtig sei, wird dadurch

bestätigt, daß auch blutleere Herzen sich noch bewegen. Uebrigens bleibe es ganz außer allem Zweifel, daß der Herzschlag von dem Einflusse der Nerven abhängig sei, namentlich wären es zwei vom Gehirn zum Herzen führende Nerven, welche einen solchen Einfluß in einer sehr merkwürdigen Weise üben. Reizt man diese Nerven, so schlägt das Herz langsamer und steht sogar auf einige Augenblicke still, schlägt aber nachher um so heftiger. „Wenn wir also bei einer heftigen Gemüthsbewegung das Gefühl haben, als stehe das Herz plötzlich still, um dann einige Augenblicke nachher mit heftigen und pochenden Schlägen das Versäumte nachzuholen, so haben wir dieses dem Einflusse des herumerschweifenden Nerven zu verdanken, welcher die im Gehirn zu Stande gekommene Erregung bis zu dem Herzen fortgerollt hat. Dagegen ist der Wille unter gewöhnlichen Umständen ganz unfähig auf das Herz, wie auf alle von dem sogenannten sympathischen Nervensystem versorgten Theile, um auf seine Bewegung einen Einfluß auszuüben. Doch erzählt man von einzelnen Menschen, welche im Stande gewesen sein sollen, willkürlich ihre Herzbewegung abzuändern, ja sogar durch absichtliches Unterbrechen ihrer Athem- und Herzbewegung ihren Tod herbeizuführen.“

Das hierauf folgende Gemälde bezieht sich auf das Blut. Die Betrachtung wird an den bekannten Ausdruck in Goethe's „Faust“ geknüpft, daß das Blut ein ganz besonderer Saft sei, der überall herbeigezogen würde, wo es geheimnißvoll, wunderbar, schreckhaft und satanisch hergehen solle. Dann geht der Verfasser zu der wissenschaftlichen Bedeutung des Blutes über, macht darauf aufmerksam, daß auch hierbei noch manches dunkel geblieben, obgleich die neuern Forschungen ungemein viel Licht hineingebracht hätten. Darauf theilt er mit, was wir bis jetzt von dem ganz besondern Saft im gefunden und kranken Körper in Erfahrung gebracht haben, wie uns dabei das Mikroskop und die Chemie behülflich gewesen seien. Die gewonnenen Resultate haben sogar schon zu richterlichen Untersuchungen eine praktisch wichtige Bedeutung erhalten. Eine taubstumme Dirne zu Prag war angeklagt, ihren Vater ermordet zu haben, sie gab vor, daß die auf dem Estrich gefundenen Blutflecken, welche vorzugsweise Beweise für ihre böse That abgaben, von geschlachteten Enten herrühren sollten. Als man nun die Blutzellen mikroskopisch untersuchte, so zeigte sich ganz deutlich die linsenartige Form wie sie nur im Menschenblute vorkommt, und man konnte daraus mit Bestimmtheit den Schluß ziehen, daß die Aussage falsch sei. Mit gerechter Entrüstung erhebt der Verfasser dann auch das Wort gegen den Mißbrauch des Aderlasses, den die unrichtige Deutung der sogenannten Entzündungshaut des Blutes früher und zum Theil auch noch jetzt herbeigeführt habe. „Der größte Staatsmann“, ruft er aus, „welchen das nach Freiheit ringende Italien im letzten Jahrzehnd hervorgebracht — ein Mann, dessen Verlust nicht bloß Italien, sondern Europa betrifft —, Graf Camillo Cavour, scheint Zeitungsberichten zufolge während einer vielleicht ohne dieses ungefährlichen Krankheit diesem unglückseligen Vorurtheile zum Opfer gefallen zu sein.“ Nach seiner Meinung hängt die Bildung der Speck- oder Entzündungshaut davon ab, ob die Blutkügelchen während der Gewinnung mehr oder weniger Zeit und Neigung haben, zu Boden zu sinken, ehe sie von dem festwerbenden Faserstoff umschlossen und eingehüllt werden. Bei der Bleichsucht, welche ihrer ganzen Natur nach der Entzündung geradezu entgegengesetzt ist, zeigt sich bei dem Aderlaß die Entzündungshaut auch, wer könnte nun hier den Aderlaß gutheißen. Auch die Vorurtheile über Blutmangel, Blutüberfluß, Blutwärme, Blutstockung u. s. w. werden sehr vernünftig beseitigt und darauf hingewiesen, was dabei das Rechte sei.

Das folgende Bild über Wärme und Leben ist klar angelegt und überall anziehend und belehrend durchgeführt. Es besagt eine sehr wichtige praktische Bedeutung und verdient viel gelesen und beherzigt zu werden. Wir verweilen aber nicht länger dabei, weil uns das darauffolgende Bild noch lebhafter anzieht. Dies bezieht sich auf die Zelle, auf den Anfang und die

Grundlage alles Lebens. Wenn die Physiologie der Pflanzen und Thiere in unsern Tagen eine so hohe wissenschaftliche Bedeutung errungen hat, so liegt der Grund dazu in der scharfsinnigen feinen Untersuchung der Zelle. Und der Verfasser zeichnet sich hierbei nicht bloß durch sein umfangreiches Wissen, sondern auch durch die Begeisterung für die Sache und durch die lebendige Darstellung aus. Wir treffen hier den eigentlichen Kernpunkt des ganzen Buchs. Das Ganze ist schön und gut, um so mehr muß man es aber beklagen, daß der Verfasser hier wieder mehrfach Gelegenheit nimmt, auf die Idealisten loszuschlagen. Das was in diesem Gebiete der Natur die Beobachtungen und Versuche zu Tage gefördert haben, ist so herrlich und groß, daß man es nur beklagen kann, wenn es nicht ganz frei erhalten wird von Haber, Dohn und Zank. Wir wollen in dieser Hinsicht nur eine Stelle aus dem Buche mittheilen, sie wird ausreichen, unsere Ansichten zu bewahren. „Und mag es der fromm gewordene Herr Agassiz in seinem Gefühl auch noch so sehr widerstrebend finden, daß dieselben Kräfte, welche dem Korymb eine endliche Gestalt geben, auch die eble Figur des Menschen hervorgebracht haben sollen, so ist es doch so und kann nicht anders sein! Der rohe oder ungebildete Verstand freilich, indem er die Erschöpfungswelt um sich her betrachtet und die Endproducte Millionen Jahre alter Arbeit in letzter Vollendung und durch die weitesten Abstände voneinander getrennt vor sich sieht, ohne die Anfangspunkte und die tausend nur dem Auge der Wissenschaft erreichbaren Verbindungsfäden zu erkennen, kann sich in solchen Meinungen schwer oder gar nicht zu recht finden; den gebildeten Verstand lehren Studien und Nachdenken tiefer sehen. Unwissende und eingebildete Scriblier, welche eine Art Polizeibienste in der Literatur zu verrichten scheinen, belieben zwar seit einigen Jahren bei jeder sich bietenden Gelegenheit solche Anschauungen dem ihnen gläubig zuhörenden Publikum als «rohen und oberflächlichen Materialismus» zu denunciren und demselben die freche Lüge aufzubringen, daß mit Annahme derselben alles Streben nach Höherem, aller sogenannte Idealismus aus der Welt verschwinden müßte. Auch bei Gelegenheit dieses Aufsatze werden sie wol nicht versäumen, ihr ekelhaftes, stets das Nämliche wiederholendes Geschrei abermals aus allen Richtungen der Windrose ertönen zu lassen!“

Ueber ihre Begriffe von Idealismus will der Verfasser mit ihnen nicht rechten, aber das will er ihnen und dem irgeleiteten Publikum doch aussprechen, daß das höchste Streben, welches der Mensch sich vorsetzen, das erhabenste Ideal, welchem er nachstreben kann, Wahrheit sei. Damit wären die sogenannten Materialisten die eigentlichen Idealisten. Offenbar bringt der Verfasser den Kampf hiermit auf ein ganz anderes Feld. Denn das Streben nach Wahrheit durch Beobachtung und Versuche kann nur der für den niedrigen Materialismus halten, welcher gar nicht weiß, worauf es bei der Erforschung der Natur zunächst und hauptsächlich ankommt. Und gegen solche Leute wird man doch nicht kämpfen wollen? Der Streitpunkt ist ein ganz anderer. Man wirft den Männern der neuesten Physiologie vor, daß sie zu voreilig Folgerungen aus ihren Entdeckungen gezogen haben, welche die beschiedene Grenze der inductiven Logik weit überschreiten, daß sie in dieser Ueberschreitung hypothetische Ansichten für Wahrheiten gelten lassen wollen, welche kein ruhiger Denker dafür nehmen kann. Es thut uns leid, daß der Verfasser sein übriges so klar und schön durchgeführtes Gemälde vor diesen grellen Farbenstrichen des Hohns und Zanks nicht zu schonen gewußt hat. Die wahren Männer der Wissenschaft treten nur mit Ansichten hervor, die durch Thatfachen fest und tief begründet sind, und sie wissen, daß sie darin respec- tirt werden, wie sie jeder andern gut begründeten Ansicht ebenfalls und würdevoll Anerkennung zollen. Hierbei ist auch Kampf denkbar, ja oft sogar nothwendig, aber es bleibt doch ein edler Kampf, der nur zum Segen der Wissenschaft ausschlagen kann.

Das Bild über Lust und Lunge ist ein ganz vortreffliches. Der Verfasser zeigt sich hier als ein erfahrener Arzt, der sich mit den allerneuesten Fortschritten der Wissenschaft auf das

gewarnt bekannt gemacht hat. Wir können nicht anders als mit herzlichstem Danke auf die vielfache beherzigungswürdige Belehrung danken, welche dieser Aufsatz in sich schließt. Er wird gewiß recht viel gelesen werden, und Rath, Hoffnung und Trost in Familienkreise bringen, wo das unheimliche Leben einer Kranken lange Wurzel fassen will. Und auch da, wo alles gesund und wohl ist, wird dieser Aufsatz nicht unberücksichtigt bleiben, um es weist sehr entschieden auf die noch lange nicht genug überlegten Punkte der nahen Gefahr für jeden Menschen hin. Er enthält uns aber jeder speciellern Mittheilung aus diesem Bilde, weil wir der Uebersetzung sind, daß nach dem Besagten die Reizung zum Selbsttöden zur Genüge angeregt sein wird, damit unser Hauptzweck erfüllt ist.

Ueber die zweideutige Wirkung des Chloroforms schließt der Verfasser den besprochenen größern Bildern noch ein kleines an, welches gewiß mit Beifall entgegengenommen werden wird, da es nicht weniger wie seine größern Vorgänger von praktischem Werthe ist. Der Verfasser redet sehr vernünftig über die Fälle, wo dies Betäubungsmittel ohne Gefahr in Anwendung zu bringen ist, warnt aber auch mit lauten und eindringlichen Worten vor dem Mißbrauch, und deutet auf die Fälle, wo die Anwendung sogar lebensgefährlich werden kann, ebenso entschieden hin. Auch dieser Aufsatz ist dem Selbsttöden besonders zu empfehlen.

2. Ein Mund voll Brod. Briefe an ein kleines Mädchen über das Leben der Menschen und Thiere. Von Jean Racé. Aus dem Französischen. Wintertsur, Ld. 1862. 8. 1 Thlr.

Dies Buch gehört zu den jetzt sehr seltenen Erscheinungen, daß es von viel größerer Bedeutung ist, als es scheinen will. Nach dem Titel und der äußern Anlage scheint es eine Kinderlektüre zu sein, sobald man dasselbe aber näher prüft, so gewahrt man sehr bald die Uebersetzung, daß es viel mehr für gebildete erwachsene Denker und Denkerinnen als für kleine Mädchen paßt. Der Verfasser hat sich in seiner Darstellung und Erklärung der Lebensphänomene allerdings so weit herabgelassen, daß ein Kind ihm folgen und ihn ganz verstehen kann; aber dennoch ist der Inhalt der Art, daß er die Jugend nicht auf die Dauer fesseln kann. Wenn ein kleines Mädchen Interesse an einem Buche heben soll, so ist es allerdings nöthig, daß dieses eine Sprache redet, die lebendig ist und sich in der Sphäre des Fassungsvermögens der Kleinen bewegt. Dieser Bedingung entspricht das Buch vollkommen. Dazu kommt dann aber noch eine zweite Bedingung. Soll das kleine Mädchen von dem Buche angezogen werden, so muß diese Anziehung ganz vorzugsweise im Stoffe liegen. Das ist hier aber kaum denkbar; denn der Stoff ist nur für Erwachsene anziehend und anregend. Darum wird das Buch gewiß recht viel von Vätern, Müttern und Erziehern gelesen werden und sein Gutes wirken für jung und alt; und in dieser Hinsicht ist es sogar sehr zu empfehlen. Wir haben bis jetzt noch keine physiologische Schrift kennen gelernt, welche eine so herablassende Sprache geredet hätte als die vorliegende. Es sind in der That drei sehr schwierige Gegenstände ganz kinderleicht gemacht.

Der Inhalt zerfällt in zwei Haupttheile, wovon der erste sich ausschließlich auf den Menschen, der andere sich auf das Thier im Rückblick auf den Menschen bezieht. Dort wird in 18 Briefen gezeigt, welchen Einfluß bei unserer Nahrung die Hand, die Zunge, die Zähne, der Schlund, der Magen, der Darmkanal, die Leber, das Herz, das Blut, die Lunge, aber auch alle Organe des Körpers auszuüben haben und wie diese Organe eingerichtet, von sich selbst und von der äußern Natur abhängig sind. Die 12 Briefe der andern Abtheilung besprechen die Einrichtung der Thiere und geben dann eine Erklärung ihrer wichtigsten Lebensfunctionen; auch wird in dem einen Briefe die Ernährung der Pflanzen besprochen. Um nun eine Probe zu geben, wie der reiche Stoff verarbeitet und für das Leben praktisch gemacht worden ist, so wollen wir die Aufmerksamkeit nur einmal auf den dreißigsten Brief lenken, in welchem von der Wirkung des Blutes auf die Organe gehandelt wird. „Ich

hoffe“, schreibt der Verfasser dem kleinen X noch nie ohnmächtig gewesen, du bist noch zu leicht aber hast du schon jemand ohnmächtig gesehen davon gehört? Weißt du, was eine Ohnmacht entsteht? Die Ohnmacht entsteht, wenn die Gemüthsbewegung alles Blut aus dem Herzen drängt, wie ein Strom, der bei einem Erdbeben nach der Quelle zurückströmt und sein Bett leer läßt. Dann entsteht sich das Gefühl, als ob kein Blut mehr unter der Haut wäre; die Organe, welche das Blut nicht mehr antreibt, stellen ihre Arbeit ein, die Muskeln werden schlaff, man verliert das Bewußtsein, und der Körper, welchen die Seele verlassen zu haben scheint, flutet zusammen gleich einem Leichnam. So ist nicht der Tod, aber doch eine Unterbrechung des Lebens; er würde den Tod nach sich ziehen, wenn die Natur sich nicht ermannen würde und das Blut aufs neue in Bewegung setze. Daher mag es wol kommen, daß unter den Alten einige den Sitz der Seele in das Blut verlegt haben, und so sehr irrig war die Ansicht nicht für solche, welche der Seele durchaus einen bestimmten Platz anweisen wollten.“

„Man sieht, das Buch ist gut, und man kann es nur beklagen, wenn dasselbe seines unpassenden Titels und seiner gar zu tiefen Herablassung wegen nicht die Beachtung finden sollte, welche es in der That verdient.“

3. Das Leben der Blume und der Frucht. Erenen aus dem Pflanzenreiche. Von Karl Köffler. Mit Illustrationen von H. Damp. Berlin, Kaster und Comp. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieses Buch macht im ersten Augenblick eine sehr überraschende Wirkung auf den Leser. Es entspricht genau dem Titel und doch ist es nicht das, was man von ihm erwartet hat. Soll man auf die Frage, was es denn eigentlich in sich schließt, eine befriedigende Antwort geben, so kommt man in Verlegenheit und möchte am liebsten das ganze Buch überreichen, damit es für sich selbst sprechen könnte. Denn wenn man sagt, es sei eine Summe von geistreichen, witzigen Aussprüchen, von klugen Beziehungen der Pflanzenwelt auf die übrige Welt, besonders aber auf den Menschen, so ist dies nicht gerade unweh, aber es sagt noch nicht genug. Ebenso könnte man es auch mit einem Füllhorn vergleichen, welches im bunten Durcheinander mit physiologischen, philosophischen, poetischen, culturhistorischen, politischen und noch mancherlei andern Notizen angefüllt ist, und man wäre der Wahrheit ebenso nahe gekommen, ohne sie aber ganz erreicht zu haben. Wir wollen nun versuchen mit Hilfe einiger Mittheilungen aus dem Buche die Bezeichnung desselben zu erleichtern. In Nr. 46 ist von der Scham der Pflanze die Rede und da ruft der Verfasser aus: „Welche wunderbare Gedanken drängen sich einem aber bei der Sinnespflanze auf, dem empfindlichsten vielleicht unter allen Geschöpfen! Jede Bodenerkütterung, selbst der Fußschlag des durchgehenden Pferdes ist im Stande diese Pflanze in Bewegung zu setzen. Die kleinste Berührung, ein Hauch, ein übler Geruch, die geringste Bewegung, ja der Schatten eines vorübergehenden Körpers, eine Wolke am Himmel reichen hin, daß man sogleich ihre Blätter sich senken sieht, und nichts kann eine bessere Idee von Beklemmung und Schrecken geben, als die trauer- und schmerzvolle Bewegung, welche sie dann ausführt. Doch sind nicht alle Theile des Blattes gleich empfindlich. Berührt man mit der Spitze einer Nadel einen weißlichen Fleck, der am Fuße des Blättchens sich befindet, so geht das Phänomen bedeutend schneller vor sich. Diese merkwürdige Blume zog zuerst 1518 die Aufmerksamkeit der Spanier in den Savannen am Zährner, um Nombre de Dios, auf sich, und wie der Mensch so gern das Wunderbare in der Natur noch übertriebt, so erzählten ihre Indioer, daß die Blätter sich nur zusammenzögen, wenn man sie mit dem Finger berührte, nicht aber bei der Berührung mit einem Holze.“ Dann wird noch darauf aufmerksam gemacht, daß schon Theophrast und Plinius der Reizbarkeit der afrikanischen Sinnespflanze

liche Sauerflee die Stelle
 el und der Sonnenhau
 leicht wird aber auch er-
 mung von den Gelehrten
 wieder die Gelegenheit zu
 ist unpassende Namen ein-
 heten des Wetters nimmt
 en Platz ein. „In einem
) Gartens wuchs reichlich
 'agt, auf der ganzen Erde
) seine brillanten Blumen,
 & sind eigenthümlich em-
 ischen der Nacht und öffnen
 deutet er darauf hin, wie
 als Barometer zu be-

4. Naturbilder aus dem Insektenleben. Ein auf naturhistori-
 schem Grunde ruhendes belehrendes Unterhaltungsbuch für
 die Jugend, von J. G. E. Reutrich. Leipzig, Schöde.
 1863. Br. 8. 1 Tlfr. 5 Ngr.

Obgleich in diesem Buche die physiologische Seite weniger
 als bei den vorhergehenden ins Auge gefaßt wird, so besitzt es
 doch viel Verwandtes damit und kann ohne Bedenken in ihre
 Gesellschaft gebracht werden. Das Büchlein ist vortrefflich und
 verdient besonders als Jugendschrift sehr warm empfohlen zu wer-
 den. Die ganze Art der Auffassung ist sinnig und die Durch-
 führung klar und würdig. Es läßt nichts von den weichlichen
 Ländeleien blicken, womit man in den Jugendschriften jetzt viel-
 fach die Kinder zu gewinnen sucht. Das Kind will allerdings

es mag die Bücher nicht,
 aber scheinen wollen; es
 eine Herablassung, aber
 ist hat in dieser Hinsicht
 n begeisterter Freund der
 ehrt der Jugend.

nßig der merkwürdigsten
 ihren wichtigsten Lebens-
 Die Darstellung schließt
 en ab. Wir wollen nur
 r sogleich auf das ganze
 begleitete seinen Vater
 er Weg führte an einem
) wol kleine Fische darin
 lichte forschend im Wasser
 hie; dagegen bemerkte er

am Ufer auf der Oberfläche des Wassers einen kleinen bräun-
 lichen Körper von der Größe einer Haselnuß etwa, und von
 einer eirunden Gestalt, oben mit einer braunen gebogenen Spitze.
 „D sieh mal Vater“, rief er, „was für ein sonderbares Ding
 da umherschwimmt! Obenauf sitzt ein kleines gebogenes Horn
 wie ein kleiner Thurm.“ Der Vater trat näher und sagte:
 „Das ist ja ein kleines Wasserkäfernest.“ Da wunderte sich Wil-
 helm und hätte gern mal hineingesehen in das Innere des son-
 derbaren Schiffleins, doch er mochte es wenden wie er wollte,
 überall war es dicht verschlossen, und gewaltsam öffnen wollte
 er es nicht, um es nicht zu zerstören. „Wie mag denn aber der
 schwarze Käfer ein solches Gehäus zu Stande bringen?“ fragte
 Wilhelm, und der Vater antwortete: „Das kann ich dir wol
 sagen, lieber Junge. Sobald er am Ufer seine Eier gelegt hat,
 legt er seine beiden Spinnwarzen am Hinterleibe in Thätigkeit
 und umhüllt die Eier spinnend mit einem feinen weißen Flaum.
 Darin liegen sie denn in einer gewissen Ordnung und zwar so,
 daß sie nicht aus ihrer Lage weichen. Dann aber umspinnt er
 das Ganze mit einer dichten Hülle, die als eine weiche gummi-
 artige Masse erscheint, aber bald an der Luft verhärtet, so daß
 sie gegen das Wasser ganz undurchdringlich ist. So von allen
 Seiten wohlverwahrt, übergibt er die Jungen ruhig den Flu-
 ten des heimathlichen Sumpfes, indem er das bewegende Schiff-

lein rasselnd vom Stapel läßt. Oft taugend auf den Wellen
 entschlüpfen die Jungen wider den Giera und neugierig, wie es
 draußen aussieht, bohren sie hindurch und drängen sich hervor
 aus dem engen Gehäus. Ohne Anleitung und Verübung
 schwimmen sie wohlgemuth dann durch die klare Flut. Doch
 halt, lieber Wilhelm, du sollst sie sehen diese Larven, denn
 lere ich nicht, so schwimmen dort einige. Freilich sind diese
 nicht erst den Giera entkommen, sondern wol schon einige
 Jahre alt...“

5. Der Wald. Zwei Vorträge gehalten zu Ghr von J. W.
 Coaz. Leipzig, Engelmann. 1861. Gr. 8. 15 Ngr

Der erste Vortrag enthält eine Geschichte des Waldes und
 bespricht tief eingehend die Beziehungen des Waldes zur Natur
 der Erde. Der zweite enthält eine Entwicklungsgeschichte des
 Waldes im Dienste des Menschen. Es herrscht in der ganzen
 Auffassung und Darstellung ein begeisterter hoher Schwung.
 Der Verfasser zeigt in jedem Ausdrucke, daß er vollkommen
 Herr seines Gegenstandes ist und ihn mit würdiger Liebe ganz
 erfaßt hat. Den ernsten Freunden der Natur, ganz vorzugs-
 weise aber den gründlich gebildeten Fortkümern wird dies eine
 sehr willkommene literarische Erscheinung sein. Wir danken dem
 Verfasser für seine reiche Belehrung und machen aus ein beson-
 deres Vergnügen daraus, seine Monographie hier auf das
 wärmste zu empfehlen. Ein specielleres Eingehen halten wir
 nicht für nöthig, denn das Obengesagte wird ausreichen, die
 Männer, welche sich für diesen Gegenstand besonders interessiren,
 zum Lesen der ganzen Schrift zu veranlassen, und damit
 ist unser Zweck erreicht. Heinrich Birnbaum

Zur Charakteristik des modernen Romans.

Servius stellt in der Einleitung in die „Geschichte des
 19. Jahrhunderts“ den Gedanken hin, daß „die Versprechungen
 unserer Zeit so groß und verlässlich sind, daß sie auch selbst den
 Ruthlosten mit dem Gefühle aufrichten: es sei dies eine Zeit,
 in der es sich lohne gelebt zu haben“. Wenn man dagegen die
 ungeheure Masse von Romanen, die täglich mit Hülfe der
 Schnellpressen in das Dasein wie hervorgezaubert erscheinen und
 viele Zweige der Literatur zu überwuchern drohen, an dem Blicke
 vorübergehen läßt und nach diesen Productionen, die dem größ-
 ten Theile nach ohne alle künstlerische Form und ohne große
 inhaltsreiche Charaktere sind, unsere Zeit beurtheilen wollte, so
 könnte man eher zu der Ansicht gelangen, daß, wenn das Schrift-
 thum ein Spiegelbild der Zeit ist, unsere Zeit eine äde und
 trostlose sein müsse. Viele, welche nach der Oberfläche der Dinge
 in einseitiger Anschauung urtheilen, müssen nothwendigerweise
 dieser Meinung huldigen; und in der That sehen sie in unserm
 ganzen geistigen Leben der Gegenwart nur „eine Erschöpfung,
 einen gebrechlichen, geistlosen, rationalistischen Mechanismus“; sie
 brandmarken unsere Zeit als dasjenige Zeitalter, „wo nachge-
 borene Literatur und Wissenschaft die Schwach des deutschen
 Volks überflühen, wo Industrie und Technik am Rande des
 Abgrundes Kartenhäuser bauen“.

Aber keine Zeit gebietet größere Vorsicht im Aburtheilen
 über die Erscheinungen des Tages als eine solche, in welcher die
 Reime zu durchgreifenden und umgestaltenden Veränderungen
 gelegt werden, wo das Alte niedergebissen und das Neue erst
 begründet wird und vor dem Schutte und den Trümmern des
 Gefürzten noch nicht recht in die Augen fallen und seine Wir-
 kung thun kann. Wer die Strömung der Zeit nicht begreift,
 wer den oft verworrenen Lauf derselben nicht mit Fahn in die
 Zukunft gerichteten Blicke zu enträthseln vermag, der wird leicht
 in seinem Urtheile ganz fehlgreifen oder die bedeutsame Seite
 einer Erscheinung übersehen.

Die neueste Romanliteratur ist vorzugsweise eine solche
 Erscheinung, die in ihrer Richtung, die sie in der letzten Zeit
 genommen hat, und in ihrer Bedeutung, die täglich am Um-
 sang gewinnt, vielfach verkannt und falsch gewürdigt wird.

Jean Paul sagt einmal in seiner „*Metaphysik*“, daß der Roman jener Epoche als ein unverfälschtes Lehrgebäude zu einem biden Taschenbuche für Theologen, Philosophen und Hausmütter wurde. Auf dieser Bahn ist der Roman weiter gegangen, und er ist jetzt nicht bloß ein Taschenbuche für Theologen, Philosophen und Hausmütter, sondern in alle Schichten der Gesellschaft ist er eingedrungen, und er ist derjenige Zweig der Literatur, dessen Werke am weitesten ausgebreitet sind und welcher alle Gebiete des sozialen, politischen, wissenschaftlichen und religiösen Lebens in seinen Bereich gezogen hat und die wichtigsten Fragen dieser Sphäre abhandelt. Während im vorigen Jahrhundert die Romane, welche mit solchen Betreibungen auftraten, sich an die Kinderzahl der Gebildeten wandten und für diese Sphäre bestimmt waren, hat der moderne Roman eine wunderbar mannichfaltige Verbreitung angenommen und das Gewand der Popularität allen Schichten der Gesellschaft angepaßt.

Das Interesse, welches die meisten Romane bieten, ist daher vorzugsweise ein culturhistorisches; und dies ist diejenige Seite des modernen Romans, welche von so großer und weitreichender Wichtigkeit ist, daß man den Roman geradezu kennzeichnen kann als den Träger und Leiter von bewegenden Kräften, welche in unaufgehalteter stets wachsender Thätigkeit ihre Wirksamkeit und ihren Einfluß durch die ganze menschliche Gesellschaft hindurch ausüben.

Einen ungeheuren Aufschwung hat in neuerer Zeit der Austausch von Produkten aller Länder und das Gekommen des Geldes gewonnen; noch viel großartiger und wichtiger aber ist der Aufschwung, welchen der Umlauf und der Austausch der Gedanken gewonnen hat. Wie die einzelnen Wassertheile des Meeres durch verschiedene Kräfte, durch Ebbe und Flut, durch Wind, durch den Einfluß der Sonne und des Mondes in steter Bewegung gehalten und durcheinander geschüttelt werden, damit das Wasser vor Fäulnis bewahrt bleibe; so ist auch die Welt der Gedanken in einem ewigen Flusse begriffen, und dieser ewige Fluß wird hauptsächlich durch gegenseitigen Austausch der Gedanken hervorgerufen.

Bei diesem Prozesse des Austauschens und in Umlaufens spielt der moderne Roman eine große Rolle und gewinnt täglich noch mehr Bedeutung. Der Roman ist gleichsam der große Weltmarkt, wo alle Nationen und alle Stände zusammenkommen zu dem großartigsten Gedankenaustausche, der bis jetzt existirt hat. Sobald in einem Lande ein Roman von irgend welcher Bedeutung erscheint, werden zu gleicher Zeit Uebersetzungen in den vorzüglichsten Sprachen Europas veröffentlicht, und dadurch hat der Roman die hervorragende Stellung errungen, die er jetzt einnimmt. Diese Stellung beruht also wesentlich darauf, daß der Roman, man könnte sagen, das Organ der Masse im weitesten Sinne ist. Derselbe Roman, den wir in zierlichsten Einbänden in dem Boudoir von Fürstinnen und Schönen erblicken, der von Gelehrten und Künstlern durchblättert wird, finden wir in dem Leihbibliothekeneinbände in den Händen von Geschäftsleuten aller Art und in der Schublade des Küchenschicks, wo die empfindsame Köchin ihn verwahrt.

Durch den Roman werden daher neue und zeitgemäße Ideen am raschesten in Umlauf gesetzt und in die weitesten Kreise des großen Publicums verbreitet. Wenn Dickens die öffentliche Stimme für eine sociale Frage interessieren und für Verbesserung auf irgendeinem Gebiete gewinnen will, so kleidet er seine Gedanken in das Gewand des Romans, und der Erfolg ist gesichert.

Wo aber bleibt hierbei, wird man fragen, die künstlerische und ästhetische Seite des Romans; denn der Roman ist doch eine Gattung der Poesie? Diese Seite ist oft auffallend vernachlässigt; und sehr viele Romane, die gegenwärtig ein gewisses Ansehen genießen, sind als höchst verfehlte Productionen in dieser Beziehung anzusehen. Ramentlich gilt dies von den sogenannten, in jüngerer Zeit so beliebt gewordenen culturhistorischen Romanen. Es herrscht hier, um ein anschauliches Bild zu gebrauchen, ein vollständiger Moroccosiff. Sowie die Eigenartigkeit des letztern darauf beruht, daß „die Decoration in

gar keinem natürlichen Zusammenhange mit dem baulichen Reschamismus und der Beschaffenheit des Materials stehe, daß Flächen mit bunten, willkürlichen Ornamenten, mit Muscheln, Laubgewinden, Fruchtschnüren, Blumenfestons überfüllt sind“, so findet auch häufig bei den culturhistorischen Romanen nur ein sehr loser Zusammenhang statt zwischen den Ideen, die dargelegt werden sollen, und den romanhaften Thaten und Verwicklungen. Beides ist oft auf die gewaltsamste und unnatürlichste Weise miteinander verbunden und droht fortwährend auseinander zu fallen.

Je mehr die Romane für die Masse berechnet sind, desto monströser wird oft die Form, und man könnte versucht sein, „diese Productionen der Masse für die Masse“ ganz aus dem Gebiete der Literatur zu verweisen; aber immerhin verdient wenigstens die Idee, der Gedankenkreis, welcher in einem Romane zur Anschauung gebracht wird, vor das Forum der literarischen Kritik gezogen zu werden. Nach diesen einleitenden Bemerkungen geben wir eine kurze Beurtheilung von vier uns vorliegenden Romanen.

1. *Sklaverei in Amerika oder schwarzes Blut.* Von Armand. Drei Bände. Hannover, G. Rümpfer. 1861. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser gibt in drei einzelnen Erzählungen: „Die Duadrone“, „Die Mulattin“, „Die Negerin“, eine Schilderung des Sklaventhums in Amerika. Der Inhalt der zweiten Erzählung ist folgender: Lincoln, ein junger Advocat in Richmond, der Hauptstadt Virginians, liebt eine Mulattin, die sich durch Schönheit des Körpers und Vorzüge des Geistes auszeichnet. Sie gehört einem Geächteten, der sie wie eine Freie erzogen hat. Lincoln, der von der Mulattin wiedergeliebt wird, entflieht mit ihr, läßt sich mit ihr trauen und nimmt seinen Wohnsitz in einem entfernten Sklavenstaate. Hier leben sie sehr glücklich und der Himmel beschenkt sie mit zwei reizenden Kindern. Mittlerweile aber ist der Herr der Mulattin gestorben. Durch die Intriguen seiner Verwandten und durch den plötzlichen Tod ist er an seiner Absicht, einen Freibrief über sie auszusstellen, verhindert worden. Sie geht somit in den Besitz desjenigen über, welcher der Erbe des Geächteten ist. Dies ist ein Arzt in Richmond, Hunter, der im höchsten Grade habgütig und roh ist. Er weiß den Wohnort Lincoln's ausfindig zu machen und in dem Prozesse, den er gegen denselben führt, wird ihm das Eigenthumsrecht an der Mulattin und den beiden Kindern zugesprochen. Ehe er sich aber in den wirklichen Besitz derselben setzen kann, werden sie von den Freunden Lincoln's aus der Haft, in der sie gehalten werden, befreit, und Lincoln entflieht mit ihnen in einen Staat, wo die Sklavengesetze nicht gelten. Die Tendenz des Verfassers ist, bei dem Leser das Interesse rege zu machen für die unglücklichen Neger, von denen manche Rassen, so thierisch auch andere sein mögen, keineswegs auf einer so niedrigen Stufe stehen, wie es oft dargestellt worden ist. Besonders soll die Schenlichkeit eines Menschenhandels dargelegt werden, der sich nicht nur über die eigentlichen Neger erstreckt, sondern auch über die Duadronen und Mulattinnen, die ihre weißen Schwestern oft an äußerer Schönheit und an Begabung des Geistes übertreffen.

Das Werk, welches hoffentlich einen großen Leserkreis findet, ist dem König von Preußen gewidmet worden, und der Verfasser sagt in den Zueignungsworten, daß des Dichters Streben auf Vererbung, auf Bervollkommenung gerichtet sein muß. Den Anspruch, den der Verfasser hiermit auf den Namen eines Dichters macht, ist er in anerkennender Weise bestrebt gewesen zu rechtfertigen. An poetischer Begabung fehlt es ihm durchaus nicht. Jedoch ist er bei dem Bestreben, die Wirklichkeit in poetischer Weise zu idealisiren, in den Fehler verfallen, manche Personen in einer zu abstract-idealen Gleichförmigkeit zu halten und den Verhältnissen eine oft etwas gezwungene Verknüpfung und einen erkünstelten idealisirten Hintergrund zu geben, wodurch die

Tragik, die in dem Slaventhum liegt und die in einzelnen Schilderungen in höchst wirksamer Weise hervortritt, schließlich etwas abgeschwächt wird.

2. Greifensee. Roman von B. Abeken. Zwei Bände. Hannover, C. Rümpfer. 1861. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Roman gehört durchaus zu den besten; wir wenigstens können dem Verfasser mit seinen freien, vorurtheilsfreien Ansichten und seinem gutmüthigen, herzlichen Humor unsere volle Sympathie nicht versagen, und wir empfehlen daher das Werk angelegentlich. Der Inhalt, den wir hier nur andeuten können, ist im ganzen einfach. Die Hauptcharaktere sind zwei Juristen und ein Theolog, deren Leben auf der Universität und spätere Schicksale geschildert werden. Die Darstellung des Universitätslebens ist höchst anziehend und voll frischen Humors. Ueber manche Zeitfragen werden interessante Erörterungen gegeben. Die Jämmerlichkeit kleinstaatlicher Verhältnisse, in denen die Geschichte sich bewegt, wird nach einigen Seiten hin treu und anschaulich geschildert. Die Charaktere sind gut durchgeführt und die psychologische Entwicklung derselben naturwahr. Von sehr guter Erfindung ist der Charakter des Dr. Musch. Derselbe ist Gymnasiallehrer gewesen; aber unter dem Einflusse der niederdrückenden und beengenden Schulformen und der jämmerlichen kleinstaatlichen Verhältnisse, die eine systematische Verkrüppelung der menschlichen Natur bezwecken, ist er in einen eigenthümlichen Irresein verfallen. „Er hält sich nämlich für einen gewissen Agias, den Xenophon in seiner Geschichte vom Feldzuge des jüngern Cyrus erwähnt; dieser Feldzug endete bekanntlich mit einem gefahrvollen Rückzuge der griechischen Hülfstruppen aus dem Innern des persischen Reichs, in das sie eingebrungen waren, wobei viele umkamen und in Gefangenschaft der Feinde geriethen. Von dem letztern Lose glaubt sich der alte Agias betroffen, obgleich ihn Xenophon umsonnen läßt; er hält die Stadt, in der er lebt, für die Hauptstadt der Provinz Baktrien, in welche er seit vielen Jahren internirt sei; er blickt mit Veringschätzung auf unsere Sitten, unsere Kleidung, unsere Sprache, welche er als eingeseifelter Hellene für barbarisch erklärt.“ In den Theologen erblickt er die Kaste der Magier; er selbst ist natürlich der Lehre des Sokrates zugethan, weshalb er sich die Feindschaft der Magier zuzieht. Nur eine Person ist am Schlusse lebend, der aus Amerika heimgekehrte Wipert; ohne ihn würde der Schluß viel abgerundeter und einfacher sein.

3. Graveneck. Geschichtlicher Roman aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von Otfried Nylins. Stuttgart, Schiller. 1862. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

4. Don Juan's erste und letzte Liebe. Historischer Roman in vier Bänden von L. von Alvensleben. Berlin, Vogel u. Comp. 1861. 8. 3 Thlr.

In „Graveneck“, einem Roman aus der Zeit des Herzogs Karl Eugen von Württemberg, wird derselbe Stoff behandelt, der in der „Emilia Galotti“ von Lessing behandelt ist. Ein Fürst stellt der Tochter eines Beamten nach; diese stürzt sich, um den Verfolgungen des Fürsten zu entgehen, zuletzt aus einem hochgelegenen Fenster und findet den Tod. Ihr Verlobter, der bei der Verteidigung seiner Braut auf den Herzog geschossen hat, wird in der Festung ums Leben gebracht. Die Auffassung und Ausführung des Stoffs in „Graveneck“ ist unserer Ansicht nach verfehlt; das Ganze ist ohne alle Tragik und Würde. Der Herzog ist ein roher Gesell, der sein Opfer nicht einmal liebt, sondern darin nur ein schönes Stück „Menschenfleisch“ erblickt, wie er sich ausdrückt. Die Art von Reue, die er nach Jahren empfindet, und die „Reparation“, die er verspricht und ausführt (ein Geleitbrief und eine Summe von 300 Dukaten für einen Vater, dessen einzige Tochter er hingemordet und dessen zukünftigen Schwiegersohn er hat hinrichten lassen), sind eitel und lächerlich. Dazu kommt, daß Sprache und Stil in dem Roman oft geradezu ungebildet sind; Stellen und Ausdrücke, wie „das schmutzige Wasser und die Schlossen und Schnee-

floden bildeten eine gelbliche Sülze voll Eisenadeln und Krysalen“, „Sudelwetter“, „Kothbrei“, „fothige Sülze“, „beliefen“ (statt abliefern), „heilsfroh“, „mein Gaul hat sehr warm“, „es fährt sich bald wieder“ u. s. w. sind durchaus tabelnswürdig. Eine saubere correcte Technik der Sprache ist eine selbstverständliche Bedingung, die man an jede schriftstellerische Production in unserer Zeit stellt. Auf der andern Seite ist indeß nicht zu verkennen, daß der Roman manche ganz gute Einzelheiten hat, die lehrwerth sind, wie z. B. die Schilderung der Nekrutenaushebung und des Fürsters Weinland. Wenn das Ganze durchgearbeiteter wäre, hätte der Verfasser Besseres liefern können, ohne schriftstellerisches Talent ist er wol nicht.

Der andere geschichtliche Roman enthält eine Schilderung der in der Hauptsache hinreichend bekannten Lebensschicksale des Don Juan d'Austria, Sohnes von Karl V. Das Ganze ist etwas episodenartig und gegen den Schluß etwas zu breit, sonst aber recht lesbar und in einzelnen Partien nicht uninteressant. Da das Werk aus der Reihe der gewöhnlichen geschichtlichen Romane, wie sie jetzt in großer Anzahl erscheinen, nicht hervortritt, können wir auf einzelnes nicht weiter eingehen.

Rudolf Sonnenburg.

Stoßseufzer eines unglücklichen Genies.

Nicht etwa die übergroße, poetische Bedeutung des nachfolgenden Buchs ist es, welche eine ausführlichere Besprechung desselben rechtfertigt. Es sind hauptsächlich die Voraussetzungen und Ansprüche des Verfassers, die uns zu einigen ausführlicheren Worten zwingen. Es ist, um unsere Verwunderung über die Art und Weise auszusprechen, wie sich im lieben Deutschland immer noch verschleierte Personen auf poetische Verdienste berufen, die alles andere nur seine Verdienste sind, ja wie sie nicht ruhen und nicht rasten, bis sich an ihnen in irgendeiner Hinsicht ein tragisches Geschick erfüllt. Es ist aber auch zugleich, um unser tiefes Mitleid wachzurufen für eine Anzahl von Persönlichkeiten und Schwärmern, die fortwährend die Kategorie der „unglücklichen Genies“ füllen helfen, die aller realen Anschauung unzugänglich, das Wesen der Poesie im schematischen Gedankenschwulst, im Symbolisiren und Allegorisiren suchen und hinterdrein auf all und jeden loszuschimpfen, der das nicht für hohe poetische Weisheit ansehen will. Ein wunderbar gemischtes Gefühl, ein Gemisch von Verwunderung, Mitleiden und ironischem Staunen hat in uns vermöge jener poetischen Eigenschaften ein Buch hervorgerufen, das betitelt ist:

Das befreite Paradies. Von Karl Hugo Amber. Berlin, Selbstverlag des Verfassers. 1862. 8. 1 Thlr.

Nicht an die im Buche befindlichen Poesien halten wir uns zunächst; lernen wir den Verfasser zuvor aus dem Vorworte und einzelnen Nebensächlichkeiten kennen. Als Motto findet sich auf dem Umschlag die Strophe:

Daß gleiche Strafe doch gefunden werde
Für eine Welt, die mich so oft verließ,
Und mir zur Hölle macht die schöne Erde,
Nach ich die Hölle ihr zum Paradies.

In dieser staunenerregenden poetischen Kühnheit paßt die Widmung des Buchs „dem ersten zukünftigen Menschen“ ganz vortreflich und in Harmonie damit steht die Unterschrift des Vorworts, die nicht geringer lautet als „der Schöpfer“.

Der Schöpfer dieses befreiten Paradieses nun ist niemand anderes als derselbe Herr Karl Hugo, der sich mit dem Drama „Des Hauses Ehre“ nicht unvorteilhaft bekannt machte, mit einer Broschüre „Das gemästete Genie“ aber beinahe die Bekanntheit des Staatsanwalts erzielte. Was Karl Hugo beabsichtigt und wie er über sich denkt, das gibt er folgendermaßen zu verstehen: „Alle diejenigen, welche — trotz der widerwärtigen, das allzu früh erkannte Genie und dessen allzu genau

ersten Charakter heimlich hemmenden Mächte, um den gewöhnlich scheinenden unabhängigen Geist nicht auf seinen Thron — die Bühne, und daher zur Herrschaft, zur Popularität, gelangen zu lassen — dennoch so glücklich waren, diese Humanitätswerke, in drei Sprachen von mir selbst gedichtet, entweder im Theater, oder durch Lectüre, oder endlich in noch immer schwächeren Manuscripten zu Gesicht zu bekommen, und dadurch so tief ergriffen und so laut begeistert wurden, wie ich, der so viel ich es niemals von irgendeiner andern Kunstschätzung, welcher immer Art, gesehen, haben ebenso sehr über mein übermenschliches und darum mit keinem andern zu vergleichendes trauriges Schicksal, als auch über die Wahrheit und Klarheit meiner gleichfalls mit keinem andern zu vergleichenden Dichtungen höchlich erstaunt und ihr Staunen in Wort und Schrift jenseits ausgesprochen, so daß sie endlich, wenigstens meine sogenannten Verehrer“ u. s. w.

Gleich darauf spricht Karl Hugo von einem ihm in Berlin zu Theil gewordenen „auf den nie dagewesenen Gipfel getriebenen wunderbaren Verhöhnern“ und fährt dann fort: „Ich fühle mich gedrungen, einen kleinen aber praktischen Schlüssel zu einem politischen Räthsel in dem Umstand zu geben, daß es meiner allgemein und von mir selber so oft bewunderten Unermüdblichkeit durch 20 Jahre in drei Nationen nicht gelingen konnte, trotz der häufigen dem Wunder gleichen Begründung, Begeisterung und Aufforderung von seiten der Zuschauer, Leser und Kritiker in drei Literaturen, niemals einen noch so schwachen Mäcen, einen noch so schwankenden Director oder wenigstens, was doch jeder Scribler findet, einen noch so eigennützigen Verleger zu gewinnen. Ja staune, sogenanntes aufgeklärtes Jahrhundert! Viele Reiche und Große, die sonst kein Opfer scheuen, um für Mäcene gehalten zu werden, haben dem allgemein bekannten, zwischen Hungertod und Ausichtslosigkeit ringenden großen Dichter, der ihnen Werke gewidmet, aus Furcht sich zu compromittiren, ihre Armojen verweigert.“

So Karl Hugo! Nun liegt es zwar keineswegs in uns, die Stoffeuzer über „Hungertod“ und „Ausichtslosigkeit“ zu beschöpfeln oder sie abschließend anzuhören: was wir aber über die maßlose Selbstüberschätzung Karl Hugo's, die in seinen schon früher in d. Bl. von anderer Hand besprochenen Bekenntnissen eines „Martyr monstre“ fast noch mehr zu Tage tritt zu sagen haben, das ist klar. Zugegeben, daß der Verfasser bei günstiger Lebensstellung vielleicht eine der harmlosesten Naturen gewesen wäre, so müssen wir doch um so mehr geradeheraus sagen, daß aus viele seiner Aeußerungen der Ausdruck einer förmlichen Manie dünkten. Das ist sehr beklagenswerth, und es fragt sich nur, ob die seltliche Erbitterung des Dichters bloß auf die ungünstigen Verhältnisse zu schieben ist, oder ob Karl Hugo eine von den Naturen, die sich durch die kritiklose Selbstvergötterung und ihren Widerwillen gegen jedes fremde Verdienst absichtlich in die precäre Lage gebracht haben. Was soll die Floskel „mein übermenschliches und darum mit keinem andern zu vergleichendes trauriges Schicksal“! Weshalb die Hindeutung auf das „wunderbare Verhöhnern“ in Berlin? Allerdings hat man dem „Fürsten der Poesie“, wie sich Karl Hugo öffentlich selbst genannt hat, noch kein Marmor Denkmal gesetzt, ihm auch nicht feierlich den Lorbeerfranz aufgedrückt, dafür hat man das lächerlich gefunden, was man allerorten lächerlich gefunden haben würde. „Das wunderbare Verhöhnern?“ Und man hat am berliner Hoftheater in „Des Hauses Ehre“ mit der schonendsten Freundlichkeit aufgenommen; der lebenswürdige alte Gubitz hat hinterdrein in der Hofischen seiner „Lueretia“ in einem längern Artifel höchst anerkennend gedacht; das ist alles noch nichts! Ja soll man denn in Berlin weiter nichts thun, als von dem Dichtersfürsten Karl Hugo sprechen? Soll man ihm Ehrenpforten bauen und von tiefer Andacht ergriffen werden, wenn er in mimisch-plastischen Coirten gegen ein namhaftes Entrée Tertianerküste declamirt? Doch unsere Theilnahme für Karl Hugo soll sich nicht so weit verirren, Lächerlichkeiten aufzudecken, wir wollen ihn

1863. 1.

nach wie vor bemitleiden, da wir kaum glauben, daß er noch zur Erkenntniß seiner Selbstvergötterungsmanie gelangt. Es steht mit diesem Karl Hugo bedenklich.

Wären nun die in dem Buche gelieferten Poesien geniale Meisterstücke, so wollten wir uns die Dorrbe und vieles andere herzlich gern gefallen lassen. Aber da hapert es am allermeisten. Sei es, daß Hugo's sonstige Poesien seine „Göllenkomödie“, sein „Calderon“ u. s. w. Schätze wahrer Poesie enthalten, „Das befreite Paradies“ wenigstens enthält sie nicht, kaum wenige Körnchen davon.

Ein Dichter, mit Erhabnem zu ergötzen,
Reich an des Himmels und der Erde Schätzen,
Besand sich in des Glends tiefster Höhle,
Versenkt vom Kesseln der zertretenen Felle,
Sich nährend von des Felsen grünen Ranken,
Die frisch mit Glanz, wie trostliche Gedanken
An rauhen Wänden auf zur Decke streben
Und so die Schlucht zur Laube fast umweben.
Er stillte hier den Durst an reinster Quelle,
Die weithin strömt mit lichtverklärter Welle,
Die Har zu nähren und das Thier zu tränken
Und sich nach kräft'gem Lauf ins Meer zu senken.
Und könnt' auch dieser Flutenquell versiegen,
Der Thränen Blut nicht, die ins Aug' gekiegen,
Genug zu löschen stets des Durstes Glut,
Durchschoß nicht herbes Salz die Perlenflut.
Der Dichter darbt aus Mangel nicht allein,
Er lernte tragen des Entbehrens Pein:
Er schmachtet ach! und er verschmachtet schier;
Er sieht den Menschen schmauchen wie ein Thier,
Das müß' vom Joche graß auf grüner Wiese,
Umringt von Früchtepracht und Blumengier;
Da könnte der zusammegeschrunppte Riese,
Der Mensch; froh leben wie im Paradiese.

Dies der Anfang des „Befreiten Paradieses“. Was ist das weiter, als jene allegorisch-rende, symbolisirende, philosophisirende schematische Poesie, die, wenn sie sich in vielleicht noch paradoxen Bildern und Gleichnissen gefällt, geradeswegs zum Eohenschein'schen Schwulst fährt. Und dieser Anfang ist noch das verhältnißmäßig klarste. Aber schon auf S. 19 begegnen wir dem über alles Verstandniß hinausliegenden Verse:

Doch in des Sinnes forabgedecktem Sumpf.

Und ähnlichen Bombast könnten wir noch vielfach auffuchen.

„Das befreite Paradies“ zerfällt in vier Theile; sie heißen „Die Höhle“, „Die Welt“, „Der Tempel“, „Das Paradies“. Jeder Theil hat 24 Nummern und jede Nummer besteht aus 24 meist paarweise gereimten Versen. Die Bedeutung der 24 ist uns unklar. Der tiefe Sinn des Ganzen aber scheint einfach der zu sein, daß das harmonische Dichtergemüth sich selbst genügt, Gott und Welt in sich selbst trägt und bei der Verührung mit der Außenwelt auf Verspottung und Unbill gefaßt sein muß. Wir sagen, uns scheint es so. Wir denken auch noch, der Dichter wolle sich zum Verkündiger der reinen Menschlichkeit und Nächstenliebe aufschwingen. Ob wir damit Hugo's Absicht erfaßt haben, es steht dahin. Er grolle indeß nicht etwa uns. Auch ein anderer würde mit Versen wie S. 49:

Natur und Mensch mit allem ausgerüstet,
Sind stets von unbekanntem Gluck verwöhret,
Der Gluck muß seinen Blitz schon tief versenken,
Wenn selbst der Bauer auch beginnt zu denken —

nichts anfangen können.

Daß wir damit Hugo's Begeisterung für die wahre Menschenliebe, wenn er sie in diesem Buche verherrlicht haben sollte, nichts Böses nachsagen werden, versteht sich von selbst. Seinen

runde liegen. Sie er-
 Andere Zeiten, an-
 man in spätern Zeiten
 allegorischer Poesie.
 nit vollem Rechte nicht.
 e Mensch" nicht, der
 bauen konnte. Nur
 Werken (auch einem in
 als Epilog einige Scen-
 n Zusammenhänge ge-
 rissen erscheinen sie uns fast ganz farblos. Und wenn Koska-
 dannus zum Schluß prophezeit:

Ein neuer Geist muß die verderbten Kräfte
 Welchen frey zum frohen Wollgeschäfte;
 Und wie nach hundert Jahren Duft ergießt
 Die Erde, die mit dem Knall erstirbt,
 So soll auf neuen Rath ein Schuß bereiten
 Nach blut'ger Hochzeit aufgestellte Jekten,
 Und gleich der Hölle glut umschaffen Welken
 Und mich nennt man des Autothron's Welken —

so finden wir in dieser „Höllensomödie“ dieselbe abstrakte Poesie,
 die wir oben schon hinlänglich gekennzeichnet haben.

Karl Hugo wird sich nach wie vor den ersten Dichter der
 Welt dünken. Und erscheint er wie ein jahrelang ziemlich be-
 kannter praktischer Psycholog und Menschenkenner, der den Men-
 schen aus ihrer Physiognomie die besten und edelsten Rath-
 schläge über Wahl des Berufs u. s. w. erteilte, es dabei aber
 nicht einmal bis zu einem einigermaßen richtigen grammatischen
 Sprechen gebracht hatte. **Emil Müller-Samswegen.**

Zeitgeschichtliche Bilder aus Oesterreich.

Oesterreichische Zustände. Zeitgeschichtliche Bilder von Schmidt-
 Weisensfeld. Berlin, Reichardt und Jander. 1862 Gr. 8.
 1 Thlr. 15 Ngr.

ildern, ist, so sonderbar dies
 er eine leichtere Aufgabe als
 n erstern wird es auch eher
 zu entwerfen. Die Ursache
 welcher die Monarchie leidet,
 heben, um eine vollständig
 nnen, den wenigsten gegeben
 nichtdeutschen Rationalitäten
 en Parteikandpunkt zu ver-
 ischösterreich wird sich an-
 Deutschen in Oesterreich von
 nden Rationalitäten drohen,
 nur vom deutschen Gesichts-
 nd in jüngster Zeit einige
 be Zustände erschienen, die,
 en beschäftigen, als Partei-
 , und jedem, der die Ger-
 n will, ein willkommenes
 u. Wir zählen hierher be-
 en von Wotwot, Schufelsa,
 bild der österreichischen Zu-
 rren geliefert, und dennoch
 mußte die Entrollung eines solchen sehr willkommen sein, da, wie
 der Verfasser des uns vorliegenden Buchs in dem Vorworte
 sehr richtig bemerkt, die innern Zustände Oesterreichs im Mor-
 den Deutschlands weniger gekannt und mehr verkannt seien, als
 die irgendeines andern der benachbarten großen Reiche, bei der
 unleugbar hohen Bedeutung aber, die Oesterreich für Deutsch-
 land besitze, und die sich in dem Auge jedes Vernünftigen ge-
 steigert hätten, seitdem das alte Reich des Absolutismus unwider-
 ständlich in die Reihe der konstitutionellen Staaten eingetreten,
 gerade der Norddeutsche eine doppelte Pflicht habe, sich unbes-

fangen mit der Wahrheit der österreichischen Zustände zu be-
 schäftigen und einmal die Wille mit den gefährlichen Gläsern ab-
 zulegen.

Um diesem Bedürfnisse abzuheften und das gewünschte Ge-
 sammtbild zu entwerfen, schen und Schmidt-Weisensfeld ganz
 der geeignete Mann zu sein. Als Nichtösterreicher konnte er die
 nöthige Objectivität bei der Darstellung bewahren, während er
 in einer Reihenfolge von Jahren, die er in Oesterreich zugebracht,
 hinreichende Gelegenheit hatte, die österreichischen Zustände kennen
 zu lernen, um so mehr als gerade während derselben Jahre der
 oben erwähnte Umschwung der österreichischen Verfassung vor sich
 ging. Schmidt-Weisensfeld lebte bis zum Jahre 1861 eine
 Reihe von Jahren hindurch in Prag, wo er in dem dortigen
 publicistischen Kreise eine geachtete Stellung als Schriftsteller
 einnahm und die Mehrzahl jener Werke vollendete, welche, in
 den letzten Jahren erschienen, seinen guten literarischen Ruf be-
 festigten, und den selbst jene Arbeiten nicht alterirten, denen er,
 aus Gewerhörlichkeiten hierzu gezwungen, mit einem wahrhaft
 bewunderungswürdigen Fleiße oblag und die er größtentheils
 unter dem Pseudonymen Ernst Hellmuth oder Hugo Mansfeld
 erscheinen ließ. Auch als Redacteur trat er in Prag zweimal
 auf, zuerst als Herausgeber der nur kurze Zeit erschienenen
 „Kritischen Blätter“, später als Redacteur der nach Muster
 der „Gartenlaube“ herausgegebenen belletristischen Zeitschrift
 „Don Haus zu Haus“. Diese Beschäftigung bewies, daß
 Schmidt-Weisensfeld hinreichend Gelegenheit hatte, die österrei-
 chischen Zustände kennen zu lernen, und daß er im Stande sei,
 sie in interessanter Weise zu schildern, dafür bürgte uns sein
 auf diesem Felde vielfach bewährtes Talent.

Wenn uns daher das vorliegende Buch dennoch nicht in
 dem gewünschten Maße zu befriedigen im Stande war, obwohl
 es Talent und Fleiß des Verfassers abermals hinreichend docu-
 mentirt, so muß die Schuld wol anderwärts als bei dem Ver-
 fasser gesucht werden, und dies ist auch wirklich der Fall. Vieles,
 was wir in dem Buche gefunden, haben wir bereits früher in
 aus der Feder desselben Verfassers gekloffenen Zeitungsartikeln,
 in dem „Magazin für die Literatur des Auslandes“, im „Deutschen
 Museum“, in der „Gartenlaube“ u. s. w. gelesen, und während
 wir uns damals über diese Aufsätze freuten, haben sie uns, ob-
 gleich weiter ausgeführt und verbessert, in Buchform weniger
 befriedigt. Die Ursache liegt in dem Wechsel der österreichischen
 Verhältnisse selbst, von welchen sich sogar, während wir diese
 Zeilen niederschreiben, nicht sagen läßt, ob sie, bis diese Zeilen
 in die Hände der Leser gelangen, noch dieselben sein werden.
 Die Zustände eines Staats zu schildern, in welchem ein
 Wechsel der Verhältnisse so rasch eintreten kann, ist an und
 für sich eine schwierige Sache. Vieles, was der Verfasser in
 einem für ein Tage- oder Wochenblatt bestimmten Aufsatze
 niedergeschrieben, hatte, als wir es lasen, seine volle Berech-
 tigung und befriedigte uns deshalb, während jetzt, wo wir
 dasselbe in dem Buche wiederfinden, sich die Prämisse unserer
 Befriedigung verändert hat.

Natürlich gilt dies nur von jenem Theile des Buchs, in
 welchem der Verfasser seine Ansichten über einzelne Factoren
 der österreichischen Verfassung, über die Stellung einzelner Par-
 teien, über die Haltung einzelner Journale abgibt. Anders
 verhält es sich mit jenem und zwar größern Theile des Buchs,
 in welchem der Verfasser theils einen Rückblick auf die letzten
 Jahre wirft, theils stabilere, nichtpolitische Verhältnisse schildert,
 die in mancher Beziehung den Schlüssel zur Beurtheilung der
 österreichischen Zustände bieten. Hier zeigt sich überall der scharfe
 Blick des Verfassers, welcher das eigentlich Charakteristische
 sofort herausfindet. Gleich in dem ersten Abschnitte „Charakter-
 züge des Volks“ begegnen wir einer Reihe treffender Bemerk-
 ungen über die „Lebensjahre unter Bach“, die mit dem alten
 Regierungssysteme sehr richtig zu Gunsten des letztern verglichen
 werden, über die politische Macht des Liberalismus in Oester-
 reich und die gute Seite der Niederlage von Solferino. In
 dem zweiten Abschnitte wird eine Entwicklungsgeschichte des

österreichischen Parlaments gegeben, wie sich dasselbe allmählich aus dem alten, dem verstärkten Reichsrath entpuppte, welche Entwicklung dem Verfasser natürlich zu einer Parallele zwischen dem Octoberdiplom und der Februarverfassung führt, die in der Form, in welcher sie gehalten ist, ganz besonders geeignet sein dürfte, weitere außerösterreichische Kreise mit dem Wesen dieser beiden Grundlagen des österreichischen Constitutionalismus bekannt zu machen. Natürlich bringt die Februarverfassung dem Autor auf den Schöpfer derselben zu sprechen, dessen Charakter er in einer Parallele zwischen Herrn von Schmerling von 1848 und 1861 gibt, an welche sich in Silhouettenform kurze aber treffende Charakteristiken der hervorragendsten österreichischen Parlamentsmitglieder anreihen.

Der dritte Abschnitt ist „Ungarn“ gewidmet und den ersten Theil desselben füllt eine kurze und dennoch ziemlich gründliche Geschichte der ungarischen Bewegung von 1860 und 1861 aus, in welche eine klare Darstellung der ungarischen Verfassung angeflochten ist und der mit Porträtsähnlichkeit ausgeführte Charakteristiken der Parteiführer Szeghenyi, Barlozy, Day, Deak, Göttöcs, des früh dahingegangenen Teleki u. a. folgen. Dieser Abschnitt ist unstreitig der beste und mit dem meisten Fleiße ausgearbeitete des ganzen Buchs und wird deshalb wohl auch das größte Interesse erwecken. Eigentlich haben wir erwartet, dies von dem nächstfolgenden, „Böhmen“ gewidmeten Abschnitte sagen zu können, weil der Verfasser doch durch seinen langjährigen Aufenthalt in dieser Provinz Gelegenheit gehabt, sie ganz besonders genau zu studiren; wir haben uns indessen durch das Gebotene insofern getäuscht gesehen, als wir uns mit manchen hier in Betreff der czechischen Bewegung niedergelegten Ansichten des Verfassers nicht einverstanden erklären können. So finden wir z. B. S. 131 folgende gewiß höchst sonderbare Behauptung: „Die Slaven sind bestimmt, den gemisbrachten ausgemergelten Boden der europäischen Civilisation wieder mit dem frischen Humus ihrer Ursprünglichkeit und Unverbrauchtheit zu befruchten, und das Grab des Germanenthums wird die erste weltgeschichtliche Mission des Slawismus sein.“ Dieser Satz, der nur durch ihre Verlogenheit bereits berührte und von den Czechen in Umlauf gesetzte Phrase reproducirt, würde allein hinreichen, um uns gegen das Buch zu stimmen, wenn wir annehmen könnten, daß diese Lüge, welche von den Czechen colportirt wird, um ihrem zwecklosen Vandalismus eine „Mission“ anzukleimen, von dem Verfasser wirklich geglaubt würde. Da er aber in Prag gelebt und Gelegenheit gehabt, die nähere Verhältnisse dieser modernen Barbaren zu machen, so können wir dies unmöglich annehmen. Ueberhaupt scheint Schmidt-Weissenfeld die nationale Bewegung der Czechen zu überschätzen, namentlich was die Zukunft des Gerechtenthums betrifft, und hätte er besser gesehen, wenn er der momentanen, freilich vorübergehenden Geschicklichkeit ihrer gegenwärtigen Bestrebungen ein größeres Gewicht beigelegt haben würde. Schade, daß er der Stellung der Deutschen in Böhmen einen so kleinen Raum widmet; das deutsche Literaturleben in Böhmen schildert er viel zu flüchtig und läßt sich sogar einige kleine Unrichtigkeiten zu Schulden kommen; so z. B. läßt er Julius Gumbing unter dem Pseudonym Geribert Rau mehrere Romane publiciren, während Rau, der bekanntlich in Deutschland lebt, gewiß dagegen protestiren würde, als gar nicht existirend bezeichnet zu werden, und der Verfasser der vielbändigen Romane „Napoleon III.“, „Napoleon II.“ und „Louis Napoleon“, Lucian Gerbert, unter welchem Namen Julius Gumbing schreibt, sich ärgern würde, nicht für letztern gehalten zu werden.

Chenjo flüchtig ist das folgende Kapitel über die Presse in Oesterreich gearbeitet, mit Ausnahme der wenigen Seiten, welche dem Journalismus in Ungarn gewidmet sind. Abgesehen davon, daß sich, seitdem der Verfasser diesen Artikel geschrieben, manches verändert hat, sind die Mittheilungen viel zu nothwendig und dürfen nur für in den äußersten Umrissen hingeworfene Zeichnungen genommen werden. Dasselbe gilt auch von dem folgenden Kapitel über das geistige Leben. Allerdings läßt sich das

geistige Leben eines Staats wie Oesterreich nicht in dreißig Seiten erschöpfend schildern, namentlich dann nicht, wenn man, wie es der Verfasser thut, auf Einzelheiten eingehen will; aber dann wäre es auch das Gerathenste gewesen, sich auf eine allgemeine Charakteristik zu beschränken und die Namen einzelner ganz aus dem Spiele zu lassen; denn an bedeutenden Männern der Wissenschaft ist Oesterreich so reich, daß es fast komisch erscheint, hier nur etwa ein Duzend Namen und darunter viele diei minorum gentium angeführt zu sehen, während ganze Gruppen, wie z. B. das ganze Fährlein medicinischer und juristischer Berühmtheiten, übergegangen sind. Uebersichtlicher und orientirender ist der siebente Abschnitt „Die Finanzen“, in welchem derjenige, der sich einen eben nicht tiefen Einblick in die österreichischen Geldverhältnisse und die wichtigsten Finanzfragen der Monarchie verschaffen will, willkommenen Aufstellungen über die Ausgaben und Einnahmen, die Staatsschulden, die Steuern, das Verhältniß der Nationalbank zum Staate, die Bruck'sche Finanzpolitik, die neuern Reformen und die Wiener'schen Pläne finden wird. Zum Schluß seines Buchs gelangt, scheint der Verfasser selbst zur Erkenntnis der Ungleichmäßigkeit gekommen zu sein, welche seiner Arbeit wesentlichen Eintrag thut; er unterläßt es deshalb, sein letztes Kapitel ein Bild der volkswirtschaftlichen Zustände Oesterreichs zu nennen, sondern bezieht es viel richtiger: „Industrielle und volkswirtschaftliche Streifzüge.“ Als solche lose aneinandergereihte Schilderungen befriedigen sie uns vollkommen, und viele treffende Bemerkungen, die selbst dem Nationalökonom von Fach Ehre machen würden, documentiren die seine Beobachtungsgabe und die Vielseitigkeit des Verfassers. Dieses Kapitel ist nicht bloß für den Laien interessant, sondern auch für den Fachmann beachtenswerth. Die zu einer immer größeren Bedeutung gelangende polyklinische Methode der Nationalökonomie würde bereits zu größeren Resultaten geführt haben, wenn derartige, an Orten, wo sie der Gelehrte gewöhnlich nicht sucht, zerstreute Mittheilungen fleißiger gesammelt und besser benützt worden wären.

Nicht in den Rahmen des Buchs gehörend scheint uns das diesem Abschnitte beigelegte „Lebensbild eines böhmischen Inhabers“. Ohne den Verdiensten des Herrn Alalbert Laza, dessen Wirken hier geschildert wird, im entferntesten nahe treten zu wollen, scheint uns dieses Lebensbild — es nimmt 27 Seiten in Anspruch — doch im Verhältniß zu dem andern jedenfalls wichtigeren Stoffen gewidmeten Raum viel zu ausdehnen zu sein, und der Verfasser hätte besser gethan, es auszuschneiden und an andern Orte mitzutheilen.

Die Darstellung weist wieder alle Vorzüge auf, durch welche sich Schmidt-Weissenfeld's Schriften trotz mancher Flüchtigkeiten überhaupt auszeichnen; an vielen eingewebten pikanten Episoden reich, gestaltet sie das Buch zu einer für weitere Kreise empfehlenswerthen Lectüre, die ihre Anziehungskraft auszubühen gewiß nicht verfehlen wird. 40.

Denkwürdigkeiten eines deutschen Kaufmanns.

Ein deutscher Kaufmann des 16. Jahrhunderts. Hans Ulrich Kraft's Denkwürdigkeiten bearbeitet von Adolf Sohn. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Wir haben dieses Buch mit großem Interesse zu Ende gelesen; es wird jeden befriedigen, sowohl was den Inhalt als die Persönlichkeit des Reisebeschreibers betrifft. Hans Ulrich Kraft, aus einem angesehenen ulmer Geschlechte entstammen, ist eine von den kräftigen, kernigen, unverbundenen Naturen, von tieferer Rechtschaffenheit und echter Frömmigkeit, wie sie der Bürgerstand des Mittelalters vielfach aufzuweisen hat. Der Drang, fremde Länder zu sehen, veranlaßte ihn in die Dienste eines bedeutenden ausburger Hauses zu treten und sich für eine Reise nach dem Orient engagiren zu lassen. Während er sich nun noch in Syrien befand, langte die Nachricht an, daß sein Haus die Zahlungen eingestellt,

was um so schlimmere Folgen für unsern Autor und seine Gefährten hatte, als dieselben sich bei ihren Einkäufen, wie dies damals vielfach üblich gewesen zu sein scheint, für die richtige Zahlung als Selbstschuldner verbürgt hatten. Die Gläubiger nahmen jetzt diese Bürgen in Anspruch, setzten sich ohne weiteres in Besitz der Waarenvorräthe und plünderten jene so vollständig aus, daß sie ihnen sogar ihre bessern Kleider wegnahmen. Da dies alles nicht ausreichte, so ließen die Gläubiger sie von Aleppo, wo sie sich befanden, durch sechs mit langen Prügelein bewaffnete Diener des Rabi nach Tripolis bringen, wofelbst sie ins Gefängniß geworfen wurden. Auf dem Wege dorthin durften sie jetzt, wie sich der Verfasser beklagt, nicht mehr reiten, sondern mußten zwischen ihren Schergen zu Fuße gehen, und wenn sie zurückblieben, wurden sie unerbittlich mit der Faust fortgeschoben. Der Aufenthalt in dem schrecklichen Gefängniß brachte Kraft zu dem verzweiflungsvollen Entschlusse, sich zu Tode zu hungern, und nahm er in der That 48 Stunden seine Nahrung zu sich. Nachher berebete ihn sein Gefährte, etwas Brod zu sich zu nehmen, worauf er wieder 24 Stunden fastete, bis er seinen Entschlus vollends ausgab.

Es sind aber nicht nur die eigenen Erlebnisse, welche der Verfasser mit einem so gesunden natürlichen Humor und einer frischen Naivität erzählt, daß auch die Bearbeitung und Uebersetzung in das Deutsche seinen Denkwürdigkeiten nur wenig von ihrem ursprünglichen Reize zu benehmen vermochte, sondern wir erhalten auch in diesem Buche von gar vielen Einzelheiten Kenntniß, die für viele Leser ganz neu sein dürften. Neben den eigentlich kaufmännischen Geschäften, den Strapazen und Gefahren der Reise, den Listen und Knissen, mit welchen z. B. in Aleppo der Juwelenhandel betrieben; welche Weise ausspionirt wurde, wo schöne Steine billig zu haben waren, werden auch eine Masse Beobachtungen von dem Leben und Treiben in den orientalischen Städten, von den Sitten und Gewohnheiten der Bevölkerung eingeflochten, und der dreijährige Aufenthalt im Kerker hat dem Verfasser Gelegenheit zu Beobachtungen gegeben, die sonst ein Europäer nicht leicht zu machen pflegte. Merkwürdig ist hier, wie die Schuldgefangenen gehalten wurden. Sie empfingen weder von ihren Gläubigern, noch von dem Staate ihren Unterhalt, und wenn sie nicht im Stande sind, sich in der Haft durch ihrer Hände Arbeit etwas zu verdienen, sind sie lediglich auf die Milbthätigkeit von Fremden angewiesen. Diese half denn auch in der That. Wir erfahren, daß nicht nur ein paar reiche Türken zweimal in der Woche sämmtliche Gefangene mit Brod versorgen ließen, sondern daß auch von Zeit zu Zeit von andern Seiten Speisen gebracht wurden:

„Folgendes war gebräuchlich: wenn einem Araber oder Türken sein Weib, Kinder, Bruder, Schwester, er selbst oder jemand von seinen nächsten Freunden krank gewesen, so wurde ein kleiner Kessel voll gekochter Gerste mit kleinen Stückchen Hammelfleisch, Hirse oder anderes Gemüse ins Gefängniß geschickt und unter dem Schuppen zunächst dem Eingange mit einem Stod auf die Bank geklopft zum Zeichen, daß jeder mit seiner Schüssel hinlaufen solle. Da säumte ich auch nicht, mich mit meiner irdenen, gebrannten Schüssel einzustellen. Der Gefängnißwärter oder sein Knecht berichtete dann, der oder diejenige sei krank und wünschte unsere Fürbitte: da Gott der Gefangenen Gebete vor denen anderer erhöhe, so möchten wir ihn ansehn, daß er dem Kranken wieder zur Gesundheit verhelfe. Deshalb schickte man als milde Gabe etwas gekochte Speise, wir möchten es dem Kranken zu Gefallen genießen. Dann wurde einem jeden ein ziemlich großer eiserner Löffel voll in seine Schüssel gethan. Wieß etwas übrig, so ist's noch weiter dem, der danach verlangte, gegeben oder dem Gefängnißwärter zuge-theilt worden. Dieser oder sein Herr hat dann, nachdem dies vorbei war, ein kurzes Dankgebet gesprochen, und wenn er am Schlusse desselben zum »Amen« kam, so haben alle Gefangene mit lauter Stimme ihren Dank: »Das gebe Gott, der arabische Gott!« gerufen, ihre Härte zweimal vom Munde an mit beiden Händen abstrichen und sind davongegangen.“

So viel Mitleiden aber auch das Volk mit den Gefangenen (was wir ähnlich nur noch in Rußland finden), auch mit dem Verfasser, der doch ein Christ war, zeigte, so wenig Mitleid hatten seine Gläubiger oder Widersacher, wie er sie nennt, viel weniger als selbst die türkischen Behörden. Diese hätten dem Armen gern zur Freiheit verholfen, vorausgesetzt indeffen, daß sie dafür auch anständig honorirt worden wären, und weiter vorausgesetzt, daß die Kläger nicht noch besser zahlen würden. Es macht einen komischen und doch zugleich widerwärtigen Eindruck, wenn uns immer von neuem wieder berichtet wird, wie der Commandant der Citabelle (dorthin wurde nämlich der Gefangene später gebracht), die Janitscharen, die Gefängnißwärter, ja der Rabi und seine Leute einestheils Theilnahme an dem harten Geschick des Armen ängsterten und anderntheils sich doch jede, auch die geringste und unbedenkliche Linderung seiner Lage durch Geld- und andere Geschenke abkaufen ließen, ja ihn ganz offen fragten: was er für diese oder jene Bewilligung und Erleichterung zahlen wolle? Kraft erhielt nämlich nicht nur mehrere Geldsendungen von seinen europäischen Freunden, die er indeffen, bis er Gebrauch davon machen könne, französischen Kaufleuten in Tripolis zur Aufbewahrung übergab, sondern er erlernte auch von einem Juden im Gefängniß das Knopfmachen, um sich etwas zu verdienen. Außerdem kam er durch einen befreundeten europäischen Chirurgen in den Besitz mehrerer Salben und Pflaster, mit denen er einige glückliche Curen machte, wodurch er sich manche Freunde erwarb. Troßdem mußte er drei Jahre im Gefängniß ausharren und seine beiden Schicksalsgefährten in demselben sterben sehen. Selbst als er sich des Rabi Gunst dadurch erworben, daß er mit Hülfe eines griechischen Goldschmieds dessen zerbrochene Taschnuhr wiederhergestellt, bringt ihn dies nicht weiter, sobald seine Gläubiger ihrerseits ihre Bestechungskünste in Anwendung bringen. In dieser Noth läßt er der Favoritgattin des Rabi zwei seibene Damastkleider überreichen und sie um ihre Fürbitte ersuchen. Dies wirkt endlich. Der Rabi ruft seine Gläubiger zusammen und setzt ihnen jetzt die Pistole auf die Brust: „Der Arme ist euch gar nichts schuldig, nicht er, seine Herren sind eure Schuldner; er bietet euch tausend Dukaten, wollt ihr die nicht, so krieget ihr gar nichts, ich schicke ihn dann nach Konstantinopel, dort wird ihn der kaiserliche Gesandte schon losbringen.“ Die tausend Dukaten aber, die angeblich unter den europäischen Kaufleuten als Almosen gesammelt worden, gab Kraft aus eigenen Mitteln und die Franzosen und Venetianer gaben nur zum Schein den Namen her, um seine Lage nur um so elender und bemitleidenswürdig erscheinen zu lassen. Aber auch diesmal mußten dem Rabi, damit er seine Beihülfe leihe, hundert Dukaten versprochen werden, für welche sich der französische Consul selbst verbürgte. Wohlweislich sollte indeffen nicht eher Zahlung geleistet werden, als bis Kraft zu Schiffe und das Schiff schon drei Tage in See gegangen sei. So erlangte denn der Verfasser seine Freiheit wieder. Die seiner Freilassung vorausgehende Verhandlung beschreibt er folgendermaßen:

Nachdem auf die Frage des Rabi die Gläubiger sich bereit erklärt hatten, die tausend Dukaten anzunehmen, heißt es weiter: „Nun forderte der Rabi seinen Schreiber auf, meine Widersacher, nämlich der vier gegenwärtigen anstatt aller, sowie des französischen Consuls Namen und den meinigen aufzutragen. Ich wurde geschrien: »Jan Ebn Jan«, auf deutsch: »Hans, Hansens Sohn.«« Als bald mußten auch hervortreten sieben vollberechtigte Bürger und Einwohner von Tripolis: die erinnerte der Rabi, daß sie bei dieser Verhandlung Zeugen sein wollten. Auch ihre Namen zeichnete der Schreiber gleich auf, dann fragte der Richter, ob jedermann zufrieden sei. Darauf erhob er seine rechte Hand über diese Bestätigungsurkunde und sprach mit lauter, verständlicher Stimme: »Sajjiboh!« Da war eine allgemeine Freude, die meinige aber war so groß, daß mir die Augen übergingen, denn es hieß zu deutsch »frei«.

Endlich am 28. August 1577 schiffte sich der Verfasser nach Marseille ein. Hier verweilte er längere Zeit, um sich zu

erholen, denn seine Gesundheit war sehr angegriffen. Aber seine Kräfte waren trotz der erlittenen Mühen und Drangsalen noch nicht erschöpft; er ging zwar vorerst in seine Heimat nach Augsburg und von da nach Ulm, ließ sich aber nach kurzer Zeit wieder bestimmen, eine Stelle in Troppen in Schlessen anzunehmen, von wo er dann Geschäftsreisen nach Sachsen, Polen und Bayern machte, welche in dem Buche ebenfalls beschrieben werden und einen nicht uninteressanten Beitrag zu den damaligen Kulturzuständen namentlich Polens liefern. 80.

Wanderungen in Süddeutschland.

Gedanken und Bilder aus süddeutschem Land und Volk. Von Friedrich Brinkmann. Zwei Bände. Leipzig, A. Hirsch. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Einen großen Theil der hier geschilderten Landschaften hat er jüngst selbst in seinen „Wanderungen“ geschildert. Zwischen diesem Buche und dem vorliegenden findet aber ein Unterschied statt, der dem zwischen einem Mann von Geist und einem tüchtigen Praktiker ähnlich ist. Der erste liefert eine ausgedehnte, gefällige Arbeit, der andere eine für ihren Zweck sehr brauchbare. Indem der Verfasser uns die Stadtgeschichte von Nürnberg — das Regimentenland im Jahre 1471 ein „Centrum Europae“ nannte, wo er seine Wohnung wählte, weil es mit der ganzen Welt in Verbindung stehe —, indem er die Geschichte von Regensburg erzählt, Salzburg, Passau u. s. w. schildert, gibt er eine zwar etwas breite, aber doch treffliche Recapitulation der bedeutungsvollen Geschichtsschöpfungen dieser Orte und ihrer Zustände im Mittelalter. An solchen gutgearbeiteten Stadtgeschichten haben wir in Deutschland eben keinen Ueberfluß und gewiß ist hier noch vieles nachzuholen, wenn wir dem Reichthum Italiens hierin gleichkommen wollen. Doch die Landschaft gilt dem Verfasser mehr als der Mensch, wie er selbst sagt, und die Natur an den bairischen Seen, Oberrhein, Tegernsee, Starnberger See, dann das Traunkthal, das Salzammergut, St. Gilgen, St. Wolfgang, der Schaffberg, endlich Elz und die Donau, sind selten wahrer und zugleich begeisterter geschildert worden, als von diesem tüchtigen Zeichner geschickt, freudig immer in der Weise, daß er mehr das Gesehene und Darstellbare wiedergibt, als die Ideen, zu welchen beide anregen, während Ersteres vorzugsweise eben diese innere Reflexe, den sittlichen und den ästhetischen Zustand der Menschen in dieser Landschaft im Auge faßt.

Der Verfasser bekennt sich selbst als ein „Großdeutscher“ und möchte in Walhalla gern ein „Olympion“ für ganz Deutschland entstehen sehen, was ein ganz berechtigter Wunsch ist; nichtsdestoweniger — und mit einigen Widerspruch gegen sich selbst — liebt er doch die Eigenthümlichkeiten der Stämme, kennt sie und will sie bewahrt sehen. Es gehört dies zu den seltsamen Widersprüchen so vieler deutscher Dichter, welche eben alles sein möchten, ein mächtiger Einheitsstaat mit Beibehaltung aller möglichen Particularismen, politisch gefürchtet, kräftig regiert und doch individuell frei, kritisch wie Protestanten und gläubig wie Katholiken u. s. f. Daß einer nicht alles sein könne, hält dieser Herr gar nicht ein und daß das einzige deutsche Reich 1806 zu Grabe getragen wurde — nicht in Folge irgend eines abwendbaren Ereignisses, sondern eben weil es den nach und nach übermächtig gewordenen Particularismen gegenüber in einer Unmöglichkeit geworden war —, davon haben sie keine Ahnung. Was geschieht, geschieht aber mit Naturthatsamkeit; und wenn viele Leute glauben, daß das Jahr 1806 nur anderen Umständen auch einen andern Ausgang nehmen konnte, so unterschreibt sich unsere Geschichtsauffassung von jener Zeit darin, daß wir glauben, jene „andern Umstände“ konnten bei der Gestalt der Menschen und der Dinge eben gar nicht eintreten. Wie dächten, so viel sollte man aus der Menschengeschichte doch nun gelernt haben, daß nichts nach Willkür geschieht, sonst könnte man ja mit ebenso vielem Rechte sagen: hätte Dschingis-Khan nicht den oder den Fehler gemacht, so wäre

die Welt mongolisch geworden. Er mußte ihn eben machen, meinen wir; so gut wie die deutschen Fürsten von 1793 — 1806 die Fehler machen mußten, welche die Zerrüttung des Reichs herbeiführten. Diese Ansicht schmeichelt freilich dem menschlichen Stolz wenig, aber dieser Stolz — wiewol auch eine Gabe der Vorsehung als Antrieb zu allem Großen und Guten — ist eben das *Ipso facto* *quidam* der Menschheit, dies Erlösniß nicht Deuss, das das Weltgeschick machen und ein ganz besonderes Naturwesen und anders wie alle übrigen Weltwesen sein will.

Wir haben und weit verliert von unserm bescheidenen Autor, kehren wir nun zu ihm zurück. Er bekümmert sich zwar nicht viel um die Menschen, aber zuweilen richtet er sich doch gegen den Katholicismus dieser Landschaft hoch auf. Es ist wahr, dieser steht hier vielleicht in reinerer Blüte als irgendwo in Europa; allein wenn er von einer ihm begegnenden Proceßion sagt, sie sei ihm wie ein Haufe roher Wilder erschienen, die zu dem Bilde ihres Obigen ziehen, dessen Zorn sie fürchten, ohne seine Liebe zu kennen, und wenn er dies „schauerlich“ nennt, so fragen wir ihn doch, ob er niemals in seinem Leben eine protestantische Dorfgemeinde aus der Kirche kommen und in die Ecken hat ziehen sehen? Ein frommer Gedanke, der wie ein Blitz durch die Seele fährt, meint er, sei hundertmal mehr werth als alle solche Sachen. Schade nur, daß die „blühenden Gedanken“ bei dem deutschen Tagelöhner so überaus selten sind! Nach dieser Probe wird auf alles dasjenige, was man bei einem Wanderer als höhere Beobachtungsgabe bezeichnen kann, in diesen „Studien“ nicht viel zu geben sein, dagegen behaupten sie ihren Werth als Naturzeichnungen und Leitfaden für Reisende. Mit diesen Zeichnungen können wir fast immer, mit seinen Reflexionen nur selten sympathisiren, selbst dann nicht, wenn er sich auf Schiller beruft oder mit Schillers Naturbetrachtung und Gottesdienst für gleichbedeutend ansieht, denn Gottesdienst schließt ja auch thätige Menschensliebe ein, von der die Naturbetrachtung an sich nichts weiß.

Der zweite Band behandelt etwas nüchternen Weise das oben ammergan mit seinen bekannten „Gibse, verweile am Ortles, in Zillertal, malt Berchtesgaden, Ulter- und Mondsee und schließt in zwischen den Alpbälern und dem o wobei der Verfasser nur zu oft g Oberösterreich ja eben von Baiern nern und von bairischen Einwanderer Hanneureich zusammenbrach. Der liche Thematia heraus und vertil er ein langes Kapitel einer etwas der zillertaler Frauen Schönheit weiter nichts fehlt, als die mathem gen. Vergleichen hat doch kaum sich schon in dem Schlußgedanken thaler die Sachkannen, der Sach deshalb vorzieht, weil nach einem Gleichartige sich abköpfe, das Ung Ganz speziell verweilt der Verfasser bei dem ammerganer Pfaffen spiel, von dem er eine wohlgelungene Darstellung mit mehr Sympathie für dieses uralte merkwürdige Volksfest gibt, als wir ihm zugestehen hätten. Die Sache selbst ist bekannt genug, und es bleibt immerhin bemerkenswerth, zu welcher großartigen Ausbreitung sich hier ein kleines Ortschaften zu erheben gewußt hat, bei der über 500 Personen mitwirkend thätig sind, die von 6—7000 Zuschauern besucht wird und gegen 40000 Gulden Ertrag bringt. Man spricht von der Abschaffung dieses großen Volksfestes; aber da die Ammerganer durch ein Gelübde an diese alle zehn Jahre wiederkehrende Schaukellung gebunden sind, so wird die Regierung wohl die „Gewissen“ schonen. Es wäre ja auch schade daran.

Wir haben so oft von der Trefflichkeit der Naturzeichnungen

Wir auch auf diese und verpflichtet halten. Ist nimmt das Kapitel: Ia und über das Worms Bluggau, unsere volle Aufmerksamkeit der Charakter her diesen Schilderungen ist nicht an, seine Untertitel, seine Erwar- erscheint vom „Fuss“ des Beschauers —, aber er hebt auch unbekannte unerwartete Naturerscheinungen gebührend hervor, wie bei dem „Schwarzbachfall“ unsern Golling geschieht, den er für den schönsten Wasserfall Tirols und Salz- burgs erklärt. Nicht minder zeigt er sich auch als ein guter Kunstkenner, der wenigstens in der Geschichte und in den Werken der Architektur wohl bewandert ist.

Aus allem diesem aber wird sich unser Urtheil wol dahin als begründet ergeben, daß der Verfasser mit diesen „Studien“ zwar nicht gerade ein geistvolles, aber theils doch ein sehr brauchbares und darum willkommenes Complement zu Stub's „Hochland“ und seinen neueren „Wanderungen“ geliefert, theils jene Arbeiten durch die Städtebilderungen und die Donaupartien so ausnehmend erweitert hat, daß wir ihm dafür unsern Dank schuldig sind.

Notizen.

Von Briten über Deutschland und das frankfurter Schützenfest.

„Blackwood's magazine“ enthielt jüngst von einem britischen Touristen, der dem Schützenfeste in Frankfurt beigewohnt hatte, einen Aufsatz: „Germany and its prospects.“ Von echt englischem Standpunkt beklagt der Verfasser bitter, daß zu den Auszügen, die er abgibt, wenn auch etwas theatralisch, doch auch sehr imposant und malerisch fand, und den Ordnungsfestlichkeiten so weltlichen Charakters, der Sonntag benützt worden sei, daß man es sogar für überflüssig gehalten habe, den Segen des Allmächtigen anzuflehen, und er bemerkt dabei: „Es ist eine traurige Thatsache, daß der deutsche Protestantismus — im allgemeinen gesprochen, denn es mag manche Ausnahmen geben — ein Baum ist, welcher, wenn auch nicht gänzlich abgestorben und kahl, doch nur noch wenige Blätter treibt und wegen seiner Früchte nicht mehr berühmt ist. Es zeigt sich eine sehr wahrnehmbare Gleichgültigkeit gegen die Religion als vorherrschend. Der hohe und edle Geist Luther's besetzt nicht mehr diejenigen, die sich nach ihm nennen, und der Glaube selbst scheint mit steigender Schnelligkeit unter der Wucht einer ungläubigen Philosophie zu verschwinden.“ Nachdem er der aufgebauhten und inhaltslosen Phrasenlogie deutscher Volksschreier seine gebührende Aufmerksamkeit gewidmet, wirt er gleichfalls von seinem englischen Standpunkte Preußen vor, daß es sich zu tief mit den Demokraten eingelassen habe, indem es durch ihre Hülfe seine Zwecke zu erreichen hoffe, und er setzt hinzu: „Niemale ist aus der Lieblingelei mit unpraktischen Demagogen etwas Gutes herausgekommen. Sie sind wie die wilden Thiere, welche sich zuletzt furchtlos gegen die Hand bedenklichen lehnen werden, die sie streichelt und liebkoste, und ihr Biß ist giftig und tödlich.“ Weiter schildert er den Zustand Deutschlands als einen äußerlich abermals blühenden. „Ocht, wohin ihr wollt“, sagt er, „das Land ist reich und lachend, der Ackerbau hat sich gehoben, der Handel ist im Wachsen, und alle Städte, welche noch vor wenigen Jahren vom Alterthum angetrocknet und grau erschienen, haben sich jetzt verjüngt und herausgeputzt, während sich die Vorküste mit neuen Gebäuden füllen und sich wie die Kinder um ihre Mutter gruppieren. Das Land zeigt keine Zeichen von Verfall, im Gegentheil, das Land zeigt die Zeichen der Wohlfahrt.“ Und weiter bemerkt er: „Reisende, welche im schönen Sommerwetter mit den Rheineisenbahnen von Stadt zu Stadt fahren, sei es des bloßen

Vergnügens wegen oder um die Kunstwerke zu besichtigen, an denen diese Städte einen so außerordentlichen Reichtum besitzen, solche Reisende werden aus dem wohlhabenden Aussehen des Landes den Schluß ziehen, daß die Bevölkerung zufrieden und glücklich und nach Wechsel nicht begierig sein müsse. Selbst diejenigen, welche die Sprache nicht verstehen, werden doch erkennen, daß die Bürgerklasse sich in einem Zustande von Wohlhabenheit, Gedeihlichkeit und Behaglichkeit befindet, und diejenigen, welche sich mit ihnen unterhalten können, werden sicherlich von ihrer Intelligenz und von ihren Kenntnissen eine günstige Meinung gewinnen. Denn es ist eine nicht in Abrede zu stellende Thatsache, daß die mittleren Klassen in Deutschland, obgleich sie nicht so ansehnlich und praktisch wie die Engländer derselben Klasse sind, doch eine umfassendere Bildung und mehr literarische Neigungen besitzen als unsere Landleute. Wie es sich auch früher verhalten haben möge, jetzt wenigstens hat es seinen Anschein, als ob die Freiheiten des Unterthanen irgend beschränkt würden. Die Deutschen disputieren über politische Gegenstände mit der äußersten Freiheit und ohne irgendeine Furcht vor Scharnpolizei oder Denunciation, ganz im günstigsten Contrast zu dem Zustand in Frankreich, wo ihr in jedem Unbekannten, der auch anredet, einen im Dienste der Polizei stehenden Rouschard und in jedem Hotelbienen einen Spion mittern müßt. Das ist nicht eine bloß scheinbare, sondern eine reelle und wirkliche Freiheit.“ Und dabei herrscht doch eine geheime Unzufriedenheit in Deutschland, die früher oder später zu einer „formidablen convulsion“ führen müsse. Wir wollen hoffen, daß diese düstere Prophezeiung sich nicht bewahrheiten werde. Jedenfalls vergißt aber der Brit, daß äußere Prosperität bei Nationen so wenig als bei Individuen inneres Glück begründet, daß eine Nation, so zahlreich und im Besitz so großer Hülfsmittel wie die deutsche, das Recht hat zu verlangen, daß endlich die innere Heimatschmerzen gänzlich fallen, daß sie als Nation, als deutsche Nation im Auslande die ihr gebührende Achtung genieße und daß keiner ihrer Angehörigen aus Mangel an Schutz wie bisher in der Fremde ungestraft mißhandelt werden dürfe. H. M.

Ludwig Uhland's Beiträge zu Pfeiffer's „Germania“.

Ludwig Uhland's altdeutsche Studien, denen er sich in der letzten Zeit seines Lebens fast ausschließlich hingab, sind dem größern Publikum wol ganz unbekannt geblieben. In den Revue-Blättern, welche politische und literarische Blätter brachten, fanden wir höchstens die Thatsache erwähnt, hier und da wurden auch seine größeren und selbständig erschienenen Arbeiten dieser Richtung, die Abhandlungen über Walther von der Vogelweide und über den Mythos von Thor, sowie die Sammlung der alten, hoch- und niederdeutschen Volkslieder namentlich angeführt. Die Arbeiten, welche Uhland in einer Fachzeitschrift für deutsche Alterthumskunde niederlegte, konnten, wie jetzt noch die Sachen stehen, nur in dem engeren Kreise der Fachgenossen Beachtung finden. Es scheint mir aber eine Pflicht der Dankbarkeit gegen den großen Todten, alle seine literarischen Verdienste auch auf diese im Verborgenen gebliebenen, aber in ihrer Art bewundernswürdigen Leistungen fürs erste wenigstens aufmerksam zu machen, welche zusammengefaßt, schon einen ganz stattlichen Band füllen würden.

Im Jahre 1855—56 gründete Bibliothekar Franz Pfeiffer in Stuttgart die „Germania. Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde“, welche mit der Berufung des Herausgebers an die württembergische Hochschule den Verlagsort wechselte und jetzt in ihrem sechsten Jahrgange steht. Seit Haupt's „Zeitschrift für deutsches Alterthum“ langsam und in nicht regelmäßigen Zeitabschnitten erscheint, fand die „Germania“ wol als das einzige Organ der deutschen Philologie angesehen werden. Uhland war es, der diese neue Zeitschrift und zwar mit einer Abhandlung „Zur schwäbischen Sagenkunde“ eröffnete, und er blieb seinem Landsmann und langjährigem Freunde Pfeiffer bis zuletzt ein treuer und fleißiger Mitarbeiter. Charakteristisch sind die Worte,

mit denen er seinen Aufsatz und zugleich das ganze *Unternehmen* einleitet, weshalb wir sie vollständig mittheilen: „Eine Zeitschrift für deutsches Alterthum, die sich in Schwaben begründet, schien mir der geeignete Ort zu sein, an dem diese Proben einer noch unabgeschlossenen Arbeit zur Schwäbisch-alemannischen Sagenkunde niederlegt werden könnten. Die künftige Einarbeitung in irgendeinen größern Zusammenhang bleibt ihnen, wie den etwa Nachfolgenden, vorbehalten. Wenn die Fortsetzung von meiner nächsten Heimat ausgeht, so verzichtet sie jedoch nicht darauf, weitere Kreise zu ziehen. Es ist aber im Bereiche der Sagen immerhin rathsam, den Blick in das Allgemeine und Entlegene an der genauen Beobachtung des Besondern und Heimischen zu schärfen.“ Dieser Aufsatz „Zur schwäbisch-alemannischen Sagenkunde“ erschien noch und noch in verschiedenen Theilungen und behandelte folgende Stoffe: 1) „Die Pfalzgrafen von Tübingen“, 2) „Dietrich von Bern“, 3) „Wodman“. Eine zweite größere Arbeit betitelt sich „Zur deutschen Heldensage“ und um einzelnen 1) „Eigenmund und Eigefred“, 2) „Der Rosengarten zu Worms“. Die letzte Abhandlung, welche im dritten Hefte des letzten Jahrgangs erschien, war der letzte Beitrag, welchen Uhlund beisteuerte. Außerdem sind es noch drei Aufsätze von größerm und kleinerm Umfange, welche sich in verschiedenen Jahrgängen finden, nämlich: „Zwei Gespielen. Aus einer Abhandlung über die deutschen Volkslieder“, „Rath der Rachtigall“ und „Sommer und Winter“.

Alle diese Arbeiten, namentlich aber der wundervolle Aufsatz „Rath der Rachtigall“, zeigen uns deutlich, daß zu rechter Erfassung deutscher Sagenkunde außer strenger Forschung und Kritik auch ein Dichtergemüth gehört. Nach Jakob Grimm, der doch auch ein Dichter ist, wenn er uns auch keine „Gedichte“ dargebracht, hat keiner so wie Uhlund sich in das deutsche Alterthum mit ganzer Seele versenkt und aus ihm die Schätze volkstümlicher Poesie gehoben. Darum ist sein Geirgang für die deutsche Literatur- und Sagenforschung ein großer unerfetzlicher Verlust. Wir wünschen von Herzen, daß Uhlund, dessen dichterische Bedeutung durch G. Liebert verherrlicht wurde, auch nach seiner gelehrten Richtung hin in allgemein faßlicher Weise monographisch geschildert würde. Einmal haben seine Studien den engsten Zusammenhang mit seinen poetischen Leistungen, dann aber hat der Dichter, wie angedeutet, auch Antheil an dem Gelehrten. Und die Wissenschaft, welche Uhlund vertritt, liegt nicht weit ab von der herrlichen Theilnahme der Gebildeten, sie ist eine echt vaterländische Wissenschaft, mit welcher sich alle befreundeten sollten, denen ihr Vaterland am Herzen liegt. Gerade ein Mann wie Uhlund, der als Beamter seinen besondern Wirkungskreis hatte, der als Dichter sich an die Gesamtheit seines Volks wandte, der als Abgeordneter mitten in dem Strome der gegenwärtigen und öffentlichen Bestrebungen stand, sollte ein leuchtendes Beispiel sein, daß die noch immer auf einen kleinen Kreis von Fachgenossen und Freunden beschränkten altdeutschen Studien nicht bloß für einige Professoren und Studenten bestimmt sind, sondern daß sie dem ganzen Kreise der Gebildeten angehören, daß sie außer der Befriedigung des Wissensdranges und der stillen Freude an der Forschung und am Erlernen auch echte Heimat- und Vaterlandstrieb erwecken und wahr erhalten. 68.

Bibliographie.

Amard, G., Starkhand. Aus dem Französischen übertragen von R. L. Bianzka. Vier Theile. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 2 Thlr.

Bratranek, F. L., Goethes *Edmont* und Schillers *Walsleben*. Eine Parallele der Dichter. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1862. 1 Thlr. 6 Ngr.

Braun von Braunthal, Der Jesuit im Grad. Culturgeschichtlicher Roman aus den Zeiten der Kaiserin Maria Theresia. Drei Theile. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1862. Gr. 8. 3 Thlr.

Bucher, L., Die Londoner Industrie-Ausstellung von 1862. Berlin, Gerschel. Br. 8. 2 Thlr.

Burow, Julie, Die Kinder des Hauses. Familienroman. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 8. 1 Thlr.

Daumer, G. F., Schiller und sein Verhältniß zu den politischen und religiösen Fragen der Gegenwart. Mainz, Kirchheim. 1862. Gr. 8. 15 Ngr.

Dill, L., Gedichte. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kordheim, J., Goldschmied. 2tes Bändchen. — A. u. b. L.: Fallen und Auferstehen. Eine Erzählung fürs Volk. Leipzig u. Dresden, Naumann. 8. 12 Ngr.

Reinkens, J., Religiöse Parabeln. Breslau, Aderholz. 16. 6 Ngr.

Reuter, F., Die Kamellen. 3ter Theil. Ut mine Stromtid. 1ster Theil. Wismar, Hinstorf. 1862. 8. 1 Thlr. Ringseis, Emilie, Die Getreue. Märchenspiel in fünf Aufzügen nach dem Volksmärchen vom „Singenden springenden Löwenackerchen (Perchlein)“ in der Sammlung der Brüder Grimm. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1862. 8. 14 Ngr.

Rutherford, G., Briefe. Mit einer Biographie desselben von G. F. Ledderhose. Basel, Spittler. Gr. 8. 24 Ngr.

Scheibe, L., Die Wiener Leri. Historischer Roman. Drei Theile. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1862. Gr. 8. 3 Thlr.

Schlecht-Währd, D. Freih. v., Ruad Pascha's Vater und dessen „Tristia“. Beitrag zur Kenntniß der modernen Literatur der Osmanen. Leipzig, Brockhaus. Hoch 4. 12 Ngr.

Wimmer, G. A., Bibelfunden. 1ster Band. — A. u. b. L.: Adam und sein Geschlecht. Versuch einer Geschichte der Menschheit aus ihrer ältesten Urkunde. Resultate 50jähriger Bibelforschung. Bremen, Müller. 8. 28 Ngr.

Tageliteratur.

Breslau, C., Offener Brief an den Redacteur der „conservativen Niederlausitzer Zeitung“, als Entgegnung auf dessen Aufsatz: „Die Stellung der Conservativen zu den Juden“. Gottbus, Heine. 1862. Gr. 8. 3 Ngr.

Der Conflict in Preußen. Beleuchtet von einem verfassungstreuen Preußen. Leipzig, Magazin für Literatur. Gr. 8. 6 Ngr.

Fassalle, F., Arbeiterprogramm. Ueber den besondern Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Ueber des Arbeiterstandes. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 5 Ngr.

Das Lied von dem Fuchs. Original-Skizze aus dem Archive der seligen Leierkastenherausgegeben vom Duwan. Leipzig. 1862. 8. 2½ Ngr.

Die Monarchie der öffentlichen Meinung. Grundlage zu einer vernünftigen Verfassung für Preußen, gegründet auf den wahren Konstitutionalismus. Berlin, Reichardt u. Zander. 1862. Gr. 8. 10 Ngr.

Pikant, F. W., Humoristisch-satirischer Verirrspiegel von München. München, L. Finklerlin. 8. 7½ Ngr.

Ein Proceß in Elberfeld. Elberfeld, Babeler. 1862. Fol. 2 Ngr.

Preußen nach dem Landtag von 1862. Berlin, Springer. 1862. Gr. 8. 10 Ngr.

Roelfsema, J., Zur religiösen Gegenwart, mit besonderer Beziehung auf ostfriesische Verhältnisse. Leer, Meyer. 1862. Gr. 8. 5 Ngr.

Rühl, G., Die obligatorische Civil-Ghe. Beurtheilung der gleichnamigen Schrift („Ein Zeugniß aus der Kirche für die Civil-Ghe“). Ein Zeugniß aus der Kirche wider die Civil-Ghe. Berlin, Rauch. 1862. Gr. 8. 7½ Ngr.

Straß-Epistel für Se. Excellenz den Grafen Borries. Hamburg, D. Meißner. 1862. 8. 1 Ngr.

Anzeigen.

Im Verlage von E. Avenarius in Leipzig erscheint
auch für das Jahr 1863:

Literarisches Centralblatt

für Deutschland.

Herausgegeben von Prof. Dr. Fr. Barnack.

Wöchentlich eine Nummer von 12 zwispaltigen Quartseiten.

Preis vierteljährlich 2 Thlr.

Das „Literarische Centralblatt“ ist gegenwärtig die **einzige kritische Zeitschrift**, welche einen Gesamtüberblick über das ganze Gebiet der wissenschaftlichen Thätigkeit Deutschlands gewährt und in fast lückenloser Vollständigkeit die neuesten Erscheinungen auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft gründlich, gewissenhaft und schnell bespricht.

In jeder Nummer liefert es durchschnittlich 25, jährlich also gegen 1500 Besprechungen. Ausserdem gibt es den Inhalt sämtlicher **Universitäts- und Schulprogramme** Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz in übersichtlicher Zusammenstellung. Ferner werden in ihm die **Vorlesungsverzeichnisse sämtlicher Universitäten** abgedruckt und zwar noch vor dem Beginn des betreffenden Semesters.

Ausserdem bringt das „Literarische Centralblatt“ eine **Uebersicht des Inhalts aller wissenschaftlichen und der bedeutendsten belletristischen Journale** und am Schlusse des Jahres ein vollständiges alphabetisches Register, und es kann somit als ein unentbehrliches Hilfsmittel für jeden, der für die Literatur der Gegenwart sich interessirt, mit Recht empfohlen werden. Durch vielfach angeknüpfte neue Verbindungen der Redaction mit hervorragenden Gelehrten aller Wissenschaften darf die rüstigste Fortführung des Blattes in jedem Fache in Aussicht gestellt werden.

Prospecte und Probenummern sind durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu erhalten, welche auch Bestellungen annehmen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Diese beliebte, gegenwärtig von Karl Frenzel, dem bekannten Feuilletonisten der National-Zeitung herausgegebene Zeitschrift beginnt mit 1863 ihren elften Jahrgang. Herz und Geist bildende Unterhaltung (die künftig noch mehr als bisher in den Vordergrund treten soll), anregende Belehrung und Vorführung der interessantesten Erscheinungen der Kunst und Literatur empfehlen das Blatt als angenehmste Lectüre im häuslichen und Familienkreise.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 1 1/4 Bogen. Der Preis beträgt vierteljährlich 1 Thlr. In Preußen ist die Zeitschrift stempelfrei. Von allen Buchhandlungen und Postämtern werden Bestellungen entgegen genommen. Probenummern sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Museum.

Das Deutsche Museum, herausgegeben von Robert Prutz, beginnt mit 1863 seinen dreizehnten Jahrgang. Bestellungen auf denselben werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Probenummern sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten. Wöchentlich erscheint eine Nummer von 2—8 Bogen. Der Preis beträgt vierteljährlich 8 Thlr., halbjährlich 6 Thlr., jährlich 12 Thlr. In Preußen ist die Zeitschrift stempelfrei.

Diese der Literatur, der Kunst und dem öffentlichen Leben gewidmete Wochenschrift hat sich in Deutschland wie im Auslande den Ruf einer der interessantesten und gebiegensten deutschen Zeitschriften erworben und zählt unter ihren Mitarbeitern die gefeiertsten Namen der gegenwärtigen deutschen Literatur.

Allen Lesern, Journalisten u. kann das Deutsche Museum als eine, die verschiedensten Kreise interessirende, allgemein gern gelesene Zeitschrift empfohlen werden.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Der letzte Habsburger und seine Tochter.

Historischer Roman von Franz Carion.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Das Zeitalter Karl's VI. von Oesterreich, des letzten männlichen Sprossen aus dem gewaltigen Kaisergeschlechte Rudolph's von Habsburg, und seiner berühmten Tochter Maria Theresia bietet eine unerschöpfliche Fundgrube für historisch-romantische Darstellungen. Auch Franz Carion hat jene interessante Epoche deutschen Lebens als Rahmen für seinen neuesten Roman gewählt, der alle Vorzüge seiner frühern so beliebt gewordenen historischen Romane in sich vereinigt und daher dem Publikum mit Recht empfohlen werden darf.

Von dem Verfasser erschienen in demselben Verlage folgende historische Romane:

Der letzte deutsche Kaiser und seine Zeitgenossen. Vier Theile. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Ein getheiltes Herz oder Karl Theodor und seine Zeit. Drei Theile. 8. 5 Thlr.

Maria Theresia und ihre Zeit. Drei Theile. 8. 5 Thlr.

Bücher zu ermässigten Preisen.

Bücherkäufer werden auf die von F. A. Brockhaus in Leipzig soeben ausgegebenen fünf

Verzeichnisse werthvoller Werke zu bedeutend ermässigten Preisen,

eine reiche Auswahl aus allen Fächern der Literatur enthaltend, besonders aufmerksam gemacht.

Alle Buchhandlungen liefern die Verzeichnisse gratis und nehmen Bestellungen auf die darin aufgeführten Werke an.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 2. —

8. Januar 1863.

Inhalt: Lyrische und epische Poesien. Von Emil Müller-Samowegen. — Nathaniel Hawthorne's „Miriam“. — Georg Forster. — Notizen. (Der Berliner Schriftstellerverein „Berliner Presse“; Eine Erklärung Wattenbach's; Piemontesische Volkslieder.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Lyrische und epische Poesien.

Welch ein Haufen lyrischer Poesien liegt vor uns! Und welche nicht gerade beneidenswerthe Arbeit! „Singe, wenn Gesang gegeben“, das ist und bleibt ein wahres Dichtermotiv. Kaum minder wahr aber ist es, daß in der Gegenwart die Sprache schon für uns dichtet. Am allerwahrsten aber ist die beklagenswerthe Thatsache, daß der größte Theil der Jugend glaubt, Verse machen können heiße Dichter sein. Der Wahn wächst mit jedem Tage. Wie oft soll es denn ins Volk hineingerufen werden, daß den Menschen nur die gesammte eigenthümliche Auffassung des Lebens, d. h. die Verklärung der realen Verhältnisse, zum Dichter macht. Es gehören also noch viel tiefere, unablässige, in die reifen Mannesjahre sich erstreckende Studien und Abklärungen des ganzen Menschen dazu, als die nachgerade wohlfeile Kunst auf „glauben“ ein „rauben“ und auf „simpel“ etwa „Tümpel“ aufzufinden. Doch aller Widerspruch nützt nicht. Der Wahn hat sich nun einmal bis in die untersten Schichten fortgepflanzt. Mag sich die Welt mit uns über ein Büchlein wundern, daß diesem Wahn den stärksten Ausdruck leihet:

1. Album der Handwerkervereine. Herausgegeben von Wilhelm Petsch. Erstes Heft. Berlin, Bach. 1862. 8. 3 Ngr.

„An den geselligen Vereinsabenden erfreuen Gesang und Declamation die Versammlungen, und dadurch sind die Handwerkervereine eine Zufluchtsstätte, eine Pflanzschule der Poesie geworden“, meint der Knabenlehrer Wilhelm Petsch. „Bildung zu erlangen ist der Hauptzweck unserer Vereine, sie haben ihn auch in obiger Hinsicht erstrebt.“ Dem fünfundzwanzigjährigen Petsch halten wir diese hochtrabenden Phrasen seiner Jugend wegen zugute. Doch mag der Himmel die Handwerkervereine bis zu gnädigst vor der Krankheit der Versammlerei bewahren. Die Poesie hat unter Petsch's Regide eine Zufluchtsstätte gefunden! So? Mit allen sonstigen Zweigen des praktischen Wissens sind diese Handwerkervereine schon fertig, jetzt müssen sie in die Dichtkunst hineinschlüpfen? Nun, diese Pflanzerei fehlt unserer Literatur gerade noch. Mögen moderne Hans Sachs immerhin existiren und poetisiren, doch das Aesthetisiren, das lasse der Handwerker. Deshalb fällt Petsch nicht auch noch auf die Astronomie, sie ist ja auch ein Feld der Bildung! Man denke sich ein astronomisches Album der Handwerkervereine! Was wol ein Ende zu so einem Album gesagt hätte? Die literarische

1863. 2.

Kritik, ja freilich, sie soll das poetische Album mit vielen Kratzfüßen aufnehmen, sie hat sogar noch drei solcher Hefte zu erwarten. O arme Kritik, du sollst über solche poetische Symplesireien nicht grollen!

Das Heft enthält folgende Namen: Oskar Gorbelt (Maschinenbauer, 18 Jahre alt), Gummert (Schuhmachermeister), Hoffmann (Schulvorsteher), Th. Kempin (Schilbmaler), Marquardt (Steindrucker), Karl Weise (Drechslermeister) und Wilhelm Petsch. Sämmtliche Gedichte sind Mittelwaare, entsprungen in einer Stunde, in der diese sieben Herren Dichter von einem sogenannten schönfäuligen Gefühl erfüllt waren. Wenn einer unter ihnen, so schlägt Gorbelt den relativ frischesten Ton an. Doch wollen wir damit keineswegs eine Aufmunterung zum Weiterdichten verbinden. Sollen in den Handwerkervereinen durchaus ästhetisirende Studien getrieben werden, so schlagen wir als recht hübsches Thema zu einem Aufsatz in Prosa die „Wassersuppe“ vor. Da wollen wir einmal sehen, ob diese sich auf gewisse poetische Phrasen und Reimklingklang etwas einbildenden Dichter einen gefunden Stil schreiben können.

Die Albums und Musenalmanache scheinen wieder mehr in Mode zu kommen. Sie gehen meist von Dichterkränzchen oder Dichterschulen aus. In dem sangreichen Schlesien scheint sich eine dritte Dichterschule aufgethan zu haben. Sie debutirte vor einigen Monaten mit:

2. Schlesischer Musenalmanach für 1862. Herausgegeben vom Schlesischen Dichterkränzchen zu Breslau. Breslau, Schletter. 1862. 8. 15 Ngr.

Leider enthält dieser Almanach sehr wenig die Mittelmäßigkeit Ueberragendes. Sämmtliche 18 Dichter (unter ihnen auch eine Dichterin) scheinen noch sehr jung, meist Studenten zu sein. Möglich, daß sie es daher später besser machen. Es muß aber auch noch sehr viel besser kommen, wenn Fortsetzungen dieses Almanachs gerechtfertigt sein sollen. Die meisten Gedichte steuert Gustav Weise, Sylvius Rading, Rafael Finkenstein und Siegfried Eisenhardt bei, und diese vier dünken uns auch die bedeutendsten Kräfte unter den achtzehn. Die meiste Gewandtheit möchte Weise entwickeln, während sich Finkenstein allenfalls mit seinen Nachbildungen nach antiken Mustern gut hören lassen kann. Rading bietet uns ein ziemlich gutes Festgedicht zur Schiller-Feier, und von Siegfried Eisenhardt möchten wir „Ein Hügel mehr“ (S. 52) vorthellhaft anzeichnen. Die übrigen seien nur genannt. Sie heißen: Burkhardt, Cohn, Dorothea C., Groß, Hoffmann, Krause, Kurb, Puchat, Schlesinger, Werner, Wohlgemuth, Wurm, Zuppert. Wenn sie bei dieser Menge nicht der Bibelspruch ein: „Viele sind berufen, wenige sind auserwählt.“ Mögen sich sämmtliche Dichter vor der poetischen

Redseligkeit hüten. Um doch eine Probe mitzutheilen, auf's Gerathewohl das kurze Lied von Hoffmann:

Um mich ist alles trübe,
Gebrochen ist mein Herz,
Nur meiner Kinder Liebe
Erleichtert mir den Schmerz.

Du treues Herz, o schlage
Noch eine kurze Zeit,
Und schweige nur und trage
Geduldig fort dein Leid.

Gefühle wird einst das Schönen,
Das meiner Brust entflohn.
Es trocknen alle Thränen
Dort an der Wahrheit Thron.

Ist das mehr als mittelmäßig?

Die beiden in Prosa beigezeichneten Stücke, das kürzere: „Die Schöpfung des Weibes“, Parabel von Weiße, und das längere: „An der Grenze“, Novelle von Gisenhardt, lesen sich erträglich angenehm.

Etwas Uebertrendes ist es denn doch um das nachfolgende:

3. Ein münchener Dichterbuch. Herausgegeben von Emanuel Geibel. Stuttgart, Kröner. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wir sprechen unsere Freude über dieses Dichterbuch offen aus. Es hat Summa Summarum auf uns einen so günstigen Eindruck gemacht, daß wir uns nicht gern zur Hervorhebung der etwaigen Mängel getrieben fühlen. Jedenfalls hat Emanuel Geibel die Auswahl mit sehr vorsichtiger Hand getroffen. Er selbst freilich, das könnten wir tadeln, machte sich die Sache etwas sehr leicht, indem er eine Anzahl Gedichte, „Erinnerungen aus Griechenland“ betitelt, beisteuerte, die zwar formell sehr ansprechend, doch keineswegs zu den unvergänglichen zählen. Vielleicht aber wollte Geibel als Herausgeber den übrigen Dichtern den Kranz nicht streitig machen, dann läge in dieser Bescheidenheit ein schönes Verdienst. Leider gestattet unser Raum nur kurze Besprechungen. Wir werden uns daher meist nur an die aufgeführten unbekannten Namen halten können. Diese sind besonders Heinrich Leuthold, Johannes Schrott, S. Richter, Maximilian Weilhans, Hans Gopsen. Es folge von Leuthold und Gopsen eine kurze Probe.

Gopsen:

Auf meinen Wimpern liegt's wie Blei,
Die müden Glieder schwanken,
Im Rausch verworren Träumerei
Verenden die Gedanken.

Der Tag war frühlos zugebracht,
Drum vor dem Schlafengehen
Wünsch' ich mir selbst zur guten Nacht
Im Traum dich zu sehen.

All mein Träumen werde still,
Mein Hoffen und mein Gedenken,
Nur dich und deine Liebe will
Ich mit hinübernehmen.

Leuthold

Ein unklüßbares Ungeheuer
Herblies der Mistral schneidend scharf,
Der Schaum und Blut mit Ungeheuer
An Gorkas Gehebe warf
In dunkeln Wirbeln schwebt der Dampf
Dünndüchtig brausend aus dem Schlot,
Das eine Rad war außer Kampf
Und auf der Seite lag das Boot.
Das war ein namenloser Schreck,
Ein Sinken, Klagen und Geschrei!
Ich aber stand auf dem Verdeck
Und bot die Brust dem Sturme frei.

Das Leben gibt — fühl' ich zur Stunde,
Rein zahlungsfähig ich nicht hin,
Solang' ich für so manchen Pfund
Saumäßig noch sein Schuldner bin.

Mit wenigen Gedichten haben sich Bohenstett, Julius Große, Melchior Meyr, Felix Dahn, Victor Joseph Schöffel befreit; Carriere erscheint mit „Dreiklang des Lebens“ in Terzinen und versteht damit zu spielen. Eine ansprechende Auswahl bietet Hermann Lingg, ohne daß wir ihm gerade vor den übrigen den Vorrang einräumen möchten. Lingg besitzt eine ausgeprägte Originalität, er versteht das Prosaische, die Locomotive und den Telegraphen zu besingen, doch behält seine Muse etwas Stattes, wenn sie bläulich gestalten will. Gestaut haben wir über Adolf Friedrich von Schack, den bekannten Kenner romanischer Literatur, er schüttelt und einen ganzen Korb theilweis sehr flüssiger Lieder und Balladen in den Schoß. Werfen wir nun einen Blick auf den Anfang und Schluß des Buchs, so stoßen wir auf zwei längere erzählende Gedichte, deren Verfasser, Wilhelm Herz und Paul Heyse, jener mit „Augustin's Brant's Fahrt“, dieser mit „Rasael“, es auf einen Wettkampf abgesehen zu haben scheinen. Beide Gedichte sind mit glatter Leichtigkeit dichtete Fesseln, jedes auf seine Weise, doch hat den vollstündlichen Ton für sich, während Salomon liebäugelt, vielleicht mehr als seinem gut ist. Auch in der Wahl des Stoffes bewährt jere Hand. Herz erzählt uns freischwebend, hellen netten Humor aus der Redenzeit eine hübsche der schlagfertige Heyse wählt seinen Helden aus en, den Rasael selbst. Herz behandelt die geschlechtlichen Beziehungen mit ungeschminkter Natürlichkeit, Heyse mit einem ans Ueberschwengliche streifenden Raffinement. Herz braucht für seine Gedichte keine Moral, die Geschichte ist sich Selbstzweck; Heyse reflectirt über die seinige und schließt mit einer etwas eigenthümlichen Moral. Zur Rechtfertigung oder besser zur Verherrlichung des Rasael'schen Liebesabenteurers heißt es gegen den Schluß:

Wer hat, der soll in Fülle haben,
Um aus dem Vollen uns zu laben.

Daß sich diese Moral nur nicht zu einer leisen Verflüchtigung umwandelt, zur Verflüchtigung gegen gewisse berufene münchener Dichter, zu deren Rechtfertigung vor vielen andern, ihnen ebenbürtigen, man auch nicht viel mehr sagen kann als achselzuckend: „Wer hat, der soll in Fülle haben“, und die sich ihrer Berufung wegen in die Brust werfen, „um aus dem Vollen uns zu laben“.

Da wir der erzählenden Gedichte im „Münchener Dichterbuch“ lobend gedenken konnten, sehen wir uns einmal um, ob in diesem Genre auch noch anderweitig als bloß von münchener Dichtern etwas Erträgliches geliefert wurde. Nun denn, hier sind zwei solcher Gedichte, zwei Idylle der idyllischen Art:

4. Goethe's Jugendliebe. Gedicht von Adolf Böttger. Mit einem Stahlstich. Leipzig, Purfürst. 1862. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

5. Frieden. Idyll aus der Schweiz in sechs Gesängen vom Jakob Mähly. Basel, Georg. 1862. 16. 15 Ngr.

Welch schönen Gedanken, Goethe's Liebe zur Schöpfung im einem heitern Gedichte zu besingen! Zwar sind wir nicht immer mit der Correctheit der Hexameter einverstanden; doch wo uns nicht schon der Stoff an und für sich fesselt, da fesselt uns gewiß die Bearbeitung. Ein wahrhaft anziehender Zug von Gemüthlichkeit durchweht Adolf Böttger's Gedicht. Alle falsche Sentimentalität ist vermieden, die Personen sind mit einer Herzlichkeit und Schlichtheit gezeichnet, daß wir uns die Begegnung, mit der das Gedicht vielleicht etwas zu breit gehalten ist, doch

gern gefallen lassen. Auch der Humor findet ab und zu sein Plätzchen, wo er gerade angebracht ist. Aus dem Abschnitt „Im Waisenhause bei Schöndorf“ wählen wir eine Stelle, die ihn bezeugt:

Endlich rief von den Schwestern der arme Vater der eine:

„Woll' (Wolfgang), wie steht es mit dir? Bist du schon vor dem Conciße?“

Seuche wandte den Kopf zum Ersprechenden, fragend: „Weshalb denn?“

Im erwiderte drauf kahlköpfig der Bruder des Chores:

„Wegen des letzten Tumults am Sperlingsberge, du weißt doch, kaum vier Wochen vergingen, wo blieb dein Riesengedächtniß?“

„Ach! dich noch stehn vor der Wohnung der Feuerfugel am Neumarkt, als in Eile darauf eilten die Senker vom Steinwurf!“

„Ja, als das mächtigste Haupt, das gegen die Stadtsoldateske schloß das tapferste Heer der Brüder vom fränkischen Orden.“

„Ja, ja! dirigirte die Steine hinauf zu den Fenstern Jener Patricier, die uns verhöhrten im städtischen Dunkel.“

„Gandte die Majestät Commissare doch selber vom Drucken: Trug das Gute vom Liede: Ulmaier und ich und der Blingstoss“

„Sind verlegt, die andern verhöhrten im Carcer die Großthat.“

„Schwerlich entgeht du den Augen und Armen der schlauen Betelle.“

„Seuche darauf: „Mein, Brander, nicht glaube, daß ich wie ein Feigling ja noch verhöhre vor diesen, ja hält' ich an eurer Schwärze“

„Theil war genommen, ich stelle mich selber gleich dem Verurtheilten, hielt dem Patricierthum voll Stolz den Stabanten entgegen.“

„Wer zur selben Zeit war leibhaftig ich in der Wohnung, l'ombre spielt' ich mit Kanar, hier sitzt er als bürgerlicher Zeuge!“

Auch bei dem Nächstlichen Idyll könnten wir zunächst an den Hexametern etwas Anstoß nehmen, aber mehr aus einem andern Grunde. Der Hexameter eignet sich am besten für das Wissenschaftliche. Wo dies fehlt, da erscheint er zu prätentios. Doch nehmen sich Nächst's Verse durch große Glätte aus. Der Stoff seines Gedichts wird verdünnter Gannem etwas zu mager erscheinen, wogegen stille Gemüther die einfache Geschichte mit einiger Aufmerksamkeit lesen werden. Sie ist kurz diese. Eine Schweizerkadt ist durch Mobilmachung der Truppen in Aufregung versetzt. Ein Regimentsmedicus wird bei einem Stadtarzte einquartiert. Der Stadtarzt besitzt ein Lächterlein. Wie es kommt, man kann sich denken. Ein Anhängsel an diese Geschichte ist die Heirath des Stadtarztes gegen den Vater des Medicus. Politische Gründe haben sie herbeigeführt. Durch die Heirath der Kinder werden die Väter versöhnt; das Kriegsgetöse (die neuburgischen Geschichte) legt sich, der „Frieden“ beglückt alle.

Ziemlich gleichgültig blätterten wir in einer uns gleichfalls vorliegenden Gedichtsammlung, als wir darin plötzlich ein längeres komisches Gedicht fanden, das uns sehr schnell fesselte. Dieses epische Gedicht findet sich in:

6. Gedichte von J. G. Meißner. Nach des Verfassers Tode herausgegeben. Nürnberg, Reiser. 1862. Nr. 16. 1 Thlr.

Es heißt: „Sebastian in Spanien“, beiseidenweise ist es „Epischer Schwanz“ betitelt. Wir glauben, der Schwanz verneinte einen besondern Abdruck. Der Dichter erzählt auf etwa hundert Seiten in höchst ergötzlicher Weise und mit heiterstem Lese die Verfahrnen eines jungen Schwaben in Spanien, bei dem aus nur der Schluss nicht drastisch genug erscheint. An diesem Gedichte und den übrigen Meißner'schen Gedichten haben wir nun einmal wieder vollaus den Beweis, mit welcher Einseitigkeit unsere Literaturbücher geschrieben, mit welcher Einseitigkeit einzelne Dichter auf Kosten anderer gepriesen werden. Sollte Meißner diesen Schwanz vielleicht noch einmal überarbeitet, in einer besondern, mit Illustrationen gezeigten Ausgabe erscheinen und für das Uebtrige die buchhändlerische Reclame sorgen lassen, der weiß, wie vielen unserer Dichter er den Rang abgelaufen wäre. So hat er es nur bis zu einer nach seinem Tode erscheinenden Gedichtsammlung gebracht. Und der Todte erlangt in dem etwas zweifelhaften Erfolg, daß sich einige Kritiker

über ihn anerkennend aussprechen. Es sind Meißner's Gedichte „Erzeugnisse glücklicher Augenblicke eines langen, an äußern und innern Erfahrungen reichen Lebens“, seine Lieder sind gut empfunden, flüssig gehalten, hier und da nicht ohne hübschen Humor, obgleich zuweilen das Kleinräbische zu viel betont. Dahin rechnen wir: „Der Theesessel“, „Der Mägdelein Wandern“, „Der gute und der böse Tag oder der Schulmann und die Stiefel“, „Der Gutwechsel“, „Irrfahrt“ u. s. w. Wie viel in Meißner für das volkstümliche Märchen und die Sage steht, das beweist wol am besten „Der Hahn auf dem Lorenzerturm“. Auch nach Seite der Komödie würde sein Talent nicht ohne Werth gewesen sein, wir vermuthen das nach dem letzten Stücke in der Sammlung, nach dem humoristischen Bilderfranze „Die Freunde des Jahrmarkts“.

Nicht ganz so voll als bei Meißner klingt es aus den folgenden, gleichfalls nachgelassenen Poeten:

7. Gedichte von Julius Becker. Aus seinem Nachlasse. Leipzig, Wiedemann. 1862. 16. 22 1/2 Ngr.

Diese Gedichte werden das Andenken Julius Becker, in Freiberg am 5. Februa 26. Februar 1859 zu Oberlößnitz im Erzst. sich vorzüglich mit musikalischen Compositionen schriftlichen Schritten vorthellhaft bekannt machte brauchen nicht gerade die Dessenlich geben sie sich meist in jener Farblosigkeit Componisten eigen zu sein pflegt. Die 6 leicht in dem Abschnitt „Liebesklänge“.

„Steh' ich auf kühlen Bergen,

Wie laut es in der Prust,

Es klingen neue Lieder

Von Lieb' und Wanderlust.

Wie nach dem Thale rauschen

Die Quellen flüßend,

So springt aus meinem Herzen

Der frische Liederquell.

Die Quellen werden Ströme,

Die Ströme gehn ins Meer,

Und alle meine Lieder

Die wandern hinterher.

Ihr Ziel ist meine Liebe,

Im Meer, in dessen Blut

Ich kühlend möchte tauchen

Des Herzens heiße Blut.

Die beiden beigelegten gehören musikalischen Dichtungen „Winterleben“ und „Columbus“ bieten mannichfache Gelegenheit zu melodramatischer Behandlung. Am sangbarsten daraus möchte „Winters Morgenlied“ sein.

8. Nachgelassene geistliche Lieder von Karl Johann Philipp Spitta. Leipzig, Friebe. 1861. 8. 1 Thlr.

9. Karl August Döring's Leben und Lieder. Herausgegeben von Karl Böls. Darmen, Bertelsmann. 1861. 8. 24 Ngr.

Die Verfasser beider Sammlungen sind tot. Die Kritik kommt mithin zu spät, sofern sie den Verfassern entweder nutzen oder schaden wollte. Wir verzichten daher auf eine eigenliche Kritik. Wir nehmen die Lieder als Denkmale für zwei fromme Gemüther, von denen das erstere durch die Fülle seiner Empfindungen, die Wärme seines Gefühls dem letztern im poetischen Ton um ein nicht geringes überlegen sein möchte. Allen, denen „Psalter und Harfe“ ein liebes Buch geworden, werden auch diese nachgelassenen Gedichte Spitta's willkommen sein. Es liegt in Spitta viel von der Sangesfreudigkeit eines Paul Gerhardt. Wie gart empfunden ist nicht Spitta's „Im Frühling“:

Kleinlein fliegen auf den Wägen .

Und das Vöglein auf dem Dach,

Denn der Sturm hat uns verlassen

Und der schöne Tag folgt nach.

Dieß und Felber, die noch neulich
Trauerten im Winterkleid,
Grünen wieder so erfreulich
In der warmen Frühlingzeit.

Und der Himmel glänzt mir heller,
Alle Bäume schlagen aus,
Und die Sehnsucht treibt mich schneller
Aus dem alten dumpfen Haus.

Wer verschloß sich und bliebe
Trüb daheim im Stubenlicht?
Ist es nicht auch Gottes Liebe
Die das Eis des Herzens bricht?

Karl August Döring wurde am 22. Januar 1783 zu Mark Alvensleben bei Magdeburg geboren, er starb am 17. Januar 1844 als Pastor zu Elberfeld, wo er seit dem Jahre 1816 segensreich gewirkt hatte. Die vorliegenden Lieder mögen zwischen den Jahren 1810—30 gedichtet sein. Döring hatte sich schon 1814 durch eine Liederammlung und später durch ein Hausgesangbuch bekannt gemacht. Diese Lieder sprechen alle den bestimmten Zweck eines kirchlichen Gebrauchs oder der Erbauung in Familienkreisen aus und sind meist nach bekannten Melodien verfaßt. Nur gegen den Schluß hin folgen einige „Lieder ohne Weisen“, dann eine Anzahl Sonette auf kirchliche Feste und endlich zwei Seiten Epigramme. Welcher Art diese sind, das beweisen die beiden:

Standesgemäß zu leben begehrt, wer edel geboren,
Sorge sei dieß auch dir, der du geboren aus Gott!

Heilig nennt ihr die Gläubigen oft? Soll das auch geschimpft sein?
Seltsam! sagt mir doch nun, Theure, wie nennt ihr denn euch?

Nach diesen Gedichten Todter wollen wir eine Reihe tochter Gedichte folgen lassen. Porttsche Eintagsfliegen sind die nachfolgenden mehr oder weniger.

10. Die Krone. Ein Gedicht. Berlin, A. Dunder. 1862. Gr. 8. 6 Ngr.

In Königsberg fand die Krönung statt. Da setzte sich jemand vielleicht mit dem Gedanken an ein Bändchen im Knopfloche hin und schrieb:

Der König, welcher gottbelieh'n
Mit dem Palladium der Krone waltend
Ob Völkern geht im Kleid des Hermelin,

Wel ist der König wie ein andrer Mann,
Nicht zu ihm beten sollst du, nur für ihn;
Doch hat ihm Gott die Ehre angethan,
Du sollst ihm seine Ehre nicht entziehn.

Das „von Gottes Gnaden“ wird hiermit auf die gangbare Weise ausgelegt und verherrlicht. Wir begreifen nicht, wozu ein solches didaktisches Gedicht nützen soll! Wie hier 16 Seiten, so kann man in selber Weise 200 billig zusammenschreiben!

11. Borussia Tritonis. Preußens Vergangenheit, Zukunft und Aufgabe. Vom Verfasser der „Träumenden Rose“. Neuwied, van der Veef. 1861. 8. 2 Ngr.

Ein wunderbar wunderliches Gedicht, gottlob, daß es nur 14 Seiten lang ist! Im Anfange noch erträglich, geht es dem Schlusse zu ins Sinnlose hinein:

Und als den Refrain dabei,
Merkt auf, daß es euch faßlich sei:
Hannover, Hannover.
Wie bist du doch so pauvre!

Königliche Poësie! Doch kommt es noch besser. Verse laufen mit unter wie:

Nein, nein; nein, nein; nein, nein; vermehrt dein kriegerisch Sinnen.

Doch fehlen Schiffe, bleibst du immer, immer — Ohne.

Die sechste Großmacht kannst du wol gestalten,
Sont leibst du der siebent-sechsten Kriegsgewalten.

Soll denn durchaus gefaselt sein, wir hindern nicht.

Wir wollen den Verfasser dieser „Borussia“ besser kennen lerner aus:

12. Die träumende Rose oder Rantchen Windbekiffen, sein Leben und Schicksal. Neuwied, van der Veef. 1861. 12. 10 Ngr.

Einen leichten Vers schreibt hier der Verfasser, das ist aber auch sein einziges Verdienst. Was nur hat er mit diesem Gedicht beabsichtigt? Hat er ein Märchen geben wollen? Hat er in dies Märchen den Häufelängerton mit hineinziehen wollen? Uns fehlt alles Verständnis für „Rantchen Windbekiffen“. Soll vielleicht ein allegorischer Sinn darin liegen? Die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte lauten: „Wie Ferdinand über die Entstehung des Windes grübelte“; „Wie Ferdinand hierauf Wind machen wollte“; „Wie Ferdinand den Entschluß, Wind machen zu wollen, ins Werk setzte“; „Wie Ferdinand, ohne Wind gemacht zu haben, demüthig zurückkehrte“. Bis hierher kann man in dem Gedicht den Märchentönen herausfinden. Weiterhin wird die Geschichte total unverständlich. Der Verfasser endet mit wohlfeilen Moralphrebigkeiten:

Hohl ist alles ohne Glauben,
Darum laß die ihn nicht rauben,
Ohne ihn ist alles Tand u. s. w.

13. Aus dem Schlehensbusch. Lieder und Gedichte von August Reomarchicus. Berlin, Kastner und Comp. 1862. Gr. 16. 15 Ngr.

Einzelne Gedichte, so „Aus der Dorfschule“, „Ob oder ob“, aus dem ersten Abschnitte „Herz und Welt“, klingen ganz annehmlich, andere, wie „Was bleibt übrig?“ werden durch die horrenbesten prosodischen Schnitzer fast ganz ungenießbar. Ein Vers gleich

Wenn du werth schienst und theuer

klingt unerträglich. In den spätern Abschnitten „Vaterland“ und „Lebende Silber“ erlahmt der Dichter immer mehr. Seine patriotischen Lieder mit dem aristokratischen Anstrich sind höchst schwunglos, seinen Gedichten erzählender Natur hinwiederum fehlt es an aller plastischen Fülle. Den „Amaliensliedern“ endlich und den „Lichtglänzen und Schattenstreifen“ läßt sich wenig Gutes nachsagen; prosaische Wendungen, viele Härten und schlatterige Verse mahnen den Verfasser zu größerem Fleiße.

14. Wie's der Lenz treibt. Gedicht von Karl Falter. Freiburg im Br., Mayer. 1862. 16. 10 Ngr.

Für eine Eintagsfliege ist das Gedicht eigentlich zu gut. Der Verfasser versteht sich auf einen zarten lyrischen Ton und nimmt durch den Fluß seiner Verse für sich ein, doch aber wird auch dieses Gedicht wahrscheinlich im Strudel der täglichen Erscheinungen untergehen. Denn der Verfasser verschwendet sein Talent unnützerweise an einen Stoff, der in den Jahren des „Was sich der Wald erzählt“ passiren möchte, und außerdem macht er sich ab und zu aus prosodischen Leichtfertigkeiten kein Gewissen. Dann wieder ermüdet er uns wie im fünften Abschnitte durch schildernde Breite. Indes beginnt Falter sehr bescheiden, und somit gewährt sein Büchlein ein Stündchen hin- durch erträgliche Unterhaltung. Er bittet uns ja:

So nehmet gütig fürs Vollbringen
Den ernstlich guten Willen an.

15. Lyrisches und Satirisches von E. Neubürger. Frankfurt a. M., Bechhold. 1862. 18. 20 Ngr.

Der Verfasser ist wol noch sehr jung? Wenigstens sind seine Gedichte noch sehr unvollkommen. Vergeblich suchen wir bei ihm nach einer hervorragenden Strophe. Am besten gelingen

ihn die Verse in Hexametern. Seine Epistel des obenwälder Lehrers bei Gelegenheit der Schiller-Feier zu Frankfurt a. M. darf unter den in Hexametern geschriebenen Gedichten fürs Beste gelten. Ein gewisser leicht ironisirender Ton steht Neubürger zu Gebote; er zeigt sich aber oft ganz am ungehörigen Plage. So in dem übermäßig langen „Garaccioli's Aufstauschen“:

Der Bankier recht bemüht, daß schön er grüße
Den Grafen K. (der Krachfuß war sehr rar),
Trat Gräfin Ricci auf die zarten Hüfte
Mit einem Absatz, der ein plumper war.
Kassierin und fiel in Ohnmacht fast die Süße:
Der Advocat benahm sich besser zwar,
Der Lederhändler aber stürzt die fettste Sauce
Dem Nachbar Marschall auf die Galachose.

In einem durchaus komischen Gedichte mag der Ton angehen, in einem Gedichte so ernster Natur wie dem genannten enthält er eine verfehlte Genremalerei; er führt leicht zur Selbstironie, zum poetischen Grimassenschneiden.

Das eigentlich Satirische soll in der aristophanischen Komödie „Der neue Plutus oder der Gott des Reichthums in Frankfurt“ stecken, die Neubürger zum Schlusse seines Buchs gibt. Die Arbeit lehnt sich mehrfach an Aristophanes' „Plutus“ an. Wir vermischen leider häufig den tiefsten Witz. Wo er hervortritt, zeigt er sich oft sehr platt. Ergötzlich ist der vierte Auftritt, das Zwiesgespräch zwischen dem Grafen und Hans nicht ohne komische Wirkung; allein wir müssen auch Verse in den Kauf nehmen wie:

Graf. Hurrah, hurrah hoch! Errungen ist der köstlichste Triumph.
Hans. Zittern mögen nun die Bösen, Gute kommen auf den Strumpf.
Graf. Nicht vergebens fließt fürder mehr des wahren Bürgers Schweiß.

Hans. Dem Tyrannen K. vom Römer trete kühn ich in den Steig.
Graf. Wieder schmort dem armen Landvögel mir der Hahn Sonntags im Topf.

Hans. Zählt mich wieder einer barisch an, schlag' ich ihm den Gut vom Kopf.

Wir schieben hier ein:

16. Die Brüder. Eine Alpenscene von Karl Scholl. Mannheim, Köppler. 1861. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wahrscheinlich knüpft der Verfasser an diese Scene größere Erwartungen, als sich erfüllen möchten. Sie ist ein „Zwiesgespräch von Vertretern der zwei sich gegenüberstehenden Principien, auf der einen Seite der Kirche, und zwar der protestantischen, zunächst unserer (des Verfassers) Heimat, auf der andern der freien oder frei-religiösen Gemeinde“. Zwei Brüder sind die Vertreter der beiden Richtungen. Wie mag nun aber dieses große Thema auf knapp 22 Seiten erledigt werden! Der Verfasser gelangt daher auch zu keinem Abschluß, oder vielmehr er fährt diesen Abschluß durch den Geist der Weltgeschichte herbei, der schöne, wahre Worte spricht.

O wähne nicht, daß er so friedlich tåget,
Der Menschheit Tag, nach dem dein Herz sich seht!
Noch schwere Kämpfe sind erst auszurufen,
Ich seh' den Himmel flammen blutigroth,
Ein furchtbar Streiten, ein verzweifelt Ringen,
Ein großes Sterben und ein großer Tod!
Ihr seid nur Zwergel! Größere werden kommen,
Ein anderes, ein kühneres Geschlecht;
Erst wenn die Feigheit all hinweggenommen,
Wird Raum und Platz fürs ew'ge Menschenrecht.

17. Gedichte von Adolf Glaser. Braunschweig, Westermann. 1862. 8. 22½ Ngr.

Wir denken uns, Glaser habe ausgeräumt unter seinen kirchlichen Sachen und dabei einiges, was vielleicht in den Pastorkorb gehörte, mit in Druck gegeben. Wir meinen auch, Glaser habe Bedeutenderes als diese Gedichte der Mehrzahl nach

geliefert. Man begegnet in der Gedichtsammlung zu viel nichts Allgemeineres bietenden Gelegenheitspoetiken. Einzelne kleinere Gedichte klingen sangbar, so „Gekändniß“:

Wie ist mein Herz so innig still
Und wieder doch so tief bewegt,
So oft der Mund es sagen will,
Was es in seiner Tiefe hegt.

Wie ist mein Herz so tief bewegt
Und doch so still, so innig still,
Selt es dies heiße Sehnen hegt,
Das es dir nicht gehehen will.

O laß dies süße Zaudern noch,
Laß mich ins Aug' dir blicken still,
Mein glücklich Herz, es sagt mir doch:
Du weißt schon, was dies Sehnen will.

Einzelne kleinere Sachen mögen den Componisten, namentlich Marschner willkommene Texte geboten haben, andere, mehr epigrammatische, z. B. „Jedem das Seine“, entbehren wol etwas der poetischen Berechtigung:

Behaglich fühlt sich ein beschneider Sinn
In engem Kreis, so wohnt auf nieberm Dach
Die Taube, ängstlich nickend rechts und links,
Besorgt, ein Korn zufällig aufzufinden.
Der Adler aber liebt's im Felsgeklüft,
In freien Lüften hoch und still zu haufen,
In eigner Welt, zwar einsam, doch sich selbst
Die Duellre reicher Lebens; auch gefesselt
Bleibt er ein König, harret in kühnem Stolz,
Bis seine Kette bricht und wieder sich
Die Heimat ihm auf fernem Felsen zeigt.

Während und die Erinnerung an „Körking's Grab“ angenehm berührt, erklären wir uns um so scharfer gegen ein Sonett „An Gräfin M. von B.“. Welches Interesse fesselt den Leser, den Verfasser ausgenommen, wol an diese anonyme Gräfin? Ueberhaupt müssen wir uns aufs entschiedenste gegen diese wieder grassirende Sucht des „Anfangens“ erklären.

Fast ganz verleidet ist uns um dieses chronischen Leidens willen das nachfolgende Buch:

18. Erinnerungen. Gesammelte Gedichte von F. A. Maerder. (Der Gedichte dritter Band.) Berlin, Decker. 1862. Gr. 8. 1 Thlr.

Eine bitterböse Aufgabe, so ein Buch durchzulesen. Man hat schon genug, lieft man nur die Ueberschriften. Da heißt es: „Zur Krönungsfeier des Königs Wilhelm's I. von Preußen“; „Festgruß am Tage des Einzugs des Königs Wilhelm's I.“; „Widmung der Tragödie Karl der Große an den König Wilhelm I.“; „Der Königin Augusta, bei Gelegenheit des für das Goethe-Gemälde erbetenen Schutzes“; „Der Königin Augusta am Tage des Dankgebets für die glückliche Errettung des Königs“; „Zur Vermählungsfeier des Prinzen Friedrich Wilhelm mit der Prinzessin Victoria“; „Festgesang bei Gelegenheit der Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm mit der Prinzessin Victoria“; „Dem Großherzoge von Baden“; „Dem Prinzen Wilhelm von Baden“; „Philipp Melanchthon zur dreihundertjährigen Säcularfeier seines Todes“; „Abschied von der Goethe-Ausstellung“; „An die Universität zu Berlin“; „Der neuen Burschenschaft“; „An einen Staatsmann, Neujahresgruß zum 1. Januar 1859“; „Herrn Böhlert (Fabrikbesitzer) an seinem zweiundsechzigsten Geburtstag“; „An Fräulein Heusser“. So und nicht anders geht es in einem Athem fort. Zur Krönungsfeier schwarz-weiß bis an den Hals hinan, der neuen Burschenschaft gegenüber schwarz-roth-gold wenigstens mit Zunge und Lippen. Das ist ein Anfangen ohne Ende. Hören wir das an Fräulein Heusser (frühere Hofkapellierin) Gerichtet, als sie die Rollen der Korane und der Statira in der Tragödie „Alcander der Große“ (von Maerder) „muffenhast“ gelesen hatte, damit wir eine Idee von diesen Maerder'schen Porzelen erhalten:

Was in der Tiefe des Wortes sich birgt, in den Tiefen des Herzens,
Was im Sturm des Gefühls ringend erleidet der Geist,
Ründet uns mächtig dein Mund: o, wie fesseltest jedes Gemüth du,
Als mit des Tones Gewalt zaubernd die Seele du triffst.
Geister vereinet die That. Sei stets du des Dichters Prophetin,
Trag ihm die Fadel voran! Ja, du erkennst sein Herz.

Welcher Schauspieler in vom Donau bis zum Memelstrande
könnte man diese Worte nicht ins Album schreiben. Und so
wie diese Verse, ebenso unbestimmt ist die Anzahl von Sonetten,
denen wir im Bande begegnen. Wer kann ein volles Schoß
Sonette lesen, ohne einzuschlafen. Das Verdienst wollen wir
übrigens dem Dichter nicht bestreiten, daß er einen leichten Vers
schreibt und nach möglichster Formvollendung strebt. Wenn man
indef sein poetisches Vermögen so weit strapaziert, daß man sich
nach dem Anschauen von Shakespeares „Wintermärchen“ hinsetzt
und ein Sonett niederschreibt, so scheint uns in diesem poeti-
schen Schaffen ein gut Theil Niererei zu liegen. Den Schluß
des Buchs macht eine Erzählung aus dem Türkischen, „Chir“
betitelt. Sehr gut und kurz erzählt bildet sie eine Nierde der
„Erinnerungen“.

19. Pflug und Schwert. Sonette von B. Garneri. Wien,
Tendler und Comp. 1862. 16. 12 Ngr.

Das ist nun gleich ein ganzes Büchlein voll Sonette! Wir
hätten dasselbe wie bei Maercker's Sonetten zu wiederholen, eine
wie schwere Aufgabe es ist, die Sonette schokweise zu verbauen.
Pflug und Schwert! In dem ersten Abschnitte besingt der Dichter
die Freuden des Landlebens, die Natur u. s. w.; im zweiten
eifert er gegen den modernen Cäsar. Gut österreichisch gesinnt
gefällt er sich meist in den bissigsten Ausfällen gegen Napoleon.
Ja er geht noch weiter, er schimpft und schiebt dem Napoleon
in die Schuhe, was doch nur auf unser ganzes, materialistisches
Zeitalter fällt. Auch die armen Preußen kommen an einer
Stelle sehr übel weg, während er Oesterreich als den Eckstein
betrachtet, an dem alles zerfallen muß, was der Empörung
Bahnen betreten will. Seinem männlichen Muths halten wir
solche Uebertreibungen zugute. Wir wählen als Probe noch ein
sehr gelindes Sonett:

Drum auf!
So lange weltbeherrschend an der Seine
Ein Bonaparte darf das Scepter führen
Und ungekrast an jedem Aufstand schüren,
Dran sich ergötzt die Kampflust seiner Hähne,
Und wir in Waffen all, bis an die Zähne,
Nur lauschen, ob er läßt die Trommel rühren,
Sind Träume nur, die uns zum Spielball füren,
Der Wohlfahrt und der Freiheit stolze Pläne.
Das grüne Reid der Tapfern auf dem Gute,
Im Winkel, wohin seine Blick uns bannen,
Aufwartend wie der Pudel vor der Ruthe,
Nur Helfershelfer sind wir des Tyrannen,
Des Will' ist, daß Europa still verblute;
Drum auf! daß wir zu spät uns nicht ermannen.

20. Himmel und Hölle der Liebe. Roman in Versen von
Heinrich von Waldburg. Bonn, Rheinische Ver-
lagsanstalt. 1862. 16. 7½ Ngr.

Der Roman seines Lebens muß unendlich gewöhnlich ver-
laufen sein, daß ihn der Verfasser in Verse brachte. Denn mit
einem wirklichen Roman des Lebens will uns Waldburg doch
jedenfalls beglücken. Leider sind wir nicht in der Lage, den
Roman zu verstehen. Ob es sich um eine Geliebte handelt, die
dem Geliebten untreu geworden, ob die Geliebte gestorben, ob
der Dichter der Liebelei überdrüssig geworden: wir können es nicht
beschreiben; doch glauben wir das alles aus seinen Versen her-
auszuhören. Das Büchlein zerfällt in: „Prolog“, „Himmel“,
„Hölle“, „Himmelsheimweg“, „Epilog“. Die drei mittlern
Abchnitte bestehen je aus einer Anzahl einzelner Gedichte, die

oft tiefen Sinn ahnen lassen, oft aber auch mit nichts als der
Tiefe dieses Sinns spielen. So fragen wir uns vergeblich, was
in diesem Romane wol folgendes Gedicht bedeuten solle:

Wahre Liebe ist für alles
Aber als für Liebe blind:
Klage Liebe, halbe Liebe,
Kluges Kind, ein halbes Kind.

Liebe nur so fort, verständig,
Für den Hausgebrauch genug;
Denn ich fürchte, tief zu lieben,
Bist du Mädchen viel zu klug.

Also das ist Poesie, die den einfachen Satz: „Ein kluges, ver-
ständiges Mädchen liebt gewöhnlich nicht mit ganzer Blut der
Seele“, in einem besondern Gedichte breit tritt?

Wie gut nimmt sich dagegen S. 80, Nr. XVI aus; wenn
auch in einem etwas tollern, ist es doch in einem annehmlichen
Humor geschrieben. Aber gleich zwei Seiten weiter gefällt sich
der Dichter wieder in schaler Reimerei, wenn er den Refrain:
„Wer weiß, wo morgen der Karren steht — schiebt“, für eine
geniale Eingebung hält. Das Barockste steht aber auf S. 93:

Das Schicksal, was die Welt ertieft,
Selbst: Nacktes bellerbe ein Hemd —
Und wenn du mich später wieder siehst,
Siehst du mich an wie fremd.

Mit solchem absoluten Unfönn glauben die Jünger eines Heine
die Welt zu füren. Denn Jünger eines Heine möchte sich
Waldburg sicherlich nennen. Das beweist seine stete Sucht,
sich mit schlotterigen Versen, wie den angeführten, und mit eman-
cipirten Gedanken breit zu machen. Doch wer weiß, wer hinter
dem Verfasser steckt! Aus der Verlagsbandlung gingen schon
mehrfach Mystificationen hervor. Vielleicht ist das ganze Werk
nur ironisch zu nehmen. Und der Schlüssel zum Buche läge in
dem Epilog: das Ganze sei nur ein „Haus“.

21. Kleine poetische Versuche von Charlotte Felsner.
Trier, Ling. 1862. 8. 15 Ngr.

Wir sollen doch wol sehr galant sein. So wollen wir denn
also das Beste aus den „Kleinen poetischen Versuchen“ heraus-
suchen. Vielleicht wäre es das kurze „Im Walde“:

Ueber mir im Blätterzweig
Gör' ich leises Singen,
Aus dem Dorf so feierlich
Morgenglocken klingen.

Im harmonischen Verein
Alle Bäume rauschen;
Duftige Blumen grüßen mich,
Süßlich ist's zu lauschen.

O, wie könnte da mein Herz
Wol noch bange schlagen?
Kann es da wol über Leib
Noch so traurig klagen?

Nein, es stimmt froh mit ein,
Singt von Glück und Liebe.
Wenn es doch so friedlich still
In meiner Brust stets bliebe.

Abgesehen von dem prosodischen Fehler in der letzten Strophe
mag dies Liedchen passen; denn es hat Stimmung. Auch besitzt
die Dichterin in vielen andern Fällen nettes poetisches Gefühl.
Aber sie weiß sich noch nicht zu beschränken. Und dann singt
sie zuweilen etwas trivial:

Maienblume lieben alle,
Weil sie so bescheiden ist (!) —

oder gibt kleine Ungeheuerlichkeiten:

Es sagt das weiße Straußchen es u. s. w.

Doch wir wollten nur galant sein, und für die Ewigkeit wird
Charlotte Felsner wol nicht geschrieben haben wollen. Also mag
es passen, das Büchlein.

Noch galanter sollen wir uns gewiß gegen nachfolgendes Buch benehmen:

22. Gebt unserm Gott die Ehre! Religiöse Gedichte von Melanie Löffler. Erfurt, Reysner. 1862. Gr. 16. 1 Thlr.

Mit Gott sei jedes Wort gethan,
Mit Gott, der Kräfte sendet;
Mit Gott sing ich auch dieses an;
Mit Gott hab' ich's vollendet.

So singt Melanie Löffler. Unsere Kritik wird ihr mithin weder nützen noch schaden. Wollten wir kritisieren, so würden wir die fünfzig und so und so vielen Sonette anstreichen. Es scheint, wir sollen mit Sonetten todtegefüttert werden!

Wenn du ein Herz dir machen willst zu eigen,
Schau' erst in deins und prüfe seine Schwächen;
Dass nicht die Eigenliebe dich bestechen,
Als möchtest du den Besten dich vergleichen.

Spricht Melanie Löffler so aus eigenem Herzen, wohl ihr, sie wird dann nicht übermäßige poetische Ansprüche erheben.

Allen den Dichtern und Dichterinnen möchten wir nachfolgendes Büchlein ans Herz legen, damit sie lernen, was dichten heißt:

23. Der Trugnachtigall Lieder der Liebe und des Lobes Gottes (in zwei Abtheilungen) von Friedrich von Spee; umgedichtet in die Sprache unserer Zeit von Joseph Pape. Arnberg, Grote. 1862. 16. 22 1/2 Ngr.

Bezeichnen wir es nicht: wir haben uns an dem Buche wirklich abgetan. Zwar behagt unserer Zeit manche Süßseligkeit, manches „Brünnelein“ und manches „Blümlein“ nicht recht mehr, wozu sich frühere Jahrhunderte nicht satt sehen konnten, doch aber darf sich Pape seines glücklichen Griffs wegen glücklich schätzen. Seine Umbichtung verdient vieles Lob, wiewohl sie doch an sehr vielen Stellen den überfüllen, schwelgenden Ton nicht auf ein richtiges Maß herabstimmen mochte. Doch davon abgesehen: wie fließen die Verse, wie klingen die Strophen, wie rauschen die Worte, wie glänzen die Gedanken! Es ist gewiss wahr, daß die alte Trugnachtigall in den herrlichsten Worten zu schlagen weiß; was sie hervorgebracht, das hat echten Sang und Klang:

Im grünen Wald ich neulich saß
Den Felsen gegenüber,
Da strich durch zartes Laub und Gras
Der Frühlingswind vorüber.
Zur Seite war
Ein Bächlein klar.
Ein bergentlaufener Brunnen,
Im Jugendtraum,
Weil eben kaum
Dem hohlen Stein entronnen.

Es war die schöne Frühlingszeit,
Es war im halben März;
Da seufzt' ich wol in Liebesleid
Nach ihm, der mir im Herzen.
Von Herzen Grund
Dann rief mein Mund:
„Ach Jesu!“ voller Klagen;
So hört' ich bald
Auch aus dem Wald
„Ach Jesu!“ deutlich sagen.

Dies der Anfang der dritten Nummer der ersten Abtheilung, überschrieben: „Die Geliebte Jesu spielt im Walde mit dem Wiberhall.“ Leider können wir das lange Gedicht nicht weiter mittheilen; doch verdient es schon des originellen Geistes wegen eine Hervorhebung. Freilich wird der durchaus religiöse Bezug der Gedichte nicht jedermanns Sache sein. Doch

wer nicht gleich souverain lächelt, wenn er die Ueberschriften der beiden Abtheilungen: „Trugnachtigall im Garten am Felsen in Liebesleid“ und „Trugnachtigall mit dem Wiberhall den heiligen Berg umjubilend“, nennen hört, der wird sich den größten Theil des Buchs zur wahren Erquickung angelegen sein lassen. Wie viel Pape zur Modernisirung des vortrefflichen Spee that (die Umbichtung Spee's durch Wessenberg kennen wir nicht) gethan hat, dazu diene eine Strophe zur Vergleichung aus dem: „Poetisch Gedicht von dem P. Francisco Xaverio der Gesellschaft Jesu, als er in Japon schiffen wollte, allda die heidnische Völker zu bekehren.“ (Spee's Schreibweise haben wir modernisirt.)

Spee.

Gia, stark und freche Wellen,
Gia, stark und stolze Wind,
Ihr mich nimmer solltet fällen,
Euch zu sehn bin ich gesant.
Seelen, Seelen muß ich haben!
Sattlet euch nur, höhern Rosß,
Ihr müßt über Wellen traben:
Nur vom Ufer drückt los.

Pape.

Gia! stark: und freche Wellen!
Gia! stark: und stolzer Wind!
Nimmer werdet ihr mich fällen,
Euch bin ich zu sehn gesant.
Seelen! Seelen muß ich haben:
Sattelt mir das Rosß von Holz,
Durch die Wellen soll es traben,
Tragen seinen Reiter Holz.

Auch unter den Gedichtsammlungen neuerer Dichter sind einige, die wir vielen als Muster aufstellen können. Wäre es in Hinsicht der dichterischen Befriedenheit, so würden wir hinweisen auf:

24. Tannengrün und Edelweiß. Lieder aus stillen Stunden. Leipzig, D. A. Schulz. 1862. 16. 12 Ngr.

Ein inniges, zartes Gemüth spricht aus den einfachen Weisen des nur 80 Seiten starken Bändchens. „Tannengrün“, das immer frische, soll die ewige Dauer des poetischen Gefühls versinnlichen, „Edelweiß“ dagegen als sinniges Bild der im stillen blühenden Minne gelten. Wie weit sich der Dichter zu höhern, vollern Weisen aufschwingen könnte, vermögen wir nicht zu entscheiden; was er hier bietet, enthält in der Gattung des Liebes durchaus sangbare Töne. Des Dichters Anschauung lernen wir sicher aus „Durch Nacht zum Licht!“ kennen:

Nicht immer kann die Sonne scheinen,
Oft deckt sie dunkler Wolken Nacht,
Bald steht du bittre Thränen weinen
Das Auge, das noch kaum gelacht.

Doch sieh, durch trüber Nächte Dunkel,
Durch Nebel und durch Wolkenflor
Bricht neuen Sternes Lichtgefunkel
Nur heller leuchtend dann hervor.

Sei es des Schwungvollen Tons wegen, so empfehlen wir:

25. Gedichte von P. J. Willagen. Zweite Sammlung. Bremen, Strack. 1862. 8. 1 Thlr.

In Willagen steckt ein begabter Lyriker. Seine Strophen fließen, sie reißen den Leser unwillkürlich mit fort. So fanden wir schon in der ersten Abtheilung „Bunte Blätter“ aus den Jahren 1859—61 sehr viel zu loben. Wie tiefempfunden ist nicht auf S. 6 fg. das schöne Gedicht: „Der Mutter“, das wir nur etwas zu gekürzt halten möchten. Dann die kleinern Sachen S. 16 fg.: „Huldigung“, „Die Rosen sehn in voller Pracht“, „Sieh mich nicht an so liebevoll“ u. s. w.:

Die Rosen blühen in voller Pracht,
Die sind erblüht wol über Nacht,
Doch müssen sie, du wirst es sehn,
Auch wieder über Nacht vergehn.

Und blüht du hold und anmuthreich,
Der schönsten Rosenknoospe gleich,
Das Leben flieht, eh' du's gedacht,
Und welkt gleich Rosen über Nacht.

Jedenfalls nimmt das durch Anspruchslosigkeit ein.

In der zweiten Abtheilung: „Erzählende Gedichte“, finden sich die Balladen: „Casella“, „Thorvald Vidförla“, „Des Sängers Tod“. Das darauffolgende Gedicht „Giulia Gonzaga“ ist leider zu sehr Bruchstück, als daß sich ein volles Urtheil darüber fällen ließe. Das lange, „Hannibal's Tod“, obgleich es markiger sein könnte, empfiehlt sich durch den Fluß der Verse und durch poetische Spannung. In den „Altisländischen Volksballaden“ hat uns einzelnes namentlich durch den milbverföhnenden Ton angezogen, anderes durch den deutschen Sang und Klang, der in den Versen antönt. Dem Schlusse zu lernen wir in Uebersetzungen noch mehrere Dichter des Nordens kennen: so aus Norwegen A. Munch und Welhaven; aus Schweden Malmström, Stagnelius, Sturzen-Becker, Kenngren, Vitalis (Erik Sjöberg), Adlersparre; aus Dänemark Ploug, Holst, Schack von Staffeldt, Henrik Berg, Ingemann und Hauch. Sollten wir einzelne Gedichte dieser nordischen herausheben, so wären es besonders Munch's „Mein Vaterland“, Malmström's „Sibylla“, Ploug's „Sprache des Nordens“, Berg's „Dreizehn bei Lijche“, Hauch's „Bekentniß des Dichters“.

Wäre es des lehrreichen Tons wegen, so nehme man:

26. Kerne, liebe, lebe. Dichtungen von Julius Hammer. Leipzig, Brockhaus. 1862. 16. 24 Mgr.

Die verschiedenen Abschnitte des Buchs lauten: „Rath und Lehre“, „Beispiel“, „Stoisches Leben“, „Gebete“, „Legenden“, „Zeit und Gemüth“.

Kerne, — die Erkenntniß mehre!
Jeder neubescherte Tag
Gibt dir Beispiel, gibt dir Lehre,
Was ein offener Sinn vermag.
Kerne, was du siehst, verstehst,
Und du wirst mit klarem Blick
In dich selbst zurückgehn,
In dir finden dein Geschick.

Liebe, — aus den tiefsten Quellen
Deines Wufens drängt dein Ich,
Ein geheimnißfüßes Schwellen
Schöpfrich zu erweitern sich.

Lebe, — rings um dich beständig
Wogt des Lebens reiche Flut,
Die dich mahnet: sei lebendig!
Nütz', o Mensch, dein göttlich Gut!
Leichter wehret tausend Uebeln
Eine freie, schöne That,
Als vom kleinsten dich dein Grübeln
Zu erlösen schafft Rath.

Mit diesen Versen hat sich der nun bereits im Grabe ruhende Dichter ein herrliches Denkmal gesetzt. Dies Denkmal ist das unablässige Streben nach einer edeln Lebensweisheit. Er fand sie besonders in den Lebensregeln orientalischer Dichterphilosophen. Einen solchen Schatz von trefflichen Bemerkungen, Andeutungen und Lebenserfahrungen finden wir in dem Büchlein, daß wir nur hinzugreifen brauchen auf irgendeine Seite, um Mahnung, Trost, Ermuthigung, Beruhigung aus den Sprüchen so gut wie aus den Gebeten, aus den Legenden wie aus den kleineren Liedern zu schöpfen. Und so sei denn das Büchlein allen stillen Gemüthern gleichwie den stürmenden Herzen zur Einsicht und zur Umschau in sich ohne weitere Kritik bestens

empfohlen. Möge das „Kerne, liebe, lebe“ „zu allen guten Stunden“ und auf allen „stillen Wegen“ unser Begleiter sein, so wird unser oft schwankender Sinn des „festen Grundes“ nicht entbehren. Und wir werden des Dichters mit Rührung gedenken.

Von einem Todten gehen wir über zu zwei Greisen, deren Werke wir, wie verschieden auch der Gesamteindruck derselben, nicht ohne eine gewisse Wehmuth in die Hand nehmen.

27. Gedichte von A. R. de Wilson aus Th. Erstes Bändchen. Posen, Merzbach. 1862. 8. 1 Thlr.

28. Gedichte von August Lamey. Straßburg. 1860. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Mgr.

Ehe es zu spät ist, wollen beide im hohen Greisenalter stehende Dichter sammeln, was sich sammeln läßt. In Wilson's Gedichten finden sich einzelne aus den Jahren 1815 und 1816; Lamey sogar bringt uns Gedichte aus 1791! Einem solchen dichterischen Leben gegenüber hält sich unsere Kritik still, wir ehren die weißen Haare und freuen uns an dem lebenskräftigen Sinn, der zu den seligen Stunden der Jünglingszeit zurückkehrt. Lamey sucht seine Stärke namentlich in ungereimten Versen und antiken Versmaßen, Wilson seufzt durch einen naturwüchsigen, volksthümlichen Ton. Aber Wilson schießt oft übers Ziel hinaus, ins Barocke hinein. Seine Gedichte haben meist Balladenton, sie sind indess in dem Ausdrucks oft zu wenig geschlossen und streifen ins Bänkelsängerische. Hierin auch liegt's wol, daß Wilson weniger zur Geltung gelangte, als er verdiente. Uns thut all der sonstigen poetischen Rebelelei und Schwabelei gegenüber sein derber Ton oft sehr wohl. Nur darf er nicht ins Gynische fallen, wie im „Verwünschten Klosterichatz“, oder sich so platt geben, wie S. 25:

Gink sitzt ein Pascha trüg und faul
Und gähnt vor Langerweile;
Da bleibt ihm offen stehn das Maul,
Als flackten drinnen Reile;
Man pflegt's zu nennen: Rinnbadsperre;
Wie wimmerte der arme Herr!

Gegen diese Bänkelsängerei wie trefflich ist das Gedicht „An meine Jugend“, oder „Gedanken eines Schülers der Weisheit“, oder das vorzügliche, dem Dichter allein schon zum Ruhme gereichende „Frühlingsfeier“.

Lamey bietet uns auf 450 Seiten theils „epische Dichtungen“, theils „dramatische Scenen“, theils „leichte Bilder, Sagen, Romanzen“, theils „oben, didaktische Lieder“; dazu auch Lieder nach Branger, Victor Hugo, Lamartine, dann Fabeln nach LaFontaine, dann „elässliche Chronik“, endlich „Scherzgedichte“ und „Vermischtes“. Ein tiefgebildeter Geist, ein reiner Sinn, redliches poetisches Streben, das sind die Züge, die wir an dem Dichter bemerken. Manche sinnige Gabe verdiente, daß wir sie näher besprächen. Doch heißt uns der Raum sparsam sein. Wie er auf seinem elässischen Vorposten französische Literatur mit deutscher zu vermitteln sucht, davon singt er in dem Liede „Meine Bücher“:

Dich Aronet (Voltaire), dich Boquelin (Molière)!
Guth, Uhland, Rückert, Heine,
Sidmondi, Gutzot, Lamartin,
Zusammelt im offenen Schreine.

29. Bilder der Vorwelt. Ein Cyklus von Gedichten von Albert Knapp. Stuttgart, Steinfopf. 1862. Gr. 8. 22½ Mgr.

„Der Antrieß zu nachstehenden Dichtungen entsprang aus Vorstudien, zu welchen mich die mündliche Erklärung eines apostolischen Briefs veranlaßte, und aus dem Wunsche, das Resultat derselben in eine abgerundete Form zu fassen“, so leitet Knapp seine „Bilder der Vorwelt“ ein. Viele der geschichtlichen Scenen ergriffen ihn dermaßen im Gemüthe, daß er den Trieb, manche derselben in ein poetisches Gewand zu kleiden

nicht zu widerstehen vermochte, sondern aus dem beinahe grenzenlosen Material mehrere ihn besonders ansprechende Bilder herausgriff, um sie seinen Lebensgenossen im Lichte des Evangeliums vors Auge zu führen. Danach konnte man vermuthen, die religiöse Tendenz sei eigentlich die Hauptfache an den Gedichten. Das ist aber das Schöne, daß sich diese Tendenz nicht auf Kosten der Poesie geltend macht. Im Gegentheil, sie erstreckt sich nur so weit, um den Untergang des Heidenthums und als auch den Untergang der classischen Vorzeit als beim aufstehenden Christenthume nothwendig erscheinen zu lassen. Es durchweht daher die Gedichte ein tief sittlicher, freilich etwas schwermüthiger Ernst. Diese Schwermüthigkeit wird aber durch die oft sehr plastische Form der Strophen wesentlich gemildert. Diese „Bilder der Vorwelt“ verdienen daher in mehr denn einer Hinsicht ein offenes Wort der Anerkennung. Dabei ist ihre Zahl so groß, daß sich jeder ihn besonders fesselnde Stoffe sicher herausfinden wird. Der Bilder sind nämlich nicht weniger als 32. Von ihnen ist nur das letzte „Napoleon's Bestattung“ (1840) der neuern Geschichte entlehnt. Die übrige bunte Menge bringt „Delphi“, „Kreta“, „Tyros“, „Persopolis“, „Delos“, „Miletos“, „Theben“ (in Aegypten), „Ephesus“, „Sardes“, „Bergamus“, „Laodizea“, „Rhodos“, „Sparta“, „Olympia“, „Aradon“, „Larisa“, „Akrokorinth“, „Batmos“, „Palmyra“, „Byzanz“, „Antiochia“, „Der Atlas“, „Pompeji“, „Belisar“, „Timur“, „Säulen des Hercules“, „Alexander's Grabesfahrt“, „Des Titus Triumph“, „Griechenlands Schicksal“, „Der unterbrochene Tempelbau“, „Die zwiefach Erkorbener“ (die Bewohner der Gegenden, welche einst dem Christenthum erschlossen waren und jetzt als abgefallen gelten). Beigefügte Noten sollen für die einzelnen Stoffe Fingerzeige zum richtigen Verständnis bieten und sie möglichst populär machen. Der Verfasser hat demnach alles gethan, um den Productionen seines vierundsechzigsten Lebensjahres (nur „Napoleon's Bestattung“ rührt aus dem Jahre 1841) Eingang in die Herzen zu verschaffen.

So weit wären wir, und nun könnten wir eigentlich wieder von vorn beginnen. Wir könnten uns wieder nach vergänglichem lyrischer Waare umsehen. Doch wollen wir zu der nachfolgenden nicht zu streng ins Gericht gehen. Es findet sich ja in den meisten der nachfolgenden Bücher manch sinniger Gedanke, wenn auch das dichterische Vermögen der Verfasser nicht bis an den Himmel der Poesie reicht.

30. Erste Lieder. Von Paul Erwin. Berlin, W. Schulze. 1861. Gr. 16. 10 Mgr.

Das Maß, mit dem wir messen, haben wir bei Paul Erwin sehr herabgestimmt. Erwin ruft mit seinen sehr bescheidenen Leistungen unser ganzes Mitleiden wach. Wir gehen mit ihm nicht ins Gericht, wir blasen nicht mit vollen Backen unter seinen poetischen Weizen, sonst möchte Spreu und wieder Spreu aufwirbeln. Das Dichten scheint dem Verfasser unendliche Mühe zu bereiten. Man merkt es an einzelnen Wendungen. Doch kommt er erst in den Schuß hinein, dann geht es zuweilen ganz sangbar weiter. Aber nichtsdestoweniger lassen die Gedichte kalt, denn es fehlt ihnen gewöhnlich die Pointe. So z. B. das „Abendlied“:

Die Schatten lagern
Ueber dem Lied,
Die Mögeln Augen
Ihr letztes Lied,
Die Gipfel der Berge
Nach goldig glühn
Ich liege betend
Auf meinen Anten.

Was soll das! Oder „Am See“:

1863. 2.

Ihr holden Blumen an dem See,
Was senkt ihr so das Haupt?
„Der Sturm hat unsrer Schwester,
Ja unsrer lieben Schwester
Geknickt das blühnde Haupt.“

„Dort treibt sie nun todt auf dem See,
Wir schauern ihr traurig nach;
Brich uns, du guter Wandrer,
Ja brich uns, guter Wandrer,
Und sende uns ihr nach!“

Das ist nicht einmal ein Stimmungsgemälde; das ist schwächliche Sentimentalität, wie sie allenfalls bei einer jungen Dame zu entschuldigen. Und nun der Vers: „Dort treibt sie nun todt auf dem See“, acht einflüßige Wörter! Gut wenigstens, daß Ein Lied, „Draußen und drinnen“, pointirt ist und uns lebhafter anregt. Gut auch, daß die „Bruchstücke eines Tagebuchs“ einige wärmer empfundene Stellen bieten.

31. Blumen am Wege. Gedichte von Gustav Oppermann. Berlin, Selbstverlag. 1862. 8.

Ein hübsches Bündel von Blumen. Es sollen nur Blumen am Wege sein. Ja, gäbe nur Oppermann nicht vielen von diesen Blumen hochtrabende Namen, als glaubte er sie dadurch besser an den Mann zu bringen. Und wenn man's so billig haben kann, daß man überall am Wege nur dahin und dorthin greift und im Umsehen einen Strauß zusammenpflückt, welchen Werth soll diese Wohlfeilheit besitzen? Oppermann singt leicht, aber auch unendlich wohlfeil. Es kommt ihm gar nicht darauf an, mit Reminiscenzen aus andern Gedichten zu beginnen. So S. 133 „Zum Geburtstage des Königs“:

Lied erschalle,
Feiernd walle
Auf zu unserm Himmels Dom!

Wer hörte da nicht Agathe im „Freischuß“ singen? Oder „Drei Burtschen“ (S. 150):

Es zogen drei Burtschen mit munterem Sinn,
Mit wanderndem Fuß in die Ferne dahin —

klings das nicht wie ein Plagiat auf das bekannte Gedicht Uhland's? Selbst kleinere, übrigens poetisch empfundene Lieder leiden durch den Ton der Gemeinplätze, so:

Leise rauscht's wie Geisterhauch
Nieder von den Höhen,
Und das Blatt zu meinem Fuß
Stäubelt lindes Wehen.

Herz, mein Herz verkehrt du,
Was die Gräße künden
Aus dem Land der Geisterruh,
Wo die Nebel schwinden?

Auch die wenigen erzählenden Gedichte würden wesentlich durch plastischere Darstellung gewinnen. Doch wir mäkeln mit dem Dichter und er selbst bemerkt in seiner Bescheidenheit:

So nehmt die Gabe, wie sie euch gegeben,
Der Sänger reicht sie tief erbebend dar.
Nicht ewig werden seine Lieder leben,
Die nur der Stunde Günst' gebar;
Doch wenn sie leis in euerm Herzen beben,
Und wenn auch eins nur aus der bunten Schar
Euch einer Stunde Unlust einst bezwungen,
Ist es vergebens ewig nie gesungen.

32. Gedichte von Wilhelm Fischer. Bonn, Weber. 1862. Gr. 16. 28 Mgr.

Das Buch zerfällt in Lyrisches und Episches. Der epische Theil enthält meist Bilder aus alter Geschichte, meist nach Herodot u. s. w. bearbeitet, meist auch schon oft behandelte Themen wie „Kleobis und Biton“, „Adraffos“, „Salamis“.

Doch liest man diese Gedichte nicht ohne Interesse. Im „lyrischen Theile“ greifen wir zunächst nach den Sonetten (S. 41–47). Solche Sonette lassen wir uns gefallen. Und auch in den übrigen kleinen Liedern finden sich manche innige Weisen, die um so mehr ansprechen, als sie anspruchslos auftreten, obgleich sie meist auf eine etwas melancholische Pointe hinauslaufen. Nicht wenig indeß überraschen uns sprachliche Härten wie auf S. 132:

Drauf ist der Herbst gekommen
Mit Stürmen schneelig und kalt,
Auch du, o Lieb, bist mir kalt und fremd
Geworden, fremd und kalt.

Wie ganz anders fließt es dagegen in dem kleinen:

Als ich ein frohes Kind noch war
In meiner Mutter Haus,
Da sah mein Auge sonnenklar
Ins weite Land hinaus.

Da war die Welt so reich und schön,
So roth im Morgenschein,
Da klang so zauberfüß Getön
In Ohr und Herz hinein.

Da sah ich viele Rosen blühn
Im thauiig grünen Feld,
Da sah ich tausend Freuden glühn
In weiter Gotteswelt.

Sie sind verwelkt im faulichen Wind,
Berweht in Nacht und Graus —:
Ich wolle, ich wäre noch ein Kind
In meiner Mutter Haus.

33. Gedichte von Georg Schulz. Hannover, Riemschneider. 1861. 8.

Im düstern Wald auf dürrer Sand
Wol ist ein Garten mir bekannt,
Da trifft man im öden wilden Tann
Drei wunderfame Röslein an.

Mit solcher Willkür im Versmaße wie in der dritten Zeile verfährt Schulz öfter. Freilich nicht durchgehend; aber schlimm genug, daß so etwas mit unterläuft. Seine Gedichte sind unter eine Masse von Abschnitten gebracht, von denen uns die Sonette und die Reisebilder, namentlich das „Italia, Italia“ als das verhältnismäßig Beste im Buche erscheinen. Dagegen fallen die ersten Abschnitte ziemlich ab. Der erste Abschnitt „Spätherbst“ versteht uns wirklich in eine recht herbste Stimmung, da die Mittelmäßigkeit und ein trüber Ton vorherrschen. Dasselbe gilt vom zweiten, dem „Winter“, der uns nun gar ganz schwunglose, durchaus frostige Poesien bringt. Glücklicherweise thauen wir im „Frühling“, dem dritten Abschnitt, etwas auf, und auch im vierten Abschnitte „Vermischtes“ dauert diese erwärmende Stimmung fort. Da wir lassen uns sogar so weit fortreißen, daraus „Stampede“, „Nordlicht“, „Der Fischer“ als recht erträglich hervorzuheben. Die dann folgenden „Bilder aus dem Wendenlande“ stoßen uns durch den grellen Ton mehr und mehr ab, desto mehr fesselt uns die sechste Abtheilung „Scherz und Liebe“. Wir halten hier sogar bei dem artigen „Die Anleihe“ still:

Wenn um einen Kuß ich bat,
Sprachst du: Habe keinen!
Liebchen, dafür weiß ich Rath,
Reiße dir von meinen.

Tausend Küsse leih' ich dir,
Zinsen stell' ich billig,
An Procenten zahlst du vier,
Hoff' ich, gern und willig.

Nimmer soll das Kapital
Dir als Schuld beschweren,
Und nie will ich auf einmal
Es zurückbegehren.

Jedesmal, wenn ich dich schmüd'
Mit des Frühlings Rosen,
Zählst zehn du mir zurück
Unter süßem Kosen.

Wenn die Röslein sind erstarret,
Tief im Schnee begraben,
Will ich — sieh, ich bin nicht hart —
Täglich fünf nur haben.

Die soll deine schöne Hand
Einen Schuldschein schreiben,
Als das ein'ge Unterpfand
Soll dein Mund mir bleiben.

Die übrigen Abschnitte: „Kranze“, „Haus und Familie“, „Oben und Zeitgedichte“, fallen hiergegen wieder merklich ab, so sehr ab, daß wir bei dem vier Zeilen langen Gedichte „Seilen soll die Zeit?“ verwundert fragen, wozu es gedruckt sei?

Bisher hatten wir hauptsächlich auf den innern Werth der Bücher gesehen. Wie war's, wenn wir nun auch einmal den Blick auf den äußern richteten. Einige Bücher sind uns zwar schon durch die Hand geschlüpft, bei denen wir das schöne Kleid hätten vermerken sollen. Wir kommen damit aber wol noch früh genug, wenn wir's auch erst jetzt vermerken. Wodurch sich also „Ein münchener Dichterbuch“, Hammer's „Lerne, liebe, lebe“, Willagen's „Gedichte“ und andere auszeichnen, die schöne Ausstattung, finden wir auch bei

34. Gemüth und Welt. Lyrische Dichtungen von Friedrich Marx. Graz. 1862. Dr. 8. 1 Thlr.

Aber war sie bei jenen mehr nebensächlich, so wird sie hier fast zur Hauptsache. Der Verfasser, ein österreichischer Offizier, bietet uns einen starken Band meist kleiner, oft an Heine anklingender Lieder. Gegen seinen eignen Willen protestiren wir durchaus nicht, auch gegen seine Lebensanschauung mögen wir nichts einwenden, auch nichts gegen den Fleiß, mit dem er seine Lieder niedergeschrieben, aber doch in gewisser Beziehung gegen die Ueberszahl dieser kleinen flüchtigen Lieder, dieser vergänglichsten Dinger von lyrischen Prosamen. Auch dürfte sich's der Verfasser in Zukunft mit metrischen und sprachlichen Freiheiten weniger leicht machen, wofern er nicht die Kritik ernstlich herausfordern will. Zu billig ist eine Strophe wie nachfolgende auf Seite 55:

Gefäll's doch beiden noch
Solch trautes Sichgewohnsein,
Wärst du die Erde doch,
Wie gerne wolle' ich Mond sein!

Ganz unleidlich aber folgende auf S. 231:

So trag' jungfräulich denn das reine (Kreuz),
Sei stolz, Soldatenkind, sei stark,
Nirgends um Mitleid bettel', sei eine
Wehrhaft umgürtete Jeanne d'Arc!

Doch möchten wir uns dem Dichter auch günstig zeigen, deshalb wählen wir eins seiner Abendlieder:

Im Abendglanze lag die Flur,
Das Klüßern schwieg im Wald,
Und eines Vögleins Stimme nur
Durchirrte süß die Luft.

Der Abendglocke Ruf erklang
Vom Kirchlein auf dem Ried,
Die Hirtin auf dem Heimweg sang
Ein muntres Alpenlied.

O dieser Stimmen Einklang tief
 Mir Friedenssehnsucht wach,
 Als längst die Welt im Dunkel schlief,
 Ein Stern aus Wolken brach.

In solchen und ähnlichen Stimmungsgedichten ruht die Stärke des Dichters, da trifft er den Ton sehr gut, schreibt fließend und befriedigt vollständig. Im übrigen erkennt der Dichter diese seine Stärke selbst an, denn er citirt über sich bescheiden:

Nicht dem stolzen Wanderstrom,
 Der zum Meer von Alpen steigt,
 Der auch Burgen, Städte, Dome
 Wechselvoll im Spiegel zeigt.

Möcht' dem See als Dichter gleichen,
 Der im kleinsten Thale ruht,
 Hütten nur, Kapellen, Wägen
 Zeigt auch seine Spiegelflut.

35. Kauschgold und Ragen Silber. Ein Lieberchilus von Leopold Schick. Wien, G. Gerold's Sohn. 1862. 16. 24 Ngr.

Das Vaterland möchte Schick mit Marx gemeinsam haben, die österreichische Erde; die poetische Kraft aber dünkt uns zwischen beide verschieden getheilt. Schick philosophirt mehr, grübelt mehr, fällt mehr in einen spöttischen Ton und verdirbt sich daher manche lyrische Stimmung. Schon der Titel „Kauschgold und Ragen Silber“ klingt so etwas nach Selbstironie. Und dieser Irieh zur Ironie läßt ihn zuweilen nach poetischen Dornen und Dürren greifen:

Es herrscht ein Schacher in der Welt
 So frech wie vormal's nie;
 Verdienst und Adel heißt nun Geld
 Und Diebstahl Industrie.

Dem Volke predigt man Moral,
 Die reiche Welt ist taub;
 Die Tagesparole heißt Standal,
 Das Lösungswort heißt Raub.

So viel Wahrheit in solchen Ergüssen liegt, ebenso viel Uebertreibung wegen der Allgemeinheit der Empfindung. Wie weit poetischer klingt es da nicht z. B. in dem „Auch die Todten sollen leben“:

Laut Gesang und froh erheben,
 Kränzet festlich mir das Mäh!
 Auch die Todten sollen leben!
 Füllet rauschend den Wals.
 Längst verblühne theure Gasse
 Finden sich noch einmal ein,
 Kommen jubelnd zu dem Feste,
 Wollen wieder fröhlich sein!

Für das erzählende Genre zeigt sich Schick formell sehr gewandt, das sehen wir an „Das Weib des Räubers“; wie es ihm pathetisch von der Seele quillt, das zeigt „Ein Rebellbild“, wie er aber im Epigramm nach dem Vorher, vergeblich greift, dafür bürgen uns die „Matten Gedankensplitter“. Ja matt in der That sind viele dieser Gedankensplitter, schon weil sie die epigrammatische Schärfe zu oft im bloßen Wortspiele suchen, oft auch weil sie paradox klingen. Ob gut oder schlecht, ziehen wir einen Gedankensplitter, welcher es auch sei, heraus:

Zehntendmal bist du gewarnt und holst dir die nämlichen Schläge;
 Soß nun die Lehre bezahlt, warste nun selber umsonst!

Wir sehen uns nach Büchern um, in denen ein erzählender Ton frisch und leicht anspricht. Nun da sind zwei, wenn sie auch hinsichtlich des Inhalts nicht gerade durchaus nebeneinander passen. Zuerst:

36. Das Lied vom Rhein. Ein deutscher Sang von Albert Rheiner. Freiburg im Br., Mayer. 1861. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wären die Dichter Albert Rheiner und Karl Falter (vgl. Nr. 14) ein und dieselbe Person, wir würden es gut und gern glauben. Läßliche Eigenschaften, die Falter bei seinem blaffen Stoffe nicht verwerten konnte, verschaffen Albert Rheiner einen gewissen Nimbus. Bei Rheiner gärt und brodelt es von Versen und Empfindungen, man merkt, er muß singen. Aber wie er singt, das sei stellenweise dem Apollo und allen neun Mufen geflagt. Hexameter schreibt er, gar nicht zu scanbiren. Höre man nur:

Und die tausend Felsentatarakte in mächtigen Sägen —

Oho, wie der Daktylus über den Felsentatarakt stolpert! Aber Rheiner griff nach einem dankbaren Stoffe, drum mag manche Unebenheit hingehen. Er schildert den Rhein von seiner Quelle bis zur Mündung, und zwar in drei Abschnitten. Im ersten Abschnitte verfolgt er den Rhein abwärts bis Ehrenbreitstein. Aber schon hier schiebt er vielfach lyrische Reflexionen ein, so wenn er den Abschnitt mit einem Gedichte „Die Ehe“ schließt. Im zweiten Theile, „Rheinkiesel“ betitelt, macht er ganz und gar halt und framt einen ganzen Haufen lyrischer Gedichte aus, erst Oben, dann vermischte Gedichte, endlich deutsche Nationalhymnen, Gedichte, die mit dem Rhein mehr gar nichts zu thun haben. Viele dieser Gedichte, so „Sappho“, „Das Lied der Thränen“, klingen gut, andere, so namentlich einige der Nationalhymnen, enthalten den schmerzlichen Gesang, hinter dem wenig Wahrheit steckt. Was soll z. B. in der Volks hymne S. 189 die Ausrufung des Himmels:

O segne Gott der Völker erstes (das deutsche) Vortan,
 Durch deine Gnade ist es groß geworden!

Das verstehen die Reuß-Greizer viel besser, die singen doch wenigstens richtig:

Und woll'n sie in Gera auch was ha'n.
 So mög'n sie's dir selber sa'n.

Der dritte Theil führt uns abwärts bis zum Meere und läßt uns unterwegs noch einige Rheinsagen und Romane auflesen, darunter auch eine „Vorelei“, die im lyrischen Rausche geschrieben zu sein scheint. Was ist doch Heine's „Vorelei“, Heine's elegischer Ton dagegen! Mit vollster Ekstase gelangt Rheiner ans Meer. Dort declamirt er:

Und monnetrunken stürze ich auf die Knie;
 Ha, göttlich! ewig! rufe entzückt ich aus.
 Ja so, so ist's! so wird, so muß es sein!
 Und hiermit ende ich mein Lied vom Rhein.

Daß Rheiner über diesen lyrischen Schwindel nur nicht im poetischen Meere ertrinkt. Es wäre schade um sein Talent, um sein noch nicht abgeklärtes Talent. Nicht der Rheinwein, aber der Most scheint ihm zu Kopfe gestiegen zu sein. Und wenn sein „Lied vom Rheine“ vielleicht nicht in die Herzen des ganzen deutschen Volks hineinwächst, möge er an die Mütter denken, welche ihre Säuglinge aus lauter Zärtlichkeit todtbrücken.

Das andere der beiden heißt:

37. Reime und Bilder aus dem Rathskeller und der Künstlerhalle in Bremen. Von F. Ruperti. Bremen, Geseinius. 1862. 8. 24 Ngr.

Ein gut Theil Gelegenheitsgedichte sind wol unter den Bildern und Reimen. Aber ein gut Theil schilbender Gedichte fesselt uns durch den frischen, lebendigen Ton. Den Rittelvers besonders versteht Ruperti vortrefflich zu handhaben, eine Kunst, die freilich in mancher Hinsicht nicht für sehr theuer gilt. In seiner „Kapuzinerpredigt“ klingt es wirklich nach Schiller:

Heiße, juchheiß, bubelbumbel!
 Da geht's ja hoch her, bin auch dabei!
 Muß drob nicht ein frommes Geiz sich entzücken?
 Seid ihr friedliche Bürger, seid ihr Christen.

Die Sonntags zweimal zur Kirche gehn
Und nachher sich innerlich-befehn?
Was ist das für ein Lärmen und Schreien,
Was treibt ihr für Pöffen und Narretelen,
Als sei aus dem ganzen deutschen Lande
Zusammengekömmt eine Gaultierbände!
Ihr kocht, daß im weiten Saal es klingt,
Die Gläser aneinander und singt,
Aus euerem ungewaschenen Munde
Da sprudeln hervor im tollen Bunde
Von Freiheit und Recht verworrene Brocken,
Mit denen kein Hund sich vom Ofen läßt locken.
Es war eine Zeit der Wunder und Zeichen,
Daß rothe Nasen selbst mußten erbleichen,
Und daß vor Schreck uns mit der Gabel
Der lederste Bissen fiel aus dem Schnabel u. s. w.

Im ähnlichen Geiste und Tone sind „Eine Geschichte aus Utopien“ und „Eine Begebenheit aus neuester Zeit“ gehalten. Und sie gefallen uns am besten. Andere Sachen wie selbst „Vogumil Davison“ halten sich doch zu sehr an die Gelegenheit, als daß wir gerade an der Gelegenheit Geschmack finden möchten.

Sehen wir nur auf den fehlerfreien Vers und berücksichtigen wir den Inhalt wenig, so haben wir an Scherfgen beinahe einen Musterdichter. Sein Buch nennt sich:

38. Natur, Liebe, Leben. Lyrische Gedichte von B. Scherfgen. Neue Folge. Trier, Gall. 1862. Gr. 16. 21 Ngr.

Ja in der That, sehen wir nur auf den Vers! Wir glauben kaum in dem ganzen Buche eine formell schlechte Strophe anzutreffen. Aber nun freilich mit dem tiefern Sinne, damit steht's schwach. Auch Scherfgen ist nicht viel mehr als ein Dugendbichter, der zum dreizehnten male singt, was man in ganz ähnlicher Weise schon von zwölf andern vernommen hat. Greifen wir ein Gedicht heraus, wie es uns gerade unter die Finger fällt. Also aus der ersten Abtheilung „Aus der Natur“ das Lied „Der Sonne Nacht“:

Die Luft ist trüb' und Wolkengrau
Umzieht das reine Himmelsblau
Mit dunkler Schleierhülle;
Die Stunde schleicht unvertürzt,
Und immer neu herniederkürzt
Die kalte Regenfülle.

Jetzt preisen deine Größe wir,
Die du mit goldner Strahlen hier,
Das Weltall füllst, o Sonne!
Verscheuch' der Wolken trübe Nacht
Und führ' zurück des Tages Pracht,
Des Lichtes Kraft und Wonne.

Größern Scherz als die „Naturlieder“ verursachten uns Scherfgen's „Liebeslieder“. Denn als echter lyrischer Schmätzerling befigt Scherfgen hintereinander drei Schöne, Constanze, Irmine, Clotilde. Er schwelgt im Frauenlob:

Frauen sind die Kronjuwelen
In dem Wunderbau der Welt,
Sind des Schöpfungswerkes Seele,
Die das All zusammenhält u. s. w.

Aber nur ein Weilchen. Und nachdem er für alle drei entkammt gewesen, stellt er sich mit dem „Filsen-Lob“ zur Ernüchterung unter die lyrische Wasserplumpe oder unter etwas noch Schlimmeres, und siehe da, er beginnt zu spotten:

O Lily, kühle Lillie du,
Welch Demuthsbild bist du:
Der Hühner, Enten, Gänfeschwarm,
Der Kruten rothe Schar,
Die Leich und Hof mit Schrei und Lärm (!)
Umstoben immerdar,
Sie schnattern kaum, wie du!

O Lily, kühle Lillie du,
Welch Hegeitsbild bist du:
Nicht Straßendreck, der sich entzündet,
Zu sehn, was keiner soll,
Nicht Koth, der Wall und Gassen schmückt,
Von Maden wimmelvoll,
Sind freckgemelt, wie du!

Wenn Scherfgen nun eines schönen Morgens über sein lyrisches Talent so wegwerfend sprach. Dann würde er über sein Buch schärfere Kritik als wir üben, die wir doch in den fernern Abschnitten des Buchs manche angenehme Blume herausfinden könnten.

39. Hochdeutsche Gedichte von A. B., der Verfasserin von „En por Blumen“ und „Nige Blumen ut Annmarik Schulten ehren Sohren“. Greifswald, Koch. 1862. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Noch einmal seien wir galant. Wir werden die hochdeutschen Gedichte doch nicht einer strengen Kritik unterziehen. Mit Scherfgen's Gedichten könnten sie hinsichtlich der Versifikation rivalisiren; leider aber peinigt uns die Verfasserin ein wenig zu sehr mit Anklängen an andere Dichter. Auch beeinträchtigt ihr die übermäßig breite Ausführung der Gedichte den wohlverdienten Erfolg, und das ist des volksthümlichen Zugs wegen für viele Gedichte wirklich schade. Denn wie frisch und frei singt die Verfasserin nicht z. B. im ersten „Matrosenliede“:

Wi daß euch doch das Weite paßt,
Ihr feige Remmenbrut,
Kaum daß es in den Raaen knadt,
So sinkt euch schon der Muth.

Ja, paßt nur auf, wenn Vater Sturm
Im Graste uns besucht,
Da hat wol mancher Erdenwurm
Gebetei und geklucht.

So hätten wir denn nur noch zweier Nachzügler aus dem Jahre 1861 zu gedenken, einen dritten vom Jahre 1860 (die Gedichte von Lamey) haben wir schon weiter oben Nr. 28 eingeschoben.

40. Sängers Wallfahrt. Gedichte von Karsten Runge. Mätona, Menzel. 1861. 8. 1 Thlr.

Von einer Wallfahrt in das unvergängliche Reich der Poesie dürfen wir bei diesen Gedichten wol nicht reden, doch aber von einer Wallfahrt auf der breiten Heerstraße der gangbaren Lyrik. Strenge Selbstkritik würde das nicht eben starke Wandchen um ein Gutes dünner gemacht haben. Diese Selbstkritik hätte Sächelchen wie „Im Herbst“ (S. 84) ganz gestrichen:

Es säuselt von den Bäumen
Das salbe Laub herab;
Weilchen, Rosen und Nelken
Fanden längst ihr Grab.

Ich gehe still und sinnend
Und weige trüb' das Haupt,
Seh' ich im Frühling wieder,
Was mir der Herbst geraubt.

Noch ärger guckt indes die Heine'sche Nonchalance aus folgendem Papierschnigel heraus. An „Helene“:

Du blühest wie Wagnetten
In stolzer Wastkät,
Verliebte Amoretten
Umflattern dein lustig Beet.

O wärst du doch ein Weilchen
Still duftend auf grüner Au,
Und über ein kleines Weilchen
— Eine tugendhafte Frau.

Und ohne Mühe könnten wir weiter zählen und würden gleich ein ganzes Dugend solcher Sächelchen als unnützen Ballast über Bord werfen. Dies namentlich in dem zweiten Abschnitt „Vermischte Gedichte“. Sollten wir hier bei wirklich befremdenden Gedichten stehen bleiben, so würden wir's vor „Lage's Klage“. Auch im ersten Abschnitt „Balladen und Romane“ wäre manches zu tadeln, indem der Verfasser meist unbedachter Stoffe oder Stoffe mit schwächlicher Pointe wählt. Daher im Umriss von todtten Geliebten und Liebhabern. Runge's Lou ist lyrisch, aber seine Kraft nicht genug aufs Klassische gerichtet. Dram lassen uns Gedichte wie „Der Wellbaum“, „Die Brautwahl“ ziemlich kalt und selbst das volkstümlichere „Ein deutscher Kürassier“ verduftet ins Schönfäulige hinein. Die dritte Abtheilung „Blattbüschel und Holzknecht“ hat uns auch nur zum Theil angesprochen. Auf wirklich volkstümliche Strophen folgen solche, die höchstens gedacht und nur ins Plattdeutsche überfetzt sind, oder deren Stoffe an übergroßer Breite der Ausführung leiden. Wir haben an Runge viel ausgesetzt, weil wir hoffen, dem Dichter mit diesen Aussetzungen nützen zu können.

41. Gedichte von Julius Bammé. Halle, Anton. 1861. 8. 1 Thlr.

Mit dem Drama „Maria Stuart oder die Reformation in Schottland“ bekundete Bammé ein nicht unerhobenes Talent. Auch seine Gedichte zeugen davon, doch lassen sie mehr als billig kalt. Es fehlt ihnen der Schwung, den wir auch schon an dem Drama vermisten. Daher ziehen die Balladen und Romane an uns nur flüchtig vorüber; kaum daß uns die erste der Balladen: „Eudwig der Springer“, auf kurze Zeit festhält. Seine „Vienen und Wespen“ geizeln nicht ohne Blick verschiedene Thorheiten. So lesen sich die beiden Gedichte „Die Mittelmäßigen“ und „Die Bestimmten“ frisch und glatt weg. Dagegen hört die Poesie bei „Demi-monde“ wol auf. Trostlose Verse sind's:

Rabams, Rabams, die demi-monde
Ist zwar zurecht damit,
Was aber waren Sie an fond?
Sie waren ja sehr nie.

So spricht der neue Posa feß,
Den Scheitel à l'anglaise,
Geordnet und gepflegt auf best,
Stolz freilich in die baissa.

Wir danken für solchen Humor. Garmoloseres bieten die Abschnitte „Nachsalter“ und „Tagalter“. Doch stoßen wir auch da in der „Parforcecar“ auf Sonderbarkeiten:

Was kalt ist, macht sich warm,
Was naß ist, macht sich trocken,
Wer Kummer fühlt und Garm,
Wozu den nicht Freude loden?

Ganz anders klingen dagegen Lieder wie „O konnte dich die Erde bilden, du wunderbare Wunderma“, oder „Ein solches Lied soll noch die Lust durchdringen, ein solches Lied voll hehrer Kraft“, oder „Lieblich ladet dich der junge Morgen aus dem Traum zu seiner Wirklichkeit“. Das sind Gedichte, deren wegen Bammé zum Schlaf schon singen darf:

Habt ihr vernommen nur, wie mich
Ein warmer Drang geleitet
In Graß wie Scherz, so meine ich,
Hab' ich auch Bild bereitet.

Am Schluß sind wir. Sollen wir unsere Urtheile zusammenfassen, so werden wir ein schlechter Anwalt sein. Wir werden gegen die Lyrik von heute im großen und ganzen, sowie sie sich uns in den meisten der 41 Bücher geboten, ziemlich verwerfend auftreten. Solange uns die Ehre zu Theil geworden, an diesen Blättern die Feder zu führen, haben wir uns im Drama und im Roman

kritisch versucht. Wir sind bisher, das können wir nicht verhehlen, weder im Drama noch im Romane so enttäuscht, als wir's durch diese Lyrik sind. Ja fröhlich, „Singe, wenn Gesang gegeben“: hätte nur die Lyrik nicht viel von ihrem Werthe verloren. Wie der griechische Weise niemand vor dem Tode glücklich pries, so sollte man die Lyriker nicht vor dem dreißigsten Lebensjahre glücklich preisen und sie nicht kritisieren. Man sollte warten, ob sie sich aus dem gedankenlosen Nachsingen wohlfeiler Weisen zu dem Bewußtsein wirklicher literarischer Thätigkeit herausentwickeln, oder ob sie den Mund nur einmal recht voll nehmen, um dann ewig zu verstummen, und wie viele verstummen gänzlich gerade wenn sie zeigen sollen, daß sie mehr als bloß lyrische Eintagsfliegen liefern können. Und wie wenig Aussicht ist, daß es besser werde.

Emil Müller-Samwergen.

Nathaniel Hawthorne's „Miriam“.

Miriam oder Graf und Künstlerin. Nach dem Englischen: Transformation von Nathaniel Hawthorne. Deutsch von Clara Marggraff. Autorisierte Ausgabe. Drei Bände. Leipzig, Voigt und Günther. 1862. 8. 2 Thlr.

Wol äußerst selten mag es vorkommen, daß der Herausgeber eines kritischen Blattes in die Lage kommt, die literarische Erstlingsarbeit einer Tochter beim Publikum einzuführen. Es ist zwar nur eine Uebersetzung, aber die Uebersetzung eines Werks voll eigenthümlicher und geistvoller Schilderungen und Anschauungen, welches überfetzt zu werden verdient. „Miriam“ — die genaue Uebersetzung des englischen Titels „Transformation“ würde für ein jegiges deutsches Lesepublikum zu unbestimmt und abstrakt klingen — ist außerdem die Schöpfung eines Autors, der, wie fast alle neuern in englischer Sprache Schreibenden nordamerikanischen Schriftsteller, sich von den Einflüssen deutschen Geistes erfüllt zeigt und infolge davon in der Schreibart wie in seinen Reflexionen von der Art und Weise der mehr epischen englischen Erzählerschule manches Abweichende offenbart. Wir rechnen zu jenen Spuren deutschen Einflusses nicht den Umstand, daß sich die geheimnißvolle Hauptfigur als Künstlerin „Miriam Schaefer“ nennt und einmal ein Lied in deutschen Lauten murmelt, oder daß einmal ein alter deutscher Künstler darin episch auftritt, oder daß sich der Verfasser gelegentlich auf Lied's und Hoffmann's phantastische Schöpfungen bezieht; sondern wir erblicken diesen Einfluß vielmehr in der zugleich nach Vertiefung wie nach arabeskenartiger Ausschmückung strebenden Schreibweise, in einem gewissen ideal-phantastischen Hauche, der sich über das Ganze verbreitet, wenn auch stellenweise wieder ein sehr scharf markirter, echt nordamerikanischer Realismus tritt, endlich in der Fülle von nicht genau zur Hand kommenden, äußerst malerischen Schilderungen und vollen, oft melancholisch gefärbten Reflexionen psychischer, philosophischer, kunsthistorischer und ähnlicher. Ja, es ist in der That eine bemerkenswerthe That, während diese Gattung Kunstroman bei uns land selbst bereits zurücktritt und wenigstens die realistisch gewordenen Kritik nicht mehr genießt, hier ein Anglo-amerikaner uns eine Schöpfung darreicht, in welcher ein Bildhauer und zwei Malerinnen nächst einem italienischen Grafen die Hauptrollen spielen und die Phantasie des Verfassers in Betrachtungen über Kunst und Kunstwerke, über Roms Vergangenheit und über die Licht- wie Schattenseiten des Katholicismus förmlich schwelet, ohne den dem Leser dadurch gewährten Genuß durch zeitgemäße politische Raisonnements zu trüben. Wir freuen uns, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf einen Roman, dem wir in der That aus dem ganzen Gebiete modern deutscher

Romanproduktion keinen zweiten gleichartigen zur Seite zu stellen wußten, und damit auf einen Autor hinzuweisen, der doch mit deutscher Art und Weise so viel Verwandtes zeigt und sich durch seine eigenthümlichen Romanschöpfungen (z. B. „The house of the seven gables“) in seinem Vaterlande sowohl wie außerhalb sehr bald einen geachteten und beliebten Namen gemacht hat.

Was das psychologische Element des Romans betrifft, so beschäftigt sich der Verfasser mit einem wichtigen Problem, das er jedoch schließlich nicht eigentlich löst, sondern als fraglich fallen läßt. Es ist dies die große Frage, ob die Sünde wie der Schmerz nur ein Hilfsmittel der Erziehung sei, durch welches wir uns nach einem höhern und innerlicheren Zustande emporingen, als wir ohne Anwendung dieses sehr drastischen und allerdings höchst gefährlichen Mittels zu erreichen fähig sein würden? Ob Adam nur darum gefallen sei, „daß wir uns endlich zu einem weit himmlischeren Paradiese als das seine erheben möchten“? Auf der einen Seite erblicken wir den Bildhauer Remon und die Malerin Hilba, beide von Haus aus edel gerast, letztere namentlich ein Engel ohne Flecken und ohne Sünde, auf der andern die mit der Kunst nur kokettirende, dämonische und excentrische Miriam, eine interessante glänzende Persönlichkeit, aber von zweideutiger Vergangenheit und Gegenwart, und den Grafen Donatello von Monte Veni, ihrem von ihren Reizen förmlich bezauberten Anbeter, der von allen für ein simples Naturkind gehalten wird und namentlich der Miriam anfangs als ein Gegenstand mitleidigen Spottes dient. Denn Miriam ist im Anblick der Sünde und in zweideutigen Verhältnissen aufgewachsen; sie kennt die den Frieden und das Gleichgewicht der Seele auf immer störende, aber auch Charakter und Geist stählende, bildende und in gewissem Sinne zur Toleranz erziehende Kraft der Sünde, weshalb sie auch ihrer Freundin Hilba, die niemals auch nur die Ahnung eines sündigen Gelüstes gefühlt hat, einmal vorwurfsvoll zuruft: „O! Hilba, deine Unschuld ist wie ein scharfes Stahlschwert; deine Urtheilssprüche sind oft fürchterlich streng, obgleich du ganz aus Sanftmuth und Gnade zu bestehen scheinst.“ Und noch später, nachdem sie noch mehr zur Sünderin geworden, als sie sich früher zu sein einbildete, bemerkt sie zu ihrer Freundin: „Du hast keine Sünde, noch irgendwelchen Begriff davon, was sie ist, und deshalb bist du so entseßlich grausam! Als ein Engel magst du im Rechte sein, aber als menschliches Geschöpf und als ein Weib unter Männern und Weibern bedarfst du einer Sünde, um mild und weich zu werden!“

Donatello begeht in ihrem Weisheit, zu ihrer Rettung, von ihr durch einen zustimmenden Blick dazu aufgefordert, einen Mord — wir verrathen nicht an wem und unter welchen Umständen, um solche, die den Roman vielleicht lesen möchten, nicht dadurch, daß wir sie in das Geheimniß gleich hier einweihen, um die nöthige Spannung zu bringen. Und nun beginnt die Umbildung, die Wandelung, die „transformation“. Donatello, der energischen Miriam erst ein Gegenstand des Gespöts und Mitleids, wird ihr jetzt ein Gegenstand der Bewunderung, der glühendsten Zuneigung; in Donatello entwickeln sich nun geistige Fähigkeiten, die man früher nicht in ihm geahnt hatte. Die berausende Kraft eines von Liebenden gemeinsam begangenen Verbrechens, aber auch die bei eintretender Besinnung aufleisende Seelenangst malt der Verfasser sehr schön: „Der erste Erfolg eines Geseßbruchs ist immer ein ekstatisches Gefühl von Freiheit. Und so danketen (aus ihrer dunkeln Sympathie, auf deren Grund ein menschlicher Leichnam lag) eine Seligkeit oder ein Wahn Sinn empor, welche, wie das unglückliche Paar sich einbildete, das für sie auf ewig verlorene Unschuldsgelühl wol anfwögen. Wie sich nun ihre Seelen so zu dem feierlichen Wahn Sinn des Ereignisses erhoben, gingen sie vorwärts — nicht schleichend, nicht furchtsam —, sondern mit stolzem Gang und Aussehen. Die Leidenschaft verlieh ihrer Haltung für einen Augenblick einen Ausdruck von Adel. Sie gingen durch die Straßen von Rom, als ob auch sie zu den majestätischen und

verbrecherischen Schatten gehörten, welche von längstvergangenen Tagen her die blutbefleckte Stadt heimgesucht haben. Und auf Miriam's Verlangen wendeten sie sich rückwärts, um stolz das Forum des Pompejus zu betreten. „Hier wurde ja eine große That gethan!“ sagte sie, „eine Bluthat, wie die unsere! Wer sagt uns, ob wir nicht die hohe und stets melancholische Brüderschaft von Cäsar's Mördern treffen und mit ihnen eine Begräbnis austauschen werden?“ — „Sind sie jetzt unsere Brüder?“ fragte Donatello. — „Ja! alle von ihnen“, antwortete Miriam; „und viele andere, von denen die Welt wenig träumt, sind durch das, was wir in dieser Stunde gethan haben, zu unsern Brüdern und Schwestern gemacht worden!“ Und sie erzitterte bei dem Gedanken. Wo war nun die Abgeschiedenheit, die Entfernung, das wunderbare, einsame Paradies, in welches sie und ihr Gesährte durch ihr Verbrechen versetzt worden waren? Gab es wirklich keine solche Zuflucht, sondern nur ein dichtes Durcheinander und stoßendes Gedränge von Verbrechern? Und war es wahr, daß jede Hand, an der ein Blutstropfen haften, oder die Gist gereicht, oder ein Kind bei seiner Geburt erwürgt, oder eines schlafenden Ausherrn Kehle gepackt und ihn seines wenigsten, letzten Athems beraubt hatte, jetzt das Recht haben sollte, sich kameradschaftlich ihren beiden Händen aufzudrängen? Ach, nur zu gewiß war dieses Recht vorhanden. Es ist ein schrecklicher Gedanke, daß eine Unthat den einzelnen in die große Masse menschlicher Verbrecher verschmilzt, und uns, die wir nur von unserer kleinen vereinzelten Sünde träumten, zu Mitschuldigen aller Sündhaftigkeit macht. Und so waren Miriam und ihr Geliebter nicht ein abgesondertes Paar, sondern Glieder einer unzählbaren Brüderschaft von Verbrechern, alle einer vor dem andern schandernd.“

Miriam freilich ist eine zu hartgefottene Sünderin und Egoistin, sie ist zu sehr in die Verderbnis der römischen Aristokratie und Hierarchie verflochten, von dieser zu sehr benutzt und geschützt, als daß man von ihr jemals eine tiefere Reue, eine wirkliche Umkehr erwarten könnte. Man sieht es ihr an, daß sie selbst ihren Geliebten, der um ihretwillen sogar zum Mörder geworden, ohne Bedenken opfern wird, um ihre mit zweideutigem Glanze leuchtende Stellung in der Gesellschaft aufrecht zu erhalten. Sie glaubt nicht an den Sieg des Guten, sie meint, daß, falls sie wie Guido den Erzengel im Kampfe mit der alten Schlange darzustellen gehabt hätte, der Kampf eine ganz andere Gestalt angenommen haben würde; man würde, versichert sie, auf ihrem Wils sehen, wie umgekehrt der Dämon den zarten jungen Engel niedertritt und an der Kehle packt; denn „das ist es“, meint sie, „was die armen Seelen wagen, die mit Michael's Feinde kämpfen“. Dabei betreibt sie aber die Sünde mit einer gewissen Eleganz und Noblesse: sie flieht die Atmosphäre gemeiner Verbrecher und hält sich gern in derjenigen auf, welche Unschuld und Seelenreinheit um sich verbreiten. Und dennoch — so seltsam ist die menschliche Natur! — interessiert diese dämonische, Verderben um sich verbreitende Miriam den Leser tiefer als die fleckenlose Hilba und der gern im belehrenden Tone sprechende Bildhauer. Vielleicht, daß die Tugend nur dann in dichterischen Schöpfungen lebhafter interessiert, wenn sie im Kampfe mit feindlichen Mächten erst mühsam erworben wird, statt gewissermaßen eine bloße unverlierbare Naturgabe zu sein wie bei Hilba. An diese tritt der Versucher auch gar nicht heran; denn selbst Miriam spricht nur davon, daß ihrer Freundin die Erkenntnis der Sünde fehle, aber im ganzen beugt sie sich vor ihr wie vor einem höhern Wesen; sie denkt nicht daran, Hilba in die Berührung mit reizender Sünde zu bringen; sie wendet feinerlei verführerische Listen an, die dazu dienen könnten, die reine nordamerikanische Jungfrau um ihre Unschuld zu betrügen.

Wir könnten manches an dem Romane Hawthorne's aussetzen. Einzelnes erscheint zu gesucht oder unwahrscheinlich; die Darstellung des Verhältnisses zwischen dem Bildhauer und Hilba leidet an einiger Süsslichkeit, und gegen den Schluß schreitet der Roman zu abrupt vor, sodaß in der psychologischen Motivierung

und Aufklärung Lücken entstehen, die vollständig auszufüllen vielleicht ein ganzer vierter Band nicht zu viel sein würde. „Es ist klar wie ein londoner Nebel!“ — mit dieser ironischen Bemerkung des Verfassers selbst muß man sich in dieser Hinsicht begnügen lassen. Aber vieles außerordentlich Schöne entschädigt für diese und andere Mängel. Zur Probe theilen wir hier nur noch einige Reflexionen des Verfassers mit, welche er entweder in seinem Namen anstellt oder den Hauptpersonen seines Romans in den Mund legt.

Diese stehen an der Stelle, wo angeblich Curtius sich in den Schlund stürzte. Miriam erblickt in diesem Schlunde den Abgrund menschlicher Sünde überhaupt; Hilba weiß von keinem solchen, hat in diesen Abgrund nie hineingeblüht. Da bemerkt Miriam: „Warte, und er wird sich vor dir aufhauen. Der Abgrund war nur eine der Oeffnungen an jener Höhle der Finsterniß, welche überall unter uns liegt. Die festeste Substanz menschlicher Glückseligkeit ist nur eine dünne, darüber ausgebreitete Hülle, eben nur hinreichend fest, um die trügerische Bühnenscenerie, in deren Mitte wir uns befinden, zu stützen. Es bedarf keines Erdbebens, den Abgrund zu öffnen. Ein Fußtritt, etwas gewichtiger als gewöhnlich, genügt dazu, und wir müssen sehr leicht auftreten, um nicht jeden Augenblick durch die äußere Rinne hindurchzubrechen. Nach und nach sinken wir unvermeidlich! Curtius gab eine närrische Probe von Heroismus, indem er sich kopfüber dort hinabstürzte; denn du siehst, ganz Rom ist, ihm zum Trost, von diesem Abgrund verschlungen worden. Der Palast der Cäsaren ist mit einem hohlen, poltern- den Ton seiner Trümmer dort hinuntergestürzt. Alle Tempel sind hineingesunken und Tausende von Statuen sind nachgezogen worden! Alle Helden und Triumphatoren sind in den großen Schlund ingeräthet, sammt der kriegerischen Musik, die ihnen aufspielte, als sie über den Rand hinschritten. Alle Helten, Staatsmänner und Poeten! Alle sind sie auf den armen Curtius gestürzt, welcher wähnte, sie alle gerettet zu haben! Ich möchte nicht gern über den Wahn jenes tapfern Reiters lächeln und kann doch nicht umhin es zu thun.“

Bemerkenswerth erscheint uns auch folgende gebrängte Charakteristik Roms: „Wenn wir Rom nur einmal gefannt und es verlassen haben, dieses Rom daliegend, wie ein seit langem verwehender Leichnam, der aber noch eine Spur der edeln Gestalt, welche er einst hatte, zurückbehalten hat, aber mit angehäuftem Staub und einem schwammartigen Ueberzug, welcher alle seine bewundernswerthen Züge verdeckt; wenn wir es sonder Zweifel im äussersten Ueberdruß an seinen engen, gekreuzten, verworrenen Straßen verlassen haben, diese Gassen, so unbequem mit kleinen viereckigen Steinen von Lava gepflastert, daß darauf zu gehen eine Art Buße ist, überdies so unbeschreiblich häßlich, so faul, einem Baumgange so ähnlich, in welchen nie ein Sonnenstrahl fällt, und wo ein frostiger Wind seinen tödlichen Athem in unsere Lungen treibt; wenn wir es verlassen haben, müde des Anblicks jener unendlichen, lebendstüßigen, gelbgeweißten Hütten, oder nennt sie meinetwegen Paläste, wo alles das, was im hässlichen Leben traurig ist, vergrößert und vervielfältigt erscheint; müde, jene Treppen zu ersteigen, welche aus einem Unendlichen von Garküchen, Schußkilderläden und Pferdekrallen zu einer mittlern Region von Behausungen für Prinzen, Cardinale und Gesandte, und einer obern Reihe von Wohnungen für Künstler, unmittelbar unter dem unerreichbaren Himmel emporführen; wenn wir es verlassen haben, überdrüssig, an dem freudeleichen und rauchigen Herdfeuer zu fröhnen und mit unserer eigenen Substanz das räuberische kleine Insektenvolk eines römischen Deuts zur Nothzeit zu mästen; wenn wir es verlassen haben, angeekelt und krank im Herzen von italienischer Gauderie, welche allen bisher noch in uns haftenden Glauben an des Menschen Wohlthätigkeit ausgerottet hat, und krank im Magen von saurem Brod, saurem Wein, ranziger Butter und schlechter Küche; wenn wir es verlassen haben, angewidert von dem Schein der Heiligkeit und von der Wirklichkeit des Schmutzes, jedes gleich allgegenwärtig; wenn wir es verlassen haben, halb-

leblos durch die erschlaffende Atmosphäre, deren belebender Urstoff längst verbraucht oder durch Myriaden von Schlächtereien verpestet worden ist; wenn wir es verlassen haben, niedergebückt von der Dede seines Verfalls und der Hoffungslosigkeit seiner Zukunft; kurz, wenn wir es verlassen haben, indem wir es von ganzer Seele hassen, und indem wir unsere eigene Verwünschung dem Banusfluch beifügen, welchen seine alten Verbrechen unverkennbar herabgerufen haben; wenn wir Rom in einer Stimmung, wie diese, verlassen haben, so sind wir doch bald über die Entdeckung erstaunt, daß sich unsere Herzsäden an die Ewige Stadt angeschlossen haben und uns wieder dorthin ziehen, als wäre es uns eine vertrautere und innigere Heimat als sogar die Städte, wo wir geboren waren.“

Ein andermal sagt der Verfasser: „Und welche Räume für neue Verbrechen finden sich nicht in diesen schuldbeladenen Stadtvierteln, wo das Verbrechen seit uralter Zeit zu Hause zu sein pflegte und seine alten erblichen Schlupfwinkel hatte! Wo gab es eine Straße in Rom, wo eine alte Ruine, wo einen Platz, auf welchem der Mensch zum Stehen Raum hatte, wo einen losgebrockelten Stein, die von einer oder der andern Art des Verbrechens unbesleckt gewesen wären! Es gab Augenblicke in der Geschichte dieser Stadt, wo die dunkle Flut menschlicher Bosheit überschwoll, weit höher als sich die Tiber je gegen die steile Anhöhe der sieben Hügel erhob. Kenyon's fränkischem Blick erschien es, als gäbe es ein aufsteigendes Element, welches sich nebelgleich von der alten Verderbtheit Roms heranwühlte und über der todten und halbverfaulten Stadt wie nirgends sonst auf Erden brütete. Und wo konnte das Verbrechen geeignetere Gelegenheiten finden als hier! In diesen ausgedehnten Palästen waren hundert entfernte Winkel, wo der Ausschrei der Unschuld umsonst verhallen würde. Unter manchen unausgezeichneten Häusern befanden sich unvermuthete Verließe, die einst fürstliche Zimmer und dem Tageslicht offen gewesen waren; aber irgend-einer dort vollbrachten verruchten That wegen hatte jedes Jahrhundert seine Hand voll Staub auf den Fleck geworfen und ihn vor den Blicken begraben. Nur Mörder wissen von seinem Dasein und hüten ihn als Schlupfwinkel für Mord und schlimmere Verbrechen.“

Zur Ergänzung diene dann noch folgende Stelle, der man gleichfalls einen Zug von großartiger Melancholie nicht in Abrede stellen wird: „Der Glückliche kann wol fortfahren, unter dem glänzenden Himmel von Rom ein Glücklicher zu sein. Aber wenn ihr mit melancholischer Stimmung dahingeht, wenn ihr mit Trümmern in euerm Herzen geht, oder mit einer leeren Stelle da, wo einst der lustige Bau des jetzt verschwundenen Glücks stand, dann wird sich die ganze gewichtige Dunkelheit der römischen Vergangenheit auf diesen Fleck häufen und euch niederdrücken wie mit dem aufgehäuften Marmor und Granit, den Erdhügeln und Ziegelsteinmassen seines materiellen Verfalls. Man kann sich wol denken, daß ein melancholischer Mensch hier Gelegenheit hat, mit einer düstern Philosophie Bekanntschaft zu machen. Hier sollte er lernen, gedulbig seine individuellen Schmerzen zu tragen, welche nur eine kurze Lebenszeit dauern, hier, wo die Wirkungen unendlichen Unglücks im großartigsten Stile vor ihm liegen und wo so viele entfernte Merkmale der Zeit rings um ihn her die Entfernung von tausend vergangenen Jahren in die Sphäre von gestern rücken. . . . Ihr schaut durch eine Fernsicht von Jahrhunderten und wieder Jahrhunderten, durch viel Schatten und wenig Sonnenschein, durch Barbarismus und Civilisation, eins mit dem andern abwechselnd wie Schauspieler, welche mit ihren Rollen alternirt haben, einen breiten Heerweg entlang, der von aufeinanderfolgenden Generationen, Palästen und Tempeln eingefast und von alten Triumphbogen überragt ist, bis ihr in der Ferne die Obelisken mit ihren unlöslichen Inschriften erblickt, auf eine unendlich entferntere Vergangenheit hinweisend, als die Geschichte nachweisen kann. Euer eigenes Leben ist nichts, verglichen mit jener unermesslichen Entfernung; und doch begehrt ihr um nichts weniger ernstlich einen Schimmer von Sonnenschein, anstatt eines

Schattenflecken auf den ein oder zwei Schritten, welche euch zur Ruhe bringen werden."

Ueber den Charakter unserer Zeit ergießt sich der Verfasser in folgender Betrachtung: „Nicht, daß die Arten und Möglichkeiten menschlichen Vergnügens in unserer raffinierten Aera seltener geworden seien — im Gegentheil, sie waren vorher niemals fast so im Ueberflusse vorhanden —, aber wol ist die Menschheit so weit über ihr Jugendalter hinausgewachsen, daß sie sich darüber schämen würde, wollte sie irgend länger glücklich sein. Ein einfacher und frohlicher Charakter kann keinen Platz finden unter diesen überflügen und mürrischen Gestalten, welche sich über seine natürliche Heiterkeit nur lustig machen würden. Das ganze System menschlicher Angelegenheiten, wie es gegenwärtig eingerichtet ist, scheint ausschließlich zu dem Zweck erbaut zu sein, Harmlosigkeit und Gemüthlichkeit auszuschließen. Sogar die Kinder würden des unglücklichen Individuums spotten, welches das Leben und die Welt für das nehmen wollte, wofür man sie doch natürlicherweise geschaffen glauben muß, nämlich für einen Platz und für die Gelegenheit sich zu vergnügen. In der Gegenwart gilt die eiserne Regel, daß man ein Lebensobject und einen Lebenszweck haben muß. So werden wir alle Theile eines complicirten Fortschrittsplans, welcher schließlich nur dahin führen kann, daß wir in einer kältern und trocknern Region anlangen als diejenige, in welcher wir geboren wurden. Jedermann wird genöthigt, irgendetwas zu einer aufgeschauften Menge von Nützlichkeit beizutragen, wovon der einzige Nutzen der sein wird, unsere Nachkommenschaft mit selbst noch schwerern Gedanken und noch ungemessenerer Arbeit zu belasten, als uns zu Theil geworden. Kein Leben strömt jetzt wie ein ungefesselter Strom dahin, auch das kleinste Bächelchen muß ein Mühlrad drehen. Wir gehen alle unrecht, in Folge unsers zu großen Eifers, recht zu gehen."

Im ganzen ist der Verfasser der Ansicht, daß die Welt, wie sie ist, mehr eine „gemeine“ als eine „gemüthlose“ sei.

Der Verfasser kennt sein Rom bis in die kleinste Details, bis auf den einzelnen Stein und das einzelne Fragment, möchte man sagen. Er gibt von hier wie aus den Apenninen Schilderungen voll Glanz, Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit; wir rechnen dahin im ersten Bande die Schilderung der Katafomben Roms, der Borghe'schen Gärten, des Colosseums bei Mondlicht u. s. w.; im zweiten Bande die Beschreibung des grotesken Begräbnisplatzes der Kapuziner, des Schlosses Monte Beni, der Weinlese und der kleinen Städte sammt ihrem Volkstreiben in den Apenninen, des Markttags in Perugia; die Schilderung der Gemäldegalerien in Rom, der Peterskirche, der Campagna, des römischen Carnevals (vielleicht minder instructiv und einfach künstlerisch, aber phantastischer und farbenreicher als die berühmte Goethe'sche Schilderung des römischen Carnevals), des Pantheon u. s. w. im dritten Bande. Hierzu kommen anziehende Charakteristiken einzelner Sculpturen und Gemälde und feine und originelle Andeutungen über künstlerisches Schaffen und Aehnliches. Wer in Rom war, dem wird aus diesem Buche manches Object in ganz eigenthümlicher Beleuchtung vor die Augen treten, und wer dahin zu reisen vorhat, dem wird dieser mit dem Sinne und Auge eines Künstlers geschriebene Roman eine treffliche Vorschule zum bessern Verständniß und zu geistigerer Auffassung der in der ewigen Stadt angehäuften Monumente und historischen Erinnerungen sein. *)

J. M.

*) Auf einem andern Gebiete erblicken wir Hawthorne in einem Buche, welches jetzt mit acht colorirten Bildern von Th. Hofemann ausgestattet, in freier Bearbeitung für die deutsche Jugend von A. Strodtmann unter dem Titel: „Ein Wunderbuch für Knaben und Mädchen. Herzensagen des griechischen Alterthums im modernen Gewande“, bei Wiedemann und Söhne in Berlin erschienen ist. Reizend und für die Jugend im höchsten Grade lehrreich erscheint darin namentlich die ewig gültige Fabel von König Midas, unter dessen Berührung sich zuletzt alles, Speisen, Getränke, Blumen, Büsche,

Georg Forster.

Man darf dreist behaupten, daß mit Gervinus' meisterhafter Charakteristik Georg Forster's ein Umschwung eingetreten ist in der Beurtheilung des seltenen Menschen. Der vorurtheilsfrei einmal Forster's Kunst- und Naturschilderungen gelesen hat, der muß zugestehen, daß er zu den besten Schriftstellern unserer Nation gehört, daß in sinniger Anschauung und tiefem Verständniß wie in schöner angemessener Darstellung wenige ihm gleichkommen. Aber daß man ihn misachtet hat, daran ist ja leider nichts schuld gewesen, als daß Forster anders war als die Deutschen und besonders die deutschen Schriftsteller seiner Zeit, daß er die Grundsätze, welche die Dichter sangen, auch im Leben durchführen wollte. Der kleinliche Geist des deutschen Volks hat ihn zu Tode gebracht, hat ihn in die Bahn geführt, die mit dem tragischen Untergange, mit dem gebrochenen Herzen schließen mußte. Inniger hat sein Herz für die Größe seines deutschen Vaterlandes geschlagen, als derer, die schonungslos auch nach seinem Tode ihn zu verfolgen nicht aufgehört haben, und kaum können wir es mit einer durch ihre andergefalteten Verhältnisse hervorgerufenen Verblendung entschuldigen, wenn große Dichter und denkende Staatsmänner ihre Pfeile gegen ihn gesandt haben. Wie edel urtheilt im schönen Gegensatz zu jenen Alexander von Humboldt über ihn!

Georg Forster's Leben ist allgemein bekannt. Man weiß, daß er in Rassenhuben geboren ist, aber der Ort ist fast gar nicht bekannt. Man weiß, daß er 1754 geboren ist; aber nirgends ist im deutschen Vaterlande im Jahre 1854 daran gedacht, das Säcularjahr seiner Geburt zu feiern. Man hätte auch nicht einmal den richtigen Tag getroffen, denn überall wird der 26. November als Geburtstag angegeben, so auch in Guben's sonst genauen Tabellen. Die Stelle, wo Georg Forster geboren ist, ist nicht bezeichnet; nur am Schulhause von Rassenhuben ist in Güssen auf schwarzem Grunde mit goldenen Buchstaben die Inschrift angebracht: „Georg Forster ward in Rassenhuben geboren“.

Rassenhuben liegt fast eine Meile von Danzig in der Niederung an der Mottlau; das Dorf besteht aus neun einzelnen, durch Acker und Wiesen voneinander getrennten Höfen. Das Schloß von Rassenhuben mit der Schloßkirche, in der Reinhold Forster predigte und sein Sohn getauft ward, ist 1844 abgebrochen, die Gemeinde von Rassenhuben wurde Tochtergemeinde der Pfarre im benachbarten Dorfe Mäggenhahl; das Pfarrhaus, in dem Georg Forster geboren ist, ist verkauft und gehört jetzt einem Schmiede; es ist im Innern umgebaut zu Wohnungen für mehrere Familien, doch läßt sich nach dem beim Umbau unberührt gebliebenen Kellerräumen die Vertheilung der Zimmer im ehemaligen Hause rekonstruiren. Das ehemalige Schloß und die Kirche lag, wie das jetzige Schulhaus, auf einer Insel der Mottlau. Diese Insel sowie der Raum zwischen dem ehemaligen Schloßgraben und dem jetzt verwachsenen Karpfenteich in unmittelbarer Nähe der Mottlau gehören zu Rassenhuben. Zwischen Rassenhuben aber und dem Dorfe Hochzeit bildet hier der jetzt verschüttete Abzugsanal, sonst der Mottlaufuß die Grenze. Nach diesem immer bestehenden Grenzverhältnisse steht das ehemalige Pfarrhaus auf dem Grunde des Dorfes Hochzeit, und ist sonach Georg Forster in Hochzeit, nicht in Rassenhuben geboren; Hochzeit und das nahe Reunhuben gehörten freilich zu Reinhold Forster's Zeit zur Patronatspfarre von Rassenhuben. Die drei Rittergüter gehörten zu Anfang des 18. Jahrhunderts

sein eigenes geliebtes Töchterchen Ringelblümchen in eitel Gold verwandelt, bis er einsieht und versteht, daß ein Glas klaren kalten Wassers mehr werth sei als die Gabe, alles in Gold zu verwandeln, bis er wünscht, der ärmste Mann auf der Welt zu sein, wenn er durch den Verlust aller seiner Schätze nur den matten Rosenstimmer auf das Antlitz seines geliebten Kindes zurückführen könne. Freilich fügen sich nicht alle antiken Mythen so wie diese dem Zwecke, den sich der amerikanische Verfasser vorgesetzt hat.

der Familie von Schwarzwald, kamen dann in den Besitz der von Conradi'schen Familie und gehören jetzt der von Conradi'schen Stiftung. Der Boden ist überall fruchtbar, die Bevölkerung seit Jahrhunderten ein rein deutsche.

Nach dem jetzt in Muggenbühl aufbewahrten Kirchenbuche von Kassenhuben sowohl, wie nach dem von St. Peter in Danzig vermählte sich Reinhold Forster mit Justine Elisabeth Nicolai aus Marienwerder am 26. Februar 1754. Als erstes Kind wurde ihm am 27. November abends (also nicht am 26.) Johann Georg Adam geboren und am 5. December getauft; am 16. Februar 1756 Karl Reinhold Thomas, 10. Juli 1757 Virginia Luisa, 19. September 1758 Antonia Elisabeth Susanne, 12. Februar 1760 Wilhelmine Concordia, 14. December 1763 Karl Anton Wilhelm, 22. Juni 1765 Justine Barbara Regine.

Der älteste der Söhne, der berühmte Georg Forster, starb am 12. Januar 1794 in Paris. Seine älteste Tochter Therese, geboren 1786 in Wilna, lebte in Freinsheim in der Pfalz und starb im Juni 1862. Die zweite Tochter Clara, 1789 in Mainz geboren, vermählte sich 1804 mit Herrn von Greperz aus einer berner Familie in Ulm und starb 1838 in Baientum: eine zahlreiche Nachkommenschaft lebt in der Schweiz. Der zweite Sohn Reinhold Forster's starb als Kaufmann in London. Virginia Luisa Forster, verheiratet an Prediger Schrader in London, starb in Hannover und hinterließ fünf Kinder. Die zweite Schwester Georg Forster's, unverheiratet, in Sprachen wie ihre Schwestern durch Selbstunterricht sehr gebildet, kam als Erziehlerin nach Surinam, dann weit umher, starb in Dresden. Wilhelmine Concordia Forster verheiratete sich mit Professor Matthias Engel in Halle 1781, starb 1820 in Berlin; deren Sohn starb 1809, ihre ältere Tochter lebt als Witwe des bairischen Generals von Hoffmann in München, die jüngere als Witwe des Geheimen Cabinetsraths Müller in Berlin. Der dritte Sohn Reinhold Forster's, Karl Anton Wilhelm, starb als Arzt in Kirschenleben. Die jüngste Schwester Georg Forster's, unverheiratet, starb 1826 in Berlin.

Die Mutter Georg Forster's, eine allgemein hochgeachtete Frau von hellem Verstand und tiefem Gefühl, starb 78 Jahre alt 1804 in Halle. Reinhold Forster, gleich berühmt wie der Sohn, geboren 22. October 1729 in der ehemaligen Comthurei zu Dirschau (das Haus ist 1845 abgebrochen), starb 9. December 1798 als Professor zu Halle. Dessen Vater hieß Georg Reinhold, geboren 1693 in Dirschau, Bürgermeister daselbst. Dessen Vater hieß Georg, starb als Bürgermeister in Dirschau 1726. Der Urgroßvater Johann Reinhold's war Adam Forster, Kaufmann in Dirschau, früher Bürger in Neuenburg, und dieses Adam Forster's Vater hieß Georg, Kaufmann in Neuenburg, der nach den Magistratsacten von Neuenburg spätestens 1642 von Schottland eingewandert ist. Von ihm ist also unser Georg Forster, wie Gervinus richtig bemerkt („Georg Forster's sämtliche Schriften“, VII, 11), ein Abstammeling in fünfter Generation; er gibt aber irrtümlich an, der erste Georg Forster sei nach dem Tode Karl's I. (1649), dem er angehört, nach Preußen übergesiedelt.

Diese neuen und authentischen Nachrichten über Georg Forster und seine Familie verdanken wir den sorgfältigen Untersuchungen, die Director Strehlke in Danzig an Ort und Stelle und brieflich anstellte und deren Resultat er in einer nicht für den Buchhandel bestimmten Schulschrift unter dem wenig verlockenden Titel: „Aus der Umgegend von Danzig“, veröffentlichte. Wir schließen uns seinem Wunsche an, daß jetzt wenigstens die Geburtsstelle Forster's mit dem Geburtsstage bezeichnet werde. *)

*) Die Acten über Forster's Verhalten in Mainz sind übrigens noch keineswegs geschlossen; namentlich aber scheinen in Mainz selbst mehr Antipathien gegen als Sympathien für Forster zu bestehen. Wir schließen dies aus der von dem Professor Karl Klein verfaßten Broschüre: „Zurückweisung der Eisherde Molefchott's, insofern sie den G. Forster betrifft“ (Mainz 1862). Der Verfasser bemerkt darin

Notizen.

Der berliner Schriftstellerverein, „Berliner Presse“.

Vielleicht sind wir schon manchem unserer Leser durch unsere von Zeit zu Zeit in den Spalten d. Bl. austauschenden Darstellungen deutscher Schriftstellerverhältnisse, zu denen uns übergeben die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der Schiller-Stiftung natürlichen und naheliegenden Anlaß gab, ein wenig lästig geworden. Aber wir können weder ihnen noch uns helfen; ein wenig Langeweile schadet durchaus nicht, wenn sie sich durch irgendein erfreuliches Resultat bezahlt macht; und als ein solches wird man ja wol die Schiller-Stiftung, in der wir mit Zug und Recht nur die Ausführung einer von uns schon vor zwei Decennien beantragten und seitdem beharrlich befürworteten Idee erblicken, jetzt allgemein anerkennen. Aber auch sonst sind die Fälle gar nicht selten, die uns die Freude erleben lassen, von uns gemachte und vielleicht nur hingeworfene Winke beachtet und benutzt zu sehen. So bemerkten wir in einer Note zu dem Aufsatz „Die Schiller-Stiftung“ in Nr. 33 d. Bl. f. 1857: „Die Frage wäre, ob nicht der fünfjährige Vorstand der Schiller-Stiftung ein zweckmäßiges Werk thäte, wenn er irgendeine der bestehenden Rentenanstalten dazu benutzte, Schriftsteller, die darum nachsuchen, oder für den Fall ihres Ablebens deren Gattin oder ihre Kinder versichern zu lassen“ u. s. w. Auf ähnliche Weise sucht jetzt der berliner Schriftstellerverein, welcher sich wol vorzugsweise auf G. Heffner's Anregung, unter dem Namen „Berliner Presse“ constituirt hat, seine Unterstützungszwecke zu erreichen. Es heißt in §. 9 des uns zugesandten, vom Geheimen Rath Engel verfaßten Berichts der Finanzcommission: „Die Unterstützungszwecke sind auf zweierlei Weise erreichbar: entweder mittels Gründung der benötigten Kassen und Anstalten durch den Verein selbst, oder mittels Beitritts der Mitglieder zu bereits bestehenden Anstalten der Art. Aus Gründen der politischen Arithmetik empfiehlt sich letzteres wenigstens für die Versicherung des Krankengeldes, der Altersrente oder Invalidenpension und des nach dem Tode oder beim Ueberschreiten eines gewissen Lebensalters zahlbaren Versicherungs-kapitals.“ Paragraph 13 lautet: „Einseitlich der Altersrenten- und Lebensversicherung ist die Commission der Ansicht, daß der Verein, wenn es irgend zulässig ist, zur Vermeidung von Weit-

unter anderm, daß Molefchott schon im Jahre 1834 schriftlich bei einzelnen Einwohnern und Vereinen von Mainz den Wunsch vorgebracht, „daß dem Forster dahier ein Denkmal gesetzt werden möge“, daß aber sein Antrag mit „Indignation“ zurückgewiesen worden sei, „indem wir Mainzer mit vollem Recht den Forster verdammten und verachteten“. Nun habe Molefchott acht Jahre später bei dem Banket nach der Enthüllung des Schiller-Denkmal's in Mainz (18. October 1862) den „Trevel“, ja die „Schamlosigkeit“ begangen, dem ehelichen Schiller, der im Gegentheil sehr ungünstig über Forster ausgesprochen, solch einen „verbrecherischen“ Wunsch in den Mund zu legen. Dadurch sei der einzige Miston in das schöne Fest gebracht worden; die meisten der Anwesenden hätten Forster gar nicht gekannt, gleichwol habe Molefchott, als er zu einem einstimmigen Hoch auf Forster aufgefördert, nicht den erwünschten Anklang gefunden; diejenigen, denen Forster bekannt gewesen, hätten geschwiegen, manche geizigt. Wenn Molefchott gesagt: „Forster sei in der unglücklichsten Stunde der Verkünder des Willens der Mainzer gewesen“, so sei dies grundfalsch; von 12000 stimmfähigen Mainzern hätten nicht viel über 200 sich für die französische Verfassung erklärt, die halbe Stadt sei ausgewandert, mehr als 16000 Einwohner hätten (wie Klein in seiner Rede auf Schiller versichert) entweder freiwillig die Stadt verlassen oder wären unter den grausamsten Mißhandlungen dazu gezwungen worden u. s. w. Die Broschüre gegen Molefchott wimmelt von Anklagen gegen Forster's undeutsche Gesinnung und gegen seinen persönlichen Charakter. Von ähnlichem Standpunkt, wenn auch im Ausdruck gemäßiger, beurtheilte Klein in den „Heidelberger Jahrbüchern“ 8. Mann's jüngst erschienene Schrift: „Georg Forster. Ein deutsches Lebensbild“ (Braunsfeld, Huber, 1862).

D. Reb.

läufigkeiten bei der Aufnahme seiner Mitglieder mit einer namhaften, gut fundierten Gesellschaft eine Raubenversicherung contrahire oder doch deren Vortheile für die einzelnen Mitglieder

ihelten können wie hier nicht zu bemerken, daß die Commission „alle die Institute, die von der Realität in ihren verschiedenen auch zur theilweisen Amortisir aufreißenden geistigen und physischen. Auch was über die Noth jeder Sittenzensur fernzuhalten, es heißt darüber unter andern: kein Sittenrichter sein; sie hat zu leisten, die das Mitglied Beiträge erkaufte, und sie kann

unmöglich das Recht haben, die Gewährung des Equivalents für die richtig geleisteten Beiträge von solchen stichtischen Bedingungen abhängig zu machen, welche mit den Rechnungsgrundlagen der Kasse in gar keiner Beziehung stehen.“ Uebrigens glauben wir keine Indiscretion zu begehen, sondern nur der guten Sache zu dienen, wenn wir aus dem Schreiben, womit ein Förderer des Vereins und seiner Zwecke den aus eingelangtem Bericht der Finanzcommission beglaubete, folgende Stelle zum Abdruck bringen: „Ich habe mit besonderer Theilnahme Ihre Bestrebungen für Hebung des Schriftstellersandes verfolgt und mir Mühe gegeben, Ihren Winken zu folgen und sie praktisch nutzbar zu machen. Ich weiß nun nicht, ob Sie erfahren haben, daß wir hier im Laufe des Sommers unter dem Namen „Die Berliner Presse“ einen Verein gestiftet haben, welcher Schriftsteller aller Farben (schonwissenschaftliche und sachwissenschaftliche eingeschlossen) umfaßt, wie Sie daraus ersehen, daß der Vorstand aus: Dr. Meris Schmidt (von der Syener'schen), Dr. G. Giesel (von der Neuen Preussischen), Dr. Alexander Meier (von der Berliner Allgemeinen) und Dr. G. Schweizer (von der Nationalzeitung) besteht. Bis jetzt haben wir allerdings nur ein gefälliges Beisammensein erzielt; auch dieses war uns hochwichtig, denn nichts schadet dem Ansehen des Schriftstellers hier mehr als die gegenseitigen, gehässigen, verächtlichen Angriffe, über welche sich nur das abgünstige und dem Schriftsteller stets abholdes Philisterrum freute; diese Angriffe haben in den Berliner Zeitungen seit dem August dieses Jahres ganz aufgehört, und das betrachte ich als den ersten Segen unsers Vereins.“

Offenbar ist unter einem großen Theile des Schriftstellersandes das Bestreben und Verlangen vorwaltend, sich selbst zu helfen, um nicht der Schiller-Stiftung durch Bittgesuche lästig zu fallen, und dieses Bestreben wird zunehmen, wenn man gewisse Andeutungen liest, welche Unglow in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ gelegentlich gegeben hat, wie folgende in einer der letzten Jahresnummern: „Die Namen der jedesmal zeitgenössischen Literatur sind selten so glücklich gestellt, daß sie gegen alle Beanstandung gesichert wären. Schon wenn auch nur ein einziges mal einer der Verwaltungsräthe sagte: „Diesen Namen dürfen wir nicht öffentlich bringen!“ (Weil er noch gar nicht durchgedrungen ist!) „Weil er zu viel Gegner hat!“ „Weil er sich ausgeschrieben und überlebt hat!“ u. s. w.), ist das Wesen der Schiller-Stiftung nicht nur in Gefahr, sondern bereits ernstlich verlegt.“ Für solche Andeutungen darf man dem Generalsecretär der deutschen Schiller-Stiftung nur dankbar sein. „Weil er zu viel Gegner hat!“ Wer hat nicht seine Gegner? Und heißt es nicht im Sprichwort: „Viel Feinde, viel Ehre?“

Eine Erklärung Wattenbach's.

Da wir in Nr. 49 d. Bl. f. 1862 der Bedenken gedenkt haben, welche August Boden im „Frankfurter Conversationsblatt“ gegen die Authentizität des von dem Professor Wattenbach in Heidelberg veröffentlichten Briefwechsels zwischen

Ulise Reimar und von Hennings erhoben hatte, so sind wir es Wattenbach schuldig, auch seiner im „Frankfurter Journal“ schon früher, unter dem 28. October 1862 gegen Boden's Beanstandungen erlassenen, und leider nicht zu Gesicht gekommenen Erklärung zu gebeneden. Wattenbach würde, wie er darin versichert, eine Entgegnung für überflüssig halten, wenn nicht zwei Umstände einer Erklärung wirklich bedürftig. Wir brauchen diese „zwei Umstände“ hier nicht weiter anzuführen, da die betreffenden zweifelhaften Punkte, auf welche Boden sich berief, in unserer Notiz seine Stelle gefunden haben; wir bemerken zur Bestätigung des Thatbestandes nur, daß dem Veröffentlichenden und zugleich rechtmäßigen Besitzer der Correspondenz die Briefe der Ulise Reimar nur von 1777 an im Original vorlagen, daß dagegen die frühere Correspondenz mit Hennings von diesem selbst in seinen letzten Lebensjahren, fast 50 Jahre später, mit seinen eigenen Briefen zusammen abgeschrieben wurde. Auf letztem Umstand und darauf, daß die einzelnen Briefblätter nicht immer richtig zusammengelegt waren, also auch auf einen Mangel an Genauigkeit seitens des Veröffentlichenden dieser Familienpapiere, sind gewisse Monats- oder Jahresangaben zurückzuführen, die der Scharfkan Boden's als falsch erkannte, und denen er aber weitere Schlüsse in Betreff des ganzen Briefwechsels zog, die nun keine Gültigkeit mehr haben, wie sehr es auch mit manchen seiner über die bloße Authentizitätsfrage hinausgreifenden Bemerkungen, z. B. den von und erwähnten über Ulise Reimar, seine Richtigkeit haben mag. A. M.

Piemontesische Volkslieder.

Bereits seit mehreren Jahren hat der in der politischen Welt neuerdings vielgenannte G. Rigas (er ist der italienische Gesandte in Paris) in der in Turin erscheinenden Zeitschrift „Rivista contemporanea“ piemontesische Volkslieder („Canzoni popolari del Piemonte“) veröffentlicht, und ganz kürzlich ist davon im October 1862 das sechste Heft erschienen. Es sind theils Romane, theils historische Volkslieder, die der genannte italienische Gelehrte nicht nur in verschiedenen Lesarten mit ihren dialektischen Verschiedenheiten und Eigentümlichkeiten, sowie mit einer für jeden Kenner der italienischen Sprache verständlichen italienischen Uebersetzung, sondern auch mit Erklärungen mittheilt, die besonders bei den historischen Volksliedern zu deren besserem Verständniß ebenso werthvoll als notwendig sind. Die Sammlung dieser „Canzoni“ hat in literarischer Hinsicht einen um so größeren Werth, je weniger man dieser geschichtliche Volkslieder aus Italien kannte. Dabei kommt dem Herausgeber in nicht geringem Grade zu statten, daß er mit der Volkspoesie anderer Literaturen, z. B. der deutschen, ziemlich genau bekannt ist, und er erhält dadurch Veranlassung, hin und wieder bei einzelnen romantischen Volksliedern, die er mittheilt, auf dieselben fallige Anklänge und eine innere Verwandtschaft mit Volksliedern anderer Literaturen aufmerksam zu machen, die er dann in der Ursprache oder in italienischer Uebersetzung (unter der Rubrik „Paralleli“) ebenfalls mittheilt. Im ersten Heft (Januar 1858) verdient das historische Volkslied: „Donna Lombarda“, das auf die Geschichte der Rasamunde, der ehebrecherischen Gemahlin des Alboin, Königs der Longobarden, sich bezieht, und vielleicht gleichzeitigen Ursprungs mit der Thatfache selbst ist, theils wegen seines hohen Alters, theils und vorzüglich wegen seines dichterischen Gehalts eine besondere Auszeichnung, und im neuesten Hefte dieser „Canzoni popolari“ findet sich ein der neuern Geschichte angehörendes historisches Volkslied: „Carolina di Savoia“, das die Vermählung der Prinzessin Maria Karolina Antonietta von Savoyen mit dem Prinzen Anton, nachmaligen Könige von Sachsen (sie ward vermählt am 29. September 1781 und starb schon am 28. December 1782), zum Gegenstande hat. Das Lied wird noch jetzt vielfach in Piemont (in Monferrat und im Canavese) gesungen. 17.

Bibliographie.

- Alexandra Prinzessin von Baiern, Kleine historische Erzählungen. Nach dem Französischen der Eugénie Foa frei bearbeitet. München, Fleischmann. 1862. 8. 16 Ngr.
- Am Strom der Zeiten. Oben von L. B. Berlin, Bach. 1862. Gr. 16. 15 Ngr.
- Arch, A., Gedichte. 1stes Bändchen. Elberfeld, Babelsberg. 1862. 16. 16 Ngr.
- Aus dem Tagebuche eines ungarischen Emigranten. Leipzig, D. Wigand. Gr. 16. 15 Ngr.
- Blumen der Heimath in Bild und Lied. Der erste Frühling, wilde Rosen, Wald, Wiese, Feld u. Alpe. Dichtung von J. A. Vogl. Delfarbendruck nach dem Original von A. Bach. Olmütz, Hölzel. 1862. Fol. 6 Thlr. 20 Ngr.
- Brubin, G. A., Briefe von Altenrpf. Aus dem lateinischen Briefwechsel des Vaters Bernhard von Altenrpf und des Pfarrers Anderhalten in Obwalben von 1506—20. Schaffhausen, Brodtmann. 16. 12 Ngr.
- Burow, Julie, Die Liebe als Führerin der Menschheit durchs Erdenleben zu Gott. Danzig, Rasemann. 16. 1 Thlr.
- Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1863. Herausgegeben von F. Hilarius. 48ster Jahrgang. Darmstadt, Lange. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Dichterbuch aus Oestreich herausgegeben von E. Kuh. Wien, Gerold's Sohn. 8. 2 Thlr.
- Drobisch, L., Humoristische Liebertafel. Theater-Couplets und heitere Lieder. Leipzig, Geisler. 16. 10 Ngr.
- Eberwein, J., Vater Haydn. Dramatisches Gedicht in einem Aufzuge. Anhang: Mozart's Dorfmußkanten. Leipzig, Reiter. 8. 7½ Ngr.
- Hamberger, J., Christenthum und moderne Cultur. Studien, Kritiken und Charakterbilder. Erlangen, Bläuling. Gr. 8. 1 Thlr.
- Kitter Dietrich von Harras, oder: Der Harrasprung bei Lichtenwalde im Erzgebirge. Historisch-romantische Erzählungen und vaterländische Sittengemälde aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Nach der bekannten Volkslage und andern geschichtlichen Nachrichten bearbeitet von E. W. J. 1ste und 2te Lieferung. Deberan, Schlefinger. 1862. 8. à 2½ Ngr.
- Heune, A., Der letzte Dominikaner in Bern. Novelle aus dem Jahre 1528. Schaffhausen, Brodtmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Horn, J. F., Fra Angelico. Romanzenepos in 16 Bildern. Kiel, Homann. Gr. 16. 15 Ngr.
- Humboldt, A. v., Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung. 5ter Band. Stuttgart, Gotta. 1862. Gr. 8. 6 Thlr. 12 Ngr.
- Jacoby, J., G. E. Lessing als Philosoph. Berlin, Gutsentag. 8. 10 Ngr.
- Jahn, F. L., Selbstvertheidigung. Mit einem Vorwort von E. Burckhardt. Leipzig, Reil. 8. 24 Ngr.
- Lebensbilder unbekannter Zeitgenossen. Der Frauenwelt gewidmet von der Verfasserin der „Mädchenträume“ u. s. w. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1862. 8. 21 Ngr.
- Lehmann, J. G., Urkundliche Geschichte der Grafschaft Hanau-Lichtenberg. 1ter Band, die Geschichte der Dynasten von Lichtenberg enthaltend. 1ste Lieferung. Mannheim, Schneider. 1862. Gr. 8. 24 Ngr.
- Lip, F., Geschichte eines Speßarter Bauernjungen, genannt Simplicius Simplicissimus. Ein Zeitbild aus dem 30jährigen Kriege, nach dem Buche Christoph's von Grimmelshausen für das deutsche Volk bearbeitet. Erlangen, Bläuling. 8. 15 Ngr.
- Lübker, F., Vorschälle zum academischen Studium. In Reden und Betrachtungen. Halle, Mühlmann. Gr. 16. 28 Ngr.
- Maisblumen. Lieder einer Stillen im Lande dargereicht von G. Knaf. Berlin, Wed. 1862. 16. 17½ Ngr.

- Mosenthal, S. F., Die deutschen Comödianten. Drama in fünf Aufzügen. Leipzig, Weber. 16. 1 Thlr.
- Naville, G., Das ewige Leben. Sieben Reden. Mit Genehmigung des Verfassers ins Deutsche übertragen von Friederike Pressel. Leipzig, Haessel. 8. 1 Thlr.
- Norden, F., Conrabin von Hohenhausen oder das Blutgericht zu Neapel. Stuttgart, Fischhaber. 16. 12 Ngr.
- Herzog Ulrich von Württemberg oder die Bluthat im Wöblinger Forst. Stuttgart, Fischhaber. 16. 12 Ngr.
- Olfers, Maria v., Drei Märchen. Mit sechs photographischen Bildern in Buntdruck. Berlin, Raud. 1862. Br. 8. 15 Ngr.
- Perty, M., Die Realität magischer Kräfte und Wirkungen des Menschen gegen die Widersacher vertheidigt. Ein Supplement zu des Verfassers „Mythischen Erklärungen der menschlichen Natur“. Leipzig, G. F. Winter. Gr. 8. 16 Ngr.
- Plath, J. H., Die Tonsprache der alten Chinesen. Mit einer Tafel. München, Franz. 1862. Gr. 8. 15 Ngr.
- Richter, G. O., Antworten auf des Lebens ernste Fragen. Eine Reihe Kerngedanken aus den Schriften gottbegabter Dichter und Denker zusammengestellt. Dresden, Burdach. 1862. 8. 1 Thlr.
- Rimekad, G. W., Zwei Weltbegebenheiten. Deutsch von G. Helms. Leipzig, Wiedemann. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Ritter, G., Allgemeine Erdkunde. Vorlesungen an der Universität zu Berlin gehalten. Herausgegeben von G. A. Daniel. Berlin, G. Reimer. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.
- Ritter, F., Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften. 6ter Band. Göttingen, Dieterich. 1862. Gr. 8. 2 Thlr.
- Robe, Ludwig der Fromme. Historisches Schauspiel. Berlin, Deder. 1862. Br. 8. 24 Ngr.
- Rödner, F., Zwei Weihnachten. Danzig, Rasemann. 16. 15 Ngr.
- Rühl, G., Gulden Massow, Geschichte eines Lehnshulzengutes im Havelland. Berlin, Raud. 1862. 8. 12½ Ngr.
- Charlotte von Schiller und ihre Freunde. 2ter Band. Stuttgart, Gotta. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
- Schiller, F. v., Ich habe mich rasieren lassen. Ein dramatischer Scherz. Aus der Original-Handschrift im Ueberschreibungs mit der Familie Schillers zum ersten mal herausgegeben von G. Künzel. Leipzig, Payne. 1862. Hoch 4. 1 Thlr.
- Schmidt, F., Der Kanzler von Tirol. Geschichtlicher Roman. Drei Bände. München, Fleischmann. 1862. 8. 5 Thlr.
- Schmidt, D., Gedichte. Hamburg, Boyes u. Geisler. Gr. 16. 15 Ngr.
- Schottmüller, A., Luther. Ein deutsches Heldenleben. Berlin, Brühl. 1862. Gr. 8. 27 Ngr.
- Schram, R., Das gestohlene Lied. Eine Herzengeschichte. Wien, Höfster u. Bartelmus. 16. 1 Thlr.
- Schwerin, Franziska Gräfin, In einem Silberaal. Studien für Frauen. Mit 10 Illustrationen. Danzig, Rasemann. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Sievert, Auguste, Der grüne Winkel. Eine Erzählung. Halle, Mühlmann. 1862. 8. 21 Ngr.
- Silberstein, A., Hercules Schwach. Historischer Roman. Drei Bände. München, Fleischmann. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
- Smidt, F., Saat und Frucht, oder Bauersleute und Schifferleute. Eine Erzählung von der Niederelbe. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1862. Gr. 16. 1 Thlr.
- Staudenmeyer, G. A., Nordische Blüthen. Ein Blüthenstrauß für Land und Leute. Stuttgart, Dettinger. 8. 22½ Ngr.
- Wolzogen, A. Freih. von, Wilhelmine Schröder-Devrient. Ein Beitrag zur Geschichte des musikalischen Dramas. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Anzeigen.

Zeitschriften für 1863

aus dem

Verlag von **J. A. Brockhaus** in Leipzig.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

4. Preis vierteljährlich 2 Thlr. Täglich 1—1½ Bogen.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Hermann Marggraff**.

4. Preis vierteljährlich 3 Thlr. In wöchentlichen Nummern von 2—3 Bogen oder in Monatsheften.

Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Robert Prutz**.

8. Preis vierteljährlich 3 Thlr. In wöchentlichen Nummern von 2—3 Bogen.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von **Karl Frenzel**.

8. Preis vierteljährlich 1 Thlr. In wöchentlichen Nummern von 1¼ Bogen.

Allgemeine Bibliographie.

Monatliches Verzeichniss der wichtigsten neuen Erscheinungen der deutschen und ausländischen Literatur.

8. Preis jährlich 15 Ngr. Monatlich in 1—1½ Bogen.

Bibliografia polska.

8. Preis jährlich 20 Ngr. In monatlichen Nummern von ½ — 1 Bogen.

Jahrbuch für romanische und englische Literatur.

Unter besonderer Mitwirkung von **Ferdinand Wolf** herausgegeben von Prof. Dr. **Adolf Ebert**.

8. Preis jährlich 4 Thlr. In vierteljährlichen Heften, wovon 4 einen Band bilden.

Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben von den Geschäftsführern unter verantwortlicher Redaction des Prof. Dr. **Hermann Brockhaus**.

8. Preis jährlich 4 Thlr. In vierteljährlichen Heften, wovon 4 einen Band bilden.

Bestellungen auf diese Zeitschriften werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Probenummern sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von **J. A. Brockhaus** in Leipzig.

Deutsches Sprichwörter-Lexikon.

Ein Hausschatz für das deutsche Volk.

Herausgegeben von **K. F. W. Wander**.

Erste Lieferung. Bogen 1—8. A—Arh. 20 Ngr.

Das **Deutsche Sprichwörter-Lexikon** will den gesamten hochdeutschen und mundartlichen Sprichwörter-schatz, den in der Literatur zerstreut niedergelegten wie den bloß im Volksmunde lebenden, in alphabetischer Ordnung zusammenfassen (mehr als 80000 deutsche und etwa 20000 fremde Sprichwörter). Es wird nicht nur die vollständigste, geordnetste und darum übersichtlichste, sondern vergleichungsweise auch wohlfeilste aller bisherigen Sprichwörter-sammlungen sein. Der bekannte Herausgeber hat diesem Werke den grössten Theil seines Lebens gewidmet und hofft, dass es einen Platz in der deutschen Literatur einzunehmen verdiene.

Die Verlags-handlung hat in der Hoffnung auf regste Theilnahme des deutschen Volks an dem echt nationalen Unternehmen sich gern zur Verlagsübernahme des Werks entschlossen und, um dessen weiteste Verbreitung zu ermöglichen, den Subscriptionspreis auf nur 2½ Ngr. für den gespaltenen Quartbogen gestellt.

Die erste Lieferung ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu erhalten, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden und ein ausführlicher Prospect gratis zu haben ist.

In der Dieterich'schen Buchhandlung in Göttingen sind neu erschienen:

Weisthümer

herausgegeben von **J. Grimm**.

Theil 4. Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Um den Ankauf der Theile 1—3 zu erleichtern, ermäßigen wir den Preis auf 8 Thlr.

Verlag von **J. A. Brockhaus** in Leipzig.

Der neue Bitaval.

Begründet von Dr. **J. E. Hübner** und Dr. **W. Häring** (W. Alexis). Fortgesetzt von Dr. **A. Volkert**.

Zweihundertste Theil. Dritte Folge. Achter Theil.

12. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: 1. Das Attentat auf Sr. Majestät den König Wilhelm I. von Preußen in Baden-Baden. (1861.) 2. Frei-frau Luise von Baumbach und ihre Diensthofen. (1861.) 3. Ein eifersüchtiger Feldprediger. (1720.) 4. Der Vater Meremati. (1795—47.) 5. Der Mörder Gabn. (1769.) 6. Der blinde Zeuge. (Thüringen. Mordmord. 1858.) 7. Joseph Keller und Christine Weder. (Mord. Ehrenbreitstein. 1860.) 8. E. Hübner. (Familienmord. Stannland. 1852.) 9. Eine jenseitige Weiberbeschwörung. (1715.)

Ein neuer Theil dieser bekannten Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit, die sich unausgesetzt in seltenem Maße der Theilnahme des deutschen Publikums erfreut und ihren Ruf durch fortwährende Vorführung des Interessantesten aus der Criminalgeschichte der Vergangenheit wie der Gegenwart rechtfertigt.

Die Erste und Zweite Folge erschienen in einer neuen Ausgabe zu dem ermäßigten Preise von 1 Thlr. für jeden Theil. Der Dritten Folge erster bis sechster Theil kosten jeder 2 Thlr.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 3. —

15. Januar 1863.

Inhalt: Neue Predigten von Karl Schwarz. — Moleschott's neuere physiologische Studien. Von Julius Frankenstädt. — Zur Geschichte der Völkerwanderung. Von Karl Zimmer. — Otto von Guericke. — Der preussische General Fouqué im Feldzuge von 1760. Von Karl Oskar von Berner. — Gesammelte Novellen und Erzählungen. Von August Peters. — Notizen. (Bewegungen auf dem Gebiete der deutschen Journalistik; Archiv für die sächsische Geschichte.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Predigten von Karl Schwarz.

Predigten aus der Gegenwart. Von Karl Schwarz. Zweite Sammlung. Leipzig, Brockhaus. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Rgr. *)

Als vor etwa drei Jahren die erste Sammlung der „Predigten aus der Gegenwart“ von Karl Schwarz erschien, dachte man kaum einen in so hohem Grade lebhaften Antheil des Publikums erwarten, daß nach kurzer Zeit eine neue Auflage davon nöthig werden würde. Wol kannte man in den weitesten Kreisen des Mannes persönlichen Werth, seinen Muth, mit welchem er in seiner ruhern akademischen Stellung seiner Ueberzeugung alles zum Opfer gebracht hatte; wol war sein Werk über die Geschichte der neuesten Theologie weit hinaus über die theologischen Kreise bekannt geworden, jenes Werk, das vollkommen wissenschaftlich gründlich die theologischen Erscheinungen seit Strauß darstellte, aber zugleich auch in jugendfrisch geistvoller Weise die Verschrobenheiten und Haltlosigkeiten der exclusiven Gläubigkeit einer oft vernichtenden Kritik unterzog und diesen Extremen gegenüber eine Sprache führte, die in ihrer Entschiedenheit zwar vollkommen berechtigt, aber in ihrer Kühnheit damals wenigstens neu war. Man gedachte weiter des Aufsehens, welches seinerzeit seine Berufung als Oberhofprediger machte, der Entschiedenheit, mit welcher er auf den Eisenacher Conferenzen deutscher Leiter des Kirchengregiments den hier auftauchenden Bestrebungen nach Wiedereinführung einer mittelalterlichen Kirchenbuße und Kirchengenauigkeit entgegengetreten war, sowie der weisen Mäßigung in der Verwaltung seines einflußreichen Amtes; ein Vorzug, den nicht alle unter gleichen Umständen sich anzueignen oder zu erhalten wußten; und es konnte nicht fehlen, daß bei dem wiedererwachenden Lebensgefühl einer freieren kirchlichen Richtung seine Predigten eine ganz andere Stellung und Bedeutung erhielten, als sonst ähnliche Erscheinungen.

Aber dennoch würden alle diese Umstände noch nicht

eine so nachhaltige Theilnahme haben hervorbringen können, es muß hierfür ein anderer Umstand noch hinzugekommen sein, auf welchen die unübertrefflich geschriebene, geharnischte Vorrede zu der ersten Sammlung seiner Predigten verweist. Schwarz wendet sich nämlich mit seinen Predigten vornehmlich an alle diejenigen, welche durch die Exklusivität und lieblose Verdammungssucht der starren Kirchlichkeit verletzt, durch die geistlose Langweiligkeit und Phraseologie ihrer Vertreter abgestoßen und der Kirche entfremdet, ihr doch noch nicht erstorben sind, und die, wenn auch in ihrem mehr oder minder bewußten Verlangen bisher unbefriedigt, im Grunde ihres Herzens die Liebe zu der göttlichen Wahrheit und dem Gottesworte sich erhielten. Daß es eine gute Zahl solcher gibt, sprach Schwarz in jenem Vorwort aus, und er fügte hinzu, daß diese störrigen aber ehrlichen Leute, die selber zu denken und zu urtheilen wagen, wahrlich nicht zu den schlechtesten gerechnet werden dürfen; waren doch die Helden unserer Literatur und Philosophie ihrerzeit in ganz gleicher Lage; aber immer allgemeiner wird es anerkannt, daß ihr laues Verhältniß oder gar ihre Opposition gegen die damalige Kirchlichkeit und Theologie unendlich verschieden von glaubensloser Frivolität war, die in ihrer völligen Gleichgültigkeit gegen Glaubenssätze ein bequemes Accommodiren an Zeitrichtungen den Gefahren einer selbständigen Prüfung und Ueberzeugung oder einer offenen Ehrlichkeit bei weitem vorzieht.

Für alle jene müssen Schwarz' Predigten den rechten Ton getroffen haben, es ist also ihr Inhalt und nicht bloß das persönliche Interesse am Verfasser, das ihnen des großen Publikums Antheil erwarb und erhielt; Schwarz selbst aber hat sich auch in dem Vertrauen nicht getäuscht, daß ein einfaches, aber herzliches und warmes Wort alle jene im Streite Entfremdeten oder durch gegnerisches Treiben bekümmert und zweifelhaft Gewordenen ergreifen und gewinnen würde.

Es ist diese Tendenz auch in der zweiten Sammlung seiner Predigten festgehalten, über deren homiletischen Werth Theologen von Fach vielleicht hier und da Einwendungen

*) Vgl. den Aufsatz über Karl Schwarz' Predigten in Nr. 46 d. Bl. f. 1860. 1863. 1.

erheben werden, in denen aber der versöhnende, gewinnende, milde Ton wohlthuend nachklingt. Dogmatische Formeln, gelehrtes Kunst- und rhetorisches Feuerwerk ist selbstverständlich ganz weggelassen. In schlichtester, einfachster Sprache behandelt Schwarz vorzugsweise solche Verhältnisse und Fragen, die dem wirklichen Leben mit seinen Bedürfnissen und Bestrebungen angehören und daher besonders praktischen Werth haben. „Predigten aus der Gegenwart“ nennt er sie, weil er in dem jetzt gebräuchlichen Deutsch, und weder in der Ausdrucksweise eines vergangenen Jahrhunderts noch in einem theologisch salbungreichen Tone redet, namentlich aber wol darum, weil er, ohne irgendwie von dem sittlichen Ernst des Evangeliums und der Strenge des göttlichen Gesetzes etwas aufzugeben, dennoch für das sittliche Urtheil dem Geiste der Zeit eine Berechtigung einräumt. Ueberhaupt ist es für ihn charakteristisch, daß er den von anderer Seite als ausschließlich feindselig hingestellten Gegensatz zwischen Welt und Evangelium als nicht mehr völlig unvermittelt betrachtet, insofern die Gegenwart doch nur das Product der verflochtenen christlichen Jahrhunderte mit ihrer Arbeit und ihren Kämpfen, und der so vielfach gestohlene Geist der Zeit, dessen Kinder wir doch alle sind, aus der Wechselwirkung des Menschengesistes und der Offenbarung entstanden ist, sodaß die Welt, die Vernunft, der Zeitgeist ja keineswegs mehr für dem Evangelium nur schlechthin feindliche Mächte angesehen werden können, wie sie es bei seinem Eintritt in die Menschheit allerdings waren. Es ist übrigens dieser Gedanke auch insofern ein praktisch fruchtbarer, als hierdurch mit der universalen Aufgabe des Christenthums, alle Verhältnisse zu durchdringen, Ernst gemacht und Diesseits und Jenseits nicht mehr als reine Gegensätze aufgefaßt werden. Referent schreibt in diesem Zusammenhange eine Schwarz'sche Predigt über Christenthum und Bildung vor Augen, die auch nach der oben bezeichneten Seite hin versöhnend und gewinnend wirken muß. Freilich soll diese praktische Tendenz das Charakteristische jeder wahren Predigt sein, die darauf ausgehen muß, das Verlorene zu suchen und zu gewinnen; aber den vorliegenden ist ein so liebevolles Nachgehen und Eingehen, eine so männliche, der Wirklichkeit entsprechende Lebensanschauung eigen, daß sie sich von dem nur menschlichen Schelten und Nichten oder der verzagten Weltflucht mancher Gegner auf das vortheilhafteste unterscheiden und zugleich in ihrem sittlichen Ernste wahrhaft erbauend wirken.

Damit jedoch nicht ein naheliegender Irrthum durch diese Worte entsteht, mag es hier gleich ausgesprochen werden, daß die sonst übliche Unterscheidung von dogmatischen und praktischen Predigten für die vorliegenden nicht anzuwenden ist, die man um jener Bemerkung willen ja nicht für ausschließlich praktisch im gewöhnlichen Sinne halten möge. Es ist die Einseitigkeit nach beiden Seiten hin verwerflich: einseitig dogmatisch gefärbte Predigten sind mehr theologische Abhandlungen und darum für das größere Publikum unpassend und unverständlich; ausschließlich praktische aber in ihrer Rücksicht auf Erbau-

heit meist herzlich langweilig; aber diese ganze Unterscheidung trifft, wie gesagt, hier gar nicht zu.

Die Predigt muß, wenn sie wirken soll, wie die Religion selbst, nothwendig den ganzen Menschen beanspruchen und treffen, Geist und Gemüth, Kopf und Herz, und beiden zu genügen ist eben die große Kunst oder vielmehr das große Geheimniß des wahren Predigers. Diese Aufgabe wird noch schwieriger, wenn die Predigt nicht gehört, sondern nur gelesen wird. Allerdings kann da die Phantasie einen idealen Vortrag der oft störenden Wirklichkeit substituiren, aber der Ort, die Vorbereitung, Glocke und Orgel und alle jene das Gemüth erregenden Umstände sind ebenso viele unersetzliche Vorzüge des wirklichen Gottesdienstes. Wenn nun dennoch Schwarz' gedruckte Predigten so vielen Anregung und Förderung brachten, so kann dies nur daraus erklärt werden, daß sie eben nicht einseitige Verstandes- oder Gemüthspredigten sind, sondern den ganzen Menschen treffen und ihm genügen, und mit dieser kurzen Charakteristik mag es genug sein.

Es knüpft sich aber hieran noch eine andere Betrachtung. In den vorliegenden Predigten wollte Schwarz es nachweisen, daß man auf seinem Standpunkte, dem des historischen oder ethischen Rationalismus, der, beiläufig gesagt, gegenwärtig wol der Standpunkt der gebildeten christlichen Menschheit ist, auch predigen, aufbauen könne, während es ein landläufiger Vorwurf war, der Rationalismus könne nur zerstören und wolle zerstören. Hiermit ist auch die Berechtigung dieses Standpunktes für das christliche Leben nachgewiesen, während seine Berechtigung auf wissenschaftlichem Gebiete wiederholt und neuerdings von dem jenaer Rückert dargelegt wurde. Bei dem Wiedererwachen eines rationalistischen Geistes im deutschen Volke, dessen sittlicher Ernst, Gewissenhaftigkeit und unvermuthliche Ehrlichkeit ihm jenen Standpunkt besonders nahe legt, mag die Wichtigkeit dieses Nachweises wol beherzigt werden, daß nicht die Herrschaft eines starren Confessionalismus oder einer verknöcherten Orthodoxie mit ihren demoralisirenden Folgen jemals wiederkehre. Der Forscher, der die geschichtlichen Bedingungen einer solchen Periode kennt, wird sich auch ihres baldigen Endes gestößen, das sittliche Mächte nothwendig herbeiführen müssen. Aber nothwendig müssen hierzu auch alle ernsten und frommen Gemüther in muthigem und treuem Beisammenhalten ihrer Zeit die Richtung geben helfen, die aus dem Sumpfe sittlicher Verkommenheit zu freien Höhen führt. Glaube niemand sich dieser Aufgabe entziehen zu dürfen; vergesse man auch nicht, daß gerade diese sittlichen Aufgaben die Bedingung und Garantie für nationale Hoffnungen und Regungen sind, deren glückliche Entfaltung schon einmal dem deutschen Volke sein sittlicher Gehalt verlieh.

Moleschott's neuere physiologische Studien.

Physiologisches Skizzenbuch von Jakob Moleschott. Gießen, Gerber. 1861. 8. 1 Bdr. 20 Rgr.

Die Art, wie der berühmte Verfasser der „Lehre der Nahrungsmittel“ und des „Kreislauf des Lebens“ physiologische Fragen behandelt, ist immer auch für Nicht-Physiologen interessant, weil er es versteht, die leiblichen Zustände und Functionen in Beziehung zu setzen zu den geistigen, ihren mächtigen Einfluß auf diese und überhaupt den innigen Zusammenhang zwischen materiellen und geistigen Vorgängen, zwischen physischen und psychischen Veränderungen nachzuweisen.

In der That ist auch der Materialismus unbestreitbar, solange er sich damit begnügt, auf die Abhängigkeit hinzuweisen, in der der Geist vom Leibe steht; denn hier sprechen die Thatfachen für ihn, und es wird also in diesem Punkte keinem Spiritualisten gelingen, ihn zu widerlegen. Der Streit gegen den Materialismus beginnt erst da, wo dieser durch die gewonnene Erkenntniß vom Zusammenhange des Leiblichen und Geistigen im Menschen sich zu Schlüssen über das Wesen des Geistes und über das Weltganze fortreißen läßt, die aus jener Erkenntniß noch keineswegs folgen.

In dem Vorwort sagt Moleschott:

Ich schäme mich des Bekenntnisses nicht, daß ich eine der Fortschritten der heutigen Physiologie entsprechende Darstellung vom Leben des Menschen, eine eigentliche Anthropologie, die, obwohl sie jedem gebildeten Leser zugänglich sein soll, etwas anders ist, als nur eine populäre Schilderung unserer Leibesverrichtungen, für die beste Frucht aller meiner physiologischen und medicinischen Studien halte, und daß seit Jahren mein strebendes Bemühen darauf hienzielt, diese Frucht zu zeitigen.

Die vorliegenden Skizzen sollen wie des Verfassers Nahrungsmittel-Lehre und der „Kreislauf des Lebens“ Ansätze zu dieser Frucht sein. Es sind deren vier: „I. Die Kraftquellen des Menschen.“ „II. Ins Freie!“ „III. Zur Erinnerung an Forster.“ „IV. Der Hornpanzter des Menschen.“

Der erste Aufsatz ist schon im Jahre 1850 in dem Brockhaus'schen Sammelwerk „Die Gegenwart“ erschienen, hat aber hier eine Umarbeitung erfahren. Der zweite war für ein Album bestimmt. Der dritte ist 1859 zur Feier von Forster's Geburtstag für die leipziger „Allgemeine Zeitung“ geschrieben worden, gehört aber eigentlich nicht recht in die vorliegende Sammlung, da er von Forster's Bedeutung als Mensch und Naturforscher im allgemeinen spricht, während die andern Aufsätze speciell Physiologisches enthalten und dabei, namentlich der letzte Aufsatz, der eine Reihe von Bildungen bespricht, die man zum größten Theil im gewöhnlichen Leben für unscheinbar zu halten pflegt, sehr ins Einzelne gehen.

Aus dem ersten Aufsatz über „Die Kraftquellen des Menschen“ gewinnen wir zwar nicht die Ueberzeugung, die materialistischerseits ausgesprochen werden, daß der Mensch ist, was er isst, aber doch die, daß die Nahrungsmittel eine wichtige Kraftquelle nicht bloß für das leibliche, sondern auch für das geistige Leben des Menschen sind. Cabanis in seinem unsterblichen Werke: „Rapports du

physique et du moral de l'homme“, hat zuerst in umfassender Weise auf den innigen Zusammenhang zwischen der Nahrung und dem geistigen Leben der Völker aufmerksam gemacht. Alles, was die neueste Zeit hierüber tiefer erforscht und schärfer umschrieben hat, erheilt von Cabanis den mächtigsten Anstoß. Es ist hübsch von Moleschott, daß er dieses anerkennt; denn leider treffen wir bei modernen Gelehrten nur zu oft das Laster der Undankbarkeit an; sie ignoriren entweder ihre Vorgänger ganz oder setzen sie herab. Der Gelehrte soll sich aber stets bewußt bleiben, wie viel er seinen Vorgängern zu verdanken hat. Moleschott erkennt außer Cabanis' auch Bichat's Verdienste an.

Fleischkost bringt mehr Eiweiß ins Blut als Pflanzenkost. Fleischgenuss erhöht die Muskelkraft, beschleunigt den Stoffwechsel und vermehrt nach Lehmann's trefflichen Untersuchungen die Menge des ausgeschiedenen Harnstoffs. Dem entspricht nach Moleschott der Muth und das Feuer der Bewegungen bei den Jägervölkern, dem entspricht die durch die Lebensweise gemilderte Kraft der Nomaden.

Man glaube ja nicht, daß es sich hierbei nur um Klassenunterschiede handelt. Derselbe Irländer, dessen Arm bei Kartoffelbiät in seiner Heimat der Arbeit nicht genügt, ist in Amerika bei kräftiger Kost, bei Fleisch und Brot, als Arbeiter nicht selten geschäftig. Ist es nöthig, in England den hungernden Proletarier mit dem riesenstarken, roastbeefgefättigten Handwerker zu vergleichen? Dann sei man aber auch überzeugt, daß sich der schleissche Leinweber von den böhmischen und pommerschen Bauern zunächst durch die Nahrung unterscheidet. Solange die Javanesen hauptsächlich von Reis, die Neger auf Surinam von Bananenmehl leben, werden sie den Holländern unterworfen sein. Es ist nicht zu leugnen, die Ueberlegenheit von Engländern und Holländern gegenüber den Eingeborenen ihrer Colonien ist zunächst eine Ueberlegenheit des Hirns, aber diese ruht auf der Ueberlegenheit des Bluts, wie das Blut von der Nahrung abhängt. Man vergleiche nur den sanftmüthigen Stahetier, der von Früchten lebt, mit der Wildheit der Neuseeländer, die das Blut ihrer Feinde saufen.

Doch Moleschott ist einsichtsvoll genug, zuzugestehen, daß die Nahrung trotz diesem Zusammenhang mit der geistigen Beschaffenheit der Völker nicht durch einen Zauberschlag aus den Menschen macht, was diese durch lange Gewohnheit und auf der Scholle, an der sie fleben, geworden sind. Natürlich werde der Neuseeländer durch Früchte nicht zum Stahetier werden, sowenig wie der Hindu durch Fleischkost zum Engländer wird. Aber ein Einfluß walte nicht minder entschieden, weil neben ihm hundert andere thätig sind. Gerade deshalb solle man die Beispiele nicht vergessen, in welchen bei möglichster Gleichheit der übrigen Verhältnisse verschiedene Nahrung den Menschen verändert. Wenn Haller, der Vater der deutschen Physiologie, von sich erzählt, daß er bei anhaltender Pflanzendiät jedesmal eine allgemeine Schwäche, Unlust zur Arbeit und geringe Erregbarkeit zur Liebe verspürt habe, dann dürften wir sicher behaupten, daß von zwei Menschen, die in jeder Beziehung gleichen Einflüssen ausgesetzt sind, der eine, der Fleisch isst, andere Gedanken haben wird, als der zweite, der Salat und Gemüse verspeist.

Selbst für das beobachtende Kind ist es ausgemacht, daß

die Trunkenheit eine kurze Kaseri ist. Und wenig Menschen dürfte es in Deutschland geben, die sich nicht gesehen müssen, daß ihre Muskeln und ihre Gedanken morgens ganz anders wach sind, wenn sie mit Kaffee getränkt, als wenn sie nur Brot und Wasser genossen haben. Hier gilt keine Flucht vor dem Verstande. Auch der einfachste, nüchternste Nahrungsstoff, das Wasser, bewegt den durstigen Körper zu neuer Schnellkraft. Aber zwischen der Kaseri der Trunkenheit und dem gelächelten Durst liegen alle die Zwischenstufen, die den Wein vom Wasser trennen. Wir sind aus Stoff gezeugt; wir hängen durch die Pflanzen, welche der Erde ihre eigenthümlichen Salze entziehen, mit dem Boden zusammen. Wir haben eine Geographie unserer Antlitzformen und unserer Gedanken, wie es eine Pflanzengeographie gibt. Wir können ohne Nahrung nicht leben, und so entgehen wir dem stofflichen Einfluß nicht, der sich unerbittlich vom Darm durchs Blut in alle Körperteile fortpflanzt bei jedem Bissen, den wir verschlingen.

Heinrich Koenig's Bezeichnung des Thees als eines protestantischen und des Kaffees als eines katholischen Getränks findet Moleschott nicht übel. Die Bezeichnung habe etwas Wahres, nicht bloß weil Engländer und Holländer vorzugsweise Thee, die katholischen Südländer dagegen vorzugsweise Kaffee trinken. Man könne mehr in den Namen legen, wenn man wisse, was genaue Beobachtungen ermittelt haben, daß der Thee das Urtheil stimme, während der Kaffee die Einbildungskraft befähigt. Wenn der fastende Araber in andächtigen Träumen lange Nächte durchwacht, so sei dagegen eine gewisse Fertigkeit im Abspinnen scharfer Gedanken für nordische Theeabende charakteristisch geworden.

Moleschott bringt sogar die Aufklärung des 18. Jahrhunderts mit der Einführung von Thee und Kaffee, deren allgemeinere Verbreitung erst seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts begonnen, in Verbindung. Wie vollkommen das gesellige Leben durch diese Getränke umgestaltet werden mußte, das werde jedem klar werden, der sich Thee und Kaffee aus unserm täglichen Leben verbannt denkt.

Die sittliche und geistige Thätigkeit des Menschengeschlechts sind in stetem Wachsen begriffen. Zur Ernährung bedurfte es des Thees und Kaffees nicht. Es muß sogar mit Nachdruck erwähnt werden, daß beide Getränke nur eine ganz unerhebliche Menge Nahrungsstoff enthalten, daß sie keine Sparmittel sind. Und doch ist in Deutschland dem Armen Kaffee Bedürfnis wie dem Reichen, und vor dem 17. Jahrhundert kannte ihn der Reiche als regelmäßiges Bedürfnis so wenig wie der Arme. Nun ist es leicht zu sagen: kaufe dir statt Kaffee Fleisch. Wir reiben uns aneinander sittlich und geistig. Es wird durch Vermittelung des Kaffees so gut wie durch Dampfschiffe und elektrische Telegraphen eine Reihe von Gedanken in Umlauf gesetzt, es entsteht eine Strömung von Ideen, Einfällen und Unternehmungen, die alle mit sich fortreißt. Wer ist als Individuum stark genug, vielleicht dürfte ich fragen, wer ist als Individuum berechtigt, sich den Reizmitteln zu entziehen, die jene Flut zum Treiben brachten? Man klage nicht über nervöses Zeitalter, über die zu große Reizbarkeit der Menschen; sucht sie zu begreifen und ihrer Herr zu werden wie ihr könnt.

In dieser Weise bringt Moleschott die Gedanken des Menschen mit dem, was er isst und trinkt, in Verbindung. Mit der Einschränkung, daß dabei die ursprüngliche Organisation des Gehirns schon vorausgesetzt, daß nicht diese auch aus den Nahrungsmitteln abgeleitet wird, kann man es sich gefallen lassen. Von zwei gleich orga-

nisierten Gehirnen wird natürlich ein schlechterernährtes nicht so gedankenkräftig sein als ein guternährtes. Aber stellen wir zwei ungleich organisierte Gehirne nebeneinander, etwa das eines Shakespears neben das eines Negers, so wird wol auch der eingefleischteste Materialist zugeben müssen, daß ein gutgenährter Neger nun und nimmermehr die genialen Gedanken eines schlechtergenährten Shakespears zu Wege bringen würde. Also spielt die ursprüngliche Organisation des Gehirns doch die Hauptrolle bei der geistigen Production, und dagegen ist die Rolle des dem Gehirn durch die Nahrungsmittel zugeführten Stoffs nur eine secundäre, untergeordnete.

Der zweite Aufsatz Moleschott's handelt von dem Einfluß der Bewegung in freier Luft, des Spazierengehens, auf die leiblichen und mittelbar auch auf die geistigen Functionen.

Spazierengehen heißt das Herz und die Athemmuskeln gymnastisch üben, und zwar mit der Bürgschaft, daß eine Uebertreibung der Gymnastik nicht zu fürchten ist, wenn das hier öfters angedeutete Maß eingehalten wird. Spazierengehen heißt das Blut erfrischen und die Gewebe von der Schlacke befreien, welche sie in Folge der Rückbildung wie mit Rost umgibt und ihren Einrichtungen einen Hemmschuh anlegt. Spazierengehen, wie wir es meinen, heißt den Gefäßkreis erweitern und Gedanken schaffen und mit dem Blute das Gemüth erwärmen und verjüngen.

Moleschott vergleicht den Spaziergänger, der durch jeden Schritt, den er vorwärts thut, die Thätigkeit seines Herzens anregt, mit Antäus, dem Sohn der Erde, der, so oft er den Boden berührte, neue Kraft gewann, und fährt dann fort:

Es ist bekannt, daß Hercules den mit stets erhöhter Stärke sich Erhebenden nur durch die List besiegen konnte, daß er ihn hoch hinaufschwang und dann erwürgte. So mancher allzu eifrige Gelehrte und manche sinnige Dame begeben sich selbst in die Gewalt des Hercules, indem sie den gewöhnlichen Spaziergang, dessen Reiz sie nicht kennen, verschmähen, um sich in der Stube ungestört, in bequemer Behaglichkeit in höhere Gebiete geistigen Lebens hinaufzuschwingen, sodas sie den rauhen Boden der Mutter Erde kaum noch berühren. Sie gewinnen vorübergehend an Aether, verlieren aber an Luft, die das wesentlichste Verbindungsmittel zwischen dem Menschen und der Erde und schließlich auch zwischen dem Menschen und dem Aether darstellt. Denn mit Heine zu reden:

Aus unserer Erde wachsen unsre Geister.

Sie haben ferne Himmel nie gesehen.

Und Hercules erwürgt die Stubensitzer.

Der dritte Aufsatz: „Zur Erinnerung an Forster“, von dem ich schon gesagt, daß er nicht in diese Reihe physiologischer Skizzen gehört, bringt nichts Neues, nichts, das nicht auch aus andern Quellen schon bekannt wäre. Am Schluß desselben entschuldigt sich Moleschott, daß er in seiner Darstellung nicht auch Forster's Schwächen berührt:

Kritische Geister werden in der obigen Darstellung eine Erzählung von Forster's Schwächen vermissen. So sehr und eben weil es sich von selbst versteht, daß auch den oben ange deuteten Lichtseiten ihre Schatten entsprechen müssen, glaubte ich in dieser zur Feier geschriebenen Skizze, wie früher in meiner größern Festschrift, davon absehen zu können, weil das Wesen eines großen Mannes zwar mit seinen Schwächen zusammenhängt, aber nicht in seinen Schwächen besteht. Jedenfalls hatte

ich nicht Lust, eine so hehre Erscheinung, wie Forster's Leben, in Heinrich Kornig's Manier wie das Pensum eines Schulknaaben zu behandeln, um daran zu meistern und zu mäkeln. Mir galt es, den Seelenadel Forster's im Lichte von Forster's klarem, harmonischem Geiste zu zeigen. Wohl mir, wenn ich durch diese Mäler dazu beitragen kann, daß die Zahl der Leser immer wächst, die bei Forster selbst an der Quelle schöpfen. Er ist und bleibt nun einmal der Leßling der Naturforscher und Humboldt's edelster Vorläufer.

In eine zur Fier geschriebene Lobrede gehört allerdings die Darstellung der Schwächen eines großen Mannes nicht hinein. Aber sonst sind wir der Meinung, daß in biographischen Denkmälern die Schwächen der Helden nicht zu verschweigen sind, weil zur Erkenntniß des ganzen Wesens eines Mannes auch dieses gehört, daß man, gemäß dem Ausspruch George Sand's: „Chacun a les défauts de ses vertus“, die Rehrseiten seiner Tugenden begreife.

Dem vierten langen Aufsatz Moleſchott's über den „Hornpanzer des Menschen“ können wir hier nicht in sein physiologisches Detail folgen, wie wir überhaupt die Beurtheilung des streng physiologischen Theils dieser Skizzen den Sachgelehrten überlassen müssen. Zum Beweise aber, wie auch hier Moleſchott seinen Gegenstand geistreich zu behandeln und physische Vorgänge mit psychischen in Verbindung zu setzen weiß, führen wir an, was er über die Haare und namentlich über das Ergrauen derselben sagt. Die Haare nämlich, welche zum Hornpanzer des Menschen gehören, in welchem er wie „eine Schildkröte in ihrem Gehäuse“ steckt, liefern ein interessantes Beispiel für die allgemeine Erfahrung, daß der Mensch, und zwar der Wilde häufiger noch als der Gebildete, in seinem Bestreben, den eigenen Körper zu pflegen und zu schmücken, einer Andeutung der Natur zu folgen pflegt, die er nur weiter ausführt, bald um sie als Affe zu cariciren, bald um als vernünftiger Mensch ihre Winke zu verwerthen. Jedes Haar trägt nämlich sein Pomaderöpfchen bei sich, sodaß in der Structur der Haut selbst die Vorkehrung getroffen ist, daß das Haar eine regelmäßige Einölung erfährt. Das Nähere mag der Leser selbst in dem mit Abbildungen versehenen Buche nachlesen.

Sehr auffallend zeigt sich der innige Zusammenhang des Physischen und Psychischen beim plötzlichen Ergrauen der Haare. Moleſchott hält es für vermessen, an der Wahrheit erzählter Fälle eines sehr rasch erfolgten Ergrauens zu zweifeln. Wichat, „der Mann, der schon um deswillen als einer der hervorragendsten Schöpfer der wissenschaftlichen Heilkunde anzusehen wäre, weil er die allgemeine Anatomie aus einem Tummelplatz von Curiositäten zu einer systematischen Wissenschaft erhoben hat“, berichtet von einem seiner persönlichen Bekannten, daß er in einer einzigen Nacht infolge einer verhängnißvollen Nachricht beinahe vollständig ergraut ist. Warum, sagt Moleſchott, sollte man es bezweifeln, wenn dasselbe von Marie Antoinette erzählt wird, die in der Nacht, nachdem ihr das Todesurtheil verlesen worden war, graue Haare bekommen haben soll? Ludwig Sforza, der Mohr, der feindselige Bekämpfer Ludwig's XII., ergraute in der

Nacht nach dem Tage, an dem er den Franzosen in die Hände fiel (1500). Ein Herr von Anbelot fand seinen Bart und eine Augenbraue da, wo der Druck seiner Hand hingewirkt hatte, örtlich ergraut, wie wenn Mehl darauf gestreut wäre, nachdem er, den Kopf auf eine Hand gestützt, das Todesurtheil seines Bruders vernommen, eines Schicksalsgenossen der Grafen Egmond und Hoorne. Von Guarino, einem der hervorragendsten Weberhersteller der classischen Studien, der 1370 zu Verona geboren war, wird erzählt, daß er ergraut sei vor Kummer über den Verlust eines Theils seiner griechischen Manuscripte, die bei der Ueberfahrt von Konstantinopel nach Italien ins Meer gefallen waren. Die Wissenschaft hat nach Moleſchott nicht den Schatten einer Berechtigung, diese Fälle anzuzweifeln. Wichat hat an fünf bis sechs Fälle erlebt, daß die Haare in weniger als acht Tagen ergrauten. Erst kürzlich hat Richter, der bekannte dresdener Arzt, ein vorurtheilsfreier Beobachter, ähnliche Fälle aus seiner Erfahrung dem Verfasser erzählt, und englische Ärzte haben sie im Krimkriege beobachtet.

Seltsam, man wundert sich nicht darüber, wenn eine schreckliche Nachricht sozusagen plötzlich im Hirn eine so eingreifende Veränderung verursacht, daß der Verstand verwirrt ist, und jene Beispiele von raschem Ergrauen wollen einzelne Schriftsteller mit der sogenannten Selbstverbrennung, die Liebig in das Reich der Fabeln verwiesen hat, auf Eine Linie stellen.

Wichat fand das Ergrauen der Haare im Schwunde des Marks begründet, ein, wie Moleſchott sagt, bei den damaligen Hülfsmitteln leicht vergeßlicher Irrthum. Es handelt sich beim Ergrauen vielmehr um eine veränderte Ernährung des Haars, worüber er noch Näheres mittheilt.

In ethnologischer Hinsicht interessant sind ferner folgende, das Haar betreffende Bemerkungen Moleſchott's: Der größere oder geringere Reichthum der Behaarung hat an der Erzeugung der dem einzelnen Menschen wie ganzen Rassen eigenthümlichen Physiognomie einen um so wesentlicheren Antheil, als man wol sagen darf, daß die Fülle des Haarmuchses wenigstens am Kopfe einen ungefähren Maßstab abgibt für die Körperkraft im allgemeinen. Schon deshalb pflegt der Mann es als eine Beleidigung anzusehen, wenn man die gebührende Entwicklung seines Bartwuchses in Zweifel zieht. Die buschige Augenbrauen und ein gewaltiger Bart den Eindruck der Ueberlegenheit erlügen können, ist allgemein bekannt, und alle Reisenden bewundern die üppigen Bärte der Türken und der kasanischen Tataren. Auf der andern Seite machen Chinesen und Mongolen, die Aegyptier und die meisten Amerikaner, besonders die Quichuas in Peru, durch ihren spärlichen Bart einen wenig männlichen Eindruck. Und als wenn die bartarmen Völker diesen Mangel an Schönheit verdecken wollten, findet man bei ihnen häufig die Sitte, daß sie den spärlich keimenden Bart sogleich zerstören, indem sie lieber ganz bartlos, als mit dem unvollkommenen Schmuck eines armseligen Bartes erscheinen wollen. Die Tungusen und Kamtschadalen reißen den Bart aus, wenn er zu keimen beginnt;

derselbe Brauch herrscht auf vielen malaiischen Inseln, auf den Sandwichinseln, den Philippinen und anderwärts, wo sich die Männer durch schwache Bartanlagen auszeichnen. Gelegentlich wird solch ein armer Bart durch ungelächsten Ralk zerstört.

In diesen Bartzerstörungskünsten sieht Moleschott ein neues Beispiel für den Gang des Menschen, die Natur in den Eigenthümlichkeiten, die sie seinem Körper auf-geprägt, zu überbieten. Einigen Volksstämmen sind jene bartzerstörenden Kunstgriffe so gut gelungen, daß sie, unerfahrene Reisende täuschend, für ganz bartlos gehalten worden sind. Moleschott fährt fort:

In der That, es ist kein aus der Lust gegriffenes Urtheil, wenn wir den Bart nicht bloß für einen kriegerischen Schmuck, sondern geradezu für ein Merkmal des männlichen Charakters halten. Die Verschnittenen, die etwas Weibisches durch ihre schwache Muskelkraft verrathen, verlieren sehr häufig einen guten Theil ihres Barts. In Hinblick auf diese Thatsache bekämpft Bichat die Sitte des Bartscherens; er sagt, wir verriethen dadurch eine besangene Vorstellung von der Schönheit, daß wir einer natürlichen Vollkommenheit, die doch der absolute Ausdruck der echten Schönheit sei, den Makel der Lächerlichkeit angehängt hätten. Ein Pfau ohne seinen Schwanz (voll Smaragde, ein Widder ohne Hörner, ein Hirsch ohne Geweih) misst uns; wie sich es denn damit vertrüge, daß wir an einem seines Barts beraubten Manne keinen Anstoß nehmen?

Doch hiergegen ließe sich einwenden, daß der Mensch, als ein Kulturwesen, als ein längst aus dem Naturzustande in den Stand der Civilisation übergetretenes Wesen, nicht, wie Widder und Hirsch, mit seinem thierischen Abzeichen einhergehen soll; da man sonst ja auch behaupten könnte, er solle, statt bekleidet, nackt erscheinen. Vom Standpunkte der Civilisation müssen wir daher vielmehr einem andern Verehrer Bichat's, Arthur Schopenhauer, beistimmen, wenn er die langen Bärte bei uns als ein Zeichen der Barbarei ansieht und verdammt:

Der Bart, sagt man, sei dem Menschen natürlich: allerdings, und darum ist er dem Menschen im Naturzustande ganz angemessen; ebenso aber dem Menschen im civilisirten Zustande die Rasur; indem sie anzeigt, daß hier die thierische rohe Gewalt, deren jedem sogleich fühlbares Abzeichen jener dem männlichen Geschlecht eigenthümliche Auswuchs ist, dem Gesetz, der Ordnung und Gestalt hat weichen müssen. Der Bart vergrößert den thierischen Theil des Gesichts und hebt ihn hervor. Dadurch gibt er ihm das so auffallend brutale Ansehen: man betrachte nur so einen Bartmenschen im Profil, während er ist! Für eine Fierde möchten sie den Bart ausgeben. Diese Fierde war man seit 200 Jahren nur an Juden, Kosacken, Kapuzinern, Gefangenen und Straßenräubern zu sehen gewohnt. (Arthur Schopenhauer, „Parerga und Paralipomena“, zweite Auflage, I, 190.)

Doch, wie man über diesen Punkt auch denke, Moleschott verdient jedenfalls für seine das Psychische mit dem Physischen in Verbindung setzende Behandlungsweise physiologischer Fragen, die ihn selbst aus den Quaren die psychischen Eigenthümlichkeiten der Menschen lesen läßt, gerechte Anerkennung.

Julius Frauenstädt.

Zur Geschichte der Völkerwanderung.

Geschichte der Völkerwanderung von Eduard von Bietersheim. Zweiter und dritter Band. Leipzig, T. D. Weigel. 1860—62. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Als wir Gelegenheit hatten in Nr. 48 d. Bl. f. 1861 den ersten Band des genannten Werks zu beurtheilen, glaubten wir unter längerer Motivirung unsere Ansicht dahin auszusprechen zu müssen, daß dasselbe weder in Absicht auf die grundlegenden Studien noch bezüglich der Verbindung und Erweiterung der historischen Thatsachen und Erscheinungen eine Geschichte der Völkerwanderung genannt werden könne, knüpfte aber dessenungeachtet daran den Wunsch und die Hoffnung, daß dem greisen Verfasser Kraft und Gesundheit genug beschieden sein möge, sein Werk fortzusetzen: denn Werthloses oder Unbrauchbares werde weder sein ausnehmender, nach den verschiedensten Richtungen hin ausgreifender Fleiß, noch sein durch Leben und Studien gereiftes Urtheil gewiß nicht zu Tage fördern. Und in dieser Beziehung sehen wir uns nicht nur nicht getäuscht, sondern sogar unsere Erwartungen übertroffen, wie wir weiter unten die Beweise zu geben Veranlassung nehmen werden. Höchst ehrenhaft aber müssen wir es nennen dem Grundsatz gemäß, daß niemand ein aufrichtiger Freund der Wahrheit sein könne, der den Irrthum nicht eingesteht, wenn der Verfasser die Schwächen seines Werks, ja bezüglich „der geschichtlichen Darstellung“ die Verfehltheit desselben unumwunden bekennt. Ein Recensent in den gelehrten Anzeigen der bairischen Akademie der Wissenschaften sagt, mit unserm Urtheile völlig übereinstimmend, von der Methode des Verfassers: „daß solche anstatt einer erschöpfenden und organisch zusammenhängenden Darstellung eine Zerstückelung und Auflösung des Stoffs in lauter einzelne, wenn auch an sich verbienfliche Excurse und Specialabhandlungen hervorzubringen geeignet sei“; und dieses Urtheil trifft, wie der Verfasser selbst erklärt, auf jede Rechtfertigung aber verzichtend, die beiden vorliegenden Bände in weit höherm Grade. Woher diese Erscheinung? Ihre Erklärung ist unser Bedünken nicht schwer. Als der an Arbeitsamkeit gewöhnte Verfasser an seine wissenschaftliche Aufgabe ging, war ihm weder die Massenhaftigkeit und Sprödigkeit des Stoffs, noch auch die einschlagende höchst umfangreiche aber schwierige Quellenliteratur und die zahllosen Monographien größern und kleinern Umfangs keineswegs hinlänglich bekannt — theilweise Geständnisse liegen vor —; allein auf Kraft und Befähigung trauend und die Höhe des Lebensalters nicht achtend ward die Aufgabe nicht nur nicht wieder von der Hand gewiesen, sondern mit ebenso starker Willenskraft als Liebe zur Sache zu lösen versucht; indes während der Verfasser die zahlreichen Schlingen der Geschichtsquellen mit einem an Aufregung grenzenden Eifer öffnete, ohne stets genügend davon unterrichtet zu sein, was bereits als ausgemachtes Eigenthum in die Geschichtswissenschaft eingebröckelt sei und von derselben aufbewahrt werde, überwältigte diese Fülle die Kraft, ohne jedoch der Liebe zur Sache Herr zu werden oder den Eifer abzukühlen. Dies hatte die natürliche Folge, daß noch mehr wie im ersten Bande in den vorliegenden beiden alles monographisch neben- oder auch durcheinander liegt, statt, wie der Verfasser insbesondere an Gibbon's Werke selbst rühmt, zu einem organischen Ganzen verarbeitet zu sein. Gar manches hat sich aber auch der Verfasser unnöthigerweise erspart. Höchst verdienstlich und wahrhaft wissenschaftlich ist das Verfahren des Verfassers, seine benutzten Quellen und Hülfsmittel zu kritisiren und ihren historischen Werth zu bestimmen, so z. B. die der Panegyriken, die seit 289 nach Christi Geburt für Geschichtsquellen angesehen sein wollen. Allein ganz unnöthig war es, auf die „Scriptores historiae Augustae“ in dieser Beziehung so viel Fleiß, der aber nichts Einheitsliches geschaffen hat, zu verwenden, da ja Dirksen's „Scriptores historiae Augustae“ (Leipzig 1842) eine Autorität war, der fast unbedingt gefolgt werden konnte. Der Verfasser ist ja auf andern Gebieten gewohnt, gewissen Autoritäten mit bereitwilligster Anerkennung ihrer Verdienste zu folgen,

J. B. Rommisen, Lillemont, Zeug u. a., warum nicht auch in diesem Falle, da der Verfasser Dirksen's Buch doch wol gekannt hat, wie wir wenigstens aus einem allerdings nur flüchtigen Citate schließen zu müssen glauben.

Wenn der Verfasser dann ferner in seiner gewohnten Ehrenhaftigkeit es beklagt, nicht früher mit den Koryphäen der Wissenschaft in engerer Verührung gekommen zu sein, so ist diese Klage nach unserer Ueberzeugung eine vollkommen gerechtfertigte. Denn dann würde er nicht bloß vom Herrn von Gutschmidt auf die Nothwendigkeit der Bekanntschaft mit orientalischen Quellen im Interesse seines Geschichtswerks aufmerksam gemacht worden sein. Etwas aber glauben wir noch besonders hervorheben zu müssen, das ist, daß der Verfasser das treffliche, wahrhaft musterhafte Werk: „Römische Geschichte vom Verfall der Republik bis zur Vollenbung der Monarchie unter Konstantin“, von R. Hoeck (Braunschweig 1841 fg.) entweder nicht gekannt oder, wenn er es gekannt, sich nicht zum Ruder genommen hat. Hoeck hatte einen ganz ähnlichen historischen Stoff zu behandeln, hatte es vielfach mit denselben Quellen oder Hülfsschriften wie unser Verfasser zu thun, hatte es ebenfalls mit der Kritik und Sichtung des reichen Materials zu thun, und zu welcher schöner Einheit ist das geschichtliche Baumaterial verarbeitet, eine Freude, wenn wir so sagen dürfen, die sich der Verfasser nicht nur selbst, sondern auch der Wissenschaft nicht ohne lebhaftes Bedauern der letztern entzogen hat, und zwar dadurch, daß er die künstlerische Darstellung durch die Sprache so gut wie gänzlich der Kritik, den Controversen und Erörterungen geopfert. Dessenungeachtet aber behaupten wir mit Entschiedenheit, daß seit Lillemont und Gibbon über die ersten drei Jahrhunderte der römischen Kaiserzeit in einzelnen Punkten nichts Besseres geschrieben worden ist. Und der Verfasser braucht sich nicht zu scheuen als Motto auf sein Werk zu setzen: „Si quid nosis rectius istis, candidus importi, si noo, his utere mecum.“

Bei dem Charakter des Werks ist es nun nicht leicht, solche Stellen herauszufinden, die zur Besprechung in d. Bl. geeignet scheinen; denn der spezifisch historischen Gelehrsamkeit, die in unserm Werke lediglich vertreten ist, dürfen wir hier nicht allzu große Rechnung tragen. Wir wollen uns auf Marc Aurel (starb 180 u. Chr.), auf Diocletian (legte 305 die Regierung nieder), auf Konstantin den Großen (starb 337) und auf Julian (starb 363) beschränken: hohe Gestalten, die eine welthistorische Bedeutung haben. Unser Verfasser hat dem Marc Aurel ein besonderes Kapitel gewidmet mit der Ueberschrift: „Marc Aurel als Mensch und Philosoph.“ Wie überhaupt nicht selten, so läßt sich auch hier der Verfasser, wenn er auf verdienstliches Wirken oder auf hervorragende Charaktere stößt, leicht zur Verwunderung, ja zum Enthusiasmus hinreißen. Den Menschen hat dieser Charakterzug unbedingt; ob aber den Historiker in gleicher Weise, dürfte eine andere Frage sein. Marc Aurel ist unbegreifbar eine anziehende Erscheinung, auf dem Throne vergleichbar dem Philosophen von Sanssouci oder dem Altkönig von Preußen im 16. Jahrhundert. Allein war er denn wirklich ein so unerklärbares Meteor in der Römerwelt im 2. Jahrhundert nach Christus? Wußte der Verfasser nicht, daß wenigstens bis in diese Zeit die römischen Kaiser aus den gebildetsten Familien Roms stammten? War ihm der Einfluß der stoischen Ethik nicht nur auf die Gesetzgebung Roms schon in den letzten Zeiten der Republik, sondern auch auf die angesehensten Familien dieses Staates, wie des Tacitus „Annalen“ satzsam beweisen, unbekannt? War es dem Verfasser wirklich ein Geheimniß, indem er die Verwandtschaft von Marc Aurel's Grundfäßen mit dem Christenthum hervorhebt, daß Seneca, der Stoiker, ein Christ gewesen sein und mit dem Apostel Paulus im Briefwechsel gestanden haben soll, eine Sage, die sich eben nur als Sage erwiesen hat, ob der so auffälligen Ähnlichkeit seiner ethischen Grund-

sätze mit dem Christenthum? Sollte unserm so gelehrten Verfasser wirklich entgangen sein, was Ritter in seiner klassischen „Geschichte der Philosophie“, Adolf Schmidt in seiner „Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit im 1. Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christenthums“ (Berlin 1847), Hoffmeister in seinem Buche „Die Weltanschauung des Tacitus“ und Bötticher in seinem Werke „Das Christliche im Tacitus“ zur Aufklärung und Erläuterung dieser allerdings merkwürdigen Erscheinung gesagt haben, abgesehen von Schmidt, „Die bürgerliche Gesellschaft in der altrömischen Welt und ihre Umgestaltung durch das Christenthum“ (überf. von Richard, Leipzig 1857); sollte, fragen wir, dem gelehrten Verfasser dies alles entgangen sein? Genug, Marc Aurel war eine schöne Erscheinung auf dem römischen Kaiserthron, aber keineswegs eine Dasei in der Wüste. Bezüglich des Diocletian, dem der Verfasser mit Recht große Aufmerksamkeit geschenkt hat, als dem Kaiser, der nicht nur dem römischen Kaiserthum zuerst die persisch-orientalische Grundlage gab und der erste war, der ein morgenländisches Diadem trug, sondern überhaupt als der größte organisatorische Kopf erscheint, der seit August und Hadrian die römische Kaiserkrone trug, gestatten wir uns nur eine einzige Bemerkung. Der Verfasser ist der unmaßgeblichen Meinung, daß der genannte Kaiser seinen gemein klingenden und an seine niedrige Abstammung erinnernden Namen Diocles dem römischen Ehre zur Liebe in „Diocletianus“ verwandelt habe. Wir erlauben uns dies für unwahrscheinlich zu erklären. Uns dünkt, der Ursprung dieses Namens liegt in einem uns allerdings unbekannten Adoptionsverhältnisse, sodaß Diocletianus ebenso erklärt werden muß wie Aemilianus, Octavianus, eine Annahme, die wenigstens für den römischen Rechtskundigen nichts Auffallendes haben kann. Der Diocletianischen Christenverfolgung hat der Verfasser einen ziemlich umfangreichen Abschnitt gewidmet und auf das Maß zurückgeführt, welches die neueste Geschichtsforschung bereits zu bestimmen angefangen hatte.

Bei dem Bestreben des Verfassers, seinem Gerechtigkeitsgefühl überall und allseitig Genüge zu leisten, hat er auch dem vielfach verkannten oder wenigstens in den Geschichtsbüchern zweideutig dastehenden Kaiser Gallienus (starb 268) gerecht zu werden gesucht. Er sagt über ihn: „Dieser Kaiser trug offenbar zwei Naturen in sich: die eine war durch und durch fleischlich, daher üppig, verschwenderisch, Spielen und Narheiten ergeben, beinahe wie Commodus, nur mit unendlich mehr Verstand und Bildung. Er war witzig und guter Dichter. Vermöge der andern aber war er muthvoll und thatkräftig, seine Beschwerde und Anstrengung scheuend. Auch berichtet die Geschichte fast nur Siege, keine hauptsächlich Niederlage desselben. Die Tyrannen — es war das Zeitalter der ungeschichtlich sogenannten 30 Tyrannen — hat er bis auf die des Westens alle vernichtet. Aber auch diese gute Seite desselben scheint mehr im augenblicklichen Aufblühen glänzender Eigenschaften als in treuer und consequenter Bewährung derselben bestanden zu haben, bei welcher er unstreitig Besseres zu leisten vermocht hätte. Sein Herz hat er durch Gleichgültigkeit bei des Vaters Unglück geschändet, die Grausamkeit aber, deren sein römischer Biograph (Trebellius Pollar) ihn beschuldigt, scheint doch mehr den Charakter übertriebener Strenge und Rachsucht gegen wirkliche oder vorausgesetzte Empörer und Feinde als den eines Vergnügens daran, wie wir dies bei frühern Kaisern fanden, getragen zu haben, ja der Fortsetzer des Dio Cassius berichtet sogar auch einzelne Züge der Milde desselben. Bei den Soldaten ansehend beliebt, mag dagegen dessen Behandlung seiner Generale, eine für jeden Herrscher damals wichtige Aufgabe, oft mehr verlegend als gewinnend gewesen sein, was denn endlich, wiewol erst nach der im Vergleich zu andern noch unwürdigen Vorgängern langen Zeit von 14 Jahren seinen Sturz herbeiführte.“ Doch schon längst vor unserm Verfasser hat Greuzer in einem sehr gelehrten Beitrag zur Kaisergeschichte in den „Wiener Jahrbüchern“ (1833) in den Monaten April, Mai und Juni, namentlich den Gallienus und seine Gemahlin Salomina gegen

*) Wir haben in d. Bl. bei Gelegenheit der Besprechung des ersten Buches auf diese Nothwendigkeit ganz besonders hingewiesen.

die parteiischen Urtheile der „Scriptores historiae Augustae“ nach Münzen und den damals neuentdeckten Quellen des Angelo Majo in Schutz genommen. Wir führen dies aber auch zugleich als einen Beweis dafür an, wie lange vorbereitet und belefen man sein muß, um einer Aufgabe vollständig gewachsen zu sein, wie sie sich der ehrwürdige Verfasser, der allerdings seinen Kräften viel zutrauen durfte, gestellt hat.

Wenn wir jetzt die vielfach gestreuten Stellen ins Auge fassen, die der Verfasser Konstantin dem Großen gewidmet, so müssen wir offen bekennen, daß sie zu den besten Partien des ganzen Werks gehören. Die Aufgabe, möglichst gerecht zu werden, war nicht so leicht, wie alle wissen, die einmal genauer mit der Geschichte dieser welthistorischen Persönlichkeit sich beschäftigt haben; Eusebius ist bekanntlich hofmännischer Panegyrist, während Gibbon, mit der ganzen Waffenrüstung seiner Belesenheit und seines Scharfsinns verbündet, mit der Abneigung gegen alles kirchliche Christenthum den ersten christlichen Kaiser jedes Heiligenscheins zu entkleiden bemüht ist; Ranke (1817) steht so ziemlich auf der Seite des Eusebius, während Jakob Burckhardt in Basel (1853), mit neuen Waffen aus den Byzantinern angethan, Gibbon sehr nahe steht. Unser Verfasser, den der christliche Glaube nur dann und wann das historische Urtheil zu beeinträchtigen droht, es aber immer nur bei der Drogung bewenden läßt, urtheilt folgendermaßen über Konstantin: „In der That hatte der große und gewaltige Mann an sich eine edle Natur, das Gemeine war ihm fremd, namentlich von den bei den römischen Imperatoren zum Theil selbst den bessern und besten so häufigen Verirrungen niederer Sinnlichkeit keine Spur. Selbst die Vergeubung, deren er beschuldigt wird, war nobeln Ursprungs, daher um so entschulbarer, da weder irgendwo verlautet noch zu vermuthen ist, daß sie zur Finanzzerrüttung geführt habe. Wie glänzend würde daher sein Andenken in der Geschichte dastehen, wenn nicht die Kregel, wozu unbändige Leidenschaft ihn fortriß, wie schwarze Sonnenflecken dasselbe verdunkelten und entstellten. Für das Reich war er freilich nur in Verbindung mit Diocletian ein zweiter Gründer, wie ihn die Quellen auch ausdrücklich bezeichnen. Er verließ es nach außen größer und mächtiger, wenn auch zehnfach bedrohter als es unter Augustus gewesen war. Die kriegs- und raubbüthenden Germanen bei Rhein und Donau hat kein Herrscher vor und nach ihm so wirksam, besonders auch so nachhaltig, keiner auch freilich auch durch so furchtbare Mittel in Furcht und Schreck erhalten. Im Innern überall Ordnung, Sicherheit, unbedingter Gehorsam; Auflehnung und Empörung, die schon nach ihm wieder auftauchen, waren vor seinem großen Geiste verschwunden. Mächtig griff er mit eiserner Faust in die Speichen des rollenden Zeitrades, doch hat er dessen Ablauf zum Untergange nur zu hemmen, nicht abzuwenden vermocht. Zwei seiner Werke allein reichen über sein Jahrhundert hinaus bis in alle Ewigkeit: die Erhebung des Christenthums und die Gründung von Konstantinopel.“ In der letzten Beziehung ist unverkennbar Konstantin mit Alexander dem Großen zu vergleichen; wenn von diesen beiden Herrschern die Geschichtsbücher uns nichts weiter verkündigen als ihre Gründung Alexandriens und Konstantinopels, so würde man schon darum einen Rückschluß auf ihren genialen Blick zu machen sich für berechtigt ansehen dürfen.)

Unserm oben ausgebrochenen Vorsatz gemäß, des Kaisers Julian besonders zu gedenken, des letzten Herrschers, in welchem das altrömische Wesen noch einmal zur Geltung oder Wiederbelebung zu gelangen suchte, und dessen Charakteristik und womöglich unparteiischer Würdigung der Verfasser eine verdienstliche Aufmerksamkeit zugewendet hat, möge Folgendes hier noch einen Platz finden. Der Verfasser sagt: „Wir wiederholen kurz unsere Erklärung von Julian's Apostasie dahin, daß a) die Schlechtigkeit des weltlichen und der geistlichen Säupter der Christenheit seiner Zeit ihn gegen deren Glauben eingenommen hatte und ein erleuchteter wie frommer Unterricht in solchem, der dem hätte entgegenwirken können, ihm nicht zu

Theil geworden war; b) sein Geist von der Tiefe heidnischer Philosophie, wie sein Gemüth von der nationalen Größe und dem Heroismus des Alterthums ergriffen war; c) seine Genialität und Eitelkeit, endlich der in beiden wurzelnden Vorliebe für das Heidenthum sich bemächtigten und ihn zu dem Irrwahn, dessen Regenerator werden zu können, fortzuziehen.“ Rückfichtlich des ersten Punktes verweisen wir auf Gibbon, der hier ähnlich wie unser Verfasser urtheilt, indem er sagt: „The cause of his (Julian's) strange and fatal apostasy may be derived from the early period of his life, when he was left an orphan in the hands of the murderers of his family. The care of his infancy was entrusted to Eusebius, who was related to him on the side of his mother; and till Julian reached the twentieth year of his age he received from his Christian preceptors the education not of a hero but of a saint. The emperor less jealous of a heavenly than of an earthly crown contented himself with the imperfect character of a catechumen, while he bestowed the advantages of baptism on the nephews of Constantine.“ Nur ein Moment hat unser Verfasser außer Acht gelassen, das aber Gibbon hervorhebt, wie die ersten eben angeführten Worte beweisen: daß der verwaiste junge Thronfolger in den Händen der Mörder seiner Familie sich befand; Rachegefühl, wenn auch kein blutdürstendes, war unstreitig ein Motiv zur Apostasie Julian's. Wenn der Verfasser zweitens die Tiefe der heidnischen Philosophie einen Bestimmungsgrund des Abfalls vom Christenthum sein läßt, so läßt sich einiger Zweifel wenigstens daraus herleiten, daß namentlich die Männer, welche in jenem Zeitalter des Verfalls der Alten Welt den Namen der Philosophen in Anspruch nahmen, wahrhaftig keine Anziehungskraft oder verführerischen Reiz für einen in der That genialen Mann, wie der kaiserliche Apostat war, besäßen konnten. Und mag immer der geistvolle Spötter Lucian, auf den wir hiermit zugleich die Aufmerksamkeit unseres Verfassers gelenkt haben wollen, die Farben bei der Schilderung der damaligen Philosophen etwas zu stark aufgetragen haben, so viel bleibt doch gewiß: sie waren entweder Schwindler oder Caricaturen mit ganz geringen Ausnahmen.

Dies möge genügen, um den Standpunkt eines Werks in der Geschichtsliteratur zu bezeichnen, das trotz seiner Mängel dennoch als ein höchst ehrenvolles Denkmal bezeichnet werden muß, welches ein greiser Mann seinem unermüdblichen Fleiße und seiner unbeflegbaren Liebe zur Wissenschaft gesetzt hat. Wer nach ihm in dieser wissenschaftlichen Region schreibt, wird sich oft zum Danke verpflichtet fühlen.

Karl Zimmer.

Otto von Guericke.

Otto von Guericke und sein Verdienst. Von Friedrich Dies. Magdeburg, Greup. 1862. 8. 10 Ngr.

Man muß leider im allgemeinen sagen, daß die Deutschen, sogar die meisten Gebildeten, von ihren großen Männern sehr wenig wissen. Was wissen sie, wenn sie keine Fachgelehrten sind, z. B. von Kepler und Leibniz, was sogar von Kant, Herder, Lessing, Goethe und Schiller? Von den drei letztern kennen sehr viele nur die Dramen, die sie zufällig auf der Bühne gesehen, und die Gedichte, die sie etwa in den Tagen ihrer jugendlichen Schwärmerei auswendig gelernt haben; die übrige Kenntniß ergänzen sie bestenfalls aus irgendeinem der literarischen Noth- und Hülfsbüchlein, die unter dem Namen von Literaturgeschichten, Leitfaden der deutschen Literaturgeschichte u. s. w. bekannt sind, und merken sich daraus die nöthigen Stichworte und Daten, um damit vorkommendenfalls in der Conversation auskommen oder glänzen zu können. Selbst von einem so ganz populären Manne wie Scheller wissen die meisten nur sehr wenig. Wäre es ihnen um eine nähere Einsicht in sein Gemüth, Herz und religiöses Leben zu thun, so würden sie nicht unterlassen, das kleine jüngst erschienene Büchlein, welches

Sellers's Tagebuch aus dem Jahre 1761 enthält, sich anzuschaffen, vielleicht das Hauptstück, um die seltene Herzengüte des Mannes, aber auch seine geistigen Leiden, seine blutigen Kämpfe mit seinem fast allzu zarten religiösen Gewissen kennen zu lernen. Aber wir fürchten, daß unter mehr als 50 Millionen Deutschen, welche inner- und außerhalb Deutschland leben und dem und wann auch wol ein wenig renommiren, diejenigen zu zählen sein mögen, welche bisher in dieses kleine aber rührende Buch einen Blick geworfen haben. Die chemischen Bestandtheile des Guano und dergleichen kennen zu lernen, ist unserer Generation ein wichtigerer Gegenstand, als sich mit der geistigen Organisation eines reblichen, durch Humanität ausgezeichneten Mannes zu beschäftigen, welcher das deutsche Volk auf der Bahn der Geistes- und Herzensbildung eine gute Strecke vorwärts führte.

Nun sollte man meinen, daß gerade, weil in unserer Zeit naturwissenschaftliche und physikalische Fragen statt der moralischen an der Tagesordnung sind, ein auf diesem Gebiete durch wichtige Entdeckungen und Forschungen so hervorragender Mann wie Otto von Guericke dem deutschen Volke bis zum Grunde bekannt sein müßte. Allerdings ist es richtig, daß sein Name einen gewissen populären Klang hat, einen populäreren als der Name manches andern bedeutenden physikalischen Forschers; denn selbst in Schriften für die Jugend wird er wenigstens als der Erfinder der Luftpumpe genannt. Mit dieser Thatfache aber begnügt man sich; man fragt wenig danach, durch welche vorangegangenen Versuche und Beobachtungen er zu dieser Erfindung kam, und was er sonst noch als Schriftsteller auf physikalischem Gebiete und als Erfinder geleistet hat. Ja, bei den eigentlichen deutschen Gelehrten, welche die Wissenschaft als einen Kunstbetrieb ausschließlich für die Universitäten und Universitätskreise zu monopolisiren trachten, stand Guericke wol kaum je in dem Ansehen, welches ihm gebührte. Wie konnte ein Bürgermeister ein Gelehrter sein? Er war höchstens ein geschickter Dilettant, dem es einmal bei seinen unwissenschaftlichen Versuchen durch einen Zufall besonders glückte, der aber, nach der Meinung dieser gelehrten Herren, für die Wissenschaft sonst keine Bedeutung hat.

Wir freuen uns deshalb auch des vorliegenden Büchleins, das wir aus einer Reihe biographischer Schriften absondern, um auf die Verdienste des Entdeckers der Luftpumpe speciell hinzuweisen, wobei wir uns jumeist der Worte des Verfassers, Friedrich Dies, bedienen werden. Seine Thätigkeit als Naturforscher erstreckt sich, wie der Verfasser bemerkt, „über die allverbreiteten Elemente und Kräfte unsers Erdballs, über das ganze Sonnensystem, über die weitesten Himmelsfernen, und dehnt sich bis dahin aus, wo der irdische Geist ahnend und liebend sich in die Tieren des ewigen Geistes verliert“. Um aber die im genauen Zusammenhange mit gleichzeitigen Bestrebungen stehenden Leistungen Guericke's auf diesem Gebiete recht zu würdigen, schien es dem Verfasser angemessen, einen Blick auf die Geistesrichtung und den wissenschaftlichen Charakter des im ganzen so übel verrufenen 17. Jahrhunderts zu werfen. Er thut dies mit folgenden Worten: „Das Zeitalter des Erfinders der Luftpumpe war das Jahrhundert, wo Kepler die Geseze des Planetenlaufs erforschte, wo Galilei die Geseze des Falles der Körper und der Pendelbewegung entdeckte, wo Newton die Geseze der Schwere und der Wirkungen des Lichts erkundete, wo Cornelius Drebbel das Thermometer, Toricelli das Barometer erfand und Pascal die Anwendbarkeit des letztern zu Höhenmessungen zeigte, wo Salomon de Gaus die ersten Versuche mit der Kraft des Dampfes anstellte; es war das Jahrhundert, wo Cartesius, vom Zweifel ausgehend, die Autorität der aristotelisch-scholastischen Philosophie kürzte und eine auf das Princip des Mechanismus sich gründende Weltbetrachtung einführte, und wo dagegen Leibniz durch die Annahme von urchprünglichen und ununterbrochen wirkenden Kräften alle materiellen Erscheinungen zu erklären unternahm. Unter den glänzenden Gestirnen der Wissenschaft in jenem Jahrhundert ist aber noch besonders Baco von Verulam zu nennen, der zuerst mit Bewußtsein und Nachdruck hervorhob, daß

die Natur nicht durch Speculation, sondern durch Erfahrung, Untersuchung und denkendes Beobachten wirklich erkannt werde, und der zuerst auf das Experimentiren als auf ein Hauptmittel zu solcher Erkenntniß hinwies.“

Wir haben schon früher gelegentlich hervorgehoben, daß es, selbst nur das in anderer Hinsicht damals so arg daniederliegende Deutschland in Betracht gezogen, mit dem geistigen und wissenschaftlichen Leben in jener Periode gar nicht so schlimm bestellt war, wie man im allgemeinen annimmt. Die Namen Kepler, Leibniz, Jungius und Guericke strahlen mit hellstem Glanz, und hätte Deutschland auch nur diese aus jener Zeit aufzuweisen, so würden sie hinreichen, seine Ehre zu retten. Aber es gesellen sich ihnen auch auf andern Gebieten, dem der Staats- und Sprachkunde, der Poesie, der Tonkunst und der bildenden Künste viele hochachtbare Namen.

Leider ist Otto von Guericke's wichtige Correspondenz nebst Nachrichten von ihm durch Unselbstigkeit unter seinen drei Söhnen und durch einen andern Zufall verloren gegangen; aber ein unvergängliches Denkmal hat er sich gesetzt durch sein 1672 in Amsterdam erschienenenes, mit dem kaiserlichen Privilegium versehenes und dem Großen Kurfürsten gewidmetes Werk: „*Ottonis de Guericke Experimenta Nova (ut vocantur) Magdeburgica de Vacuo Spatio*“ u. s. w., von dem der Verfasser vorliegender Schrift bemerkt: „Es ist ein Werk deutschen Fleißes und ernster, liebevoller Hingabe an die Erforschung der Wahrheit, ein Werk, von dem Guericke mit Recht sagen konnte, daß kein Wort vergebens darin gesetzt“, und das ihn auch ohne seine berühmten Erfindungen den großen Geistern anreihen würde, welche die wissenschaftliche Erkenntniß des Kosmos zum Ziel ihres Strebens hatten. Zahlreiche, den Inhalt veranschaulichende Kupferstiche, sowie das sinnreich entworfene Titelbild gereichen dem Buche zur Zierde, besonders aber das Bildniß Otto von Guericke's, in dessen fest ausgeprägten Zügen und die würdevolle Persönlichkeit des erfahrungsreichen Staatsmanns, des denkenden Beobachters der Natur, des wackern, ehrenfesten Mannes lebendig entgegentritt.“

Um die großartige Anlage dieses nicht eben häufig sich vorfindenden Werks und den Reichtum des darin verarbeiteten Stoffes anschaulich zu machen, gibt der Verfasser den Hauptinhalt der sieben Bücher desselben an, und von den in der Vorrede niedergelegten Principien bemerkt er, daß dieselben an die Principien erinnern, „welche 200 Jahre später unser größter Naturforscher in seinem „*Kosmos*“ ausgesprochen hat“.

Des Verfassers Mittheilungen über Guericke's Luftpumpe (damals gewöhnlich *Antlia pneumatica*, auch wol *Vacuum* genannt) stellen ihn so überzeugend wie möglich als den eigentlichen Erfinder dieses überaus wichtigen physikalischen Apparats heraus. Der scharfsinnige Engländer Robert Boyle brachte zwar unter Mitwirkung von Robert Hooke einige wesentliche Verbesserungen an dem Apparate an (daher auch *Vacuum Boyleanum*), aber keineswegs gab das seinen Landsleuten das Recht, ihm ohne weiteres die Erfindung zuzuschreiben. Boyle selbst äußert sich übrigens in einem Briefe an seinen Enkel folgendermaßen darüber: „Er habe sich zwar schon früher mit jener Idee beschäftigt, sei aber durch eine Schrift des gelehrten Jesuiten Schott darauf aufmerksam gemacht, daß ein edler und geistreicher Mann, Otto Guericke, Bürgermeister zu Magdeburg, vor einiger Zeit (nuper) in Deutschland gläserne Gefäße luftleer gemacht habe, indem er die Luft durch die Mündung eines in Wasser getauchten Gefäßes herausgepumpt habe. Er erkennt selbst an, daß D. von Guericke ihm in der Erzeugung so großer Effekte durch Herausziehung der Luft zuvorgekommen sei (me praevenerit) und daß er der Kunde von seinen Leistungen viel verbanke.“

Was übrigens Guericke mit seiner Luftpumpe leistete, zeigte er bekanntlich während seiner Anwesenheit auf dem regensburger Reichstage; denn 16 Pferde konnten bei einem von Guericke daselbst angestellten Versuche die beiden Hohlkugeln, aus denen er die Luft ausgepumpt, nur mit Mühe auseinanderziehen, was

dann mit einem Knalle wie von einem Büchschusse geschah. Die anwesenden Fürsten, darunter der Kaiser Ferdinand, waren von diesen Versuchen so überrascht, daß darüber fast die politischen Angelegenheiten für eine Weile in den Hintergrund traten. Später ließ Guericke noch größere Halbkugeln machen, welche von 24 Pferden nicht getrennt werden konnten; die Kleinen hing er an einem Gefälle in seinem Hofe auf, wo sie einige Centner tragen konnten, ohne auseinander zu gehen. Nur beiläufig gedenken wir einer andern Erfindung Guericke's, des sogenannten Weitermännchens, von ihm selbst *Semper vivum*, späterhin gewöhnlich Anemostop genannt; wichtiger ist, daß Guericke auch als Erfinder der Elektrirmaschine betrachtet werden darf. Der Apparat war noch sehr einfach; aber vermittelt desselben beobachtete Guericke zuerst nicht bloß die schon längst bekannten Phänomene der Anziehung, sondern auch die der Abstößung und Leitung, Beobachtungen, die, wie Alexander von Humboldt sagte, später auf die Gesetze der Wirkungskreise und Vertheilung der Elektricität geleitet haben.

Die erste und sogar größere Hälfte vorliegender Schrift beschäftigt sich mit den Verdiensten, welche sich Guericke um die Wiedererhebung Magdeburgs, um die Wiedererlangung seiner Rechte und Freiheiten, um die Verwaltung, um das städtische Schulwesen, als Bevollmächtigter der Stadt beim Friedenscongreß in Donabrad u. s. w. erwarb. Hierauf gehen wir nicht weiter ein, und bemerken nur, daß der Verfasser bei der Darstellung der patriotischen und politischen Thätigkeit des ausgezeichneten, Deutschland in jeder Hinsicht zur Ehre gereichenden Mannes besonders auch das auf der magdeburger Stadtbibliothek befindliche Manuscript benutzt hat, „in welchem die Zerstörung der Stadt sammt ihren Ursachen und Wirkungen von Guericke selber als kundigem und treuem Augenzeugen beschrieben ist“.

J. M.

Der preussische General Fouqué im Feldzuge von 1760.

Der Feldzug des königlich preussischen Generals der Infanterie Heinrich August Baron de la Motte Fouqué in Schleßen 1760. Nach den besten Quellen zusammengestellt und bearbeitet von C. v. St. Mit zwei Plänen. Kassel, Freyschmidt. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wiederum ein neuer Beitrag zur Geschichte des Siebenjährigen Kriegs, wie wir deren in Nr. 36 d. Bl. f. 1861 eine ganze Reihe besprochen haben. Der vorliegende reibt sich den besten seither erschienenen Arbeiten würdig an und wir haben schon Gelegenheit gehabt, den Verfasser auf dem Felde der Militärliteratur aus andern Schriften rühmlich kennen zu lernen. Diesmal hat derselbe seinem „Feldzuge von 1758 in Mähren“ die Geschichte der Katastrophe von Landeshut folgen lassen: eine Waffenthat, von welcher er mit Recht sagt, daß die beiderseitigen vor hundert Jahren einander gegenüberstehenden Heere auf dieselbe mit Stolz blicken können. Er nennt den Sieg Laudon's ein schönes Blatt in dem österreichischen Lorbeerfranze und führt für Fouqué die Worte seines königlichen Kriegsherrn an: „Cette belle action n'en trouve dans l'histoire qui lui puisse être comparée, que celle de Leonidas et des Grecs qui defendirent les Thermopyles.“ „Ein herrlicheres Denkmal“, sagt er im Vorwort weiter, „vermag kein Monarch seinem geschlagenen Feldherrn zu errichten! Fouqué, der greise, todemüthige General, verglichen mit Leonidas, dem edeln Spartanerkönige — die wackere Preussenschärpe den griechischen Helden zur Seite gestellt. Wem wäre deren Oxydort unbekannt! Wer empfände nicht heilige Schauer im Angebenken an Leonidas, an den Tag bei Thermopyla! Schmerzlicher Gegensatz! Der Name des Leonidas wird schon den Kindern eingeprägt — geschieht etwas dem Ähnliches nur zum hundertsten Theile annähernd mit so manchem gleichen deutschen Helden? Warum dem jungen, weichen, empfänglichen Gemüthe zunächst Bewunderung und Ehrfurcht des Auslandes als Mitgift fürs ganze Leben eingeprägt?!

Ist die vaterländische Geschichte denn so arm? Vermag sie nicht vielmehr für jeden Helden des griechischen und römischen Alterthums zehn, zwanzig und noch mehr deutsche Männer, die Gleiches oder Ähnliches vollbracht, einzusetzen? Wir haben diese Stelle wiedergegeben, weil sie uns aus der Seele geschrieben ist. Auch wir haben hundertfach und zwar in amtlicher Weise Gelegenheit gehabt, dieselbe Bemerkung zu machen. Junge Leute, welche alle Phasen des Streites der Patrioten und Plebejer, ja die assyrische und ägyptische Geschichte mit staunenswerthem Detail zu erzählen wußten, kannten von der deutschen Geschichte, vorzüglich von der neuern, nicht einmal die allgemainsten Umrisse, hatten keine Ahnung vom Siebenjährigen, noch weniger von den Befreiungskriegen! An wem liegt das? An den armen jungen Menschen, denen eben nichts geboten wird als dasjenige, was die Lehrer aus dem Vollen ihrer eigenen Kenntnisse schöpfen können, die sich leider selten auf die neue und neueste vaterländische Geschichte in ausreichendem Maße erstrecken? Jeder Versuch, deutsche Waffenthaten in das Gedächtniß zu rufen, muß daher hoch willkommen sein.

Der Verfasser hat seine Schrift auf das fleißigste Quellenstudium basirt und deren oft erhebliche Widersprüche zu vermitteln gesucht; er entschuldigt aus diesem Grunde die zahlreichen Anmerkungen unter dem Texte, welche er sonst als störend ansieht. Wir geben das nicht unbedingt zu, wenigstens sind diese von Schloßer wol im Uebermaße gebrauchten Citate und Notizen lange nicht so störend, als die von dem verstorbenen Schöning und seitdem von manchem, der die Archive ausbeutet, in stereotyper Form angewandte Manier, die Darstellung fast nur durch Originalcorrespondenzen, aufgereiht auf einen dünnen Faden eigener Führung, zu geben. Wie hoch wir auch die eigenen Worte der leitenden und handelnden Persönlichkeiten anschlagen, weil nichts ihre Gedanken so gut angeben kann, so raubt diese Manier doch dem Werke jeden Anspruch auf harmonische Gestaltung des Textes und gibt dem ganzen einen mosaikartigen Charakter. Meister der historischen Kunst haben sich dieser Form nie bebient. Mit Vorsicht und sparsamer Auswahl mag sie gelten, sonst ist es wol besser, die Ausbeute archivalischer Forschungen im Anhang folgen zu lassen. Wir geben aber den Notizen unter dem Texte den Vorzug. Im preussischen Kriegsarchiv, das jedem Geschichtsforscher bereitwillig geöffnet wird, hätte übrigens der Verfasser seine Materialien noch sehr bereichern können.

Unser Werk ist in drei Abschnitte getheilt: „Zur Situation“, „Die Katastrophe von Landeshut“, „Kritische Betrachtungen“. Im ersten wird die Stellung und allgemeine Lage der beiderseitigen Hauptarmeen von Ende 1759 bis zur Eröffnung des Feldzugs von 1760 dargestellt. Die für die preussischen Waffen so unglückliche Affaire bei Maren, welche den König nach seinem eigenen Ausdruck völlig betäubte, und der Sieg des Feldmarschalllieutenants von Beck über den General von Dierike hatten keine weiteren Folgen gehabt, weil Daun seinen Vortheil und seine bedeutende Uebermacht nicht zu beugen verstand, sondern dem Könige zaudernd gegenüberstehen blieb, bis dieser Mitte Juni 1760 nach Schleßen aufbrach und ihn dadurch aus seiner Stabilität drachte. In gleicher Weise wird die Stellung der in Schleßen, Böhmen und Mähren stehenden Truppentheile bis nach Beginn der ersten Feindseligkeiten im Frühjahr 1760 betrachtet. Nachdem der König nach Sachsen marschirt war (im November), blieb ein Corps in Schleßen zurück, dessen Commando General Fouqué, welcher bisher den Posten von Landeshut besetzt gehalten, mit dem Auftrage übernahm, die Provinz gegen die verchiedenen, längs ihrer Grenze postirten Corps, insbesondere aber Oberschleßen gegen den Feldzeugmeister Laudon zu decken. (Beiläufig bemerken wir, daß der Verfasser noch Laudon schreibt, wie es früher üblich war; Laudon ist aber ein Pfälzer und seine Familie nennt sich nach einem dort liegenden Gute gleiches Namens, Laudon geschrieben.) Beide Feldherren schlossen Ende November eine Convention „auf Treue“, die gegenseitigen Grenzen nicht zu überschreiten, ohne den Ver-

zug bei Zeiten aufzulandigen. Dann wurden die Winterquartiere kappern, deren Veränderungen bis zum März des Verfassers angibt.

Die Feindseligkeiten wurden in Oberschlesien durch Laudon misst. Er beschloß, die Truppen des Generals von der Goltz anzugreifen, denn er den Waffensstand ausgenutzt hatte; die Dispositionen dazu waren vorzüglich, ein eingetretenes Thau- und Regenwetter hielt aber die Infanterie und Artillerie auf, so daß die Preußen ihre Quartiere, wo sie überfallen werden sollten, vorher räumen konnten. Die Cavalerie, von Laudon persönlich geführt, erzielte zwar noch einen Transport von 100 Wagen, derselbe wurde aber von dem Regiment Mantuffel gegen die Angriffe glänzend vertheidigt, und nur 20 Wagen, weil nur im Wege brach, mußten dem Feinde überlassen werden. Bei der Ordnung des eigentlichen Feldzugs stehen dann an der Spitze nur kleine Schwärme vor, deren einige der Verfasser beschreibt. Hierauf gibt er den Operationsplan und die ähnlichen Vorbereitungen zum Feldzuge von 1760. Prinz Heinrich erhielt den Oberbefehl in Schlesien, um die Verbindung der Russen mit Laudon zu verhindern, während der König in Sachsen gegen die österreichische Hauptarmee zu bleiben beabsichtigte. Der Reichthum sich nicht mit der Ordnung des Feldzugs, worin Laudon's Truppen sich schon Ende April nach dem gewöhnlichen Sammelplatze Königgrätz in Böhmen in Bewegung setzten. Ihre Stärke betrug mindestens 40000 Mann, deren zunächst 35000 Preußen hätten entgegengetreten können, wenn Prinz Heinrich sie hätte concentrirt dürfen. Aber die Uebereinstimmung vor den Russen verwehrte ihm das, und so war die Drückung Schlesiens lediglich dem General Fouquet mit 20 Bataillonen, 18 Escadrons, 13800 Mann überlassen. Seine Instructionen lauteten ziemlich allgemein; er sollte Breslau und die Schatzkammer, zugleich aber den Schlüssel von Niederschlesien, die Festung von Landeshut, besetzen.

Im zweiten Abschnitt lesen wir die Katastrophe von Landeshut. Der Verfasser hat seine Darstellung in drei Kapitel getheilt: „Von der Ordnung des Feldzugs in Schlesien bis zum letzten Angriff Fouquet's auf dem Lager der Gräfin gegen Landeshut (vom 29. Mai bis incl. 16. Juni)“, „Die Ereignisse zwischen dem 17. und 22. Juni“, und „Der Tag von Landeshut“. Die meistens sehr dramatischen Landeshut (seit seinem Einrücken in die Grafschaft Schlag am 29. Mai), um Fouquet auf unblutige Weise zum Aufgeben der so festen Position von Landeshut zu bewegen, und doch den Prinzen Heinrich dadurch nicht zu veranlassen, sich diesem zu nähern, hat sehr anschaulich dargestellt. Dieser Zweck wurde erreicht. Fouquet ging zurück und der König war damit zufrieden. „Nur Idee, wessenen der Feind etwas auf Breslau unternehmen wollte, auch bei Breslau zu stehen, ist die beste, wogegen ich nicht ein Wort zu sagen habe“, schrieb er am 4. Juni. Laudon's wahre Absicht auf Schlag stürzte sich auf und die verlassen Position von Landeshut wurde von dem Wolfersdorff'schen Corps besetzt, worauf sich die Oesterreicher im Gebirge ausbreiteten und sowohl die arme Bevölkerung derselben, wie auch die wohlhabenden Adelskassen hart mitnahmen. Der Minister von Schlabrendorf berichtete darüber an den König, schilderte das Elend in den schwärzesten Farben und stellte den Rückzug Fouquet's, welcher das Land preisgeben, als erteilt und keineswegs nothwendig dar. Nach Prinz Heinrich hatte das Verlassen der Position von Landeshut gegen den König sehr beklagt, und da Fouquet bei seinem Gehen in letzter Zeit schon an Verbrechen verfallen hatte, überdem wegen seines unangenehmen Charakters und seiner unerbittlichen Strenge wenig Freunde besaß, so wurde der König zu einem höchst ungünstigen Schreiben veranlaßt, in welchem er ihm befahl, die Position von Landeshut um jeden Preis wiederzunehmen. Fouquet hat dies Schreiben vernachlässigt, so daß sein wörtlicher Inhalt nicht bekannt ist; was Schätzung davon gibt, ist unvollständig, wir wissen, daß derselbe öfter die ihm zu Gebote stehenden Documente und Rücksichten, welche dem Schriftschreiber fremd waren, nicht in den wiedergegeben hat. Infolge dieses gewöhnlichen Befehls ging Fouquet sofort wieder gegen Landeshut

vor, vertrieb die Oesterreicher durch einen kräftigen Angriff aus der Stellung und ließ diese noch durch neue Besatzungen verstärken, wobei freilich seine ohnehin schwachen Streitkräfte, die er hätte mehr concentrirt müssen, zerstückelt wurden. Laudon schloß ihn jetzt mit seiner Uebermacht auf drei Seiten ein, um ihn womöglich zu vernichten und so freie Hand in Schlesien zu haben. Noch hatte Fouquet sich aus der ihm drohenden Gefahr ziehen können, aber vom Könige in seiner Ehre angegriffen, hatte er die Position von Landeshut gegen seine Ueberzeugung nur wiedergewonnen, um sie nun bis zum letzten Stande zu vertheidigen. Ein zweiter Brief des Königs bestärkte ihn darin, denn Friedrich sagte ihm unter anderm: „Da Ihr durch Euren sehr präcipitirten Marsch und Retraite gegen Breslau hin Mir das Gebirge verloren habt, so müßt Ihr Mir nunmehr auch solches absolutement wieder schaffen“, und zum Schluß eigenhändig: „Mes généraux me font plus de tort, que l'ennemi, par ce qu'ils manœuvrent toujours de travers.“

Die österreichische Armee, wie der Verfasser aus den verschiedenen Angaben berechnet, war beinahe so stark als Fouquet's Corps. Am 22. Juni gab Laudon die Disposition zum Angriff in vier Columnen aus, welche hier vollständig mitgetheilt wird. Der Hauptangriff galt dem vorgeschobenen linken Flügel und wurde in erster Linie von Laudon selbst mit 24 Bataillonen und 24 Escadrons in drei Columnen angeführt, deren ersten beiden noch in zweiter Linie unter Campitelli 14 Bataillone als Reserve folgten. Feldmarschalllieutenant von Wolfersdorff sollte mit 16 Bataillonen und 30 Escadrons den rechten preussischen Flügel zunächst nur durch einen Scherenangriff beschäftigen. Der „Tag von Landeshut“, 22. Juni, ist klar und anschaulich geschildert. Um 3 Uhr morgens war Laudon trotz des tapferen Widerstandes schon im Besitze sämtlicher Positionen des preussischen linken Flügels und formirte seine Infanterie in diesen zu den Angriffen gegen die Hauptstellung auf dem Ruck und Galgenberge, während der größte Theil der Cavalerie den Bober passirte, um Fouquet den Rückzug zu verlegen. Wolfersdorff's Angriff, zuerst matt geführt, hatte dann wegen seiner großen Uebermacht zwar die dort postirten drei Bataillone zurückschoben, wobei die Cavalerie einhieb und sie theilweise sprengte. Die Reste sammelten sich jedoch wieder und von Fouquet durch einige Compagnien verstärkt, gingen sie selbst zum Angriff über und warfen den Feind zurück, worauf sie die Schanzen des Hahnbergs wieder besetzten. Wolfersdorff unternahm nichts, sondern ließ nur seine Artillerie ein heftiges Feuer unterhalten und detachirte einige Truppen mit dem größten Theile seiner Cavalerie ebenfalls über den Bober, um die Schützengraben zu besetzen und Fouquet so den noch einzig möglichen Rückzug abzuschneiden.

Gegen 4 Uhr war eine Gescbtspause eingetreten. Die Artillerie leitete hierauf mit ihren Batterien auf dem Ruck, Hahnberg und Riegel den neuen Angriff a Hauptstellung ein, der um 6 Uhr in zwei Q Die erste griff Landeshut und von dort die Ruckberge im Rücken, die zweite dieselben in Reitere wurde zuerst abgeschlagen, erneuerte als Gemeinschaft mit der ersten; die Hauptredoute und die preussischen Truppen mußten sich nach zurückziehen, von wo ihnen Fouquet ein Bataillon entgegen geschickt hatte. Gleichzeitig griff Wolfersdorff von neuem den Hahnberg an und zwang General Schenkendorf, welcher dort besetzte, nach hartnäckiger Gegenwehr ebenfalls zum Rückzuge nach dem Galgenberge.

Hier commandirte Fouquet die letzten Reste seines Corps in Person. Zweimal wies er Laudon's Aufforderung, sich zu ergeben, zurück, viermal schlug er die Stürme der feindlichen Columnen, die von allen Seiten unternommen wurden, ab. Endlich um 9 Uhr, als nur noch eine Hand voll kampffähiger Leute geblieben war und die Munition zu mangeln anfang, entschloß er sich zu dem Versuch, über den Bober zu gehen und sich durchzuschlagen. Oberleppersdorf und die nächsten Höhen

am Fluß waren vom Feinde nicht stark besetzt, es gelang dieselben mit 80 Mann und einem Geschütz zur Deckung des Ueberzuges zu besetzen. Fouquet mit etwa 200 Grenadieren, welchen sich noch andere kleine Abtheilungen anschlossen, passirte das Dorf und wollte in Garsformation die Höhen von Reußenborn gewinnen, um dort Schenkendorf aufzunehmen, welcher den Galgenberg noch kurze Zeit besetzt halten sollte, um den ersten Abzug zu decken. Hinter dem Dorfe wurde die kleine Schar jedoch durch vier Cavalieregimenter von allen Seiten angefallen, sie schlug wiederholte Attacken zwar ab, wurde aber aus einem Walde, wo sie Schutz zu finden hoffte, von zwei verdeckt aufgestellten Bataillonen mit einer mörderischen Salve empfangen, welche fast die Hälfte der Mannschaft niederstreckte. Fouquet's Zuruf: „Kinder, wehrt euch bis auf den letzten Mann!“ hält den Rest noch zusammen, aber die Cavalerie brach nun ein und richtete ein erbarmenloses Gemetzel an. Der Feldherr lag unter seinem erschossenen Pferde, um ihn drängten sich seine Getreuen, die Dragoner von Löwenstein kannten ihn nicht und hieben auch auf ihn ein, der wehrlos unter dem Pferde lag; sein Reitknecht, Trautschke, warf sich über ihn und fing die Hiebe mit seinem Körper auf, unablässig rufend: „Wollt ihr denn den commandirenden General umbringen?“ Endlich kam Laudon's Adjutant, Rittmeister von Eickstedt, herbeigesprennt, nach Fouquet fragend; ein preussischer Offizier, der unter seinem Geschütz lag, ergab sich ihm und zeigte ihm den Feldherrn, der nun gerettet und, ehe er zu Laudon geführt, verbunden wurde. Er hatte drei Hiebwunden erhalten, der treue Diener dreizehn. Dieser mußte trepanirt werden, genas jedoch vollständig. Während des Verbindens jagte ein Schwarm preussischer Cavalerie vorbei, der sich durchgeschlagen hatte, die Oesterreicher wollten denselben sofort attackiren und niedermachen; Wolfersdorff verbietet es jedoch in einem ritterlichen Zartgefühl gegen seinen Gefangenen, welcher auch von Laudon und dessen vornehmsten Offizieren mit der größten Hochachtung behandelt wurde.

Wir haben diese „alte Geschichte“, welche doch vielleicht manchem unserer Leser neu ist, aus dem Werke hervorgehoben, das sich noch der preussischen Cavalerie, von der sich nur ein kleiner Theil durchschlug, und dann Schenkendorf's Abtheilung zuwendet. Diese, nachdem Schenkendorf das Pferd unter dem Leibe erschossen und er selbst gefangen worden, setzte unter dem Obersten von Balow den Rückzug kämpfend fort und vertheilte sich, wie ein österreichischer Schriftsteller sagt, mit solcher Disziplin, daß Laudon ihm, als er endlich gefangen worden, die bittersten Vorwürfe machte. Seine Mannschaft, von allen Seiten durch Cavalerie angegriffen, streckte das Gewehr und rief: Parbon, wurde aber dennoch von den durch den langen Widerstand erbitterten Reitern fast ganz niedergemetzelt. Dies war die letzte Blutszene des Tages, nach 8 oder 9 Uhr; die Berichte weichen darüber ebenso, wie über die Verluste ab.

Unsere militärischen Leser empfehlen wir noch die kritischen Betrachtungen, welche den Schluß des Werks bilden. Der Verfasser hebt hervor, daß zum ersten male in jenem Kriege, wo Friedrich der Große sich bisher die Initiative gewahrt, ein österreichischer Feldherr gewagt habe, mit entschiedenem, thatkräftigem Handeln vorzugehen, daß aber der lähmende Einfluß des Hofkriegsraths sich wieder geltend gemacht, indem er Laudon nicht die vollen Mittel zur Ausführung seines Operationsplans gewährt habe und daß auch nach der glücklichen Eröffnung des Feldzugs durch das Treffen von Landeshut Wochen vergangen seien, ohne daß etwas von nur einiger Bedeutung geschehen. Laudon's Operationen, soweit ihm völlig freie Hand gelassen war, also bis zum 23. Juni, werden als meisterhaft anerkannt, womit wir gegen manche unberechtigte Ausstellung junger Kriegsgelahrten einverstanden sind. Was Fouquet zur Last zu legen ist, möchte wol durch die Anerkennung seines Kriegsherrn entkräftet sein. Fouquet gehorchte nur, und solcher Gehorsam, sagt der Verfasser mit Recht, kann nie hoch genug geehrt, nie zu oft als leuchtendes Beispiel für alle Zeiten und alle Heere hingestellt werden.

Karl Gustav von Bernck.

Gesammelte Novellen und Erzählungen.

Während das Feld des größern Romans eigentlich historischer Gattung — denn die händereichen Bearbeitungen von Lebensgeschichten berühmter Personen, wie sie Luise Mühlbach, F. Breier und andere zu Tage gefördert, wird man uns gestatten, nicht als wirkliche Romane, sondern als Bastarde von Roman und Biographie zu betrachten — zur Zeit nur spärlich bebaut wird, herrscht auf dem der kleinern Erzählung und Novelle ein wahrer Bienenfleiß. Wollte Gott, die literarischen Bienen förderten alle ebenso edeln Honig und nützliches Wachs zu Tage, wie die Bienen der Insektenwelt! Aber das hieße zu viel verlangt. Das Insekt treibt sein Werk mit Beruf aus eingeborener Nothwendigkeit; der Antrieß zu der massenhaften Production auf dem novellistischen Gebiete ist meist ein rein äußerlicher, der oft nicht dem geringsten innern Beruf begegnet. Die Abspannung der Geister nach dem politischen Rückschlage von 1849, der Druck der ihm folgenden Reaction auf jede geistige Thätigkeit, welche mit der Politik in einigem Zusammenhang stand, beide wirkten zusammen, um die Unterhaltungsliteratur in Deutschland in einer noch nicht dagewesenen Weise aufzuwecken zu lassen. Das in den vierziger Jahren mächtig geweckte Lesebedürfnis suchte seine Befriedigung fast nur noch in der Belletristik: ein Grund mehr, um Schriftsteller und Verleger der leidigen Politik den Rücken kehren und sich einem zugleich gesfahrlos und dankbaren Felde zuwenden zu lassen. Der Zeitungskatalog füllte sich unaufhörlich mit neuen Namen belletristischer Blätter und wenig politische Zeitungen glaubten ferner der novellistischen Mitgift entbehren zu können. Der große Bedarf an dergleichen Beiträgen für die Tagespresse löste nicht nur Schriftsteller von Fach auf das Gebiet des kleinen Romans und der Novelle, sondern auch eine Menge Dilettanten, welche begierig die Gelegenheit ergriffen, einer Liebhaberei neben wohlfeilem literarischen Ruhm auch einen materiellen Nutzen abzugewinnen, während sonst die Befriedigung von Liebhabereien nur Geld kostet. Es wäre thöricht, sich über eine Erscheinung zu beklagen, die so ganz in den Zeitverhältnissen begründet war; aber gewiß scheint es uns, daß die schöne Literatur durch dieselbe keine besondere Förderung erfahren. Wirkliche Talente, die das Zeug gehabt hätten, auf dem Gebiete des Romans Bedeutendes zu leisten, ließen sich durch den leichtern Gewinn, welchen die Journalbelletristik bot, verleiten, fast ausschließlich dieser ihre Thätigkeit zuzuwenden und ihre Zeit damit zu zersplittern; und da sie doch nur den kleinern Theil des Bedarfs befriedigen konnten, so mußten die Talentlosigkeit und die Unreife ausbilden. Die Hervorbringungen der letztern überwiegen daher, und die erstern sind in eine viel leichtere und oberflächliche Production verfallen, als es der Fall gewesen sein würde, wenn sie gezwungen gewesen wären, sich an ernstere, größere Aufgaben hinzugeben und in solche zu vertiefen.

Diese Betrachtung fühlten wir uns veranlaßt der Beschreibung einer Anzahl von Büchern voranzuschicken, welche ihren Ursprung der Journalbelletristik verdanken. Theils um der künftigen Unsterblichkeit eine bessere Unterlage zu bereiten, als sie flüchtige Zeitungsblätter gewähren, theils um noch eine kleine Honorarnachlese zu halten, vögen nämlich Novellisten ihre in verschiedenen Zeitungsblättern zerstreuten Erzeugnisse zu sammeln und in Buchform unter irgendeinem Collectivtitel herauszugeben. Vor uns liegen:

1. Gesammelte Novellen von Julius Bacher. Drei Bände. Berlin, Vogel und Comp. 1860. 8. 5 Thlr.
2. Die Egoisten. Zwei Erzählungen aus der modernen Gesellschaft. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1861. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Krumme Wege überall! Erzählungen aus dem Leben von P. J. Willen. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1862. Gr. 16. 2 Thlr. 10 Ngr.

4. Drei sinnige Erzählungen für alles Volk und alle Zeiten. Von Otfried Nylus. Stuttgart, Schiller. 1861. 8. 24 Rgr.
5. Novellen von Ferdinand Kürnberger. Erster bis dritter Band. München, Fleischmann. 1861—62. 8. 4 Thlr. 10 Rgr.

Bei den „Gesammelten Novellen“, von Julius Bacher (Nr. 1), gesehen wir, daß wir den Namen des Verfassers zum ersten male lasen, obgleich der auf dem Titel seinem Namen gegessener Beifag: „Verfasser der philosophischen Königin“, die Prästanz einer bereits anerkannten literarischen Größe macht. Ein Titel für ihn, wenn er seine Lorbern bereits eingeheimst hat; diese mit Bände Novellen werden ihm keine eintragen. Es war uns nicht möglich, diese dickleibigen Bände à 25 Bogen durchzulesen; wir mußten uns darauf beschränken, einige wenige Geschichten nach zufälliger Wahl herauszugreifen, und wir glauben uns nicht gegen den Geist einer ernsten und gerechten Kritik zu verführen, wenn wir nach diesen Stücken: „Stand und Genie“, „Gesetze“, „Der blasse junge Mann“ u. s. w., unser Urtheil bezeugen. Dieses lautet kurz dahin: ehrenwerthe Gesinnung; anständige, aber nicht außergewöhnliche Schreibweise und in Erzählung und Charakteristik manche spannende und interessante Momente. Es sind Novellen wie tausende, nicht besser und nicht schlechter; ein hervorragendes Talent bekrunden sie nicht; wirklich Originales ist nicht da. Gleichwohl werden die Bücher ihr Publikum finden und unterhalten; gehören sie doch zu denen, welche sorgsame Mütter ihren Töchtern nicht als gefährliches Gift conficirciren müssen, und kann auch der ehrliche Gewerkschneider und Handschuhmacher sie ohne Gräbeln und Aufregung lesen.

„Die Egoisten“ (Nr. 2) treten mit einem tendenziösen Anspruch auf: das Buch will uns einen Beitrag zur Kunde und Charakteristik der modernen Gesellschaft liefern und vor Verirrungen warnen. Das haben schon viele gewollt und versucht, und wenn dazu nichts weiter erforderlich wäre, als sich irgendein paar able Subjecte herauszugreifen und solche nach einer romantisch-moralistischen Schablone zu verarbeiten, so hätte der Verfasser dieses Buchs seine Aufgabe so ziemlich gelöst. Die „zwei Erzählungen aus der modernen Gesellschaft“ führen die Separatist: „Der Egoist“ und „Die Opfer des Egoisten“, und haben beide moderne Don Juans zu Helden. Wie wir aus der Einleitung zur zweiten Erzählung erfahren, die ebenso gut vor der ersten stehen könnte, ist das Buch gegen die einst viel Aufsehen erregende, jetzt verholene Doctrin Max Stirner's von dem Ich als Gott gerichtet, wie er sie in dem Buche „Der Einzige und sein Eigenthum“ dargelegt. Den Mann, von welchem der anonyme Verfasser richtig bemerkt: „Er stellt alles das als ein Recht des Menschen hin, was Sitte und Gesetz verdammen; er streift alle Poesie vom idealen Gefühl und basirt alles auf die Begierde des kalten Egoisten“, dem er aber die Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, daß er sein Werk mit einem Geiste geschrieben, den keine andern Waffen bekämpfen können als die eigenen: diesen Mann, oder vielmehr seine Lehre, nimmt sich der Verfasser vor zu bekämpfen, indem er, wie er selbst sagt, „die Schicksale eines Menschen schildert, welchem Stirner's Lehren ein Evangelium geworden sind, der sich mit Bewußtsein dem Egoismus hingibt, diesem Fluche der Menschheit, welcher alle Religionen, nur nicht — das Herz beschneidet!“

Max Stirner's Buch lebt auch uns noch in frischer Erinnerung, und wie wenig Eingang auch seine Lehren bei uns fanden, so müssen wir doch gestehen, daß das Buch uns seinerzeit als geistreich gefesselt hat und daß daher von dem vorliegenden Buche, dessen Verfasser selbst erklärt, man müsse einen solchen Geist mit seinen eigenen Waffen bekämpfen, und wieder eine geistreiche Lectüre hätten versprechen sollen. Statt dieser werden wir aber mit einer in Erfindung, Stil und Darstellung gleich trivialen Geschichte abgespeist. Graf Eduard Palmstach, der Held derselben, wird durch das Stirner'sche

Buch, das ihm sein Freund Obened zu lesen gegeben, ein grundsätzlicher Wüstling, während letzterer von seinen Grundgründen geheilt wird. Verführungsgeschichten voll Gemeinheit und Sinnlichkeit sind der hauptsächlichste Inhalt — das soll wahrscheinlich der „Kampf mit eigenen Waffen“ sein, daß die Verherrlichung des Materialismus durch Ausmalung sehr materieller Verhältnisse und Scenen perflirt wird und der Don Juan zuletzt als reuiger Sünder durch ein Duell stirbt. Das ist die Art, wie die „Frommen“ für das Himmelreich wirken; die Sinne reizen und kitzeln, um hinterher Siege gläubiger Ueberschwengung zu feiern! Wenn man uns fragte, ob ein junges, unschuldiges Mädchen lieber den „Einzigen und sein Eigenthum“ oder diese moralisirenden „Egoisten“ lesen solle, so würden wir uns für das erstere Werk entscheiden; denn jedenfalls ist das Gift eines schwerfälligen philosophischen Werks weniger gefährlich für ein junges Gemüth, als die aufregenden Schilderungen sinnlicher Liebesverhältnisse in novellistischer Form, wenn sie auch zu einem unglücklichen Ausgang führen und der Verfasser selbst sein Anathem darüber spricht. Da das Buch auch — wie oben erwähnt — in Erfindung und Darstellung trivial und dabei in der Charakteristik schwach ist, so geht demselben aller Werth ab, und hat der Verfasser wohlgethan, seinen Namen nicht zu nennen; denn zu Ehren würde es diesen nicht bringen.

„Krumme Wege überall! Erzählungen aus dem Leben“, von P. J. Wilden (Nr. 3), gehört zu jenen realistischen Geschichten, zu welchen weder Phantasie, noch Erfindungsgabe, noch poetische oder philosophische Anschauung gehört, sondern nur die Beobachtungsgabe des platten Philisters, wenn auch mit einer respectablen Gesinnung. Der allgemeine Titel deutet an, wie in allen unter ihm begriffenen Erzählungen die „krummen Wege“ eine Hauptrolle spielen und wie sie nach des Verfassers Ansicht namentlich im Leben der Gegenwart in allen Verhältnissen und von den verschiedensten Persönlichkeiten mit mehr oder weniger Erfolg betreten werden. So ist gleich in der ersten Erzählung „Herr von Lilienstern“ der Titelheld selbst ein Schwindler. Auch der Stil ist sehr alltäglich, oft trivial, die meisten Schilderungen sind grob realistisch. Schließlich haben jedoch die meisten Erzählungen einen guten Ausgang, und man kann sich über die krummen Wege trösten, da die Moral fast immer den Sieg davonträgt.

„Drei sinnige Erzählungen für alles Volk und alle Zeiten“, von Otfried Nylus (Nr. 4), konnten wir nicht anders als mit einem gewissen Misstrauen in die Hand nehmen: der Titel klingt doch etwas zu prätentiv, ja kokett. Wir überwandten indeß unser Misstrauen und als wir „Die Pfarrerstochter“, eine durch zwei Generationen sich spinneude Erzählung, zu Ende gelesen, fanden wir das „sinnig“ allerdings wohl berechtigt und bewunderten fast die Abwickelung eines ganzen Knäuels von Begebenheiten und alles das, was direct oder indirect allein das Werk der Pfarrerstochter ist. Auch „Der arme Candidat“, sowie das „häusliche Bildchen in Novellenform“: „Die kleine Frau Doctorin“ verdienen diese Bezeichnung. Besonders reizend ist in der zuletztgenannten Erzählung die Schilderung eines Schweizerstädtchens am Bodensee. Das „allen deutschen Hausfrauen“ gewidmete Buch kann diesen wohl empfohlen und unbedingt auch allen jungen Mädchen in die Hände gegeben werden.

Ferdinand Kürnberger's „Novellen“ (Nr. 5) enthalten in den zwei ersten ihrer drei Bände zehn eigentliche Novellen und im dritten Bande eine größere Zahl kleinerer Productionen, größtentheils „Novelletten“ und „humoreste Charakterbilder“. Von den Novellen können wir im allgemeinen sagen, daß sie den geraden Gegensatz von den Edmund Hoeferschen Novellen bilden, denn was bei diesem breit und platt realistisch, das ist bei Kürnberger zu gedrängt, gesucht, oft unnatürlich und geschraubt. Wir begegnen da einer wahren Sucht nach neuen Worten, Ausdrücken und Satzbildungen, die oft nicht einmal richtig. Das heßt sich ab bis zur Athemlosigkeit; man findet keinen Ruhepunkt in der Erzählung. Doch ist einzelnes

wahrhaft poetisch, blühend und glühend. „Jedes Unmaß erzeugt in einem andern Unmaß seinen Widerspruch“, sagt der Verfasser und richtet damit sich selbst. Das Unmaß nüchterner realistischer Darstellung, wie wir sie bei Hoefer finden, hat vielleicht Kürzberger zu dem Unmaß gesuchter Originalität geführt. Das Gesagte findet seine Begründung besonders in den Erzählungen des ersten Bandes: „Spieler und Bettler“ — eine Scene aus Lorenzo da Ponte's Leben, des Dichters vom italienischen Texte zum „Don Juan“ — und „Flucht und Fund“, welche letztere ebenso unwahrscheinlich als interessant und geistreich erzählt ist. Im zweiten Band sind Wilhelm von Humboldt und seine Freundin die Helden der „Drei Tage in Pyrmont“. Das Beste darin ist „Auf einer Bergpartie“. Der dritte Band theilt sich in „Am Abend, ein Idyll“, ein Abenteuer in Venedig, und wie schon erwähnt, „Novelletten“ und „Humoreske Charakterbilder“, eine Menge interessanter Kleinigkeiten. Reizend ist das Idyll, es enthält ebenso viel Poesie als Lebenswahrheit; namentlich ist darin die liebevolle Schilderung einer alten Frau und überhaupt das Ersassen des Frauencharakters außerordentlich wahr und schön. Die „Novelletten“ sind eigentlich nur Skizzen, zuweilen voll tiefgedachter Symbolik, wie „Der Mann und die Kunst“, zuweilen entbehren sie aber allen Haltes, und es begreift sich kaum, was der Verfasser damit gewollt hat. Die „Humoresken“ sind sehr gesucht; so „Der Phrenolog“, „Der Armendoctor“ u. s. w. Immer endet Kürzberger schnell, aber stets mit einer geistreichen Pointe; es bleibt stets ein Nachhall von dem Gelesenen zurück, und während wir lesen, sind wir sicher, bei ihm nicht einzuschlafen, wie bei so manchem andern Novellisten.

August Peters.

Notizen.

Bewegungen auf dem Gebiete der deutschen Journalistik.

Mit dem Beginnen eines neuen Jahres pflegen auf dem Gebiete der Journalistik immer einige Änderungen vorzugehen, indem dies oder jenes Journal eintritt oder den Redacteur wechselt, oder eins oder ein paar neue aus der Taufe gehoben werden. So auch diesmal. Karl Gupfow hat mit der letzten Nummer des vorigen Jahrgangs seiner „Unterhaltungen am häuslichen Herd“, deren Redaction er seit dem 1. October 1852 führte, an Karl Frenzel abgetreten, weil sein Amt als Generalsecretär der Schiller-Stiftung ihn in dem Grade in Anspruch nimmt, daß er „nur mit dem Opfer einer gänzlich zersplitterten Zeit die nicht leichte Führung einer Zeitschrift wie die „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ fortsetzen könnte“. Gupfow bemerkt in seinem Abschied an die Leser: „Die „Unterhaltungen“, die unter neuer Redaction mit dem 1. Januar ihren ersten Jahrgang beginnen, entstanden, um eine anregende journalistische Lectüre auch dem Privatbesitz zugänglich zu machen. Eine reiche Anzahl von Nachahmungen tauchte unmittelbar nach ihnen auf. Die Mehrzahl glaubte ihren Inhalt wöchentlich durch einige Bilder ergänzen zu müssen. Der Erfolg bewies, daß sie die Reizung der Zeit und des Publikums, eine gewisse Modemanie, naive Schaulust, das gesteigerte „Bildersehen“ der Kinder, „Belehrung“ genannt, für sich hatten.“ Er sagt weiter, daß die nächste Bestimmung dieser Zeitschrift, eine populäre zu sein, ihm oft und vielfach Rücksichten aufgelegt hätten, die nicht ganz in seiner Natur lägen, und daß mit der Zeit manche seiner zurückgehaltenen und vielleicht am „häuslichen Herd“ nicht einmal gern vernommenen Stimmungen und Meinungen auch in diesen Blättern hervorgetreten seien, und er schließt: „So manches, was sich zehn Jahre lang in diesen Blättern nur zwischen den Zeilen lesen ließ oder auch wol in äußersten Fällen, die Rücksichten aus der Schanze schlagend, Bahn brach, tritt vielleicht bei anderm Anlaß und in ungehinderter Form und in nicht zu langer Frist ans Licht. Diese Erklärung bin ich denen schuldig, die durch ihre nachsichtige Theilnahme für mein Streben und Wir-

ken, durch die Pflichten, die ich für die gemeinsame Sache der Freiheit und des Lichts für mein Leben übernahm, ein Recht darauf haben, in mir einen Streiter zu sehen, der sich nicht schon zur Ruhe begibt.“ Was die neue Redaction betrifft, so bietet diese, wie Gupfow hervorhebt, den Lesern jede Veranlassung und Bürgschaft, „nach wie vor den „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ treu zu bleiben“.

Eine neue Monatschrift für Literatur und Kunst gibt unter dem Titel „Drion“ seit Anfang des Jahres Adolf Strodtmann bei Hoffmann und Campe in Hamburg heraus. Sie stellt sich die Aufgabe: „der Kunst“ und Literaturkritik eine geachtete, würdige Stellung zu erkämpfen, den bessern Schriftstellern, die von einem ernsten Kunststreben beseelt sind, einen Vereinigungspunkt zu gewähren und eine Brücke der Vereinigung zwischen ihnen und dem gebildeten Publikum zu schlagen“. In dem gutgeschriebenen Prospect, der über den jetzigen Zustand der Literatur manches Treffende und dabei Scharfe, bisweilen vielleicht allzu Scharfe enthält, wird zwar mit „gerechter Anerkennung“ hervorgehoben, daß einzelne Tages- und Wochenblätter eine rühmliche Ausnahme machten und daß in ihren Spalten noch häufig ein ernstes, förderndes Wort in literarischen Dingen geredet werde; im ganzen aber, wird behauptet, sei die Kritik von Stufe zu Stufe gesunken, sie friste fast nur noch in den Feuilletons politischer Tagesblätter ein kümmerliches Scheinleben; sie habe statt des Werthes häufig nur noch einen Preis. Im allgemeinen mag dies richtig sein, und wenn es schon einzelne tüchtige, unparteiische und gutmeinende Feuilletonkritiker geben mag, so zeigt sich das Ungulängliche dieser Untergeschöpfkritik zur Genüge schon in dem einzigen Umstand, daß jeder Autor oder Dichter im voraus ziemlich genau wissen kann, welche politische Zeitung ihn in ihrem Feuilleton herausstreichen oder herunterreißen, berücksichtigen oder ignoriren wird. Wir erwähnen hierbei, daß jüngst auch R. Günther in der „Neuen Zeitschrift für Musik“ in einem Aufsatz „Das deutsche Feuilleton und die Musik“ eine Lanze gegen die Feuilletonkritik einlegte und namentlich auf die „dem deutschen Philister von den Redactionen gemachte Concession, womöglich schon am Morgen beim Kaffee die Referate über die Theater- und Concertaufführungen des vorhergehenden Abends zu lesen“, als einen der Entwidlung der Lokalkritik höchst nachtheiligen Umstand bezeichnete. Uebrigens wünschen wir dem „Drion“ alles Glück, müssen aber als alter Praktikus auf dem Felde der Journalistik gestehen, im Laufe von beiläufig drei Decennien schon so viele die Literatur als im tiefsten Verfall begriffen darstellende und Rettung und Erlösung verheißende Prospective ähnlicher Art gelesen zu haben, daß wir uns allzu sanguinischen Hoffnungen nicht hinzugeben vermögen. Auf einen in der ersten Lieferung enthaltenen aber noch nicht abgeschlossenen interessanten Artikel „Die Arbeiterdichtung in Frankreich“ kommen wir wol ein andermal zurück.

Die seit einigen Monaten bei F. W. Levysohn in Grünberg erscheinenden und von ihm redigirten „Kritischen Blätter“, eine wohlfeile, kurze Bücherbesprechungen enthaltende Zeitschrift, sollen inzwischen, wie man uns versichert, eine „ganz respectable Verbreitung“ gefunden haben. — Endlich erwähnen wir noch, daß mehrere Autoren geachteten Namens, ungeschreckt durch die vielen schon bestehenden Journale ähnlicher Tendenz, in letzter Zeit Blätter zu mehr populärem, unterhaltend instructivem Zweck unternommen haben: B. Auerbach ein Beiblatt zur „Gartenlaube“ unter dem Titel „Deutsche Blätter“, F. Wehl die in Dresden erscheinende „Freimut“ und F. Spielhagen in Berlin „Otto Janke's deutsche Wochenschrift“, welche unter anderm einen Roman aus der Feder des Herausgebers „Die von Hohenstein“ bringt. Redacture und zwar tüchtige, steht man, finden sich; Verleger gleichfalls; fraglicher erscheint es, wo sich für so viele Journalunternehmen, welche zugleich auch mehr oder weniger Concurrentenunternehmen sind, die für ihr dauerndes Gedeihen nöthige Abonnentenzahl finden soll.

H. M.

Archiv für die sächsische Geschichte.

In den erfreulichsten Zeichen unserer Tage gehört der Ernst, mit welchem in den verschiedensten Richtungen für die Wissenschaft der Geschichte gewirkt wird. Allenthalben sammelt man das unendliche Material und macht es nutzbar, in allen Ländern bestehen historische Vereine und mit ihnen Organe, in welchen Specialuntersuchungen niedergelegt werden, auf deren Grunde aber die allgemeine Geschichtsbetrachtung sich fest und sicher aufbauen kann. In diesem Sinne will auch das neubegründete „Archiv für sächsische Geschichte“, herausgegeben von H. Wachsmuth und R. von Weber, thätig sein. Wesentlich wird in Sachsen eine Urkundensammlung vorbereitet, zu welcher die Kammern die erforderlichen Mittel hochherzig bewilligt haben. Mit Recht hat man nun auch ein Organ geschaffen, in welchem die gesammelten Urkunden benutzt und sorgfältig lebendig gemacht werden sollen. Dasselbe wird sich in Form und Inhalt den gleiches Ziel verfolgenden Zeitschriften anschließen. „Er soll sowohl Abhandlungen und Aufsätze, wie Miscellen und kleine Mittheilungen enthalten. Ihr Inhalt soll die Geschichte des Landes im allgemeinen und in den einzelnen Theilen (der Städte, Klöster, Familien u. s. w.), die Geschichte der Regenten, des Volks, der Sitten und der Cultur umfassen. Deshalb werden auch Beiträge zur Kunde der Landessprache und ihrer Eigentümlichkeiten, zur Geschichte des Handels, des Gewerbes und der Landwirtschaft, des Bergbaues und Münzwesens, zur Krieges-, Kunst- und Gelehrtengeschichte willkommen sein, und ebenso Lebensbeschreibungen hervorragender Sachsen, mögen sie im engeren Vaterlande oder auswärts sich ausgeprägt haben, ihren Platz finden können.“ In der Aufzählung dieser gewiss nicht wenigen Stoffe und Aufgaben hat uns die Berücksichtigung der Landessprache überrascht, da dieselbe die Führer sich allzu ferne von den grammatischen Studien gehalten haben. Die oberländische Mundart, auf deren Grunde unser Hochdeutsch zum großen Theil erwachsen ist, bedarf gerade der aufmerksamsten Untersuchung, und so hoffen wir, daß auch das „Archiv“ der deutschen Sprachforschung gute Dienste leisten werde. Das vorliegende erste Heft — vier Hefte bilden einen Band, doch wird jedes Heft auch einzeln abgegeben — enthält vier Aufsätze, zwei davon sind von den beiden Herausgebern verfaßt, und den Schluß bilden einige „Miscellen“. 68.

Bibliographie.

Humoristischer Almanach der Tribüne für 1863. Herausgegeben von A. Hopf. 1ter Jahrgang. Berlin, Medlenburg. 1862. Gr. 16. 5 Ngr.
 Voss, A., Raritäten. Gedichte. München, Fleischmann. 1862. 16. 15 Ngr.
 Beyerslag, F. W. L., Vorträge über innere Mission für die Gehilfen in der Gemeinde gehalten. Herausgegeben von B. Beyerslag. Berlin, Rauch. 1862. Br. 8. 12½ Ngr.
 Bodenknecht, F., Erzählungen. 1ter Band. — A. u. d. T.: Kleinere Erzählungen. München, Rieger. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
 Deutscher Bühnen-Almanach. 27ter Jahrgang. Herausgegeben von A. Entsch. Berlin. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.
 Conrad, Johanna, Kleine Schriften für das Haus. Mainz, Lucas. 1862. 8. 15 Ngr.
 Frankel, Z., Dr. Bernhard Beer. Ein Lebens- und Lebensbild. Mit Porträt und Facsimile. Breslau, Schletter. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
 Gruppe, D. F., Leben und Werke deutscher Dichter. Geschichte der deutschen Poesie in den drei letzten Jahrhunderten. 1te Lieferung. Stuttgart, Bruckmann. Lex.-8. 16½ Ngr.
 Lassen, C., Indische Alterthumskunde. Anhang zum 3ten und 4ten Bande. Geschichte des chinesischen und arabischen Wissens von Indien. Leipzig, Kittler. 1862. Lex.-8. 24 Ngr.

Marr, W., Reise nach Central-Amerika. Zwei Bände. Hamburg, D. Reigner. Gr. 8. 2 Thlr.

Messerer, T., Gemüthliche Dorfgeschichten. München, Fleischmann. 1862. 8. 18 Ngr.

Müller, M., Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Für das deutsche Publikum bearbeitet von C. Böttger. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ploennies, Luise von, Die sieben Raben. Ein Gedicht. München, Fleischmann. 1862. 16. 25 Ngr.

Riemann, F., Geschichte der Stadt Greifenberg in Pommern. Eine Gedächtnisschrift zum 600jährigen Jubiläum der Stadt. Greifenberg. 1862. Gr. 8. 27½ Ngr.

Schweller, A., Was ihr wollt. Lieber und Gedichte. München, Fleischmann. 1862. 16. 1 Thlr. 12 Ngr.

Stift, A. von, Drei Bücher vom Geiste. Roman. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stugau, G., Des Freimanns's Tochterlein. Roman aus den Zeiten der ersten Belagerung Wiens durch die Türken. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1862. Gr. 16. 1 Thlr.

— — Unbegreifliche Geschichten. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sturberg, P. W., Pilgerlieder, gesammelt und herausgegeben. Mülheim a. d. R. 1862. 16. 8 Ngr.

Das alte Testament und das Christenthum. Gießen, Ricker. 1862. Gr. 8. 6 Ngr.

Der Leisid. Historischer Roman aus der Zeit Karl's II. von England. Von Cordelia. Münster, Theissing. 1862. 8. 22½ Ngr.

Veltheim, F. v., Helene und Susanne. Bilder aus dem Frauenleben. Nach dem französischen des E. Marmier frei bearbeitet. Mainz, Kirchheim. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Walther von der Vogelweide nebst Ulrich von Singen und Leutold von Seven herausgegeben von W. Wackernagel und M. Rieger. Gießen, Ricker. 1862. Gr. 8. 1 Thlr.

Weismann, F., Das allgemeine deutsche Schützenfest zu Frankfurt a. M., Juli 1862. Ein Gedenkbuch. Mit Benutzung der Schriften des Central-Comités herausgegeben. Mit 20 Tafeln Abbildungen. Unter Mitwirkung verschiedener Künstler auf Stein gezeichnet von F. K. Klimsch. Zehn Lieferungen. Frankfurt a. M., Keller. 1862. Fol. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Williams, F. J., Die Rechtfertigung der Südstaaten Nordamerikas. Politische Briefe aus dem Jahre 1860 zur Zeit der letzten amerikanischen Präsidentenwahl, nebst einem Sendschreiben an Lord Brougham über John Brown, sowie einer Abhandlung über die Folgen der letzten Präsidentenwahl. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit einem Vorworte von C. M. Hudson. Berlin, Lüderich. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zöckler, D., Kritische Geschichte der Aefese. Ein Beitrag zur Geschichte christlicher Sitte und Cultur. Frankfurt a. M., Seyder u. Zimmer. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Schlimper, F. W., Die deutsche Hanse von 1370 bis zu ihrem Verfall. 1ter Vortrag gehalten im Auftrage des Dresdner Flottenvereins. Dresden, v. Voettiger. Lex.-8. 3 Ngr.

Spiegel, B., Offener Brief an Herrn Archibaldus Baurschmidt in Lüchow. Danabrück, Meinders. 1862. Gr. 8. 3 Ngr.

Uhden, F. F., Bischof Ketteler, Grafen Hahn und Cardinal Wiseman wie sie zur römischen Kirche einladen. Göttingen, Dieterich. 1861. Gr. 8. 8 Ngr.

Wesekind, G., Wiener Briefe an deutsche Freunde. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 12 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Deutsche Gaunerthumin seiner social-politischen, literarischen und linguistischen
Ausbildung zu seinem heutigen Verstande.Von **F. Ch. B. Aue = Rakemant, Dr. jur.**

Mit zahlreichen Holzschnitten. Vier Theile. 8. Geh. 10 Thlr.

Mit dem soeben erschienenen dritten und vierten Theile (Preis 6 Thlr. 10 Ngr.) liegt nun ein Werk vollendet vor, das allgemein als eine bedeutende literarische Erscheinung anerkannt wird. Der Verfasser bewährt sich darin nicht nur als durchgebildeter praktischer Beamter, sondern auch als Gelehrter und Denker auf den vielseitigsten Gebieten des Wissens. Im ersten Theil wird die Entstehung des deutschen Gaunerthums und dessen allmähliche Ausbildung historisch verfolgt, woran sich eine vollständige Uebersicht der Gaunerliteratur anschließt. Der zweite Theil behandelt das moderne Gaunerthum sowie die eigentliche Gaunerpraxis, durch viele Holzschnitte erläutert. Von hervorragendem wissenschaftlichen Werthe sind der dritte und vierte Theil, das Ergebnis vielsähriger Studien auf einem bisher noch ganz unangebauten Felde der Linguistik. Außer der eigentlichen deutschen Gaunersprache in allen ihren Abzweigungen, Mischungen und Beziehungen (zur Studenten-, Fälscher-, Jäger-, Schiffer-, Bergmanns-, Handwerker-, Soldaten-, Diebels-, Agler-, Fallmacher-, Fiesels-, Lammers-, Schinders-, Vordellsprache, zur jüdisch-deutschen und deutschen Volkssprache), ihrer Grammatik und Literatur, ist besonders die jüdisch-deutsche Grammatik mit gründlicher Gelehrsamkeit dargestellt. Ein reichhaltiges jüdisch-deutsches Wörterbuch und ein Wörterbuch der Gaunersprache erhöhen die praktische Brauchbarkeit dieses überaus wichtigen Sprachschates.

Für jeden Criminalisten, Rechtsgelehrten, höhern Polizei- und Verwaltungsbeamten ist das Werk unentbehrlich. Aber auch Geschichtsschreibern, Culturhistorikern, Ethnologen, Gerichtsärzten, Geschworenen, und insbesondere Sprachforschern gewährt es eine reiche Ausbeute, jedem Gebildeten überhaupt das mannichfache Interesse. Schon nach Erscheinen des ersten und zweiten Theils nannte Niehl in seinem Werke „Die deutsche Arbeit“ das Buch ein meisterhaftes, das bei dem Nationalökonom wie bei dem Ethiker und Socialpolitiker eine Fülle neuer Gedanken anzuregen vermöge.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Pilgersfahrt der Rose.Dichtung von **Moriz Horn.**

Dritte Auflage. Elegant cartonnirt. 24 Ngr.

Diese zarte, sinnige Dichtung erscheint bereits in dritter Auflage, gewiß ein Beweis, daß sie sich zahlreiche Freunde erworben. Robert Schumann hat bekanntlich einen Theil derselben in Musik gesetzt, aber gerade denen, die nur den Text dieser Composition kennen, ist die Dichtung in der hier vorliegenden, vielfach erweiterten und anders endenden Form zu empfehlen. Die elegantere Ausstattung dieser dritten Auflage macht das Buch noch geeigneter zu einem Geschenk an Damen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Aegypten.**Forschungen über Land und Volk**

während eines zehnjährigen Aufenthalts.

Von **Alfred von Kremer.**

Mit einer Karte von Aegypten. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Nicht das alte Land der Pharaonen ist der Gegenstand dieses gründlichen, gehaltreichen Werks, sondern das heutige Aegypten, dessen Bodenbeschaffenheit, Staatswesen, öffentliche Arbeiten, Handel, die Culturzustände seiner so merkwürdigen Bevölkerung. Dem Verfasser waren in seiner Stellung als österreichischer Consul zu Kairo die seltensten und verlässlichsten Quellen zugänglich. Unterstützt von vielseitigen Studien und scharfer, vorurtheilsfreier Beobachtung, schöpfte er daraus eine klare Darlegung der Finanz- und Verhältnisse Aegyptens, zahlreiche, zum ersten mal veröffentlichte statistische Ausweise, neue wissenschaftliche Thatsachen, Aufklärungen über die schwebenden Fragen des Handels und der Politik: lauter Stoffe, welche die Aufmerksamkeit der verschiedensten Kreise, der Staats- und Finanzmänner, Statistiker, Nationalökonomien, Gelehrten und Kaufleute zu fesseln geeignet sind. Bei der anregenden Darstellung ist das Werk aber auch dem grossen Publikum, namentlich denen, die Aegypten selbst besuchen oder besuchen wollen, zu empfehlen.

Eine nach den neuesten Ausgaben entworfene Karte von Aegypten und den Nebenländern (auch einzeln zum Preise von 6 Ngr. zu haben) bildet eine willkommene Zugabe.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Gutzkow's Dramatische Werke.

In 20 Bändchen zu 10 Neugroschen.

- I. Das Urbild des Tartüffe. Zweite Auflage.
- II. Sops und Schwert. Fünfte Auflage.
- III. Werner oder Herz und Welt. Vierte Auflage.
- IV. Der Königsleutnant. Zweite Auflage.
- V. Pugatschew. Zweite Auflage.
- VI. Ein weißes Blatt. Vierte Auflage.
- VII. Richard Savage. Vierte Auflage.
- VIII. Ariel Acosta. Fünfte Auflage.
- IX. Patkul. Vierte Auflage.
- X. Die Schule der Reichen. Vierte Auflage.
- XI. Ella Rose oder Die Rechte des Herzens. (Zum ersten mal gedruckt.)

Allen Freunden dramatischer Literatur, vorzugsweise auch den Bühnendirectionen und darstellenden Künstlern, ist diese vom Verfasser neu durchgesehene, wesentlich verbesserte, billige und compendiose Ausgabe der Gutzkow'schen Dramen zur Anschaffung zu empfehlen. Die übrigen Bändchen erscheinen in regelmäßiger Folge und sind, gleich den obigen, zum Subscriptionspreise von 10 Ngr. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 4. —

22. Januar 1863.

Inhalt: Alexander von Humboldt. — Religiös-social-politische Streitschrift für Israel. — John's Selbstvertheidigung aus dem Jahre 1894. — In Erzählungsliteratur. — Die Faust-Sage. Von Heinrich Dörner. — Notizen. (Ein französischer Nachruf an Uhlant; Philarete Charles; Die Blasés und Roués des alten Rom.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Alexander von Humboldt.

1. Alexander von Humboldt. Culturhistorisch-biographischer Roman in sieben Bänden von Heribert Rau. Fünfter bis sechster Band. — A. u. d. L.: Der Stern des Jahrhunderts Alexander von Humboldt. Drei Theile. Leipzig, Thomas. 1860. 8. Jeder Theil 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Alexander von Humboldt. Sein wissenschaftliches Leben und Wirken den Freunden der Naturwissenschaften dargestellt von W. E. Wittwer. Zweite Lieferung. Leipzig, T. D. Weitzel. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
3. Briefwechsel und Gespräche Alexander von Humboldt's mit einem jungen Freunde. Aus den Jahren 1848—56. Berlin, Besser. 1861. Gr. 8. 25 Ngr.
4. Memoiren Alexander von Humboldt's. Zwei Bände. Leipzig, Schöner. 1860. Gr. 8. 5 Thlr.

Seitdem wir in Nr. 40 d. Bl. f. 1860 über die seit dem Tode Alexander von Humboldt's bis dahin erschienenen Humboldtiana Ueberschau gehalten, hat sich wieder einiges Zugehörige bei uns angesammelt, zum Theil Fortsetzungen bereits angezeigter, zum Theil neue Werke, welche letztere unsere ganz besondere Beachtung verdienen.

Die drei Schlußbände des großen „culturhistorisch-biographischen Romans: Der Stern des Jahrhunderts Alexander von Humboldt“, von Heribert Rau (Nr. 1), sollen uns zunächst keinen längern Aufenthalt mehr abnöthigen, da wir in unserm frühern Artikel das ganze Unternehmen bereits ausführlicher, als der innere Werth gebot, besprochen haben. Wenn wir sagen, daß der letzte Theil des Romans allen frühern würdig ausgefallen ist, so wissen unsere Leser zur Genüge, was das bedeutet.

Ja, es ist ein ziemlich gewöhnliches Nachwerk, dieser Raue'sche „Humboldt“, und doch verdient der Verfasser eine gewisse Art von Anerkennung für seine künstlerisch gar nicht genug zu verdamnende literarische Thätigkeit. Solange nämlich unser Publikum vorwiegend leichte, wohlfeile, gehaltlose literarische Waare consumirt, ist es offenbar besser, daß dieser Bedarf durch inländische Fabrication, als daß er durch Bezug von auswärts gedeckt wird. Es liegt keineswegs in unserm Interesse, den Abzug von Erzeugnissen dieser und ähnlicher Art durch

jedes Mittel, das etwa in unsern Händen wäre, zu bedrücken, wenn wir damit nur den Markt für die verachtungswerthen Producte der Schriftsteller des zweiten Kaiserreichs zu erweitern vermögen. Darum kein böses Wort mehr über unsere vaterländischen Romanfabriken und Romanfabrikanten. Weit besser, der Deutsche erbaut sich an deutschem als an französischem Fabrikat!

Auch zu unsern frühern Bemerkungen über das Wittwer'sche commentirende Werk „Alexander von Humboldt“ (Nr. 2) haben wir wenig oder nichts hinzuzufügen, da uns nun die Schlußlieferung desselben vorliegt. Je weniger wir der Klarheit und Gründlichkeit, mit der Wittwer Humboldt's wissenschaftliches Leben dargestellt hat, unsere volle Anerkennung versagen können, desto fester setzt sich auch das Bedauern, daß der Verfasser nur eben das wissenschaftliche Leben des großen Naturforschers allein sich zur Aufgabe stellen wollte. Seine erläuternde Uebersicht verdiente eine viel weitere Verbreitung als sie — wie wir fürchten — in dieser etwas kalten Form finden wird. Das Publikum genießt dergleichen lieber als Zuthat, denn als besondere Speise. Doch — vielleicht sind unsere Bedenken irthümlich und im voraus durch die Erfahrungen entkräftet, die Wittwer bei frühern Arbeiten zu machen die beste Gelegenheit hatte.

Eine sehr angenehme Erscheinung sind der „Briefwechsel und Gespräche Alexander von Humboldt's mit einem jungen Freunde“ (Nr. 3). Dieser kleine Beitrag zu Humboldt's Biographie und Charakteristik sollte wol zunächst gewisse Flecken und Grundstriche wieder verlöschen lassen, welche weniger durch den Varnhagen'schen Briefwechsel selbst, als durch eine beschränkte oder hämische Ausdeutung desselben auf die der deutschen Nation so theuern Züge des großen Verstorbenen gekommen waren. Der Herausgeber wünschte die gemüthlichere Vorstellung von seinem vereinigten Gönner und väterlichen Freunde Humboldt wieder aufzufrischen, eine Tendenz, welcher sich sein Stoff durchaus ungezwungen fügte.

Im Verkehr mit einem Jüngling, wie der Heraus-

geber dieser Briefe und Gespräche, mußte Humboldt natürlich ein anderer sein als im Verkehr mit Wernhagen, d. h. es mußten andere Seiten seines Wesens und Charakters dabei zur Geltung kommen. Man würde daher nur thöricht handeln, wenn man sein Bild von Humboldt nach dieser Darstellung eines jugendlichen Verehrers abermals total wechseln wollte. Genug, wenn diejenigen, die nach den freuzitterlichen Verdrehungen des Wernhagenschen Vermächtnisses an Humboldt's Herz und Edelmann zu zweifeln gelernt hatten, durch diese Briefe und Gespräche zu der Einsicht geführt werden, daß Gemüthlichkeit und Bitterkeit ohne Tobfeindschaft in Humboldt's Seele nebeneinander wohnten und das Terrain für ihre Auskulte gerecht unter sich zu theilen wußten.

Ein junger Mann, von guter Familie, 1848 von der Universität Bonn als Student nach Potsdam zum Besuch gekommen, wird — da er sich als einen durch die Lektüre des „Kosmos“ begeisterten Verehrer Humboldt's bekennet — von seinem Großvater, dem berühmten evangelischen Bischof D., an den „Nestor der Wissenschaft“ empfohlen und von diesem in seiner Wohnung im potsdamer Stadtschlösschen bei einer ersten Visite der guten Empfehlung entsprechend freundlich aufgenommen. Mit Bewunderung und Verehrung hängt der Jüngling an den Zügen, an den Lippen des weltberühmten Greises; auch dieser findet ein Wohlgefallen an der reinen Empfänglichkeit und Begeisterungsfähigkeit seines jugendlichen Bewunderers. Er erkundigt sich nach den Studien, nach den weiteren Lebensaussichten des jungen Mannes, geht auf jede von dessen Bemerkungen mit seiner ganzen lebenswürdigen Verbindlichkeit und imponirenden Unbekanntschaft ein und schreibt dem Bischof zwei Tage später einige Zeilen, worin er ihn gewissermaßen beglückwünscht, einen solchen Enkel zu haben.

Ein Jahr darauf stirbt der Bischof D., und sein Enkel — mittlerweile akademischer Bürger Berlins geworden — benützt diese Gelegenheit, sich dem größten seiner nunmehrigen Mitbürger aufs neue zu nähern. Hieraus entspinnt sich ein Verkehr, dessen Zeugnisse in Humboldt's kurzen Briefchen und Billets und in den längern Schilderungen von des jungen Freundes Besuchen auf der Oranienburgerstraße man nur mit Wohlgefallen lesen kann. Die Eckermann'schen Gespräche mit Goethe sind weit inhalt- und umfangreicher und verdanken ihre Entstehung einer weit vertraulichen Bekanntschaft des berichtenden Schüßlings mit dem belauschten Gönner. Aber der Geist, in dem sie uns aufgezeichnet und überliefert wurden, kann wol mit dem verglichen werden, der uns diese Erinnerungen an Alexander von Humboldt's reiches und freigebiges Unterhaltungstalent bewahrte, und niemand, denken wir, wird uns widersprechen, wenn wir den letztern frischer und unbefangener finden.

Aber als die weitaus bedeutendste der neuen Erscheinungen über Alexander von Humboldt stellen sich uns, äußerem Anschein nach, seine „Memoiren“ (Nr. 4) dar. Wessen Erwartungen sollten nicht durch den Titel dieses

Buchs aufs höchste gespannt werden? Wessen Neugier sollte sich nicht mindestens regen, wenn er von „Memoiren Alexander von Humboldt's“ hört? Es ist zwar nicht gerade etwas Unerhörtes, daß auch andere als autobiographische Denkwürdigkeiten „Memoiren“ überschrieben werden, aber etwas Gewöhnliches, etwas Nachahmungswerthes ist es gewiß nicht; denn es fordert, gelind gesagt, immer zu einer Täuschung heraus. Wir verstehen nun einmal unter Memoiren die selbstgeschriebenen Bekennnisse und Lebenserinnerungen einer Person. Und von solchen kann hier, bei diesen Memoiren Alexander von Humboldt's, die Rede nicht sein. Es wäre ungerecht, wenn wir den entschuldigenden Umstand verschweigen wollten, daß die absichtliche oder unabsichtliche Täuschung bei dem vorliegenden Buche nicht über den Titel hinaus ausgedehnt worden ist. Schon der auf der Rückseite des Umschlages der ersten Lieferung befindliche Prospect besagt, daß der Verfasser des Werks Alexander von Humboldt nur befreundet, sich durch mancherlei Bestrebungen der Gegenwart veranlaßt gesehen habe, seine Arbeit schon jetzt dem Druck zu übergeben, obwohl sie dem ursprünglichen Plane gemäß erst nach einigen Jahren erscheinen sollte.

Allerdings klingt auch diese Art von Entschuldigung der beschleunigten Herausgabe wieder ein wenig kostbar. Indessen das Werk soll auch „nicht nur von dem gesammelten wissenschaftlichen Wirken des Verstorbenen ein treues Bild, sondern auch über manchen bisher dunkel gebliebenen Punkt den vollkommensten Aufschluß geben, besonders über die letzte Lebensperiode des geachteten Gelehrten“.

Sagen wir es nun gleich, das Buch enthält wirklich mehrere für uns ganz neue Mittheilungen, welche geeignet sind, ein aufklärendes Licht über gewisse dunkle Partien im Leben Humboldt's zu verbreiten. Doch kaum vermögen wir uns ihrer zu erfreuen: denn sie gehen von einem Anonymus aus und nichts als ihre innere Wahrscheinlichkeit bürgt für sie in einer Zeit, welche erst jüngst wieder durch manche der größten literarischen Betrügerreien befeckt worden ist.

Nirgends war Anonymität weniger am Orte als hier. Der Verfasser von „Humboldt's Briefwechsel und Gespräche mit einem jungen Freunde“ hat sich zwar auch nicht genannt, aber er hat uns Erkennungszeichen gegeben, die über seine Person niemand in Zweifel lassen können, der ein Recht hat danach zu forschen und der in unserer Zeitgeschichte einigermaßen orientirt ist.

Der Verfasser der „Memoiren“ theilt uns Documente mit, die nicht gut anderswoher zu erlangen waren, als von der Familie oder sonstigen nahen Angehörigen Humboldt's, und doch begegnet es ihm, eine Unbekanntschaft mit den überlebenden Gliedern dieser Familie zu verrathen, die freilich mehr komisch als verdächtig ist.

Doch nicht bloß in Betreff der Humboldt'schen Familienverhältnisse, nein, sogar in Betreff der preussischen Staatsverhältnisse scheint er zuweilen ein ganz ungewöhnlich Eingeweihter, zuweilen ein Bildfremder.

Endlich ist auch nicht einmal sein sittlicher, sein rein menschlicher Standpunkt ein irgendwo mit Bestimmtheit

strenbarer; denn er schwankt im Urtheil auf eine solche Weise, daß die ernstlichsten Zweifel an der Einheit und Angetheiltheit seiner Person rege werden müssen.

Wir wollen die Belege hiezu beibringen, indem wir vor den Augen unserer Leser das ganze Memoirenwerk, welches vollendet in 15 Lieferungen vor uns liegt, flüchtig durchsehen. Gesehen wir indessen gleich, daß unsere Untersuchung keineswegs erschöpfend sein wird; denn da wir schon bei der oberflächlichsten Voruntersuchung neben mancherlei höchst Schätzbarem einen unerwünschten Ueberzug an im übeln Sinne bemerkenswerthen Stellen fanden, so konnten wir uns zu gründlichem Studium des Werks nicht eben verpflichtet fühlen.

Von Humboldt's Kindheits- und Jugendgeschichte bis zum Antritt der großen amerikanischen Reise ist das bereits Bekannte auf den ersten dreißig Seiten in ziemlich ansprechender und gedrängter Weise erzählt. Beantstanden möchten wir davon nur etwa folgenden Passus (S. 8):

Er (nämlich Wilhelm von Humboldt) suchte einen Umgang, in welchem sein Hang (zur Sentimentalität) befriedigt wurde und irrte sich dabei namentlich zu den israelitischen Kreisen, in denen der „Nachhall jener aus leichter Philosophie und süßlicher Schwärmerie zusammengesetzten Mendelssohn'schen Zeit noch irrte“ (Worte Alexander von Humboldt's). Und doch war es zu verzeihen, wenn er geblendet durch die körperlichen und geistigen Vorzüge einer Henriette Herz mit dieser ein Verhältniß einging, das vor der Welt ein geschwiegenes hieß, aber in der That etwas mehr war.

Trotz der herbeigezogenen Worte Alexander's sehen wir keinen Grund, die Verbindung Wilhelm's mit jenen bekannten „israelitischen“ Kreisen Berlins eine „Verirrung“ zu nennen, zumal das Verhältniß zu Henriette Herz ohne Grund nicht verdächtigt werden darf. Der „israelitische Kreis“, wenn er auch dem Cultus der Empfindsamkeit nachhing, war zweifelsohne der beste des damaligen Berlins, in dem sich junge Leute von Geist und Bildung „verirrten“ konnten. Wer nennt die Namen alle, die aus diesem Kreise groß geworden?

Ueber die früheste wissenschaftliche Richtung und Thätigkeit Alexander's sind einige neue, dankenswerthe Erklärungen gegeben. Ebenso verdient es Lob, daß der Verfasser der „Memoiren“ den durch Vermögensverhältnisse gegebenen Grundbedingungen des Lebens fortlaufend so viel Aufmerksamkeit widmet als nöthig ist, um uns die wahre irdische Lage seines Helden anschaulich zu machen. Wir denken, daß durch Notizen wie: „Alexander wollte die Hälfte seines Erbtheils einer großen wissenschaftlichen Reise widmen“, oder: „Der König ernannte ihn (ungefähr 1805) zum Kammerherrn mit einem Jahrgehalt von 2500“, mehr zu unserer Aufklärung in wichtigen Beziehungen gethan ist, als durch manche Seite geheimnißvoll zarter Andeutungen, wie sie einige Biographen absonderlich zu lieben scheinen.

Die Folgen des noch kurz vor der Abreise von Coahuila von Alexander von Humboldt an Kapitän Baudin geschriebenen Briefs sind, wie uns dünkt, doch sehr mit Unrecht „unangenehm“ genannt. Worin bestanden sie? Darin, daß Humboldt 1801 plötzlich von Cuba nach Peru

reiste, allerdings ohne den Kapitän Baudin wie gehofft an den Küsten der Südsee zu treffen, aber um das Hochland von Quito, dessen er sich lebenslang mit besonderm wissenschaftlichen Entzücken erinnerte, kennen zu lernen, um den Hauptzweck vulkanischer Thätigkeit und die denkwürdigen Stätten altamerikanischer Cultur zu durchforschen.

Den Auszügen aus dem erzählenden Theile des Humboldt'schen Reisewerks ist ein ziemlich breiter Raum geschenkt; sie gehen bis S. 251. An dem Punkte aber, an dem die berühmten Tagebuchmittheilungen Humboldt's abbrechen, da versiegt auch der reiche Erzählungsstrom unseres Memoirenschreibers und wird mit einem male zum dürftigen Wäglein. Die wirklich vorgebrachte Entschuldigung, weiter als bis zur Ankunft auf Cuba gehe leider das Humboldt'sche Journal nicht, ist denn doch ein wenig naiv. Die Humboldt'sche Reise Geschichte besitzen wir selbst oder können sie aus jeder Leihbibliothek erhalten; aber von dem Herausgeber „Humboldt'scher Memoiren“ erwarteten wir doch viel Weiteres als bloße Excerpte mehrfach aufgelegter Druckwerke!

Die drei fernern Reisejahre Humboldt's 1801—4 müssen sich also etwas knapp mit ungefähr 30 Seiten behelfen. Beklagen wir es denn mit dem Verfasser der „Memoiren“, daß Humboldt nicht selbst über seinen Aufenthalt auf Cuba, die Reise durch Venezuela, Peru, Mexico und nach dem Herzen der Union den erzählenden Theil seines großen Werks fortgesetzt und beendigt hat.

Indem der Verfasser der „Memoiren“ S. 282 bemerkt, daß ihm nicht mehr und nicht minder als 64 von Humboldt's während der Reise geschriebenen Briefen zur Benutzung vorgelegen, fordert er indessen selbst beinahe zu der Frage heraus, ob ihm nicht eine gleichmäßigere Behandlung der verschiedenen Perioden der amerikanischen Reise mit etwas Kunst recht wohl möglich gewesen wäre. Doch besing ihn beim Beginn seiner Arbeit — wie wir gleich ziemlich klar sehen werden — noch eine große Scheu vor der verpönten Erschließung Humboldt'scher Briefschaften, eine Scheu, welche glücklicherweise bei ihm nicht aus festen Grundsätzen zu entspringen scheint. Denn nur ihrer öftern Ueberwindung verdankt das Memoirenwerk, wie es jetzt fertig steht, seine interessantesten Varien. So die im dreizehnten Kapitel nachträglich gewagten Auszüge aus den 64 Reisebriefen.

In ihnen ist, die Echtheit vorausgesetzt, thatsächlich vielerlei gegeben, was eine feinere, gründlichere Charakteristik Humboldt's als die hergebrachte anbahnt. Das Streben nach einer solchen ist bei dem Verfasser der „Memoiren“ übrigens ein unverkennbar bewußtes und er benutzt jede Gelegenheit, um eine gewisse sentimentale Vorstellung von seinem Helden zu corrigiren.

Wenn er z. B. zu folgender Humboldt'schen Briefstelle: „Blos Ochsen lassen sich auf diesem Wege (über den höchsten Rücken der Anden = Cordillera nach den Küsten des Südmeers) gebrauchen, um das Gepäck fortzuschaffen“, die Anmerkung macht: „Iren wir nicht, so liegt in diesem Sage jener Sarkasmus, der einen Hauptzug

von Humboldt's Charakter bildete, den er aber geschickt und sorgsam verbarg und nur seinen vertrauesten Freunden gegenüber verrieth. Die Welt bekam nie den wahren, mit Bitterkeit erfüllten, sondern nur den feinen und glatten Hofmann Humboldt zu sehen"; so kann man die Gelegenheit zu dieser Bemerkung vielleicht unschädlich, d. h. mit einer zur Grobheit übertriebenen Feinheit gewählt finden, aber in der Sache, auf die es dem Verfasser dabei ankommt, ihm nicht wohl unrecht geben.

In der That, bedurfte er für seine Meinung hier eines Belegstücks, er hätte das prächtigste sehr nahe in dem vom 10. Juni 1804 aus Washington an Wilhelm von Humboldt gerichteten Briefe Alexander's (S. 306 fg.), zu dem der Verfasser die Anmerkung macht: „Wir haben etliche Bedenken getragen, diesen Brief mitzutheilen, obgleich er von hohem Interesse ist.“

Was uns betrifft, so tragen wir nicht das geringste Bedenken, unsern Lesern durch Wiebergabe des merkwürdigsten Theils dieses Briefs, trotz seiner Länge, eine vermuthlich sehr starke Ueberraschung zu bereiten.

Um Psycholog zu werden, muß man reisen, aber in solcher Weise reisen, daß man mit den Leuten in nähere Berührung kommt. Dieses letztere ist bei mir im vollkommensten Grade der Fall gewesen. Welche sonderbare Vorstellungen machte ich mir nicht, um nur eins anzuführen, von den Indianern, so lange ich dieselben nur aus Büchern und dem sentimentalen Geschreibsel des großen Hauses der Reisenden kannte. Ich hielt sie für bevorzugte Wesen, begabt mit Scharfsinn und Wig, ich glaubte alle Tugenden bei ihnen heimisch. Dagegen habe ich in ihnen nur stumpfsinnige Geschöpfe gefunden, welche tief unter den Thieren stehen und zu allen Lastern geneigt sind. Daher werden sie mehr und mehr verschwinden und für die Nachwelt das sein, was für uns die verschwundenen Völkerschaften von Mexico und Peru.

Nur bitte ich dich, aus diesem Urtheil nicht etwa zu schließen, daß ich die Europäer höher achten gelernt hätte. Wo ich deren in der Neuen Welt kennen lernte, da bekräftigten sie in mir nur die Ansicht, welche ich bereits auf dem alten Continent gefaßt hatte. Ich habe leider die Menschheit verachten gelernt, obgleich ich sie das nicht merken lassen werde, und zwar um so weniger, je größer meine Verachtung. Ich werde mir nicht die Mühe geben, diese letztere sichtbar werden zu lassen.

Du erinnerst dich wol noch jenes Abends in Frankfurt, als wir zum ersten male erkannten, daß der Egoismus die einzige Triebfeder der menschlichen Handlungen sei. Wir kamen damals überein, daß die alte Lehre der christlichen Kirche von der Erbsünde richtig sei, daß der Mensch nicht gut sein könne. Wir hatten einem Unglücklichen an jenem Tage geholfen, man hatte unsern edeln, wohlthätigen Sinn gepriesen — und wir erkannten, daß wir nur um unserwillen, um uns eine Freude zu bereiten, edel (wenn anders dieses Wort noch anwendbar ist) gewesen waren. Wir erkannten weiter, daß die Quelle alles Guten, was geschehe, selbst in den günstigsten Fällen auf den Egoismus zurückzuführen sei und absolut Gutes ein Uebding genannt werden müsse.

Meine Ansichten haben sich in der Neuen Welt nicht geändert. Ich habe hier das Menschengeschlecht so verächtlich gefunden, wie in der Alten. Nur die Formen weichen ab, die Sache bleibt dieselbe. Der durch den Zufall (das Glück, den göttlichen Willen, es kommt ja das im Grunde auf eins hinaus) Höhergestellte verlangt Gehorsam — aus Egoismus; der niedriger stehende macht sich zum Sklaven — aus Egoismus. Dabei glimmt im Innersten des Herzens der Haß des Menschen gegen den Menschen. Gemeinheit überall, in der civilisirten Welt wie in der Wildniß. In jener machen sich die

Unterbeamten zu blinden Sklaven ihrer Vorgesetzten, denn sie wissen, daß denen die schnellste Beförderung zu Theil werden wird, die sich als die willenlosesten Werkzeuge gebrauchen lassen, und daß sie durch ihre freiwillige Sklaverei sich die Mittel bereiten, später andere wiederum als ihre willenlosen Werkzeuge zu benutzen. Ebenso fand ich diejenigen Indianer, welche die größte Schlantheit oder äußerste Gemeinheit besaßen, als gehorsamste Diener der Missionare, von denen sie zu Alcalden erhoben werden konnten. Sie erstrebten also durch ihre Unterwürfigkeit gegen die weiße Rasse einzig die Herrschaft über ihre Stammesgenossen. Ueberall in der Welt erblicken wir vom Niedrigsten bis zum Höchsten eine zusammenhängende Kette, in der jedes höhere Glied die niedern tyrannisiert, verachtet, während jedes niedere sich, oft gegen das bessere Wissen, fügt und schmiegt, damit es von den höhern bevorzugt und gehoben werde. So ist überall nur der schmutzigste Egoismus zu erblicken — und es war so und wird so sein, solange es Menschen gibt. Tugend scheint mir nach meinen bisherigen Erfahrungen eine Chimäre.

Ist es denn in der Gelehrtenwelt anders? Der Lehrer bevorzugt den Schüler, welcher seinen Ansichten blindlings huldigt; die Gelehrten als Corporation erkennen nur den als ihr Mitglied an, welcher ohne Gedanken in das Schafgebiß des allgemeinen Consensus einstimmt. Schon Pythagoras verlangte diese absolute Unterwürfigkeit, durch welche von vornherein alles edlere Gefühl und Streben abgestreift wird. Wehe dem jungen Gelehrten, der so unverständlich sein wollte, gegen angenommene Autoritäten aufzustehen. Unser Wissen ist eine leere Null; das Ansehen der Gelehrten läßt sich nur so lange halten, wie der eine von ihnen den andern unterstützt. Um der eigenen Erhebung willen muß der einzelne an der Erhebung aller wirken; um selbst berühmt zu werden, muß man bemüht sein, andern zum Ruhme zu helfen. Ein gefeierter Gelehrter zu werden, muß man vor allen Dingen ein ganzer Diplomat sein. Ich kenne in der ganzen Wissenschaft keine albernere Erscheinung, als den großen Briten Newton. Dieser Mensch studirte die Natur hinter verstaubten Folianten, anstatt sie in der Natur selbst kennen zu lernen; er dictirte dem Weltall Gesetze, die in seinem vertrockneten Gehirn entsprungen waren, und je unsinniger seine Aufstellungen waren, desto mehr bewunderte man sie, weil sie den Ideen seiner Zeit entsprachen. Seitdem ist es allgemeine Pflicht, ihn zu preisen und zu feiern, bis die Zeit des Umsturzes erschienen sein wird; dann wird der am meisten gefeiert werden, welcher am festesten gegen ihn auftrat.

Das sind unerquickliche Dinge. Man sollte sich gar nicht mit denselben mühen, aber es ist Grund genug, mißgestimmt zu werden, wenn man sich müthig tausendfachen Dualen und Gefahren ausgesetzt hat und gleichwol sich gezwungen sieht, die schönsten Erfahrungen und Entdeckungen, welche man machte, im Innern zu verschließen, weil die Menschheit für dieselben nicht reif ist. Es ist Grund genug, mißgestimmt zu werden, wenn man keine andere Aussicht vor sich hat, als jämmerlichen Geistern zu dienen, um selbst über jämmerliche Geister zu herrschen.

Der Inhalt dieses Briefs berechtigt einen neuen Biographen Humboldt's sichtlich zu dem Bestreben, dem ganzen und gaben Bildnisse seines Helden, des Jugendgreises dessen ganzes Wesen nichts als brhagliches Wohlwollen und unerschütterliche Seelenruhe athmet, einige die äußer Glätte unterminirende Züge einzugraben.

Das vierzehnte Kapitel der „Memoiren“ gibt die Erlebnisse Humboldt's von seiner Rückkehr nach Europa der Wiedervereinigung mit Schwägerin und Bruder bis zu der durch die verzweifelte Lage des preussischen Staat nach dem Tilsiter Frieden 1807 gebotenen Sendung de

Bringen Wilhelm, dem Alexander als Begleiter nach Paris beigegeben ward.

In diese Periode fällt bekanntlich die erste Ausgabe der „Ansichten der Natur“. Wir können uns nicht gleich rathen, ob die hierbei erwähnte und bruchstückweise abgetheilte frühe Recension der „Göttingischen gelehrten Anzeigen“ schon von andern Biographen zur Schilderung der Aufnahme, welche das Werkchen damals fand, benutzt werden ist. Jedenfalls hätte der Verfasser unserer „Memoiren“ wohl gethan, der göttinger Kritik eine etwas schärfere eigene Kritik anzuhängen. Er mußte es ganz mißgesehen aussprechen und nicht bloß schüchtern andeuten, daß gerade die Verdienste Humboldt's, des deutschen Schriftstellers, da liegen, wo der zeitgenössische gelehrte Anzeiger seine Mängel währte. Der blühende Stil, die nie dagewesene Fähigkeit, räumlich weit voneinander ausstreckende, ähnlich wirkende und doch charakteristisch verschiedene Erscheinungen vergleichend zusammenzuhalten, belebte den Gelehrten alter Schule. Wir erkennen in den „Ansichten der Natur“ vielleicht das künstlichste Ereigniß von Humboldt's literarischer Individualität.

Das funfzehnte Kapitel beschreibt das große Reise-
werk in seinen verschiedenen, nach und nach erschienenen Theilen. Es war uns lieb, hier die „Vues des Cor-
dilleres et monuments etc.“ besonders berücksichtigt zu finden, als vom erheblichsten allgemeinen Interesse. Die
grobe Inhaltsübersicht ist um so dankenswerther, als
heutzutage kostbare Kupferwerke selbst zur Durchsicht auf
Bibliotheken nur wenige erlangen können.

Reicher an neuen thatsächlichen Mittheilungen und
Aufschlüssen, ja das reichste des ganzen Buchs, finden
wir wiederum das nächste, das sechzehnte Kapitel. Leider
ist es uns daneben auch die ersten Bedenken in Betreff
des Verfassers ein.

Es wird das pariser Leben Humboldt's von 1808
bis zur Ueberfiedelung nach Berlin 1826 und 1827 und
zum Austritt der russischen Reise 1829 erzählt. Da heißt
es denn gleich anfangs (S. 356):

In jener Zeit (ungefähr 1810) schrieb auch Humboldt in-
folge des Mißbrauchs, der mit einem seiner vertrauten Briefe
getrieben war, den nachfolgenden Brief, der uns einen Begriff
bekommen kann, welches Urtheil er gefällt haben würde, hätte
er den nach seinem Tode getriebenen, noch ärgeren Mißbrauch
sehen können.

Nun folgt ein Brief, in dem sich Alexander von Hum-
boldt gegen einen gewissen Briten Suchfort in Göttingen
ziemlich bitter über unberufene Briefveröffentlichungen aus-
spricht. Den unglücklichen Zufall, daß gerade diesem sel-
tenen Schriftstück das Datum abhanden gekommen sein
mag, wollen wir übergehen. Genuß, es scheint nach Obigem
das eine sicher zu sein, daß der Verfasser der „Memoiren“
das Verfahren der Herausgeberin jener berühmten „Briefe
Alexander von Humboldt's an Varnhagen von Ense“
höchst mißbilligt und einen schmähtlichen Mißbrauch darin
erblickt. An dieser Ansicht ist nichts Außerordentliches;
viele theilen sie, noch mehrere geben vor, sie zu theilen.
Wie aber sollten wir uns nicht überrascht finden, wenn
wir späterhin den delikaten Verfasser der „Memoiren“

Ludmilla Affing's „argen Mißbrauch“ nicht allein in
umfassendster Weise und gerade nach der angefochtensten
Richtung hin ausnützen, sondern auch „mit Worten, die
nicht mißverstanden werden können“, rechtfertigen sehen?

Gestehen wir, daß uns schon, bevor wir noch von
diesem Widerspruch das Mindeste ahnten, die entrüstete
Hinbeutung auf den „argen Mißbrauch“ nicht gefallen
wollte. Mag jedermann Ursache haben, das Verfahren
Ludmilla Affing's zu tadeln, zu verdammen; der neue
Biograph Humboldt's allein macht sicherlich eine Aus-
nahme; er lebt, sozusagen, von den Folgen ihrer Indi-
cretion, und wenn er ihr für dieselbe nicht danken will,
so muß er von derselben wenigstens schweigen.

Der besagte Hieb auf Ludmilla Affing ließ momentan
den Verdacht in uns aufkommen, die vorliegenden „Me-
moires“ möchten am Ende gar das von den Kreuzrittern
einst als Gegenschlag auf die Herausgabe der Varnhagen's-
schen Briefe verheißene Werk sein. Diese Muthmaßung
wird indessen durch des Verfassers gelegentliche Auslassun-
gen über politische und religiöse Dinge nicht gerade unter-
stützt, und wir müssen demnach eher glauben, daß eine
vorübergehende Begierde, auch im Geheimrathsviertel Käu-
fer und Leser zu finden, es gewesen sei, was unsern
Anonymus zu jenem unglücklichen Versuche „im preußi-
schen Herrertone“ antrieb.

Mag aber die Absicht des Verfassers der „Memoires“
durchgängig die unschuldigste oder gar beste gewesen sein,
daß sollte er doch wol gefühlt haben, daß der originellste
Theil seiner eigenen Veröffentlichung den Intentionen
Alexander von Humboldt's nicht um ein Haar gemäßer
ist als die Veröffentlichung, welche wir Fräulein Affing
verdanken. Es wäre doch ein gar zu großer Irrthum,
zu glauben, der große Gelehrte, welcher „sein Leben nur
in seinen Schriften gesucht“ wissen wollte, würde eine
Mittheilung, wie die aus dem Tagebuch der Gräfin von B.
(S. 364—368) mit günstigem Auge betrachtet haben!
Nichtsdestoweniger betrachten wir sie durchaus günstig; aber-
malß vorausgesetzt nämlich, daß sie echt ist, welche ängst-
lich wiederholte Reserve und ein anonymer Verfasser nun
schon durchweg gestatten muß.

Das Tagebuch der Gräfin B., geborene Freiin von R.,
berichtet folgendermaßen: Im Herbst 1812 lernte die nach-
herige Gräfin als junges Mädchen den berühmten Rei-
senden zu Paris kennen, verliebte sich in ihn und be-
nutzte jeden schicklichen Vorwand, um öfters mit ihm in
Berührung zu kommen. Da Humboldt jedoch trotz aller
Höflichkeit stets eifrig blieb, fragte ihn Fräulein von R.
endlich einmal offen:

„Haben Sie denn nie geliebt?“ — „Nie!“ antwortete Hum-
boldt. — „Wissen Sie aber auch, daß Sie durch Ihre Kälte er-
schrecken könnten?“ — „Ich habe mich vielleicht irrig ausgedrückt, gnädiges Fräulein. Ich habe seit meinen frühesten Jah-
ren geliebt, glühend geliebt, mit einem Feuer geliebt, daß keines
gleichen vielleicht nicht hat.“ — „Und wer ist, wenn man fra-
gen darf, der glückliche Gegenstand dieser Liebe?“ — „Die Wissen-
schaft.“ — „Nur die Wissenschaft?“ — „Nur die Wissenschaft;
sie war meine erste, meine einzige Liebe, und wird die einzige
bleiben.“

Ein beiderseitiger Freund, wahrscheinlich Arago, machte später noch einen Vermittlungsversuch. Das Resultat war: Humboldt hörte lächelnd an, was ihm vorgestellt wurde, und fragte dann:

„Fräulein von R. hat meine innigste Theilnahme erregt, aber eben deshalb muß ich ihre Hand zurückweisen. Sie würde als meine Gattin nur unglücklich werden. Ich bin nicht geschaffen, um Familienvater zu sein. Außerdem halte ich das Heirathen für eine Sünde, das Kinderzeugen für ein Verbrechen.“

Der Freund blickte ihn verwundert an, und Humboldt fuhr darauf fort: „Mit großem Interesse habe ich die Urmythen aller Völker verfolgt und gefunden, daß ihr Kern der gleiche ist, in Asien wie in Amerika. Ueberall ist von einem glücklichen Urzustande die Rede, in welchem die Menschen noch nicht freiten, noch sich freien ließen.“ — „Erlauben Sie, daß ich Sie an das «Seid fruchtbar und mehret euch!» der Bibel erinnere.“ — „Eben die Bibel ist mir ein Beweis für die durchgängige Gleichheit aller Urzeiten. Nur muß man die Bibel richtig auffassen. Bei unserer Geistlichkeit, welche Gottheit und Natur als zwei verschiedene Dinge ansieht und einander entgegengesetzt hält, muß ich freilich mit meinen Ansichten anstoßen und werde sie auch nie öffentlich aussprechen, um nicht zu sehr verlegt zu werden. Und doch sind meine Ansichten nur die, welche seit den ältesten Zeiten alle hatten, welche die Naturkenntnis auf die Deutung der Bibel anwandten. Man hat früh erkannt, daß es nur eine große und mächtige Kraft gebe, welche schaffend, erhaltend, vernichtend wirkt. Es ist dieselbe, welche wir heute je nach ihren verschiedenen Aeußerungen Electricität, Galvanismus, Magnetismus, Licht, Feuer, Lebenskraft nennen. Sie schlummert unthätig, solange sie als Parabrama eine Einheit ist. Um sich zu erkennen zu geben und zu schaffen, muß sie in zwei feindselig einander entgegenstehende Pole auseinander treten. Dann ist sie der Jehovah und Asafel der mosaïschen Urkunde, der Brahma und Schiwa der indischen, der Ormuzd und Ahriman der persischen, Zeus und Hera der griechischen Sage. Nach der mosaïschen Urkunde schufen die Elohim — doch wol das böse und das gute Wesen zusammen — ein Menschenpaar, dem sie das Gebot «Mehret euch!» gaben. Als aber Jehovah später, vielleicht nach Jahrtausenden, Adam und Eva geschaffen, da gab er ihnen dieses Gebot nicht. Erst als sie gefallen waren, das Paradies verloren hatten, da erkannte Adam seine Gefährtin.“ — „Also nehmen Sie zwei Menschenschöpfungen an?“ — „So ist es, ich werde mich aber hüten, dergleichen Reereien in die Welt hinauszupredigen, damit es mir nicht gebe, wie jenen gutmüthigen Narren, welche das Schweigen nicht gelernt hatten.“

Der Freund versuchte einen Widerspruch. Darauf fuhr Humboldt fort: „Glauben Sie nicht, daß mich dergleichen alte Religionsansichten irren würden. Es ist aber auch meine Ueberzeugung, daß derjenige ein Narr, noch mehr: ein Sünder ist, der das Joch der Ehe auf sich nimmt. Ein Narr, weil er seine Freiheit damit von sich wirft, ohne eine entsprechende Entschädigung zu gewinnen; ein Sünder, weil er Kindern das Leben gibt, ohne ihnen die Gewissheit des Glücks geben zu können. Ich verachte die Menschheit in allen ihren Schichten, ich sehe es voraus, daß unsere Nachkommen noch weit unglücklicher sein werden, als wir, — sollte ich nicht ein Sünder sein, wenn ich trotz diesen Ansichten für Nachkommen, das heißt für Unglückliche sorgte?“

Der Freund gab fernere Befehrsversuche auf. Fräulein von R. aber schrieb unter dem 27. November in ihr Tagebuch: „Humboldt ist ein räthselhafter Mensch. Er ist mehr Mephistopheles als Faust. Es hält schwer, wenn es nicht unmöglich ist, sein Herz zu durchschauen. Er ist ein Engel oder ein Teufel. Ist seine Freundlichkeit Güte oder Tücke? Ist er Aristokrat oder Demokrat, Optimist oder Pessimist, Gottesknecht oder demüthiger Verehrer des höchsten Wesens? Enthaltend seine Worte Wahrheit oder Spott? Ich vermag alle diese Fragen nicht zu beantworten. Er ist mir ein Räthsel. Andern ist er es auch,

wenn sie sehen, wie er zu gleicher Zeit der unterthänigste Diener der Hohen und der innigste Freund der rothschien Jakobiner ist. Und doch wird er mir dabei immer lieber. Ich werde ihn nie vergessen.“

Im Monat December vermählte ich Fräulein von R. mit dem bejahrten Grafen B. und sah seitdem Humboldt nicht wieder.

Nur zögernd geben wir Mittheilungen aus Humboldt's Leben, welche von der Natur der voranstehenden sind, denn wir wissen, daß man bei der ganz falschen Anschauung von Humboldt's Charakter, welche zu der herrschenden geworden ist, die Wahrheit mit Widerwillen oder mit Mißtrauen aufnehmen wird. Es lag aber in seinem Charakter eine herbe Bitterkeit, die er den Meisten als vollendeter Hofmann zu verbergen verstand. Nur wenigen gegenüber sprach er sich offen aus. So sagte er 1853 zu dem Herausgeber dieser Memoiren: „Rein Anblick erfüllt mich mit größerer Wehmuth, als der eines unschuldigen kleinen Kindes. Ich kann mich nicht erwehren, dabei jedesmal an die Leiden zu denken, denen es entgegenreißt. Das ganze Leben ist der größte Unsinn. Und wenn man 80 Jahre strebt und forscht, so muß man sich doch endlich gestehen, daß man nichts erstrebt und nichts erforscht hat. Wüßten wir nur wenigstens, warum wir auf dieser Welt sind? Aber alles ist und bleibt dem Denker räthselhaft, und das größte Glück ist noch das, als Flachkopf geboren zu sein. Es kommt mir nichts lächerlicher vor, als wenn man von der russischen Leibeigenschaft spricht. Jene Leibeigenen haben neben ihren Pflichten doch auch Rechte, wir aber sind Leibeigene ohne Rechte. Wir sind durch eine Leibeigenschaft nach oben und nach unten gefesselt, und zwar um so empfindlicher, je ehrenbarer die Welt unsere Stellung glaubt. Mich hält man für einen Helden der Naturwissenschaften und deswegen bin ich der niedrigste Sklave der Niedrigsten von denen, welche in die Naturwissenschaften hineinspühen. Jeder dieser Simpel hält sich für berufen, mir seine misgeborenen Geistesproducte einzujuden und mich mit albernen Briefen zu behelligen, und ich bin gezwungen, freundlich und wohlwollend zu antworten, um den Frieden meiner letzten Tage zu erhalten. Ich gestehe, daß ich im hohen Grade ehrgeizig bin, und doch erkenne ich die Narrheit dieses Ehrgeizes an. Wer wird nach wenigen Jahrhunderten noch von mir sprechen? Wir sind zu der Anerkennung gebrängt, daß es vor Jahrtausenden Völker gab, welche eine richtigere Naturkenntnis hatten als wir; allein, wer nennt uns die Namen der Forscher jener Zeiten und Völker? Ich meine sogar, daß die Griechen und Römer gediegener Forscher hatten, als durch die uns erhaltene Literatur bekannt sind. Aber die Mönche fragten ihre Werke aus und bewahrten nur die Bücher auf, welche ihren Aberglauben entsprachen.“

Mehr als diese ganze merkwürdige Stelle unsern Lesern wörtlich wiedergeben, können wir nicht thun. Wer lange man von uns keine Auslassung darüber, dergleichen muß erst eine Zeit lang die Feuerprobe der Öffentlichkeit bestanden haben, um als baare gültige Münze von uns gewogen zu werden. Hier nur das erste öffentliche Aufgebot! Findet sich niemand, der „zu rechter Zeit und an rechten Orte“ etwas gegen die Sache einzuwenden hat, so soll es an unserm Segen nicht fehlen! Da keine Lebensperiode Alexander von Humboldt's für uns kahler an Details ist, als die pariser von 1808—26, so erscheinen uns Bereicherungen auch hier am willkommensten. Schade, daß der Verfasser der „Memoiren“ jene kosmologischen Vorlesungen, die Humboldt schon lange vor den Berlinern zu Paris gehalten haben soll, ganz unberücksichtigt gelassen hat. Im Gegensatz zu dieser unwillkommenen Lücke steht die erwünschte Ausfüllung, welche durch den Abdruck des die pariser und berliner Epoche schließenden Actenstücks bewirkt wird.

Die ewigen Klagen Humboldt's in Briefen und Gesprächen über die Noth und Genüßlosigkeit seines berliner Aufenthalts und Hoflebens konnten bisher nur bestreulich wirken, da wir die Rückkehr nach dem lieben Paris ihm im Grunde jederzeit freigegeben wählten. Der in den „Memoiren“ (S. 371) beigebrachte kurze Brief Friedrich Wilhelm's III. zeigt, daß Humboldt 1826 keine andere Wahl hatte, als Ueberfiedelung in die Heimat oder Verlust der königlichen Gnade, d. h. vermuthlich der Pension, von der er lebte, und der preussischen Bürgerrechte. Der König soll 1826 nach den „Memoiren“ an seinen bewährtesten Kammerherren eigenhändig geschrieben haben:

Mein lieber Herr von Humboldt! Sie müssen nun mit der Herausgabe der Werke fertig sein, welche Sie nur in Paris bearbeiten zu können glaubten. Ich kann Ihnen daher keine weitere Erlaubnis geben, in einem Lande zu bleiben, das jedem wahren Preussen ein verhaßtes sein sollte. Ich erwarte daher, daß Sie in kürzester Zeit in Ihr Vaterland zurückkehren. Ihr wohlaffectionirter Friedrich Wilhelm.

Den Druck, den der König in dieser Weise auf Humboldt's freie Entschließung übte, zu mißbilligen, überlassen wir andern. Uns hat Humboldt's kosmopolitische Hinnäherung zu Frankreich immer etwas verdrossen, da ihm doch die Säulnis der französischen Zustände ebenso wenig verborgen war als die heimischen Uebel. Wir vermögen und daher in den unmittelbaren Verdruss des alten Königs sehr wohl hineinzudenken, und freuen uns vorzüglich der Ironie, mit der er Werke, welche er (Humboldt) „nur in Paris bearbeiten zu können“ glaubte, abfertigt. Schmeichelt es es freilich für uns nicht, daß Humboldt gewissermaßen gezwungen werden mußte, wieder der Unfruchtbarkeit zu werden; indessen die Schwäche seines Patriotismus war nun einmal sein Urtheil aus dem vorigen Jahrhundert, und wir müssen uns hüten, im Geiste unserer Zeit entschieden darüber zu urtheilen.

Das siebzehnte Kapitel leitet die russische Reise ein. Hier wird künftig der kleine Irrthum zu verbessern sein, daß Kaiser Alexander, der doch bereits am 1. December 1825 gestorben war, noch im Jahre 1827 die längst projectirte Expedition der Vermirkung näher gebracht haben soll.

Vier Kapitel sind der Reise selbst gewidmet, das vierundzwanzigste den wissenschaftlichen und literarischen Resultaten derselben. Somit haben wir den längsten, bewegtesten und thatenreichsten Theil von Humboldt's Leben schon vor dem Schluß des ersten Bandes seiner „Memoiren“ hinter uns, und die Anlage, die Oekonomie des ganzen Werks muß uns nothwendig fehlerhaft erscheinen.

Sowie der Verfasser nun an Humboldt's berliner Hof- und Privatleben kommt, kann er sich der Nothwendigkeit nicht mehr verschließen, den zuvor von ihm verdamnten interessanten Band Lubmilla Affling's hülfesuchend zur Hand zu nehmen und bequemer er sich dennoch (S. 530) zu folgender Anklage, die, wie wir denken, dem ein jedes Ohr verlegenden Kreischen einer rostigen Wetterfahne beim Umspringen des Windes vom Nordwest nach der entgegengesetzten Richtung nicht übel zu vergleichen wäre. „Würden diese Briefe“, so läßt er sich nun über

die Correspondenz Humboldt's und Wernhagen's aus, „doch selbst von Alexander mit einem Kaufpaß versehen, der lebhaft bezeugt, daß er dem Flügel Schlag der Zeit nie Banden angelegt, dem Volke den Zutritt zu seinem innersten Denken nicht gehemmt wissen will“.

Recht schön! Wenn der Verfasser nur nicht zuvor von alledem das gerade Gegentheil behauptet oder angedeutet hätte! Einen unglücklichen Passus aber gibt es wol in dem ganzen Memoirenwerke nicht als den, welcher die nun folgende kurze biographische Charakteristik Wernhagen's schließt:

Von 1819 lebte er als Geheimer Legationsrath ohne diplomatische Function meist in Berlin und beschäftigte sich anfangs meist mit Poesie, später mit Biographien und literarischer Kritik, in welcher letztem Terrain er eine der begiegenten Stellen einnahm. Neben seinen Gedichten und Schilderungen berühmter Kriegshelden sind besonders seine „Denkwürdigkeiten und vermischten Schriften“ hervorzuheben (Leipzig 1843—46). Nach dem Tode seiner Gattin, die, wenn auch nicht selbst Schriftstellerin, doch eminenten Einfluß auf seine ganze literarische Laufbahn hatte, verordnete seine Thätigkeit zusehends. Wir hätten etwa nun noch zu erwähnen: eine Biographie Blücher's, „Hans von Feld“ und die „Wallfahrt nach Esenheim“ von Rade. Er starb kurz vor Humboldt am 11. October 1858.

Besser als solch eine Belehrung über Wernhagen wäre offenbar gar keine gewesen! Der Mann ist todt, seine ganze Laufbahn abgeschlossen und leicht übersehbar, und uns nun noch ein solches nicht süßes und nicht saures Gemisch von Wahrheit und Dichtung über ihn aufzutischen! Niemandes literarische Verdienste lassen sich wol mit wenigen Worten bestimmter zeichnen, als die Wernhagen's. Als Dichter war er unbedeutend, als Kritiker zu liebhaberisch, um dauernd zu gelten, als Biograph aber und Memoirist leistete er das Ausgezeichnete. Der Einfluß Rahel's auf seine Stellung in der literarischen Gesellschaft kann nicht hoch genug, der auf seine bleibende Stellung in der Literatur nicht gering genug veranschlagt werden. Nach dem 1833 erfolgten Tode der Gattin verordnete zwar sein häusliches und geselliges Leben, wenn auch nicht gänzlich, so doch gegen früher; seine schriftstellerische Thätigkeit aber nahm eher zu, und wenn auch die Blücherbiographie kein Resultat derselben mehr sein konnte, denn sie gehört nach der Vorrede bereits in das Jahr 1826, und wenn auch die Herausgabe von Rade's „Wallfahrt nach Esenheim“ (1840) bei der Masse solcher Herausgaben, an denen Wernhagen theilgenommen, gar nicht in Betracht kommt, so geben doch die neun Bände „Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften“, in dieser Periode theils nur zusammengestellt, theils wirklich ausgearbeitet, die Biographien von Seydlitz, Winterfeldt, Sophie Charlotte u. s. w. bis zu derjenigen Wilow's von Dennemitz, welche die Reihe würdig schließt, endlich die das Andenken der unvergesslichen Rahel feiernden Publicationen das beste Zeugnis von der Nichtverödung seiner Thätigkeit im einsamen Alter. Ist es Nachlässigkeit des Schriftstellers oder des Schriftsetzers, daß auf S. 533 statt Friedrich Wilhelm III. Friedrich Wilhelm IV. die Politik Preussens der französischen Revolution gegenüber bestimmt?

Das fünfundzwanzigste Kapitel, welches den ersten

Band schließt, mag mit seinen Nachträgen, mit seinen biographisch-encyclopädischen Artikeln und sonstigen Anhängen zu dem frühern Text für viele Leser recht willkommen und belehrend sein, formell aber scheint es uns denn doch ein Unding. Ein solches Anhängsel unverarbeiteten Rohmaterials dem übrigen organisch zusammengefügt Gliedern rein äußerlich als ein ferneres Glied oder Kapitel anzuschweißen, ist mindestens geschmacklos. Soll der Inhalt den vorherigen Text erläutern, warum dies nicht schon in der Form aussprechen. Was den Text verunzieren würde und doch gesagt werden muß, dafür hat man ja doch die allgemein gebräuchliche Form von Anmerkungen unter oder hinter dem Text. Beiläufig hätte sehr vieles von dem in anorganischen Kapiteln hier Aufgezeichneten ohne Schaden in den erzählenden Text hineingearbeitet werden können.

Uebrigens wollen wir hoffen, daß diese Notizen über Gelehrte und wissenschaftliche Dinge, welche beide Bände schließen, treffender und gebiegender sein mögen, als die gelegentlichen literarischen und historischen Nachweisungen des Verfassers, wie uns denn die fachwissenschaftliche Befähigung des Autors überhaupt weiter zu reichen scheint als die literarische. Verbürgen können wir uns freilich nicht dafür, daß dieses Urtheil an für die Naturwissenschaften kompetenter Stelle Bestätigung finden wird.

Der zweite Band der „Memoiren“ ist — wenigstens als Ganzes betrachtet — noch schwächer als der erste, was bei der schon gerügten mangelhaften Dekonomie des Werks allerdings nicht ausbleiben konnte. Der zu große Umfang des ersten Bandes hat den zweiten um das beste Theil seines rechtmäßigen Stoffs gebracht. Selbst der „Kosmos“ ist dem zweiten Bande nicht einmal ausschließlich verblieben, ebenso wenig als die durch Ludmilla Afjing erschlossene reiche Fundgrube.

Kapitel 26—29, dann wieder Kapitel 31—33 gehören der Umschreibung jenes genannten Werks an, welches mit Recht als das Resultat von Humboldt's gesamtem wissenschaftlichen Leben betrachtet wird. Das dreißigste Kapitel ist bestimmt, durch einen höchst ausführlichen Bericht über Humboldt's wissenschaftlichen Verkehr mit Nordamerika die Eintönigkeit der Kosmosexplication zu unterbrechen. Doch wirkt diese Unterbrechung leider keineswegs anmuthig, sondern reizt zu dem Verdacht, daß der Verfasser lediglich deshalb den Titel „Memoiren“ für seine Schilderung von Humboldt's Leben und Wirken gewählt habe, um sich aller Rücksichten auf Kunstform und ein gewisses Ebenmaß des Ganzen und seiner Theile entslagen zu dürfen. Indessen beleidigt uns Rohheit und Willkür in der Behandlung des gegebenen Stoffs unter keiner Firma mehr oder weniger. Memoiren oder Biographie, die Erzählung muß stehen, die Darstellung muß aus einem Gusse scheinen, sonst haben wir es mit keinem selbständigen abgeschlossenen Werke, sondern höchstens mit einem Bündel archivalischer Mittheilungen zu thun.

Jenes dreißigste Kapitel für sich repräsentirt lediglich einen solchen Bündel; ganz schätzbar für einen künftigen Bearbeiter, aber eben auch wieder nur schätzbar als Roh-

material. Es enthält so ziemlich alles, was sich an Documenten aus dem Verkehr Humboldt's mit Agenten und Gelehrten der Union zusammenbringen ließ, namentlich seinen ganzen Briefwechsel mit dem achtungswerthen amerikanischen Consul Flügel in Leipzig, welcher Briefwechsel, zum bei weitem größern Theil doch nur rein geschäftlicher Natur, durch die Büchersendungen des Smithsonian'schen Instituts in Washington im Gange erhalten wurde. Wir bezweifeln nun gar nicht, daß die bei dieser Gelegenheit eingestreuten Bemerkungen über das Smithsonian'sche Institut und die amerikanische Gelehrtenwelt für viele Leser von Interesse sein werden; zwischen die Fixsterne und Nebelflecke des „Kosmos“ gehören sie aber trotzdem nicht.

Und was ist das für eine Pedanterie, und keine Aufschrift, kein „Letter from Baron Alexander de Humboldt, Berlin, to Dr. J. G. Flügel, Leipzig“, kein Wohlgeboren, Hochwohlgeboren oder Excellenz zu ersparen! Die Couverts hätte unser sorgsamer Archivar nur ruhig in den Papierkorb werfen können!

Zurückgekehrt zum „Kosmos“, mit der Besprechung der damals erschienenen vier Theile desselben zu Stande gekommen, bringt der Verfasser zu Anfang des vierunddreißigsten Kapitels auch noch bei, was über den inzwischen erschienenen, von Humboldt theilweis im Manuscript hinterlassenen Schlußband des berühmten Werks irgend bekannt geworden ist, und weist nach, daß die Arbeit, ja der Druck an demselben bei Humboldt's Tode weit genug vorgeschritten gewesen sein müsse, um das spätere Erscheinen desselben unerklärlich zu machen.

Dann wird die Ausnahme geschildert, welche die verschiedenen Bände des „Kosmos“ im Erscheinen bei ihrem außerordentlich gemischten Publikum fanden. Der von Ludmilla Afjing herausgegebene Briefwechsel zwischen Humboldt und Barmhagen muß hierzu dem anfänglich so zarten Verfasser eine seiner unzartesten Stellen, die auf den Prinzen Albert bezügliche, herleihen. Daß dieser Briefwechsel zu einem Gemälde von Humboldt's Greisenalter jetzt überhaupt den meisten Stoff geben muß, ist billig zu erwarten. Wir finden daher auch die fleißige Benützung desselben zur Gestaltung der Kapitel 35—37, welche die Ereignisse bis zu Humboldt's Tode darstellen, an sich nur lobenswerth, zumal der Verfasser auch die übrigen, oft sehr vereinzelt Quellen keineswegs vernachlässigt hat. Eine kleinen Bosheiten in Humboldt's Briefen freilich, welche einige der mit Recht geachteten und beliebtesten deutschen Fürstenfamilien gehässig treffen, hätten wir hier lieber ganz vermißt oder wenigstens nur mit Bemerkungen des Verfassers wiedergegeben sehen mögen, welche die von ihm lobenswertherweise angestrebte feinere Charakteristik Humboldt's fortsetzten und glücklich hinausführten.

Die schreienden Fehler nehmen gegen das Ende des Buchs hin leider nicht gerade ab. So sagte Seite 374 eine Anmerkung: „Stahl's Organ war die „Neue Preussische Staatszeitung.“ Crimen laesae majestatis! Wo lebt denn der Verfasser der „Memoiren“, um die Kreuzzeitung als preussische Staatszeitung zu kennen? Das

schmeckt ja ganz nach französischen und englischen Literaturreisbüchern über deutsche Zustände.

Der officielle Charakter, den der Verfasser der Kreuzzeitung annimmt, scheint ihn zur Benutzung dieses radicalen Parteiblattes veranlaßt zu haben, als es sich um Eingebung der Vorgänge bei Humboldt's Bestattung handelte. Bekanntlich wurde Humboldt's Leiche am Morgen des 10. Mai 1859 feierlich im Dome von Berlin beigesetzt, um erst abends spät in beabsichtigter Stille nach Lütz übergeführt zu werden — und bei dieser nächtlichen Überholung gab der Pöbel durch Anstiftung von allerhand Unfug und Skandal den gewandten Federn der Kreuzzeitung erwünschte Gelegenheit, schauererregende Gemälde von den Zuständen der Hauptstadt unter einem liberalen Ministerium zu entwerfen.

Aber wer mag dergleichen nachsprechen und nachahmen ohne kreuzzitterliche Motive? Welcher historische, nicht politische Berichterstatter wird davon viel Aufhebens machen, daß sich der Pöbel pöbelhaft beträgt? Welcher unbefangene Mensch wird daraus, daß die Hefe der vorstädtischen Bevölkerung hinter Humboldt's Leichenconduct „Ein freies Leben führen wir“ herbrüllt, gar einen neuen Beleg ableiten wollen für die Wahrheit der goldenen Dichterworte:

Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen,
Und das Erhabne in den Staub zu ziehn!

Das hat der Abschäum einer großstädtischen Bevölkerung von 500000 Menschen mit der „strahlenden Erbschaft“ Humboldt's zu thun? Das Gefindel will sich amüsiren, einfach amüsiren nach seiner verworfenen Art, und die nächtliche Bestattung unsers größten Naturgelehrten schien ihm dazu ein gerade ebenso passender Anlaß, als einst die Ueberführung der Reste Friedrich Wilhelm's III. von Berlin nach Charlottenburg, als neuerdings der Commers bei der Universitätsjubelfeier, der Abend des Schüler-Tags oder die Krönungsbisillumination. In unserm ewig citirten Musterlande öffentlicher Freiheiten, England, kräht kein Hahn darüber, wenn der hauptstädtische Pöbel, häufiger als bei uns, von den Constablen mit Stockhieben bedient werden muß. Jedermann findet es in der Ordnung, daß der Pöbel Unzucht treibt und dafür Beulen empfängt. *)

Das achtunddreißigste Kapitel der „Memoiren“ ist geschrieben, um als Schlußkapitel zu dienen. Es folgen darauf noch etwa 80 Seiten „Notizen und Erläuterungen“ im Geschmack der frühern, zum ersten Bande gehörigen. Unter mancherlei alles Mögliche betreffenden Notizen, findet sich hier auch eine Nachricht über „Humboldt's Erben“, die ganz geeignet ist, uns den Abschied von den „Memoiren“ leicht und heiter zu machen.

Der Verfasser gedenkt der fünf von Wilhelm von Humboldt einst hinterlassenen Kinder. Aus Schlesier's „Erinnerungen“ (II, 560—615) konnte er hier das Nöthige mühelos entnehmen; es war kaum etwas nachzutragen,

*) Es dürfte jedoch keinem Zweifel unterliegen, daß bei feierlichen Gelegenheiten wie die meisten der oben erwähnten sich sogar der londoner Mob betrugene anständiger benehmen würde als der berliner. D. M. d.

außer einige Sterbefälle. Leider hat der Verfasser einen andern als diesen sichern Weg gewählt und ist dabei kläglich in den Sumpf gerathen.

„Von den drei Töchtern starb bekanntlich die eine in jungen Jahren.“ Welche denn? Aus dem weiterhin Folgenden geht hervor, daß nur die älteste, Karoline, gemeint sein kann. Im Jahre 1792 geboren, starb sie 1837, also etwa 45 Jahre alt; das nennt man doch nicht gerade „in jungen Jahren“.

„Die ältere, ebenfalls bereits verschieden, heirathete den General von Hedemann.“ Die ältere? Nein, in Bezug auf die vorerwähnte gerade die jüngere, Adelheid, geboren 1800, gestorben December 1856.

„Die jüngere (wir verbessern: die jüngste) vermählte sich mit dem oftmals erwähnten Minister Bülow, aus welcher Ehe ein einziger Sohn hervorgegangen ist, der im verfloßenen Jahre als preussischer General in Berlin verschied.“ Wahrhaft Kalkstoffsche Lügen! Aus einer 1821 geschlossenen Ehe soll ein Sohn hervorgegangen sein, der 1860 als preussischer General starb! Ein in Friedenszeiten bei uns unerhörtes Avancement!

In Wahrheit hatte die Ministerin von Bülow einen Sohn und vier Töchter, und ihr einer Sohn, Bernhard von Bülow, ist nicht im vorigen Jahre als General gestorben, sondern hat vor kurzem das Lieutenantsexamen glücklich hinter sich gebracht und ist jetzt ein schmucker Husar! Der verstorbene General aber war kein anderer als der alte Herr von Hedemann, der Gatte Adelheid's von Humboldt.

Genug! Diese Bemerkungen und Einwürfe werden hinreichen, um unser im ganzen nicht sehr günstiges Urtheil über die „Memoiren Alexander von Humboldt's“ zu rechtfertigen. Wir glauben deshalb hier schließen zu können, obgleich die „Memoiren“ mit dem erwähnten Schlußkapitel (dem achtunddreißigsten) und den langen „Notizen und Erläuterungen“ dahinter noch nicht zu Ende sind. Die mittlerweile erschienenen Barnhagen'schen „Tagebücher“ haben den Verfasser veranlaßt, seinem Werke ein abermaliges Schlußkapitel, das neununddreißigste, anzuhängen. Wir sind der vielen Anhängsel und Nachträge inzwischen müde. 52.

Religiös-social-politische Streitschrift für Israel.

Rom und Jerusalem! Die letzte Nationalitätsfrage. Briefe und Noten von M. Heß. Leipzig, Wengler. 1862. Gr. 8. 1 Thlr.

Kein denkender Mensch kann unerkennlich dafür sein, daß das jüdische Volk die Jahrtausende hindurch, wo das übrige Menschengeschlecht die Idee eines alleinigen Gottes, „Schöpfers des Himmels und der Erden“, theils in phantastischen, spielenden, schöngestigen oder barbarischen Symbolen verloren hätte, als einziger Erhalter und Erretter dieser Idee gewaltet hat! Der kleine Erdwinkel von Kanaan wird dem Geschlechte der Menschen deshalb ewig heilig und theuer sein müssen, weil von der ganzen bewohnten Erde in ihm einzig und allein die Vorstellung

eines einzigen Gottes, als Herrn der Menschengeschichte, sich retten und sich aller Zukunft des Geschlechts erhalten konnten! Ein gewisser Stolz hierauf, eine gewisse Zuversicht als eines gottberufenen Volks, ist dem Judenthum daher nicht zu verübeln. Sie sind vielmehr dazu berechtigt. Denn ein besonderes Volk müssen die Juden doch wol sein, weil sie in jenen Jahrhunderten sinnlicher oder symbolischer Vielgötterei auf der ganzen Erde der einzige Menschenstamm waren, dem die reine Gottesidee innewohnte. Indes hat dieser gerechte Stolz seine Grenzen, wie alles überhaupt, was recht ist. Der gelehrte Verfasser, Geschichtsforscher und Philosoph aber überschreitet diese Grenzen, wenn er die jüdische Rationalität von der Gottesidee absondert und für dies so gesonderte jüdische Volksthum gewissermaßen das Primat unter den Völkern der Erde in Anspruch nimmt; ja er widerspricht sich darin selbst, wenn er das Christenthum zwar einen Abfall, aber einen nothwendigen nennt. Er verletzt ferner unsere deutschen Gefühle, wenn er Verwirklichung dieses Primats von den Grundsätzen der Französischen Revolution und von dem Volke der Franzosen erwartet, und er irrt, wenn er überhaupt an ein zukünftiges nationales Reich der Juden glaubt. Das Wort ist gesprochen; die Juden sind als Flüchtlinge unter die andern Völker gemischt: sie bestehen nur so lange, sie erfüllen nur so lange eine geschichtliche Mission, als sie im passiven Widerstand gegen die andern Nationalitäten verharrten, denen sie als ein Ferment, als ein heilsamer Sauerteig beigemischt sind, nach dem Willen der Weltregierung! Sie gehen zu Grunde bei jeder Veränderung dieses Verhältnisses, sei es nun, daß sie sich mit den andern Völkern amalgamiren und in ihnen aufgehen, sei es, daß sie ein Reich für sich bildeten; denn in beiden Fällen wäre ihre Mission zu Ende!

Hätte der Verfasser sich dies gesagt, hätte ihm diese Wahrheit eingeleuchtet, so würde er ein minder excentrisches, aber um so werthvolleres Buch geschrieben haben; denn auch so, wie es jetzt vor uns liegt, oft übertrieben, oft unwahr, oft von Irrthum geschädigt, voller Feindseligkeit gegen den germanischen Geist, voller argen Vorurtheils für das romanisch-französische „Volkswesen“, ist es ein wirklich merkwürdiges und sehr lehrreiches Buch.

Die Schrift besteht aus Briefen und Aphorismen, für eine Freundin geschrieben zu einer Zeit, wo der Verfasser, nach langer Abtrünnigkeit von seinem Volk und dessen Glauben, in den Schoß seiner Väter und ihres Glaubens zurückkehrt. Er hat sich etwas versucht in der Welt, ist dies und das, auch Zeitungsredacteur und Correspondent liberaler Blätter gewesen: nun ist er wieder Jude, ein Mitglied der ersten unter allen Nationalitäten der Welt geworden und will die Fahne dieses seines Volks fortan hoch halten! Er beginnt mit dem Preis dieses wunderbaren Volks: seine humane Weltbetrachtung, die einzige, welche kein anderes Volk zu bewältigen strebt, seine Sittenreinheit, seine Familienliebe, die zum Duell der Erbsünde des Menschengeschlechts geworden ist; denn jeder Jude, sagt er, hat noch heute den Stoff zu einem

Messias in sich, jede Jüdin den zu einer mater dolorosa. Dann seine Intelligenz, seine Gotteserkenntnis, ausgeprägt in der erhabensten Religion, in der Spinoza's, die uns lehrte, daß wir nur in Gott sind, nicht erst nach dem Tode, sondern gegenwärtig: daß wir nicht zu ihm aufzubrechen, er nicht zu uns niedersteigen oder sich neigen kann; denn wir sind in ihm und er in uns, u. s. f. Der moderne Unsterblichkeitsglaube ist dem Alten Testament fremd; wir sind schon jetzt unsterblich: die Auferstehung ist nicht für den einzelnen da, sondern für die Menschheit. Alle jüdischen Gebete sind Collectivgebete für das Volk, alle Trauer- und Freudenfeste sind patriotische das ganze Judenthum ist nichts als Nationalität. Daher der Haß der übrigen, besonders der germanischen Nationalität gegen das Judenthum; dieser Geist aber wird durch die Romanen, die Franzosen(!), gebrochen werden. Juda wird wieder erstehen! Dies sind einige von den Grundideen des Verfassers, welche wir dem Leser schuldig waren.

Der Irrthum darin ist leicht zu erkennen. Denn gerade deshalb, weil die Juden mit ihrer Nationalität sich zwischen die politischen Fugen der übrigen Völker fremdbartig hineindrängen, gerade deshalb, weil sie also ihre Nationalität schlecht wahren, deshalb trifft sie der Haß, über den der Verfasser klagt; und gerade, weil dies in Frankreich von den Juden viel weniger geschieht als in Deutschland, sind sie dort geachteter und kein Gegenstand der Antipathie des Volks! Und weiter: Ist es denn nicht ein reines Phantasiebild, ohne alle Wirklichkeit, das der Verfasser sich von seinem Volke vorzaubert? Wo sind denn in der Wirklichkeit jene messianischen Gestalten, jene matres dolorosae anzutreffen, die er überall findet? Und endlich, welches phantastische Spiel treibt er mit den Doctrinen der Französischen Revolution, mit dem humanitären Volkswesen der Franzosen? Warum verläßt er sich auf ihre Tapferkeit, statt auf die seines Volks? Ja schließlich, wie kommt er dazu, Spinoza als einen „Messias“ hinzustellen, ihn, den erhabenen Geist, den unvergleichlichen Denker, den das ganze Judenthum als einen „Abtrünnigen“ verleugnet hat?

Der Verfasser macht ferner die germanische Rasse dafür verantwortlich, daß statt des einheitlichen Geschlechtscultus der Dualismus des Christenthums, Spiritualismus und Materialismus, die isolirte Existenz statt der einheitlichen, die Apotheose des Individuums statt der göttlichen Einheitswelt zur Herrschaft gelangt sei. „Das Christenthum“, sagt er S. 38, „fand in den nordischen Rassen als Naturanlage vor, was bei ihm selbst nur eine Folge des Untergangs der alten Nationalität war: ich meine jene Lebensanschauung, die weder in der Natur noch in der Geschichte ein einheitliches Band göttlichen Lebens, sondern überall nur isolirte Existenzen erblickt.“ Auch dies ist ein Irrthum: denn das Christenthum verleugnete zwar die Nationalität, dafür lehrte es aber die Brüderliebe für alle Menschen, und jeder Christ betet das „Vater unser“ nicht für sich, sondern für uns, d. h. alle Brüder.

Können wir hiernach diesen Theil des Buchs mehr oder minder für verfehlt und für ein reines Phantasiebild achten, so hat uns ein anderer Theil desselben doch eine lebhaftere Theilnahme abgewonnen. Es ist dies die Lebens- und Lehrgeschichte des Heilands nach der Anschauung und aus der Feder eines jüdischen Gelehrten im strengen Denkers. Die ganze Lehre Christi, soweit sie sich von der alttestamentarischen Gottesidee entfernt, ist ihm die Geheimlehre des Eßäerbundes, der sich zu dem Schriftgelehrten etwa so verhielt, wie das Freimaurerthum zu der christlichen Kirche. Vermöge seiner galiläischen Abstammung kann Jesus unmöglich auf der Höhe der Geseßkunde Hillel's und Schammai's gestanden haben. Allein was ihm an Wissen abging, ersetzte er durch das Gemüth; mit diesem wandte er sich den Armen und Unwissenden zu, ihnen enthüllte er sich in tiefstiller Ernst, Adel und Lebensheiligkeit. Freiwillige Arzney, Gütergemeinschaft, Scheu vor dem Eide, Heilung der Blinden — alles eßäische Lehren, mit welchen er das Werk des Eßäers Johannes fortzusetzen trachtete; die Trübsal vom nahenden Himmelreich, das eßäische „Wasserwerk“, genüßten indeß doch bald nicht mehr zu einer großen Wirkung: es bedurfte mehr hierzu, als bloß das Judenthum zu verinnerlichen. Es bedurfte der Messiania. Bis dahin hatte Jesus diese nie in Anspruch genommen: er hatte an dem Judenthum nicht gerüttelt, selbst die Unsterblichkeit der Seele war kein Theil seiner Lehre. Da trat am Fuß des Hermon, unweit Cäsarea Philippi, auf das Andringen seiner Jünger, das Geheimnis aus seiner Brust. In dieser geheimnißvollen Geburtsstunde des Christenthums ließ er sich von seinen Jüngern das Wort „Messias“ abpressen, verbot ihnen aber, davon zu sprechen. Sich selbst nannte er niemals mit diesem Worte, sondern gebrauchte dafür die bei den Eßäern gebräuchlichen Bezeichnungen: „Sohn Gottes“, „Brot des Lebens“ und ähnliche. Mit dieser That verletzte er aber der öffentlichen Meinung, dem jüdischen Gesetz und der Verfolgung der politischen Gewalt, während die Jünger ihn ihrerseits antrieben, sein Werk endlich „leben“ zu lassen. So trat er den gefährlichen Weg nach Jerusalem an; was nun folgt, gehört aber wol der Dichtung an.

Der Verfasser bestreitet als unmöglich den triumphierenden Einzug, die Reinigung des Tempels von den Wechslern und Verkäufern, corrigirt die Gerichtsverhandlung in vielen Punkten und stellt endlich als gewiß hin, daß Jesus vom Sanhebrin wegen „Gotteslästerung“ (Sadduc) zum Tode durch Steinigung verurtheilt und die Kreuzigung erst nach seinem Tode erfolgt sei. Judas Iskariot war als „Zeuge“ gewonnen, denn daß er den Heiland den Häschern erst persönlich habe bezeichnen müssen, ist völlig undenkbar. Ebenso war es nicht der Große Rath, der Jesus verurtheilte, sondern das kleine Sanhedrin von 23 Mitgliedern, was man aus dem Bericht des Kaiphas erseht, der nicht Präsident des Großen Raths war. Pilatus kam bei diesem Urtheilsspruch gar nicht in Frage: er hatte nur die Ausführung desselben

zu gestatten, nachdem er den Heiland über die politische Seite seines Auftretens befragt hatte und Jesus der Frage ausgewichen war. Daß er ihn für unschuldig erklärt habe, ist ebenso völlig sagenhaft, wie die Geschichte seines Kreuzestodes. Der Verfasser schließt:

So endete der Mann, der an der sittlichen Besserung seines Volks redlich gearbeitet hatte, als Opfer — eines „Missverständnisses“. Sein Tod war die unschuldige Veranlassung unzähliger Leiden seines Volks; Millionen gebrochener Herzen haben seinen Tod noch nicht abgehüßt: Golgotha wurde für die Weltgeschichte ein neuer Sinai!

Und weiter:

Erst als endlich nach langen Kämpfen die Morgensonne der Humanität, der modernen Civilisation in den niederländischen Freistaaten ihre milden Strahlen über eine bessere Welt ergoß — konnte ein Jude das Signal geben, daß der geistige Entwicklungsproceß der Menschheit sich vollende!

In der nun folgenden Untersuchung über die „genetische Weltanschauung“ und die Widerlegung der jüdischen Missverständnisse der Lehre Spinoza's können wir dem Verfasser hier nicht weiter folgen; denn er ist hier Fachphilosoph. Dagegen müssen wir auf die Abhandlung über den letzten Klassenstreit noch einen Blick werfen. Hier wird ausgeführt, daß sich das jüdische Volk mit seinen geistigen Wurzeln an Deutschland zu halten, in politisch-socialer Beziehung aber sich auf Frankreich zu stützen, mit ihm zu sympathisiren habe. Als wenn sich diese beiden Gebiete in dieser Weise trennen ließen! Von Deutschland, heißt es hier, ist für die nationale Wiedergeburt der Völker nichts zu erwarten; diese Frage wird hier als „Schwindel“ von allen Parteien verhöhnt. Hierin hat der Verfasser recht; der deutsche Nationalzug geht eben auf die Genossenschaft, auf die Familie, auf das Individuum, nicht auf die „Nationalität“. Allein wenn der Verfasser fortfährt: „Wissenschaftliche Studien und die Erfahrung des Lebens haben mich zur politischen Sympathie für die Franzosen gestimmt: denn dank ihrer großen Revolution geht heute jede Herrschaft, also auch die letzte, die germanische, zu Ende, und weicht der Völkergleichberechtigung“, so gehört dies wiederum in jenes Gebiet wesenloser Phantasiebilder, von dem wir oben sprachen.

Indem wir dem von M. Hef so kühn verkündeten Untergang der germanischen Herrschaft vielmehr die Hoffnung entgegenstellen, daß der urdeutsche Nationalzug auf Familien- und Bruderliebe schließlich alle Völker der Erde umfassen werde, entlassen wir den gelehrten Verfasser mit dem Wunsche, daß ihm die wahre Mission seines Volks nach und nach deutlicher werden möge, und danken ihm für den kühnen und offenen Ausdruck der Gedanken, die allerdings in sehr vielen seiner Glaubensgenossen, bewußt oder unbewußt, lebendig sein mögen; denn es ist immerhin etwas werth, seinen Gegner ganz und genau zu kennen! Wir wenigstens bekennen, aus dieser social-politischen Streitschrift gar viel gelernt zu haben, weit mehr als uns eben erwünscht war.

Jahn's Selbstvertheidigung aus dem Jahre 1824.

Selbstvertheidigung von Friedrich Ludwig Jahn. Mit einem Vorwort von Eduard Burckhardt. Leipzig, Reil. 1863. 8. 24 Ngr.

Der erste deutsche Privatmann, dem es gelang, eine öffentliche politische Rolle zu spielen, war im Grunde Friedrich Ludwig Jahn, dessen „Kolberg am 9. October 1824, im sechsten Jahre der Untersuchung und im fünften Jahre der Einbannung“ datirte Selbstvertheidigung wir hier mit einigen Worten besprechen wollen. Wenigstens war Jahn in gewissem Sinne der erste deutsche Volksagitator, der sich aber von den Agitatoren anderer Nationen dadurch unterschied, daß es zunächst nur die deutsche Jugend war, auf die er wirkte und zu wirken suchte. Neben ihm könnten vielleicht noch Arndt und Görres genannt werden; diese aber waren mehr Männer der Feder, während Jahn, ob schon ihm auch ein energischer Ausdruck in der Schrift zu Gebote stand, seine größten Erfolge durch das lebendige Wort erzielte. Das Eigen am Schreibstisch war Jahn's Sache nicht; im Wandern, unter freiem Himmel, unmittelbar inspirirt sprach er am liebsten, kurz, schneidend, schlagend, auch wol derb witzig und epigrammatisch, und dies unterscheidet ihn von den späteren mehr parlamentarisch und doctrinär gebildeten öffentlichen Sprechern in Deutschland, die fast sämmtlich die Gabe des Witzes und Humors nicht besaßen und endlos lange Reden zu halten gewohnt waren, bei denen der Zuhörer das Gehör eher ermüdete, als dem Sprecher die Zunge. Es ist wahr, Jahn hatte, wie ihn auch wol von Zeitgenossen vorgeworfen worden, etwas von einem Schauspieler, er spielte als „Turnvater“ und als „Alter im Bart“ seine Rolle, und er verfiel dabei selbst in Caricatur; aber auch größere und in der Weltgeschichte noch berühmtere Männer haben sich schauspielerischer Mittel bedient und etwas vom Charlatan gehabt. Das ist eben Mittel zum Zweck, die Menge will es einmal so, und einige schauspielerische Eitelkeit wird man denen, welche eine öffentliche Rolle spielen, wol zugute halten müssen. Gegen Ende seines Lebens wurde Jahn von einem wahrhaft tragischen Schicksal erreicht, ob schon er eine durchaus harmlose Natur war und weder von seiten der Reaction noch von seiten der Revolution die Anfeindungen und Verfolgungen verdient hatte, durch die man ihm die Ehre anthat, ihn zu einer wirklich historischen Person zu erheben und auf sein Dasein den Accent eines tragischen Pathos zu drücken.

Jahn selbst beabsichtigte, seine wie schon bemerkt 1824 in Kolberg verfaßte Selbstvertheidigungsschrift bei Lebzeiten zu publiciren, aber dringende Abmahnungen und gebietende Rücksichten bestimmten ihn endlich, von diesem Vorhaben abzulassen. Jetzt erhalten wir sie aus den Händen seines jüngeren Freundes Eduard Burckhardt. Dieser bemerkt in der Vorrede: „Die nachfolgenden Blätter enthalten die Selbstvertheidigung Jahn's, wie er solche zu Kolberg niedergeschrieben und nachmals beim Obergerichtsgericht zu Frankfurt a. D. eingereicht hat. Nur bei Ausrückung des rechtlichen Theils und der Gesegnanwendung trat ihm der ehemalige Kriegsrath, derzeitige Stadtsyndikus Haenisch zu Kolberg helfend zur Seite. Ließt man aber diese Blätter mit unbefangenen Augen durch, so weiß man wahrlich nicht, wie es möglich sein konnte, Jahn wegen der ihm angeschuldigten Verbrechen und Vergehen fünf lange Jahre in mehr oder minder schwerer Haft zu halten. Und doch waren seine Richter Männer, die als rechtlich und unbeflehtlich genannt und gerachtet wurden. In unsern Tagen würde sicher kein Staatsanwalt und kein Gerichtshof es unternehmen, einen Angeeschuldigten auch nur auf Tage der Freiheit zu berauben, gegen welchen so nichtsagende Beweise vorlägen, wie diejenigen, die man gegen Jahn vorzubringen wagte, gegen einen Mann vorzubringen wagte, der sich in den schlimmsten Zeiten die bleibendsten Verdienste um das Vaterland erworben hatte. Man sieht hieraus recht deutlich und klar, wie leicht es den Regierungen wird, Strafurtheile gegen einen Mistliebigen auszuwirken, solange nicht Oeffentlichkeit und

Mündlichkeit mit Geschworenengerichten den Angeeschuldigten zur Seite stehen. Mögen wir immerhin zugeben, daß in manchen der Jahn'schen Turner ein fester, übermüthiger Geist vorwaltete, der mit einem gewissen Troge zur Schau getragen wurde; mögen wir zugeben, daß Jahn, während er die Körper seiner Turner stärkte, es oftmals unterließ, der Schönheit und Anmuth des Geistes Rechnung zu tragen; mußte man deshalb das Kind mit dem Bade verschütten und wegen einiger kleinen Auswüchse den kräftig schönen Baum gleich an der Wurzel fällen? Wollen wir auch nicht leugnen, daß Jahn in den Vorträgen, welche er im Jahre 1817 zu Berlin über deutsches Volksthum hielt, manch seltsames Wort in einer rauhen, fast unanständigen Form vortrug, so war in diesen Reden doch des Trefflichen und Herrlichen so unendlich viel enthalten, daß man leicht über zu rügende Mängel hinwegsehen konnte.“

Mit Recht fragt Eduard Burckhardt zum Schluß seines Vorworts: „Und was hat die Härte der preussischen Regierung gegen Jahn geholfen? Man hat Jahre hindurch einen seiner tüchtigsten Männer dem Vaterlande entzogen, man hat ihn auch nach seiner Freisprechung herumgehetzt wie ein Wild, aber die Sache, der er sein ganzes Leben gewidmet, ist endlich doch siegreich geblieben, und das Turnwesen hat sich durch ganz Deutschland zu einer faum geahnten Blüte entfaltet. Fast in jeder Turnhalle prangt Bild oder Büste des „Vater Jahn“, und so hat sich erfüllt, was Jahn vorahnend am Schluß seiner Selbstvertheidigung ausrief: „Die Nachwelt setzt jeden in sein Ehrenrecht, denn der Weltgeschichte Unburtel verjährt nicht und brachte noch allemal für verfolgte Unschuld, wenn auch verspätet, den Freispruch, und vernichtete auf ewig der leichtfertigen Blutgerichte Von Rechts wegen!“

Wir erwähnen gleich hier, daß der Herausgeber in seiner Vorbemerkung „An die Leser“ sehr mit Recht hervorhebt, wie wenig es Jahn darauf angekommen sei, die Jugend auch zur Schönheit und Anmuth des Geistes zu erziehen; ja es kam ihm nicht einmal darauf an, die körperlichen Kraftübungen der Jugend in die Linien der Schönheit zu bannen und ihnen die Grenzen vorzuzeichnen, über die sie nicht hinausgehen durften, wenn sie nicht unschön werden sollten; vielmehr waren viele der von ihm in seinen Turnplan aufgenommenen Uebungen geradezu unschön. Jahn selbst war ein derber und eckiger Mann und liebte das Derbe und Eckige. Hellenischer Geist war ihm gänzlich fern, hellenische Schönheit und Anmuth unverständlich. In ihm kündigte sich bereits der barbarische Abfall von den ästhetischen Principien an, welche die Dichter und Schönheitslehrer unserer klassischen Literaturperiode für das deutsche Volk zu erobern getrachtet hatten. Jahn konnte sich deutsche Kraft ohne eine Vermischung von Roheit gar nicht denken; auch waren seine Turner, die eine geschlossene Kaste bildeten, insofern ihres Danks und ihrer herausfordernden Ungefächtheit beim Publikum und namentlich bei den Frauen durchaus nicht beliebt. Diese Erziehung der Jugend zu roher Kraft und fanatischer Urdeutschheit mochte ihren Sinn und Nutzen haben, als es sich darum handelte, eine Wehrkraft gegenüber der bereits Sitte und Sprache bedrohenden französischen Aggression heranzubilden; als aber diese dringende und nächste Gefahr glücklich abgewendet war, hätte neben der Kraft, gerade weil diese bei den Deutschen nur zu leicht in Caricatur und rohe Renommisterei ausartet, in Bezug auf geistige wie körperliche Gymnastik auch den Gesetzen der Schönheit und Anmuth wieder mehr Rechnung getragen werden können.

Jahn hatte es übrigens bei seiner Selbstvertheidigung leicht, denn es lag nichts eigentlich Strafbares gegen ihn vor. Von der Anklage auf Hochverrath, auf Vertheidigung des politischen Mordmordes, auf Verführung der Jugend zu revolutionären und andern gefährlichen Grundsätzen u. s. w. hatte man ihn freisprechen müssen; er hatte sich in seinen Schriften zu entscheiden gegen alle gewaltsamen Umwälzungen, gegen alle Geheimverschwörungen und für das Königthum ausgesprochen. Unter seinen Papieren fand man nichts vor, was in dieser Hinsicht

gegen ihn hätte beweisen und einen wesentlichen Anhalt in einem Hochverrathsprozesse hätte bieten können. Dennoch erkannte er erst eine fünfzehnjährige Freiheitsberaubung; dennoch wurde er „wegen angeblich wiederholter, unehrerbietiger und frecher Meinungen über die bestehende Verfassung und Einrichtungen im Staate, ohne Rücksicht auf die ohne Urtheil und Recht, gegen die Vorschriften der Criminalordnung, sowie gegen das Gerechtigkeit und die Anträge der mit den Befugnissen und Rechten des Criminalgerichtshofs eingesetzten Immediat-Untersuchungskommission zu Berlin“, ohne Rücksicht auf die schon erlittene fünfzehnjährige Freiheitsberaubung noch mit der höchsten gesetzlichen Strafe, einem zweijährigen Festungsarrest, von dem als Strafbefehl aussersehen und erwählten königlichen Oberlandesgericht in Breslau belegt, und es ist dies das Erkenntnis, gegen welches seine allerdings sehr wortreiche, nicht weniger als 236 Druckseiten und außerdem noch eine 24 Seiten starke Vorrede stehende Selbstverteidigung gerichtet ist. Das Verfahren gegen ihn erinnert mehr an die Willkür und Härte, wie sie in Kassel unter dem Herbrandts üblich war, als an eine auf Recht und Gerechtigkeit gegründete Rechtspflege in wohlorganisirten Staaten. Er wurde von dem Krankenlager eines sterbenden Kindes weggerissen, anfangs wie ein schwerer und gefährlicher Verbrecher behandelt (Belastung mit Ketten, Verzehren der kleingeschnittenen Beine im Weisfein des Stollmeisters oder der Schildwachen u. s. w.), und als seine Ehegattin, die ihm ins Elend auf die Knie folgte, durch Kummer und Gram aufgerieben worden, wurde es ihm verweigert, sie zu ihrer Ruhestätte begleiten zu dürfen.

Zümmliche Privatdenunciationen kamen den Absichten der mächtigen Gegner Jahn's zu Hilfe. Jahn hatte einmal in einer seiner öffentlichen Vorlesungen behauptet: „Wer seinen Kindern die französische Sprache lernen oder lehren läßt, ist ein Irrenstücker: wer darin beharrt, sündigt gegen den heiligen Geist. Wenn er aber seinen Töchtern französisch lehren läßt, so ist das eben so gut, als wenn er ihnen die Hurerei lehren läßt.“

Dies ist nun eine jener zugleich lächerlich übertriebenen wie im Ausdruck anstößigen Behauptungen, die vorzugsweise im Verstande Jahn's waren; aber um sie zurückzuweisen, hätte es genügt, wenn das Auditorium sofort Zeichen der Mißbilligung zu erkennen gegeben oder dazu die öffentliche Presse benutzt hätte; mit dessen richtete der auch als Schriftsteller bekannte Herrmann Deder, derselbe, welcher später seinen Recensenten Bachhofen von der Eicht im Zweikampfe erschoss, ein denunciantisches Schreiben an den Fürsten Staatskanzler, worin es unter anderem heißt: „Ein jeder rechtschaffene Hausvater wird mit mir einverstanden sein, daß, wer seinen Töchtern die Hurerei lehren läßt, ein zum Pranger, Staupstein, Brandmarke und Landesverweisung reifer Bösewicht ist: folglich ist das vom Herrn Jahn gewählte Bild (das darin liegende Ueble und Unethische ganz beiseite gesetzt) ein beleidigendes, die Ehre eines Hausvaters angreifendes. Daß es aber öffentlich aufgestellt wurde, ist empörend.“

Der Denunciant unterläßt auch nicht, im Verlaufe des Schreibens in bösslicher Absicht daran zu erinnern, daß ja auch die Töchter des Monarchen selbst diese Sprache lernen, und er rath dabei in einem Anfall hochroyalistischer Loyalität aus: „Wohl den meinen, wenn sie sich jene zum Vorbild und Muster nehmen!“ Die Denunciation führte in der That zu einem lebhaften Schriftwechsel zwischen Jahn und dem Staatskanzler, welcher letztere zwar in seinem Referat vom 8. Juni 1817 erklärte, daß die Regierung „aus Achtung für die Freiheit der Meinungen“ sich abhalten lasse, Vorlesungen zu verbieten, „die solche Regiererei geben“, dem Redner jedoch wegen „grober Verletzung alles Anstandes“ und „einseitiger Leidenschaft“ eine Rüge ertheilte.

Im übrigen läßt es Jahn in seiner Vertheidigungsschrift nicht daran fehlen, mit etwas zu breiter Ruhmredigkeit seine patriotischen Verdienste herauszutreiben, unter anderem auch ein Lobungsschreiben der philosophischen Facultät zu Kiel anzuführen,

welches Jahn einen „hominem mente solido, moribus antiquis, eloquio profundo ac tonante, nulli magis quam Luthero comparandum“ u. s. w. nennt; aber sicherlich wird man Jahn doch recht geben müssen, wenn er von sich sagt: „Hat ihm (Jahn) gleich der Zufall seine Gelegenheit zu schimmernden Großthaten dargeboten, so hält wol solcher augenblicklichen Erscheinung die sorgfältigste Thätigkeit vaterländischen Strebens die Wage. Hat er gleich nicht einzelne aus dem Wasser gezogen und aus dem Feuer gerissen, so hat er doch tausende junger Seelen vor den Sündfluten und Easern brünnen bewahrt, in die ganze Menschenalter versanken.“

Ueberhaupt erhebt sich Jahn gegen den Schluß des Actenstücks stellenweise zu schwunghafter und zugleich origineller Rede, so wenn er sagt: „Gott, der Herr der Heerscharen, mußte sich aufmachen und als Welttrichter im Völkergewitter erscheinen, damit die Zeit, so an Gott, Weltordnung und Menschheit gefesselt, wieder gläubig würde. Volkstimme — Gottesstimme. Und sie war erst ein Aethen, Seufzen, Eiseln und Raunen; dann ein Gemurmel lauter und heller; endlich Rede voll Klage, Warnung, Trost, Rath, Born und Ingrimm mit Gesähen und Weissagung; eine Offenbarung der Siegestage, so nachher Volksfeste geworden. Da kam der Geist Gottes über das deutsche Volk, erst im leisen Anhauch, bald im lindenden Wehen, dann mit Windeschwingen, im Wirbelsturm, in des Orkans Gesaß und Gebrause. Da war kein Knien, Knechten, Liegen, Hocken, Sigen, Befessensein — da war Erheben, Aufstehen, Aufsteigen, Gehen, Wandern, Wallen, Wallfahrten, Laufen und Rennen nach Einem Ziel auf des Vaterlandes heiligem Wettplan, nach dem Friedenskleinod, nach der Freiheit immergrünem Lebensbaum. Wer solches erlebt hat, kann gutes Muthes sein und freudigen Hergens; er hat Zeiten der Begeisterung mitgelebt und das göttliche Walten im Vaterlande erfahren.“

Wir haben oben Jahn's Schicksal ein tragisches genannt, und tragisch war es. Früher als Hochverräter von oben gemessen, war er, dem man nun wieder in deutscher Weise nach dem Tode des im Leben Verfolgten, Denkmale errichtet und einen pietätvollen Cultus widmet, als hochbetagter schwacher Mann im September 1848 in Gefahr, als Volksverräter von seiner eigenen Brut, den Turnern, gemessen, ja geliebt zu werden. Das griff ihm tiefer ans Herz als alles, was er früher von oben her erduldet hatte. Sein Muth, seine Hoffnung waren gebrochen; sein Leben und Wirken schien ihm ein leeres Blatt; verzagend blickte er in die Zukunft des nach seiner Meinung sich von innen heraus auflösenden deutschen Volks, auf das er mit einem Tone, der die Zuhörer erschütterte, jene mächtigen Worte anwandte, mit denen der Prophet Jeremias seinen Landesgenossen den Untergang und das Gericht Gottes weissagte.

H. M.

Zur Erzählliteratur.

1. Männer der That. Ein Roman aus der Zeit und dem Leben Arnolds. Von Ernst Willkomm. Vier Theile. Leipzig, Thomas. 1862. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
2. Die Familie Friedemann. Roman von B. von Biese. Bromberg, Levit. 1861. 8. 1 Thlr.
3. Drei Freunde. Roman von P. J. Wilden. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1861. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
4. Rebel und Sonnenschein. Roman aus der Gegenwart. Von W. Grothe. Drei Bände. Berlin, Sandrog u. Comp. 1862. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Zuerst handeln wir von Ernst Willkomm's „Männern der That“ (Nr. 1). Heute ist bei vielen Dichtern mit dem Mythenreis das Schwert verfallen. Das ist begreiflich, das ist richtig; es kann fast nicht anders sein. Es würde durchaus unsichig sein, wenn man behaupten wollte, daß alle solche Bücher Tendenzschriften wären. Eine Tendenzschrift kann nur dann

wirken, wenn sie auf einen concreten Gegenstand mit ganz concreter formirten Gedanken hinweist; dies ist die Sphäre des politischen Pamphlets. Ich meine, wir deutschen Autoren haben die Ueberzeugung, daß wir in dieser Gattung den Franzosen bei weitem nicht gleichkommen. Diejenigen unserer Zeitgenossen, welche nicht schon seit längerer Zeit Gelegenheit genommen haben, die Pamphletliteratur der Franzosen kennen zu lernen, werden doch vielleicht die eleganten Proben gesehen haben, welche aus der derzeitigen imperialistischen Schriftstellerclique hervorgehen. Dabei aber wissen wir in Deutschland so gut wie man in Frankreich weiß, daß die Wirkung solcher politischer Pamphlete sehr unsicher ist; um einen solchen Brand zu wirken zu lassen, da müssen noch ganz andere Manöver gemacht werden, als die gewöhnlichen und außergewöhnlichen sind, welche man verwendet, um mit einem Buche Aufsehen zu erregen. Ich bin der Ansicht, daß die politischen Romane so gut wie die jetzt moderne Sorte der culturhistorisch-biographischen Romane gar nicht geschrieben wird mit einem concreten Zielpunkte, sondern die Autoren stehen eben mit ihren Producten unter der Influence der mit politischen Atomen so stark geschwängerten Atmosphäre, daß sie, mehr oder weniger absichtslos, den Strömungen derselben folgen. Vernünftigerweise können die Autoren mit derartigen Werken auch nicht einmal den Zweck des gewöhnlichen Belehrungs verfolgend; wahrhaftig, wenn Belehrung durch Geschichte und Deutschkunde hätte helfen können, wie stark müßte uns geholfen sein, uns, die wir die Historie der Römer und Perser schon in der Tertia kennen und unser ganzes Leben lang die Historie aller Zeiten verfolgen. Und dazu hatten wir Deutsche auch noch von Zeit zu Zeit freikinnige Köpfe, von Ulrich von Hutten bis zum alten Schöler hinunter, von den neuen nicht zu sprechen; aber die haben durch ihre Belehrung ebenso wenig ausgerichtet, wie die Verfasser jener historischen Schauspiele aus den letzten dreißiger und vierziger Jahren: diese „Karl der Fünfte“, diese „Johann Friedrich“ und wie sie alle heißen mögen, was waren das für Declamationsübungen, voll der armseligsten Tiraden und der damals so wohlfeilen Schlagwörter; bemitleidenswerth war der Vergleich, aber nicht einen Gymnasiasten, der Becker's Weltgeschichte doch kennen muß, konnten sie belehren; von begeistern kann ohnehin nur die Rede sein, wo Geist lebendig ist.

Ich meine, Willkomm besitzt Unparteilichkeit genug, um zu wissen, daß unsere Zeit viel zu klärrt ist, um sich durch seinen „Arndt“, oder vielmehr durch den obengenannten Roman „Männer der That“, begeistern zu lassen; unsere Zeit ist viel zu sehr klärrt oder mairt, um nach der Lectüre eines solchen Buchs Ähnliches zu thun wie Arnold von Winkelried oder wie Raskolnikin. Zu so etwas ist unsere Zeit viel zu mairt, das weiß Willkomm vollkommen gut. Nichtsdestoweniger verfolgt und erreicht Willkomm mit diesem oben angezeigten Werke einen hohen Zweck, einen Zweck, welchen der Kritiker nicht erst in das Werk hineineregest, sondern welchen der Verfasser hineinlegte. Es will mir nämlich scheinen, als habe Willkomm in diesem Buche die schlimmsten, die am schwersten zu bekämpfenden Gegner der politischen Erhebung Deutschlands für den großen Gedanken dieser politischen Erhebung gewinnen wollen. Ich denke mir unter diesen Gegnern weder die preussischen Feudalen mit ihren Freunden in den übrigen Bundesstaaten, noch gewisse deutsche Fürsten mit ihrem Ratteneschwanz von lutherischen Pastoren und Adressenfabrikanten, sondern ich meine jene gewiß nicht zu unterschätzende Zahl von Aristokraten des Geistes und des Geldbeutels, welche bald mittelbärg, bald achselzuckend, bald spöttisch hinuntersehen auf alles, was Grundbau der Einheit, Neugestaltung und Erhebung des Vaterlandes heißt. Willkomm's vorliegendes Werk kann allerdings dazu mithelfen, daß solche Persönlichkeiten, oder wenigstens hier und da einer derselben es der Mühe werth hält, die von ihm verloren gegebenen Strebungen der Zeitgenossen nochmals zu durchdenken; und wenn es sich nicht verkennen läßt, daß Arndt und seine Genossen damals mehr Chancen für das Gelingen ihrer Pläne hatten, als wir deren jetzt für uns haben, so kann es doch auch nicht

verloren sein, was die Welt seit jener denkwürdigen Zeit gelernt hat.

Nach allem diesem muß ich bemerken, daß Willkomm's Buch ein Werk von mehr als gewöhnlichem Werth ist, theils durch Reinheit von manchen Fehlern, welche in ähnlichen Werken sich finden, theils durch bestimmte Vorzüge. Ich will gleich hier den Grundfehler bezeichnen, welchen unser Verfasser ganz vermieden hat: er läßt sich nämlich niemals zum Politisieren hinreißen; er verschmäht es ganz und gar Neben, zu halten, und von dem heute so beliebten politischen Geschwätz und Schwabronieren findet sich auch nicht die leiseste Spur. Diejenigen Leser, welche, vor Derartigem sich scheuend, die Lectüre dieser „Männer der That“ vermeiden möchten, dürfen dies Werk freudig zur Hand nehmen. Es tritt überhaupt Willkomm's bekanntes Talent auch in diesem Buche wieder stark hervor; dasselbe hat keineswegs einen vorherrschend biographischen Charakter; Willkomm hat einen viel zu treuen historischen Sinn, als daß er Biographie und Roman miteinander vermengen und Wahrheit durch Erdichtetes verfälschen möchte. Denn aus dem Compositum Wahrheit und Dichtung kann doch als Product nichts anderes sich ergeben, als was man Lügenchronik nennt. Ueberhaupt hat der Autor in seinem Buche weniger den Raum, als den Geist der Zeit derselben schildern wollen, und so blieb seiner dichterischen Productionskraft ein weites Feld offen, nämlich Persönlichkeiten und Charaktere zu erfinden, Situationen zu zeichnen und zu malen, Knoten zu schürzen und zu lösen, nicht nach dem Wortlaut der Historie, sondern nach dem Geist der historischen Facta und nach der historisch bekannten Norm der Charaktere. Der Grundgedanke des Buchs, die Erhebung und Befreiung Deutschlands, nicht nur, Europas möchte man sagen, ist in diesem Buche Willkomm's aufs mannichfachste variirt; er läßt darin den Leser sehen, wie der Gedanke dieser Erhebung und Befreiung sich anders und doch ähnlich entwickelt und gestaltet in dem Geist und in dem Leben eines Arndt, eines Gneisenau, eines russischen Fürstensohns, eines Landmanns auf Rugen, eines Kaufmanns einer deutschen Reichsstadt, eines Bürgermädchens, dessen Vater baronisiert ist, eines ehemaligen jenseitigen Studenten, der für die Turnerei Propaganda macht u. s. w. In ähnlichen Werken wie in dem vorliegenden haben wir gefunden, daß auch die poetisch sogenannte Liebesgeschichte hineingeschoben ist, über die Nothwendigkeit wollen wir hier weder sprechen noch streiten; aber angemerkt muß es werden, daß Willkomm, vom richtigen poetischen Takt geleitet, die Liebesgeschichte niemals in den Vordergrund treten, niemals zu breit werden, niemals aus dem Lichte der Aufgabe seines Werks hinausschreiten läßt; die Freiheit dieses poetischen Sinnes darf die Kritik um so mehr notiren, als nicht wenige berühmte Werke dieser Art den genannten Vorzug vermissen lassen.

Ferner müssen wir es als ein Zeichen von dem poetischen Takt Willkomm's anerkennen, daß aus diesem Werke die Komik verbannt ist; hier geht es zu ernsthaft her, als daß für Komik, geschweige für Spasmachen Platz sei. Shakespeare's Zeitalter, wo der Clown mit dem tragischen Helden in derselben Stunde um die Gunst des Publikums buhlte, mögen wir bewundern und als gute Theoretiker die Linie messen, wo Heroismus und Nartheit einander begrenzen; aber so etwas nachmachen wäre absurd, ein Grabbeil konnte darüber zum Tragenmaler werden. Richtig ist es, daß in den „Männern der That“ die Komik zurückstehen muß, an deren Stelle läßt unser Verfasser das Schreckbild treten; aber auch das weiß er mit Maß und mit Würde zu gebrauchen. Anders nämlich, als ich hiermit andeute, kann ich die Person des Edeln von Gerbersheim, eines baronisirten Wiener's, ehemaligen Lederhändlers, nicht auffassen. Der gewöhnliche, Zerstreuung suchende Leser mag diese Persönlichkeit, die Außenseite flüchtig ansiehend, für eine komische Figur halten; ich habe die Ueberzeugung, daß Willkomm gewollt hat, was ich eben andeute, nämlich ein Schreckbild hinstellen für diejenigen, welche in einer Zeit politischer und

nationaler Erhebung ganz und gar an die niedere Sphäre egoistischen und sensuellen Lebensgenusses sich hingeben. Wenn der Baron von Werberheim bloß ein lukiger, gefühligter Wiener in der Hauswurkstätte jener Tage sein sollte, so würde es gar nicht zu begreifen sein, daß die meisten der für und in Politik lebenden Männer dieses Buchs, Ernst selbst, mit diesem Uebeln von Werberheim in Verührung gesetzt werden, ein Mann, der sich selbst sagt: „Ich bin ein mufterhafter Unterthan, ich rühre nit, ich rasonire nit, ich denk nit lange nach über die Hegelmacherei, ich bin immer ein zufriedener Mensch. Eine Schand ist's, daß sich die Menschheit alleweile um Sachen kümmert, die sie nichts angehen und von denen die meisten halt nicht verstehen. Wozu haben wir Kaiser, Könige und Fürsten? Wer soll's Heft des Schwertes halten in der Hand und die Bage der Gerechtigkeit und was dran herumhummelt, als die Obrigkeit? Hat der Bürger was dreinzureden? Hat er Salz in die Suppen zu thun, welche die politischen Köche in ihrer Weisheit zusammenquirlen in den Küchen der Kaiser- und Königsbürgen? Schmeckt Ihnen ein dampfender Rahmstrudel, wenn Sie selber den Schmand erst probieren und die Limonenschalen hinstellen sollen, während sich ihre Gedanken in den Nachtmügen an unerschöpfbares Rendezvous gaben? Oder können Sie lesen, was die Buchstaben zu wissen?“ a. s. w.

Jetzt will ich über die Frauencharaktere in dem genannten Willkomm'schen Werke noch einige Worte sagen. Es liegt durchs nicht in der Absicht des Verfassers, in seinem Werke die Frauen eine bedeutende Rolle spielen zu lassen; das ist schon durch den Gegenstand des Buchs bedingt; nichtbedeutender sind die in dies Gebiet gehörenden Schilderungen werthvoll. Die Frauencharaktere sind geschildert ganz der damaligen Zeit adäquat; wir finden in jenen Tagen die Mädchen und Frauen häuslich und doch auch gewandt beim Hinaustreten in das Leben; wir finden sie sitfam und zugleich heroisch; wir finden sie kenntnißreich und doch anspruchslos; wir finden hier und dort etwas Schwermüthiges, aber nichts Ohnmächtiges und Erschlafftes; und wenn das laufende Decennium dies alles zusammen „altmodisch“ nennt, so liegt ein Lob darin. Referent wäre sehr geneigt, dem großen Buche auch noch einen pädagogischen Nutzen zu vindiciren, indem es einen schönen Contrast aufstellt zwischen der damaligen und der jetzigen Frauengeneration, welche den Schein gewinnt, als lebe sie, trotz aller Säßholz-Poesie und trotz aller Literaturgeschichte für Frauenzimmer, doch nur für den Schneiders, für den Modenhändler und den Friseur. Es ist klar, daß in den skizzierten Werken Willkomm's ein fittlicher Geist lebt, welcher die Natur des Weibes adelt und verklärt; ich meine, daß er gar keine Freude daran haben könnte, eine moderne Salonbame zu schildern; seine Muse ist zu jungfräulich dazu. Wenn auch dieses Buch: „Männer der That“, als Ganzes kein Gutes ist, so sind doch leuchtende Spuren von poetischem Talent darin. Ein Moment müssen wir besonders hervorheben. Nämlich wie im Volkslied sich die größte Kraft oft zur größten Zartheit gefeilt, so in den Dichtungen Willkomm's, durch und durch männlich wie seine Productionen sind, findet man in denselben doch jene poetische Zartheit, welcher nur männlich tragende Seelen fähig sind. In diesen „Männern der That“ ist ein wahrhaft schönes Beispiel davon, wie die harte Natur des rüstigen Studenten und nachherigen Turnlehrers Alexander von der Sonne der Liebe zuerst berührt, dann nach und nach angeglüht wird, bis er, als die Sonne untergeht, einem Gletscher gleich, in seine kalte Höhe still hinaustragt. Ueber dieser schönen Wärme in Willkomm's Buch liegt jener melancholische Hauch, den wir aus den Seegeschichten kennen.

Aus allem über dieses Buch Gesagten geht hervor, daß wir darin ein Werk von nicht gewöhnlichem Werth besitzen.

Das deutsche Volk, welches den Gedanken des Familienlebens im prägnanten Sinne des Wortes vertritt, hat allezeit ein großes Interesse gehabt für das Familienhafte in der Kunst, und hat dies Interesse bis zur heutigen Stunde bewahrt. Die

Island'schen Familienstücke, obwohl sich Schiller über sie moquirte, finden noch heute ein zahlreiches und dankbares Publikum; die Familienromane bilden noch immer den Grundstock der Lectüre der alten wie der heranwachsenden Generation; das bekannte Bild des Malers Knauts „Nach der Taufe“, macht, während wir dieses schreiben, eine Rundreise durch deutsche Hauptstädte. Der Deutsche kann einmal nicht anders als aus dem engen Rahmen seines Kammerfensters die Welt betrachten, die ihm noch dazu unendlich viel weniger wichtig ist, als sein Dachkammerhahn.

Das Buch „Die Familie Friedemann“, von B. von Wiese (Nr. 2), ist schon seinem Titel nach ein Familienroman, und dasselbe ist wol danach angethan, dieser Gattung neue Freunde zu erwerben. Jedenfalls hat die Ausföhrung eines Familienromans ihre eigenthümliche Schwierigkeit, von welcher der Unbefangene sich leicht eine Vorstellung machen kann. Nämlich es soll in einem solchen Werke das Bild der ganzen Familie gegeben werden, zugleich aber auch muß zur Darstellung gebracht sein, wie der Geist des Ganzen in der Geistesrichtung, in der Moral, in dem Gemüth, in dem Leben des Individuums zur reichen, oder zur dürftigen, oder zur vollsten Entfaltung und Blüte gelangt. Diese Correspondenz des Einzelnebens zu dem Gesammteben in stetigem Zusammenhang zu halten ist eine unabwiesbare und eine schwierige Aufgabe; unabwiesbar, weil ohne Erfüllung derselben Familienroman nicht Familienroman wäre, schwierig, weil auf der einen Seite die Klippe der Einförmigkeit, auf der andern die der Weitschweifigkeit droht. Das vorliegende Buch gibt sich selbst als Familienroman kund; aber den ausgedehnten Raum, welchen diese Gattung erfordert, gebraucht der Verfasser nicht. Derselbe hat die einzelnen Ereignisse, die einzelnen Situationen, die verschiedenen Konflikte, die reichen Combinationen, die leichten Uebergänge, alles hat er in seinem Geiste vor dem Beginn seines Werks so scharf erwogen, so streng gegliedert, so solid durchgearbeitet, daß er im Schreiben selbst sich um so strammer fassen konnte, weil durch seine geistige Vorarbeit alles Umfertappen, alles Schwanken, alles blinde Schließen ausgeschlossen war. Der Verfasser dieses Buchs hat somit ein wahres Mußer für concentrirte Durchführung aufgestellt. Die meisten Autoren einer vergangenen Zeit würden sich gar nicht haben vorstellen können, daß es möglich sei, ein Autor arbeite anders, als nachdem er sein Werk im Geiste zu einem gewissen Abschluß, zur Reife darman's nennen, gebracht habe. In neuerer Zeit, wo Künstler und Dichter mehr im Bewußtsein von selbstwilleger Genialität arbeiten, während echte Genialität bewußtloser Geistesreichtum ist, da ist dieser Ernst der Vorarbeit immer seltener geworden. So kommt es, daß manches sogenannte Kunstwerk, auch in unserer Zeit noch, von vorn wie ein Stöckerbild anzuschauen ist, nach hinten aber in den Schwanz eines Schenkels ausläuft.

Auch was die Gefühlsfähigkeit betrifft, so ist das Werk des genannten Verfassers durchaus befriedigend. Eine große Zahl von Familienromanen laborirt an falscher Sentimentalität, welche bisweilen in Deutschland, auch in Frankreich schon, welche sogar in England Mode war für diese Gattung schriftstellerischer Productionen. Diese falsche Sentimentalität, welche bald ein gar nicht vorhandenes Gefühl fingirt, bald ein vorhandenes übertreibt, bald Ereignisse, Thatfachen, Momente, welche nur mit dem Verstande zu bemessen sind, dem schwankenden Maßstabe des Gefühls unterstellt, diese falsche Sentimentalität kann den Familienroman zu einem wahren Monstrum machen, weil sie Abgeschmacktes, Unwahres, Unnatürliches, Willkürliches in bunter, oft toller Reihenfolge aufeinander setzt. Das obengenannte Werk räumt in seinen Darstellungen dem Gefühle sein volles Recht ein; das Gefühl gibt sich darin kund als schöne Ergänzung des Verstandes, als Ausgleichung von Gegensätzen, welche zu frapant auftreten wollten, als Erhebung über die Kleinlichkeit des Alltagslebens, als unmittelbares, gewissenmäßig lebendes Wahrheitsgefühl, und in niedrigster Potenz erscheint es durchweg als Lust, welcher, das tiefere Bewußtsein des Warum entbehrend,

dennoch in Wort, Ton, Miene, Blick und Haltung dasjenige trifft, was dem gebildeten Gefühl des andern wohlthuend, erwünscht und anmuthend erscheint.

Wenn alles dies über das Gefühl und den Laft Gesagte ein Vorzug ist — und ohne Zweifel ist es ein solcher —, so wird man es für gewiß annehmen, daß in diesem Buche von Trivialität auch nicht eine Spur gefunden wird. Auch in diesem Familienroman kommt ein tabakrauchender Vater, ein heirathsfähiger Sohn, eine Kaffee- und Soupergesellschaft, ein Schwiegertöchterchen nach neuester Façon, ein Besuch auf dem Lande vor, aber das Wie, das Wodurch, das Warum, das Wohin ist durchweg eigenthümlich und durchweg wahr. Auch an einem heitern Element fehlt es in dem Buche nicht ganz; es zaubert der Verfasser dem Leser bisweilen ein sanftes Lächeln an die Lippe; aber die Komik, namentlich die Komik der Thatsache liegt ganz jenseit der Grenze dieses Buchs. Wie taktvoll ist nicht die Schilderung jener unaussprechlichen Commerzienrätthin, welche durch und durch Berlinerin ist; da findet man in der That auch nicht einen Strich mehr als nöthig ist, um sie uns in ihrer ganzen Vornirtheit und Unverschämtheit darzustellen. Gleichermassen taktvoll ist ein Contrast die Schilderung der Gutmüthigkeit der Oberamtswärthin. Wenn der Verfasser seine Farbe auch nur um einen Ton stärker aufgesetzt hätte, so würde er Bedauern statt Mitgefühl erweckt haben.

Solche Bücher, welche einen gewissermaßen gegebenen Stoff, das wirkliche Leben darstellen, werden wol nicht unrecht gewürdigt, wenn man auch ihre Wirkung in Betracht zieht. Der Sinn für häusliches Leben, häusliche Zufriedenheit, häusliches Glück, welcher durch dieses Werkchen kräftig belebt wird, das ist der Punkt, zu welchem wir alle zurückkehren, wir mögen nun auf der Höhe des Parnassus jubeln, wir mögen nach olympischen Kränzen ringen, wir mögen in parlamentarischen Kämpfen oder mit Blut und Eisen die Zeitgenossen regeneriren wollen.

An mehr als einer Stelle des Buchs ist uns die Ueberzeugung geworden, der Verfasser habe in diesem einen Buche längst noch nicht alles gesagt, was er überhaupt hätte sagen können; schön ist beides, dieser Reichtum und jene Oekonomie. Wir hoffen, ein neues Werk des Verfassers wird nicht lange auf sich warten lassen.

Die Einkleidung des Romans „Drei Freunde“, von W. J. Wilden (Nr. 3), ist keine ganz gewöhnliche, aber auch keine ganz glückliche. In der alten Reichsstadt Lübeck nämlich ist Liebesfest; auf demselben treffen drei Männer zusammen, welche miteinander bekannt und befreundet waren, als sie auf ihre demnächstige Lebenscarrière sich erst vorbereiteten; jeder von den dreien erzählt nun den zwei andern seine Lebensgeschichte. Dies ist die Einkleidung. Die Aufgabe, welche der Verfasser sich damit stellt, ist schwierig: denn wenn es sich in diesem Fall um die Schöpfung eines Kunstwerks handelte, so hätte das eine Lebensschicksal das andere ergänzen, in das rechte Licht setzen, oder alle hätten unter einen höhern gemeinsamen Gesichtspunkt gestellt werden müssen. Der Verfasser des Buchs, der nicht ohne Talent zu sein scheint, hat ein Gefühl davon gehabt, was seine Aufgabe sei und was er aus seinem Werke machen konnte und mußte. Wenn Referent nicht zu viel voraussetzt, so hat der Autor mehrmals einen Anlauf dazu genommen; allein es scheint mir, es wurde ihm unter dem Schreiben sein eigenes Werk gleichgültig, er gab den Gedanken, ein Kunstwerk schaffen zu müssen, auf, und begnügte sich damit, eine oder vielmehr drei Erzählungen zu schreiben. Aber nicht einmal dazu scheint er Geduld genug gehabt zu haben, denn die dritte Erzählung läuft gar zu kurz ab, sie ist auf 16 oder 17 Seiten abgethan. Dabei spricht der Verfasser in der That manchmal ganz hübsch und schildert lebendig; z. B. über den alten ehrwürdigen Rathswinefeller in Lübeck sagt er einmal: „Zu beiden Seiten der sich freuzenden, gewölbten, schlüfrigen Gänge des Kellers liegen die Weine in ihren gewaltigen hölzernen Wohnungen, in den Stüpfässern, welche zum Theil mit buntem, barockem Schnitzwerk verziert, die künstliche

Hand ihres Erbauers loben. Sie liegen scheinbar ruhig darin, aber wir wissen wohl, daß ihre Ruhe nur eine scheinbare ist. Denn der Traubensohn ist ein eigener gefährlicher Gast. Er kennt seine bereinstige Bestimmung, die Traurigen zu trösten, zu erheitern, den Verzagten und Furchtsamen zu ermuntern, bei der Freude zu helfen, bei der heiligsten Handlung zu dienen. Er weiß aber auch, daß er sich rächen muß, wenn man sich zu stark an ihm vergreift, und daß er Kräfte braucht, den zu Boden zu werfen, der seinen edeln Stand misachtet und ihn schmachvoll zur Böllerei gebrauchen will. Wie der weise Meister sich in einsamer Klausur für den Kampf des Lebens vorbereitet, so der Wein in seinem dunkeln Verlies. Das ist keine faule schwächliche Ruhe, denn er wird es auch beweisen; je länger ihr ihm Zeit zur Vorbereitung gönnt, je älter er im stillen Streite mit sich selber wird, desto edler, kräftiger, geklärt tritt er zuletzt hinaus aus Tageslicht, blinkt goldig, muthig auf im hellen Sonnenschein und wirft die Perlen der Begeisterung um sich her.“

Ein gut gemaltes Porträt in diesem obengenannten Buche ist das Bild des russischen Lieutenants Rasumow. Das Edige, Abstoßende, Brutale in dieser Nation ist mit erschreckender Wahrheit getroffen; selbst die sogenannten Liebesverhältnisse liegen in einer Atmosphäre von Tabak, Knoblauch und Brantwein; solche Subjects, wie der Lieutenant Rasumow, befestigen in dem Leser die Ueberzeugung, daß halb oder falsch civilisirte Barbaren nicht des wahren Heroismus fähig sind.

Es ist zu bedauern, daß die Hauptpersonen des Buchs, welche einen erquicklichen Gegensatz gegen die Schlechtigkeit machen sollen, nicht höher gehalten sind. Eine derselben ist ein guter, was man polizeilich „gut prädicirter Mensch“ nennt. Dieser wird von seiner Umgebung, vom Glück sogar in der Weise begünstigt, daß man ihn für moralisch gut halten sollte; das ist er aber gar nicht, denn er ist im Grunde nichts als die Personification des Egoismus und des Eigennutzes. Zuerst denkt er immer an sich selbst, benutzt jedes Opfer, welches andere ihm bringen, und weiß nichts dafür zu thun, als sich über sein rasendes Glück und seine liebenswürdige Persönlichkeit zu wundern. Kommen seine Freunde, seine Wohlthäter ins Walheur, in Noth, in Glend: er rührt keine Hand, keinen Fuß, höchstens die Zunge, und schwadronirt über das, was er gethan haben würde, wenn er gemußt hätte u. s. w. Offenbar ist in dieser Hauptperson und in den meisten Persönlichkeiten des Buchs durchweg die ordinäre Mittelforte gepriesen, die Mittelmäßigkeit dem Guten gleichgestellt oder mit demselben verwechselt. Referent findet es bedauerlich, daß der Verfasser seinen Gegenstand nicht höher halten wollte oder konnte.

Ein bekannter deutscher Autor, welcher, obwol verstorben, noch nicht in die Ehrenlegion der Classiker aufgenommen ist, liebte es, im Freundeskreise Erlebnisse, Abenteuer, kleine Geschichten, wie man es nennen will, zu erzählen. Einstmals sagte er zu mir: wenn ich erzähle, so habe ich von Anfang an einen Punkt im Auge, den ich visire, es ist nämlich das Wort, womit ich schließen will. Diesen an sich einfachen Ausspruch wende ich auf den Schriftsteller an. Beim Anfang jeder Novelle, jedes Romans, soll und muß der Autor wissen, zu welchem Ende er es hinausführen will; einen bestimmten Cours, wie es in der Seemannssprache heißt, muß man halten. Wer ein Buch schreibt, ohne zu wissen ad quem finem, der wird jedesmal einen Fehlschuß thun, wenn auch der Anfang noch so geistreich, wenn auch der Verlauf noch so spannend ist. Selbst für phantastische Romane ist diese Forderung nothwendig, damit nicht das Phantastische zur unheimlichen Willkürlichkeit hinausschweife. Ich meine, der Verfasser von „Nebel und Sonnenschein“, (Nr. 4), Wilhelm Orosch hat diese Forderung in ihrer ganzen wohlberechtigten Rigorosität nicht respectirt.

Unter den mancherlei nicht durchweg gerechtfertigten Besonderheiten des Buchs erwähnen wir zunächst folgende: der Roman beginnt in einer norddeutschen Hauptstadt, vielleid

Berlin, und endet auch daselbst. Allein diejenigen Personen, welche das Hauptinteresse in Anspruch nehmen, sind mit Ausnahme eines Deutschen (deutsche Statistiken gibt es mehrere in dem Buch) Spanier und Franzosen; wenn es jemand vorläge, als sei damit zu viel gesagt, so läßt sich doch keineswegs verkennen, daß der Verfasser seinem Buche einen durchschlagend nicht-deutschen Charakter gegeben hat. Wenn auch der Hauptgegner aller in diesem Buche vorkommenden Schelme, Gauner, Diebe, Räuber, Giftmischer, Menschenräuber und Kuppler ein deutscher Kommissär, etwa in Berlin, ist, so steht doch die Thatsache fest, daß das Buch seinem Wesen nach viel mehr nach Frankreich als nach Spanien als nach Deutschland gehört. Dazu kommt, daß Grothe eine unverhältnismäßig große Zahl von Personen zu seinen Darstellungen nöthig hatte. Wie unbequem und schwierig es ist, so viele Personen zu verwenden, das weiß der Autor selbst, weil er seinem Werke eine ganz enorme Ausdehnung geben mußte, wollte er alle diese Personen auch nur eine kurze Scene Lebens in seinem Werke ausfüllen lassen. Dazu ist aber der Plan des Ganzen nicht angelegt; also was geschieht? Es wird über Nebenpersonen eine Menge von Personalnotizen beigebracht, die sich entweder auf frühere Lebensschicksale oder auf Charaktereigenschaften beziehen, welche man gemalt, aber nicht erzählt haben will, hier aber entscheiden nicht nöthig hat. Und was für eine Sammlung von unsamen, spitzbübischen, verächtlichen, perfiden, todes- und galgenwürdigen Subjecten findet man in diesem Buch; das ist in der That des Schlimmsten, wasanken zu viel! Es ist eine ganz schülerhafte Ansicht, daß Menschenkenntnis nur derjenige besitze, welcher in die Mythen der unmöglichsten Verbrechen, der raffiniertesten Bekialität, ragnen sei; so viel ist gewiß, daß ein Roman von 1862, welcher sich als Gauner-, Bettler- und Räuberroman hinstellt, nicht auf der Höhe der Zeit stände. Freilich, es steht nicht zu leugnen, daß in neuester Zeit das Glückritterthum mehr und gekrönt, daß die Parvenus-Carrière nobilitirt ist, daß der Schwindel auf den Höhen und in den Tiefen der Gesellschaft mit gleicher Frechheit auftritt, daß die Lüge auch in Kreisen sich ohne Schmach entlarven läßt, wo das Wort Lüge nicht ausgesprochen werden darf; wofür denn, wenn Grothe gegen derartige Skandale kämpfen will, und wenn dies Buch die erste Lanze ist, die er dafür einlegen will — Glück auf dem Kampf und Sieg!

10.

Die Faust-Sage.

Vergeßlich haben wir uns bisher dem Glauben hingegeben, daß die Entwicklung der Sage, wie der Zauberer Faust dem Bösen zum Opfer gefallen sei, in allen Hauptpunkten unabweislich vorliege. Da kommt eben Dr. Ludwig Houffe, Professor am Athenäum zu Luxemburg, und mit dem überraschenden Beweise in die Quere, daß ein als Zauberer bekannter Dr. Faust wirklich mit Dämonenmacht Uebermenschliches vollbracht habe, wobei sich denn von selbst versteht, daß dieser vom Teufel geholt werden. Wer auf diesen Beweis begierig ist, findet ihn in der eben zu Luxemburg erschienenen Schrift: „Die Faust-Sage und der historische Faust.“ Der Verfasser sucht in dieser „Untersuchung und Beleuchtung nach positiv christlichen Principien“ zunächst die Möglichkeit der leibhaften Einwirkung des Dämonischen, d. h. der Teufelsmacht auf den Menschen nachzuweisen. Erst diese Möglichkeit fest, dann falle auch der Grund weg, weshalb er, warum man die Zeugnisse über Faust's wunderbares Aistren nicht wolle gelten lassen, und es bleibe ihm nur noch der Beweis zu führen, daß die darauf bezüglichen Quellen entweder wesentlich übereinstimmen oder die etwa vorkommenden Widersprüche eine befriedigende Erklärung finden. Wir lassen da ersten Beweis ganz auf sich beruhen. Wie aber hat denn Houffe die eigentliche geschichtliche Frage über Faust behandelt? Er zieht ohne Noth die sämmtlichen Zeugnisse über Faust hintereinander abstrahirt; daß er dies hier vollständiger mittheile als bisher, hat er sich selbst bloß eingeredet. Die wenigen beigegebenen

Anmerkungen sind ohne Bedeutung. Eine Erörterung des Verhältnisses der einzelnen Angaben zueinander ist kaum versucht. Dagegen glaubt der Verfasser seinen Zweck vollkommen erreicht zu haben, wenn er die scheinbaren Widersprüche zu lösen vermöge. Und hier ist es, wo wir ihm näher zusehen müssen.

Houffe glaubt noch immer den von Trittenheim angeführten Georgius Sabellicus für dieselbe Person mit dem Dr. Johann Faust halten zu müssen. Faust sei sein Familienname gewesen; den Namen Sabellicus, den man mit der Tapferkeit und Bauserkunde der Sabelier in Verbindung gebracht (was meint denn Houffe selbst, und waren damals die Sabelier in dieser Beziehung so allgemein bekannt?), habe sich Faust selbst in seiner Prachtsucht und Ruhmredigkeit beigelegt. Wenn er sich Faustus junior nenne, so sollte dieser Name ihn von einem ältern Bluts- oder Namensverwandten unterscheiden. Was die Verschiedenheit der Vornamen betrifft, so wird er damit gar leicht fertig; sie beruhe vielleicht auf einem Irrthum, oder der ruhmbegierige Magier habe sich mehrere Namen (zu welchem Zwecke?) beigelegt, oder das Volk (?) habe den Namen Georg in den ihm geläufigern Johann verändert. Ohne auf die uns hier zugemuthete Unwahrscheinlichkeit einzugehen, müssen wir diese ganze Annahme deshalb verwerfen, weil sie dem zu Grunde liegenden Zeugnisse geradezu widerspricht. Trittenheim gibt Georgius Sabellicus als Namen des Mannes; denn er nennt ihn also beim Anfange seines Berichts und sagt, der Mensch habe auf seiner Besuchskarte sich genannt: Magister Georgius Sabellicus, Faustus junior, fons necromanticorum, astrologus, magus secundus u. s. w. Es ist offenbar, daß Faustus junior der erste, alles in einem umfassende Ehrenname ist, den dieser Mensch sich beigelegt, daß er Georg Sabellicus für seinen eigentlichen Namen ausgegeben. Daß er nun einige Jahre später sich geradezu Georgius Faustus, mit Hinzufügung eines andern charlatanischen Namens, nannte, kann nicht im geringsten auffallen. Wir glauben gerade auf diesen Punkt, über den auch andere leichtfertig hinweggegangen sind, besonderes Gewicht legen zu müssen.

Da unser Verfasser diesen Georgius Sabellicus für dieselbe Person mit dem Johann Faust hält, so ergibt sich ihm darin ein scheinbarer Widerspruch der jenen nennenden Schriftsteller mit den spätern, daß von Georgius Sabellicus oder Faustus gar keine dämonischen Zauberkünste erwähnt werden. Die Lösung glaubt er darin zu finden, daß nach Widman der Bund mit dem Bösen erst 1521, nach dem holländischen und englischen Volksbuch 1514 geschlossen worden, was doch nichts anderes heißen könne, als seit dem Jahre 1514 hätten die Zeitgenossen in Faust's Auftreten übermenschliche Handlungen wahrgenommen. Da sollen also gar die rein willkürlichen, dazu sich widersprechenden Zeitbestimmungen Widman's und jener Volksbücher geschichtlichen Boden haben. Die ganze Bodenlosigkeit dieser Annahme zu würdigen, muß man Widman's und der Volksbücher Gebaren mit den Jahreszahlen sich vergegenwärtigen. Und bezogen nicht Konrad Ruidt im Jahre 1513 ausdrücklich, daß manche an die wunderbare Kunst des Georgius Sabellicus glaubten, und mußte nicht der Mensch, der sich 1507 als ersten Magier der Welt bezeichnete, wirklich hier und dort durch seine Gaukeleien die Menge bethört haben? Aber nicht allein Georgius Sabellicus wird als ein bloßer Gaukler bezeichnet, denn Faust selbst stellt Begardi noch im Jahre 1539 als einen Betrüger dar, der vor ellißen Jahren durch alle Landschaften, Fürstenthümer und Königreiche gezogen sei. Ein solches, die Behauptungen von Houffe vernichtendes Zeugnis will dieser dadurch entkräften, daß darin mehr ein Zweifel als ein entschiedenes Urtheil liege. Aber wenn Faust als ein solcher übermächtiger Zauberer bekannt gewesen wäre, konnte Begardi un-

*) G. Psarrus in seiner in Westermann's „Monatsheften“ begonnene Erzählung „Schein und Sein“ nimmt das Recht des Dichters für sich in Anspruch, wenn er beide mit einem Fuß von Stromberg zu einer Person macht.

möglich so verächtlich von ihm sprechen. Und er hat, wie er sagt, sehr viele gesprochen, welche dieser Schelm betrogen. Daß er selbst ihn persönlich nicht gekannt, folgt keineswegs aus Begardi's Aeußerungen. Also der Mensch, den Begardi noch 1539 für einen bloßen Betrüger erklärte, soll wirklich seit 1514 übermenschliche Handlungen durch Satandunst vollbracht haben; das sollen wir glauben müssen! Und auf welche Zeugnisse hin? Auf den Bericht von einem Pfarrer Gast, daß Faust einmal in der Gegend unbekannte Vögel zum Braten gebracht! Was dieser abergläubige Mann sonst berichtet, hat er vom Hörensagen. Wenn Melanchthon daran glaubt, daß Faust mit dem Teufel im Bunde gestanden und von ihm geholt worden, so wäre es sehr schlimm, wenn wir gezwungen wären alles das zu glauben, was Luther und Melanchthon von der leibhaften Einwirkung des Teufels erfahren zu haben glaubten. Auch verständige Leute haben sich in unsern Tagen durch die Klopfsgeister bethören lassen. Daß Faust ein niederträchtiger Prahlhans und Lügner gewesen, sagt Melanchthon selbst, was mit der ihm zugeschriebenen dämonischen Gewalt schlecht stimmt. Der Arzt Konrad Gesner behandelt noch 1561 den Faust als einen leeren Gaukler, der vor kurzem gekorben; von seiner Höllenfahrt weiß er nichts, und sein mirc celebratus kann man trotz Houffe doch nur spöttlich verstehen; es deutet offenbar genug an, wie wenig Gesner an alle diese Geschichten glaubt. Der treffliche Bier weiß nur einige ihm erzählte Geschichten, aus denen nichts weniger als eine wirkliche satanische Kunst spricht; er habe die Magie, sagt er, wenige Jahre vor 1540 (also nicht schon 1514!) zur Bewunderung vieler mit Lug und Trug an verschiedenen Orten Deutschlands geübt. Die Sage von seinem gewaltsamen Tode, wobei das Haus erschüttert worden, gibt er gerade als Sage. Philipp Camerarius hatte von solchen, die den Faust gut gekannt, Dinge vernommen, woraus, wie er sagte, hervorgehe, daß dieser in der Magie erfahren gewesen, und er führt die Geschichte vom Weinstock an. Diese Zeugnisse sind es, welche Houffe als breiten Graben bezeichnet, den zu überspringen die verneinende Geschichtskritik sich vergeblich anstrengen werde. Von wirklichen großartigen Wirkungen dämonischer Macht zeigt sich hier keine Spur; das meiste sind Dinge, wie sie die Gaukler aller Zeiten getrieben haben und noch jetzt treiben. Versetzt man sich in den Aberglauben der Zeit, für den Luther und Melanchthon als sicherste Belege uns gelten dürfen, bedenkt man die Leichtfertigkeit, womit man das, was von andern Zaubern erzählt ward, ohne weiteres auf Faust übertrug, erwägt man, daß von dem schrecklichen Ende des Faust zur Zeit, wo er schon verschollen war, Begardi und Gesner nichts wissen oder nicht daran glauben, so wird man sich wol hüten, den Faust zum Beweise der leibhaftig sich bethätigenden Satansgewalt anzuführen. Der Zufall hat es gewollt, daß diesem Faust eine so bedeutende Rolle zugetheilt ward, da die protestantischen Theologen sich mit besonderm Eifer auf diesen Mann warfen, um an ihm die erschrecklichen Folgen eines Bündnisses mit dem Bösen aufzuzeigen, weil er gerade mit Melanchthon und Wittenberg in Verbindung gekommen war. Das Bedeutsame derselben ward erst aus andern Zaubersagen hineingetragen, und die große Tiefe, welche man hinter ihr gesucht, beruht auf bloßer Täuschung. Die vor 16 Jahren von mir entwickelte Ansicht über die Faust-Sage steht mir noch immer fest, und ich wüßte nicht, daß die Forschung seit jener Zeit irgendetwas der Rede werthe Förderung erhalten hätte. Die Nachweisung des ältern Faustus, auf den sich des Sabellicus junior Faustus beziehen muß, ist noch nicht gelungen, und alle Versuche, die im Jahre 1493 erschienene Schrift: „Lucifer's und seiner Gesellschaft Fall. Und wie ein Geist derselben sich einem Ritter verdingte und ihm wohl diente“, wieder aufzufinden, sind vergeblich gewesen. Ein solcher Fund würde von höchster Wichtigkeit sein, sonst aber möchte schwerlich ein bedeutender Fortschritt der Forschung zu erwarten stehen.

Heinrich Dünker.

Notizen.

Ein französischer Nachruf an Uhland.

Die von uns bereits erwähnte „Europe littéraire“ brachte in ihrer uns jetzt erst zugegangenen Nummer vom 29. November eine Retrospective Uhland's, worin es unter anderm heißt: „Die Glaffiker, an deren Spitze Goethe und Schiller standen, fügten sich zu sehr auf die antike Civilisation, hielten sich zu sehr an die Geschichte, als daß sie das Ideal einer wahrhaft volksthümlichen Poesie ins Werk hätten richten können. . . Eine gewisse aus ihren Werken hervorhauchende Kälte verbreitete sich allmählich auf die Schüler der beiden großen Meister, und es bedurfte einer neuen Quelle der Poesie, um das entschwindende Leben zurückzuführen.“ Die Romantiker hätten diese Quelle im Mittelalter gesucht, aber sie hätten weder einen Hugo, noch Lamartine gehabt: „Der einzige Mann von Genie, den sie besaßen, war Hoffmann, sonst aber hatten sie keinen Autor, der des Namens eines Dichters würdig gewesen wäre; denn indem sie die griechischen Formen, diesen zur Abrundung ihrer Sprache so nothwendigen Cultus verachteten, brachten sie nur ungeordnete Compositionen zu Stande, die in einem so incorrecten und oft barocken Stile geschrieben waren, daß man nur streng über sie urtheilen kann.“ Indes wie stark auch das Verdammungsurtheil ausfallen möge, zu welchem die vielen theils ästhetischen, theils sittlichen Verirrungen der Romantiker herausfordern, so wird man doch nicht in Abrede stellen können, daß die Romantiker, gegen die nun einmal die Strömung des Tages geht, einen Verein der seltensten poetischen Kräfte darstellten; nennt doch der französische Verfasser selbst nur wenige Zeilen später die „Undine“ eine „délicieuse fantaisie“. Der Verfasser geht hierauf zu Uhland über und bemerkt: „Es war nöthig, daß die Reizung der Deutschen für die Natur und die Volksdichtung in einem einzigen Dichter ihre Vertretung fände. Die alte Hirtendichtung langweilte jedermann. Man wollte weder mehr Gesner, noch Hölty hören. Man wollte die Natur an sich, in ihrer Wahrheit, in ihrem Glanze. Uhland erschien, um diese Aufgabe zu lösen“ u. s. w. Ohne Zweifel wird uns Deutschen in diesen Zeilen die Zusammenstellung Gesner's mit Hölty auffallen; denn Hölty's einfache und natürliche Laute sprechen auch jetzt noch zu vieler Herzen, und selbst Nikolaus Lenau verehrte und besang ihn und schöpfte Anregungen aus ihm zu seinen melancholischen Naturbildern. Weiter wird gesagt, Uhland habe freilich nicht die „vigueur plastique“ eines Homer und Goethe besessen, aber dieweilen habe er doch energische Klänge gefunden, wie in der Ballade „Des Sängers Fluch“, „qui est d'un effet prodigieux“. Zum Schluß heißt es: „Uhland's Name wird nicht untergehen, denn indem er die Ballade des Mittelalters wieder auferweckte, sie aber von ihrer barbarischen Sprache befreite und die Natur wieder in ihre Rechte einsetzte, hat er zu der Entwicklung und dem Fortschritt der wahrhaft volksthümlichen Poesie beigetragen.“ Uebrigens, um nicht auf Bürger's populäre Balladen zurückzugehen, hat ja Goethe, wie allgemein bekannt, schon lange vor Uhland in einer großen Zahl von Liebern und gesangsmäßigen Balladen den echt volksthümlichen Ton getroffen und die reinste Natur offenbart. Man kann vielleicht sagen, daß Uhland auf der alten Lyra Goethe's wol nur einige neue Saiten aufgezogen hat.

Philarete Chasles.

Eine britische Freundin schreibt uns aus Paris, daß Philarete Chasles, „a gentleman, held in high estimation in Paris and in relation with all the first rate literary men here“, ein Werk unter der Feder hat, welches den Titel führen wird: „L'histoire comparative des littératures européennes, pendant les années 1860, 1861, 1862.“ Ueber denselben wichtigen Gegenstand hält Chasles, wie wir aus dem Programme für das erste Halbjahr ersehen, wöchentliche Vorträge am Collège impérial de France. Begreiflicherweise wird auch die deutsche Literatur in jenem Werke einen hervorragenden Platz

annehmen. Es freut uns aufrichtig, daß sich Charles durch manche Ansehnungen, die er von Deutschland aus zu erlangen hatte, und durch ein bekanntes Wortspiel Alexander von Humboldt's, welches man gleichfalls mit Anspielung auf den Namen Charles nur als „Schal“ bezeichnen kann, sich in seiner Neigung zu deutschen Sprache und Literatur nicht wandend machen ließ. Wenn er sich auch einmal eines auffallenden Uebersetzungsfehlers schuldig machte, so hat er der deutschen Literatur bei ihren Landsleuten doch großen Vorschub geleistet, und viele seiner allgemeinen Betrachtungen bezeugen, daß er in den Geist der germanischen Sprachen eingedrungen ist und namentlich auch für gewisse Vorzüge der deutschen einen richtigen Blick hat. Jeder ist die persönliche Eitelkeit deutscher Autoren, selbst wenn sie sich in den unendlichen Verhältnissen des Kosmos bewegen, ungemein groß, und fast jeder derselben fragt bei der Abschätzung aus Kritikersicht nicht, was hat er der Allgemeinheit, sondern was hat er mir für Dienste geleistet? Seltsame Verblendung, die so manchen zu dem Wahne zu verleiten scheint, daß die Wahrnehmung literarischen Interesses nur so weit begründet und berechtigt sei, als sie seinen oft gar nicht so beträchtlichen persönlichen Antheil an der Entwicklung der deutschen Literatur oder seine Person überhaupt betrifft. Im übrigen können wir nicht oft genug wiederholen: Fordern wir durch die Aufmunterung von Schriftstellern, welche sich Fremde etwa bei der Uebersetzung deutscher Literaturerzeugnisse zu Schulden kommen ließen, die Länder nicht zu Repressalien heraus! Glücklicherweise haben wir eines Besseren zu thun, als die unabsehbare Menge deutscher Uebersetzungen aus fremden Sprachen in Bezug auf Uebersetzungsfehler zu controliren. *J. M.*

Die Blasés und Roués des alten Rom.

In Nr. 37 d. Bl. f. 1862 wird unter der Ueberschrift „Zur Vorgeschichte der Blasés und Roués“ aus dem Buche „Arabesken zu Pressen“ von H. Mahler ein Auszug gegeben, worin es heißt: „In frähesten, gesunden Zeiten gab es diese Klasse von Menschen nicht, sie sind einzig und allein das Product und der Auswurf der modernen Civilisation.“ In dieser Allgemeinheit irrig! In dieser Satz wol nicht ganz richtig. Ganz dieselbe Aussetzung und zwar aus denselben Gründen und Veranlassungen zeigt sich in dem alten Rom zur Kaiserzeit. Ausführliche Schilderungen davon und Klagen über sie finden sich in den hinterlassenen Büchern des P. Annaeus Seneca, eines Philosophen, der bei allen Fehlern der Schreibart und vielleicht auch seines sonstigen öffentlichen Wandels doch stets eine hohe Stelle unter den Sittenschilderern einnehmen wird. Viele seiner Aussprüche und Charakterzeichnungen sind an Schärfe und treffender Kürze bewundernswürdig und verdienen zu allen Zeiten gelesen und beachtet zu werden. Mit Wehmuth, ja Ingrimm bespricht er die Ausartungen namentlich der jungen, reichen Römer und die aus der mannichfachen Ausschweifungen hervorgehende körperliche und geistige Abgespanntheit und vornehmthuende Theilnahmslosigkeit und Abstumpfung gegen alles Große und Schöne in Natur und Menschenleben. Man glaubt gar oft eine Stimme des Predigers in der Wüste der Jetztzeit zu vernehmen. Vorzüglich geschieht dieses in der Schrift „Von der Ruhe des Geistes“, wo er nach einer ausführlichen Darlegung ausruft: „Daher stammt nun jener Gel in Dasein und jener Ueberdruß gegen sich selber.“ („De tranquillitate animi“, II: „Hinc illud est taedium et displicentia sui!“) 69.

Bibliographie.

Adami, F., Fürsten- und Volksbilder aus der vaterländischen Geschichte. Historische Erzählungen. Berlin, Behr. Br. 8. 1 Thlr.
 Answorth, W. G., Der Commandant des Towers. Historische Erzählung. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Feisalick, J., Altöechische Leiche, Lieder und Sprüche des 14. und 15. Jahrhunderts mit einer Einleitung und Anmerkungen. Wien, Gerold's Sohn. 1862. Lex.-8. 18 Ngr.

Fiedler, J., Ein Versuch der Vereinigung der russischen mit der römischen Kirche im 16. Jahrhundert. Wien, Gerold's Sohn. 1862. Lex.-8. 15 Ngr.

Förster, E., Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Friedrich Richter. Zur Feier seines 100jährigen Geburtstages herausgegeben. 1ster Band. Zwei Abtheilungen. München, Fleischmann. 8. 2 Thlr.

Friedreich, F., Malvina. Der Noje Leben, Lieben und Lob. Erlangen, Palm. 16. 15 Ngr.

Gätschenberger, E., Geschichte der englischen Literatur mit besonderer Berücksichtigung der politischen und Sitten-Geschichte Englands. III. Vom Zeitalter der Elisabeth bis zum Ministerium Walpole (1721). Wien, Markgraf u. Comp. 1862. Gr. 8. 2 Thlr.

Grimm, J., Weisthümer. 4ter Theil. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 4 Thlr.

Hallberg-Wroich, Freih. v. (Grenit von Gauting), Kriegsgeschichten, Reisen und Dichtungen. Aus den hinterlassenen Papieren des Verfassers. Mit biographischen Skizzen über den Verfasser. Herausgegeben von M. Baron Rünzberg-Lhurnau. Landshut, Rietisch. 1862. Gr. 8. 1 Thlr.

Hellborn, Freih. v., Aus dem Leben des kaiserlich russischen Generals der Infanterie Prinzen Eugen von Württemberg. Aus dessen eigenhändigen Aufzeichnungen so wie aus dem schriftlichen Nachlaß seiner Adjutanten gesammelt und herausgegeben. 3ter und 4ter Theil. Berlin, Hempel. 1862. Gr. 8. à 1 Thlr. 10 Ngr.

Herzengzeugnisse. Ein Lieberfranz, dem Haupt geweiht, das einst den Dornenfranz für uns trug. Von einer seiner Jüngerinnen. Breslau, Dülfer. Gr. 8. 17 Ngr.

Otto Janke's deutsche Wochenschrift herausgegeben von F. Spielhagen. Ein belletristisches Organ der deutschen Fortschrittspartei. Jahrgang 1863. 52 Nummern. Mit Illustrationen. Berlin, Verlag von D. Janke's deutscher Wochenschrift. Gr. 4. Vierteljährlich 20 Ngr.

Immermann, R., Der Oberhof. Aus dem „Münchhausen“. Mit Illustrationen von B. Bantier. Berlin, Hofmann u. Comp. Gr. 4. 4 Thlr. 15 Ngr.

Löher, F., Historische und biographische Erläuterungen zu W. von Kaulbach's Zeitalter der Reformation. Stuttgart, Bruckmann. Gr. 8. 16 Ngr.

Wolliarlariski, W. A., Die große Dame. Novelle. Aus dem Russischen von A. v. Arndt. Bromberg, Roskowskii. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Andlaw, H. v., Offenes Sendschreiben über die deutsche Frage an Hrn. Dr. M. Mohl, Abgeordneter der württembergischen Kammer. Freiburg im Br., Herder. 1862. Gr. 8. 4 Ngr.

Die Jagd auf einen Verleger. Bromberg, Roskowskii. 8. 5 Ngr.

Laßalle, F., Was nun? 2ter Vortrag über Verfassungsverwehen. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 6 Ngr.

Herr Gustav Rasch und sein Bruderkamm. Vom Verfasser der actenmäßigen Beiträge zur Geschichte der Leiden des seines Amtes entsetzten schleswigschen Geistlichen G. Schumacher. Berlin, Heinicke. 1862. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ueber die Zustände des niederen Klerus in Oesterreich. Von einem katholischen Geistlichen. Wien, Förster u. Bartel-mus. Lex.-8. 16 Ngr.

Wolff, J. G., Zum Kirchenfrieden. Stabe, Steudel. 1862. Gr. 8. 5 Ngr.

Zum National-Fonds. Ein Ruf an Deutschlands Frauen und Jungfrauen. Bromberg, Roskowskii. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

In der Herder'schen Verlags-handlung in Freiburg im Breisgau ist soeben erschienen:

Annalen der poetischen National-Literatur der Deutschen im XVI. u. XVII. Jahrhundert.

Nach den Quellen bearbeitet von Emil Weller. 1. Band. 8. Preis: 1 Thlr. 15 Sgr., oder 2 Fl. 36 Kr.

Der auf dem Gebiete bibliographischer Forschung rühmlichst bekannte Verfasser hat in diesen Annalen ein neues bibliographisches Werk geliefert, welches insbesondere den Freunden der vaterländischen Literatur wie der Geschichte zur Beachtung empfohlen werden kann. Unter dem Titel: „Annalen der poetischen Volksliteratur“, gibt nämlich der Verfasser eine chronologisch geordnete Zusammenstellung aller der in Deutschland seit dem Jahre 1500 bis gegen 1700 im Druck irgendwo erschienenen Volkslieder und Volksgedichte, und werden hier alle innerhalb dieses Zeitraums einzeln im Druck erschienenen Lieder und Gedichte, je nach der Zeit ihres Erscheinens, genau nach Titel und Aufschrift wie der Druckort und Jahreszahl verzeichnet, im Einzelnen vielfach auch mit weitem darauf bezüglichen Notizen und gelehrten Nachweisungen begleitet, welche nicht bloß manche irrthümliche Angaben, wie sie in frühern Schriften, auch selbst bei Panzer und Heine vorkommen, berichtigen, sondern auch dem, der über Einzelnes weiter nachzuforschen gedenkt, die dazu erforderlichen Hülfsmittel angeben etc.

(„Heidelberger Jahrbücher der Literatur“, 1862, Nr. 60.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dichtungen von Julius Hammer.

Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. Zwölfte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

In allen guten Stunden. Dichtungen. Zweite Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Fester Grund. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Auf stillen Wegen. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Unter dem Halbmond. Ein osmanisches Lieberbuch. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Die Psalmen der Heiligen Schrift. In Dichtungen. Nebst Einleitung und Erläuterungen. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Erne, liebe, lebe. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Julius Hammer ist unlängst der Welt und seinen zahlreichen Freunden durch den Tod entzogen worden. Seine Dichtungen aber werden fortleben im deutschen Volke als ein frisch sprudelnder Quell der Erhebung und des Trostes, der wahren Frömmigkeit und Humanität. Welchen Anklang sie allerwärts gefunden, davon zeugt das Bedürfnis immer neuer Auflagen, namentlich der bereits in zwölf Auflagen erschienenen Dichtungen „Schau um dich und Schau in dich“.

Eine treffende Charakteristik des Dichters, wie er sich in seinen poetischen Werken darstellt, bringt das „Morgenblatt“ unter andern mit folgenden kurzen Worten: „Religiös und doch ohne kirchlichen Beigeschmack; mit seinem Gemüth im ursprünglichen Christenthum wurzelnd, aber mit seiner Bildung im Griechenthum fußend; versöhnlich und milde, aber doch auch ein strenger Sittenwächter; dem männlichen Gemüthe vielleicht nicht eisenhaltig genug, aber von jeder weiblichen Sentimentalität frei.“

Von „Schau um dich und Schau in dich“ sagt das „Morgenblatt“: „Die Form ist eine durchweg reine; über dem Inhalt aber, einer harmonischen Verschmelzung von sanfter Wehmuth, schmerzlichem Verzicht, gläubigem Emporweisen, liebevollem Theilnehmen an Leid und Lust der Creatur, nicht minder sanft zurechtweisender Belehrung liegt ein so schöner, weisevoller Hauch, daß ein solches Werk der wärmsten Aufnahme und nachhaltigsten Befürwortung gewiß sein dürfte.“

„In allen guten Stunden“ sind poetische Producte von ähnlicher Geistes- und Gemüthsrichtung, den Stimmungen entsprechend, die durch den Charakter der verschiedenen Monate und Jahreszeiten im Menschen angeregt werden.

„Fester Grund“ kann gewissermaßen als ein zweiter Theil zu „Schau um dich und Schau in dich“ bezeichnet werden. „Fester Grund“ heißen die Dichtungen und ihn sollen sie gewinnen helfen durch Selbsterkenntnis und durch Erkennniß der stufenweisen Entwicklung des Ewigen und Höchsten im Menschen.

„Auf stillen Wegen“ ist der bezeichnende Titel von Gemüthsliedern, die allen, welche die frühern Sammlungen lieb gewonnen, gewiß ebenso willkommen sein werden.

„Unter dem Halbmond“ wird den Freunden orientalischer Poesie hohen Genuß gewähren. Eine interessante Einleitung über die „Geschichte der osmanischen Poesie“ geht den Gedichten voraus. Levin Schücking sagt von ihnen, daß sie „mit Recht einer Reihe orientalischer Perlen verglichen werden können, so anmuthig, schön und glänzend ist die Mehrzahl von ihnen“.

„Die Psalmen der Heiligen Schrift“ sind ein größeres poetisches Werk, das schon seines Gegenstandes wegen besondere Beachtung verdient: eine vollständige, dem Urtext treu sich anschließende Nachdichtung der Psalmen. „Wie vom Verfasser zu erwarten war“, heißt es in der „Europa“ darüber, „ist ihm der Ausdruck der Gottergebenheit und der Klage ebenso gelungen wie jener des heiligen Jorns gegen Gottes Feinde. Seine Umbichtung ist eine wahrhaft schöne poetische Gabe.“

„Erne, liebe, lebe“ nannte Hammer die letzten seiner Liebergaben. Sie wurden des Dichters Schwanengesang. Noch einmal läßt er darin seine Muse die drei Hauptgebiete der Poesie, das altclassische, das orientalische und das christliche, durchstreifen, um die heimgebrachten Gedankensätze in seiner eigenen melodischen Sprache dem deutschen Gemüthe zuzuführen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wilhelmine Schröder-Devrient.

Ein Beitrag zur Geschichte des musikalischen Dramas.

Von Alfred Freiherrn von Wolzogen.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dem auf dem Gebiete der musikalischen Kritik wohlbekannten Verfasser dieser neuen Schrift über die Schröder-Devrient, Alfred Freiherrn von Wolzogen, lag eine Menge bisher unzugänglichen Materials vor, wodurch das Detail dieses Künstlerlebens in vielen Punkten berichtigt und aufgeklärt wird. Es gelang ihm dadurch, das an grellen Contrasten so reiche Bild der großen dramatischen Sängerin in historischer Treue der Nachwelt zu überliefern, damit aber zugleich für die neuere Geschichte der Oper überhaupt einen sehr werthvollen Beitrag darzubieten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

erscheint wöchentlich.

— Nr. 5. —

29. Januar 1863.

Inhalt: Naturseele, Menschheitsseele und Weltseele. Von Karl Fortlage. Erster Artikel. — Humoristische und pseudohumoristische Literatur. Von Hermann Marggraf. — Ludwig Uhland als Mann der Wissenschaft. Von Reinhold Beschke. — Kottz. (Gesamtausgaben der poetischen und prosaischen Schriften Eichendorff's.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Naturseele, Menschheitsseele und Weltseele.

Erster Artikel.

1. Der Mensch in der Geschichte. Zur Begründung einer psychologischen Weltanschauung, von Adolf Bastian. Drei Bände. Leipzig, D. Wigand. 1860. Gr. 8. 9 Thlr.
2. Blicke ins Triebleben der Seele. Psychologische Studien für angehende Pädagogen und Psychologen, wie auch für gebildete Väter und Freunde der Seelenkunde überhaupt. Von A. E. Grube. Leipzig, Brandstetter. 1861. 8. 1 Thlr.
3. Ueber die Seelenfrage. Ein Gang durch die sichtbare Welt, um die unsichtbare zu finden. Von Gustav Theodor Fechner. Leipzig, Amelang. 1861. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Psychologie ist im Begriff, die Nobewissenschaft der Gegenwart zu werden. Während das Feld der Metaphysik vermöge der Kant'schen Kritiken als durchforscht und durchmesselt vorliegt, wirken für neue wissenschaftliche Abenteuer hier neue unentdeckte Länder und stellen eine zweifelhafte Beute im Ausblick, für die speculative Wissenschaft eine Bereicherung und Erfrischung, für die Naturwissenschaft eine Erhebung und Vergeistigung. Daher kann auch alle Versuche, die Suche von frischen und immer neuen Seiten her anzufassen, auf diesem Gebiete fortwährend willkommen zu heißen sind.

Ein solcher Versuch ist Adolf Bastian's „Mensch in der Geschichte“ (Nr. 1). Dieses dreibändige Werk ist zwar eine Wägenrei in mehr als einer Hinsicht zu nennen, aber eine interessante, brauchbare und dankenswerthe. Es gleicht einem Spaziergange in den Wäldern rohester Naturüppigkeit. Nicht die oberflächlichen Triebe physischen Pflanzenwachstums, sondern die üppigern, stehendern, tiefergehenden physischen Triebe der menschlichen Seele sind es, die wir hier und von allen Seiten umwuchern sehen. Ein Gallot oder Hoffmann könnte hier seine Phantasie mit den pikantesten Gestalten bereichern. Ebenso sehr verpricht dieses schubkarrenartig aufeinander geladene Material für zukünftige psychologische Bearbeiter desselben eine herrliche Ausbeute, von welcher hier auf den ersten Wurf noch das wenigste an den Tag kommt, theils wegen der dürftigen wissenschaftlichen Mittel des Verfassers zu einer

Durcharbeitung desselben, theils weil sein ganzes Streben zu seinem Zwecke vorläufig in ein bloßes Sammeln aufgehen mußte, und man vielmehr erstaunen muß, wie ihm die Zusammenhäufung so immenser Massen von Notizen aus den entlegensten Völkern und Zeitaltern nur in einer so kurzen Zeit hat gelingen wollen. Denn er bemerkt in der Vorrede, daß er dieselbe erst am zweiten Jahrestage seiner Rückkehr von längern Reisen schreibt, welche im Jahre 1851 begannen und auf denen, fern von Europa und in langer Beschränkung vom sprachlichen Verkehr, die hier niedergelegten Ideen keimten, und zwar unter eigener lebendiger Anschauung der mannichfaltigen Verhältnisse, in welchen die Völker auf dem Erdball zusammenleben. In der Stille der Wästen, auf einsamen Bergen, in Hügen über weite Meere, in der erhabenen Natur des Südens reisten sie im Laufe der Jahre empor und schlossen sich in ein harmonisches Bild zusammen. Als Denkzeichen dieser Reisen hat der Verfasser bereits früher (1859) seinen Besuch in der Portugiesencolonie San Salvador, der Hauptstadt des Königreichs Congo in Westafrika, beschrieben.

Die auf solche Weise concipirte und mit einem achtungswerthen Sammlerfleißethätigte Idee einer empirisch-psychologischen Entwicklungsgeschichte des Menschengesistes unter allen Klimaten und Zonen ist eine glückliche zu nennen, und es kann an ihrer Fruchtbarkeit nichts ändern, daß sie hier zunächst unter allerlei unhaltbaren Zuthaten, besonders aber unter maßlos übertriebenen Ansprüchen auftritt. Vergleichene Auswüchse eines neugepflanzten und zuerst wild in die Höhe schießenden wissenschaftlichen Stammes pflegen später von selbst abzufallen, sobald die Triebkraft der consequenten Arbeit sich immer mehr die richtigen Wege und fahrbaren Gleise herausfindet, auf denen die besten Resultate zu erreichen sind. Die Idee einer solchen Menschheitsgeschichte soll sich nämlich betheiligen in einer neuen empirisch-psychologischen Methode, durch welche das hier aufgehäuften Material, welches übrigens nach des Verfassers Versicherung noch nicht die Hälfte alles von ihm gesammelten ausmacht, in Zukunft bewältigt

und für eine Selbsterkenntniß des Menschengeistes nutzbar gemacht werden soll. Diese Methode wird als „Gedankenstatistik“ bezeichnet, welche das organische Wachstum des Menschengeistes in den gesetzmäßigen Umwandlungen seiner Producte umfassen soll, als eine Statistik, welche womöglich mit Zahlenkalam (von denen hier übrigens noch nichts zu Tage tritt) das größtentheils noch ganz unerforschte Terrain zu bewältigen suche, um auch die Denkbauwerke des menschlichen Geistes nebst seinen Künsten, Sitten, Tugenden und Lasteren in die Fesseln der Zahl zu schlagen, der Zahlen einer höhern Analysis, welche in ihren unendlichen Reihen jede Schranke von Raum und Zeit durchbreche (also einer Analysis im figurlichen Sinne). Denn ohne Zweifel quelle in diesen mit organischer Gesetzmäßigkeit sich vollführenden Werken des Menschenlebens ebenso wol und in noch viel höhern Grade die ewige Schöpferkraft des Alls, als in den im Momente des Anschauens erstarrenen Krystallen, den zu Pflanzen emporstossenden Zellen, den freibewegten Membranen der thierischen Gewebe nur irgend der Fall sei. Und folglich sei es ein den Menscheng Geist ablesendes Bestreben, auch hier wie dort den tiefsten Organisationsgesetzen auf die Spur zu kommen. Alles Existirende müsse aus seinen Elementen, aus seinen kleinsten Theilchen verstanden werden; die Elemente im Geistesleben aber seien die Gedanken, welche die Psychologie nach ihren relativen Werthen zu sichten und abzuwägen habe. Zu diesem Behufe sollen die Gedankenschöpfungen der Völker zuerst einmal genau klassifizirt und geordnet werden, wobei der Verfasser aber unter Gedanken nicht bloß speculative Ideen, sondern alle Producte psychischer Thätigkeit überhaupt versteht. Ein jedes dieser Producte soll eintragsförmig werden, wie jede Species im System, und jede Abart jeder Species, damit aus der Mannichfaltigkeit der Erscheinungen die Einheit des Bewußtseins über sie organisch, ohne Lücken und Sprünge emporwachsen könne. Auf diese Art werde — setzt er begeistert hinzu — dem menschlichen Bewußtsein der Morgen jenes frühen Schöpfungstags empordämmern, welchen das Bewußtsein überhaupt in den Gesetzen seines unendlichen Schaffens von Urbeginn lebe, den Gesetzen, die das Sein erhalten und es in jedem Augenblicke zum freien Werden gestalten; auf diese Art werde sich das trübe Meer der Zweifel, der wilde Sturm irdischen Hoffens und Sehns in dem kosmischen Lichte des Wissens verklären.

Das weitwichtige Material ist hierbei dergestalt in drei Bände vertheilt, daß der erste den Menscheng Geist von der naturwissenschaftlichen, der zweite denselben von der mythologischen und der dritte von der politischen Seite aufsaßt. Demnach erscheinen Psychologie, Mythologie und Politik als die drei großen Thematata der Gedankenstatistik, und zwar so, daß die Psychologie in ihrer Stellung als Naturwissenschaft den eigentlichen Schlüssel zum Ganzen abgeben soll. Daher werden nun die rein psychologischen Thematata im ersten Theile überaus stark, zum Theil gewaltsam auf die Seite der bloßen Psychologie herübergebogen, wie es der Voratz, überall von unten aufbauend und niemals von oben ableitend zu Werke zu gehen, eben mit sich

brachte. So beginnt denn hier die Beschreibung mit dem Organismus der Natur und der Stellung des Nervensystems innerhalb derselben, mit der Entwicklung des Denkens aus dem Empfinden und Wahrnehmen, der Ideen des Guten und Bösen aus den sinnlichen Trieben, und geht fort zur Entfaltung des wissenschaftlichen Bewußtseins durch die Stufen der Erfindung von Maß und Zahl, dann von Sprache und Schrift mit ihren verschiedenen Alphabeten und Dialekten u. s. w. Dieser erste Band ist als die den Gesichtspunkt feststellende Einleitung für das ganze Werk zu betrachten.

Der zweite der Mythologie gewidmete Band ist der reichste an Material. Er beschäftigt sich mit den Geistesproducten, welche aus der Wechselwirkung des Menscheng Geistes mit der Natur entspringen. Aus der Anschauung der noch entfremdeten Natur erhebt sich der Fetischismus nebst dem ihm verwandten Augurium, die Beobachtung der Omnia, die wilden Phantasiegestalten der Nixen, Wermölse, Mittagsteufel und sonstigen märchenhaften Gebilde, welche sich in einem den Gesetzen des Denkens unterworfenen mythologischen Proceß allmählich zu gebildeteren Göttergestalten hinaufarbeiten. Auf den Affect des Schreckens vor der übergewaltigen Natur in den Religionen der Furcht folgt der Kampf mit der Natur, zuerst durch phantastische Zaubermittel, schwarze und weiße Magie, vermischt mit wirklichen Kunstgriffen und Beobachtungen, woraus sich allmählich eine Kastenwissenschaft und ein Collegium der Priester als der Naturmächtigen und Gottverbündeten im Menschengeschlechte entwickelt. So nehmen einerseits Künste und Handwerke ihren Anfang, andererseits wird auch der naturwüchsige Aberglaube durch allerlei traditionelle Symbole, Vakkabien, unnahbare Tempel, bezauberte Statuen, heilige Bücher, Opfergebräuche, Orakeln, wunderwirkende Bilder und Kreuze, magischen Elementencultus, Talismane u. s. w. unnatürlich verfestigt und in schwer erschütterbare Systeme gebracht. Den bei weitem wichtigsten Gesichtspunkt in dieser Entwicklung aber bildet die Ueberzeugung, welche der Mensch von der Fortdauer seiner Seele nach dem Tode gewinnt. Sie ist das Princip, welches die Kräfte des Menschen ins Ungeheuerer steigert. Denn solange er sich in seinem Naturzustande bloß als ein sterbliches Wesen betrachtet, wird er vor der Uebermacht der Natur als ein untergeordnetes Glied derselben verzagen; sein Muth im Kampfe mit derselben hingegen wird steigen in dem Maße, als er sich selbst für über die Natur erhaben und folglich auch derselben überlegen anzuschauen magt. Daher bildet alles, was mit der Idee einer Fortdauer zusammenhängt, ein besonders wichtiges Stück priesterlicher Einrichtungen, wie die verschiedenen Stationen der umherwandernden Seelen, die verschiedenen Arten des Geschicks verstorbenen Seelen, die Ceremonien der Todesstunde, die Trauergebräuche, Leichenzüge und Todtenbestattungen, die Ekstasen und Todtenmahl, Todtengerichte, Gespenstererscheinungen, Todtenbeschwörungen, Grabhügel, das wunderbare Verschwinden der priesterlichen Männer, die Reliquienverehrung, das Nirvana, die Verehrung der Männer, welche herrlich

innerhalb des irdischen Zustandes ins Unsterbliche vor-
bringen, die Incarnationen, Prophetien, Umgang mit
Beförbten und höhern Geistern, Bessenseit durch gute
und böse Geister, Exorcismen u. s. w.

Der dritte Band ist der wichtigste an Inhalt, obwohl
a milder reich als der zweite ausgestattet ist, und auch
in manchen Partien ungebührlich tief in die Thematika des
zweiten Bandes zurückgreift, welche das Interesse des Ver-
fassers nun einmal überwiegend in Anspruch genommen
hat. Der Inhalt des dritten Bandes sind die Erzeug-
nisse, welche aus der Wechselwirkung der menschlichen Ver-
mögen untereinander hervorgehen, die socialen und poli-
tischen. Hier beginnt die Ausübung der Gerechtigkeit in
materieller Gestalt mit der Blutrache, das Culturleben aber
mit dem Ackerbau in seiner ursprünglichen tiefen Ver-
flechtung mit religiösen Mythen von aller Art. Durch
den wird das geregelte Eigenthum begründet, mit welchem
sich die Begriffe des Erlaubten und Unerlaubten ausbil-
den. So unterscheiden sich bald Naturvölker von civili-
zierten, indem bei jenen die Blutrache fortfährt, während
bei diesen das Gemeinwesen das allgemeine Richteramt
übernimmt. Auf dieser Grundlage bilden sich dann weiter
die Verhältnisse der Familien, der Altersklassen, Kasten
und Stände, die Unverletzlichkeit und Sicherheit der San-
ctuare, die Auswanderungen und Aufsebelungen, die
Skizzen, das Gemeinwesen, das Verhältnis von Fürst
und Regierung aus, und zwar alles dieses ursprünglich
unter priesterlichem Einfluß, d. h. unter dem Einfluß und
der Autorität der Wissenenden und Gebildeten unter den
Anfängen. Erst mit dem Verfall der ursprünglichen
Bildungsklassen, mit der Verdrängung derselben durch
neue Emporkömmlinge, mit dem dadurch erzeugten Wett-
streit des reagirenden Alten gegen das siegreiche Neue
und mit dem infolge hiervon eintretenden naturgesetzmäßi-
gen Fortschreiten in Künsten, Wissenschaften und socialen
Einrichtungen geht der Inhalt der Weltgeschichte an. Alles
frühere hat den Rang vorgeschichtlicher Naturereignisse.

Daß der Verfasser in seinen Materialien Sammlungen
ganz überwiegend das mythologische Thema ausgestattet
hat, zeigt an, daß er mit besonderer Vorliebe den Aehn-
lichkeiten in den religiösen Vorstellungen der verschiedensten
Völker und Bildungsstufen nachjagte, um daran zu unter-
suchen, nach welchen Gesetzen religiöse Vorstellungen nicht
minder als politische Einrichtungen überall dort von
selbst und von innen her hervortreten, wo die Bedin-
gungen dieses Hervortretens gegeben sind. Und wenn
man den engen und unzerreißlichen Zusammenhang be-
trachtet, in welchem die politischen Einrichtungen in ihrem
Entstehen mit religiösen Anschauungsweisen stehen, und
wie welchen überall hingewiesen zu haben ein in die
Augen springendes Verdienst dieser Sammlungen ist, so
ist ein solches Ueberwiegen des religiösen Gesichtspunktes
über den politischen beim ersten Entwurf eines solchen
Werks wenn auch nicht zu rechtfertigen, doch zu ent-
schuldigen. Man fängt eben mit dem an, was am grell-
sten in die Augen springt. Auf der andern Seite aber
ist es ebenso wenig zu bezweifeln, daß für eine weitere

in Zukunft vorzunehmende Bearbeitung dieses Materials
der politische Theil desselben einen leichtern und dankba-
ren Stoff bieten wird, indem Eigenthum, Familie u. s. w.
viel faßlichere und leichter zu bewältigende Gegenstände
sind, als Zustand nach dem Tode, Zusammenhang des
Diesseits mit dem Jenseits, der Lebenden mit den Ab-
gestorbenen u. s. w. Nur ein vollkommener Freigeist
könnte in Bezug auf solche Dinge ein leichtes Spiel zu
haben glauben, wenn er nämlich in solchen unter allen
Völkern und Klimaten naturgemäß aufsteigenden Glau-
bensformen nur hohle Träume über einen nicht existiren-
den Gegenstand erblickte, anstatt in ihnen die Geburt
eines speculativen Gedankens von ewigem und unzer-
störbarem Inhalt in seinen verschiedenen Phasen zu verfol-
gen. Von solcher oberflächlichen Art ist jedoch in diesem
Punkte das Verfahren des Verfassers keineswegs, obgleich
sein Denken eine dem Idealismus abholbe Richtung verfolgt.
Er verlangt vielmehr dem Idealismus gegenüber nicht einen
materialistischen, sondern einen psychologischen Realismus.

Uebrigens sind die Erklärungen des Verfassers über
diesen Punkt nicht gerade von der deutlichsten Art. Wenn
bisher die Versuche der „sogenannten“ Materialisten, neue
Systeme anzubauen, verunglückt wären (so sagt er), wenn
sie die hochgespannten Erwartungen des Publikums nicht
zu befriedigen vermocht hätten und keine Antwort fanden
auf jene tiefe Sehnen der Menschenbrust, das in allen
Zeiten und unter allen Völkern den irdischen Horizont
umbämmere, so habe seiner Ansicht nach der Mangel in
der Vernachlässigung der Psychologie gelegen, die sie noch
nicht aus den Händen der dialektischen Speculation zu
nehmen und als ein „ihnen angehöriges“ Gebiet zu
reclamiren gewußt hätten. Sie seien fälschlich den Ide-
alisten als Partei gegenübergetreten, anstatt auch deren
Objecte in den Bereich naturwissenschaftlicher Forschung
zu ziehen. Die wahre Wissenschaft kenne weder Mate-
rialismus noch Idealismus, da sie beide umfasse. Die
Psychologie habe einzutreten als neues Glied in die Reihe
der Naturwissenschaften, um eine Brücke zu schlagen von
dem engen Kreise der Sinnlichkeit in das unendliche Reich
der Ideen. Auch sei es eine sonderbare Verwirrung der
Begriffe, wenn man die materialistische Tendenz der Natur-
wissenschaften fürchte. Die Naturwissenschaften sei weder
materialistisch noch idealistisch, oder vielmehr in ihrer
Ganzheit genommen, zu der die Psychologie den vollen-
denden Abschluß bilde, sei sie alles und jedes, habe das
Reich des Geistes ebenso scharf und genau zu erforschen,
als das des Körpers, ebenso scharf und genau, aber auch
ebenso unparteiisch, ja sie würde sich gerade umgekehrt
nur zu hüten haben, wegen der anziehenden und glän-
zenden Objecte des erstern es nicht mit allzu großer
Vorliebe, dem letztern gegenüber, einseitig zu behandeln.

Aus diesen und ähnlichen Erklärungen des Verfassers
geht wenigstens so viel hervor, daß er zu den ent-
schieden Materialisten nicht gezählt sein will. Nur erin-
nere seine Worte hierüber durch ihre Unwandelbarkeit und
Winkeltüchtigkeit wieder an den nun fast in Vergessenheit
gekommenen Ton der alten Naturphilosophie zurück, von

den man mit A. W. Schlegel sagen konnte: „Mir hat sich Traum und Wachen ganz vermorren.“ Und es scheint ihm keineswegs darum zu thun gewesen zu sein, überall klaren Wein einzuschütten. Sein Stil ähnelt vielmehr einem trübe gärenden Most, von jugendlich erfrischendem Charakter, worin sich viele anmutende neue Lebenskeime auf chaotische Art durcheinander winden. So wird es denn überaus schwer, von der Einheit des physischen und intellektuellen Wesens, wie er sie sich denkt, eine klare Vorstellung zu fassen.

Zwar fehlt es in diesen weitbauschigen, gewandreichen und prächtigen Ergüssen von nebelhaft poetischem Schwunge gar nicht an mancherlei schönen Lichtblicken, welche darauf deuten, daß hinter den „Kallthüren und maskirten Vaterien“, von denen in der Vorrede gesprochen wird, eine Art von durchgreifendem Spinozismus versteckt liegen könne, welcher sich aus einer gewissen Scheu und Vorsicht nur erst in maskirter Gestalt zeige, um die blöden Augen eines im physikalischen und atomistischen Denken ganz verkommenen Zeitalters nicht auf einmal durch ein zu helles psychologisches Licht zu blenden. Kein Gedanke — so wird uns versichert — entsteht, um zu vergehen, vielmehr springt im Momente seiner Bildung das ewige Sein hervor, und das geschaffene Element tritt als solches aus dem ununterbrochenen Kreislause heraus. Und so wenig das reine Sein der Materie in ein Nichtsein umschlagen kann, ebenso wenig das des Geistes, indem in der Existenz des Gedankenelements selbst seine Ewigkeit involvirt ist. Daher denn die dahingeschwundenen Existenzmomente des Menschen, die im Wachstum seiner Denkproceße entwickelten und fortgebildeten Ideen, alle von dem ewigen, dem unzerreißbaren Bande eines elementaren Seins umschlungen werden. Nicht nur jeder Blick, der uns mit den Sternen verknüpft, jeder Athemzug, der die stets verjüngte Atmosphäre assimiliert, sichert uns das ewige Fortbestehen, sondern mehr noch, frei von allen planetarischen und kosmischen Schranken, die göttlichen Ideen, wodurch wir die Geseze des Alls in uns reproduciren. Solche Behauptungen runden sich, wenn sie spinozisch verstanden werden, zu einem Bilde, in welchem uns die Wahl gelassen wird, ob wir den Geist als ein Sublimat der Materie, oder lieber die Materie als einen Niederschlag des Geistes betrachten wollen. Nicht als ein bloßes Phänomen an der Materie erscheint im letztern Falle der Geist, sondern als die von Ewigkeit in sich selbst bestehende Urkraft, welche an den „typischen Entwicklungsknoten“ der physischen Werbeprocessen, durch die Systeme der niedern Kräfte gelockt oder gereizt, im flusenförmigen Descendiren sich in die Erscheinung herabläßt, um als ein allergänzendes Complement dem Mangel und der Hülfbedürftigkeit der niedern Stufen entgegenzukommen. So sind es die „typischen Entwicklungsknoten“, die aus dem unbestimmten Schimmer des Feuers den klaren Strahl hervorspringen lassen; die „typischen Entwicklungsknoten“, die in den dunkeln Wallungen der Mutterlauge aus der Wechselwirkung anorganischer Kräfte die Zelle constituiren; es sind die „typischen

Entwicklungsknoten“, die aus den reflexiven Nervenschwingungen den freien Willen des sich selbst setzenden Ichs hervorheben.

Doch werden wir an solchem Standpunkte anderemale auch wieder irre gemacht, wenn wir z. B. zu lesen bekommen, daß für den Menschen absolute Wahrheiten, die zur Uebersicht einen Standpunkt außerhalb der Welt erfordern würden, keine existiren, wenn er sie nicht in dem bloßen Geseze seiner „organischen Entwicklung“ erkenne; und dann wieder in Betreff dieser organischen Entwicklung, daß die „Kraft“ überhaupt ein secundär abgezogener Begriff sei, dessen Verwendung man in naturwissenschaftlichen Erklärungen möglichst zu vermeiden suchen müsse, solange solche noch auf die bloßen Schwingungen der kleinsten Theilchen zurückgeführt werden können. Wie reimt sich dieses wol mit jenen Grundsätzen vom ewigen Sein der Ideen, vom freien Willen des sich selbst setzenden Ichs und vom ewigen Unverlorensein einer jeden in den typischen Entwicklungsknoten hervorspringenden ewigen Kraftwirkung aus einer Naturkraft von höherer Ordnung? Mir völliger Deutlichkeit erblickt man hierbei nur eines, nämlich das Bestreben, den idealistischen Thatfachen der Psychologie Rechnung zu tragen, ohne es jedoch dabei mit den Anforderungen des Materialismus gänzlich verderben zu wollen. Der Verfasser erweist sich damit selbst einen schlechten Dienst. Er verhindert sich fortwährend an der Klarheit, durch welche seine Gedanken zu reinem Weine werden könnten, welche so nur immer ein trübe gärendes Most bleiben. Die Psychologie kann nun einmal nicht zur bloßen Naturwissenschaft werden, obwohl sie ebenso wol eine empirische Wissenschaft ist, als es die Naturwissenschaften sind. Der Verfasser meint zwar, und ohne Zweifel guten Glaubens, der empirischen Psychologie eine Ehre und einen Dienst zu erweisen, indem er sie in den Rang der Naturwissenschaften erhebt und dabei zur Regentin über alle übrigen philosophischen Disciplinen setzt. Keins von beiden geht an. Wollte die Psychologie die Philosophie beherrschen, so müßte sie alle Wahrheiten, welche der Erfahrung vorausgehen, aus der Erfahrung ableiten, was sich widerspricht. Das Festketten der empirischen Psychologie an die Physiologie schloße zwar einen solchen Widerspruch nicht ein, übersähe aber ganz und gar den Unterschied, welcher besteht zwischen einer im äußern Sinne vorgehenden physiologischen und einer im innern Sinne vorgehenden psychologischen Beobachtung. Nicht der Psychologie geziemt es, an den Schwankungen und der Haltungslosigkeit einer in der Regel doch nur an Physik und Chemie vernehteten Physiologie sich zu betheiligen; wol aber geziemt es der Physiologie, von der Psychologie zu lernen, wie sich Vorstellungsbebewegungen von locomotiven Schwingungen, physische Triebe von physikalischen Kräften unterscheiden, und unter welchen Umständen und nach welchen Gesezen die einen auf die andern zu wirken, die einen sich in die andern umzuwandeln, die einen sich gegen die andern auszulösen vermögen.

Es ist aber auch noch ein anderer Umstand, wodurch

der Verfasser sich den Weg versperrt, zu einem klaren Begriff von der Methode und Leistungsfähigkeit der empirischen Psychologie zu gelangen. Es ist der Wahn, daß die empirische Psychologie ihren soliden obwohl engen Standpunkt individueller oder eigenpersönlicher Selbstbeobachtung verlassen und sich zu einem kosmischen Standpunkte universeller Beobachtung emporschwingen könne. Er fordert, daß die Psychologie nicht jene beschränkte Disciplin bleiben dürfe, welche mit unterstützender Herbeiziehung pathologischer Phänomene, besonders der von den Irrenhäusern und durch die Erziehung gelieferten Daten, sich auf die Selbstbeobachtung des Individuums beschränke. Zu größern Erfolgen könne allein eine Psychologie führen, welche zugleich „Psychologie der Gesellschaft, der Völker, der Menschheit“ sei. In den bisher gemachten Versuchen sei vor allem ein bedenklicher Fehler gemacht worden. Man habe den Menschen als Mittelpunkt des Alls hingestellt. Aber das Verhältniß sei ein weit complicirteres, da der Mensch excentrisch in einem Winkel des Weltalls situiert sei und so von vornherein die verwickeltesten Formen bewirke, um sich der einfachsten Proportion des Ichs zu seiner Umgebung bewußt zu werden, während die Mikroskopiker leicht fertig waren, diese Proportion wie 1 : 2 oder wie + 1 : - 1 zu setzen. Daher finde der Mensch als „politisches Thier“ nur in der Gesellschaft seine Erfüllung. Die Menschheit, ein Begriff, welcher kein Jenseits über sich kenne, sei für den Ausgangspunkt zu nehmen, als das einheitliche Ganze, innerhalb welches das einzelne Individuum nur als integrierender Bruchtheil existiere. Nun ist es zwar wahr, daß alle Geistesproducte und Institutionen in der Weltgeschichte nur durch das sociale Wechselwirken der einzelnen Geister miteinander zu Stande kommen, und insofern nicht die Producte der einzelnen Geister als einzelner, sondern vielmehr die Werke eines in ihnen und durch sie als seine Organe sich behaltenden Universalgeistes oder einer Gottheit sind. Aber nicht minder wahr ist es doch auch, daß wir die psychischen Functionen dieses Universalgeistes nirgend anderswo beobachten können als in dem einzigen unter allen diesen Millionen Organen, welches ein jeder unter uns sein eigenpersönliches und individuelles Ich nennt. Aus seiner eigenen Haut fahren kann nun einmal niemand. Nur allein das a priori unserer Begriffe und reinen Anschauungen hat allgemeine Geltung. Was wir hingegen durch empirische Selbstbeobachtung hinzugewinnen, erfahren wir immer nur zunächst in unserer individuellen Person und für dieselbe. Glauben wir in andern Personen als unserer eigenen psychologische Erfahrungen und Beobachtungen machen zu können, so irren wir. Die Seelen anderer Personen beobachten, kann nie etwas anderes heißen, als den Worten und Werken anderer unsere eigenen Selbstbeobachtungen unterlegen. Nur eine directe Beobachtung aber verdient überhaupt diesen Namen. Eine untergelegte ist nur zum Schein eine Beobachtung, in Wahrheit eine bloße Muthmaßung. Folglich bleibt die empirische Psychologie des Individuums die Psychologie der ersten Beobachtung, die Psychologie der Menschheit

die der Muthmaßung und Hypothese. Je mehr es der letztern gelingt, die Beobachtungen der erstern in ihrem Nutzen zu verwenden, desto solidere Resultate wird sie erzielen; je hochmüthiger und schwärmerischer sie hingegen in ihren überfliegenden Hypothesen sich von der scrupulösen Selbstbeobachtung und dem Hinabsteigen in das Bewußtsein der eigenen individuellen Person emancipirt, desto gewisser wird sie den Faden einer deutlichen und zuverlässigen Wissenschaft aus den Händen verlieren.

Was Bastian in seinem psychologischen Werke trotz dessen großer Fülle und Reichhaltigkeit ganz versäumt hat, die methodische Untersuchung der psychologischen Grundbegriffe vom Standpunkte individueller Erfahrung aus, finden wir wie zur willkommenen Ergänzung geleistet in A. W. Grube's „Blicke ins Triebleben der Seele“ (Nr. 2). Auch Grube sucht zwar, ähnlich wie Bastian, die Psychologie möglichst nahe an die Naturwissenschaft zu knüpfen, aber ohne daß ihr Begriff zu einer Psychologie des Universums ausgebeht und dadurch verwischt wird. Er wählt sich ein ganz specielles physiologisches Thema, den animalischen Trieb, behandelt dasselbe aber so, daß daran der mächtige Unterschied zwischen der Sphäre des äußern und der Sphäre des innern Sinns recht einleuchtend ins Auge fällt.

Das Triebleben bildet im menschlichen Wesen die Mittelregion zwischen Leib und Geist. Denn es reicht nach unten hin ebenso tief bis in die leiblichen Prozesse hinein, als nach oben hin die Thätigkeiten der Vernunft und des freien Willens sich von ihm durchdrungen zeigen. Man thut daher, wenn es um eine Beschreibung dieses Phänomens von der Naturseite zu thun ist, am besten, wenn man zuerst die Verwandtschaft mit dem leiblichen, hernach die mit dem geistigen Princip beleuchtet. Diesen Weg geht hier der Verfasser. Er faßt am Anfang den Trieb als organische, in der Mitte als psychologische, am Ende als moralische Erscheinung, und zeigt, daß im Triebe in allen drei Stellungen die Merkmale, wodurch er Trieb ist, immer dieselben bleiben, ihm daher nicht eine bloß abgeleitete Existenz als Phänomen auf einer andern Grundlage zuzuerkennen ist, sondern eine grundwesentliche und eigenthümliche, als Grundkraft einer besondern Wesensordnung und für sich bestehendes Princip ursprünglicher Hervorbringungen.

Die Schwierigkeit im Begriffe des Triebes besteht darin, daß er zwar ein in der Physik wurzelnder Begriff ist, daß er aber dabei ein Moment in sich hat, welches in der Physik keinen Platz findet, das Moment der Zweckmäßigkeit. Der Trieb ist eine organische vermittelte Bewegung, deren Zweck ihr Ziel ist, mit dessen Erreichung sie selber ihr Ende erreicht. Er ist ein in seinem Zwecke sich individualisirendes und in Erreichung desselben sich erfüllendes Streben. Er besteht in einem Gefühl des gestörten Lebens mit dem Bestreben das Gleichgewicht wiederherzustellen, wobei der Reiz zur Bewegung der einzelnen Organe oder des ganzen Organismus durch Empfindungen erfolgt, welche mit dem Gemeingefühl in

Gegensatz treten, sobald es aufgeregt wird und nicht zur Ruhe kommt, als bis der Gegensatz ausgeglichen ist. Es muß also in dem beim Triebe vorhandenen Mechanismus das Gemeingefühl in seiner Beziehung auf die Empfindungsreize ein Moment sein, welches über die Agentien der Physik (Schwere, Licht, Wärme, Elektrizität u. s. w.) hinausreicht. Und dieses Moment muß so weit in der Tiefe der Natur vorkommen, als noch Triebe vorkommen, also nicht allein im thierischen, sondern auch schon im pflanzlichen Organismus. Denn die Triebe desselben sind bereits den Trieben des Thierlebens analog.

Die Pflanze hat zwar nur erst eine zusammenziehbare (contractile) Masse, welcher aber schon die Reizbarkeit zukommt, wenn sie auch noch nicht, wie die mit Nerven begabten Thiere, den Reiz zur Empfindung zu erheben vermag. Mit Einbruch der Dunkelheit schlagen sich die Kleeblätter nach oben, die Sauerfleeblätter nach unten zusammen; die Blätter der Lupinen falten sich erst zusammen und legen sich dann aneinander. An der Basis des Blattstengels ist das sogenannte Gelenkpolster, aus weichem, saftigem Zellgewebe bestehend und fähig, sich auszu dehnen und zusammenzuziehen. Die Sinnpflanze (*Mimosa pudica*) legt bei schwacher Erschütterung ihres Stengels oder auch bei dunkel bewölktem Himmel ihre gesieberten Blätter zusammen. Kigelt man die Staubfäden des Sauerdorns, so schütten die Beutelfäden ihren Staub aus. Bei der Türkenbundlilie (*Lilium Martagon*) nimmt das Pistill die Befruchtung der sechs Staubfäden der Reihe nach an, während die Staubkölbchen der *Saxifraga tri-dactylites* sich paarweise der Narbe nähern. Die sogenannten Schwarmsporen, die von gewissen Algen ausgehrieben werden, zeigen Bewegungen, Ausdehnungen und Zusammenziehungen, die sich von denen der mundlosen Infusorien nicht wesentlich unterscheiden. Ferner ist bei den einfachsten Thieren, den Infusorien, Polypen und Rhizopoden, die ganze Lebendthätigkeit ebenfalls noch einer und derselben nervenlosen Masse übertragen, welche Sarkode genannt wird und deren selbständige Zusammenziehbarkeit daher noch ganz auf der pflanzlichen Stufe steht.

Also bei der Pflanze ebenso wol als beim Thier zeigt sich der Trieb als diese Copula, dieses lebendige Band zwischen Reiz und Bewegung, das, je nachdem es stärker oder schwächer angezogen wird, auch die Bewegung beschleunigt oder verlangsamt, oder, wenn es zerrissen wird, sie gänzlich aufhebt und unmöglich macht. Nur durch eine solche Beschleunigung oder Verlangsamung der durch Reize sollicitirten Bewegungen von innen her wird die durchgreifende Zweckmäßigkeit möglich, womit der Trieb den Organismus sich selbst zum Werkzeug und Mittel bildet und hervorbringt. Denn da ohne ein solches Reguliren der durch Reize erweckbaren Bewegungen von innen her alles in unorganischen Processen verlaufen würde, so muß das Princip dieser Regulirung, welches wir den Trieb nennen, zugleich das Princip sein, welches sich selbst den Organismus zum Wohnhause erbaut. Wäre der zweckmäßig agirende Trieb nicht schon von vornherein in und

mit der Organisation des Thiers gegeben, so würden keine äußern Reize die Bienen veranlassen, Zellen zu bauen, oder die Spinne nöthigen, sich ein Netz zu weben. Das Bienenvolk arbeitet seine Zellen aus, holt die nöthige Menge Honigsaft und Blumenstaub, ohne erst ordnungslose Experimente zu machen. Die jüngste Biene arbeitet mit der Fertigkeit und Sicherheit ihrer ältesten Schwester. Der Trieb kommt nicht als ein Zweites, Nachfolgendes zum Organ hinzu, sondern das Organ ist so gebildet, weil ein so und nicht anders bestimmter Trieb vorhanden war, weil die organische Natur das sich offenbarende Triebleben selber ist. Nicht das Organ, sondern der Trieb ist das Erste und Hervorbringende. Nicht das Auge und Ohr ist die letzte Ursache des Sehens und Hörens, sondern der im lebendigen Keim des Thiers wirkende Trieb, mit der leuchtenden und tönenden Welt in Berührung zu kommen.

Und da nun die höchste Steigerung und Vollendung der zweckmäßigen Wirksamkeit ohne Zweifel in der Vernunft stattfindet, so darf man die Vernunft ebenso wol als eine zum Bewußtsein gesteigerte Zweckthätigkeit definiren, als man in der bewußtlosen Zweckthätigkeit, welche wir den blinden Trieb nennen, eine gleichsam unbewußt gewordene oder zum bloßen regulirenden Werkmeister physikalischer Prozesse herabgesunkene Vernunft erblicken darf. Es kann am Ende nur die eine göttliche Vernunft sein, welche sowol die beseelte als die unbeseelte Welt durchdringt. Diese schöpferische Vernunft handelte vernünftig, lange bevor ein Menschengestalt da war, um sie zu fassen; und unser vernünftiges Denken ist ein Nachdenken über das, was wir als Vernunftthatfachen in uns und um uns anschauen. Auch, bilden selbst in der menschlichen Individualität die „unbewußten Vorstellungen“ recht eigentlich den productiven Kern, den dämonischen Hintergrund seines bewußten Geisteslebens, und der Mensch kann nur das mit klarem Bewußtsein und mit freiem Willen erstreben, was er zuvor als unbewußten Trieb seiner Seele erfahren hat, wie er andererseits in seinem geistigen Leben und Streben erst dann fest und sicher wird, wenn er den selbstbewußten freien Willen wieder zur Unmittelbarkeit des Triebes zurückführt.

Weil die Vernunft das zum Bewußtsein hinaufgesteigerte Triebleben, der Trieb die im Unbewußten wirkende Vernunft ist, so geht hieraus das lebendige Ineinandergreifen höchster und niedrigster Kräfte hervor, welches ein charakteristisches Merkmal des Triebes ausmacht. Man darf den Trieb weder auf die physikalische noch auf die geistige Seite herüberzerren, sondern er ist als das gleichschwebende Mittel- und Verbindungs-glied beider Seiten anzuerkennen. Die Menschenseele läßt sich nicht zerlegen in eine zur Hälfte thierische, zur andern Hälfte geistige, sondern alle Triebe greifen ineinander. Auch in den sinnlichen und thierischen Trieben des Menschen ist schon ein menschlich psychisches Moment mitgesetzt, wodurch sie sich von den Trieben des Thiers unterscheiden, indem sie fähig werden, in die Entwicklung des geistigen und sittlichen Lebens einzugehen. Dadurch daß der Nach-

rungs- und Geschlechtstrieb dem geistigen Leben dienen und ihm eine Unterlage bieten, nehmen sie selbst ein sittlich-menschliches Wesen an.

Die Stufenfolge, in welcher sich das Triebleben entwickelt, besteht daher auch nicht in scharfen Absprüngen, sondern in allmählichen Uebergängen vom Niedern ins Höhere. Je weiter nach unten, desto mehr ist der Trieb bloßer Instinct oder Neigung, welche sich das Object, worauf sie geht, noch nicht vorstellt, obgleich sich durch das Verhalten des Subjects bereits ein bestimmtes Verhältnis zur gegenständlichen Welt als ihm angeboren zu erkennen gibt. Was wir Naturell, Temperament, Rasse, Nationalität nennen, gibt solche angeborene Neigungen oder Instincte in Fülle zu erkennen. Dagegen wird der Trieb zur Begierde erst dann, wenn sich an die Lust der gekauften Befriedigung auch die Vorstellung des Objects anschließt, welches den Trieb zu befriedigen vermag. Die Begehrung oder Begierde ist der Trieb mit Bewußtsein seines Gegenstandes. Diesem Bewußtsein wesentlich ist das Gesetz, daß wir das Begehrte immer als angenehm, das Verabscheute immer als unangenehm empfinden, und lediglich Unangenehmes als solches nie zu begehren, Angenehmes als solches nie zu verabscheuen vermögen: ein psychologisches Grundgesetz, welches auf S. 143 gegen die Einwände, welche Drobisch dagegen zu machen versucht hat, mit Klarheit verteidigt wird. Erhebt sich ferner der Instinct in die Form der Begierde, indem die Begehrte durch Gewohnheit ihrer Befriedigung zum einwirkenden Instincte wird, so entsteht Leidenschaft, worin sich ein Trieb in der Art des Gemüths bemächtigt, daß er die übrigen entweder gewaltsam unterdrückt, oder, wosfern sie ihm zur Befriedigung mithelfen können, zu seinem Dienste zwingt. Wie die Leidenschaft gewaltsam hervorbrechende und im Gemüth sich festsetzende Begierde ist, so ist der Affect gewaltsam hervorbrechende, momentan das ganze Gefühl verschlingende Empfindung.

Ueber die einzelnen Triebe und ihre Affecte und Leidenschaften erhebt sich zuletzt das selbstbewußte Ich, dessen Lüste sich in der Ueberlegung des ruhigen Gemüthslebens erschließt, im Sturm der Leidenschaft aber verbirgt. Die Linie des menschlichen Wesens besteht darin, daß es sein eigenes Centrum, dieses „Sich selbst“, nicht im gleichmäßigen Besitze hat, sondern sich mehr oder weniger erst zu erwerben bestrebt ist. Das Hingerissen sein von Affect und Leidenschaft besteht darin, daß wir plötzlich aus unserm Centrum herausgerissen sind und das Band zwischen ihm und der Peripherie abgeschnitten ist, so daß wir auf letzterer feststehen. Schon der Eigensinn ist ein solches Hingerissen sein, die Launenhaftigkeit nicht minder. Der Eigensinnige kann über eine bestimmte Richtung nicht hinarbeiten. Weit entfernt, sich selbst zu haben und zu behaupten, hat er sich als selbstbewußtes Ich verloren, ist der Ueberlegung unfähig geworden und wie durch einen Zauber in einem einzigen seiner Triebe so festgebannt, daß ihm die Rückkehr zu sich momentan unmöglich geworden ist. Der Launische ist so in eine Gefühlswirbelung verstrickt, daß er die lebendige Wechselwirkung mit

allen andern Gefühlen verloren, sich in seiner momentanen Stimmung wie in einem Netze gefangen hält. Sind so die Leidenschaften die Centrifugalkräfte, welche die Seele aus dem ruhigen Beharren im Gemüth zum Excentrischen fortziehen, so ist dagegen das Gemüth selbst die Centripetalkraft, welche den Mittelpunkt festhält. Das Gemüth ist der polare Gegensatz des Ichs, aber eben darum sein nothwendiges Correlat. Das, was die Menschheit innerlich ergreifen und umgestalten soll, muß aus dem Gemüth hervorgegangen sein, und was nicht das Gemüth der Menschheit durchdringt, geht spurlos vorüber. Denn die Sammlung im Gemüth ist kein bloßes passives Ruhen in sich, sondern vielmehr Selbstbeherrschung, Kraft zu widerstehen. Das Gemüth ist das stille Kammerlein, wohin wir uns aus dem Getümmel des Lebens auf und selber zurückziehen, vom Zwange der Gegenstände und ihrer Reize befreit wieder frei aufathmen, frohe Erlebnisse zurückrufen, uns in die schmerzlichen finden, indem wir das einzelne schmerzhaftes Gefühl wieder in Verbindung bringen mit der Einheit aller Gefühle und darin die Differenz ausgleichen.

Auf diese Weise rundet sich Grube's Trieblehre ab zu einem klaren und übersichtlichen System. Was er mit Bastian gemein hat, ist die Absicht, Psychologie und Naturstudium in Einheit zu behandeln und allem erkünstelten Dualismus entgegenzuarbeiten. Was er vor ihm voraushat, ist die größere Klarheit in Erfassung der psychologischen Thatsachen. Das animalische Triebleben geht nach unten in die Physik, nach oben in das freie Bewußtsein über und schwebt zwischen diesen beiden Polen des Daseins als eine verbindende Mitte oder Indifferenz beider: dieses erkennt er klar, ohne das Mittelglied jedoch mit den Enden in eine trübe und chaotische Einheit zusammenfließen zu lassen. Vielmehr faßt er das Triebleben als ein Mittelglied von eigenthümlichem Charakter, welches von beiden Polen, zwischen denen es schwebt, sauber und genau abgetrennt werden muß, wie denn auch trotz seiner continuirlichen Uebergänge in ihm selbst wieder bestimmte Stufen unterschieden werden müssen. Das Dreieck wird mit dem Kreise darum noch nicht eins, weil es durch die unendliche Reihe der Polygone zuletzt in den Kreis übergeht.

Eine solche Klarheit der Begriffe erwirbt sich aber nur auf dem Felde der individuellen Psychologie als einer Wissenschaft der Beobachtung des eigenen Denkens, Empfindens und Wollens. Wer mit Ueberspringung dieser nothwendigen Vorarbeit sogleich in eine Psychologie der Völker, der Sitten, der Mythen hineintrachtet, kann niemals zu ihr gelangen. Dagegen stehen eben dann, wenn die Psychologie erst auf ihrem individuellen Boden fest gegründet sein wird, durch eine Anwendung der gewonnenen Resultate auf die univetsellen Phänomene der Weltgeschichte und des Universums die größten Erfolge in Aussicht. Denn wenn das Triebleben einerseits einen continuirlichen Uebergang hat in die allgemeine Vernunft, so wird auch auf mittelbare Weise die Geschichtswissenschaft über die Gesetze der Vernunftentwicklung in der

Menschheit von einer fortschreitenden Psychologie noch manche Aufklärungen empfangen können. Und wenn das Triebleben andererseits einen kontinuierlichen Uebergang hat in die materiellen Prozesse des Erdplaneten, so wird auch auf mittelbare Weise die Naturwissenschaft in Psychologie, Zoologie und Botanik von einer zukünftigen Psychologie noch manches zu lernen bekommen.

Mittlerweile ist der Menscheng Geist ungeduldig und das Warten wird ihm schwer. Stehen für die Zukunft Resultate in Aussicht, so möchte er sie lieber gleich anticipiren. Auch ist dieses Streben, innerhalb der gehörigen Schranken gehalten, von Nutzen, indem es den Forschungsgeist auch dann im steten Schwunge erhält, wenn er durch den kargen Ertrag geringer Errungenschaften in einer langsam fortschreitenden Wissenschaft, wie es die Psychologie ist, entmutigt zu werden bedroht ist. Die lebhaften Bilder des vorstrebenden großen Ziels, an welchem der Forscher mit subjectiver Zuversicht hängen muß, wenn seine Arbeit nicht ermatten soll, werden ihm dann zu anspornenden regulativen Maximen seiner weiterstrebenden Thätigkeit.

Von diesem Gesichtspunkte ist Gustav Theodor Fechner's Buch „Ueber die Seelenfrage“ (Nr. 3) zu verstehen und zu beurtheilen. Fechner hat mit kühnem und poetischem Griffel die Idee eines großartigen psychologischen Pantheismus von religiösem Charakter bereits in mehreren vielgelesenen Schriften entworfen, zuerst in seinem „Büchlein vom Leben nach dem Tode“, zweitens in der „Manna“, drittens im „Zend-Avesta“, viertens im Buche über den Mond, und tritt nun hier zum fünften male mit derselben Idee hervor, verspricht auch zugleich dabei, später noch zum sechsten und zum siebenten male mit ihr wieder zu erscheinen. Denn es ist sein Grundsatz, einen großen wissenschaftlichen Gedanken von animirender Natur, welcher bisher noch nicht so recht zünden wollte, weil er von den gewöhnlichen Vorstellungen zu weit abliegt, unaufhörlich aufs neue vor das Publikum zu bringen, ob er vielleicht dennoch hier und da zünden möge, und er thut es gewiß. Denn häufig kommt es bei neuen Gedanken von dieser Art nur darauf an, daß man sich allmählich an sie gewöhne, um sie nachher ganz von selbst nur desto mehr lieb zu gewinnen.

Die Fechner'sche Idee einer Weltseele beruht auf den beiden großen Postulaten, daß die Seele einerseits von Grund aus Selbstbewußtsein sei und andererseits ein selbständiges Wesen sei. Sobald man beide miteinander combinirt, sieht man daraus sofort die Hauptfäße seines Pantheismus entspringen. Er sagt beide in folgender Definition der Seele zusammen (S. 9):

Unter Seele verstehe ich das einheitliche Wesen, was niemand als sich selbst erscheint, in uns wie anderwärts, wo immer ein solches vorkommt; sich selber hell, für jedes äußere Auge finster; zum mindesten sinnliche Empfindungen in sich verknüpfend, über welche nach Maßgabe, als die Seelenstufe höher steigt, das Bewußtsein höherer und höherer Beziehungen sich aufbaut.

Nun ist zwar das Selbstbewußtsein kein „Wesen“, sondern ein Zustand unserer Person, welcher ihr im

Wachen widerfährt, während des Schlafes aber, ohne daß sie dadurch Schaden nähme, wieder verloren geht. Das weiß natürlich der scharfsinnige Fechner so gut wie jedes Kind. Und auf dieser Spitze eben balancirt seine Idee. Die Seele, welche innerhalb der Erscheinung nicht Wesen, sondern Zustand ist, soll an sich selbst Wesen sein. Dieses kann sie aber nur dann sein, wenn sie zugleich höchstes Wesen ist, wenn die bewußten Zustände in der Welt nicht Zustände an der Materie und ebenso wenig Zustände an unbewußten Seelensubstanzen (Monaden), sondern selbst eine Theilnahme und ein Antheil an dem Wesen sind, welches auf selbständige und unvergängliche Weise Selbstbewußtsein ist. Folglich sind alle Seelen integrierende Theile einer selbstbewußten, ewig wachen Urseele oder Weltseele, Funken im göttlichen Feuermeer. Ihr Bewußtsein ist das Bewußtsein der Weltseele in ihnen. Ihr Ich ist ein Fenster, durch welches das überschwenglich helle Licht der großen Weltsonne in den trüben und dumpfen Kerker der isolirten Person einbricht. Ihre Vernunft ist der in das Fenster hineinleuchtende Strahl, ein Theil der allgegenwärtigen Helligkeit selbst. Ihr freier Wille ist die spontane Thätigkeit dieses Lichts, welches die Eigenschaft besitzt, überall, wo es wirkt, die Reize seiner Thätigkeit nicht von außen her, sondern ganz allein aus sich selbst und von innen her zu empfangen.

Der Fechner'sche Pantheismus hat vor dem vulgären Pantheismus einen großen religiösen Vorzug. Denn während die Weltseele des letztern eine schlafende ist, so verdient die des erstern vielmehr den Namen eines Weltgeistes, sofern wir unter Geist immer eine wache Seele und niemals eine schlafende verstehen. Einer schlafenden Weltseele ist der Name der Gottheit immer noch streitig zu machen, einer wachen nicht mehr. Und folglich ist der Pantheismus der wachen Weltseele so weit und so groß, daß auch selbst noch der ganze Theismus hinreichend mit Platz innerhalb seiner findet, um sich mit Behagen und nach aller Bequemlichkeit in ihm ausbreiten zu können.

Aber die Weite und Größe dieses Standpunktes reicht noch weiter. Auch der Materialismus hat in ihm Platz, insofern auch hier die ewige Materie für die Grundlage aller Dinge anerkannt wird. Sie ist der lebendige Leib, ohne welchen die Weltseele nicht zu bestehen vermöchte, der große und ewige Leib, welcher in den Gestirnen als seinen lebendigen Organen wächst und sich bewegt, wie unser eigener Leib in seinen Zellen, aus denen er zusammengesetzt ist. Nehmen wir hinzu, daß in unsern eigenen Leibern der Erdplaner seine Empfindungs- und Denkgorgane an die Oberfläche treibt, so rundet sich diese Weltansicht einerseits zu einer Stufenfolge aus organischen Leibern, andererseits zu einer Stufenfolge aus Seelen ab, deren Organe diese Leiber sind. Wie sich die einzelnen Gedanken zur ganzen Menschenseele verhalten, so die einzelne Menschenseele zur ganzen Erdseele, so die einzelne Planetenseele zur ganzen Weltseele.

Von dieser Seite betrachtet ist dieser Pantheismus daher ebenso sehr Materialismus zu nennen. Eben wegen dieses unverthiglichen materialistischen Anstrichs, welchen die

Sache hat, wird sich der reine oder speculative Idealismus auch niemals mit ihr befreunden können. So entgeht Fehner ein Bundesgenosse, dessen Zutritt seiner Idee eine starke Autorität hinzufügen würde, auf welche er nun verzichten muß. Er ist scharfblickend genug, um zu sehen, daß zwischen seiner Idee und der Kant'schen Speculation eine unübersteigliche Kluft besteht, während die geistigen Eroberungen dieser Speculation unermüdlich siegreich vorwärts schreiten, und er sucht sich gelassen in sein Schicksal zu fügen, so gut er kann.

Zwar besteht zwischen der idealistischen Seite seiner Weltanschauung und dem Kant'schen Idealismus eine unverkennbare Verwandtschaft. Denn auch die Kant'schen Idealisten befrüchten zwischen dem Weltgeist und den einzelnen Menschen-seelen keine trennende Kluft, sondern halten den Weltgeist für die Thätigkeit der allgemeinen Vernunft, welche in allen Einzel-seelen, soweit dieselben vernünftig sind, eben ihre Vernunft selbst ausmacht. Auch dem Idealisten ist die Einzelseele nur erkennend als ein integrierender Theil der Weltseele, welche in ihm erkennt. So weit die Einzelseele vom Bande des Allgemeinen abgetrennt wird, so weit hört ihr Bewußtsein auf. Auch dem Idealisten ist die Einzelseele nur so weit moralisch frei, als sie ein integrierender Theil der Weltseele ist, welcher vermöge seiner Isolation die Fähigkeit erlangt, dem Gesetze des Allgemeinen gemäß oder zuwiderzuhandeln. So weit die Einzelseele vom Bande des Allgemeinen abgetrennt wird, so weit hört ihre moralische Freiheit auf. Auch der Idealist legt dem Weltgeiste nicht einen bloßen Einzelwillen bei, sondern erkennt in ihm das allgemeine Gesetz der geistigen Existenz, innerhalb dessen die freien Einzelwillen in den sinnlichen Personen spielen mit der Freiheit, sich ihm zu oder von ihm abzuwenden. In allen diesen Punkten ist Fehner mit den Idealisten einverstanden.

Der Unterschied liegt auf der materiellen Seite. Die Weltseele bedarf nach Fehner der ewigen Materie zu ihrer Unterstüßung und Unterlage. Das bedeutet dem Idealisten gerade so viel, als wenn das Gehäß, woran die Glocke hängt, der Glocke zu seiner Unterlage bedürfte. Dem Idealisten ist das schlechthin Seiende das Gesetz und die Thätigkeit der Vernunft. Ihre Thätigkeit hängt an ihrem Gesetz. Denn ihre Thätigkeit ist die Beziehung ihres Gesetzes auf den Stoff der Erfahrung. Die Vernunft bedarf folglich dem Idealisten zu ihrer Existenz nichts weiter, als nur allein sich selbst. Sie wandelt frank und frei einher, gleichsam auf dem lebendigen Doppelfuße des theoretischen und praktischen Gesetzes. Fehner, als Physiker mehr an das empirische als speculative Denken gewöhnt und aus dem freischwebenden Gange Gefahr fürchtend, gibt ihr Krücken zu, woran sie hinken soll, nämlich die Krücken der Gestirne. Er bemerkt nicht, daß der Starke der Starken, den er gern stützen möchte, seiner Krücken nicht bedarf; daß die Krücken, weit entfernt, ihn zu tragen, nur an seinen Hüften baumeln und taumeln als lästige Bieathen.

Ein anderer Unterschied ist der folgende. Der Weltgeist oder die schlechthin allgemeine Thätigkeit der Ver-

nunft ist dem Idealisten nur einer. Es kann daher für die verschiedenen Völker im Weltall, wie die Gestirne, nicht besondere Geister dieser Art geben, sondern der Erdgeist als die in der Menschheit des Erdbplaneten sich manifestirende Vernunft muß ohne allen denkbaren Unterschied völlig derselbe sein, als z. B. der Venusgeist oder die in den Denkforgonen des Venusplaneten denkende Vernunft. Hieraus zwei voneinander unterschiedene Gestirns-seelen zu machen, wie Fehner thut, ist dem Idealisten durch sein Princip auf das strengste untersagt.

Diese völlige Ueberlässigkeit der Gestirne für die Existenz des Weltgeistes kann jedoch den Idealisten nicht hindern, den Anregungen, welche Fehner's Gestirnslehre in die Wissenschaft gebracht hat, ein eigenthümliches Verdienst zuzuerkennen. Fehner hat durch diese Anregungen zu allererst ein Mysterium unsers Lebens berührt, an welchem bisher der Idealismus unachtsam und mit abgewandten Blicken vorbeigegangen ist, welchem er aber, seitdem der Punkt einmal ist zur Sprache gebracht worden, sein Nachdenken nicht fortwährend wird entziehen können. Es ist dies ein Punkt, welcher mit dem von Orube so glücklich discutirten Verhältniß von Triebleben und Vernunft aufs genaueste zusammenhängt und auf folgenden Gedankengang hinausläuft.

Die Vernunft ist nur eine, das Triebleben hingegen ein mannichfaltiges. Die dunkeln Triebe gehören dem Einzelwesen, die Vernunft dem Allgemeinen. Als unbewußtes Triebleben ist die Seele abgetrennte Monade, als bewußte Vernunft hingegen eine Function des Weltgeistes. Die Einzelseele gehört dem Planeten, die Vernunft dem Weltall. Bildet nun das Triebleben, wie Orube nachweist, nicht ein bloßes physikalisches Phänomen, sondern eine eigenthümliche Wesenstufe von unbewußter Natur, welche zwischen der Physik einerseits und dem Bewußtsein andererseits in der Mitte schwebt, so bildet das auf dem Planeten entwickelte Seelenleben, soweit es ein unbewußtes ist, ein von ihm nicht abtrennbares und folglich ganz mit zu ihm gehöriges Wesen von seelenhafter Natur, oder eine Gestirnsseele. Wie nun soll sich diese einzelne und isolirte Gestirnsseele zum allgemeinen Weltgeist verhalten? Doch wol wie das Triebleben zur denkenden Vernunft, oder wie der schlafende Theil unserer Seele zum wachen Theile derselben. Wir werden also das Phänomen des Erwachens und Einschlafens genauer studiren müssen, als es bisher geschehen ist, wenn hier tiefer eingedrungen werden soll. Denn unser Aufwachen hebt uns alle Morgen ebenso sehr aufs neue in den moralischen Proceß und in die moralische Weltordnung des allgemeinen und einen Weltgeistes empor, als unser Einschlafen uns alle Abend aufs neue in den isolirten Abort der speciellen und unbewußten Gestirnsseele gleichwie in ein Gefängniß zurückbannt.

Wie sich aber ein solches Verhältniß genauer gestalten dürfte, das ist nach den Ergebnissen der heutigen Speculation noch ein tiefes Mysterium, und es ist daher höchst dankenswerth, daß Fehner auf diese grabestiefe Lücke in unserer Wissenschaft unermüdlich mit dem Finger deutet. Obgleich der Idealist auf das wissenschaftliche Angebot seines

„Sens-Impressa“ aus den angegebenen Gründen nicht eingehen kann, so kann er doch die Frage nach dem Verhältniß der vielen unbewußten Geisteskräfte zum einen bewußten Universalgeiste keineswegs ablehnen: eine Frage, deren Hervorhebung sehr geeignet ist, den erwachten Eifer in der empirischen Psychologie immer mehr anzuspornen und zugleich das häufig schief gefaßte Verhältniß der empirischen Psychologie zur Speculation in die richtige Lage zu rücken. Die Psychologie faßt dieses Verhältniß am richtigsten, wenn sie es sich denkt als das Verhältniß des Trieblebens zur Vernunft oder der Erde zum Weltall. Weitet die Speculation kühn den Blick über die engen Schranken unsers Planeten hinaus bis in die allgemeinsten kosmischen Beziehungen hinein:

Wo alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt,
Wo Himmelskräfte auf- und niedersteigen
Und sich die goldenen Eimer reichen —

so steigt die Psychologie in das unbewußte Triebleben und seine trübe Sinnenglut wie in ein Bergwerk des einzelnen Geistes:

Du Geist der Erde bist mir näher;
Schon fühl' ich meine Sinnen höher,
Schon glüh' ich wie von neuem Wein.

Dabei würde dann auch innerhalb der über die Erdseele anzustellenden Hypothesen die nähere Beschaffenheit der Pflanzenseele ein hauptsächliches und wichtiges Thema bilden, in Beziehung dessen Fehner in seiner „Manna“ ebenfalls vorgearbeitet hat, freilich wieder so, daß man schwer damit zufrieden sein kann. Es wird deswegen wol am Orte sein, hierüber noch einiges Nähere zu bemerken.

Fehner schreibt sowohl den Pflanzen als den Thieren nicht nur Seele zu, sondern auch Bewußtsein. Denn beides hält er zufolge der angegebenen Definition für unzertrennlich. Aber gerade die nähere Beschaffenheit des Trieblebens in den Pflanzen, sowie auch in den gehirnlosen Thieren, ist geeignet, uns an dieser von Fehner geglaubten Unzertrennlichkeit auf das stärkste irre zu machen. Verstehen wir unter Seele das Triebleben überhaupt im Gegensatz zu den bloß physikalischen Processen, so sind die Pflanzen ohne Zweifel beseelte Wesen. Denn sie werden geboren und sterben, sie nehmen Nahrung und assimiliren dieselbe, sie wachsen und pflanzen sich fort, sie haben eine von innen regulirte Reizbarkeit gegen Eindrücke. Dagegen zeigen sie von Bewußtsein oder eigener Wahrnehmung dessen, was sie thun und leiden, ebenso wenig Spuren als die gehirnlosen Thiere. Diese Thiere verrichten alles, was sie thun, ohne selbst das mindeste von dem zu wissen, was sie thun. Eben darum verrichten sie alles mit so großer Sicherheit, weil sie über nichts im Stande sind, sich eines andern zu besinnen. Sie besinnen sich über nichts, sie erfahren nichts, sie lernen nichts, sie merken sich nichts Neues, sie nehmen daher auch nichts von allem wahr, was ihnen begegnet. Denn worauf man nicht merkt, das nimmt man auch nicht wahr, das bleibt auch nicht im Gedächtniß. Daher machte bereits Aristoteles den wichtigen Unterschied zwischen Thieren mit Gedächtniß und ohne Gedächtniß. Es ist der Unterschied von Thieren mit

Wahrnehmung und ohne Wahrnehmung: Unsere eigene Seele verrichtet viele Triebfunctionen ohne Wahrnehmung derselben, wie das Wachsen und das Verdauen; andere abwechselnd, sobald bald eine Wahrnehmung derselben eintritt, bald wieder entschlundet, wie beim Niesen oder beim Schlagen.

Allerdings läßt sich hierauf immer noch mit Fehner erwidern: Zwar assimilst du und wachst du selbst ohne Bewußtsein. Woher weißt du denn aber, ob es die Pflanzen nicht mit Bewußtsein thun? Zwar machst du selbst instincthafte Bewegungen häufig wider Willen und ohne Bewußtsein. Woher weißt du denn aber, ob die Ameisen die Bewegungen ihrer Instincte nicht mit Willen und Bewußtsein verrichten?

Wir glauben, daß in diesem Betreff die Natur uns einen Leitfaden an die Hand gibt, welcher uns sicher führt, wenn wir ihn recht zu benutzen verstehen. Der Leitfaden besteht im Geseze unserer Angewohnungen. Sobald wir uns in irgendeine Fertigkeit oder Geschicklichkeit vergeistet hineingewöhnt haben, daß sie uns gar keine Mühe mehr macht, so zieht sich das Bewußtsein oder die Wahrnehmung in demselben Grade aus ihr immer mehr zurück, tritt aber in dem Grade aufs neue in sie ein, in welchem vorkommendenfalls die Bewegung ohne Zuhilfenahme eines besondern Aufmerkens sich nicht vollständig vollziehen kann. Einen gewohnten Weg legen wir so lange ohne Wahrnehmung dessen, was wir thun, zurück, bis ein Stein, an den wir stoßen, bewirkt, daß wir uns der zu machenden Schritte bewußt werden, damit wir über die holperige Stelle ohne erneuerten Anstoß hinweggelangen. Wir athmen insgemein ohne Bewußtsein fort, bis eine beklemmende Luft oder ein Uebelgeruch uns das Athmen in die Wahrnehmung bringt, damit wir das Fenster öffnen oder uns ins Freie begeben. Und so läßt sich in allen Fällen unsers eigenen Lebens verfolgen, daß in den Processen des Vorstellens wie des Begehrens das Bewußtsein oder die Wahrnehmung jedesmal nur so weit zum Vorschein kommt, als seine Anwesenheit zur Verrichtung derselben nöthig ist, soweit sie nicht mehr nöthig ist, entweicht. Sollte nun wol in solchen Triebprocessen, in denen das Bewußtsein zu ihrer vollständigen Vollziehung nie und nirgends nöthig ist, dasselbe jemals zum Vorschein kommen können?

Nehmen wir also auch gern mit Fehner eine bewußte Weltseele an, so haben wir doch darum noch gar nicht nöthig, mit dem Lichte ihres Bewußtseins alle Ecken und Winkel des Weltalls dermaßen zu erfüllen, daß wir uns zuletzt vor lauter Glanz so wenig zu lassen wissen, wie König Midas vor lauter Gold. Im Gegentheil möchte das die Gemüther vieler, die uns sonst wol geneigt wären, scheu und abspenstig machen. Sondern wir werden weit besser thun und weit sinniger handeln, wenn wir das Bewußtsein der Weltseele nach demselben Geseze in die unbewußten Triebprocessen der einzelnen dunkeln Geistesseele eindringen lassen, nach welchem in unserer eigenen Seele das Bewußtsein ins unbewußte Triebleben eindringt. Nur soweit das Bewußtsein unumgänglich nöthig ist

und ohne dasselbe die Proceffe stocken und in die Irrt gehen würden, werden wir mit Grund künftige Seelen machen dürfen. Soweit hingegen Bewusstseins nicht nötig ist und die psychologischen Proceffe auch ohne Wahrnehmung und Aufmerksamkeitsvollziehbarkeit sind, werden wir unbewusste Seelen annehmen haben, in Thieren und Pflanzen, Ländern und Meeren, Sonnen und Erden.

Karl Forstlage.

Humoristische und pseudohumoristische Literatur.

Wir haben bei verschiedenen sich dazu bietenden Anlässen in d. Bl. wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß zwar das Publikum seinen „Kladderadatsch“ und seine „Fliegenden Blätter“ gern liest, von der „Johstade“ Auflage auf Auflage kauft und der berliner und wiener Post auf der Bühne mit nur zu großer Nachgiebigkeit entgegenkommt, daß dagegen die Kritik und die Literaturgeschichtschreibung gegen die komische und humoristische Literatur beharrlich ablehnend oder ablehnend verhalten. Manche derselben behandeln unsere älteren Humoristen mit einem pedantischen Grabe, als ob diese die grämlichsten Leute gewesen wären, vom Volkshumor wissen sie nichts, und die Erzeugnisse des modernen Humors ignorieren sie so gut wie gänzlich, während sie Producte ernster Gattung, die zum Theil nicht im mindesten werthvoller sind, in Masse aufführen. Unter den Geschichtschreibern der modernen Literatur hat unser Wissen nur Rudolf Gottschall in dem betreffenden Theile der nützlichsten Humoristik ein besonderes Kapitel gewidmet, das aber aus Mangel an Vorarbeiten so ziemlich auch das ungenügendste des ganzen Buchs sein mag. Manche gehen sogar soweit, dem deutschen Volke überhaupt alle ursprüngliche Anlage zur Komik abzuspochen, und doch haben wir die Schwänke Tyll Eulenspiegel's, die köstliche Geschichte vom Reineke Fuchs, welche, als Goethe sie bezeichnete, Herder in einem Briefe an Gleim das größte Epos aller Zeiten und Nationen seit Homer zu nennen vermögen genug war, die Abenteuer des Barons Münchhausen, welche sogar der ernste Barnhagen das Lieblingsbuch seiner Jugend und ein „Meisterstück deutscher Satire“ nannte, kurz so viele in aller Welt typisch gewordene komische Schöpfungen, daß Carlisle 1827 in dem „Edinburgh review“ behauptete, vier Fünftel alles dessen, was Europa im 16. und 17. Jahrhundert an komischer und humoristischer Literatur besessen, habe es Deutschland zu danken gehabt. Johann Bismart, Georg Rollenhagen, Andreas Gryphus, der ober die Verfasser der Schilbingeren, Abraham a Sancta Clara, bei dessen Humor selbst Schiller in seiner Kapuzinerrede Anleihen machte und den wir für einen der originellsten Humoristen aller Zeiten zu halten uns erlauben, der geistvolle Richterberg, dem die „Revue de Paris“ noch vor ihrem Erscheinen einen längeren Artikel voll größter Anerkennung widmete, Rabener, Hippel, Thümmel, Matthias Claudius, Justus Möser, der sogar die unveräußerlichen Rechte des Harkas in Schutz nahm, Wieland, der Verfasser der „Abberiten“, Kobbe, der Verfasser der gleichfalls typisch gewordenen „Kleinräuber“, Lortz, der Verfasser der nun bereits in zehnter Auf-

lage erschienenen „Johstade“, Goethe, dessen Humor sich in seinen Wappenspielen bis zum äußersten Rathwillen verflieg, Jean Paul, Tieck, Hoffmann, der Verfasser des „Kater Murr“, sie alle waren Deutsche — und doch sollen wir keine komische Literatur besessen haben, über die in unsern Literaturgeschichten zu sprechen sich verlohnt!

Sind wir inzwischen zu alt und dadurch zu grämlich und hypochondrisch geworden, um uns noch den heitern Spielen der komischen Muse mit Anstand überlassen zu dürfen? Oder haben diejenigen recht, welche behaupten, unsere Zeit sei zu ernst und mit zu wichtigen Aufgaben erfüllt, als daß die komische Literatur, etwas mit Ausnahme des politischen Stachelwieses im berliner Geschmack des „Kladderadatsch“, in unsern Tagen angebaut werden dürfe? Als ob es in der Entwicklung der europäischen Culturvölker je eine Periode gegeben hätte, die das spasshaft gewesen wäre und nicht ihrer eigenthümlich wichtigen Aufgaben zu erfüllen gehabt hätte! Gab es doch gar keine ernstere Zeit als die der Reformation, und doch stand während derselben neben dem Kirchenliede eigentlich nur die komische Literatur in Blüte! Und als ob es nicht in der socialen, politischen, kirchlichen und sittlichen Welt eine Menge von Schäden, Mängeln, Gebrechen und Krankheiten gäbe, denen zum Zweck der Beseitigung und Besserung nur oder doch am wirksamsten vermittelt der komischen und satirischen Darstellung beizukommen ist! Auch wir verwerfen den bloßen Spass um des Spasses willen, die frivole Länderei, die sich abhegende Witz- und Wortspieljagd, das Einkleiden nichtsagender Anekdoten in flache Verse und Reime, oder wir erkennen wenigstens diesen Spiel- und Abarten des Komischen keinen literarischen Werth zu. Irgendeinen ernsthaften Hintergrund oder Hintergedanken muß jedes komische Product haben, das auf dauernden Werth und auf literarische Bedeutung Anspruch machen will. Freilich ist es das Los manches uneigennütigen und sonst verdienstvollen Satirikers, mit den Zuständen vergessen zu werden, zu deren Beseitigung er das Seltene beitrug. Rabener hatte für seine Zeit gewiß eine große Bedeutung, die selbst Goethe wohl zu würdigen wußte. Jetzt findet man ihn ungenießbar. Und doch haben wir Grund ihm gar sehr dankbar zu sein; denn wenigstens gegen das Stelzopfige des damaligen Gelehrtenthums, gegen die bornirte und brutale Arroganz nichtswissender, gefrässiger, läppiger, hochmüthiger und hohlköpfiger Landjunker, gegen die devote Bedientenhaftigkeit der damaligen Hauslehrer oder Candidaten, die sich für wenige Groschen Fußtritte, Mißhandlungen und Zumuthungen der größten Art gefallen ließen, gegen die Bereitwilligkeit der Gouvernantinnen, sich auch zu andern Dienstleistungen herzugeben u. s. w., führte er eine gute oder doch zu seiner Zeit wirksame Klinge, und wenn es in diesen Regionen besser, wenn auch noch nicht zum allerbesten geworden ist, so verdanken wir gerade in dieser Hinsicht vielleicht dem alten Rabener mehr als allem Odenpomp Klopstock's und allem Idealismus Schiller's und Goethe's.

Rabener, dessen „Satirische Briefe“ in einer Menge von Auflagen und Nachdrucken in Deutschland verbreitet

waren und kaum in einer gebildeten Familie fehlen durften, war seinerzeit ein auch von der Kritik und allen Literaturbesessenen hochgeachteter Autor, der neben den besten und ernsthaftesten Schriftstellern genannt und sogar, was er keineswegs verdient, den Dichtern beigezählt wurde. Heutzutage würde selbst ein geistvollerer, weniger zahme und einer glänzenderen Prosa mächtiger Satiriker niemals zu dieser Ehre gelangen. Heine's Popularität stützte sich nicht bloß auf seine Satire, und viele, die für seine mehr sentimentalen Lieder schwärmten, verabscheuten ihn als Satiriker und Spasmacher; sie beklagten seine Adagios und Andantes, piffen aber seine übermuthwilligen und allzu persönlichen Scherzandos aus. Es hat sich in der That in der Kritik und vermittelt dieser bei einem großen Theile des sogenannten gebildeten Publikums die Ansicht festgesetzt, daß witzige und humoristische Producte durchaus keinen literarischen Marktwert haben. Daß bei solchen Anschauungen Aristophanische Komödien und Cervantes'sche und Smoller'sche Romane für den Augenblick in Deutschland nur schwer geheißen können, ist klar. Die humoristischen Talente verlieren das Vertrauen auf sich, sie verlieren den Muth, sich an umfangreiche Compositionen zu wagen, und so haben wir seit einer Reihe von Jahren auf diesem Gebiete fast nur kleine Wägen zu registriren gehabt, wie die meisten derjenigen sind, welche wir heute besprechen wollen und unter denen sich noch dazu einige von sehr zweifelhaftem, pseudohumoristischem Charakter befinden. Nur einer dieser Verfasser hat sich sogar an einen dreibändigen Roman gewagt.

1. *Moderne Vagabunden. Humberg-Reise eines Abenteurers.* Seitenstück zu R. von Holtei's *Vagabunden*. Mit Titelzeichnung. Berlin, Cassar. 1862. Br. 8. 1 Thlr.
2. *Die Schnurranten. Vom Schalksnarren Udo.* Mainz. 1862. Gr. 16. 15 Ngr.
3. *Das Männchen P...s von Brüssel.* Humoreske von A. von Winterfeld. Zweite Auflage. Berlin, Gerschel. 1863. Gr. 16. 15 Ngr.
4. *Frisch gesungen! Ein Sängerbrevier in heitern Liedern für Deutschlands Liedertafeln* von Ludwig Bauer. Berlin, Riegel. 1861. 16. 10 Ngr.
5. *Narr und Sänger. Scene von Wilhelm vonISING.* Neu bearbeitet und für die Bühne eingerichtet. Mit Duetten von Henry Livendell. Rassel, Frenschmidt. 1862. 16. 7½ Ngr.
6. *Fliegenschwämme.* Humoristisch-satirische, politische und unpolitische Ein- und Ausfälle des J. U. Dr. August Lissowsky. Prag, Dominicus. 1862. 8. 24 Ngr.
7. *Herkules Schwach.* Humoristischer Roman von August Silberstein. Drei Bände. München, Fleischmann. 1863. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Als Verfasser der Schrift „*Moderne Vagabunden*“ (Nr. 1) ist öffentlich Emil Bacano genannt worden, derselbe Schauspieler, dessen Roman „*Mysterien des Welt- und Bühnenlebens*“ zu den skandalösesten und obsequenstreichsten Nachwerken neuester Zeit gehören soll. Man schildert ihn uns brieflich als einen ganz originellen Menschen, der, im Widerspruch mit seinen Schriften und Grundsätzen, im Umgange schüchtern, fast blöde und zurückhaltend sei; er sei sehr belesen, spreche englisch, französisch, spanisch und italienisch und nehme seine Stoffe vorzugsweise aus Criminalzeitungen. Er sei wenige Jahre über 20 alt, werde aber von allen für viel älter gehalten. Ueber Wien, Brunn, Prag,

Lemberg und Gernowiz sei derselbe nicht hinausgekommen u. s. w. Der Verfasser vorliegender Erzählung gibt selbst (S. 192) an, daß er sein Werkchen unter dem „grauen Himmel Oesterreichs“ schreibe; er hat es bei dem berliner „Theaterbuchhändler“ Bloch verlegt; der Inhalt verräth überhaupt große Vertrautheit mit den europäischen Bühnen und Bühnengrößen, große Belesenheit, viel moderne Sprachkenntniß; Criminalzeitungen und Skandal- und Theaterblätter scheinen weiblich benutzt zu sein und an cynischer Triviolität und Indiscretion fehlt es auch nicht. Somit läßt alles allerdings auf die Autorschaft Bacano's, dieses noch sehr jungen aber welterfahrenen Menschen schließen, der mit einer sehr ausgiebigen, sich aber vorzugsweise im Gebiete widerlicher Vorkellungen bewegenden Phantasie begabt ist. Wäre er nicht der Verfasser, so müßte er noch irgendnein seiner würdigen Doppelgänger haben.

Der Verfasser beschäftigt sich in seinem Buche mit den verschiedenen Arten des modernen Humberg; denn auch die antike Welt kannte ihn schon zu den Zeiten ihres Untergangs. Nero, als er seine närrische Künstler- und Virtuosenfahrt durch Griechenland anstellte, und jener andere römische Kaiser, welcher Trophäen und Gefangene ankaufte, um damit einen Triumphzug halten und dem römischen Volk Schlachten und Siege vorgegaukeln zu können, die er nie gewonnen hatte, gehörten zu den größten Humbergisten aller Zeiten und Nationen. Der Humberg erscheint jumeist nur in Zeiten des Niedergangs eines Volks, wenn es von der alten Vätersitte abgefallen ist, wenn Selbst- und Gewinnsucht, Wohlleben, Luxus, Triviolität, Schamlosigkeit und ungemessene Eitelkeit es verderbt haben. Man kennt ihn und bedient sich seiner, wie man weiß, auch in Europa, wo er leider gleichfalls schon die Heerstraßen des öffentlichen Verkehrs unsicher macht, nicht bloß auf dem Gebiete des praktischen Geschäfts, sondern bereits auch auf dem Gebiete des geistigen Lebens. Im größten Stile wird er aber in jenen sogenannten Vereinigten Staaten getrieben, welche Nikolaus Lenau nach seiner Rückkehr von dort mit Entrüstung und Abscheu nur die „verschweineten Staaten“ zu nennen pflegte. Am höchsten gipfelte sich wol dieser Humberg gegenwärtig in der Secession der Südstaaten, in dem mörderischen Kriege, in welchem sich die beiderseitigen Armeen immer wie Gangbälle hin- und herwerfen und gegeneinander abprallen, ohne wesentlich weiter zu kommen, in den Recht und Freiheit schraubenden Proclamationen der beiderseitigen Präsidenten, die sich in der That bereits die Stellung von Dictatoren und Autokraten erhuben zu haben scheinen, in der Erregung von eiteln Advocaten zu Feldobersten und Generalen und von bankrottten Bierwirthen und vacirenden Schauspielern zu Feldkaplanen oder „Feldpfaffen“ u. s. w. Schade nur, daß dieser grandiose aber faule Humberg so viel Thränen, so viel Gut und Blut kostet, so viel wahre Calamität, die kein Humberg ist, über die ganze Welt verbreitet und zuletzt vielleicht, wie fast zu fürchten ist, die ganze Republik durch eine noch ungeahnte ungeheuerere Katastrophe in die Luft gehen lassen wird. Nach diesem erwählten Lande des Humberg, des Snobismus, des Puffs, des Schwindels, des Rowdy- und Coasferismus hat denn auch der Verfasser den Hauptscenaplatz seiner Erzählung verlegt.

Leider ist das Buch selbst ein Humberg, und zwar nach allen Richtungen hin. Schon das bunte Aushängeschild, die Titelzeichnung, bezeichnet es fälschlich als ein Seitenstück zu R. von Holtei's „*Vagabunden*“, wiewol es in seiner Tendenz, seiner Structur, seiner Schreibweise mit dem zwar bisweilen etwas frivolen, aber im ganzen charmanten, naiven und unterhaltenden Buche Holtei's durchaus nichts Verwandtes hat, ausgenommen daß in beiden Büchern Vagabunden und Abenteurer auftreten. Im Vorbeigehen möchten wir hier nur fragen, woher es doch kommt, daß das deutsche Publikum an Gauflern und Mesvagabunden so viel Interesse zu nehmen scheint, um ganze Romane verdauen zu können, welche sich mit dem Wüsten und gehaltenen Treiben dieses mit abenteuerlichen Klittern aufgeputzten zigeunerhaften Völkchens beschäftigen. Dem gebildeten englischen Publikum dürfte kein Autor dergleichen zumuthen.

Der Verfasser läßt in einer Art Memoirenform den Gaulein Spanza Orbelliani seine Fahrten und Abenteuer beschreiben, die er allein oder in Verbindung mit dem Wunderspeculanten Tintle in Brasilien, Mexico und besonders den Vereinigten Staaten besteht. Der Leser lernt auf dieser Vagabundentour unter andern Miß Ella, den Seiltänzer Blondin, Lola Montez als moralische Vorleserin, Barnum, diesen „König des Humbug“, die Albina Mrs. Swardleton, die Geisterklopferin Mrs. Cumming, aber auch Virtuosen und Sänger und Sängerinnen, wie Gordini, die Albini u. s. w. kennen. Denn der Verfasser verfolgt mit Recht den Humbug auch auf künstlerischem und literarischem Gebiete. Ein Dichter z. B., sagt er, müsse heute „unmögliche und undenkliche Welten und Stellungen“ erschaffen und dadurch die abgestumpften Nerven reizen, um Leser und Bewunderer zu finden. So habe der jüngere Dumas die „Monde Camélias“, Henri Murger die „Bohèmes“, die Bercher-Howe, deren „Onkel Tom“ der „glücklichste literarische Humbug der neuern Zeit“ genannt wird, die „wie nichtige Sonntagsprediger declamierenden Sklaven“, Dickens die häßlichen Caricaturen seiner Advocaten erfunden. Was die Künstler und Künstlerinnen betrifft, so wird z. B. dem Sänger Lambertini die Kosetterie mit seinen weißen Händen, der Rachel in Kosetterie mit ihrer Häßlichkeit, der Jenny Lind der Humbug „des Wohlthuns, des Wohlseins, der Anreden“, überhaupt „Larufferie“ vorgeworfen u. s. w. Von den deutschen Dichtern, namentlich den Musikegenies, wird behauptet, daß sie von Eigenbäuel und Selbstüberhöhung aufgeblasen, arrogant, überhaupt die „par excellence Unaussehlischen“ seien.

Die Frivolität des Verfassers zeigt sich namentlich auch in den Schmäuzen, welche er sich dem ehemaligen Freischarenführer und jetzigen Generalaspiranten Friedrich Hecker in den Mund zu lassen erlaubt. Dieser bezeichnet in einem Gespräch mit Speyer die Art, wie der General Sagen bei Randern fiel, geradezu als einen „schändlichen, niederträchtigen Mordelmord“, welcher seine Willkür geleitet habe; er bezeichnet das Ganze als eine „Kunde der Freiheit“; als Humbug bezeichnet er „jene Scham, die kein Deutsch konnten und doch für die deutsche Freiheit zu kämpfen vorgaben“, als Humbug „jene Volksevertreter, welche (wie Brentano) in Glacéhandschuhen die Fahne des Aufstiegs schwenkten“, als Humbug „jene Weiber in Männertracht, wie die Kinde und die Blenker“, als Humbug „jene Nationalitäten, die wie Pilze aus der Erde hervorschoßen“ u. s. w. Die Frivolität beruht hier darin, daß der Verfasser seine Privatanfichten, die ihm freistehen, jemand in den Mund legt, der sicherlich seinen alten politischen Standpunkt noch nicht aufgegeben hat, und es gibt gläubige und gedankenlose Leser genug, welche alles für wahr halten, was ein leichtfertiger Romanfabrikant ihnen antrifft.

An Schreibtalent und an einem gewissen scharfen aber ganzlich lakonischem und gemüthlosen Einblick in die sociale Fäulnis fehlt es dem Verfasser nicht. Einzelnes ist nicht ohne Geist, z. B. die Charakteristik des Humbug und seiner Abarten, der Aclame, des Puffs, des Schwindels, des Snob u. s. w. (S. 15–21), und einige Lokalschilderungen; nur weiß man nicht, wie viel der Verfasser, der ja über Desterreich nicht hinauskam, bei seiner Sprachkenntnis und Belesenheit aus ausländischen Journalen und Schriften geschöpft hat. Dagegen stößt man in der ersten Hälfte auch auf Partien, welche, aus einer reinen Phantasie und aus dem Haschen nach abnormen Effecten hervorgegangen, nur Ekel und Abscheu erwecken können; der Verfasser besäuft sich hier förmlich im Genuß und in der Darstellung des absolut Frivolsten, Schœußlichsten und Widrigsten. Der Humbug ist ein Gegenstand, der mit Recht zu humoristischer Behandlung einludet, diese aber fehlt hier, und somit gehört das Buch mehr seinem Gegenstande, als seiner Behandlung nach in die Kategorie der humoristischen Literatur. Der Stil ist schamlos und schreitet meist in kurzen Sätzen fort wie folgende:

„Wir gaben Vorkellungen des Sonnambulismus, des Vulkanismus und des Magnetismus.“

„Mr. Tintle heilte alte und neue Brüche.“

„Er verkaufte eine Pommade, die verlicht machte und den Haarwuchs beförderte.“

„Ich verschlang Nägel, Dolsche und Säbel.“

„Er las in den Sternen die Vergangenheit, die Gegenwart und Zukunft eines jeden, der ihn seines Vertrauens würdigte.“

„Und der ihm zwei Dollars bezahlte“ u. s. w.

Dieser unliterarische und undeutsche Stil ist von französischen industriellen Schriftstellern erfunden worden, um mit möglichst weniger Schreiberei einen Druckbogen zu füllen und für das stipulirte Honorar möglichst viel weißes Papier zu liefern, und leider ist der Verfasser nicht der einzige in Deutschland, der ihn zu gleichem Zweck adoptirt hat.

Germann Marggraff.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Ludwig Uhland als Mann der Wissenschaft.

Ludwig Uhland. Ein Nachruf von Franz Pfeiffer. Zum Beiken des Uhland-Denkmal. Wien, G. Gerold's Sohn. 1862. 8. 4 Rgr.

In einer Notiz über „Ludwig Uhland's Beiträge zu Pfeiffer's „Germania““ in Nr. 1 d. Bl. fanden wir den Wunsch ausgesprochen, Uhland möge dort auch einmal nach jener gelehrten Richtung hin in allgemein faßlicher Weise monographisch geschildert werden. Dieser Wunsch ist durch das vorliegende Schriftchen erfüllt, wenn auch fürs erste mehr in anbeutender und anregender, als in völlig erschöpfender Weise. Keiner war wie Pfeiffer dazu berufen, dem trefflichen heimgegangenen Manne Worte der Erinnerung in jenem Sinne zu widmen. Beide waren Landsleute, Fachgenossen und Freunde, sie standen miteinander zwanzig Jahre lang theils im brieflichen Verkehr, theils in persönlicher Berührung, und Pfeiffer gesteht, daß ihm Uhland's Freundschaft eine reiche Quelle der Freude und des reichsten Glücks gewesen sei. Und so athmet auch dieser Nachruf eines Fachgenossen und Kenners jene wohlthunende Wärme des Gefühls, wie sie nur einem trauernden und zugleich dank erfüllten Freundesherzen entströmen kann.

Wie der Verfasser jener Notiz, so hat es auch Pfeiffer im Eingange seiner Betrachtung offen ausgesprochen, daß Uhland „als Mann der Wissenschaft“ nur wenig gekannt sei. „In ihm aber sind der Dichter, der Vaterlandsfreund und der Gelehrte aufs genaueste verbunden, alle drei Richtungen stehen in innigster Wechselbeziehung zueinander, und die Kenntniß der einen ist zum vollen Verständnisse der andern unbedingt nöthig.“

Mit kurzen aber treffenden Worten schildert Pfeiffer die Zeit, in welche Uhland's Jugend fiel. Man hat jene mit Recht die Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands genannt. Aber den kummervollen Tagen entkeimte auch diejenige Wissenschaft, die sich auch deshalb die deutsche nennen darf, weil sie an der geistigen und politischen Wiedergeburt Deutschlands den größten Antheil hat. Als Gelehrter hat Uhland allerdings nicht so bedeutsam eingewirkt wie Jakob Grimm, er festsetzte und begeisterte durch seine Lieder und Balladen, aber gleichwol bildete seine ernste Beschäftigung mit dem deutschen und romanischen Alterthume die wesentliche Grundlage seiner dichterischen Thätigkeit. Seinem gelehrten Sinne widerstand die nebel- und dämmerhafte Richtung der romantischen Schule, ihn trieb es zu den Quellen hin, aus denen er die Vorbilder zu seinen Gestaltungen schöpfen mußte, sollten diese der Gegenwart wirkliche und nachhaltige Befriedigung gewähren. Schon als Knabe lernte Uhland das Nibelungenlied (in dem alten Müller'schen Drucke) wie die merkwürdige dänische Sagen Geschichte des Soro Grammaticus kennen. Beide Bücher hatten mächtigen Einfluß auf ihn, und so zog ihn sein ganzes Leben das Volksmäßige, Sagenhafte und Mythologische in der altdeutschen Literatur vorzugsweise an. In der Kunstpoeie war es die Lyrik der Minnesänger, vor allen die Walther's von der Vogelweide, welcher er seine ganze Liebe

zuwandte. Für die Erkenntnis Uhland's als Dichter ist dieser

Scheitern über Walther ist durch mannichfache Unpasselichkeiten über diesen Gegenstand auch im einzelnen verastet; aber sein und ewig jung bleibt es trotzdem durch die Frische und Wahrheit der Zeichnung und Darstellung. Sehr fein und sinnig scheinen uns Pfeiffer's Bemerkungen über die so natürliche Hinnäherung Uhland's zu Walther zu sein:

„In der That gibt es in unserer Literatur keine zwei Dichternaturen, die sich in allem so sympathisch, so verwandt wären wie Walther und Uhland. Der lebendige Sinn für die Natur und ihr geheimnisvolles Leben und Weben, das innige Empfinden für die selige goldene Zeit des Leuges und der Liebe, die Vergeistigung für alles Süße, was Menschenbrunst durchdringt, und alles Hohe, was Menschenherz erhebt, dabei die überwallende Liebe zur deutschen Heimat, das warme Erfassen des deutschen Wesens und der deutschen Art, das Herz fürs Volk und für des Vaterlandes Ruhm und Größe: all das finden wir nirgends in dem Maße vereinigt wie in diesen beiden Dichtern.“

Im Jahre 1830 fand Uhland durch die Ernennung zum Professor der deutschen Sprache und Literatur in Tübingen auch eine praktische Wirksamkeit für sein wissenschaftliches Gebiet; er las über das Nibelungenlied, über altdeutsche Literatur und über Sagen Geschichte der germanischen und romanischen Völker. Doch nur von kurzer Dauer war seine akademische Thätigkeit, schon im Jahre 1833 gab er den Staatsdienst auf, der ihm von seiten der Regierung zur Feststellung gemacht werden sollte. Mitten in die Zeit der württembergischen Verfassungskämpfe fiel das Erscheinen des „Mythus von Lohr“ als erster Band der „Sagenforschungen“. Der zweite Band, welcher den Mythus von Obbin (Wurttemberg) bringen sollte, gelangte nicht zum Abschluss.

Uhland's gelehrtes Hauptwerk ist die Sammlung alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder, welche in zwei Abtheilungen in den Jahren 1844 und 1845 herauskam. Der zweite Band verzweigt eine „Abhandlung“, die über die Gründe der Auswahl und Anordnung Rechenschaft geben sollte. Von dieser „Abhandlung“ sind nur Bruchstücke bekannt geworden, und zwar fanden sie Abdruck in Pfeiffer's „Germania“; es sind folgende Aufsätze, die, obwohl Bruchstücke des Ganzen, doch an sich selbständige und abgeschlossene Arbeiten sind: 1) „Zwei Gespielen“, 2) „Nacht der Nachtigall“, 3) „Sommer und Winter“. Mühen wir für die Veröffentlichung dieser Abschnitte dankbar sein, so lassen sie auf der andern Seite es schmerzhaft empfinden, daß das ganze Werk nicht völlig zu Stande kam. Uhland bezeichnet seine Volksliedersammlung als einen „Beitrag zur Geschichte des deutschen Volkslebens“, nicht aber sollte sie eine moralische oder ästhetische Muster Sammlung sein. Die Auswahl aus einer ungeheuren Fülle von handschriftlichen und gedruckten Quellen ist musterhaft. Es verdient überdies bemerkt zu werden, daß auch Uhland's Textbehandlung, in welcher er mit seinem Verständnis die rechte Mitte hielt zwischen unfundlicher Treue und kritischer Einwirkung zum Bedürfnisse des heutigen Lesers für Werke derselben Gattung musterhaft geworden ist.

Jene in der „Germania“ zur Veröffentlichung gelangten Arbeiten führen uns auf die andern Beiträge Uhland's zu dieser Zeitschrift. Wir können hier wol füglich auf die schon genannte Notiz in Nr. 1 d. Bl. verweisen und wollen nur das eine hinzufügen, daß Pfeiffer nach seinem eigenen Verständnis den Plan zur Gründung der „Germania“ im Sommer 1855 zuerst Uhland mittheilte und die Ausführung von seiner Theilnahme abhängig machte, und daß es ihm auch gelang, das anfängliche Bedenken, dem neuen Unternehmen seine Mitwirkung zuzufügen, nachdem Uhland jahrelang der Aufforderung zur Theilnahme an einer in Norddeutschland erscheinenden Zeitschrift desselben Fachs (Haupt's „Zeitschrift für deutsches Alterthum“) beharrlich widerstanden hatte, mit leichter Mühe zu überwinden.

Hiermit sind Uhland's Werke und Arbeiten auf dem Gebiete der deutschen Literatur und Sagenforschung betrachtet, der Verfasser berührt aber auch die Art und Weise, wie Uhland arbeitete. Pfeiffer hatte als Herausgeber einer Zeitschrift die

großen Kohlenbecken laßt erdrückten Männen der Kaiserlichen

hieren,

t und

So

bingen

altend.

„und

erre“

wich-

r des-

in ei-

stren-

Wit-

lufen“

Duar-

n aus-

hlung

t über

selbst

a den

Mythus

Dar-

s um-

t und

Stils

ig für

s und

s des

te als

ganz

land

An

schon

Brug

Mu-

n sel-

„zu

eiden-

i eine

hieren-

lanne,

amteit

licher

land's

side“.

eit zu

land's

keine Gelegenheit, eines Mitarbeiters Eigenkümlichkeit zu beobachten. Die von uns genannten Werke machen im Verhältniß zu Uhland's Jahren gewiß keine reiche Anzahl aus, Uhland war eben keineswegs ein rascher Arbeiter. Unermüdlich, ja und ausdauernd im Wisaammeln des Stoffe, den er von allen Seiten her, aus Büchern und Handschriften zusammentrug, jögerte er doch stets mit der Ausarbeitung, solange er noch irgendeine Pflanze warnte, und sehrlang konnte er auf die Befragung einer ihm verschlossenen Quelle warten. Pfeiffer erzählt dann einige Fälle, aus denen Uhland's Gewissenhaftigkeit auf das augenscheinlichste hervorgeht.

Eingelste Tage seines Charakters und seiner Herzlichkeit, welche dem Verfasser mit den Worten der Eridnetung an den Richtern zu einem Gesamtbilde des Freundes verwoben werden, mögen die Verehrer des Dichters aus dem Nachtrags selbst lernen; hier sei nur noch seiner Anhänglichkeit und liebevollen Aufmerksamkeit gedacht, die er gegen jeden, auch den Geringsten aus dem kleinen Häufchen, das sich mit dem Studium des deutschen Mittelalters befaßt, an den Tag legte. Wie machen fern der Grotte in stiller Verborgenheit Lebenden ist er nicht, freundlich und milde wie ein Engel zu ihm einnehmend, mit seinem Besuche überrascht, voll herzlichster Theilnahme für seine Arbeiten.

Pfeiffer's gediegener und warmer Nachtrag sollte von keinem Verehrer Uhland's unbeachtet bleiben, denn er trägt zur Veranschaulichung des Bildes bei, welches wir uns von des Dichters Leben und Streben zu machen haben. Da die Schrift zum Tode des Uhland's Denkmal herausgegeben wurde, so fehlt nicht der äußere Anlaß zu ihrer Verbreitung. Wir aber dürfen dem Verfasser für seine lebensvolle Skizze unseren Dank zugleich mit der Hoffnung ausdrücken, daß er bald das ausgeführte Gemälde folgen lassen möge.

Reinhold Schickel.

Notiz.

Gesamtausgaben der poetischen und prosaischen Schriften Eichendorff's.

Von Joseph von Eichendorff's Werken erscheint, von dem Sohne des Dichters redigiert, im dem leipziger Verlag von Voigt und Wankner eine neue, mit des Verfassers Porträt (nach einer Photographie aus dem Jahre 1856) und Facsimile ausgestattete Gesamtausgabe in sechs Bänden, von der uns drei Lieferungen vorliegen. Diese neue Auflage wird nicht nur sammtliche bereits zu Lebzeiten des Verfassers erschienene poetische Schöpfungen, sondern auch aus dem Nachlasse Eichendorff's eine große Anzahl bisher noch nicht veröffentlichter Lieder, sowie die Novelle „Eine Merksahrt“ und das Märchen „Libertas und ihre Freier“ enthalten. Ferner wird sie die poetischen Uebersetzungen Eichendorff's umfassen, nämlich den „Grafen Lucanor“ und zwölf „griechische Schauspiele“ (Calderon's, von denen die Aufnahme von elf in die vorliegende Gesamtausgabe die J. G. Cotta'sche Verlagshandlung mit anerkennenswerther Liberalität gestattet hat, während die Uebersetzung des Festspiels „Der Ghezwist“ hier zum ersten mal erscheint. In der beigegebenen, von fundigster Hand liebevoll verfaßten, 220 Seiten starken Biographie des Dichters wird mit Recht hervorgehoben, wie populär eine große Anzahl von Eichendorff's Liedern geworden sei, wie man sie, „unbekümmert, ob Eichendorff ein Romantiker und ob die sogenannte Romantik noch zeitgemäß oder nicht“, überall singe, „am Rhein und an der Donau, auf hohem Gebirge und an den Ufern des Meeres, sowohl die deutsche Sprache singt“. Zugleich aber doch bemerkt werden im Verlage von F. Schöningh in Baderborn unter dem Titel „Versuchte Schriften“ auch Eichendorff's gesammelte literarisch-kritische Arbeiten, die Schrift über die Wiederherstellung des Schlosses zu Marienburg, Fragmente seiner Memoiren, sowie eine Reihe kritischer und politischer Aufsätze aus seinem Nachlasse erscheinen. Wir behalten uns vor, diese Gesamtausgaben nach deren Vollendung ausführlicher zu besprechen, namentlich aber auch die erwähnte

Biographie des Dichters, die viele interessante Einblicke in des Dichters Gemüth und Leben und in das Treiben der jüngern romantischen Schule überhaupt gewährt, und aus der wir hier nur das auffallende Factum anführen wollen, daß Eichendorff den Meister der ältern romantischen Schule, Ludwig Tieck, nie gesehen, ihn aber als Leidtragender der Romantik zur letzten Ruhestätte mit begleitet hat. Weiter erwähnen wir noch gleich hier einen Ausdruck Schön's, der im Jahre 1844 an Eichendorff aus Königsberg schrieb: „Ich schicke mich gleich Ihnen an, hier mit unpolitischer Menschheit zu leben; denn die politischen sind entweder verblödet oder miserabel.“ Aus der Feder eines durch politischen Harkina und Paderborn's so ausgezeichneten Mannes wie Schön erscheint ein solches Urtheil immerhin merkwürdig.

J. M.

Bibliographie.

- Aus A
und Cavalis
Gaird
Vorworte v
Egan
tenere. G
von J. M
u. Jander. ver. v. a d Mgr.
Küngel, G., Christliche Neujahrs-Wünsche. Zwölf Gedichte mit Handzeichnungen von F. Wustrow. Berlin, Ver. 16. 7 1/2 Mgr.
Rüller, A. W., Die erlauchten Stammväter des Hauses Sachsen Ernestinischer Linie. In Skizzen und einem ausführlicheren Lebensbilde der Mark- und Landgräfin Katharina, geborene Gräfin von Henneberg. Meiningen. 1862. Gr. 4. 15 Mgr.
Kohl, L., Mozart. Mit Porträt und einer Notenbeilage. Stuttgart, Bruckmann. Gr. 8. 3 Thlr. 9 Mgr.
Otto, Louise, Kunst und Künstlerleben. Novellen. Bromberg, Roskowi. 8. 22 1/2 Mgr.
Polko, Elise, Neue Novellen. 4te Folge. Leipzig, Schilde. 8. 1 Thlr. 15 Mgr.
Thiersch, G. B. J., Griechenlands Schicksale, vom Anfang des Befreiungskrieges bis auf die gegenwärtige Krise in kurzer Uebersicht dargestellt. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 8. 15 Mgr.
Wellmann, H., Der Bitter von Phant. Original-Novelle, Zwei Theile. Leipzig, Giese. 8. 1 Thlr. 15 Mgr.

Tagesliteratur.

- Cornelius, Ueber die deutschen Einheitsbestrebungen im 16. Jahrhundert. Rede gehalten am 28. November 1862. München. 1862. Gr. 4. 5 1/2 Mgr.
Fohrenreuther, J., Rathhaus oder Bischofshof? Zur Erleuchtung der historischen Streitfrage, in welcher dieser beiden Mächtigkeiten Luther zu Worms vor Kaiser und Reich gestanden hat. Frankfurt a. M. 1862. Gr. 4. 5 Mgr.
Martius, C. P. P. v., Denkrede auf Joh. Andreas Wagner. Gehalten in der öffentlichen Sitzung am 28. November 1862. München. 1862. Gr. 4. 6 1/2 Mgr.
Rülow, W., Zur Warnung vor den Compensationen in der preussischen Militärfrage. Sechs Briefe an einen Abgeordneten. Hamburg, D. Meißner. Gr. 8. 10 Mgr.
Die Lobtenfeier auf der Wahlstatt von Leipzig. 18. October 1863. Hamburg, D. Meißner. Gr. 8. 3 Mgr.
Vorschläge zur deutschen Reichsverfassung. Deutschlands Staatskern und Volkvertretern so wie allen Freunden des Vaterlandes zur weiteren Prüfung übergeben von einem höhern deutschen Staatsdiener. Lemgo u. Detmold, Meyer. Gr. 8. 2 1/2 Mgr.

U n z e i g e n.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung und die Ideale der Menschheit.

Von Moriz Carriere.

Erster Band. Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum in Religion, Dichtung und Kunst. Ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes.

8. Geh. 3 Thlr.

Der berühmte Aesthetiker tritt hier mit einem lange vorbereiteten Werke hervor, wie seither weder in Deutschland noch anderwärts ein ähnliches vorhanden war. Es ist der erste Versuch, das gesammte Phantaseleben der Menschheit in seiner geschichtlichen Entwicklung zu schildern, alle Künste in ihrem Zusammenhang untereinander und mit dem fortschreitenden Leben der verschiedenen Völker darzustellen.

Folgende Hauptüberschriften bezeichnen am besten den Gang des Verfassers: Wesen, Ursprung und Entwicklung der Sprache. — Begriff, Ursprung und Entwicklung des Mythos. — Die Schrift. — Die Naturvölker. — China. — Aegypten. — Das Semitenthum (Das alte Babylon. Ninive und Assyrien. Neubabylon. Die Phönizier und kleinasiatischen Syrer. Israel). — Die Arier (Die Arier in der gemeinsamen Urzeit. Indien. Iran).

Nicht bloß dem Künstler, Philosophen, Sprach- und Geschichtsforscher, sondern jedem Gebildeten bietet Carriere's neues Werk eine Fülle anregender Gedanken und umfassender Gesichtspunkte dar. Denn es zeigt, wie die Stimmungen und Ideen der Völker und Zeitalter in Danten und Bildwerken, in Musik und Poesie Form und Gestalt gewinnen, und es betrachtet die Kunstschöpfungen als die Denkmale der Geschichte des menschlichen Geistes.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Bunsen's Bibelwerk.

Soeben ist der siebente Halbband dieses Werks erschienen, welcher die erste Hälfte des Neuen Bundes, die Uebersetzung und Erklärung der vier Evangelien enthält (17 $\frac{1}{2}$ Bogen, Preis 26 Mgr.).

Prof. Dr. Holzmann in Heidelberg hat die Bearbeitung und Herausgabe des Neuen Bundes, Licentiat Kamphausen in Bonn die der noch fehlenden Theile des Alten Bundes übernommen und es steht somit die baldige Vollenbung der Uebersetzung und Erklärung der Bibel enthaltenden ersten Abtheilung des Werks zu hoffen. Zunächst werden in wenig Wochen die Psalmen folgen.

Von Bunsen's Bibelwerk (das in Halbbänden erscheint) liegen nunmehr drei Bände vollständig vor: der erste, zweite und fünfte Band, ferner die erste Hälfte des vierten Bandes und der Bibelatlas (aus 10 Karten von Dr. Henry Lange bestehend). Erster Halbband 1 Thlr. 10 Mgr., zweiter 1 Thlr., dritter 1 Thlr., vierter (erste Hälfte) 16 Mgr., vierter (zweite Hälfte) 1 Thlr. 4 Mgr., siebenter 26 Mgr., neunter 1 Thlr., zehnter 1 Thlr., Bibelatlas 1 Thlr. Das Werk kann auch gebunden bezogen werden: erster Band 2 Thlr. 20 Mgr., zweiter 3 Thlr., fünfter 2 Thlr. 10 Mgr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein neuer Roman der schwedischen Schriftstellerin Marie Sophie Schwarz.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Zwei Familienmütter.

Eine Erzählung von Marie Sophie Schwarz.

Aus dem Schwedischen von August Arschmar.

Drei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Mgr.

Wie zu erwarten war, haben die trefflichen Romane der in Schweden so allgemein beliebten Schriftstellerin Marie Sophie Schwarz in der kurzen Zeit, seit sie durch A. Arschmar's Uebersetzungen zuerst auf deutschen Boden verpflanzt wurden, einen nicht minder großen Leserkreis gefunden wie die ihrer Landsmänninnen Frederike Bremer und Emilie Flygare-Carlén. Bei der Reinheit der sittlichen Tendenz, welche in ihnen vorwaltet, kann es nicht fehlen, daß diese edeln Darstellungen des häuslichen und gefelligen Lebens sich immer mehr in deutschen Familien einbürgern werden.

Von der Verfasserin erschienen noch folgende Romane in demselben Verlage:

Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Zwei Theile. 8. 2 Thlr.

Die Arbeit adelt. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Drei Theile. 8. 2 Thlr. 10 Mgr.

Schuld und Unschuld. Eine Erzählung. Drei Theile. 8. 2 Thlr. 20 Mgr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Pilgersfahrt der Rose.

Dichtung von Moriz Horn.

Dritte Auflage. Elegant cartonnirt. 24 Mgr.

Diese zarte, sinnige Dichtung erscheint bereits in dritter Auflage, gewiß ein Beweis, daß sie sich zahlreiche Freunde erworben. Robert Schumann hat bekanntlich einen Theil derselben in Musik gesetzt, aber gerade denen, die nur den Text dieser Composition kennen, ist die Dichtung in der hier vorliegenden, vielfach erweiterten und anders endenden Form zu empfehlen. Die elegantere Ausstattung dieser dritten Auflage macht das Buch noch geeigneter zu einem Geschenk an Damen.

Bücher zu ermäßigten Preisen.

Bücherkäufer werden auf die von F. A. Brockhaus in Leipzig soeben ausgegebenen fünf

Verzeichnisse werthvoller Werke zu bedeutend ermäßigten Preisen,

eine reiche Auswahl aus allen Fächern der Literatur enthaltend, besonders aufmerksam gemacht.

Alle Buchhandlungen liefern die Verzeichnisse gratis und nehmen Bestellungen auf die darin aufgeführten Werke an.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 6. —

5. Februar 1863.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Romane und Romanfragmente. Von Hermann Henmann. — Humoristische und pseudohumoristische Literatur. Von Hermann Marggraf. (Beschluß.) — Der Prinz von Noer. — Ein deutsches Memoirenfabrikat. — Notizen. (Résumé über die Mission der Schriftsteller; Zur Literatur über die Frauen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Romane und Romanfragmente.

1. Dissolving views. Romanfragmente von Leo Wolfram. Zweite Auflage. Drei Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1862. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
2. Dämonen. Roman in zwei Bänden von Moriz Horn. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
3. Diana: Diaphana oder die Geschichte des Alchemisten Imkeid Käglein. Phantastischer Roman nach alter Chronika von M. Solitaire (B. Rürnberger). Drei Bände. Nordhausen, Büchting. 1863. 8. 4 Thlr.

Es erweckt eine der angenehmsten Empfindungen und schmeichelt unbewußt auch den Bescheidensten, wenn ein verständiger Mann dasjenige überzeugend ausspricht, was wir denken, glauben und wissen. Da nun die heutige Welt fast nur ausschließlich mit Politik sich beschäftigt und der gebildete Theil derselben dem Fortschritt huldigt, so muß ein politischer Roman, der dasjenige ausspricht, was alle Welt denkt, glaubt und weiß, auch alle Welt zum Lese haben.

Die Bewegung von 1848 wurde von den Dichtern als Seher und Propheten angekündigt und politische Gedichte waren damals die fast allein verlangten, weil sie aller Welt dasjenige zu lesen gaben, was diese bereits im Herzen trug und wovon die Lippe überfloß. Seine hatte als Pionnier die Wege in den Urwald des Absolutismus gebahnt. Klang und flirrte doch ihm immer wieder im Gemüth

Die Heldensage, längst verklungen,
Das eiserne wilde Kampfenlied, —
Das Lied vom Untergang der Ribungen.

Als aber das verhängnißvolle Jahr sich morgenröthlich zeigte, da schien für den tapfern Pionnier schon die Zeit gekommen, wo, wenn auch nicht sein Blut verströmte, so doch seine besten Kräfte erschöpft waren, und wie er selbst sagt:

1863. c.

Ein Posten ist vacant! — Die Wunden klaffen,
Der eine fällt, die andern rücken nach —
Doch fall' ich unbeflegt, und meine Waffen
Sind angebrochen. Nur mein Herz brach.

Hervesh nahm die nicht gebrochenen Waffen auf und führte das Dichtercorps, welches bis über 1848 hinaus tapfer für die neue Zeit nicht allein sang, sondern auch tritt. Dann verstummte die Poesie mehr und mehr bis zum Punkte, wo der Ausdruck galt:

Ein garstig Lied! Pfui! Ein politisch Lied!

Die Freiheit war besetzt. Die letzten Trauergefänge über ihrem weiten Grabe wurden begleitet von dem Knattern der Musketen und übertönt von den Gewehrsalven, vor deren verderbendrohemd Lärm das Pathos der politischen Poesie verstummen mußte. Nur die Ironie fand noch Reime, nur der „Kladderadatsch“, der aus den Trümmern des zu leichten, deutschen Befreiungsbaus sich als braver Bajazzo gerettet hatte und mit Thränen im Auge lachend die zerfetzte Fahne auf der Höhe der Resignation aufpflanzte, nur dieser politische Spaßmacher sprach noch in Versen, und in zwar nicht immer zu verworfenden, wie denn leztlich in fast großartiger, tiefster Weise durch das Lied: „Rom oder Tod!“

Der Roman dagegen fuhr fort, hin und wieder, so weit es die gefesselte Presse vergönnete, politisch zu sein. Zu ihm flüchteten sich die übriggebliebenen politischen Sänger, und mancher Tropfen fiel aus ihrem blutriesenden Gefieder zwischen die schwarzen Letterzeilen, wohl bemerkt vom Volke, wie die Geliebte die Stelle des Briefs zehnmal liest und wie oft küßt, wo die Thäne des fernsten Freundes, die ihm beim Schreiben unbemerkt entfallen, sich abzeichnet.

Wie viel Polizisten auch angestellt wurden, um den Literaten auf die Finger zu sehen, es schlüpfte doch manches durch, weil schon die Wiederholung, wie der Tropfen den Stein aushöhlt, das strengste Auge einschläferte. Sandte

man auch den literarischen Vaschen das Verbot selbst über die Grenze nach, war nur einmal die Waare hinein, so blieb auch manche Elle des teuflischen politischen Seidenzeugs in den Händen der verführten Bürger.

Ein kurzes Witzspiel der „Dissolving views“ vom Leo Wolsfram (Nr. 1), die uns zu vorstehenden Bemerkungen veranlaßten, gibt Bericht über die Puppen, die tanzen müssen, wenn ein fremder gefährlicher Vogel wieder eingefangen werden soll. Natürlich wird dadurch die Verbreitung des Buchs trefflich befördert und die zweite Auflage desselben hat Oesterreich durch das Verbot der ersten zumest herbeigeführt. Dies veranlaßte nicht der Roman als Kunstwerk an und für sich, so anmuthig auch seine Fassung ist, sondern der von ihr umgebene Dement, die Erstnennung; und nun weiß auch der Leser, daß diese nicht die alleinseigmachende ist, sondern die von allen Regierungen verfolgt. Um sie zu kennzeichnen, würde ich den „Dissolving views“ das aus dem Werk entnommene Motto geben: „Das vernunftschändende Wort Toleranz muß aus dem Wörterbuche der kommenden Geschlechter verschwinden: es gibt nichts zu toleriren, nichts zu dulden, es gibt nur ein gleiches, ewiges Recht anzuerkennen.“

Wenn hin und wieder die Behauptung aufgestellt wird, die Poesie dürfe nicht politisch werden, so bewahrheitet selbst die Lyrik, als Stern aller Dichtkunst, das Gegentheil. Die Poesie ist insofern fast immer politisch, als sie zumest nur der Freiheit dient und deshalb fast stets der Tyrannei, dem Despotismus und den absolutistischen Gelüsten den Krieg erklärt. Sie wird aber vorzugsweise nur dann politisch genannt, wenn sie Subjecte statt Objecte vor sich hat. Bis 1848 griff sie erstere an. Mit der Einführung der Verfassungen blieben ihr die sanggerechten Personen übrig, welche sich gegen oder auch für die Freiheit stellten, ein Napoleon, Rossuth, Garibaldi. Diesen weihte die Poesie manches Straf- oder Jubellied; außerdem trat sie in ihr objectives Verhältniß zurück, und da schon genug in Versen auf die Tyrannei geschmäht worden war, unterließen die meisten neuen Dichter um so mehr dies unfruchtbare Greisern, als sie ja überdies nach der ersten Ausgabe ihrer Gedichte zur Ueberzeugung kommen mußten, daß niemand sich in einer Zeit für Verse interessiert, wo jene Nüchternheit im steten Wachsen ist, die den Völkern nun einmal nöthig zu sein scheint, um ohne Täuschung und mit klarem Blicke in dem langen Kampfe für die politische Freiheit auszubauern.

Mit dieser Nüchternheit trat der Roman als Alleinherrscher in der belletristischen Literatur auf. Will auch dem wahren Dichter diese Romanomanie nicht munden, so kann er doch nichts dagegen thun, und bleibt ihm nur übrig, sich mit seinen Träumen in die Einsamkeit des Baubertwaldes zu flüchten oder — und dann wird er zumest aufhören ein Dichter zu bleiben — sich der Manie zum Opfer zu bringen und selbst Romane zu schreiben. Daß diese steigende Sturmflut in ihren breiten Wassern die Liebe zur Poesie ersäufen muß, wer will es leugnen?

Drei, sechs, neun, ja man erzählte mir von sogar 18 Bänden neuer und neuester Romane, müssen auch das letzte Fünkchen poetischer Jünelung schon deshalb tödten, weil, bevor dasselbe in dem Aschenhaufen der Nüchternheit sich zu Asche gelassen, der allgemeine Sturm der Verhöhnung es ausbläst. Man wagt uns Deutsche das Volk der Denker und Dichter. Doch wol nur weißt wir viele Dichter und Denker haben, nicht weil das Volk diese ehrt. Der Italiener, der Sicilier, der Spanier, selbst der kaltsblütige Engländer, sie alle citiren die Lieder ihrer Dichter, denn sie kennen sie wirklich auswendig. Der Deutsche lernt seine Dichter nach verbrauchten, phylisterhaften Lehrbüchern von selten begeisterten Lehrern oberflächlich kennen, um sie bald zu vergessen. Selbst die sogenannten Volkslieder leben nicht im Volke. Wenn sie gesungen werden, so ist es der erste, zweite, höchstens der dritte Vers, dann findet sich niemand, der den Text weiter weiß. Unter tausend Deutschen ist nur immer einer, der das Lied „Was ist des Deutschen Vaterland“ bis zum letzten Worte vortragen kann. Jeder meiner Leser muß mir beistimmen, wenn er anders aufrichtig seine eigene Undankbarkeit und Gleichgültigkeit eingestehen will. Wir mögen ein poetisches Volk sein, insofern jeder ein leidliches Reimlein machen kann, aber die Poesie, die schöne, hohe, ewig deutsche Poesie, haben wir höchstens gedruckt im Hause, aber nicht im Herzen und im Haupte. Heute nun gehört es sogar zur Mode, die arme verkannte Aschenbrödelposie noch zu verspotten. Sie wird fast nur noch von Frauen gepflegt, und von diesen kaufen die meisten jene bunten, goldschnittigen Büchlein und stellen sie in die gestickte Schwebel. Für einen bestimmten Dichter interessiert sich niemand. Man kauft, was gerade vorliegt und — liest auch dieses nicht.

Dadurch wird erklärlich, wie einzelne Dichter zu Günstlingen des Publikums werden. Die Ausstattung, die Eliquen, die Reclamen thun es noch; aber bald werden auch die literarischen Vaschen nichts mehr ausrichten, und das ist auch gut. Das Volk muß erst wieder in Sehnsucht nach Poesie aufklammen, dann wird es seine Dichter auch ohne die Ordre des Mustri finden.

Nun sollte man meinen, daß dem gegenüber der deutsche Roman geachtet und gepflegt wäre. Doch nein; mit wenigen Ausnahmen bleibt er Leihbibliothekensfutter und muß dem englischen oder französischen Roman das Feld räumen. Daß diese gemeinhin unterhaltender sind, wird niemand verneinen, und da es beim Romanlesen doch nur zumest auf Unterhaltung ankommt, so kann man es dem Publikum nicht verargen, wenn es sich zu den Duellen wendet, wo sein Durst reichlich gelöscht wird.

Mit Klagen ändert man nichts, und so möge denn auch die Romanomanie sich ihres Daseins freuen. Selbst Vereine von jungen Leuten, wie sie jüngst gegen den Reifrock erstanden mit der Verpflichtung der Mitglieder: kein Mädchen zu heirathen, das einen Reifrock trägt, werden, wenn sie gegen das Romanlesen gerichtet sind, ebendasselbe erreichen, was sie gegen den Reifrock durchgeführt — nämlich nichts. Wir sagt übrigens ein Reifrock von mäßigen

Umfange und ein Roman von gleichem Verhältniß sehr zu, vorausgesetzt, daß dort ein junges, hübsches Mädchen den Inhalt bildet, und hier etwas dem Aehnliches.

Auf vorliegenden Roman findet das Bild beschränkter Anwendung. Es mag, wie bemerkt, die Gestaltung des Verfassers interessant. Wir finden sein politisches Programm, wenn auch nicht gleich beim Eintritt in die Reiselbilder, so doch auch nicht weit von der Warte (I, 227):

Dies war der Zustand des Landes unserer Begehrheiten. — Ingrimms im Herzen von Tausenden seiner tapfern Söhne, die den Fahnen gefolgt, über welchen trauernd der verkürzte Geist eines großen Feldherrn schwebte, gefolgt mit unbegrenzter Hingebung, und mit blutenden, verstümmelten Gliedern heimkehrten, die Lobten beneidend, die nicht bis zu Ende mit angesehen, wie der Stolz und die Kraft des Landes wie ein elendes Spielzeug zum Zerbrechen hingeworfen wurden, von der Hand der heillosen Unfähigkeit! Männer, die, wenn sie tausend hätten, sie freudig hinopfert für ihren Kriegsherrn, die kein höheres, schöneres Ziel kennen außer dem Siege als den Tod auf dem Schlachtfelde, aber nicht auf der Schlachtbank, auf welche sie mit gebundenen Händen gelegt wurden von den Trägern des Systems, oder besser von denen, die vom System amporgetragen werden; von jenen, welche wissen, daß die Treue unerschütterlich, daß sie ein Menschenherz so zu fählen vermag, daß man mit dem Hammer der Willfür darauf einhauen kann! ... Wer wird der Hammer zerspringen, als die Treue! — Enttäuschung im Herzen der Diener, oder besser, der Herren der Kirche, welche mit Palmten und Lebensmängeln umzugehen geschickt in das Gelobte Land, das ihnen ein unterzeichnetes Blatt anzeigte, wodurch der Monarch seiner Krone einen Stein ausgetrieben, um die Tiara zu schmücken, im frommen Glauben, da Jhesu, auf welchen Petrus seine Kirche baue, könne kein Irrthum sein, an dem das Staatsschiff scheitere! Schmerz an den Gemüthern der eigentlichen Diener der Religion, die aus schulplos anheimgegeben der Willfür der Herren. — Unmuth in der Brust des Bürgers, der sein Kleid zurückgesetzt sieht, die Last wachsen fühlt, und dennoch die größere trägt, und gern trägt, wenn auf die alte, ewige Frage: wozu? auch nur eine klare Silbe einer Antwort herausklingt aus dem Abgrunde, der seine Steuer verschlingt. — Erbitterung und Sorge im Gemüth des Beamten, welcher unter Organisation und Reorganisation und Desorganisation mit jedem Monatswechsel Gemüthsbezeugnisse bekennen und wieder abschwören soll, wie man einen Rod wechselt! Und so fort durch alle Stände bis hinunter — wohin? Was heißt hinunter? Wer steht unten? Der Bauer? Sein bewahre! er liefert den Kern der Wehrkraft! Aber der Proletarier? Auch das ist kein reines „Unten“, allenfalls der Ermolone und dem Glacéhandschuh gegenüber; aber nicht im politischen Sinne; da genießt das Proletariat doch die schreie Anerkennung seiner Existenz als hungrige, zähnefeisende Rasse! Es gibt noch ein anderes „Hinunter!“ Wir sagen noch einmal, und sofort durch alle Stände, bis hinunter zum Künstler!

Im ganzen stimmt der Verfasser meinem Ausdruck bei, daß die Poesie oder, allgemeiner gesagt, die Kunst politisch ist. Solange es ihr an Subjecten fehlt, behandelt sie ihre ewigen Objecte: Freiheit, Ehre, Jugend, Humanität, und dann wird sie, werden die Künstler nicht politisch genannt. Der Verfasser findet nun Subjecte genug, indem er von jeder ihm mißliebigen Gattung einige Porträts abnimmt; denn aus dem Leben gegriffen sind diese Gesichter, die uns auf jeder Seite so bekannt und widerwärtig anschauen. Haben die Personen, von

denen diese Porträts entnommen, auch nicht gerade diese Intriguen, Schändlichkeiten und Dummheiten vollführt, so hat doch die Gattung, zu der sie zählen, das dem einzelnen Zugetheilte und weit darüber hinaus verübt. Wenn der Verfasser zweifelhaft läßt, wo sein Roman spielt, so ist nur zu sagen, daß die Concordatsverhältnisse besonders ausführlich behandelt werden, um zu erklären, warum Oesterreich diesen Roman verboten und warum er gerade dort Verbreitung gefunden hat.

Von der Feinheit seiner Beobachtung und Reflexion gibt der Verfasser durch das „bis hinunter zum Künstler“ einen schlagenden Beweis. Die Kunst ist die Blüte jeder Nation, wenn also hinunter bis zum Künstler der Ingrimms über die unnatürlichen Verhältnisse gelangt ist, so muß aus seiner stillen Werkstatt hinauf bis zur Blüte, der Kunst, sich dieser Ingrimms gestaltend Bahn brechen; und wenn weiter behauptet wird, daß mit einem Wort „der gänzliche Mangel an Kunstsinne in der höchsten Region“ alle Uebel, an denen die Völker kränkeln, verschuldet, so versteht man in der höchsten Region eben nicht die heutige Kunst, die deshalb erst durch und durch politisch wird, weil ihr, wenn sie will, nun wieder ein sehr erkenntliches Subject nicht fehlt.

Es fällt mir schwer, die sehr erklärliche Begierde zu mäßigen, welche mich antreibt, die vielen zutreffenden Aussprüche des verständigen Verfassers über Personen und Verhältnisse wiederzugeben. Die Lektoren nehmen die ganze Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch, und um kurz und vollständig mein Urtheil auszusprechen, erlaube ich mir zu sagen: Leo Wolfram hat ihnen gehörig gedient. Es wird freilich dadurch nichts gebessert; aber ein Schreck, wie ihn der ertappte Dieb empfindet, wenn er auch entspringt und das Stehlen nicht läßt, wird ihnen beim Lesen dieses Romans durch die Glieder fahren; und lesen werden sie ihn, obgleich er ihnen gallig genug schmecken wird.

Besonders dankbar müssen wir dem Verfasser sein für die schleierlose Darstellung der tiefen Fäulniß unserer politischen Zustände, einer Fäulniß, wie sie kaum eine frühere Zeit kennt. Vordem bekämpften sich politische Gegner bis auf den Tod, sie suchten sich zu vernichten, brauchten auch wol Gift und Dolch, fluchten und verfluchten einander, aber sie beschimpften sich nicht. Sie standen sich auf Tod und Leben wie im Duell gegenüber. Jetzt aber vernichtet nicht allein der eine Gegner den andern, wenn er es irgendwie unter dem Schein der Gefeßlichkeit vermag, man sucht auch wol seinen politischen Gegnern die Substanz zu untergraben und sie mit Weib und Kind verkommen zu machen, nachdem man sie vielleicht vorher bis zum Juchthaus entehrt hat.

Diese Gefinnungslosigkeit oder Mitleidslosigkeit, die in den politischen Kämpfen etwas anderes als bloß einen Streit um die Wahrheit oder auch um die Macht erblickt, die den Gegner zwingen will zum Heuchler und Renegaten zu werden, indem sie ihm Amt, Brot, Arbeit, Besitz und Ehre durch jedes, auch vom moralischen Standpunkt

verwerfliche Mittel raubt, solche Gefährlichkeit, die gerade in unsern Tagen, trotz des pietistischen und orthodoxen Geplärrs, die verabscheuungswürdige Kampfweise hervorruft, schildert der Verfasser sehr wahr. Dennoch glaube ich, daß er sie nicht gekostet hat, denn dann würde er in gerechter Empörung die Fäulnis nicht nur wahr, sondern auch zum Entsetzen wahr schildern.

Zugleich läßt der Roman erkennen, wie die Mittelmäßigkeit allein regiere, wie sie die Mittelmäßigkeit nur dulde, befördere und bezahle, und wie dadurch der Heuchelei, der Falschheit, den niedrigsten Leidenschaften Thor und Thür geöffnet werde. Aber auch hierin ist der Verfasser wahr, aber nicht zum Entsetzen wahr, und das ist erst die rechte Wahrheit. Lassen wir über die furchtbare Lügenhaftigkeit unserer Zeit den Verfasser selbst sprechen (I, 297 fg.):

Der alte Lügenfürst mit seinen hundert Namen von Lucifer bis auf Mephisto, ein paar gläubige Jahrhunderte hindurch sozusagen ins Privatleben zurückgebrängt, hat sich wieder der großen Weltbegebenheiten bemächtigt und treibt Politik und Regierungsgeschäfte. Er ist zu sehr in Anspruch genommen durch die Gesamtlage Europas, zu entzückt über die loyale Ergebenheit eines Herrschers, welcher ihm die Gloire einer großen Nation als Rauchopfer darbringt auf dem Scheiterhaufen, den er aus den übrigen aufgebaut, über die allgemeine Erbärmlichkeit, das allseitige Hinhalten der rechten Wange, nachdem man einen Schlag auf die linke bekommen, als daß er sich mit Kleinem befassen könnte. In seinen schlechten Zeiten, als ihn Luther's Tintenfaß und römische Bullen in die Enge trieben, als er von gott- und ehrliebenden Fürsten aus den Palästen, von frommen Bürgern und Bauern aus den Häusern und Hütten geworfen wurde, irrte er, des Einflusses auf den Gang der Ereignisse beraubt, wie ein vertriebener Legitimist umher, von der Rolle eines Staatsanwalts zu der eines Winkelschreibers herabgesunken, und befaßte sich mit Privatgeschäften der Individuen. Jetzt aber ist das Verderben einzelner Seelen, das Zerstören einzelnen Glücks für ihn ein überwundener Standpunkt. Doch mag es Stunden geben, wo er, die Diplomatie mit Beruhigung sehr selbst überlassend, heruntersteigt vom europäischen Thron und zur Erholung wie Harun-al-Raschid umherwandelt, im Incognito, umschauend nach irgendeinem herzabenden Jammer.

Dem gegenüber können wir die Schilderung des echten Demokraten gelten lassen (I, 312 fg.):

Wer aber einmal sein Leben eingesezt für seine Gesinnung, der bleibt von der Feuertaupe gestählt für immer. Als Wanzgerode den Kugeln gegenüberstand, hatte er nicht für eine Ueberzeugung geblutet, sondern für ein Gefühl, einen Enthusiasmus! Das ist ja das göttlich Schöne der Jugend, daß sie für ein Wort in den Tod geht, ohne nach dem Begriffe zu fragen! Mit den Jahren hatte sich das Gefühl zur Ueberzeugung ausgebildet. Er war aber durch die Reise nicht besser geworden. Das Ziel seiner jugendlichen Schwärmerei war: allgemeine deutsche Republik; das Mittel: Massenerhebung des Volks zum offenen Kampfe der Bluse gegen die Uniform. Der Zweck ein Ideal, das Mittel ritterlich. Sein jetziger Standpunkt war: Einheit Deutschlands, ob Republik, ob Monarchie, er hätte vielleicht einer das gesamte Vaterland umfassenden Militärdictatur den Arm geboten. Darin lag eben das Herabsinken; es war ein Ideal wie das andere. Aber den Glauben an Erreichung durch ritterlichen Kampf hatte er in Erkenntnis der Wirklichkeit verworfen. Umsturz des Bekleidenden durch jedes Mittel, der Schutz als Unterbau künftiger Einheit war seine jetzige Devise, und

er stand im Entzweiten der verworfensten Wege dem italienischen Revolutionschef nicht nach.

In dem Zusatz aber: „Nach wie vor bereit, seinen Kopf für seine Sache einzusetzen, hätte er kein Bedenken getragen, andere mit dem Dolche des Meuchelmörders auszusenden“, möchten wir denn doch den Schluß verwerfen.

Es wird hier zwar nur eine Person geschildert, sie soll aber ebenso gut für die Gattung gelten, wie dies für die andern Gestalten gilt, und deshalb darf diese bedeutende Verzeichnung nicht ungerügt hingenommen werden. Der echte Demokrat hat nichts mit dem Gift und Dolch des Meuchelmörders zu schaffen. Wer für das Wohl des Volks ringt, nicht um Lohn, denn die Freiheit soll gewonnen werden, wer mit offenem Bist kämpft, wer dem Ideal huldigt, ob das Volk reif oder unreif ist, die Freiheit zur Mode erheben will, zur unvergänglichen — ein solcher Mann kann wol extravagieren, aber nur nach der Höhe des Idealisten, nie nach der Tiefe des Meuchelmörders. Deshalb sind die Mittel des echten Demokraten rein, goldrein, oder sollten es doch sein. Die echten Demokratie duldet keinen Flecken. Heiligend ist dafür die Anerkennung der deutschen Treue unter den Kämpfern für die Freiheit. Deutsches Wort sei noch nicht gebrochen worden, läßt der Verfasser den Führer der Demokraten sprechen, und so fühlt man in Norddeutschland. Mag sein, daß in dem Lande, das der Roman abspiegelt, auch diese Gattung eine andere ist.

Das eigentliche Object des Kampfes wird dem oberflächlichsten Leser sofort deutlich. Es tritt beim Beginn des Romans klar hervor und läßt sich in zwei Fragen fassen: 1) Soll der Gesamtwille eines Volks gelten oder das überkommene, ererbte Vorurtheil einer Klasse, die sich berechtigt glaubt, das Volk zu beherrschen und die Früchte seines Fleißes allein zu genießen? 2) Wer ist weise? Ist es der sogenannte Weltkluge, der die Mittel durch den Zweck heiligt und jeden Zweck für unverwerflich hält, wenn er dabei seinen Vortheil findet, oder ist der weise, der, wahr zu jederzeit, auf dem für den richtigen erkannten Wege fortschreitet und führte er ohne Gottes Schutz auch in den Tod?

Wie es nur Eine Freiheit gibt, so gibt es auch nur Eine Wahrheit und Ein Recht, und jene Weltklugen, selbst wenn ihre Gesinnung nicht ganz verwerflich, wirken ebenso unheilvoll, weil die Gründe zum Nachgeben, Ausgleichen, Hinnehmen, vielleicht mit einem stillen Protest, diese für ihr Handeln aufgestellten Gründe so klug erscheinen. Ja, diese Klugen führen sich und die Ihrigen sehr geschickt durch das Labyrinth, aber sie vergiften den Katechismus des Volks. Ja oder nein, diese beiden kurzen Worte müssen für den deutschen Mann ausreichen, dann ist es mit der diplomatischen Weisheit zu Ende und zugleich mit der deutschen Schmach in Schleswig-Holstein und den übrigen Schmerzländern. Wer zwischen Ja und Nein vorsichtig wählt, kann wol ein deutscher Reichstagschütz sein und einige Orden erhalten: aber der Wahrheit und Freiheit dient er nicht.

„Wer ist es“, fragt der Verfasser, „der an dem Schick-

sal eines Menschen am innigsten theilnimmt? Es ist die Polizei!" Der Polizeicommissar Lipprecht ist der gemüthlichste Mensch von der Welt, er hat sogar Anlage zum Fortschrittsmann und tadelt die Maßnahmen der Regierung aus Ueberzeugung. Er bezeichnet ihre unbedingten Anhänger mit dem Parteinamen „Nur so fort!" und verdammt sie als die größten Feinde des Gouvernements. Ja, er hält die sich durch besondere Bereitwilligkeit auszeichnenden, zu immer drückender und verlegenden Gebaren hindrängenden Personen für die schlimmsten, klügsten, verschmigtesten Demokraten und führt deren Personalacten sehr fleißig fort. Gerade die sind die Rechten! ruft er aus, entweder unbewusste Reactionäre aus Bornirtheit oder bewusste von „Nur so fort!" Lipprecht ist ein Polizeigenie. Wie der eingefleischte Jäger den erlegten Hasen bewahrt, das Leben ihm wiedergeben und ihn laufen lassen möchte, um ihn wieder hegen und tödten zu können, so hätte Lipprecht am liebsten seinem Wild die Freiheit und einen weiten Vorsprung gegeben um der Liebhaberei des Jagens willen. Lipprecht ist sogar ein widerhaariger Beamter und wird, solange er kein Vermögen hat, deshalb bei jeder Gelegenheit zur Rechtfertigung gezogen; aber er ist ein Polizeigenie, dem alles gelingt, einer jener Virtuosen in seinem Fach, wie sie nur die neuere Zeit kennt. Lipprecht klagt deshalb auch unter Freunden über die schwere Bürde seiner Stellung, die er tragen müßte um des lieben Brotes willen. Als er aber zu Vermögen kam, trug er sie doch weiter, denn jetzt verstummten die Klagen der Vorgesetzten (I, 232):

Eine eigene Ansicht haben und durchführen wollen, wenn man von seinem Gehalte lebt, war denn doch eine Marotte, welche kaum einer Specialität wie Lipprecht zu verzeihen war. Nun war es anders. Der Mann gab vorzügliche Garçons d'hôtel.

Unter den „Nur so fort", die unser Polizeigenie auf dem Korn hat, zeichnet sich ein Mann aus, der zu den bekannten Patrioten zählt. Herr Kollmann, Besitzer eines feenhaften Schlosses, des Freinhofs, am Fuße des Wettersteins paradiesisch gelegen, ist das Wild, dessen Fährte Lipprecht schon seit Jahren folgt. Julie, die schöne Frau dieses dem Polizeigenie merkwürdigen Mannes, schildert ihn im Gespräch mit einem Freunde mit folgenden Worten (I, 129 fg.):

Er schwieg einige Zeit, ich hatte die Augenlider gesenkt. Da sah ich wenigstens nicht, was mir das Fürchterlichste ist. Haben Sie denn je einen Menschen mit so weißen Augen gesehen? Es ist gräßlich, wenn er sie aufschlägt und ich diese Augenpfeile, wie die eines Blinden, nur mit zwei schwarzen Punkten mitten auf mich gerichtet sehe, er sieht Sie durch und durch, aber Sie können ihm nicht hineinsehen, nicht durch die äußerste Hülle der Seele. Die schmalen, eisalten Züge, der lippenlose Mund, das ist alles nichts gegen diese Augen!

Und dieser Kollmann, ein Bürgerlicher, wird von der alleinsetigmachenden Clique bis zu ihrer höchsten Spitze vergöttert und mit Ehren überhäuft; genug, um ihn auch dem Leser interessant zu machen. Herr Lipprecht findet ihn mindestens so interessant, daß er nach Trautensfeld reist, um das Terrain zu recognosciren, wo das Wild vor Jahren seine Abung suchte und von dem Polizei-

genie bemerkt wurde. Die überdies von seinen Agenten ihm zugekommenen Notizen über diesen „Nur so fort" verlangen ergänzt zu werden, und für Lipprecht stand es schon fest, daß nur er hier erkennen könne. Es heißt (I, 224):

Wer soll sie erkennen? Der General, dem sie zurufen: „Dein Säbel hat den Thron gerettet! Dein Stand ist der erste, einzige, alle andern sind daneben Professionen?" Oder der Geistliche, dem sie zuflüstern von der Kanzel herab zu predigen: „Ihr habt im letzten Feldzuge nicht gesiegt, weil Keger in euren Reihen sochten?" Soll er es fühlen, daß er die Sache der jubelnden Partei des „Nur so fort!" so warm und kräftig fördert, wie es kaum einer derselben vermöchte, wenn er selbst die Kanzel bestiege? Und so jeder der andern!

Aber das Wild hatte noch eine Eigenschaft, die es für Lipprecht zum ausgezeichnetsten Exemplar Edelmild machte; sein Geruch schien criminalistisch zu sein. Vor fast drei Jahren hatte Kollmann's Gesicht die Aufmerksamkeit Lipprecht's geweckt. Was ihn eigentlich, abgesehen von den unheimlichen Augen so polizeilich-sympathisch berührte, wußte er nicht, doch folgte er seinem Instinct. Kollmann, damals Civilingenieur und Chemiker, war auf den Gütern eines Bankiers und Freiherrn mit Vermessungen, geognostischen Untersuchungen und Organanalysen beschäftigt. „Ruhig und arbeitsam", lautete der Bericht des Agenten über ihn; und weiter (I, 219):

Kollmann hat hier im Hause eines gewissen Grünschenk, vormaligen Besitzers einer Gipsstamps, gewohnt, welcher, während eines der häufigen tagelangen dienstlichen Ausflüge Kollmann's, starb und demselben ein kleines Legat von 1500 Gulden, sein übriges bedeutendes Vermögen aber der Gemeinde vermachte.

Ein zweiter Polizeibericht aus Genf bestätigt, daß Kollmann dort die Bekanntschaft eines Fräulein Julie Brixo gemacht, deren Mutter bei Kollmann's Ankunft bereits auf den Tod erkrankt war und die Trauung der Tochter mit ihm nur zwei Tage überlebte. Das Vermögen sei wahrscheinlich in seine Hände übergegangen. Seitdem erregte der Aufwand Kollmann's bei seiner Ankunft mit seiner jungen Frau in der Residenz, der Ankauf einer chemischen Productenfabrik, endlich der Bau des Freinhofs die Aufmerksamkeit des Polizeigenie. Das Publikum wußte, Kollmann habe viel Geld und das reichte aus, besonders für die Fliegen, die sich zum Zucker fanden. Kollmann stellte daneben seine schöne Frau als freundliche Ladung, es sich bequem zu machen, und gelangte dadurch besonders bis zu den Stufen des Throns, der von einem Fürsten besetzt ist, dessen zarte Constitution der Leibarzt in einem Gespräch mit dem besorgten General-adjutanten dessen Obhut anempfiehlt (III, 14—16):

„Ich verstehe Sie ganz gut", bemerkte der General, „und Sie wissen, daß ich diese Thür", er zeigte auf jene, welche nach dem Zimmer des Monarchen führte, „so ziemlich zu hüten weiß. Aber ich wüßte nicht, wer seit gestern etwas Unverdauliches" — „Wer? Das kümmert mich wenig. Ich sage Ihnen: Gallenergießung, gereizter Puls, Koliken, folglich ist wieder einmal jemand drinnen gewesen, der das Wort Constitution ausgesprochen hat. Der Herr verträgt's nun einmal nicht. Es fährt ihm immer in die Gebärmere, ein anderer hat wieder eine Idiosynkrasie gegen die Kagen; das ist eben individuell." — „Erinnern Sie sich an die komischen Definitionen in den «Fliegenden Blättern»? Was ist ein Bürgermeister? Bürgermeister, das ist,

wenn einem die Fenster eingeworfen werden. Unser Herr denkt, Constitution das ist, wenn sie einem die Tricolore ins Fenster stecken und die Minister aufhängen. Wer kann's ihm verargen?"

Trotzdem wagt Kollmann mit der „Umsturzpartei“ zu verkehren. Lipprecht hatte nämlich fernere Nachricht, daß Kollmann in Manheim mit einem Fremden eine Zusammenkunft gehabt, der seines gefälschten Passes halber verhaftet werden sollte, wobei man um eine Stunde zu spät kam; endlich erfährt unser Polizeigenie jetzt, daß der Holzschreiber Walcher, der bei Grünschenk gearbeitet, zwei Tage nach dessen Tode in den Wald gegangen und nicht wiedergekommen sei. Weitere Deularbesichtigungen stellten für Lipprecht fest, daß der Holzschreiber in einer Schlucht des Wettersteins liege, also nicht weit von dem jetzigen Freinschloß, wo die schöne, engelreine, aber wie es scheint höchst unglückliche Julie die Honneurs den Gästen ihres Mannes macht.

Diese werden von einem Eingeweihten seinem Freunde Arnold Korbach, dem hübschen, tapfern Sohn des brauen Fabrikherrn im Korbachthale, zunächst dem Freinhofs, geschildert. Arnold hatte der Zufall mit Julie zusammengeführt, und — über das Schicksal beider belehrt uns der Roman. Günther, der joviale Freund, hat sich die Personen beschreiben lassen, welche Arnold eine kurze Stunde in den Gesellschaftsälen des Freinhofs bemerkt, und erweitert die Kenntniß seines Jugendfreundes, indem er sie durchweg Gesindel nennt. Diesem Gesindel dient Kollmann, indem er dasselbe sich dienen läßt. Er kauft eine heruntergekommene Eisenfabrik in der Nähe, um Korbach, der durch Lieferungen für die Marine und Regierungsbauten zum Millionär geworden, dabei aber ein ehrlicher deutscher Mann geblieben ist, zu ruiniren.

Korbach ist Katholik, hat aber fleißige Protestanten herangezogen, und nachdem diese mit ihren Familien zu 300 Köpfen angewachsen, baut er ihnen eine Kapelle, den Katholiken zugleich eine Kirche. Diese wiegt aber in den Augen der Pfaffen nicht jene auf, um so weniger als Korbach freisinnig ist, seine Frau eine Protestantin war und seine Kinder Arnold und Helene in der Religion ihrer Mutter erzogen worden sind. Hier liegt das Pulverfaß, nach dem Kollmann die Leitung führt; den Zündfaden muß die Residenz, die Lunte der Zufall bieten. Der Prior Bernhard, der dem verstorbenen Abte des nahen Klosters nicht gefolgt ist, weil der Pfarrer Valentin in Korbach erwählt worden, findet bei Kollmann, was er wünscht und dieser benützt den boshaften Pfaffen als Lunte.

Was Kollmann vorhergesagt, trifft genau zur Zeit ein, wo Arnold Korbach den jungen Prinzen, welcher der Marine vorsteht, zur Unterzeichnung des Lieferungscontractes, der bereits alle Instanzen durchlaufen, bestimmt. Die Intrigue der Pfaffen und deren Gelichter zerreißt den Contract, da Sr. Majestät nicht dulden kann, daß ein Mann, der die Kirche geschändet, daß der alte brave Korbach Lieferant der Regierung bleibe. Strafbalern erscheinen in Korbach, der tolerante Geistliche wird

durch eine Gestalt des zum Domherrn avancirten Bernhard ersetzt und das Publikum durch gefälschte Berichte bearbeitet (II, 63 fg.):

„Ja das nicht ein schmachvolles Gewäsch!“ rief Günther, „und dieser Still, wie eine Gedärmsverwidelung. Wenn man schon ums Geld einen findet, der alles schreibt, was man den Leuten weismachen will, so könnte man doch ein paar Gulden darauflegen, um einen zu bekommen, der das Ragout von Aufgeblasenheit, Einseitigkeit und Heuchelei wenigstens mit einigem Geschmac anzurichten versteht.“ — „Was wollen Sie?“ erinnert das Polizeigenie Lipprecht. „Der Mann, der diese Artikel redigirt, bekommt einen Gehalt, welcher das Honorar, das Johannes Müller für seine Geschichte erhielt, übersteigt. Sie irren, wenn Sie glauben, daß wir immer und überall fälschig sind, wir haben nur das Talent, wenn wir einmal theuer kaufen, auch schlecht zu verkaufen, was sich besonders in der glücklichen Wahl der vom Auslande verschriebenen Individuen äußert.“

Kollmann hat überall seine Hand im Spiele und befindet sich in einer geheimnißvollen, unangreifbaren Stellung, denn als Günther in einer Unterhaltung mit dem durch das Börsenspiel in kurzer Zeit zu einem Miris gewordenen Bankier W. darauf hinweist, daß der Schacht Kollmann für den Galgen reif sei, wird der Freund Arnold's durch den Baron S., dem helfenden Freunde der unglücklichen Julie, unter vier Augen mit der ausß Ehrenwort abgegebenen Versicherung überrascht, daß der Baron untrügliche Beweise von der Unschuld Kollmann's an dem Tode des Holzschreibers in Händen habe, und wenn Günther mit dem Polizeigenie Lipprecht weiter in der Sache vorgehe, höchst ehrenwerthe Personen namenlos unglücklich gemacht würden. Auch Julie erklärt ihrem Geliebten, daß sie weder Kollmann's Frau sei, obgleich mit ihm getraut, noch Kollmann die vermutheten Verbrechen begangen habe; Julie muß vollführen, was der Grauensvolle befehlt, und so ihn vermögen, ein Geheimniß zu bewahren, dessen Entdeckung ihr direct oder indirect Verderben bringen muß.

Wenn also dieser Roman für den Politiker eine anziehende Lectüre ist, so wird auch der nur Unterhaltung suchende Leser sich von dieser an eigenthümlichen und schauerlichen Verwickelungen reichen Geschichte mächtig angezogen fühlen. Während der Verfasser in den Nebelbildern die Verhältnisse des heutigen Lebens abzuspiegeln weiß, windet sich der rothe Faden der Erzählung, worin die Liebe der schönen Julie und des ehrenhaften Arnold besonders reizend hervorgehoben wird, von der Höhe des Throns bis zur Hütte des Bettlers in tausend geschickten Verzweigungen.

Es wäre unverzeihlich, dem Leser das Vergnügen der Ueberraschung durch weitere Mittheilung der Geschichte des Romans zu entziehen; ich wage kaum die vielleicht nicht ganz zutreffende Bemerkung, daß sich der Verfasser als ein solcher bewährt, der dem Sprichwort: Guten ergeht es am Ende doch gut, auch am Ende des Werks sein Recht widerfahren läßt. Es ist dies auch kaum zu glauben, da er dem von mir citirten Sprichworte ein anderes entgegenstellt (III, 282):

Ein altes Sprichwort behauptet, der Teufel helfe seinen Leuten, und der Gang der Politik seit 1848 bekämpft es. Aber

mit allen Umständen darauf zu rechnen, ist gewagt; wenigstens bringt er sie manchmal in Situationen, wo es den Schein hat, als liebe er sie fallen — vielleicht eine schlechte Nachahmung der sogenannten Prüfungen der Vorsehung —, und zuletzt stellt sich doch meistens heraus, daß er es mit den Seinen hienieden gut meint, wenn sie nur ehrlich zu ihm halten.

Da nun alle Personen, welche Günther unter der Collectivbezeichnung „Gesindel“ zusammenfaßt, sich wirklich ehrlich bis zum Schlusse des Romans zum Teufel halten und der edle Kollmann zum Herrn von Siefensberg, ja zum Finanzminister, Excellenz, erhoben wird, so bleibt dem Leser nur die Hoffnung, mindestens die beiden Liebenden, Julie und Arnold, für ihre ausdauernde Treue belohnt zu sehen. Das sei nur noch verrathen, daß das Polizeigenie dem Edelwild bis zur Excellenz auf der Fährte folgt, mithin zu hoffen sei, daß der brave Kollmann seinen anderseitig verdienten Lohn erhält, obgleich er als Minister unantastbar ist.

Kleinlich erscheint die Bemühung, mit welcher der Verfasser, oder wenn er dies lieber hört, Arnold Korbach von dem Verdacht, ein rother Republikaner zu sein, gereinigt wird. Die Zeit des rothen Gespenstes, sollte man meinen, sei vorüber, oder glaubt Leo Wolfram, daß er jemals selbst vor einem Polizeigenie Lipprecht etwas anderes gelten werde, oder daß die Welt in ihm auch ohne diese seltsame Bescheinigung den wahren Patriotismus nicht erkannt haben würde? Ein Demokrat ist Leo Wolfram wahrlich nicht, da er denselben Mann, den er im ersten Bande des Romans den Chef der Demokraten nennt, im dritten als Führer der rothen Republikaner auftreten läßt. Ei, du seltsamer Fortschrittmann, wie wunderbar substituirst du zwei heterogene Begriffe!

Es bedurfte deshalb nicht dieser etwas weit hergeholtten Bezeichnung des rothen Demokraten oder Republikaners, denn der vorurtheilsfreie Leser wird dem Verfasser gern das Zeugniß geben, daß er ebenso wie Günther es sich leicht und bequem gemacht habe, indem er ebenso ist und sich ausdrückt, als er sein und sich aussprechen muß. Günther sagt (II, 55):

Im Mittelalter war es schwer ausgezeichnet tapfer zu sein, es war die gemeine Haustugend, die jeder Strolch besaß, und darum gehörte ungeheuer viel dazu, um durch sie hervorzutragen. Ein honetter Mensch zu sein, das war keine wohlfeile Charaktergröße.

Der Roman „Dissolving views“ wird nicht unerheblich dazu beitragen, daß der Anbruch einer Zeit beschleunigt werde, wo ein honetter Mensch zu sein allgemeine Hauszucht geworden; doch wäre sein Erfolg noch durchzuträufeln, wenn der Verfasser als Eingeweihter spräche. Er steht außerhalb des Gewirrs, und deshalb sind die Thaten seiner „Patrioten“, im Sinne Sr. Majestät der Kaiser, wahrer Pfuschereien im Vergleich zu dem, was wirklich geleistet worden und bis heute geleistet wird. Der brave Fabrikherr Korbach wird ja gar nicht ruiniert, und zwar bis zum Mittelstand; Arnold, dessen Schwester Helene und Julie befristeten nur Verdorbenen, aber dabei bleibt es auch. Will der talentvolle Verfasser

und neue politische Romane geben, so blüten wir ihn, die Geschichte der durch politische Verfolgungen gebrochenen Herzen kennen zu lernen, d. h. eine bis ins Detail gehende politische Todtenschau zu halten. Dann wird er die rechten Satane zu würdigen wissen; die seinen sind nur fahrende Schüler, die sich die rothe Feder zum Scherz an den Hut gesteckt haben. Selbst sein Domherr Bernhard ist kein Paffe, der uns an sich glauben machen kann, und die politische Gerechtigkeit erreicht ihn in Gestalt eines nicht einmal den Schädel einschlagenden Hammers weit zu früh. Vergleichs Gewürm hat zäheres Leben. Wohl erregen die Reflexionen, was der Gestaltung abgeht, aber um Glauben zu finden, muß der Verfasser tiefer ins volle Leben greifen. Wo er auch hingreifen mag, heute ist es leider für politische Romane zu interessant.

In Moritz Horn's Roman „Dämonen“ (Nr. 2) ist weder von Politik noch von einer bestimmten Zeit die Rede, sondern das Leben auf der untersten Stufe wird uns mit Behagen von dem Verfasser vorgeführt. Er scheint wol nicht eine spannende Unterhaltung zu beabsichtigen, denn diese dürfte hier nur insofern zu finden sein, als der Leser vielleicht begierig wird, zu erfahren, ob sich das Wort des Herrn aus dem Prolog im Himmel bewahrheiten werde:

Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange,
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Was dort Mephistopheles, das sind hier die Dämonen, die allerdings nicht personificirt auftreten, deren Wirken vielmehr in den Begebenheiten und Figuren, die dargestellt, geahnt werden soll.

Der Held des Romans, Fritz Laue, wird als drittes Kind und einziger Sohn armer Aeltern geboren. An seinem Taufstage fällt ihr kleines Verkömmer in die Hände der Gläubiger. Ein unverheiratheter Gvatter nimmt die Familie in sein Haus und räumt ihr eine Unterstube ein. Sie ernährt sich von Korbsechten. Die älteste Tochter heirathet, die zweite stirbt. Fritz tritt nach vollendetem sechzehnten Jahre seine Wanderschaft an. Der Hausfreund schenkt ihm fünf Thaler, seinen guten Rath und weist ihn an den Bürstenmachermeister R. Nach zwei Stunden erreicht Fritz die Stadt und die Wohnung des armen braven Meisters. Dieser und seine Frau sind echte Bürgerleute. Fritz wird, obgleich es Arbeitstag ist, von dem sehr erfahrenen Bürstenbinder vor die Stadt in ein Gasthaus geführt. Ein Handwerksbursche bittelt dort reiche Fremde an und wird deshalb von dem Bürger R. mader abgeführt. Dieser Bursche ist der Mephisto der Geschichte und heißt Freising. Fritz muß sich erst einen Korb machen für die Bürsten des Meisters, die der junge Mann mitnehmen soll und die auch erst gemacht werden müssen. Nach einigen Wochen ist alles in Ordnung und Fritz, in dem sich „ein energischer, willensstätiger, leider auch boshafter Geist zeigt“, zieht weiter. Im nächsten Orte wird er vom Wirth seines erwählten Nachtquartiers um seine Legitimation befragt. Fritz kennt solch ein Ding nicht. Der Wirth will ihn fortweisen, die Wirthin aber

nimmt sich des Burschen an, gibt ihm gut zu essen, führt ihn in eine reinliche Kammer und sagt: das thue sie, weil ein Sohn von ihr auch auf der Wanderschaft wäre. Ein Wanderer tritt ein.

Es ist Freising, der Handwerksbursche. Er freilich hat einen guten Paß und nimmt Fritz Laue unter seine Protection. Die Dämonen treten nun auf in Gestalten, wie sie als Seiltänzer auf kleinen Märkten erscheinen. Fritz wird durch seinen Nephew zu dieser Bande geführt; Spiel, Tanz und unmäßiges Trinken machen unsern Helden vollends das Garaus. Kathinka, die schöne listige Tänzerin, entzündet Fritz und gibt ihre Günst an Freising. Laue ahnt den Verrath, überfällt seinen Nebenbuhler und wird durch Freising der Polizei überwiesen. Gebunden transportirt man ihn zum Untersuchungsrichter. Er reißt sich los, versetzt dem Polizeidiener einen Schlag, der ihn niederstreckt und an welchem er — stirbt. Fritz flieht in einen Wald. Der Hunger treibt ihn in ein Dorf. Der Bauer, den er um Brot anbettelt, weist ihn ab. Wieder tritt die Frau vermittelnd ein und Fritz erhält einen Dienst als Knecht. Die Dämonen vergönnen ihm einige Wochen Ruhe. Eines Abends befehrt er seinen Dienstherrn im Gespräch mit dem Dorfrichter. Ein Steckbrief ist dem Mörder des Polizeidieners nachgesandt. Fritz flieht, von den Furien des bösen Gewissens gejagt. Der Hunger bringt ihn zur Landstraße, wo ein herrschaftlicher Wagen heranrollt. Der reichbetreffte Jäger winkt vom Boß, Fritz möge hintenauffeigen. So erreicht er unter dem Schutze Nephews Freising, die Residenz, den Palast des Herrn Bankiers Levi Meyer und die Stube des zu Ehren-gekommenen Freundes. Es fehlt nicht an Wein und Braten. Die Dämonen fliegen: Fritz schlägt in die Hand Freising's. Die Memoiren dieses, von ihm selbst vorgetragen, erklären die Situation. Freising wurde Bajazzo bei der Truppe, welcher Kathinka angehörte. Er erzählt (I, 72):

Wenn ich vorhin von einem Jahrmärktepublikum sprach, so meine ja nicht, daß es aus der Gese des Volks bestand; behüte, der erste Platz war von der Noblesse der Stadt und zahlreichen Fremden eingenommen und unter den Frauen und Mädchen waren einige zum Anbeißen. Als ich mir das Seil anspannen ließ und das Nöthige dabei selbst ordnete, sah ich, daß ein wunderliebliches Kind, während sie (?) das Lorgnon von dem Gürtel losnestelte, das Armband, einen goldenen Reif, verlor, der ein Stück vorlief und nahe daran war, von dem einen der mit Anspannen des Seils beschäftigten Gehülfen zertreten zu werden. Schnell stellte ich dem Löbvel ein Bein, daß er zum Gelächter des zweiten und dritten Plages in den Sand fiel, und überreichte dem Mädchen das Armband.

In derselben Vorstellung erscheint ein toller Hund und fährt auf die junge Dame los. Freising erschlägt ihn mit einem Beil. So wurde er der Diener des reichen Juden. „Und Kathinka?“ fragte Fritz. — „Weg damit“, erwidert Freising, und erklärt ferner: wie doch der Mensch, wenn er andern ein Bein stelle, ganz vernünftig handle. Freising verfertigt für Fritz Laue einen Paß und dieser tritt auch in den Dienst des Hauses Levi Meyer. Von der Familie desselben erfahren wir nun mancherlei, unter anderem, daß eine an einer Jugendliebe fränkende Tante

Sarah in dem einsamen Hause des Parks lebt und mit ihr ihre Nichte Rebekka, die sie erzieht. Es heißt (I, 95):

Jahre um Jahre vergingen, Rebekka stand in ihrem sechzehnten. In dem Maße, als die Blüte ihres Leibes sich entfaltete, entfaltete sich auch zu Sarah's innigster Freude die Seele.

Der Sohn des Hauses, Elias, der auf einer Rheinfahrt die Bekanntschaft des Herrn Wandel aus Hannover und dessen Tochter Margarethe gemacht, ist für Rebekka bestimmt. Am Verlobungsfeite sitzt Fritz Laue gemüthsfrank in seinem Zimmer. Freising erscheint und sagt (I, 119 fg.):

„Meine, daß du eben nicht festtäglich gestimmt bist, liegt auf dir, was man das Alptrüben nennt. Reckne, komme eben zur gelegenen Zeit.“ Laue hatte seine vorige Stellung wieder eingenommen, sah daher nicht, daß Freising die Flaschen verwechselte, aus der Laue's sein, aus der seinen jenes Glas vollschenkte.

Freising nimmt die Schlüssel des Kassenzimmers, die Laue bewahrt, vollführt mit andern Strolchen den Einbruch und entflieht. Herr Elias findet die Ueberraschung, kann nur Laue die Schuld geben, läßt ihn aber nicht verhaften, sondern tractirt ihn mit der Reipeweisheit, bis er davonläuft. Er will sich in den Kanal stürzen, wird aber von einem Mädchen Lene zurückgehalten und in das nahe Freudenhaus geführt, dem diese angehört. Dieses Haus übernimmt Laue von der Wirthin und wohnt nun mit der Lene darin. Vor der Thür hängt das Schild eines Korbfleckers. Eine Dame mit einem Kinde wohnt auch bei ihm. Dieser macht Fritz Anträge und erwidert auf ihre abweisenden Worte (I, 137):

Unstinn! wenn man will, kann man. Aus purem, blankem Aerger und um Sie eifersüchtig zu machen, denn damit packt man auch an der richtigen Seite, habe ich das Weib da draußen hier behalten, schön mit ihr gethan. Ich schließe noch heute die Thür, wenn Sie meine Frau werden wollen. Zeme ist es nicht.

Vorher hatte er der Dame (Margarethe) schon ihr Verhältniß klar gemacht und sagte (I, 136):

Ich räumte Ihnen oben die Kammer ein, wo Sie den Knaben zur Welt brachten. Ich dachte, viel wird der arme Schelm in der Welt nicht zu beißen, auch sein sonderliches Glück haben; indessen war er nun einmal da, und weil man ihn nicht ins Wasser werfen kann, wie unbequeme Hunde und Katzen, muß man ihn eben behalten.

Und als er, sie umfassend, von ihr zurückgestoßen wird, ruft er (I, 138):

Oho! nur nicht so oben hinaus, mit dem Kopf durch die Decke, meine Liebe. Ich dachte, der Junge in der Kammer wäre ein schreiender Beweis, daß man seinerzeit nicht so spröde gegen eine Umarmung war.

Die Hochzeit des Herrn Elias findet statt. Sein Oheim, der Juwelier, hat den Ring für die Braut gefertigt und ist in Verzweiflung, weil dieser ihm gestohlen worden. Da erscheint Margarethe und bietet den entwendeten Ring, so glaubt der Juwelier, zum Kauf an. Sie soll verhaftet werden und entflieht. Elias steckt den Ring, den er einst Margarethe gegeben und den er vom Oheim erhält, an den Finger Rebekka's. Lene lehnt an einer Mauerwand und klagt im tiefsten Schmerz ihrer Seele.

Sobald darauf ging die trübe Flut des Kanals über ihre Rinde hinweg." Nun heißt es (I, 161 fg.):

„Der Rader!“ brummte Laue. „Also vorwärts, marsch, wir werden im Hause Nachforschungen halten. Das wird nicht viel Mühe machen. Hier unter Kutzen und Röcken sitzt sie nicht. Hier ist meine Schlafstätte, oben eine Kammer.“ Die Polizeimänner gingen hinauf und fanden das Kind. „Es ist mein Kind, und hier wohnt meine Zuhälterin, die alberne Lene.“ — „So, Ihr Kind?“ — „Nun, ich meine“, ließ sich Laue vernehmen. „ein Kind zu haben ist nicht polizeiwidrig, der (?) kleine Lauge macht mir Sorge genug. Welches Frauenzimmer hier wohnen soll, weiß ich nicht. Lene ist eine einfältige Person, die ich höchstens aus dem Hause jagen werde. Wir hatten nur zwischen einem kleinen Wortwechsel und Lene ist ein boshafter, nachsichtiger Nickel, der mir die Polizei auf den Hals hegen will. Ich fürchte mich aber nicht, denn ich stehe in jeder Beziehung rein da, höchstens konnte man mein Verhältnis zur Lene, dem boshaften Rothkopf, nicht verschmecen; allein Sie, meine Herren, wissen recht gut, wie viele Wirtschafterinnen in solchen Familien, bei vornehmen, sogenannten älteren Herren, Launen sind, fehlt nur oft der Beweis mit Augen und Ohren.“

Lene läuft sofort wieder ins Freudenhaus, kehrt aber wieder, holt das Kind Margarethens, das nun wichtig wird, weil der junge Hermann Elias Meyer seiner Gemahlin Rebekka, die in dem Ring eine frühere Jahrgazahl rannet, das Geheimniß verschweigen muß. Lene wird schließlich, durch eine gottesfürchtige Frau bekehrt, Bußmädchen und erzieht das Kind. Freising und Laue quälen das dreimal den Dämonen entronnene Mädchen dämonisch. Lene bringt ein Kleid für Theodora zur Tante Sarah. Diese erzieht wieder ein solches Mädchen, nach dem Rebekka, nach der Geburt eines Kindes, gestorben ist. Daß Lene die Dämonen noch nicht besiegt hat, vielleicht weil Freising Kammerdiener der Tante Sarah ist, erweist sich bei Gelegenheit, wo Theodora das Ballkleid anlegt. Es heißt (I, 315 fg.):

Theodora warf schnell ihr Kleid ab, und Lene, obschon ein Frauenzimmer, empfand einiges Vergnügen, als die Schönheit der jugendlichen Gestalt von Armen, Rücken und Busen die Hülle abwarf, tadellos, ein seltenes Modell in all seinen Einzelheiten. Wir erklären uns das Zögern, mit der Lene das Aus einer Kammerfrau verrichtete, aus dem Verlangen, an dem gebotenen Anblick des Schönen möglichst lange sich zu weiden, wol am natürlichsten. „Endlich sind Sie wol zu Stande, Lene?“ — „Ja wohl, leider endlich.“ — „Leider, was wollen Sie damit sagen?“ — „Daß ich beständig Ihre Kammerfrau sein möchte.“ — „Närrin!“

Es hieße dem Interesse des lesenden Publikums zu nahe treten, wollte ich weiter die Geschichte der Dämonen ausfüllen; auch dürfte dadurch der mir vergönnte Raum überschritten werden, da die Vacanzen, die der Verfasser durch den Tod eintreten läßt, sehr schnell von neuen Personen ausgefüllt werden, die den Kampf mit den Dämonen fortsetzen.

Wir treten aus dem anmuthig dargestellten modernen Leben, das die Nebelbilder darbieten, und in welchen wir mit Menschen jeder Art, anschaulich und verständig begrenzt, gesinnungsvollen und gesinnungslosen, ein Stück des heutigen Daseins durchlitten haben, und aus des sauberen Korbmanns Fritz Laue und Genossen Spelunke, und den Freudenhäusern der bekehrten Lene und den ab-

gestandenen Ergötzlichkeiten des Herrn Elias Meyer mit „Diana = Diaphana“, von M. Solitaire (Nr. 3), in das Mittelalter zurück, das sich in manchem Kopfe nicht allein nicht von Hexenprocessen, Nord und Tobschlag trennen läßt, sondern auch von grauenvollem Spuk durchwebt sein muß.

Schon der Titel dieses Werks führt uns auf die rechte, zugleich doppelte Fährte. Die „Geschichte des Alchemisten Imberill Kählein. Phantastischer Roman nach alter Chronika“ erinnert theils an den „Kapellmeister Kreisler“, die „Elixir des Teufels“ und „Klein Zaches, genannt Zinnober“, theils an Siebenkäs und Ragenberger, dagegen der erste Titel des Romans „Diana = Diaphana“ uns einen Zauberring und eine Undine vermuthen läßt, während die Bezeichnung „phantastischer Roman“ auf Alraunen und Galgenmännlein hindeutet.

Ich hätte nun wol die Verpflichtung, über den Inhalt des Buchs vielleicht durch eine kurze Wiedergabe der Erzählung zu berichten. Aber wie damit fertig werden? Was würde der Leser thun, wenn er einen ziemlich wunderlich aussehenden, sich eigenthümlich gebardenden Menschen an sich vorbeischießen und die breite Straße hinunterlaufen sähe? Hat der Leser junge Beine und hinreichende Neugierde — Zeit hat er gewiß, denn ein Romanleser hat ebenso viel Zeit, wie die Helden der meisten Romane —, so würde er dem Gellenden nachellen. Jetzt biegt er um die Ecke des Gäßchens nach dem Dome, jetzt verschwindet er durch das alterthümliche Thor — wir halten uns nirgends mit der Beschreibung der sonderbaren Bauart und verschönerkten Steinhauerarbeit auf, die natürlich die alte Reichsstadt darbietet, in der sich diese sehr wunderbare Begebenheit vor Zeiten zugetragen, und die wir ja satzsam im Buche selbst vorfinden —, jetzt also verschwindet der eilende Mann durch das Thor, welches den Dom mit dem „hangenden“ Thurm verbindet, jetzt polstert er die Treppen zum Thurm hinauf, es klappen und klappern die Thüren und Fenster, es kreischen alte Weiberstimmen, man scheint sich zu rufen, zu würgen, zu morben, Blut tröpfelt durch die Ritzen der Diele; da ist er ja aber schon wieder, er läuft an der Stadtmauer hin und her, jetzt biegt er nach dem Markt ein, jetzt sind es schon zwei, jetzt drei, jetzt scheint es eine erstickliche Menge; einer läuft voraus auf allen Vieren, es ist der Schneider Darm, mit Füßen gestoßen von den übrigen seltsamen Gestalten — wir halten uns natürlich nicht auf bei der Schilderung der eigenthümlichen Kleidung aller sonderbaren Personen, das finden wir alles ja ausführlich im Buche selbst. Jetzt springen alle in die Laverne des Zaches „Weiberkränker“; es wird gesungen, gestritten, gestoßen und gehauen, auch Bierkrüge werden an den Kopf geworfen, Harfenistinnen singen und schäkern mit Halb- und Ganzbetrunkenen, bevor aber der junge, neugierige Leser die Laverne betritt, stürmt alles durch das Stadthor hinaus in den dunkeln Wald. Ich rathe übrigens jedem, der die Partie mitmachen will, sich mit tüchtigen Regenschirmen oder wasserdichten Mänteln zu versehen, denn es regnet furchtbar vom Anfang der

Geschichte los, doch die Menge ist verschwunden, aber eine Moosbütte erreicht der Neugierige, eine natürlich sehr auffällige alte Hütte unweit eines alten Klosters. Dort findet sich ein wunderliebliches, d. h. wieder nicht liebliches Mädchen, ein flügelahmer Rabe und die Leiche der Mutter des Mädchens, einer taubstummen Frau. Es ist hier sehr grauflig, schon ist aber auch einer der Laufenden dort und wird dem Mädchen durch Reden und Handgreiflichkeiten lästig. Der junge Leser kommt der Schönen zu Hülfe, vor ihm aber erreicht eine große, düstere Gestalt die Hütte, diese sticht und haut auf den ersten los, daß diesem „der Saft“ in den Schnurrbart fließt. Nun bricht die ganze wunderliche Menge hinein, Mönche erscheinen, stellen ihre Fackeln an das Lager, legen die Todte auf eine Trage und ziehen, von dem Mädchen begleitet, mit der Leiche und den Fackeln davon, durch den dunkeln Wald, fort und weiter. Der flügelahme Rabe verkriecht sich unter den Herd. Die Menge rast nach der Stadt zurück, zur Taverne. Man haut, sticht, spielt, singt, dieser oder jener läuft in die Nacht hinein und der neugierige Leser geräth in das Haus des Herrn Esau Bärtlich. Dort lernt er endlich Diana=Diaphana kennen, und wird ihm freigestellt, sie Diana oder Diaphana, oder mit beiden Namen zu nennen. Eine Zigeunerin strahlt das Haar des wunderlieblichen Kindes. Jene erzählt von ihrem geköpften Bruder Holisernes, der ein Schnellläufer und König war, gefangen wurde und noch lebt. Doch nein, der Schnellläufer, jener erste, ist Herr Imbecill Käglein, der Alchemist. Bärtlich verschwindet und läßt ihn mit seiner Tochter Diana=Diaphana allein. Diese fällt erschreckt in Ohnmacht, denn es brennt nur ein Lichtlein, wie denn überall die Beleuchtung sehr mangelhaft ist und mehrentheils aus plötzlich verlöschenden Fackeln und Kienspänen, kleinen unsinkenden Talglummeln, aber auch zuweilen aus ganzen Stößen auflodernden Schwefels besteht. Die Zigeunerin verflucht Käglein und wirft ihm eine angebrannte Aker ins Gesicht. Käglein rennt davon, setzt sich irgendwo auf eine kalte Steinbank — es ist Mitternacht; Käglein schläft und träumt dabei gar wunderbar. Es regnet noch immerfort, wie es anfangs geregnet hat, es heult der Sturm, wie er anfangs geheult hat, es brüllt das Meer wie vordem; Käglein erwacht und rennt nach dem „hängenden“ Thurm. Die grauenvolle Concordia wacht bei ihm und nimmt ihm den Verstand, wenn er ihn nicht schon verloren hat, durch die Erzählung grauenvoller Geschichten, die sie erlebt oder ihr toller Sohn. Käglein erhält am Schluß Diana=Diaphana. O nicht doch: er stürzt sich ins Meer, nachdem die alte Concordia Frosch als Hexe verbrannt worden ist. Der gottesfürchtige Bürgermeister der Reichsstadt, Gabriel Dampf, wird der Schwiegersohn des Herrn Esau Bärtlich. Es heißt (I, 603):

Wir nehmen freundlich wehmüthigen Abschied von dem guten Leser, der uns treulich durch die labyrinthischen Gänge dieser wunderbaren Historie begleitet. Lebt alle wohl! wohl!
Ende.

Der Verfasser hat Talent und Phantasie. Es gelin-

gen ihm einzelne Scenen. Die vorzüglichste, mindestens effectvollste und gerundetste, ist wol folgende (I, 96 fg.):

So erwachte Cäcilie, die Tochter des Thürmers vom hängenden Thurm, in der Waldbütte an diesem ereignisreichen, räthselhaften, dunkeln Tage. Wie das halbgeöffnete Auge, nach dem engen, niedern Fensterlein blickend, die mächtigen, kahlen Aeste gewahrte, da war es ihr, als sei dieses Holzwerk der gewaltige Glockentstuhl im hängenden Thurm, als hinge eine Glocke daran mit unendlicher Wölbung, mit donnerndem Halle, in der die Worte geätzt waren, in zweien Sprachen: „Auch die Unsichtbaren hören mich, etiam invisibiles me audient“, wie es in gebräuchlicher Futurform hieß; und als stände sie auf dem Gerüst an der Glocke und versuchte, da der Strang abgebrannt war, wie eine Locke, die man übers Licht hält, versengend sich aufträufelt, das große Gewölbe mit ihren beiden Händen, mit der Kraft ihres Leibes in Schwingung zu setzen; sie bedurfte der unsichtbaren Welt, welche der Spruch verheißt; ihr Herz war zerrissen und ihre Mutter war gestorben. Sturm wollte sie läuten, Sturm, daß es durch die Himmel klang; aber der Köppel hing kalt und stumm und starr wie eine Eissäule, und kein anderer Widerhall durchregte, belebte die schweigenden Gewölbe, als den das Ragen ihrer Fingernägel am Metall, am Roste hervorbringen konnte. Die Unsichtbaren hörten kein Geräusch; sie zu errufen war unmöglich; das Mädchen lag in kaltem Schweiß, als wie in geronnenem Blute. Diese Bilder flogen schnell durch ihre Seele; in der Zeit, in welchem ein Tropfen herbstlichen Thaues vom braunen, trocknen Blatt auf den Boden fällt.

Nun saß sie halb ausgerichtet im Bett und besann sich der Vergangenheit; trübes Licht schien durch das Fensterchen; ein zahmer Rabe wandelte bedächtig auf dem Estrich, indem er die Spuren seiner Klauen in den wenig betretenen Sand drückte, damit der Boden sorglich bestreut war, ein alter Rabe, dessen einer Flügel zur Hälfte fehlte; selber war vermuthlich Ursache eines Schusses, einer Verwundung, mit dem Schwingknochen am Schlüsselbein abgelöst; das verständige Thier schien im stillen Herzen den schweren, bitteren Verlust zu ertragen, und nur selten hob er im träumerischen Selbstvergessen die andere Schwinge wie zum Fluge. Aber zu Füßen von Cäcilien's Bett stand das Bett der gestorbenen Mutter, mit der sie nie, solange sie denken konnte, ein Wort gewechselt, von der sie nie jene dumpfe, bange, unartificialte Liebe der Stummen, wie sie in toller Verzweiflung bemüht sind, sich verständlich zu machen, vernommen. In stummer Brust barg sie die entsetzlichen Leiden, die riesenhafte Erinnerung; man weiß nicht, ob sie sich mit dem Gedanken, mit dem Gebete, das die Seele küssert, ohne die Lippen zu regen, an den gewaltigen Gott gewandt, dessen Born auf ihr lastete; aber nie demüthigte sie sich vor ihm, nie klagte sie ihm in der verächtlichen Sprache der Thiere, in dumpfem, sinnlosem Aechzen; gern saß sie des Abends am offenen Fenster stundenlang, nachtelang und hörte dem Rauschen des Waldes, des Meeres (zu), und sie lächelte, als wenn sie die Natur verspottete, daß sie nicht stark genug wäre, nicht genug sich beherrschte, um das Weh, das ängstlich durch die Zweige tönte, da sie es nicht mit der Sprache des Menschen äußern konnte, stolz und starr und stumm, wie selbes in ihrer Brust schlief, zu verbergen, zu verschweigen.

Wenn dergleichen Schilderungen aneinander gereiht und nur auch unbedeutend motivirt wären, so befriedigten sie vielleicht und bildeten einen lesbaren Roman für diejenigen Leser, die spukhafte Geschichten lieben. Ein Herr Hildebrand alias Höllebrand Lux, eine Artemisia, ein Theophilus, Lothar u. s. w. werden schon durch ihre Namen für Unterhaltungssuchende interessant; aber nun müssen sie auch in Verbindung treten und die durch sie geschürzten Knoten endlich wieder gelöst werden. Hier ist

aber ein nicht enden wollender Wirrwarr, der zuletzt denn doch ungenießbar wird.

Erzählt die greise Großmutter am stürmischen Winterabend den um sie am Kamin hockenden Enkeln Geschichten, und schlafen die Kinder nicht dabei ein, sondern schauen mit immer größer werdenden Augen in die feinem Züge der Großmutter, so ist, was diese erzählt, eine wirkliche, richtige Spukgeschichte. Warum? Weil die Alte den Spuk in sich trägt, sie das eigene Grausen los sein will, indem sie es gestaltet und als außer ihr bestehend hinstellt. So schrieb Achim von Arnim, so Brenzmann, so vor allem Hoffmann, so de la Motte Fouqué, wo der Spuk schon romantisch auftritt und mit dem Zauberring Schlösser und Herzen öffnet; so Novalis, der sich in die Gläubigkeit rettet und doch die blaue Blume suchen muß; so selbst Heine, der seinen eigenen Spuk und das in ihm glühende und fröhliche Grausen durch Ironie verklagen will; so Justinus Kerner, der den Spuk wissenschaftlich bis zu den weißen und schwarzen Dämonen der Scherkin von Prevorst gestaltet, so auch der in seiner Weise unübertreffliche unglückliche Nikolaus Lenau. Des Verfassers Spuk ist kein rechter Spuk, und wollte der Leser auch fort und fort das Grausen suchen wie der Junge im Märchen, M. Solitaire zaubert keine Prinzessinnen herbei, die den Leser mit kaltem Wasser begießt, daß er fröhlich ausruft: Hu, wie gruselt mich so schön!

Wollen wir jetzt noch, bei unserer klaren Weltanschauung, uns an Spukgeschichten vergnügen, und reichen die wirklich einzigen von Hoffmann nicht aus, so muß ein jüngerer Zauberer es mindestens ganz ernstlich mit dem Grausen meinen. Wer aber in „Diana-Diaphana“ bis zum Ende des letzten Theils ausdauert, muß sich zuletzt doch sagen, daß alles Geheimnißvolle, das der Verfasser in Worten, Gesten und Situationen oft recht spannend für die Folge zurecht legt, ganz ohne Folge bleibt, sich als loser Stein bewährt, der gar nicht zum Bau gehört und für den gar nichts oder irgendetwas anderes die Lücken füllen könnte.

Der Verfasser hat, wie bemerkt, Talent und Phantasie, verwendet beides aber in Ueberstürzung meist ganz zwecklos. Sein Werk ist nur eine wunderbar consequente Jagd nach Effecten; hat er einen erreicht, so wächst sofort ein Klämmchen aus der zauberischen Blut, das hoch und höher züngelt, blüht und leuchtet und wieder ein neues absetzt, dem ein drittes u. s. f. folgt. Aber diese Jagd ist ohne Ende und M. Solitaire vergißt, daß der Wahnsinn auch Methode haben muß, sonst ist er wie in „Diana-Diaphana“ erschreckt, und die Personen, welche uns in ihren grauenvollen aber begründeten Zuständen interessieren können, widern uns an, weil sie sich in lügnische Schüste verwandeln. So bleibt in vorliegendem Roman keine Gestalt übrig, die in ihrer Weise edel ist und unsere Theilnahme gewinnt; denn auch Imbecill Käglein ist kein rechter Narr, nur ein schwacher Komödiant.

Da nun niemand sich das Blut eines andern in die eigenen Adern zaubern kann, wird auch ein wahrscheinlich ganz gemüthlicher Mann sich das Dämonische eines frem-

den Geistes nicht einzupumpfen vermögen. Ruhlos garte es in den Seelen jener Romantiker, die durchgreifende Spukgeschichten geschaffen haben; sollten wir nicht zu nüchtern sein für dergleichen Kunstwerke?

Hermann Neumann.

Humoristische und pseudohumoristische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 5.)

Wir haben dem anonymen Buche „Moderne Vagabunden“ einigen Raum gewidmet, weil der darin behandelte Gegenstand, der Humbug in seinen verschiedenen Geschäftszweigen, ein so tief in die Sitte und den Charakter der Zeit eingreifender ist, daß jeder Versuch, ihn bloßzulegen und ihm die Maske abzuziehen, einige Beachtung verdient. Weiter schien es aber auch wol angebracht, die Geschmacklosigkeit oder vielmehr die Geschmackwidrigkeit und den Geist der Frivolität zu kennzeichnen, welche diesem Buche, das sich bei Licht besehen doch als Humbug herausstellt, fast durchweg anhaften. Denn wenn wir nicht irren, so gehört die Frivolität zu den hervortretenden Charaktereigenschaften unserer Generation, und sie zeigt sich nicht nur in literarischen Fabrikaten dieser Art, sondern selbst in scheinbar sehr ernsthaften Producten und Äußerungen, insofern alle unüberdachten summarischen Verdammungsurtheile über andere, die, ohne daß man weiß, wohin sie führen können und ohne durchaus gründliche Kenntniß der betreffenden Persönlichkeit oder des eigentlichen Sachverhalts ausgesprochen werden, insofern alle bloß einseitig negirenden Behauptungen, alle abfälligen Ignorirungen, Verwidelungen, Verleumdungen und Beleidigungen, z. B. auf literarischem Gebiete, alle Indiscretionen, alle schädlichen Paradoxen und Assertionen, mit denen man nur Aufsehen erregen will u. s. w., diesem unsere Zeit nur zu sehr beherrschenden Geiste der Frivolität mehr oder weniger ihren Ursprung und ihr Dasein verdanken.

Ein leichtsinnig zusammengeschmiedetes Büchlein ist auch das folgende: „Die Schnurranten“ vom Schalksnarren Udo (Nr. 2). Es besteht aus allerlei Geschichten, Abenteuern und Schnurren, welche in einem Wirthshause in der „Künstlerstraße“, d. h. in einer täglichen Versammlung von Schauspielern und Theaterfreunden der Reihe nach erzählt werden. Manche lustige Abenteuer aus dem Schauspielersleben sind in der That ergötzlich, die meisten Erzählungen überhaupt harmloser Art, obgleich einzelne doch auf einer etwas weit getriebenen Fopperei beruhen, andere sind aber selbst des schlechten Papiers, auf dem sie gedruckt sind, nicht werth. Dergleichen mag sich bei mündlicher Erzählung, in einer „Künstlerrede“, in einem Kreise von Schauspielern, die einander gern mit solchen Schnurren unterhalten, ganz gut anhören lassen; aber ein Buch läßt sich daraus nicht machen, wenigstens keins, welches eingehender besprochen zu werden verdient. Verfasser des Büchleins ist Louis Julius, Mitglied des kaiserlichen deutschen Theaters in Petersburg, also wie der Verfasser des erstbesprochenen Buchs auch dem Schauspielersstande angehörig. Ueberhaupt geht aus diesem Kreise mündlich wie schriftlich manches Leichtfertige hervor — wir erinnern hierbei unter andern auch an den von einer renommirten Berliner Schauspielerin angeregten Theaterfanal, welcher M. Wetzels zur Abfassung seiner das Theaterleben hinter den Coulissen breit beleuchtenden satirischen Poesie „Meine Selbstbiographie“ (Berlin 1862) und leider auch zur Veröffentlichung einiger ihrer Briefe im Anhang des Büchleins veranlaßte — und insofern mag das dem Schriftlichen vorgesetzte Motto recht haben:

Schon die alten Solianten
Uns als höchst gefährlich nannten:
Laboranten, Rußkanten,
Komödianten und Schnurranten!

Der Verfasser, der übrigens, wie so viele Schauspieler, ein ganz prächtiger, mit großer Unterhaltungsgabe ausgestatteter Gesellschaftler sein mag, hat seine Schrift dem Herzog von Koburg, dem „hohen Protector heiterer Mäusen“ in „tiefster Verehrung und Unterthänigkeit“ gewidmet, und er bittet ihn, „diese kleinen munteren Dinge, Schmauren, wie Schellen sie erleben, ersinnen“, Sr. Hoheit „zu Füßen legen zu dürfen“. Der Herr Herzog muß jetzt schon im Besitze einer ganzen Bibliothek von nützlichen und unnützen, ihm gewidmeten Büchern sein, denn zu den vielen zur Zeit in Deutschland herrschenden geistigen Epidemien und Monomanien scheint auch die der Bücherwidmung an Sr. Hoheit den Herzog Ernst zu gehören. Daß es dabei dem humanen Herrn in Bezug auf typographische Ausstattung nicht auf Befriedigung aristokratischer Gelüste ankommt, beweist dieses Büchlein, welches etwa den typographischen Werth jener Volksmärchen und Volksliederbücher hat, wie sie auf Jahrmärkten verkauft werden.

Eine Wahrheit, und zwar eine unumstößliche, haben wir in dem Büchlein gefunden; der Verfasser bemerkt nämlich einmal: „Der deutsche Künstler, und war's der genialste, trägt doch immer etwas vom Philister an sich, das ist das Partikelschen Nationalität, das kein Germane von sich werfen, auscheiden kann.“

Einen befriedigenden Eindruck als die vorbesprochenen Schriften gewährt die Humoreske von A. von Winterfeld: „Das Manneken P...s von Brüssel“ (Nr. 3), welche sich bei uns gleich in zweiter Auflage anmeldet. Des Verfassers Schriften scheinen namentlich unter Militärpersonen ihre Freunde zu haben, und in diesem Kreise namentlich mag sich die erste Auflage schnell vergriffen haben, ehe wir noch von ihrem Vorhandensein Kenntnis hatten. Wer ist nun aber dieses „Manneken P...s“? Jeder, der einmal in Brüssel war, wird seine Bekanntschaft gemacht haben, denn dieses „Manneken“ ist bei den guten Brüssellern mindestens ebenso beliebt und populär als der König der Belgier selbst. Auf einem Brunnen an dem Zusammenstoß der Rue du Ghêne (auf vlämisch Gysstraet) und der Rue de l'Etuve (Stoosstraet) befindet sich nämlich die erzene Statuette eines gänzlich unbefleierten lebensgroßen Jungen, von welchem der Verfasser weiter bemerkt: „Der kleine dicke Bengel steht in der ungenirtesten und zugleich natürlichsten Stellung, die man sich denken kann, auf seinem Postament und bildet dort die seltsamste aller Fontainen, die originellste aller Wasserspendungen, die auf dem weiten Erdenrund zu finden ist. Er ist eine Art Cupido, nur ohne Pfeil, eine Art Brunnengott, der, wie Väter sich ausdrückt, „trotz seines bereits sehr hohen Alters alle Rechte der Kindermwelt beibehalten hat“, und der Liebhaber der Brüsseler, die ihren Manneken „le plus ancien bourgeois de Bruxelles“ nennen.“

Dies nun ist das „Manneken P...s“, das zur größern Verdeutlichung seiner Verrichtung und Bestimmung innerhalb einer schalkhaften Gruppe von Frauenzimmern auf dem Umschlage vorliegenden Büchleins abgebildet ist.

Der Verfasser läßt sich von einem brüsseler Bürger alten Schlags, einem Bewohner der Altstadt, der einen gründlichen Haß gegen das vornehme Stadtviertel oder das „petit Paris“ oder die „Stadt der Francillons“ im Busen nährt, die Schicksale dieses so derben und ungenirten Jungen bei einigen Gläsern zusammenziehenden brüsseler Biers, Lambicqs, Faros oder Dießs oder aller drei Bierforten, ausführlicher erzählen. Man erfährt hieraus, daß die bronzene Statue dieses Manneken, wie man sie jetzt an der Ecke der Gysstraet erblickt, nicht die ursprüngliche ist, daß dort in alten Zeiten ein ganz ähnliches, aber feineres Bild gestanden habe, welches neben der jetzigen Benennung auch noch den Namen „Juliaenes Vorre“ oder auf französisch „Fontaine du petit Julien“ führte. Aber die Figur kam unter dem Einfluß der Luft, des Regens und der Zeit so herunter, daß sie zuletzt nur noch einem unförmlichen, faum menschlicher Gestalt ähnlichen Klumpen glich; und da sich

die eigenthümliche Wasserleitung alle Augenblicke verstopfte, die brüsseler Mädchen aber den Aberglauben hatten, daß sie keinen Mann bekämen, wenn sie nicht wenigstens an gewissen Tagen beim Manneken ihre Krüge volllaufen ließen, so war des Jammers und Klagens kein Ende, und der Magistrat mußte sich entschließen, die feinerne Statue durch eine bronzene zu ersetzen.

Diese Arbeit, an welcher ganz Brüssel dem lebhaftesten Antheil nahm, wurde am 13. August 1619 dem damals berühmten französischen Bildhauer Duquesnoy übertragen, der sich in dem kurzen Zeitraum von drei Monaten seiner Aufgabe zu so großer allseitiger Zufriedenheit entledigte, daß ihm der Magistrat nicht allein ein sehr schmeichelhaftes Lob spendete, sondern ihm auch ein Honorar von 50 rheinischen Gulden zahlen ließ, was zu jener Zeit, wie der Verfasser bemerkt, ein „ganz ansehnlich Stück Geld“ war. Um aber die krabattischen Künstler nicht zu beleidigen und hintanzusetzen, beauftragte man den wohlberühmten Steinschneider Daniel Raessens mit der Anfertigung des Piedestals und bezahlte ihm dafür die verhältnismäßig viel größere Summe von 180 rheinischen Gulden. Als nun dieses neue Manneken aufgestellt war, da war unenblicher Jubel in Brüssel, und namentlich unter dem weiblichen Geschlecht, nicht bloß der niederen sondern auch der höhern Klassen, und „wenn die Witternachtskumbe geschlagen hatte und die Straßen bereits dunkel und leer geworden waren, dann sah man oft ein vornehmes Fräulein, die Kapuze sorgsam über den Kopf gezogen, nach der verhängnisvollen Fontaine schreiten und sich klopfenden Herzens ihr Krüglein volllaufen lassen“.

Das Manneken hatte im Laufe der Zeit noch manche merkwürdige Schicksale zu bestehen. Der Verfasser erzählt z. B.: „Im Jahre 1695 hatten die Brabanter einen großen Krieg gegen die Franzosen zu bestehen und Brüssel kam dabei in eine schlimme Lage. Die Feinde bombardirten die Stadt mit solcher Gewalt und solcher unglücklichen Wirkung, daß die meisten Häuser in Flammen aufgingen. Obgleich die Besatzung und die Bürger alle ihre Kräfte aufbieten mußten, um den drängenden Feind abzuhalten und dem mit reisender Schnelligkeit um sich greifenden Feuer Einhalt zu thun, das die ganze Stadt in Asche zu legen drohte, so vergaßen sie deshalb doch keineswegs den Liebhaber ihres Herzens, sondern retteten ihr theueres Manneken aus dem Flammenmeer und brachten es an einen sichern Ort, wo es vor der Gefahr des Zerschmelzens in Sicherheit war.“

„Als die Franzosen endlich wieder abgezogen waren und man die Ordnung in der Stadt einigermaßen wiederhergestellt hatte, war es einer der ersten öffentlichen Acte des Magistrats und der gesammten Bürgerschaft, daß man das Manneken mit großem Pomp wieder an seine alte Stelle setzte und zu seinen Füßen folgende lateinische Inschrift eingraviren ließ:

In petra exaltavit me et nunc exaltavit
caput meum super inimicos meos.

„Im Jahre 1770 war auch das Piedestal von Daniel Raessens schadhast geworden und wurde durch die jetzige Nische von blauen Steinen ersetzt.“

Man könnte ein ganzes komisches Epos, dessen Held dieses Manneken wäre, und dabei ein ganzes Stück brüsseler Geschichte schreiben; denn unser Manneken kam noch öfters abhanden. Das letzte mal geschah dies in der Nacht vom 2. zum 3. October des Jahres 1817, und ganz Brüssel versank in Betrübniß und Desperation; namentlich wollten sich die Weiber nicht beschwichtigen lassen; ja die abergläubischen untern Schichten des Volkes betrachteten das Verschwinden Mannekens als sichern Vorboten einer die Vaterstadt bedrohenden Calamität, weshalb auch einige Bürger und Handwerker ihre Häuser verließen und nach Saß und Pack auf die Dörfer hinauszogen, um dem drohenden Verderben zu entinnen. Endlich fand sich das geliebte Manneken durch Zufall in der Wohnung eines freigelassenen Sträflings, Namens Lycas, und in feierlicher Procession unter Theilnehmung der ganzen Stadt wurde das angebetete Manneken wieder in seine Nische zurückgeführt, der freche Dieb aber am 26. November 1817 zu Galgen und Pranger verurtheilt.

Manneken hat sich, trotz seiner wenig respectablen und salonmäßigen Haltung, von seiten regierender Herren einer Reihe von Auszeichnungen zu erfreuen gehabt, wie nur wenige Staatsmänner und Generale. Der Verfasser erzählt: „Die erste offizielle Auszeichnung, die Manneken zu Theil wurde, war, daß ihm der Erzherzog Maximilian Emanuel bei Gelegenheit eines Festes, am 1. Mai 1698, das Großcordon seines Ordens verlieh, ihm einen kostbaren blauen Anzug schenkte und ihm auch einen Kammerdiener gab, damit derselbe ihm sein Staatskleid anlegte. Auch Kaiser Joseph II. verlieh ihm einen Orden, und Peter der Große machte ihm einen Besuch, weil, wie er sich scherzend ausdrückte, «Manneken doch nicht zu ihm kommen könne». Als im Jahre 1747 Manneken von französischen Soldaten inhaftiert worden war, ließ ihm Ludwig XV. die glänzende Genehmigung widerfahren, daß er ihm ebenfalls eine kostbare Uniform gab und ihn zum Großkreuz des Ordens vom heiligen Ludwig ernannte. Manneken hat übrigens außerdem eine feste Adresse, die von einem besondern Beamten verwaltet wird. Seine Garderobe besteht aus sieben Staatskleidern, welche ein Kammerdiener unter sich hat, dem auch die Verpflichtung obliegt, seinen Herrn bei festlichen Gelegenheiten anzuziehen, namentlich im Juli, am Tage der großen Kirmes von Brüssel, wo auch die Procession auf die feierlichste Weise vor ihm vorbeizieht. In der allerneuesten Zeit, namentlich seit dem nivellirenden Jahre 1848, wo man auf äußern Schmutz, auf Uniformen und Orden nicht mehr so viel gibt, erscheint auch Manneken nur noch selten «en grande tenue», sondern wird an den meisten festlichen Tagen gewöhnlich in die allgemeine belgische blaue Bluse gekleidet, in welcher er sich eigentlich auch am allerbesten und natürlichsten ausnimmt.“

Diesem historischen Theile folgt in weiterer Ausführung eine Volkstradition oder eine Fiction des Verfassers, wonach das Urbild Manneken der kurzide Sohn eines Herzogs Gottfried von Brabant gewesen, und es werden uns die wunderlichen Schicksale dieses Herzogssohns bis dahin erzählt, wo die Brabanter unter seiner Mitwirkung den festen Platz Grimberghe eroberten. Er nahm nämlich, seinen Landsleuten mit einer leichten Bewegung den Rücken wendend, eine nicht näher zu beschreibende, höchst ungenirte Stellung gegen die Feinde hin an und rief: „Was mich betrifft, so ist meine Verachtung gegen diese Casaniken so groß, daß ich kein anderes Geschenk für sie habe, als dies.“ Da brach ein ungemeinere Jubel in den Reihen der Brabanter aus, denen jetzt die Prophezeiung wieder klar vor die Seele trat. „Das Drafel geht in Erfüllung!“ schrien die Soldaten jubelnd. „Das ist die Beschimpfung, die uns zum Siege führen soll! Seht! Seht! Nuzen Manneken pist op den Brant!“

Aud nun war kein Haltens mehr; Grimberghe wurde von den Brabancern erklümt, von Manneken aber nichts weiter gehört und gesehen. Nach der Meinung der einen soll er unter den Trümmern des Platzes begraben liegen, nach der andern von einem Engel zum Himmel emporgetragen worden sein. Die brüsseler Bürger aber ließen, eingedenk der hohen und unvergesslichen Dienste, die er dem Staate geleistet, dem seligen Manneken jene Statue errichten, welche den Umstand, durch den der Junge die Eroberung von Grimberghe herbeiführte, veranschaulicht und verewigt.

Das für Deutschlands Liedertafeln bestimmte, von Ludwig Bauer herausgegebene Sängerbrevier „Frisch gesungen“ (Nr. 4) gehört hierher wegen des meist heitern und humoristischen Charakters der in ihm zusammengestellten Lieder, von denen die meisten vom Herausgeber, die übrigen von Bruno Schölar und August Stöhr herrühren und fast sämtlich Aufforderungen zu Wein- und sokratischem Lebensgenuß enthalten oder in das Gebiet der Märchensnurren gehören. Da ihre Rhythmen zum größten Theil sehr sangbar sind, so möchten wir hiermit namentlich die deutschen Liebercomponisten auf diese Liebersammlung aufmerksam gemacht haben, obgleich für sie von den Ludwig

Bauer'schen Liedern nur wenige übrig bleiben werden, indem fast die meisten derselben bereits componirt sind, z. B. „Der lustige Maitäfer“ von F. Abt (auch von Weder), „Was ist Glück?“ von Pierson, „Galopp“ von Runge, „D trinkt!“ „Trinkerweisheit“, „Trinksied vom Rain“, „Am Pfingsten“, „Kirmesländer“, „Postkutschchen“, „Magister botanicus“, „Trinkers Liebe“ von E. Weder (letzteres auch von F. Lux). Bruno Schölar erzählt das alte Stüchlein, wie vor dem vier Rathsherren die Preiswürdigkeit eines Gebräues dadurch erproben, daß sie sich auf eine Bank setzten, welche mit einer Quantität des neuen Gebräues begossen war. Waren sie nun durch das Bier an die Bank so fest geleimt, daß sie bei jedem Versuch sich zu erheben, diese mit sich hinaufzogen, so wurde dies als der beste Beweis erachtet, daß das Bier von preiswürdiger Qualität sei. Schalkhaft schließt der Verfasser:

Daß die Zeiten aufgekält,
Hat sich auch beim Bier bewährt;
Denn jetzt kiest die Bürgerschaft
Umgekehrt den Gerstenkist!
Klebt die Bank an ihnen nicht,
Nun, so kleben sie an ihr;
Eihen da wie angericht
Bei dem aufgekältten Bier.

Bruno Schölar, ein Pseudonymus, ist katholischer Geistlicher, und seine launigen Reimproducte können wenigstens als ein abermaliger Beweis für die alte Wahrnehmung gelten, daß der Katholicismus auch eine heitere sinnliche Seite hat, die dem Protestantismus abgeht, und daß man sich in den Kreisen des katholischen Klerus einen harmlosen Scherz nicht versagt, durch den ein protestantischer Geistlicher seiner Amtswürde und gravitätischen Amtsmiene etwas zu vergeben besorgen würde.

Der Titel der „Scene“ von Wilhelm von Ising: „Narr und Sängler“ (Nr. 5), hat uns verführt, dies Stüchlein der humoristischen Literatur zuzuwenden, obgleich es, genau genommen, nicht eigentlich dahin gehört; denn es ist im ganzen mehr ernster Art, und auch der darin auftretende Narr ist mehr bitter als süßen Charakters; seine Wige trüfeln mehr von Gift und Galle, als von dem Honig des Humors. Dieser Narr war einst ein Sängler, hat sich aber, um dem Hunger und dem Elend zu entgehen, bei einem vornehmen Herrn („Burgherr“ Edmund) verdingt, sich in die Narrenjude stecken lassen und rächt sich nun für den Unglücks, der ihm von seiten seines Herrn und einiger sehr stupiden Schmarotzer desselben widerfährt, durch grimmigen Hohn. Endlich erscheint ein wahrer Dichter Namens Manfred auf dem Schlosse, der ihm ins Gewissen redet, ihm den Beruf eines echten Sängers vor Augen stellt und ihm die alte in Deutschland eingebürgerte, andern Leuten, nur nicht den Poeten zugute kommende Lehre predigt, daß es des Dichters Beruf sei, zu darben und daß Entbehrung die Kraft heiße, welche das „was Herz und Geist wir nennen“, erhebe und entfalte. Der Verfasser scheint nicht zu wissen, daß die griechischen Dramatiker schwerlich jemals Noth litten, weil sie sonst nicht im Stande gewesen sein würden, eine so große Anzahl von Dramen zu schaffen, er scheint nicht zu wissen, daß Shakspeare als ein wohlhabender, ja für seine Zeit reicher Mann starb, daß Calberon ein großes Vermögen hinterließ, daß Corneille, Byron, Goethe, Büschlin, die hervorragendsten Dichter des alten Rom, Italiens, Frankreichs, Englands und Spaniens nicht am Hungertuche nagten, daß Camoens seine „Lusiaden“ in bessern Tagen gedichtet hatte, daß selbst Schiller, auf den sich der Verfasser berufen zu wollen scheint, seine vollendetsten Dichtungen erst schuf, als er sich in eine gesicherte Lage versetzt sah, daß überhaupt jede Schöpfung, welche sich ein Dichter im Zustand offener Noth und Entbehrung abpreßt, sicherlich auch die Spuren eines so kläglichen erbarmungswürdigen Ursprungs an sich tragen wird. Auch wird ja dieser Dichter Manfred, schon als „fahrender“ und daher auch schmarotzender Sängler, nicht bloß von der Lust gelebt haben, und das Versermachen geht mehr, als daß es nährt. Aber

Manfred's Vorstellungen befehren den Narren, eben weil er ein Narr ist, bis zu einer Selbstentfagung, daß er schließlich ausruft, das Entbehren solle ihm „Hochgenuß“ sein, wozu wir ihm guten Appetit und namentlich viel Hunger wünschen. So schlagen des Verfassers gewaltige Tiraden von echter Dichtertwürde von selbst in das Humoristische und Ironische um, und zwar um so mehr, da der Verfasser von seinem Dichter nicht verlangt, daß er sein Brot nebenbei durch hausbackene Arbeit verdienen, sondern einfach nur dichten solle, was ja doch nicht möglich ist, wenn der Ernährungsproceß darüber zum Fenster geht und die Hülle des Genius zerfällt. Im übrigen wollen wir nicht in Abrede stellen, daß der Verfasser ein gewisses Talent offenbart und daß einige Stellen nicht des Schwungs entbehren. Aber die Unklarheit Kling's zeigt sich schon darin, daß er seine, jeder lebenswahren Charakterzeichnung entbehrende lyrisch-dramatische Rhapsodie, zu welcher laut Angabe auf dem Titel Henry Tyndemell eine dem Leser unhörbare Duvertüre gefertigt hat, für Bühnen geeignet hält.

Zu dem Buche des verstorbenen Doctors beider Rechte August Liskewitz: „Fliegenströme“ (Nr. 6), bemerkt der Herausgeber Moritz Liskewitz im Vorwort, daß sein Bruder das Buch in den Jahren 1856 und 1857 in seinen Mußestunden geschrieben habe, daß es jedoch bei seinem Erscheinen von einem Interdict betroffen und dadurch gezwungen worden sei, „vom Markte des Lebens fern zu bleiben“. Nach seines Bruders im Juli 1857 erfolgtem Tode und nach dem „Wiederaufleben freier Institutionen“ habe er sich für verpflichtet gehalten, die Herausgabe dieses Büchleins zu vermitteln in der Uebersetzung, „daß wenn auch manches darin nicht mehr zeitgemäß sein sollte, doch vieles seines Inhalts geeignet sein dürfte, denkende Leser zu befriedigen und anzuregen“. In einzelnen der 18 Kapitel, aus denen das Buch besteht, geschieht dies allerdings, z. B. in dem Kapitel „Das Leben eine Lüge“. Der Verfasser eifert darin unter andern gegen die Lectüre von Romanen, diesen „Ammenmärchen für das reifere Alter“, welche der Jugend ein falsches Ideal von Liebe und andern Lebensverhältnissen vorgaukelten, bis man zu seinem Schrecken einsehe, daß alle diese aus Romanen geschöpften Vorstudien zu Leben und Liebe nur Lügen gewesen. Nun trete der Jüngling in das Mannesalter, zwar nach jener Richtung hin enttäuscht, aber doch voll blinden Vertrauens auf die Redlichkeit der Menschen; da muß er aber einsehen, „daß man ohne Fleiß auch erwirbt, ohne Talente auch emporkommt, ohne Redlichkeit auch Vertrauen genießt; er sieht, daß der Adel der Seele ein elender Wurm sei gegen den Ewigen Adel der Geburt; er sieht, daß man das Weib nicht ihrer selbst, sondern ihres Einflusses wegen lieben müsse; er sieht, daß nicht das Genie, sondern das Glück die Bahn ebnet, auf der er schreiten will; er sieht, daß nicht Verdienste, sondern nur sogenannte „gute Dienste“ gelohnt werden; er sieht, daß die Gerechtigkeit nicht blind, sondern sehr hellsehend sei, weil sie nur den Großen, Einflußreichen und Gefürchteten gerecht wird; er sieht seine Hoffnungen alle schwinden, er fühlt seine Kräfte erlahmen, er sieht sich abermals enttäuscht, und kann bei diesen Enttäuschungen Gott danken, wenn sein Glaube an Gott nicht wankte, denn sonst bliebe ihm für die vierte Lebensperiode nicht einmal die Kräfte, an der er sein Leben zum Ende schleppen könnte.“

Ein andermal bemerkt der Verfasser: „Die Moral der Gegenwart ruht nicht auf dem Fundamente des Glaubens an eine künftige Seligkeit, wird nicht durch christliches Lieben und Hoffen genährt; die Moral der Gegenwart gleicht einer vorweltlichen Schöpfung, die wir nur noch in ihren Resten ankaufen, wenn sich wirklich solche Trümmer noch irgendwo vorfinden.“

Der Verfasser, der sonst durchweg eine tüchtige Gesinnung bekundet, läßt sich übrigens nur zu häufig auf Wortspiele ein, die ihm aber nicht so gut gerathen wie dem alten Kanzelhumoristen Abraham a Sancta Clara. Zu diesen verschliffen und geschmacklosen Wortspielen gehören das von „Mätyrer“ und „Mehrer-Tierier“, das von „Nachtigall“ und „Nacht Gall“ („nicht allein in Schwes-

den hat man die ganze Nacht Gall' über solchen Gefang“) und viele andere. Wüßiger ist seine Bemerkung über die „Lufttraum-versperrer“ oder Hauseigentümer: „Ein Hausherr zu sein, ist eigentlich der höchste Begriff von Aumäßigung. Solch ein Mensch friebet ein großes Stück Lust von allen Seiten ein, die doch offenbar der ganzen Erdenbevölkerung gehört und läßt sich für diesen Gemeingutdiebstahl noch bezahlen“ u. s. w.

Nach diesen bloßen Wiffen und Lederbissen, die den Appetit nach Humor mehr bei uns reizen als befriedigen, kommen wir zu der Hauptschüssel unserer heutigen literarischen Mahlzeit, dem dreibändigen humoristischen Roman „Herkules Schwach“ von August Silberstein (Nr. 7), einem Autor, der sich bereits auf dem Gebiete der Dorfnovellistik durch seine „Dorfschwalben aus Desterreich“ einen vortheilhaften Namen gemacht hat. Es gehört in der That Muth dazu — und dieser Muth allein schon kann für eine Art Talent gelten — gerade in unsern Tagen in Deutschland einen dreibändigen humoristischen Roman zu schreiben; macht doch der Verfasser selbst darauf aufmerksam, daß der humoristische Roman „am spärlichsten in unserer sonst so großen und reichen Literatur angebaut ist“. Wenigstens gilt dies von der Gegenwart; in früheren harmlosen Zeiten wurde auch bei uns der komische und humoristische Roman viel fleißiger angebaut; die Romane dieser Gattung von Wieland, Knigge, J. G. Müller, Jean Paul, Benzler, Sternau, Hoffmann („Kater Murr“, „Klein Zaches“), die späteren von Zimmermann („Münchhausen“), Sukrow („Blasewitz“), Gerloffsohn u. s. w. beweisen dies. Es gehört, wie gesagt, Muth dazu, in unsern Tagen einen humoristischen Roman zu schreiben und, möchte man sagen, noch größere Selbstverleugnung, ihn gleich auf dem Titel so zu nennen; denn namentlich die Frauen, dieses Stammpublikum für Romanlectüre, strecken ihre zarten Finger nicht gern nach humoristischen Romanen aus. Obschon sehr viele von ihnen im Leben zu Foppereien, Redereien, Mummereien und Mystifikationen gar sehr geneigt sind, so vertragen sie bei der Lectüre doch meist sehr wenig Spaß.

Der Verfasser des Romans „Herkules Schwach“ hat darin eine Menge Charaktertypen angehäuft, um die verschiedenen meist fleischhaften Richtungen der Zeit zu repräsentiren. Am schärfsten gezeichnet ist wol der Geldmensch Kube, Inhaber der Firma Kube und Compagnie, dessen Hauptgrundsatz lautet: „Das Kapital ist der Mensch“, und der seine Geschäfts- und Lebensphilosophie oder vielmehr seine Idee nach Kapital und Besitz in den Worten ausspricht: „Ist die heutige Welt gebaut auf Nahrung und Zärtlichkeit? Wer gibt mir für meine Nahrung und Zärtlichkeit einen Groschen? Geht man auf Bank und Börse mit Gefühlen handeln? Wird man Commerzienrath, Verwaltungsrath, Ordensritter für seine Empfindung? Bekommt man Actien für eine zarte Seele? — Kapital! darauf ist die Welt begründet. Will die Welt mich zum besten halten? Ich soll ihrem Gewäsche von Büchern nachplappern und romantisch, ideal handeln, während auf allen Plätzen, in allen Häusern und Zimmern das reale Geld gilt? Mein Geld, das ist mein Verstand, meine Ehre, meine Zukunft, mein Werth, mein Leben und Ich! — Das Kapital ist der Mensch! Und wenn sie mir es verringern, so bin ich weniger als früher! Ich will nicht weniger sein! Mehr! Mehr! Es hat noch kein Ende und Ziel. . . ich muß noch viele überflügeln! Und habe ich diese überflügelt, dann kommen die andern. . . mehr und mehr, so lange ich nur kann und lebe!“

Und zu seinem wackern Buchhalter Krimpler bemerkt er ein andermal: „Wenn Sie ein Herz haben wollen, stehen Sie auf und geben Sie den zweiten Rod, den Sie besitzen, dem andern, der nur einen hat. Herz! Hat Ihr Herz schon einen Groschen verdient? Ihr Kopf, Ihre Hände müssen arbeiten: da steht Ihre Berechtigung auf die Interessen von einem andern Kapital. Ich habe noch in meinem Leben mit dem Herzen kein Geschäft abgeschlossen.“

Der Verfasser selbst sagt einmal reflectirend über die Ge-

Menschenjorte: „Wenn ein Aristokrat gesagt hat: „Der Mensch jängt erst beim Baron an“; so ist dieser offene Ausdruck bei weitem annehmbarer, als die geheime Verneinung der heutigen Geldmarktmenschen, welche sie alle im Herzen tragen. Der Aristokrat wird erogen, gebildet, von Jugend auf zu einem gewissen Sein und Denken hinaufgehoben; aber die Menschen des Kapitals werden zufällig von dem blinden Glückstürme heute oder morgen aus der Pfütze des kapitallos fischenden Gewürms emporgerissen und zur Menschenhöhe hinaufgehoben.“

Diesem herzlosen Egoisten gegenüber steht der für Vaterland und Menschheit schwärmende und über und an seinen ausschweifenden Träumen untergehende Aler als jener „schwärmende, glühende, idealistische Charakter, welcher der Jugend unserer Nation eigen ist“; nur bleibt zu bedauern, daß wir uns für diesen Idealisten doch nicht recht interessieren und erwärmen können, weil ihm der Stempel charaktervoller Männlichkeit und praktischer Umficht nicht aufgedrückt ist, weil wir ihm die Unfähigkeit, sein eigenes Geschick nicht zu gestalten und in die Geschichte der Nation und Menschheit wirksam einzugreifen, von vornherein ansehen, weil seine Versicherung für alles Höhe von derjenigen dunkelartigen Sorte ist, die mit der Jugend meist verfliegt und bei dem gereiften Manne leicht gerade in ihr Gegenteil umschlägt. Eine andere Figur des Romans, Schnepfelmann, repräsentirt nach des Verfassers eigener Bezeichnung „mit seinem Wirbeln, Sprudeln, Eilen und Greifen nach dem Selbstamen“ jene „Krankheit der Zeit, die zweibeinig herumwandelt und Schwindel heischt“; mit seinen Rechnungen und Millionen, mit seinen Speculationen und Wägen ist er nur „ein einziges Exemplar aus jener großen Welt von Actiengesellschaften, welche täglich auftauchen und verschwinden, welche im Sandhorn Goldbergwerke, in jedem Wasserstromen schiffbare Kanäle und in jeder Eisenblase Feuerwerke entdecken, die sie dann der Menschheit zur gewinnreichen Ausbeute mittels Actien anempfehlen und feilbieten“. Ein der gelungensten und rührendsten Gestalten des Romans ist der Buchhalter Krimpler, der „die Treue, die Redlichkeit, die Loyalität, die Bescheidenheit und den Widerstand gegen das Verdrängen des Geldes, selbst in der Noth und unter der Bedrückung der Welt zeigt“. Am wenigsten können wir uns mit der Charakterzeichnung des eigentlichen Haupthelden, der aber das Gegenstück von einem Helben ist, Hercules Schwach, einverstanden erklären. Dieser repräsentirt die absolute Schwäche, das absolute Defect in geistiger, die absolute Indifferenz in moralischer Hinsicht, die absolute Willenlosigkeit. Sollte es wirklich solche Charaktere geben, so eignen sie sich wenigstens nicht zu Helben eines Romans, selbst nicht eines humoristischen. Das Uebel wird dadurch nicht besser, daß Hercules Schwach, wie der Verfasser hätte anbeutet, das deutsche Volk repräsentiren soll.

Von diesem Hauptmangel und einer gewissen Bequemlichkeit, Breite und Ungleichheit in der Ausführung abgesehen, enthält der Roman Partien, welche ein frisches fest zugreifendes Talent und ein für das Wohl der Menschheit schlagendes, gegen alle Niedertrachtigkeit, gegen allen brutalen Egoismus sich auflehndes warmes Herz bekunden. Der Verfasser hat die Aufgabe eines echten Zeitromans begriffen, die Wunden, Schäden und Gebrechen der Zeit aufzudecken und auf die Gefahren hinzuweisen, welche aus einer fertigelegten Vernachlässigung oder gar Verhättselung dieser Krankheitszustände hervorgehen können und müssen.

Wir sind zu Ende, müssen aber, indem wir die bei dieser Lectüre empfangenen Eindrücke summiren, offen gestehen, daß sie nicht jenes ungemischten wohlthuenden Geprägs waren, wie man von der Lectüre humoristischer Schriften zu erwarten berechtigt ist. Den ungetrübtesten launigen Eindruck macht noch, außer A. von Winterfeld's Schnurre, das Sängerbrevier von Ludwig Bauer, welches zugleich als Beweis dienen kann, daß sich die reine Humoristik vorzugsweise in unserer Zeit fortpflanzt, freilich nur zu oft auf Kosten ideellern

Inhalts und tieferer Bedeutung. Dagegen, was sich jetzt „humoristischer Roman“ zu nennen pflegt, hat meist nur partienweise Anspruch auf dieses Prädicat. Auch der Roman von Silberstein beschäftigt sich vorzugsweise mit sehr ernsten, oft tragischen Conflicten und mit Charakteren, die nur selten komischer Art, überwiegend dagegen unheimlich, abstoßend und selbst verbrecherisch sind. Der Verfasser hätte daher, wie uns dünkt, viel besser gethan, seinen Roman einen Zeit- oder Sittenroman zu nennen.

Jedes humoristische oder komische Product verlangt eine gleichmäßige harmonische Gesamtstimmung; das einfach und unwillkürlich Rührende ist deshalb nicht von ihm ausgeschlossen, aber wol das Düstere, unheimlich Terrificke, Herbe, Trübe und eigentlich Tragische oder gar Schreckhafte. Schon Immermann's „Münchhausen“ ist in dieser Hinsicht zu sehr Mosaik, indem Komik und Seriöses darin unvermittelt nebeneinander bestehen und ganze Partien aus ihm herausgenommen werden und als selbständig fortbestehen können. Unsere früheren Humoristen kannten diese Vermischung aller Gattungen und der disparatesten Elemente noch nicht. Selbst Jean Paul's Sprünge vom Komischen ins Empfindsame sind ganz anderer Art, und in seinen eigentlich komischen Romanen, z. B. „Ragener's Wadereise“ hielt er sich auch davon frei. In Knigge's und J. W. Müller's ehemals so beliebten, jetzt zu sehr unterschätzten Romanen „Die Reise nach Braunschweig“ und „Siegfried von Lindenberg“ hat man wenigstens den Eindruck des rein Komischen. Damals lebte man freilich noch im Zeitalter des naiven und daher auch harmonischen Schaffens.

Im übrigen wollen wir auch den in diese Gattung mehr oder weniger einschlägigen Producten der Gegenwart keineswegs ihren besondern Werth in Abrede stellen: nicht nur der auf streng sittlicher Grundlage ruhende Roman Silberstein's, sondern auch das im ganzen so verwerfliche Nachwerk E. Vacano's, der Humbugroman „Moderne Vagabunden“, zeigen fast bis zum Erschrecken deutlich, wie viele vielleicht nur auf einen allgemein verderblichen Losbruch lauernden Elemente der Fäulnis unsere Zeit in ihrem Schoße beherbergt.

Hermann Marggraff.

Der Prinz von Noer.

Aufzeichnungen des Prinzen Friedrich von Schleswig-Holstein-Noer aus den Jahren 1848—50. Zweite Auflage. Zürich, Meyer u. Zeller. 1862. 8. 2 Thlr.

Dieses Buch hat bereits im Jahre nach seinem Erscheinen eine zweite Auflage erlebt, und das ist nicht zu verwundern. Denn die hervorragende Stellung, welche der Verfasser vor und während der Erhebung Schleswig-Holsteins eingenommen hat, macht schon an sich ein Werk aus seiner Feder über die Zeit des Kampfes gegen Dänemark zu einem Gegenstand des Interesses für jeden, der einige Theilnahme für das Schicksal der Herzogthümer hegt. Das Verhalten des Prinzen Friedrich während dieser Periode ist auf das bestigste angegriffen worden, nicht nur von den Dänen, deren wüthender Haß noch jetzt kaum nachgelassen zu haben scheint, sondern auch von seinen eigenen Landesleuten, die ihn namentlich für alle Unfälle verantwortlich machten, von denen sie im Beginne des Kriegs betroffen wurden. Es ist daher natürlich, daß der vielgeschmähte Fürst zu seiner

Vertheidigung und Ehrenrettung seine Handlungsweise dem Publikum darlegt, und er thut dies mit einem Freimuth und einer Offenheit, die ihm den vollsten Anspruch auf sorgfältige und unparteiische Prüfung gibt. Auch für diejenigen, welche den Verhältnissen in den Herzogthümern zu jener Zeit sehr nahe gestanden haben, enthält das Werk eine Fülle von Belehrung über Einzelheiten, deren Ursachen und Zusammenhang er schwerlich früher gekannt haben wird.

Prinz Friedrich von Schleswig-Holstein-Noer ist bekanntlich ein jüngerer Bruder des Herzogs von Augustenburg. Den Namen Noer führt er von seinem Landgute an der Südküste des eckernförder Neerbusens. Seine Mutter war eine Schwester König Friedrich's VI. von Dänemark und eine Tochter der unglücklichen Schwester Georg's III. von England, Caroline Mathilde, mit deren Geschichte der Name Struensee's in einer traurigen und noch immer nicht völlig aufgeklärten Geschichte unzertrennlich verwebt ist. Seine Kinderjahre verlebte Prinz Friedrich theils in den Herzogthümern, theils in Dänemark; im frühen Jünglingsalter war er anderthalb Jahre in Genf, durchreiste Italien, Frankreich und England, studirte auf zwei deutschen Hochschulen und trat dann in seinem vierundzwanzigsten Jahre in active dänische Militärdienste. Der Prinz gesteht, daß bei einer solchen Abstammung, Erziehung und Entwidlung von großem Nationalgefühl bei ihm nicht die Rede sein könne, steht aber auch darin bei dem jetzigen Standpunkte allgemeiner Bildung und unbeschränkter Verkehrs mehr Beschränktheit als Auszubildung des menschlichen Geistes. Seine Motiven seien von jeher gewesen, dem anzuhängen und dasjenige zu vertheidigen, was er als Recht anerkannt habe. Niemand, der in irgendeiner Beziehung zu dem Prinzen gestanden oder seine Handlungsweise hat beobachten können, wird den geringsten Zweifel in diese Worte oder in sein Bekenntnis setzen, daß er sich im Jahre 1848 unbedenklich für Dänemark geschlagen haben würde, wie er es für die Herzogthümer gethan, wenn er nicht von dem Rechte der letztern überzeugt gewesen wäre.

Der Oheim der Augustenburgischen Brüder, König Friedrich VI., starb gegen Ende des Jahres 1839. Sein Nachfolger, Christian VIII., der Vater des jetzigen Königs, war mit der Schwester der Augustenburger vermählt, und zwischen den Schwägern bestand, wenn auch keine starke Zuneigung, doch ein nahes, auf langjährigen persönlichen Verkehr und gegenseitige Achtung begründetes Verhältniß, das vielleicht zu dem jüngern Bruder ein noch näheres war, da der Herzog von Augustenburg ein ruhiges Landleben auf seinen herrlichen Gütern auf Alsen und in Sundewitt der Hofluft vorzog.

Die engen Beziehungen des Prinzen zu den beiden Königen, deren Politik der Verfall des dänischen Staats zuschreiben ist, befähigen ihn in besonderer Weise, über die Ursachen Licht zu verbreiten, welche die Verbindung zweier jahrhundertlang durch einen gemeinsamen Herrscherstamm verbundene Länder in so bittere Feindschaft aufgelöst hat, und er thut dies in einer Weise, die ihm sehr zur Ehre gereicht. Während er ihre Regierunagsmaßregeln vielfach mit Schärfe rügt, spricht er von ihrem Privatcharakter mit Achtung und Zuneigung. Selbst wenn er von Kränkungen berichtet, die ihm unverdienterweise von Seiten seines Oheims oder Schwagers zugesagt wurden, führt er stets die gemäßigten, besonnenen Rede eines Mannes, der im Bewußtsein treuer Pflichterfüllung die ihm durch Neider und servile Höflinge gewordenen Anfeindungen verachtet.

Friedrich's VI. Erziehung war nach dem Sturze Struensee's den Feinden seiner Familie anheimgefallen und völlig vernachlässigt. In sehr früher Jugend ward er Regent an der Stelle seines Vaters, den frühe Anschweifungen in Geisteskrankheit gekürzt hatten. Die Anfänge seiner Regentschaft waren trotz seiner Jugend und mangelhaften Erziehung glücklich, solange Dänemarks großer Staatsmann, Andreas Peter Bernstorff, lebte, der es als Princip aussprach, daß die drei Theile der damaligen Monarchie, Dänemark, Norwegen und die Herzogthümer Schleswig-Holstein, jeder nach seinen Eigenthümlichkeiten regiert

werden müßten. Von Bernstorff's Tode im Jahre 1797 bis zu Ende der langen Regierung Friedrich's VI. ging fast alles unglücklich. Das französische Bündniß brachte den Ruin des Handels, das Bombardement von Kopenhagen, den Verlust der Flotte, das ganze Gland einer Papierentwerthung und eines Staatsbankrotts. Im Jahre 1813, wo der dänische Staat noch immer eine so große Rolle hätte spielen können, geschah, wie unser Verfasser bitter aber nur zu wahr sagt, das gerade Gegentheil von dem, was hätte geschehen müssen. Im Jahre 1807 hatte der damalige Kronprinz Krieg in Holstein geführt, wo sein Feind war, während die Engländer Seeland bedrohten und besetzten und die Flotte raubten; 1813 versammelte man die Truppen auf Seeland, während der Kronprinz von Schweden (Bernadotte) Norwegen in Holstein eroberte. Damals sagte man: alles sei verloren, aber die Armee sei glücklich gerettet.

Christian's VIII. Erziehung war wenig besser gewesen als die seines Vorgängers, allein durch spätern Fleiß und durch Verkehr mit wissenschaftlich gebildeten Männern hatte er bei seiner vortrefflichen natürlichen Befähigung mancherlei Kenntnisse erworben. Sein Hauptfehler war der gänzliche Mangel an physischem und moralischem Muth, der allerdings seiner übergroßen natürlichen Festigkeit einen Jügel anlegte und ihn mild und gütig erscheinen ließ, auch wo er von solchen Gefühlen weit entfernt war, allein ihn ganz natürlich bei einigen seiner wichtigsten Regierungshandlungen zur Verstellung und zur Heuchelei führte.

Eine für die Integrität Dänemarks, ja für die Ruhe Europas höchst wichtige Frage drängte sich gleich bei seinem Regierungsantritte in den Vordergrund, die über die Erbfolge Friedrich's VI. Söhne waren kurz nach ihrer Geburt gestorben; über die Art ihres Todes gingen im Volke dunkle und unheimliche Gerüchte. Christian VIII. hatte einen Sohn, den jetzigen König. Allein wenn auch dieser ohne männliche Descendenz starb, so endete mit ihm und seinem gleichfalls kinderlosen Oheim die männliche Nachkommenschaft Friedrich's III., unter dem 1660 die weibliche Erbfolge für das Königreich, aber keineswegs für die Herzogthümer eingeführt war. Auf welche Weise ließen sich ohne Zerstückelung der dänischen Monarchie die Ansprüche der zur Thronfolge in Dänemark berechtigten Cognaten und die Rechte der Agnaten auf die Erbfolge in den Herzogthümern vereinigen? Friedrich VI. hatte die Großmächte zu bewegen gesucht, mit Beseitigung aller Erbberechtigten den Thron seiner jüngsten und geliebtesten Tochter zu garantiren, aber das ohnehin unausführbare Project stockte bei seinem Tode. Christian VIII. hatte bei seinem Regierungsantritt auf einem sehr einfachen Wege die agnatische Erbfolge auch im Königreiche einführen und die nächsten Agnaten, die Augustenburgische Linie, auf den dänischen Thron berufen können, zumal da die Mutter des Herzogs eine dänische Prinzessin war, und das Königsgezet von 1665 eine zweifache Interpretation zuließ; aber seine Vorliebe für seine Schwester ließ ihn den Plan verfolgen, deren Sohn, Prinz Friedrich von Hessen, die Erbfolge in allen seinen Ländern zu sichern, und führte ihn endlich zur Erlassung des berühmten Offenen Briefs vom 8. Juli 1846, in welchem er es als seine „Ueberzeugung“ aussprach, daß das Herzogthum Schleswig und der größte Theil von Holstein in gleicher Weise wie das Königreich Dänemark vererbt.

Unterdessen hatte der König seinen Schwager, den Prinzen von Noer, zuerst wiederholt in militärischen Angelegenheiten zu Rathe gezogen und endlich im Jahre 1842 zum Statthalter und zum commandirenden General in den Herzogthümern ernannt. Diese Ernennung rief in Dänemark heftige Erbitterung, in Schleswig-Holstein ein freudiges Erstaunen hervor, weil man in derselben eine Garantie für die Untrennbarkeit der Herzogthümer erblickte. In den letztern erwartete man allgemein einen baldigen Beweis der Thatkraft des neuen Statthalters Dänemark gegenüber; welchen? das wußte man selbst nicht genau. Aber der Prinz sah sich von allen Seiten von Schwierigkeiten umgeben. Der früher so einflußreiche Posten war während der

unmündigkeitsfähigen Verwaltung des alten Landgrafen Koel von Hessen bis auf den Punkt herabgesunken, daß, wie der Prinz sich höhnisch ausdrückt, hauptsächlich nur des Concessionirens von herumziehenden Musikanten, Schauspieler und wilden Thieren das schändliche Geschäft des Statthalters geblieben war. Es war unmöglich, eingreifende Veränderungen auf andern Wege als durch Rathschläge vorzubereiten, und diese wurden zumelst nicht befolgt. Die Einführung in den Herzogthümern war groß und man betrachtete es im allgemeinen mit gleichgültigem Auge, wenn nicht mit Zufriedenheit, als daß der Prinz nach Erlaß des offenen Briefs in das Privatleben zurückzog.

Dennoch war im Lande das Vertrauen zu der Redlichkeit, der Geschäftlichkeit und der Vaterlandsliebe des Prinzen so groß, daß ihn in den Märztagen 1848 nach dem Ausbruche der kopenhagener Revolution die allgemeine Stimme in die provisorische Regierung berief. König Christian VIII. war am 20. Januar 1848 gestorben, sein Nachfolger war völlig in der Gewalt der kaiserlichen Volkspartei, die ein Dänemark bis zur Eider um jeden Preis anstrebte. Die im kopenhagener Casino gefassten Beschlüsse laßen den Bewohnern der Herzogthümer durchaus keine Wahl, als zur Aufrechthaltung der Ordnung und Gesetzmäßigkeit eine provisorische Regierung zu bilden. Ueber die Wahl der Mitglieder dieser Regierung war von vornherein kein Zweifel. Die Namen des Prinzen von Roer, des Grafen Reventlow-Preesch, der Advocaten Bessler und Vargum, wozu später noch der Advocat Dischhausen und der Kaufmann Schmidt traten, waren in aller Munde.

Aber unter der Einigkeit, mit der diese Männer den Protest gegen die Einverleibung Schleswigs in Dänemark unterzeichneten, lag ein großes Schisma verborgen. Es waren hier alle religiösen Farben und Gegensätze vereinigt, die nothwendig sich bald abstoßen mußten. Nur Ein Band hielt sie zusammen, allerdings ein starkes, das der Vaterlandsliebe, welches allein zum völligen Bruch verhütete. Das Urtheil des Prinzen über seine Kollegen in der provisorischen Regierung ist ohne Zweifel klar, allein man muß dabei die Festigkeit der wider ihn erhobenen Angriffe und den Umstand berücksichtigen, daß er durch seine frühere Stellung mit den Verhältnissen vertrauter und an umfassendem politischen Scharfblick denen überlegen war, die seine Vorschläge zu oft mit Mißtrauen und Verachtung aufnahmen.

Die erste kühne That des Prinzen, die Ueberumpelung der Festung Rendsburg, machte einen sehr günstigen Eindruck. Als er aber in streng conservativer Weise gegen jede mehr als durchsichtige und notwendige Veränderung opponirte, als er in seiner nur zu oft schroffen Weise Maßregeln seiner Kollegen tabelte, als der erste Zusammenstoß mit den Dänen unglücklich ausfiel, und einige hundert tapfere junge Männer aus den besten Familien des Landes, der Stamm, aus dem ein einheimisches Offizierscorps hätte gebildet werden sollen und gebildet werden können, gezwungen wurden: da klagte alles den Prinzen von Roer als die Hauptursache, wo nicht alleinige Ursache der Unfälle an.

Die Stimme des Landes war ungerecht, aber nicht unnatürlich. Die verlorene Schlacht bei Dan, die Trauer in hunderten von Familien kannte jeder, die Anstrengungen der Regierung, vor allem des Prinzen, waren nur für wenige sichtbar. Dänemark hatte alles für den Krieg zunächst Erforderliche, eine organisirte Steuererhebung, eine disciplinirte Armee, eine Flotte, eine anerkannte Diplomatie. Schleswig-Holstein mußte erst alles schaffen, und die bei weitem schwierigste Geschäftslast fiel auf den Prinzen. Seine Wirksamkeit für die Organisation der Armee und Herstellung der Ordnung, seine Erfolge in der Schlacht bei Schleswig, seine Thätigkeit bis zu seinem noch 1848 erfolgten Rücktritt, seine Bemühungen, durch ein unparteiisches Ehrengericht die hinter ihn erbobenen Beschuldigungen zu entkräften, möge man in dem Werke selbst nachlesen. Schwerlich wird man es aus der Hand legen, ohne die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß dem Verfasser durch das Urtheil selbst nur Landeseute vielfach unrecht geschehen ist. Sein männ-

licher Freimuth und die Offenheit, mit der er seine Meinung über den Fürsten wie über die Feldherren und die Volksführer ausspricht, werden ihm Freunde auch unter denjenigen gewinnen, die seinen politischen Ansichten abgeneigt sind. Der Stil des Werks ist stets männlich und rein. Einzelne Ausdrücke, die zu stark an seine nordschleswigsche Heimat erinnern, vergeben wir gern. 87.

Ein deutsches Memoirenfabrikat.

Wallfahrt durchs Leben vom Baseler Frieden bis zur Gegenwart. Von einem Sechshundsechziger. Neun Bände. Leipzig, Costenoble. 1862. 8. 10 Thlr. 15 Ngr.

Wir lieben es sehr Selbstbiographien zu lesen; man kann daraus fast immer etwas lernen, seien sie gut oder seien sie schlecht! Wenn aber ein Mann, der, trotzdem daß er von einem gelehrten Vater abstammt und in sehr vielen Verhältnissen des Lebens sich umgesehen hat, doch auf der Bildungsstufe eines wohlconditionirten Weinreisenden stehen geblieben ist, und nun mit neun Bänden seiner Lebensgeschichte beschenkt, so scheint uns hierzu doch ein eminentes Grad von Dreistigkeit, Dünkel und Anmaßung zu gehören, um so mehr aber, wenn diese neun Bände so äußerst langweilig sind, wie die vorliegenden. Ihr Inhalt besteht nämlich, soweit er nicht alte Geschichten, geographische Länderbeschreibungen und vergessene Anekdoten umfaßt, in nichts andern als in den trivialsten Gesprächen untergeordneter Personen, unter welchen der Diener Jakob eine Hauptrolle spielt, äußerst unreifen politischen Urtheilen aus der Commis-voyageur-Sphäre, unbedeutenden und maßlosen Lobpreisungen des Franzosenthums und Schmähungen der preussischen Regierung, wie sie in jeder Bierhalle zu finden sind. Damit verbindet sich ein höchst bedenklicher und unklarer Lebenslauf, aus dem man nur abnehmen kann, daß der Verfasser eine Art von Ingenieurdienst bekleidet hat; ferner eine dreifache Liebesgeschichte, die sich an dem Faden fortspinnt, daß, nachdem dem Verfasser eine deutsche Braut gestorben ist, er eine französische befigt, die auch stirbt, und endlich doch mit einer deutschen in den Hafen der Ehe glücklich einläuft. Wegen der sonst verheißenen neuen „Aufschlüsse über Personen und Dinge“ aber bleibt es auch am Schluß des neunten Bandes bei dem Versprechen!

Einer so unbedeutenden Lebensgeschichte durch ihr neunbändiges Labyrinth zu folgen, ist in d. W. geradezu unmöglich, und wir müssen uns daher an einigen Skizzen aus demselben genügen lassen. Der Verfasser besitzt die Kunst, bei jeder Veränderung in seinem Leben den möglichst weitesten Anlauf zu nehmen, bei jeder Ortsveränderung Topographie und alte Geschichte der Landschaft, und jedem Kreise einer neuen Umgebung ebensolche Personalbeschreibungen, Wohnungsverhältnisse, Ton und Art der Gesellschaft u. s. w. vorzutragen: eine Kunst, die es ihm allerdings leicht machte, neun mäßige Bände mit nichts zu füllen. Er ist in Kleve zur Zeit der Franzosenherrschaft geboren, und rühmt sich deshalb ein geborener Republikaner zu sein. Was mag er sich dabei wol denken? Der Vater war ein Gelehrter — Schulmann, wie es scheint. Die Familie bestand aus sechs blonden Kindern, drei Töchtern, drei Söhnen — echte Kinder der Revolution, sagt er. „Sie haben sich dessen Zeit ihres Lebens gefreut,“ heißt es S. 83, „Sie haben Gott gebaukt, daß seine Gnade sie gewürdigt hat, in der Morgenröthe des Völkerebewusstseins zur Welt zu kommen und an den Brästen der Freiheit“ u. s. w. zwei Seiten lang. Dann: „O ihr Anbeter der unumschränkten Monarchie, ihr Büchlingmacher und Kniebenger, ihr Scherenzler und Speichellecker, die ihr nichts gelernt habt, als euch zu sonnen im matten Abglanz der Strahlen besudelter Tyrannen, welche das Blut der Völker in schmachvoller Freischmelz vergendet haben — zehret hin in das Land der Freiheit, id est: Frankreich“ u. s. w. im Still weiland Marat's und Conforten. Wir meinen, daß der Leser an dieser Stilprobe genug haben könne, und glauben, daß der Verf. in Betracht seines politischen Urtheils hiermit ein für allemal

genügend charakterisiert sei! Man wird für die Nachwelt notiren müssen, daß dergleichen Zeug im Jahre 1862 in Deutschland gedruckt und in allem Ernst angepriesen werden konnte, um daraus zu ersehen, welche politische „Kinder“ wir in diesem Jahre des Heils noch waren, und wie weit wir hinter Franzosen, Belgiern, Engländern, ja hinter Schweden, Spaniern und Portugiesen in der politischen Bildung zurückstehen, bei welchen allen dergleichen Schreibwerk weder einen Drucker noch einen Leser finden würde.

Die Geschichte von Kleve, die des Vaters, die der Familie fallen den ersten Band; dann wird die Familie nach Münster versetzt, und die Topographie und die Geschichte des Münsterlandes, nebst einer carikirten Schilderung des Militärwesens und der sonstigen verhassten preussischen Einrichtungen fallen wiederum einen Band. Das Jahr 1806 verwandelt die Dinge zur großen Freude der Münsterer; von Barmhagen, Schlüter, Fürstberg und vom Domherrn Spiegel werden unerhebliche Personalien beigebracht. Der dritte Band schildert Münster, Bentheim, Ledenburg in der Franzosenzeit, und der Verfasser gibt sich alle Mühe, die neuen Herren als lauter Biedermänner, die neue Herrschaft als musterünftig zu zeichnen — selbst die Gensdarmarie, was doch etwas stark ist für einen deutschen Leser! Derselbe Spuk setzt sich in langweiligsten Familiengeschichten den ganzen vierten Band hindurch, einer Wüste ohne Dasei vergleichbar, fort. Im fünften Bande endlich gelangen wir nach Leipzig und zur Erhebung Deutschlands. Wir athmen auf! Vergebene Hoffnung! denn hier heißt es S. 109: „Welche Idee ist aus diesem Kampf als Sieger hervorgegangen? Etwa die Idee der deutschen Freiheit und Einheit? Nur der Blinde, der Taube, der aller Sinnen VERAUBTE kann frech genug sein zu behaupten, auf Leipziger Wahlstatt sei Deutschlands Freiheit erkämpft worden! Wohl denen, die dort in deutscher Erde gebettet wurden, ihnen hat Gott den Schmerz erspart“ u. s. w. in sinnverwirren Tiraden! Und das schreibt einer, der seine französischen Sympathien neun Bände lang unverhohlen an das Licht stellt. In Wahrheit, die politische Geistesnacht unserer Tage geht über das Glaubliche hinaus! Wir leben jüngst, die ganze Krankheit unserer Zeit bestehe im wesentlichen in einer Escamotage gewisser ehemals allgemein verständlicher Worte, deren angenommener einfacher Sinn willkürlich verrenkt wird. Was heißt Freiheit? Doch nichts anderes als Unabhängigkeit von fremdem Willen, die Fähigkeit des Subjects, seinem eigenen organischen Entwicklungsgefeß folgen zu können? Diese Freiheit aber ist in Leipzig gewonnen; hat das deutsche Volk sich dennoch mangelhaft entwickelt, so lag das eben in seinem Entwicklungsgefeß, das jeder Organismus empfängt, nicht aber sich selber gibt oder macht. Doch so ernster Erwägungen ist dies Buch wol kaum werth, wir fahren vielmehr in seiner Skizzirung unbeirrt fort. Den Feldzug scheint der Verfasser in der Ambulance oder als Ingenieur — klar ist die Sache nicht — mitzumachen; kriegerische Thaten erleben wir nicht, dagegen werden Anekdoten von Blücher, Döppen, Yorck mitgetheilt, und die zweite, französische Braut des Autors wird begraben. Im sechsten Bande wird Berlin (1817) und der politische Krebsgang (1819) geschildert, natürlich ohne alle Kenntniß der Wirklichkeit oder des sachlichen Zusammenhangs. Außer einer trivialen Herzengeschichte kommen hier selbstredend Jahn, das Junge Deutschland, Hardenberg in Betracht. Auch wird uns gelegentlich demonstriert, daß König Friedrich Wilhelm III. mehr ein König von „Napoleon's Gnaden“ sei, als der König von Baiern und Würtemberg, worauf sich der unzuverlässige Verfasser dann wieder für Yorck und Großbettern enthusiastisiert, vergesst, daß wir niemals wissen, auf welcher Seite er steht und was er eigentlich will! Er rabotirt eben ungeführt fort.

Im siebenten Bande springt die Erzählung auf einmal ins Jahr 1856 über, um die Schweiz zu schildern und von A. von Humboldt, vom preussischen Postwesen und von der untergegangenen Achtung für die Fürsten, durch ihre eigene Schuld natürlich, ein Langes und Breites beizubringen. Der achte Band setzt dies mit Berichten aus den

Alpen fort, gemürzt durch die einem solchen Geiste unerlässlichen angenehmen Ausfälle gegen das Pfaffenhum. Der neunte Band endlich führt dies Geschäft bis zum Jahre 1859, erzählt den piemontesischen Krieg von 1708, spricht von Radeky, von der Ballei Brandenburg, Krimkrieg, Felsenkurg u. dgl. m. in bunter Verwirrung, und unterhält uns mit Briefen an seine schöne Frau Marie, die wir dem Leser überlassen selbst genießen zu wollen. Alle diese Schreibseligkeit endet denn zuletzt mit der Wiederholung des Gelübbes: in der Folge der weitem Bände nun ganz gewiß über „Tobte und Lebende“ die interessantesten Persönlichkeiten beibringen zu wollen, wobei denn — wohlverstanden — der Herausgeber das Recht, dies Werk in fremde Sprachen (!) zu übersetzen, sich vorbehält!

Bei dem Zustande des deutschen Buchhandels begreifen wir, daß und wie solche Publicationen, wie diese „Walfahrt“ eine ist, entstehen können; daß sich aber kritische Blätter finden können, welche dergleichen trostloses Schreibwerk ganz ernsthaft als etwas Bedeutendes oder auch nur als leserwerth und unterhaltend bezeichnen mögen, das bleibt uns räthselhaft, es sei denn, daß dies geschähe, um auch den tiefen Verfall der Kritik in Deutschland neben dem des Buchhandels uns klar zu machen.

Notizen.

Résumé über die Mission der Schriftsteller.

Die erste Jahreslieferung der „Revue des deux mondes“ brachte einen Aufsatz „De la mission des écrivains“, in dem wir jedoch das nicht fanden, was wir darin zu suchen durch den Titel und berechtigt glaubten. Der Verfasser scheint auch die Ueberschrift nur gewählt zu haben, um die Tendenz seines Aufsatzes, in welchem man überhaupt das Eigentliche meist zwischen den Zeilen lesen muß, zu verschleiern. Die Tendenz ist nämlich eine politische und antibonapartistische, wie schon aus den Worten hervorgeht: „Wir sind die Kinder derjenigen, welche geglaubt haben, daß die französische Revolution nichts Besseres zu thun habe, als ihre Fehler und Misgeschicke in den Falten eines Siegesbanners und in dem Schatten eines großen Mannes zu verbergen.“ Für die französische Nation wurde „ihre Ruhm ihre erste Gefahr, und durch ihre Größe richtete sie sich zu Grunde“. Und der Aufsatz schließt: „Telle est la leçon que la gloire du premier empire nous a donnée.“ Im übrigen bekennt Résumé, ein „grand admirateur du talent“ zu sein und nicht zu jenen strengen Aburtheilern zu gehören, welche, sich in Uebertreibungen gefallen, das geistige Leben im Verfall begriffen glauben. Er für seine Person glaube nicht an die Nothwendigkeit eines solchen Verfalls, nicht an ein Nichtvorhandensein von Talent; dieses fehle keineswegs, es habe sogar mit einem Licht gegläntzt, daß die Augen davon wie geblendet seien. Aber die Art, wie dieses Talent angewandt, und die Richtung, in der es angewandt würde, seien das Beunruhigende. Und er steckt weiter den Schriftstellern ein hohes Ziel, wenn er bemerkt: „Sich an die Schriftsteller wenden, heißt sich an die großen Hüter und Verwalter der sittlichen Autorität in einer intelligenten Gesellschaft, an die Macht des Geistes selbst sich wenden.“ In der Mosaik des Résumé'schen Aufsatzes tauchen auch Spuren seiner Studien in deutscher Philosophie und Literatur vielfach auf. Der Verfasser bezieht sich wiederholt auf Kant („le grand et profond philosophe qui a, vers la fin du dernier siècle, si violemment ébranlé l'esprit humain“), auf Goethe, Fichte, Schelling und namentlich Hegel. Dem Letztern wirft er vor, daß er der Apostel jenes Indifferentismus sei, welcher zwar die Herrschaft der Vernunft zu erweitern scheine, in Wahrheit aber ihre Macht schwäche; das Princip und Resultat seiner Philosophie seien gleichbedeutend mit dem Princip und Resultat des Scepticismus. Indes sei jedermann heutzutage „assez hégélien, pour“ etc. Hierin liegt wenigstens das Zugeständniß, daß der deutsche Geist, sei es zum Verderben oder Segen der Menschheit, fortfährt, mit seiner nagenden und bohrenden Kra-

die Gedankenwelt auch der andern Nationen zu durchbringen und zu modificiren.

Zur Literatur über die Frauen.

Vogumil Goltz' instructive, seinerzeit auch von uns besprochene Schrift: „Zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen“, ist jetzt im Verlag von Otto Zanke in Berlin als zierliches Bändchen in zweiter Auflage erschienen. Es wäre interessant, wenn man, wäre dies überhaupt möglich, in Erfahrung bringen könnte, ob die Nachfrage, welche diese Wiederanlage in zierlichem Format möglich machte, mehr aus dem Anse der Männer als dem der Weiber hervorgegangen ist. Denn obgleich es der Verfasser dann und wann zur nothwendigen Ausgleichung auch an hyperenthusiastischen Lobeserhebungen nicht fehlen läßt, so schont er doch das weibliche Geschlecht keineswegs, ja er sagt den Frauen, den überbildeten wie den rohen Naturkindern unter ihnen, namentlich aber den Blaustrümpfen, so schlimme und verlegende Dinge nach, daß dagegen jene Lobeserhebungen kaum ins Gewicht fallen. Nun ist aber bekannt, daß die Frauen auf die Männer meist nur dann hören, wenn ihnen von diesen geschmeichelt wird. Jedenfalls verdient aber die Schrift auch in dieser zweiten Auflage gerade von Frauen gelesen zu werden, da sie, abgesehen von einzelnen Uebertreibungen im Goltz'schen Stile, exacte Beobachtungen und Wahrheiten genug für sie enthält, die sie zu beherzigen gut thun würden. Wir bemerken hierbei, daß kürzlich in Jersey ein in französischer Sprache, wir wissen nicht ob von Männern oder Frauenhand geschriebenes Buch erschien unter dem Titel: „La femme: ce qu'elle fut, ce qu'elle sera, ou ce qu'elle devrait être“, auf dessen Anlaß das „Athenaeum“ unter anderem bemerkt: „Was die Weiber sind, das wissen wir jetzt ganz gut: in Querschnitt menschliche Wesen, die im ganzen ihre Pflicht thun, gut sie es verstehen, und auf die Eigenschaften ihrer Tugenden, ihrer Söhne oder Brüder bestimmend einwirken. Es haben sie sich als wirksame Elemente im gewöhnlichen Lebensverkehr Geltung zu verschaffen gewußt. Ohne ein weibliches Leben, welches sein inneres Leben befruchtet, ihn zur Anstrengung anspornt und ihn im Unglück tröstet, würde ein Mann seine Pflichten genügend zu bedeutenden Zwecken anzuwenden nicht im Stand sein. Frauen erreichen Größe nicht für und durch sich selbst, aber bei allem was gut, und bei dem meisten, was böse in der Welt ist, sind sie mitthätig. Ihr Unglück in unsern Tagen ist, daß man von ihnen erwartet, sie sollten Mann und Weib zugleich sein.“ Der erwähnten Schrift wird nun vorgeworfen, daß darin alle Allgemeinheiten und Gemeinplätze gefunden würden, welche in den letzten Zeiten über diesen Gegenstand verhandelt worden seien; das Weib werde darin nur als Sklavin betrachtet; kurz, die Schrift sei ein Auszug aller Plattheiten aus Sammelheften, die man über die Lage des weiblichen Geschlechts in Umlauf gesetzt habe. Der Berichterstatter schließt mit der Frage: „Was will die sogenannte Emancipation der Frauen bedeuten? Wovon will man sie emancipiren? Wird endlich einmal irgendeine Lady oder ein Gentleman und darüber Aufklärung verschaffen?“

A. M.

Bibliographie.

Album des literarischen Vereins in Nürnberg für 1863. Nürnberg, Bauer u. Raspe. Gr. 8. 18 Ngr.
 Bergmann, H., Blücher als Mitglied der Pommerschen Artillerie 1777—1817 und beim preussischen Heere am Rhein 1794. Nebst einer Reihe von Original-Briefen Blüchers und einem Facsimile seiner Handschrift. Anclam, Diege. Gr. 8. 20 Ngr.
 Graefe, G., Naturwissenschaftliche Abhandlungen leicht verständlich dargestellt. 1te Lieferung. Zwickau, Buchhandlung des Volksschriften-Vereins. 1862. 8. 7½ Ngr.

Kugler, Luise, Spruchbuch. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 2 Thlr.
 Kulmann, R., Jubith. Dresden, Burdach. 16. 15 Ngr.
 Mühlfeld, J., Mittel und Zweck. Aus den Papieren einer alten Hofdame. Eine Hof- und Jesuitengeschichte. Anclam, Diege. Gr. 8. 25 Ngr.
 Steffen, R., Poetische Beiträge zur Charakteristik der Zweibeiner sowohl mit als ohne Flügel. Luxemburg, Wulf. 1862. 12. 6 Ngr.
 Ussolt, J. R., Aphorismen der Philosophie. Amberg, Pöhl. Gr. 8. 25 Ngr.
 Wachenhusen, H., Leicht Gepäck. Eisenbahn-Bibliothek. I. Berlin, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 10 Ngr.
 Wagner, R., Die Meisterfinger von Nürnberg. Mainz, Schott's Söhne. 1862. 8. 15 Ngr.
 Weißbrodt, J., Der Seraph der Liebe. Ein Sonettenfranz. Trier, Braunn. Gr. 16. 12 Ngr.
 Wellnau, R., Um's Lehnerl. Schwäbische Original-Novelle. Zwei Bände. Leipzig, Häfelle. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
 Wieduwilt, G., Aus dem Hatzgau. Erzählungen, Novellen und Humoresken. 1tes Bändchen. Coburg, E. Riemann jun. 8. 15 Ngr.
 Wolfram, R., Sächsishe Volksagen. Zwickau, Buchhandlung des Volksschriften-Vereins. 8. 4 Ngr.

Tagesliteratur.

Baurischmidt, C. G. W., Von Frieden zum Kampf. Eine kurze Selbstbiographie mit besonderem Hinblick auf die hannoversche Katechismussache. Göttingen, Deuerlich. 1862. Gr. 8. 5 Ngr.
 Bernoulli, R., Gottes Wort und der Menschen Auftrag: Die Dreieinigkeit. Nach zwei öffentlichen Vorträgen. Basel, Balmer u. Richm. 8. 5 Ngr.
 Fild, H. C., Einige poetische Versuche, zum Andenken an seine vor 50 Jahren, nämlich am 2ten Sonntage des Advents 1812, erfolgte Ordination und Vorstellung als Pfarrer zu Peterweil herausgegeben. Friedberg, Bindernagel u. Schimpff. 1862. Gr. 8. 4 Ngr.
 Knauth, F., Von Lowositz bis Hubertsburg. Festgabe zur Jahrhundertfeier des Friedensschlusses zu Hubertsburg vom 15. Februar 1763. Alt und Jung im lieben Vaterlande dargeboten. Berlin, Schotte u. Comp. 8. 2½ Ngr.
 Lassalle, F., Die Wissenschaft und die Arbeiter. Eine Vertheidigungsbrede vor dem Berliner Criminalgericht gegen die Anlage die besitzlosen Klassen zum Haß und zur Verachtung gegen die Besitzenden öffentlich angereizt zu haben. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 8 Ngr.
 Neufville, M. de, Zur Verständigung in der deutschen Frage. Frankfurt a. M., Aufferth. Gr. 8. 7½ Ngr.
 Reinecke, C. A., Zur Erinnerung an das Gründungs-fest des russischen Reiches. Ein Vortrag, in der Behm'schen Unterrichts- und Erziehungsanstalt zu Wiborg gehalten. Helsingfors. 1862. Gr. 8. 4 Ngr.
 Der Rheinübergang des Feldmarschalls Blücher mit der schlesischen Armee bei Gaub am 1. Januar 1814. Ein Jahresblatt aus der deutschen Geschichte vor 50 Jahren. Wiesbaden, Limbarth. Gr. 8. 5 Ngr.
 Wuttke, H., Pro patria! Delegirte, Parlament, Reichs-verfassung. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.
 — Rede zur Feier der Leipziger Schlacht in Leipzig am 16. October 1862 gehalten. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.
 Zur Erinnerung an den General-Superintendent Dr. Wiemann, gestorben zu Coblenz den 10. August 1862. Coblenz. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von Eduard Trowendt in Breslau.

In allen Buchhandlungen sind nunmehr vollständig zu haben:
Karl von Holtei's Erzählende Schriften.
 Gesamt-Vollausgabe. Miniatur-Format.

34 Bände. Eleg. brosch. 10 Thlr. 15 Sgr. In 18 engl. Feinst-
 wandbände eleg. geb. 18 Thlr. 22½ Sgr.

Der Subscriptionspreis hat mit dem abgelaufenen
 Jahre aufgehört.

Auch einzeln sind dieselben, und zwar zu nachstehenden
 Preisen zu haben:

Kriminalgeschichten.

6 Bände. Brosch. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt: Der Schachtelnag. — Ein Mord in Riga. —
 Bella. — Schwarzwaldbau. — Der Meineid. — Die Töchter
 des Freischützen. — Das war' der Henker. — Frau Hart. —
 Der Laubstummel. — Die Kröten-Mühle. — Der Handfuß. —
 Das hölzerne Haus.

Noblesse oblige.

Roman in 3 Bänden. Brosch.
 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Die Bagabunden.

Roman in 3 Bänden. Brosch.
 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Christian Rammsell.

Roman in 5 Bänden. Brosch.
 1 Thlr. 7½ Sgr. Geb. 1 Thlr.
 22½ Sgr.

Ein Schneider.

Roman in 3 Bänden. Brosch.
 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Die Gelfresser.

Roman in 3 Bänden. Brosch.
 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 7½ Sgr.

Vierzig Jahre.

6 Bände. Brosch. 4 Thlr.
 Geb. 4 Thlr. 22½ Sgr.

Kleine Erzählungen.

5 Bände. Brosch. 1 Thlr. 20 Sgr. Geb. 2 Thlr. 5 Sgr.

Inhalt: Iduna. — Der Ragenrichter. — Ein vornehmer
 Herr. — 's Ruhme-Leutnant-Saloppel. — Die Dorfkirche. —
 Jakob Heimling und seine Frau. — Der Kanarius. — Lelenes-
 mequilligt. — Der Baumfrevler. — In meines Vaters Hause
 sind viel Wohnungen. — Der Dohnenstich. — Treue Liebe macht
 schön. — Blätter aus dem Tagebuch eines reisenden Schauspielers.
 — Das Harfenmädchen. — Das Hundeskräutlein. — Das
 Bild ohne Gnade. — Die Rose ist erblüht. — Die Sängerin.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Tagebücher von H. J. Varnhagen von Ense.

Zweite Auflage.

Erster und zweiter Band. 8. Jeder Band 3 Thlr.

Seit längerer Zeit waren die ersten vier Bände dieses merkwürdigsten und wichtigsten politischen Memoirenwerks der Gegenwart vergriffen. Durch die fortwährende starke Nachfrage veranlaßt, hat sich die Verlagsbuchhandlung zu einer zweiten und veränderten Auflage derselben entschlossen; der dritte und vierte Band werden binnen wenigen Wochen folgen.

Neue Verlagswerke der J. Kaupp'schen Buchhandlung
 — Kaupp & Siebeck — in Tübingen vom Jahre 1862.

— In allen Buchhandlungen zu haben. —

Faust. Der Tragödie dritter Theil in drei Acten. Treu im Geiste des 2. Theils des Goethe'schen Faust gebichtet von Deutobold Symbolizetti Allegorilowitsch Ryskizinskiy. 16. Brosch. 18 Ngr., oder 54 Kr.

Röplin, Prof. Dr. R., Aesthetik. Erste Hälfte. 28 Bogen. Lex.-8. Brosch. 1 Thlr. 20 Ngr., oder 2 Fl. 48 Kr.

— **Fichte.** Ein Lebensbild. Rede am 19. Mai 1862 zu Tübingen gehalten. Gr. 8. Brosch. 5 Ngr., oder 12 Kr.

Rapp, Prof. Dr. R., Studien über das englische Theater. 1. und 2. Abtheilung. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 10 Ngr., oder 2 Fl. 15 Kr.

— **Geschichte des griechischen Schauspiels vom Standpunkt der dramatischen Kunst.** Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 27 Ngr., oder 3 Fl.

Struve, Dr. J. v., Zur Entstehung der Seele. Eine psychologische Untersuchung. Gr. 8. Brosch. 18 Ngr., oder 1 Fl.

Werfer, A., Lebensbilder aus dem Volke und für das Volk. Neue Folge. Mit Titelbild. 8. Brosch. 18 Ngr., oder 54 Kr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Leibniz.

Ein Lebens- und sittengeschichtlicher Roman aus der Herrschaftszeit.

Von Wilhelm Andreadä.

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das Leben und Wirken des deutschen Geistes heroen Leibniz in das Gewebe eines Romans zu verflechten, und darin zugleich die fröhlichen Zustände des damaligen Zeitalters, der sogenannten Herrschaftszeit, mit kräftigen Zügen zu schildern — war gewiß ein glücklicher Gedanke des durch seine historischen und culturgeschichtlichen Studien dazu besonders befähigten Verfassers. Mit steigendem Interesse begleiten wir den berühmten Philosophen, Staatsmann und Geschichtsforscher an den kurfürstlichen Hof zu Hannover, wo uns das anziehende Bild der edeln und geistreichen Kurfürstin Sophie entgegentritt; nach Berlin, wo Leibniz die Akademie stiftet; nach Wien, wo er mit dem Prinzen Eugen in nähere Verührung kommt; endlich sogar in den Türkenkrieg. Je weniger im allgemeinen die erzählten Lebensumstände sowie die sich darum gruppierenden Thatfachen und Persönlichkeiten selbst der Mehrzahl der Gebildeten bekannt sein dürften, um so sicherer kann der Roman als eine befriedigende und genussreiche Lectüre empfohlen werden.

In meinem Verlage erschien soeben:

Horn, J. S., Fra Angelico, Romanzenepos
 in sechzehn Bildern. Miniaturformat. 2 Bll.
 und 91 S. Geh. 15 Sgr., in elegantem
 Einbände 22½ Sgr.

Kiel.

Ernst Romann.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 7. —

12. Februar 1863.

Inhalt: Schmarba's Reise um die Erde. Von Heinrich Strabum. — Lorenzo de' Medici. — Henry Murger und das literarische Eigenthum. — Zur Erzählungsliteratur. — Notizen. (Uebersetzungen Jean Paul'scher Schriften; Der Kirchenliederdichter Johann Heinrich Schröder.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Schmarba's Reise um die Erde.

Edwig R. Schmarba's Reise um die Erde in den Jahren 1853—57. Drei Bände. Braunschweig, Westermann. 1861. Gr. 8. 8 Thlr.

Obgleich die Zahl der Reisen um die ganze Erde jetzt schon so herangewachsen ist, daß man sie kaum noch einzeln namhaft machen kann, so gewährt doch jede neue immer wieder ein besonderes Interesse, und die Männer von Fach und die gebildeten Denker nehmen daran theil wie an einem großen Weltereigniß. Der Standpunkt ist allerdings ein ganz anderer geworden. Wenn jetzt eine solche Weltreise unternommen wird, so muß zugleich der Plan gefaßt sein, in den verschiedenen Welttheilen andauernd verweilen zu wollen, denn man erwartet einen ausführlichen und befriedigenden Bericht über die Fortschritte des Verkehrs, der Cultur und der Civilisation, man erwartet Vorschläge und Winke zur Verbesserung des Weltverkehrs, den man schon seit vielen Jahren über die ganze Erde verbreitet hat. Das Forschen auf dem Gebiete der Naturkunde hört dabei nicht auf, aber es nimmt nur nicht mehr einen so ausschließlichen hervorragenden Platz ein als früher, wo alles neu und unbekannt war. Das vorliegende Werk kennt die veränderte Aufgabe und ist ganz dazu geschaffen, den Erwartungen zu entsprechen.

Man war bisher der Ansicht, daß sich ein so großer Zweck nur mit großen Mitteln, durch Staatsexpeditionen erreichen lasse, indeß liefert Schmarba den schlagendsten Beweis vom Gegentheil. Man sieht, wie ein unabhängiger, vielseitig gebildeter Privatgelehrter sich ohne höhere Unterstützung allein auf den Weltweg begeben und sein Vorhaben glücklich durchführen kann. Weil sich nun unter solchen Umständen die Auffassung und Darstellung frei erhält von der Färbung einer höhern Vorschrist und gütigenden Ueberwachung, so gewinnt das Ganze einen freimüthigen Charakter und die Beachtung fällt viel mehr in das populäre Gebiet des gebildeten großen Hauses. Diese Freimüthigkeit und Unparteilichkeit in der Vorfürung und Beurtheilung aller Verhältnisse der besuchten Staaten und Völker ertheilt dem vorliegenden Werke einen ganz besondern Reiz für jeden vorurtheilsfreien

1863. 7.

Denker. Daneben zeigt sich der Verfasser dem großen Unternehmen auch durch den Umfang und die Gründlichkeit seines Wissens und seiner Erfahrungen vollkommen gewachsen. Wer das Buch zur Hand nimmt, überzeugt sich sogleich, daß Schmarba ganz der Mann ist, der alle Erwartungen in Betreff einer solchen Weltreise befriedigen kann. Er ist ein vielseitig gebildeter Naturforscher, und in der Zoologie hat er sich schon längst einen ehrenvollen Namen unter den berühmtesten Gelehrten errungen; er ist auch als ein entschiedener freisinniger Charakter bekannt, man weiß, daß er gerade deshalb vielen Anfeindungen und Verfolgungen preisgegeben war, daß er im Jahre 1854 sogar sein Amt als Universitätslehrer in Prag verlor, weil er sich der extremen Partei der ultramontanen und absolutistischen Reaction nicht anschließen mochte. Er kennt die Wissenschaft durch eigene Anschauung und Erfahrung — Umstände genug, die für sein Unternehmen sprechen.

Die Sprache des Werks ist schlicht und gerade und trägt überall den Stempel der Wahrheit und Wirklichkeit. Es gibt eine klare Einsicht in den Zusammenhang der Naturerscheinungen und des Völkerlebens und weiß das Ganze zu einem harmonischen Lebensbilde zusammenzufügen. Ueberall waltet ein Humboldt'scher Geist, so oft es sich darum handelt, den Charakter der Landschaft, die Physiognomie des Meers und des Himmels zur Anschauung zu bringen. Auch fehlt es dem Buche nirgends an praktischen Beziehungen zum Leben, es bespricht den Zustand der überseeischen europäischen Colonien und läßt in dieser Hinsicht nirgends das Ausblühen der Culturpflanzen außer Acht. Besonders lenkt dasselbe eine specielle Aufmerksamkeit auf die Landwirthschaft in der Tropenwelt, bespricht mit eindringlichen Worten die Kraft des Bodens und des Klimas, und zeigt, wie hier noch lange nicht alles gut benutzt sei und wo eine rationale Betreibung noch noth thue. In dieser Weise enthält die Reise einen reichen Schatz von geistig gereiften Samenkörnern, welche sicher auch auf guten Boden fallen werden, um eine glückliche Ernte versprechen zu können.

Die Reise geht im ersten Bande durch Griechenland, Aegypten, das Rother Meer über Aden nach Ceylon. Im

zweiten Bande werden der Indische Ocean, Isle-de-France, das Capland, Australien und Neuseeland, Chile, die Pampas von Mendoza, die amerikanische Westküste, der Isthmus von Panama besprochen. Im dritten wird eine ausführliche Mittheilung von Jamaica, von der Küste von Peru, von Ecuador, Venezuela, Maragua, von den Vereinigten Staaten, von Canada und Cuba gegeben. Diese Skizze über den Inhalt des Werks gewährt schon einen Fingerzeig über den großen Umfang der Reise selbst und über den Reichthum der Belehrung, welche das Werk in sich schließt.

Wir wollen unsere Aufmerksamkeit nun specieller dem *Buche* zuwenden. Die Reise beginnt den 3. Januar 1853 nachmittags 4 Uhr von Trieste aus. Der Ritter von Fribau und der Baron von Königsbrun sind die Reisegefährten des Verfassers. Das Fahrzeug, welches sie aufnimmt, heißt „Orient“, und ist ein kleiner Lloyd-Dampfer, welcher das Adriatische und Ionische Meer befährt. Außer ihnen befanden sich nur noch ein Secacabot und ein junger griechischer Kaufmann als Passagiere an Bord. Beim Untergange der Sonne genossen sie eine prächtige Fernsicht nach den Euganeen, deren Trachytberge wie eine blaue Insel am Horizonte auftauchten; auch zeigte sich die beschneite Alpenkette in einem anbauenden schönen Glühen. Am andern Morgen 7 Uhr erreichten sie Ancona. Da die Reise erst abends weiter fortgesetzt wurde, so stiegen sie ans Land. Es wird eine kurze Beschreibung von den Wahrnehmungen gegeben. Eine Statue, welche man hier einem Papste Clemens errichtet hat, erregte ihre Aufmerksamkeit. Sie ist sitzend dargestellt mit aufgehobener Rechte, an der aber der Zeigefinger fehlt, den man sich als emporgehoben denken muß. Ob diese Verstümmelung durch humoristischen Muthwillen oder aus dummer Zerstörungssucht entstanden ist, weiß man nicht genau, jedenfalls ist aber der Eindruck ein komischer und der Statthalter Christi erscheint in der Attitude eines italienischen Moraspielers. Von Ancona ging es über Brindisi nach dem Ionischen Meere. Die steile Küste bei Ugento erinnerte lebhaft an die Dalmatiens. Die Ugentoten sind ein wildes räuberisches Volk, die Strandräuberei üben und daher den Schiffsbruch wie einen Himmelssegnen betrachten. Sie erlebten hier einen Hagelfall mit südöstlichem und östlichem Winde. Nach 9 Uhr abends erreichten sie Korfu, blieben aber bis zum andern Morgen auf dem Schiffe, wo sie dann die Stadt und ihre Umgegend besuchten. Bei der Rückkehr sahen sie die ganze Garnison in Wachtparade, die aus einer starken Artillerieabtheilung, einem englischen und einem hochschottischen Linienregiment bestand. Der Verfasser bemerkt:

Die Leutern sahen in ihrer nationalen Tracht sehr martialisch aus und machten auf uns einen doppelt neuen Eindruck, als wir sie mit eisernem Tritt beim schrillen Ton ihrer Sackpfeifen auf einem Boden, wo ihre Erscheinung einem Anachronismus gleicht, aufmarschiren sahen. Auf der Geylanade steht auch das Denkmal Schulenburg's, der 1716 Korfu durch 42 Tage gegen die Osmanen heldenmüthig vertheidigte. Wir hatten noch Zeit, einen kleinen Ausflug zu machen und freuten uns über den saftig grünen Rasen im Schatten der Olivenhaine, der überall mit weißblühenden Anemonen gestickt war. Daneben

sahen wir eine Fülle von Drangen, die aus dem dunkeln Laube leuchteten und die uns verführten, eine beträchtliche Zahl zu essen. Ueberall ist gartenmäßige Cultur des fruchtbaren humusreichen Thonbodens. Wir sahen auch einige Lurusgärten der Engländer, die ungezwungen wie ihre Parks sind. Das Terrain ist von gut gehaltenen Wegen durchschnitten und die Hauptstraße war, soweit wir sie sahen, vorzüglich.

Bei Gelegenheit des weiteren Ausmalens dieses gesegneten glücklichen Punktes der Erde, spricht der Verfasser die Ansicht aus, daß dies eine der einladendsten Stellen zum Wohnen sei und besonders unter dem englischen Banner Schutz, Ruhe und Freiheit gewähre. Die Fahrt geht dann nach Bante, Petra, Lutrati. In dem letzten Orte verlassen die Reisenden den Dampfer, sie werden zu Wagen über den Isthmus gebracht, wo sie auf der Ostseite wieder von einem andern Fahrzeuge aufgenommen werden. Von Griechenland, das ziemlich eingehend besprochen wird, geht die Reise über Syra, Smyrna nach Alexandrien. In Aegypten verweilen die Reisenden längere Zeit. Es wird eine Reise auf dem Nil gemacht, die Wüste durchritten, man besucht die Denkmäler, die Klöster, es wird die Aufmerksamkeit auf die Natur und auf das Volk gelenkt, wobei gar viele beherzigenswerthe Bemerkungen eingeflochten werden. Von Suex fahren sie auf einem englischen Postdampfer durch das Rothe Meer nach Bab-el-Mandeb und Aden, durchkreuzen den Indischen Ocean und gelangen nach Ceylon. Hier machen sie halt, um mit Ruhe Land und Leute erforschen zu können. Der erste Anblick dieses vielgepriesenen Insellandes macht auf unsern Verfasser einen bezaubernden Eindruck und er ruft aus:

Da lag sie nun vor uns die schöne immergrüne Insel, das fernhafte Zeylone, ein Wunderland in der sagenreichen Geschichte des Orients, von dem die ältern Geographen erzählten, daß in dem Berglande ein König herrsche, der statt des Auges einen großen flammenden Edelstein im Kopfe trage, und Dioskorides sagte, daß hier die Vögel sprechen und die Menschen gespaltenen Zungen hätten. In diesen Berichten liegt ein Auserkennendes und Symbolisiren des wirklich Vorhandenen.

Er meint, der König mit dem Karfunkelauge bedeute bloß bildlich den Reichthum der Insel an Edelsteinen, die sprechenden Vögel deuteten auf die Papagaien und die gespaltenen Menschenzungen bezögen sich auf die allbekannte Doppelzüngigkeit der Orientalen. Dann zieht er gegen die heutigen Uebertreiber mit scharfen Schwertern zu Felde. Es gehe auf der Insel alles ganz naturgemäß zu, nur sei die Wundergeschichte des Ischrakens eben dort eingeleitet und habe ebenso wie bei uns manchen vernünftigen Kopf verschoben. Die Erzählung von den Bäumen, die täglich gemolken werden und von deren Milch selbst geistreiche Schriftsteller zwar nicht getrunken haben, aber doch entzückt sind, wird als ein Irrthum in der Pflanzengeographie nachgewiesen; es komme diese Asclepias gar nicht auf Ceylon vor. Der Verfasser fährt dann in seiner Beschreibung fort:

Je näher wir kommen, um so lachender wird das Grün, von dem sich einzelne Theile durch Farbe und Masse abzuheben beginnen. Zuerst die Kronen der Kokospalmen, die im Winde flattern, dann große kuppelförmige und dunkelgrüne, volle runde Baumkronen, die wir nach unserer Landung als Brotfrucht- und Mangobäume erkannten. Wie die Umgebung deutlicher

wurde, traten einige Häuser und Hütten im Dämmerlichte des Palmenwaldes hervor und Gruppen von Menschen, die sich am Ufer gesammelt hatten, wurden sichtbar. Der Hafen ist ein soales Becken mit überwiegendem Breiten Durchmesser, wenig geräumig für einen Platz von solcher Bedeutung.

Dann wird auf das Gefährliche der Einfahrt in diesem Hafen und auf die nöthigen Vorsichtsmaßregeln hingewiesen. Die schwächlichen Singalesen mit kleinem Kopfe und zierlichen Händen und Füßen scheinen den überwiegenden Theil der Bevölkerung auszumachen. Der Verfasser entwirft davon ein erstes sehr anschauliches Bild. Daneben stellt er den ernstern und kräftigeren Indoaraber und den Malabaren. Die Weissen brachten Gegenstände zum Verkauf, welche im kleinen ein Bild oder wenigstens einen Auszug der Natur- und Industrieerzeugnisse der Insel liefern. Das Fort Galle wird beschrieben und der Name ethnologisch gedeutet, sodann wird die Empfangnahme der Gäste im Zollhause geschildert, wobei der mit der Amtshandlung betraute Singalese zur Belustigung der Leser lebhaft porträtirt wird. Den Anfang der Erlebnisse auf der Insel bildet ein heftiger Monsunregen, wobei alle Geheiligkeiten stark durchnäßt werden. Das Trocknen der Kleider und Bücher selbst in der gewaltigen Glut der Tropen Sonne fällt unmöglich, da die Luft so übermäßig mit Feuchtigkeit gesättigt ist, daß das naßgehaltene Thermometer ebenso wie das freie 22° R. zeigt. Der dadurch erzeugte Mangel an Verdunstung erhielt die Temperatur beständig in einer drückenden Schwüle und den Körper fortwährend in Schweiß, sodaß stets das lästige Bedürfnis zum Trinken verspürt wurde. Aber gleich bei dem ersten Glas Wasser, was die Ankommenden forderten, um den quälenden Durst zu löschen, wurden sie gewarnt, denn es herrschte dort ganz allgemein die Ansicht, daß das Wassertrinken die Elephantiasis erzeuge. Diese entsetzliche Krankheit kommt an allen Küstenorten Geylons vor und unser Verfasser sah in Welligamme ein wahres pathologisches Prachtexemplar, wobei die aufgetriebenen Beine sehr nahe 5 Fuß Umfang besaßen. Die Haut, welche sich bei dem gesunden Singalesen sammtartig weich anfühlen läßt, wird schwielig und dick wie die des Elefanten. Die Verdickung zeigt sich am stärksten im Sprungg- und Kniegelenk, sodaß die Beine ganz die menschliche Form verlieren, zu Säulen werden und eine auffallende Ähnlichkeit mit dem der Elefanten annehmen. Bei den nächsten kleinen Ausflügen um Galle herum macht die großartige Pflanzennatur einen bezaubernden Eindruck auf die Reisenden und es waren besonders fünf Punkte, welche in dieser Hinsicht ihre Aufmerksamkeit fesselten, nämlich die massenhafte Entwicklung des Laubbaums, die große Mannichfaltigkeit in den Formen, der Mangel an gefelligen Bäumen, das kräftige Grün und der starke Lichtreflex von der spiegelnden Blattfläche. Mit dem Untergange der Sonne zeigte sich das Meer der Leuchtfächer wie ein Funkenregen in den Gehäusen. Sie machten auch bei dieser Gelegenheit die unangenehme erste Bekanntschaft mit den cyclonischen Landblutegeln; dies ist eine winzige kleine Creatur, welche hehend aus dem Graße auf die Vorübergehenden kriecht und sich einen Weg durch

die engsten Maschen der Strümpfe bohrt. Der Verfasser erzählt:

Den nächsten Morgen machte ich einen langen Spaziergang durch den Kokoswald. Es ist unmöglich zu sagen, wo er anfängt und aufhört, denn Galle liegt mitten darin. Die Häuser außer dem Fort sind die Singalesenstadt, welche nicht Straßen aus dicht aneinander stehenden Häusern bilden; diese stehen vereinzelt, durch Gärten und Baumgruppen getrennt. Man ist lange schon außerhalb des eigentlichen Galle und findet keine Veränderung, außer daß die Hütten zahlreicher und die größeren Häuser seltener geworden sind. Die Hütten bestehen aus Baumstämmen oder Bambus, dessen leichtes weit vorspringendes Dach, unter dem ein Theil der Bewohner auf der Erde sitzt, diese gegen Regen und Sonne schützt; dort lauern sie, die Knie gegen das Kinn gezogen und die Hände unter den Knien gefaltet, in indolenter Beschaulichkeit Betel kauend.

Er tritt auch ein in die Häuser und Hütten und beschreibt die innere Einrichtung derselben. Ueberall herrscht die größte Einfachheit. Die Natur fordert wenig Schutz und liefert im reichen Maße alle Bedürfnisse. Die Kulturpflanzen, welche die Hütten umgeben, gewähren einen so bezaubernden Reiz, daß man darüber alle Dürftigkeit und selbst den Schmutz der Bewohner übersehen. Vor allem ist es aber der Brotfruchtbaum, welcher die Aufmerksamkeit fesselt. Unter dem schützenden Schatten dieser Pflanzenriesen cultivirt man die Kaffeepflanzen. Die Hauptproducte der Cultur in der Umgegend von Galle sind Reis und Kokosnüsse, etwas Kaffee, Arekanüsse, Bananen, eine große Mannichfaltigkeit von Baum- und Grundfrüchten und die Erzeugnisse von ätherischen Oelen. Das Ganze wird dann sehr speciell durchsprochen. Später werden größere Reisen durch die Insel gemacht und alle Beobachtungen und Erlebnisse zur Darstellung gebracht. Man findet hier viel Neues und Altes in ein unterhaltendes und belehrendes Gewand gebracht. Dann lenkt der Verfasser die Aufmerksamkeit noch einmal besonders auf die Gesamtbevölkerung der Inselbewohner, auf ihre socialen Verhältnisse, auf ihre staatlichen und religiösen Einrichtungen und Gebräuche. Ueberhaupt bleibt kaum ein Punkt von Wichtigkeit unberührt. Den Schluß einer jeden Abtheilung der Reise bilden speciellere Erläuterungen und Bemerkungen. Aus Rücksicht der noch durchzuführenden Besprechung der andern beiden Bände enthalten wir uns weiterer Mittheilungen aus dem ersten.

Der zweite Band zerfällt in sechs Unterabtheilungen, wovon die erste den Indischen Ocean, die zweite das Vorgebirge der guten Hoffnung, die dritte Australien und Neuseeland, die vierte die Südsee, die fünfte Chile und die Pampas von Mendoza und die sechste die Reise von Valparaiso nach Panama bespricht.

Die Reisenden schifften sich am 24. Januar 1854 am Bord des „Hybaspis“ ein, welches der General-Scree Steam-Shipping-Company gehörte, die damals eine Linie von Dampfern zwischen England, Kalkutta und Australien unterhielt. Der Verfasser beschreibt zunächst das Fahrzeug; es war ein eleganter Schraubendampfer von 1800 Tonnen, aber flüpperartig sehr lang gebaut, woher das widerwärtige ewige Schwanken von der einen Seite zur andern kam, welches alle Reisenden krank machte

und viel länger wie gewöhnlich krank erkrankt. Er ist überhaupt kein großer Lobredner der Schraube, und ist vielmehr geneigt, dem Schaufelradsystem den Vorzug zu geben. Von der Wolkenbildung, von Wind und Wetter wird eine kurze, aber doch anschauliche Darstellung gegeben. In der letzten Nacht des Januar erlebten sie ein starkes Meerleuchten, welches mit einigen Worten beschrieben wird. Am 4. Februar erreichten sie Mauritius oder Isle-de-France.

Wir eilten früher auf das Deck, um uns am Anblick der Stadt und Insel, der schön ist, zu erfreuen. Wir sahen ein Gestade von ungefähr zwei englischen Meilen Ausdehnung vor uns. Auf den Saum von Sand folgt der flache grüne Strand; aus reizenden Gärten und Plantagen ragen die rothen Dächer der Stadt Port Louis hervor. Ihr Hafen, in dessen Mitte wir geankert lagen, ist ein halbes Oval und wird jenseit von Strandbatterien, die sehr flach beinahe im Meeresniveau liegen, vertheidigt und von einem im Rücken der Stadt auf einer Höhe liegenden Fort beherrscht. Es lagen 40—50 große Schiffe im Hafen, der durch ab- und zugehende Boote, trotzdem daß es Sonntag war, sehr belebt ausah. Die Hügel und Berge hinter der Stadt haben sehr groteske Formen; sie bestehen aus Trachyt oder lavaartigem Basalt von porphyrischer bis herber Structur. Seine Farben sind röthlich, grau bis schwarz. Der Farbe entsprechend geben die Verwitterungen einen gelben, rothen oder schwarzen Thon, welcher eine große Menge Wasser verschluckt und dann zähe wird. Zwei Berge sehen wie die Pfeiler eines großen Thorwegs aus, zwischen ihnen ist ein scharfgeschnittener Sattel, daneben stehen spitzige Kegel und zahnartige Zacken; auf einem der ersten steht ein kleiner umgekehrter Kegel fast freischwebend.

So wird sehr ins Einzelne gehend der erste Eindruck ausgemalt. Dann wendet sich der Verfasser der Beschreibung der Stadt zu, deren Straßen breit und regelmäßig, die Häuser aber meistens nur einstöckig sind. Die Hitze war gewaltig groß, das Thermometer zeigte 28° R. Die Straßen wimmelten von Kirchengängern, die fast alle farbig waren und wovon die Männer fast alle in schwarzem Frack und hohen Filzhüten erschienen. Die Reisenden machten einen Ausflug nach dem botanischen Garten, der in der Nähe der berühmten Vampelmouze, etwa sieben englische Meilen von der Stadt entfernt ist. Ursprünglich war dieser Garten im französischen Geschmack angelegt, jetzt ist er eine wilde Masse von hohen Bäumen, unter denen sich eine Fülle von Palmen aller Zonen auszeichnet. Sie besuchten auch das fingirte Grab von Paul und Virginie. Daß diese beiden Hauptpersonen des idyllischen Romans von Bernardin de St.-Pierre an einem ganz andern Ort beerdigt sind, hindert die Menge der Ankommenden nicht, die Lokalität zu besuchen und zu bewundern. Das Volk auf dem Lande ist besser wie in Ceylon mit leichtem weißen Baumwollenzeuge bekleidet, es besteht fast nur aus freigewordenen schwarzen Sklaven, welche sehr schwer zur Arbeit zu bewegen sind; sie verlassen ihre Dienstgeber bei der geringsten Veranlassung und suchen nur Verdienst durch leichte Arbeit, um dafür Rum kaufen zu können. Man hat sich daher genöthigt gesehen, die Malabaren einzuführen, damit die Arbeiten auf den Pflanzungen nur ausgeführt werden können. Die Anschuldigung, daß dies ein versteckter Sklavenhandel sei, ist unbegründet. Uebrigens läßt sich kaum bezweifeln, daß

das angelsächsische Element bald das vorherrschende der Bevölkerung ausmachen wird; schon jetzt wird nach englischen Gesetzen regiert, die englische Sprache vorwiegend gesprochen und das englische Kapital am meisten zu Hülfe genommen. Der französische Creole ist unwissend, leichtsinnig und ohne Energie, er fällt dem klügern, verständigern und energischeren Engländer zum Opfer und verarmt. Die Hauptausfuhr besteht in Zucker, dagegen wird von England, Frankreich und jetzt auch von Deutschland alles eingeführt, was zur Kleidung und Nahrung gehört. Die Reisenden hatten auch hier die Nothgezeit durchzumachen, dann machten sie sich auf den Weg zum Vorgebirge der guten Hoffnung.

Hier wird wieder ein längerer Aufenthalt genommen, die Capstadt mit ihrem Hafen beschrieben, die Aufmerksamkeit auf Vegetation, Klima, Bewohner und ihre Gewerbe gelenkt. Auch finden sich sehr interessante Bemerkungen über den Handel, über die holländische und englische Herrschaft, über den Kaffernkrieg und über die Entdeckung und den Zustand der südafrikanischen Republiken.

Nach längerem Ueberlegen kam der Verfasser zu dem Entschlusse, seine Weltreise östlich nach Australien fortzusetzen. Er wählte die englische Handelsbrigg „Selena“ zur Weiterreise. Den 23. Juni, also am kürzesten Tage des dortigen Winters, begann die Fahrt. Die Seekrankheit wirkte entseßlich auf ihn. Er erzählt:

Ich habe selten an Bord eines Schiffs irgendetwas geleidet, aber die Ueberfahrt vom Cap nach Australien ist das schmerzhafteste Blatt in meiner Leidensgeschichte. Ich haberte mit der physikalischen Geographie, den Handbüchern der englischen Admiralität und allen Sailing directions, welche dem gläubigen Seefahrer in dieser Jahreszeit schon unter dem 37° südl. Br. fortbauern den Nordwest versprechen. In den ersten vier Wochen hatten wir ihn sehr selten und nur auf kurze Zeit, und gelangten mit Mühe und Noth unter fortwährenden Regenschauern und entgegengegesetzten Windböen bis zum 40° südl. Br., wo wir aber von einem aufspringenden Südweststurm wieder gegen die afrikanische Küste getrieben wurden. Die kleine „Selena“ rollte am ärgsten in Windstößen, wo sie selbst durch die langsamen breiten Undulationen des Oceans in beunruhigende Bewegung gereth. Wir gewannen unter solchen Umständen nur wenig Raum. Am 13. August nachts entschädigte mich ein prachtvoller Mondbogen für manche Uebel. Am andern Morgen, also am Anfang der vierten Woche, war das Wetter so erträglich, daß wir wieder unsere Beobachtungen zu machen im Stand waren. Ich sah mit Entsetzen, daß wir erst unter 55° 30' östl. Länge und 37° südl. Br. waren. Am 15. August bekam wir die kleine hohe Insel Amsterdam, an der die Schiffe in großer Wassernoth zuweilen anlegen, für einen Augenblick zu Gesicht, denn große Regenwolken öffneten sich über der Insel derum Umreise wir dann nur höchst unbestimmt wie durch eine Schleier sahen. Eine große Zahl von Robben tummelte sich zwischen uns und den Ufern. Glücklicherweise hatten wir da Kerguelen des Wetters überstanden, wenigstens hörten die Regenwinde auf, die Luftströmungen kamen meist aus dem westlichen Punkte der Windrose mit trübem, wolkeigem Himmel, häufiger Regen und beständig hoher See. Ich hatte mich wieder so weit von der Seekrankheit erholt, daß ich wenigstens einigemal des Tags das kleine Verdeck betreten und den Himmel beobachten konnte, obwol der Anblick der rollenden Wogen, von denen wir zu häufig eine oder die andere vom Hintertheile aus über das Deck schlug, mir noch immer Unbehaglichkeit und Schwindel verursachte. Die Hauptcabin hatte zwei Thüren, von denen wir

jedoch die hintere immer sorgfältig geschlossen halten mußten, um nicht herausgeschwemmt zu werden. Es geschah einmal des Nachts, daß in dem Augenblick, wo der Kapitän auf das Deck heraustrat, eine Woge über den Hintertheil des Schiffs stürzte und sowohl die Haupt-, als Seitencabinen unter Wasser setzte. Mein Bett und ein Theil der in meinem Koffer befindlichen Bälge wurde durchnäßt.

Aus einer sorgfältigen Wetterbeobachtung auf dieser beschwerlichen Reise geht hervor, daß der Nordwestwind eine Erniedrigung des Barometers und Regen veranlaßte, daß die Drehung des Windes regelmäßig durchgeführt wurde und der Regen bei Südwest die größte Heftigkeit erlangte. Darauf geht der Wind nach Süd, Südost, veranlaßt ein Steigen im Barometer und ein Aufklären des Wetters; oder es kann auch eine umgekehrte Drehung nach West und Nordwest eintreten, wobei regelmäßig das Barometer wieder fällt und der Regen bleibt.

Die Monotonie der Erlebnisse wurde durch das Fangen von Fingänsen mit Hülfe von Speckstückchen an der Angel zuweilen unterbrochen. Eines Tags hatte man die Freude, einen großen blauen Hai zu fangen. Der Schiffskoch kochte nämlich jeden Tag das gefasene Fleisch an einer Kette ohne ins Wasser, damit es für den nächsten Tag genießbar wurde. Dies hatte eines Tags der Hai verschluckt. Die Matrosen waren darüber sehr aufgebracht, weil dadurch ihr Mittagessen verspätet und weniger schmackhaft war. Man warf dem Hai einen Haken hin, an welchem ein ähnliches Stück Fleisch befestigt war. Er biß gierig zu und der Fang war geglückt. Mit jubelndem Lärm wurde er an Bord gezogen, gezückt und gewaschen. Man untersuchte zunächst den Magen, um nach dem gefohlten Stück Schweinefleisch zu sehen. Der Hai hatte aber einen gar kurzen Darm und das Corpus delicti war nicht mehr in Natura anzutreffen; nur einige noch nicht verdaute Rippenknochen waren übrig geblieben.

Die Nahrungsmittel auf dieser Seereise waren herzlich schlecht und wahrscheinlich lag auch hierin der Hauptgrund mit, daß der Verfasser so viel von der Seekrankheit auszustehen hatte. Am Schluß dieser langen beschwerlichen Ueberfahrt gibt der Verfasser noch eine sehr wichtige Stütze von der Reisegesellschaft auf dem Schiffe, wovon besonders der Kapitän mit kräftigen Farben gemalt worden ist. Er sei bei guter Fahrt ein stets heiterer blonder Drücker, der sich mehr in der Ausübung seines Berufs als in der Darstellung eines artigen Gentleman gefalle; er zeichne sich mehr durch natürlichen Menschenverstand als eigentliches Wissen aus; seine ganze Schule habe er praktisch auf dem Meere gemacht. Die Beobachtungen werden nach einer fixen Schablone immer auf dieselbe Weise angestellt. Die Bibliothek dieses Mannes sei ein riesiges Buch gewesen, in welchem die Sätze aus der Geometrie, Algebra, Astronomie und Hydrographie handwerkmäßig zusammengestellt gewesen wären. In den Aufstunden habe sich der Kapitän mit Kuperei beschäftigt, und während der fünfzig Tage der Ueberfahrt habe er nicht bloß ein Duzend neue Wassereimer gefertigt, sondern er habe auch alle leer gewordenen Wasserkübel neu gebunden. Wein und besonders Roggen habe er nur ge-

trunken, um die feuchte Luft unschädlich zu machen. Uebrigens bemerkt der Verfasser, daß dies Bild so ziemlich auf alle englischen Schiffskapitäne passe.

Am 11. August erblickte der Verfasser zuerst Land, wurde aber von dem Kapitän gebeten, noch nichts davon laut werden zu lassen, weil er seiner Rechnung nicht ganz trauen dürfe, denn sein Chronometer habe durch das Anageln des Kastens etwas gelitten. Doch überzeugte man sich bald von der Richtigkeit der Wahrnehmung und nun war die Aufregung auf dem Verdeck unbeschreiblich groß. Als sie sich dem Eingange von Port Philipp näherten, erblickten sich auf einmal 12 ein- und auslaufende Schiffe. Man richtete jetzt auch die Pilotenflagge auf, und nun machte auch der Kapitän Toilette. Die Heerjacke wurde mit einer andern vertauscht, damit die ankommenden Piloten nicht in Verlegenheit kommen möchten, wenn sie unter der Mannschaft nach dem Chef des Schiffs suchten. Der Bootse ließ nicht lange auf sich warten und war besonders dadurch sehr willkommen, daß er europäische Zeitungen mitbrachte. Der Verfasser macht seine Leser auch hier wie bei den andern Landungsplätzen mit der äußern Lage und dann mit der innern Einrichtung, mit der Natur des Landes und der Menschen bekannt und geht zuletzt zu den Details über. Mit einem Omnibus ging es nach Melbourne, schon 1854 eine große Stadt, in welcher der größere Theil der Straßen macadamisirt war. Die Männer trugen große Kanonenstiefel wegen des gewaltigen Schmutzes in den ungepflasterten Straßen. Wenn es hier regnet, so sammelt sich in den niedrigen Plätzen plötzlich so viel Wasser an, daß man nicht anders als mit der genannten Bestiefelung durchwaten kann. Wenige Wochen vor der Ankunft der Reisenden waren sogar Kinder in den Straßen von Melbourne ertrunken. Man sieht unter der Bevölkerung der Stadt alle Nationen vertreten, am meisten kommen aber Engländer, Iren, Deutsche vor. Alles ist hier noch im Werden begriffen, wie dies von dem Verfasser mit viel Wit zur Anschauung gebracht wird. Er nahm seine Wohnung im Kriterium-Hotel, wodurch die musterhafte Einrichtung bezeichnet werden sollte. Für täglich eine Guinee hatte man ein bescheidenes Zimmerchen und noch bescheidenere Beköstigung. Es war aber das Gasthaus zugleich eine Badeanstalt, welche besonders von unsern Reisenden mit Beifall benutzt wurde. In der ersten Nacht wurde der Verfasser durch einen entsetzlichen Lärm geweckt. Ein Digger (Mineur), der auch im Hotel wohnte, fühlte sich plötzlich unwohl und schrie aus Leibeskräften um Hülfe. Er gab vor, daß seine bei ihm wohnende Geliebte ihn vergiftet habe, um sich seines Geldes bemächtigen zu können. Die ärztliche Untersuchung zeigte indessen, daß der Mann sich geirrt habe. Dies Abenteuer wirft aber ein Licht auf die sozialen Zustände in diesem Goldlande. Der Verfasser erzählt:

Zwei Tage vor meiner Ankunft war ein Handwerker um 6 Uhr abends in der Stadt beraubt worden. In Melbourne geschehen solche Dinge nur in entfernten Straßen und meist des Nachts, da die Polizei nicht ausreichend und zum Theil auch wenig verlässlich war; denn in ihr dienten selbst entlassene Sträf-

linge. Hiesige Residenten rühmten, daß die Bevölkerung an der Goldwäscherei viel besser sei als die in Californien, da viel weniger zweideutige Charaktere aus der andern Welt herüberkämen, weil die Entfernung und daher auch die Kosten der Uebersahrt viel größer sind. Diesem Argument läßt sich nicht widersprechen, dagegen sind die Elemente der verdächtigsten Art nahe genug. In Melbourne hatten sich immer entlassene oder flüchtige Sträflinge aus den beiden benachbarten Verbrechercolonien Neusüdwales und Tasmanien (Vanbiemensland) herumgetrieben. Die ersten konnten sich zu Lande durchschlagen, und die andern hatten nur 30 Schillinge nötig, um eine Passage zu nehmen, die leicht erworben oder im nöthigen Falle gekohlen wurde. Trotz aller Bemühungen der Regierung fanden die Verbrecher einen Versteck, bis sich eine Gelegenheit bot, die Wachsamkeit der Polizei zu täuschen oder unter der lezten einen alten Kameraden zu finden, der am Einreisungsplatze ein Auge zudrückte; denn auch dort hatte man den Grundsatz angenommen, daß die Verbrecher am leichtesten durch ihre ehemaligen Kameraden bewacht und ausgekundschaftet werden. Von solchen Deportirten, die ihre Strafzeit überstanden hatten, haben sich mehrere in Victoria niedergelassen und einige sind wohlhabende und einflußreiche Mitglieder der Gesellschaft geworden. Man machte mir mehrere namhaft, welche vermögende Grundbesitzer und Kaufleute sind. Obwol viele von den Deputirten nur Schleichhändler, Wildbiede und Theilnehmer an Aufständen gegen die öffentliche Ordnung in Irland waren, so sind doch die überwiegende Mehrzahl Verbrecher und viele Verbrecher der gemeinen Art gewesen. Es machte auf mich einen peinlichen Eindruck, daß ein Kaufmann, an den ich empfohlen war, mir Mittheilungen über den socialen Zustand mit dem Bemerkten machte, daß man in Verbrechercolonien und in deren Nähe sehr behutsam in den Aeußerungen des Tadeln Konten gegenüber sein müsse, die man nicht kennt, da man nur zu häufig Gelegenheit fände, Leute zu beleidigen, welche Lüge wären, d. h. ehemalige Verbrecher. Das Land schwärmt von desperaten Charakteren, in welchen der alte Gang zum Verbrechen wieder erwacht ist und die sich oft associiren, um Geschäfte an gros zu machen. So wurde einige Monate vor meiner Ankunft ein ganzer Goldtransport, ungeachtet seiner starken Bedeckung, aufgehoben; von dieser war ein Theil aus einem Hinterhalt erschossen, der Rest verwundet und in die Flucht gejagt worden. Ungeachtet diese an allen Orten Lärm schlugen, die Zahl der Angreifenden an vierzig und die Landpolizei eine rastlose Thätigkeit zeigte, konnte man in den ersten Monaten keinen der Thäter einbringen. Man hatte verdächtige Personen eingezogen, sie aber wegen Mangels an Beweisen wieder freilassen müssen, und es gelang erst mehrere Monate nach dem Attentat, einen der Thäter in London einzufangen.

Der Verfasser berichtet noch mehreres über das Gesährliche des Wohnens und Reisens in diesem Lande. So meldeten die Zeitungen während seines Dortseins, daß in Ballarat die Bank am hellen Tage beraubt worden sei; die Räuber waren in das Gebäude eingedrungen, hatten die Commis der Bank geknebelt und zum Schweigen gebracht und waren mit dem größten Theil der Baarvorräthe davongegangen. Das wüste Leben der Goldgräber wird mit starken Farben ausgemalt; die Branntweinschenken bilden den Sitz aller Lust und Geschäfte; Theater und Concertsäle stehen leer, die wichtigsten und interessantesten Vorlesungen werden nur spärlich besucht, die Apokalypse der Mäßigkeitsvereine predigen tauben Ohren oder leeren Bänken. Dagegen machte ein Professor Sahler in Melbourne gute Geschäfte mit seiner wahrheitsgemäßen Phrenologie. Für 9 Schillinge betastete er den Glückrittern den Kopf und sagte ihnen ihr enormes Glück vorher: 1000 Pfund in

einem Jahre ist sein Lösungswort, welches in großen Buchstaben über seiner Wohnung prangt. Gink kam auch eine Schiffsladung voll chinesischer Emigranten an, sie wollten alle reich werden und waren durch Vorspiegelung voll zuverlässlicher Hoffnung. Ihre Aufnahme war nur seitens des Reishändlers, der Geschäfte mit ihnen machte, eine freudige, denn es ist schon allgemein bekannt, daß die Chinesen sehr mäßig leben und wenig daraufgeben lassen, daß sie viel arbeitssamer als alle andern Nationen sind, weshalb der Digger jeden bezopften Ankömmling als einen widerwärtigen Concurrenten ansieht.

Von Melbourne geht die Reise durch die Bassstraße nach Botanybai, Port Jackson und Sidney. Es wird überall der erste Eindruck geschildert und dann das Specielle von den Beobachtungen, Erlebnissen und Mittheilungen zur Darstellung gebracht. Sidney ist auch wie Melbourne eine neu aufblühende Stadt, wobei aber doch schon mehr als hier erreicht worden ist, was die Bequemlichkeit des Verkehrs und die Annehmlichkeit des Lebens betrifft. Das Unvollkommene des Urzustandes tritt hier nicht mehr wie in Melbourne in den Vordergrund. Die Küste ist hier mauerartig aus ungeliedertem Sandstein gebildet und macht den Eindruck eines hohen Walles ohne Thor und Abwechselung aus Hunderte von Meilen. In der Botanybai landete einst Cook mit Banks und Solander; sie fanden einen solchen Reichthum an neuen Pflanzen, daß sie sich einmüthig für den neuen Namen erklärten. Auch war es Cook, welcher seiner Regierung diesen Platz zu einer Strafcolonie zuerst in Vorschlag brachte. Der nahe Hafen Port Jackson war seiner Beobachtung entgangen, er ist so geräumig, daß er alle Kriegsschotten der ganzen Erde fassen könnte. Der Verfasser erzählt:

Den Leuchthurm zu unserer Linken lassend, dampfen wir bald darauf durch den Eingang von Port Jackson, der eine englische Meile breit ist, aber durch die steilen hohen Felsen noch mehr verengt erscheint. Von hier bis zur Stadt sind sieben englische Meilen. Der Hafen ist nicht eine einfache Bai, sondern vielfach ausgebuchtet wie Eichenlaub oder wie das Blatt eines Artocarpus. Die große Anzahl Buchten und vorspringenden kleinen Halbinseln und Inseln mit hellbraunen Sandsteinschliffen machen den Eindruck höchst malerisch und es fehlt nur eine üppige Vegetation, besonders stattlicher Bäume. Palmen und große Farnen würden das Bild sehr herausheben; so ist der Anblick der Pflanzenbedeckung einformig in Haltung und Farbe, und das einformige Graugrün kontrastirt nur schön gegen den tiefblauen Himmel und die gelbgrauen Sandsteinmassen. Um zwei Buchten liegt die eigentliche Stadt auf Sandsteinhügeln. Die Schiffe finden überall tiefes Wasser bis nahe am Ufer. Die Seeleute betrachten diesen rings laudumschloffenen, von Höhen geschützten Hafen als das Nonplusultra. Wir ankerten an einer der Baien, etwa 100 Klaftern von der Stadt. Der Anblick der Stadt vom Ankerplatz aus ist prachtvoll. Um die eingeschnittenen Felsenufer erheben sich hinter den Masten die steinernen Häuser, aus denen mehrere große Gebäude, Kirchen und die hohen rauchenden Schöte industrieller Etablissements hervorstechen. Unter den ersten ist der im mittelalterlichen Geschmack wie eine Burg erbaute Palast des Gouverneurs und Fort Macquarie am Wasserspiegel das bedeutendste; auf den Hügeln hinter der Stadt stehen Windmühlen. Das blaue Wasserbedeckte wird von zahlreichen Booten und Dampfbooten durchkreuzt und an den Landungsplätzen herrscht nicht nur das Leben einer großen Stadt, sondern auch das des commerciellen Verkehrs.

So führt der Verfasser seine Leser allmählich immer tiefer in die Natur und Verhältnisse dieser Weltgegend ein, bis sie zuletzt mit allem bekannt geworden sind; zum Schluß gibt er auch noch einen kurzen, aber sehr belehrenden Abriss über die Geschichte von Neuseeland.

Da der Verkehr zwischen Sidney und Neuseeland ein sehr lebhafter ist, so kam unserm Reisenden die Lust an, diese Ueberfahrt einmal mitzumachen, er wollte die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, die Natur und die Colonie dieses neuen Landes, welches einer großen Zukunft entgegenzugesieht, mit eigenen Augen zu sehen. Er machte die Ueberfahrt auf dem Schraubendampfer „William Dinnie“. Die Mitreisenden waren meist Ansiedler aus Australien und Kaufleute; auch befanden sich fünf Offiziere der indischen Armee an Bord, welche von ihrem Krankenurlaube Gebrauch machten, um sich in Neuseeland nach Ländereien umzusehen. Das Wetter war fortwährend härmlich und regnet. Am siebenten Tage abends 7 Uhr ankerte das Schiff im Hafen von Auckland, es zeigte aber niemand Lust sich auszuschiffen, da es immer noch stark regnete. Der Hafen ist groß, aber mit flachen Ufern umgeben. In der Stadt war schwer Unterkommen zu finden. Der Verfasser mußte erst drei Stunden vergeblich danach suchen, bis er endlich einen kleinen Verschlag von 6 Fuß Länge und 8 Fuß Breite fand, welcher von dem Wirthe ein Schlafzimmer genannt wurde, weil ein Bett darin stand. Am Sonntag war, so fand er die Straßen der Stadt sehr verödet. Seine Aufmerksamkeit war daher vorzugsweise auf einige Gruppen von Mooris oder Neuseeländern gerichtet, welche sich hier und da in den Straßen trafen.

Es ist ein großer, starker Menschenschlag, an welchem die malaiischen Züge unverkennbar sind. Die Gestirter groß, breit, die Lippen etwas verdickt, Stirn von mäßiger Größe, die Nase meist an der Wurzel breit, wenig aufgeschlupft, oft aber eine vollständige Albinase, Hautfarbe verschiedene Grade des Brauns, das Haar schwarz, lang und schlicht, aber dicht. Fast alle sind blau tätowirt; bei manchen nur die Backen und Mundgegend, bei andern Mund und Stirn, bei vielen jedoch das ganze Gesicht. Die Zeichnungen bestehen meist in krummen concentrischen Linien. Die Tätowirung ist der einfachste Schmuck und beim nächsten Bilden das, was bei uns der Kleiderschnitt ist, glücklicherweise jedoch nicht dem Wechsel unterliegend. Man kann auch über die Tätowirung der Brust, Arme, Beine und Hinterbacken, die oft die schönsten Arabesken zeigen und als lebenslange Beschützer keine Mode unterworfen sind, lachen, so hört der Eindruck des Komischen alsobald auf, wenn man das Gesicht betrachtet; dieses erhält durch die schwarzblauen breiten Linien etwas Wildes und unheimlich Groteskes in weit höherm Grade, als durch eine Grenadiermütze oder einen schwarzgewickelten, aufgeborenen Schwarzhaut. Einige Frauen sind bloß um die Lippen tätowirt, wie sie in Oberägypten, und eine hatte bloß drei kleine blaue Striche zwischen den Augenbrauen. Bei vielen sind die Ohrklappen durchbohrt, um Ringe oder Haifischzähne, an die oft Siegeladropfen geklebt sind, hineinzustecken. Einer trug eine Art Amulett um den Hals, das aus einer roh gearbeiteten Figur, die einem sitzenden Buddha sehr gleicht, besteht. Sie nennen ihn Hiraeth Hettill, vererben ihn in der Familie vom Vater auf Sohn und geben ihn nicht gern weg. Das Material ist Kupfer, der aus dem Süden von dem Ufer des Meeres des grünen Inselns (de way Punamau) kommen soll. Ich glaube nicht, daß

diese Amulette von den gegenwärtigen Bewohnern angefertigt werden, da der Stein viel zu hart ist, um durch die landesüblichen Werkzeuge bearbeitet werden zu können. Am ersten Tage sah ich nur einen Mann im alten Nationalcostüm, d. i. den Mantel aus neuseeländischem Flachs über dem tätowirten Leib. Die Anfertigung dieser Mäntel ist sehr einfach; lange schmale Streifen werden durch Schabern mit einer scharfen Muschel ihrer Oberhaut befreit und dann an einem starken Faden oder an einer Schnur angereiht und diese dann übereinander gelegt, so daß die Enden der ersten bachziegelsternförmig über die andern zu liegen kommen. Ein solcher Mantel, der bis an die Knie reicht, ist schwer und gibt seinem Träger ein nachschweineartiges Aussehen. Die meisten Einwohner waren in dicken Wolldecken, entweder weiß oder mit grellen farbigen Streifen; viele tragen darüber noch rothe Lächer. Diese Decken bilden gegenwärtig den Hauptartikel der Einfuhr. Mehrere waren in vollkommen europäischen Anzügen, einschließlich der Stiefeln oder Schuhe und der runden Filzhüte; diese sind wohlhabend gewordene Leute und zum Theil die alte Landesaristokratie der Menschenfresser. Seit der Aufhebung der Sklaverei, der Einführung englischer Gesetze und der gestiegenen Wichtigkeit der Missionare ist der Einfluß der Hauptlinge sehr herabgesunken und sie genießen nur noch eine Art Ansehen aus historischen Reminiscenzen als gefallene Größen oder als Agenten für ihre Stämme. Denn da diese Würde in der Regel dem Begabtesten zu Theil wurde, haben diese oft einen Theil ihres Einflusses dadurch bewahrt, daß sie ihre fürstliche mit einer commerciellen Thätigkeit veräußerten und von ihren ehemaligen Unterthanen beim Verkauf ihrer Producte Provisionen beziehen.

Der Verfasser beschreibt dann Stadt und Umgegend und die socialen Verhältnisse der gesamten Bevölkerung; bespricht die landwirthschaftliche Cultur und die Resultate der Civilisationsbestrebungen durch die Mission; auch theilt er belehrende Bemerkungen über das dortige Wetter mit.

Von Neuseeland reist der Verfasser wieder nach Sidney zurück, um die hier unterbrochenen naturwissenschaftlichen Forschungen aufs neue fortzusetzen. Er begab sich dann auch nach Bathurst, um die Goldgräberei einmal in der Nähe zu sehen. Nördlich von Bathurst liegen die Goldgruben am Flusse Turon, man nennt sie Turondiggings. Der Boden ist überall durchwühlt oft bis zu 50 Fuß tief. Der goldführende Schutt wird ausgeworfen und auf Tragbahnen oder auf Schlitten in die Tiefe geführt, wo man das Wasser antrifft. Die Lagerschächten sind Goldseifen, auf denen das Gold theils in kleinen abgerundeten Stücken lagert, theils mit Quarzstücken verwachsen auftritt. Das Suchen nach Gold ist ganz dem Zufall unterworfen, da man nicht die geringsten Anhaltspunkte zur Wahrscheinlichkeit hat.

Das goldhaltende Gerölle wird von den Ufern mit Spaten und Schaufel losgebrochen oder aus dem Bett des Flusses geschauvelt, wobei die Arbeiter in dicken Wasserstiefeln oft bis über die Waden im Wasser stehen. Der Schutt wird dann auf die Gräbe gemorren; diese besteht aus einer muldenförmigen Vorrichtung mit geneigtem Boden, über welchem ein Sieb sich befindet, durch welches nur Sand und Schlammtheile durchgehen. Darauf wird der Schutt geworfen und unter fortwährendem Schütteln des einfachen Apparates Wasser darüber gegossen. Sind die feinen Theile mit dem Wasser abgegangen, so wird der Rückstand untersucht. Die Arbeiter, welche bis dahin ruhig waren, kommen in diesem Augenblick in eine vorübergehende Aufregung, die entweder der Freude oder der Enttäuschung Platz macht. Gewöhnlich arbeiten die Leute in Partien von drei bis vier, manchmal bis acht zur Theilung der Arbeit. Ich sah aber auch einige größere Gesellschaften, welche den Long Tom, d. h. eine

Art langen Trog beanspruchten und mit höherem Gewinn arbeiteten. Einen einzigen sah ich isolirt arbeiten als Goldgräber und Wäscher, der ein altes Küchensieb hatte, auf welchem er den Schutt wusch.

Die Arbeiten beginnen früh Morgens und dauern mit kurzen Unterbrechungen bis spät Abends. Man genießt dabei Thee und gebratenes Hammelfleisch zu Mittag. Statt Brot wird Dampfer gegessen, dieser ist ein in heißer Asche gargebackener, ungesäuerter Kuchen aus Mehl und Wasser. Daneben macht der Brannntwein den Hauptgenuß der Digger aus. Sie leben in kleinen Zelten, bewachen ihren Goldschatz unter dem Kopfkissen ihres Lagers beim Schlafen und sind mit Revolver und dem Lanzmesser bewaffnet, um jeden Augenblick ihre Habe mit dem Leben verteidigen zu können. Der Gesundheitszustand war bis auf einige Augenentzündungen vortrefflich. Die Stimmung unter diesen Leuten war eine gedrückte, an Fröhlichkeit war kaum ein Gedanke. Es war auch ein Geistlicher dort, der mit eindringlichen Worten Mäßigkeit predigte. Die Digger müssen einen Erlaubnißschein lösen, der 3 Pf. St. in Vorausbezahlung kostet. Von ihnen kaufen die Goldkäufer den Ertrag. Sie zahlen für die Unze Gold 3 Pf. St. 17 Schilling und bekommen dafür in England 4 Pf. St. 2 Pence. Uebrigens ist auch dafür gesorgt, daß die Digger ihr Gold in Sidney deponiren und nach England befördern lassen können, wofür sie nur eine mäßige Prämie zu zahlen haben.

Neben der Goldjägeri wird jetzt die Schafzucht in Australien mit dem besten Erfolge betrieben, und der Verfasser meinte, daß hier das Lammfell das wahre goldene Ules der Argonauten sei.

MacArthur, der Begründer dieses landwirthschaftlichen Zweigs, wurde im Anfang verhöhnt für seine Idee, Wolle aus einem Lande ausführen zu wollen, in welches man zur Zeit des Projectes gesalzenes Fleisch für die Erhaltung der Einwohner einführen mußte. Nicht besser erging es ihm von seiten der Regierung, und der Gouverneur legte dem Projectmacher alle möglichen Hindernisse in den Weg. Der Mann hatte jedoch die Landesverhältnisse in der preiswürdigsten Voraussicht erfaßt. Die trocknen Berge und Hochebenen mit ihren spärlichen, aber nahrhaften Gräsern, die nicht nur auf den freien Ebenen, sondern auch überall in den Wäldern wachsen, sind die vortrefflichsten Schafweiden. Der milde Himmel erlaubt den Schafen, das ganze Jahr hindurch im Freien zu bleiben. Die trockene und beständig warme Luft begünstigt die Entwicklung eines reichlichen feinen Blieses, sodaß die Blendlinge in wenigen Jahren dem edeln Stamme gleichen. Die Schafzucht war und ist noch immer, obwol manchmal durch Mäuse und Klauenseuche bedroht, das vortheilhafteste Geschäft.

Es wird dann auch noch darauf hingewiesen, warum die Colonien Australiens nicht durch Ackerbau emporblühen können; es fehle dazu der Boden wegen Mangels großer Flußsysteme, dann sei der trockene heiße Wind viel vorherrschender als der segensbringende Regen; auch komme zu diesen Grünben, welche auch die landwirthschaftlichen Colonien am Cap treffen, noch der gewaltige Druck der hohen Arbeitslöhne hinzu, welcher der Entwicklung des Landbaues unübersehbliche Hindernisse in den Weg lege. Südaustralien producirt bis jetzt noch am meisten Getreide, aber doch lange noch nicht hinreichend, um die andern Colonien damit befriedigend versorgen zu können. Das

Goldland Californien habe sich allerdings in ein so ergiebiges Ackerland umgewandelt, daß das Getreide schon reichlich ausgeführt werden könne, aber es seien auch die Boden- und Wetterverhältnisse viel günstiger als in Australien. Die Eingeborenen sind schwer zu behandeln und noch schwerer an Arbeit und Ordnung zu gewöhnen; sie verlassen ihre Dienstgeber sehr häufig ohne weitere Veranlassung, als die Sehnsucht nach dem freien ungebundenen Leben in der Wildniß. Die Missionsgesellschaften schreien allerdings fortwährend, daß man die Civilisation nicht mit dem richtigen Eifer und Geist betreibe, indes lehrt doch auch die Erfahrung, daß es noch keinem Missionar gelungen ist, sich bleibend unter den Eingeborenen anzusiedeln. Die erste Berührung mit der eingewanderten weißen Bevölkerung hat in den wilden Stämmen ein solches Mißtrauen erweckt, daß schwerlich je wieder Hoffnung zu einem einmüthigen Zusammenleben aufkommen kann. Die Rasse der Ureinwohner ist übrigens auch klein und schwächlich, die Größe der Männer übersteigt höchst selten 5 Fuß. Der Gesichtswinkel ist größer als bei den meisten Negerstämmen, die Kauregion springt weniger vor und die Stirn tritt weniger zurück. Die Nase ist klein und platt, und die Lippen sind nicht vorherrschend dick. Das Haar ist schlicht ohne große Länge. Die Hautfarbe ist braun bis schwärzlich mit einer Beimischung von gelb. Hände und Füße sind klein. Alles deutet auf eine unvollkommene Entwicklung durch die kümmerliche Ernährung. Den Männern fehlen meistens die Vorderzähne und es wird erzählt, daß diese in einem Acte religiöser Ceremonie ausgeschlagen oder ausgerissen werden, sobald sie mannbar geworden sind. Wie bei allen Wilden herrscht auch hier die Ausbildung der Sinne vor, aber es fehlt auch die Möglichkeit, den Verstand auszubilden, nicht; die in den Häusern der Ansiedler aufgezogenen Kinder lernen Lesen und Schreiben ohne große Schwierigkeit, und selbst die Aeltern, welche sich bleibend in den Ansiedlungen aufgehalten haben, sprechen englisch, es ist ihnen nur nicht möglich, den Buchstaben f auszusprechen. Ihre eigene Sprache ist wohlklingend, die Worte meistens kurz, der Plural wird durch eine Wiederholung des Singulars gegeben.

Von Australien geht die Reise über den Stillen Ocean nach Valparaiso. Der Verfasser sah sich bei dem ersten Anblick des Landes sehr enttäuscht. Statt des paradiesischen Thales, welches der spanische Name verheißt, sah man nichts als eine Reihe grauer, gelber Bänke, die sich hinter einem Halbkreis von Gebäuden steil erhob. Selbst mit dem Fernrohr gesehen änderte sich die Sache wenig. Der Anblick der Stadt vom Hafen ist weder großartig noch schön. Dagegen hat man von den Höhen hinter der Stadt eine prächtige Aussicht.

Der Gelpunkt ist jedoch landeinwärts. Die Cordilleren setzen erheben sich in weiter Ferne hinter den nackten gelben Hügeln, der Atacagua, die beschneiten Rämme und Gipfel treten scharf aus dem wundervollen lichten Blau des Himmels hervor. Die Luft ist ungemein klar und durchsichtig und man hält es für ganz unwahrscheinlich, daß die Entfernung von hier bis zur Hauptkette 25—30 deutsche Meilen beträgt. Die Färbung

des Himmels und die Temperatur der Luft erinnert ganz an Italien oder Griechenland. Die Europäer, welche in Valparaiso leben, haben sehr wohl gethan, sich auf diesen Hügeln anzusiedeln. Die Häuser sind fast alle ebenerdig in landesüblicher Weise gebaut und außer dem Garten im Hofe mit kleinen Gärten umgeben. Neben unsern häufigsten Blumen finden sich viele Pflanzen vom Cap und aus Australien: Ericaceen, Epacrideen und die Norfolk'sche Fichte werden mit besonderer Vorliebe gepflegt und gedeihen auf einem Boden und unter einem Himmel, der ihrem vaterländischen so sehr gleicht, vorzüglich.

Der Verfasser macht seine Leser dann mit dem Leben in Valparaiso bekannt. Es zeichnen sich hier vorzugsweise die Deutschen aus, die ausgezeichnet gute Geschäfte machen; nach ihnen kommen die Engländer, während die Franzosen und Nordamerikaner weniger gut vorwärts kommen. Besonders rühmt er das Gedeihen der deutschen Handwerker. Uebrigens wird hier das Hazardspiel mit großer Leidenschaft betrieben, auch schenkt man den spanischen Tänzen viel Aufmerksamkeit. Der Verfasser besuchte eine solche Tanzvorstellung, war aber sehr wenig davon erbaut:

Wir traten in einen großen Saal, in dessen Hintergrund sich eine Bühne erhob und um dessen Wände eine breite Galerie herum lief; diese sowol als das Parterre war mit Bänken und Stühlen nur nothdürftig versorgt; die meisten Gäste standen, andere saßen an der Seite an kleinen Tischen, die mit Erfrischungen, hauptsächlich mit Branntwein, besonders Anisette, Cognac und Bischo, und Dulce (eingemachten Früchten) reichlich versorgt waren. Die Leute gehörten fast alle den untern Volksklassen an. Die Beleuchtung durch Talglämpfer, die schlechte Musik, der ungeheure Cigarrenqualm — denn beide Geschlechter rauchten —, der Geruch der spirituellen Getränke und die Ausbünstung erzeugte eine Atmosphäre zum Ersticken. Als wir eintrafen, bliesen ein halbes Duzend Hornisten und Trompeter einen herzerregenden Marsch. Nach einer Pause begann ein Vorspiel auf einer großen Harfe und ein Trommeln und Dreschen auf einem großen breiteren Kasten, ganz im Last orientalischen Lamtammschläger. Diese Weise hatte mich auf einen orientalischen Tanz vorbereitet und ich war erstaunt, als das Künstlerpaar auf der Bühne im europäischen Kostüm erschien. Der Mann hatte eine Kappe auf und glich ganz dem Danby der untern Volksklasse in Wien, den der fernere wiener Dialekt mit dem Namen Kappelbuben bezeichnet. Die Dame, eine überreiche, etwas volle Schönheit, trug ein buntes, großblumiges Kleid. Der Tanz begann und hatte den Charakter aller spanischen Tänze, wobei die Tanzenden sich bald neckend nähern, dann plötzlich auseinander fliehen, doch auf dieser Flucht gefährlich sind wie parthische Reiter; dazu kam das obligate Schwenken der Taschentücher und das Klappern mit den Castagnetten. Es muß alles sehr schön gewesen sein; ich verhehle das nicht, da ich überhaupt Terpsichore nur für eine zweideutige Muse halte; aber die Menge brach von Zeit zu Zeit in lauten Jubel aus, und einzelne schwärmende Jünglinge warfen Blumen auf die Bühne mit den Geberden verzückter europäischer Ballettarren.

Von Valparaiso ging die Reise nach Panama, woran sich dann ein sehr verzweigtes Befahren des Atlantischen Ozeans schließt. Zunächst wird dann wieder in Kingston auf Jamaica ein längerer Halt gemacht. Der Verfasser rühmt besonders das glückliche Fortkommen der Kaffee-
cultur auf dieser Insel, es sei die geologische Beschaffenheit des Bodens dem Kaffeebau sehr günstig, nur hielten es die Pflanzer für überflüssig, das Land noch künstlich zu düngen, oder dafür Sorge zu tragen, daß der Regen nicht die Dammerde von dem abschüssigen Boden weg-

spüle. Von Kingston wird auf der einzigen Eisenbahn Jamaica eine Reise nach Spanish-Town gemacht, das der Sitz des Gouverneurs und der Versammlungsort des Parlaments ist, übrigens wenig commercielle Bedeutung hat. In historischer Hinsicht wird erwähnt, daß der Ort schon von Don Diego Colon, dem Sohne des großen Entdeckers von Amerika, im Jahre 1523 gegründet worden sei und damals den Namen San-Jago de Vega erhielt. Die Regierung der Insel ist eine constitutionelle und der Gouverneur als Stellvertreter der Königin wird von dieser ernannt und bezieht jährlich 5000 Pf. St., damit er die englische Krone würdig repräsentiren kann. Der Gouverneur hat ein Cabinet und einen Rath zur Seite. Das Parlament besteht aus einem Oberhaus von 17 Mitgliedern, die vom Gouverneur auf Lebenszeit ernannt werden, und aus einem Unterhause von 47 Mitgliedern. Das Haus der Assembly, wie das letztere sich nennt, bestand aus 2 Negern, 14 Farbigen, 13 Iuden und die übrigen waren Creolen und Engländer. Jeder ist dort Wähler und auch wählbar, sowie er Steuer bezahlt. Die Bevölkerung besteht überwiegend aus Schwarzen und Farbigen, daher ist es unmöglich, daß die Weißen irgendetwas allein durchsetzen können. Der Verfasser will der äthiopischen Rasse und ihren Mischlingen durchaus nicht zu nahe treten, er konnte sich aber dennoch nicht von der Ueberzeugung frei machen, daß ihre Bildungsstufe und Bildungsbefähigung in Jamaica noch nicht die Höhe erreicht habe, welche von den Repräsentanten eines gebildeten Volks erwartet werden müsse.

Der Verfasser reist von Kingston nach Baita, Ecuador, Neugranada, Nicaragua, verweilt in den Vereinigten Staaten, in Canada und auf Cuba, und theilt von allen Punkten die Erlebnisse, Beobachtungen und Erfahrungen mit. Wir enthalten uns indeß aus dieser Reise noch weitere speciellere Mittheilungen zu machen, da das bereits Gegebene sicher zu der Ueberzeugung geführt haben wird, daß das ganze Werk einen reichen Stoff der Belehrung in sich schließt. Dieses Reisewerk ist eine werthvolle echt deutsche Frucht, das recht viel gelesen und allen Gebildeten angelegentlich empfohlen zu werden verdient.

Heinrich Birnbaum.

Lorenzo de' Medici.

Leben des Lorenzo de' Medici genannt der Brächtige von William Roscoe. Nach der achten Auflage des englischen Originals deutsch bearbeitet von Friedrich Spielhagen. Mit dem Porträt Lorenzo's nach Vasari. Leipzig, Cord. 1861. Gr. 8. 20 Rgr.

Eine neue Uebersetzung des mit Recht hochgeschätzten und in England vielgelesenen Meisterwerks William Roscoe's („The life of Lorenzo de' Medici“, erste Auflage, Liverpool 1795) erscheint uns so gerechtfertigter, als die bisherigen in vielfacher Hinsicht mangelhaft und außerdem mit all dem schwerfälligen Ballast des Originals behaftet sind, den der gelehrte Geschmack oder Ungeschmack des vorigen Jahrhunderts in einer historischen Schrift verlangte. Spielhagen liefert uns eine Bearbeitung, in der er, ohne Eigenes hinzuzuthun, nach seinem eigenen Ausdruck, den Kern aus der Hülle herausgeschält hat, und wir müssen

gesehen, daß ihm dies immerhin bedenkliche Unternehmen im ganzen wohl gelungen ist. Wir sagen im ganzen, denn wenn wir auch nur wenige nicht durch den Zweck, das Buch für das große Publikum lesbar und interessant zu machen, hinlänglich gerechtfertigte Auslassungen finden, so hätte es dagegen dem Erfolge des Unternehmens ohne Zweifel zum Vortheil gereicht, wenn noch manche Abschnitte weggeblieben wären, die nur den Faden der Erzählung zerreißten und den Leser, der kein besonderes Interesse an den Bestrebungen der italienischen Gelehrten aus der ersten Renaissanceperiode oder an den kunstgeschichtlichen Notizen und Erläuterungen nimmt, nur zerstreuen, wenn nicht gar langweilen. So z. B. die Auseinandersetzung der Verdienste Voggio's, Filicchio's, Leonardo Aretino's, Poliziano's u. a. um die Auffindung und Erhaltung der Manuscripte classischer Werke des Alterthums; so die unerquicklichen Streitigkeiten dieser Gelehrten; so endlich selbst die Entwicklungsgeschichte der florentinischen Kunst von Cimabue und Niccolò Pisano bis Rafael und Michelangelo. Eine Folge der Aufnahme solcher Digressionen von dem eigentlichen Thema ist eine gewisse Ungleichheit in der Behandlung, ein halb rasches, halb langsames Fortschreiten, endlich schrofpe und unmotivirte Uebergänge (vgl. z. B. S. 82). Doch geben wir gern zu, daß es schwer sein mochte, hier das rechte Maß zu halten, ohne die Uebersetzung in eine freie Bearbeitung zu verwandeln. Weniger können wir es dem Uebersetzer zugute halten, daß er in Bezug auf Ausdrucksweise und die Orthographie der italienischen Eigennamen nicht nur die Fehler des Originals wiederholt, sondern noch eigene hinzufügt. Wir machen uns so oft über derartige Schnitzer in französischen und englischen Werken lustig, daß wir uns doppelt hüten müssen, selbst in ihre Fehler zu verfallen. Rinaldo de' Albizi statt degli Albizi, Prata statt Prato, bei oder in Mugello und in Casentina statt im Mugello und im Casentino (die Thäler des obern Arno und der Sieve), Politiano statt Poliziano; Versalität für Versatilität (wir würden es für einen Druckfehler gehalten haben, fehrte es nicht öfter wieder); das englische Cornelian statt des deutschen Carneol für das italienische corniola; Kameleopard für Kamelopard oder Giraffe u. s. w. sind wol ebenso gut sämmtlich Flüchtigkeitsfehler, wie wenn Roscoe die Stadt Dranto auf der Insel Sicilien sucht, deren Vermeidung der Leser dem Uebersetzer jedoch wol hätte zumuthen dürfen. Den Stil anlangend, so hat er die einfache und schmucklose, aber klare und bestimmte Ausdrucksweise des Originals möglichst treu wiedergegeben, ohne der deutschen Sprache Gewalt anzuthun. Es ist das ohne Zweifel ein wahres Verdienst; ob aber diese Darstellungsweise dem durch den blühenden oder pikanten Stil des 19. Jahrhunderts verwöhnten Publikum behagen wird, erscheint zum mindesten sehr zweifelhaft. Ueberhaupt möchten wir mehr wünschen, daß der Verleger einen glücklichen Griff gethan habe, indem er das Buch als einen Theil seiner „Hausbibliothek“ herausgab, als daß wir davon überzeugt wären. Allerdings erscheint die Veröffentlichung desselben auf den ersten Blick sehr zeitgemäß. Es behandelt eine Episode aus jener wichtigen und eigenthümlichen Periode der italienischen Geschichte, wo die zuerst in Italien wieder aufgehende Sonne der Kunst und Wissenschaft den beginnenden Kampf des freien Geistes gegen die drückenden Fesseln des Aberglaubens, des Despotismus und der Hierarchie beleuchtet, und wo zugleich von Florenz aus der letzte Versuch gemacht wird, der italienischen Nationalität mittelst eines freien Staatenbundes eine selbständige Existenz zu erringen. Lorenzo de' Medici vor allem war der Träger dieses Gedankens. Damals wollten die Päpste, freilich auf ihre Weise, die Annexion und Centralisation, welche jetzt die Nation gegen den Papst durchzusetzen bemüht ist. Föderativsystem und Einheitsstaat, Bündnisse mit Frankreich und Oesterreich (damals noch mehr Spanien) waren auch damals das Lösungswort; selbst Ungarn spielte schon in die italienischen Wirren hinein. Aber trotz des historischen Interesses, welches die Schilderung einer so bewegten, an großen Männern wie an großen Thaten reichen Periode bietet; trotz der rein menschlichen Theilnahme, welche die Dar-

stellung einer so eminenten Persönlichkeit, wie Lorenzo de' Medici es war, in uns erwecken muß; trotz der vielen Beziehungen zur Gegenwart endlich wird das Buch, fürchten wir, nur ein mäßig großes Publikum finden, und auch dies nicht durchweg befriedigen. Wer will, um die Gegenwart besser zu verstehen, jetzt vier Jahrhunderte zurückgreifen? Wer, außer dem Gelehrten von Fach, findet noch Zeit, die Geschichte eines kleinen italienischen Freistaats im 15. Jahrhundert zu studiren? Wie viele Leser interessieren sich für einen noch dem Mittelalter und einem fremden Lande angehörigen Charakter, wenn ihnen derselbe im schlichten Gewande einfacher, wahrheitsgetreuer Erzählung und nicht in den schillernden Farben des Romans vorgeführt wird?

Doch wir mögen uns irren, und wir wünschen es. Denn das Lebensbild, welches das Buch vor uns entrollt, ist ein so reiches, großartiges und eigenthümliches, zugleich für das Verständnis des italienischen Nationalcharakters und der spätern historischen Entwicklung des Volks so wichtiges, daß wir es allen denen, welchen es bei ihrer Lectüre um etwas mehr als flüchtige Unterhaltung oder bloßen Phantasierer zu thun ist, nicht genug empfehlen können.

Wem die Schriften der neuesten italienischen und zumal der florentinischen Historiker und Publicisten bekannt sind, dem muß das unbedingt verwerfende Urtheil, das die meisten unter ihnen über die Mediceer, ihren Charakter, ihre Thaten und ihren Einfluß fällen, aufgefallen sein; und zwar nicht nur über die Herzöge, die zwei Jahrhunderte lang (von 1531—1737) auf dem Thron von Toscana saßen und über deren Regierung im ganzen und großen allerdings nicht viel Bößliches zu berichten ist, sondern auch über die großen Bürger von Florenz, die Gründer der Macht und Blüte ihres Hauses, zumal Cosmus, den Pater patriae, und Lorenzo den Prächtigen. Gleichsam von einem antik republikanischen Standpunkt ausgehend, sehen sie in denselben nur die Tyrannen, die das Volk verderbt und für den Despotismus ihrer Nachkommen geeignet hätten. Die Bürgerfreundlichkeit, das Vermeiden jeder Schaustellung ihrer wirklichen Macht, ihr strenges Beharren innerhalb der gesetzlichen Grenzen der republikanischen Verfassungsformen ist ihnen nur raffinirte Heuchelei, um das Volk zu betören und sicherer zu ihrem Zwecke zu gelangen. Daß die Zeit der kleinen Städterepublik vorüber war, daß die ganze politische Entwicklung der Staaten zur Monarchie drängte, daß das florentinische Volk reif dazu war, daß es ohne die Mediceer irgendetwas andern mächtigen, vielleicht auswärtigen Herrscher zur Beute geworden wäre, alles das bedenken sie nicht oder wollen sie doch nicht zugeben.

Ganz anders der Verfasser des vorliegenden Buchs. Er ist in Gefahr, in das entgegengesetzte Extrem zu verfallen. Die ältern Mediceer, Lorenzo vor allen, sind ihm ans Herz gewachsen, der letztere sein Lieblingsheld geworden, der ihm die Vereinigung der vollkommensten Eigenschaften repräsentirt. Kein Makel darf an ihm haften: alles Nachtheilige, was die gleichzeitigen oder spätern Historiker von ihm berichten, selbst sein Ehrgeiz und seine leichtfertige Auffassung des geschlechtlichen Verhältnisses, wird scharfsinnig hinweginterpretirt oder wenigstens bis auf ein Minimum reducirt. Deshalb erscheinen ihm Valori, Guicciardini, Varchi, Poliziano, Pico von Mirandola u. s. w. weit glaubwürdiger als Machiavelli, Maffei und Muratori; dennoch muß nöthigenfalls auch einer der letztern ein für Lorenzo günstiges Zeugnis gegen die ersten ablegen. Nichtsdestoweniger wollen wir Roscoe keineswegs einer Fälschung der Thatfachen beschuldigen. Was er schrieb, war seine Uebersetzung und fast ausnahmslos direct aus den Quellen geschöpft; nur in der Auswahl der letztern zeigt sich eine gewisse Parteilichkeit. Er setzt die glänzendsten Seiten seines Helden in das hellste Licht und benützt bald seine Freunde bald seine Feinde als Folie oder Schatten zu seinem Hilde, während höchstens eine halbversteckte Andeutung auf die unleugbaren Schwächen des großen Mannes hinweist.

Die Lebensbeschreibung einer geschichtlichen Persönlichkeit

aus dem Mittelalter zu unternehmen, ist im allgemeinen eine schwierige und undankbare Aufgabe. Die spärlich fließenden, häufig unzuverlässigen Quellen lassen den Biographen bei jeder Gelegenheit, zumal aber in Bezug auf das Privatleben seines Helden im Stich. Anders bei den großen Florentinern des 14. und 15. Jahrhunderts. Die Republik am Arno hat in dieser Periode unverhältnismäßig viel bedeutende Erscheinungen aufzuweisen, aber ihre Zahl erscheint noch größer, die Männer selbst sind bekannter und berühmter, weil bei ihnen, wie bei den alten Athenern, nach Sallust's Ausdruck: „Provenere scriptorum magna ingenia“, durch welche ihre Thaten und Reden bis in die kleinsten Züge in Werken, die als classisches Gemeingut der Nation gelten, der Nachwelt aufbewahrt wurden. So konnte auch Roscoe aus dem Vollen schöpfen; es kam mehr darauf an zu sichten und auszusuchen, als mühsam zusammenzufinden und zu combiniren. Ja, wir würden es für einen Vortheil ansehen, wäre der Verfasser, statt sich so häufig in gelehrte Excurse und Betrachtungen über Kunst und Wissenschaft einzulassen, mehr und zusammenhängender auf die Einzelheiten des äußern und innern Lebens seines Helden eingegangen. Das ganze Bild wäre damit voller und abgerundeter geworden, während ihm jetzt eine gewisse Steifheit und Trockenheit anklebt, die vielleicht manchen Leser zurückschrecken wird.

„Keine Familie“, sagt Voltaire, „erlangte je ihre Macht auf eine so rechtmäßige Weise wie die Medici.“ Man kann zwar dieses Buch gleichsam als einen Versuch betrachten, diese Behauptung durch Thatfachen zu beweisen. Ueber die ältesten Glieder der Familie, von denen uns die Geschichte seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts berichtet, hinweggehend, berührt der Verfasser nur kurz das Leben und die Verdienste Salvestro's und Giovanni's de' Medici, die er mit Recht, wie schon Machiavelli that, als die wahren Gründer des großen Vermögens der Medici ihres Hauses überhaupt betrachtet. Länger verweilt er natürlich bei dem ältern Cosmus, dem Großvater seines Helden, der zuerst, wenn auch nicht ohne Widerspruch und Streit, das Steuer der des Freistaats lenkte und die Florentiner bereits so an die Hegemonie seines Hauses gewöhnte, daß sein Sohn Piero gleichsam selbstverständlich in seine Würden und Aemter wie in seinen Einfluß eintrat. Doch schildert er auch in Cosmus mit Vorliebe weit mehr den Beschützer der Kunst und Wissenschaft als den großen Bürger, Staatsmann und Bankier. Die Einführung der platonischen Philosophie in Italien und ihre Beschützung gegen die überwältigende Autorität des bis dahin auf diesem Gebiete souveränen Aristoteles, die Verdienste seiner gelehrten Freunde, die ebenso wunderbarlich als erklecklichen Thaten der Gelehrten, die sich gegenseitig mit Ruch beizuhelfen und einander die abscheulichsten Thaten wie die schändlichsten Laster vorwarfen, während sie sich selbst wohlgefällig beträuerten: alles das wird mit außerordentlicher Ausführlichkeit abgehandelt, welche sich die vorliegende Uebersetzung allerdings größtentheils zu vermeiden bemüht hat. Anziehender wird die Schrift, als nach dem Tode des schwachen und fränkischen Piero der prächtige Lorenzo selbst, obgleich noch in der ersten Blüthe der Jugend, doch mit ebenso großer Energie wie kluger Vorsicht und wohlbedachter Mäßigung die Erbschaft des Großvaters antritt und bald nach allen Seiten hin vergrößert. Der Verfasser gibt uns keine zusammenhängende Charakterschilderung seines Helden, er begnügt sich meist damit, die Thatfachen reden zu lassen, und sie reden in der That laut genug.

Das Leben des Medicer's entfaltet uns nicht nur seltene Vereinzlung großartiger Eigenschaften, sondern es lehrt auch eine Persönlichkeit von so hervorragendem Einfluß nicht nur auf die Geschichte seiner Vaterstadt, sondern auf die der ganzen italienischen Nation, ja auf die ganze europäische Politik kennen, wie weder vorher noch nachher irgendein anderer Privatmann je besessen. Vergibt man außerordentlichem Scharfsinn, mit ungewöhnlicher Leichtigkeit der Auffassung, mit einer an Wunderbare grenzenden Gewandtheit und Beweglichkeit des Geistes, mit einer sowol instinctiven als durch sorgfältige Beobachtung geschärften Menschenkenntniß,

in jedem Augenblick Herr über sich selbst und dadurch über die andern, nicht ohne Herz und Gemüth, doch mit dem Maß, daß die staatsmännische Klugheit nie durch seine Gefühle beeinträchtigt ward, in der großartigen Auffassung der politischen Weltlage seiner Zeit weit voraus, durchdrungen von der Nothwendigkeit des staatlichen Gleichgewichts, deshalb stets bereit, den Schwächen mit seinem und seines Staats ganzem Einfluß zu stützen, bei aller Vorsicht auch im Nothfall den kühnsten Griff nicht scheuend, freigeigig ohne verschwenkerisch, muthig ohne tollkühn zu sein, für Großes stets Großes einzusetzen bereit, stets zum Handeln entschlossen wo es galt, bei aller seiner unermüdblichen staatsmännischen Thätigkeit auch den Sinn für die höhern geistigen Interessen des Lebens nie verlierend, voll Verstandniß und Sinn für Kunst und Wissenschaft, den tiefsten Forschungen der Philosophie mit Leichtigkeit folgend und zugleich ein Kenner und Liebhaber vom feinsten Geschmack im Reiche des Schönen: erscheint uns Lorenzo de' Medici als der leuchtendste unter den Sternen, die damals am Himmel Italiens glänzten, ja als einer der größten Männer des Jahrhunderts. Seine Fehler und Schwächen gehörten größtentheils seinem Zeitalter, seine großen Eigenschaften und Tugenden ihm selbst. Er hat allerdings das tollende Rad des Schicksals, das der italienischen Freiheit und nationalen Unabhängigkeit Vernichtung drohte, nur vorübergehend aufzuhalten vermocht; der mühsam aufgerichtete, unvollendete Bau des italienischen Staatenbundes stürzte bei seinem Tode unrettbar zusammen. Aber ihm bleibt der Ruhm, das Rechte erkannt, das Große gewollt und begonnen zu haben, wenn auch sein gewaltiger Geist, selbst wenn ihm der Himmel ein längeres Leben beschieden hätte, nicht vermocht haben würde, der unüberstehlichen Macht der Verhältnisse gegenüber die vollständige Verwirklichung seiner Pläne durchzuführen. Mit der politischen Anschauungsweise seiner grundsatz- und sittenlosen Zeit, mit einem Volk, so unwissend, wankelmüthig und mit seinen eigenen Interessen unbekannt, wie damals das italienische, mit Regierungen und Herrschern, die, von den engherzigen dynastischen Interessen geleitet, zur Erreichung ihrer egoistischen Zwecke kein Mittel zu schlecht fanden, von Großmächten umgeben, die nur des Vorwandes harreten, um von neuem verheerend und erobernd über die Alpen hereinzubrechen, war die Herstellung sowol eines dauernden Friedens wie eines festen italienischen Bundes ein unerreichbares Ideal. So können wir dem Verfasser nicht beipflichten, wenn er in unbegrenzter Verehrung seines Helden den kühnen Anspruch thut: „Seinem frühen Tode allein müssen wir ohne Frage nicht nur den Untergang des florentinischen Staats, sondern auch all das Unglück, das Italien bald darauf überkam, zuschreiben.“ In seines Menschen Macht stand es, den Einbruch der Ereignisse zu verhindern, die in den Verhältnissen tief begründet, als vom Himmel unwiderstehlich beschlossen angesehen werden dürfen. Ja, daß Florenz bald nachher dem Despotismus anheimfiel, war keineswegs ohne Schuld der Mediceer und Lorenzo's selbst, der seine Mitbürger entwöhnt hatte, für sich selbst zu denken und zu handeln.

Die Verschwörung der Pazzi, der bekanntlich Lorenzo kaum entkam und die seinem Bruder Giuliano, den uns Roscoe auch allzu sehr als Ritter ohne Furcht und Tadel zu schildern bemüht ist, das Leben kostete, hat uns der Verfasser ausführlich und anschaulich geschildert. Neue Momente und Aufschlüsse über diese Tragödie bringt er nicht; doch bemüht er sich mit Erfolg die Mitschuld, wenn nicht die intellectuelle Urheberchaft Sirtus' IV. (an der freilich auch nur päpstlich geknüpfte Zweifel ausgesprochen haben) durch Thatfachen zu erhärten. Das Benehmen dieses Papstes, der Lorenzo und die Florentiner mit Mann und Interdict belegte, weil sie es gewagt hatten, Mörder und Verschwörer trotz des geistlichen Gewandes zu bestrafen, seine Heuchelei, sein Mißbrauch der geistlichen und weltlichen Macht, seine schamlose Simonie finden treffliche Penbanten in dem barbarischen Wüthen des rohen Paul II. gegen die Wissenschaft und ihre Jünger, oder in der bodenlosen Eiferbarkeit Alexander's VI. Daß alle drei ihre weltliche Macht wie ihren

geistlichen Einfluß anwandten, ja Himmel und Hölle in Bewegung setzten, um ihren Nepoten Länder und Reichthümer zu verschaffen, war freilich in jenen Zeiten nichts Besonderes. Aber wer mit unparteiischem Sinne die Rolle betrachtet, welche die weltliche Macht des Papstthums damals wie überall in der Geschichte gespielt, wie selten sie zum Wohle der eigenen Unterthanen wie der ganzen italienischen Nation angewendet worden, wie unendlich oft sie ein Werkzeug bösen und verwerflichen Thuns gewesen ist, der kann nicht zweifelhaft sein, wie er auch heutzutage über die brennende Frage der Erhaltung des sogenannten Patrimoniums Petri zu denken hat. Auch gegen die Pläne Gioberti's wie Ludwig Napoleon's liefert das Buch die stärksten Argumente; der Föderalismus der Regierungen hat sich in Italien fast noch unpraktischer und unmöglicher erwiesen als in Deutschland.

Noch in der Blüte des Mannesalters, im vierundvierzigsten Lebensjahre starb Lorenzo il Magnifico am 8. April 1492 nach langer und schmerzhafter Krankheit auf seinem Landgut zu Careggi bei Florenz. Nicht nur seine Mitbürger, ganz Italien, ja ganz Europa empfand den unerfeglichen Verlust. Von allen Seiten erhielt sein Sohn Piero Beileidsbezeugungen von Monarchen, Republikern und Privatleuten, wie einst sein Vater (ein einzig dastehendes Factum) Gesandte von allen großen Staaten Europas, die an ihn persönlich viel mehr als an seine Vaterstadt geschickt waren, empfangen hatte.

Wir können uns nicht versagen, hier das Urtheil eines neuern florentinischen Historikers über Lorenzo anzuführen, von dem man, wenn sein Handbuch übrigens mehr den Namen einer Chronik als einer Geschichte verdient, wenigstens rühmen kann, daß er nach sorgfältiger Quellenforschung und sine ira et studio geschrieben hat: „Die gleichzeitigen Historiker machen Lorenzo einen ungemessenen Ehrgeiz und neben andern Fehlern vor allem den schwersten zum Vorwurf, den öffentlichen Schatz beraubt zu haben, um die an seinem Privatvermögen erlittenen Verluste auszugleichen, wenn nicht etwa der Stolz seiner Feinde diese Anschuldigungen außerordentlich übertrieben hat. Nichtsdestoweniger wird sein Name stets geehrt werden, weil er in den schwierigsten Zeiten den Staat mit seltener Klugheit zu regieren verstand; weil er mit weisen Rathschlägen die Geschicke ganz Italiens lenkte; weil er Florenz mit ungeheuern Aufwande vergrößerte und verschönerte; weil er die schöne Literatur wie die Wissenschaften pflegte und schützte, die platonische Akademie errichtete, die Universität Pisa gründete; weil er große Schätze verwendete, um alte Handschriften zu erwerben und seine Bibliothek damit zu schmücken.“ (Weisse, „Storia della Toscana“, S. 168.) Wir möchten hinzufügen: weil er in einer Zeit, wo der nachste Egoismus auf dem Throne zu sitzen pflegte, ein Herz hatte für sein Vaterland, für seine Nation und für alle edeln und großen Interessen der Menschheit.

Piero glich seinem Vater noch weniger als sein älterer Namensvetter dem großen Cosmus. Mit ihm beginnt jene Reihe unglücklicher Ereignisse, die nach 40 Jahren mit dem politischen Tode der italienischen Nation, wie viele bis vor kurzem glaubten, auf ewige Zeiten endigte. Mit dem Jahre 1531 bestieg ein illegitimer Abkömmling der großen Medicer als erster Herzog den neuen Thron von Florenz unter der Hegide des Papstes und des Kaisers und dem Murren seiner neuen Unterthanen. Oesterreicher, Franzosen und Spanier herrschten auf der Halbinsel; was ihnen nicht unmittelbar unterworfen war, stand unter dem launischen Regiment kleiner weltlicher Despoten oder dem schlimmern der Päpste. Nur die aristokratische Lagunenrepublik bewahrte noch dritthalb Jahrhunderte lang eine geehrte unabhängige Existenz. Die 40 Jahre des Uebergangs schildert uns Roscoe auf den letzten 30 Seiten unsers Buchs in kurzen Umrissen. Klar und im ganzen treu ist seine Erzählung doch nicht immer frei von Einseitigkeiten und falschen Urtheilen. Wer z. B. Filippo Strozzi aus seinen Thaten und den gleichzeitigen Historikern kennen gelernt hat, wird ihn schwerlich wegen seines Selbstmordes im Gefängnis mit Cato von Utica verglichen, so wenig wie seinen Gegner, den abscheulichen Herzog Alexander, mit dem großen Cäsar.

Wäre Roscoe unser Zeitgenosse gewesen, er würde vielleicht manches anders geschrieben haben. Er glaubte gleichsam der zu den Töbten gezählten italienischen Nation ein rühmliches Denkmal durch die Geschichte ihrer letzten Blütezeit zu setzen. Wir haben inzwischen gelernt, daß die großen Culturvölker der Neuzeit, deren Nationalität in Sprache und Literatur, in gemeinsamen Schicksalen und Erinnerungen wie in gemeinsamen Interessen gefestigt ruht, nicht sterben, sondern früher oder später, nach dem Schlusse der Vorsehung, mit neuem Glanze aus ihrem Todeschlasse auferstehen; wir sind im Begriffe zu lernen, daß es auch im Völklerleben sich ereignen kann, daß der Stein, den die Bauleute verworfen haben, zum Eckstein werde. 74.

Henri Murger und das literarische Zigeunerthum.

1. Scènes de la Bohème. Par Henri Murger. Paris 1860.
2. Histoire de Murger, pour servir à l'histoire de la vraie Bohème. Paris 1862.
3. Friends of Bohemia. By E. M. Whitty. London 1857.
4. The literature of Bohemia. (Artikel der „Westminster review“, Januar 1863.)

Die „Westminster review“ beschäftigte sich jüngst in einem vielfach interessanten Artikel „The literature of Bohemia“, welchem die Christen Nr. 1—8 und noch einige andere, die uns hier weniger angehen, zu Grunde gelegt waren, mit der auf keiner Landkarte zu findenden „Bohème“, d. h. dem literarischen Zigeunerthum. Die Sorte von Schriftstellern, Künstlern und Musikern, welche man jetzt die Bohème nennt, bestand in Paris schon früher, aber ihren Namen verdankt sie erst ihrem Sittenschilderer und Hauptvertreter, Henri Murger, dem Autor der „Scènes de la Bohème“. Der Verfasser des Aufsatzes in der „Westminster review“ bemerkt mit Recht, daß diese „Bohème“ so gut wie andere literarische Sekten, unter denen er auch die „Sturm- und Drangschule“ der deutschen Literatur mit anführt, Anspruch darauf habe, in der Geschichte der Literatur ihre Stelle zu finden, und um so mehr, da es der pariser „Bohème“ auch in andern Ländern nicht an Nachahmern gefehlt habe. Auch London habe seine literarische Zigeunerschaft gehabt, die bei allen lokalen Abweichungen doch ihren Ursprung deutlich verrathe; schwefelartige Preußen (warum gerade Preußen?) hätten sich ähnlich bemüht, sich die lebhafteste Manier, die feste Grazie, den flotten rücksichtslosen Witz der Zigeuner vom linken Ufer der Seine zu eigen zu machen, und aus dem Gefallen zu schließen, welchen eine gewisse Sorte Schriftstellerei in Gestalt pariser Correspondenzen bei den Lesern in Brüssel erzeuge, so sehe der Jargon der pariser Bohème unter den Unterthanen des Königs Leopold noch immer als die genießbarste Sprache in Ansehen.

Gegen die Behauptung, daß die literarische Zigeunerschaft in nichtfranzösischen Ländern eine bloße Nachahmung der pariser gewesen, müssen wir übrigens einige Bedenken aussprechen. Gleiche Ursachen wie die, welche die Bohème in Paris erzeugten, waren fast überall, wenigstens in den Hauptculturländern Europas vorhanden. Die allgemeine Moral war eben überall erschüttert, die Sucht, leicht zu verdienen, rasch zu genießen und schnell zu einer Art öffentlichen Renommées zu kommen, überall verbreitet. Die Uebergänge erst von der steifen Classicität zum laxen Romanticismus und von diesem zum grassen Realismus bewirkten, wie jeder Uebergang, eine gewisse Unklarheit und Unfestigkeit in den betreffenden Kreisen, ein Herumtappen und Herumtasten nach den verschiedenartigsten Formen und Gegenständen, die am besten geeignet seien, den frivolen und neuerungsfüchtigen Geschmack eines ebenfalls ziemlich zigeunerhaft denkenden und lebenden Publicums zu befriedigen. Hierzu kam der ins Maßlose wachsende Geschmack an den Genüssen des Theaters, der Concerte, des Virtuositenthums und anderen öffentlichen Schaustellungen, die zunehmende Unempfindlichkeit für

Kunstschöpfungen höherer Art und größeren Umfangs, die Vorliebe für leichte Skizzen, für pikante Novellen, für wogelnden Jagdflaß, für indifferente Enthüllungen, für übertriebene Darstellungen aus dem gewöhnlichen Leben, die wahr schienen und doch nicht waren, für die Romantik der Morgue und der Grimalassien. Wir stellen den Einfluß, den Frankreich auf diese Richtung gehabt hat, durchaus nicht in Abrede; er war vielmehr sicherlich ein ungemein großer; wir behaupten nur, daß, da einmal diese Richtung vorhanden und vorherrschend war, es sich im Grunde von selbst verstand, daß auch außerhalb Frankreichs eine Sorte von Schriftstellern auftauchte, welche diese Bedürfnisse des Publikums zu befriedigen suchte und die belletrische Journalistik und das Feuilleton in politischen Zeitungen zur Herrschaft brachte, was natürlich nicht ohne die Mitwirkung von Verlegern geschehen konnte, die in gleicher Richtung speculierten. Infolge der precären Journal- und Feuilletonexistenz, des täglichen Besuchs von Theatern und Concerten, des zunehmenden Verkehrs mit flott lebenden, der Reclame bedürftigen Künstlern aller Art gestaltete sich dann auch das Leben dieser Jagdschriftsteller von selbst etwas zigeuner- und vagabundenhast. Wir leugnen nicht, daß einzelne Autoren dieser Gattung jene Richtung in schönster Weise ausgebeutet und ihr durch alle Mittel ihres frivolen Talents Vorstoß geleistet haben, aber im allgemeinen waren sie noch mehr Geschöpfe als Schöpfer dieses Zustandes, mehr Handlanger als selbständige angesehene Meister. Warum scheut man sich so sehr, das Uebel an der Wurzel zu erkennen und anzugreifen? Warum hängt man an paar kleine Diebe, die den allgemeinen Schwindel mitmachen, und läßt den großen Dieb, das mitschuldige Publikum, laufen?

Der Reviereur, der nicht nur Männer wie Balzac, de Musset und Murger, sondern im gewissen Sinne auch Stranget zur Reine rechnet, sagt von dieser Sippe: „Ein solcher Zigeuner ist einfach ein Künstler der Litteratur, der bewußt oder unbewußt von allem Conventionalen in Leben und Kunst absticht. Im wesentlichen ist oder war die Bohème ein Protest gegen die Unterordnung menschlichen Lebens unter den Geldschwindel und menschlicher Intelligenz unter den Gesellschaftszwang. Jung zu sein, sich das Leben angenehm zu machen, sich um irdische Güter nicht zu kümmern, die phylisterhafte Respectabilität zu verspotten und sich gegen die starre Regel aufzulehnen, dies sind die Eigenschaften, die man ausschließlich als wesentliche Kennzeichen eines literarischen Zigeuners betrachten kann“, und, fügen wir hinzu, auch unserer Studenten, die mit dieser literarischen Zigeunerbande mehr Verwandtes haben als sie glauben und „conventionality and dulness“ gleichfalls als die Feinde betrachten, gegen die man, solange man eben Student oder literarischer oder artistischer Zigeuner ist, anzukämpfen hat. Das literarische Zigeunerthum kann in der That in den meisten Fällen nur als eine Fortsetzung des lustigen pariser oder deutschen Studententreibens angesehen werden, und darum findet man es auch weniger in allen denjenigen Ländern, wo dieses Studentenwesen minder nach dieser Richtung hin ausgebildet ist.

Der Reviereur bemerkt weiter: „Die Ära der anerkannten eigentlichen Zigeunerschaft ist vorbei; sie begann mit Balzac und endete mit Murger. Ihre Herrschaft war sehr kurz, und ihr Königreich in enge Grenzen eingeschlossen; Paris war ihre Wiege, ihr Heimat und ihr Grab. Sie herrschte über das Territorium, welches von dem Luxembourg, der Sorbonne, dem Odeon und dem Boulevard Montparnasse eingeschlossen wird. Aber mit welchen Namen man sie auch belegt haben mag, jedes Zeitalter der Literaturblüte hat seine Zigeuner gehabt.“ Murger selbst sagt, die Bohème sei „nicht eine Straße, sondern ein *cul de sac*“, nicht „eine Institution, sondern eine Krankheit, an der er selbst starbe“, sie sei „jenes Stadium des Künstlerlebens, das als Einleitung entweder zur Akademie, oder zum Hotel Dieu oder zur Morgue diene“. Gérard de Nerval, nun auch schon trotz seiner Uebersetzung des Goethe'schen „Faust“ ziem-

lich vergessen und selbst von unserm Reviereur nicht genannt, gelangte auf diesem für die Talente neuerer Zeit verhängnisvollen Wege zum Selbstmord; aber zahlreicher als in irgendeinem andern Lande sind diejenigen Talente, welche in Deutschland diesem artistischen und literarischen Zigeunerthum zum Opfer gefallen sind. Und so verführerisch sind die Gefahren dieser Richtung, daß es sogar wider in Frankreich noch in Deutschland an Zigeunerinnen fehlt, zu denen wir selbst im gewissen Sinne die Dubevant rechnen möchten. Ja, weibliche Autoren entgehen der Gefahr, zigeunerhaft zu erscheinen, noch viel schwerer als männliche, und bei wenigen Dichtern mag sich diese Zigeunerphysiognomie so deutlich ausgeprägt haben, als bei der romantischen Verfasserin der „Curjante“ seligen Andenkens.

Auch England hat seine frivolen Zeiten gehabt, und damals hatte es gleichfalls seine literarischen Proletarier und Zigeuner, von denen manche ein tragisches Ende nahmen oder verkümmerten. Jetzt ist England, wenigstens auf der Oberfläche, sehr solid und bürgerlich anständig, freilich auch etwas von dem, was der Brit „dull“ nennt. Damit sind auch die literarischen Zigeuner in England äußerst selten geworden; die literarische Arbeit ist organisiert und ein solides Geschäft, das seinen geregelten Gang geht und seinen Mann nährt. Die Romanproduction z. B. ist jetzt in England ein Geschäft, das sich erlernen läßt und nach einem und demselben Schema betrieben wird; wer Romane nach diesem Schema schreibt, kann für sie auf einen mehr oder weniger beträchtlichen sichern Absatz rechnen; wer auf den soliden aber gewöhnlichen Geschmack des Publikums mit besonderm Geschick speculiert, kann sogar Kapitalist werden. Wer sich aber außerhalb dieser Geraden und etwas steilen Linien in zigeunerhaften Curven bewegt, bringt es zu nichts; doch gehören Existenzen dieser Art jetzt in England zu den seltensten Ausnahmen. Unser Reviereur rechnet zu ihnen den Verfasser von „The seven sons of Mammon“, G. A. Sala, und den Verfasser der „Friends of Bohemia“, E. M. Whitty. Der letztere scheint in der That ein echter confrère der literarischen Zigeuner an der Seine gewesen zu sein; nachdem er sich durch satirische Journalaufsätze von nicht gewöhnlicher Schärfe und Originalität, durch Skizzen über die Mitglieder des Unterhauses und durch seine erwähnte, 1857 erschienene Schrift bekannt gemacht und Hoffnungen angeregt, ging er, in allen seinen Erwartungen getäuscht und an Leib und Seele gebrochen, nach Australien, um hier zu sterben. Als Erzählung genommen, nennt unser Reviereur Eduard Whitty's Roman einen „total failure“, aber er rühmt den zugleich einbringlichen und einfachen satirischen Stil, die originellen Beobachtungen, die kräftige und markirte Intelligenz, die sich auf jeder Seite offenbare.

Unser Reviereur denkt überhaupt von diesen Ausartungen billig; er geht mit vollständigem Ernste an seine Aufgabe, aber er weiß, was man so oft in Deutschland nicht zu wissen scheint, daß aller verdammungswürdige Rigorismus und Pedantismus, daß alle allzu einseitigen summarisch abschprechenden Urtheile etwas von der Natur des Frivolen, gewiß aber nichts Edles und Humanes haben; er gibt freilich zu, daß jene Ausschreitungen krankhafte Erscheinungen sind, aber er erblickt in ihnen interessante und gewissermaßen auch nützliche Unterbrechungen des hergebrachten Gangs der Litteratur, werde sie nun nach klassischem oder romantischem Stilmuster angebaut. Von Murger's „Scènes de la Bohème“ sagt er: „Kein jetzt lebender Franzose könnte ein Buch wie dieses schreiben, oder eins, das ihm ähnlich wäre. Derjenige muß in der That ein langweiliger, kalter und pedantischer Patron sein, der es durchlesen könnte, ohne anzuerkennen, daß trotz aller Mängel und Eccentricitäten in moralischer und ästhetischer Hinsicht selbst auf dem wildsten dieser wilden Blätter die vereinte Macht des Genies und des menschlichen Gefühls sich offenbart und ihre einbringliche Wirkung übt.“ Und was sei in dem imperialistischen Frankreich an die Stelle dieser Zigeunerlitteratur getreten, die doch selbst in ihren Ausschreitungen etwas von Generosität, Gutherzigkeit,

Muth, Uneigennützigkeit und Unabhängigkeit gehabt habe? Eine feile frivole Literatur, die auf's Schamlose ihr Wert betreibt!*)

Wir gedenken hierbei einer pariser Mittheilung im „Athenaeum“ aus der Feder eines Briten, der im Laufe weniger Minuten folgende Titel von Büchern, welche in den vornehmsten Buchhandlungen im vornehmsten Stadtviertel von Paris ausgestellt waren, in sein Notizbuch einzeichnete: „Le péché d'un mari“; „Les cours galantes“; „Un point carieux des mœurs privées de la Grèce“; „Ce que vierge en doit lire“; „Le démon d'alcove“; „La réputation d'une femme“; „La trêve de Dieu“; „Une femme libre“ u. s. w. Bei vielen dieser Schriften war der obscöne Inhalt außerdem durch eine abschreckende Titel vignette angezeigt. **H. M.**

Zur Erzählliteratur.

Herz und Welt. Roman in drei Bänden von Gustav vom See (G. von Struensee). Breslau, G. Trevendt. 1862. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Frisch und flott, stellenweise freilich auch etwas flach und flau, das sind die Prädicate, durch die sich dieser Roman nach Inhalt und Form am kürzesten und zutreffendsten charakterisiren läßt. Leser, welche von einem Roman nicht mehr als eine leichte, erheiternde und zeitvertreibende Lectüre verlangen und die Fertigkeit besitzen, solche Partien, in welchen dem Autor begegnet, was sogar dem alten Homer zuweilen widerfahren ist, mit halb zugebrückten Augen zu überfliegen, werden sich von ihm ganz gut unterhalten und befriedigt fühlen. Nach einer etwas breiten, sich allzu gemüthlich in wohlfeilen Gemeinplätzen ergebenden, jedenfalls überflüssigen Einleitung führt uns der Autor zuerst nach Bonn in die Kreise des dortigen Studentenlebens ein und macht uns in Hilben und Gorbach mit zwei nicht außerordentlichen, vielmehr überall in typischer Ausprägung wiederkehrenden, aber gerade dadurch allgemein interessanten und eben ein lebenswürdiges Exemplare der deutschen Studentenschaft, wie sie zu Anfang der zwanziger Jahre in Bonn beschaffen war, bekannt. Wahrscheinlich hat hier der Verfasser aus eigenen Erinnerungen geschöpft, denn die Schilderung und Ausmalung dieser Partien ist ganz besonders frisch und lebendig ausgefallen. Von durchschlagender komischer Wirkung ist namentlich das dritte und vierte Kapitel, in welchen erzählt wird, wie Hilben durch den Humor seines Freundes Gorbach dazu kommt, in Wilberg einen ihm willfremden Landwehrlieutenant zum Schlaggenossen zu erhalten und denselben morgens zu seiner höchsten Ueberraschung bei sich im Bette zu finden. Einen recht freundlichen Eindruck macht auch die Schilderung der Art und Weise, wie die beiden Freunde mit dem Major Waldftein bekannt werden und von Victorine und Ellinor, der Tochter und Pflagetochter desselben, die ersten Impulse zu ihren künftigen Verzeugsbewegungen empfangen; nur hat hier der Verfasser die Auslassungen kindischer und jugendlicher Empfindungen ein wenig willkürlich durcheinander gemischt.

Minder angenehm wirkend sind die Partien, in denen uns die Schicksale Ellinor's im Hause ihres listernen Vormunds geschildert werden. Sie und die ihnen zunächst folgenden Ab-

schnitte schmecken mehr nach dem Recept hergebrachter Romane: erkennung als nach unmittelbarer Lebensbeobachtung; inzwischens muß anerkannt werden, daß sie der Autor zur Erzählung einer wirklich spannenden Verwicklung zu benutzen verstanden hat.

Die beiden folgenden Bände spielen einige Jahre später und bewegen sich größtentheils im Kreise von Beamten einer rheinischen Provinzialregierungsbehörde. Hier befindet sich der Autor wieder auf einem ihm wohl bekannten Gebiete. Die Beschreibung des Geschäftslebens, die Schilderung der geselligen Verhältnisse und die Zeichnung der in diese Sphäre fallenden Persönlichkeiten, namentlich des Präsidenten und seiner Gemahlin, des Medicinalraths, des Oberregierungsraths Salbader, des Regierungsraths Säuerlich u. s. w. ist reich an lebenswahren und ergötzlichen Zügen, und im allgemeinen ist auch die Fortführung der Geschichte in eine passende Beziehung dazu gebracht. Insbesondere gilt dies in Betreff Hilben's, der hier als jugendlicher Regierungs Rath in die Lage kommt, gegen ein junges, schönes Stiftdienerlein, in der er die von ihm geliebte Victorine wiederfindet, eine Untersuchung wegen heimlichen Verkehrs mit einem Offizier führen zu müssen, und hierbei verschiedene interessante Konflikte des Herzens mit Eifersucht und Dienstsicht durchzumachen hat. Nicht in demselben Maße ist dem Autor die Durchführung Gorbach's und Ellinor's gelungen. Die weitere Entwicklung ihres Verhältnisses enthält zwar mehrere effectvolle Katastrophen, aber sie selbst haben mehr oder weniger von ihrem jugendfrischen Wesen eingebüßt. Hauptsächlich haben wir dies bei Ellinor empfunden. Daß sie gar nicht über ihre Selbstqualereien wegen ihrer Vergangenheit hinauszukommen vermag, macht sie dem Leser eine Zeit lang zu einer mehr langweiligen als theilnahmewekenden Figur. Hätte der Autor die auf dieses Verhältniß bezüglichen Partien kürzer behandelt und namentlich den allzu breit ausgesponnenen Nachtrag früherer Erlebnisse zu vermeiden gewußt, dann hätte er eines noch weit günstigeren Eindrucks seiner Erzählung gewiß sein dürfen. Zu den originellsten Figuren derselben gehört Wilberg; doch hätte er wol noch besser ausgebeutet werden können. Dem Schwindler Hohenbach würde eine noch derbere Züchtigung nicht geschadet haben. **11.**

Notizen.

Uebersetzungen Jean Paul'scher Schriften.

Im gegenwärtigen Augenblick, wo die politischen und trotz aller Dichter- und Denkerfeiern die realistischen Tendenzen und Phrasen in Deutschland die fast allein herrschenden Mächte sind, ist für einige unserer hervorragendsten Geister, welche vorzugsweise die innere Welt des Menschen anbauen und dem Cultus des Menschlichen, Schönen und Idealen huldigen, fast nur noch vom Auslande gebührende Gerechtigkeit zu erwarten. Zu ihnen gehören unter andern Goethe und Jean Paul, die beide, wie es beinahe scheint, in Deutschland nicht mehr öffentlich, sondern nur noch in geheimen Conventikeln oder als Gegenstände stiller Laudandacht verehrt werden dürfen. Inzwischen wendet sich gerade diesen gegenwärtig die Aufmerksamkeit des Auslandes im erhöhten Grade zu. In Paris erschien soeben in zwei Bänden eine französische Bearbeitung von Jean Paul's „Vorlesung der Aesthetik“ unter dem Titel „Poétique ou introduction à l'esthétique par Jean Paul Fr. Richter. Traduite de l'allemand. Précédée d'un essai sur Jean Paul et sa poétique, suivie de notes et de commentaires. Par Alexander Büchner et Léon Dumont“; und in London, ebenfalls in zwei Bänden, eine Uebersetzung des „Titan“ unter dem Titel: „Titan: a romance. From the German of Jean Paul Friedrich Richter. Translated by Charles T. Brooks.“ In Frankreich kannte man Jean Paul bisher fast nur aus einigen Seiten in dem berühmten Buche der Frau von Staël über Deutschland, aus einigen Arbeiten Philaret's Chabrol's, darunter eine skeletirte Uebersetzung des „Titan“, aus einigen flüchtigen und confusen Bemerkungen der Verfasserin des „Tableau de la littérature allemande“, Amable Taub-

*) Auch William Raymond in seiner ein andermal näher ins Auge zu fassenden, die Fäulniß der literarischen Production unter dem Kaiserreich aufs schärfste beleuchtenden Schrift „Etudes sur la littérature du second Empire français“ u. s. w. urtheilt in ähnlichem Sinne: Murger's Studenten- und Grisetenvölken sei noch mit einem „sentiment naïf et frais“ begabt, seine Geliebten, Mimi, Rosette und Blémie seien ganz beschriebene Grisetten gewesen, noch des Opfers, der Treue, der wahren Liebe fähig; die Geliebten des Demi-monde: Drama seien ganz anderer Art; der jüngere Dumas, in diesen Schichten weiter grabend, habe eine zwar ergiebiger, aber auch weniger reine Mine entdeckt; bei Murger habe man noch einige Goldadern gefunden, bei dem jüngeren Dumas finde man nur Kuxen.

(welche Jean Paul unter anderm durch seine „Levana“ die „instruction populaire“ befördern läßt!), und aus einigen sehr tüchtigen Auffagen über ihn in den Jahrgängen 1842 und 1844 der „Revue des deux mondes“ von Henri Blaze, der sogar so weit geht, Jean Paul „plus Allemand“ als selbst Goethe und Schiller zu nennen, merkwürdig genug aber gerade der „Vorhalle der Aesthetik“ mit seinem Worte gedenkt. Diese den Franzosen zugänglich zu machen, hat nun ein deutscher Gelehrter, Alexander Büchner, in Gemeinschaft mit einem französischen jungen Gelehrten, E. Dumont, unternommen, welcher letztere in seinem auch in d. Bl. bereits erwähnten Buche „Des causes du rire“ eine für einen Ausländer wirklich erstaunliche Kenntnis der deutschen philosophischen und ästhetischen Schriften an den Tag gelegt hat. Auf einige Punkte der interessanten Einleitung, welche über die Lebensumstände Jean Paul's, über seinen und seiner Zeit literarischen Charakter und über den Unterschied von classisch und romantisch handelt und in der auch darauf hingewiesen wird, daß Jean Paul's Säkulartag nahe bevorstehe, gedenken wir bei Gelegenheit der zu erwartenden Denkwürdigkeiten aus Jean Paul's Leben von E. Förster zurückzukommen. Auf Anlaß der erwähnten englischen Uebersetzung des „Titan“ hebt der „Reader“ in Nr. 3 hervor, daß Goethe und Jean Paul gewöhnlich als die „two Dioscuri on the firmament of German literature“ angesehen würden. Zwar werde er in Deutschland nicht so viel gelesen als Goethe, aber doch habe seine „Philosophie“ zahlreiche Bewunderer, und allgemein werde er anerkannt als ein „literarischer Stern erster Größe, den meisten seiner Zeitgenossen im Elisabethischen Zeitalter der deutschen Literatur überlegen, keinem untergeordnet“. Während man aber nicht müde werde, jedes Papierschnitzel von Goethe immer wieder zu überlegen, während namentlich vom „Faust“ mehrere Dugende von Uebersetzungen beständen, sei Jean Paul bisher in England unübersetzt und daher fast unbekannt geblieben. Es ist jedoch hiergegen zu bemerken, daß wenigstens in Nordamerika mehrere Jean Paul'sche Schriften schon früher übersetzt wurden, z. B.: „Reminiscences of the best hours of life for the hour of death“, „Walt and Vult? or, the twins“, von dem Verfasser des „Life of Jean Paul“, und „Flower-, fruit-, and thorn-pieces“ von Henry Noel (Boston 1845). Der jetzige Uebersetzer des „Titan“, Charles L. Brooks, ist unsern Lesern ebenfalls ein Nordamerikaner und hat sich bereits durch seine in Boston erschienene Anthologie „German lyrics“ als Uebersetzer aus dem Deutschen einen ehrenvollen Namen gemacht. Seine Bearbeitung des „Titan“ wird vom „Reader“ eine „in jeder Hinsicht bewundernswerthe“ genannt; das Unternehmen sei, wie man sich leicht denken könne, „a most formidable one“ gewesen, aber Brooks habe sich seiner Aufgabe mit außerordentlicher Geschicklichkeit und nicht geringer Urtheilskraft entledigt. **H. M.**

Der Kirchenliederdichter Johann Heinrich Schröder.

Wie viele Ungenauigkeiten hinsichtlich der Jahreszahlen u. s. w. in unsern Literaturgeschichtsbüchern mit unterlaufen, das merkt man weniger, wenn man bloß auf die berühmten Namen bläst, unendlich mehr aber, wenn man sich einmal mit den unbekannten Namen zu schaffen macht. Wir wählen absichtlich der Kleinen einen, um dafür einen Beleg zu geben. Wir wählen also Johann Heinrich Schröder (gewöhnlich auch Schröder). Der Mann ist berühmter als es scheint, obgleich er nur zu den Kleinen Literaturgrößen zählt; er ist der Dichter des bekannten Kirchenliedes: „Eins ist noth, ach Herr dies Eine lehre mich erkennen doch.“ Gedichtet Anno 1697 gelangte das Lied sehr bald zu einer gewissen Bedeutung, mehr aber durch den in ihm stehenden prosodischen Mangel als durch die Originalität seiner Melodie. Jede Strophe des Liedes ist nämlich in der ersten Hälfte nach einem trochäischen Versmaße, in der zweiten nach einem daktylischen gebichtet. Das Lied ist daher für den Kirchengesang fast unmöglich, denn wenig fehlt, so macht der im Gegensatz zum ersten Trochäus hüpfende Daktylus einen erhei-

ternden Eindruck. Ueber das Todesjahr dieses 1666 geborenen Schröder schwanken die Angaben unerhört. Fast alle Gesangbücher, Liederbücher u. s. w. der letzten 15—25 Jahre ließen Schröder bald 1734, bald 1739 oder so herum in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sterben. In Wahrheit aber ist er ausweislich des betreffenden Kirchenbuchs bereits 1699 gestorben. Und zwar starb er, wie es heißt, aus Gram über den Tod seiner jungen Gattin, die ihm ein Jahr vorausgegangen, also 1698 (und nicht 1694) gestorben ist. Was war dieser Schröder (oder Schröder)? Er war Prediger in dem Dorfe Neuseberg zwei Meilen nördlich von Magdeburg. Also wieder einmal ein Landpastorhaus, in dem die Quelle der Poesie sprudelte. Denn nicht allein der Herr Pastor dichtete, auch die Frau Pastorin dichtete. Diese liebe, treue Schaffnerin im Landpastorshaus, Tranquilla Johanna Schröder, geb. Wolff, stand dem Herrn Gemahl würdig zur Seite. Sie dichtete zur Weise des „Eins ist noth“ das Lied „Trautster Jesu Ehrenkönig, Du mein Schatz, mein Bräutigam“. Ja die böse Welt will noch mehr wissen, sie munkelt, daß die Frau Pastorin auch bei den Liedern des Herrn Pastors wesentlich Herz und Hand mit im Spiele gehabt habe. Leicht möglich immerhin, daß also selbst „Eins ist noth“ und andere dem Herrn Pastor zugeschriebene Lieder, wie „Ach ein Wort von großer Treue“ und „Jesus bleibet mein Vergnügen“, zum guten Theil von der lieben Ehehälfte herrühren, der Herr Pastor also nicht viel mehr als den Namen dazugegeben hat. Doch wie gesagt, das redet man. Dasselbe Pastorhaus, dies nur beiläufig, birgt gegenwärtig wieder einen selbst von Göttermeyer in seiner Anthologie (irren wir nicht) berücksichtigten Dichter Wäßler, denselben Wäßler, der sich durch mythologische und geschichtliche Bücher, für die Jugend namentlich geeignet, vortheilhaft bekannt gemacht hat. 48.

Bibliographie.

Warszewisch, E. F. R. v., Meine Kriegs-Erlebnisse während des 7jährigen Krieges 1757—1763. Wortgetreuer Abdruck aus dem Tagebuche des Verfassers. Berlin, v. Barnsdorff. Gr. 8. 20 Ngr.

Bauer, B., Das Judenthum in der Fremde. Berlin, Heinicke. Lex.-8. 12 Ngr.

Droysen, J. G., Die Schlacht von Warschau. 1656. Leipzig, Hirzel. Hoch 4. 1 Thlr. 14 Ngr.

Friedrichs, G., Hindarische Studien. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 18 Ngr.

Hugo, G., Valjean. Drama in zwei Abtheilungen mit einem Vorspiel nach Victor Hugo's Roman „Die Armen und Glenden. Für die deutsche Bühne bearbeitet von A. Diezmann. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Steinacker. Gr. 8. 15 Ngr.

Klaus, C., Berg und Gironde. Tragödie in fünf Aufzügen. Breslau, Morgenstern. 1862. Gr. 16. 24 Ngr.

Sander, C., Der amerikanische Bürgerkrieg von seinem Beginn bis zum Schluß des Jahres 1862. Nebst einleitender Betrachtung über seine socialen, ökonomischen und politischen Ursachen. Nach den besten Quellen bearbeitet. Frankfurt a. M., Rühl. Gr. 8. 20 Ngr.

Wendt, B., Golberg 1807 oder: Gelbdenk und Bürger-treue. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Stettin, Dannenberg u. Dühr. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Luthardt, C. G., Der Entwicklungsgang der religiösen Malerei. Vortrag im Leipziger Kunstverein gehalten am 28. December 1862. Leipzig, Dörfling u. Franke. Gr. 8. 3 Ngr.

Plitt, G. L., Friedrich der Weise Kurfürst von Sachsen als Schirmherr der Reformation. Ein Vortrag. Erlangen, Blasing. Gr. 8. 4 Ngr.

Wenig, J. B., Ueber den Wesensbestand des Menschlichen. Rede. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 4 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Zauberer von Rom.

Roman von Karl Gutzkow.

Zweite durchaus umgearbeitete Auflage
in achtzehn Bändchen zu 10 Mgr.

Durch die Billigkeit des Preises und die Form des Erscheinens in Lieferungen empfiehlt sich diese neue Auflage einer Romanlektüre, die als eine bleibende Zierde unserer Literatur anerkannt ist, zur allgemeinsten Theilnahme.

In allen Buchhandlungen werden Bestellungen angenommen und sind bereits das erste und zweite Bändchen daselbst vorrätig. Noch vor Ablauf dieses Jahres wird sich das ganze, auch äußerlich geschmackvoll ausgestattete Werk in den Händen der Subscribenten befinden.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Geometrische Formeln und deren Anwendung auf die Bau-Praxis. Mit einer Tabelle über Festigkeit der Materialien und praktischen Beispielen versehen. Nebst einem Anhang: Verhältnisse, nach welchen die Materialien bei Landbauten berechnet werden. Von Franz Müller. Mit 87 Figuren in Holzschnitt. Zweite verbesserte Auflage. 8. Geh. 12 Mgr.

Müller's „Geometrische Formeln“ entsprechen einem unterschiedenen Bedürfnisse der Techniker und insbesondere der Bauhandwerker, indem sie ein Mittel bieten, die in der Baupraxis vorkommenden Berechnungen auf einfache, schnelle und sichere Weise zu ermitteln. Die Brauchbarkeit und Faßlichkeit dieser Formeln wird dadurch noch wesentlich erhöht, daß denselben meist praktische Beispiele beigelegt sind. In Betreff der Festigkeit der Materialien, dieses wichtigen Factors der Baupraxis, hat der Verfasser alles gegeben, was das gewöhnliche Bedürfnis erfordert. Der dem Werke angefügte Anhang, welcher die Verhältnisse angibt, nach denen die Materialien zu Landbauten zu berechnen sind, wird den Baupraktikern eine sehr erwünschte und nützliche Beigabe sein.

Die sechsten erschienene zweite Auflage wurde vom Verfasser sorgfältig revidirt, wobei alle in dem Buche vorkommenden Gewichtsangaben und Tabellen in Zollgewicht umgerechnet worden sind.

Von dem Verfasser erschien ebendasselbe:

Lehrbuch der Geometrie für Handwerker-Fortbildungsschulen, sowie zum Selbstunterrichte für Baubeflissene, Mechaniker und Techniker. Von Franz Müller. Nebst einem Anhang über das specifische Gewicht und die Festigkeit der Materialien. Mit 98 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 15 Mgr.

Je unentbehrlicher bei den großen Fortschritten in der Technik, der Industrie und der Gewerbe dem Handwerker, insbesondere dem Bauhandwerker, die Aneignung genügender Kenntnisse in der Mathematik geworden ist, desto fühlbarer war bisher der gänzliche Mangel eines Lehrbuchs der Geometrie für Handwerker. Diesem wird das vorliegende Werk abgeholfen, welches sich durch systematische, äußerst praktische und vielseitige Behandlung des Stoffes, sowie durch Klarheit und Faßlichkeit der Darstellung auszeichnet.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Wilhelmine Schröder-Devrient.

Ein Beitrag zur Geschichte des musikalischen Dramas.

Von Alfred Freiherrn von Wolzogen.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Mgr.

Dem auf dem Gebiete der musikalischen Kritik wohlbekannten Verfasser dieser neuen Schrift über die Schröder-Devrient, Alfred Freiherrn von Wolzogen, lag eine Menge bisher unzugänglichen Materials vor, wodurch das Detail dieses Künstlerlebens in vielen Punkten berichtigt und aufgeklärt wird. Es gelang ihm dadurch, das an grellen Contrasten so reiche Bild der großen dramatischen Sängerin in historischer Treue der Nachwelt zu überliefern, damit aber zugleich für die neuere Geschichte der Oper überhaupt einen sehr werthvollen Beitrag darzubieten.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Gutzkow's Dramatische Werke.

In 20 Bändchen zu 10 Mgr.

Seeben erschien:

XII. Antonio Perez. Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Wie das vorhergehende erste Bändchen, enthält auch das zwölfte ein zum ersten mal im Druck erscheinendes Stück. „Antonio Perez“ war unter dem Titel „Philipp und Perez“ 1853 in Dresden, München und andern Orten mit Beifall gegeben, seitdem aber vom Verfasser aus dem Bühnenverkehr gezogen worden. Man wird dem Werke, das gewissermaßen eine Fortsetzung von Schiller's „Don Carlos“ ist, gern in dieser Sammlung begegnen.

Die früher erschienenen Bändchen I—XI enthalten: I. Das Urbild des Tartüffe. Zweite Auflage. — II. Jodf und Schwert. Fünfte Auflage. — III. Werner oder Perz und Bell. Vierte Auflage. — IV. Der Königsleutnant. Zweite Auflage. — V. Fugatschew. Zweite Auflage. — VI. Ein weißes Blatt. Vierte Auflage. — VII. Richard Savage. Vierte Auflage. — VIII. Uriel Acosta. Fünfte Auflage. — IX. Patkul. Vierte Auflage. — X. Die Schule der Reichen. Vierte Auflage. — XI. Ella Rose oder Die Rechte des Herzens.

Allen Freunden dramatischer Literatur, vorzugsweise auch Bühnendirectionen und darstellenden Künstlern, ist diese vom Verfasser neu durchgesehene, wesentlich verbesserte, billige und compendiöse Ausgabe der Gutzkow'schen Dramen zur Anschaffung zu empfehlen. Die übrigen Bändchen erscheinen in regelmäßiger Folge und sind, gleich den obigen, zum Subscriptionenpreise von 10 Mgr. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Wohlfeile Ausgaben:

Wilhelm von Humboldt's Briefe an eine Freundin.

8. In einem Bande. Gebunden 2 Thlr.

Ernst Schulze, Die bezauberte Rose. Romantische

Gedicht. 8. Cartonmirt 12 Mgr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 8. —

19. Februar 1863.

Inhalt: Aeltere deutsche Literatur. Erster Artikel. — Aufzeichnungen eines deutschen Diplomaten. Von Aurelio Buddens. — Stützen aus Detmold. — Zur Romanliteratur. — Die Sklavenfrage und die nordamerikanische Politik. — Neu-orientalische erotische Poesie. — Notizen. (Die deutsch-amerikanische Presse; Zur Sprachwissenschaft.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Aeltere deutsche Literatur.

Erster Artikel.

Wenn auf der einen Seite die allgemeinere Beschäftigung mit der vaterländischen Literatur ein Zeugniß von dem erwachten Nationalgefühl ist, so trägt sie andererseits auch wesentlich dazu bei, dieses Gefühl immer mehr zu kräftigen; denn wie in allen Erscheinungen, so ist auch hier wechselseitige Wirkung unverkennbar. Dieser heilsame Einfluß der Literatur wird aber um so entschiedener hervortreten, je selbständiger, nationaler und volksthümlicher sie ist. Leider ist sie dies nicht zu allen Zeiten gewesen; es ist bekannt genug, daß sie in manchen Perioden alle Selbständigkeit und nationale Eigenthümlichkeit verloren hatte, in andern nur den Schein der Nationalität hatte, wie es zum Theil auch in unsern Tagen der Fall ist. Rein deutschen Charakter zeigen, genau betrachtet, nur die schriftlichen Denkmäler aus der Zeit des Minnegeangs (und auch da nicht durchgehend) und der Reformation, sowie der dazwischenliegenden Periode, welche jedoch nur wenig Hervorragendes gewährt. Die Sprache der ältern Denkmäler weicht aber so sehr von der jetzigen ab, daß sie, nur denjenigen verständlich ist, welche ihr ein mehr oder weniger tief eindringendes Studium widmen; dem weitaus größten Theile des gebildeten Publikums ist sie nicht zugänglich und wird ihm so lange unzugänglich bleiben, bis die Erlernung derselben auf den Schulen und zwar nicht bloß den Gymnasien ermöglicht wird. Es ist daher durchaus verdankenswerth, daß man sich bemüht, die in der ältern Sprache abgefaßten Denkmäler in unsere jetzige hochdeutsche Sprache zu übertragen. Daß sich diese Bemühung vorzugsweise unserm großartigen Epos, dem Nibelungenliede, zugewendet hat, ist begreiflich, weil es ohne Vergleich weitaus die bedeutendste poetische Erscheinung der ältern Literatur ist; aber abgesehen vom poetischen Werth würde man ihm auch vom nationalen Standpunkt den Vorzug geben müssen, weil es nebst den andern volksthümlichen Gedichten den deutschen Charakter am reinsten und vollständigsten darstellt. Die älteste Uebersetzung des Nibelungenliedes haben wir dem rast-

1863. 8.

losen F. H. von der Hagen zu verdanken (1807), der sich überhaupt um das Gedicht und durch dieses um die Literatur große Verdienste erworben hat. Ihm folgten Joseph von Hinberg (1813), Zeune (1814), Büsching (1815) und Simrock (1827), dessen Uebersetzung sich durch treues Festhalten am Original und glückliche Behandlung des alten Versmaßes auszeichnet, wie sie denn auch so allgemeine Anerkennung fand, daß sie im Jahre 1856 schon in zehnter Auflage erscheinen konnte. So vortrefflich sie ist, und so sehr sie namentlich in den letzten Bearbeitungen allen Anforderungen entspricht, so ist noch eine Reihe von Uebersetzungen gefolgt, unter welchen die von Pfiffer (1842) auch wegen ihrer kunstreichen Ausstattung vorzüglich Erwähnung verdient. Noch vor dieser erschien die Uebersetzung von Marbach (1840), die uns jetzt in zweiter Auflage vorliegt.

1. Das Nibelungenlied. Neu hochdeutsche Uebersetzung von Deswald Marbach. Nebst einführender Abhandlung: Das Nibelungenlied und die altgermanische Volksage und mit ausführlicher Inhaltsangabe und Anmerkungen. Leipzig, Verf. 1860. Gr. 8: 1 Thlr.

Wie Simrock, so hat auch Marbach das ursprüngliche Versmaß des Gedichts nachgebildet, d. h. den Vers nicht in moderner Weise nach Silben oder, was dasselbe ist, nach regelmäßig wiederkehrenden Versfüßen, sondern nach Hebungen gemessen, denen sich die Senkungen nach Bedürfnis anschließen. Er ist der Ansicht, und sie ist gewiß richtig, daß bei einem so langen Gedicht wie das Nibelungenlied, dessen Stimmung so großartigen Wechsels unterworfen ist, bei dem durchgehenden Festhalten der modernen Form eine Gleichförmigkeit entstehen würde, während die alterthümliche Behandlung des Verses es möglich macht, das Gedicht auch in der Form allen Stimmungen des Gemüths, welche sein Inhalt mit sich bringt, anzupassen. Er verweist, um diese Ansicht zu bekräftigen, auf zwei Stellen seiner Uebersetzung, auf die Schilderung der ersten Begegnung Siegfried's mit Kriemhilde und die des Janks der beiden Königinnen. Allein gerade diese Stellen beweisen, daß er das alterthümliche Versmaß nicht mit der nöthigen Gewandtheit zu behandeln

weiß. Dies wird insbesondere da sichtbar, wo er die Hebungen häuft, da er oft solche Silben als Hebungen braucht, die man nicht nothwendig dafür ansehen muß, sodaß man beim ersten Lesen Mangelhaftigkeit des Rhythmus fühlt, und nur ein wiederholtes Lesen des Verses aufmerksam macht, daß man die oder jene Silbe betonen muß, um die volle Zahl der Hebungen zu erhalten. Und umgekehrt werden oft manche Silben als unbetont gebraucht, die wir zu betonen gewohnt sind, sodaß auch hierdurch das rhythmische Gefühl verletzt wird. Ueberhaupt kommen uns die Verse der Uebersetzung durchaus nicht als Verse entgegen, und wären die Reime nicht, die übrigens sehr oft verschwinden, so würde man oft die reinste Prosa zu lesen glauben. Auch in andern Stücken ist das alte Versmaß nur ungenügend nachgebildet; so macht es einen übeln Eindruck, daß sich der Uebersetzer vielfach weibliche oder klingende Reime erlaubt, welche dem Charakter des Rhythmus durchaus widerstreiten; und ebenso wenig ist es zu entschuldigend, daß er nicht selten in der zweiten Hälfte der letzten Zeile nur drei Hebungen hat, statt der gesetzlichen vier. Allerdings ist der Nibelungenvers in seiner alterthümlichen Form sehr schwer zu behandeln, schwer namentlich darum, weil es darauf ankommt, den Leser, der an den Gang regelmäßig wiederkehrender Versfüße gewöhnt ist, zu zwingen, daß er sich in den alterthümlichen Rhythmus hineinlebe, was nur dadurch erreicht werden kann, daß die Hebungen wie die Senkungen in der vollkommensten Reinheit erscheinen. Es ist dies aber selbst nicht einmal Simrock immer gelungen, der in der Behandlung des Nibelungenverses doch weit über Marbach steht.

Eine erfreuliche Zugabe bildet die Einleitung: „Das Nibelungenlied und die altgermanische Volksage“, in welcher wir jedoch öfters die nöthige Klarheit vermissen. Ein Beweis unserer Behauptung liegt schon darin, daß der Verfasser die Lachmann'sche Ansicht vom Ursprung des Nibelungenliedes bekämpft, und doch dessen Recension seiner Uebersetzung zum Grunde legt. Dieser folgen am Schlusse einige „Erläuternde Bemerkungen“, die recht gut sind, aber lange nicht ausreichen, alle schwierigeren Stellen zu erklären oder solche Verhältnisse zu erläutern, welche denen unbekannt sein müssen, die sich nicht besonders mit dem deutschen Alterthum beschäftigt haben. Weit mehr hat in dieser Beziehung folgende Uebersetzung geleistet:

2. Die Nibelungen. In Prosa übersetzt, eingeleitet und erläutert von Johannes Scherr. Leipzig, D. Wigand. 1860. Gr. 16. 15 Ngr.

In dem „Vorwort“ deutet der Uebersetzer an, warum er das Gedicht in Prosa übertragen habe; er will es dadurch dem größern Publikum näher bringen, und zwar auch solchen, „die ein Buch voll von Versen eher vom Lesen abschreckt als dazu ermutigt“. Es mag nun allerdings wahr sein, daß mancher das Gedicht eher in die Hand nehmen wird, wenn es ihm in einer seiner Bildung und Gemüthsstimmung mehr zusagenden Form dargeboten wird; allein dessenungeachtet lassen sich mancherlei und zwar gewichtige Bedenken gegen ein solches Verfah-

ren erheben. Erstens mag der Uebersetzer doch die Zahl derjenigen, welche sich durch die rhythmische Form abschrecken lassen, überschätzen; dann werden es gewiß meist nur solche sein, die in ihrer Lectüre bloße Unterhaltung suchen, und die daher auch nur Unterhaltung darin finden, jedenfalls keine höhern Ideen und Ansichten daraus schöpfen, keine Erhebung daraus gewinnen, bei denen somit auch kein „Wachsthum vaterländischen Sinnes“ zu hoffen steht. Verhält es sich aber wirklich so, und wir glauben nicht, daß es bezweifelt werden kann, so fällt der Hauptgrund weg, der den Uebersetzer zur prosaischen Uebersetzung bewogen hat. Hierzu kommt aber noch eine weitere, wichtigere Erwägung. Es ist eine alte, aber unbestreitbare Wahrheit, daß der Schriftsteller sich nicht zu seinem Publikum herablassen, sondern dasselbe zu sich erheben soll. Scherr hat aber nach seinen eigenen Äußerungen das erste gethan. In einer Dichtung ist nicht bloß der Gehalt, sondern auch die schöne Form von hoher Bedeutung; nicht bloß jener, sondern auch diese hat bildende, erziehende Kraft; ja man darf wol behaupten, daß der Gehalt nur durch die schöne Form diese Kraft gewinnt. Wird diese abgestreift, so bleibt am Ende nur das stoffliche Interesse, und wie wenig ein solches der hohen Aufgabe der Poesie entspricht, haben unsere größten Autoritäten zu eindringlich ausgesprochen, als daß es nöthig wäre, weiter darauf einzugehen.

Nehmen wir aber auch an, daß viele Leser, nur vom stofflichen Interesse angezogen, ein Gedicht in die Hände nehmen, so wird die schöne Form, auch ihnen unbewußt, die bildendste Wirkung auf sie ausüben, und sie werden aus der Lectüre einen bleibenden Gewinn ziehen, wenn sich dieser auch nicht mit mathematischer Gewißheit nachweisen läßt. Die Uebersetzung einer Dichtung in Prosa läßt sich nur dann entschuldigen oder sogar rechtfertigen, wenn die Sprache der kunstreichen Reproduction der poetischen Form unüberwindliche Hindernisse in den Weg legt, oder wenn die ästhetische Bildung des Publikums noch so viel zurücksteht, daß es von der Form nothwendig abgestoßen würde. Deshalb hat Wieland ganz recht gehabt, die Dramen Shakespeare's, Heine die Dichtungen Tasso's und Ariosto's in Prosa zu übertragen, weil es ihnen nur auf diesem Wege gelingen konnte, die großen Dichter in Deutschland einzuführen; aber heutzutage, wo jene oben erwähnten Umstände nicht mehr bestehen, wäre es nach dem Vorgange von Schlegel, Tieck, Gries u. a. geradezu widersinnig, jene großen Dichter wieder in Prosa übertragen zu wollen. Ein solches Recht zur prosaischen Uebersetzung der Nibelungen hatten vor 50 Jahren auch von der Hagen und Zeune, aber seitdem man die altdeutsche Metrik kennen gelernt hat und die Sprache zu solcher Gewandtheit ausgebildet worden ist, daß sie selbst die schwierigsten Formen des Auslandes nachschaffen kann, und das Publikum durch unsere großen und selbst auch durch untergeordnetere Dichter eine vergleichungsweise höhere Geschmacksbildung gewonnen hat, scheint es unerlaubt, zu jener Uebersetzungsweise zurückzukehren, deren Gründe nicht mehr bestehen. Uebrigens hat der Uebersetzer selbst

eingestanden, daß er gerade durch seine prosaische Uebersetzung gezwungen worden ist, von dem Text abzugehen, also gerade die erste und wesentlichste Bedingung zu verletzen, nämlich die Treue, die man gerade von einer prosaischen Uebersetzung zu allererst erwartet. Allerdings wird in der prosaischen Darstellung manches unerträglich, was sich in der rhytmischen ganz gut ausnimmt.

Manches erscheint in Versen eigen,
Was man würd' als nichts verschweigen,
Sollte man's in Prosa zeigen —

sagt Rückert, und Scherr hat allerdings recht gehabt, da er einmal in Prosa schrieb, Kürzungen oder Zusammenziehungen eintreten zu lassen, wo „gar zu weitläufig von Kleidern und Schmuck gehandelt wird oder sich das eintönige Buhurdiren und Tjosiren gar zu oft wiederholt“; allein, eben weil er darin recht hatte, hatte er nicht recht, eine prosaische Uebersetzung zu geben, was wir mit einer andern Stelle aus Rückert nachweisen wollen:

Wie herrlich ist die Poesie,
Daß Dinge klein und nichtig,
Ergreift sie die und schmückt sie,
Erheben groß und wichtig.

Du kannst, nach welchem Gegenstand
Dein Lied die Hand mag heben,
Durch Zauber dieser zarten Hand
So starken Ausdruck geben,

Daß man mehr Antheil nimmt am Lied,
Als wenn in Zeitungsblättern
Man Helbenarm' erheben sieht,
Um Welten zu zerschmettern.

Nimmt man aber die Uebersetzung, wie sie einmal vorliegt, so wird man ihr unbedingtes Lob nicht versagen können. Scherr behandelt die Sprache mit großer Gewandtheit, und er hat ihr so viel von dem alterthümlichen Gebräuge bewahrt, als es sich thun ließ, ohne unklar zu werden oder das Neuhochdeutsche zu verunstalten. Auch hat er den Sinn im ganzen wie im einzelnen recht gut getroffen, und selbst die leidenschaftlichen Partien glücklich wiedergegeben, bei denen man jedoch am meisten die poetische Form vermißt.

Wie schon erwähnt, hat er für das Verständniß der Dichtung weit mehr geleistet als Marbach. Schon die Einleitung geht tiefer und umfassender in die Sache ein. Sehr gut sind insbesondere die verschiedenen Grundlagen des Gedichts, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, auseinandergelegt: neben der uralten Sage angehörendem Grundstoff sind geschichtliche Erinnerungen aus der Zeit der Völkerwanderung, ferner die Zustände der karolingischen Periode und endlich die Gebräuche und Anschauungen des Ritterthums thätig und wirksam. Aber wenn er behauptet, daß aus diesem Vielertlei von so manchen, über so viele Jahrhunderte hin verstreuten Ueberlieferungen, Einflüssen und Bezügen selbst ein Dichter ersten Rangs keine rechte epische Einheit schaffen konnte, so ist dies nur daraus zu erklären, daß er das Nibelungenlied fälschlicherweise für ein einziges Gedicht hält, während es offenbar aus zwei ganz verschiedenen, nicht zusammengehörigen Theilen besteht, die ohne Zweifel auch von zwei

verschiedenen Dichtern verfaßt sind. Die Zweitheiligkeit des Nibelungenliedes hat Scherr in seiner Uebersetzung selbst anerkannt; obgleich die verschiedenen Texte eine solche nicht bezeichnen, sondern das Ganze in 39 Aventiuren zerlegen, hat er die zwei Theile ausdrücklich voneinander getrennt und dem ersten die Ueberschrift „Der Mord“, dem zweiten „Die Rache“ gegeben. Zwar hat er die später eingeschobenen, beide Theile vermittelnden Strophen übersetzt, aber in einer Anmerkung sie ausdrücklich für eine spätere Hinzubichtung erklärt. Noch weniger können wir bestimmen, wenn eingefügt wird, man empfinde es schmerzlich, daß dem Dichter der Urquell der Sage entweder nicht mehr sprudelte, oder daß er für den ursprünglichen Geist der Sage kein Verständniß hatte. Allerdings ist es richtig, daß dann das Verhältniß zwischen Siegfried und Brunhilde ganz anders dargestellt worden wäre und daß auch der Hört eine ganz andere Bedeutung erhalten hätte, wenn der Dichter der ältesten Ueberlieferung genau hätte folgen wollen; allein — dann hätten wir eben ein anderes Gedicht und nicht das Nibelungenlied. Diesem aber, wie es vor uns liegt, thut es nicht den mindesten Abbruch, daß das Verhältniß zwischen Siegfried und Brunhilde, wie es die alte Sage berichtet, ganz unberührt bleibt. Denn wenn das Nibelungenlied auch berichtet, daß Siegfried von Brunhilde gewußt habe und daß dieser von einem aus Brunhildens Gefolge erkannt worden sei, so setzt dies keineswegs persönliche Bekanntschaft des Helden und der Königin voraus. Siegfried erkennt zwar Brunhilde, als er sie unter ihren Frauen sieht, aber da er schon weit in der Welt herumgezogen war, so hatte er leicht auch nach Brunhildens Land kommen und die Königin sehen können, ohne mit ihr näher bekannt geworden zu sein.

Wer das Nibelungenlied ohne vorgesezte Meinung liest und sich nicht durch die alte Sage bestimmen läßt, wird nicht einen Augenblick glauben, daß ein früheres und noch dazu genaueres Verhältniß zwischen dem Helden und der Königin stattgefunden habe, und daß dieses daher in bestimmter Weise hätte dargestellt werden sollen. Uebrigens können wir in der Art und Weise, wie dieses Verhältniß im Nibelungenlied behandelt worden ist, nur ein weiteres Zeugniß für das poetische Talent des Dichters erblicken. Denn hat er die alte Sage nicht gekannt und daher den Umstand erfunden, daß Siegfried schon Näheres über Brunhilde wußte, so ist er deswegen zu loben, weil dieser Umstand nöthig war, um alles Nachfolgende zu motiviren. Hat der Dichter dagegen die alte Sage wirklich gekannt, so ist er noch mehr zu bewundern, daß er sie beinahe gänzlich unberücksichtigt ließ und die innigere Bekanntschaft auf eine allgemeine oberflächliche zurückführte, weil er nur dadurch die Einheit des Gedichts bewahren konnte.

Die nähere Ausführung des erwähnten Verhältnisses war für die Entwicklung der Handlung durchaus nicht nothwendig, vielmehr wäre sie, auch als Episode betrachtet, überflüssig und daher ein unkünstlerischer Auswuchs gewesen, während z. B. die Erzählung von Siegfried's

frühern Abenteuern unentbehrlich war, weil sie seine Beziehungen zu den Nibelungen und zu dem Hort, sowie seine Unverwundbarkeit motiviren. Das künstlerische Talent des Dichters bewährt sich also dadurch, daß er von der alten Sage nur das nimmt, was für die Entwicklung seines Gedichts unentbehrlich war, und daß er das, was er daraus nötig hatte, uns als Episode in der knappsten Darstellung berichtet. Ein höflicher Dichter hätte die ganze Biographie Siegfried's und wahrscheinlich auch die seines Vaters in breiter Ausführlichkeit erzählt und daraus vielleicht einen Abschnitt gemacht, der so groß geworden wäre wie das eigentliche Gedicht. *)

Aus der Einleitung und den Anmerkungen ergibt sich, daß Scherr über den Ursprung des Nibelungenliedes mit sich selbst nicht einig ist; denn wenn er einerseits von der kunstvollen Gestaltung des Gedichts spricht und deshalb auch nur einen Dichter annimmt, da ein künstlerisches Geblüde unmöglich von mehreren Verfassern herrühren könne, so nimmt er doch andererseits auch wieder so viele Erweiterungen, Einschreibungen, Umgestaltungen an, daß er beinahe auf die Lachmann'sche Theorie von den 20 Liedern geräth. Diese Unklarheit ist wol auch der Grund, warum Scherr mit oft unerklärlicher Willkür Strophen ausläßt oder versetzt, was sich am wenigsten dadurch rechtfertigen läßt, daß er einen „Mittelweg“ eingeschlagen habe.

Wir haben gesagt, daß Scherr auch in den Anmerkungen weit mehr zur Erklärung des Nibelungenliedes gethan habe als Marbach; und in der That, er hat nicht bloß eine viel größere Anzahl von einzelnen Punkten erläutert, es sind seine Bemerkungen auch meist gut und angemessen, diejenigen ausgenommen, in denen er sich bemüht, auf Widersprüche des Gedichts aufmerksam zu machen, da sich dieselben meist auf einfache Weise lösen lassen. Es würde uns zu weit führen, wenn wir darauf eingehen wollten; dagegen können wir zwei oder drei Bemerkungen über ebenso viele Noten des Uebersetzers nicht unterdrücken.

Auf S. 68 erklärt er die Bedeutung des Wortes *min frou* recht gut; es wurde dies nämlich als Anrede gebraucht, und „*Frau*“ bedeutet soviel als „*Herrin*“, war also durchaus von der Bedeutung entfernt, die das Wort jetzt hat, eine Bedeutung, die es durch die Minnesänger erhielt, indem sie es zunächst zur allgemeinen Bezeichnung des Geschlechts gebrauchten und dem „*Weib*“ entgegensetzten, das sie für weniger schön und edel ansahen. Ihnen haben wir es also zu verdanken, daß wir jetzt kein Wort

haben, das wir zur Anrede eines verheiratheten Frauenzimmers gebrauchen könnten, weshalb wir uns des französischen *Madame* bedienen müssen, da die Wendung „*gnädige Frau*“ nur bei den höhern Ständen gebraucht werden kann. Es ist dies eins der vielen, aber freilich auffallendsten Beispiele, wie wir selbst unsere reiche Sprache verborben und namentlich zum Ausdruck der gesellschaftlichen Beziehungen unbeholfen und arm gemacht haben. Leider ist das nicht mehr wahr, was einst der Dichter des „*Freidank*“ sagte:

Herr and Frau — sonst kenn' ich wenig Namen,
Die bis heute nicht in Schande kamen —

denn jetzt würden sich ja wol die meisten gebildeten Frauen, wenn auch mit Unrecht schämen, mit „*Frau*“ angedredet zu werden.

Eine zweite Bemerkung (S. 86) betrifft die Form, unter welcher die Ehe eingegangen wurde. Es ist allerdings, namentlich heutzutage, wo die Frage, ob kirchliche Einsegnung zur Rechtsgültigkeit der Ehe nötig sei oder nicht, von Interesse, die frühern Anschauungen und Gebräuche zu kennen; nur hätten wir eben deshalb gewünscht, daß sowohl Scherr als Marbach, der diesen Gegenstand ebenfalls bespricht (S. 348), denselben etwas ausführlicher behandelt hätten. Sie sagen nämlich nur, daß im Nibelungenlied die Ehe noch ganz nach altgermanischem Recht, d. h. ohne Mitwirkung der Kirche, geschlossen wird. Allein es steht doch auch fest, daß bei den germanischen Heiden die Eingehung der Ehe nicht ohne religiöse Gebräuche stattfand, von denen sich noch in unsern Zeiten mancherlei Spuren erhalten haben. Nur scheint es, daß dieselben nicht unbedingt nötig waren, und daß eine Ehe auch ohne Beobachtung dieser Gebräuche rechtsgültig geschlossen werden konnte. Es werden daher wol wie bei den alten Indiern mehrere Formen der Ehe bestanden haben. *) Es ist freilich sehr wahrscheinlich, daß die religiösen Gebräuche, die bei der Eingehung der Ehe stattfanden, nur den Zweck hatten, die Götter für das Brautpaar gnädig zu stimmen; daß die Gültigkeit der Ehe dagegen von der öffentlichen Erklärung vor mehr oder weniger Zeugen und vornehmlich von dem darauffolgenden Beilager abhängig war: eine Ansicht, die auch in mehreren Gegenden des nördlichen Deutschland, vielleicht auch in andern zu gelten scheint, da man die Braut nicht schon nach der kirchlichen Einsegnung, sondern erst nach der Hochzeitnacht als Frau begrüßt.

Die dritte Bemerkung endlich, die wir noch machen wollen, bezieht sich auf die Note zu S. 121, in welcher es buchstäblich heißt: „Man leitet, wie jedermann weiß, das Wort „*Pfaffe*“ von den Anfangsbuchstaben der Worte *pastor fidelis animarum fidelium her*. Ob mir Recht?“

*) Die Anmerkung des Uebersetzers auf S. 48, in welcher er „das Bräutige, Klaffende in der Form des Nibelungenliedes“ in der oben angeführten Episode von Siegfried's frühern Abenteuern tadelt, ist durch die obige Ausführung vollständig entkräftet. Ebenso ungeeignet sind die weiteren Anmerkungen, die das Abweichen des Liedes von der alten Sage bedauern. Der Dichter hat eben abweichen wollen und hat ganz recht daran gehabt, da er nicht für die Mythologen des 19. Jahrhunderts geschrieben hat. Es ist ganz etwas anderes, ob man das Gedicht zu mythologischen Forschungen gebrauchen will oder es als ein Gedicht ansieht. Offenbar hatte Scherr zunächst nur letztere Absicht, und er hat den Kunstgenuß durch seine unzeitigen Bemerkungen daher nicht wenig verkümmert.

*) Das Geschlecht Manns erwähnt deren acht, unter welchen die sogenannte Gandhara-Verehe, von welcher die indischen Märchen so oft berichten, nur auf gegenseitiger Einwilligung des Mannes und des Mädchens und sofortiger Vollziehung der Ehe beruhte, eine Form, die sich häufig genug in den italienischen Novellen erwähnt findet, und die noch in manchen Gegenden Deutschlands besteht, wo die Ehe sogar erst oft nach der Geburt eines Kindes öffentlich geschlossen wird.

liebes einige Anhaltspunkte; er konnte sich darauf berufen, daß einzelne Handschriften weniger Strophen enthielten als andere, und konnte den Schluß ziehen, daß, wenn diese Strophen als spätere Zusätze anzusehen seien, auch die kürzeste Handschrift solche Zusätze enthalten könne. Er konnte durch genauere Betrachtung der wirklichen Zusätze und ihrer Form, ihrer Sprache, ihres Inhalts, ihrer Tendenz zu ermitteln suchen, welche Strophen in der kürzesten Fassung den nämlichen Charakter hätten und daher süglich auch als Zusätze anzusehen seien. So unrecht er auch hatte, diesen Weg einzuschlagen, wie jetzt auch ziemlich allgemein anerkannt wird, so hatte er doch, wie gesagt, einigen Grund für sein Wagniß. Nicht so die Bearbeiter der Gudrun, welche offenbar keinen andern Grund für ihr Unternehmen hatten als den merkwürdigen Schluß: „Weil das Nibelungenlied von spätern Umarbeitern Zusätze erhalten hat und es eigentlich nur aus einer Reihe von unzusammenhängenden Liedern besteht, so muß es auch bei der Gudrun, überhaupt bei allen volksthümlichen Gedichten des Mittelalters sich so verhalten.“ Es ist schon gewagt, die Sprache der Handschrift in das Mittelhochdeutsche umzusetzen, wie schon vor den drei genannten Gelehrten Ziemann und Wolflmer gethan haben, weil nichts dafür bürgt, daß der Dichter in diesem oder jenem Jahrhundert, in diesem oder jenem Theile Deutschlands gelebt, die Mundart seiner Heimat mehr oder weniger in seiner Dichtung hat hervortreten lassen. Aber es läßt sich doch jenem Beginnen gegenüber einigermaßen rechtfertigen, weil die Sprache und der Inhalt des Gedichts, wie es uns vorliegt, mancherlei Anhaltspunkte gewähren.

Wie das Nibelungenlied hat auch die Gudrun Uebersetzer gefunden. San-Marte (Schulz) hat sie mehr umgeschrieben als übertragen; Blönnies hat sie nach seinem willkürlich geformten Text übersetzt; treu sind dagegen die Uebersetzungen von Adalbert Keller und Simrock, welche auch formell alle Anerkennung verdienen. Aus neuester Zeit haben wir folgende zu erwähnen:

5. Gudrun. Altdeutsches Heldengedicht neudeutsch bearbeitet von A. Bacmeister. Reutlingen, Palm. 1860. 16. 12 Mgr.

Wie der Titel schon angibt, ist auch dies eine nach subjectiven Ansichten abgefaßte Bearbeitung. Der Uebersetzer sucht den Weg, den er eingeschlagen, im Vorwort zu rechtfertigen. So lange, sagt er, aus diesem Gedicht, das in einer einzigen unzuverlässigen und verderbten Handschrift aus dem spätesten Mittelalter enthalten sei, die wissenschaftliche Kritik nicht einen ganz gesicherten Text als den ursprünglichen herzustellen vermöge, so lange bleibe jedem das Recht, von innern Gründen geleitet, ein Ganzes herzustellen, das unserer Zeit und unserm Leserkreis einen harmonischen Eindruck und eine Ahnung von der verlorenen Herrlichkeit hervorrufen könne. Allerdings verhält es sich mit einer neuhochdeutschen Bearbeitung anders als mit einer Ausgabe des Textes. Wenn wir für diese möglichst strenges Festhalten an der Quelle für unbedingt nothwendig halten und Abweichung von derselben nur aus klaren kritischen Gründen gestattet werden kann;

so sehen wir keinen Grund ein, warum ein neuer Dichter das Vorbild selbständig nicht sollte verarbeiten dürfen, wobei es ihm ganz anheimgestellt sein muß, von dem ursprünglichen Text so viel und so wenig zu behalten, als er es für gut findet. Er entwickelt dabei eine poetische, nicht eine kritische Thätigkeit, und er steht bei allen Veränderungen und Umgestaltungen, die er an dem Original vornimmt, ebenso sehr in seinem Recht, als Schiller bei der Bearbeitung der „Turandot“ von Gozzi und hundert andere Dichter in ähnlichen Verhältnissen. Wenn wir daher die Rechtfertigung Bacmeister's durchaus nicht könnten gelten lassen, wenn er eine Uebersetzung hätte geben wollen, so ist sie dagegen vollständig anzuerkennen, da er uns eine Bearbeitung vorlegt; nur hätte er, um jegliches Mißverständniß zu verhüten, seinen Standpunkt schärfer bezeichnen sollen.

Diese besteht wesentlich darin, daß eine sehr große Zahl von Strophen weggelassen ist, wol die Hälfte oder mehr. Es scheint, daß Bacmeister hierbei ganz selbständig verfahren ist und weder sich durch Ettmüller noch durch Müllenhof oder Blönnies hat leiten lassen. Aufzufallen ist, daß er den ersten Theil des Gedichts, welcher Hagen's und Hilden's Geschichte berichtet, nicht mitgetheilt hat, dagegen den zweiten, welcher die Geschichte Hagen's und Hettel's erzählt; denn offenbar gehört dieser ebenso wenig zum eigentlichen Gedicht der Gudrun als der erste. Eine rein künstlerische Auffassung hätte vor allem auch die Auslassung dieses zweiten Theils erfordert. Wir wollen darüber mit dem Bearbeiter zwar nicht rechten, denn auch dieser zweite Theil enthält viel Treffliches und bildet ein abgeschlossenes Ganzes für sich. Allein es gilt dies auch von dem ersten Theile. Wahrscheinlich hat ihn Robertstein's Bemerkung bewogen, den Abschnitt zu übergehen, welcher vermuthet, daß dieser Theil, nach seinem mehr märchenhaften Inhalt und seiner Darstellung zu schließen, nicht auf heimischer, im Volksgefang lebender Ueberlieferung beruhte, während nach seiner Uebersetzung die beiden andern Theile sicher echte Volkslieder wenigstens zur Grundlage hatten. Entschieden tadeln möchten wir aber, daß Bacmeister den dritten Theil nicht als abgeschlossenes Ganzes behandelt und daß er ihn daher mit einer Strophe begonnen hat, die sich ihrem Wortlaute nach an eine frühere anschließt, während sie doch nicht einmal mit dem Ende des zweiten Theils im Zusammenhange steht.

Was die Bearbeitung der einzelnen Strophen betrifft, so ist die Sprache beinahe durchgehends würdig und oft wirklich poetisch. Ohne sich wörtlich an das Original zu halten, was er als Bearbeiter nicht nöthig hatte, hat er dessen Sinn doch meist richtig, wenn auch in freier Auffassung wiedergegeben. Er ist vom Versmaß insofern abgewichen, als er die Verse nicht nach Hebungen, sondern nach Silben gemessen hat, was wir, wie schon gesagt, nicht billigen können, und zwar aus folgendem Grunde bei der Gudrun noch viel weniger als bei dem Nibelungenlied. In jener hat nämlich (mit allerdings ziemlich zahlreichen Ausnahmen) die zweite Hälfte einer jeden

Besteile fünf Hebungen (das Nibelungenlied hat deren vier), was schon im Original beinahe störend wirkt, weil es doch ein zu großes Mißverhältniß zu den übrigen Verhältnissen bewirkt, die nur drei Hebungen haben. Doch wird dies Mißverhältniß dadurch bedeutend geschwächt, daß oft die fünf Hebungen mit weniger Sentenzen verbunden sind, während hingegen die drei Hebungen der übrigen Verhältnisse eine größere Zahl von Sentenzen haben. Im rein iambischen Rhythmus kann natürlich eine solche Ausgleichung nicht stattfinden, sodas das Mißverhältniß nicht aufgehoben wird, sondern unser an Regelmäßigkeit des Rhythmus gewöhntes Ohr vielfach verlegt.

Bald nach der Sudrun ließ Bacmeister die Bearbeitung eines zweiten alten Gedichts erscheinen, durch welche es wenigstens ebenso verdient gemacht hat, als durch die Erneuerung jenes Epos:

6. Freidank's Bescheidenheit. Spruchsammlung aus dem 13. Jahrhundert. Neubearbeitung bearbeitet von Adolf Bacmeister. Stuttgart, Palm. 1861. Gr. 16. 16 Mgr.

Das Vorwort verbreitet sich in gebrügten, aber scharfen Jagen und hinlänglich erschöpfend über alles, was der Leser zu wissen nöthig hat. Es berichtet zuerst, wie ich in der Blütezeit der mitteldeutschen Literatur neben dem großartigen Volksepos, dem ritterlichen Kunsteos und dem Minnegefang oder der höchsten Lyrik auch die wichtige Poesie in reicher Fülle entfaltete, die ihren Sitz nicht im Adel oder in der Geistlichkeit, sondern im Volksstand hatte. Diese strebte, wie weiter gezeigt wird, die Bescheidenheit des Volks in feste Form und künstlerischen Ausdruck zu bringen, d. h. das, was seit uralten Zeiten als gemeines Erbgut der nationalen Masse, in Spruch und Sprichwort, in Räthsel, Märchen, Fabel u. s. w. niedergelegt war und von Mund zu Mund ging. Eine solche Sammlung, und zwar die erste, ist „Freidank's Bescheidenheit“^{*)}, welche man so hoch achtete, daß man sie die „weltliche Bibel“ nannte. Ueber den Verfasser oder Sammler herrscht noch Dunkelheit; die größten Kenner des deutschen Mittelalters weichen in ihren Ansichten ab. Wilhelm Grimm, dem wir eine vortreffliche Ausgabe der Sammlung verdanken, hält den großen Walther von der Vogelweide für den Verfasser; Franz Pfeiffer, der durch seine gründlichen und geistreichen Forschungen neues Leben in die Geschichte der ältern Literatur bringt, ist der Ansicht, daß der Sammler wirklich Freidank geheißten und den Vornamen Bernhard gehabt habe; daß ein Bernhard Freidank wirklich existirt habe, darüber kann kein Zweifel bestehen, da urkundlich nachgewiesen werden kann, daß noch im 15. Jahrhundert zu Treviso das Grabmal eines solchen zu sehen war. Ob aber dieser Bernhard Freidank wirklich der Verfasser unsers Gedichts war, läßt sich doch auch gar nicht beweisen; die Ähnlichkeit des Namens, die nicht einmal vollständig ist, da der Verfasser im Gedicht nicht auch Bernhard heißt, ist ein zu schwacher Grund,

als daß man aus demselben einen so wichtigen Schluß ziehen könnte. Wenn man auch zugeben wollte, daß Freidank der wahre Name des Verfassers sei, so würde hierdurch noch keineswegs festgestellt, daß es jener Bernhard gewesen sein müsse, da noch andere dieses Namens erwähnt werden. So berichten die lateinisch geschriebenen colmarer Annalen aus dem 13. Jahrhundert von einem fahrenden Sänger Frydankus, der „anmuthige deutsche Verse verfasste“; Rudolf von Ems zählt im „Wilhelm von Orlens“ einen „Meister Freidank“ zu den bessern Dichtern seiner und der vorhergehenden Zeiten. Aber es scheint uns aus einem bis dahin, soviel wir wissen, noch unbeachteten Grunde, daß der Name Freidank im Titel der Sammlung nicht der des Verfassers sein kann. Es haben nämlich die Dichter des Mittelalters ihren Namen niemals dem Titel ihrer Dichtung beigegeben, sondern sich ohne Ausnahme erst am Ende derselben genannt. Es wäre eine ganz unerhörte Abweichung von der allgemein herrschenden Sitte, wenn sich der Verfasser der Sammlung schon in den Titelnworten zu erkennen gegeben hätte; es liegt aber kein Grund vor, eine solche Seltsamkeit anzunehmen; denn eine Seltsamkeit wäre es ohne Zweifel gewesen. Daß Rudolf von Ems dennoch einen Meister Freidank erwähnt, und in diesem ohne Zweifel den Dichter der „Bescheidenheit“ meint, beweist noch nicht, daß es wirklich einen Dichter dieses Namens gegeben habe. Der Verfasser der Sammlung wollte unerkannt bleiben^{*)} und gab daher ihrem Titel eine solche Wendung, daß man das erste Wort desselben für einen Namen ansehen, zugleich aber auch als ein einfaches Substantiv (Freidanker) erklären konnte. Da er aber wirklich unerkannt blieb, so geschah es leicht, daß man sich verführen ließ, das Wort Freidank für den Namen des Dichters zu halten. Aus der ganzen Haltung des Gedichts ergibt sich aber, daß der Verfasser, wenn er sich wirklich verbergen wollte, keinen bessern Namen wählen konnte, da sich im ganzen Gedicht die freie Gesinnung des Dichters in kirchlicher wie in politischer Beziehung auf das entschiedenste ausspricht.^{**)} Wenn wir auch in diesem Punkte von Bacmeister abweichen, der an dem Bernhard Freidank Pfeiffer's fest-

^{*)} So sagt er an einer Stelle seines Gedichts:

Sagt' ich die Wahrheit allezeit,
Ich fände manchen Widerreit;
Das muß ich oft im stillen klagen,
Man kann zu viel des Wahren sagen;
Sagt' ich, was ich weiß, nur halb den andern,
Muß' ich bald auf fremdem Boden wandern.

^{**)} Nur zwei Sprüche zum Beweise, die man im 13. Jahrhundert kaum für möglich halten sollte:

Keines Fürsten Name fällt mir bei,
Der ein Fürst von Gottes wegen sei.
Es soll nach Recht und Zug abwägen
Der Papst den Fluch und auch den Segen;
Sein Schwert wird schneiden um so daß,
Führt er's mit Recht und ohne Haß.
Zwei Schwerter in einer Scheide
Verderben leichtlich beide;
Geführt ihn nach ird'schem Reich,
Verdirbt zwei Schwerter er zugleich.

^{*)} Das Wort hat natürlich einen ganz andern Sinn, als das jetzige „Bescheidenheit“; es kommt von bescheiden, Bescheid geben, und bedeutet aber so viel als Unterwerfung, Bekehrung.

hält, so stimmen wir dagegen in allem Uebrigen mit ihm überein. Namentlich sind wir mit der Charakteristik, die er von der „Bescheidenheit“ entwirft, vollkommen einverstanden; sie ist ebenso richtig als gut ausgeführt.

Freidank entfaltet seine Art nach zwei Seiten hin. Einerseits sammelt und formt er jene Weisheit seines Volks^{*)}, und dabei tritt die Persönlichkeit des Dichters bescheiden hinter den überlieferten Stoff zurück. Eine ziemliche Anzahl seiner Sprüche sind aus der Bibel, einige wol auch aus andern fremden Quellen entlehnt, bei noch viel mehreren wird sich nie genau bestimmen lassen, wie viel dem Dichter, wie viel der Ueberlieferung gehört; nur möge nicht jeder Spruch, der eines andern Volkes Echo scheint, gleich auch als wirklich entlehnt gelten. Was im Sprichwort seinen Ausdruck findet, ist der einfache gesunde Menschenverstand, der geborene Mutterwitz, das praktische Sitten-gesetz, und diese sind in ihrem Metallwerth allen gebildeten Völkern gleich und gemeinsam, nur in ihrem Gepräge von den verschiedenen Nationen verschieden gestempelt. Mancher gute Spruch mag auch aus jener von der Geschichte nicht mehr erreichbaren Urzeit stehen geblieben sein, wo jetzt längst geschiedene Stämme noch in Einheit des Sinnes und der Sprache zusammenwohnten. . . . Ganz anders aber tritt uns Freidank entgegen in denjenigen Stellen, wo er selbst und selbständig mit dem überlegenen sichern Auge eines lächelnden Weisen über die Welt und Mitwelt hinblickt, und die Summe eines erfahrungsreichen Manneslebens in fürnigen Sätzen für die Nachwelt auswirft. Herz-erfreuend vor allem ist der freie, warme Sinn, mit dem er deutsches Recht und deutschen Brauch und deutsche Nationalität versteht und über alles stellt, wo sie mit andern Gewalten zusammenstößt. Wie die Westeuropa seinerzeit und wie alle wahrhaftigen Classiker deutscher Nation ein ganzer Schibelline, hat er erkannt und spricht es aus, daß unser Volk in sich selbst nur sein Recht und seine Kraft trägt und von jenseit der Berge, von Welsischem Dichten und Trachten nur Unheil und Schande zu hoffen hat.

Wer nur einigermaßen mit den Dichtungen Walther's von der Vogelweide vertraut ist, wird leicht bemerken, daß diese Charakteristik auch vollkommen auf ihn paßt, und daß es daher nahe liegt, in diesem größten Lyriker des Mittelalters den Verfasser der „Bescheidenheit“ zu suchen und zu finden.

Das Gedicht fand im ganzen Mittelalter die lebhafteste Anerkennung; Rudolf von Ems erwähnt ihn nicht nur rühmlich in seinem „Wilhelm“, wie schon angedeutet wurde, er widmet ihm auch im „Alexander“ eine längere Stelle, die wir nach Bacmeister's Uebersetzung mittheilen, da sie die Tendenz des Gedichts ganz vortreflich zeichnet:

Die Thorheit strafen und den Spott,
Die Welt erkennen, lieben Gott,
Des Leibes und der Seele Heil,
Weltlicher Ehren einen Theil
Hat in des Lebens kurzen Tagen
Kunstvoll gelehrt zu erjagen
Der sinnreiche Freigebant,
Dem ohne Falsch und ohne Want
Gehorsam jedes Wort erklang,
Was er in deutscher Zunge sang.

Während die meisten Dichtungen des 12. und 13. Jahrhunderts am Ende des Mittelalters in völlige Vergessenheit gerathen waren, blieb der „Freidank“ fortwährend in hoher Achtung, sodaß Sebastian Brandt im Jahre 1508 eine der Sprache seiner Zeit angepasste Ausgabe veran-

^{*)} Bacmeister hatte sie nämlich früher als „Weisheit auf den Gassen“ bezeichnet.

staltete, von der im Jahre 1583 die achte Auflage erschien. Im 17. Jahrhundert verschwand die Erinnerung an die ältere Literatur beinahe vollständig; erst im 18. Jahrhundert wurden wieder zwar schwache, aber immerhin sehr dankenswerthe Versuche gemacht, dieselbe aus der Vergessenheit zu ziehen, was freilich erst gelingen konnte, nachdem Jakob Grimm seine Meisterwerke geschrieben hatte. Unter den vielen Dichtungen des Mittelalters, welche durch den Druck verbreitet wurden (worunter freilich viele sind, die füglich ungedruckt hätten bleiben können), war auffallenderweise der „Freidank“ nicht eine der frühesten; er wurde erst im Jahre 1834 von Wilhelm Grimm herausgegeben; eine zweite Auflage, die er vorbereitet hatte und die gewiß manchen neuen Aufschluß gegeben hätte, wurde durch seinen unerwarteten Tod verhindert. Soviel wir wissen, hat Bacmeister die erste Uebersetzung des Gedichts geliefert, was um so mehr auffallen muß, als vielleicht kein anderes geeignet ist, allgemeinere Verbreitung zu gewinnen. Daß Bacmeister eine Uebersetzung in die neuere Sprache unternommen hat, ist daher sehr verdankenswerth; sie wäre es, wenn sie auch weniger gelungen wäre, als es der Fall ist. Wir bedauern daher aufrichtig, daß er nicht das Ganze, sondern ungefähr nur die Hälfte mitgetheilt hat; denn auch unter dem, was er ausgelassen, befindet sich mancher köstliche Spruch, den wir ungern vermissen.

Wie die volkstümlichen Dichtungen des Mittelalters, so haben auch die höfischen vielfache Uebersetzer gefunden; daß unter diesen Wolfram's „Parzival“ nicht zurückblieb, versteht sich wol von selbst, da dieses Gedicht bei einer nicht geringen Anzahl von Gelehrten und Nichtgelehrten schwärmerische Bewunderung erweckt hat. Obwol wir diese nicht theilen, so sind wir doch keineswegs so sehr von Vorurtheil befangen, daß wir nicht die hohen Vorzüge des großen Dichtwerks und somit auch die Berechtigung einer Uebersetzung anerkennen sollten. Wir wollen unsere Leser mit der uns vorliegenden bekannt zu machen suchen:

7. Parzival. Rittergebiht von Wolfram von Eschenbach. Aus dem Mittelhochdeutschen zum ersten male übersetzt von San-Marie (Albert Schulz). Zweite verbesserte Auflage. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1858. 8. 4 Thlr.

Die erste Auflage, welche zugleich die Uebersetzung der übrigen Dichtungen Wolfram's und eine Darstellung von des Dichters Leben und Werken enthielt, erschien unter dem Titel: „Leben und Dichten Wolfram's von Eschenbach. Herausgegeben von San-Marie“ (Magdeburg 1836—41). Obgleich der Uebersetzer schon damals Lachmann's kritische Ausgabe benutzen konnte, so war die Uebersetzung doch mit mancherlei und darunter großen Schwierigkeiten verbunden, die nicht sowol in der Sprache lagen, wennschon auch diese solche darbietet, als vielmehr in der Eigenthümlichkeit des Dichters, dessen Neigung zum Ungewöhnlichen und Mystischen das Verständniß seiner Dichtungen oft sehr erschwert. Es war daher nicht zu erwarten, daß der erste Versuch, Wolfram's Dichtungen zu übersetzen (denn von San-Marie hatte sich noch niemand an die schwierige

Aufgabe gewagt) nichts zu wünschen übrig ließ. Nicht jedem hatte er die Schwierigkeiten mehr umgangen als wirklich bezeugt, oft sogar war er vom Text ganz abgewichen und hatte denselben entweder verkürzt oder erweitert. Bei allen ihren Mängeln war jedoch die Uebersetzung immerhin eine sehr dankenswerthe Gabe, und daß sie auch Anerkennung fand, dafür bürgt, daß jetzt, freilich erst nach mehr als zwanzig Jahren, eine neue Auflage nöthig wurde. Unterdeß war Simrock's Uebersetzung erschienen, die freilich nach ganz andern Grundsätzen gearbeitet war, da Simrock vorzüglich danach strebte, die eigenthümliche Darstellungsweise Wolfram's mit möglichst treue wiederzugeben, und daher von der mittelhochdeutschen Sprache alles beibehielt, was sich noch einigermaßen verstehen ließ. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, ist Simrock's Uebersetzung ein wahres Meisterwerk, aber ob er dadurch das Gedicht dem modernen Publikum nahe genug gebracht hat, daß es dasselbe auch, wie will nicht sagen verstehen kann, sondern daß es ihm einen wirklichen Genuß darbietet, möchte wol zu bezweifeln sein. Es ist nämlich nicht zu leugnen, wie schon San-Marie in der Vorrede zur ersten Auflage bemerkte, daß der Genius der heutigen Sprache von dem der alten wesentlich verschieden ist, und daß, wenn uns auch aus ihr ein verwandter Geist entgegenweht, er uns doch weit weniger nahe steht, als wir auf den ersten Anblick vermehren. Die nämlichen Wörter haben häufig ihre alte Bedeutung gänzlich verloren oder doch geändert, und der Gebrauch derselben in einer neudeutschen Uebersetzung muß daher einen ganz falschen oder wenigstens schiefen Sinn geben: viele alte Ausdrücke erscheinen uns naiv, scherzhaft oder roh, ohne daß sie es in der That sind, und es muß daher ihre Anwendung dem Original eine ganz falsche Färbung geben. San-Marie scheint uns daher ganz im Rechte zu sein, wenn er bei seiner zweiten Bearbeitung Simrock's Vorgang nicht befolgt hat; aber er ist dabei keineswegs so eigenwillig gewesen, ihn ganz unbenutzt und unberücksichtigt zu lassen; vielmehr hat er von Simrock gelernt, sich dem Texte genauer anzuschließen und ihn so getreu wiederzugeben als es geschehen konnte, ohne dem Charakter und dem Wohlklang der heutigen Sprache Gewalt anzuthun. Zwar ist die neue Bearbeitung noch keineswegs vollkommen, aber sie hat gegen die erste unendlich gewonnen, und man wird an ihrer Hand auf angenehme Weise in das Verständniß des tiefen Dichters geführt. Dazu trägt auch die Einleitung wesentlich bei, die sich über alles verbreitet, was dem Leser zu wissen nöthig ist, um bei der Lectüre des Gedichts den richtigen Standpunkt einzunehmen. Sie zerfällt in fünf Abschnitte: „I. Wolfram von Eschenbach und sein Zeitalter“; „II. Gegenstand der Dichtung. Subjectivität der Dichter“; „III. Lehenswesen. Ritterthum“; „IV. Adel“; „V. Hierarchie. Christenthum und Heidenthum“.

Es läßt sich jedoch aus diesen Ueberschriften der volle Inhalt der einzelnen Abschnitte nicht erkennen, da er weit umfassender ist, als es aus ihnen hervorzugehen scheint und der Verfasser viele Punkte ausführlicher behandelt

oder doch überflüssig berührt, die in dem Vorlaute der Ueberschriften nicht liegen. Wir können in das Nähere nicht eingehen, halten es aber für unsere Pflicht, zu bemerken, daß der Leser in dieser 83 Seiten langen Einleitung vielfache Belehrung finden wird.

Der Uebersetzer hat ferner für das materielle und künstlerische Verständniß der Dichtung nicht wenig dadurch gesorgt, daß er ihr (auf 40 Seiten) eine ausführliche Uebersicht des Inhalts beifügte, durch welche man in den Stand gesetzt wird, einerseits den massenhaften Stoff leichter zu überschauen, den der Dichter behandelt hat, andererseits die künstlerische Anordnung desselben zu begreifen, die selbst bei wiederholtem Lesen als willkürlich und planlos erscheinen mochte. Endlich sind dem Ganzen Anmerkungen beigelegt, die manches Unbekannte erklären, manches Dunkle aufklären. Am wichtigsten sind natürlich diejenigen, in denen San-Marie auf die Bedeutung des Gedichts selbst eingeht; so gern wir aber darauf eingehen möchten, müssen wir uns des Raums wegen darauf beschränken, den Leser auf dieselben zu verweisen, wobei wir jedoch die Bemerkung nicht unterlassen können, daß San-Marie, wie Göschel in seiner Schrift „Die Sage vom Parival und vom Gral“ (Berlin 1855), weit mehr in das Gedicht legt, als wirklich darin liegt. 3.

Aufzeichnungen eines deutschen Diplomaten.

Mein Tagebuch. Auszüge aus Aufzeichnungen der Jahre 1811—61, zusammengestellt von Franz Freih. von Andlaw. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1862. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Wenn ein Mann von entschiedener Parteilichkeit, nachdem er vom öffentlichen Schauplatz und aus seinem Wirkbereich zurückgetreten ist, dem Publikum aus seinen persönlichen Erlebnissen dasjenige mittheilt, was er für werthvoll erachtet, so ist dies immerhin ein Beweis von Vertrauen auf die Unverfälschtheit der öffentlichen Würdigung seiner persönlichen Uebersetzungen, welche dem etwaigen Widerspruch gegen deren Voraussetzungen sicherlich eine achtungsvolle Zurückhaltung auslegt. Die „Erinnerungsblätter aus den Papieren eines Diplomaten“, welche vor wenigen Jahren erschienen, wurden in diesem Sinne auch von derjenigen literarischen Kritik, welche mit den Grundsätzen, auf denen sie beruhten, nicht übereinstimmte, nach ihren Vorzügen vollständig anerkannt. Diese Vorzüge zeichnen das vorliegende Werk noch im höhern Grade aus; man fühlt ihm an, daß sich dem Verfasser viele Begegnungen und Anschauungen seines reichbewegten Lebens seit damals noch klarer und objectiver gestaltet haben, dadurch in der Darstellung an Milde gewonnen, ohne an Frische zu verlieren, und uns solchermaßen wirklich ein Höhenbild aus den Beobachtungs- und Begegnungskreisen eines einflussreichen mittelstaatlichen Diplomaten bieten. Der Verfasser hat unserm Gracchus formell das Ziel vollständig erreicht, welches er seiner Veröffentlichung steckt, indem er sagt: „Ich habe es hier versucht, die Mitte zwischen einer Selbstbiographie und rein objectiv gefärbten Bemerkungen haltend, eine Art von Memoiren zu schreiben, welche in gefälliger Form verschiedene Abschnitte meines Lebens, chronologisch geordnet, umfassen sollen. Ich nannte diese Aufzeichnungen: „Mein Tagebuch“, weil sie wirklich abgekürzt das Wesentliche dessen enthalten, was ich seit nun 50 Jahren in mein Journal eingetragen. Anfangs nur für meine Verwandten und einen engeren Kreis von Freunden bestimmt, erscheinen sie nun gedruckt. Ich aber wünschte, alle meine Bekannten, hätten sie Lust und Ge-

schild dazu, schreiben Bücher dieser Art; sie würden, je nach ihrer individuellen Anschauung und ihrem Standpunkte, das Gelebte beleuchten, und aus der Zusammenstellung wie bei der Vergleichung dieser verschiedenartigen Auffassungen ließe sich ein anziehendes Zeitbild entwerfen. Leser, welche zwischen den Zeilen zu errathen wissen, werden manche scheinbare Lücken ausfüllen können. Lesern aber, welche etwa finden, daß ich zu viel des Verschiedenartigen angehäuft, antworte ich mit Goethe's Worten:

Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen,
Es suche jeder sich das Seine aus."

Die ersten drei Abschnitte von der Geburt des Verfassers 1799 bis zum Jahr 1815 reichend, schildern uns die Familienverhältnisse des vornehmen Vaterhauses mit einzelnen am Knaben mehr äußerlich vorübergehenden Ereignissen und Persönlichkeiten der von Napoleon beherrschten Zeit. Großherzog Karl Friedrich, Gebel, Eckhart, badische Markgrafen, Kaiser Alexander, Metternich, Schwarzenberg schreiten in raschen Begegnungen vorüber. Die folgenden neun Jahre verbrachte Hr. von Andlaw theils auf den Universitäten Freiburg, Landshut und Heidelberg, theils auf Reisen durch Süddeutschland, Italien, Frankreich und England, zu denen sich ihm durch die aristokratische Stellung seiner Familie und deren verwandtschaftliche Beziehungen die Gelegenheit in bequemster Weise ergab. Dadurch ist aber dieser Abschnitt seines Lebens von den damaligen Bewegungen der Geister in Deutschland fast vollkommen abgewandt und die hier und da einfließenden Bemerkungen darüber scheinen mehr einer romantischen Reflexion, als dem unmittelbaren Eindruck des Selbst erlebten anzugehören. Bereits mit dem Jahre 1824 trat Hr. von Andlaw in seine Beamtenlaufbahn ein, die ihn sofort in das Bereich des auswärtigen Amtes brachte und dem Hofe des Großherzogs Ludwig näher stellte. Schon damals war er auch in engerer Beziehung zu dem Fürsten Metternich, dessen Hofhalt auf dem Johannisberge eine wesentlich interessante Episode bildet. Das Jahr 1826 brachte Andlaw als Attaché der großherzoglichen Gesandtschaft nach Wien und hier erhalten wir eine höchst interessante Skizze von der Persönlichkeit des Generals Lettenborn, welcher damals Chef der badischen Gesandtschaft war und bekanntlich 20 Jahre lang blieb. Beim Tode des Großherzogs von Baden aus Wien abberufen, fand Hr. von Andlaw in Karlsruhe selbst mannichfache Veränderungen, die er wenigstens flüchtig berührt, indem er, zu einer besondern Mission nach Paris berufen, im Heimatland und den kaiserlichen Kreisen einige Wochen verweilt. Er hatte die seltsame Aufgabe, als Legationrath dem achtzigjährigen badischen Gesandten in Paris, den man nicht entfernen wollte, zur Seite zu stehen, zugleich aber auch ohne dessen Vorwissen bei dem damaligen Ministerpräsidenten Polignac beglaubigt zu werden. Aber mit seiner Reise trifft er mitten in die Julirevolution hinein; ohne eigentliche Beschäftigung kann er desto ungestörter beobachten. Allein gerade diese Periode bearbeitet er, wie er selbst sagt, nicht nach einem Tagebuche. So gehören die Neußerungen über die ersten Wochen des neuen Frankreich erst einer späteren Zeit an, und nur etwa die Mittheilungen über das Verhalten des diplomatischen Corps erscheinen von hervorragendem Interesse. So erzählt er: „Einige Gesandten, unter andern auch Graf Apponyi, waren abwesend, andere unsichtbar geworden. Als man sich endlich wieder zusammensand, wurde berathschlagt, was zu thun sei. Hier war es nun Pozzo di Borgo, der Vertreter Rußlands, welcher dem Vorschlage des Gesandten des damals in Europa einzigen nicht legitimen Monarchen, von Schweden, entgegentrat. Edvenhielm wollte nämlich, daß die bei Karl X. und nicht bei Ludwig Philipp beglaubigten Repräsentanten auch erstem folgen sollten. Der alte ritterliche Graf, in dessen Armen Gustav III. das Leben ausgehaucht hatte, wurde überstimmt, und die Mehrzahl beschloß, den Lauf der Begebenheiten abzuwarten. Die Hauptfrage für die Gesandten blieb aber immer: ob und wie von ihnen zuerst wieder bei der neuen

Regierung accreditirt oder abberufen werden würde; sie mußten jedoch ihren Höfen weitere Entschliebung überlassen. Ich sah Werther (Preußen), Pfessel (Baiern), Könneritz (Sachsen), Hagel (Holland), Rumpf (Hamburg) u. a. m. Sie waren je nach ihren persönlichen Ansichten mehr oder minder verstimmt, alle fanden sich aber unbehaglich, und es war jedenfalls eine traurige Genugthuung, wenn manche auf den von Polignac verschmähten Rath hinwiesen, den sie, das Gewitter zu beschwören, ertheilt haben wollten. Wenn alle auch nicht geradezu den Umschwung beklagten, so sahen sie doch die Frage der Zukunft in einer nicht zu enträthselnden Weise verwirrt. ... Von dem betäubenden Treiben im Innern wendete man sich endlich wieder der Außenwelt zu. Viele, und nicht nur die Unzufriedeneten, wünschten einen allgemeinen Krieg, um sich dem Heilighen der Lage zu entziehen. Ludwig Philipp theilte diese Ansicht nicht; ihm war vor allem daran gelegen, sich in den friedlichen Besitz der Errungenschaften zu setzen, und mit Jubel wurde von seinen Anhängern die Anerkennung begrüßt, welche England dem Fürstenthum zugeschieden sich beilegte. Das londoner Cabinet, auf Karl X. zürnend, der es wagte, Algier ohne seine Erlaubnis zu erobern, hoffte in den Drifanten gefügigere Verbündete zu finden, und täuschte sich nicht. Diefem Beispiele folgten allmählich die europäischen Mittelstaaten, dann kamen Preußen und Oesterreich, jügend endlich auch Ausland: das Zeitalter der „faits accomplis“ hatte begonnen!"

Mit diesen letzten Worten bezeichnet der Verfasser, wenn auch vielleicht ohne Absicht, daß auch für ihn die Zeit begann, deren Entwicklungen er, seinem ganzen Wesen nach und den durch seinen Lebensgang bedingten Anschauungen zufolge, fortan mit einem gewissen Gefühl der innern Opposition entgegenstand. Ohne dem König der Franzosen vorgestellt zu sein, kehrte er nach Karlsruhe zurück, um nach einer fast zweijährigen Abwesenheit in seine früheren Verhältnisse zu Wien wieder einzutreten. Bis zum Jahre 1836 treten die Schilderungen der Stellung Oesterreichs zu der neuen Zeit mit dem Fürstencongreß in München, dem bekannten Ministerialconferenzen, sowie den Monarchenconferenzen in Teplitz und Prag neben vielen Personalschilderungen als bemerkenswerthe Momente des Buchs hervor. Mit der Ernennung des Hrn. von Plittersdorf zum Minister in Karlsruhe verband sich die Berufung des Hrn. von Andlaw dorthin, wo er im Ministerium des Äußern mannichfache Verwendung fand, bis er als Geschäftsträger nach München ernannt wurde und dort von 1838—43 blieb. Ein reicheres Leben erschloß sich ihm jedoch mit der darauffolgenden Rückkehr nach Paris. Allein noch bemerkenswerthe Aufklärungen über politische Zeitverhältnisse, ja selbst über bedingende Stellungen historischer Persönlichkeiten, oder über irgendwelche engere Beziehungen der Vertreter Deutschlands zu den laufenden Dingen finden wir auch hier bloß sehr spärliche Andeutungen. Das Hauptgewicht ist auf die rein persönlichen, doch meistens ziemlich flüchtigen Begegnungen mit den politischen, künstlerischen oder sonstwie hervorragenden Zeitgenossen gelegt, deren Porträts allerdings mitunter in frappanter Beleuchtung vorüberziehen, doch aber meistens zu sehr als dissolving views erscheinen, um eine besondere Lebhaftigkeit des Interesses in Anspruch zu nehmen.

Als 1845 Lettenborn in Wien gestorben war, folgte ihm Andlaw in seinem Posten. Es ist ein offenes Geständnis, wenn er von Paris mit der Neußerung scheidet, daß er sich bezüglich der Zukunft Frankreichs „Betrachtungen hingegeben, welche sich später als ebenso viele Täuschungen erwiesen", indem er die dortigen Verhältnisse „in jeder Beziehung geordnet, nach allen Seiten hin als geklärt angesehen". Denn schon auf der Durchreise durch Deutschland überraschten ihn sozusagen die wieder beginnenden Gärungen und es erregte ihm keine Freude, als er nach einem Zeitraum von 11 Jahren Wien verhältnismäßig so wenig verändert wiederfand. „Es war immer dasselbe lebhaftes Treiben, dieselbe Eruugst und Gleichgültigkeit für Dinge, welche sich nicht innerhalb eines gewissen, eng gezogenen

Kraft zutragen. Dennoch konnte es einem schärfer beobachtenden Auge nicht entgehen, daß diese behagliche Ruhe nur oberflächlich war und sich in beinahe unscheinbaren Symptomen immer mehr eine tiefer gehende Mißstimmung zeigte, welche sich von den höchsten Girkeln bis auf die untern Volksschichten erstreckte. In der That war auch eine zwölfsjährige Regierung wie die des Kaisers Ferdinand nur in Oesterreich möglich; es bewegte sich eben die Maschine in herkömmlicher Weise fort, bis ein Impuls von außen sie zum Stillstand brachte." Doch auch dies bis 1848 fast die einzigen eingehenden Bemerkungen über die Schlussperiode der Metternich'schen Politik. Das folgende Kapitel schildert uns die österreichischen Revolutionsjahre theils aus eigener Anschauung, theils aus historischer Perspektive, in welcher sich allerdings die Parteianschauungen des Verfassers nicht verleugnen. Besonderer Aufmerksamkeit werth erscheint jedoch in diesem Abschnitte ein Brief Metternich's aus England (1849) an den Verfasser, welcher sich über die damaligen Zustände, namentlich Badens, ausdrückt. Befremdlich ist nun von 1851—56 Hr. von Andlaw an die Spitze der höchsten Gesandtschaft in Wien. Wir würden jedoch diese Auszüge des Buchs ungebührlich verlängern, wenn wir auch hier mit Auszügen seine an sich unzweifelhafte Anschauung von der Weltlage und dem herrschenden Geiste der Zeit zu belegen versuchten. Ueberhaupt treten gegen das Ende der Aufzeichnungen hin, welche sich bis 1861 erstrecken, die allgemeinen Betrachtungen hinter die persönlichen Begegnungen bedeutend in den Hintergrund. Immerhin ist es aber anzuerkennen, daß der Verfasser, wenn auch seine strengkatholische und conservative Anschauung nirgends verleugnet, doch ebenfalls nirgends in eine wirrige und declamatorische Anselndung der steigenden Zeitrichtung verfällt. Man nimmt aus dem Buche den Eindruck eines schlichten, abgeschlossenen, der Gegenwart nicht eben günstigen, keineswegs zelotischen oder absichtlich das Gute der nun Weltströmungen verkennenden Charakters mit hinweg; irgend verleugnet sich namentlich die seine Bildung, mit welcher der Beobachter an das Leben herantrat; nirgends vermißt man irgend die weitumfassenden Anschauungen, welche ihm ein selbstbewegtes Leben gegeben und welche vielleicht dem Staatsmann eines kleinen Staats, der die Strömung der Politik nicht beugt, sondern in ihren Wogen nur den klügsten Weg zu jenen hat, mitunter selbst nothwendiger sein mag, als dem mit klümmten Traditionen und genügenden Machtmitteln handelnden Vertreter einer bedingenden Großmacht.

Aurelio Suddrus.

Skizzen aus Detmold.

Aus vergangenen Tagen. Gesammelte Blätter von Karl Ziegler. Lemgo. 1862. 8.

Unscheinbare Bücher, klein an Umfang und vielleicht noch dazu dürftig ausgestattet, werden meist von der Kritik nicht beachtet, gerade so wie auch Menschen von unscheinbarem Wesen und unscheinbarer Kleidung im Leben auch wenig beachtet zu werden pflegen. Das ist einmal Welt! Und doch trifft man gerade unter unscheinbaren Menschen oft auf solche von ganz besonderer Originalität und Tiefe, und in unscheinbaren Schriftsteller findet man oft auf eine interessante Mittheilung, eine neue Entdeckung, die auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden verdient.

Nachdem wir also jenen verkehrten, häufig, aber immer vergebens geradelten Weltbrauch nicht mit, sondern greifen wir unverzagt nach vorliegender kleinen, ziemlich dürftig ausgestatteten und gedruckt Schrift von Karl Ziegler. Sie enthält einige Charakterbilder aus dem Leben im Detmoldischen, zwei Mittheilungen über den Dichter Friedrich Wegemann und den Schriftsteller Theodor Witthaus (dieser als Sohn eines Generalsuperintendenten in Detmold selbst, ersterer zu Wiemsen, einem Dorfe im Lippeischen geboren) und eine Partie „Grillen“, welche letztern im Kopfe des Verfassers, mithin gleichfalls in Detmold geboren sind.

Unter diesen Skizzen erweckte uns diejenige, welche den bereits erwähnten, am 2. Februar 1829 verstorbenen Dichter Wegemann betrifft, ein sehr beträchtliches Interesse; denn Wegemann gehörte, wie aus allem hervorzugehen scheint, zu den vielen Talenten, welche der in Deutschland wie eine Pest grassirenden Genialitätsfucht, der Selbstverblendung und Selbstüberschätzung und einem hohlen Idealbegriff von der Würde und Aufgabe eines Dichters zum Opfer gefallen sind. Insofern ist sein verkehrter Lebenslauf auch von einem allgemeinen Interesse und kann denjenigen zur Warnung dienen, welche auf denselben Wegen wandeln und noch fähig sind, sich warnen zu lassen. Man möchte fast wehe über diejenigen rufen, welche zuerst in Deutschland das Wort „Genie“ als ein Modewort der Zeit in Umlauf setzten, obschon doch bereits Lessing, der klarste und verständigste unter allen unsern Autoren früherer und älterer Zeit, ganz offen erklärte (in Worten, deren Sinn wir hier nur angeben), daß es ihm ebenso lieb sein würde, eine Dhrseige zu erhalten, als ein Genie genannt zu werden. Die Leser wissen, daß wir es keineswegs mit denjenigen halten, welche das Dichten in unserer Zeit überhaupt verboten und austrotten möchten, was ja mit der Ausrottung des deutschen Gemüths und der deutschen Phantasie, die doch auch ihre Befriedigung haben wollen, gleichbedeutend sein würde; wenn aber in weiteren Kreisen sich so viel Gleichgültigkeit gegen die Dichter der Gegenwart und ihre Erzeugnisse, ja selbst Geringschätzung derselben wahrnehmen läßt, so haben dazu die vielen, namentlich jüngeren Dichter selbst beigetragen, welche den Beruf des Dichters ausschließlich im bloßen Versmachen erblickten und von der Welt verlangten, ihrer paar Verse wegen als absonderliche Wesen angesehen und selbst in ihren capriciösesten Lebensgewohnheiten, was sie ihren Umgebungen lästig fielen, respectirt oder tolerirt zu werden. Zwar dürfen wir gerade Wegemann eigentliche Ironie nach außen hin nicht vorwerfen, aber in sich trug er sicherlich eine hohe Meinung von seinem Dichtergenie und diese, die ihn von jedem andern Berufe und jedem andern einträglichen Zweige schriftstellerischer Thätigkeit fernhielt, war die Ursache seiner vielfachen Leiden und Entbehrungen, die wieder zu seinem frühen Tode ohne Zweifel mitwirkten.

Wegemann gab im Jahre 1828 seine Gedichte, soweit sie ihm zur Veröffentlichung geeignet schienen, nebst den fünf ersten Gesängen des ersten Buchs eines poetischen Märchens: „Der gesegnete Vaterfluch“, bei Bran in Jena unter dem Titel „Blumen von der Saale“ heraus, und sie fanden, wie Karl Ziegler berichtet, in manchen Kreisen, namentlich in der damaligen Studentenwelt in Jena, Halle, Leipzig, Erlangen, Würzburg und Heidelberg vielen Beifall. Auch angesehene Dichter, selbst Tieck und Fouqué ermunterten ihn; letzterer begnügte ihn freundschaftlich durch ein vom 29. Juni 1828 datirtes Gedicht in der „Eleganten Zeitung“, und Tieck ließ in einem an den Dichter gerichteten Brief vom October 1828 die Worte einfließen: „Wenn Sie mich näher kennen, so brauchte ich Ihnen nicht zu sagen, daß ich nicht schmeichle, indem ich Ihnen gestehe, daß ich allenthalben das Dichtertalent zu erkennen glaube.“ Sogar Goethe, wie Karl Ziegler aus „süßlicher Duelle“ gehört zu haben versichert, soll sich „sehr lobend“ über Wegemann's Dichtungen geäußert haben. Das Erwähnenswerthe aber ist, daß die jener philosophische Facultät auf Vermittelung des damaligen Prorectors Luben sich veranlaßt sah, ihm aus freien Stücken das Doctordiplom einzuhändigen, doch wol ein Beweis, daß damals die Poesie in den wissenschaftlichen Kreisen im höhern Ansehen stand als heutzutage. Aus diesen Zeichen von Anerkennung läßt sich mit größerer Gewißheit als aus den wenigen von Ziegler angeführten Proben schließen, daß Wegemann in der That eine nicht unbeträchtliche poetische Begabung gehabt haben müsse, und man wird ihm jene ihm zu Theil gewordenen Anerkennung um so lieber gönnen, da sie nur dazu dienten, seine letzten düstern Lebenstage mit einem tröstenden Schimmer zu umgeben. Jene poetischen Hallucinationen und Selbsttäuschungen, welche das Unglück seines Lebens wurden, fallen schon in

die Zeit vor der Herausgabe seiner Gedichte und der Weisfals-Beziehungen, die er ihnen verdankte.

Friedrich Wegemann war, wie schon bemerkt, in dem lippeischen Dorfe Biemsen und zwar am 27. September 1808 geboren. Sein Vater war Pachter eines Bauernhofs und gehörte auch dem Grade seiner Bildung und Lebensgewohnheit nach eigentlich dem Bauernstande an. Demgemäß wuchs Friedrich auch wie ein Bauernkind auf, indem er die Pferde hinterm Pfluge hertrieb oder die Kühe hütete; aber schon früh zeigten sich in dem bis zum zehnten Jahre etwas fränkischen Knaben Reime einer poetischen Natur. Der Verfasser bemerkt hierbei: „Wunderbare man sich übrigens nicht, daß aus solchen Umständen, wie sie Wegemann in seiner frühesten Jugend umgaben, ein poetischer Kopf hervorgehen konnte. Es lebt im lippeischen Landvolk, wie überhaupt im ganzen Volk der Westfalen sehr viel poetischer Sinn, es fließt in ihm noch das echte Blut der Germanen, die von den Teutonen an, immer gern zu dem Fernen, Schönen hingezogen wurden und ihre sehnstichtigen Blicke zu den Alpen und dem Rhein hinüberwarfen: ein Zeichen davon sind noch die vielfältigen Auswanderungen, und dann ist dasselbe ja auch durch den trefflich ausgebildeten Volksunterricht zu einer lobenswerthen Kultur herangereift. Geht man des Sommers aufs Land, so begegnet man nicht selten einem hübschen Bauernknaben, oder einem hübschen Bauernmädchen am Wege, die Bibel oder ein anderes Buch auf ihren Knien, und da steht man in so kleine aufgeklärte Gesichter, daß man bald inne wird, hier gehen die Ideen weiter als auf das alltägliche Leben. Aufgeklärt ist wenigstens der lippeische Volksinn jedenfalls; er hat selbst was Raffinirtes, er hat nämlich bei aller Erregung, bei aller Geizigkeit, sich leicht in Feuer setzen und sich arglos und gutmüthig fortreißen zu lassen, doch sehr viel Tiefinniges, was gar häufig in etwas Zurückhalten des, Argwöhnisches und in ein spöttisches Bewipeln ausschlägt.“

Bei aller Aufgeklärtheit ist aber das Volksgemüth doch überall noch von dem Glauben an Märchen und fabelhafte Sagen angefüllt, und aus dieser Mischung von moderner Verstandesaufklärung und modernem Raffinement einerseits und der in Deutschland erblichen Lust an geheimnißvollen, lieblichen oder schauerlichen Märchen, Sagen und Phantasieschöpfungen ist auch die romantische Schule erwachsen, die daher, was auch ihre Widersacher sonst gegen sie vorbringen mögen, mehr als manche andere Richtung den Vorzug für sich in Anspruch nehmen kann, echt nationalen Ursprungs und zugleich Zeitgewächs gewesen zu sein.

Der Pastor des Kirchspiels nahm an dem vierzehnjährigen Knaben, der den Confirmationsunterricht bei ihm genoß, den hellen, aufgeweckten und zugleich doch tiefinnigen Geist sehr bald gewahr, machte, selbst poetisirender Dilettant, den Knaben mit den Schöpfungen deutscher Dichter bekannt und bewirkte es, daß Wegemann, um sich für das Studium der Theologie vorzubereiten, auf das Gymnasium zu Detmold kam, wo er das Glück oder Unglück hatte, wieder einem Lehrer in die Hände zu fallen, der durch das Stellen poetischer Aufgaben seinem Gang zum Dichten wesentlich Vorschub leistete. Der Verfasser erzählt: „Wegemann war in den letzten Schuljahren so poetisch gestimmt, daß er schon mehrere Dramen verfertigte und sich für das Höchste rufen hielt, wozu übrigens auch das Beispiel des genialen Grabbe beitragen mochte, der zur Zeit, als jener ankam, mit ihm noch auf der Schule zusammen war und ihm später von Berlin her, wo derselbe seit Ostern 1822 studirte, mehrere Briefe schrieb... Im Herbst 1822 war die Zeit da, wo er zur Universität abgehen sollte. Aber woher die nöthigen Mittel nehmen? Der Pastor Pastuchen zu Glangow (Verfasser der „Falschen Wanderjahre“), der dazumal unweit Detmold in einem einsamen Dörfchen wohnte und in ländlicher Abgeschlossenheit über die Goethe'schen Dichtungen nachdachte, die Welt indes ungedacht seines pietistischen Sehns nach göttlichem Frieden nicht vergessen konnte, in der Weise, daß er sich und seinen Wohnort für den Centralpunkt des damaligen literarischen Lebens hielt, hatte De-

gemann, der ihn bisweilen besuchte und ihm seine Gedichte mittheilte, erzählt, daß er sich auf Universitäten mit literarischen Arbeiten durchgeschlagen. Also glaubte auch unser Freund anfangs, auf ähnliche Weise seine Subsistenz verdienen zu können. Allein dieser Glaube war ihm bald in der Ueberzeugung genommen, daß die Poesie auch ihre getreuesten Priester selten vor dem Hunger retten kann.“

Wir können es uns nicht versagen, hier eine Episode mitzutheilen, die uns Grabbe wieder in einer jener Situationen zeigt, welche er durch seine Wunderlichkeit sich und andern zu bereiten pflegte. In Halle, wo Wegemann nun dem Studium der Theologie oblag, erfasste diesen eine so große Sehnsucht nach seinem Landsmann Grabbe, daß er die Weihnachtsferien des Jahres 1822 dazu benutzte, nach Berlin zu reisen, wahrscheinlich auch in der Hoffnung, von den literarischen Verbindungen, in welche Grabbe inzwischen eingetreten war, auch für sich Nutzen zu ziehen. Für Illusionen dieser Art sind eben junge Poeten meist sehr empfänglich. Sein erster Gang war zu Grabbe, der aber gerade in sehr verdrißlicher Laune war und Wegemann's herzlichsten Gruß in barocker, echt Grabbe'scher Weise erwiderte. Karl Ziegler erzählt: „Grabbe empfing ihn mit den Worten: „O Gott, o Gott, Wegemann!“ und eröffnete ihm sofort, er könne ihn nicht behalten, er müsse ihn bitten, ihn zu verlassen, indem er eben im Begriff stehe, sich in eine Gesellschaft zu begeben und diesen Besuch nicht aussetzen dürfe. „Sieh, es geht nicht, Wegemann, ich wollte dich wol behalten, aber ich kann es nicht, du mußt dich nach einem andern Unterkommen umsehen. Na, na, es geht nicht, glaub's nur.“ Wegemann wurde darüber natürlich im höchsten Grade verlegen, er wußte nicht, was er sagen sollte; einem solchen Empfang hatte er nicht erwartet. Dazu kam, daß er sich darauf verlassen, bei Grabbe ein Unterkommen zu finden und deshalb mit seinem wenigen Gelde gerüst war, das kaum mehr ausreichte, die Rückreise zu machen, am wenigsten aber hier in Berlin ein Wirthshaus zu beziehen. Er sah verschämt vor sich nieder und es mochten ihm die Thyränen nahe sein. — „Ja aber“, begann er kleinlaut. — „Haß du kein Geld!“ erwiderte Grabbe, „da kann ich dir nicht helfen, ich habe selbst nichts. Ich habe weiter nichts, als hier den silbernen Köffel.“ Dabei griff er nach einem solchen und legte ihn Wegemann in die Hand. „Da, nimm ihn, du kannst ihn verkaufen, und dann, dein Unterkommen, du kannst ja zu einem von deinen Landesleuten gehen und bei ihm schlafen, hier, willst du eine Decke, damit kannst du dich zudecken, da nimm sie“ und hierbei legte er Wegemann eine alte wollene Decke, die er auf seinem Bette liegen hatte, unter den Arm. „Nun aber müssen wir gehen, na sieh, es geht nicht“, er machte ein verdrißliches Gesicht und schritt voran aus der Thür. Wegemann folgte, beinahe weinend, und als er vor dem Hause allein gelassen war, irrte er mit seiner Decke und seinem Köffel in dem großen Berlin umher, um einen seiner Landesleute zu treffen, deren Wohnungen er übrigens nicht wußte. Es war fast Nacht geworden und er froh sehr in seinem kurzen knappen Röckchen, und Gott weiß, wie es hätte werden sollen, wenn nicht zufällig ein seiner Landesleute ihm begegnet wäre, der ihn mit nach Hause nahm und bei sich behielt, bis er wieder nach Halle zurückreiste.“

Freilich läßt sich auch manches für Grabbe's Benehmen zur Entschuldigung anführen; denn was sollte Grabbe, der ohnehin vielleicht bereits an manchem dilettirenden, sich ihm aufdrängenden Poeten schlimme Erfahrungen gemacht hatte, mit dem plötzlich, ohne vorhergegangene Anfrage und Anzeige erscheinenden halle'schen Studenten eigentlich anfangen? Hatte er doch genug mit sich selbst zu thun.

Wegen Bethheiligung an den burschenschaftlichen Verbindungen erhielt Wegemann zu Ostern mit 121 andern Studenten das consilium abeundi und mußte Halle verlassen. Seine Gönner zogen nun ihre Hand von ihm zurück. Er selbst suchte fürs erste in seiner Heimat ein Asyl, offenbarte aber jezt schon eine allgemeine tiefe Verstimmung und ein sonderbar leidendes Wesen.

Dann ging er auf gut Glück nach Marburg, wo er, wie es heißt namentlich durch Florencourt dazu verleitet, sich abermals mit „burschenschaftlichen Treibereien“ abgab und damit viel schöne Zeit verthet. Dann ging er nach Erlangen, wo er durch sein poetisches Talent und durch seine außerordentliche Gabe, Geschichten zu erzählen und zu erfinden, bald der Mittelpunkt eines ihm bewundernden Studentenkreises wurde. Dabei aber geteilt er so in Schulden, daß er kein Logis in der Stadt mehr erhalten konnte und mitten im Winter ein Gartenhaus bewohnte, in dem kein Ofen angebracht war, so daß er bei Tage im Bett, auf das der Wind durch die Ritzen der Fenster häufig den Schnee jagte, liegen und darin studiren und schreiben mußte.

Begemann's Triennium war abgelaufen; er hatte viel in Poesie und Burschenschaft, aber wenig in der Theologie gethan, und er kam nun auf den Einfall, Docent der Geschichte zu werden, weshalb er sich nach Jena begab und hier mehrere Professoren besuchte und zwar in höchst vernachlässigter Kleidung, ohne Beste, ohne ein Tuch um seinen Hals und in einem sehr abgetragenen Oberrock. Doch wurde er auch hier wegen seines herrlichen Erzählertalents sehr bald der belebende Mittelpunkt eines Kreises von Studirenden. Der Verfasser vorliegender Schrift bemerkt: „Ich studirte damals auch in Jena, wo wir häufig gemeinsamen Excursionen nach der Kuniburg machten und uns um Begemann herumlagerten, der auf einer Anhöhe saß und von dem deutschen Michel erzählt mit dem ihm eigenen sonderbaren Lächeln und den kleingemachten Augen. Zu unseren Füßen lag das schöne Thal, durch welches sich die Saale wie ein silbernes Band hindurchschlingt. Ich gedenke gern dieser Zeit, doch auch schmerzhaft mit Nüchternheit. Denn wo sind alle diese Leute geblieben? Zwei sind gefallen im polnischen Freiheitskampfe vor Warschau, ein Paar, in das Attentat von Frankfurt (1833) verwickelt, hat sich nach Amerika zurückgezogen und die Uebrigen — wo weiß ich nicht.“

Aber der deutsche Philister, der Stubenvermieter, der Erbknecht, die Wäscherin, der Schneider u. s. w. geben keinen Schritt auf schöne Märchen und rührende Gedichte. Begemann, bereits körperlich leidend, verkauft immer mehr in Jammer und Noth und Niederkimmung. „Es kam bald dahin“, erzählt Karl Ziegler, „daß ihm aller Credit aufgekündigt wurde und er weder Tisch noch Wohnung erhalten konnte; ach! ich habe es einst gesehen, wie die Speisewirthin dem Kellner, der ihm das Essen abtrug, die Weisung gab, dieses letztere wieder wegzunehmen. Der gute Begemann war tief betrübt, wußte sich aber nicht zu helfen und seine Freunde mußten sich ins Mittel schlagen, worauf er denn, sozusagen, von deren Güte lebte, indem ein Studirende ihm mittelbar zu sich auf die Stube nahm, mehrere andere einen freien Zutritt ausmachten und dieser und jener ihm das Bier portirte, welches er zu trinken beliebte. Dafür mußte er erzählen und unterhalten; es hatte was überaus Rührendes. Seine Kleidung war abgetragen, und es geschah nicht selten, daß er zu Hause bleiben mußte, wenn sein einziges Weinkleid einen unglücklichen Reiz bekommen hatte. Als er einmal einen neuen Anzug aus seiner Heimat erhalten hatte, wurde er fast verschmäht und roth, wenn jemand zu ihm sagte: Ei, wie hübsch in dem neuen Rock!“

Eufkante und spottfällige Gelbschnäbel und junge Burschen machten sich ein Vergnügen daraus, den alten Studenten zu necken und aufzuziehen, und so verlor er sein Gleichgewicht immer mehr; er warf sich bald auf diese, bald auf jene Arbeit, ohne jedoch bei irgendeiner consequent ausbauern zu können; seine Studien nahmen immer mehr etwas „Wirrenhaftes“ an. Die schon erwähnten Auszeichnungen, welche ihm seine Gedichte eintrugen, waren der letzte Lichtblick, der in sein verdüstertes Leben fiel; aber seinen Hunger konnten sie nicht stillen, seinen Leib nicht wärmen, seine Krankheit in ihrem Fortschreiten nicht hemmen. Oftern 1828 begab er sich nach München, wo er ein Journal zu gründen gedachte; aber daselbst angekommen, that er gar nichts, um seinen Zweck zu erreichen. Eine heftige Erkrankung, die er sich auf der Reise zugezogen, hatte sich auf

seine bereits leidende Brust geworfen, und bald zeigten sich die Symptome der Schwindelsucht offenbar. Begemann, der nun selbst fühlte, daß es mit ihm zu Ende ging, benutzte die letzten Kräfte, die ihm noch geblieben waren, zur Reise in die Heimat. Im Spätherbst 1828 kehrte er abgemattet in das Lippesche zurück, und bereits am 2. Februar 1829 verließ seine vielgeprüfte Seele ihre irdische Hülle. Kurz vor seinem Tode schrieb er einige von Ziegler mitgetheilte Strophen, in denen er beklagt, daß er verderben müsse „ohne Hoffnung, Lieb' und Glaube“, daß er, „durch Sumpf und Wüste irrend“, einem frühen Grabe zum Raube werde.

Begemann's Leben hat sicherlich etwas Rührendes, und wenn es auch im ganzen als ein verfehltes und zweckloses angesehen werden muß, so darf man doch nicht vergessen, daß die Dichtermanie, von der er befallen war, in der Bildungsatmosphäre der Zeit selbst lag. Capacitäten dieser Art entbehren meist der Klarheit und der nöthigen Energie; das Wollen, und zwar ein unbestimmtes, überwiegt bei ihnen meist das Können, das Talent der Reproduction den Charakter, welcher jenem erst den rechten Halt erteilt. Gerade in Deutschland ist aber dieser Mangel an Energie und Charakter bei poetischen Talenten am wenigsten zu verwundern; die selbstgefällige und dissolute Gemüthsabuselei wenigstens, der sich wol die meisten Studirenden während ihrer Universitätszeit hingeben, scheint nicht sehr geeignet zu sein, thatkräftige und zugleich männlich besonnene Charaktere hervorzubringen. Jedenfalls gehörte Begemann nicht zu denen, welche, außer nach Dichterruhm, auch nach einer glänzenden äußern Stellung trachten und denen dazu jedes Mittel recht ist; er gehörte zu den vollkommen uneigennütigen Charakteren, welche im Dienste der Rufe sich jeder Entbehrung und selbst Demüthigung unterziehen. Die Güter dieser Welt kümmernten ihn nicht. Ob er, wenn man ihn zu rechter Zeit über diese Entbehrungen und Nothstände hinweggehoben und dadurch sein Leben um eine Anzahl von Jahren verlängert hätte, zu einer größern Ausbildung und Vertiefung seines Talents gelangt sein würde, bleibe dahingestellt. An wohlfeilem Lob pflegt es ja unter Umständen in Deutschland nicht zu fehlen, aber mehr als dieses darf die Unterstüßung eines Talents nicht kosten. Karl Ziegler scheint der Ansicht zu sein, daß es Begemann nur an äußerer Unterstüßung gefehlt habe; er bemerkt: „Wenn wir auch nicht allen Ansprüchen das Wort reden wollen, welche literarische Leute an die Welt zu machen pflegen, und zugeben müssen, daß sich mancher trotz der größten Widerwärtigkeiten Bahn gebrochen hat, während aus einem andern, dem die größte äußere Beförderung zu Theil ward, weil er viel versprach, nichts geworden ist, so sind wir doch nicht der Meinung, daß die Energie des Geistes oder das Genie durch alle äußere Noth hindurchhilft, oder daß, wie Herder will, die Noth die zehnte Muse ist, glauben vielmehr, daß es mit vielen Schöngeltern, mit denen es schief ging, ganz anders geworden wäre, wenn man zur rechten Zeit in ihr Leben hilfreich und ordnend eingegriffen und sie aus drückenden beengenden Verhältnissen an freie gesunde Luft gesetzt hätte, wo sie aufathmen konnten, und sollte man darum doch wenigstens immer gegen strebende Köpfe eine freundliche und versöhnende Gesinnung bewahren.“

Auf dasselbe Thema kommt der Verfasser auch in seinen „Grillen“ zurück, wo es unter anderm heißt: „Der Mensch thut in der Regel nur etwas aus Eigennutz. Selbst gegen die Dichter und Schriftsteller handelt man so. Man läßt die Thränen auf das Romanblatt fallen, was sie geschrieben haben, aber zu Aufopferungen sich zu entschließen, dazu fühlt man sich wenig veranlaßt, wenn jene nämlich ihren eigenen Betrachtungen nachgehen; sie sind ziemlich isolirt im Leben. Freilich wenn einer untergegangen, verdorben oder verkommen, wenn er in die Welt gelaufen ist oder sich die Kugel vor den Kopf geschossen hat, dann hat man noch wol Theilnahme. Nach dem Tode ist Deutschland gegen seine verunglückten Dichter allerdings immer sehr mittelbar gewesen, nach dem Tode hat es immer seine großen Geister anerkannt. Aber warum? Weil man sich selbst be-

wunder, den Verstorbenen entdeckt zu haben und dessen Persönlichkeit nun nicht mehr schroff gegenübersteht." Der Verfasser fordert zur Nachsicht gegen den Dichter auf, denn dieser sei doch einmal ein anderer Mensch als der gewöhnliche Philister: „Ja er ist verbrieflich, mislaunig, bald ausgelassen, bald finster, es ist schlecht umgehen mit ihm; aber seid ihr denn so selbstsüchtig, daß man euch beständig mit süßem Gesicht ansehen soll? Seid ihr so wenig dankbar für das, was er für euch leidet?“

Im ganzen haben wir den Verfasser aus diesem Büchlein mehr lieben lernen als aus seinem bekannten Buche über Gräbe, in dem er es freilich mit einem höchst wunderlichen Individuum und der egoistischen, kalten, unweiblichen, ja unmenschlichen Lebensgefährtin des Besamernswerthen zu thun hatte. In vorliegender Schrift offenbart der Verfasser einen zarten Sinn für höhere Humanität; er kennt die schlimmen Impulse und Leidenschaften unserer Zeit, und weit davon entfernt, sich von der glänzenden Entwicklung aller materiellen Factoren hierüber täuschen zu lassen, schildert er die Gefahren, welche dieser Zustand in sich beherbergt, in der ersten Grille mit einbringlicher Schärfe. Man könne nicht sagen, meint er, daß man auf sehr viel Moralität stoße; man spreche zwar viel von Humanität, aber selbst unter dieser sei der Egoismus verborgen; ein jeder denke an sich und suche den andern mit dem Einbogen wegzustoßen; alles wolle allein wissen und recht haben und könne keinen Widerspruch vertragen; es gebe eine völlige Umwälzung der socialen Fragen u. s. w. „Selbst die Zeit“, bemerkt er, „geht nicht schnell genug, man will die Zukunft genießen und Weltepochen alle Augenblicke hervortreten lassen. Immer wieder darauf los! rasch, rasch, nicht still gestanden, das ist der Ruf, immer vorwärts in wilder Eile. Und sollte nun eine solche Ungebild fähig sein, einen dauernden Grund zu legen, worauf kommende Geschlechter fortarbeiten könnten?“

Unsere Optimisten und namentlich die modernen Nationalökonomien, welche die moralischen Factoren ganz außer dem Spiele zu lassen pflegen, denken hierüber freilich ganz anders; aber sie vergessen, daß zur Zeit des kaiserlichen Rom Luxus, Reichthum, Genußleben und, im Verhältniß zu der Summe der damals vorhandenen Mittel und Erfindungen, Commerce, Industrie, Schifffahrt, Land- und Wegebau u. s. w. im gleichen und zum Theil noch höhern Grade entwickelt waren als heutzutage, und daß das römische Reich gerade unter der Last dieser glänzenden Entwicklung aller materiellen Factoren zusammenbrechen mußte.

A. M.

Zur Romanliteratur.

1. Kunst und Handwerk. Ein Roman vom Verfasser der „Abenteuer eines Emporkömmlings“. Drei Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1861. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
2. Amtmann von Kessel und seine Familie. Roman von P. J. Wilken. Zwei Bände. Leipzig, D. Wigand. 1862. 8. 3 Thlr.

In „Kunst und Handwerk“ (Nr. 1) liegt uns die Arbeit eines ungenannten Autors vor, der uns schon einmal durch seine Geschichte eines Emporkömmlings einen lebhaften Wunsch nach seiner nähern Bekanntschaft eingeößt hat. Es kommt nämlich nicht oft vor, daß ein gründlicher und gelehrter Musiker zugleich ein tiefer Geschichtskenner und ein achtbarer Politiker sei. In dem „Emporkömmling“ bethätigte sich der Autor in der zuletzt erwähnten Beziehung, der Grundton der romanistischen Darstellung war eine scharfe Kritik der deutschen Fürstenthümer, das Gewicht fiel wesentlich auf die politischen Verhältnisse Deutschlands, die er tief eingehend beleuchtete und denen das musikalische Interesse zwar zur Seite ging, aber sich ihm doch unterordnete. Hier dagegen nimmt es entschieden den Vorbergrund ein, und es ist nicht zu leugnen, daß der Verfasser hierbei so viel Wissen und Kenntniß mit so vielem Urtheil vereinigt, daß wir in dieser Hinsicht eine seltene und hervorragende Arbeit vor uns haben. Die feinen Grenzlinien, welche in den

Zielpunkten der Kunst das Handwerk von der Kunst trennen, bilden das Thema des Autors; er zeichnet diese Linien mit feiner und fester Hand und malt mit großem Geschick ein romantisches Gemälde von großem und dauerndem Interesse um sie her. In jeder Richtung der musikalischen Bestrebungen läßt er uns erblicken, wo die Kunst aufhört und das Handwerk beginnt, wohin beide Richtungen endlich führen und in welche Abwege sie verlaufen. Dabei adelt er die Kunst durch das Glück innerer Befriedigung, seelischen Genußes und züchtigt die falsche Richtung durch inneres Unbehagen und äußeres Verderben; ja er straft endlich auch das Schwanken zwischen beiden, die Verführungen, welche das Handwerk durch materiellen Gewinn ausübt, mit Selbstvernichtung und äußerem Untergang. Alles dies ist würdig und schön vorgetragen, wir können uns dessen nur freuen; denn Ueberbitterung, Schroffheit und Gemeines blieben dem Verfasser durchweg fern, während Schönegeachtetes und Sinnigsgedrücktes, Charakter- und Geistvolles uns im reichen Maße begegnet, wie denn der Verfasser überhaupt ein Meister des Stils ist und als ein Mann von mächtiger Reflexion sich bekundet.

Aus der zahlreichen Galerie männlicher und weiblicher Charaktere, die er uns vorführt, heben sich besonders zwei Charaktere hervor, junge deutsche Musiker, welche in Paris zusammentreffen: der eine eine sinnige, träumerische norddeutsche Natur; der andere, voll südländischen Feuers, von dem Leben unverkennbar erudt geprüft, erregbar, bitter, nervös; der eine sittlich ernsthaften Grundsätzen huldigend, der andere geistreich, klar, aber in seinen Handlungen vom Eindruck des Momentes bestimmt. An diesen beiden Charakteren entwickelt der Verfasser sein Thema. Albert Horst, der Klaviervirtuos, war aus Rußland, Ewald, der Geiger, aus Wien in die Seinstadt gekommen; jener um zu leben und Geld zu machen, dieser um zu lernen und zu beobachten; denn die nächsten Kapitel schildern uns das pariser Musikleben in den treffendsten und anmuthigsten Zügen. Dann folgt die Lebensgeschichte Horst's, eines Mannes, der ursprünglich vom reinsten Eifer für die Kunst befeelt, allmählich durch die Wirbel des Lebensgenußes von seiner sittlichen Basis verdrängt, von den Verlockungen des Handwerks überwältigt, eben diese Kunst dem Genuß, welchen Ansehen und Reichthum gewähren, zum Opfer bringt, bei beständigem Bewußtseinskampf doch der Frivolität des gewinnbringenden Handwerks anheimfällt und in der wahren Kunstbegeisterung nur eine Thorheit erblickt. Diesen seinen Lehren aber widersteht Ewald, der dann auch nach schwerem Kampfe dafür reichen Lohn empfängt, während Horst sittlich verfällt und untergeht. So viel von dem Grundgedanken dieser ernstgemeinten und wohl durchgeführten Arbeit.

Der Verfasser, der sich offenbar viel in den höhern Gesellschaftskreisen bewegt hat und ihre Sprache spricht, muß namentlich auch der diplomatischen Welt nahe gestanden haben, wie, abgesehen von seinem „Emporkömmling“, auch hier wieder die Schilderung Fernonville's, des Gesandten, bezeugt, die zu den feinsten Intriguentstücken gehört, denen man begegnen kann. Ebenso kennt er Rußland und seine höhere Gesellschaft genau und gibt von dem Schloßleben in Südrußland eine seltene Schilderung und in seiner Fürstin Wassimow ein Bild echt russischer Sittenverderbnis. Das Hauptgewicht fällt indes immer auf die verschiedenen und zahlreichen musikalischen Charaktere, die er uns vorführt zu Lehre und Warnung. In jenen Kreisen in Südrußland und in Petersburg legt Horst den Grund zu seinem Verderben. Lebensgenuß, Verschwendung, Liebsleiter zerstören in ihm die geniale Kunstanlage; er sinkt mit seiner Kunst zum Handelsmann herab, und uns bleibt nur die Lehre daß man nicht zugleich Roué und Kunstbegeistert sein kann. Während Horst diese Erfahrung an sich macht, gibt er uns ein Fülle von Reflexionen, die entweder von großer Welterschauung und Durchschauung der Menschen in den höhern Lebenskreisen zeugen, oder doch durch einen eigenthümlich glücklichen Ausdruck überraschen. So heißt es S. 290: „Es gibt Leute, die nur dann mit dem Unglück Mitleid haben, wenn sie davon lesen.“

Und weiter: „Man darf die Menschen nie merken lassen, daß man sie braucht, und wenn man durchaus anderer Hülfe an sprechen muß, dann soll man sich niemals an die wenden, mit welchen man ein und dasselbe Geschäft treibt.“ Oder: „Die Leute verzeihen eher einen Angriff auf ihren Charakter, als auf ihren Geschmack.“ Wer sich dem Gemüthsleben hingeben will, darf von der Gesellschaft gar nichts erwarten.

Eine Umschweife

Begriffe.

Was sich mit der Welt entzweit:

Nicht will sie Gemüth, will Höflichkeit —

in Goethe eben diesen Gedanken ausdrückt.

Eine Art von Compromiß zwischen der Kunst und dem Handwerk bietet sich in den Worten: „Die Mission des Musikers ist nicht bloß eine künstlerische, sondern auch eine gesellschaftliche. Hat er seine Stellung begriffen, so wird er nichts unternehmen, was dieser Mission unwürdig ist, aber über das Wesen seiner Kunst selbst muß er zuvor klar geworden sein!“ S. 347 heißt es: „Es gibt in Deutschland noch viele Leute, welche sich für unabhängig halten, wenn sie groß sind. Das liegt darin, daß es bei uns überhaupt keinen Gesellschaftston gibt, wie in Frankreich und England, wo jeder, gleichviel welchen Ranges und Standes er sei, sobald er in die Gesellschaft tritt, denselben allgemeinen Gesetzen der Convenienz unterworfen ist und wiederum seinerseits unter ihrem Schutze steht. Wir dagegen erleben täglich, daß den Hochstehenden keinerlei Verantwortung für die Verletzung der Gesetze des Anstandes trifft.“ u. s. w. „Da man nie sicher ist“, heißt es weiterhin, „etwas Bedeutendes hervorzubringen, wenn man sehr gut aufgelegt ist, so soll man sich gewöhnen, auch dann zu arbeiten, wenn die Lust dazu nicht da ist.“ Oder: „Das durch und durch subjective Schaffen in der Musik ist der innigen Annäherung zwischen den Individuen nicht günstig. Viele Componisten hören durchaus nichts an als ihre eigene Musik. Auber hat den „Don Juan“ einmal ganz ausgehört und urtheilte dann: „Il y a du romantisme dans cette musique.“ S. 401: „Nicht im Dilettantismus liegt die Gefahr, sondern in dem Werthe, den man ihm beilegt. Unter allen Dilettanten ist der Deutsche immer noch der bescheidenste und aufrichtigst strebsamste.“ Schwere Vorwürfe häuft der Verfasser dagegen auf die Kunstkritik in den deutschen musikalischen Zeitschriften. „Da gibt es solche“, sagt er, „die in den vorbernen Seiten herzbrechend classisch sich abarbeiten und auf den hintern das fade, elende und ephemere Zeug anpreisen, die ihr Eigenthümer verlegt hat. Eine andere macht in Transcendenz, publicirt philosophische Reitarartikel über den Glauben an die Musik mit allerhand neuhegelianischen Brechen und sagt nicht ein Wort darüber, ob das besprochene Werk gut oder schlecht sei. Eine dritte reitet auf papiernem Roß als Kämpfer für Reinheit und guten Geschmack in die Schranken, schlägt ein frommes Kreuz über die sündhafte Welt, eifert gegen vermessene Neuerer; dann aber macht sie einige zierliche Lorenz und senkt die Lanze gar anmuthig vor einer auf dem Balcon thronenden gut recommandirten Mittelmaßigkeit“ u. s. w.

Doch nun genug der Proben von dem nicht gewöhnlichen Geiz, der in diesem Buche vorwaltet und der uns zuweilen selbst etwas Goethe'sches erblicken läßt. Wie im ersten Bande Deutschland, Paris und Rußland in ihrem Musikleben den Gegenstand der Darstellung bildeten, so ist es im zweiten besonders England, das der Verfasser uns zeichnet. Hier heißt es denn: „Was selbst ein Pessimist, wie Goethe, sich von dem musikalischen Handwerkerthum denken mochte, seine Vorstellung wird von dem, was die Wirklichkeit in London bietet, noch bei weitem übertroffen. Nirgends wie dort tritt jenes so schamlos, so allseitig beseitigend auf, nirgends läßt sich der Musiker so ganz und gar als bloßes Räderwerk in der Maschinenriehe des Schmachts gebrauchen als hier.“ Es folgt dann eine Schilderung des Publikums in den berühmten Argyle-Rooms, an der der Leser sich selbst erquicken mag. Hier tritt denn auch ein

achtbarer Virtuose, Garzheim, auf, der, obwohl er ganz Engländer geworden ist, die deutsche Thorheit begehrt, eine vornehme junge Lady, die ihn liebt, heirathen zu wollen, nachdem er ein treues Herz verlassen, und der dafür, trotz Reichthum und ehrenhafter Stellung, mit allgemeinem Hohngelächter bestraft wird und flieht.

So endet diese werthvolle Arbeit, welche bestimmt ist, das musikalische Leben in den vier Hauptphären, in Deutschland, Rußland, Frankreich und England, in frischen lebendigen Bildern vorzuführen und die ideellen Grenzen zwischen Kunst und Handwerk in der Musik scharf und mit feiner Hand zu zeichnen und im Geiste des Lesers festzustellen; zwei Zielpunkte, die hiermit auf alle Weise wol erreicht sind.

Einer so ernst gemeinten und wohlburchgeführten Arbeit gegenüber zeigt sich der „Amtmann von Kessel“, von P. J. Wilken (Nr. 2), nur als ein Lückenbüßer, als eine unbedeutende Leistung, von der höchstens zu sagen ist, daß sie eine nicht gerade unangenehme Unterhaltung für eine müßige Stunde gewähren mag. Der geistige Stoff, der darin verarbeitet wird, fällt nicht ins Gewicht; die Kunst ist gering, das reflective Element schwach und gewöhnlich. Eine Null von Papa, eine adelstolze Mama, die sich schließlich als die Tochter eines Ruffers erkennen muß, ein Fräulein, das zwei junge Männer liebt, einen guten und einen schlechten, zwei Cavaliere, der eine Aristokrat, der andere ein ausgemachter Schurke, verschiedene Pastoren von sehr verschiedenem Kaliber, Pietisten und Rationalisten, endlich eine unentbehrliche Mag-Marielle in Gestalt einer wahnwitzigen Magd: alles dies sind so gewöhnliche Ingredienzien eines deutschen Romans, daß schon eine Dreißigkeit dazu gehört, dies für neu gelten lassen zu wollen. Diefem Stoffe ist auch der Stil ähnlich: er nährt sich von den allgerwöhnlichsten Romanbrocken, die jeder auswendig weiß, und illustriert Scenen, wie die, wo die adelstolze Frau Amtmännin auf einmal inne wird, daß sie mit einem Judenjungen getanzt hat und natürlich darüber in Ohnmacht fällt. Bedeutenderes geschieht nämlich in diesen ganzen zwei Bänden nicht. Jener vorwaltenden oberflächlichen Charakteristik entziehen sich selbst die Geistlichen nicht, die wir hier kennen lernen, obwohl sie allerdings noch so ziemlich das Beste sagen, was in diesem Buche steht, abgesehen von dem, was über die Dichter, welche nach dem Keimlexikon dichten, gesagt wird. Höher als bis zu folgendem Satz erhebt sich die Reflexion des Verfassers nicht: „Welch eine Himmelsgabe ist doch die Geduld! Sie bricht jedem Leid und jedem Schmerz die Spitze ab, sie ist die Mutter der Hoffnung und des Vertrauens, sie erleichtert den schwersten Stunden noch den Muth des Ertragens. Sie ist es, welche den Grund legt zu Reichthum und irdischer Glückseligkeit; denn der Lumpensammler (!) fügt geduldig einen Fegen zu dem andern jahrein jahraus, bis sie zu Häufen werden und die Häufen zu Ballen und diese zu Geld, mit dem er Häuser baut. O, es ist etwas Großes um die Geduld! Sie gibt dem, der sie übt, immer wieder die Herrschaft, geistige wie materielle, über seine Umgebung, sie ist die rechte Kunst der Regierung“ u. s. w. Wir haben diese Stelle, als eine der besten im Buche, mit der Absicht hervorgehoben, um dem Verfasser nach aller Möglichkeit gerecht zu werden. Damit muß er zufrieden sein! 4.

Die Sklavenfrage und die nordamerikanische Politik.

Geschichte der Sklaverei in den Vereinigten Staaten von Amerika von Friedrich Kapp. Hamburg, D. Meißner. 1861. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Titel dieses Buchs ist nicht ganz richtig, denn von den Sklaven, von den Schwarzen erfahren wir in demselben soviel als gar nichts; es enthält vielmehr lediglich eine geschichtliche Darstellung der Wirkungen, des Einflusses, welche das Bestehen von Sklavenstaaten auf die Politik und auf die Kulturentwicklung der Vereinigten Staaten von Nordamerika von der Zeit ihrer Unabhängigkeit an bis auf die Gegenwart ausgeübt hat

und noch ausübt. Insofern könnte das Buch mit mehr Recht eine Geschichte der demokratischen (Skavenhalter-) Partei oder, da diese so lange Zeit die herrschende war, eine Geschichte der Politik der Vereinigten Staaten von Nordamerika heißen. Freilich wäre es als solches einseitig und unvollständig, da es neben den Interessen, welche auf dem Besitze und der Benutzung von Sklaven beruhen, andern Motiven zum Thun und Handeln nur sehr wenig Beachtung angedeihen läßt. So vermiffen wir auch sehr ungern, daß der Verfasser das Verhalten des deutschen Elements zur Sklavenfrage so äußerst wenig berücksichtigt und finden dies um so auffallender, als er nicht allein selbst ein Deutscher, sondern sein Buch doch auch vorzugsweise für Deutschland geschrieben ist. Selbst mit Notizen, wie z. B. daß die Deutschen in Pennsylvanien schon im Jahre 1688 gegenüber den Quäkern es für unsittlich erklärt hätten, Sklaven zu halten und in einer Petition auf unbedingte Abschaffung der Sklaverei angetragen hätten, beschenkt er uns nur sehr spärlich.

Mag man übrigens an dem Buche noch so viel auszusetzen haben, und mögen einige Längen und Wiederholungen den Totalindruck im ganzen auch etwas schwächen, das muß doch jeder zugeben, daß die Hauptaufgabe, welche sich der Verfasser gestellt hat, befriedigend von ihm gelöst worden, nämlich: nicht daß die Sklaverei an sich etwas Unsittliches und Verwerfliches sei (darüber werden in Deutschland wol ohnehin alle Urtheile übereinstimmen), sondern daß die auf dem Institute der Sklaverei basirte Politik sich als eine ebenso unsittliche als unhaltbare erwiesen hat, welche den Geist des ganzen Volks vergiftete und den Staat an den Rand des Abgrunds gebracht hat. Es mag gar manchem, der in der Verfassung und Verwaltung der Vereinigten Staaten von Nordamerika das so schwierige Problem der politischen Freiheit und Gleichheit gelöst zu sehen glaubte, selbstam vorkommen, wie ein in Amerika lebender Deutscher schon vor länger als einem Jahre zu behaupten sich getrauen mochte, „daß vom Jahre 1789 an bis auf die jüngste Gegenwart Europa politisch ebenso fortgeschritten als die Union zurückgegangen sei“; aber der Verfasser bleibt uns die Nachweise nicht schuldig. Ganz abgesehen davon, daß, was den Süden betrifft, von einem Fortschritt gewiß nicht gesprochen werden kann, und daß hier neben etwa 100000 Familien, welche man zur herrschenden Aristokratie zählt, deren Besitz zwischen zehn und mehreren tausend Sklaven variiert, die ganze übrige Bevölkerung, die weiße gerade so gut wie die schwarze, im größten Elend schmachtet, daß dort von einem ordentlichen Schulunterricht für die geringen Klassen keine Rede ist (auf je zwölf Personen rechnet man eine, die nicht lesen und schreiben kann, in den sklavenfreien Staaten dagegen eine auf 400), wol aber für die niederen Klassen, selbst für die Frauen die Prügelstrafe besteht, daß die Presse nicht frei ist, namentlich nicht in der Sklavenfrage, und daß in manchen Staaten, z. B. in Texas, so rigorose Geseze in Beziehung auf diese existiren, daß wer nur irgendeine Aeußerung thut, welche die Sklaven zur Unzufriedenheit anzuregen geeignet wäre, mit Zuchthaus von zwei bis vier Jahren bedroht wird, und daß infolge dieses drückenden Terrorismus der Sklaven besitzenden Aristokratie die Bevölkerung in den Sklavestaaten, welche zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung die in den sklavenfreien überwog, jetzt hinter der letztern an Zahl weit zurückgeblieben ist, so haben auch unter der Herrschaft dieser Aristokratie die nördlichen Staaten und somit die ganze Union, wenn auch in geringerm Maße als die südlichen, leiden und Gefahr laufen müssen. Zur Zeit als sich die nordamerikanischen Staaten ihre noch jetzt zu Recht bestehende Constitution gaben, war man weit entfernt der Sklavenfrage die Wichtigkeit beizulegen, welche sie später erhielt, obgleich namentlich Südcarolina und Georgien schon damals in ihren Präntensionen sehr weit gingen und auch durchgesetzt wurde, daß der Betrieb des Sklavenhandels bis zum Jahre 1804 gestattet sein sollte. Obgleich damals der Abscheu vor der Sklaverei so groß war, daß man sich officiell dieses Wortes gar nicht bediente, sondern statt dessen von „Personen, die zur Arbeit verbunden“ sprach, und statt Sklavenhandel von

„Einwanderung und Importation solcher Personen, welche die Einzelstaaten zuzulassen für gut finden“, so nahm man doch gar keinen Anstand, sich dem Andrängen der Sklavestaaten zu fügen, da keiner der damaligen Staatsmänner daran zu zweifeln schien, daß mit dem Eintritt des Termias, wo der Sklavenhandel gesetzlich sein Ende erreicht habe, alsbald auch das ganze Institut seinem Verfall entgegengehen würde. Diese Berechnung erwies sich indeffen als irrig, denn inzwischen erstand Whitney seine Cotton Gin, und mit Erfindung dieser Maschine trat nicht nur vollständige Umwälzung in dem Bodenanbau in den südlichen Staaten ein, sondern eine Umwälzung im Handel, in den Beziehungen und Verbindungen zwischen Süden und Norden, und infolge dessen auch eine vollständige Veränderung in der Politik und der Herrschaft der Parteien in dem ganzen Gebiete der Union. Waren früherhin Tabak, Zucker, Indigo die hauptsächlichsten Exportartikel, so wurden diese jetzt bald von der immer mehr an Bedeutung zunehmenden Baumwolle in den Hintergrund gedrängt. Cotton ist king war bald das Lösungswort, die Baumwolle wurde in solcher Masse angepflanzt und ausgeführt, daß sie den alleinigen Regulator des Geldmarktes bildete. Da indeffen der Süden nur anpflanzte, der Norden aber der Käufer, Bankier, Exporteur war, so war dieser mit den Interessen des Südens auf das innigste verflochten. Nun war aber die Baumwollencultur, so nahm man wenigstens an, ohne Sklaven nicht möglich, und außerdem war, da dieselbe den Boden sehr schnell erschöpft, es nothwendig mit den Pflanzungen immer weiter nach solchen Gegenden vorzurücken, die noch unverfeert reiche Ernte versprachen. Man bedurfte also für die Baumwolle nicht nur der Sklaven, sondern auch der Ausbreitung nach allen den Territorien, in welchen das Gesetz die Sklaverei noch nicht aufgehoben hatte. In den bereits konstituirten, zum Theil ohnehin für die Baumwollencultur ungeeigneten nördlichen Staaten die Sklaverei auf irgendeine Weise einführen zu wollen, konnte nun natürlich den Sklavenhaltern nicht in den Sinn kommen, dagegen bemühten sie sich um so eifriger um den jungfräulichen Boden in dem Westen. Da aber der ganze Westen, soweit er noch keine selbständigen Staaten bildete, unmittelbar unter der Herrschaft des Präsidenten und des Congresses stand, so war es selbstverständlich, daß der Süden zuerst danach streben mußte, einen Präsidenten seiner Partei durchzusetzen, desgleichen der Majorität sowohl im Senate als im Abgeordnetenhaus sich zu verschern, um mittels derselben seine Pläne durchzusetzen. Die Sklavenhalter waren demnach infolge der Baumwollencultur darauf angewiesen, eine politische Partei und zwar um jeden Preis die herrschende Partei zu werden, denn an der Erreichung ihrer politischen Zwecke hing nothwendig auch der blühende Betrieb ihres Plantagenbaus und Handels.

Diese Wechselwirkung nun zwischen den politischen und materiellen Interessen setzt der Verfasser in das hellste Licht. Er schildert bis in das Einzelne den hartnäckigen Kampf zwischen Süden und Norden um die Territorien im Westen, das Vorgehen der unter dem Namen „Demokraten“ sich bis in die jüngste Zeit in der Herrschaft behauptenden Sklavenhalter gegen Mexico, gegen Centralamerika, namentlich Nicaragua, gegen Cuba, immer lediglich zu dem Zwecke, am weitere Sklavestaaten errichten zu können. Der Süden drang Schritt für Schritt vor, der Norden ließ sich von einer Concession zur andern drängen, zu dem Missouricompromiß, zu dem Sklavenjagdgesetz zur Bill über die Einverleibung und Grenzregulierung von Texas zur Nebraskabill, bis endlich in Kansas beide Parteien zu einem gewaltsamen Zusammenstoß kamen. Zwar setzten es die Sklavenhalter vorerst durch, daß, da die Aufnahme von Kansas nicht als Sklavestaat durchzubringen war, es auch nicht als freie Staat aufgenommen würde, sondern einstweilen noch als Territorium unter der Verwaltung der Unionsregierung zu verbleiben habe, aber auch das war doch schon eine Niederlage für diejenige Partei, die seither nur Siege kannte, und dieser ersten Niederlage folgte denn auch in der Erwählung des republikanischen Candidaten Abraham Lincoln alsbald eine noch weit größere.

Es ist nicht möglich, die sehr detaillierte Darstellung bis in die Einzelheiten zu verfolgen, und die Mittel, mit welchen die südländische Aristokratie durch Wahlbestechung, Stimmenkauf, Drohung die Union zu sprengen, Gewaltthätigkeit gegen einzelne und gegen ganze Territorien ihre Herrschaft zu behaupten suchte, einer näheren Besprechung zu unterziehen, nur das wollen wir erwähnen, daß bei der Aufnahme von Texas die herrschende Partei sogar einen ganzen Staat, damit er nur zur Einführung der Sklaverei sich bequeme, zu bestechen suchte, indem sie durchsetzte, daß die Union 10 Millionen der texanischen Staatsschuld übernehme.

Einige Mittheilungen des Verfassers sind indessen zu interessant, als daß wir sie unsern Lesern vorenthalten sollten. Der durch den Terrorismus und die Corruption der Sklavenhalter vergiftete und verderbte politische Geist, welcher in den Vereinigten Staaten zur Herrschaft gelangte, hat gerade den besten und gebildeten Theil der Nation veranlaßt, sich von der öffentlichen Wirksamkeit mit Ekel abzuwenden und das Feld den Intriganten und charakters- und gewissenlosen Politikern von Fach oder besser Handwerk zu überlassen, die so wenig der öffentlichen Achtung genießen, daß man in den Zeitungen täglich lesen kann „von den Schurken, öffentlichen Gaunern, Verräthern und Eingebenen in Washington“.

So schreibt Georg Saunders an den Präsidenten Buchanan: „Freund und Feind ward von Ihnen geopfert; gelebte Liebe ernteten nur Haß und Kälte; Sie kennen keine Fingerschnur, keine Freundschaft. Sie dulden nur zwei Klassen von Menschen um sich, solche, welche Ihnen opponirten und Furcht erregten, und Schmarotzer. Selbst die sociale Atmosphäre von Washington ist durch Ihren Einfluß vergiftet und das Weiße Haus zu einem Labyrinth von Spionen geworden. Ihre Administration hat nur Anarchie und Bürgerkrieg angefaßt.“

Au wenige Präsidenten und Staatsmänner, z. B. Jefferson, werden gelinder beurtheilt; es gehörten auch fast alle dem einen oder doch der demokratischen Partei an, die meisten sind übrigens ganz ausnehmend treffend charakterisirt. Der ausgesprochene Kanzelredner Theodor Parker führt die Whigs, welche ebenfalls eine conservative Partei, oft mit den englischen Tories verglichen wurden, und Demokraten und folgendermaßen vor: „Die Whigs sind die Minorität und beten das Geld an, weil sie reich sind; für sie ist der Millionär das höchste sociale Problem. Die Demokraten aber bilden die Majorität, weil sie noch nicht reich sind, indessen gern reich werden möchten. Der Whig ist ein alter Demokrat und der Demokrat ein junger Whig. In der Kaufmannssprache zu reden, so ist der Demokrat ein Whig auf Zeit und der Whig ein fällig gewordener Demokrat. Das ist der ganze Unterschied.“

Es ist vollkommen richtig, wenn der Verfasser behauptet, daß die amerikanische Politik gar nicht so schwer verständlich, daß sie sogar sehr einfach und klar sei, wenn man nur den rechten Faden zu finden wisse, d. h. wenn man in der Sklavenfrage das alles in Bewegung setzende Motiv erkenne. Aber warum möchten wir ihm dennoch nicht beistimmen, wenn er es ablehnt, auf die Aristokratie des Südens in ihrem politischen Leben und Lassen allgemeine Principien anwendig zu machen. Wir wollen die etwas hinfende Allegorie, „daß der Süden ein ungezogenes, eigensinniges Kind sei, das von seiner schwachen Stiefmutter alles zu erpressen weiß, indem es sich nach jeder schlägigen Antwort oben auf die Treppe des Hauses stellt und schreit, es werde sich hinabstürzen, wenn sie sein Verlangen nicht gewähre“, nicht weiter urgiren; aber wol müssen wir uns gegen die Parallele, welche der Verfasser zwischen diesen Sklavenhaltern und der europäischen Aristokratie zieht, verwahren. Er behauptet nämlich, daß die Sklavenhalter gleich dieser „kein Maß zu halten verständen, daß sie zu viel auf einmal erlangen wollten und sich deshalb zu weite Ziele setzten, die dann eben wegen der Kraftzersplitterung nicht erreicht werden“. Wir kennen in Europa nur das einzige England, in welchem die Aristokratie eine wirkliche Herrschaft behauptet, und auf diese will ein

1863. 8.

solcher Vergleich am allerwenigsten passen; auch verstehen wir nicht recht, inwiefern sich die Sklavenhalter zu weite Ziele gesetzt haben sollen; aus seiner eigenen Darstellung geht vielmehr hervor, daß sie nur ein einziges Ziel hatten, welches sie unverrückt im Auge hielten und dem sie lange Zeit hindurch auch Schritt für Schritt näher rückten. Aber wie in Europa, so mußte es auch in Amerika kommen: unsere Zeit verträgt nicht mehr die Herrschaft einer bevorrechteten Klasse, der Demokratie gegenüber wird wol die Aristokratie auf die Dauer stets zu kurz kommen, und nur diejenige Partei hat Aussicht auf bleibende Erfolge, die auf ihr Panier schreibt: Freiheit und Gleichberechtigung für alle.

80.

Neu-orientalische erotische Poesie.

Altkoran der Liebe. Neu-iranische Dichtungen von Hussein Ali-Mirza. Den Deutschen gewidmet von Julius Altmann. Frankfurt a. M., Verlag für Kunst und Wissenschaft. 1861. 16. 15 Mgr.

Der bereits als geschickter und gewandter Bearbeiter morgenländischer Gedichte bekannte Herausgeber des vorliegenden Büchleins bietet in demselben unsern Landsleuten eine ganz lesbare Sammlung kleiner erotischer Gedichte, welche er selbst erst aus einer von Boris Michailowitsch Gribin in Tiflis bearbeiteten und publicirten russischen Paraphrase des persischen, in Tcheran erschienenen Textes kennen gelernt hat. Natürlich ist der deutsche Bearbeiter von dem Inhalt des Büchleins sehr entzückt, in welchem sich eine solche Lebensfülle der Formen und Vielseitigkeit geistiger Situationen seiner Versicherung nach birgt, daß man es fast ein Evangelium der Erotik nennen könne, ein Brevier der Liebe, ein Epos der Lyrik, dessen Cyclus in sich geschlossen zu sein scheint, da es alle Saiten der Seelenstimmung anschlägt: Befürchtung, Hoffnung, Wahn, Erfüllung, Seligkeit, Liebesglut, Liebesfreude, Frieden und Hochgenuss des Seins; doch auch neben dem Lebensüberschwang die Schrecken des Todes, die Vernichtung der irdischen Wonnen, die Schauer der Verzweiflung, und endlich neben diesen die Erlösung des besseren Seins aus den Schlingen der Apathie, die Ermannung zur That durch die Macht der Religion und durch das Gefühl inwohnender Schöpferkraft, welche den Dichter, selbst bei gebrochenem Herzen, zu neuen Leistungen auf dem Gebiete der Poesie zu begeistern vermochte. Müßen wir auch von dem Entzücken unsern deutschen Dichters für seinen persischen transkaukasischen Freund und Genossen und dessen Poesien ein gut Theil auf Rechnung einer kranken Sympathie für denselben setzen, und können nur bedingungsweise in das ihm gespendete Lob einstimmen, so müssen wir doch auf der andern Seite, wenn wir nicht ungerecht sein wollen, gestehen, daß dieser Neuiranier an Ideenreichtum und theilweise auch an Tiefe des Gefühls wie der Lebensauffassung manche seiner ältern Landsleute weit übertrifft. Er selbst, im Jahre 1814 geboren, ist unser Zeitgenosse, vielleicht jezt noch am Leben, dem regierenden persischen Schah Nureddin-Mirza nahe verwandt und war früher Gouverneur von Schiras. Die von ihm herausgegebene Gedichtsammlung, von welcher uns Altmann nur einen sehr kleinen Theil verholmetzt, ist, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, eine Art poetisches Tagebuch, in welches der Dichter alle seine Lebensereignisse, äußere wie innere, eingezeichnet hat. Den Mittelpunkt seines Gefühlslebens bildet seine Liebe zu Fatime. Die hier folgenden Auszüge mögen den geneigten Leser mit der Situation vertraut machen und ihm zugleich zeigen, wie unser Dichter zu dichten und unser Bearbeiter zu bearbeiten versteht.

Es naht goldbeladen Die Karavan' aus Schaub,
Die Sklaven vor dem Führer, Sie neigen sich zum Staub.
Vor mir beugt sich der Führer Der Karavan' aus Schaub;
Ich aber selbst in Demuth Siege vor Fatm' in Staub.

Seitdem ich geh' der Liebe Bahn, Dünkt mich's als stieg ich Berg' hinan,
Empor hebt Liebe wunderbar, Sie kommt wol aus dem Himmel gar?

Wie kämpft' ich sonst mit Feuertut! Der Feinde Zahl hob meinen Muth.
Mein Speer der Tiger Seite flach, Mein Arm der Löwen Rachen brach.
Nun nahte mir ein winz'ger Feind: Stumm steh' ich da und wie versteinert,
Seit ich, Gesehle, dich gesehn, Auf immer ist's um mich gesehn!

Fatme ist mein Gedank' allein,
Sie gibt erst Wesenheit dem Schein;
Durch sie belebt sich mir die Flur,
Vergöttert sich mir die Natur.
Beug' ich in Andacht meine Knie,
Zu der ich bet' ist sie, nur sie!
Sie ist mein Sinnen, ist mein Traum,
Herrscht über mich durch Zeit und Raum.
Wenn laut ich rühme Schiras Pracht,
Allein an sie hab' ich gedacht.
Wenn hold mein Mund in Versen spricht,
Fatme ist einzig mein Gedicht.

Ich hat: die Hand magst du mir drücken!
Sie sprach ergrünt: wie bist du kühn!
Ich hat: dein Kuß soll mich beglücken!
Sie lacht: umsonst ist dein Bemühen!
Ich hat: umfang' mich, mein Entzücken!
Sie höhnt: eh' soll die Sonn' entsprühn!
Da warf ich fort der Langmuth Krücken,
Da baut' ich selbst mir goldne Brücken,
Da küßt' ich sie aus freien Stücken,
Da wagt' ich's, fest sie zu umfassen,
Doch mocht' ich heiß sie an mich drücken,
Umklammernd Brust ihr, Hals und Rücken —
Und zeigte noch sie Groll und Lücken?
Nein, Wunder! Alles war verziehen!

Der Leser weiß nun, daß und wie der persische Freund sich Erhöhung erzwingen. In dem allen ist nichts Neues: es ist die alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu, und so wird sie wol auch in halbpersischem Gewand geneigte Leser oder Hörer finden. Unser Dichter schildert nun in den auf das „Das Buch der Liebesfeier“ überschriebene erste Buch folgenden sieben Büchern, denen des „Ruhmes“, der „Seufzer“, der „Erwartung“, des „Sieges“, des „Triumphe“, des „Paradieses“ und der „Verklärung“ das unbeschreibliche Glück seiner Liebe. Begegnen uns hier auch starke und üppige Sinnlichkeit im bunten Gemisch mit feinem, psychischen Momenten und höhern Auffassungen, so muß man dem Dichter doch zum Ruhme nachsagen, daß das Eblere, Geistige, Barte entschieden das Vorherrschende ist. Nach kurzer Vereinigung erkrankt die Geliebte, die, nachdem sie ihm eine Tochter, Leila, geboren, stirbt; dies schildert das „Buch der Prüfung“, in dem es heißt:

Ich kniet an ihrer Lagerstatt, Mein Herz erseufzte bang und schwer;
Doch, war auch Fatme todesmatt, Mein Auge blieb von Thränen leer.
Sie sollte meinen Gram nicht spahn, Drum blieb mein Antlig hell und klar;
„Hätt' in mein Herz sie können sehn! Gebrochen war es ganz und gar!“

O bleibe! Sanft zu ihr gewandt, Rief ich's, mein Herz war kummerstummer.

Da hob sie matt die Lilienhand, Winkt himmelan — und war nicht mehr.

Scheint der Himmel hell und sonnig: Röther ist er als das Gold!
Zwar die Knospe' ist zart und wonnig: Mehr doch war die Rose hold!
Nun ruht Leila mir im Arme, Heiß küßt sie des Vaters Kuß.
Doch das Herz bricht mir im Harne, Weil es Fatm' entbehren muß.

Den Schluß bildet endlich „Das Buch der Dichtung“, dessen wesentlicher Inhalt sich in den wenigen Zeilen unseres Dichters zusammenfaßt:

Was meines Sanges Seele sei? So forschet ihr. Ich meld' es frei:
Die Blütenhauch zur Wolke schwebt, Ist's Liebe, die mein Lied belebt.
Mein Vers ist nur gemeine Lust, Doch Fatme ist der reine Duft.

Mit dem, was Altmann hier veröffentlicht, ist der ganze Stoff des in der russischen Paraphrase nach Europa gebrachten persischen Liebesepos noch keineswegs erschöpft, und er macht es von der Aufnahme, die sein Buch hier finden wird, abhängig, ob noch mehr erscheinen soll oder nicht. Wir stimmen entschieden für Weiterveröffentlichung und wünschen, daß sie nicht allzu lange auf sich warten lasse. 41.

Notizen.

Die deutsch-amerikanische Presse.

Die Zeitschrift „Das Ausland“ enthielt in Nr. 6 einen interessanten Artikel über die deutsch-amerikanische Presse. Wir haben schon wiederholt Gelegenheit genommen, in d. Bl. darauf aufmerksam zu machen, daß die radicale deutsche Presse in Amerika dem deutschen Bildungsstande äußerst wenig Ehre macht; denn was den rohesten Materialismus und Atheismus, was die gemeinsten Schimpfereien gegen öffentliche und gegen Privatpersonen, was Hohn und Impudenz nach allen Seiten, was hohles Praesentium und was Gehaltlosigkeit fast aller Mitteilungen betrifft, so leistet sie überhaupt alles, was in dieser Hinsicht immer nur zu leisten ist. Man sage nicht, daß es nur einzelne Auswürflinge der deutschen Nation seien, welche in so schmachtvoller Weise schreiben; fast alle Deutsche in Nordamerika, mit kaum zu nennenden Ausnahmen, schreiben so, Hunderte von Redacturen, ständigen Mitarbeitern oder bloß gelegentlichen Einsendern, und die meisten derselben haben sogar eine höhere wissenschaftliche Bildung auf deutschen Gymnasien und Universitäten genossen. Unter Umständen würde in Deutschland, dem Lande Goethe's und Schiller's, ebenso geschrieben werden, und wird auch, wo es nur angeht, von gewissen Leuten so geschrieben. Wir halten diese Erscheinung bei einem sogenannten Culturvolke für ein höchst bedenkliches Symptom, aber wir haben bisher noch nicht wahrgenommen, daß ihr diejenigen, welche in Deutschland zu Pflege der Cultur berufen und zum Theil angestellt sind, die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt hätten; man scheint zu denken, wir selbst fügen ja noch so ziemlich im Trocknen; was kümmert es uns, wenn unsere Enkel in der Sündflut der Barbarei umkommen? Um auf den erwähnten Aufsatz in „Ausland“ zurückzukommen, so hebt dessen Verfasser unter andern das eigenthümliche Factum hervor, daß selbst die deutsche conservative Presse in Amerika, die in den Augen der radicalen als reactionär gilt, in allem, was Bezug auf Deutschland hat, die destructivste Richtung verfolgt. In den Spalten der „New-Yorker Staatszeitung“, dieser verbreitetsten deutschen Zeitung z. B., „gießen deutsche politische Flüchtlinge und misvergnügte Christkeller über das deutsche Vaterland ihre bittere Galle maglos aus. Jedem Deutschen, der in der Ferne noch seinem alten schönen Vaterlande ein getreues Andenken bewahrt, müssen diese rücksichtslosen Schreibereien die Schamröthe ins Gesicht treiben. In Gleichgültigern oder solchen, welche das Niedergeschick an die atlantische Küste verschlagen hat, wird dadurch der letzte Funken Liebe zu Deutschland erstickt. Und dem fremdschindlichen Nativismus wird in seiner planmäßigen Verunglimpfung und Zurücksetzung der Deutschen das willkommenste Material geliefert.“ Zu diesen Correspondenten, welche ihre Feder in Schmutzwasser statt in Tinte tauchen, wird auch M. Hartmann gerechnet, dem von der „New-Yorker Staatszeitung“ das höchste in der deutsch-amerikanischen Presse vorkommende Honorar, nämlich fünf Dollars für den Brief gezahlt würde, wegen in entferntern Gebieten der Union, wo die Zustände überhaupt noch der primitivsten Art sind, der Herausgeber eines Blattes häufig statt des Abonnementsgeldes Victualien und Holz erhalte. Jene Schimpfereien über Deutschland sind übrigens um so lächerlicher in einem Augenblick, wo der

die Union zermahlende und sie mit Blut und Trümmern bedeckende Bürgerkrieg am Körper derselben so viele Pestbeulen bloßgelegt hat, daß die Deutschen in Nordamerika wahrlich besser daran thun würden, im Namen der Union ihr Auge beschämt vor Deutschland niederzuschlagen. Die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit bestehen ja auch gar nicht für die amerikanische Presse; jene nicht, seitdem „alle Blätter, welche irgend wie mit der Section sympathisiren, von der Regierung gemässregelt und die Redacture hinter Schloß und Riegel verwahrt worden sind“, diese nicht, weil, wie der Verfasser des Aufsatzes im „Anslaud“ versichert, ein wohlhabender Mann dem Redacteur, der dessen betrügerische Streiche in seinem Blatte zur öffentlichen Kenntniß gebracht habe, alsbald einen mit sofortiger Verhaftung und doppelter Bürgschaftleistung verknüpften Proceß auf den Hals laden könne, über einen armen Teufel aber ungekraft selbst die ungerechtesten Verleumdungen veröffentlicht werden dürften. Auch Karl Heizingen, dessen „Pionier“ nur kümmerlich sein Erscheinen friste, wird erwähnt als derjenige, der gegen ihm misliebige Personen „nicht mit Fäusten, sondern mit Flegeln“ dreinschläge. Es bringt jetzt noch wenig Ehre, den allgemein verrufenen Namen Karl Heizingen's in den Spalten eines anständigen Blattes zu nennen; doch nennen wir ihn, um eine Bemerkung allgemeinerer Art hier anzuknüpfen. Heizingen ist ein Anhänger und Verfechter des Materialismus von der höchsten Sorte. Nun handelt er aber, wie alle Anhänger des Materialismus, höchst inconsequent, wenn er sich über seine Gegner erboht; denn alles, was diese denken, sagen oder schreiben, ist ja laut dieser Lehre nur eine unwillkürliche Secretion des Gehirns, für die sie keine moralische Verantwortung haben; über einen Unzurechnungsfähigen erboht man sich aber nicht. Die materialistische Lehre würde überhaupt vielleicht von manchen für annehmbarer gefunden werden, wenn sich die Vertreter dieser Lehre in ihren Angriffen nicht meist durch eine abstoßende rüchthafte Grobheit auszeichneten, welche allerdings auf einen sehr materialistischen Ursprung zurückweist. *A. M.*

Zur Sprachwissenschaft.

In der Absicht, die bei der zwanzigsten allgemeinen Versammlung der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten zu Frankfurt a. M. anwesenden Gäste mit einer kleinen literarischen Gabe zu bewillkommen, hat H. Webemer, Inspector der Selectenschule zu Frankfurt a. M., eine Anzahl, meist schon in Programmen und in einer Zeitschrift veröffentlichter Abhandlungen sprachwissenschaftlichen Inhalts in einer „Zur Sprachwissenschaft“ betitelten Sammlung vereinigt (Freiburg im Br., Herder, 1861). In diesen vier Aufsätzen werden folgende Gegenstände behandelt: 1) „Ueber die Wichtigkeit und Bedeutung der Sprache für das tiefere Verständnis des Volksthumens, mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Sprache“; 2) „Ueber Buffon's Ausspruch: «Le style est l'homme même» oder über die Bedeutung des Stils für die Charakteristik der Völker und Einzelnen, mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Stils“; 3) „Ueber die Bedeutung der Raumanschauung auf dem Gebiete der Sprache“; 4) „Ueber die Bedeutung der Zeitanthauung auf dem Gebiete der Sprache“. Der Verfasser, der philosophischen Richtung der Linguistik angehörend, hat sich doch auch mit den Ergebnissen der historischen Grammatik vertraut gemacht. Er zeigt Belesenheit und weiß seine eigenen Forschungen und Gedanken in einer lichtvollen Weise vorzutragen und zu verwerthen. Unter jenen Arbeiten hat uns die zweite Abhandlung besonders wohl gefallen; sie enthält eine Menge feiner und anregender Bemerkungen. Solche Schriften liest man allerdings nicht wie einen Roman; aber wir glauben, daß für jeden Gebildeten die Schrift Webemer's eine anziehende und nützliche Lectüre sein wird. Der Verfasser hat namentlich als Leser seine jüngern Fachgenossen, also junge Lehrer, im Auge, sie will er in der Sprachwissenschaft, „eine der bedeutendsten Erziehungsaufgaben der Neuzeit auf dem Gebiete des Wissens und zu-

gleich ein glänzendes Zeugniß deutschen Fleißes und deutschen Scharfsinns“, näher einführen. Sehr treffend äußert sich der Verfasser am Schlusse des einleitenden Vorworts, in welchem er sich über die Aufgaben, Richtungen und Ergebnisse der Sprachwissenschaft verbreitet: „Nichtsdestoweniger ist auf allen diesen Gebieten noch unendlich viel zu thun. Hier liegt ein weites Feld für lohnende Thätigkeit, für Arbeit, die «des Schweißes des Edeln werth». Oder was könnte schöner und lohnender sein, als frisches erquickendes Quellwasser aus dem großen Strom der Wissenschaft in die Auen und Gärten der Schule zu leiten und damit den wichtigsten Zweig des Unterrichts neu zu beleben und zu befruchten? Wir aber würden uns glücklich schätzen, wenn wir hiermit dazu beigetragen, junge Kräfte für jene Studien zu begeistern, die vor allem bestimmt sind, den Geist der Jugend zu nähren und allseitig zu bilden.“ 68.

Bibliographie.

- Bühler, Blüten und Früchte. Pädagogische Bilder in Briefen. 1ste Serie. Chur. 1862. 8. 9 Ngr.
 Cauer, C., Friedrichs des Großen Gedanken über die fürstliche Gewalt. Berlin, Springer. Br. 8. 6 Ngr.
 Fechner, G. L., Die drei Motive und Gründe des Glaubens. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 1 Thlr.
 Feuilleton, D. Sibyll. Roman. Aus dem Französischen nach der 3ten Auflage des Originals. Berlin, Haffelberg. 8. 22 1/2 Ngr.
 Neue Gedichte. Vom Verfasser von „Tannengrün und Edelweiß“. Leipzig, D. A. Schulz. Gr. 16. 16 Ngr.
 Guckow, K., Dramatische Werke. Fünftes Bändchen. — A. u. d. L.: Antonio Perez. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 10 Ngr.
 Robertlein, K., Florian Geher. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dresden, L. Wolf. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

- Daum, H., Bilder der Noth und Thaten der Liebe aus dem Gebiete des Gustav-Adolf-Vereins. Langensalza. 1862. Gr. 8. 5 Ngr.
 Debenroth, v., Die Befreiungskriege. Eine Jubelschrift zur Erinnerung an die denkwürdige Zeit von 1813—15. Berlin, Schleier. 16. 2 1/2 Ngr.
 — — Der Siebenjährige Krieg. Eine Jubelschrift zur Feier des vor 100 Jahren abgeschlossenen Hubertusburger Friedens. Berlin, Schleier. 16. 2 1/2 Ngr.
 Dirckinck-Holmfeld, Baron G., Das Königthum von Gottes Gnaden. Einleitung in die Behandlung der Verfassungsfragen. Hamburg, Falke. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
 Harfort, F., Die deutsche und preussische Marine und ihre Häfen. Hagen, Busch. Gr. 8. 8 Ngr.
 Klein, K., Rede auf Schiller bei dem Bankett nach der Enthüllung des Schiller-Denkmal in Mainz am 18. October 1862. Mainz. Gr. 8. 2 Ngr.
 — — Zurückweisung der Fischeide Molefchott's insofern sie den G. Forster betrifft. Mainz, Le Kour. 1862. Gr. 8. 3 1/2 Ngr.
 Rym, A. L., Rede gehalten zur Feier des 100ten Geburtstages Johann Gottlieb Fichte's. Zürich, Drell, Fügli u. Comp. 1862. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
 Paur, L., Zu Uhland's Gedächtniß. Götting, Remer. Gr. 8. 2 Ngr.
 Schimmer, G. A., Ueber den Buchdrucker Ulrich Han aus Wien, und das Jahr, in welchem die Säkularfeier der Wiener Buchdruckerkunst mit geschichtlicher Begründung begangen werden kann. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. 1862. Gr. 8. 4 Ngr.
 Stolz, A., Aklagen-Zweig für die Freimaurer. Freiburg im Br., Herder. 12. 3 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die bezauberte Rose.

Romantisches Gedicht von Ernst Schulze.

Illustrirte Prachtausgabe.

Mit Holzschnitten nach Zeichnungen

von

Friedrich Baumgarten.

Quart. Geheftet 3 Thlr. 10 Ngr. In Leinwandband 5 Thlr. 20 Ngr. In Lederband 8 Thlr.

Die Verlagshandlung beabsichtigte schon längst, eine den hohen Anforderungen der Gegenwart in jeder Beziehung entsprechende illustrierte Prachtausgabe von Ernst Schulze's beliebter Dichtung „Die bezauberte Rose“ zu veranstalten, und es ist ihr endlich gelungen, in Friedrich Baumgarten die geeignetste künstlerische Kraft dafür zu gewinnen. Die Ausgabe wurde mit dem größten Aufwand von artistischer und typographischer Technik hergestellt; sie bildet in Wort und Bild ein harmonisches Ganzes von gebiegener Schönheit, das dem Büchertisch des elegantesten Salons zu werthvoller Bereicherung dienen wird.

Ernst Schulze's sinnige Dichtung gilt mit Recht als das vollendetste Epos der romantisch-lyrischen Gattung und ist jedenfalls dasjenige, worin das deutsche Volksgemüth seinen treuesten Ausdruck gefunden; deshalb wird sie stets ein Lieblingswerk der Nation bleiben.

„Die bezauberte Rose“ ist außerdem noch in folgenden Ausgaben erschienen:

Octav-Ausgabe. Achte Auflage. Geheftet 1 Thlr. Gebunden

1 Thlr. 10 Ngr. Ausgabe mit Kupfern. Gebunden. 3 Thlr.

Miniatur-Ausgabe. Achte Auflage. Gebunden. 1 Thlr.

Neue wohlfeile Ausgabe. 8. Cartonirt. 12 Ngr.

An die deutschen Schriftsteller.

Zur Vervollständigung des für den letzten Zeitraum meiner „Geschichte der romischen Literatur“ erforderlichen Materials, ersuche ich alle meine Berufsgenossen, welche in das Gebiet des Romischen einschlagende Schriften verfaßt und veröffentlicht haben, biographische Notizen über sich mir zugehen zu lassen und solche an die Verlagshandlung von Otto Burfurst in Leipzig einzusenden.

Dr. Friedrich W. Ebeling.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Otto Ludwig Brook.

Erzählung von Robert Gieseke.

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr.

Die kaufmännischen und industriellen Kreise der Gegenwart sind es, aus denen der Verfasser der „Modernen Titanen“ und des „Pfarr-Röschen“ diesmal den Stoff zu einem reichgehalteten Lebensbilde entnommen hat. Gewichtige Contobücher mit den langen Zahlenreihen der Speculation liegen vor unsern Augen aufgeschlagen, wir sehen die rasselnden Maschinen arbeiten, schwarze Dampfwolken dem Schlot der Fabriken entsteigen; aber immer bleibt das Hauptinteresse dem menschlichen Herzen zugewandt, in dessen Tiefen und die Erzählung überraschende Einblicke eröffnet.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Rosmarin oder die Schule des Lebens.

Roman von Alexander Jung.

Fünf Theile. 8. Jeder Theil 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieser jetzt vollständig vorliegende neue Roman des geistvollen Schriftstellers führt uns vor, wie eine so merkwürdige Zeit als die jetzige hat werden können. Erst ist es eine Reihe der mannichfaltigsten Stadt- und Dorfgeschichten, die wir erleben; doch die Kreise erweitern sich und gewinnen mit jedem Abschnitte an Bedeutung, bis wir zuletzt auf dem Gipfel der Gegenwart stehen. Die originellsten Charaktere begreifen uns und beweisen, daß die Originale der Poesie nicht aussterben; aber auch so manches Porträt läßt uns nicht lange rathen. Ernst und Komik, Tragisches und Burleskes wechseln in buntester Scenerie miteinander ab. Salen und Taverne, Hotel und Dorfschenke, weltlicher Verein und geistliches Conventikel, Resibenz und Landtag, parlamentarische Versammlung und Stillleben erschließen sich dem Leser in lebendiger Anschauung.

Von dem Verfasser erschien ebenfalls:

Das Geheimniß der Lebenskunst. Ein Wanderbuch für alle Freunde des Nachdenkens und der Erhebung. Zwei Theile. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Eine den Freunden ernster und sinniger Lectüre zu empfehlende geistvolle Schrift, die sich mit den Leiden und Freuden des menschlichen Lebens beschäftigt und eine „Lebenskunst“ aufzustellen sucht. Der Verfasser ist „von dem innigsten Wunsche für seine Mitmenschen erfüllt, daß dasjenige, was ihm durchs Leben, und zwar ein sehr sorgen- und leidenvolles Leben, geholfen hat und noch hilft, auch andern zugute komme, damit auch sie das Leben und dessen feindliche Mächte überwinden mögen und sich die Feinde sogar in Freunde verwandeln“. Das Buch wendet sich somit an dasselbe Publikum und gehört zu derselben Gattung wie Wilhelm von Humboldt's „Briefe an eine Freundin“ und Ernst von Feuchtersleben's „Diätetik der Seele“.

Briefe über Guxlow's Ritter vom Geiste. 8. 20 Ngr.

Eine allen Freunden des Guxlow'schen Romans zu empfehlende Schrift über die Bedeutung, die Charaktere und die wahre Tendenz dieses Werks.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehr- und Handbuch der allgemeinen Geographie.

Von Professor Dr. G. L. Staedler.

Zweite vermehrte Ausgabe. Mit in den Text gedruckten Holzschnitten 8. (61 Bogen.) Geheftet 2 Thlr. Gebunden 2 Thlr. 10 Ngr

Staedler's Werk zeichnet sich vor andern geographischen Handbüchern dadurch aus, daß es ein allgemeines Bild der Erde gibt, daher auch die ganze kosmische Umgebung schildert, die Pflanzen- und Thierwelt einschließt und die geschichtliche Entwicklung der Staaten berücksichtigt. Alles was der gegenwärtige Standpunkt der geographischen Wissenschaft erfordert, ist in übersichtlicher Anordnung und klare Darstellung in dem Werk enthalten, welches sich ebenso wol als Nachschlagebuch für jede Hausbibliothek empfiehlt. Die neue Ausgabe ist gegen die frühere im Preise ermäßigt und bis auf die jüngste Zeit ergänzt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 9. —

26. Februar 1863.

Inhalt: Alexander Jung's „Rosmarin“. Von Hermann Wargasseff. — Kirchliche Zustände Hamburgs zu Ende des 17. Jahrhunderts. — Fremde Dichtungen in deutschem Gewande. Von Wilhelm Andraé. — Zur Geschichte und Charakteristik des Volksglaubens. — Kottz. (Die „Scharfschützen der Presse“). — Bibliographie. — Anzeigen.

Alexander Jung's „Rosmarin“.

Rosmarin oder die Schule des Lebens. Roman von Alexander Jung. Fünf Theile. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser vorliegenden Romans oder das Mundstück seiner Gedanken, Rosmarin, der Held und zugleich Dichter der Dichtung spricht sich (III, 42) über das, was ein Roman sein sollte und was er nicht sein sollte, in folgenden Worten aus:

Es war mir unaussprechlich, daß nicht wenige den Roman nur wie eine complicirtere pikante Anekdote, wie eine bloße Roman nehmen. Der brutalste Geschlechtstrieb, wenn auch mit dem Eigenthum seiner Welt bekleidet, spielt ja in Schreibern und Lesern so vieler Romane die Hauptrolle. Es ist doch bei Eichte bleiben nur eine Klatsch- und Heirathsgeschichte, auf deren trivialen Ausgang man gespannt ist, durch deren Ende man betrieht sein will. Falschheit und nichts als Falschheit, und welcher Raum für die edlere Substanz des Menschen! Ich mußte mir sagen, so viel Gedankenlosigkeit und Stumpfheit, so viel Jämmerlichkeit und Langeweile, so viel Mißtre unter den Menschen, sie kommen daher, daß man in der Geselligkeit wie im Roman nur Sinn hat für das gemeine Geschehen, nicht Blick und Darstellungskraft dafür, daß in allem gemeinen Geschehen auch ein ungemeines sich ankündigt, und dem Menschen von Geist allein Nahrung und Unterhaltung gewährt. Ich forderte daher vom Romane besonders, daß er uns immer wieder neue „Lehrjahre“ der Bildung gebe (wofür Goethe ein für allemal den vortrefflichen Ausdruck gefunden) und erkannte, daß es nur dadurch zu erlangen sei, daß man in einer solchen Schöpfung keine Hergabe auf bloße Situationen, Ereignisse, auf Intriguen, seine oder grobe Leidenschaften, frivole Naturen anstelle, sondern auch Ideen, Anschauungen, stichhaltige Charaktere, große Gesichtspunkte bringe, die dann dem Spiel der Intriguen und Leidenschaft erst den wahren Reiz, doch auch dem ganzen Werk Adel und Idealität erteilen, damit man immer wieder zur Lectüre zurückkehre.

Unsere Leser wissen nun, was sie von dem vorliegenden Roman zu erwarten haben: keine sogenannten spannenden Verwickelungen und Intriguen, keine feinen oder groben Leidenschaften, keine Frivolitäten, keine bloße Klatsch- und Heirathsgeschichte, keine bloß äußerlichen Situationen, aber wol, wenn auch „stichhaltige Charaktere“ weniger vorhanden sein sollten, „Ideen, Anschauungen, große Gesichtspunkte“. Dieses Romanprogramm erweckt bei dem ernstlichen denkenden Leser sicherlich ein günstiges

1863. 9.

Vorurtheil für die Schöpfung Alexander Jung's; es ladet zur geistigen Andacht und nicht zur frivolen oberflächlichen Unterhaltung ein. Wer jene sucht, möge ihn lesen, wer diese sucht, möge von ihm fern bleiben.

Man möge uns gestatten, hier einen flüchtigen Blick auf den Roman der modernen Hauptculturböcker zu werfen, wozu uns die von Alexander Jung aufgestellte Romantheorie veranlaßt. Wir geben im ganzen zu, daß das Eigenthümlichste, was die Deutschen auf dem Gebiete des Romans geleistet haben, in ihren Romanen didaktischen, selbstbeschauenden Charakters oder überhaupt in demjenigen, der nach Ideenverarbeitung strebt, zu suchen ist. Im historischen, socialistischen und dem jetzigen sogenannten realistischen Roman sind sie, mit wenigen Ausnahmen, nur ziemlich schwache Nachahmer besonders der Engländer, zuweilen auch der Franzosen gewesen. In letztern Richtungen hat der deutsche Roman keine Tradition, keine stetige Entwicklung, aber er hat beide seit „Wilhelm Meister's Lehrjahre“ in Betreff des didaktischen oder wenn man will pädagogischen, philosophischen oder philosophirenden Romans. Die Ausbildung des innern Menschen, wie sie in der That auch unsere hervorragenden Geister für sich selbst angestrebt haben, ist hier der Hauptvorwurf, der auch der theoretisch-subjectiven Natur der Deutschen auf ihrer höchsten Bildungsstufe am besten entspricht. An Ideen, Gedankencombinationen und weiten Perspektiven, an Resultaten theoretischer, ästhetischer, pädagogischer und philosophischer Bildung sind daher die deutschen Romane dieser Art, von Goethe's „Wilhelm Meister“ an bis auf den vorliegenden von Alexander Jung, reicher als die Romane anderer Völker; es sind Romane in Lehrform, die uns über die höchsten Aufgaben der Menschheit im allgemeinen oder der Zeit, in der sie entstanden und auf die sie sich beziehen, aufzuklären und zu unterrichten streben, während sie dem Verfasser auch meist dazu dienen, sich und der Welt über sich selbst Rechenschaft zu geben. Die darin auftretenden Personen sind daher meist auch mehr oder weniger subjectiv gefärbt, Bruchstücke von des Verfassers Persönlichkeit, Fragmente eines in Trümmer gegangenen Spiegels, in deren jedem das Subject des Ver-

22

fassers mehr oder weniger reflectirt. Im historischen und realistischen Roman beruht nicht die Stärke deutscher Romanverfasser. Deutsche Romane dieser Art sind entweder roh oder es fehlt ihnen meist der ruhige epische Erzählungsston oder die exacte Beobachtung. An trefflichen kleineren Erzählungen und Novellen ist die deutsche Literatur zwar sehr reich, aber für umfangreiche Compositionen fehlt dem Deutschen meist das Gleichmaß und die Ruhe epischer Erzählungskunst oder die praktische Bekanntschaft mit einer entsprechenden Menge von Lebensverhältnissen, oder er ist zu sehr zum abschweifenden Raisonnement und zur selbstgefälligen Einmischung seiner subjectiven Anschauungen geneigt. Deutsche Schriftsteller lernen das Leben meist nur wieder aus Büchern oder doch nur aus der Berührung mit sehr einseitigen, beschränkten, oft wahrhaft kleinlichen und düsternen Verhältnissen und Lebenskreisen kennen. Wir haben keine Centralhauptstadt; das Leben gestaltet sich in Wien ganz anders als in Berlin oder Hamburg, und wie nun gar in einer kleinern Stadt, wo meist der Philister die Herrschaft führt! Da nun außerdem die Absonderung der Stände und Berufskreise nirgends so stark ausgeprägt ist als in Deutschland und sogar zwischen Genossen eines Berufs, z. B. schriftstellern den Professoren oder sonst beamteten Literaturbesitzenden und freien Schriftstellern Antipathien schroffster Art hervorrufen, so wird der deutsche Romanverfasser auch nur immer in einem kleinen Lebensausschnitt wirklich heimisch sein und auch diesen nur der Wahrheit getreu schildern können. Darüber hinausgehend liefert er meist nur Schatten und zweifelhaft verschwommene Lebensbilder, an die man nicht recht glauben kann, die unser tieferes Interesse nicht erwecken oder doch nicht festhalten können. Thatsache ist, daß größere deutsche Romane mit wenigen Ausnahmen von den Ausländern für langweilig, „dull“ gehalten werden. Zu den Ausnahmen gehören unter andern einzelne phantastische Romane und Märchen novellen; es ist dies eine Gattung, in der sich die Deutschen, wie das Ausland anerkennt, in eigenthümlichster Weise hervorgethan haben und eine besondere Stärke offenbaren. Der deutsche Dichter, von der Flachheit und der Philistereihaftigkeit der umgebenden Verhältnisse abgestoßen, macht sich gern, zum Theil in der Absicht, die Wirklichkeit zu ironisiren, seine eigene Welt von Phantasiegeschöpfen und Phantasieverhältnissen zurecht, in der er sich dann ganz zu Hause fühlt und aus behaglichster Wirklichkeit. Hier hat man in der That oft einen vollern poetischen Genuß, als in so manchen deutschen Romanen, welche angeblich die Wirklichkeit schildern und in denen doch jener Gang zum Phantastischen und Unwirklichen die Umrisse der Figuren sich ins Schattenhafte verlaufen läßt.

Ganz anders der englische Roman, der die Wirklichkeit, wie sie ist, mit oft nur zu photographischer Genauigkeit darstellt; denn in der That überschreiten jene in englischen Romanen so häufig vorkommenden detaillirten Schilderungen von landschaftlichen und architektonischen Gegenständen oder von Costümen bis aufs kleinste Graßhälmchen, Steinchen oder Faltchen oft alles erlaubte Maß, und

die Beschreibungen der Physiognomien, bei denen selbst das kleinste Wörzchen und Fettwülstchen mit abgepinselft wird, streifen sogar nicht selten an das Wibrige und Ekstatische oder doch an die Caricatur. Bis zu diesem Grade darf der Dichter, und wäre er auch nur der Verfasser realistischer Romane, nicht Copist sein; er ist dann nicht Porträtmaler, der sich bei der Wiedergabe von Physiognomien von einem künstlerischen Sinn und ästhetischen Takt leiten läßt, sondern bloß handwerksmäßiger Photographist. Dagegen ist der Engländer ein ebenso ausgezeichneter epischer Erzähler als exacter Beobachter. Die Menschen, die er schildert, sind von Fleisch und Blut; sie wandeln und schreiten vor uns auf und ab, sie sprechen zu uns, als wären sie gegenwärtig. Wir machten erst jüngst wieder diese Erfahrung, als wir Gelegenheit hatten, den letzten Roman von Anthony Trollope „Orley Farm“ zu lesen, einen Roman, der zu denjenigen gehört, welche in letzter Zeit in England die größte Theilnahme fanden. Unter allen darin auftretenden Romanfiguren ist keine, welche nicht das Gepräge vollkommener Objectivität trüge, keine, welche von dem Verfasser dazu benutzt würde, dem Leser einen Begriff oder gar eine hohe Meinung von seiner eigenen Individualität beizubringen. Ein deutscher Romanschreiber mag sich vielleicht auch bemühen, die Menschen zu beobachten, aber er kneipt dabei lauernd und grübelnd das Auge zu, wobei er keine Totalansicht des Menschen gewinnt wie der Engländer, der nicht spionirt — das Spioniren ist überhaupt seine Sache nicht —, sondern mit großgeöffnetem Auge und in treuherziger Simplicität den Erscheinungen gegenübersteht; denn der Engländer trägt ein gesundes Auge in einem gesunden Kopfe. Diese scharfe Beobachtungs- und Auffassungsgabe gehört seit Shakespeare zu den vielen „Erbweisheiten“ Englands. Dazu kommt, daß es in England bei weitem nicht so viele verkniffene, verlogene und zweideutige Menschen gibt als in andern Ländern, wo man, um emporzukommen und etwas zu gelten, im Versteckspielen und in der Verstellungskunst geübt sein muß. Der britische Mensch ist noch rund und voll, treuherzig und naiv. Auch der Verfasser des „Rosmarin“, so subjectiv er selbst ist, weiß diese Plastik und Lebensgesundheit der Engländer zu schätzen und erkennt darin wie wir einen Hauptvorthiel für den Romanschriftsteller. Lord Elphinstone, ein hervortretender Charakter des Romans, bemerkt einmal zu Rosmarin:

Lesen Sie Goldsmith, lesen Sie Fielding, lesen Sie volende Vork Sterne, und Sie werden die gesunde, malerisch satte Grund- und Vollblutnatur Englands wiederfinden. Die Dichter brauchten sich nur umzutummeln. ... Bei uns fallen die Blumpubbinge, die gebratenen Nebhühner dem Dichter in die Schale, und alles schwimmt in Vortier, Sekt und Ale. Kurz, nichts geht so leicht über Lebensgesundheit der Engländer. Darin wuchs Shakespeare auf, und eben weil er so wirklich ist, darum schafft er so idealisch.

Ist nun der englische Roman auch kein solches Magazin von umhergestreuten Ideen und Gedanken, wie der deutsche Roman der bessern Sorte, so hält er sich andererseits auch frei von jeder Phrasen. Während es vielleicht

Ein Volk gibt, bei dem diese so herrschend wäre, wie leider das deutsche, gibt es hinwiederum kein Volk, bei dem sie so wenig herrschend wäre als das englische. Alles muß bei dem Engländer bestimmt, exact und klar sein, ebenso gut der Ausdruck des Gefühls und die Fassung eines Gedankens als die Charakterzeichnung. Jedes bloß Schillernde, Verschwommene, Ueberschwengliche ist ihm zuwider. Er kann sich zum höchsten Pathos erheben, aber er verschmäh't jede bloß declamatorische, nur das Ohr betäubende Rhetorik. Dabei ginge man aber sehr fehl, wenn man dem englischen Roman im allgemeinen abprechen wollte, daß er keine Ideen enthalte: sie sind nur in den Personen, ihren Handlungen und Schicksalen objectivirt. In jedem bessern englischen Roman ist irgend ein interessanter socialer Conflict, irgendeine solche sittliche Frage, irgendeine verwickelte Rechtsfrage oder ein bedeutungsvoller Streitfall des Gewissens behandelt und durchgeführt, und so können wir es im Grunde denjenigen nicht verdenken, welche, an das Lesen englischer Romane namentlich in der Ursprache gewöhnt, an die Lectüre eines deutschen nicht ohne einige Schwierigkeit und einiges Vorurtheil gehen und sich nur selten davon befriedigt, d. h. in gleicher Weise unterhalten und angeregt fühlen.

Hierzu kommt die große Reinlichkeit des englischen modernen Romans in sittlicher Hinsicht, indem darin auch nur die leisesten Andeutungen solcher Situationen und Motive, die bei schamhaften Weibern auch nur ein flüchtiges Glänzen hervorrufen und einen Vorleser im Kreise von Frauen auch nur einen Moment lang innezuhalten nöthigen könnten, aufs vorzüglichste vermieden sind. Diese Keuz geht freilich nicht selten bis zur Pruderie, bis zur bruchlerischen Verschleiierung naturgemäßer Triebe und gewisser gewaltsamer oder verbrecherischer Leidenschaften, die einmal im menschlichen Leben und mithin auch in den Darstellungen desselben eine so große Rolle zu spielen berufen sind; ja diese allzu ängstliche Pruderie ist es wol auch, welche es leider mit veranlaßt hat, daß die meisten Shakspeare'schen Dichtungen dem jetzigen englischen Frauenzeischlecht nicht mehr recht munden wollen und demgemäß auch mehr und mehr von der Bühne verschwinden. Aber ihrem Gegentheil, dem muthwilligen und absichtlichen Schönen nach bedenklichen zweideutigen oder wirklich lüsterne Situationen, für die namentlich der Pinsel deutscher Roman- und Novellenschriftsteller meist viel zu grob oder satig ist, mag jene decente Richtung immer noch vorzuziehen sein.

Mehr nur der Vollständigkeit wegen gestatten wir uns noch ein paar Worte über den nordamerikanischen und über den französischen Roman. Die nordamerikanischen Romanschriftsteller, namentlich die frühern, z. B. Cooper, sind im ganzen begreiflicherweise der mehr epischen Richtung des englischen Romans getreu geblieben, andere, wie Longfellow in seinem „Hyperion“, adoptirten ganz die Weise des deutschen idealistischen Kunst- und Literaturromans, und N. Hawthorne hält zwischen dem englischen und deutschen Roman etwa die Mitte. In seiner „Widram“ z. B. dient die Erzählung, so spannend sie auch sein mag, dem Verfasser zumeist dazu, seine Ansichten

über Kunst und Kunstwerke, geschichtsphilosophische Betrachtungen, Schilderungen aus dem italienischen Volksleben u. s. w. aneinander zu reihen. Doch zeigt sich bei ihm auch etwas specifisch Neuenglisches, Groteskes, neben dem Idealistischen auch ein realistisch scharfer Blick für alles Nüchtere, Verlogene. In der Darstellung der durch ein verübtes Verbrechen verursachten Seelenkämpfe ist Hawthorne wie fast alle guten englischen Romanschriftsteller Meister, und es zeigt sich darin ein Zug, der sich bis auf Shakspeare's unübertroffene Schilderungen dieser Art zurückführen läßt.

Aus der französischen Romanliteratur haben wir, aus Mangel an tieferer Sympathie für dieselbe, viel weniger kennen lernen, als die Leser vielleicht von uns glauben werden; von Eugène Sue's Romanen z. B. haben wir keinen einzigen zu Ende lesen können. Uns stießen darin immer die Monstrosität der Zeichnung, die unnatürliche Erfindung, die grelle Effecthascherei und Effectmalerei ab. Auch glauben wir, daß ein durch den häufigen Gebrauch starker Markotika bereits beträchtlich abgestumpfter, schon sehr früh von der Empfindung für das Natürliche, Wahre und einfach Schöne abgelenkter Geschmack dazu gehört, um an Sue'schen Erfindungen, welche den Stempel der Lügenhaftigkeit an der Stirn tragen und sich doch als Counterfei des Wirklichen geben, Gefallen zu finden. Auch bei Victor Hugo, der als Dichter und Denker unvergleichlich höher steht, begegnet man solchen Verzeichnungen, die bald unnatürliche Verkürzungen, bald ungehörige, alles natürliche Maß überschreitende Verlängerungen sind, und dem Widrigen und Häßlichen geht auch Victor Hugo keineswegs immer aus dem Wege. Zwar hat Frankreich auch einfachere Romanschriftsteller, z. B. Souvestre, aber im ganzen walten doch in Empfindungs- und Ausdrucksweise ein gewisses Schauffement und Raffinement vor, selbst bei Frau Dubervant, obgleich diese einfach und natürlich zu schreiben weiß, wenn sie will. In dem sogenannten intimen Roman dreht sich alles nur zu ausschließlich und meist vom einseitigen Emancipationsstandpunkt um das Verhältniß zwischen Mann und Weib, und in dem socialistischen Roman zu überwiegend um die Idee, daß, wenn es nur dem Staat gefallen wolle, diese oder jene Geseze abzuschaffen oder zu ändern, wir alle als Engel oder Glückliche leben würden. „Der Staat bin ich!“ sagt auch der eingeseifteste französische Republikaner und Socialist, der, wenn er zur Herrschaft käme, alle Fäden der Regierung im Centrum seiner Handläche zu concentriren und das Glück und die Freiheiten Frankreichs durch Decrete und Ordonnanz mit Hilfe seiner Satrapen, der Maires und Präfecten, zu reguliren suchen würde. Der englische Romanschriftsteller geißelt auch die Mängel des Gerichtswesens, des Strafverfahrens und Aehnliches, aber es fällt ihm nicht ein, dafür den Pöppel Staat verantwortlich zu machen und in diesem die Centralapothek zu erblicken, aus welcher jedem Individuum die Medicin für sein besonderes Leid verabreicht wird. Dabei spricht aber allerdings aus den französischen Romanen, bisweilen sogar aus den frivolen, die nur in Frankreich mit Grazie

geschrieben werden, eine gewisse Generosität des Sentiments, ein Pathos menschlicher Sympathie, ein äußerst lebhaftes Gefühl des Mitleids für Unterdrückung und menschliches Leiden, eine Delicatesse in der Behandlung menschlicher Verhältnisse, eine humane Rücksicht gegen Fehltritte, die nichts als diese und nur die Folge eines warmen, vertrauensvoll sich hingebenden Herzens sind, und ein edler Zorn gegen Inhumanität und Niederträchtigkeit, wie man sie in den Romanen anderer Nationen nicht so leicht wiederfindet. Man darf auch diese Eigenschaften französischer Romane nicht unerwähnt lassen, wenn man den Beifall, den sie auch in Deutschland finden, nicht bloß auf die Lust am Pikanten, Frivolen, Monströsen und Effectvollen, sondern in gleichem oder noch höherem Grade auf Motive edlerer Art zurückführen will.

Der Roman Alexander's Jung hat nun sehr wenig von dem epischen Gange des englischen Romans, mit dem er jedoch die Abwesenheit aller zweideutigen und lüsterne Motive und Situationen theilt, und gar nichts von den Pikanterien des französischen; er ist in seinen Vorzügen wie Schwächen echt deutscher Art. Die ganze deutsche Eigenthümlichkeit dieses Buchs wird von dem Verfasser selbst angedeutet, wenn er im Verlaufe der Erzählung bemerkt, daß das ganze Unternehmen aus dem Bedürfnis entsprungen sei, „ein Werk zu schreiben, wie es der Verfasser zur Orientirung und Erhebung für sich selbst brauchte“.

Es ist dies ein Geständniß, wie es schwerlich jemals ein englischer oder französischer Romanverfasser machen würde; er würde es auch kaum zu machen wagen dürfen, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, ein englisches oder französisches Publikum von vornherein vor den Kopf zu stoßen; denn dieses läßt es sich schwerlich gefallen, wenn ein Autor offen mit dem Anspruch hervorträte, gewissermaßen Souveränitätsrechte über das Publikum ausüben zu wollen, selbst wenn er, wie Alexander Jung thut, hinzufügte: „Dabei kommt denn so viel Göttliches und Menschliches zur Sprache, daß jeder vollständige Mensch das Niedergegeschriebene hoffentlich zu demselben Zwecke, wenn auch in ganz andern Lebenslagen, auf sich wird anwenden können.“ Ein englisches oder französisches Romane lesendes Publikum würde sofort von einem solchen Romane Langeweile befürchten; es würde die Mühe scheuen, aus dem „Göttlichen und Menschlichen“, was in dem Buche beiläufig zur Sprache kommt, Applicationen auf sich selbst zu machen. Epische Erzählung interessanter objectiver Begebenheiten will dieses Publikum haben, nicht subjective Betrachtungen aus dem Tagebuche des Autors. Ebenso wenig als in der Gesellschaft liebt man es dort im Roman, wenn ein Individuum die Neigung zur Schau trägt, seine Subjectivität allzu stark geltend zu machen; in der That ist dies auch in den meisten Fällen nicht wenig ährend, wie tief und edel immerhin auch sonst das Individuum angelegt sei. Zur wahren Lebenskunst und Schule des Lebens gehört es denn auch wol, seine Subjectivität zwar nicht zu verleugnen, aber doch möglichst wenig in den Vordergrund zu stellen, sich andern gegen-

über möglichst objectiv zu machen. Darauf beruht das Wesen der Kunst ebenso wol als das Wesen einer guten Gesellschaft, deren wohlthätige Formen sofort aufhören würden, wenn sich jeder mit seiner Subjectivität zu anmaßlich in den Vordergrund drängen wollte. Gerade vielleicht, weil vorzugsweise der deutsche Subjectivismus und die Selbstherrlichkeit des deutschen Individuums Neigung hierzu verspüren, herrschen in der deutschen Geselligkeit so viel Steifheit, Gezwungenheit und Zurückhaltung, indem sich jeder vor dem Durchbruch eines zu lästigen Subjectivismus bei dem andern schützen will, damit zugleich aber folgerect auch wieder eine zu empfindliche Beeinträchtigung der bescheidensten Rechte, die das Subject für sich in Anspruch nehmen kann.

Gehen wir nun zu dem Inhalt des Buchs selbst über, so ist es von den darin auftretenden Personen zunächst der Hauptheld der Erzählung, Rosmarin selbst, welcher unsere Theilnahme in hervorragendem, ja fast ausschließlichem Grade in Anspruch nimmt, und bei der wichtigen Rolle, die er spielt, uns dazu auffordert, uns zunächst danach umzusehen, was er ist, was er zum Schluß leistet und ob und in welchem Grade er durch diese Leistungen, wie durch die ganze Beschaffenheit seines Wesens diese Theilnahme verdient. Ob und inwieweit dieser Rosmarin mit der Person des Verfassers durchweg identisch sei, können wir so genau nicht wissen; jedenfalls ist er ein bedeutendes, ja das wesentlichste Stück von ihm, und was Rosmarin gesehen, erlebt und durchgedacht hat, das ist vom Verfasser selbst gesehen, erlebt und durchgedacht worden. Der Verfasser selbst sagt über diesen Punkt in der Vorrede, in der er sich über das, was er mit seinem Roman bezweckte, ausführlicher ausdrückt:

Diejenigen dürften sich übrigens sehr irren, die da herausbrächten, daß der Verfasser mit dem Helden dieses Romans völlig eins sei. Sympathien zwischen beiden finden allerdings statt, aber auch nicht geringe Differenzen, und zumal in so mancher Lebenserfahrung. So, um nur eins hervorzuheben, erfreut sich der Autor als der Verfasser des Romans keineswegs eines solchen Besitzthums wie das ist, zu welchem der Autor als Held dieser Geschichte später gelangt, und was des Rehmlichen mehr ist.

So viel darf man als sicher annehmen, daß die Sympathien, die zwischen dem Verfasser und dem Helden des Romans, wie jener selbst gesteht, stattfinden, die innigsten sind und daß beide in den meisten Punkten einander vollständig decken.

Die Bedeutung dieses Charakters beruht in der Art, wie er das, was er sieht, hört, liest und erlebt, innerlich verarbeitet; denn die äußerlichen Begebenheiten und Thatfachen, aus denen sich sein Lebenslauf zusammensetzt, sind äußerst einfacher Art. Rosmarin studirt, nachdem er den gehörigen Gymnasialunterricht empfangen, in Berlin, macht einen verunglückten Versuch als Kanzelredner, verheirathet sich und wird zuletzt Schriftsteller, doch nicht ohne die solide Grundlage eines Pädagogen. „Thusneida“, sagt er am Schluß des Werks zu seiner Gattin, „das beneidenswertheste Los auf Erden ist das des Schriftstellers, wenn er es redlich meint und Gott ihn begeistert! Mit jedem

Buche bringt er Persephoneia zurück, und mit jedem erobert er den Seinigen und sich — ach, könnte er es für alle gewinnen! — ein neues Paradies.“

Alles das ist fast übertrieben einfach; dafür zum Ersatz haben wir es aber mit einem außerordentlichen Geiste zu thun, wenn wir uns auf Lord Elphinstone's Zeugnis verlassen können, der einmal an Rosmarin schreibt: viele würden ihm seine Originalität nicht verzeihen können, er ist in keiner bisherigen Logik unterzubringen, aber auch in keiner bisherigen Aesthetik u. s. w., und dann fortfährt:

Ihren Gedichten, lieber Freund, merkt man nicht weniger es, daß Sie niemand nachahmten. Byron, ja Byron würde Sie gewürdigt haben! Ach, lebte er noch! Sie sind kein Dichter für eine der zahllosen Töchter edler Herkunft, der man ein Goldbrautet, mit Vergismeinicht Satinirtes zum Confirmationsgeschreibe... Sie sind kein Dichter für den jungen Kaufmannsohn, der seinen Siegelring trägt, von Wässern und Pomade duftet, die zäheste Pomade selbst ist, die Granatte nach der neuesten Façon schlingt, dabei einen Weltschmerz verführt und affectirt, mit seine ungeheuerliche Lamentationen über das Leben und eine unglückliche Liebe losläßt, und zuletzt doch mit einer Frage und einem Ragenjammer sein Endurtheil über das Leben und seine Geliebte abgibt. Sie, Rosmarin, sind ein Dichter, aber einer für den Menschen in der Aufgeschlossenheit für alles Menschliche und Göttliche u. s. w.

Der Verfasser selbst schildert Rosmarin's Wesen (V, 149):

In Rosmarin, wie sehr er danach strebte, die Einheit seiner Welt zu werden, und wie sehr er in seiner religiösen Weltanschauung einen festen Grund gefunden, in seinem Innern hatte er doch das eine Zweifel, sondern sogar eine Vielheit selbstsamter zu überwinden. Eine starke Eigenthümlichkeit machte ihm zu schaffen. Aber er hatte auch Sinn, mehr als das, er hatte die warmste Empfindlichkeit, bis zum Enthusiasmus hin, für das verschiedenste Andern. Er konnte bewundern wie selten einer. Dazu noch lagen ihm aller Menschen eigenste Schicksale wahrhaft am Herzen.

Nachdem der Autor den „Dichter in ihm“ eingehend charakterisirt, fährt er fort:

Aber es war auch der Philosoph, der ihn in das All der Besten mitten hinein versetzte; vor allem jedoch war es der Religiöse. Denn wie Rosmarin jene Weltfahrten in seinem Geiste betrieb, die Ausbeute waren nicht bloß Gedankenschätze, das Ergebnis war nicht bloß ein ungeheures Weltbewußtsein; es war vielmehr das Bewußtsein, daß Gott ist und alles lenkt; es war das Bewußtsein, daß aller Egoismus gestürzt, und doch die Eigenthümlichkeit erhalten werden müsse; es war das Bewußtsein, daß alles Geschehen zu einem letzten kosmischen Resultat hinausführe, und daß, alles in allem genommen, in der Ökonomie wie im Eurus des Weltprocesses, das Sittengesetz doch zuletzt regt, und daß jeder Mensch zu diesem Siege mit berufen ist.

Es ist nun interessant, zu erfahren, welche Stellung er und als so hervorragend geschilderter Geist den Bewegungen der Zeit gegenüber einnahm oder noch einnimmt. In dieser Hinsicht lesen wir:

Die Zeit ging wild genug. Das war nichts für Rosmarin, jedoch er beruhigte sich, aus dem Wilden müsse sich eben die Civilisation wieder herausheben. Auch nahm der Socialismus wirklich schon einen herrlichen Aufschwung. Es waren noch mehr Versicherungen als Thaten, mehr Forderungen als Erfüllungen, aber alles deutete auf ein Kommen. Wie die Parteien durcheinander schrien, jeder Stimmführer meinte, er allein habe recht, konnte Rosmarin allerdings keinem von ihnen beitreten. Ihm war nichts mehr zuwider als der Fanatismus

der Parteien, der Despotismus der Massen. Er nahm dennoch an allem theil, was die Zeit bewegte, theils beobachtend, theils seine Ansicht abgebend. Er mußte um so mehr gegen vieles protestiren, was behauptet wurde, als er an der Religion, an der Philosophie und an dem Idealismus aller Kunst festhielt. In kirchlichen, in politischen, in literarischen Dingen, er dachte über das Meiste ganz anders wie die Meisten, und er wußte, daß er Gleichdenkende habe. Er widersetzte sich unter anderm der Behauptung, daß die Zeitgenossen nur Epigonen, Schwächlinge auch dem Werthe nach seien; er widersetzte sich diesem oft wahnsinnigen Republikanismus, dem tollgewordenen Hinausgehen über die christliche Weltanschauung und dem damit verbundenen Atheismus. Er protestirte von Grund seiner Seele gegen die frivole Allesgleichmacherei, welche gerade die Würde und Einzigkeit des Individuellen misachtete, und vollends dem Genius den Krieg erklärte, wenn er nicht auch der Partei und dem Zeitgeist diene.

Mögen nun die Ansprüche, welche der Verfasser für seinen Rosmarin erhebt, übertrieben sein oder nicht, jedenfalls ist dieser ein eigenartiges, vielverarbeitendes Individuum, dessen Entwicklungsgang wir an der Hand des Autors mit lebhaftem Antheil verfolgen werden. Einen kurzen und bequemen Weg zum Ziele führt uns der Autor freilich nicht: wir müssen erst drei ziemlich starke Theile durchlesen, um dem Helden das Geleit auf seiner Reise nach der Universität geben zu können. Dennoch möchten wir fast dem ersten Theile, der sich mit der frühesten Kindheit des Helden beschäftigt, nach unserm individuellen Gefühle den Vorzug vor allen übrigen einräumen. Wir lernen hier eine Menge jener originellen und dabei naiven, treuerzigen und anspruchlosen Charaktere kennen, an denen die Zeit, in welche die Kindheit Rosmarin's fiel, noch unvergleichlich reicher war als die unserige, darunter Mr. Johnson, das Kind englischer, in Ostpreußen reisender Aeltern, der später, nach dem Erscheinen der „Besauberten Rose“, behauptet: „Deutschland hat bisher nur einen Dichter hervorgebracht, um den England es fast beneiden könnte — es ist Ernst Schulze.“ Alle diese Personen, von denen Rosmarin's Jugend umgeben war, sind mit eingehender Treue lebendig und anschaulich gezeichnet, und der Verfasser liefert damit den Beweis, daß er trotz seiner überwiegend idealistischen Geistesrichtung, doch auch für die Realitäten des Lebens einen gesunden Blick hat, und daß die Neigung und die Gabe, die Erscheinungen, statt ihnen äußerlich gegenüberzustehen, in ihrer Bedeutung und ihren Umrissen reflectirend in sich aufzunehmen, schon früh in ihm entwickelt war. Doch machen wir durch das ganze Buch die Wahrnehmung, daß der Verfasser, wie es allen geht, welche das weibliche Geschlecht von einem zu einseitig idealistischen Standpunkt ansehen, die Männer wahrheitsgetreuer und natürlicher schildert als die Frauen, die alte Märchenenergählerin Regina etwa ausgenommen. Ein gewisser subjectiver Zug mischt sich außerdem meist in diese Porträtskizzen, vollständig objectiv dagegen wird der Verfasser in der prächtigen Schilderung der Legionen Napoleon's auf ihrem Ferkreuzuge nach Rußland. Wir glauben, daß diese Soldateska nach ihren verschiedenen Truppengattungen, so oft sie auch bereits beschrieben wurde, noch nicht mit derselben Wärme und Anschaulichkeit und zugleich mit derselben geistreichen

Auffassung geschildert worden ist als hier von Jung, und gern würden wir dieses Kriegsgemälde voll Glanz und Pracht, auch den Spalten d. Bl. einverleiben, wenn nicht andere Blätter, z. B. die „Unterhaltungen am häuslichen Herd“, uns darin zuvorgekommen wären, und wenn nicht das Ganze, dem man durch das Herausreißen einer einzelnen Gruppe nur Schaden würde, doch zu vielen Raum beanspruchen würde. Mit gleichem Geist und gleich charakteristischer Auffassung sind die russischen Truppen vom Jahre 1807 — denn bis dahin reichen Kosmarin's Erinnerungen zurück — im Gegensatz zu den französischen geschildert.

Erschien das französische Heer in seiner Massenwirkung grandios und pompös, so entwickelten die einzelnen Individuen im Quartier meist alle jene Liebendürftigkeiten, die dem französischen Charakter und Umgangsweise eigen sind. So zeigten sich wenigstens diejenigen, welche nach der Schlacht von Jena in Kosmarin's väterlichem Hause einquartiert waren. Der Verfasser erzählt:

Die Franzosen sind Kinderfreunde. Der Knabe und seine Gevielen hatten einen guten Tag. Wir wurden mit den artigsten Geschenken überhäuft. Meine gute Generalin, eine ältliche Dame von vieler Welt und Anmuth, waltete mit ihrer berebten französischen Zunge unter diesen französischen Offizieren bedeutenden Ranges, als wären es ihre Untergebenen, ihre Söhne, und setzte alles bei ihnen durch. Sie vereinigten ihr gegenüber Galanterie und Pietät in der lebenswürdigsten Weise. Zweierlei hat sich mir von diesen französischen Hausgenossen tief eingepägt, ihre unausgesetzte Fröhlichkeit und ihre Lust, sich zu unterrichten. Sie schälerten fortwährend miteinander und mit uns Kindern; es gab Pöffen der überraschendsten Art; Offiziere und Gemeine lebten in dieser stehenden Komödie auf dem Fuße der unbedingtesten Vertraulichkeit, der Freiheit und Gleichheit. Außerdem lasen Offiziere wie Gemeine französische Bücher, wo sie nur Zeit hatten. Sie führten eine Bibliothek mit sich, von der man nicht wußte, wie sie dieselbe auf dem Marsche fortzubringen vermochten, wie denn überhaupt ihr Besitzthum unermesslich war. Viel und gern beschäftigten sie sich auch mit Landkarten. Sie lagen der Länge nach hingestreckt über Karten, studirten, machten Pläne, räsonnirten, debattirten und hesteten, um strategische Operationen zu bezeichnen, Stecknadeln auf, als wäre auch darin ein jeder von ihnen Napoleon im Kleinen.

Allerdings gab es in der französischen Armee auch einzelne Truppentheile, die etwas völlig Zügelloses, Verwilderteres hatten, und was in dieser Hinsicht die berühmteste Köpfgarde bei der Infanterie war, das waren bei der Reiterei die Chasseurs. Der Verfasser erzählt:

Sie setzten Bürgern und Bauern aufs ärgste zu. Ihre Anrede, um ihren Groll auszudrücken, war, sogar von seiten der Offiziere, gegen hoch und niedrig, gewöhnlich das Wort „Bauer“, in gebrochenem Deutsch. Sie schienen mit dem Worte „Bauer“ ihre gänzliche Verachtung alles Deutschen zu erkennen geben zu wollen, wie die Griechen mit dem Worte „Barbar“ die alles Nichtgriechischen, oder wie die Römer im Ruffen den Gegensatz zur feinen Urbanität im tiefsten Sinne erkannten.

Obgleich nun die Franzosen in dem Knaben eine gewisse Romantik und Bewunderung hervorgerufen hatten, so gesteht er doch, sich unsäglich gefreut zu haben, als er nach dem Tilsiter Frieden preussisches Militär wieder sah. Sein Vater aber nahm nach dem Abzuge der Franzosen eine Büste Napoleon's von der Wand und warf sie im Grimm über die erlittene Demüthigung Preußens im

Weiseln aller Hausgenossen in den Hof hinunter, daß der Kaiser „mit dem idealischen Lorbeerkranz und dem weichen Haar“ unten in tausend Stücke zerschnitt. Kosmarin bemerkt:

Ich habe später, als ich die in unzählige Stücke zersetzten Trümmer der großen Armee von Rußland zurücksehen sah, wiederholt daran denken müssen, daß jener Sturz Bonaparte's in unserm Hause zum Fenster hinaus zugleich ein symbolischer gewesen sei.

Der zweite Theil beginnt mit der Darstellung der idealischen Jugendfreundschaft Kosmarin's mit einem edel gearteten Knaben, den er Arminius nennt und in welchem er die nothwendige Ergänzung seines Ichs fand bis dahin, wo der Jüngling später einem Zweikampf zum Opfer fiel. In der Zeit, in welcher dieser Theil spielt, waren aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch Schwung des Gemüths, sympathetische Stimmung und Kraft der Selbstverleugnung genug übrig geblieben, um solche Seelenverschmelzungen möglich zu machen; heutzutage, wo die Selbstherrlichkeit und das Selbstgenüge des Individuums das Programm der Zeit und jeder Gymnasiast schon hochentwickelter Politiker ist, gehört auch die Freundschaft zu den nahezu antiquirten Dingen. Gegenwärtig begnügt jeder sich mit sich selbst, d. h. oft mit recht wenigem. Die jetzige Generation schwört noch immer auf das Evangelium Heinrich Heine's, der einmal zu einem Besuchenden äußerte: „Sie sind sehr naiv, daß Sie noch an Freunde und Freundschaft glauben können; ich denke darüber wie Aristipp, der die Freundschaft verwarf.“ Aber gerade durch diesen Ausspruch sollte sich unsere Jugend warnen lassen, Heine zu ihrem Bufenfreunde zu machen — er ist ein treulofer Freund. Der zweite Theil versetzt uns weiter nach Warschau und bald darauf nach London, womit wir uns aus der heimathlichen Idylle in größere Weltverhältnisse versetzt sehen. Nun lernen wir auch den edeln Lord Elphenstone näher kennen, von dem wir im Verlaufe des Romans noch viele weise Aussprüche vernehmen sollen. Ob übrigens Elphenstone jetzt noch, nachdem die innere Kälte Nordamerikas so offenbar zu Tage getreten, so viel Heil von diesem erwarten würde, wie er dies in seiner sonst gehaltreichen Unterredung mit dem Erzbischof von Exeter ausspricht, erscheint uns zweifelhaft.

Bisher war der gute Kosmarin, obschon wir an seiner Hand sogar Absteher nach Warschau und London machten, noch sehr jung, und er ist es im Grunde im dritten Theile auch noch; denn erst am Schlusse desselben sehen wir ihn von Ostpreußen aus in einem Postwagen durch Sandwüsten und Föhrenwälder die lange Reise nach Berlin antreten, wo er Theologie zu studiren beabsichtigt. Auf dieser Fahrt, an deren umständlicher Schilderung wir die Länge und Langweiligkeit des Wegs selbst ermessen können, machen wir unter anderm die Bekanntschaft des schmatzigen Schirmmeisters Kürbis, und um auf eine Probe des Kosmarin'schen Humors zu geben, mög hier folgende Unterhaltung zwischen Kosmarin und Herrn Kürbis mitgetheilt sein:

„Nichts verwünsche ich mehr, mein Herr, als übertriebene Keuschheit. Frau, rufe ich immer, wenn ich einmal zu Hause bin: Frau, sege, reibe, puge, bohne, gieße, scheure, soviel du willst und dir anmuthen ist, denn Sauberkeit ist Gold werth; aber sei mir nicht zu reinlich, hörst du, denn es ist fußbrecherlich, lebensgefährlich!“ — „Lebensgefährlich, Herr Kürbis?“ — „Die zur Weinabnahme lebensgefährlich.“ — „In aller Welt, wie das?“ — „Nirgends, mein Herr, geschehen mehr Weinbrüche im Jahr als eben in Holland, nirgends weniger als in Polen.“ — „Wann denn? Sie machen mich höchst neugierig!“ — „Dieses ist mir sehr lieb, und jenes sollen Sie hören. Wo man in Amsterdam, in Haag, in Scheveningen, in Rotterdam geht oder steht, läuft oder springt, hüpft oder tanzt, ich sage Ihnen, da wird gesessen, geschauert, gestriegelt, gebohnt und gerieben mit und ohne Lust. Sie laufen da schon die Gefahr, mit weggesetzt zu werden. Was ist nun die weitere Folge solcher Spiegelglätte? Frauen und Männer, zumalen aber Ausländer, fallen und purpeln in Holland der Länge, der Duere, der Breite, der Höhe und der Tiefe nach wie die Fliegen zu Hunderten, zu Hunderten, und zwar zu ebener Diele, wie auf den Straßen, und zwar daß es nur so paßt, und zwar knacks, das Bein ist entzwei. In Polen dagegen kommt das sehr selten vor, in keinem Lande sind weniger Weinbrüche als im Lande der Schlachtschügen. Warum? Weil die Polen den Schmutz lieben, ihn liegen lassen, je dicker, desto besser. Das gibt also Kitt, man ist gesettet, nicht und geht höchst sicher.“

Eine wie und scheint sehr richtige Bemerkung lesen wir III, 23:

Das Leben in einer kleinen Stadt, zumal wenn sie, wie es in der unsrigen der Fall war, weitweite Handelsbeziehungen hat, noch dazu bedeutende Menschen von anderweitiger Intelligenz, übt einen eigenthümlichen Reiz aus. Schon weil man hier alles übersehen kann, was geschieht. Ein kleiner Ort gewährt eine Menge somischer Eindrücke, und schnell den, welchen ein gewisser Humor erfreut, um so plötzlich zum Schönen auf. Die Idylle und das Allleben sind verwandter als man meinen sollte, der Philister kann uns zuletzt so ermüden, daß wir zum Weltbürger heranreifen.

Im vierten und fünften Theile schildert Rosmarin in detaillirter Ausführlichkeit die schon oben angegebenen Abschnitte und Ereignisse seines Lebens, seine Studienzeit in der Residenz (Berlin) u. s. w. Einen eigenthümlichen, für einen Hyperidealistin höchst bezeichnenden Zustand führt uns der Roman in der Schilderung des verunglückten Kanzeldebutts vor, welcher Rosmarin veranlaßte, dem Predigerberuf zu entsagen. Rosmarin steht auf der Kanzel; es heißt nun:

Er war nicht von einer, er war von tausend Predigten erfüllt, er wußte nur nicht, welche von ihnen er zuerst verkünden sollte. Er hätte gern mit tausend Zungen gesprochen, um mit jeder eine zu spenden. Er war so gerührt, von solchem Danke, von solcher Entzückung über die Herrlichkeit der Existenz erfüllt — wie es ihm wiederholt seit seiner Kindheit begegnete —, daß, als die Orgel nun verstummte, er wol inne ward, sein Wunsch übermanne ihn. Ja, er verspürte in dem fast apokalyptischen Seelenzustande dieses Augenblicks etwas Gefährliches. Seine gewaltige Phantasie packte ihn. Es war ihm, als wolle er eine Theodicee verkündigen, und doch hatte er das klare Bewußtsein, daß es hier gelte, einen ganz bestimmten Text zu behandeln, vor der Gemeinde ihn auszuliegen. Es kam wie ein Gewittersturm der Begeisterung über ihn, während draußen der Gewittersturm wüthete, die Bäume an die Kirchensfenster schlugen, und es so häßlich ward, daß man nicht zwei Schritte hätte vor sich sehen können, wenn nicht die Kerzen am Altar ein Zwielicht verbreitet hätten. Was nun? Rosmarin wußte, jetzt müsse er sprechen, und doch schwieg er immer noch. Auch in diesen

Moment des Schweigens drängte sich Seligkeit, drängten sich aber auch Vorstellungen wie: Immer noch kennt und so oft die Sünde von Gott; immer noch wissen wir nicht, ob und wie unsere Freiheit besteht; immer noch sind wir (es war ihm, als würde er emporgehoben) im Raum und in der Zeit; und wenn der Gewittersturm diese Kirche voll Menschen zertrümmerte, wäre das kein Uebel? Doch über alles siegte jetzt das Verlangen, Gott zu verkündigen. Er hörte sich sagen: Unausprechlich, meine Freunde, ist die Liebe Gottes — Jetzt schnürte es ihm den Hals zu, aber nicht die geringste Besonnenheit fühlte er in der Seele, sondern ihm war so wohl, daß er, in seinem Schweigen beseligt, sich selbst verlor. Da, endlich — mahnte ihn eine Weststimmung tief innen: Du mußt die Kanzel verlassen!

Wir lernen in diesen beiden Theilen unter andern Namen auch berühmte Professoren in gelungenen Charakteristiken kennen: Hegel (Parmenides), Schleiermacher (Abelard), Meander (Bernhard), Savigny (Savour), Gans (Schwan) u. s. w.; namentlich scheint uns der Verfasser das Kokette, auf blendende Wirkung berechnete selbstgefällige Auftreten des letztern in sehr gerechter Weise charakterisirt zu haben. „Der junge Titan“ (V, 236), in welchem Rosmarin bereits, als er zuerst „seine scharf pointirten Kritiken wie Pfeile vom Olymp schenkte“, die „ganze künftige Größe“ desselben erkannt hatte, scheint uns kein anderer als Gunkow, und Sophron kein anderer als Karl Rosenkranz zu sein. Eine Menge beachtenswerther Gedanken und Betrachtungen füllen die im Gefäß der Erzählung gelassenen Lücken und Risse. So bemerkt der Verfasser einmal:

Der Niederschlag, die Masse ist noch gar nicht so schlimm, wie eben die mittlere Schicht es ist. In jener, weil es sich eben um das deutsche Volk handelt, lebt das deutsche Gemüth, lebt die deutsche Frömmigkeit, der deutsche Sogengeist; sie hat ihre Bibel und hat ihre Volksbücher. Die Mitte dagegen hat den Glauben verlernt, den Zweifel eingefogen, sie ist entweder von der Genußgier einer saden Unterhaltung geprückelt, sie hat Lust am Skandal, sie ist durch die Ausländererei verkleberlicht, sie hat mit dem Anarchismus, dann wieder mit dem Napoleonismus gebuhlt, oder sie ist durch Gelehrsamkeit verknöchert, durch die Fachwissenschaft abgepfercht, durch den Verkauf an ein System aller freien Denkkraft bar, und so läßt sich mit dieser Doppelschicht der Mitte für ein lebendiges Fortarbeiten auf dem Felde der Literatur auch so gar nichts unternehmen.

Die Literatur wie das Schriftstellertum sagt der Verfasser nämlich in einem großen und zum Theil neuen Sinne auf; er bemerkt z. B.:

Ich habe nie denen bestimmt können, die da sagen, es sei im Grunde das Schriftstellertum nur eine etwas civilisirtere Schreiberei, als die, welche der erste beste Secretär in einem Bureau ausübt, während dasselbe in den besten Autoren vielmehr ein fertiges Jungenreben ist, welches den heiligen und ewig heitern Geist Gottes über alle Länder und Völker fortleitet. Ich habe mich stets im Zwiespalt befinden mit denen, die da sprechen, es sei schon genug geschrieben, wir lebten so kurze Zeit, daß wir auch nur das Beste schon nicht mehr lesen könnten; auch sei uns Heutigen Neues zu sagen nicht mehr vergönnt. Bleiben wir darin fest, daß das Wort, daß der Gedanke göttlichen Ursprungs, daß der niedergeschriebene doch streng genommen der gesprochene ist, so hat jedes Geschlecht etwas noch nie Dagewesenes zu verkünden.

Der Verfasser erwartet überhaupt eine bessere Zukunft von der Erneuerung der Literatur, „in welcher die bessern Schriftsteller einen freien vorzugsweise privilegierten Stand bilden“ und er prophezeit ein andermal, daß eine Zeit

kommen werde, wo die Philosophie unter den Deutschen wie ausgeblüht sein, lange schlummern und erst schwer wieder aufkommen werde, während die Naturwissenschaften, begleitet von einem Sprühregen neuer Entdeckungen, die Zeit befruchten, freilich auch in den tollsten Materialismus ausarten lassen, unter dem dann das Aufgusswasser sich aufsetzt, keinen Abfluß hat, und nun materialistische Infusionsthierehen und anderes Ungeziefer aller Art entstehen. Die Selbstständigkeit der Literatur aber wird, trotz alles dessen und ungeachtet des Schreiens übergläubiger Zeloten, an Sicherheit und Ausbreitung gewinnen. Sie wird sich mit dem Jahre 1869 — dem hundertjährigen Geburtsfeste Schiller's — um diesen herrlichen Genius consolidiren, zum Gebeihen einer größern Einheit deutscher Nation, deutscher Schriftsteller; sie wird im nächsten Jahre schon den Ehrenstand deutscher Autoren im Speciellern besetzen, bis dann allmählich auch der Idealismus, der in der nächsten Zeit einen harten Stand hat, wieder zu seiner vollen Blüte hervorschießt, und endlich, mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts 1901, die deutsche Literatur in ein nie geahntes Stabium einrückt.

Der Verfasser erkennt an, daß die deutsche Universität „ein Institut einzig in seiner Art sei“, aber er fährt fort: Dennoch hat es auch in Deutschland nicht an Ausartungen gefehlt. Der deutsche Student hat die Freiheit, welche ihm von seinen Vorvordern angeflammt ist, nicht selten gemißbraucht. Er hat sich oft in dem Grade dem Familienleben, der feinern Geselligkeit entfremdet, als er früher damit verwaehen war. Der deutsche Musensohn hat häufig vergessen, daß die Musen, von denen er sich schreibt, weibliche Wesen sind, die jene Anmuth, Geisterkraft, eine Eurythmie der ganzen Existenz besitzen, um milde zu gebieten, ohne welche das Menschenleben stets der Gefahr der Extreme ausgesetzt ist, und dann auch darum kommt, die reifsten Früchte des Wissens zu brechen, zu genießen. Worin hat es seinen Grund, daß auf das Weib der Cavalier, der Militär im allgemeinen mehr Anziehungskraft ausübt als der Student? Nicht bloß darin, daß jener eine glänzendere Außenseite bietet, daß der Offizier schon Beamter ist, sondern darin, daß der Student sich oft darin gefiel, aller Sitte den Rücken zu kehren, dann aber auch wieder in den Gegensatz zu fallen, um mit einem Gedenthum zu renommiren, welches seinem wahren Verufe, nicht bloß ein Staats-, sondern ein Weltbürger der Civilisation zu werden, schnurstracks entgegensteht. Selbst der sehr frühe Besuch der Universität hat sein Nüchternes. Luchtigen Dozenten auf dem Rathgeber muß es darum zu thun sein, nicht Jünglinge vor sich zu haben, die kaum den Knabenjahren, dem Schülerthum entwachsen sind, sondern auch solche, die in dem Jüngling fast schon den Mann ahnen lassen.

Bei aller Hoffnung auf eine Zukunft, die wir nicht mehr erleben werden, ist der Verfasser mit den Zuständen des heutigen Deutschland doch sehr wenig zufrieden; Deutschland kommt ihm vor „wie ein von Meetings, Clubs, Parteien, Parteichen, Sekten aller Art aufgewühltes und aufgewiegeltes Amerika“; er wundert sich, wie neben so vieler Leichtfertigkeit, jedes Idealismus entkleideter Aufklärung, so viel Geisterfucherei und Geisterkloperei bestehen könne, und er fährt dann fort:

Sie wollen jetzt durch Massen, durch Versammlungen, Abstimmungen, Mehrzahl sich als einzelne zu etwas potenziren, was sie nicht sind. Nullen indeffen bleiben Nullen, auch wenn sie eine unendliche Reihe formiren, und sind nie und nimmer im Sinne der Intelligenz zu numeriren. Nun gar dieser heutige Materialismus! Ich habe nie in meinem Leben etwas Erbärmlicheres, Höheres gesehen als diese zusammengelaufene Rotte von Behauptungen, Vermessenheiten, Phrasenhelden ohne Scham und Ehren.

Der Verfasser hätte hier noch bemerken können, daß,

wer für alles Höhere erstorben und zu allem zu dumm ist, doch noch als politischer Kannegießer und als „Pfaffenfeind“ das große Wort zu führen vermag und daß dies landläufige, sich immer selbst wiederkäuende Geschwätz die Menschen immer mehr ihren höhern rein menschlichen Aufgaben zu entfremden droht. Nichts Schrecklicheres und zugleich Lächerlicheres als eine philisterhafte, knauserige Krämersecke, die sich in ihrer Gedankenlosigkeit unterfängt, über politische und religiöse Fragen ihre auswendig gelernte Lektion herzusagen und ihr Schlußurtheil abzugeben. Der Verfasser ist mit Recht der Meinung, daß die Frauen von je die „treuesten Verwalterinnen des religiösen Elements“ gewesen; aber er hätte hinzufügen können, daß auch unter den Frauen bereits der Unglaube, der Materialismus und die Impietät die bedauerlichsten Fortschritte gemacht haben und daß Frauen und Jungfrauen dieser Art ihre weiblichen Liebeshwürdigkeiten gegen die Unliebeshwürdigkeiten austauschen, wie sie auch Männern eigen sind, welche aufs determinirteste über alles Jenseitige und Ideale, über alles Pietätsgefühl absprechen und alles negiren, außer was ihr Dünkel, ihr geistiger Hochmuth und ihre Selbstsucht ihnen vorschreibt. Weibliche Wesen, die in dieser gemüthlosen und unweiblichen Richtung befangen sind, scheinen gar nicht zu wissen, wie sehr sie Männern von wahren Gefühl zuwider sind.

Beachtenswerth ist ferner, was der Verfasser über die Corruption und die allmähliche Selbstauflösung des Familienlebens bemerkt. Er geräth aber hierbei in das Dilemma, daß er zwar einsieht, wie hier eine Rettung nur durch die heilkräftigen Einflüsse der Schule auf die Familie allmählich bewerkstelligt werden könne, während er doch wieder nicht begreift, wie es der corrumpten Familie möglich sein werde, die zur Lösung dieser Aufgabe geeigneten Lehrer zu liefern. Leider müssen wir darauf verzichten, die betreffende Stelle und so manche andere oft sehr geistreichen Aussprüche des Verfassers über Zustände und Personen, z. B. Shakespeare, Goethe, Jean Paul, Tieck — dessen Schöpfungen und ausgebreiteten literarischen Verdiensten eine spätere unbefangene Nachwelt sicherlich dieselbe Gerechtigkeit zollen wird, die ihnen der Verfasser zollt —, seine u. s. w. hier in extenso mitzutheilen, theils aus Raumrückichten, theils um nicht von dem Verfasser zu den Autoren gerechnet zu werden, die immer „mit Gänsefüßen citiren“, obschon wir für unsere Person eine gute Meinung von solchen Schriftstellern haben, die es nicht unter ihrer Würde halten, sich in geeigneten Fällen auf das Urtheil anderer zu berufen.

Alexander Jung nennt seinen Roman eine „Schule des Lebens“; er ist jedoch nur die Schule seines Lebens. Aber wie das Licht der Sonne sich in jeder einzelnen Welle des unermesslichen Oceans bricht und widerspiegelt, so bricht sich auch das Licht des Allgemeinlebens der Menschheit in jedem einzelnen Lebenslauf, und Lehre und Unterricht kann jeder aus dem Leben eines andern entnehmen, insofern es mit Bewußtsein geführt wurde und dadurch einen geistigen Inhalt und gewissermaßen symbolische Bedeutung erhielt.

Romane wie dieser können nur unter einem Volke geschrieben werden, bei welchem die subjective Richtung vorwaltet, und hängen noch mit dem Geiste jener Zeit zusammen, wo es eine Art Manie bei den Gebildeten in Deutschland war, Tagebücher zu schreiben, in denen man sich von seinem Thun und Lassen tägliche Notenschaft gab. Diese echt deutsche Leidenschaft, sich selbst bis ins kleinste Fältchen zu beobachten und unablässig über sich zu reflectiren, gewissermaßen sein eigener Spion zu sein und sein Inneres unter fortwauernder Controle seines Gewissens zu halten, hat ihre Licht- wie ihre Schattenseiten; kann sie einerseits dem Individuum dazu dienen, sich in sittlicher und humaner Richtung immer mehr zu vervollkommen, so kann sie andererseits auch leicht zur Selbstüberschätzung oder zu einem weichen, die Kraft zum objectiven Handeln abschwächenden Quietismus verleiten. Es viel steht fest, daß die mehr objectiven Völker eine größere Energie und eine praktischere Umsicht und Entschlossenheit entfalten als die mehr subjectiven, und daher auch leichter zu politischer Machtstellung und nationaler Einheit gelangen. Gegenwärtig ist freilich für die Deutschen die Gefahr vorhanden, daß sie von der sittlichen, humanen und ästhetischen Ausbildung ihres innern Menschen gänzlich abstrahiren, ohne doch die Schnellkraft objectiven Handelns, wie andere Völker sie besitzen, zu erlangen; denn irren wir nicht, so ist es dieser von dem Innern des Menschen auf äußere Verhältnisse angewandte herrische Subjectivismus und die daraus entspringenden Eigensinnigkeiten, woran unsere politischen Combinationen und unser politisches wie confessionelles Parteinwesen krankt. Das Subject im Gefühl seiner Selbstherrlichkeit und Alleinberechtigung trachtet nach Herrschaft oder isolirt sich, und daher wol zumeist rührt bei und die Zersplitterung und Zerrissenheit auf allen Gebieten.

Wie stark aber auch dieser deutsche immerhin edle Subjectivismus in dem vorliegenden Roman dann und wann hervortreten und wie wenig es auch dem Verfasser gelungen sein möge, sich selbst und dadurch auch andern so objectiv zu werden, wie dies dem Meister unser aller, Goethe, gelungen ist, so hindert diese subjective Richtung ihn doch nicht, sich für alles Humane, Edle und Schöne und für die wahrhaften Priester am Altare der Menschen in voller Hingebung zu begeistern, und so bleibt der Eindruck des leuchtgestimmten Werks im ganzen doch ein reiner und erhebender, nach vielen Seiten anregender und lehrreicher.

Hermann Marggraff.

Kirchliche Zustände Hamburgs zu Ende des 17. Jahrhunderts.

Johann Windler und die hamburgische Kirche in seiner Zeit (1684—1705) nach gleichzeitigen, vornehmlich handschriftlichen Quellen von Johannes Geffken. Mit dem Bildnisse Windler's, einem Facsimile seiner Handschrift und seinem Wappen. Hamburg, Rolte und Köhler. 1861. Gr. 8. 2 Thlr.

Eins der unstreitig gediegensten und tüchtigsten Erzeugnisse der neuern monographischen Literatur liegt uns in dieser Arbeit des rühmlichst bekannten Verfassers vor. Und wenn es auch den

ersten Anspruch auf Interesse in der Heimat des Schriftstellers und seines Gegenstandes in Hamburg selbst erheben darf, so verdient das Buch doch im vollsten Maße die Theilnahme und Beachtung weiterer Kreise, ja ist dem Kirchenhistoriker geradezu unentbehrlich. Das Werk ist dem Verfasser nicht leicht geworden, und er hat es sich nicht leicht gemacht; durch ein mühseliges Quellenstudium hat er sich durchgearbeitet, aus einer Fülle verstreuten Materials hat er das Bild Johann Windler's zusammengesetzt, und die Erforschung und Sichtung desselben ist mit einer Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit geschehen, an der man sich nur ein Mufter nehmen kann. Wenn auch das Ganze in seinen Theilen ursprünglich nicht für ein Buch berechnet war, und wie der Verfasser selbst versichert, nur einen Cyklus einzelner Vorträge bildet, eine Form, die auch beibehalten worden ist, so thut das doch der Abrundung keinen Eintrag, und im klaren Zusammenhange und stetigen Fortschritt werden uns die Verhältnisse entwickelt, die Personen geschildert, mit denen der Verfasser den Leser bekannt machen will.

Daß der Vorwurf Geffken's ein gerade sehr erfreulicher sei, wird niemand behaupten wollen, vielmehr führt er uns in eine traurige und kleinliche Periode ein. Das 17. Jahrhundert ist vielleicht die abschreckendste Partie der ganzen Kirchengeschichte. Das große Erbe der Reformation ward in so unwürdiger Weise angewendet, der freie Geist, der allein die Losreißung von Rom bewirken konnte, in dogmatische Formeln eingebrückt und seines wahren Inhalts beraubt; es fehlt nicht an Gelehrten, die auf dem neueroberten Felde fortzuarbeiten suchten; aber weitschweifige Erörterungen über Nebensachen, künstlich pedantische Schematisirungen des überlieferten Stoffs, ungestümes Losdonnern gegen Andersdenkende, und wäre es nur im kleinsten Punkte eines zweifelhaften Lehrganges, waren das einzige gewesen, was die kirchliche Wissenschaft dieser Zeit hervorgebracht; der Jammer des Epigonenthums tritt vielleicht nirgends so deutlich hervor als hier, und es hat der Protestantismus in seiner damaligen Gestalt eine große Schuld an dem empfindlichen Schlage, den er darin erdulden mußte, daß die geistreichste Fürstin in Europa, Christine von Schweden, trotz der Erinnerungen, die den Protestantismus mit der Geschichte ihres Hauses, ja ihres Vaters verknüpften, der römischen Kirche wieder in die Arme sank.

In dieser Zeit lebte der Held des vorliegenden Buchs, Johann Windler, in den widerwärtigen Conflicten derselben bewegt er sich, und sie nöthigen den milden, edeln Mann zu Kämpfen, für die er seiner Natur nach am wenigsten geschaffen war. Ausgegangen von dem gemüthlich innigen Pietismus Spener's, einer Richtung, die allerdings ohne schöpferische Kraft, dennoch einem tiefen Gemüthe mehr homogene Elemente bot, als die veräußerlichte Buchstabentheologie der Orthodoxen, wurde er, nachdem er in Süddeutschland kurz nacheinander mehrere geistliche Aemter verwaltet hatte, im Jahre 1684 nach Hamburg berufen; dort bleibt er bis zu seinem Tode, dort spielen die Hauptbegebenheiten seines Lebens. Selbst friedfertig und zu keinem feindseligen Auftreten geneigt, wurde sein Erscheinen dennoch der Anlaß zu den unerquicklichsten und gehässigsten Kämpfen. In Hamburg war nämlich der eigentliche Sitz der schroffsten und hochgespanntesten lutherischen Orthodoxie, die fast sämtliche geistliche Aemter innehatte, und keineswegs geneigt war, einer andersdenkenden Richtung die geringste Concession zu machen. Nirgends vielleicht war der Zusammenstoß der Orthodoxie und des Pietismus ein so heftiger, als eben hier in Hamburg, nirgends wurde der Streit rücksichtsloser und roher geführt, nirgends waren die geschlagenen Wunden schmerzlicher. Als Windler nach Hamburg kam, das schon von bürgerlichen Streitigkeiten genugsam erschüttert war, war der Eindruck seiner Predigten, sowie seines ganzen persönlichen Auftretens der günstigste, auch hatte er anfangs einen so schweren Stand nicht, da es seinen Bemühungen gelungen war, gleichgesinnte Freunde, Horbius, den Schwager Spener's, und Abraham Hinfelmann nach Hamburg zu bringen, und er an diesen einen gewissen

Nachhalt hatte; auch war einer seiner Hauptgegner, Samuel Schulz, noch nicht Senior der hamburgischen Geistlichkeit, und sein unerbittlicher Feind, Johann Friedrich Mayer, noch nicht in Hamburg. Aber die Sachlage änderte sich, als Mayer, Professor und Prediger in Wittenberg und Nachfolger von Johann Abraham Salovius, als Hauptpastor zu St. Jacobi nach Hamburg kam, eine Stelle, für die Windler gern Philipp Jakob Firnhaber, seinen alten Kollegen, gewonnen hätte, was ihm jedoch mißlang. Mayer war entschieden ein sehr begabter, vielleicht der begabteste Geistliche in Hamburg, aber ebenso ehrgeizig, herrschsüchtig und rücksichtslos in der Wahl seiner Mittel; es gelang ihm sehr bald das eigentliche Haupt der orthodoxen Partei zu werden; er machte den Prediger Samuel Schulz, der Senior der hamburgischen Geistlichkeit geworden war, einen ebenso erckliffen, dabei flatschhaften und beschränkten Mann seinem Interesse dienbar; nebenbei hatte er noch einige bornirte Fanatiker in seinem Gefolge, die seine Ansichten ausbreiteten, manches Gehässige derselben ausbadeten mußten, und die er bei Manipulationen, die er gern vollbracht sah, während er doch seine eigenen Hände rein sehen wollte, recht gut zu gebrauchen wußte, darunter die Prediger Vate, Lange, Scheel u. a. In dieser Weise fest zusammenhaltend, gut organisiert, nicht ohne Stütze bei dem niedern Volke, stand die lutherische Orthodorie den Pietisten entgegen, an ihrer Spitze Windler, neben ihm der schon genannte Horbins, ein milder, weicher, etwas schwächlicher Mann, und der feste und überzeugungstreue Abraham Hinkelmann. Nicht lange konnten so verschiedene Richtungen in so engem Raume verweilen, ohne in dieser oder jener Weise in Conflict zu gerathen, und bald kam die Zeit, wo sie auseinander stoßen sollten.

Hamburg hatte seit einiger Zeit ein Schauspielhaus zur Aufführung von Opern erbaut, die damals großen Anklang fanden und die Stadt dermaßen bewegten, daß auch die Geistlichkeit darauf aufmerksam werden mußte; das Schauspiel war von den allein im Punkte der Lehre scrupulösen Orthodoxen zu den Adiaphoristen gerechnet worden, die Anhänger Spener's dachten in diesem Punkte strenger, und ein gewisser Kreiser hatte schon früher angefangen dagegen zu predigen, und eine Streitschrift gegen die Werke der Finsterniß in die Welt gesendet, die indeß nicht viel Eindruck machte. Doch als die Schule Spener's in Windler, Horbins und Firnhaber drei Vertreter nach Hamburg gesendet, flammte der fromme Eifer gegen solchen Grenz von neuem auf und verwickelte die Genannten in unangenehme Streitigkeiten, da der inzwischen in Hamburg eingetretene Mayer, vielleicht nur aus Opposition gegen die Ansichten Spener's, die Zulässigkeit der Oper vertheidigte. So hüllte sich die Unduldsamkeit sehr geschickt in den Mantel der Humanität und Aufklärung. Und es ist selbst, daß ein langwieriger und widerwärtiger theologischer Kampf von dieser weltlichen Vergnügung seinen Ausgang nahm, daß die mildesten Männer als schroffe Rigidisten, die Streitsüchtigen als die Toleranten und Freisinnigen auftraten. Die Pietisten, Windler voran, thaten ihr Mögliches mit Predigten, Streitschriften und Protesten; der schlaue Mayer nahm sich des Schauspiels ihnen gegenüber an; er leugnete, daß eine Oper ein sündhaftes Werk sei; behauptete, daß gottselige Theologen Komödien geschrieben, eine Ansicht, in der die wittenberger Theologen mit ihm übereinstimmten. Windler mit seinem Widersprache wurde von Mayer als Störenfried und Streitsüchtiger mit großer Gewandtheit widerlegt, die lutherische Geistlichkeit legte — ob alle freiwillig, steht dahin — ein Ehrenzeugniß für die Opern ab, ein Prediger Elmenhorst, der neben seinen Predigten auch der dramatischen Kunst oblag, wagte darauf eine Vertheidigung der Opern, richtete auf Windler, er wisse nicht ob Frau Misgunst oder Junker Reibhart Pech und Del mit zugetragen, damit das Verachtungsfeuer gegen die Oper recht glimmen möge, berief sich auf die Rechtgläubigkeit seiner Freunde, und die Folge war, daß die Opern ruhig fortgespielt wurden, Windler unrecht erhielt.

War in seinem und seiner Freunde Verhalten die pietistische

Beschränktheit zu tabeln, die in einer krankhaft überspannten Leidenschaft sich Ausdruck gab? Gewiß war sein Benehmen ein ehrliches, aus voller Ueberzeugung hervorgehendes, und dies erhebt ihn, trotzdem wir ihm in der Sache unrecht geben müssen, über seine Gegner, denen die Freisinnigkeit nur Waasse zu einem aus selbstsüchtigen, ja theilweise rein persönlichen Motiven geführten Kampfe wurde.

Doch dieser Streit war nur das Vorpiel von größerem. Es war nicht nur Mayer, der von seiten der orthodoxen Partei die Zwietracht schürte, sondern auch der oben erwähnte Samuel Schulz, der indeß Senior der hamburgischen Geistlichkeit geworden war, ein beschränkter Selot, der Windler, Horbins und Hinkelmann auf den Tod haßte, und sie, trotz des Anhangs in ihrer Gemeinde, unendlich zu machen suchte. Die Gelegenheit dazu zog er herbei, er verlangte plötzlich von den hamburgischen Geistlichen die Unterschrift eines auf der äußersten Peripherie der Rechtgläubigkeit liegenden Glaubensbekenntnisses. Windler war wirklich durch den raschen, mit ziemlicher Gewandtheit ausgeführten Handstreich überrumpelt worden, obgleich er sich eine Bedingung reservierte, die die Orthodoxen, wenn sie ehrlich handelten, gar nicht hätten zugeben dürfen, nämlich das ungeforderte Fortbestehen seiner Privatconvente. Später jedoch nahm er die ganze Unterschrift zurück, Horbins unterschrieb gar nicht, ebenso wenig Hinkelmann. Die Folge davon war ein langer Streit, in den Horbins mit Mayer gerieth, und der erst mit dessen Tode endigte. Eine Unvorsichtigkeit, die Horbins sich hatte zu schulden kommen lassen, indem er ein Buch von mystisch gefärbtem Charakter, verfaßt von Peter Poiret, einem Anhänger der Antoinette Bourignon, in mehreren Exemplaren unter Diensthöfen und Kinder ausgeheilt hatte, ward der Anlaß des Kampfes. Mayer schleuderte mit seinen Genossen Streitschriften auf Streitschriften gegen den sanften, friedfertigen Mann, die dieser im milden Tone beantwortete. Auch Windler wurde in den Kampf gezogen, es gab kein Mittel, vor dem Mayer und Genossen zurückschauerten, ihren Gegnern zu schaden; die gemeinsten Schimpfworte, die niedrigsten Verleumdungen waren ihnen nicht zu schmutzig, um sie gegen die Anhänger Spener's und diesen selbst, der auch einige Schriften für seinen Schwager geschrieben hatte, zu gebrauchen; auf der Kanzel wurde gegen Horbins gepredigt, man rieth, ihn zur Stadt hinauszuweisen, und ließ sich durch nichts abbringen gegen den Wolf zu streiten, bis er seine Wolfsart abgelegt, ja noch mehr, einige Prediger verschmähten es sogar nicht, in Westfalen gegen Horbins und Windler zu agitiiren und Matrosen und andere rohe Gesellen zu thätlichen Angriffen gegen diese Männer aufzureizen. Nur mit genauer Noth entrann Horbins dem Pöbel, der ihn ins Wasser werfen wollte. Die Obrigkeit, Senat und Rath, hatten ganz den Kopf verloren, und Mayer setzte es durch, daß Horbins endlich abgesetzt und der Stadt verwiesen wurde. Eine totale Anarchie hatte sich in Hamburg bemächtigt; der Rath, der sich einmal versammelte, dem schreien den Unrecht zu steuern, wurde durch Pöbelhaufen auseinander gejagt, eine Prügelei hatte an 50 gefährliche Verwundungen zur Folge, und Mayer erreichte es sogar, daß Horbins' Weib und seine Kinder aus der Stadt getrieben wurden. Kaiser Leopold machte endlich dem Unfug ein Ende, aber Horbins' Herz war von dem schweren Unrecht, das er erlitten hatte, gebrochen, er starb auf dem Landtage eines Freundes am 26. Januar 1695; doch ließ es der Pöbel und die orthodoxe Geistlichkeit nicht zu, daß der Unglückliche in der Stadt begraben werden durfte, obgleich sich nach seinem Tode eine verständlichere Gesinnung gegen ihn kund gab und viele seinem Leichenbegängniß in Steinbeck folgten, was um so höher zu schätzen war, da die Betreffenden nicht sicher vor den Häufen der Rader- und Fleischerfrachten waren, die Mayer im Golbe hatte.

Diese von Geistern sehr lebendig und anschaulich geschilderte Episode ist eine Probe davon, zu welcher Gemeinheit die sogenannten Anhänger Luther's sinken konnten und welche Unwürdigkeiten seinem Namen aufgebürdet wurden. Die Kanzel war

eine Lasterbühne geworden, und die Orthodoxen hielten das Schimpfen von derselben für ihr heiligstes Vorrecht. Jeder konnte es auf seine Weise aus, der eine, um Persönlichkeiten, die ihm zuwider waren, zu insultiren, der andere, um mit scharfen Sprühen die Gemeinde zum Lachen zu reizen, und der Prediger Lauge, ein würdiger Schreier, leistete Unglaubliches in beiden. So sagte er einmal vom Kupplerwesen: „Da komme nun solche Botin an, und spräche, der junge Herr möge doch zu ihrer Dame auf eine kalte Schale und ein Stück venetianischen Lachens kommen.“ Zu ein paar Handwerksburschen, die in der Nähe der Kanzel standen, sich wendend, fuhr er fort: „Ihr meint wol, das wäre für euch etwas, nein, da könnt ihr euch nur den Mund wischen.“ Und Mayer selbst bezeichnete einen Kaufmann, der mit einer jungen Dame während der Kirche gesprochen hatte, als Ghebacher, und als derselbe Klage einlegte, predigte er noch dreimal über denselben Gegenstand.

Windler selbst tritt in diesem widerlichen Treiben mehr zurück. Seine milde Natur vermochte wenig gegen solche Notheten, doch wirkte er im stillen viel Gutes, und brachte namentlich, als er Senior geworden, mit maßvoller Energie manches Zweckmäßige zu Stande, so eine neue Liturgie, die Einführung eines ordentlichen Candidatenexamens, die Einführung eines neuen Gesangbuchs. Doch kamen, in den immer neu auftauchenden Unruhen, diese segensreichen Einrichtungen nicht zu rechter Geltung. Sein Hauptgegner Mayer verließ zwar Hamburg, um einem Rufe nach Greifswald zu folgen, aber ein anderer Mann, Namens Krumholz, ein verbrecherischer und gemeiner Mensch, setzte den Kampf mit noch niedrigeren Waffen fort. Dieselben Scenen der Pöbelaufregung, der Prügeln wiederholten sich. Mayer, der im Grunde den abentheuerlichen Gedanken hegte, sein hamburgisches Amt mit dem seiner Professor in Greifswald zu vereinen, und immer noch in die hamburgischen kirchlichen Angelegenheiten hineinredete, schürte die Zornnacht nach wie vor. Windler ward auch hier wiederum zu einem Schriftenstreite genöthigt, der ohne Folgen blieb, aber seiner Gesundheit schadete. Ein gleiches Leiden, das ihn schon seit Jahren gequält, kam zum Ausbruche, und nachdem er am 22. März 1705 zum letzten mal gepredigt hatte, starb er sanft am 5. April. Bei seinem Tode erst erkannte Hamburg, was es an ihm verloren. Der Eindruck seines Hinscheidens war ein gewaltiger, in dem Kampfe gegen ihn und seine Freunde hatten seine Gegner sich selbst gerichtet; wurde doch der roheste und erbitterteste derselben, Krumholz wegen der von ihm geführten Pöbelherrschaft zum Tode verurtheilt, und das Urtheil nur auf dem Wege der Gnade zu lebenslänglicher Gefangenschaft umgewandelt.

Der Verfasser widmet Windler noch einige Kapitel, die sein intimes Verhältniß zu Spener, seine nach dessen Vorgänge eingeführten Privatconvente, seine Bedeutung als Prediger, Seelsorger und Gelehrter, und sein Verhältniß zu den Reformirten behandeln. Sie zeigen von der genauesten Kenntniß des Stoffes und bieten manches Interessante, das bisher noch nicht bekannt war.

Es geht daraus hervor, wie hoch Spener Windler achtete und in sein Herz geschlossen hatte; oft nennt er ihn seinen Freund und einen Prediger ohne gleichen. Er nimmt theil an seinen Schicksalen und Kämpfen, namentlich gegen die Oper, und selbst einzelne Differenzen, so namentlich betreffs der Schwärmerien des Fräuleins von der Aßburg können das schöne Verhältniß nicht ädern. Sorgfältige Auszüge aus Briefen Spener's an Windler, Horbuis u. a. geben diesem Abschnitte vielen geschichtlichen Werth. Der Abschnitt über die collegia pietatis, die Windler nach Spener's Vorgänge einführt, zeigt Windler als einen energischen, überzeugungsstreuen Mann, der das, was er für gut und heilsam erkannt, und was in der großen kirchlichen Veränßerlichung dringend noth that, trotz mancher Kämpfe, zu denen er gezwungen wurde, und mancher Beeinträchtigung, die er erfuhr, durchsetzte. Von dem stillen Gange, den er als Seelsorger betrat, und der schon in der ganzen Art sein Amt zu verwalten hervortritt, zeugt auch die Frage, die er

einst an die leipziger Facultät stellte, und die Wärme, mit der er seine Behauptung verfocht, ob ein Pastor, der nie über den Seelenzustand seiner Gemeinde ins Klare kommen könne, noch als Seelsorger zu betrachten sei und nicht besser sein Amt aufgeben müsse. Wie er als Prediger gewesen, beweist der Erfolg, den er gehabt hat und der so bemerkbar war, daß seine Abwesenheit von Hamburg seiner Kirche immer einen Verlust von über 1000 Mark brachte. Ueber sein tiefes Verständniß der Schrift sind die Urtheile seiner Zeitgenossen einstimmig, daß sie ihresgleichen gesucht habe. Wenn auch er den Reformirten in Hamburg so freundlich sich nicht näherte, daß er der Gründung einer reformirten Gemeinde daselbst Vorschub leistete, so hatte dies theilweise die etwas gewaltthame Behandlung verschuldet, die der Große Kurfürst in seinen Unionversuchen der lutherischen Kirche widerfahren ließ; Windler aber zeigte sich noch immer als der Verschlingliche, indem er nicht wie die andern gegen die Reformirten predigte, und von Samuel Schulz sogar der Freundschaft mit den Calvinisten beschuldigt wurde. Eine interessante Episode ist der Streit, den Windler mit dem phantastischen Balthasar Becker führte, und die Charakteristik „der vergaudenten Welt“, die der Verfasser beigelegt hat, ein Streit, der, beiläufig gesagt, nicht zu Ende kam. Ein letztes Kapitel schildert noch in lebendigen Bildern Horbuis, Hanelmann, Mayer und Krumholz; doch glauben wir genug angeführt zu haben, um Interesse für den Stoff zu erwecken und zum eigenen Besen dieses schätzenswerthen Buchs anzuregen, was der Zweck unserer ganzen Besprechung war.

Da uns in dieser Arbeit wiederum die wissenschaftlichen Verdienste Gefften's recht nahe getreten sind, so gestatte man uns am Schlusse unserer Besprechung noch einmal auf sein 1855 erschienenes Kunstwerk hinzuweisen, nämlich auf den ersten Band seines „Bilderkatechismus des 15. Jahrhunderts“, die zehn Gebote enthaltend. Es ist dies eine Arbeit voll tiefster Gelehrsamkeit, einzig in seiner Art, und mit großer Uneigennützigkeit auf eigene Kosten gedruckt und herausgegeben. Eine fast verloren geglaubte Literatur ist in diesem Buche nicht nur gerettet, sondern in klarer Anordnung zusammengestellt worden, das Resultat von 20 Jahren mühsamen Forschens. Der Begriff des Katechismus, seine Entstehung, die darüber verfaßten Schriften, alles findet seine ausführliche Besprechung. Manches Licht wird dadurch auf eine Zeit geworfen, die bisher, wenig bekannt, von den confessionell befangenen Schriftstellern des 16. Jahrhunderts ganz ins Schwarze gemalt wurde, um auf dem dunkeln Hintergrunde ihr Säculum um so heller strahlen zu lassen. Es zeigt sich in der That, daß auch schon die Zeit vorher im Besitze einer tüchtigen religiösen Volksbeziehung war und viele Zeugnisse davon aufweisen kann. Umsassende Beilagen der einschlagenden Literatur aus der damaligen Zeit beweisen dies zur Genüge, und jeder, der Gefften auf diesem Gebiete nachfolgt, ist ihm zum Danke verpflichtet für den Weg, den er ihm in seiner genauen und sorgfältigen Besprechung der nöthigen Quellen geebnet hat. Wir weisen noch zum Schluß auf die naiven Darstellungen der zehn Gebote im Holzschnitte hin, die nach dem Cod. Heidelberg. von 1438 unter Aufsicht des Verfassers genau facsimilirt, in unfreiwilligem Humor, aber mit viel Anschaulichkeit und concreter Lebensfrische davon Zeugnis ablegen, wie man schon damals die Kunst als religiöses Erweckungsmittel des Volks zu benutzen verstand.

Das Buch ist, obschon in streng wissenschaftlicher Form verfaßt, doch leicht und verständlich geschrieben, sodaß auch der gebildete Laie sich schnell darin orientiren wird; für Geistliche und Lehrer, denen die geschichtliche Entwicklung ihres Lehrstoffes am Herzen liegt, wird es aber geradezu unentbehrlich, zumal es im praktischen Interesse geschrieben, auch manchen guten Wink, manche treffende Bemerkung für ihre Katechisationen und ihren Katechismusunterricht enthält.

Je mehr das 15. Jahrhundert im allgemeinen jetzt ans Licht gezogen und klarer verstanden, würdiger beurtheilt wor-

den ist, um so mehr thut dies auch auf diesem Gebiete noth, um vor allem jeden protestantischen Geistlichen, vor confessionellen Einseitigkeiten und unklaren Beurtheilungen der Reformation zu bewahren, die leider nur allzu sehr verbreitet sind. Leider hat das Buch trotz seiner Verdienste, trotz des im Verhältniß fabelhaft billigen Preises noch nicht die Verbreitung erfahren, die es verdient. Um so mehr weisen wir darauf hin, da der Verfasser den schnellen Fortgang der Veröffentlichung seiner Forschungen einigermaßen von der Theilnahme abhängig machen will, die sein Werk findet. 44.

Fremde Dichtungen in deutschem Gewande.

Daß wir Deutschen die Dichtungen anderer Völker durch Uebersetzungen und so gern zu eigen machen, hat nicht allein seinen Grund in unserm weltbürgerlichen Charakter, sondern auch in dem Reichthum, in der Kraftfülle, Schönheit und Eleganz unserer Sprache, die uns dies Bestreben erleichtert, und die geschieht ist, fast alle Sprachformen in sich zu vereinigen. Es dürfte wol kein zweites Volk geben, welches so viele und so vortreffliche Uebersetzungen aufzuweisen hat als wir. Es ist daher aber auch die erste Pflicht des Beurtheilers, mißrathene Uebersetzungen mit Entschiedenheit zu verurtheilen, zumal ja nichts einen nachtheiligeren Einfluß auf den Geschmack des lesenden Publikums ausübt als schlechte Uebersetzungen, sei es in gebundener oder ungebundener Rede.

Es ist wahr, wir haben in der Uebersetzungskunst große Vortheile vor andern Völkern voraus; damit soll aber keineswegs behauptet werden, daß es nun für uns ein leichtes Stück Arbeit sei, eine gute Uebersetzung zu liefern. Man darf sogar die Behauptung aufstellen, daß es leichter sei ein mittelmäßiges Originalgedicht zu schaffen als eine nach allen Seiten hin vortrefflich gelungene Uebersetzung. Es gehört in der That mehr dazu, als die Sprache in der Gewalt zu haben und einige deutsche Reime zusammensuchen zu können.

Der Uebersetzer muß selbst ein Dichter sein, im wahren Sinne des Wortes ein Dichter, der mit einem außerordentlich zarten Ohr und Gefühl begabt, sich auch vollständig in die Eigenhumlichkeit des zu übertragenden Dichters hineinzudenken versteht, sonst bleibt seine Arbeit ein Fluchwerk. Wir haben in Deutschland berühmte Philologen, deren Sprachkenntnisse anerkanntermaßen nichts zu wünschen übrig lassen, deren Uebersetzungen aber zum größten Theil jämmerlich sind. Die Herren mögen gute Docenten sein, sie sind aber keine Dichter. Eine gute Uebersetzung fordert ferner auch vor allem Geduld und unendlich mehr Zeit als das Hervorbringen eines Originalgedichts. Wir brauchen uns nicht darüber zu wundern, wenn Börne in seinen Bemerkungen über Sprache und Stil sagt: „Die Reichtümer der deutschen Sprache liegen nicht oben, sondern man muß danach graben. Denn oft war ich tagelang in Verzweiflung, wie ich einen lateinischen Ausdruck durch einen gleich kräftigen deutschen wiedergeben könne; ich ließ mich aber nicht abschrecken und fand ihn endlich doch. So erinnere ich mich, acht Tage vergebens darüber nachgedacht zu haben, wie *sub dio moreris* zu übersetzen sei, und erst am neunten kritischen Tage fand ich das richtige Wort.“

Einige von den uns hier zur Beurtheilung vorliegenden Uebersetzungen sind augenscheinlich mit Fleiß und Zeitaufwand gemacht, andere dagegen tragen den Stempel der Flüchtigkeit und Unreife auf der Stirn.

1. Feodor Iwanowitsch Ijutshew's lyrische Gedichte. In den Versmaßen des Originals dem Russischen nachgebildet von Heinrich Noé. München, Fleischmann. 1861. 16. 16 Agr.

Der tief melancholische Zug, welcher durch alle Slawen-völker geht und besonders in ihrer Musik, ihren Liedern, die alle eine Molltonart haben, ja selbst in den weit häufiger als bei uns vorkommenden improvisirten Liedern so recht deutlich zu

Tage tritt, verleugnet sich auch in diesen Dichtungen nicht. Der Dichter möchte die Eiserne seines Nordens, die ihn gefesselt hält, sprengen und seinen Flug nach sonnigern Gefilden nehmen, wo „die Welt in Lenzes Luft und Pracht versunken“ ist; aber er hat nicht die Kraft, sich dem Genuß der ersehnten Güter vollständig hinzugeben, und seine düstere Einbildungskraft vermag sich nicht von dem angeborenen und Liebgewordenen Schmerz zu trennen, denn auch dort kann er sich kein Liebesglück und keine Frühlingsluft ohne Thränen denken:

Doch was dem Auge Äpyris böte,
Und Weinesglanz und Rosenglut,
Was ist es gegen Thränenflut,
Der (den?) Thau von Gottes Morgenröthe!

Ijutshew beklagt den Schmerz um des Schmerzes willen, aus dessen Irrgarten sich frei zu machen und mit Entschiedenheit seine Ideale zu verfolgen er gänzlich außer Stande ist. Der Uebersetzer sagt uns, daß diese Gebichte, die auch in mehrere andere slawische Sprachen überetzt sind, ein treues Abbild des modernen russischen Geistes in seinen weit auseinanderliegenden Gegensätzen, seiner lyrischen Schwungsfähigkeit wie seiner weltmüden Blässigkeit darbieten. Dieses Urtheil scheint, soweit wir Rußlands Literatur und seine Zustände kennen, ein richtiges zu sein, und man wird es daher sehr natürlich finden, daß die Poesien eines solchen blässigen, weltmüden Volks wenigstens uns Deutschen keine besondere Theilnahme abnöthigen können. Der Uebersetzer scheint dies selbst gefühlt zu haben, und dennoch hat er sich der Mühe unterzogen, diese schlaffen Reimereien, gegen die wir den mittelmäßigsten deutschen Dichter nicht vertauschen möchten, in unsere Muttersprache zu übertragen. Doch wir gutmüthigen Deutschen sind ja nachsichtig gegen die Schwächen anderer und unermüdet in der Bereicherung unserer Literatur.

2. Karl Hynes Macha's ausgewählte Gedichte. Aus dem Böhmischen übertragen von Alfred Waldau. Prag, De-minicus. 1862. Gr. 16. 25 Agr.

Auch diese Dichtungen eines jung verstorbenen Dichters verleugnen ihren slawischen Ursprung nicht. Der Verfasser war ein ebenso großer Idealist als Ijutshew, aber in seinem Mienmüthe, die Welt nicht so zu finden, wie seine Einbildungskraft sie sich ausmalte, gab er sich auch einem Weltschmerz hin und entlockte seiner Dichterharfe hin und wieder Klänge, die das Maß des Schönen überschreiten, wie unter andern in seiner größten romantischen Dichtung „Mai“, dessen Anfang den ersten Versen der Byron'schen „Parisina“ nachgebildet zu sein scheint. Ungeachtet aber seiner für alles Schaurige leicht empfänglichen Phantasie war Macha indessen offenbar ein begabter Dichter, voll tiefen Gemüths, voll Jugendkraft und Feuer, der bei einem längern Leben und nach gesättigter Kraft das richtige Maß getroffen und sich selbst in der Welt zurecht gefunden haben würde. Die Uebersetzung leidet hier und da an manchen Uncorrectheiten und Härten.

3. Blumen aus der Fremde. Poesien von Gongora, Manrique, Camoëns, Milton u. s. w. Neu übertragen von B. Heyse, R. Krafft, E. Mörike, F. Rotter, L. Seeger. Stuttgart, Schweizerbart. 1862. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Agr.

Am reichsten ist in dieser Sammlung Rotter vertreten, der sich italienische, spanische, portugiesische, doch größtentheils englische Dichter, und zwar die leichtesten Sachen derselben für seine Uebersetzungen ausgewählt hat. Manche sind einigermaßen gelungen, dagegen andere, wie unter anderm auf S. 82 und 101, noch auffallend keif und unbehülflich. Wir bezeugen da so manchen sehr prosaischen Ausdrucksweisen und Versfüßen gegen den Rhythmus, wie:

Wenn Lieb' aus dem Haus zog,
Wo man sie empfangen,
Schied sie nicht vom Herzen,
Mit ihr ist's Herz gegangen —

oder:

Kannst sie dann die Wäſche,
So muß sie mitnehmen
Die Thränen, die ſchmerzlich
Dem Auge mir ſtrömen.
Wenn bei ſolcher Jugend-
Al dies kann geſehen,
Wie wird es, du mein Gott,
Mit Zwanzigen gehen? —

Davon abgesehen, müſſen wir leider bekennen, daß Kottet noch nicht tief genug in den Geiſt der engliſchen Sprache gedrungen iſt und daß ihm das ſeine Gefühl des Dichters fehlt, ohne welches ein Ueberſetzer niemals zur Meiſterſchaft in ſeiner Kunſt gelangen kann. Zum Beweiſe wollen wir uns ſeine Uebertragung folgender bekannten Verſe von Burns genauer anſehen:

Had we never lov'd ſae kindly,
Had we never lov'd ſae blindly,
Never met or never parted,
We had ne'er been broken-hearted.

Wär' ſo ſüß nicht ſolch ein Finden,
Wär' ſo ſüß nicht ſolch Erblinden,
Hätt' kein Gott aus uns geſprochen,
Wär' uns nicht das Herz gebrochen.

Bei ſolcher Freiheit hätten wir doch wenigſtens erwarten können, daß der Ueberſetzer den wirklichen Sinn des Textes genau wiedergegeben hätte. Aber „Never met or never parted“ zu überſetzen: „Hätt' kein Gott aus uns geſprochen“, das iſt eine licentia poetica, die der Beurtheiler nicht ungerügt laſſen darf. Weit ſchöner und dem Geiſte des Originals entſprechender iſt jene längſt bekannte Uebertragung:

Hätten wir uns nicht ſo mächtig
Lieb gehabt, ſo unbedächtig,
Nie geſehn und nie geſprochen —
Wär' uns nicht das Herz gebrochen.

Auch in dem Gedicht „Am Waſche“ („Here is the glen“) hat der Ueberſetzer dem Reime zu Liebe in der zweiten Strophe ſich eine Freiheit erlaubt, wodurch der Sinn ins Lächerliche gezogen wird. „'T is not Maria's whispering call!“ heißt es bei Burns, und Kottet läßt die Maria ſelbſt klingen, indem er dieſe Worte alſo wiedergibt: „'S iſt nicht Maria's ſüßer Klang!“ Ueberhaupt dürfte whispering call niemals durch ſüßer Klang überſetzt werden.

Wir könnten den Verfaſſer auf noch mehrere deraartige Fehler aufmerkſam machen, doch würde dies uns zu weit führen. Als wirkliche gelungene Ueberſetzungen ſind nur wenige hervorzuheben, die meiſten tragen den Stempel der Geburtsſchmerzen noch zu ſehr an der Stirn. Etwas ſchwungreicher ſind die beiden Uebertragungen von Karl Krafft, wiewol wir den Geſchmack des Ueberſetzers in der Auswahl nicht loben und es überhaupt nicht begreifen können, weshalb er ſeine Kräfte an Dichtungen vergeudet, die des Ueberſetzens kaum werth ſind. Die neue deutſche Literatur bietet an ſolchen humorſtiſch-politiſchen Gedichten wie „Der Schleicher“ von Ginkſi bereits eine weit ſchönere Auswahl; wir wollen nur an Prutz, Marggraf und Hoffmann von Fallersleben erinnern. Solches für unſern deutſchen Geſchmack langweilige italieniſche Zeug wollen wir gern aufheben, und um ſo lieber, da der italieniſche Humor ein ganz anderer iſt als der deutſche. Dies hätte auch Paul Heyſe bei ſeinen Uebertragungen italieniſcher Dichtungen beherzigen ſollen, denen wir allerdings eine Formgewandtheit einräumen. Den ſeinen Geſchmack in der Auswahl hat aber Ludwig Seeger bewieſen. Gewiß iſt außer Shakeſpeare kein engliſcher Dichter dem deutſchen Geiſte verwandter als der tief- und zartfühlende Thomas Moore, und ſomit wird die Seeger'sche Uebertragung Moore'scher Jugendgedichte, die wir nach angeſtelltem Vergleich mit dem Original vortrefflich finden, von vornherein auf deutſche Leſer den meiſten Eindruck machen. Zwei Kleinigkeiten von Edward Morſe dürfen billig für die Beurtheilung unberückſichtigt bleiben.

4. Fremde Dichtungen in deutſchem Gewande. Von F. Ruperti und A. Laun. Bremen, Heyſe. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieſe Ueberſetzungen aus den meiſten europäiſchen Sprachen haben ſchon in Hinſicht auf die geſchmackvolle Auswahl mehr Ausſicht auf Erfolg als die vorigen. Uebrigens ſind ſie im allgemeinen fliegender übertragen, und man würde wol vergebens einen rhythmischen Verſoß oder einen unechten Reim aufzuſuchen ſich bemühen. Man glaubt gute Originalgedichte zu leſen. Es dürfte auch ſchwer zu entſcheiden ſein, wer von den beiden Ueberſetzern, die ihre Autorschaft durch den Anfangsbuchſtaben ihres Namens bezeichnet haben, der gewandteſte iſt; ſie ſind beide vortrefflich und können den Leſern mit vollem Recht empfohlen werden. Als Probe geben wir hier nur Longfellow's „Hymne an die Nacht“ in Ruperti's Uebertragung:

Hinauſſen hört' ich das Gewand der Nacht
Durch ihre ſtilen Marmorchallen,
Ich ſah, von reinen Ketherlichtes Pracht
Umſrankt, die dunkeln Säume wallen.

Ich fühlte, wie vor ihrem erſten Raſen
Der Tagesorgen Schwarm zerſtiebe;
Sie zog ſo hehr, ſo freilich ihre Bahn
Wie jene Gine, die ich liebe.

Die Lüne hört' ich voll von Luſt und Leid,
Die mannichſachen ſanften Klänge.
Anſtatt ihrer Hallen Einſamkeit
Wie eines alten Dichters Sänge.

Tief aus der Nachtluft kühlem Bronnen trant
Mein Geiſt ſich Ruh' und ſüßen Frieden,
Wie er noch nimmer in die Seele ſank
Aus einem andern Duell hienieden.

Du ſtärkſt mich, heil'ge Nacht, und gibſt mir Kund,
Wie Schweres ſtets der Menſch getragen;
Du legſt den Finger auf der Sorge Mund,
Und ſie vergißt ihr bitteres Klagen.

O Frieden, Frieden! Aus der Seele tönt
Wie des Dreſdens einſt mein Flehen;
O nahe, Nacht, die alles Leid verſöhnt,
Mit deiner Ruhe heil'gem Wehen.

5. Lieder- und Balladenbuch amerikaniſcher und engliſcher Dichter der Gegenwart. In den Verfaſſen der Originale überſetzt und von Lebensſkizzen der Verfaſſer begleitet; mit einem Zueignungsbriefe an F. Freiligrath von Adolf Strodtmann. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1862. 8. 1 Thlr.

Einzelnen dieſer Dichtungen merkt man allerdings noch die Ueberſetzung an, doch der bei weitem größere Theil iſt recht wacker übertragen. Wir heben beſonders hervor: „Der Kabe“ von Poe, „Die Lieder unſers Landes“ von Mary Hewitt, „Raub Müller“ von Whittier und das reizende Gedicht „An den Genius der Dichtung“ von F. S. Dægoot. Der Ueberſetzer hat das Verdienſt, uns vorzugsweiſe mit amerikaniſchen Dichtern und Dichterinnen bekannt zu machen, die in Deutschland ihre gebührende Anerkennung noch nicht gefunden haben. Wir wählen als Beiſpiel der Strodtmann'schen Ueberſetzungskunſt die erſten Strophen des „Well! thou art happy“ von Byron:

Ja, du biſt glücklich, Weib! und mich
Auch ſollteſt drum du glücklich ſehn;
Denn warm, wie einſt, bekümmert ſich
Mein Herz noch um dein Wohlergehn.

Beglückt dein Gatte! Wehe, daß
Mein Loſ ſo trüb, wenn ſeins ſo licht.
Doch ſei es drum! O wie mein Haß
Ihn trübe, liebte er dich nicht!

Als jüngst dein liebes Kind ich sah,
 Brach fast mein eifersüchtig Herz;
 Dann lächelte das Kind, und da
 Riß' ich's, gebend dein, voll Schmerz.

Das Kind's und hielt mein Leid zurück,
 Das sein Gesicht dem Vater glück;
 Doch hatt' es seiner Mutter Blick,
 Und der war alles einst für mich u. s. w.

6. Esaias Legner's ausgewählte Werke. Aus dem Schwedischen von Edmund Lobedanz. Mit dem Porträt Legner's in Stahl gestochen von Weger. Leipzig, Verl. 1862. Gr. 8. 1 Thlr.

Dasselbe Urtheil, welches wir über Strodtmann's Gedichte gefällt, gilt auch von dieser Lobedanz'schen Uebersetzung. Im ganzen genommen können wir ihr unser volles Lob nicht versagen, doch in einigen einzelnen Gesängen hätten wir noch hier und da, besonders hinsichtlich verschiedener Härten, wie z. B. „du wurdest“, „du fährst“, sowie auch einiger mit durchgeschlüpfen unechten Reime, wie z. B. Krieg — dich, herrlich — ehrlich u. a., Ausstellungen zu machen. Doch abgesehen von solchen allerdings nur selten vorkommenden Fehlern lesen sich diese Uebersetzungen wie Originalgedichte, und im Vergleich mit den bereits vorhandenen Uebersetzungen der Legner'schen Werke ist ein Fortschritt nicht zu verkennen. Unter den zum Vergleich uns vorliegenden Uebersetzungen der „Frithjofssaga“ kommt die von M. A. Nienendorf der Lobedanz'schen am nächsten, dagegen bleibt die freilich schon in achter Auflage vorhandene von Gottlieb Mohrke am weitesten hinter ihr zurück. Wilhelm Andrae.

Zur Geschichte und Charakteristik des Volks- aberglaubens.

1. Hexenproceß aus dem 17. Jahrhundert. Mit höherer Genehmigung aus dem Archiv des königlich hannoverschen Amtsgerichts Diepholz mitgetheilt von Wilhelm. Hannover, Kündworth. 1862. 8. 15 Ngr.
2. Volksmedizin und Aberglaube im Frankenwalde. Nach zehn-jähriger Beobachtung dargestellt von Flügel. München, Lentner. 1863. 8. 10 Ngr.

Man hat einige Verwunderung darüber ausgesprochen, daß sich namentlich aus dem 17. Jahrhundert eine solche Menge von Acten über Hexenproceß vorfinden, und gemeint, daß sie gerade damals besonders zahlreich gewesen seien. Nun hatte freilich das unfugliche Glend des Dreißigjährigen Kriegs das Volk stupid und abergläubisch gemacht, allein die Zahl der aus uns gekommenen Acten schreibt sich doch nur aus der verhältnismäßig neuen Zeit und aus dem Umstande her, daß man sehr viel sorgfältiger und umständlicher im Aufzeichnen der Gerichtsprotokolle überhaupt geworden war. An Zauberei hat man geglaubt seit dem Anfang der Weltgeschichte, und ebenso lange hat es Bestrafungen von angeblichen Zaubern und Hexen gegeben. Wer kennt nicht das Verfahren bei diesen Proceß noch bis in das 18. Jahrhundert hinein? Die oben erwähnten Mittheilungen aus dem hannoverschen Amtsgerichte Diepholz liefern in sechs dargestellten Fällen vollständige und actenmäßige Beiträge zu der Geschichte der Hexenproceß, enthalten aber nichts besonders Bemerkenswerthes, man müßte es denn als etwas Merkwürdiges bezeichnen, daß in einem der referirten Fälle aus dem Jahre 1695 sich durch eine sehr vernünftige Entscheidung der Einfluß einer herannahenden bessern Zeit kund gibt.

Wenn nun auch das Foltern und das Verbrennen der Hexen aufgehört hat, so bringt das zweite viel interessantere Werkchen aus dem Frankenwalde überreichlichen Beweis, daß sich Aberglaube genug bis auf unsere Tage fortgepflanzt hat. Der Verfasser schildert den Frankenwald, seine Bewohner, die dortigen Sitten und Gebräuche, das Thun und Denken des Volks und namentlich seine Anschauungen und sein Verhalten bei Krankheiten-

und Sterbefällen, was dem Verfasser als Arzt begreiflich am nächsten liegt. Beigefügt ist ein Verzeichniß der dort gebräuchlichsten Volksarzneimittel und eine Anzahl von Segen, die gesprochen wider verschiedene Krankheiten von Erfolg sein sollen. Dabei verliest es sich, daß nur ein verhältnismäßig kleiner Theil des angeführten noch im Volke wurzelnden Aberglaubens dem Frankenwalde eigenthümlich angehört, der größere Theil hat eine weit größere Verbreitung. Der Verfasser schildert diese Volksanschauungen in einfacher, oft humoristischer Weise, wie sie ihm entgegengetreten sind. Man mag es betrübend finden, daß sich noch so viele abergläubische Meinungen unter dem Volke verbreitet finden, wer aber das Volksleben der vergangenen Jahrhunderte genau studirt hat, dem kann es nicht entgehen, daß selbst seit dem vorigen Jahrhundert der Fortschritt unentzerrbar ist, und daß namentlich die schädlichsten und gefährlichsten abergläubischen Ansichten und Curmethoden dem Volke unserer Zeit gewichen sind. 87.

Notiz.

Die „Scharfschützen der Presse“.

Unter der etwas seltsamen Ueberschrift „The sharpshooters of the press: in England, France and Germany“ widmete jüngst das „Cornhill magazine“ den satirischen Schriftstellern seine Aufmerksamkeit. Diese „Scharfschützen der Presse“ nennt der Verfasser des Aufsatzes mitunter auch die „Somaclen“, nach Somacl, von dem es im Alten Testament heißt: er werde ein wilder Mann sein und seine Hand werde gegen jedermann und jedermanns Hand gegen ihn sein. Zumest beschäftigt sich der Verfasser mit Alphonse Karr und Heinrich Heine. Ueber die Lebensumstände Alphonse Karr's, des Herausgebers der „Guêpes“ und von Jules Janin „le littérateur le plus agressif des temps modernes“ genannt, theilt der Verfasser unter Hinzufügung der Clausel, daß zarte Discretion unter den festländischen Schriftstellern nicht so der; Brauch und die Pflicht sei als unter den englischen, folgendes vielleicht weniger Bekannte mit: Karr, in München im Jahre 1808 geboren, habe einen Deutschen zum Vater und eine Französin zur Mutter gehabt. Sein Großvater sei Kapellmeister bei dem Kurfürsten Karl Theodor, sein Vater, Heinrich Karr, ein Pianist von sehr beträchtlichem Verdienst gewesen. Seinen Vater hat er in der Novelle „Le chemin le plus court“ unter dem Namen des „maltro Kreisherer“ porträtiert. Wie er nach Paris gekommen, wird nicht erzählt; doch ist es wahrscheinlich, daß der Vater sich schon früh als Pianist oder Musiklehrer in Paris niedergelassen und den Knaben dorthin mitgenommen habe. Als Schriftsteller versuchte es Karr zuerst mit Versen, die aber keinen Verleger fanden, und hierauf mit Novellen, welche ihm sehr bald ein Nennomte verschafften. Anfangs ging es ihm freilich kümmerlich; er wohnte in einem Hause der Rue Tronchet im siebenten Stock und in einem Zimmer, dessen Meublement nur in einer Matratze bestand, auf der er schrieb, auf und schlief. Aber auch damals schon war es sein höchster Ehrgeiz, ein „le-roce original“ zu sein, und wenn seine Verleger ihn besuchten, so empfing er sie in einem scharlachnen Schlafrock, gelben Pantoffeln und einem Turban, der mit drei Pfauenfedern verziert war. Später, als es ihm besser und vielleicht nur zu wohl ging, ließ er den Boden, die Wände, die Decke schwarz anstreichen und das Zimmer mit menschlichen Schädeln und Gebeinen, mittelalterlichen Kriegs- und Jagdwaffen u. s. w. verzieren; er selbst schlief in einem Sarge, an dem zwei Wachskerzen brannten. Hierauf bezog er eine Wohnung in der Rue Vivienne und richtete sich und sein Zimmer ganz à la Turque ein, was ihm viel Geld kostete; auch suchte er eine junge Hyäne zahm zu machen, mußte sie aber abschaffen, weil niemand, und besonders kein Druckerbursche, mehr zu ihm kommen wollte; dafür hielt er nun eine neuseeländische Dogge von ungeheurer Größe und als Aufwärter für sich und den Hund einen pechschwarzen Neger. So berichtet der Verfasser noch über manche Excen-

mitäuen Karr's, die den Mann in einem deutschen Schilde, möge dieses auch Hunderttausende von Einwohnern zählen, ohne Zweifel der Gefahr einer unverzüglichen Kündigung seitens des Vermiethers oder sogar einer aufgedrungenen ärztlichen Untersuchung oder polizeilichen Verwarnung ausgesetzt haben würden. Den Mittheilungen aus Heine's Schriften und über Heine's Leben schickt der Briefe folgende Bemerkung voraus: „Deutschland ist das Land der Träume, die für den Realisten keinen Inhalt haben, des gewichtigen Ernstes, welcher dem Sarkasmus unzugänglich ist, der Subjectivität, welche den Gegensatz aller Objectivität bildet; deshalb hat es in verschwenderischer Menge Philosophen und Bedanten, Dichter und verschrobene Köpfe hervorgebracht, aber wenige Humoristen, Nurrköpfe viele, jedoch nur einen einzigen Jomaeliten, und dieser eine ist Heinrich Heine.“ In einer Note wird dann bemerkt, daß Jean Paul's Ironie „too refined, polished and tender“ sei, um ihn zu dieser Schule zu rechnen, und merkwürdigerweise kommt dabei der Verfasser auch auf Barnhagen's in dessen „Tagebüchern“ enthaltenen Persönlichkeiten zu sprechen, welche wie der Verfasser meint, wol eher der Gerechtigkeit und Uebereiltheit eines echten Nurrkopfs als dem grundsätzlichen Angriffsgelüste, welches den „Jomaeliten“ kennzeichne, ihre Entstehung verdanken. Nach der Definition des Verfassers würden nämlich vor allem die wegen ihres Sarkasmus überall in Deutschland anerkannten Gelehrten des „Klabberadatsch“ zu den „Jomaeliten“ zu zählen sein; aber es ist denkbar, daß er den Jargon des „Klabberadatsch“, der für den Ausländer eine besondere Grammatik und ein besonderes Wörterbuch nöthig macht, etwas wenig versteht als so mancher des Englischen sonst so ziemlich kundige Deutsche den Jargon des „Punch“. J. M.

Bibliographie.

- Buol, A. Freih. v., Randglossen zu Enno Kopp's Tilly. Wien, Mechtharisten-Congregations-Buchhandlung. 1862. 8. 12 Ngr.
- Chevalier, M., Die heutige Industrie, ihre Fortschritte und die Voraussetzungen ihrer Stärke. Welt-Ausstellung von 1862. Aus dem Französischen überf. Berlin, Decker. Gr. 8. 10 Ngr.
- Eudrat, B., Geschichten und Gestalten. Erzählende Dichtungen. Nebst einem lyrischen Anhange. Mit dem Bildnis des Verfassers. Hamburg, Reiter u. Welle. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Fullerton, Georgiana, Laurencia. Eine Erzählung aus Japan. Aus dem Englischen. Wien, Mechtharisten-Congregations-Buchhandlung. 1862. 8. 21 Ngr.
- Grüning, C., Gedichte. Hamburg, Boyes u. Geisler. Gr. 16. 1 Thlr.
- Kämpfel, K., Fünfter Nachtrag zu dem Wegweiser durch die Literatur der Deutschen. Ein Handbuch für Laien. — N. u. d. L.: Literarischer Wegweiser für gebildete Laien. Die Jahre 1861—1862. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 20 Ngr.
- Krieg, G. E. B., Vor 50 Jahren. Tagebuch eines ehemaligen freiwilligen Jägers der Jahre 1813 und 1814. Zur Erinnerung an jene Zeit herausgegeben. Bielefeld, Bagel. 8. 10 Ngr.
- Kuhn, A., Schiller's Geistesgang. Mit 1 Porträt. Berlin, v. Barnsdorff. Gr. 8. 2 Thlr.
- Kunkel, R., Edmund Fröhlich der Abenteurer. Sozialer Roman. 1te Lieferung. Leipzig. 8. 7½ Ngr.
- Mauert, Lebenswörter: Novellen. 1. Ein Doktor ohne Diplom. Novelle. Bonn, Habicht. 8. 10 Ngr.
- Molière, Tartüffe. Charakter-Lustspiel in fünf Akten. Uebersetzt von G. Grunert. Stuttgart, Kröner. 8. 20 Ngr.
- Mühlfeld, J., Vier Charakter-Bilder aus der Geschichte von Anhalt. Göttingen. 1862. 8. 6 Ngr.
- Müller von Königswinter, W., Aschenbrödel. Mit 6 Compositionen, auf Holz gezeichnet von A. Henschel. Frankfurt a. M., Donndorf. Gr. 4. 27 Ngr.

Nach der Fluth. Dichter-Album, herausgegeben von L. Dornisch. Mit Beiträgen von Bauernfeld, Vogelsberger, Dornisch u. Wien, Pichler's Witwe u. Sohn. 1862. 8. 10 Ngr.

Nordheim, Julie, Poetische Kleinigkeiten. Kopenhagen. 8. 22½ Ngr.

Psarrus, G., Schein und Sein. Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. Braunschweig, Westermann. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Piening, L., Wat för'n Winter! Dre spaasige Geschieden. Mit viele schöne Biller, teeken von Chr. Förster un in Holt sneeden von G. Jald. Hamburg, Richter. Gr. 8. 15 Ngr.

Ring, M., Ein moderner Abenteurer. Novelle. Bremen, Schünemann. 1862. Br. 8. 15 Ngr.

Schneider, K. E., Das musikalische Lied in geschichtlicher Entwicklung. Uebersichtlich und gemeinschaftlich dargestellt. 1ste — tantillirende — Periode. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 Thlr.

— Zur Periodisirung der Musikgeschichte. Ein Vorschlag. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 10 Ngr.

Stimmen zur Orientierung der Katholiken in Kirche und Staat. Zwei Bände. Wien, Mechtharisten-Congregations-Buchhandlung. 8. 2 Thlr.

Ein Streifzug der Lügowschen Reiterschaaar und der Ueberfall bei Kigen. Geschildert von einem alten Lügower. Berlin, Schlegel. Gr. 8. 17½ Ngr.

Weingarten, G., Pascal als Apologet des Christenthums. Eine kirchengeschichtliche Studie. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Der Buchhandel in Deutschland. Leipzig, Fries. 1862. Gr. 8. 3¼ Ngr.

Edardt, L., Schiller, Thormaldsen, David, Beethoven. Ein Bruchstück aus der „Weltgeschichte der Kunst“. (Festrede am Schillertage in Leipzig: 10. November 1862.) Wenigen: Jena, Hochhausen. 1862. 8. 6 Ngr.

Förstel, F., Die Coburger Staatsregierung und die Presse-gewerbe. Coburg, Streit. Gr. 8. 2½ Ngr.

Der Klausner an der Stein-Kapelle oder die Gründung des Klosters Schöndthal. Eine Sage der Vorzeit. Von dem Verfasser des Wilhelm Tell. Reutlingen, Fleischhauer u. Spohn. 8. 3 Ngr.

Köhler, H. D., Ueber geistliche Wirksamkeit und Vollmacht. Ein Wort der Verständigung an Geistliche und Laien, besonders an die Landstände in Mecklenburg. Neubrandenburg, Brunsdow. Gr. 8. 4 Ngr.

Das Ministerium Dalwigk und seine Ordonnancen vom September und Oktober 1850. Eine vernunfttreuliche Beurtheilung in populärer Form von einem Konservativen. Coburg, Streit. 1862. Gr. 8. 5 Ngr.

Oberländer, L., Das Coburger Ministerium und das Gewerbegesetz. Coburg, Streit. Gr. 8. 2½ Ngr.

Pflug, F., Preußen vor 50 Jahren. Ein Vortrag. Berlin, Frank. Gr. 8. 2 Ngr.

Scheve, G., Der König von Preußen und die preussische Verfassung. Göttingen, Schettler. 8. 3 Ngr.

Schmettau, H. v., Der 15. Februar 1763. Allen Freunden des Vaterlandes gewidmet. Berlin, Decker. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Tag von Aspromonte. Eine Stimme aus den Gefängnissen. Aus dem Italienischen überf. und herausgegeben von G. H. Coburg, Streit. 1862. 8. 5 Ngr.

Vergleichung der früheren Perioden der preussischen Armee mit ihrem heutigen Bestande im Hinblick auf die neueste Organisation von einem Veteranen. Bromberg, Fischer. 1862. Gr. 8. 7½ Ngr.

U n z e i g e n.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung und die Ideale der Menschheit.

Von Moriz Carriere.

Erster Band. Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum in Religion, Dichtung und Kunst. Ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes.

8. Geh. 3 Thlr.

Der berühmte Aesthetiker tritt hier mit einem lange vorbereiteten Werke hervor, wie seither weder in Deutschland noch anderwärts ein ähnliches vorhanden war. Es ist der erste Versuch, das gesammte Phantastleben der Menschheit in seiner geschichtlichen Entwicklung zu schildern, alle Künste in ihrem Zusammenhang untereinander und mit dem fortschreitenden Leben der verschiedenen Völker darzustellen.

Folgende Hauptüberschriften bezeichnen am besten den Verlauf des Verfassers: Wesen, Ursprung und Entwicklung der Sprache. — Begriff, Ursprung und Entwicklung des Mythos. — Die Schrift. — Die Naturvölker. — China. — Aegypten. — Das Semitentum (Das alte Babylon. Ninive und Assyrien. Neubabylon. Die Phönizier und kleinasiatischen Syrer. Israel). — Die Arier (Die Arier in der gemeinsamen Urzeit. Indien. Iran).

Nicht bloß dem Künstler, Philosophen, Sprach- und Geschichtsforscher, sondern jedem Gebildeten bietet Carriere's neues Werk eine Fülle anregender Gedanken und umfassender Gesichtspunkte dar. Denn es zeigt, wie die Stimmungen und Ideen der Völker und Zeitalter in Bauten und Bildwerken, in Musik und Poesie Form und Gestalt gewinnen, und es betrachtet die Kunstschöpfungen als die Denkmale der Geschichte des menschlichen Geistes.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Zauberer von Rom.

Roman von Karl Gupkow.

Zweite Auflage. 8. In 18 Bändchen zu 10 Ngr.

Nachdem bereits die drei ersten Bände dieses großen culturgeschichtlichen Romans wenige Wochen nach ihrem ersten Erscheinen die zweite Auflage erlebten und auch für die Zahl der Exemplare, welche von den darauf noch folgenden sechs Bänden gedruckt werden mußten, eine bedeutende Erhöhung nothwendig wurde, stellte sich seither das Bedürfnis einer neuen Auflage des ganzen Werks wiederum so dringend ein, daß sich die Verlagsabhandlung sofort zur Veranstaltung einer solchen entschlossen hat.

Diesmal ermöglicht sich eine Betheiligung in den weitesten Kreisen des deutschen Volks. In achtzehn Bändchen ist der außerordentlich reiche, spannende, jeden Gebildeten aufs mächtigste fesselnde Inhalt vertheilt, gründlich vom Verfasser überarbeitet, theilweise durchaus neu gestaltet und in diejenige vollkommene Harmonie gebracht, welche sich selbstverständlich erst nach Vollenbung des ganzen Werks erreichen ließ. Dem deutschen Volke legt sich hiernit abermals die Frucht jahrelanger Studien vor, eine Dichtung, die sich zu den neuesten

Vorgängen auf dem Gebiet der katholischen, italienischen und römischen Wirren wie eine prophetische Verkündigung verhalten hat. Begonnen noch vor dem Kampfe Italiens, noch vor dem Schürzen des gordischen Knotens der römischen Frage, begleitete es die Ereignisse als erläuternde, aufklärende, vorgesehene Meinungen berichtende Orientirung des deutschen Publikums über Zustände, die demselben in größeren Kreisen bisher fast unbekannt geblieben waren.

Indem wir auf die ausführlichen Würdigungen verweisen, welche Gupkow's Roman in den ersten Blättern Deutschlands erfahren hat, erübrigt nur, diese Volksausgabe als eine Gelegenheit zu empfehlen, sich ein Werk anzueignen, das für die Befestigung in der Gesinnung über die großen Fragen des kirchlichen Lebens und der Erkräftigung des deutschen nationalen, einheitlichen Bewußtseins ein Haus- und Familienschatz zu sein und zu bleiben verdient, ungerechnet die Verwerthung desselben für eine stets spannende und beim tiefsten Ernst der Haupthandlung zugleich durch die heitersten Episoden unterhaltende Lectüre.

Der Preis dieser neuen Auflage des „Zauberer von Rom“ in 18 Bändchen ist um die Hälfte billiger als bei der ersten Auflage, auf nur 6 Thlr. gestellt. Die Bändchen (à 10 Ngr.) erscheinen in kurzen Zwischenräumen, so daß sich noch vor Ablauf des Jahres das ganze, auch äußerlich geschmackvoll ausgestattete Werk in den Händen der Abnehmer befinden wird.

Das erste bis dritte Bändchen sind bereits erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten, wo auch Unterzeichnungen entgegengenommen werden.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Aegypten.

Forschungen über Land und Volk

während eines zehnjährigen Aufenthalts.

Von Alfred von Kremer.

Mit einer Karte von Aegypten. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Nicht das alte Land der Pharaonen ist der Gegenstand dieses gründlichen, gehaltreichen Werks, sondern das heutige Aegypten, dessen Bodenbeschaffenheit, Staatswesen, öffentliche Arbeiten, Handel, die Culturzustände seiner so merkwürdigen Bevölkerung. Dem Verfasser waren in seiner Stellung als österreichischer Consul zu Kairo die seltensten und verlässlichsten Quellen zugänglich. Unterstützt von vielseitigen Studien und scharfer, vorurtheilsfreier Beobachtung, schöpfte er daraus eine klare Darlegung der Finanz- und Verhältnisse Aegyptens, zahlreiche, zum ersten mal veröffentlichte statistische Ausweise, neue wissenschaftliche Thatsachen, Aufklärungen über die schwebenden Fragen des Handels und der Politik: lauter Stoffe, welche die Aufmerksamkeit der verschiedensten Kreise, der Staats- und Finanzmänner, Statistiker, Nationalökonomien, Gelehrten und Kaufleute zu fesseln geeignet sind. Bei der anregenden Darstellung ist das Werk aber auch dem grosten Publikum, namentlich denen, die Aegypten selbst besuchen oder besuchen wollen, zu empfehlen.

Eine nach den neuesten Ausgaben entworfene Karte von Aegypten und den Nebeländern (auch einzeln zum Preis von 6 Ngr. zu haben) bildet eine willkommene Zugabe.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 10. —

5. Mǎrș 1863.

Inhalt: Darstellungen und Schilderungen aus der Criminalistik und der Wirklichkeit. Von Emil Müller-Samswegen. — Novellen und Erzählungen. Von Gustav Hauff. — Schiller als Körner'scher Hausdichter und Caricaturist. — Die Schlacht von Jena und Auerstädt. Von Karl Gustav von Verneck. — Rottz. (F. W. Gubitz und August Langbein.) — Bibliographie. — Anzeigen.

1. Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Begründet von J. C. Sigis und M. Häring (M. Alexis). Fortgesetzt von A. Bollert. Einunddreißiger und zweieunddreißigster Theil. Dritte Folge. Siebenter und achter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1861—62. 8. Jeder Theil 2 Thlr.

2. Der sächsische Pitaval. Sammlung merkwürdiger Criminalfälle. Von einem Criminalbeamten. Erster bis dritter Band. Leipzig, Fricke'sche. 1861—62. 8. 3 Thlr.

„Der neue Pitaval“ von J. E. H zigig und W. Häring (Nr. 1) ist schon oft Gegenstand eingehender Besprechung gewesen, daß wir hiervon absehend uns mit einer Angabe des reichen Inhalts dieser beiden Theile begnügen können. Diese Fortsetzung durch A. Vollerz reißt sich in der Gediegenheit des Materials den ältern Jahrgängen würdig an. Die meisten Criminalfälle des einunddreißigsten Theils zählen der jüngsten Vergangenheit bei. Aus dem Jahre 1861 finden wir die Thaten eines französischen Schwinblers, der sich als „Held von Castelfidardo“ bei hohen Geistlichen mit nicht erhaltenen Wunden einzuschmeißen, sich sogar den Heiligenschein eines Märtyrers zu erkämpfen wußte. Dann in „Kaspar Zurfüh“ einen Mörder an seiner Geliebten, der natürlich mit dem Tode büßte. Von vielem Interesse ist, da sie zugleich ins politische Gebiet hineinspielt, die Ermordung des Fürsten von Montenegro, Danilo Petrovich Njegos (1860) durch einen von Blutrache getriebenen Montenegriner. In „Johanna Winter“ sehen wir eine wahrscheinlich fälschlich der Ermordung ihres Kindes Angeklagte und eine dann dieser Wahrscheinlichkeit gemäß (1860) Freigesprochene. Noch ein Mörder und zwar ein Doppelmörder tritt uns in dem Schweizer Hans Jakob Rübzig entgegen, und einen ähnlichen Doppelmörder lernen wir aus den Jahren 1830—33 in dem Fallknechte

1863. 10.

Karl Wilhelm Dertel kennen. Für Leser, die das Romantische lieben, werden „Zwei Tödtungen aus Liebe mit Einwilligung der Getödteten“, die eine ins Jahr 1828, die andere 1853 fallend, beide Fälle mit dem Tode des weiblichen Theils und mit der Verurtheilung des Geliebten zum Zuchthaus endigen, Spannung genug enthalten. Ein Mord aus Eifersucht, ein Mord, der von dem Schwager an der Schwägerin vollzogen ward, findet sich in dem Artikel „Eine Walpurgisnacht in Finnland (1852)“. In psychologischer Hinsicht werden aber alle diese Prozesse gewiß durch den gegen Therese Braun zu Staaz in Niederösterreich übertroffen. Es handelt sich in Therese Braun um eine Mutter, die 1857 ihre leibliche, eheliche Tochter einer Lebensversicherungsprämie von 5000 Gulden wegen vergiftet haben sollte, die aber endlich freigesprochen werden mußte, da die Beweise der Schuld — die moralischen sprechen für die Vergiftung — nicht für sichhaltig befunden wurden. Aus älterer Zeit (1613) hören wir die staunen-erregende Laufbahn eines Hochstaplers ersten Rangs, der als „falscher Ranzau“ fast ganz Deutschland abgeklopft hatte, und endlich „wegen seiner begangenen vielfältigen falschen großen Aufseßung, Mißbrauchs und Schändung des hochwürdigen Abendmahls und anderer hochsträflichen Verbrechen zur Nichtstatt billig gekleift, auch nachmals mit dem Rade vom Leben zum Tode gerichtet“ wurde. Zu erwähnen wären dann noch „Die Entwendung der heiligen Magdalena von Correggio aus der dresdener Gemälbegalerie (1788)“, ferner „Ein sächsischer Criminalproceß vom Jahre 1697“ und zuletzt die „Criminalistischen Miscellen“, welche interessante Mittheilungen über die allgemeine Stimme des Volks gegen den Scharfrichter enthalten.

Wir kommen zum zweiunddreißigsten Theile des „Neuen Pitaval“. Auch er fesselt durch eine Blumenlese der eigenartigsten Fälle. Da ist, greifen wir in die Vergangenheit zurück, eine „Jenaische Geisterbeschränkung“

aus dem Jahre 1715, die dem Culturhistoriker nicht minderes Interesse abnötigt als die Abenteuer des „Pater Recenati“, eines Hochstaplers reinsten Wassers, der sich selbst in Berlin zu Anfang der Vierziger des vorigen Jahrhunderts und unter dem großen Frig festsetzen konnte. Der „Einführte Feldprediger“ Reisinger bietet uns nicht geringere Einblicke in jene gute alte Zeit, in der die Einschränkung eines der orthodoxen Geisteslichter misliebigen Predigers mit allen Gewaltmitteln ins Werk gesetzt werden konnte. Dann gelangen wir Anno 1769 zum „Mörder Hahn“, einem rohen Fleischer in Hohenstein. Von seiner eigenen Frau des Mordes an einem Fremden beschuldigt, wehrt er sich durch sein fortgesetztes Zeugnen und mit Uebersehung der Tortur trotz der augenscheinlichsten Schuldbeweise der Strafe vollständig zu entziehen. Er wird 1771 freigegeben, seine Frau dagegen „des im übrigen Eingeraumten halber“ mit vierjähriger Zuchthausarbeit bedacht. Damit verlassen wir die gute alte Zeit. In die nähere Vergangenheit fallen der Familienmord des Finnländers „Elias Nygrén“ 1852 und der in Thüringen 1858 verübte Raubmord, der unter dem Titel „Der blinde Zeuge“ mitgetheilt ist. Doch von noch weit größerer Bedeutung sind unfehlbar die drei noch übrigen Criminalfälle. Da sind zuerst „Joseph Keller und Christine Meber“, beide des Mordes an dem Gatten der letztern angeklagt. Es ist vorzugsweise für den Novellisten ein Stoff, wenn es diesem auf psychologische Entwicklung der Handlung ankommt. Die Augen des Juristen, des Rechtsanwalts werden sich dagegen besonders auf „Freifrau Luise von Baumbach und ihre Diensthoten“ richten, auf einen Fall, der der deutschen Criminalordnung wahrhaftig nicht zum Lobe gereicht. Was kann es im Jahre des Heils 1861 Kläglicheres geben, als eine plötzlich durch Malice der Diensthoten und den Gvatterflatsch des Giftmordversuchs an ihrem Gatten beschuldigte bis dahin unbescholtene Dame der feinen Gesellschaft, und dazu eine Criminalordnung, die in aller Herren Länder herumgeschickelt muß, um Beweise für eine faule Anklage aufzutreiben, ohne sie aufreiben zu können! Und da kommen wir an jedem neuen Morgen und pochen wieder auf das Recht der öffentlichen Meinung, vulgo Gvatterflatsch! So schmähtlich eigentlich dieser Proceß, so heilsam in anderer Beziehung für alle, die noch sehen und hören wollen, nämlich einzusehen, wie sich die sogenannte öffentliche Meinung im lieben Deutschland meist vom kläglichsten Klatsch mästet. Für den Politiker endlich bringt der „Pitaval“ gleich anfangs ein Cabinetsstück, den Proceß gegen Oskar Becker. Ueber das Attentat weiter kein Wort, nur im ganzen: wir urtheilen über Becker vom psychologischen Standpunkt milder, als es der Verfasser gethan. Schlagen wir uns doch ja alle vor die Brust und lesen wir nur, was alles am 10. und 11. November 1859 in Deutschland zusammengezwängt ist; nüchtern lese man das, dann wird man über Becker weniger streng denken. Damit ist es nicht gethan, daß man Becker für einen von faischem Ehrgeize besessenen, windigen Jüngling erklärt, daß in ihm keine Genialität stecke. Er hat sich die Genialität doch eingebildet!

Und daß sich so viele Jünglinge die Genialität einbilden müssen, das halten wir für gefährlich. Woher und warum dieses „Müssen“, es wird sich schon Gelegenheit bieten, auf einen der wundesten deutschen Flecke anderwärts zurückzukommen.

Nach dem Muster des „Raum Pitaval“ ist „Der sächsische Pitaval“ (Nr. 2) von einem Criminalbeamten unfehlbar eingerichtet. Es sollen in diesem sächsischen nicht causes célèbres im eigentlichen Sinne geboten werden. Doch hofft der Verfasser, daß auch diese Sammlung des Interessanten gar mancherlei umfasse. Seien es doch nicht immer die höchsten Spizen, welche den Blick belohnen. Somit bietet er aus dem sächsischen Vaterlande eine Anzahl von Criminalfällen, die in der That nach verschiedenen Seiten Interesse zu erregen geeignet sein möchten. Der erste Band enthält vier verschiedene Abschnitte, der zweite deren nur zwei. Der erste Criminalfall heißt sich „Die Findlinge“. Die Findlinge sind eine Anzahl unehelicher Kinder, welche zwischen den Jahren 1607—15 vom Vater derselben, einem auf seinem Gute im Dorfe Remt wohnenden Untertan Namens Schwerdtfeger, aufgesetzt wurden. Dieserhalb wird er und seine Haushälterin, die Mutter dieser Kinder, zu Wurzeln in strenge Haft gebracht. Schwerdtfeger entflieht, Margaretha Rothkin aber, die Haushälterin, wird, nachdem das erste strenge Urtheil gemildert, „um der Verhafteten ehrlichen Aeltern, so verstorben und Frowndschafft willen“ mit dem zuerkannten Stockschilling verschonet und nur gegen Erlegung der „aufgewandten Unkosten, Sitzgelbes und anderes, derenthalben genugsame Versicherung von ihr beschaffen solle, des Landes ewig verweise“. Die arme Gefangene hatte demgemäß nicht weniger als 520 Gulden Unkosten zu bezahlen, und da ihr Erbe von dieser Summe ungefähr aufgestreift ward, so zog sie nach einer Untersuchungshaft von 1 Jahr 6 Monaten und 6 Tagen als ein „bettelhaftig Weib“ von bannen. Nicht minder lehrreich erweist sich die Geschichte vom „Armen Amtsunterthaner“ (1693), der in die schwere Strafe von 18 Thln. 15 Agr. oder zu 4 Wochen Gefängniß verurtheilt wird, weil er einen General mit einem Stein verwundet haben sollte, während er factisch von einigen „Offizieren“ in der herausforderndsten Weise mit Schlägen tractirt ist. Ein Anhängsel hierzu bildet „Der glückliche Corporal“, der an einem Vadergesellen einen offenen Straßenraub begeht und für diese Heldenthat mit einem „ernsten Verweise“ davonkommt.

Mehrere Stückchen des verwegensten junkerlichen Uebermuths werden uns in dem Abschnitte „Prompte Fußst“ erzählt. Raum glaublich, doch aber steht es actenmäßig fest, mit welch unerhörtem Troge der Georg Leopold von Birchholz von Großhepa in den Jahren 1660—70 den gerichtlichen Untersuchungen begegnet und für die frechten Wegelagerereien fast ganz straflos auszugehen versteht. Demassen unerhört, daß die Amtskosten für einen in den Jahren 1666—69 anhängigen Fall, bei dem erwähnter von Birchholz schließlich zu einer geringen Buße verurtheilt ward, erst am 8. März 1683, also 13 Jahre

nach der Verurtheilung erfolgten. Ja, das war eine prompte Justiz!

Diesen Stücken aus älterer Zeit schließen sich folgende aus neuerer an. Die „Hiebe“, nicht als ein abschreckendes Exempel, wie Verfasser erklärt, bezüglich der von der öffentlichen Meinung verurtheilten körperlichen Züchtigung, sondern als Beleg, daß auch in der Verbrechenbrust Saiten anklagen, zu deren Anschlag die Hand eines Meißers gehört. Die „Blutigen Räthsel im Leben eines Polizeimannes“ aber mögen auch „denen zur Beruhigung oder zur Widerlegung dienen, welche wirklich den Glauben haben oder wider bessere Ueberzeugung verbreiten, daß die Criminalrechtspflege hinter verschlossenen Thüren nur unheilvolle Waffelteneier ausgebrütet habe, und daß nur am Lichte der Oeffentlichkeit und im Munde der Geschworenen ein gerechter Wahrspruch zu hoffen und zu finden“ sei. Diese „Blutigen Räthsel“ beschäftigen sich mit einem Ortsrichter und Gerichtsdienner, der, des mehrfachen Raubes und Mordes dringend verdächtig, doch nur zum kleinsten Theile und im geringern Falle der Schuld überführt werden kann. In der mehrere hundert Seiten langen Geschichte „Die Falschmünzer“ (1854) endlich haben wir es mit einer sehr verzweigten und im Grunde doch sehr einfachen Betrugsgeschichte zu thun, bei der die Falschmünzerei das Wenigste, die gewöhnliche Gaunerei das Meiste beträgt. Wir lassen es unentschieden, ob der Verfasser nicht besser gethan hätte, diese Geschichte nicht als eine Criminalgeschichte zu behandeln, sondern sie trotz des ernststen Ausgangs als eine humoristische Erzählung zu geben. Ihut doch z. B. der ernste Ausgang in der komischen Oper „Fra Diavolo“ der humoristischen Haltung des Ganzen nicht den mindesten Abbruch, warum sollte beides hier untereinander in Widerspruch stehen!

Auch der dritte Band des „Sächsischen Pitaval“, dessen Fortsetzung durch die lebhafteste Theilnahme des Lesepublikums hervorgerufen ist, zeichnet sich durch in culturgeschichtlicher Hinsicht lehrwürdige Criminalfälle aus. Ein Vorzug ist, daß in dem Bande das Grausige nicht im Uebermaße vorkommt. Im Gegentheil findet selbst die Komik ein Plätzchen, wie dies klar aus dem zweiten Falle „Der Hexenmeister von Wodwig“ spricht. Auch „Die Hexe von Püchau“ endet nicht gerade mit Blut, wenn auch mit ein wenig Tortur, und somit bietet das erste Viertel des Buchs nichts gerade Abscheuliches. In der darauffolgenden Mittheilung „Verdächtige Unschuld“ handelt es sich um die Ermordung eines unehelichen Kindes, das 1756 von einem sächsischen Edelräulein geboren sein soll. Die Sache wird mäßig durch das Gericht nicht aufgeklärt; jedenfalls kommt das Fräulein sammt der Frau Mutter ohne alle Strafe davon, da sich das Gericht bemüht, so „schonend als nur möglich zu verfahren“. Die folgenden Fälle führen uns nun freilich auf das schaurige Gebiet, den einen „Die Giftmischerin von 16 Jahren“ ausgenommen, der nur einen Giftmordversuch eines Dienstmädchens in sich schließt. Am schaurigsten dünken uns die beiden Fälle aus den Jahren 1840—41, die den Titel „Die Mörder von Gohls“ führen. Und unter beiden Mordfällen empört viel-

leicht der zweite am meisten, der von dem Buchbinder-gefallen Johann Heinrich Ernst Seisarth an seiner schwangern Geliebten mit bodenloser Hartherzigkeit vollführt wird. Auf gleicher Stufe mit diesem Mörder stehen die Helden des letzten, „Vater und Mutter“ betitelten Stücks. Und was schließlich das „Mörderische Luch“ betrifft, so beweist es, welche Fehlgriiffe auch heute noch die Gerichte begehen können, wenn sie die Zeugenaufragen und daran geknüpfte Eide nicht gehörig prüfen. So unscheinbar der ganze Fall — es handelt sich darin um ein abhanden gekommenes seidenes Luch —, so tragisch endet er, indem sich der unschuldig Verdächtige und unschuldig Verurtheilte aus Scham über die Schmach das Leben nimmt.

Wol bedarf es keiner besondern Motivirung, wenn wir auf den „Pitaval“ das nachfolgende Buch folgen lassen:

3. **Geheimnisse des Schaffots.** Memoiren der Scharfrichtersfamilie Sanson (1685—1847). Geordnet, zusammengestellt und veröffentlicht von H. Sanson. Erster Band. Berlin, Haffelberg. 1862. 8. 12 Mgr.

Denn während wir vorausgehend uns so oft mit dem Richter und Vertheidiger unterhalten haben, warum sollten wir nun nicht auch einmal das Recht und die Gerechtigkeit nur vom Standpunkt des Henkers und Scharfrichters betrachten?

Doch wenn wir sagten, dieser erste von den vier in Aussicht gestellten Bänden hätte uns befriedigt, wir lögen. Wenn wir glaubten, er hätte uns unterhalten, wir betrügen uns selbst. Gewisse Aufregung hat das Buch in uns hervorgebracht, aber peinliche. Genuß haben wir von dem Buche erhalten, aber den von Aloë, nein schlimmer, den von fauligen Dingen. „Geheimnisse des Schaffots!“ Welche gäbe es denn da, die nicht mit den Zerrbildern einer wilden dichten Phantasie wetteifern könnten! Während wir uns gegen dichterische Zerrbilder bis aufs Blut vertheidigen, sollten wir diese „Geheimnisse des Schaffots“ gutheißen, nur weil sie auf wirklichen Thatfachen beruhen? Nimmermehr. Verhülle also dein Gesicht, Odette edler Schönheit, und betrachte unsere lüsterne Mienen nicht, wenn sie auf solche Lectüre brennen. Brennen? O ja! Und vielleicht brennen darauf mehr Gemüther als man denkt. Denn der Bankrott der Gemüther greift immer mehr um sich, und wodurch sollen diese Gemüther noch ergriffen werden, nachdem sie alle sonstigen Schwinbel hinter sich haben? Das Schaffot mit seinem Grausen! Ja, das reizt diese blasse Welt noch!

Der hier erzählt, der letzte aus der großen Scharfrichtersfamilie, die in Paris von 1685—1847 das Henkerheil führte, besitzt ein bedingtes Recht auf die Veröffentlichung der Familienmemoiren. Bedingt insofern, als die Thätigkeit der Familie in die entleglichsten Epochen der französischen Geschichte eingreift, auch als aus der Erinnerung des Nachrichters über manchen berühmten hochnothpeinlichen Fall interessante Aufschlüsse zu erwarten sein könnten, insofern endlich als es für den letzten dieser Sansons, diesen, der 1847 seine Entlassung erhielt, von persönlichem Werthe sein mußte, seine Hände vor allem

Volk von dem Blute rein zu waschen, das unbemerkt noch daran kleben könnte. Gut! Aber das müssen wir uns ausbitten, daß er dieses Blut nicht mit thränenverschwimmender Sentimentalität vermische. Und Thränen dieser Art scheinen uns an dem Buche zu kleben, nicht Thränen eines Mannes, sondern Thränen einer weichen Natur, die Trübseliges gern erzählt, um recht viel weinen zu machen. Dieser Vorwurf trifft zumeist den Anfang der Memoiren, „Ursprung meiner Familie“ betitelt. Doch verwahrt sich der Verfasser hier mit vollem Rechte gegen die elende Speculation eines pariser Verlegers, der 1829 Hand in Hand mit mehreren Schriftstellern erdichtete Memoiren der Familie Sanson herausgab. Dann erzählt er uns ausführlich, wie einer seiner Vorfahren, noch dazu ein Offizier aus dem Regiment de la Voisière, Charles Sanson de Longval, bis zum traurigen Gewerbe eines Richters hinabsinken konnte. Die Liebe zur Tochter eines Richters war es, die diesem das anthat. Gewiß, daß das Geschick zu bestimmten Zeiten in einer Familie oft mit unerbittlicher Strenge auf tragische Ausgänge hinarbeitet, sicher jedenfalls, daß diesen Charles Sanson die unabweidlichen Umstände an die Blutquelle ketten; aber so fragen wir mit drohendem Finger: wenn uns der Verfasser hier eine spannende Erzählung bietet, hat er da der Spannung wegen nicht viel hineingebichtet, daß er hätte auf sich beruhen lassen sollen? Wenn er in das Loos seines Ahnen wol gar eine Prophezeiung hineinspielen läßt, betreten wir da nicht den Boden jener Sentimentalität, die allenfalls bei reinen Phantasiegebilden am Plage ist?

Genug indeß: jener Charles Sanson ward Richter und 1685 amtlich nach Paris berufen. Von diesem Jahre ab bis 1693 mußte er in Paris sechs Personen vom Leben zum Tode bringen. (In acht Jahren nur sechs Hinrichtungen, wahrlich nicht viel!) Dann folgt im Juni 1696 die Hinrichtung der Madame Liqueur, der Gattin des Parlamentaraths Liqueur, beschuldigt, Theilnehmerin eines Mordanschlusses auf ihren Gatten gewesen zu sein. Proceß und Hinrichtung dieser Liqueur schildert der Verfasser ausführlich. Dieser Proceß, wie auch das, was Sanson früher über die Befugnisse, Lebensweise, Besoldung des Henkers u. s. w. mittheilt, gewährt ein nicht zu verachtendes culturhistorisches Interesse. Gewiß wird Sanson in den weiteren Bänden die bedeutendsten hochnothpeinlichen Fälle in der Weise wie den Proceß der Madame Liqueur erzählen. Es stehen demnach Criminalgeschichten, mit der blutigen Feder des Henkers geschrieben, zu erwarten. Und diese blutige Feder mag vielleicht aus der großen Revolutionszeit manches Detail erzählen können, wenn es wahrscheinlich auch nur historische Nebensächlichkeiten betrifft.

Die Frage liegt nahe, wie sich die jetzt so sehr gangbaren „Criminalnovellen“ oder die sich auf einen Criminalfall stützenden „Schilderungen aus der Wirklichkeit“ zu den eben besprochenen Criminalfällen verhalten? Die Antwort liegt im Grunde ebenso nahe. Es ist das aus-

schließlich belletristische Gewand, das den Criminalfällen beim lesenden Publikum größern Eingang verschaffen soll, es sind auch wol die romantischen oder verbindenden Zuthaten, durch die der Actenstaub und die trockenen Data des Criminalfalls mundgerechter gemacht werden sollen. Selbst der Verfasser des „Sächsischen Pitaval“, der doch eigentliche Criminalnovellen (wir betonen Novellen) nicht liefern will, bemerkt hinsichtlich der vorhin berührten „Falschmünzer“: „Die Zeichnung desselben (des Criminalbildes), wie sie in den Acten vorliegt, ist nur ein wenig mit einigen buntern Farben übermalt, um dem verschiedenen Geschmack zu genügen; doch hat sich der Maler sorgfältig an die Contouren gehalten und an die psychologische Wahrheit, wie sie in den juristisch erwiesenen und ihm sonst glaubhaft mitgetheilten Thatfachen begründet ist.“ Also „einige buntere Farben“ sind doch angewendet, und dem „verschiedenen Geschmack“ hat man sich anbequemen müssen! Wenn das schon hier der Fall, wie werden dann die eigentlichen Criminalnovellisten verfahren? Mit wie breitem Pinsel werden diese malen, welche grelle Farben werden sie auftragen und wie oft werden sie die eigentlichen Contouren des Criminalbildes ganz verwischen oder verzerrten! Bei der Massenproduction auf dem Gebiete der Criminalnovelle ist es wol an der Zeit, auf diesen Uebelstand streng hinzuweisen! Und noch mehr zu fragen, wenn die Criminalnovelle vollständig der Zugabe romantisch-pikanter Zuthaten, verschönernder oder ausgleichender Farben unterliegt, wenn dem „verschiedenen Geschmack“ die Sache durch das belletristische Gewand angenehm gemacht werden muß, ob überhaupt die Criminalnovelle als eine eigene Gattung der erzählenden Poesie zu dulden oder für voll anzusehen sei. Das eine dürfen wir den Verfassern nachfolgender sowol, als auch hier nicht zu berührender Criminalgeschichten nicht verhehlen, das eine, nämlich den bedenklichen Widerspruch zwischen der Absicht, aus der das ganze Reich der Criminalbelletristik entspringt, und der Wirkung auf oder der Bedeutung für das naive Publikum. Es ist wirklich zu spaßhaft, daß sich der größte Theil der Criminalnovellensreiber mit der sogenannten Poesie der Criminalnovellen für das eigene Leben das glänzendste testimonium paupertatis oder ein Zeugniß langweiliger Alltäglichkeit ausstellt. Man schaue doch nur einmal ernstlich hin. Nach der Meinung der Criminalnovellensreiber sind die Criminalfälle das einzig Poetische, wenigstens Interessante in diesem gewöhnlichen bürgerlichen Leben, das einzige, was der Aufzeichnung werth wäre, und doch sollen die Criminalfälle die Ausnahmen des bürgerlichen Lebens bilden. Noch mehr, durch die Ausnahmefälle soll das Leben innerhalb des Gesetzes und Rechts wol noch verklärt werden! Wohin wir dabei zuletzt gelangen? Daß wir am Ende einen Verbrecher für eine poetischere, seelisch viel tiefer angelegte, innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft viel nothwendigere Persönlichkeit halten als den Criminalnovellen-Verfasser.

Wir wollen es mit diesen Andeutungen bewenden lassen und uns damit trösten, daß in den nachfolgender

Büchern die Criminalbellettristik einen gewissen Grad von Nobleſſe bewahrt.

4. Dunkle Wege. Schilderungen aus der Wirklichkeit von J. D. F. Lemme. Zwei Bände. Zweite Auflage. Berlin, Gerschel. 1862. Gr. 8. 3 Thlr.
5. Schuldig und Nichtschuldig. Criminalgeschichten aus dem Tagebuche eines Gefangenen. Von Karl Glocke. Leipzig, Euppe. 1861. 8. 22 1/2 Ngr.
6. Am grünen Tische. Vier Criminalgeschichten von Ernst Willkomm. Zwei Bände. Leipzig, Euppe. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
7. Preussische Novellen. Von einem Nichtunbekannten. Berlin, Förster. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wie dürfte denn wol die alte Firma Lemme fehlen? Wo zwei oder drei Criminalnovellisten versammelt sind, ist Lemme gewiß unter ihnen. Glücklicherweise wird bei den „Dunkeln Wegen“ (Nr. 4) das böse Vorurtheil nicht ganz gerechtfertigt. Zu unserm großen Staunen ist Lemme auf den „Dunkeln Wegen“ nicht nur nicht in eine belletristische Sandwüste gerathen, sondern er hat sich auf eine relativ recht ansehnliche Höhe hinaufgearbeitet. Es scheint doch, als ob Lemme mit den Jahren vorsichtiger zu gehen lernte. Eine zu große Lobrede wollen wir ihm deshalb nicht halten, denn wir wissen hinlänglich, für welche Klasse von Tagesblättern Lemme eifertig zu schreiben pflegt, wir gehen auch gewiß nicht sehr fehl, wenn wir annehmen, daß die Mehrzahl der hier mitgetheilten fünf Geschichten für eben dieselben Gerichts- und andern Blätter bestimmt gewesen sind, für die er schon so manche Schilderung aus der Wirklichkeit auf den gangbaren belletristischen Reisten geschlagen hat. Ob die vorliegenden fünf Geschichten nicht auf die Hälfte Anzahl Seiten oder auf noch weniger hätten zusammengeknüpft werden können? Gewiß, gewiß. Die Schreibseligkeit ist nun einmal Lemme's schwächste Seite, und daß die unangenehmsten Wiederholungen und übermäßige Reflexionen (Reflexionen der gewöhnlichsten Art) bei dieser Schreibseligkeit von selbst mit unterfließen, sollen wir das noch besonders anstreichen, da sich Lemme, freilich unter dem Druck seiner Lebensumstände, doch nun einmal einen gewissen Freibrief auf rastlose Buchmacherei erworben hat? Wir werden sie schon mit in Kauf nehmen müssen.

Von den fünf Geschichten oder Schilderungen aus der Wirklichkeit gehören nur zwei recht eigentlich in das Gebiet der Criminalnovelle. Die drei andern behandeln sonstige bemerkenswerthe Ereignisse. Wenn irgendwo, so zeigt es sich an zwei Geschichten unter diesen drei letztern, daß bei Lemme nur das stoffliche Interesse den Ausschlag geben kann. Wo dies Interesse fehlt, da ist Lemme nicht im Stande, es durch die Kunst der Darstellung zu ersetzen. In den „Geschiedenen“, einer fast 50 Seiten langen Geschichte, versucht er es zwar mit einer umständlichen psychologischen Schilderung, er erreicht damit aber nur eine schwache Wirkung, obschon das Thema, die Wiedervereinigung Geschiedener, doch zu den interessanten gehört. Noch weniger kann uns „Eine Klostergeschichte“ genügen. Zur Darstellung einer solchen halben Spukgeschichte ist eine viel gewandtere und feinere Feder, als

sie Lemme führt, erforderlich. Denke man sich, der große Coulissenheld Wilhelm Kunst habe in einem feinen Scribe'schen Lustspiele wirken wollen; ebenso wenig wie Kunst's Schwensstimme hierzu, ebenso wenig taugt Lemme's Feder zu Schilderungen, die durch die Kunst der Darstellung gleichsam aus dem Nichts zu schaffen sind. Daß „Eine räthselhafte Erscheinung“ eine Schilderung aus der Wirklichkeit sei, glauben wir fast bestreiten zu dürfen. Aber die Geschichte lieft sich mit einer für jugendliche Gemüther beinahe verderblichen Spannung. Die beiden Geliebten dieser Geschichte sind eine russische Fürstin und ein Heidelberger Student. Die Geliebten schwören sich ewige Treue. Sie wird heimlich aus der Schweiz, wo sie ihn kennen lernte, entführt. Jahre gehen über die Trennung dahin. Er sucht seine namenlose Geliebte in ganz Deutschland und verzweifelt schon. In Stettin will er sich nach Jenseits einschiffen, da wird von Petersburg ein Schiff erwartet, das die Braut eines deutschen Fürsten bringen soll. Er fährt eben auf einem Rahne zu seinem Schiffe hinüber, als das Dampfeschiff in den Hafen lenkt. Vorn auf dem Verdeck stand im Glanze der hellen Lichter eine hohe Frauengestalt, mit glänzender Seide angethan, doch todtensbleich und wie aus erloschenen Augen starrend, die Braut des Fürsten. Er unten im Rahne rief „Marie“. Und „Gnund“ rief sie. Wlischnell sprang sie ins Wasser. Der deutsche Fürst hatte das Nachsehen. Nach Jahr und Tag erzählten Matrosen eine wunderbare Geschichte, „wie vor einem Jahre, als die „Fris“ zum letzten mal in Stettin gewesen, ein einzelner Passagier im Boote abgeholt worden, wie, als das Boot neben dem Dampfschiffe angelangt, aus diesem plötzlich eine Person in das Wasser gefallen sei, wie der Passagier auf der Stelle nachgestürzt sei, wie er richtig dieselbe gerettet und in das Boot gebracht, wie der Passagier und die Dame fast wahnsinnig vor Freude gewesen seien. Uebrigens seien sie nach Neuyork gefahren. Was dort weiter aus ihnen geworden, das wußten die Matrosen nicht.“ So spannend dies alles, so haben wir doch nur schwachen Glauben an diese „Schilderung aus der Wirklichkeit“. Von den beiden Criminalgeschichten „Carrière“ und „Ehre und Verbrechen“ ziehen wir letztere vor. Dort handelt es sich um die Ermordung eines Grafen unter Mitwissen von Frau und Schwiegermutter, ein Criminalfall, der durch einen jungen Juristen ans Licht gebracht werden soll; hier um den Verdacht gegen einen Bankier, als habe er seine Frau erschossen. Beide Geschichten könnten dramatischer erzählt sein.

Leider müssen wir unser theilweise günstiges Urtheil beim zweiten, uns geraume Zeit nach dem ersten zugegangenen Bande wieder etwas einschränken. Zwar haben wir Respect vor Lemme's unerschöpflicher Fruchtbarkeit, zwar dünkt uns sein Stil noch klarer und durchsichtiger; aber dieser Stil ist nicht wie z. B. bei Gustav Kühne ein Product der größten Abklärung, sondern nur ein Product der größten Hast. Der zweite Band bringt vier Geschichten. „Die Frau des Hinzurichtenden“ mag des patriotischen Zwecks wegen passieren, heiligt doch der Zweck

nun einmal die Mittel. Gegen „Die junge Gräfin“ aber erheben wir entschieden den Einspruch, daß sie zu lang erzählt sei. Die beiden übrigen: „Die dreifache Strafe“ und „Ein Zweikampf“, dürfen sich echte und rechte Criminalgeschichten nennen. So weit sind wir bei Temme glücklich schon, jedesmal beim Auftreten eines Verbrechers zu denken: „Das ist doch noch ein ganzer voller Mensch“, und dann, wenn der Richter oder Criminaldirector angestrichen kommt: „Nun kommt da wieder der alte leberne Bursche von Criminaldirector!“ So weit sind wir glücklich! Mag sich Temme daraus ein Verdien machen! Noch eins. „Ein Zweikampf“ schließt: „Der Kammerrath von Rohner (der Böse im Stück) hat existirt. Vielleicht lebt er noch, seine wohlverdiente Strafe verbüßend. Diesen Charakter in einer Novelle zu erfinden — innerlich unmöglich! würden die Herren Recensenten rufen.“ Ja das rufen die Recensenten mit vollem Recht, entgegenen wir Temme. Wie charakterisirt er den Kammerrath von Rohner? Indem er einmal über das andere ausruft: „In seinem Gesichte stand's geschrieben, er war Henker und Mörder in einer Person!“ Eine schöne Charakteristik das! Eine unwahre Charakteristik, weil das gar keine Charakteristik ist. Wol vermag auch die Poesie Charaktere wie diesen Rohner zu erfassen und zu schildern. Der Dichter hat uns aber darzustellen, wie es gekommen und mit welchem Recht dieser Rohner ein so böser Charakter geworden, daß er „Henker und Mörder in einer Person“ war. Ueberhaupt leidet die ganze Geschichte an Unklarheit. Wir sehen gar nicht ein, was dieser Rohner so Schlimmes gethan. Er thut freilich auf eigene Hand, was sonst bei Temme der leberne Bursche von Criminaldirector thut, d. h. Rohner sucht auf eigene Faust Aufklärung über einen Mordfall zu bringen. Nun und daß er dies thut, das mag den Criminalisten Temme arg verschnupft haben.

Nicht ganz so wie Temme versteht Karl Glocke in seinem „Schuldig und Nichtschuldig“ (Nr. 5) das novellistische Handwerk. Er erzählt uns drei Criminalgeschichten; eine von ihnen beweist die Schuld des Verurtheilten, zwei Geschichten haben es mit unschuldigerweise Verurtheilten zu thun. In der „Leibrente“ sehen wir einen heruntergekommenen österreichischen Adlichen seine Zuflucht zu einer Giftflasche nehmen, um sich durch den Tod eines Mannes von einer jährlich an diesen zu entrichtenden Leibrente zu befreien, die ihn voraussichtlich, sollte er sie noch länger zu entrichten haben, um den letzten, schon sehr kleinen Rest seines ehemals sehr großen Vermögens bringen müßte. Von den beiden andern Geschichten „Der Auszügler“ und „Der Führer am Montblanc“ zeichnet sich die letztere nicht allein durch ihre Länge, sondern hauptsächlich durch eine Verkettung von Umständen und Zufälligkeiten aus, die, wären sie nicht der Wirklichkeit entlehnt, die Bezeichnung von Unwahrscheinlichkeiten rechtfertigen würden. Ein junger Montblanc-Führer geräth in den Verdacht eines Mordes an einem Engländer. Der Engländer ist auf einer Tour über den Montblanc auf die unerklärlichste Weise verschwunden. Die Wahr-
scheinlichkeit spricht für einen Mord durch den Führer. So-

nach wird dieser zu zwanzigjähriger Zwangsarbeit verurtheilt. Die Kameraden des Führers glauben aber nicht an seine Schuld. Und richtig, eines Tags taucht der Engländer wieder auf; er hat unterdeß eine Reise nach Ostindien gemacht; er erklärt sein wahrhaft beispielloses Verschwinden in der Schweiz, bei dem ein Hund die Hauptrolle spielt und er rechtfertigt damit den unschuldig Verurtheilten. Im „Auszügler“ wird auf ähnliche Verdachtsmomente hin ein als Wildbieb bekannter Mensch trotz seines Leugnens des Mordes an einem Verwandten beschuldigt. Um seine Schuld als Wildbieb nicht eingestehen, erträgt er ob dieses ihm zugeschobenen Mordes eine lange schwere Haft, bis sich der eigentliche Mörder durch verdächtige Neben selbst entdeckt.

Wer da denkt, daß wir uns in „Am grünen Tische“ von Ernst Willkomm (Nr. 6) an den grünen Tisch einer Spielhöhle begeben, der irrt sehr. Im Gegentheil treten wir an den grünen Tisch des Gerichtssaals. In zwei nicht eben sehr starken Bänden liefert uns der Verfasser vier Geschichten, von denen „Der verhängnißvolle Schmutz“ bereits 1859 in Nr. 48—52 der „Gartenlaube“, „Die Uhr schlägt vier“, 1861 in Nr. 27—34 des „Leipziger Sonntagsblatt“ veröffentlicht wurden. Wir wissen nicht, ob Willkomm auf diese Geschichten viel Werth legt; sollte er es, wir glauben kaum, daß sich seine Hoffnung erfüllen würde. Das soll nicht eine Geringschätzung der Darstellungsweise in sich schließen, aber ein Bedenken gegen einzelne der Stoffe, die uns nicht bedeutend genug dünken. Es gilt dies in ziemlich gleichem Grade von den „Verseindeten Nachbarn“ und „Die Uhr schlug vier“. Diese letztere Geschichte namentlich scheint uns für eine Criminalnovelle nicht geeignet und würde sich als ein Bild aus der Gesellschaft viel anspruchsloser ausnehmen. Dagegen lieft sich „Olden Gamm, der blinde Schiffer“ sehr gut und noch in erhöhtem Grade „Der verhängnißvolle Schmutz“. Diese Geschichte ist unter den vier Geschichten unfehlbar die bedeutendste, und das nicht bloß relativ, der „verhängnißvolle Schmutz“ bietet die für eine Criminalgeschichte ganz unerlässliche Stufenleiter der Spannung. Ob aber nicht auch hier die Bezeichnung „Criminal“ eine überflüssige ist, ob die Geschichte nicht ohne diese Bezeichnung noch gewonnen haben würde? Graf von Weckhausen heirathet die Nichte des Domkapitulars Rüttersen in einer bedeutenden Stadt des Rheinlandes. Er besitzt all die Eigenschaften, die das Glück der Ehe bedingen können. Er ist reich, er besitzt Bergwerke in Spanien; er ist im höchsten Grade lebenswürdig und diese Lebenswürdigkeit tritt um so stärker hervor, je heftiger sich die Gesellschaft bei seinen häufigen Reisen und seiner Abwesenheit von zwei, drei Monaten nach ihm sehnt. Am Vorabend der Hochzeit hat der Graf seiner Braut einen kostbaren alten Vokal übergeben, er will ihn von einem genußreichen Hause an Zahlungsstatt angenommen haben. Nicht lange darauf und es erfolgt ein zweites noch kostbareres Geschenk, ein Schmutz, wie er nur einer Fürstin geziemt. Der Graf

senbet ihn direct aus Italien, er hat ihn von dem genussreichen Hause natürlich wieder an Zahlungsstatt angenommen. Etwas später hört man von einem unerklärlichen Diebstahl. Eine fürstliche Familie ist eines großen Theils ihrer Familienkleinodien beraubt. Wir wollen kurz sein und gleich mittheilen: Der Graf Weckhausen ist einer der Diebe. Nicht aufgeklärt werden wir darüber, ob wir es im Grafen Weckhausen nur mit einem gewöhnlichen Schwindler zu thun und wie wir uns die beispiellose Unvorsichtigkeit, mit der der Graf aus den Kleinodien sein Hehl macht, psychologisch zu deuten haben. Die Wahrheit in dieser Geschichte von der Dichtung zu sondern, kann natürlich nicht unsern Amtes sein.

„Preussische Novellen“ (Nr. 7) nennen sich zwei Geschichten eines Nichtunbekannten, die einer oratio pro domo ziemlich gleichkommen. In beiden Geschichten spielen junge gewitzte Berliner die Hauptrollen. Der Verfasser will mit seinen Geschichten das Vorurtheil bekämpfen, das im größten Theile Deutschlands gegen die Berliner Kinder gerichtet ist. Er ist sicherlich ein erfahrener Jurist, die ganze Haltung seiner Geschichten deutet darauf hin. Es sind zwei Criminalnovellen. Wer der Verfasser sein könnte, wir wollen uns auf Vermuthungen nicht einlassen. Jedenfalls hat er seine „Preussischen Novellen“ mit weit mehr Behagen als Kunst geschrieben. Seine beiden Geschichten tragen dieselben Mängel und dieselben Vorzüge an sich, die man den Berlinern beizulegen pflegt. Die Sucht, sich aufzuspielen, überall der erste zu sein und entsetzlich viel Worte zu machen, dann aber auch wieder eine gewisse Gefühlslosigkeit, die gar zu leicht in Sentimentalität ausartet, das Geschick sich mit verschiedenen Verhältnissen abzufinden und durch resolutes Wesen eine Sache zum Ende zu bringen, das sind zu gleicher Zeit die Vorzüge wie die Mängel. Von den beiden Geschichten führt die erste den Titel „Der Berliner“, die andere heisst „Ein räthselhafter Mord“. Hier wie dort ist der Held ein ganz junger Mann; das tadeln wir, denn man braucht nicht gerade junger Berliner zu sein, um einmal aussergewöhnliche, ins romantische Gebiet streifende Verhältnisse zu belegen; ein junger Leipziger oder ein junger Frankfurter besitzt in eigenthümlichen Lebenslagen gewiss ebenso viel Muth und resolutes Wesen als der junge Berliner. Doch wollen wir dem Verfasser sein Vergnügen nicht stören, wenn er mit diesen Geschichten zu einer verständlichen Stimmung für Preußen glaubt beitragen zu können. Aber wir halten dafür, daß es weit besser sei, den Berlinern und auch den Preußen ab und zu den Kopf zu klopfen als ihnen Sonig um den Mund zu wischen. Es ist auch gar nicht nöthig, besonders „preussische“ Novellen zu schreiben, ein übermäßiges Selbstgefühl steckt den Berlinern so wie so schon genug in Fleisch und Blut. Im übrigen nichts für ungut, da der Verfasser freistündigen Principien huldigt, wie sie für ganz Deutschland wünschenswerth wären, wenn auch seine Freimüthigkeit an seiner Voreingenommenheit für Preußen leicht Schiffbruch leiden könnte.

8. Im Bann und Zauber von Leidenschaft und Wahn, von Ernst und Scherz. Licht- und Nebelbilder von Ernst Willkomm. Drei Bände. Leipzig, Thomas. 1862. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Wohl oder übel werden wir dieses neueste Werk Ernst Willkomm's hier einschleichen dürfen. Uebel, weil man fragen könnte, was es unter der Criminalbellettristik solle. Wohl, weil wir damit dem Verfasser einige Schmeicheleien sagen können. Wohl auch, weil in diesem „Bann und Zauber von Leidenschaft und Wahn“ manche Geschichte vorkommt, die als Criminalnovelle an ihrem Plaze wäre. Wohl endlich, um zu beweisen, um wie vieles die für eine Criminalnovelle etwa geeignete Erzählung gewinnt, wenn sie nicht herausfordernd oder pedantisch als Criminalnovelle erscheint. Dreimal wohl gegen einmal übel, da wird wol Willkomm selbst schmelzen müssen, für den Fall, daß er seine Geschichten lieber an anderer Stelle besprochen sähe. Wir werden es in diesen drei Bänden zumeist mit Geschichten zu thun haben, die auch schon irgendwo in Zeitschriften erschienen sind. Fast alle Erzählungen, und wir betonen dies namentlich dem „Am grünen Tische“ gegenüber, haben uns einen erfreulichen Eindruck hinterlassen, einzelne sind uns sogar bedeutend erschienen. Wenn er für seine Erzählungen den etwas weitschweifigen Titel „Im Bann und Zauber u. s. w.“ wählte, so wollte er damit wol andeuten, daß die Stoffe der Geschichten meist der Wirklichkeit entlehnt seien, der Leser daher sein Interesse mehr auf den Stoff als auf die Darstellung und künstlerische Verarbeitung desselben zu richten habe. Lemme würde diese Geschichten „Dunkle und heitere Wege“ haben betiteln können. Von der künstlerischen Verarbeitung des Stoffes sehen wir daher fast ganz ab. Wir würden sonst vielleicht als erstes hervorheben müssen, daß uns einzelne Erzählungen nicht abgerundet genug dünken oder etwas zu weitläufig erzählt seien. Doch lassen wir diese Ausstellungen, die wir doch nur bei allen Darstellungen aus der Wirklichkeit wiederholen müssen.

Von den zusammen acht Stücken der drei Bände ist uns eigentlich nur eins, das letzte, eine sogenannte Zukunftsnovelle: „Der Agent aus China“, nicht recht genehm. Der Verfasser schildert darin, wie es mit den Fortschritten der Industrie im Jahre 1959 etwa beschaffen sein könnte. Seine Geschichte dreht sich um die Erfindung einer mechanischen Ente, mit der das uns wie es scheint unlösliche Problem eines guten Luftschiffahrzeugs gelöst sein soll. Die Geschichte müßte sprudelnder, farcaktischer, mit einem Worte toller sein. Eigentliche Seegeschichten oder an der See spielende Geschichten, wie sie Willkomm gern liefert, finden sich in den drei Bänden nicht weniger als vier. Sie heißen „Gebrüder Bonnevillle“, „Hinter dem Seebeiche“, „Der grüne Turban“ und „Ein unheimlicher Mann“. Von diesen hält uns die letzte zumeist in Athem. Sie führt das Motto: „Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumt.“ „Das Motto“, sagt Willkomm, „wird sich trotz aller Fortschritte der Wissenschaften doch immer bewähren....“

In der Geschichte, die unserer Erzählung zu Grunde liegt, ist nichts als die Einkleidung erfunden." Und nun erzählt er uns von einem gewöhnlichen Manne, der die ungewöhnlichsten Curen vollzogen, von einem Lobtengraber, der die Gabe des Hellsehens besaß, in einem Grade, daß er Unglücksfälle und Todesfälle vorherzusagen konnte. Es liegt tiefe Poesie darin, wenn dieser Mann eines Tags dem Pfarrer seinen (des Pfarrers) Tod, wenn er endlich seinen eigenen Tod vorherzusagen muß. Lächle, wer da mag. Wir erlauben uns gar kein Urtheil darüber. Es gibt aber gottlob „mehr Ding' auf Erden, als sich die Schulweisheit träumen läßt". Und in unserer übernützlichen Zeit könnte ab und zu ein kleines Wunder nicht schaden, damit unsere Nasen von den Erdenwühlereien ein wenig nach oben gerichtet würden. Die Nase fragen wird sich die Schulweisheit wenigstens über diese Geschichte. Und wer durchaus lächeln will, kann ja denken, Willkomm habe sich mit uns doch nur einen Jur erlaubt. Von den noch übrigen drei Erzählungen läßt sich „Der Graf von Tannensee" recht gut, obgleich oder vielleicht gerade weil darin eine Heldin des Circus die Hauptrolle spielt. Etwas sehr gesucht sind „Alte Briefe"; ja fast unwahrscheinlich ist es, daß in einem alten schadhaften Postbriefkasten eine Anzahl fast nur an eine bestimmte Familie gerichtete, zu verschiedenen Zeiten aufgegeben Briefe erst bei der Reparatur desselben aufgefunden wurden. Ueber den „Schichtmeister" sagen wir ebenso wenig, wie über drei obengenannte Geschichten; die einfache Erwähnung genüge.

Lassen wir zum Schluß Bücher folgen, die sich mit Staats- und Hochverrathsprozessen beschäftigen. Sie mögen einen würdigen Abschluß dieses Artikels bilden, gleichviel wie sich jeder nach seinem Geschmac dieses „würdig" zurecht legen will.

9. Die wichtigsten ältern Staatsprozesse in England. Beiträge zur Kenntniß des Rechtswesens, der Geschichte und Socialverhältnisse in jenem Lande; zugleich Lebens- und Charakterbilder hervorragender Staatsmänner. Mit Parallelen aus der neuern Justizgeschichte des europäischen Festlandes. Zur Belehrung und Unterhaltung von G. F. Kolb. Zwei Bände. Leipzig, Förstner. 1861. 8. 2 Thlr.

Die Summe der Staatsprozesse in jeglichem Lande entwirft ein dunkles Bild der menschlichen Leidenschaften, der Erbitterung, des persönlichen Hasses, des politischen und religiösen Fanatismus. Wenn man die Noheit, mit der von der siegenden Partei so gern in Hochverrathsprozessen gemacht wurde und gemacht wird, wenn man das Blut berechnet, das oft unschuldigerweise der göttlichen Ordnung des Staatslebens wegen fließen mußte und muß, dann könnte man beinahe einen Abscheu vor diesem Geschöpf bekommen, das sich so gern als nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen ausgibt. Das sind traurige Dinge, die uns Kolb in seinem Werke über die Staatsprozesse in England mittheilt. Wenn uns eins mit der Grausamkeit veröhnen kann, die zu Zeiten der Restauration im 17. Jahrhundert in England nach Schlacht-

opfern suchte, so die traurige Gewißheit, daß das eigentliche System der Staats- und Hochverrathsprozesse in Frankreich wie in Deutschland später weit greller ausgebildet ward. Es ist das freilich ein verzweifelter Trost, das englische Volk indeß mag darin eine Beruhigung finden. Wir brauchen es gewiß nicht weiter auszuführen, daß es sich in den beiden Bänden des Werks nur und nur um Hochverrathsprozesse handelt. Diese Prozesse beginnen unter der Königin Maria. So interessant sie auch vom juristischen Standpunkte oder zum Zweck von Geschichtsstudien sein mögen, das ewige Einerlei dieser Prozesse wirkt so ermüdend, daß wir nur die bedeutendsten hervorheben mögen. Da ist der Proceß gegen Sir Walter Raleigh, den Günstling der Königin Elisabeth, der unter Jakob I. 1603 begonnen wurde. Die Anklage lautete „auf Verschwörung, um den König seines Throns zu berauben, Aufruhr im Lande zu entzünden und fremden Feinden den Einfall ins Reich zu erleichtern". Raleigh blieb 13 Jahre in Haft, wurde freigelassen, wieder verhaftet und am 29. October 1618 hingerichtet. Von noch größerm Interesse sind indeß die Prozesse, der gegen Graf Strafford, den allgemähtigen Minister Karls I., der gegen eben diesen Karl I., und unter Karl II. 1680 der gegen Lord Viscount Stafford (nicht mit Strafford zu verwechseln). Wir bitten den Leser, sich selbst mit den Details dieser Prozesse bekannt zu machen und ja nicht die Notizen über einen der Hauptangeher jener Zeit, den abtrünnigen Priester Dares, zu übersehen. Im zweiten Bande findet sich noch eine ziemliche Zahl größerer und kleinerer Prozesse, größerer und kleinerer Justizmorde, und das Ganze schließt mit einem Anhang, der in drei Abschnitten spätere Staatsprozesse in England, dann in Deutschland (den gegen Rinkel und das Verfahren gegen Tenne), endlich in Italien (im Kirchenstaat und Modena) bringt.

10. Vierundvierzig Monate Untersuchungshaft. Ein Beitrag zur Geschichte des „Kloster Hochverrathsprozesses". Von Julius Wiggers. Berlin, Springer. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
11. Sechs Jahre Gefangenschaft unter den Folgen des Staatsstreiks und der Kampf ums Recht in der „neuen Aera". Ein Beitrag zur geschichtlichen Charakteristik der Reaction und deren Handlanger. Von August Labendorf. Leipzig, D. Wigand. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

In jenem sowol (Nr. 10) wie in diesem Buche (Nr. 11) Hochverrathsprozesse, die aus ein und demselben Boden hervorgewachsen sind. Wir nehmen wol nicht ohne Grund an, daß der gewisse Zusammenhang, der zwischen den Helden beider Bücher früher bestanden hatte, sich auch auf die Herausgabe der Lebensgeschickale erstreckt hat. Bei der ganzen, etwas langathmigen Art der Darstellung begegnen wir in beiden Büchern ein und demselben Tone. Wahrscheinlich daß sich Labendorf in seinem Buche dem früher erschienenen Wiggers'schen schon um deswillen angeschlossen, damit die Bedeutung der Hochverrathsprozesse, sowie die Gewaltthätigkeiten der herrschenden Partei um so schärfer ins Auge sprängen. Ueber diese Hochverrathsprozesse ist im Laufe der letzten Jahre

so vielfach hin- und herdebattirt, über die Details derselben sind so viele Bruchstücke in die Tagespresse übergegangen, daß wir an dieser Stelle den eng bemessenen Raum nicht ohne einige Verlegenheit betrachten, fragend, ob wir hier ein Urtheil und was für ein Urtheil wir zum besten geben können. Aber gerade die ziemlich allgemeine Bekanntheit mit den Processen, wie sie sich beim lesenden Publikum voraussetzen läßt, überhebt uns wol eines großen Theils der Schwierigkeit und gestattet uns auch vielleicht mit einigen Andeutungen hervorzutreten, die von den unbedingten Anhängern der beklagten Opfer jener Prozesse nicht ganz wohlgefällig aufgenommen werden möchten. Wir sehen nämlich nach einer gewissen Seite den Zweck beider Bücher nicht recht ein. Oder um es den beiden Verfassern ganz heimlich zuzuflüstern, wir glauben nicht, daß sie mit ihren Büchern auch später ganz zufrieden sein werden. Es geht mit solchen Büchern wie mit Menschen, die ihre tiefsten Geheimnisse vor aller Welt auskramen. Nicht daß jemand glaube, wir verträten nicht auch die Sache Unschuldiger oder Partibeklagter, wenn es sie zu rechtfertigen gilt, nicht daß wir den Verfassern beider Bücher eine Revision ihrer Prozesse von Herzen wünschten, bei der sie wegen der ungerechten Verfolgung eclatante Genugthuung erhielten, nicht daß wir auch über ein polizeiliches und richterliches System ungehalten sein könnten, das aus der Mücke einen Elefanten machen zu müssen glaubt, nicht daß wir die Angeberseelen, die in Zeiten politischer Aufregung ein vielleicht etwas unbedachtes Wort an die große Glocke schlagen, wer weiß wohin wünschen: aber es gibt Dinge, mit denen soll man kein Spiel treiben, oder treibt man es, so soll man auf's Schlimmste gefaßt sein. Und zu diesen Dingen wird stets der Hochverrath oder auch nur der leiseste Schein des Hochverraths gehören. Es ist eine leider wie es scheint auch von den Verfassern getheilte irrige Ansicht, als wittere nur die Reaction oder das feudale System fortwährend nach Hochverrath oder nach Versuchen zu Hochverrath. In Sachen des Hochverraths wird jedes Regime, und das kränknigste vielleicht am stärksten, nicht mit sich spaßen lassen. Es ist sehr, sehr die Frage — gut wenn ein liberales System oder sagen wir das wirklich liberale Regime unsere Ansicht Lügen strafe —, ob nicht jede Regierung bei Hochverrathsprocessen oder Scheinhochverrathsprocessen ihre Zuflucht zu Willkürlichkeiten, selbst zu Gesetzüberschreitungen wird nehmen müssen. Da nützen alle politischen Träumereien über die beste und freisinnigste Regierungsform nichts, eine Regierungsform, in der so etwas gar nicht vorkommen konnte. Wir können die Verfasser und ihre Leidensgefährten aufrichtig und herzlich bedauern, wir können nur wünschen, daß auf Zeiten ärgerlicher Aufregung und kleinlicher Verfolgungssucht endlich die Zeit milder Veröhnung nach und von allen Seiten folgen möge; jedoch wünschen wir vor allem, die Verfasser sähen ein, wie ihre Darstellungsweise, die ab und zu zwischen historischer Genauigkeit und schildernder Beredsamkeit hin- und

herschwanke, möglicherweise dazu dienen könne, Del ins Feuer zu gießen.

Das düstere von beiden Büchern, die ja wol auf eigentlich literarischen Werth keinen Anspruch erheben, ist ganz entschieden das Labendorf'sche. Sechs Jahre Haft, und diese Haft abwechselungsweise in der berliner Stadtvogtei, in der Charité, endlich im Zuchthaus zur Lichtenburg erleiden, mit dem Bewußtsein eines parteiischen Gerichtsverfahrens erleiden, das ist ein Stück Leben, wie es nicht stärker mit den idealistischen und leider oft hyperidealistischen Ideen unserer gebildeten Jugend contrastiren kann. Dunkle, recht viel dunkle Punkte sind in Labendorf's Schrift. Da ist's bald die Hausordnung in der Stadtvogtei, bald das Curverfahren in der Irrenstation der Charité, bald das Verbesserungssystem auf der Lichtenburg, das uns unendlich viel zu denken gibt. Ein eigenes Urtheil steht uns hier überall nicht zu, noch auch möchten wir mit einem eigenen Urtheil weder ein- noch entgegen greifen, da sich jeder Leser von selbst sagen wird, Labendorf's Ansichten und Urtheile könnten doch auch etwas von der natürlichen Aufregung und Erbitterung über erlittene Unbill geschärft sein. Frappirt sind wir am meisten durch die Darstellung des Zuchthauslebens auf der Lichtenburg, frappirt um deswillen, weil das Urtheil Labendorf's so ziemlich mit der allgemeinen Ansicht in der gesamten Provinz Sachsen übereinzustimmen scheint. Wenn irgendwo, so glauben wir, daß Labendorf gerade auf Lichtenburg mit ungetrübtem Auge sehen konnte, da er dort infolge vielfacher Freiheiten den unbefangenern stillen Beobachter spielen durfte. Seine endliche Amnestirung und die Folgen derselben greifen noch vollständig ins Tagesleben der Gegenwart hinein. Wir schweigen mithin darüber.

Einen nicht ganz so düstern Eindruck hinterläßt Wiggers' Buch. So ernst die Veranlassung, über einzelne Partien des Buchs haben wir unwillkürlich lachen müssen. Sicherlich ist denn auch Wiggers mit seinen 44 Monaten Untersuchungshaft der weniger Gefränkte. Einzelnes versteht er mit drastischer Genauigkeit darzustellen; freilich schon er seine Gegner nicht, den Herrn Criminaldirector glauben wir hätte Buz nicht mit größerer Fleißbriesartiger Genauigkeit schildern können. Selbst die Fabelverse, die Wiggers aus Langeweile am 29. November 1854 im Criminalgefängnisse verfaßte, zeugen von einem gewissen Humor. Auch bei Wiggers stoßen wir fortwährend auf Klagen über die mangelhafte Hausordnung in den Gefängnissen, auch bei ihm wie bei Labendorf wird das mangelhafte Lüftungssystem in den Zellen einer strengen Kritik unterworfen, hier wie dort dasselbe gerechtfertigte Bedenken gegen die Entziehung körperlicher Bewegung im Freien, hier wie dort Ausstellungen gegen das gewiß verwerfliche Princip, dem Gefangenen nur so viel Nahrung zukommen zu lassen, als zur Erhaltung der Gesundheit und der nothwendigen Kräfte unbedingt erforderlich ist. In dieser und noch in mancher andern Hinsicht kann man aus beiden Schriften unendlich viel Be-

Lehrung schöpfen. Zwischen der Wirklichkeit und der Theorie, wie sie Labendorf in seinem zur Anlage gegen ihn ausgebreiteten Manuscripte über die beste Staatsform niederlegte, besteht gewiß eine unendliche Kluft. Es gilt eben von unten auf zu bauen und den Staat nicht in die Luft hinein zu construiren. Indem wir beide Schriften aus den Händen legen, geschieht es mit dem Wunsche, daß sich niemand mehr genöthigt sehen möchte, seine Zusage zu ähnlichen Veröffentlichungen nehmen zu müssen. Uns wird manches prinzipielle Gefühl erspart, wenn sich eben niemand mehr dazu genöthigt sieht.

Emil Müller-Samowegen.

Novellen und Erzählungen.

Wie immer, so auch in unserer Zeit wird die Novelle in den verschiedensten Richtungen bearbeitet und zu den mannichfachsten Zwecken benutzt. Novellen und ähnliche Erzählungen sind daher auch jetzt der getreueste Spiegel der Zeitstimmung und Zeitbildung. Unsere Zeit kennzeichnet die Richtung auf das Praktische, und so sind auch sämmtliche uns vorliegende Erzählungen dem Praktischen und Realen in allen Gebieten des Lebens und in allen Schichten der Gesellschaft zugewandt, und suchen dieses Reale mit mehr oder weniger Glück in das Gebiet des Ideellen zu erheben. Bei dieser Fruchtbarkeit der Zeit an Erzählungen muß das Mittlere oder gar das Mittelmäßige überwiegen; die Fertigkeit, gemüthlich zu plaudern, wird von manchen mit der Kunst, schön zu erzählen, verwechselt. Die ernste, oft schwermüthige Stimmung bedingt noch nicht den wahrhaft poetischen Werth, und bei allem sittlichen Geiste, der diese Werke durchdringt, entbehrt doch eine große Zahl der dichterischen Reize. Mit dieser Vielschreibererei hängt von selbst eine Vernachlässigung des Ausdrucks und Stils zusammen, sowie eine Ueberfüllung mit ganz unnöthigen Fremdwörtern. Mag auch manches geniale Bewußtsein sich über solche vermeintliche Kleinlichkeiten hinwegsetzen, wir halten es für unsere Pflicht, auch hier auffallende Fehler anzumerken.

1. Die Emigranten. Novelle von Karl Vorberg. Emsdetten, von Sobbe. 1862. 8. 10 Ngr.

Ohne Zweifel unter sämmtlichen Novellen die geringste Arbeit. Ein leichtfertigeres Nachwerk ist uns selten in die Hände gerathen. Anlage und Ausführung ist gleich oberflächlich, von einer tiefen Motivirung oder Charakteristik keine Rede. Unwahrscheinlich geht alles zu und äußerlich knüpft sich eine Scene an die andere. Daß Leonie sich zuletzt mit dem Dieb Pierre verbindet, ist doch für das Gefühl gar zu beleidigend. Würde sich die Novelle, die in den Zeiten der ersten französischen Revolution spielt, nicht auf dem Titel als deutsches Originalwerk ankündigen, so könnte man vermuthen, sie sei das Gröblichste eines oberflächlichen französischen Literaten und von einem Geistesverwandten in Deutschland nothdürftig in seine Sprache übertragen worden.

2. Das Glück der Seidenzucht. Ein romantisches Bild der Wirklichkeit von J. G. Hildebrandt. Frankfurt a. D. 1862. 8. 1 Thlr.

Eine Lenzenerzählung vom reinsten Wasser! Der Verfasser verbreitet sich nicht bloß gelegentlich über das Glück der Seidenzucht, sondern gibt die genaueste Anweisung dazu. Gleich nach der Vorrede überrascht uns ein „Inhaltsverzeichnis“, das über den Seidenbau im allgemeinen neun, über die Zucht des Maulbeerbaums 15, über die Zucht der Seidenraupen 28, und über die Förderung des Seidenbaus drei Abtheilungen bringt, und jedesmal auf die betreffenden Seiten des Buchs, wo sich die Erörterung findet, hinweist. In der That, dies geht doch über alles hinaus, was bis jetzt von Lenzernovellistik da-

gewesen ist. Eingerañmt sind diese Erörterungen von Gedichten, Baumwilderungen, Liebesgeschichten und Vermählungen. Dem Verdienste wird keine Krone, d. h. dem redlichen Seidenzüchter keine Geliebte. Daß dabei die seidenen Schleier eine große Rolle spielen, versteht sich von selbst. Man könnte mit Anwendung auf unser „romantisches Bild“ ein Goethesches Wort so parodiren:

Und so zu der Hochzeit vergnüglicher Feier

Bereiten den seidenen behaglichen Schloier.

Die artigen Thierchen das schöne Gespinnst.

Wenn der Verfasser, der allerdings ein gewisses Erzählungstalent verräth, mit seiner Manier Anfang findet, so haben wir vielleicht bald ein romantisches Bild aus der Werkstätte eines Schnitzers, eine poetisirende Bearbeitung des Leders und Leinsens zu erwarten, wovor uns Gott behüte.

3. Aus dem Pfälzerleben. Humoristische Bilder von Stanislaus Graf Grabowski. Berlin, Schlesier. 1863. 8. 24 Ngr.

Wilhelm Gwinner in seiner Schrift: „Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgange dargestellt“, erzählt: „Schopenhauer legte eine Zeit lang täglich ein Goldstück vor sich auf die Wirthstafel hin, ohne daß die Tischgenossen wußten, was er damit wollte; nach aufgehobener Tafel nahm er es wieder zu sich. Endlich darüber zur Rede gestellt, erklärte er, das sei für die Armenbüchse, wenn die am Tische sitzenden Offiziere nur ein einziges mal eine andere ernsthafte Unterhaltung, als über ihre Pferde, Hunde und Frauenzimmer auf die Beine brächten.“ An diese Anekdote wurde ich unwillkürlich durch die vorliegende leichte Unterhaltungslitteratur erinnert. Freilich finden sich darin auch Wackstücker, aber auch diese gehen nicht über jene frankfurter Unterhaltungen hinaus, sofern ein Bock, der Liebling der deutschen Legion auf Helgoland, in der Krim und nachher in England, einen Regimentsarzt, der ihn zur Strafe für Verunreinigung mit der Sabellseide geschlagen hat, aus Rache gelegentlich von hinten über den Haufen rennt und dadurch dem ganzen Verhältniß des Arztes zu seiner Begleiterin, einer ebenso reichen als schönen Engländerin, ein Ende macht. Bei der Liebe handelt es sich in unserm Buch nur um eine leichte, spielende Herzenstregung, die nachgerade, wie in „Porträt und Brief“ oder „Auf Freierfüßen“ zu einer guten Partie und zur Verählung der Schulden führt. Selbstverständlich fehlt auch sonst alles Ideale, namentlich Vaterländische. Kann man von dem allen absehen, so verdienen diese mehr drolligen, als wahrhaft humoristischen Erzählungen mit ihrer alltäglichen Moral und leichten, heitern Auffassung des Lebens mehrfaches Lob. Namentlich liebt sich die erste Erzählung: „Der Adjutant ohne Pferd“, in der hier und da ein gewisser Humor waltet, recht gut. Die Darstellung ist frisch und gewandt; hier und da fällt ein unrichtiger Ausdruck auf, wie „eine Unterhaltung war nicht gut angänglich“ und anderes.

4. Was mein Auge sah und mein Ohr hörte. Novellen von Wilhelm Grothe. Berlin, Sandrog u. Comp. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Urtheil, das neulich über Grothe den Dramatiker in d. Bl. gefällt wurde, gilt auch von Grothe dem Novellisten. Die Darstellung ist glatt und gefällig; aber es fehlt der tiefere Gehalt und der poetische Duft. Offenbar arbeitet der Verfasser, der sich in der Vorrede seines Fleißes rühmt, mühsam und gezwungen und nicht mit dem freien Fluß des Genius, und ein solcher Fleiß wird nachgerade fatal. Das Buch macht durchweg den Eindruck des Manierirten. Es ist den Manen Lied's gewidmet, welche dadurch nicht wenig benachtheiligt worden sein mögen. Lied als geborener Dichter zaubert vor uns hin, was kein sterbliches Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, was aber die Poesie ihren Lieblingen offenbart; Grothe gibt, was sein Auge sah und sein Ohr hörte, d. h. zum großen Theil Selbsterlebtes mit einer leichten romantischen Verbrämung. Die erste Novelle: „Ein

„Selbste“, behandelt ein eheliches Verhältniß, das ausdrücklich an Goethe's „Bathverwandtschaften“ und Bürger's Geschick erinnert soll. Freilich ist der große Unterschied der, daß der arme Bürger zehn Jahre lang mit seiner Leidenschaft kämpfen mußte, bis Dora's Tod die Ehe mit Molly möglich machte, während Grothe den Knoten schon nach dem ersten Jahr der Ehe durch den Tod der Gattin zerhaut, und das Gelübde, das Erbe der Sterbenden gegeben hat, sich mit ihrer Schwester nicht zu verbinden, durch eigene ruhige Erwägung und vernünftige Vorstellungen anderer sich auflösen läßt. Endlich ist die Wärme der Leidenschaft im Vergleich mit Grothe's großen Vorbildern, an die er sehr zu seinem Nachtheil erinnert, erküßelt und erzwungen. In „Adolf Herbst“ wird die reizende Brant des Schauspielers Herbst, nachdem sie von dem Schauspieler Karl Ehtorg (wie heißt Ehtorg rückwärts gelesen?) verzeßlich gewarnt ist, von Baron Gorand bewogen, ihren Bräutigam aufzugeben. Ehtorg rächt seinen Freund noch vor dem Vollzug der Hochzeit an seiner früheren Brant, so daß diese mit heftiger Untreue in die Ehe tritt. Der verlassene Bräutigam und die Ungetreue gehen im Elend unter; der Baron weint seinen Schmerz in Italien aus. Ein grelles Nachstück. Verachtung des weiblichen Geschlechts und des Theaterlebens spricht sich überall aus. Eine höchst unwahrscheinliche Geistesgeschichte, die der Verfasser selbst erlebt haben will, ist „Mathilde“. Die Haushälterin eines Schlosses tritt an dem Geburtstag der Person, welcher zu sterben bestimmt ist, in Lebensgröße aus ihrem Bildnis hervor. Der Schluß erzählt die Jugendliebe der adelichen Mathilde zu dem Sohne des Schlossinspektors, der durch Fleiß ein großer Dichter werden und die Hand seiner Geliebten erlangen wollte, aber vor der Zeit an einem Hirnschlag starb. „Rache Trennung“ ist noch die beste Novelle; hier ist doch Licht mit Schatten gemischt und geht es menschlich, natürlich und wahrseheinlich zu. „Rother's Marie“ dagegen ist ein ganz widerliches, in seiner Hinsicht originelles Dorf- und Verführungsgeheimnis mit Selbstmord. „Eine moderne Geistesgeschichte“ betitelt sich ein Spitz, der sich in moralisierende Allegorien auflöst, was dem Wesen einer jeden Geistesgeschichte geradezu widerspricht. Hier donnert der mittelalterliche Weidmann Hadelberg seinem Verfasser also an: „Lügner! du ein Dichter? Wahrlich ich hätte Lust dich an den Schweif meines Rappens zu binden, daß zum Nutzen der edeln Sangeskunst die fabe Geziertheit von dir entwiße.“ Hadelberg hat recht. In der That, Grothe kennt seine schwache Seite, richtiger seine poetische Schwäche wol. Diese besteht in fader Geziertheit; was ihm fehlt, das ist die kindliche Einfalt, das „heilige Gnadenwunder“, ohne die man bei allem Fleiß weder ins Reich Gottes noch in das der Poesie eingehen kann. Von Sprachfehlern bemerke S. 166: soll ich dafür (für das) streiten, was ich verachte? S. 219: sie gebrauchte (brauchte, bedurfte) das nicht“, S. 275: „Entnähmung“ statt Ernähmung oder Entnähmung.

5. Verwundenes Leben. Novellen und Skizzen von Wilhelm Raabe (Jakob Corvinus). Glogau, Flemming. 1863. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser hat sein bekanntes Talent der Schilderung undesselnden Erzählung auch hier bewährt. Der Humor in dessen, der hier waltet, ist meistens voll von Bitterkeit und Galle und bewegt sich an den äußersten Grenzen der Poesie und des menschlichen Lebens überhaupt. Mit Ausnahme der ersten Novelle: „Die alte Universität“, wo das Dunkel sich doch zuletzt theilhaftig in Licht verklärt, liegt auf allen Erzählungen eine trübe, drückende Luft. Weltverwirrung wird zwar berichtet, aber nicht zugleich, wie der Meister verlangt, Verzensirung geschichtlich. „Der Junfer von Denow“ gibt ein anschauliches Bild des „Furor Teutonicus“, der sinnlosen, trunkenen, deutschen Furie, der der Held der Erzählung zum Opfer fällt. „Aus dem Leberbuch des Schulmeisterleins Michael Haas“ ist ein Bild aus der sogenannten guten alten Zeit, worin es bis zum Schluß dreuzerlich, toll und wußt genug zugeht. „Wer kann es

wenden?“ kündigt sich im Titel als Phantastie und am Schluß als wirkliche Geschichte an. Die Hauptpersonen sind von Anfang an dem Proletariat und damit einem verkümmerten, traurigen Dasein verfallen, und wer kann es wenden? „Ist nicht das menschliche Leben wie die Anordnung der Tausendundeine Nacht“, wo eine Geschichte immer die andere einschließt und wo der Fenster, der Tod, mit dem Richtschwert hinter dem Vorhang lauscht und den Wink des Weibers erwartet?“ — „Die halbe Nacht schritt ich durch die Weibengedächtnisse und sah die Flut dunkel zur Seite fortschießen dem Weltmeer zu, und heim kam ich mit den Worten des griechischen Tragikers auf der Lippe:

Wir sollten bei der Feier des Gelags
Das Haus bekümmern, wo ein Kind das Licht
Der Welt erblühte; denn wie mannigfaltig sind
Des Lebens Uebel! Doch wer durch den Tod
Die schweren Mähen nun geendet hat,
Dem sollten Freunde freudig segnend folgen.“

Aber solche Aeußerungen, wie sie sich schon bei Homer finden, sind doch nur verschwindende Mistlänze in der Heiterkeit und Lebensfreudigkeit, die den Grundton der griechischen Dichtung bilden. Poesie und Religion sind Versuche, das Leben harmonisch zu gestalten und mit dem Gemüth auszuföhnen. Beide sollen uns von dem dunkeln Grund, auf dem das Leben ruht, einen beruhigenden Lichtblick eröffnen. Die Wahrheit dieser Bemerkung drängt sich dem Verfasser selbst auf, wenn er S. 237 in der letzten Erzählung: „Ein Geheimniß“, sagt: „O, wie wunderbar, wunderbar spinnt sich ein Menschenleben ab! Wir armen blinden Leutlein auf diesem Erdenballe wandeln freilich in einem dichten Nebel, der sich nur zeitweilig ein wenig hier und da lüftet, um im nächsten Augenblick desto dichter sich wieder zusammenzuziehen. Wir getriebenen und treibenden Erdbewohner haben freilich nur eine dumpfe Ahnung von dem, was im Gerümmel ringsumher vorgeht. Warum sollten wir uns auch in der kurzen Spanne Lebenszeit, die uns gegeben ist, viel um andere Leute bekümmern, da wir doch so viel mit uns selbst zu thun haben? Ueber allen Nebeln ist Gott; der mag zusehen, daß alles mit rechten Dingen zugeht; der mag Licht geben, daß sich der Faden der Geschlechter, welchen er durch die Jahrtausende von dem Erbnäuel abwickelt, nicht verwirrt. Nur weil sie abgewickelt werden, drehen sich Sonne, Mond und Sterne; von jeder leuchtenden Kugel läuft ein Faden zu dem großen Knäuel in der Hand Gottes, zu dem großen letzten Knäuel, in welchem jeglicher Knoten, der unterwegs entstanden sein mochte, gelöst sein wird, in welchem alle Fäden nach Farben und Feinheit harmonisch sich zusammenfinden werden.“ Darum lesen wir auch auf dem letzten Blatt dieser an und für sich traurigen und trostlosen Novelle: „Die Welt kann das Talent nur tödten, und es gibt nur einen Trost: C'est le même Dieu, qui nous jugera tous.“

Wir fügen noch das schöne Wort hinzu, das Meister Lied am Schluß der Vorrede zu seinen Novellen sagt: „Apollon in lichten Regionen bleibt doch stets der heitere Gott, ob auch immer Karben und gespenstige Gestalten tief unten im Nebel des Rufenbergs schwärmen und tanzen.“ Wenn Hefe und Wein im Becher der Dichtung unordentlich durcheinander gerüttelt sind, mündet es nicht zu trinken.

6. Douboir und Salon. Gesellschaftsbilder von G. H. von Debenroth (Eugen Hermann). Drei Bände. Berlin, Schlesier. 1863. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Auch bei Debenroth spricht sich manchmal eine trübe, düstere Auffassung des menschlichen Lebens aus und z. B. bei der Novelle: „Ein verfahrenes Leben“, möchte man fragen: Wer konnte es wenden? Bezeichnend für Debenroth ist seine Vorliebe für Heinrich von Kleist, die sich in den zwei Novellen „Ein Dichter“ und „Die Waisin“ kund gibt. „Die wenigsten ahnen es“, lesen wir II, 7, „daß G. von Kleist dem Friedrich von Schiller in vielem nicht weicht, in vielem nachsteht, aber

auch in manchem (ihn) übertrifft." Indessen weiß uns Dederoth doch mit Welt und Leben zu versöhnen. Natur und Poesie — dies ist seine gesunde Grundanschauung — strengen doch zuletzt über den Salon, der nach II, 39 nur Kassetten bildet. Das weibliche Herz ist dem Verfasser ein Räthsel, das er in zwei Novellen des ersten Bandes aufgelöst läßt; in andern Novellen, wie „Ein Dichter“ und „Die Waisen“, findet sich die Lösung, daß das weibliche Herz von Natur nicht schlecht, sondern nur durch verkümmerte Erziehung, faßes Salongerabe und thörichte Schmeicheleien verweltlicht und verkehrt worden ist, daß es aber nur der Einwirkung von Männern, wie der Dichter in der ersten und Heinrich von Wehlen in der zweiten Novelle, daß es hauptsächlich statt des faßes Literaturgeschwäses der Bekanntschaft mit einem männlichen und energischen Dichter, wie Heinrich von Kleist, bedarf, um aus Boudoir und Salon zur Wahrheit und Natur zurückgeführt zu werden. Das wahre Verdienst sodann mag lange verborgen oder verkannt sein, zuletzt aber dringt es doch durch und findet Anerkennung entweder schon im Leben oder doch, wie im „Verfahrenen Leben“, nach dem Tode. Gerade das „Verfahrenen Leben“ gehört zu Dederoth's besten Novellen. Findet sich auch hier und da eine schwächere Partie, wie „Das Inferat“, ist auch sonst einiges flüchtig skizziert, so verräth doch der Verfasser ein sehr bemerkenswerthes novellistisches Talent, das er nur noch immer mehr vertiefen mag. Darstellung und Ausdruck sind lobenswerth; doch sind uns einige Flüchtigkeiten aufgefallen, wie: „lese“ statt lies; „ein Dasein, das seine Existenz dem Schicksal abgetrotzt hat“; „accurat und genau“; „Passion oder Leidenschaft“; „sonderbar ist auch der Preis der norddeutschen Biergemüthlichkeit“, als ob diese Sorte von Gemüthlichkeit nicht in Süddeutschland ebenso sehr oder noch mehr zu Hause wäre als im Norden.

7. Unverhofft kommt oft. Novelle von Luise Ernesti. Leipzig, Grunow. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Unverhoffte, das uns hier begegnet, ist durchaus nicht abenteuerlich oder erzwungen: unverhofft und unwahrscheinlich, sondern gerade so wahrscheinlich wie irgendeine Bremer'sche oder Hanke'sche Erzählung aus dem Alltagsleben: daß eine leichtsinnige, über ihren Stand hinauskrebende Familie in der Lotterie 20000 Gulden gewinnt und nach und nach wieder verliert, daß der junge Graf von Wildenfurst nicht mit der dieser Familie angehörigen Alice, die auf sein Herz Sturm läßt, sondern mit der einfachen und bescheidenen, geistig und gemüthlich gediegenen Agathe Harling, die lange genug als Erzieherin in Deutschland und England Aschenbrödel gewesen war, sich verbindet, diese und ähnliche unverhoffte Begebenheiten werden hier angenehm und unterhaltend erzählt. Die moralische Richtung der Novelle ergibt sich daraus von selbst. Tiefere Originalität haben wir nicht darin gefunden. Mit der Grammatik steht die Verfasserin oder vielleicht in einigen Fällen der Segler hier und da auf gespanntem Fuße. Sie sagt z. B.: „Das Geld, was“; „um alle Götter willen“; „er verlor (den) Kopf“; „die kleine That verdient keines Worte“.

8. Novellen von Ernst Friese. Vier Bände. Hannover, Rümpler. 1863. 8. 4 Thlr.

Vier ziemlich dicke Bände Novellen in einem Jahre. Das ist viel, und kein Wunder ist es, wenn, wie wir sehen werden, die dichterische Kraft des Verfassers mit jedem Bande abnimmt. Die erste von diesen Novellen: „Deutsches Leben vor 50 Jahren“, die den ersten Band bildet, ist die beste. Sie verlegt uns in die letzte Zeit der Napoleonischen Gewaltherrschaft in Westfalen. Eine Reihe gutgezeichneter Charaktere der mannichfachen Art, tiefe, innerliche Motivierung, spannende, fesselnde Darstellung, kunstvolle Schärzung und überraschende Lösung des Knotens, die das Ganze durchdringende deutsche Gesinnung, die doch nirgends in Effecthascherei übergeht, machen diese Novelle zu einem Meisterwerk in ihrer Art. Sie ist eine geschichtliche

Novelle, in der weder die Dichtkunst auf Kosten der Geschichte, noch diese auf Kosten jener hervortritt. Vielleicht hätte der Verfasser wohlgethan, wenn er die spärlichen geschichtlichen Züge des zweiten und vierten Bandes zu einem Gesamtbild erweitert hätte.

„Berg oder Burg“ heißt die Novelle des zweiten Bandes. Welcher sonderbare Titel! ruft gewiß der Leser aus. Das Räthsel löst sich aber, wiewol auf eine gar nicht befriedigende Art. Charles van Potter ist der Sohn des Leutenants van Potter, der in den Befreiungskriegen geblieben ist; seine Mutter ist eine Französin, d'Agremont. Charles sucht von seinem Wohnort aus, dem Bergstädtchen Schallenberg bei Trier, seinen Großvater, einen reichen Bauer in Altingeroda, auf, und findet dort eine Adele und einen Karl, die bisher für des Leutenants Kinder und des alten van Potter Enkel gegolten haben. Endlich entdeckt man, daß der alte Diener Kohnert, der die Kinder nach dem wirklichen Tode ihres Vaters und nach dem vermeintlichen Tode ihrer Mutter zu ihrem Großvater holen sollte, statt nach Schallenberg bei Trier vielmehr nach Schallenburg bei Hamm, und statt in das van Potter'sche Haus vielmehr in das eines Herrn von Pforten, der gerade abwesend war, gegangen ist und ohne weiteres in der besten Meinung von der Welt zwei wildfremde Kinder zu ihrem vermeintlichen Großvater gebracht hat. Dies ist also „Berg oder Burg“. Dies soll nun als göttliche Fügung erscheinen, sofern dadurch Adele vor schlechter Erziehung bewahrt geblieben und mit Charles bekannt worden ist, dessen Gattin sie wird. „Unverantwortlich“, heißt es S. 170, „bleibt freilich die laue Theilnahme des Großvaters für frühere Familienereignisse, für Briefe und sonstige Reliquien aus dem Leben seiner todtgeglaubten Schwiegertochter. Eine einzige Nachfrage hätte das ganze unglückselige Schicksalsgewebe zerrissen. ... Kohnert“, so lautet der Schluß des Buchs, „der Deus ex machina im van Potter'schen Lebensdrama, blieb bis zu seinem Ende bei der Behauptung, daß niemand die Geschichte glauben würde, wenn sie in einem Buche stände.“ Nun steht sie freilich in einem Buche, ist aber darum nicht glaublich, sie erscheint bloß als schlechter Witz des Zufalls und entbehrt des poetischen Interesses gänzlich.

Die Novelle des dritten Bandes: „Die Maske des Reichthums“, ist gelungenere, als die zweite und die vierte. Die Motivierung ist innerlicher, die Charakteristik reicher und frischer, der Gesamteindruck harmonischer. Auch hier, wie in der folgenden Novelle, steigt zuletzt die Nebligkeit über die Intrigue, geordnete bürgerliche Thätigkeit über die aus Menschenfurcht und falscher Scham zuerst vorgehaltene Maske des Reichthums.

Eine reine Intriguennovelle ist die den vierten Band bildende: „Zug um Zug“, wie dies schon der Titel andeutet. „Mir im Spiele der Intriguen: Schach der Königin!“ ruft einmal die Baronin Malzow, geborene Gräfin Dohnawitt aus. Diese Schachzüge im Intriguenspiel sind mit großer Genauigkeit geschildert und lassen uns einen Blick in das stiltliche Verderben zur Zeit Friedrich Wilhelm's II. von Preußen werfen; auch geht zuletzt das edle Liebespaar, das zwischen die feindlichen Parteien geräth, siegreich aus dem Kampfe hervor. Aber was man vom Schachspiel gesagt hat, daß es für das Spiel zu ernst und für den Ernst zu spielend sei, das gilt auch von dieser Novelle. Für den Ernst einer in einer bestimmten geschichtlichen Zeit und in der Umgebung von Persönlichkeiten, wie Prinz Louis von Preußen, sich bewegenden Erzählung ist sie zu sehr Dichtung; für das freie, heitere Spiel der Poesie hingegen ist die Zug für Zug, Schritt für Schritt berechnende Absichtlichkeit zu ernst und prosaisch. Mit Ausnahme der ersten und einigermaßen auch der dritten fehlt es diesen Novellen wesentlich am warmen poetischen Leben. Außer dem verdient der gar zu häufige Gebrauch von höchst unnötigen Fremdwörtern, wie Behemenz, Recherchen, Attase, Affertation u. dgl. entsetzlichen Tadel. Auch finden sich einige Nachlässigkeiten im Ausdruck, wie z. B. „um meinethalben“, „er trat rückwärts zurück“.

9. **Ausgewählte Gesellschaft. Geschichten und Erinnerungen von Edmund Hoefert. Stuttgart, Krabbe. 1863. Gr. 16. 1 Thlr.**

„Eine Gesellschaft hat“ ich gesehen, man nennt sie die gute, Wenn sie zum kleinsten Schicksal keine Gelegenheit gibt —

sagt Goethe in den „Venetianischen Epigrammen“. Der Verfasser hat nach dem Anfang der ersten Erzählung sein Leben lang nichts verlangender aufgesucht und herzlich geliebt, als abgesonderte Menschen und gute Weine. Er weiß aus der unermesslichen Menge von Menschen und Geschichten mit sicherem Takt die absonderlichen, d. h. die auszuwählen, die einem Dichter irgendeine gewinnende, anziehende Seite darbieten. Er führt uns in die verschiedenste Gesellschaft, an den Brunnen und in die Schenke, in die Garnison und ins adeliche Schloß; aber überall ist er ein vortrefflicher Begleiter, ein Erzähler, wie es wenige gibt. Von Eifersucht erzählt er und von Verrath, von Mord und diebischem Rauben, aber auch von Treue und Liebe und vom Sieg des Guten und Wahren. „Zeigt diesen Ausländern, daß ihr Herr im Hause seid und auf das in euren Augen Schicksliche etwas haltet, meinte einer, und ich wette, der arroganteste Bursche wird manierlich und trauetabel, wie ein Handküh.“ Dies ist Anfang und Thema der ansprechenden Erzählung: „Tolle Streiche.“ Wie man Gelfergeschichten behauptet und das Unwahrscheinliche wahrscheinlich machen muß, dies konnte ein Grothe aus der Erzählung „Schlag zwölf“ lernen. Was diese kurzen Geschichten und Erinnerungen über Erzählungen und Novellen gewöhnlichen Schlags ganz besonders recht, das ist der feine Duft, der Stimmungsgauch, der sich über das Ganze verbreitet, sei es durch behagliche Schilderung, wie in „Am Brunnen“, sei es durch den unsichtbaren Zauber, der die Erzählung durchzieht. Die epische Breite, die uns am Anfang und in der Mitte gewinnend anheimelt, geht nach der Lösung des Knotens gewöhnlich in eine rasche, schlagartig zum Ziel drängende Darstellung über, während so manche Erzähler namentlich gegen den Schluß, „alles so ehrlich heraus sagen, was sie denken und auch was der Leser sich denkt.“ Sprache und Darstellung sind mustergültig; nur finden sich einige male unwichtige Fremdwörter, wie z. B. eben in den „Tollen Streichen“. Doch vielleicht gehört dies gerade zum Charakteristischen des Solothurners, in dem diese Erzählung spielt.

10. **Im Westen. Erzählungen aus dem amerikanischen Leben. Von Otto Kuppis. Zwei Bändchen. Berlin, F. Duncker. 1862. Gr. 16. 1 Thlr. 2 Mgr.**

Otto Kuppis hat sich durch seine Schilderungen des amerikanischen Lebens in kurzer Zeit einen berechtigten Ruf erworben. Auch diese Erzählungen, von denen schon die erste in der „Centralanthe“ erschienen ist, sind sehr ansprechend, unterhaltend und belehrend zugleich. Der Verfasser schildert mit farbenfrohem Pinsel die Licht- und Schattenseiten des Lebens im Westen. Ein frischer kräftiger Hauch durchdringt alle diese Erzählungen, unter denen es schwer ist einzelne besonders auszuzeichnen. Der Deutsche kann aus Kuppis erfahren, wie er im fremden Lande auftreten muß, um sich Achtung und Einfluß zu verschaffen. Merkwürdig ist es, daß in diesen Erzählungen die deutschen Männer bei Amerikanerinnen und die deutschen Mädchen bei eingeborenen oder deutschen Amerikanern in der Regel bei dem ersten Zusammentreffen ihr Glück, d. h. eine Eroberung machen. Sämtliche Erzählungen schließen mit der Ehe. „Bei den Amerikanern“, lesen wir II, 104, „ist alles äußerlich, alles, vom Lachen bis zum Weinen hat seinen bestimmten Schnitt, als dürfe außer der Grenze sich kein einzelnes Gefühl bei ihnen geltend machen, und wer nicht gerade in ihrer Manier mit ihnen zu reden weiß, ist kein Mensch von Bildung. Ich aber bin einmal zu deutsch, halte es lieber mit einem herzlichen Worte, als den bloßen Redensarten, und finde so auch, trotz allen Engländerthums, in den ersten Minuten jede Deutsche heraus, die das angeborene Gemüth niemals verleugnen kann.“ Wir sehen überall, daß auch in Amerika sich Parteien finden, wo Liebe und

Gemüth nicht bloß im Begriff, sondern in Wirklichkeit walten, und daß, wer mit wahren, tiefem Gemüth Willenskraft vereinigt, im Westen wie im Osten steht. Die Sprache ist lebendig und gewählt. Hier und da finden sich Ungenauigkeiten, wie: „die sich gedönneten Arme“, „den Auserwählten harren“, „um ihrer Liebe (willen)“, „ohne nach ihr zurückblicken“.

11. **Fürsten- und Volksbilder aus der vaterländischen Geschichte. Historische Erzählungen von Friedrich Adami. Berlin, Behr. 1863. Gr. 8. 1 Thlr.**

Die vaterländische Geschichte, von der der Titel spricht, ist die preussische und auf Belebung des specifisch preussischen Bewußtseins ist das ganze Buch berechnet. Die erste Geschichte: „Ein Trabant des Großen Kurfürsten“, hat das Motto:

*Doch wenn auch der Kaiser den Esch verloren,
Die Ehre des Reichs hält der Kurfürst empor.*

Eugen Erdmann, Herzog von Württemberg.

Die Schlacht bei Fehrbellin und des Kurfürsten spätere Thaten bis zum Frieden von St. Germain werden lebendig und kräftig erzählt. Durchzogen ist diese Darstellung von Sittenschilderungen aus jener Zeit und, was natürlich nicht fehlen darf, von einer Liebesgeschichte. Das zweite Bild erzählt den bekannten Proceß des Müllers Arnold unter Friedrich dem Großen ebenfalls sehr lebhaft und ausführlich; nur ist auch hier wieder eine Liebesgeschichte so gut oder so schlecht, als es die herrschende Spinnstubenmanier erlaubt und das liebe Publikum zu besserer Verdauung des ernsten Inhalts verlangt, in das Ganze hineingeschoben. Nach meiner Ansicht hätte der Verfasser besser gethan, wenn er die Sittengeschichte jener Zeit noch mehr berücksichtigt und uns mit den sentimentalen Scenen verschont hätte.

12. **Aus dem Traungau. Oberösterreichische Dorf- und Volksgeschichten von Karl Adam Kaltenbrunner. Mit 17 Illustrationen nach Zeichnungen von J. Kollarz und B. Kasper. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Mgr.**

Dorf- und Volksgeschichten hat der Verfasser sein Werk getauft. Wir lernen wirklich daraus die Eigenheiten des Volkslebens im Traungau kennen. Freilich, wenn auch Kleidung, Manieren und Sprache beim Bauernstand verschieden sind, Herz und Weltanschauung bleiben sich überall gleich. Der Bauer ist — ich spreche aus Erfahrung — der größte Tendenzmensch, und so findet sich denn auch bei diesem Alpenvölkchen eine Schlaueit, ein Ausholen und Aushorchen, eine Zug für Zug berechnende Abstüchtlichkeit. Die Gemüthlichkeit, die mit dieser Tendenz Hand in Hand gehen soll, ist vielmehr vom Standpunkte der Cultur und des Temperaments, als von dem des bewußten sittlichen Willens zu begreifen. Gewiß ist Poesie, Leidenschaft, Empfindung und Humor auch in diesem Gebiet zu Hause; aber es gehört ein geübtes Auge dazu, einen solchen Schatz zu finden und noch mehr ihn zu heben. Wenn irgendwo so ist hier Auswahl geboten. Denn der Kreis von Gedanken und Anschauungen, in dem sich das Dorfleben bewegt, ist gering und einförmig, und nicht der Bauernstand, sondern der freie Bürgersstand, der Handwerker- und Gewerbestand mit seiner gebiegten Mitte bildete früher den Kern unsers Volks und ist noch jetzt unsere Hoffnung für die Zukunft. Soll daher aus dem Dorfleben eine Pflanze in den Garten der Poesie verpflanzt werden, so gilt es den Unrath und das Ungeziefer, das sich an die Wurzel gehängt hat, vorher tüchtig abzuschütteln. Kaltenbrunner's drei Erzählungen neigen sich gar zu stark zur realistischen Behandlung hin. Daß der Verfasser in der Dorfgeschichtenliteratur einen neuen Griff gethan habe, kann man nicht sagen; Auerbach und Immermann stehen hoch über ihm. Schon in der ersten und längsten Novelle zeigt sich dies, wo die Älthe Regina mit dem Maier des Guts im vorgerückten Alter in eine liebeleere und kinderlose Ehe tritt, die den Gatten zur Untreue, zur Trunksucht und zum Tod in den Flammen führt. Daneben läuft die Liebesgeschichte zwischen Reglens Enkelin und einem Knecht, die zu-

leht zum Ziele führt. Mehrere von diesen Zügen sind schon bei Auerbach dagewesen und zwar origineller als bei Kaltenbrunner. Ansprechender und freundlicher und wirklich recht spannend erzählt ist „Der arme Lotteriespieler“. Die dritte Erzählung: „Ein räthselhafter Schuß“, ist eine Jäger-, Deserteur- und Sennerinnengeschichte, und es fehlt ihr nicht an richtiger Motivirung, Abwechselung und spannender Verwicklung. Wir setzen hier klar: Je mehr die Vorgeschichte aus der engen Umgrenzung des Dorfs heraustritt und sich zu einer Volksgeschichte erweitert, um so interessanter und poetischer wird sie. An der Darstellung ist zu tabeln, daß die Redeweise, die doch in Dorfgeschichten möglichst volksthümlich und natürlich gehalten sein sollte, häufig von sentimental oder gezierten Wendungen unterbrochen wird. So lesen wir S. 69: „Es lag der ganze negative Gedankenkreis darin, in welchem sich die junge Dirne bewegte“; S. 255 oben lesen wir von den psychischen Folgen der Desertion. S. 176 sagt eine Mutter zu ihrem Sohn: „Unser Herrgott hat die Verstand, die Natur ein angenehmes Aeußere gegeben.“ So spricht keine Bäuerin. Bei Auerbach findet sich Aehnliches hier und da wenigstens, bei Hebel gewiß nirgends. Indessen ist Kaltenbrunner's Völkchen von der Cultur noch ganz unbeleckt, steht namentlich auch zur Geistlichkeit in einem ganz patriarchalischen Verhältniß, während Auerbach's Landleute schon aufgeweckter und aufgeklärter sind, weswegen diese modernen Anklänge bei Auerbach uns weniger beleidigen als bei Kaltenbrunner. In den Anmerkungen werden manche Ausdrücke im Text erklärt, die gar keiner Erklärung bedürfen, z. B. die doppelte Verneinung, die doch gewiß nicht bloß eine Eigenthümlichkeit des Trauungsaus ist; die Lebensarten „etwas übers Herz bringen“, „sich fast den Kopf herunterreißen“, der Handwerksburschenausdruck „sechten“. Man kann im Erklären auch des Guten zu viel thun. So meint, beiläufig gesagt, H. Dünker, Valentin's Worte „und nun ums Haar sich auszuraufen und an den Wänden hinaufzulaufen“ erklären zu müssen, und bemerkt in seinem Commentar: Ausdruck der Verzweiflung, die keinen Ausweg findet. Man denke sich einen Leser des „Kauf“, der sich über Valentin's Worte bei Dünker Belehrung holt!

13. Zwei Weihnachten. Von Heinrich Rückner. Danzig, Rafemann. 1863. 16. 15 Mgr.

Ein allerliebtes Bächlein, nach Form und Inhalt durchaus gebiegen, dem ein recht starker Leserkreis zu wünschen ist, um eine ebenso gemüthvolle als klar-verständliche Auffassung der höchsten Güter der Menschheit zu verbreiten. Dieses Gefühl für alles wahrhaft Edle und Menschliche und schneidende Satire über menschliche Verkehrtheiten vereinigen sich zu einem wunderbaren Ganzen. Der Held des Buchs, ein jüdischer Arzt in einem Landstädtchen, erzählt in seinem Nachlaß seine äußere und innere Lebensgeschichte. Zweimal bildet die Weihnachtsfeier einen Wendepunkt in seinem Leben und dient dazu, ihn zu dem Vertreter echter Humanität zu erziehen, als der er in jenem Städtchen allgemeine Liebe und Achtung genießt. Die zweite Weihnacht ist mit der Geschichte einer unglücklichen Liebe eng verflochten, in der doch der Arzt nach seinem eigenen Geständniß das höchste Glück gefunden und deren Andenken er an jedem Weihnachtsfest auffrischt. Sprache und Stil sind musterhaft, nur S. 55 findet sich ein kleines Versehen: „ich wand ein“ statt „wandte ein“. Wir empfehlen das Bächlein aus voller Ueberzeugung nicht nur allen Freunden der verrufenen Humanität, sondern namentlich auch allen Haushältern und verwandten Gemüthern. Letztere werden aus dieser Erzählung, die wenigstens dem Hauptinhalt nach offenbar auf einer wirklichen Geschichte beruht, ersehen, daß eine sehr würdige und ideale Auffassung der Religion auch noch auf einem andern Standpunkt möglich ist als auf dem ihrigen. **Gustav Hauff.**

Schiller als Körner'scher Handschreiber und Caricaturist.

1. Ich habe mich rasiren lassen. Ein dramatischer Scherz von Friedrich von Schiller. Aus der Originalhandschrift im Einverständniß mit der Familie Schiller's zum ersten mal herausgegeben von Karl Rünzel. Leipzig, Payne. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Avantüren des neuen Telemachs oder Leben und Ersektionen Körner's des decenten, consequenten, pikanten u. s. w. von Hogarth in schönen illuminirten Kupfern abgefaßt und mit befriedigenden Erklärungen versehen von Winkelmann. Rom 1786. Nach den Originalzeichnungen Friedrich von Schiller's und der Originalhandschrift L. F. Huber's im Einverständniß mit deren Familien zum ersten male herausgegeben von Karl Rünzel. Leipzig, Payne. 1862. Gr. 4. 1 Thlr.

Das deutsche Publikum sieht sich, nicht gerade plötzlich, denn es ist davon schon längere Zeit in der Presse die Rede gewesen, durch das Erscheinen von zwei nachgelassenen, bisher unbekannt gebliebenen Schöpfungen Schiller's überrascht, die in der That einzig in ihrer Art sind, indem die eine ihn als jocosen Lustspielbildner, die andere sogar als Zeichner und Maler zeigt. Beide Erzeugnisse, sowohl das literarische wie das artistische, waren, wie man ja wol bereits allgemein weiß, zur Ertheilung des Körner'schen Hauses und natürlich durchaus nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt. Es drängt sich zunächst die Frage auf, ob der Herausgeber, Karl Rünzel, sich durch ihre Veröffentlichung eines indiskreten Verschärens schuldig gemacht habe oder nicht.

Die verwitwete Frau Staatsrath Körner schenkte als Matrone von 71 Jahren dem Herausgeber, dessen Palkon es war und ist, Handschriften bedeutender Persönlichkeiten zu sammeln, bei seinem Aufenthalt in Berlin im Jahre 1833 die Handschrift des Lustspiels und somit auch ohne Zweifel die Originalzeichnungen der „Avantüren“, aber nur unter der Bedingung, „in gehöriger Zeit, d. h. ehe der Tod mahnt, das ganze Heft, oder doch wenigstens diejenigen Stellen vernichten zu wollen, die irgendeine Nuance von Schatten auf Körner's oder Schiller's Charakter werfen könnten“. Dies mußte er ihr sogar mit seiner Namensunterschrift versprechen. Durch dieses Document war ihm also nicht bloß die Nichtveröffentlichung, sondern sogar die gänzliche oder partielle Vernichtung des Hefts zur Pflicht gemacht.

Der Herausgeber versichert nun im Vorwort zum Lustspiel, daß er sich, wie sich dies eigentlich auch von selbst versteht, durch dieses der ehrwürdigen Matrone gegebene Versprechen gebunden fühlte und daher bis vor kurzem an eine Veröffentlichung des Lustspiels nicht dachte. Doch hätten ihn die in den letzten Jahren „aus mehrfacher Veranlassung dringender gewordenen Anforderungen“ bewogen, die Sache „einem Kreise literarischer Freunde“ vorzulegen und diese seien einstimmig der Meinung gewesen, daß er sich von den „vermeinten“ Verpflichtung als losgesprochen betrachten dürfe; die ihm auferlegte Bedingung habe sich von selbst auf, weil das, was sie voraussetze, wol für die Aengstlichkeit einer alten Dame, aber nicht in Wirklichkeit vorhanden sei. Dieses dann weiter motivirte Gutachten deckt den Herausgeber übrigens weniger, als die auf dem Titel befindliche Angabe, daß die Veröffentlichung „im Einverständniß mit der Familie Schiller's“ geschehe. Was den Verleger betrifft, so ist dieser, dünkt uns, doppelt gebect, einmal durch die Erlaubniß, die sich der Herausgeber genommen, und sodann durch das Einverständniß seitens der Familie Schiller's.

Ein englischer Handschriften-sammler würde allerdings ein im gleichen Falle gegebenes Versprechen heilig gehalten und die betreffende Handschrift als solchen Familienschatz unter sieben Siegeln aufbewahrt haben. Aber in Deutschland, das sich seiner Gewissenhaftigkeit so selbstgefällig rühmt, scheint man in Bezug auf literarische Veröffentlichungen dieser Art überhaupt

von Discretion nichts mehr zu wissen, und ehe nicht einmal ein Lohrer, mit dessen Nachlaß man Mißbrauch getrieben, als Komet aus seinem Grabe wieder aufersteht und Protest erlegt oder besser einen Proceß einleitet und ihn gewinnt, ehe wir man sich wol nicht betrogen fühlen, in dieser Hinsicht ein gewissenhafteres Verfahren zu beobachten.

Eine Entschuldigang findet die Herausgabe freilich durch den Umstand, daß allerdings weder in dem Lustspiel noch in dem Gyllus Schiller'scher Zeichnungen sich irgendetwas befindet, was auf Schiller's oder Körner's Charakter irgendetwas schätzt, im werthen könnte, und wir, der Berichterstatter, hätten nun nur noch zu fragen, was die Literatur durch das Lustspiel oder die Kunst durch Schiller's Zeichnungen gewonnen habe. Beide haben durch sie nichts gewonnen — namentlich sind die Zeichnungen eigentlich ein Paquill auf alle Kunst und Kunsttechnik —, der wol fällt in anderer Hinsicht immerhin ein kleiner Gewinn davon ab. Dieses durchaus harmlose Lustspielchen und diese gerade durch ihre Unbehülflichkeit und Krüppelhaftigkeit positiv wirkenden Zeichnungen zeigen, daß Schiller in seinen jüngeren Jahren wirklich eine ursprüngliche Neigung zur Komik und Satire besessen habe. Wir finden sie ja auch in manchen seiner Jugendgedichte, in seinem „Promemoria an die Conßistorialrath Körner'sche weibliche Baschbeputation“, in einzelnen Charakteren seiner frühern Dramen und selbst noch in „Wallenstein's Lager“ deutlich genug ausgesprochen. In seinen spätern Tragödien, wie schon früher im „Don Carlos“, hat er freilich die Awanblung von Komik und Humor principieell unterdrückt, obgleich, wie wir denken, im „Wilhelm Tell“ etwas heber schweizer Bauern- oder Hirtenhumor sehr wohl angebracht gewesen sein würde; substituirt er doch sogar, einmal in diesem für einen dramatischen Dichter etwas einseitigen Princip besaßen, im „Macbeth“ für die prächtigen, den tragischen Eindruck der furchtbaren Situation nur verstärkenden Späße des trunkenen Portners das andächtige Abendlied eines frommen Wächters. Dagegen hat er auch noch in späterer Zeit in seinen Bearbeitungen der „Turandot“ und zweier französischer Lustspiele, dann auch in einigen kleineren Gedichten der komischen Muse seinen Tribut abgestattet und in den „Xenien“ seiner satirischen Laune den Jügel schießen lassen.

Unbedritten bleibt somit bei Schiller eine Neigung und Anlage zur Komik und zu satirischer Auffassung, die sich auch in dem hier zum ersten mal gedruckten Familienlustspielchen im ganzen harmlos, dann und wann aber auch in etwa rohen Jügen entäußert, so wenn der Professor Becker einmal erzählt, daß er sich im Laufe des Vormittags ein Geschwür habe aufgeschunden lassen, worauf sich Minna „spreit“ und davonläuft. Solches der Art wird noch weiterhin bei der Skizzirung des Schwantes zur Sprache kommen.

Weiter erkennen wir aber auch in vielen einzelnen Zügen Schiller's Befähigung, den Menschen ihre Eigenthümlichkeiten und Schwächen abzulauschen und sie mit wenigen Strichen lebendig darzustellen, worin sich der geborene Dramatiker verräth. Dadurch gewinnen wir aber zugleich einen genauern Einblick in das Treiben und den Umgangston des Körner'schen Hauses und in gewisse Charaktereigenschaften oder typische Gewohnheiten der Familienmitglieder und Bekannten, wie in die naiven Belustigungen jener gerade hierdurch der Entwicklung der Poesie besonders günstigen Zeit, wo man noch einfach genug war, um an Epiken, wie diese Schiller'schen sind, sein Vergnügen zu haben, und so darf man dem ungenannten Verfasser der Einleitung wol recht geben, wenn er zum Schluß das Lustspiel nicht als reine Oberflächigkeit von Schiller's dichterischem Genius, sondern als anspruchslosen Beleg, „wie bequem gesellig den hohen Mann der gute Tag gezeigt“, den Verehrern Schiller's empfiehlt. Aber wir fänden, daß gerade diesen, die Schiller immer auf höchstem Niveau Rothurn erblicken und ihn auch stets so dem Publikum vorgeführt sehen möchten, diese Publicationen keine allzu willkommenen Gaben sein werden.

Die Schiller'sche Hausposse „Ich habe mich raßren lassen“

(Mr. 1) zeigt uns den guten, lebenswürdigen, mehr projectirenden als das Projectirte ausführenden Körner, wie er sich durch eine Reihe störender Besuche einige Vormittagsstunden, die er sein nennen zu können glaubt, insolge seiner gutmüthigen Schwäche rauben läßt und darüber verärgert, einer auf 1 Uhr angesetzten Sitzung des Conßistoriums beizuwohnen. Erst kommt während des Raßrens Schiller selbst, der einen von Körner beabsichtigten und bereits begonnenen Ausflug abholen will, aber nichts als die Anfangsworte des ersten Briefs von Rafael an Julius in den „Philosophischen Briefen“ findet, nämlich die Worte: „Ein Glück, wie das unserige, Julius, ohne Unterbrechung, wäre zu viel für ein menschliches“ — Schiller fragt: „Wo gehst du denn fort?“ und ruft, als Körner antwortet: „Das ist alles!“ erschrocken aus: „Ach, du lieber Gott! Da bin ich wieder angeführt.“ Dann erscheint Körner's Gattin, Minna, die bei jeder passenden oder nicht passenden Gelegenheit ihre Lieblingsveräberung „Allzeit!“ vorbringt und Schiller einmal „Hanswurst!“ anredet, was fast darauf schließen läßt, daß sie ihn so, und vielleicht öfters, genannt habe und daß Schiller, der zugleich zu jener Zeit die schöne Kunst der Selbstironisirung besaß, damals mehr, als man jetzt sich vorstellt, etwas possiblicher Natur gewesen sein mag. Sodann tritt eine unerklärbare Person, welche „Seifenbefeuchter“ genannt wird, und ohne Zweifel ein Abschreiber war, der aus irgendeinem Grunde diesen Betnamen erhalten hatte, mit Ruffsalen unter dem Arme auf. Nachdem Körner ihm für die Abschrift eines Acts von „Don Carlos“ Zahlung geleistet, erscheint der Professor Becker, der Kunstschriststeller, der Körner mit allerlei Mittheilungen eine geraume Zeit aufhält. Hierauf tritt Dörchen (Dorothea Stodt, Minna's Schwester) auf und erinnert Körner daran, daß das Wirthschaftsgelb „alle“ sei und daß sie drei Thaler für den Buttermann und sechs für den Fleischer brauche. Sodann lassen sich der Schneider und Schuster anmelden, jener um ihm eine Weste anzuprobiren, dieser um ihm Raß zu Stiefeln zu nehmen. Minna tritt abermals auf und mahnt Körner daran, daß es bereits 10 Uhr geschlagen, worauf er sie „kleine Maus“ und „Niezchen“ nennt und sich von ihr einen Kuß und noch eine Tasse verabreichen läßt. Hüber erscheint nun und während der Schuster kniend das Raß zu den Stiefeln nimmt und der Barbier, Gottlieb, forttritt, liest er Körner etwas vor, wird aber von Minna, die ihm zugleich eine Ohrfeige applicirt, mit den Worten unterbrochen: „Paß! er ein mit seinem Wisch, Gsel!“ Raßch hintereinander kommen nun Haase, damals Amtsauctuar, später Kriegsrath und Geheimer Cabinetsecretär, der sich auch in der Schriftkellerei verführte, der Kaufmann Passenge, Haase's Schwager, und Madame „Wolfin“, die an Körner unter andern die Frage richtet: „Sie haben da eine scharmante Leinwand. Was gilt die Elle?“ Nun wird der Graf Schönborg angemeldet; Körner ruft: „Hol' ihn der Teufel!“ fügt aber sofort hinzu: „Es wird mir eine Ehre sein!“ Der Graf Schönborg erscheint, fragt den Conßistorialrath, ob er einen Käufer für einen „herrlichen Schimmel“ wisse, und ob er einem Freunde, der sicher wie Gold sei, Geld vorschießen könne, knallt dann mit der Peitsche und geht ab. Unmittelbar darauf erscheint die Köchin mit einer Nachricht, Herr Wellmann mit der Frage, ob er die Klaviere stimmen könne und Dörchen mit der Meldung, daß der Lichler mit einer Rechnung da sei. Hieran schließt sich folgende Scene:

Minna. Raß, maß, Körner. Den Augenblick schlägt's 12 Uhr.

Körner. Donner auch. Ich eile, was ich kann, aber ich kann doch nicht heren.

Minna (empfindlich). Ich bin ja nicht schuld daran. Brauchst du mich denn so anzufahren.

Körner. Bis nicht böse, kleine Maus. Hab's nicht gern gethan.

Minna. Allzeit muß ich's entgelten (ab. Man pocht).

Körner. Wer pocht schon wieder? Will das wahren bis an den jüngsten Tag?

Gottlieb (hinaus, kommt wieder). Ein Candidat, Herr Doctor.

Körner (Reht erboht auf). Daß dich alle Teufel.

Candidat (bemühtig). Ich gebe mir die Ehre, den Herrn Conßistorialrath meine Dissertation de Transsubstantione zu überreichen.

Körner. Er kann mich (Candidat geht stumm ab).

In dem Schiller'schen Manuscript finden sich, wie in den Anmerkungen berichtet wird, die zu ergänzenden Worte, welche nur in einer Zeit von ungenirtester Naivetät, wie die damalige war, von Frauen gelesen oder gar auch mit angehört werden konnten, „*schlechtlich*“ ausgeschrieben“. Kaum hat aber Körner die unsaubere Phrase ausgestoßen, als er sie auch wieder schon be-
reut, und Gottlieb damit beauftragt, den Candidaten zum Essen einzuladen, um seine Beleidigung gut zu machen. Minna, Schiller und Huber stürzen jetzt zugleich ins Zimmer und rufen alle durcheinander: „*Kunze ist hier aus Leipzig! Körner! Kunze ist hier!*“ worauf sie wieder fortrennen. Nun folgt „*Körner's Monolog*“:

„So muß ich eilen und meine Hosen anziehen. Endlich bin ich allein. Mein schöner Vormittag! O mein herrlicher Vormittag!“ Während er nun seine Hosen anzieht, tritt Dörchen herein und als sie ihn in seiner Attitude erblickt, ruft sie: „*O Himmel und Erde!*“ und stürzt hinaus. Gleich darauf dringt sie aber wieder ins Zimmer und zwar mit Schiller, Huber und Minna, welche einen Brief anmelben; er ist aber nicht der erwartete Gelbbrief, sondern nur ein Brief von einem Better Körner's. Alle „*stehen starr*“. Dieser allgemeinen Erstarrung folgt unmittelbar der Schluß:

Gottlieb. Es schlägt 1 Uhr, Herr Doctor!

Körner. Da ist's zu spät ins Conßistorium! Lauf er hinein, Gottlieb! Ich lasse mich für heute entschuldigen!

Dörchen, Minna, Schiller, Huber. Aber lieber Gott! Wie hast du den ganzen Vormittag hingebracht?

Körner (in wichtiger Stellung). Ich habe mich rasiren lassen! (Der Vorhang fällt).

Man wird gestehen müssen, daß, wenn auch die Einzelheiten nicht besonders geistreich und witzig sind, das Ganze doch eine drollige Anlage hat und sehr harmloser Art ist. Es geht darin allerdings ziemlich ungenirt her; aber man muß dabei die Gewohnheiten jener Zeit in Anschlag bringen und nicht vergessen, daß man damals überhaupt auch in den gebildeten Kreisen eine derbere Sprache redete, mehr natürlicher Mensch war als jetzt und einander nichts übel nahm; und da jene Ungenirtheiten selbst bei den Frauen des Körner'schen Hauses so wenig Anstoß fanden, daß sie das Manuscript, welches sie enthielt, sogar lange Jahre wie ein Familienheiligthum aufbewahrten, so braucht auch das Publikum daran keinen Anstoß zu nehmen.

Nach der Ansicht und den Untersuchungen des Verfassers der Einleitung mag Schiller den Schwank im Jahre 1787 verfaßt haben, um durch ihn den Geburtstag Körner's zu erheitern. Das durchaus von des Dichters eigener unverfälschter Hand geschriebene Manuscript besteht aus nur drei Foliobogen, ist aber durch splendiden Satz, durch Vorwort und Einleitung (letztere beiden umfassen allein 20 Seiten) und durch die Anmerkungen im Druck zu einem schön ausgestatteten Buche von 55 Seiten ausgebeht worden. Einen Titel hatte der Dichter seiner Druckerei nicht gegeben; man benutzte dazu, und wie es uns scheint, sehr glücklich, die drastischen Schlussworte Körner's. Wäre die Aufführung des Schwanks, was aber zweifelhaft erscheint, wirklich im Freundeskreise zu Stande gekommen, so hätte, laut einer Vorbemerkung in Betreff der Costüme, Schiller mehrere Rollen dabei übernommen, nämlich als Schiller selbst, als „*Seifenbekannter*“, als „*Wolfin*“, als Schumacher und als Candidat.

Ueber das Curiosum, die „*Avantüren des neuen Telemachs*“ (Nr. 2), dürfen wir uns kürzer fassen, da wir demselben keinerlei literarische Beziehung abgewinnen können, und selbst so manche Anspielungen auf das Körner'sche Haus für Nichteingeweihte

unklar sind; es hat nur als Schiller'sche Reliquie einen beschränkten, wir möchten fast sagen lächerlichen Werth. Die Schiller'schen Zeichnungen, mit Unterschriften von Schiller's eigener Hand versehen, sind von der Sorte, wie sie etwa von acht- oder zehnjährigen Knaben angefertigt werden, die noch keinen Zeichenunterricht gehabt haben und Thiere, Menschen, Häuser u. s. w. nur nach den Eingebungen ihrer knabenhaften Phantasie oder nach den Vorlagen schlechter illuminirter Kupfer in Kinderbüchern mit unbehülflicher Hand zu Papiere bringen. Wir wissen nicht, ob Schiller besser hat zeichnen können und hier nur absichtlich so vertrackt gezeichnet hat; aber hätte er auch besser zeichnen und illuminiren können und mehr Mühe darauf verwandt, so würde er doch keine Contouren geliefert haben, welche den holländischen und italienischen Meisterwerken der breschener Galerie gleichgekommen wären, die er um die damalige Zeit wunderlich genug gegen den Galeriedirector Hartmann insgesamt als „*alte Lumpen*“ bezeichnete. Und so entsprechen diese selbstverfertigten Bilder vielleicht doch gerade recht sehr seinem damaligen Kunstgeschmack. Der Anblick derselben ist freilich curios und possirlich genug, wenn man den Gedanken festhält, daß das Ganze eine Compagniearbeit Schiller's und H. Huber's ist, indem der erstere die Compositionen zeichnete, Huber aber die Erklärungen dazu lieferte; und letzteres wollen wir gern glauben, da dieselben, wenn auch weniger geniales Wetterleuchten, doch feinere, auf einen raffinirten Kunstgeschmack hinweisende Ironie offenbaren, als die damals Schiller in seinen humoristischen Exercitien zu Gebote stand.

Da erblickt man z. B. auf einem Bilde mit der Unterschrift „*Körner und der Postillon*“ Körner nebst Ehehälfte in einer Postfaleſche fahrend, die mit zwei fabelhaften vierbeinigen Geschöpfen bespannt ist, welche abgetriebene Gänse vorstellen sollen. Fig. 2 des Bildes stellt dar, wie Körner den Postillon für das langsame Fahren „*abschmäht und bestraft*“, d. h. er reicht ihm mit einem tiefen Bückling seine Börse dar. Schiller liebte es vielleicht nur zu sehr, sich über solche Züge von Körner's Gutmüthigkeit lustig zu machen. Auf einer andern Tafel wird Körner's Langsamkeit im Betriebe der Schriftstellerei u. s. w. in verschiedenen successiven Gruppen zur Anschauung gebracht. Zu der Tafel „*Körner's Familienleben*“ lautet die Erklärung von Hogarth (Huber): „*Hier wird geſehen Körner in der Mitte, oder vielmehr zu den Füßen seiner Familie. Fig. 1 ist Körner, welcher über dem Kant einschläft. Fig. 2 ist der berühmte Dichter, Körner's adoptiver Sohn, welcher hier abgezeichnet ist, wie ihn verschiedene vernünftige Leute gesehen haben.*“ (Man erblickt nämlich Körner's „*adoptiven Sohn*“ ohne Zweifel Schiller selbst, auf dem Kopfe stehend.) „*Fig. 3 stellt für eine zärtliche Umarmung zwischen Huber und Dörchen welcher Fig. 4 Minna zusieht, und mit sträflichem Gesicht Allzeit! dazu sagt. Fig. 5 ist die Köchin, welche durch den rührenden Anblick einer Klystierpruge die scheltende Minna an ihre Sterblichkeit erinnert.*“ Zu der Tafel „*Die verkehrte Welt*“ liest man folgende Erklärung: „*Hier sieht man Körner an der Bildung seines Vaters arbeiten. Er liest ihm, die Ruthe in der Hand, ein ästhetisch-moralisches Collegium über die Räuber vor. Ein vortrefflicher Zug des Künstlers ist, daß der Superciliosus tendent die «Räuber» verkehrt in der Hand hält, wahrſcheinlich weil er dabei eingeschlafen ist, und dieser profane Schlaf rechl fertigt die Ruthe in der Hand des Sohnes vollkommen.*“ Endlich erwähnen wir aus diesem aus 13 Tafeln bestehenden curiösen Bilderzyklus noch die „*Reise nach Aegypten*“, aus welcher wir fast schließen möchten, daß Körner irgendeinmal von dem aber teuerlichen Project gesprochen habe, nach Aegypten zu reisen. D Erklärung lautet: „*Hier ist zu sehen Körner's unvergleichlich Reise nach Aegypten, an welcher der Pinsel unsers zweiten Isaak sein Meisterstück geliefert hat. Körner sitzt auf eine Esel, welcher blutige Thränen über seinen Herrn weint, ih voraus geht Dschanton, mit kothigen Stiefeln. Er schreit unerschrocken gerade auf einen Krokodil zu, welcher mit offener Maſchen unter dem Rothen Meere und über dem Nil steht.*“

den Rothen Meer, auf welchem Pharaos Krone schwimmt, ist Moses mit dem Geseftafeln und einer Ruhe in der Hand. In dem andern Ufer des Nil liegt die Königin Kleopatra, noch jetzt schön, auf dem Grase, mit der Schlange am Busen. Umher des Rautes werden diese Figur nicht genug bewundern können, und Architekten müssen die Pyramiden anschauen. Auch die Landschaft ist vortrefflich." Diese curiösen Bilder wurden von Schiller im Jahre 1786 zu Körner's Geburtstag angefertigt; Schiller schickte sich darauf in einem Briefe aus Jena vom 12. Septembers 1790 als ein opus, „was ich vor vier Jahren zu deinem Geburtstage gemalt habe". (S. „Schiller's Briefwechsel mit Körner", II, 200.) J. M.

Die Schlacht von Jena und Auerstädt.

Die Schlacht bei Jena nach den besten Quellen und Schriften für die Besucher der Gegend von Jena und für Freunde geschichtlicher Erinnerungen überhaupt, erzählt von G. Klopffleisch. Nach einer Karte. Jena, Verlags. 1862. Gr. 8. 20 Rgr.

In dem etwas langen Titel ist die Bestimmung des Werks angegeben und wir glauben, daß es seinen Zweck vollkommen erfüllt. Der Verfasser sagt im Vorwort, daß die Schlachten von Jena und Auerstädt die hervorragendste Erinnerung seiner Kindheit bilden und daß er später in einer langen Reihe von Jahren die örtlichen Verhältnisse der Gegend genau kennen gelernt, so daß er Freunden und Bekannten oft als Führer habe dienen können. Man sei ihm von verschiedenen Seiten die Aufseherung geworden, eine faßliche Geschichte der Schlacht, die leichter zugänglich wäre, als die größeren Werke über dieselbe, zu schreiben und dadurch den Wünschen nicht nur vieler Bewohner Jenas, sondern auch vieler Besucher seiner Umgegend entgegenzukommen. Dies zur Erklärung der Arbeit überhaupt. Der Verfasser glaubt aber auch durch sein Werk dem politischen Denken, wie es in Preußen sich jetzt wieder kund gibt, eine gar ernste und gemessene Warnung zu erteilen. Wir glauben nur, daß diejenigen, an deren Adresse diese Warnung gerichtet ist, schwerlich das Buch lesen werden. Es ist jetzt Mode geworden, die Niederlage von Jena dem damaligen politischen System und dem vorherrschenden Junterthum zuzuschreiben. Man ist es aber gewisslos, und auch aus der vorliegenden Darstellung geht es unzweifelhaft hervor, daß die Schlacht von Jena ganz entschieden gewonnen werden mußte, wenn nicht große taktische Fehler vorgefallen wären; gewonnen, also trotz jener politischen und sozialen Misverhältnisse! Ob der Absolutismus mit all seinen Konsequenzen gerade schlechte Generale erzieht? Wir möchten daran zweifeln, wenn wir die Feldherren Friedrich's des Großen und Napoleon's I. betrachten, sind überhaupt der Meinung, daß die Erscheinungen der Kriegskunst und Kriegsgeschichte nicht nach politischen Doctrinen beurtheilt werden können.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift thut das auch keineswegs, sondern stellt die Thatfachen nach den besten Quellen und lokalen Ermittlungen einfach dar, so daß auch nichtmilitärische Leser sich ein klares Bild der Schlacht daraus entnehmen können. Er hat den Stoff in drei Abschnitten gegeben: „Vor der Schlacht", „Die Schlacht" und „Nachträgliche zu der Schlacht". Im ersten stellt er die gegenseitigen Streitkräfte dar, die innere Verfassung der Armeen und ihre Führung, endlich die Begebenheiten von der Eröffnung der Feindseligkeiten bis zum 14. October. Das Treffen bei Saalfeld, welches Prinz Louis Ferdinand gegen den Befehl des Fürsten von Hohenlohe angenommen hatte, wirkte höchst ungünstig auf die ganze Armee; ein neuer Beleg zu der alten Wahrheit, daß der Ausgang der ersten Gefechte für den Krieg von großer Wichtigkeit ist. In Jena entstand durch ein falsches Gerücht, daß die Franzosen in die Stadt gedrungen, ein wahrhaft panischer Schrecken, der nicht allein die größte Verwirrung erzeugte, sondern auch Veranlassung gab, daß der Proviandtrain ausblieb und die Verpflegung der Truppen lachte. Am schlimmsten sah es damit bei den Sachsen aus. Ihre Feldbäckerei, die sich schon etablirt hatte, erhielt auf die

Nachricht von dem unglücklichen Gefecht bei Saalfeld Befehl, nach Weimar abzugehen und gehorcht mit solcher Hast, daß der Leig für mehr als 20000 Brote ins Wasser geworfen wurde! Im Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig herrschte Unentschiedenheit, Unsicherheit, Jägern. Seng berichtet, daß einige höhere Offiziere den General Kalkreuth beschworen hätten, dem Oberbefehl zu übernehmen, weil sonst die Krone des Königs in Gefahr stünde, da der Herzog weder wisse was er thue, noch was er thun solle und sich überdem mit Schamhosen überworfen habe. Dazu kam die unzufriedene Stimmung der Sachsen, erzeugt durch den Mangel, dem sie auf unverantwortliche Weise ausgesetzt waren, so daß General von Zeischwitz schon mit der sächsischen Armee abmarschiren wollte. Dennoch war der militärische Geist der Truppen, wie auch in diesem Werke bekundet wird, vortrefflich. Aber es geschah nichts; der günstige Augenblick, einen entscheidenden Schlag zu führen, verstrich; der Angriff, zu dem der Fürst Hohenlohe entschlossen war, unterblieb, weil er aus dem Hauptquartier Befehl erhielt, nicht anzugreifen, und auf das strengste, dafür verantwortlich gemacht wurde. „Sicher wäre der Schlag am 13. gelungen", sagt der Verfasser mit Recht, „da die feindlichen Kräfte auf dem Landgrafenberge um diese Zeit noch schwach waren." Der Fürst war in zorniger Aufregung über den erhaltenen Befehl, aber er gehorchte! Wir stellen den unbedingten militärischen Gehorsam gewiß sehr hoch, aber wo der Befehl für die Lage, welche im Hauptquartier unbekannt ist, nicht paßt oder gar die unglücklichsten Folgen haben muß, da ist es Pflicht des Führers, auf seine eigene Verantwortung zu handeln, selbst, wie York, auf die Gefahr hin, später auf den Sandhaufen ruhen zu müssen. Auch Montbré in seinem trefflichen Werke sagt von dem Fürsten: „Ein Gehorchen nach dem Buchstaben war hier gewiß das Tadelnswerthe, was geschehen konnte." Eine Detachirung nach Dornburg, welche befohlen worden, führte der Fürst persönlich dahin, ohne dem General Tauenzien, dem er das Commando gegen den Feind auf dem Landgrafenberge übergab, die geringste Instruction zu hinterlassen, er verlegte die Truppen bei Dornburg in weiträumige Quartiere, weil sie nichts zu fürchten hätten, that für die Sicherung des Uebergangs bei Ramburg gar nichts und kehrte nach Kapellendorf zurück, wo er auch von der Meldung Tauenzien's, daß der Feind sich auf dem Landgrafenberge ansehnlich verstärkt und an den Wegen arbeite, um Kanonen hinaufzuschaffen, wenig Notiz nahm. Napoleon, nachmittags in Jena angekommen und gleich auf den Apollinischen Steiger geritten, war ganz erschaut über den Anblick der auf dem linken Saalauer gelegenen Höhen und über die Hindernisse, welche die preussische Armee seinem Vorbringen auf das Plateau des Berge hätte entgegenzusetzen können. Wäre das geschehen und hätte Fürst Hohenlohe auch nur den beabsichtigten Angriff noch ausgeführt, die Schlacht, wenn sie überhaupt dann noch hier geschlagen worden wäre, hätte nimmermehr diesen verberberlichen Ausgang nehmen können, und Preußen wäre viel Schmach erlitten worden.

Die Schlacht erzählt der Verfasser nach den besten Werken über jenen Krieg, wir können seine Darstellung für ihren Zweck nur als gelungen bezeichnen. Die Leser werden sich hier überzeugen, daß sich die Truppen, Mannschaft wie Offiziere, mit wenigen Ausnahmen, gut und tapfer geschlagen haben und daß es noch zuletzt Momente gegeben hat, wo ein günstiger Erfolg möglich und ein kraftvoll geführter Stoß von unerschöpflichen Folgen gewesen wäre. Wir bedienen uns der Worte des Verfassers und wünschen seinem Werke die weiteste Verbreitung unter denen, welche ohne die geringste Kenntniss von dem Hergange der Schlacht nur mit dem Stichwort „Jena" heutzutage die Armee von 1806 mit Schmutz bewerfen; leider sind es meist Preußen, von welchen diese patriotische Kundgebung ausgeht. Die Schuld trifft nicht die Truppen und ihre in der Fronte gestandenen Offiziere, sondern die Heeresleitung, welche in den Händen unfähiger, abgelebter Greise lag; die Ursachen der Niederlage bei Jena an sich sind nicht politischer, sondern rein

militärischer Natur und können sich auch bei einer staatlichen Ruhest-
verfassung auf breiterer Grundlage in gleicher Weise wieder-
holen. Wir sind fern davon, Partei zu nehmen für die dama-
ligen traurigen Zustände in unserm Vaterlande, vielmehr der
Meinung, daß man sie schonungslos aufdecken und an sie eine
ernste Warnung knüpfen müsse, aber die Schlacht von Jena
konnte und mußte trotzdem gewonnen werden (auch die von
Auerstädt!) und wenn der Krieg dann auch immer noch einen
unglücklichen Ausgang genommen hätte, die schmachtvolle Auf-
lösung des Heeres, der unerhörte Fall der Festungen, die Capitu-
lationen im freien Felde, der Verlust des Landes bis zur
äußersten Grenze wären nicht gefolgt. Diese Ansicht glauben
wir vertreten zu können. Der Verfasser hebt mit dankenswer-
ther Wärme die einzelnen herzerhebenden Beispiele deutscher
Tapferkeit und Unerschrockenheit hervor, welche noch in der
grauenvollen letzten Verwirrung sich zeigten, besonders das des
sächsischen Grenadierbataillons Winkel.

Im dritten Abschnitt schildert er dann die Vorgänge und
Schrecken in Jena während und nach der Schlacht; er besuch-
tet die vielbesprochene Gefangennahme des Herrn von Monted-
quieu und die Briefe, welche man bei ihm gefunden, und sagt
mit Recht, daß Napoleon's Brief an den König von Preußen,
auch wenn ihn Fürst Hohenlohe sofort in das Hauptquartier
gesendet hätte, keinen Einfluß mehr auf den Gang des Kriegs
gehabt haben würde. Napoleonischen Redensarten konnte und
kann man nicht glauben. Interessant ist ferner die Beurthei-
lung der That des Pfarrers Putzke, der sich von den Fran-
zosen zwingen ließ, ihnen durch das Rauhthal als Führer zu
dienen. Der Verfasser theilt den eigenhändigen Bericht mit,
den der Pfarrer kurz nachher niedergeschrieben und dem Con-
fessorium in Weimar eingereicht hat; derselbe ist auch für die
kriegerischen Vorgänge nicht ohne Interesse. Die That selbst
wird unbedingt verurtheilt: „Gott hatte ihm diese Prüfung sei-
ner sittlichen Kraft auferlegt, ihm mußte er vertrauen und sie
als Mann, als deutscher Mann bestehen. Darum seine Rech-
tfertigung der That, aber zur Entschuldigung eine Frage: Wo
war denn damals überhaupt der deutsche Patriotismus? Etwa
bei den deutschen Fürsten? Bei den Generalen und Heerführern
jener Zeit? Oder im Heere, im Volke selbst?“ Die betrüb-
enden Resultate, zu denen der Verfasser bei näherer Erörterung
dieser Fragen kommt, sind leider nur zu wohl begründet. Er
äußert dann: „Selbst jetzt dürfte es zweifelhaft sein, ob alle
die, welche ihren Patriotismus gern zur Schau tragen, in ähn-
licher Versuchung die Probe besser bestehen würden, als der
Pfarrer Putzke.“ Eine Erzählung in der „Gartenlaube“ vom
Jahre 1861 (Nr. 15): „Nur ein Schäfer“, hat neuerdings wie-
der über Putzke den Stab gebrochen, indem sie darstellt, wie
der ungebildete Schäfer aus patriotischer Begeisterung das zu
thun sich weigerte, was der gebildete Pfarrer nachher that. Die
Redaction wies eine eingefandte Rechtfertigung zurück, bemerkte
aber im „kleinen Briefkasten“, daß die Erzählung auf That-
sachen beruhe. Darüber sagt der Verfasser: „Was vom Pfarrer
Putzke erzählt wird, beruht auf einer Thatfache, was vom
Schäfer erzählt wird, nicht. Wir halten es so lange we-
nigstens für eine Fabel, als Name und Ort nicht ebenso
gegeben sein wird, wie er beim Pfarrer Putzke in Weingen-
jena angegeben worden ist.“ Bei dem oben erwähnten Falle ist
der Verfasser im Interesse der Wahrheit bemüht gewesen, alle
etwa darauf passenden Möglichkeiten an Ort und Stelle zu er-
mitteln; allerdings ist ein Schäfer von den Franzosen erschossen
worden, aber nur weil er das: Qui vive! nicht beantwortete,
und was sehr schade ist, nicht 1806, sondern 1813. Das ist
die Thatfache, auf welcher die Skizze von dem Patrioten und
dem verrätherischen Feigling beruht.

Mit einer Charakteristik der preussischen Führer bei Jena,
nach Höpfer, und einer Betrachtung, daß der preussische Pa-
triotismus allein schon damals nicht ausreichend gewesen, Na-
poleon siegreich zu bekämpfen, sondern daß er sich habe zu einem
deutschen Feigern müssen, um 1813 zu legen, schließt die

Schrift. Wer wollte es leugnen, was der Verfasser dabei zur
Begründung seiner Warnung sagt: daß bei neuen Kämpfen nur
diejenigen siegen werden, die nicht auf einzelne Stände, auch
nicht auf ihre Bajonnette, sondern auf das ganze Volk sich
stützen und es verstehen in dem Herzen des Volks Liebe und
Begeisterung zu wecken? Nur der Weg zu diesem höchsten Ziele
wird verschiedener Auffassung unterliegen. Möchte, unbeirrt
durch das Tagesgeschrei, das jeweilig wechselt, der richtige fest-
gehalten werden!

Karl Gustav von Bernack.

Notiz.

F. W. Gubitz und August Langbein.

Wahrscheinlich ist es ein Bruchstück aus den Memoiren
oder Lebenserinnerungen, an welchen F. W. Gubitz in seinem
hohen Lebensalter schreibt, was wir in Gubitz' Volkskalender
für das Jahr 1863 über den Dichter August F. G. Langbein
mitgetheilt finden. Langbein's Schwänke waren ehemals so po-
pular und seine mehr ernsthaft gehaltenen Balladen aus der
Ritterzeit, wie die bekannte von dem Grafen Eulensfeld, so allge-
mein beliebte Declamationsstücke, daß wir dieser Gubitz'schen
Mittheilung, die sonst wol nicht sehr in literarische Kreise ge-
langen möchte, auch hier gedenken wollen. Gubitz erzählt:
„Es kann etwa im Jahre 1806 gewesen sein, als ich, damals
Ganibad der Rheologie und nun kurz vorher zum Lehrer der
Holzschneidekunst nach Berlin berufen, in der Leihbibliothek Kra-
lowitz's zum ersten mal Langbein sah. Ich bin ein kleiner
Mann, nur fünf Fuß drei Zoll hoch — ein paar Striche mehr
sind auf die Schultern zu rechnen — dennoch überragte ich
körperlich den Dichter Langbein fast um eine Kopflänge. In
seinem Wesen schwächern und scheu, war seine Sprache wol eben
dadurch in ruhiger Äußerung fast flatternd, bei Erwärmung
der Gedanken und des Empfindens ward sie jedoch flüssig und
gelenk. Doch ließ sich auch dann der sächsische Anflang verneh-
men, was der Gewohnheit nach nicht anders sein konnte, denn
er war in Radeberg bei Dresden geboren und hatte bis zum
vierundvierzigsten Jahre in Sachsen gelebt. Bei unserm ersten
Begegnen war er nahe daran, ein Fünfziger zu sein, und daß
er nicht besonders vom Glück begleitet wurde, bezeugte mir
schon der die Nahrung erregende Ausdruck seines Antlitzes.“
Mit seiner Frau — die der kleine Mann, weil ihre Verwandten
die Heirath zu hindern suchten, förmlich entführte — lebte Lang-
bein in glücklicher, doch kinderloser Ehe; aber er beklagte diesen
Mangel nicht, „er war ihm fogar“, fährt Gubitz fort, „beruhig-
end, je höher sein Alter stieg, denn die Ansprüche der Erzie-
hung und der Jugend steigerten sich immer schneller. Die Frau,
antheilvoll für seine Dichtungen, beilegte sich der achtsamsten
Pflege für den herzlich von ihr geachteten Mann; die sorgfichste
Sparsamkeit konnte aber doch zuweilen die Noth nicht abwehren.
Romane, die Langbein schrieb, halfen mit dem mäßigen Honorar
nicht allzeit aus, auch zeigte während des Jahrzehnds nach 1806
der Buchhandel wenig Unternehmungslust. Da war es mir nun
ein willkommenes Ereigniß, als der Buchhändler Maurer den
Antrag machte: daß Langbein Balladen dichten und ich Holz-
schnitte dazu geben möge. Zur Ausführung dieses Plans voll-
endete Langbein nur drei Gedichte und erhielt für jedes das be-
stimmte Honorar von drei Friedrichsdor. ... Weil nun bei den
Verhältnissen Langbein's die Dürftigkeit empfindlicher wurde, be-
mühten sich mehrere Personen um ein Aemtlein für ihn. Nach-
mislungenen Versuchen bot man ihm endlich im Jahre 1820
die Stelle eines Censors schönmännlichen Vereins, und
wie erschreckend dies sein mußte, sich und seine Frau von der
schweren Sorge um das tägliche Brot zu befreien, war die An-
nahme unerlässlich. Neben dem geringen Gehalt hatte Langbein
für jeden gelefenen Druckbogen drei Groschen amtliche Gebühren
zu fordern von den Schriftstellern oder Verlegern, und die schöne
Handschrift seiner Quittungen verrieth nichts von den Seufzern
dabei.“ Weiter versichert Gubitz, daß Langbein sein durch die
strengen Censurbestimmungen von 1819 doppelt erschwertes Amt

mit großer Unabhängigkeit verwalte habe; der „sankt so friedliche und schene kleine Mann“ habe, was einmal durch seine Imprimatur freigegeben war, mit dem eifrigsten Muth und der zähesten Ausdauer vertheidigt. Im übrigen wiederholt sich bei Langbein dasselbe Schauspiel wie bei Wieland: er hat, wie man weiß, sehr moralisirenden Gedichten auch manchen frivolen Schwanz und manchen lässernen Roman geschrieben, lebte aber dabei, wie Wieland gleichfalls, äußerst solid und fast spießbürgerlich. Neben seiner Gedichte wird man übrigens eine reibliche und tüchtige deutsche Gesinnung und ein gewisses Unabhängigkeitsgefühl nicht absprechen können. — Wir nehmen hierbei Anlaß, einer Sammlung von Erzählungen zu gedenken, welche F. W. Gubig in zwei Bänden und unter dem Titel „Wirklichkeit und Romantik“ (Berlin, Vereinsbuchhandlung, 1860—61) herausgegeben hat. Es sind Erzählungen, welche er während eines halbjährigen Aufenthalts in der Schweiz mit dem wahren oder angenommenen Namen, meist wol im „Gesellschafter“ veröffentlicht hat. Die Sammlung enthält Erzählungen aus dem bürgerlichen Leben, Lebensgeschichten, Sagen und Märchen, Bearbeitungen nach Germanen und Handschriften u. s. w. und möge den zahlreichen Freunden des modernen Veteranen wie den Liebhabern einer reinlichen Erzählungslectüre hiermit bestens empfohlen sein.

A. M.

Bibliographie.

Ascherson, E., Urkunden zur Geschichte der Jubelfeier der königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin im October 1860. Im amtlichen Auftrage herausgegeben. Mit einem Verzeichniss der Lehrer der Universität von der Gründung bis zum 15. October 1862. Berlin, Gutenberg. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Feuillet, D., Sibyllens Lebensgeschichte. Aus dem Französischen. Berlin, Schöler. 8. 22 1/2 Ngr.

Klammerberg, G., Schleswig-Holstein. 46 Lieder wider die Dänen. Erlangen, Bläßing. 8. 15 Ngr.

Schäufen und Maximin Friedrichs des Großen. Nebst Schilderungen und Charakterzügen aus seinem Leben. 2te vermehrte Auflage. 1tes Heft. Leipzig, Wilsdorff. 8. 4 Ngr.

Geschichte des Klosters Södingen. Nach den Quellen beschrieben. Ulm. 1862. Lex. 8. 6 Ngr.

Grüne, W., Der Wlaß, seine Geschichte und Bedeutung in der Heilskonomie. Regensburg, Manz. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.

Herrin und Diemerin. Eine Erzählung aus dem häuslichen Leben von der Verfasserin von „John Halifax“. Aus dem Englischen von Sophie Verena. Zwei Bände. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hofer, C., In Sünden. Eine Familiengeschichte. Zwei Theile. Wien, Markgraf u. Comp. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Galterns, J. M., Novellen. Hferlohn, Bader. 1862. 8. 1 Thlr.

Joel, M., Verhältniss Albert des Grossen zu Moses Maimonides. Ein Beitrag zur Geschichte der mittelalterlichen Philosophie. Breslau, Schletter. Gr. 4. 15 Ngr.

Lohmann, P., Frithjof. Eine dramatische Dichtung. Leipzig, Matthes. 8. 10 Ngr.

Lenberg, R., Die Nachtangler oder die Nirkluft. Romantische Erzählung. Zwei Bände. Leipzig, Häfelle. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Marshall, L. B. M., Die christlichen Missionen. Ihre Ageren, ihre Methode und ihre Resultate. Aus dem Englischen übersetzt von G. B. Reising. 1ter Band. Regensburg, Manz. Gr. 8. 27 Ngr.

Merle d'Aubigné, J. G., Geschichte der Reformation in Europa zu den Zeiten Calvin's. Einzig rechtmäßige deutsche Ausgabe. 1ter Band. Genf und Frankreich. Elberfeld, Friederich. Gr. 8. 2 Thlr.

Mägelburg, A., Der Himmel auf Erden. Roman aus

unserer Zeit. 1tes und 2tes Heft. Berlin, Sacco. Gr. 8. à 4 Ngr.

Pasquet, E., Goethe's Theaterleitung in Weimar. In Epischen und Urkunden. Zwei Bände. Leipzig, Weber. 8. 3 Thlr.

Putlig, G. zu, Carolina oder ein Lieb am Golf von Neapel. Liebespiel in einem Aufzuge. Musik von Ferd. Gumbert. Berlin, Schöler. 8. 7 1/2 Ngr.

Richter, J. M., Der Sieg des Glaubens. Lebensbild eines vom Protestantismus zur heiligen katholischen Kirche zurückgekehrten Lehrers. Mit einer Einleitung von F. v. Hurter. Wien, Mechtharisten-Congregations-Buchhandlung. 8. 15 Ngr.

Rocholl, R., Christophorus. Altes und Neues aus Wald und Heide. Hannover, Meyer. Gr. 8. 24 Ngr.

Salomon, G., Selbst-Biographie. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 12 Ngr.

Schmidt, F., Der siebenjährige Krieg. Skizzen von E. Burger. Berlin, Lohde. Hoch 4. 15 Ngr.

Schnell, F., Gleichnisse und religiös-stilliche Lebensbilder. 1ter Theil. Leipzig, D. Wigand. 8. 10 Ngr.

Arthur Schopenhauer. Von ihm. Ueber ihn. Ein Wort der Vertheidigung von E. O. Lindner und Memorabilien, Briefe und Nachlassstücke von J. Frauenstadt. Berlin, Hayn. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Senger, Emma, Poesien. Hamburg, Sowien. 16. 20 Ngr.

Spittiger, F., Tod, Fortleben nach dem Tode und Auferstehung. Ein biblisch-apologetischer Versuch zur Lösung der wichtigsten, in dies Gebiet einschlagenden Fragen mit besonderer Berücksichtigung der älteren und neueren Literatur. Halle, Friede. 1862. 8. 18 Ngr.

Stiff, A., Von Nord und Süd. Kunst- und Reisebriefe. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Thielen, M. Ritter v., Erinnerungen aus dem Kriegerleben eines 82jährigen Veteranen der österreichischen Armee, mit besonderer Bezugnahme auf die Feldzüge der Jahre 1805, 1809, 1813, 1814, 1815; nebst einem Anhang die Politik Oesterreichs vom Jahr 1809 bis 1814 betreffend. Mit dem Porträt des Feldmarschalls Fürsten Carl zu Schwarzenberg. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Verena, Sophie, Photographien des Herzens. Novellen und Erzählungen. Drei Bände. Berlin, Janke. Gr. 16. 2 Thlr.

Die Verlobung in der Bleikammer. Chemische Verbindungen - Komödie in einem schwefelsauren Act. Allen chemischen Vettern und Basen, wie überhaupt der ganzen chemischen Verwandtschaft gewidmet von Angelicus Vitriolöl. Breslau, Maruschke u. Berendt. 16. 7 1/2 Ngr.

Wilsen, P. J., Verirrte Herzen. Roman. Drei Bände. Leipzig, D. Wigand. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Wundt, W., Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele. 1ter Band. Leipzig, Voß. Gr. 8. 3 Thlr.

Tagesliteratur.

Garneri, B., Die freie Gemeinde. Ein Beitrag zur wichtigsten Frage unserer Landtage. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Der Laßallesche Criminalprozeß. 2tes Heft. Die mündliche Verhandlung nach dem stenographischen Bericht. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 8 Ngr.

Koszutski, N., Die polnische Frage im Lichte der Socialwissenschaft. Sendschreiben an Hrn. Schulze-Dehlitzsch. Paris. 1862. Gr. 8. 15 Ngr.

Die allgemeinen Studien an den Universitäten und Lyceen. Bemerkungen über die Feste der zur Jahresfeier der Stiftung der Ludwig-Maximilians-Universität in München am 26. Juni 1862. Bamberg, Buchner. Lex. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Neue Romane

aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

- Andreas, Wilhelm.** Leibniz. Ein Lebens- und sitten-
geschichtlicher Roman aus der Verrücktenzeit. Zwei Theile.
8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.
- Carion, Franz.** Der letzte Habsburger und seine
Tochter. Historischer Roman. Zwei Theile. 8.
Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.
- Gieseke, Robert.** Otto Ludwig Broof. Erzählung.
Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr.
- Guthkow, Karl.** Der Zauberer von Rom. Roman
in neun Büchern. Zweite wohlfeile Auflage. In
achtzehn Bändchen zu 10 Ngr. Erstes bis drittes
Bändchen.
- Horn, Moriz.** Dämonen. Roman. Zwei Theile.
8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.
- Jung, Alexander.** Rosmarin oder die Schule des
Lebens. Roman. Fünf Theile. 8. Geh. 6 Thlr.
20 Ngr.
- Müller von Königswinter, Wolfgang.** Vier Bur-
gen. Deutsche Adelsgeschichten. Zwei Theile. 8.
Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.
- Prutz, Robert.** Oberndorf. Roman. Drei Theile.
8. Geh. 4 Thlr.
- Schwarz, Marie Sophie.** Roman. Aus dem Schwedi-
schen von August Kregschmar. 8. Geh. Bisher sind
erschienen:
Der Mann von Geburt und das Weib aus
dem Volke. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Zwei
Theile. 2 Thlr.
Die Arbeit adelt. Ein Bild aus der Wirklichkeit.
Drei Theile. 2 Thlr. 10 Ngr.
Schuld und Unschuld. Eine Erzählung. Drei
Theile. 2 Thlr. 20 Ngr.
Zwei Familienmütter. Eine Erzählung. Drei
Theile. 2 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geschichte der deutschen Poesie

nach ihren antiken Elementen.

Von Carl Leo Cholenius.

Zwei Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 10 Ngr.

- Erster Theil. Von der christlich-römischen Cultur des Mittel-
alters bis zu Wieland's französischer Gracität.
- Zweiter Theil. Von der Feststellung des classischen Ideals
durch Bindemann bis zur Auflösung des Antiken in der efke-
tischen Poesie der Gegenwart.

Karl Rosenkranz, der berühmte Aesthetiker, erklärte das
Werk für eine höchst wichtige, mit dem größten Fleiß und feins-
ten Geschmack ausgeführte literarische Arbeit, die ihrer Darstel-
lung halber auch das größere Publikum fesseln werde. Auch
sonst hat das Werk die günstigsten Beurtheilungen erfahren.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Heinrich Heine's

Gesammelte Schriften.

8. Erstes bis sechzehnter Band.

1. **Regina.** Eine Novelle. Zweite verbesserte Auflage. 1 Thlr.
- 2.—4. **König Jerôme's Carnaval.** Geschichtlicher Roman.
Drei Theile. 5 Thlr.
5. 6. **Hedwig, die Waldenserin.** Eine Novelle. Zweite,
durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Walden-
ser“. Zwei Theile. 2 Thlr. 15 Ngr.
- 7.—9. **Die Cluistern in Mainz.** Ein Roman. Zweite
Auflage. Drei Theile. 3 Thlr.
10. 11. **Georg Forster's Leben in Sans und Welt.** Zweite,
sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 8 Thlr. 18 Ngr.
12. 13. **William Shakspeare.** Ein Roman. Dritte Auf-
lage. Zwei Theile. 2 Thlr.
14. **Auch eine Jugend.** Erinnerungen und Bekenntnisse.
Zweite, verbesserte Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr.
15. 16. **Ein Stillleben.** Erinnerungen und Bekenntnisse.
Zwei Theile. 3 Thlr. 20 Ngr.

Heinrich Heine zählt bekanntlich zu unsern ausgezeichnet-
sten und beliebtesten Romanschriftstellern. Der interessante bio-
graphische und culturgeschichtliche Hintergrund seiner Schöpfun-
gen verleiht ihnen bleibenden Werth.

Bei Georg Reimer in Berlin sind jetzt vollständig er-
schienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jean Paul's sämmliche Werke

neue wohlfeile Ausgabe.

34 Bände. 12 Thaler.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Leben in der Alten Welt.

Tagebuch während eines vierjährigen Aufenthalts
im Süden und im Orient

von

Frederike Bremer.

Erster bis zwölfter Theil. 8. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Dieses neueste Werk der beliebtesten schwedischen Schriftstellerin
enthält ihr Tagebuch während vierjähriger Reisen im Süden
Europas und Palästina. Die ersten sechs Theile behandeln die
Schweiz und Italien, der siebente bis elfte Theil enthalten
Schilderungen von Palästina und der Türkei.

Mit dem zwölften Theil beginnt die Verfasserin ihre Er-
lebnisse und Beobachtungen in Griechenland zu erzählen,
welche angesichts der neuesten Vorgänge in diesem Lande ein
besonderes Interesse in Anspruch nehmen. Die vorliegende
Uebersetzung ist eine von der Verfasserin autorisirte.

Das Werk erscheint zugleich in besonderer Ausgabe als
Fortsetzung der blickigen deutschen

Gesamtausgabe von Frederike Bremer's Schriften,
von der bis jetzt 46 Bände (à 10 Ngr.) ausgegeben wurden.

literarische Unterhaltung.

erscheint wöchentlich.

— Nr. 11. —

12. März 1863.

Inhalt: *Revue musikalischer Literatur.* — Aus dem deutschen Familienleben. — Populäre Schriften von Gelehrtenvereinen. Von Heinrich Strabann. — Sebastian Capello. — Notiz. (Dramatische Autoren in Deutschland und Frankreich.) — Biographie. — Anzeigen.

Revue musikalischer Literatur.

Unsere musikalische Literatur entwickelt seit einigen Jahren ein so außerordentlich reges Leben und bethätigt dieselbe auch durch eine große Anzahl zum Theil sehr umfangreicher Schriften, daß man fast zu dem Gedanken gerathen wird, als wollten wir, bei der leider immer mehr zu Tage tretenden Unfähigkeit, wahrhaft Großes auf dem Gebiete der Kunst zu schaffen, uns wenigstens durch einen Reichthum theoretischer Arbeiten auf der einmal erreichten Höhe erhalten. Seit Jahren schon ringt der deutsche Musiker nach der Verwirklichung eines Ideals, der Oper nämlich, und dieses Streben verschlingt so gänzlich andere Richtungen, daß es nicht schwer fallen würde, eine Anzahl bevorzugter deutscher Musiker zu nennen, die über dieses Streben nicht zur vollen Entwicklung ihres Talents gelangen konnten. Sogar von diesen haben sich einige und zwar mit Glück der musikalischen Schriftstellerei zugewendet. Auf der andern Seite haben sich auf dieses Gebiet auch Männer begeben, die nicht eigentliche Musiker von Fach waren, die aber doch durch ihre Liebe zur Kunst, in Verbindung mit einer gebiegenen Bildung ihre Schriften zu epochemachenden erheben konnten. Wir erinnern in dieser Beziehung nur an die biographischen Arbeiten, die wir in großer Vortrefflichkeit besitzen. Außer der Biographie ist es aber besonders die antiquarische Forschung und eigentliche Geschichtsschreibung, die vorzüglich vertreten sind, abgesehen von einer großen Anzahl rein theoretischer Arbeiten, unter denen manche mit reformatorischen Bestrebungen der alten Schule gegenübertraten. Wir berichten nachstehend über eine Reihe musikalischer Schriften, deren Verfasser zum Theil Musiker von Fach, zum Theil aber nur musikverständige Gelehrte sind; jedenfalls werden dieselben ein Beleg dafür sein, wie lebhaft man sich in unsern Tagen für Angelegenheiten der Musik interessiert.

1. *Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Hofe zu Dresden.* Nach archivalischen Quellen von Moritz Fürst. Genau. Erster und zweiter Theil. Dresden, Kunze. 1861. Gr. 8. 3 Bde.

Wir haben eine genaue, verdienstvolle Arbeit vor uns, die trotz ihres beschränkten Interesses, das sie als Beitrag 1863. 11.

zur Geschichte der Musik und des Theaters am Hofe der Kurfürsten von Sachsen haben kann, dennoch einen trefflichen Baustein zur Culturgeschichte früherer Jahrhunderte liefert. Diese Tüchtigkeit verbannt die Arbeit der Genauigkeit und dem Geschick ihres Verfassers, der sich keine Mühe hat verbrießen lassen, für seinen Gegenstand, wie er selbst sagt, „amelfenartig aus Bergen von Actenstößen Material zusammenzutragen“. Eine Anerkennung seines Forschertalents, wenn auch zunächst nicht bezüglich dieser Arbeit, mag der Verfasser darin finden, daß ein Mitarbeiter auf demselben Gebiete, Chrysander, unbestritten einer der genauesten jetzt lebenden Forscher in den Archiven früherer Zeit, sich ohne weiteres in seiner Biographie Händel's auf einen Aufsatz des Verfassers über Händel's Aufenthalt in Dresden dankbar bezieht. Die Anerkennung eines solchen Forschers erhebt den Verfasser zu einer Autorität in seinem Fache, und wir dürfen ihm allerdings prophezeien, daß er in Sachen der dresdener Theatergeschichte fortan die zuverlässige Quelle sein wird.

Der dresdener Kapelle, wie sein Vater, der bekannte Hübner, angehört und genau mit ihren Interessen verwachsen, hat er schon 1849 Beiträge zur Geschichte dieses mit Recht berühmten Musikinstituts geschrieben und seit den letzten elf Jahren, in denen sich seinem Fache reichere Quellen erschlossen, auch das, in der ersten Schrift noch ganz übergangene Theater in das Bereich seiner interessanten Untersuchungen gezogen. Nimmt man zu diesem vortrefflich gearbeiteten Stück vaterländischer Kunstgeschichte noch die Arbeiten eines andern dresdener Gelehrten, des Herrn D. Kade (jetzt in Schwerin), der sich durch seine Untersuchungen über die dresdener Kapelle seit ihrer Entstehung (1548) einen Namen erworben hat, so darf man wol behaupten, daß Sachsen in ihnen zwei treffliche Historiographen besitzt, die sich gewissermaßen in ihren Arbeiten begegnen und ergänzen.

Der Verfasser beginnt mit dem Kurfürsten Johann Georg II. 1656—80, der wie seine Brüder früh schon musikalische Bildung erhielt, und den Künsten, wenigstens der Musik, stets seine Gönnerschaft zuwendete. In seine Jugend fällt die Blütezeit des berühmten dresdener

Kapellmeisters H. Schütz; wahrscheinlich hatte er Unterricht bei diesem selbst, der einen Theil seiner geistlichen Symphonien dem Fürsten (1629) widmete. Es regte sich damals, besonders nach den Stürmen des Dreißigjährigen Kriegs auch in Deutschland ein neues Leben in der Kunst, und der Kurfürst Johann Georg II. betheiligte sich lebhaft an den künstlerischen Bestrebungen seiner Zeit; der Verfasser führt sogar eine Composition von ihm an, und wahrhaft ergötzlich sind eine Menge Züge aus dem Verkehr des Fürsten mit seinen eigenen und mit fremden von ihm ausgezeichneten Musikern. Der kunstsinelige Herr gehörte auch der in der Literaturgeschichte bekannten Fruchtbringenden Gesellschaft an. Er ließ in ihr der „Preiswürdige“, sein Wahlspruch war: „Besicht unwandelbar“, und sein Sinnbild die Geier. Der Kurfürst hatte in seiner Kapelle manchen Italiener, von denen mitunter einer auch wohl sonst als Agent des Hofes verwendet wurde, z. B. zum Ankauf italienischer Waaren, wie der durch seine „Kapellmeisterrath“ bekannte Corlissi. Die Aufstellung der Capstraten in Dresden datirt ungefähr auch aus dieser Zeit.

Der Verfasser geht, ehe er den Zustand des Theaters unter Johann Georg II. beschreibt, auf eine frühe Zeit zurück, indem er aus der frühesten Theatergeschichte unsere Kunde, vor der Reformation, Mythen, z. B. das auch sonst bekannte von den thörichten und klugen Jungfrauen, ein anderes in Gismach, in Baugen nachweist. Speziell für Dresden wichtig ist ein Johannispiel aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Dunt genug mag eine solche Johannisprocession ausgesehen haben. Poesie und Ungeheuer gingen unmittelbar nebeneinander her. Es heißt von diesem Johannispiel z. B.: 50 Geharnischte hätten in fünf Abtheilungen die Procession zu begleiten. In derselben ritten unter andern Herodes, der römische Hauptmann, die drei Könige, der Ritter Georg nebst Attributen. Des Herodes Ansichte trugen hölzerne Kindelein auf ihren Spieß; vier schwarzgekleidete Klagefrauen folgten ihnen, dem befehleemäßigen Kindermord bejammend. Ferner sah man: Johannes den Täufer mit Jüngern zur Hinrichtung geführt; er trug weiß eine Lamme. In endlich umfasse man, wie die alten Chronisten in ihrer Darstellung der Geschichte, auch in dieser Johannisprocession das gesammte Gebiet des Alten und Neuen Testaments, und wenn Adam und Eva den Zug eröffneten, so schlossen ihn die Figuren des Judas, der Marie und des Herrn selbst. Laut noch vorhandener Rechnungen erhielt der Schmied 3 Pfennige für einen Haken, „daran sich Judas hing“; für Adam und Eva werden 14 Ellen Leinwand berechnet,

*) Um nur einige der hervorragendsten Musiker dieser Zeit zu nennen, so führen wir die drei großen „S“ in Deutschland an: Samuel Scheidt in Halle (gest. 1654); Hermann Schein (gest. 1630 in Leipzig); Heinrich Schütz (gest. 1672) in Dresden. Ferner A. Hammerschmidt (gest. 1678) in Aitau; A. Froberger, des Kaisers Ferdinand III. in Wien Organist (gest. 1606 in Mainz). In Italien blühte G. Carissimi (gest. 1674), der Lehrer A. Scarlatti's; D. Beneroli, ein Meister der Vielschmelligkeit (gest. 1672). Singschulen in Italien fanden mehrere in hohem Ansehen. Berühmt auf der Geige war A. Corelli (geb. 1653); auf der Orgel und dem Klavier die Couperins in Frankreich.

16 Ellen Tuch für einen Judas- und Herrgottstod u. s. w. Jährlich wiederholten sich an den hohen Festen die Processionsspiele, ähnlich dem noch in Oberammergau bestehenden, und man findet auf den Rechnungen sehr naiv klingende Posten, z. B. 20 Groschen für einen Leuch Palmesel; 4 Groschen für neue Leuchstärken für die Pfaffen u. s. w. Die comische Figur bei diesen Spielen, ein Vorbote des Hanswurstes, war sonderbar genug der Teufel. Geistliche, Schüler und Laien waren die Ausführenden. Seit 1539, wo mit Einführung der Reformation in Dresden die Reliquien aus den Kirchen entfernt wurden (auch bei dem Johannispiel, das die Entführung Johannes des Täufers darstellte, zogen die Reliquien der Kreuzkirche das Volk zahlreich in dieselbe), hörte das Johannispiel in Dresden auf und existirt als Johannismarkt fort. Die protestantischen Moraltitäten traten an die Stelle der Mythen.

Neben diese nun üblich werdenden geistlichen Kundbuden stellten sich bald auch possenhafte Spiele, die vielen Beifall fanden und sehr bald von umherziehenden Truppen aufgeführt und selbst von Fürsten gern gesehen wurden. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts gibt es Schauspieler von Profession; die ersten kamen zu uns aus England. Bald machten Italiener und Franzosen Concurrenz, und Seiltänzerrei und Gaukelei war von dieser Kunst nicht ausgeschlossen. Als eine neben diesen dramatischen Volks- und Erlehrspielen hergehende, oft geübte Belustigung muß noch das aus dem Turnier entstandene Carrousseliten genannt werden, das, weil es in Costüm geschah, eine dramatische Färbung gewann. An den Höfen gab es „Vallets, Wirthschaften, Königreiche und Radstraden“, bei denen der Tanz die Hauptrolle war. Der dresdener Hof und die dresdener Bühne pflegten diese Lustbarkeiten besonders und auch jetzt schon mit großem Aufwand. Seit Johann Georg II. kommt eine größere Regelmäßigkeit in diese Festlichkeiten. „Daphne“, die erste italienische Oper (durch Schütz und Opitz) fällt 1662; 1664 steht das erste Opernhaus. Eine innere Ansicht dieses ersten Komödienhauses zu Dresden, das jetzt Stadtarchiv ist, ist dem Huche beigegeben und erweckt allerdings die Vorstellung einer großen Pracht.

Johann Georg III. (1690—91) ist ein Förderer der Kunst, wie sein Vorgänger. Wir wollen nur die Hauptmomente aus der Entwicklung des dresdener Theaters hervorheben, da es hier eines kurzen Hinweis bedarf, um zu zeigen, wie viel Interessantes sich in der Arbeit des Verfassers aufgehäuft findet. Das Waffelland des den Verzeichnissen der Mitglieder der Kapelle und der Bühne sind die Frauen, welche (in Dresden überhaupt vielleicht zuerst unter den nördlichen deutschen Städten) jetzt zuerst als Darstellerinnen und Sängerinnen angestellt erscheinen. Sonst waren bei den herumziehenden Bänden

*) Damals kam es vor, daß ein Candidat der Theologie wol eine Stelle als Pastor für eine gutgeschriebene Komödie erhielt. Die Proben zur Komödie wurden vielleicht auf der Superintendatur gehalten. Was würden die geistlichen Herren heutzutage dazu sagen, wenn sie von Amte wegen Komödie spielen müßten?

durch Knaben und Männer die weiblichen Rollen vertreten worden. Der erste dresdener Theaterdirector, dessen Frau und Schwester zugleich mit ihm auftraten, hieß Balßer. Er war Führer einer Truppe, die vielleicht zuerst Molière's Stücke auf die deutsche Bühne gebracht hat. In Dresden kennt man Molière auf der Bühne seit 1674. Im Jahre 1685 wurde die erste italienische Oper in Dresden stehend eingerichtet. Eine ihrer Schönheiten waren in Italien schon berühmte Sängerin, Margherita Salicapa und der Kapellmeister Carlo Pallavicini waren an der Oper in Dresden angestellt. *) Da der Kurfürst die schöne Margherita mit Bist ihrem italienischen Herrn entführt hatte, so ließ man hier manchen ergötlichen Nebenstand. Der Herzog von Mantua schickte z. B. ihr Architekten nach und dem Einführer eine Herausforderung, aber umsonst, Margherita blieb in Dresden, während sich ihre Familie in Italien eine Zeit lang ins Gefängnis mußte. Sie trat am 30. Januar 1686 in der Oper „Alarico“ als Vulturna zuerst auf und ein Chronist sagt: „mit einer Stimme, so lieb und stark als eine Trompete“. Nach noch vorhandenen Partituren kann man berichten, daß als Begleitung das Streichquartett, auch eine Trompete vorkommen; der Gesang aber enthielt ein Ensemblestück, es war also das Ganze, wie Chrysander von Händel's erster Oper sagt, ein „Arienbündel“. Lully's Overtüren wurden als Anfang gespielt. Zwischenmusik zwischen den Acten hieß man Sonata. Das Repertoire war übrigens schon damals ein sehr mannichfaltiges.

Johann Georg III. starb 1691. Sein Sohn Georg IV. (gest. 1694) begünstigte während der kurzen Zeit seiner Regierung wie sein Vater die Musik und das Theater außerordentlich. Dem deutschen Schauspiel aber war er abgeneigt, indem er sämmtliche deutsche Komödianten entließ und dadurch Veranlassung gab, daß dieser Zweig der Kunst leider lange Zeit unerquicklich für Dresden blieb. Unter ihm stirbt auch Christoph Bernhard (der letzte und bedeutendste Schüler von H. Schütz), eine Fierde Dresdens, der Kapellmeister und Lehrer Georg's IV. gewesen war. Wir hören jetzt auch, und zwar durch dresdener Künstler gegründet, von der ersten italienischen Oper in Leipzig. Georg sah hier „Alceste“ am 18. Mai 1693, Musik vom dresdener Kapellmeister Strungel, der Text von P. Thiemisch, Collega an der Thomaskirche.

So weit reicht der Text dieses ersten Theils, dem der Verfasser in einem Anhang zunächst noch das Protokoll bei Legung des Grundsteins zum Komödienhause am 1. August 1664 beigegeben hat. Unter den hauptsächlich auf demselben angeführten Zeugen des Baues wird zuerst ein Johann Sigmund von Lisbena als „Zeug Oberster“ (er war Festungscommandant zu Dresden und

zugleich Inspector der Fortifikationen), Johann Wolff Caspar Kengel, als Ober-Landbaumeister angeführt. Ferner enthält ein zweiter kleiner Excurs eine Beschreibung der Abbildung des Komödienhauses, namentlich eine Erklärung der einzelnen innern Einrichtungen, und endlich findet man auf einem Anhängelatte eine Einladung der „Schau-Spielenden“ zur Geschichte der Judäa aus dem Jahre 1629, welche zugleich die Vertikellung des Stoffs in fünf Handlungen als orientirender Prologus den geneigten Zuhörern angibt und schließlich sich im voraus für das gewünschte Gehör bedankt.

Der zweite Theil führt seinen Gegenstand fort bis in die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts, indem er die Zeiten August's I. (1694—1733) und Friedrich August's II. (1733—63) in gleich eingehender Weise schildert. Die Prachtliebe des sächsischen Hofes, der unter dem ersten der genannten Fürsten aus einem kurfürstlichen ein königliches (1697) wurde, entfaltete sich jetzt vorzüglich am Theater auf eine imposante Weise und statete unter anderem die Oper mit einem Glanze aus, der dem dresdener Musikwesen den schon angebahnten europäischen Ruf auf lange Zeit sicherte. Noch J. J. Rousseau erklärte das dresdener Orchester, was Ausfellung und Zusammenspiel angeht, für das erste Deutschlands und setzt es neben das zu Neapel, welches er für das erste in Europa hielt. Der Aufwand war aber auch ein ungemeiner und die Erfindungsgabe für die ausgefeiltesten Vergnügen stand nie wieder in solcher Blüte als damals. So betrugen die Gesamtausgaben für Oper, Ballet und Komödie allein nur während eines Carnevals gewöhnlich gegen 40000 Thaler, Summen, für die freilich auch an Glanz und Luxus Erkaunliches geleistet werden konnte. Man ließ z. B. die Planeten, die sogenannten vier Elemente, allerhand allegorische Figuren erscheinen, oder man ordnete Aufzüge, Jahrmärkte, Jagden, Kämpfe, die mit Benutzung der künstlichsten Maschinen hergestellt wurden. Die directeurs des plaisirs, wie die mit Herstellung solcher Festlichkeiten Beauftragten hießen, erschienen zuerst unter der Regierung August's I. In der Reihe dieser Herren ist der berühmteste wol der Graf Brühl, seit 1730 als Kammerer am Hofe, der 1733 Minister wurde und sich seit 1735 eine eigene Kapelle hielt.

Mit der Annahme der polnischen Krone und dem Rücktritt des Hofes zur katholischen Religion war eine Umgestaltung der Kapelle verbunden, indem es eine königlich polnische und kurfürstlich sächsische Kapelle oder Kammermusik und eine protestantische Hofkirchenmusik gab, welche letztere aber bald bedeutend verringert wurde. Die Kapelle erfuhr während der unruhigen Kriegszeit (sie enden mit 1719) noch mancherlei Veränderungen und Reorganisationen, jedoch herrschte der Krieg mit Schweden den Aufschwung des Instituts. Unter den Mitgliedern der katholischen Kapelle finden wir jetzt regelmäßig Castraten als Sopranisten und Altisten ausgeführt; in der Zahl der Instrumentalisten fungiren auch „Viordisten“ *)

*) Pallavicini, einer der beliebtesten Operncomponisten des 17. Jahrhunderts starb 1688; sein Gehalt betrug 500 Thaler. Eine Sängerin, Sophia Santknecht, erhielt 1600 Thaler jährlich. Der Wirt der Kapelle belief sich über 17000 Gulden. Für die damalige Zeit war das viel Geld, und das dresdener Musikwesen genoß daher auch einen europäischen Ruf.

*) In der glänzendsten Zeit (1719) versahen dieses Instrument der berühmte Sylvius Leopold Weiss und Francesco Regioni.

(die Theorbe, eine große Laute, war damals noch sehr beliebt), und als ein eigenthümliches Amt beim Theater wollen wir hier das eines Wachsbohrers erwähnen, welcher zu Opern, Komödien, Balleten und Aufzügen Wachsmasken zu liefern hatte. Ein Konplusultra von Pracht und Glanz blieb das fast einen ganzen Monat (vom 2. bis 30. September 1719) dauernde Fest zur Vermählung des Kurprinzen Friedrich August (geb. 1697) mit Maria Josepha, der ältesten Tochter Kaiser Joseph's I. *) Sollen wir einige der hervorragenden Künstler nennen, die der dresdener Kapelle damals angehörten, so nennen wir den mit Unrecht vergessenen talentvollen Kirchencomponisten Dismas Zelenka (1710), den trefflichen Geiger Wisendel, den Hackbretspieler Pantaleon Hebenstreit. Sein von ihm erfundenes vielfältiges Instrument hatte Ludwig XIV. nach ihm (er hörte ihn 1706) Pantaleon genannt. Als Kapellmeister glänzten Johann David Heinichen (1717), mit dem zugleich auf ein Jahr der berühmte A. Lotti an die italienische Oper kam, bei welcher im Jahre 1718 über ein Duzend zum Theil enorm bezahlter Sänger und Sängerinnen (meist nur auf ein Jahr) angestellt waren. Die Ausgabe belief sich aber auch für dieses Institut auf 45033 Thaler. Der erste Sopranist Francesco Bernardi, genannt Senesino, erhielt 7000 Thaler. Die berühmtesten italienischen Künstler damaliger Zeit finden sich an dieser Oper wieder. Lotti und seine Gattin (als erste Sopranistin) Santa Stella Lotti erhielten zusammen 10500 Thaler. Italienische Baumeister, Zimmerleute, Maler wurden herbeigeholt und sogleich (bei den Ausfichten auf endlichen Frieden, der noch 1732 eintrat) mit dem Bau eines neuen Opernhauses begonnen (1718—19). Nach 11 Monaten stand der Bau und hatte eine Summe von 147917 Thalern gekostet.

Im Sommer 1719 war ein Verein von Künstlern in Dresden beisammen, der vielleicht keinen zweiten in ganz Europa neben sich hatte. **) Die Kapelle und Kammermusik hatte die namhaftesten Virtuosen in ihren Reichen und kostete 81820 Thaler; die italienische Oper, die noch vervollständigt worden war, verschlang 43636 Thaler; eine Truppe französischer Sänger hatte man für 1900 Thaler, desgleichen eine italienische Komödie für 5333 Thaler; allein das Doppelte war nöthig, um die französische Komödie zu unterhalten, 10866 Thaler, und ebenso viel ging für das Ballet, auch französisches Personal, darauf. Dies ergibt mit Hinzurechnung sonstiger dabei noch nöthiger Beamten und Diener einen Gesamtetat von 106234 Thalern. Moritzburg und Pillnitz waren öfter außer Dresden Zeugen ausgefuchter höflicher Festlichkeiten, z. B. als 1725 der Oberfalkner Graf von

Briesen eine natürliche Tochter des Königs, eine Gräfin Cosel heirathete. Vertheuert wurden alle diese Genüsse für den Hof noch durch die doppelte Residenz, die den König bald in Dresden; bald in Warschau sich aufzuhalten nöthigte. So war 1731 die italienische Oper unter Alfieri sogar nach Moskau befohlen worden, um dort die Krönung der Kaiserin Anna mit verherrlichen zu helfen. Wichtig für Dresden wurde dieses Jahr dadurch, daß Haffé *) und seine berühmte Frau Faustina nach Dresden berufen wurden. Obgleich nun das gefeierte Künstlerpaar fast jedes Jahr längere Zeit auf Reisen, namentlich in Italien und also außerhalb Dresden lebte, so datirt sich doch von der Anwesenheit dieser beiden gefeierten Persönlichkeiten eine besonders glänzende Zeit für das dresdener Theater. Seit 1733 waren beide definitiv für Dresden engagirt, und zwar beide für 6000 Thaler mit 500 Thalern Reisegeld. Ihre Entlassung fand beim Tode Friedrich August's II. 1763 statt, zu welcher Zeit die gesammte italienische Oper aufgelöst wurde. Haffé starb 1783 den 16. December 82 Jahre alt in Venedig, Faustina soll bis in ihr neunzigstes Jahr (1783?) zu Venedig gelebt haben. An einunddreißig Jahre dauerte die Herrschaft des „großen Sachsens“ in Dresden. Hiermit bricht der Verfasser ab, die Zustände der dresdener Kapelle zu schildern.

Den Schluß dieses Theils bildet eine eingehende, interessante Untersuchung über die Verhältnisse, unter denen herumziehende Schauspielergesellschaften, vor allen die der Reuber, damals ihre Geschäfte in Sachsen in Gang brachten; sowie auch die Beilagen einen Theaterzettel der Reuber von 1741, einen andern der Kirch'schen Gesellschaft von 1750, einen von 1738 eines Hoffomöbianten Müller, sowie einen Prolog der Reuber enthalten. Die erste Beilage zählt Haffé's in Dresden vorhandene Compositionen auf, darunter 9 Oratorien und 42 Opern, unter denen auch eine „La clemenza di Tito“ 1738 aufgeführt wird.

Es bleibt eine Freude, über Forschungen dieser Art Bericht zu erstatten, aber so sehr wir auch wünschten, die drei Theile, auf welche das Werk berechnet ist, vor uns zu sehen, so wird doch leider der das Ganze abschließende dritte Band, der bis in die neuere Zeit reichen wird, vorläufig am Erscheinen verhindert; dafür werden uns musikalische Beilagen in baldigster Aussicht gestellt.

2. „Zukunftsmusik.“ Von Richard Wagner. Brief an einen französischen Freund als Vorwort zu einer Prosa-Übersetzung seiner Opernbildungen. Leipzig, Weber. 1861. 8. 10 Ngr.

Der Künstler faßt das Ideal, das er von der Oper in sich trägt und dessen Verwirklichung sein künstlerisches Bestreben geweiht ist, in dieser Schrift noch einmal kurz

*) Diese Fürstin sowohl, als ihre Schwester Maria Amalia und ganz besonders die geistreiche Kurprinzessin Maria Antonia (aus Salern), besaßen ausgezeichnete Kunstkenntnisse und Fertigkeiten besonders in Musik, letztere in allen Künsten.

**) Bach ließ sich 1717, Händel 1719 daselbst bei Hofe hören. Bach war damals öfter in der Hauptstadt.

*) Geboren den 25. Mai 1699 in Bergedorf bei Hamburg; anfangs Tenorist unter Reiser am hamburger Theater; 1724 ging er nach Italien, wo er 1727 in Venedig Kapellmeister und 1730 Gatte der Faustina Bordoni wurde.

zusammen, zunächst freilich um sich einer fremden Nation deutlich und verständlich zu machen, jedenfalls aber auch für alle seine Freunde. Die ungünstige Aufnahme, die dessenungeachtet der „Lanhäuser“ in der französischen Welt fand, kann unmöglich für einen Maßstab gelten, der an ein deutsches Kunstwerk angelegt werden darf, weshalb dies (durch Parteilungen) so ominös gewordene Auftreten des „Lanhäuser“ bei den französischen Nachbarn auch vollkommen wirkungslos für die Kunst Wagner's im weitem Vaterlande geblieben ist. In den Augen seiner Landsleute bleibt das Ringen nach der Verwirklichung einer großen Idee aller Anerkennung werth, und wir machen deshalb auf diesen Brief Wagner's wiederholt aufmerksam, weil er für seine Freunde ein Hinweis auf seine im Stillschönen längst vorliegende Oper „Tristan und Isolde“ gelten soll. Wagner ist überzeugt, einen Schritt näher zu seinem Ziele durch diese Oper gethan zu haben, und nach des Componisten eigenen Worten kann man von dieser Arbeit, die er, begriffen in der Composition der Abbelungenstücke und mit diesen ausgehend, rasch hintereinander entwarf und beendete, Bedeutendes erwarten. Er sagt:

An dieses Werk nun erlaube ich die strengsten Anforderungen zu stellen: nicht weil ich es nach meinem System geformt habe, denn alle Theorie war vollständig von mir vergessen, sondern weil ich hier endlich mit der vollsten Freiheit in einer Weise mich bewegte, daß ich während der Ausführung selbst war, wie ich mein System weit überflügelte.

3. Von Bach bis Wagner. Zur Geschichte der Musik von A. Reissmann. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 27 Bgr.

Der Titel des Buchs, der in einer immer bedenklich bleibenden Weise eine große Epoche durch die Namen zweier Vertreter derselben bezeichnen will, meint mit jenen an die Spitze gestellten Namen Bach's und Wagner's nichts anderes, als daß mit Bach die deutsche Musik sich vollkommen frei gemacht habe von dem Einfluß anderer Nationen; „daß mit Bach der deutsche Geist aus der Schule der Niederländer, Italiener und Franzosen zurück zu sich selbst gekehrt sei und der starre Formalismus durch die lebendigen Ergüsse des deutschen und, was damit gleichbedeutend ist, eines tiefen Gemüths belebt worden seien“. Der Name des andern Künstlers soll den Gipfelpunkt der Oper andeuten, auf welchen dieselbe durch seine Bestrebungen hat gehoben werden sollen; wir sagen sollen, denn der Verfasser ist kein unbedingter Verehrer Wagner's. Dazwischen liegen aber wichtige Phasen unserer musikalischen Entwicklung, die der Verfasser veranlassen, unsere bedeutenden Musiker in vier Gruppen gesondert zu vertheilen. Es sind dies 1) Bach, Händel, Gluck, die Vertiefung des deutschen Geistes im Dienste der höchsten und heiligsten Ideen; 2) Haydn, Mozart, Beethoven, streng genommen die unübertroffene Blüte unserer Musik überhaupt, sowohl für reine Instrumentalmusik als auch für die Oper; 3) Schubert, Mendelssohn, Schumann, theils als Verfolger der durch jene drei Meister angebahnten, namentlich der letzten Wege Beethoven's, theils aber auch als Vertreter einer unserer modernen

Musik eigenen (untunter und Ueberschwengliche und Unklare streifenden) Gefühlsmusik; endlich 4) E. W. von Weber, Giacomo Meyerbeer und R. Wagner, von denen der Verfasser, bei großen Vorzügen, die er ihnen zuschreibt, behauptet, daß ihnen das Bedürfnis künstlerischer Gestaltung immer mehr verloren gegangen sei.

Die beigegebenen kurzen Biographien sollen keine eigenen Studien sein, denn sie weichen von den bisher üblich gewordenen Nachrichten über die Lebensumstände der genannten Musiker nicht im geringsten ab, obgleich genauere Studien die Berichtigung von Irrthümern zur Folge haben würden. Wir erwähnen nur, daß Haydn stets als der Älteste von 20 Geschwistern angegeben wird, er aber nur der Älteste von 14 Geschwistern gewesen ist. Doch sind diese Lebensabrisse nur Belgaben, die Hauptsache bleiben die Parallelen, die der Verfasser zwischen den einzelnen Künstlern in Betreff ihrer Musik gezogen hat. Was diese anlangt, so halten sie sich zu ihrem Vortheil von einer gewissen philosophisch gefärbten Sprache frei, die bei Besprechung dieses Gegenstandes leider jetzt so üblich geworden ist, und geben namentlich über Schubert und Schumann treffliche Bemerkungen.

4. Der Geist der Tonkunst von E. Kohl. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1861. 8. 1 Thlr.

Der Geist der Tonkunst auf dem Katheder, segelnd unter der Fahne bisher'scher Theoreme. Wir bedauern streng genommen jeden Philosophen, der sich mit diesem „Geiste der Tonkunst“ auf dem Wege seines Systems oder überhaupt eines Systems befreunden will. Philosophie mag sich für vieles auf der Erde schiden, für die Musik paßt sie nicht und sie hat bis auf den heutigen Tag diesen Proteus noch nicht zum Wahrsagen zwingen können, obgleich mitunter ein Menelaus unter der Kobbenhaut verborgen gelegen haben mag. Ueberdies laufen Philosophie und Geschichte in den einzelnen Kapiteln dieses Büchleins etwas unbequem, denn keins hat rechten Spielraum, nebeneinander her. Unter „Kunst und Religion“ (dem ersten Abschnitt) erscheinen wie heilige Schatten am Rande des Horizonts auf einen Moment Palestrina und Orlando Lasso, am Schluß taucht Händel auf. Im zweiten Abschnitt „Frühling der Tonkunst“ wird auf Haydn und Mozart losgesteuert, bis sich denn in den folgenden Abschnitten kurze biographische Skizzen über unsere drei größten Musiker abwickeln. Lächeln mußten wir über die eigenthümliche Phantasie des Verfassers, der bei dem bekannten Aussprüche Haydn's gegen Beethoven (als dieser die „Schöpfung“ sarkastisch lobte): „Sie sind ein Atheist und hätten meine Schöpfung nie schreiben können“, an Gretchen und Faust erinnert, als diese das „schiefe Christenthum“ ihres Geliebten bedauert. Gretchen und Haydn in ein Bild verschmolzen, erscheint ziemlich komisch. Aus der Befangenheit des echt gläubigen Katholiken geht der Geist der Musik durch die protestantische (aber immer noch dogmagläubige) Seele eines Händel und Bach der Neuzeit zu, in welcher einem Beethoven nur die Rolle (man erlaube uns auch ein Bild) des den Boden aufwühlenden

und fruchtbar wachsenden Malkäfers zuertheilt, hingegen Mozart als der Prophet der Liebe, ein Rafael in der Musik, als Ideal begrüßt wird. Dies ist in gedrängter Kürze der „Geist der Konfession“, der etwas frohlich wie ein Nebelwind durch diese Blätter säuselt. Die eigenthümliche Würdigung Beethoven's wird dem Verfasser unter den Musikern ein Andenken sichern. Und hat es leid gethan, den Beethoven'schen Genius zu dieser Nebenrolle verurtheilt zu sehen, auch dürfte der Verfasser in diesem Punkte sicher die Stimme des Publikums gegen sich haben.

der die Bedeutung der
in des menschlichen Geis-
t., Sauerländer. 1862.

die Bedeutung der
Entwicklung scheint
klug zu bewegen als
in Schrift. Der Titel
ist alles, das schließen,
angen antreffen. Da-
er Zusatz. Der Ver-
le Spitze unserer mo-

dernen Musik, selbst mit einer nicht zu rechtfertigenden
Hinterlegung der Leistungen Beethoven's, und von dem
Standpunkt einer so unbedingten Höhe wird es erklärlich,
„Zauberflöte“, der vollendetsten
Genius, sich Betrachtungen ein-
schickt nicht mit ihr zusammen-
der Form der Oper seine Voll-
und der Verfasser im ersten
Geschichte der Kirchenmusik, als
sch später unsere weltliche Musik,
teilt hat. Der Abriß selbst ist
en und zeugt von der Vertraut-
leier Kunst; allein die Fäden,
„Die Zauberflöte“ zusammen-
ist zweifelhaft. Von der Kirche
im zweiten Kapitel zur welt-
e Geschichte der Oper. Pale-
„wie Phidias einst, das Bild
n dem herrlichsten Tempel der
die Peterskirche zu Rom seine
„einen Gottes stiftete“. Hatte

der Ausdruck wahrer Frömmigkeit und Andacht hiermit
einen vollendeten musikalischen Ausdruck gewonnen, so
wollten nun auch die weltlichen Empfindungen des mensch-
lichen Herzens sich kunstgemäß ausdrücken. Die Oper ist
die Form, der es möglich geworden ist, das bunte Erden-
leben musikalisch abzuspiegeln, und Mozart war der Ge-
nius, der sie ebenbürtig neben die plastische Kunst der
Malen, neben die Werke der italienischen Malerei, neben
Shakespeare's Dramen hingestellt hat. Von so weit her
geht der Anlauf, den der Verfasser zur „Zauberflöte“
nimmt. Von jetzt an durch 10 Kapitel bleibt aber Mo-
zart und seine Musik Hauptgegenstand; allein ehe wir bis
zur „Zauberflöte“ kommen, erfahren erst alle übrigen
Opern Mozart's eine Besprechung, die, wie auch die Wür-

digung der letztern Oper selbst, im Grunde auf D. Jahn's
Darstellung beruht. Ausdrücklich bemerkt dies der Ver-
fasser selbst, wenigstens in Bezug alles geschichtlichen Ma-
terials für die „Zauberflöte“.

Die im Verlauf versuchte Parallele zwischen „Don
Juan“, „Faust“ und „Samsel“ können wir aber nicht für
glücklich halten, indem die Worte des Verfassers, die die-
sen Versuch begründen sollen — „alle drei Werke behan-
deln in ihrem tiefsten Kern die ewige Frage nach dem
Verhältnis des Menschen zu Gott oder genauer die Frage
nach dem Guten und Bösen“ —, so allgemein gehalten
sind, daß, wenn dergleichen Gemeinplätze als Kennzeichen
für den gemeinsamen Charakter von Kunstwerken gelten
sollen, zuletzt sehr verschiedenartige Größen sich mit ein-
ander werden vergleichen lassen, vielleicht nur, weil sie
groß sind. Noch einmal werden später Lessing's „Nathan“,
Goethe's „Faust“ und die „Zauberflöte“ zusammengestellt,
„weil in allen dreien das stiltliche, religiöse Element das
Wesentliche ist“. Auch hier ist das Band viel zu locker
gebunden, als daß man die Zusammengehörigkeit dieser
Werke anerkennen müßte. Die Werthschätzung eines
Werks, wie der „Zauberflöte“, von der der Verfasser sagt,
„sie nähme durch ihren eigenthümlichen Gehalt in der
Geschichte des menschlichen Geistes ein Stelle in Anspruch,
wie sie nur wenigen Erzeugnissen der Kunst eingeräumt
werden könne“, beweist nur, daß der Verfasser, begei-
stert für seinen Gegenstand, zu weit geht und nicht ganz
freizusprechen ist von Idealisirung.

Was nun aber den Kern des Buchs anlangt, so
möchten wir denselben in folgenden Sätzen wiedergeben.
Die „Zauberflöte“ ist die vollkommenste Oper, die es gibt.
Sie ist ein Werk von kunsthistorischer Bedeutung, „ein
Kunstwerk für die Menschheit“. Sie ist es nicht allein
nach ihrer technischen Seite, die der Verfasser im Schluß-
kapitel geschickt berührt, sondern auch durch die Natur ihrer
Musik, sowie durch den Inhalt, der durch das Herein-
fragen einer höhern Welt in dieses Leben auf jeden
empfindlichen Hörer seine erhebende Wirkung nie verfeh-
len wird. Die „Zauberflöte“ ist das Abbild einer Welt,
in der wir uns über uns selbst gehoben fühlen. Ein
großer Genius hat die an sich geringen Worte zum Anlaß
genommen, „von den Tiefen des göttlichen Geistes mich
zu enthüllen, als irgendein Werk jener Zeit“.

6. Das Oratorium. Eine historische Studie von F. W. Böhm
Leipzig, Weber. 1861. Gr. 8. 15 Mgr.

Eine Studie von geringem Umfange, indem sie an
59 Seiten ihren Gegenstand erschöpft. Als Anlaß nimmt
der Verfasser den Umstand, daß das Oratorium, ein
Hauptzweig europäisch-abendländischer Musik, bisher nur
in spärlichen, hier und da zerstreuten Nachrichten, aber
noch nie im Zusammenhange besprochen worden sei. Kunst-
freunden bietet der Verfasser hier die Resultate „gründ-
licher Untersuchungen“. Der Verfasser hat überall die
bewährtesten Quellen neuerer und neuester Zeit für sein
Studie benutzt, das müssen wir ihm zugestehen, und den
noch haben wir zu bedauern, daß es ihm nicht gelun-

ist, einen gelegenern Zusammenhang zwischen den einzelnen Abschnitten seines Gebiets herzustellen. Wir lesen in den 12 kleinen Abschnitten fast nichts als kleinere oder größere Auszüge aus den Quellen, denen eben die Stäbte fehlt, die ihnen eine engere Beziehung und Verbindung mittheilen hätte. Es scheint, der Stoff ist dem Verfasser über den Kopf gewachsen. Das Schlusskapitel 15 gibt die Titel von Oratorien, die in Deutschland bekannt geworden. Alttestamentliche 54, neutestamentliche 44, nicht-biblische oder auch bloß Cantaten 36; darunter oft derselbe Gegenstand von mehreren Componisten in Musik gesetzt. Die besten Werke sind die von Schütz (1645–66), das letzte, „Israel's Heimsuch“ von Schachtel (1869); „Abraham“ ist dreimal, von Hummer, Molique und Rangold (1860) in Musik gesetzt. „Paulus“ hat wir Bearbeitungen erfahren, von Näbbling (1880); Kump (1835), Mendelssohn (1836). „Glias“ auch zwei, von Mendelssohn (1846) und von Söhnen in Holland. Der Fleiß der Deutschen in Composition von Oratorien ist groß, wenn auch diese Arbeiten für die Componisten selbst wenig Aufmunterndes haben, da nur eine sehr geringe Zahl dieser kirchlichen Musiken in der That allgemeinere Verbreitung gefunden haben, viele nach einmaliger Aufführung sogleich wieder in die Verborgenheit zurückzucken mußten. Wir möchten dieser Arbeit lieber den Titel „Material zu einer Studie über das Oratorium“ gegeben haben, als ihr den Namen einer „Studie“ beilegen.

7. Uebrig der Geschichte der Musik für Musiker und Dilettanten. Zwölf Vorlesungen über die Entwicklung der Geschichte der heutigen Musik von ihren ersten Spuren bis auf Wagner und Liszt. Von Julius Alsteden. Berlin, Trautwein. 1862. Gr. 8. 25 Ngr.

Eine Geschichte der Musik in Form von Vorlesungen, die vor allem sich durch eine lobenswerthe Kürze auszeichnen. Der Verfasser versucht das gesammte Gebiet unserer Musikgeschichte in geschlossene Bilder oder Gruppen zusammenzubringen und besitzt Talent, prägnant zu skizziren. Wenn er durch seine Arbeit zu größerer Popularität dieses Geschichtszweigs beigetragen zu haben wünscht, so kann man dieses Bestreben als gelungen anerkennen. Das Büchlein durchläuft auf 160 Seiten die Entwicklungsphasen der Musik bei den vorangehenden Völkern unsers Erdtheils, von grauer Vorzeit an bis auf die neueste Zeit, indem es sein Gebiet in drei größere Zeiträume abtheilt, die durch die Zahlen 1500, 1750, 1830 hinlänglich bezeichnet sind. Der erste mit Palestrina abschließende faßt in sich, außer den Anfängen der Kunst, die Verdienste der — man verzeihe uns unsere Impietät — etwas langweiligen niederländischen Musiker, aus deren Schule freilich ein Palestrina hervorging. In der zweiten Periode, einer wahren Blüthezeit des Kirchengesangs, glänzen Palestrina, Orlando Lasso, anderer, Römer und Venetianer namentlich, nicht zu gedenken. Gleichzeitig stehen in Deutschland mit der Reformation auch musikalische Reformatoren auf, zu denen Luther selbst, vor allem aber J. Eccard gehört, ein durch Gesangs-

aufführungen in neuerer Zeit auch unter uns bekannt und gern gehörter Meister des Choralsages.

Noch in diesem zweiten umfangreichen Abschnitt fällt aber der Ursprung der Oper, die den Verfasser auf die weltliche Musik zurückführt. Hier scheint uns freilich die gebotene Kürze der Darstellung dem Gegenstand Abbruch gethan zu haben. Es klingt eigenthümlich, wenn man liest, Vincenz Galilei (dem Vater des Astronomen) sei es zuerst gelungen, Melodien für eine Stimme zu setzen und 1597 oder 1595 wisse man in Florenz von einer ersten Oper, „Daphne“. Es war doch wol ein gut Stück Wegs von einer einstimmigen Melodie bis zu einer Oper, selbst im damaligen Sinne genommen. Allein wir haben eben einen Abriss vor uns und müssen uns bescheiden. An dieser Stelle werden auch eine ganze Schar Instrumente, als Lauten, Geigen und Blasinstrumente, die bei dem „Intermezzo“ damaliger Zeit verwendet wurden, genannt, doch fast auch weiter nichts gethan, als ihre Namen aufgeführt. Dilettanten (*cantori a liuto*), heißt es, begannen die Opernversuche; Bachmusiker (*cantori a libro*), nahmen sich bald der neuen Gattung an und bildeten sie weiter. So kommen wir auf Namen, wie den von Carissimi, Scarlatti, mit denen wir schon nahe an unsere neuere Zeit herantreten. Von hier ab muß man aber deutsche und italienische, später auch noch französische Musik voneinander getrennt betrachten. Nicht ohne Einfluß italienischer Musik kommt in unserm Vaterlande eine herrliche Blüte geistlicher Musik zur Entfaltung, die durch Namen wie Schütz und Bach genug bezeichnet ist. So finden wir auch auf der Grenze des 17. und 18. Jahrhunderts in Hamburg die erste deutsche Oper, bei der Männer, wie Reiser, Mattheson, Telemann, deren Schilderung dem Verfasser sehr gelungen ist, wirkten. England bekam zu dieser Zeit von uns den erhabenen Gönner, der Oper und Oratorium gleich pflegte. Auch in Frankreich bestand eine Oper in dieser Zeit, an die sich Namen wie Lully, Rameau anschließen.

Von jetzt ab treten wir aber in das Gebiet der modernen Musik. Mit Gluck nimmt die Oper einen ganz neuen Aufschwung; Mozart's Genius culminirt in der Oper; die Instrumentalmusik thut dies mit Haydn's und Beethoven's Auftreten. Ebenso mußte jetzt eine Charakteristik des so hoch gehobenen Klavierspiels gegeben werden. In der letzten zwölften Vorlesung ist also zusammengefaßt die ganze moderne Zeit bis auf unsere Tage zusammengebrängt. Die deutsche Oper von Mozart's Nachfolger bis zu ihrer letzten Entwicklung durch Wagner; die französische, komische und heroische; die italienische, unter Rossini noch einmal blühende, bis auf ihren heutigen Verfall. Das Klavier allein hat einen ganzen Katalog Componisten und Virtuosen als Gefolge hinter sich, von Clementi bis Liszt. An der Grenze der Instrumentalmusik stehen, freilich mehr als Epigonen wie als originelle Schöpfer neuer Formen, Schubert, Mendelssohn, Schumann, Berlioz. Hier findet auch das moderne Lied seine Stelle und kurze Würdigung. In der geistlichen Musik ist unsere Zeit nur im Anschluß an frühere hohe

Vorbilder von Bedeutung. So ungefähr ist der Gang dieser 12 Vorlesungen über Musik, die sich durch ihre klare Darstellung sicher ein Publikum erwerben werden. Wir haben ihn in der Kürze angegeben, um Freunde der Musik auf diese kleine Schrift aufmerksam zu machen.

8. Musik. Gelesenes und Gesammeltes. In bunter Reihe zusammengestellt von F. Gumbert. Illustriert von J. Maymoud de Baur. Berlin, Cassar. 1860. 16. 15 Mgr.

Diese Kleinigkeit gibt 78 Sentenzen und Sprüchelchen meistens anerkannter Größen der Literatur über das Wesen und den Geist der Musik. Bei Nr. 79 folgen, um dem Büchlein das Lob praktischen Nutzens zu sichern, die Lebensalter von 30 Componisten. Das kürzeste Leben von 31 Jahren führte F. Schubert, das längste hat Cherubini geführt, nämlich durch 80 Jahre. Als Schluß bringt Nr. 80 neun Componisten, die durch öffentliche Denkmäler verherrlicht worden sind. Der älteste, dem dies geschehen, ist Orlando Lasso, und zwar in Meß und München. Zu den Sentenzen zurückkehrend, so sind die Initialem im Büchelchen, wir konnten nicht ergünden, nach welchem Princip die Abschnitte der Sentenzen gemacht sind, in zierlichen Bildchen verbüllt von der Hand J. R. de Baur. Ein nettes Schüßelchen mit Confect für musikkiebende Damen.

9. Joseph Haydn und sein Bruder Michael. Zwei bio-bibliographische Künstlerkizzen. Wien. 1862. Gr. 8. 12 Mgr.

Wir schließen unsere Uebersicht mit dieser kleinen empfehlenswerthen biographischen Schrift, die im Abriß Joseph und Michael Haydn's Leben gibt. Beide Männer haben bis jetzt noch keinen ausführlichen Biographen gefunden. Der Verfasser bietet seine Arbeit, bescheiden genug, künftigen Biographen als Material, Freunden Haydn'scher Kunst aber als angenehme Erinnerung an das ausgezeichnete Brüderpaar dar. Nach der Lebensskizze J. Haydn's folgen 16 kleinere Abschnitte, die das Lebensbildchen ausfüllen und ergänzen. Man findet darin eine Angabe seiner Werke, die vollständig freilich bis jetzt noch nicht gelungen, obschon sie mehrfach versucht worden ist. Als Besonderheit wollen wir anführen, daß sich unter Haydn's Werken auch einige (vier oder fünf) deutsche Marionettenopern finden, von denen eine, „Philemon und Baucis“, sogar eine Lieblingsopter der Kaiserin Maria Theresia war. Im ganzen geben diese Verzeichnisse doch stets über tausend Arbeiten J. Haydn's an. Interessant ist ferner der dritte Abschnitt, eine Chronologie zu J. Haydn's Leben. Wir heben daraus hervor, daß Haydn am 31. März 1732 zu Rohrau in Niederösterreich an der ungarischen Grenze geboren wurde. Haydn's Vater war zweimal verheirathet und hatte aus erster Ehe neun, aus zweiter fünf Kinder, war ein Stellmacher, übrigens musikalisch, sang Tenor und spielte Harfe. J. Haydn war das älteste Kind; außer ihm und Michael kommt aus der Familie kein namhafter Musiker weiter vor. Ein Bruder, Johann Haydn, stirbt 1805 in Eisenstadt als fürstlich Esterházy'scher Hofsänger. Doch weiß man nichts von ihm. Im Jahre 1759 heirathete Haydn eines Friseurs Tochter in Wien, mit der

er zur Prüfung seiner Geduld (er bestand aber die schwere Prüfung glänzend) bis zum Sommer 1800 kinderlos verheirathet war. Seit 1760 stand Haydn im Dienste des Fürsten Esterházy (30 Jahre). In die Jahre 1791 und 1794 fielen seine Aufenthalte in England, die für ihn mit so viel Ehre verbunden und auch pecuniär so erfolgreich waren. S. 27 steht der Kanon, der ihm die Doctorwürde der Tonkunst in Orford eintrug. Seine berühmtesten Compositionen fallen aber in sein späteres Mannesalter. Die „Schöpfung“ ist 1790, die „Jahreszeiten“ sind 1801 zuerst aufgeführt; von beiden Werken hat Mozart nichts mehr gehört, da er schon 1791 abschied. Im Jahre 1809 (den 31. Mai) starb Haydn infolge eines Kanonenschusses, den die am 10. Mai anrückenden Franzosen vor Wien abfeuerten und der seine altersschwachen Kerkern unheilbar erschütterte. Das letzte, was er auf dem Klavier vier Tage vor seinem Tode gespielt hat, war sein Lieblingelied, die bekannte Volkshymne.

Johann Michael Haydn, auch zu Rohrau den 14. September 1737 geboren, gest. den 10. August 1806, sang als Knabe schon so trefflich, daß sich Maria Theresia für ihn interessirte. Ehe er 1762 nach Salzburg, seinem bleibenden Aufenthaltsorte kam — er war dort erst Director des erzbischöflichen Orchesters, später auch Concertmeister und Domorganist —, fungirte er, 20 Jahre alt, als Kapellmeister des Bischofs in Großwardein. Das Gehalt war an beiden Orten nur so mäßig, daß eine Haydn'sche Anspruchslosigkeit dazu gehört, dennoch mit ihm zufrieden und glücklich zu sein. M. Haydn war es stets; auch war er glücklich verheirathet mit der Tochter des salzburger Domkapellmeisters Lipp. Er starb 1806. Sein berühmtester Schüler ist G. M. von Weber. Die Zahl der von ihm hinterlassenen Werke ist groß. Meist sind es Kirchenmusiken, doch unter anderm auch 30 Symphonien. Wir empfehlen diese doppelte Künstlerkizze allen denen, die sich für die Gebrüder Haydn interessieren, reich an anziehendem Material.

14.

Aus dem deutschen Familienleben.

Deutsche Familien. Novellen aus dem Leben. Von Heinrich Koenig. Zwei Bände. Wiesbaden, Kreidel. 1862. 2 Thlr. 20 Mgr.

Was schließt das Wort „Familie“ nicht alles ein, Samen der rührendsten Liebe und Treue, Sengen der ergötzlichsten Freuden und bisweilen selbst des ausgelassensten Jubels, aber auch Sengen der Noth und Qual, der tiefsten Trauer, der erschütternden Tragik, nicht selten auch des Lasters und selbst des Verbrechens. Wenn eine gut gearbete Familie um einen Neugeborenen vermehrt wird, so herrscht da großer Jubel und man feiert den kleinen Weltbürger, der nun, ohne es zu wissen, so u. so lang der Hauptstiel und die angesehenste Person des Hauses, Familienfeste, in denen sich das sonst immer mehr zur Verflüchtigung des Gemüthsleben immer wieder erneuert; wie viel Aufopferung, wie viel Mühe, wie viel schlaflose Nächte kostet es einer wahrhaft liebenden Mutter, ihn emporzubringen und wie viel Thränen, wenn er erkrankt und trotz aller so samen Pflege stirbt und die Wiege beiseite gesetzt wird, bis sich etwa später wieder mit einem kleinen holden Wesen ein Blick in das Herz eines braven Familienvaters, der sich um und sorgt um Tag und Nacht abarbeitet und mit fortwäh-

feinlichen Mächten ringt, ohne zu erliegen, ohne von der fruchtlosen Arbeit abzulassen: er ist ein Held, dem an Tapferkeit der gefeierte Schachtherrn nicht gleichkommt. Und welch ein mannichfaltiges, actionreiches Drama spielt sich in einer glücklichen und zahlreichen Familie ab, in deren Schoße von allen Seiten Ansehn und gar Unerfessliches bevorwimmeln und Verlobungen, Hochzeiten, mit Einschluß einer silbernen und vielleicht selbst goldenen, Taufen und Weihnacht- und Geburtstagsfeiern immer wiederkehrende Anlässe sind, bei denen sich die Mitglieder der verschiedenen abgezweigten Familien um ihre Stammhäupter in Liebe und Eintracht versammeln. Aber auch nichts weniger als das klägliche Gegenbild, eine in sich zerfallene Familie, deren Mitglieder sich in einem permanenten Kriegszustande befinden, in der statt des Geistes der Liebe, der Geist der Haberei, der Mißgunst und der Schandenstiftung waltet und zuletzt vielleicht gar eine verbrecherische That das unendlich traurige Drama mit einer entsetzlichen Katastrophe schließt.

Heinrich Koenig, seit vielen Jahren einer unserer beliebtesten Erzähler, hat es im vorliegenden Werke unternommen, Szenen aus dieser so reichen und mannichfaltigen Welt darzustellen, und zwar auf dem Hintergrunde des deutschen Familienlebens, das bei vielen als das reinste, gemüthvollste und innigste gilt, obgleich wir glauben, daß auch unter andern Völkern eine Mutter ihren Säugling mit derselben Zärtlichkeit liebt, wie eine deutsche, und ein Vater mit demselben Stolz auf einen wohlgerathenen Sohn blickt als ein deutscher. Aber Heinrich Koenig hat diesmal, wir glauben dies offen, diesen unendlich reichen Schacht nicht in seinen eigentlichen Tiefen und wunderbaren Gegenständen ausgebeutet, und wenn wir diese sieben Novellen lesen, von denen sich nicht weniger als sechs um Herzenskonflikte jünger Leute, mithin um die Heirathsfrage, um die Frage, ob sie „kriegen“ werden oder nicht, drehen, dann möchten wir den alten Lichtenberg recht geben, der einmal behauptete: „Aber, was unsere Schriftsteller noch zu schültern vermögen, ist etwas Liebe, und auch diese wissen sie nicht in die etwas entwerrenen Verrichtungen des menschlichen Lebens zu verfolgen.“ Doch möchte allerdings die zweite Hälfte des Lichtenberg'schen Anspruchs auf Heinrich Koenig nicht so ganz zutreffend sein: vielmehr weiß er die Liebe glücklicherweise auch in die „etwas entwerrenen Verrichtungen des menschlichen Lebens“ zu verfolgen.

Heinrich Koenig ist vorzugsweise ein moderner eleganter Novellist, und so bieten denn auch die hier gesammelten Novellen eine durchaus reinliche, fast nirgends verletzende Lectüre. Sie bewegen sich vorzugsweise in dem höhern, gebildeten und wohlhabenden Gesellschaftsklassen, in denen, die mehr genießen als arbeiten und deren Sittlichkeit hauptsächlich auf der unter ihnen überwaltigenden anständigen Sitte beruht. Auch dies schon ist von Werth, denn wenn auch diese Art moderner Sittlichkeit keine besondere Tiefe hat und nicht auf sehr dauerhaften Grundlagen ruht, so trägt dieser ästhetische Comfort und Gesellschaftscultus doch dazu bei, das Leben zu veredeln und zu verschönern und wenigstens alle offenkundigen Roheiten von ihm fern zu halten. Der Verfasser besitzt jedenfalls ein sehr zartes Gefühl für die reichern Regungen und Saitenschwingungen des Herzens, die er liebevoll zu beobachten und delicat darzustellen weiß. Seiner milden humanen Natur gemäß arbeitet er überall auf befriedigende, versöhnliche Ausgänge hin, und geht daher gewaltigen Leidenschaften und erschütternden Katastrophen vorsichtig aus dem Wege. Dabei steht ihm aber eine feine, schalkhafte und sehr ansprechende Ironie zu Gebote, wenn es gilt, halb in das Lächerliche überspielende Affectbildungen des Gesellschaftslebens, die an kleinen reactionären Fürstenthümern grassirenden abgeschmackten Capricen und die in ihrem Dienste verwandten oder daraus entfernten Diplomaten und Militärpersonen zu kennzeichnen. Seine Charakteristik ist etwas umständlich, aber fein und sauber und dabei anschaulich.

Unter diesen Erzählungen war für unsern persönlichen Geschmack 1863. 11.

schon gerade diejenige die ansprechendste, in der es sich nicht um einen Liebesconflict handelt, die nicht in der vornehmsten Gesellschaft spielt, und die zugleich eine der kürzesten ist, indem sie etwa nur zwei Bogen umfaßt; es ist die Erzählung „Ueber die Stolgebühre“, und sie ist sehr einfach. Der reiche Brauner Sachsenhuber, ein eifriger Protestant, ist Großvater geworden. Sein Schwiegersohn ist aber Katholik, und der Onkel, das stramme Stöckchen einer strammen Mutter, muß katholisch getauft werden. Das verbrieft den Großvater, und er beschließt, nur die gewöhnlichen Stolgebühren, bestehend aus drei Gulden, zu zahlen, während er 20 Stück Friedrichsdor einwickelt, um als Ehrengeschenk der Wöchnerin unter das Kopfkissen gelegt zu werden. Durch einen Zufall kommt aber letzteres in die Hände des Kaplans und die Stolgebühre unter das Kopfkissen, worüber begreiflicherweise Tochter und Schwiegersohn ebenso beschämt als höchlich enttäuscht sind. Meister Sachsenhuber begibt sich nun in Person zu dem Kaplan, der die Taufhandlung vollzogen, um ihm das Mißverständniß zu enthüllen und die 20 Stück Friedrichsdor zurückzufordern. Dieser Kaplan war, wie es scheint abschüssig, für die paritätische Stadt gewählt worden, um den Protestanten gegenüber seine Kirche würdig und erbaulich zu repräsentiren; er war „schlank von Gestalt, das Gesicht in ebenen Zügen von der Natur — möchte man sagen — absichtlich ausgebildet, um ein clerikales Gepräge, jenen sanften, milden, intuitiven Ausdruck anzunehmen, der das priesterliche Gesicht so eigenthümlich auszeichnet. Ein klangvolles Organ und ein schöner Anstand kamen dazu, dem jungen Geistlichen Gnuß und Wohlwollen zugleich mit dem besten Vorurtheil zu erwecken.“ Dem Meister Sachsenhuber fällt es schwer sein Anliegen vorzubringen, denn er ist ein derber aber grundgemüthlicher Mann, also von echt deutscher Mischung, und als ihm der liebenswürdige Kaplan gesteht, daß er mit dem ihm wie vom Himmel durch des Meisters Hand beschiedenen „Köllchen“ seine arme kranke alte Mutter und seine Schwester unterstützt habe und ihm die noch übrigen zwei Friedrichsdor einhändigen will, da eilt der gute Sachsenhuber hinweg, indem er noch die Stolgebühre auf den Tisch legt und kaum fähig ist, seine Rührung zu verbergen.

Die übrigen Novellen und Erzählungen behandeln, wie schon bemerkt, Herzenskonflikte, und in allen — und dies gerade verleiht dieser Sammlung einen eigenartigen Charakter — scheint mehr oder weniger die Lehre verkündet zu werden, daß Gleichartiges sich zueinander finden, Ungleichartiges voneinander fernbleiben solle, und daß es oft nur ein Zufälliges ist, was einem oder dem andern die Augen öffnet. Letzteres geschieht z. B. in der Erzählung „Eine erste Liebe“, die uns die schwächste und unbedeutendste der ganzen Sammlung zu sein scheint. Die Lösung des Problems wird hier durch ein etwas sonderbares und ziemlich kleinliches Motiv herbeigeführt: der Held der Novelle steht nämlich zufällig diejenige, die er liebt oder vielmehr zu lieben glaubt, einmal etwas gierig und herzhast in eine dickbefruchtete reife Brotscheibe beißen, was seiner Illusion ein Ende macht. Die Erzählung ist glücklicherweise nur kurz; aber es verlohnt sich nicht, über dergleichen auch nur einen Druckbogen zu lesen.

Diejenige Novelle, welche uns unter den übrigen durch ihre feine Ausföhrung am besten gefallen hat, ist die mit dem Titel: „Hildegard, das Sonntagkind.“ Hildegard, als Tochter einer gebildeten Witwe, die sich nach ihres Mannes Tode in ein Dörfchen zurückgezogen hatte, in halb bäuerlichen Beschäftigungen aufgewachsen, hat ein Verhältniß mit einem wohlhabenden jungen Landmann, der sich infolge seines Umgangs mit Höflichkeitenden einige Stichworte aus der Conversation der bessern Gesellschaft gemerkt und dadurch bei Hildegard das für sich günstige Vorurtheil eines nach höherer Bildung Strebenden erweckt hat. Seine bäuerische Roheit und Ungeschlächtheit tritt aber im Verlaufe der Zeit immer mehr zu Tage und damit auch die Unangenehmheit dieses Verhältnisses, das sich dann auch zerlegt, worauf

Sildegard einem ihrer wackigen Gatten, dem Professor und Major Serinbrück in die Arme geführt wird. In Alois Outwein und dem Colloquium der Zeitungen lesen und darüber debattierenden Bauern sind wol die Gefahren der bloßen Zwitterbildung und der über ihren Stand hinaustrachtenden zur Aufschauung gebracht. Unter den Personen sind namentlich Sildegard, ein Bild von seltener Anmuth, und die resolute Frankfurterin, Madame Elfenich, trefflich gelungen. Ueberhaupt ist der Verfasser in der Zeichnung weiblicher Charaktere besonders glücklich.

In „Nichte und Lante“ schwankt ein junger Gelehrter, Doctor Hülfsbeck, in der Unklarheit, ob er die liebenswürdige Witwe eines Professors, dessen Nachfolger er an dem betreffenden Gymnasium wird, oder deren Nichte liebt. Der Conflict löst sich dadurch, daß auch hier sich das Gleichartigere zueinander findet, nämlich Hülfsbeck und die Professorswitwe, die ihm bereits im Stillen ihre Neigung geschenkt hat, während die Nichte einen Fabrikantensohn heirathet, mit dem sie schon längst, ohne daß Hülfsbeck eine Ahnung davon hatte, in einem zärtlichen Verhältnis stand.

Complicirter ist die Erzählung „Wider Erwarten“. Ein adeliches Fräulein, Agnes von Behring, ist einem Herrn von Albenhoven, einem widerlichen blasirten Rous, bestimmt und halbwegs verlobt, wird aber schließlich von ihm befreit und vermählt sich einem Doctor Anton Melzer, sodaß auch hier das Gleiche sich zum Gleichen findet. Wir werden in dieser Novelle auch in größere Verhältnisse eingeführt. Sie spielt in einem deutschen Herzogthum, dessen Regent die Gewohnheit hatte, „seiner nächsten Umgebung, die ihn gar oft seiner Fürsichtigkeit entleibet zu sehen bekam, durch die Kraft seines Armes Ehrfurcht einzufößen. Wie vorsichtig und zurückhaltend auch Herr von Albenhoven sich benahm; hatte er doch öfter die Wahrheit eines lateinischen Spruchs zu erleben, der ihm, wie ein Fingerzeig auf seine Zukunft, im Gedächtniß geblieben war: *An nasacis longas regibus esse manus?* Weißt du nicht, daß die Fürsten einen langen Arm haben?“ Auch nach England versetzt uns diese Novelle, und wir lernen bei dieser Gelegenheit die englische Geselligkeit nicht von der erquicklichsten Seite kennen; es wird jedoch erlaubt sein, hierüber eine etwas andere Ansicht zu hegen. Man muß, glauben wir, in dieser englischen Geselligkeit mit aufgewachsen und mit ihr von früh an innig verwachsen sein, um ihren wahren Werth zu schätzen und auch in ihr einen jener bedeutsamen Factoren und eine jener soliden Grundlagen zu erkennen, die dazu beitragen, Englands politische Größe und seine Freiheiten zu fördern. Wer an ein dissolutes Wesen gewöhnt ist, wird leicht dazu aufgeleitet sein, politische Freiheiten zu mißbrauchen, während der an ein strenges Familien- und Gesellschaftsgefeß Gewöhnte damit zugleich die Fähigkeit erwirbt, sich dieser Freiheiten mit Maß und Weisheit zu bedienen. Ein ärmlicher Ersatz und Nothbehelf ist es jedenfalls, den in ihren „gesellschaftlichen Fesseln und Fußketten einherstolpernden“ Briten gegenüber uns mit unsern freieren, um nicht zu sagen etwas dissoluten Lebensformen zu brüsten, und ohnehin bewegt sich der Brit in seinen „Gesellschaftsfesseln“ frei und würdig, während der Festländer leicht seine Selbstbeherrschung und besonnene Haltung verliert, oder, wo es die Eileste aufrecht zu erhalten gilt, erst mühsam nach den nöthigen Formen sucht und dann leicht steif, ängstlich und gezwungen erscheint. So widerliche und ganz gemeine Rous, wie dieser Herr von Albenhoven ist, der mitten in gebildeter Gesellschaft anständige Märschen mit unanständigen Anträgen verfolgt, liefert die englische Gesellschaft kaum; man begegnet ihnen wenigstens in englischen Romanen nicht, und englische Romaneskerinnen würden sie auch sicherlich unerträglich finden. Vergessen dürfen wir übrigens nicht, daß der Verfasser Süddeutschland angehört, wo die Lebensformen auf der Basis eines namentlich auch bei den Frauen hervortretenden mehr gemüthlichen Temperaments, naiv menschlicher Liebenswürdigkeit und eines taktvollen Instincts, mehr als im Norden ebensowol vor

Gezwungenheit und Geheißlichkeit, als von Saloperie und Dissolutheit geschrägt sind. Viel weniger findet man wenigstens in gewissen Theilen des deutschen Südens solche Individuen, welche im öffentlichen Lebensverkehr auch die Ansprüche, die ihnen etwa Stand, Amt, Titel, Reichthum oder vielleicht nur vermeintliches überlegenes Wissen verleihen, geltend zu machen suchen und respectirt sehen wollen.

Die Erzählung „Ein geprüftes Herz“ versetzt uns nach Frankfurt am Main, in das Haus der Frau Sabine Martens und ihrer Tochter Betty, die nach dem Wunsche ihrer reichen Brüder den an die Spitze eines bedeutenden Etablissements in Offenbach als Compagnon zu stellenden Buchhalter Orlikus heirathen soll. Sie selbst fühlt eine Art Neigung für einen Gutbesitzer von Dahlen, und bildet sich, als dieser sie einmal allein zu sprechen wünscht, ein, daß er kommen werde, sie um ihre Hand zu bitten. Dahlen richtet aber an sie den Wunsch, bei einer ihrer Freundinnen, die er liebt, die Vermittlerin für ihn zu sein. Betty fühlt sich unwillkürlich erleichtert und sagt sich im Stillen, daß sie ihn doch nicht eigentlich geliebt habe. Später, zur Zeit der Parlamentsauflösung, kommt sie bei jenem Auslauf, wobei der bekannte Demokrat Mettermich dem Juge der Constitutionellen die Fahne entriß und mit Füssen trat, mit ihrem Wagen so ins Gedränge, daß sie durch die Glashölzer des Wagenfensters an der Schulter verwundet wird. Ein Fremder, Dr. Leffeldt, derselbe, der den Mettermich für seine brutale Handlung zu Boden schlug, springt hinzu, untersucht die Wunden und behandelt die junge Dame ärztlich. Der Conflict dreht sich nun darum, daß Frau Martens und ihre Tochter beide dem liebenswürdigen Arzte ihre Neigung schenken, bis sich auch hier alles in Wohlgefallen auflöst und die für einander Bestimmten und Passenden, Betty und Leffeldt, zusammengeführt werden. Wir erwähnen noch, daß Frau Martens die Protectorin der Künstler, Musiker und Maler spielt, und zwar einer ganz besondern Sorte von Künstlern und Schriftstellern, denn es heißt von ihnen: „Man ließ sich die Ausprüche der Hausfrau um ihrer Flaschen willen gern gefallen, und beide waren stark mouffirend. Am Schluß der lustigen Abende öffnete sich dann den Abgehenden ein breiter Cigarrenkasten mit echten Havannacigarren, die unterwegs manche böse Nachrede in ihren Wohlgeruch hüllten.“ Ueberhaupt athmen wir hier in einer etwas aristokratischen und zwar nicht bloß durch den Duft echter Havannacigarren aristokratisch gewordenen Atmosphäre. Anton Martens z. B. äußert sich über die „neuen Apokalypsen“, die demokratischen Volksordner, mit folgenden Worten: „Wir haben sie den Appetit verdorben! Sie geben so viel abgeschmacktes, abgeschandenes Zeug von sich, daß es zum Ubel wird. Sie hätten im Volkstode hören sollen, Frau Mutter, wie die Sprecher auf der Tribüne wütheten. Ich glaubte mich in eine Menagerie versetzt und einen Tiger oder eine Hyäne im Käfig zu sehen, wenn die Abfütterung vor sich gehen soll, und der gottige Gidbär den Kopf an den Stäben hin- und herreißt. In der untern Wirthskube fanden wir ein halb Duzend Turner, die heiser waren und keinen Ton mehr hervorbringen konnten.“

Auch in der von uns zuletzt zu erwähnenden Erzählung „Eigene Wege“ werden schließlich diejenigen, welche zueinander gehören, glücklich zusammengebracht, nachdem Gustav, der Liebhaber Josephines, eine Landrathsstelle erhalten. Diese erhält er aber, nicht ohne eine vom höhern stitlichen Standpunkt kaum zu billigende List angewandt zu haben, durch die er seinen Vorgesetzten, einen allerdings nach nicht sehr löblichen Grundbüssen lebenden und handelnden General zu dessen nachherigem Verdruß und Verrger hinterging; aber es ist die durch Erfahrung erworbene Ansicht Gustav's: „Es gibt bei uns einmal kein offenes Ringen des Verdienstes.“ Die Erzählung gewinnt dadurch einen gewiss zeitgeschichtlichen Hintergrund, daß sie uns gestattet, einzelne nicht sehr erfreuliche Wände in die Regierungsgeschichte irgendeines deutschen Herzogthums zu thun. Daß Gustav sich als Gärtnerburche in die Familie des Mannes, dessen Tochter Josephine die Seine werden soll, einzuführen weiß und diese

jetzt folgende Bewandlung Napoleon's III. mit dem Papste sehr viele Vergleichspunkte mit den Kämpfen darbietet, welche Napoleon I. mit Pius VII. durchfochten hat. Am Ende des 18. Jahrhunderts schien das Papstthum vernichtet zu sein. Pius VI. war als Gefangener nach Frankreich geschleppt. Napoleon hatte ihm den ganzen Staatschatz und die nördlichen Provinzen abgenommen. Er sprach im Uebermuth seiner italienischen Siege dem Directorium zu Paris die Hoffnung aus, daß nach diesen Verlusten „Rome ne peut plus exister, cette vieille machine se détruira toute seule“. Dazu war nun auch die Befestigung des Papstes nöthig. Durch französische Agitation wurde in Rom ein Straßenlärm erzeugt, wobei ein General Duphot von der päpstlichen Wache erschossen wurde. Dies diente als Vorwand, daß man 1798 Rom durch Berthier erobern ließ. So wurde der ganze Kirchenstaat in eine römische Republik umgewandelt. „Man wählte Consuln, Aedilen, Censoren, und zeigte dem Papste an, daß die Republik hergestellt und sein Reich zu Ende sei; er bat, ihn in Rom ruhig sterben zu lassen, aber ein Sohn Albrecht Haller's riß ihm seinen Ring ab und sagte ihm, „sterben könne er überall, er reise ja sonst gern, wenn er nicht willig folge, werde man Gewalt brauchen“. Er wurde zuerst nach Siena geschleppt, dann nach Florenz, dann 1799, während die Kerze erlärten, daß er nicht mehr zu transportieren sei, von Turin nach Frankreich. Auf einer Wache wurde er über den Mont-Cenis getragen, und die Husaren boten ihm ihre Pelze gegen die Kälte an. Von Valence sollte er auch schon wieder aufgeladen werden, aber da schützte den Zweinundachtzigjährigen der Tod am 29. August 1799. Ein Protektor ließ ihm ein kleines Denkmal auf dem Kirchhofe zu Valence setzen. Es schien das Denkmal des letzten Papstes und das Ende des Jahrhunderts auch das Ende des Papstthums zu sein.“

Der Cardinal Chiaramonti wurde aufs neue zum Papste gewählt; er nannte sich Pius VII. im Andenken an seinen unglücklichen Vorgänger. Diese Wahl hatte der kluge und beredete Priester Consalvi zu Stande gebracht, welcher von dem neuen Papste zum Staatssecretär erwählt wurde. Der Verfasser entwickelt nun ein sehr lebendiges Gemälde von der dreinundachtzigjährigen Regierung Pius VII. und theilt dasselbe in drei Gruppen, wovon die ersten sechs Jahre sich auf die Bestrebungen zur Wiedergewinnung dessen beziehen, was unter dem unglücklichen Vorgänger verloren gegangen war; die folgenden acht Jahre beziehen sich auf die Niederlage, welche Pius VII. noch viel härter hat erleben müssen als sein Vorgänger, und die letzten zehn Jahre auf das glänzende Wiederaufblühen der Regierung des Kirchenstaats nach dem Sturz Napoleon's I.

Wir lenken unsere Aufmerksamkeit auf die mittlere Gruppe, weil sie am meisten Beziehung zu der Gegenwart hat. Napoleon hatte von Wien aus durch ein Decret vom 17. Mai 1809 dem ganzen Kirchenstaate ein Ende gemacht. Der Papst antwortete hierauf durch Bann und Anathema über die Urheber der Besetzung des Kirchenstaats. Aber nun folgte ein fürchterliches Zusammentreffen. „Französische Soldaten schlugen in der Nacht des 6. Juli 1809 mit Keilen die verschlossenen Thore des quirkinalischen Palastes ein. Der General Rabet trat in das Zimmer des Papstes und forderte ihn auf, der Regierung über Rom und den Kirchenstaat zu entsagen oder ihm als Gefangener zu folgen, indem er sich wegen des schweren Auftrags mit seiner Pflicht gegen den Kaiser entschuldigte. „Sie, Herr General“, antwortete der Papst, „haben diesen Befehl des Kaisers ausführen zu müssen geglaubt wegen des ihm geleisteten Eides der Treue und des Gehorsams; bedenken Sie also, wie wir die Rechte des Heiligen Stuhls vertreten müssen, an welchen wir mit so vielen Eiden gebunden sind; wir können nicht abtreten, was uns nicht gehört; die weltliche Herrschaft gehört der römischen Kirche, wir sind nur ihre Verwalter; der Kaiser kann uns in Stücken hauen lassen, aber dies wird er nicht von uns erlangen.“ Er wurde mit dem Cardinal Pacca vor dem Thore des Quirkinals in einen verschlossenen Wagen geschafft und darin nicht, wie ihm anfangs versprochen wurde, zum General Molliis, sondern sogleich aus

der Stadt und weiter geschafft, aber fast heiterer als einst zur Krönung fuhr er weiter. Beide, Pius und Pacca, ohne Folge und Gepäck, blieben in denselben Kleidern; als sie einander ihre Baarschaft zeigten, so beschrieb es Pacca selbst, mußten sie doch lächeln, wie apostolisch arm man sie reisen lasse, denn der Papst hatte nur 1 Papetto (2 Paoli) und Pacca nur 15 Bajocchi bei sich; aber mehr noch trübten sie sich gegenseitig damit, daß ihnen die Publication des Bannes gerade noch so eben gelungen sei.“

In Grenoble trennte man Pacca vom Papste und hielt ihn vier Jahre an der Festung Fenestella gefangen, wo noch viele andere geistliche und weltliche Penitenten Napoleon's festgehalten wurden. Den Papst führte man nach Savona. Der „Moniteur“ kündigte an, daß Italien von nun an zur Einheit gelangt sei, da der Kirchenstaat ihm jetzt einverleibt wäre. Die weltliche Herrschaft habe den Papst zu oft verleitet, mit den Feinden Frankreichs zu conspiriren. Napoleon wählte neue, seinem Systeme zugewandene Bischöfe, sie bedurften indess der kanonischen Institution des Papstes, welche aber von diesem ganz entzogen wurde. Man verschärfte die Haft durch Entziehung aller Schreibmaterialien, durch ärztliche Kost und durch eine beständige Ueberwachung von einem Gensdarmenoffizier. Vierundzwanzig durch mancherlei Ueberredungsversuche erlangte man endlich die Zustimmung des Papstes, den 27 von Napoleon erwählten Bischöfen die Institution zu erteilen. Im Jahre 1812 wurde der Papst nach Fontainebleau geführt, um ihn sicher zu stellen vor den englischen Kriegsschiffen. Hier wurde er auch wieder färslich bewirthet. Da kam 1813 Napoleon plötzlich selbst zu ihm und wußte ihn mit der ganzen Fülle der Verberksamkeit und Liebeshwürdigkeit für seine Pläne zu gewinnen. „Im Concordat von Fontainebleau vom 25. Januar 1813 nahm der Papst statt seiner vormaligen Bestellungen die zwei Millionen Franken jährlicher Einkünfte an, versprach in Frankreich und im Königreich Italien das Papstthum zu verwalten wie sein Vorgänger, und willigte ein, daß, wenn sechs Monate nach Ernennung eines Bischofs die kanonische Institution des Papstes nicht gegeben sei, der Metropolitane sie statt des Papstes geben könne.“ Der Papst beklagte später dieses Concordat als einen Beweis seiner unvergesslichen Schwäche, und als nun gleich darauf Napoleon's Reich zerfiel, so hatte auch damit das Concordat sein Ende erreicht. Napoleon blühte auf seinen Sieg mit dem Papste später noch oft zurück, und beklagte es sehr, daß er denselben nicht ganz habe zu Ende führen können, denn es sei seine Absicht gewesen, dem Papste einen noch höhern Glanz zu verleihen als er je besessen; er habe ihn bei sich behalten wollen, um Paris auch zur Hauptstadt der ganzen Christenheit zu machen, sodas hinfür die politische und religiöse Welt nur von ihm regiert wäre. Nun, wir kennen auch andere Träume des großen Gefangenen auf St.-Helena, und wissen sehr wohl, wie unzuverlässig und wankelmüthig ihre Grundlage war.

Die Reden des zweiten Bandes eignen sich zwar ebenfalls vortreflich zur speciellen Besprechung und Mittheilung, wir müssen aber doch davon absehen, weil der uns zugemessene Raum kein tieferes Eingehen gestattet. Wir bemerken nur noch im allgemeinen, daß das populäre Wort Schell's über Wahrscheinlichkeit, W. Henke's über die Quelle der Kräfte des Lebens, daß die leichtfaßliche Theorie der Drehungsgesetze des Windes von Wüllner, das Hensinger's diätetische Ansichten über Getränke, und überhaupt alle Reden des ganzen Werks der Art sind, daß man ihnen gern die vollste Aufmerksamkeit schenkt, denn sie zeigen den Fortschritt der Wissenschaft und ihre Anwendung aufs Leben ebenso belehrend als unterhaltend. Darum wird es ihnen gewiß nicht an einer guten Aufnahme fehlen.

2. Die gesammten Naturwissenschaften. Für das Verständnis weiterer Kreise und auf wissenschaftlicher Grundlage bearbeitet von Dippel, Gottlieb, Koppe, Lottner, Müller, Rafius, Röll, Raub, Roggerath, Quen-

lebt, Romberg und von Rusdorf. Eingeleitet von Hermann Rastus. Zweite verbesserte und bereicherte Auflage. Drei Bände. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten und drei Sternkarten. Offen, Bader. 1860—62. Gr. 8. 10 Thlr. 20 Ngr.

Man hat über dies ebenso umfangreiche als gründliche Werk schon seit Jahren ein günstiges Urtheil gefällt, und die bald nach seiner ersten Ausgabe nöthig gewordene zweite Auflage liefert zugleich einen tatsächlichen Beweis für die Richtigkeit desselben. Auch unsere Ansicht über das Buch ist im allgemeinen eine auf Beifall gestützte, und es macht uns Freude, dies hier auszusprechen zu können.

Das Werk ist Alexander von Humboldt gewidmet und es wird auch ein Schreiben des großen Mannes an den Verleger in Annahme der Dedication sowol in der Nachbildung seiner Handschrift als auch im Typendruck mitgetheilt. Der Brief hat besonders einen charakteristischen Auspruch. „Die begonnene Schrift“, heißt es nämlich, „wird ein Gegenstück sein für die vielen inhaltsleeren populären Schriften, mit denen Deutschland mehr als die Nachbarstaaten überschwemmt ist, in denen freilich die Begründung des Lannenholzes“ sich auch forterhält.“ Daneben wird dann ein kurzes aber sehr treffendes Lebensbild des verstorbenen „Großmeisters der Naturwissenschaften“ zur Darstellung gebracht, welches auch zugleich in dem ersten Tone eines Nachrufs gehalten ist. „Am 6. Mai 1859 starb Alexander von Humboldt“, heißt der Schluß. „Auf die Kunde von seinem Tode beschloß Frankreich seinem großen Ehrenbürger ein Standbild zu errichten, und in wenigen Jahren wird sein Monument auch die Hauptstadt Preußens schmücken. Die Nationen leisten auch die Huld der Dankbarkeit. Aber wenn man erwägt, daß der Genius aus einem Jünger der Naturwissenschaft sich zu dem Lenker und Meister erhoben, daß er sie zu neuen Zielen emporgetragen und ihr neue ungeahnte Reiche erobert hat, und daß kein Punkt unsers Planeten ist, der nicht an ihn erinnert, so darf man sagen: Er bedarf keines Denkmals, er ist die Erde ist sein Denkmal.“ Hieran schließt sich dann eine Einleitung zum ganzen Werke, welche aus der gewandten Feder von Hermann Rastus geflossen ist, der sich durch seine annalistischen „Naturstudien“ einen so geachteten Namen in Deutschland erworben hat. Wahrscheinlich rührt auch die vorangehende Ehenestizze und der ernst begeisterte Nachruf von ihm her. Es konnte dies nicht leicht einer würdigern Hand anvertraut werden.

Der Inhalt des ersten Bandes ist: 1) „Physik und Meteorologie“, von Karl Ropppe; 2) „Die physikalische Technologie, wobei die Lehre von den Dampfmaschinen“, von C. L. Woll; 3) „Die elektrische Telegraphie, Galvanoplastik, Daguerreotypie und Photographie“, von C. Rauck; 4) „Die Chemie und chemische Technologie“, von J. Gottlieb. Der zweite Band enthält: 1) „Grundzüge der Physiologie“, von C. von Rusdorf; 2) „Zoologie“, von H. Rastus; 3) „Botanik“, von Dippel. Der dritte Band schließt in sich: 1) „Mineralogie“, von Quenstedt; 2) „Geognosie und Geologie“, von J. Roggerath; 3) „Bergbau und Hüttenkunde“, von F. S. Lottner; 4) „Das Meer“, von H. Romberg; 5) „Die Astronomie“, von Mädler. Hieraus erkennt man schon, daß das Werk einen großen Umfang hat und beinahe das ganze Gebiet der gesammten Naturwissenschaften berührt; auch weiß man, daß die Mitarbeiter Gelehrte sind, die einen geachteten Namen haben, von denen nur Gelegenes zu erwarten stand. Das wird ausreichen, dem Werke auch eine fernere günstige Aufnahme zu sichern.

Heinrich Hirnbaum.

Sebastian Castellio.

Die Lessing'schen Rettungen sind berühmt seit langen Zeiten, die Klopke'sche Rettung des Herrn Hauptpastor Boege hat erst durch August Boden eine Art von Celebrität erlangt, aber es ist eine traurige Celebrität. Nicht ihrer Form nach, darin ist sie

nicht ausgezeichnet, aber ihrem Resultat nach ist an die Stelle der Lessing'schen Rettungen die zu setzen, welche einem als Theolog wie als Philolog wadern Gelehrten der Reformationszeit, Sebastian Castellio, dem seines großen Gegners Calvin wegen so lange Zeit hindurch verkannten und verleumdeten Mann, jetzt durch einen schweizerischen Gelehrten, J. Mähly, zu Theil geworden ist. Castellio steht mit seinen Ansichten auf dem Boden der Gegenwart, er ist seiner Zeit weit vorgeeilt; weil aber die Häupter der schweizerischen Reformation an ihren Grundsätzen starr festhaltend in ihm keinen geschmeidigen unterwürfigen Diener, sondern einen ernsten selbständigen Forscher fanden, griffen sie ihn mit den ungerechtesten Waffen an, verleumdeten, verfolgten ihn in seiner bürgerlichen Existenz, und ließen ihm auch nach seinem Tode noch keine Ruhe. Der Nimbus, welcher jene umstrahlt, hat Castellio's Charakter in ein falsches Licht gestellt; es ist ein nicht genug zu schätzendes Verdienst der neuen Geschichtsschreibung, daß Namen ihr nichts gelten, daß allein die actenmäßige Wahrheit für sie gilt, und auf selbst neue handschriftliche Urkunden des baseler Rathesarchivs hauptsächlich gestützt, wie mit sorgfältiger Benützung aller früheren Literatur hat uns nun J. Mähly ein getreues Bild des unglücklichen Kämpfers für Freiheit der Forschung gegeben.

Sebastian Castellio war geboren 1515, nicht in Chatillon, wie man vielfach angenommen, sondern im Dorfe Saint-Martin du Fresne, eine halbe Stunde von Mantua im Departement de l'Aisne, damals savoyisch. Als Antiodibast bildete er sich in Lyon aus. Hieraus finden wir ihn kurze Zeit in Strasbourg bei Calvin, auf dessen Empfehlung er 1541 als Rector des Collège de la Vierge nach Genf berufen wurde mit der Verpflichtung zugleich zu predigen. Bald gerieth er mit Calvin wegen theologischer Ansichten in Streit und es ward ihm das Predigen untersagt. Er nahm seine Entlassung (falsch ist, daß er abgesetzt sei) und begab sich nach dem toleranten Basel. Hier war aber sein Leben ein sehr kümmerliches, der Noth wegen mußte er sich selbst mit Handarbeiten abgeben, dabei arbeitete er an seiner trefflichen lateinischen Bibelübersetzung, fünf Jahre lang; das ganze Honorar betrug 70 Thaler; für die französische Uebersetzung erhielt er zwei Jahre lang wöchentlich einen Gulden, ein drittes Jahr arbeitete er umsonst. Bei seiner Arbeit war ihm Reinheit und Klarheit des lateinischen Ausdrucks Hauptsache, nicht ein wortliches Wiedergeben, und während Melancthon sich sehr anerkennend aussprach, verfolgten ihn gerade jener Eigenschaft wegen die Genfer giftig.

Im Jahre 1552 erhielt er eine öffentliche Anstellung, die griechische Professur, war aber schlecht besoldet; wegen seiner Schrift über die Prädestination, die Calvin's gefährliche Schroffheiten beleuchtete, nahmen die Genfer von neuem den Streit auf. Als 1554 dem Rathe zu Genf ein pseudonymes Libell gegen Calvin zugesandt wurde, nannte Calvin fälschlicherweise Castellio als Verfasser, und besonders hatt setzte ihm Beza zu. Nach dem Feuertode Servet's 1553 ersahen ein Buch: „Martinus Bellius de non puniendis gladio haereticis“ (1554), eine Sammlung von Autoritäten, wie Luther, Augustinus u. a., gegen die Ketzerverbrennung, mit der Vorrede des pseudonymen M. Bellius, welche Anspielungen auf Servet enthielt. Beza bezeichnete sofort Castellio als diesen M. Bellius, neben ihm hätten Lilius Socinus und Gilius Curio an dem Werke gearbeitet. Das Buch und besonders die Vorrede verwirft die subtilen theologischen Fragen als eitles Spiel, man solle die Hauptpunkte der christlichen Religion festhalten, die Rebenpunkte würden doch stets streitig bleiben; dagegen solle man darauf bedacht sein, ein gottseliges Leben zu führen. Daß nun Castellio der Verfasser dieses Buchs sei, dafür sprechen allerdings innere und äußere Gründe, es gereicht ihm aber nur zum Ruhme; sein mannhaftes Auftreten für die Toleranz gegen Calvin's Schroffheit, Starrheit, ja Grausamkeit verdient alles Lob

*) Sebastian Castellio. Ein biographischer Versuch nach den Quellen von Jakob Mähly. Basel, Bahnmeier. 1863. 8. 27 Ngr.

nach das Buch kann als ein Ereignis betrachtet werden. Castellio stellt sich auf den allein richtigen Standpunkt, er will die Irrthümer nicht als berechtigt anerkennen, aber er will sie widerlegen, nur nicht durch Feuer und Schwert. Seine Gefinnung athmet Menschenliebe; er ist der Spinoza und Locke seiner Zeit. Daher ist er auch Gegner der Tortur. Sofort erließen Calvin und Beza die heftigsten Schreiben gegen ihn, er antwortete sehr mild, ja schickte Beza eine Gegenschrist ein, daß er sie für sich allein prüfe. Doch noch caluminiöser antwortete Beza und tabelte den baseler Senat, daß er Castellio eine Verteidigung erlaube. In Genf wurde auf Betrieb Calvin's eine gegen Castellio geschriebene Komödie von Konrad Dadias vor den Behörden aufgeführt, die Castellio als Teufel darstellt, überhaupt des gemeinsten Verleumdertums voll ist. Als den heftigsten und grausamsten Verfolger erwies sich Beza, wogegen in seiner Verteidigung der Bibelübersetzungen gegen denselben Castellio im mildesten und versöhnlichsten Tone spricht.

In seiner Familie hatte Castellio viel Unglück. Er war zweimal verheiratet, die zweite Frau überlebte ihn. Nach Ablehnung eines Rufes nach Lausanne wurde seine Stellung in Basel etwas verbessert. Aber seine Freundschaft mit Verhaard Ochino, dem Prediger der ausgewanderten protestantischen locarner Gemeinde in Zürich, brachte ihm neue Mißheiligkeiten, da er dessen italienische Dialoge ins Lateinische übersezte und diese Uebersetzung der italienische Buchdrucker Verna ohne Censur druckte; sie enthielten anstößige Ansichten über Polygamie, doch da er nur Uebersetzer war und zwar des Erwerbs wegen, kam es nicht zu weiterer Verfolgung. Schlimmer wurde eine aus Beza's Schriften gezogene und dem Rathe von Basel vorgelegte Anklageschrift. Der Tod besaßte ihn 1563 von den gerichtlichen Verurtheilungen. Sein Gegner Beza klagte ihn auf Leben und Tod an. Seine nicht herausgegebene schriftliche Verteidigung ist frei von jeder persönlichen Beschäftigung, von einer edeln und ernsten Haltung, gemäßig, human, im Gefühl der Unschuld und des Rechts verfaßt. Ein Fieber oder richtiger Atrophie war die Folge seines Arkeitsens, seiner Nachtwachen und Sorgen. Seine Gegner nannten seinen Tod eine Strafe Gottes. Unter einem sehr zahlreichen Gefolge wurde seine Leiche im Kreuzgange des Münsters beigesetzt in der Familiengruft des Thomas Orynäus, der ein Jahr nach ihm starb und neben ihm seinen Platz erhielt; die hierzu nöthige Oeffnung des Grabes hat wiederum der Verleumdung Stoff gegeben, man habe, sagte man, den Erzfeser nicht im Grabe dulden wollen.

Nach seinem Tode erschien ein Theil seiner nachgelassenen Schriften, so durch Faustus Socinus vier Dialoge über Prädestination, Gnadenwahl, freien Willen und Glauben; seine Ansichten sind die des Erasmus und Melancthon, aller Engherzigkeit feind.

Er zeichnete sich aus durch Frömmigkeit, Unbescholtenheit des Lebenswandels, war mäßig, bescheiden, gewissenhaft. Der Grund der christlichen Lehre war ihm eine heilige Sache, das innerste Wesen des Christenthums ist ihm aber die Liebe. An theologischer Schärfe stand er wohl manchem seiner Gegner nach, an theologischer Selbstständigkeit niemand. Das aber machte ihn gerade den karren Calvinisten wie den Katholiken verhaßt. Wenn er die Verfolgung der Wiedertäufer tabelte, so war er doch ihren Lehren nicht hold, wie er sich über den Eid gegen sie ausdrückte, und doch wurde ihm der damals häufige Name eines Wiedertäufers beigelegt. So gehört er auch zu den Märtyrern, denen jetzt erst ihr Recht widerfahren ist. 42.

Notiz.

Dramatische Autoren in Deutschland und in Frankreich.

Vor kurzem kam in der Literaturwelt wieder ein mit jenen herzbrechenden Umständen, an die man sich in Deutschland seit langem hat gewöhnen müssen, verbundener Todesfall vor: am

18. Januar starb nämlich in Wien der dramatische Dichter Hermann Herzogenstron, ein alter Mann von 73 Jahren — im Spital. Herzogenstron zählt allerdings nicht zu den hervorragenden Dichtern unserer dramatischen Literatur; er hat überhaupt keine eigentlich literarische Bedeutung; aber er hat den guten Willen manchen heiteren Abend bereitet; er hat an 200 größere und kleinere Stücke, zum Theil wol nur Nachahmungen französischer Originale geschrieben, deren manche mit großem Beifall im Hofburgtheater, die Mehrzahl aber im Leopoldstädter Theater gegeben wurden, und zwar brachte das an treffender Zeitsatire reiche Lustspiel „Mothorheiten“ dem Director mehr als 100 volle Häuser ein. Der Verstorbene wird uns als ein Mann von „unendlicher Herzengüte“ geschildert, der das wenige, was er besaß, gern mit dem nächsten Besten theilte, und aus Misträuen gegen seine durch Alter geschwächte Kraft in den letzten Jahren gefeiert habe; „denn an Bescheidenheit übertraf er die jüngere Generation weit“. Die Stuttgarter illustrierte Zeitschrift „Neber Land und Meer“ schließt ihren kurzen, aber von warmer Empfindung durchhauchten Nekrolog, dem wir diese Zeilen entlehnen, mit den Worten: „Er, der zu dem Vergnügen so vieler Menschen beigetragen hatte, fand in seinen alten Tagen keine Freundesbrust, an der er hätte sterben können. Frieden der Asche dieses wahrhaft guten Mannes!“ Das Mißverhältniß zwischen dem Einkommen der Bühnen und dem der Autoren, welche durch ihre Erzeugnisse ihnen dieses Einkommen verschaffen, ist in Deutschland immer noch ein schreiendes. Wie ganz anders in Frankreich! Die Gesamteinnahme der pariser Theater betrug in der Zeit vom 1. April 1861 bis Ende März 1862 11,191,041 Francs, wovon 1,277,000 Francs als Tantième an die dramatischen Dichter und Componisten gezahlt wurden; rechnet man hierzu noch den Tantiémenertrag der Provinzialbühnen, welcher sich wol auf das Doppelte der obigen Summe belaufen wird, so ergibt sich für die französischen Autoren eine jährliche Gesamtrevue von 3,800,000 Francs. Die pariser Theater bezahlen also im Durchschnitt 10 Procent ihrer Einnahmen als Tantième; das höchste Budget für Autorenrechte weist die lyrische Oper auf, welche nahezu 15 Procent abgab. „Es ist wol unnöthig“, bemerkt hierzu die „Europa“, „einen Vergleich der Lage unserer deutschen Dichter und Componisten mit der ihrer französischen Kunstgenossen anzustellen, da die Kläglichkeit unserer Verhältnisse nur zu offen vor Augen liegt.“ Das Aufführungshonorar der „Weißen Dame“ blos in Paris hat nach ungefährrer Berechnung dem Componisten Boieldieu und seiner Familie die Summe von 400,000 Francs eingetragen; nun frage man nach, was Mozart für seinen „Don Juan“ oder die „Saubere Rute“, Beethoven für seinen „Fidelio“, Weber für seinen „Freischütz“ oder den „Oberon“, Marschner für „Templer und Jüdin“ oder „Hans Heiling“, Wagner für den „Tannhäuser“, Porzing für „Bar und Zimmermann“, Kreutzer für „Das Nachtlager von Granada“ erhalten haben. Glück empfing in Paris für seine „Iphigenie in Aulis“ wie für jede folgende Oper ein Honorar von 20,000 Livres nebst der Zusage einer lebenslänglichen Pension, die nach Aufführung seiner dritten Oper 1000, nach der vierten 1500 und nach der sechsten 2000 Livres betragen sollte. Deutschland, wo man nur mit Titeln und Orden als höchst wohlthätigen Dingen nicht zu knausern pflegt, speist ihn mit der Ernennung zu einem österreichischen „Kammercompositen“ ab! Unsere Hofbühnen, die so und so viele Zuschüsse beziehen, knausern nach keiner Seite hin, außer den dramatischen Autoren und Componisten gegenüber. Es scheint in der That sonderbare Leute genug in Deutschland zu geben, welche der Ansicht sind, daß es des Künstlers und Dichters überhaupt unwürdig sei, Honorar zu beziehen; halten sie es etwa für würdiger und anständiger, daß sogenannte Kunstankalter wie die Bühne von den *Mäkeln* und dem sauren Schweiß der Schaffenden die alleinige oder auch nur die unverhältnismäßig größere Nutznießung haben? H. M.

Bibliographie.

Apophoromen über Kirchliches und Religiöses, für alle gebildete Protestanten. Schriftstücke aus der Mappe eines Nachfolgers des Wolfenbüttler Fragmentisten im 19. Jahrhundert. Hain, Feuer. 1862. Gr. 8. 15 Ngr.

Baniffin, Graf A., Christian VII. und sein Hof. Historischer Roman, 1te Abtheilung. Caroline Mathie. Zwei Bände. Hannover, G. Rümpler. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Bölke, Amely, Moderne Charakterköpfe. Drei Bände. Berlin, Gerschel. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wiener Croquis. 1tes Heft. Wien, Benedikt. 16. 5 Ngr.

Friedrich H. König von Preussen, Morgenstunden über die Angewandte Kunst, geschrieben für seinen Neffen. Original-Text mit gegenüberstehender Uebersetzung. Freiburg im Br., Ferber. Gr. 8. 12 Ngr.

Gätschenberger, S., Dramatische Werke. 1tes Bändchen. Würzburg, Richter. Gr. 16. 10 Ngr.

Gottwald, G., Neue historische Erzählungen und Bilder aus dem Leben. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gedländer, F. W., Die dunkle Stunde. 1te Lieferung. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Hartmann, J., Matthäus Alber, der Reformator der Reichstadt Reutlingen. Ein Beitrag zur schwäbischen und deutschen Reformationsgeschichte. Mit dem Bildnis Albers und dem Anhang, die erste Reutlinger Kirchenordnung enthaltend. Tübingen, Krieger. Gr. 8. 21 Ngr.

Hasse, F. A., Geschichte des Alten Bundes. Leipzig, Giesecke. Gr. 8. 1 Thlr.

Hefse, W., Frische Kamiten. ut Kristhaon Schulten sin. Berlin, Schotte u. Comp. 8. 25 Ngr.

Holtei, R. v., Der letzte Komödiant. Roman in drei Akten. Breslau, G. Trevenit. 8. 5 Thlr.

Immergrün, P. J., Herz, Welt und Vaterland. Ges. Die vermehrte Auflage. Bremen, Rühmann u. Comp. 1862. 16. 20 Ngr.

Käner, W., Gedichte in siebenbürgisch-sächsischer Mundart, nebst freier metrischer Uebersetzung in das Hochdeutsche. Hermannstadt, Steinhausen. 1862. Gr. 16. 1 Thlr.

Lamartine, A. de, Graziella, übersetzt von G. Leopold. Augsburg, Wolf. 1862. 8. 8 Ngr.

La Rive, W. de, Graf von Savour. Skizzen und Erinnerungen. Einzige vom Verfasser autorisierte deutsche Ausgabe. In's Deutsche übertragen von R. M. Kertbeny. 1ter Band. Leipzig, Pufkurt. 8. 25 Ngr.

Lochmeis, G., Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Mit besonderer Berücksichtigung ihrer finanziellen Verhältnisse. Vom Leben u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Luther, G. A., Die deutschen Reichskriegs 1813—1815. Für das deutsche Volk. 1te Lieferung. Leipzig, G. Schäfer. 1862. 4. 7 1/2 Ngr.

Meyer, G., Galileo Galilei. Ein historisches Trauerspiel in fünf Akten. Leipzig, Pufkurt. 1862. 16. 20 Ngr.

Michelot, J., Die Hese. In das Deutsche übertragen von R. Klose. Leipzig, R. Schaefer. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Polischott, J., Die Grenzen des Menschen. Vortrag bei der Wiedereröffnung der Vorlesungen über Physiologie an der Linné Hochschule am 24. November 1862. Gießen, Ferber. 8. 10 Ngr.

Die Morgenstunden eines deutschen Fürsten oder die Kunst zu regieren. Unveränderter Abdruck einer Uebersetzung nach dem Original des 18. Jahrhunderts nebst den Anmerkungen des damaligen Herausgebers. Reutlingen, Kupp u. Baur. 8. 9 Ngr.

Königliche Morgenstunden, oder die Kunst zu herrschen. Königlich von Friedrich dem Großen. Aus dem Französischen. Leipzig, Pufkurt. Gr. 8. 5 Ngr.

Rorin, G., Stern und Rose. Poetische Erzählung aus dem Orient in fünf Gesängen. Landshut, Krüll. 16. 12 Ngr.

König Mal und sein Weib. Indische Sage. Deutsch historisch bearbeitet von G. Lohedanz. Leipzig, Brockhaus. 16. 24 Ngr.

Kammersdorf, F. v., La Stella. Roman aus Venedig Gegenwart. München, Fleischmann. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Nölbke, L., Das Leben Muhammed's. Nach den Quellen populär dargestellt. Hannover, G. Rümpler. 8. 20 Ngr.

Ott, M., Die syrischen „Auserlesenen Sprüche des Herrn Jesus Christus von Rom“ nicht eine Fälschung, sondern eine überarbeitete Sektionschrift. Notiz. 1862. 4. 18 1/2 Ngr.

Rundstedt, R. v., Die griechische Armee und die Revolution. Berlin, Hempel. 8. 15 Ngr.

Deutsche Salon-Bibliothek. Herausgegeben von A. Schrauber. 1te Serie. 1ter und 2ter Band. Leipzig, Fr. Voigt. Gr. 16. 20 Ngr.

Schuller, J. R., Aus den Papieren eines alten Bettesmannes. Hermannstadt, Steinhausen. 1862. Gr. 16. 15 Ngr.

— Die Verhandlungen von Mühlbach im Jahre 1861 und Martinuzzi's Ende. Hermannstadt, Steinhausen. 1862. Gr. 8. 12 Ngr.

Schulz, G., Deutschlands Kampf und Klage. Leipzig, D. Wigand. 16. 10 Ngr.

Schwarz, Marie Sophie, Blätter aus dem Frauenleben. Eine Erzählung. Aus dem Schwedischen von A. Kresschmar. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Smetana, A., Geschichte eines Excommunicirten. Eine Selbstbiographie. Aus dessen Nachlasse herausgegeben. Mit einem Vorwort von A. Meißner. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Ludwig Uhland. Gedenkblätter auf das Grab des Dichters. Tübingen, Otfander. 1862. 4. 15 Ngr.

Voigt, J., Die Erwerbung der Neumark, Ziel und Erfolg der brandenburgischen Politik unter den Kurfürsten Friedrich I. und Friedrich II. 1402—1457. Nach archivalischen Quellen. Berlin, Brühl. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Wachenhusen, G., Die Gräfin von der Nabel. Eine Geschichte aus dem Alltagsleben. Berlin, Verlags-Comptoir. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wagner, A., Sechs Abhandlungen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften. Mit 1 Tafel. Leipzig, Voss. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wilbrandt, A., Heinrich von Kleist. Nordlingen, Beck. Gr. 8. 2 Thlr.

Wood, Frau Henry, Drangsale einer Frau oder die Halliburtons. Roman. Aus dem Englischen von A. Kresschmar. Autorisierte Ausgabe. 1ter bis 3ter Band. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Lassalle, F., Macht und Recht. Offenes Sendschreiben. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 3 Ngr.

Wofenhauer, G. E., Die Todesstrafe. Akademischer Vortrag gehalten in Bern vor einem gemischten Auditorium den 9. Januar 1863. Bern, Henberger. 8. 7 1/2 Ngr.

Pierpont, W., Die Freiheitskriege. Vaterländische Geschichte der Jahre 1806—1815. Berlin, Klemann. Gr. 16. 5 Ngr.

Sauter, Dpfertod der 700 Schwaben für die Sache des heiligen Stuhles unter Papst Leo IX. bei Civitella den 18. Juni 1053. Ein Peterspfennig. Schwäbisch-Gmünd, Schmid. 8. 4 Ngr.

Schuller, J. R., Zur Kunde siebenbürgisch-sächsischer Spottnamen und Schelten. Sylvestertage für Gönner und Freunde siebenbürgischer Landeskunde. Hermannstadt, Steinhausen. 1862. 8. 6 Ngr.

Zeugniffe an die Gemeinde. Aus dem Englischen. Basel, Schneider. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der spanisch - marokkanische Krieg in den Jahren 1859 und 1860.

Mit Benützung der vorhandenen Quellen und nach
eigener Beobachtung dargestellt von

Eduard Schlagintweit,

königlich bayerischem Chevauxlegers - Oberlieutenant und Divisions-
Adjutanten.

Mit einer lithographirten Terrainkarte. 8. Preis 3 Thlr.
15 Ngr.

Die Schilderungen der Begebenheiten des letzten Feldzugs der Spanier gegen das Kaiserreich Marokko bilden den Gegenstand des vorliegenden Werks, und der Verfasser gibt als Augenzeuge hier ein treffendes Bild von dem Charakter der dortigen Kriegsführung. Obwol dem spanischen Hauptquartiere aggregirt und von der lebhaftesten Theilnahme für die Erfolge der europäischen Waffen erfüllt, zeigt er sich doch ganz unparteiisch in der Beurtheilung aller Ereignisse. Ueberdies hat ein längerer Aufenthalt in der marokkanischen Stadt Tanger nach dem Abschluss des Feldzugs den Verfasser in den Stand gesetzt, auch über die so wenig bekannten socialen und politischen Verhältnisse Marokkos und über die diplomatischen Correspondenzen interessante Aufschlüsse zu geben.

Zur Feier des hundertjährigen Geburtstages

Jean Paul Friedrich Richter's

(geboren 20. März 1763).

In **C. A. Fleischmann's** Buchhandlung (August Rohlfeld) in München ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes zu haben:

Denkwürdigkeiten aus dem Leben

von **Jean Paul Friedrich Richter.**

Zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages herausgegeben von dessen Schwiegersohn Ernst Foerster.

I. Bb. 1. und 2. Abtheilung. Broschirt. Preis 2 Thlr.,
oder 3 Fl. 12 Kr.

Inhalt: Jean Paul's Briefwechsel mit seinen Freunden Emanuel Dörmund (einem Juden), Friedrich von Vertel und Paul Thieriot.

Es erscheinen diese Denkwürdigkeiten in drei Bänden, welche bis April im Druck vollendet sein werden. Dieselben enthalten eine Auswahl aus dem handschriftlichen Nachlaß Jean Paul's in Briefen an seine Freunde und Freundinnen nebst bezüglichen Briefen derselben, durch welche das Verhältniß Jean Paul's zu seinen Zeitgenossen und ihm näher gestandenen Männern dargestellt und die unbegrenzte begeisterte Liebe, die der herrliche Mensch in immer steigendem Maße bis zu seinem Lebensende genossen, der Mitwelt ins Gedächtniß zurückrufen werden. Ebenso wird auch das höchste Lebens- und Liebesglück des Dichters, wie es im Briefwechsel mit seiner Braut und Gattin und in den Briefen an seine Kinder zu Tage tritt, wie Auszüge aus den von ihm geführten Tagebüchern seine Stelle finden.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Demurgos.

Ein Mysterium.

Von **Wilhelm Jordan.**

Drei Theile. 8. Geh. Ermäßigter Preis 2 Thlr.

Infolge der Zeitverhältnisse fand diese in den Jahren 1862 — 64 zuerst veröffentlichte großartige Dichtung damals nicht diejenige Beachtung seitens des Publikums, welche sie als eine der hervorragendsten Erscheinungen der modernen deutschen Poesie beanspruchen darf. Um dem Werte des bekannten Dichters, das von der Kritik als „ein Hohes Lied des Geistes, ausgestattet mit einer Fülle der erhabensten Schönheiten, der tiefsten und schlagendsten Gedanken“ bezeichnet wurde, größere Verbreitung zu verschaffen, hat die Verlagshandlung den ursprünglichen Preis von 6 Thlrn. auf 2 Thlr. ermäßigt, zu welchem es durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

In **C. A. Fleischmann's** Buchhandlung (August Rohlfeld) in München ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Novellen

von

Julius Große.

Zweiter Band. Broschirt 1 Thlr. 12 Ngr., oder
2 Fl. 24 Kr.

Inhalt: Am Golf von Neapel. Morizot. Ein Charakterbild aus der französischen Revolution.

Die erste Novelle gewann unter dem Titel „Ein deutscher Maler“ den ersten Preis bei der Novellen-Concurrenz des illustrierten Familienjournals.

Bücher zu ermäßigten Preisen.

Bücherkäufer werden auf die von **F. A. Brockhaus** in Leipzig soeben ausgegebenen fünf

Verzeichnisse werthvoller Werke zu bedeutend ermäßigten Preisen,

eine reiche Auswahl aus allen Fächern der Literatur enthaltend, besonders aufmerksam gemacht.

Alle Buchhandlungen liefern die Verzeichnisse gratis und nehmen Bestellungen auf die darin aufgeführten Werke an.

In **C. A. Fleischmann's** Buchhandlung (August Rohlfeld) in München ist soeben erschienen:

Serfules Schwach.

Humoristischer Roman

von

August Silberstein.

Drei Bände. Eleg. brosch. mit Holzschnitt - Titel
4 Thlr. 15 Ngr., oder 7 Fl. 30 Kr.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 12. —

19. März 1863.

Inhalt: Jean Paul's Briefwechsel mit seinen Freunden. Von Hermann Marggraf. — Zur neuern Novellistik. Von Ernst Oswald. — Litteraturliteratur. — Culturgeschichtliches aus Sachsen und Thüringen. — Notizen. (Immermann's Dorfgeschichte in illustrierter Ausgabe; Eine französische Stimme über die Umland-Feier in Berlin.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Jean Paul's Briefwechsel mit seinen Freunden.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jean Paul Friedrich Richter. Zur Feier seines hundertjährigen Geburtstags herausgegeben von Ernst Förster. Erster Band. Erste und zweite Abtheilung. München, Fleischmann. 1863. 12. 2 Thlr.

Vermöge ihrer allbekannten Schreibseligkeit lassen es die Deutschen sonst nicht an sich fehlen, den Säkularfeiern von hervorragenden Schriftstellern, Dichtern und andern berühmten Personen schon lange vorher eine reiche Masse von größern Werken und kleinern Druckchriften voranzuschicken, in denen die betreffende Persönlichkeit zu beleuchten und zu charakterisiren versucht wird. Jean Paul, dessen Säkulartag wir in diesen Tagen, am 21. März, zu feiern haben werden, ist dieses Glück oder Unglück nicht zu Theil geworden; nicht einmal „Richtstrahlen aus Jean Paul's Werken“ sind erschienen, wiewol eine solche Sammlung Jean Paul'scher Kernsprüche und Glanzstellen als Vorbereitung für die Säkularfeier sehr passend erscheinen könnte. Vielleicht freilich entgehen wir einer beträchtlichen Vermehrung der Literatur über Jean Paul denn doch nicht; denn sicherlich wird sein Säkulartag an mehr als an einem Orte Deutschlands gefeiert und später vielleicht mehr als eine Festrede im Druck veröffentlicht werden. Bis jetzt aber liegt uns — außer einer uns eben zugehenden Schrift von A. Henneberger über Jean Paul's Aufenthalt in Meiningen, deren Besprechung nicht in den Rahmen gegenwärtigen Aufsatzes passen will und auf später verspart werden muß — nur ein einziges Werk vor, welches laut dem Titel ausdrücklich zur Feier von Jean Paul's hundertjährigem Geburtstage bestimmt ist; es ist die von seinem Schwiegersohne, Ernst Förster, herausgegebene Sammlung von Briefen Jean Paul's und seiner Freunde Emanuel Oswald, Friedrich von Dertel und Paul Thieriot. Wie viel Schriften auch auf Anlaß des 21. März noch ans Licht treten sollten, so wird doch sicherlich keine die vorliegende Publication an Interesse übertreffen, denn hier haben wir Jean Paul aus erster Hand, eine Sammlung von Schriftstücken aus der Feder Jean Paul's und einiger seiner intimsten Freunde, die uns in seinen Charakter, seine äußern Lebensverhältnisse,

1863. 12.

in das Gemüth einiger trefflichen oder reichbegabten, ihm nahe befreundeten Männer und in die Zeit, in und mit der er lebte, manche anziehende und lehrreiche Blicke thun lassen.

Es ist nicht zu leugnen, daß Jean Paul, aus dessen Schöpfungen eine frühere Generation einen großen Theil ihrer geistigen Nahrung und den Stoff zur Belebung und Erhebung ihres Gemüths schöpfte, dem Geschlecht unserer Tage ferner getreten ist. Er war ein Freund und Tröster aller Armen und Bedrückten, aller, die schweren und beladenen Herzen sind, er war in politischen Dingen ein freisinniger, ein patriotischer, echt deutscher Mann, so deutsch, daß ihn der Franzose H. Blaze sogar „plus Allemand“ als selbst Schiller und Goethe nennen konnte, und es ist dies ein Punkt, über den gerade das Ausland, das ihm ja auch soeben durch eine französische Bearbeitung der „Vorschule der Aesthetik“ und eine englische Uebersetzung des „Titan“ (vgl. Nr. 7 d. Bl.) seine Huldbildung darbrachte, zu urtheilen besonders befähigt und berechtigt ist. Aber Jean Paul war kein Parteimann, kein Tendenzmann im gewöhnlichen Sinne; er bietet keine Stichworte, welche in Zeiten innerer politischer Erregung von einer Partei zur Parole erhoben werden könnten; seine ebenso erhabenen als weiten Gedanken, die sich immer in die Tiefen des Gemüths verlieren und versenken, lassen sich nicht mit der kurzen Tendenzelle messen, nicht zu einem politischen Parteiprogramm zusammenfassen. Hätte man gegenwärtig wirklich einen Cultus des Genius, so würde man auch den Genius Jean Paul's mit größerm Eifer feiern, als dies geschehen zu wollen scheint; aber wir haben ihn nicht; wir schmeicheln einem Genius nur insofern, als er unsern Tendenzen entgegenkommt, wie wir demjenigen schmeicheln, von dem wir irgendeinen Nutzen für uns erwarten.

Das jetzige deutsche Geschlecht ist politisch, wenn auch nicht gerade praktisch politisch, es ist sehr realistisch, ja in weiten Schichten sogar materialistisch geworden. Das ist, Ausnahmen willig zugestanden, kein Geschlecht, welches Jean Paul's Genius nach Verdienst würdigen könnte. Schon jene barocke Mischung von Humor und feierlicher Sentimentalität, welche letztere in ihren Auswüchsen zu

verspotten und lächerlich zu machen gegenwärtig leichter ist als sie in ihren rein menschlichen Ursprüngen zu begreifen, jener Contrast von weltweiten Gedanken und häuslich idyllischen Zügen, jene wunderlichen Sprünge vom Erhabenen ins Gewöhnliche und umgekehrt schrecken die meisten der Zeitlebenden oder sind ihnen etwas Fremdartiges, und dann redet auch Jean Paul eine an Bildern und Gleichnissen reiche Sprache, die dem nüchternen modernen Verstande die Sprache eines Berauschten oder doch Verzühten zu sein scheint. Unsere überflutete gewordene Generation hat nicht die Selbstverleugnung, die dazu gehört, um sich in eine Individualität von so origineller Beschaffenheit wie diejenige Jean Paul's hineinzuheben. Selten mag sich heutzutage überhaupt noch jemand so weit seiner selbst entäußern, um in der Vorstellung- und Anschauungsweise eines andern zu denken oder sich auch nur für Augenblicke in sie zu versetzen; man glaubt sich von vornherein fertig und meint, von einem andern nichts mehr für sich gewinnen zu können; man will sich durch den Anblick und die Prüfung der geistigen Reichthümer anderer nicht in dem seligen Wahne stören lassen, daß man ja selbst reich genug sei; man begnügt sich höchstens mit den von Hand zu Hand gehenden ausgeprägten Silbermünzen, wenn sie auch vom vielen Gebrauch etwas schmutzig geworden sein sollten, aber man scheut die Mühe, die es erfordert, sich in die tiefen Schächten eines originellen Geistes zu versenken, um aus dem Gestrüß mit harter Arbeit jenes noch ursprüngliche reine Jean Paul'sche Gold herauszufördern, das nicht immer gerade offen zu Tage liegt.

Der Humanitätszweck, der An- und Ausbau des innern Menschen, die Vertilgung der Disharmonien menschlichen Gemüthslebens zu reinsten Seelenstimmung, die Verweisung von dem Irdischen auf ein Jenseitiges, die Läuterung von den Schläfen menschlicher Natur — das waren etwa die Hauptzwecke, denen Jean Paul nachstrebte. Mit diesen Traditionen, in denen er, dem Beispiel der edelsten seiner Zeitgenossen folgend, aufwuchs und sich nährte, hat unsere Generation ziemlich gebrochen. An der Zeitbörse sind die innern Güter ebenso sehr im Preise gefallen, als die äußern gestiegen sind. Sittliche Vervollkommenung und Ausbildung der Gemüthsseiten des Menschen will man kaum noch, denn man führt einen Kampf, für die man Menschen solchen Geprags am wenigsten würde brauchen können; eher sucht man von allen Seiten die heftigsten Leidenschaften zu nähren und die Begriffe von Sittlichkeit und Humanität zu erschüttern und durch selbstsüchtige Sophistik zu verwirren. Man hat den Jean Paul'schen Aberglauben verlernt; denn das Gewicht der materiellen und verwandter Interessen zieht uns zu Boden.

Man erlaube uns hier eine kleine, vielleicht nur scheinbare Abschweifung. Ein Verehrer Arthur Schopenhauer's und „Dilettant der philosophischen Wissenschaft“ ließ am 28. Februar, dem sonst unbemerkt vorübergegangenen Geburtstag des von ihm verehrten „Meisters“ im Feuilleton der „Constitutionellen Zeitung“ einen auf Schopenhauer bezüglichen Aufsatz erscheinen, in dem es unter anderem heißt:

Man findet das einzige Glück des Menschengeschlechts in der Erfindung sinnreicher Maschinen, die den Aufwand menschlichen Kraftverbrauchs vermindern. Und statt auf ideale Factoren legt man einseitig auf volkwirtschaftliche Fragen, auf Production und Consumption, Aus- und Einfuhr von Maschinenfabrikaten und Colonialwaaren ein allzu großes Gewicht. Wenn man nun auch den Gegenstand des materiellen Interesses ihre Beschäftigung nicht abspizt und nicht abbrechen kann, so geschieht dies doch nur mit der Einschränkung, sie für das anzusehen, was sie sind oder wenigstens sein sollen, nämlich die Hebel und Beförderungsmittel einer intellectuellen wie humanisirenden Bildung, einer Bildung, die das Individuum über die Schranken des Lebensmarktgewahls und den Egoismus des engherzigen Ich erhebt und ihm Interesse am Reiche der Gedanken verleiht.

Mit diesen Sätzen, die so wahr sind, daß sie fast als trivial erscheinen könnten, stimmen auch wir im wesentlichen überein. Dabei wissen auch wir die mancherlei besondern Fortschritte und Vorzüge unserer Zeit sehr wohl zu schätzen; wir wissen, daß der frühere humanitätsästhetische Quietismus und Idealismus in ihrer alten ausschließlichen Form keine Aussicht auf bleibenden Bestand und dauernde Herrschaft hatten; wir wissen, daß der Kampf, wie er gegenwärtig auf politischem und andern Gebieten stattfindet, nicht ausbleiben konnte und bei fortgesetztem verheerenden Widerstande möglicherweise nur immer größere Dimensionen annehmen wird. Aber ebenso wohl sind wir überzeugt, daß bei dem jetzigen Culturzustande mit diesem aufgedrungenen und einmal auszufechtenden Kampfe die Pflege der Humanität und die zarteste Berücksichtigung der intellectuellen und ästhetischen Interessen sehr wohl Hand in Hand gehen könne und müsse; wir fürchten, daß die habersichtige, zu allerlei Negationen aufgelegte, in vielen Schichten derb materialistische deutsche Nation bei ihrer ganzen Art zu sein nicht die Fähigkeit besitze, sich mit derselben Leichtigkeit wie Engländer und Franzosen, Italiener und Spanier aus schweren innern Kämpfen zur Rational- und Cultureinheit wieder emporzuraffen, und daß wir infolge davon leicht wieder jenem chaotischen, böstischen und etwas barbarischen Zustande anheimzufallen könnten, den wir infolge der kirchlichen Reformkämpfe schon einmal durchgemacht haben.

Gehen wir nun zu dem vorliegenden Briefwechsel über, so stoßen wir da von vornherein auf eine Erscheinung, die für Jean Paul's Zeit charakteristisch ist und selbst der Entwicklung der deutschen Cultur und Literatur großen Vorstoß leistete und reiche Früchte trug: wir meinen den Freundschaftscultus, wie er damals zwischen gleichgesinnten, nach Bildung strebenden Männern bestand. Die Freundschaften waren Hervorbringungen des zartesten Gemüthslebens, wie es jetzt in unserer Zeit des selbstsüchtigen Individualismus nicht mehr besteht, und hatten zu gleich den Zweck, durch lehrreiche oder gemüthliche, unter den Freunden ausgetauschte Gespräche und Briefmittheilungen einander in der Ausbildung des innern Menschen zu fördern und über ältliche Lebensfragen, über religiöse Streitfragen, über Gegenstände der Literatur u. s. n. gegenseitig sich zu unterrichten. Bildungsbedürftige Menschen, die nie die Lust verspürten und nie die Abfälligkeiten hatten, als Schriftsteller aufzutreten, schlossen sich zu

größter Innigkeit schriftstellerischen Talenten und hervorragenden Geistern an, und zeigten sich für den Genuß und die Belehrung, die sie von ihnen empfingen, durch allerlei Dienstleistungen und oft nicht unbeträchtliche materielle Opfer dankbar. Diese Freundschaften beruhten nämlich auf einem „Seelenaustausch“, ein Begriff, zu dem man damals auch das Wort erkand.

Dieses Glück hatte auch Jean Paul, der ja auch bekanntlich den Segen und die Weihe solcher Männerfreundschaften im „Osservator“ (zwischen Victor und Flamin), im „Elektas“ (zwischen Siebenkläs und Leibgeber) u. s. w., in Schilderungen, welche zu seinen glänzendsten überhaupt gehören, verherrlicht und gefeiert hat. Und auch in den vorliegenden Briefen thut er dies bisweilen in Worten und Gleichnissen von ganz Jean Paul'scher Originalität; so wenn er z. B. am 30. October 1794 aus Hof an seinen Emanuel schreibt:

„Es thut meiner ganzen Seele wohl, daß Sie mich lesen. Lieber! Ich und Sie gehören zusammen — unsere Bekanntschaft ist kurz, aber unsere Verwandtschaft ist ewig — meine Seele ist nicht der Widerhall der Ihrigen; sondern Echo und Klang sitzen zusammen, wenn sie nahe aneinander sind, in der Physik und in der Freundschaft. Ach in diesem zerstäubenden Leben, in dieser finsternen Baumannshöhle von Welt, wo Blut wie Tropfen in unsern Gestalten zusammentropft und wo diese Gestalten so kurz blinzen und so bald schmelzen, in diesem schillernden Dasein um uns gibt es nichts Stehendes und Fortglühendes und nicht, was uns Gefühle der Unvergänglichkeit reicht als ein Feuer, das geliebt wird, und eins, das liebt.“

Aber auch Emanuel steht in der Intensität seines Freundschaftsgefühls gegen Jean Paul nicht zurück; er schreibt z. B. am 30. December 1795 aus Vaireuth: „Meine Freunde können aus mir machen, was sie wollen; nur keinen noch schlimmern Menschen! Der Wink eines Freundes ist mir Befehl. Meine Freunde sind mir heilig; sie werden mich nur zu meinem Heile führen.“ Vielleicht hatte man aber damals noch Freunde auf Erden, weil man noch einen Freund im Himmel hatte, den „ersten, heiligsten, reinsten Freund“, den „Freund aller Freunde“, wie Emanuel gleich darauf jenes Wesen nennt, welches ihm dieses Gefühl für befreundete Menschen zutheilt. Man lese nur die Ueberschriften der Briefe, namentlich derjenigen aus frühester Zeit. Emanuel redet Jean Paul an: „Mein unendlich theurer Freund!“ „Großer Freund!“ „Würdiger, mein unendlich theurer Freund!“ „Mein mir unendlich schätzbarer, achtungswürdiger, geliebtester Freund!“ „Lieber Einziger!“ und Dertel schreibt ihm am 20. Juli 1806: „Erster und theuerster Freund meines Geistes“ u. s. w. Man lächle nur — leider hängt nur so viel als Schöne und Erhabene, was die damalige Zeit hervorbrachte, mit diesem glühend sich hingebenden Enthusiasmus, mit dieser pietätvollen Seelenstimmung zusammen.

Aus Jean Paul's Lebensbeschreibung kennen wir drei seiner Freunde, die dies schon in jungen Jahren waren: Adam Lorenz von Wertheim (nicht zu verwechseln mit Friedrich von Dertel), Hermann aus Hof und Christian Otto Ebenhofer. Die beiden ersten hatte der Ich nicht betrauert; Otto überlebte den Freund. „Sein Verhältnis zu Jean Paul“, bemerkt Ernst Förster in der

Einleitung, „war das der zartesten ausdauerndsten Freundschaft; er war der erste Leser der Jean Paul'schen Schriften vor dem Druck, und sein aufrichtiger, ebenso strenger (oft pedantischer) als warmfühlender Freund.“ Der Briefwechsel zwischen ihm und Jean Paul ist bekanntlich in vier Bänden bei G. Reimer in Berlin erschienen. Außerdem enthält die in Breslau bei Max erschienene Biographie „Wahrheit aus Jean Paul's Leben“ sowohl Nachrichten über ihn und die beiden erstgenannten, als Briefe von ihnen und an sie.

Aus der vorliegenden Briefsammlung treten und weitere drei Freunde Jean Paul's näher; zunächst Emanuel (mit dem spätern Familiennamen) Osmond, ein israelitischer Geschäftsmann in Vaireuth, aber ein bei aller Gewissenhaftigkeit in Erfüllung seiner religiösen Pflichten vorurtheilsloser, zugleich kenntnißreicher und denkender Jude, „der seine alten Rabbinen fleißig und mit Verstand gelesen hatte und der dem Dichter aus diesem Schatze des Wissens reiche Gaben bot“. Ernst Förster bemerkt über diesen seltenen Seelenbund:

Jean Paul lernte ihn zuerst aus Briefen an eine Freundin und aus deren Mittheilungen kennen, und sah ihn zuerst 1797 in Hof. Die Schönheit seiner Gestalt und Züge, der Adel seiner Gesinnung und seines ganzen Wesens, machten schon bei der ersten Bekanntschaft einen tiefen Eindruck auf Jean Paul, und wie mangelhaft noch die Bildung, wie unvollkommen die (mit vielen Sprachunrichtigkeiten behaftete) Ausdrucksweise des jungen Mannes war, Jean Paul erkannte in der rauhen Schale den edeln Kern und den ganz sympathischen Geist und Charakter. Die Freundschaft, von Emanuel anfangs mit schüchternem Zurückhaltung angenommen, wuchs schnell und kräftig empor. Der neue Freund konnte dem alten nicht fremd bleiben, ja er war vielleicht schon früher mit Otto bekannt gewesen, und so wurde Emanuel der dritte im Bunde; in einem Bunde wie die Welt nicht leicht einen ähnlichen gesehen. Emanuel wohnte in Vaireuth; Otto in Hof, siedelte aber bald nach Vaireuth über; beiden zog später Jean Paul nach, um des unmittelbaren Umgangs dieser beiden geliebten Menschen ganz versichert zu sein, und im doppelten Austausch alles innerlich und äußerlich Erlebten die ganze, ungeschmälerte Seligkeit der Freundschaft zu genießen. Ueber dreißig Jahre, bis zum Tode Jean Paul's, lebten die drei Freunde in ungebrochener Seeleneinigung; kaum daß einmal eine leichte Wolke den Himmel ihrer Liebe getrübt. Bei aller Uebereinstimmung und Innigkeit bestand doch eine Verschiedenheit der Beziehungen, die aber gerade dem Verhältniß einen stets neuen Reiz gab. Wol erhielt auch Emanuel, namentlich in spätern Zeiten, Jean Paul'sche Manuscripte zum Durchlesen; aber der eigentliche Rathgeber blieb Otto. Dagegen stand unverkennbar Emanuel den persönlichen, häuslichen und Familienverhältnissen des Dichters näher, und so tritt ihm gegenüber mehr der Mensch als der Schriftsteller in den Briefen Jean Paul's hervor.

Jean Paul, „unpraktisch fast in allen geschäftlichen Dingen“, wie Dichter zu sein pflegen und eigentlich auch nicht anders sein können, fand in Emanuel den kundigen Rathgeber und Helfer, namentlich in Geldangelegenheiten, sodaß alle Wechsel und Wechselgeschäfte durch dessen Hände gingen; Emanuel sorgte gelegentlich für Jean Paul's Kleidung, Wohnung und Nahrung, für Papier und Feder, aber wie G. Förster ausdrücklich bemerkt, nicht auch für die Linte, denn diese pflegte Jean Paul eifersüchtig sich selbst zu bereiten und damit den Freund zu beschen-

ten. In seiner Wohnung zu Baireuth hatte Emanuel ein besonderes „Jean Paul's-Stübchen“ zu seiner Aufnahme stets bereit, und jahrelang war er der Expeditur der beträchtlichen Sendungen von baireuther Bier nach Weiningen und Koburg, „das für Jean Paul ein so unerlässliches Bedürfnis war, daß es ein nicht unbeachtender Beweggrund mit zur Ueberföbelung nach Baireuth geworden“. Mit treuester Gewissenhaftigkeit feierte Emanuel auch die Geburtstage Jean Paul's und der Seinen, und wußte sie „durch Liebesworte und Liebesgaben zu Erneuerungsfesttagen seiner Freundschaft zu machen“. Zeugnisse dieser werththätigen Liebe finden sich in vorliegenden Briefen manche, und am 10. September 1802 schreibt Jean Paul aus Weiningen an Emanuel: „Ich bin Ihnen verdammt viel Geld schuldig, und ich wollte, ich könnte es wie meine meisten Schuldner machen, die mich passen lassen.“

Wir theilen, nur einiges für ihn Bezeichnende aus Emanuel's Briefen mit. Seine Hauptgrundsätze legte Emanuel in einem Briefe vom 3. Januar 1796 in 11 Punkten nieder; es befinden sich darunter folgende:

Wer Einen Menschen recht lieb hat, kann keinen beleidigen. — Wer sich um eines Menschen Liebe bewerben will, der thue dem Kinde desselben Gutes. Wer also von Gott geliebt sein will, der liebe Seine Kinder! — Mein Herz sagt mir genau den Unterschied zwischen dem der mich liebt und der mein Freund ist. — Der war nie mein Freund, der es nicht mehr ist; er hat mich höchstens nur geliebt. — Der Mensch kann nicht alle Tugenden ausüben; denn er ist nur ein Mensch. Aber jene, zu denen er mehr Neigung hat, sollte er zur größten Vollkommenheit ausbilden können. — Der beste Mensch hat bisweilen Untugenden, die der schlimmste nicht hat; der schlimmste Tugenden, die dem besten fehlen. — Der Mensch ist selten so glücklich, eine Tugend aus ganz reiner Absicht auszuüben. Nur der so glücklich ist, kann ein vollkommener Mensch genannt werden. — Liebe allein ist endlich; Liebe vereint mit Freundschaft unendlich. Denn Liebe kommt aus dem Herzen und Freundschaft aus der Seele!

Ein andermal bemerkt er:

Wenn Engel durch Verdienste, durch Bekämpfung von Leidenschaften sich zu ihrer Würde aufgeschwungen, so mache ich ihnen ein viel tieferes Compliment, als einem andern Geschöpf, das sie von Geburt besitzt. So muß auch der Mensch, selbst wenn er nicht Kräfte genug hat, seine ihm angeborenen Schwachheiten abzulegen, dem lieben Gott angenehmer sein, als ein ursprünglich vollkommener; er weiß, wie sauer es jedem wird, den Weg bis zur Ernte zurückzulegen. Denn denen, die in Thränen säen, gibt er eine reichliche Ernte!

In diesem Punkte ist Jean Paul freilich nicht seiner Meinung; er bemerkt unter anderm dagegen: die moralische Kraft bestehe „sowenig in Befiegung der unmoralischen, als die Gesundheit in der Bekämpfung der Krankheitsmaterie; sondern wie die Gesundheit am größten ist, ohne Anlaß zum Bekämpfen, so ist Tugend, ohne Anlaß zu Siegen, d. h. ohne Angriffe des Lasters, d. h. ohne anfallende kleine Laster, am größten“. Dieser Disput, in dem wir uns für unsere Person mehr auf seiten Emanuel's stellen möchten, beweist wenigstens, wie sehr es damals den Leuten darum zu thun war, sich auch über metaphysische Fragen Aufklärung zu verschaffen. In un-

fern Tagen würden zwischen zwei Freunden Materien dieser Art in Briefen noch schwerlich verhandelt werden.

Nicht ohne Interesse ist folgende Stelle aus einem Briefe Emanuel's vom 6. Februar 1796:

Eine Verehrerin des „Hesperus“ bat mich, sie einen Brief von Ihnen lesen zu lassen. Da ich nicht wußte, ob es Ihnen recht sei, schlug ich es ihr ab. Gestern schrieb sie mir: „Von dem so sehr geliebten als gefürchteten Jean Paul wollen Sie mir keinen Brief schicken?“ Wirklich fürchten Ihre Leser Sie alle so sehr, als Sie lieben. Man glaubt, Sie müßten einen jeden Menschen so gut kennen wie sich selbst. „Ich lasse mich gewiß nicht vor ihm sehen“, sagte Fräulein von G....

Das mag auch wol zum Theil der Grund sein, weshalb sich so manche in der Gesellschaft von Schriftstellern, die es sich zur Aufgabe machen, die Wirklichkeit zu schildern, nicht sehr behaglich zu befinden scheinen.

Von den Baireuthern entwirft Emanuel am 13. Mai 1804 folgende Charakteristik:

Gutes Bier haben wir. Sonst — wir sterben nicht zu zeitig; auch nicht zu spät. Wir sind nicht ganz gut, aber auch nicht ganz böse. Wir sind nicht ganz geschickt, aber auch nicht ganz dumm. Wir zeichnen uns eigentlich dadurch aus, daß wir uns in nichts auszeichnen. Unser Klima ist mittelmäßig; so auch unser Land, unsere Landschaft, unsere Gestalt, unsere Verfassung, unsere Lebensgenüsse, unsere Preise, unsere Einkünfte; kurz, wir stehen nicht zwischen dem, was wir thun, lassen, haben und sein sollen, sondern zwischen dem, was wir thun, lassen, haben und sein können: unser Charakter ist Mittelmäßigkeit. Sie haben zwei Menschen hier — was wollen Sie mehr?

Schon früher, am 17. April, hatte Jean Paul geschrieben:

Die Baireuther werden doch irgendetwas haben, was einen nicht zu Lode ärgert. Specifiziren Sie mir einige der besten Köpfe, woran und worin etwas ist. Durch Sie und Otto wird es leichter werden, nach den Baireuthern nicht das Geringsste zu fragen.

Von den Briefen Jean Paul's erweckten uns die aus Hof (1794—97) das verhältnißmäßig größte Interesse; hier sprudelt sein Genus in seiner ganzen Ursprünglichkeit, Frische und Liebendwürdigkeit; hier erscheint er uns ganz so, wie wir uns Jean Paul in seiner besten Zeit seinen Freunden gegenüber vorstellen. Die große Welt und die nicht wenig anspruchsvolle, aber um so weniger gemüthvollen literarischen und ästhetischen Kreise, in denen er sich später in Weimar und Berlin bewegte, und die überschwenglichen Adorationen, die ihm namentlich von den Frauen in Berlin zu Theil wurden — „der tragisch Fleck, die reizende Königin (diese gab mir ein Essen jener den Wallenstein) und 200 schöne Mädchen bezauberten mich“, schreibt er einmal —, konnten nicht verfehlen, auch ihm einigen Schaden zuzufügen; denn niemand nähert sich solchen Kreisen und Einflüssen ungestraft. Aber glücklicherweise konnten ihn die etwas affectirten Liebföhlungen, mit denen man ihn überschüttete, seine bessern einfachen Natur nicht untreu machen, und als er erst Schein und Wesen unterscheiden gelernt hatte, machte er sich auf und zog gen Weiningen, Koburg und dann nach Baireuth. Wenn er hier bei seinem Lieblingsbü auch ein wenig einphilisterte, so erblickten wir ihn in

Glücks der Frau Kollwenzel immer doch lieber, als in der Nähe eines Königshofs und in vornehmen ästhetischen Kreisen, wohin Jean Paul nicht gehörte. Allerdings war es in dieser Hinsicht ein Glück für Jean Paul, daß in den vornehmen Kreisen, zu denen man ihn zuzog, kein bairerisches Bier herumgereicht wurde. Schrieb er doch einmal an Herder, er würde recht gern in Weimar leben, wenn es da nur gutes Bier zu trinken gäbe.

In der hiesigen Periode war Jean Paul's Gemüthsleben sicherlich am tiefsten, reinsten und reichsten, wovon, wie schon bemerkt, die von dort an Emanuel gerichteten Briefe zeugen, die an weittragenden Gedanken unvergleichlich reicher sind als die spätern. So schreibt er einmal:

Die größten Umwälzungen im Menschen fallen nach der pädagogischen Epoche. Wer ersetzt hier den Erzieher? Die besten Völker hatten die schlechtesten Schulen, die Griechen, Römer und Engländer. Kurz, damit der Mensch gut werde, braucht er ein lebenslängliches Pädagogium, nämlich einen Staat. So lange nicht aus Sklaven Menschen, aus Egoisten Freunde des Vaterlandes werden, so lange bleibt die Menschheit ein elender, niedriger, ängstlicher Schwarm, aus dem nur einzelne moralische Helden vorragen und den alles Prebigen und Erziehen nur widerlich, aber nicht gut macht.

Alle in Deutschland so zahlreichen Universitäten, Schulen und andere Bildungsanstalten können in der That keinen Mangel einer vom Staat selbst ausgehenden stätlich wirkenden und die Menschen wahrhaft befreienden Kraft nicht ersetzen und vermögen den wie es scheint im Innern unheilvoll fortgeschreitenden Auflösungsproceß nicht zu hemmen, die destructiven Elemente nicht zu dämmen.

Beachtenswerth ist auch folgender Ausspruch:

Könnte man nur die Menschen froh machen, so wären sie auch gut: das Volk beglücken, heißt es verbessern, und alle Tugenden desselben entstehen aus der Armuth. Höher hinauf vollends macht der wachsende Contrast — da die Verbesserung zugleich die Empfindlichkeit und die Marterinstrumente, zugleich die bürgerlichen Abgründe und die idealischen Höhen verschärft — die Erde so verworren, daß die Tugend auf ihr noch leichter zu finden ist als das Glück.

In Bezug auf Christenthum und Judenthum bemerkt Jean Paul einmal, daß die jüdische Religion die christliche überhole, weil sie keine einzige theoretische Unbegreiflichkeit und Contradiction wie diese fordere, und er fügt hinzu: „Ein Philosoph kann leichter ein Talmudist als ein Orthodox sein.“ Ein andermal bemerkt er:

O! jedes Zeichen der Andacht ist ehrwürdig, unter jedem Volk; wir haben alle dasselbe Herz und denselben Gott, und unsere kleinen Verschiedenheiten sind gewißlich diesem ewigen Geiste nur — Aehnlichkeiten.

Die Briefe aus Weimar enthalten nicht viel über den einzigen Musenhof, aber wol eine Angabe über Herder's Sohn, Adalbert, die uns neu war. Jean Paul theilt nämlich seinem Freunde mit, daß Herder seinen Sohn von dem herzoglichen Gute in Oberweimar, wo er als zweiter Dekonom „dem Dekonomen des dasigen Viehstalles subordinirt war“, deshalb weggenommen habe, weil der Herzog aufs entschiedenste verlangt hätte, daß Adalbert die junge Pächterwitwe heirathen solle, Sohn und Aeltern aber diese Verbindung verachteten. Jean Paul bittet nun seinen Freund, Adalbert in sein Haus zu neh-

men, bis dieser eine Stelle erhalten habe, und der edle Jude erklärt sich hierzu auch sofort bereit. Ein Dankesagungsschreiben Herder's an Emanuel vom 26. August 1799 hat Förster mit abdrucken lassen. Ueber Herder schreibt Jean Paul später aus Meiningen den 11. Februar 1803:

In Weimar fand ich mein altes Lebens-Italien bei dem alten Herder wieder, dessen Zunge für mich die Zunge in der moralischen Apothekerwaage ist, so sehr auch fremde Nacht und Witterung und Eischwere falsches Gewicht ihm unbewußt in die Schalen bringen. Kurz wie eine Tragödie nach Aristoteles, reinigt er mich. Aber er ist leibes- und seelenkrank; sein geistiges wie sein körperliches Auge fleh.

Herder's Tod preßt ihm, am 17. Januar 1804, die Worte ab:

Was er als Geist mir war, das war er vielleicht niemand so; und ein hübsches Stück meines Innern und Lebens wurd' ihm mit in den Sarg gegeben, und ich kann einmal mein Paradiesgrab besuchen. Himmel! wie schön wäre das Leben, wenn die Natur die Menschen nach Schlägen fällte, allemal nur einen Paß Freunde! In der Ehe ist es ein bitterer Gedanke, die Gewissheit, den höchsten Schmerz einmal entweder zu geben oder zu empfangen.

Die Eindrücke, die er außer von Herder in Weimar erhielt, scheinen sonst nicht die erfreulichsten gewesen zu sein, wie sich aus folgenden am 3. Januar 1800 aus Weimar geschriebenen Worten schließen läßt:

Meine Seele wird von Jahr zu Jahr müder der Menschen, nämlich ihrer Köpfe. Meiner steht auch darunter. Es ist ein ekelhaftes Einerlei in dem menschlichen Talent, nicht Herzen — überall entblödt sich bald der Afergrund — nur Eine Unendlichkeit find' ich, die vor Menschenfalte rettet, das ist die Moralität.

In einer Note heißt es dann noch:

Nichts ist auf der sacramentalischen Lumpen-, Ruinen-, Kinder- und Lappalien-Erde groß und unerschöpflich als: Menschen lieben. Kenntnisse und Talente sind etwas, doch aber Hundsfütter, um fein zu sprechen.

In manchen der aus Meiningen und Koburg geschriebenen Briefe möchten wir übrigens bisweilen die schwermüthigen, bald Ueber-, bald Abspannung bewirkenden Einflüsse der Lebensweise Jean Paul's erkennen, über die uns ein Brief aus Meiningen vom 15. März 1803 einige Aufschlüsse gewährt. Jean Paul schreibt:

Gestern Mittag — als ich eben zwei Gläser von der letzten Flasche als Cur- und Heilmittel trank (denn nachmittags war ich längst vor acht Tagen aus bamberger zu starke Liqueurbier gebannt, und schlief darum schlechter) — und als ich eben die Köschlaubische Erregungstheorie und von den Incitamenten loskam, kam für vier elende Thaler Fracht Ihr Faß Incitamente an, für das ich ein Danaidenfaß bin, und das den Menschen, wie ich gleich nachmittags sah, so sehr stärkt. Gott segne Sie für Ihre helfende Hand und biet' Ihnen stets seine! Einmal will ich mich doch ernsthaft über meinen Trunksunfug vertheidigen. Nämlich: Von meinem sechzehnten Jahre an trank ich bis ins zwanzigste weder Bier noch Kaffee, nur zuletzt diesen an Sonntagen. Dann häufiger aber stets für den Kopf. Erst im dreißigsten nahm ich als Heilmittel Bier ein, um nicht im Kaffee zu versinken; und acht Jahre später Wein. Ich kenne keinen Genuß, nur Gehirnfigel; und steigt mir eine Sache nicht in den Kopf, so soll sie auch nicht in die Blase. „Könntest du nicht so viele und so treffliche Werke in längerer Zeit bei kleinerer Anspannung geben“, sagt die Welt. Nein, Welt! Die Kunst

fordert Intension der Anstrengung, nicht Extension, der freilich eben auf meine Kosten die Abspannung folgt. Aber mit bloßem natürlichen Feuer ohne äußeres sind gewisse Calcinir-Effekte gar nicht zu machen; Glas will ein anderes Feuer als etwa ein Braten. „So mußt du aber täglich die Incitamente reizern?“ Freilich, aber es folgt bloß verfrucht Geth, nicht einmal Gesundheit, denn allmähliche Zunahme der Reizmittel schadet so wenig als ein heißes Land dem Einwohner. „Du bist abhängig, Guter! Mußt durchaus immer mehr nach Süden.“ Im Winter bin ich auch vom Ofen abhängig und im Leben von allem Saten. Uebrigens darf ich, da ich doch das Beste und Mögliche in meinem Dasein schon gethan, nämlich 25 Bände schon gemacht habe, nun mit dem Reste des Lebens und Schreibens nicht mehr so sehr umspringen als mit dem Anfang.

In einem Schreiben aus Koburg vom 19. Februar 1804 bemerkt Jean Paul, er lasse sich jene „poetische Trunkenheit des Auges“, von der Spazier in der „Zeitung für die elegante Welt“ gesprochen, „auf der Achse durch Fuhrmann Weber und andere kommen, laut Rechnung“.

Von dem Augenblicke an, wo Jean Paul neben seinem geliebten Emanuel in Vaireuth wohnte, finden sich fast nur kurze Bilette, die begreiflicherweise meist nur unbedeutende Papierschnitzel sind. Eine Ausnahme davon machen einige Briefe, die Jean Paul auf Reisen schrieb, wie die aus Nürnberg vom Juni 1812 und die aus Heidelberg und Frankfurt a. M. vom Jahre 1817 und 1818. In beiden Städten wurde er sehr gefeiert; Jean Paul erzählt in einem Schreiben aus Heidelberg vom 20. Juli 1817:

Wir war, als würden meine Romane lebendig und nähmen mich mit, als das lange halb bedeckte Schiff mit 80 Personen, bekränzt mit Eichenlaub bis an die bunten Bänderwimpel, begleitet von einem Heischiffchen voll Musiker vor den Burgen und Bergen dahinfuhr. Der größte Theil der Frauen und Männer saß an der langen von dem eine Ende des Schiffs zum andern langenden Tafel. Studenten, Professoren u. s. w., schöne Mädchen und Frauen, der Kronprinz von Schweden, ein schöner Engländer, ein junger Prinz von Waldeck u. s. w., alles lebte in unschuldiger Freude. Meine Kappe und des Prinzen Hut (den aber die meisten nicht hinzugewünscht hatten) wurden aus andere Ende der Tafel hinuntergefordert und zwei schöne Mädchen brachten sie mit Eichenfränzen umfaßt wieder zurück und ich und der Prinz standen damit da. Der Ueberfluß an Essen und Wein konnte kaum in einem ganzen Tage aufgezehrt werden. Der Himmel legte eine Wolke nach der andern ab. Auf einem alten Burgfelsen wehte eine Fahne und Schnupstücher herunter, und junge Leute riefen Vivats. In unserm Schiffe wurden Lieder gesungen. Ein Rachen nach dem andern fuhr uns mit Ruff und Gruß nach; abends sogar einer mit einer Guitarre, wo ein Jüngling mein angebliches Liebling: „Namen nennen dich nicht“, sang. Im fortziehenden Schiffe wurde gegessen und selbstsam schiffen die himmlischen Ufer und Thäler vor uns vorüber, als ob wir ständen. Die Freude der Nührung ergriff mich sehr; und mit großer Gewalt und mit Denken an ganz tolle und dumme Sachen mußte ich mein Uebermaß bezwingen. Nach dem Essen spielten wir jungen Leute Spiele (die Witwe u. s. w.) auf einer Wiese, woraus ich für eine Goulon aus Weimar einen langen Scherz spann. Darauf tanzte man eine Stunde lang in einer Ritterburg. Und so zogen denn am schönen Abend die ganze kleine Freudenwelt ohne das kleinste Stören, Mißverständnis und Abbruch mit unverschütteten Freudenbechern nach Hause. Verzeihen Sie die nachlässig durcheinander geworfene Schilderung; zu einer andern gehdren Vogen. Und ebenso selig und fast zu schwer tragend an den Gaben des

Unendlichen Band ich in der dunkeln Nacht im Kreise der stehenden Vivats-Studenten und gab hundert Händen meine Hand und sah dankend gen Himmel. Was ich gesagt, erfuhr ich erst später aus einem Briefe der von Ende.

In Frankfurt mußte er sich bei einem auf dem Fort-hause am 10. Juni 1818 celebrirten großen Essen des Gelehrtenvereins „anfangen lassen von der Gesellschaft und von einem herrlichen Vorsänger sammt Fortepiano, Pauken und Reß“. Aber auch auf die Pressfreiheit u. s. w. wurden Trinksprüche ausgebracht. Eine neue Zeit hatte begonnen; der unjübelte Jean Paul ahnte nicht, daß die Strömung, mit der er zu schwimmen glaubte, in verschiedenen Richtungen zugleich eine Gegenströmung gegen seine eigenen Tendenzen und Welt- und Lebensanschauungen werden sollte.

Dem Briefwechsel mit Emanuel folgt der mit Friedrich von Dertel, der, wie der Herausgeber in der Einleitung berichtet, zur Zeit seiner Correspondenz mit Jean Paul auf einer ländlichen Besizung in Belgershain bei Leipzig lebte, sich viel mit literarischen Abhandlungen, vornehmlich kritischen Inhalts für Zeitschriften beschäftigte und bereits früher bei seinem Aufenthalt in Rußland ein Buch „vom Ader“ gegen Kogebue, später in Leipzig unter anderm eins von der Humanität, dessen Herder rühmend gedenkt, geschrieben hatte. Seiner Begeisterung, die unserer ziemlich nüchtern gewordenen Generation sicherlich etwas überschwenglich erscheinen dürfte, ließ er Worte wie folgende, welche der Herausgeber aus einem Briefe Dertel's an einen Freund citirt:

Eine erste Lectüre von einer Schrift des einzigen Paul wirft mich immer in ein Fieber; ich vergesse jeden Zustand, sogar den seiner Helben, um ganz in dem seinigen zu sein, und ich fühle dann nur alles Heroische, alles Uebermenschliche, alles was Gott in des Menschen Natur gelegt hat, und das Göttliche selbst. Ich lasse mich nie in eine Auseinandersetzung von Paul's Schriften ein. Sowenig ich einen Gedanken daraus abschreiben könnte, weil ich alle abschreiben müßte; sowenig ich einen Auszug daraus machen könnte, weil ich das ganze Buch erzählen müßte; sowenig kann ich etwas einzelnes loben, weil ich die Einsicht, mit der ich lobe, nicht, wie bei einem andern, durch einen Label heben kann. Selbst wenn ich während des Lesens table, so sehe ich doch, wenn ich das Werk geendet, alles wider, und ich rechtfertige alles, weil das unendlich schöne Ganze bloß aus diesen einzelnen Bestimmungen hervorgeht. Paul ist ein Prophet, ein Apostel, und ich bin dem schon gram, der ihn auch nur kunstmäßig loben will. Leß! um Gottes willen leß! das sollte seine einzige Recension sein!

Ähnlich schreibt Dertel am 1. Mai 1797 an Jean Paul selbst:

Bis jetzt hatte ich deine Bücher noch in einem Fache mit denen Sippel's; aber je mehr ich dich studire, je weniger kann ich irgenbeine Nachbarschaft für dich aussuchen und leiden. Du bist mir der Eine, der Ganze. Ich kenne keine Kraft noch Fähigkeit in mir, die du nicht abwechselnd ertrockt und bewegt, alle Töne meines Herzens und Geistes durchläßt du in eilen, schmelzenden, durchdringenden Accorden. Die andern alle schreiben für das und dies, für Gedächtniß, Verstand, Willkür oder Phantasie; du allein für das Ich, für den ganzen Menschen. Wer dich ganz versteht und faßt, der hat den Mikrokosmos des Menschen.

Wie sehr sich solche an sich doch ganz bemerkenswerthe Existenzen wie die Dertel's dem Blick der Welt entziehen

und zuletzt gänzlich verschwinden können, beweist der Umstand, daß der Herausgeber, der es doch sicherlich nicht an Nachforschungen hat fehlen lassen, über sein Lebensende nichts hat erfahren können. Die Briefe Jean Paul's verbanke der Herausgeber einer Fürstin von Carolath, welche Dertel's Schwester war; von Dertel's Briefen befinden sich nur wenige im Nachlasse Jean Paul's, wofür der Herausgeber, bei der Gewissenhaftigkeit, mit welcher Jean Paul jedes beschriebene Blatt aufbewahrte, einen klärenden Grund nicht anzugeben vermag.

Was uns in Jean Paul's Briefen an Dertel hauptsächlich bemerkenswerth zu sein scheint, ist dessen wiederholt sich kundgebende Abneigung gegen Leipzig. Jean Paul schreibt z. B. von hier am 25. November 1797: „Noch immer find' ich hier alles klein, sogar die Fehler; und im Innern so wenig Erhabenes als in der äußern Ebnen, den artistischen Berg über dem Stadtgraben ausgenommen“; er bemerkt aus Weimar im November 1798: „Ich werde sobald keine Lobrede auf Leipzig ausfertigen“; er schreibt aus Koburg am 28. September 1803: „Hast du jetzt in Leipzig einen oder 1 $\frac{1}{11}$ merkwürdigen Menschen?“ Er schreibt ferner an Paul Thieriot, dessen wir gleich etwas näher gedenken werden, aus Weimar am 11. April 1799: „Guter Jüngling, sei fest — wähle einen ewigen Weg — verschmähe die leipziger Kleinlichkeit, besonders die akademische und literarische“; in demselben Schreiben: „Sie ist problematisch, meine Reise nach Leipzig, wo alles Bude ist, höchstens eine buchhändlerische“, u. s. w. Man muß sich dabei erinnern, wie Jean Paul wegen gewisser Lebensgewohnheiten und seiner nicht modischen Haartracht in Leipzig mit anonymen Schmähbriefen verfolgt wurde, wie er gleich Gellert als Student, gleich Lessing vor seinen rürmischen leipziger Gläubigern, gleich Schme wegen kleinlicher Nachstellungen und Verleumdungen heimlich aus Leipzig flüchtete, und man sollte sich erinnern, daß Fichte in seiner Correspondenz, der Appellationsrath Körner in seinen Briefen an Schiller und andere Autoritäten Urtheile über Leipzig fällten, die mit denen Jean Paul's ziemlich übereinstimmen oder sie noch an Intensität überreffen. Gesteht doch selbst Schiller in einem Schreiben an Körner aus Gohlis vom 6. September 1785, daß sein bisheriges Dasein daselbst „einfiedlerisch, traurig und leer“ gewesen. Vergleichen darf freilich bei den Dichtersfesten, wie sie gegenwärtig in Leipzig celebrirt werden, nicht zur Sprache kommen, und wer diese Schattenflecke an dem großen Sonnenkörper Leipzig öffentlich aufdecken wollte, könnte leicht denselben Aergernissen ausgesetzt sein, wie jene Männer.

Sehr treffend scheinen und folgende Bemerkungen zu sein, die in einem Schreiben Jean Paul's an F. von Dertel aus Hof vom 6. August 1796 enthalten sind:

Indem ich träge meine Taschenuhr über den Tisch herzerre an Datum, bemerke ich, wie wenig alle Erleichterungen des Lebens das Dasein erleichtern. Anfangs war man froh, daß man den neuen Monat aus dem neuen Mond errieth; dann daß man's in Rom vom Auserfer hörte, dann, daß man's im Kalender sah; endlich, daß es auf der Uhr steht. Jedes Jahrhundert vermehrt nur die Gegenstände der Begierde und vermindert

eben dadurch die Mittel, diese zu befriedigen, und die Kraft, sich zu besiegen. . . . Die jetzigen Staaten zwingen die Menschen zu sündigen, wie die alten zwangen gut zu handeln. Mit dem Mauth-, Censur-, Symbolischen Bücherwesen getraue ich mir der Hölle so viel dicke Betrüger und Lügner zu liefern, als sie verlangt.

Eine merkwürdige Persönlichkeit tritt uns in Paul Amiel Thieriot, dem dritten in diesem Bunde, entgegen. Jean Paul gedenkt seiner in einem berliner Briefe an Dertel vom 28. März 1801 mit den Worten: „Sehe doch mit Thieriot um; du findest in Leipzig keinen genialischen Associé.“ Thieriot war schon als Studiosus der Philosophie dem von ihm mit fast überschwenglichem Enthusiasmus verehrten Jean Paul nach dessen Uebersiedelung nach Leipzig im Jahre 1797 näher getreten, und seine Liebe zu Jean Paul war so unbegrenzt, daß er nicht nur in seiner Schreibweise dessen humoristische Sprünge nachzuahmen suchte, sondern selbst Jean Paul's Handschrift sich bis zum Verwechseln aneignete. Später zog er als Virtuos auf der Geige umher und kam auf seinen Wanderzügen sogar bis nach Paris, von wo er einige Briefe an Jean Paul richtete, die hier abgedruckt sind. Dieses Wanderlebens müde, wahrscheinlich auch zu einer richtigern Erkenntniß über sich selbst gelangt, ließ er sich endlich als Sprachlehrer in Wiesbaden nieder, wo er am 20. Januar 1831 gestorben ist. Thieriot war ein durchaus liebenswürdiger Mensch, der überall die wohlthueendsten Eindrücke hinterließ und durch seine Excentricität keinem andern, sondern nur sich selbst schadete. Er gehörte jenem Geschlechte der modernen Hypergenialen an, von denen im allgemeinen gilt, was Jean Paul in seiner Weise über ihn gelegentlich an Emanuel schreibt: „Thieriot mit aller wachsenden Selbstschauung kommt dem Glück der Einheit nicht näher, sondern bleibt ein sich selbst und der Ordnung bewußtes Chaos.“ Ernst Förster erzählt von ihm unter anderm, Thieriot sei, nachdem er heimlich die Wohnung Emanuel's, der ihn gastlich aufgenommen, verlassen habe, erst nach wochenlangem vergeblichen Suchen endlich in der Scheune eines Bauernhofs auf Stroh bei Wasser und Brod und dem Homer und Horaz aufgefunden worden. Der Herausgeber erzählt weiter:

Es konnte nicht fehlen, daß eine so scharf ausgeprägte Eigenthümlichkeit mit der Gesellschaft nicht selten in Conflict kam. Wie er durch sein etwas schroffes Auftreten die Künstler der münchener Hofcapelle von sich abgestoßen, so hatte er früher einmal in Weimar, wohin ihn Jean Paul empfahlen, durch einen zu lustigen Einfall sein Glück beinahe verscherzt, indem er auf ein Billet Goethe's, darin dieser ihm schrieb: „Die Herzogin Amalia wünscht diesen Abend die Bekanntschaft Ihrer Violine zu machen“, nichts that, als seine wohlverschlossene Geige nebst dem Kastenschlüssel ins Schloß zu schicken.

Thieriot schildert sich selbst in einem Briefe aus Leipzig vom 31. März 1799 wie folgt:

Eine kleine Seele von Natur, in Fettslagen eingenäht mit Nervenzwirn, eine dicke Kruste um Kopf und Herz — weinen kann ich gar nicht — bloß weich in Meinungen für den Eindruck jedes Narren, hartleibig und träge zur Selbstthätigkeit; kaltblütig, außer wo es rühmlich ist (sein Herz im doppelten Sinn), ohne viel anderes Interesse für die größten Dinge, als der Titel'skeit, deren Kränkung mich öfter viel tiefer niederschlägt, als ihre

Befriedigung mich erhebt und beglückt, und die doch mein einziger Trost ist; von jeher ungewiß, ob ich überhaupt wache oder träume, und in der Furcht einmal ordentlich toll zu werden; immer in der Ueberzeugung, daß es nicht richtig im Kopfe beschaffen sei; von mancherlei psycho-pathologischen Erscheinungen geplagt; zu einer Familie eingesperrt, die mich täglich erinnert — weil ich's täglich vergeße — Brot zu erwerben, und mich so ernstlich überredet und überzeugt, und vollends abspannt, daß ich mich in wenig Tagen (in denen ich mein Haus, von Papieren, Planen und Bauweisen aufgebaut, noch flüchtig bestellen will) im Ernst, mit Leib und Seele und allen Schreibfingern in den alten Karren der römischen Jurisprudenz einspanne, mit dem ich schon einmal durchging.

Jean Paul schreibt ihm einmal aus Weimar:

Die Lage Ihres Herzens thut meinem weh. Bei Gott! Ihnen fehlt nichts als Gott und Unsterblichkeit, nämlich der Glaube an beide. Dann käme in Ihr Leben, um das 64 Winde spielen, Eine Richtung und Ein Kompaß. Wahrlich Sie sollten suchen, beide zu glauben. Schon Liebe wäre etwas. Aber so ist Ihnen noch weniger zu helfen, als dem präcificirenden S. . . . n.

Damit im innigsten Zusammenhange steht Jean Paul's allgemeine Bemerkung im nächstfolgenden Briefe:

Es fehlt jetzt eine Moral für den Gigantengeist der Zeit. Himmel! wie viel tiefe Gräber seh' ich offen, die alle sich mit der Zeitwelt füllen — wie viele volle Sterbebetten von Zeitgeiseln in Religion und Philosophie!

In einem Briefe Jean Paul's aus Berlin vom 17. Januar 1801, in welchem er unter anderm von den „erbärmlich-gesteiften schlaftrüben Deutschen (vollends Sachsen)“ spricht, stoßen wir auf folgende Bemerkung:

Unter allen gesellschaftlichen Tönen stell' ich den hiesigen am höchsten. Juden, Minister, Offiziere, Gelehrte, Weiber, diese macht das gesellige Band oft zu Einem Strauß; in Dresden hätten sie in einem ganzen Garten nicht Platz. — Die Gedankenstriche sind die Isolatorien, worauf ich die Gedanken stelle und so auseinander halte. — Ich habe Haydn's „Schöpfung“ — gesehen beinahe; weit über Reichardt. — Ueber die „Maria Stuart“ von Schiller kann ich nicht urtheilen, weil ich bloß das Ende der Maria, aber nicht des Stücks abwartete; „fröhlich“, singen die Xenien, „sprang der Grieche aus seinem Theater heraus.“ Diesen Sprung that ich munter nach.

Bemerkens- und mittheilenswerth erschien uns aus Jean Paul's Briefen an Thieriot noch folgender Ausspruch:

Was die Kunstrichter über den Witz sagen, ist nicht sehr gut. Ueberhaupt wird nicht der Dichter bloß, sondern auch der Recensent und jeder geboren; die höhere Kritik wird nicht gelehrt, sondern erzeugt von einem höhern Menschen, und der kritische Sinn kann so wenig aus der Lesung vieler Werke zusammengebetzelt werden, als der Dichtergeist aus der Lesung der Dichter. Daher weiß ich keine großen Kunstrichter als entweder große Menschen oder Künstler.

Wir hoffen, in den beiden folgenden Bänden, die unter andern auch Briefe Jean Paul's an seine Kinder und seinen Briefwechsel mit seiner Braut und Gattin enthalten werden, die Bekanntschaft noch mancher andern merkwürdigen Persönlichkeit aus jener tief innerlich erregten Zeit zu machen. Neben den berühmten Literaturhelden hatte jene Zeit auch eine ungemein große Zahl originell oder zart und edel gearteter, regsamer Individuen, die, statt selbst Unfertiges und Unvollkommenes zu produciren, es vorzogen, das in sich Fertige, was die hervorragenden

Geister der Nation ihnen boten, im stillen zu genießen, mit ihnen in persönlichen oder brieflichen Verkehr zu treten, sich von ihnen belehren zu lassen, sie in aller Weise anzuseuern oder, wenn sie die Mittel dazu besaßen, sie thatkräftig zu unterstützen. Je mehr man von diesen verborgenen, im stillen wirkenden Intelligenzen kennen lernt, um so mehr begreift man, wie es den Talenten ersten Ranges möglich wurde, ihre große Aufgabe zu erfüllen, den Muth nicht zu verlieren und zugleich in ihren Schöpfungen jene Liebe und Humanität widerzuspiegeln, mit denen man ihnen von allen Seiten entgegenkam. Selbst die Hypergenialen, in denen sich, wie in Thieriot, bereits die moderne Selbstbespiegelung und Selbstverherrlichung des Ichs ankündigt, waren noch fähig und bescheiden genug, die Ueberlegenheit desjenigen, dem sie ihr Bestes verdankten, anzuerkennen und sich ihm unterzuordnen. Und nun vergleiche man die liebenswürdigen, bescheidenen, nirgends gegen Gleichberechtigte einen hochfahrenden, absprechenden oder malitiosen Ton anschlagenden Briefe Jean Paul's selbst mit den Briefen Späterer, die nur Einen Nächsten hatten — sich selbst. Man fühlt dabei einen Unterschied, der unserer vorgeschrittenen Zeit wenigstens in dieser Richtung denn doch nicht sehr zur Ehre gereicht.

Hermann Marggraff.

Zur neuern Novellistik.

1. Kaufmännische Carrièren. Wahrheit und Dichtung aus dem Geschäftsleben von Gustav Höcker. Zwei Bände. Dresden, Runge. 1862. 8. 2 Thlr.
2. Geheimnisse einer kleinen Stadt. Römischer Roman von A. von Winterfeld. Zwei Bände. Berlin, Gerschel. 1863. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
3. Am Hofe. Roman von B. J. Wilken. Drei Bände. Leipzig, D. Wigand. 1862. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
4. Stille vor dem Sturm. Von George Gesekiel. Drei Theile. Berlin, Jantke. 1862. 8. 4 Thlr.

Bevor wir die vorliegenden Novellen und Romane besprechen, sei uns erlaubt, über die Bedeutung und die Berechtigung der Novelle unsere Ansicht anzugeben, welche von der in Nr. 32 b. Bl. f. 1862 unter der Ueberschrift „Zur neuern Novellistik“ aufgestellten abweicht. Der Verfasser jenes Artikels sagt: „Im ganzen haben sich die Helden unserer Literatur mit der Novelle überhaupt nicht viel befaßt und das ist natürlich. Ein lyrisches Gedicht, eine dramatische Composition im wahrhaft dichterischen Sinne ist ein aus innerer Nothwendigkeit hervorgegangener Ausfluß des geistigen Lebens des Dichters. Ganz anders ist es mit der Novelle. Der Charakter der Unmittelbarkeit, der schöpferischen Nothwendigkeit, welche die meisten andern Gattungen der Dichtung hervorgerufen hat, fehlt ihr und sie gleicht nicht den ursprünglichen, majestätischen Bäumen des Waldes, welche von unsichtbarer Hand gepflanzt sind und aus denen uns das Walten der Gottheit und der Naturkräfte entgegenrauscht, sie gleicht vielmehr einer künstlich gezogenen und gepflegten Zierrpflanze, ja häufig ist sie jetzt eine gemachte Blume und dann nicht eigentlich Gegenstand der Dichtkunst und Aesthetik, sondern der Industrie.“

Eine gewisse Nothwendigkeit, meint der Verfasser, habe die meisten Gattungen der Dichtung hervorgerufen. Wenn wir aber uns nicht anders denken können, als daß der Dichter der Iliade seine Andromache und Hector lange in der Seele getragen hat, ehe er einen Hexameter schrieb, so kommen wir zu der Ansicht, daß das eigene Bedürfnis der freien Seele mehr in der Poesie geschaffen, als die Nothwendigkeit hervorgerufen habe.

Wir wollen nicht um den Ausdruck rechten, wir wollen nur diese unsere Ansicht angeben, weil sie mit unserer Beurtheilung der Novelle, ihrem Ursprung und ihrer Berechtigung zusammenhängt. Mehr ließ sich über die Behauptung des Verfassers sagen, daß die wahre Dichtung den majestätischen ursprünglichen Baumen des Waldes gleichen müsse, aus denen uns das Walmen der Gottheit und der Naturkräfte entgegenrauscht. Demnach wäre nur das Mächtige, Gewaltige Gegenstand der Poesie. Ist denn aber ein Märzenglöckchen, ein Maiblümchen nicht ebenso ursprünglich, wie die Eiche und Buche, neben welchen es seine Frühlingshäute verbleibt? Ist ein anmuthiges Liedchen von Goethe nicht ebenso ursprünglich wie das Beilichen? Kurz, wir glauben, daß der Verfasser die Grenzen der Poesie etwas zu rasch gezogen und namentlich der Novelle einen zu geringen Werth beigelegt habe.

Es ist schon etwas Mißliches, von einer Erscheinung in der Literatur, die nicht bloß in einem Lande sich zeigt und nicht bloß in einer Periode, zu behaupten, es sei eine Pflanze. In Bezug auf die Novelle muß eine solche Behauptung um so bedenklicher erscheinen, wenn man erwägt, daß sie in Italien ihr Geburtsfest feierte zu einer Zeit, wo ein frischer Hauch die Götter belebte, wo man bestrbt war, alte Fesseln zu brechen; jetzt wird sie hauptsächlich in unserm schreibseligen Vaterlande angebaut. Will man ihr etwa darum einen Vorwurf machen, daß sie zu etwas Tadelnwerthem stempelt? Es ist freilich nicht zu leugnen, daß sehr viel Geziertes, Unnatürliches in unserer jetzigen Literatur hervorgebracht wird; wenn aber im allgemeinen die Novelle damit ein Vorwurf gemacht werden soll, daß sie hauptsächlich in unserer Zeit pflegen lasse, so halten wir diesen für ungerecht.

Der Umstand, daß die Novelle in Italien entstand und daß in Deutschland so eifrig angebaut wird, hätte den Verfasser zu genannten Artikels auf die Vermuthung bringen sollen, daß wir in den Verhältnissen beider Länder ein Grund dafür gesucht werden müsse. Nach unserer Ansicht findet er sich auch.

Um diese unsere Ansicht zu begründen, wollen wir die der Novelle am nächsten verwandte Art der Dichtung, den Roman, und zwar hauptsächlich den historischen Roman, in England betrachten. Wir sehen mit einem gewissen Reize auf die lebenden und wirkenden Resultate, welche das englische Volk aus den Kämpfen der Aristokratie und Demokratie gewonnen hat. Keine von beiden Parteien ist eigentlich zerklüftet, sondern sie haben sich beide ihre Rechte gesichert, welche die Krone zu bewahren hat. Auf beiden Seiten der Kämpfenden haben sich große Charaktere hervorgethan, welche auch im Gedächtnisse fortleben, da ja ihr Wirken noch fortlebt. Die Erinnerung an ihre Thaten, an ihre Leiden und ihre Bestrebungen liefern aber den günstigsten Stoff zu dem bei den Engländern so kräftig und hoch gewachsenen historischen Roman.

Warum haben wir historische Romane, die den englischen gleichkommen, nicht aufzuweisen? Kämpfe haben wir in Deutschland in hinreichender Zahl gehabt, aber die Errungenschaften dieser Kämpfe haben bei uns in der Regel die Regierungen für sich behalten. Dies Verhältniß erinnert an den katholischen Priester, welcher das Recht hat, zu der Gemeinde zu sagen: „Ich trinke für euch alle.“ Da die Resultate der Kämpfe im Volk nicht fortleben — den Protestantismus als einzigen Volksgeist ausgenommen —, so ist auch das Gedächtniß der Kämpfe verwunden, welches in der Schule wieder angefrischt oder erst erweckt werden muß. Die zugekandene Theilnahme der Bürger an den gemeinsamen Interessen des Vaterlandes ist zur Zeit wenigstens auch noch eine sehr geringe. Ja, wir wissen, daß eine solche gewünschte Theilnahme für manche gefährlich geworden ist.

Was bleibt nun dem deutschen Bürger weiter übrig, als das Verdrückte seiner Privatverhältnisse? Da der einzelne auf sich selbst gewiesen ist, so sind hauptsächlich zwei Richtungen von Wichtigkeit: des Jünglings Wahl einer Lebensgefährtin und

die Wahl eines Berufs oder eines Verhältnisses, in welchem er seine Kräfte oder Anlagen möglichst harmonisch anwenden kann, um zu einer gewissen Seelenruhe zu gelangen. In Bezug auf die erstgenannte Wahl können dem Suchenden die Umstände günstig entgegenkommen, z. B. durch Zusammentreffen auf Reisen, bei Festlichkeiten; sie können aber auch sehr hinderlich sein durch Standesverschiedenheit, Vorurtheil, verschiedenen Glauben und Aberglauben. Ebenso kann z. B. ein Künstler talent, in Bezug auf die zweitgenannte Wahl des Berufs, mit vielen, vielen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, ehe es zu einer Harmonisierung seines Innern mit den äußern Verhältnissen gelangt. Diese Herzensangelegenheiten der einzelnen bilden aber, nach unserer Ansicht, den ursprünglichen eigentlichen Stoff der Novelle.

Daraus geht nun auch die Berechtigung des weiblichen Geschlechts hervor, an dieser Gattung der Literatur mitzuwirken. Für die Jungfrau ist die oben genannte Wahl ebenso wichtig, wie für den jungen Mann, wenn nicht noch wichtiger. Wir haben über die Theilnahme oder dieses Mitwirkens uns auch nicht zu beklagen, denn abgesehen davon, daß manche Novelle von weiblicher Hand künstlerische Vollendung zeigt, trägt diese weibliche Schriftstellerin auch durch das Ausbeuten mancher Falte des weiblichen Gemüths dazu bei, unsere psychologische Kenntniss zu erweitern.

Wir sind also der Ansicht, daß die Novelle ein gleichsam notwendiges Gewächs bei Völkern ist, deren Kräfte nicht für große, allgemeine Ziele des Vaterlandes in Anspruch genommen werden, wie dies leider bei uns der Fall ist und in Italien bisher auch. Sie ist demnach nicht mit dem Namen „Pflanze“ zu belegen. Ja, wir glauben sogar, daß bei den für den Staat lebenden Völkern des Alterthums etwas Aehnliches wie unsere Novelle sich gezeigt habe. Mancher Leser wird lächeln bei unserer Behauptung und fragen: Wie? Bei Griechen und Römern etwas der Novelle Aehnliches? In der Form freilich nicht, auch nicht in der Durchführung, aber in Bezug auf das dargestellte Seelenbedürfnis, das dem einigermaßen ähnlich ist, welches wir als Hauptstoff der Novelle angegeben haben. Wie wir die Novelle als eine Episode eines größern Romans, oft wenigstens, ansehen könnten, so kann man, nach unserm Dafürhalten auch als eine Episode des unsern Roman entsprechenden Epos der Alten die Iphigie ansehen. Wir erinnern an die schöne Ekloge Virgil's, in welcher der Dichter das Herzensglück des Landmanns schildert, welcher das in den Stürmen des Bürgerkriegs verlorene väterliche Gut wieder erhalten hat. Die Bürgerkriege lassen sich recht gut als ein gewaltiges Epos betrachten, in welchem diese Ekloge dann als eine Episode angesehen werden könnte. Sollte nicht der Umstand als für unsere Meinung sprechend angesehen werden können, daß, obgleich zu jener Zeit viel sanftere Verhältnisse bekannt waren, welche für den Charakter der Iphigie passender scheinen, die Iphigienichter doch fast immer das heroische Verhältniß vorgezogen?

Wir sagten aber, die Aehnlichkeit zwischen unserer Novelle und der alten Iphigie läge in dem Seelenbedürfnis, welches sich in beiden ausdrückt. Dem Jünglinge der klassischen Zeiten war die Wahl eines Berufs sehr leicht gemacht. Das Vaterland wählte ihn selbst oder es nahm seine Kraft in Anspruch. Bei dem Ersinken seiner Bürgerpflicht regte sich aber auch, hauptsächlich in den Stürmen der Parteikämpfe, bei der von wahren Patrioten mit Schmerz oder auch wol mit Grimm beobachteten, sich hervorbringenden Herrschsucht einzelner die Sehnsucht nach einer Ruhe, einem Frieden der Seele, der nun in dem Einleben gesucht wurde. Wenn Horaz seufzt:

O rus, quando ego te adspiciam, quandoque licebit —

Ducere sollicitae jacentia obliuia vitae? —

so will er nicht bloß ein Vergessen der in der Erinnerung nicht erquickenden Verhältnisse, wie es etwa mancher beim Weinglase sucht, sondern er will seinen Jugendfrieden wiederhaben, seine Seelenharmonie. Das Leben unter Landleuten, welche frei sind von dem Ehrgeiz, der Parteisucht der Weltstädte, wird als heil-

lend angesehen, aber mehr mal noch der Eindruck, den auf ein unverborgenes Gemüth die Natur mit ihren Reizen hervorbringt, aus welcher ein uns wohlwollender Geist zu sprechen scheint.

Es mag sein, daß mancher begabte Schäfer ein Liedchen gemacht hat; gewöhnlich aber betrachtet ein Schäfer die Reize der Natur wie ein Gefunder die Gesundheit, d. h. als etwas, was sich von selbst versteht und was nicht durch ein Lied zu verherrlichen ist. Die Hymnen aber, welche wir aus dem Alterthum haben, stammen von Dichtern her, welche, unbefriedigt durch das Stadtleben und seine Genüsse, zum vollen Genuße ihrer selbst, zur Seelenruhe kommen wollten und diese in dem Landleben suchten. In Bezug auf dieses Streben also scheint uns die Hymne eine ähnliche Stimmung darzustellen, wie die Novelle, das Streben nach Ausfüllung des Gemüths des einzelnen.

Hat aber das Gemüth nach Ausgleichung geseufzt, nach Befriedigung der berechtigten Neigung in Zeiten, wo hohe Aufgaben dem einzelnen winkten, wo eigentlich der Staat alle Kräfte als befügt in Anspruch nahm, so ist eine solche Richtung vollends nicht bloß erklärlich, sondern nothwendig in einer Zeit, wo das Ich überhaupt mehr hervortritt, wie dies in unserm Jahrhundert der Fall ist. Wenn wir nun nebenbei noch unsern Particularismus betrachten, so müssen wir dieses besondere Berücksichtigen des einzelnen, was wir als Grundlage der Novelle angeborenen, geradezu national nennen. Unsere eifrigen Patrioten, welche eine Einheit des großen Vaterlandes wünschen, wollen ja auch diese nur mit Berücksichtigung der Eigenthümlichkeiten der Stämme, und nicht ein Verhältnis, wie es sich z. B. bei den zusammengejochten Stämmen des Franzosenreichs findet. Auch die am eifrigsten die Einheit wünschen, erkennen also die den Deutschen inwohnende Forderung der Berücksichtigung des einzelnen, gleichsam das Ich der Stämme an. Und der Aesthetiker sollte es nicht anerkennen?

Wenn wir also die Novelle abweichend von der Ansicht des Verfassers (Rudolf Sonnenburg) nicht für eine Pflanzung halten können, so stimmen wir doch vollkommen mit ihm darin überein, daß die Novelle jetzt oft Gegenstand der Industrie ist. Aber gilt dieser gerechte Vorwurf bloß dieser Dichtungsart? Um nur an das dramatische Gebiet zu erinnern, sind denn die bei Schauspielern so beliebten und gewiß nicht unter die geringsten zu zählenden Birch-Pfeiffer'schen Theaterstücke Shakspeare'schen Schöpfungen vergleichbar? Haben sie nicht im Vergleich mit den Werken des großen Meisters auch etwas Industrielles?

Einige der uns vorliegenden Erzählungen sind aus dem Kaufmannsleben genommen. Wir müssen gestehen, daß wir an der sogenannten Kaufmannspoesie keinen rechten Geschmack finden können, weil der Kaufmann, solange er weiter nichts ist als Kaufmann, eigentlich gar nichts Poetisches hat und seiner geistlosen Beschäftigung nach auch nichts haben kann. Zwei der Erzählungen befunden auch diese Herzlosigkeit, indem in einem Falle der Held der Erzählung darunter ohne Verschulden leidet, im zweiten Falle der Commissheld durch die Herzlosigkeit sich ein verdientes tragisches Ende bereitet. In den „Kaufmännischen Carriären“ von G. Höcker (Nr. 1), wird in der Erzählung „So geht's“ uns ein Jüngling geschildert, welcher der Kaufmannschaft sich zugewendet zu haben scheint, um einmal in der weiten Welt sich umsehen zu können. Seine Sehnsucht ist, die großen Städte nicht bloß von Europa, sondern auch von Amerika zu sehen. Nach seiner Lehrzeit wird er von dem neuen Principal als Commis sehr freundlich behandelt, weil er sich brauchbar zeigt. Dies gefällt ihm und er vergißt die großen Städte. Es ist, als ob er zum Hause seines Principals gehörte, er hilft dem Eöhnchen desselben seine Schulaufgaben lösen. Als aber dieses Eöhnchen groß geworden und die Welt gesehen und nach des Vaters Tode als Gebieter in das Haus tritt, kennt er den helfenden Buchhalter nicht mehr. Der grau und stumpf Gewordene wird entlassen, nachdem er den Gehalt für die letzten Monate ausgezahlt erhalten. Der aller Mittel Beraubte sucht, da er von dem Ertrag einer in der Stadt

für ihn veranstalteten Collocation keinen Gebrauch machen will, den Tod in den Wellen! In der Novelle „Der Procuress“ ist der Commis der Herzlose, welcher, um den Vortheil des Principals zu wahren, sich die größten Härten gegen die Arbeiten liefernden Handwerker erlaubt. Er thut dies, um die einstige Ebin des Geschäfts zu gewinnen. Als er nahe am Ziele ist, ergibt sich, daß er ein tugendhaftes Mädchen verführt und betrogen hat. Er geht nun nach Amerika, wo er als Falschmünzer am Galgen endet. Die dritte Novelle „Die heirathslustige Firma“ ist heiterer und zwar deswegen, weil sie nicht ganz kaufmännisch ist. Der eine von zwei Compagnons, deren Bestreben, sich Kunden zu verschaffen, ergötzlich geschildert wird, glaubt von der Nachbarstochter am meisten begünstigt zu sein, weil sie mit ihm lieber und freier spricht, während der andere aus dem ihm verschönten zugewandten Blicken einen richtigeren Schluß zieht. Der letztere wird natürlich mit der Hand der Tochter des sehr reichen Rentiers beglückt, aber nur erst, und das ist das Kaufmännische bei der Sache, als er seine Verhältnisse günstiger, als sie waren, den Alten durch List dargestellt und ihn so ins Garn gelockt hat. Die Gedankenwelt des Verfassers erhebt sich nicht über das Alltägliche und die Darstellung hält sich in den Schranken der Mittelmäßigkeit. Als Probe seines Geistes diene: „Oben auf der Mauer“ (so bemerkt ein Commis, als er darüber reflectirt, daß alle Dinge, die ihm auf der Reise begegneten, auf die Firma seines Principals Bezug haben können), „Nicht ein hässlicher Hahn, den man unwillkürlich in Verdacht hat, er verheße auch etwas von Industrie.“

In „Geheimnisse einer kleinen Stadt“ von A. von Winterfeld (Nr. 2) werden uns keine tragischen Ereignisse geschildert, weder an einem Flusse noch am Galgen, wie von Höcker, aber er führt uns in die schrecklichen Zeiten der Cholera! Er spricht in der Einleitung seines „komischen Romans“ mit höchst energischer Miene von dem großen Glück der Posemannler in früheren Zeiten, dergleichen es jetzt nicht mehr gebe, obgleich es uns dünken will, daß ein einziger Tag unserer Schügen- und Gesangsfecke mehr Poesie enthalte, als ein ganzes Decennium der goldnen Aera in der guten Philisterstadt Posemudel, an der „schiffbaren Pöse“ gelegen. Nun, wenn das Leben auch sehr philisterrhaft langweilig ist, so läßt es sich doch durch Satire pikant machen.

Ein junger Arzt, welcher nach Posemudel übersiedelt und von manchen ersehnt wird, weil der alte Phylitus ganz taub geworden ist, findet einen heftigen Gegner an einem Barbier, welcher aus der Taubheit des Phylitus für Erweiterung seiner Praxis Hoffnung geschöpft hat. Dieser Barbier versagt sich, sobald er Wind von der Ankunft des neuen Arztes bekommen, zu demselben in den Saalhof, um ihn auszuhorchen und danach seine Maßregeln zu nehmen. Er erzählt dem Arzt, daß der Bürgermeister von Posemudel, dem er seinen ersten Besuch zu machen hat, sehr schwer höre, daß die Frau Bürgermeisterin sehr gern schlaufe, und daß, wenn er ihre Günst, die sehr wichtig sei, erlangen wolle, er Spasmodik mitzubringen und ihr anzubieten habe, daß er aber vor der Tochter des Bürgermeisters sich in Acht nehmen müsse, weil sie die Manie habe, die Männer zu beißen. Daraus entwickeln sich nun sehr drollige Situationen. Der Barbier verbreitet außerdem in der Stadt, der neue Arzt sei auch wieder taub, wie der Phylitus, und sei überdies noch ein Jude! Dies gibt den Posemannlern Gelegenheit, ihr Stadtphilisterrhum im höchsten Glanze zu zeigen. Aber die Cholera kommt dem geplagten und gehubelten neuen Arzt zu Hülfe, ja sie macht den Barbier, der durch seine Präservativmittel, die schrecklich wirken, bei den Bewohnern der guten Stadt Posemudel an der „schiffbaren Pöse“ verhaftet, ja sie macht ihn, obgleich sie keinen andern tödtet, als Fischknecht todt und läßt ihn zum Nachtwächter avanciren. Der neue Arzt wird Phylitus und natürlich bekommt er ein wunderschönes Mädchen zur Frau.

Was den Barbier betrifft, welcher selbst gekostet, er habe

beim Meßten mehr Blut vergossen, als früher, wo er noch Reggerburche war, so ist nicht wahrscheinlich, daß derselbe durch sein Vorgehen, daß er stets beschäftigt sei und auch nichts nicht einmal Ruhe habe, die Bewohner einer kleinen Stadt in einem solchen Grade über seine Geschäftlichkeit habe täuschen können. In einer kleinen Stadt wird ein solches Wichtigthum sehr schnell erkannt und es bewirkt das Gegentheil von dem Beabsichtigten. In Bezug auf den neuen Arzt möchten wir fragen, in welches Lebensalter der Verfasser ihn stellt? Der Angabe nach ist es ein Arzt, der jetzt zum ersten mal selbständig auftritt, also doch wol jung ist, aber manchmal beträgt er sich wie ein pomadiger alter Kauz.

In mancher Hinsicht geht der Verfasser zu weit und wird wiederlich, z. B. in dem Tischgespräch des Barbiers mit seiner Frau, während die Kinder mit am Tische sitzen. „Daß doch du Büttnerin auch was ährig“, rüft die erbohte Ehehälfte dem mit gutem Appetit essenden Barbier zu. „Wenn man den Nuth schabst hat, so viele Kinder in die Welt zu setzen, muß man auch den Nuth haben, für sie zu hungern, wenn es sein muß. Aber du bist mir der Rechte! Du läßt dir nichts abgehen, und wenn es nach dir gegangen wäre, hätten wir noch ein halbes Duzend mehr. Wenn ich nicht immer bereit war, deine Wünsche zu erfüllen, dann brockst du mir mit deiner Nüchtheit, mit dem Geiz und erschöpfst mir, was der Herr Martin Luther gesagt hätte, daß alle Woche zu.“ Der Barbier entgegnet: „Bedenke doch, daß deine erbohte Tochter zugegen ist.“ — „Ach was!“ rüft die Barte, „hast du etwas verstanden: Thekla?“ — „Ne!“ antwortet die zwanzigjährige Tochter.

Wie gehören nicht zu den hochhängendsten Paritäten, aber solche Schilderungen wideren uns an. Wenn wir ferner lesen, daß welcher Hofemucker die Zeitung verkehrt hält, wenn er nach den Tagesbegebenheiten forscht, so haben wir wol nicht unrecht, wenn wir dem Verfasser überhaupt eine Neigung zu übertreiben zuschreiben und daraus schließen, daß er sich noch nicht hinreichend geübt hat, d. h. daß er die harte Haut des Goldsmus noch nicht abgestreift hat. Der wahre Humorist läßt immer durchblicken, daß bei den zu schildernden Schwächen der Menschen er sich auch seiner eigenen Schwächen bewußt ist. Dadurch erst erreicht das Wohlthunende des Humors. Unser Verfasser scheint aber oft nur deswegen über die Menschen zu lachen, weil er sich nicht selber stellt.

In dem Roman „Am Hofe“ von H. J. Wilcken (Nr. 3) haben wir die Darstellungen lobenswerth, in welchen die Intriganten des Stücks ihre Wirksamkeit entwickeln. Gelungen ist ebenso die hergese Kosette, die Unteroffizierstochter, die von der Natur sehr freigeigig ausgestattet, die Fertigkeit besitzt, schnell in alle Lagen sich zu finden, die Schwächen der Menschen zu erkennen, zu benutzen und über alle Obner und Verechter zu herrschen.

In einem Lande, in welchem eben große Aufregung darüber herrscht, daß auf des Herzogs Befehl Schloffer die Pulse und Rassen der Steuerverweigerer aufbrechen sollen, ist der Erbprinz, zum Theil durch sein früheres, nicht regelmäßiges Leben, theils durch den Mangel an geistiger Beschäftigung, weil er von Regierungsgeschäften ferngehalten wird, ein Melancholicus geworden und hat sich vom Hofe und von seiner tugendhaften Gattin, die er erst vor drei Jahren heimgeführt, getrennt, um in einer Einsamkeit sich zu langweilen oder zu quälen. Der regierende Herzog ist aus dem Grunde über den Erbprinzen oder sein Einsehen erbost, weil er so seinen Stammbalter hoffen kann. Die Ratresse des Herzogs, welche durch Erfüllung des herzoglichen Wunsches neue Gunst sich erwerben will, sucht, wie auch andere, die am Hofe gewinnen wollen, eine Annäherung des erbprinzlichen Vaters wieder herbeizuführen. Der herzogliche Theaterintendant lernt auf einer Reise einen Seminaristen kennen, welchem die neuen Schulreglements das Seminar zuwidergemacht haben. Wohlgefälliger aber noch steht der Intendant auf die Coufines des Seminaristen, welche, obgleich eine Unteroffizierstochter, doch guten Unterricht und zwar durch ihren Coufin er-

halten hat. Der Seminarist, welcher Lust hat auf das Theater zu gehen, kommt durch den Intendanten in die Residenz, und in die Nähe des Erbprinzen, dessen Vertrauter er bald wird. Der Erbprinz übernimmt auch das Protectorat über die Gensine, welche als angehende Schauspielerinnen dem Erbprinzen vorgeführt wird und dessen leidenschaftliche Neigung erregt. Der Erbprinz wird wieder lebendig. Er besucht das Theater, auch die Abendgesellschaften der Erbprinzessin, weil die Schauspielerinnen eingeladen wird. Die „Schöne“ nimmt die Geschenke ihres hohen Gönners und Verehrers sehr freudig an, widersteht aber seiner Lüsternheit und heirathet einen reichen Engländer. Dadurch wird der Erbprinz seiner Gattin wieder ganz zugeführt. Die von der Schauspielerin nicht erwiderte Liebe wendet sich ihr wieder zu.

Hier sollte unsere Erzählung die Erzählung schließen, aber der Verfasser kann wahrscheinlich es nicht über sich gewinnen, die herzlose Kosette ohne Strafe mit dem Engländer ziehen zu lassen. Deswegen müssen wir ihr nach Neapel folgen, wo sie die Gensine sucht und Nachbegierde einer vornehmen und hässlichen Dame erregt. Im Volksgebränge am Hafen wird ihr Schwefelsäure in das schöne Gesicht gesprüht. Ihre Schönheit ist dahin, ihre Gesundheit sehr geschwächt. Als sie sich einen Augenblick allein weiß auf ihrem Krankenlager, nimmt sie aus dem Stimmer ihres Mannes Gift, weil sie den Verlust ihrer Schönheit nicht überleben kann.

Wir begegnen in diesem Romane mehr als einer Unwahrscheinlichkeit. Wäre der Erbprinz wirklich von der Echnucht nach einem wahren Freunde so erfüllt gewesen, wie er dargelegt wird, so würde er sich aus eigenem Drange an seine edle Gattin wieder angeschlossen oder vielmehr sich gar nicht von ihr getrennt haben. Wenn die Vorleserin der Erbprinzessin dahin gewirkt hat, das erbprinzliche Paar zu trennen, ist es dann wahr scheinlich, daß die Erbprinzessin, die in der Trennung sich sehr unglücklich fühlt und die doch nicht ohne Artheidskraft ist, fortwährend diese Vorleserin, eine Gräfin, als ihre treueste Freundin angesehen haben sollte? Wie trifft es sich ferner, daß die Schauspielerin, die junge Gattin des Engländers, als sie einen Augenblick in ihrer Krankheit von Pflegerinnen sich frei fühlt, sogleich in dem Zimmer ihres Mannes Gift findet? War der reiche Engländer ein Giftschänder oder hatte er gesagt, daß seine „Schöne“ einmal welches wünschen konnte? Wenn übrigens eine der Damen, die auf den Erbprinzen, der immer „Gosheit“ genannt wird, während dem regierenden Herzoge der Titel „Durchlaucht“ beigelegt wird, einen übeln Einfluß gehabt haben, sterben sollte, hätte es dann nicht die Vorleserin, die Schuldige an der Trennung sein müssen? Was hat die Schauspielerin verschuldet? Sie hat den Erbprinzen ins Leben zurückgeführt, hat aber gegen die Erbprinzessin keine Schuld auf sich geladen, da sie ja gegen die Lüsternheit des Erbprinzen tapfer und siegreich kämpfte. Und deswegen, weil ein Mädchen kosett ist und sich der dargebrachten Geschenke herznüchlich freut, ist sie doch nicht des Todes würdig. Es scheint fast, als wäre es auch im Romane leichter und eher erlaubt, eine Bürgerliche tod zu machen, als eine Gräfin.

Ueber die philosophischen Bemerkungen des Verfassers können wir nicht günstig urtheilen. „Um die richtige Auffassung des Lebens ist es eine ganz eigene Sache, und wenn wir behaupten, daß die ungeheure Mehrzahl der Menschheit im Dunkeln tappt, daß selbst die geäußerten, gepriesenen Logiker und Weisen immer nur auf selbstgeschaffenen Hypothesen fußen und daß der Begriff einer abstracten Wahrheit unserm blöden Auge und Wahrnehmungsvermögen so entfernt liegt, wie etwa die Begriffe von Ewigkeit und Unermesslichkeit, von Zeit und Raum, so glauben wir nicht zu viel zu sagen“ (II, 185). Nein! viel hat der Verfasser wirklich nicht gesagt, wenigstens nicht viel Wichtiges! Wenn wir nach unsers Philosophen Ansicht nun einmal die Wahrheit nicht erkennen können, wozu denn unsere geistige Anstrengung? Die faule Vernunft ist es wol, welche der Philosoph empfiehlt? Er ermahnt: „Wete und arbeite.“

Ist denn aber das Forschen nach Wahrheit keine Arbeit? Gewissen dem zur Ausprägung des Charakters nicht Grundzüge? Der Verfasser, welcher manchmal in diesem Romane durchblicken läßt, daß er sich zu den Freikännigen zählt, bedenkt nicht, daß das Aufgeben der Selbstthätigkeit des Geistes geradeswegs in die Richtung führt, aus welcher die drückenden Schulreglements, die er doch zu hassen vorgibt, erwachsen sind.

Wenn wir den Titel des Romans von Gesekiel „Stille vor dem Sturm“ (Nr. 4) lesen, so vermuthen wir, ein Stück Volksgeschichte dargestellt zu finden, aber wir täuschen uns. Der Roman enthält hauptsächlich eine adeliche Familiengeschichte. Der Verfasser erinnert uns außer dem oben angegebenen noch an einen andern Uebelstand in Bezug auf unsern historischen Roman. Wenn in England der Tory den Whig und der Whig den Tory achtet und sein Streben und seine Wirksamkeit für das Vaterland anerkennt, will unser Verfasser sogar den Aufschwung vor und in den Befreiungskriegen dem Volke wegbisputiren, indem er behauptet, die Begeisterung sei nur in einzelnen gewesen, und nach dem Geiste zu schließen, welcher in dem Buche herrscht, hat Gesekiel unter diesen wenigen nur Adelige verstanden.

Den Titel des Romans halten wir für unpassend, da kaum der vierte Theil desselben auf die Erhebung des Volks sich bezieht und wie aus einer kurzen Angabe des Inhalts sich ergeben wird, die Ueberschrift „Das wiedergefundene gnäbige Fräulein“ zweckmäßiger gewesen wäre.

Freiherr von Ihlow liebt die Enkelin des Reichsgrafen von Mespelbrunn und hält um ihre Hand an; aber obgleich in Bezug auf „das Alter des Geschlechts“ gar nichts einzuwenden ist, wird er doch abgewiesen, weil die Enkelin schon in der Wiege ihrem Cousin versprochen war, damit die Familiengüter wieder zusammenkommen sollten. Ihlow entführt die Geliebte und da der zornige Reichsgraf sie scharf verfolgen läßt, fliehen die Liebenden weiter und weiter bis nach Portugal. Sie werden durch Prieserhand verbunden, aber einige Jahre nach der Geburt eines Mädchens stirbt die Mutter und bald auch der Vater. Das kleine Fräulein wird durch einen Diener nach Deutschland gebracht, welcher aber nach dem erhaltenen Auftrage ihre Geburt nicht bekannt machen darf wegen des zornigen Reichsgrafen. Dieser fühlt aber Reue und der Diener läßt Andeutungen entschlipfen, welche dem ergrauten Grafen das Vorhandensein einer Urenkelin verrathen.

Um diese Zeit (1812) kommt ein von der französischen Polizei verfolgter Patriot, der gefährlich scheinende Reifen gemacht hat, ein Herr von Rouvroy, in die „Pfaffenstube“ und sieht hier Oßertag's „Sonnenstrahl“, wie die Tochter des Wirthes (Pfafftochter) in der Umgegend genannt wird. Die Heiterkeit des Mädchens und ihre Schönheit machen auf den Verfolgten einen bedeutenden Eindruck. Er ist so glücklich in Berlin sie wiederzusehen. Aber Rouvroy ist auch in Berlin nicht sicher, entweicht und findet in einem gräflichen Schlosse der Lausitz gastliche Aufnahme. Hier entdeckt er ein Bild des „Sonnenstrahls“ und sagt dies dem Reichsgrafen von Mespelbrunn, denn er ist der Herr des Schlosses. Der Graf weiß zwar, daß Rouvroy nicht recht hat, wenn er behauptet, er habe das Original gesehen, aber er weiß nun, daß es seine Urenkelin ist und forscht nach. Rouvroy geht nach Rußland, wird Offizier und kämpft im russischen Heere gegen die Franzosen. Auf dem Rückzuge trifft er den einst um seine Braut betrogenen Cousin, Grafen von Mespelbrunn, welcher nun von der Tochter seiner Untreuen hört. Rouvroy hat für den Roman und den Sonnenstrahl seine Pflicht gethan und fällt im Kampfe — „der Noth kann gehen“. Damit endet nun auch die Berücksichtigung der Erhebung von 1813, es war ja nur ein Mittel, nicht Zweck des Romans. Deswegen hätte aber auch nicht der Titel „Stille vor dem Sturm“ gewählt werden sollen, da dieser Sturm doch nur als Nebensache betrachtet wird. General Graf von Mespelbrunn, der Cousin, sieht das Ebenbild seiner Untreuen und heirathet es, und Glück über Glück, die

Familiengüter kommen wieder zusammen, was für den Leser gewiß von der größten Wichtigkeit ist.

Obgleich der Vater des Sonnenstrahls, welche nun „Reichsgräfin Wchter von Mespelbrunn, Frein von und zur Pielanen, Semperfreie auf Fichtenwalde und durch Schenkung ihres Großvaters Erbherrin auf St. Peter im Rändchen Schollähe“ ist, obgleich der Vater oft beim Betrachten des kleinen Mädchens traurig ausgerufen hatte: „Gott, das Kind hat keine Seele!“ und eine geschriebte Gräfin, welche das Glück hatte, die Wchter gefundene zuerst zu sehen, ihren Freundinnen verhaubete, „sie ist schön, aber sie hat keine Seele“, und der Gemahl auch so etwas bemerkt, so ist er doch glücklich: die Güter, die Familiengüter sind ja vereinigt! Doch Geduld! Die junge Mespelbrunn genst eines Anblikens, und einmal bemerkt man, daß die Mutter sogar nachts nach ihrem Kinde steht. Freude überall! „Die junge Gräfin hat eine Seele bekommen!“ Denn sonst würde sie nicht nach ihrem Kinde sehen. Der Verfasser knüpft hieran eine tröstliche Bemerkung: „Wenn auch ein Mädchen noch keine Seele hat, so soll man nicht verzweifeln, denn wenn sie ein Kind bekommt, bekommt sie auch eine Seele.“ Also zwei Geburten auf einmal! Das ist allerdings Segen!

Aber trotzdem, daß der Verfasser für manche Mutter sehr corpulenter Töchter so tröstliche Worte verfaßt, müssen wir doch einiges an seinem Werke tadeln. Wir müssen sogar sehr tadeln, daß der Verfasser einen Franzosenabkömmling (Rouvroy) zum Repräsentanten des deutschen Patriotismus macht. Was es dazu keine Deutschen? Wenn der Franzose trotzdem, daß seine Ahnen schon vor 200 Jahren in Deutschland eingewandert sind, noch eine Vorliebe für die Franzosen, seine Stammesgenossen, gezeigt hätte, würden wir ihm vergeben haben. Ja, wir würden ihn gelobt haben. Ferner tadeln wir, daß der Verfasser diesen Repräsentanten des deutschen Patriotismus, als er nach Berlin kommt, sich mit Schauspielerinnen und dem lieblichen Junker von Burgthal herumtreiben läßt, daß Rouvroy mit diesem Erbärmlichen, den er bald darauf als einen für die Franzosen in ihren Reichen Kämpfenden gefangen nimmt, Arm in Arm in einem trunkenen Zustande in den Straßen von Berlin schlendern gesehen wird. Ist das Charakter? Ferner ist zu tadeln, daß Rouvroy in dem gastlichen Schlosse der Lausitz nichts Besseres zu thun weiß, als alle Fächer durchzusehen und mit dem Federmesser die Tapeten auszuscheiden, bis er das Bild findet. Hätte der Verfasser eine solche Thätigkeit einem der Schergen der französischen geheimen Polizei zugetheilt, so wäre es in der Ordnung gewesen, aber ein solches Sterben paßt schon nicht für einen ganz gewöhnlichen Edelmann, geschweige denn für den Repräsentanten des deutschen Patriotismus! Das heißt ganz und gar aus der Rolle fallen!

Wenn der Verfasser für die Wibervereinigung gräflicher Güter schwärmt oder für das Auffinden eines Mädchens ohne Seele, so haben wir dagegen nichts einzuwenden, wir sind tolerant und vorkümmern keinem seine Herzensneigung; wenn er aber die Vorkümmern, welche den adelichen Führern in der Schlacht bei Jena gemacht worden sind, weglösen will, so können wir nicht so nachsichtig sein. „Das Unglück“, sagt der Verfasser, „ist durch den Gang der gesamten Weltbegebenheiten herbeigeführt worden.“ Ferner: „Vergift man denn ganz, daß alle die hochberühmten Führer der siegreichen preussischen Waffen in den großen Jahren des Befreiungskampfes Offiziere und Junker der Armee von Jena waren?“ Was den ersten Grund betrifft, so ist derselbe so weit und so allgemein, daß er alles und jedes entschuldigen kann, ja es ist wahrer Fatalismus. In Bezug auf den zweiten Grund ist zu erwägen, in welchem Verhältnisse ein Offizier oder Schlachtjunker steht. Es kann ein Oberst, ein Hauptmann, ein Lieutenant durch seine Tüchtigkeit sich hervor- thun, aber die Fehler der Obergenerale kann er nicht gut machen. Wenn demnach der Verfasser keine bessern Gründe hat, so ist ihm zu raten, in seinen Andeutungen sich etwas maßigen und z. B. nicht zu sagen (I, 157): „Es ist geradezu erbärmlich, daß man heute immer noch so thut, als habe der

des Straßens 1806 ins Unglück gebracht.“ Wir geben willig zu, daß in dem Befreiungskriege 1813–15 die Adeltichen neben den Bürgerlichen vollkommen ihre Pflicht gethan haben, aber in Bezug auf das Jahr 1806 wird der Verfasser das allgemeine Urtheil schwerlich durch einen Nachspruch wie diesen rückgängig machen. Trotz des oft verdienten Lobes können wir aber doch nicht umhin, dem Verfasser in Bezug auf Sprache und Darstellung den ersten Rang unter den eben besprochenen Autoren zugetheilen.

Ernst Oswald.

Luristenliteratur.

1. Kurland. Reiseeindrücke von Land und Stadt. Von Ludwig Brunner. Leipzig, Matthes. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Reisebilder aus Spanien von Johann Alois Minnich. Mit einer Ansicht des Saales der Abencerragen in der Alhambra. Zürich, Schulthess. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Wanderungen in Schottland. 1851–52. Von Rudolf Wilmann. Braunschweig, Neuhoff und Comp. 1862. 8. 7½ Ngr.

Ludwig Brunner, der Verfasser des Werks „Kurland“ (Nr. 1), ist von einer humanen, wohlwollenden Gesinnung befeelt, und beurtheilt daher die Menschen aller Stände ohne Vorurtheil, bemitleidet die armen und unterdrückten Volksklassen, ohne deshalb schonungslos gegen die ganze Aristokratie und Bureaucratie zu polemisiren. Diese, jedem Schriftsteller zu eigen sein sollende Denkhaltung ist ganz besonders den Touristen nothwendig, wenn sie uns unparteiische Reiseberichte geben wollen. Brunner zeigt an andererseits eine zu große Einseitigkeit in seinem Werkchen, indem er vorzugsweise nur die Bewohner Kurlands und deren geistige Verhältnisse bespricht, ohne uns weder ausführliche geographische, statistische noch naturwissenschaftliche Notizen zu geben. Hierüber entschuldigt er sich zwar, aber in einer Weise, die man nicht gern vergißt, denn er sagt: „Ueber alle diese Materien las ich das Erforderliche genau nach, sammelte auch die nöthigen Notizen, weiß aber fatalerweise nicht, in welchem Winkel meines Kesselfessers ich mein statistisches Material geborgen habe und muß deshalb nach dem Gedächtniß angeben, das häufig irre leitet.“

Ich muß dagegen bemerken, daß man vor der Veröffentlichung eines größeren Werks alle Notizen hervorholt und wann diese Thätigkeit auch Wochen oder Monate erforderte. Hat man sie aber schon in einem Koffer, so braucht man doch wahrhaftig nur einige Stunden zu suchen, auch wenn derselbe von der allergrößten Dimension wäre. Eine andere Einseitigkeit besteht darin, daß er vorzugsweise nur die zwei Städtchen Libau und Mitau bespricht, dabei gar zu viel gewöhnliche Alltagsgeschichten erzählt und dies oft in einer Ausführlichkeit, die auch den geduldißigen Leser ermüden muß. Die Abschnitte: „Jeremiaden eines Halbverhungerten“, „Mein Besuch in der libauer Kasse“, „Ich bekomme zu essen“ und „Die Zweikämpfe eines kurlischen Pfarrers mit seiner Ehehälfte“, worin letztere den Kopf des Herrn Gemahls mit Roggenbraten bombardirt, gehören doch nur zu trivialen Klatschereien; zur Charakteristik des Volks tragen sie nichts bei. Interessanter sind die Schilderungen der höhern Stände, die er uns als sehr gebildet und human charakterisirt. Da man kann wol sagen, das ganze Buch ist eigentlich nur eine Lection auf den kurlischen Adel und höhern Bürgerstand. Ganz besonders preist er die adelichen Damen; sie lehren ihren Kindern schon frühzeitig die Wirtschaftsverhältnisse, beaufsichtigen den Unterricht und examiniren sie jeden Morgen über die Schularbeiten. Dabei sind sie mild und barmherzig gegen ihre Diener und Knechte, besuchen die armen Kranken und helfen überall mit Rath und That. Bei solchen edeln Eigenschaften fühlt sich der Verfasser zu Lobgedichten begeistert, obgleich er mehr Talent zum Prosaschreiben als zur Poesie zeigt, wie uns folgender Vers bezeugt:

Wenn Schiller jemals hätte geschaut
Die kurlischen Damen lieb und traut,
Wie sie erfüllen jede Pflicht,
Der schwersten selbst entgegen sich nicht,
Es wäre wol sein Lied erlungen
Noch feuriger, das er gesungen
In seiner schönen, edeln Weis'
In holder Frauen Ehr' und Preis.
Ich neig' mein Haupt und küß die Hand
Den Damen all im Kurlenland.

Nur die kurländische Küche will ihm nicht behagen. Die barbarischen Gänse-, Kohl-, Fisch- und Schweinefleischsuppen haben seinen Magen verdorben. Aber alle diese Uebel werden durch Geist und Gemüth der lebenswürdigen Bewohner verjagt und überwunden.

Das Benehmen der russischen Polizei und der Beamten am Schlagbaume schildert er ebenfalls als sehr höflich und human. Diese russische Beamtenhumanität könnten sich gewisse deutsche Polizisten zum Muster nehmen! Auch die Censur wird in Kurland viel milder ausgeübt als die Preßmaßregelung in Berlin und anderswo. Dies berichtet nicht nur Brunner, sondern alle Reisende, die längere Zeit dort verweilt. Ich selbst hatte einen Stubengenossen, dem in Riga Schriften zugänglich gewesen waren, die wir in Deutschland wegen des Verbots nicht lesen konnten. Demzufolge preist er auch auf mehreren Bogen die edeln Eigenschaften des Zaren Alexander II. und sagt: „Ich schließe meine Schilderung von den Charakter- und Gemüthseigenschaften des jetzt regierenden Zaren mit einigen Versen aus einem längern Gedicht, in dem ich, von Apollo begeistert, dieser unbeschreiblich lebenswürdigen und anziehenden Kaisergestalt gerechter zu werden vermochte, als in meiner mangelhaften prosaischen Darstellung.“

Ja, Jehovah hat gebrüdet auf dein Antlitz seinen Stempel,
Sollst für ew'ge Zeiten werden allen Herrschern ein Exempel,
Sollst ein Priester alles Reinen, alles Höhen, alles Guten,
Mit der Liebe Segenswogen über deine Völker fluten.
Ich muß aber nochmals andeuten, daß des Verfassers Prosa besser ist als seine Poesie.

Nicht jedes gute Buch findet sogleich einen Verleger, dies beweist auch das Werkchen von Johann Alois Minnich, „Reisebilder aus Spanien“ (Nr. 2), denn es ist nur in Commission erschienen. Der Verfasser, Arzt in Waden, reiste im October 1860 durch die Schweiz über Lyon, Toulon, nach Barcelona, Alicante, Madrid u. s. w. Die blumenreichen Thäler und süßduftenden Lüste, die herrlich gebauten Städte und großartigen Kunstdenkmäler begeisterten den Autor zu wahrhaft poetischen Schilderungen, die noch durch das Einweben schöner Gedichte bedeutend erhöht werden. Noch heute sehnt sich der Maure in das geliebte Spanien zurück, in das schöne Land seiner Ahnen, wo sie die Palmen gepflanzt und durch kunstvolle Wasserleitungen die öden Gegenden fruchtbar gemacht haben. Sie hoffen auf die Rückkehr nach Toledo und Granada, denn ihre Väter haben ja bei der Vertreibung die Schlösser ihrer Prachtgebäude mitgenommen. „O Granada, die auf Erden du nicht deinesgleichen hast, und des ganzen Mohrenvolkes Ruhm und Stolz du lange warst!“ So singt eine altspanische Romanze. Zur Zeit der Mauren zählte Granada 400000 Einwohner und blühte in Kunst, Wissenschaft und regem Gewerbeleben; heute ist die Zahl auf 68000 gesunken. Aber das Empfindenste ist, daß die faulen bigoten Spanier die vortrefflichen Wasserleitungen der Felser nicht erhalten haben, und daß heute zahlreiche sonnenverbrannte Fluren öde und dürr sind, welche ehemals durch die Bewässerung der Mauren in Paradiese verwandelt waren. Nur noch einige erhaltene Reste fand der Verfasser; aus Brunnen wird das Wasser vermittelst Pumpwerke in Rinnen auf die Felser geleitet und dürrer Gegenden werden hierdurch zur reichsten Vegetation belebt. Aber wer hat nicht schon von dem großartigen, erhabenen Prachtwerke der Mauren gelesen?

Wer hat nicht schon von der wunderbaren Alhambra, von dem Saale der Abencerragen gehört? Der Verfasser bemerkt:

„Die eine reiche Phantasie in den gemeisteten, sich nie wiederholenden Verzierungen an den vielen hundert weißen Marmorsäulen sich kund gibt, wie sie uns in dem Wechsel der wundervollen Stuccaturarbeiten an den Wänden und den bienzellenartigen, gleichsam frei in der Höhe schwebenden Räumen, zu denen die verschlungenen Arabesken den Blick emporziehen, bezaubernd entgegenkommt und über das Ganze einen hochpoetischen Hauch ergossen hat, ebenso gibt sie sich in den Inschriften kund, welche sich in den verschlungenen arabischen Schriftzügen als Randverzierungen durch die Stuckfelder ziehen. Neben dem Saale der Gesandten liest man: Wenn du meine Schönheit anschauet ohne Beziehung auf Gott, so muß ich dir sagen, daß es eine große Thorheit ist, deine Bewunderung nicht zu Gott zu erheben, der dir den Tod geben kann“ u. s. w.

Woburch kam das einst so blühende schöne Maurenreich in Verfall? Es blühte in Pracht und Herrlichkeit, solange Religion und Tugend die Bevölkerung besetzte, und sank ins Verderben, als ihre Könige die heiligsten Gesetze der Menschheit verletzten. Boabdil, der letzte Maurenkönig, vollbrachte noch die abscheulichen Schandthaten, ließ den Vater vom Thron und mordete die Gattin. Er und sein Heer wurden dann von den Spaniern geschlagen und aus dem Lande vertrieben, und

Auf letzter Bergesflanke schied er seinen letzten Blick Thränenvoll nach der Alhambra, Seufzer nach der Stadt zurück. Und die Mutter jorntig mahnet: Weine, weine, wie ein Weib, Denn nicht deckt Granadas Krone eines Helventönigs Leih! Schied der letzte Maurenkönig seinen Seufzer, gramgebleich, Hier zurück vom Berg der Seufzer ins verlorne Maurenreich.

Auch die Reise nach Malaga, Cadix, Sevilla und Valencia schildert Mannich sehr poetisch und belehrend; doch beschränkt er seine Charakteristiken mehr auf die Landschaften, Städte und Dörfer; von den Sitten und Gebräuchen der Spanier gibt er nur kurze Notizen, weil, wie er sagt, ein so kurzer Aufenthalt nicht hinreichend sei, um den Charakter eines Volks näher kennen zu lernen. Das Buch wird aber dennoch allen Lesern genussreiche und belehrende Stunden gewähren. Die eingewebten Gedichte, nebst historischen Facta und statistischen Notizen sind von hohem Interesse. Nur der durchgehende Gebrauch der Präposition „ob“ statt „über“ wird die norddeutschen Leser befremden.

Man beklagt sich sehr oft, daß nicht selten über ganz unbedeutende Gegenstände viele dicke Bände geschrieben worden. Aber beim Lesen der „Wanderungen in Schottland“ von R. Wichmann (Nr. 3) entsteht der Wunsch, der Verfasser möchte wenigstens das Doppelte der Seitenzahl geschrieben haben oder eine Fortsetzung folgen lassen. Doch Wichmann scheint nicht besonders schreiblustig zu sein, denn er hat auf seiner Tour nicht einmal Notizen gemacht. Da er aber ein Jahr in Schottland verweilte und das Land zu Fuß durchwanderte, so vermag er uns eine treue Schilderung von den Bewohnern und Landschaften zu geben. Er lebte längere Zeit in Edinburgh und Russellburgh und machte von da aus seine Ausflüge in die Hoch- und Niederlande. Also mitten im Lande der Kelten reisend, fühlt er sich zu einigen Bemerkungen über dieses alte Volk veranlaßt. „Außer der Sprache, die sich noch bis jetzt in ihren uralten Dialekten unverwundlich erhalten hat, und manchen an die Kelten erinnern den Monumenten, besitzen und wissen wir fast nichts von diesem merkwürdigen Volke, dessen alte Rationalität heute nur noch auf einige gebirgige Theile Großbritanniens, Irlands und Frankreichs beschränkt ist, wo sie noch als gälische und wälische Kelten leben. Die Sprache der Kelten, die in ihrer ursprünglichen Form, oder doch wenigstens in einer ihr sehr nahe kommenden, jetzt nur noch in den betreffenden Theilen der drei genannten Länder gefunden wird, ist die vorzüglichste Charakteristik des Volks, und obgleich der Raum, den die jetzigen Kelten in genannten Ländern ausfüllen, sehr beschränkt ist, so wird sie gegenwärtig

noch noch von ungefähr sechs Millionen Menschen gesprochen, von denen man eine Million auf das schottische Hochland, vier Millionen auf Irland, eine halbe Million auf Wales in England und fast ebenso viel auf die Bretagne in Frankreich rechnen kann. Im Wales und Irland, welches die Römer nicht berührten, haben sich die Reste des celtischen Volks und die als celtische Sprache fast rein erhalten; auch in den nördlichen Theilen Schottlands, das die Römer kaum betraten, herrscht die celtische Sprache noch ziemlich rein, sowie Armorica, die heutige Bretagne in Frankreich — im alten Besitze seiner alten celtischen Sprache geblieben ist, die als das Bretonische bekannt und dem Wälischen ganz verwandt ist. Die Hauptdialekte sind jetzt das Gälische und Wälische. 1) Der gälische oder gaelische Zweig. Ihm gehörten die Kelten an, welche sich Gaels oder Gals nannten, und dieser Zweig zerfällt wieder in zwei Abstufungen: a. Das eigentlich Gälische, Gaelicabancig, oder das Galedonische, wie es in Hochschottland gesprochen wird. b. Das Irische oder Erische. Das Manische, welches auf der Insel Man gesprochen wird, ist ein Unterdialekt hiervon. 2) Der wälische oder cymrische Zweig. Die Kelten, die sich Kymrs nannten, werden ihm zugezählt; auch er hat mehrere Unterdialekte. a. Das eigentlich Wälische oder Cymrische; welsch im Englischen, galois im Französischen; cymroch im Welshen. Dieses wird von den Wälisen oder Welshen, den Einwohnern des Fürstenthums Wales gesprochen. b. Das Cornische in Cornwall in Devonshire, dem alten Dumonia. Dieses ist in neuerer Zeit fast ausgestorben. c. Das Bretonische, das breyad, breiznek oder das Breton der Franzosen. Dieses ist in der Bretagne in Frankreich Volkssprache, zerfällt jedoch auch in einige Unterdialekte. Die Orkney- und Shetlandinseln sind bekanntlich schon früh in die Hände der Scandinavier, welche die celtische Bevölkerung vernichteten und die skandinavische Sprache (Noords, Norse) ward daselbst noch zu Menschengeboten gesprochen. Die Hebriden dagegen sind celtisch geblieben, obgleich sie von skandinavischen Einfällen nicht ausgeschlossen waren.“

Schon aus diesen wenigen Notizen ersieht man den hohen Werth der kleinen Schrift. Der Verfasser gibt auch den Anfang eines Gedichts, welches dem Barden Allan zugeschrieben wird, welcher etwas früher als Ossian, der zu Ende des 3. oder zu Anfang des 4. Jahrhunderts gelebt haben soll, lebte und in großer Achtung gestanden zu haben scheint. Dabei empfiehlt er auch eine in London erschienene gute Grammatik zum Gälischlernen: „A practical grammar of the Scottish Gaelic in eight parts; by James Munro“. Auch über Sitten und Gebräuche der alten Schotten erhalten wir beachtungswürdige Nachrichten, z. B. über the fiery cross. Vor einiger Zeit las ich in einer londoner Zeitung ein Gedicht, betitelt: „The Poet's Fiery Cross. Addressed to the poets of the continent.“ Obgleich mir der Inhalt desselben völlig verständig war, so wollte mir doch die Bedeutung der Ueberschrift nicht einleuchten; nachdem ich nun die Mittheilung Wichmann's gelesen, ist sie mir klar. „Wenn nämlich das Haupt eines Klan bei einer plötzlichen oder großen Gefahr seinen Klan beisammensammeln wollte, so schlachtete er eine Ziege, machte ein Kreuz von letztem Holze, brannte die Enden desselben an und löschte sie in dem Mute des Thiers wieder aus. Dies nannte man das Fiery Cross, auch Crean Tarigh, oder Cross of Shame, weil Ungehorsam gegen die Bedeutung desselben Schande mit sich brachte. Es wurde einem geschwunden und zuverlässigen Boten übergeben, welcher damit, so schnell er konnte, nach dem nächsten Orte eilte, wo er es der angesehensten Person mit einem einzigen Worte überlieferte, welches den Versammlungsort bezeichnet. Derjenige, welcher dieses Zeichen in Empfang nahm, war verpflichtet, es mit gleicher Eile nach dem nächsten Orte zu befördern, und auf diese Weise gelangte es mit unglaublicher Geschwindigkeit nach allen Orten, die dem Klanling unterthan waren und auch zu seinen Verbündeten und Nachbarn, wenn die Gefahr gemeinsam war. Beim Anblick dieses feurigen Kreuzes

zu mußte jeder Mann von 16—60 Jahren, der waffenfähig war, sich sofort mit seinen besten Waffen nach dem Sammelplatze begeben. Wer zu erscheinen unterließ, ward mit Feuer und Schwert bestraft, welches durch die blutigen und verbrannten Zeichen dieses kriegerischen Signals dem Ungehorsamen sinnlich angezeigt war.“ Es versteht sich, daß der Verfasser auch etwas gut das gegenwärtige Leben der Schotten schildert; ihre heiligen Kirchensynoden, das Festhalten des Sonntags und das viele Beten will ihm nicht besonders behagen, aber noch weniger die große Trunksucht des untern Volks. Nach diesen Citaten bedarf das Büchlein keiner weiteren Empfehlung; für den billigen Preis erhält man reichliche Belehrung. 38.

Culturgehistisches aus Sachsen und Thüringen.

Licht und Schatten. Ein Beitrag zur Culturgehistie von Sachsen und Thüringen im 16. Jahrhundert. Nach seltenen handschriftlichen Urkunden und andern Quellen bearbeitet von August Victor Richard. Leipzig, Teubner. 1861. Gr. 8. 2 Hft.

Der Titel des soeben genannten Werks versteht und zumeist in das Zeitalter der Reformation, in ein Zeitalter, das einer weltgeschichtlichen Bedeutung sich rühmen darf und dem Historiker jeden Fall einen überaus reichen Stoff darbietet, worüber man unter andern M. Garzere's Betrachtungen über die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit vergleichen möge. Ist ja das dieses Zeitalter die große Sturm- und Drangperiode der Menschheit am Wendepunkte des Mittelalters und der neuern Zeit. Der Geist persönlicher Freiheit war erwacht und er schlug sich in Schlachten auf allen Gebieten; er fühlte sich mächtig und nicht einem fremden Ansehen mehr, sondern nur der eigenen Stimme folgen, selber sehen, selber sein Leben einrichten und sein Selbsteig erwerbend. Eine Freiheit aber, wie sie jenes Zeitalter als Ideal in seiner Seele trug, kann und nicht geschenkt werden, wir müssen sie erringen. Darum tragen denn auch die Kämpfe des ganzen 16. Jahrhunderts, dessen befähigsten Streiter bereits das 15. Jahrhundert theils erzogen, theils geboren hat, das Gepräge einer wirklichen Revolution an sich. Sie vernichten den Bruch mit dem Mittelalter; es herrscht ein Sturm und Ringen der Geister, die ungezügelt von der Vergangenheit sich losreißen und einer unbekannten Zukunft entgegenzürzen, Abenteurer, Propheten, Märtyrer des neuen Lebens. Das Gemüth trägt den ganzen Reichthum jener Kampfzeiten in sich, vermag ihn aber noch nicht mit Raß und Wahrheit zu umschließen, die Phantasie ist noch die vorwaltende Kraft der Seele. Erst Geister, wie sie in Shakespeare und Cervantes, in Galili und Descartes lebten, vermochten Dichtung und Wissenschaft zu scheiden, während Jordan Bruno, Jakob Böhme und Kepler in die Tiefen des menschlichen Gemüths und der Natur blickten, welche die damalige Welt nicht minder in Erstaunen versetzten, als sie in ihrer Folgentwicklung zur Erlösung der Gegenwart beigetragen haben. Auf den Feldern dieses Kampfes nun, der auf die menschlichen Leidenschaften des Ehrgeizes, des Fanatismus und der Herrschsucht stößend, dadurch zugleich den Kampf mit den Waffen entzündete, liegt ein ungeschätztes Material für den Geschichtsforscher aufgespeichert theils als Angelegenheit, theils als Trümmerschutt der Alten. Daß dieser Forscher zunächst und am liebsten nach dem Hervorstechenden greift, ist natürlich, ja nothwendig. Allein das Unscheinbare ist darum noch keine Spure, weil es seinen besonderen oder gar keinen Glanz auf seiner Oberfläche besitzt; und es würde deshalb die Geschichtswissenschaft ebenso unanbar als unklar werden, wollte sie dieser Unscheinbarkeit mit Verächtlichkeit begegnen; vielmehr muß sie es unter ihre unerlässlichen Aufgaben rechnen, auf den weiten Feldern der Geschichte sich dem zwar unvollständigen, aber niemals werthlosen „Rechenlesen“ zu unterziehen. Der Ruhm einer solchen Rechenreise vornehmlich auf dem

Geschichtsgebiete des 16. Jahrhunderts hat nun der Verfasser des obengenannten Werks in dankenswerther Weise seine Aufmerksamkeit gewidmet. Es erfordert aber eine solche Arbeit außer der Mühe noch eine besondere Ausdauer und Liebe zur Sache. Die beiden letztern Eigenschaften hat der Verfasser in hohem Grade bewährt und durch seine geschichtliche Arbeit die Anhänglichkeit an das Land der Wettiner bekräftigt; denn vorgangweise innerhalb dieser Grenzen bewegt sich diese Arbeit.

Um für den bunten und deshalb auch spröden Stoff eine gewisse Einheit und Uebersichtlichkeit zu gewinnen, hat der Verfasser ganz naturgemäß denselben in folgende Rubriken vertheilt: in „Familienleben“, „Dessentliches Leben“, „Kirchliche Sachen“, „Staatliche Angelegenheiten“, „Wissenschaften und Künste“; den Schluß bildet das Kapitel „Verschiedenes“, während als Einleitung der Abschnitt „Allgemeines“ dient. Seinen reichen Stoff hat der Verfasser mit außerordentlichem Fleiße theils aus Privat- und öffentlichen Bibliotheken, theils aus ungedruckten und gedruckten Quellen geschöpft. Verdienstlich ist ein nicht minder umfangreiches als sorgfältiges Verzeichniß dieser benutzten Quellen. Ohne nun mit dem Verfasser rechten zu wollen, ob nicht das eine oder das andere hätte fortgelassen werden können, müssen wir jetzt die Frage aufwerfen, welchem Zweige der Geschichtswissenschaft hat denn durch den in dem vorliegenden Werke betheiligten Fleiß vorzüglich ein Dienst geleistet werden sollen? Offenbar der Culturgehistie, vergleichbar dem Werke von Weber's: „Aus vier Jahrhunderten.“ Beide Werke bringen dem Culturgehistiker zahlreiche und höchst mannichfaltige Bausteine zum Ausbaue der Culturgehistie. (Wie hoch schätzen wir nicht zum heute z. B. die sogenannte „Historia naturalis“ des ältern Plinius, die „Noctes Atticae“ des Gellius oder auch Aelian's „Variae historiae“, und doch sind sie im wesentlichen nichts anderes als unsere beiden soeben genannten Werke.) Manche dieser Bausteine haben ein ebenso wunderliches als unscheinbares Aussehen, aber dennoch sind sie richtig gewürdigt und an rechter Stelle eingefügt, nicht ohne Werth. Eine einzige beglaubigte Anekdote, ein einziges Gesetz, ein einzelner Rechtsfall und seine Behandlung, eine Sitte, eine Mode kann auf Persönlichkeiten, auf Verhältnisse, ja auf ein ganzes Zeitalter ein Streiflicht werfen, was von einer andern Seite her sich nicht erzeugen läßt, weil der Farbenstoff dazu fehlt.) Seitdem man nun überhaupt die Culturgehistie in ihrem Werthe erkannt hat, seitdem sind auch die Beiträge zu derselben im Preise gestiegen. Und so wollen und können wir auch den vorliegenden Beitrag zur Culturgehistie von Sachsen und Thüringen freundlichst und zugleich dankbar willkommen heißen. Theilen wir jetzt im Interesse unserer Leser einiges aus den verschiedenen Rubriken des in Rede stehenden Werks hier mit.

So fand der Verfasser in einer alten Handschrift folgende Charakteristik des sächsischen Volks: „Die Sachsen sind sehr sinnreiche gelehrige Köpfe; großmüthig, tapfer und die gern in der Welt sich auf Ehrenkassen gesetzt sehen. Sie lieben die freien Künste, Musik und alles galante Wesen, sind verschmigt, klug und wissen auf der Nothdurft sich gar wohl zu verbergen. Ihr Frauenzimmer streitet an Schönheit, angenehmem Wesen, guter und manierlicher Aufführung und trefflichem Gewächse (Wuchs) mit dem englischen selbst um den Vorzug, sondern ragt unter diesen allen dasjenige hervor, so Dresden und Leipzig auf diese Welt bringt, wiewol die übrigen Städte der Lächer ihres Landes sich wahrlich auch nicht schämen dürfen und man das ganze Land mit vielen irdischen Engeln erfüllt sieht. Jedoch muß bei den Ausländern das Leipzig sehr sich dieses nachsagen lassen, daß sie am verliebtesten unter allen und der Himmel sie sonderlich mit solchen Herzen begabt, die nach der Männer-

*) Was hat nicht Galt in „Die deutsche Trachten- und Wobenswelt“ für ein werthvolles culturgehistisches Buch zu schaffen verstanden. Wie unscheinbar steht sein Stoff an und für sich nicht aus, selbst wie lächerlich zuweilen!

unterhaltung jedergelt ein sehnliches Verlangen tragen.“) — Der Hauptfehler der Sachsen hinsichtlich des Gewerbs- und Handelslebens ist, daß man sich fragt, was die Sache in den ersten Jahren eintragen könne, und wenn nicht Cont pro Centum leicht herauskommt, so läßt man die Hände sinken. Andere Nationen aber sind nicht also gestimmt, und daran handeln sie auch vernünftig, denn man hat Geduld, bis ein Baum seine Früchte bringt, warum will man denn in diesen Dingen nicht auch nachsehen und auf eine Ernte warten, die mit vollem Wucher sich einstellen wird.“ Die Beurtheilung der Sache selbst Kunbigern als wir sind überlassend, werfen wir bezüglich der Handschrift die dieselbe an? Warum hat Sprache des Originals beizubehalten als Witz dieses Verfahren allentwegen, da des Verfassers Leset voraussetzt und für ist.

am Feste der Saturnalien noch so gut wie gänzlich dieselben mehr oder minder auch die römische christliche: alte Römersitte, später aus ihre Fastenzeit vor Ostermesse unter Theilnahme oder heiliger Stätte allerlei Witz charakter der Zeit und ihres. Der Süddeutsche that bei Volks- und Künstlerzuvor. „Ostern ist da“, and. Alles war vergnügt, haben, sang und sprang, ige Sinn der Menschen an²⁰) Die nicht minder ver-kt, erhielten Eier und Geld. christliche Welt beschrankte alt, verzert und mit allerlei Körbe voll weiße und be-ten geweiht und dann ver-chen, in denen sie lagen, Werke gelegt, ehe man sie lich, so lagen dieselben auf Beispiel hier stehen:

Ich, du, das Ei,
Das sind unser drei,
Theilen wir das Ei,
Bleiben unser zwei,
Wenn wir uns zwei,
Bleibt's bei einerlei.

Oder auch kürzer nicht ohne gemüthliche Bärtlichkeit:

Ich wünsche, Rücken, froh und frei,
Mich dir, dich mir, zum Osteri.

Kuchen durfte bei dem Feste nicht fehlen: Osterkuchen. Mit diesen wurden die Tassen belegt, mit Eiern besetzt, und die gefüllten Becher mit Kränzen von Osterblümchen (Mastlieben) geschmückt, auf das Wohl der Freunde geleert. Selbst in der Kirche durfte der Spas nicht fehlen; von der Kanzel herab er-

¹⁹) Der Wissenschaft darf man nichts übel nehmen, außer wenn sie gegen die Wahrheit verhört; wir unser Orts sind unschuldig, wenn dies hier der Fall sein sollte: relata refero. Uebrigens waren Leipziger Bewohner wegen ihrer galanten Sitte in der zweiten Hälfte des Mittelalters selbst am päpstlichen Hofe bekannt.

²⁰) Dieser Volksglaube hat sich auch in der protestantischen Welt, wenigstens in Sachsen, bis in die neuere Zeit zum Theil unter den Bergleuten erhalten; Schreiber dieses ist als Bergmannsknabe am Ostermorgen noch hinausgeführt worden, um die aufgehende Sonne tanzen zu sehen.

tönte der Osterschwank, um das Ostergelächter der Zuhörer zu erregen. Die Prediger suchten, um dies zu bewirken, alles hervor, was sie wußten und konnten. Da erzählte der eine, wie Petrus die Gaskirthe, die ihn überthurnt hätten, zu bezahlen gezwungen habe; ein anderer, wie Christus bei seiner Fahrt zur Hölle dort einem Teufel die Nase abgebrochen, die dieser als Thürriegel vorgeschoben habe; ein dritter oder vierter erzählte jenes Lustige, was ihm gerade einfiel oder worauf er schon lange gedacht hatte, vielleicht länger oder mit besserem Erfolg als auf den Ernst und den evangelischen Geist einer eigentlichen Predigt. Wie tief der Geistliche auf der Kanzel greifen durfte, um das Ostergelächter zu erregen, mag der Schluß einer Predigt, die zu Eichstädt im Jahre 1599 gehalten ward, beweisen: „Nun, lieben Brüdlein, muß ich mich auch noch nach der Ermahnung richten, euch zu belustigen und ein Ostermärlein zu erzählen; da mir nun aber keine einfallen will, so merket dies: welche Frau Herr über ihren Mann ist, die hebe jetzt beide Arme auf und schreie: „Juch“. Von den Zuhörerinnen sollen nun ungefähr ein halbes Duzend gesucht, übrigens aber ganz still gesessen haben. Da nun keine zu der gemachten Aufforderung sich bekennen wollte, rief der Prediger sein „Juch“ selbst aus; der Osterschwank war da, und die in ihrer Art erbauten christliche Gemeinde lachte laut auf, und so wurde auch glänzend das Ostergelächter erzielt.“ Man würde aber sehr irren, wenn man glauben wollte, daß diese Osterschwänke, die der Prediger auf der Kanzel aufführte, das gerade Gegenstück der gemüthlichen Predigtweise gewesen sei; keineswegs: Johann Lauer (gest. 1361) und Seiler von Kaisersberg (gest. 1510), sowie der Dominicanermönch Meister Eckhart, der geniale Lehrer der beiden soeben Genannten und wie wir beiläufig bemerken wollen, erst seit 1868 durch Pfeiffer wahrhaft gewürdigt, beweisen un- widerleglich, daß in jenen Jahrhunderten Witz, Spott, Satire selbst in maßiger Gestalt erforderlich waren, um die Volkswenge nicht nur überhaupt in die Kirche zu locken, sondern insbeson- dere für die Anhörung einer Predigt zu gewinnen. Der letzte Repräsentant dieser Kanzelberedsamkeit, obschon nicht ohne den feineren Anstrich der Zeit, war Abraham a Sancta Clara (eigen- lich Ulrich Regerle), gest. 1709 in Wien. Die protestantische Kirche, welche die Predigt zum Mittelpunkt des Gottesdienstes erhob, mußte nothwendig diesem Predigertone entsagen: sie setzte an seine Stelle die Derbheit der Sittenpredigt, bis das 18. Jahr- hundert nicht ohne Einwirkung und Verdienlichkeit der ältern Pietisten die kirchliche Beredsamkeit, durch den Geist der alttesta- mentlichen Redner geklärt, zu der evangelischen Würde zu erheben anfang, wie sie in den Predigten Herder's, Reinhard's, Schleier- macher's, Ammon's, Breitschneider's und Köhler's ausgeprägt ist.)

Wer die Geschichte der Völker oder die einzelnen Perioden derselben vergleichungsweise aus Verus oder besonderer Reizung studirt, der entdeckt in der Vergangenheit oft Erscheinungen, die das Gefühl der Dankbarkeit dafür erwecken, daß man nicht jener Vergangenheit, sondern der Gegenwart angehört. In diese Erscheinungen gehört insbesondere das Strafrechtsverfahren. Man hat behauptet, daß die schauerhafte Grausamkeit in der Criminalgesetzgebung der Deutschen seit der bekannten Carolina (1531) aus dem spanischen Proceß der sogenannten heiligen Inquisition Torquemada's, also aus der Zeit des ausgehenden 15. Jahrhunderts stamme; unstreitig nicht, sondern aus dem römischen Inquisitionsproceß, der aber der nationalabentheuerlichen Gesetzgebung durchaus fremd ist. Bei unserm Verfasser lesen wir eine Zusammenstellung der Todes- und Leibesstrafen, wie sie das 16. Jahrhundert kannte. Wir theilen unsern Lesern, die schwerlich in ihrer größern Zahl sich speciell über vergleichende Dinge zu unterrichten Gelegenheit gehabt haben, trotz eines ge-

²¹) Das protestantische Bisthumshand hatte jedoch, ziemlich gleich- zeitig mit Abraham a Sancta Clara, einen humoristischen Kanzel- prediger an Jobst Sachmann, gest. 1703 in Zimmer bei Hannover, dessen „Wittensche Predigten“ im Jahre 1659 zu Göttingen in sechster Auflage erschienen.

wissen überlebend unsern menschlichen Gefühls die betreffende Stelle im wesentlichen hier mit. Die verschiedenen Arten der Todesstrafe waren: 1) Das Viertheilen, Zergliedern und Schleifen des Ristethäters; 2) das Bauchaufschneiden und Auswinden der Därme, sowie das Durchstechen des Herzens mit einem Pfahle; 3) die Abhängung des Hauptes. Diese Strafe wurde an demjenigen vollzogen, der die Raststeine (Grenzsteine) ausgetastet hatte. Der Verbrecher wurde bis an den Kopf in die Erde gegraben und vier Pferde, die des Reiters nicht gewohnt waren, wurden an einen neuen Pfahl gespannt. „Und damit (so sagt die handschriftliche Urkunde) soll man ihm nach dem Halse fahren, bis er abgeährt ist.“ Andere bestimmten, daß der Verbrecher bis an den Gürtel eingegraben und ihm mit dem Hufe des Hengst durchfahren werden sollte; 4) das Gleden in Öl und Wein; 5) das Lebendigbegrabenwerden; 6) das Hädern mit dem neunspitzigen Rabe und lebendig aufs Rad Flechten; 7) das Aufhängen; 8) das Vermauern und Säcken. Den Verbrechern ward entweder ein Stein an den Hals gehängt oder sie wurden mit einem Hunde, einem Hahn, einer Schlange, einer Kage oder andern Thieren in einen Sack gesteckt und ins Wasser geworfen.“ Diese Strafe war besonders in Sachsen sehr gewöhnlich und wurde erst 1761 aufgehoben; 9) Steinigung; 10) das Lebendigverbrennen; 11) das Aufhängen (auch „schwarze Wand“ genannt); 12) die Erhängung. Das Fallbeil ward schon 1238 in Venedig gebraucht. Eine Abbildung desselben findet man auf den Grabschriften Zeichnungen, ein Beweis, daß dieses Werkzeug des Todes auch in Sachsen bekannt war.

In den Leibesstrafen gehörten in jenem Zeitalter namentlich folgende: 1) Das Abschneiden der Haare; 2) das Ausziehen des Leibes aus der Haut; 3) das Geißeln und Bleuen; 4) das Branden; 5) das Schinden oder Hautabziehen; 6) das Fleisch aufschneiden; 7) das Abhacken der Finger (noch 1685 in Zittau gebräuchlich); 8) das Blenden“); 9) die Schandsteine, Klappernetze, Flackentragen, die Büttelflasche, über welche uns nicht

*) Offenbar römischer Gesetzgebungseinfluß. Denn die Pandecten bestimmen: „Poena parricidii more majorum haec instituta est, ut paritudo virgis sanguinolenta verberatus deinde culleo inauratur cum cane, pullo pilinaceo, et vipera et simia deinde in mare profundum oulous jactetur.“ Cicero weiß von dieser Thiergesellschaft des Vatermörders noch nichts, unser Wissen ist Seneca der erste, der des Gesetzes in dieser Art Erwähnung thut. Die Strafe hat unlesbar zugleich einen symbolischen Charakter, eine Symbolik, die auch auf diesem Gebiete der Strafen nicht fremd war, wie uns die Erzählung des Thucydides (II. 102) beweist.

“) Das Blenden der Augen (abacinaro) als Strafe, eine schreckliche Erfindung des Orients, durch persische Vermittelung, wie so viele andere an den byzantinischen Hof gelangt, in dessen Geschichte namentlich seit der Zeit der bilderstürmenden Kaiser diese Ausgeburt menschlicher Grausamkeit oft erwähnt wird, während Griechen und Römer in ihrer bessern Zeit nichts davon wissen, gelangte leider schon zur Zeit der Nachfolger Karls des Großen aus Italien in das Bereich der deutschen Strafverfahren, anfänglich wie im Orient und in Byzanz gegen gefürchtete fürstliche Personen ausgeübt, in der zweiten Hälfte des Mittelalters aber auch über gemeine Verbrecher verhängt. Das einfachste und gelindeste Verfahren bestand im schnellen Durchschneiden des Auges mit einem scharfen Instrument; ein zweites Verfahren war das, daß man dem Unglücklichen ein glühendes Eisen oder ein Becken (basin), daher das oben angegebene Zeitwort) vor die Augen hielt; oder man riß ihm wol auch mit einem Haken die Augen aus ihrer Fülle; oder endlich, man schnürte den Kopf so fest, daß die Augen hervorstehen. Zuweilen goß man aber auch heißes Öl, Essig mit lebendigem Kalk gemischt in die Augenhöhle. Noch im 16. Jahrhundert werden Beispiele von diesem Strafverfahren in Deutschland erzählt. Das Schlosser in seiner „Geschichte der bilderstürmenden Kaiser“ (Bd. 1) über die Sache besonders in Bezug auf die Byzantiner zusammengefaßt, dürfen wir bei Geschichtsforschenden als bekannt voraussetzen.

1863. 12.

wenig sonderbar erscheinende Strafe, da der Verfasser nichts wesentlich neues darüber bringt, namentlich Köpping in seinen „Curiositäten“ (Bd. 2) nachgelesen werde möge; 10) das Springen durch den Schandforb; 11) Gefängnißstrafe insbesondere für böse Schuldner: 1595 beschloß ein Landtag zu Torgau, daß an jedem Orte ein „Schuldhurm“ erbaut werden solle. Innerhalb dieses in Wahrheit sehr ersten Kreises von Gefängnissen, die Zeit und Menschen charakteristren, findet sich aber auch Romisches: so konnte der Verleumder zur Strafe des „Sichselbst aufschauflagens“ verurtheilt werden, wie es z. B. dem Jägermeister Cornelius Würleben 1576 widerfuhr, der, weil er ablebte Neben gegen die Kurfürstin (Mutter Anna) und gegen den König von Dänemark geführt, in Gegenwart der ersten sich zur Strafe selbst aufs Maul schlugen und Widerruf leisten mußte, aber befehnungsachtet auch noch bis zu seinem Tode 1590 im Gefängniß blieb. Es war allerdings ein hartes, theilweise verwildertes Geschlecht, mit dem es die Gesetzgebung des ausgehenden Mittelalters zu thun hatte, theilweise war dasselbe Geschlecht aber auch thatkräftig, der süßesten Unternehmungen fähig und zum Kampfe mit dem Alten in Kirche, Staat und Wissenschaft fest entschlossen und trefflichen Muth bewährend. Die Beweise dafür liegen aber auf ganz andern Gebieten der Geschichte, als auf denen, mit denen wir es an dieser Stelle zunächst zu thun haben.

Schließlich möge noch auf Folgendes zur Charakteristik des vorliegenden Werks und zur Bezeichnung seines Wertes aufmerksam gemacht sein. Der Verfasser hat nämlich in dem Abschnitte „Verschiedenes“ eine Sammlung von Sprichwörtern aus dem 16. Jahrhundert gegeben. Nun besitzen wir allerdings namentlich in Körte's bekanntem Werke, das jüngst eine neue Auflage erlebt hat, bereits eine sehr reichhaltige Sammlung von Sprüchen, die nicht nur den Reichtum unserer Sprache auf diesem Felde bezeugen, sondern auch Volk und Zeitstände zu kennzeichnen geeignet sind; aber befehnungsachtet hat unser Verfasser keine Ilias post Homerum geschrieben. Von Interesse sind dergleichen Sprichwörter, die vielfach zugleich die Bedeutung von Sinnsprüchen haben, ganz besonders für den Kulturhistoriker der mittlern und niebern Volksklassen, um so mehr, da ihn eigentliche Geschichtsurkunden nur allzu oft für diesen Zweck im Stiche lassen. Wir schließen unsere Besprechung mit dem Wunsche, daß es dem Verfasser gefallen möge, seine Ruhestunden und seinen Fleiß der Erweiterung und Vervollständigung seines Werks unausgesetzt zu widmen. Karl Zimmer.

Notizen.

Immermann's Dorfgeschichte in illustrirter Ausgabe.

In einem schönen Bande in Quart und mit Illustrationen von B. Bantier in Düsseldorf versehen erschien: „Der Oberhof. Aus Immermann's Münchhausen“ (Berlin, Hofmann und Comp.). In dem gutgeschriebenen Vorwort heißt es unter anderem: „Immermann's «Münchhausen» hat sich zahlreiche Freunde erworben, unter diesen aber nicht wenige, welche ihre Gunst ausschließlich einem Theile des Romans, der sogenannten Dorfgeschichte zuwenden und dieselbe getrennt von dem humoristischen, satirischen Theile besitzen möchten. Es ist hier der Versuch gemacht, diesem Wunsche zu begegnen. Wollte es eine Regel der Pietät, das Werk des Dichters zu bewahren, wie es aus dessen Geist hervorgegangen, aber «Münchhausen» ist eine Dichtung so eigener Art, daß sie eine Ausnahme rechtfertigt. In Immermann's Gedanken freilich bildeten die beiden Theile, die sich jenen Lesern als gesondert darstellen, ein organisches Ganzes. Die Begeisterung für die Wahrheit und Schönheit einfacher Natur war es, welche ihn drängte, der Unwahrheit und Verschrobengesheit, die sich vor seinen Augen in Leben und Literatur breit machte, den Spiegel ihrer eigenen Thorheit vorzuhalten. Beide Elemente gehörten daher für ihn und gehören auch noch jetzt für alle, welche den Dichter in der Tiefe seiner Empfindung verstehen wollen, untrennbar zusammen.“ Aber die „Anordnung“

des Romans gestattete es, die Novelle „unverändert“ herauszunehmen und sie als Ganzes denjenigen darzubieten, welche nicht Reizung und Verfall fühlen, den zwischen der Dorfgeschichte und dem humoristisch-satirischen Theile denn doch bestehenden Gegenfatz zu überwinden. Wenn nun trotzdem der Vorredner vorher behauptet hat, daß beide Theile in Immermann's Gedanken ein „organisches Ganzes“ gebildet haben, so möchten wir dem widersprechen. Wir glauben vielmehr, daß die Dorfgeschichte zu einer ganz andern Zeit, in einer ganz andern Stimmung und zu einem ganz andern Zweck geschrieben sei als der humoristisch-satirische Theil, und daß der Verfasser sie diesem nur willkürlich eingefügt habe als Reiz- und Befriedigungsmittel für diejenigen, welche an humoristischer Lectüre keinen Geschmack finden und ein satirisches Werk für eine untergeordnete, eines wahren Dichters unwürdige Hervorbringung halten. Wenn irgendeine künstlerische Schöpfung ein „organisches Ganzes“ bilden soll, so muß auch die „Anordnung“ eine einheitliche sein, so darf zwischen Scherz und Ernst kein so scharfer, gänzlich unvermittelter Gegenfatz bestehen wie im „Rüchshausen“ zwischen den satirischen Phantasiegebilden und der realistischen Dorfnovelle, so müssen sich alle Theile auf den Haupttheil und seine Geschichte und Handlungen mehr oder weniger zurückbeziehen, während doch in der Immermann'schen Rüchshausen der Held sammt seiner Sippschaft aus dem hors d'oeuvre der Dorfgeschichte so gut wie ganz verschwindet. Sonst aber stimmen wir mit dem Lobe, welches der Vorredner der Dorfgeschichte spendet, diese als ganz für sich bestehende Dichtung betrachtet, vollkommen überein; er nennt sie mit Recht „deutsch mit jeder Faser“, er behauptet mit Recht, daß sie „unvergänglich im deutschen Schriftthum“ leben werde. Es sind auch schon vor Immermann Dorfgeschichten geschrieben worden, aber Immermann's auf dem Oberhof spielende Novelle ist die Mutter und das Muster der modernen Dorfnovellistik, und namentlich lehrt der in seiner Art grandiose Sopschule in zahllosen spätern Dorfgeschichten in unverkennbaren Nachzeichnungen oder Variationen wieder. Darum kann man es auch nur billigen, wenn man sie in der Form, in der sie gleich anfangs hätte erscheinen sollen, nämlich als für sich bestehendes Werk, herausgab und ihr durch charakteristische Illustrationen, die dem realistisch-gefaßten Geiste des — mehr freilich als meist die Illustrationen — zugleich von einem leisen idealischen Duft angehauchten Ganzen entsprechen, einen erhöhten Reiz zu geben suchte. H. M.

Eine französische Stimme über die Umland-Feier in Berlin.

Eine Correspondenz der „Illustration“ über die Umland-Feier in Berlin enthält manche nicht uninteressante Bemerkung, weshalb einige Stellen aus dem gedachten Berichte hier einen Platz finden mögen. Zunächst bekommen unsere modernen Lyriker ein recht schlimmes Compliment; denn es heißt von Umland: „Er ist einer der drei lyrischen Dichter Deutschlands — ich meine diejenigen, welche man noch lesen kann —, welche bleiben werden und welche am mächtigsten den Bestrebungen des gegenwärtigen Geschlechts Ausdruck verliehen haben. Die beiden andern sind Goethe und Heinrich Heine. Umland ist aber vielleicht der deutscheste von diesen dreien. Goethe zeigt sich mehr als Kosmopolit und nach der rein menschlichen Seite, Heine hat viel Französisches.“ Die zahlreichen Musiknummern des Programms veranlassen den Correspondenten, William Raymond, zu der Bemerkung, daß die Musik bei deutschen Festlichkeiten stets eine große Rolle spiele. Berthold Auerbach habe in seiner Rede gesagt, ein Volk ohne Lieder sei der Freiheit nicht würdig. „Ganz richtig, und mit allem muß ein Anfang gemacht werden. Bei uns in Frankreich schließt man mit den Gesängen, in Deutschland fängt man mit ihnen an.“ Auch von den politischen Umständen, speciell vom preussischen Abgeordnetenhaus ist flüchtig die Rede, wobei unter anderm gesagt wird: „Die Deutschen, und vornehmlich die Preußen, wissen in der Politik wie in der Philosophie nichts Schöneres, als immer zu negiren. Im Regi-

ren steht ihre ganze Courage. Nein, nein! Das ist das ewig sich gleich bleibende Resultat jeder Beschlußfassung unter den Deutschen.“

Bibliographie.

Böckh, A., Ueber die vierjährigen Sonnenkreise der Alten, vorzüglich den Eudoxischen. Ein Beitrag zur Geschichte der Zeitrechnung und des Kalenderwesens des Aegypten, Griechen und Römer. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr.

Falke, J., Die Hanse als deutsche See- und Handelsmacht. Berlin, Brigg. Gr. 8. 18 Ngr.

Des Livländers Johann Reinhold Pottal Kampf und Tod. Dramatisch dargestellt, frei nach der Geschichte. Beyer, Lefter. 8. 15 Ngr.

Die Psalmen, nach dem überlieferten Grundtexte übersezt und mit erklärenden Anmerkungen versehen von A. Rapphaußen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 26 Ngr.

Rieger, M., Das Leben Walthers von der Vogelweide. Giessen, Ricker. Gr. 8. 15 Ngr.

Rothensfeld, Emmi v., Ein Roman in Norberney. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schlagintweit, E., Der spanisch-marokkanische Krieg in den Jahren 1869 und 1870. Mit Benützung der vorhandenen Quellen und nach eigener Beobachtung dargestellt. Mit 1 lithographirten Terrainkarte. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Sehring, W. L., Durch Nacht zum Licht. Christliche Gebichte. Braunsberg. Gr. 16. 6 Ngr.

— — Nur ein Menschenleben. Gebichte. Braunsberg. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Selvi, M., Geschichtliche Darstellung der italienischen Revolutionszeit von 1821 herwärts. Erste Uebersetzung in's Deutsche, mit Noten und Zusätzen des Uebersetzers M. Alberti 1ste und 2te Lieferung. Wien. 1862. Gr. 8. 20 Ngr.

Sivers, J. v., Aus beiden Welten. Dichtungen. Leipzig, C. F. Fleischer. 16. 27 Ngr.

Suckow, G., Zur Naturwissenschaft. Berlin, Wiegandt u. Hempel. Gr. 8. 12 Ngr.

Teutsch, G. D., Urkundenbuch der evangelischen Landeskirche A. B. in Siebenbürgen. 1ster Theil. Hermannstadt, Steinhäusen. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tornow, W., Das alte und das neue Berlin. Original Roman in zwei Abtheilungen. Berlin, Kattner u. Comp. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Transilvania. Wochenchrift für siebenbürgische Landeskunde, Literatur und Landeskultur. Redigirt von C. A. Diehl. Neue Folge. 1ster Jahrgang. 1861. 16 Nummern. Hermannstadt, Steinhäusen. 1861. Per. 8. 18 Ngr.

Wartenburg, K., Französische Leben. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Zschweigert, W., Das Leben und Wesen der Arbeit in die Grundsätze des rationalen Gewerbetriebs. Nach langjährigen Erfahrungen im Gewerbetriebe dargestellt. 1ster Theil. Selbstständige Arbeit. Plauen, Neupert. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

An die Juden und für die Juden. Ein Wort aus der Sprache des Herzens. Hamburg, Kestler u. Welle. 1862. 4 Ngr.

Kardec, A., Der Spiritismus in seinem einfachsten Ausdruck. Eine kurzgefaßte Darstellung der Lehre und der Abtheilungen der Geister, übersezt von C. Delhez. Wien, 1868. 4 Ngr.

Krönig, R., Aufruf der Freiwilligen und Gründung der Landwehr im Jahre 1813. Breslau, Ziegler. Gr. 8. 3 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

New Publications for the study of the German and French Languages.

Ahn, F. A New, Practical and Easy Method of Learning the German Language.

First Course. 18th edition. 10 Ngr.

Second Course. 15th edition. 12 Ngr.

Third Course. 3^d edition. 10 Ngr.

A Key to the Exercises of Ahn's Method. First and second Course. 7th edition. 5 Ngr.

Graesser, Ch. A German Vocabulary. Being a Collection of more than 4000 Words in general use. With Indications of the German Pronunciation. 8 Ngr.

Ahn, F. The Poetry of Germany. A Selection from the most celebrated German Poets of the two last Centuries. Chronologically arranged and accompanied with an historical Survey of the German Poetry from Haller to the present time. Sewed, 1 Thlr. Cloth, 1 Thlr. 8 Ngr.

Graesser, Ch. The Simplest Method of acquiring an Elementary Knowledge of the French Language. Adapted from Professor Ahn's Elementary Book. 3^d edition, revised and corrected. 10 Ngr.

A Key to the Exercises of Graesser's Simplest Method of Learning the French Language. With a Characteristic of Ahn's Method. 5 Ngr.

Graesser, Ch. A Practical and Methodical Grammar of the French Language. Second edition.

First Part. 24 Ngr.

Second Part. 1 Thlr. 10 Ngr.

Graesser, Ch. A French Vocabulary. Being a Collection of more than 4000 Words in general use. With an Introduction to the French Pronunciation. 8 Ngr.

Ein neuer Roman Karl von Holtei's.

In allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken ist zu haben:

Der letzte Komödiant.

Roman in drei Bänden

von

Karl von Holtei.

8. 66 Bogen. Eleg. brosch. Preis 5 Thlr.

Der Autor schildert in diesem Romane das Leben eines Schauspielers in seiner folgerechten Entwicklung und damit zugleich die Glorie und die Misere des deutschen Theaters. Er gibt nicht nur höchst interessante Momente aus der eigentlichen Theatergeschichte, sondern auch Einblicke in das literarische Getriebe einer Zeit, die neben vielem Unkraut die herrlichsten Blumen und Früchte gedeihen ließ.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Bei Otto Voigt in Leipzig erscheint vom 1. April viermal monatlich:

Der Zeitgeist. Kulturgeschichtliches Centralblatt.

Herausgegeben

von

Dr. Eduard Löwenthal.

Stetertjährlicher Abonnementspreis: 12 Sgr. (42 Kr. Rhein.)

Insertionspreis: 2 Sgr. die zwelfspaltige Zeile.

Inhalt.

Kulturgeschichtliche Zeitartikel. Zeichen der Zeit. Rundgebungen und Errungenschaften des Zeitgeistes. (Rechts- und Gerichtsweisen, Volksbildung, Volkswirtschaft: a) Handels-, Genossenschafts- und Gewerbeswesen; b) Verkehrsweisen; c) Gewerbliche Technik; d) Kulturgeschichtliche Statistik). Naturkenntnis. Literarische Erzeugnisse und Ereignisse. Vermischtes. Erzählungen.

In einer Zeit, wo, wie heutzutage, die Einsicht und Bildung gewissermaßen zum materiellen Bedürfnisse — zur Bedingung des täglichen Broterwerbs geworden, ist es vor allem nöthig, daß dem Einzelnen eine weitergehende Uebersicht und ein tiefergehender Einblick in das reiche und verwickelte Getriebe des Tags geboten wird. Diesen Ueberblick und Einblick soll unser Blatt gewähren. Es soll alle Strömungen und Gegenströmungen des Zeitgeistes bis auf den Grund verfolgen, alle Errungenschaften desselben zur Mittheilung bringen und zur Vermehrung selbst nach Kräften beitragen.

Zur Erfüllung unserer Aufgabe haben bereits bedeutende Kräfte, wie Louis Büchner, Ludwig Noack, Otto Moser, Adolf Streckfuß u. a. ihre Mitwirkung zugesichert.

Eine Probenummer wird Anfang März ausgegeben und ist durch alle Postanstalten und Buchhandlungen gratis zu beziehen.

In C. A. Fleischmann's Buchhandlung (August Rohsolt) in München ist soeben erschienen:

Dorfschwalben aus Oesterreich.

Geschichten

von

August Silberstein.

Zweiter Band. Elegant broschirt. Mit Holzschnitt-Titel. Preis 1 Thlr. 6 Ngr., oder 2 fl.

Der erste Band dieser „Oesterreichischen Dorfgeschichten“, hat in allen bedeutendsten Zeitschriften die günstigsten Besprechungen gefunden, so heißt es unter anderem in den „Blättern für literarische Unterhaltung“: „Silberstein's Dorfgeschichten sind die besten, die uns noch vorgekommen, selbst die Auerbach'schen nicht ausgenommen. Die Geschichten haben alle eine Tendenz, eine speciell den Landbewohnern geltende Belehrung zum Motiv, aber jede derselben ist ein kleines Kunstwerk in Abrundung, Charakteristik und Stil. Das sind wahre Menschen und wahre Ereignisse; alles ist der Natur abgelauscht und zur reizendsten Dichtung gestaltet.“ u.

In unterzeichnetem Verlage erscheinen gegenwärtig:

Joseph Freiherrn von Eichendorff's sämmliche Werke.

Zweite Auflage.

Sechs Bände — circa 240 Bogen,
Clasfiker-Format.

Mit des Dichters Bildniß und Facsimile und einer biographischen
Einführung.

Die neue Auflage der Gesamtausgabe der Werke des
gefeierten Dichters vom Sohne desselben redigirt, enthält nicht
nur alle bereits bei Lebzeiten des Verfassers erschienenen lyri-
schen Erzeugnisse, Romane, Novellen und Dramen,
sondern auch aus dem Nachlaß Eichendorff's eine große An-
zahl bisher noch nicht veröffentlichter Lieder, sowie die
Novelle: „Eine Meerfahrt“, und das Märchen: „Libertas und
ihr Freier.“ Ferner umfaßt sie sämmtliche poetische Ueber-
setzungen Eichendorff's aus dem Spanischen. Eine von kun-
diger Feder frisch und mit Liebe geschriebene biographische Ein-
leitung sowie das Porträt und Facsimile des Dichters bilden
einen werthvollen und interessanten Schmuck dieser zweiten
Auflage.

Das Erscheinen der Gesamtausgabe von Ei-
chendorff's Werken erfolgt in Lieferungen zu dem
Preise von 4 Mgr., von denen immer je 6—7 Liefe-
rungen einen Band bilden, wonach der Preis der
6 Bände nur circa 5 Thlr. betragen wird.

Die drei ersten Lieferungen liegen bereits erschienen vor,
welche von jeder Buchhandlung des In- und Auslandes zur
Ansicht zu erhalten sind und nehmen diese Unterzeichnungen
darauf an.

Leipzig, Februar 1863.

Voigt & Günther.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Hausaltar.

Eine Sammlung von Kirchenliedern in mehrstimmigem Tonfaß
nebst Einleitungs-, Uebergangs- und Schlusssätzen. Für
das Pianoforte eingerichtet und herausgegeben von
Dr. Wilhelm Voldemar.

Der Hausandacht bestimmt.
Cartonnirt. 2 Thlr.

Dieses Werk, eine Reihe der schönsten, aus dem Schätze des
heiligen Gesanges aller Zeiten gewählten Lieder darbietend, nach
dem Kirchenjahr und den Hauptmomenten des christlichen Lebens
geordnet, soll dem Hause, der Familie dienen. Deshalb ward
die Begleitung für das Pianoforte eingerichtet, der Tonfaß selbst
aber einfach und so leicht ausführbar gehalten, daß auch unge-
übtere Klavierspieler denselben vortragen können.

Durch geschmackvolle Ausstattung und billigen Preis war
die Verlags-handlung bemüht, dieser trefflichen Sammlung von
Kirchenliedern den Eingang in jede Familie zu eröffnen.

In C. A. Fleischmann's Buchhandlung (August Rohsolt)
in München ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

La Stella.

Roman aus Venedigs Gegenwart
von Franz von Kemmersdorf.

(Verfasser von „Unter den Ruinen“).

Elegant broschirt. Preis 1 Thlr. 12 Mgr., oder 2 Fl. 24 Kr.

Verlag von Eduard Trowendt in Breslau.

Gesammtausgabe von Th. Mügge's Romane
und Novellen.

Sieben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:
Theodor Mügge's Romane 13ter bis 15ter Band:

Alfaja.

Ein Roman in drei Bänden.

Zweite Auflage. 8. Eleg. broschirt. Preis 1½ Thlr.

Vorher erschienen:

1ster bis 3ter Band: **Der Chevalier.** Ein Roman
in drei Bänden. 2te Auflage. 8. Preis 1½ Thlr.

4ter bis 8ter Band: **Touffaint.** Ein Roman in
fünf Bänden. 2te Auflage. 8. Preis 2½ Thlr.

9ter bis 12ter Band: **Erich Randal.** Ein Ro-
man in vier Bänden. 2te Auflage. 8. Preis 2 Thlr.

Der anerkannte Werth der Mügge'schen Werke, ihr st-
licher Kern, der Reichthum der Phantasie und der Glanz der
Darstellung machen sie vorzüglich geeignet zur Aufnahme in
Familien-Bibliotheken. Der billige Preis und die saubere
Ausstattung sollen diesen Zweck möglichst fördern.

In C. A. Fleischmann's Buchhandlung (August Rohsolt)
in München ist sieben erschienen:

Todtentanz

in Bildern und Sprüchen

von

Franz Pocci.

Quart-Format. Prachtausgabe. 1 Thlr. 6 Mgr., oder 2 Fl.

Die bisher bekannt gewordenen Darstellungen von „Tod-
tentänzen“ fußen durchschnittlich darauf, daß der Tod kein
Alter und keinen Stand verschont. Abgesehen von dieser Roth-
wendigkeit, welche nicht selten mit einer gewissen Ironie das
Menschenleben abschneidet, versuchte es Franz Pocci, solche Ewen-
tualitäten zu seinen Darstellungen zu wählen, in denen — ab-
gesehen von der bewährtesten Nothwendigkeit — das tragi-
sche Fatum dämonisch auftritt.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustriertes Haus- und Familien-Album.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

Dieser alphabetische Hauschatz aller für das tägliche Leben
wichtigen Kenntnisse, die neuesten auf das Hauswesen be-
züglichen Erfindungen und Verbesserungen in übersichtlicher Voll-
ständigkeit enthaltend, mit zahlreichen erläuternden Abbildungen,
verdient in jeder Familie Eingang zu finden. Das heftweise
Erscheinen erleichtert die Anschaffung des Werks.

In allen Buchhandlungen werden nach Unterzeichnungen
angenommen.

Vollständig in 60—80 Hefen oder 6—8 Bänden.

Preis des Heftes 7½ Mgr., des Bandes geheftet 2 Thlr. 15 Mgr.,
gebunden 2 Thlr. 24 Mgr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 13. —

26. März 1863.

Inhalt: Aeltere deutsche Literatur. Zweiter Artikel. — Reise ins Gelobte Land. — Vorträge über verschiedene Gegenstände. — Romane aus dem Leben der Gesellschaft. — Kottz. (Eine englische Stimme über Barabagen's „Tagebücher“.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Aeltere deutsche Literatur.

Zweiter Artikel.*)

Von den vier Werken, die wir in diesem zweiten Artikel zur Besprechung vor uns liegen haben, sind drei ebenfalls Uebersetzungen das vierte ist jedoch die selbständige Schöpfung eines neuern Dichters; alle sind aber ihrem Inhalt nach den Schriften unsers ersten Artikels verwandt.

1 Beowulf. Das älteste deutsche Epos. Uebersetzt und erläutert von Karl Simrock. Stuttgart, Cotta. 1859. Gr. 8. 1 Thlr.

Simrock vindicirt den „Beowulf“, auf den Engländer und Schweden Anspruch machen, dem deutschen Volke. Das Gedicht, sagt er, ist in angelsächsischer Sprache geschrieben und damit seien die Engländer als Erben der Angelsachsen wohl berechtigt, es für ihr Eigenthum auszusprechen. Aber Angeln und Sachsen, fügt er hinzu, seien deutsche Völker gewesen, und der Schauplatz des Gedichts liegt nördlich der Nordsee, in der Nähe der alten Sitze dieser Völker vor der Eroberung Britanniens, auch erweise es seiner Grundlage nach ältern Ursprungs als das Volk der Angelsachsen; es sei denn ein anglisches oder sächsisches und kein angelsächsisches Gedicht. Allein wenn auch die Grundlage deutsch, wenn auch der darin behandelte Mythos ebenfalls deutschen Ursprungs ist, so ist es doch nichtsdestoweniger in angelsächsischer Sprache geschrieben, d. h. in der Sprache eines Volks, das zwar ursprünglich seinen einzelnen Bestandtheilen nach deutsch war, aber schon an 400 Jahre vor der Abfassung des Gedichts das alte Vaterland verlassen und sich in den neuen Wohnsitzen selbständig und ohne irgen welchen Einfluss von den übrigen deutschen Stämmen entwickelt hatte. Es ist ebenso wenig deutsch, als das Elfsaß deutsch ist, obgleich dieses auch unzweifelhaft deutsche Grundlage hat. Uebrigens müssen wir gestehen, daß wir uns zwar überaus freuen würden, wenn man einmal daranginge, das Elfsaß, und wie die vom Heiligen römischen Reich abgerissenen Provinzen alle heißen, wiederzugewinnen, daß wir dagegen

wenig Werth darauf legen, ob der „Beowulf“ als deutsches oder als englisches Eigenthum anzusehen sei. Wir glauben freilich auch, daß wir mit dieser Ansicht wenig Freunde finden werden, denn unsere guten Deutschen lassen sich gar leicht für Hirtengespinste begeistern, worüber sie das Praktisch-Lüchtige vergessen. Sie werden auch nicht eher zum Praktisch-Lüchtigen kommen, solange sie sich noch mit solchen Schwärmerreien beschäftigen und eine Heldenthat begangen zu haben glauben, wenn sie durch geistreiche und gelehrte Schlüsse erwiesen haben, daß die Deutschen früher ein kriegerisches, mächtiges, weltherrschendes Volk waren, es aber jetzt nicht mehr sind. Man lacht über den heutigen Adel, daß er auf seine Vorfahren stolz ist und auf die Nichtadelichen mit Verachtung herabsieht, weil seine Ahnen möglicherweise allerlei Großes ausgeführt haben; ist ein Volk nicht ebenso lächerlich, wenn es sich seiner vergangenen Größe rühmt und die gegenwärtige Größe anderer Völker nicht anerkennen will?

Wie es sich aber auch mit der Frage verhält, ob das Beowulflied Eigenthum des deutschen Volks ist oder nicht, so sind wir immerhin dem Uebersetzer zu Dank verpflichtet, daß er das vortreffliche Gedicht dem deutschen Volke näher gebracht und es ihm durch seine Uebersetzung wirklich zum Eigenthum gemacht hat. Zwar haben wir schon zwei Uebersetzungen desselben, die eine von dem als Philolog und als Dichter gleich schätzenswerthen Ettmüller (Zürich 1840), die andere von dem durch seine vortrefflichen Werke über angelsächsische Literatur rühmlichst bekannten Grein (Göttingen 1856); allein beide, so verdienstvoll sie sind, können auf einen größern Leserkreis nicht hoffen, da sie die äußere Form allzu ängstlich wiederzugeben suchen. Simrock war es dagegen nicht um eine wortgetreue Uebersetzung zu thun, er ging vielmehr, wie er sich selbst ausdrückt, auf eine poetische Wiedergeburt des alten Gedichts aus. Eine wortgetreue Uebersetzung läßt sich ohne eine Fülle von Anmerkungen nicht geben, weil das Gedicht so ganz auf dem altgermanischen Leben beruht, so ganz aus demselben herausgewachsen ist, daß es allen denen unverstanden bleiben muß, die dieses Leben nicht auf das genaueste kennen. Dem neuen Uebersetzer

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 8 d. Bl. 1863. 13.

lag es zunächst daran, das größere Publikum mit Inhalt, Geist, Stimmung und Farbe des Gedichts bekannt zu machen, und er hat seinen Zweck vollkommen erreicht; denn obgleich er die alliterirende oder um das neumodische Wort zu gebrauchen, die stabreimende Form des Originals beibehalten hat, so ist es ihm doch in hohem Grade gelungen, uns diese fremdartige und fernliegende so weit näher zu bringen, daß wir keinen Anstoß an derselben nehmen. Doch glauben wir, daß eine Uebersetzung in gereimten Versen, etwa in der Nibelungenstrophe, ihren Zweck noch in weit höherem Grade erreichen würde.

Wenn das Gedicht auch nicht als Eigenthum des deutschen Volks gelten kann, so ist es doch das Erzeugniß eines stammverwandten Volks, das die alten Sitten und Gebräuche, Sagen und Mythen getreuer aufbewahrt hat, als das deutsche, wie denn auch noch ihre spätesten Enkel, die Engländer, noch heutzutage in vielen öffentlichen und häuslichen Verhältnissen der alten Zeit näher stehen als wir, die wir uns zuerst von Rom unsere Verfassung und zum Theil unsere politischen Einrichtungen, später von Frankreich unsere Einheit *), von diesem und andern Völkern unsere Provinzen entreißen ließen, und die wir so gutmüthig sind, zu glauben, was unsere Staatsfophsiten lügen, daß parlamentarische Verfassung und Geschworenengericht fremdes, den Franzosen nachgegriffenes Gewächs sei. Aus dieser Fähigkeit des angelsächsischen Stammes ist es zu erklären, daß das Beowulflied uns das altgermanische Leben mit größerer Wahrheit und Frische darstellt als irgendein deutsches Gedicht. Wir finden zwar in den Geschichtsschreibern des Mittelalters bald kürzere Andeutungen, bald ausführlichere Nachrichten über das öffentliche und häusliche Leben der alten Deutschen; auch gewähren uns die alten Gesetze der germanischen Stämme nicht selten tiefe Blicke in das Thun und Treiben derselben, in die Verfassung und Einrichtung ihres Staats und Hauses, in ihren Glauben und in ihre Bildung; allein es sind überall nur einzelne Züge, während das Beowulflied uns ein lebenswarmes Gemälde dieser Zustände gibt, das nicht nur alle diese Züge zusammenfaßt, sondern auch mit manchen andern bereichert.

Diese bedeutsame Seite des Gedichts hat jedoch zunächst nur für den Gelehrten und Geschichtsforscher Werth, dem größtem Publikum kann es als Zugabe und nebenbei zwar ebenfalls Interesse gewähren, doch wird es sich zunächst nicht dadurch, sondern nur durch den innern poetischen Werth der Dichtung angezogen fühlen. Und der „Beowulf“ hat einen unbestreitbaren, einen hohen poetischen Werth, der einerseits in der Einfachheit und Wahrheit der Motive, andererseits in der Kunst liegt, mit welcher der Dichter die vielen anziehenden Episoden eingestrichen hat, die meistens sämmtlich von rührender Wirkung sind.

*) Denn daß der Westfälische Friede, der das Kaiserthum, um mit Schiller zu reden, zur Mumie machte, die noch Jahrhundertlang durch Scheinleben trog, von den Fremden und insbesondere von Frankreich dictirt wurde, ist bekannt genug.

2. Das Rolandelied. Das älteste französische Epos. Uebersetzt von Wilhelm Herz. Stuttgart, Gotta. 1861. Gr. 8. 28 Agr.

Wenn wir auf das Beowulflied Anspruch machen dürfen, so haben wir auch beinahe ebenso viel Recht, um das altfranzösische „Rolandelied“ zuzugewinnen, und zwar aus den nämlichen Gründen, die sich bei dem allen angelsächsischen Gedicht geltend machen, wie sie denn auch wirklich geltend gemacht worden sind. Denn schon vor 50 Jahren äußerte Uhland in seiner Abhandlung „Ueber das altfranzösische Epos“ *) die Ansicht, daß in dem strengen Geist und in der Verbtheit der französischen Heldensage der deutsche Geist, aus dem sie hervorgegangen, noch durchleuchte. Also ist auch hier deutsche Grundlage. Auch Wilhelm Grimm glaubt in seiner Ausgabe des „Rolandes liet“ vom Pfaffen Konrad, daß dasselbe in früherer Zeit auch in fränkischer Sprache gesungen worden sein möge und erst nach deren Verschwinden der romanischen Poesie ausschließlich zugefallen sei. Doch will er die Originalität der erhaltenen französischen Gedichte nicht anfechten, vielmehr erkennt er sie in vollem Maße an, da er im Widerspruch mit Gervinus glaubt, daß im eigentlichen, durch den Rhein geschiedenen Deutschland die karlingische Sage niemals einheimisch gewesen sei. Es ist zwar nicht zu bezweifeln, und die einzelnen in Deutschland noch lebenden Sagen von Karl dem Großen weisen darauf hin, daß die gewaltige Persönlichkeit des ersten Kaisers auch in Deutschland die Phantasie des Volks erregte und beschäftigte. Es sind auch Lieder vorhanden gewesen, welche dessen Heldenthaten besangen und dieselben in sagenhafter Weise behandelten; aber da die hssischen Dichter einerseits keine nationalen Stoffe behandelten und die andererseits beinahe ohne Ausnahme nur nach fremden Vorbildern dichteten, so ist es begreiflich, daß die alten Lieder und Gesänge von Karl dem Großen, welche etwa im 12. und 13. Jahrhundert noch unter dem Volke lebten, nach und nach gänzlich verloren gingen. Es wäre nicht unmöglich, daß auch ein volkstümlicher Dichter den karlingischen Sagenkreis behandelt hätte; doch haben wir nicht die geringste Spur von einer solchen Dichtung.

Der karlingische Sagenkreis hat vornehmlich zwei Seiten; nach der einen schildert er den Kampf des Christenthums gegen das Heidenthum; nach der andern erzählt er die Kämpfe Karls mit seinen übermüthigen Vasallen. Die Dichtungen dieser Richtung stehen nun zu den Gedichten aus der altdeutschen Heldensage in einem auffallenden Contrast, indem jene von den Franzosen bearbeiteten Dichtungen die Auflehnung und Empörung der großen Lehnsträger gegen den obersten Lehnsherrn, diese dagegen die Treue der Vasallen zu ihrem Herrn darstellen. Es wird nicht geleugnet werden können, daß sich hierin der Charakter der beiden Nationen ausdrückt; aber wie hat sich derselbe im Laufe der Zeiten verändert! Sollte man nicht den Schluß daraus ziehen, daß sich vermöge dieses Cha-

*) Sie steht in Fouqué's „Musen“, 1812, III, 100.

rakters die großen Vasallen, in Frankreich unabhängig gemacht und die Einheit des Reichs vernichtet hätten, und daß im Gegentheil in Deutschland die Vasallen ihrem Lehnsherrn in Treue zugethan geblieben seien und daß die Einheit des Reichs immer fester hätte gegründet werden müssen? Die Geschichte lehrt uns, daß gerade das Gegentheil eintraf. Freilich lehrt sie uns auch, woher dies kam. Die französischen Könige hatten stets ihre Augen nur auf ihr eigenes Land gerichtet; und erst als die großen Vasallen vollständig besiegt und ihre Länder mit den Kronländern vereinigt waren, mischten sie sich auch in fremde Angelegenheiten. In Deutschland dagegen, auf das die unglückliche Würde des römischen Kaisertums übergegangen war, wendeten und zersplitterten die Könige ihre Kraft nach außen, und gaben eben dadurch den Vasallen Gelegenheit, ihre Macht und Unabhängigkeit zu erweitern, welche diese bekanntlich auch vortrefflich benutzten und das Königthum immer mehr schwächten, bis dieses endlich zu einem Schattenbild herabsank.

Wenn auch im „Rolandslied“ deutscher Grundcharakter anknüpft, den Fauriel in seiner vortrefflichen Schrift über den Ursprung des ritterlichen Epos im Mittelalter darin findet, daß zwischen den in dem Gedichte dargestellten und den wirklichen in Frankreich während des 12. und 13. Jahrhunderts gültigen Sitten ein auffallender Widerspruch besteht, so ist dies mit Rücksicht auf die Tendenz des Gedichts doch eine nur äußerliche Verwandtschaft. Der Uebersetzer macht mit Recht darauf aufmerksam, daß das „Rolandslied“ seinem Wesen nach im entschiedensten Gegensatz zum germanischen Volksepos stehe. In die deutsche Heldensage habe sich nämlich das alte Heidenthum mit seinen Göttern und Heroen als seine letzte, aber treueste Schutzwehr zurückgezogen; in der Karlsage dagegen eroberte das siegreiche Christenthum verheerend und bekehrend alle Lande der Ungläubigen, und wie in jener das hinzugetretene christliche Element nur als conservirende Färbung erscheine, so sei es in dieser Grundsatz und Masse des ganzen Baues.

Die Helden des „Rolandslied“ sind Streiter Gottes, und unter diesen hohen Beruf muß sich all ihr Denken, Fühlen und Streben beugen. Selbst die Liebe, die in späterer Zeit zum Wesen des echten Ritters gehörte, findet keinen Raum in den unablässigen Herzen. Roland erwähnt mit keinem Wort seiner Braut, der schönen Alba, und als er sterbend in sein vollendetes Leben zurückblickt, da denkt er wol der Länber, die er den Feinden entzissen, der Heimat und der Blutsverwandten des großen Kaisers, seines lieben Herrn, aber der treuen Alba vergißt er ganz und gar; und doch ist ihre Liebe zu ihm so groß, daß sie bei der Kunde seines Untergangs, jeden Trost verschmäht, todt zusammenbricht. Es ist ein strenger, dästerer, monachischer Geist in diesen gepanzerten Dienstmannen Gottes, und wenn unser Gedicht durch diesen Zug an allgemein menschlichem Interesse verliert, so gewinnt es an culturhistorischem als der geistige Ausdruck einer merkwürdigen, großartigen Zeit, des Jahrhunderts der ersten Kreuzzüge. Das war der Geist jener bekehrten Scharen, die, alles hinter sich lassend, was Menschen als Güter des Lebens schätzen und erstreben, in die weite feindliche Ferne zogen, um ihre Sünden, wie Turpin den Genossen Roland's aufgibt, durch Hiebe auf die Feinde zu büßen und durch den Märtyrertod in der Schlacht „sich in die Blumen des Paradieses zu betten“. Dabei ist aber ein charakteristisches Merk-

mal unser Gedicht nicht zu übersehen. Nämlich, in der deutschen Bearbeitung (vom Pfaffen Konrad) die Idee des Gotteskriegs alle nationalen Schranken durchbrochen hat und der Deutsche im Christen völlig aufgeht, leuchtet im französischen „Rolandslied“ durch den Glaubenseifer der Patrioten aus, wol ein Erbstück der ältern Sage, unverhohlen durch. Der Kampf des Christenthums gegen die Feinde Gottes ist allerdings die einzige, große Sache; aber die Franken sind Feldherren und Vorkämpfer; die heilige Fahne, um die sich alte christliche Völker scharen; ist die Dreifaltigkeit, das rothe Banner von St. Denis; und die Siegeschreie Gottes ist der Ruhm und Stolz des „süßen Frankreich“. Das ist es, was das „Rolandslied“ vorzugsweise zum französischen Nationalepos macht.

Wir haben dieser vortrefflichen Charakteristik des Gedichts nichts beizufügen; nur die Bemerkung drängt sich uns auf, daß schon damals der deutsche Patriotismus von allgemeineren Ideen zurückgedrängt wurde, der französische dagegen auch diesen eine nationale Färbung gab.

Die Form des französischen Rolandsliedes ist die sogenannte *lirade*, altfranzösisch *laisse*, welche aus einem beliebigen großen Reim- zehnfüßiger Verszeilen mit gleicher Assonanz besteht, dem ältern epischen Gedicht eigenthümlich ist, später aber vom zwölffüßigen Alexandriner vollständig verdrängt wurde. Daß der Uebersetzer diese Form nicht nachgebildet hat, ist gewiß nur zu billigen. Wenn es ihm auch gelungen wäre, die gleichen Vocale in 10, 20, 30 Versendungen durchzuführen, so hätte ihm dies eine Mühe gekostet, die ganz unbelohnt geblieben wäre, da wir doch kein rechtes Ohr für die bloße Assonanz haben, abgesehen davon, daß eine ganz wortgetreue Uebersetzung unmöglich gewesen wäre, die ihm bei der Wahl freier Jamben in anerkennenswerther Weise gelungen ist. Wir sind ihm zu Dank verpflichtet, daß er uns das schöne, in kräftiger Einfachheit sich bewegende und in dieser Einfachheit hochpoetische Gedicht in dieser ansprechenden und gewiß höchst passenden Form bekannt gemacht hat.

Wie das „Rolandslied“, so steht auch der altfranzösische Dichter, der uns in dem sogleich zu verzeichnenden Werke näher gebracht wird, zur deutschen Literatur in Beziehung, nur freilich mit dem großen Unterschied, daß er nicht, wie möglicherweise jenes Epos, auf deutscher Grundlage beruht, sondern daß er vielmehr einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die deutsche Literatur ausgeübt hat.

3. Des Guiot von Provins bis jetzt bekannte Dichtungen, altfranzösisch und in deutscher metrischer Uebersetzung mit Einleitung, Anmerkungen und vollständigem erklärenden Wörterbuch herausgegeben von Johann Friedr. Wolfart und San-Marie (A. Schulz). — A. u. d. L.: Parcival-Studien. Erstes Heft. Von San-Marie (A. Schulz.) Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1861. Gr. 8. 3 Thlr.

Die beiden Verfasser und Herausgeber des vorliegenden Buchs, von denen der eine, J. F. Wolfart, wie dem Vorwort beigelegte Nachruf berichtet, nach langer und segensreicher Thätigkeit als Lehrer und Bildner der Jugend kurz vor Erscheinen des Werks starb, haben sich in solcher Weise in die Arbeit getheilt, daß Wolfart die Herausgabe des Textes, überhaupt den ganzen sprachlichen Theil, daher auch das Glossar besorgte, San-Marie da-

gegen die Einleitung, die Uebersetzung und die Anmerkungen lieferte, wobei jedoch wechselseitige freundliche Handreichung stattfand. Wir werden die einzelnen Abschnitte, wie sie im Buche aufeinander folgen, besprechen.

Zuerst macht uns die Einleitung mit den Lebensumständen des Verfassers bekannt, insofern sie sich aus seinen Dichtungen bestimmen lassen. Er war vermutlich gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts in Provinz in Nieder-Orie geboren, besuchte die Schule zu Arles, trieb sich dann als fahrender Sänger weit in der Welt herum, wohnte 1184 dem großen Hoftage Kaiser Friedrich's I. zu Mainz bei, und war höchst wahrscheinlich selbst in Palästina. Später trat er in den Orden der Cluniacenser, welche er jedoch an vielen Stellen seiner Dichtungen mit dem bittersten Tadel überschüttete. Guiot besaß eine für die damalige Zeit gründliche gelehrte Bildung und ein nicht geringes Dichtertalent. Seine Lieder, die zuerst von W. Wackernagel („Altfranzösische Lieder und Leiche“, Basel 1846) der Vergessenheit entzogen wurden, stellen ihn den besten Sängern seiner Zeit würdig zur Seite. In denselben behandelt er die gewöhnlichen Stoffe der damaligen Lyriker Frankreichs und Deutschlands: Frühlingslust, Liebeswonnen, Liebeskummer sind ihr Inhalt, und gleich den deutschen Minnesängern geistelt er die „Meister und Kläpper“, welche ihm die Huld seiner Dame abwendig zu machen oder sein Liebesglück zu stören suchen. Doch nennt er nie einen Namen, wie er überhaupt den höfischen Anstand und die höfische Ehrfurcht gegen die Frauen stets an den Tag legt. Von seiner feinen, selbst zarten Sprache mag folgende Strophe aus einem seiner Lieder Zeugnis ablegen:

D nicht liebt der, der über Liebe klagt,
Und meint, daß nie die Lieb' ihm solle leiden.
Rein, der nur liebt, der nie im Dienst verzagt,
Und nie von treuer Liebe sich kann scheiden.
Dum tadelnswerth, wer Lieb' in Trug will kleiden,
Wenn Reid und Schmerz und Wuth in seiner Brust
Entkammert wird über andrer Glück und Lust!

Guiot's Hauptwerk ist jedoch die „Bible“, eine Satire, in welcher er einen durchdringenden Geist, scharfe Beobachtungsgabe und eine Fülle heisenden und schlagenden Witzes entwickelt. Hohe und niedere Geistliche, Fürsten und Barone, Theologen, Juristen und Mediciner, mit einem Worte nichts entgeht seinem Spotte. Namentlich ist derselbe gegen die höhere Geistlichkeit und die Mönche seiner Zeit gerichtet, deren Sitten- und Zuchtlosigkeit bekannt genug ist.

Als ein Augenzeuge aus dieser großen gewaltigen Zeit, worin die Auflehnung gegen die Verderbniß der Kirche ihren Gipfelpunkt erreicht hatte, bis sie drei Jahrhunderte später in der Reformation ihren endlichen Sieg davontrug; unverblendet von dem Glanz, furchtlos vor der Gewalt der kirchlichen Mächte, habend, das Wort Gottes in der Hand und im Herzen, redet Guiot zu uns, und enthüllt schonungslos das verworfene Gebaren aller Stände, die an den Säulen des Throns des lebendigen Christengottes rütteln und ihn unterwühlen.

Das „Buch Guiot“ hat der Uebersetzer in drei Abschnitte getheilt, zwar entgegen dem Original, das solche nicht hat, aber durch den Inhalt vollkommen gerechtfertigt.

Der erste handelt „Von Fürsten und weltlichen Herren“, der zweite „Von Rom und der Geistlichkeit“ und der dritte „Von den Gelehrten“. Wir wollen unsern Lesern einige Stellen daraus mittheilen, damit sie den Geist, in welchem das Gedicht abgefaßt ist, sowie die Uebersetzung aus eigener Anschauung kennen lernen. Derselbe ist zwar, was den Sinn betrifft, mit lobenswerther Treue abgefaßt, bewegt sich jedoch bezüglich des Ausdrucks mit ziemlich großer Freiheit, was schon durch die metrische Form geboten war. Der Uebersetzer sagt darüber in der Vorrede, daß er diesen Weg eingeschlagen, um dem Leser ein frisch-lebendiges Gesicht und nicht eine merkwürdige Todtenmaske entgegenzuhalten, wie man solche, fügt er mit einem allzu scharfen Seitenhieb auf Simrod hinzu, bei Uebersetzungen aus dem Mittelhochdeutschen, durch den Klang der alten Worte getäuscht, noch immer zu empfehlen beliebt; daß dessenungeachtet noch große Schwierigkeiten zu überwinden waren und daß diese größtentheils mit Geschick überwunden wurden, davon kann man sich durch die Vergleichung mit dem Original leicht überzeugen. Doch gesteht der Uebersetzer selbst, daß er den Wohlklang öfters aufopfern mußte, um charakteristische Bemerkungen und Wendungen nicht zu vermissen.

In dem Abschnitt „Von Fürsten und weltlichen Herren“ findet sich eine Stelle, die mit einer aus „Freibanks Bescheidenheit“ in unserm ersten Artikel angeführten so genau übereinstimmt, daß man versucht sein möchte, anzunehmen, daß der Verfasser des deutschen Gedichts das Buch Guiot gekannt habe.

Sie (die Fürsten) haben uns die Welt verteuftelt,
Daß alles faul drin und verzweifelt,
In Staub ist das Gesez gezogen.
Ich glaub' und sag' es ungelogen:
Wer ins Gericht uns alle brächte,
Daß kaum er drei nur finden möchte,
Die reiß nicht zu dem ew'gen Feuer.
Wo sind sie, die so gut und theuer,
So weis' und tapfer? — Aufzusammen
Würfe sie man in die Flammen,
Rein Fürst, nicht einer hielte Stand,
Der nicht gebraten und verbrannt!
Ja, wären die Treulosen drinne,
Die Gott sich schlagen aus dem Sinne,
Die Gauner, Knauser — in den Flammen
Wär' große Fürstenschär zusammen,
Und sein Feuer gerechter, daß so
Sie gebraten besser noch als roh.
Ihr Fürstennam' ist abgenutzt. —
Strohmannen mit Panzern aufgepuzt,
Zu Kaisern und Königen gewannen
Sich öfters die Deutschen und Alemannen.

Vortrefflich vergleicht er im zweiten Abschnitt den Papst mit der Magnetnadel; er sollte, wie diese, stets die richtige Bahn weisen, aber die Habsucht und Heuchelei der römischen Hofs, vorab der Cardinäle, läßt ihn sein Pflicht nicht erfüllen:

Rom verschlingt uns, saugt uns aus,
Rom mordet, plündert Land und Haus.
Kloake der Bosheit, das ist Rom,
Auspeind aller Laster Strom,
Ein Sumpf, der von Gewürmen strotzt,
Gott und der Heil'gen Schrift ja trogt

Ied' ihrer Thaten! — Warum zu Haus
 Steht gegen sie die Welt nicht auf,
 Lieber als gegen die Griechen? Es wäre
 Vernünftiger, daß man zerßöre
 Die Gabsucht, welche Rom besetzt,
 Das ganz voll Stolz und Treubruch steht,
 Mehr Trug ist nirgend in der Welt.

Man sieht, daß der Franzose das Uebel noch schonungs-
 loser bekämpft, als selbst unser trefflicher Walthar von
 der Vogelweide und der Verfasser von „Freibant's Ver-
 schidenheit“. In demselben Geiste und mit der nämlichen
 Strenge spricht der Dichter hierauf von den Bischöfen,
 den Weltgeistlichen und den Mönchen, denen er mehr als
 ein Drittheil seines Gedichts widmet, indem er die ein-
 zeln Orden nacheinander durchnimmt und mit unerbitt-
 licher Strenge geißelt, die Benedictiner, Cistercienser,
 Mariäner u. s. w., bis er mit ähnlichen Betrachtungen
 über die Nonnen schließt. Alle diese Stellen sind vor-
 trefflich, aus tiefer und langer Beobachtung hervorgegan-
 gen und mit poetischer Kraft ausgedrückt, so daß wir leb-
 haft bedauern, unsern Lesern nicht wenigstens einige der
 bedeutendsten vorlegen zu können.

Im dritten Abschnitt, „Von den Gelehrten“, führt
 uns der Dichter zuerst das Bild eines vollkommenen Theo-
 logen vor, worauf er die seiner Zeit schildert, indem er
 ein vortreffliches Gleichniß zu Grunde legt:

Sie gleichen genau den Regentraufen,
 Die nieder auf die Straße laufen,
 Und spülen und reinigen die Gassen.
 Daß Dachrinnen den Regen fassen,
 Und ihr Wasser rieselnd ergießen,
 Das ist bekannt; doch auch erwiesen,
 Daß bald sie faulen und sich vergehen,
 Wenngleich sie gut die Gärten nähren.
 Diese Prediger, an Falschheit reich,
 Sind einer hölzernen Rinnen gleich,
 Da sie modern und sich selbst zerstören,
 Indem sie andre zum Bessern lehren
 Durch das, was sie von sich leiten, entfalten
 Das Gute, für sich das Böse behalten u. s. w.

Nicht weniger geißelt er die Gabsucht und die Sophis-
 terei der Juristen, sowie hierauf den Charlatanismus der
 Ärzte, wobei er viel Witz und Humor entwickelt, der
 zu dem bisherigen strengen Ernst der Darstellung einen
 vortrefflichen Contrast bildet.

Aus dieser kurzen Inhaltsübersicht und den angeführ-
 ten Stellen werden sich unsere Leser, wir hoffen es wenig-
 stens, überzeugen haben, daß die Uebersetzung des „Buches
 Guiot“ höchst verdankenswerth ist; ja wir möchten den
 Wunsch aussprechen, es möchte der Uebersetzer eine be-
 sondere Ausgabe seiner Uebersetzung veranstalten, damit
 sie einem größern Publikum zugänglich werde, das sich
 an dem trefflichen Gedicht gewiß erbauen würde.

Wir haben oben gesagt, daß Guiot großen Einfluß
 auf die deutsche Literatur gehabt habe; San-Marte be-
 zeugt diesen Punkt im zweiten Abschnitt der Einleitung.
 Wolfram von Eschenbach nennt nämlich einen Kyot als
 Verfasser eines epischen Gedichts von Parcial und dem
 heiligen Gral, welches ihm bei seiner Bearbeitung des

Stoffs vorgelegen habe. Nun bezeichnet er diesen Kyot
 allerdings als einen Provenzalen, und darauf sich stützend
 haben Lachmann und nach ihm Gervinus behauptet, daß
 dieser Wolfram'sche Kyot eine ganz andere Person sei
 als der Verfasser der „Bible“. Nun weiß man aber
 erstens von einem Kyot aus der Provence nichts, und es
 ist kaum anzunehmen, daß das Andenken an einen so
 bedeutenden Dichter, wie er uns aus Wolfram's „Parci-
 val“ entgegentritt, spurlos verschwunden wäre. Zweitens
 sagt Wolfram ausdrücklich, daß Kyot in französischer
 Sprache geschrieben habe, was sich von einem provençal-
 ischen Dichter nicht leicht denken ließe. Da aber unser
 Guiot, wie oben berichtet, aus der Stadt Provins war,
 so ist es leicht denkbar, daß Wolfram, der gewiß keine
 ausgebreitete geographische Kenntniß hatte, die Stadt
 Provins mit dem Lande Provence verwechselte und den
 Provinser zu einem Provenzalen machte. Die entchiedene
 Erklärung Wolfram's, daß sein Vorbild in französischer
 Sprache geschrieben habe, ist von den neuern Literatur-
 historikern als bindend erkannt worden; aber man magt
 noch nicht zu behaupten, daß Guiot aus Provins dieses
 Vorbild gewesen sei, weil wir von einem Parcial die-
 ses Dichters nichts wissen. Ein jüngerer Gelehrter, der
 Waadtländer Rochat, der die altdeutsche Sprache und
 Literatur ebenso gründlich kennt als die altfranzösische,
 stellt sogar die Behauptung auf, daß Wolfram wesentlich
 nach Chretien von Troyes gebichtet habe, von dem wir
 allerdings ein Epos vom heiligen Gral besitzen, daß
 Wolfram's Berufung auf den Provenzalen Kyot eine
 reine Erfindung und ein falsches Vorgeben sei und daß
 alle Einzelheiten in Wolfram's „Parcial“, die sich nicht
 auch in Chretien vorfinden, eigene Erfindungen des
 deutschen Dichters seien.

Nun sind wir aber, wie San-Marte mit vollem
 Recht bemerkt, nicht berechtigt, gegen die ausdrückliche
 Versicherung Wolfram's anzunehmen, daß ein Kyot nie-
 mals existirt und somit auch keinen „Parcial“ gebichtet
 habe, weil wir ein solches Gedicht nicht besitzen. Denn
 wie viele Dichtungen sind nicht erst in neuester Zeit auf-
 gefunden worden, von denen wir bis zu ihrer Entdeckung
 keine Ahnung hatten! Wie viele sind auch jetzt noch nicht
 wieder aufgefunden worden, von deren Dasein wir die
 bestimmtesten Nachrichten haben!

Allerdings ist es wahr, daß Wolfram's „Parcial“
 in vielen Stellen mit dem Gedicht Chretien von Troyes
 übereinstimmt. Allein da dieser vor Guiot dichtete und
 Guiot nach Wolfram's ausdrücklicher Versicherung die
 Sage vom heiligen Gral richtig überlieferte als jener,
 da ferner aus Wolfram's Äußerungen hervorgeht, daß
 Guiot den Chretien wegen falscher Auffassung der Gral-
 sage tadelte, so darf man wol annehmen, daß Guiot
 nach damaliger Sitte ganze Stellen aus Chretien ent-
 nommen hat, welche sich daher auch bei Wolfram wieder-
 finden. So ist denn kaum mehr möglich zu bezweifeln,
 daß Guiot von Provins einen „Parcial“ gebichtet und
 daß Wolfram diesen deutsch bearbeitet hat. Inwiefern er
 dabei selbständig verfahren sein mag, darüber läßt sich

Muthmaßung äußern, so wieder auffinden läßt.

Uebersetzungen älterer deutsch-jüdischer Dichtungen süßen unsern Epös bei, welches aber werden kann, als es einen ensage behandelt.

4. Albigensalied. Ein episches Gedicht aus der deutschen Sage in zwölf Gesängen von Joseph Haupt. Wien, Lehner. 1861. Gr. 8. 2 Thlr.

Es ist gewiß ein sehr guter Gedanke, die altdeutsche Heldensage, welche einen so ausgeprägten epischen Charakter hat, von neuem zu bearbeiten, und es ist in der That auffallend, daß dieser vortreffliche Stoff von unsern jüngern Dichtern nicht öfter behandelt wird. Soviel wir uns erinnern, ist seit dem „Amelungenlied“ von Cimrod bis auf das vorliegende Gedicht kein Versuch der Art gemacht worden. Dieser ist aber im ganzen so vortrefflich, daß er als eine der besten Erscheinungen im Gebiet der epischen Dichtung bezeichnet werden kann.

So frei der Bearbeiter eines alten Stoffs sich bewegen darf und sogar bewegen muß, so sind ihm doch auch Schranken gesetzt, die er nicht überschreiten darf, ohne seine Dichtung von vornherein zu schwächen. Er muß nämlich die alte Sage in ihren wesentlichen Punkten bewahren und zugleich alles, was er aus diesem oder jenem Grunde hinzusetzt, im reinsten Geiste der Sage denken und ausführen. Wenn er aber durch diese Rücksichten streng gebunden ist, so muß er auf der andern Seite den überlieferten Stoff in selbständiger Weise behandeln, nicht zwar willkürlich und bloß um etwas anderes zu geben, sondern aus tiefem Gründen. Jede Sage ist zwar ihrer Natur nach ein Erzeugniß der schaffenden Phantasie, sie ist, wenn sie unverfälscht überliefert ist, hochpoetisch; aber sie ist es nur in ihrem Inhalt, nicht auch in ihrer Gestaltung. Die Aufgabe des Dichters ist es nun, dem poetischen Stoff auch eine möglichst schöne, kunstvollendete Form zu geben, worunter wir natürlich nicht bloß die äußere metrische verstehen, nicht bloß die Sprache und Darstellung, sondern vorzüglich die künstlerische Anlage und Anordnung des Stoffs, sowie die epische Entwicklung desselben, somit die poetisch-wahre Zeichnung der Charaktere und die Motivierung der einzelnen Begebenheiten. Daß eine und dieselbe Sage auf sehr verschiedene Weise künstlerisch gebildet werden kann, davon haben wir ein herrliches Zeugniß in der „Iphigenie“ von Goethe, der zwar denselben Stoff behandelt hat wie Euripides, demselben aber eine wesentlich andere und in jeder Beziehung vollkommene Gestaltung gegeben hat.)

In ähnlicher Stellung wie Goethe zu Euripides steht unser Dichter zu dem Verfasser des „König Laurin“ oder des „Kleinen Rosengarten“. Er hat die von demselben

überlieferte Sage nicht bloß auf das treueste bewahrt, sondern sie auch mit Bewußtsein zu einem künstlerischen Ganzen gestaltet, indem er neue, im Geiste der Sage liegende Motive erfand oder solche aus andern verwandten Sagen herübernahm. Wir wollen nur auf eine dieser Abweichungen aufmerksam machen. Nachdem Laurin von Dietrich beslegt worden, gelingt es ihm, durch List sein Leben zu retten. Er verspricht, Dietslieb's Schwester, die er in seinem Wohnhof verborgen hielt, auszuliefern und dem Dietrich von nun an treu und gewärtig zu sein. Die Helken lassen sich betheören, folgen dem Albfürsten in seinen Wohnhof, wo er sie prächtig bewirthet, ihnen aber einen einschlafenden Zaubertank giebt, so daß er sie leicht fesseln und in feste Gesängnisse werfen kann. So erzählt das alte Gedicht, und Haupt folgt ihm, da sich kein Grund darbot, von dem Vorgänger abzuweichen. Dagegen verläßt er ihn in der folgenden Entwicklung. Das alte Gedicht läßt nämlich die Helken durch Dietslieb's Schwester befreien. Nun muß es allerdings auffallen, daß dies bei der List und Klugheit Laurin's geschehen konnte, der doch wol wachte, wie verhaßt er der Jungfrau war und wie sehr sie sich nach der Rückkehr in die Heimat sehnte. Unser Dichter erfand daher zur Befreiung ein neues, übrigens von ihm lang vorbereitetes Motiv; er läßt sie nämlich durch einen Alben, Waldmann, befreien, der von Laurin aus dem Albreich verbannt worden war und sich daher an diesem rächen wollte. Dadurch gewinnt der Dichter auch den Vortheil, daß er bei dem nachfolgenden Kampfe den gothischen Helken den Sieg ermbiligt. Da nämlich die Alben sich unsichtbar machen können, so hätten Dietrich und seine Freunde ihrem Andrang nicht zu widerstehen vermocht; sie wären von den Alben verwundet und getödtet worden, ohne daß sie sich zur Wehre hätten setzen können, weil sie die zahlreichen Feinde nicht gesehen hätten. Ganz anders wird aber die Lage der gothischen Helken, da Waldmann endlich dadurch, daß er alle Wohnungen der Alben in Brand steckt und dadurch diese beschäftigt, zweitens aber auch dadurch von dem Kampfe abhält, daß er sie auffordert, die Gelegenheit zu benutzen, um sich von der Tyrannei Laurin's zu befreien. Nun haben es die Helken nicht mehr mit übermenschlichen Kräften zu thun; es stellen sich zwar Riesen von ungewöhnlicher Kraft entgegen, aber es sind doch nur menschliche Wesen, die sie sehen und greifen können.

Wir könnten noch manche ähnliche Abweichungen anführen, doch werden diese hinreichen, um den sichern Takt und das künstlerische Gefühl des Dichters zu zeigen. Ebenso gelungen, wie die Composition des Gedichts (nur der siebente Gesang ist durch seine vielfachen Wiederholungen störend), ist auch die Ausführung des Ganzen. Die Charaktere der einzelnen Personen sind durch ihre Reden so wol als durch ihre Handlungen klar und scharf gezeichnet; so der alte Hildebrand, Wittich und die andern alle. Von großem poetischen Talent zeugen die einzelnen Schilderungen, z. B. die einer sorgsamem Hausfrau, des Tanges, zu welchem ihm die tirolischen Nationaltänze Vorbilder waren, der verschiedenen Kämpfe, der Kolliditäten u. s. w.;

*) Uebrigens ließe sich denken, daß der nämliche Stoff von zwei Dichtern ganz verschieden und von jedem doch poetisch und künstlerisch gleich schön behandelt werden könnte.

nicht weniger glücklich sind die ziemlich zahlreichen, jedoch keineswegs überhäuften Gleichnisse u. a. m.

Bei allen diesen großen Vorzügen des Gedichts müssen wir aufrichtig bedauern, daß Haupt dasselbe in Hexametern geschrieben und zudem so behandelt hat, daß er fortwährend an Homer und Voss erinnert. Die griechische Haltung des Versmaßes und, dadurch bedingt, auch der Sprache macht bei dem Stoff des Gedichts eine unangenehme Wirkung, die nicht gehoben wird, wenn wir uns auch gefallen müssen, daß der Dichter mit Homer ebenso vertraut ist als mit der deutschen Heldensage. Wir wollen zwar nicht behaupten, daß der Hexameter für solche Stoffe überhaupt nicht brauchbar sei, aber es sollte ihm jedenfalls der griechische Charakter entzogen und ihm soviel als irgendmöglich ein deutscher aufgeprägt werden. Daß dies möglich ist, kann nach dem Vorgang Goethe's in „Hermann und Dorothea“ nicht mehr zweifelhaft sein. Doch möchte es auch nach diesem Vorgang bedenklich sein, den Hexameter bei Darstellungen aus der deutschen Heldensage zu gebrauchen, deren eigenthümliches Wesen auch eine eigenthümliche Form verlangt. Welche Form aber der Dichter hätte gebrauchen sollen, das wagen wir nicht zu entscheiden. Die Nibelungenstrophe hat auch manches, besonders eine gewisse Monotonie gegen sich; der fünffüßige Jambus, den Platen in seinen „Abasiden“ gebrauchte, zu offenbar einen zu geringen Umfang für ein ruhig sich entwickelndes Epos, während er bei der Lebendigkeit des Dramas vorzüglich geeignet ist; die italienische Stange hat im Deutschen, wie schon Platen bemerkte, einen zu lyrischen Charakter; ebenso die Terzine, die zudem bei ihrem feierartigen stets übergreifenden Reim zu wenig Ruhe hat. Uns scheint, daß man ein neues, ein deutsches episches Maß erfinden sollte, das die Vorzüge der eben genannten verbände, ohne ihre Nachteile zu haben. Vielleicht liegt dasselbe so nahe wie das Ei des Columbus, aber es gehört doch ein Columbus dazu, es zu finden. Möchte uns bald ein solcher ersuchen, da die Begründung eines wahrhaft deutschen Epos erst durch die Begründung einer entsprechenden Form möglich ist.

Wir haben schon angedeutet, daß die Sprache oft einen homerischen oder vielmehr Voss'schen Nachklang hat und eben dadurch störend wirkt; sie hat aber auch zugleich eine deutsch-alexandrinische Färbung, was nicht weniger stört, da sie offenbar zu sehr gesucht ist. Unsere Sprache kann sich allerdings manches aus den Schätzen der alten aneignen, aber erstlich darf es doch nur mit Mäßigung geschehen, und dann muß das Alte dem Geiste der neuen Sprache gemäß behandelt werden. Am wenigsten darf ein neuerer Dichter solche Wörter aufnehmen, deren Verständnis ganz erloschen ist und die daher nur dem Gelehrten bekannt sind. Ebenso wenig darf er ganz unbekannte Wörter aus den Mundarten herbeiziehen oder solche neue Wörter bilden, deren Begriff erst aus dem Zusammenhang errathen werden kann. Das Gedicht bietet aber eine allzu große Zahl Wörter der einen oder der andern Art *),

* Der versteht z. B. folgende Wörter: genärg (nahrhaft), veru-

wodurch es vielen bis zu einem gewissen Grad ungenießbar werden muß, was wir um so lebhafter bedauern, als wir die größte Achtung für das poetische Talent des Dichters haben und wir dessen Dichtung die größte Verbreitung wünschen. 2.

Reisen ins Gelobte Land.

1. Aus dem Heiligen Lande. Von Konstantin Tischendorf. Nebst fünf Abbildungen und einer lithographirten Tafel. Leipzig, Brockhaus. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
2. Jerusalem und das Heilige Land oder Pilgerbuch nach Palästina, Syrien und Aegypten. Von Sepp. Erste bis dritte Lieferung. Schaffhausen, Quartier. 1862. Lex. 8. Jede Lieferung 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Bibel und Josephus über Jerusalem und das Heilige Land, wiber Robinson und neuere Sionspilger, als Anhang zu Reisen im Morgenlande. Von J. Berggren. Lund, Verlag des Verfassers. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

An dem Werke „Aus dem Heiligen Lande“ von Konstantin Tischendorf (Nr. 1) besitzen wir ein Zwiefaches, einen anmuthigen Reisebericht und eine kritisch-gelehrte Untersuchung über den Weg der israelitischen Auswanderung, sowie über die von der Tradition geheiligten Orte unserer Religionsgeschichte, beides verbunden mit dem wichtigsten Fundbericht eines der ältesten griechischen Bibeldrucke im Sinai kloster. Dieser zwei- oder dreifache Inhalt ist so bedeutend, daß er denjenigen aller der Pilgerfahrten in das Heilige Land, welche in jüngster Zeit uns so zahlreich geboten worden, weit hinter sich zurückläßt. In der That verhalten sich diese zu ihm, wie der gute Wille sich zur That verhält, denn Tischendorf bietet uns Thatfachen und Forschungsergebnisse, welche fortan für alle Zeit maßgebend bleiben und der Wissenschaft einen festen Boden sichern müssen.

Der Verfasser macht die Pilgerfahrt zum Sinai zum dritten mal in 15 Jahren. Jedesmal hat er uns erhebliche Resultate gewonnen; diesmal bringt er eine überaus wichtige Urkunde für die Hermeneutik und die Vollständigkeit der heiligen Bücher mit, welche die Wissenschaft ihm jedenfalls hoch anrechnen muß. Das Ziel und der Zweck dieser dritten Reise war damit erreicht; denn er hatte von dem Dasein dieser Urkunde schon früher Kenntniß erlangt; aber ihr Umfang und ihre Bedeutung übertrafen weit seine Erwartungen und ihr schließlich gelungener Erwerb seine kühnsten Hoffnungen. Dieser Fund — ein vollständiger griechischer Bibeltext aus dem 3. oder 4. Jahrhundert mit dem Briefe des Barnabas und dem Hirten, bis jetzt nur fragmentarisch aus lateinischen Uebersetzungen bekannt — wird uns später noch beschäftigen; wir sehen zuvörderst den Reisebericht des Verfassers näher an; übergehen hierbei aber die Reise von Triest nach Korfu, Alexandria, Kairo und Suez, mit ihren kurzen, aber lebhaften Skizzen. Von Suez beginnt die Wüsten-

fen (berähmt), Spring (Springbrunnen), gemärg (mit Mähne versehen), Segnis (Segen), belocht (in ein Loch geworfen), berafschen (aberratschen), schlaumen (beillen), stückend (die Flügel schlagend), geschwing (sich schwingend) u. a. m.?

reise zum Sinai, welche Schritt für Schritt der mosaischen Wanderung und ihrer Erzählung in den heiligen Büchern folgt und diese erläutert. Von dem Meerdurchgange bei der Enge von Aun-Musa an verfolgt der Pilger in einer Reihenfolge von Wadis (Thälern, Oasen) die Stationen der Wanderung, zuerst Wadi Sabir, erste Rast, 15 Wegstunden weiter die Somaraquellen, jenen Bitterwasserquell, den das Volk Moses nicht trinken konnte; dann das reizende Wadi Charandel, das Elim der Bibel, das sein Gebiet wol bis Ras Jelimie hin erstreckte; das Wadi Mokatteb mit den merkwürdigen alten Felseninschriften aus den Zeiten der Nabatäer, zwei Jahrhunderte vor und nach Christus, welche so wunderbar mit griechischen Spottinschriften, z. B. Κακὸν γένος τοῦτο; σπαρτῶντες ἑρπασα πᾶν σπῆν χιτὶ — „ein schlechtes Gefindel das; ich, der Soldat, schrieb's ganz mit meiner Hand“ enden! Dann folgen Wadi Feiran mit seinen alten Ruinen, der Serbal (Baalsberg), Wadi Schach, der Ort des alten Mannafalls, noch jetzt durch seine Monnetenmariäken berühmt; Raphidim, mit des Propheten Saleh Grab und dem Jahresfest der Beduinen; endlich die sinaitische Bergwüste, Wadi Sela, Ebene Rahab und das Sinaikloster, das Justinian aus Einsiedlerhütten und Soldatenquartieren in der Nähe des traditionellen feurigen Busches gründete. Die große Streitfrage über die Wirklichkeit des traditionellen Sinai lassen wir beiseite und führen nur an, daß der Verfasser am Schluß langer und gelehrter Untersuchungen sich für den traditionellen Sinai entscheidet und die Ansprüche des Serbal (des Baalsberges) sowol, wie die des allerdings höhern Horeb abweist, und wol mit allem Recht! Eine vorzügliche Unterstützung findet die mehrtausendjährige Tradition darin, daß neuerdings die Ebene wieder erkannt ist, auf der das Volk Israel unmittelbar am Fuße des Sinai lagerte, als Moses das Gesetz empfing.

Wir kommen zu dem Bibelfund, dem die drei Reisen des Verfassers nach dem Sinai gelten. Schon im Jahre 1844 hatte er im Sinaikloster Fragmente einer alten griechischen Bibelhandschrift entdeckt, die sich weiterhin als die muthmaßlich älteste aller griechischen Handschriften des heiligen Textes auswies; im Jahre 1853 schien dieser Schatz verschwunden, nach Europa entführt. Die dritte Reise — im kaiserlich russischen Auftrag — brachte sie wieder zu Tage; der freundliche Konomos des Klosters brachte ein altes rothes Buch zum Vorschein, in dem die 346 Blätter im größten Pergamentformat sich eingewickelt fanden: 22 Bücher des Alten Testaments, darunter die Apokryphen, das ganze Neue Testament ohne die geringste Lücke, der vollständige Brief des Barnabas und der erste Theil vom Hirten des Herma, zusammen 120000 kurze Zeilen in der Schrift des 4. Jahrhunderts. Man kann sich die staunende Freude des Verfassers über diese Entdeckung denken! Die Klostervorstände, ohne welche nichts in der Sache geschehen konnte, waren in Kairo zur Wahl eines neuen Erzbischofs; dahin eilt nun der Verfasser gleichfalls. Lange währten die Unterhandlungen, mühsam wurden die Hindernisse der Erwerbung ge-

hoben, bis endlich die neubestätigten Vorstände des Sinai dem orthodoxen Kaiser die Handschrift als Geschenk darbringen konnten.

Ueber die außerordentliche Bedeutung dieses Fundes muß der Leser sich aus dem Buche selbst unterrichten; wir wollen nur anführen, daß daraus unleugbar hervorgeht, wie des Matthäus Evangelium schon im ersten Viertel des 2. Jahrhunderts in der Kirche für kanonisch galt.

Indem wir hiernach zu dem Reisebericht selbst zurückkehren, durchwandern wir an der Hand des Verfassers die Pyramiden, das Serapeum, Heliopolis, durch manche neue Wahrnehmung bereichert und begleiten ihn sodann im Gefolge des Kronprinzlichen Paares von Rußland über Jaffa nach Jerusalem, wo wir während eines zehntägigen Aufenthalts noch einmal alle die bekannten heiligen Stätten wiedersehen. Der Verfasser zeigt sich hier im ganzen genommen zu sehr für die geltenden Traditionen eingenommen, zu sehr als Enthusiast und zu wenig kritisch, als daß wir diesem Theile seines Buchs viel Neues zu verdanken haben könnten; vielmehr müssen wir bekennen, daß er in dieser Beziehung den beiden Berichtstattern, mit welchen wir ihn oben zusammengestellt haben, merklich nachsteht. Auch haben wir gegen Darstellung und Stil dieses Berichts unsere Bedenken auszusprechen; da beide allzu enkomiastisch und bei weitem nicht in der einfachen, natürlichen und der Sache entsprechenden Form auftreten, welche bei Untersuchungen dieser Art von einem wissenschaftlichen Leser gefordert wird.

Die Rückkehr nach Europa berührt noch Beirut, schildert uns die Johannesinsel Patmos näher, berichtet noch von einem interessanten Fund, einer Silberhandschrift der griechischen Kirche zu Smyrna, schließt die Angelegenheit des Codex ab und erzählt recht Anziehendes von dem Aufenthalt des Kronprinzenpaares in Stambul, wo der Sultan den liebenswürdigsten Wirth machte, indem er alle Geseze des religiösen wie des politischen Hofceremoniells beiseite setzte. Ja, er ging darin so weit, daß er der Großfürstin ein Diner in seinem Harem gab, von welcher wunderlichen Scene wir den Verfasser wenigstens einen kleinen Zug erzählen lassen wollen:

Auf eine Thür zeigend, sagte der Sultan: „Voici, madame, le Harem“ und verschwand. Die geheimnißvolle Pforte öffnete sich und die Großfürstin betrat den Harem; die Oberhofmeisterin schritt voran, die Schwester des Sultans folgte; zwei Armenierinnen machten die Dolmetscher. Zahllose Zimmer mit blauem Fensterglas halb erleuchtet und von gegen 2000 Bewohnern erfüllt, wurden durchwandert; überall Schönheit und große Reugier! Endlich gelangte man in einen großen prächtigen Saal, wo das Unglaubliche zur Wirklichkeit geworden zu sein schien; es war nämlich die stattlichste Truppe Militärmusik dort aufgestellt, in Uniform, aus rothen, reich mit Gold verbrämten Waffenröcken, weißen Hosen, rothem Fes mit goldene Quasten. Der ersten Ueberraschung, in diesem Frauenheiligthum ein munteres Solbatencorps zu finden, folgte die zweite, als sich ergab, daß die schmutzen Musanten kunstgeübte Mädchen des Harems waren! An diesen Saal stieß ein zweiter, in dem eine elegante europäische Tafel gedeckt fand. Alt und jun nahm Platz und bemühte sich, unter vielen vergeblichen Versuchen, auf europäische Art zu speisen u. s. w.

Endlich, am 28. September, wurde nach abermalig

Nächst nach Kairo das Ziel der Reise erreicht, die kostbare Handschrift von den Klostervorständen in die Hand des Verfassers, jedoch nur vorläufig und bedingungsweise, gelegt und einen Monat später von ihm dem orthodoxen Kaiser zu Jaroslaw-Selo dargebracht.

Dem Autor aber hat die Wissenschaft für seine verdienstvolle und muthige Ausdauer, der Leser seines Werks aber für seine anziehende Darstellung seiner bedeutungsvollen und schwierigen Unternehmung einen wohlverdienten Dank zu sagen.

Der Verfasser des Pilgerbuchs „Jerusalem und das heilige Land“, Sepp (Nr. 2), gibt uns seine von bewunderungswürdiger Gelehrsamkeit strotzende, aber zuweilen etwas ermüdende Arbeit ohne alle Vorrede und läßt uns daher in Absicht seiner eigentlichen Zielpunkte in Zweifel. Inzwischen haben wir von vornherein zu bekennen, daß er, was die Topographie des Heiligen Landes betrifft, vollständig erschöpfend ist und in dieser Beziehung späteren Pilgern kaum noch eine nennenswerthe Nachlese übrig läßt: daß er viel Streitiges zu völliger und überzeugendem Abschluß bringt und endlich, daß er, wie kein anderer vor ihm, die große Gemeinsamkeit der Traditionen aller drei monotheistischen Religionsanschauungen überzeugend nachweist. Sein ganz eigenenthümliches Verdienst besteht nämlich nicht bloß darin, daß er aus einem staunenswerthen Vorn der Belesenheit und Quellenkenntniß her nicht nur die Geschichte jeder Ruine, ja jedes Trümmerstücks auf dem Pilgerwege durch die dunkelsten Jahrhunderte zu verfolgen und uns vorzutragen im Stande ist, sondern daß er uns auch zeigt, wie und wo die jüdische, die christliche, die moslemitische Tradition sich gegenseitig abgelöst, ihre Sagen miteinander gewechselt, ja ausgetauscht, sich gegenseitig ergänzt, ihre Heiligen einander geborgt und an solches Darlehn weitere Traditionen angeknüpft oder poetisches Beiwerk hinzugefügt haben: alles dies aus dem historischsten Grunde, weil dies Land allen drei Religionen das gleiche heilige Land ist! Von diesen Untersuchungen kann man sagen, daß sie den Stempel völliger Neuheit an sich tragen und wahrlich kein geringes Verdienst des Verfassers darstellen. Was ihn hierzu besonders in den Stand setzte, ist unstreitig seine seltene, vielleicht beispiellose Belesenheit in den arabischen Schriftstellern vom 8. bis zum 14. Jahrhundert, sowie in den Palmudisten dieser und einer noch frühern Periode. Es ist hier nicht der Ort, zu zeigen, wie viel ihm mit diesem Hülfsmittel gelangen ist; beispielsweise aber wollen wir hier nur anführen, daß er die Lokalität des wahren Emmaus der Heiligen Schrift auf überzeugende Weise uns dargelegt und einem alten Streite damit ein Ende gemacht hat.

Noch wir wenden uns nun zu dem Reisebericht unsers gelehrten Pilgers selbst. Von Joppe (Jaffa) aus, über Lydda, Ramo, Anwas, das alttestamentliche Emmaus und Colonie, das neutestamentliche, geht der Pilgerzug nach Jerusalem, über das sich wie über Bethlehem, Sebron und den Umkreis des Todten Meers und des Jordangebiets um Jericho der erste Band, verbreitet. Samaria und Ga-

lilaa, der See Genezareth, Cäsarea und der Hermon süßen den zweiten; Baalbeck und der Libanon, Sidon, Tyrus, Ptolemais, der Karmel, Beirut, die Ueberfahrt nach Aegypten, Kairo, die Pyramiden u. s. w. nehmen den dritten Band ein; alle drei liefern zwischen 250—300 größere und kleinere Illustrationen, dergestalt, daß bei der Gründlichkeit des Autors in seiner Geschichte aller namhaften Lokalitäten in der That kein Anspruch, welcher an ein vollständiges Pilger-Itinerar zu stellen ist, unbefriedigt bleibt. Und doch ist dies nicht das Beste, was von diesem Buche zu sagen ist; die Neuheit, die Tiefe und die Selbstständigkeit der hier dargebrachten Untersuchungen und religionsgeschichtlichen Auffassungen gibt demselben vielmehr einen Werth, der über den eines Reisehandbuchs weit hinausreicht.

Wir haben schon der Congruenz gedacht, welche der Verfasser für die drei monotheistischen Religionskreise in Anspruch nimmt und mit der er in Wahrheit die Parabel von den drei Ringen zu Ibsen bemüht ist. Es ist uns nun zwar nicht gekratet, hier den ganzen Verengang des Autors näher zu beleuchten; wir wollen daher nur gedenken, daß er uns auf den Standpunkt stellt, zu erkennen, wie viel von den alttestamentlichen Sagen theils aus dem Cultus der Babylonier und Meder, theils aus dem Fisch- und Baalsdienst übernommen, und wie Juden, Christen und Moslem, indem sie alle an Abraham anknüpfen, sich gegenseitig mit ihrem Rhythmus ausgeholfen und ergänzt. So finden sich beispielsweise Jonas und der Leviathan in allen Culten wieder, und die 40 Märtyrer werden zu 40 Gefährten Mohammed's; ja, eben darin, daß die Moslem sich selbst als die Fortbildner und Reiniger der beiden andern Religionskreise betrachten, ist der Grund zu erblicken, daß, indem die Christuskirche bald zur Moschee und diese wieder zur Kirche wurde, so viele Geschichten und Denkmale unsers Glaubens wohlbehalten auf uns gekommen sind. Jerusalem ist aber die Weltstadt der drei Religionen, die hier ihre Ringe tauschen. Das alte Jerusalem ist nicht untergegangen, es ist nie ganz zerstört, selbst die Reste des Jehovahtempels sind in riesigen Substructionen noch da, die Stadt Herodes, die Stadt der Römer, Aelia Capitolina, sie sind noch vorhanden. Dies sind einige von den Grundideen, welche der Verfasser erläutert und mit einer Gelehrsamkeit, die uns hohe Achtung abnöthigt, durchführt. Der Moriaenberg, wo Abraham opferte, Salomo seinen Tempel baute, Christus lehrte und den der Moslem den Nabel der Welt nennt und mit seiner erhabensten Moschee schmückte, ist ihm der große Welttempel, an den sich die geistigen Bewegungen des Menschengeschlechts von Anfang aller Zeiten knüpfen; wer ihn betreten hat, sagt er, fühlt sich innerlich für sein ganzes Leben erhoben!

In der völligen Unmöglichkeit, den einzelnen Untersuchungen des Verfassers eine eingehende Erörterung zuzuwenden, müssen wir uns begnügen, die merkwürdigsten derselben kurz hervorzuheben. Auf dem Wege zur Heiligen Stadt bietet Emmaus einen solchen hervorragenden Punkt, indem der Autor auf das überzeugendste darthut,

daß nicht das heutige Amman, acht Stunden von Jerusalem, das Emmaus des Neuen Testament, wie stets angenommen worden, sein könne, sondern daß dieses in dem Wester Colonie wiederzufinden sei, der nur etwa zwei Stunden von der Heiligen Stadt entfernt ist. Die erste Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer, die Geschichte des heiligen Felsens, von der Zeit des Noachidenalters bis zu seinem heutigen Zustande, mit zahlreichen Illustrationen belegt; die Untersuchung über die dreifache Stadtmauer, das Jordantal und die Taufstelle Xenon, dann der Ölberg und seine Heiligtümer, Bethanien und Jericho, sind andere besonders hervorstechende Abschnitte dieser Art, welchen wir aus dem ersten Theile noch das Bild der Klagemauer und die unter den Juden bei diesem rührenden Religionsact gebräuchlichen Lieder hinzuzufügen haben.

Die zweite Lieferung schildert Arimathäa, Sichem, Samaria, Nazareth, den Tabor, Librias, Cäsarea, die Siege der Nazareer, Damascus; bevor wir jedoch weiter gehen, gedenken wir noch einmal jener rührenden Klagen der Israeliten an der Salomonischen Mauer, die ein berühmtes Bild und allen gegenwärtig gemacht hat. An dieser uralten Mauerkelle (Abbildung, S. 127) sehen wir an Freitagen das Volk mit der ruhelosen Fußsohle verhißten Hauptes die Hände ringen, mit weinender Stimme die bekannte Litanei beten; die Mauer anfassen, sie unter Trausern küssen u. s. w. Man unterscheidet leicht den spanischen Juden in seiner würdevollen Haltung von dem polnischen in seinem Schmutz, der sich vor- und rückwärts beugt, sich mit dem Oberleib wiegt, wie beim Koranlesen üblich ist, schmerzvoll am Boden kauern und Gebete murrend. Der Vorsänger aber stimmt die Litanei an:

Wegen des Palastes, der wüste liegt,
Wegen des Tempels, der zerstört ist,
Wegen der Mauern, die zerrissen sind,
Wegen unserer Majestät, die dahin ist,
Wegen unserer großen Männer, die danteberliegen,
Wegen der kostbaren Steine, die verbrannt sind,
Wegen der Priester, die gestrauchelt haben,
Wegen unserer Könige, die ihn verachtet haben —

und das Volk respondirt auf jeden Vers: „Da sitzen wir einsam und weinen! Wir bitten dich, erbarme dich Zions. Sammle seine Kinder u. s. w.“ Nach diesen Gebeten aber sind alle in dem Glauben gestärkt, in 300 Jahren werde der Messias die Herrlichkeit Zions wiederherstellen und der Kaiser in Wien mit allen Fürsten ihm huldigen!

Von Damascus setzt sich die Pilgersfahrt nach Baalbeck und dem Libanon fort: Sidon, Tyrus, die Ebene Eddreion und der Katmel werden uns vorggeführt und Cäsarea, Jaffa besucht, von wo der Pilger sich nach Aegypten wendet, Alexandria, Kairo und den Nil auf einer acht-tägigen Fahrt, Heliopolis, die Pyramiden beschreibt und hiernach von Afrika Abschied nimmt.

Es ist nicht zu leugnen, der unendliche Reichtum an gelehrten Combinationen, die beständige Herbeiziehung des ganzen Gebiets der heiligen wie der Profangeschichte, der gleichzeitige Ueberblick sämtlicher Culturentwickelungen im Norden und Süden der ganzen bewohnten Erde, macht die Lectüre dieses seltenen und arbeitsvollen Werks oft zu

einer schweren Aufgabe, und wir müssen uns zuweilen sagen, daß hier „weniger“ vielleicht „mehr“ gewesen wäre. Dennoch aber bleibt stehen, daß dies „Pilgerbuch“ durch seine Gründlichkeit, welche alle antiquarischen Zweifel und Fragen zum Abschluß bringt, jedes andere gelehrte Hülfsmittel entbehrlich macht und in dieser Beziehung für ein wirkliches „standard work“ zu gelten haben wird. Dem Verfasser gebührt dafür unser Dank und wir bringen ihn ihm mit aufrichtiger Bewunderung für die Fülle seines Wissens dar. Die Vollendung des ganzen umfassenden Unternehmens wird wol noch einige Zeit auf sich warten lassen; bis jetzt liegen uns drei Lieferungen, zu 700 Seiten Text mit mehr als 170 Illustrationen vor, welche eben das ganz eigenthümliche Verdict dieser Arbeit bilden, die damit an Anschaulichkeit alle ähnlichen Unternehmungen weit überragt.

Nr. 3 endlich: „Bibel und Josephus über Jerusalem und das Heilige Grab“, von F. Warggren, ist eine specifisch fachgelehrte Streitschrift, aus welcher für unsern Leserkreis nur wenig zu entnehmen ist. Es handelt sich darum, die Autorität Robinson's als des für classisch geltenden Topographen Jerusalems in den wesentlichsten Punkten zu widerlegen, den Josephus gegen Gupfel wegen des Vorwurfs der Unzuverlässigkeit und des Schwankels in Bezug zu nehmen, der Altra sowohl als der zweiten Mauer Jerusalems die rechte Lage zu vindiciren und hiermit den Ölberg und die Schädelstätte und das Heilige Grab zu fixiren, und nachdem diese Punkte gewonnen sind, die Stadttheile, die Thäler, die Quellen und Leiche an eine ganz bestimmte heutige Lokalität zu knüpfen. Alles dies geschieht mit einem solchen Aufwand gelehrter Güte und in so wenig lichtvoller Darstellung, daß der gewöhnliche Leser nur mit Mühe ein oder das andere feste Resultat daraus gewinnen wird. Ueberzeugend tritt nur hervor, daß Golgatha kein abgesonderter Berg, sondern die höchste Erhebung der gegen Nordwesten allmählich aufsteigenden Bergkette war, die zu Christi Zeit außerhalb der zweiten Ringmauer lag und erst 10 Jahre nach seinem Tode von König Agrippa durch seine große Mauer in die Stadt eingeschlossen, demnach aber durch Menschenhand isolirt und 40—50 Schritte breit von den Nachbarghöhen getrennt wurde, worauf denn dasselbe Verfahren mit der heiligen Grabstelle vorgenommen ward. Auf diese Art entstand eine völlig veränderte Lokalität, und alle Zweifel schwinden.

In einer fernern Abtheilung behandelt der Verfasser die Antiquitäten Jerusalems mit gelehrter Ausführlichkeit, erörtert Größe und Volksmenge, die Seeresmacht der Rebellen Simon und Johannes, die Belagerungen und Eroberungen, die Empörung gegen König Agrippa II., den Aufstand gegen die Römer u. s. f., während eine vierte Abtheilung die alttestamentlichen Lokalitäten der Heiligen Stadt näher beleuchtet. Alles dies gehört der Fachgelehrsamkeit an und mag als solche unsern Lesern empfohlen sein, die je nach ihrem Bedürfnis daraus viel oder wenig entnehmen mögen.

Vorträge über verschiedene Gegenstände.

Schon früher haben wir gelegentlich die Wahrnehmung ausgesprochen, daß der gute wissenschaftliche Stil in Deutschland gegenwärtig sich hauptsächlich in kleinern Schriften, besonders wenn sie aus wirklich gehaltenen Vorträgen entstanden, erhalten und fortpflanze. In umfangreichern Werken wird die Anmut und Feinheit des Stils und damit die Lesbarkeit wesentlich durch die oft unübersichtbare oder der geschmackvollen übersichtlichen Anordnung entbehrende Anhäufung von Material und den trocknen oder weitschweifigen Kathederton beeinträchtigt; und wenn dann noch auch eine Partie klarer und lichtvoller behandelt ist, so ist der Stil im ganzen doch meist sehr ungleichartig und unverbunden. In Vorträgen dagegen, die vor einem gemischtem Publikum, vor gebildeten Männern und Frauen gehalten werden, ist der deutsche Gelehrte genöthigt, die Resultate seines Wissens über den betreffenden Gegenstand zusammenzubringen, und den Stoff klar, geschmackvoll und lichtvoll, allgemein verständlich und bis zu einem gewissen Grade vom weltmännischen Standpunkte oder geeignetenfalls selbst schwungvoll zu behandeln. Dabei tritt uns mancher deutsche Gelehrte, der uns in seinen größten Werken ziemlich ungenießbar erschien, in solchen Vorträgen als ein ganz genießbarer, zugänglicher Mensch entgegen und in vertraulicher Nähe, weshalb man es auch nur gutheißen kann, wenn akademische Lehrer, wie die zu Marburg, ihre öffentlichen gehaltenen Vorträge gesammelt herausgeben.

Auch unter einer Anzahl uns vorliegender Vorträge, die wir hier kurz zu besprechen im Begriff sind, befinden sich mehrere, welche die von uns oben ausgesprochene Wahrnehmung in einträulicher Weise bestätigen. Dahin gehört unter anderm die Schrift „Windelmann“ (Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses), ein Vortrag von G. Friederichs, Professor an der Universität und Assistent am königl. Museum zu Berlin. Zwar die Firma „Agentur des Rauhen Hauses“ machte uns anfangs etwas lästig, da die Schriften, die bisher aus dieser Officin hervorgingen, gerade nicht den Geist befriedigten, der dazu geeignet und nöthig erscheint, einen Verehrer der Kunst und der antiken Schönheit wie Windelmann zu würdigen. Aber die hyperbolisch reichen Einkäufe jener hamburger Factorie zeigen sich nicht oder doch kaum bemerkbar in dieser Schrift und wir wünschen hierzu der Agentur des Rauhen Hauses um so mehr Glück, da die etwas altmodischen Anschauungen Windelmann's wol Anlaß dazu geben konnten, von dem bekannten Standpunkte jener Anstalt aus und damit verbundenen Verlagsanhalt gegen alle Kunst zu polemisieren, wenigstens insofern sie nicht im Dienste der Kirche steht, die übrigens protestantischerseits immer einen etwas bildungsfeindlichen Charakter an den Tag gelegt hat. Von dem Verfasser war allerdings eine solche polemische Auffassung durchaus nicht zu erwarten, und höchstens zeigt sich ein Einfluß der Verbindung mit der Verlagsagentur des Rauhen Hauses eingegangen. In der ausdrücklichen Hervorhebung der That- sache, „daß Windelmann sich sein lutherisches Gesangbuch nach Rom kommen ließ, daß er alle Morgen die alten Koralieder zu seiner Erbauung sang, die er in seiner Jugend gesungen, unter welchen er das Lied von Paul Gerhardt: „Ich singe dir mit Herz und Mund“, als sein Lieblingsbezeichnet“; aus welcher Thatfache der Verfasser den Schluß zieht, daß für Windelmann Gott noch etwas anderes gewesen sei, „als der Gegenstand ästhetischen Entzückens“. Windelmann's Uebertritt zum Katholicismus entschuldigt oder motivirt der Verfasser mit dem Factum, daß Windelmann damals von allen Hälften entblößt gewesen sei, und dieser Uebertreitt, mit dem er sich einen „färglichen“ Aufenthalt in Rom erkaufte, habe zu derselben Zeit stattgefunden, „als man Ballette zum Preise von nicht weniger als 36000 Thalern in Dresden aufführte“. Dem Verfasser zufolge that Windelmann „mit seiner Forderung nach Rückkehr zur Einfachheit und Natürlichkeit der Alten“ auf dem Gebiete der bildenden Kunst dasselbe, was Lessing auf dem Gebiete der Poesie forderte, nur daß Lessing's geistiges Wesen mehr auf

Erkenntnis als auf Anschauung organisiert gewesen sei. Sehr gut bemerkt der Verfasser über die Sprache Windelmann's: „Seine Sprache ist die eines bahnbrechenden Genies, eines Mannes des Anfangs, der ein neues Gebiet zu erobern hat, der daher nicht in ruhig reflectirendem Tone schreiben konnte; es ist die Sprache eines begeisterten Gemüths, die danach ringt, dem Höchsten nahe zu kommen im Wort; eine Sprache der Bewunderung, nicht der Kritik, voll Ursprünglichkeit und Kraft und reich an Bildern, besonders von dem großen weiten Meer entlehnt, wie bei Homer. Für uns, die wir hundert Jahre später leben, hat seine Sprache bereits ein etwas alterthümliches Gepräge, was aber nur dazu dient, ihr einen feierlichen, würdevollen Klang zu geben.... Und diese schwungvolle Sprache hat ein Mann geschrieben, der die ganze feurige Jugendzeit im Noth und Druck, in niedrigen Beschäftigungen und einsamem Bücherleben verbracht hat. Wie leicht geht gerade im Stubensleben unter Büchern die Lebendigkeit der Empfindung verloren, wie leicht wird die Phantasie matt und farblos, aber Windelmann brauchte nur mit den Denkmälern in Berührung zu kommen, und es quoll aus ihm hervor, als hätte all der frühere Druck gar keine Wirkung auf ihn ausgeübt.“

Und ebenso schön sagt der Verfasser am Schluß: „In seinen letzten Lebensjahren beginnt mit Periculanum die Reihe von Entdeckungen, die noch jetzt nicht abgeschlossen scheint, aus allen Stätten griechischer Cultur, aus dem eigentlichen Griechenland, aus Italien, von Aëneus und Afrikas Küsten und aus der Krim sind uns die Denkmäler des Alterthums zusammengeführt, und auch ungrische Völker, Ägypter, Assyrier, Etrurier, sie sind uns theils ganz neu, theils in umfassender Weise bekannt geworden, so daß wir mit ihrer Hülfe Ursprung und Charakter der griechischen Kunst immer tiefer verstehen lernen. Wir würden diesen Entdeckungen rathlos gegenüberstehen, wenn ihnen nicht ein Mann vorangegangen wäre, der Auge und Sinn vorbereitet hätte auf das, was kommen sollte. So nehmen wir uns denn auch ihn zum Muster und halten fest in aller Fülle des Stoffes die Lust, die Begeisterung für die Ideen. Nur dann ist die Wissenschaft bildend für den einzelnen und bildend für das ganze Volk.“

Einen andern Deutschen von bahnbrechendem und vorkühnendem Genie, der zu den wenigen gehört, welche in trüber Zeit die Ehre Deutschlands vor dem Ausland retteten, behandelt W. Förster, Privatdocent an der Universität und erster Assistent der Sternwarte zu Berlin, in dem am 8. Februar 1862 im Wissenschaftlichen Verein daselbst gehaltenen Vortrage: „Johann Keppler und die Harmonie der Sphären“ (Berlin, Dümmler, 1862). Es war nicht leicht, einem nur allgemein gebildeten Publikum die Begriffe der Weltharmonik und die berühmten drei Keppler'schen Gesetze klar zu machen; aber wir glauben, daß dies dem Vortragenden in möglichst erreichbarem Grade gelungen ist. Interessant sind auch die eingeflochtenen Mittheilungen aus Keppler's Leben. Bekanntlich hatte Keppler, obgleich er die scheinbar glänzende Stellung eines kaiserlichen Mathematikus einnahm, bei der beständigen Ebbe der kaiserlichen Kasse stets mit bitterer Noth zu kämpfen, und starb infolge der Strapazen, die er auf seinem erschöpfenden Ritt von Sagan nach Regensburg zu erdulden hatte, wie der Sorge, des Grams und der Enttäuschung, welche ihm der regensburger Reichstag bereitere, indem er bei ihm für seine gerechten Forderungen kein Gehör fand. Je mehr es solchen Männern wie Windelmann und Keppler zur Ehre gereichte, daß sie trotz der Knäuserei der Fürsten und der Unbanbarkeit der Nation Großes leisteten und neue Bahnen brachen, um so weniger gereicht ein solches Verhältniß den Fürsten und der Nation zur Ehre, und man möchte fast wünschen, wir hätten lieber ein solches Genie weniger als gar so viele in den Annalen der Nation nun für ewig verzeichnete Schwach, welche Deutschland durch seine hohlen Gleichgültigkeit gegen wahres Verdienst und Genie so oft auf sich geladen hat. Wurde doch sogar Keppler's Mutter als eine Fere inquirirt, und nur der energischen Einsprache ihres großen Sohnes

verdankte sie es, daß sie der Tortur nicht unterworfen und endlich freigelassen wurde. „Es gelang ihm sogar“, erzählt der Verfasser, „durch die menschliche Wärme und die bewegliche Lebendigkeit seiner Verteidigung einen Einfluß auf die Milde des ganzen Verfahrens in Württemberg zu gewinnen.“

„Oliver Cromwell, Protector von England“ heißt ein im Selbstverlag des Verfassers 1862 erschienener Vortrag, den der wädrer Patriot Moriz Müller in einer Bürgerversammlung in Pforzheim gehalten hat. Der Verfasser erinnert in seinem durch Popularität ansprechenden Vortrag an Garriére's Wort: „Was uns in Deutschland im 16., 17. und 19. Jahrhundert fehlte: das ist ein Cromwell für Deutschland.“ Der Verfasser wirft die Frage auf: ob wir unsern Ziele, einer durch die äußerste Nothwendigkeit gebotenen würdigen und mächtigen äußern Weltstellung rascher entgegengehen würden, wenn ein deutscher Cromwell einstens das schwarz-roth-goldene Banner entfalten sollte? und bemerkt dann: „Jedenfalls würde es auch da nicht ohne blutige Vorden abgehen! Gott wird aber jederzeit eher mit uns sein, wenn jeder seine Pflicht thut, damit sich im Vaterland ein freieres Leben in allen Beziehungen immer besser und kräftiger entwickeln kann.“

Professor J. W. Erdmann warnt in einem eleganten, am 9. April 1862 im Künstlerverein zu Bremen gehaltenen Vortrage: „Das Nationalitätsprincip“ (Bremen, Strack, 1862), vor den Consequenzen eines zu einseitigen und ausschließlichen Nationalgefühls. Er erklärt, daß er keinen höhern Stolz kenne, als den, ein Deutscher zu sein; aber er ist auch der Ansicht, daß das, was den Deutschen erst zum Deutschen mache, gerade jenes Allgemeine sei, das über allen Besonderheiten, darum aber auch über der nationalen stehe, wodurch der Mensch erst zum Menschen werde. Wenn, wie der Verfasser anführt, ein Franzose bei der Erzählung einer edelmüthigen Handlung einmal ausrief: „Mais c'est sublime! c'est tout-à-fait français!“ so ist das allerdings sehr ausschließlich, weist aber doch auf ein markirtes nationales Ehrgefühl hin, welches dem einzelnen Franzosen zum Sporn werden kann, edelmüthig, das heißt nach seinem Begriffe echt französisch zu handeln. Wir Deutsche würden allerdings bei einem solchen Anlaß etwa nur sagen: Das ist schön, oder: Das ist herrlich, aber wir würden gewiß nicht hinzusetzen: Das ist wahrhaft deutsch! Die etwas schneidend hingekittelte Behauptung, daß dem Juden kein Volk mehr in seiner Seele zuwider sei als das deutsche, müssen wir sich selbst überlassen; denn der Widerspruch könnte hier nur von gebildeten Juden selbst ausgehen, und wir glauben überzeugt zu sein, daß die wahrhaft Gebildeten unter ihnen gegenwärtig sehr wohl wissen und auch anerkennen, was sie dem Einfluß des deutschen Wissens und Forschens verdanken und was zwischen Juden und Deutschen nicht bloß Verschiedenes sondern auch Ähnliches besteht, des letztern wenigstens in Bezug auf religiöses Meinen und philosophisches Forschen vielleicht noch mehr zwischen Juden und Christen, als zwischen Deutschen und Hellenen, obschon der Verfasser die letztern kurzweg die „Deutschen des Alterthums“ nennt. Allerdings sagt Sokrates bei Plutarch, daß er weder ein Athener, noch ein Grieche, sondern ein Weltbürger (κοσμοποίτης) sei, über welchen Ausdruck man unter anderem auch Moriz Jille's bei Fries in Leipzig 1862 erschienene Schulschrift: „Weltbürgertum und Schule“, vergleichen möge, und es ist dies ein Grundsatz, welchem viele der aufgeklärtesten Deutschen gehulbigt haben oder noch hulbigen; wenn wir aber auf einen gründlicheren Vergleich eingehen wollten, so würden wir wahrscheinlich noch mehr Verschiedenheiten als Ähnlichkeiten zwischen Deutschen und Hellenen entdecken. Jedenfalls sollte man mit einer solchen Behauptung besser bis dahin warten, wo es irgendeinem Ausländer gefallen wird, die Entdeckung, daß die Hellenen die Deutschen des Alterthums waren und die Deutschen die Hellenen der neuern Zeit sind, zu machen oder zu bestätigen. In Bezug auf Goethe's „Faust“ bemerkt Erdmann, wie uns scheint, sehr richtig: „Was ist es, was trotz so vieler fehlgeschlagenen Versuche immer von neuem Franzosen, Engländer, Russen u. s. w. dahinbringt, eine Uebersetzung gerade die-

ses Gedichts zu unternehmen? Es ist das Gefühl, daß dieses deutscheste aller Gedichte zugleich das ist, das mehr als irgendeins nicht nur den Deutschen schildert, sondern den Menschen. Wo fände sich einer, der nicht zwei Seelen och, in seiner Brust fühlte, in welcher Sprache wäre nicht geköhnt worden: Meiner Ruß' ist hin, mein Herz ist schwer; in welchem Volke wären keine zu finden, die ausgerufen hätten: Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder.“

Nachdem wir noch einen aus dem „Neuen Mecklenburger Kirchenblatt“ abgedruckten, in Güstrow bei Dvig und Comp. erschienenen Vortrag vom Professor Dieckhoff „Die Balder im Mittelalter“ mit ihrem Titel angeführt haben, wenden wir uns mit wenigen Worten zu den Vorträgen „Ueber die moderne Bildung in ihrer geschichtlichen Entwicklung“ (Rostock, Stiller, 1862) von dem Oberkulturrath F. Schröder, und „Bildung und Christenthum“ (Berlin, Herz, 1861) von Karl Schnase. Der erstere gibt zuvörderst ein viel Richtiges enthaltendes pathologisches Gutachten über die Bildungsansprüche der Zeit, und kommt dann zu dem Schluß, daß für wahrhaft gebildet nur der edle Mensch, für eine wahrhafte Bildung immer nur die gelten solle, „welche den Menschen und das Geschlecht auch veredelt“. Niemals werde dies geschehen, „wenn nicht Weisheit als Ziel der Bildung, sondern Bildung nur als Mittel der Lebensflucht gesucht wird; wenn auch das Verstand gilt, was nicht das Böse meidet; wenn auch das als Bildung anerkannt wird und sich breit machen darf, was nur Schwachs ist“. Solange dies geschieht, fürchtet der Verfasser, daß der Strom unserer Bildung, wenn ihm die Quelle verstopft werde, versiegen, oder wenn er sich in die Breite ausdehnen, an Tiefe verlieren und allmählich versanden werde. Dagegen läßt sich nichts Erhebliches einwenden. An einer Stelle polemisiert der Verfasser ziemlich stark gegen den modernen Literatenstand, dessen Schattenseiten wir keineswegs verkennen; aber er scheint zu vergessen, daß sich dieser Stand aus der Zunahme des Buchhandels, der solche Kräfte braucht und verbraucht, namentlich aber aus der rapiden Zunahme des Zeitungs- und Journalwesens, aus gewissen modernen Bildungszuständen im allgemeinen und aus gewissen deutschen Bildungsverhältnissen im besondern notwendig hervorgegangen ist. Es ist fernst nicht zu vergessen, daß es auch seine Vortheile hat, wenn die Literatur nicht bloß von im Staatsdienst Angestellten, die allererst oft sehr ängstliche Rücksichten wenn nicht auf den Staat, doch auf Stand und Amtswürde zu nehmen haben, betrieben wird, daß viele unserer berühmtesten Autoren, aus denen unsere Schriftgelehrten literarhistorisches Kapital machen, ausschließlich von der Schriftstellerei lebten, und daß die erbärmlichsten Unterhaltungschriften und Romane, die je in einer Zeit oder bei einer Nation erschienen, Romane voll Rohheit, Gespensterkunst, Sinnlichkeit und „athletischer Kraftäußerung“ in Deutschland gerade von Landpredigern verfaßt wurden, die keinen Anspruch auf literarische Geltung machten und für das bloßen Honorar dem Teufel ihre Seele verschrieben, worüber man Gödese's „Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur“ (Wb. 3, Heft 1, S. 142 fg.) vergleichen möge.

Der Vortrag von Karl Schnase: „Bildung und Christenthum“, sollte ursprünglich im Evangelischen Verein gehalten werden; aber der Verfasser war durch Gesundheitsrückichten an dessen Abhaltung verhindert; er ließ ihn daher zunächst in den „Protestantischen Monatsblättern für innere Zeitgeschichte“ und dann in einem besondern, uns hier vorliegenden Abdruck erscheinen. Der Verfasser steht ein, daß unserer Zeit die Vorzüge einer kindlich gläubigen, jugendlich begeisterten Zeit fehlen, daß sich eine kritische Stimmung gebildet habe, die nichts mehr von aprioristischen Systemen wissen wolle, jeder auf nur menschlichem Denken und Fühlen beruhenden Behauptung misstrauend, überall Thatfachen oder auf thatsächliche Erscheinungen stützende Beweise verlange und sogar der Poesie Gesetze vorschreibe; trotzdem hält er „eine Einheit des geistigen Lebens, in welcher die Kirche als das Herz von allen Gliedern empfäng-

und allem belebende Säfte zurückgibt“, für „nicht außerhalb der Möglichkeit“ liegend.

Den Freunden und Anhängern Jakob Moleſchott's wird es von Interesse sein, zu erfahren, daß seine bei Antritt der Professur für Physiologie an der Hochschule zu Turin am 16. December gehaltene Rede nun auch deutsch unter dem Titel: „Zur Erforschung des Lebens“, in der Herber'schen Universitäts-Buchhandlung zu Gießen erschienen ist. Die Huldigungen, die er darin dem Verdiensten der Italiener früherer Zeit um die Fortbildung der Wissenschaften spendet, sind ebenso erklärlich als gerechtfertigt. Es ist bei uns nur zu sehr Brauch geworden, als die drei modernen Fortschrittsvölker die Franzosen, Engländer und Deutschen zu betrachten und darüber die Verdienste, welche sich Italien im Mittelalter um Europa erworben hat, unmerklich zu vergessen; es würde aber bei den hyperboräischen Völkern mit der Cultur wahrscheinlich noch jetzt sehr übel beschaffen sein ohne die Einflüsse und den Vorgang Italiens. Mit Recht bemerkt Moleſchott, „daß die Musen während der längsten Zeit des Mittelalters alle zusammen in diesem Lande eine Zufluchtsstätte gesucht zu haben schienen“, fügt aber hinzu: „Nachdem es durch die Stufe, die es in der allgemeinen Bildung einnahm, von Dante bis auf Giordano Bruno, an der Spitze aller Völker gestanden hatte, mußte Italien jene Ehre den Franzosen, den Engländern und den Holländern überlassen, und in dem 18. Jahrhundert bewegt sich der Kreislauf des Fortschritts von England durch Frankreich nach Deutschland, welches trotz den glorreichen Anstrengungen der Reformation vor der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts den ersten Rang sich nicht erlangen.“ Auf den physiologischen Theil der Rede näher eingehen fühlen wir uns nicht berufen.

Aus einer leider im Laufe der Zeit etwas angeschwollenen Kiste sogenannter Goethe- und Schiller-Literatur nehmen wir hier noch drei Schriften heraus, weil ihr Inhalt ebenfalls zu Vorträgen diene; es sind die Schriften: „Ueber die Wechselwirkung des Dichters und seines Zeitalters mit besonderer Berücksichtigung auf Goethe und Schiller. Vortrag gehalten in einem wissenschaftlichen Verein zu Münster am 22. März 1860 von Ferdinand Deyde“ (Münster, Regensberg); „Goethe und die Erzählungskunst. Vortrag zum Besten des Goethe-Denkmals gehalten in der Singakademie zu Berlin von Berthold Auerbach“ (Stuttgart, Gotta, 1861), und „Schiller, Thormaldsen, David, Beethoven. Ein Bruchstück aus der Weltgeschichte der Kunst“ von Ludwig Eckardt. Festsrede am Schiller-Tage in Leipzig, 10. November 1862“ (Wenigen-Jena und Leipzig, Hochhausen, 1862).

Die Schrift von Deyde enthält viele treffende und treffliche Bemerkungen und Gedanken, wozu wir namentlich die allgemeine Charakteristik des 18. Jahrhunderts, die Nachweisung der Ursachen, „der vielen schiefen Ansichten über unsere großen Dichter, ja der entschiedenen Kälte gegen die Poesie, welcher wir noch heute nur zu oft begegnen“, die Andeutungen über Goethe's „Faust“ u. s. w. rechnen möchten. Auf Einzelnes kommen wir wol noch bei anderer Gelegenheit zurück.

Berthold Auerbach's Schrift: „Goethe und die Erzählungskunst“, ein Vortrag, der hier mit einigen Erweiterungen erscheint, ist durchaus lesenswerth, zeugt von einem liebevollen Studium, wie von innigem Verständniß der Absichten und Eigenschaften Goethe's als Erzähler, und enthält eine große Zahl seiner Bemerkungen und Beobachtungen wie folgende: „Man kann von der Prosa Lessing's sagen, daß wir Lessing reden und disputiren hören; dieser Stil ist der lautbewegte Ausdruck persönlichen Erörterns. Die Prosa, wie sie Goethe im „Werther“ zuerst gab und in „Wilhelm Meister“ noch objectiver schaffte, ist die müßergültigste des Erzählens. Wir glauben die leise Bewegung der Lippen zu sehen, mit denen der Dichter die Worte artikulirt, während er schreibt; alle Ungefügigkeit der Zusammenhang ist vermieden, und darum läßt sich diese Prosa so bequem laut lesen und es ist vom mündlichen Erzählen ein so voller Bruchston darin, daß der Leser immer wasch bleibt. Für

alles Empfinden und alles Schauen ist hier das einfach zutreffende Wort gegeben; es ist hier keine Spur von jener suverlativen Steigerung, die sich nie genug thun zu können glaubt und sich doch bequemlich abfindet. Nichts ist gesucht, alles ist gefunden.“

Ferner in Bezug auf „Wilhelm Meister“: „Man kann Goethe darüber tadeln, daß er den Bildungsuchenden den Weg aus der Kunst ins Leben machen läßt, während doch der umgekehrte natürlicher wäre: aus Familie, Gemeinde, Staat erhebt sich die freie Bildung und die Kunst. Aber Goethe — es ist traurig, daß wir es gesehen müssen — reproducirte nur das deutsche Leben, wie es zu seiner Zeit war, und wie es zu unserm Jammer noch ist: wir haben eine Kunst, bevor wir ein bürgerlich festes, staatliches, nationales Leben haben; wir haben durch Goethe selbst, durch seinen Vorgänger Lessing und seinen Genossen Schiller eine hohe reiche Literatur, aber noch weit entfernt sein dem entsprechenden Leben.“

Vollkommen einverstanden sind wir auch mit des Verfassers Bemerkung in dem kurzen Vorwort: „Die öffentlichen Vorlesungen haben die exclusiv ästhetischen Kreise erweitert; bei aller Verehrung und Erwärmung für die Heroen unsers Geisteslebens wäre es aber traurig, wenn die öffentlichen Vorlesungen sich nur panegyrisch hielten. Besonderheiten und Unzuträglichkeiten auch bei den erhabenen Größen zu erkennen, löst die Verehrung nicht auf.“

Ja, wir meinen, daß es Nichts sei, an den Schöpfungen gerade eines großen Dichters — nicht an seiner Lebensführung — neben den wirklich nachahmenswerthen verborgenen Vorzügen und Schönheiten auch die verborgenen Mängel und Schwächen aufzudecken, weil diese dem gewöhnlichen Blick am schwersten erkennbar und zugleich am leichtesten nachzuahmen sind, leider auch am öftersten nachgeahmt und dadurch ein verderbliches Erbübel werden.

Eckardt's Festsrede hat am 10. November 1862 in Leipzig rauschenden Beifall gefunden und verdient es auch durch die Fülle des Inhalts und die Wärme und Eloquenz der Sprache, weniger vielleicht durch die am Schlusse hervortretende gewaltsam herbeigezogene Hinweisung auf die deutsche Reichsversammlung, die wol ein zuhörendes Publikum zum Applaus fortreißen kann, während sie auf den stillen Leser mehr störend und erkaltend wirkt, weil sie ihn aus den friedlichen Regionen der Kunst plötzlich in den dem Gegenstande fernliegenden wilden Tumult der poetischen Tagesfragen versetzt. Die Parallelen zwischen Schiller einerseits und dem Bildhauer Thormaldsen, dem französischen Maler David und dem Componisten Beethoven andererseits sind geistreich und blendend genug; aber es geht ihnen wie meist allen solchen Parallelen, sie überzeugen nicht und halten sich oft an nur äußerliche Vergleichspunkte und Zufälligkeiten. Namentlich scheint uns Beethoven eine von derjenigen Schiller's grundverschiedene Natur gewesen zu sein. Auch die einseitige Betonung des Pathos als Erzeugers alles dessen, was die Menschheit Großes sah, möchten wir gleichfalls beanstanden, wenigstens insofern, als den Menschen oft als Pathos erscheint, was doch schlaueste machiavellistische Berechnung des Eigennuzes, der persönlichen Eitelkeit und Selbstsucht, verbunden mit frevelhafter Benutzung und Ausbeutung menschlicher Kräfte ist; oder es ist auch wol ein frivol-sinnliches oder irreführendes, in seinem Fanatismus rücksichtsloses, entseßliches und unvernünftiges, selbst wahnsinniges und nach Blut lüsteres Pathos, woher es denn auch kommt, daß die Weltgeschichte auf den weitesten Strecken kein sehr erbauliches, den Freund wahrer Humanität mehr anwiderndes als in Entzücken versetzendes Schauspiel gewährt. Eckardt hat keinen bloßen Panegyrikus auf Schiller verfaßt; er gedenkt auch gewisser Mängel und Schwächen desselben; aber wenn er ihn, im Gegensatz zu Goethe, geradezu den „Dichter der Zukunft“ nennt, so müssen wir dagegen bemerken, daß wir in den politischen Tendenzen und Kämpfen unserer Zeit zu subjectiv befangen sind, als daß wir mit Sicherheit wissen könnten, welchem Dichter in ruhigeren Zeiten die Gunst der Nachwelt sich

zuwenden wird, und wenn er Goethe neben Schiller nur zu einem durch die künstlerische Form über diesen hervorragenden Dichter herabdrücken will, so müssen wir dagegen unser ernstliches Bedenken aussprechen. Nicht nur der „Faust“, der trotz der durchaus nicht künstlerischen Form Goethe's Bedeutung für alle Nationen und alle Zeiten sichert, und andere seiner Hauptwerke, sondern auch weniger beachtete Schriften, z. B. die „Italienische Reise“, enthalten eine solche Fülle weitrager Gedanken und Aufschlüsse, daß man darüber erkaunen mag; und zwar sucht Goethe sie durchaus nicht so durch die Pracht der Form zur Geltung zu bringen wie Schiller. Wenn wir dies nun gegen Eckardt bemerken möchten, so wollen wir ihm zugleich auch zum Troste sagen, daß es nicht immer die inhaltlosesten, sondern oft gerade die anregendsten, durch Individualität hervorragenden Schriften sind, welche stellenweise zum Widerspruch oder doch zur Debatte über streitige Punkte anfordern. Der Verfasser, der in seiner Festebe sein Publikum glücklicherweise auch über andere Gegenstände, von denen es weniger weiß, und nicht bloß über den in neuester Zeit satfam beleuchteten Dichter der „Räuber“ zu instruiren sucht, hat seine Schrift „den Bewohnern der Stadt Leipzig und dem „Grüßli“ daselbst zu freundschaftlicher Erinnerung“ gewidmet.

H. M.

Romane aus dem Leben der Gesellschaft.

Während der englische Roman mehr und mehr von dem Feld der historischen Erzählung abgeht und sich auf Darstellungen des Lebens in der Gegenwart beschränkt, hat er doch in dieser Gattung wieder eine eigene Richtung eingeschlagen, die ihn von den socialen Romanen der andern Völker völlig unterscheidet. Es ist gleichsam die Genremalerei in der Erzählung, es ist das einfachste Leben, eine Entwicklung oft ohne alle Spannung. Es gilt zunächst um eine naturgetreue Schilderung einfacher Charaktere des gewöhnlichen Lebens, die zufällig in mehrfache Beziehung zueinander treten. Die eigentliche Erzählung weicht immer mehr zurück, oder löst sich vielmehr in einander gereichte selbständige Dialoge auf, auf denen oft das Hauptgewicht beruht. Eine Hauptvertreterin dieser Richtung ist die neuerdings oft genannte Verfasserin von „Adam Bede“, George Elliot, und daß es gerade eine Frau ist, die hier an der Spitze steht, ist charakteristisch genug.

Anders gestaltet sich der Roman in Frankreich. Auch dort erscheint die Gesellschaft der Gegenwart schon seit einer Reihe von Jahren auf der Bühne und im Roman, jedoch in einer ganz andern Weise als in England. Schwere sociale Fragen liegen hier allen Schilderungen, allen Verhältnissen der Erzählung zu Grunde; es sind die Nachseiten der Gesellschaft; es ist die Corruption und die völlige Entfremdung von jedem Ideal, das in den höhern Kreisen dort aufkühlt, und dem die Schleichtheit und Prostitution der untern Klassen verherrlicht, oder wenigstens als furchtbar berechtigte Folge entschuldigt, entgegengestellt wird. Die Spannung und Verwickelung, die Abenteuer und rasche Folge, der Wirbel der Ereignisse bilden die Hauptsache des französischen Romans, wobei denn die handelnden Personen oft genug farblos und verworren einander gleichen. Victor Hugo's neuestes Werk zeigt, daß sich auch bedeutende Geister nicht ganz diesem Zwang entziehen können.

Zwischen diese beiden Richtungen des Auslandes hineingestellt, fragt es sich, welchen Weg der Roman bei uns einschlägt. Die Wirkung der Nachbarliteratur kann nicht ganz ausbleiben. So haben auch wir in Deutschland unsere Darstellungen aus der Gesellschaft. Aber sie können schon um deswillen das Gebiet nicht so völlig beherrschen, weil es den Deutschen am Centralpunkt fehlt, wo das ganze Leben der Nation sich im Spiegelbild abbilden könnte. Es gibt wie in der Politik, so auch in der Literatur ganz verschiedene Kreise, die ihr eigenes Leben, ihre eigene Entwicklung haben und deren Darstellung schon deshalb nicht so allgemein wirken kann. Von einem allgemeinen Vorherrschen einer besondern Richtung auf dem Gebiet des deut-

schen Romans kann man deshalb auch nicht sprechen; die verschiedensten Gattungen sind gleichmäßig vertreten.

Die Reihe von Romanen, die wir heute besprechen, sind alle verwandter Gattung; sie gehören zu denjenigen, die sich bemühen, aus dem Leben der heutigen Gesellschaft ihre Verwicklungen, ihre Helden zu schöpfen.

1. Die bleiche Gräfin. Roman aus der Gesellschaft. Von Hans Wachenhusen. Zwei Bände. Berlin, Verlagscomptoir. 1862. Br. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Der Dämon der Familie. Ein Originalroman von Hermann Waeblich. Zwei Bände. Berlin, G. Müller. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Der Erbstreit. Roman von Adolf Mügelburg. Drei Bände. Berlin, Gerschel. 1862. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
4. Wisse und wolle! Sapere aude! Originalroman aus der Gegenwart in drei Büchern von T. N. Wagemann. Berlin, R. Kühn. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
5. Denkmar. Ein Jugendroman. Bremen, Müller. 1862. 8. 1 Thlr.

In dieser Reihe ist Berlin stark vertreten, wie es sich gleich zeigt. Man scheint dort in einem kleinen Kreise eine abschüssige Bahn betreten zu haben, vor der wir dringend warnen möchten. Wie einst den „Mysterien von Paris“ bald die Geheimnisse von Berlin und Hamburg als ekelhafte Nachahmung folgten, so bestrebt man sich neuerdings hier und da, die frivole und abenteuerrliche Gattung der pariser Gesellschaftsromane bei uns einzuführen. Da aber Berlin immer noch nicht den rechten Schauplatz dazu bieten kann, verlegt man die Scene am liebsten nach Paris.

Dieser Art sind besonders die beiden erstgenannten Romane. Während aber in der „Bleichen Gräfin“, dem Werke eines bekanntlich nicht unbeliebten Tageschriftstellers und Touristen, das Streben nach Kunstform, Charakteristik und Maßigung ersichtlich ist, kann man das zweite, den „Dämon der Familie“ nur mit wahren Abscheu durchgehen. Die beiden Bände dieses Nachwerks betiteln sich noch einmal besonders als: „Des Verbrechers Liebe“ und „Des Verbrechers Freundschaft“. Ein aus dem Bagno entlassener Brandstifter, natürlich unehelicher Geburt, bricht in das Grabgewölbe einer ihm verhaßten Familie in einer Kirche, entweicht dort die Asche der Toten, um im nächsten Augenblick inbrünstige Andacht im Herzen zu fühlen und darüber zu philosophiren, ob es Engel gibt. Dies ist der Inhalt des ersten Kapitels, und so geht es weiter. Mord, Gift, Entehrung, Blutschande, Mitternachtsmord und Menschenraub sind die Ingrezzenzen, aus denen das Ganze gebrant wird, ein unglaubliches Opus, das wol selbst dem verkommensten Geschmack nicht behagen kann und eigentlich nur hier besprochen wird, um auch von Zeit zu Zeit den Auswurf der Literatur an den Pranger zu stellen und zu zeigen, für welche Kost man noch ein Publikum zu finden erwartet.

Der dritte Roman: „Der Erbstreit“, hat zwar auch des Gemachten und Leichtgearbeiteten viel, bietet aber doch eine anständige Unterhaltung im Vergleich mit Waeblich's Subleien.

„Wisse und wolle!“ ist der lähne und vielversprechende Titel eines ziemlich schwachen Romans aus den höhern Kreisen der deutschen Gesellschaft, wobei der Standpunkt des Verfassers of merkwürdig genug ist. Indessen ist doch der Versuch einer wahrhaften Charakteristik gemacht und das Werk mit Liebe und Ueberlegung geschrieben; manches auch ganz wohl gelungen. Leider ist gerade der Charakter des Haupthelden so verworren und sünkünstig angelegt, daß man sich schwer für ihn interessiert; eben dessen vertrauter Freund, der anfangs als eine Art Neophyt dann aber als frommer und ergebener Freund erscheint. In übrigen erschließt der Held den Bruder seiner Geliebten im Duell was jedoch eine schließliche Heirath nicht hindert.

„Denkmar, ein Jugendroman“, ist ein gutgemeinter Versuch mit schönem Gefühl und mancher hübschen Idee. Allein es ist doch nur eine schwache Nachahmung des Goethe'schen „Werther“.

ohne dessen Geist und Tiefe. Der arme Briefsteller endet schließlich nicht wie Werther mit der Pistole, sondern — charakteristisch genug — im Irrenhaus.

Im ganzen genommen sind die besprochenen Werke höchstens als Futter für Leihbibliotheken zu bezeichnen. 71.

Notiz.

Eine englische Stimme über Varnhagen's „Tagebücher“.

Das „Parthenon“ brachte jüngst in mehreren Nummern längere Auszüge aus den beiden letzten Bänden der Varnhagen'schen „Tagebücher“ und bemerkte dabei unter anderem: „Unmöglich kann man die Bedeutung dieser Bände, oder das Interesse, das ich an sie knüpft, in Worte stellen. Dem künftigen Geschichtsschreiber werden sie werthvolles Material verschaffen und ihn mit einem für ihn unschätzbaren photographischen Abbild des Hofes und der Hauptstadt ausrüsten; aber er, wie wir selbst, werden sich nur an die darin erwähnten Facta, an die wirklichen Vorfälle halten, aber dem Eindruck, den sie auf den Leser machen, seiner Meinung über die in dem politischen Drama agirenden oder seinem Urtheil über die vor seinen Augen vorübergehenden Ereignisse wenig Bedeutung beilegen; denn obgleich er unter den Diplomaten aufgewachsen war, obgleich sein Geist durch Studien geschult war und obgleich er die Erfahrungen hatte, die ein Leben von nahe dreimal 20 und 10 Jahren einem Manne verschafft, so bieten uns diese letzten Bände doch das Gegenstück ruhiger politischer Beobachtung oder leidenschaftlichen Urtheils. In jeder Bemerkung über andere, die nicht seines politischen Glaubens sind, zeigen sich eine Gereiztheit und Bitterkeit und Schässigkeit, die an Fanatismus grenzen. In jeder Hinsicht ist es daher ganz unmöglich, sich durch seine Äußerungen leiten zu lassen. Er hat keinen klaren Blick, und dies rührt nicht von einem Mangel an Sehkraft her, sondern von den Umständen, daß seine Augen gerade zu jener Zeit gegen gewisse Erscheinungen blind waren, während sie andere nur in negativer Gestalt erblickten. Wie leidenschaftlich, wie gänzlich er von persönlichem Gefühle eingenommen war, zeigt sich an den Ausdrücken, welche er gegen diejenigen gebraucht, die in politischen Angelegenheiten nicht seiner Meinung waren; und dieser Zug ist bei Varnhagen auffallender als er bei einem andern sein würde, da in seinen früheren Schriften eine Mäßigkeit, eine Eleganz und, möchte man sagen, eine Urbanität wahrnehmbar ist, welche ihn in hervorragendem Grade von allen Autoren seiner Zeit unterscheiden. Aber guter Geschmack und ruhig überlegendes Urtheil haben keinen Bestand vor dem sinnlosen Ansturm rasenden Parteigefühls; leider müssen sie diesem das Feld räumen. Aber obgleich wir jeden Leser ernstlich warnen möchten, auf Varnhagen's Urtheil über die lebenden, sich vor seinen Augen bewegenden Personen Glauben zu schenken, so unterschätzen wir doch den Werth seines Buchs als eine Tageschronik seines Zeitalters. Seine Thatfachen sind werthvoll, aber seine Commentare dazu sind nur zu oft werthlos.“ Mit Freuden begrüßt übrigens der englische Berichterstatter einige wenige Stellen, in denen der Verfasser, der alte Varnhagen, „placid and gentle as of yore“ sei oder in denen er sich als alter Mann melancholischen Betrachtungen über die von ihm geschiedenen Genossen seiner Jugend und seines Mannesalters hingibt.

Bibliographie.

De Baur, J. R., Humoristische Bilder der Zeit. I. Die Wunder des Malz-Extracts in 11 farbigen Bildern mit scherzhaftem Text. Berlin, A. Abelard. Gr. 16. 7½ Ngr.

Fabri, F., Die Stellung der Christen zur Politik. Eine religiös-politische Betrachtung. Barmen, Langewiesche. 12. 10 Ngr.

Fremantle, W. M., Leben und Wirken des früh vollendeten Bremer Theologen, Pfarrers zu Wenden. Aus dem

Englischen. Mit einer Vorrede von E. Stähelin. Basel, Spittler. 8. 24 Ngr.

Gauss, C. F., Werke. Herausgegeben von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. 1ster Band. Göttingen. Gr. 4. 6 Thlr.

Gleich, F., Charakterbilder aus der neueren Geschichte der Tonkunst. Zwei Bändchen. Leipzig, Meissner. 8. 1 Thlr.

Herbert, L., Napoleon III. und sein Hof in Anekdoten und Charakterzügen. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Haefer, C., Unter der Fremdherrschaft. Eine Geschichte von 1812 und 1813. 1ste Lieferung. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 6 Ngr.

Kessel, G. von, Genüiges von Treffensfeld und seine Zeit. Beiträge zur Geschichte Friedrich Wilhelm's des großen Kurfürsten von Brandenburg. Mit drei photo-lithographirten Plänen und einem Bilde. Stenbal, Franzen u. Große. Gr. 8. 1 Thlr.

Lippe, C. Graf zur, Husaren-Buch. Mit 12 farbigen Bildern, gezeichnet von E. Arnold und L. Burger. Potsdam, Döring. Lex.-8. 7 Thlr.

Reinhardt, G., Schulze und Müller's Reiseabenteuer in Leipzig, der sächsischen Schweiz und Dresden in acht Bildern. Poesse mit Gesang in drei Acten. Leipzig, Wengler. 16. 10 Ngr.

Reigel, K., Natur-Blätter. 50 Gedichte. Mannheim, Schneider. 1862. 16. 8 Ngr.

Schlecht, W., O. Freih. von, Walachei, Moldau, Bessarabien, die Krim, Taman und Asow (in der Mitte des vorigen Jahrhunderts). Ein topographisch-ethnographischer Beitrag zur Kenntniss der damaligen Türkei. Aus dem Türkischen übertragen. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 6 Ngr.

Schüren, J. F., Bilder von Schulmännern aus alter Zeit für Schulmänner der neuesten Zeit. Donabrid, Radtke. Gr. 8. 7½ Ngr.

Suckow, C. M. von (Emma Mendorf), Befreite Herzen. Novellen. Berlin, Grothe. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Varano, C. M., Quitté ou double. Ein historischer Miniatur-Roman. Berlin, Cassar. Br. 8. 26 Ngr.

Vogt, C., Nord-Fahrt, entlang der norwegischen Küste, nach dem Nordkap, den Inseln Jan Mayen und Island, auf dem Schooner Joachim Hinrich unternommen während der Monate Mai bis October 1861 von C. Berna in Begleitung von C. Vogt, F. Haffelhorst, A. Greßly und A. Herzen. Mit einem wissenschaftlichen Anhange, 8 Karten, und 50 theils in Farben gedruckten, theils in Holz geschnittenen Illustrationen nach Originalzeichnungen von F. Haffelhorst. Frankfurt a. M., Sögel. Lex.-8. 5 Thlr.

Voigt, J., Geschichte der Ballei des deutschen Ordens in Böhmen. Aus urkundlichen Quellen. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 4. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Arnim-Boyzenburg, Graf, Das Recht des Herrenhauses bei Festsetzung des Staatshaushalts. Berlin, Grlke. Gr. 8. 12½ Ngr.

Edardt, L., Ludwig Uhland. Gedächtnisrede an der Uhlandsfeier des Cäcilienvereins in Karlsruhe am 9. Februar 1863. Karlsruhe, Bielefeld. Gr. 8. 6 Ngr.

Gindely, A., Der erste österreichische Reichstag zu Linz im Jahre 1614. Wien, Gerold's Sohn. [1862. Lex.-8. 4 Ngr.

Preußen und der Nationalverein. Leipzig, Fries. 8. 6 Ngr.

Schmettau, F. von, Der 17. März 1813. Ein Wort an die Jugend unseres Vaterlandes. 1ste u. 2te Auflage. Berlin, Bred. Gr. 8. 5 Ngr.

Tischendorf, C., Die Ansechtungen der Sinai-Bibel. Leipzig, C. F. Fleischer. 8. 5 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Wergmann.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung fordert hierdurch die bisherigen wie neu eintretenden auswärtigen Abonnenten auf, ihre Bestellungen für das mit dem 1. April beginnende neue Vierteljahr sofort bei den betreffenden Postämtern anzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfindet. Das Abonnement beträgt vierteljährlich 2 Thlr. und wird von allen Postämtern Deutschlands, Oesterreichs und des Auslandes angenommen.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung wird es sich auch in Zukunft angelegen sein lassen, den steigenden Ansprüchen ihres Lesers während sich vergrößernden Leserkreises immer mehr zu entsprechen. In jüngster Zeit glaubt sie dies namentlich durch Einrichtung der regelmäßigen Beilagen bewiesen zu haben, welche zur Ergänzung des Hauptblattes dienen und außerdem ausführlichere belehrende wie unterhaltende Mittheilungen enthalten.

Die Richtung der Deutschen Allgemeinen Zeitung bleibt unverändert dieselbe wie bisher: als ein im wahren Sinne liberales und nach allen Seiten unabhängiges Organ wird sie auch ferner „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gerechtigkeit“ mit Entschiedenheit, aber zugleich mit Besonnenheit vertreten und überall zur Geltung zu bringen suchen.

Insertate (die Zeile 2 Ngr.) finden durch die Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Neue Romane

aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Andreas, Wilhelm. Leibniz. Ein Lebens- und sitten- geschichtlicher Roman aus der Verrücktenzeit. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Carion, Franz. Der letzte Habsburger und seine Tochter. Historischer Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Giesecke, Robert. Otto Ludwig Brook. Erzählung. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr.

Guthkow, Karl. Der Zauberer von Rom. Roman in neun Büchern. Zweite wohlfeile Auflage. In achtzehn Bändchen zu 10 Ngr. Erstes bis drittes Bändchen.

Horn, Moritz. Dämonen. Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Jung, Alexander. Rosmarin oder die Schule des Lebens. Roman. Fünf Theile. 8. Geh. 6 Thlr. 20 Ngr.

Müller von Königswinter, Wolfgang. Vier Burgen. Deutsche Adelsgeschichten. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Prutz, Robert. Oberndorf. Roman. Drei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Schwartz, Marie Sophie. Roman. Aus dem Schwedischen von August Kresschmar. 8. Geh. Bisher sind erschienen:

Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Zwei Theile. 2 Thlr.

Die Arbeit adelt. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Drei Theile. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schuld und Unschuld. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 20 Ngr.

Zwei Familienmütter. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 10 Ngr.

Hermann Schmid's neuestes Werk!

In C. A. Fleischmann's Buchhandlung (August Rohsolt) in München ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Kanzler von Tyrol.

Geschichtlicher Roman

von

Hermann Schmid.

3 Bände. Eleg. broschirt. Preis 5 Thlr., oder 8 Fl. 18 Kr.

Bei Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin ist soeben erschienen:

Die

Deutschen Freiheitskriege

in

Liedern und Gedichten.

Mit einz., zwei- und dreistimmigen Weisen.

Von

Ludwig Erk.

4 Bogen. Gr. 8. Geh. 3 Sgr.

Die obige Sammlung enthält die schönsten Gedichte von Schenkendorf, Körner, Arnst, Rückert u. a., welche auf jene Zeit Bezug haben, theils zum Singen, theils zum Declamiren. Obgleich vorzugsweise den Zwecken der Schule gewidmet, dürfte dies Buch doch auch jedem Deutschen eine willkommenene Gabe sein, zumal der Preis ein ungemein wohlfeiler ist.

In C. A. Fleischmann's Buchhandlung (August Rohsolt) in München ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die sieben Staben.

Ein Gedicht

von

Louise Floennies.

Miniaturausgabe. Eleg. broschirt 25 Ngr., oder 1 Fl. 21 Kr.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 14. —

1. April 1863.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Ein katholischer Reformator der neuesten Zeit. Von Franz Sandvoß. — Der neueste Jahrgang des „Historischen Taschenbuch“. Von Karl Zimmer. — Aus Friedrich Jacobs' Briefwechsel. Von Hermann Marggraf. — Aus Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart. Von Adolf Sonnenburg. — Zur Frage über die Entstehung des Nibelungenliedes. — Notizen. (Eine Charakteristik Uhland's von August Stranger; Goethe als Vater des Realismus; Zwei französische Urtheile über Shakspeare.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ein katholischer Reformator der neuesten Zeit.

Freiherr J. Heinrich von Wessenberg. Sein Leben und Wirken. Ingleich ein Beitrag zur Geschichte der neuern Zeit. Auf Grundlage handschriftlicher Aufzeichnungen Wessenberg's. Von Joseph Bed. Freiburg im Br., Wagner. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Unsern Bericht über vorliegendes Werk leiten wir wol am zweckmäßigsten mit folgenden demselben entlehnten Worten ein:

Wären die baseler Beschlüsse zur wirklichen Ausführung gekommen, wäre überhaupt diese erleuchtete Versammlung in ihrem reformatorischen Streben von den weltlichen Regierungen nachdrücklich unterstützt worden, insbesondere hätte einer der schwächsten der vielen Schattenregenten, die seit dem Ausgang der großen Hohenstaufen auf dem deutschen Kaiserthron vegetirten, das baseler Concil nicht den Intriguen der römischen Curie preisgegeben, oder vielmehr hätte dieser Friedrich III. nicht die ganze Sache der deutschen Nation an den Papst verrathen, so würde diese im 16. Jahrhundert nicht in zwei feindliche Lager sich gespalten haben, zu einer Kirchentrennung wäre kein Bedürfnis gewesen und der deutschen Nationalität wäre nicht die tiefste Wunde geschlagen worden, an der sie fortwährend verblutet.

In diesen Worten ist der von unsern Politikern nicht genug gewürdigte Grundschaden bezeichnet, die Krankheit, welche das Mark des deutschen Lebens zerfrisst, sodaß unser Vaterland der hohlen Weide am Dache gleicht, von der Nidert singt:

Es hat sich in getrennte Glieder
Ihr hohler Stamm zerklüftet,
Und jedes Stämmchen hat sich wieder
Mit eignen Dorn' umrüstet.
Sie weichen auseinander immer,
Und wer sie sieht, der schwöret,
Es haben diese Stämme nimmer
Zu Einem Stamm gehöret.

Welcher Protestant, der nur nicht bei den negativen Vorzügen gegen jenen unkatholischen Katholicismus verweilt, den Blick ängstlich hütet vor einer unbefangenen Betrachtung unserer kirchlichen Ent- oder Verwickelung, sollte nicht, anstatt immer von neuem die Grenzsteine

1863. 14.

aufzusuchen, lieber das wesentlich Christliche, wie es sich trotz aller Verkümmern national auszubilden strebt, in wahrer Vaterlandsliebe zu fördern suchen? Welcher Katholik sollte nicht heute mehr denn je sich gemahnt fühlen, die Verunstaltungen des kirchlichen Lebens, deren starres Festhalten von seiten der usurpirten römischen Geistesdespotie jene Schreibung hervorrief, von sich zu werfen, umzukehren zu den verfassungsmäßigen demokratischen Formen der, wie nie etwas in der Welt, demokratisch gemeinten christlichen Brüdergemeinschaft? Diese Vaterlandsliebe, lebhafter je größer und allgemeiner des geliebten Vaterlandes Noth und Verdrüß ist, muß das Banner aller werden, die aus religiöser Knechtschaft, sei es einer geschlossenen Kirchenmonarchie, sei es verbohrteter Päpstelein oder verjunkterter Kirchenregulatoren, unser armes Volk erlösen wissen möchten; sie macht den Katholiken zum wahren Protestanten, sie den Protestanten zum wahren Katholiken.

Ein Mann, dessen ganzes Leben dieser Vaterlandsliebe ausschließlich gehörte — und es war Leben, nicht Verkümmern in der Studirstube, thätigstes Eingreifen in die Gestaltung des nicht durch seine Schuld so jammervoll unvollendet gelassenen politischen Baues, den die Staatskünstler und Staatspfuscher in Wien zu Wege brachten, aufopfernde Anpflanzung und Bildung, voll Kampf und Entfagung, auch in der Dauer ausgezeichnet, denn die Vorsehung erhält gern das Einzige bis zur Hoffnung der Frucht —, ein solcher Mann war Ignaz Heinrich Freiherr von Wessenberg, dessen Leben und Wirken auf der Grundlage handschriftlicher Aufzeichnungen der babische Geheimrath Joseph Bed dem deutschen Volke erzählt.

Ein deutsches Buch! Wir können es nicht besser bezeichnen, als indem wir auf dasselbe anwenden, was in Nr. 32 d. Bl. f. 1862 von dem Biographen Wendelssohn's gesagt ward. Der Geist des Verfassers ist derselbe Wessenberg'sche, den er durch diese innere Verwandtschaft am

reinßen zur Anschauung bringt. Wäre nicht das ganze Buch Beweis dafür, so wiesen wir auf das Kapitel hin, womit das dritte Buch, „Wessenberg's nationalkirchliche Bestrebungen 1811—1860“ eingeleitet wird: „Kirche und Nationalität, oder Einheit der Kirche und Freiheit des kirchlichen Lebens der Nationen“, aus dem wir die eingangs angeführten Worte entlehnten und hier noch eine Stelle mittheilen wollen, die zu richtigem Verständniß des nationalen Katholicismus auf protestantischer Seite beitragen wird. Nachdem die „unverantwortliche Usurpation“ der römischen Bischöfe geschildert, das Scheitern der altkirchlich-reformatorischen Bewegung, die zuerst in Paris (Peter von Ailly, Johannes Gerson), dann auf den Kirchenversammlungen zu Konstanz (1414—18) und Basel (1431—43) zum Ausdruck kam, auf dem Tridentinum (1545—63) und weiter die jesuitische Reaction in lebhaften Zügen dargestellt wird, fährt Beck fort (S. 166 fg.):

Indessen hat es gegen diese verderbenschwangere Richtung in der katholischen Kirche nie an einer heilsamen Gegenwirkung gefehlt. Seit den Tagen der erleuchteten Kirchenversammlungen des 15. Jahrhunderts, auf welchen das bessere kirchliche Bewußtsein im Namen des historischen Rechts der Kirche und der Nationen einen so energischen Protest gegen die päpstliche Usurpation erhob, gibt es in der katholischen Kirche eine rechte und linke Seite, jene für den päpstlichen Absolutismus, diese für die Freiheit der Kirche, wie sie durch die altkatholische Kirchenverfassung verbürgt ist, streitend. Wenn die ultramontanen Ultras das mittelalterliche Papstthum mit all seinen Auswüchsen gleichsam als ihre Religion bekennen, und daher stets fertig sind, jenem alles andere, was die menschliche Brust bewegt, selbst die natürlichen Gefühle für das eigene Land und Volk, zum Opfer zu bringen, nur damit ihr kirchliches Ideal, starre Uniformität durch absolute Autorität eines einzigen, verwirklicht werde, so nimmt die Verfassungspartei gegen all dieses einen grundsätzlichen verschiedenen Standpunkt ein. Sie faßt nämlich nach christlicher Anschauung die Kirche als einen lebendigen Organismus auf, der nach den allgemeinen Gesetzen der Entwicklung sich ausbildet. Denn die Kirche gleicht dem Senforn, das erst unter mannichfachen Wandlungen zum Baum heranwächst. Das Leben der Kirche ist daher auf keiner Stufe vollkommen, noch ist jene an eine Entwicklungsphase unbeweglich gebunden. Doch wechseln nur die Formen, das Wesen bleibt. Dieses unter allem Wechsel der äußern Erscheinung Bleibende, alle Jahrhunderte Durchdauernde, das, was immer, überall und von allen (von der Gesamtheit) geglaubt wurde, ist der wesentliche Gehalt des christlichen Glaubens und Lebens. So versteht die Verfassungspartei das Einheitsprincip des Katholicismus, d. i. die Glaubenscontinuität der Kirche mit ihrer Vergangenheit und Zukunft — ganz im Gegensatz zum Ultramontanismus, der die Einheit in der äußern Erscheinung sucht und darum auch nur in starrer Uniformität findet. Aus diesem Mißverständnis des kirchlichen Principes gehen alle seine Irrthümer und Mißgriffe, soweit diese nicht in menschlichen Leidenschaften ihre nähere Quelle haben, hervor, nämlich seine blutigen Glaubensverfolgungen und Inquisitionstribunale in alter, seine antisocialen und antinationalen Tendenzen in neuer Zeit.

Ungern brechen wir ab. Höchst beherzigenswerth ist der Nachweis, wie die so verstandene Kirche sowohl die Gewissensfreiheit unangetastet, als auch eine Autorität bestehen läßt, die dem subjectiven Raisonnement Schranken setzt. Damit aber der Protestant nicht erschrecke, wenn hier das Princip der Autorität, wie wir meinen, mit allem Euge, geltend gemacht wird, damit eben nicht

„eine maßlose Uebertreibung des protestantischen Principes der Subjectivität in modernem Geschma“ eintrete, so sei daran gemahnt, daß die kirchliche Gemeinschaft ohne es gar nicht bestehen kann, sowenig wie ohne Gesetzgebung die politische, daß aber freie wissenschaftliche Forschung, ja die dreifache Kritik des jeweiligen Glaubensinhalts dadurch nicht nur nicht ausgeschlossen, sondern um so mehr geboten ist, wie ja auch der Staat einer Kammer bedarf, deren Mitglieder als Bürger zu treuer Haltung des Gesetzes verpflichtet, doch als Abgeordnete zugleich zu steter Prüfung, zu Verwerfung, Ausbau oder Umbildung des bestehenden Gesetzes berufen sind. So besteht Autorität neben freier Entwicklung, oder richtiger, erst durch die freie Entwicklung wird sie wahre Autorität, d. i. eine solche, der jeder einzelne sich freiwillig unterordnet.

Ignaz Heinrich von Wessenberg war geboren am 4. November 1774 zu Dresden, aus einer im Breisgau begüterten altberühmten Familie. Fast sechsundachtzigjährig starb er am 9. August 1860. Das Beste an seiner Jugendbildung that der Vater Philipp, „ein Edelmann im besten Sinne des Wortes“. Der Unterricht über die Rechte trübte im zehnten Jahre den heitern Sinn des Knaben. Mit Recht bemerkt der Verfasser: „Dies Frühbeichten wird leicht zur Schlange im Paradiesgarten kindlicher Unschuld.“ Früh sah er den innern Verfall kirchlicher Institute, Abteien, in denen nur Küche und Keller noch den alten Ruf bewahrten, seltener, wie in St. Gallen und St. Blasien auf dem Schwarzwald rühmliche Ausnahmen; für die schöne Schweiz und ihr freies Volk gewann er eine nie erlöschene Vorliebe. Culturhistorisch interessant ist die Mittheilung, daß Freiburg, obgleich Sitz einer Universität, eines Gymnasiums und mehrerer Regierungsscollegien, am Ausgang des vorigen Jahrhunderts noch keine Buchhandlung besaß.

Daß die anbrechende Morgenröthe der Freiheit in Frankreich den lebhaften Knaben tief bewegte, ist natürlich, aber daß ihn die traurigen Verirrungen nicht irre machten an der guten Sache, ein Beweis seines früh gefestigten Charakters. Wessenberg's eigene Familie wurde durch den Verlust eines beträchtlichen Theils ihres Einkommens und Besitzes betroffen.

Daß dem sittlich unverdorbenen Jünglinge, in dessen Familie als politisches Ideal Kaiser Joseph II. gefeiert ward, nicht wohl werden konnte auf der Jesuitenschule zu Augsburg (St. Salvator), die mit geistloser Dressur zur „Latinität“ absichtliche Fernhaltung aller wahren und freien Bildung bezweckte, daß er sich nach freierer Luft und Bewegung sehnte, die er in Dillingen fand, macht seinen Jugendlauf demjenigen Schiller's verwandt. In Dillingen hatte die Kant'sche Philosophie eifrige Pflege gefunden. Der milde Michael Sailer und andere treffliche Männer lehrten hier. Heinrich und sein Bruder sollten bald empfinden, was jesuitische Intriguen vermögen. Die freisinnige dillinger Schule ward, besonders durch den Freiherrn von Duminique, den „unwissenden, nur durch seine Frivolität und Heuchelei bekannten Hofmann“, bei

dem Kurfürsten Clemens August von Trier verschmäzt, und indem niedrig geknüttelte Schüler zum Zeugniß gegen ihren edeln Lehrer benutzt wurden, der mißliebige Säiler in ungnädigster Form entlassen. Die Brüder zogen zur Fortsetzung ihrer Studien nach Würzburg, wo die Universität durch die Fürsorge des Bischofs Franz Ludwig von Erthal zu hoher Blüte gelangt war. Neben der Theologie trieb Heinrich auch juristische Studien und zugleich öffneten sich ihm die hier zusammengestoßenen höhern Gesellschaftskreise, die viele Emigranten unter sich zählten. Am entscheidendsten wurde die Bekanntschaft mit dem Goadjutor von Mainz und Konstanz, Karl Theodor von Dalberg. Im leipziger „Centralblatt“ wurde unserm Verfasser der Vorwurf gemacht, daß er diesen so viel gescholtenen Mann in zu günstigem Lichte erscheinen lasse. Wir müssen gestehen, daß auch uns ein Gefühl des Aergers überkam, als wir lasen, wie er später die Sache seines Freundes Wessenberg schwächlich im Stiche ließ; aber im ganzen halten wir doch ein milderes Urtheil über ihn, wie über den König Friedrich August von Sachsen für geboten. Man muß in solchen Zeiten allgemeiner Schwankung und Auflösung nicht sofort einen schwachen Charakter auch für einen boshaften und verrätherischen halten. Von König Friedrich August sagt Wessenberg:

Er gerade war einer der wenigen deutschen Fürsten, der in Bezug auf das französische Kaiserthum einzig der nicht abzuwendenden Gewalt nachgab und sich durch keine Lockungen des großen Nachhabers bewegen ließ, auch nur eine Quadratmeile vom Gebiet eines andern deutschen Fürsten zur Vergrößerung seines eigenen anzunehmen. Das Großherzogthum Warschau war ihm im Posener Frieden 1806 förmlich aufgedrungen worden.

Mögen wir also auch nicht zu hart über einen Mann richten, von dem der langjährige Freund, der seine Fehler am persönlichsten empfand, Wessenberg selbst doch nur sagt:

Böhlmeind, wie Dalberg war, wollte er allen gerecht sein, und ward es niemand, wollte alle befriedigen, und befriedigte niemand, weil er sich in Widersprüche verwickelte, die er niemals zu lösen vermochte. Alle meine Bemühungen, ihn vor diesem Labyrinth zu behüten, waren vergeblich. Dies fiel mir doppelt schmerzlich!

Als im Sommer 1796 Jourdan nach Franken vorrückte, zerfiel die glänzende würzburger Gesellschaft und auch die beiden Brüder vertauschten Würzburg mit Wien. Zu dem Eintritt in Wien bedurfte es damals, so verlangte die Weisheit des Ministers von Thugut (ein merkwürdig euphemistischer Name!), einer speciellen Regierungserlaubnis für jeden aus dem „Reich“.

Die Vorlesungen boten wenig Interesse, außer Dandemaiers; dafür wurden die Privatstudien, besonders auf der Bibliothek, mit erhöhtem Eifer betrieben. Das äußere Leben war sehr einfach, der größte Aufwand wurde für Bücher gemacht.

In Wien war er Zeuge der tiefsten Niedergeschlagenheit infolge des übeln Ausgangs des Kriegs in Italien und bald nach geschlossenem Frieden (Campo-Formio, 17. October 1797) der alten Lustigkeit des Volks. Dabei begegnete er „niemand einer gesunden deutschnationalen

Auffassung der Lage“; „jeder dachte nur an sich, niemand an das Reich“. Wed sagt:

Nichts gleicht der Wuth, mit der in jenen Tagen von kirchlicher Seite in Tagesblättern, Broschüren, auf der Kanzel und im Reichsthal gegen die in den Friedensschlüssen von Basel und Campo-Formio vorgesehene Maßregel der sogenannten Säkularisation oder der Abschaffung des bisherigen kirchlich-weltlichen Regiments im Reiche zu Felde gezogen wurde. Hierbei ist nur so viel gewiß, daß die Welt seitdem keinen Schaden erlitten.

Dalberg war damals in Wien, um den Intriguen des säcularisirten Kurfürsten von Trier entgegenzutreten, der als „Entschädigung“ für von ihm verschuldete Verluste die Gebiete des Fürstbischofs von Konstanz und des Fürstbischofs von Rempten durch Dominique beanspruchte. Dalberg, als Abgesandter des erstern, hatte Einfluß genug, dieses Spiel zu verhindern. Zur Würdigung seines politischen Verhaltens dient die Note S. 57 fg.

Im Frühsommer 1798 bezog Heinrich mit seinem jüngern Bruder als konstanzener Domherr, wiewol noch nicht actives Mitglied des Capitels, das ihm daseibst zur Verfügung stehende Haus und lag aufs eifrigste, mehr als seiner Gesundheit zuträglich war, Studien ob, die ihn für den künftigen Beruf vorbereiten sollten. Wie groß seine Plane angelegt waren, zeigt der freilich liegengeliebene Versuch, alle Fächer der Philosophie in einer Wissenschaftslehre zu bearbeiten. Ein in Druck gegebenes jugenbliches Gedicht „Epistel über den Verfall der Sitten in Deutschland“ fand zwar Beifall bei Dalberg, Johannes Müller, Denis u. a., aber es war auch hinreichend, den jungen Mann bei dem Kurfürsten von Trier zu verdächtigen, dem er jedoch, als er zur Vermeidung des Kriegslärms im Sommer 1799 nach Augsburg kam, durch edeln Freimuth wieder gewann. Da er ward zum Beisitzer der geistlichen Regierung ernannt. Hier war jedoch kein Wirkungskreis für ihn, da eine finstere Reactionspolitik in dieser Behörde herrschte.

Daher war es eine günstige Fügung zu heißen, als der im Januar 1800 auch zum Fürstbischof von Konstanz ernannte Goadjutor von Mainz und Statthalter von Erfurt, Karl von Dalberg, unsern Wessenberg zum Generalvicar seines neuen Bisthums, nach sorgfältiger Verständigung über Plane und Bestrebungen für die Zukunft, ersah.

Seitdem vereinigte ein inneres und äußeres Band zwei Männer, die in voller Hingabe der Seele an ihren Beruf zur Förderung der höchsten Güter des menschlichen Lebens sich die Hände gereicht, und die durch Adel der Gesinnung und Lauterkeit des Strebens, selbst dort, wo sie geirrt, so viel Liebe und Achtung verdienen, als nur irgendetwas Mitglied unsers schwachen Geschlechts mit Recht in Anspruch nehmen kann.

Eine Erkrankung seines Oheims führte Wessenberg vorerst nach Regensburg, wo er über ein Jahr blieb, und da dessen Haus der Mittelpunkt der preussischen Partei war, genau von den Absichten einer vollständigen Säkularisation unterrichtet wurde, wie man sie in Paris, Berlin und Petersburg betrieb. Wir wissen schon, wie sehr im allgemeinen Wessenberg gegen die weltliche Gewalt der Kirche war, aber ruhig zusehen durfte er nicht, daß zur Befriedigung gemelner Ländergier ein offener Raub vollführt werde; ihm mußte daran liegen, „solche Stipu-

lationen zu erhalten, wodurch die Selbständigkeit der deutschen Kirche gesichert und zugleich die Interessen der Humanität und Bildung gefördert wurden“. Am meisten Beistimmung fand Wessenberg bei der Schwester der Königin Luise, der Fürstin von Thurn und Taxis. So drang endlich die Meinung durch, es müsse von den drei Kurwürden wenigstens Mainz erhalten bleiben.

Vor allem kam es aber auf eine nationale Selbständigkeit der Kirche an. Diese Ansichten sprach der noch amtlöse junge Mann muthvoll aus. Mit Billigung seines Oheims verfaßte er ein Promemoria in diesem Sinne und fand Beistimmung bei Dalberg und dem Fürstbischof von Regensburg und Freisingen. Die edle Sache blieb bei der Schwäche der geistlichen Fürsten ohne Erfolg, man stellte „das ganze Friedensgeschäft vertrauensvoll an kaiserliche Majestät anheim“.

Das war eine bittere Erfahrung. Bald ekelte ihn das diplomatische Treiben, kopf- und herzlos, wie es war. „Meinen Lebensberuf“, sagt er, „hatte ich schon damals fest ergriffen. Eine wahre Verbesserung der kirchlichen Zustände war die höchste Idee, für deren Verwirklichung ich mir Sinn und Kraft zutraute.“

Im August 1801 verließ Wessenberg Regensburg, um vor dem Antritt seines geistlichen Amtes eine diplomatische Mission für Dalberg in der Schweiz zu übernehmen, wo das centralisirende System Schwierigkeiten in Betreff der Bisthumsverwaltung hervorgerufen hatte. Es kam darauf an, „das Kirchengut vor bedrohlichen Eingriffen zu sichern“ und das öffentliche Vertrauen zu gewinnen.

Ueber den Zustand des Bisthums Konstanz, ein interessantes Stückchen Kirchengeschichte, verweisen wir den Leser auf das Buch selbst. Hier nur eine statistische Notiz. Die katholischen Bewohner des Bisthums in den deutschen und schweizerischen Antheilen betrugen $1\frac{1}{2}$ Million, mit 2365 Weltgeistlichen, 1220 nicht bettelnden Mönchen, 906 von Bettelorden und 2117 Nonnen, auf je 233 Personen ein Kleriker!

Mit steigendem Interesse lesen wir die schöne Darstellung der unermüdeten, wahrhaft väterlichen Sorgfalt Wessenberg's für die bis dahin ganz vernachlässigte Berufsbildung der Geistlichkeit; wie er Ordnung und Pünktlichkeit in den Geschäften durch staunenswerthe Arbeitskraft, Vertrauen und Liebe durch Aufgeben des herrischen Tons der barbarisch stilisirten Ausfertigungen erzeugt, wie er durch herzzgewinnende Milde und treueste Erfüllung des Peinlichen und Langweiligen die Lässigen beschämt, gelehrte und freisinnige Männer an sich zieht mit möglichster Schonung der unbrauchbaren frühern; das alles sind Dinge, die weit über den Bereich der katholischen Kirche hinaus mustergültig sein dürfen. Wissenschaftliche Bildung und dadurch gehobene sittliche war sein Hauptziel. Jeder Theologie Studirende, jeder Geistliche wird sich an der hohen Idee, die Wessenberg von seinem Berufe hatte, erheben und angeregt fühlen. Unser Verfasser sagt im Geiste Wessenberg's:

Der geistliche Beruf ist darum ein vor andern schwieriger,

weil er nicht bloß, wie überhaupt jeder Beruf, einen gewissen Kreis von Kenntnissen zu seiner Voraussetzung hat, sondern der Natur der Sache nach ein Anderes und Höheres verlangt. Jeder andere Beruf kann als eine bloß äußerliche Aufgabe, als ein übernommenes Amt, noch mit Geschick und Erfolg behandelt werden; nicht so der geistliche Beruf. Dieser fordert den ganzen Menschen, die volle Hingabe der Seele an die hohe und schöne Aufgabe, die er auferlegt. Wer das Evangelium und seine welterlösende Liebe lehren soll, also seinen Mitbrüdern ein Tröster und Berather in ihrem taufendgestaltigen Elend sein will, der muß vor allem jene Liebe des Erbärsers, sein Erbarmen und seine Milde im eigenen Herzen tragen; wer die höchsten Wahrheiten, worauf das Heil der Menschheit beruht, vor seinen Mitmenschen vertreten soll, der muß selbst zu echtem geistigen Leben erwacht sein, um eine Leuchte für andere und das Salz für die Gemeinde zu werden. Solche echte Geistesweihe, oder das wirkliche Theilhaben an den großen Wahrheiten, die das geistliche Berufsgebiet als ein hohes und heiliges vor allen andern auszeichnen, kommt nicht von außen, kann überhaupt nicht mitgetheilt werden. Sie ist des Menschen eigene That, an der er unablässig schaffen muß, einmal durch fortgesetzte Studien zur Erfrischung und Nahrung des Geistes, dann und noch mehr durch aufrichtiges Kämpfen gegen die Selbstsucht des eigenen Innern und gegen die Lust und Hoffart der Welt.

Diesen hohen Zweck zu fördern, widmete Wessenberg die angelegenste Sorge dem Seminariumswesen und besonders dem leider jetzt aufgehobenen Meersburg, das er zum „Ausgangs- und Stützpunkt seiner geistigen Neuschöpfung“ erhob. Heilsamen Einfluß übte die Strenge, mit der auf Erfüllung des von ihm bekannt gemachten Studienregulativs gehalten ward, das keinen zuließ, der nicht einen ordentlichen philosophischen Coursus mit gutem Erfolg vollendet hätte. Zur Fortbildung der in trostlosem Zustande überkommenen Curatgeistlichkeit wurden den unfähigen Defanen jüngere tüchtige Männer beigegeben, beständige bischöfliche Commissarien ernannt wegen des Verkehrs mit verschiedenen weltlichen Regierungen, ferner als besonders fördernd Pastoralconferenzen eingerichtet, die nicht nur in wissenschaftlicher Hinsicht bald Vortreffliches zeitigten (seit 1804 „Archiv für die Pastoralconferenzen in den Landkapiteln des Bisthums Konstanz“, von Wessenberg 25 Jahre hindurch redigirt), sondern auch Vorschläge zu Verbesserungen und Reformen nach dem in der Kirche vor allem mit Eifer anzunehmenden Grundsatz des Selbstgovernment. Literarische Lesevereine, Kapitalsbibliotheken, Preisfragen und Concursprüfungen kamen dazu, um eine Saat zu säen, in die gar bald die römische Curie ihr Unkraut streuen sollte.

Nicht minder angelegen ließ sich der treffliche Mann die Sorge für die Volksschule sein. Die zeitgemäße Umgestaltung des Schul- und Unterrichtswesens in Baden, theilweise in der Schweiz, ist „ohne Uebertreibung geredet, hauptsächlich Wessenberg's Schöpfung“. Wessenberg war ein Freund Pestalozzi's, und in dessen Schule gebildete Geistliche wurden das Salz seiner Diocese. Ueberall sehen wir in Wessenberg den wahren Vaterlandsfreund, der die Uebel unserer Zeit an der Wurzel angreift. Weder sagt:

Gegen diese geistige Noth unserer Tage kann bei den jetzigen Bildungszuständen der Staat als solcher nichts oder wenig thun, die Kirche, d. i. die Geistlichkeit, will nicht helfen, weil

Hierarchen sowenig wie Junker je angethan sind, sich selbst zu reformiren. Nur von der wachsenden Einsicht aller Besonnenen und Bessern im Volke, kann und wird seinerzeit eine rettende That zu erwarten sein.

Nun vorläufig, meinen wir, ist es ein Scandal, wenn nicht überall da, wo Volksvertretungen bestehen, auf das allerentschiedenste und unablässig die Regierungen auf diese wichtigsten Institute hingewiesen und zu großen Leistungen angehalten werden. Aber freilich, solange in dem „intelligenten“ Preußen von Ministermunde die Ausgaben für das Heer die productivsten genannt werden, werden wir uns wol mit Bed der wachsenden Einsicht getrüben müssen.

Mit klarem Blicke erkannte Wessenberg, daß der katholische Mechanismus im öffentlichen Gottesdienste der Verständlichkeit und Würde entbehre; er war so kühn, die verdrängte Muttersprache in ihre heiligen Rechte zurückzuführen, damit einem freilich wohlberechneten Unfug Grund, gegen den sich schon das deutsche Herz Karl's des Großen empört hatte. Es heißt S. 136:

Auf vernünftig menschlichem Standpunkte, also auf dem Boden des Christenthums, kann es keinem Streite unterliegen, daß die Verdrängung der Volkssprachen aus dem Volksgottesdienst und der ausschließliche Gebrauch eines fremden unverstandenen Idioms nicht bloß eine schwere Verirrung, sondern auch eine schwere Verfündigung am heiligen Geiste des Evangeliums ist.

Das deutsche konstanzer Gesangbuch ist zum größten Theil Wessenberg's Werk, und wenn wir auch nicht im Stande sind, mit dem Verfasser Wessenberg den Dichter in unsere Bewunderung einzuschließen, noch weniger ihn als den religiösen Dichter der neuern Zeit aufzufassen, so schätzen wir doch die hohe Absicht. Es ist ein bedeutendes Zeichen der Zeit, daß weder Klopstock noch Herder, und vollends die reactionäre Kirchlichkeit der jüngsten Zeit gar nicht, noch die aufgeklärte katholische Welt irgend Erprißliches im Kirchenlebe hat produciren können. Klopstock bildete sich und seinem Vater ein, es sei ihm gelungen. Der Grund des vergeblichen Ringens liegt, scheint uns, darin, daß das Leben des Volks nicht sowol dem religiösen entfremdet, als vielmehr auf dem Wege ist, mit Verlassung der engen dogmatischen Formen der Vergangenheit sich den im vorigen Jahrhundert nur scheinbar unabhängig von dem bisherigen religiösen Leben ausgebildeten sittlich=intellectuellen Gehalt anzueignen, daß bei der Schroffheit der bestehenden Kirche jedoch, der protestantischen in nichts weniger als der katholischen, dieser Gehalt, von dem allein eine neue Phase der religiösen Dichtung sich Wärme und Form holen kann, als etwas Fremdlisches empfunden wird, daß man daher nicht anders als durch eine Art ebenen Schmuggels, den auch Wessenberg treibt, für die Kirche dichten kann, eine Art, die aber nichts wahrhaft Unmittelbares erzeugen läßt. Ueberall merkt man bei diesen Dichtern die Absicht, sei sie noch so edel, und man wird verstimmt. Wessenberg wollte nichts gemein haben mit den Deutschkatholiken und Freigemeinschaften, und sie sind allerdings nur ein nachträglicher populärer Niederschlag des Rationalismus des vor-

gen Jahrhunderts; aber wenn es wahr ist, daß dieser Rationalismus doch nur auf theologischer Seite bestand, daß seiner Reichthigkeit und Unwissenschaftlichkeit der volle positive Gehalt unserer Classiker zur Seite steht, wenn es wahr ist, daß in ihnen für lange Zeit die Summe deutscher Besinnung und Gestaltung gegeben ist, soll nicht die religiöse Neubildung, der Wessenberg sich bewußt war entgegenzuarbeiten, sich an sie anschließen? Soll nicht naturgemäßer die Kirche den höchsten Gehalt des sittlich=religiösen Lebens in sich aufnehmen? Oder soll es sich abgelebten Formen zu Liebe selber verstümmeln? Sehr schön sagt der Biograph Wessenberg's an mehreren Stellen, daß der vernünftig menschliche Standpunkt der des Christenthums sei. Stand Lessing, standen Goethe, Schiller und Herder auf einem andern? Solange der Zwiespalt besteht zwischen dem stets vergrößerten Theile der Nation, der sich dieses Humanismus erfreut, und der unverdönten Kirche, heiße sie wie sie wolle, solange ist an keine religiöse Poesie zu denken. Bed bemerkt über die reformatorische Aufgabe sehr treffend (S. 314):

Einmal ist — im Gegensatz und unter Aufgeben aller unfruchtbaeren theologischen Scholastik — zu dem biblisch=praktischen, d. i. zu dem religiös=sittlichen Christenthum zurückzukehren und die Erneuerung der Kirche im Geiste und nach dem Urbilde der apostolischen Zeit und ihrer einfachen Einrichtungen anzustreben. Sodann muß die reformatorische Bewegung mit dem geistigen Leben und den nationalen Interessen des Volks selbst in innige Beziehung und lebendige Wechselwirkung treten, um zunächst die besten der Nation für sich zu gewinnen, um dann allmählich ihre läuternde und reinigende Anziehungskraft auf alle Schichten des Volks zu üben.

Sagen wir zu viel, wenn wir unsere obige Behauptung eine Consequenz dieses in Wessenberg's Geiste Geschriebenen nennen?

Man täusche sich nicht. Wessenberg war gewiß ein Reformator im kleinen, aber zum großen Reformator fehlt ihm doch der ganz unbefangene Sinn, und wenn auch das nicht, der durchschlagende befreiende Thatendrang, der die Schiffe hinter sich verbrennt, wenn er gelandet. Möglicherweise, daß wir von seinen Freunden hören: ja, und deshalb steht er uns so hoch. Wir glauben, daß durch eine Reformation im Sinne Wessenberg's nur die Vorarbeit geleistet wird; aber wohl uns, wenn die Kirche aus sich heraus so treue, so gewissenhafte Vorarbeiter erzeugt. Sie allein vermögen die kirchlich indifferente Bildung zu mahnen: verwerft nicht mit den Auswüchsen den lebendigen Keim!

Schon zu lange verweilen wir bei dem reichen Inhalte des freimüthigen Buchs. Noch bliebe der interessanteste Stoff zu erwähnen, vor allem die Thätigkeit Wessenberg's auf dem Wiener Congreß und die paradigmatisch zu nennenden Verhandlungen des vielfach verflagten Mannes mit der römischen Curie; paradigmatisch in der Person dieser Regierung, deren fast vollendeten Sturz, eine langsame aber gerechte Nemesis, der Greis noch erlebte; paradigmatisch in dem ehrenfesten, ruhigen Betragen des Helben. Mit Beschämung gestanden wir uns, als wir den katholischen Prälaten so kennen lernten,

der für die Bundesacte das Gesetz der gleichen Berechtigung aller Confessionen im Bundesgebiete erwirkte, der mit tragischem Geschick bei der Erbärmlichkeit der deutschen Regierungen vergeblich für die nationale Selbständigkeit der Kirche rang, daß wir ihn als einen der edelsten Diplomaten nicht kannten. Und wie viele mögen ihn nicht kennen. Mögen sie alle diese Beschämung, die wir empfanden, sich erkaufen durch die lohnende Lectüre dieses Volksbuchs. Möchte es vor allem dazu beitragen, die Kluft zwischen Katholicismus und Protestantismus auszufüllen und die Gesinnung eines der edelsten Katholiken zu einer katholischen, d. i. allgemeinen zu machen.

Die Darstellung Beck's ist zwar etwas breit zuweilen, doch prunklos, leicht und fesselnd. Einige Provinzialismen wollen wir nicht sowol rügen, denn sie sind keineswegs Sprachunrichtigkeiten, als vielmehr notiren. „Nicht so fast — als vielmehr“ ist ganz identisch mit „nicht so wol“, denn „fast“ ist „sehr“ (non tam — quam), aber es klingt uns ungewohnt. „Mit Verdankung ihrer Theilnahme“ wäre so übel nicht für das längere: „indem er sich bedankte für“; „ich berufe an das Ehrgefühl aller biedern Deutschen“ ist ganz trefflich für „appelliren“; „ehrevorig“; einen „anköbern“; „die Kehre machen“ für „einlehren“; einen an einen Ort „verbringen“; der „Beschrieb“ für die „Beschreibung“; „Sichtigung“.

Da wir einmal solche Kleinigkeiten erwähnen, wollen wir aber bemerken, daß uns in den 500 Seiten des Buchs auch nicht ein Satz auffiel, der sonst leider so häufige unverbesserliche logische Fehler zeigte. Der Verfasser bewährt sich als ein denkender Schriftsteller, der überall weiß, was er sagen will, und der etwas zu sagen hat.

Franz Sandvoss.

Der neueste Jahrgang des „Historischen Taschenbuchs“.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Vierte Folge. Dritter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Seitdem die Wissenschaft der Geschichte zu dem Bewußtsein gelangt ist, daß sie zur vollen Entwicklung ihrer Belehrungskraft die guten und bösen Gestaltungen des Lebens sowol der Menschheit als der einzelnen Völker und deren Staaten in ihrer Totalität erfassen müsse; seitdem ihr ferner die Ueberzeugung geworden ist, daß sie der Wahrheit zu Liebe vor keinem Resultat ihrer Forschung zurückweichen dürfe; seitdem ihr endlich die Pforten zu den umfangreichsten, entferntesten und selbst geheimsten Quellen ungleich weiter geöffnet worden, als es einstens der Fall war: seit dieser Zeit hat sie eine Vielseitigkeit gewonnen, welche dem classischen Alterthum ebenso unbekannt war als unserer eigenen Vergangenheit. Darum darf aber auch kein einzelner wäghen, daß ihm Zeit und Kraft genug gegeben sei, um das große Ganze der Geschichte, wie es uns sich bereits offenbart, nach allen Seiten hin beherrschen zu können: die Theilung der Arbeit ist auch auf diesem Gebiete eine Nothwendigkeit geworden. Die große historische Gesellschaft, die bekanntlich in Mün-

chen ihren Sitz hat und unter Ranke's Präsidium ihre Verathungen hält und Entschlüsse faßt, liefert den thatsächlichen Beweis für diese Behauptung. Allein noch eine andere Seite, wodurch die gegenwärtige Historiographie sich von der frühern unterscheidet, müssen wir in Betracht ziehen. Die ältere Geschichtschreibung beurkundet nämlich bei der Darstellung und Beurtheilung der politischen Thatfachen, zumal solcher, in denen die Persönlichkeit und Bestrebungen der Fürsten sich abspiegelt oder auch, und zwar noch mehr bei der Charakteristik der letztern selbst, entweder eine gewisse Befangenheit oder geradezu Parteilichkeit; sie wagt sich nicht oder nur höchst schüchtern an die Majestät des Fürstenthums. *)

Das ist in den neuern Tagen anders geworden. Die Majestät der geschichtlichen Wahrheit hat den Sieg über die des Fürstenthums davongetragen. Welche Verdienste in dieser Beziehung sich Schlosser erworben habe, wissen alle Sachkundigen. Er war wie nicht gar viele von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Geschichte ihren Segen für die Menschheit nicht durch Lüge oder Schmeichelei, sondern einzig und allein durch die Offenbarung der Wahrheit zu entfalten vermöge. Darum gehörte er aber auch nicht zu denen, welche nur in den Gräbern der Väter wühlen, um ihre Sünden bloßzulegen, dieselben aber sofort wieder zudecken, wenn sie auf Augenbän oder Verdienste stoßen. Es haben aber zur Neugestaltung der Historiographie nicht bloß umfangreiche gelehrte Werke beigetragen, sondern ganz besonders auch eine unübersehbare Menge von Specialforschungen, Biographien und Monographien. Denn wie selbst das größte Gebäude nicht allein aus Werkstücken aufgeführt wird, sondern auch kleinerer Bausteine bedarf, besonders solcher, die der Verwitterung am wenigsten unterworfen sind, so kann auch der Bau der Geschichtswissenschaft dergleichen kleinere Elemente nicht entbehren. Zu einem solchen Vergleiche gibt namentlich auch das seit einem Menschenalter erscheinende „Historische Taschenbuch“ von Raumer Veranlassung; es bildet dasselbe eine Sammlung von Bausteinen, deren gar viele der Verwitterung nicht unterworfen sind. Die Sammlung, die dem gebildeten Freunde der Geschichte in dem neuesten Jahrgange geboten wird, besteht aus folgenden Monographien:

1. Deutsche Königswahlen. Von Wilhelm Gottlieb Solban.
2. Die Gastlichkeit im Mittelalter. Von Jakob Falk.
3. Skizzen des häuslichen und öffentlichen Lebens der Römer im Alterthum. Von Heinrich Nömus.
4. Ueber die Urzeit der Indogermanen. Von Ferdinand Justi.
5. Das Blücherdenkmal in Rostock und Goethe's Theilnahme an diesem Werke. Mit 24 Briefen Goethe's.

Der Verfasser der ersten Monographie: „Deutsche Königswahlen“, W. G. Solban, der sich ebenso wol durch seine größern Werke: „Geschichte des Herenprocesses“, „Ge-

*) Wie namentlich der ältere Moser dabei weglam, daß er diesen Rath hatte, ist bekannt genug. Und Schläger hätte wahrscheinlich dasselbe Schicksal gehabt, wäre er nicht Professor in Göttingen gewesen, d. h. hätte er nicht unter englischem Schutz gestanden.

„Geschichte des Protestantismus in Frankreich“ u. s. w. als auch durch mehrere Beiträge zu vorliegendem Taschenbuch vortheilhaft bekannt gemacht hat, und den wir politisch durch eine Stellung in der darmstädter zweiten Kammer gekennzeichnet finden, hat ein Kapitel aus der deutschen Geschichte gewählt, das unser Wissen noch von keinem Geschichtsschreiber so ausführlich und so gründlich nach Quellen und Hülfsschriften behandelt worden ist.“) Das Kapitel ist allerdings schmachvollen Inhalts, wirkt häßliche Streiflichter auf die deutsche Geschichte, namentlich im ausgehenden Mittelalter, aber deffenungeachtet ist seine Behandlung ein Verdienst und mit Belehrung verbunden. Verdienstlich ist die Arbeit des Verfassers, weil sie unser historisches Wissen vermehrt, aber auch belehrend, weil sie den schlagenden Beweis führt, daß es ebenso wie in Griechenland und Rom in Deutschland zum Verderben führte, daß Fürsten und Staatsmänner mit dem Heiligsten ihren Spott trieben und sich nicht entblödeten, mit ihrem Gewissen zugleich das Recht und das Wohl des Volks zu verschandeln. Eine solche Schmach in ihrer ganzen Blöße aufzudecken, dazu hat die Geschichte nicht nur ein Recht, sondern auch eine Pflicht zur Lehre und Warnung für alle Zeiten, Völker, Fürsten und Staatsmänner! Und mit patriotischer Wärme ruft unser Verfasser aus, nachdem er jene Schmach geschildert:

„So liegt vor uns das Deutsche Reich, ein schwer erkrankter Körper, fütlich und politisch angegriffen in seinen edelsten Organen, verrathen und verschachtet von seinen berufenen Hütern, ausgezehret von persönlicher und dynastischer Selbstsucht, ein Sammelplatz der bodenlosesten Corruption, bald auch eine fast wachsende Dente des Auslandes. Und so weit war Deutschland ganz vornehmlich durch sein Wahlkaiserthum gekommen. Dabei ruht auch noch fernerhin das gewählte Oberhaupt mit dem Reiche nicht weniger schlecht als dieses mit ihm, bis endlich beide nur noch ihr eigenen Schatten waren.“

Der Verfasser fährt, in der Geschichte die Weltregierung erkennend, weiter fort:

„Über alles steht in einer höhern Hand. Auch das Wahlkaiserthum ist heimgegangen, unbefragt von der Nation und hingepfercht von seinem eigenen emancipirten Kinde, dem Particularismus; und auch dieser Particularismus selbst, dessen in der Zeit gegebene vorübergehende Mission wir nicht verkennen wollen, steht sich in seiner Selbstüberschlagung bereits das Urtheil gesprochen, indem er schon seinen Sachwalter mehr findet, der ihn unter seinem wahren Namen vertreten will. Hoffen wir, daß Deutschland, gekränkt durch die Feuertaupe der Noth, rechtzeitig die Mittel finde, wie es sich errette und bewahre vor dem alten Erbäbel des Reichs, der scheinbaren Einheit bei wirklicher Zersplitterung!“

Und welcher echt deutsche Mann, weß religiösen oder politischen Glaubens er auch sein möge, könnte diesem Wunsch seine Zustimmung versagen? Unerwähnt können wir aber Folgen des nicht lassen. Während bei den Wahlumtrieben nach Maximilian's I. Tode und bei Gelegenheit der von der spanisch-österreichischen Partei beabsichtigten Erhebung Ferdinand's I. zum römischen Könige“) Geld

und selbst Meineid eine häßliche Rolle in der Mitte deutscher Fürsten spielten, hielten die beiden Wettiner Friedrich der Weise“) und sein Bruder Johann der Bekändige, trotz zubringlicher Versuchungen, Sünde und Gewissen rein.

Unser Verfasser, dem Beispiele Ranke's folgend, führt ebenso ausführlich als gründlich den Beweis, daß die genannten Wettiner einer schönen Dasee vergleichbar in einer Blüthe heillosen Entfittlichung dastanden. Wie gewissenlos spielten die meisten der Kurfürsten mit dem Eide, den dieselben vor jeder Königswahl nach der Goldenen Bulle zu leisten hatten! Um schließlich unsern Lesern wenigstens ein kleines Bild zu geben von den Mitteln, die man anwendete, um Stimmen zu gewinnen, so möge Folgendes hier einen Platz finden. Die beabsichtigte Wahl Ferdinand's zum römischen Könige erregte namentlich die Eifersucht Baierns. Der Herzog Wilhelm machte die größten Anstrengungen, diese Wahl zu vereiteln. Zuerst sagte ihm der Erzbischof und Kurfürst von Mainz (1529) schriftlich seine Stimme zu. Dafür versprach ihm der Baiernherzog durch einen ausgestellten Revers: die lutherische Lehre völlig auszurotten, Privilegien, Aemter und Ställe zu bestätigen, 100000 Goldgulden für einmal und einen lebenslänglichen Jahrgehalt von 5000 zu zahlen, die beiden Reffen von Frankfurt nach Mainz zu verlegen, bei den Ständen soviel als möglich zu erwirken, daß der Kurfürst wegen seiner Schulden nicht gemahnt werde, bei dem Papste zu bevormunden, daß derselbe auf Lebenszeit die Facultates Legati a latere in seinen drei Stiftern mit der Vergleichungsbefugniß für alle vom Papste zu vergebenden Prälaturen, Kanonikate und Präbenden erhalte, und einen Coadjutor auf beliebige Bedingungen annehmen dürfe, verschiedenen Räten und Beamten nach vollzogener Wahl Geschenke zu machen, auf der nächsten frankfurter Messe 12000 von den 100000 Goldgulden vor auszubezahlen und noch verschiedenes Andere. Bekanntlich hatten Wilhelm's Bewerbungen keinen Erfolg, aber die 12000 Gulden wenigstens strich doch der genannte Kurfürst ein. Um das Maß der Schmach bei dergleichen Bestechungsmitteln voll zu machen, so gingen die letztern nicht selten über die Kräfte und über den Willen der Versprechenden hinaus; selbst Karl V. war in letzterer Beziehung nicht rein. Die Kosten, welche erforderlich waren, um die Wahl dieses Kaisers durchzusetzen, werden zu 852189 rheinische Gulden veranschlagt. Und welche Summen hatte nicht Franz I. von Frankreich nach Deutschland sendend, um seinen Rivalen den Weg zum deutschen Königsthron zu versperrern! Daß die bedeutendsten und einflußreichsten Fürsten sich bei diesem Geschäft nicht übel fanden, liegt auf der Hand. Uebrigens liegen die Anfänge der Bestechung solcher Fürsten in der letzten Zeit der Hohenstaufen. Ward es aber etwa besser, als das Haus der Habsburger vor dem der Bourbonen in Deutschland unter Ludwig XIV. zurücktrat? Keineswegs.

“) Ranke u. s. w. hat in seiner „Deutschen Geschichte im Reformationszeitalter“ mehr Andeutendes als Erschöpfendes über die Corruption der deutschen Fürsten jener Zeit.

“) Auf diesem zweifachen Gebiete bewegt sich vorzugsweise die Abhandlung unseres Verfassers, obgleich sie auch weiter zurückgreift.

“) Der einzige Fall, der diese Behauptung widerlegen könnte, ist von dem Verfasser vollständig beseitigt worden.

Die zweite Monographie unsers Taschenbuchs: „Die Gastlichkeit im Mittelalter“, von J. Falke, führt den Leser zwar ebenfalls nach Deutschland, aber nicht nach dem Deutschland des Verderbnisses, sondern nach dem der Naturwüchsigkeit, der Unbefangenheit und des frischen Lebensgenusses. Daß auch Frankreich, England und der skandinavische Norden von dem Verfasser mit herbeigezogen werden, versteht sich von selbst durch den Zusatz „im Mittelalter“. Die Möglichkeit einer so trefflichen und interessanten Arbeit, wie die des Verfassers ist, läßt sich nur aus einer gründlichen Bekanntschaft mit den Dichtungen des Mittelalters erklären: in früherer Zeit hätte eine derartige Arbeit nicht geliefert werden können. Man könnte zwar, äußert der Verfasser, an der Zuverlässigkeit dieser Dichtungen Anstoß nehmen, da sie theils gänzlich unhistorischen und oft märchenhaften Inhalts sind, theils geschichtliche Persönlichkeiten und Begebenheiten mit einem sagenhaften Gewande bis zur Entstellung umhüllen; aber für die Cultur sind sie ein treues Spiegelbild des Lebens. Sie gleichen darin den Bildern, mit denen sich ihre Manuscripte vergiert finden und die in unmittelbarer Treue, in natürlichster Wahrheit die Zeit und die Umgebung des Künstlers wiedergeben, wie unvollkommen sie auch sein mögen. Wie der Künstler seinen Figuren kein anderes Gewand leihen konnte, so vermochte auch der Dichter seinen sagenhaften Stoffen keine andere Haltung, keine andere Färbung zu geben, als er sie in seiner eigenen Zeit, in seinem eigenen Leben vorfand. Kurz, wir werden finden, daß das, was uns z. B. von Festen und Gastmählern und gastlichen Sitten in historisch beglaubigter Weise überliefert worden, dem nicht widerspricht, was uns die Dichter erzählen. Es ist aber ein Verdienst der Germanisten, daß sie wie die Gelehrten der altclassischen Philologie ihren Homer, ebenso ihr Nibelungenlied als historische Quelle zu benutzen gelernt und der Geschichtschreibung deren Werth überzeugend gelehrt haben. Zwar kann jede Dichtungsgattung, was für das Mittelalter nicht weniger eine Wahrheit ist als für das classische Alterthum, bis zu einem gewissen Grade eine historische Quelle sein, aber es liegt im Wesen des Epos, diese Befähigung vorzugsweise vor allen übrigen Dichtungsgattungen zu besitzen. Wer kann sich nicht, um dem Thema unsers Verfassers näher zu rücken, aus der Odyssee ein Lied von der Gastlichkeit der ältesten griechischen Welt entwerfen? Gewiß. Dasselbe ist aber auch möglich für die Gastfreundschaft der ersten Hälfte des Mittelalters nach dem Nibelungenlied und den ihm verwandten Dichtungen; die zahlreichsten Farbenvorräthe sind zur Ausführung jenes Bildes in diesen Dichtungen enthalten. Aber auch der Charakter dieser Gastlichkeit — ist sie nicht ebenfalls ein kennzeichnendes Merkmal des Zeitgeistes? — folgte dem Gange der allgemeinen Cultur, die sich in dem ersten Jahrtausend und in dem Anfange des zweiten aus kerngesundem, aber doch primitivem, der Natur nahestehenden Zuständen herausgebildet und herausgearbeitet hatte.

Die Zeit, die man die höfische zu nennen gewohnt ist und welche die Blüte der mittelalterlichen Poesie und des Ritterthums in sich begreift, zeigt ein reiches Leben, und

dieses Leben überall in bestimmte Formen gegossen, welche die Gesellschaft gebunden halten. Sie bewegt sich darin, wie die heutige in dem ihrigen; wer auf Bildung Anspruch erhebt, darf sich ihr nicht entschlagen. Als sichtbare Gestaltung des Lebensinhalts fühlte man die Formen in ihrem Zwange nicht, und sie übten auch keinen, weil sie ihrem Inhalte entsprachen. Als aber mit dem sinkenden Mittelalter dieser Inhalt, das Leben sich änderte, die Ideen wechselten, als das Ritterthum zum Orden, die Poesie zur Reimerei wurde und man dennoch den äußern Schein festhielt, vermeinend, in ihm das Wesen zu haben; da erst wurden die Lebensformen zu Fesseln, die drückten, sie wurden zu Manieren, zum Ceremonial und zur Etikette. Wie wahr das sei, hat in der neuesten Zeit niemand besser und anschaulicher geschildert als Franz Eöhr im ersten Bande seiner „Tafelbau von Baiern“.

Zur Kennzeichnung des vielen Interessanten, welches der Verfasser bietet, möge Folgendes hier einen Platz finden. Nachdem der Verfasser entwickelt, wie verschieden die Gestaltung des Burgwesens in Frankreich und England von dem deutschen war, fährt er folgendermaßen fort:

Man erkennt in den größern Burgen des 12. und 13. Jahrhunderts, wovon die Wartburg als ein Muster gelten mag, den altdeutschen Hof und inmitten das altdeutsche Haus wieder. Wir wollen nicht an die weithalligen norddeutschen Bauernhöfe erinnern, wo sie noch von alter echter Art sind, die alles unter einem Dache in einem ungetheilten Raum vereinigt, da uns das angelsächsische Beowulflied mit ihnen im Einflange eine klare Vorstellung erlaubt. Hier ist des Königsitzes Mittelpunkt, die Stätte des Empfangs und der Festlichkeiten, die große, weite Halle, ein freistehendes, erhöhtes Gebäude, zu welchem eine Freitreppe hinaufführt. Hier empfängt der Lehnsherr, hier theilt er die Geschenke und die Lehen aus, hier schmaust und trinkt man, daher sie auch die Reithalle heißt, hier auch werden zur Nacht die Betten und Lager für die Gäste aufgeschlagen. Gerade so ist es noch im Nibelungenliede, wo uns am deutlichsten in der Burg Ezel's dieselben Zustände und Sitten wie im Beowulfgebieth entgegentreten, dieselbe erhöhte Halle mit der Freitreppe wie Heodgar's gehörnter Prachtsaal. Die Grundeinrichtung hat die Wartburg treu bewahrt, wo uns das sogenannte Landgrafenhaus noch heute die Lehn- und Festhalle des 12. Jahrhunderts repräsentirt, wenn auch die Freitreppe nicht mehr vorhanden ist. Auch die übrige Anlage, die Vertheilung der verschiedenen Gebäude nach ihren besondern Zwecken, ist noch auf das deutlichste zu erkennen, trotz der vielen Veränderungen, die später stattgefunden haben. Die Sitten und der Luxus der höfischen Zeit, die fortgeschrittene Architektur, sowie die Nothwendigkeit eines festen, wehrhaften Sitzes haben freilich im Detail die Physiognomie der Halle bedeutend umgewandelt. Sie hat statt des einen Geschosses zwei und drei Stockwerke erhalten, man hat sie zum Theil im Innern geschlossen und so dadurch Wohn- und Schlafzimmer geschaffen, die ursprünglich nicht mit ihr in Verbindung waren; man hat sie andererseits der Befestigung dienlich gemacht, sie selbst zum festen Hause umgewandelt und, wie das Landgrafenhaus zeigt, ihre eine Wand einen Theil der Ringmauer bilden lassen. Dem entsprechend ist auch die Halle in den deutschen Dichtungen der höfischen Zeit complicirter in ihrer Einrichtung geworden. Wir begegnen ihr unter dem Namen palas und sal, welche beide unzähligmal ohne Unterschied für den Saal und das ganze Gebäude gebraucht werden. Wir finden sie noch einstöckig als Erdgeschos, daß Boten und Gäste hineinreiten können direct vor des Fürsten Sitz, wir finden sie erhöht mit mächtiger Freitreppe und auch mit mehreren

erschaffen in Verbindung mit Kuchzimmern, mit der Wohnung, der Frauen- und Schlafgemächern. Weit seltener ist es, daß die Dichterwerke Beschreibungen von Palästen geben, welche die Grundlage des altfranzösischen Donjon an sich trugen⁷⁾, doch finden sich auch solche in den der Fremde entnommenen Stoffen, wie z. B. der Thurm des Admirals in „Flöre und Blancheflöre“, der drei Gewölbe übereinander hat und eine Menge Wohnzimmer einschließt. Solche stattliche Bauten und weiträumige Burgen konnte freilich der einfache Ritter nicht aufführen. Die kleinern Verhältnisse gestatteten ihm meistens nur ein besetztes Haus, auf dessen Anlage und Beschaffenheit das Terrain bedeutend einwirken mußte. Ein Felsenneß z. B. gewährte nicht die Freiheit wie eine Burg in der Ebene, sondern mußte sich genau der Gestalt des Felsens anschließen. In Bezug auf die Wohnlichkeit aber haben auch sie darin das Gleichartige, daß sie nicht in viele Zimmerchen zertheilt sind, sondern einen einzigen möglichst großen Raum enthalten, der oft allen Zwecken genügen mußte. Er war Wohn- und Speisezimmer; in ihm schlief die Familie und auch der Gast; in ihm war zuweilen auch die Küche, so daß das Feuer des Herdes zur Zubereitung der Speisen diente und das Zimmer heizen mußte. So war es allgemein in der höchsten Periode. Später gegen den Ausgang des Mittelalters traten zwar hierin Veränderungen ein, wie man auch den Grundplan der großen Burgen aufgab, aber zu einigermaßen behaglicher Wohnlichkeit und bequemlich anständiger Einrichtung brachte es der kleine Adel im Mittelalter auf seinen festen Häusern nicht. In der Hinsichtlichkeit, in reicher und reichlicher Ausstattung, an diesem Schmach des Lebens war ihm der wohlhabende Bürger im 15. Jahrhundert bereits weit voraus.⁸⁾

Zum Schlusse glauben wir Folgendes nicht unausgesprochen lassen zu dürfen. Die Abhandlung Falk's ist ganz besonders unserer studirenden Jugend zu empfehlen: sie vermag aus derselben zu lernen, welch schöner, gesunder und ergiebiger Kern in unsern altdeutschen Dichtungen liegt. Wir theilen schon längst mit gar vielen die Ueberzeugung, daß unsere wissenschaftliche Jugend nur dann erst wieder wahrhaft gesund wird, wenn man ihr einen größern Antheil an der gesunden Kost der besten Nationaldichtungen des Mittelalters zukommen läßt.

Während wir nun über die dritte Abhandlung „Skizzen des häuslichen und öffentlichen Lebens der Römer im Alterthum“, von H. A. M. S. M., mit der anerkennenden Bemerkung hinweggehen, daß sie namentlich auf Becker's „Gallus“ und Böttiger's „Sabina“ gestützt in ansprechender und klarer Weise ein an sich gelehrtes Thema dem Laien ebenso anziehend als verständlich macht, wollen wir bei der vierten Monographie „Ueber die Urzeit der Indogermanen“, von F. Justi, etwas länger verweilen. Auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft, auf welchem sich der Verfasser bewegt, sind infolge gelehrter Forschungen so große Veränderungen in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit vor sich gegangen, daß der ältere gebildete Laie mit den Gesichtspunkten, die man ihm vielleicht in seiner Jugend zur Orientirung gezeigt hat, sich nicht mehr zurechtfinden kann. Und der Schüler muß womöglich nach den neuesten Lehrbüchern der Geschichte greifen, um nicht in Gefahr zu gerathen, Falsches oder

Veraltetes zu lernen. Es ist von Interesse, zu fragen, welche Wissenschaften eine solche Umgestaltung auf jenem Gebiete herbeigeführt haben; die Frage ist in Kürze dahin zu beantworten, daß die Ethnologie und Ethnographie, die Sprachvergleichungswissenschaft (Linguistik), die Archäologie des Orients und Occidentis und endlich selbst die Geologie sich gegenseitig die Hand gereicht haben; ohne das Gedeihen dieser Wissenschaften und ohne die Verbrüderung derselben würden Untersuchungen über „Die Urzeit der Indogermanen“ geradezu als müßige bezeichnet werden müssen.

Wir bedauern, daß der Verfasser, der unverkennbar mit den einschlagenden Resultaten wissenschaftlicher Untersuchungen sich ziemlich vertraut zeigt und nicht minder die Gewandtheit besitzt, Gelehrtes in leichter und verständlicher Sprache darzustellen, seiner Abhandlung nicht eine etwas größere Ausdehnung gegeben hat. So z. B. ist der Abschnitt über das Paradies etwas zu kärglich ausgefallen. Die höchst interessanten Resultate Spiegel's über dieses Thema waren ihm wol schwerlich unbekannt. Ebenso können wir in der Abhandlung keine Andeutungen finden, daß ihm die Werke von Röhk, Ros und Brann, die ein ganz neues Verhältniß Griechenlands zum Orient aufstellen, genauer bekannt gewesen oder von ihm benutzt worden seien. Uns will es bedünken, als habe sich der Verfasser noch zu sehr von Dittfried Müller und seiner Schule beherrschen lassen. Indes es kann uns hier um so weniger einfallen, eine gelehrte Polemik zu eröffnen, als wir das Verdienstliche der vorliegenden Abhandlung anzuerkennen keinen Augenblick Anstand nehmen. Die Geschichtswissenschaft unterschreibt aber Folgendes, was der Verfasser in dem Abschnitte „Zeit der Auswanderung“ gesagt hat, mit voller Bereitwilligkeit:

Wenn die Auswanderungen anhuben, läßt sich nicht bestimmen; hier muß man nach Jahrtausenden rechnen: jedenfalls liegt der Zeitpunkt hinter aller Geschichte. Welche Reihe von Jahrtausenden müssen wir vor den Zeiten Homer's annehmen, um die Vollendung seiner Gedichte begreifen zu können; wie lange Jahrhunderte waren zu einer Umwandlung griechischen und indischen Volksgeistes, wie er dem Urzustande gegenüber in den ersten Zeiten des Auftretens beider Nationen uns entgegentritt, nothwendig, wenn wir die gewaltige Kluft zwischen indischen und griechischen Wesen erkennen! Wie lange Zeit, um bei der zähen Stabilität des Körpertypus auch die physischen Unterschiede beider Nationen sich entwickeln zu lassen; und wenn man uns hier die Verschiedenheit des heißen und gemäßigten Klimas, die verschiedene Erblage mit Recht einwenden kann, wie lange Zeit müssen wir ansetzen, um uns den Gegensatz griechischer und römischer Sitte und Anlage — wo jene Einwendungen keine Kraft haben — begreiflich zu machen! Beide Nationen haben noch lange nach der allgemeinen Trennung und Auswanderung zusammengewohnt, ihre Sprachen gehören unter sich näher zusammen als mit andern des indogermanischen Stammes, und wie konstant ist der römische und griechische Charakter geblieben, seitdem wir ihn kennen, selbst bis in die Zeiten des Verfalls hinein! Die Menschheit ist bedeutend älter, als man weiß glaubt; hat man doch 39 Fuß tief im Nilthlamm versteinert einen jenseits rothen Thonscherben gefunden, dessen Alter nach den Beobachtungen, welche man über die Ansetzung von Schlammsschicht durch die Nilüberschwemmungen angestellt hat, und die herausstellen, daß dieser Strom alle 100 Jahre $3\frac{1}{2}$ Linie Schlammsschicht ansetzt, sich auf 13375 Jahre belaufen muß. Diese Zahl

⁷⁾ Die häusliche Grundlage des Donjons ist der mächtige, feste Thurm, berechnet auf Abwehr und Sicherheit gegen einbrechende Raubhorden.

⁸⁾ Wir haben diese Stelle aus doppeltem Grunde gewählt; denen, welche die Wartburg sahen, zur Erinnerung, denen, die dieses Bild nicht hatten, zu möglichem Verständniß in der Vorstellung.

ist noch sehr gering im Vergleich zu den Zahlen, welche dem Geologen als ziemlich sicher gelten, nach denen die geringste Zahl für das Alter der Menschheit 35000 Jahre sind. Wenn wir ferner bedenken, daß fast allen Völkern die Erinnerung an eine Einwanderung schon in den ältesten Zeiten, wo sie in der Geschichte auftreten, abhanden gekommen ist, daß ferner die Völkerwanderungen, sobald sie nicht durch äußere Anstöße, wie Kriegen, Einbrechen von feindlichen Völkern, ungezügelter werden, außerordentlich langsam vor sich gehen, so werden wir nicht weit genug in jene uns so wenig bekannten Urzeiten zurückgreifen müssen, um für die Indogermanen die Zeit ihrer Trennung festzustellen. Aber wie überraschend erscheint uns dann wieder, daß die Sprache, diese wunderbare und in ihrem Ursprunge so geheimnißvolle Schöpfung des menschlichen Geistes, durch die Wechsel der Jahrtausende unversehrt nur wenig verwittert, hindurchgegangen ist!

Bzüglich der letzten Monographie „Das Blücherdenkmal“ u. s. w. sei erlauteend Folgendes bemerkt: zunächst läßt sich auch aus der vorliegenden Angelegenheit entnehmen, daß Goethe keineswegs so kalt sinnig gegen patriotische Gesinnungs offenbarungen war, wie man ihm bekanntlich von gewissen Seiten vorgeworfen hat; sodann liefert der vorliegende Briefwechsel abermals einen Beleg für die nach den verschiedensten Richtungen hin ausgreifende und einflußreiche Thätigkeit Goethe's, sowie dafür, daß er über alle Gegenstände, mit denen er in Berührung kam, die Lichtstrahlen seines hellen Geistes zu verbreiten wußte. Die Sache aber selbst ist einfach diese. Im August 1814 ließ man in öffentlichen Blättern eine anonyme Anzeige aus Rostock, der Geburtsstadt Blücher's, wegen eines demselben zu errichtenden Denkmals. Der Fürst Blücher erhielt Kunde davon. Er schrieb deshalb an den Magistrat in Rostock folgendermaßen: „Aus den öffentlichen Blättern ersehe ich, daß sich die von mir so innig geliebte Stadt meiner erinnert. Ich finde nicht Worte, dem Magistrat und sämtlichen Einwohnern von Rostock meinen Dank auszudrücken, wie ihn mein Herz fühlt.“ Der Gedanke fand bald allgemeinen Anklang sowohl bei der Mitter- und Landschaft der beiden Mecklenburge als auch bei den beiden Fürsten. Goethe ward über das Denkmal zu Rathe gezogen; dadurch entspann sich ein lebhafter Briefwechsel nach mehreren Seiten hin, namentlich mit Herrn von Breen, der vorzugsweise die in der fraglichen Angelegenheit erforderlichen Geschäfte übertragen erhalten hatte. Dem berühmten Schadow in Berlin ward die Ausführung des Denkmals zugesprochen. Goethe folgte der Sache mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, wie aus seinen Briefen hervorgeht, und verfaßte die bekannte Inschrift. Am 26. August 1819 erfolgte die Einweihung des Denkmals. Blücher starb bald darauf am 12. September.

Karl Simmer.

Aus Friedrich Jacobs' Briefwechsel.

Briefwechsel zwischen Friedrich Jacobs und Franz Gölter. Mit einer Skizze von Gölter's Leben herausgegeben von Heinrich Dünker. Leipzig, Dyt. 1862. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Heinrich Dünker, eifrig und unablässig bemüht um Entdeckung nachgelassener Briefschaften, hat einen neuen Fund an dem Briefwechsel zwischen Friedrich Jacobs und seinem treuen Schüler Franz Gölter gemacht. Derselbe

bietet manche interessante Seiten. Unseres Wissens sind vergleichende Veröffentlichungen aus den streng philologischen Kreisen bisher nicht gerade häufig gewesen, und zwar fällt der hier vorliegende in jene merkwürdige Zeit, wo man in Deutschland selbst schon auf den Gymnasien das Studium der griechischen Sprache zum Schaden anderer Disciplinen bis zu einer fabelhaften Höhe trieb und in dieser Hinsicht an die Schüler die maßlosen Ansprüche stellte, die sie nicht hätten erfüllen können, wenn man sich nicht dabei im allgemeinen doch mehr nur mit dem bloßen äußern Schein begnügt hätte. Hellenischer sind wir Deutsche dadurch gerade nicht geworden, und konnten dies auch nicht, da die griechischen Autoren von den meisten Lehrern in ziemlich barbarischer Weise tractirt wurden. Im Gegentheil, unsere großen Dichter, die sehr wenig oder wie Schiller so gut wie gar kein Griechisch verstanden^{*)}, waren viel mehr vom hellenischen Geiste erfüllt, als die eigentlichen Gräcologen, die vom Rathgeber herab griechische Kunst und Poesie meist wie Anatomen einen Leichnam behandelten und unter deren Einflüssen die deutsche Jugend statt hellenischer nur immer barbarischer wurde; ja, den meisten dieser Jünglinge wurde durch diese Nothtaufe in der griechischen Grammatik und Syntax ein entschiedener Widerwille gegen alles Hellenische eingebläht; und der offenbare Beweis dafür liegt in der nicht abzuleugnenden Thatsache, daß sich auch die deutsche Poesie immer mehr den Einwirkungen altdeutscher Poesie entzog. Dies hätte nicht so der Fall sein können, wenn jene Gelehrten vom wirklichen hellenischen Geiste und von Anschauungen des Schönen und Idealen, wie es sich in der griechischen Kunst und Poesie offenbart, erfüllt gewesen wären. Wenn diese Anschauungen abgehen, für den bleibt bei allem noch so gründlichen und umfangreichen grammatischen und archäologischen Wissen der hellenische Geist ein ungehobener Schatz und ein unverständliches, gewissermaßen leichenhaftes Wesen, der wird sogar, sich dunkelhaft überhebend, sein trodenes Wissen und seine Specialwissenschaft der Poesie und Kunst gegenüber in eine feindselige Stellung bringen.

Diesen letzten Punkt hat der Herausgeber in der Einleitung zu vorliegendem Briefwechsel weniger hervorgehoben, dagegen bemerkt er sehr wahr und richtig:

„Leider zeigt sich die Klage nur zu gerecht, daß die Beschäftigung mit dem classischen Alterthum, mit seinem Leben und seiner Geschichte, mit den herrlichen Gebilden seiner Dichtung und Kunst, mit dem reichen Vermächtniß seiner Weisheit bei den Fachgelehrten am wenigsten jene humane Gesinnung zu nähren

^{*)} Schiller's Bearbeitungen einiger Euripideischen Sachen sind bekanntlich lecke, mit bewundernswerthem dichterischen Instinct verfaßte Umschreibungen lateinischer Uebersetzungen, und als Schiller im Jahr 1800 auf den Einfall kam, sich in seinen Nebenstunden etwas mit den Griechischen zu beschäftigen, „nur um so weit zu kommen, daß er die griechische Metrik einige Einsicht erhalte“, erlaubte er sich Goethe nach der besten griechischen Grammatik und dem brauchbaren Lexikon. Im übrigen waren jene Nachdichtungen Schiller's ein selbsterfolgtes und gelungenes Manöver, denn sie verliehen ihm das Recht eines Griechischkenners und Gelehrten, womit er seinem Dichterruf Hülfe kam.

steht, von welcher man diese Studien zu trennen sich gewöhnt hat. Der Grund dieser Erscheinung liegt nicht allein in jener Eigenschaft, welche übermäßige geistige Anstrengung auch in den gesunden Naturen erregt, er liegt ganz besonders in der falschen Richtung, welche von so vielen Philologen den Humanitätsstudien gegeben wurde und noch heute gegeben wird, wodurch die Philologie zu einem Tummelplatz beschränkter Rechthaberei und leidiger Klopfschere, zu einer Schule düstelloser Annäherung entwürdigt wird. Wen muß es nicht empören, wenn sich berühmte Philologen dazu hergeben, ihre Schüler mit den höchsten Urtheilen über andere Gleichstrebende zu unterhalten, was von ihnen Geleiste zu verhöhnen und so die schöne Pflanze des jugendlichen Geistes, der zur reinsten Anerkennung alles Guten und Schönen angeleitet werden sollte, mit ihrem bösen Wehtheum zu verderben! Wo ein solcher Sinn die Schüler anweht, da muß jedes edle Gefühl allmählich abgestumpft, ärgster Dünkel statt wahrer Einsicht, Bildung und Humanität genährt werden, besonders wenn die Auffassung der Philologie eine so einseitig beschränkte ist, wie bei manchen bedeutenden Philologen unserer Tage! Statt in den Geist der Alten, ihr Leben, ihre Sprache einzubringen, beschäftigt man sich fast ausschließlich mit Vorurtheil und den kleinlichsten, freilich zum Ausbau der Wissenschaft nöthigen, aber nicht in den Vordergrund akademischer Betätigung zu stellenden Untersuchungen: Ehe man auch nur die Elemente der Kritik erlernt hat, ehe die Schüler den Schriftsteller, den man ihrem Refler unterwirft, gründlich kennen, ehe sie die dazu unumgängliche sprachliche und sachliche Kenntniß sich erworben haben, läßt man sie frischweg über das urtheilen, was der Schriftsteller gesagt haben könne, läßt sie über Sinn und Deutung, ja über Recht und Unrecht entscheiden, und man schert sich nicht, die schwierigsten Fragen denjenigen vorzulegen, die zur Lösung viel leichter noch lange nicht genug vorbereitet sind. So lernen die Studierenden leichthin über Dinge abzusprechen, die sie nicht verstehen, leben sich in jenen argen Dünkeln, in jenen widerwärtigen Gebaren, in jener Verleugnung alles Anstandes und aller Bescheidenheit hinein, wovon wir so traurige Beispiele bemerken, und statt in die Hölle des Alterthums einzudringen, fadeln sie sich auf einem Fleckchen an, wo sie im beschränkten Uebermuth herrschen, ohne zu ahnen, daß es die erste Pflicht des Philologen, sich auf seinem weiten Felde erst tüchtig nach allen Seiten anzusehen, daß bescheidene Vorsicht und eble Achtung die schönsten Zierden des Jüngers der Wissenschaft.

Diese Bemerkungen des Herausgebers kann man sicherlich nur aus tiefster Ueberzeugung und von ganzem Herzen unterschreiben.

Einen solchen Philologen, wie Dünker ihn im Sinne hatte, schildert Göller in einem an Jacobs aus München vom 17. December 1814 gerichteten Briefe mit folgenden Worten:

Werken, der mich manchmal besuchte, habe ich nun näher kennen gelernt. Er ist außerordentlich gelehrt, vorzüglich in den Epikura. Er hat eine eiserne Geduld. Seine Sammlungen sind so reich, daß man wol schwerlich viele, selbst alte Philologen antreffen möchte, welche so reich sind. Aber dabei ist er sehr unaussprechlich pedantisch. Ein Philologe soll nichts wissen als Latein und Griechisch; ein Philologe soll selbst seine Mutter sprache nicht verstehen, viel weniger eine andere neue Sprache. Ueber gewisse Männer ist er sehr aufgebracht, welche so gut deutsch schreiben, und wol gar über ganz unphilologische Gegenstände. Darüber stritten wir denn heftig miteinander; manchmal mußte er sich auch recht anklagen lassen, manchmal sagte er bittere Worte, daß er Gelehrsamkeit über die Bildung setze, welche letztere doch die Frucht der ersten sein sollte.

Wohlwunder unter einer solchen Sorte von Philologen ist denn eine so anmuthige Erscheinung wie Friedrich

Jacobs, dieser nach Dünker's Worten „so milde als freisinnige, so umfassende als tiefe, so scharfsinnige als geschmackvolle Geist“. Und deshalb wird man auch die von ihm hier abgedruckten Briefe willkommen heißen, indem sie in ihnen die Milde und Anmuth seines Geistes, die Menschlichkeit seiner Gesinnung und die damit zusammenhängende Gewissenhaftigkeit, Behutsamkeit und zarte Berücksichtigung der Individualität anderer überall auf wohlthuendste offenbaren. An letzterer, nämlich an der Fähigkeit und dem guten Willen, die Individualität und die besondere Lage anderer zu respectiren, fehlt es heutzutage in betrübendem Grade, während man doch andererseits nur zu geneigt ist, sein eigenes Selbst und Selbstinteresse auf anmaßlichste zur Geltung zu bringen und andere nur zu diesem oder jenem Zwecke zu benutzen. Bis zu einem gewissen Grade mag man sich übrigens diesen selbstischen Individualismus, insofern er nicht zu schroff, verlegend und andern schädlich auftritt, gefallen lassen; denn in dieser Welt hart aufeinander stoßender Interessen muß eben jeder sich seiner Haut, so gut es geht, zu wehren suchen.

Jacobs' Jugend fiel noch in jene schöne Zeit, wo Humanität noch das Stichwort der Zeit war, und wie viel wirkt nicht ein solches Stichwort und Zeitmotto! Das deutsche Volk war in der That etwa von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis in die neunziger Jahre auf dem besten Wege, sich zu dem humansten und gestittesten Volke Europas auszubilden, und selbst ein großer Theil des Adels und der Fürsten, sogar einzelne katholische Kirchenfürsten zeigten sich von einer wahren Leidenschaft ergriffen, Menschen unter Menschen zu sein und Keime menschlicher Bildung unter ihren Untergebenen und Untertanen auszustreuen. Einflüsse von innen und von außen, die theils politischer, theils socialer Art waren, trafen zusammen, um dieses schöne Verhältniß zu stören, das Humanitätsstreben zu hemmen und das Individuum meist oder vorzugsweise nur nach Impulsen der Selbstsucht und eigennützigen Berechnung handeln zu lassen. Auch Philosophie und Wissenschaft hatten ihren Antheil an dieser Wendung. Der Eigendünkel, alles am besten zu wissen, alles am besten zu begreifen, alles am besten zu beurtheilen, nahm furchtbar überhand. Die kaum etwas gedämpfte deutsche Rechthaberei, wie sie sich schon zur Zeit der Reformation unter den theologischen Klopfschtern in so widerwärtiger Weise gezeigt hatte, bemächtigte sich der Vertreter der Wissenschaft und vor allen der Philologie, und es trat in dem Kreise der letztern nun jener Zustand ein, wie ihn Dünker in den oben angeführten Worten geschildert hat. Dazu bemächtigte sich der Geister eine Unruhe, eine innere Unzufriedenheit, ein Ungenüge an den Verhältnissen, und sogar unter den bisher so bescheidenen Männern der Wissenschaft zeigte sich mehr und mehr die Sucht nach glänzender Lebensstellung, nach irgendeiner befondern in die Augen fallenden Auszeichnung. Die Wissenschaft und die einsame Forschung allein genügten den meisten nun nicht mehr.

Auch Friedrich Jacobs erlebte, noch im schönsten Man-

nesalter stehend, diese Wendung, die vielleicht kommen mußte, um größern Weltzwecken die Bahn zu brechen, die aber vieles Schöne zerstört und das innere Glück der Menschen und ihr harmonisches Verhalten untereinander schwer erschüttert hat. Selbst mit seinen unter seinen persönlichen Einflüssen gebildeten und mit ihm in fortwährendem Verkehr bleibenden Schülern wie Göller hatte er seine liebe Noth; immer muß er Göller's unruhigen, unzufriedenen, über seine gegenwärtigen Verhältnisse hinausstrebenden Sinn zu beschwichtigen, zu beruhigen, mit seinen Verhältnissen zu versöhnen suchen. Göller war z. B. mit seiner Stellung als Lehrer an der untern Klasse des münchener Gymnasiums höchlichst unzufrieden; da schreibt ihm Jacobs:

Sehen Sie auch Ihr Geschäft nicht als zu unbedeutend und unwürdig an. Wir alle haben wie diese Kinder angefangen, und wer von uns wünschte nicht, in diesem Alter einen treuen, wohlwollenden und über den Umfang seines Geschäfts hinaus unterrichteten Lehrer gehabt zu haben? Verachten Sie ja diese Jugend nicht, aus der ja tüchtige Männer auch durch Ihre Hülfe emporschweben sollen, noch geben Sie sich bei dem mühsamen, oft undankbaren Geschäft der Ungebuld hin.

Das beste Muster hatte ja Göller an Jacobs selbst, an und über den er am 10. August 1811 aus Leipzig schreibt:

Sie schreiben mir, verehrter Herr, von den Freuden, die Ihnen der Schulstand geboten hat. Ich habe es oft bewundert, wie sehr Sie zum Lehrer geschaffen sind. Die nothwendigste Gabe, sich deutlich und schon auszudrücken, wahre Reizung für die guten Fortschritte Ihrer Schüler, jene Güte und Milde, die in Ihrem ganzen Wesen liegt, und vor allem Geduld und Nachsicht, dies alles muß wol Ihren Unterricht denen unvergeßlich machen, die das Glück hatten, ihn zu genießen.

Besonders ist Jacobs bemüht, seinem jüngern Freunde die Schwierigkeiten der Laufbahn als akademischer Lehrer vor Augen zu stellen; er bemerkt, daß man da „den Druck von vorn und von der Seite“ her und „den Krieg mit vorgefaßten Meinungen und mit der Indifferenz“ zu bestehen habe, und fährt dann fort:

Die Lage eines Privatlehrers auf Universitäten ist immer sehr precär, und meist in den Händen der Professoren, die nicht immer wohlwollend sind. Es ist gar nicht immer möglich, seine Verdienste und Kenntnisse geltend zu machen, und die Aufmerksamkeit der Obern auf sich zu ziehen; auch die Schriftstellerei, deren Erfolg ebenfalls dem Zufalle ausgesetzt ist, reicht dazu nicht immer hin.

Ein andermal begegnet er Göller's Klagen über die haitrische Schuldisciplin mit den Worten:

Allerdings hat man wol in Baiern, wie im ganzen südlichen Deutschland, die Disciplin zu sehr mechanisirt; es mag auch wol sein, daß dieser Mechanismus die lebendige Liebe zu den Wissenschaften beeinträchtigt, und daß überhaupt viele aus ganz andern Gründen als den rechten Andern; aber dieses Uebel ist in Baiern nicht allein zu Hause; es hat vielleicht zu allen Zeiten und an allen Lehranstalten geherrscht, wenn schon die jegige Zeit es durch ihre bekannten Gebrechen ganz vorzüglich begünstigt. Es ist unnütz gegen diesen schlimmen Geist zu sprechen und zu eifern, da er einen Phalanx von Bedürfnissen um sich her hat, die für ihn streiten, und die unzähligen Diener der Gemeinheit in dem väterlichen Hause und auf allen Gassen; aber wie Liebe zur Tugend durch die Ausübung geweckt und genährt wird, so belebt sich auch eine reine Liebe zu der Wissenschaft durch ein tüchtiges und gründliches Wissen.

Von Interesse sind auch die durch Göller vermittelten Unterhandlungen mit dem leipziger Buchhändler Knobloch wegen Verlagsübernahme von „Rosaliens Nachlaß“, und auch hier zeigt sich Jacobs' zarte Gewissenhaftigkeit im schönsten Lichte; er schreibt z. B. aus Gotha am 15. Februar 1812:

Wenn ein Buchhändler kein Vertrauen zu einem Artikel hat, und man ihn doch zur Uebernehmung desselben berebet, so ist man für jeden Verlust, den er leidet, verantwortlich, wenn auch nicht vor der Buchhändlercommission, doch vor dem Tribunal des eigenen Gewissens; und ich würde nie einen Verleger ohne Erdröthen ansehen können, bei dem ich mich einer solchen Verschuldung bewußt wäre.

Man sieht, Jacobs war kein moderner literarischer Handelsmann, der selbst zum voraussetzlichen Schaden des Käufers seine Waare gebührend herauszustreichen weiß.

Als, schon im Jahre 1815, Göller eine Einladung bekam, im Preussischen eine Schulbediennung zu nehmen, schreibt Jacobs an ihn, daß er fürs erste die Anwendung seiner Kräfte seinem eigenen Vaterlande schuldig sei, das der wissenschaftlich Gebildeten nicht viele entbehren könne; er fügt aber auch hinzu:

Von der andern Seite ist es mir gar nicht mehr zweifelhaft, daß Preußen von neuem, mehr als je, der Sitz und Mittelpunkt liberaler Ideen werden und sich eines Aufschwungs der Wissenschaft und Bildung erfreuen wird, wie vielleicht kein anderer Staat.

Ueber sein stilles Gelehrtenleben in Gotha bemerkt Jacobs in einem Schreiben am 17. März 1811:

Verkehr habe ich mit wenigen Menschen, wie ich denn auch wenige Ruhe dazu habe, und es meinem Alter gemäß ist, zeitweiligen Umgang zu suchen. Es ist mir genug, mit einigen Freunden, mit meinen Büchern und mir selbst zu leben, das Geräusch ist mir verhaßt; auch haben mich meine Erfahrungen in Manchem (München?) etwas weiser gemacht.

In unsern Tagen, wo jeder selbst wider Willen mehr oder weniger in die allgemeine Strömung hineingerissen wird und einen guten Theil seiner Kräfte und Zeit von Vereinen aller Art in Beschlag genommen sieht, würde selbst ein Gelehrter wie Jacobs sich schwerlich in solcher Zurückgezogenheit von der Welt halten können.

Wir wenden uns nun zu Franz Göller, der sich auch durch einige philologische Arbeiten und Editionen rühmlich bekannt gemacht hat. Sein Leben, welches der Herausgeber in der Einleitung geschildert hat und zu dem die Briefe Göller's erwünschte Supplemente liefern, ist ein echt deutsches und, äußerlich genommen, ziemlich freudloses Gelehrtenleben; denn nicht bloß die deutschen Voeten haben das wenig beneidenswerthe Vorrecht einer bekümmerten Existenz; jeder geistige Arbeiter in Deutschland hat es, wenn ihm nicht besonders günstige Verhältnisse zu Hülfe kommen. Göller hatte alle Drangsale zu er leiden, welche ein junger deutscher Gelehrter in der Regel durchmachen muß, der, nachdem er sein bißchen väterliche Vermögen, wenn er ein solches überhaupt hatte, auf der Universität und in Bücherankäufen verthan, um fogar von der Pise auf, d. h. zunächst als Unterlehrer, wenn nicht als Hauslehrer dienen muß. Leider kamen hierz noch ganz individuelle traurige oder, wenn man will

halb tragische Schicksale, die seine letzte Lebensperiode verzerrten und sorgenvoll machten. Doch auch solche ganz individuelle Misgeschicke gehören für den, der einmal Unglück haben soll, gewissermaßen zu den Nothwendigkeiten; denn wie es Menschen gibt, denen alles, was sie anfangen, geräth, so gibt es auch hinwiederum Menschen, denen alles, was sie anfangen, mißrath, und der auf dieser uralten Wahrnehmung beruhende astrologische Glaube, daß der Mensch entweder unter einem guten oder bösen Stern geboren sei, hat hiernach einen tiefen und richtigen symbolischen Sinn, als man gemeinhin annimmt.

Ueber seine Lebensumstände, namentlich seine früheren, hier nur wenig. Franz Ötler war am 17. März 1790 zu Bamberg geboren, wo seine Aeltern die Bierbrauerei „Zur weißen Rose“ besaßen. Er besuchte das 1803 an der Stelle der aufgehobenen Universität errichtete Lyceum daselbst, empfand erst den heftigsten Widerwillen gegen die griechische Sprache, wurde aber bald von einer ebenso begeisterten Zuneigung zu derselben ergriffen. Als Jacobs nach München berufen worden, ging auch der junge Ötler dahin, und der 5. November des Jahres 1808, wo Ötler bei Jacobs zum ersten male eintrat, blieb beiden ein ewig denkwürdiger Tag. Ötler gehörte zu denen, welche sich um den edeln F. Jacobs, der wie Thiersch zu einem besondern Gegenstand des Hasses und der Verfolgung seitens der altbairischen Obscurantenpartei angesehen war (auf Thiersch wurde bekanntlich auch ein abscheuliches Attentat gemacht), am treuesten scharten. Seine fernern Studien machte Ötler, nach dessen Abgang auch Jacobs sehr bald München verließ, um dem so ehrenvoll wiederholten Ruf als Oberbibliothekar und Aufseher des Münzcabinetts in Gotha zu folgen, in Leipzig, wo er durch einen Brief von Jacobs an Hermann empfohlen war. Von hier aus klagte er gegen Jacobs besonders über die Emendirsucht der Philologen, welche gerade vorzüglich gern solche Schriftsteller läsen, die möglichst corrupt auf uns gekommen seien; über Beck, der in seinen Vorlesungen immer nur Seitenzahlen, Büchertitel, Buchhändler und Jahrzahlen anführte und für die Bibliothek, auf der die wichtigsten Sachen fehlten, obzures Zeug, namentlich alte italienische Schattelen ankaufte; über die „spiegelschierische Unterhaltung“ der lateinischen Disputationen, wovon jedoch diejenigen Hermann's eine rühmliche Ausnahme machten. Im Jahre 1812 erhielt Ötler die Lehrerstelle an der untern Klasse des münchener Progymnasiums, und 1814 wurde er unter günstigeren Bedingungen nach Bamberg versetzt. Da damals höchst traurigen bairischen Schulzustände und der Verfolgungen seitens der kirchlichen Reactionspartei längt überdrüssig, nahm er mit Freuden einen Ruf als ordentlicher Lehrer am kölnen Gymnasium an, der ihm bald darauf zu Theil wurde. Ötler hätte nun wol glücklich sein können, aber er war und blieb unzufrieden mit sich wie mit der Welt und zeigte sich häufig von solchem Mismuth befallen, „daß er, von timonischem Menschenhaß ergriffen, seine vertrauesten Freunde floh“. Allmählich schirn er sich jedoch in seine Verhältnisse mehr

einzuleben, als ihn ein Schlag traf, der sein häusliches Leben ihm zu einer Quelle bitterster Qual machte. Dänger erzählt:

In gutmüthiger Laune hatte er sich im Jahre 1830 zu einer Ehe verheirathet lassen, von welcher ihm alle Freunde nur entschieden abrathen konnten. Das Gefürchtete sollte in schrecklichster Weise sich erfüllen. Wir ziehen den Vorhang über dieses Trauerspiel, worin ein junger Laie, der damals noch Secundaner des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums, den Haupttheil spielte. Der Mann hat sich später einen gewissen Namen auf dem Gebiete der deutschen Mythologie erworben, sich auch als erbaulicher Schriftsteller bekannt gemacht: aber sein Schicksal hat ihn doch erreicht, er ist im Wahnsinn gestorben. Ötler's Herz fühlte sich bis in seine äußersten Tiefen zerrissen; denn nicht allein die schmachliche Treulosigkeit und die gewissenloseste Verfälschung sollte er erfahren, sondern auch das ganze Getriebe menschlicher Bosheit und Niederträchtigkeit sich ihm enthüllen. Die Scheidung wurde endlich im Jahre 1839 zu seinem Nachtheile erkannt, da er die ihm zu Gebote stehenden Beweise zu benutzen sich nicht entschließen konnte. So litt er denn auch an seinem Vermögen eine beträchtliche Einbuße.

Nachdem er später auch von seiten der Behörden bittere Kränkungen und Zurücksetzungen erdulden mußte — man entzog ihm z. B. die lateinischen Stilübungen —, trat er im Herbst 1850 in den Ruhestand, und nun lebte Ötler in dem alten Köln, „das so viele dankbar verehrende Schüler in seinen Mauern hegte, abgeschieden von aller Welt in einem entlegenen Stadtviertel“; wenn aber einmal sein verschlossenes Herz gegen Männer, die sein Vertrauen verdienten, sich öffnete, so blickte man „auf den krySTALLreinen Grund eines edeln, durch Wissenschaft gehobenen, aber leider von des Lebens ärgstem Weh und ekelster Gemeinheit verwundeten Herzens, das bei aller Bedrängniß sich selbst und den Glauben an die Menschheit nicht verloren hatte“. Am 6. December 1859 erlag er den Folgen eines Schlagflusses.

Das Interessanteste in Ötler's Briefen sind wol seine Mittheilungen aus und über Baiern, so wenn er am 9. Mai 1813 aus München schreibt:

Es thut mir fremd, nach Leipzig so gar keinen Sinn für etwas Höheres in der Wissenschaft hier zu finden. Kein vorworfeneres Volk als diese Finanziers, diese Adlerleute im Dienste des Staats, diese Protocollanten, die mit solcher hohen Nase auf uns heruntersehen. Alles fragt: wie viel hat er? Und hiernach richtet sich die Beurtheilung und äußere Achtung. Das Streben nach guter Bezahlung ist dem einzelnen nicht zu verübeln, aber daß man keinen höhern Staatsdienst kennt als den um Geld, ist ein Zeichen der elenden Gesunkenheit unserer europäischen Staaten. Auch der Minister verachtet die Studiensection, und beehrt sie mit dem ehrenvollen Titel das Gesindel!

In Bamberg waren die Zustände nicht besser. Der Rector, ein Mönch, hatte auf Ötler's Entfernung gedrungen, und setzte in den öffentlichen Jahresbericht folgende Stelle gegen ihn:

Wie leicht kann es nicht dem Staate nachtheilig werden, wenn gerade bei solchen Individuen, deren Erkenntnißvermögen sich zu einem höhern Grad der Cultur aufschwang, Sucht und Sittlichkeit gesunken, oder doch auf einer niederen Bildungsstufe stehen geblieben sind? Nicht genug, daß solche literarische unmoralische Menschen an und für sich schon dem Staate nachtheilig sind, sie werden auch für denselben wegen ihres bösen Beispiels und ihrer verpeßenden Einflüsse auf andere doppelt gefährlich.

Göller erzählt in demselben Briefe (vom 5. Januar 1817) bei Gelegenheit einer öffentlichen Züchtigung von Schülern, welche sich gegen den Calligraphielehrer, ein allgemein übel berüchtigtes Subject, vergangen hatten:

Bei der Execution mußte der Rectoratsprofessor, jetzige Rector, eine Rede gegen die Schüler halten, in welcher der Name Hundebuben (wie man sich allgemein sagte) das geringste Schimpfwort der armen Schüler war, die so vortreffliche Fortschritte gemacht, so musterhaft sich betragen hatten, und unter denen Söhne der besten Familien waren.

An demselben Tage las man in der „Bamberger Zeitung“ in einem im Dienste des Obscurantismus geschriebenen Artikel unter anderm Folgendes:

Unter die vielen Abgeschmacktheiten, welche der Freiheits- und Humanitätschwandel der neuesten Zeit geboren hat, gehört auch die, daß Kinder ohne Schläge erzogen werden müssen, weil man sonst ihr Ohrgefühl abstumpfe und ihnen einen knechtischen Sinn anbilde. Wo wird aber die künftige Geschichte mehr von Sklavenseelen ausgezeichnet finden, in dem Jahrhundert, wo die Knechte keine unbedeutende Rolle in der Pädagogik spielte, oder in unserm süßen, humanen Zeitalter, mit dem schmiegl- und biegsamen Menschengeschlecht u. s. w.

Daß es einem Jünglinge der alten Griechen unter so bbotischen und barbarischen Zuständen nicht wohl sein konnte, ist erklärlich, aber allerdings scheint Göller ein Mann gewesen zu sein, der wenig fähig war, den Verhältnissen und den Lokalitäten, in denen er lebte, sich zu accommodiren und Geschmach abzugewinnen. Denn kaum ist er in Köln, als er auch schon von dem „traurigen Aufenthalt in dieser düstern alten Stadt“ spricht.

Liegt diese Unzufriedenheit dem Deutschen oder wenigstens der neuern deutschen Generation im Blute? In W. E. Weber, einem Freunde Göller's, dessen an letztern gerichtete Briefe den Anhang des Buchs bilden, drückt sich wenigstens ganz dieselbe Unzufriedenheit und Unstetigkeit aus. In einem Schreiben aus Leipzig vom 14. November 1812 spricht Weber mit Entzücken von Süddeutschland, wohin er während der Ferien eine Reise gemacht, über das „regsame frohe Streben unter den Menschen jener Gegend“, über das „südl. = reiche Leben“, über das „poetische Wesen der ganzen Landesart“, es sei sein heißester Wunsch, „recht bald aus unserm nordl. düstern, verschlossenen, kaltherzigen Treiben in jene glücklichere Zone“ versetzt zu werden.

Kaum ist aber Weber in Süddeutschland, nämlich in Aichaffenburg (als Hauslehrer beim Grafen von Benzel-Sternau), so gesteht er, sich wieder in das nordische Vaterland zurückzusehnen,

weil mir, fährt er fort, Aichaffenburg, der Ort, an dem ich unglücklicherweise die Laufbahn im Süden beginnen muß, um der Roheit und Unempfänglichkeit seiner Bewohner für Schönes und Gutes, um der Gemetheit, des Stodkatholicismus, der Geisteslähme willen das früher entworfene freundliche Bild vom süddeutschen Leben vergallt hat.

Zwar rühmt er den Umgang mit dem Grafen und der Gräfin, „die ein herrlich Bild deutscher Weiblichkeit ist“, „aber“, ruft er aus, „wenn ich zur Hausthür herausträte, seh' ich das elke Volk“. Er erhält einen

Ruf als Professor der Philologie nach Ghr, und er schwelgt wieder in den seligsten Hoffnungen:

Das Leben in einem glücklich organisirten Freistaate, fern von politischer Misere, wie sie noch Deutschland untereinander wirft, wird mir sehr wohl thun, das öffentliche Wirken meine Kraft spornen und läutern, die Alpenluft mich gesund und frisch erhalten. Dazu kommt dann die überschwenglich herrliche Aussicht, Italien leicht zu bereisen, und so die innersten Wünsche des Herzens zu befriedigen.

Kaum aber dort, fühlt er sich von den Verhältnissen angezerrt:

Ich glaubte meiner eigenen Ausbildung förderlicher zu werden hier in der Schweiz, Italien nahe. Das sei denn so; es war nicht Egoismus, aber ist der Mensch nicht halb, solange er mit sich selber nicht fertig? Bin ich damit nur ein wenig mehr zu Rande, ei, so soll ich ins Vaterland gern wiederkehren. Liegt mir doch nichts näher am Herzen! Kann mir die Schweiz doch nie werden, was Deutschland, solange Schweizer und Deutscher sich politisch so gleichgültig bleiben. Also hab' ich im Verfluß einiger Jahre einen Menschen, der wie ich wissenschaftlich zu werden wünscht, vonnöthen, so ruft mich in Gottes Namen, und ich werde nicht Nein sagen.

In einer zu Ghr verfaßten Elegie vom 24. November 1817 klagt er weiter:

Hochauftrauchen noch jago die Seen im Getöse des Föhnw:
Roffg noch glänzen die Gletscher im goldenen Lichte des Früh-
roths;

Donnernd noch stürzen die Wasser herab vom beschneitten
Berggork,

Und manch heiliger Baum verkündigt noch Sagen der Hirten
Aus urahnlischer Zeit in des greisenden Wipfels Bewegung:
Aber die Kraft der Wäler ist hin; die beschriebene Milde,
Die felskräftige Ruhe, die Biederkeit und die Entfagung;
Und, zu französischer Sitte verzerrt, voll hohler Galanterie,
Ihrüchter Gravität und verächtlichem Hunger nach Golde,
Ist er, er selbst, der Schweizer, nicht mehr, und inmitten
von Deutschen,

Von Franzosen und Welschen nicht deutsch, nicht französisch
und welsch nicht!

Swar manch Edler verharret noch in biederer Sitte der Vor-
welt,

Liebt germanische Tren' und verschmäht anglisches Gesein:
Aber sein Wort verhallt im betäubenden Lärm der Versamm-
lung,

Und das veraltete Schlechtere bleibt, und das Bessere ver-
höhnt man.

Dann sehen wir Weber wieder in Emmerichshofen und in Frankfurt a. M., aber „halb willig, halb unwillig“ wird er aus den „gesegneten Rhein- und Main-gegenden“ an die „kalten und fahlen Küsten der Nordsee“, nämlich nach Bremen fortgeschoben. In Bremen befindet er sich in ehrenvollen bequemen Verhältnissen; sein Gehalt ist reichlich, „wennschon in der großen und luxurvollen Stadt man ihn recht gut aufbraucht“; seine Kollegen sind madere Leute, mit denen er in Frieden lebt, kurz, er steht sich „gewiß so gut als irgendetw Schulmann in Deutschland“; nichtsdestoweniger sehnt er sich wieder zurück nach Süddeutschland, dem entronnen zu sein er sich anfangs so glücklich pries; denn er liebt einmal das „süddeutsche leichtere Leben“, seine Frau ist dort heimisch, und eine Reihe schmerzlicher Fälle hat ihn gemahnt, daß er doch „unrecht gethan, dort wegzuziehen“.

Haben wir diese ewige Unzufriedenheit nur in ihm selbst zu suchen? Zum Theil wol, aber nicht allein, nicht ausschließlich. Es dürfte nur wenige Städte in Deutschland geben, wo sich ein Mann von hoher geistiger Bildung nicht vereinsamt vorkommen wird, während die angegriffenen, wohlhabenden Pfahlbürger um ihn, die nichts Höheres kennen, sich in ihrer Haut und in ihren vier Händen vielleicht ganz behaglich fühlen. Wird er über die Grenzen seines engeren Heimatlandes hinausgeschleudert, so ist er, obgleich unter Deutschen, den Autochthonen und den autochthonischen Verhältnissen gegenüber ein Fremdling und bleibt dies oft sein Leben lang; denn der Laß- und Falschgeist ist wol nirgends so mächtig als in Deutschland und der deutschen Schweiz, und nirgends sind daher die Heimatgesetze so gemüthlos und inhuman als hier. Nun war aber Weber ein abgesagter Feind dieses Falschgeistes, ein feuriger deutscher Patriot, der nur durch eine schwere Erkrankung davon abgehalten wurde, als Freiwilliger gegen die französischen Unterdrücker mitzugehen, „wie Knob“ auch des Kampfes Ende geworden.“ Seine Klagen über die politischen Verhältnisse Deutschlands und namentlich Baierns sind herzerregender Art; er schreibt einmal Ende Mai 1818:

Alle meine Himmel wären zertrümmert, wenn es wirklich mit Europa, wenn es mit Deutschland so weit wäre, daß man es aufgeben müßte. Ich glaube es noch nicht so weit, so ein schlechtes, fleisches Aussehen auch manches haben mag, so viel auch Fürsten und Minister thun, um der armen lachstiftischen Jungfrau den Rest zu geben.

In dieser Beziehung war seine Unzufriedenheit nur zu gerecht; denn wie es eine ungesunde, maßlose, schädliche, aus bloßen Motiven des Egoismus oder aus bloßer hypocondrischer Mergellichkeit hervorgehende Unzufriedenheit gibt, so gibt es auch eine sehr gesunde, förderliche, berechtigte, auf edelm Bestreben und richtiger Erkenntniß beruhende Unzufriedenheit, ohne die überhaupt an einen Fortschritt weder für den Einzelnen noch für das Allgemeine zu denken wäre.

Unser kritischer Verus hat es mit sich gebracht, daß wir seit einer Reihe von Jahren Tausende und aber Tausende von Briefen aus der Feder von Männern gelesen haben, welche Deutschland zur Hölle getrieben. Ihr oft so trüber Inhalt hat, wir gestehen dies offen, unsern frühern Glauben an die Tiefe, Reinheit und Ehrlichkeit des deutschen Gemüths nicht wenig erschüttert. Geräth doch das Gemüth schon dadurch mit sich selbst in Widerspruch, wenn es sich im stolzen Selbstbewußtsein in einer für die andern Völker vorlegenden Weise ausdrückt, ist es doch im Grunde sehr wenig gemüthlich, wenn wir allen übrigen Völkern das Gemüth absprechen. Ganz gewiß ist das echte deutsche Gemüth, unbemerkt von der Welt, auch im Schoße zahlreicher Familien heimisch; aber in allen übrigen Verhältnissen läßt es sich sehr wenig spüren, oder man müßte denn sein Wesen hauptsächlich im gemüthlosen Klatsch, im herben böswilligen Aburtheilen, wie es sich ja neben der deutschen „göttlichen“ Grobheit auch in der Literatur nur zu häufig findet, und in der

kleinlichen Intrigue erblicken wollen; denn wo die politischen und socialen Verhältnisse kleinlicher Art sind, wird es auch die Intrigue sein. Auch der vorliegende Briefwechsel hat uns eine Menge Anklagepunkte gegen das deutsche Gemüth an die Hand gegeben. Manches dahin einschlagende ist in den von uns mitgetheilten Auszügen enthalten; aber wir könnten dieses Sündenregister noch ansehnlich vermehren; Göller schreibt z. B. aus Köln am Fronleichnamstage 1820 an Jacob:

Als ich nach Bamberg kam, war die Sage verbreitet, ich sei von hier davongelaufen. Ich hielt diese Sache für eine Ausgeburt müßiger Köpfe — weiter nichts. Nach längerem Aufenthalte bemerkte ich, daß es manche wünschten, daß ich käme *αποπρω, ἀμαρτος, ἀνέστας* bei ihnen Hölle suchen. Wie sollte mir's dann gehen!

Weber schreibt aus Bremen an Göller in Betreff gewisser Erfahrungen, die er in Süddeutschland gemacht:

Ein Paar der Schuste, oder vielmehr der erste und Hauptschust, der mit meine Laufbahn verknüpft hat, existirt noch, der andere, ein treuloser Colleague, der mich wegen eines an sich ganz unbedeutenden Janes, der unsere gute Kameradschaft kaum auf acht Tage störte, im ersten Feuer boshafter Rachsucht bei euerm Ministerium verleumbet hatte, ist an der Cholera verstorben. Ich bin weit entfernt, mit dem Todten zu zürnen; aber sein Streich hat mein Leben unheilbar verwundet, soviel es wenigstens in meiner Absicht lag, in Preußen, und nicht immer Schulmann zu bleiben. Aus Frankfurt, wo ich im Grunde recht gut daran war, trieb mich auch Inconsequenz, Halbheit und Kaffelträgererei scheinbarer Freunde weg.

Gewisse Leute sind im Stande, in demselben Augenblick, wo sie mit verzückter Miene den idealistischen Klingklang „Seid umschlungen, Millionen!“ anstimmen, den Nächsten erbarmungslos mit einem Fußtritt von sich zu stoßen. In jener merkwürdigen Zeit, wo, wie erwähnt, Humanität die Tagesparole war — und es ist das eine Zeit, der wir eigentlich alles verdanken, was wir noch an Humanität besitzen —, ging der menschenfreundliche Gleim in der richtigen Erkenntniß, daß bei uns alles, auch das Beste akademisch geschult und sanctionirt werden müsse, mit dem Gedanken um, in Halberstadt eine Akademie der Humanität mit Herder als Präsidenten zu begründen. Der löbliche aber allerdings phantastische Gedanke gelangte nicht zur Ausführung, und es trat nun sehr bald jener Zustand ein, welcher Goethe in seinen spätern Lebensjahren veranlaßte, die Sentenz niederzuschreiben: „Die Deutschen sollten in einem Zeitraum von 30 Jahren das Wort Gemüth nicht aussprechen, dann würde nach und nach Gemüth sich wiederfinden.“ Goethe mußte, wenn er etwas sagte, auch immer, was er damit sagte, eine Eigenschaft, die eigentlich von jedem verlangt werden müßte und die doch viel weniger häufig ist, als man glaubt.

Hermann Marggraf.

Aus Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart.

Wie der Mann gern die frohen und trüben Erlebnisse seiner vergangenen Tage an seinem gereiften Geiste wieder vorüberführt, wie es einen besondern Reiz für ihn hat, sich die Zeiten seiner Jugend zurückzurufen, wo das Herz voll heiteren Sonnenscheins war und er mit hoffnungsvollem Blick in die weite, endlose Zukunftsperspektive großer Leistungen und ruhmbringender Thaten schaute, wie es eine innere Befriedigung für ihn ist, auf schwere Zeiten zurückzublicken, wo er fähig und fest die Bruck den heranrollenden Sorgen entgegenwerfen mußte; so ist es auch für jeden nach vielen Seiten hin höchst anziehend, die guten und bösen Tage, welche das Volk, dem er angehört, durchlebt hat, in treffenden und treuen Schilderungen wieder anzuschauen. Und es sind nicht nur die großen geschichtlichen Thaten und Ereignisse, auf welche wir mit Interesse zurückblicken, sondern ganz vorzüglich auch die Zustände und Verhältnisse des engeren socialen Lebens, in welchem die Gefühls- und Gemüthswelt mit ihren wunderbaren, oft hellen und heitern, oft dunkeln und unheimlichen Farbentönen in die Erscheinung tritt.

Solche Gemälde zu zeichnen, welche vergangene Tage eines Volks wie im Spiegelbilde wieder hervorzubringen, ist mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden; wie Ovidius muß man von einer Göttin darüber belehrt sein, den Schatten der Vergangenheit wieder Blut einzusößen, damit sie nicht als wesenlose Phantome ohne Wirkung vorüberfliegen, sondern damit sie wieder lebende und warmfühlende Persönlichkeiten werden.

Solche Zauberer sind unter den Schriftstellern selten; die meisten sind nichtsagend, flach, charakterlos in Bezug auf den Inhalt und farblos in der Darstellung. An Thätigkeit zwar läßt man es auf diesem Gebiete nicht fehlen: seitdem Herber durch seine „Stimmen der Völker in Liedern“ (1778) Verständnis und Interesse für das Gemüths- und Gefühlswelt anderer Völker und anderer Generationen nach gerufen hat, hat man nicht nur fortgesetzt mit eifrigem und feinem Sinn die Poesie der verschiedensten Völker durchforscht, sondern man hat auch angefangen, alle Kreise und alle Richtungen des socialen Lebens vergangener Tage in der Form von Novellen, Sagen, Erzählungen, Sittengemälden der Anschauung wieder vorzuführen. Und man ist bei der Vergangenheit nicht stehen geblieben; auch die Gegenwart hat man in derselben Weise in Zeit- und Lebensbildern darzustellen versucht. Sollen solche Darstellungen überhaupt irgendwelchen Werth haben, so ist es durchaus nothwendig, daß der Schriftsteller einen freien, nach allen Seiten hin unbefangenen Geist besitzt. Diejenige, welcher die Geschichte seiner Zeit schreiben will, die Welt der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft mit vorurtheilsfreiem, umfassendem und begreifendem Blick überschauen muß, so muß auch derjenige, welcher Schilderungen aus der Vergangenheit oder Gegenwart eines Volks im Gewande dichterischer, jedoch auf historischer Grundlage beruhender Fiction geben will, jenes „reine Gemüth“ haben, „wo die Welt sich, die ewige, spiegelt“. Er darf seinen Geist nicht verdunkeln lassen von einzelnen vorüberziehenden schwarzen Wolken, die oft genug nur das Erzeugniß seiner trüben Phantasie sind.

Unter den Händen solcher Schwarzscher wird alles zur elendesten und lächerlichsten Caricatur und meistens zu ästhetischen Ungeheuerlichkeiten. Wie die Propheten des Alten Bundes jammern und klagen sie über die allgemeine Verderbnis, und bemitleiden das arme Volk, welches in ihren Augen von teuflischen Verführern in Sünde und Verderben gestürzt wird. Doch die wahre Gabe der Prophetie fehlt ihnen; sie sehen nur die Finsternis, in der sie wandeln, ihr blödes und trübes Auge vermag nicht das Morgenroth des neuen Lichtes der Aufklärung wahrzunehmen, und nun erscheint ihnen das Dunkel, von welchem sie umfungen sind, doppelt schrecklich und ungeheuerlich. Das öffentliche Leben, wie es sich in der neuern Zeit gestaltet hat, seitdem das deutsche Volk angefangen hat, zu einigem politischen Selbstbewußtsein zu erwachen, ist dieser Klasse von Schrift-

stellern „der öffentliche Tod, der alles Volk dahintrast, eine Organisation der finsternen Kräfte zum Angriff auf die heiligen Erbgüter des Volkes“. „Was ist dem Volke Kunn?“ rufen sie aus, „es hat Verstand. Was soll ihm die Kraft der Borzeit, der Geschmach an den Kräften der zukünftigen Welt? Es verachtet die Kräfte des Dampfes.“

Das sind Klageböden derer, welche sich für die Erleuchteten halten. Solche Aussprüche beweisen wol zur Genüge, daß die Phantasie dieser übrigens vielleicht wohlmeinenden Menschen eine Vergangenheit erträumt, wie sie nie existirt hat, und daß infolge davon ihre irreführende Phantasie auch ganz trügerische und unwahre Bilder von der Gegenwart vorspiegelt. Die Zahl dieser Schriftsteller ist übrigens größer als man vermuthen sollte. Von den sieben zur Beurtheilung vorliegenden Erzeugnissen gehören zwei dieser absonderlichen Richtung an. Leider zählen die Verfasser beider Werke nicht zu den geistreichen und besonders befähigten Vorkämpfern dieser Ansichten; ihre Geistesproducte sind in der That so schwach, daß dieselben sich selbst richten. Wir hätten wol gewünscht, unsere Kritik an bedeutenden Größen ausüben zu können. Das eine der beiden Werke ist:

1. Zeit- und Lebensbilder. Erzählungen für das deutsche Volk. Von Karl Hiemer. Erstes Bändchen. Freiburg im Br., Herber. 1862. 12. 18 Agr.

Vorwort und Einleitung des Buchs ist eine Abhandlung: „Die Belletristik und ihre Aufgabe besonders in unsern Tagen.“ Dann folgen sieben einzelne Erzählungen: 1) „Der deutsche Aposat. Historische Novelle aus den Tagen des ersten Revolutionsscharenthums unserer Zeit“; 2) „Karl der Große und seine erste Liebe“; 3) „Paul Barnesried, der bescheidene Diacon“; 4) „Der Napoleonide und sein Sohn“; 5) „Der Middleman und der Kapitän“; 6) „Die Verlobten“; 7) „Graf Adolf“. Die Ansichten, welche Hiemer von der Belletristik und ihrer Aufgabe hat, sind folgende. Schiller und Goethe werden von ihm nur als „sogenannte Classiker“ anerkannt. „Bis jetzt“, sagt er, „haben wir eigentlich bloß eine romanische Belletristik, die nach geborene Tochter der letzten Tage des alten Admorthums und seiner stillosen Verfunkenheit, eine feile Duhlerin, gewandt in allen Künsten der Verführung und aufgepumpt mit den Fittler einer epikuräischen Moral. Eine solche Belletristik aber ist kein Belletristik, keine Darstellung des Schönen, höchstens eine schäbige Darstellung, aber nicht des Schönen, sondern des Häßlichen. Wir bedürfen einer wahren, wirklichen und wesentlichen Belletristik, einer Darstellung des wahrhaft, wirklich und wesentlich Schönen, einer germanischen Belletristik, einer westfälischen Junfrau unterhaltung des heiligen Feuers auf dem christlichen deutschen Familienherde. ... Die Belletristik oder die Kunst der Darstellung des Schönen im Worte, ist in ihrem Ursprunge, ihrer Idee eine Tochter des Himmels, auf die Erde gesandt zur Verjüngung der Völker. Dazu aber bedarf es eben einer andern Belletristik als der bisherigen, dazu bedarf es einer Belletristik von deutschem Schrot und Korn, von deutschem Ehr- und Schamgefühl, von deutscher Kraft und Gediegenheit, von deutscher Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit; einer Belletristik, tief und so klar, so ernst und so ruhig, wie ein deutscher Stro und so reich und so heiter, so blühend und so fruchtbar, wie die Gärten, durch welche er zieht; einer Belletristik, die, wie Rafael, der unerreichte Meister der Darstellung des Schönen im Bilde, den goldenen Inhalt des christlichen Geistes in silbernen Schalen des Alterthums faßt, einer Belletristik, nach allen Seiten hin anregt, unterrichtet, bildet, kräftigt und wie sie selbst sowohl der Kunst eignet als der Wissenschaft, auch wieder als Lehrmeisterin wirkt in Kunst und Wissenschaft und als Erzieherin für Zeit und Ewigkeit. Eine solche Belletristik also gilt es zu schaffen. Ich habe es mir zum Lebenszweck gemacht, das Meinige dazu beizutragen.“

Diese Stellen werden genügen, um daraus die Ansicht Hiemer's über die Belletristik zu erfassen. Im übrigen ist die Einleitung ein buntes Durcheinander und wirres Gemisch

historischem und Doctrinären; der Verfasser sucht historisch nachzuweisen, daß nur der Kern der deutschen Nation, die Bayern und Oesterreicher, uns noch vor dem gänzlichen Untergange bewahrt haben, und empfiehlt daher Anschluß an Oesterreich; er reißt das neue Geiß für Deutschland in der Verfassung des Deutschen Bundestags; er verteidigt die Kleinstaatererei und ist entrüstet über die Bestrebungen, die auf Gründung eines deutschen Nationalstaats abzielen; er schilt auf Napoleon als den Gefährten der Hölle, auf Garibaldi und auf die allgemeine Entartung und Entfittlichung der Welt, bei deren Anblick „der Kopf schwindelt und das Herz blutet“.

Jeder wird sich dazu seinen Commentar selbst machen. Den Standpunkt, welchen wir solchen Ansichten gegenüber einnehmen, haben wir oben angegeben; indes wollen wir von demselben einmal für einen Augenblick vollständig absehen, und in ganz objectiver Weise betrachten, was der Verfasser, der so Großes verspricht, geleistet hat. Würden die „Zeit- und Lebensbilder“, als einfache und anspruchslose Erzählungen mit deutscher Bescheidenheit — welche der Verfasser nicht zu kennen scheint — dem Publikum geboten, so würde zwar durchaus nichts Besonderes daran zu loben sein, indes würden einige in ihrer Art und von dem Standpunkte des Verfassers aus ganz erträglich sein. Aber nach der pompastischen Ankündigung des Verfassers, nach seinem „Ego mira poemata pango“, werden selbst seine eifrigsten Anhänger, wenn sie ehrlich sein wollen, nicht anhin können, seine eitle, hohle, nichtige Annahme und Prahlerei zu rügen. Er will Mitbegründer einer ganz neuen Velletristik sein, die alles Bisherige gänzlich in den Schatten stellen soll. Mit großer Freude und ohne Vorurtheil würden wir solche Bestrebungen, die auf Begründung einer ganz neuen germanischen Velletristik abzielen, willkommen heißen, wenn irgendetwas Erhebliches und Beringliches geleistet würde. Aber in diesem Falle kann man nur sagen: „Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.“ Der Inhalt der Erzählungen bietet durchaus nichts in seiner Art Neues und besonders Interessantes. Oft ist derselbe sogar sehr unbedeutend und trivial, und dabei in eine unverständnißmäßig breite und zuweilen schwerfällige Form gefaßt. Namentlich ist es zu tabeln, daß der Verfasser überall übermäßig lange Raisonnements und Reden anbringt, in denen seine doctinären Ansichten in oft langweiliger Weise dargelegt werden. Was den Stil anbelangt, so ist es wahrlich nicht, als ob wir in „reiche, breitere, blühende und fruchtbare Gärten“ geführt werden; der Verfasser hat offenbar gedacht, es sei ersprißlicher für seine Leser, wenn er sie zuweilen unter Schlingpflanzen und dornenartigen Gestrüpp führe, durch welches sie sich durcharbeiten müßten.

Daß in den Ansichten Diemer's zuweilen die stärksten Widersprüche zu Tage treten, daß er einmal etwas als eine große und tiefe Wahrheit hinstellt, was an einer andern Stelle verdammt wird als direct aus der Hölle herkommend, ist bei seiner ganzen Art und Weise zu schreiben nicht zu verwundern. E. 35 in der Einleitung sagt er: „Der Velletrist muß nicht nur Geschichtsforscher, sondern auch Geschichtsforscher sein. Mit der Poesie reicht er nicht aus, er bedarf auch der Wissenschaft, und die einzige Wissenschaft, die es gibt, ist die Mathematik; die Geschichte aber ist nur die angewandte Mathematik in der Zeit, wie die Natur die angewandte Mathematik im Raume und die Offenbarung der Schlüssel zum Verständniß beider.“ (!) E. 16 in der Novelle „Der Apostat“ sagt er von Napoleon I., welcher er den „Geschäftsträger der Hölle“ nennt: „Napoleon gebot zu denjenigen, die, der Warnung des Apostels vergessend, auf Zelten und Tage halten und in der Welt und ihrer Geschichte nur eine angewandte Mathematik erblicken und beide dem Geise einer unabänderlichen Nothwendigkeit unterstellen.“ Jedes Wort, welches die Kritik hier noch hinzufügen wollte, wäre überflüssig sein.

Das zweite Werk, welches in mehr als einer Beziehung dem vorigen verwandt ist, führt den Titel:

1863. 14.

2. Der Untersberg. Deutsche Bilder im Spiegel der Sage und Geschichte von J. M. Edl. Zwei Theile. Augsburg, Schloffer. 1862. 8. 2 Thlr.

Eine ziemlich sinnlose Geschichte dient hier dazu, um für die verschiedenartigsten Personen oft ganz unmotivirte Veranlassungen herbeizuführen, lange Reden zu halten und allerlei Geschichten und Sagen zu erzählen. Diese sind der Mehrzahl nach ein so wirres, wüthes und phantastisches Gemisch von Wirklichkeit, Roman, Sage, Märchen, Möglichkeit und Unmöglichkeit, daß das Ganze wie nach dem Recepte des Herengrubs in „Macbeth“ gemacht erscheint, und ist dabei so langweilig, daß unsere Gewissenhaftigkeit, alle zu kritischen Büchern vollständig und sehr genau zu lesen, auf eine harte Probe gestellt wurde. Die auftretenden Personen sind alle in ein besondres Dunkel gehüllt und schweben wie schattenhafte, wesenlose Gestalten vorüber. Von den meisten würde es schwer zu sagen sein, was der Verfasser mit ihnen beabsichtigt hat und warum sie überhaupt in die Erzählung eingeführt sind. Ein junger Mann, Namens Walafried, hat seine Eltern früh verloren und steht seit seiner Kindheit ganz vereinsamt da. Verwandte haben für ihn gesorgt. „Raum weiß er selbst, wer es ist.“ Durch eine Erbschaft, „er weiß selbst nicht wie“, sind ihm am Rhein einige Güter zugefallen, welche er selbst verwaltet. Im Sommer 1848 begibt er sich nach Salzburg, wosin er von seinem Oheim beschieden ist, und wo ihm die Lösung der vielen Räthsel in seinem bisherigen Leben werden soll. Einige Monate vor dem von seinem Oheim festgesetzten Zeitpunkte trifft er in Salzburg ein, und gleich bei seiner Ankunft lernt er den sogenannten Felsenbauer in einem öffentlichen Gartenloale kennen, wo derselbe gerade in einem Kreise von Bürgern aus der Stadt ein Abenteuer aus seinem Leben erzählt, nämlich wie er mit Friedrich dem Rothbart im 12. Jahrhundert nach Wien gezogen ist und was er dort erlebt hat. Diese erste Erzählung ist eine Art von orientalischem Märchen. Mit Walafried schließt der Felsenbauer Freundschaft und beide verleben viel miteinander. Auf dem Wege nach Salzburg hat erlernt ein schönes junges Mädchen aus einem Wagen errettet, dessen Pferde durchgegangen waren. Dieses ist, wie sich nachher herausstellt, die Nichte des Felsenbauers. Walafried ist von Liebe zu ihr ergriffen, und da auch sie ihm nicht abgeneigt zu sein scheint, geht er ihr auf einem Spaziergange seine Liebe. Aber der Felsenbauer hat bereits über die Hand seiner Nichte verfügt; er theilt dies Walafried mit, nimmt ihm aber nicht alle Hoffnung, da er ihm den Rath gibt, er solle bei dem für seine Nichte bestimmten Bräutigam, den er in einigen Tagen sehen solle, um dieselbe werben; wenn dieser auf sie verzichte, könne sie die Seinige werden. Mit dieser Erklärung des Felsenbauers schließt die nebelhafte Geschichte.

Soll etwa der Felsenbauer der Oheim Walafried's sein? Wer ist dieser Felsenbauer? Er ist eine durchaus fabelhafte, phantastisch ausgedachte, mysteriöse Persönlichkeit; er hantirt seit Jahrhunderten im Untersberge und ist ungeheuer reich und mächtig wie ein Zauberer. Ihm ist vorzugsweise das Amt übertragen, die Geschichten zu erzählen, welche den Hauptinhalt der beiden Theile ausmachen; auch ist er derjenige, welcher die politischen Ansichten des Verfassers vorträgt. Besonders begeistert ist er für den Bundestag in Frankfurt, er sagt (II, 131) unter anderm:

„Der Deutsche Bund ist es, der Deutschland rettet, erhebt, und über seine Feinde nach innen und nach außen siegt. Unter den Kaisern zerfiel des deutschen Volkes Einheit und Kraft, und diese können nur wieder erstehen durch den Deutschen Bund. Erweit und pflegt den Deutschen Bund! In ihm ersteht einst der ewige Friede und er bleibt nicht länger ein Traumbild. Lächelt nicht! Ja, der Deutsche Bund ist die Wiege des ewigen Friedens.“ Von der Frankfurter Nationalversammlung aus dem Jahre 1848 sagt der Verfasser, das Nothwendigste und Erste, was sie hätte thun müssen, wäre gewesen, „die deutschen Fürsten für die Reuegestaltung, für die Einigung und Einheit Deutschlands, ins-

besondere gegen das Ausland, zu gewinnen, zu begeistern." (!) Schließlich offenbart uns Göll durch den Mund seines Felsenbauern ein Mittel, wie die Einigung Deutschlands herbeigeführt werden kann (II, 126): „Ich weiß ein Band, welches alle deutschen Fürsten und Völker stark und heilig zusammenhalten kann. Dieses Band kann ein deutscher Fürst ohne Mühe und Gewalt wie mit einem Zauberstrich hervorrufen und Millionen Herzen gewinnen. Er darf nur in allen seinen öffentlichen Urkunden obenan setzen: Deutscher Bund, oder: Deutschland. Dann folge der Name seines Reiches oder Fürstenthums, das ihm Gott zu regieren anvertraut hat. Dadurch verliert sein Fürst, er spricht nur offen aus, sein Reich ist in Deutschland, er ein Glied des Deutschen Bundes. Dieses Wort würde zum schirmenden Engel für alle deutschen Stämme und zur furchtbar dräuenden Riesengestalt für den Fremden, der sich scheuen würde, sie zu beleidigen, wenn er die Rache des ganzen Bundes fürchten müßte.“ Das ist die politische Weisheit eines Deutschen aus dem 19. Jahrhundert. Schon I, 102 heißt es von der Hauptperson, dem Felsenbauer: „Sein Leben und Treiben, selbst sein Aufenthalt ist mit einem geheimnißvollen Dunkel umgeben, und noch niemand ist es gelungen, den Schleier zu lüften, der über des Mannes Walten liegt.“ Der Verfasser hat sich darin gefallen, dies Dunkel im Verlauf der Erzählung noch immer dichter und grauer werden zu lassen, so daß der Eindruck des Wirren und Wüsten sich immer steigert. Was in aller Welt soll es für einen Zweck haben, Persönlichkeiten darzustellen, bei denen man sich durchaus nichts denken kann? Der Verfasser hat seinem Buche den Ausdruck vorgesetzt: „Aliquando ludere fas est.“ Ganz gut; aber die Spiele der Phantasie müssen einen Sinn haben, oder sie werden abgeschmackt und langweilig, und in dem Falle wäre ein *tacere* besser als ein *ludere*.

Es ist Zeit, daß wir uns in gesündere Sphären begeben, und daß wir uns von diesen Schriftstellern, welche in wirren Phantasiegebilden über Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart sich ergehen und uns jede klare Aussicht in die Zukunft benehmen und verdecken, solchen zuwenden, welche mit freiem und richtigem Blick Zeiten und Verhältnisse zu ermessen verstehen und würdiger von dem deutschen Volke und seiner Mission denken. Mögen die Ziele, welche dem deutschen Volke von der Vorlesung gesteckt sind, in noch so weiter nebelgrauer Ferne liegen, wir halten fest an dem Glauben, daß die Aufgabe für die deutsche Nation die ist, von einer gewissen Höhe und Reife der individuellen Bildung und Freiheit überzugehen zu politischer Freiheit und Selbständigkeit. Denn wie bei dem einzelnen das Streben nach individueller Freiheit und Unabhängigkeit, wenn die Wurzeln dieses Strebens gesund und kräftig sind, zuletzt in das Streben nach politischer Freiheit übergeht, so wird auch bei dem deutschen Volke der Zeitpunkt kommen, wo die einmüthigen Forderungen der Gesamtheit die politische Einheit und die politische Größe Deutschlands zur Wirklichkeit machen werden. „Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze“, das ist das große Ziel der Deutschen. Ohne politische Einheit sind diese Güter nicht zu erreichen. Wenn Deutschland auf eine gewisse Stufe der politischen Reife gelangt sein wird, wird sich als Frucht dieser Reife die politische Einheit ergeben. Die sociale und commercielle Umgestaltung aller Verhältnisse im Großen wie im Kleinen wirkt mächtig dazu mit, widernatürliche und hemmende Grenzen und Beschränkungen zu beseitigen. Die Geschichte lehrt uns, daß durch eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch eigennützig oder ängstliche und energielose Fürstenpolitik die Einigung Deutschlands zu einem großen Reiche verhindert hat; sollen wir daraus den Schluß ziehen, daß diese Einigung gegen den Entwicklungsgang der deutschen Geschichte ist und daß das Streben danach zurückgewiesen werden muß? Daß von den Fürsten die Einheit und die auf Gesetze basirte Stärke und Freiheit nun und nimmer kommen wird, den Schluß müssen wir daraus ziehen. Wenn die Kleinstaatserei ihre Mission, die individuelle Entwicklung in kleinen Kreisen zu befördern, erfüllt

haben wird, wird sie fallen. Diesem zwar bewegt sich die ganze Entwicklung Deutschlands noch vorwiegend in den Bahnen des individuellen Lebens; aber das deutsche Volk hat den Glauben an seine Zukunft nicht verloren; die Idee und der Gedanke seiner Bestimmung bleiben in ihm wach und sind in unsern eigenen Tagen auf eine neue Stufe der Entwicklung gehoben worden.

Jeder Schriftsteller, der von diesen Gesichtspunkten aus und in diesem Sinne über Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart urtheilt, macht sich um die Aufklärung und Aufhellung von Zeiten und Verhältnissen wahrhaft verdient und erwirbt sich ein Anrecht auf Anerkennung und Dank. Wir setzen in diese Klasse von Schriftstellern die nachfolgenden, zunächst Hermann Schmid mit dem zur Beurtheilung vorliegenden Werke:

3. Rein Gen. Eine münchener Geschichte aus den Zeiten Karl Theodor's. Von Hermann Schmid. München, Fleischmann. 1862. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die Geschichte spielt in den letzten neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und schildert hauptsächlich die schändliche Priester- und Ministerherrschaft jener trüben Zeiten, in denen Deutschland bereits auf dem Wege zu seiner tiefsten Erniedrigung war. Die Erzählung bewegt sich zwar in den engeren Kreisen der münchener Verhältnisse; doch ist sie durchweg so gehalten, daß sie ein allgemeines Interesse in Anspruch nimmt. Einzelne große und bedeutsame Fragen, an deren Lösung die Gegenwart mit allen Kräften arbeitet, werden mit Geschick berührt und geben Zeugniß von dem gesunden Urtheil des Verfassers. Folgende Stelle ist besonders interessant (S. 122). Der Kapitän von Unerl und Helfrich von Reggenhofen, zwei ehrenfesten Charaktere, welche von den elenden Hofintriguen ganz besonders verfolgt werden, unterhalten sich über die damalige Zeit (1799). „Wir leben“, sagt Reggenhofen, „in dem Zeitalter der Lüge und des Scheins, und vielleicht ein Jahrhundert wird noch die Aufklärung zu wirken haben, ehe Wahrheit und Wirklichkeit zur Herrschaft kommen!“

„Wenn es überhaupt im Plane der Weltordnung liegt, daß sie dazu kommen!“ warf Unerl ein. „Könnten Sie daran zweifeln?“ fragte in schnellem Feuer Reggenhofen. „Würde in dem Zweifel nicht die Behauptung liegen, daß Schein und Lüge zu den Zwecken der Schöpfung gehören? Nein, lassen Sie mir diesen Gedanken, und wenn es nur ein Traum wäre, lassen Sie mir den Traum an eine Zukunft des Menschengeschlechts in welcher es in Staat und Kirche, in der Familie und in öffentlichen Leben, für den einzelnen wie im Verkehr sein anderes Gesetz, keine andere Richtschnur gibt, als Wahrheit und Recht. Eine Zukunft, in welcher jede Persönlichkeit, jeder Mann ganz und voll für sich gilt, in welcher niemand zu verbergen braucht, was er fühlt und denkt, und darum die Schächer und Riegel an den Herzen überflüssig geworden!“

„Gutmüthiger, liebenswürdiger Schwärmer!“ rief Unerl. „Zürnen Sie mir nicht und zweifeln Sie nicht an meiner Menschenliebe, wenn ich Ihnen darauf erwidere, daß dieses goldene Zeitalter genau im nämlichen Moment eintreten wird in welchem die Schächer und Riegel an unsern Thüren und Kästen überflüssig geworden sind.“

„Sie bekräftigen meine Behauptung, indem Sie selbe widerlegen glauben! Auch dieser Moment wird kommen und kommen! Es ist der Moment, in welchem jeder Kraft im Staate die Möglichkeit gegeben wird, das zu wirken, was sie ist, und mit welchem ebendeshalb jedes Mißverhältnis in Erwerb und Besitz sich ausgleicht, folglich auch alle Armuth mit ihren sittlichen Folgen verschwindet! Dem vergönnt und freigegeben ist, körperlich und geistig zu erwerben, wozu er sich befähigt, der wird die gleiche Befugniß jedes andern achten — das Eigenthum wird in der gleichen Berechtigung aller sicher sein! Es wird so kommen, mein Freund, es muß so kommen, unsere Pflicht ist es, jetzt schon dahin zu wirken, dafür vorzubereiten und Bahn zu brechen!“

Eine Scene in der Erzählung finden wir weniger gelungen, es ist die, wo der münchener Bürger Kugler dem Kurfürsten in einem langen Zwiesgespräch über wichtige Dinge, namentlich auch über seine Umgebung, die Wahrheit sagt und ihn wirklich zu vernünftigeren Ansichten bekehrt, so daß er sich entschließt „zu prüfen und zu untersuchen“, und den Bürger auffordert öfter zu ihm zu kommen und ihm auf alle seine Fragen ehrlich und geradeheraus die Wahrheit zu sagen. Zunächst ist eine solche Scene zu trivial und abgenutzt. Daß ein schlichter derber Bürger oder Bauer einem Fürsten mit Erfolg die Wahrheit sagt, ist in der Wirklichkeit gewiß recht selten vorgekommen; in Romanen, Novellen, historischen Erzählungen ist es eine allzu gewöhnliche Wendung geworden. Ferner ist die Scene für den Charakter des Kurfürsten unwahrscheinlich und durchaus unangenehm. Ein Fürst, welcher geistig so schwach und stumpfsinnig und moralisch so gesunken und verkommen ist, daß der Hofe Schen ein Verdacht, ein bloßes „falsches Briefcouverter“ für ihn genug sein soll, um ihn zu vermögen, Männer, die ihn jahrelang gedient haben, von sich zu stoßen und in das Verderben zu stürzen; ein Fürst, welcher jahrelang der elende Spielball elender Menschen gewesen ist, ohne daß je eine Ahnung von der Wahrheit in ihm aufgefliegen ist, der fast plötzlich bei der Ermahnungsrede eines in seinen Augen ganz ungebildeten Bürgers den Entschluß, er wolle von nun an prüfen und untersuchen. Der Verfasser scheint das Unmotivirte und Zwecklose einer solchen Wendung selbst gefühlt zu haben, denn ehe der Kurfürst Zeit hat, sein neues Leben und sein neues System zu beginnen, stirbt er. Soll etwa diese Scene dazu dienen, den Kurfürsten zuletzt in einem etwas bessern Lichte erscheinen zu lassen, so ist sie in Bezug auf die vorhergehende Schilderung des Kurfürsten eine Inconsequenz und steht mit dem ganzen Gange der Erzählung in einem Widerspruch, welcher unangenehm berührt. Es wäre besser gewesen, der Verfasser hätte die verwerfliche Schwäche und Erbärmlichkeit eines Fürsten, welcher die ihm von Gott verliehenen Gaben, zu sehen, zu hören, zu denken, zu urtheilen, wie für ihn überflüssige Dinge unter die Füße tritt oder, noch schlimmer, sich von andern unter die Füße treten läßt, in ihrem verdienten Lichte bis zum Schlusse der Erzählung consequent dargestellt. Der Stil ist frisch, kräftig, lebendig und klar. Eine Einzelheit ist uns sehr aufgefallen: kann man die Präsupposition wegen mit dem Dativ construiren? Es ist erlaubt zu sagen: „wegen mir, wegen uns?“ (S. 256, 277.) Das ist schwerlich; es beleidigt Ohr- und Sprachgefühl in hohem Grade und ist auf keine Weise zu rechtfertigen.

In dieselbe Kategorie, wie Hermann Schmid, setzen wir Wolfgang Müller von Königswinter mit dem Werke:

4. Vier Burgen. Deutsche Adelsgeschichten von Wolfgang Müller von Königswinter. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Die Titel der vier einzelnen Erzählungen sind: „Haus Bullenheim. 1857“; „Schloß Wildenau. 1857“; „Burg Rodek. 1857“; „Bogtei Dohlenhausen. 1859“. Bei der Unmasse von Dorf- und Bauerngeschichten war es kein übler Gedanke, auch einmal Adelsgeschichten zu schreiben. Die vier Geschichten spielen alle in neuerer Zeit und haben die Tendenz darzutun, daß der Adel, wenn er überhaupt noch Sinn und Bedeutung haben soll und sich nicht selbst dem Untergange weihen will, eine dem Zeitalter entsprechende Form annehmen muß, daß er sich dem Geiste des Fortschritts nicht entziehen darf und sich den veränderten Umständen und Verhältnissen gemäß weiter fortbilden und entwickeln muß.

In der ersten Geschichte, welche vor längerer Zeit in den „Münchener Monatsheften“ von Westermann zuerst erschienen ist, werden in humoristischer Weise die lebensvollen Schicksale eines Barons geschildert, welcher, ohne Besitz, ohne Fähigkeit zu erwerben, ganz verkommen in veralteten Adelsideen einem traurigen Untergange verfallen sein würde, wenn er nicht von einem bürgerlichen Verwandten gerettet worden wäre. Diese Geschichte ist

unstreitig die beste von allen. Die ganze Idee ist gut aufgefaßt und gut durchgeführt, die Schilderungen sind frisch und lebendig, die Charaktere anschaulich und im ganzen wahrheitsgetreu; einige derselben sind etwas absonderlich. Das Frische und Gemüthsvolle, welches namentlich die erste und die letzte Geschichte auszeichnet, möchten wir als einen besondern Vorzug hervorheben. „Schloß Wildenau“ und „Burg Rodek“ sind in einzelnen Partien weniger gelungen; sie bieten manche Unwahrscheinlichkeiten und zu viel romanhafte Berechnung; und dies möchten wir dem Verfasser um so mehr als Vorwurf anrechnen, als er seiner Befähigung nach wahrlich nicht nöthig hat, zu solchen äußerlichen Mitteln zu greifen.

5. Aus dem deutschen Volksleben. Von Otto Ruppini. Zwei Bändchen. Leipzig, Reil. 1862. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die Erzählungen, welche in diesen beiden Bändchen enthalten sind, sind in den vierziger Jahren zerstreut erschienen; sie sind, wie es im Vorwort heißt, einer sorgfältigen Sichtung und theilweise neuen Durcharbeitung von dem aus Amerika heimgekehrten Verfasser unterzogen worden und erscheinen hier gesammelt in einer Ausgabe, gleichmäßig derjenigen von den amerikanischen Schilderungen. Die erste Erzählung „Ein Stück deutsches Bauernleben“ (1846) ist in Bezug auf den Inhalt etwas überladen und breit und bietet nichts besonders Charakteristisches und Interessantes. Die zweite „Drei Tage aus dem Leben eines Schullehrers“ (1847) schildert die Schicksale eines Dorfschullehrers, welcher von einem pietistischen und zelotischen Geistlichen, seinem Vorgesetzten, verfolgt wird und zuletzt aus seinem Amte eisernit werden soll; doch als die Noth am größten zu sein scheint, findet er in der nahegelegenen Stadt eine Anstellung als Organist. In der fünften Erzählung „Priester und Bauer“ (1846) wird uns ein Priester von noch schlimmerer Art — habgierig und rachsüchtig nach echter Pharisäerart — im Kampfe mit seiner Gemeinde vorgeführt. Der Priester geht in diesem Kampfe unter. Die dritte Erzählung „Traumföng und der reiche Schneider“ (1847) behandelt die Schicksale eines Schneidermeisters, welcher, aus Paris und London heimgekehrt, ein großartiges, aber durchaus unsolides Geschäft eröffnet, sehr vornehm lebt, bankrott macht und dann nach einem andern Orte zieht, um hier ein neues besseres Leben zu beginnen. Doch er kann sich anfangs aus seinen schlechten Gewohnheiten nicht herausreißen; er verfällt eine Zeit lang einem wüsten Wirthshausleben, findet aber endlich den rechten Weg, und durch Ausdauer und Arbeitsamkeit gelangt er zu Wohlstand und Glück. In der vierten Erzählung „Schlamm und fester Boden“ (1847) lernen wir einen jungen Handwerksburschen kennen, der, von sehr schwachem und unselbständigem Charakter, in Frankfurt und Berlin in sehr schlechte Gesellschaft geräth, und erst nachdem er durch seine lieberlichen und verworrenen Kameraden wiederholt in die größte Noth gebracht ist, allmählich zur Einsicht und zu größerer Festigkeit und Stärke des Charakters gelangt. In der letzten Erzählung „Eine Weberfamilie“ (1844) werden die furchterlichen Leiden geschildert, von welchen die schlesischen Weberfamilien in den vierziger Jahren so besonders schwer heimgesucht wurden.

Die Erzählungen verdienen, daß sie wieder abgedruckt worden sind. Der Verfasser hat Gefühl und Verständnis für das Leben des Volks. Seine Anschauungen und Darstellungen sind durchaus gesund und frisch. Die Charaktere sind einfach, natürlich und derb, ohne gemein und platt zu werden; was sie indeß in nicht hohem Grade besitzen, ist die individuelle und charakteristische Besonderheit.

6. Vergangene Tage. Culturhistorische Novellen von Ludwig Tieck. Göttingen, Wigand. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Den bisher besprochenen Büchern reihen wir noch ein Werk an, welches sich von den übrigen dadurch unterscheidet, daß es durchaus ohne alle politischen Tendenzen und Eindeutungen auf

Kritiken ist. Es schildert in objectiver Weise Sitten und Zustände aus dem Ende des 15. und dem Anfange des 16. Jahrhunderts. Bei der großen Masse von culturhistorischen Romanen und Novellen ist es natürlich, daß die meisten oberflächlich und farblos geschrieben sind; gründliche Studien hat selten ein Schriftsteller für solche Ergebnisse gemacht. Die zühnlichste Ausnahme machen diese Novellen von Ludwig Tieck: sie sind in jeder Beziehung gebiegen zu nennen; die Lectüre derselben ist ein Genuß, man kann sie mehr als einmal lesen, was bei solchen Büchern wahrlich viel sagen will. Eine kräftige, klare, gekürzte und edle Phantasie herrscht in der Erzählung und Anlage wie in der Sprache. Die Zeiten, in denen die Ereignisse spielen, sowie die einzelnen Personen sind charaktervoll und plastisch geschildert. Alles ist interessant und fein und schön ausgearbeitet; nichts von gesuchter romanhafter Vereschung, alles einfach, edel und wirkungsvoll.

Die erste Novelle „Väterliche Justiz“ spielt in Stargard im Jahre 1576. Der Bürgermeister dieser Stadt, Joachim Apellmann, wird durch seine amtliche Stellung gezwungen, seinen eigenen Sohn, der völlig misrathen ist und von Strafe zu Strafe immer tiefer kauft, bis er zuletzt auf Stargarder Stadtgebiet als Mitglied einer Räuberbande gefangen genommen wird, zum Tode zu verurtheilen. Die Hauptcharaktere in der zweiten Novelle „Verschlungene Lebensprobe“ sind Barnim XI., Herzog von Mecklenburg, der von 1600—3 regierte und vorher Kriegerhaupt gewesen war; ferner zwei Waffensleute, Meister Schlüter in Stettin, steht in einer Beziehung zum Herzog; der andere, ein junger Schmied, ist auf seiner Wanderschaft nach Stettin gekommen. Der Werkstoff des Meisters Schlüter gearbeitet und kennen gelernt. Nachdem er in Rugsburg Meisterlehre er nach Stettin zurück, hält er die Hand

der Tochter an, und nach vielen überwindenen Schwierigkeiten wird sie die Seine. Wir müssen uns auf viele kurze und ganz oberflächliche Andeutung des Inhalts beschränken. Wir empfehlen das Buch zur Lectüre ganz besonders. Selbst unbedeutende Nebenanklänge werden durch die frische und lebendige Färbung und plastische Darstellung unter der geschickten Hand des Verfassers höchst anziehend. Wir geben eine kleine Probe (S. 176):

„Es war hoch Mittag geworden, als unser Wanderer (der junge Waffenschmied aus Rugsburg, Oberhard Kumpert) endlich an dem Thoren der alten Festung Stettin anlangte. Sorgfältig schaute er, wie es einem ordentlichen Wandergesellen ziemte, Schutze und Verwand ad, schüttelte das verwirrete Haar und schloß sich erst dann an, die wohlbekannten Gassen der ihm

Stadt zu betreten. Aber so ohne weiteres Stadtschloß am Thor den Einzug nicht. „Herrschte er den Wanderer auf seine ein Zeichen vom Meister in der Stadt; das ist zur Stelle!“ — „Wohl“, erwiderte der ich Euch gebeten haben, Ihr wisset mir

— „Legt ab“, sprach der Schloßherr. Der Bündel von der Schulter auf die Stufen setzen und leichten Fußes eilte er aus die en hinaus, in denen das roge Treiben einer id Handelsstadt gewaltig auf- und nieder nicht weit in das Gewirr der Straßen e aus einem hochgegliederten Hause, dessen bläuliche dichte Rauchwolken entströmen, den Schlag der Hämmer erklingen und näher- „Hören“ hörte. Die Schirme war ihm

nicht bekannt — wol eine neue Niederlassung —, doch trat er munter und wohlgenuth ein. „Guten Tag!“ rief er mit kräftiger Stimme, das Geräusch der Hämmer und das Schreien des Blasebalgs hell überhörend. „Guten Tag! Glück herein! Gott ehre das Handwerk, Meister und Gesellen!“ Der geschäftige Lärm kochte; die Hämmer rathen, die Weilen hörten auf zu freischen und die Blasebälge fuhr mit einem Kratzen in die

Höhe. Aller Augen richteten sich auf den Ankömmling. „Dank Euch Gott!“ — „Willkommen Schmied!“ tönte der kräftige Widerruf. Unbefangen schritt Oberhard Kumpert auf einen alten Vorstehen zu, der an der Blasebälge stand und, auf einen jungen Arbeiter deutend, der in Hemdbärmeln und Schurzfell an der Esse stand, sprach er: „Mit Gnuß, Gesell, daß ich dich fragen mag, ist das der Meister, so vor der Esse steht?“ — „Mit Gnuß, mein Schmied“, antwortete der alte Gesell in drohnendem Bass, „es ist, wie du sagst; der Meister Walther und sein anderer.“ So trat nun unser Wanderer an diesen heran und sprach: „Meister, ich wollte Euch gebeten haben, Ihr wisset mir ein Zeichen geben, daß ich mein Bündel mag zum Thor einbringen.“ Freundlich nickend und die kettliche Erscheinung des Ankommenden mit Wohlgefallen mustend, reichte ihm dieser den mächtigen sechseckigen Vorschlaghammer, den er eben in Händen hielt, und sprach: „So nimm das Zeichen, geh ins Thor und weis es für!“ Dankend nahm der Jüngling und eilte zurück, sein Bündel auszulösen. „Bedankt Euch daran!“ sprach er zum Schloßherrn, den Hammer vorweisend. Mit einem breiten Lächeln auf seinem massigen Gesicht langte der Schloßherr nach dem Hammer und sprach: „Gib's her und laß mich sehen!“ Gutmüthig reichte der Fremde, der wol wußte, daß es um ein Teufelgeld gehe, den Hammer hin und hatte auch schon die Rechte im Wams, um nach dem Lederbeutel zu suchen, als der Schloßherr wohlgenuth ausrief: „Der Hammer ist mir versungen! Laß ihn aus!“ Eine kleine Silbermünze betrat das Zeichen alsbald und der Hand des erstreuten Langenkrutts, der junge Wanderer schwang sein Bündel leicht auf die Schulter und bald war er auf dem Rückwege, um den Hammer wieder einzuliefern, was in derselben förmlichen Weise geschah, wie die Entlehnung desselben.“

Rudolf Sonnensberg.

Zur Frage über die Entstehung des Ribelungenliedes.

Der Dichter des Ribelungenliedes. Ein Vortrag gehalten in der öffentlichen Sitzung der kaiserl. Akademie der Wissenschaften am 30. Mai 1862 von Franz Pfeiffer. Wien. 1862. Gr. 8. 6 Ngr.

Trotz mannichfacher, mit allen Waffen der Gelehrsamkeit und des Scharfsinns geführten Kämpfe streben sich noch heute in Betreff der Frage über die Entstehung des Ribelungenliedes zwei Parteien unversöhnt gegenüber. Die eine hält an Lachmann's Liedertheorie fest, die andere betrachtet unser Nationalepos als eine dichterisch einheitliche Schöpfung. Für die erstere ist folgerichtig eine Untersuchung, wer der Dichter des Liedes gewesen, bedeutungslos, ja unmöglich; die Vertreter der andern dagegen haben ein Recht, jene Frage aufzuwerfen und in ihrer Weise zu beantworten. Bekanntlich hat man schon verschiedene Dichter des Liedes aufgestellt; man hat nacheinander auf Heinrich von Ofterdingen, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Rudolf von Ems gerathen; aber immer waren es Hypothesen ohne jegliche wissenschaftliche Grundlage. Zuletzt hat Holmann in seinen „Untersuchungen über das Ribelungenlied“ den Beweis zu führen gesucht, daß Meister Konrad, der Schreiber des Bischofs Pilgrim von Basken, der Dichter sei allein Holmann scheint hiermit selbst bei den Anhängern seiner sonstigen Theorie nicht befriedigt zu haben.

Franz Pfeiffer, der nuerndlich in der Lösung noch dunkler Fragen ist, und es liebt, mit neuen Ansichten hervorzutreten, benimmt die Frage nach dem Verfasser des Ribelungenliedes abermals aufgenommen und einer Entscheidung entgegenzuführen versucht. Er geht „von sichern bestimmten Grundlagen“ aus und macht die metrische Form nicht allein zum Ausgangspunkt sondern zum Mittel- und Angelpunkte seiner Untersuchung. Die sen Weg haben allerdings schon andere vor ihm angedeutet oder selbst betreten, alle aber sind auf halbem Wege stehen geblieben. So ließ namentlich auch Holmann seine Voreingenommenheit für den Meister Konrad nicht dazu gelangen, noch einen Schritt

vermögend zu machen und die richtige Lösung zu finden. Diesen Schritt will eben Pfeiffer thun.

Die Untersuchung hat zwei Theile. Zuerst liegt die Frage nahe: „War die Nibelungenstrophe eine unmittelbar aus dem körperlichen Geiste des Volks hervorgegangene, althergebrachte, zu gewisser Zeit allgemein übliche Form für das Volksepos oder doch einzelne Theile desselben, oder aber: ist sie das Werk bestimmter vorgeschrittener Kunst?“ Und zweitens: „Ist sie letzteres, ist sie das Kunstwerk eines einzelnen, wer war der Urheber der Erfindung?“

Aus der deutschen Literaturgeschichte wissen wir, daß die Epik ursprünglich unstrophisch war, und daß sich erst dann die strophische Gliederung zeigte, als aus der epischen Poesie die Dichtung sich entwickelte und als selbstständige Gattung austrat. In Deutschland sehen wir im Gegensatz zur griechischen Epik die eigenenthümliche Erscheinung, daß der Erfinder einer Strophe auch der Eigentümer war. „Wer immer einen neuen Ton, eine neue Weise erfand, blieb im ausschließlichen, unantastbaren Besitz dieser seiner Erfindung, die von andern zwar nachgeahmt, nicht umgestaltet oder erweitert, nicht aber unverändert zu eigenen Dichtungen verwendet werden durfte. Eine Uebertretung dieses Gebots der Sitte und des Herkommens wäre wie ein Diebstahl betrachtet worden (das Mittelalter hatte dafür den Ausdruck *„Lobesdieb“*), und so streng und unverbrüchlich wurde das Gebot beobachtet, daß unter der ungeheuren Masse lyrischer Gedichte vom 12. bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts die merkwürdliche Aneignung eines fremden, nicht selbst erfundenen Tones ohne Beispiel ist.“ In späteren Zeiten führte dann die anfänglich lobenswerthe Sitte die mißliche Consequenz herbei, daß die Lyriker zu Ueberkünstelung und gehaltloser Formenpielerei ihre Zuflucht nehmen mußten, um die Ehre der Originalität für sich zu haben.

Die strophische Form drang auch in die Epik ein und zwar zunächst und vorzugsweise in solche Gedichte, deren Stoffe der deutschen Heldensage angehören. Der Verfasser sucht sodann den Beweis zu liefern, daß auch hier jenes bei der Lyrik geltende Gesetz zur Anwendung kam und die epische Strophe ebenfalls als das unantastbare Eigenthum ihres Erfinders betrachtet und respektirt wurde. In diesem Zweck schildert er uns die Gestaltung der verschiedenen epischen Strophengattungen, voran die älteste, die Nibelungenstrophe, dann die Strophe im Bruchstück von Walther und Hilgund, die Gudrunstrophe, die Strophengattungen in der Rabenschlacht, in der Spielmannspoesie und in den Rittersliedern und schließlich Wolfram's von Eschenbach's Nibelungenstrophe. Alle diese Formen wichen voneinander ab. Erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, „als sich, nicht bloß im bürgerlichen und Staatsleben, die Begriffe von mein und dein zu verwirren und die Hände des Gesetzes und der Ordnung zu lockern begannen“, finden wir den Nibelungenvers auch in andern Heldengedichten, wie im „Großen Rosenkranz“, „Ortnit“, „Gug- und Wolf Dietrich“ u. s. w.; allein es ist nicht mehr die Strophe in ihrer ursprünglichen Form geblieben und kann geben auch die Gedichte an sich den Verfall der alten Kunst zu erkennen. Nachdem der Verfasser so zu dem Resultate gelangt ist, daß die Nibelungenstrophe kein Nationaleigenthum war und daß folgerichtig von Volksliedern in dieser Form nicht mehr die Rede sein könne, wendet er sich zu der Beantwortung der zweiten Frage, wer der Urheber oder Erfinder jener Strophe gewesen sei.

Der Kürnberger ist anerkanntermaßen der älteste der deutschen Liederdichter, sein Wirken fällt etwa in die Zeit 1120—40. Insofern nur wenige Strophen seiner Lieder auf uns gekommen sind, so scheinen sie doch dem Verfasser zur Führung seines Beweises hinreichend zu sein. Daß die Form, in welcher jene Strophen sämmtlich gedichtet sind, als das Eigenthum des Kürnbergers auch in bewusster Weise beansprucht wurde, erkennen wir aus einem Liede des Dichters, in welchem ausdrücklich gesagt wird, ein Ritter habe gesungen „in Kürnberges wise“. Nun ist diese Weise des Kürnbergers der Nibelungenstrophe

vollkommen gleich, kein Lyriker hat sie sich sonst angeeignet und, wie wir gesehen, auch kein Epiker: Pfeiffer schließt also hieraus, daß der Verfasser jener lyrischen Strophen auch der Urheber des in derselben Strophengattung verfaßten epischen Gedichtes war, ja nach seiner Ansicht sind wir berechtigt, „den Kürnberger und den Dichter des Nibelungenliedes für Eine Person zu halten“.

Ob der Verfasser zu andern, seine Annahme unterstützenden Momenten übergeht, sucht er vorerst ein Bedenken aus dem Wege zu räumen, welches auf den ersten Blick das gewonnene Resultat in Frage zu stellen scheint, das Bedenken nämlich, daß ein beträchtlicher Zeitraum von 50—60 Jahren thatsächlich zwischen den Liedern des Kürnbergers und unserm Nibelungenliede liegt und sich besonders in den ungenauen Reimen dort, in den genaueren hier zu erkennen gibt. Auf der einen Seite gewahren wir also im Nibelungenliede eine moderne Form, auf der andern aber hat es auch eine Alterthümlichkeit aufzuweisen, welche darin besteht, daß Reime, die nach den Gesetzen der höfischen Kunst als klingende (weibliche) zu gelten haben, bisweilen nach der Weise der alten Gedichte als stumpfe (männliche) gebraucht werden, wie z. B. *Uoten—guoten*. Jenen Gegensatz und diese Uebereinstimmung der beiden gleichstrophischen Schöpfungen sucht nun Pfeiffer durch die Annahme zu vermitteln und zu erklären, „daß wir es hier (mit dem Nibelungenliede) mit keinem Originalwerke, sondern nur mit einer späteren Umarbeitung zu thun haben, die die ursprüngliche Form des Werks nicht völlig zu tilgen vermocht hat“. In der That gewährt uns die Literaturgeschichte solcher Beispiele von Modernisirungen eine Fülle.

Weiterhin führt der Verfasser verschiedene Einzelheiten an, welche die Uebereinstimmung der Lieder des Kürnbergers mit dem Nibelungenliede deutlicher hervortreten lassen; wir finden sie in der Aehnlichkeit von Bildern, von Redewendungen, von Reimen und Worten, im lyrischen Tone, der durch das Epos hindurchklingt. Ferner ist Oesterreich die Heimat des Kürnbergers wie auch des Nibelungenliedes. In Passau mochte der Dichter das über hundert Jahre dort entstandene lateinische Buch von den Nibelungen kennen gelernt haben, von dem wir leider nur aus dem Berichte der Klage wissen. Unter anderm wurde in ähnlicher Weise auf Grund heimischer Sagen und Lieder die langobardische Geschichte von Paulus Diaconus in lateinischer Sprache verfaßt. Pfeiffer glaubt aus manchen Einzelzügen des Nibelungenliedes schließen zu müssen, der Dichter habe sich auch das lateinische Gedicht von Walther und Hilgund zum „Vorbild“ genommen. Haben wir somit im Nibelungenliede, abgesehen von der weiteren Umarbeitung, im Grunde kein Original vor uns, so hat doch der Dichter so viel eigenenthümliche und selbstständige Seiten seinem Stoffe abgewonnen, daß wir in seiner Schöpfung durchaus keine Uebersetzung gewöhnlicher Art zu sehen haben. Selbst einzelne Gestalten sind sein freies dichterisches Eigenthum, so vor allem Rüdiger und Volker. Die Bemerkungen Pfeiffer's, welche Holmann's Anregung weiter ausführen, der Dichter habe sich in dem Spielmann Volker selbst schildern wollen, und zwar deshalb, um Dichtung und Sänger in den Augen seiner vornehmen Standesgenossen zu heben, „gleichsam zu adeln“, finden wir außerordentlich fein und sinnig. Daß der Dichter sich nicht nennt, sucht der Verfasser in dem überhaupt im Nibelungenliede streng beobachteten Zurücktreten seiner eigenen Person. So sind uns auch im Gegensatz zu den höfischen Romanbildern in den profaischen und unstrophischen Gedichten, deren Stoffe der deutschen Volksage angehören, die Namen der Dichter fast immer verschwiegen. Am Schlusse der Untersuchung faßt Pfeiffer die einzelnen Momente derselben kurz und bündig in folgende Sätze zusammen:

„Die Nibelungenstrophe ist nicht das Product des schaffenden Volksgesistes, ist kein Nationaleigenthum, sondern das Kunstwerk einer bestimmten Person. Der Erfinder der Strophe ist auch der Dichter des Liedes. Dieser ist der Kürnberger, dessen Heimat Oesterreich, dessen Hauptquelle ein lateinisches Buch war. Der Kürnberger ist wie der älteste lyrische, so auch der erste höfische Dichter adelichen Standes, er ist der Schöpfer des

vollständigen trophischen Epos und zugleich der größte epische Dichter unseres Volkes. Sein Werk ist die erste herrliche Frucht der Verheißung des Ritterlandes an der Poesie. Von ihm hat die nationale Epik für alle Zukunft Form und Gehalt, Richtung und Ziel empfangen."

Pfeiffer's Schriftchen über den Dichter des Nibelungenliedes hat ebenso wie die Untersuchung über „Wesen und Bildung der höchsten Sprache in mittelhochdeutscher Zeit" Aufsehen erregt und in seinem Ergebnis überrascht. Auch hier wieder unaufgeklärte, zweifelhafte Punkte und auf der andern Seite Klarheit, Ueberzeugung, eine aus dem Dunkel der Gleichgültigkeit hervortretende lichtvolle Gestalt. Wir sind bei Erörterung dieser Frage auf literarischem und kritischem Gebiete, und hier, glauben wir prophezeien zu dürfen, werden dem Verfasser eher gerüstete Gegner nahen, als auf jenem grammatischen, auf welchem keiner so leicht sich mit Pfeiffer messen kann. Jedenfalls haben wir auch hier eine Anregung zu begrüßen, die zu weiteren Untersuchungen Anlaß geben möge. In dieser Schrift, die mit einer gewissen Wärme und Ueberzeugungskraft geschrieben ist, bewährt der Verfasser außer seiner Gelehrsamkeit aufs neue auch die Kunst seiner Darstellung, durch welche er so viele seiner Fachgenossen überzeugt, die oft ein entsetzliches Deutsch schreiben. Die gelehrten Anmerkungen, die sich durch Kürze und Knappheit auszeichnen, geben die literarischen Nachweise und führen die ausgesprochenen Behauptungen weiter aus. 68.

Notizen.

Eine Charakteristik Uhland's von August Branger.

Die „Bibliothèque universelle" enthielt in ihrer Nummer vom 20. Januar einen ebenso anerkennenden als liebevoll eingehenden Aufsatz von A. Branger über Uhland, in welchem es unter anderem über Deutschland heißt: „Unter den Ländern, welche auf der buntfarbigen Karte der Phantasie verzeichnet sind, nimmt Deutschland einen der ersten Plätze ein. Es fesselt uns nicht durch welche geheimnißvolle Annuth, durch nebelhafte und phantastische Gebilde, welche zur Träumerei verführen und uns mit einer Art innerlicher, eindringlicher und traulicher Gemüthsregung gefangen nehmen. . . . Es liegt etwas Nebelhaftes auf der überheinischen Landschaft; die Fläche ist einförmig. Aber zum Ersatz läßt diese ausgedehnte Fläche, in welcher der Blick ins Grenzlose schweift, den Gedanken des Unendlichen entfliehen" u. s. w. Hiergegen möchten wir nur bemerken, daß in Deutschland doch nicht alles eine „plaine monotone" ist, wie ja auch der Verfasser selbst recht gut weiß, wenn er z. B. Uhland's Heimatland, Schwaben, das „deutsche Arkadien" nennt, „que parcourt une file de collines plantées de vignobles, où le Neckar serpente à travers les prairies, où les châteaux en ruines et les forêts dominent les paisibles villages". Dieses poetische Deutschland existirt, versichert er weiter, nicht so sehr lange, nicht bevor die Dichter es mit ihrem Zauberstabe hervorgerufen hätten. „Puissance magique de la poésie!" ruft er aus, und er bemerkt weiter: „Deutschland spielte nun für eine gewisse Generation die Rolle, welche Italien zur Zeit der Renaissance gespielt hatte: es war das Ziel aller Träume, der Heimat der Ideale, ein Land der Verheißung für die Einbildungskraft." Der Verfasser sticht seiner ausführlichen und bereiten Charakteristik Uhland's die Prosa-übersetzung einer großen Zahl Uhland'scher Lieder und Balladen ein, unter letztern auch der Ballade „Des Sängers Fluch", „qui est peut-être le chef-d'oeuvre d'Uhland", nur von der Ballade „Das Schloß am Meer" versucht er eine rhythmische Uebersetzung, die wir hier mittheilen wollen:

„As-tu vu sur la plage
Le fier château royal.
Où parfois un nuage
Flotte comme un signal?

Son reflet se balance
Sur le sein des flots bleus,
Sa tourelle s'élance
Aux profondeurs des cieux." —

„J'ai vu la tour royale.
Le vent du soir soufflait,
Mais la lune était pâle,
Et le brouillard montait." —

„N'as-tu pas sur l'arcade
Entendu le concert.
Joyeuse sérénade
Chantant avec la mer?" —

„Non . . . muette était l'onde;
Un chant semblait vibrer
De la voûte profonde.
Mais il me fit pleurer." —

„As-tu vu dans la salle
Les époux réverés.
La couronne royale
Et les mantaux pourprés?"

Et la princesse blonde,
Brillait-elle à côté,
Comme au sortir de l'onde
Un beau soleil d'été?" —

„Non; la noire mantille
Les couvrait tous les deux;
Ils pleuraient, et leur fille
N'était pas avec eux."

Man wird gestehen müssen, daß diese Uebersetzung im ganzen, namentlich aber wie uns scheint die dritte Strophe gelungen und dem Geist und Ton des Originals entsprechend sei, wenn auch Ausdrücke wie „château royal", „arcade", „concert", „sérénade", „princesse blonde", „mantille" u. s. w. den Leser unwillkürlich aus dem geheimnißvollen Nebel des Nordlands und aus der poetischen Sagenzeit in den sonnigen Süden und in die Zeit der Renaissance oder des Idyoco versetzen. Daran ist jedoch mehr die französische Sprache als der Uebersetzer schuld.

Goethe als Vater des Realismus.

In einem Aufsatze der „Revue des deux mondes" (vom 15. Februar) mit der Ueberschrift: „Le réalisme épique dans le roman", dem Gustave Flaubert's Roman „Madame Bovary" und das spätere monströse Machwerk „Salambô" zu Grunde gelegt sind, bemerkt Sanct-René Taillandier: „Weiß die realistische Schule, die so geräuschvoll auftritt und so stolz ihre Unabhängigkeit erklärt, woher sie kommt? Kennt sie ihre Vorläufer? Ich nehme fast Anstand, den großen Namen zu nennen, der mit angelegten Fingern einiger närrischen Versuche aus letzterer Zeit oft unwillkürlich einklinkt. Doch muß es gesagt werden, daß der Realismus wie der Romantismus aus einer Ideenarbeit entsprang, die unserm Lande nicht angehört und die wir eher in Unnatur verwandelt, als bereichert oder fortgesetzt haben. Der Vater des Realismus ist kein anderer als Goethe. Und warum soll man dies nicht offen aussprechen, da das beste Mittel, unsere falschen Realisten zur Vernunft zu bringen, darin besteht, daß man sie mit dem großen Geiste confrontirt, dessen System sie so verkehrt ausgelegt haben." Nachdem Taillandier noch verschiedene Bemerkungen über den Romantismus der Schlegel, Tieck, Royallé und Brentano und über den angeblichen Idealismus Schiller's und den angeblichen Realismus Goethe's gemacht, fährt er fort: „Von dem Augenblick an, wo die letztern beiden edeln Intelligenzen sich zu einem so engen Freundschaftsbunde vereinigt hatten, machten sie einer bei dem andern Anleihen; Schiller richtete sich mehr auf das Studium der realen Welt; Goethe erhob sich höher in die Sphären der sittlichen Welt. Doch vergesse man

nicht, daß selbst bevor noch Goethe von dem Einflusse seines fremdes berührt worden, sein Realismus schon eine Quelle von Reichthümern in sich schloß; denn die Beobachtung war bei ihm zu der Anfang der Kunst, und schloß die Auswahl, die Zeichnung, die Anordnung, endlich den Gedanken, das heißt die Poesie nicht aus. Welcher Contrast zwischen dem Verfahren Goethe's und demjenigen, der in unserer laufenden Literatur diesen Namen usurpirt hat! Wenn man nur nach zwei Werken (den genannten Romanen von Flaubert), die ein mehr lärmhaft als erster Erfolg der Aufmerksamkeit der Kritik empfiehlt, urtheilen darf, so findet wohl dem Realismus Goethe's und dem unserigen mehr als ein bloßer Contrast statt — es ist ein Abgrund.“ Wie und was man auch von dem Besuche Taine's, den neufranzösischen Realismus auf keinen Geringsen als Goethe zurückzuführen, denken möge, so ist darin doch immer eine bemerkenswerthe Anerkennung des mächtigen Einflusses der deutschen Literatur und namentlich Goethe's auf die neuere französische ausgesprochen. J. M.

Zwei französische Urtheile über Shafspeare.

Im Odeontheater zu Paris wurde neulich Shafspeare's „Macbeth“ neu einstudirt und schiet vom Publikum nicht ohne Theilnahme aufgenommen worden zu sein. Auch die Tagespresse befaßte sich lebhaft an der Discussion über den britischen Meister, und die aus zu Gesicht gekommenen Urtheile liefern einen nicht uninteressanten Beitrag zur Einsicht in die jetzige französische Geschmackseinstellung. Während die Zahl derjenigen, welche nur die sogenannten Glaffiter ihres Vaterlandes gelten lassen wollen, noch keineswegs ausgeschloffen ist, zeigen wiederum nicht wenige eine erfreuliche Objectivität, ja sogar klares Erkennen der Mängel des vorwiegend rhetorischen Dramas. Am ärgsten wird Shafspeare im Feuilleton des „Siècle“ verlegt, wo ein Herr de Bierville sich über „Macbeth“ dahin äußert: „Man findet allerdings bisweilen einige geniale Züge, ergreifende Bilder, bedeutende Gedanken, ja sogar Zartempfundenes und verschiedene wirklich poetische Situationen und schöne Scenen; aber es bekämpft sich das Voltaire'sche Wort: Perles im Misl. Und der Misl ist vorherrschend, die ganze Anlage barbarisch. Man sieht zwar in dem Stücke Aberglauben, Zerrissenheit, Extravaganz, Grobheit, mittelalterliche Grausamkeit, kaum aber irgendeinen Schimmer von Kunst.“ Schließlich wird beklagt, daß Shafspeare „erhabene und auserlesene Meisterwerke wie die eines Corneille und Racine“ von der Bühne verdrängen könne. Derselbe Vorwurf tritt für ihn H. de Velloy in der „Illustration“ ein, einem Journal, welches, ebenfalls auf die weitesten Kreise berechnetes, in seinem literarischen Theile mancher unserer illustrierten Zeitungen zum Muster dienen könnte. Zunächst bekämpft Velloy den Hochmuth vieler Engländer, die nur dem jüngeren geschatten wollen, über Shafspeare zu sprechen, welcher der englischen Sprache vollkommen mächtig ist; denn „sie belebtigen mit einem solchen Anschein von Verehrung für Shafspeare diesen einzigen Genius, dessen Charakter es eben ist, zu gleicher Zeit vollständig Engländer und in demselben Grade Universalgenie zu sein“. Aus diesem Grunde muß er auch das italienische Sprichwort, welches ohne Ausnahme jeden traduttore (Uebersetzer) zu einem traditore (Verräther) kempelt, durchaus verwerten; denn sei es auch zu bedauern, daß die Shafspeare'schen Eigenthümlichkeiten selbst durch die geschickteste Uebersetzung in mancher Hinsicht verloren gehen, „das wirklich Große und Reizendste in ihm ist glücklicherweise für alle Zungen und alle Zeiten verständlich“. Von französischen Bearbeitungen des „Macbeth“ werden zwei genannt; die eine ist von einem Sohne Victor Hugo's, die andere von Jules Racoir. In Betreff derselben heißt es: „Der Gelehrte, der Kunstliebhaber, der Dilettant lese die wörtliche Uebersetzung von François Victor Hugo; das Publikum aber, wenn es erfahren will, was ein echtes Drama ist, gehe in das zweite Théâtre français, um „Macbeth“ zu sehen, wie er von Racoir übertragen und für die Bühne bearbeitet wurde.“

Letzterer hat eine metrische Uebersetzung geliefert, welcher Velloy vor einer wortgetreuen stets den Vorzug gibt. Zwar könne ein Dichter nur durch einen Dichter übersetzt werden, aber dem wahren Dichter falle die gebundene Rede nicht schwer; denn „so viel steht fest, daß zehn Verse einem Victor Hugo oder einem Lamartine nicht mehr Mühe kosten, als zehn Zeilen Prosa ebendenselben Lamartine oder Victor Hugo“. 83.

Bibliographie.

- Banning, G. A., Der Bilderstürmer und seine Tochter. Eine niederländische Geschichte aus dem 16. Jahrhundert. Aus dem Holländischen übertragen von R. Fücking. Vom Verfasser autorisirte Ausgabe. Paderborn, Schöningh. 8. 18 Ngr.
- Brackner, R., Geschichte der preussischen Landwehr. Historische Darstellung und Beleuchtung ihrer Vorgeschichte, Errichtung und späteren Organisation. 1ter Halbband. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
- Gerhäuser, F., Aus meinem Tagebuch. Gesammelte Erzählungen. Zwei Bände. Leipzig, Arnold. 8. 2 Thlr.
- Jacobi, B., Erzählungen. Zwickau, Buchhandlung des Volkschriften-Vereins. 8. 6 Ngr.
- Meyer, F. K., Die noch lebenden keltischen Völkerschaften, Sprachen und Litteraturen in ihrer Geschichte und Bedeutung. Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Verein am 31. Januar 1863. Berlin, Hertz. Gr. 8. 10 Ngr.
- Ritzsch, C., Die evangelische Bewegung in Italien. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Italien geschildert. Berlin, Herg. Gr. 8. 20 Ngr.
- Dettinger, C. M., Die nordische Semiramis oder Katharina II. und ihre Zeit. Historischer Roman. 1te Abtheilung. Die nordische Semiramis. Drei Bände. Berlin, Jantke. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
- Raabe, W. (J. Corvinus), Die Leute aus dem Walde, ihre Sterne, Wege und Schicksale. Ein Roman. Drei Theile. Braunschweig, Westermann. 8. 5 Thlr.
- Der Zeitgeist. Culturgeschichtliches Centralblatt. Herausgegeben von C. Föwenenthal. Jahrgang 1863. April bis Dezember. 36 Nummern. Leipzig, D. Voigt. Gr. 4. Vierteljährlich 12 Ngr.
- Biegler, F., Geschichte der Stadt Stein am Rhein. Mit einer Ansicht. Schaffhausen, Hurter. 1862. 8. 10 Ngr.
- Zimmermann, G. C., Bis nach Sibirien. Erinnerungen aus dem Feldzuge nach Rußland und aus der Gefangenschaft 1812—1814. Hannover, G. Rümpler. Gr. 8. 5 Ngr.
- Zingerle, I. von, Johannessegen und Gertrudenninne. Ein Beitrag zur deutschen Mythologie. Wien, Gerold's Sohn. 1862. Lex.-8. 7 Ngr.

Tageblitteratur.

- Appellation an den Geist der Nation wider den Geist der Universitäten. Hamburg, D. Meißner. 8. 2 1/2 Ngr.
- Eich, F., In welchem Locale stand Luther zu Worms vor Kaiser und Reich? Zur Widerlegung und Beleuchtung der Schrift: „Rathhaus oder Bischofschof?“ Im Namen des Ausschusses des Luther-Denkmal-Vereins herausgegeben. Nebst einem lithographirten Grundriß der Stadt Worms. Der Ertrag ist für das Luther-Denkmal bestimmt. Leipzig, Brodhhaus. 8. 4 Ngr.
- Förster, F., Denkwürdigkeiten preussischer Geschichte aus den Befreiungskriegen 1813, 1814, 1815. 1te Lieferung. Berlin, Holsstein. 8. 5 Ngr.
- Die persönliche Gegenwart des heiligen Geistes auf der Erde. Elberfeld, Haffel. Gr. 8. 4 Ngr.
- Geiger, A., Sodbücker und Pharisäer. Breslau, Schletter. Gr. 8. 10 Ngr.
- Kattner, C., Deutsche Abrechnung mit den Polen. Zwei Hefte. Bromberg, 1862. Gr. 8. à 6 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Goethe-Galerie.

Charaktere aus Goethe's Werken.

Gezeichnet von Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg.

Fünfzig Blätter in Stahlstich mit erläuterndem Texte von

Friedrich Pecht.

In zehn Lieferungen zu je 5 Blatt nebst Text.

Auf feinstem Kupferdruckpapier. 4. Geh. Subscriptionspreis jeder Lieferung 1 Thlr. 10 Ngr.

Erste bis sechste Lieferung:

Goethe in Rom, Faust, Gretchen, Mephistopheles, Philine; Graf Egmont, Leonore von Este, Antonio, Leonore Sanvitale, Maciavelle; Iphigenie, Der Harsner, Marianne, Wilhelm von Oranien, Margarethe von Parma; Wilhelm Meister, Elärchen, Mignon, Adelheid, Torquato Tasso; Die Gräfin, Hermann, Dorothea, Wagner, Elisabeth; Götz von Berlichingen, Friederike, Eduard, Senoauto Cellini, Franz von Sickingen.

Die „Goethe-Galerie“ soll in jeder Beziehung ein würdiges Seitenstück zu der von der Verlagshandlung herausgegebenen „Schiller-Galerie“ bilden, welche allgemein als ein der deutschen Kunst zur Ehre gereichendes Prachtwerk ersten Ranges bezeichnet wurde und sich zahlreiche Freunde erworben hat.

Das bisher Erschienene ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen, wo auch ein Prospect gratis zu haben ist und Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Gutzkow's Dramatische Werke.

In 20 Bändchen zu 10 Ngr.

Sieben erschienen:

XIII. Otfried. Schauspiel in fünf Aufzügen.

Zweite Auflage.

Die früher erschienenen Bändchen I—XII enthalten: I. Das Abbild des Fortschritts. Zweite Auflage. — II. Raps und Schwert. Fünfte Auflage. — III. Berner oder Herz und Welt. Vierte Auflage. — IV. Der Königsleutnant. Zweite Auflage. — V. Bugatschen. Zweite Auflage. — VI. Ein weißes Blatt. Vierte Auflage. — VII. Richard Savage. Vierte Auflage. — VIII. Ariel Acosta. Fünfte Auflage. — IX. Paffal. Vierte Auflage. — X. Die Schule der Reichen. Vierte Auflage. — XI. Ella Rose oder Die Rechte des Herzens. — XII. Antonio Perez.

Allen Freunden dramatischer Literatur, vorzugsweise auch den Bühnendirectionen und darstellenden Künstlern, ist diese vom Verfasser neu durchgesehene, wesentlich verbesserte, billige und compendiöse Ausgabe der Gutzkow'schen Dramen zur Anschaffung zu empfehlen. Die übrigen Bändchen erscheinen in regelmäßiger Folge und sind, gleich den obigen, zum Subscriptionspreise von 10 Ngr. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

In C. A. Fleischmann's Buchhandlung (August Rohlfeld) in München ist soeben erschienen:

Manken.

Gedichte

von

Adolph Bekk.

Elegant broschirt 15 Ngr., oder 48 Kr.

In C. A. Fleischmann's Buchhandlung (August Rohlfeld) in München ist soeben erschienen:

Traum und Sage

von

Franz Trantmann.

Elegant broschirt 15 Ngr., oder 48 Kr.

Inhalt: Von drei Lilien. Wie das Weischen ward, Freiheit in Fesseln. Von fünf Ritterfräulein. Liebesdrache. Die trauernde Jungfrau. Echte Liebe. Eist in Ehren. Raigladlein. Warum die Rosen weiß, roth und gelb sind. Drei schottische Hochlandesagen.

Bei Fr. Andr. Perthes in Gotha erschien soeben:

Gildemeister, Dr. C. H., Johann Georg Hamann's

des Magus im Norden Leben und Schriften

4. Band. — Auch unter dem Titel: „Hamann's Autorschaft ihrem Inhalt nach.“

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Gr. Comple

4 Bände 7 Thlr. 18 Gr.

In C. A. Fleischmann's Buchhandlung (August Rohlfeld) in München ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätig:

Der schwarze Gast.

Erzählung aus den Tagen der tirolischen Protestantenfrag

Von Ludwig Stenb.

Zweiter Abdruck. Broschirt. Preis: 48 Kr.

Die erste Auflage wurde innerhalb 14 Tagen in München und Tirol verkauft.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 15. —

9. April 1863.

Inhalt: Eine Aesthetik auf psychologischer Grundlage. Von Adolf Reising. — Wilhelm Tischbein. Von Heinrich Dänger. — Ein literarisches Manifest Proudhon's. — Zwilling als Held eines Romans. — Kritik. (Zur Textreinigung der Werke Heinrich von Kleist's.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Eine Aesthetik auf psychologischer Grundlage.

Aesthetik. Von Karl Köstlin. Erste Hälfte. Tübingen, Laupp. 1863. Per.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Seit lange ist mir im wissenschaftlichen Gebiete kein Werk vorgekommen, dessen Verfasser in der Vorrede so viel für sich in Anspruch nähme und im Buche selbst so wenig leistete wie das vorliegende. Die Unsitte, sich durch die Arbeit bequem und das Feld frei zu machen, daß man über die Leistungen der Vorgänger mit vornehmer summarischer Aburtheilung hinweggeht und sich das Ansehen gibt, als ob man selbst zuerst gefunden habe, was der bis dahin im Dunkeln tappenden Welt ein Licht aufzuwerfen vermöge, ist zwar heutzutage eine leider sehr gewöhnliche Erscheinung; aber mit weniger Berechtigung und größerer Selbstverkenntnis als bei der Introduction dieser „Aesthetik“ dürfte davon nur selten Gebrauch gemacht sein. Das klingt hart, und es widerstrebt eigentlich meinem Naturell, mich in dieser Weise auszusprechen, denn es hat mir bei meiner kritischen Thätigkeit stets mehr Freude gemacht, Gutes loben zu können, als Schlechtes tadeln zu müssen; und namentlich einem ähnlichen Werke gegenüber hätte ich meine Mißbilligung um so lieber unterdrückt, als das Urtheil über die Arbeit eines Fachgenossen nur gar zu leicht der Gefahr einer Mißdeutung ausgesetzt ist. Aber im Interesse der Wissenschaft kann ich nicht anders. Ihre Vergangenheit wie ihre Zukunft fordert gleich dringend, gegen eine Behandlung und Weiterführung derselben, wie sie in diesem Buche versucht ist, Protest einzulegen; denn würde nach der in ihm eingeschlagenen Art und Weise in der Aesthetik fortgearbeitet, dann würden nicht nur sehr bald alle Erzeugnisse, die wir den bisherigen Abbauern derselben, Männern wie Burke, Windelmann, Lessing, Herder, Kant, Schiller, Schelling, Solger, Hegel, Weiße, Rosenkranz, Bischof, Carrière, Zimmermann u. a., im Strom der Vergessenheit begraben sein, sondern es wäre auch zu befürchten, daß sich die fernere Entwicklung der Aesthetik ganz und gar in die Rebeleien und Schwelgereien willkürlicher subjectivistischer Raisonnements und das Lo-

hubabohu einer babylonischen Sprach- und Begriffsverwirrung verliere.

Niemand kann in der Wissenschaft, wie in andern Lebensgebieten, ein entschiedenerer Freund des Fortschritts sein als ich. Wie ich das Recht dazu für mich in Anspruch genommen habe und noch in Anspruch nehme, so gestehe ich es auch jedem andern zu. Wenn daher der Verfasser zunächst sagt, daß im ästhetischen Gebiete noch vieles zu thun sei und daß bei dem bis jetzt Erreichten, des Trefflichen darunter unerachtet, nicht stehen geblieben werden könne, so stimme ich ihm in dieser Beziehung vollkommen bei. Aber wenn er unmittelbar darauf den Aesthetikern der Gegenwart den Vorwurf macht, sie hätten sich einerseits nicht energisch genug von der Hinterlassenschaft ihrer Vorgänger loszureißen vermocht, andererseits die Ueberlieferungen früherer Systeme nicht gewissenhaft genug benutzt, sondern über Hegel die Leistungen Kant's, Schiller's, Schleiermacher's, über Herbart die ganze Reihe nach-Kant'scher Denker vergessen, so schlägt er damit in doppeltem Sinne der Wahrheit ins Gesicht. Bis zu Anfang der fünfziger Jahre war allerdings die ganze ästhetische Literatur, von einzelnen verschwindenden Ausnahmen abgesehen, in der Hegel'schen Auffassung befangen; von da ab aber begann sich in Einzelschriften und umfassendern Arbeiten der Geist eines völlig freien Fortschrittsdranges geltend zu machen. Ich selbst war der erste, der mit einem die Fundamentalfragen behandelnden, nicht etwa bloß nachbessernden, sondern von Grund aus selbständigen System gegen ihn auftrat; und später haben, theils von verwandtem, theils von verschiedenem Standpunkt, Carrière, Zimmermann u. a. ein Gleiches gethan. Wir sämmtlich haben, jeder von seiner principiellen Anschauung aus, ihm gegenüber die volle Freiheit wissenschaftlicher Forschung in Anspruch genommen; ich meinerseits außerdem eine fortlaufende, offene Polemik gegen ihn geführt. Es ist also un wahr, wenn der Verfasser die heutigen Aesthetiker einer zu slavischen Befangenheit in der Doctrin Hegel's beschuldigt und die Miene annimmt, als ob er erst zum Befreier aus diesen Banden berufen sei. In einer Beziehung freilich hat es ihm

vielleicht keiner gleichgethan: in der chevaleresken Manier, ihn mit einigen Floskeln des Lobes und Tadelns beiseite zu schieben und es für ebenso unnöthig zu erachten, das Bleibende seiner Leistungen anzuerkennen, als sich wegen des Unhaltbaren seines Systems mit ihm auseinanderzusetzen. Gerade ein Werk, das Anspruch darauf macht, in der Wissenschaft eine neue Bahn zu brechen, hat aber um so mehr die Pflicht, im ganzen wie im einzelnen mit Pietät und Offenheit darüber Buch zu führen, was es den Vorgängern verdankt und worin es über sie hinausgeht. Es verlangt dies die Rücksicht auf die Vorgänger und die Rücksicht auf die Geschichte der Wissenschaft. Wer es nicht thut, handelt gegen die Gerechtigkeit und vergißt, daß nur der Fortschritt von historischer Bedeutung sein kann, der die Continuität von Vergangenheit und Zukunft ehrt. Unter allen Aesthetikern der Gegenwart, welche auf Wissenschaftlichkeit Anspruch machen, wüßte ich aber keinen zu nennen, der es mit den Verpflichtungen gegen die Vorgänger so obenhin genommen hätte, wie der Autor unsers Buchs, und es ist daher doppelt auffällig, wenn er ihnen den Vorwurf macht, über den einen oder den andern die übrigen vergessen zu haben.

Darüber wäre jedoch gern und leicht hinwegzugehen, wenn nicht ein gleich ungerechtes und unwahres Gebaren den Grundcharakter des ganzen Buchs bildete. Mit Ausnahme einiger beschönigender Nebenarten besteht fast die ganze, sechs enggedruckte Seiten umfassende Vorrede aus einem Register schwerer Sünden, deren sich die moderne Aesthetik schuldig gemacht haben soll; sieht man sich aber die darin aufgezählten Schwächen und Verbrechen an, so sind es lebendig solche, die sich höchstens den ästhetischen Arbeiten der Hegel'schen Schule, nicht aber den darüber hinausgehenden Werken zum Vorwurf machen lassen, solche, die größtentheils schon längst überwunden, ja zum Theil von der Hegel'schen Schule selbst aufgegeben sind; noch seltsamer und belustigender aber ist, daß sich unter allen diesen Sünden kaum eine befindet die nicht im Werke des Verfassers weit üppiger, als in irgendetwas seiner Vorgänger in Blüte stände. Er tadelt an diesen das Festkleben am Formalismus und Schematismus der Schuldoctrin, und man braucht nur die Inhaltsübersicht seines Buchs mit seinen endlosen Divisionen, Subdivisionen, Subsubdivisionen u. s. w. anzusehen, um sich zu überzeugen, daß es ihm hierin so leicht kein anderer gleichgethan hat. Er klagt über die Schwerfälligkeit und Schwerverständlichkeit der bisher angewandten Diction und Terminologie, und schwerfälliger, verworrener, unklarer als die seinige kann es keine geben. Er wirft den bisherigen Lehrbüchern und Einzelschriften Unständigkeit und Weitläufigkeit vor; gerade hierin aber hat der Verfasser im ganzen wie im einzelnen das Nonplusultra geleistet. Er bezichtigt die speculative Aesthetik der verhängnisvollsten Mißgriffe in der Handhabung der Logik, aber mehr und ärgere Verstöße gegen die einfachsten logischen Gesetze, als in dieser nicht speculativ seinsollenen Aesthetik lassen sich nirgends finden. Er setzt seinem Buche das Motto vor: „Nous ne sommes plus dans le siècle

des mots, nous sommes dans celui des choses“, und mit einer größern Sündflut von Worten, als sie dieses Buch enthält, ist wol der Leser eines wissenschaftlichen Werks noch niemals übergossen worden.

Aber auch dies alles könnte man sich vielleicht noch gefallen lassen, wenn der Verfasser nur wenigstens in dem, worin er wirklich von seinen Vorgängern abzuweichen und einen neuen Weg einzuschlagen sucht, etwas wesentlich Förderndes und Probekhaltiges geleistet hätte. Aber leider sieht es auch damit sehr trübe aus. Das eigentlich Kennzeichnende seines Verfahrens ist, daß er nicht die Aesthetik, wie es seit Plato vorherrschend gewesen, auf den Grundbegriff der „Idee“ gegründet wissen will, sondern den Versuch macht, ihr statt dessen eine psychologische Basis zu geben und das gesammte ästhetische Verhalten als einen eigenen Zweig des Geisteslebens, nämlich als Bethätigung des Phantasielebens zu begreifen.

Die Berechtigung zu einer derartigen Behandlung der Aesthetik erkennen wir vollkommen an, ja wir räumen ein, daß sich gerade von diesem Gesichtspunkte aus noch sehr viele und wesentliche Aufschlüsse über das Wesen des Schönen und der Kunstthätigkeit gewinnen lassen, und befinden uns daher mit dem, was früher Kant, Schleiermacher, Herbart, neuerdings Lazarus, Hettner u. a. in dieser Hinsicht geltend gemacht haben, nichts weniger als im Widerspruch. Aber das können wir nicht zugeben, daß die psychologische Begründung der Aesthetik die allein berechtigte, allein erspriessliche sei. Neben ihr kann und muß vielmehr zu ihrer Ergänzung stets auch die realistische, von der Untersuchung der Außenwelt ausgehende, und über beiden stets die bisher mit Recht dominirende, weil beide in sich zusammenfassende metaphysische Begründung bestehen. Es ist falsch, wenn man die Miene annimmt, als ob die metaphysische Behandlung nicht auch diejenigen Fragen in ihr Bereich gezogen habe, die im Speciellen von der Psychologie zu lösen sind; sie kommt sie nur nicht zum alleinigen Gegenstande der Betrachtung machen; denn sie hatte ebenso sehr ihr Augenmerk auf die Eigenschaften der ästhetischen Objecte an sich, wie auf das Verhalten der Seele ihnen gegenüber zu richten und mußte außerdem für die Wechselwirkung zwischen beiden einen tiefern, in beider Einheit wurzelnden Grund suchen, und diesen fand sie eben in der Idee von einer ursprünglichen Identität alles Subjectiven und Objectiven, um war daher vollkommen im Recht, diese „Idee“, in der sie die höchste und ursprünglichste aller Ideen oder die „Idee schlechthin“ erkennen mußte, als Princip und Grund alles Schönen zum Ausgangspunkt ihrer Theorie zu machen. Von einzelnen Hegelianern ist allerdings diese Idee entweder zu subjectivistisch oder zu realistisch genommen, und darüber entweder die naturalistische oder die psychologische Betrachtung des Schönen zu tiefmütterlich behandelt worden. Aber wie ich sogleich das Wort zu meinen „Ästhetischen Forschungen“ damit beginne, das Schöne als das Product zweier in Wechselbeziehung stehender Factoren, nämlich des schauenden, empfindenden

Subject einerseits und des geschautes, empfundenen Objectes andererseits zu bestimmen, so hat auch Carriere sein System damit eröffnet, das Zusammenwirken von Objecten mit unserer Subjectivität als eine unerläßliche Bedingung des ästhetischen Wohlgefühls auszusprechen, und jeder von uns dieser Grundanschauung gemäß ebenso wol der Betrachtung des psychologischen wie des naturalistischen Factors Rechnung getragen; ja Carriere hat die psychologischen Seiten des Schönen sogar mit besonderer Vorliebe und Ausführlichkeit behandelt, und es ist daher nie dem Thatbestand widersprechende Unterstellung, wenn man so thut, als ob die jetztherige, von der „Idee“ ausgehende Aesthetik in dieser Hinsicht gar nichts gethan habe. Immerhin verkennen wir nicht das Verdienstliche, was darin liegen kann, das Aesthetische auch einmal einseitig, vom specifisch-psychologischen Standpunkt aus ins Auge zu fassen; denn die Sonderbetrachtung bietet ebenfalls ihre eigenthümlichen Vorzüge. Aber eine andere, wohl zu erhebbende Frage ist, ob gerade jetzt hierzu ein günstiger Zeitpunkt war. Infolge der neuern Forschungen auf dem Gebiete der Psychologie, namentlich über den Zusammenhang von Leib und Seele, befindet sich eben jetzt die ganze Psychologie in einem noch lange nicht zum Abschluß gekommenen Stürzungs- und Umwandlungsproceß. Ihre nächsten Grundlagen sind erschüttert, neue von nur einiger Sicherheit noch nicht gefunden. Es schwebt also diese ganze Wissenschaft jetzt gleichsam in der Luft; es hat somit keine großen Bedenken, gerade jetzt eine andere Wissenschaft auf sie gründen zu wollen.

Trotzdem räumen wir gern ein, daß auch vom gegenwärtigen Standpunkte der Psychologie auf Grund der Erfahrungssachen, die sie den Fortschritten der exacten Wissenschaften verdankt, für die Aesthetik wenn nicht endgültig entscheidende, doch wesentlich fördernde Resultate zu gewinnen sind; und als wir lasen, daß sich der Verfasser auf diesen Standpunkt gestellt habe, erwarteten wir mit Bestimmtheit, daß er für seine Arbeit die neuesten Forschungen auf dem psychologisch-psychologischen Gebiet sorgfältig benutzte und auf sie seine ästhetischen Gesetze gegründet haben werde. Allein auch in dieser Erwartung haben wir uns gründlich getäuscht. Statt in dieser Weise zu verfahren, ja statt sich auch nur auf eine den frühern Erfolgen der Wissenschaft genugsam Bestimmung desjenigen, was das eigentliche Wesen und Leben der Seele ist, einzulassen, begnügt er sich damit, in der Manier eines ganz gewöhnlichen, d. h. ebenso sehr der empirischen wie rationalen Begründung ermangelnden Raisonnements das ästhetische Verhalten der Seele mit ihrem theoretischen und praktischen Verhalten zu vergleichen, das erstere in seiner Eigenähnlichkeit den beiden letztern gegenüber als „anschauliches Vorstellen“ oder „Phantasielieben“ zu bestimmen, und endlich das Wesentliche und Charakteristische des Phantasieliebens im Unterschiede vom theoretischen und praktischen Leben darin zu erblicken, daß es „die notwendige Vollenbung des Lebens überhaupt“ sei und zwar darum, weil es einerseits „durchaus freie“ Thätigkeit sei, andererseits es „mit einem ihm selbst durchaus gemäßen,

angemessenen, entsprechenden, zusagenden, adäquaten, harmonisierenden Gegenstande zu thun habe“.

Hierin haben wir den ganzen Kern und Inbegriff dessen, was der Verfasser als die nach seiner Behauptung bisher noch nicht dagewesene, zuerst von ihm ins Dasein gerufene psychologische Begründung der Aesthetik bietet. Mehr erfahren wir in diesem Betracht nicht von ihm, denn alles, was der sich mit „Wesen und Bedeutung des ästhetischen Lebens“ beschäftigende Abschnitt seines Buchs auf den 49 dazu verwandten Seiten sonst noch enthält, ist nicht etwa eine tiefere Begründung und Ableitung, sondern nur eine unsäglich breite und wortreiche Wiederholung und Paraphrasirung ober, wenn es hoch kommt, Exemplification und Ausspinnung dieser Sätze. Von großem Umfange und besonderer Reichhaltigkeit ist also die neue Weisheit, mit der uns der Verfasser beschenkt hat, jedenfalls nicht; aber vielleicht um so überraschender durch ihre Neuheit und um so gewichtvoller durch ihre Wahrheit? Wir gestehen, daß wir weder die eine noch die andere dieser Eigenschaften darin haben entdecken können, und fürchten, daß es jedem andern Leser auch so gehen wird.

Oder worin bestände denn die Neuheit jener Sätze? Wer hätte noch nicht gewußt, daß es neben dem theoretischen und praktischen Verhalten des Menschen auch ein ästhetisches gibt? Wer nicht gewußt, daß dabei die Phantasie eine Hauptrolle spielt? Wenn wäre es verborgen geblieben, daß das ästhetische Schaffen und Genießen in gewissem Sinne den beiden andern Lebensthätigkeiten die Krone aufsetzt? Wenn entgangen, daß man in der selbstgeschaffenen Welt der Phantasie sich freier bewegen kann als im Bereich der Wissenschaft und der Praxis, und daß es der Phantasie bequemer gemacht ist als den übrigen Seelenbethätigungen, sich gerade mit den ihr zusagenden und angemessenen Objecten zu beschäftigen? Sind das nicht alles ganz triviale, auch der oberflächlichsten Betrachtung sich darbietende Wahrheiten? Bedarf es zu ihrer Erkenntniß eines Hinabsteigens in die Tiefen der Psychologie?

Aber vielleicht sind sie trotz ihrer Trivialität von der Aesthetik nicht erkannt worden; vielleicht hat die Aesthetik — wie es ja der Wissenschaft zuweilen geht — den Wald vor lauter Bäumen nicht gesehen, und es war dennoch die Erschreimung eines neuen Prometheus nöthig, um ihr für die Erkenntniß des offen Daliegenden ein Licht anzuzünden und ihr jene Sätze und Gemeinplätze als den Schlüssel für alle Geheimnisse der Aesthetik zum Bewußtsein zu bringen! Steht es vielleicht so? Auch in diesem Fall müßten wir dem Autor unsers Buchs sehr dankbar sein; denn auch in der Zurückführung der Wissenschaft von den Verirrungen der Schulweisheit zu den lichten Pfaden des Gemeinbewußtseins liegt ein Verdienst, das man nicht genug anerkennen kann. Aber leider trifft auch diese Voraussetzung nicht zu. Der Aesthetik sind jene Sätze, soweit sie Wahrheit enthalten, ebenso wenig ein Geheimniß geblieben, wie dem gesunden Menschenverstande. Wol ziemlich in jedem ästhetischen Werke findet sich eine ver-

gleichende und unterscheidende Zusammenstellung des Ästhetischen mit dem Logischen und Ethischen, des Schönen mit dem Wahren und Guten, der Kunst mit der Wissenschaft und dem praktischen Leben, z. B. bei Wölher in §. 56—81 seiner „Metaphysik des Schönen“, bei mir in §. 17—54 meiner „Ästhetischen Forschungen“, in Carriere's „Ästhetik“, S. 223—228; und kaum dürfte ein mit diesen Fragen sich befassendes Werk zu finden sein, in welchem nicht die Distinction jener drei Geistesgebiete eine gründlichere, schärfere und besonnenere wäre als die des Verfassers, die schon darin ungenau und inconsequent verfährt, daß sie das Ästhetische nicht dem Logischen und Ethischen, sondern dem Theoretischen und Praktischen entgegenstellt, also es mit dem Gefühlsleben überhaupt identificirt und es späterhin doch so bestimmt und behandelt, als sei damit nur das Ästhetische im engern Sinne, d. h. das dem Höhern, Vollkommenen, Idealen zugewandte Gefühlsleben gemeint, welches als solches nicht dem Theoretischen und Praktischen überhaupt, sondern der höhern Betätigung der Theorie und Praxis, d. i. dem Logischen und Ethischen gegenübersteht. Nicht Aufklärung also, sondern Erziehung des bereits klar Gewesenen bringt die hierauf bezügliche Erörterung des Verfassers.

Nicht anders verhält es sich mit seiner Entdeckung, daß das Charakteristische des ästhetischen Verhaltens wesentlich im „anschauenden Vorstellen“ oder „Phantasieleben“ bestehe. Was hieran Wahres ist, hat auch die speculative Ästhetik bereits gewußt. In §. 28 meiner „Ästhetischen Forschungen“ heißt es z. B. ausdrücklich, daß das Schöne „die Idee als Anschauung“ sei, während das Wahre „die Idee als Begriff“, das Gute „die Idee als Tendenz“ genannt wird. Hiermit aber ist kurz und entschieden ausgesprochen, daß die allgemeine geistige Betätigung, welche unser Verfasser das „ästhetische Verhalten“ nennt, weder eine abstract denkende, noch tendenziös strebende, sondern eine sinnlich-anschauende, d. h. in unmittelbarer Wechselbeziehung zur objectiven Außenwelt stehende ist. Und andere haben dies ebenfalls erkannt und ausgesprochen. Neu freilich ist der Verfasser darin, daß ihm das Moment des „anschauenden Vorstellens“ zur charakteristischen Unterscheidung des ästhetischen Verhaltens genügt und daß er „anschauendes Vorstellen“ ohne weiteres mit „Phantasieleben“ oder „Phantasieethätigkeit“ für gleichbedeutend hält. Aber leider ist diese Neuheit keine Wahrheit. Nicht jedes anschauende Vorstellen ist schon ein ästhetisches Verhalten, sondern es muß noch ein Moment hinzukommen, nämlich die Beziehung des besondern Inhalts der Anschauung auf ein uns vorstrebendes Ideal, die Subfunction der einzelnen Anschauung unter die uns als vollkommen geltende, absolut befriedigende Anschauung. Solange dies Moment fehlt, solange wir nicht beim Anschauen das angeschaute Object bewußt oder unbewußt an dem in uns lebenden Ideal einer vollkommenen Erscheinung messen und danach würdigen, ist unser Anschauen kein ästhetisches Verhalten, es müßte sonst z. B. die Harnbeschauung in wissenschaftlicher oder therapeutischer Absicht ebenfalls ein ästhetisches Ver-

halten sein. Darum ist der Begriff der „Idee“ und des „Ideals“ für eine vollständige Bestimmung des Ästhetischen gar nicht zu entbehren. Wenn man ihn, wie der Verfasser, anfangs verleugnet oder verhorrescirt, muß man ihn hinterher erschleichen, wie auch er wirklich gethan, wenn er später das ästhetische Verhalten als die „Vollendung des Lebens überhaupt“ bezeichnet, was sich doch vom gewöhnlichen „anschauenden Vorstellen“ unmöglich behaupten läßt.

Nicht minder unklar und ungenau ist der Autor, wenn er dem Begriff des anschauenden Vorstellens ohne weiteres den Begriff der Phantasieethätigkeit unterschiebt. Zwischen beiden ist denn doch ein noch sehr wesentlicher Unterschied. Anschauendes Vorstellen ist an sich nur eine receptive und reproductive Geistesethätigkeit; Phantasie dagegen ist eine mit dem Vorrath der Anschauungen und Vorstellungen frei verkehrende, umgestaltende und dadurch wirklich schöpferische Ethätigkeit. Diese hat in jener ihre Voraussetzung, aber sie ist nicht mit ihr identisch, ja nicht einmal an sie gebunden, sondern sie ist weiter und mächtiger als sie, und geht namentlich in dem, wodurch sie ihre ästhetische Bedeutung erhält, sehr wesentlich über dieselbe hinaus. Daß sie aber dies kann und das Bedürfnis dazu empfindet, hat wiederum seinen Grund in der treibenden Macht des sie durchdringenden Ideals, der in ihr wirkenden Idee, die sich nicht mit den Anschauungen, wie sie die Wirklichkeit bietet, befriedigt fühlt, sondern sie ihrem eigenen Wesen gemäß zu ergänzen, neu zu combiniren und umzuformen strebt. Auch hier also erweist sich das vom Verfasser verschmähte Princip der speculativen Ästhetik als derjenige Begriff, ohne welche das eigentliche Wesen der Phantasie, worin er das ästhetische Princip erblickt, gar nicht zu erfassen und zu erklären ist.

Nicht befriedigender ist, was er zur speciellern Charakteristik des Phantasielebens beibringt. So stark er es auch betont, daß die von der „Idee“ ausgehende Ästhetik „nicht zu einer wirklichen Erkenntnis und Würdigung des Phantasielebens in seinem Unterschiede vom Gedankenleben gelangt sei“, und es so hinstellt, als ob die Lösung der „Aufgabe, das Phantasieleben als eigenen Zweig des Geisteslebens zu begreifen“, ihm vorbehalten sei; wir müssen trotzdem gestehen, daß wir durch seine Schilderung des Phantasielebens keinen Aufschluß, der zugleich neu und wahr, also für die Wissenschaft wahrhaft fördernd wäre, erhalten haben. Er führt im ganzen zwei kennzeichnende Merkmale für die Phantasieethätigkeit an: einmal, daß sie durchaus frei und unbeschränkt sei, sodann, daß sie es nur mit den ihr angemessenen und zugehörigen Gegenständen zu thun habe. Gibt es wirklich keine andern? Läßt sich aus diesen beiden Eigenschaften wirklich das eigentliche Sein und Wesen des Phantasielebens vollständig begreifen? Mit nichten! Denn die erste dieser beiden Bestimmungen enthält gar nichts Positives, und die zweite bestimmt dasjenige, was zur Bestimmung dienen soll, wieder nach dem, was durch die Bestimmung erläutert werden soll: sie bewegt sich also im Kreise. Weid-

sagen uns also über das eigentliche Leben und Wesen der Phantasie so gut wie gar nichts. Und dennoch sagen sie uns andererseits viel zu viel. Eine so triviale Wahrheit es ist, daß die Phantasietätigkeit eine freiere ist als Erkenntnis- und Willensfähigkeit, so falsch ist es trotzdem, sie als durchaus frei zu bezeichnen. Auch sie ist bis zu einem gewissen Grade abhängig von den Objecten der Außenwelt, von angeborenen und anerzogenen Begriffen, von zufälligen Erlebnissen und Begegnissen, von Klima und Bodenbeschaffenheit, von Trank und Speise, Schlaf und Wachen, Gesundheit und Krankheit und tausend andern Dingen, und auch für sie gibt es Gesetze, wenn sie sich bei der Erzeugung, Fortbildung und Abkürzung ihrer Gestaltungen unterwerfen muß; auch für sie höhere Mächte, die ihre Willkür bändigen, ihrer Freiheit Raum und Jügel anlegen. Und gerade diese durch ideale und reale Gewalten in Schranken gehaltene Phantasie ist diejenige, welche allein von ästhetischer Bedeutung ist. Dagegen eine so schlechtthin freie und zugellose Phantasietätigkeit, wie sie der Verfasser gedacht wissen will, ist als solche noch kein ästhetisches Verhalten; es würden sonst auch die wilden, confusen Träume eines von Opium Brauschten und die Phantasien eines Fiebernden als ästhetisches Verhalten gelten müssen. Und an diese Arten der Phantasietätigkeit brauchen wir nur zu denken, um sofort zu erkennen, daß auch die zweite Bestimmung des Verfassers, wonach die Phantasie nur mit ihr zugehenden Objecten zu thun haben soll, eine falsche ist. Im Schlaf und in Krankheiten, ja zuweilen auch in wachem und gesundem Zustande muß sie sich nicht selten mit Dingen und Vorstellungen abmarten, die ihr widerwärtig, verhasst, fürchterlich sind, und der schaffende Dichter und Künstler macht nur allzu oft die Erfahrung, daß sich ihm ganz andere Bilder aufdrängen, als solche, wie sie gerade der Hauptbeschäftigung seiner Phantasie angemessen sind. Die Phantasie ist daher gar häufig auch mit sich selbst in Widerspruch und daher dem Verfall in unerquickliche Zustände nicht weniger ausgesetzt als das theoretische und praktische Verhalten.

Beide Merkmale also, durch welche der Verfasser das Phantasieleben von den beiden andern Geistesthätigkeiten unterscheidet, charakterisiren die Phantasie nicht wirklich; die Lösung der Aufgabe, das Phantasieleben als eigenen Zweig des Geisteslebens begreiflich zu machen, ist ihm also nichts weniger als gelungen, ja seine Leistung erscheint neben dem, was Hegel, Wischer, Carriere u. a. für die Erkenntnis der Phantasie gethan haben, in hohem Grade unzulänglich und dürftig. Dies ist aber für ein Buch um so gravirender, als er gerade in dieser psychologischen Begründung seines Systems den Kern und Hauptvorzug dessen, was er für die Aesthetik geleistet hat, erblickt.

In der That bietet das Folgende des wesentlich Neuen und Eigenthümlichen noch weit weniger dar, als der von uns besprochene erste Abschnitt. Die Reizung freilich, Ansehen und Erkenntnisse, die sich bereits bei seinen Vorgängern finden, für seine Entdeckungen auszugeben,

lehren auch hier fort und fort wieder. So spricht er z. B., als ob er die Verechtigung des Inhalts im ästhetischen Gebiete zuerst wieder nach Aristoteles in der rechten Weise zur Geltung gebracht habe; denn vor ihm habe man das Aesthetische entweder zu sehr als bloße Formsaße behandelt oder zu einseitig von seinen stofflichen Gehalts gefaßt. Ich antworte hierauf nur mit der Frage, ob ich denn nicht das Schöne ebenso wol als etwas Substantielles, wie als etwas Qualitatives gefaßt, ebenso wol von den substantiellen „Manifestationen“ wie von seinen qualitativen „Modifikationen“ gehandelt, und außerdem unter den das Schöne componirenden Elementen auch die „Realität“ und unter den Bedingungen der Realität neben der „Form“ und der „Größe“ ganz ausdrücklich auch den „stofflichen Inhalt“ und den davon ausgehenden „Reiz“ als für das Schöne wesentlich mitwirkend hervorgehoben und endlich präciser und vollständiger, als es irgendjemand vor mir oder nach mir gethan, das Gradverhältniß der verschiedenen Bedeutung, welche der Stoff neben der Größe und Form im Erhabenen, Reinschönen und Reizenden, sowie im Komischen, Humoristischen und Tragischen besitzt, bestimmt habe? Und ob nicht auch Carriere in dem, was er S. 128—135 sagt, sowie bei der Behandlung des Schönen in Natur und Kunst dem Stoff ebenso gerecht geworden ist wie der Form?

Leider aber vermag ich vom Verfasser trotz seiner Versicherung dasselbe nicht zu sagen. Er fertigt den „ästhetischen Inhalt“ auf einigen Seiten (53—62) ab und subsumirt sodann alles, was das eigentliche Untersuchungsobject des allgemeinen Theils der Aesthetik ist, unter die „ästhetische Form“, für deren Betrachtung er S. 62—312, also nicht weniger als fünf Siebentel seines ganzen Buchs in Anspruch nimmt. Hierin liegt aber nicht nur eine quantitative, sondern auch eine qualitative Verkennung des richtigen Verhältnisses zwischen Form und Stoff, denn er behandelt als bloße Modifikationen der Form, was nicht sowol in dieser, sondern in dem Stoff und der Größe den Grund seiner Eigenthümlichkeit besitzt, z. B. das Tragische, Komische, Erhabene, Reizende u. s. w.

Ähnlich verhält es sich mit allem, was er für neu ausgibt. In dem, was Wahres daran ist, ist er nicht wirklich neu, und in dem, was neu ist, vermisst man die Wahrheit. Das Glückliche und Brauchbarste in seinem ganzen Buche ist seine Bestimmung, daß das Wesen des Schönen darin bestehe, daß es zugleich ruhig-saßlich und belebend-anziehend sei, daß es „beruhigende Klarheit“ und „anziehende Lebensfülle“ in sich vereinigen müsse, und daß eben hierin das „Ideal der Gestaltung“ liege. Diese Bestimmung ist richtig, und sie gehört dem Autor wenigstens insofern an, als sie noch keiner so wie er in den Vordergrund gestellt und in diese Form eingekleidet hat. Aber wesentlich neu ist sie nicht. Nicht bloß das Gemeinbewußtsein, wie er selbst zugibt, sondern auch die Theorie hat sie längst erkannt. Im wesentlichen nämlich ist sie nichts anderes als der alte Satz, daß das Schöne die Eigenschaften der Einheit und der Mannichfaltigkeit in sich vereinigen müsse; denn die Einheit ist eben stets

das beruhigende, die Mannichfaltigkeit dagegen das belebende Moment im Schönen. Der Verfasser hat also hier nichts gethan, als daß er die beiden Factoren der Schönheit von seiten ihrer Wirkung bestimmt hat, während sie die bisherige Aesthetik von seiten ihrer Ursächlichkeit ersahte. Das Zurückgehen auf die Ursachen ist aber jedenfalls die tiefere Auffassung; eigentlich hat also der Verfasser nur einen Rückschritt zu einer mehr oberflächlichen Auffassung gemacht. Immerhin wird es ersprießlich sein, daß er diese beiden Momente gerade in dieser Form scharf hervorgehoben hat. Obgleich ich ihm insofern darin vorangegangen bin, als auch ich auf die beruhigende Wirkung des Einheitlichen und den belebenden Effect des Verschiedenen nicht nur im allgemeinen aufmerksam gemacht, sondern es insbesondere als ein Hauptargument für die ästhetische Bedeutung meines Proportionalgesetzes und zur Erklärung anderer Erscheinungen, z. B. des unvollständig befriedigenden, weil bloß beruhigenden Eindrucks der Prime und der gleichfalls unbefriedigenden, weil bloß anregenden Wirkung der Quinte benutzt habe, ist doch immer die Erkenntniß von der Nothwendigkeit des Zusammenwirkens dieser beiden Momente im Schönen noch nicht so allgemein durchgebrungen, daß es nicht zweckmäßig wäre, sie einmal möglichst weit in den Vordergrund zu ziehen.

Seinen eigenthümlichen Weg ist der Verfasser außerdem in der Anordnung und Gliederung seiner „Speciellen Lehre vom Schönen“ gegangen, und er thut sich gerade in dieser Beziehung auf seine Logik etwas zugute. Leider aber müssen wir bekennen, daß wir gerade hier eine höchst beauerliche Confusion und Durcheinanderwürfelung des Stoffs gefunden haben. Verkehrt ist es schon, sämtliche Elemente und Momente des Schönen unter die Kategorie der „ästhetischen Form“ zu subsumiren, denn das Schöne ist ja nicht ein bloßes Moment der „ästhetischen Form“, sondern diese ein Moment des Schönen. Unlogisch ist es ferner, wie er das gesammte Schöne in das „Schöne der Quantität“ und das „Schöne der Qualität“ eingetheilt hat; denn das Qualitative am Schönen beruht stets auf seiner Form oder seinem stofflichen Inhalt; die Form ist ja aber für den Verfasser der weitere Begriff, welcher Qualitativ=Schönes und Quantitativ=Schönes zugleich umfaßt; wie kann er also, was er eben dem Quantitativ=Schönen übergeordnet hat, unmittelbar darauf ihm wieder beordnen? Den Inhalt aber hat er bereits vorher der Form gegenübergestellt, also von ihr ausgeschlossen; wie kommt er also dazu, sie unter dem Namen der Qualität der Form wieder unterzuordnen? Noch auffälliger erscheinen die Verstöße gegen die einfachsten Gesetze der Logik, wenn man ins Auge faßt, was er einerseits unter das Quantitativ=, andererseits unter das Qualitativ=Schöne subsumirt. Zu jenem rechnet er die Eigenschaften der Begrenzung, der Einheitlichkeit, der Größe und des Gleichmaßes; von diesen ist aber nur die dritte eine wirklich quantitative Eigenschaft; alles Uebrige, z. B. die Eigenschaften des Geraden, Krümmen, Edigen, Runden, Rhythmisches, Begliederten, Regelmäßigen, Symmetrischen, Proportionalen u. s. w., sind Eigenschaften der Form; bei

denen zwar quantitative Bestimmungen mitwirken, jedoch nur in untergeordneter Weise, dergestalt, daß sie nicht die Quantität, sondern die Qualität der Dinge bestimmen. Ein Dreieck von vier und ein Dreieck von neun Quadratus Flächeninhalt sind quantitativ verschieden; dagegen ein Dreieck und ein Kreis sind qualitativ verschieden. Zum Qualitativ=Schönen rechnet er die Eigenschaften der Bestimmtheit, der Einheit, der Bedeutung und der Harmonie. Welch ein Eintheilungsprincip der Verfasser hierbei geleitet hat, dies zu ergründen, ist mir schlechterdings unmöglich gewesen. Hier hat der Verfasser sein Princip des ästhetischen Verhältnisses, die absolute Freiheit des Phantasielesbens, in ungebundenster Weise walten lassen, und dem gegenüber muß die Kritik verstummen.

Auch in der Beleuchtung der einzelnen Bestimmungen können wir ihm hier nicht weiter folgen. Wollten wir alles, was wir für schief, ungenau, verworren, übertrieben oder geradezu falsch halten müssen, aufzählen und nachweisen, wir müßten ein Buch schreiben, dreimal so viel wie das seinige. Ein Verzeichniß dessen dagegen, worin wir ihm unbedingt beistimmen können, dürfte ziemlich klein ausfallen. Wir verzichten auf beides. Nur über seine Darstellungsweise müssen wir noch einiges sagen. Diese ist in der That von einer eigenthümlichen, aber wir fürchten fast ungenießbaren Manier. In eigentliches Untersuchen, Abwägen, Entwickeln, Begründen, Beweisen, scharfes Abgrenzen und Vergliedern läßt er sich nicht ein. Er schüttelt seine Sätze rein dogmatisch aus dem Aermel und begnügt sich, sie in endlosen Descriptionen zu paraphrasiren. Wie er es in der Fassung seiner Bestimmungen mit der Logik nimmt, möge man aus einem Beispiel ersehen. Auf S. 9 schreibt er:

Der ästhetische Mensch ist einerseits derselbe Mensch wie der praktische und theoretische Mensch, und doch ist andererseits ein ganz anderer Mensch als jene beiden; die Verhältnisse, mit welchen der ästhetische Mensch zu thun hat, sind einerseits dieselben mit denen, welche den praktischen und theoretischen Menschen beschäftigen, und doch sind sie andererseits ganz und durchaus von diesen verschieden.

Hat denn der Autor, indem er dies niederschrieb, gar keine Ahnung davon bekommen, daß er hiermit etwas schlechthin Unmögliches behauptet? Daß zwei Denkbilder in einer Beziehung identisch, in einer andern Beziehung verschieden sein können, das ist begreiflich; aber daß einerseits identisch und doch andererseits ganz und durchaus verschieden sein sollen, das liegt außer dem Bereich der gewöhnlichen Logik. Aber der Verfasser gefällt sich in derartigen Antinomien. Jetzt ist ihm die Schönheit das Bestimmte, dann ebenso sehr das Unbestimmte, je das Einfache, dann das Vielfache, jetzt das Große, das Kleine, jetzt das Harte, dann das Weiche u. s. w. Erst nachdem er sich in der Hervorhebung der gegensätzlichen Momente genug gethan, kommt er hinterher dazu, ihr gegenseitiges Durchdringen und Zusammenwirken zu fordern, ohne aber — worauf es eigentlich ankommt — ins Klare zu setzen, in welchem Verhältnisse diese verschiedenen Momente des Schönen zu einander stehen.

und wie sie sich in verschiedenen Erscheinungen den ihnen zum Grunde liegenden Ideen gemäß verschieden miteinander verbinden müssen. Eine ähnliche Vorliebe für scharfe Zusammenstellung des Contrastirenden zeigt er in seiner Diction, indem er sich einerseits in der Vorüberführung abstracter Begriffe nicht genug thun kann, und andererseits sich wieder in einer maßlosen Cumulation von Exemplificationen oder Veranschaulichungen gefällt. Statt die Klarheit und überzeugende Kraft durch Einfachheit und Präcision zu erzielen, erstrebt er sie durch Wiederholungen derselben Gedanken und Häufung synonymischer Ausdrücke. So sagt er z. B. einmal:

Alle Kunst liebt es, durch unbestimmtere Gestalten, unbegrenztes Formenspiel auf das bestimmtere vorzubereiten, hinzuführen, hinzuleiten, die Phantasie vorerst noch in allgemeinerer Weise anzuregen, Vorschläge, Vorschallen, Vorräume, Vorspiele, Prälimen, Introductionen, Proömien der Hauptsache vorauszugeben.

Ein andermal sagt er:

Aug und Ohr fordern neben den einfachen, klaren, ruhigen auch wiederum lebendigere, anziehendere, erregendere, reizendere, mannichfaltigere, stärkere, machtvollere, gegensätzlichere Eindrücke.

Und ähnliche Ergüsse seiner copia verborum finden sich fast auf jeder Seite. Der Verfasser hat wahrscheinlich geglaubt, hierdurch verdeutlichend und belebend zu wirken; in der That aber ist die Wirkung — um in seiner Sprache zu reden — nur eine überladende, überfluthende, erdrückende, ermüdende, einschläfernde, oder eine verwirrende, betäubende, sinnberaubende, zersplitternde, verflüsternde, verfinsternde, verbummende. Es gilt von seiner maßlosen Wortverschwendung, was er vom „Breiten, Dicken, Plumpen, Bauchigen, Aufgedunsenen, Geprügelten“, kurz vom „Ungemessenen und Maßlosen“ überhaupt sagt, sie wirkt

durch immer endende Massenanhäufungen, durch immer aufsteigende Zusammenfügungen, Fortsetzungen, Verlängerungen der Rede nach großartig, dem Erfolge nach ermattend, sinnberaubend, herbeistrebend, zu Boden drückend und doch hollös, zersplittert, schwächlich, wie inbische Götterreife, Göttergenealogien, Tempelanlagen, Tempel- und Grottenbauten, Tempel- und Grottensculpturen, vielarmige Kolossalstatuen, in Labyrinth von Bildern, Attributen und Symbolen verstreut u. s. w.

Wenn der Verfasser geglaubt haben sollte, sich durch diese Darstellungsweise über die „Schwerfälligkeit und Schwerfälligkeit“, „umständliche Weitläufigkeit“ und den „Ballast buchstäblicher Schuldoctrin“ zu erheben und seinem Buche eine ansprechendere Form zu geben, so dürfte er sich schwer getäuscht haben. Nach den Urtheilen, die wir hierüber darüber vernommen, ist sein Gedankenausdruck unverständlicher und zurücklassender als alles, was selbst die hegel'sche Schule in dieser Beziehung geleistet hat. Sollte sie trotzdem durch die Anziehungskraft, die nach dem Verfasser auch im Dämmernden, Unklaren, Nebeligen, Verworrenen liegt, in weitem Kreisen Eingang finden, so würden wir dies im Interesse der Wissenschaft nichtig beklagen müssen, denn wir vermögen uns — den wenigen Einzelheiten abgesehen — nur eine begriffsverwirrende Wirkung von derselben zu versprechen. Nur

aus diesem Grunde habe ich es für meine Pflicht gehalten, nachsichtlos, als es sonst in meiner Natur liegt, mein Urtheil über dies Buch auszusprechen. Daß dies bloß aus Erbitterung über das Urtheil, welches der Verfasser über meine Leistungen gefällt hat, geschehen sein sollte, wird niemand glauben können, der mich nur einigermaßen kennt. Auch habe ich mich in Vergleich mit der Art und Weise, wie der Autor mit seinen Vorgängern überhaupt umgeht, noch am wenigsten über ihn zu beklagen. Allerdings ist, was er neben dem Anerkennen des Ablehnenden über mich sagt, von der Art, daß ich es als unwahr und ungerecht zurückweisen muß. Wenn er z. B. mein Proportionalgesetz zwar auf dem Gebiet der Architektur „mit schlagender Wahrheit zutreffend“, dagegen beim Bau des menschlichen Körpers nur auf die Haupttheilung desselben in Oberkörper und Unterkörper, nicht aber auf die Untereitheilungen anwendbar findet, so beruht dies lediglich theils auf der nur ihm eigenthümlichen, gewiß jedem Künstler und Anatomen neuen Voraussetzung, daß der Hals ebenso viel Anspruch habe, für eine selbstständige Hauptpartie des Oberkörpers zu gelten, wie der Rumpf und der Kopf, theils auf der willkürlichen und falschen Annahme, daß der ästhetische Eindruck des menschlichen Körpers bloß auf der Gliederung des Skelets beruhe und mithin die Hauptcausa des Unterkörpers mit dem Kniegelenk zusammenfalle. Schon die Art und Weise, wie die Maler und Bildhauer einen Kopf darstellen, hätte ihn belehren sollen, daß der obere Theil des Halses ebenso wol zum Kopf, wie der Stiel zum Blatt, zur Blüte oder zur Frucht gehört; und ein Blick auf die Muskulatur der Oberschenkel- und Unterschenkelpartie hätte ihm sagen müssen, daß sie es ist, welche den die Gliederung bedingenden Lauf der Linien bewirkt, und daß das untere Ende der Hauptmuskeln des Oberschenkels nicht in der Höhe des Kniegelenks, sondern unterhalb des Knies, an der schmalsten Stelle zwischen Knie und Wade, also gerade da liegt, wohin die Theilung der Unterkörperhöhe durch den goldenen Schnitt fällt. Außerdem hätte ihn wol auch das genaue Zusammentreffen der aus meinem Eintheilungsprincip hervorgehenden Höhepunkte mit so markirten Stellen wie die Grenze zwischen Haarwuchs und Stirn, Orbitastrand, Nasenbasis, Mundspalte, Rinn, Brustbein- anfang, Achselhöhlenhöhe, Magenrube, Schamende, Handende u. s. w. von der weitem und durchgreifenden Anwendbarkeit meines Gesetzes, das ein so schlagender Beleg für seine Bestimmung des Schönen ist, überzeugen sollen. Allein um Irrthümer dieser Art würde ich am wenigsten mit dem Autor gerechnet haben. Jede neue Wahrheit hat mit den Vorurtheilen älterer Anschauungen zu kämpfen; läßt sich aber ihre Gültigkeit in so exacter Weise darthun, wie glücklicherweise die Richtigkeit meines Proportionalgesetzes, so braucht man wegen einer mit unterlaufenden Verkenntnis derselben weder besorgt noch empfindlich zu sein, wie ich dies mit schlimmern Mißverständnissen, als dem des Verfassers gegenüber, bisher bewiesen habe.

Nicht Verdruss hierüber also hat mich zu dieser strengen Beurtheilung veranlaßt. Dagegen kann und will ich

nicht leugnen, daß mich ein weiteres Umsichgreifen der vom Verfasser für gut befundenen Behandlungsweise der Aesthetik nicht nur um die Entwicklung dieser Wissenschaft überhaupt, sondern auch um ein geistliches Weiterwirken meiner „Aesthetischen Forschungen“ insbesondere besorgt machen würde; nicht in meinem persönlichen, sondern im allgemeinen Interesse. Seit der Ausarbeitung und dem Erscheinen dieser Schrift ist nun nahezu ein Decennium verflossen, ich habe mich während dieser Zeit ununterbrochen mit kritischen, ästhetischen, philosophischen und selbständigen poetischen Arbeiten beschäftigt, also fort und fort Gelegenheit gehabt, mich von ihrer Zuverlässigkeit oder Unzulänglichkeit zu überzeugen, und ich habe dabei die erfreuliche Erfahrung gemacht, daß sich mir alle ihre irgendwie wesentlichen Bestimmungen als stichhaltig und zuverlässig in theoretischer wie praktischer Beziehung bewährt haben; außerdem aber habe ich auch von denen, welche die Mühe nicht gescheut haben, sich innig mit ihr vertraut zu machen, die Versicherung erhalten, daß sie durch dieselben in der klaren und zusammenhängenden Erfassung des Schönen im ganzen wie in seinen einzelnen Arten und Erscheinungen wesentlich gefördert sind. Blickt ich nun von dem, was von mir und andern Aesthetikern der Gegenwart für einen klaren und ordnungsgemäßen Ausbau der Aesthetik geschehen ist, auf das Rößlin'sche System, so kommt ein Gefühl über mich, wie es einen Baumeister befallen muß, der an der Stelle planmäßig ausgeführter Gebäude plötzlich wieder ein wüstes Durcheinander von zertrümmerten Werkstücken und Rohmaterial erblickt. Dies möge mich entschuldigen, wenn ich mich im Eifer für die Sache unumwundener als sonst expectorirt habe. Jedenfalls ist es mit ehrlichen Waffen und offenem Bistri geschehen.

Adolf Zeising.

Wilhelm Tischbein.

Aus meinem Leben. Von J. G. Wilhelm Tischbein. Herausgegeben von Karl G. W. Schiller. Zwei Bände. Mit Porträt und einer Stammtafel. Braunschweig, Schwesche und Sohn. 1861. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Nach mancherlei Schicksalen haben wir endlich, dank der treuen Sorge des Herausgebers, die vor fast fünfzig Jahren abgeschlossene eigene Lebensbeschreibung eines der letzten und bedeutendsten Vertreter der klassischen Malerschule erhalten. Freilich von einem eigentlichen Abschluß kann keine Rede sein, da Tischbein, der schon bei der Darstellung seines Aufenthalts zu Neapel so ermüdet war, daß er wesentliche Theile desselben nur stüßighaft gab, von seinem spätern Leben bloß einzelnes ganz bruchstückartig aufzeichnete und zu einer Fortsetzung gar nicht gelangte. Der Herausgeber hatte bei der Darstellung seines Lebens zu Neapel mit Benutzung einzelner zerstreuter Aufzeichnungen „gleichsam ein mußtwilliges Werk nach vorgeschriebener Zeichnung zusammenzustellen“, was er mit dem größten Geschick angeführt. Bei den letzten Jahren lagen ihm Hunderte einzelner Notizen vor, „welche Tischbein, oft ohne nähere Angabe der Zeit, des Namens, Ortes und der Sache, gleichsam als Gedankenpöane losen Blätter und Papierchnitzeln anvertraut hatte“. Die Bearbeitung dieser skizzenhaften Blätter schien dem Herausgeber mit Recht sich zu lohnen, „weil sich dieselben gerade über die glänzendste Epoche von Tischbein's Künstlerlaufbahn verbreiten, und auch nicht bloß als Geistesreliquien eines

bedeutsamen Mannes, sondern mehrertheils wegen ihres Schatzes von Interesse sind, hin und wieder sogar Aufschluß geben über seinen Aufenthalt, seine Unternehmungen, seine Stimmung“. Auch hier hat der Herausgeber seiner Pflicht in trefflicher Weise Genüge geleistet, so daß die Bruchstücke sich leicht und flüchtig lesen lassen und die eigenthümliche Malerität Tischbein'scher Darstellung nicht verliert. In der Lebensbeschreibung selbst ist er, mit möglichster Schonung der frischen, warmen, ungebundenen Sprache, nur grammatische Fehler und Unebenheiten in der Darstellung, sowie einzelne Wiederholungen und sonstige Auswüchse weggelassen, bloß bei ein paar Abschnitten war die Erzählung in solche Verwirrung gerathen, daß hier Umstellungen durchaus nöthig sich erwiesen.

Wenn Goethe's Lebensbeschreibung, von welcher Tischbein zum Theil den Titel der seinigen hernahm, uns ein reiches Bild der Zeit entrollt, aus welcher der Dichtersternling hervorgegangen, und in künstlerischer Verarbeitung des Stoffes die Entwicklung seines Herzens und Geistes mit lebendiger Bewegung anvergegenwärtigt, so haben wir bei Tischbein den gemüthlichen Erguß freudlichster Erinnerung an die vergangenen, sich vor ihm vorüberbewegenden Tage. Frisch, einfach, in natürlicher Anmuth ergießt sich der sechzigjährige Mann, den es ergötzt, die bunten Bilder heraufzubeschreiben, welche in der Tiefe seiner Seele ruhen und ein Theil seines in ihnen hervortretenden, aber auch durch sie gestalteten Wesens geworden. Ueberall gibt sich ein rein, wie er sich erscheint, wobei freilich eine gewisse Selbstgefälligkeit und liebenswürdige Befähigung nicht zu leugnen steht; er spricht stets aus voller Brust, mit innigstem Antheil, weshalb auch manches von ihm übergangen wird, was vor ihm gerade auf bestimmte Punkte fest gerichteten Erinnerung ein Horizont ins Nebelhafte verschwimmt. Der Herausgeber bezeichnet die Lebensbeschreibung als treuen Seelenpiegel eines so gemüthlichen, ganz empfindenden Künstlers, der zugleich ein scharfsinniger Menschenbeobachter gewesen, und er empfiehlt es als ein lehrreiches Buch für die Schule des Lebens. Möchte wir dieses auch nicht im ganzen Umfang gelten lassen, so dürfte wir doch alle diejenigen mit besonderem Nachdruck auf die Schrift hinweisen, welche in der Entwicklungs- und Lebensgeschichte eines Künstlers ein anziehendes Stück reichen Seelenlebens erkennen und die es für einen Gewinn halten, sich eine solche begabte Natur lebhaft zu vergegenwärtigen. Freilich scheint uns die gute Tischbein nicht ganz rein aus den beengten und bedrängten Verhältnissen seiner Jugend sich herausgearbeitet, sondern gewisse rückhaltende, die Verhältnisse zu seinem Vortheil ausbeutende oder wenigstens ausbeuten wollende Schlaueit sich geeignet zu haben; aber auch dies ist lehrreich bei einer sonst gemüthlichen Natur, da es uns zeigt, welche Falten Roth und Verdrängnis in die Seele zu schlagen pflegen. Der Ranz möglicher Ausbildung seines Talents ließ ihn in den Mitte zu der ihm nöthigen Lage zu gelangen, nicht ganz redlich sei er nahm sich ihm anbietende Förderungen unter Bedingung an, deren er sich später, wenn sie ihm unbequem waren, ob alles Bedenken entzog, und zur Erlangung von Vortheilen benutzte er sich nicht immer ganz redlicher Mittel. Goethe, sich seiner annahm, erklärte ihn für unzuverlässig; er halte für fein, und sei bloß kleinlich, er glaube intriguire zu können und könne höchstens die Leute verwirren. Auch seine Darstellung der Verhältnisse ist nicht immer der reinen Wahrheit gemäß; stellt sie mehrfach auf eine seiner Eigenliebe schmeichelnde Weise dar, ohne daß er sich selbst der Entstellung bewußt wäre. Neben dem Werthe der Lebensbeschreibung zur Aufhellung seiner eigenen Entwicklung und Ausbildung zeichnet sie sich durch Fälle sonst unbekannter Angaben aus der Literatur- und Kunstgeschichte, sowie durch manche ergötzliche Erzählungen aus; würde sie in dieser Beziehung bedeutend gewonnen haben, wenn Tischbein sich nicht dem zufälligen Ergüsse seiner Erinnerung hingegeben, sondern eine gleichmäßige Darstellung aller Hauptpunkte seines Lebens geliefert. So würde sich derjenige Irrthum, der in Tischbein's „Aus meinem Leben“ genauere

nicht über sein so bedeutames Zusammenleben mit Goethe in Rom erwartete; nicht einmal der Anfunft Goethe's wird gedacht, sondern wir hören von ihm erst, als Tischbein mit ihm nach Neapel ritt, und das über ihre Reise und den Aufenthalt in Neapel Bemerkte ist verhältnismäßig unbedeutend. Besonders müssen wir noch der vielen gelegentlich eingefügten Schilderungen von Gemälden gedenken, von denen W. Körte mittheilt: „Tischbein's Beschreibungen der Bilder sind in der That lebendiger, präciser als Windelmann's und Heinse's. Die letztern malen mit farbenreichern Worten, poetischer umschreibend, enthußastischer, begeisterter; aber unser Meister gibt uns das Bild mit so wesigen, so innigen, so herzwarmen Zügen, daß ich das Bild selbst zu schauen glaube, nur das Bild selbst liebgerwinne und bei Cicero'se fast ganz vergeffe. Wer hat des Tizian Danae mit wenigen Worten so dezent, so sittlich-äppig möchte ich sagen, so reizend beschrieben, als es an jener Stelle geschieht!“

Ein idyllisches Stilleben tritt uns sehr anmuthig in der Beschreibung der Jugendjahre Tischbein's entgegen, die er in dem heftigsten Städtchen Gaiina von 1751—55 verlebte. „Es sind nun 60 Jahre“, bemerkt er, „daß ich auf der Welt bin; 30 Jahre lang bin ich immer mit und vor der Sonne ausgegangen, habe die Hälfte der Nächte geträumt, habe also doppelt so viel gelebt als einer, der nicht früh aufsteht und nicht lebhast träumt.“ Seiner Erziehung sei er zuerst inne geworden, als er, wie er noch nicht gehen konnte, durch Unvorsichtigkeit eines Dieners auf die Nase gefallen, da sich so viele Menschen damals um ihn bekümmert, ihm das Blut abgewaschen. „Nachdem die Erkenntniß bei mir auf eine so empfindliche Art durch Schmerz geweckt und ich nun meiner bewußt war, wurden mir auch nach und nach die Dinge und Menschen bemerklich, die mich umgaben. So lernte ich durch sanften Händedruck das Wohlwollen, die Liebe, meine Mutter und meinen Vater kennen; ich merkte, daß ich von ihr Gutes und Pflege erhielt, Schuß in ihrer Rasse und Warnung in der Ferne hatte. So hing ich an ihr wie sie an mir. Kühn auf ihren Schuß, wurde ich ferner und entfernte mich von ihrem Schoße; denn ihre Augen hatten Licht und ihre Arme und Hände schützten mich. Aus ihren Händen ließ ich in des Vaters Arme, der mich oft kräftig in die Höhe hob und mich Mond und Sonne sehen ließ. Und es wurde heller um mich, und ich sah immer deutlicher ein, wie ich aus und das von jenem unterschiede. Von meiner Mutter lernte ich sprechen, von dem Vater aber die Sachen mit dem rechten Namen nennen.“

Ausführlich berichtet er mit rührendem Formenbau, ehe er zu seinen Aeltern übergeht, von seinen Großältern, den edelsten Menschen, die er auf seinem Erdenwallen gefunden habe, von jenen Vaters Brüdern und Schwestern. „Wenn daran gelegen ist, den einzelnen Menschen genau zu kennen, dem wird dies leichter, wenn er die ganze Familie desselben kennt; denn die hat Ähnliches, und man sieht den Einfluß, der auf ihn wirkt, und wie er jedes aufnimmt und betrachtet.“ Sein Großvater, von dem die ganze Malerfamilie Tischbein abstammt, war aus Marburg nach Heina gekommen, um die Hospitalbäckerei zu übernehmen. Die Großmutter, eine Tochter des Schlossers Hinsling von Bingen, der auch künstliche Uhren machte, kam als Gefellensschwester mit der Obervorsteherin des Hospitals nach Heina. Als sie einführten, waren viele Menschen versammelt, um ihre Eltern zu sehen. Auf der Brücke nun sagte die Obervorsteherin scherzend: „Susanne, da steht einer mit braunem Haar, der muß dein Bräutigam werden.“ Aus dieser Vorherverkündung wurde Ernst. Sie sahen sich, gefielen einander, heiratheten sich und wurden die Aeltern von sieben Söhnen und zwei Töchtern.“ Der Großvater beschäftigte sich in seinen Nebenstunden mit Drechseln und Tischlern, machte schönes Hausrath, hübsch ausgelegte Maßstäbe und die Kloppe, womit die Großmutter zierliche Spitzen schlug; auch zeichnete er für diese kunstreiche Mutter und Väter mit Indigo zum Sticken, worin diese eine Meisterin war. So lag der künstlerische Trieb schon in den Großältern, welche Tischbein auch als Muster sittlicher Häuslichkeit schildert.

Sein Vater, Johann Konrad, der Erstgeborene der Großältern, folgte in Geschäft und Kunstneigung seinem Vater. Früh aber trieb es ihn in die Ferne; kam er auch nicht nach Konstantinopel, dessen Schönheit ihn besonders gereizt hatte, so sah er doch Wien, wo er die Baukunst erlernte und viele Risse zeichnete. Seine mitgebrachten architektonischen Zeichnungen erregten Bewunderung; er unterrichtete darin, besonders in den Regeln der Perspective, seine Brüder, die schon zum Theil geschickte Maler waren, betrieb aber selbst das Drechseln und die Tischlerei. „Sein regsamer Geist kannte keine Erholung; war die Pflicht seines Hauptgeschäfts vollbracht, so wandte er seine Zeit an, nützliche und künstliche Arbeiten zu vollenden. Ruhig war er bei der Arbeit; aber sein Geist strebte immer vorwärts und in seinem Auge war ein forschender Blick, etwas anzusassen; sein Gang war rasch, ohne die gerade Gestalt zu biegen, und seine Nase blies einen starken Odem.“ Der alte Tischbein kommt, sagte jemand, „ich hör' ihn schnauben“, und lief gleich zu seiner Arbeit. Seine Nase war rund und stark, etwas vorwärts, neugierig in die Höhe gebogen; sein Mund am Ende eingeknickt, als schmeckte er etwas Süßes, und seine Miene hatte etwas Heimliches, als fühlte er Mitleid.“ Von den Brüdern seines Vaters erhalten wir gleich lebendige Schilderungen. Der älteste derselben war Hofmechanikus, die übrigen sämmtlich Maler. Höchst anziehend ist die Erzählung, wie durch einen zufälligen Umstand in drei von diesen Brüdern die ersten Anlagen zur Malerei entwickelt wurden. Der älteste von ihnen, Johann Valentin, ward durch einen darmstädtischen Rath, der nach Heina kam und seine Anlagen entdeckte, mit nach Darmstadt genommen und von da nach Frankfurt in eine Tapetenfabrik gegeben, wo die jungen Leute praktische Maler wurden. Johann Valentin ließ die übrigen Brüder nach Frankfurt kommen, die alle bedeutende Maler wurden. Ein paar Verwechslungen scheinen dem Erzähler hier begegnet zu sein. Der berühmteste der Brüder, Johann Heinrich, kam zum Grafen Stadion nach Mainz. Die Erzählung ist hier etwas unklar, da wir vorher gehört haben, sein älterer Bruder habe ihn nach Frankfurt kommen lassen, wo sich seine Anlagen entwickelten. Der Graf ließ ihn nach Frankreich, wo er Banloo's Schüler wurde, und nach Italien reisen. In Venedig arbeitete er bei Piazzetta. In einem längern Aufenthalte in Rom hinderte ihn die seiner Gesundheit schädliche Luft; bei seiner zweiten Anwesenheit daselbst erkrankte er, worauf er nach Mainz zurückkehrte. „Einst war der Landgraf Wilhelm VIII. mit dem Grafen Stadion in Frankfurt, und da beide Liebhaber und Kenner der Malerei waren, sprachen sie von der Kunst. Der Graf zeigte dem Herrn Landgrafen das Porträt einer Dame aus Mainz und sagte: „Das hat ein Unterthan Ew. Durchlaucht gemacht, den ich habe reisen lassen, der aber für mich zu groß ist, weshalb ich ihn Ew. Durchlaucht übergebe, damit er seine Kunst gehörig ausbilden kann.“ Der Landgraf wollte nicht glauben, daß das Porträt von einem Deutschen sei, und sagte: „Das kann kein Hesse, das ist gewiß von einem Franzosen oder Italiener.“ Der Graf sagte hierzu: „Die beste Uebersetzung würde sein, wenn Ew. Durchlaucht dem Maler die Gnade erwiesen, Ihr eigenes Porträt von ihm anfertigen zu lassen.“ Das wurde zugegeben, und der Graf schrieb nach Mainz an Heinrich, er möchte eiligst nach Frankfurt kommen, aber Farben und Pinsel mitbringen. Er kam an, ward unterwegs jedoch von heftigem Zahnweh überfallen, so daß sein Schmerz ihm ein Fieber verursachte. Der Graf sagte ihm, daß er morgen früh den Herrn Landgrafen porträtiren solle, und das müsse geschwind sein, weil jener Herr schnellig wieder abreise. Heinrich entschuldigte sich, es sei ihm unmöglich zu malen, er sei krank, der Schmerz lasse ihn kaum aus den Augen sehen; worauf der Graf erwiderte: „Das mag alles sein, so müssen Sie es doch machen, und ich weiß, Sie können es, und es muß durchaus morgen fertig sein. Ihr Glück hängt davon ab und meine Ehre; der Landgraf würde mich für einen Lügner halten; denn er will nicht glauben, daß Sie das Porträt der Dame gemalt haben.“ Mein Onkel mußte also; malte das

Porträte unter dem heftigsten Zahnschmerzen, und doch wurde es eine seiner besten Arbeiten. Der Landgraf war darüber sehr verwundert und ernannte ihn zu seinem Hofmaler. Dieses Porträt wurde noch 1806 im Cabinet Wilhelm's VIII. als ein schätzbares Kunststück aufbewahrt."

Unser Tischbein hatte zwei Brüder, Johann Heinrich, den nachherigen Galerieinspector in Kassel, und einen jüngern, Heinrich Jakob, der gleichfalls als Maler sich einen Namen erwarb, und zwei Schwestern. Die ausserordentliche Schilderung seines Jugendlebens wird man mit Vergnügen lesen. Da dieses in die Jahre des siebenjährigen Kriegs fällt, so wuchs er ohne eigentlichen Schulunterricht auf, was er später selbst bebaute. Zu seiner Freude gestattete ihm der Vater, so viele Vögel zu halten als er Lust hatte, wenn er nur auf seinem Zimmer bleiben und lernen wollte; doch wurde er auch oft ins Freie geführt. Ein Aesop mit Bildern machte ihn besonders glücklich. Der Vater leitete ihn erstlich an, auf die Natur zu achten, wodurch seine angeborene Reigung zur Thierwelt noch reger gemacht wurde. Bald begann er seine Lieblinge, Eichhörnchen, Hasen und Hirsche zu zeichnen. Auch goß er Medaillen in Blei und grub Köpfe und Grabsteine in Stein. In dem Entschlusse, wie die meisten seiner Oheime, Maler zu werden, bekehrte ihn ganz besonders das hohe Lob, welches man einem Kinde spendete, das sein Oheim Heinrich für die Michaeliskirche in Hamburg gemalt hatte. Eine kleine ergötzliche Liebesgeschichte schließt die Darstellung seiner Knabenjahre im ältesten Hause trefflich ab.

Da sein älterer Bruder bei dem Oheim Heinrich in Kassel war, so sollte unser Tischbein zu dem in Hamburg wohnenden Oheim Jakob in die Lehre kommen, zuerst aber einige Zeit in Kassel bleiben, von wo man ihn gelegentlich nach Hamburg zu bringen gedachte. Schon in Kassel begann er ohne Anleitung das nachzumachen, womit er die übrigen jungen Maler sich beschäftigten sah; der Oheim benutzte ihn nur, um Farben zu reiben, Lächer zu grindiren, Paletten zu machen und Pinsel zu putzen. In Hamburg wurde sein Talent als Porträtmaler zuerst geweckt, aber auch der Betrachtung der Schönheit der Natur Lieb er leidenschaftlich zugewandt. „Oft ging ich, um die Sonne untergehen zu sehen, an einen Ort auf dem Walle nahe an der Elbe gegen Altona hin; ein andermal sah ich sie vom Grabsbrook aus gegen die Stadt hin. Da scheint die Sonne, ehe sie untergeht, an die Häuser und spiegelt sich in den Fenstern mit so bligenden Lichtern, daß man glaubt, die zauberische Erleuchtung eines Feenpalastes zu sehen. Ein fast noch größeres Schauspiel gewährte mir der Mond, wenn er in das Wasser schien. Ich ging deshalb oft auf eine Brücke am Wall, wo in einem abgelegenen Wasser beschädigte Schiffe und Fahrzeuge lagen. Der Ort selbst liegt im Schatten, und das Holzwerk und die dunkeln Schiffe gaben ihm ein kinstliches Ansehen. Dazwischendurch spiegelt sich der Mond mit seinem silberreinen Lichte, und sein weißer Schein blizt glänzender, als wo er das offene Wasser beleuchtet. Steht man nun in die Ferne auf die Elbe, so flimmert es wie Millionen Fische, die auf dem Wasser spielen, und dort im schwarzen Grunde wälzt der Mond die leuchtende Kugel in mancherlei abwechselnden Formen und flammt zwischen dem schwarzen Gehölz, dem Schiff und Gesträuch herum." Unter den für seine Ausbildung höchst bedeutenden Bekanntschaften hebt er die Kaufleute Winkelmann, Zimmer, Schwalbe, sowie Dr. Volt, Syndikus Schuback und Zimmermann hervor. Von Dr. Volt wird er auch in die in dessen Hause sich versammelnden feineren Gesellschaften gezogen. „Das war wohlthätig für mein ganzes Leben, als Jüngling mit Menschen von höherer geistiger Bildung, wie Kirchhof, dem Rathsherrn, und Klopstock, in einer Gesellschaft zu sein. Das erhob mein ganzes Wesen und bewahrte mich, mit der niedrigen Klasse von Menschen umzugehen." Doch hielt dies ihn nicht ab, sich unter die Volksmenge zu drängen und dort die verschiedenen Regungen der Menschen, den Ausdruck ihrer Leidenschaften in Gesichtern und Geberden zu beobachten. Der Anblick trefflicher

holländischer Gemälde, an denen Hamburg damals ungemein reich war, erweckte seine Sehnsucht nach dem Vaterlande dieß so bedeutenden Malerschule.

Nachdem er sich mit Porträtmalen das zur Reise nach Bremen nöthige Geld erworben, begab er sich zunächst nach dieß Stadt, wo er auf gleiche Weise sich die Fahrt nach Amsterdam zu ermöglichen gedachte. Und auch hier war ihm der Glück günstig, das ihn nicht allein bei dem Rathsherrn Damm auf das vorthellhafteste einführte, sondern ihn auch mit dem Hauptmann Wilmans bekannt machte, dessen Umgang, Freundschaft und belehrender Rath den größten Einfluß auf sein ganzes Leben übte. Dieser bat ihn dringend, aus dem Wirthshaus zu ziehen, das für ihn zu geräuschvoll und theuer sei, und bot ihm sein eigenes Haus an, wo er ihn mit väterlicher Liebreichheit behandelte. „Erst lehrte er mich Ordnung und gehörige Theilung meiner Zeit, zur Arbeit, zum Lernen und zum Vergnügen. Er weckte mich früh morgens, kam mit der Uhr in der Hand und sagte: „Es ist sechs!“. Dann blieb er eine Zeitlang bei mir. Ich arbeitete den Vormittag, nachmittags fuhr er mich spazieren, oder suchte mir sonst Unterhaltung und Vergnügungen zu verschaffen, die für mich angenehm und nützlich zugleich sein könnten; nahm mich oft mit in Gesellschaft und ermunterte mich immer zum Hohen und Edlen. Dabei machte er mich auch auf mein Aeußeres aufmerksam. „Ein Künstler wie Sie", sagte er einmal, „hat es nur mit der feinern, gebildeten Menschenklasse zu thun; man muß selbst etwas auf sich halten, so halten andere auch etwas auf sich. Sie müssen sich nach der Mode, schön und geschmackvoll kleiden; Sie verdienen Geld genug; wir wollen zum Kaufmann gehen, da können Sie sich eine Farbe auswählen nach Ihrem Gefallen; das Tuch mit vom besten sein. Welche Farbe wollen Sie? — „Grün wie der Wald im Mai." — „Die Farbe schickt sich nicht in die Gesellschaft", war seine Antwort; „Roth mit Gold trägt der Papst wählen Sie dies!." — Ich sagte, das wäre mir schon darum die liebste Farbe, weil er als Militär darin gekleidet sei. Den andern Tag ward alles zur Ausführung gebracht; Schneider und Schuster und Putzmacher wurden bestellt, und noch dieselbe Nacht am Sonnabend sollte alles fertig sein. Am Sonntag Morgen mußte ich mich in seiner Gegenwart ankleiden und er zeigte mir die nöthigen Handgriffe. Dabei hielt er mir eine lange Predigt über den Anzug, und wie man an Zeit gewinne, wenn man sich früh gewöhne, alles mit gehöriger Ordnung zu machen. Nun war ich nach seiner Art angekleidet. „Sie müssen an mit Anstand gehen lernen", fuhr er fort; „nicht mit den Armen und Beinen schlenkern, nicht mit dem ganzen Körper arbeiten wenn Sie über die Straße gehen. Man kann auch schön gehen und kommt so weiter und ermüdet weniger." Der Tanzmeister wurde beschieden und ich mußte bei ihm gehen und tanzen lernen. Auch suchte er den Ehrgeiz immer mehr bei mir rege zu machen sprach viel von der Wichtigkeit und Würde eines Porträtmalers und welche Ehre und Achtung ihm gebühre. „Durch den", sagte er, „erhalten die spätern Zeiten das Ebenbild großer edler Männer, welche die Nachwelt ehrt und bewundert, und deren Bildern sie sich stärkt und erhebt; er stellt die Tugenden und die Laster vor die Augen und lehrt die Natur der Mensch erkennen." Sonntags mußte ich mit ihm zur Kirche gehen „die Gottesfurcht allein", sagte er, „gibt dem Menschen den Glückseligkeit und Ruhe, die er zu seinem Geschäfte bedarf."

Doch unwillkürlich zog es ihn nach Holland, und bereit hatte er den Entschluß gefaßt, von dort nach England zu gehen wo die Kunst, wie er vernahm, so vorzüglich bezahlt wurde. Wir übergehen die anziehenden Mittheilungen und Ausrufungen reiche Ausführung über den Aufenthalt in Holland (1771—73). In Amsterdam lernte er einen Kaufmann aus Emden kennen, der ihm eine namhafte Summe bot, wenn er ihm nach England folgen und ein Jahr lang bloß für ihn Porträts malen wollte. Tischbein sagte es ihm zu, aber bald erwachte in ihm die Sehnsucht, seinen Vater und die Seinigen (die Mutter, die ihn unter allen Menschen am meisten liebte, hatte er zu seiner

starken Schmerz bereits verloren) vorher noch einmal zu sehen. Der Kaufmann bemerkte, solchen Regungen müßte man folgen, und verabredete man, daß er nach Amsterdum zurückkehre und dann bei der ersten Rückfahrt seinen Freund nach England begleite, wo dieser ihn schon vorher anmelden wolle. Aber sein Bruder in Kassel bestimmte ihn, seinem Versprechen antworten zu werden und mit ihm, da er eben viele Bekanntschaften hatte, Paris zu malen. Auf die Einladung eines kunstsinigen Mannes, des Schwagers des Dichters Jacobi, reiste er am 28. October 1774 nach Hannover. „Hier kam mir der Homer (von Damm) zum ersten mal in die Hände. Als ich diese göttlichen Gesänge vernahm, wurde ich wie bezaubert; ich hörte eine Geschichte, von einem Dichter gesungen. Die Personen in der Ilias und Odyssee und die olympischen Götter und Göttinnen schwebten lebendig vor meinen Augen; ich fing noch den nämlichen Tag an, einige Begebenheiten nach dem Homer zu zeichnen; seitdem las ich ihn täglich, und es ist mir nicht wieder aus den Händen gekommen; in kurzer Zeit wußte ich ihn auswendig. In Bayreuth machte ich Gleim's Bekanntschaft (im Sommer 1775). Er hatte seine größte Freude daran, wenn ich ihm den Homer vorlas, der mir wie ein Vater unser geläufig war; besonders wenn ich in meiner erhabenen Phantasie oft noch zusetzte. Alle Nachmittage mußte ich ihm gegenübersitzen und ihm Gesang aus Gehung vortragen. Meine Beschäftigung im Porträtmalen verband sich außerdem immer mehr Bekanntschaften mit den Dichtern und den Schönsten in der Stadt. Man weiß ja, daß da, wo Schönheiten sind, gern die zarten Seelen sich versammeln, und da den Malern das Glück zu Theil wird, daß sie Schönen am reichsten gemalt werden, so hatte ich täglich ausgezeichnete Gesellschaft um mich; denn eine schöne Dame brachte gewöhnlich noch eine oder mehrere zur Gesellschaft mit. Auch kamen wol Herren, sie wieder abzuholen, und so war mein Zimmer oft voll von ausgesuchten Menschen, welche die Künste liebten, und ich freute mich über die seine Art der Unterhaltung und über die außerordentlichen Gespräche. Oft lasen auch die Herren aus Dichtern etwas vor, um den Sagen die Zeit angenehmer zu machen. Da lernte ich nun immer mehr, wie die Dichter die Natur beschauen und belauschen und sie dann mit Worten dem Leser ins Gemüth bringen. Dagegen wußte ich nur, wie die Maler die Natur ansehen und in ihren Bildern wiedergeben; in der Malerei nur hatte ich die zarten und die harten Eigenschaften der Menschen abgebildet gesehen: nun lernte ich aber noch, wie der Dichter in seiner Kunst in das innerste Herz des Menschen eingeht, da die Gefühle aufwacht und durch Worte sie darstellt.“

Wenn er von Hannover, über dessen Gemälbegalerie er Bericht erstattet, nach Kassel zurückgekehrt sei, sagt er nicht. Sein Bruder war unterdessen Inspector der Galerie geworden, wozu er wählte. Hier arbeitete er mit diesem wieder längere Zeit. Seine Reise nach England und Frankreich hatte er ganz aufgegeben, und er hegte den Wunsch, für einen deutschen Hof, wie Gotha und Weimar, zu wirken. „Besonders war meine Neugier, mit den dortigen Dichtern zu leben, und ich nahm mir vor, alles Dichterische aufzusuchen, wo ich es fände; zu zeichnen, was fürs Auge anschaulich wäre, und aufzuschreiben, was für den Dichter wäre, der mit Worten malt.“ Wir möchten aber nicht bezweifeln, daß er schon damals mit Gotha und Weimar in Verbindung zu kommen sich gesehnt, und er bereits zu jener Zeit auf das Dichterische so sehr sein Augenmerk gerichtet, wie er es hier in Rom that, wo er mit Goethe ein dichterisches Werk herauszugeben gedachte. Auf zufällige Veranlassung kam ihm der Auftrag der Landgräfin, nach Berlin zu gehen, um deren Schwester, die Prinzessin Ferdinand nebst Gemahl und Kindern für sie zu malen. Im Sommer 1777 trat seine Reise über Gotha, Weimar, Leipzig und Dresden an. In den drei ersten Orten bemerkt er nichts weiter, als daß er in Gotha verschiedene gute alte Bilder aus der Zeit von Lucas Cranach gesehen. Von einem Versuche, in Weimar mit Wieland, Goethe und Herder bekannt zu werden, woran man nach

der obigen Beschreibung denken müßte, zeigt sich keine Spur. In der dresdener Galerie, die er einige Wochen täglich besuchte, sah er die ersten guten italienischen Bilder, unter denen ihn vor allem die Correggio's in Verwunderung setzten. „Mit Recht wird die sogenannte Nacht (die Geburt Christi) für das schönste Bild in der Welt gehalten; auch hat ihm dies kein anderer Maler streitig gemacht; wenn er es nicht selber gethan hat; nicht seiner eigenen Arbeit, dem heiligen Georg. Daß in der Geburt Christi das Licht vom Christkinde allein ausgeht, welches das Licht in die Welt brachte, ist ein schöner Gedanke, und da das Licht in der Mitte zusammengehalten ist, so macht es ein vollkommenes harmonisches Ganzes. Aber in dem Bilde von dem heiligen Georg sind wol einzelne Theile vorzüglich, z. B. der Arm, der mein Urkaunen so sehr erregte, wie nie ein anderer Kunstwerk gethan hat. Auch das kleinere Bild von Correggio, die heilige Magdalena, wie sie, umgekehrt vor ihrem Lebenswandel, in einer Grotte auf der Erde liegt und mit Wohlgefallen in einem Buche liest! Ein Sonnenlicht fällt vom Himmel zwischen dem Haupthaar auf ihre Stirn, und das weiße Buch wirft einen klaren Widerschein in ihr Gesicht. Durch das Lesen erhält ihr Geist ein Licht, das die innern Himmelsfreuden weckt, die in jedem Menschen liegen.“

In Berlin, wo seine Porträts großes Glück machten und er am Hofe sowie beim Minister Herzberg in besonderer Gunst stand, überraschte ihn die Kunde, daß der Landgraf, der alle drei Jahre einen der Jüglinge der Akademie auf drei Jahre nach Italien reisen zu lassen sich entschlossen hatte, ihn als ersten Jüngling derselben hierzu auswählt habe. Freilich kostete es ihm einigen Kampf, die angenehmen berliner Verhältnisse zu lösen, aber welche eine glücklichere Aussicht konnte sich ihm darbieten! Hatte sich ja schon längst in ihm der Wunsch geregt, Größeres zu leisten und von dem Porträtmalen abzulassen, besonders da ihm so viele Gesichter, die er mit gepuderten Haaren und geschminkten Wangen malen mußte, herzlich zuwider waren; nur der Mangel an Mitteln hatte ihn abgehalten, sich bedeutendern Werken zu widmen. Vor seiner Abreise schenkte er einigen ältern Malern, was er entbehren konnte; seinen Bruder Jakob, den er zu seiner allgemeinen Ausbildung und als Gehülfe bei seinen vielen Arbeiten nach Berlin hatte kommen lassen, sandte er nach Dresden. In Kassel nahm ihn der Landgraf freundschaftlich auf; er sollte gerade nach Rom gehen, erst auf der Rückreise die übrigen bedeutenden Städte Italiens besuchen. Auch äußerte er gegen seinen Oheim, er solle sein Nachfolger als Director der Akademie werden, was auffallen muß, da sein älterer Bruder schon Inspector war.

Die Mittheilungen über seine erste Reise nach Italien, welche er in Begleitung von Waagen und Göttingen antrat, der in Kassel Baukunst und Malerei studirt hatte, sich aber in Rom ganz der Malerei widmen wollte, müssen wir hier übergehen. Auffallend ist es, daß Tischbein, der vom Landgrafen auf drei Jahre nach Italien gesandt war, schon nach anderthalb Jahren Rom und Italien verließ. Die Krankheit seines Freundes Waagen erklärt dies ebenso wenig, als die Bemerkung gegründet ist, ihre Zeit, von Rom wegzureisen, sei halb um gewesen. Nehmen wir dazu, daß Tischbein, statt mit Waagen nach Kassel zurückzureisen, wo ihm der Landgraf so gewogen war, in der Schweiz zurückblieb, so kann man kaum bezweifeln, daß er sich mit dem Landgrafen überworfen habe, weil er dessen Bestimmungen nicht befolgt. In Zürich machte Tischbein bald die Bekanntschaft Lavater's, über den wir anziehende Mittheilungen erhalten; auch mit Bodmer trat er in nahe Verbindung. Lavater freute sich, in ihm einen Porträtmaler gefunden zu haben, wie er ihn lange schon gesucht; Tischbein aber, der die Begeisterung des schwärmenden Phrysiognomen nicht abkühlen mochte, war klug genug, ihm zu verbergen, daß es ihn zu etwas Höherem treibe. Bodmer sprach mit jugendlichem Feuer von den Homerischen Göttern und Helden und schenkte ihm seine Abhandlung über die Homerischen Gleichnisse. Dies wurde die Hauptveranlassung, daß Tischbein die Homerischen Gleichnisse und die vor-

möglichsten Begebenheiten seiner Gesänge zu Bodmer's höchster Freude zeichnete. Die Art, wie er mit Goethe, Weimar und Gotha in Verbindung gekommen, sowie die Veranlassung zu seiner Darstellung aus dem „Göt“, treten in Tischbein's Erzählung gar nicht nach ihrem wahren Verhalt hervor. Tischbein trat mit Merck, der Briefe von ihm an seinen Bruder in Wieland's „Mercur“ hatte abdrucken lassen, und mit Goethe, an den dieser ihn empfohlen hatte, in nähere Verbindung. Goethe verwandte sich, da er dem Herzog von Weimar der Kosten wegen den hoffnungsvollen Maler nicht zuwenden konnte, beim Herzog von Gotha für ihn, und Tischbein ging auf dessen Bedingungen ein, obgleich Goethe die ihm jährlich ausgesetzten 100 Dukaten für unzureichend hielt, da dieses Jahrgehalt ihn nicht in Stand setze, seiner Ausbildung allein zu leben. Auch übergeht Tischbein, daß er statt nach Italien, nach Frankreich habe reisen wollen, und er dadurch, daß er auf diesem Entschlusse beharren wollte und die Abreise verschob, Goethe Unannehmlichkeiten bereitete.

Ausführliche Berichte erhalten wir von seiner am 24. October 1782 angetretenen Reise über den St.-Gotthard nach Mailand und den Aufenthalt in dieser Stadt, wo ihn Leonardo da Vinci mächtig ergriff, wie ihn zu Parma Correggio's weltberühmte Madonna di S. Girolamo zu höchster Bewunderung hinriß. In Rom, das er am 24. Januar 1783 zum zweiten mal betrat, schuf er sein erstes großes geschichtliches Bild, Konradin von Schwaben, wovon er bereits eine kleine Skizze in der Schweiz gemacht hatte, welche einer durchreisenden Dame, der es Lavater zeigte, so gefiel, daß sie dieselbe zu besitzen wünschte und dem Künstler dafür einen verhältnismäßigen Preis zugehen ließ. Sein Schwanken, welchen Gegenstand der deutschen Geschichte — denn nur solche und antike Darstellungen hatte er sich vorgesetzt — er zu einem größern Gemälde wählen solle, ward hierdurch beseitigt. Die Beschreibung der Sorgfalt, womit er dieses Bild ausführte, wird man mit großer Theilnahme lesen. Der berühmte französische Maler David und Pompeo Battoni, der sich für den ersten Maler in der Welt hielt, konnten das Bild nicht genug bewundern. Auf den ihm wiederholt gemachten Antrag, es der Kaiserin Katharina für jeden Preis, den er verlange, zu überlassen, glaubte er nicht eingehen zu dürfen, da er dasselbe für den Herzog von Gotha bestimmt hatte, den er durch eine solche Hintertreibung verletzt haben würde. Die hier bewiesene Gewissenhaftigkeit hinderte ihn aber später nicht, sich der Verbindlichkeiten gegen den Herzog zu entledigen und sich ganz von ihm loszusagen. Was er selbst von der Ursache dieser Trennung berichtet, erweist sich als ungegründet, wie man aus Beck's Lebensbeschreibung des Herzogs Ernst II. von Gotha erfieht. Goethe schreibt im Jahre 1789: „Tischbein ließ sich auf das ungeheure Bild der Helena ein, das er zuletzt stehen ließ, schickte in drei Jahren nichts an den Herzog, glaubte zuletzt ihn entbehren zu können, und zog die Pension nicht mehr. Dies geschah von der Zeit an, als er nach Neapel ging (Februar 1787), und er erklärte mir selbst, daß er sich von dem Herzog getrennt anfänge.“ Als Goethe Ende October 1786 zu Rom ankam, traf er hier zu seiner Bewunderung noch Tischbein, in dessen Wohnung er gleichfalls ein Unterkommen fand, und unter dessen höchst förderlicher Führung er in das römische Kunst- und Künstlerleben eintrat. Hiervon findet sich in Tischbein's Erzählung nicht die geringste Erwähnung. Die nähere Schilderung von Tischbein's Hausleuten ist auch deshalb anziehend, weil Goethe in demselben Hause wohnte.

Tischbein erwähnt Goethe's erst bei der Reise, die er auf dessen Wunsch mit ihm nach Neapel machte. „Es wurde mir leicht, ihn auf alles Schenwerthe aufmerksam zu machen, was sich auf diesem Wege zeigte, den ich schon einmal zurückgelegt hatte, da mir die schönsten Stellen noch lebhaft in der Erinnerung waren. Fast jeder Stein von den alten verfallenen Gebäuden in der Nähe und Ferne wurde begierig aufgesucht und ins Auge gefaßt. Zunächst ging es den Hügel hinan, worauf Albano liegt und wo man eine große Fläche des Tiberthals überblickt.

Diese Hügel gaben Rom die große Mauer und machten es zu dem, was es wurde. Der Weg geht bergauf und bergab. Unser Vetturino machte vor einer Osteria halt, welche an einem abhängigen Wege lag. Wir standen eben an der steilen Wand dieses Hohlwegs, um die verschiedenen Erslagen zu betrachten, als wir plötzlich ein Geräusch dicht hinter uns vernahmen. In dem ich mich umwandte, sah ich einen Wagen, mit Ochsen bespannt, den schrägen Abhang herunterlaufen. Der Wagen drückte so gewaltig auf die Ochsen, daß sie ihn nicht aufhalten konnten. Dicht zwischen unserer Sebia und uns durch stürmte er herunter und der Führer lief ganz bekürrt hinterher. Man denke sich meinen Schreck! Ich, der Begleiter und Schützer von Goethe, hatte mir ja vorgesetzt, ihn zu hüten, wie eine Mutter ihren Sängling, dieses Kleinod für die Welt, diesen lieben Freund, und nun wäre er fast in einer Minute gerädet worden und ich mit ihm! Unser Vetturino, der den Wagen herunterstürmen sah, kam herangekürzt, um seine Pferde zu retten, aber ehe er sie zur Seite lenken konnte, jagte der Ochsenwagen schon vorbei. Wäre dieser auf sein Fuhrwerk gestossen, so war alles zertrümmert. Der Vetturino blieb wie versteinert stehen, und biß sich auf die Finger, dem Ochsenführer mit grimmigem Zorne anschauend, und sagte fluchend: „Per Cristo ed i Santi! Könnten es alle Heiligen im Himmel einem verdienen, einen Rord zu begehren? Was hindert mich, dir eine Coltellata zu geben?“ Der erschrockene Ochsenführer konnte sich noch nicht von seinem Unglück erholen, als ihn der erzürnte Vetturino in noch größere Gefahr setzte. Er blieb in so demüthiger, gebückter Stellung, wie ein von aller Hülfe Verlassener, da, wo die tollten Ochsen zu rennen aufgehört hatten, stehen, daß er Mitleid erweckte. Der Vetturino fing nun an ruhiger zu werden, biß sich aber noch immer auf die Finger, und sagte: „Es ist ein Jammer, wenn einer Lenkseile über Ochsen hat und weiß sie nicht zu führen! Die Gefahr war indeffen so blitzschnell vorübergegangen, daß Goethe sie kaum bemerkt hatte.“

Am Schlusse des Abschnitts, welcher Tischbein's Zusammensein mit Goethe zu Neapel schildert, gedenkt er eines Vorfalles in der Locanda di Mariconi. Goethe forberte Wasser zur Trinken, und da ich auf alles Acht gab, was er zu sich nahm, so bemerkte ich, daß in dem Glase das Wasser trübe sei, waru ihn und verlangte, daß man ihm anderes hole. Man erwiderte, daß man kein anderes hätte; es sei gutes, gesundes Wasser nun aus der Cisterne, woraus sie alle täglich tranken. Wir besahen es genau und fanden es voll lebender Insekten von wunderbarer Gestalt; freß: und tafelfreßartige, mit Scheren und oh Scheren, ovalförmige u. s. w., welche mit der lebhaftesten Bewegung durcheinanderschoßen. Goethe meinte: „Das Wasser fast gar fein; schmecken doch Aukern und Krebse und andere Meerzeugnisse gut; aber das nicht allein, es kann auch heilsam sein.“ Er trank es, wir ließen uns die Cisterne zeigen und schöpften n einem Glase aus dem Grunde die schönsten Gestalten von Geschöpfen hervor und machten dabei unsere Betrachtungen über die produciende Natur in dieser warmen Gegend.“ An einem ergötlichen Kampfe mit Meersand bei einem mit Cavaliere Benvenuto u. a. gemachten Besuche von Torra dell' Annunciata theilte sich Goethe nicht, der mittlerweile von den Felsblöcken am Meere Stücke klopfte, um die Steinarten zu untersuchen.

Obgleich Tischbein eigentlich von Goethe zu seiner Begleitung mitgenommen war, so gestattete dieser ihm doch gern, da er hier seinen eigenen Angelegenheiten nachging, und ihn nach Sicilien begleitete, zu welcher Reise er ihm den Maler Rubeo als Gesellschafter empfahl. Tischbein hielt sich an Pringen Christian von Waldeck, mit dem er im Mai nach Neapel zurückkehrte. Hier war er kurze Zeit wieder mit Goethe zusammen, reiste aber bereits im Juli mit den Gebrüdern Gaddi und dem Cavaliere Benuti nach Neapel, wo er die Stelle als Director der neu einzurichtenden Akademie zu erhalten hoffte. Trotz Goethe gegebenen Zusage kam er vor dessen Rückreise nach Deutschland nicht nach Rom zurück.

Ausführliche und anziehende Mittheilungen erhalten

über sein Verhältniß zu Hamilton und seine nach Lady Hamilton gemachten Studien. „Das Gesicht der Lady Hamilton blieb immer schön, wie es war, und doch konnte sie mit der geringsten Bewegung, indem sie nur die Oberlippe ein wenig hob, eine Betrachtung hineinlegen, welche vernichtete. Den Kopf der Phigene (in dem bekannten großen Gemälde nach Goethe's Schauspiel) habe ich so treu als möglich nach ihr gemalt; denn da war nichts davonzunehmen noch zuzusetzen. Als ich daran malte, fügte es sich, daß eben Hamilton hereintrat und ihr einen Brief brachte, der ihr den Tod eines Freundes anzeigte. Sie wurde so angegriffen von Schmerz und Wehmuth, daß sie in die heftigste Bewegung ausbrach. Die Stellungen, in welchen sie sich hin- und herwandte, bald gebückt in tiefer Trauer, dann mit aufgehobenen Armen jammernd, den Freund beklagend, dann sich selbst bedauernd, das alles zu sehen, war für einen Maler viel werth. Der beste Kopf, den ich nach ihr gemalt habe, war eine Studie zu einem Bilde, wo Andromache ihren Gemahl, den Hector, bittet, sich für sie und ihr Kind zu schonen. Den Kopf der Andromache habe ich sehr fleißig nach Lady Hamilton ausgeführt und mich bemüht, den Ausdruck des Flehens zu erschöpfen, und genau die Form ihres Gesichts, vorzüglich den Mund nachgeahmt, der in der Antike nicht schöner zu finden ist.“

Besonders anziehend ist die Darstellung einer Lustreise auf den Vesuv, die zu einer höchst rührenden wurde, da sie gerade zu der Zeit beim Eremiten ankamen, wo dieser, bei dem sie erst recht schüchtern zu sein gedacht hatten, am Sterben lag. „Ernstes Nachdenken und Schwermuth bemächtigte sich jedes Gemüths; die Gesellschaft war getheilt; einige saßen vor der Thür, andere in der räumlichen Wohnstube. Ein jüngerer Eremit, der dem Sterbenden als Nachfolger bestimmt war, schlich hin und her, ihm noch die letzten Dienste zu leisten, und wo er stehen hörte, winkte er. Es verbreitete sich eine feierliche Stille. Die Prinzessin Monaco sagte: «Ich will ihn doch noch sehen, der Mann, der sich so von der Welt abgesondert hat», und wir gingen alle in die Kammer, wo er sterbend auf seinem Bette lag, mit der ruhigen Miene eines Seligen. Die Prinzessin Monaco setzte sich neben ihn; ihr Gemüth wurde ergriffen und ein Strom von schönen Gedanken floß von ihrem Munde. Sie machte die Umstehenden aufmerksam auf die ruhige Miene, womit er die Welt verläßt, den Wechsel des unruhigen Lebens mit der Aussicht eines bessern. «O seht seine Ruhe! er stirbt nicht jetzt, er stirbt, als er Eremit wurde. Die Welt hat er schon längst verlassen und er wartete einsam, bis ihm die Himmelsportale geöffnet würden, durch die er nun zur Herrlichkeit eintritt.» Er verschied und der Priester drückte ihm die Augen zu. «Ach, wer weiß», sagte die Prinzessin zu den Anwesenden, «ob wir ein so ruhiges Ende haben und wie unsere Umgebung in der Sterbestunde sein wird? Er hatte gewiß eine schöne Seele; wer weiß, was ihn bewog, in der Einsamkeit seinem Leiden in seiner Wehmuth nachzulauschen! Dieser Mann floß die schöne Welt, und in seiner letzten Stunde umgab ihn eine schöne Welt.» Nach einiger Zeit — es war in der Schreckensperiode des Abdespiers — las ich in der Zeitung, daß die Prinzessin Monaco ihren Hals unter das Weil hatte legen müssen, und sie habe noch vorher ihr schönes Haar abgeschnitten, mit der Bitte, es ihrem Gemahl nach Deutschland zu schicken. Ich erschrak über das Unglück der lebenswürdigen Prinzessin, und das Bild stellte sich mir vor Augen, wie ich sie neben dem sterbenden Eremiten auf dem Bette sitzen sah. Ihr blondes Haar war ihr aus der Flechte gegangen und hing lang herunter, und die Worte, welche sie sagte, fielen mir ein: «Ach unter uns sind wol manche, die nicht ein so ruhiges Ende haben werden wie dieser, der die Gesellschaft floß und doch bei seinem Ende eine so schöne Umgebung hatte.» Arme, was für Henselersnechte umgaben dich.“

Mit großer Theilnahme wird man dann weiter die Schilderung der Lavaüberschwemmungen von Torre del Greco im Jahre 1794 lesen, und wie Tischbein, um den seltenen Abdruck zu genießen, mit Knie und Gummel in einer Barke

aufs Meer fuhr. Die Erzählung, wie er das Directorium der Akademie erhalten, dürfte nach Guckert's Darstellung nicht ganz der Wahrheit getreu sein. Herder's Besuch und sein Anliegen an Goethe, ihm die Pension des Herzogs von Gotha wieder zu verschaffen, was durch Reiffenschein trotz der Bemühungen des weimarer Dichters hintertreiben wurde, übergeht Tischbein ganz. Höchst bedeutend ist, was er über seine segensreiche Wirksamkeit bei der Akademie mittheilt, wobei es auch an ergötzlichen Geschichten nicht fehlt. Ein besonderer Abschnitt bezieht sich auf seine Herausgabe der Hamilton'schen Vasen, wobei auch ein Homer in Bildern in Aussicht genommen wurde.

Aus dem letzten ausgeführten Abschnitte: „Ueberung Neapels durch die Franzosen am 28. Januar 1799; Abreise von Neapel am 28. März 1799; Ankunft in Livorno“, der auch nicht ohne geschichtlichen Werth ist, heben wir den Bericht aus, wie Tischbein der ihm drohenden Lebensgefahr entging. „Eine große Kanone, welche die Lazzaroni im Hafen gefunden hatten, stellten sie unter einem Thore auf, das meinem Hause gegenüberlag. Nachdem ein Schuß daraus geschossen war, fingen die Franzosen an, auf diese Kanone zu schießen, welche nun von ihrer Bedienung verlassen wurde. Ein junger Mensch sprang noch hervor und wollte Hand anlegen, um das Geschütz zu retten; aber so gleich von vielen Kugeln getroffen, stürzte er todt hin, und die übrigen Italiener liefen davon. Bald darauf hörte ich einen Franzosen jämmerlich schreien, und sah, daß er von einem Schusse getroffen, rückwärts zu Boden fiel. Die Schwere seines mit geraubten Sachen ganz dick gestopften Tornisters hatte seinem Falle diese Richtung gegeben. Seine Kameraden sprangen herbei, hoben ihn auf und wollten ihm helfen; er aber sagte nur noch: «Adieu, Camerades!» und verschied. Witten unter diesem tollen Lärm kam mein Stallknecht zu mir herauf und sagte: «Es sind Franzosen da, die wollen Euch als den padrone della casa erschießen, und hernach uns andern alle.» Zwei meiner Schüler wollten für mich hinuntergehen; ich gab es aber nicht zu und sagte, das könnte nichts helfen; die Franzosen hätten mich verlangt, ich müßte also hinunter, es möchte daraus werden, was da wolle. Als ich die Treppe hinunterstieg, dachte ich, daß ich nun wol nicht mehr nöthig haben würde, mich rasiren zu lassen, was mir immer sehr peinlich gewesen war. Unten fand ich einen Offizier, der mich sehr belebend anredete: «Ihr Italiener seid Verräther! Ins Gesicht schmeißt ihr uns, wendet wir aber den Rücken, so stoßt ihr uns den Dolch hinein. Achtzehn Offiziere und ein paarhundert Gemeine sind aus den Fenstern Eures Hauses erschossen; aber die große Nation wird auch nicht viel Umstände mit Euch machen!» — «Ihr nennt Euch die große Nation», versetzte ich, «und wollt einen Menschen erschießen, ohne Euch überzeugt zu haben, ob er wirklich schuldig ist? Was Ihr da von den Italienern sagt, das trifft mich nicht, denn ich bin ein Deutscher.» Der Offizier wendete sich hierauf zu einem seiner Leute mit dem Befehl, einen deutschen Soldaten herbeizuschaffen. Als dieser kam, ging ich auf ihn zu, legte die Hand auf seine Schulter und sagte ganz ruhig: «Freund, bedeutet Euer Offizier, daß er sich hinsichtlich meiner gewaltig irre; ich bin Lehrer an der Akademie, und was Ihr mit dem König von Neapel auszusuchen habt, geht mich nichts an; ich wollte mich wol hüten, auf Eure Soldaten zu schießen.» Ich weiß nicht, wo ich den Muth hernahm, so dreist zu sprechen: die Situation zwischen allen den wilden, bärtigen Ketten, denen mit ihren Flinten in der Hand die Zeit meiner Execution schon lang zu werden schien, war keineswegs ermunternd. Als der Offizier sich vom Soldaten meine Antwort hatte überlegen lassen, sagte er: «Ein Deutscher? Das ist ein anderes.» Er legte seine Hand an den Helm und setzte hinzu: «Dann sind wir gute Freunde. Lassen Sie uns hinaufgehen.» Ich wollte ihm Erfrischungen vorsetzen und fand bei dieser Gelegenheit, daß nur noch eine einzige Bouteille im Hause war. Nachdem der Offizier eine kurze Zeit bei mir gesessen, sagte er: «Hören Sie, wie noch immer geschossen wird? Ich muß fort; denn ich darf dabei nicht fehlen.»

Auch in der Nacht vom 23. Januar, wo den Lazzaroni der königliche Palast zum Plündern übergeben ward, drohte ihm der Tod. „Des Nachts drang ein Haufen Soldaten in mein Haus, um zu plündern; wilde Kerle mit Fragegeflüstern, worin kein Zug von menschlichem Gefühl mehr zu entdecken war. Auf ihre Güte, welche ihnen schlapp um die Ohren hingen, hatten sie Lichter gesteckt; einer trug eine Fackel, ein anderer ein Brecheisen, das er mir vor die Stirn hielt, um mir den Hirnsack einzuschlagen, wenn ich nicht alles hergäbe; ein dritter setzte mir die Pistole auf die Brust und schwenkte den Säbel über meinem Kopf, als wollte er ihn damit spalten. Ich sah, daß er Patronen in der Hand hatte, die er mir in die Kamisolfata stecken wollte; ich wich noch zur rechten Zeit aus. Fanden sie die Patronen bei mir, so hätten sie das Recht, mich auf der Stelle todt zu schießen. Sie trugen sehr große Tornister. Während ich nun mit diesem Gefindel capitulirte, kam ein Elssasser, der deutsch sprach und den ich schon vor meinem Hause gesehen hatte, wie er einen Menschen über den Haufen schach; er rühmte sich schon viele erschossen zu haben. Dieser wies die Marodeurs fort. Sie wollten ihm nicht gehorchen, sondern warfen ihm vor, daß er seine Kriegskameraden wegweisen wolle. Er drohte aber mit Schlägen, das half, sie entsetzten sich.“

Lischkein kehrte trotz mancher Aufforderungen nicht nach Neapel zurück. Aber in Deutschland wollte es ihm nicht gelingen, eine seiner Kraft und seinem Drange entsprechende Stellung zu erhalten, wenn ihm auch die Kunstliebe des Herzogs Peter von Oldenburg im Jahre 1818 eine ehrenvolle Stätte in Göttingen bereite, wo er noch manche großartige Schöpfungen ins Leben rufen sollte. Aber ein großer Theil seiner Zeit ward auf kleinere Arbeiten gesplittet, und zu einer umfassenden, unmitttelbar und zugleich in die Weite wirkenden Thätigkeit konnte er nicht gelangen. Er starb im neunundfünfzigsten Lebensjahre am 21. Juni 1829, nachdem er mehrere Jahre an völliger geistiger Abspannung gelitten hatte.

Wir haben aus der reichen Fülle des Stoffs der vorliegenden Lebensskizze nur einzelnes Bedeutende hervorgehoben, um auf das Anziehende und Lehrreiche hinzuweisen, das für den Künstler wie für jeden, den Geist und Herz innigen Antheil an begabten Menschen nehmen läßt, hier geboten wird. Möge auch der im übrigen reiche Nachlaß Lischkein's ruhende Schatz bald gehoben werden. Der Herausgeber und die Verlagsbuchhandlung würden sich dadurch ein schönes Verdienst erwerben. Wir hoffen, daß der buchhändlerische Erfolg der so bedeutenden von ihnen gebotenen Lebensbeschreibung sie dazu ermutigen werde.

Heinrich Wünger.

Ein politisch-literarisches Manifest Proudhon's.

Die literarischen Majorate. Prüfung des Plans zu einem Gesetze, welches die Schöpfung eines ewigen Monopols zum Besten der Erfinder, Schriftsteller und Künstler bezweckt. Von P. J. Proudhon. Aus dem Französischen. Leipzig, Weber. 1862. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Mann, der den berühmten gewordenen Satz aufstellte: Eigenthum ist Diebstahl — womit derselbe Mann im Grunde erklärt, daß alles, was er selbst etwa an Eigenthum besitzt, als: Kleider, Uhren, Bücher u. s. w. auch nur gestohlene Waare sei — dieser Mann, Proudhon, spricht sich auf Anlaß eines in Frankreich beabsichtigten Autorengesetzes in vorliegender Schrift von seinem Standpunkt über das literarische Eigenthum aus. Man kann sich vorstellen, wie er über dasselbe denkt; denn nirgends ist allerdings wol der Begriff des Eigenthums schwerer zu fixiren, als auf dem Gebiete des geistigen Erfindens und Schaffens. Die von Proudhon behandelte Materie ist wichtig; doch können wir des Verfassers Erörterungen hier nicht Schritt für Schritt verfolgen, denn sie sind sehr umständlicher und der Natur der Sache nach zum Theil auch ermüdender Art und zum Zwecke literarischer Unterhaltung nicht immer sehr geeignet.

Proudhon richtet sich zunächst gegen ein Schreiben Lamartine's und gegen einen Ausspruch des jetzigen Kaisers der Franzosen. Lamartine, welcher eine Einladung zu dem Congresse erhalten hatte, der am 27. September 1868 in Brüssel stattfand, um die Frage der Autorenrechte in Berathung zu ziehen, war demselben beizumohnen verhindert, hatte aber statt dessen ein Schreiben an den Vorpresidenten der Versammlung gerichtet, in welchem es unter anderem heißt: „Es kam Belgien, dem vorgewiesenen einsichtigen Lande zu, sich an die Spitze des Fortschritts zur Anerkennung des wahren Eigenthums zu stellen. Ein Sophist hat gesagt: Eigenthum ist Diebstahl. Sie werden hierauf durch die Einsetzung des heiligsten Eigenthums, des geistigen, antworten. Gott hat es geschaffen, der Mensch muß es anerkennen.“ Man muß im Auge behalten, daß der in diesem mit einer so theatralischen Phrase schließenden Schreiben erwähnte „Sophist“ kein anderer ist als Proudhon, um es begreiflich zu finden, daß sich eine gewisse persönliche Gereiztheit gegen Lamartine in mehrfachen direct gegen dessen literarische Präntationen gerichteten Ausfällen Luft macht.

Der Ausspruch des jetzt regierenden Kaisers über das literarische Eigenthum ist in folgender Stelle auf S. 8 des Buchs angeführt: „Im Jahre 1844 ließ sich der Prinz Ludwig Napoleon, gegenwärtig Sr. Majestät Napoleon III., in einer Antwort an Herrn Jobard, den Anführer des Monopols, folgende Worte entschlüpfen, die sich die Anhänger des Monopols noch heutzutage zu Nutzen machen: „Das Geisteswerk ist ein Eigenthum gerade so wie ein Landgut, wie ein Haus; es muß die nämlichen Rechte genießen und darf nicht anders entzogen werden, als wenn es das Gemeinwohl fordert.“

Hieran knüpft Proudhon folgende Bemerkungen: „Vordem sah die Schule den Ausspruch des Meisters als einen unabwehrlichen Grund an. Der Meister hatte es gesagt und alles war gesagt. Die Logik der Franzosen, welche sich immer im Kreise des Autoritätsglaubens bewegen muß, steht heutzutage noch auf demselben Punkte. Der König hat es gesagt, der Kaiser hat es gesagt! Von diesem Urtheile gibt es keine Berufung. Nun, wohlan! Der Kaiser hat geirrt. Das Geisteswerk kann sich nicht wie ein Landgut, wie ein Haus im Eigenthum befinden und es vermag nicht, dem Grundeigenthum ähnliche Rechte zu erzeugen.“

Dies nach allen Seiten hin nachzuweisen ist nun die eigentliche Aufgabe vorliegender Schrift. Der Verfasser kommt dabei zu der Ansicht: „Man gewährt dem Autor 30, 40, 60 Jahre zu, um auf seine Kosten zu kommen. Ich behaupte, daß dieser Vertrag vollkommen regelmäßig und billig ist, daß er allen Anforderungen entspricht, alle Rechte schützt, alle Principien achtet, allen Einwendungen begegnet. Der Autor wird dabei wie jeder Mann, wie der Bestellte behandelt: auf welchen Grund hin könnte er einen noch bevorzugteren Platz und, außer dem, was ihm das Recht des Verkehrs, die ausgleichende Gerechtigkeit, die ökonomische Regel bewilligen, noch eine ewige Rente beanspruchen?“ Und ein andermal sagt er: „Es ist also nicht richtig, wenn man das Product eines Schriftstellers für unvergänglich, für ewig ausgiebig, und deshalb alle zukünftigen Geschlechter dem Autor verpfändet. Ewig ist daran, ich wiederhole es, nur der Stoff, die Idee. Diese aber rühren nicht von uns her.“

Freilich könnte man hier fragen, von wem anders denn die Idee herrührt als von dem Autor, dem Urheber, dem Erzeuger? Denn was der Verfasser schon früher (S. 11) bemerkte: „Der Mensch schafft nicht seine Ideen, er empfängt sie; er erzeugt nicht die Wahrheit, sondern er entdeckt sie; er erfindet weder die Schönheit noch die Gerechtigkeit, sie offenbaren sich vielmehr dem Geiste von freien Stücken“ u. s. w., das ist in der That doch etwas sophistischer Klingklang. Nun freilich ist es leicht ganz unmöglich, ein literarisches Eigenthumsgegesetz zu formuliren welches einen Unterschied macht zwischen denjenigen, die neue Ideen schaffen, und denjenigen, die sie nur empfangen und reproduciren. Gleichfalls ziemlich sophistisch und unhaltbar ist es, wenn Proudhon sich an einer andern Stelle auf Jesus beruft, der zu seiner

Schüler gesagt hat: „Ihr werdet essen, was ihr findet. Was ihr nicht empfangt, das gebet ansonst“, und dann fortführt: „Noch entschiedener und folger, aber schon mit geringerem Verstand auf die Gasktreue und die Reuebefehle, sagt Paulus den energischen Aufschluß: er gibt seine Predigten und seine Briefe um nichts und verdient sein Brot durch Hefen machen. Das ist der schärfste Zug seines Lebens.“ Unsere complicirten, wohllich regulirten und wesentlich auf commercialer Grundlage organisirten Zustände lassen sich ja gar nicht mit jenen primitiven vergleichen, welche es dem Apostel Paulus möglich machten, in dieser Weise zu lehren und zu schreiben, ohne dabei zu verhungern. Wenn so gefährlichen Weiseprediger, welcher an dem Umkreis der höchsten Religionsbelehörungen arbeitete, würde man heutzutage sehr bald das öffentliche Sprechen und Schreiben verbieten. Buchhändler aber, an die der Apostel seine Briefe hätte verkaufen können, um sie auf diesem Wege in Umlauf zu setzen, gab es ja damals auch nicht; vielleicht würde selbst Paulus dann lieber das Selbstergehen aufgegeben und es nicht verschmäht haben, Honorar aus seinen Schriften zu beziehen. Proudhon will doch nicht etwa, daß der Schriftsteller ganz ohne Entgelt arbeite, damit Verleger, Directoren u. s. w. allein die Ausbeutung haben und, ohne auch nur billige Procente an den Autor abzugeben, sich auf dem Kosten allein bereichern? Das werden die noblen Herren selbst höchlich nicht verlangen; den Ignoranten möchte es freilich ganz recht sein. Inwiefern soll jene Einwirkung wol auch eine an moralischer Hinsicht sein, der den so käuflich gewordenen und mit den übertriebenen Prästitionen aufmerksamen französischen Autoren gegenüber auch gar nicht übel ankommt sein mag. Proudhon gesteht ja selbst den Autoren ein Ausbeutungsrecht von 40—60 Jahren zu, und dies möchte in allgemeinen auch hinreichen. Bei einem solchen Vertrage hat in den meisten Fällen auch der Sohn eines Autors noch Anspruch auf Ausbeutung, und diese soll er ja wol auch nach einem natürlichen Willkürgebot haben; denn jeder Vater arbeitet und schafft mit Hinblick auf seine Kinder, während er es ihnen überläßt, wieder für die ihrigen zu schaffen und zu sorgen. Ein späterer Nachkommene, der vielleicht ein sehr einfältiger und unglücklicher Patron ist, hat deshalb, weil er zufälligerweise einen unglücklichen, aber erfindungsreichen Groß- oder Urgroßvater gehabt, vielleicht einen erblichen Anspruch an dessen geistige Hervorbringung. Ebenso wenig darf sich das Verlagsrecht in Betreff eines Kunstwerks, welches vielleicht ursprünglich für wenig Geld erworben wurde, innerhalb einer Buchhändlerfamilie oder derselben Firma als Monopol bis in alle Ewigkeit vererben. Eine Frage, inwiefern welcher ein Geisteswerk freigegeben wird, muß das literarische Eigenthum doch haben. In diesem Punkte werden wol die meisten mit Proudhon einverstanden sein.

Doch wir brechen hiermit von dieser Materie ab, es an jenen Mann überlassend, sich selbst ihr Urtheil darüber zu bilden, und wenden uns zu einigen andern Reasonnements des Verfassers von allgemeinerem Interesse. Dahin gehört vielleicht z. B. folgendes Urtheil über Lamartine: „Herr von Lamartine hält die Fanfare seiner Verehrtheit für Veranlassung. Bei ihm treten Uebertreibungen, Antithesen, Ausrufe und Declamationen an die Stelle der Logik. Man verlangt von ihm die Bestimmung eines Begriffs, er liefert ein Gemälde; einen Beweis, er nimmt die Götter zu Zeugen, damit bei seiner Seele, läßt Gespenster erscheinen, weint. Herr von Lamartine gehört zu den zeitgenössischen Schriftstellern, welche das meiste Geld aus ihrer Verehrtheit gezogen haben; er ist in Geld und Ruhm weit über sein Verdienst belohnt worden, und er klagt über Noth. Wessen Fehler ist das? Ist die Gesellschaft undankbar, weil er sich nicht besser zu benehmen als zu denken versteht?“

Inwiefern hierbei einiger Reiz auf die im ganzen größeren Größe und die glänzendere Lebensstellung Lamartine's und persönliche Verehrtheit mitwirkend sind, wollen wir nicht weiter untersuchen. Nannte Lamartine seinen Widersacher einen „Sohnen“, so erlaubt sich dieser ihn einen „großen Reimschmied“

zu nennen, dessen „literarisches Eigenthum“ nur „literarisches Bettlerthum“ sei.

Ueberhaupt sind die Ansichten Proudhon's über den Zustand der Cultur, Literatur und Politik in Frankreich die pessimistischsten, die es geben kann. Er bemerkt z. B.: „Eine künstliche Poesie, eine künstliche Verehrtheit, künstliche Literatur und Kunst; sagt dies nicht alles und brauche ich noch anderes ins Treffen zu führen? Wenn wir heutzutage an gar nichts mehr glauben, so hat das darin seinen Grund, daß wir alle zu kaufen sind (arben von allem!) und daß wir mit unserer Seele, unserm Geist, unserer Freiheit, unserer Person Handel treiben, wie mit den Erzeugnissen unserer Felder oder unserer Handarbeit. Das Literaturthum berichtet von dem Einfall jenes Bürgers, bei einer dringenden Noth ein Ansehen auf den Leib seines Vaters zu machen. Wie viele von uns würden daran denken, ein derartiges Pfand einzulösen? Wir würden noch Weib und Kind dazugeben!“

Er bemerkt ein andermal, vieles Wachte unter viele Uebertreibungen mitschwebend: „Seit 1830, wo Frankreich gewerblich gemacht wurde, brach man entscheidend mit aller literarischen Ueberlieferung: dafür schritt aber auch der allgemeine Verfall um so rasender fort. Die französische Literatur verkennt seitdem ihren eigenthümlichen Verfall; sie denkt nicht daran, ihre Eigenart zu bewahren, würgt an dem Fremden, das sie selbst nachbildet, und verliert das Gefühl für die Sprache, welche sie soltert und verderbt. In Ermangelung von Ideen wirft man sich auf das Falsche und Uebertriebene; man liefert eingelegte Arbeit; man verwendet die von unsern Meistern geschaffenen Formen für Unfluthen und Nichtswürdigkeiten; man fertigt Stilanweisungen nach Stilanweisungen, wie man auf dem Gymnasium lateinische Verse mit dem Gradus ad Parnassum zu Wege bringt, gleich den Italienern, welche zwar keine selbstständigen Werke mehr erzeugen, dafür aber nach alten Meistern Statuen, Vasenreliefs, Säulen und nöthigenfalls auch Tempel zur Ausführung liefern. Das heißt jetzt schreiben. Um sich ein Ansehen von Ursprünglichkeit und Gedankenfülle zu geben, arbeitet man die Regeln um, setzt die Aufschreibe herunter, die man nur nicht verkehrt, bringt unmögliche Reime fertig, greift zur Sprache der Minnesänger zurück, setzt das Hässliche namens der Natur in seine Rechte ein, pflegt das Laßer und das Verbrechen und strömt aber in Beschreibungen, Großsprechereien und süßfluthigem Gerede; zuletzt vergehnet der Reichtum den Erfolg. Das heißt Literatur.“

Auf S. 121 seiner Schrift fährt er in diesem Kapitel in noch maßloseren Ausdrücken fort: „Während ernste Arbeiten vernachlässigt werden, überflutet die handwerksmäßige Literatur alle Ufer. Die Welt ist voll von ausgetretenen Talenten mit einer, wenn ich so sagen darf, außerordentlichen Pinselfertigkeit. Man schreibt selten aus innerm Drange; der Verfasser, bei dem ein ursprünglicher Gedanke entsteht und sich während seiner Geburt mit einem nur für ihn geschaffenen Ausdruck bekleidet, wird zum Phönix. Dafür verstehen wir uns wunderbar darauf, wahre Rechte mit dem Purpur unserer Meister und Muster zu bekleiden. Alles ist verkäuflich geworden, weil alles zum Gewerbe und zum Handwerke gemacht worden ist. Wir gehören nicht mehr zu den Verfahrnen, wir gehören zu denen, welche sich preisgeben, und ich weiß nicht, ob die armen Tängerinnen, welche die Theaterdirectoren mit zwei Franken bezahlen, oder auch gar nicht bezahlen, weil selbige die Gelegenheit zur Ausstellung ihrer Netze als genügenden Lohn betrachten, nicht achtbarer sind, als der hungrige Haufen unserer Schriftsteller. Wenigstens treiben jene Unglücklichen, wenn sie ihren Körper verkaufen, keinen Handel mit ihrer Kunst. Sie können in einem gewissen Sinne mit Lucrez sagen: corpus tantum violatum, animus insons.“

Man darf hierbei nicht vergessen, daß Proudhon hier immer nur ausschließlich französische Literaturzustände vor Augen hat. Der deutsche Schriftsteller ist im allgemeinen viel weniger käuflich, wenn auch vielleicht minder aus einem Ueberschuß unerschütter-

licher Moral, als weil er wegen seines eigenstnigen Individualismus weniger geschmeibig und in seinen materiellen Ansprüchen an das Leben bescheidener ist. Solche schreiende Fälle von literarischer Schwinderei, Inconsequenz, Käuflichkeit, Corruption und Selbstpreisgebung, wie sie in Frankreich zur Deffentlichkeit gekommen sind, kennt man in Deutschland kaum, und selbst dann wird der deutsche Schriftsteller immer noch das zu wahren suchen oder wissen, was er seine Individualität nennt. Der Deutsche verkauft gewissermaßen nur seinen Leib, der doch einmal ernährt sein will, nicht seine Seele, an die man ihm nicht rühren darf, der französische beides zugleich. Aber man darf die Schuld davon nicht einseitig auf die Schriftsteller werfen; die französischen Zustände und der Gesamtcharakter der Nation sind mitschuldig. Der seinen Gesinnungen Abtrünnige, der sich der kaiserlichen Regierung oder, was freilich auch in Deutschland vorkommen mag, einer Partei oder dem schlechten frivolen Geschmack des Publikums verkauft^{*)}, hat eben seine Gaben geschickt benutzt, um eine Karriere zu machen, wie sie die meisten andern Franzosen unter denselben Verhältnissen auch gern zu machen suchen oder machen würden. Brillirt er dann mit Geprät, mit der Gunst der Großen und mit glänzenden Lebenseinrichtungen, so sind ihm alle seine Sünden reichlich vergeben. Von literarischen Majoraten kann man bei uns in Deutschland gegenwärtig auch gar nicht sprechen, sondern höchstens von buchhändlerischen. Literaturmagnaten wie Sue, Victor Hugo und namentlich Lamartine gibt es bei uns nicht, und die maßlosten Ansprüche, die ein künftiger großer deutscher Dichter im Falle der Noth an die Schiller-Stiftung machen sollte, würden immer noch die bettelhaftesten sein im Vergleich zu denjenigen, welche Lamartine öffentlich an seine Landsleute gestellt hat.

Was wir an diesen Ergüssen Proudhon's tadeln möchten, ist dies, daß er von seinem souveränen Standpunkt herab zu allgemein und in zu wegwerfendem Tone abspricht, während es doch auch in Frankreich noch manchen ehrenwerthen Autor gibt, welcher sich von der Corruption freigehalten hat und mit Proudhon, wenn auch vielleicht nicht an Eigensinn und Selbstbewußtsein, doch an Uneigennützigkeit und Unabhängigkeit wetteifern kann. Niemand wird durch solche allgemein gehaltene Beschuldigungen gebeßert, das mitschuldige Publikum am wenigsten, aber der Würde der Literatur und dem Streben und der Wirksamkeit der bessern Schriftsteller wird dadurch beträchtlich Abbruch gethan. Auch in Deutschland gab und gibt es eingebildete Schriftsteller, welche sich dadurch über ihre Kollegen zu erheben glauben, wenn sie über dieselben im ganzen in ähnlicher beleidigender Weise absprechen und summarische Verdammungsurtheile fällen, in die sie nur sich selbst nicht mitbegreifen. Es gibt auch in der That keinen einzigen Stand, der so gegen sich selbst zu wüthen gewohnt ist, als den der Schriftsteller, und dann flagt doch wieder jeder einzelne über Theilnahmlosigkeit und über verächtliche Behandlung seitens des Publikums. Wir erinnern uns schon früher gelesen zu haben, daß Proudhon in seiner äußern Erscheinung wenig Französisches

^{*)} Was das Folge Brüssen der Deutschen auf ihre angeborene und unübertreffliche Sittlichkeit betrifft, so erlauben wir uns zu sagen, daß dasselbe sehr wenig gerechtfertigt erscheint, wenn wir die geschmackvollen und bis zu einem gewissen Grade selbst liebenswürdigen Frivolitäten E. Feydeau's mit so gänzlich schmutzigen und abscheulichen Nachwerken wie die in dem apokryphen Verlage von J. J. Wagner in Neustadt erschienenen „Memoiren und galante Abenteuer einer jungen Frau aus der Demi-Monde. Herausgegeben von ihrem ersten Geliebten Hr. von S.“ (Fortsetzung von „Memoiren und galante Abenteuer der Ida Jonas“) vergleichen. Letztere literarische Scheußlichkeiten sollen namentlich unter derjenigen Menschenklasse weit verbreitet sein, welche ein beliebter neuerer deutscher Autor als die Musterklasse aller Sittlichkeit und aller biederben deutschen Augen in einem berühmten Roman geschildert hat: unter der der Handlungscommis.

habe und gar sehr den Eindruck eines auf sich selbst zurückgezogenen deutschen Gelehrten mache. Sein ganzes Raisonnement entspricht diesem Signalement.

Proudhon spinnt ja zum Theil die Gewebe seiner Raisonnements aus dem Hauf der deutschen Philosophie und Kritik, ja seine in diesem Grade bei einem Franzosen seltene Verehrung der Deutschen geht so weit, daß er sie von der modernen Corruption ausdrücklich auszunehmen scheint und ihnen mit einer Sicherheit, die uns nur dadurch etwas zweifelhaft wird, weil sie der Feder eines doch immer etwas bizarren Mannes entkammt, eine glänzende Aufgabe zuweist und eine herrliche Zukunft verheißt. Er spricht von der in Deutschland vollzogenen Kirchenreformation und bemerkt dann: „Aus dieser, mit sich selbst in Widerspruch gerathenen, aber edelmüthigen Reformation ging 300 Jahre später durch die Arbeit des freien Gedankens eine glänzende Philosophie, die deutsche Philosophie, hervor, welche heutzutage alle Geister in Deutschland aufrecht hält, nährt, erhebt, und indem sie von dem Dogma befreit, den gesellschaftlichen Bedingungen der Freiheit unterwirft. Ich glaube, daß das Werk Luther's weniger schwierig war als das Mirabeau's. Am Ende ist aber Luther von seiner Nation verstanden worden, sie ist ihm gefolgt; die germanische Rasse hat gleich der angelsächsischen durchgeführt, was sie wollte und wie sie es wollte, während wir trotz Mirabeau's zurücktraten und noch dasitzen und uns fragen, was der berühmte Tribun, was unsere Väter gewollt haben? Gegenwärtig, wo ich dieses schreibe, arbeitet Deutschland an seiner föderativen oder republikanischen (?) Verfassung und setzt auf seine Art das 1789 aufgeschobene Werk fort. So schreitet das deutsche Volk langsam aber sicher weiter. Sein oft nebelhafter Gedanke ist das Salz der Erde, und solange man zwischen Rhein und Weichsel philosophirt, wird die Gegenrevolution nicht den Sieg davontragen.“

Eine vielleicht sehr treffende Bemerkung Proudhon's ist die, daß, da wirkliche Meisterwerke außerordentlich selten seien, nicht leichter sei, als das Beste aus einem Schriftsteller auf einem sehr kleinen Raume zusammenstellen; 40 oder 50 Pieder seien der ganze Vorrang, das Uebrige sei nur literargeschichtlich etwas werth; ebenso würden 50 Seiten aus „Notre-Dame de Paris“, wenn sie in einem Cours der Literaturgeschichte mit einer zerstückelnden Inhaltsangabe abgedruckt wären, uns das Durchlesen des ganzen Werks von Victor Hugo ersparen. Er bemerkt dann weiter: „Die ganze Literatur neigt sich der Verdichtung in einer Blumenlese zu, die Philosophie will sich in einige Lebensprüche, die Geschichte in eine knappe Chronik zusammenfassen. Da aber auf der andern Seite das Geisteswerk ein Häubel gegenstand ist, so weiß man nicht, bis zu welchem Punkte es verstatet sein würde, einen Schriftsteller außer Verkehr zu bringen, da hier nicht bloß seine Eigenliebe, sondern auch sein Interesse in das Spiel kommen. Was thun?“

In dieser immerhin merkwürdigen und lesenswerthen Schrift hat Proudhon auch sein jetziges politisches Glaubensbekenntnis niedergelegt, das aber eigentlich ein Bekenntnis seines politischen Unglaubens ist. Der so sehr enttäuschte Mann scheint von seinen eigenen Landsleuten für die Freiheit gar nichts mehr zu erwarten, er scheint sie in dieser Hinsicht völlig und für immer aufgegeben zu haben. Er behauptet z. B. wol sehr mit Recht, „Frankreich ist monarchisch bis in das Mark, bis in das letzte Atom seiner Demokratie. Vergeblich wird es seit 30 Jahre durch den Verlauf der Ereignisse, durch Gründe des Interesses durch die parlamentarische Nebelkunst in eine andere Richtung getrieben: der angeborene Trieb ist mächtiger. Unter der obener Form, Dictatur, Kaiserthum, Präsidenschaft, Legitimus, Orleansismus, ist Frankreich monarchisch, und die, welche es nicht zugehen, denken es.“

Er schließt daran die Bemerkung: „Eine Nation, welche in politische Gleichgültigkeit verfallen ist, beßigt am allerwenigsten die Bedingungen zu einer politischen Literatur, und es ist unvermeidlich, daß die Schriftsteller, welche in Büchern oder Journalen politische, ökonomische und sociale Fragen behandeln

ähnlich den braven Beamten gleich werden, welche ihrem Amt unter allen Regierungen dienen."

Sehr viel Wahres enthält sicherlich auch folgende Stelle: „Der Reichtum und die Stärke Frankreichs besteht in einem System von kleinen Vermögen und Industrien, die durch einige Großbetriebe untereinander ins Gleichgewicht gebracht und unterstützt werden. Das ist gerade das Gegentheil von den englischen Verhältnissen, die wir lächerlicherweise seit einem halben Jahrhundert auf unsern Boden zu verpflanzen trachten. Man hat dies nicht eingesehen, denn es ist das eine von unsern Verfehrtheiten, daß wir unsere Vortheile verkennen und uns für die Nachahmung der Fremden begeistern. Einige Jahre lang war der Wohlstand im Steigen; wie steht es heutzutage damit? Die Massenarmuth drängt alle Klassen. Indem die ökonomische Zerrüttung auf die Sittlichkeit einwirkt, verfallen die ohnehin von dem politischen Mißerfolg verkommenen Gemüther in Trübsinn. Während die Regierung Ludwig Philipp's die Entwicklung des Elementarunterrichts begünstigte, nahm das von dem Nützlichkeitsprincip angelegte Bürgerthum zusehends an Einsicht ab. Zu was Griechisch und Latein? Zu was Philosophie und höhere Wissenschaften, Sprachen, Rechtsgelehrsamkeit, Alterthümer? Erzieht uns Ingenieure, Werkführer, Buchhalter! Die Entdeckungen der neuesten Industrie vollenbeten die Verblendung dieser Krümmelasse, und was die Geister erheben sollte, wurde nur zu einem weitem Siege für den Obscurantismus."

An Ruth, seinen eiteln und oft so verblendeten Landesleuten und namentlich auch der Partei, der er früher zugezählt wurde, die Wahrheit ins Gesicht zu sagen, fehlt es, wie man sieht, dem Verfasser nicht. Ueber die Hinrichtung Ludwig's XVI. bemerkt er im antihonapartistischen Sinne: „Sie war eine Handlung nicht der Thakraft und der Strafgerichtsbarkeit, sondern der Leidenschaft und der Furcht. Man sah dies, als die Stimmgeber für den Tod des Königs, die Sieyès, Cambacérès, Fouché, Thibaudeau, zu Häftlingen des Kaisers wurden, als 1815 Benjamin Constant, der sogenannte Tribun, für die »Spulgestalt« von Elba die Abfassung der Zusatzacte übernahm und darin den Grundpfeiler der constitutionellen, repräsentativen und parlamentarischen Monarchie, wie ihn die Verfassung von 1814 hinknetzte, so kühnreich beiseite schob. Wenn man 1862 nach so vielen Schwankungen die Hinrichtung Ludwig's XVI. beifällig betrachtet, so heißt das nicht mit republikanischer Strenge verfahren, sondern wie 1804 mit königlichem Sinne der kaiserlichen Allgemal huldigen."

In allen diesen Bemerkungen erkennen wir einen Zug deutscher Gräßerei, verbunden mit einem Beisatz von deutscher Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit und Scharffinnigkeit, aber auch deutscher Räkelei, einseitiger Absprecher und der Sucht, die Wahrheit, um sie nur recht eindringlich zu machen, möglicherweise zu übertreiben und zwar nur nach einer Seite hin. Auch darin läßt Proudhon den Einfluß der deutschen Kritik und des deutschen Wesens verspüren, daß er, auf dem Desperationsstandpunkte angekommen, einem idealistischen Nihilismus verfällt, alles ohne Unterschied negirt, sich aber stolz in der Vorstellung wiegt, der einzige zu sein, der recht hatte, der einzige, der die Wahrheit zu erkennen, und den Muth, sie zu sagen. Wenn wir Deutschen, auf die er so große Hoffnungen setz, diese nicht bald erfüllen, wenn wir aufhören sollten zu »philosophiren«, dann wird Proudhon nicht unterlassen, uns zu sagen, daß auch wir unfähig und für die Menschheit verloren seien. Man wird dabei einigermaßen an den zuletzt mit allem Grollenden, alles im schwärzesten Licht sehenden Barnhagen erinnert, nur daß sich Proudhon dem Simon von Berlin, wenn er ihm auch in Bezug auf vielseitige ästhetische Durchbildung nachsieht, an schlagenden Gedanken und überhaupt als scharfschneidender Denker, als abgeschlossener, in sich fertiger, Ideen im ganzen mehr als Persönlichkeiten vor Augen habender con-

A. M.

Zwingli als Held eines Romans.

Ulrich Zwingli. Culturhistorischer Roman von Th. König. Drei Theile. Leipzig, D. Wigand. 1862. 8. 4 Thlr.

Für die heutige Culturwelt ist der Zeitpunkt längst eingetreten, wo der Sag Moses Mendelssohn's zur Wahrheit geworden ist, daß, was in den Glaubensdogmen das Gewissen berührt, stets nur auf der Geschichte beruht und daher keinen Anspruch darauf hat, für eine Bedingung zur Seligkeit zu gelten und dafür aufgestellt zu werden. Ist dies richtig, so sind Dogmen ein Gegenstand freier Erörterung und die großen Reformatoren fallen der kritischen Beleuchtung aus culturgeschichtlichem und allgemeinem menschlichem Standpunkt anheim. Von diesem Rechte macht Th. König einen vollen Gebrauch. Er hat Luther, Calvin und nun auch Zwingli als Menschen und Culturträger künstlerisch behandelt und uns frei gelassen, indem er sie als im Leben thätige Männer, sozusagen als dramatische Personen wirken, handeln und sprechen läßt, unser eigenes Urtheil über ihre Thätigkeit für ihre Zeit und die Zeit nach ihnen, zu bilden.

Seine erste Arbeit, „Luther“, war in dieser Beziehung ein ganz gelungenes Werk, es war ein voller Erguß einer reinen und dauernden Begeisterung für den großen Mann; von seinem „Calvin“ war dies schon weniger zu sagen, der Stoff zeigte sich hier und da schon unzureichend und der Erguß für diesen Mangel war schwach. Auch die jetzt vorliegende Arbeit, sein „Ulrich Zwingli“, hat uns den Einbruch eines ganz gelungenen Werks nicht machen können. Der Schein einer mühevollen, nicht völlig aus freiem Erguß, vielmehr wie zur Lösung einer einmal gestellten Aufgabe unternommenen Arbeit ruht lassend auf diesen Bänden; ja es hat für diese noch der Erfindung eines ganz besondern und neuen Stils bedurft, um den Autor, wie es den Anschein hat, wenigstens zeitweise zu erwärmen und an seinen Gegenstand zu fesseln. Dieser neue Stil aber ist, wie wir weiterhin sehen werden, durchaus keine glückliche Erfindung. Was das Thema selbst betrifft, so begegnen wir neben dem Stoffmangel einer entschiedenen Neigung, Fremdartiges herbeizuziehen, durch Discussion die Lücken auszufüllen und das, was als Staffage des Bildes zu gelten hätte, in den Vordergrund desselben zu versetzen: alles Proben von erloschener Wärme und Begeisterung für den Gegenstand. Die Scene ist allerdings ab und zu belebt genug, zumest aber durch Bilder aus den eigenthümlichen Zuständen des Landes, aus den Conflicten zwischen der alten Schweiz und ihren patriarchalischen Sitten, mit dem neu erwachenden Geiste der modernen Humanitätsbestrebungen und den Sitten Frankreichs und Deutschlands. Die Ereignisse selbst wachsen nur sparsam in die Höhe und nehmen daher eine Breite ein, die dieser Höhe nicht entspricht. So ist die ganze Architektur des Werks eine ziemlich mangelhafte und zeugt nur zu deutlich, daß dem Verfasser zwar am Herzen lag, ein Thema durchzuführen, daß ihm aber die rechte Freudigkeit an dieser Arbeit öfter als wünschenswerth abhanden gekommen und seine Stimmung eine unfreie geworden war.

Wir erblicken nun unsern Ulrich zunächst im Vaterhause, nachdem einleitungsweise die Geschichte der Schweiz bis zu Julius Cäsar hinauf überblickt und uns erklärt worden ist, warum in der Schweiz die Sache der Kirchenreform nicht so, wie in Deutschland, an die Person der Reformatoren geknüpft war. Das ist ein echt deutscher Fehlschuß; ein deutscher Autor nimmt niemals an, daß er für Wissende schreibt! Nebenher kößt der Verfasser hiermit seinen Helden fast mit eigener Hand von seinem erhöhten Standpunkt herab. Genug, das Vaterhaus ist das des Ammann Huldreich Zwingli in Wildbühl, Grasschaft Loggenburg, wo zwischen Alpenwiesen kein Obstbaum mehr gedeiht und das Patriarchenthum noch in voller Herrschaft steht. Im Sinne des Alten ist es ein Frevel, daß Schweizer ihre Söhne den fremden Fürsten als Söldlinge verkaufen, und da der kleine Ulrich kriegerische Neigungen verräth, so beschließt der Vater, ihn zum Dienst der Kirche zu erziehen, worin sein Bruder, der Dekan von Wesen, ihn bestärkt. Diese Wendung ist

eine Probe von der motivirenden Kunst des Verfassers. Indem wir die Hauptzüge aus dem Leben Zwingli's bei unsern Lesern als bekannt voraussetzen, haben wir besonders auf die Motive zu achten, die der Autor den Ereignissen unterlegt, und das hier benutzte Motiv ist ein sehr glücklich gewähltes. „Sieht traurig aus“, sagt der alte Immann, „unten im Lande, die Sünden der Thäler bringen herauf in unsere Berge. Will euch sagen, wie's bei uns aussieht; hob's auf meiner Reise nach St. Gallen gesehen. Entschwunden ist der Sinn für häusliches Glück, für friedliche Arbeit und für Bürgertugend. Krieg ist das Lösungswort geworden. Die Obern wollen dem Uebel nicht wehren, die Jünglinge verschmähen die Arbeit, lassen sich von den Werbherren verlocken, versprechen ihr Blut für fremde Herrscher, die Städte sind ein Tummelplatz fremder Laster, fremder Parteien geworden; Goldgier und Sinneslust, Ueppigkeit und Hockart haben die Herzen der Eidgenossen bestrickt. Ja, bis in unsere Berge sind sie gedrungen. Habt ihr sonst Sammt und Seide hier gesehen; grau freiburger Tuch und Zwillisch trugen wir und waren zufrieden“ u. s. w. Wir haben dies als Stilprobe angeführt, eines Stils, der als Charakteristik eines Mannes gut ist, für alle aber nicht taugt und bald monoton wird.

Ulrich geht also zum Oheim, dann nach Bern und von hier nach Wien auf die hohe Schule. Hier stellt er eher einen etwas lockern Studenten als einen Mann Gottes dar; er kehrt zu dem zürnenden Vater zurück, bekennt und bereut seine Schuld und wird in Basel Priester. Die crasse Unwissenheit seiner Amtsbrüder — keiner derselben, außer Haber, hatte auch nur das Neue Testament gelesen —, empödet den jungen Magister, der mit Leo Juda, Brunner, Eschudi und Glarean sich zu ersten Studien auch der Classiker verband, dabei aber für Bürgertum und Freiheit erglühete; und durch seine politischen Predigten Ansehen gewann, während er die Briefe Pauli auswendig lernte. Im Jahre 1512 und folgenden stand er dann als Feldprediger gegen die Franzosen in der Lombardei, vom Papste bezahlt, im Felde und 1516 war er Priester in Maria Einsiedeln und begann nun sein Reformationswerk; 1519 als Prediger an den Mönker zu Zürich berufen, fing er an gegen Ablass und Papp zu predigen, behauptete seine Lehre vom reinen Evangelium in zwei großen Disputationen 1523, gab seine 67 Glaubensartikel heraus und schaffte Messe und Bilderdienst ab. Alle diese Vorgänge berührt unsere romantische Darstellung leicht und glücklich, wie denn ein tiefes Studium von Zeitumständen und Charakteren in ihr ganz unverkennbar ist. Ein heikler Punkt ist Zwingli's Ehe mit der Witwe Reinhard. Die Dame war damals 48 Jahre und Zwingli nahezu gleich alt. Der Verfasser hat es für gut gehalten, weil er einen Roman schrieb, ein leidenschaftliches Element in diese Verbindung zu legen, während wir glauben, daß er dies besser unterlassen hätte. Der Eheband wurde heimlich geschlossen. Warum? Am Ende doch aus Menschenfurcht, und dies Motiv kann kein strenger Christ billigen. Freilich war Zwingli, wie ihn der Verfasser immer uns darstellt, bei allem seinem Freimuth und Feuerreifer ein sehr besonnener Mann, der den Verhältnissen stets Rechnung trug, gelassen, zur Lebensfreude, wie Luther, geneigt, nie verbittert, rein und mäßig in allem; in jedem Conflict auf einen Mittelweg bedacht. Und solcher Conflict zeichnet uns der Autor viele und kattet sie meistens gut aus. Nachdem er uns in den Abschnitten: „Der erste Schritt“, „Theophrastus Paracelsus“, „Die Luther'schen Thesen“, „Der Ablasskram“, „Die Verräther“, „Der Fastenstreik“ überall den begeisterten Theologen und den feurigen Patrioten zu Zwingli gezeichnet, malt er uns den besonnenen maßvollen Mann, den Weisen in der berühmten Zusammenkunft mit Luther, Desolampadius, Bucer und Capito zu Marburg, wo der Abendmahlsstreit zwar nicht zum Austrag kam, jedoch zu einem Waffensstillstande Raum gab: ein Gemälde, das zu den gelungensten des ganzen Buchs zu zählen ist. Zwingli's praktischer Sinn und seine Sanftmuth entwarfen selbst den hligen Doctor Martinus, und des Landgrafen kluger Zuspruch gleicht alle Miverständnisse aus. So gut verwendete Studien loben die Ar-

beit! „Da saßen sie, die Härten des Wortes“, sagt der Autor, „die Apostel des neuen Glaubens; Caricus Cordus redete le an, den scharfsinnigen Luther, den großherzigen Zwingli, den braven Melancthon, den sanften Desolampadius und die andern, Bucer, Capito, Brenz, Jonas, Crato und Menius; die Kirche fällt euch zu Füßen, steht und beschwört euch, die Sache mit reinem Ernst zum Heil der Gläubigen anzugreifen und einen Beschluß zu Stande zu bringen, der ausgegangen sei vom heiligen Geist. Aber auf Luther's Stirn lag ein fester, unbegrenzter Wille. Vor sich auf die Tafel hatte er in klaren Zügen die Worte geschrieben: „Das ist mein Leib!“ zum Beweis, daß keine Macht der Erde ihn von seiner Ansicht abbringen werde. Das Gespräch begann. Zwingli machte mit ruhiger Zuversicht und scharfer Logik seine freiere Ansicht geltend, Luther wollte nicht deuten lassen an der Schrift, er hielt an der wörtlichen Bedeutung, ein mißverständener Ausdruck reizte ihn zum Zorn. Zwingli führte eine Stelle aus Johannes an. „Herr Zwingli“, rief Luther, „Ihr wollt es überpoltern, die Stelle paßt nicht.“ — „Doch, doch, Herr Doctor“, sprach Zwingli, „die Stelle bricht Euch den Hals.“ — „Rühmt Euch nicht zu sehr“, fuhr Luther heraus; „Ihr seid in Dessen, nicht in der Schweiz. Hier brechen die Hälse nicht also!“ Und darauf fing er an, sich über Zwingli's Wort bei dem Landgrafen zu beklagen. Dieser antwortete, Luther wurde noch heftiger, aber der Landgraf beschwichtigte: das sei aber nur für die gemeint“ u. s. w.

Wir haben mit diesem Citat uns selbst den Raum benommen, noch andere zu bringen und müssen uns nun genügen lassen, nur noch des Endes, des Helden Tod, zu gedenken. Zwingli, von der festen Ueberzeugung durchdrungen, daß nur ein ehrlicher Kampf gegen die katholischen Orte der Schweiz einen gesegneten Frieden sichern könne, hatte seine Macht bei dem Rathe in Zürich dazu benutzt, die vielen Beleidigungen der Orte durch offenen Krieg zurückzuweisen. Es kam zur Rüstung und bei Gappel zum Kampfe, den Zwingli mitfocht. Aber die Züricher, schwach und schlecht geführt, unterlagen. Zwingli selbst blutete aus mehreren Wunden, seine Freunde, König, Meyer von Knorau, Konrad Schmidt mit 36 Männern aus Rüschach lagen dahingestreckt, da erschien sein alter Gegner, der Vater Rudstul, und erschlug ihn! Dieses Ende uners Helden ist nun wol mehr romantisch, als historisch; indeß, da der Verfasser einen Roman schreibt, so müssen wir es uns wol gefallen lassen; die Grundzüge wenigstens sind geschichtlich, und wie der Verfasser sagt, noch heute nach 300 Jahren ist die Schweiz die Zuflucht der Verfolgten und Unterdrückten. Wir haben dem Vorstehenden nichts hinzuzufügen, als das Auerkenntnis, daß hat der Verfasser auch kein ausstellungsfähiges Musterwerk geschrieben, er doch auf würdige Weise an einen der großen und starken Geister erinnert hat, denen Deutschland seine geistige Größe und seine religiöse Freiheit in der Selbstbestimmung verdankt.

Notiz.

Zur Textreinigung der Werke Heinrich von Kleist's.

Ein neues und neuestes Zeugnis für den altberühmten deutschen Emdrungs- und Textirungsgeist, um ihn so zu nennen, ist die mehr als 100 Seiten starke Schrift: „Zu Heinrich von Kleist's Werken. Die Lesarten der Originalausgaben und die Aenderungen Ludwig Tieck's und Julian Schmidt's zusammengestellt von Reinhold Köhler“ (Weimar, Böhlau, 1862). Der Verfasser bemerkt in der Vorrede: „Die Originalausgaben sind alle mehr oder weniger incorrect gedruckt und reich an sinnentstellenden Druckfehlern. Eine große Anzahl Druckfehler hat Tieck richtig corrigirt, die übrigen aber stehen und selbst einige neue sich einschleichen lassen. Einigemal hat er mehrere Worte, ja ganze Verse weggelassen und Verse verstellt. Schlimmer aber als diese Nachlässigkeiten ist es, daß er sich erlaubt hat, Kleist an sehr vielen Stellen stillschweigend zu verbessern. Alle diese Correcuren sind noch dazu von Tieck in höchst incon-

sequenter Weise vorgenommen worden: Stellen, die er hier andert, hat er dort nicht angerührt. Man sieht überall, daß er nur flüchtig die Ausgabe besorgt hat, ohne sich vorher eine ins einzelne gehende Kenntniß der Sprache des Dichters, den er in seiner dichterischen Bedeutung doch sonst so gut kannte und zu schätzen wußte, verschafft zu haben. Endlich hat Tiedl zuweilen auch Stellen geändert, wo ich wenigstens nicht einzusehen vermag, was ihn dazu bewegen haben kann. Was den neuesten Herausgeber Kleist's, Julian Schmidt betrifft, so behauptet der Verfasser, daß derselbe sich die allerdings mühevollen durchgängige Vergleichung der Tiedl'schen Ausgabe mit den Originalausgaben erspart und nur zuweilen bei einzelnen Stellen in diese einen vergleichenden Blick geworfen habe, und er fährt dann fort: „Daher hat er zwar nicht wenige Fehler, die Tiedl in den Originalausgaben stehen gelassen hatte, obwohl es nur Schreibfehler Kleist's oder Druckfehler sein können, erkannt und treffend geändert, dagegen aber die Aenderungen Tiedl's, selbst Druckfehler und Versehen desselben, wie das oben erwähnte Auslassen oder Umstellen von Versen, mit wenigen Ausnahmen sämtlich beibehalten. Außerdem hat er selbst eine Menge eigenmächtiger Aenderungen vorgenommen, die theils mindestens überflüssig, theils entschieden falsch sind und den Text entstellen. . . Mehrmals hat er Kleist's Worte entschieden mißverstanden, sei es, weil er sie zu flüchtig oder außerhalb des Zusammenhanges betrachtet hat, sei es, daß sprachliche Unkenntnis daran schuld ist. Nicht selten hat er auch den Dichter mit nüchternem, unpoetischem Sinne schulmeisterhaft emendirt. Einige dieser Emendationen sind Kleist's so unwürdig, daß sie Verändrungen an seinem Geiste genannt werden können. Gerade von derartigen Emendationen dankt Schmidt einige seinem Freunde Theodor Gomperz. Pedantischerweise corrigirt er gewisse Formen, Konstruktionen, Wortbildungen u. dgl., die Kleist gerade liebt, die er aber für unerträglich zu halten scheint. . . So ist denn durch Julian Schmidt's Ausgabe kein Fortschritt, sondern, insofern sie von den Originalen noch mehr abweicht, ein Rückschritt gemacht worden.“ So verwandelt Schmidt einmal willkürlich „Maus Auge“ in „blödes Auge“, „Kage“ in „Katte“, während an der betreffenden Stelle in der „Hermannschlacht“ der Dichter das verbesserte und vulgäre Wort „Kage“ sehr mit Absicht gewählt haben mag, „drück ich in die Bügel“ statt „drück ich“, „Mitternacht“ in „Nächternacht“ (mit Tiedl gemeinsam) u. s. w. Eine Schmidt'sche Emendation der größten Art ist wol folgende: Eine Stelle in dem Fragment des „Robert Guiscard“ (lautet ursprünglich:

Hier diesem alten Scheitel, wist ihr selbst,
hat seiner Haare keins noch weggethan.

In Tiedl's Gesamtausgabe steht infolge eines Druckfehlers „weggethan“. Schmidt aber, der, wie der Verfasser bemerkt, „weder den „Phobus“ noch die hinterlassenen Schriften nachzuschlagen Lust gehabt zu haben scheint“, macht nun die „unsinnigsten“ Verse:

Hier dieser alte Scheitel, wist ihr selbst,
hat seiner Haare keins noch weggethan.

Ein Kritiker sollte, wenn er auch kein poetisches Feingefühl besitzt, doch wenigstens einige Logik und etwas „gesunden Menschenverstand“ besitzen. Zum Schluß seines Vorworts erklärt der Verfasser, wie wir noch bemerken wollen, daß er bei seiner Arbeit von seinem Freunde Karl Günther in Weimar wesentlich unterstützt worden sei. A. M.

Bibliographie.

Bähr, J. K., Vorträge über Newton's und Göthe's Farbenlehre gehalten im Künstler-Verein zu Dresden. Mit 1 radirten Tafel. Dresden, Türk. Gr. 8. 1 Thlr.

Bilg, R., Dramatische Studien. 2tes und 3tes Heft. Potsdam, Riegel. Gr. 16. 22 1/2 Ngr.

Buchner, W., August Buchner, Professor der Poesie und Vereinsamteit zu Wittenberg, sein Leben und Wirken. Ein Bei-

trag zur Geschichte des deutschen Schriftthums im 17. Jahrhundert. Hannover, C. Rümpler. Gr. 8. 20 Ngr.

Byr, R., Oesterreichische Garnisonen. Roman aus dem Militärlieben. Vier Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 4 Thlr.

Cirioni, P., Die nationale Presse in Italien von 1828 — 1860 und Die Kunst der Rebellen. Zwei Schriften. Aus dem Italienischen übersezt und mit einem Vor- und Nachwort von Lubmilla Assing. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.

Gilbemeister, G. G., Johann Georg Hamann's, des Magus in Norden, Leben und Schriften. 4ter Band. Hamann's „Autorschaft“ ihrem Inhalte nach. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Gneist, R., Die Geschichte des Selfgovernment in England oder die innere Entwicklung der Parlamentsverfassung bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Berlin, Springer. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Gotthold, D. G., Durch Zweifel zur Wahrheit. Erstlingsnovellen seinen Zeitgenossen gewidmet. München. 8. 12 Ngr.

Graveurenth, G. Baronin, In Palast und Hütte. Original-Roman. Zwei Bände. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1862. 8. 2 Thlr.

Bruder Hansens Marienbilder aus dem 14. Jahrhundert. Nach einer bisher unbekannt gebliebenen Handschrift der kaiserlich öffentlichen Bibliothek zu St. Petersburg herausgegeben von R. Minzloff. Hannover, Hahn. Lex.-8. 4 Thlr.

Holland, W. L., Die Legende der heiligen Margarete, altfranzösisch und deutsch. Hannover, C. Rümpler. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Juden in Böhmen und ihre Stellung in der Gegenwart. Prag, Silber u. Schenk. Gr. 8. 16 Ngr.

Kunstmann, F., Die Kenntniß Indiens im 15. Jahrhundert. München, Kaiser. Gr. 8. 12 Ngr.

Werner, R., Die preussische Expedition nach China, Japan und Siam in den Jahren 1860, 1861 und 1862. Reisebriefe. Mit sieben Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Der Befreiungskrieg. Für das preussische Volk erzählt und geschildert in 5 Bildnissen der Helden. Den Veteranen und der Armee gewidmet von einem Kameraden. Stettin, von der Rahmer. 8. 7 1/2 Ngr.

Bresler, G. G., Philipp Melancthon's Leben und Wirken. Vorlesung gehalten am 18. April 1860. Danzig, Rasemann. 1862. Gr. 8. 5 Ngr.

Edel, Gedächtnissrede für Carl Friedrich von Marcus. Würzburg, Stadel. Lex.-8. 3 Ngr.

Hektor, E., Geschichte des germanischen Museums von seinem Ursprunge bis zum Jahre 1862. Festschrift zur Feier seines 10jährigen Bestehens. Nürnberg, Literarisch-artistische Anstalt des germanischen Museums. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Jean Paul. Sein Leben und seine Werke sowie sein Aufenthalt und Heimgang in Bayreuth. Festgabe zur Feier des 100jährigen Geburtstagesjubiläums Jean Paul Friedrich Richters am 21. März 1863. Bayreuth, Giesel. Gr. 16. 2 Ngr.

Klein, R., O. Forster's letzte Handlungen in Mainz oder die Beschlässe des in Mainz tagenden Nationalkonvents März 1793. Mainz, Le Roux. Hoch 4. 5 Ngr.

Ueber den konfessionellen Charakter der höheren Unterichts-Anstalten. Verhandlungen des preussischen Abgeordnetenhauses vom 3. und 4. März 1863. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 10 Ngr.

Zur Krise in Ungarn. Einziges Mittel zur Lösung auf verfassungsmäßigem Wege. Von einem Unbefangenen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 8 Ngr.

Anzeigen.

Ein neuer Roman der schwedischen Schriftstellerin Marie Sophie Schwarz.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter aus dem Frauenleben.

Aus dem Schwedischen von August Krejschmar.

Drei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wie zu erwarten war, haben die trefflichen Romane der in Schweden so allgemein beliebten Schriftstellerin Marie Sophie Schwarz in der kurzen Zeit, seit sie durch August Krejschmar's Uebersetzungen zuerst auf deutschen Boden verpflanzt wurden, einen nicht minder großen Leserkreis gefunden wie die ihrer Landsmänninnen Frederike Bremer und Emilie Flygare-Carlén. Bei der Reinheit der sittlichen Tendenz, welche in ihnen vorwaltet, kann es nicht fehlen, daß diese edeln Darstellungen des häuslichen und geselligen Lebens sich immer mehr in deutschen Familien einbürgern werden.

Von der Verfasserin erschienen außerdem folgende Romane in demselben Verlage:

Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke.

Ein Bild aus der Wirklichkeit. Zwei Theile. 8. 2 Thlr.

Die Arbeit adelt. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Drei Theile. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schuld und Unschuld. Eine Erzählung. Drei Theile. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Zwei Familienmütter. Eine Erzählung. Drei Theile. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von Wilhelm Violet in Leipzig.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Praktische Lehrbücher zum Selbstunterricht in den neueren Sprachen.

Busch u. Skelton, Handbuch der englischen Umgangssprache. 2. Aufl. Eleg. geb. 1 Thlr.

The English Echo, Praktische Anleitung zum Englischsprechen. 3. Aufl. 15 Ngr.

Siedler u. Sachs, Wissenschaftliche Grammatik der englischen Sprache. 1. Bd. 1 Thlr. 15 Ngr. — 2. Bd. 2 Thlr.

Jonson, Ben, Sejanus, herausgegeben und erklärt von Dr. C. Sachs. 10 Ngr.

Louis, Handbuch der englischen Handelscorrespondenz. 15 Ngr.

Macaulay, a Description of England in 1685, to which are added notes & a map of London by Dr. C. Sachs. 15 Ngr.

Barbauld, Leçons pour les enfants de 5 à 10 ans. 7^e édition. Avec vocab. 15 Ngr.

Booch-Arkoff, Praktisch-theoretischer Lehrgang der französischen Schrift- und Umgangssprache nach dem feinsten Pariser Vocale. 2. Aufl. 1 Thlr. Schlüssel dazu 10 Ngr.

Echo français, Praktische Anleitung zum Französischsprechen. 4. Aufl. 15 Ngr.

L'eco italiana, Praktische Anleitung zum Italienischsprechen. 3. Aufl. 20 Ngr.

Eco de Madrid, Praktische Anleitung zum Spanischsprechen. 1 Thlr. — Geb. 1 Thlr. 5 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Sprichwörter-Lexikon.

Ein Hausschatz für das deutsche Volk.

Herausgegeben von K. F. W. Wander.

Seeben erschien:

Zweite Lieferung. Bogen 9 — 16. Armbrust — Bauer. 20 Ngr.

Das allgemeine mit lebhaftem Beifall aufgenommene **Deutsche Sprichwörter-Lexikon** will den gesamten hochdeutschen und mundartlichen Sprichwörter-schatz, den in der Literatur zerstreut niedergelegten wie den blos im Volksmunde lebenden, in alphabetischer Ordnung zusammenfassen (mehr als 80000 deutsche und etwa 20000 fremde Sprichwörter). Es wird nicht nur die vollständigste, geordnetste und darum übersichtlichste, sondern vergleichungsweise auch wohlfeilste aller bisherigen Sprichwörter-sammlungen sein. Der bekannte Herausgeber hat diesem Werke den grössten Theil seines Lebens gewidmet und hofft, dass es einen Platz in der deutschen Literatur einzunehmen verdiene.

Die Verlagshandlung hat in der Hoffnung auf regste Theilnahme des deutschen Volks an dem echt nationalen Unternehmen sich gern zur Verlagsübernahme des Werks entschlossen und, um dessen weiteste Verbreitung zu ermöglichen, den Subscriptionspreis auf nur 2 1/2 Ngr. für den gespalteten Quartbogen gestellt.

In allen Buchhandlungen werden Unterzeichnungen angenommen und ist ein ausführlicher Prospect gratis zu haben.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Bunsen's Bibelwerk.

Seeben ist von diesem Werke die erste Hälfte des fünften Halbbandes erschienen, welche die Uebersetzung und Erklärung der Psalmen enthält (17 1/2 Bogen, Preis 26 Ngr.). Der sechste Halbband, die vier Evangelien enthaltend, erschien Ende vorigen Jahres.

Prof. Kamphausen in Bonn hat die Bearbeitung und Herausgabe der noch fehlenden Theile des Alten Bundes, Prof. Holzmann in Heidelberg die des Neuen Bundes übernommen und es steht somit die baldige Vollendung der Uebersetzung und Erklärung der Bibel enthaltenden ersten Abtheilung des Werks zu hoffen.

Von Bunsen's Bibelwerk liegt nunmehr Folgendes vor: Erster Halbband 1 Thlr. 10 Ngr., zweiter 1 Thlr., dritter 1 Thlr., vierter (erste Hälfte) 16 Ngr., vierter (zweite Hälfte) 1 Thlr. 4 Ngr., fünfter (erste Hälfte) 26 Ngr., sechster 26 Ngr., neunter 1 Thlr., zehnter 1 Thlr., Bibelatlas 1 Thlr. Das Werk kann auch gebunden bezogen werden: erster Band 2 Thlr. 20 Ngr., zweiter 3 Thlr., fünfter 2 Thlr. 10 Ngr.

Von der ersten Hälfte des fünften Halbbandes von Bunsen's Bibelwerk erschien gleichzeitig eine Separatausgabe unter dem Titel:

Die Psalmen, nach dem überlieferten Grundtexte übersetzt und mit erklärenden Anmerkungen versehen von Adolf Kamphausen. Gr. 8. Geh. 26 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 16. —

16. April 1863.

Inhalt: Zwei deutsche Pädagogen. Von Thaddäus Zan. — Frauenliteratur. — Schaffpeare und Cervinus. — Zur Gralsage. Von Heinrich Müllert. — Nothzen. (Für Julius Rosen; Goethe über Künstler- und Dichtervergleiche.). — Bibliographie. — Anzeigen.

Zwei deutsche Pädagogen.

So einfach und leicht die Aufgabe anstehen mag, aus und nach reichlich vorhandenen Quellen und Hülfsmitteln eine Lebensgeschichte zusammenzustellen, die Aufgabe unterliegt doch mannichfachen und bedeutenden Schwierigkeiten, deren Zahl und Gewicht nicht selten derartig in die Waage fällt, daß diejenigen scheitern, welche die Lösung der Aufgabe unternehmen. Mir scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß die Darstellung einer ganzen bestimmten historischen Epoche leichter und glücklicher gelöst werden kann, insofern nur das zu verwendende Material bereits herbeigeschafft und kritisch durchsichtigt ist, als unter der nämlichen Bedingung und Voraussetzung die Darstellung von dem Lebenslaufe einer einzelnen bestimmten geschichtlichen Persönlichkeit. Ohne uns auf die Discussion der bezüglichen Frage tiefer einzulassen, als in der Einleitung eines literarischen Referats dienlich erscheint, dürfte für die eben ausgesprochene Behauptung in Schlagender Weise allein schon die Thatsache sprechen, daß unsere historische Literatur reich ist an Werken und Monographien, welche in der anerkanntesten Weise einzelne Perioden und Abschnitte des geschichtlichen Processes behandeln, daß wir aber vergleichsweise sehr arm sind an Biographien, über die sich gleich günstig urtheilen ließe: Biographien, welche der Literaturgeschichte angehören, möchten noch am ehesten eine Ausnahme machen, da sich in den Porträtstücken unserer modernen Literaturgeschichtsschreibung eine gewisse conventionelle Manier, eine traditionelle Schablone, um es so zu bezeichnen, zur Geltung gebracht hat, an welche wir uns nun einmal, die Production sowol als diejenigen, für die sich die Production berechnet, gewöhnt haben und die nicht weiter auffällt. Gehört aber die Biographie andern Gebieten an, so macht sich recht auffällig derjenige Mangel, diejenige Schwierigkeit bemerkbar, welche den deutschen Biographen in der Regel zu der Klippe wird, an der sie scheitern. Die Schwierigkeit läßt sich in dem Wortchen „zu viel!“ zusammenfassen.

Wenn der englische oder französische Autor sich an eine Biographie heranmacht, so ist den bessern Kräf-

ten, die doch allein hier in Betracht kommen können, keineswegs abzusprechen, daß sie mit dem gleichen gewissenhaften Fleiße, den man der deutschen Forschung als ihren ersten und hauptsächlichsten Vorzug nachzurühmen hat, an die Sammlung des Materials herangehen; was sie aber gar sehr zu ihrem Vortheile von unsern Biographen unterscheidet, ist der Umstand, daß der englische oder französische Schriftsteller mit dem Zusammentragen und Anhäufen des Stoffes seine Aufgabe keineswegs für beendet hält; er legt allerdings in erster Linie auch einen starken und vollen Accent auf die materielle Seite der Aufgabe, gleichzeitig indes faßt er die formelle, die ästhetische Seite in das Auge. Er gibt nicht bloß Actenstücke und Actenstücke; er verarbeitet den Inhalt der Actenstücke und der Actenstücke zu einem wohlgefügt organischen Ganzen, zu einem einheitlichen Kunstwerk. Gerade hier liegt die Achillesferse der deutschen Biographie. Ihr ist es fast immer nur um möglichste Vollständigkeit des Materials zu thun, sie sichtet und thürmt das Untergeordnete und Nebensächliche zu dem Wichtigsten und Entscheidenden chaotisch zusammen; es fällt ihr nicht bei, Anforderungen des ästhetischen Geschmacks zu befriedigen. Der Leser mag selber zusehen, wie er seinen Weg durch die Irrgänge des Labyrinths herausfindet. Daher insgemein ist die Lectüre deutscher Biographien ein mühsames und unerquickliches Geschäft, daher hat die historische Literatur Deutschlands Ueberfluß an biographischem Material, aber empfindlichen Mangel an wirklichen Biographien.

Die nachfolgende Besprechung neuer Erscheinungen aus dem Gebiete der Biographie wird ergeben, wie begründet die unsern Specialbericht hier vorausgeschickten allgemeinen Bemerkungen sind.

1. Beiträge zur Geschichte August Hermann Francke's, enthaltend den Briefwechsel Francke's und Spener's. Herausgegeben von G. Kramer. Mit einem Bildniß A. H. Francke's und zwei Facsimiles. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1861. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Von vornherein gibt sich Kramer's Arbeit bereits auf dem Titel als ein bloßes biographisches Material. Wenn man den Standpunkt des Verfassers, seine Absichten und

Zwecke festhält, so wollen der hochachtbare und rühmliche Fleiß und die gewissenhafte und minutiöse Sorgfalt wohl hervorgehoben sein, mit welchen er sein Unternehmen gefördert hat. Nach dieser Seite hin läßt das Buch nicht das Mindeste zu wünschen übrig. Es bietet eine Fülle neuen und unbekannten Materials zu einer Lebensgeschichte des berühmten haller'schen Pietisten, dessen Säcularfeier erst kürzlich, am 22. März, begangen wurde; es ist eine verständige, übersichtliche Anordnung in dem gesammelten Stoffe vorhanden. Nahe liegt jedoch die Frage, und über ihre Beantwortung, dünkt uns, kann man nicht schwanken, ob der Literatur nicht ungleich mehr damit gedient gewesen wäre, wenn der zeitige Director der Frandé'schen Stiftungen, welche Stelle G. Kramer einnimmt, sich entschlossen hätte, aus der Fülle des ihm zu Gebote stehenden Materials ein Bild herauszuarbeiten, an dessen Betrachtung das große Publikum mit Nutzen und Genuß hätte herantreten können. Dreißig große Bogen wären auf die Weise freilich schwerlich angefüllt worden, dem Leser wäre aber alldann auch erspart geblieben, die zahlreichen und großen Haufen Sand und Spreu mit in den Kauf zu nehmen; Sand und Spreu, sagen wir, von denen niemand das Geringste hat. Denn wie es aus dem Weiter erhellen wird, der Sand und die Spreu, welche ganze Bogen in dem Werke von Kramer bedecken, sind von der Art, daß sie eben nur taugen, bei Seite, um nicht zu sagen in den Kehrstrich geworfen zu werden.

Dem Inhalt nach zerfällt die Sammlung in mehrere Hauptgruppen, von denen jede einzelne für sich ein selbstständiges Ganzes ausmacht und in Bezug auf Darstellung des Zusammenhangs mit der vorausgegangenen entbehrt.

Der erste Hauptabschnitt beschäftigt sich mit Frandé's Vorfahren. Vier Paragraphe erzählen uns, was sein Vater von seiner eigenen Person und seinen Anverwandten in seine Bibel geschrieben, erzählen ferner die Personalia Herrn David Glorin's, ältesten Bürgermeisters in Lübeck, die Personalia des Herrn Hofrath Johann Frandé und endlich die Personalia der Frau Anna Frandé. Es ist wol in neuerer Zeit Sitte geworden, mit spöttischem und ironischem Lächeln auf die heraldischen und genealogischen Geschlechtsregister, auf die vergilbten Pergamente und Stammbäume herabzusehen, welche in adelichen Familien vorhanden sind und sorgsam gepflegt werden. Jedes caricaturartige Extrem provocirt den Angriff des Witzes und des Spottes; wir finden es begreiflich und gerechtfertigt, wenn die Geschosse dieses Angriffs auf die signalisirte Erscheinung geschleudert werden, sobald die Erscheinung selbst als caricaturartiges Extrem auftritt. Völlig anders indeß liegt die Sache, sobald dieses letztere Kriterium der Erscheinung fehlt; eine pietätvolle Pflege der Familiengeschichte und der Familientraditionen hat, sobald die Betreffenden sich dabei von jeder anmaßenden und dunkelhaften Ueberhebung freihalten, als sei die gegenwärtige Generation darum höher zu stellen, weil der Staub ihrer vergangenen Generation eine Geschichte hat, ihre ungewisselhafteste Berechtigung, ihren ungewisselhaften Werth. Der moderne Mensch, durch die moderne Strömung nach allen

Richtungen hin so oft fessel- und wurzellos in seinen socialen Beziehungen, so oft durch Erziehung, Beruf, Schicksal völlig losgelöst von Schranken und Banden, die ihn an die Verhältnisse der Familie und des häuslichen Herdes knüpfen sollten, dieser moderne Mensch, mit eherner Nothwendigkeit auf sich hingewiesen und hingeworfen, subjectiv, abspringend, wechselnd, ringend um Erleuchtung und Geltung mitten unter dem Wimmeltreiben der Arbeitenden und Strebenden, könnte und sollte es als eine Wohlthat betrachten, wenn er in seiner Familiengeschichte gleichsam den Felsen hätte, auf dem fußend er die Wasser und Wogen der modernen Strömung, ihre Strudel und Wirbel vorüberauschen lassen kann. Nicht nur auf den Adel sollte sich die Pflege der Familiengeschichte beschränken, keineswegs ferner auf Geschlechter, welche einen oder mehrere Vorfahren aufzuweisen haben, deren Andenken durch wohlverworbene Verdienste gesichert ist; es wäre durchaus nicht zu verwerfen, wenn auch unser Bürgerstand, der doch immer den Kern, das eigentliche Salz und den Sauerteig des modernen Gesellschaftslebens bildet, in diesem Punkte die gleiche Selbstachtung beweisen wollte.

Man sieht, wir sind mit Kramer nicht nur einverstanden, wir sind ihm besonders dankbar dafür, daß er es nicht verschmäht hat, in die Familiengeschichte Frandé's mit einer Ausführlichkeit und Unbefangtheit herabzusteigen, die uns geradezu entzückt hat. So unbedeutend und geringfügig diese sorgsam Notizen über die Gewattern und Taufpaten, über die Sippen der ehrsamten Vätermeister, der Stadtschreiber u. s. w. im ersten Augenblick erscheinen mögen, so langweilig die Lectüre für Leser ist, die ihren Geschmack der Waare angepaßt haben, welche in den Docks der Reichsbibliotheken aufgestapelt liegt: der sinnige und denkende Leser wird bei jenen Blättern nicht ohne Wohlgefallen verweilen. Es weht aus den schlichten Aufzeichnungen der Geist der Geschichte; wir lernen aus ihnen das ehrenwerthe Bürgerthum jener Epoche ungleich ungetrübter, ungleich besser kennen, als etwa das Volk von heute in den ausgeschriebenen Romanen, „die das Volk bei der Arbeit auffuchen“.

Der zweite Hauptabschnitt überschreibt sich „Anfang und Fortgang der Belehrung A. S. Frandé's“. Der Bericht ist von Frandé selbst im Anfang des Jahres 1692 niedergeschrieben worden. Als Probe der Darstellung mögen gleich die ersten Sätze dienen; sie werden eine Anschauung von dem Ganzen gewähren:

Gott hat mich an diese Welt lassen gebühren werden in der Stadt Lübeck Anno 1663 den 12. Martii. Mein Vater ist gewesen Johannes Frandé, Beyder Rechten Doctor, und weyland J. Fürst. Durchl. zu Sachsen-Gotha, Ernst III., Hoff- und Justizien-Rath, eines Bedlers von Lübeck, Johann Frandé's ehelieblicher Sohn. Meine Mutter, welche mir Gott bisanher erhalten, ist Anna Frandé, geborene Glorin, David Glorin's, Kayf. Rath's und ältl. Bürgermeisters zu Lübeck, eheleibliche Tochter. Diese meine lieben Eltern haben mich bald nach meiner leiblichen Geburt zur h. Tauff als zum Sobd be- wiebergebuhr befördert, und auch da ich mit dem dritten Jah meines Alters mit Ihnen und den übrigen Geschwistern von Lübeck nacher Gotha kommen, mich gar zeitig zur Schule gehalten, und da anfänglich wegen zarter Kindheit, und darnach

wegen anderer Umstände es sich mit der öffentlichen Schule nicht schicken wollen, mit mehrertheils zu Hause, theils aber auch außerhalb Hauses privat Praeceptores gehalten. Gott hat mir Liebe zum Wort Gottes und insonderheit zum h. Predigtamt von Kindes Beinen an ins Herz gesendet, daß sich solches in innerlichen Beziehungen vielfältig herfürgethan, und also auch meine Eltern beyderseits, so viel mir wissend, nie einen anderen Sinn gefasset, als mich dem studio theologicum zu widmen u. s. w.

Frände schrieb, wie gesagt, das *Rémoire* nieder, als er bereits zu den Pletistern gehörte. Pletistisch gefärbte Anschreitungen, die wirklich in das Wilde und Unglaubliche gehen, sind daher in dem Abschnitt zahlreich anzutreffen. In Summa bedauert Frände, klagend, winselnd, sich selbst und seine Lehrer verwünschend, daß er lange Zeit nach dem Ruhme gestrebt, ein wissenschaftlich gebildeter Mensch zu werden. Allein nach dem Glauben hätte er streben sollen. Von dem Standpunkte werden denn auch Blide auf seine Jugendbeziehung geworfen. Da heißt es unter anderm, es habe seinem an sich verdorbenen Gemüthe gar sehr geschadet, daß er die alten Classiker auf dem Gymnasium gelies. Daß er sich bemüht, in einem ciceronianischen Latein zu schreiben, ist ihm ein „Strudel“; man müsse einen „Christlichen stylum“, nicht einen heidnischen führen lernen; „aus der Heyden Schriften blühen heydnische Mäner und heydnische Laster herfür“. Wir wollen nicht Zeit und Raum damit verderben, daß wir solchen Verirrungen des menschlichen Geistes weiter nachgehen, und ebenso dürfen wir uns wol enthalten, auf die hier berichteten Ereignisse und äußern Begebenheiten aus dem Leben Frände's näher einzugehen. Er hatte seine theologischen Studien beendigt, hatte aber nur, wie er sich ausdrückt, „Wahnglauben“; aber „gegen das 24 Jahr meines alters singe ich an in mich zu schlagen, meinen Glenden zustand tieffer zu erkennen“ u. s. w. Wir glauben gern an den Ernst und die Aufrichtigkeit, mit welcher Frände im Ordet gerungen; eigentliche Sympathien oder auch nur ein genügendes Verständniß für den Proceß, wie er aus denselben beschreibt, besitzen wir nicht. Es wurde ihm endlich die „Erweckung“ zu Theil. In dem schönen Liede Paul Gerhardt's lesen wir: „Mit Sorgen und mit Träumen, läßt Gott sich gar nichts nehmen“; die Anhänger des Pletismus erzwingen alles mit „Gebetsdrang“.

Der dritte Abschnitt: „Lebensnachrichten über Frände, von ihm selbst zusammengestellt“, ist im wesentlichen eine Wiederholung des zweiten Kapitels. Die Notizen sind kürzer, sind übersichtlicher aneinander gereiht; die praktische Tendenz, den Pletismus als den Inbegriff aller erstrebenswerthen Vollkommenheit darzustellen, tritt weniger gewaltsam in den Vordergrund; anßerdem endlich reichen die Nachrichten etwas weiter als im zweiten Abschnitt, sie gehen nämlich bis zu der Berufung nach Erfurt. Zu Ostern 1690 erhielt Frände die Aufforderung, vor der Augustiner-Gemeinde in Erfurt eine Gastpredigt zu halten:

Uebrigens ist von vorgedachter Vocation zu gedenken, daß ihm sehr bedenklich vorkommen, daß er in einer Nacht zween Träume hatte. Erstlich kam ihm vor, als hätte er vor sich liegen ein Gefäß mit Erdfrüchten, und ward ihm dabei gesagt, Er solle nur die reiffen daraus lesen. Darauf kam ihm vor, als würde ihm ein Gefäß mit Del gegeben, da sagte Er: es

ist unrein. Es ward ihm aber gesagt, Er solle seine Zähne damit reinigen. Da erwachte Er und fand sich in seinem Gemüthe bekümmert und bat Gott, wenn es etwas wäre, was ihm dadurch sollte zu erkennen gegeben werden, so möchte er es ihm deutlicher zu erkennen geben. Da schlief Er bald wieder ein und ihm träumete, als wäre Er zu Leipzig, und fand einen bey sich stehenden, Namens Vulbe, stud. Theolog., der ihm seine Collegia manichmal angeschlagen, welcher nachhero Superintendentens zu Wafungen in dem Meiningschen geworden ist. Zu dem sagte Er: Ich will auch wieder anschlagen. Es ist wol gut, sagt Er, aber es sind Leute von Erfurt da, die wollen ihn hören. Er antwortete: Kennen sie mich denn? Nein, antwortet er ihm, aber sie haben von ihm gehört. Hierauf erwachte er, und wußte so wenig, was Er aus diesem, als was Er aus dem ersten Traume machen sollte u. s. w.

Er erhielt nach der Gastpredigt und nahm auch wirklich den Ruf nach Erfurt an. Seine dortige Wirksamkeit bildet den Inhalt des vierten Kapitels. Dasselbe zerlegt sich in zwei Paragraphen, beide reichlich mit dem angefüllt, was wir vorhin Sand und Spreu genannt haben. In dem erstern wird die eigentliche Wirksamkeit Frände's als Diakonus der Augustinerkirche nach J. S. Gallenberg's neuester Kirchenhistorie geschildert, und zwar verfährt der Herausgeber bei der Partie so, daß er selbst sich vollkommen mit den pletistischen Grundsätzen, von denen er berichtet, identifieirt; die Parteinahme für Frände gegen den Rath und die Obrigkeit der Stadt ist sowol in diesem als in dem zweiten Paragraphen, der von der Amtsentsetzung und der Ausweisung Frände's aus Erfurt handelt, evident. Frände etablirte zu Erfurt Conventikel um sich; ein einziger Amtsbruder, Dr. Breilhaupt, secundirte seinen Bestrebungen, alle übrigen waren gegen ihn, lichter Zwist entbrannte in den Gemeinden. In den Erlassen des Rath's ist die Rede davon, daß Frände, als ihm das Abhalten der Conventikel in seiner Wohnung und in der Kirche verboten worden, nächstherweille in die Häuser seiner Getreuen geschlichen wäre und dort dem Verbot der Obrigkeit zuwider sein Treiben fortgesetzt habe. Auf Befehl des Rath's ward Frände im September 1691 vom Amte entsetzt und aus der Stadt gewiesen. Die öffentliche Meinung beruhigte sich nach der Maßregel und der Frieden kehrte in die aufgeregten Gemüther zurück. Dem Ausgewiesenen folgte ein Schmähegedicht, derb nach der derben Weise jener Zeit; Kramer meint, dasselbe „mag trotz seiner Erbarmlichkeit mitgetheilt werden“. Das elende Pasquill, welches an der Mauer des Pfarrhauses der Augustinergemeinde angeheftet gefunden wurde, lautete:

Run Frand, machire fort, da alle Teuffel wohnen,
Da wirku Zweifels ohn gar wohl willkommen sein;
Man wird mit großer Freud daselbst dich laßen ein,
Auch wohl nach Billigkeit dich herrlich gleich belohnen.
Mit sand, mit Pech und Dampf und schwefelichten Kronen,
Weil du zu ihrem Reich gar viel geführet ein
Und die Zuhörer hast betrogen mit schdnem schein,
Auch deiner Obrigkeit mit schmähn nicht wollen verschonen.
Ob du gleich lehrtest: man kñnt das gesetz erfüllen
Hast du doch nur gelebt nach deinem eigenen willen,
Die Obern nicht geöhrt, die Ehe ganz veracht
Dadurch manch ehrllich mensch um zucht und Seel gebracht.
Drum spricht Gott: Packer dich, o Ungetreuer Knecht,
Du hast mir viel entführt, lohnt ihm nun eben recht u. s. w.

Das fünfte Kapitel setzt sich nach Bruchstücken aus einem Tagebuche Frand's zusammen und führt die Aufschrift: „Frand's Verurteilung nach Halle und Anfang seiner Wirksamkeit daselbst.“ Wir theilen daraus folgende, schon durch die pedantisch gewissenhafte Berücksichtigung aller betreffenden Titulaturen charakteristische Stelle mit:

Sobald in Erfurt meine persecution zu Ende ließ, und man mir bereits ein decretum senatus zugesandt, daß ich mich bey Gefahr eines unvermeidlichen Schimpfs anderwärts hin begeben sollte, es auch nunmehr sogar alles über und über ginge, daß der Statthalter der Augustiner Gemeinde supplic, um mich zu meiner rechtmäßigen Defension zu lassen, nebst Beylagen zerriß und die Bürger so für mich intercediret in gefängliche Haft, ohne dem geringsten Verbrechen, genommen wurden, auch Herr Dr. Breithaupt senior seine eben zu der Zeit umlaufende vocation ad Professionem Theologiae nach Halle angenommen, und ich also nun in guter Gewißheit des Herzens mich resolviret wegzugehen, und Herrn Dr. Breithaupt meine gefasste resolution gemeldet, ward mir zugleich von dem Herrn Dr. Breithaupt Herrn Dr. Spener's Schreiben an Ihn communiciret, darinnen Herr Dr. Spener zugleich berichtet, daß ein vornehmer Geheimber Rath zu Berlin gesagt, wenn ich zu Erfurt verjaget würde, so sollte ich nur nach Berlin kommen, man wollte mich da schon accommodiren. Doraus zwar die providenz Gottes wol erkannte, mich aber auff eine solche generale vocation nicht zur reise resolviren konnte, damit solches nicht bereinst einen makel in meinem Gewissen, daß ich selbst gelaufen, ehe ich gesandt worden, verursachen möchte. Bin derowegen auff Gotha gereiset, um daselbst in aller Stille den fernerer Rathschluß Gottes über mich abzuwarten, und solches war in der Woche vor Michaelis Anno 1691. Ich war aber nicht lange daselbst gewesen, so sandte mir Herr Dr. Breithaupt ein Schreiben, welches Herr Dr. Spener an Ihn geschrieben, und ihm berichtet, daß Herr Cammer Rath Kraut ihn erinnert, daß er nochmals wegen M. Franden schreiben sollte, er möchte nur gekost kommen, und sich der versorgung wegen nicht bekümmern, hätte bereyts den Vorschlag eines Pastorats, dabey auch die Prof. Hebrae. linguas seyn könnte, doch könne er solches speciale eben nicht versichern. Addebat Spenerus, zwar möchte sich auch in Halle Unruhe erregen und Leute da seyn, die die Pietisten vor Keger halten, aber es wird durch Gottes Gnade an Schuz nicht mangeln. Hierauf habe ich mich noch keineswegs zur reise resolviret, um mich des göttlichen Willens zuvor besser zu versichern. Da aber Herr Dr. Breithaupt selbst nach Gotha kommen, und unter andern von dieser Sache mit mir communiciret, habe ich ihm candido eröffnet, daß ich mein Gemüth gar geneigt dazu befände, und es wol nicht außschlagen würde, wenn man mich nach Halle berufen würde.

Der Ruf erfolgte und Frand reiste nach der Universitätsstadt an der Saale. Die Lectüre seines Reiseberichts gehört gerade nicht zu der angenehmsten; da erfahren wir, wie er bald hier bald dort „mit seinen Herzen fleißige und erbauliche conversation geflogen“, wie er sich „mit Gottliebenden im Herrn equidiret“, wie er „viele Gnade und Seegen Gottes und reiche erbauung in Gott genossen“ u. dgl. m. Die Unruhen in Halle, die er befürchtet, blieben denn auch nicht lange aus; mit den und gegen die Amtsbrüder gab es bald ärgerliche Controverspredigten, an der „anvertrauten Gemeinde bestand er großen Mangel an der Katechismus Lehre“, die Kinder waren „sehr wild und unerzogen, auch dem Fluchen, schweren, Lügen und allerley Muthwillen und Gottlosigkeit ergeben“, er sah sich genöthigt, „verschiedene Personen theils wegen grober unwissenheit in denen Dingen, die ihnen zur Seeligkeit zu erkennen von nöthen, theils

wegen beharrender unverschämtheit aus dem Beichtstuhl zu weisen“, es war „bis anhero große entheiligung des Sonntags und sonst große Unordnung Tages und Nachts in der Gemeine sürgegangen“ u. s. w.

Der letzte, der sechste Hauptabschnitt endlich, der räumlich mehr als die Hälfte des ganzen Buchs einnimmt, bringt den Briefwechsel zwischen Frand und Spener. Es wird hier ein riesiger Haufen Syren und Sand ohne jeden Werth geboten. Einen Inhalt, an dem man ein allgemeineres Interesse nehmen könnte, haben diese Briefe der beiden „Gebethschulbigen und gebethwilligsten“ Brüder, wie sie sich unterzeichnen, durchaus nicht; Gegenstände, die nur in einem pietistisch verworrenen Gemüth austauschen können, werden breitwürzig mit endlosen Wibelcitäten und meistens in einer Weise, die völlig unverständlich bleibt, von den beiden abgehandelt. Nach unserer Meinung hätte es vollkommen genügt, wenn etwa höchstens ein Duzend dieser Briefe als charakteristische Proben mitgetheilt worden wären, denn darüber kann sich der Herausgeber selbst doch schwerlich in einer Selbsttäuschung befinden, daß die Langmuth und Geduld niemand beßigen wird, welche die gesammte Lectüre als unerläßliche Bedingung voraussetzt.

Man sieht, welche Einwände wir gegen die Arbeit von Kramer haben. Was wir an derselben am meisten vermiffen, ist der Mangel von gesunden kritischen Bemerkungen zu dem Material, das er zusammengestellt hat. Er häuft bloß zusammen; wo er etwa einmal eine eigene Ansicht ausdrückt, präconisirt er bedingungslos den crassesten Pietismus, und das dürfte denn doch eine Verirrung sein, mit welcher man sich heute bei keinem Verständigen empfiehlt.

2. Friedrich August Wolf in seinem Verhältniß zum Schulwesen und zur Pädagogik. Dargestellt von J. F. J. Arnoldt. Erster Band. Biographischer Theil. Mit verschiedenen Beilagen. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1861. Lr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

J. F. J. Arnoldt, der die Welt auf dem Titel seines Buchs belehrt, daß er Professor, Doctor und Oberlehrer an dem Gymnasium zu Gumbinnen sei, hatte, als er an sein Unternehmen herantrat, einen ganz billigungswürdigen Gedanken, nur fürchten wir, daß er, wenigstens mit dem, was bis jetzt in dem ersten Bande seiner Arbeit vorliegt, dem Vorsatze nicht getreu geblieben ist. Der Titel des Buchs bezeichnet Arnoldt's Aufgabe. Mit der Beschränkung der Monographie auf den bezeichneten bestimmten Gesichtspunkt fühlen wir uns durchaus einverstanden. Auch griffen wir voll großer Erwartung nach dem vielversprechenden Buche, aber gleich der Zusatz „biographischer Theil“ zu der Angabe des ersten Bandes enttäuschte die Erwartungen. Der Verfasser gibt in diesem ersten Bande nichts weniger als eine Darstellung des Verhältnisses, in welchem Wolf zu dem Schulwesen und der Pädagogik seiner Zeit gestanden; von einer Lösung dieser so bestimm formulirten Aufgabe ist in dem Bande auch nicht im entferntesten die Rede. Der Band bietet lediglich eine Zusammenstellung des vorhandenen biographischen Materials über den großen Philologen.

Friedrich August Wolf war im Laufe des Siebenjährigen Kriegs, am 15. Februar 1759, zu Hainrode, einem Dorfe bei Nordhausen, geboren. Seine Jugendbildung erzählt Arnoldt, nachdem er eine kurze Einleitung vorausgeschickt hat, die uns in einem allzu enthuftastischen Tone der Bewunderung gehalten zu sein scheint, in dem ersten Abschnitte seines Buchs, und zwar in zwei Kapiteln, von denen das erstere die Kindheit und Schulzeit, die Jahre 1759 — 77, umfaßt. Der Vater war Organist und Schulmeister des Orts und galt für einen sehr tüchtigen Pädagogen. Der Mann hatte keinen angelegenen Wunsch, als daß sein Erstgeborener die literarische Bildung, die bei ihm selbst unvollendet geblieben war, so zeitig als möglich beginnen sollte. Der regelmäßige Unterricht des Knaben begann in seinem vierten Jahre. Von fremden Sprachen wurde neben dem Lateinischen auch das Französische und Griechische angefangen. Als der Sohn acht Jahre alt geworden, wurde der Vater nach Nordhausen versetzt, und jener kam Ostern 1767 auf das dortige Gymnasium. Arnoldt verweilt lange bei der Schilderung der mangelhaften Lehrkräfte, überhaupt der miserablen Zustände dieser Schule. Wolf bebauerte später ungemein die ungenügende Erziehung; er war als Mann der Ansicht, „daß sich die Grundzüge im Charakter vom zwölften bis zum funfzehnten Lebensjahre bildeten. Das Uebrige, was Umgang und Welterfahrung gaben, sei Fortbildung, Ausbildung. Und von sich selbst äußerte er Ostern: im dreizehnten Jahre war ich als Mensch ziemlich fertig, d. h. die charakteristischen Züge waren alle da fürs ganze Leben; der Knabe war offenbar der Mann im kleinen.“ Lewes, der englische Biograph Goethe's, äußert, nebenbei bemerkt, einmal einen ganz ähnlichen Gedanken.

Von Wolf's Universitätsjahren (1777 — 79) handelt das zweite Kapitel. Mit guten Stipendien von dem Rath in Nordhausen ausgestattet, hatte er Ostern 1777 Göttingen bezogen; ein Abiturientenexamen war bekanntlich damals noch nicht Sitte. Die göttinger Bücherschätze interessirten den jungen Philologen ungleich mehr als die akademische Weisheit der Professoren; er hörte unregelmäßig und wenig, sich durch eigenes Studium fortbildend; Heyne hatte ihn durch Unfreundlichkeit beim ersten Begegnen derartig verletzt, daß er ihn völlig ungehört ließ. Uebrigens war Wolf der erste deutsche Student, der als philologiae studiosus immatriculirt wurde, freilich nicht ohne lebhaftes Widerstreben des damaligen Prorectors, des Mediciners Badinger, „denn wer auf dergleichen doctrines philosophicae facultatis sich legen wolle, sei doch als Theologus einzuschreiben“. Schon nach zweijährigem Studium trat Wolf in den praktischen Schuldienst.

Auch dieser zweite Abschnitt zerfällt in zwei Kapitel. Das erstere beschreibt den Aufenthalt in Jfseld, einem höhern Erziehungs-Institute in Hannover, an welches Wolf als Collaborator berufen war, obgleich Heyne ihm keineswegs ein vortheilhaftes Zeugniß ausgestellt hatte. Für speciell pädagogische Kreise hat der Abschnitt manches Interessante.

An Differenzen mit dem Director fehlte es nicht, und Arnoldt vertheidigt unserer Ansicht nach entschieden gegen die geschichtliche Wahrheit, wenn er bei der Wiedergabe dieser Streitigkeiten alles aufbietet, um Wolf weiß zu waschen. Es will uns bedünken, als sei schon damals zu Jfseld der ehrgeizige und herrschsüchtige Charakter, der sich nachmals in Berlin, zumal bei den Verhandlungen mit Wilhelm von Humboldt in so widerlicher Weise enthüllte, bei Wolf sehr deutlich an den Tag getreten. Gleiches dürfte auch von den Reibungen des Collaborators mit den Jöglingen der obersten Klasse gelten. Am 13. December 1781 wurde Wolf zum Rector in Osterode am Harz gewählt, und trat, nachdem er sich verheirathet, mit dem Sommersemester des nächsten Jahres die neue Stellung an. Das ihm unterstehende Lehrercolleg befand er „unbrauchbar“, und nicht bloß mit diesem, sondern auch mit dem Magistrat befand er sich binnen kürzester Frist in offenem Kriege. Als er ein Jahr später nach Halle berufen wurde, schrieb er seinem Nachfolger folgendes Epigramm an die Wand des Schulhauses:

Gibt Gott einmal, was freilich mir mehr Wunsch als Hoffnung ist,
Charakter und Verstand den hies'gen Magistratspersonen,
Die dort auf ihrer Burg die Woche dreimal thronen,
So kannst du, wenn dabei die Wangen deiner schonen,
Vielleicht mit viel Zufriedenheit hier wohnen.

Arnoldt scheint dergleichen Zwistigkeiten und Stänkereien seines Helden mit Berufsgenossen und Vorgesetzten ganz in der Ordnung zu finden; er hat für dergleichen Dinge nie eine Silbe der Mißbilligung, er präconisirt Wolf unbedingt und durchweg. Auch die Art und Weise, wie Wolf bei seiner Probelection in Osterode dem Magistrat Sand in die Augen streute, um mit dem gelinden Ausdruck ein Verfahren zu bezeichnen, das denn doch im Grunde auf Gaukelei und Betrug hinauslief, wird von Arnoldt mit höchster Unbefangenheit als ein nachahmungswerthes Curiosum hingestellt.

Die Professur in Halle (1783 — 1807) füllt den dritten Abschnitt. Diese Jahre umfassen die Glanzperiode Wolf's; von seiner Professur in Halle datirt seine Berühmtheit. Anschaulich und anziehend ist von Arnoldt besonders das Leben und Treiben in dem philologischen Seminar geschildert. Als Halle zum Königreich Westfalen geschlagen wurde, ging Wolf nach Berlin. Sein dortiger Aufenthalt von 1807 — 24 bildet den Inhalt des letzten Abschnitts. So partiell der Biograph verfährt, es will und kann ihm nicht gelingen, für Wolf in dem Schlufabschnitt Theilnahme zu erregen. In Berlin verbrauchte und überlebte Wolf seinen in Halle gewonnenen Ruhm völlig. Auf seinen Charakter fallen trübe Schatten, die der Verfasser gerechterweise mehr hätte accentuiren sollen. Wolf wollte Präsident der Academie, dann Kanzler der neugestifteten Universität Berlin, dann wieder wirklicher Staatsrath im Staatsministerium werden, und als er nichts von alledem erreichte, verzehrte sich sein unvernünftiger Ehrgeiz in Mismuth und Unthätigkeit. So und nicht in der schwächlichen, entschuldigenden Weise,

wie es Arnoldt thut, sind die Beziehungen Wolf's in Berlin zu beurtheilen. Man muß die Correspondenz zwischen Wolf und Wilhelm von Humboldt lesen, um sich zu überzeugen, wie das Verhalten des erstern den schärfsten Tadel herausfordert. Heute wäre es undenkbar, daß ein Minister in der freundlichen, ehrenden, auszeichnenden, liebevollen Weise persönlich und schriftlich mit einem Professor verkehren und für ihn sorgen würde, wie dies von Humboldt für Wolf geschah; in der undankbarsten, schroffsten, schändlichsten Weise wirkt Wolf, übel-launig, daß er seine Wünsche nicht erreicht hat, dem Minister die Auszeichnungen und Wohlthaten vor die Füße: „Ich will nicht! Ich — Friedrich August Wolf!“

Wolf starb auf einer Reise in Marseille am 8. August 1824. Der Verfasser bemerkt:

Als die Versammlung deutscher Philologen, Schulmeister und Orientalisten den 2. October 1850 zu Berlin (geschlossen hatte, Wolf's Grab mit einem Denkmal zu schmücken, wurden hierüber zu Marseille die nöthigen Erlaubnigungen eingezogen. Dort ergab sich aber bald, daß für Wolf keine Concession zu einer bleibenden Grabstätte erlangt war. Auch ist den eifrigen Nachforschungen seiner Tochter an Ort und Stelle mit Gewißheit nur so viel zu ermitteln gelungen, daß von drei in einer Gasse des Kirchhofs liegenden Gräbern eines das ihres Vaters sei; welches von den dreien aber, hat niemand mehr anzugeben vermocht.

Sollen wir unser Urtheil über Arnoldt's Arbeit zusammenfassen, so tabeln wir zunächst und vor allem die verkehrte Anlage und Durchführung des Plans. Es lag durchaus keine Nothwendigkeit vor, von der ursprünglichen, eng und bestimmt definirten Aufgabe abzugehen, und noch weniger läßt sich die Zweckmäßigkeit absehen, weshalb der Gegenstand in einen biographischen und in einen technischen Theil, den der zweite Band zum Vortwurf haben soll, gesondert worden ist. Die Sonderung erscheint uns vielmehr so verkehrt als möglich. Denn einmal füllt diese Biographie nur einen ganz mäßigen Umfang aus, trotzdem daß Arnoldt mit Anmerkungen, Noten und Beilagen, wovon gleich im Nächsten, reichliche Papierverschwendung treibt; eine äußere Nothwendigkeit, das Leben Wolf's von der Erörterung der speciellen Frage abzutrennen, war mithin gar nicht vorhanden. Zweitens aber sprach gerade eine innere, in der Sache selbst liegende Nothwendigkeit dafür, die biographischen Momente in die Discussion der speciellen Frage mit hineinzuziehen. Was Wolf als Lehrer, als Universitätsprofessor und dann in Berlin erlebt und zugleich in den verschiedenen Stellungen für Schulwesen und Pädagogik geleistet hat, läßt sich unmöglich als zwei getrennte und verschiedene Dinge auffassen und darstellen; die Erlebnisse fallen mit den Leistungen genau zusammen, und wenn Arnoldt den Weg einschlägt, daß er im ersten Bande bloß die Erlebnisse erzählen und im zweiten die Beurtheilung der Leistungen geben will, so find wir der Meinung, daß es ihm aus der ange deuteten Ursache mit der Fortsetzung ebenso wenig gelingen wird, als es ihm mit dem Anfange gelungen ist. Die rein biographische Darstellung, wie sie im ersten Bande vorliegt, genügt nicht, denn sie läßt überall das

Eingehen auf nahe liegende Fragen vermissen, die der Verfasser sich für den zweiten Band verspart. *)

Als ein weiteres Bedenken gegen das Buch haben wir die unbedingte Parteinahme des Autors für Wolf zu erwähnen. Die Inhaltsrelation hat zur Genüge auf die hier einschlagenden Punkte hingewiesen. Die Lebensgeschichte eines Menschen schreiben, und wäre es die Biographie des größten und besten Mannes aller Zeiten und Völker, heißt nicht ein Lichtbild zeichnen, wo nirgends ein Schatten fällt, wo alles im hellstrahlenden Sonnenschein glitzert und gleißt. Die wissenschaftlichen Verdienste Wolf's seien unbestritten, ja Arnoldt hätte sonder Schaden insbesondere auf die schriftstellerische Thätigkeit seines Selben, so fragmentarisch und abspringend dieselbe immerhin gewesen sein mag, noch ungleich genauer und ausführlicher eingehen können; seine Besprechung dieser Partie ist — wir heben unter anderm den Passus über die Prolegomena zum Homer hervor — geradezu dürftig. Dagegen war es für einen gewissenhaften Biographen, der sich nicht bloß mit der bequemen und wohlfeilen Rolle eines Präconen begnügen wollte, unerlässliche Pflicht, den moralischen Charakter Wolf's, der von häßlichen Fehlern nicht frei, einer allenfalls nachsichtigen, immer aber doch einer Kritik zu unterwerfen. Wollen wir auch von der anmaßenden und kecken Selbstüberhebung des ignoten Studenten über den berühmten Lehrer Heyne, von den fortwährenden Zermürnungen mit Kollegen und Vorgesetzten, von welchen Differenzen der Biograph selber gesteht, daß sie oft einen „gehasigen“ Charakter an sich trugen, nicht weiter reden, so ist doch der brüske Undank, mit dem Wolf die echte Humanität, die zarte Courtoisie lohnt, mit der ihm Wilhelm von Humboldt begegnet, wahrhaft empörend. Endlich drängen müssen wir Darstellung und Stil an dem Buche rügen. Der letztere ist durchweg schwerfällig und pedantisch, oft überladen, eckig und ohne Felle. An der Darstellung vermißt man in auffälliger Weise das Gefällige und Reine, die Harmonie der Formen, den Mangel einer geeigneten und ansprechenden Ineinanderarbeitung des benutzten Materials. Obgleich der Text selbst sich in deutscher, lateinischer und griechischer Sprache vorträgt, in welches Ragout bisweilen noch französische Citate als Extrazugabe eingestreut werden, obgleich dieser Text mit Randbemerkungen am Schluß der Seite des Destern versehen ist, werden doch noch in besondern Abschnitten weitere Randbemerkungen jedem Kapitel beigegeben und dem Ganzen schließlich mehrere Bogen Beilagen. Dabei drängt sich dem aufmerksamen Leser der Noten und Beilagen sofort die Wahrnehmung auf, daß gar vieles in diesen gelegentlichen Anmerkungen und Beilagen von ungleich größerer Erheblichkeit und Wichtigkeit ist, als vieles, was in den Text gewiesen worden, daß also gerade der Inhalt zahlreicher Noten in den Text hineingehört hätte.

Thaddäus Sax.

*) Dieser zweite Band ist inzwischen erschienen und wird demnächst in d. Bl. besprochen werden. D. Red.

Frauenliteratur.

Zu keiner Zeit hat es wol mehr literarische Erzeugnisse von Frauenhand auf dem Buchermarkte gegeben als eben jetzt. Unter den einzelnen oder gesammelten Erzählungen und den Romanen bilden sie fast die Mehrzahl. Wir sind weit davon entfernt, den Frauen im allgemeinen die Berechtigung, zu schreiben und ihre Erzeugnisse der Öffentlichkeit zu übergeben, abzusprechen oder auch nur zu beschränken, aber ebenso wenig können wir uns mit dem Grundsatz einverstanden erklären, milder und mit einem andern Maßstabe zu beurtheilen, was von Frauenhand kommt, als was ein Mann geschrieben hat. Die Kritik darf nur einen Maßstab haben, den sie an das Erzeugniß selbst legt und der die Person, von welcher dasselbe ausgeht, unberührt läßt. Jarte Rücksichten auf diesem Gebiete nehmen zu wollen, wäre Verkenntung des Zwecks und der Sache selbst.

Es haben manche, um die Schwächen vieler Werke von Frauenhand in einem mildern Lichte erscheinen zu lassen oder sie zu bemänteln, vorgebracht, man müsse Rücksicht darauf nehmen, daß im allgemeinen die Bildung der Frauen von Jugend auf eine weniger gründlichere und gepflegtere sei als die der Männer. Man hat darauf hingewiesen, daß die Frauenbildung infolge der ganzen Schulerichtung und der ganzen weiblichen Erziehungsmethode nothwendig Lücken haben müsse und daß der Frauengeist an und für sich ein anderer sei als der der Männer, weniger tief und das Ganze überblickend und erfassend, weniger befähigt, sich auf einen objectiven Standpunkt zu stellen. Es liegt in dem allen mehr oder weniger Wahrheit, es ist nicht abzupreizen, daß der Frauengeist seine ganz besondern Eigenthümlichkeiten hat, daß er wenig befähigt ist zu einer rein abstracten Denkweise, daß er nur selten sich über die concreten Eindrücke und Bilder zu erheben vermag, daß er am Gegenstande haften bleibt und sich nicht zum Begriffe und dem Wesen desselben emporzuschwingt: dies alles und noch mehr zugegeben, so hat dennoch die Kritik damit nichts zu schaffen.

Mangelnde Beschäftigung und unzureichende Bildung können bei einem Manne nie zur Entschuldigung oder auch nur zur Milderung dienen, wenn er mit einem schwachen Werke an die Öffentlichkeit tritt, aber auch ebenso wenig bei Frauen. Sie sollen nicht schreiben, wenn sie nicht das nöthige Zeug — um diesen etwas trivialen Ausdruck zu gebrauchen — dazu haben. Sobald sie damit an die Öffentlichkeit treten, schreiben sie nicht mehr für sich, sondern für das Publikum, und wahrlich, es zeigt wenig Achtung vor demselben, wenn manche sich mit lächerlich schwachen Erzeugnissen vor dasselbe wagen. Freilich liegt eine große Verlockung dazu in den literarischen Verhältnissen der Jetztzeit. Man kann die Literaturepoche der Gegenwart wol nicht richtiger und charakteristischer bezeichnen als die Epoche der krafterpitternden Feuilletons und belletristischen Blätter. Feuilletons und belletristische Blätter schwimmen jetzt obenauf, sie überfluten alles und drängen fast alles andere zurück. Die besten Schriftsteller sind auf sie angewiesen, weil sie die Arbeit am besten lohnen und sie, um durchzukommen, nicht zu umgehen sind. Sie zersplittern und erschöpfen die besten Kräfte, sie verlangen fast alle eine Ausbildung des Geschmacks des großen Publikums, der in vieler Beziehung auf einer nichts weniger als hohen Stufe steht.

Hundert und hundert kleine Winkel-, Wochen- und Tagesblätter mit Feuilleton leben jetzt fast nur von Raub, Nachdruck oder Gratistbeiträgen. Sie kämpfen meistens um ihre Kritik und können gute Sachen nicht erwerben und bezahlen. Ihre Gratistbeiträge fließen zum großen Theil aus Federn der Frauen. Manche Frau, die unter andern Verhältnissen nie daran gedacht haben würde, zu schreiben, läßt sich hierdurch verlocken. Sie freut sich anfangs, sich selbst gedruckt zu sehen und zu lesen. Später bekommt sie ein geringes Honorar, sie pagt sich weiter an ein anderes Blatt, es glückt ihr, eine oder mehrere kleine Erzählungen unterzubringen, und nun ist sie auch fest überzeugt, daß ein Genius in ihr schlummert und daß es ihr Beruf sei zu

schreiben. Die kleinen Erzählungen oder Skizzen werden zu einem Bande zusammengestellt, ein Verleger wird gefunden, weil die Honoraransprüche äußerst bescheiden sind, beschuldener als bei den meisten Schriftstellern, und das verlockt manchen Buchhändler, und nun wird das Buch hinausgeschafft in die Welt. Jetzt genügt das kleine Wochen-, Winkel- oder Tagesblatt nicht mehr. Eine größere Aufgabe stellt sich die Verfasserin: einen Roman u. s. w. Daher die Ueberflutung von solcher Masse schwacher Werke von Frauenhand. Und hierzu kommt noch, daß die Frauen mit wenigen Ausnahmen am wenigsten Selbstkritik besitzen und die meisten Männer aus falschen Rücksichten Anstand nehmen, einer Frau die Wahrheit ins Gesicht zu sagen.

Wir wissen, daß wir durch diese Darstellung bei dem ganzen Schriftstellernden Geschlechte uns wenig Freundinnen erwerben werden: doch der Wahrheit ihr Recht, man möge beweisen, daß es anders und besser ist.

Vor uns liegen acht Bücher von Frauenhand geschrieben und sie bestätigen unsere Behauptung, denn einzelne Ausnahmen werfen das Allgemeine nicht um. Wir haben die Bücher nicht als Beweismittel ausgewählt, wir geben sie ohne Auswahl, wie sie vor uns auf dem Tische liegen und wie sie auf demselben sich angehäuft haben. Sie liegen vor uns, ein ganz häßliches Häufchen bildend, und wir wollen offen sein, nicht ohne ein bitteres Gefühl blicken wir darauf. Die Pflicht zwingt uns dieselben zu lesen, und so manche Stunde Zeit ist an ihnen verschwendet, denn vergebens fragen wir, welchen Gewinn der Geist oder das Herz davongetragen haben. Nichts, oder bis zum Vergessen wenig. Doch fort mit dem bitteren Gefühl, die Kritik verlangt Gerechtigkeit.

1. Spanische Liebesgeschichten. Von C. M. von Suckow (Emma Nienborg). Berlin, Sandrog u. Comp. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Frauenbrevier von Amely Bölte. Zweite Auflage. Wien, Markgraf u. Comp. 1862. 16. 25 Ngr.
3. Memoiren eines sechzehnährigen Mädchens von Elise Palm. Mit einem Titelbild. Berlin, Springer. 1863. 8. 1 Thlr.
4. Backfischens Leiden und Freuden. Eine Erzählung für junge Mädchen von Clementine Helm. Leipzig, C. Wigand. 1863. Br. 8. 20 Ngr.
5. Eva. Eine Novelle von H. Nordheim. Berlin, Sandrog u. Comp. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
6. Magdalenens Briefe von Clara Cron. Stuttgart, Schmidt u. Spring. 1863. 16. 1 Thlr.
7. Studien von Ida Klein. Prag, Storch. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
8. Lebensbilder unbekannter Zeitgenossen. Der Frauenwelt gewidmet von der Verfasserin der „Mädchenträume“ u. s. w. St.-Gallen, Scheitlin u. Bollhofer. 1863. 8. 21 Ngr.

Die Verfasserin der „Spanischen Liebesgeschichten“ (Nr. 1), C. M. von Suckow (Emma Nienborg), hat sich im ganzen einen guten Namen erworben und wird gern gelesen, weil ihre Anschauungsweise eine leichte und ihre Schreibweise eine gefällige ist. Ihr Blick reicht über die engen, beschränkten heimathlichen Verhältnisse hinaus und hat sich erweitert, damit zugleich ihre Auffassung des Lebens und der mannichfachen Lebensverhältnisse. Wir haben von Emma Nienborg manche hübsche und fesselnde Schilderung fremden Lebens und fremder Verhältnisse, wenn wir sie auch von dem Vorwurf nicht freisprechen können, daß sie das Leben und seine Verhältnisse zu äußerlich auffaßt, oder richtiger gesagt, ihr Urtheil über dasselbe zu sehr durch das Äußere bestimmen und beeinflussen läßt. Die „Spanischen Liebesgeschichten“ theilen die eben berührten Vorzüge und Schwächen der Verfasserin. Sie sind leicht und gefällig geschrieben und vermögen wol zu unterhalten. Aber über eins möchten wir mit der Verfasserin rechten. Sie nennt in der Vorrede unser Zeitalter ein eisernes und ledernes, weil ihm die Romantik fehle. Sie beklagt dies bitter und wünscht, daß die Romantik wiederkehren möge, wenn auch nur „eine kleine, kleine Portion Ro-

mannt, nur um das Leben wieder zu fristen, nur wie man Schönheitsmittel, ein Jugendelixir kauft". Wir möchten nur das Gegentheil wünschen. Die meisten dürsten mit uns übereinstimmen, wenn wir es als einen Fortschritt bezeichnen, daß wir die Romantik im ganzen als überwunden betrachten können. Wir wollen keine romantischen Schönheitsmittel, kein romantisches Jugendelixir, keine romantische Schminks, sondern frische, gesunde Lebensfarben. Wir stehen in einer Zeit, die Größeres im Auge haben muß als Romantik. Die nützt uns nichts und führt uns nicht weiter, sie würde uns nur zurückbringen. Nach Idealismen müssen wir streben, aber in unserm Handeln müssen wir im bessern Sinne realistisch sein.

Die Liebesgeschichten, vier an der Zahl: „Ueber die Brücke Malchora“, „Die Kunst der Feindschaft“, „Vom König herab — Keiner“, „Die größte Unmöglichkeit“, sind zum Theil sehr romantisch. Die Verfasserin sieht einen Vorzug darin; wir nicht.

Das „Frauenbrevier“ von Amely Bölte (Nr. 2) liegt in zweiter Auflage vor uns und enthebt uns deshalb einer eingehendern Besprechung. Es enthält unleugbar vieles Treffliche, daneben aber auch manches, mit dem wir uns nicht einverstanden erklären können. Die Frauen sind am meisten befähigt, ihr eigenes Geschlecht in seinen Einzelheiten aufzufassen, bis in die geheimsten Winkel des weiblichen Herzens hineinzuschauen, und dennoch geben sie dem ganzen, großen Begriffe und Wesen des Weibes oft eine schiefe Stellung. In dieser Beziehung möchten wir auch mit Amely Bölte über Verschiedenes rechten, wenn uns dies hier nicht zu weit führen würde.

Die „Memoiren eines sechzehnjährigen Mädchens“ von Elise Palm (Nr. 3), ein Buch von 232 Seiten, haben wir uns lange geheut in die Hand zu nehmen und zu lesen. Wir haben geglaubt, Memoiren könne nur derjenige schreiben — die Berechtigung dazu wollen wir hier nicht einmal berühren —, der wirklich Lebenserfahrungen gemacht habe oder wirklich von Bekanntschaften und Erinnerungen sprechen könne. Daß ein sechzehnjähriges Mädchen dies nicht kann, wird uns und kann uns niemand bestreiten. Heutzutage ist freilich vieles möglich und wir würden gar nicht so sehr erstaunen, wenn wir nächstens die Memoiren eines Säuglings erscheinen sähen.

Wir haben diese 232 Seiten durchgelesen und unsere Befürchtung hat sich vollkommen erfüllt; unser anfänglicher Widerwille als durchaus gerechtfertigt bewiesen. Wir wollen gern glauben, daß es nicht die eigenen Memoiren der Verfasserin sind, denn wer all die nichtsagenden Geringsfügigkeiten, welche das Buch enthält, wirklich erlebt hat, muß nach unserer unmaßgeblichen Meinung so sehr dadurch abgekühlt, um nicht zu sagen gelangweilt sein, daß er unmöglich den Entschluß fassen kann, sie aufzuzeichnen, es müßte sonst zum Zwecke der Stilübung sein; allein Stilübungen pflegt man nicht zu veröffentlichen. Wir wollen auch sogar glauben, daß die Absicht der Verfasserin eine ganz lobenswerthe gewesen ist, allein erreicht hat sie dieselbe jedenfalls nicht.

Memoiren eines sechzehnjährigen Mädchens! Man kann in dem Buche eigentlich nur Ironie und Spott erwarten, aber es steht kein Spott darin. Mit wirklichem Graße und häufig mit ernstlichen Phrasen werden uns in breiter, langweiliger Weise einige Jahre geschildert, die ein sentimentales, geistig angeknacktes Mädchen in einer Pensionsanstalt zubringt. Ein neues Kleid nimmt Seiten ein, das Lächeln eines Lehrers noch mehr Seiten. Wadtschließschaften, so albern sie auch erscheinen mögen, sollen mit einem poetischen Schimmer umgeben werden. Und Ungeziemenheiten laufen der Verfasserin unter, die wir nicht begreifen können. Nur eine hier als Beispiel. Die eingeführte Memoirenschreiberin macht als vierzehnjähriges Mädchen mit ihrer Frau Pathe, deren Tochter und erwachsenem Sohne Wolde-
mar eine Rheinreise. Sie erzählt:

„Am Rhein tauchten so manche Erinnerungen meiner Kindheit vor mir auf; allein zu schüchtern, um nur meine eigene

Stimme laut werden zu lassen, sagte ich nichts darüber. Bei Raub sagte Wolde-
mar plötzlich: „Da ist die Pfalz im Rhein.“ Ich sah ihn an, weil ich noch mehr zu hören erwartete: „Nicht in des Bruders Gesicht liegt die Pfalz“, rief Martine laut lachend, „was flehst du ihn an, dorthin blicke.“ Ich fühlte mich wieder heiß übergossen, ich schämte mich; um doch etwas zu sagen fragte ich: „Wozu dient der Bau?“ Da hatte ich Del in mein Feuer gegossen. Martine's Fuß berührte mich, ich sah sie an, ihr Gesicht war spöttisch und mit verhaltenem Lachen blickte sie zum Wagen hinaus. Ich habe gewiß wieder etwas Dummes gefragt, dachte ich. Wolde-
mar aber entgegnete ganz trocken: „In früherer Zeit hielten dort die Pfalzgräfinnen ihr Wochen-
bette.“

Sie erröthet natürlich noch mehr, hat indeß doch für würdig befunden, dies in ihre Memoiren aufzunehmen. Wir sind nicht übermäßig prüde, allein in solchen Sachen vermögen wir die Verfasserin nicht zu begreifen, freilich in manchen andern auch nicht. Doch genug über dies Buch, es verdient selbst als Abweisung so vieler Worte nicht.

Die Erzählung für junge Mädchen, „Wadtschschens Leiden und Freuden“ von Clementine Helm (Nr. 4), ist anderr Art als das vorgenannte Buch und in mannichfacher Beziehung viel besser, da ganz hübsche Partien und manche sehr praktische Winke für die Wadtschschens darin vorkommen; aber für die jungen Mädchen so sehr empfehlen möchten wir es doch nicht. Den jungen Mädchen in dem Alter gebührt durchaus einfache und natürliche Gesinnungsbildung, nicht solche überzuckerte Sachen und Liebesgeschichten. Die jungen Mädchen stehen gerade in dem Alter auf der gefährlichen Stufe, wo Bildung und Verbildung den schwersten Kampf zu bestehen haben. Ihr Kopf muß in der Zeit noch mit ganz andern Sachen erfüllt werden, es thut nicht gut, ihrer Person und Eigenliebe zu schmeicheln, denn das Mädchen recht weiblicher Ansehens kann nie zart genug berührt werden. Wunderschön sagt Jean Paul gerade über dies weibliche Alter: „Junge Mädchen sind wie junge Kriechthiere, die schlecht gedeihen, wenn man sie oft anrührt, und die Mütter halten diese weichen, aus Blumenstaub zusammengeflochtenen Geschöpfe wie Porzellanfiguren so lange unter Jenseitglas, bis sie starrt sind.“ Der Tod für die weibliche Natürlichkeit ist die sentimentale überzuckerte Ziererei, ihr darf man deshalb nie das Wort reden. Die Schreibweise der Verfasserin ist gut. Sie soll einfach und halb kindlich sein, trifft indeß in der Beziehung nicht immer den richtigen Ton.

Bei der Novelle „Eva“ von H. Nordheim (Nr. 5) wußten wir anfangs nicht, ob der Name einem Manne oder einer Frau angehört. Bald indeß wußten wir, daß eine Frau hand diese Erzählung geschrieben habe, da sie fast alle Eigen-
thümlichkeiten der Schriftstellerinnen trägt. Sie liebt sich ganz gut, ist indeß zu breit ausgezogen und hat manches physiologisch Unwahre. Die Hauptheldin Eva soll eine feste Natur sein, ist aber doch mehr oder weniger angeknackst. Natürlich bildet die Hauptsache eine Liebesgeschichte, die sich ganz zur Zufriedenheit schließt. Besondern Werth hat diese Erzählung nicht. Nicht gut, nicht schlecht, sie nimmt ihren Platz ein auf der mächtig breiten Straße des Mittelmäßigen.

Die Schrift „Magdalenens Briefe“ von Clara Gron (Nr. 6) hat auch viel Mittelmäßigkeit, viel Sentimentales, viel Versprochenes, viel Breites. Diese ewigen Herzensergüsse der jungen Mädchen widern einen zuletzt an, zumal wenn man erst einige ähnliche Bücher gelesen hat. Gibt es denn für die Frauen, wenn sie einmal durchaus nothwendig schreiben müssen, um den Büchermarkt nicht veröden zu lassen, kein anderes Feld, als daß sie sich immer und immer auf den Herzen der jungen Mädchen umherummeln? Und der unglückliche Kritiker, der einen solchen Band von Briefen, die alle lang, alle überflüssig sind,

lesen muß! Eine geistige Tortur. Auch dies Buch ist nicht besser und nicht schlechter als die vorigen. Wir können nicht auf Einzelheiten eingehen, wir wüßten nicht wo anfangen und wo aufhören. Man begreift nur nicht, wie sich zu solchen Sachen immer noch Verleger finden können.

Die „Studien“ von Ida Klein (Nr. 7) enthalten sieben Studien oder Skizzen oder Erzählungen: „Ein Nachtkruid“, „Ideal und Leben“, „Weihnachtsabend“, „Ein Sommer aus einem Menschenleben“, „Studie“, „Ein einsamer Abend“, „Ein Wiedersehen“. Manches ganz Leibliche darunter, aber nichts besonders Hervortretendes. Deshalb die Verfasserin sie Studien nennt, begreifen wir nur insofern, als sich nicht verkennen läßt, daß sie oft noch nur zu sehr den Charakter des Anfänglichen und Unfertigen tragen. Vielleicht sind es für die Verfasserin wirkliche Studien, dann gehören sie nicht an die Öffentlichkeit. Die Vorbilder, die sich die Verfasserin genommen hat, sind indes nicht die besten gewesen.

Wir schlagen das Buch auf und beginnen Seite 1 zu lesen: „Ein Bligstrahl zuckte feuerroth über die nachtschwarze Erde, sie stand plötzlich wie im Feuermeer. Ein alter Eichenstamm, an dem Jahrhunderte vorbeigerauscht, ward gespalten, die Aeste flogen krachend auseinander und wie Löwengebrüll rollte der Donner grollend nach, als verbiete er sich diese Freiheit gegen die alte bewährte Erbenkraft. Der Sturm, der brausende, flog wie ein Jammerton aus unseliger Menschenbrust heulend dazwischen und prasselte nieder auf Dach und Straße, daß die Erde ganz erschüttert schien. Er raste durch die Stadt, tobend, stehend, in gleichsam unermesslichem Jorne über die Lauigkeit und Schwäche, die seit langer Zeit unter die entnervten Menschenländer eingeschlichen war; er brauste hin und her wie eine vernichtende Gewalt, die da sehen will, ob sie im Stande ist, Laßt und Schmach aus ihrer Apathie zu wecken; und eine Staubwolke nach der andern flog aus der aufgewühlten Erde auf und hüllte die große prächtige Stadt in undurchdringliche Nebel, damit man die freisende Sünde, die schlafende Kraft und Tugend nicht sehe.“

Schon nach dieser schwülstigen, wenn auch ein gewisses Talent verrathenden Probe wird man Geist und Ton dieser Studien beurtheilen können. Die Waden gehörig vollgenommen, die Farben sanft aufgetragen, dazwischen einen moralischen Ton angekimmt und die Sache macht sich. Nun, was will die Verfasserin mehr, auch sie hat einen Verleger gefunden. Gönnen wir ihr das Vergnügen, hätte sie uns nur nicht so sehr gepeinigt.

Wir kommen zu Nr. 8: „Lebensbilder unbekannter Zeitgenossen. Der Frauenwelt gewidmet von der Verfasserin der „Mädchenträume.“ Eine kühne Idee, Skizzen, die ohne allen Werth sind, die Personen schildern, die ebenso wenig Werth haben, „Lebensbilder unbekannter Zeitgenossen“ zu nennen. Unbekannt sind diese Zeitgenossen, ebenso sehr wie irgendein Nachtwächter in irgendeinem Städtchen. Als Zeitgenossen müssen wir sogar Bedenken tragen, sie anzuerkennen. Bekannt hat sie die Verfasserin durch diese Lebensbilder nicht gemacht, und das ist auch nicht nöthig, sie haben durchaus keinen Anspruch darauf. Wir haben beim Lesen verschiedene male laut auflachen müssen über die Naivität, dies „Lebensbilder unbekannter Zeitgenossen“ zu nennen. Die Verfasserin ist oft sehr kindlich. Interesse haben diese Lebensbilder, acht an der Zahl, nicht das geringste, zum Lesen empfehlen können wir sie auch niemand, aber wir möchten an die Verfasserin, die auch in der Form nicht das geringste Schöne hat, die Frage richten, wie sie es über das Herz hat bringen können, ein solches Buch drucken zu lassen und leben zu lassen, der es, durch den Titel angelockt, arglos in die Hand nimmt.

72.

Shakespeare und Gervinus.

Von Gervinus' berühmtem Werke über Shakespeare erschien eine englische Uebersetzung unter dem Titel: „Shakespeare commentaries. By Dr. G. G. Gervinus. Translated under the author's superintendence, by F. E. Bunnell“, in zwei Bänden bei Smith, Elder u. Comp. in London. Ueber diese Uebersetzung hatten wir bisher Gelegenheits Berichte im „Athenaeum“ und im „Reader“ zu lesen. Wir müssen gestehen, daß wir von der englischen Kritik Eingehenderes erwartet hätten, als uns wenigstens diese beiden Literaturblätter, besonders das „Athenaeum“ bieten. Gervinus gegenüber reicht man mit einigen allgemeinen Complimenten und einigen sporadischen Gegenbemerkungen meist über Nebenpunkte nicht aus. Der Berichterstatter im „Athenaeum“ verbreitet sich am weitläufigsten über die Shakespeare-Kritik in England und Deutschland und kommt dann zu dem Schluß, daß, wenn auch die literarisch Gebildeten in Deutschland ein lebhafteres Interesse an Shakespeare nähmen, die Liebe zu dem britischen Dichter doch bei dem englischen Volke ungeschwächt fortbestehe, was jedoch nur der National-Engländer genauer wissen könne. Man nähme dies in dem von Phelps geleiteten Sadler's Wells-Theater an dem Beifall, den die Galerie den Shakespeare'schen Stücken spende, deutlich wahr, und auch die kleinsten Provinzialtheater seien gefüllt, wenn „Hamlet“ oder „Othello“ gegeben würden. Zeige sich das Publikum im West-End von Shakespeare nicht mehr hingerissen, wenn nicht besondere neue Ausstattungszüge hinzukämen, so liege dies daran, daß der Geschmack für das höhere poetische Drama überhaupt abgenommen und sich Werken von mehr freivolter oder realistischer Art zugewandt habe. Gibt es denn aber einen deutlichen Beweis dafür, daß den fashionablen Klassen Englands die Sympathie und das tiefere Verständniß Shakespeare's abhanden gekommen seien, als dieses Zugeständniß? Gervinus, der ebenso geneigt scheint, die deutsche Schauspielkunst gegen die englische herabzusetzen, als er unsere großen Dichter gegen Shakespeare zurücksetzt, zieht die Weise, wie Shakespeare auf dem englischen Theater dargestellt wird, der auf deutschen Bühnen gebräuchlicher vor. Wir für unsere Person können unser Urtheil hierüber nur nach den Aufführungen bemessen, welche wir von der Schauspieltruppe des Mr. Phelps auf ihrem kurzen Wanderzuge durch Norddeutschland sahen. Wir fanden allerdings vieles in der Inszenirung nachahmenswerth und das Zusammenspiel rascher und beweglicher, theils weil die Schauspieler bis zum geringsten herab mehr im Besitz ihrer Rollen waren, theils weil einzelne Rollen, auf die in Deutschland ein besonderes Gewicht gelegt zu werden pflegt (z. B. der Narr im „Fear“) leichter genommen wurden als bei uns. Sonst aber haben deutsche Theater von nur einigem Rang neben der Phelps'schen Gesellschaft, obschon diese um so zu sagen fast ausschließlich auf Shakespeare dressirt ist, während die deutschen Gesellschaften alles durcheinander spielen müssen, sich durchaus nicht zu schämen. Die Hauptdarsteller bei der Phelps'schen Truppe traten, mit Ausnahme eines oder zweier Mitglieder, gegen die unserigen offenbar zurück. Namentlich sagt der vielleicht in England traditionelle, gedehnte pastormäßige, salbungsvolle und oft zu weinerliche Ton, in welchem der ehrenwerthe Phelps den Lear, Hamlet u. s. w. spielt, uns Deutschen sehr wenig zu. Auch der Berichterstatter im „Athenaeum“ ist so ehrlich, zu gestehen, daß demjenigen, welcher die Mängel der jetzigen englischen Schauspielergesellschaften kenne, die Gervinus'sche Schilderung zu idealistisch erscheinen werde, und weiter bemerkt er: „Weil sich in der Mitte unserer Bühnen kein Souffleurkasten befindet, so folgte der Professor daraus sofort, daß überhaupt nicht ein Souffleur vorhanden sei. Ach, Professor Gervinus, wir haben einen Souffleur, und obschon er sich bescheidenlich hinter einer Seite des Proskeniums verbirgt, so ist sein Amt doch keineswegs eine Sinecure, wie dies der Autor eines neuen Stücks auf seine Kosten häufig genug in Erfahrung bringt.“ Wegen einer Bemerkung des Berichterstatters möchten wir eine Einwendung

machen. Er stellt das Zeitalter Shakespeares demjenigen gegenüber, in welchem die „fathers of modern German poetry“ lebten und dichteten, und er nennt letzteres dabei ein Zeitalter des Puders und der Perrücken, der „narrow ideas“ und „cold impulses“. Nun, das Zeitalter Windelmann's, Kant's, Lessing's, Goethe's, Schiller's, Herder's u. s. w. (um nur bei den Deutschen stehen zu bleiben), das Zeitalter, aus welchem die neuen Staats- und Gesellschaftsideen und so viele Umwälzungen auf allen Gebieten hervorgingen, welches Volksbildung, Humanität und Toleranz auf sein Banner schrieb und so viele engherzige, harte und grausame Einrichtungen des spätern verbordnen Mittelalters beseitigte oder deren Beseitigung vorbereitete, ein solches Zeitalter kann man wol nicht ein „age of narrow ideas and cold impulses“ nennen. Der Berichterstatter versichert zum Schluß, daß die Dunnett'sche Uebersetzung, die in keiner englischen Hans- und Privatbibliothek fehlen sollte, vieles enthalte, was in der deutschen Ausgabe von 1849 nicht zu finden sei, und daß möglicherweise diese Zuthaten ausdrücklich mit Rücksicht auf das englische Publikum hinzugefügt sein möchten. Selbstverständlich jedoch sind diese Vermehrungen in der gleichzeitig erschienenen dritten Auflage des deutschen Originals enthalten.

Der Berichterstatter im „Reader“ geht weniger als der im „Athenaeum“ auf bloße Nebenpunkte und mehr auf gewisse Hauptpunkte ein. Wenn Gervinus behauptet, daß in Shakespeare's Stücken die genaueste Einheit zwischen der Intention und Ausführung bestehe, daß, was unregelmäßig erscheine, vollkommen symmetrisch sei, daß scheinbare Episoden von dem Ganzen unabspaltbare Theile seien und daß alle anscheinend unverbundenen Situationen durch dasselbe positive Band innerer Nothwendigkeit zusammengehalten würden, so bemerkt dagegen der Berichterstatter im „Reader“: „Diese feineswegs neue Theorie ist im großen und ganzen genommen richtig. Ohne Zweifel hat Shakespeare seine Stücke nach einem Plane gearbeitet; aber es ist sehr leicht möglich, daß man in dieser Wahrnehmung zu weit gehen kann, daß man, indem man seine Stücke analysirt, um zu beweisen, daß Shakespeare vollkommen methodisch gearbeitet habe, dem Fehler des zu viel Beweisens ausgesetzt ist. Die Frage ist: was war sein Plan? Einige wenige leitende Principien in Bezug auf den Aufbau mögen aus seinen Stücken leichtlich abgeleitet werden; aber die Behauptung, daß eine leitende Idee jedes Stück durchdringt, jeden Theil, jeden Charakter, jede Episode zu einem einzigen Organismus verbindet“ — eine Entdeckung, welche nach Dunnett's Aussage Gervinus gemacht habe — eine solche Behauptung engt seine Kunst zu sehr ein und stellt sie zu niedrig.“ Weiter heißt es in Bezug auf die von Gervinus festgestellte zweite Periode des Dichters: „Shakespeare's reißend schneller Erfolg, sein Verkehr mit der vornehmen Gesellschaft, seine ehrenvollen Verbindungen und Freundschaften und seine auch in materieller Hinsicht günstigen Lebensverhältnisse, alles dieses versetzte ihn in jene glückliche Stimmung, unter deren Einfluß er eine Reihe von Stücken schrieb, welche Gervinus die erotischen nennt. Es sind dies „Die beiden Felleute von Verona“, „Verlorne Liebesmüh“, „Ende gut, alles gut“, „Der Sommernachts Traum“ und „Romeo und Julia“. Gervinus nimmt nun an, Shakespeare habe in diesen Stücken bezweckt, daß Liebe das Centralprincip sein solle, um welches sich alles und jedes drehen müsse; aber man darf in Zweifel ziehen, ob er jemals an ein solches Centralprincip dachte, und ob, was ausschließlich seine Gedanken beherrschte und leitete, nicht die Erzählung und die beste Art und Weise gewesen, wie er sie zu behandeln und ihren humanen Inhalt zur Geltung zu bringen habe.“

Die Behauptung von Gervinus, daß Shakespeare in seiner dritten und letzten Periode nur noch Tragödien oder doch kein Stück geschrieben habe, welches in Wahrheit als eine Komödie gelten könne, nennt der Berichterstatter „very curious“, da sich darunter ja der „Sturm“ befinde, welcher so jugendfrisch sei, daß ältere Commentatoren darin eins seiner frühesten Jugendproducte hätten erblicken wollen, während es doch eins seiner

letzten gewesen. Vergleichen komme aber von der zu weit getriebenen Sicht, zu theoretisiren und zu schematisiren. Uebershaupt will der Berichterstatter die Eintheilung der Shakespeare'schen Stücke in Tragödien und Lustspiele nicht gelten lassen; Shakespeare habe gemischte Dramen geschrieben; es sei in ihnen allen Sonnenschein und Dunkel, in dem einen mehr Sonnenschein, in dem andern mehr Dunkel, aber in allen die abwechselnden Phasen des menschlichen Lebens, wie wir ihnen täglich begegneten. Gewisse biographische Angaben, wie wir ihnen täglich beibringt, hält der Berichterstatter für unerwiesen und die Folgerungen, welche Gervinus daraus zieht, für unhaltbar. Für Gervinus' Behauptung, daß Shakespeare ein wildes und ausschweifendes Zugenleben geführt habe, gäbe es keinen Beweis; die vergleichsweise Reinheit seiner Schöpfungen und die von ihm während seines Lebens bewiesene Klugheit schienen dagegen zu sprechen.

Die eigentliche Sache ist die, daß man über Shakespeare's Entwicklungsgang und Leben so gut wie gar nichts weiß, und daß die wenigen etwa beglaubigten Daten in Betreff seines spätern Lebens und Wirkens als Schauspielunternehmer und Bühnenpächter nur dazu dienen, seine ganze Erscheinung nur noch räthselhafter zu machen. Es ist hier der Raum zu allen möglichen Hypothesen gegeben, sogar allerdings auch zu der wirklich in neuester Zeit aufgestellten, daß Shakespeare seine Stücke in Compagnie mit einem hochstehenden Mann, der als Theatordichter nicht genannt sein wollte, gearbeitet oder sie nur für die Bühne überarbeitet und eingerichtet habe. Das ist freilich eine gewagte und wahrscheinlicherweise auch grundlose Hypothese; aber da Shakespeare, so unverhältnißmäßig näher er uns auch der Zeit nach steht, fast ebenso mythisch ist als Homer, den wir bewundern nennen, während die Homerischen Heldengedichte vielleicht gar nicht von einem Manne dieses Namens herrühren, oder wenigstens bei weitem nicht in der Gestalt und Ausführung, in der wir sie jetzt besitzen, so wird man sich eben jede Hypothese gefallen lassen müssen. Wenn wir auf Anlaß einer im vorigen Jahre erschienenen „History of William Shakespeare, with new facts and traditions“ von S. W. Fulton — die aber dem „Athenaeum“ zufolge nichts Neues enthält als die Angabe einer neulich in einem Archive entdeckten Handschrift der „Merry wives of Windsor“ — in einem deutschen Blatte den Wunsch und die Hoffnung ausgesprochen fanden, daß einmal ein Deutscher den britischen Dichter durch ein „wahres warmes Lebensbild“ und so menschlich nahe rücken möge und werde, wie dies der Engländer Lewes in Bezug auf Goethe gethan, so müssen wir dagegen leider bemerken, daß es eine reine Unmöglichkeit ist, auf Grund des bisher vorhandenen biographischen Materials über Shakespeare ein „wahres“ Lebensbild des Dichters zu geben, das von derselben oder auch nur annähernden Ausführlichkeit wäre wie die Biographie Goethe's von Lewes. Es bleibt uns daher nichts weiter übrig als fortzufahren, die Shakespeare'schen Schöpfungen zu genießen und zu bewundern, und dies zu thun sind wir vielleicht gerade deshalb um so mehr im Stande, je mehr Shakespeare's Persönlichkeit ein Mysterium für uns ist.

Von den Huldigungen, welche Gervinus dem Shakespeare'schen Genius darbringt, fühlt sich auch der Berichterstatter im „Reader“ offenbar sehr geschmeichelt; schade nur, daß diese Huldigungen dazu dienen, unsere eigenen großen Dichter in den Augen des Auslandes zu sehr herabzusetzen. Der Berichterstatter bemerkt, „Es gibt kein so merkwürdiges Moment in der Literaturgeschichte als die Aufnahme, welche Shakespeare in Deutschland zu Theil geworden ist. Man liest, man übersetzt, man spielt ihn bei den Deutschen nicht bloß; er ist unter ihnen naturalisirt. Mehr als das: er hat auch ihre eigenen großen dramatischen Dichter in Schatten gestellt und den Glauben an sie erschüttert. . . . Ma hat in Deutschland den Schriften Shakespeare's mehr Beachtung mehr Interesse, mehr tiefes Studium gewidmet als denen Klopstock's, Goethe's und Schiller's zusammen“ u. s. w. Der Berichterstatter, von Gervinus dazu verführt, scheint keine Kenntniß davon zu haben, daß in Deutschland auch die Literatur übe-

Schiller und namentlich die über Goethe einen fast unüberseh-
baren Umfang erreicht hat, und daß sich in Betreff Shakspeare's
seit einiger Zeit in weiten Kreisen bei uns eine nicht unbeträcht-
liche Reaction zu Gunsten unserer eigenen Dichter wahrnehmbar
macht, wiewohl die Zahl derjenigen, die in ihm den größ-
ten dramatischen Dichter aller Zeiten und Nationen erblicken,
allerdings immer noch eine sehr ansehnliche ist. Der Be-
richterstatter will nicht einmal zugeben, daß es irgendet-
was „special Teutonic element“ sei, welches den Dichtungen Shaks-
peare's in Deutschland einen so großen Erfolg bereitet habe.
Im Gegentheil, Shakspeare verdanke diesen Erfolg gerade solchen
Eigenschaften, welche dem transcendentalen, romantisch-schatten-
haften und ausschweifend-phantastischen Wesen der deutschen Li-
teratur gegenüber einen so auffallenden Contrast bilden: „Shaks-
peare's Männer und Weiber leben; sie sind keine Abstraktionen;
sie sind keine Schatten und Fabelwesen; sie sind von Fleisch und
Blut“ u. s. w. Im übrigen bemerkt der Berichterstatter, daß
Gervinus' Werk schwer und mäßig sei und thatsächlich Neues
wenig enthalte; es erheische Geduld, das Werk vom Anfang bis
zu Ende zu lesen; aber Gervinus sei ein „admirable guide to the
genius of the poet“, er übertriffe als Erklärer des Shakspeare's-
chen Stücks alle früheren Kritiker, und verbreite über die Fort-
führung der Handlung und die Charaktere oft neues Licht.

Zwischen ist F. Bodenstedt in den Wiener „Recensionen“
gegen gewisse Einseitigkeiten des Gervinus'schen Werks aufgetre-
ten. Nachdem er dessen Vorzüge gebührend anerkannt, fährt
er fort: „Gervinus erreicht vollkommen seinen Zweck, und die
fühlende Hoheit des großen Dichters zu schildern; aber, indem er
immer nur dies eine Ziel im Auge hat, übersteht er so manches
andere, was zur Beurtheilung poetischer Werke wesentlich noth
ist, und um den Satz durchzuführen: „daß wir an Shakspeare's
Unsterblichkeit in sittlichen Dingen mehr als an seine ästhetische
Schicklichkeit glauben dürfen“, schiebt er dem Dichter oft fromme
Intentionen unter, woran dieser sicher nicht gedacht hat. Ja, er
wird von seinem einseitigen moralischen Standpunkt aus zuwei-
len ungerecht gegen die herrlichsten Gebilde des Meisters selbst,
indem er poetische Charaktere ersten Ranges, wie z. B. den
unvergleichlichen Falstaff, mit der kleinbürgerlichen Eile mißt und
über „Romeo und Julia“ urtheilt, als ob der Poet mit dieser
wunderbaren Schöpfung nichts anderes bezweckt habe, als uns
zu zeigen, wohin das „Uebermaß der Liebe“ führe.“

Als leitenden Gedanken der Tragödie bezeichnet nämlich
Gervinus dies, „daß das Uebermaß jedes an sich noch so reinen
Genußes seine Süße in Bitterkeit verwandelt; daß die Hinge-
bung an ein einziges noch so edles Gefühl dessen Uebermaß be-
dingt; daß dieses Uebermaß Mann und Weib aus ihrer natür-
lichen Sphäre rückt; daß die Liebe nur eine Gefährtin des Le-
bens sei, nicht aber Beruf und Leben völlig ausfüllen soll; daß
sie in der vollen Gewalt ihres ersten Anlaufs ein glücklicher
Rausch ist, der seiner Natur nach nicht in gleicher Stärke an-
halten kann.“

Das ist freilich wunderbar genug, aber etwas wunderlich
haben wir auch Bodenstedt's Phrase: „Tragt man bei einem
solchen Himmelsglück auf Erden nach seiner Dauer oder der
Möglichkeit seines Bestandes? Seine Wonnen überwiegen alles,
selbst die Furcht vor dem Untergange! Was ist Zeit nach ge-
wöhnlichem Maß für den durch solche Liebe Beglückten? Eine
Minute seiner Seligkeit wiegt Jahrhunderte gewöhnlichen Men-
schenlebens auf. Und gibt es denn einen schmerzlichen Tod als den
Romeo's und Juliens? Wen sein Flug zum Himmel erheben
soll, der muß diese Welt von Staub verlassen“ u. s. w.

Wir sind mit Bodenstedt darin einverstanden, daß es
Shakspeare nicht in den Sinn kommen konnte, uns zu zeigen,
wohin das „Uebermaß der Liebe“ führe; niemand hat das na-
türliche Bedürfnis und natürliche Recht liebender Herzen für- und
aufeinander so entschieden anerkannt als Shakspeare, niemand
dieses unerschöpfliche Thema in so zahlreichen und einbringlichen,
bald süß schmelzenden, bald feurigen Melodien variirt und ver-
herrlicht als eben Shakspeare, und nicht mit Unrecht fragt Bo-

denstedt, ob sich darin der Fortschritt zeige, „den wir seit Es-
sing gemacht haben sollen, daß heutzutage unser berühmtester
Literarhistoriker in so nüchterner, hausbäuerlicher Weise und noch
dazu mit Verleugnung der ersten Kunstprincipien über die erha-
bensten Gebilde eines Shakspeare urtheilen kann und gläubige
Ohren dafür findet“?

Indes wird uns Bodenstedt zugeben, daß in einer Tragödie
eine Schuld vorhanden sein müsse, wenn sie überhaupt eine
Tragödie sein und bleiben solle. Es fragt sich nun, worin liegt
die Schuld in der Tragödie „Romeo und Julia“? Wir mei-
nen nicht wie Gervinus in dem „Uebermaß eines noch so reinen
Genußes“, sondern in dem überstürzten, hinter dem Rücken und
wider den Willen der beiderseitigen Ältern abgeschlossenen Ehe-
bunde, wie dies auch von Shakspeare mehrfach im Stück selbst
angedeutet ist. Je klüger es die Liebenden mit Hülfe ihres mör-
derischen Rathgebers anzufangen glauben, ihr Glück zu begrün-
den und den möglichen Folgen ihres geheimen Bündnisses vor-
zubeugen, um so mehr verstricken sie sich in die Schlingen ihrer
Intrigue und bereiten sich die tragische Katastrophe. Anderer-
seits müssen aber auch die beiderseitigen Familienhäupter an den
Leiden ihrer Kinder erkennen, wie thöricht ihr Starrsinn war
und wie theuer sie ihre zu lange hinausgeschobene Verführung
erkaufte haben. Den selbstischen Eigenwillen, in welcher Potenz
und in welcher Form er auch auftreten, die alten stiltlichen Ord-
nungen verletzen und den Frieden der menschlichen Gesellschaft
gefährden möge, zur Rechenschaft und zur Strafe zu ziehen,
zugleich aber auch auf den Untergang der schuldigen Individuen
oder ganzen Geschlechter eine neue Heilordnung zu begründen,
scheint die bei Shakspeare vorwaltende Tendenz zu sein.

Auf die in Nr. 14 der „Recensionen“ enthaltene Boden-
stedt'sche Beleuchtung der Analyse, welche Gervinus von dem
Charakter des Falstaff gegeben hat, wollen wir hier, weil dies
zu viel Raum in Anspruch nehmen würde, nicht ausführlich
eingehen. Jedenfalls ist die moralische Eile, womit Gervinus
diesen urkomischen Charakter mißt, um ein paar Zoll oder Fuß
zu lang und die ästhetische zu kurz. Falstaff ist zwar ein ver-
logener und verläuderter Gesell, aber sein origineller Witz, seine
unverwundliche Erfindungskraft im Lügen und Ausschneiden, seine
Geschicklichkeit und große Geistesgegenwart, womit er sich im-
mer wieder herauszulügen weiß, die seltene Selbstverleugnung,
womit er sich selbst zur Zielscheibe seines Humors macht, end-
lich Spuren einer bessern Natur und selbst einer gewissen Ge-
müthlichkeit, die sich namentlich in seiner fast rührenden An-
hänglichkeit an den Prinzen verräth: das alles sollte diesen hoch-
berühmten Sir John Falstaff vor den Angriffen einer allzu
puritanischen Kritik sichern. Auch war dieser lustige Pa-
tron erstlich ein erklärter Liebling des Dichters. Aber Shaks-
peare'scher Humor, oder überhaupt Humor, und deutsche Katho-
derkritik sind meist getrennte Dinge.

Wir gedenken hierbei schließlich einer kleinen Schrift:

Dramatische Studien von Karl Bilg. Zweites und drittes
Heft. Potsdam, Riegel. 1863. 8. 22½ Ngr.

deren erstes Heft wir in Nr. 39 d. Bl. f. 1859 besprochen
haben. Auch Karl Bilg tritt gegen Gervinus auf; er bemerkt:
„Es thut mir wirklich leid, das muß ich im voraus bemerken,
daß ich bei allen meinen derartigen Untersuchungen immer mit
einem so berühmten Manne, wie Gervinus ist, zusammenge-
rauche. Ich fühle wol, wie riskant es ist, seine Schriftstellerlaufbahn
mit der Polemik gegen eine so allgemein verehrte Autorität zu
beginnen; allein es geht mir nun einmal eigen mit diesem Ge-
lehrten, gerade umgekehrt wie jenem Beamten, der das seltene
Glück hatte, überall mit den Ansichten seines Vorgesetzten über-
einzustimmen. Ich habe das seltene Unglück, mit jenem berühm-
ten Manne, wo ich ihn antreffe, gewöhnlich nicht übereinzu-
stimmen. Und man trifft ihn so häufig an! Harmlos lasse ich
meine Gedanken unter den klassischen Werken unserer Literatur
umherwandern, etwa wie man in einer Bilder-galerie, mit der

Betrachtung ihrer Kunstwerke beschäftigt, herumspaziert; allein allenthalben, wo ich auch hinkomme, treffe ich auch schon Gervinus oder einen Haufen seiner Nachtreter dort, höre, wie sie aller Welt ihr Urtheil über die betreffenden Sachen entgegenrufen und kann nicht umhin, doch oft sehr anderer Meinung darüber zu sein."

Wißt ist des Glaubens, daß weder Tied noch Gervinus ein Recht hätten, wie jener that und dieser thut, auf Schiller, Schiller und Goethe hochmüthig herabzublicken, weil diese mit Entschiedenheit die Zumuthung zurückgewiesen, Shakspeare'sche Stücke ganz und unverändert auf die Bühne zu bringen; jene Männer hätten ebenso viel von Shakspeare verstanden wie Tied und Gervinus, nur hätten sie zugleich auch ein inniges Verständniß der deutschen Volkennatur besessen, was diesen abzugehen scheine. Wiltz huldigt dem Realismus im Drama, er ist nicht für den Sanktus, sondern für die Prosa oder höchstens für die „urdeutsche Form der kurzen Reimzeilen, in denen schon Hans Sachs gedichtet und die auch Goethe wieder für seinen „Faust“ gewählt“, und als die Gattung, welche die Gegenwart vorzugsweise auszubilden habe, bezeichnet er die Komödie. Während er auch an Shakspeare's „besten Gestalten bei aller Schärfe, Kraft und Höhe der Charakteristik durchschnittlich jene Fülle und Zartheit geistiger Bildung“ vermißt, die der Verfasser als „echt deutsch“ bezeichnet und welche „uns aus den besten dramatischen Gestalten unserer Klassiker entgegenstrahlt“, wirft er doch wieder Schiller, wie Lessing in seinem „Rathan“ vor, „daß seine Personen nicht eigentliche Naturwesen, nicht typische Charaktere sind, wie sie der dramatische Dichter vorführen solle“, und erblüht er wieder in Shakspeare den „eingefleischtesten Realisten“, der die „Hauptsache in einem Drama“, nämlich typische und naturwahre Charaktere geschaffen habe. Statt nun von seinem realistischen Standpunkt gerade zu einem tiefern Studium Shakspeare's zu mahnen, warnt er sogar die dramatischen Dichter vor einer „eingehenden Beschäftigung mit Shakspeare“. Nun, wir für unsern Theil möchten unsern dramatischen Dichtern sehr ernstlich rathen, sich mit Shakspeare, der freilich kein „eingefleischter“, sondern ein sehr durchgeistigter Realist war, immer wieder und recht eingehend zu beschäftigen, sich freilich auch vor einer zu wortgetreuen Nachahmung seiner Art und Weise zu hüten; denn eine solche Nachahmung bringt immer große Gefahren mit sich und zeigt sich meist unfruchtbar.

Da wir auf die vorliegende Schrift von Wiltz nicht wieder zurückkommen möchten, so wollen wir hier noch folgende beachtenswerthe Stelle daraus mittheilen: „Die Ueberzeugung von der Wichtigkeit und dem Werthe der Poesie für sich allein, jenes Bewußtsein, welches in besseren Zeiten, denen unsere classischen Werke ihre Entstehung verdanken, jedermann theilte, daß, wenn es dem Dichter gelungen, auch selbst nur in einem kleinen Gedichte irgendeine allgemeine Empfindung seiner Zeit zu fixiren, dies ein mindestens ebenso wichtiges Ereigniß sei, als wenn es den Landständen geglückt, ein dringendes Bedürfniß der Zeit in einem Gesetze zu formuliren, ist uns völlig abhanden gekommen, ja einen derartigen Gedanken in dieser politischen Zeit laut werden zu lassen, ließe einen Gefahr laufen, verlacht zu werden. Ohne es gerade ausdrücklich auszusprechen, duldet man die arme Poesie jetzt doch nur noch etwa als Mittel zu äußern Zwecken, bei jenen Gelegenheiten also, wo selbst der ernsthafteste Beamte ein Gedichtchen für am Platze hält, oder — und das heißt daselbe schmählische Verhältniß nur durch den höhern Factor, zu dem es stattfindet, beschönigen wollen, im Dienste der Politik oder einer besondern confessionellen Religionspartei.“ Kann aber diese Gleichgültigkeit gegen die Poesie wunder nehmen, wenn Lyriker selbst, sobald sie einmal die kritische Faser ergreifen, über die Leistungen ihrer Dichtergenossen sammt und sonders, oder höchstens mit Ausnahme und zu Gunsten eines besonders Befreundeten in Ausdrücken abspreschen, als hätten wir nur eine sogenannte „Quartanerlyrik“, obschon auf diesem Gebiete nach unserer Ansicht neben vielem absolut Gehaltlosen und Schlechten noch immer das vergleichsweise Erfreulichste und Ursprünglichste

geleistet wird? Schadet man durch solche in Dausch und Bogen verdamrende Urtheile nicht auch sich selbst und bringt man dadurch nicht in den Augen des Publikums die Poesie überhaupt so herunter, wie das ähnliche Verfahren der frühern Theologen das Ansehen der Religion untergraben hat?

Wir möchten hierbei an den gleichfalls den deutschen Dichterstand compromittirenden Conflict zwischen den Dichtern E. Geibel und F. Bodenstedt, dessen Anlaß wir als bereits genugsam bekannt voraussetzen, um so mehr erinnern, da Bodenstedt in der deutschen Shakspeare-Literatur eine Rolle spielt und in dieser Beziehung schon oben genannt ist. Gewiß werden es unsere Leser mit uns bemerkenswerth finden, daß dieser Conflict sogar im „Athenaeum“ lebhaft in Correspondenzen und Replikten besprochen worden ist, contra Geibel namentlich von dem in München wohnhaften Engländer Edward Silberforce, welcher neuerdings behauptet, Geibel habe sein Mißwollen, seinen persönlichen Groll gegen Bodenstedt durch Mittel an den Tag gelegt, die durch irgendwelche Regeln offener Kriegführung nicht erklärt werden könnten und über alle Schranken des Anstandes und der literarischen Ehrenhaftigkeit hinausgingen; er habe seine Stellung als einziger Vertreter der „belles-lettres“ im Kapitel des Maximilianordens und seinen Einfluß auf den König mißbraucht, er habe gegen Hunderte von Menschen geäußert, daß er Bodenstedt nie gelesen, und daß Bodenstedt kein Dichter sei, kurz er habe sich einer „baseness of conduct“ schuldig gemacht. So machen sie es: sie haben einen Dichter nie gelesen, wenigstens verflüchten sie es, und doch wollen sie wissen, daß der betreffende Dichter kein Dichter sei! Man entschuldige diese durch Wiltz' Bemerkung veranlaßte Absehwweifung von Shakspeare auf diese kleinliche echt deutsche Geschichte, d. h. vom Erbfeinden aus Lächerliche.

J. M.

Zur Gralsage.

Die Sage vom heiligen Gral. Erzählt und erläutert von Ludwig Lang. München, Expedition des Münchener Sonntagsblattes. 1862. 8. 27 Agr.

Der Verfasser ist Dilettant und prononcirter Katholik, Eigenschaften, die seinem Buche weber bei den Sachmännern noch bei der Majorität unsers lesenden Publikums zur Empfehlung gereichen werden. Nichtsdestoweniger wird jeder, der unbefangenen das hier Gebotene auf sich wirken läßt, auch wenn er, wie Referent selbst zu sein glaubt, Sachmann und prononcirter Protestant ist, einen durchaus angenehmen, ja liebenswürdigen Eindruck erhalten und auch nicht ohne mannichfache Anregung und Belehrung bleiben.

Der Verfasser verzichtet von vornherein auf alle Präntenzen der eigentlichen Schule. Was er ist und will, mag er selbst sagen: „Wenn dem Verfasser schon von der Zeit an, als er mit der mittelalterlichen Literatur genauer bekannt geworden, die aus der Gralsage hervorgegangenen Dichtungen als herrliche Blüten nicht nur der deutschen Poesie, sondern auch des tief religiösen Sinnes des Mittelalters erschienen, sodas es ihm längst zu einem Lieblingsplane geworden war, der Gralsage einschlichere Studien zu widmen, so entzündete sich seine Vorliebe für dieselbe noch mehr an den Vorarbeiten für seinen „Wolfram von Eschenbach“ (ein Roman, der Referent unbekannt geblieben ist) und kam endlich der Entschluß in ihm zur Reife, die Gralsage eigens zu behandeln. Zwar verhehlte er sich die Schwierigkeiten nicht, welche der Ausführung dieses Plans sich entgegenstellten und welche wol auch bisher Männer wie Simrod, San-Marte, Bachmann, Pfeiffer, H. Holland u. a. abgehalten haben, die Gralsage als ein Ganzes zu bearbeiten und ihre Entwicklungsgeichte darzustellen; aber er suchte sich, um seinem innern Drange zu genügen, einen andern Weg. Wenn weber seine Kenntnisse ihn befähigten, noch die äußern Verhältnisse ihm gestatteten, über den Inhalt und die Entwicklung der Gralsage gründliche und umfassende wissenschaftliche Forschungen

anzustellen, so schien es ihm doch möglich, das Wichtigste aus ihrem und verwandter Sagen Inhalt zusammenzufassen, in den Geist derselben wenigstens annähernd einzubringen und das daraus Gewonnene für sich selbst wie für einen größeren Leserkreis zur geistigen Anregung, Belehrung und Erbauung zu benutzen. Von diesem Gesichtspunkte aus ging der Verfasser an die Arbeit. Er war dabei bemüht, die einzelnen Theile der Sage in einer gewissen geschichtlichen Ordnung aneinander zu reihen, dann ihren religiösen und sittlichen Sinn, endlich ihren Zusammenhang mit geschichtlichen Ereignissen und Zuständen oder mit andern Sagen darzustellen und damit zugleich eine Skizze der geistigen und Kunstentwicklung des 12. und 13. Jahrhunderts zu verbinden; vor allem aber lag ihm daran, die religiöse Seite in der Sage sowohl als in den Erläuterungen dazu hervorzuheben.

So erscheint ihm wie seinen katholischen Vorgängern seit Störres der gesammte Inhalt der Sage als eine poetische Umschreibung der christlichen Heilswahrheiten: „Der heilige Gral erscheint in der Sage da, wo sie von Joseph von Arimathäa und von Titarel redet, die Pracht seines Tempels und seines Schmahls schildert, als die kostbarste aller Reliquien und als der reichste Schatz der Erde. Denn um ihn webte das Geheimniß der Wandlung von Brod und Wein in Jesu Fleisch und Blut seinen lichtstrahlenden Schleier; in ihm sammelte sich, wie der Quell in einem Becken, die Blut des Blutes, das aus dem Born der heiligsten und größten Liebe, aus des Heilandes Herzen entsprang. Nie mehr wol ist jene Schüssel, in welcher das Dinerlamm gelegen, über welcher der Heiland das Brod der Eucharistie gebrochen, ober der Kelch, welcher den Wein zuerst und dann sein Blut in sich faßte, von irgendeinem Menschen Auge gesehen worden; kein Mensch hat den heiligen Gral jemals erblüht, und dennoch hat er die tiefinnigsten, phantastischvollsten und farbenreichsten Gedichte hervorgerufen, und die Dichtungen von ihm verknüpft ein inneres Band mit den größten und bedeutungsvollsten Sagen aller Völker, wie der Herr und König des Gral, Christus, der Mittelpunkt der Geschichte ist, auf den vor und nach ihm die Zeiger der Weltuhr weisen. Wie aber die heilige Eucharistie nicht bloß ein Geheimniß des Glaubens, sondern auch der Grundstein und Born des christlichen Lebens ist, so daß die höchste Tugend nur aus der innigsten Vereinigung mit Gott im allerheiligsten Altarsakrament erwachsen kann: so ist auch der Gral nicht bloß ein Symbol des größten Geheimnisses des Glaubens, sondern auch ein Bild des Heils, das der Mensch nicht durch den Glauben allein, sondern durch die Werke des Glaubens erringt. Darum geht er bald in der Sage von der Allthätigkeit, die er in der Hnt von Joseph von Arimathäa und von Titarel äußert, zur Forderung der Thätigkeit von Seite der Menschen über, gebietet und verbietet, lohnt und straft, will in Demuth errungen sein und verbirgt sich vor der Hoffsart. Da liegt Anfortas krank, weil er gesündigt hat, und das Erlösungswert wurde ja auch in einer Welt der Sünde und des Elends vollbracht. Nachdem in der Gralsage das Leiden des Anfortas geschildert ist, greift in sie die Geschichte von Parzival ein. Es schildert aber die Geschichte von Parzival nicht so fast die Heilsgeschichte der Menschen im allgemeinen, sondern ihrer wesentlich lehrhaften Natur gemäß greift sie vielmehr einen einzelnen Menschen heraus und zeigt an ihm die Wunder der göttlichen Gnade und Liebe. Es ist mir unbegreiflich, wie Protestanten aus der Gral- und Parzivalsage die Lehre der Reformation von der Rechtfertigung durch den Glauben allein ohne die Werke herausleiten können; jene Sage enthält vielmehr und umschreibt lebendig die katholische Lehre. Parzival ist allerdings der Lichtgemalte, Lichtfarbige — das ist er durch den Glauben, in dem er getauft und von der Mutter nothdürftig genug und kaum ausreichend von Wernemann unterrichtet ist; aber er ist auch der Zünber, der Verirrte, Befangene. Das Leben Parzival's im Walde in der Einsamkeit, im Verkehr mit der Natur sinnbildet recht treffend das Folge, selbstbewußte Hinträumen eines Menschen, der nur auf den Glauben sich verläßt und mit diesem allein sich gerechtfertigt hält. Da nimmt Gott den Menschen in Zucht und

Lehre und weist ihn, wie Parzival, auf die Bahn der That und der Buße. Unseres Helden Stolz wurde gedemüthigt durch die Schmach, die im Augenblick der höchsten Ehre ihm angethan wurde; dem Menschen wird die Lehre zu Theil, daß er das Heil nicht in der Taufe als Pathengeshenk, das ihm nicht mehr genommen werden kann, eingebunden erhält, sondern daß er es verdienen und erwerben muß durch Handeln und Leiden.“

Referent hat bisher vorzüglich den Autor sich in möglichster Ausführlichkeit aussprechen lassen, ohne ihn durch den Gegensatz des eigenen Standpunktes zu unterbrechen. Wenn auch entscheidend katholisch, ist er doch nirgends eigentlich besangen und fanatisch, und noch weniger in seiner Polemik gegen die protestantische Auffassung von der malicösen Bitterkeit erfüllt, die jetzt auf jener Seite so gewöhnlich ist, namentlich wenn sie sich als das Resultat einer gewissen gelehrten Bildung darstellen kann. Deshalb verdient er es auch, mit derselben achtungsvollen Schonung behandelt zu werden, mit der er uns entgegentritt. Zunächst erfordert es die wissenschaftliche Gerechtigkeit, ihm in manchen Punkten bedingte Zugeständnisse zu machen. Die Gralsage, insbesondere die in sie verwobene Parzivalsage, hat einen gewissen katholischen Kern. Wie könnte sie auch frei davon sein, da sie das Product einer specifisch-kirchlich gefärbten Richtung des Mittelalters ist? Es läßt sich auch hören, wenn dieser ihr religiöser Kern in derselben Weise dargelegt wird, wie es von unserm Gewährsmann geschieht. Die Stabilität des katholischen Bewußtseins verlangt es, daß, was dem 12. und 13. Jahrhundert katholischer oder kirchlicher Glaubensinhalt war, es auch dem 19. und jedem weitem sei. Aber eins soll wenigstens von unserer Seite hervorgehoben werden, da es sich begreifen läßt, daß ein so guter und so inniger Katholik wie der Verfasser es für sich selbst nicht wohl bemerken kann. Es ist ein großer Unterschied zwischen dem abstract-gedankenmäßigen Inhalt einer Sage und dem Bewußtsein der Menschen und der Zeit, in welcher sie entstanden ist. Zugegeben, daß sich aus der Gralsage die gesammte katholische Dogmatik so regelrecht und vollständig entwickeln ließe, wie sie in irgendeinem systematischen Handbuche steht, so ist damit noch nicht bewiesen, daß auch das Mittelalter oder concreter ihre Pfleger und Weiterbildner, also die namenlosen und benannten Dichter des Mittelalters sich dieses katholischen Gehalts in ihrem Stoffe bewußt worden wären. Dies bedürfte jedenfalls noch einer besondern Beweisführung, an die der Verfasser gar nicht gedacht hat und die nach unserer Meinung auch niemand so leicht liefern würde. Genauer betrachtet, handelt es sich zuletzt um den geistigen Kern in unserm deutschen Parzival oder in seinem Meister Wolfram von Eschenbach. Denn auf diesen bezieht sich unwillkürlich hier bei Lang und bei den andern, welche die Gralsage in neuerer Zeit zum Object ihrer Forschungen gemacht haben, alles, was scheinbar ganz allgemein der Gralsage gelten soll. Die vollendetste Fixirung in der Kunst übt naturnothwendig eine solche ausschließliche Anziehungskraft. Wolfram von Eschenbach soll also, daran hängt das Herz unsers gläubigen Darstellers, zu einem durchweg orthodoxen Katholiken gestempelt werden, und zwar nicht bloß zu einem, der im Jahre 1205 etwa im gewöhnlichen Leben, wo man es damit nicht eben so genau zu nehmen pflegte, dafür gelten durfte, sondern zu einem solchen, der auch in dem Jahrhunderte der subtilsten Kritik und vor dem Richterstuhl der gelehrten Rechtgläubigkeit mit Ehren bestehen könnte. Das ist unserer Ansicht nach eine so eigenthümliche Forderung, daß man sich wundern könnte, wie sie jemand ernstlich erheben kann, wenn man nicht bedächte, daß es eine Weltanschauung gibt, vor welcher die geschichtliche Entfaltung des geistigen Lebens, also auch des religiösen Bewußtseins als nicht vorhanden betrachtet wird, und daß der Verfasser durch Naturell und Bildung unter dem Banne dieser Weltanschauung steht.

Die Polemik gegen die protestantische Auffassung der Gralsage oder richtiger des Wolfram'schen Parzival zeigt, daß der Verfasser da, wo ihm seine eigenen Voraussetzungen nicht die Augen verschließen, das Richtige wol zu sehen versteht. Es ist

jedenfalls noch weniger mit der geschichtlichen Wahrheit zu vereinbaren, wenn man, wie noch in der neuesten Zeit von einem der gründlichsten und verdienstlichsten Kenner Wolfram's, *Sau-Marte*, geschehen ist, womöglich alle protestantischen Haupt- und Kernlehren in diesem so ganz innerhalb des mittelalterlichen Geisteslebens befangenen Dichter finden will, der gerade darin, daß er so durch und durch mittelalterlich ist, seine eigentliche Kraft und Größe besitzt. So wohlgemeint auch solche Versuche zu seiner Annäherung oder Einführung in die Gegenwart oder in einen bestimmten Kreis der Gegenwart sein mögen, so wenig befriedigen sie doch. Im Gegentheil zerstören sie nach unserer Ansicht gerade das eigenthümlich Wirksame an jener ein für allemal und fremdartigen Erscheinung, die eben nur in ihrer Fremdartigkeit begriffen und genossen sein will.

Heinrich Rückert.

Notizen.

Für Julius Moser.

Brug's „Deutsches Museum“ bringt in Nr. 11 ein schönes Gedicht von Ferdinand Freiligrath in London unter der Ueberschrift „Für Julius Moser. Eine Stimme aus dem Exil“. Die Veranlassung hierzu war, daß der obdenburger Turnverein sich an den leider noch immer im Exil lebenden deutschen Dichter mit der Bitte wandte, unter den dortigen Deutschen Subscribenten für eine projectirte Gesamtausgabe des nun schon seit so vielen Jahren schwer leidenden Dichtergenossen Julius Moser in Obdenburg zu sammeln. „Mit jenem patriotischen Eifer und jener neidlosen Anerkennung fremden Verdienstes, die Freiligrath von jeher ausgezeichnet haben“, bemerkt Brug, „hat derselbe diesem Ersuchen entsprochen; ein von ihm verfaßtes Gedicht (eben das im „Deutschen Museum“ veröffentlichte) hat dabei als Einleitung gedient und zwar sind seine Bemühungen, wie Freiligrath selbst uns mittheilt, von solchem Erfolge gewesen, daß gleich in der ersten Woche mehr als 120 Exemplare gezeichnet worden sind.“ Aus der warmen Fürbitte, die Brug selbst für Moser eingelegt und dem Freiligrath'schen Gedicht vorangestellt hat, entnehmen wir über die projectirte Gesamtausgabe der Moser'schen Werke folgendes Thatsächliche: „Die beabsichtigte Gesamtausgabe wird in zwölf Bänden erscheinen. Der erste Band wird die vermischten Gedichte, der zweite die beiden größern Dichtungen „*Adasver*“ und „*Ritter Bahn*“ enthalten. Die drei folgenden werden die dramatischen Arbeiten des Dichters umfassen, also namentlich „*Otto III.*“ (bisher ungedruckt), „*Kienzi*“, „*Die Bräute von Florenz*“, „*Heinrich der Finkler*“, „*Wendelin und Helena*“, „*Herzog Bernhard von Weismar*“, „*Der Sohn des Fürsten*“, „*Von Juan von Oesterreich*“ (ebenfalls noch ungedruckt). Band 6—11 werden die erzählenden Dichtungen des Verfassers enthalten, darunter die 1846 erschienenen „*Bilder im Moose*“, den zweibändigen Roman „*Der Congress von Verona*“, die Novelle „*Georg Venlot*“ und bisher noch ungedruckte „*Erinnerungen*“. Der zwölfte und letzte Band wird ein ebenfalls noch nicht veröffentlichtes dramatisches Fragment „*Oliver Cromwell*“ (ein Bruchstück davon steht im „Deutschen Museum“, I, 64 fg.), „*Vermischte Aufsätze*“ und „*Neuere Gedichte*“ bringen. Die Ausgabe wird in ungefähr 40 Lieferungen zu je 4 Sgr. erfolgen.“ An einer andern Stelle seines Aufrufs bemerkt Brug sehr mit Recht: „Das persönliche Verhältniß, das zwischen unsern Dichtern und dem Publikum obwaltet, ist von jeher nur ein sehr trübes und oberflächliches gewesen; eine berühmte Tänzerin, eine Sängerin, ein Schauspieler oder vielmehr gar ein berühmter Trapezspringer — ah gehorsamer Diener, um die kümmert sich jeder bei uns, von denen weiß alle Welt zu erzählen und mit pünktlicher Genauigkeit notiren die Zeitungen Tag für Tag und Monat für Monat, wo jener Weinschwenker und diese Trillererschlägerin sich befinden, was sie thun und treiben und wie es mit der kostbaren Gesundheit steht. Dagegen was ein Dichter ist, ein deutscher Dichter, o natürlich, um dessen Leben und Treiben kümmert sich niemand bei uns,

der hat ja seine Bücher, die für ihn Zeugnis geben, will er aber mit aller Gewalt, daß die Welt von ihm spricht, nun wohl, so lege er sich hin und sterbe, das ist für die Mehrzahl unserer Poeten die einzige Art, wie die Mitwelt erfährt, daß sie überhaupt jemals gelebt haben.“ Aber fragen denn unsere Dichter selbst viel danach, ob einer ihrer Dichtergenossen eine traurige Existenz habe oder nicht? Wenn sich einer von ihnen um das Los eines Dichtergenossen wirklich kümmert, so geschieht dies meist in wenig wohlwollendem Sinne und in der Absicht, sein „*Leben und Treiben*“ zu verächtlichen und seine Hervorbringungen zu bemäkeln — es sei denn, daß der Betreffende durch schwere Krankheit oder den Tod inactiv geworden.

Goethe über Künstler- und Dichtervergleiche.

Bekannt und oft citirt ist der von Goethe in Bezug auf die lästige Frage, ob er oder Schiller der Größere sei, gethane Ausspruch, daß die Deutschen sich doch, statt sich hierüber zu streiten, glücklich schätzen sollten, zwei solche „*Kette*“ zu besitzen. Viel weniger bekannt oder angeführt sind einige Aussprüche Goethe's, welche diesen Satz näher motiviren und außerdem besonders deshalb merkwürdig erscheinen, weil sie in eine Zeit fallen, wo die Frage über das Größenverhältniß Goethe's und Schiller's wol schwerlich im Vordergrund stand. Goethe befand sich im Sommer 1787 zu Rom in einer Gesellschaft des Grafen Fries, wo er auch „*eine Art Literatoren*“ kennen lernte, „*wie sie hier in Abbe-Tracht herumwandern*“. Nachdem Goethe bemerkt, daß mit diesen „*sein angenehmes Gespräch*“ gewesen, fährt er fort: „*Raum hatte man von nationaler Dichtung zu sprechen angefangen, und sich über ein und andern Punkt zu belehren gesucht, so mußte man unmittelbar und ohne weiteres die Frage vernehmen: ob man Ariost oder Tasso, welchen von beiden man für den größten Dichter halte?*“ Antwortete man: Gott und der Natur sei zu danken, daß sie zwei solche vorzügliche Männer einer Nation gegönnt, deren jeder uns, nach Zeit und Umständen, nach Tagen und Empfindungen die herrlichsten Augenblicke verliehen, uns beruhigt und entzückt — dies vernünftige Wort ließ niemand gelten. Nun wurde derjenige, für den man sich entschieden hatte, hoch und höher gehoben, der andere tief und tiefer dagegen herabgesetzt. Die ersten male suchte ich die Vertheidigung des Herabgesetzten zu übernehmen und seine Vorzüge geltend zu machen; dies aber verfiel nicht, man hatte Partei ergriffen und blieb auf seinem Sinne. Da nun ebenbasselbe immer fort und fort sich wiederholte, und mir zu ernst war, um dialektisch über verglichen zu controvertiren, so vermied ich ein solches Gespräch, besonders da ich merkte, daß es nur Phrasen waren, die man ohne eigentliches Interesse an dem Gegenstande zu finden, aussprach und behauptete. . . . Beide war die Unterhaltung mit Künstlern und Kunstfreunden nicht erbaulicher. Man verzieh jedoch endlich andern den Fehler, den man an sich bekennen mußte. Bald war es Rafael, bald Michel Angelo, dem man den Vorzug gab, woraus denn am Schluß hervorging: der Mensch sei ein so beschränktes Wesen, daß, wenn sein Geist sich auch dem Großen geöffnet habe, er doch niemals die Großheiten verschiedener Art ebenmäßig zu würdigen und anzuerkennen Fähigkeit erlange.“ Noch etwas später, im August beklagt er sich abermals, daß es Noth geworden sei, darüber zu streiten, ob Michel Angelo oder Rafael größer sei, und bemerkt dann: „*Es ist so schwer, ein großes Talent zu fassen, geschweige denn zwei zugleich. Wir erleichtern uns dies durch Parteilichkeit; deshalb denn die Schätzung von Künstlern und Schriftstellern immer schwankt, und einer oder der andere immer den Tag beherrscht.*“ Ist es nicht, als ob Goethe schon damals inständig vorausgesehen und vorausgewußt habe, daß die Herrschaft in der Tagesmeinung Deutschlands zwischen ihm und Schiller wechseln werde? Daß in ruhigen, der harmonischen Ausbildung des innern Menschen und der Contemplation günstigen Zeiten er, in den Tagen politischer Gärung Schiller's Scepter führen und die Tagesparole geben werde? Ist es nicht

aber zugleich, als ob er es schon im Jahre 1787 für nöthig gehalten habe, gegen die Gedankenlosigkeit oder tendenziöse Parteilichkeit, von der sich dabei die Menschen meistens leiten lassen, entschiedenen Protest einzulegen?
H. M.

Bibliographie.

- Bertram, D., Geschichte der Gankneischen Bibelanstalt in Halle. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 10 Ngr.
- Brandes, G. R., Ausflug nach Mehabia, Konstantinopel, Brussa und der Städte von Ilium im Sommer 1862. Mit 1 Uebersichtskarte von Konstantinopel und einem Auszug aus dem Koran. Lemgo u. Detmold, Meyer. Gr. 8. 10 Ngr.
- Breitenstein, J., Der Her Cezli. Ein Idyll aus Basel und dem Baselpbiet in alemannischer Mundart. Basel, Georg. Gr. 8. 24 Ngr.
- Buchwald, G. F., Enthüllungen aus dem Criminalleben. 1ter Theil. Authentische Aufzeichnungen und Erzählungen von unschuldig Verurtheilten. Leipzig, Wiffersob. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.
- Burkhardt, G. A. G., Die Gefangenschaft Johann Friedrichs des Großmüthigen und das Schloß zur „Fröhlichen Wiederkehr.“ Meist nach archivalischen Quellen. Nebst 1 Abbildung. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 12 Ngr.
- Glöckel, R. R. A., Erinnerungen an die Kriegsbrangsale der Stadt Orlitz im Jahre 1813. Nebst Anhang. Orlitz, Amer. Gr. 8. 8 Ngr.
- Jahn, D., Ludwig Uhland. Vortrag gehalten bei der Uhlandfeier in Bonn am 11. Februar 1863. Mit literarhistorischen Beilagen. Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr.
- Klencke, G., Die Bauleute zu Köln oder deutsche Kunst und Kunst. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 8. 3 Thlr.
- Levitschnigg, G. Ritter v., Der Gang zum Giftbaum. Roman. Zwei Bände. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1862. Gr. 8. 2 Thlr.
- Lübke, W., Geschichte der Plastik von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Mit Illustrationen. 1ste Hälfte. Leipzig, Seemann. Lex.-8. 3 Thlr.
- Opel, J. D., Onno Klopp und die Geschichte des 30jährigen Krieges. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1862. Gr. 8. 15 Ngr.
- Ortenburg, H. v., Krone und Schwert. Biographische Skizzen der deutschen Fürsten Rudolph von Anhalt, Ludwig von Baden, Max Emanuel von Bayern etc. berühmt als Heerführer Oesterreichs. Prag, Credner. Lex.-8. 20 Ngr.
- Dreier für Buchhändler. Mit Salz, Pfeffer, Essig oder Senf zu verspeisen im Jahre 1863. Herausgegeben am 16. März, Morgens 10 Uhr 5 Minuten. Leipzig, Wengler. 16. 7½ Ngr.
- Pelto, G. F., Erinnerungen an einen Verschollenen. Aufzeichnungen und Briefe von und über Eduard Vogel. Leipzig, Weber. Gr. 8. 1 Thlr.
- Püttig, G. zu, Der Aufruf an mein Volk. Historisches Zeitbild. Auffst von J. B. Andri. Zur Gedächtnisfeier des 17. März 1813. Berlin, Voetischer. Gr. 8. 5 Ngr.
- Raimund, G., Durch zwei Menschenalter. Novelle. Drei Bände. Hannover, G. Rümpler. Gr. 8. 3 Thlr.
- Rasch, G., Das Schwert Italiens. Lebensskizze des Generals Josef Garibaldi. 1te Lieferung. Leipzig, Rein. Lex.-8. 3 Ngr.
- Reinckens, J., Sonderlich und Mife. Episches Gedicht. Bonn, Henry. Gr. 16. 1 Thlr.
- Roeber, G. W., Der Dichter Joh. Gaudenz von Salis-Erevis. Ein Lebensbild als Festgabe am Seculartage seiner Geburt. St. Gallen, Haber u. Comp. 16. 9 Ngr.
- Schober, G., Erinnerungen an Preußens ostasiatische Expedition in den Jahren 1859, 1860 und 1862, mit

insonderer Berücksichtigung Sr. Maj. Segelfregatte „Thetis“. Eine Reisebeschreibung in Versen. Mit Zeichnungen von v. Wittowski. Danzig, Rafemann. Lex.-8. 24 Ngr.

Schüding, L., Eine Actiengesellschaft. Erzählung. Drei Bände. Hannover, G. Rümpler. Gr. 8. 3 Thlr.

Selbst-Photographien von Zeitgenossen mit oder ohne Titel, Rang und Würden. Humoristisch-physiologische Reise- und Hauslectüre. Von J. F. Leipzig, Wengler. 16. 10 Ngr.

Stahl, Die gegenwärtigen Parteien in Staat und Kirche. 29 akademische Vorlesungen. Berlin, Herz. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die Stiftungen August Hermann Francke's in Halle. Festschrift zur zweiten Secularfeier seines Geburtstages herausgegeben von dem Directorium der Franckeschen Stiftungen. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Thünen, A. G. v., Lese Blätter. Dichtungen. Leipzig, Rein. 16. 20 Ngr.

Wiener, G., Die Grundzüge der Weltordnung. Leipzig, G. J. Winter. Gr. 8. 4 Thlr.

Winterfeld, A. v., Der Lieutenant Falkass und wie es ihm bei den Damen erging. Soldaten-Humoreske. Berlin, Gerschel. Gr. 16. 15 Ngr.

Wislicenus, H., Die Symbolik von Sonne und Tag in der germanischen Mythologie. Mit Beziehung auf die allgemeine Mythologie. Zürich, Kiesling. Gr. 8. 15 Ngr.

Wurtemberg, J. F., Geschichte der alten Landschaft Bern. Zwei Bände. Bern, Delp. 1862. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Ngr.

Züge aus dem Leben von Richard Weaver. Mit Porträt. Göttingen, Haffel. 12. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

1813. Aufrichtige Geschichte des Befreiungsjahres. 1ste Lieferung. Berlin, F. Schneider. Gr. 8. 10 Ngr.

Carl Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen. Lebensbild eines gerechten und weisen Fürsten, von dem Verfasser der Biographie des Fürsten Anton Aloys. Zur Erinnerung an den 11. März 1853. Sigmaringen, Kiehn. Gr. 8. 6 Ngr.

Francke, A. G., Vier Briefe, zur 2ten Secularfeier seines Geburtstages herausgegeben von G. Kramer. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 10 Ngr.

Knauth, F., Drangsale und Leiden der Stadt Halle und des Saalkreises während des 7jährigen Krieges. Gleichzeitigen Aufzeichnungen nachgezählt und als Festgabe zur Jahrhundertfeier des Hubertsburger Friedensschlusses dargeboten. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 7½ Ngr.

Montalembert, Graf v., Der polnische Aufstand. Mit Genehmigung des Verfassers nach der 2ten Ausgabe übersetzt von G. Winter. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 7½ Ngr.

Orlich, W. v., Zur Jubel-Feier am 17. März 1863. Ein Blick in die Vergangenheit Preußens zur gewissenhaften Wahrnehmung der Gegenwart. Charlottenburg. Gr. 8. 2 Ngr.

Schwebemeyer, R., Ueber die politische Vorbedingung zum historischen National-Drama. Ein Vortrag gehalten am 18. Februar c. im Concertsaale des Königl. Schauspielhauses. Berlin, Springer. Gr. 8. 6 Ngr.

Stein, G. v., Johann Georg Hamann. Vortrag, gehalten zu Schwerin am 6. Januar 1863. Schwerin, Stiller. Gr. 8. 5 Ngr.

Stichling, G. L., Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar. Eine Gedächtnisrede in der Freimaurerloge Amalia zu Weimar gehalten. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 10 Ngr.

— Ludwig Preller. Eine Gedächtnisrede in der Freimaurerloge Amalia zu Weimar gehalten. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 4 Ngr.

Würfel, A., Das Leben und Wirken der heiligen Euphrosyne von Syrien und Method. Herausgegeben zur 1000jährigen Jubelfeier. Prag, Credner. Gr. 8. 4 Ngr.

Anzeigen.

Neuere Reiseberichte

aus dem Verlag von F. A. Brochhaus in Leipzig.

Avé-Tallemant, Robert. Reise durch Süd-Brasilien im Jahre 1858. Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr. 10 Ngr.

— Reise durch Nord-Brasilien im Jahre 1859. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 24 Ngr.

Bremer, Frederike. Die Heimat in der Neuen Welt. Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba. Neun Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 8. Geh. 3 Thlr. 18 Ngr.

— Leben in der Alten Welt. Tagebuch während eines vierjährigen Aufenthalts im Süden und im Orient. Erster bis zwölfter Theil. 8. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Gregorovius, Ferdinand. Figuren. Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

— Siciliana. Wanderungen in Neapel und Sicilien. 8. Geh. 2 Thlr.

Armer, Alfred von. Aegypten. Forschungen über Land und Volk während eines zehnjährigen Aufenthalts. Mit einer Karte von Aegypten. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Reise nach Island im Jahre 1860. Von William Preyer und Ferdinand Zirkel. Mit wissenschaftlichen Anhängen. Nebst Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Schlagintweit, Hermann, Adolphe, and Robert de. Results of a scientific Mission to India and High Asia, undertaken between the Years MDCCCLIV and MDCCCLVIII, by order of the Court of Directors of the Honourable East India Company. With an Atlas of Panoramas. Views and Maps. Vol. I.: Astronomical and Magnetic Observations. Vol. II.: Hypsometry. Jeder Band Text in Quart nebst einer Lieferung des Atlas in Folio 26 Thlr. 20 Ngr.

Eisendorff, Constantin. Aus dem heiligen Lande. Mit fünf Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Tafel. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brochhaus in Leipzig.

Für Krisis in Ungarn.

Einziges Mittel

zur Lösung auf verfassungsmäßigem Wege.

Von einem Unbefangenen.

8. Geh. 8 Ngr.

Diese Broschüre enthält einen neuen überraschenden Vorschlag zur Lösung der ungarisch-österreichischen Frage und verdient deshalb besonders bei dem gegenwärtigen zur Entscheidung drängenden Stande derselben von allen sich dafür Interessirenden gelesen zu werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brochhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brochhaus in Leipzig.

Verlag von F. A. Brochhaus in Leipzig.

Leichtfaßliche Anleitung zum Feldmessen und Niveliren

mit den einfachsten Hülfsmitteln.

Für Forst- und Landwirthe, Bautechniker, forst- und landwirthschaftliche Anstalten, Gewerbe-, Bürger- und Realschulen bearbeitet von Jacob Henß.

Mit 52 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 15 Ngr.

Dieses Werkchen will diejenigen, welche weitergehender mathematischer Kenntnisse entbehren, auf eine leicht verständliche Weise anleiten, ein gegebenes Terrain zu vermessen, zu nivelliren und zu kartiren, die Flächen zu berechnen und zu theilen, Erdarbeiten nach vorausgegangener Berechnung auszuführen u. s. w. und dies alles mit den einfachsten, wohlfeilsten und leicht zu behandelnden Instrumenten.

Von demselben Verfasser erschien in gleichem Verlage:

Lehrbuch der Geodäsie. Nach dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft für Feldmesser, Militärs und Architekten bearbeitet. Mit ungefähr 500 in den Text eingedruckten Figuren in Holzschnitt. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brochhaus in Leipzig.

König Ral und sein Weib.

Indische Sage. Deutsch metrisch bearbeitet von Edmund Tobedanz.

Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Der bereits rühmlichst bekannte Uebersetzer von Kalidasa's „Sakuntala“ und „Urvashi“ bietet hier eine Nachdichtung der reizenden Sage von Ral und Damajanti, die namentlich auch alle Freunde der trefflichen Rückert'schen Uebersetzung lebhaft interessieren wird. Die Prinzessin von Wales hat die Widmung des Gedichts als poetische Hochzeitsgabe angenommen.

In demselben Verlage erschien:

Sakuntala. Indisches Schauspiel von Kalidasa. Deutsch metrisch bearbeitet von Edmund Tobedanz. Zweite Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Urvashi. Indisches Schauspiel von Kalidasa. Deutsch metrisch bearbeitet von Edmund Tobedanz. Miniatur-Ausgabe. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

Verlag von F. A. Brochhaus in Leipzig.

Es erschien das fünfte Bändchen von **Karl Gustow's Zauberer von Rom.**

Auf diese in kurzen Zwischenräumen ausgegebene, aus 18 Bändchen (à 10 Ngr.) bestehende neue, vollständig umgearbeitete Auflage des allgemein anerkannten Werks werden noch in allen Buchhandlungen Bestellungen angenommen und den neu hinzutretenden Interessenten sofort die bereits erschienenen Bändchen 1–4 nachgeliefert.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 17. —

23. April 1863.

Inhalt: *Wilhelmine Schröder-Devrient.* Von M. G. Kelling. — Karl Grün über Italien. — Zur Unterhaltungsliteratur. — Französische Literaturgeschichte unter dem zweiten Kaiserthum. — Poetische Uebersetzungen. Von Wilhelm Andree. — Notiz. (Deutsche Bühnenschauspieler in den skandinavischen Ländern.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Wilhelmine Schröder-Devrient.

1. *Wilhelmine Schröder-Devrient.* Ein Beitrag zur Geschichte des musikalischen Dramas. Von Alfred Freiherrn von Wolzogen. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. *Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient.* Von Claire von Glümer. Mit Portrait in Stahlstich und lithographirtem Facsimile. Leipzig, Barth. 1862. 8. 1 Thlr.

Wenn Schiller im Prolog zum „Wallenstein“ sagt:

Dem Mimen fließt die Nachwelt keine Kränze

so sagt derselbe Dichter nur ein paar Zellen später:

... vor den Besten seiner Zeit genug

Weihen, der hat gelebt für alle Zeiten.

Es möchte scheinen, als ob das Urtat dieser berühmten Werke kein besonders glückliches sei, wo wir eben zwei das Andenken einer bereits verstorbenen Bühnenkünstlerin feiernde Werke zu besprechen haben. Gerade um allen drängt sich das Gefühl auf, wie die Werke doch auch hier gelten. Denn das ist noch die Welt der Abgeschiedenen, welche durch Claire von Glümer und Alfred von Wolzogen diese Kränze flocht. Nur wer die Schröder-Devrient nicht mehr gehört und gesehen, zählt im vollen Sinne des Wortes zu ihrer Nachwelt und in dieser Lage befindet sich der Berichterstatter. Was kann er noch thun, um dem Genius der Verstorbenen nur einigermaßen gerecht zu werden? Nichts, als das wohlverbürgte Wort: „Sie hat den Besten ihrer Zeit genug gethan“, ehrfurchtsvoll aufnehmen und gläubig weitergeben! Solch ein dürftiger Zoll historischer Treue und Gerechtigkeit gleicht den Kränzen nicht mehr, welche der großen Künstlerin einst auf die Bühne zuflogen; er gleicht ihnen so wenig als die Wirkung eines literarischen Berichtes von ihren Leistungen die Wirkung ihrer Leistungen selbst vertreten kann. Die Künstler aller andern Gattungen, die Gelehrten jeder Art hinterlassen uns die Zeugnisse ihrer Bedeutsamkeit zu immer neuer unmittelbarer Uebersetzung; Staatsmänner und Felden graben der Welt Spuren ihrer Kraft ein, die sich von einem klaren Auge noch nach Jahrtausenden trotz aller späteren Uebersetzungen erkennen lassen. Vom Bühnenkünstler allein soll nur die Sage, der Name, seiner Größe bleiben, und

Name ist Schall und Rauch
Unnabelnd Himmelsglut.

Doch wenn und auch kein schriftliches Zeugnis den seelenvollen Klang einer Stimme, die Gewalt des Spiels, den Adel der Erscheinung, die Schönheit der Bewegungen mehr versinnlichen kann, sollte nicht ein Besseres, ein Deutlicheres in dem Zustande der durch Taut und Geberde ausgeübten Kunst verbleiben? Auch der Commandoruf des Feldherrn verhallt, auch die Schreie der Krieger verschwinden hin wie die Blätter im Herbst, wahr, was er gethan, nicht Schein, es nicht gewiß, daß Meisterin wie die Schröder-Devrient in der Höhe ihrer maligem Zustande nie mehr einmal müsse gestiftet haben?

Es scheint gewiß und i wir es heute mit der Frage auf die Schröder-Devrient ei den Nachkommen Antwort gel belben vorliegenden Biograph die große dramatische Sän etwas Bleibendes gethan zu glaubte, nachdem sie erst n abgetreten war. Sie schrieb

Jetzt blide ich manchmal künstlerisches Wirken zurück, der Ziel entfernt, so war ich doch Etwa vorans. Doch das ist: von der Wirkzahl längst verges sen, und das Mittelmaßige, das jetzt in meiner Kunst geklärt wird, genügt vollkommen. Ich spreche das oben Gesagte nicht ohne Schmerz aus, denn ich hatte gehofft für länger als einen flüchtigen Augenblick gestrebt zu haben. Doch das ist das traurige Los des Mimen, daß, einmal aus dem Kreis des Wirkens herausgetreten, seine Spur nur allzu schnell verweht wird! (Claire von Glümer, S. 212.)

Und 1865 an einen andern Freund:

Ich habe im vorigen Winter oft mit klutendem Herzen im Theater gesehen. ... Man hat es ihnen doch vorgemacht, wie kommt es denn, daß sich auch nicht eine leise Andeutung über tragen hat von dem, was ich vor dem ganzen Olymp veranwortet worden konnte? Das Publikum, was mich doch noch gesehen und gehört hat, jubelte und schrie, mehr als es jemals bisher

gethan. Da rollte mir wol eine stille Thräne über die Wangen und leise senkend rief ich aus: Unkun, du siehst und ich muß untergehen! Es gibt wol kein schmerzlicheres Gefühl als das — umsonst geliebt zu haben. Aber ist nicht jetzt die ganze Welt ein großes Karrenhaus? Wohin man sieht ist an die Stelle der göttlichen Vernunft ein Irrbild getreten. Wahrheit und Natur hat verschlungen, was Alles aus der das Leben Kunst, und was ein Joch, welches angedrückt wird. — ein voller Scheitel, gleichviel durch welche Mittel er erfüllt wird. Zum größten Theile sind die Künstler der Zeitzeit Geschler außer der Bahn, wie auf derselben — und wo im Leben keine Wahrheit ist, da ist sie auch nicht in der Kunst. (Claire von Clämer, S. 231 fg.)

• **Erst nach dem 1859 an Elise Postle:**

Sie glauben nicht, wie wohl es mir thut, wenn ich ein-
mal wieder von einer Menschenfeste höre, daß meine Klänge in
ihr kitzgehalten haben, denn oft kommt es mir vor, als hätte
ich ganz umsonst gelebt. Was lassen sich die Leute jetzt für ein
Gaukelspiel gefallen und zwar in denselben Rollen, in denen ich
ihnen mein Herzblut hingefungen habe. Wie traurig ist des
Rimes Los! Wie sollen und können ja hauptsächlich nur auf
die Massen wirken, vermögen aber keine tiefen Spuren einzur-
drücken, als leichter Sand sie aufnimmt. Ein Windhauch trau-
ret darüber hin und alles ist verweht und vergessen! Diese Er-
fahrung mache ich jetzt hier an denselben Publikum, das, was
ich zu schaffen vermochte, unmittelbar von mir empfangen. Mein
armes heißes Herz blutet dabei und hätte sich fast verblutet. Ja,
das heiße Herz gehet eben so zu. Sie nennen so ein Herz
eine Segnung des Himmels — wüßten Sie, theure Frau, wie
es mir im Leben zum Fluch geworden ist! Man steht mit einem
heißen Herzen so gar allein, denn wer versteht es, sich an seiner
Glut zu erwärmen und spürt nicht vor der Gefahr jäh, sich
daran zu verbrennen? ... (Uaire von Wämer, S. 244 fg.)

Nicht sowohl zum Blicke der darin enthaltenen Anschauungen, als vielmehr zur Probe einer in jedem Falle bewundernswerthen Ausdrucksweise theilen wir diese Stellen aus dem brieflichen Nachlasse der Schröder-Direktin

Wodurch sich ihr Geist auch äußerte, äußerte er sich bedeutend, und das ist des Inhalts der obigen schwermüthliche Schröder = Devrient doch auf eine bloße Erhaltung des Namens hin; was alles, was von ihr und über sie, und den nie zu erkündelnden Einacht; das Wenig aber und seine Schönergehen. Auf jeder Seite der vor sich setzen wir es, hier handelt es sich überes, als bloß um eine wunderbarein, um eine wohlgeschulte Actrice.

war eine kräftigste Primadonna; in der Schröder-Darstellung besaß die Welt, besaß die Kunst ein Original, wie sie dann und wann den Glendrian der Mittelmaßigkeit unterbrechen müssen, eine schöpferische Urfrau, wie sie überall zur Erschließung neuer Bahnen gehören, wenn die alten ausgetreten sind.

Welch eine Frau muß doch gewesen sein, rufen wir bei jedem Tagebuchsblatt, bei jedem Briefe, bei jeder Anecdote, bei jeder Schilderung, die wir von ihr lesen. Welche Fülle der Kraft, welche Tiefe des Empfangnisses, welche Ausgiebigkeit der Talente, welche Wucht des Falls und welche Sicherheit der Erhebung bewies sie in der Kunst, sich im Leben! Wir möchten sie „eine ganze Frau“

nennen, wenn wir uns nicht erinnern, daß Schopenhauer ihr Geschlecht als das unästhetische angesehen hat, und wenn wir nicht bei Claire von Glümer lesen müßten, daß eine der Ausgezeichnetsten des Geschlechts selbst, die Rachel, die bitterböse Ursache unterließ, indem sie das Geschick der Schriftstellers bezeugt, ihre Bescheidenheit zu machen, mit den Worten abschloß, „daß sie Männerbesuche sehr gern empfangen, daß sie sich aber auf Frauenbesuchen und Frauenbewunderung nicht das Beste ringen mache“. (Claire von Glümer, S. 132 fg.) Drücken wir also unsere Bewunderung der genialen Frau unweiliger dadurch aus, daß wir sie „einem ganzen Geschlecht“ nennen.

Lebensphilosophisch gab sie sich als solchen im Leben, daher ihre Niederlagen; begeistert gab sie sich als solchen in der Kunst, daher ihre Triumphe. Das ist es, was wir aus alten Erzählungen über die Schreiber-Dreierin herausgehört und was wir aus neuerer wieder aus den vorliegenden Schriften herausgelesen haben, obgleich die Verfasser dieser beiden letztern und auf sehr verschiedenem Wege zu ungefähr demselben Resultate führen, auf so verschiednen in der That, daß es dem Leser unterwegs oft scheint, als müßten sich die Ziele der beiden diametral entgegengesetzt sein.

Aber Alfred von Wolzogen hat wie Claire von Gülmers des Schröder-Debriant ein Ehrenzeichen setzen wollen, und der Unterschied im Charakter rührt nur daher, daß die Dame als Künstlerin zu Werke gegangen ist, wo Wolzogen als Kunstgelehrter verfuhr. Er kritisiert überall wo Claire von Gülmers idealisirt, und um seine trocknen gleich wohlwollenden Absicht ins Belle zu stellen, dürfen wir nur die Schlussbetrachtung seines Buchs hervorheben. Er entläßt die Leser mit den Worten:

Rüden die fernem Nachkommen über den stillosen Charakter der außerordentlichen Frau ein noch schärferes Gewicht zu halten genügt sein, als es die von ihrer Kunst entzohenen Mitlebenden zu häufig schon gethan haben; mag die Welt es ihr auch in aller Ewigkeit nicht vergeben können, daß sie sich vor dem Urtheil derselben niemals gefürchtet, allezeit ohne den mildesten Schonung, Vorzicht und Zurückhaltung allein nur ihrem eigenen Eingebung gefolgt ist; dennoch wird sich nie in Ewigkeit lassen, daß sie zu den großen Trauralungen gehört von denen die Geschichte zu berichten weiß. Daß sie neben den vielen glänzenden Vorzügen ihrer hohen Vergabung, neben ihrer gewaltigen schöpferischen Kraft, ihrem durchdringenden Verstand und warmen Felsen auch alle Fehler des Genies an sich tragen mochte, versteht sich von selbst; ihre Kunst aber kam diese Fehler, Extravaganzen und selbstigen Schwächen einer übermächtigen Natur in mehr als einem Fall sehr zu Ratte gekommen; denn wenn es vielleicht nie eine Künstlerin gegeben hat die so nächststiles wie ihr jede Schranke niederriß, welche als ein Hemmnis für die freie Entfaltung ihres künstlerischen Willens und Schaffens ansehen zu müssen glaubte, so ist doch auch niemals eine Künstlerin gewesen, die so wie sie den ganzen Menschen an die Ausübung ihrer Kunst gesetzt und darnach Wirkungen erzielt hat, die sich dem Gewaltigsten, was auf der Erde des Operndramas überhaupt jemals gekostet worden sollte ebenbürtig zu Seite stellen können, und deren Unabwendigkeit klaren wird, solange noch ein Bruch davon auf der Erde ist. Sie auch den nachsommenden Geschlechtern als lehrreiche historische Uebellehrung gegenwärtig zu erhalten, das mag diese Schrift das Ihrige beitragen!

Nun aber, aufrichtig gestanden, dazu, nämlich irgend-
was von der Schröder-Devrient der Nachwelt zu er-
halten, scheint uns Wolzogen's Schrift doch übel ange-
rathen. Ja wir fürchten, daß die Nachwelt, wenn ihr
je keine Kunde von der Schröder-Devrient erhalten
bliebe als diese Schrift, kaum begreifen würde, warum
ihr auch nur diese erhalten sei. Und zwar deshalb,
weil Wolzogen die Größe seiner Heldin wol nennt und
bekannt, ihre Kleinheit aber eigentlich ausführt. So
wenigstens scheint es an hundert Stellen immer und immer
wider; die Mergelstein an ihren Erfolgen nehmen den
begehrtesten Platz ein und auf die Zweifel an ihrem
Werthe fällt, man möchte es schmerzen, im allgemeinen
des Uebergewichts.

Doch schon von Wolzogen selbst existirt zum Glück
noch eine andere Auslassung über die Schröder-Devrient,
ein sehr wohlgeschriebener Artikel in dem vortrefflichen
Sammelwerke „Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-
Lexikon“ (Heft 62), der in gedrängtester Form ungefäh-
rerseits den Stoff verarbeitet, als das separat erschienene
größere Werk. Einiges Material war dem Verfasser für
das letztere allerdings noch neu hinzugekommen, jedoch
schon jener Aufsatz ließ fleißige Benützung der Quel-
len (worunter Gläse von Glämer's „Erinnerungen“
man die erste Stelle einnehmen) sonst keineswegs ver-
missen. Und was ihm in unsern Augen sehr zugute
kommt, er hatte weniger Raum für eine Kritik, die, so-
wie ihr das breitere Feld eines besondern Wachs einge-
räumt war, zur Polemik gegen die ganze moderne Rich-
tung des deutschen Gesangs nicht nur, auch der neuern
deutschen Musik ausartete und wie uns dünkt über ihr
eigentliches Ziel weit hinausrannte.

Vielleicht indeß ist der Verfasser für diese kritischen
Auslassungen schon dadurch genügend entschuldigt, ja
gerechtfertigt, daß er sein Buch als einen „Beitrag zur
Geschichte des musikalischen Dramas“ gegeben hat. Sei
dem wie ihm wolle, der Eindruck, den wir von seiner
größten Arbeit zuletzt hinwegnehmen, bleibt ein peinlicher,
er ist, in dem wir während des Lesens aushalten
mußten, war der des passiven Widerstandes. Und aus
dieser Passivität dürfen wir uns leider auch jetzt noch
nicht herauswagen. Denn wir wissen zwar ganz genau,
daß die Kritik Wolzogen's schuld an unserm Unbehagen
ist, aber auf die Sache seiner Kritik können wir uns
gerade im wesentlichen unmöglich mit ihm einlassen, ohne
der schimpflichsten Niederlage ausgesetzt zu stehen. Unser
Thema ist die geniale Frau, die große Bühnenkünstlerin
Schröder-Devrient; von Musik und Gesangsstimm ver-
stehen wir kaum so viel, um dem Kenner, der sich der
technischen Fachausdrücke bedient, überall folgen, geschweige
dann um mit Wolzogen über seine Kritik betreffender
deutscher Zustände streiten zu können. Was wir also in
dieser Sache mehr sagen, als: „Das gefällt uns und das
gefällt uns nicht“, dürfte vom Uebel sein, und Wolzogen
wird es nach diesem offenen Bekenntniß gewiß gleich be-
geistert wie vergeltend finden, daß solche Ignoranz mit
seinen strengern Forderungen auf seinem wahren Felde

nicht sympathisirt. Unsere Neigungen wie unser Geschmack
sind auch hier nur einfach deutsch, und das sagt nach Wol-
zogen's eigener Ausführung ja schon zur Genüge, daß
uns der Geschmack in der Gesangsart überhaupt abgeht.
Natürlich will uns das nicht gefallen und wir streuben
uns inwiefern dagegen, selbst von den Engländern schon
in irgendwelchen Geschmackssachen überholt sein zu sollen.
Auch daß wir Deutschen eigentlich schon wegen des Man-
gels der londoner und pariser Erfahrungen nicht mit-
sprechen können, glauben wir nicht. Wir haben noch
von keiner Kunstgröße gehört, die London und Paris
entzückte, Berlin aber verfaßt bliebe, und halten unsere
großen Provinzialstädte und deutschen Mittelresidenzen gegen
englische und französische Orte von ähnlicher Bedeutung
hier sogar noch im Vortheile. Es will uns vollends
nicht zu Sinn, daß wir auch noch in der Operakritik
vor Mister und Monsieur unterthänigsten Respekt haben
sollen. Doch all dies „wir wissen nicht und wir glauben
nicht“ bleibt hier ziemlich bedeutungslos. Wolzogen be-
kennt sich einmal als glühenden Gegner der deutschen
„malven Naturfingerei“, die es noch nicht einmal zu einer
gewissen Mähe, geschweige zu einem Stil gebracht“, was
darüber mag er denn mit andern Fachkennern oder ver-
meintlichen Kennern streiten; wir wagen uns nicht unter
diese.

Ob wir dürfen oder seiner Kritik entgegenreten, wo sie
sich allzu chirurgisch = schnellbelustigt an die von Gläse vom
Glämer oder der Tradition gegebene Lebenshistorie und
Charakteristik der Schröder-Devrient macht. Die ironi-
schen Seitenblicke auf Gläse von Glämer namentlich schei-
nen manchmal etwas herausfordernd, und am angereiz-
ten dünkt was die Werke, mit der die von jener Dame
publicierten Fragmente eigener Denkwürdigkeiten der großen
Künstlerin behandelt sind. Gegen diesen Ton hält kein
Product einer begeisterten Feder Stich, es müßte denn
in mathematischen Lehrsätzen bestehen; gegen eine solche
Kritik — wahrlich — ist Wolzogen's eigene Kritik zuerst
nicht feil.

Die Schröder-Devrient erzählt, daß sie bei einem
Afrikaner ihre ersten Tanzstunden gehabt habe. Der
Afrikaner war kein Afrikaner, sondern ein Mukatte und
hieß Endau, verbessert Wolzogen. Und wenn wir nun
den Lauffchein des so wichtig gewordenen Namens be-
sahen und er wäre zufällig doch aus Afrika? Die Schrö-
der-Devrient will es schlecht in seinem Unterricht gehabt
haben. Wolzogen bestreitet es ihr, denn Endau sei der
sanfteste und gutmüthigste Charakter von der Welt ge-
wesen. Ja, ob Brügel noch thaten, darüber muß doch
am Ende dem Empfänger das beste Urtheil zugesprochen
werden!

Beispiele dieser bedenklichen Art zu kritisiren könnten
wir noch so lange anführen. Statt dessen verweisen wir
zur allgemeinen Abwehr auf einen Brief (Bd. 4, Nr. 711
des Goethe-Jahrbuch's) in dem Goethe die
Wahl des Titels „Wahrheit und Dichtung“ für seine
Memoiren rechtfertigt. „Wahrheit und Dichtung!“ Gerade
für die beste Art von Memoirenwerken könnte man den

Wort als Gattungsnamen gelten lassen. Glaube doch niemand, uns durch die Analyse von Wahrheit und Dichtung in einem ähnlichen Erzeugniß wichtige Dienste zu leisten! Der Fall wäre die Ausnahme; in der Regel wird hier die Frage des Willkür: „Was ist Wahrheit“, auszumessenste plattgreifen dürfen. Es klingt ganz unheimlich paradox, könnte aber bei dem Fälschungsproceß als sehr richtig zu Tage kommen, daß an einer solchen Ausgeburt von Wahrheit und Dichtung die Dichtung das Ganze wahrer machte als die Wahrheit selbst. Nicht uns alle die kahlen Wahrheiten, den mathematisch sichern Existenzstand von Goethe's Leben oder dem der Schröder-Devrient auf eine Schnur, und ihr werdet noch lange kein Leben Goethe's oder der Schröder-Devrient herausbekommen!

Ganz entgegen unserm Verfasser Wolzogen müssen wir deshalb behaupten, daß die Autobiographie der Schröder-Devrient, wenn sie dieselbe zu Stande gebracht hätte, nach den vorhandenen Proben ein prächtiges Werk geworden wäre; ein Werk, das auch wieder den ganzen Menschen verriethe und abspiegelte, wenn auch nicht gerade die ganze Zeit und die ganze Kunst. Und wenn man davon vielleicht jede Seite hätte hinwegzugeschnitten, das Ganze hätte vermuthlich gehalten. Denn wie es historische Wahrheit gibt, die doch keine Historie macht, so vernichtende Kritik, die nicht vernichtet. Von letzterer hat uns beiläufig Wolzogen selbst eine Probe citirt, in einer Kritik des Hector Berlioz über die Schröder-Devrient, die er zwar nicht unterschreibt, aber doch mehrmals wiederholt „germalnend und vernichtend“ nennt. Die Schröder-Devrient ist aber durch besagte Kritik nicht erschüttert, geschweige denn germalnt und vernichtet worden; der Kritiker selbst, Hector Berlioz, dagegen hat auf seinem Niederstall immer gewandelt und steht, soviel wir vernehmen, noch heute nicht besonders fest.

Sehen wir von all solchen Einzelheiten ab und behalten wir den Kern der Wolzogen'schen Kritik im Auge; unmotivirt wird uns dann seine verlegende Strenge freilich nicht erscheinen. Die gänzliche Kritiklosigkeit der von Claire von Glümer zuerst im Journal „Gartenlaube“ veröffentlichten „Erinnerungen“ mußte ihm auf seinem kunstwissenschaftlichen Standpunkte allerdings anstößig werden. Denn da er eigentlich der stärkste Gegner der ganzen theatralesen Richtung der Schröder-Devrient ist, in ihrer noch waltenden Nachfolge den Verberb unserer deutschen Opernrepräsentation erblickt und nur das Genie des gefeierten Originals, nicht ebenso freudig die davon gemachte Anwendung gelten läßt, so konnte er auch keine Todtenfeier der Abgeschiedenen ohne warnendes Gericht für ihre Nachfolgerinnen verstätten.

Und über diesen Kern seiner Kritik, seines Buchs — wir wiederholen es — sind wir nicht im Stande, mit Wolzogen zu streiten, zumal er hier immer mit den besten ehrlichen Waffen, mit Gründen, nicht etwa mit bloßen Worten schießt. Wir empfehlen ihn und sein Werk daher, obwohl das letztere auch durchweg allgemein verständlich gehalten ist, doch vorwiegend den Kennern, dem in Deutsch-

land hoffentlich nicht engen Kreise aller jener, die an der Gesangs- und Opernbühne ein ernstes Interesse nehmen. Und kommt es dann, wie wir beinahe wünschen möchten, daß Wolzogen unter diesem Publikum Gegenstand wird, mögen sie seine Meinung dann ihres Urtheils und ihrer Bedeutung würdig bekämpfen.

Für uns ist das Buch von Claire von Glümer verdienstlicherer Kost. Wir glauben, es wird dem Volke ebenso gefallen und namentlich bei Frauen Anklang finden. Nicht etwa, daß die Verfasserin mit ihrer Arbeit das weibliche Genre auffällig cultivirt, im süßen niedlichen Stil geschrieben und ihre Aufgabe in beschönigender Abschwächung der Härten ihres Gegenstandes gesucht hätte. Die Frau verräth sie nur durch ihre völlige Hingabe an eben diesen Gegenstand, der einmal der Gegenstand ihrer Wahl ist, durch ihre schöne Begeisterungsfähigkeit. Ihre Weise der Schilderung, des Gestaltens erinnert uns in einer Beziehung an Dandeker, der, wie er sich anschickte, die Wüste seines hinübergegangenen Schiller zu modelliren, die Worte sprach: „Der Schiller kann nur kolossal gebildet werden.“ Auch ihr hat das Bild ihrer verstorbenen berühmten Freundin offenbar als ein kolossales vorge-schwebt und demnach hat sie ihr Material genommen. Geläutert von allen Erdenfäulen, befreit von allem kleinen Weirwerk, in Zügen, zu groß um durch gewisse Makel, die ein anderes Antlitz verzerrern könnten, auch nur beeinträchtigt zu werden, so soll uns ihre Schröder-Devrient erscheinen, ganz als die wahre Majestät von Gottes Gnaden in ihrem Reich. Groß das Licht, groß die Schatten; dagegen verwahrt sie ihre Geliebte nicht; aber jeden gemein-häßlichen Fleck ist sie beflissen als fremden Anwurf von dem theuern Haupte loszuthun.

Die noch übrige Welt der Schröder-Devrient wird ihre alte Begeisterung durch ein solches Abbild der herrlichen Gestalt gern für die Dauer bestätigt und gerechtfertigt sehen. Die Nachwelt aber, zu der wir gehören, kann sich in diesen Zügen auch ein Bild von ihr gefallen lassen. Hier wird uns doch der Eindruck der Größe einigermaßen wieder aufgefrischt, den unsere Aeltern zu überlieftem Entzücken oft noch unmittelbar empfangen; vergleichen verlohnt sich der Mühe festzuhalten, vergleichen ist im Stande, noch nach Jahrhunderten einen schwachen Nachhall des geziemenden Gefühls der Bewunderung und Verehrung vor dem Genie zu erneuen. Und die Schröder-Devrient war entweder einer solchen Art von Apotheose werth oder wir können sie in unserm Pantheon überhaupt nicht gebrauchen. Daß sich die große Frau in einer Photographie sehr anders ausgenommen, ihrem von der Glümer festgehaltenen Bilde kaum ähnlich gesehen haben würde — mag's doch! Dieselbe Sonne, die Photographien zeichnet, löscht sie auch wieder aus. Der Marmor manchen Idealporträts aber hat Jahrtausende lang gehalten und spricht noch geistreich zu einer Nachwelt, die ihn kaum mehr richtig zu benennen weiß!

M. E. Lessing.

Karl Grün über Italien.

1. Italien im Frühjahr 1861. Von Karl Grün. München, Fleischmann. 1861. 8. 2 Thlr.
2. Fragmente aus Italien. Natur und Kunst. Von Karl Grün. München, Fleischmann. 1862. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Italien hat aufgehört, das alleinige Reiseziel der Archäologen und Künstler zu sein, und es ist gar nichts Seltenes mehr, wenn unsere Gelehrten und Schriftsteller in das Gelobte Land der Kunst wallfahrten, um zeitgenössische Geschichte zu treiben, die uns dort heutzutage auf Schritt und Tritt begegnet. Auch Karl Grün war in dieser Absicht nach Italien gegangen, doch ist ihm die Kunst alle Tage tiefer in ihre Sanberkreise, und als er sich schon für seinen Zweck verloren glaubte, wurde ihm die Kunst selbst zur Geschichte, indem er erkannte, daß es nichts in der Welt gäbe, was nicht Element oder Moment in dem kausalen, todben, blutigen Entwicklungsumstul wäre, der schließlich Geschichte genannt wird. So entstanden die beiden oben angezeigten Schriften, in welchen er den auf der Reise gewonnenen Stoff unter besondern Titeln vertheilte. In dieser Scheidung mag allerdings der Wunsch beigetragen haben, ein zweckmäßiges, schon durch seinen Umfang abschreckendes Werk zu vermeiden; ohne Zweifel wollte er aber zugleich den so verschiedenen Ansprüchen unserer Lesewelt dadurch gerecht werden, daß er in die eine Schrift hauptsächlich seine politischen Einblicke und Betrachtungen, in die andere hauptsächlich die über Natur und Kunst aufnahm. Die Trennung ist nicht streng durchgeführt, und beide Schriften ergänzen einander nicht nur in allem, was Politisch, Kunst und Natur betrifft, sondern auch in der Schilderung der eigentlichen Reiseerlebnisse, die wir uns aus beiden Schriften zusammensetzen müssen.

Eingangs der erwähnten Schrift „Italien im Frühjahr 1861“ erzählt uns der Verfasser, daß er während der Kammerverhandlungen in Berlin über die Adresse, in welcher der Anerkennung Italiens das Wort geredet war, den Entschluß faßte, dochta über Paris und Turin seinen Weg zu nehmen, um mit der Kammer am Obhofesplatz das Corps legislatif im Palais Bourbon und das erste italienische Parlament im Palazzo Garignano vergleichen zu können. Durch französische Postplacereien sah er sich verhindert, den Sitzungen des gesetzgebenden Körpers in Paris beizuwohnen; doch war er am 18. Februar Augenzeuge der Eröffnung des turiner Nationalparlaments, das ihm im rosenfarbenen Lichte als ein Volksohymnus auf die Wahrheit erschien, daß Italien ein einiges Königreich geworden. Victor Emanuel, das „schwarzbärtige Götchen“, mit dem dunkeln Neben Gesicht in der Uniform des Cavaliereobersten, der nicht zu regieren begehrt, sondern bloß zu herrschen wünscht, die wunderbare Fiction seiner Zeit, der Abgott einer ganzen Nation, sah da auf dem Thron des Despotens, das eine Wein herausschlagend in sehr unförmlichem Winkel, die Hand am Degen, etwas unbehaglich in gezwungener Position. Als die Stelle der Thronrede, die von Sympathien schwärmte für die „ehle germanische Nation“, d. h. für die Lösung: Cavour und Bonin, Italien und Preußen, das ganze Haus zu einem wahrhaften Begeisterungsthrone fortrif, empfand der Reisende zwar eine eble Geringachtung, doch fragte er sich, warum er zu dieser fremden Herrlichkeit wallfahrten müsse, als ob wir Deutsche daheim nicht auch ein Volk, ein tüchtiges, intelligentes Volk von Kopf und Herz wären, und die riesige Spulgeschalt des ewigen, großen Vaterlandes wich ihm seitdem nicht wieder von der Seite.

Man wird mit Interesse die Audienzen lesen, die er bei Cavour und Rattazzi hatte. Letzterer, der ehemalige Ministeradvocat und beghnigte Präsident des Parlaments, der einzige, der für einen Cavour zählt, bekannte ihm Gespräch mit Grün, daß die Gession zweier Provinzen nicht nöthig war, daß die Stimmung in Aizza eine störrige sei und es auch dort eines Tages eine „Nationalität“ zu befreien geben werde. Cavour schied inzwischen aus dem Leben; der „Ewigthätige“ erlag der Arbeit und den Gemüthsbewegungen, die ihm Garibaldi, der

„Gausgeist Italiens“, bereitete. Grün widmet ihm und dem König von Italien ausführliche Charakterisierungen und, obgleich Apologet der italienischen Bestrebungen, erkennt er doch so viel, daß bei der Fortdauer der jetzigen Zustände das Königreich in Trümmern gehen und die föderativen Versprechungen von Villafranca ihre Erfüllung finden müssen. Ueber das Schlachtfeld von Magenta gelangt er nach Mailand. Hier tritt das Politische zurück, der Dom und Leonardo's Abendmahl drängen sich in den Vordergrund. Das Erhabene, sagt er, wie es hier, im Innern des Doms, verkörpert erscheint, wird nie wieder so dargestellt werden; es gehöre der Kindheit des Germanenthums an, das dem Orientalen, dem Griechen und Römer das Christenthum gleichsam aus der Hand nahm, zu ihnen sagend: „Ihr wollt Spiritualisten sein und bringt es nur zu schwindbüchtem Materialismus, zum Eitel an der Realität; ich will euch zeigen, wie man die Masse zur Aufhebung der Masse verwandelt, die Erde mit allen ihren Steinen zur Vernechtung des Irdischen.“ Das Abendmahl aber gehöre zu dem Staunenswerthen; was selbstbewusste Composition je hervorgebracht; Bedanten der Genialität hätten das „Kugelfischheit“ genannt: wol sei es Kugelfischheit, aber die Kugelfischheit, innerhalb der Idee zu bleiben und die Idee ideal darzustellen, sich nicht im Fluge des Instincts zu staunenswerth Ungeheuerlichem hinarbeiten zu lassen: Leonardo sei ein Genie der Ueberlegung, ein Genie, welches herculische Anstrengungen macht, als Talent zu erscheinen.

Auch in Genua tritt die Politik hinter Natur und Kunst zurück; wogegen das „Robena“ überschriebene Kapitel ein politisches Bild voll dunkler Farben vor uns anstrolzt. Jetzt freilich fand der Reisende auf seinem Wege zu beiden Seiten des Apennin nur friedliche und thätige Menschen, die eine wohlthuende Staffage zu der herrlichen Natur bildeten, und in Pisa erzählten ihm die „Ketten“, die im Campo-Santo von einer Gedenktafel herabhängen, ein erfreuliches Kapitel von der jungen italienischen Einheit, denn es sind die nämlichen Ketten, die im 14. Jahrhundert bei der Eroberung und Unterjochung der Stadt durch die Genueser von diesen als Trophäe aus Pisa mitgenommen, in neuester Zeit aber wieder zurückgegeben wurden, um der Welt zu verkünden, daß der alte vererbliche Municipalhaß unter den Italienern sein Ende erreicht habe.

Grün's Ansicht über die Römerjüge der deutschen Kaiser ist die allein naturgemäße und historische. Die deutschen Kaiser erkannten nur ihre ideale politische Bestimmung, indem sie nach dem bestimmungslosen Bande gingen, damit nicht andere dahingingen, die denn leider auch gegangen sind, wie die Anjou's und später die französischen Könige selbst, dergestalt, daß der Widerstreit zwischen Deutschland und Frankreich auf italienischem Boden sich auskämpfte, wie er sich wahrscheinlich noch einmal dort auskämpfen wird. Die Wissenschaft war in Italien stets die Prophetin und Fahnenführerin der Nationalität und ist dort niemals reactionär gewesen, was in gleicher Weise leider nicht alle Länder Europas von sich sagen können. Die frühere Politik Oesterreichs aber sei schuld gewesen, daß die deutsche Nation ihre richtige Stellung zu den aufstrebenden Völkern Italiens verlor, da es den Ruch des deutschen Kaiserthums auf die falsche Seite heraufkehrte, indem es quellsch, papistisch wurde, während doch nur das deutsche Ghibellinenthum eine Mission in Italien hatte. Florenz bildete in der leztvergangenen Literaturperiode den ghibellinischen Gegensatz zu dem quellschen Mailand: Leopardi, der Freund Platen's, und Niccolini, der Dichter des „Arnold von Brescia“, auf der einen, Manzoni und Silvio Pellico, die beide den Kopf hängen ließen, auf der andern Seite. Selbst sei die ganze Nation ghibellinisch geworden vom Kopf bis zu den Füßen.

Florenz, die Blüte Toscana's, das eine Welt für sich ist, zwischen dem Germanismus und dem Classicismus hingestreut, immer noch mit Kreuzgewölben und Stühbägen dem Norden angebaut, gibt wieder reichen Anlaß zu Kunstbetrachtungen. Die florentinische Palastarchitektur, die aus dem etruskischen Wall

von rohen Quadern ernst und tüchtig herauswuchs, war für das fehdelaftige Mittelalter wie geschaffen. Vieles, was an früheren Despotismen erinnert, hat sich in jüngerer Zeit geändert. Der Bergoglio, der Palast der alten Republik, der von den Medicern in ein Staatsgefängnis verwandelt wurde, ist jetzt zu einem historischen Museum eingerichtet, die Zellen sind zu Kunstcabinetten geworden. Grün fühlte sich schon zu Turin von den starren, massig unregelmäßigen Epylinen und Kaskaden des ägyptischen Museums „schaurig-ästhetisch“ angemuthet; denn auch dies bleibt ästhetisch wie alles, worin sich der Sterbliche auf seinem kurzen Lebensgange das Problem des Unendlichen zu lösen sucht, wie alles, was aus dem gemeinen Bedürfnis heraus ein Ding um seiner selbst willen, das heißt um der Idee willen gestaltet und es zu keinem andern Zwecke hinstellt, als zu dem der Anschauung, der Anschauung, als der Zweck aller Zwecke für das Dasein eines geschaffenen Dinges ist. Das erkannte er hier in Florenz zumal an den meist nur halbvollendeten Werken Michel Angelo's von dem Jünglingsknaben David vor dem Palazzo Vecchio an bis zum Matthäus in der Medicea delle belle Arti. Michel Angelo schwang den Meißel mit der Hand eines Titanen, und so ist er plastisch fortgeschritten bis zur Kuppel von St. Peter, wo sein Geist noch trauert tiefe melancholisch aber seine Einzigkeit, ein marmorner Lichtblick zwischen gefühlvoller Finsterniß vor ihm und romantischer Seelenkrankheit nach ihm, dieser Heros der Bildhauer, der auch als Mensch die wiedergeborene Unerschütterlichkeit des antiken Charakters, der Repräsentant der menschlichen Sittlichkeit war. Masaccio's Fresken in del Carmine zeigen, daß man Rafael, den Zaubersjüngling, aus seinen Vorgängern konstruiren könnte. Und der Versuch wäre der Mühe werth. Denn, bemerkt Grün sehr richtig, mit jedem Wunder, das wir vernichten, erwächst der Menschheit eine neue Ehre.

Doch damit das Buch auch in diesem Kapitel sein politisches Gepräge nicht verleugne, sind ihm die anziehenden Charakterbilder zweier Toscaner beigegeben, des Baron Ricasoli, der für Toscana war, was Cavour für Italien, und des Bäckers Volk, dieser edeln, urgewaltigen Erscheinung, der in seiner Weise das demokratische Element der Revolution vertrat wie Ricasoli das aristokratische.

In dem Zauberkreise der Kunst und des Alterthums, mit dem Kom unsern Reisenden umfing, vergißt er Italiener und Italiensimi; die Zeit schwindet vor seinen Blicken, und je räuscherer Jäger er thut aus diesem Becher des Geistesreichs, desto unersättlicher wird sein Bedürfnis, desto voller schäumt der Becher auf. Es erging ihm da so, wie es noch jedem erging, der diesen klassischen Boden betrat. Mitten in der Pracht steht die ewige Stadt, gleich einem mächtigen Urfelsen, als die letzte Säule in der allgemeinen Götterdämmerung des Einsturzes. Auf dem Forum ist jeder Stein eine Welt, und wer vermöchte es auf sich zu nehmen, fragt der Reisende, lebendige Geschichte wieder in das edelste Rom zu tragen, und wer hat die Kraft oder vielmehr den Muth, die Riesenringe der Vergangenheit und der Zukunft am Tabularium des Capitols ineinander zu fügen. Draßlich und von hohem Interesse ist die Schilderung des Cardinal Staatssekretärs Antonelli, bei welchem Grün eine halbstündige Audienz hatte. Die persönliche Bekanntschaft des „Ganßers“ und „Sonnino“ erklärte ihm vieles, was ihm in der Handlungswelt des Mannes noch dunkel geblieben war. Weiteres Licht über den merkwürdigen Mann und sein Treiben gibt die freimüthige Schrift des Monsignore Francesco Liverani, welche den Titel führt: „Il Papato, l'Impero e il Regno d'Italia.“ Liverani, Hauspräfekt und Protonotar des Heiligen Stuhls und Kanonikus der Basilika von Sta. Maria Maggiore, beweist darin haarfein, daß das Principat der heiligen Kirche in ein Schacher- und Wechselgeschäft ausgeartet und das Haus des Stellvertreters Christi zu einer Klode von Skandal und schändlicher Ungerechtigkeit geworden sei, und daß dem Papste nichts übrig bleibe, als den König von Italien in St. Peter zu krönen und so die Wahl des italienischen Volks zu sanctio-

niren. Wenn aber Grün von dem Abgipfen des Cardinals Antonelli sagt, daß es schlecht sei nicht aus Mangel an Gesetzen, Institutionen und Beispielen, sondern aus „moderner Schustigkeit“, da die Verwaltung in eitel Kammerlei und Usurpation ausgehe, so ist das Lebens- und Charakterbild, das er vom Papste Pius IX. selbst entwirft, nicht mit viel schmelzhafteren Farben gezeichnet. Es sei ein elter Mann, ohne Entschlossenheit und Energie, den Berzgen und Günstlingen verfallen, eine völlig passive Natur, der die Kraft zum Guten fehle und die alles gehen und geschehen lasse, wie es geht und geschieht. Nach den Ausführungen Franc. Ball' Ongaro's in dessen 1861 in Turin erschienenen Buche „Pio IX.“ durfte man behaupten, daß das Papstthum gerade in ihm, in der Person des neuen Pius, sein Testament mache; das Papstthum müsse bleiben wie es ist, aber es ist nicht mehr, und vielleicht bedürfe es nur noch etwas Jandern, etwas weitere Fortadrigkeit, und die italienische Nationalkirche stehe fertig da ohne den Papst. Die letzten Anhänger der päpstlichen Regierung aber wohnen jenseits, das heißt im Norden der Berge, und suche man nach den wahren Stützen des Unhaltbaren, nach den Trägern des Unerttraglichen, auch in Rom, so stoße man, behauptet Grün, auf Deutsche, sei immer auf Deutsche, und daher sei der „Tebedeco“ in Italien zu einem Schimpfnamen geworden, gleichbedeutend mit Barbar, dem Schergen und Büttel irgendwelcher dynastischen oder mittelalterlichen Schurle.

Die Politik vermöchte in Rom nicht an dem Reisenden zu haften; er schüttelte sie leicht von den Füßen, wenn er unter den Trümmern des Alterthums, in Kirchen und Galerien der Kunst nachging, über die er auch hier manches geistreiche, wenn auch nicht immer begründete und zutreffende Wort sagt. Es ist aber wol nur eine Täuschung des Gedächtnisses, wenn er die Lago-Gänge, die doch nur noch als herumgebrochener Stumpf besteht, auf großartiger Warte über ganz Rom weg noch dasselbe geheimnißvolle Blätterrauschen hören läßt, wie vor 800 Jahren.

Inzwischen hatte er einen Ausflug nach Neapel unternommen und als Resultat seiner Beobachtungen ein den Neapolitanern sehr wenig günstiges Urtheil mit zurückgebracht. Von Platen's Ausspruch über Neapel: „Künstlich alles, die Sache, der Mensch und die Seele selbst“, liegt es nicht allzu weit ab, wenn Grün diese Stadt als eine lärmende, todbende Diebeshöhle schildert voller Spitzhaken und Dentschneider, und was hier am Leben erhält, warum man nicht vor Trauer, Mord und Born stirbt, das sei die ewige Natur rings umher, das seien die unerschlichen Schätze des Museo reale und der gewaltige Besuch. Der Neapolitaner will keine Steuern zahlen und einen König haben, aber nicht einen solchen selbständigen Bürgerkönig wie Victor Emanuel, sondern einen, an dessen Hofe es feste Auffahrten in altfränkischen Carrossen, Umschlag in den Roben läden, Gehalte, Zulagen, Gratifikationen, Ordensbänder u. dgl. Dinge mehr gibt; sie wollen einen König von den mythischen Gottesgnaden, und nie hat der italienische Süden das innere Correctiv gegen sittliche, sociale, staatliche Verderbniß besessen, jene Gemeinbestreitung, den lebendigen Begriff der Commune; er lebte immer unter der Wucht fremder Herrschaft: das gemeindefreie Volk von Neapel kann nur gebügelt, gezügelt, weite geführt werden durch Despotismus, aber durch einen wohlwollenden, tugendhaften Despotismus, wie er in Giuseppe Garibaldi verkörpert war, dessen Kraft man aber gebrochen habe. In Schilderung dieses außerordentlichen, eine Menge Fähigkeiten und Individualitäten in sich vereinigen und durch die höchst Energie des Willens ausgezeichneten Mannes ist voll satirisch Bitterkeit, voll schneidenden Humors. Es gibt und gab vielleicht kein Menschenleben, das abenteuerlicher, schicksalsreicher, thätiger, voller, das mythischer und mythischer wäre als das dieses Ibelaffen, dessen Person dem Nüchternheitsraum unserer Tage zu Schabernack und zur Weisel dient. Für das Volk ist Garibaldi derjenige, der wol geschlagen, aber nicht überwandnen werden kann, der furchtbare Allgegenwärtige und Unerschütterliche, den man wol fangen, aber nicht in Fesseln schlagen und vernichten kann.

und der I. N. R. d. aller Gracien deutet das Bild: Josephus Nicæanus, Redemptor Italico, Joseph aus Nizza, Heiliger Italiens. Sich selbst, seinen Idealismus und seine bewährte Unvergänglichkeit hat er aber am schlagendsten in den Worten gesagt, die er als General am die Communion der Italienschen beim nach dem Gefecht von San Antonio in Montevideo sprach: „Ich gebe meinen Namen einem italienischen Legionäre nicht für die Erstgebel von massivem Silber!“

Wir lassen dem Verfasser seine Ansicht über „die ästhetische Weltanschauung Goethe's“, wenn er ihn in sehr barocker Weise den „großen Verbrecher“, einen Veleibiger der Majestas heraus nennt, dem die Menschheit stets nur Gegenstand, nur Object blieb, eben gut genug, sich vor seinen Augen jählich zu neigen und sich niedlich im Kreise zu tragen; denn Goethe war etwas mehr, und es gab für ihn keineswegs nur Erbschütterungen, die seinen Schönheitsförmn befriedigten oder verletzten; er suchte auch in ihre letzten Gründe zu dringen und alles Geistliche und Mannichfaltige auf seine einheitliche Urform zurückzuführen. Man kann schwer begreifen, wie ein doch innerlich geistlicher und kunstförmiger Mann wie Karl Grün sich über Goethe, dessen Werke wie sein Leben die reinste Humanität und zugleich das jarteste Schönheitsgefühl ausprägen, in so unwürdigen und barbarischer Weise ährtzheiten kann.

Der „Brief aus dem Biered“ bringt keine neuen Gedanken und Thaten; das Buch aber schließt mit der Frage, was wir Deutsche zu thun haben, um der lateinischen Demonstration, der Behauptung der lateinischen Rasse, die ihren Ausbruch in der Abreise der Studenten von Pavia an die Universitätsjugend von Paris nach Savonar's Tode fand, daß sie ausschließlich zur Kunst und zur Herrschaft berufen sei, eine germanische entgegenzustellen, und überläßt die Beantwortung der Zeit und unserm Volke.

Was die zweite oben angezeigte Schrift: „Fragmente aus Italien“, betrifft, so hätten wir dem Verfasser das politische Ausgangspunkt: „Der Werth der Lombardie“, gern erlassen; er nimmt sich wie ein nachträglicher Einschleßel aus und paßt wenig zu dem friedlichen, der Natur und Kunst gewidmeten Inhalt dieses Buchs. Die Reisebeschreibung versteht uns nach Genua. Es ist in den ersten Tagen des März 1861. Grün beschließt, den archaischen Gedanken in den von Löffow's „Gothisches Buch nach und in Italien“ zum Trost, die Reise an der Küste über die Ausläufer der Apenninen hinweg nach Massa, Lucca und Pisa zu Fuß zurückzulegen, und hat nicht Ursache, die Ausführung seines Beschlusses zu bereuen. Als er bei Livorno, nach einem langen Wogen, zwei Stunden von Genua, das Meer erblickt, ruft er: „Da ist das Meer! O wunderbarster Moment! gib mir den Taft und das Maß zu meiner Reise, daß sie harmonisch einerschreite und den Freunden davon wie ein Echo erscheine jener reizenden ligurischen Küste!“ Von der Richtung dieses Gebets an das christlich wallende und lärmende Meer trägt das Buch glänzliche, wenn auch keine durchgreifenden Spuren, nicht weil es dem Verfasser an Sinn und Fähigkeit für eine tast- und maßvolle, wohlklingende Prosa fehlt, sondern weil auch Homer zuweilen schlief und alle Schönheit der Sprache nur der Widerschein des schönen Gedankens ist. Die muntere humoristische Erzählung der Fußwanderung hat er mit manchem belebenden Wort über die geologische Natur der Gänge und die Eigentümlichkeiten der üppig blühenden Pflanzenwelt annuthvoll belebt. Von Pisa aus beschaut er, wie ein Entschlossener des ersten Hergangs von Modena, und ruft aus: „Sprichst du noch Livorno, wo er auf den Spiegelgängen des Morgens in der Via Vittorio Emanuele, des Nachmittags auf dem Passeggio am Meer dem herrlichen weiblichen Menschenbild begegnet, der dort an den Sonntagen seine Lust im Gelächern sucht. Die Weiber und Mädchen des untern Volks sind langer Gestalten, und die Fabel von den Amazonen, welche in der Plastik eine so große Rolle spielt, stammt, wie man leicht bemerkt, ganz unbedingt aus Livorno.“

Das ihn in Florenz vor allem Fiesole beschäftigte und die

Contessa, ist nicht zu verwundern... Was kommt es aber geistreichen Leuten auf eine Differenz von 100 Jahren an? Nur ist es schlimm, aus der Unrichtigkeit kunsthistorische Folgerungen zu ziehen. Der Verfasser hat ganz recht, zu sagen, daß Fiesole durch die Composition nicht bestraft wie Benozzo Gozzoli, daß es kein Zeichner ist wie Masaccio, daß er das Colorit nicht versteht wie Filippo Lippi, daß er in der Form immer nur wieder er selbst ist, ein ziemlich beschränktes Wesen mit herzlich geringen Mitteln, aber wenn er hinzugefügt, seine Zeit (Fiesole lebte bekanntlich von 1387—1456) entschuldige ihn gar nicht, da er vier Jahre nach Masaccio geboren sei und den Götterjüngling um 35 Jahre überdauert und noch die ewigen Denkmäler der Vollendung im Vatican gesehen habe, so hat sich der geistreiche Mann netto um 100 Jahre verrechnet; auch kann man durchaus nicht sagen, daß Masaccio ihm vorausgegangen sei, da letzterer erst 1401 geboren war; aber die Unrichtigkeiten legen sich fort, wenn es heißt, daß Filippo Lippi (1400—69) schon todt war, ehe Fiesole geboren wurde, daß Filippino Lippi (1460—1505) bereits glänzte, als jener in die Welt trat, daß er völlig gleichzeitig mit Andrea del Sarto (1488—1530) und Benvenuto Garofalo (1481—1559) gewesene sei. Daher paßt es aber auch nicht, wenn Grün in Fiesole deshalb etwas so Außerordentliches und Einziges erblickt, daß man ihn stillschweigend aus seiner Zeit und Umgebung und aus dem Ringen der geschichtlichen Entwicklung herauslösen müsse, um ihn als eine für sich bestehende Erscheinung zu betrachten. Doch stimmen wir bei, wenn er Fiesole als eine Natur bezeichnet, wie Angelus Silesius oder Saint-Martin oder Bingenborn in ihrer Art es waren, wenn er ihn einen Künstler nennt, der Palette und Pinsel ergriff, als er zur Harke greifen wollte, und wenn er es ihm hoch anrechnen, daß es der Glaube war, der seine Bilder erfand, zeichnete und malte und um dessentwillen dem wunderthätigen Mönche vieles verziehen sein solle. „Das reist und nicht in zwei Stücke“, sagt er angesichts der herrlichen Almosenvertheilung des Künstlers in der Laurentinskapelle des Vatican, „in die Anerkennung des Talents und in legerhafte Kritzelei, wie die Dürerbischen Bilder, und das ist colorirt trotz der Leichfarbenen Farbenpaßten.“

Dem Kapitel über Fiesole schließt sich unmittelbar ein anderes über das toscanische Stroh (Strohhlechten) an in der Form einer humoristischen Vorlesung für Frauen, die wir unsererseits gern legertern zur alleinigen Lecture überlassen. Sieben begeben wir uns mit ihm nach Rom, wo er zeitgenössische Geschichte an den Mäuren und Wästen des Alterthums findet und eine originelle ästhetische Erörterung zum besten gibt; die das Verhältnis der Kunst zur Geschichte zum Vorwurf hat. Er stellt das Paradoxon an die Spitze: „Alle Kunst ist im Grunde historische Kunst; sie bewahrt eine Erinnerung und will eine Erinnerung bewahren.“ Dies ist nur zum Theil wahr und steht mit der früheren Behauptung, daß die Kunst nichts als Form und wesentlich zu nichts da sei als ansehnlich zu werden, im Widerspruch. Allerdings ist jedes Werk der Kunst als solches ein Monument seiner Zeit und des Künstlers, der es hervorgebracht, ist nur seiner Kunstrichtung eigen, die wir die monumentale nennen. Dieser besondere historische Zweck hat mit dem Kunstzweck an sich nichts zu schaffen. Die Kunst als Kunst ist aktiv um ihrer selbst willen, um des unermüßigen idealen Zwecks willen da; das Endliche und Vergängliche durch die Form zu verkörpern und unser Gemüth durch die Anschauung des in ihr verkörperten Schönen zur Anschauung des Ewigen und Unvergänglichsten zu erheben.

Wenn jedoch der Verfasser weiter bemerkt, das Bildniß (das plastische wie das gemalte) sei eine historische Kunst; in der Statue, der Büste, dem gemalten Porträt stehe die ganze bildende Kunst in ihren wesentlichen Momenten vertreten; die Plastik gebe das Bild einer Idee, eines allgemeinen Begriffs; die Idealstatue das eines wirklichen, handhabbaren und lebenden Menschen wieder, die Büste sei dieser wirklichen Mensch auf den kürzesten Ausdruck seines Wesens, auf dem Kopf ruhend,

das gemalte Porträt aber die Mäßen der Köpfe mit dem soethischen Ausdruck und der natürlichen Farbe als Zugabe, und was darüber hinaussetzte, die Gruppe, das Relief und die sogenannte Historienmalerei, das seien eigentlich nur quantitative Erweiterungen, nicht etwas qualitativ Neues: so liegt in dem Allen so viel Wahres, daß man sich nur freuen kann, es ausgesprochen zu sehen, da man dem Porträt bis jetzt in der Kunst eigentlich gar keine Stelle anzuweisen wußte oder anzuweisen gewohnt war, indem man von der materialistischen Ansicht ausging, daß das Porträt nur das natürliche Abbild einer Person sei, bei welchem auf freie geistige Menschlichkeit oder Mittheilung nichts ankam. Doch hören wir Grün's sinnerreiche Ausführungen weiter! Jene quantitativen Erweiterungen der künstlerischen Grundidee vollziehen sich in der Gruppierung, die von einer gemeinsamen Handlung bebingt ist und die Einzelporträts miteinander durch diese Handlung in Beziehung bringt. An die Stelle der Plastik der Person tritt hier die Plastik des Ereignisses, der Handlung, und wie sich das Privatporträt zum öffentlichen und allgemeinen verhält, so verhält sich das Genrebild zum Historienbild. Nur die Landschaft bedürfte bei dieser Auffassung einer besondern Erklärung; die Landschaft aber gehe mit einem Fuße aus der bildenden Kunst heraus, und dieser Fuß sei nach dem Ton, nach der Stimmung, mit einem Worte auf die Plastik hingeworfen. Leider hinkt jeder Vergleich, und geistreiche Parallelen oder Antithesen erschöpfen das innere, philosophische Wesen der Dinge nicht. Doch verbietet in unserer naturalistischen, der ausschließlich malerischen Richtung zugeneigten Zeit die ideale, plastische unsere Menschen immerhin eine ehrenvolle Erwähnung, da er so weit geht, zu behaupten, daß die Malerei selbst im besten Sinne nur ein Relief mit Perspektive sein könne. Der Plastik gesteht er höchstens zwei Figuren zur Gruppierung zu, da drei und mehr Figuren die Bedeutung der Einzelgestaltung aufheben, das Gewicht auf das malerische Element der Gruppe legen und Verschleierungen unvermeidlich machen, wie das alles Laosoon, mehr noch der Farnesische Stier zeigt, bei welchem die bildende Kunst in Daulust übergegangen, die Gruppe zu einem Gebäude geworden sei.

Büsten sind geschichtliche Urkunden, die den Blick in die Vergangenheit öffnen und ein untrügliches Zeugnis abgeben für Personen und Handlungen. Keine Schmeichelei, keine Schönbilderei hilft da; der Charakter liegt in der festen Form des Kopfs; wo das eine Bild nicht ausreicht, tritt das andere ergänzend dazu, und so wird die Kunst auch wider ihren Willen zur Richterin der Geschichte, zur Verkünderin der Wahrheit. Geißvoll und treffend ist, was Grün aus den Büsten der alten Griechen und Römer, ihrer Dichter, Redner, Philosophen und Kaiser herausliest oder in sie hineinliest. Die optimistische Schilderung von Seneca's „famosem Charakterkopf“ können wir nicht theilen, ebenso wenig die allgemein hingestellte Behauptung, daß mit dem gemalten Bildniß der gedankliche Inhalt der Köpfe verloren gegangen sei. Dies war nur in den ersten byzantinischen Anfängen wie in den spätern Zeiten der Kunstabnahme der Fall. Die Bildnißmaler des christlichen Zeitalters: Rubens, van Dyck, Rembrandt, Raffael und Tizian, sind von Grün vorzüglich, ihre Bilder oft scharf charakterisirt. Von Tizian's Kari V. in Florenz heißt es: „Das ist kein Adler, sondern ein Geierblick, die ganze Figur ist häßlich, schmutzig, der Prototyp einer nichtswürdigen Rasse.“ Noch drastischer ist die Charakteristik der Porträts Philipp's II. in Florenz und des Erasmus von Rotterdam in Neapel, beide gleichfalls von Tizian. Die Fornarina von Raffael nennt er ein wahrhaft dämonisches Porträt, so dämonisch wie sein Gegenstand; an Fornarina's materiellem Ganzen verborrete die ideale Blume Italiens. Raffael sei wie Schiller, der in einer Reihe von Götterschöpfungen sich selbst gab, bis er sich ausgegeben hatte; sie gaben aber beide nicht ihre eigenen subjektiven Gedanken, Gefühle und Einbildungen; sie waren beide idealistisch, Schiller wie Raffael, indem sie von der Idee ausgingen und diese in die schönste Form einbildeten; Tizian und Goethe dagegen gingen von der schönen Erscheinung aus, unbestimmt zunächst um

den Gedankeninhalt, den andere aus ihren Kunstworten herauslesen; zuletzt aber sei beides eins.

Nachdem uns Grün eine Sonntagswanderung über die sieben Hügel und zu den sieben Kirchen, die auf ihnen liegen, geschildert, vertieft er sich in eine wunderliche Betrachtung über die antike und moderne Welt. Er gesteht, nicht zu begreifen, was das Nazarenenthum in der Welt gestiftet hat, noch wie es zu seiner allbeherrschenden Stellung während der halben Dauer der Geschichte bestimmt sein konnte. Er meint also nicht das moderne Nazarenenthum in der Kunst, sondern die gesammte christliche Weltanschauung, und die Art und Weise, wie er die selbstankgeworfene Frage zu beantworten sucht, verräth durch das Schroffe und Einseitige, was darin liegt, eine in diesen Dingen glücklicherweise seltene Freimüthigkeit. Das Christenthum hat danach in Sitte, Kunst und Moral nichts vor dem heidnischen Alterthum voraus; und mit der Benennung „christlich-germanisch“ ist der Welt nur ein tüchtiger Bär aufgebunden worden. Grün mag von der Schwäche der menschlichen Natur, die des fremden Verdienkes zur Erlösung bedarf, und der Trennung der Religionen nichts wissen, hat seine Freude an der Darstellung des Leidens und will lieber in den Columbarien der Heiden als in den Katakomben der Christen begraben sein; er ärgert sich an der krankhaften Gefühligkeit und transscendenten Ueberschwenglichkeit, in welcher die christliche Menschheit ihre beste Lebensenergie verheuchelt habe, und spottet bei „symbolischen Welttheiten“, wie sie in den Anfängen der christlichen Kunst zu Tage treten. Christliche Madonnaen sind ihm bloß die byzantinischen schwarzen, dann die des Cimabue, dann die des Giotto, am allerwenigsten die des Raffael, als ob auch das Griechenthum sich ausschließlich nur in den Holzbildern an Atrolischen der Dädaliden und Smiliden und nicht vielmehr in den vollendeten Werken des Phidias, Skopas und Praxiteles verkörpert habe. Die transscendenten Christen des gothischen Zeitalters verschmähten das Glanzreizende weder in ihren Prunk, noch selbst in ihren heiligen Kunstdarstellungen und verstanden es besser als wir heutzutage im Leben heiter und sinnlich bis zur Ausgelassenheit zu sein. Jene Stimmung des Melancholischen, des Entlassenen, des Leidens und Duldens an jene Erlösungsbedürftigkeit gehören nicht bloß dem Christenthum an, sind nicht als ein Unerschließliches mit dem Grundwesen des letzten Uebels des Christenthums verbunden, das wenig wäre als nur „eine Gesamtanschauung des Menschenlebens, d. Resultat des Wissens einer Periode“; es ist bei weitem mehr eine religiöse und zugleich stitliche That, eine Religion der Liebe und des Lichts, der Menschlichkeit und Barmherzigkeit, wie in irgendeiner Religion vor ihm oder neben ihm, eine Liebes- von universaler Kulturbedeutung, die, was sie Erbes und Spirituellistisches mit sich führen mag, die Selbstbefreiung einzelner Menschen wie Völker zum Ziel hat, bestimmt, nicht nur mit dem Staatsrecht das Recht der Individuen und Völker, sondern in dem Individuum zugleich das natürliche Element in dem stitlichen zu verschönern und in Einklang zu bringen. Es war eine Verirrung, die sinnliche Schönheit und die Macht der freien, vernünftigen Denkers im Widerspruch mit dem Christenthum zu erklären und damit der Heuchelei und Lüge zur Gesellschaft in der Welt zu verhelfen. Das Unwahre im christlichen Mythos trifft nur die Erscheinung, nicht die religiöse und stitliche Idee; jene ist gleichgültig und vergänglich, diese bestimmt für das Bekenntnis des Glaubens und unvergänglich; das Unwahre in der christlichen Anschauung trifft nicht die stitischen und mythischen Ideale, auch nicht die stitlichen Ideale des Christenthums, sondern allein die unverständene und eintige Auffassung des theologischen Dogmas.

Es hängt aber mit der irrthümlichen Ansicht Grün's der „ästhetischen“ und stitlichen Unzulänglichkeit des Christenthums zusammen, wenn er die Renaissance, die Wiederaufnahme des antiken Elements in die christliche Kunst, so hoch stellt, die neueste Wendung unserer Aesthetik sie überhaupt nur sein kann. Sie ist ihm die Sprungung des christlichen Stoffs,

ist aber innere Berechtigung von Geschlecht zu Geschlecht fortgesetzt habe und durch die geniale Behandlung der großen Meister mit sich selbst in Widerspruch getreten sei, indem sie das Göttliche in menschlichen Thun und Leiden verwandelten. Aber diese Behauptung hat keine ausnahmslose Geltung. Rafael, Michel Angelo, Ghiblandajo, Francia u. a. schufen Werke, die beweisen, bis zu welcher, der antiken Kunst unerreichten sinnlich-künstlerischen Schönheit der spezifisch-christliche Stoff, das menschgewordene Göttliche und die spezifisch christlichen Glaubensideen sich verkörpern lassen. Wir können die Götter- und Heroengestalten des Phidias bewundern, Michel Angelo's Propheten und Engeln stehen nach Idee und Ausdruck höher, und Rafael's Madonna di San-Sisto ist etwas mehr als nur die „wonnige Mutter, welche in treuer Liebe empfangen, unter seligen Schmerzen geboren hat und jetzt die Frucht der Liebe und der Schmerzens, die Liebe in zweiter Potenz, auf ihrem Schoße hält, aus dem die Wunderherrliche entsprossen“, sie ist etwas mehr als nur die „Mothose der jungen Frau, die ihren Erstling ans Herz drückt“, etwas mehr als die „Verherrlichung der Mutterliebe, der künstlichen Schönheit und des Weibes“. Ist darin nichts vom Christenthum, dann ist auch nichts von der Antike darin, und daß die christliche Kunst im Stande war, solche Werke einer erhabenen himmlischen Kunst aus dem verachteten menschlich-sagenhaften, christlichen Stoff zu schaffen, beweist thatsächlich, daß diesem Stoffe etwas innewohnt, was solcher Verherrlichung durch die Kunst fähig ist. Das Ideal vollendeter Schönheit war dem christlichen Künstler im Weibe, in der Gottheit, aufgegangen, und dieser Stoff ist so sehr ein eigenlich christlicher, daß die künstlerische Phantasie nie vermögen gewesen wäre, an einem antiken Stoffe sich zu gleich erheben und anmuthsvollen Idealen emporzuschwingen. Grün klagt, daß den Rafael zu der Disputa das christliche Sujet begehrt habe. Was denn aber sonst? Weist die antike Religion und Philosophie auch nur annäherungsweise einen Stoff an, der dem hier dargestellten gleichförmig, und zeigt nicht gerade die Schule von Athen, daß der dem Inhalt der Disputa allenfalls parallel zu stellende antike Stoff selbst in der Hand des nämlichen großen Künstlers sich nicht zu einer gleich vollendeten und wenigstens bedeutsamen idealen Composition zu gestalten vermochte?

In Versuch, jene Werke der allerdings unter dem Einfluß klassischer Vollenbung gereiften christlichen Kunst zu antiken Stempeln zu wollen, muß hiernach als verfehlt angesehen werden. Der Werth der Renaissance aber ist nicht darin zu suchen, daß sie den „neuen Fleishestempel“ in die Kirche einzuführen suchte, und Michel Angelo's Weltgericht würde bewundernswürdiger dastehen und weniger abschwendend auf die ideale Kunstentwicklung der folgenden Zeiten eingewirkt haben, hätte er nicht den christlichen Gedanken in der Uebermacht heidnischer Nacktheit begraben.

Wir lassen dahingestellt, ob Tieferes, Erhabeneres, Größeres die christliche Poesie nicht habe als die „Antigone“ des Sophokles, und ob nur Cordelia ihr an die Seite zu stellen sei, mit der Shakespeare noch einen bedeutenden Schritt über die Antike hinaussetzt, halten aber die Frage für völlig überflüssig, ob denn etwa diese Dichter und, als dritter ihnen zugesellt, Schiller ihre Stoffe und Ideen dem Christenthum entlehnten; denn das eben ist das Universale im Christenthum, daß alles, was groß und edel, im Umfange seiner Anschauungen und Ideen Platz findet und daß es mit nichts Verartigem, welcher Religions- und Cultusform solches auch angehören möge, in Gegensatz tritt.

Es thut wohl, nach diesem bedenklichen Kapitel sich an der Schilderung eines längeren Landaufenthalts erholen zu können, den der Reisende zu Rocca di Papa im Albanergebirge und zu Tibur machte. Dann begleiten wir ihn über Caëta nach Neapel, bestiegen mit ihm den Lavaberg des Vesuv und durch das Ascheralegel und besuchen Pompeji, die allmählich aus ihrem Grabe erstehende altrömische Provinzialstadt, worüber er

manche interessante Bemerkungen beibringt. Bis jetzt ist etwa ein Viertel dieser Stadt aus der Asche heraufgefordert, wobei die Vorstädte nicht mitgerechnet sind, die nach dem Meere zu sehr bedeutend gewesen sein müssen, da sie ein Viertel der städtischen Bevölkerung umfaßten. Bereits ist ein Weg von 2 1/2 Stunde bloßgelegt. Bis jetzt wurden 680 menschliche Geleete gefunden, von Thieren nur 48. Seit 109 Jahren dauern die Nachgrabungen; würde also mit der bisherigen Langsamkeit fortgesetzt, so gingen noch vier Jahrhunderte darauf, ehe ganz Pompeji auferstanden wäre. Seitdem jedoch die Piemontesen dort sind, geht es rascher; eine Pferdebahn schafft den Schutt fort, und so hofft man, schon in 10 Jahren das Osterfest von Pompeji feiern zu können — wenn nichts dazwischenkommt.

Als der Reisende später nach kurzem Wiedersehen Roms die Ewige Stadt verläßt, um heimzukehren, besucht er auch die Wasserfälle von Terni; aber es ist, als ob er von einer märkischen Landschaft spräche, wenn er schlechthin bemerkt, es brauche noch zweier Stunden, um hinzugelangen. Wer ahnt da etwas von der Herrlichkeit der hochdurchsprachten Oliven- und Lorbeerwälder, die zwischen Terni und den strömenden Wasserfällen liegen? Die Wasserleitung in Spoletto mit ihren hohen, enggegründeten Bögen hält er nicht für römisch, sondern für ostgothisch oder gar longobardisch; sie erinnere an die Theodorischeburg bei Terracina. Alfifi veranlaßt ihn, seinem Widerwillen an verbürdeter Bürgerreligion Ausdruck zu geben; er räth dem Papst, hier sein Asyl aufzuschlagen, Alfifi zur „freien Kirchenstadt“ zu machen, denn hier sei das Grab der sündhaften Welt, das düstere Ende der Wirklichkeit, die Krypta des mönchischen Glaubens; hier habe jeder Stein christliche Farbe, die Luft in den Straßen wehe uns Entsagung entgegen. So etwas hätten wir im Norden nie fertig gebracht; Münster sei bloß zum Sterben langweilig, und doch möchte kein Mensch dort begraben liegen; München habe man fröhlich verheißensicht; Neuwied sei gestroener Pietismus; Schternach mit seinem Weistanz alle uns an; aber Alfifi, das sei düsterer, gewaltiger Ernst, das sei Innocenz III., das ganze 13. Jahrhundert in Stein. Und doch erkennt er in den Geniegestalten Cimabue's, dieses Erzpaters christlicher Malerei, etwas, was weder aus dem Byzantinismus noch aus der Innigkeit des christlichen Gemüths stamme; Italien habe schon eine viel frühere Renaissance gehabt als die des großen Scicolo, eine Neubelebung und Wiederaufnahme antiker Formen bereits im 12. Jahrhundert, gleichzeitig mit jenem finsternen, gewaltthätigen Papst, Innocenz III., und der Nagelwurmer freier Schönheit habe sich bis in den ascetischen Dom des heiligen Franciscus zu Alfifi und dann weiter bis zu Giotto's Speranza in den allegorischen Temperabildern der Kapelle dell' Arena zu Padua siegreich durchgebohrt. Die berühmte Madonna des Guido da Siena jedoch beweise, daß die Siensesen sich am frühesten emancipirt, daß sie dem fleischlichen Byzantinismus zuerst den Abschied gegeben haben; hier seien menschliche Züge und in Siena hierüber Studien zu machen.

In Perugia wurde gerade die Citabelle, das „Krauschloß der Schweizer“, die hier 1859 so höllisch hausten und 1860 so rasch vor den Italienern die Flucht ergriffen, abgetragen; die ganze Höhe starrte von Schutt und Steinen. Mit Entzücken sah er auch Florenz, die „blühende Blume Italiens“, wieder, dann in Bologna die gothische Kirche S. Francesco, ruinirt zu Ehren des Papstes Pius IX. im Jahre 1857, bei Gelegenheit der kostspieligen unnützen Rundreise, und also auch ein Monument! Von der bologneser Schule der Caracci und ihrer Nachfolger sagt er sehr richtig: sie begeistere wenig, aber sie belebige auch; selten; sie verdiene das ehrenvolle Zeugniß, das Ideal in der Zeiten Flucht aufgehalten, sich der Verderbnis entschlossen in den Weg geworfen zu haben; sie blide nach Venedig und Rom, dort die Verweltlichung des Ideals, hier die Reinheit der Formen ablaufend; Domenichino aber sei und bleibe der größte Bolognese. Die Folgen wilden Landschaften Salvator Rosa's, dem er in Florenz und Rom und von neuem in Modena begnadete, erscheinen ihm so gefättigt von Vollkommenheit, so

meisterhaft fähet, daß man begeistert ausrast! „Das Stimmungsbild haben die Alten nicht gekannt; hier hat der Mensch die Natur zum andern male geschaffen, indem er ihr seine lebende Seele einblies.“ Giulio Romano, dessen Fresken im Palazzo del Te zu Mantua er bewundert, ist ihm „ein Rafael, der dem Rubens begegnete und ins Extravagante ausschlug, ein Rubens, der angesichts des Rafael sich plötzlich zusammennahm“. Die Begräbniskapelle der Madonna dell' Arena zu Padua nennt er die „Sirtinische Kapelle des Trecento“.

Mit Venedig, wo andere ihre italienische Reise beginnen, schließt er sie. Venedig ist ein Grab, in welchem man von vergangener Herrlichkeit träumt; es ist ein Traum und ein Rausch, die venetianische Malerschule ein blühender Traum und farbe-glühender Rausch; hier in Venedig muß man sie sehen, auf ihrem Heimatboden, in ihrer vaterländischen Luft, um sie zu begreifen. Die „Himmelfahrt Mariä“, das ist „der ganze Ljban, der himmelhoch jauchzende Realist, der wahre Verkärer der Erde und ihrer schönen Frauen“, hier aber zugleich doch jedenfalls noch etwas mehr als bloß das! Während die allerneueste Kunstgeschichtschreibung behauptet, die Geschichte der Kunst beginne erst bei den vollendeten Meistern, bei den Spigen aller Kunstentwicklung, ist es erquicklich, unsern Reisenden das Bekenntnis aussprechen zu hören: „Die Vollender sind mir kaum wichtiger als die Anfänger, denn diese machen erst jene begreiflich.“ Wol aber hätte dieser Grundsatz ihm selbst auch zur Richtschnur dienen sollen bei der Beurtheilung der so unvollkommenen Anfänge und „symbolischen Plattheiten“ der beginnenden christlichen Kunst. „In der geheimnißvollen Lagunenstadt“, bemerkt er so dann, „nimmt sich Italien noch einmal zusammen; um den Zauber zu vollenden, dient hier der Orient dem italienischen Element zur Folie; der Schatten von Konstantinopel schlägt bis über die Lagunen der Adria hin.“ Der Humor hat den Reisenden verlassen; unglückliche Trauer beschleicht ihn; er sieht Venedig, den feineren Tod, auf dem trägen Gewässer schwimmen, und die Leichenhüter klappern mit dem Säbel um den Katafalk. Es sei nur Kinderei, sagt er, die „Barbaren“ hinauszujaugen und die Einheit und Freiheit des Vaterlandes zu schaffen; aber „wer“, so schließt der Verfasser sein Buch, „wer erlöst die Welt von Geketown? Das ist die Frage!“ 12.

Zur Unterhaltungsliteratur.

1. Franziska von Hohenheim. Von Amely Bölte. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1862. 8. 3 Thlr.
2. Ueber diese Geschichten ist Gras gewachsen. Roman von E. M. von Suckow (Emma Riendorf). Zwei Theile. Berlin, Sandrog u. Comp. 1863. 8. 2 Thlr.
3. Die Kinder des Hauses. Familienroman von Julie Wuraw. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1863. 8. 1 Thlr.
4. Nur ein Weib. Roman von Hans Wachenhusen. Zwei Bände. Berlin, Verlags-Comptoir. 1863. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
5. Die Männer vom Leder. Socialer Roman in sechs Bänden vom Verfasser der „Ritter der Industrie“, „Die Leute der Amtskube“ u. s. w. Leipzig, Kollmann. 1862. Gr. 16. 5 Thlr.
6. Die Erbin von Lutonsky oder Bruder und Schwester. Roman von Oswald Stein. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1861. Gr. 16. 2 Thlr.
7. Ismael. Gaullerroman von E. Spielmann. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1862. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der erstverzeichnete Roman „Franziska von Hohenheim“, von Amely Bölte (Nr. 1), nennt sich ein Zeitbild, und es darf anerkannt werden, daß einzelne Züge der Zeit, in welcher die Geschichte spielt, richtig angedeutet sind. Die Verfasserin indeß muß wol gefühlt haben, daß diese Andeutungen weniger von innen, was sie doch müßten, als von außen kommen;

denn sie hat dieselben sehr oft dadurch markirt, daß es hier und dort in dem Buche heißt: „Es war das Zeitalter, wo man an Gagliostro, St.-Germain, Lavater u. a. glaubte“; oder: „Es war das Zeitalter, wo Rousseau, und nach ihm Diderot, die Erziehungsschwärmerie angeregt hatte“; oder: „Es war die Zeit, wo der Pietismus unter dem Adel grassirte“ u. s. w. Es ist nicht zu verkennen, daß die Verfasserin selbst durch diese außen angehefteten Notizen ihre Arbeit als eine leichte bezeichne.

Was nun das Verhältniß betrifft, welches diesem Buche die Basis gibt, nämlich die Liaison des Herzogs Karl von Würtemberg mit Franziska von Hohenheim, so scheint die Verfasserin die Absicht zu haben, uns glauben zu lassen, sie gebe, wie man es nennt, eine wahre Geschichte; das scheint so, weil in dem obgenannten Buch mehrfach gedruckte Briefe des Herzogs Karl, sogar Zettel von des Herzogs Hand, welche sich auf sein Verhältniß zu Franziska beziehen und im Archiv zu Stuttgart aufbewahrt sind, nach ihrem Wortlaut mitgetheilt, gleichwie Excerpte aus dem Tagebuche der Franziska, welche gleichfalls im Stuttgarter Archiv deponirt sind, gegeben werden.

Nicht-bekannter ist es geradezu unmöglich die thatsächlichen Verhältnisse solcher Liaisons in voller Wahrheit darzulegen. Das würde nur den unmittelbar Betheiligten und selbst denen vielleicht nicht immer vollständig möglich sein, weil das Äußere hervorgebracht ist durch das entsprechende Innere und weil das Innere oftmals selbst nicht demjenigen, der es in seiner eigenen Brust erlebt, ganz vollständig und ganz richtig offenbar wird. So handelt es sich denn in solchen Darstellungen wie die vorliegende ist, vornehmlich um die ideale Wirklichkeit oder Möglichkeit; es wird mit Recht verlangt, daß die Erzählung dem historischen bekannten Charakter des Herzogs Karl und der Franziska homogen sei. Diese ideale Ähnlichkeit herauszubringen, scheint der Verfasserin in Betreff des Karlherzogs, wie er in Schwaben noch heute genannt wird, durchaus nicht gelungen zu sein. Der Herzog Karl, dieser schroffe, strenge, stolze, doch aber wieder heitere und joviale Herr konnte unmöglich durch eine Frau gekesselt werden, welche, wie diese Böttische Franziska, fast ganz in Pietisterei versunken und so unbehülflich ist, daß sie von Anfang dem gewandten Herzog in tausend Dingen unangenehm erscheinen muß; und dazu noch tritt sie so unselbständig auf, daß sie bald Instruktionen, bald Trost, bald Hülfen sucht bei einer ehemaligen Geliebten des Herzogs, der Tochter eines Schließers, welche mit einem Geheimrath verheirathet ist. Wenn nun dessenungeachtet wieder und wieder in dem Buche gesagt wird, daß Franziska des Herzogs guter Engel, daß ihr Einfluß ein wahrer Segen für das Land geworden sei, so erscheint dieser Ausbruch im Lichte dieser Erzählung offenbar ganz absurd, und man findet sich berechtigt zu sagen: ungeachtet der Karlherzog ein unerhört albernes Weib hatte, ging ihm doch seine gute Laune nicht verloren; oftmals wurde er sogar sanfter und milder, wenn ihm Sanftheit und Milde als das rechte Mittel erschienen, das abscheuliche Lamentiren des Weibes aufhören zu machen; zugleich war er Cavalier genug, um in vorgerückten Jahren nicht noch ein Verhältniß zu brechen, woraus ihm, so wie es in dem Buche geschildert wird, nicht die geringste Freude jemals gekommen sein konnte. Nun ist in dem vorgenannten Buche das Opfer der Ehre, welches Franziska dem Herzog bringt, damit motivirt, daß Franziska den Herzog ohne Grenzen liebe und sich nach seiner Liebe sehne. Was nun zunächst den Herzog betrifft, so ist sein Charakter in diesem Buche derartig gezeichnet, daß man annehmen muß, jenes erhebende Gefühl, was man Liebe nennt, sei diesem Manne ganz und gar unbekannt gewesen; es wird nicht einmal in dem Buche ein Zug zu finden sein, welcher auf das, was man Liebe nennt, entfernt hintere; der Herzog bringt es nicht weiter als die Franziska seine Freundin zu nennen, oder sein Franzler, bisweilen auch sein appetitliches Franzlerl. Auch der Franziska wird die Liebe zum Herzog nur von der Verfasserin nachgesagt; das Urtheil der Welt, die Mißbilligung von Papa und Mama und der sehr wenig nobeln Schwester sind ihr so wichtig, daß

we Tugendessmerz, vor Schmerz über Verleumdungen und harte Privatskandale gar nicht zu dem großen, gottesspendenden Gefühl der Liebe kommt. Und doch läßt die Verfasserin Franziska beim Herzog bleiben.

Nur wollen wir den Charakter des Franziska etwas näher beleuchten. Amelie Wölfe erzählt, daß Franziska als vierzehnjährige Mädchen einen Jäger im Walde getroffen, gesprochen und im Gelübde, sie wolle später sein Weib werden. Aber als der Jäger nicht wiederkam, so verheirateten die Aeltern ihre Franziska an einen Baron von Leutrum. Indes Franziska liebt den unbekannten Jäger fort und fort, und wird dadurch in ihrer künftigen Ehe höchst unglücklich. Nach ein paar Jahren trifft sie im Besen ihres Vaters in Wildbad den unbekannten Jäger, welcher sich ihr als Herzog Karl von Württemberg vorstellt und ihr anheuer die Cour macht. Franziska benimmt sich nun dem Herzog gegenüber so, daß der Leser meint, er habe eine vollkommene Kolette vor sich, während doch im Verlauf der Erzählung Franziska mehr physisches geschilbert ist; der Leser wird durch diese Inconsequenz natürlicherweise verstimmt. Inzwischen wird der Baron von Leutrum, was der Herzog wünscht, wird eifersüchtig und maltätig sein Weib; aber Franziska liebt ihren Herzog, der sie übrigens jedesmal nur auf ganz kurze Zeit und niemals in la retraite zieht; Herr von Leutrum schlägt seine Frau, er speit sie an; sie duldet alles, bis sie endlich sich vom Herzog und dieser Sklaverei entführen läßt.

Bis auf diesen Punkt war der Leser für Franziska wegen ihrer Liebe und Treue wahrhaft interessiert; allein der Leser hat nun schon den Höhepunkt des Werks erreicht; Franziska spricht zwar noch immer viel von ihrer Liebe zum Herzog, aber dieses „viel“ ist im Grunde wenig gegen das, was sie lamentirt, bald über die Spottzungen der Ludwigsburger Noblesse, bald über die von ihr entfernten lebenden Aeltern, bald über das Aergerniß, welches sie ihren Schwelgern gebe (welche übrigens nichts Besseres erfinden und ausführen, als sich aus ihrer Armuth glanzreich zu verheirathen), bald über das Aergerniß, welches sie in Welt gibt, bald darüber, daß ein fanatischer Vorposten zu Tode nicht zum Abendmahl zulassen will u. s. f. Diese genannten Dinge alle sind der Franziska viel wichtiger als des Herzogs Aufmerksamkeiten, denn daß sie nicht geliebt wird, muß sie doch fühlen. Merkwürdiger, oder vielmehr ganz ordinärer Weise kann mehr als durch alles andere Franziska getrübt werden, wenn bei besonders feierlichen Anlässen der Herzog für Franziska eine Kiste mit Kleidern und Aufsätzen aus Paris kommen läßt und ihr die Erlaubniß gibt, dieselben anzulegen.

Aus diesen wenigen Zeilen sieht der Leser schon, daß dieser Roman eigentlich eine höchst freudlose, peinliche Lectüre hielet; und das kann nicht anders sein, wenn Liebe verurtheilt wird mit jenen kleinen, kleinlichen Rücksichten auf Eitelkeit, Verleumdung u. s. w. Jede echte Liebe hat einen Zug von Heroismus; eine Franziska von Hohenheim muß ihn haben, sonst künste sie, wie im vorgenannten Buch, zu einer alternen Blätterin oder zu etwas herunter, was ich hier nicht nennen will.

Die zwei gelungensten Zeichnungen in diesem Lebensbild sind ohne Zweifel Henriette von Grolman und der Baron von Leutrum, der Gatte Franziska's. Henriette von Grolman, ein inbrunstiges Mägdlein von Kammerfräulein und Hoffräulein (die letztere Charge bekleidet sie am Hofe zu Montbeillard), hat im Beginn der Geschichte Franziska dem Herzog näher zu bringen gesucht und nach näher gebracht; später, als Franziska entführt ist, glänzt sich die Grolman vernachlässigt und schlecht belohnt, macht sich an Herrn von Leutrum, auf den sie vielleicht schon im Voraus speculirt hatte, und wird von ihm geheirathet. Dieser Leutrum ist ein wahres Gabinetstück, auf welches die Verfasserin sich etwas zugute thun dürfte; dieser unglückliche Ehepartner ist gräßlich wahr gezeichnet: sein Hochmuth, sein Eigennutz, seine Eifersucht mit obligater Grobheit, Kriecherei und Tyrannei, seine Born und seine Dummheit; wenn die Verfasserin das alles in Verbindung mit Henriette von Grolman ge-

legt und diese und den Baron als zwei Hauptpersonen zum Mittelpunkt homogener Figuren und Ereignisse gemacht hätte, so würde sie wahrscheinlich eine charmante Leistung geliefert haben.

Uebrigens wollen wir noch bemerken, daß in dem Buche die Lokalitäten treu geschildert sind; die Verfasserin war entweder an Ort und Stelle, oder benutzte dieselben geschickt. Wenden wir uns zum schwäbischen Volksschauspieler, so ist Franziska nicht günstig über beide; der Kaiserlich auf seine Unterthanen; aber das war die Zeit: die Kurfürsten von Sachsen, Friedrich theilten alle über ihre Unterthanen so glücklich. Was übrigens die ungünstigen Urtheile über Schwaben betrifft, so meine ich, die auch ihre eigenthümlichen Fehler, doch am wenigsten wie die andern Bruderräume a Ludwigsburg und Stuttgart differirt he der beau monde anderer Hauptstädte. I selbst war auch wahrscheinlich schon der von Hohenheim und des Karlsruhogs. kolossale Selbsttäuschung darin, wenn ei mit der Anstellung jedes Pfarrers oder j das Volk so und so gewirkt zu haben i ich glaube der Karlsruhogs war zu so etwas vorgegangen hat ihm erst eine spätere Zeit a

Der folgende Roman, „Der folgende Roman, gemacht“, von E. M. liche Leistung. Er ist i psychologisch, halb s schafflichen und staatliche Gründen steht diese einz schon, so kräftig; so natu weder die Theile noch Erzählung ist kein zusam ein im vollen lebendigen lichkeit, Berechnung, R Wo ist, als wenn nur g nischen Begebenheiten Gedanken, welche sich schauerliche Ironie des i waltige Thema ist auf variirt; der Kampf des Streits des Vernunft gegen den Ahriman, die Dämonen der Jugend, die Gewalt des Bösen, gegründet auf das Bündniß von Schein und Wahn, das wird in seiner ganzen furchtbaren Macht geschildert, gleich furchtbar wie die Qualen des bösen Gewissens, welches sich durch Schein nicht kann beruhigen lassen. Das Buch entrollt vorherrschend dükere Bilder, und doch bewirkt die Lectüre eine Erhebung, weil die Verfasserin den Leser das Leben durchaus von der Höhe anschauen läßt. Ueberhaupt fühlt man es der Erzählung an, daß die Verfasserin eine Dichterin ist; obwol sie es nicht zur Schau trägt, kann es doch auch nicht verborgen bleiben; ganz unwillkürlich wächst der Verfasserin ein poetischer Gedanke oder ein poetisches Bild in die Feder.

In einem Buche wie das vorliegende, welches, seinem thatsächlichen Gehalte nach, zu den realistischen Romanen gehört, ist es gewiß selten, daß der Autor alle seine Combinationen dergestalt aneinander reiht, alle seine Motive so wagt, alle seine Erfindungen so begründet, daß der Beurtheiler nicht hier und dort Unbefriedigendes, logisch oder psychologisch Unguländliches findet. Referent muß sagen, daß er in einigen Fällen anders combinirt, einiges auch anders motivirt haben würde als die Verfasserin; indes haben wir keinen Fall aufzuzählen, wo wir sagen müßten, das was die Verfasserin that, sei geradezu unlogisch, unpsychologisch, oder passe nicht in den Zusammenhang. Wer, wie Referent, in der Lage ist, die Lokalität, die Eigenthümlichkeit der Bewohner jener Gegend, in welcher die

Geschichte spielt, zu kennen, weit von dem Wohnort der Verfasserin, anfern der Olfere, der wird der Erzählerin das Lob geben müssen, daß sie jene Volkseigenthümlichkeit in den verschiedenen Schichten des gesellschaftlichen Lebens, des großen Grundbesizers, des Landmanns, der Landpastoren, der Stiftdamen, der Diensthoten, in gesunder, natürlicher Zeichnung vorführt, wenigstens es keineswegs in der Absicht der Verfasserin lag, landschaftliche und volkstümliche Bilder für sich zu zeichnen. Dazu muß ich noch anmerken, daß Frau von Sudow geschmackvoll genug ist, um nicht, wie es jetzt modern ist, die Leute verschiedener Provinzen in ihrem Provinzialdialekt sprechen zu lassen. Referent hat schon oft genug, auch in d. Bl., gegen diese Unsitte gesprochen; unsere Verfasserin dagegen hat eine ganz charmante Art, die norddeutsche Sprechart in Ausdrücken und Wendungen nachzuahmen, wie dies namentlich bei einer Kaffevisite von Landpastorinnen in recht amüsanten Weise geschieht.

Noch eins hätte Referent hinzuzufügen, es betrifft den Stil der Frau von Sudow. Gewiß ist es richtig, daß ein jeder in der Weise spricht oder schreibt, wie sein Gedanke ihm geboren wird; jeder Gedanke sucht sein entsprechendes Wort, das ist der einfache, natürliche Gang. Daß übrigens bei dieser Prozedur das Vorbild anderer, Angewohnung, Übung, Fleiß von Einfluß sind, das kann nicht geleugnet werden; selbst ein Meister im Stil dürfte, wenn auch nur nach vieljährigen Intervallen, einmal seinen Tacitus, oder seinen Lessing wieder vornehmen und nachsehen, wo die Differenz und auf welcher Seite der Vorzug liegt. Ich meine, jeder Unbefangene sollte in dieser weitesten Fassung die Möglichkeit der Verbesserung des Stils zugeben; von platter Nachahmung ist selbstverständlich die Rede nicht; jedenfalls aber läßt sich der Stil rectificiren und purifiziren; an jedem Kunstwerk kann gefeilt werden; an vielen muß gefeilt werden. Das oben angezeigte Buch ist in diesem letzten Fall. Die Satzfügung ist in einer ganz unglaublichen Weise vernachlässigt; da ist auseinander gehämmert, ineinander geschachtelt, aneinander genestelt, daß dem Leser schier der Athem ausgehen möchte. Natürlicherweise hängt dieser syntaktische Fehler mit dem logischen des Nichtsüßens und Nichtordnens der Gedanken zusammen, und so erfreulich Fälle der Gedanken ist, so unerfreulich ist Ueberfluten derselben. Wenn Frau von Sudow diese Ungefügigkeit des Stils beseitigen kann, so wird sie ihre Werke nicht nur lesbarer, sondern auch gebiegener machen.

Referent hat vor ganz kurzer Zeit erst in d. Bl. über Art und Kunst des Familienromans ausführlich sich ausgesprochen und dürfte also hier darüber hinweggehen, wo es gilt, den Roman „Die Kinder des Hauses“ von Julie Burow (Nr. 3) zu besprechen. Dieser Roman spielt seinem Haupttheile nach in derjenigen Gegend, welche Julie Burow mit Vorliebe zum Hintergrund ihrer Darstellungen wählt; es ist das nördliche Deutschland und namentlich die reiche Stadt Danzig mit ihren so interessanten Umgebungen. In dem vorliegenden Werke schweift die Darstellung in weitere Kreise hinaus, nicht bloß nach Polen, nach Spanien sogar, ja noch weiter, nach Mexico hinüber. Auch in der Schilderung dieser entfernten Gegenden bekundet die Verfasserin sich als eine gewandte Darstellerin: hier wie dort anschauliche, lebenswahre Landschafts- und Culturbilder; in wenigen Strichen, Punkten und Linien eine lebensvolle kleine Zeichnung. Es ist in der That eine schwierige Aufgabe, eine Geschichte in ganz gewöhnlich bürgerlichen Verhältnissen einer Kaufmannsfamilie spielen zu lassen und dieselbe doch über der Flachheit des Gewöhnlichen Bürgerlichen zu halten, um nicht etwa statt einer idealisirten Ruhmgeschichten eine idealisirte Comptoirgeschichte zu geben; die Situationen, die Lebenskassen, die Conflite, die Fehler dieser Personen so zu malen, wie sie in der gegebenen Sphäre auftreten und gelöst werden können, das ist gewiß nicht leicht. Das Gewöhnliche und Triviale schließt sich von selbst aus, das Herausgeklügelte und Romanhafte würde hier absurd erscheinen, also kann das Nützliche nur das rein Menschliche sein in seiner einfach klaren Art und Weise; dazu gehört eben ein einfaches, ge-

fundes, der ewigen Wahrheit entschieden zugewandtes Gemüth. Julie Burow hat in vorliegendem Roman ein großes Gemälde geliefert; es umfaßt nicht bloß verschiedene Länder, es umfaßt sogar verschiedene Generationen, vom Großvater bis zum Enkel und Urenkel hinunter. Nichtsdestoweniger ist das Gemälde auf einem sehr beschränkten Raume ausgeführt; ein Schriftsteller, welcher mit seiner Feder Geld verdienen will, würde eine Serie von vier bis sechs Bänden daraus gemacht haben; wir haben schon bändereiche Romane gelesen, welche bei weitem nicht so viel sachlichen Inhalt hatten, wie dieser Roman von Julie Burow. Unsere Verfasserin hatte — und jeder Künstler sollte es — ihren Stoff, bevor sie an die Bearbeitung desselben und an die Ausführung ihrer Aufgabe ging, so vielseitig in ihrem Geiste durchgearbeitet, sie hatte alles Material, das Hauptwerk wie die Decoration, so vollständig, so scharf und bestimmt zugerichtet, daß sie in der Durchführung ihres Werks sich ganz kräftig und kurz faßt, mit entschiedenster Sicherheit auf ihr Ziel hinarbeitet. Die Stetigkeit, mit welcher die Erzählung fortschreitet, gewinnt des Lesers Interesse. Ueberhaupt haben die Schriften von Julie Burow, wenn wir die Wirkung von Büchern nicht überschätzen, einen entschiedenen Effect. Der Grund für diesen Vorzug liegt darin, daß Julie Burow Glauben hat an das, was sie schreibt; sie schreibt mit Ueberzeugung; sie muß so schreiben wie sie schreibt. Ganz im Gegensatz dazu werden jetzt die meisten Romane ganz ohne Nothwendigkeit, ganz ohne Ueberzeugung geschrieben, und deswegen können sie auch im Geiste des Lesers keine Ueberzeugung wecken; wenn der Autor nicht an die Wahrheit seiner Erzählung glaubt, so wird es auch schwerlich der Leser können. Dabei muß noch bemerkt werden, daß der Inhalt dieses Buchs durchaus seiner Art von Idealität zugewandt ist; alles Schöne und Gute, was darin geschildert wird, liegt innerhalb erreichbarer Grenzen. Ich erwähne zwei polnische Edelleute in dieser Geschichte, in welchen das Gefühl der wahren Ehre erst im höhern Lebensalter erwacht, das ist durchaus nicht extravagant, aber durchaus wahr geschildert. Ferner ist das Verhältniß der Dienenden zu den Herren durchaus nicht im vorgeschichtlichen, sondern in seinem nothwendigen Gesellschaftsgegensatz richtig dargestellt und gibt für das häusliche Leben manches Lesers ein nachahmenswerthes Vorbild. Auch die Lebensaufgabe eines glücklichen Mädchens, der Tochter eines reichen danziger Patriciers, ist ganz praktisch aufgefaßt und durchgeführt, so daß das echt Weibliche zu schönster Entfaltung kommt bei einem Geschöpfe, welchem die Natur selbst die Erfüllung eines Theils der weiblichen Lebensaufgabe unmöglich machte; kurz, in allen Darstellungen des Buchs geht gar nichts über das in jedem Verhältniß Mögliche hinaus, aber zur Höhe weit alles hinan. Die Wirkung dieser Darstellungen ist Verfriedung mit den gegebenen Verhältnissen und weckt den Entschluß, die von einer höhern Hand gegebene Lebensaufgabe treu zu erfüllen, wiewol von kirchlicher Religiosität keine Spur im Buche vorhanden ist. Referent schlägt den Einfluß solcher Bücher hoch an in einer Zeit, wo Kunst, Mode, Literatur, sociales Leben voll zahlloser Momente sind, welche für Unnatur, Unwahrheit und Lüge Propaganda machen.

Referent hat von dem Verfasser des Romans: „Aus dem Weib“, Hans Wachenhusen (Nr. 4), nichts als das vorliegende Buch gelesen; doch kann dies dem Urtheile über daselbe keinen Nachtheil bringen, weil es sich hier nicht um eine Charakteristik der sämtlichen Schriften, sondern nur um das einzelne Werk handelt. Referent findet, daß der Verfasser von einem Gefühl großer Sicherheit getragen ist; er behandelt seine Gegenstande durchweg mit großer Redlichkeit; Gewandtheit im Stütziren von Situationen und Personen zeichnet den Stoff aus; in den letzten Scenen des Buchs nahmen wir sogar dramatische Momente wahr. Die Gespräche sind belebt; aber in dem entscheidenden Momente haben sie den Fehler, welchen die meisten Autoren sich zu einem Vorzug anrechnen, nämlich der Leser will ungebührlich lange hin- und hergezogen, bis er endlich die Pointe

hört darf; der Parforceleser wird ärgerlich darüber und der nicht Leser findet dieses Mittel die Neugierde zu spannen trivial. Was nun den Inhalt betrifft, so gehört derselbe ganz der allerhöchsten Gegenwart an. Für denjenigen, welcher ein Buch lesen will, oder für denjenigen, der auf Bestellung eins schreibt, mag es bequem sein, so recht ins volle Leben der Gegenwart hineingreifen, und nach der Theorie, rana amat ranam, d. h. ein Hse liebt den andern, liegt darin für manchen Leser gewiß viel Angenehmes; der Schriftsteller aber kommt dabei leicht in Gefahr, Dugendmenschen zu schildern, statt daß er Charaktere hätte schildern sollen. Ich meine, die Leute von heute, inclusive die gute und die feine Gesellschaft, leben nur für die allertrivialsten Interessen, und auch auf die allertrivialste Weise leben sie; nicht einmal Spas versteht heute jemand. Für einen Roman gibt das keine schönen Bilder, keine erhebenden Eindrücke, keine schöne Perspective; ich bin der Ansicht, daß die Kritik das letztere als Forderung auffellen muß, wenn auch ein Schriftsteller vornehm lächelnd darauf hinunterseht. Ich bin der Ansicht, ein Schriftsteller soll Respekt vor sich selbst haben, das heißt er soll nicht alles drucken lassen, was ihm vielleicht einmal in Stunden der Abspannung oder der Langeweile schwermüthig durch den Kopf zog; er soll nicht die Reste von früheren und die Anfänge von künftigen Werken mit Zwirnsfäden aneinander binden und für etwas Zusammenhängendes ausgeben; er soll nicht tausendmal gebrauchte Motive ohne irgend neue Verknüpfung aneinander stellen, er soll nicht die Leute blos Kleider wechseln lassen und für Menschen ausgeben: das darf der Schriftsteller nicht, wenn er Achtung vor sich selbst hat. Und Achtung vor dem Publikum sollte er auch haben. Wenn man freilich mit dem Publikum nichts anderes versteht, als das hundert- oder tausendköpfige Ungeheuer, welches ohne Gefühl, ohne Urtheil, ohne Bewußtsein, nur um angenehm zu verbauden, oder weil es Mode ist, oder weil man doch etwas thun muß, in Concerten zuhört, im Theater gähnt oder sich langweilt oder lacht, oder über einem Gedichte einschläft, oder durch Gemäldeausstellungen traut, natürlicherweise, so kann der Respekt nicht groß sein; wer den Begriff Publikum in dieser Art beknirrt, der sieht sich als Schriftsteller vom Respekt vor dem Publikum auf den Respekt vor sich selbst reducirt; jeder, welcher im Unfahn der Zeit nicht verloren gehen will, muß wenigstens diesen Respekt aufrecht erhalten. Die vorgenannte Erzählung „Nur ein Weib“ ist ein leichtes, leichtes Gewebe von Ereignissen, Situationen, die größtentheils gar nicht aneinander gehören, obwohl der Verfasser gegen das Ende des zweiten Bandes mehrmals sagt, daß die Darstellung einer der Hauptpersonen auf Facta gegründet sei. Die Hauptpersonen sind Individuen von sehr zweifelhafter Moralität; ein paar Nebenpersonen stehen indifferent zur Moral; die sogenannte gute Gesellschaft in dem Buche ist in der That eine recht schlechte. Eine der Hauptheldinnen des Buches, die achtzehnjährige Tochter eines Majors, welche nach des Vaters Tode zum Theater, aber bald wieder in die Bankiersfamilie ihres Onkels zurückgeht, ist eine höchst interessante Figur für Gymnasialleser und angehende Commis; aber wer von einem Mädchen mehr verlangt, als was heute die meisten sind in der sogenannten guten Gesellschaft, der wird sie absurd finden. Der Verfasser natürlicherweise glaubt selbst nicht an die Möglichkeit der Geschichten, die er hier erzählt; der Verleger weiß aber, daß es auch für so etwas ein Publikum gibt. Wir hoffen, daß wir bald ein Buch von Wachsuhfen sehen dürfen, worin das Leben desselben sich ruhiger und gründlicher entfaltet; für dieses vorliegende Buch hatte er nicht einmal Fuß einen Titel zu erlauben: Andersen's „Nur ein Geiger“ mußte Gevatter stehen.

Socialer Roman nennt sich Nr. 5: „Die Männer vom Leder.“ Nun ist der sociale Roman derjenige, in welchem das Bild einer Zeit am vollständigsten zur Anschauung gebracht werden kann; er kann Richtungen, Strebungen, Tendenzen, Gattungscharaktere in ein so scharfes Licht stellen, daß Satz und Gegensatz in frappanter Weise voneinander sich scheiden, daß Wahres und Fal-

sches, Haltbares und Flüßiges, Wesentliches und Accidentelles genau erkennbar, ohne Möglichkeit einer Verwechslung erscheinen müssen. In dieser Weise kann der sociale Roman, selbst Träger großer Ideen, dazu mitwirken, daß diese Ideen in Kreisen eingeführt werden, wohin sie ihrer Natur nach nicht so leicht vordringen, und der Verfasser eines tüchtigen socialen Romans wirkt meiner Ansicht nach noch kräftiger, gründlicher und nachhaltiger am großen Tagewerk seiner Zeit, als der Dichter politischer Lieder; wenigstens in Deutschland, dem Lande der Reflexion, der ruhigen Betrachtung, des unablässigen Erwägens, dürfte dies der Fall sein; Tyrtäus freilich hatte bei den Griechen einen andern Boden.

Ebenfalls liegt eine eigenthümliche Schwierigkeit darin, den realen und den ideellen Inhalt eines socialen Romans in das rechte Verhältniß zueinander zu stellen; wer einen Roman lesen will, verlangt nicht Theorien zu hören, gleichwie derjenige, welcher Theorie hören und durchdenken will, einen Roman entbehren kann. In diesem Gegensatz stellt sich die künstlerische Aufgabe für den Verfasser eines socialen Romans sehr schwierig heraus, und diese Schwierigkeit erfordert, daß eine rechte Kraft sich recht zusammenfasse. Keine Gattung der schriftstellerischen Form eignet sich in solchem Grade wie der sociale Roman dazu, Wahrheiten, welche sonst nicht wol gestattet ist zu sagen, nicht blos zu sagen, nein, auch zu begründen, nicht blos philosophisch, vielmehr noch praktisch und phantastisch zu erläutern, und damit auf einen Punkt der Evidenz zu erheben, welcher der Wahrheit, weil sie Wahrheit ist, gleicht. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß der sociale Roman Dinge aussprechen kann oder soll, welche den sogenannten hohen Kreisen des Staats- und Gesellschaftslebens unbequem wären; der sociale Roman, wenn er ein rechter ist, behandelt in seinen Darstellungen nicht blos die höhern, sondern auch die niedern Schichten der Gesellschaft und zwar mit derselben Gerechtigkeit und bildet eine schöne Ergänzung zur Publicistik. Manches Zugeständniß, welches man im Kampf der Debatte, selbst um den Preis der rechten Hand nicht machen würde, manche Wahrheit, die man aus dem Munde des politischen Gegners mit allen Waffen des Scharfsinns und der Dialektik bekämpft, die erscheint uns in einem günstigen Lichte, oder findet nach und nach sogar Eingang bei uns, wenn wir sie sine ira et studio vorgetragen, wenn wir sie praktisch durchgeführt, in ihrem praktischen Verlauf dargestellt, durch ihre Konsequenzen vervollständigt im Leben selbst vor Augen führen. Ein Professor der Staatswissenschaften mit altem Jopf würde freilich uns keinen Dank wissen, wenn wir als Anhang zur Publicistik den socialen Roman hinstellen; indeß alle Wissenschaften und Künste müssen jetzt in noch viel höhern Grade als früher dem Leben dienen, und alles, was namentlich die politische Bildung stärkt, was den einzelnen tüchtiger macht, die Aufgabe der Gegenwart nicht blos zu begreifen, sondern so viel an ihm ist, zu helfen, daß sie gelöst werde: das ist des Schweiges der Edeln werth und werth geehrt zu werden.

Natürlicherweise kommt es mir nicht in den Sinn, diese aufgestellten Sätze an dem vorliegenden socialen Romane prüfen und untersuchen zu wollen, inwieweit der Verfasser mit seinen „Männern vom Leder“ dem Ideale nahe gekommen sei oder nicht; das wäre die Aufgabe für einen amicus, welcher ein ganzes Buch über dies Buch schreiben wollte, wie das auch schon vorgekommen ist. Referent wird sich darauf beschränken, eine kurze Darstellung mehr der Art als des Inhalts zu geben.

Wenn jemand aus unsern obigen Bemerkungen und Ausführungen sollte geschlossen haben, daß „Die Männer vom Leder“ ein Tendenzroman sei, um gewissen modernen Ideen Eingang zu verschaffen, der wäre total im Irrthum; so wenig wie ein Apfel, welcher in diesem Augenblick vom Baume fällt, disertis verbiis die Newton'sche Theorie vom Falle lehrt, so wenig lehrt unser obengenanntes Buch irgendeine Theorie; das Buch tritt ohne irgendwelche Präntension auf; es ist Roman und etwas anderes will es nicht sein. Freilich unterscheidet sich dieser Roman von vielen andern dadurch, daß er wirklich einen gedanklichen

Hintergrund hat, einen Hintergrund, welchem vielleicht der gewöhnliche Leser bemerken wird, von welchem er aber keineswegs sich genirt fühlen kann; bemerkt der gewöhnliche Leser diesen Hintergrund nicht, so hat er eben einzig und allein seine Freude an der Erzählung, und das ist ja doch auch schon etwas, oder vielmehr sehr viel. Man kann sich nicht leicht einen Leser vorstellen, der in diesem Buche nicht mancherlei finden sollte, das ihn ansprache. Der Freund ländlicher Natur und Sitten findet das Bergmannsleben in einem norddeutschen Gebirgsstädtchen — dem Harz etwa — dieses einfache Leben mit seinen Sorgen und Besorgnissen, seiner Dürftigkeit, seiner einfachen Frömmigkeit, seinem häuslichen Stillen; dazwischen fallen ergreifende

mer die Schilderung der Hochzeit einer wohlhabenden reicheu Dynastie. Der Freund ist gerade behaglicher Darstellungen wird an zwei lutherischen Geistlichen, die gern orthodox gelten möchten, von denen der rger Heuchler und Wolf im Schafpelze e können, wie aus dünkt, nicht schärfen. Ferner, wer das Leben deutscher der kennen lernen möchte, ihre Residenz, itallen, der wird erschrecken über die r hier gezeichnet ist; wer die dreifiger hen norddeutschen Herzogthum erlebt hat lster Kenntniß gekommen sind, der wird den Buche Ereignisse, Personalien, Vor- ruagt sind, aber mit einer Discretion, wie aus einer großen Zahl pikantes Einzel- und jenem Lande hätte der Verfasser noch Erzählung verschlechten können; er hat es der norddeutsche Handwerksmann mit seinen Tendenzen, seinen Erfolgen im Kampf neuen Herrscherordnung, ist natürlich und : ein kleiner norddeutscher Badeort ist eine

gemeinen die Menschen in diesem Buche den Charakteristisch und psychologisch rich- in einem socialen Roman besonders Liebertreibung schadet im socialen Roman rgenannten Werk ist die Idealität we- r Schabart, noch nach der Seite der ieben, eine Bemerkung, womit übrigens t soll, daß sich hier lauter mittelmäßig anlassen die verschiedenen schlechten Sub- stanz selbst, sein Factotum, ein geadelter Hofrath, sein Polizeidirector, der Polizeicontrolleur, ein Rechts- anwalt u. s. w. eine Menge von Situationen und Ereignissen, welche den Leser aufregen; aber in seinem Elemente des Romans findet sich nur die leiseste Liebertreibung, vielmehr hätte sogar allezeit des Schlechten eine Dosis mehr hinzugegeben werden können, ohne daß der Wahrheit zu nahe getreten wäre. Ungeachtet nun in diesem Buche das Gute nur durch gute, nicht aber durch ideale Menschen vertreten ist, findet sich doch im allgemeinen wie im einzelnen in unserm Buche stets das Gute, das Schöne und das Wahre in seinem ewigen, unvergänglichen Rechte; es liegt in dem ganzen Buche auch nicht ein einziger Zug, welcher das Böse oder das Schlechte in einem schönen, nicht einmal in einem mildernenden Scheine auftreten ließe; es liegt dem Ganzen ein echt moralischer Geist zu Grunde, sobald der Abschluß des ganzen großen Gemäldes, von diesem Geiste bedingt, ein durchaus befriedigender sein muß. Obgleich es nirgend besonders betont ist, so finden wir, daß der Gedanke sich durch das Ganze zieht, daß die Unwahrheit, die Lüge der Quell des größtlichen Uebels in der Welt ist.

Der Titel des Werks: „Männer vom Leber“, ist gut gewählt, und mehrfach überzeugt sich der Leser während der Lectüre, daß der Sinn des Titels sich prägnanter erfüllt, als er voraus vermuthet haben mochte; diese fortlaufende Beziehung des Werks auf seinen Titel erhebt den letztern gleichsam zur

Devise; auf einen guten Titel legt ein rechter Autor Werth, wie der Schreiber dieser Zeilen vor Jahren schon in einem mehr satirisch gehaltenen Artikel in d. Bl. bewiesen zu haben glaubt.

Wenn der Chef einer Leihbibliothek — und diese sind die Hauptkäufer von Romanen — das Buch „Die Erbin von Lotonsky“ oder Bruder und Schwester“ von Oswald Stein (Nr. 6) durchblättert und sieht, daß darin vornehm eine Art düffeldorfer Kallasten, eine debattirnde Sängerin, ein angesehener reicher Kaufmann, eine junge schöne Frau, welche, unglücklich verheirathet, mit ihrem Gieichges ein Stütze auf dem Lande führt, so kauft der Leihbibliothekschef den Roman: das kann für den Verfasser wichtig, darf aber nicht die Hauptsache für ihn sein. Das vorliegende Buch ist längst noch kein reifes Werk. Der Verfasser selbst eines Leihbibliothekers romans muß die Kunst verstehen, den Leser sogleich gefangen zu nehmen, wenigstens für die Zeit des Lesens; selbst der gewöhnliche Leser muß eingestehen, daß alles, was er in dem Buche findet, vollkommen gut ausgedacht, berechnet, überlegt und daß jede Frage, die etwa zu thun übrigbleibt, vollkommen genügend in der Erzählung beantwortet ist. Von diesem wahrlich nicht hochgegriffenen Ideale eines Leihbibliothekers romans ist aber unser Verfasser mit seiner Leistung noch ziemlich weit entfernt geblieben. In diesem Buche sind der offenen unerledigten Fragen gar zu viele gelassen; manche Antworten sind kaum halbe Antworten; hat ein Leser ein klein wenig Phantasie, so wird sich dieselbe bei dieser Lectüre leicht entfesseln und aus dem Verfasser, ja selbst über ihn hinausfliegen; es ist kein Verdanke daran, daß der Leser gefangen genommen würde. Der Herr wird in dieser Geschichte angefangen und nicht weiter fortgesetzt, bleibt also abgebrochen und gleichsam ausgelassen und zwecklos stehen, z. B. die Künstlergesellschaft Kallasten, über welche sie hier heißt „Künstlerhölle“. Als diese von einem Unglück hört, welches einem ihrer Mitglieder, dem Hauptbeden des Buchs, widerfahren ist, robomontirt sie ungeheuer, was sie alles für den Mann thun will, schießt auch Geld zusammen im ersten Augenblick, wo sie von dem Unglück hört; aber im Verlauf der Geschichte ist auch nicht einmal erwähnt, daß die Herren anferndem das Geringste gethan hätten; nicht einmal daß das Geld dem armen landflüchtigen Manne mitgegeben oder nachgeschickt sei — die Künstler wissen nämlich wo er ist — wird erwähnt; kurz, die ganze Künstlerhölle kommt gar nicht wieder vor im Buche. Gleichermäßen finden sich zahllose kleine Widersprüche in dem Buche, die, wenn sie auch klein sind, doch unangenehm wirken; z. B. eine Sängerin kommt in eine Stadt und erklärt bei ihrer Ankunft, sie wolle niemand sehen und sprechen, außer was zum Geschäft nothwendig sei; jetzt aber, als ob der Schriftsteller ganz vergessen hätte, was er gesagt hat, macht sie Besuche, sucht ein Bekannte auf, mischt sich sogar in höchst intrikate Angelegenheiten, kurz, macht sich so pudel wie möglich. Ferner ist Zeit und Ort, wo diese Geschichte spielt, höchst nebelhaft; Schwermüthigkeit scheint man in der Zeit noch nicht gehabt zu haben, und doch spielt die Geschichte in der Zeit der Grinoline; der Verfasser hat so eine Art von Zeit sich zurechtgemacht wie da war, worin die Isländischen Sagen spielen, von welchen Familie in der „Erbin von Lotonsky“ ein paar Weitem vorkommen; freilich mit dem Unterschiede, daß die Isländer mehr Charaktere, die modernen Weitem mehr Puppen sind.

Die Hauptperson im Buch ist ohne Zweifel eine Madame Frau, die Gattin eines reichen Handelsmanns und Fabrikanten. Als mutterloses Kind aufgewachsen, in furchtbarem Eigensinn und Eigenwillen, in völliger Starrheit des Herzens hat sie als Jungfrau niemals geliebt und ohne Liebe die Hand des Compagnons ihres Vaters zur Ehe angenommen. Statt in der beginnenden Ehe Achtung und vielleicht Liebe für ihn zu gewinnen, gewinnt sie nur Verachtung, weil sie seinen Geiz, seine betrügerischen Geschäftsoperationen kennen lernt. So sich immer mehr von ihm zurückziehend, lernt sie einen jungen Mann kennen, welcher das Studium der Rechtswissenschaft aus Armuth hat aufgeben müß-

sen und jetzt auf dem Comptoir ihres Vaters arbeitet. Der junge Mann kennt Madame Frank nicht und hört von einer alten Dienerin, seine Geliebte sei unverheirathet, bis er endlich erfährt, daß seine Geliebte Madame Frank, die Frau seines Principals ist. Im edeln Stolz gelobt er sich jetzt Selbstbeherrschung; er entsagt und beginnt ein Mädchen zu lieben. Jetzt erwacht die Eifersucht der Madame Frank. Hiernit hat ein Schriftsteller, welcher zugleich Dichter ist, eine schöne Aufgabe vor sich; der Verfasser hat aber, unserer Ansicht nach, diese reiche Aufgabe nur skizzenhaft, mehrentheils etwas phantastisch gelöst. Nichtsdestoweniger hat er die Ausbrüche der Wuth, der Verzweiflung, der wiedererwachenden Leidenschaft, des erneuerten Mistrans, die Verachtung ihres Gatten, den Haß gegen ein ungescholtenes Mädchen, welches ihr früherer Geliebter liebt: diese Wechsel in der Stimmung, dieses Ueberpringen von einer Leidenschaft in die andere hat der Verfasser nicht ohne Talent geschildert. Schon die Erfindung dieses Frauencharakters scheint von Talent zu zeugen; wenn Referent in dieser Ansicht recht hat, so kann der Verfasser mit spätern Büchern vielleicht noch Effecte erzielen, die intensiver sind, als daß die Chefs von Leihbibliotheken ein Exemplar bestellen.

Der Verfasser des Romans „Ismaël“, G. Spielmann (Nr. 7), hat sein Werk allen schönen Gauslerinnen wandernder Bühnen gewidmet; somit scheint sich das Opus von d. Bl. auszuheben zu wollen, denn was literarische und Gauslerinnenunterhaltung miteinander gemein haben, ist schwer zu fassen. Dem allgemeinen Eindruck nach wird in diesem „Ismaël“ die Lehre vom sinnlichen Genuß in unbegrenzter Ausdehnung gelehrt; nicht bloß durch Erzählung von Thatfachen und Ereignissen, nicht bloß durch Reflexionen der in dem Roman handelnden Personen, sondern durch ganz ausdrückliche Apokryphen an junge Mädchen und alte Jungfern. Wenn im Gegensatz dazu auch der Glaube an Unschuld und Tugend an einigen Stellen in seinem Rechte geschützt ist, so verschwindet doch dieser Schutz fast ganz vor dem Ueberwiegen des Gegensatzes.

Der Verfasser mag ein talentvoller Schriftsteller sein; das zeigt sich in der Mannichfaltigkeit des Stils, wie sie in diesem Buche hervortritt. Dem Verfasser gelingt der noble Stil, aber auch der allerordinäre, wie er in einer wandernden Schauspielergesellschaft des niedrigen Ranges nur herrschen mag; es gelingt ihm die Schilderung des Lebens in der tatarischen Steppe, wie in dem schlesischen Pfarrhause, in der ungarischen Puszta, wie in dem habsburger Kaffeehaus. Nichtsdestoweniger würde ein französischer Autor zu einem solchen Roman nicht so viel Apparat von Ländern, Städten, Personen und Scenen nöthig gehabt haben; trotz aller Beweglichkeit ist ein Franzose in so etwas ruhiger, und der Eindruck wird dadurch gleichmäßiger. Der Verfasser des „Ismaël“ will seinen zu großen Raum für seine Geschichte nehmen; dadurch wird sie aber oft skizzenhaft; an mehreren Stellen müßte sie mehr Fleisch haben.

In Frankreich würde man unbedenklich auf den Umschlag dieses Buches die Worte drucken: „La mère ne le donnera pas a la fille.“ Der Verfasser scheint nicht berücksichtigen zu wollen, was in meiner Aesthetik einen Hauptparagraphe macht und sich in die Worte faßt: „Das Schöne ist keusch!“ 10.

Fransösische Literaturzustände unter dem zweiten Kaiserreiche.

Etudes sur la littérature du second empire français depuis le coup d'état du deux décembre. Par William Heymond. Berlin, Lüberig. 1861. 8. 1 Thlr.

In Nr. 15 d. Bl. hatten wir Gelegenheit, Proudhon's abtheilung, in dessen Schrift „Die literarischen Majorate“ enthaltenen Urtheile über die Literatur des heutigen französischen Kaiserreichs anzuführen. Ihm zufolge befindet sich diese Literatur im Zustande der tiefsten Erniedrigung und Verworfenheit, der Feilheit

und Käuflichkeit, und kein Lichtstrahl durchbricht in der Proudhon'schen Darstellung diese dicke Finsterniß. Es kann uns nur willkommen und lehrreich sein, in vorliegender Schrift eine vollständigere Umschau über diese Literatur zu erhalten und dadurch im ganzen das Urtheil Proudhon's bestätigt zu finden, daß das zweite Empire einer gesunden und wahrhaft sittlichen Entwicklung der Literatur und Kunst ebenso wenig günstig sei als das erste. Ja waren auch Literatur und Kunst unter diesem noch unfreier und von der kaiserlichen Censur abhängiger, so hatte sie doch den negativen Vorzug, weniger frivol und indecent zu sein; denn Napoleon I. hielt etwas auf äußern Anstand, auf eine wie mathematisch abgezeichnete, conventionelle und vorschrittmäßige Moral, und wenn auch im geheimen unästhetische Bücher und Bilder, an denen es in Frankreich nie gefehlt hat, genug in Umlauf gesetzt wurden, so wandte der kaiserliche Despotismus doch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel an, alle zu crassen Ausgeburten unästhetischen Geistes und unästhetischer Tendenzen wenigstens von den Stätten der Oeffentlichkeit auszuschließen. Heutzutage dagegen darf sich in Theatern, Buchläden und Schaufenstern die Unästhetik ganz offen bloßlegen, trotz aller mehr auf den Schein und auf vorübergehende Wirkung berechneten sittlichen Verordnungen, Vorschriften und Verweise, die sich etwa gegen dieses Unwesen richten mögen.

Hierbei entsteht nun freilich die Frage, ob es in der That nicht doch besser sei, den frivolsten und corruptesten Geist einer Nation sich offen austoben zu lassen, statt ihn durch an sich unmoralische drückende Censurgeetze und polizeilichen Zwang gewaltsam für eine gewisse Zeit zu unterdrücken und dadurch die Welt mit einer frommen Maske, hinter der das Faule sich versteckt, zu betrügen. Treten die Elemente sittlicher Fäulniß und innerer Corruption offen hervor, so haben wenigstens die bessern und edlern Tendenzen desto mehr Spielraum und Kraft, gegen sie anzukämpfen. Mit dem Feinde, der uns im offenen Felde gegenübertritt, werden wir leichter fertig, als mit dem, der in verborgenen Schlupfwinkeln lauert. Daß es aber in Frankreich auch jetzt noch an edlern, das Schlimme erkennenden und das Bessere wollenden Kräften nicht fehlt, das geht aus vorliegender Schrift, in welcher das zweite Kaiserreich keineswegs geschildert wird, in erfreulicher Weise hervor. Proudhon malt und sieht alles nur schwarz, Heymond erblickt auch die Lichtpunkte in dieser dunkeln Masse.

William Heymond, von dem uns auch eine Schrift über den Einfluß Deutschlands auf Frankreich im 19. Jahrhundert in Aussicht gestellt wird, gehört der französischen Schweiz an, hat sich aber jahrelang in Paris aufgehalten und hier in erstem Sinne Literatur- und Culturstudien gemacht. Vorliegendes Buch ist aus Vorlesungen entstanden, die der Verfasser in Berlin, wo er auch gegenwärtig noch wohnhaft ist, gehalten hat und zwar in demselben Lokal, in welchem vor ihm Philarete Chasles seinen mehrerwähnten Cursus hielt. Bezeichnend ist es, wenn der Verfasser in der Vorrede bemerkt, dieses Buch habe nicht in Paris ans Licht der Oeffentlichkeit treten können, denn es würde dort nicht so wol mit der kaiserlichen Censur, als mit gewissen Vorurtheilen des pariser Publikums in Conflict gerathen sein. Um so mehr wäre zu wünschen, daß Heymond's Schrift inzwischen Eingang in Frankreich gefunden haben möge. Der Verfasser erklärt, daß er im Namen der liberalen Ideen im allgemeinen und nicht in demjenigen eines besondern politischen Parteiinteresses die Feder ergriffen habe, daß er für das französische Volk, „cette nation généreuse et inconsequente“, die Sympathien empfinde, die das ganze intelligente Europa der französischen Nation nicht verweigern könne, daß er sie aber zu sehr liebe, um sie zu täuschen, und er schließt die Vorrede mit den Worten: „Wie sehr hat die französische Nation durch ihre Literatur die Anschauungen moderner Freiheit in Europa verbreitet. Möchte dies immer ihre Aufgabe sein und bleiben! Deshalb kann es uns auch nur traurig stimmen, wenn wir wahrnehmen, daß sie sich den materiellen Tendenzen der Epoche gefangen gibt und die Sache der Humanität im Stiche läßt. Könnte doch unser Alarmruf wenigstens

bei der aufwachsenden Generation das Gefühl der Würde der Literatur und die Erinnerung an die providentielle Sendung des französischen Volks wieder wach rufen."

Der Verfasser hat die oratorische Form seiner Vorträge zum Zweck der Lectüre soviel als möglich verworfen; dafür ist aber jene Dürftigkeit und Mannichfaltigkeit geblieben, welche geschickte Redner, um die Aufmerksamkeit ihrer Zuhörer nicht zu ermüden, diese vielmehr durch die Vorführung immer neuer Gegenstände zu fesseln und zu überraschen, ihren Vorträgen beizumischen wissen und recht daran thun. Der bekannte Satz, daß jedes Genre gut sei, außer das langweilige, findet wol auf nichts so sehr Anwendung als auf Vorträge vor einem gemischten Publikum. Bei der Lectüre verhält es sich freilich etwas anders. Hier wird man gern eine weniger bedeutame Erscheinung vermissen und dafür über eine bedeutendere, statt einer bloßen Andeutung, die den Appetit mehr reizt als befriedigt, etwas Ausführlicheres lesen. Gleich im ersten Kapitel behandelt unser Verfasser eine Menge der wichtigsten Gegenstände und Erscheinungen: das Uebergewicht und „prestige“ von Paris, die Nachwirkungen der Revolution von 1789 („ce qui nous reste de la révolution de 1789"), die Frage von der Literatur und der Freiheit, die Zustände unter dem ersten Kaiserreich und unter der Restauration, den Romantismus, die Indifferenz in Bezug auf Politik, die Démonie, den Realismus, die Ursachen und Wirkungen des Verfalls u. s. w. Auf eine erschöpfende Darstellung des einzelnen wird der Leser bei einer solchen Fülle nicht rechnen können noch wollen; es sind Andeutungen gewissermaßen in epigrammatischer Form, die der Verfasser gibt, die aber oft nur um so wertvoller und instructiver sind, da der Verfasser sich auf einem sehr unparteiischen Standpunkt befindet, und nicht von jener einseitig abspirenden Tendenz manier hat, wie sie gegenwärtig besonders in Deutschland an der Tagesordnung ist. Daß auch im Tadel bei aller Unschiedenheit überall der Anstand und das richtige Maß in Form und Ausdruck gewahrt ist, versteht sich von einem in französischer Sprache geschriebenen Buche glücklicherweise von selbst, wie es sich von deutschen Büchern dieser Art unglücklicherweise nicht immer von selbst versteht.

Während in Deutschland jetzt jeder in wohlfeilster Weise und in hergebrachten Lebensarten an der Romantik sein Muthen kühlt, sogar mit absichtlicher und systematischer Verfeinerung auch des Guten und Eigenthümlichen, was die Romantiker neben vielem Monströsen und Ungefunten hervorgebracht haben, weiß Heymond auch die legendreichen Einflüsse der deutschen Romantik auf die Literatur und die geistige Entwicklung der Franzosen sehr wohl zu würdigen. „Der Romantismus", bemerkt er, „gab dem Gedanken den männlichen und aufrichtigen Ton wieder, dessen die Hofdichter ihn entkleidet hatten. Er befreite den französischen Geist von den letzten Banden, welche ihn an die legitimistische und katholische Reaction fesselten. Er bereicherte endlich die poetische Sprache mit frappanten Bildern, mit mannichfaltigen Reimen und mit Ausdrücken, die man mit Unrecht hatte veralten lassen" u. s. w. Nach des Verfassers Wahrnehmung hatten die Romantiker in Frankreich wie die in Deutschland damit angefangen, royalistisch und katholisch zu sein, während ihre Gegner, die Classiker, liberal und voltairisch gekannt waren: „Aber nach und nach wechselten die Rollen. Die Romantiker entfalteten die Fahne der literarischen Unabhängigkeit und spotteten über die großen Muster des 17. Jahrhunderts, welche sie Perrücken nannten. Man hat jenes Aussehen erringende Wort: *«Racine n'est qu'un polisson!»* nicht vergessen." Auch in Bezug auf die deutschen Romantiker sollte man nicht vergessen, daß sie gegen vieles Veraltete, namentlich gegen alle Arten der deutschen Philisterei und Völkchenbeutelei Opposition machten, daß sie in religiöser Hinsicht dem starren Dogma den Krieg erklärten und mit ihrer Ironie die Höchstgestellten keineswegs verschonten. Zwar verlor in Frankreich die Sprache viel von jener Klarheit, jener nobeln Einfachheit und jener freilich etwas knappen Eleganz, welche die classischen Werke des 17. Jahr-

hunderts ausgezeichnet hatten, und es trat nun eine Art anarischer Zustand ein, dessen Nachwirkungen, wie der Verfasser versichert, sich noch spüren lassen; aber im ganzen erkannt Remond in der durch die Romantik hervorgerufenen geistigen Bewegung doch einen „wahrhaften Fortschritt". Wie festig übrigens der Widerstand der Anhänger des Classicismus gegen diesen Fortschritt war, davon erzählt der Verfasser mehrere auf fallende Beispiele; er bemerkt z. B.: „Der Journalist Hoffmann, der wenigstens seinen deutschen Namen mehr in Ehren hätte halten sollen, rief in Bezug auf Schiller aus: *«Der Reich, welcher eine so erbärmliche Tragödie wie die *„Jungfrau von Orléans"* verfertigt hat, verdient auf öffentlichem Markte ausgepöcht zu werden.»*"

Noch ein Beispiel von des Verfassers Unparteilichkeit möge hier angeführt sein. Er ist von liberalen Grundsätzen und in einem republikanischen Gemeinwesen geboren; aber er ist kein Bewunderer der modernen Bourgeoisie. Er bemerkt: „Es ist wahr, der Adel hat seine Macht und seine Privilegien verloren. Aber eine neue Macht hat sich an seine Stelle gesetzt. Es ist die Bourgeoisie, welche im Jahre 1852 unter dem Namen der Ordnungspartei und unter dem Vorwande, die socialistischen Theorien zurückzuweisen, Frankreich in einen Despotismus verstrickt hat, welcher hundertmal schwerfälliger und eruebrigerend ist als der erste. Denn dieser *«torisme bourgeois»*, wie Guizot ihn nennt, hat die ritterlichen Exaltationen des ersten nicht für sich. Der Despotismus der Bourgeoisie ist eifersüchtig, neidisch, knauserig, abhold jedem allzu glänzenden Lichte und jedem nur etwas über das Gewöhnliche erhabenen Aufschwung."

Der Schluß dieses ersten Kapitels lautet ziemlich trostlos: „Zwanzig Jahre der Corruption und einiger Monate des Schreckens bedurfte es, um diese auf ihre Intelligenz so stolze französische Nation herunterzubringen und sie in eine intellektuelle Knechtschaft zu versenken, welche der traurigsten Epochen ihrer Geschichte würdig ist. So nun sind der literarische Industralismus, die Abwendung vom Idealen, die Käuflichkeit des Schriftthums, der allgemeine Verfall des sittlichen Bewusstseins, die Verkommenheit der Charaktere und Talente — alle diese Erscheinungen, wie man sie immer bei gesunkenen Nationen trifft, sind die Folgen der Fehler und Calamitäten, unter welchen Frankreich seit Anfang dieses Jahrhunderts zu leiden hat. Was aber dem gegenwärtig herrschenden Systeme ganz besonders eigen ist — und man muß dem Cäsar geben, was dem Cäsar gehört — das ist das allgemeine Mißtrauen, welches den generösen und mittheilbaren Charakter der Franzosen so ganz verändert und ihn düster und egoistisch gemacht hat" u. s. w.

Der zweite Abschnitt oder Vortrag führt uns eine Menge Persönlichkeiten von europäischer Berühmtheit vor: Victor Hugo, Lamartine, Thiers, Cousin, Montalembert, Michelet, George Sand, Sainte-Beuve u. s. w. Der Verfasser bemerkt einmal in diesem Kapitel: „Das französische Volk ist ohne Mitleid für diejenigen, welche fallen, besonders wenn sie nicht mit Maßstab zu fallen wissen. Davon haben wir ein trauriges Beispiel an dem reinsten und dem vielleicht größten französischen Dichter unserer Epoche." Der Verfasser spricht hier, wie man sich denken kann, von Lamartine.

Der dritte Abschnitt beschäftigt sich speciell mit der französischen Philosophie; doch bemerkt der Verfasser: „Vergehen würde man in Frankreich nach einem *«philosophie pur»*, nach einem Philosophen von der Gattung Kant's, Fichte's oder Hegel's suchen, der die Idee ihrer selbst wegen anbetet und gänzlich in der Abstraction und in der Metaphysik lebt. Der französische Geist ist wesentlich concret." Ein andermal gibt er, aber es nicht in unbedingt billigen dem Sinne, zu, daß die Kühnheit der wissenschaftlichen Forschung in Deutschland alles hinter sich ließ was man in Frankreich jemals zu träumen oder gar auszuüben wagen würde. Die Franzosen besäßen kriegerische Muth in hohem Grade, aber der intellectuelle fehlt ihnen gänzlich; Männer wie Strauss, Feuerbach, Bruno Bauer, Garibaldi werde man in Frankreich nicht leicht treffen; in

Lamennais und Proudhon hätten diese Verwegenheit befehen, namentlich der letztere, der Erkünder der drei verächtlichen Sätze: „La propriété, c'est le vol“, „Le meilleur gouvernement, c'est l'anarchie“ und „Dieu, c'est le mal“. Man darf aber nicht vergessen, daß Proudhon ein Schüler und begeisterter Anhänger der deutschen Philosophie ist, in der er mit Recht oder Unrecht den ewigen Protest gegen allen weltlichen und kirchlichen Despotismus und Absolutismus erblickt.

Die neuern französischen Dichter werden in dem vierten Abschnitt beleuchtet, darunter der „admirable fabuliste“ La Fontaine, welcher mit großem Glück die bei uns kaum noch angekannte Fabel wiederbelebt hat, wie denn überhaupt der Franzose auf literarischem und geistigem Gebiete lange nicht so neuerschöpfend und weiterentwickelt ist als der Deutsche und gern zu seinen albeliebten Autoren wie Formen zurückkehrt. Und in der That ist es vielleicht nicht gerade die Satzung, welche Victor Hugo und seine Nachahmer vorzugsweise kultiviren, worin die französische Sprache ihren größten Reiz und der französische Geist seine größte Liebenswürdigkeit entfaltet. Im ganzen ist der Verfasser der Ansicht, daß die Poesie die Gesellschaft zu interessiren aufgehört habe und nicht mehr den literarischen Ehrenplatz wie in der ersten Zeit Ludwig Philipp's einnimmt. Nennlich behauptet er im fünften Abschnitt, der dem Roman gewidmet ist, daß der Realismus, welcher dem „esprit positif et froid de l'époque“ nicht mehr zusage, durch den Materialismus entthront worden sei und daß der Einfluß Balzac's auf der ganzen Linie denjenigen George Sand's geschlagen habe. Der Bourgeois vergnüge sich sogar vorzugsweise an der „biographie scandaleuse“, an Goullingengeheimnissen, wie sie in den *Mémoires* der Rigolboche offenbart würden, an den „petits cancan“ und den „petits mystères“ dieser Damen.

Ein besonders interessanter Abschnitt ist der über das Theater, der sechste der Schrift. Hier lernen wir auch Octave Feuillet näher kennen, in dessen vielbelobtem Stücke „Rédemption“ der Verfasser nicht wie andere einen Gegenstreich gegen das Demi-Monde-Theater, sondern vielmehr nur dessen Fortsetzung erblickt. Dennoch ist Octave Feuillet gegenwärtig unter die vierzig Unsterblichen der Akademie aufgenommen worden! Ueber Deutschland würde der Himmel, falls es einen hat, zusammenfallen — wenigstens würden unsere Gelehrten eine solche Katastrophe befürchten —, wenn einem dramatischen Dichter von noch größerem Verdienst und von noch unzweideutigerem Charakter als Feuillet je eine solche Ehre angethan würde. Die sittenlose Theaterschablonen malt unser Verfasser mit scharfen Zügen, aber er weiß auch auf so manche heilsame und sittliche Gegenbeobachtungen hin, wie diejenigen Emile Augier's, der in seiner „Gabrielle“ das Familienleben verherrlicht und sein Stück mit der schönen Sentenz schließt: „O père de famille, ô poète, je t'aime!“

An solchen feinen, zarten und abetlichen Zügen, die fast wie poetisch angehaucht sind, fehlt es im einzelnen selbst solchen französischen Stücken nicht, welche ihrer Grundidee wegen vom sittlichen Standpunkt absolut verwerflich sind oder doch zweideutig erscheinen. Letzterer Art sind auch Marie Ucharb's Stücke „Giammina“, „Le retour du mari“ und „La seconde jeunesse“. In der „Giammina“, in welcher Ucharb bekanntlich seine ehelichen Verhältnisse der Deffentlichkeit preisgegeben hat, haben selbst viele Deutsche, deren Moral durch zu häufigen und dabei unkritischen Bühnenbesuch erschüttert oder zur bloßen Theatermoral reducirt ist, der Himmel weiß, welche sittliche Tendenzen erblicken wollen. Wir haben gleich nach der ersten Darstellung des Stückes auf dem leipziger Stadttheater auf die geheimen moralischen Schaben dieses Stückes hingewiesen, und es freut uns, bei Raymond ganz dieselbe Ansicht ausgesprochen zu haben. Nach ihm vertritt Ucharb den „réalisme pur“, er habe die „chronique scandaleuse des coulisses“ in Scene gesetzt, und er bemerkt dann: „Bei Ucharb sind es die Väter und Mütter, welche sich schmachvolle Fehltritte zu Schulden kommen lassen und dafür von den Söhnen zur Strafe gezogen werden.“

1863. 17.

Trauriges Schauspiel, diese Stücke Ucharb's! Sie stürzen alle moralischen Begriffe um und richten sich gegen das Allerheiligste, gegen die Religion, gegen die Würde der Familie.“ In Betreff der Stücke von Dumas dem Sohn bemerkt der Verfasser, daß Dumas die pariser Courtisane in einem viel zu günstigen Lichte erscheinen lasse und daß man überhaupt die Pariserinnen für viel geistreicher zu halten pflege als sie seien.

Die letzten beiden Abschnitte der Raymond'schen Schrift beschäftigen sich mit der Kritik und dem Journalismus. Nicht sehr erklärlich und gerechtfertigt finden wir des Verfassers Polemik gegen die Revuen, die seiner Ansicht nach nur oberflächliche Ideen verbreiten sollen. Doch wollen wir auf diesen Punkt hier nicht weiter eingehen, sondern nur erwähnen, daß, wie Raymond verkündet, die „Revue des deux mondes“, die einzige, welche wirkliches und dauerndes Glück gemacht, niemals so im Flor gewesen sei als jetzt und, wie es heiße, in nicht weniger als 12000 Exemplaren abgezogen werde. Könnte sich in Deutschland, das sich seiner literarischen Bildung so selbstgefällig rühmt, eine Revue von ganz gleichem Werth je auf einen solchen Absatz Rechnung machen? Was die politische Tagespresse betrifft, so liegt diese, nach Raymond's Behauptung, gänzlich darnieder; das „fait accompli“ und „fait brutal“ seien für sie die einzige Autorität, und so sei es gekommen, daß gegenwärtig die in Frankreich gelesten Zeitungen ausländische seien: die „Times“, die ausburger „Allgemeine Zeitung“, die „Kölnische Zeitung“, die „Nationalzeitung“, vor allen aber die „Independence belge“.

Obwohl nun der Verfasser in diesem abfälligen Sinne von den Revuen und Zeitungen spricht, so nimmt er sich doch an einer andern Stelle der Journalisten gegen einen Ausfall der Frau von Girardin (in deren Lustspiel „Die Journalisten“) aufs lebhafteste an. „Man möge wissen“, sagt er, „daß die Journalisten besser sind, als ihr Ruf, daß ihre Aufgabe, richtig verstanden, eine der schönsten ist, welche dem Menschen in der Gesellschaft zu erfüllen zugetheilt wurde und daß sie mit einigen schmachvollen Ausnahmen, die namentlich der herrschenden Bourgeoisie angehören, in Gemeinschaft mit dem Volke und den Künstlern eine der ehrenhaftesten Klassen bilden, die noch in Frankreich existiren.“

Das Gemälde, das der Verfasser vor uns aufrollt, ist ein im ganzen sehr trauriges, aber er verzweifelt darum an Frankreich nicht, der französische Geist sei noch nicht erloschen, er sei immer noch der thätigste und produktivste in Europa, wenn nicht gar „le plus substantiel et le plus sérieux“, eine Ansicht übrigens, die Proudhon, mit welchem der Verfasser sonst in so vielem übereinstimmt, zu theilen keineswegs geneigt ist. Der Realismus scheint dem Verfasser eine Rückkehr zur Natur anzukündigen und dazu bestimmt zu sein, einem neuen Ideal zur Basis zu dienen. Diese Anerkennung des Realismus gegen den Schluß des Buchs scheint mit den sonst ausgesprochenen Ansichten des Verfassers in einigem Widerspruch zu stehen; es ist aber klar, daß er hier unter Realismus nicht den Materialismus, nicht den absoluten Realismus oder den „réalisme pur“ versteht, wie er eine verderbliche rohe Ausartung des Realismus früher genannt und bekämpft hat.

J. M.

Poetische Uebersetzungen.

1. Marie de France, poetische Erzählungen nach altbretonischen Liebesagen, übersetzt von Wilhelm Herz. Stuttgart, Gebr. Mäntler. 1862. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Diese Laies oder poetischen Erzählungen aus dem 13. Jahrhundert, deren Stoff den walisch-bretonischen Sagen entnommen ist, sind sowohl hinsichtlich ihres poetischen Werthes wie auch selbst in sittengeschichtlicher Beziehung beachtungswerth und verdienen nicht allein von Literarhistorikern von Fach, sondern auch von allen Freunden der mittelalterlichen Dichtung gekannt zu sein. Wir haben sie mit großer Befriedigung gelesen und in der Verfasserin, die nur unter dem Namen Marie von Frank-

reich bekannt ist, eine außerordentlich begabte Dichterin kennen gelernt. Ihre Lais zeichnen sich, wie der deutsche Uebersetzer sehr richtig bemerkt, nicht allein durch einheitliche Handlung, durch anmuthige oder merkwürdige Begebenheiten, durch ein tiefer gehendes psychologisches Interesse vorthellhaft aus, sondern auch durch die künstlerische Durchbildung des Stoffs, welche keine Lücken, keine Räthsel duldet, durch eine liebevolle Verfeinerung in die Gemüthswelt, eine feine Dialektik der Leidenschaft, ein episches Behagen der Erzählung ohne Geschwätzigkeit und zugleich durch Klarheit und Gewandtheit der Sprache. Es ließe sich noch vieles zu Gunsten dieser köstlichen Dichtungen sagen, doch mag es hiermit sein Bewenden haben und mögen sie der Kunst der Leser empfohlen sein.

2. Die Balalaika. Russische Volkslieder, gesammelt und ins Deutsche übertragen von Julius Altmann. Berlin, F. Schneider. 1862. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Inwieweit diese Dichtungen wirklich naturwüchsiges Volkslied und keine künstlich nachgebildeten sind, können wir hier natürlich nicht untersuchen. Viele allerdings finden sich darunter, die wir nach unserm deutschen Geschmack nicht als Volkslieder betrachten würden. Es war aber auch nicht die Aufgabe des Sammlers und Uebersetzers, hier kritisch zu verfahren und eine Sichtung vorzunehmen; es würde dies außerdem, ungeachtet seiner genauen Kenntniß der russischen Sprache und Verhältnisse, kaum möglich gewesen, da ein solches Auseinanderhalten selbst in Betreff der deutschen naturwüchsigen und künstlich gemachten Volkslieder seine Schwierigkeit haben würde und in Rußland Volkslied und Kunstpoeie überhaupt nur schwer zu trennen sind. Wir wissen es Altmann, der sich schon durch seine „Wälderharfe“, eine Sammlung arabischer Volkslieder, bekannt gemacht hat, indessen Dank, daß er uns mit diesen russischen Volksliedern, in denen wir das ganze Sein und Denken der russischen Nation wie in einem Spiegel erschauen, beschenkt hat. Es finden sich außerordentlich zarte und liebliche Dichtungen darunter.

3. Preussischer Almanach. Sechster Jahrgang. Herausgegeben von dem Literarischen Kränzchen in Königsberg. Berlin, Gehhaar. 1863. 8. 1 Thlr.

Diesen „Preussischen Almanach“ haben wir deshalb den „Uebersetzungen“ eingereiht, weil die darin vorkommenden Uebersetzungen sowie auch die prosaischen Aufsätze das Beste sind. Die Originalgedichte erheben sich nicht über die Mittelmäßigkeit. Der Merkwürdigkeit wegen wollen wir eins der besten Gedichte: „Recept zur Heiterkeit“, erwähnen, weil dessen Verfasserin die verflorbene Herzogin von Orléans ist. Der dramatische Scherz: „Er weint“, von Georg Hüllborn ist matt, und würde auf der Bühne ohne allen Eindruck sein. Werthvoll aber sind die prosaischen Aufsätze von Erhard Hagen: „Das griechische Theater“ und „Ueber Goethe's Braut von Korinth“, die Proben aus Sadi's „Rosengarten“, von Kesselmann, sowie auch einige sehr gut übertragene Horazische Oden in dem Verhältnisse des Originals von Karl Feder. Als eine ausgezeichnete Uebersetzung erwähnen wir schließlich noch die mit H. unterschriebene des alten Burschenliedes „Gaudamus igitur“, dessen erste Strophe hier einen Platz finden mag:

Läst uns also fröhlich sein,
Weil wir jung und munter!
Nach der Jugend frohen Tagen,
Nach des trüben Alters Plagen
Geh's ins Grab hinunter.

4. Schoklänge aus Venufia. Horazische Dichtungen in deutscher Liederform. Als Anhang: Nachahmungen und Gegenstücke. Von Adelbert Herrmann. Gelle, Schulze. 1862. Gr. 16. 22 1/2 Ngr.

Wer die Gedichte des Horaz selbst in der Uebersetzung vollständig verstehen will, muß classische Studien gemacht haben und mit der römischen Geschichte und Sittengeschichte, sowie auch mit

der Götterlehre vertraut sein. Ein Uebersetzer wird diesen Genuß ohne einen ausführlichen Commentar entbehren müssen. Herrmann hat nun den Versuch gemacht, diese römischen Gedichte dadurch volksthümlich und für jedermann zugänglich zu machen, daß er sie größtentheils in deutscher Liederform, also in Reimen übertragen hat. Dieser Versuch mußte aber dem besten Uebersetzer mislingen, weil der Kenner des Horaz den alten Dichter in dieser Form kaum wieder erkennen wird und dem mit der lateinischen Sprache nicht bekannten Leser die Schönheiten der Horazischen Dichtung doppelt verborgen bleiben, indem ein großer Reiz gerade in dem antiken Verhältnisse und der vollendeten Form dieses Lieblingsdichters der Gelehrten liegt. Dazu kommt noch, daß ein Horazisches Gedicht in deutscher, neuzeitiger Liederform dem Nichtkenner der römischen Sprache wegen der unzähligen Namen römischer und mythologischer Personen, die der lateinischen Sprache vollkommen angepaßt erscheinen, doppelt fremd, unverständlich und also langweilig werden muß. Unter allen alten classischen Dichtern eignet sich Horaz vielleicht am wenigsten zur Uebersetzung. Nun müssen wir leider auch noch hinzufügen, daß diese Uebersetzung als solche gänzlich mislungen ist. Sie ist ohne allen dichterischen Schwung, über alle Begriffe steif und ungenießbar. Zur Befätigung unsers Urtheils hier nur folgende Probe:

Und ließt du dreihundert Stiere bluten
Zur Sühnung Pluto's, so viel Tage gehn,
Des ungerührten, der mit schwarzen Bluten
Den Geryon, in dem drei Leiber stehn,
Und Titos bann. Wir müssen alle, alle
Sie einst beschiffen, die die Erde nährt,
Ob uns gepurpurt steht die Königshalle
Ob uns der dürft'ge Bauernrod beschwert.

5. Fünf Bücher französischer Lyrik vom Zeitalter der Revolution bis auf unsere Tage in Uebersetzungen von Emanuel Geibel und Heinrich Leuthold. Stuttgart, Cotta. 1862. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Es wird uns in diesen Uebersetzungen eine klare Uebersicht über die neuen und neuesten französischen Lyriker geboten, unter denen wir Vélanger, Victor Hugo, Alfred de Vigny und Alfred de Musset obenan stellen. Im ganzen sind 39 Dichter vertreten. Die Auswahl ist ebenso geschmackvoll wie die Uebersetzung vorzüglich. Nur bedauern wir, daß die einzelnen Dichtungen nicht wenigstens mit den Anfangsbuchstaben der Uebersetzer bezeichnet sind.

6. Melancthon's Gedichte, ausgewählt und übersetzt von Christian Oberhey. Halle, Wühlmann. 1862. 16. 15 Ngr.

Es ist kein unwesentlicher Beitrag zur Vermehrung unsrer Liebe und Hochschätzung für den lebenswürdigen Melancthon, und sogar zur Vervollständigung unserer Bekanntschaft mit ihm durchaus nöthig, daß wir seine Thätigkeit nach allen Seiten hin, und wie hier, als Dichter kennen lernen. Es wird manchen überraschen, in dem Mitkämpfer Luther's auch einem Dichter von echt deutscher Gesinnung zu begegnen, dessen Dichtungen in ihrer Einfachheit, Klarheit und Kraft den besten poetischen Erzeugnissen der Reformationszeit an die Seite zu setzen sind. Der Uebersetzer hat eine glückliche Auswahl getroffen und die Gedichte nach denjenigen Grundsätzen übertragen, „welche durch Gravenhorst in der Vorrede seines „Griechischen Theaters“ für deutsche Leser empfohlen und vertheibigt worden“, also „nach den Gesetzen der heimischen Sprache und Poesie“. Und dies war, nach unserer Meinung, auch der einzig richtige Weg, die Gedichte zum Eigenthum der größern Mehrzahl des Volks zu machen. Daß es Oberhey gelungen ist, seinen Zweck zu erreichen, ist uns eine angenehme Pflicht, hiermit auszusprechen. Man merkt den Gedichten, die sich wie deutsche Urgebilde lesen in keiner Zeile die Uebersetzung an. Sie sind sehr hübsch, und wir wählen als Beispiel eins der kürzesten aus:

An Luther's Sohn Johannes.

(In dessen Tacitus.)

Wonnig ist es, sich zu senken
In der Heimat ferne Zeit,
Und die Seele hinzulanden
Auf der Väter Tapferkeit.

Sag zum Eifer dich ermahnen,
Der du eines Helden Sohn,
Und beschaue deutscher Ahnen
Streitermuth als Knabe schon.

Sieh zurück auf jene Tage,
Wo sich Hermann's Schwert erhob,
Und nach einem Riesenfalle
Unser Feinde Joch zerfloh.

So gebührt sich, einzusehen
Alles für das gute Recht,
Wenn dies Kleinod zu verlieren
Sich der Uebermuth erfreut.

War ein Hermann vom Gescheide
Deinem Vater beigelegt,
Würde jetzt mit gleichem Glücke
Unser Dränger Nacht zerfellt.

Wilhelm Andree.

Notiz.

Deutsche Bühnenstücke in den skandinavischen Ländern.

Schon früher haben wir gelegentlich hervorgehoben, daß man gegenwärtig über die skandinavischen Literaturen, die so viel aus der unserigen schöpfen und mit der unserigen so manche Verwandtschaft haben, aus deutschen Blättern sehr wenig mehr erfährt, und daß man sich in dieser Hinsicht an ein Theater- und Kunstblatt, nämlich an die in Wien erscheinenden „*Recensionen*“ wenden müsse, indem dieses Blatt ziemlich regelmäßige Literatur- und Theaterberichte aus Stockholm, Christiania und Kopenhagen bringt. Es erscheint bemerkenswerth, daß namentlich die kleinere Theater in Stockholm etwa so von der deutschen Bühnenproduktion zehren, wie manche deutsche Bühnen von der französischen, und diese Zuneigung für deutsche Poesie scheint um so erklärlicher, da selbst Prinz Dönar, der Bruder des jetzigen Königs, ein Verehrer deutscher Poesie ist und sich durch gelungene schwedische Uebersetzungen von Herder's „*Gilb*“ und Goethe's „*Lasso*“ einen sehr geehrten literarischen Namen erworben hat. Auf dem großen Theater kamen in jüngster Zeit zur Aufführung: Friedrich Palm's auch in Kopenhagen aufgeführte Tragödie „*Der Fehder von Ravenna*“, die gut dargestellt und vom Publikum sehr günstig aufgenommen wurde, auf dem mindre Theatern (bis vor kurzem Privatunternehmen, jetzt aber vom Könige käuflich an sich gebracht) Schiller's „*Don Carlos*“ in der Uebersetzung von Hermann Bjarsten, Heinrich von Kleist's „*Räthchen von Heilbronn*“, Rodenbach's „*Benedir*“, Störenfried's „*Brachvogel's*“, Rareiß' und Blum's Lustspiel „*Der Ball zu Ellerbrunn*“; auf dem Södra Theatern, das überhaupt sein Repertoire meist mit deutschen Stücken versorgt, unter andern Roderich Benedir's Lustspiel „*Das Lügen*“ (unter dem Titel „*Faran al att ljuga*“, d. h. „*Die Gefahr des Lügens*“), Angelo's altes Stück „*Lis und Phlegma*“, Raupach's „*Schleichhändler*“, die berliner Poesen „*Einer von unsre Leut*“ und „*Bertin, wie es weint und lacht*“ in lokalisirten Bearbeitungen u. s. w. In Betreff der Aufführung des „*Don Carlos*“ bemerkt der Correspondent: „*Ueber „Don Carlos*“ sagt das angesehenste schwedische Blatt: „*Höhere und schönere Gedanken hat wol noch nie ein Dramatiker auf die Lippen der Schauspieler gelegt, und der Künstler muß wenig künstlerischen Geist haben, der sich nicht davon gehoben und begeistert fühlt.*“ Daß andere Kritiker die großen Schwächen des Stückes hervorheben, ist um so weniger zu verwundern, da jeder nicht

Kritiklose sie in Deutschland ebenso gut kennt, und es wäre un- berechtigt, solches einer Ungerechtigkeit gegen das Deutschthum zuschreiben zu wollen.“ Kleist's „*Räthchen von Heilbronn*“, nach der Laube'schen Bearbeitung aufgeführt, fand als Stück bei der Kritik manchen Tadel, „*indem man namentlich das Verhältniß Räthchen's zu Wetter von Strahl nur als in einer Ballade erträglich finden wollte*“, während ihm die einfache naive Darstellung des Räthchen durch Fr. Rinnason bei der Aufführung „*alle Herzen gewann*“. Von einer Aufführung des „*Freischütz*“ „*nahm die schwedische Presse Anlaß, den Tod Upland's als letzten Repräsentanten der schönen Zeit jener eigens thümlich „waldbüftigen“ Poesie Deutschlands zu beklagen, nicht ohne zugleich die Bemerkung beizufügen, „daß jetzt leider der deutsch-dänische Streit und die gegen die dänische Brudernation gerichteten Schmähungen die Schweden bitter gegen Deutschland stimmen*“. Endlich erfahren wir aus der wegen der Mannich- faltigkeit ihres Inhaltes empfehlenswerthen Zeitschrift „*Ueber Land und Meer*“, daß in letzter Zeit in Stockholm auch Les- sing's „*Nathan der Weise*“ aufgeführt wurde und das Inter- esse des gebildeten Publikums „*in hohem Grade*“ in Anspruch nahm. Auch die Theater in Christiania, nämlich das Stadt- theater, wo man reines Schriftdänisch spricht, und das mehr nationale norwegische Theater versorgen ihr Repertoire stark mit deutschen Stücken; so brachte jenes Deinhardstein's „*Hans Sachs*“, Contessa's Lustspiel „*Ich bin mein Bruder*“ und Ral- ser's „*Pose*“, „*Stadt und Land*“, und dieses „*Graf Waldemar*“ von G. Freytag, das Benedir'sche Lustspiel „*Das Gefängniß*“ u. s. w. zur Aufführung. Die Universität Jena möchten wir auf folgende, den betreffenden Professoren vielleicht nicht zu Ge- richt gefommene Mittheilung der „*Recensionen*“ aufmerksam ma- chen: „*Auf der Denktafel, welche die Universität Jena zur funf- zigjährigen Stiftungsfeier der norwegischen Universität nach Chri- stiania schickte, fand sich ein grober historischer Schnitzer, und darüber brachten die Norweger in tief beleidigtes Staunen aus. „Nicht einmal Gelehrte von Fach kennen unsere Geschichte“, hieß es, „und das ist die gepriesene Gründlichkeit der Deutschen.“ Welcher Art dieser historische Schnitzer war, wird leider vom Correspondenten nicht mitgetheilt.*“

J. M.

Bibliographie.

Vandiffin, Graf A., Schleswig-Holsteinische Soldaten- geschichten. Hannover, C. Kümpler. 8. 10 Ngr.

Bloch, C., Bluetten. Berlin, Lassar. 8. 1 Thlr.

Erlebnisse und interessante Begebenheiten eines Deutschen in englischen, römischen, garibaldischen, neapolitanischen und französischen Kriegsdiensten. Genau nach den geführten Tages- büchern bearbeitet und herausgegeben von J. R. Augsburg. 8. 15 Ngr.

Ernst August-Album. Hannover, Kündworth. Gr. 4. 4 Thlr.

Flaubert, G., Salambo. Autorisirte Uebersetzung. Frank- furt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Frühlumen aus Tirol. Gedichte von L. von Hörmann, Angelica, G. von Wintler und J. G. Waldfreund. Innsbruck. 16. 16 Ngr.

Krause, C., Curtius Cordus. Eine biographische Skizze aus der Reformationszeit. Hanau, König. Gr. 8. 16 Ngr.

Meerheimb, A. v., Trup Dänemark und Kopenhagen! Das Gelbenlied vom König, der auf einer Brücke über's Meer nach Kopenhagen zog. Dresden, Reinhold u. Söhne. 16. 5 Ngr.

Schrader, A., Garten und Wald. Kleine Romane. Zwei Bände. Leipzig, Luppe. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Waldeck, R., Tegnér's Stellung zur Theologie und Philosophie sowie zu den religiösen Richtungen des 18. und 19. Jahrhunderts. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 15 Ngr.

Herausgegeben von Hermann Stargardt.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig

Briefwechsel.

Wilhelm von Humboldt's Briefe an eine Freundin.
Fünfte Auflage in Großoctav. Zwei Theile.
Geb. 4 Thlr. 12 Ngr. Geb. 5 Thlr. — Sechste
Auflage in Octav. Zwei Theile. Geb. 4 Thlr.
12 Ngr. Geb. 5 Thlr. — Neue wohlfeile Aus-
gabe. 8. In Einem Bande. Geb. 2 Thlr.

eine so große
ser Briefwechs-
lt, „einzig in
it und Ideen-
zu den werth-
re Zeit gerech-

Barnhagen

von Ense. Fünfte Auflage. 8. Geb. 3 Thlr.

Diese Briefe Alexander von Humboldt's liefern einen Bei-
trag von unvergleichlicher Wichtigkeit zu dem wahren, echten
und unverfälschten Bilde des großen Gelehrten. Nirgends hat
er bekanntlich freier und aufrichtiger seine Ansichten über Per-
sonen und Verhältnisse ausgesprochen, als in den hier veröffent-
lichten Mittheilungen an Barnhagen.

Briefe des jungen Börne an Henriette Herz. 8. Geb.
1 Thlr. 15 Ngr.

Liebesbriefe des jungen, nachmals so berühmt gewordenen
Ludwig Börne an die gefeierte Henriette Herz, Herzensergüsse
eines reichbegabten Jünglings, in denen der Charakter des spä-
tern Mannes schon deutlich hervortritt, wiewol in ganz neuem,
überraschendem Lichte.

Briefwechsel zwischen Rachel und David Veit. Zwei
Theile. 8. Geb. 3 Thlr. 20 Ngr.

Rachel Levin, die spätere Gattin Barnhagen's, ist hinläng-
lich bekannt. Ihr Jugendfreund David Veit vereinigte in sich
die ausgezeichnetsten Kräfte und Gaben, welche er nach allen
Seiten, wohin es die Möglichkeit nur zuließ, vollständig ent-
wickelt und zur höchsten Reife gebracht hat. Ein Briefwechsel
zwischen zwei geistig so bevorzugten Wesen kann daher, wie
Barnhagen in dem Vorwort hervorhebt, nur einzig in seiner
Art sein.

Briefe von Heinrich Stieglitz an seine Braut Charlotte.
In einer Auswahl aus dem Nachlasse des Dichters
herausgegeben von Louis Gütze. Zwei Theile. 8.
Geb. 4 Thlr.

Unmuthige Reisskizzen, lebendige Gemälde aus dem Leben
und reichhaltige Mittheilungen über hervorragende Männer auf
dem Gebiete der Poesie, Kunst und Wissenschaft, namentlich ber-
einer Notabilitäten, machen diese Briefe zu einer frischen und
unterhaltenden Lectüre.

Briefe von Schiller's Gattin an einen vertrauten Freund.
Herausgegeben von Heinrich Dünker. 8. Geb.
1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Werth und Reiz dieser in den Jahren 1788—1824
von Schiller's Gattin an Knebel gerichteten Briefe beruht auf

dem reichen, allgemein anziehenden, die verschiedenartigsten Be-
ziehungen berührenden Inhalte derselben: sie haben weniger ein
literarhistorisches als ein menschliches Interesse und sind beson-
ders den deutschen Frauen zu empfehlen.

Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel. 1774—1832.
Zwei Theile. - Gr. 8. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Goethe's äußeres wie inneres Leben, von der kümmerlichen
Werthepoche bis herab zu der milden und erhabenen Contemplan-
tion des Greises, vollt hier ausnehmend vor unserm Blick auf;
ein ebenso treuer Spiegel seines Privatlebens wie der Ein-
drücke, den die großen Weltbegebenheiten seit der Französischen
Revolution auf des Dichters Geist und Gemüth machten; eine
reiche Quelle nicht bloß für literarische Ausbeute, sondern eben-
so sehr für den unmittelbaren lebendigen Genuß jedes Gebildeten.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Joachim Nettelbeck,

Bürger zu Kollberg.

Eine Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgezeichnet,
herausgegeben von F. E. L. Paten.

Mit einem Plane der Gegend um Kollberg und einem Anhang. Brief-
wechsel zwischen Nettelbeck und Carisnean

Dritte Auflage. Zwei Theile. 8. Geb. 1 Thlr.
Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nettelbeck's Selbstbiographie, in Aufzeichnungen des ein-
fachen, schlichten Bürgers und muthigen, unverzagten Patrioten
aus seinem Leben bestehend, bietet ein schlagendes Zeugniß, was
mannhafter Bürgerfinn, Charakterfestigkeit, Liebe und Hingebung
an das Vaterland dem mächtigsten Feinde gegenüber vermögen.
Sie ist ein echtes Volksbuch, durch das die deutsche Jugend
insbesondere sich heranbilden kann zu Thatskraft und Orisren-
digkeit für Zeiten der Gefahr. Bei gefälliger Ausstattung und
sehr billigem Preise empfiehlt sich das Werk namentlich auch
zur Anschaffung in größeren Partien als Prämienbuch.

Diese im Jubeljahre der deutschen Freiheitstriebe erscheinende
dritte Auflage hat wesentliche Vorzüge vor den früheren und
ist überdies durch einen Anhang aus dem handschriftlichen Nach-
lasse Nettelbeck's (Briefwechsel mit Carisnean) bereichert worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Supplementband

zur

Medicinisch-chirurgischen Encyklopädie für praktische Aerzte.

Herausgegeben von Dr. H. Prosch und Dr. H. Floss.

Die „Medicinisch-chirurgische Encyklopädie“, 1854—5
erschienen, bietet in engem Rahmen und doch in mög-
lichster Vollständigkeit dem praktischen Arzte einen schnel-
len Ueberblick über die gesammte Heilkunde. Der zu
vielseitige Wünsche veranstaltete Supplementband, die
neuesten Ergänzungen enthaltend, wird in zwei Hälften
ausgegeben. Die erste Hälfte (Bogen 1—15, Abque-
schen — Krampf) ist soeben erschienen und zum Preis
von 1 Thlr. 10 Ngr. in allen Buchhandlungen zu erhalten
die zweite Hälfte wird rasch folgen

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 18. —

30. April 1863.

Inhalt: Erinnerungen eines Burschenschafters. Von Emil Müller-Gombowen. — Zur Geschichte der modernen Physik. — Novellen, Erzählungen und Skizzen. — Keltische Reformversuche in der orientalischen Kirche. — Notizen. (Schwäbische deutsche Autoren und gelehrten Gesellschaften; Uhland's Abhandlung „Zur Geschichte des Freischützen“.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Erinnerungen eines Burschenschafters.

Aus früherer Zeit. Von Arnold Ruge. Zwei Bände. Berlin, F. Duncker. 1862. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Bahrlieh wir glaubten nicht, die geehrte Redaction habe sich einen guten Anwalt ausgewählt, als sie gerade uns zum Besprecher des angegebenen Werks bestimmte. Wir fürchteten nämlich, offen sei es ausgesprochen, und von Anfang an gegen Ruge oppositionell stellen zu müssen. Wir fürchteten, alles, was er uns erzählte, und was es auch aus dem Knaben- und frühesten Kindesalter wäre, würde Ausfluß einer politisirenden, trocknen philosophirenden Reflexion sein. Da schlugen wir den ersten Band auf: wir lasen, wir lasen immer weiter. Unser Gesicht nahm den Ausdruck freudigster Enttäuschung an. „Das ist ja herrlich erzählt, ohne alle Selbstverbiegelung, so einfach, so naiv, so kindlich! Auch gar nicht von der gefürchteten Reflexion, die in das Thun und Treiben des Knaben schon eine Lebensfalte, souveraine Weltweisheit hätte legen können.“ Und gleich hätten auch wir aus unserm Leben so schlicht und fesselnd plaudern mögen.

Zunächst also den ersten Band. Arnold Ruge beginnt mit seinen frühesten Kindeserinnerungen. Wenn etwas an der Form seiner Aufzeichnungen anfänglich vielleicht störend sein sollte, so ist es die Theilung des Materials nicht etwa in Kapitel und Abschnitte, aber gewiß die Theilung in Paragraphen. Doch gewöhnt man sich bald an diese Eigenheit des philosophirenden Schriftstellers, und es gewinnt dadurch eine an sich oft unbedeutende Mittheilung einen frischer im Gedächtniß des Lesers haften den Werth.

Der erste Band enthält die Abschnitte: „Kindheit“, „Wilde Zeit“, „Schulzeit“. Die erste Erinnerung des Kindes Arnold war der Besuch bei der Heerde, ein Ausflug im Kinderwagen zur „Kinderheerde am Weißeberge zu Wisnig auf Zasmund an der Ostküste der Insel Rügen“. Welche Bedeutung besitzen nicht die Thiere für die Kinder! Gar zu gern wirft das Kind sich weg, um einmal aus vollem Herzen ein Thier zu sein. Das Kind bewundert wol das Thier sogar um einzelne scheinbare Vor-

züge. So kam Arnold Ruge einmal mit einem Knaben von etwa neun Jahren zu einer ernsthaften alten Dame, die ein Pinscherhündchen hielt. Der Knabe nahm großen Theil an dem Hunde, und die Alte gab ihm einige Wissen, ihn zu füttern. Das muntere Thier stellte sich vor seinem Wohlthäter auf und wedelte erwartungsvoll mit dem Schwanz. „Ach“, rief der Knabe aus, „hätt' ich doch auch so einen Schwanz zum Wedeln!“ So sehr gefiel ihm dieser ausdrucksvolle Pinscherschwanz. Die Alte aber wußte sich vor Lachen nicht zu lassen.

Nächst den Thieren war es das Meer, das sich unauslöschlich in das Gedächtniß des Kindes einprägte. See und Schifffahrt spielten eine große Rolle in Arnold's Phantasie. Wirkliche Schifffahrt erlaubte der steinige Meeresgrund an Rügen's Küste nicht, um so mehr wurde die Phantasie durch ferne Segel und ferne Küsten angeregt.

Die Ostsee ist klarer als der Kanal an der englischen Küste, etwa den Solent bei der Insel Wight ausgenommen. Nur das Mittelländische Meer übertrifft sie an schöner Bläue und reinem Horizont. Aber die goldenen Schiffe und die glühenden Ufer der Heimat fehlten mir, so oft mich auch in Genua, in Spezia, in Neapel und Salerno seine lieblichen Buchten entzückten.

Große Ereignisse waren der Schiffsbruch eines von Gothenburg kommenden, nach Stralsund mit Eisen bestimmten Schiffs am 30. December 1812, dann der Anblick der englischen Flotte, welche ein Scheingefecht aufführte, dann die Verbrennung von 13 auf den Strand gerathenen Kauffahrern durch die eigene Mannschaft, damit sie nicht den Franzosen als Beute in die Hände fielen, endlich die Einklehr eines englischen Kapitäns in das Ruge'sche Haus, vor dem sich Arnold versteckte, weil er fürchtete, von ihm mitgenommen zu werden. Die Franzosen hatten nun wol auf Rügen wenig zu suchen, aber sie kamen doch nach Rügen, ja sie waren auf Rügen, so weit Arnold's Erinnerung zurückreichte. Eines Tags hatte Frau Ruge für einen der einquartierten Franzosen eine Suppe gekocht, die sich der Soldat selbst versalzen hatte. Nichtsdestoweniger ging er zornig auf Frau Ruge zu und schlug sie mit einer Gerte auf den Arm. Die resolute Frau entschloß sich schnell, hob den Besenstiel auf und

schlug den Frevler nieder. Da gab es große Aufregung, indeß Frau Ruge sagte: „Laßt ihn liegen, er wird schon wieder aufstehen.“ Und richtig stand der Franzose wieder auf, aber um sich beschwerend an den eine halbe Meile entfernt wohnenden Hauptmann zu wenden. Der Hauptmann untersuchte den Fall, verlegte den Soldaten in ein anderes Quartier und wurde im Ruge'schen Hause ein beliebter Gast. Zu Frau Ruge sagte er: „Ihm (dem Soldaten) ist vollkommen recht geschehen. Aber Sie sind fürchtbar in Ihrem Zorne, verehrte Frau. Wahrlich, wir hätten die Döfse nie erblickt, wenn die ganze Nation unsern Angriff so erwidert hätte, wie Sie heute morgen den Frevler dieses Menschen.“

Hinterdrein ging die ganze Ruge'sche Schäferei in Flammen auf und man munkelte der Brandstiftung wegen auf den Soldaten. Beinahe noch unglücklicher wäre es dem Vater Ruge, der von den Franzosen über die Futter- und Fuhrerlieferungen gesetzt war, mit den schlechten Kaleschen gegangen. Die Herren Offiziere verlangten nämlich für ihre Reisen Kaleschen und nicht mehr Leiterwagen mit Strohpfaden, wie sie auf Rügen gäng und gebe waren. Vater Ruge erörterte vergeblich, es gäbe auf ganz Rügen nur eine alte Kutsche; die Franzosen nahmen das als schlechten Scherz und arretirten ihn, um ihn vor ein Kriegsgericht zu stellen. Indeß der Commandant auf Schloß Spiekert erwies sich als gentiler Offizier; als Vater Ruge versprochen hatte, über die Strohpfaden der Leiterwagen wollene Decken legen zu lassen, beruhigten sich die Herren Franzosen.

Es kam der große Feldzug nach Rußland, die Franzosen marschirten ab, um auf den Eisfeldern Rußlands von einer großen Armee zu einer noch größern zu avanciren. Da vergnügte man sich auf Rügen mit Freudenfeuern, und nicht lange hinterher ward der Landsturm organisiert. Der Großknecht und Zimmermann Niklas Pens mußte die Rußerlanze verfertigen, und er wollte um alles in der Welt gern in der Mitte des Schafts einen Papfen anbringen, damit „einem die Franzosen nicht auf die Hände kämen“. Uebrigens, dessen erinnert sich Arnold sehr wohl, waren die Franzosen auf Rügen nie tyrannisch und grausam gewesen, ja sie hatten einen bessern Ruf als die Baiern, Hessen u. s. w. Das für sie spricht: sie reformirten, wo es nur möglich war. So stürzten sie auf dem Markte zu Bergen den „Raaf“, den Schandpfahl um und wollten das Auspeitschen der Diebe nicht länger erlauben. Rügen war bekanntlich bis in unser Jahrhundert hinein schwedisch. Nachgerade lag die hergebrachte Sitte und das hergebrachte Recht wie ein Alp auf Rügen und Vorpommern. Die Franzosen erschienen da wirklich als Reformatoren. Aber der Deutsche trennt sich nun einmal von dem alten Schlechten nur mit größtem Ueberwinden. Das sollte selbst Vater Ruge erleben, als er im Auftrage des Grafen Brahe auf dessen Gütern die Hof- und Grunddienste der Roffathen und Halbbauern aufheben wollte. Aber die Roffathen und Bauern mochten nichts von solcher Befreiung wissen, sie fürchteten dabei eine Hintertlist und wollten bleiben, was sie gewohnt

seien, also abhängig vom Grafen Brahe. „Diejenigen, welche mir schuld geben“, bemerkt der Verfasser dazu, „ich hätte den Deutschen immer zu viel zugetraut, wissen nicht, wie früh ich ihr Talent, sich ihren Befreiern zu widersetzen, kennen gelernt.“ Was wunder daher, daß die Schweden, als sie wieder ins Land, diesmal mit Bernadotte, kamen, mit dem größten Jubel begrüßt wurden.

Der Verfasser schließt daran den zweiten Abschnitt: „Wilde Zeit.“ Wir dispensiren uns von dessen spezieller Beschreibung, da sich die Jungenstreiche unendlich schön schreiben und lesen lassen, sich aber doch der Kritik fast ganz entziehen. Das sehen wir und doch freuen wir uns; Arnold hat eine romantisch-wilde Knabengott wirklich gewonnen, wie alle auf dem Lande Geborenen. Was entbehrt doch ein städtisches Kind, dessen wilde Zeit meist am Klänkele der nächsten Straße endet? Wie muß doch ein städtisches Kind um sein Arnold beneiden, wenn es von seinen Streichen mit den Pferden und Gänsen, mit den Schweinen und Ratten, mit den Hasen und Füchsen hört! Aber wie muß sich dies städtische Kind vor Arnold zugleich aufblähen, vor diesem Arnold, der als Knabe das Längen eine Lohheit genannt hat!

Der wilden Zeit entgegen steht die „Schulzeit“. Der Verfasser hat bei den vorigen wie auch bei den Mittheilungen dieser Zeit selbstgekömlich die Ordnung der Zeit nicht genau eingehalten, was auch nebenbei gesagt nicht schut. Die Erinnerungen der Schulzeit theilen sich zwischen Bergen auf Rügen, zwischen Langenhandshagen in Pommern und zwischen Stralsund. In seinem neunten Lebensjahre (1811) kam Arnold in die Schule des Cantors Dammas zu Bergen. Man muß man ja nicht glauben, war unser Arnold von Haus aus nicht. Er ist es zwar später geworden, und mit welchem Erfolge ist er es geworden! Damals aber, beim Cantor Dammas saß er zunächst ganz unten an der Thür. Und auf die Frage: „Kennst du die Edelsteine?“ antwortete er einfältiglich: „Es gibt nur einen, das ist der Bernstein.“ Indeß sein Ehrgefühl wuchs sehr schnell, und er nahm sich vor, alles das zu wissen, was Cantor Dammas wußte, dann würde sein Vater gewiß zufrieden sein. In der That, wir wollen der Welt diese Thatfache nicht verschweigen, soweit wie Cantor Dammas hat es unser Arnold denn auch richtig gebracht. Man geschah es aber, daß aus dem Schulkurse zu Bergen ein Krankenhaus für die Franzosen gemacht wurde. Cantor Dammas mußte mit seinen Jünglingen zuerst ins Jungfernkloster und von da in die Kirche wandern. Hier fragten die Kirchenmänner die Schulvorschriften an, der kalte Fußboden ergelte einen allgemeinen Reuehaufen, auf Einpruch der Mergte wurde die Schule ganz geschlossen. Als sie 1814 wieder aufgenommen werden sollte, meinte Vater Ruge, die Sache müßte jetzt ernstlicher angefangen werden: Arnold kam daher zum Pastor Oldemeister nach Langenhandshagen in Pommern. Das Dorf liegt vier Meilen hinter Stralsund, eine starke Meile von Barth. Vater Ruge brachte selbst seinen Arnold nach Langenhandshagen. Dem Arnold

wurde das Herz beim Abschiede vom Vater entsehrlich schmerzt. Aber er gewöhnte sich bald an die neue Pension. Nur die Gesehsamkeit seiner Mitwergenossen machte ihn kranklich. Arnold mußte im Latein und Französisch von vorn beginnen. Das Ohrgefühl schaltete ihn. Er kaufte einem Mitschüler den Bröder ab (mögen alle neun Nutzen die alte, einst berühmte lateinische Grammatik in selige Nacht einwiegen!) und studierte aufs eifrigste. Auch Döring's Uebungen zum Uebersetzen verschaffte er sich und übersehte meist zur Nachtzeit bei dem Herrn Pastor letzter wegstübigen Lichtstumpfen das ganze Buch. Die Kaisergrit der Uebersetzung legte er dem gestrengen Herrn eines Tags zur Prüfung vor. Der aber war davon anjünglich gar nicht erbaut, er schalt Arnold einen hochmüthigen Knaben, der dies nur gethan, um die andern weit hinter sich zu lassen. Indes der Gestrenge hatte auch freundlichere Worte, als er die tabellose Arbeit näher angesehen. Arnold wurde mit dem großen Worte: „Ich bin zufrieden“, beglückt.

Mit einem Fuße stand Arnold noch immer in den Knabenstufen, also bildeten auch in Langenhandshagen Knabenspiele und Knabenbelustigungen die Abwechslung nach den ernstlichern Stunden. Arnold befand sich dort sehr wohl.

Die Thätigkeit unsers Lehrers war eine unausgesezte. Des Morgens vor der Schule, wenn wir uns vorbereiteten, schrieb er kleine Briefe und betrieb seine Arbeiten in unserer Gegenwart. Die ganze Woche unterrichtete er uns nach einem wohlüberlegten Plane, und Sonntags predigte er zuerst in unserer Dorfschule und dann in der Kirche zu Schlemmin; und zu jedem Sonntag sagte er eine neue Predigt auf, er predigte wie aus dem Inneren. Ausflüge mit uns in die Umgegend und das Lesen der Alten waren seine Erholungen. Selten hatten wir eine Gesellschaft ober machten einen Besuch bei Nachbarn ober zum Schwärmen in Barth. Unsere Colonie genügte sich im wechselligen selbst.

In Umhurg des Bestehenden waren die Tanzstunden, zu denen ein Meister aus Straßund, Wendt gehörte, vertrieben wach. Am Geburtstag des Pastors Widmermeister geschah es, daß wol selbst der würdige Herr ein Längchen wagte. Bei einer dieser Gelegenheiten erhielt Arnold aus den Händen des Pastors als Länglerin ein junges schönes Mädchen, Karoline geheißten. Dies war die Schwester seines Freundes Karl. Arnold wird wol in seine Länglerin, obgleich sie etwas älter als er war, schwärmerisch verliebt haben, worüber wir herzlich gern etwas durch die Finger sehen. Das Schicksal dieser Karoline entschied sich indeffen eigen. Sie war die Tochter eines Pfarrers und verließ sich — in den Knecht ihres Vaters. Die Geschichte wurde, wie das die Welt nennt, zum Skandal. Am bittersten war gegen eine solche Verheirathung der beiden Karl, der Bruder der Karoline. Indes dem Ruthigen gehört die Welt: so mußte Karoline alle Schwierigkeiten zu beseitigen. Sie verzichtete den ehemaligen Knecht der Pfarre und soll dem Entschlusse nie bereut haben. Wohl ihr, wenn nie!

Im Jahre 1817 wurde Bommern und Rügen von Schweden an Preußen abgetreten. Im allgemeinen war die Stimmung dem Wechsel günstig, denn es hieß, nun kommen wir doch

wieder zu Deutschland. Doch weder die Kaufleute noch die Beamten theilten diese Zufriedenheit, denn es war sehr zweifelhaft, wie der Handel unter der neuen Flagge gehen werde, und die Beamten wußten nicht, ob nicht alle alten Mißbräuche von dem Preußen abgeschafft werden würden. Bei der Pulzbildung brachte es daher ein Sprecher dieser schwedischen Partei so weit im Ausdruck ihrer Gefühle, daß er sagte: „Wir freuen uns aufrichtig, nach mehr als zweihundert Jahren wieder an eine deutsche Macht zurückzufallen; aber schwarzer Umbau würde es sein, wollten wir oft der Segnungen vergessen, die wir unter schwedischem Cepter genossen, er war ein milder und Wohlstand erzeugender.“

So war denn Arnold Ruge ein Preuße geworden. Unterdes war die Lehrzeit beim Pastor Silbemeister beendet. Es kam Ostern 1818, Arnold sollte in der Prima des stralsunder Gymnasiums Aufnahme finden. Obgleich erst 16 Jahre alt, fand er sie auch nach kurzer Prüfung. Der Ton in dieser Prima hat uns, offen gestanden, in Verwunderung gesetzt. Wir glauben zwar, Arnold Ruge betont die Schülerchwänke absichtlich, um dagegen im zweiten Bande den Ernst der burschenschaftlichen Bestrebungen desto schärfer hervortreten zu lassen; allein der Ton dieser stralsunder Prima scheint uns denn doch etwas zu tertianerhaft. Das sind die Folgen, wenn die Lehrer eines Gymnasiums eine gewisse Ehre darin suchen, in der Prima lauter Sechzehn- und Siebzehnjährige anstatt Zwanzigjährige sitzen zu haben. Nur eine dieser Primanerbummheiten (der Verfasser nennt sie ja selbst Dummheiten) wollen wir mittheilen. Der Commandant von Straßund, General Engelbrecht, war gestorben. Sämmtliche 30 Primaner faßten den Entschlus, dies wichtige Ereigniß beim Eintritt in die Klasse einer nach dem andern dem Rector der Schule mitzutheilen und zwar immer mit einer andern Wendung. Die Ausdrücke „crepiren“ und „verrecken“ nahm nun freilich keiner dieser Helben auf sich; aber „stören gehen“, „ins Gras beißen“, „alle Biere von sich strecken“, „abruttschen“ ließen doch einige den alten General Engelbrecht. Denke man sich nun den Effect: der würdige Herr Rector sitzt auf dem Ratheder und jeder dieser Helben haranguirt den Meister vom Stuhl mit der Phrase: „Wissen Herr Rector schon, Engelbrecht u. s. w.“ O ja, in der Tertia hätte auch und solch ein Meisterschrei vielleicht ergötzt, aber in der Prima! Bedenke man nur, dieselben Jünglinge, die sich in Prima so benehmen, wollen, wenn sie ein oder anderthalb Jahre später das Pennal mit der Studentenmappe vertauscht haben, mit souveräner Sicherheit in die Politik eingreifen! Nicht gegen den tief und ernst gestimmten Arnold Ruge gilt dies, aber gegen die hundert und aberhundert Jünglinge gilt es, die sich in der Politik herausfordernd in die Brust werfen: über Nacht ist ihnen das Recht gekommen, urweise über alles, was Regiment heißt, abzusprechen, und sie üben dies Recht im Grunde nicht anders, wie sich die Primaner des stralsunder Gymnasiums das Recht nahmen, ihren Rector zu foppen. Nur mit dem Unterschied, daß man die politischen Foppereien meist kühnlich das Kämpfen für eine nationalpolitische Idee nennt, ober wenigstens gern nennt.

Ostern 1821 war Arnold Ruge reis für die Universität.

Er feuerte gen Halle. Ein Kapital von 200 Thalern trug er bei sich. Vater Ruge hatte dies nur mit Opfern beschaffen können. Arnold sollte damit ein Jahr haushalten. Und, wir nehmen dies voraus, der sparsame Fuchs hat wirklich so außerordentlich haushgehalten, daß er am Schlusse des ersten Semesters von der Hälfte noch einige Fuchse übrig behielt, um damit eine Reise in die Schweiz zu bestreiten. Arnold hatte sich nämlich auf der Durchreise durch Berlin das schwere Silber in leichteres Gold umgewechselt. Außer diesem Golde nahm er nur noch etwas Gold mit aus der Stadt der Intelligenz, es war eine geistvolle Predigt Schleiermacher's. Aber dieses Gold hatte ihn doch nicht an die „Kaserne“, gewöhnlich Stadt der Intelligenz genannt, fesseln können. Nach einer im ganzen etwas abenteuerlichen Reise kam er in Halle an. Seine Reisegefährten setzten ihn in der Märkerstraße ab, allwo er ein im voraus gemlethetes Logis fand. Die Fenster desselben gingen auf einen großen Hof, Weinreben umrankten die Fenster. Arnold sah dies Gewächs zum ersten male. Er setzte sich ans wackelige Studententpult und schrieb nach Hause. Damit endet der erste Band.

Nun der zweite Band! Werden wir ihn auch so ganz ohne Widerrede hinnehmen? Auf der Universität war also Arnold Ruge, nun galt es: ein Brodstudium oder ein ganz freies Studium? Er hatte sich wol schon längst für letzteres entschieden; es sind nun einmal nicht die schlechtesten Geister, die sich nicht von vornherein in das Joch einer Brotwissenschaft zwingen wollen, wenn sie es auch hinterdrein freilich schwer zu bereuen haben. Doch wäre es jedenfalls lieblos, sie des Widerwillens gegen ein Brodstudium und der Vorliebe für ein ganz freies wissenschaftliches Erkennen wegen von vornherein der Schrankenlosigkeit zu beschuldigen.

Bei Ruge lag von Anfang ab die Theologie in Conflict mit der Philosophie. Vom alten Maß, dem Philosophen und zugleich Dekane, holte er sich, wie es damals hieß, das signum depositionis und darauf die Matrikel. Dann suchte er sich zweier Empfehlungsschreiben, eines an Gesenius und eines an Niemeyer, zu entledigen. Gesenius war ein heiterer und geistreicher kleiner Mann, er beredete Ruge sogleich, den Glob bei ihm zu hören, worin es Ruge später glücklich bis zu den siebzig Eselinnen brachte.

Bei dem Kanzler Niemeyer fuhr ich nicht so gut. Mein alter Freund, der Pastor Gildemeister, hatte mir einen Einführungsbrief an ihn mitgegeben. Hatte Gesenius keine andere Würde, als die eines Mannes von Geist und Gelehrsamkeit in Anspruch genommen, sich leicht bewegt, ein Gespräch eingeleitet und sich rasch unterrichtet, mit wem er es zu thun habe, so war der Kanzler Niemeyer eine anspruchsvolle Erscheinung, steif, hochgewachsen, mit einem etwas zurückgebogenen Vorderkopfe und vornehm falt. Er durchslog den Brief, in seinem Lehnsstuhl sitzend, dann hielt er mir frischweg eine Strafpredigt, in der es etwa hieß: Es kämen viele ohne die nöthigen Mittel nach Halle; es sei aber thöricht, die Mittel auf der Universität finden zu wollen, statt sie mitzubringen, da wäre es besser, gar nicht zu kommen. — „Da haben Sie vollkommen recht“, sagte ich kurz, „das ist aber auch ganz und gar nicht mein Fall. Ich bin auf ein Jahr versorgt und denke den Hallenfern nichts schuldig zu bleiben, wenn ich die Stadt wieder verlasse.“ ... Er sah mich höchst verwundert an, maß mich von oben bis unten und gab

mir dann eine „Anleitung zum Studium der Theologie“ von sich mit den Worten: „Und wenn ich Ihnen weiter mit meinem Rathe nützlich werden kann, so soll es mit Freuden geschehen.“ Aber dies versöhnte mich nicht. Der hochmüthige Mensch, dachte ich, ergreift der die Gelegenheit, dich zu knechten, bloß weil du ihm einen Besuch machst.

Der Student Ruge antwortete etwas schnippisch, verbeugte sich und eilte davon. Später hat ihm dieser Auftritt leid gethan, als er in Niemeyer's Söhhnen und dessen „unvergeßlicher Frau“ ihre Freunde erwarb, menschlich schöne Stunden mit ihnen verlebte, ja ihnen die Wiebergeburt zu einem neuen bessern Dasein verdankte. Im übrigen warf er sich im ersten Semester mit wahrem Heißhunger auf alles, was ihn in der Antikündigung der Vorlesungen anzog. Er besuchte 10 Collegien, einige freilich nur, um sie sofort wieder aufzugeben. Seine Landknechte, die Pommern, gaben ihn auf; sie meinten, er sei ein überspannter Dackmäuser.

Die Burschenschaft als Gegensatz zu den Corps existierte schon, doch war sie in ihren Tendenzen sehr unklar. Sie zehrte hauptsächlich von der Gefühlseligkeit. Die Corps verfolgten den alten mittelalterlichen Unfug des Paukens und Stoßens, des tollen Nichtsthuns und leichtfertigen Schuldenmachens; die Burschenschaft legte sich an die Politik und wollte, was jedenfalls sehr löblich war, dem tollen Müßiggang ein ernsteres wissenschaftliches Streben und sittlichen Willen entgegensetzen. Aber was war das politische Streben der Jünglinge anders, als ein keckes Kritistiren des Bestehenden? Ruge fand alte und neue Bekannte, unter letztern besonders Sprewitz, Lebnur, Clemen, Miller. Er machte Spritzfahrten nach Leipzig und Jena und feierte hier den 18. Juni 1821.

Dieser 18. Juni wurde von den Burschenschaftlern der „Gerichtstag an dem Verräther der jungen französischen Freiheit, in deren Namen er einst die alteuropäischen Despoten von ihren Thronen gestoßen“, verherrlicht, zugleich aber auch als ein „Unterschiedstag für ein bevorstehendes Gerichtstag an denen, die sich durch ihr Schicksal nicht warnen ließen und nun denselben Geist fesseln zu schlagen gedachten, durch den sie geknien waren und dem sie huldigen sollten“.

Die Jünglinge schwärmten für die Carbonari, für die Griechen, überhaupt für alles, was gegen die Ketten ankämpfte. So wurde denn im geheimen an eine Jünglingsbunde gearbeitet, an einer burschenschaftlich Verschwörung zu dem Zwecke, einem neben ihm bestehenden Männerbunde (dieser Männerbund erwies sich späterhin als eine reine Erfindung Karl Follen's in der Schweiz) die Einheit und Freiheit Deutschlands entgegen zu helfen.

Ruge blieb dem Jünglingsbunde, durch dessen Wirkung in die ganze Burschenschaftsrei das politische Element als das maßgebende hineingetragen ward, noch eine Zeit lang fremd, sozusagen war er zuerst nur „Lehrling der neuen Schule“. Doch war er ihm „wegen seiner leidenschaftlichen Theilnahme an der großen Sache Vaterlandes und dessen edeln Jugend von vornherein gefallen“.

Das erste Semester war zu Ende, Ruge hatte von den 20 Goldstücken, mit denen das erste Semester hatte bestritten werden sollen, fünf übrig behalten, diese wurden zu einer Reise nach der Schweiz verwendet. Er machte diese Reise in Begleitung seines Freundes Willer, der zur Partei der Strengen gehörte und ein Turner aus der Friedländer Schule in Mecklenburg war. Wir überflogen sämtliche sie berührende Abschnitte und werfen nur einen Blick auf Tübingen. Ruge macht einen Sprung und erzählt plötzlich eine kleine Geschichte, die ihm 1837, also 16 Jahre nach der Zeit, wovon das Buch handelt, in Gemeinschaft mit Uhland und Wischer passiert ist:

In Tübingen sah ich 1837 die ältern gelehrten Herren in einer Gesellschaft beisammen, die ziemlich förmlich verlief; Wischer führte mich aber zu Uhland, und wir berebten ihn, mit uns einen Wagen zu mietzen und Schwab zu besuchen, der nicht weit von Tübingen Landpfarrer war. Es war spät im October und schon kalt. Ich that meinen Reisemantel um, auch Wischer hatte sich mit einem Oberrock versehen, Uhland hingegen zog ohne Oberrock, ohne Handschuhe und wie er ging und stand in seinem gewöhnlichen Stadtmantel in den offenen Wagen. Es gelang mir, die beiden Herren auf den Rücksitz zu nöthigen, da ich doch in meinem großen Reisemantel so viel besser geschützt sei und der Vorderste keine Seitenlehnen habe. So fuhren wir lustig fort auf die Regel der Schwäbischen Alb los, als es dicht vor Schwabsdorf plötzlich einen unerwarteten Sturz gab und ich mich mitten in eine Pfütze am Wege hineingeschleudert fand. Wir sind umgeworfen, dachte ich, wie ich auf dem Einbogen geküsst im schlammigen Wasser lag, was wird nun noch alles hinter mir herpurzeln und mir auf den Leib fallen? Es kam aber nichts weiter als Uhland, der dicht neben mir mit beiden Beinen ins Wasser fuhr und sich nur an mir festhielt, um nicht ebenfalls der Länge nach hineinzuschlagen. Ich kam darüber zur Besinnung, daß ich ihn einige große Schritte im Wasser machen sah und daß er mir half, mich aus dem Mantel und aus dem Entenpfluß herauszuwickeln. Wischer hatte sich am Wagen festgehalten, als auf unserer Seite die vordere Feder gebrochen war und der Kuck aus plötzlich ins Wasser geschneilt hatte. Er kam besorgt auf mich zu und fragte fast mit Uhland zugleich: „Haben Sie sich verletzt?“ Als ich es heiter verneint hatte, brachen wir zwei in ein lautes Gelächter über diese Fahrt in die Pfütze aus, und selbst Uhland sah etwas heiterer drein als gewöhnlich. Dann wurde beschlossen, in die Dorfschenke zu gehen, die in der Nähe war und uns erst zu reinigen, ehe wir auf die Pfarre gingen. Ich war trocken geblieben. Der Mantel hatte alles auf sich genommen, Uhland aber hatte nasse Füße, denn das Wasser war ihm oben in die Stiefel gelaufen. Der Mantel war leicht zu reinigen. Wie aber sollten wir Uhland beistehen, um ihm zu trocknen Füßen und zu einem passenden Schuhwerke zu verhelfen? „Trockene Füße?“ fragte er ganz erstaunt, „ich mache mir nichts aus nassen Füßen und die Stiefel sind bald abgetrocknet.“ Und er blieb wirklich den ganzen Tag ruhig, wie er war in seinen nassen Strümpfen, eine merkwürdige Abhärtung, um die ich ihn beneidete.

Dem naturgemäßen Laufe der Dinge nach mußten sich die hallenser Burschenschafter im nächsten Semester immer tiefer in die Verachtung gegen das herrschende Régime hineinarbeiten. Ihre Stimmung wurde durch „Qualereien“, denen sie von seiten der Behörden ausgesetzt waren, immer mehr verbittert. Die Frage war, wie die Burschenschaft „der feindseligen und geistlosen Staatsgewalt zum Trotz, die Aufgabe, welche ihr die Freiheitskriege hinterlassen hätten und welche Preußen, der Anführer Deutschlands, jetzt vollständig von sich wisse“, lösen könne.

Eines Abends erklärte ein gewisser Bonge dem Arnold Ruge, eine Verschwörung unter der Burschenschaft sei längst im Gange, diese brauchte nicht erst gestiftet zu werden. Der Jünglingsbund habe die Verpflichtung, sobald der Männerbund losföhlage, diesen mit begeistelter Theilnahme zu unterstützen. Dem Männerbunde sollten keine geringern Männer als General Jagow, General Thielmann, Oberst Föhrentheil, Fürst von Neuwied u. s. w. angehören. Der Jünglingsbund sei auf Betrieb Karl Follen's in Basel im geheimen von Sprewitz gestiftet. Für alle, die an dem Jünglingsbunde theilnahmen, war der Eintritt in ihn eine ernstfaste Wendung ihrer Schicksale, denn ein sogenannter Männerbund, der mit den phantastischen Ideen einer rigorosen Jugend hätte sympathisiren mögen, war, wie schon bemerkt, augenscheinlich nur eine Mythe Karl Follen's. Die Verschwörung war hauptsächlich gegen den Deutschen Bund und die Heilige Allianz gerichtet. Ruge bemerkt:

Es gereicht den Jünglingen, die sich verschworen, um dem Unglück der Nation abzuwehren, zur unsterblichen Ehre, daß sie es thaten; den jammervollen Bedienten eines kurzschäftigen Hofes, die eine solche Politik empfahlen, zur ewigen Schande. Diese kleinen Seelen sind die Urheber all der Leiden und Erniedrigungen unsers Vaterlandes, an die sich der Deutsche jetzt leider schon gewöhnt hat. . . . Dies kann nicht anders werden, wenn die Absicht unserer Verschwörung von 1821 nicht völlig verwirklicht wird. Ihre halbe Verwirklichung, immer mit der preussischen Armee gegen die deutsche Freiheit haben wir erlebt. Einige von uns werden sicher ihre volle Verwirklichung erleben. Alsdann, dankbare Deutsche, seht nicht länger den Feinden der Nation, sondern den Mitgliefern des Jünglingsbundes ein Denkmal, qui de Republica non desperassent. Ihre Namen findet ihr in den Criminalacten der preussischen Gerichte.

Rein Wort würden wir über solche herausfordernde Worte sprechen, hätte sich der Jünglingsbund nicht selbst um seine „unsterbliche Ehre“ gebracht. Er hat sich aber darum gebracht, da selbst Arnold Ruge jetzt nach 40 Jahren die Ideen der Burschenschaft unklar und verschwommen heißen muß. Er bittet sogar, seine jegige Auffassung der Verhältnisse mit der burschenschaftlichen Unklarheit nicht zu identificiren. Also wirklich, die Burschenschafter waren recht sehr unklar in ihren Ideen, nichtsdestoweniger wollten sie im Staatsleben eine erste Rolle spielen! Im Jahre des Heils (1863) wird der größte Theil von uns doch wol so klar sein, einzusehen, daß eine unklare politische Idee überhaupt keine politische Idee ist. „Volkseinheit“ und „Volkfreiheit“, das sind Wörter, die sich unendlich leicht aussprechen lassen. Aber nicht bloß Kritik üben an dem herrschenden Régime heißt für Freiheit begeistert sein, sondern auch im Stande sein, diese Freiheit mit edeln Mitteln zu verwirklichen. Ruge, der 1822 lebte, der ihm eine reifere, den idealen burschenschaftlichen Ideen entgegengesetzte Ansicht entgegengehalten hätte, wahrscheinlich für einen Tyrannensturz verurtheilt haben würde, steht jetzt auf uns mit Hohn herab. Wer über die Mittel, die politische (deutsche) Aufgabe zu lösen, noch unklar sei, der habe, meint er, weder die Geschichte seiner Zeit, noch die Bewegung unsers Volkes gekannt. Auf solche Worte, offen gesprochen, gebrä-

wir ganz und gar nicht. Solange der Republikanismus, jaßt wie 1848, das Ding nicht anders anzufassen weiß, als mit derselben menschlichen Eitelkeit und der Sucht zu glänzen und souverän zu herrschen, mit derselben Sucht, die er am Absolutismus so hart tadelt, werden wir uns von ihm nicht verblenden lassen. Und ebenso wenig können wir der Burschenschaft ganz und gar nachweheln, denn sie hat oft genug, so auch gegen Goethe — wir werden dessen noch gedenken —, dargethan, daß es ihr nur um ein souveränes, oft keckes, in den Nimbus freier Willkür gehülltes sich über die realen Verhältnisse hinwegsetzen zu thun war. Das geht, solange man, wie der Student, auf Regimentäunfossen leben kann.

Im Jahre 1822 und so herum kam aber noch hinzu, daß die politisch sentimentale Epoche existirte, die namentlich unsere ältern Republikaner (der größte Theil jugendlich schwärmender Republikaner, auch die Burschenschaft hat naturgemäß diese Regel bestätigt, schlägt kopfüber, sobald es sich das Brot zu verdienen und eigenen Herd zu gründen gilt, ins crasse Philistertum um) noch nicht überwunden haben. Wir betonen dies zur Erklärung der Zeit und zur Entschuldigung für das auch jetzt noch theilweise politisch unklare Geschlecht. Wie die aufklärende Periode der Literatur des vorigen Jahrhunderts eine krankhaft sentimentale Zeit hervorrief, so mußte auch die aufklärende politische Zeit der Freiheitskriege eine sentimentale Epoche zur Folge haben, und diese sentimentale Epoche steckt noch Hunderttausenden im Kopfe, ja sie verstärkt sich fortwährend aus schwärmerisch jugendlichen Naturen. Das Krankhafte dieser Epoche liegt in der Vertheidigung von Staatstheorien, die bei einem in die Luft hinein construirten Staate am Plage sein könnten; es liegt in der Uebereilung, dem Volke ein Staatssystem zu versprechen, bei dem so etwas Schlechtes wie in den bisherigen Regierungsweisen gar nicht mehr vorkommen solle, und so bald es sich um die Verwirklichung dieser reinen aller Staatsformen handelt, liegt es in dem bedenklichen Eingeständnisse, daß man doch auch mit kleinlichen Mitteln operiren müsse. Anders ausgedrückt, die politische Sentimentalität beruht darin: in den bestehenden Staatsformen überall Jesuitismus zu wittern und sie des Jesuitismus wegen zu verdammen, und hinterdrein, sobald es an die praktische Ausführung reinerer politischer Theorien geht, das Veraltete doch nicht anders als mit der Kunst, daß der Zweck die Mittel heilige, beseitigen zu können. Den Widerspruch möge die Burschenschaft lösen und unsterbliche Ehre fällt ihr von selbst zu. Wir können sie ihr für ihre Thaten, so freisinnig wir uns auch im übrigen halten, nicht zusprechen. Denn gesetzt den Fall, Deutschland ließe sich über Nacht so ummodeln, wie es Ruge seiner jetzigen klaren Ansicht nach ummodeln möchte (S. 204 fg.), glaubt Ruge damit das politische Ideal aller schwärmerischen Zwanzigjährigen erfüllt zu haben? Will er dann den Zwanzigjährigen gegenüber den Gut zehlen und sprechen: „Ihr müßt es besser verstehen, denn ihr stellt euch gerade so wegwerfend gegen uns, wie wir uns

1822 wegwerfend und auf unsere heilige Sache poßend gegen die damaligen Alten stellten!“ Oder aber würde Ruge etwas ganz anderes thun, vielleicht etwas !

Wo blieben wir doch in der Erzählung? Ah so, bei der „Trüben Zeit“. Sie war für Ruge doppelt und dreifach vorhanden. Mit Vater Ruge's Vermögensverhältnissen war es leider eher rückwärts denn vorwärts gegangen. Arnold Ruge sah sich dadurch in die größte Verlegenheit versetzt. Vor der Hand wurde diese Verlegenheit noch bemäntelt. Seine Commilitonen wählten ihn zu einer Sendung nach Würzburg, allwo eine entscheidende Versammlung von Abgeordneten aller Universitäten gehalten werden sollte. Das Reisegeld ward zusammengehoffen und Ruge begab sich auf die Wanderung. Da es bereits klar am Tage war, daß ein Männerbund, wie ihn sich Karl Hollen ausgedacht, gar nicht existirte, so handelte es sich darum, ob man nicht auch die ganze burschenschaftliche Verbindung als nutzlos aufgeben sollte. Waren doch auch bereits seit langem auf den meisten Universitäten Symptome (das „Kämmerleienthum“) aufgetreten, die fast das burschenschaftliche Streben als nichts weiter denn als Spielerei charakterisirten. Was beschloß man nun in Würzburg? Gerade das Gegentheil von dem Erwarteten. Der Jünglingsbund habe nun erst recht fortzubestehen und sich zu erweitern; galt doch damals die „echt burschliche Forderung, keiner Gefahr auszuweichen“.

In Halle und Jena war man mit den würzburger Beschlüssen nicht sehr zufrieden, in Halle selbst herrschte ein mehr trüber und gefühlvoller als klarer und heiterer Geist, und diese Stimmung ging auf die Verhältnisse der einzelnen zueinander über. Halle war mit „Lazzaroni des Studentenlebens“ gesegnet. Die Gefahr lag nahe, durch ein Herabsteigen der Burschenschaftler zu einer ganz unangemessenen Schlicht des Studentenlebens (ei, ei, verräth der Republikaner Ruge nicht zuweilen recht eigenthümliche, aristokratische Absonderungsgefühle?) die Entdeckung des Bundes zu beschleunigen.

Es war in Halle unter den vielen armen Theologen auch ein armer Vaier, Namens Diez, der Bursche war, und dessen sich meine Freunde, die Westfalen, angenommen hatten. Er war förmlich ihr Client geworden und als umsonst mit an ihrem Tische in der Gruape, wo sie wohnten, und da er der einzige Nichteingeweihte ihrer Tischgesellschaft war, so störte sie dies. Er wurde also aufgenommen; er sei offenbar ein guter Kerl und als Futter für Pulver, worauf es damals noch mehr abgesehen war, gut genug. . . . Als es sich aber zeigte, daß er ganz und gar nicht hineinpaßte, wurde die noch unvorsichtiger Maßregel getroffen, ihn einfach zu übergehen und ihm nichts mehr mitzutheilen, also ihn sozusagen ohne sein Wissen auszustoßen, ohne ihm gleichwol sein Geheimniß entreißen zu können. . . . Als Diez — so hörte ich später — zu einem geistlichen Amte kam und den Amtseid leisten sollte, erklärte er sich durch einen andern Eid gebunden, der ihn hindere, diesen zu leisten. Man forschte nun weiter nach und erfuhr die haarsträubende Geschichte von dem bevorstehenden Pronunciamiento der preussischen Armee. (Diez war nicht weiter eingeweiht als bis zu der Hollen'schen Mythe vom Männerbunde, für den sich auch ein Gneisenau erklärt haben sollte.)

Ruge wollte Halle verlassen, sich als Hauslehrer zunächst so viel verdienen, um die Studien später aus

eigenen Wittern wieder aufnehmen zu können. Bis gegen Ende März da der Antrag eines jenenſer Burſchen, des Eward Simon aus Hamburg, nach Jena überzuſiedeln und mit von ſeinen Jährhingen 800 Thaler zu leben. Eward Simon war als dahin ein ſchlechter Haushalter geworfen, er konnte Ruge als guten Wirth, hoffte in ſeiner Geſellſchaft ſich beſſer zu befinden, und er täuſchte ſich darin nicht. Ruge ſiedelte alſo nach Jena über.

Mit der jenenſer Zeit werden wir uns kurz faſſen. Trotz alles Strebens einzelner, die ideale politiſche Idee als den Kern der ganzen Burſchenschaft feſtzuhalten, ſehen wir bereits an ihr den Zahn der Zeit nagen. Das Streben der Burſchenschaft artet in Nergeln mit den Behörden aus, und dieſelben Heldenjünglinge, die jeden Privilegirten als einen Tyrannenſnecht am liebſten gleich mit Haut und Haar verſpeifen möchten, trumpfen auf ihre eigenen abſolutiſtiſchen Vorrechte dem jenenſer Philoſoph gegenüber. Ruge ſcheint gar nicht zu merken, wie er das edle Streben der Burſchenschaft mit Erzählung der Nergeln gegen Goethe, Karl Auguſt u. ſ. w. bloßſtellt.

Nun folgten außerdem von einem gewiſſen Schütz Angebereien gegen die Burſchenschaft, und die Burſchen rächten ſich durch Burſchenzeitungen und Caricaturen, in denen Diſkeli Weiſter war. Kurz und gut, das ganze ideale Streben war nahe daran, in Kraſchl auszuquarten. Ruge erzählt:

Wenn der „Tell“ aufgeführt wurde, zog die Darſtellung allemal eine große Anzahl von uns nach Weimar hinüber. Das Parterre war dann regelmäßig ganz voller Burſchen und wir gaben natürlich den Ton an. Bei einer ſolchen Gelegenheit machte ein dicke ungeſchidter Mann den Tell. Dies ärgerte uns ſchon nicht wenig und eine Zeichnung von Diſkeli ging herum, über die man lachte und ſcherzte. Als aber der Monolog in der hohlen Gaſſe kam, hatte der dicke Mann das Unglück, ſatt verſenden nachzuſenden zu ſagen. Dies empörte uns, wir verbeſſerten ihn laut und ein allgemeines Geſchrei beſtrafte ſeine Verbeſſerung des bedeutenden Verſes. Der Hof nahm unſere Kritik ſehr übel. Der Herzog ſchickte einen Offizier ins Parterre und ließ ſagen, Seremiſmus ſei im Theater. Wir antworteten, das freue uns ſehr, und er zog ſich mit einer Verbeugung zurück. Natürlich ſetzte dies unſerer Kritik der Aufſührung kein Ziel. . . . Der Herzog ließ am andern Tage in Jena eine Unterſuchung über die Störungen in ſeinem Hoftheater veranſtalten, aber es kam nichts weiter dabei heraus als das Geſchrei der Profeſſoren und das Gelächter der Studenten.

Die Jünglinge gingen in ihren terroriſtiſchen Geſinnungen noch weiter. Goethe kam an die Reſſe.

Sein höfliches Benehmen und ſeine Gütlichkeit dienten und zur Zielscheide unſerer Wiſe, und ſeine Verbeugungen vor den hohen Herren und andern Herzogen und Graſen, der geſpreizte leere Stil ſeiner alten Tage, die Miſshandlung des Volks und das Maitreſſenweſen im „Egmont“, ebenſo ſeine Maitreſſenwirthſchaft, all dieſe Ueberbleiſel einer vergangenen, charakter- und ſittenloſen Zeit ſtießen uns ab.

Doch war Goethe eine Größe, darum wollten ihn die jenenſer Burſchen an Hoch bringen, als er eines Tags in ſeinem Gärtchen im botaniſchen Garten abſaß. Goethe erſchien am Fenſter und beſann ſich nur mit einer Verbeugung nach rechts, nach der Mitte und nach links. Damit zog er ſich ein allgemeines Gelächter zu. Das rief: „Wer hatten.“ Die unzufriedene Menge bog

ſich auf den Markt. Nicht lange nachher und man brachte Goethe eines Tags als dem „unterthänigen Knecht“ und „ſittenloſen Hölſing“ ein Vereat aus. Eine Unterſuchung erfolgte, erzielte aber kein Reſultat, denn der Mund war nicht zu erfordern, der „den Tadel des nachwachſenden ernſtern (!) Geſchlechts über den ſittenloſen und unterthänigen Hölſing ausgeſprochen hatte“.

Ruge ſcheint ſich noch jetzt zu freuen, daß dem Vater Goethe damals ſo mitgeſpielt ward. Wir wollten Ruge dazu ein Seitenſtück erzählen. Als Baſchel vor einigen Jahren nach Berlin kam und bei Kroll die „ſittlichen Bräder“ antebete, da entſtand von ſeiten der ſtudirenden Jugend auch ſo ein ſouveränes Gelächter; auch da hieß es „Baſchel raus“, „Baſchel ſich umbrehen“, „Baſchel Diener machen“, „Baſchel Rebe halten“. Das war auch der Ausbruch eines nachwachſenden ernſtern Geſchlechts! Freilich war es nur ein Baſchel, denn der Ausbruch geht. Und die Burſchenschaft mag ſich ganz etwas anderes darauf einbilden, daß ſie an einem Goethe, an dieſer „Kakatenſeele“ ihre Wuthen kühlen konnte. Wir aber, die wir den Burſchſchaftlern von 1822 gegenüber auch zu einem nachwachſenden Geſchlecht gehören, da wir faſt 30 Jahre jünger ſind als Ruge, wir ſind ſo erſt, daß wir über eine burſchkoſe Unart und jugendlich terroriſtiſches Gebaren nicht lachen können. Der allgemeine literariſche Brügelknabe Goethe aber wird durch ſolche kleinliche Diatriben eines nachwachſenden „armſtoren“ Geſchlechts von ſeinem Ruhme auch nicht einmal eines Schamens Lüge verlieren.

Immer klarer ſehen wir, wie die Burſchenschaft an ihrer eigenen Unklarheit und Selbſtüberſchätzung zu Grunde ging. Nicht lange nach all dieſem folgte der berühmte Auszug nach Rahl. Die jenenſer Studenten ballerten auf dem Markte ſingend auf- und abzugehen. Es war das ein durch die Tradition geheiligtes Recht, die Burſchenschaft durfte ſich dieſes Recht nicht nehmen laſſen, ebenſo wie ſich die Duthows durch den erſten brandenburgiſchen Friedrich nicht dürfen unterdrücken laſſen. Möglicherweise wurde das Singen bei 4 Thaler Strafe verboten, 2 Thaler ſollte der Angeber eines Sängers erhalten. „Welche Gemeinheit, gleich mit der Knechtung auch der Angeberei ein neues Feld zu eröffnen!“ Die ganze Univerſität ſtürzte auf den Markt. Ruge brachte der „gemeinen“ Verordnung ein Vereat aus, das donnernden Anſlang fand. Maßregeln hüben und Maßregeln drüben. Die Studenten zogen endlich auch nach Rahl. Der Verſuch einer Verſtändigung ſeitens der Burſchenschaft mit Hüſe der Jagemann, der Begünstigten Sr. königlichen Hoheit, ſcheiterte, da Seremiſmus in der Sache nichts mehr thun konnten. Die ganze bewaffnete Macht wurde nach Jena aufgeboden. Der Auszug endete wie alle verärgerten Auszüge: die Studentenschaft erreichte nichts als eine allgemeine Amneſtie. Eine äußerſte Partei unter Elmon's Leitung hatte den damaligen Moment in Rahl als den Anfang eines einigen Deutſchland angeſehen, ſie hatte die Kanonen der Leuchtenburg fortgenommen, mit ihnen zuerſt Weimar, dann ganz Deutſchland erobert

und republikanisiren wollen. Unter den vielen Hochs, welche die zurückgekehrte Studentenschaft in Jena öffentlich ausbrachte, war auch eins von Ruge auf den akademischen Senat. Nicht eine einzige Stimme rief mit, Ruge allein brachte es dreimal aus. Diese „Verhöhnung“ wurde indeß sehr übel vermerkt, und Professor Luden erklärte Ruge, seine Tage seien nunmehr in Jena gezählt. Ruge's Tage waren denn auch in der That gezählt. Man schickte den Kühnen sehr bald fort. Mit dazu beigetragen mochte auch ein Akenfener haben, das Ruge zuvor auf einer Reise in die Heimat mit der preussischen „heiligen Germanabad“ zu bestehen hatte. In Berlin fiel er mit seinen Begleitern der Polizei sogleich ob der Röcke und Stöcke auf. Die Jenerer trugen nämlich den deutschen Rock ohne Kragen und gingen ohne Weste; zudem führte Ruge einen geborgten Stock bei sich, auf dem die Namen vieler alten jeneser Bursche, auch der Karl Ludwig Sand's, des Mörders Robespierre's eingeschnitten waren. Auf diesen Stock machte nun die Polizei Jagd. Aus Berlin nach Rügen entkam Ruge mit seinem Heiligthum glücklicherweise, aber auf der Rückreise ward er von der „heiligen Germanabad“ dießseit Stralsund erfaßt, und der geborgte Stock ward auf Befehl von oben confiscirt.

Wir haben über dies Stückchen aus voller Brast lachen müssen, und daß Ruge nicht mit uns darüber lacht, möchten wir ihm eigentlich zum Vorwurf machen. Jetzt nämlich gibt es eine weit schlimmere Germanabad als die ehemalige polizeiliche, sie ist das souveräne berliner Bewußtsein des nachwachsenden ernsteren Geschlechts. Und dies Bewußtsein duldet solche Extravaganzen wie auffallendes Costüm und einen absonderlichen Ziegenhainer auch nicht. Was denkt wol Ruge, wenn jetzt jemand seine ernstere politische Gesinnung in einem ähnlichen Anzuge in Berlin zur Schau trüge! Daß nur nicht die Kinder aller Straßen hinter ihm herliefen und ihn zum Thore hinaushöhnten! Da Ruge doch nun einmal auf die Absonderlichkeit seines Anzugs und seines Stocks trumpte, gratulire er sich, daß er nicht dieser schlimmen Germanabad des nachwachsenden ernsteren Geschlechts verfallen ist.

Ruge verließ Jena und begann ein neues Leben in Heidelberg. Allein das neue Leben fand ein schnelles Ende. Die Gewaltigen räumten unter den Burschenschaftlern auf. Zu Anfang Januar 1824 traf auch ihn die Reihe, er mußte sechs Jahre lang hinter Schloß und Riegel schwer für den Idealismus büßen, der nichts anderes als eine schöne große Zeit für Deutschland hatte herbeiführen sollen.

Wir, die wir auch unserm Vaterlande eine große und schöne Zukunft wünschen, wir haben gleichwol die Schwächen jenes Idealismus mehrfach andeuten, wir haben von einer sentimental politischen Zeit sprechen müssen, in der sich jeder berufen glaubte, bloß weil das Kritiküben und das Schwächenauffuchen an dem Bestehenden so unendlich leicht ist, den politischen Stein der Weisen im Westg zu haben. Noch einmal müssen wir die Sentimentalität verwerfen, weil sie den einzelnen verblendet ein-

zusehen, inwieweit er, wenn er zur Herrschaft gekommen ist, mit ähnlichen Mitteln wie die von ihm geschmähte Partei operiren müsse.

Die Gewaltthätigkeiten gegen die Burschenschaftler wird jeder Freisinnige verwerfen. Mögen die Burschenschaftler jetzt aber ihre eigene Schwäche darin erkennen, daß sie etwas als Jünglinge leisten wollten, zu dem nur die Männer berufen sind. Naturgemäß ist die Burschenschafterei an sich selbst gescheitert, und sie wird immer an sich scheitern, wenn auch noch jetzt burschikos-phantastische und ideal-überschwengliche Ideen der Ausdruck der wahrsten und praktischsten Freisinnigkeit sein sollten.

Emil Müller-Semoweg.

Zur Geschichte der modernen Mystik.

Saint-Martin, le philosophe inconnu, sa vie et ses écrits son maître Martinez et leurs groupes. Par M. Mauer. Paris 1862.

M. Mauer, durch seine „Histoire des doctrines morales et politiques des trois derniers siècles“, seine „Histoire critique du gnosticisme“, seine „Philosophie de la religion“, seine Schrift „Philosophie de Schelling“ u. s. w. rühmlich bekannt, hat sich im vorliegenden Werke einer merkwürdigen Erscheinung, der Mystik und Theosophie des vorigen Jahrhunderts zugewandt, und zugleich werden uns zwei weitere Werte von ihm: „Les mystiques et les théosophes, depuis Fénelon jusqu'à Saint-Martin“ und „Les mystiques et les théosophes, depuis Saint-Martin“, in denen diese merkwürdige Erscheinung wol zum ersten mal im Zusammenhange behandelt sein wird, in Aussicht gestellt. Das vorliegende Werk wie die beiden letztgenannten, mit deren Ausarbeitung Mauer beschäftigt ist, versprechen eine in der Geschichte und der Geschichtsschreibung des menschlichen Geistes bisher empfindlich zu spürende Lücke auszufüllen.

Wir haben die Theosophie und Mystik des vorigen Jahrhunderts, die sich so vielfach durch die Culturländer Europas verzweigte, eine merkwürdige Erscheinung genannt und das ist sie sicherlich, wenn man erwägt, daß diese Verenkung in den Urgrund des Göttlichen, daß der Wunderglaube, der es sogar einem Schwindler wie Gagliostro erlaubte, eine Rolle zu spielen, daß der Lavater'sche Pietismus, daß der Sonnenambulismus, der Swedenborg'sche Visionarismus und ähnliche Erscheinungen, wie in unsern Tagen die Geistesflopferei, so viele religiöse Verirrungen u. s. w. mitten in eine Zeit fielen, wo auf der andern Seite die rationalistische Aufklärung, die Freidenkerei und die nüchternste Verstandesausbildung zur Herrschaft gelangten, wo Atheismus und Irreligiosität in weiten Kreisen zum guten Ton gehörten und die Holbach und de Lamettrie den rohen Materialismus zuerst in eine Art System brachten oder doch damit zuerst ungeschont öffentlich auftraten.

Zwar wenn wir der Sache auf den Grund gehen, so werden wir wahrscheinlich finden, daß auch die Lehren der Theosophen und Mystiker des vorigen Jahrhunderts wenig mit dem Christenthum als solchem zu thun hatten, denn was die christliche Religion das „Leben in Gott“ nennt, das nannte „avec un peu d'affection“, wie Mauer sehr richtig hinzufügt, die Theosophie „das Leben Gottes in uns“. Die christliche Religion gründete sich auf die Demuth, die Theosophie auf den Hochmuth des menschlichen Geistes, der in modernen Zeiten so ungeheure Fortschritte gemacht hat und der sich sogar bei den Anhängern des absoluten Materialismus in schroffer Weise bemerkbar macht, während sie doch in dem Bewußtsein, daß sie bloß fleischliche und irdische Maschinen sind und keinerlei rein geistige Function ausüben, sehr beschreiben sein und selbst vor manchem Thiere

sich zeigen sollten. Mitter selbst nennt die *Moral Saint-Martin's* „très ambitieuse“, und sagt von seiner Doctrin, daß sie der „Gott im Menschen“ dem Menschen selbst substituirt. Daraus zielt wol auch Goethe, wenn er den Metaphysiker sagen läßt: „Trant nur der alten Ruhme, der Schlange! Auch und gewiß noch vor eurer Unsterblichkeit bange!“ Und bange wird es in der That jedem, der sich für Gott ähnlich oder gleich hält, und dann in jedem Augenblick mit den Schranken seiner menschlichen Natur zusammenstößt oder unter Umständen auch wol zusammenbricht. Hochmuth erblickt wir auch im Pietismus Lavater's, der ja die Physiognomie ersand oder zu einem Systeme ausbildete und dadurch gleichfalls dem Fleische eine Bedeutung beilegte, die ihm gerade der Theologe nicht zugestehen darf. Damit soll aber nicht behauptet werden, daß nicht der eine oder andere Theosoph, wie Saint-Martin selbst, den „Gott in sich“ mit Demuth gefühlt und getragen und sein Leben danach eingerichtet habe.

Und überhaupt, wenn wir auch nicht umhin konnten, den geistigen Hochmuth als eine der Quellen der Theosophie und Mystik oder doch als einen Misfactor zu bezeichnen, so wollen wir doch damit dieser Erscheinung ihre eigenthümliche Bedeutung und ihre relative Gesammtheit und Wichtigkeit nicht schmälern. Es hat im Quackischnischen und seinen Werth, wenn es innerhalb eines vermittellichten Geschlechts eine Anzahl Individuen gibt, die rein ihrer sittlichen Ausbildung und nach ihrer Art in der göttlichen Idee leben, als nothwendiger Gegensatz wenigstens einen gewissen Beizt vor den Verheerungen des unbedingten und maßlosen Materialismus sicher stellen und diesem die Alleinherrschaft zertrümmern. Diese theosophisch-mystische Richtung kommt zwar der Kunst als solcher keineswegs sehr freundlich entgegen, ist aber eine unvergleichlich reichere und tiefere Quelle poetischer Erhebung — wie ja denn auch selbst Goethe aus ihr so manche Befruchtung und Anregung geschöpft hat — als der übrigen bis zu einem gewissen Grade berechtigten Materialismus. Denn es ist nicht wahr, was einige heuchlerische Materialisten behauptet haben, daß mit diesem höhere Kunstinteressen sehr wohl Hand in Hand gehen könnten; der absolute Materialismus vernichtet vielmehr, oder er müßte nicht Materialismus sein, in seinen Anhängern naturgemäß allmählich alle Anschauungen des Schönen und Idealen. Christliche Anhänger dieser Sorte von Materialismus gehen auch unter vier Augen bereitwillig, daß, wenn derselbe zur Alleinherrschaft gelange, von Kunst und idealer Poesie allerdings nicht mehr die Rede sein könne.

Geschehrt wurde das Wirken und Leiden der Mystiker und Theosophen namentlich auch durch Frauen, die sich derselben Richtung ergeben hatten; die vertrauteste Freundin Saint-Martin's j. B. war Charlotte von Boecklin, auf die wir noch zu sprechen kommen. Der Einfluß der Frauen bei allem, was groß, gut und schön, aber auch bei allem, was verkehrt, excentrisch und überspannt war, scheint überhaupt im vorigen Jahrhundert viel größer gewesen zu sein als in unsern Tagen, und zwar nicht bloß darum, weil sie mehr als die heutigen Frauen das Gemüth cultivirten, sondern besonders auch gerade darum, weil ihr Einfluß ein privater und kein öffentlicher war. Selten traten damals Frauen als Schriftstellerinnen öffentlich auf; sie hatten sogar Scheu vor aller Deffentlichkeit; sie begnügten sich meist damit, mit hervorragenden Männern im brieflichen oder mündlichen Verkehr zu stehen, von ihnen Ideen zu empfangen und ihnen dafür Gemüth, Empfindung und Zartgefühl zurückzugeben. Dieser geistig-gemüthliche Verkehr führte zu Verhältnissen zwischen Mann und Weib, die der innigsten und doch unerschöpflichsten Art waren und die wir in ihrer Eigenartigkeit jetzt kaum noch begreifen und richtig beurtheilen können. Man kann fast das Paradoxon aufstellen, daß je mehr das weibliche Geschlecht seinen Einfluß auch auf den Stätten der Deffentlichkeit geltend zu machen sucht oder weiß, sein Einfluß auf das männliche Geschlecht auch um so schwächer und unmerkbarer sein wird. Das Glück, einen berühmten Namen zu haben, wenn es

überhaupt eins ist, wird vorzugsweise bei einem Weibe immer und vielleicht ausnahmslos theuer erkauft sein.

Ueber Zweck und Material vorliegenden voluminösen Werks gibt der Verfasser in der Vorrede Rechenschaft. Er bemerkt, daß trotz der mancherlei Würdigungen, welche dem darin Geschilderten j. B. von Châteaubriand, Frau von Staël, de Raifort, Cousin, Noaber, Caro, Sainte-Beuve u. s. w. zu Theil geworden seien, Saint-Martin in der Geschichte der neuen Literatur den ihm gebührenden Platz noch nicht erhalten habe und daß er bis auf den heutigen Tag für das Publikum noch immer der „philosophe inconnu“ geblieben sei. Dieses ist sicherlich richtig; Saint-Martin ist mehr genannt als bekannt. Dem Verfasser kam nun bei seiner Absicht, Saint-Martin dem Publikum näher zu führen, manche wichtige Entdeckung zu Hülfe. Von Martinez de Pasqualis, dem Saint-Martin die ersten Anregungen zu seinen theosophisch-mystischen Bestrebungen verdankt, war bisher keine Zeile bekannt; dem Verfasser glückte es nun, „très-inopinément“ einen Tractat von ihm aufzufinden, welcher ziemlich eng geschrieben ist, 356 Quartseiten umfaßt und den Titel trägt: „Traité sur la réintégration des âtres dans leurs premières propriétés, vertus et puissances spirituelles et divines.“ Von diesem Manuscripte gibt es zwei Exemplare, das eine in Frankreich, das andere in der französischen Schweiz, und Mitter hat das Glück gehabt, beide miteinander vergleichen zu können. Außerdem erhielt er von dem betreffenden Besitzer die hinterlassenen Manuscripte Saint-Martin's selbst, dessen Briefwechsel mit dem Baron von Liebigsdorf zu Bern, die Briefe der Frau von Boecklin u. s. w. zur Einsicht, und den Briefwechsel zwischen Jung-Stilling und R. Salzmann, der besonders wichtig ist, befindet sich in seinem eigenen Besitze.

Ohne auf die Details des weitläufigen Werks näher einzugehen, wollen wir nur bemerken, daß uns dasselbe mit einer Menge der interessantesten Persönlichkeiten bekannt macht und daß wir darin vielleicht zum ersten male eine Uebersicht über die erstaunliche Menge von Anhängern dieser Richtung und zugleich Einsicht in das ganze vielverslochtene Getriebe erhalten. Wir lernen zunächst den schon oben genannten Martinez de Pasqualis näher kennen, der, weil er im Jahre 1779 zu Port-au-Prince auf St.-Domingo starb, von manchen für einen Spanier gehalten wurde, aber ein geborener Portugiese war. Er gehörte zu den vielen geheimnißvollen Menschen und Visionären jener Zeit, bei denen man schwer sagen kann, ob sie es ehrlich meinten oder der Welt etwas vorkauften. Mit den Illuminaten verflochten, gründete er zu Bordeaux eine geheime Gesellschaft, eine Art theurgischer Schule, und hier war es, wo Saint-Martin ihn kennen lernte und ihm näher trat. Weiter werden wir bekannt gemacht mit dem Abbé Fournis, mit Gogotte, mit der Marquise de la Croix, mit der „école du Nord“, einer von Martinez gestifteten Geheimgesellschaft, die eins ihrer Centren in Kopenhagen hatte, mit den Philosophen, der Frau Marquise van Luffignan und Frau Marschallin von Noailles, mit der Marquise von Clermont-Tonnerre, der Marquise von Chabanais und der Marquise von Goldlin, mit den Fürsten Repnin und Galzjin, mit der Prinzessin von Württemberg, dem englischen Mystiker W. Law, mit Oberlin, der Frau von Boecklin, R. Salzmann, der Frau von Oberkirch, der Gräfin Potemka, dem General Wiktel, dem Mystiker Eckardtshausen, mit Lavater, dem Prinzen von Hessen und dem Baron von Gleichen, mit der Gruppe von Mystikern, die sich in Bern um den Baron von Liebigsdorf bildete und zu der unter andern der genannte Eckardtshausen und die Fräulein Lavater und Sarazin gehörten, mit dem Kreise, dessen Mittelpunkt Jung-Stilling war, mit Frau von Krüdenner, mit Maline de Buran. Doch wir wollen hier in der Aufzählung von Namen innehalten, um die Leser nicht zu ermüden, obgleich wir noch lange damit fortfahren könnten; es kam uns bei dieser Aufzählung nur darauf an, auf den innern Reichtum des Werks aufmerksam zu machen und von der großen Zahl und ungemeinen Verbreitung der Mystiker

namentlich auch in aristokratischen Kreisen eine ungefähre Vorstellung zu geben.

Deutschland hat an Saint-Martin ein besonderes Anrecht; denn kein anderer als der Philosoph von Götting, Jakob Böhme, war es, welchem Saint-Martin seine Vertiefung und Umwandlung im besten Sinne verdankt. Saint-Martin begab sich ausbrüchlich nach Strassburg, um mit Hilfe Rudolf Salzmann's den deutschen Mysticismus und namentlich die Schriften Böhme's, die er aus Daw's englischer Uebersetzung nothdürftig hatte kennen lernen, im Original zu studiren. Genannter Mystiker R. Salzmann ist nicht zu verwechseln mit Daniel Salzmann, dem Strassburger Freunde Goethe's, obschon dies häufig geschehen ist, unter anderm von G. J. von Schubert, der Rudolf Salzmann im Jahre 1820 besuchte und mit dem Freunde Goethe's zu sprechen glaubte, welcher letzterer aber schon im Jahre 1812 gestorben war. Saint-Martin übersehte die Hauptwerke Böhme's unter den Titeln: „L'aurore naissante“, „Des trois principes de l'essence divine“, „Quarante questions sur l'origine, l'essence, l'être, la nature et la propriété de l'âme und „De la triple vie de l'homme“. Die beiden letztern erschienen jedoch erst nach Saint-Martin's Tode. Welche unendliche Mühe diese Uebersetzungen dem Franzosen gemacht haben müssen, wird sich jeder vorstellen können, welcher nur etwas mit der selbst für Deutsche schwierigen Ausdrucksweise Jakob Böhme's sich bekannt gemacht hat. In Strassburg lernte er auch die Frau von Boecklin kennen, damals bereits 48 Jahre alt, Mutter und bereits Großmutter, aber noch schön, sehr gebildet und von großer Seelengüte, mit der sie jedoch etwas Herrschsüchtiges oder doch Gebietendes verband. Mit dieser hervorragenden deutschen Frau unterhielt Saint-Martin einen innigen und dabei leisen Seelenbund, wie er nur damals zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechts möglich war. Doch hält es der Verfasser immerhin für nöthig, hinzuzusetzen, daß Charlotte von Boecklin sich gewiß gehütet habe, in ihrem Freunde eine Leidenschaft zu nähren, deren Gewaltthaten und böse Folgen sie aus dem Leben ihres von ihr geschiedenen frivolen Gatten genugsam kennen gelernt habe.

Strassburg gefiel ihm überhaupt so wohl, daß er einmal die Worte niederschrieb: „Es gibt drei Städte in Frankreich, von denen eine mein Paradies ist, und das ist Strassburg; die andere ist meine Hölle (Amboise) und die dritte mein Hesperien (Paris).“ In Strassburg, sagte er hinzu, könne er die Wahrheiten, die ihm am Herzen lägen, jederzeit hören und selbst aussprechen; Amboise sei eine Hölle von Eise, in der davon nichts zu hören sei und nichts sich sprechen lasse; in Paris höre er darüber nur in leichter Weise plaudern, das sei aber doch immer noch besser, als gar nichts darüber sprechen zu hören; daher, sagt er hinzu, „je me tenois dans mon purgatoire quand je ne pouvois aller dans mon paradis“. Bemerkenswerth ist es auch, daß Saint-Martin die Russen und die Slawen überhaupt der mystischen und theosophischen Richtung besonders zugänglich hielt, zugänglicher zumal als die Engländer, und daher auch bei seinem Aufenthalt in London den Verkehr mit Russen demjenigen mit Briten vorzog. Doch dies erklärt sich aus dem Rationalcharakter und den politischen und socialen Zuständen beider Völker.

Saint-Martin's Leben war, wie es scheint, ein Leben fast ohne Tadel. Er war ungemein wohlthätig und wohlwollend, von Charakter mild und lebenswürdig; er rang unablässig nach sittlicher Vervollkommenung und harmonischer Durchbildung; er hatte nichts von jener Unbuddhsamkeit, Anmaßlichkeit und Herrschsucht, wie sie so oft solche Individuen besitzen, welche ein göttliches Leben in sich fühlen oder zu fühlen glauben. Er legte niemand Gewissenszwang auf; er ließ seine Ideen mild ausströmen, aber er suchte sie keinem aufzudrängen, wie sonst wohl die Verkündiger einer Doctrin zu thun pflegen. Was es doch auch seine Ansicht, die er noch kurz vor seinem Tode ausgesprochen, daß die „unkto“ sich nicht in den Associationen finde, sondern in unserer individuellen Verbindung mit Gott. Matter selbst

sagt, daß in modernen Zeiten das Leben keines Menschen sich dem Leben Saint-Martin's vergleichen lasse und daß, wenn auch auf diese „belle existence“ einige Schatten fielen, Saint-Martin einen Grad von Moralität erreicht habe, der zwar keineswegs sich der göttlichen Vollkommenheit näherte, aber sich doch als der möglichst erreichbare Grad der „perfection humaine“ bezeichnen lasse.

Matter's Werk, das neben der ausführlichen Biographie Saint-Martin's auch eine eingehende und unparteiische Kritik der Lehre desselben enthält, liefert den Beweis, daß es auch in Frankreich Gelehrte gibt, welche eine Materie mit größter Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit zu behandeln und der bloßen Phrase aus dem Munde zu gehen wissen. Deutschen Gelehrten möchte sich das Werk sogar durch eine gewisse Trockenheit in der Behandlung zur Lectüre und zum Studium empfehlen; dagegen wird man jene Klarheit, Präcision und gleichmäßige Durchbildung des Stils, wie sie französischen Werken, auch den gelehrten, überhaupt eigen sind und in deutschen nur zu oft vermist werden, auch dem Matter'schen Werke nachzujähren haben. H. M.

Novellen, Erzählungen und Skizzen.

Novellen, Erzählungen und Skizzen haben wir unter einer Rubrik zusammengestellt. Gehören sie, streng genommen, auch nicht zusammen, so läßt sich doch bei manchen derselben nicht genau bestimmen, ob sie Novelle, Erzählung oder Skizze sind. Sie sind alles drei vereint und doch keins ganz. Es schreibt heutzutage mancher und schickt seine Arbeiten in die Welt hinaus, der selbst nicht weiß, ob er eine Novelle oder eine Skizze geschrieben hat, der die Begriffe beider, ihre Eigenthümlichkeiten und Grenzen anzugeben nicht im Stande ist. Wie mancher macht das Schreiben sich zum Lebensberuf oder richtiger zum Brotverdiener, weil ihm ein anderer Beruf abgeschnitten ist und ihn das freie, ungebundene Schriftstellerleben lockt, weil auch er von dem Lorbeer träumt, den wenige Auserwählte sich erringen haben.

Der Schriftstellerstand sollte — man möge uns nicht falsch verstehen — als ein ernster, hoher und heiliger Stand bestehen, weil von ihm die Gesinnung des Volks ausgeht, weil es seine Aufgabe ist, die Aufklärung des Volks in jeder Beziehung zu erheben und zu fördern, er sollte von allen hochgeachtet werden, weil er seine Geistesgüter für ein Leben voll Mühen und Sorgen hingibt.

Es ist eine gerechte Klage, die in d. Bl. schon oft erklungen ist, daß der Schriftsteller in Deutschland nicht die Achtung und Liebe genießt, die ihm zukommen, daß der ganz Schriftstellerstand nicht so dasthe, wie er dastehen müßte. Es ist nicht zu leugnen, daß das deutsche Volk, die deutschen Verhältnisse und die von oben herab gendhrieten Vorurtheile einen großen, ja den größten Theil der Schuld tragen, aber ein Theil fällt auch auf die Schriftsteller, zum wenigsten auf viele derselben zurück.

Einen an sich ernsten und hohen Beruf wählen, ohne die Befähigung dazu zu haben, heißt sich an dem Berufe selbst veründigen. Und die Befähigung fehlt manchem, der Bücher schreibt und sie der Öffentlichkeit übergibt, sonst würden wir nicht so viele wirklich schwache und schlechte Arbeiten erhalten, die auch nicht den geringsten Funken Talent verrathen. Die guten Erzählungen und Erzähler — diese haben wir hier je vorzugsweise im Auge — sind wahrlich sehr dünn gesät und verschwinden fast unter der Menge schlechter und mittelmäßiger Erscheinungen.

Es steht in mancher Beziehung wirklich schlimm mit dem Schriftstellerstande, aber es hiesse an allem verzweifeln, wenn man die Hoffnung aufgeben, daß die Schriftsteller durch ihr Leben und ihre Werke sich die Achtung und Liebe — wir glauben hiermit nicht zu viel zu sagen — erringen werden, auf welche sie ihrem Berufe nach Anspruch haben und Anspruch machen müssen.

Aber auch die Kritik muß in ihrer Weise dazu beitragen. Nach allen Seiten hin muß ihr erster Grundsatz sein, daß man sie durch die Wahrheit bisweilen tief verletzen und einschneiden sollte. Man mag sie deshalb nicht falsch beurtheilen, man ist über einige der folgenden Bücher uns hart und schonungslos anzusprechen. Wir sind es der Liebe zu dem ganzen Schriftthum, der Achtung vor der Kritik und uns selbst schuldig, das Schlechte ohne Verhüllung schlecht zu nennen, was einem guten Werke sicherlich kein Gutes von seinem Reize rauben werden.

Denn verschiedene Schriften liegen uns vor:

1. *Der Untertan*. Von Theodor Storm. München, 1868. 16. 22 1/2 Mgr.
2. *Erzählungen* von E. Lamprucht. Landshut, Rr. 1. 1862. 8. 1 Mgr. 5 Mgr.
3. *Meine Studien*. Novellen und Skizzen von Wilhelm von Merdel. Nach einem Vorwort von Th. Fontane. Berlin, Th. Grieben. 1863. 8. 25 Mgr.
4. *Vier nächtliche Stunden*. Novellen, Erzählungen und Humoresken von Franz Gersdorff. Leipzig, Gess. 1862. 8. 1 Mgr. 10 Mgr.
5. *Deutsche Bismarck-Geschichte*. Erzählungen von H. Lubowitzky. Jena und Leipzig. Leipzig, G. E. Brunsche. 1862. 1. Der Band 1 Mgr.
6. *Meine Phantasien über deutsche Dichter* von Julian Baumbach. Berlin, Gess. 1863. 16. 22 1/2 Mgr.
7. *Erzählungen* von Adolf Schirmer. Zwei Bände. Wien, Hartgraf und Comp. 1862. 8. 1 Mgr. 15 Mgr.
8. *Die berühmtesten Dichter von Karl Götter*. Straßburg. Rr., Götter und Brummer. 1863. 8. 12 1/2 Mgr.
9. *Utopie*. Eine Erzählung von W. Birth. Galle, Wählmann. 1862. 8. 5 Mgr.

Es freut uns, ein kleines Werk voranzuführen zu können, das zu dem Schmelz unserer neuere Literatur gehört, nämlich Theodor Storm's Erzählung: „Auf der Unterwelt“ (Nr. 1). Dem hat seinem Namen durch seine einfache Kunst und wirklich poetische Schreibweise schnell einen guten Klang verschafft und wir haben noch nichts von ihm gelesen, was uns nicht befriedigt hätte. Bei diesem Werke ist es fast überflüssig zu erzählen, welchen Eindruck es auf uns gemacht hat.

Es war am letzten Christabend schon spät an der Zeit. Von der Lustigung des ganzen Tages, dem Jubel am Abend vor der Schreibung dieser Zeilen abgesehen. Um sich etwas zu leisten, griff er nach einem Buche; nur kurze Zeit mochte er noch lesen. Storm's kleines Werk fiel ihm unter einem Haufen Bücher in die Hand. Und die Aufmerksamkeit schenkte, die frische, einfache Sprache der Erzählung fesselte. Nicht eher legte er das Buch zu Seite, bis er es durchgelesen, und der Eindruck, den das Buch hinterließ, war wie ein Christenfest.

Die Erzählung an und für sich ist einfach, nicht berechnet durch stehende Handlung zu fesseln, aber die Charaktere sind sehr gezeichnet und entwickeln sich vor unsern Augen. Die Erzählung ist auch nicht neu, man kann fast sagen, sie ist ganz gewöhnlich, aber die ganze Art und Weise, in der sie entwickelt wird, ist ein kleines Meisterstück.

Genau wie wir wissen, ist dies die größte Arbeit, welche Storm geleistet hat. Seine Feder, seine ganze Anschauungsweise ruht sich vortrefflich zu kleinen Novellen, ein romantischer Geschmack schwebt sie, dennoch wünschen wir seinen Namen bald auf der größten Arbeit zu lesen, weil wir überzeugt sind, daß seine Kraft vollkommen dazu anreiche. Storm versteht es vortrefflich, Gefühle, welche dem Menschen immer heilig bleiben sollen, in all ihrer Reinheit und mit einem poetischen Saft zu schildern, und dabei behalten dieselben doch immer eine milde Binde. Das kleine Werk ist Conrad Weise gewidmet.

Eine große Kluft liegt zwischen Storm's Erzählung und den „historischen Novellen“ von E. Lamprucht (Nr. 2); denn in

der ersten haben wir ein historisch abgerundetes Werk, diese tragen noch mannichfache Spuren der Grönlingsarbeit, wie sie der Verfasser in der Vorrede selbst bezeugt, an sich. Dennoch sind wir weit davon entfernt über diese beiden Erzählungen: „Ludwig der Sechste von Ingolstadt“ und „Franz von Anjou“, den Stab zu brechen. Der Verfasser hat sie mit Kraft gearbeitet und ganz tüchtige historische Studien dazu gemacht. Sind sie auch durchaus nicht hervorragend, so bestreuen sie doch und haben ebenso wenig auffallende Mängel. Der Stil ist einfach, schmucklos und gefällt gerade durch seine Bescheidenheit, mit der er auftritt. Die Handlung schreitet gleichmäßig fort, nur der Zeichnung der Charaktere fehlt noch das feine Colorit. Lamprucht vermag noch nicht, seinen Gestalten wirklich Fleisch und Blut zu geben, doch wird ihm hoffentlich auch dies späterhin gelingen. Als Grönlingswerk verdienen die beiden Erzählungen volle Anerkennung und Lamprucht wird sicherlich auch noch Besseres schreiben.

Dem Namen des Verfassers von „Meine Studien“, Wilhelm von Merdel (Nr. 3), bezeugen wir 1. male bei Novellen und Skizzen. Wilhelm von Merdel, Mitglied des Reichstags in Berlin, ist bereits am Ende der in seinem neunundfünfzigsten Jahre gestorben und hat nach seinem Tode diese kleinen Arbeiten der Übergeben. Wir können Fontane nur dankbar sein, daß er diese sehr hübschen Arbeiten namentlich unter Skizzenhaft auch die Novellen gehalten. Wir del seinen Vorwurf daraus machen, denn diese 4 Theil durch den humoristisch-phantastischen Ton, geschrieben sind und der dem Verfasser oft wirklich langen ist, bedingt. Sehr richtig hat ihnen Font „Studien“ gegeben. Sie machen den Eindruck von Studien, die der Verfasser zu seinem eigenen Vergnügen, aber mit Liebe und Fleiß und oft mit großer Gewandtheit ausgeführt hat.

Es enthalten die Studien folgende Arbeiten: „Die Diktator“, „Aus dem Volkswagen“, „Der letzte Genos“, „Der Grad des Herrn von Eberhard“, „Aus dem Leben eines Thalers“, „Aphorismen“, „Ein Freund“, „Ein Märchen“. Merdel's Feder steht oft ein wirklich trefflicher Humor zu Gebote und wenn derselbe auch hier und dort in Satire übergeht, so rechtfertigt sich das vollkommen durch die Stoffe, welche er sich zum Vorwurf gewählt. Dieselben sind zum Theil politischer Natur und tendenziös. In einem besitzt Merdel indessen eine besondere Begabung, seine Gedanken scharf und klar auszuprägen, und einzelne Bemerkungen dafür können wir am besten aus seinen „Aphorismen“ geben, bei denen ihm freilich die Aphorismen Conrad's vorgezeichnet zu haben scheinen.

„Wenn manche Geschichte nicht wahr wäre, würde sie unmöglich sein.“

„Wer wand aus der Vergangenheit kommt, der Gegenwart müde ist und die Zukunft zu fürchten hat, dem bleibt wenig anderes übrig als (die Unwissenheit oder) das Nichts.“

„Die Fürsten haben den Geist der Völker nicht zu fürchten, wenn sie die Herzen zu besitzen verstehen. Sie werden die Herzen besitzen, wenn sie den Geist der Völker zu würdigen wissen.“

„Die Pappel ist der Aristokrat unter den Bäumen.“

„Selbstherrschende bedürfen nur einer kleinen Hilfe, aber der allerschwersten, um noch mehr zu werden, nämlich Selbstherrschers.“

„Die Dichter machen zwar Dichtungen; aber die Dichtung macht erst den Dichter.“

„Der Patriotismus ist der loyalste, der bereit ist, im Frieden schlecht zu leben und im Kriege gut zu sterben.“

„Nicht die Freiheit schafft die Gesetze, sondern die Gesetze schaffen die Freiheit.“

Rechten müssen wir jedoch, wenn das hierhergehörte, oft mit den Grönlingsen und Anschauungen des Verfassers. So sagt er z. B. in denselben Aphorismen, aus denen wir einige ausgesprochen: „Ein Fürst, der seinem Volke mehr Rechte einräumen

wollte, als womit er sich begnügt, wäre ein Thor. Man schmeckt keinem Menschen das Butterbrot fetter als er's liebt." Nach unserer Ansicht hat jeder Fürst, wenn er werth sein will, den Namen Fürst zu führen, dem Volke die Rechte einzuräumen, die ihm zukommen, gleichviel ob das Volk sich mit weniger begnügen würde. So könnten wir noch manches anführen, worüber man den Kopf schütteln muß, das würde uns indeß zu weit führen.

Der Verfasser der Schrift: „Für mäßige Stunden“, Franz Gervénka (Nr. 4), sagt in der Vorrede, diese Sammlung von Erzählungen und Novellen habe er auf die Anforderung mehrerer Freunde aus verschiedenen Zeitschriften, in denen sie zuvor erschienen seien, zusammengestellt, sie mache keinen Anspruch auf Kunstwerth und von diesem Standpunkte aus bitte er dieselben zu beurtheilen. Trotzdem muß die Kritik den Maßstab des Kunstwerthes anlegen, denn das Buch gehört einmal der Öffentlichkeit an; freilich hält es diesen Maßstab nicht recht aus.

Der Stil ist oft schwülstig und sucht durch Pathos zu ersetzen, was ihm an einfacher Wärme abgeht. Sämmtliche Erzählungen bewegen sich auf der breiten Straße der Mittelmäßigkeit, so daß man sie weder gut noch schlecht nennen kann. Nur die Humoresken sind wirklich schwach, weil ihnen eben der Humor fehlt. Für das Feuilleton mittelmäßiger Blätter mögen diese Novellen und Erzählungen genügt haben, für eine Sammlung sind sie zu unbedeutend. Wir können deshalb kurz darüber hinweggehen. Der Zahl nach enthält das Buch 12 einzelne Arbeiten.

Die beiden Bände „Deutsche Feierabende“ von F. Lubojagky (Nr. 5) enthalten die vier Erzählungen: „Wallenstein's letzte Tage oder die Mordnacht zu Eger“, „Der Armenpfleger von St. Jakob“, „Die jittauer Judith oder Altes Bürgerrecht“ und „Der Kanonen-Hinbling“.

Lubojagky's Schreibweise ist zu bekannt, als daß wir hier viel darüber zu sagen brauchen. Sie ist flüchtig, gewandt, für die große Menge berechnet. Darüber hinaus erhebt sie sich nie. Unwillkürlich machen Lubojagky's Arbeiten den Eindruck des Fabrikmäßigen. Das paßt alles, ist alles mit einer gewissen Gleichmäßigkeit gearbeitet, ließt sich ganz gut, vermag aber auch zu nichts weiter als zur gewöhnlichen, flüchtigen Unterhaltung zu dienen. In gewissenhafte historische Vorstudien erkennt man auch nicht; literarischen Werth müssen wir deshalb den Erzählungen von Lubojagky entschließen absprechen. Nur ein Talent, das freilich nicht hoch anzuschlagen ist, leuchtet aus ihnen hervor, das: viel und ohne große Mühe zu schreiben. Dennoch sind wir überzeugt, daß Lubojagky unter dem großen Publikum viele Freunde zählt, weil seine Sachen beim Lesen weder eine besondere Aufmerksamkeit erfordern, noch irgendeinen nachhaltenden Eindruck hinterlassen.

Ein eigenthümliches Buch und eine eigenthümliche Idee, welche den Verfasser geleitet hat, dasselbe zu schreiben, ist: „Kleine Phantasten über deutsche Lieder“, von Julian Waldau (Nr. 6). Wir begreifen, wie eine Sache, ein Märchen, eine kleine Erzählung den Dichter bewegen kann, den Stoff derselben in das Gewand der Poesie zu kleiden, wir finden das durchaus natürlich; aber wie jemand, wie Julian Waldau es in diesem kleinen, hübsch ausgestatteten Buche gethan hat, es unternehmen kann, Lieder und Gedichte gleichsam in das Gewand der Prosa zurückzuübersetzen, aus ihnen kleine prosaische Erzählungen zu machen, das ist uns unbegreiflich.

Gestehen wollen wir allerdings, daß Waldau diese Aufgabe, so verfehlt an und für sich sie uns auch erscheint, zum Theil in ganz hübscher Weise ausgeführt hat. Seine Sprache ist oft eine poetische, um so mehr bedauern wir jedoch, diesem unlenkbaren Talent zu einfacher Darstellungsweise auf einem Irrwege zu begegnen. Um dem Leser einen Begriff von der Art

und Weise, wie Waldau ein Lied zur Phantastie benutzt, zu geben, wollen wir hier eine seiner Phantasten wiedergeben:

„Wiedersehen.“

„Es war eine rauhe, stürmische Novembernacht. Der Wind trieb die weißen Flocken wie flüchtige Scharen vor sich her und man sah die Menschen verhüllt ihren Häusern zufliehen, da es so kalt war, wie es lange nicht gewesen.“

„In dem engen, ärmlichen Zimmer bei einer kleinen düstern Lampe saß in trübem Sinnen verloren ein alter, ein gealterter Mensch. Es war ein Dichter. Der Sturm, der durch die schlecht verwahrten Fenster drang, und jeden Augenblick drohte, die kleine Leuchte zu verlöschen, brachte einen eigenthümlich dumpfen Ton hervor, ähnlich dem Weheruf eines Sterbenden.“

„Der greise Mann auf dem Lehnstuhl mit der verfallenen Stickerie hatte ein Buch vor sich mit alten vergilbten Blättern. Es waren seine Lieder. Und seine Thränen flossen darauf, wie der Thau auf die Blumen, und die betrauten Lieder standen in wehmüthigem Bläuen auf in seiner Seele.“

„Wo sind die Zeiten hin, da ihr erstauendet, als Ausbrüche einer leidenschaftlichen Freude oder eines leidenschaftlichen, schnell vergangenen Schmerzes? Wo sind die Zeiten hin, da ihr mich begeistert, daß ich mir selbst freudeweinend gesehen mußte, ihr seid schön und schöner als viele der andern? Ach, ihr wart ja nur der matte Widerschein eines Bildes, das ich verloren, längst verloren habe. Jetzt liegt ihr da vor mir, kalt und todt — weh! ich bin gealtert und ihr seid mir fremd geworden — ich verheße euch nicht mehr.“

„Der Greis hüllte sich fester in sein altes Gewand, er weinte wieder wie ein Kind, und er weinte immer heftiger.“

„Wie hatte er einst gegläntzt unter seinen Kameraden, deren liebster und heiterster Genosse er war bei Spiel und Gesang; wie hatten die Mädchen gelauscht, wenn er ihnen seine Lieder vorlas, in denen sich alles Sinnen und Sehnen ihrer jungen Herzen widerspiegelte!“

„Tobt liegen jetzt vor ihm jene Gedichte; sein eigenes Herz ist todt; denn die wahre Dichterin, die Erzeugerin seiner Lieder, hatte ihn schnell verlassen, um zum Himmel, zu ihrer Heimat hinaufzuschweben — war sie doch auf Erden schon ein Engel gewesen. Aber der Jüngling machte um die Seite in dem Buche seiner Lieder einen schwarzen Rand und darin schrieb er:

„Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Nur scheiden.“

„Wie waren die Seiten, die nach dieser kamen, verschieden von denen, die ihr vorangegangen! Wie war sein Gemüth selbst ein anderes geworden! Jeden Tag nahm er das Buch aus seinem Schranke und er las jene drei Seiten, aber die Todte ward nicht lebendig durch seine Thränen.“

„Es ist lange her seit jenem Unglückstage. Er wohnt noch in demselben Stübchen, das sein wonniges Auge und seine ersten wonnigen Lieder erschauten, als er sie gesehen, und auf dieselbe Erde fielen seine heißen Thränen, als er sie verlor: die Sonne, die ins Zimmer glänzte, hat sie getrocknet; aber in sein Herz drang die Sonne nimmer ein, und jene Thränen quollen immer wieder auf in seiner Seele!“

„Und da sitzt er nun und denkt an sie, und denkt, wie er die langen, langen Jahre verlebt hat seit jener Zeit, daß sich sein Herz mit ihm befreundend konnte, und er allein war mit seinen Schmerzen. Das kleine Licht brannte düsterer und sein Schatten malte dunkle Gestalten auf den Wänden.“

„O du himmlischer Vater, du schaust ja in jede Hütte, und du schaust auch in jedes Herz: was habe ich verbrochen, daß du sie mir nahmst, die meine Seele war, ohne die mein Leben zum Scheinleben wurde? Ach! wenn sie jetzt bei mir wäre, wenn sie mein Glend sähe, wie ich so düster bei den vergilbten Blättern und der düstern Lampe, mit den gealterten Zügen — ach ich möchte so gern, so gern schon bei dir sein, Olie! Mich dünkt der Tod so schön, daß ich ihn wie einen Freund

armen könnte, denn er zeigt mir dich, und er führt mich in eine Welt, wo kein Unglücklicher mehr mit seinem Herzblut schreiben wird:

„Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Dass man vom Lieben, was man hat,
Nur schenken.“

„Bei diesen Worten war der Alte in seinen Sessel zurückgefallen, er war so matt und kraftlos, wie nie zuvor. Vor ihm stand das trübe Licht, und die schwarzveränderte Seite in seinem Buche strahlte wie ein Leuchten in das Dunkel. Und der Dichter schloß die Augen, als wollte er zugleich seine Seele hinausziehen in den Schlaf — doch obwohl er sie geschlossen hatte, war es eigenthümlich hell um ihn geworden. Eine sanfte unbeschreiblich ergreifende Musik ließ sich vernehmen; und die Töne wurden zu Sonnenstrahlen, die ihm ins Herz tauchten, und die Arme darin trockneten. Aber heller und heller ward es in seinem Stübchen, dessen Decke fast zu leuchten schien; und die Erde an der Wand, wo in einem schlichten Korbstränge das lang verblühtene Bild seiner Geliebten hing, war wie mit einem Lichtschein umgeben. Und steh! das Bild erweiterte sich und — dem Dichter scheint es, als sei er plötzlich jung geworden, als fühle er eine heilige Seligkeit sein Inneres durchströmen, und steh! Er rief er; da neigte das Bild sich lächelnd über ihn; ihm aber war es, als jöge es ihn weit empor von allem Leid und allem Dunkel der Erde, und als schlinge sich um ihn und wie Erleuchtung die lichte blaue Himmelskugel wie ein Meer von Frieden und von Freude. Aber leise, leise könnte es von den Lippen der Engel:

„Doch mußt du mich auch recht verstehen:
Wenn Menschen auseinandergehen,
So sagen sie: Auf Wiedersehn! —
Auf Wiedersehn!“

Von den „Saisongeschichten“ von Adolf Schirmer (Nr. 7) kam uns erst kürzlich, nachdem wir sie bereits geleitet hatten, eine Besprechung derselben zu Gesicht, welche sich sehr lobend und anerkennend ausdrückte. Wir müssen gestehen, daß wir dies unbegreiflich finden. Der Verfasser ist uns durchsichtiger, ohne irgendein Vorurtheil haben wir diese „Saisongeschichten“ zur Hand genommen, aber mit einem entschiedenen Urtheil dagegen haben wir sie wieder fortgelegt. Die Kritik muß den Stab darüber brechen, und wenn sie streng und gerecht ist, muß ihr Urtheil lauten: ganz gewöhnliches, triviales Material.

Die eine der „Saisongeschichten“ trägt den Titel „Im Bade“, die andere heißt „In der Bekleidung“. Beide sind gleich werthlos, wenn auch hier und dort mit einer gewissen Lebhaftigkeit geschrieben. Es kommen indeß so triviale, wirklich gemeine Sachen darin vor, die ganzen Erzählungen sind so abgeschmackt, daß es jeder, der sie lesen sollte — wir rathen indeß niemand dazu — verächtlich finden wird, wenn wir hier möglichst schnell darüber hinwegzukommen suchen.

„Die barmherzigen Steine“ von Karl Stöber (Nr. 8) sind zugemeinte, mittelmäßig geschriebene, oft aber langweilige Erzählungen mit starkem religiösen Anstrich. Der Verfasser liebt es in Bildern und Gleichnissen zu reden und möglichst oft Stellen aus der Bibel zu citiren, wobei aber oft die curiosesten Dinge mit unterlaufen. Die Bilder sind oft ganz unpassend, die Gleichnisse hinken und die Bildstellen machen die Erzählungen unangenehm.

Die Erzählung „Theophile“ von R. Wirth (Nr. 9) ist geschickter gearbeitet als die vorigen, gefällt uns indeß noch weniger, weil die orthodoxe Tendenz hier verdeckter auftritt und auf den unbefangenen Leser so leichter gefährlich wirken kann. Der Verfasser sucht sie oft mit einer gewissen weltmännischen Men-

schlichkeit zu umhüllen. Aber in einer Beziehung steht sie tief unter den „Barmherzigen Steinen“. Aus jenen spricht neben dem Glauben auch ein Streben für eine gesunde Moral, in der „Theophile“ kommen Sachen vor, die wir bei unserer persönlichen relativen Ungläubigkeit niederschreiben und schämen würden, Sachen, die jedes moralischen Motivs entbehren. Und solche Dächer, in denen Unsitlichkeiten mit dem weiten Mantel des Glaubens umhüllt werden, sollen aufs Volk wirken!

72.

Ältere Reformversuche in der orientalischen Kirche.

Geschichte des Protestantismus in der orientalischen Kirche im 17. Jahrhundert oder: Der Patriarch Cyrillus Lucaris und seine Zeit. Von Aloysius Pichler. München, Lentner. 1862. 8. 27 Rgr.

Die wenigsten Leser werden den auf dem Titel des vorliegenden Buchs genannten Patriarchen Cyrillus Lucaris kennen, vielmehr werden ihn wol die meisten sogar zum ersten mal hier nennen hören. Auch wird es sich für viele kaum der Mühe lohnen, ihn näher kennen zu lernen, wenn schon zugegeben werden muß, daß der Verfasser sich mit seinem Gegenstand nicht geringe Mühe gegeben hat, und dieser selbst eine besondere Untersuchung und eingehende Erörterung allerdings verdiente. Diejenigen, die den genannten Patriarchen näher kennen, und wissen, welche Rolle er in der orientalischen Kirche und in der Politik des Abendlandes seinerzeit gespielt hat, werden daher auch das Verdienst des Verfassers anerkennen geneigt sein, das er sich erworben hat, indem er in der vorliegenden Schrift die erste vollständige Monographie über den Patriarchen Cyrillus Lucaris veröffentlichte. Denn das ist sie jedenfalls in der deutschen Literatur, und es muß dem Verfasser nachgerühmt werden, daß er sich bei dem von ihm erkannten Bedürfnisse einer solchen „vollständigen“ Monographie, das er auch als ein anerkanntes bei allen voraussetzt, welche sich mit dem Gegenstande beschäftigt haben, nicht nur darauf beschränkt hat, die vorhandenen Quellen zu sammeln und zu benutzen, sondern daß er es sich namentlich auch angelegen sein ließ, den Stoff kritisch zu prüfen und zu sichten. Er selbst bekennt offen, daß die Kritik der Quellen ihm die bei weitem größte Schwierigkeit bereitet habe, besonders da von den calvinistischen Berichtserkattern die Gewissenlosigkeit, „ins Unglaubliche“ getrieben worden sei, und diese historischen Lügen und abenteuerlichen Entstellungen aus einem Buche in das andere „treuer als irgendeine evangelische Wahrheit“ überliefert worden seien, während die Katholiken diesen Ader ganz unbedacht gelassen hätten. Allein es ist doch die Frage, ob die Kritik des Verfassers wirklich eine ganz unbefangene und gewissenhafte gewesen, und ob sie nicht durch den Einfluß confessioneller Gesichtspunkte hin und wieder getrübt worden sei. Eine solche Befürchtung lag bei den tiefgreifenden Conflicten, in die der genannte Patriarch mit der römisch-katholischen Kirche und mit dem Jesuitenorden gerieth, für katholische Anschauungen sehr nahe, und sie war um so gerechtfertigter, je mehr es in einer „vollständigen“ Monographie über Cyrillus Lucaris zugleich um eine Rechtfertigung der Jesuiten sich handelt, deren Intriguen jener zum Opfer fiel. Die Befürchtung selbst ist im vorliegenden Falle leider keine ganz leere und unbegründete geblieben.

Schon die ersten Seiten der Schrift lassen den Einfluß katholischer Anschauungen erkennen, wenn schon damit nicht gesagt sein soll, daß der Verfasser (von dem wir übrigens nicht wissen, ob er der katholischen Confession zugethan sei) etwa zum Nachtheile der Protestanten und im Interesse der Katholiken die Geschichte entstellte habe. In den ersten beiden Abschnitten behandelt er nämlich die kirchliche Lage des Orients und des Abendlandes am Ende des 16. und am Anfang des 17. Jahrhunderts, weil er der Meinung war, daß es bei den genannten Beziehungen der Geschichte Cyrillus' zu den damaligen griechischen und allgemeinen

europäischen Zuständen nothwendig sei, „eine kurze Charakteristik der religiös-politischen Lage Europas und des christlichen Orients voranzuschicken“. Man ist damit ganz einverstanden, allein auch hierbei bedurfte es der Unparteilichkeit des Urtheils. Gleichwohl ist dieselbe in dieser einleitenden Charakteristik, wie auch später in auffallender Weise häufig zu vermissen. Von der Aufhebung des Edicts von Nantes bemerkt der Verfasser (S. 4) nichts weiter, als daß das darin sich kundgebende System Ludwig's XIV. der Lage der Hugenotten eine „ungünstige Wendung gegeben habe“. Ueber die Behandlung der Katholiken in den Niederlanden und in England im 16. und 17. Jahrhundert, wie sie auch der entscheidende Protestant vom christlichen Standpunkte aus misbilligen und verdammen muß, hatte sich der Verfasser kurz zuvor ganz anders (S. 1 fg.) geäußert; aber den Hugenotten gegenüber hat er Dragonaden und dergleichen vergessen, vielleicht weil der römische Standpunkt die Hugenotten als „Reger“ verwirft. Auch die Urtheile über Gustav Adolf sind wenigstens nicht unbefangen, und ebenso unterläßt es der Verfasser wohlweislich, Ferdinand's II. und seiner systematischen Verdrückung der Protestanten in Oesterreich, Böhmen u. s. w. zu gedenken. Daß er die Trennung der orientalischen Kirche von Rom als die Ursache ihrer Verfunkenheit und des türkischen Despotismus über den Orient ansieht, mag man ihm nicht besonders hoch anrechnen, da er die Vereitelung der im Jahre 1439 in Florenz beschlossenen, jedoch nicht zur Ausführung gekommenen Union im Interesse der orientalischen Kirche beklagt, übrigens sogar so weit geht, die Beschlüsse jener florentiner Synode als noch zu Recht bestehend zu betrachten. Daraus erklärt sich nun aber auch die Befangenheit der Urtheile des Verfassers über und gegen die orientalische Kirche, sowie über den Alerus derselben und über das griechische Volk, gegen welches er besonders eingenommen sich ansetzt (z. B. S. 231), obgleich er das letztere hierbei nicht nach seiner besondern Nationalität beurtheilen kann, sondern es mehr oder weniger nur als identisch mit den Gläubigen der gesammten griechisch-orthodoxen Kirche ins Auge faßt. Dieser Befangenheit der Anschauungen und Urtheile begegnet man nun auch in der Darstellung des Cyrillus, seines Lebens und seiner Schicksale, besonders insoweit es um den Hauptpunkt in seinem Leben, um das von ihm als Patriarchen der morgenländischen Kirche ausgekulte, fast ganz calvinische Glaubensbekenntnis sich handelt. Das Räthselhafte dieser ganzen Sache, das sie zur Zeit des Cyrillus selbst und bis auf die Gegenwart gehabt hat, ist nach unserm Bedünken auch durch die kritische Behandlung des Verfassers nicht aufgeklärt worden. Zwar lassen wir der Kritik desselben über jenes Glaubensbekenntnis eine gewisse Anerkennung gern zu Theil werden, obgleich die Kritik selbst im wesentlichen nicht als unbefangen gelten kann, weil sie auf römisch-katholischem Standpunkte beruht; auch wollen wir auf die Beurtheilungen des Glaubensbekenntnisses durch Griechen und auf die Kritik des Verfassers über diese hier nicht weiter eingehen, obgleich diese Beurtheilungen einer eingehendern und noch entscheidener zurechtweisenden Kritik bedurft hätten, da sie theilweise von irrigen Voraussetzungen ausgehen und ihnen nicht objectiv unbefangene Gesichtspunkte zu Grunde liegen; allein wir müssen es nachdrücklich rügen, daß einige Hauptfragen, auch nach der Darstellung des Verfassers, offen und ungelöst bleiben. Diejenigen Fragen, die der Verfasser bei Beurtheilung des Bekenntnisses des Cyrillus allein ins Auge faßt, sind nicht entscheidend.

Vor allem fragt man: was bezweckte Cyrillus mit jenem Glaubensbekenntnis? und wie konnte er hoffen — welches auch seine Zwecke gewesen sein mögen — mit diesem calvinischen Glaubensbekenntnis, das er gegen die Wahrheit als das der morgenländischen Kirche ausgab, und welches doch nur ihn selbst binden konnte, wirklich zu erreichen? Zwar sagt der Verfasser, Cyrillus habe der Reformator der Religion seines Vaterlandes werden wollen; aber man begreift nicht, wie er dies allein durch Aufstellung jenes Glaubensbekenntnisses habe bezwecken können und wollen, und wie besonders der Verfasser sich

solches erklärt, zumal er den Patriarchen selbst als „einen Häretiker innerhalb der griechisch-schismatischen Kirche“ bezeichnet, daneben aber auch geradezu ein „niederträchtiges Werkzeug“ der Holländer nennt. Da er das Bekenntnis selbst als echt betrachtet (obgleich sogar die Synode von Jerusalem im Jahre 1672 den Cyrillus von der Antiochenische freizusprechen sich bemühte), so durfte der Verfasser obige Frage durchaus nicht umgehen, und er mußte vielmehr durch ihre tiefere und gewissenhaftere Erörterung das noch ungelöste Räthsel im Leben des Cyrillus zu lösen suchen. Die Darstellung der innern kirchlichen und politischen Verhältnisse des Occidentals und die Geschichte der kirchlichen Unionsbestrebungen jener Zeit scheint, wenn nicht allein, doch jedenfalls den Schlüssel zur richtigen Auffassung des Cyrillus zu gewähren. Unionsbestrebungen lagen als Zweck ohne Zweifel in seinem Plane, aber nicht mit Rom, sondern mit dem Protestantismus, und eben daraus erklärt sich auch der tödliche Haß der Jesuiten. 17.

Notizen.

Schäfer deutscher Autoren und gelehrten Gesellschaften.

Gelegentlich haben wir schon mehrfach in d. Bl. unser Landaleute davor gewarnt, sich auf ihre Gründlichkeit allzu viel zugute zu thun, die Ausländer der Ungründlichkeit zu zeihen und namentlich den Uebersetzern aus unserer Sprache zu bezaunt die von ihnen begangenen Schmäher nachzurechnen. Es könnte dies, fügten wir hinzu, leicht zu Repressalien führen, die für uns demüthigend sein könnten und die vielleicht nur deshalb ausbleiben, weil sich die Ausländer nicht so eifrig mit deutscher Literatur beschäftigen, wie wir mit den ihrigen, und namentlich sich um die deutschen Uebersetzungen aus ihren Sprachen fast gar nicht kümmern. Wer kann es auch einem Franzosen bei dem bunten zerrissenen Zustande, in welchem sich die deutsche Landkarte befindet, sehr verübeln, wenn er etwa einmal Altenburg die Hauptstadt des Fürstenthums Gera und Gera die Hauptstadt des Herzogthums Altenburg sein läßt. Viele Deutsche wissen dies auch nicht recht genau, und was wissen sie von den französischen Departements und Arrondissements und deren Hauptstädten? Hieran wurden wir erinnert, als wir in Nr. 4 des „Dremer Sonntagsblatt“ folgende Notiz lasen: „Die „Süd-deutsche Zeitung“ stellt einige Proben von deutscher Gründlichkeit zusammen: Die Geographische Gesellschaft in Wien scheint sich zur Aufgabe gestellt zu haben, ihre Nothwendigkeit zur Verbreitung geographischer Kenntnisse in Oesterreich recht schlagend nachzuweisen. In dem, dem Jahrgang 1861 ihrer „Mittheilungen“ vorgelegten Verzeichniß ihrer Bibliothek ist Remagen nach Würtemberg, Adelsheim nach Nassau verlegt; Schlosser's „Geschichte des 18. Jahrhunderts“, scheint dem Bibliothekar ihrem Inhalte nach ganz fremd zu sein, weil er dieses Werk, wahrscheinlich wegen des Zusazes auf dem Titel: „bis zum Sturz des französischen Kaiserthums“, unter Frankreich aufgeführt. Das Stärkste von Unwissenheit (oder wol besser von Mangel an Uebersetzung des Drucks) möchte aber sein, daß Palästina nach Amerika, das Cap der guten Hoffnung nach Asien, und Rußland nach Afrika verlegt wird. Vor kurzem ging eine Notiz durch unzählige Blätter, worin das Geburts- und das Sterbdatum Gellert's verwechselt und der Geburtstag des Lehrers von Goethe 20 Jahre nach Goethe's Geburtstag verlegt war, ohne daß einer der Redacteure Anstoß daran genommen hätte. Der Literaturhistoriker Julian Schmidt ließ Uhländ „bekanntlich niemals vernähmt“ gewesen sein; der Literaturhistoriker C. Schmidt verwechselte Lessing als Juden geboren sein. Undy Völz verwechselte Johann Heinrich Voss mit Julius von Voss und läßt jenen überdies Verfasser von „Gannachen und die Kuchlein“ sein. Drachvogel läßt bei Leuthen französische Generale gefangen werden und den deutschen Reichstag in Frankfurt seinen Sitz haben. Zahlreiche Scherze hat J. Levy's (aus Koblenz) Angabe, daß in London jährlich zwei Billionen Geringe, also auf den Kopf

niglich über 7000 Stück, verzehrt wurden, hervorgerufen. . . . Man sieht, wie gerechte Ursache wir Deutschen haben, der Franzosen ihre Flüchtigkeitsfehler vorzuwerfen. Man könnte diese Schnitzer noch ansehnlich vermehren; ein namhafter Professor verlegte z. B. das Schlachtfeld von Kunnersdorf nach der Oberlausitz, und Laßalle, der ein ganzes Buch geschrieben hat, um dem Eismannsgeschichtschreiber Julian Schmidt seine Flüchtigkeiten und Schnitzer nachzurechnen und vorzuwerfen, ließ endlich in einer zu Müßig gehaltenen Rede Luther die Dammhülle auf dem Martke zu Leipzig verbrennen. Es ist dies sicherlich ein haarsträubender Schnitzer, ähnlich den oben angegebenen, die sich Brachvogel in seinem Roman „Friedemann Bach“ zu Schulden kommen ließ und die wir ihm sofort in unserer Besprechung desselben (in Nr. 45 d. Bl. f. 1857) vorrücken, gar nicht zu sprechen zu brauchen, deren sich die Geographische Gesellschaft in Wien in Betreff selbst der deutschen Geographie schuldig gemacht hat! Wer seien wir billig. Ein alter brandenburgischer General, wir glauben Barfus, suchte einen sonst tapfern Offizier, der sich in einer Schlacht feig benommen hatte, damit zu entschuldigen, daß er sagte, jeder Mensch habe seine schwachen Viertelstunden. So hat auch das Gedächtniß seine schwachen Viertelstunden, und es kann wol geschehen, daß wir uns in gewissen Augenblicken vergebens auf einen Namen besinnen, den wir vielleicht hundertmal ausgesprochen haben, während er uns dann plötzlich in einem andern Augenblick von selbst einfällt. In derselben Nummer des „Bremer Sonntagsblatt“ lesen wir auf Anlaß der von Emanuel Geibel und Heinrich Heine veranfalteten Uebersetzung französischer Gedichte die Bemerkung: „Auf eins noch müssen wir aufmerksam machen. . . . Wir erkennen einen besonders lebenswürdigen Charakterzug Geibel's darin, daß er literarischen Freunden so bereitwillig die Hand reicht, so als er Hermann Fugge beim Publikum einführte, als er mit Paul Heyse das „Spanische Liederbuch“, mit Schall den „Romanzéro“ und nun mit Lentzold die „Dichter französischer Lyrik“ herausgab. Sicher wird ihm der Dank für solch freundliches Entgegenkommen nicht verweigert werden.“ Wir erwähnen dies zur Ausgleichung, weil wir jüngst Geibel's Namen auf Anlaß seines Conflicts mit Bodenstedt in einer ihn nicht sehr ehrenden Weise erwähnt haben und niemand gern unrecht thun möchte. Wir glauben, daß uns hierbei gleichfalls unser Gedächtniß an sonstige collegialische Verdienste Geibel's im Stiche gelassen hatte. Unser Urtheil speziell über die Geibel-Bodenstedt'sche Angelegenheit können wir freilich, soweit wir biesigst von ihr Kenntniß haben, nicht zurücknehmen.

Uhlans's Abhandlung „Zur Geschichte der Freischießen“.

Franz Pfeiffer hat in seinem „Nachruf“, in welchem er Ludwig Uhlans als Mann der Wissenschaft schilderte, eines Aufsatzes „Zur Geschichte der Freischießen“ nicht gedacht, welchen Uhlans als einleitenden Beitrag zu Karl Halling's Ausgabe des „Glückhaften Schiffer“ von Fischart (Tübingen 1828) verfaßte. In meiner Anzeige jenes Nachrufs in No. 4 d. Bl. habe ich die Erwähnung der Uhlans'schen Abhandlung aus dem Grunde nicht für geeignet gehalten, weil sie im Vergleich zu seinen andern Werken und Aufsätzen allerdings im Vortheil zurücksteht. Betrefflich ist sie aber dennoch und verdient bei weitem mehr Beachtung, als sie in der That selbst von Seite der Historiker und Literatoren bisher gefunden. Auf sie nachträglich in d. Bl. die allgemeine Aufmerksamkeit hingelenken, scheint mir auch deshalb geboten, weil sich in neuerer Zeit der Geschichte des deutschen Schützenwesens der Vorzeit eine erfreuliche Theilnahme zugewendet hat. Daß sich ein Mann wie Uhlans von dieser großartigen und zugleich wohlthätigen Lebensäußerung unserer Vorfahren angezogen fühlen mußte, ist begreiflich; zunächst freilich wurde er durch die Bitte seines Schülers und jungen Freundes Karl Halling bestimmt, zum Schmucke der Ausgabe einen „einleitenden Beitrag“ zu liefern, der mit dem Inhalte des Gedichtes in

Beziehung stand. So bekennet Uhlans im Eingange, daß er anfangs willens gewesen sei, das Gedicht und dessen ernste Haltung im Zusammenhang mit einer ihn besonders anziehenden Seite von Fischart's Charakter darzustellen, nämlich mit der volksthümlichen Bekennung dieses Schriftstellers. Da dies aber im einzelnen auszuführen etwas mühselig für eine Zugabe zum „Glückhaften Schiffer“ sein würde, so fand Uhlans es passender, sich vom Dichter auf den Gegenstand des Gedichtes zurückzuziehen und dem Schützenfeste zu Strasburg (1576) ein Seitenstück aufzustellen, „wodurch zwar das Reich der Poesie sich wenig erweitern, wol aber die Geschichte der Freischießen einen nicht unverwerthlichen Beitrag erhalten und auf den Hofsalt eines der ausgezeichnetsten Fürsten des 16. Jahrhunderts ein heiteres Licht fallen dürfte“. Die handschriftliche Quelle ist ein Reimgebiß des Pfirschners Kienhard Bock vom Kugelsburg auf das von Herzog Christoph von Württemberg im Jahre 1560 veranstaltete Armbrustschießen (vgl. Goedeke's „Grundriß“, I, 293, 22 b). Uhlans gibt einen gedrängten Auszug, an den wichtigeren Stellen hat er das Original in geregelter Schreibweise mitgetheilt. Dann beschreibt er die Bilder und Wappen, welche in der kostbaren Handschrift auf das Gedicht folgen. Das stuttgarter Schießen wurde auch von Ulrich Erthel von Kugelsburg (bei Goedeke nicht erwähnt) beschrieben, ferner macht Uhlans auf die gereimten Beschreibungen dreier gleichfalls zu Stuttgart im Jahre 1571 abgehaltenen Schießen aufmerksam, die von einem Schützen mit Namen Hans San verfaßt wurden. Am Schlusse berührt Uhlans einen Punkt, der den Schützenfesten eine höhere historische Bedeutung verleiht. Zur Zeit des stuttgarter Schießens, an welchem die vornehmsten der protestantischen Fürsten theilnahmen, wurde gerade vom Herzog Christoph mit Kiser, aber geheim und im stillen eine erneute Verbrüderung der evangelischen Fürsten und Stände betrieben, welche das Concilium zu Trient unschädlich machen sollte. Sehr begründet ist so die Vermuthung, „daß die Schützenlust zu Stuttgart der heitere Vorwand ernstlicher Verhandlungen gewesen sei“.

68.

Bibliographie.

Bloch, R. G., Johann Baptister Schuppins. Nach seinem Leben und seinen Schriften. I. Das Leben. Berlin, Quas. Gr. 4. 20 Mgr.

Bonnet, J., Antonio Palenrio. Eine Studie über die Reformation in Italien. In's Deutsche übertragen von F. Rerschmann. Altdorf'sche Ausgabe. Homburg, Agentur des Rauhen Hauses. 12. 1 Thlr.

Brachvogel, A. G., Hiftorische Novellen. Zwei Bände. Leipzig, Gossnoble. 8. 3 Thlr.

Busch, G. F., Hermann von Wilden. Ritter-, Räuber- und Geistergeschichten aus dem Mittelalter. Drei Theile. Leipzig, Hefele. 8. 1 Thlr.

Feistmantel, J., Gedichte. Prag, Mercy. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Mgr.

Fiebig, J. D. v., Pivifar. Humoristisch-diabolische Wanderung durch Leipzig. Mit Illustrationen von W. Schröder. Leipzig, Pufsch. Gr. 8. 20 Mgr.

Fürst, L., Das Märchen von den sieben Raben. Eine Dichtung nach M. von Schwind's gleichnamigem Bilde. Mit Titelbild, Initialen und Vignetten von G. und L. Schweifinger. Leipzig, G. Wigand. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Mgr.

Gagen, A., Max von Scheffelsdorf's Leben, Denkwürdigkeiten. Unter Mittheilungen aus seinem schriftstellerischen Nachlaß dargestellt. Berlin, Decker. Gr. 8. 1 Thlr.

Gullmann, G., Das Grundgesetz der Materie. Ein Beitrag zur Erweiterung der rationalen Physik. Oldenburg, Stalling. Dr. 8. 10 Mgr.

Ingerle, J. A., Bayern's Hochland zwischen Lech und Isar. München, Fleischmann. 8. 1 Thlr. 12 Mgr.

Köning, R., Columbus. Ein historisches Trauerspiel. Wiesbaden. 8. 27 Mgr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die preussische Expedition nach China, Japan und Siam in den Jahren 1860, 1861 und 1862.

Reisebriefe

von

Retzsch Adner,
Lieutenant zur See 1. Klasse.

Mit sechs Abbildungen in Holzschnitt und einer Lithographierten Karte.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.

Der Expedition Commandant des
rt in diesem Werke, das aus einer
den Beilagen der Deutschen Allge-
n Reisebriefe entstanden ist, seine
eine Erfahrungen und Beobachtun-
und Zustände der östlichen Welt
lehrreiche Weise. Neben der Vor-
teressanten, das sich ihm in jenen
darbot, richtete er sein besonderes
ndustries, Handels- und Schifffahrts-
heile, welche Deutschland aus den
s Zukunft erwachsen können. Der
Preußen hat die Widmung des
Werks angenommen, des einzigen,
die Expedition veröffentlicht wurde.

Im Verlage der Fahn'schen Hofbuchhandlung in Hannover
erscheinen werden und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Erinnerungen

aus

meinem Leben

von

Fr. Kohlrausch,
Königl. Hannov. General-Schuldirector.

Mit Bildniß des Verfassers. Gr. 8. 1863. Geh.
1 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der portugiesischen Sprache oder praktische und
leichte Methode zur Erlernung der portugiesischen Sprache,
mit genauester Angabe der Aussprache und Betonung.
Zum Selbstunterricht und Schulgebrauch. Nebst Les-
stücken zum Uebersetzen und einem Wörterbuche. Von
Karl Herrmann Reichen. 8. Geh. 20 Ngr.

Der Verfasser, Lehrer der deutschen Sprache in Rio de
Janeiro, bietet mit diesem Buche seinen Landsleuten ein Hülf-
mittel, in möglichst kurzer Zeit so viel portugiesisch schreiben
und sprechen zu lernen, als zum täglichen Verkehr erforderlich ist.
Er bedient sich dazu meist der bewährten Kuhn'schen Methode.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die nationale Presse in Italien von 1828—1860,

und

Die Kunst der Rebellen.

Zwei Schriften von Piero Girani.

Aus dem Italienischen übersezt und mit einem Vor-
und Nachwort

von Lubmilla Assing.

8. Geh. 24 Ngr.

Piero Girani, der vor kurzem durch einen frühzeitigen Tod
seinen Freunden entrissen worden, war einer der edelsten Männer
des neuen Italien, ein von allen Parteien hochgeschätzter Patriot.
In den hier vereinigten beiden Schriften liefert er an der Hand
der Literatur und Kunst eine Geschichte der italienischen Demos-
kratie von ihren ersten Anfängen bis zur Gegenwart. Die
Neuheit der mitgetheilten Thatsachen, ihr mannichfaches historis-
ches, politisches und bibliographisches Interesse wird der Schrift
gewiß zahlreiche Freunde erwerben.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Moses Mendelssohn's gesammelte Schriften.

Nach den Originaldrucken und Handschriften herausgegeben

von

Professor Dr. G. B. Mendelssohn.

Neue wohlfeile Ausgabe.

Diese Ausgabe erscheint in acht Theilen, zum Sub-
scriptionspreise von nur 20 Ngr. für jeden Theil trotz des
sehr ansehnlichen Umfangs der meisten Bände. Der erste Theil
mit Mendelssohn's Bildniß und Facsimile, welchem die übrigen
in angemessenen Zwischenräumen folgen werden, ist nebst einem
Prospect in allen Buchhandlungen vorrätzig, woselbst auch
Unterzeichnungen angenommen werden.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

**In welchem Locale stand Luther zu Worms vor Kaiser
und Reich? Zur Widerlegung und Beleuchtung der
Schrift: „Rathhaus oder Bischofsstift?“ Im Namen
des Ausschusses des Luther-Denkmal-Vereins heraus-
gegeben von Dr. Friedrich Eich. Nebst einem Grund-
riß der Stadt Worms. 8. Geh. 4 Ngr.**

(Der Betrag ist für das Luther-Denkmal bestimmt.)

Allen Freunden der Geschichte nicht nur, sondern überhaupt
jedem, der sich für das nach Kleissel's großartigem Entwurfe in
Worms zu errichtende Luther-Denkmal interessiert, kann diese
gründliche historische Untersuchung warm empfohlen werden.

literarische Unterhaltung.

erscheint wöchentlich.

— Nr. 19. —

7. Mai 1863.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Aus der Geschichte der Niederlande. Von Karl Hammer. — Zur ältern deutschen Literatur. Von Heinrich Müllert. — Historische Romane. Von Hermann Neumann. — Biographische Erinnerungen an deutsche Männer. — Notiz. (Die neuesten Wahlen in die Académie française.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Aus der Geschichte der Niederlande.

Jacobäa von Baiern und ihre Zeit. Acht Bücher niederländischer Geschichte von Franz Löhner. Erster Band. Nordlingen, Verl. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Durch vorliegendes Werk sind wir abermals um ein schönes Stück Arbeit deutscher Historiographie bereichert worden; und unsere Leser dürfen diesem Urtheile um so mehr Glauben schenken, da der Schöpfer dieses historiographischen Werks Franz Löhner heißt. Dieser Geschichtsschreiber versteht es nicht nur den Anforderungen der historischen Forschung und Kritik in reichem Maße Genüge zu leisten, sondern auch durch die sprachliche Kunst den Laien ebenso wie den Historiker von Fach zu gewinnen und ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Dasselbe gilt von dem vorliegenden Werke. Der historische Stoff ist übersichtlich in drei Bücher und diese wiederum in 23 Kapitel vertheilt, die Sprache ebenso gefällig als belebt; der Anhang besteht aus drei höchst werthvollen Abschnitten: „Quellenangabe“, „Neuere Literatur“ und „Noten zum geschichtlichen Text“. Dies über das Fachwerk des Buchs, dessen zweiter Band noch zu erwarten steht.

Was die Poesie für ihr Eigenthum einmal erklärt hat, daran geht die ernstere Wissenschaft gern vorüber. Es ist aber auch schwer eine Persönlichkeit oder Thatfache, deren sich die Poesie vorzugsweise bemächtigt hat, in die Reinheit des Lichts historischer Wahrheit zu versetzen. Diese schwierige Aufgabe hat sich der Verfasser mit der Jacobäa von Baiern, deren Leben ein Gegenstand sowohl für die volksthümliche Dichtung wie für die Gymnasialpoesie der Holländer geworden ist, zur Lösung vorgelegt. Man würde aber sehr irren, wenn man glauben wollte, daß der Verfassers Werk seinen Werth nur von dieser merkwürdigen Fürstin aus dem Hause der niederländischen Wittelsbacher erhalte; der Verfasser führt uns nicht nur an die nordwestliche Grenzseite zwischen Germanenthum

und romanischem Wesen in der zweiten Hälfte des Mittelalters, sondern auch überhaupt auf das Gebiet von Ursprungungen, die dem Erforscher des germanischen Mittelalters von hohem Interesse sind: bäuerliches, städtisches, ritterliches und fürstliches Leben in jenem Zeitalter hat der Verfasser mit einer historisch begründeten Wahrheit geschildert, daß man ihm gern folgt, selbst wenn man Gelehrteres und Umfangreicheres darüber zu lesen Pflicht oder Veranlassung gehabt hat. Wir gehen jetzt zu einzelem über und zwar um so bereitwilliger, je mehr uns der Verfasser Stoff geboten hat, unsere Leser nicht bloß zu unterhalten, sondern auch zu belehren.

Die Geschichte Hollands, als deren wissenschaftliche Begründer Wagenaar durch sein großes Werk, das in den Jahren 1749—59 erschien, betrachtet werden muß, dem besonders in diesem Jahrhundert eine Reihe zum Theil trefflicher Fortsetzer oder auch Verbesserer gefolgt ist, gehört in Deutschland nicht zu den bekanntesten Gegenständen des Wissens, trotzdem daß Holland ein westliches Glied des alten deutschen Reichskörpers war; erst der Westfälische Friede sprach staats- und völkerrechtlich die Unabhängigkeit Hollands gleichzeitig mit der der Schweiz vom Deutschen Reiche aus. Freilich haben die Holländer ähnlich wie Dänen und Ungarn ihr Suzeränitätsverhältniß zu den deutschen Königen abgeleugnet.

Der Ursprung des holländischen Fürstenhauses, dessen Volk den friesischen Stamm zur Grundlage hat, knüpft sich an die Abtei Egmond, welche einst für das jetzige Holland war, was St. Gallen, Korbai und andere alte berühmte Klöster für ihre Umgegend. Die Abtei Egmond war die Licht- und Segenspenderin, indem sie unter einer rohen Bevölkerung Christenthum, bessern Anbau des Landes, Kunst und Wissenschaft verbreitete. Eine mächtige Familie in Nordholland, von der es jedoch ungewiß ist, ob sie von einem friesischen Häuptlingsgeschlechte oder von einem angesehnen fränkischen Dienstmannen

abstammte, wußte Nutzen zu ziehen aus dem Wechsel der Oberherrschaft in Lothringen. Denn während diese längere Zeit zwischen Frankreich und Deutschland schwankte, begüterten die Könige hüben und drüben gern einen Getreuen in den Grenz- und Küstenlanden; sie sollten den oft plötzlichen Anmarsch des westlichen Nachbarn auf die deutschen Lande abwehren oder die Raubanfälle der Normannen zurückweisen. Aber schon zu Anfang des 10. Jahrhunderts wurde infolge der Schwäche oder der Noth der deutschen Könige die Vogtherrschaft, welche jenes Geschlecht über Egmond und dessen weitgedehnte Besitzungen hatte, vom westfälischen König in Erb und Eigen verwandelt. Dieses Gebiet, welches die Grafschaft in Friesland hieß, wurde von seinen klugen Herren stetig erweitert. Ihre Besitzungen erstreckten sich von der Maas- mündung bis zum Meer und im Jahre 985 bestätigte sie ihnen Kaiser Otto III. sammt und sonder als rechtes Erbe. Freilich war die Herrschaft noch unterbrochen von Forst- und andern Grundrechten der Bischöfe von Utrecht, und diese sahen mit Unwillen, wie ein unabhängiger Landesherr vor und in ihrem Gebiete heranzuwuchs. Die Grafen suchten nun ihre Gewalt im Norden auszubehnen. Dort war aber der Widerstand der Friesen nicht zu bewältigen. Da machte Dietrich III. einen Hauptstreich: er verlegte den Sitz seiner Herrschaft nach dem Süden. Das entschied die Geschicke der Hälfte der Niederlande. Die Inseln zwischen den Mündungen des Rheins und der Maas zeigten ein fettames und unaufhörliches Gegenspiel der Gewässer. Die Flüsse führten Land und fruchtbaren Schlamm herbei, den sie abseigten; daraus bildeten sich Landstreifen und das herantollende Meer zerriß sie wieder. Nichts sah man als Sumpf und Schilf und Urwald, und auf den Flüssen trieben Baumstämme, welche die Fluten vom Ufer losgerissen hatten. Die Gegend hieß Holland, weil es dort so viele Strecken gab, wo das Land gleichsam hohl war (das bleibt die wahrscheinlichste Etymologie nach dem Gebrauche, welchen die heutigen Holländer von dem Worte hol machen), d. h. es bestand nur aus einer obren Eradschale, welche hin- und herwich, wenn man darauftrat: denn darunter stand bloß flüssiges Moor. Hier und da, wo das Ufer sich erhöhte, gab es trockene Hügel und Buchenplätze, dort legten die Schiffe an, welche den Rhein und die Maas herunter- oder von der See herankamen. Die kleinen Meerschiffe gingen nämlich auch — wie der Normannen beweisen dies sattsam — die großen Flüsse hinauf und herab. Auf jenen Fackelplätzen versahen sie sich, ehe man die Segel zur Weiterfahrt wieder aufzog, mit Holz und ergänzten ihre Vorräthe aus den hier so ergiebigen Fischereien, bald auch von dem Ertrage der Viehweiden, auf denen man Pferden ansiedelte. Abins und Triers Kauf- und Schiffleute, die aus Utrecht und Lüttich hatten ihre eigenen Stellen auf diesen Ankerbetangsgebieten. Zu größerer Sicherheit ließen sich die Bischöfe das gesammte Land vom Kaiser gemeinschaftlich zu Lehen geben. So gehörte es mehreren geistlichen Fürsten, noch dazu rittern, und in einer Weise, daß es eigentlich keiner besaß; das wollte

man eben; kein Herr mit Leuten und Schiffen sollte sich da festsetzen, Burgen bauen, Zölle nehmen. Dieses weitgedehnte Inselfand lag ja wie eine Reihe natürlicher Festungen vor den Flußmündungen, von hier aus ließ sich den Handelsschiffen nach Belieben der Paß verthurt oder auch ganz verlegen: wer dort fest saß, konnte eine Macht üben, die bis obenhin bei Köln, Trier, Lüttich empfindlich gefühlt wurde. Aber gerade dies, was man verhindern wollte, that der bereits genannte Graf Dietrich. Erst schickte er friessche Leute hin, welche sich in der Stille ansiedelten, und als ihrer genug waren, kam er selbst und baute eine Burg, die mit Erdschanzen, Gräben und Pfahlwerth wohl verwahrt wurde. Sie stand auf der Stelle, wo jetzt Dordrecht so überaus günstig liegt, zur Ueberwachung all der Flußmündungen. Nun wurde Schiff für Schiff, wie sie die Flüsse herabstammten, angehalten; schweren Zoll mußte jedes zahlen oder es wurde gekümbert. Als die Sache rathbar wurde, strömte dem Grafen von allen Seiten kühnes heimatloses Volk zu, es baute Bloßhütten, jagte und fischte, lief gelegentlich auch auf See aus.

Das waren die ältesten Anfänge Hollands und seiner Grafen, die, da sie eben als Ueberbleibsel deutscher Lehnsherrschaft betrachtet wurden, nachdem ihre Macht und ihr Ansehen im Laufe von ungefähr 250 Jahren bedeutend gewachsen war, von der deutschen städtischen Partei in der Mitte des 13. Jahrhunderts den Hohenstaufen entgegen gestellt wurden. Die Grundlage der ausgedehnten Lehnsgelände der Grafen von Holland war deutsch, wenn auch hier mit mehr friescher, dort mit mehr fränkischer Färbung; das änderte aber in der Hauptsache nichts. Wir finden deshalb hier ebenso wie in Deutschland Kampf der zur absoluten und erblichen Herrschaft emporstrebenden Dynastien mit ihrem Adel, des Adels mit den Städten und der Bürger mit den Bauern. Die Fürsten wurden endlich des Adels und bis zu einem gewissen Punkte (Verwirkeligen der mannichfachen Art) auch der Städte Herr; die Bauern aber gab man zumest den Städten preis. Burgund, Frankreich und England waren bald Feinde halb Verbündete entweder des einen oder des andern Theils, doch niemals ohne den Hintergedanken, diese nordwestlichen Lehnsglieder des Deutschen Reichs von demselben loszureißen oder ihn doch zu entfremden. Der endliche Ausgang ist bekannt. Wir müssen unsere Leser auf die Kapitel verweisen, in denen der Verfasser diese Jahrhunderte lang dauernden, oft sehr hitzigen, mitunter sogar höchst blutvollen Kämpfe in ebenso lebendiger Sprache als historischer Treue schildert. Wie gespannt hielt man die Schilderung der beiden Parteien der Goeds (Adelspartei mit dem rothen Hute) und Rabelljans (der Bürger mit dem grauen Hute), die lebhaft genug an die Partei der Wägen und Hölle in Schweden während des 18. Jahrhunderts erinnern.

Als der Kaiser Ludwig der Baiere nach der empfindlichen Schlappe auf der Höhe seines Ruhms stand, erlor er Margaretha, die älteste Tochter des holländischen Grafen Johann des Guten, über viele der Bewerber den Sieg

devontagend, zur Gemahlin. Diese Vermählung habete den Mittelbäthern den Weg nach Holland und uns unter Anleitung des Verfassers zur Lebensgeschichte und Charakterzeichnung der Jakobäa, der Geliebten des vorliegenden Werks, dessen Aufgabe es ist, wie bereits oben erwähnt, diese merkwürdige Fürstin aus dem Bereiche der Poesie und der Romantik in das der wahren Geschichte zu versetzen. Das Folgende ist charakteristisch für das ganze Zeitalter. Selten schien einer Prinzessin die Zukunft so verheißungsvoll, so verbürgt durch die treueste Liebe und Sorge als Wilhelm's, des Herzogs von Valera-Holland, einziger Tochter. Sie war 1401 am 25. Juli geboren und da dies am Jakobstag war, so wurde sie nach dem Apostel genannt; das war überhaupt Sitte in den fürstlichen Häusern der Niederlande. Vielleicht waren die wilden und reizenden Launen des jungen Mädchens Ursache, daß häufiger als Jakobäa oder Jaqueline man sie Dame Jaquet oder Dame Jaques nannte. Ihr Titel aber war „Fräulein von Holland“ oder „Tochter von Holland“, gleichwie die Söhne des Grafen „Sunker oder Söhne von Holland“, die französischen Prinzen „Söhne von Frankreich“, die spanischen „Infanten von Spanien“ hießen. Vieles traf zusammen, um in Jakobäa den Charakter auszubilden, welcher Glanz und Unglück ihres Lebens wurde. Sie allein, die einstige Herrin vergötterter Ritter und Dienstknechte, besaß den ganzen Schatz der Zärtlichkeit ihrer Aeltern. Die Mutter war ihr ein Vorbild in Stolz und Würde. Der kaiserliche Nachglanz ihres Gemahls und der königliche ihres eigenen Stammhauses (Valois-Burgund) schienen auf ihrem Haupte zu ruhen. Von dem Vater, dessen Augapfel sie war, hatte Jakobäa den geraden ehrlichen Sinn und das heiße Blut, und er prägte ihr die stählerne Willenskraft ein, welche ihn selbst so geführt machte. Miteinander schienen die Aeltern in etwas kühlem Verhältniß zu stehen. In Margaretha von Burgund lebten die tiefe Lust an Politik und Ränken, der rastlose Ehrgeiz und die Habguth: Eigenschaften, welche das Erbtheil des burgundischen Hauses waren. Gewiß flüchtete Jakobäa oft unter dem kalten herrischen Auge der Mutter weg an das warme Herz des Vaters, gewiß wurde sie oft unwillkürlich Schiedsrichterin zwischen ihren Aeltern. Kindern aus solchen Ehen fehlt es im spätern Leben häufig an Haltung, wenn nicht, was seltener ist, das häusliche Regener sie frühzeitig härtet und läutert.

Fürstliche Höfe brachten damals einen guten Theil des Jahres auf dem Lande zu. Sie kamen in die Städte zu rauschenden Festen, und waren diese vorüber, stärkte man sich wieder in der gedeihlichen Frische und in der stillen Anmuth der ländlichen Natur. Alle Welt lebte damals viel inniger als jetzt mit der Natur zusammen. Die Flüge und Erntewagen und Viehheerden zogen täglich durch die belebtesten Stadttheile, weil die meisten Bürger nach dem Acker oder wenigstens ihre größeren Gärten bewerkten. Hirten, Herd- und Ackerknechte verkehrten beständig in den Hallen und hochgenöthigten Vorhallen und Küchen, über denen sich die Schloßherren der Großen auf dem Lande

erhoben. Jeder Herr, der vom Schloßaltan in die Vieh- und Wirtschaftshöfe niedersah, war mit der Landwirthschaft vertraut, und es gab keine Dame, die nicht verstanden hätte, ihren eigenen Flachs zu ziehen und zu bereiten, zu spinnen und zu verweben. Die Höfe zogen dabei aus einer Gegend in die andere. Lange konnte man nirgends bleiben, weil die Lebensmittel, die sich vorfanden, für das ansehnliche Gefolge bald zu Ende gingen. Wo Herzog Wilhelm's Hof des Wages kam, erschien er wie ein kleiner Heerzug, und wollte man zwei oder drei Tage in einer reichen Abtei anhalten, so gerietzen Abt und Mönche in Verzweiflung: sie ließen in der Eile ein paarhundert Tafelgeschirre mehr machen aus Holz oder Thon, und wußten nicht, wo Speise oder Trank hernehmen für so viele Ritter und Leute, so viele Pferde und Hunde. Der Herzog Wilhelm gehörte indess zu den Dankbaren: er vergalt meistens reichlich, was er und sein Gefolge begehrt hatten.

Die Jagd, der Krieg und die Waffenübung gegen die Thierwelt war ein Hauptvergnügen der Ritter und ihrer Damen. Zwar durften die letztern dem Hohen des Hirsches nicht anders beizohnen, als daß sie auf offenen Waldwegen zusahen, wie Wild und Meute vorüberstürmten; mehr galt nicht für schicklich; wozu aber war ihnen die Jagd auf Vögel erlaubt und galt als Entschädigung für das Nichterlaubte. Auf leichtem Feller ritten sie über die Heide an dem Waldestrand oder an Teiche und Sümpfe. Ausgehornte Hunde, welche man durch Jurns leitete, jagten das kleine Geflügel auf, das sich in Saaten versteckt, noch lieber Reiher und Kaninchen. Stieg ein Reiher auf, so warfen öfter zwei Damen zugleich ihre Falken von der Hand. Dann klangen die Schellen, wie zwei Blitze schossen die Falken dem Reiher nach, höher und höher schwangen sich die Vögel. Aller Wille hing an der Begier in den blauen Lüften. Nur noch Punkte sah man zwischen den Wolken sich hin- und herschwingen. Allmählich kamen die Falken über den Reiher, nun stießen sie auf ihn nieder; Getöse ertönte; nun schlug der Reiher heftig um sich, und wieder warfen sich die Falken im Kreise und wieder griffen sie an. Da flogen heiß die Hölle über die Ebene und hielten und griffen wieder aus, wie hin und her der Kampf in den Lüften sich zog. Da endlich packt ein Falke, seine Fänge schlagen sich dem Reiher von oben in beide Flügel, er ist gelähmt; dort in der Ferne rauschen die Vögel nieder, kreischend, flügel-

*) Ein Abt Deutschlands dürfte sagen: tout comme chez nous. Wer sich genauer davon unterrichten will, lese Engelheim, „Die Stellung des Klerus im Mittelalter“ (Bd. 1) oder Beyer's „Mittel“. Sehr belehrend in dieser Beziehung, doch zumeist für Frankreich ist das berühmte „Manuscrit de Wollendattel“, auf dessen Wichtigkeit zuerst Rappenberg aufmerksam machte — es kammt aus Borsaux — und wo von sich selbst finden in „Notices et extraits des manuscrits de la Bibliothèque du roi“ (Paris 1844). Guizot wußte es sich zu verschaffen auf besondere Veranlassung Thierry's. Es übertraf die Erwartung der Franzosen rücksichtlich seines Werths. An Gewaltthätigkeiten gegen die Mönche fehlte es in der Regel nicht, und beim Abschiede mußte ein Klostergeistlicher oder der Abt selbst die Absolution dafür erteilen.

schlagend. Hin über Stock und Stein! Jedes Ross will zuerst auf den Platz, jeder will den Sieger kennen. Alle Geister waren bei dieser köstlich befundenen Aufregung lebendig, nichts ging von dieser schönen Jagd für die Sinne verloren.

Auch Jakobäa kannte natürlich die weibmännischen Reize, auch die „Tochter von Holland“ hatte das Mannichfaltige gelernt, was erforderlich für das Vergnügen war, von der Jagd zu kommen alle Hände voll Wachteln, Hühner und Kaninchen. Allein noch manches andere mußte das „Fräulein von Holland“ lernen. Zeit, Verhältnisse und Rang forderten, daß sie sich im Französischen, die halb ihre Muttersprache war, ebenso zierlich auszudrücken verstehe, als in der Landessprache klar und kräftig. Von einer regierenden Fürstin verlangte man auch einige Kenntnisse im Latein, wenigstens so viel, daß sie den Schein erwecken konnte, als sei sie dieser Sprache mächtig. Das übrige Wissen war allerdings mäßigen Umfangs. Den Kern und Grund desselben bildeten Katechismus und biblische Geschichte. Stücke aus der Bibel, besonders Psalmen, waren fürs tägliche Leben. Aus dem gewaltigen Ernst, der in ihnen herrscht, aus der Fülle markiger Bilder derselben, aus ihren erhabenen und leidenschaftlichen Ideen sog die junge Seele jenen schlichten und rauhen Sinn für das Reale, der das Mittelalter kennzeichnet, jene Gewöhnung, das Leben im großen und ganzen aufzufassen und nicht im einzelnen zu verzetteln. Dabei warf ein wißbegieriges Gemüth Seitenblicke in die dunkeln Tiefgründe der Natur und des Weltalls, die noch so viel Geheimnisse und gefährliche Zauber verbargen. Von geschichtlichen Kenntnissen war in der Unterhaltung an den Höfen nur wenig zu bemerken. Wenn Jakobäa die Geschichte ihres eigenen Hauses, der verwandten Häuser und deren gegenseitige Rangstellung wußte, und wo sie sich an Karl den Großen und an die Hohenstaufen anknüpfen, so forderte kein Mensch etwas mehr, alles andere gehörte für die Gelehrten. Das Gerichtswesen des Landes aber, und welche Rechte der Fürst, die Städte und andere Stände hatten, dies zu verstehen erschien so natürlich, als von Früchten und Jahreszeiten der Heimat zu wissen. Auch war es für eine junge Fürstin mit Weben und Sticken nicht abgethan; es durfte ihr nicht unbekannt sein, wie man Häuser zimmere und baue, und wie man sie bemale und kunstreich ausschmücke. Wenn die Jünglinge sich eifrig übten, einen festen Harnisch zu schmieden und Stückgeschütz zu gießen, so mußten die Fräulein dafür sorgen, daß sie für den Nothfall verstanden, Wundbalsam zu bereiten und einen kunstgerechten Verband anzulegen.

Aber auch im Bereiche der damaligen Etikette der vornehmen Welt gab es für ein Ritterfräulein von so hohem Range, wie ihn Jakobäa einnahm, vieles zu lernen und peinlich genau zu beobachten; denn die Ritterwelt bewegte sich in so strengen Fesseln des Umgangs, sie füllte ihre Säle mit so viel steifen, hölzernen Reden und Gebräuchen, daß dergleichen unserm heutigen Geschmack kaum begreiflich, noch weniger zusagend erscheinen.

Es war als fühlte diese Ritterwelt, daß man ihrer innern Wildheit solche Zügel anlegen müsse. *) Wollte man z. B. einen fürstlichen Gast empfangen, so ritten die Herren ihm weit entgegen; am äußersten Thore aber stand die Gräfin mit ihrem Hofe, und jede Dame stand je nach ihrem Range zwei oder drei Schritte entfernt von der Herrin. Sowie der fürstliche Herr erschien, ließen die Damen blitzschnell ihre Schleppen niederfahren und beugten sich bis zur Erde. Der Gast küßte die Gräfin und ihre sämmtlichen Damen, und die Gräfin küßte gerade so viel wieder aus seinem Gefolge. Dann nahm der Gast die Gräfin an den linken Arm, und in feierlicher Rangordnung schritt der Zug ins Haus, wobei die Damen ihre Schleppen je nach dem Range entweder vollständig selbst trugen oder halb sich tragen ließen oder wenigstens zwei Finger daranlegten. Bei der Tafel gab es dann große Umständlichkeit; wem bedeckte Schüsseln vorgesetzt wurden, wem vorgekostet wurde, wer bei dem Handwaschen zwei Siebkannen erhielt oder nur eine, und wer dabei das Handtuch oben oder unten oder in der Mitte fassen durfte, das alles hatte seine bestimmten Regeln. Wußte man in gar zu bedenklichen Fällen keinen Rath wie es mit dem Vortritt, wie mit dem Maße von Schritten, mit denen man sich entgegenkommen mußte, zu halten sei, so half sich eine ernsthafte Dame damit, daß sie während einer langen Vorstellung auf ihrem Platz stehen blieb wie angenagelt. Ein Fräulein vom Stand zumal wie unser „Fräulein von Holland“ mußte den wichtigen Unterschied lernen zwischen Hermelin und Pelzfutter, welche Frau mit Madame oder belle cousine oder belle nièce anzureden, durch wie viel Auffäge oder Crebenztische, durch wie viel Quergebänge am Himmelbel der Stand anzudeuten sei u. s. w.

Dies alles bereits im 14. und 15. Jahrhundert. Erkennt man darin nicht die Vorboten, gleichsam die ersten Schattenrisse von Ludwig's XIV. Zeitalter? Wie weit die Courtoisie ging und welcher Art sie war, mag folgendes Beispiel beweisen. Bei einem Turnier in Clignan hatte eine Dame dem berühmten Bayard ihre Aermel gesandt, der mit einem Rubin von 100 Dukaten Werth eingebunden war. Bayard siegte, brachte sie aber in Gegenwart ihres Gemahls den Aermel wieder mit den Worten: „Die Ehre gebührt nicht mir, sondern dem Aermel, durch den ich gesiegt habe.“ Die Dame gab nun den Rubin dem nächstbesten Ritter; zu Bayard aber sagte sie: „Weil Herr Bayard mir die Ehre erweisen erklärte, daß mein Aermel ihm den Dank (Preis) gewonnen habe, so will ich denselben ihm zur Ehre, so lange ich lebe, aufbewahren.“

Im Alterthum galten die Frauen als Geschlecht der Gesellschaftsverfassung nichts, sondern nur in ei-

*) Die Ritterwelt jener Zeit hatte bereits ihren edlern Kern verloren; der Geist der Kreuzzüge und der Hohenstaufen war nicht mehr in ihr; die Nachfolger der Minnesänger waren in den Ritterfäßen zu leeren. Ueberhaupt aber tritt unser Verfasser in einem besonders trefflichen Abschnitt seines Buchs der gewöhnlichen romantischen Auffassung des ganzen Ritterthums entgegen.

jeinem hervorragenden Individualitäten waren sie ein vorübergehendes Etwas, im germanischen und romanischen Mittelalter dagegen erscheinen die Frauen als solche den Männern gegenüber unter gewissen, durch Religion, Sitte und nationale Lieberlieferungen begründeten Gesellschaftsverhältnissen bevorrechteter und höher stehend als das starke Geschlecht.^{*)} Die ältesten Spuren davon treten mannlich schon in den Nachrichten der Classiker hervor, und die Gesetze der Germanen, z. B. der Alemannen, mögen dieselben immerhin schon frühzeitig durch das Christenthum beeinflusst worden sein, bedrohen jede Vergewaltigung eines Weibes mit ziemlich strengen Strafen. Freilich bedurfte es gar mancher Umgestaltung oder wenigstens Wandelung des Lebens, bevor z. B. Folgendes als Zeichen seiner Ritterstille angesehen werden konnte. Der Herr von Melun hatte das Glück, daß seine Tochter einen Prinzen aus königlichem Geblüt heirathete. Selbst wenn er nun mit seiner Tochter allein speiste, reichte er ihr mit selbstem Haupte die Serviette, wenn sie sich vor dem Abendessen die Hände wusch. Man hielt es freilich für eine Thorheit, wenn er sich dabei jedesmal bis zur Erde beugte, allein er glaubte nach feinsten Ritterstille zu handeln und konnte sich auf das Beispiel seines Zeitgenossen, des Herzogs Johann von Burgund, berufen. Dieser sonst ungeschlagte Herr, der Jean sans peur, ließ es sich nicht nehmen, seiner Schwiegertochter bei Tafel jedesmal den Coniect zu reichen, wobei er sich ebenfalls bis auf die Erde beugte. Denn obgleich er selbst aus dem königlichen Hause von Frankreich stammte, stand seine Schwiegertochter doch im Range über ihm, weil sie Tochter eines regierenden Königs war. Die Erscheinung steht nicht unerklärlich da; sie ist unleugbar zu erklären aus der gewaltig gestiegenen Königsmacht in Frankreich, aus der immer schärfer hervortretenden Unterscheidung des höhern und niedern Adels, eine Scheidung, die sich selbst in den Ständen zwischen dem Patriciat und dem gemeinen Bürgerthum entwickelte.

Nachdem wir, um so zu sagen, die Luftströmung des Lebens in jenem ritterlichen Zeitalter gekennzeichnet haben, in dessen Atmosphäre Jakobäa lebte und athmete, kehren wir zu ihr wieder selbst zurück. Ihre Vorliebe mußte sich richten auf Waffenglanz und Heldenehre, sie mußte Lust bekommen an Krieg, Turnier und wildem Jagdbrennen, an Abenteuer der Liebe und der Rache. Von nichts andern hörte sie reden, nichts anderes wurde gepriesen als des Mühe's werth. In den Niederlanden gab sich damals die Ritterschaft vom Rheine, aus Nordfrankreich, aus England ihr Stellbilden. Das wogte dort immer hin und her von glänzendem Rittersvolk; das hatte alles gleich seinen Fuß im Steigbügel und zog herbei in festen Hähneln, wenn es irgendwo ein Turnier oder Jagdfezt gab, oder was noch lieber war, gute Gelegenheit, einen Schlag den verhassten Städtlern zu ver-

setzen, die ihres Reichthums, ihres Troges und ihrer Ueppigkeit kein Ziel wußten. Unter diesen Eindrücken und in diesen Bewegungen verlebte „Fraulein von Holland“ ihre Jugendjahre; ihr Leben und ihre Schicksale als Weib und Regentin bilden gleichsam den Widerspruch. Den Ausgang hat sich der Verfasser für den zweiten Band vorbehalten. Berichterstatter und Leser müssen sich bis zum Erscheinen desselben, wenn auch mit einiger Ungeduld, vertrösten. Vor der Hand dankt insbesondere die Culturgeschichte für das Gegebene. Karl Zimmer.

Zur ältern deutschen Literatur.

Deutsche Bibliothek. Sammlung seltener Schriften der ältern deutschen Nationalliteratur. Herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von Heinrich Kurz. Erster und zweiter Band. — A. u. d. L.: Glosus von Burkhard Waldis. Zwei Theile. Leipzig, Weber. 1862. 8. 4 Thlr.

Wir halten es für Pflicht, das Publikum dieser Blätter auf das neue Unternehmen aufmerksam zu machen, dessen erste Probe hier vorliegt. Die „Deutsche Bibliothek“ will die bedeutendsten und zugleich selten gewordenen Documente unserer Nationalliteratur seit dem Ende des 15. bis ins 18. Jahrhundert der Gegenwart wieder zugänglich machen. Das Interesse der gebildeten Kreise, nicht bloß der eigentlichen Fachleute, wendet sich unverkennbar unserer Vergangenheit in dem Maße stärker zu, als sich die Gegenwart in ihrer selbständigen Art immer sicherer fühlen lernt. Das vorige Jahrhundert und seine eigenthümliche Geisteshaltung durfte keinen historischen Sinn haben, wenn es die ihm zugewiesenen Aufgaben lösen wollte. Der Kampf gegen die zu todtten Mißbräuchen gewordenen Reste der Vergangenheit war seine Bestimmung und so mußte es nothwendigermassen auch mit der Geschichte überhaupt oder mit dem geschichtlichen Sinne brechen. Gegenwärtig aber kann es der Freiheit und dem Fortschritte des Geistes der Neuzeit nicht mehr hinderlich sein, wenn er die völlig abgeschlossene Vergangenheit als Spiegel und Grundlage seiner individuellen Gestaltung in sein Bewußtsein aufnimmt. Daß die literarischen Denkmäler unter allen am meisten Anziehungskraft ausüben, versteht sich von selbst; sind sie doch die im eigentlichen Sinne sprechenden Zeugnisse der Vorzeit. Freilich, wo es erst eines besondern Studiums bedarf, um ihre Sprache zu erlernen, da kann wenigstens dem größern gebildeten Publikum nicht zugemuthet werden, daß es sich neben den andern Interessen und Geschäften des Tags zu seiner Erholung einer so intensiven Anstrengung unterziehe. Wer wollte, um sich am Parzival, am Tristan oder an den Nibelungen zu ergötzen, erst einen Cursus des Mittelhochdeutschen durchmachen, und doch ist es unmöglich, zu einem wahren Verständniß und zu einem wahren Genuß dieser Werke zu gelangen, wenn man nicht ihre Sprache völlig sich zu eigen gemacht hat. Das bloße dilettantische Rathen und Sichdurchwinden kann nicht genügen, oder nur dann, wenn sich eine gute Portion von Selbsttäuschung damit verbindet. Wer diese Dinge wirk-

^{*)} Weinhold's Werk „Die Frauen im Mittelalter“ hat leider noch niemand vervollständigt, um das zu ersetzen, was dem Verfasser durch Druck im Manuscript verloren ging.

lich lesen will, wie es sich allein ziemt und der Mühe verlohnt zu lesen, muß ihre Sprache ebenso methodisch erlernen, wie man, um Shakespeare oder Tasso im Original zu lesen, englisch oder italienisch lernen muß. Die Zeiten sind vorbei, wo man, verführt durch manche mehr scheinbare als wirkliche Ähnlichkeiten der ältern Sprache mit der heutigen, von dem guten Glauben ausgehen durfte, daß sich alles, was in deutscher Sprache geschrieben sei, auch ohne weiteres verstehen lasse, wenn man nur erst sich etwas eingelesen habe. Hier bleibt nur eine Vermittelung möglich: Uebersetzungen in die heutige Sprache. Bearbeitungen aller Art müssen hier, wie bei jeder andern fremden Sprache, dem größern Publikum Ersatz für den verfallenen Zugang zu den eigentlichen Quellen geben.

Anderes steht es mit der Literatur seit dem 15. Jahrhundert. Sie ruht auf derselben sprachlichen Basis, auf der wir noch heute stehen. Freilich ist in ihrer Sprache manches veraltet, an sich unverständlich, oder doch wenigstens nicht ganz durchsichtig. Aber alles dies kommt gegen die Masse des an sich Verständlichen und Lebendigen nicht in Betracht: es stört kaum mehr, als wenn etwa ein Schriftsteller der Gegenwart allerlei dialektische Besonderheiten seiner allgemein deutschen Sprache einmengt. Ja es liegt sogar eher ein gewisser Reiz darin, der auf dem Contrast des Fremdartigen und doch in seinem innersten Kerne nicht Unbegreiflichen beruht. Nichtsdestoweniger ist der größte Theil der ältern Literaturwerke dieser Periode noch unbekannter in den gebildeten Kreisen geblieben, als die renommierten Werke des eigentlichen Mittelalters. Man hat hier nicht einmal das Hülfsmittel von Uebersetzungen oder Bearbeitungen wie dort. Wenn einmal ein Versuch dazu gemacht wurde, wie es mit Hans Sachs mehrmals geschehen ist, hat er nicht gelingen wollen. So ist man denn auf die freilich sehr zahlreichen Chrestomathien und auf die noch zahlreichern Literaturgeschichten angewiesen. Die ersten geben nur Bruchstücke, die so, wie sie sind, keinen Eindruck gewähren können; die andern setzen eigentlich, wenn sie wahrhaft nützen sollen, eine vorhergegangene gründliche Bekanntschaft mit ihren Objecten voraus und können von Rechts wegen niemals statt derselben eintreten. Wir fragen aber, wie viele von unsern Gebildeten wol je irgendetwas von Hans Sachs, von Fischart, ja von Opitz und Gryphius vollständig gelesen haben? Die Namen dieser Autoren sind freilich in dem Munde aller und mit ihnen auch gewisse stereotype Urtheile, wie sie aus dieser oder jener Literaturgeschichte gezogen werden können. In letzter Instanz sind es rein äußerliche Hindernisse, die unser Publikum bisher von diesem Kreise der Literatur fern hielten. Nur wer es aus eigener Erfahrung weiß, vermag sich einen Begriff davon zu machen, wie schwer es hält, dieser ältern Druckwerke habhaft zu werden. Im Privatbesitz sind sie, einige gelehrte Sammler und Liebhaber abgerechnet, gar nicht mehr anzutreffen und selbst auf unsern sonst gut ausgestatteten Bibliotheken nur selten und sporadisch. Gute Ausgaben gehören zu den größten raritäten und werden

als solche behütet und bezahlt, sind daher für das Publikum so gut wie nicht vorhanden.

Bunderlich genug ist, daß die bedeutendern Werke der frühern Literaturperiode des eigentlichen Mittelalters, die nur handschriftlich überliefert werden konnten, meistens in zahlreichern und bessern Exemplaren auf uns gekommen sind als die Druckwerke des 15., 16. und 17. Jahrhunderts. Was bis jetzt geschehen ist, um sie wieder in Circul zu setzen, hat noch wenig gefruchtet. Die antiquarische Gelehrsamkeit hat sich mit begreiflicher Vorliebe der ältern Zeit zugewandt und ihre Denkmäler beinahe vollständig in correcten und wissenschaftlich genügenden Ausgaben wieder aufgefrischt. Aber was unserer neuhochdeutschen Sprachperiode angehört, hat bis jetzt von seiten der eigentlichen Fachleute wenig Beachtung erfahren, oder, wenn es geschah, ist es zu sehr als Gegenstand weislauffiger und massenhafter Gelehrsamkeit behandelt worden, woran immer nur der engere Kreis der Junctgenossen theilnehmen konnte. Die ersten Bedingungen, die das größere gebildete Publikum stellen muß, Bequemlichkeit und Allgemeinverständlichkeit, hat man dabei ganz außer Augen gelassen, und durfte es auch, da man absichtlich nicht an das größere Publikum dachte. Die „Deutsche Bibliothek“ findet also ein ganz unbestelltes Feld und noch dazu eins von fast unerschöpflicher Ergiebigkeit. In dem vorgedruckten Prospect ist eine vorläufige Uebersicht der Bücher gegeben, die zunächst in der Art wie Burckhard Waldis' „Eposus“ behandelt werden sollen. Jeder Kenner unserer ältern Literatur wird in ihm vieles vermessen, was er vorzugsweise wieder erneut wünschen dürfte. Auch wir haben dieses und jenes mit einem gewissen Bedauern vermisst, aber es natürlich gefunden, daß der subjective Standpunkt des oder der Herausgeber zunächst maßgebend sein muß. Wir wollen dankbar sein, wenn nur dieser beschränkte Plan in seinem ganzen Umfange zur Ausführung kommt und dürfen dann auch mit Sicherheit darauf rechnen, daß sich in diesem Fall noch vieles andere von selbst daran reihen wird. Jedenfalls erscheint es uns zweckmäßig, daß hier nur an eine Auswahl aus einzelnen umfangreichern Autoren, an einen Wiederabdruck ihrer Hauptwerke und nicht an Gesamtausgaben, etwa von Hans Sachs oder Fischart oder Gryphius u. s. w. gedacht wird. Solche Gesamtausgaben sind ohne Zweifel sehr wünschenswert und eine Ehrenschuld, welche die Gegenwart der Vergangenheit abzutragen hat; aber sie dürfen nicht auf ein größeres Publikum rechnen, das sich gegen die ältere Literatur gerade so wie gegen die heutige verhält und auf dem Rechte der Abwechslung besteht. Wem könnte man heutigen Tags zumuthen, den ganzen Hans Sachs zu lesen oder auch nur zu kaufen? Aber einige mäßige Bände aus seinen Schwänken und Dramen werden gewiß eine dankbare Aufnahme finden.

Der Name des Herausgebers bürgt allein schon dafür, daß die Arbeit mit vollständiger Sachkenntnis und mit praktischem Geschick gemacht wird. Der „Eposus“ beweist, daß die richtige Mitte zwischen den Anforderungen der ernsten Wissenschaft und der behaglichen Lectüre bestan-

getroffen worden ist. Die erstere verlangt urkundlich treues Festhalten an den besten Texten, Beibehaltung der alterschmäligen Ansehen in der Orthographie u. dgl., ferner einen gewissen gelehrten Apparat aus der Literaturhistorie und Fabel- und Sprachgeschichte zur vollständigen Erklärung des bestimmten Werks oder Autors. Die andere verlangt wohlfeile, gut gedruckte und lesbare Bände und nur so viel erklärenden Apparat, als man zum unmittelbaren Verständnis des Textes nicht entbehren kann, und diesen in zugänglicher Form. Die vorliegenden zwei Bände befriedigen in der That alle Ansprüche. Jedermann wird die vorangeschickte Einleitung des Herausgebers mit Vergnügen und Belehrung lesen, der bloße Dilettant ebenso wol wie der Mann vom Fach. Sie ist durchaus erschöpfend, wenn auch ohne allen schwerfälligen gelehrten Schmuck. Der Text hat kurze Erläuterungen der schwierigen Ausdrücke an seinem Fuße, womit für das erste Bedürfnis jedes Lesers, auch eines solchen, der noch nie ein Originalwerk des 16. Jahrhunderts in die Hand genommen hat, ausreichend gesorgt ist.

Zu weiterer Belehrung dienen die reichhaltigen, in der Form knappen Anmerkungen am Ende des jeden Bandes, die den Ansprüchen der gelehrten Beschäftigung völlig genügen. Sie sind mit großer Sach- und Literaturkenntnis gearbeitet und bringen namentlich für die Geschichte der von dem Dichter bearbeiteten Stoffe sehr viel belehrende Beiträge. Ein Wortregister mit Erläuterungen, ein Speciallexikon schließt die ganze Arbeit, die eines der interessantesten Denkmäler der Literatur des 16. Jahrhunderts zum ersten male in würdiger Gestalt vorliegt. Denn wenn Barthard Waldis sich an poetischer Begabung nicht wohl mit einem Hans Sachs, oder selbst einem Erasmus Alberus messen kann, so gehört er doch durch seine markirte Persönlichkeit, seinen männlichen Ernst und frischen Humor zu den besten Repräsentanten des deutschen Volksgeistes dieser Zeit. Die allgemeine sittlich-ernste Stimmung, die Polemik gegen die Sitten und Sünden, namentlich gegen den Verfall der Kirche, die tiefe Gläubigkeit des Gemüths, die frische Zuversicht auf das gereinigte Wort, theilt er mit allen irgend weissen Naturen; seine Schriftstellerei dient ihm zu nichts weiter als zu dem Ausdruck dieser Gesinnung. Er will lehren und nützen und verachtet jede andere Art zu schreiben, aber dabei ist er eine so könnige Individualität, kommt so frisch in die Welt und weiß das tausendgestaltige Leben der Welt, wenn er es auch schildert und verachtet, so fest zu packen und faßlich zu schildern, wie man es nur von einem Dichter verlangen kann, der ganz und gar in der Lust und Freude an der Welt aufgeht.

Au dem Titel „Esopus“ ist es, wie zum Frommen unsers heutigen Publikums bemerkt werden mag, nicht so genau zu nehmen. Fabeln mit platter Moral haben und in den Kinderjahren den Magen zu gründlich verzerren, als daß wir später besondern Apparat darnach stellen sollten, und die bloße antiquarische Neugierde, die sich an der Parallele zwischen einem Fabeldichter des 16. Jahrhunderts und Gellert oder Richter befriedigt,

daß nur sehr vereinzelt vorausgesetzt werden. Bei näherer Betrachtung ergibt sich aber, daß überall neben der Fabel noch anderes auftritt. Das ganze vierte und letzte Buch dieses „Esopus“ enthält fast nichts, was auf den alten Aesop zurückzuführen ist, überhaupt beinahe gar keine Fabeln nach unserer heutigen Definition. Es sind überwiegend kurze Geschichten oder Anekdoten in poetischer Form dargestellt, meist mit durchgreifend humoristischem oder satirischem Kerne und dem entsprechend auch behandelt, bis auf die nach dem Geiste der Zeit einmal unerläßliche ernsthafte moralische Nuganwendung. Für uns, die wir das et prodesse voluit der Poeten etwas weniger buchstäblich verstehen als das 16. Jahrhundert, mag dieses oft ängstliche und mühselige Haschen nach einer guten Lehre mitunter einen grotesken Eindruck, jedenfalls nicht den von dem hiedern Barthard Waldis beabsichtigten hervorbringen. Doch wird jeder Leser, der nicht etwa consequent alle diese moralisirenden Partien überhüpft, sich bald überzeugen, daß auch hierin ein eigenthümlich richtiger, gesunder und wohlthuender Kern enthalten ist. Die Moral ist und kann in den meisten Fällen nicht wohl anders sein als eine Wiederholung der gewöhnlichsten theorettischen Gemeinplätze über das sittliche Verhalten der Menschen nach den Geboten des Evangeliums und des Gewissens. Indessen liegt dem eine so natve, kindlich reine und zugleich männlich ernste Haltung des Gemüths und Verstandes zu Grunde, ein so felsenfester und warmer Glaube an den absoluten Werth und die unumstößliche Gültigkeit dieser Sätze, ein so gebieterischer Zorn gegen die Verfehrtheit der Welt, die sich durchaus nicht in die Fugen der Moral und des Evangeliums einrenken lassen will, daß auch Verstand und Gemüth eines Menschen des 19. Jahrhunderts davon ergriffen und befridigt werden können, selbst wenn ihm die Schranken jener engbegrenzten Lebensanschauung nicht mehr hinderlich sind.

Was den stofflichen Werth solcher erzählenden Stücke oder Schwänke, wie man sie kurzweg wol nennen dürfte, belangt, so ist derselbe natürlich ein sehr verschiedener; aber kaum eins dürfte sich darunter finden, das nicht auch den heutigen Leser wenigstens momentan unterhält und ergötzt. Sehr viele darunter gehören zu der jetzt Jahrhunderten überall cursirenden Münze des Humors und der Satire, und sind auch in deutscher Sprache mehr als einmal schon von den Vorgängern unsers Autors und seinen Zeitgenossen behandelt, gewöhnlich in poetischer Form, hier und da auch in Prosa. Es ist nicht zu leugnen, daß die poetische Form viel dazu beiträgt, an sich unbedeutenden Stoffen einen gewissen Halt zu geben, ohne daß ihr innerer Werth sich dadurch verändert. Der Darsteller steht sich durch die in ihrer Natur liegenden Anforderungen mit oder ohne Bewußtsein gezwungen, einen ganz andern Aufwand von Geist und Kraft zu machen, als für die Prosa genügt, und so wühlt ihm gewissermaßen von selbst ein Gefühl unter den Händen, zu dessen Hervorbringung er sonst nicht befähigt gewesen wäre. Selbst diese relativ sehr freie, oft sogar etwas plumpe Technik der deutschen Poesie des 16. Jahr-

hundert, die bei unserm Autor nicht einmal in einer besonders gelungenen Durchbildung auftritt, wirkt doch ganz anders als eine an sich reinere und elegantere Prosa, die sich zwar nicht häufig, aber doch hier und da in stofflich gleichen Literaturerzeugnissen der Zeit, z. B. in Pauli's „Schlumpf und Ernst“ findet.

Die beständige Wiederkehr desselben Stoffvorraths in der damaligen Literatur darf wol einen heutigen Leser befremden, der gewohnt ist, viel und immer Neues zu lesen, versteht sich aber damals ganz von selbst. Jeder Schriftsteller bediente sich jedes sich ihm darbietenden und ihm passenden Stoffes mit vollständiger, naiver Rücksichtslosigkeit gegen alle früheren Bearbeiter, da er sicher sein durfte, daß das Publikum, das ihn las, auch zuerst bei ihm die Geschichten las, die er brachte, oder wenn es mit ihnen schon bekannt war, doch mit Vergnügen eine ihm wirklich zusagende Speise immer wieder genoss. Uebrigens enthält das vierte Buch des „Osopus“, das ohnedies an Umfang beinahe den drei vorhergehenden zusammen gleichkommt, auch eine nicht unbedeutende Menge von Erzählungen, die aus mündlicher Ueberlieferung oder aus dem eigenen so höchst abenteuerlichen Leben des Autors und seinem bunten Orts- und Berufswechsel geschöpft sind. Sein Geburtsland Hessen, ganz Norddeutschland bis nach Riga auf der einen und Amsterdam auf der andern Seite, Nürnberg, Augsburg u. s. w. sind ihm ebenso bekannt wie Oberitalien und Rom, und er war zuerst ein ebenso eifriger Mönch wie später ein geschickter Zinngießer und schließlich ein frommer lutherischer Pfarrer.

Heinrich Rückert.

Historische Romane.

1. Schwarzgels. Roman aus Oesterreichs letzten zwölf Jahren von Alfred Meißner. Erste und zweite Abtheilung. Vier Bände. Berlin, Janke. 1862—63. 8. Jede Abtheilung 3 Thlr.
2. Der letzte Habsburger und seine Tochter. Historischer Roman von Franz Carion. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
3. Die Foscari. Ein historischer Roman von Wilhelmine Guischard. Drei Bände. Berlin, Haube und Spener. 1863. 8. 5 Thlr.
4. Die Grenadiere der Kaiserin. Historischer Roman von Theodor Scheibe. Zwei Bände. Brünn, Karaslat. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
5. Der Raub Strasburgs im Jahre 1681. Vaterländischer Roman in drei Theilen von Heribert Kau. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1862. 8. 4 Thlr.

Armer Dichter! Armer deutscher Dichter! seufzte ich, als mir der Name Alfred Meißner auf einem dieser Romane in die Augen fiel. Also auch du mußt unter die Romanschreiber gehen? Ich weiß, du hast dich schon seit Jahren dazu entschlossen, aber so oft ich daran denke, erneut sich mein Schmerz um den Verlust eines schönen poetischen Talents. Es ist lange her, als du deinen „Ziska“ dichtetest. Damals war noch eine gute Zeit für den Dichten, und schwerlich war es dir ganz Ernst mit den Worten des Schlafesangs:

Mein Lied ist aus! Die Harf' entfällt der Hand,
In Schutt zertrümmert das Gefäß der Lieder.
Die Lampe, die so manche Nacht gebrannt,
Zuckt und verlöscht, ich fülle sie nicht wieder.

Mein Lied ist aus! Ein trauriger Gesang,
Da st' ich, und der Sturm im Busen wüthet,
Ich fühl's, mein Lied hat wie ein wildes Ross
Mich fortgeschleift und mir das Herz zerschmettert.

Wahr, es war dir nicht ganz Ernst damit, du hättest doch die Lampe wieder gefüllt und durch die Nacht deine Harfe ertönen lassen. Sagst du doch selbst im Prolog:

Wo Wunden bluten, gilt es, dich zu zeigen,
Der Kampf nur gibt die Lieder, nicht die Ruß',
Wenn die Gewitter der Geschichte schweigen,
Trübseliger Poet, dann schweigst auch du!

So sangst du 1846, als du in schöner Ahnung des Kommenden ausriefst:

Geschritten bin ich, reich an Freud' und Schmerzen,
Durchs schöne Land von Wald und Berg umhegt,
Und hab' gelauscht an der Schöneleiche Herzen,
Die Hand auf jede Scholle Land gelegt.

Armer Dichter! Armer deutscher Dichter! Den schönen Schwung der gebundenen Rede hast du aufgeben müssen. Warum? Nur keine Gedichte! ruft jeder Verleger. Höchstens niedliche Anthologien für die Damen, aber keine Gedichte, keine Epen und wären sie classisch durch und durch. Hier ist hochachtungsvoll und ergebenst Ihr werthes Manuscript zurück. Ich kenne die Zeit und das Publikum. Nur keine Gedichte: Romane, ja Romane, das läßt sich hören!

Und der Dichter des „Ziska“ konnte dem schöpferischen Drange nicht widerstehen. Was er fühlte und dachte, muß gestaltet werden; „nun denn, auch ich kann, was Hunderte können“, und Alfred Meißner schreibt Romane. Gewiß, ein Vortheil für das Publikum, das nun einmal nur Romane lesen will, denn ein Dichter kann nichts durchaus Gehaltvolles liefern. Wir erhalten einen, zwei, drei und noch mehr gute Romane von ihm, und die Quelle der Lieder verstummt, denn ihr Gefäß ist nun wirklich in Schutt zertrümmert. Armer Dichter! Armer deutscher Dichter!

Muß doch auch der Kaufmann sich den Ansprüchen des Publikums fügen, will er anders nicht bei den besten Weinen und gefüllten Kellern bankrott gehen. Bairisch Bier ruft die Welt. Wohl trinkt sich eine Flasche echten Rheinwein gut, aber mehr davon verträgt nicht jeder; wol ist die Blum des goldenen Traubenbluts entzündend, aber bairisch Bier duftet auch kräftig und auch schwächliche Naturen vertragen drei Seidel, starke wol zwanzig davon. Dabei läßt sich lange gemüthlich sitzen und plaudern. Bier her! wir wollen kein Wein nicht!

Nun denn, poetische, fabelhafte Lorelei, steige vom Felsen zu uns herab und werde modern. Hütle deine Glieder in fleisame Gewänder. Venus Amathusia im Reifrock; beim Himmel, sie ist schön!

Ich könnte nun sagen, es sei weder Flug, noch rühmlich, daß die Dichter sich mit den Romanschreibern in einen Wettstreit einlassen, denn in dem Roman ist das Handwerk höher zur Kunst erhoben, in seltener Ausnahme aber zu einer stillesen Dichtung. Von dieser kann sich freilich der Romanschreiber zur Poesie erheben; was aber thut der Poet, wenn von der Dichtung zum Roman hinabstiegt? Und dann, von 1 süßen Freuden der Liebe wollen thut es der tüchtige Mann täglich. Wie schnell, ach nur zu schnell sind die Thaten des seltsamen Kaufmanns vollbracht, und wahrlich, ein Dauerndes ist noch entstanden. Wie lange hat Alfred Meißner an dem „Ziska“ gedichtet? Man merke wol gedichtet? Und wie lange hat er den vier Bänden seines Romans geschrieben? Und was diese vier Bände allerhöchstens? Gutes Fließholz, das am Fuße Felsens lagert, auf dem die Kapelle Ziska noch lange stehen wird. Diese bleibt, die Stämme werden vom Strome fortgerissen, ter die Tausende vielleicht stärkern, und wenn auch nur dich

gemittelt, wieder aufgeschicht und als Ofenmalatur in Nische vermandelt. Armer Dichter! Armer deutscher Dichter! Ich könnte, wie gesagt, es weder klug noch rühmlich finden, als Dichter Roman zu schreiben; aber kenne ich die treibenden Gründe, die auch die wenigen Dichter, die unsere nächsterne Zeit und gottlob nicht, wie soll ich sagen, todtschwiegen hat, zu dem Geschäft geführt haben, unendlich viele Bogen Papier durch Wochen und Wochen zu beschreiben, um nicht ein Kunstwerk, nein, nur einen Roman, wenn auch einen, der drei Auflagen erlebt, aber über vergessen wird, zu schreiben?

Sollte ich mißverstanden werden und mir durch mein geistiges Träumen um nicht abzuleugnende Erscheinungen den gescheiterten Vorwurf verdienen, als gönne ich den Romandichtern, wie man ja häufig die Verfasser von Novellen, Erzählungen u. i. w. zu nennen liebt, nicht ihren wohlverdienten Lorber, so möge folgender Vergleich diesem Uebel begegnen. Karl Fröhlich, der talentvolle Ausbilder der „schwarzen Kunst“, hat eine unbestrittene Anerkennung seiner seltenen Geschicklichkeit errungen. Nimm, die Producte derselben würden so nachhaltig Mode, daß man darüber die Kunstwerke der genialsten Maler mißachtete und endlich nichts mehr davon wissen wollte, Rände dem Kunstkenner nicht viel an, sein tiefes Bedauern auszusprechen, wenn er erlebte, daß die wenigen wirklichen Maler von diesem berechnigten, aber sich überhebenden Geschmack und andern lokalen und persönlichen Zwangsmitteln sich veranlassen ließen, den Pinsel mit der Schere zu vertauschen und die von Karl Fröhlich so geschickt angeordnete „schwarze Kunst“ auch zu treiben? Und so sage ich dem nochmals: Armer Dichter! Armer deutscher Dichter!

Der Verfasser des „Hissa“ vermahnt sich übrigens in der Vorrede seines „Schwarzgelb“ (Nr. 1), einen Roman dargeben zu haben, er nennt sein Werk „eine Geschichte“. Vielleicht um Theil eine wahre Geschichte, soweit sie die Hauptpersonen betrifft. Immer doch bleibt das Werk ein Roman, und zwar ein sehr unterhaltender. Dies ist diejenige Seite der Erzählung, welche ihr jene vorübergehenden Freunde verschaffen wird, die aus lieber Langeweile ein Buch nach dem andern eiligst perlesen, ohne von der Nahrung gesättigt zu werden, vielmehr von oberflächlicher Neugierde getrieben, sich neue Geschichten erzählen lassen, um sie ebenso schnell zu vergessen. Die andere Seite des Romans, die tendenziöse, ist allerdings die neuerliche Zeitgeschichte, von den Gestalten der Dichtung zwangsweise in ihren verschiedenen Schattirungen zu unserer traurigen Gegenwart durchlebt. Meißner's Reflexionen über unsere jüngste Zeit nehmen Gestalt an und vertreten handeln und sprechen die verschiedenen Parteien unserer Tage. Napoleon tritt wirklich auf, Garibaldi wird von Kampfgenossen genannt und gerufen, Orsini erhält einen gleichförmigen Namen und geheimnissvolle Schicksale. Doch der Weg bis zu den drei Persönlichkeiten ist weit, denn die Geschichte beginnt in Oesterreich.

Denn wir durch Sigis erfahren, daß Chamisso zu seinen Zeiten die Dreizeime sich geordnet vorgezeichnet und sobann gelehrt, wenn ein solches fleißiges Fabriken diesen Namen verdient, so läßt sich zweifelsohne annehmen, daß die Verfasser der russischen Romane sich die Tendenzen vorzeichnen, welche in dem Werk vertreten werden sollen. Ueberraschen muß es, daß Meißner für einen österreichischen Roman „die Pfaffen“ nicht obenan, sondern recht untergeordnet auf seinen Gedenkzettel gesetzt hat. In den „Unsolving views“, an welche „Schwarzgelb“ erinnert, und von denen es sich nur dadurch unterscheidet, daß die „Rebelsbilder“ ihre Stärke in der Reflexion haben, „Schwarzgelb“ aber durch die spannende Handlung bis lieber zur Eugène Sue'schen Manier sich auszeichnet, stehen die Pfaffen obenan. Die Polizei dagegen ist in beiden Werken der unverrückbare Mittelpunkt des sehr complicirten Getriebes. Welche Schriftsteller kennen dieses laienhaft-überdachte Ungeheuer genau und stellen es in seiner ganzen Thätigkeit nur zu zeitgemäß dar. Auch in „Schwarzgelb“ machen wir die Bekanntschaft eines Polizeigenies, ähnlich dem Gensdarm in den „Rebelsbildern“.

Gefürsteter Freiherr von Rad entwickelt als Bezirksamtshauptmann

im kleinen Krainitz, das vor 1848 vom Grafen von Thierholts-egg fast sonnenan beherrscht wurde, eine so anerkannt werthe Thätigkeit, daß wir nicht ohne Ueberraschung ein so brauchbares Polizeigenie im westlichen Böhmen statt in der Kaiserstadt und einem großen Wirkungskreis verwendet sehen. Der verwitwete Graf ist nach zweijähriger Abwesenheit, im Jahre 1850, wo die Handlung unserer Geschichte, wie das Vorwort ausspricht, beginnt, in Begleitung seiner einzigen Tochter Cornelia zu dem allen weitläufigen Schlosse im Herbst zurückgekehrt. Es sammelt sich um den reichen, einflussreichen Diplomaten eine Zahl interessanter Gäste, von denen der greise literaturflehene General von Greifenstein, seine sehr junge, schöne Frau Leonie und deren Verehrer, Rittmeister Haldenried, die Hauptpersonen sind.

Durch die Hezjagd, welche Herr von Rad auf einen Flüchtling anstellt, den ein demokratischer, dem Schlosse zunächst wohnender Müller einige Zeit in seiner Mühle verpflegt hat — denn der arme, junge Mann ist seit längerer Zeit ruhlos, nachdem er dem Tode durch Pulver und Blei oft wie durch ein Wunder entronnen, von Ungarn bis hierher geküßt — wird der Held des Romans in den Park des Schlosses und zu den Füßen der dort mit ihrer Freundin und Dienerin Frau Hassenfeld lustwandeln den Cornelia getrieben. Die weichen Frauenherzen sind nicht rathlos. Sie verbergen mit Hülfe eines alten Lafaien den schönen, bleichen, auch in der alten Färbung, die von einem Förster für wahrscheinlich reiche Kleider eingetauscht ist, und mit den andern auf gleiche Weise gewonnenen armliehen Stücken der tausendfachen Bekleidung harmonirt, ihre lebhafteste Zuneigung schnell gewinnenden Demokraten in dem wüsten, unbewohnten Theil der alterthümlichen Grafenresidenz. Das Polizeigenie zeigt sich unserer Bewunderung werth, und die Angst der beiden Damen steigert sich mit jedem Tage um so mehr, als sie erfahren, daß bereits der Park von Hühnern umstellt ist und der feinführende Flüchtling durchaus das Schloß verlassen will, um seine Retterinnen nicht zu compromittiren. Diese zwingen ihn zu bleiben, ja sie legen ihn sogar unter Schloß und Riegel. Die Besorgnis, er könne doch gerade jetzt sein Asyl verlassen, treibt Cornelia, sich von seiner Sicherheit zu überzeugen. Ihre Aufregung kommt seiner zarten, doch leidenschaftlichen Verehrung entgegen und die Verwalterstochter Anna, als solche hat die vorbengehende Frau Hassenfeld die Grafentochter vorgestellt, findet sich einen Moment in den Armen des Flüchtlings, ja sein Mund ruht einen kurzen beseligenden Augenblick auf ihren Lippen. Cornelia sieht wie ein flüchtiges Reh, und der Flüchtling erfährt von Frau Hassenfeld, daß Anna mit dem Revierförster verlobt sei.

Das Polizeigenie ist unterdeß bis in den unbewohnten Schloßkühl vorgebrungen, indem Herr von Rad die Gesellschaft bewegt, die alten Bilder in dem sogenannten Kaisersaal zu bewundern. Eins derselben deckt eine Nische, in welcher der Flüchtling schon einmal ein sicheres Versteck gefunden. Cornelia hebt verzweiflungsvoll, als Rad mit dem Rittmeister Haldenried dieses Bild, um es dem Lichte zu nähern, anhebt. Sie schreit laut auf, doch — die Nische ist leer.

Ein Brief des Bedrohten an die beiden Damen, worin er sich erbietet, für die liebliche Verwalterstochter Anna zu sorgen und zwar durch ein einliegendes Schreiben, welches der Post übergeben werden soll, vermehrt die Verwirrung, denn jener Brief ist W. Haldenried unterzeichnet, mithin kann der Flüchtling nur der Bruder des Rittmeisters sein. Dieser hat vor kurzem auf die Frage des Grafen, ob der Millionär und Demokrat gleichen Namens sein Verwandter sei, erklärt: Der reiche Haldenried ist mein Onkel. Er habe, fügt er hinzu, ihn seiner politischen Gesinnung wegen enterbt, und sei jetzt trostlos, da des Rittmeisters einziger Bruder, den der Onkel stets bevorzugt und der die Gesinnung des Alten theile, wie mancher Verfolgte, wahrscheinlich vom Kriegsgericht verurtheilt und erschossen sei.

Bruno's Brief verliert Cornelia. Ihre Tante, die alte Beschwöcker Gräfin Sophie, findet ihn, hält ihn nach der Unterschrift für ein Schreiben des Rittmeisters an Leonie

und theilt dem General den Inhalt mit. Ein furchtbares Witter bricht über die unschuldige Leonie aus. Frau Hassensfeld eilt zum Rittmeister und theilt ihm die Lage der Dinge mit. Dieser erklärt vor dem General, der Brief, den Sophie, bereits durch von Rast, ihren Herzogsfreund, unterrichtet, diesem übergeben, sei ein mehrere Jahre altes Schreiben seines Bruders aus Ungarn an zwei Damen. Sophie behauptet den Brief verbrannt zu haben. Leonie ist nicht zu versöhnen, der Graf schlägt deshalb eine kurze Trennung vor, der alte General muß nachgeben, Leonie reist nach Paris. Der Flüchtling ist verschwunden, von Rast findet zu seinem Erstaunen ein leeres Nest. Hier endet die erste Abtheilung des Werks unter dem Titel: „Dulder und Renegaten.“ Die Fäden sind geschickt verwebt, an Spannung und Ueberraschung fehlt es nicht, selbst die Nebenpersonen geben dem Leser viel zu leiden und zu hoffen. Die Situationen werden zuweilen so aufregend, daß sie an die Virtuosität der französischen Romanschreiber streifen.

In der zweiten Abtheilung: „Aus der Emigration“, sehen wir uns nach Paris versetzt. Leonie glänzt als schöne Frau in den Gärten der hohen Aristokratie, der ihre Tante angehört. Bruno Haldenried hat, glücklicher als sein Bruder, der Rittmeister, Gnade vor den Augen der jungen Generalin gefunden. Das trauliche Du waltet in den Gesprächen des Paares vor. Wer kann es auch dem Flüchtling verdenken, daß er die Waltersdöchter Anna fast vergessen hat? Bruno lebt unter den Flüchtlingen, deren Treiben nach allen Nationalitäten geschillert wird. Plötzlich erscheint Graf Thieboldsberg mit Cornelia und Frau Hassensfeld in Paris. Bei Leonie steht Bruno seine erste Geliebte als Gräfin. Ihre Herzen finden sich bald wieder. Leonie raßt und findet an dem Grafen einen Verbündeten, weil dieser dem jungen, überreichen Fürsten und Dragoneroffizier Kronenburg seine Tochter zur Gemahlin bestimmt hat. Dieser fide österreichische Gräbe hat freilich schon in Krasznay von Cornelia einen Korb erhalten und ist, um sich zu zerstreuen, nach Paris gegangen. Auch der Rittmeister Haldenried findet sich dort ein und führt Bruno zum Grafen, der ihn kennen zu lernen wünscht. Ein Versuch, den bürgerlichen Geliebten seiner Tochter unschädlich zu machen, ist mißglückt. Denn obgleich die pariser Polizei dem Wunsche des österreichischen Diplomaten nachgegeben und Bruno bei dem Italiener Neroni verhaftet hat, findet sie, daß der letztere, den sie nur um zu täuschen mitgenommen hat, der Festzuhalten sei, der Deutsche wird nach drei Tagen entlassen. Der Graf entschließt sich schnell, seine Tochter aus der gefährlichen Nähe des Demokraten zu entfernen, die Abreise des Diplomaten steht fest. Nun hört er von Bruno, daß auch in Oesterreich die Erbin der Grafenkrone nicht sicher sein wird, denn der Flüchtling hat durch seinen Onkel-Miliosnär die Zusage erhalten, Krassfreier Rückkehr erhalten. In Bruno's Händen befinden sich bereits die nöthigen Papiere und sein Entschluß, sofort nach Wien zurückzukehren, steht fest. Der Graf warnt ihn und deutet auf manches Wenn und Aber. Bruno läßt sich nicht einschüchtern. Beim Abschied von seinem Bruder deutet dieser auf den Glückstern, der ihm jetzt bei Leonie aufgegangen. Ein Haldenried muß es sein, scheint Leonie zu denken. Bruno reist ab und wird, sobald er die Grenze seines Vaterlandes erreicht, verhaftet.

Nun, weiter, weiter! ruft der neugierige Leser. Bedauern, nicht dienen zu können, die zwei Bände „Aus der Emigration“ schließen hiermit, und bin ich daher außer Stande, etwas über das fernere Schicksal des uns interessirenden Liebespaares zu verrathen.

Aber interessiren uns denn wirklich Cornelia und Bruno? Leider muß ich das bezweifeln. Bruno soll ein sehr schöner, begeisterter, junger Mann sein, der für die Volksfreiheit Leben und Besitz geopfert. Er tritt in Krasznay allerdings als bedeutend auf, man vermuthet hinter der abgetragenen Föhrejacke einen ungarischen Magnaten und Fürsten. Er soll sehr Gefährliches unternommen haben, denn warum sonst diese ungewöhnliche Verjagd nach ihm? Er soll in Paris den Studien leben. Alles das sagt uns der Roman; dagegen erscheint Bruno

immer unbedeutender, immer gewöhnlicher. Sein Verhalten im Verkehr mit Neroni und den andern Flüchtlingen ist höchst unschlüssig, wenn auch nur so unvorsichtig wie das der andern. Wir sehen nicht eine Handlung, die uns Bruno werth macht. Er spricht sehr gut, aber dabei bleibt es. Und Cornelia? Sie soll ein schönes Mädchen sein. Wir glauben es; aber weher sie, noch die unerlässliche Frau Hassensfeld gewinnen bei näherer Bekanntschaft. Der Leser ist den Damen für die Rettung des Flüchtlings zu Dank verpflichtet, aber, aufrichtig gesprochen, wäre der Dichter nicht da, Bruno würde dem Herrn von Rast nicht entgangen sein. Die Nebenpersonen sind nach dem Geheiß zettel geschickt entworfen und keine Tendenz bleibt unvermerkt, Wahrscheinlich wird „Schwarzgelb“ in einer dritten Abtheilung fortgesetzt werden; denn wie es vorliegt, sind wir am Schluß des dritten Acts eingetretener Hindernisse wegen nach Hause geschickt und müssen den vierten und fünften Aufzug nachhause suchen.

Von dem zu zwei Dritttheil fertigen Gesteckbild „Schwarzgelb“, vor dem das Publikum, wie der verstorbene Sultan vor seinem von Kreischer nur bis zur Nasenspitze primo gemalten Porträt, ausrufen wird: „Bei Allah, dieser ist ein großer Künstler!“ wenden wir uns zu einem, wie mir scheint, wirklich historischem Bilde, dem Roman: „Der letzte Habsburger und seine Tochter“, von Franz Carion (Nr. 2). Bravo! rufe ich, bevor ich das ganze Bild übersehen habe; bravo! schon um der beiden Partien willen, die mir sogleich in die Augen fallen, ich meine den Besuch der kaiserlichen Oberhofmeisterin Fürstin Auersperg beim Dr. Raleigh, und das Gespräch seiner Enkelin Dolly mit der erkrankten Nichte der Fürstin. Das ist nicht mehr schwarze Kunst, das ist Malerei, oder vielmehr hier ist der Roman zur Dichtung erhöht.

Es ist ein Buch, das man nach jedem Abschnitt gern aus der Hand legt, um sich nachdenkend in das Gelesene zu vertiefen. Nicht mit athemloser Hast verlangt hier die aufgeregte Neugierde, von Situation zu Situation verlockt, nach der endlichen Lösung. Nicht überraschen will der Verfasser; wol uns schwer können wir den Roman weiter dichten, nachdem uns die handelnden Personen bekannt geworden, denn diese ruhige Klarheit, diese anspruchsvolle Vergeistigung, welche die Darstellung durchweht, verleiht auch uns die Macht dichterischer Combination. Und empfinden wir eine Spannung, so ist es die angenehme Theilnahme an Personen, die uns bei fortgesetzter Bekanntschaft immer lieber und bedeutender werden. Marquise Fréculles von Bignatelli-Beiriguards ist die dritte Figur, welche unsere Aufmerksamkeit erregt. Die schöne, anspruchsvolle, entzückende heitere Dolly befindet sich zu dem stattlichen, jungen Husarenobersten in demselben Verhältniß, das Walter Scott Gelegenheit gibt, den Landstreicher Quentin Durward um eine Prinzessin dienen und sie sich gegen den Ober der Ordnenen erkämpfen zu lassen. Dolly freilich erduldet das Schwere um den schönen Marquise. Die Liebe zu ihm und ihrem Großvater, dem freimaurerischen Greis Dr. Raleigh, und dessen schwärmerische Zuneigung zu ihr sind die hellen Lichtpunkte des Romans, der am Hofe des bald dahinscheidenden Kaisers Karl VI. und der jungen Kaiserin Maria Theresia sich entwickelt und abspielt.

Der zu Hernals, einem Dorfe bei Wien, lebende englische Arzt wird von der Oberhofmeisterin Fürstin Auersperg aufgesucht, um ihrer jungen tieferkrankten Nichte Helene, nachdem alle Heilmittel der berühmtesten Doctoren keinen Erfolg gehabt, die letzte Pflanze zu bringen. Die Kaiserin selbst hatte die Fürstin dahin gewiesen und nicht ohne triftigen Grund, denn der fremde Arzt war kein Charlatan, sondern ein wunderbar begabter und erfahrener Mann. Als er in einfacher Cavalierröcke eintritt, wie er sagt, um der kranken Prinzessin sein Erbkraut nicht auffällig zu machen, erkennt diese sofort in Dr. Raleigh eine Aehnlichkeit mit einem ihrer Väter, die auch ihre Tante als sie mit dem Engländer den Saal betritt, wo die Bilder der Vorfahren aufgestellt sind, erkennen macht, während der Arzt

wen tief ergriffen scheint. Dolly, die wunderliebliche Dolly, bringt der Prinzess die vom Großvater bewilligte Medizin. Zwischen den beiden jungen Mädchen erblüht eine innige Freundschaft. Wer sollte auch Dolly nicht lieben! Wahrlich, Carion hat uns in dieser Mädchenblume etwas Unvergessliches geschenkt. Sobald ihr Name genannt wird, fühlt sich der Leser im erwarteten Strahle der Frühlingssonne. Nur warnen möchte ich den talentvollen Verfasser, dergleichen ihm besonders gelungene Figuren nicht zu überzeichnen, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist. Gerade in dem nicht zuviel liegt der Reiz dieser Schöpfung und nichts gefährdet die Naisität, die uns hier so rasch, mehr als Reflexionen in dem Munde dieses jungfräulichen Kindes über ihre kindliche Ursprünglichkeit. Aus wahrer Bezeichnung vor einem Geiste, der eine Dolly gekannt konnte, spreche ich's aus, und dies überhebt mich wol, den Nachweis zu führen, daß ich mit fremdbigliher Hingebung dem holden Getändel dieses seltsamen Engels zugehau und ihrer drohlich-flügel Redeweise gelauscht habe. Ich würde es bedauern, durch einen wohlgemeinten Rath, der manchem als feinsinnige Räselei erscheinen könnte, den Genuß der Leser zu röden. Gewiß, Carion wird mich verstehen, wie auch in der Bemerkung, daß er seine allerdings interessanten Detailschilderungen dort etwas einschränken möge, wo sie als genaue geschichtliche Forschungen — als solche höchst achtungswerth und gern gelesen, aber zu fastheuermäßig — unser lebhaftes Interesse an den liebgewonnenen Personen beeinträchtigen.

Doch schon ruft uns das herzige Geplauder der anmuthigen Dolly nach Hernal's, um noch die letzten Worte des sie aufrichtig liebenden Obersten zu vernahmen. Aufrichtig! Und doch ist der Marchese auf des Kaisers, wie leise angedeutet wird seines Auserwählten, Wechsel mit der Kelgen, imposanten, jungen Fürstin Glandia Portia verlobt. Arme Dolly, wird dein Herz nicht brechen, wenn du den Verrath entdeckst? Ein Gespräch im Kaiserlichen Palais, wo Glandia einen kurzen Besuch macht und schon durch die aristokratische Härte, mit der sie auf Dolly herabblüht und dieser „Person“ begegnet, das Gefühl des Missethums verleiht, muß die Arme aus ihren Träumen in ein furchtbares Erwachen aufrufen. Dolly ist vernichtet. Auch der Großvater weiß sich anfangs keinen Rath, denn er fürchtet, daß seiner gelassen Enkelin das Herz unter diesem jähen Schlage brechen müsse. Aber die Liebe ist ja die größte, ausdauerndste Heilmittel. Sie kämpft, duldet und — verfährt. Hercules und Dolly finden sich wieder, weil sie nicht mehr voneinander lassen können, obgleich der Oberst dem greisen Arzte sein Wort gegeben, Raleigh's Wohnung nicht mehr zu betreten.

Währenddessen spielen die Intriguen am Kaiserhofe fort. Die Hassen wüthen in Hernal's Kegerie, denn ihre Späher berichten von den Zusammenkünften der Freimaurer. Auf des Kaisers Befehl, hervorgehoben durch den Einfluß des Reichthums Mannes, diesmal von Maria Theresia unterstützt, schreitet man zur Verhaftung. Aber welche Erklaunung macht die Schwarzen und die Häfcher verfeinern? Franz von Lodrana, der Gemahl der Kaiserstochter, tritt ihnen mit vielen Edeln aus den Gemächern Raleigh's entgegen. Nun muß vorstichtiger zu Hute gegangen werden. Die Liebe des Marchese zu Dolly wird der Herzogin hinterbracht und die Kegerin ist — verschwunden. Der greise Arzt erliegt fast diesem Schlage. Sie kann nur von Hercules, der bereits gegen den jungen Preußenkönig verwendet und vom Schauplatz fern ist, entführt worden sein. Raleigh überredet vor seiner Abreise, die den Zwed hat, Dolly aufzusuchen, ein Mädchen an die Fürstin Auersberg, das seinen letzten Willen enthält. Sollte er nach fünf Jahren nicht wiederkehren, so möge sie es öffnen und nach dem Inhalte verfahren. Dolly bewohnt sich in einem Kloster, wo sie allen Befehrsversuchen häufig widersteht, aber auch tief erkrankt, wie der freie Sänger im Gefängniß. Auch Raleigh, der beim Oberst Hercules eine Aufklärung gefunden, schmachtet bereits im Kerker.

Daß ein Geheimniß die beiden so furchtbar durch ihre ungewisse Trennung leidenden Personen verhält, ahnt wol der

Leser. Es würde zu weit führen, dasselbe ausführlich aufzudecken zu wollen. Der Schluß des Romans gibt den Schlüssel desselben an, indem wir ihn folgen lassen, den Beweis von der seltenen Erzählungsgabe des talentvollen Verfassers (II, 367 fg.): „Nach diesen Worten schritt die Kaiserin Maria Theresia zum Erkennen des Obersten zu einer der beiden in ihr Arbeitsgemach führenden Seitenthüren, sie öffnend und hineinprechend: „Komme Sie, meine liebe Glandia, löse Sie den Vogel aus, den ich hier im Reze habe.“ Fürstin Portia erschien auf der Schwelle, Hercules zuckte unwillkürlich bei ihrem Anblick zusammen, er senkte in Bestürzung die Augen zu Boden. „Sehe Sie sich diesen Herrn Hufaren an, meine Liebe“, hob Maria Theresia, die Pause unterbrechend, mit Ironie an. „Der hat's glücklich vom Pharisaer bis zum Böllner gebracht, der an die Brast Schlagend seufzt: Gott sei mir Sänder gnädig! Absolviren Sie ihn, daß er nicht ganz vor Sünd' und Reue zu Grunde geht.“ — „Glandia!“ rief der Oberst. — „Hören Sie mich, Hercules“, hob die Fürstin an. „Es kommen uns Tage, an denen die Erkenntniß eines Unrechts lebhafter als zu andern Zeiten uns vor die Seele tritt. Mir ist eine solche Erkenntniß gekommen. Wir würden nie ganz glücklich miteinander werden... nie! Es wäre ein Unrecht, das wir wesentlich gegeneinander begingen, wollten wir uns darüber täuschen. Das Warum bleibe unerörtert zwischen uns, Sie fühlen es, ich fenne es.“ — „Himmel und Erde stürzen über und unter mir zusammen!“ rief Hercules. — „Glandia. Sie, Sie verwerfen mich?“ — „Und mit Recht, Herr, mit Recht!“ stimmte Maria Theresia bei. „Seine Streiche verdienen nichts anderes, verstanden? Wo steht es denn geschrieben, daß Er zwei Götter anbeten darf?“ Der Oberst verkrummte vor Schreck, sein Geheimniß entdeckt zu wissen. ...

„Er muß wirklich von einem gelinden Wahnsinn befangen sein, Herr, daß Er sich jemals träumen ließ, Seine abenteuerliche Neigung zu einem Mädchen wie des hernaßter Arztes Enkelin könne für ihn zu einem Glücke führen“, nahm Maria Theresia das Wort. „Ich hoffe, daß Er jetzt, wo meines höchst seligen Herrn Vaters Wunsch, ihn nicht zur Ehe mit meiner lieben Glandia zu zwingen, durch sie selbst und in so schöner Weise erfüllt worden ist, vernünftig sein, und meinem Wunsche ohne weiteres entsprechen wird, sich mit einer andern zu vermählen, die ich für ihn ausgewählt hab'!“ — „Errechter Gott, in dieser Stunde, wo ich...“ — „Schweig! Er! Ich dulde keinen Widerspruch!“ unterbrach ihn die hohe Frau entschieden, und ohne auf seine Verweigerung zu achten, in der er die Augen mit beiden Händen bedeckte, trat sie an die andere Thür, und sie öffnend, rief sie in das Nebenzimmer hinein: „Komm Er mit der Gräfinn Braut, Graf Rasbach!“ In das Ohr des in einer vergleichlosen Betäubung stehenden Obersten drang ein ganz leises zaghaftes Flüstern: „Hercules!“ und erschrocken von einem Ton, der Ähnlichkeit mit einer ihm bekannten Stimme hatte, ließ er die Hände von den Augen herabgleiten, ein Moment Erstarrung folgte unmittelbar beim Anblick der ihm bestimmten Braut, dann rief er, alles um sich vergehend: „Dolly!“ Fürstin Glandia hatte unterdes leise das Gemach verlassen. Am Abend desselben Tags erhielt der Oberst ein Billet von ihr mit den wenigen Worten: „Leben Sie glücklich mit der, die Ihr Herz liebt. Dies wünscht die scheidende Glandia.“ ... (II, 369 fg.)

„Die vom Rade der Zeit sich rasch abrollenden schweren Ereignisse für Oesterreich, welche mit der bei Rossbach gegen die Preußen von den Oesterreichern verlorenen Schlacht (10. April 1741) begannen, waren vollkommen geeignet, kleinere, nicht das große Ganze betreffende Begebenheiten aus dem Gedächtnis zu vernichten. So vergaß man selbst auch den Hufarenobersten Marchese Hercules von Bignatelli-Deirguarbo, und erinnerte sich erst wieder seiner, als er mit seiner Gemahlin Dolly, geborene und regierende Gräfin von Denbigh und Desmond, im Jahre 1755 nach Wien kam, um die Bitte der ihm so nahe verwandten Gräfin Marianne Althann zu erfüllen, ihr die letzten Tage ihres Daseins durch seine und seiner Gemahlin Gegen-

wart zu erheitern. Die freundliche Aufnahme, die sie bei Maria Theresia fanden, war für den ganzen Hof ein Zeichen, wie sie beide geehrt sehen wollte, und diesen Wunsch der Kaiserin unterstützte besonders die zärtliche Freundschaft, welche Gräfin Dolly im Palais Auersperg fand, denn man sah sie stets bei der nun hochbetagten Fürstin, die bis zum im Jahre 1758 erfolgten Tode ihrer hohen Freundin, der Kaiserin-Mutter, das Oberhofmeisterinamt bei derselben bekleidet hatte. Prinzess Ferlene, der Fürstin Nichte, seit einem Jahrzehend glücklich verheiratet, lebte, den Wunsch der guten, hochbejahrten Tante erfüllend, mit ihrem Gemahl bei ihr, und wenn die Rede auf Vergangenes kam, stochte die Unterhaltung oft in diesem Kreise sich liebender Herzen, denn einer, den sie aufrichtig geliebt hatten, ruhte bereits aus im Erbegräbnis von Desmond, an der Seite seiner Tochter Jenny, Dolly's Mutter; aber sein und seines Vaters (des Grafen Rathach) Bild hingen nun im Auersperg'schen Bildersaal. Und zu diesem Kreise gesellte sich noch eine Persönlichkeit, deren wundres Herz die Zeit geheilt hatte. Es war die Fürstin Claudia Portia, die unvermählt Geliebte." (II, 372 fg.)

Eine Dolly schreibt keine Romane, wenn sie auch zuweilen ein Keimlein an den Geliebten dichtet und ist sie mit ihm vereint, ein selbsterfundenes Wiegenlied ihrem jüngsten Engel singt. Was sagte Napoleon zu einer berühmten Frau über die größte Frau? Wie weit ab müssen in unserer Zeit viele der besten Frauen von dem freudreichen Pfade ihrer alleinigen, so hohen und wichtigen Bestimmung gerissen werden, da die Zahl der Romanschreiberinnen jetzt so bedenklich anwächst! Doch Weib, gelber Weib verführt mich zu dem Wunsche, daß alle unsere Schriftstellerinnen glückliche Gattinnen und Mütter sein möchten, denn dann bliebe ihnen keine Zeit die Feder einzutauchen, es sei denn, daß sie einer Herzensfreundin von ihren aufblühenden Kindern berichten, oder den Wäschettel eiligst schrieben. Welche Thorheit! Können nicht glückliche Gattinnen und Mütter in der Fülle irdischer Güter leben und für alle Verrichtungen armer, geplagter Hausfrauen fremde Hände erkaufen? Wie dann die lange, lange Zeit ausfüllen, die solche günstigen Verhältnisse den Damen gewähren? Mit der Erziehung der Kinder! Wenn aber reiche Frauen diese Last natürlich auch fremden Personen aufbürden und ihre Kinder entweder in oder außer dem Hause von Gouverneuren und Gouvernanten ausbilden lassen? Man verzeihe uns diese Nebenfrage, die allerdings nicht nothwendig hierher gehört, die uns aber durch eine so lebenswürdige Erscheinung wie Dolly nahe gelegt wurde.

Wilhelmine Guisard, die Verfasserin von „Die Hunyadi“ hat in dem vorliegenden Roman „Die Foscari“ (Nr. 3) eine der bekanntesten und entartetsten Perioden der blutriesenden Geschichte der Lagunenstadt zum Gegenstand erwählt. Diese ist schon so oft und mit Erfolg dargestellt, daß für denjenigen Theil der Leser, der in derselben sich zu Hause fühlt, schon mit dem Namen Foscari eine Ueberfättigung an schenlicher Nachsicht, brutaler Gefühllosigkeit und teuflischem Haffe verbunden ist. Immerhin bleibt aber noch ein größerer Theil, welcher aus den Reibbibliotheken, oft ohne jede Auswahl, seine geistige Speise wählt, und für diesen kann es nur vorthellhaft sein, wenn ihm, statt der Uebersetzungen leichter und sittenloser französischer Waare, dieser elegante und immer noch mit deutscher Innigkeit durchwehte Roman geboten wird.

Die erzählten Begebenheiten treiben erst in weiten, dann immer engeren Kreisen schneller und unwiderstehlicher um den Mittelpunkt des Strudels, und wir wissen, daß die betreffenden Personen unrettbar darin versinken müssen. Jacopo Loredano steht an dem Lager seines todben verbliebenen Oheims, des greisen Admirals Marco Loredano und schreibt im Angesicht des Todes mit fester Hand in sein Rechnungsbuch: „Francesco Foscari, für den Tod meines Vaters und meines Oheims.“ Die gegenüberstehende Seite blieb leer für die Zahlung der Schuld. Wie der satanische Loredano sie sich zahlen läßt, erzählt der Roman. Dieser Robite,

seit des Admirals Tode das Haupt der mächtigsten Familie Venedigs zunächst den Foscari, deren Stammväter der achtzigjährige Doge ist, hat durch den haltlosen Verdict, wonach seine politischen Gegner ihm Vater und Oheim durch Gift geraubt, sein teuflisches Herz nur mit unversöhnlicher Rache angefüllt. Sein Wesen ist ein unerforschlicher dunkler Trieb zum Schlechten, der von seinem brennenden Thuge unterkühlt wird. Ueber die Leichen der vernichteten Foscari muß Loredano zum Thron des Dogen und Herzogs von Venedig emporsteigen. Langsam aber sicher führt er seine Absicht zum graufigen und glänzenden Ziele. Ich bewundere die Konsequenz eines weiblichen Herzens, im Interesse dieses Unmenschen den braven Männern und zarten Frauen unablässig Schlingen zu stellen, sie daraus zu retten und unerwähnt neue banditenkluge Pläne zu erfinden, denen die der Verfasserin liebgewordenen Personen endlich zum Opfer fallen müssen. Besonders ausgewählt zu langen unerhörten Dualen ist die engelreine, zarte, gefühlstrene Camilla. Von der Straße, wo das jungfräuliche Kind sich Almosen erkauft und die reichsten von dem Alcibiades Venedigs, dem Herzogssohn empfängt, lockt Loredano das erlöschene Opfer seiner Begierde unter der Maske des Wohlthäters in ein Häuschen am Meere, wo Camilla als Signora lebt und in unbewußter Liebe für den ritterlichen Foscari wehmüthigen Träumen nachhängt. Zwar wird die weiße Taube dem über sie schwebenden Geier durch den Admiral Loredano entzogen und als seine Schutzbefohlene in ein glänzendes, unabhängiges Verhältniß gestellt, aber nach wenigen Tagen stirbt ihr Vater, denn als solcher gibt er sich dem Neffen Jacopo zu erkennen, und nimmt ihm das Wort ab, für Camilla, seine Blutsverwandte, zu sorgen, ihr einen würdigen Mann zu erwählen, aber nicht ihrem Herzen Gewalt anzuthun. Das letzte Ueberhaupt der Loredanos bricht sein Wort, verfolgt Camilla mit seiner entehrenden Leidenschaft und diese flieht aus dem Palast und geräth nach vielen beängstigenden Wechselfällen durch den jungen Foscari als Dienerin dessen schöner und reicher Braut Lucretia in eine für das schwärmerisch liebende Mädchen verzweiflungsvolle Lage.

So treiben die reinsten und besten Menschen, von der Verfasserin mit großer Gewandtheit dargestellt, näher und schneller dem alles verschlingenden Strudel Loredano's zu, bis sie seiner Rache zum Opfer fallen und er angesichts der Leiche des Dogen auf die leere Seite neben Foscari's Schuld für den Tod seines Vaters und Oheims die wenigen Worte schreiben kann: *l'impagata*, er hat mich bezahlt; und diese Worte schrieb Loredano als Doge und Herzog von Venedig.

Den Mangel der poetischen Gerechtigkeit auszugleichen, der hier um so unangenehmer auffällt, als Camilla die Tochter der letzten Gemahlin des vernichteten, ruhmreichen Foscari ist, dieser also von dem Admiral entehrt wurde, wird uns zum Schluß erzählt, daß der neue Vater des Volks, Loredano, von Foscari auf Dornen gebettet war, weil er die übermächtige Oligarchie Venedigs so weit besetzt, daß das geknechtete Volk an seine Rechte zu denken begann. Auch habe der Doge Loredano nicht das Glück genossen, seine Sorgen mit einer vielleicht sechzehn-jährigen Mutter des Volks zu theilen. Wahrscheinlich wird er dafür dem nach dieser Seite verwalteten Volke eine reichliche Zahl Adoptivmütter gewährt haben.

In dem Werke „Die Granadiere der Kaiserin“ von Theodor Scheibe (Nr. 4) befinden wir uns wieder in Wien zur Zeit der hochherzigen Maria Theresia. Dieselbe ist bereits hochbetagt und hat den großen Preußenkönig fürchten und achten gelernt. Die Erzählung hat hiernach einen bedeutenden historischen Hintergrund, trotzdem macht sie nicht den Eindruck, den man von einem historischen Roman erwarten kann. Den Verfassern historischer Romane ergeht es zum großen Theil wie den Malern. Diese halten die Historienmalerei und wieder in ihr die Darstellung aus der heiligen Geschichte für den Gipfelpunkt ihrer

Kunst, und meinen denselben erreicht zu haben, wenn nur auf ihren Bildern Kaiser und Könige, Minister und Diplomaten, Päpste, Bischöfe und Feldherren erscheinen und dabei die Ausdehnung des Gemäldes eine möglichst große ist. Dadurch entsteht oft ein Bild, das mit Talent erfunden und gemalt, dennoch nicht eine befriedigende Wirkung macht, weil es weder der Genere noch der Historienmalerei angehört. Die Maler glauben aber bei ihnen bestimmte Ziel nicht erreicht zu haben, wenn sie sich nicht Historienmaler nennen können, gleich den Dichtern, die durchaus im Drama glänzen wollen, obgleich sie große Dyrister sind wie Uhland und Rückert. Hand doch der Renovator der hiesiger Akademie, das kritische Malergenie Schadow, die kaum drei Fuß hohen Künstler Preyer und Lehnen vor ungeheuren Leinwandflächen, bemüht, sie mit historischen Darstellungen zu bedecken. „Kalt Blumenrösche und Stilleben!“ befahl der erfahrene Meister. Jene folgten, anfangs widerwillig, dann mit Lust, denn nun erst hatten sie die Bahn gefunden, auf der auch ihnen der Vorber sicher war. So auch mühen sich unsere Romanschreiber, gewaltige Rahmen (bänderreiche Werke) mit Erzählungen anzufüllen, die den Namen „historischer Roman“ an der Stirn tragen. „Schreibt Novellen und kleine Erzählungen!“ ruf ihnen der erfahrene Kritiker zu, aber die Preyer-Lehnen-Schrikkeller fürchten davon, in dem Wahne, das Höchste erreichen zu wollen.

Wären „Die Grenadiere der Kaiserin“ als Novelle in einem Bande bearbeitet worden, so hätte das Talent des Verfassers sich in einem kleineren Rahmen mit gewiß größerem Erfolg getummelt als hier, wo fast ein Drittheil der Schöpfung aus geschichtlichen Beiträgen besteht, die sich bis zu Tabellen der Staatseinnahmen und sonstigen statistischen Erörterungen unbequem ausdehnen. In diesen fäbrenden, als Studien achtungswerthen Weitläufigkeiten abgehend, darf ich dem Verfasser die Versicherung geben, daß, wenn er sich künftighin in Scenen ergehen will, wie die dramatisch-komische, in welcher der als Major und Baron auftretende frühere Studiosus und jetzige Grenadier bei seinem Tode erscheint, der in ihm den Sohn seines Jugendfreundes erkennen will, mit ihm die Fronte derselben Compagnie musternd entlang geht, welcher der Soldat angehört, ihn zur Tafel zieht und während dieser die Rapporte erhält, daß Major und Baron von Raunig wahr und gewiss der Grenadier Lachner sei, was der alte Offizier zornig begweifelt und bei wiederholten Meldungen mit Absführung in Arrest an dem erkannten Compagniechef bekräftigt; wenn sage ich, der Verfasser die nicht gewöhnliche Seite seiner Begabtheit benutzen will, so kann er eines lohnenden Erfolgs gewiß sein. In vorliegendem Werke müssen wir das ältliche Beiwerk eines historischen Romans — eines sogenannten — nun schon hinnehmen, wollen wir die gleich nach dem ersten Kapitel und lebhaft interessirenden Schicksale der vier Studenten kennen lernen. Ein Ständchen in einer Winternacht, dem Kammermädchen Retchen im Garten des Palais, welches der allmächtige Minister Raunig bewohnt, auf Veranlassung des einen Studiosus, ihres Geliebten, gebracht und nach Art junger Wildlinge etwas stürmisch durchgeführt, ist Veranlassung, daß die muntere Schar erst von Dienern, die dabei Schläge desehen, und dann von einer Patrouille angegriffen wird. Obgleich diese nur einen Russkanten festnehmen kann, fühlen die andern zu rüchlich und stellen sich freiwillig wol ohne Ahnung der trüben Folgen ihrer Bravour. Am andern Tage machen wir die Bekanntschaft der Grenadiere der Kaiserin, in denen wir nicht ohne rechten Mitleid unsere jungen Freunde von gestern Abend erkennen. Die treue Kameradschaft, in welcher die unverborbenen, echt deutschen Jünglinge durch fünf Jahre schlimmen Camaschensdienstes zusammengehalten, vom Satum wunderbar kurze Zeit erhoben und um so tiefer hinabgestürzt, gewinnt ihnen unsere herzliche Theilnahme, und finden wir sie fast zu wenig — namentlich für ihren Patriotismus nicht ausreichend — belohnt, als wir sie zu kaiserlich königlichen Fähnrichen, Lieutenants und auch Sauerreinemern erhöht sehen, wenn nicht wenigstens den beiden besten unserer Selben zugleich durch das Glück der Liebe

an der Hand schöner, reicher und vornehmer Bräute das höchste Gut der Erde zu Theil würde.

Vom Hofs der deutschen Herrscherin Maria Theresia versetzt uns der nächste Roman „Der Raub Straßburgs“ von Heribert Rau (Nr. 5) an den Hof des schamlosen französischen Despoten Ludwig XIV.

Der geistreiche Thomas Carlyle sagt in seinem unsterblichen Werke „Die französische Revolution“, die Zeit schildernd, in welcher die königliche Würde noch scheinbar feststand, während sich das Gewitter, welches den Thron des fast schuldblosen Ludwig XVI. umstürzte und ihn unter Trümmern begrub, furchtbar drohend am Himmel zeigte, annähernd Folgendes: In der That, bringt man durch den rosenfarbenen Dunst von Sentimentalität, Philanthropie und lüdes des moeurs, so liegt eins der traurigsten Schauspiele dahinter verborgen. Man möchte fragen: welche Bande, die je eine Gesellschaft glücklich oder überhaupt zusammenhielten, sind hier in Kraft? Es ist ein ungläubiges Volk, das Conjecturen, Hypothesen und Schaumstoffene siegreicher Analyse hat und als Glauben lediglich dies, daß das Vergnügen vergnügt. Hunger hat es für alles, was süß ist, und das Geseß des Hungers; aber was sonst für ein Geseß? In sich und über sich eigentlich keins. Ihr König ist zu einem Papagalkönig geworden. Die Kirche steht da mit einem Strick um den Hals, kumm wie ein stummer Doh, nur nach Futter (dem Zehnten) brüllend, zufrieden, wenn man ihm das gibt; übriges kumm und kumpf ihr ferneres Schicksal erwartend. Und die 25 Millionen (damals ungefähr Frankreichs Bevölkerung) hagerer Gestalten, und als ihr Wegweiser ein 40 Fuß hoher Galgen! Gewiß ein merkwürdiges, goldenes Zeitalter, mit seinen lüdes des moeurs, seinen milden Sitten, seinen milden Einrichtungen (institutions douces), die nur Frieden unter den Menschen bedeuten — Frieden? O Philosophen-sentimentalität, was hast du zu thun mit Frieden, wenn deiner Mutter Name Jesabel ist? Fauls Product noch faulerer Verbordenheit, du, sammt der Verbordenheit bist verflucht!

Diese im höchsten Glanze des l'Etat c'est moi, des Tel est notre bon plaisir als Allmacht und Heiligkeit sich selbst Anbetung zollende und von der Creatur verlangende faule Verbordenheit, die in der Person Ludwig's XIV. 11 Millionen an ihren Kleidern tragende, mit dem „blauen Leibrod“, wie heutige Ludwige mit Bänderchen und Kreuzchen, ihre Puppen begnadigende, Milliarden für ein Lustschloß der Maitreffen vergebende Verbordenheit schildert Heribert Rau in vorliegendem Rom, und zwar, um dem Deutschen Schamröthe in die Wangen zu treiben.

Wenn ein leichtfertiges Volk die allgemeine Fäulnis seines Landes mit der Noire eines sogenannten großen Königs bedeckte und sich durch den Glanz seiner blutigen Siege über eine heilspiellose Erniedrigung eines gebildeten Volksthumus täuschte, so müssen wir die Franzosen bedauern. Mit welchem Gefühle aber sollen wir die Schmach des deutschen Volks oder vielmehr der deutschen Fürsten betrachten, die an das französische Gottesgnadenthum schönste Städte deutschen Landes ausgeliefert? Könnte eine so faule Verbordenheit, wie sie die Zeit Ludwig's XIV. mit entseßlicher Verhöhnung aller Rücksichten seinen jubelnden Sklaven zur Schau bot, dennoch maßlosen Raub an dem großen deutschen Volke begehen, wie kraß und saftlos mußte dann erst das deutsche Gottesgnadenthum sich erweisen? Doch warum heute solchen beschämenden Gedanken nachhängen, haben wir nicht Frankreichs größten Kaiser an einen Felsen im fernsten Theile des großen Weltmeers gefesselt und — ja und den Raub nicht zurückgefordert und — ja und wieder Enabe gefunden vor den Augen des in Schlaubeit und List größten Napoleon III.? Ludwig XIV. säete den Samen der Revolution; welchen Weltbrand werden die Pläne dieses Bonaparte entzünden? Oder glaubt ihr, es würden diesmal Ursachen keine Folgen haben?

Doch kehren wir zu Heribert Rau's Roman zurück. Die Einführung am Hofe Ludwig's XIV. ist dem Verfasser des Ro-

mans wohl gelangen, fast fühlen wir eine unangenehme Enttäuschung, die erste Abtheilung des Werks nur als Vorspiel ansehen zu müssen, weil uns unter den auftretenden Personen ein junger Mann so anziehend geschildert wird, daß wir ihn als Held des Romans betrachten, um ihn kurz darauf durch einen Schuß sein Leben unter den Fenstern der neuen Maitresse des Königs — der Geliebten des jungen Ritters — enden zu sehen.

Wie dieser König lebt, berichtet ein Hauptmann der Leibwache (I, 38—41): „Um 8 Uhr des Morgens“, erzählt der Hauptmann, „wenn der König noch zu schlafen pflegt, treten die garçons de chambre ein, besorgen, wenn es kalt ist, Feuer im Kamin oder öffnen im entgegengekehrten Falle leise die Fenster. Dann nehmen sie den l'en-cas, den mortier und das lit de veille weg.“ — „L'en-cas, mortier, lit de veille?“ wiederholte Gauthier, „was sind das für Dinge?“ — „Ventre-saint-gris!“ rief der Hauptmann, „man merkt, daß die Limagne weit von hier ist, sonst müßtest du, Junge, diese Dinge kennen, mit welchen dein großer König täglich in Berührung kommt. L'en-cas ist eine Mahlzeit, die immer und namentlich nachts bereit ist, für den Fall, daß der König Hunger bekommen sollte. Der mortier ist ein silbernes Gefäß in Form eines Mörsers, welches mit Wasser gefüllt wird, auf dem ein Stück gelbes Wachs schwimmt.“ — „Und sein Zweck?“ — „Er dient der Majestät als Nachtlampe.“ — „Und das lit de veille?“ — „Ist das Bett, welches alle Abende im Zimmer des Königs für den ersten Kammerdiener bereit wird.“ — „Nun, und wenn nun diese Dinge fortgeschafft sind?“ fragte der junge Mann mit einem leisen ironischen Lächeln. — „Dann“, fuhr der Hauptmann ernst fort, „wartet der erste Kammerdiener, bis die Uhr halb neun schlägt; geschieht dies, so weckt er den König, ehe noch der Lon verlungen ist. Sofort treten der erste Wundarzt und der erste Leibarzt ein, frottiren den König und helfen ihm die Wäsche wechseln, wenn er transpirirt hat. Jetzt folgt die Einführung derjenigen, die freien Zutritt beim lever oder les grandes entrées haben. Der erste Hofschauspieler öffnet dabei die bis dahin wieder zugezogenen Vorhänge des Bettes und bietet der Majestät das Weihwasser aus dem am Kopfe des Bettes angebrachten Weihfessel dar.“ — „Und die bei dem lever Gegenwärtigen?“ fragte hier Gauthier. — „Sie bleiben einige Augenblicke, in welchen ihnen das Recht zusteht, dem Könige etwaige Gefühle vorzulegen. Hat niemand mehr etwas zu erbitten, überreicht der, welcher die Vorhänge aufgezogen und das Weihwasser dargeboten hatte, das Buch der Andacht des heiligen Geistes. Fünf Minuten später schlägt Se. Majestät das Buch zu, und der Kammerherr überreicht ihm das Kleid, woraus die secondes entrées stattfinden.“ — „Und wer ist zu diesen secondes entrées berechtigt?“ — „Nur die Höchstprivilegirten.“ — „Armer König!“ rief der Jüngling. — „Hat er nicht einmal eine Minute für sich?“ — „D!“ meinte der Oheim, „es kommt noch besser! Wenige Augenblicke nach den Höchstprivilegirten erhalten alle Personen von Distinction und endlich so viele Zutritt, als in der Galerie erschienen sind.“ — „Und der König?“ — „Er beschäftigt sich dabei mit Grazie und Geschicklichkeit seine Schuhe anzuziehen, die der erste Kammerdiener, nachdem er die königlichen Beine mit den seidenen Strümpfen bekleidet, reicht. Alle zwei Tage steht der Hof zu, wie sich die Majestät rasiren läßt, wobei ein Cavalier den Spiegel vorhalten darf.“ — „Darf? — Darf?“ wiederholte der Jüngling und ein schönes Purpurroth färbte sein edles Antlitz. — „Ist das eine Ehre für einen Cavalier?“ — „Ventre-saint-gris!“ rief Herr von Torcy, „eine große Ehre!“

Was dem großen König ferner zu treiben beliebt, erfahren wir aus einer unterhaltenden Scene, zu welcher die sechzehnjährige Cousine des jungen Mannes der Maitresse Marquise von Montespan, bei welcher sie Kammerdame und deren Stern im Sinken ist, gefolgt war. Die Marquise stand allein an des stehenden Königs Seite und erinnerte ihn an seine Liebe und an ihre Kinder (I, 248—253): „Ich denke, Madame!“ versetzte

Ludwig gereizter als zuvor, „der Herzog von Maine und seine Geschwister sind legitimirte Prinzen und Prinzessinnen ... und ... als solche versorgt. Bemühen Sie sich nicht um deren weiteres Schicksal ... es sind Kinder Frankreichs.“ Über welche Mutter läßt sich ihre Kinder ohne Widerstand nehmen! Auch in der Seele der Montespan klang es hier mit bitterem Gefühle auf. „Majestät!“ sagte sie, nicht ohne Schärfe und zitternden Ton, „es sind auch meine Kinder.“ — „Geh!“ entgegnete der König spitz und scharf. „Die sechs Wochenbetten haben Ihr Nervensystem sehr erschüttert ... Wir fürchten beinahe ... auch Ihren Geist!“ — „Majestät!“ rief halb laut die Marquise und ward bleich wie der Tod. — „Sie werden langweilig, wie immer in der letzten Zeit!“ sagte der König. ... Die Montespan wollte antworten ... aber die Stimme erstickte ihr im Halse. Die ganze Wucht ihrer Leidenschaft drohte auszubrechen; indes ... sich besinnend, zog sie nur krampfhaft die Finger zusammen, während ihr linker Fuß aufstapfte, wie sie stets im Zorn zu thun pflegte. Da löste sich durch die Gewalt des Auftretens eine der Diamantschnallen von dem Atlasbusch Gott sei Dank! Jetzt gab es eine Ableitung für den Zorn der Marquise. Flammenden Auges blickte sie in die Wunde ... da fielen ihre Blicke auf die Fontanges, die unter ihrem Hofdamen stand. „Fontanges!“ herrschte sie. Der König ward purpurroth und sofort wieder bleich. Angeline näherte sich beschleunigt ... obgleich ihr das Herz bei der Annäherung an den König fast den Dienst versagte. Jetzt stand sie nahe der Marquise. „Sie wünschen, gnädigste Frau?“ fragte sie höflich. — „Befehligen Sie mir die Schnalle an meinem Schuh!“ herrschte die Marquise abermals. Angeline von Fontanges erblaute. „Wird es bald?“ rief die Montespan und stampfte wiederholt mit dem Fuße auf. — „Ich werde Ihre Kammerfrau rufen lassen!“ entgegnete Angeline von Fontanges, an allen Gliedern zitternd. Aber schon hatte der Zorn die Montespan dermaßen erfaßt und überwältigt, daß sie alles um sich her vergaß. Ihrer selbst nicht mehr mächtig, hob sie die Hand und im nächsten Augenblick klatschte es laut durch den Saal. Auf Angeline's Wange brannte ein Wadenstreich. Sie selbst war auffahrend zurückgetaumelt. ... „Herzogin von Fontanges! Sie werden von heute an die Stelle der ersten Ehrendame Ihrer Majestät der Königin einnehmen!“ — „Eure!“ rief Angeline bestürzt und verwirrt, von Purpur übergoßen und sank vor dem König auf ein Knie. „Eure!“ flammelte sie noch einmal. Aber Ludwig neigte sich leise zu ihr, und ihr die Hand zum Aufstehen reichend, flüßte er: „Gedenken Sie der Stunde in den Wäldern von Marly. Werden Sie den Herzogstitel ... werden Sie die glühende Liebe Ihres Königs von sich weisen?“ — „Nein! nein!“ flüßte Angeline wie im seligen Kaufe und erhob sich. — „So geben Sie mir Ihre Hand! Herzogin!“ sagte jetzt der König wieder laut, indem er Fräulein von Fontanges auf chevalereske Weise die rechte Hand hinhielt, auf deren Fingerspitzen sie die ihre sanft und zitternd legte. „Wir werden Sie selbst Ihrer Majestät vorstellen und in Ihr Amt einführen. Von morgen an bewohnen Sie die Gemächer, welche bisher die Marquise von Montespan hier im Schlosse innehatte.“ Und mit diesem Worten schritt Se. Majestät an der Seite der lieblichen, in Glück und Seligkeit strahlenden Angeline und gefolgt von dem ganzen, noch vor Staunen kaum zu sich gekommenen Hofe den Gemächern der Königin zu.

Es sind diese beiden Scenen die gelungensten des ganzen Romans, der leider nicht den Erwartungen entspricht, zu welchen die einleitende erste Abtheilung: „Ludwig XIV. und sein Hof“, den Leser anregt. Geribert Ran scheint nicht recht gewußt zu haben, welche Figuren er auf dem erwähnten historischen Grunde auftragen sollte und so ist denn selbst die Farbe, die er in der ersten Abtheilung meisterhaft zu wählen und in Licht und Schatten richtig zu verwenden gewußt, fast zur Ueberraschung nett. Das Nec pluribus impar, welches dem französischen Despoten als Sprichwort galt und selbst den großen Condé, den Sieger von Rocroy, Sene und Rördingen, von vier großen Schlachten

und zwanzig kleinern Trefsen zwang, den König auf dem Kanal von Fontainebleau, die Serviette über dem Arm, demüthig zu beugen und dafür — und nicht für die Siege — die Gnade zu erbitten, den blauen Leibrock und damit das Recht zu empfangen, den König sowohl auf der Jagd als bei seinen Promenaden zu begleiten, dies *Nec pluribus impar* gilt nur, wie bemerkt, von einzelnen Theilen des Romans, wo der intrigante und glänzende französische Hof geschildert wird.

Wie mancher ruft dabei: welch eine Zeit! Gott Dank, daß sie vorüber! Ja, vorüber; aber kann sie nicht wiederkommen? Ist etwa der Stoff, aus denen die französischen Ludwige bestanden, heutzutage ausgegangen? O der Zuverlässigen, die sich versichert glauben, weil unsere Bildung dergleichen nicht mehr vertrauen kann. Als der alte, greise Jahn das Andenken der vor 100 Jahren verbrannten letzten Häre auf dem Blockberge feiern wollte, durchzuckte es mich: male nicht den Teufel an die Wand! und bald darauf las ich von einer Herenschwemme im litauischen Preußen. Und was geschah jüngst den Protestanten in Spanien? Pfaffen und Junker sind noch nicht ausgekoren, und schöne Frauen werden immer herrschen wollen. O Himmel, wie schnell ändern sich die Zeiten und wie bereit bleiben doch die Menschen, noch immer Ehre und Pflicht um blankes Gold zu verrathen und Gibe zu brechen. *Nec pluribus impar!* Fleh doch der Nachfahrl der Bourbonen chaise d'affaire und das hohe Adelsprivilegium, dabel sein zu dürfen, wenn der König von ihm Gebrauch machte, Brevet d'affaire. Und was hat Heine in dem gleichen Röbel, das er bei der Göttin Hammonia vorfand, von Deutschlands Zukunft gerochen? Schämen müssen wir uns, wenn uns von jener jämmerlichen Wirthschaft unter dem kaiserlichen Plenipotentiarius, Grafen von Rosenbergr erzählt wird, wo nach achtzehn Sitzungen, welche die Gesandten der deutschen Fürsten in „dem Saal der verlorenen Worte“ zu Regensburg 1663 hielten, während die Armeen Ludwig's XIV. deutsche Länder brandschatzten, die Vetter der deutschen Ehre so weit gekommen waren, daß sie folgende Vorfrage in einem auf 28 Seiten motivirten Actenstück zu Stande brachten (H. 136—138): 1) „Ob dem kaiserlichen Bevollmächtigten allein, oder auch den kaiserlichen Gesandten, gegenüber den fürstlichen und städtischen, das Prädicat „Excellenz“ zukomme? 2) In welcher Reihenfolge die gegenseitigen Besuche der Herren Gesandten untereinander abzuhalten seien? 3) In welcher Rangordnung die Herren Abgeordneten den Ein- und Austritt zu nehmen hätten? 4) In welcher Reihenfolge dieselben am Sitzungstische Platz nehmen sollten? 5) Ob es zu genehmigen sei, daß bei den ordentlichen Sitzungen des Congresses — sobald derselbe erst einmal eröffnet — der kaiserliche Gesandte einen Sessel mit Rück- und Armlehnen, und einem Ueberzug von rothem Sammt, nebst Fußbede von gleichem Stoffe und gleicher Farbe beanspruchen könne? Während: 6) Die kaiserlichen Gesandten sich grünsamntener Sessel mit Rück- und Armlehnen und grüner Fußbede, 7) die fürstlichen grünsamntener Sessel ohne Armlehnen und Fußteppich, 8) die städtischen aus Leinwand ohne Rück- und Armlehnen und ohne Teppich zu bedienen hätten? Sodann: 9) Ob bei den Gastmählern der kaiserliche Gesandte von Edelknaben zu bedienen sei, und mit goldenen Messern und Gabeln essen solle, während die fürstlichen Gesandten sich nur mit Lakaien und silbernen Messern und Gabeln zu begnügen hätten? 10) Ob es überhaupt zulässig, daß sämtliche Abgeordneten an einer Tafel speisen könnten, oder mehrere Tische nach Rangordnung zu bestellen seien? 11) Ob — bei einer Tafel — man im Girkel, Oval oder Quadrant zu sitzen habe? Endlich: 12) Wie es bezüglich der Geschäftssprache bei Eingabe der Noten u. s. w. der französischen Gesandten zu halten sei?“

Heribert Kau wollte jene Zeit der deutschen Schmach durch Personen und deren Erlebnisse, wie beides seine Phantasie erfunden, uns ins Gedächtnis rufen, aber bei dem Studium der Geschichte jener Zeit fand er so interessante Details, daß er sie nicht verschweigen mochte, und so ist sein Werk zum größten Theil ein historisches geworden, in welchem sich die romanhafte Sce-

nen fremd und was die deutschen Beweise, sehr schwächlich ausnehmen.

Für Freunde der Geschichte bietet das Werk reiche Ausbeute und für Freunde der Unterhaltung sogar Scenen, wo Gespenster und Gistmischer erscheinen, aber erstere werden durch den romantischen Theil verdrängt, und letztere durch ausgedehnte geschichtliche Darlegungen wenig ergötzt werden. Traurige Eile der Zeit, die dem Schriftsteller nicht vergönnt, den erwählten Stoff ausreichend zu sichten und sich selbst darin tief einzuleben, um seine Romane als wirkliche Träger der verschiedenen Bestrebungen einer Periode im großen wie im kleinen abzurunden. Alle jene sehr leserwerthen Auszüge, fleißig und mühsam aus vielen geschichtlichen Werken zusammengetragen, müssen dem Schriftsteller zum tiefen Verständniß dienen, und will er sie nicht weiter unbenutzt lassen, so möge er sie überarbeiten und als Ganzes veröffentlichen, als Beitrag zur Welt- oder Specialhistorie. Im Roman selbst ihnen so oft und so viel Raum gönnen, schafft zwar bänderreiche Werke, aber selber auch solche, die dem Talent und Fleiß des Verfassers kaum vorübergehenden Ruhm einbringen. Des gilt mehr oder weniger für die meisten sogenannten historischen Romane.

Um den löblichen Zweck Heribert Kau's zu unterstützen und deutsche Herzen im gerechten Zorn klopfen zu machen, schließe ich diese Besprechung mit der Schilderung der Festigung des Raubdes Strasburgs. Der Roman sagt, Ludwig habe gleich von vornherein den Befehl erlassen (III, 371 fg.): „Daß während seines Aufenthalts in Strasburg kein Protestant das Münster besuchen dürfe; außerdem aber der Bürgererschaft überhaupt jede Correspondenz mit dem Auslande bei hoher Strafe verboten sei. War dies doch ein schöner Wink: auf welche Weise man seine in der Capitulation gegebenen Versprechen halten werde. Aber ein Mann Gottes empfing ja am Fuße des Münsters den andern: Fürst Franz Egon von Fürstemberg, Bischof von Strasburg ... den allerchristlichsten König. Ja, hier stand er, der schamlose Verräther, der Herr Fürstbischof, abermals umgeben von der ganzen Geistlichkeit und seinem Domkapitel ... hier stand er, der elende Verräther an der Vaterstadt und dem deutschen Vaterlande, umkarrt von Kirchenfahnen, umgeben von Crucifixen, von welchen er selbst ein großes, in Diamanten gefaßtes auf der treuen und ehrlösen Brust trug. Hier stand er, der Schamlose, und begrüßte den Usurpator Strasburgs, Ludwig XIV., mit den Worten: „Gelobt sei Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der Heilige Geist für diese Stunde! Nachdem ich durch den starken, durch den allgewaltigen Arm Euer Majestät, des größten Königs der Erde, in den Besitz dieser Kirche wieder eingesetzt bin, aus welcher die Gewaltthätigkeit der Regier meine Vorgänger vertrieben hat, kann ich wol mit dem alten Simon sagen: Herr, nun läßtst du deinen Diener in Frieden fahren, denn ... meine Augen haben deinen Heiland gesehen!“ So sprach der schamlose Verräther an Vaterstadt und deutschem Vaterlande, der deutsche Fürst, Franz Egon von Fürstemberg, Bischof von Strasburg, und hielt Ludwig XIV., dem Könige von Frankreich, das Crucifix zu Füßen hin. Dann bot er, dem Herrkommen nach, den Majestäten das Weihwasser. ... Die Thüren des Portals flogen auf ... die Orgel tönte, der König und sein Gefolge zogen in die weiten hohen herrlichen Galerien ein ... und das Te Deum laudamus begann. Und mächtig und immer mächtiger schollen die Töne an, und von den Wänden hallten die Worte des gewaltigen Ambrosianischen Lobgesangs wider: „Herr Gott dich loben wir!“ Und die Glocken läuteten und die Kanonen donnerten von den Wällen herab und Frankreichs Banner flatterte hoch oben auf der Spitze des Münsters lustig im Winde. Vor dem Hochaltare aber lag Ludwig XIV., König von Frankreich, auf den Knien und dankte Gott, daß er ihm ... den Raub Strasburgs hatte gelingen lassen.“

Heribert Kau.

Biographische Erinnerungen an deutsche Männer.

Es liegen uns einige Schriften biographischen Inhalts von meist nur geringem Umfang vor, die wir hier in einigen Notizen und Hinweisungen erlebigen wollen; und zwar wollen wir mit derjenigen beginnen, die durch größern Umfang wie auch in chronologischer Hinsicht sich am besten dazu eignet, den Reigen zu eröffnen.

1. August Buchner, Professor der Poesie und Verebtsamkeit zu Wittenberg, sein Leben und Wirken. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Schriftlebens im 17. Jahrhundert von Wilhelm Buchner. Hannover, Rümpler. 1863. 8. 20 Mgr.

Das Leben und literarische Wirken August Buchner's — geboren zu Dresden 1591, seit 1616 Professor der Poesie und seit 1631 Professor der Verebtsamkeit an der Universität zu Wittenberg, Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft, gestorben 1661 — wird hier von einem Nachkommen geschildert, der in der Vorrede bemerkt: „Die Handbücher berichten kurz die stetig gewordenen Angaben über Buchner's Lehrthätigkeit, seine Freundschaft mit Opitz, seine dichterische Bedeutung unter den Schülern. Dagegen hat neuerdings vor allem Hoffmann von Fallersleben viel Neues beigebracht zur Kenntniss des Mannes, aber auch, bei aller Anerkennung seiner wissenschaftlichen Verebtsamkeit, seiner dichterischen Begabung wesentlich geringere Schätzung beigegeben. Indessen ist noch immer eine Arbeit rückständig: aus August Buchner's Werken, wie aus den Schriften der Zeitgenossen, ein Gesamtbild von Buchner's Leben und geistigem Gepräge, von seiner Wirksamkeit als Dichter und Dichterfreund, als Lehrer der wittenberger Hochschule, als Schriftsteller über die Geetze der Dichtkunst, wie als Lateinschreiber und Alterthumsforscher zu entwickeln. Und so mag diese Arbeit dem noch nicht hinlänglich gewürdigten Manne seine gebührende Stelle in der Geschichte des deutschen Schriftlebens anweisen; ich traue mir, obgleich dieselbe dem berühmtesten Träger meines Namens, dem Uroheim gilt, dennoch Unbefangenheit genug zu, um ohne Vorurtheil sein Bild aufzufassen und darzustellen.“

Und weiter bemerkt der Verfasser: „Ich selbst habe mir öfter die Frage vorgelegt, ob die Frucht dieser meiner oftmals recht mühevollen Arbeit auch der Mühe lohne, ob Einzelheiten und Gesamtergebnisse, welche nur durch zahlreiches Nachschlagen in längst veralteten, oft schon in ihrer Jugendzeit herzlich trockenen Büchern sicher gestellt werden konnten, auch dem Fernstehenden anziehend genug seien. Bei genauer Kenntnissnahme indes bietet jene Zeit, welche man gemeinlich nur als die einer zügellosen Soldaten- und Fremdherrschaft zu betrachten geneigt ist, so viel freundliche Züge echt deutscher Lichthigkeit, eines unter den schweren Tritten von Schweden, Franzosen und Kroaten rathlos aufsprossenden deutschen Volks- oder doch Sprachbewusstseins, die vielfach so geschmacklose Dichtung jenes Jahrhunderts war hinsichtlich der Formenentwicklung so überaus triebkräftig, so sehr Gegenstand ernstester Forschung, die in Buchner's Freundeskreise auftretenden Persönlichkeiten sind theilweise so bedeutsam und eigenartig, daß alle diese Erwägungen mich entschuldigen mögen, wenn ich glaube, ein in das Einzelne gehendes Lebensbild dieses Mannes werde ein nicht ganz werthloser Beitrag sein können zur Geschichte des deutschen Schriftlebens. Möchte doch, durch ähnliche Vorarbeiten ermöglicht, in nicht allzu ferner Frist eine umfassende Darstellung der wissenschaftlichen und schöpferischen Strebungen, die in jenem Jahrhundert auf dem blutgetränkten Boden Deutschlands hervortraten, und das klare, vollständige und gerechte Lebensbild jener merkwürdigen Zeit aufrollen, welches wir noch keineswegs besitzen.“

Wir schließen uns diesen Ansichten wie diesem Wunsche vollkommen an; wir haben, wie aufmerksame Leser sich erinnern dürften, auch unsererseits wiederholt in d. Bl. die Ansicht ausgesprochen, daß jene Zeit, so trostlos sie auch erscheinen mag,

noch keineswegs ganz so trostlos war, als man sie darzustellen und wofür man sie auszugeben so allgemein geneigt ist.

Was nun August Buchner betrifft, so gibt der Verfasser selbst zu, daß in seinen Werken sich nichts Eigenthümliches, Großartiges, Geniales, Umgestaltendes zeige, nichts, was ihn über die Dichter auch nur zweiten oder dritten Ranges unter den Zeitgenossen emporhob, daß dagegen Reinheit der Form und sittlicher Gehalt zu jeder Zeit ehrend anzuerkennen seien. Eine Stellung in der Geschichte der deutschen Poesie sichert ihm namentlich der bisher wol kaum bekannt gewordene Umstand, daß Buchner sich zuerst des Daktylus in deutschen Gedichten bediente, und zwar zuerst in dem festlichen Schlusssange seiner Oper oder Action „Orpheus“, die von dem berühmtesten deutschen Tonkünstler der damaligen Zeit, Heinrich Schütz, in Musik gesetzt und zu des Kurfürsten Johann Georg II. von Sachsen Beilager am 20. November 1638 aufgeführt wurde. Diese Erneuerung machte Aufsehen und fiel auf Widerspruch, und selbst Opitz, dessen Verebtsamkeit eigentlich nur den Jambus und Trochäus zuließ, gab nur widerwillig und zögernd nach. Auch Buchner's bekanntestes, bei Gledits („Wi Bücher deutscher Dichtung“, I, 289) wieder abgedrucktes Gedicht mit der Ueberschrift „Doe“ ist daktylisch:

Lasset uns, lasset uns mindern im Garten
Heute der Rosen und Tulipen Zahl!
Wollen wir Arme noch morgen warten?
Sterbliche sind wir ja allezumal.
Die Blumen entkeimen:
Wer säumet zu gehen?
Der Winter kommt bald,
Vereiset die Wälder,
Schleift Wiesen und Felder,
Und macht die blühende Sommerlust alt u. s. w.

Uebrigens beruft sich Buchner einmal in einem Briefe darauf, daß „der berühmte Musikus Herr Heinrich Schütz“ sich habe „vernehmen lassen, es könne kaum einige andere Art deutscher Reime mit besserer und anmuthigerer Manier in die Musik gesetzt werden als eben diese daktylische“.

Auf Einzelheiten vorliegender Biographie gehen wir hier nicht weiter ein; wir möchten nur als ein vielleicht nicht uninteressantes Factum anführen, daß bereits Buchner die, auch heutzutage gehörte Klage ausspricht, daß die Buchhändler allzu habgierig seien und die Arbeit von Gelehrten nicht genug schätzen wüßten. Eine andere Bemerkung des Verfassers lautet: „Eine nicht geringe Stufe zu dichterischem und schriftstellerischem Ruhme war eine wahrhaft widerwärtige Sitte jener Zeit, die des grenzenlosen gegenseitigen Verächterns und Lobküssens. So wie Buchner einem Heinfuss und Opitz gegenüber für seine Verehrung kaum hinreichend starke Ausdrücke finden kann, so ihm gegenüber seine Schüler. Aber das Uebel lag in der ganzen Zeit, welche durch die tägliche Gewohnheit des gegenseitigen Anfügens und Empfehlens allen Maßstab für Lob verloren hatte, und dadurch in eine Schweifweberei gerathen war, die man mit dem Sinn eines Zeitgenossen betrachten mag, um sie nicht völlig unwürdig zu finden.“

Der Verfasser meint übrigens wol nicht mit Unrecht, daß dieses gegenseitige „Anfügen und Vorverreden“ neuerdings auch wieder mehr als billig eingerissen sei. Solche Gewohnheiten zu denen auch die Titelsucht und manche andern kleinbaatlichen und kleinbäutlichen Passionen gehören, scheinen bei den Deutschen unaussrottbar zu sein und wachsen, heute ein wenig verschüttet, morgen nur um so üppiger wieder nach.

2. Joachim Heinrich Campe's Leben und Wirken. Von Jean zu einer Biographie von Emil Hallier. Societ. Schulbuchhandlung. 1862. 16. 12 Mgr.

Wir sind dem Verfasser dankbar für diese Biographie eines Autors, dessen „Robinson der Jünger“ von 1778—1862 nicht weniger als 62 Auflagen erlebt hat, ungerathet die nur zu zahlreichen Nachahmungen dieses beliebten Buchs, das seinerseits alle

dings auch nicht den Vorzug unbedingter Originalität in Anspruch zu nehmen hat. Da sicherlich sehr viele unserer Leser, und namentlich die älteren, manche ihrer angestrichelten Jugenderindrücke der Lectüre dieses Buchs verdanken, so wird es denselben vielleicht nicht unangenehm sein, folgende mit der Entstehungsgeschichte des „Robinson“ zusammenhängende Stelle aus vorliegendem Buchlein hier mitgetheilt zu erhalten: „Es war im Sommer des Jahres 1778, als der Kaufmann Johann Jakob Böhl, welcher einem der ersten europäischen Handelshäuser in Cadix vorstand, im Verein mit seinen Freunden Johannes Schubach und Legationsrath Leisching, Campe den Vorschlag machte, die Erziehung ihrer fünf Söhne zu übernehmen. Dies waren Johannes, Gottlieb und Fritz Böhl, Nikolaus Schubach und Dietrich Leisching, deren Vornamen uns, sowie der von Lottie, Campe's einzigen Kinde, im Robinson aufbewahrt sind. Johann Nikolaus Böhl war der älteste von allen und damals acht Jahre alt. Für diesen anfangs nur so kleinen Kreis engagirte Campe noch zwei Lehrer, von denen der im Robinson genannte Freund R. Rudolphi, ein Bruder der Schriftstellerin Karoline Rudolphi, ist. Der alte Böhl sorgte mit edler Freigebigkeit für ein schönes Gartenhaus im Willwerder Ausschlag am Hammerdeich, welcher damals oft fälschlich mit zum Grünen Deiche gerechnet wurde. In diesem kleinen Paradiese — denn anders können wir es bei der Einsamkeit, bei dem Glücke und der Gesundheit seiner Bewohner nicht bezeichnen — war es, wie Gottlieb Böhl selbst sich ausdrückt, „wo Campe so oft mit gerührter, Ehrfurcht gebietender Miene in dem Kreise seiner Jüglinge stand, um ihnen eine neue Regel zur Jugend bekannt zu machen, sie dann so innig zur Befolgung derselben ermahnte, den Abend über ihre Ausführung mit ihnen sprach und jedem das verdiente Zeugniß gab.“ Hier waren der Apfelbaum, die Laube, die Grasbank, die wir aus dem Robinson kennen; hier ist endlich und vor allem der Robinson selbst nicht sowol erzählt, als vielmehr gespielt und gelebt worden.“

Auf Anlaß der namentlich durch Campe's Sprachreinigungsversuche in den „Zenien“ hervorgerufenen Ausfälle gegen ihn bemerkt der Verfasser: „Es war gerade die Zeit des Zenienkrieges, und vor allem Schiller versäumte nicht, Campe's Behauptungen in dem allerhöchsten Versehen zu geißeln, gegen die sich Campe in nur bisweilen glücklichen Antizenen wehrte. . . . Campe hatte mit Unrecht besonders Goethe in Verdacht der Autorschaft, worin er nachher wol dadurch bekräftigt wurde, daß ihm Schiller zwei Jahre später für die schon angeführte Uebersetzung des (französischen) Bürgerdiploms in einem sehr freundschäftlichen Briefe, welcher leider der Öffentlichkeit noch entzogen ist, beantwortet hatte.“

Hoffentlich wird man diesen Brief Schiller's an Campe der Dankschuld nicht allzu lange mehr vorenthalten. Später, im Jahre 1810, bei einem Besuche Karlsbads, hatte Campe eine Begegnung mit Goethe, „der, des alten Zenienhaders vergessend, ihn freundschaftlich begrüßte und lange mit ihm sprach“. Hierbei können wir jedoch nicht unterlassen, beiläufig darauf aufmerksam zu machen, wie vortrefflich sich Goethe während des Zenienkriegs benommen hat; denn da die schärfsten und persönlichsten Zenien, welche die erbittertsten Gegenangriffe hervorriefen, von Schiller herrührten, so hätte es von seiner Seite nur einer Entzückung bedurft, daß er an denselben keinen Antheil habe, um die Unmöglichkeit der Angegriffenen von sich abzuwenden; aber er unterließ dies und nahm die Folgen der von seinem Freunde begangenen Rathwilligkeiten ruhig auf sich.

Schon in dem eben genannten Jahre war Campe leidend und hypochondrisch verstimmt, namentlich wol in Folge der Enttäuschungen und Unannehmlichkeiten, die er sich durch seine anfangs allzu sanguinische Begeisterung für die französische Revolution zugezogen hatte. Während der letzten fünf Jahre (1813—18) war sein Zustand so trauriger Art, daß Wilhelm von Humboldt, in dem väterlichem Hause Campe bekanntlich einige Zeit, noch im ganzen Jahr Hauslehrer war, ihn geradezu als „blödsinnig“ bezeichnet hat. („Briefe an eine Freundin“, II, 130.) Der

Verfasser bemerkt: „Dämonisch war es in dieser Seelenstörung, daß — während der Geist alle Klarheit einbüßte — der Körper, sonst so schlank und keitlich, ungemöhnlich voll und scheinbar kräftig wurde.“

In seiner Jugend hatte Campe stark an den Augen gelitten und seinem Körper durch übertriebenen Fleiß mehr als gewöhnliche Leistungen zugemuthet. Man liest z. B. in vorliegendem Schriftchen: „Er nahm sich selten aber häufig, oft nur zwei bis drei Stunden zum Schlaf, ja einzelne Nächte wurden ganz durchwacht; auch bei Tage gab es außer der Arbeit kaum eine Erholungsstunde für ihn. — Um seine Natur zu zwingen, hielt er sich die ganze Nacht durch Thee warmer, in der kühlen Hoffnung, dies werde ihm die verschwundenen Kräfte ersetzen. Um die Schmerzen der Augen zu lindern, seuchete er sie von Zeit zu Zeit mit Wasser an und wenn sie dennoch vor Ermüdung zufallen wollten, hielt er sie gewaltsam mit den Fingern offen. In solcher Weise setzte er es die drei letzten Schuljahre fort und nur die Festtage brachten ihm über fünf Stunden Schlaf. Das konnte selbst die von Natur und durch die erste Erziehung so dauerhafte körperliche Constitution nicht aushalten, von der die schlafte, hagere Gestalt wenig mehr verspüren ließ und die doch noch so wirksam war, daß ein paar Erholungsstunden ihm gleich die natürliche gesunde Gesichtsfarbe wiedergaben.“

3. Erinnerungen an Ernst von Lasaulx. Von H. Holland. München, Fleischmann. 1861. Gr. 8. 7 1/2 Mgr.

Eine eigenthümliche Erscheinung, über deren Grund wir schon öfter nachgedacht haben, scheint uns die zu sein, daß uns die Biographien von Autoren, welche noch unsere Zeitgenossen waren und deren Bildungsengang in unser Säkulum fällt, uns in der Regel nicht das gleiche Interesse gewähren, als die Biographien der meisten derjenigen, deren Werden und Blüthezeit in das vorige Jahrhundert fällt, und dies erscheint uns so auffallender, da manche zeitgenössische Autoren, deren Leben man uns beschrieben hat, viel heftiger und unmittelbarer in die politische Strömung der Zeit hineingerissen worden sind, als die des vorigen Jahrhunderts. Zum Theil mag jene Erscheinung daran liegen, daß Leben und Wirken der letztern ein mit dem unsern gleichzeitiges war und unmittelbar in unsern Gesichtsfeld fiel, zum großen Theil aber wol daran, daß heutzutage die Bildungs- und Anschauungsweise eine viel gleichmäßigere, doctrinärere ist und selten zu einem hervortretend originellen Ausdruck gelangt, daß Gemüthsfrische und Raubetät hinter der einseitigen Ausbildung des Geistes und Verstandes, die rein menschlichen Bezüge hinter den politischen und confessionellen Standpunkten zurücktreten, daß wir die Resultate der Bildung halb überliefert erhalten, während die Menschen einer früheren Periode mehr ihre eigenen Gesandtheiten waren, sich mehr aus dem Rothen herausarbeiten mußten und daher einen interessanteren Bildungsproceß durchzumachen hatten. So, glauben wir, wird man die Biographie eines Campe immer noch mit größerem Antheil und größerer Belehrung lesen als diejenige unsers Zeitgenossen Ernst von Lasaulx, obgleich derselbe eine sehr entschiedene Richtung im Gebiete religions- und geschichtsphilosophischer Anschauungen verfolgte und als Mitglied des frankfurter Parlaments sogar eine gewisse politische Rolle spielte. Immerhin ist die Schrift interessant genug, um sie Freunden biographischer Lectüre und speciell den Verehrern wie den Gegnern des Verstorbenen zu empfehlen. Von thatsächlichen Notizen entnehmen wir hier nur die, daß die Familie von Lasaulx aus dem Luxemburgischen stammt und früher von der Weiden (de la Saulx) hieß, und daß der Vater unsers Ernst, Johann Claudius von Lasaulx, eine große Anzahl romanischer und spitzbogiger Kirchen in den Rheinlanden gebaut und mit Dronke das Werk „Die Matthias-Kapelle bei Koblenz“ (Koblenz 1837) herausgegeben hat. Seine philosophischen und religionsphilosophischen Anschauungen schöpfte Ernst von Lasaulx namentlich aus dem „rationalistischen“ Meister Eckhart (Starb 1329 zu Köln), den der Verfasser vorliegender Schrift einen „grandiosen hochfliegenden“ Philosophen, einen der größten

Geister aller Zeiten“ nennt, der die deutsche Speculation zuerst begründet habe. Früher waren die Handschriften, welche Schart's Tractaten, Reden und Sprüche enthielten, zum guten Theil noch völlig unbekannt; Lasaulx hat vieles davon entdeckt, in den Bibliotheken von München und Wien und namentlich im Frühling 1880 auf einem „der monasticum“ in den österreichischen Klöstern St. Florian, Kremsmünster, Rött, Ötztal und Kloster Neuburg. Eine „Specialität“, wie sie heutzutage genannt wird, war bei Lasaulx die Vorliebe, womit er den Verwesungsproceß der Nationen beobachtete. Auch auf seinen Reisen im Orient (1883) und in Griechenland (1882) faßte er vorzugsweise Gegenden und Bevölkerungen in diesem düstern Lichte auf. Ueber die Aussicht von der Spitze des Delbergs schrieb er z. B. an einen Freund: „Schweigen und ein namenloser Geist der Leere ist rings, soweit du die Augen ausstreckst, dem verbliebenen Antlitz der Natur wie ein fahler Leichenschein aufgedrückt; die Stille, die hier herrscht, ist nicht Ruhe, sondern innere Verlassenheit, das Leben hat sich aus dieser Natur zurückgezogen. Niemals habe ich etwas Ähnliches empfunden. Nur der ewig klare Himmel, der sich über dieser Erde ausspannt, ist unveränderlich geworden.“

Auch Griechenland wendet ihm dieses fahle leichenhafte Antlitz zu; er sieht da nur verwitterte Berge, verlegte Duellen, vertrocknete Wälder, zertrümmerte Städte, wenn überhaupt noch Trümmer davon vorhanden sind. Auch in Bezug auf die jetzige Menschheit erblickt er überall Symptome des Absterbens oder Altwerdens, das seiner Ansicht nach ein unverbrüchliches Naturgesetz ist, dem keine Nation wie kein Individuum sich entziehen könne. Und denbar ist es allerdings, daß in zehntausend Jahren die Nationen an den Gedanken ihres unvermeidlichen Todes sich ebenso gut gewöhnt haben werden, wie sich die Individuen daran haben gewöhnen müssen, nur daß man, infolge größerer Erfahrungen und demzufolge höherer Entwicklung der pathologischen und physiologischen Seite der Geschichtsschreibung, dann viel genauer und sicherer als jetzt die Ursachen, Bedingungen und Symptome des Erkrankens und Absterbens ganzer Nationen und Reiche kennen wird. Natürlich muß ein Geschichtsphilosoph wie Lasaulx auch davon überzeugt sein, daß es keinen absoluten Tod gibt, sondern daß aus der Verwesung selbst infolge neuer Mischungen auch wieder neues Leben hervorgeht. Nur gebe man sich nicht der Täuschung hin, daß, wenn ein abgestorbenes oder zerstücktes Volk nach tausend oder zweitausend Jahren unter demselben Namen und in denselben Grenzen politisch wieder aufersteht, es noch dasselbe sei. Die jetzigen Griechen z. B. haben fast ebenso wenig etwas mit den alten Hellenen gemein, als die modernen Deutschen mit den Cherusern Armin's oder den Sachsen Wittekind's. Im ganzen werden auch Lasaulx' Gegner zugeben, daß er von einem Gemüthsadel war, wie er heutzutage nachgerade eine Seltenheit geworden ist, wie denn überhaupt die Melancholiker nicht vorzugsweise die schlechteste Sorte von Menschen sind und auch nicht sein können. Auch vergesse man nicht, daß Lasaulx schwere Prüfungen zu erdulden hatte, die sein Gemüth düstern Stimmungen geneigt machten; rasch hintereinander verlor er fünf Kinder, während das sechste, anhaltend kränklich, beständig zwischen Tod und Leben schwebte; und schließlich kamen dann noch die politischen und confessionellen Aufregungen und Enttäuschungen.

4. Waldeckische Briefe. I. Staatsmänner des Fürstenthums zu Ende des vorigen Jahrhunderts. II. Erinnerungen an G. E. 3. Bunsen's Jugendjahre. Berlin, Herp. 1862. Gr. 8. 8 Mgr.

Der Verfasser vorliegender Schrift (W. Schumacher, wie er sich am Schluß derselben nennt), bringt in der ersten Abtheilung derselben Mittheilungen über Fürsten und Staatsmänner seines Heimatlandthums, unter denen die über den Fürsten Friedrich von besondrem Interesse sind. Fürst Friedrich, der 1766 zur Regierung gelangte und 1812 starb, gehört zu der ansehnlichen Zahl jener deutschen Fürsten des vorigen Jahrhunderts, welche

der Aufklärung, Toleranz und Humanität huldigten und, was kein unparteiischer Mann verkennen sollte, mit kleinen Mitteln im kleinen Umkreise wahrhaft Großes leisteten. Er rief jenen Bildungszustand im Ländchen hervor, aus dem dann die Ranz, Raubach, Bunsen, Drake u. s. w. hervorgegangen. Der Verfasser bemerkt von ihm: „Seine lange Regierung ist durch keinen Charakterfehler, durch keinen politischen Mißgriff und, was die Herzen der Unterthanen immer am sichersten gewinnt, durch keinen Mangel an Großmuth, durch keinen Eigennuß, nicht durch einen Verdacht davon, je getrübt, nur durch eine Schwäche ist sie in Schatten gestellt worden, durch eine Nichtachtung einer so werthvollen Sache, des Geldes, welcher hin und wieder der Vorwurf der Verschwendung, und mit Recht, gemacht ist. Es ist andererseits doch aber billig nicht zu übersehen, daß sie fast nie den Privatvergnügen, dem Privatgenuß des Fürsten, sondern fast immer nur dem Nutzen und Wohlergehen anderer gegolten hat; daß sie ohne Vergleich mehr Groß- als Uebermuth gewesen ist“ u. s. w. Nun, gegen einen Fürsten wie gegen einen Privatmann, der zu guten, edeln und humanen Zwecken Geld ausgibt, was leider nicht immer geschieht, sollte man mit dem Vorwurf der Verschwendung nicht so verschwenderisch sein.

Unter den freilich wol etwas im überschwenglichen Tone gehaltenen Erinnerungen an Bunsen sind namentlich die an dessen Schul- und spätere göttinger Universitätszeit interessant. Der Verfasser bemerkt z. B.: „Im Wissen und Erfassen konnte keiner entfernt sich mit ihm messen, vollends sein Fleiß stellte alle andern in Schatten. Einundvierzig Seiten Abhandlung, deren wesentlich eine geliefert wurde, waren unerhört, und 60 Bogen Reinschrift, die er an einem einzigen Sonntag für den veräumten Advocaten und für den bedrängten Vater lieferte, das Staunen aller.“

Nun freilich, 60 Bogen Reinschrift an einem einzigen Sonntage fertig zu bringen, das ist denn doch eine Leistung, welche die Grenzen des Möglichen übersteigen möchte, und es ist in Bezug auf diesen Punkt gut, daß vielleicht nur Gelehrte und nicht Abschreiber diesen Aufsatz lesen werden, denn letztere möchten dadurch in ihrem Glauben an die Glaubwürdigkeit auch anderer Mittheilungen leicht erschüttert werden. Könnte ein Copist an einem einzigen Tage 60 Bogen Reinschrift, die nach damals in Krollen geltendem Satz 2 Lthr. 15 Sgr. eintrugen, fertig bringen, so möchte dies Geschäft bald eins der gesuchtesten und geachtetsten sein. An einer andern Stelle bemerkt der Verfasser über den jungen Bunsen: „Ich habe ihn auf keiner Kegelbahn, auf keinem Billard, in keinem Gasthaus, bei keiner Belag- oder Würfelpartie, in keinem Bäderladen, bei keiner Rascherm oder Obstentfremdung, wol aber beim Baden, auch wol einmal beim Ballspiel, wo der verkürzte Unterförder zu einer Art von Compromiß zwischen Trab und Schritt ihn nöthigte, gesehen; eine Partie Schach oder Piquet unter vier Augen liebte er dagegen sehr und war dabei aller Listen und Ränke Meister.“

Man sieht daraus vielleicht doch zur Genüge, daß Bunsen zum Diplomaten auf politischem und kirchlichem Gebiete hienäherlich vorbereitet war.

Notiz.

Die neuesten Wahlen in die Académie française.

Die neulich erfolgte Wahl Albert von Broglie's zum Mitgliede der Académie française muß in ganz Frankreich ungewöhnliches Aufsehen erregt haben, denn die Feuilletons wimmelten von spöttischen Bemerkungen über den fürstlichen Nachfolger des Vater Lacordaire, „von dessen Schriftstellerei man bei diesem feierlichen Acte zum ersten male etwas erfahren habe“. Eine solche Behauptung scheint freilich auf Uebertreibung zu beruhen, da Albert von Broglie bereits zwei Werke veröffentlichte, nämlich „Etudes morales et politiques“ (1853) und „L'église et l'empire romain au quatrième siècle“ (1856), denen sich demnach die augenblicklich unter der Presse befindlichen „Questions de religion et d'histoire“ anschließen werden.

den. In der That aber bezeichnet die Wahl des Prinzen einen gewichtigen Fortschritt der kaiserlichen Politik, da dieselbe bisher ihren Einfluß in der Akademie noch nicht geltend machen konnte. Nachdem jedoch der erste Versuch gelungen, war man von imperialistischer Seite sogleich auf weitere Eroberungen bedacht, und so wurde zunächst die Wahl Octave Feuillet's, des Liebings der Kaiserin, an Scribe's Stelle durchgesetzt. Zu denjenigen, welche jetzt als Candidaten um die Mitgliedschaft der Académie française genannt werden, zählen vor allen Jules Simon, bereits der Académie des sciences morales et politiques angehörig, und Jules Janin, der gefeierte Feuilletonist, „der nach dreißigjähriger unablässiger Thätigkeit heute noch ebenso arm ist, als er es bei seinem literarischen Debut war“, wie die „Indépendance belge“ schreibt. Das Verhältnis des letztern zur Akademie ist aber ein so eigenthümliches, daß es wol verdient, hier nach einem „Courrier de Paris“ des erwähnten Journals kürzlich mitgetheilt zu werden. Man hatte Janin wiederholt gebeten, sich bei der Akademie zu melden, da man ihm garantiren könne, daß dieselbe sich „glücklich schätzen“ würde, ihn unter die Zahl ihrer Mitglieder aufzunehmen. Stets habe er, obgleich dem Institute wohlgeneigt, sich geweigert; er sei eben nicht willens, den ersten Besten zu erliegen, um so mehr, da ein neuer Akademiker den Anschauungen desjenigen huldigen müsse, zu dessen Nachfolger er berufen worden. In jüngster Zeit soll er endlich dem Drängen seiner Freunde nachgegeben haben, und das „Journal amusant“ zeigt ihn sogar schon bei der humoristischen Schilderung der Aufnahme eines Akademikers im Jahre 1901 als Director der Akademie. Der siebenundzwanzigjährige Janin erscheint hier vollständig taub, geräth aber befehlungsgehorchend bei den albernen Reden des jungen Candidaten jedesmal in Verzückung. Der letztere hat nach Beendigung der Feierlichkeit ein Souper zu geben; da stürzt das Volk in den Saal der Akademie, und eine Stimme ruft beim Anblick der schmausenden Versammlung laut die Worte aus: „Sie sind alle verrückt!“ Während der Sitzung selbst aber wird hier herumgerichtet; vielleicht gar ein hocharter Seitenhieb auf die deutschen Gelehrten, den dieselben jedoch schwerlich verdient haben. Was würde freilich auch eine Gesellschaft deutscher Junggelehrten dazu sagen, wollte man ihr zumuthen, einen Journalisten oder nun gar einen Feuilletonisten unter die Zahl ihrer Mitglieder aufzunehmen. Vorzugsweise um den letztern Punkt hervorzuheben, haben wir dieser akademischen Vorgänge gedacht, und wir möchten zu gleichem Zwecke hier noch die Mittheilung anschließen, daß, was in Deutschland gleichfalls unmöglich sein würde, die pariser Akademie jüngst die Abhandlung einer Frau, nämlich eine Abhandlung über den französischen Roman von Madame G. du Parquet mit einem Preise gekrönt hat.

83.

Bibliographie.

Adolphi, A., Gedichte. Riga. 8. 2 Thlr.

Benjamin II., J. J., Jawen Rezula. Schilderung des polnisch-litauischen Krieges und der Leiden der Juden in Polen während der Jahre 1648—1653. Bericht eines Zeitgenossen. Nach einer von J. Releweil durchgesehenen französischen Uebersetzung. Hannover. Gr. 8. 15 Ngr.

Berghaus, H., Vork. Seine Geburtsstätte und seine Heimath. Seine Großthat in der Poscheruner Mühle nebst genealogischen Nachrichten über die Familie seiner Mutter. Anclam, Diege. 8. 12½ Ngr.

Biffart, M., Vonetten mit dem Festungsvisuelle, eine militär-geographische Skizze. Mit 8 Holzschnitten. Darmstadt, Bernin. Gr. 8. 17½ Ngr.

Illius, G., Die Lehre von der Auferstehung der Todten. Stuttgart, Besser. 8. 6 Ngr.

Dante Alighieri, Die göttliche Komödie. Für das deutsche Volk bearbeitet von J. Braun. 1ter Band: Der Dichter und seine Zeit. Die Hölle. Berlin, Th. Enslin. Gr. 8. 2 Thlr.

Hellfeldt, F. D., Repertorium der in politischer, socialer und religiöser Beziehung wissenschaftlichen Thatsachen der Gegenwart und Fragen unserer Zeit. 1ter Band. Zehn Hefte. Berlin. Gr. 8. 25 Ngr.

Hitzig, F., Die Psalmen. Uebersetzt und ausgelegt. 1ster Band. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 2 Thlr.

Jugendliebe der Gräfin Maria Aurora Königsmark. Ein Zeitbild aus der 2ten Hälfte des 17. Jahrhunderts von der Verfasserin der „Johanna“. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 2 Thlr.

Kohlrausch, F., Erinnerungen aus meinem Leben. Mit dem Porträt des Verfassers. Hannover, Hahn. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Krehl, L., Ueber die Religion der vorislamischen Araber. Leipzig, Serig. Lex.-8. 1 Thlr.

Laube, H., Der deutsche Krieg. Historischer Roman in drei Büchern. 1ter Band. Leipzig, Garsel. 8. 1 Thlr.

Mannhardt, W., Die Wehrfreiheit der altpreussischen Mennoniten. Eine geschichtliche Erörterung. Marienburg, Semmelp's Bwe. Gr. 8. 1 Thlr.

Mautner, C., Cglantine. Schauspiel in vier Acten. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 8. 24 Ngr.

Ringler, G., Gedichte. Nürnberg. 16. 16 Ngr.

Rosenkranz, R., Psychologie oder die Wissenschaft vom subjectiven Geist. 3te sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Rückow, W., Zur Militärfrage. Sechs Briefe an einen Abgeordneten. Hamburg, D. Welsner. Gr. 8. 10 Ngr.

Schäfer, L., Grundzüge der Moral und Lebensklugheit vom Standpunkte des Christenthums. Leipzig, Wengler. 16. 5 Ngr.

Weyhrother, G. Ritter v., Prager Sagen. 1te Reihe. Mit 6 Illustrationen. Prag, Bellmann. 8. 16 Ngr.

Wiedede, J. v., Der lange Isaak. Historischer Roman aus der Zeit des deutschen Befreiungskrieges. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Avé Lalléman, R. G. D., Tabatinga am Amazonasstrom. Ein Vortrag gehalten am 7. März 1863 im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. Hamburg, Perthes-Besser u. Maupe. Gr. 8. 7½ Ngr.

Feddersen, P., Polens Untergang und seine Kämpfe um Wiedergeburt. Drei Vorträge gehalten in der Aula im Museum zu Basel. Basel, Krüsi. Gr. 8. 8 Ngr.

Jacoby, J., Sind die Mitglieder des Herrenhauses Volksvertreter? Vortrag in dem Vereine der Verfassungsfreunde am 21. März 1863 gehalten. Königsberg, Theile. Gr. 8. 2½ Ngr.

Kraußold, Erinnerung an Jean Paul. Vortrag, gehalten im historischen Verein zur Vorseier des 100jährigen Geburtstags Jean Paul's im Rollwenzelshaus am 20. März 1863. Bayreuth, Grau. Gr. 8. 4 Ngr.

Lassalle, F., Der Lassalle'sche Criminalprozeß. 3tes Heft: Das Urtheil erster Instanz mit kritischen Randnoten zum Zweck der Appellationsrechtfertigung. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 10 Ngr.

Mahner, G., Zur Abfertigung Falch's, welcher sich einbildet, meine Schrift: Friedrich der Große hat in Oppeln nicht unter der Weichbütte gesteckt, widerlegt zu haben. Nebst neuen Dokumenten gegen sein Nachwerk. Oppeln, Glar. 1862. 8. 2½ Ngr.

Wigern, Die Ursachen der so vielfach erfolglosen Bemühungen in der heutigen Kindererziehung. Ein Vortrag, gehalten zu Berlin am 9. Februar 1863. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8. 5 Ngr.

Wiseman, A., Berührungspunkte zwischen Wissenschaft und Kunst. Ein Vortrag. Uebersetzt von F. S. Reusch. Köln, Bachem. 12. 7½ Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Frederike Bremer's Gesammelte Schriften.

1.—46. Band. Jeder Band 10 Ngr.

Die bloß jetzt erschienenen Bände dieser beliebten billigen Gesamtausgabe der Schriften Frederike Bremer's enthalten:

- I. Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Fünfte Auflage. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.
II. III. Das Haus, oder Familienorgen und Familienfreuden. Fünfte Auflage. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

barn. Sechste verbesserte Auflage. Zwei Th. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

Dritte verbesserte Auflage. Zwei Theile. gr. Geb. 26 Ngr.

le S. Zweite verbesserte Auflage. 12. Geb. 16 Ngr.

zählungen. 12. Geh. 10 Ngr. Geb.

Friede, oder einige Scenen in Norwegen. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.

XI. XII. Ein Tagebuch. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

XIII. XIV. In Dalecarlien. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

XV.—XVII. Geschwisterleben. Drei Theile. 12. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 6 Ngr.

XVIII. XIX. Sommerreise. Eine Wallfahrt. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

XX. Leben im Norden. Eine Skizze. — Morgen-Bachen. Ein Glaubensbekenntniß. 12. Geh. 10 Ngr. Geb. 16 Ngr.

XXI.—XXIX. Die Heimat in der Neuen Welt. Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba. Neun Theile. 12. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 18 Ngr.

XXX.—XXXII. Gertha. Drei Theile. 12. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 6 Ngr.

XXXIII. XXXIV. Vater und Tochter. Eine Schilderung aus dem wirklichen Leben. Mit einer Ruffskizze. Zwei Theile. 12. Geh. 20 Ngr. Geb. 26 Ngr.

XXXV.—XLVI. Leben in der Alten Welt. Tagebuch während eines vierjährigen Aufenthalts im Süden und im Orient. Erster bis neunter Theil. Geh. 4 Thlr. (Noch nicht vollständig.)

Encyklopädische Werke

aus dem Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein ausführlicher Prospect über diese Werke:

Conversations-Lexikon — Unsere Zeit — Bilder-Atlas — Kleineres Conversations-Lexikon — Illustriertes Hand- und Familien-Lexikon — Staats-Lexikon, ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Diese Werke sind daselbst auch vorräthig; Unterzeichnungen zu allmählicher Anschaffung werden fortwährend angenommen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Dr. J. H. Kaltschmidt's

neuestes und vollständigstes

Fremdwörterbuch.

Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, mit Bezeichnung der Aussprache. Nebst einem Anhange von Eigennamen.

Sechste Auflage. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr. Geb. 2 Thlr. (Auch in zehn Heften zu 5 Ngr. zu beziehen.)

Der äußerst billige Preis (1 Thlr. 20 Ngr. für 52½ Bogen) dieser sechsten Auflage von Kaltschmidt's Fremdwörterbuch, das bekanntlich in Bezug auf Anzahl der erklärten Wörter das reichhaltigste aller Fremdwörterbücher ist, empfiehlt dasselbe zu immer weiterer Verbreitung. Das Werk kann sowohl vollständig geheftet und gebunden, als auch nach und nach bezogen werden.

Christian Friedrich Meyer's

Handwörterbuch deutscher handverwandter Ausdrücke.

Fünfte Auflage. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 15 Ngr.

(Auch in fünf Heften zu 8 Ngr. zu beziehen.)

Das Erscheinen einer fünften Auflage bezeugt die große praktische Brauchbarkeit dieses Wörterbuchs der Synonymen. Das Werk kann sowohl vollständig geheftet und gebunden, als auch nach und nach bezogen werden.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Taschenbuch für Forstwirthe und Holzhändler.

Ein populäres Handbuch der Holz- und Baummessung und Schätzung.

Nebst Geschäftskalender und Baumhöhenmesser.

Von Alfred Büchel, Forstinspector.

Mit 62 Figuren in Holzschnitt. 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Büchel's „Taschenbuch“ hat den Zweck, bei den täglichen Arbeiten im Walde und außerhalb desselben als Bademeister zu dienen, namentlich bei der Abschätzung sowie beim An- und Verkauf von Holz, bei Kulturarbeiten und bei Messungen und Berechnungen. Es enthält die erforderlichen Hülfstabellen nebst Erläuterungen, und eine kurze Andeutung der in jedem Monat des Jahres vorkommenden Waldgeschäfte.

Für Oesterreich ist eine besondere Ausgabe des Werks mit österreichischen Maßangaben erschienen.

Von demselben Verfasser erschien in gleichem Verlage:

Kurzgefasste Forst-Encyklopädie. Ein Hand- und Taschenbuch mit Hülfstabellen, Winkelmesser und Planimeter für Forsttaxatoren, Forstgeometer und Forstwirthe, sowie Waldbesitzer, Staatswirthe, Bau-techniker, Landwirthe, Auseinandersetzungbeamte, Geometer etc. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr. Geb. 3 Thlr.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 20. —

14. Mai 1863.

Inhalt: Graf Friedrich Leopold Stolberg. Von Franz Sandvoß. — Revue der Zeitschriften. Von Emil Müller-Sandweggen. — Doctor Lavinio. Aus dem Englischen. Von Otto Speyer. — Gneisenau und Mettelbeck. — Die Artinische Madonna. Von Moritz Carriere. — Rottgen. (Versuch einer Uebersetzung der Aeneide im Nibelungenvers; Actenmäßige Geschichte der Jeanne d'Arc.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Graf Friedrich Leopold Stolberg.

Der Graf Friedrich Leopold Stolberg und seine Zeitgenossen. Von Theodor Menge. Zwei Bände. Mit dem Bildniß F. L. Stolberg's. Göttingen, F. A. Perthes. 1862. Gr. 8. 5 Thlr.

Länger als wir gewünscht, haben wir mit der Besprechung dieses umfangreichen Werks gezögert und doch ist es uns lieb, den zweiten Band abgewartet zu haben. Zu unserer Entschuldigung mag nun dienen, daß uns jene solchen Büchern gegenüber freilich mitunter zu beneidende Routine gewisser Recensenten nicht zur Verfügung steht, außer der Vorrede vielleicht noch 50 Seiten zu lesen und dann freischweg zu kritisiren.

Auch diese Schrift, eine „Rettung“, wie sie neuerdings beliebt worden, wird nicht vermögen und bescheiden sich auch wol, es nicht zu beanspruchen, dem Grafen F. L. Stolberg eine andere Stellung in der Literaturgeschichte zu verschaffen, als ihm bereits feststeht. Wir könnten wählen, ob sie als Parteischrift, wovon ihr Umfang und der wissenschaftliche Gehalt sie keineswegs ausschließen würde, oder als ein Werk der Pietät gegen den dem Verfasser persönlich Bekannten, zu bezeichnen wäre. Und aufrichtig, wir schwanken, wollen aber als das Schönste, was uns aus dem Buche anspricht, die Pietät hervorheben.

Der Verfasser ist, wie sich aus allem ergibt, ein Katholik von treuer Anhänglichkeit an seine Kirche, voll Wärme für ihre äußerliche sichtbare Einheit und geschlossene Organisation, er ist zugleich ein begeisterter Freund des nationalen Lebens, und was für sein Buch in erste Reihe tritt, ein nicht ungeschickter, fleißiger und kenntnißreicher Darsteller eines Zeitraums, der immer mehr als die Grundlage alles heutigen politischen, kirchlichen, wissenschaftlichen und im weitesten Sinne culturlichen Strebens hervortritt. Daß er demgemäß einen sehr bestimmten, von christlich-national sich nennenden Literarhistorikern protestantischerseits getheilten oder gewiesenen Standpunkt in der Beurtheilung und in der Methode einhält, ist natürlich. Nicht um zu verdächtigen, denn hoffentlich würde es für Theodor Menge ein Ruhm scheinen eher als Tadel, nur um kurz ihn zu bezeichnen, nennen wir

1863. 20.

ihn vorläufig, weitere Bestimmung vorbehaltend, den Standpunkt jener Partei, welche sich durch ihre Forderung, daß die Wissenschaft umkehren müsse, genugsam kennzeichnet.

Mit einer gewissen Genugthuung kann die heutige Literaturgeschichte, trotz der herben Vorwürfe Menge's gegen sie, sich selber das Zeugniß geben, gegen Fritz Stolberg human verfahren zu sein. Protestanten waren es, die bereitwillig seine Uebersetzungstreue, seine Herzengüte, sein poetisches Verdienst anerkannten, bei seinem Leben wie nach seinem Tode. Voß war persönlich berührt, und dennoch wie herb er sich auch äußert, so ist er kein Verräther der ehemaligen Freundschaft, er beklagt den Gefallenen, verdammen wollte er ihn nirgend.

Aber wie sehr sticht von Voß' Rauheit — sie ist Hülle, inwendig ein milder Kern — das Urtheil Späterer ab. Der liebenswürdige Selzer, wiewol keineswegs unsere ganze Uebersetzung über Stolberg aussprechend, wie liebevoll bespricht er seine Conteritirung, sein Wesen.

Menge selbst benutzte ein anderes hier zu nennendes Buch, Wilhelm von Bippen's (nicht F., wie irrthümlich I, 119 steht) „Gutiner Skizzen“, das 1869 in Weimar erschien, und ginge nicht seine Absicht auf die Befriedigung eines Stolberg durch Familienbande nahen Kreises und durchgreifendere Apologie, wir meinen, er hätte hierin die von ihm gewollte Aufgabe völlig gelöst finden dürfen.

Denn bei aller Befangenheit oder Aengstlichkeit Bippen's zeichnet sich sein Buch durch größere Objectivität der Darstellung aus und enthält alles über Stolberg und seinen Kreis, was einem Freunde selbst seiner Richtung nur wünschenswerth sein kann in einer Form, der wir vor der Menge's den unbedingten Vorzug geben müssen.

Wie sehr also muß die so nahe zusammentreffende Erneuerung dieses Themas auffallen! Jedoch Menge stellt seine Grenzen weiter. Er kann dankbar sein dem literar-geschichtlichen Fleiße der letzten Jahre. Ueber die meisten der zu erwähnenden Männer und Frauen selbst liegen ausgiebige Monographien vor, denen Briefwechsel-sammlungen zu freierm Urtheil sich als nothwendige Ergänzung, oft als nothwendiges Correctiv anschließen. Aber in der That, nur dem Bedürfniß des Verfassers, einer

50

Dietätpflicht zu genügen, können wir die peinliche und langweilige Umständlichkeit in unwichtigen Aeußerlichkeiten zuschreiben.

Ueber die Darstellung des Verfassers ein tadelndes Wort zu sagen, fällt uns fast schwer, weil er sich auf die fast allgemein beliebte berufen könnte in hundert gegebenen Vorbildern. Sprechen wir es aber aus und nehme er es nicht als ihn persönlich berührendes Urtheil. Die moderne Biographie oder literarische Monographie entbehrt meist der künstlerischen Abrundung, der Einheit. Es ist immer nur mit mehr oder weniger Geschick zusammengelegte Mosaik. Das verschuldet ein falsches Streben nach Objectivität. Man wird mit der Zeit einsehen, daß dieses Allesfagen und Allesbesprechen, wie es langweilig ist, so die wahre Bekanntschaft mit den Werken der Besprochenen in den meisten Fällen hindert. Wir sind alle nicht frei von dieser Vertheiltheit der Zeit. Die Literaturgeschichte ist auf dem Wege sich in Collectaneensammlungen zu zerbröckeln, das Citat überwuchert und hindert das Urtheil; dieses besteht bei hinzukommender Tendenz fast nur noch in dem Geschick, im Dienste dieser Tendenz in der Auswahl oder Anordnung zu verfahren.

Wir freuen uns, in Menge's Buch eine so prononcirte und so treu festgehaltene Ansicht zu finden. In einer Zeit des Ueberganges, wie die unserige ist, schwankt nothwendig das Urtheil, gesellt sich ihm leicht fremdes, das uns nicht immer gleich zu sehr stören darf. Der Katholik hat so gut das Recht, sein Urtheil über eine der bedeutsamsten Epochen unserer Literatur zu geben, wie der Freigeist, wie der maßvollere Protestant. Hören wir es und corrigiren, wo wir können, wahren wir zugleich unsere abweichende Ansicht, indem wir sie begründen.

Auf die Erzählung der Lebensverhältnisse des Dichters und der besprochenen Zeitgenossen uns an Menge's Hand einzulassen, ist nicht unser Amt. Wir bemerken, daß in dieser Beziehung dem Verfasser wol nicht leicht etwas wird entgangen sein. In der Einleitung (S. 11) heißt es von des dänischen Oberhofpredigers Kramer „Mordischem Aufseher“, daß das Beste Klopstock beisteuerte. Man erinnert sich unwillkürlich an die zwar jugendliche, aber gerechte Abfertigung, die Lessing diesen Klopstock'schen Arbeiten zu Theil werden ließ. Was wir über die Entwicklung der deutschen Literatur bis Klopstock und über diesen selbst lesen, ist im ganzen ansprechend. Unpassend finden wir S. 19 den Satz:

Es ist überhaupt nicht nöthig, daß irgendjemand sich bestrebe, etwa durch vernünftige Reden und Lehren die Poesie zu erhalten und fortzupflanzen, oder gar sie erst hervorzubringen, zu erfinden, aufzustellen und ihr warmende Gesetze und strafende Vorschriften zu geben, wie es die Theorie der Dichtkunst so gern möchte. Wie der Kern der Erde sich von selbst mit Gebilden und Gewächsen bekleidet, wie das Leben von selbst aus der Tiefe hervorprang und alles voll ward von Wesen, die sich fröhlich vermehrten, so blüht auch die Poesie von selbst aus der unsichtbaren Urkraft der Menschheit hervor, wenn der erwarrende Strahl der göttlichen Sonne sie trifft und befruchtet.

Wir heben dies Urtheil hervor, weil, wie es ganz sicher mit Stolberg's eigenem im Grunde zusammenstimmt,

es zugleich erkennen läßt, wie er über poetischen Dilettantismus nicht hinauskommen konnte. So scheinbar dieser Satz nämlich ist, er läßt außer Acht, daß er nur auf die naturwüchsigte Volkspoesie, die Periode des Epos vorzüglich, paßt, daß aber, wie bei gesteigerter Völkercultur eine rationelle Landwirthschaft der wenig productiven Pflanz Natur nachsteht, ebenso bei gesteigerter Völkercultur Gesetze und Theorie für die Kunst unentbehrlich sind. Alle Kunstübung bedarf von Zeit zu Zeit theoretischer Einkehr und dadurch Erweiterung der Grenzen, Läuterung des Geschmacks. Wäre es für Menge unerheblich, daß der großen classischen oder sogenannten classischen, immer doch unserer classischen Periode der Poesie der theoretische Kritiker Lessing als Hercules, einen Angiastall vom Geschmackslofigkeit reinigend, vorausging? Goethe's Wort bleibt bestehen: „Die Kunst bleibt Kunst, wer sie nicht durchgebadet, der darf sich keinen Künstler nennen.“

Klopstock heißt nicht ganz unpassend „der Weltdin des 18. Jahrhunderts“, doch hätten wir, was Menge nicht sagt, erwähnt, daß Klopstock durch und durch schon auf dem Boden des Rationalismus steht, des Rationalismus, für den man freilich in frommen Kreisen über eingekommen ist, von allem geschichtlichen Begreifen zu abstrahiren, um in hohen Phrasen sich desto beglücklicher über ihn ergießen zu können.

Als Stolberg Halle besucht (1770), war daselbst, wie der Student sich ausdrückt, nichts los. Um so spannender ist die Betrachtung Göttingens am Ende des vorigen Jahrhunderts. Charakteristisch ist bei Erwähnung August Hermann Francke's der bedenkliche, leider Gottes fast theologisch zu nennende Unterschied zwischen „theologischem Wissen und dem von der Liebe zu Jesu beseelten Erkennen“. Wir finden darin eine Verdröhung aller gewohnten Terminologie um so mehr, als die reiche Arbeit unserer Philosophen ohne alle Kenntniß oder Rücksicht „abstracte Vernunftdenkerei“ gescholten wird. Das Erkennen ist freilich höher als Wissen, aber bleibt ewig ein Geschäft der richtig behandelten Vernunft.

Sehr treffend heißt Bürger ein zweiter Guther. Von der moralischen Mängelheit hält sich Menge fern, wie er es auch bei Geng im zweiten Bande ist; dennoch hat er, glauben wir, kein Recht, Schiller ein Verbrechen aus seinem allerdings harten Urtheil zu machen. Im letzten Grunde gehen wir nämlich doch auf dem ästhetischen Menschen zurück, und war einer zu diesem Urtheil gegen den Lebenden berechtigt, so war es Schiller gewiß, denn er hatte sich selbst gebildet, um sich selbst zu geben, das Edelste, was der Dichter kann. Freilich ein gefährliches Ding ist es immer, diesen Maßstab anzulegen, und ihn sollte man anlegen nur dem besten Kenner des ganzen Menschengeschlechts, dem nächsten Freunde, gestatten. Wie müßte sonst wol Hamann bestehen.

In den am 12. September 1772 gestifteten Göttinger Bund, dessen Geschichte von Robert Bruns, sein bestes Werk nur eine mit großer „literarischer Unacht“ verfaßte Schrift heißt, trat Stolberg am 6. December zuerst ein. Auf Boß's Begrüßung antwortet Frig — wir mögen ihn nicht

wie Menge thut, immer den Grafen Stolberg nennen, und denken, es ist mehr werth, dem deutschen Volke Stolberg, als ihm der Graf Stolberg gewesen zu sein —: „Dich liebt mein ganzes warmes Herz und ist dein werth!“ Wenn er nun in die zum guten Theil gemachte oder durch Klopstock angefachte Begeisterung der Bündler ein- geht, so mag das jugendlich und ganz schön gefunden werden, aber daß er die juristischen Collegia und wie er sie ausgab, das verdient wol schwerlich so ganz das Lob des Biographen. Wie ist es nur möglich, „überschwenglichen urdeutschen Patriotismus“ zu finden, wie Menge thut, in folgenden wunderlichen Versen:

Du mich weichen? Ich dir? Stygische Furie,
Hörsthemis, ich dir, die du mit Schlangentist
Unser göttliches Recht, welches Natur uns gab,
Raubtest, und mit des Tigers Klau?

Für Karl Moor passen die Worte besser. Indessen hat das Verlassen der Hörsthemis der diplomatischen Carrière nicht geschadet. Ob der stilkke Rigorismus des Bundes Schuld gewesen, daß Bürger nicht Mitglied zu sein gewünscht habe, möchten wir bezweifeln. Der Bund wird sicherlich nicht so weit gegangen sein wie Menge, der Bürger „allgemeines Sittlichkeitsgefühl“ abspricht.

Für Stolberg's Jugenddichtungen wollen wir gern mit unserm Verfasser den sparsamen Gebrauch der nebelhaften Wardenmythologie anerkennen, auch ihm seine ehrenvolle Stellung in der Ballade neben Bürger lassen, aber hinzufügen, daß sie das entschiedene Gepräge der Unfertigkeit und Gemachtheit an sich tragen. Ist schon Klopstock's Ton geschraubt, überall höchste Bedeutung affectirend und dadurch abstoßend, so muß die bloße Nachahmung ohne wirkliches Feuer bei einem so unfertigen Dichter es in noch höherm Grade sein. Wir meinen, daß Goethe bei Schilderung der unfertigen Genies, die er selbst geläutert aus Italien kommend, noch immer ihr Wesen treibend fand, auch an diesen Freund der Genieperiode gedacht hat, wie denn noch die Xenien der „Jamken“ als des hinkenden Thiers gedenken.

Wir machen die Reise nach der Schweiz. Bedeutendere Namen treten auf, unter andern Goethe und Lavater. Eine menschlich wahre Würdigung der Größe Goethe's hatten wir nicht erwartet, wir halten sie für unmöglich von dem Standpunkte des Verfassers aus. Er hat das Recht, uns eine katholische oder in seinem Sinne christliche Beurtheilung zu erlassen. Die Einflüsse Hamann's, Klopstock's, Lavater's auf Goethe möge man sich nicht zu gewaltig vorstellen; sie waren mehr negative und dadurch die eigenthümliche Selbstesart Goethe's hervortreibende denn allerdings auch. Freilich ist die Verührung Goethe's mit Hamann für uns fast der einzige Grund, diesen haltlosen Geist überhaupt in der Geschichte der Literatur zu erwähnen.

Als Verleumdung Goethe's müssen wir bezeichnen, wenn gesagt wird, durch sein Verhalten zu Lavater habe sich später herausgestellt, daß zwei Menschen in ihm waren, eine Art von Mephistopheles und das allmächtige

Dichtergenie. Vielmehr, es hat sich herausgestellt, was das bekannte Distichon Goethe's besagt:

Schade, daß die Natur nur einen Menschen aus dir schuf,
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.
Edelsinn und Schalksinn, ach! nur zu innig vermischt,
Klagt ein anderes von demselben Lavater. Bezeichnend für die Mißgunst, mit der unser Goethe behandelt wird, ist das Bezugnehmen auf obscure Männer wie Hartmann oder den undankbaren Hypochonder Zimmermann. Er schrieb den 20. November 1777 warnend an Lavater: „Die Liebkosungen von Goethe scheinen mir die Liebkosungen eines Tigers. Man faßt unter seinen Uarmungen immer an den Dolch in der Tasche.“ „Und in der That“, setzt Menge hinzu, „er schuf dem Verstorbenen in «Wahrheit und Dichtung» ein Denkmal (Menge setzt nicht hinzu, ob verdient oder unverdient), das die Witwe desselben im Jahre 1815 veranlaßte, klagend gegen Goethe aufzutreten.“ Wir hören nicht, ob sie den Proceß gewonnen. Die Acten müßten interessant sein.

Der Freiheitsenthiasmus Klopstock's, des frommen, edeln Meßiasfängers, o pfui, er ist also nicht echt, ist nur ein Irrthum, „der edle, nach Idealen strebende Ge-ken oft am leichtesten verfängt“. Nein, Herr Menge und abermals nein! Klopstock war ein so glühender, so ehrlicher und so praktisch besonnener Freund der wahrhaft großen Ideen der Revolution, wie nur je einer. Man soll von Klopstock nicht sagen, daß er nicht immer groß und heilig glühend von der französischen Revolution gedacht, obwohl ihm ihr scheußlicher Mißbrauch das Herz zerriß. Man lese nur bei Menge selbst I, 267 die Schilderung des Festes in Hamburg, zur Erinnerung an den Sturm der Bastille. Klopstock dichtete fast zwei Jahre später, im April 1792, die letzte Ode auf die französische Revolution, die er dem Herzog von Braunschweig schickte. Hier eine Stelle des Briefs:

Die Deutschen sehen bloß diese Greuel, und verschlungen in diesen gräßlichen Betrachtungen, vergeßen sie alles, was in der französischen Revolution zuvor bezaubert hatte. Dies schreckliche Gewölk hat bei ihnen den Tag in Nacht verwandelt; es ist für sie kein Licht mehr, das auf die französische Schöpfung strahlt.

Das beweist doch wol, daß Klopstock frei von Irrthum war, in den Stolberg verfiel, der zwar auch 1789 an Voss schrieb: „Die herrliche Morgenröthe der Freiheit in Frankreich macht mir, auch jetzt (nach dem Tode seiner Agnes) wahre Freude“, und: „In Frankreich ist es nun heller Tag der Freiheit geworden“, der zwar (I, 243) eine sehr bedenkliche Expectoration über die politische Situation von sich gibt (wir bitten die Stelle zu lesen!), von „durchlauchtigem Pöbel“ spricht, aber schon 1791 am 20. Januar seinem Freunde Halem von einem „neuen politischen Glaubensbekenntniß“ vortreibt (I, 268). Hier wird denn zugestanden, was Voss längst gesagt hatte, der es wußte, daß diese Aenderung „gewiß nicht ohne allen Einfluß der Reventlowe“ in Endendorf vor sich ging. Wir sehen die weiche Bestimmtheit des Mannes, den sein Freund Lavater wol ganz treffend so bezeichnete (die folgende Stelle ist nicht aus Menge's Buche): „Der ewige

Schwebler, Seher, Idealist, Verschöner, der immer trunkene Dichter, der sieht, was er sehen wollte." Wie sieht Klopstock's markige Natur dagegen ab!

Das erste Lebensalter endet mit Andeutungen über Stolberg's Ablehnung des durch Goethe erwirkten Kammerherrnpostens in Weimar, wovon der sittliche Rigorismus Klopstock's bekanntlich gewarnt hatte (wieder eine Abhängigkeit Stolberg's!). Menge gedenkt aber nicht der Unbill, die Goethe damit widerfuhr, noch der Taktlosigkeit Klopstock's, die in seiner immerhin wohlgemeinten Strafpfeife an Goethe lag. Wenn Goethe recht hatte, sich vergleichen von Klopstock höflichst zu verbitten, wir sollten meinen, er würde durch „Zphigenie“ dargethan haben, daß auch Menge im Irrthum ist, zu behaupten, daß Sinnenrausch mehrere Jahre die Flügel seines Dichtergeistes lähmte.

Unser Urtheil über Stolberg's Dichtungen würde sich ziemlich abweichend von Menge's stellen; wir muthen aber dem Leser nicht zu, uns an diesem Orte darüber zu hören. Das schönste, was von zahlreich begegnenden Citaten uns auffiel, ist das II, 375 mitgetheilte Gedicht: „Andenken des Wandersbenedicten." Die kritischen Grundsätze Stolberg's, die z. B. mehrfach in Briefen an Fouqué und in der „Geschichte der Religion“ begegnen, werden von Menge nicht corrigirt, sind auch wol die seinen. Sie sind nicht geeignet, die Poesie in ihrer Freiheit und Naturwahrheit zu fördern. Man fühlt sich bisweilen an Gato oder gar Plato's philosophische Mängelerei erinnert, wenn nicht lieber an Tertullian's Unfähigkeit zu freier Würdigung der Kunst.

Wir heben hier nur eine Stelle über dramatische Poesie heraus (II, 314):

Das Lustspiel gehört nicht für ein Volk von edler Sitteneinfalt. Wofür es entschuldigt werden könnte, so wäre es nur zu Gunsten eines äußerst verfeinerten und lafterhaften Volks. Das Lafter als lächerlich vorstellen, ist an sich sehr unsittlich, denn das Lafter ist das größte aller Uebel. Dieses Bestreben kann nur da einen Zweck haben, wo der Lafterhafte, stumpf für jede ernste Rüge (bei Menge steht Lüge), nur belacht zu werden scheint. Aber auch dieser Zweck, zweideutig wie er ist, wird verfehlt: denn wo die Sitten so tief gesunken sind, da wird das Lustspiel bald aufhören, das Lafter zu bestrafen. Es wird vielmehr sich dem Geiste eines lafterhaften Volks fügen, eine feine Schule des Lafters werden und verderbte Menschen ermuntern, edle Einfalt zu behohlnäseln u. s. w.

Goethe ruft einmal verzweifeln aus, was wir ihm nachrufen mußten: „Möchte bei solchen Äußerungen nicht die Hippokrene zu Eis erstarren und Pegasus sich maufern!" Wir verlieren über den Aesthetiker Stolberg keine Silbe weiter, wiewol unsere Notate uns noch manche, belustigende Einzelheit darbieten.

Bei Gelegenheit der „Insel“ wird Menge ganz mystisch. Wir lassen diese Erörterungen, die vielleicht ihr Publikum finden, auf sich beruhen und geben hier nur die Conjectur, daß unter La Rivolière Lavater verstanden sei. Stolberg scheint nämlich die beiden Stelben . . . vater niederdeutsch als Wasser (statt lavator) verstanden und mit Rivière angedeutet zu haben. Ist es nicht sonderbar, wieder auf „Wasser“ zu gerathen?

Bei Gelegenheit Wessenberg's lernten wir den Freiherrn von Dalberg in mildern Lichte betrachten. Dem Verfasser, dessen Buch von einem andern Hause besetzt ist als die schöne Biographie des würdigen Prälaten, heißen Erthal und Dalberg „hohe Prälaten, aber des Priestertums unwürdige, niedrige Pfaffen"! Von den berliner Heiligen gilt der Ehrentitel „Inquisitionsräthe“, wie Voss nach Vertes' „ganz treffendem“ Ausspruch „Großinquisitor des Rationalismus“ heißt. Ein Katholik, der Toleranz predigend für seine Kirche Propaganda machen will, sollte mit solchen Ausdrücken gar vorsichtig sein. Menge hatte um so mehr Veranlassung dazu, als seine versuchte Rectification der Kirche gegen einen Vorwurf, den Lavater's Brief (II, 117 fg.) enthielt, so weit von ihrem Ziele abfällt. Es ist eine Probe katholischer — nein Menge'scher Apologetik, und stehe deshalb hier. Lavater schrieb: „... Kein Engel wird mich je bereben können, eine Kirche als unselbstbar zu verehren, und eine barmherzige Mutter zu nennen, die (quia abhorret a sanguine, aus Blutscheue) ihre irrend erklärten Kinder lebendig verbrennt.“ „Der Briefsteller spielt hier ohne Zweifel (?) vor andern auf Fuß' Verbrennung an und verwechselt das, was in Rom der reichstägige Kaiser mit den Fürsten nach dem Gebote der Gesetze des Reichs (hört!) ausführen ließ, mit dem, was ihres Amtes die Kirchenversammlung that.“ Er bezieht sich dann auf den sonst als ein liederliches Genie bekannten Dr. Fessler, als der bewiesen habe, „daß Sigismund's Geleitsbrief den der Irrlehre Ueberführten und diese Festhaltenden gegen das Reichsgesetz nicht schützen konnte“. Trefflich! O über die unschuldige Kirchenversammlung, über den braven Kaiser, der sein kaiserliches Wort nicht halten konnte! Das sollen wir doch wol nicht glauben, daß nicht eben die Reichsgesetze, die Keger verbrennen ließen, eine Uebereinkunft mit der Kirche waren zu ihrem Schutze! Aber abgesehen davon, wie, wenn nur der gute Lavater etwa an den Großinquisitor Torquemada gedacht hätte „vor andern“, an jenes Schœuf das im Laufe von 15 Jahren 8800 Menschen zur Ehre Gottes wirklich und 6500 in effigie verbrannte, und da kurz zuvor blühende Spanien verwüstete.

Es ist erbärmlich, daß man zugleich verständlich und so sophistisch rücksichtslos gegen die geschichtliche Wahrheit sein kann. Und gar ist Stolberg noch der Milde, weil er, was jeder Protestant einen Frevel nennt, Servet's Verbrennung durch Calvin nicht zu seinen Gunsten anführt. Wir hatten uns vorgenommen, durch den schönen Pietätshauch des Schlusses in Menge's Werk berebet, schonend wie möglich mit ihm zu verfahren, aber solch jesuitischen Rechthaberei gegenüber, die froh sein soll über todtte Dinge glimpflich fortzuschweifen, regt sich unser protestantisches Gewissen. Möchte Menge unsere Erregung nicht falsch verstehen; es ist im Interesse des wahren Katholicismus, daß wir ihm Einsicht in sein vergangenes, Gott sei Dank vergangenes Unrecht wünschen lassen und nicht zu bereitwillig sein, so unbulbsame Utheile, wie das über den redlichen Voss, der einmal etwas kurrig war, aufzunehmen, die zu so unlieblichen Bi-

gleichungen auffordern! Da Lavater's Brief erwähnt werden mußte, so sei auch gesagt, daß Menge den ganzen Brief vom 4. und 5. December 1800 und Stolberg's Antwort nach zuverlässigen Abschriften mittheilt. Ob Geiger's Mittheilung unzuverlässig war, wissen wir nicht. Auf einen Lavater's Confusion ins Licht stellenden Widerspruch möchten wir doch noch aufmerksam machen. Es heißt (II, 118):

Der Sturz dieses Gebäudes (der katholischen Kirche als eines „alten, reichlich geschmückten, majestätischen, gothischen Gebäudes“) würde der Sturz alles kirchlichen Christenthums sein. . . . Ich werde nie katholisch, das ist Aufopferer aller meiner Denkensfreiheit und Gewissensfreiheit, d. i. Entfager aller unveräußerlichen Menschenrechte.

Nun, wenn das katholisch ist — wir sahen aus Wed's Buße über Wessenberg, daß es das nicht ist —, so sollte doch wol der Sturz dieses Gebäudes nicht als der Sturz alles kirchlichen Christenthums beklagt werden. Während schläft der gute Homer, der gute Lavater sehr häufig!

Deutlicher, wenn es dessen noch bedürfte, kündigt sich Menge als Kreuzritter an in allem, was auf die politische Gestaltung Deutschlands Bezug hat. Ihm ist ein großer Theil des zweiten Bandes gewidmet. Uns ist niemals die enge Zusammengehörigkeit dieser angeblich christlichen Politik mit der religiösen Einseitigkeit eines exclusiven Katholicismus oder Lutheranismus — das macht keinen Unterschied — zweifelhaft gewesen. Wenn nur nicht, was uns Menge über Geng und Adam Müller, über Johannes von Müller u. a. bietet, ungeachtet des Hinweises der Borrede, so überaus bekannt und fragmentarisch wäre! Es müßte sein, daß Menge so bedeutend scheint, und belehrt zu haben, Geng sei gar nicht katholisch gewesen. Nun gut, er war nicht katholisch. Ueber Johannes von Müller verweisen wir den Leser mit gutem Gewissen auf Julian Schmidt's Literaturgeschichte. Dieses Kapitel ist das sorgfältigste und verdient alles Lob, so sehr man sich auch heute über Einzelheiten des leider zu mancher Flüchtigkeit Genöthigten in bekannter Unbanbarkeit aufhält.

Man erstaunt, auch bei der Lectüre des vorliegenden Buchs, einigermaßen über die Möglichkeit, daß ein so geistvoller Mann, ein so durchdringender Verstand wie Geng war, für diesen Adam Müller so schwärmen konnte. Wie richtig er — wir nehmen die Freiheit, unsere individuelle Ansicht als unmaßgeblich auszusprechen — den Unfann des „Sächsischen Staatsanzeiger“ erkannte, darüber belehre uns eine Briefstelle, die Menge, besorgt wegen seiner Leser, nicht ganz mitzutheilen für gut fand. Es wird gut sein, erst den kläglichen Brief Müller's an Stolberg gelesen zu haben. Menge führt II, 464 an:

Die Aufsätze tragen sämmtlich, die Ihrigen (Müller's) nicht ausgenommen, das Gepräge einer Zeit, einer Ansicht und einer Manier, in welcher ich mich willfremd, unbehaglich, unheimlich, desorientirt fühle. Vieles verstehe ich nicht, theils weil es mir durchaus dunkel, theils weil es mir unreif und verworren scheint, oft vielleicht nur, weil es von meiner Art zu sehen und zu denken so sehr abweicht, daß ich mich nicht darin zurechtfinden kann. Was ich verstehe, befriedigt mich nicht. Allenfalls eine schneidige, stolze, angreifende Polemik, aber nirgend

ein reines, bestimmtes Resultat. Es schwimmt mir alles, wie in einem Nebel von hohen Worten gewebt, durch welchen seine Figur in festen Umrissen hervortritt. Ich werde höchstens gedemüthigt, nie belehrt. So war mir schon zu Muth, als ich das Vorwort zu den Staatsanzeigen las (anders Stolberg, II, 458—460); diese Gefühle verfolgten mich überhaupt bei allem, was seit einigen Jahren über staatswissenschaftliche Gegenstände in Deutschland geschrieben wird. Klarheit, Methode und Zusammenhang, die ich von jeher über alles schätzte, werden mir, je älter ich werde, desto unentbehrlicher; und diese scheinen nun aus der neuen schriftstellerischen Welt völlig verbannt zu sein. Es kann sein (ich sage es nicht etwa ironisch), daß der Grund davon in meiner eigenen Schwäche liegt, daß ich unfähig geworden bin, eine höhere Klarheit, eine gebiegenere Methode, einen tiefern Zusammenhang, als die ich zu erschwingen vermochte, zu erkennen und zu erfassen. Aber genug, so ist es in mir. Mein Geist strebt nach Gleichheit und Ruhe. . . .

Diese Punkte Menge's erlauben wir uns auszufüllen:

Und jetzt soll ich nun erst recht in ein Meer von Umräuzungen, von rückgängigen Bewegungen, von Phantasien und Paradoxien geschleudert werden, wo alle Karten und alle Sterne mich verlassen. Ich soll z. B. lernen, daß der Friede der Welt, die Bürgschaft der Staaten, die Verbesserung der gesellschaftlichen Ordnung u. s. w. einzig und allein von einer lebendigen Erkenntnis — der Menschwerdung Gottes abhängt! Ich soll glauben, daß das durchaus praktische Problem einer deutschen Bundesverfassung — welches man freilich hätte auflösen sollen, ehe man leichtsinnigweise entschied, daß eine Bundesverfassung stattfinden sollte, ohne zu wissen, ob sie auch in irgendeiner Form möglich sei — durch ein gewisses mystisches Lehr- und Glaubensrecht, womit ich nicht einmal eine deutliche Vorstellung verbinden kann, aufs Reine gebracht werden wird, nachdem ich vorher belehrt worden bin, daß es weder durch Souveränität, noch durch Föderalismus, noch durch ein Oberhaupt, noch durch eine Constitution auflösbar ist.

Man kann nicht klarer einem Freunde sagen, daß man ihn für einen Querkopf hält. Stolberg's politische Grundsätze stehen mit diesen Müller'schen auf gleichem Boden. Fragmentarisch theilt Menge ihrer mehr als hinreichend mit.

Die münsterischen Verhältnisse erfahren, wie sich gebührt, sehr eingehende Darstellung. Uns schienen diese Dinge das Interessanteste und Sorgfältigste. Daß die Fürstin Gallizin ein Engel war, versteht sich von selbst; selbst Goethe's Lob wird in Anspruch genommen, aber eine andere Aeußerung desselben Goethe weislich verschwiegen. Es sei das letzte, was wir hier ergänzen; wir würden sonst bei der offenkundigen Tendenzarbeit des aus sehr vielfachen Quellen behutsam auswählenden Verfassers eine lange Arbeit haben. Wir haben früher öffentlich das Wesen der Fürstin als Blasfröthe bezeichnet und bei diesem Urtheil beharren wir ungeachtet all des von Menge vorgebrachten Materials. Ihr Charakter ist keineswegs vereinzelt, sondern typisch; das psychologische Verständniß hat etwas materielle Rücksichten zu nehmen. Ihr Hausarzt wird sie besser begriffen haben als ihr Beichtvater.

Goethe also schrieb am 3. Mai 1794 an Friz Jacobi von „dieser herrlichen Seele“:

Ich habe die Fürstin, wie ich sie immer gefunden habe: gespannt, zubringlich, buchstäblich, ohne wahre Einsicht und Ruhe, und höchst unzuverlässig in allem, was sie erzählte. (Das übersehe man sich ins Deutsche!) Ihre Vorurtheile täufeln sie auf eine mir unbegreifliche Weise; verderben ihr

Auge, Ohr und Zunge. Das Schmolzen hat sie abgelegt; aber dafür ist sie hegender geworden, und hat die Gicht des Mönchthums in allen Gliedern. Die Frömmerei und die Andäcstelei, die sie nach Holstein gebracht hat, ist mir ein Greuel.

Ueber Stolberg's aufrichtigen Katholicismus bleibt und kein Zweifel. Sein Familienleben zeigt ihn in wahrer Liebeshübschkeit. Er war ein guter Mann. Das alles mit großer Bereitwilligkeit zuzugestehen, wird kein verständiger Protestant Anstand nehmen, ohne darum sich für verpflichtet zu erachten, die außerordentliche Unselbstständigkeit seines Charakters zu verschweigen. Daß er gar zu gern Dichter und Schriftsteller sein mochte ohne eine ergiebige Aber von Productivität ist eine Verirrung, die tausend sittlich und intellectuell tief unter ihm Stehende theilten und theilen. Er darf als Parabigma zu Goethe's Darstellung des Dilettantismus gelten.

Sollte der Verfasser in literarhistorischen Studien fortfahren wollen, so rathen wir ihm freundschaftlichst von Dingen zu schweigen, von denen er sehr wenig versteht. Dazu gehört die Salbaderlei über Schiller's „Götter Griechenlands“, in der er es nur Stolberg gleichthut, an dessen gespreizten, geistreich sein sollenden Stil er sich auch sonst mehr gehalten hat, als einer erträglich mühsamen Lectüre seines Buchs zu wünschen gewesen wäre. Da ihm Vertheß so oft als gepriesene Autorität gilt, so hätte er doch auch dessen Meinung über die nur aus der ästhetischen Unbildung des Publikums begreifliche Ventilation für und gegen dieses Gedicht sich ansehen sollen. Dieser Freund Stolberg's und Schwiegervater des guten Claudius sagte sehr treffend: „Daß Schiller seine «Götter» nicht für Kutscher und Nähterinnen schrieb, wie manche Leute zu verlangen schienen, das liegt nicht an Schiller, sondern an den Kutschern.“

Hundert Dinge lägen uns noch auf dem Herzen; wir haben aber schon so um Nachsicht wegen des in Anspruch genommenen Raums zu bitten. An Menge's Stil hätten wir vielerlei auszusagen, doch man ist heutzutage gewohnt, solche Darstellung gut zu nennen; zudem mögen wir ihm gegenüber nicht als Schulmeister auftreten, es sei denn, daß er es wünschte. Beide Bände umfassen 977 Seiten. Der interessanteste Druckfehler ist II, 280: „von G. Forster bis Anno Kloppe.“ Leider erscheint wirklich manches neuere Geschichtswerk Anno Anno Kloppe.

Franz Sandvoß.

Revue der Zeitschriften.

Bei der außerordentlichen Ausdehnung unserer Zeitschriftenliteratur wird ein Artikel wie der in der Ueberschrift angezeigte einer besondern Entschuldigung wol nicht bedürfen. Es ist nicht blos der Verleger und des lesenden Publikums wegen, sondern auch wesentlich mit im Interesse sehr vieler Autoren, wenn wir, obgleich freilich nur flüchtig, auch unsere Zeitschriften an dieser Stelle einmal etwas Revue passiren lassen. Ein großer Theil des Publikums schöpft das Beste seines Wissens, schöpft das Beste seiner Literaturkenntnis nicht aus dem Studium, nicht aus der Lectüre der Bücher, sondern aus dieser oder jener Zeitschrift, sei es in Gestalt populär gehaltener Artikel und Artikelchen, sei es in Gestalt literarischer Besprechungen, sei es in der Form von Auszügen aus Büchern. Wie es bereits eine nicht geringe Zahl

von Verlegern gibt, die ihr Alles auf die Herausgabe einer Zeitschrift setzen und dagegen den Verfasser selbständiger Bücher fast ganz ausschließen, so gibt es auch eine sehr große Anzahl von Schriftstellern, deren Hauptthätigkeit oft jahrelang fast ausschließlich in die Literatur der Zeitschriften fällt; ja man darf noch mehr behaupten: ein Schriftsteller, der nicht die in mancher Hinsicht gute Schule der Zeitschriftenthätigkeit durchmacht, sondern nur vom Gottesgnadenstandpunkte aus immer in eigenen, selbständigen Werken Kunstschöpfungen niederlegt, wird sich dem wirklichen Bedürfnisse der Literatur leicht entfremden.

Bei der wahren Sündflut auf allen Wegen der Journal-Literatur dürfen wir auf eine Vollständigkeit in unserer Revue nicht Anspruch machen. Diese wäre auch am Ende übel angebracht, denn die vielen Lokalzeitschriften Berlins und anderer Orte, ob sie sich „Beobachter an der Spree“ oder „Pfeuzblätter“ oder „Panoramen“ oder sonstwie nennen, wären wol in einem durchaus culturhistorischen Artikel an ihrer Stelle, würden indeß diesem mehr resumirenden Artikel zu sehr eine Ausdehnung ins Unendliche geben.

Ueber Bord werfen wir zugleich alle eigentlich wissenschaftlichen Fachjournale, wenn sie der Theologie, Jurisprudenz, Medizin, Philologie, Philosophie, Mathematik u. s. w. angehören. Denn die Bedeutung dieser Zeitschriften kann mit einer bloßen Aufzählung nicht gewürdigt werden. Indem wir der Gottschalk'schen „Deutschen Vierteljahrschrift“ dieselbe Ehre wie den wissenschaftlichen Fachjournalen anthun, bemerken wir zugleich, daß sich der Fachjournalismus immer mehr auf die kleinsten und unansehnlichsten Gebiete hinzieht, selbst wol bis auf bloße Spielereien. Da gibt es besondere Blätter für Forstleute, für Blumen-, Tauben-, Hühnerfreunde und wer zählt sonst noch die Namen, da gibt es besondere für Wasserdoctoren, Schachspieler und selbst für Lederhändler.

Ueber Bord werfen wir auch den ganzen Troß der politischen Zeitungen, obgleich das seit etwa fünfzehn Jahren auch in Deutschland immer mehr eingebürgerte Zeitungsculleton nicht ganz zu übersehen wäre. Wie üppig auch auf dem Gebiete der Politik die Zeitschriften ausschlagen, das sehen wir wieder an einem neuen Monatsblatte „Deutsche Zeitfragen. Organ des Fortschritts für Politik, Gesetzgebung, Volkswirtschaft und Verfassungsleben“, in Berlin von E. Schubar (Lubarsch) herausgegeben.

Ueber Bord müssen endlich auch noch die zahllosen, der Geschäftsreclame zumeist dienenden Theaterblätter, insofern sie von einer Theateragentur abhängig sind. Wäre von diesen eins zu nennen, so wäre es die ihres Alters wegen bemerkbare Leuziger „Allgemeine Theaterchronik“, weil sie, die unzählige Nachahmungen hervorgerufen, zu einer Zeit entstand, da ein Theaterblatt die Unparteilichkeit noch einigermaßen wahren konnte und sie überhaupt die Ehre einer gewissen Originalität noch immer beanspruchen darf.

Der nun freilich bereits hinter uns liegende Jahreswechsel pflegt für den Journalismus eine herbe Jahreszeit zu sein. Die Schwindsucht rafft gewöhnlich ein gut Theil Blätter fort, und die neuen Blätter sehen das Licht der Welt meist nur unter den bestigsten Wehen. Sehen wir uns da um: Was ist gefallen? Was ist gekommen?

Ein Blatt haben wir mit Bedauern verschieden, es war Brühl's „Unser Vaterland“. Das Blatt sollte kein tendenziöses Paraderos für eine Buchhändler speculation, auch kein hiziiger Tummelplatz für pikante Darstellungen, sondern ein schlichtes Blatt voll biographischer und culturgeschichtlicher Aufsätze für die gebildete Familie sein; das Blatt wollte auch ein Uebrigcs thun und sich mit biblischen Darstellungen herausputzen, allein dem Blatte fehlte die erwünschte Theilnahme des Publikums, vielleicht zum Theil weil sich des Publikums bei allen „Unser Vaterland“ betheiligten, von Berlin ausgehenden Zeitschriften ein Misstrauen gegen die Tendenz derselben bemächtigt hat. Für den Gefallenen sind, wie es zu geschehen pflegt, gleich drei Recruten eingetreten. Erstens nennen wir „Die

„Feimat“, im Verlage von Meinhold und Söhne in Dresden, redigirt von Theodor Wehl. Im Aeußern ähnelt das Blatt sehr der „Gartenlaube“, vielleicht zu sehr, und auch der Stoff scheint sich nach dem Vorbilde der „Gartenlaube“ zu gestalten. Wünschen wir der „Feimat“ vor der Hand die 20000 Abonnenten, die ihr ein Wigbold auf das „Was wir wollen“ des Prospekt als sehnsüchtigen Wunsch unterschob. Zweitens „Orion“, Monatschrift für Literatur und Kunst, herausgegeben von Adolf Strodtmann (Hamburg, Hoffmann und Campe). „Der Orion“ stellt sich unter Mitwirkung namhafter Kräfte die Aufgabe: der Kunst- und Literaturkritik eine geachtete, würdige Stellung zu erlangen, den bessern Schriftstellern, die von einem ernsten Kunststreben beseelt sind, einen Vereinigungspunkt zu gewähren und eine Brücke der Vermittelung zwischen ihnen und dem gebildeten Theile des Publikums zu schlagen.“ Des letztgenannten Zweckes halber durfte die selbstständige literarische Production von der Zeitschrift nicht ausgeschlossen werden. Und mit Recht nicht. Etwas Aehnliches wie der „Orion“ wollten früher die „Vendel“-schen „Anregungen für Kunst, Leben und Wissenschaft“ erzielen. Während ihres Bestehens nahm man wenig Notiz von ihnen, nach ihrem Tode beklagte man ihren Verfall; vielleicht hätten sich die „Anregungen“ mit Hülfe der selbstständigen Production mehr verbreitet. Die ersten beiden Hefte des „Orion“ brachten Gedichte von Heine und Hebbel, eine Erzählung von Moritz Hartmann, literarische Besprechungen, zum Schluß einen Artikel „Die Arbeiterdichtung in Frankreich“ von A. Strodtmann. Möge sich der „Orion“ obenauf halten. Drittens „Otto Janke's Deutsche Wochenschrift“, herausgegeben von J. Spielhagen (Berlin, Otto Janke). Die Zeitschrift will nach einem Artikel in Nr. 2 vorzugsweise ein „belletristisches Organ der deutschen Fortschrittspartei“ sein. Möge sie mit diesem Zugeständnisse nur nicht den Boden ihrer eigenen Wirksamkeit untergraben. Fortschritt ist ein Begriff, dessen Inhalt sehr relativ ist. Haben wir denn nicht schon belletristische Blätter genug, die ihre Bedeutung auch in etwas mehr als in bloß schöngeistiger Wirksamkeit im Genuß der seltsamen „Abendzeitung“ suchen und ist es einem dieser Blätter eingefallen, sich vorzugsweise ein Fortschrittsblatt nennen zu wollen? Doch gleichviel, der noble äußere Anstrich nimmt für das Blatt ein. Wie es scheint, liegt ein Hauptgewicht des Blatts auf des durch seine „Problematischen Naturen“ berühmt gewordenen Herausgebers Romanarbeiten. Die ersten Nummern brachten den Roman: „Die von Hohenstein.“

Sowol Wehl's „Feimat“ als auch „Janke's Deutsche Wochenschrift“ zeigt in jeder Nummer eine oder einige wenige Illustrationen. Beide Blätter scheinen das „Illustrirt“ nicht vorzugsweise pflegen zu wollen; dem Modebedarf haben sie sich aber auch nicht ganz entziehen können. Dieser Modebedarf antet leider zu einer fast krankhaften Manie aus. Wir werden daher im Nachfolgenden wol am besten thun, wenn wir die Masse der Zeitschriften in die beiden Hauptklassen scheiden: „illustrirt“ und „nichtillustrirt“. Zur Kritik der Bildermanie berufen wir uns auf die Worte, welche Karl Gutzkow am Schluß des zehnten Jahrgangs der „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ sagte: „Die Unterhaltungen, die unter neuer Redaction (von Karl Frenzel) mit dem 1. Januar 1863 ihren ersten Jahrgang begannen, entstanden, um eine anregende journalistische Lectüre auch dem Privatbesitzer zugänglich zu machen. Eine solche Zahl von Nachahmungen tauchte unmittelbar nach ihnen auf. Die Mehrzahl glaubte ihren Inhalt wesentlich durch einige Bilder ergänzen zu müssen. Der Erfolg bewies, daß sie die Neigung der Zeit und des Publikums, eine gewisse Modemanie, naive Schamhaft, das gekritzte „Bilderbesehen“ der Kinder, Belchrung genannt, für sich hatten.“

Lezender kann man die Modekrankheit nicht kritisiren. Natürlich gilt der Vorwurf zumeist nur den zahlreichen Nachahmungen solcher Zeitschriften, deren ganze Natur die Illustrationen wesentlich bedingt. Man wird der leipziger „Illustrirten“ und der stuttgarter „Illustrirten“ aus dem Bilderliefereu keinen Vorwurf machen, höchstens daraus, daß leider zu oft Etwas

und Vergängliches auf Holz geschnitten wird. Zum Beispiel: die häufigen Kriegsscenen, größtentheils Nachahmungen aus der londoner und pariser „Illustrirten“, können doch höchstens die „naive Schaulust“ befriedigen! Um übrigens ganz unparteiisch zu sein, müssen wir unsere Anerkennung zwischen den beiden Musterblättern von Illustrirten, zwischen der leipziger „Illustrirten Zeitung“ und der stuttgarter „Ueber Land und Meer“ theilen. Letztere leistet trotz des geringen Preises von 4 Thalern jährlich Vortreffliches im Erzählungsfache, und die leipziger thut sehr wohl, über die frühere Namenlosigkeit ihrer literarischen Beiträge, wie sie jetzt thut, hinauszugehen. Eine Reihe von 40 Bänden spricht für die leipziger, und die stuttgarter wird ihre ältere Schwester gewiß mit dem Bunsche anblicken, auch erst einmal eine solche Reihe von Jahren hinter sich zu haben. So viel steht fest: mit der pariser „Illustration“ nehmen es unsere beiden Illustrirten gut und gern auf, ja übertreffen sie im literarischen Theile.

Mit erstaunlichem Eifer strebt die thätige Englische Kunstankalt von A. G. Payne danach, durch die Billigkeit ihrer illustrirten Werke es allen Verlegern zuvorthun. Für den Preis von einem halben Thaler vierteljährlich 18 Nummern der „Glocke“ oder des „Illustrirten Familienjournal“, erstaunlich ist's, wie viel dafür geliefert wird. Nimmt man dazu die seit Neujahr eingetretene abermalige bessere Ausstattung des letztern Journals (was die Illustrationen betrifft, so weisen wir nur auf S. 29 „Kaiser Maximilian auf der Martinswand“ und S. 43 „Gräfin Erbach'sches Schloß Schönberg“ hin); wir sind in der Concurrenz doch wol schon an ein leztes Ende gekommen. Und die Verlagsabhandlung liefert noch ein illustrirtes Journal „Nah und Fern“, in welchem der Farbendruck Eingang gefunden zu haben scheint. Begreiflich, daß bei solcher Concurrenz auf dem Gebiete der großen illustrirten Zeitungen neuere Nachahmungen den schwersten Stand haben. Eine „Berliner Illustrirte“ ging nach kurzem Bestehen den Weg alles Fleisches, von der hamburger Illustrirten, dem „Omnibus“, und der wiener „Waldfleins Illustrirten“ wäre wenigstens der Bestand zu melden.

Indem wir auf die „Illustrirte Welt“ (Stuttgart, Hallberger) und auf die bei Hoffmann in Stuttgart erscheinenden „Feierstunden“ als eine sicher empfehlenswerthe Familienlectüre hinweisen, uns auch das illustrirte Volksblatt, „Die Rabe“, von dem „Spinnstubenschreiber“ W. D. von Horn, anzuzeigen sein lassen, und, indem wir weiter hinausblicken bis gen Bern, uns aufrichtig über die dort bei Haller erscheinende illustrirte Zeitschrift für Literatur und Kunst, „Die Schweiz“ freuen, müssen wir wol das vom „Oesterreichischen Lloyd“ herausgegebene, bereits in den dreizehnten Jahrgang getretene „Illustrirte Familienbuch“ als eine von denjenigen Monatschriften bezeichnen, die ihres innern Gehalts wegen einen Ehrenplatz einzunehmen verdienen. Ein dem österreichischen Familienbuch ähnelndes Blatt heißt „Illustrirtes Haus- und Familienbuch“ (Leipzig, Verlag der Typographisch-literarisch-artistischen Anstalt). Wie in den Hoffmann'schen „Feierstunden“ ist der Farbendruck in diesem namentlich vertreten; das Journal scheint damit vor vielen andern einen Vorprung zu besitzen.

In Berlin findet man zwar eine große Anzahl von belletristischen Wochen- und Monatschriften, die ihren Mann theilweise ganz gut nahren sollen, man kennt sie indes nicht, man sieht sie nicht, sie existiren im Verborgenen, das Licht der Kritik scheuen sie durchaus. Doch nicht länger haben einige berliner Verleger die Ehre der preussischen Residenz bloßgeben wollen. Wie wir oben schon der Janke'schen Wochenschrift, so hätten wir hier noch zweier Blätter, einer Wochen- und einer Monatschrift zu gedenken, die beide aus den Illustrationen, was zu loben ist, wenigstens nicht die Hauptsache machen. Jenes ist der durch den Namen seines Herausgebers Hans Wagners vielverbreitete „Hausfreund“, dieses ist das „Deutsche Magazin“ von Rodenberg (Berlin, Cöchagen), ein auch dem

bequemen Formate nach sehr ansprechendes Journal, das aus dem regen Talente seines übrigen jetzt abgetretenen Herausgebers und einem Kreise jüngerer Schriftsteller gute Unterhaltung zieht. Wenn übrigens Rodenberg meinte, der erste zu sein, der ein Blatt im Genre englischer billiger Zeitschriften gründete, so weisen wir auf das ältere Journal „Westermann's Monatshefte“ hin, das sich eines wohlverdienten Rufes erfreut.

Die Rodenzeitungen werden stets auf den Tischen der ältern und jüngern Damenwelt eine hervorragende Rolle spielen. Es wäre grausam, wollten wir der Lieblingsblätter unserer Damen und nicht gerade an dieser Stelle, an der wir von den illustrierten Blättern sprechen, gedenken. Aber die Damen werden ihre Lieblinge wol besser an den Fingern herzählen können als wir. Wir verspüren wenig Lust, alles aufzuzählen, was nach dieser Seite hin etwa Stuttgart, Wien, Leipzig, Berlin den Damen bietet. Nur zwei alte und bewährte Organe dieser Art dürfen wir nicht übergehen, einmal die „Jahreszeiten“, jetzt bereits in ihren zweiundzwanzigsten Jahrgang getreten, früher unter Wehl's Leitung ein beliebtes, jetzt unter Wilibald Wulff's Leitung ein erfarbtes Blatt; dann die allbekannte, 64 Jahre alte (leipzig), von Diezmann redigirte „Allgemeine Rodenzeitung“, ein Blatt, das allen Emporkömmlingen zum Trost sein Feld rühmlich behauptet. Der gefährlichste Emporkömmling unter den Rodenjournalen ist sicherlich der „Bazar“ (Berlin, Schäfer), eine Wochenschrift, die bei großer Billigkeit (20 Mgr. vierteljährlich) und eleganter Ausstattung die beiden Eigenschaften eines durchgehenden illustrierten Blattes und eines Rodenjournal's sehr gut miteinander verbindet. Doch nun ist es wol an der Zeit, daß wir endlich des Hauptorgans dieser gesammten illustrierten Richtung gedenken, es existirt ja in Hunderttausenden von Exemplaren durch ganz Deutschland, es ist allbekannt: die „Gartenlaube“. Dürfen wir den Vergleich wagen, so möchten wir uns dahin erklären: was die Frau Birch-Pfeiffer auf dramatischem Gebiete, das ist die „Gartenlaube“ auf dem der Journale. Sie, nämlich die letztere, befaßt so etwas von der Witterungsgabe, immer solche Themata, welcher Gattung sie auch seien, herauszugreifen, die gerade an der Tagesordnung sind oder in die Stimmung des Volks hineingreifen. Dazu kommt die Mannichfaltigkeit der Artikel, die, wenn sie auch, wie die häufigen Jagdgeschichten, von sehr secundärem ästhetischen Werthe sind, doch ein man glaubt kaum wie großes Massenpublikum finden. Das Uebrige bewirkt der billige Preis, und ein noch Uebriges die bestimmte politisch-soziale Färbung des Blattes, kurz und gut, die „Gartenlaube“ ist den bloß ästhetisirenden belletristischen Journalen um vieles voraus. Eins wäre bei dieser politisch-socialen Tendenz zu untersuchen, inwieweit die „licentia poetica“ politische Stoffe der Gegenwart oder nächsten Vergangenheit ausbeuten, inwieweit sich die poetische Freiheit der politischen Tendenz dienstbar machen darf, ohne ganz und gar zur poetischen Willkür oder zu einer feilen Possaune der Tagesstimmung hinabzusinken. Neuerdings hat die „Gartenlaube“ durch „Deutsche Blätter“ von Berthold Auerbach eine zweckmäßige Erweiterung gefunden.

Wir glaubten die illustrierten Zeitschriften abgethan zu haben, aber nein, eine ganze Klasse haben wir übergangen. Die illustrierten Witzblätter! Frisch aus Werk. Grinst uns ja doch das feiste Gesicht des weltberühmten „Klabberabatsch“ entgegen. Mann des Jahrhunderts, der du nur zu lallen, zu spöhen, zu lauderwelschen brauchst und deine Weisheit geht über die Weisheit aller sieben Weisen Griechenlands, was will unsere armselige Feder an deiner ewigen Dauer zweifeln! Nur das eine, lieber Freund, mit dem du dich so gern brüdest, daß du Humor besähest, das eine müssen wir dir streitig machen. Du bist sarkastisch, satirisch, witzig, aber humoristisch bist du nicht. Humor, das merke dir ja, du Unvergleichlicher, Humor ist ein harmherziger Samariter, deine Stärke dagegen ist nur und nur der Spott. Und weil sie das, darum bleibst du nur ein Mann der Negation und das Lustigste an der Sache ist, je größer und edler

die Menschheit (wenn sie es würde!), desto kleiner und kleinlicher wirst du, je kleinlicher dagegen die Menschheit, desto größer und edler... nein lieber Freund, ach wie gern du dich doch in den Mantel des Edelmuthe's hüllest! nein Freund, desto wider und feister nur gleich einem wohlgenährten Privilegiensbesitzer wirst du!

Der Nachahmungen dieses Witzblattes hat es manche gegeben. Mit Schrecken denken wir an einen Berliner „Krautler“, der es glücklich nicht lange machte. Gegenwärtig ist von der feudalen Partei ein Blatt „Der kleine Reactionär“ gegründet, und ein anderes berliner Witzblatt, die „Seitene Welt“, beschäftigt sich in seinen Farbendruckbildern zumeist mit der Welt der Loreetten. In Berlin ein harmloses Scherzblatt wie die münchener „Fliegenden Blätter“ zu begründen, ist bis jetzt noch immer sehiggeschlagen. Gerade dies gereicht den „Fliegenden Blättern“ zur Zierde, und sie werden so lange ein beliebtes Blatt bleiben, als sie nicht über den Scherz und Spas hinausgehen. Ein Spas darf immerhin einmal dumm sein, ein Witz und eine Satire darf es nicht, drum nehmen wir's den „Fliegenden“ auch gar nicht übel, wenn sie ab und zu auch einmal einen recht dummen Spas bringen. Ein neuer gegründetes Blatt heitern Genres, das eine Zukunft haben könnte, dünkt uns „Des Lehrer (in Baden) hinkenden Boten illustrierte Dorfzeitung“ (Lahr, Geiger, vierteljährlich nur 7½ Mgr.); das Blatt gewährt von vornherein einen freundlichen Eindruck. Dagegen scheint uns „Der wiedererstandene Gulespiegel“ (Stuttgart, Ebner) in seinen erst Nummern die Art und Weise einer zu grobbedenklichen Caricatur anzuschlagen. Was es in Wien außerdem etwa an „Riseriti“, in Hamburg an „Wespen“ u. s. w. gibt: ja wenn man's nur mit bloßem Witz und Spott besser machen könnte, als es in Deutschland nun einmal ist! Indem wir mit diesen Blättern abschließen, hätten wir nur noch besonders auf zwei der Illustration nur mäßig Raum gönnende Blätter hinzuweisen, nämlich auf den „Münchener Pausch“ und den einige Jahre lang ziemlich stark gelesenen „Dorbarbier“.

Nun also zu den nichtillustrierten Zeitschriften. Stellen wir die mehr der Unterhaltung als der Kritik und wissenschaftlichen Belehrung gewidmeten voran (noch einmal: wir beabsichtigen keineswegs eine erschöpfende Uebersicht zu geben, dies zur Verhütung für die Verleger, die sich übergangen sehen), so dürfen wir wol mit dem bereits ins siebenundfunfzigste Jahr getretenen Gotta'schen „Morgenblatt“ beginnen. Dieses Morgenblatt ist auch jetzt noch in gewisser Beziehung ein Großmeister jener ältern belletristischen Richtung, die bei verhältnismäßig hohem Abonnementspreis ein dem Volksthumlichen etwas abgeneigtes aristokratisches Air zur Schau trägt. Die Tendenz dieser Richtung ist weniger auf das „Politisch-Sociale“, als vielmehr auf das Schönegeistige gerichtet, sie will nicht zur Bildung des Volks überhaupt beitragen, sondern mehr dem schon Gebildeten Unterhaltung und ästhetische Anregung bieten. Es ist indeß fast zu verwundern, wie das „Morgenblatt“ das Feld ruhmreich behauptet, so ruhmreich, daß es sogar von der zumeist anonymen Haltung seiner Mitarbeiter nichts vergebem hat. Wir lassen auf das „Morgenblatt“ die „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ folgen. Mit dem 1. Januar dieses Jahres ist Gutzlow von den Unterhaltungen zurückgetreten, Karl Frenzel — alles in allem von den jüngern berliner Schriftstellerwelt der vielleicht bedeutendste Kopf und ohne Menschengunst aus seiner Ueberzeugung herausstrebende Kritiker — hat die Herausgabe übernommen. Das Blatt strebt nicht danach, äußerlich zu glänzen, es vermeidet den gedankhaften Aufpuß. Das Schöne mit dem Kräftigen, das Neue mit dem Wahren zu vereinigen, dies stellt Frenzel als Zweck des Blattes hin, damit das Blatt „mehr und mehr als ein Volksbuch im besten und edelsten Sinne wirke und die theilbare Theilnahme der Nation gewinne“. Wir schließen hieran die leider in Norddeutschland weniger verbreiteten, trefflichen

händler: Hoeferschen „Hausblätter“ (Stuttgart, Krabbe), in denen sich das herrliche Erzählertalent Edmund Hoefers so selbständig bewährt, und weisen auf das in seiner Heimat sehr geachtete „Bremer Sonntagsblatt“ noch besonders hin. Vergessen wir daneben auch nicht die leipziger „Novellenzeitung“, die Stuttgarter „Erweiterungen“ (bereits im fünfunddreißigsten Jahrgange) und lassen wir auch ein ganz kleines hamburger altes Blatt, das sich fort und fort in den Journalisten zu behaupten gewußt hat, die „Leseernte“, ruhig posieren. Wie verschieden die Richtungen auf dem unterhaltenen Gebiete, das wollen wir nur andeuten; wir stellen also nebeneinander Kossat's „Berliner Montagepost“, ein Blatt geistreicher feuilletonistischer Natur, das hier und da Nachahmungen hervorgerufen, und das H. v. Nathusius'sche „Volksblatt für Stadt und Land“, dessen partikularistische, kirchlich-sensuale Richtung allgemein bekannt, freilich auch oft in etwas übertriebener Weise durchgeschüttelt ist, da das Blatt in der Mehrzahl seiner Artikel einen völkisch-mühsamen Ton, was immerhin löblich ist, zu treffen weiß. Inwieweit nach dieser Seite der Weizen blühen muß, sehen wir an dem Auftauchen eines neuen Blattes ähnlicher partikularistischer Tendenz des bekannten A. von Selb, das sich „Der Gast“ betitelt.

In immer besserer Gestalt hat sich die Chronik der gebildeten Welt, die „Europa“, zu regenerieren gewußt. Ihr ist gelungen, was einer ihrer Schweltern schon vor einigen Jahren nicht mehr gelingen wollte, wir meinen die nun auch bereits lausend ruhende „Zeitung für die elegante Welt“, der Konkurrenz die Stirn zu bieten. Was sie sein will die „Europa“, nämlich eine Chronik des Hervorragenden auf den Gebieten der schöpferischen Literatur, das ist sie vollaus. Zwar nur ein Sammelwerk ist sie, aber nicht allein in ihren kleineren feuilletonistischen Artikeln liegt ihr Werth, sondern auch in der feinen Auswahl, die sie bei den größern literarischen Aufsätzen befundet. An, und ihr schmücket Aussehen, das sich grundsätzlich mit jedem Jahre zu ändern scheint, wird für sie wol auch sein Gutes thun. Da die „Europa“ als Chronik außer dem speciell Literarischen in ihrem Feuilleton auch das Musikalische und Bildnerische umfaßt, so wollen wir hier die benennenswertheften der Musik- und Kunstjournale anknüpfen. Deutschland besitzt eine nicht geringe Anzahl von Musikzeitungen, ganz unsehlbar stehen sie aber mit den literarischen Zeitschriften nicht im entferntesten auf einer Stufe. Es fehlert in ihnen meist Originalität, dagegen steht in ihnen zu viel Reproductives. Fast nur eine Musikzeitung gibt es, die sich auf ihre durchgängige Originalität etwas zugute thun kann, diese ist die Brendelsche „Neue Zeitschrift für Musik“ in Leipzig. Auch die scharften ihrer zahlreichen Gegner können ihr dies große Verdienst nicht bestreiten. Neben ihr zeichnen sich die „Signale“ (gleichfalls in Leipzig) durch die Reichheit und Reichhaltigkeit kleinerer Mittheilungen aus. Das große und so äußerst musikalische Berlin kann dagegen mit seinen beiden Zeitungen (Bock'sche „Musikzeitung“ und das Schlesinger'sche „Echo“) um so weniger aufkommen, als Leipzig seit Neujahr in der „Allgemeinen musikalischen Zeitung“ (neue Folge; Breitkopf und Härtel) ein neues bedeutendes Organ erhalten hat. Wie wir oben bemerkten, wollten wir von den eigentlichen Theaterblättern ganz absehen. Unserm Principe getreu schieben wir hier nur zwei Organe ein, die die Kunst nicht zum Handwerk erniedrigen. Erstens meinen wir die von Theodor Weyl in Dresden dirigirte „Deutsche Bühnen“ und zweitens die „Recensionen und Mittheilungen über Theater und Musik“ (Wien, Löwenthal). Gewiß sehr vielen erwünscht möchte die „Monatsbeilage“ der „Recensionen“ über bildende Kunst sein, welche seit einiger Zeit erscheint. Das Heft der Zeitschriften über bildende Kunst, die nicht bloß für Fachleute geschrieben sein sollen, ist wahrlich äußerst dürr. Liegt es nur an unserer Gebankenschwäche, augenblicklich will uns nur das eine Journal dieser Gattung, die in Berlin erscheinenden „Vioskuren“ zu Sinne kommen.

Wir gehen über zu den kritischen Organen, die sich gewöhn-

lich als Zeitschriften für Politik, Literatur, Kunst und öffentliches Leben kennzeichnen. Es gibt deren als Wochen- und deren als Monatschriften. Unter den ersten erfreuen sich die „Grenzboten“ bekanntlich schon eines Daseins von 21 Jahren. Ihr politischer Standpunkt, der sogenannte gothaische, bedarf keiner ausführlichen Kennzeichnung und ebenso wenig ihr literarisch-kritischer, der durch Julian Schmidt maßgebend bestimmt war. Gesichtlich hielten die „Grenzboten“ früher die Anonymität der einzelnen Aufsätze fest, oft mußte man erst hinhin und herrathen: ist der Aufsatz nun von Julian Schmidt, oder ist er von Gustav Freytag? Seit einiger Zeit sind beide Verfasser wenigstens officiell von der Herausgabe zurückgetreten, die eigentliche Tendenz der Zeitschrift scheint dadurch aber nicht berührt zu sein. Es folgt in unserer Reihe „Deutsches Museum“, herausgegeben von R. Prug. Begründet zu Anfang 1851, hat es nun auch bereits ein Duzend von Jahren ehrenvoll hinter sich. Was der Herausgeber selbst in der ersten Nummer des gegenwärtigen Jahrgangs sagt, daß das „Deutsche Museum“ gegründet sei, um in Sachen der Kunst und Wissenschaft die alten und bewährten Grundsätze unserer classischen Epoche, in Sachen der Politik und des öffentlichen Lebens aber die unermüdbliche ernste Arbeit und einen mannhaften, thätigen Widerstand gegen das Verkehrte zu vertreten: dieses Programm ist bis auf den heutigen Tag unverändert geblieben und wird auch in der Zukunft von großem Erfolg sein. Auch aus der alten Kaiserstadt Wien möchte sich eine Zeitschrift anführen lassen, die „Oesterreichische Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben“, welche in besondern Heften als Beilage zur „Wiener Zeitung“ erscheint. Durch die Mittheilung von Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften wird sich die Wochenschrift ein wirkliches Verdienst erwerben. Als eine Zeitschrift jener exklusiven Richtung, welche wir oben bereits bei dem Nathusius'schen „Volksblatt“ andeuteten, wäre hier die „Berliner Revue“ zu nennen; das Journal ist indeß nur bei seinen Anhängern bekannt und wird bei seiner Verbisserheit schwerlich über die Zahl seiner absoluten Anhänger hinaus ins Leben dringen.

Ein Blatt rein kritischer Natur ist das „Literarische Centralblatt“. Durch die wöchentliche Mittheilung des Inhalts der hauptsächlichsten Fach- und schönwissenschaftlichen Zeitschriften ist es ein geschätztes Hülfswerk geworden. Berücksichtigt das „Literarische Centralblatt“ fast nur die deutsche Literatur, so hat dagegen das „Magazin für die Literatur des Auslandes“ ganz besonders das Ausländische in sein Programm geschrieben. Als ein gern gelesenes Blatt hat es bereits 31 Jahre gewirkt. Die Erwähnung der Literatur des Auslandes bestimmt uns, hier auch auf einige Blätter hinzuweisen, welche die Völkerrunde, Naturgeschichte, die Beschreibung der Heimat wie des Auslandes behandeln. Dahin gehört vor allen gewiß das bei Gotta schon seit mehr denn 35 Jahren erscheinende „Ausland“, das sich durch lebendige Schilderungen und Beschreibungen bei allen Freunden der Länder- und Völkerrunde eingebürgert hat. Dahin gehören ferner: „Die Natur“, von Ue und Karl Müller, und „Aus der Heimat“ von Rosmäslar; dahin gehören auch noch zwei andere Journale, beide mit zahlreichen Illustrationen versehen (es ist nun einmal nicht anders, wir müssen bei den nichtillustrirten Zeitschriften aus der Rolle fallen), erstens „Globe“ (Gildburgshausen, Bibliographisches Institut), zweitens das „Buch der Welt“ (Stuttgart, Hoffmann), letzteres durch saubere Farbendruckbilder anziehend.

Noch hätten wir auf drei politisch-kritische Monatschriften aufmerksam zu machen. Die erste heißt „Preussische Jahrbücher“, die zweite „Deutsche Jahrbücher“. Jene werden von Professor Haym in Halle herausgegeben, diese (Berlin, Gutzentag) von Oppenheim. Sollen wir beide Monatschriften nach gangbaren politischen Schlagwörtern charakterisiren, so vertritt jene die constitutionell-liberalen Principien, diese die Principien der sogenannten Fortschrittspartei. Raum ist jedenfalls

nach genug in Deutschland für Monatschriften in der Richtung dieser „Jahrbücher“, die damit die Erinnerung an jene scharfe kritische Zeit der Hugel'schen Jahrbücher wachrufen. Wir lassen es indeß dahingestellt, ob der Literatur wesentlich und in Wahrheit damit gedient würde, wenn sich jede politische Parteilichkeit sofort zu einem eigenen Organe gedrängt fühlte. Als dritte der Monatschriften führen wir die bei Brockhaus erscheinende „Unsere Zeit“ an. Sie erscheint als ein Jahrbuch zum „Conversations-Lexikon“ im Preise von 6 Rgr. fürs Monatsheft und bespricht, von den kleinern Mittheilungen abgesehen, in längern Artikeln das Hervorragendste auf dem politischen und socialen Gebiete. Nehme man als Beleg dessen z. B. das erste Heft dieses Jahrgangs, man findet darin die größten Aufsätze „Oesterreichs Finanzen seit dem Frieden von Villafraanca“ und „Preußen seit Abschluß des Staatsgrundgesetzes bis zur Einsetzung der Regentenschaft“.

Abkühllich haben wir bei unserer Umschau das Princip „leben und leben lassen“ befolgt. Wir haben die Journalistik nicht eigentlich kritisiert. Sollte es späterhin einmal wieder an der Zeit zu einer Umschau unter der Zeitschriftenliteratur sein, nun dann mögen, ob es von unserer oder einer andern Feder geschieht, vielleicht strengere, kritischere Rücksichten geltend gemacht, das Neuere gegen das Ältere mehr abgewogen und die eigenthümlichen Strömungen der Journalistik strenger mit beleuchtet werden. Indem wir schließen, dürfen wir wol auch auf das Blatt hinweisen, in dem diese Zeilen stehen. Zu einer Kritik der Kritik werden wir uns nicht gedrängt fühlen. Aber einige historische Bemerkungen über die „Blätter für literarische Unterhaltung“ möchten willkommen sein. Wir bemerken daher, daß diese Zeitschrift zuerst von 1818–20 unter dem Titel „Literarisches Wochenblatt“ erschien. Die ersten fünf Bände wurden von A. von Kogebue, der sechste von Friedrich Arnold Brockhaus herausgegeben. Mit dem Jahre 1821 erhielten sie den Titel „Literarisches Conversationsblatt“. Bis zum August 1828 führte noch Friedrich Arnold Brockhaus die Herausgabe, vom September 1828 ab bis Juni 1826 dagegen Heinrich Brockhaus. Am 1. Juli 1826 ward der Titel in „Blätter für literarische Unterhaltung“ umgewandelt. Heinrich Brockhaus blieb bis 1852 der Herausgeber. Von 1854 bis auf den heutigen Tag ruht die Herausgabe in den Händen Hermann Marggraf's. *)

Emil Müller-Barnswegen.

Doctor Antonio. Aus dem Englischen. Zwei Bände. Leipzig, Voigt und Günther. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Rgr.

Der ungenannte Verfasser oder vielleicht besser die Verfasserin vermeidet mit Recht, ihrer zweibändigen Erzählung den Titel eines Romans beizulegen, wie ihn die meisten ähnlichen Bücher mit ebenso innerer Berechtigung zu führen pflegen. Um auf eine solche Bezeichnung Anspruch machen zu können, fehlt es der vorliegenden Schrift ebenso wol an Großartigkeit der Anlage, Deutlichkeit der Ereignisse, Entwicklung der Charaktere als selbst an jenem eigenthümlichen epischen Stile, der dem modernen Surrogate des antiken Heldengebichts zukommt. Aber so einfach die Erzählung ist, so entfaltet sie doch in ihrem engen Rahmen eine Menge eigenthümlicher Schönheiten. Vor allem ist es die den besten englischen Schriftwerken dieser Gattung charakteristische, den deutschen leider so oft mangelnde Anschaulichkeit, womit sowohl die handelnden Personen wie ihre Umgebung nicht als bleich, im Nebel umherwandernde Schatten-gefahren geschildert sind, sondern als wirkliche, wenn auch idealisirte Wesen, mit Fleisch und Blut und in einer Umgebung lebend, die ohne peinliche Detailmalerei, durch handtelt seine, der Wirk-

lichkeit abgelassene Züge der Phantasie des Lesers alles nöthige Material liefert, um darin heimisch zu werden.

Das Buch zerfällt in zwei, ihrem Umfang und Inhalt wie ihrem Werthe nach unendlich verschiedene Theile. Der erste, enthält eine reizende Idylle an den wonnigen Gestaden der Riviera di Ponente, von der man fast bedauern möchte, daß sie nicht in Versen geschrieben wurde. Der Inhalt ist kurz folgender: Ein adelstolzer englischer Baronet von alter Familie ist mit seiner achtzehnjährigen zur Schwindsucht neigenden Tochter, welcher die Aerzte einen Winteraufenthalt in Italien empfohlen haben, im Frühlinge auf dem Rückwege nach dem Norden begriffen, ohne seinen Zweck erreicht zu haben. Ein scheues Pferd bringt den Wagen zu Falle, und die junge Engländerin, natürlich eines jener ätherischen Wesen, als welche uns die Schwindsuchterandibitinnen Albions geschildert zu werden pflegen, bricht das Bein. Zum Glück fährt eben ein Calessino vorüber; der Inhaber eilt zur Hülfe herbei und erweist sich als ein junger Arzt, wie sich später ergibt ein politischer Flüchtling aus Sicilien, der hier in dem palmenberäumten Vorbürgern anweit Nizza eine Stelle gefunden hat. Er trifft sogleich die nöthigen Anordnungen und läßt die Patientin in ein nahegelegenes Gasthaus bringen. Hier werden sie aus freundschaftlicher Aufmerksamkeit und verpflegt, denn Doctor Antonio, der Arzt, wird in der ganzen Umgegend verehrt wie ein Heiliger. Der Baronet, der alle Ausländer, vor allem die Italiener verachtet oder haßt, überweist sich alsbald mit dem Arzte, wird aber durch die Nothwendigkeit und durch einen herbeigerufenen medicinischen Landmann aus Nizza eines Bessern belehrt und sagt sich, anfangs seufzend, in sein Geschick, viele Wochen in der elenden Oheria liegen zu müssen. Doctor Antonio hat inzwischen durch seine eben so wie als umständliche und geschickte Fürsorge bereits Luciens weiches Herz erobert, während die feenhafte Schönheit und liebliche Umschau des englischen Mädchens natürlich auch auf den jungen Mann den entsprechenden Eindruck hervorgebracht haben. Die mit der fortschreitenden Genesung Luciens wachsende Neigung der jungen Leute, ihre gemeinsamen Beschäftigungen, ihre Sorge für Arme und Leidende in ihrer Umgebung, die mit Hülfe der ungezählten Sovereigns des Baronets glücklich gemacht werden und die kleine Lucy wie eine zweite Nabouna verehren, die allmächtige Veröhnung des Engländers mit seinem Aufenthalt, den er am Ende, geschmeichelt durch die ihm überall bezeugte Verehrung und erfreut durch das Aufblühen der Rosen auf den Wangen seiner Tochter, sogar liebgewinnt: alles dies auf dem mit außerordentlich treuen und klaren Zügen gezeichneten Hintergrunde einer herrlichen Landschaft, wie sie nicht oft in solcher Fauberpracht zwischen Nord- und Südpol zu finden ist, bildet den Inhalt der Idylle, die nur einmal durch einen à propos de bolles ein gestrichenen Abschnitt aus der Geschichte Siciliens (II, 20–45) störend unterbrochen wird. Der Baronet, immer mehr von Antonio und von seiner Villeggiatur bestrahlt, denkt nicht an die Abreise; er ist vollkommen blind gegen das Verhältniß, welches sich, allerdings ohne Erklärung, immer fester zwischen seiner Tochter und dem Arzte knüpft. Da erscheint sein ältester Sohn, der aus Indien kommend, die Seinigen aufsucht; ebenso adelstolz, aber rauh, roher und scharfsichtiger als der Vater, durchschaut er die Lage der Dinge sofort und veranlaßt die ungesäumte Abreise nach England.

Damit ist die erste Abtheilung, und zugleich so ziemlich alles zu Ende, was wir Gutes von dem Buche zu sagen haben. Der Rest ist ein gänzlich verunglückter Versuch, aus einer idyllischen Erzählung einen historischen Roman zu machen. Als Jahre sind verfloßen; Lucy hat sich, von Vater und Mutter gedrängt, einem vornehmen Landmann vermählt, der keine andere Leidenschaft kennt als den Ehrgeiz, und bei dem sie sich deshalb natürlich unglücklich fühlt. Nach acht Jahren stirbt er, und sie ihre Gesundheit so geschwächt, daß sie, von einer geheimen Sehnsucht nach dem unvergessenen Jugendgeliebten getrieben, nach Italien geht, um sich von ihm heilen zu lassen.

*) Wir halten es nicht für überflüssig, hier ausdrücklich zu bemerken, daß vorstehende Journalschau eine freiwillige Einsendung unseres Mitarbeiters und von uns durchaus nicht veranlaßt ist. D. Red.

Aber die Stürme des Jahres 1848 haben den für die Größe und Freiheit seines Vaterlandes Begeisterten in die Heimat zurückgetrieben. Lucy will ihm nach Palermo folgen, findet ihn aber schon in Neapel auf einem Hofballe. Das alte Verhältniß entspinnt sich von neuem, aber im Augenblick der Liebeserklärung tritt ein die Galoen des verurtheilten 15. Mai, an dem die erst vier Monate alte neapolitanische Verfassung bereits die Todesstrafe erhielt. Antonio, der zwischen die Kämpfenden treten will, wird verwundet, gefangen, kommt mit den andern vor den verurtheilten Gerichtshof und wird schuldlos zu neunzehnjähriger Galeerkraft verurtheilt. Seine Geliebte folgt ihm nach Jochia; er weigert sich, allein zu stehen, wozu sie ihm die Mittel verschafft; als darauf Vorbereitungen getroffen werden, seine Kameraden mit ihm zu retten, wird der Plan dem Gouvernement verrathen, Antonio entsetzt, und Lucy stirbt — ob vor Schrecken, oder weil sie im letzten Stadium der Schwindsucht ist, wissen wir nicht. „Doctor Antonio aber dublet, betet und hofft noch immer für sein Vaterland.“

Es leidet wol seinen Zweifel, daß wir nicht mit einem so unbedingenden Schluß abgefertigt sein würden, wenn nicht Doctor Antonio eine historische Person wäre. Aber was hat es für einen Sinn, hier der historischen Wahrheit treu zu bleiben, wenn das Ganze als ein rein dichterisches Gemälde, wenn auch auf einem sogenannten historischen Grunde auftritt, und der Held selbst anonym bleibt? Aber diese ungesegnete Mischung von Geschichte und Dichtung ist eben das Grundübel, an dem das Buch leidet. Die Geschichte Siciliens, die Revolution von Palermo, vor allem aber das 30—40 Seiten lange Verhör der Angeklagten in Neapel, bei dem der Held ganz aus dem Spiele bleibt und dagegen der sonst ganz fernstehende unglückliche Poerio in den Vordergrund tritt, machen einen Eindruck, wie große Fäden, die weder in Farbe noch in Stoff zu dem Kleide passen, auf das man sie gefügt hat. Gerade diese sogenannte historische Behandlung läßt uns glauben, daß eine der zahlreichen Engländerinnen, welche für Italien und die Italiener schwärmen und dabei zu ihren Romanenwerken ein Stückchen Zeit- oder Zeitungsgeographie studiren, das Buch verfaßt habe.

Die Uebersetzung ist im ganzen leicht und fließend. In jedem Grade störend sind dagegen die groben Fehler in der italienischen Orthographie. Der Uebersetzer scheint die italienischen Namen gar nicht zu kennen, und gibt uns komischerweise statt ihrer häufig die englischen. So wird Livorno zu Leghorn u. dgl. Wie aus Piemont Remond geworden sei u. s. w., ist schwer zu begreifen. Ob die falschen italienischen Citate dem Uebersetzer oder dem Verfasser angehören, wissen wir nicht. Die historische Anmerkung I, 160 ist ebenso thatsächlich falsch, wie die Uebersetzung und Dante H, 74 es sprachlich ist. Otto Spenger.

Gneisenau und Mettelbeck.

Wenn es zuweilen vorkommen kann, daß man über die wiederholten Auflagen dieses oder jenes Buchs, welches dieses Glück nicht sehr verdient, faß unwillig oder doch bedenklieh den Kopf schüttelt und eine bittere Frage an das Bücher- und Menschen-Schicksal richten möchte, so gewährt es um so mehr Freude, wenn dieses Glück mitunter auch einem Buche zu Theil wird, welches in weiten Kreisen gelesen, ja eine Art Volksbuch zu werden verdient. Wir rechnen dahin die Autobiographie Mettelbeck's, die in dritter Auflage unter dem Titel:

Joseph Mettelbeck, Bürger zu Kolberg. Eine Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgeschrieben, herausgegeben von S. G. 2. Haken. Mit einem Plane der Gegend um Kolberg und einem Anhang: Briefwechsel zwischen Mettelbeck und Gneisenau. Dritte Auflage. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 1 Theil.

schon erschienen ist, also etwas mehr als 40 Jahre nach der Veröffentlichung der ersten Auflage, die in das Jahr 1821 fiel. Wir heftig es im Vorwort zu dieser dritten Auflage: „Es

bedarf wol keiner Rechtfertigung, wenn die Verlags-handlung beachtet war, dem deutschen Volk aufs neue ein Werk vorzuführen, das bei seinem ersten Erscheinen trotz der Ungunst der Zeiten für vaterländische Interessen, durch Inhalt und Form allgemeinen Beifall gefunden und seitdem fortbauend sich erhalten hat. Eine Persönlichkeit von solcher Kraft und Charakterfestigkeit, von solcher Liebe und Hingebung an das Vaterland, von solcher Bürgertugend und Selbsterleugnung wie Mettelbeck gereicht dem deutschen Namen zur Ehre und verdient den Nachgeborenen immer wieder von neuem in Erinnerung gebracht zu werden, besonders in der einfachen natürlichen Gestalt, wie er sich selbst gezeichnet hat, treu und wahrhaftig, und gerade deshalb so ansprechend. An solchen Charakteren, die in sturmbelegten Zeiten durch mannhaften Bürgerfinn und muthiges Handeln, wenn auch in untergeordneten Lebenskreisen, ihren Zeitgenossen Führer und Vorbild waren, muß sich die Gegenwart erheben und zu ähnlichen Gesinnungen und Handlungen bei ähnlichen Schicksalen und Ereignissen sich heranbilden. In einem Augenblick, wo sich das preussische Volk ansieht, die große Zeit vaterländischer Begeisterung und Opferfreudigkeit nach einem sunstjährigen Zeitraum voll schwerer Prüfungen mit frischem Muth und dankbarem Herzen den jüngern Geschlechtern ins Gedächtniß zu rufen, wird dieser Beitrag aus der Mitte jenes bewegten ersten Lebens gewiß einer günstigen Aufnahme sich zu erfreuen haben.“

Vor der ersten wie vor der zweiten Auflage, welche letztere unverändert im Jahre 1845 herauskam, hat diese dritte den Vorzug der Einteilung nach Kapiteln mit Angabe des Inhalts und einen Anhang voraus, welcher den aus dem Nachlaß Mettelbeck's stammenden und bisher noch nirgends gedruckten Briefwechsel zwischen Mettelbeck und Gneisenau enthält.

Auf den Inhalt eines wiederaufgelegten, vielfach besprochenen, citirten und ausgezogenen, bereits gewissermaßen historisch gewordenen Buchs gehen wir in der Regel nicht ein, so auch in diesem Falle; wir bemerken nur, daß das Interesse dieses Buchs nicht nur in der Schilderung der bewundernswürdigen Belagerung Kolbergs vom Jahre 1807, an der sich Mettelbeck in so hervorragender Weise betheiligte, sondern im gleichen und vielleicht noch höhern Grade in der Schilderung der von Mettelbeck früher auf seinen Seereisen bestrittenen mannichfaltigen Abenteuer und Gefahren beruht. Diese Reisen führten ihn nicht nur nach England, Schweden, Norwegen, Holland, Frankreich und Lissabon, sondern auch wiederholt an die afrikanische Westküste, nach Jamaica und bis nach Surinam. Auf diesen weiten und gefährlichen Fahrten hatte er gelernt, allen Gefahren zu trotzen und das Kühnste zu wagen, und er machte von jenem Troß und diesem Unternehmungsgeist gegen die Franzosen vor Kolberg um so mehr Gebrauch, da er gegen diese schon von früher ein ungünstiges Vorurtheil hegte, das dann bei seinem Aufenthalt in französischen Häfen nur noch bekräftigt wurde. Er bemerkt einmal: „Wie weit ich auch in der Welt herumgekommen, so habe ich doch keine Nation so voll List, Betrug und Ränke gefunden als die Franzosen. Jeder, mit dem ich zu thun bekam, hätte nichts lieber gemacht, als mich recht tüchtig übers Ohr zu hauen.“ Allen Gefahren war dieser ehrliche Pommer gewachsen, aber den schleichenenden und raffinierten Listen der Franzosen in Handel und Wandel vermochte er nicht in gleicher Weise die Spitze zu bieten.

Was den angeführten Briefwechsel zwischen Mettelbeck und Gneisenau betrifft, so handelt es sich darin besonders um die dauerlichen Konflikte, welche bald nach geschlossenem Frieden, hauptsächlich wol durch Verschuldung des an Gneisenau's Stelle getretenen neuen Commandanten, zum Ausbruch kamen. Je mehr Klagen in dieser Richtung auch in neuester Zeit gehört worden sind, um so zweckmäßiger möchte es sein, den Meinungs- und Austausch, der zwischen beiden Männern hierüber stattfand, an dieser Stelle etwas genauer zu verfolgen. Mettelbeck schreibt aus Kolberg am 5. September 1807: „Solange Kolberg das Glück hatte, Uw. Hochwohlgeboren zum Wertheibiger zu haben, solange lebte das Militär mit dem Civil in der größten Harmonie, und ein jeder Stand bestrebt sich, dem andern mit Achtung und

Liebe zu begegnen und zuzukommen. Dieses Verhalten würde auch noch bis jetzt, wenn wir die Gnade hätten, Ew. Wohlgebornen noch als unsern Beschützer in unsern Mauern zu haben, stattfinden, und auch noch bis zur Stunde gewiß ein jeder Bürger unverdrossen nach wie vor die Kriegslasten, so drückend sie auch an und für sich sein möchten, ohne Murren ertragen. Gegenwärtig verlangt man aber alles von der Stadt in einem unfreundlichen Tone, und es herrscht in der Bürgerschaft ein allgemeines Misvergnügen, indem die Redereien zwischen dem Militär und Civil immer mehr und mehr zunehmen und daraus für die Stadt (deren Erhaltung wir lebhaft Ew. Hochwohlgebornen tapfern und klugen Vertheidigung zu verdanken haben) ein großes Unglück entstehen kann."

Das Antwortschreiben Gneisenau's ist aus Remel vom 28. September; es heißt darin unter anderem: „Das Elend, mein lieber Rettelbed, hier in Preußen ist groß. Ganze Dörfer sind ausgehorbet und weite Fluren sind nicht abgeerntet, aus Mangel an Menschen. Man hat von den Kanzen bekant machen lassen, es könne ernten wer da wolle. Seien Sie also froh, daß Sie in Kolberg wohnen. Wie wird allen diesen Nebeln des Kriegs abgeholfen werden können! Grüßen Sie mir meine liebe Bürgerschaft von Kolberg. Vermahnen Sie zur Verträglichkeit mit dem Militär. Ich weiß, man folgt Ihren Rathschlägen“ u. s. w.

In einem weitem Schreiben vom 13. October ersucht Rettelbed den Feldherrn um ein Bildniß von ihm, welches er in Berlin von einem geschickten Maler copiren und dann mit der Unterschrift „Vertheidiger Kolbergs im Jahre 1807“ in der großen Sesshonsstube der Repräsentanten aufstellen lassen wolle, und er fährt dann fort: „O machen Sie, mein verehrungswürdiger Herr Oberklientenant, mir altem siebenzigjährigen Greis doch noch diese Freude, ich bitte und flehe Ew. Hochwohlgebornen darum an, und will alsdann gern mein Haupt niederlegen und sterben, weil ich voraussehe, daß in Kolberg keine Freude doch nicht mehr zu erwarten ist. Ich muß Ew. Hochwohlgebornen aufrichtig gestehen, daß ich endlich meines Lebens satt und müde bin und mit bei den vielen Widerwärtigkeiten, denen ich als Repräsentant täglich ausgesetzt bin, öfters den Tod wünsche, indem die Spannung zwischen dem Civil und Militär von Tag zu Tag zunimmt, und kein Bürger so wenig Erhöhung als Unterstützung bei dem königlichen Gouvernement findet."

In seiner Rückantwort vom 1. November spricht Gneisenau, ohne sich durch Rettelbed's unablässige Klagen unwillig stimmen zu lassen, seine Meinung dahin aus, die Welt werde sich wundern, „wie zwei Stände, die sich einander so viel zu danken haben, so erbittert gegeneinander sein können“, er habe dem Major Steinmeyer bereits aufgegeben, alle Excesse, welche sich das Militär zu Schulden kommen lasse, auf das strengste zu bestrafen u. s. w., und er fügt hinzu: „Lassen Sie, mein lieber Rettelbed, den Unmuth nicht über sich Herr werden. Das menschliche Leben, niemand weiß dies besser als Sie, ist niemals von Unannehmlichkeiten frei. Wir sind hier übler daran als Sie dort, und dennoch verlieren wir die Hoffnung auf bessere Zeiten nicht."

Rettelbed schreibt hierauf am 17. November unter anderem: „An diesem unglücklichen Verhältniß ist unsere Bürgerschaft nicht schuld, dieses versichere ich Ew. Hochwohlgebornen bei Gott, sondern es ist dasselbe lediglich durch das harte Verfahren des Herrn Majors von Steinmeyer, der alles auf einen militärischen Fuß setzen will, und durch die Müßigkeit der Herren Offiziere, die ihre Erhabenheit über den armen Bürger diesen bei aller Gelegenheit auf eine unerträgliche Weise zu empfinden geben, sowie auch durch den schweren Druck der Einquartierung, welche, von dem Beispiel ihrer Befehlshaber hingerissen, manchen Hauseigenthümer auf eine jämmerliche Weise in tausend Kleinigkeiten, welche nicht immer ein Gegenstand zur Klage sind, bis aufs Blut quälen, herbeigeführt wird. Freilich krümmt sich dann der eine und der andere getretene, aufs Aeupferste gebrachte Wurm, und dann heißt man uns Bürger grobe Menschen, verscheit

unsere Obrigkeit, weil sie nicht gleich auch mit dem Schwert dreinschlagen will, sondern den Gefräßigten mit aller Glimpflichkeit vertheidigt."

In dem folgenden Briefe, vom 13. Februar 1808, nimmt Rettelbed Gelegenheit zu bemerken: „Kürzlich vernahm ich eine Zeit lang das Gerücht, als ob Ew. Hochwohlgebornen, gereizt zu gerechtem Unmuth, im Begriff ständen, Ihre jegige Laufbahn, in welcher der Freund des Vaterlandes mit unbefränktem Vertrauen und mit freudiger Hoffnung auf heilsehende Umschaffung der Dinge sie wandeln hieß, zu verlassen. Jetzt aber belebt uns von neuem wieder die Sage, daß Hochdieselben fortfahren werden, zum Heil des Staats wirksam zu sein. Wollte doch Gott, daß man nicht aufhörte, Wahrheit und Tugend hoch zu achten, und daß man unablässig bemüht wäre, sorgfältig und unerbittlich streng zu entfernen, was dem Streben und der Thatkraft des Einsichtsvollsten und Rechtschaffensten sich in den Weg zu stellen erfreuen möchte."

Am 19. Februar 1808 steht sich Gneisenau veranlaßt, auch einmal der Uebergrieffe der Bürger gegen das Militär zu gedenken, indem er bemerkt: „Es gibt mehrere unter den Bürgern, welche den Soldaten verächtlich behandeln, und wahrscheinlich sind diejenigen, welche bei sich vergrößernder Gefahr in die Keller krochen und den Muth verloren, jetzt diejenigen, welche am großsprechendsten und in ihrem Betragen gegen den gemeinen Soldaten am herabwürdigendsten sind. Sie, mein lieber Rettelbed, und Ihre Freunde, die den Muth in jenen Tagen begehietten, gehören gewiß nicht unter diese Anzahl, und Sie bedenken ganz gewiß, daß der Stand der Soldaten ein gebräuchter Stand ist, und wahrlich schlecht genug dafür bezahlt wird, daß er die Auskluft hat, im Alter von den Wohlthaten anderer zu leben. Auch bedarf der Soldat, wenn er sich brav schlagen soll, die Achtung der andern Stände, denn ein verachteter Mensch wird nie tapfer sein. Allein ich höre, daß man hier und da dem Soldaten sogar nicht erlauben will, seinen Erholungsstund in Gesellschaft anderer Bürger zu sich zu nehmen. Dies ist nicht recht. Ich habe auf Marschen und in Cantonnirungen immer meine Soldaten bei mir gehabt, habe mit ihnen bei einem Feuer gelegen und sehr oft es mir zur Ehre gerechnet, mit ihnen aus einem Topfe zu essen. Bedenken Sie, daß in der Vertheidigung von Kolberg nur allein über 1500 Soldaten verwundet worden sind, ohne die Getödteten. Man kann es also wol dem vorwurfsfreien Krieger gestatten, an demselben Tische zu sitzen, woran, hätte er nicht sein Leben gewagt, jetzt ein Soldat einer fremden Macht die friedsamen Bürger in Unterwürfigkeit hielte. Es muß ohnehin in diesem Stück anders werden. Künftighin wird das Cantonwesen nicht mehr so viele Wohlhabende und Begünstigte vom Soldatenstande befreien, sondern unsere Söhne werden alle sammt und sonders ohne Ausnahme es sich zur Ehre rechnen müssen, die Waffen zu tragen. Es ist daher nöthig, daß man dem Soldatenstande seine ihm genommene Achtung wieder verschaffe."

Rettelbed antwortet am 20. Februar, daß Gneisenau zum Theil falsch berichtet worden sei, bemerkt, daß die üble Stimmung zwischen Militär und Bürger „sich etwas zum Guten gestimmt habe“, und versichert auf das „heiligste“, daß sein, seiner Mitcollegen und der sämmtlichen Bürgerschaft ganzes Bestreben sein werde, Friede und Eintracht herzustellen, damit „bei jeder Gelegenheit unsere Mitbürger sich die Soldaten als unsere Brüder und die Erhalter dessen, was wir besitzen, vorstellen“. In einem weitem Schreiben vom 21. October 1808 dankt Rettelbed dafür, daß „wol auf Hochdieselben Anrathen“ der König den Kolbergern einen „biedern deutschen und braven Commandanten in der Person des Oberwachmeister's Herrn von Horn, der das biedere Ebenbild eines von Gneisenau ist“, geschenkt habe. Da Gneisenau kurz vorher, am 7. October, ihm geschrieben: „Ich wünsche, daß Ihre Gesundheit dem Ruhme gleich sein möge, den Sie in der Welt genießen. Die ganze Welt fragt mich, ob das alles wahr sei, was von Ihnen gedruckt steht, und Sie können wol denken, wie sehr ich das bestätige“:

so bemerkt Nettelbeck: „Möchte man doch bald aufhören, über mich zu glossiren, denn was habe ich gethan? Bloß das, was ich Gott, meinem guten König und meinem Vaterlande und hierzu Hochherzlichen heilsamen Befehlen bin schuldig gewesen zu verrichten. Ich schäme mich bereits vor Auswärtigen und noch mehr vor Einheimischen und denke oftmals, mein Gott, wenn ich todt wäre, und möchte mich oftmals vor mir selbst verzeihen.“

Die oben erwähnte Angelegenheit, betreffend das Porträt Gneisenau's, wurde übrigens zur höchsten Zufriedenheit Nettelbeck's erledigt; Frau von Gneisenau, geborene Kottwitz, die sich als „dero ergebene Dienerin“ unterzeichnet, schickte ihm am 13. Juni 1808 ein Bildniß ihres Gemahls, und in rührender Weise schreibt hierauf Nettelbeck am 6. Juli: „Bitternd öffnete meine Hand das Couvert, und — welche Freude — von der Hand der allerwürdigsten Gemahlin eines Gneisenau, eines Erretters des preussischen Ruhms und unserer Freiheit, Habe und Güter! nein, das ist zu viel für mich, du gerechter Gott, laß mich über so viele unverdiente Ehre und Gnade, die ich nur lediglich durch deine Allgütigkeit erlange, nicht in Versuchung führen. O gnädigste Frau! wie stolz machen Sie mich, wie überschäumend glücklich durch das höchste Geschenk, was mir je auf dieser Welt werden konnte. Welche treue Züge des Helden Hagens, des Menschenfreundes. Ach Gneisenau! Möchte doch Gott mit seiner unaussprechlichen Liebe Ew. Hochwohlgebornen und Ihren verehrungswürdigen unvergeßlichen Gemahl, sowie das ganze hohe Haus derer von Gneisenau bis am spätesten Ziel mit Segen überkrönen.“

Noch ein Zug von Gneisenau's Bescheidenheit möge hier angeführt sein; er schreibt am 28. September 1807: „Der König und die Königin sind sehr für das gute Kolberg eingezogen. Die Königin war neulich bis zu Thränen gerührt, als sie die Antwort der Bürgerrepräsentanten an mich in der Hamburger Zeitung las. Wenn man nur mich weniger darin gelobt hätte.“

Unter den Feldherren, die in den Kriegen von 1806—7 und von 1813—15 gegen Napoleon standen, ist überhaupt wohl Gneisenau, was Ritterlichkeit, Humanität und Bescheidenheit des Charakters betrifft, die hervorleuchtendste und reinste Erscheinung.

H. M.

Die sittinische Madonna.

Die sittinische Madonna. In ihrer sittlichen Wirkung ausgelegt und erklärt von Heinrich Ernst Heusinger. Petersburg, Minos, 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Vorliegende Schrift beginnt mit einem Gedicht, worin der Verfasser seine Hoffnung ausspricht, die vielgetheilte Meinung über Rafael's berühmtes Bild zu des Verständnisses stehendem Schluß zu einigen, und das mit den schwülstigen, unklaren Worten endigt:

Doch für den Wissenbeingeweihten
Erörte laß von heiliger Lippe
Welches Geheimniß:
Historischer Personbildung
Und göttlicher Menschwerdung
Durch geheiligtes Menschthum
Unterm Schutze des allgütigen Himmels.

Das Wortwort stellt die Behauptung auf, daß Rafael den neunzehnten Psalm und das dreizehnte Kapitel des ersten Korintherbriefs in ihrem innigen Zusammenhang erkannt und zur Einheit einer Composition zusammengefaßt habe, in welcher der historische Werden der Messiaspersönlichkeit und das Gottvollwerden der Menschheit verherrlicht habe. Jene Bibelstellen sind das prächtige Lied David's von den Himmeln, die die Ehre Gottes erzählten, mit der Schlüsselstelle von der Sonne, die sich freut wie ein Held zu laufen ihren Weg, und dann die klassische Schilderung, die der Apostel Paulus von der Liebe entwirft, die in dem Ausdruck gipfelt: „Nun aber kleidet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter

ihnen.“ Allein wenn Heusinger sich damit das Bild klar macht, so darf er darum noch nicht sagen, daß der Künstler von diesem Gedanken ausgegangen sei; darüber ist und gar nichts bekannt. Heusinger steht im Christuskind das Sonnen- und Heldehafte, und darin stimme ich ihm gern bei; aber wenn er die andern Figuren so deutet, daß Maria die Liebe, Sirtus der Glaube, Barbara die Hoffnung sei, so fehlen uns nicht bloß die Engelsknaben, sondern wir finden auch nichts in den andern Gestalten, das sie zu Personifikationen jener Begriffe machte; diese hat Rafael auf der Predella der Grablegung dargestellt und ganz anders charakterisirt. Maria ist aus unserm Bilde wie in den altchristlichen Werken die Trägerin des menschengewordenen Gottes und damit von Rafael dargestellt als das Ideal der Seele, als der Seele in der Verklärung, welcher sie durch Aufnahme des Heils, des Erlösers theilhaftig wird; wie das kindliche, das jugendliche, das männliche Gemüth sich zu Christus hinwenden und seines Wesens und Segens innerwerden, das veranschaulichen die andern Gestalten, die Kinderengel, die holdselige Heilige, der sein Denken und Thun an den Herrn knüpfende Papst, dem unbefangenen Betrachter.

Das Buch selbst zerfällt dann in zwei Theile, deren erster das Bild analysirt, der andere sich in allerhand psychologischen und ethischen Betrachtungen ergeht, deren Zusammenhang aus der Sache oft schwer zu erkennen ist und die zur Würdigung des Gemäldes wenig beitragen. Der Verfasser betont die Einfachheit in jeder Einzelsfigur und in der Composition und sagt, daß die Größe ihrer Wirkung dem hohen geistigen Standpunkt Rafael's verdankt werde, wonach er durch die treue Darstellung des rein Menschlichen auch das Göttliche im Menschen offenbare. Er preist das Typische in Christus, der Maria, den Engeln. Er weist auf das Einsame, in sich Versinkende des Christuskindes hin, auf den Ausdruck der Contemplation, die ihm zum Blick in die Zukunft wird. In der Art, wie das Kind nicht die Mutter, sondern den eigenen Fuß faßt, sieht er etwas in sich Abgeschlossenes, eine Selbstständigkeit, die auf das Außerordentliche, auf den Genius hindeutet. Er empfindet wie das Auge des Kindes zugleich das Auge des Gottes ist. Dann findet er aber, und mit Recht, in der Ruhe keine Bewegungslosigkeit, sondern einen geistig beherrschten Bewegungsdrang, ja etwas Ungebuldiges, Gewaltthätiges, der Zukunft kampfbegierig entgegenstehendes und weist namentlich auf die straffe Bewegung des Armes, auf die annäherungsweise geballte Hand. Eine freimüthige Dame habe in dem Knaben „un petit gamin“ gefunden, „auquel il faudrait donner la verge“; und von seiten der Kraft und des Muthes, der sich in ihm ausdrücke, sehe er allerdings mehr dem künftigen Gladiateur, als dem Welterlöser durch dußende Liebe gleich. Aber eben das Heldehafte in Christus wollte der Künstler ausdrücken; er gab den Affect, aber sowie der freie Wille ihn beherrscht; die Haltung zeigt eben die sittliche Reaction über unwillkürliche Erregungen; Muth und Thatkraft werden dadurch ins Sittliche überlegt. Es ist die aufgehende Selbsterkenntnis, die Besitzergreifung von der eigenen Natur, was der Meister dargestellt hat. Die innere Erregung äußert sich auch im flatternden Haar, das in der That mehr durch elastische Strömung von innen als durch einen Lustzug von außen emporgetrieben scheint. Der göttliche Knabe, so faßt Heusinger ihn auf, erkennt sich selbst und sein Schicksal und drängt muthvoll sich nach seiner Bestimmung. Etwas Ungebuldiges und Kühnes sieht Heusinger in den gespannten Nasenflügeln, etwas Drangvolles im vorgetriebenen Auge, etwas Drohen des, Zornhaftes im geschlossenen Mund und dem rechten Arm; der Knabe ist entschlossen den Kampf zu bestehen, der seiner harret. „Es ist der allgemeine hundertfältig schon durchgeführte und stets sich erneuernde: zur Ausgleichung der Widerprüche und Misverhältnisse des Erdenlebens in Bezug auf höhere Selbst- und Weltgestaltung. Aus diesem providentiell gegebenen Kampfe entsprang und entspringt das Bedürfnis der Religion, und die Menschheit verehrt diejenigen größten Geister, die durch Wort und That die geeignetste und befriedigendste

Lehre zu diesem Ausgleichungsprocesse lieferten, als ihre Lehrer, Herren und Meister, sowie sie in dem Märtyrertode die Probe dieses Berufs erblüht. . . . Das höchste der Lebensgüter ist die eigenste, consequent harmonische Selbstgestaltung, und selbst durch den Tod hindurch strebt der Geist zu ihrer Erlangung als der höchsten Wahrheit. . . . Wahrhafte Befriedigung gewährt nur ein ganzes und unmittelbares Eigenthum, und dieses erschafft nur allein die That. Durch sie erreicht der Mensch seine höchste Bestimmung, indem er selbst schaffend auftritt." Der Entschluß zur Handlung, der Uebergang des Willens zur That, dies sei von Rafael wiedergegeben; Heutling vergleicht in der Tiefe und Kraft, wie dies Problem gefaßt sei, den Raser mit den Dichtern des „Hamlet“ und des „Faust“. Der tobüberwindende Ruch des Geistes, und damit der Beweis seiner Fortdauer, das sei die Moral des Bildes, die uns so glänzend und licht entgegenstrahle um der irdischen Größe des Helden willen. „Rein Zug verräth einen etwaigen Kampf der Pflicht mit der Neigung, kein Abgern einen Schmerz des Entsayens, kein Schwanken ein Aufsteigen des Gefühls. Pflicht und Neigung, Nöthigung und Freiheit treffen in ihm zusammen; daher scheidet er sich auch unmittelbar und ganz zu seiner hohen Bestimmung an, und geht seinem Schicksal leuchtend wie die Sonne dem Tag entgegen, und freut sich wie ein Held zu durchlaufen den Weg.“

In der Maria sieht Heutling nicht so sehr die Himmelskönigin, als die liebevoll schmerzenteiche Mutter. Sie trägt das Kind an der Brust und lehnt jählich ihre Wange an sein Haupt; ihre ganze Seele ist nur mit ihm beschäftigt, aber eine hohe Trauer, eine erhabene Wehmuth ist über sie ausgegossen, und sie fühlt es tief, daß der Befehl des Außerordentlichen auch ungewöhnliche Schmerzen bereite, daß Märtyrertum ein Erbtheil des Großen auf Erden sei. Die äußere Stellung der Engel drückt Sorglosigkeit und Unbefangenheit aus, ihr Auge blickt dabei sinnend ins Unendliche, unschuldig spiegelt ihr reines Herz die Sonne der Wahrheit. Voll gläubiger Erwartung blickt der Papst zum Christuskind empor, als ob er eines Winkes oder Ausspruchs von ihm harre, den er bereit ist der Welt zu ihrem Segen zu vermitteln. Das Lächeln der heiligen Barbara dient, mein ich, sehr merktlich dazu, die Hoheit in den Zügen Maria's durch seine eigene liebliche Anmuth zur vollen Wirkung zu bringen; innerlich befehlt blickt sie glückverheißend zur Erde hinab; Heutling meint, daß in ihr die Freude und das Glück der Erde selbst bezeugnet sei; aber es liegt wol näher in ihr ganz einfach und unmittelbar das Verhältnis des jungfräulichen Gemüths zu Christus, die Aneignung des Heils nicht sowol in der Arbeit des Gedankens und dem Kampf des Willens, als in der Innigkeit des reinen Gefühls zu erkennen. Die Engelanfänger im Hintergrund bezeichnen den Himmel, und die Andeutung des geöffneten Mundes den himmlischen Lobgesang.

Wie man sich im einzelnen zu der Schilderung stellen möge, die der Verfasser vom Christuskind gegeben, so viel steht fest, daß er mit Fug und Recht auf das Energische darin hingewiesen. Soweit ich die Werke der bildenden Kunst kenne, ist bis jetzt nur das Christuskind vollendet und vollgenügend dargestellt, und zwar auf unserm Gemälde von Rafael. Die Totalität des Charakters und Lebens zu veranschaulichen, das ist das Geheimniß der Idealbildung. Michel Angelo gab das Gewaltige im weltrichtenden Christus, aber es fehlt die beseligende Milde; bei Tizian, bei Leonardo da Vinci haben wir das menschlich Edle, das Geistesklare, das liebevoll Sichhingebende, aber nicht so ganz das Weltüberwindende, Geistesmächtige. Den leidenden Christus hat uns Dürer gezeichnet in seinem Seelenschmerz über die fortbauende Sünde der Menschen, die sich immer noch nicht wollen erlösen lassen; neben dem Titelblatte der großen Passion erinnere ich an den Holschnitt des dorngekrönten Christushauptes, wo im Leid die Erhabenheit des Geistes sich ausprägt. Auch das Haupt des verklärten Christus in Rafael's Transfiguration ist herrlich. Aber das Totalbild des Mannes ist noch nicht so vollendet wie das des Kindes zur Vollerscheinung gekommen; im Dulden den Sieger über den Tod, in der Helden-

kraft die Milde, in der hingebenden Liebe die Geistesmacht zu zeigen, das ist die große Aufgabe, und wer sie lösen will, dem wird das fromme Gefühl nicht ausreichen, so wenig er dessen entzathen können, der wird auch an der Hand der Wissenschaft in die Tiefe der Wahrheit eindringen müssen, und die Erregungenschaft des philosophischen Denkens sich aneignen, wie sie unter andern Büchern der dritte Band der „Dogmatik“ von Weiße in der Schilderung von Christi Thaten und Worten darlegt.

Moriz Carriere.

Notizen.

Versuch einer Uebersetzung der Aeneide im Ribelungenversmaße.

Moriz Bille in Leipzig, Director des Modernen Gesamtgymnasiums daselbst, ließ eine Schulschrift „Virgil's Aeneide. Probe einer neuen Uebersetzung“ (Leipzig, Friedl., 1863) erscheinen, auf die wir deshalb zu sprechen kommen, weil das Vorwort einige beachtenswerthe Bemerkungen enthält und der Versuch einer Uebersetzung der Aeneide im Ribelungenversmaße immerhin eine interessante ist. In Betreff des deutschen Hexameters bemerkt der Verfasser: „Es ist kaum ein unbedenkliches Versehen zu denken, als das des Hexameters, zumal wenn derselbe nicht frei geschaffen, sondern einem römischen oder griechischen Dichter nachgebildet ist. Wiber den Geist der deutschen Sprache verläßt der Anfang mit schwerer Silbe; undenklich ist der immer wiederkehrende zweifelhafte Ausgang; undenklich die große, besonders durch die Daktylen vermehrte Länge. Dagegen kommt nun bei einer Uebersetzung die verschiedene Wortfügung. Wie verschieden ist der Satzbau der lateinischen und der deutschen Sprache: diese Verschiedenheit macht den Gang des deutschen Hexameters steif und gezwungen: somit kann nur etwas Ediges, Höheres und Klappernes, ohne angenehme Bewegung, ohne leichten Fluß und Wohlklang zu Tage treten. Man lese die Uebersetzungen der Aeneide von Voß (1799, 1821), von Meißner (1816) und Wünder (1857).“ Bille gedenkt dann weiter des Schiller'schen Versuchs, einige Gesänge der Aeneide in achtzeiligen Stangen zu übersetzen, und bemerkt: „Zweierlei Grundanschauungen nun haben die Schiller'sche Uebersetzung hervorgerufen: 1) eine deutsche Uebersetzung muß gereimt sein; 2) ist nicht der Hexameter, sondern ein unserm Sprachgefühl zugesandenes Versmaß zu wählen. Meißner in seiner Aeneide, Vorrede S. VII, erzählt von Schiller: »Er glaubte damals, wie er sich gegen mich äußerte, die Aeneide könne nur in gereimten Stangen als ein deutsches Werk erscheinen, der Hexameter sei nicht für unsere Sprache.« Indem nun Schiller die Stange wählte, so war allerdings dem Reime sein Recht zuerkannt, aber in zu großem Maße: er mußte zu viel reimen. Dies zwang ihn, frei fortzubilden und den vorliegenden Stoff weiter auszuspinnen, nur um der Reime willen.“

Bille ist nun der Ansicht, daß der Ribelungenvers theilsächlich unser episches Versmaß sei und dem lateinischen Hexameter dem Baue nach am besten entspreche: „Er ist ebenfalls ein Sechsfüßler und besitzt in der Mitte einen Einschnitt (Cäsur); er hat demgemäß eine Länge, welche ihm Breite und Würde verleiht, ohne ihn schleppend zu machen. Jeder schleppende Gang ist durch den Einschnitt und durch den einflüßigen Ausgang aufgehoben. Die Reimweise ist die allereinfachste und nöthigt nicht zu abschwächenden Dehnungen und Stredungen.“ Hier nur eine kurze Probe aus der Bille'schen Uebersetzung des zweiten Gesanges:

Dies war das Ende Priam's, dies seines Lebens Ziel,
Das also ihm zu faden, dem Schicksal wohlgefel:
Er sah die Stadt verfallen im wilden Feuermeer,
Er sah die Burg hinkürzen in Trümmer, wußt und loer.

Er war ein hoher Herrscher auf Asien's weitem Plan,
Ihm waren ringsum Völker und Länder unterthan:
Nun liegt ein mächt'ger Kampf dort am öden Meeresstrand,
Mit abgehau'nem Haupte, ein Leichnam ungenannt.

Wenn das Urtheil der Gebildeten und Fachmänner zustimmend lauten sollte, so gedenkt der Verfasser zunächst die Aeneide vollständig zu überlegen und sodann zur Uebersetzung der Dichtungen Homer's zu schreiten. Eine Ermuthigung hierzu fand übrigens der Uebersetzer bereits in dem fernem Neapel, in dem Vittorio Imbriani, ein gründlicher Kenner des Deutschen, in Nr. 18 der „Rivista napoletana“, die zugleich auch eine kurze Biographie B. Nerbach's und die Fortsetzung einer Nerbach'schen Erzählung brachte, in einem „Nuovo saggio di una versione dell'Eneide in Tedesco etc.“ überschriebenen Aufsatze der Aeneide'schen Uebersetzung seine Beachtung geschenkt hat. Imbriani meint, daß, wie der französische epische und tragische Alexandriner im Italienischen einen mehr komischen, die italienische Ottava im Deutschen einen mehr lyrischen Charakter annähme, so auch der Hexameter im Deutschen einen andern Charakter erhalte, als im Lateinischen; vermöge der deutschen Compositionsweise erscheine er hart und gewungen. Das Mißlingenvermuthet hält auch Imbriani dem Genius der deutschen Sprache für angemessener, nur hat er seine Bedenken gegen die regelmäßige Einteilung in vier Verszeilen, die sich nun aber doch einmal nicht umgehen läßt. Wir bemerken hierbei, daß eine frühere Schrift Bille's: „Bürgerthum und Schul“ (Leipzig 1862), das Glück gehabt hat, auch im „Parthenon“ (Nr. 31 f. 1862) beachtet zu werden, indem das englische Blatt unter der Ueberschrift „Study of modern languages“ die Stelle daraus mittheilte, wo es Bille als den größten Uebersetzer der lateinischen Schulen bezeichnet, „daß die lateinische Sprache 8—10 Jahre hindurch die Hauptsache bleibt, und der Schüler somit angeleitet wird, alle übrigen Sprachen, selbst die griechische, aber noch viel mehr die neuen als Nebenache zu behandeln. Gegen diese fortwährende nebensächliche Auffassung und Behandlung aller nichtlateinischen Sprachen muß man sich besonders vom weltbürgerlichen Standpunkte aus erklären.“ Wer nicht bloß vom weltbürgerlichen, sondern auch, nach uns, vom praktischen Standpunkte; die Erkennung des Englischen z. B. stellt sich immer mehr für jeden halbwegs Gebildeten als eine unabwendbare Nothwendigkeit heraus, so daß es jetzt als Schmach angesehen werden darf, englische Zeitungen und Bücher gar nicht und englische Bücher wenigstens nicht im Original lesen zu können. J. M.

Neuermäßige Geschichte der Jeanne d'Arc.

Es gibt bekanntlich viele Darstellungen der Geschichte der Jungfrau, aber in dem einen Punkte stimmen alle zusammen, daß Jeanne d'Arc zu den edelsten Erscheinungen aller Zeiten gehört, und daß Dichtung und Sage nicht vermocht haben, sie herrlicher darzustellen als sie wirklich war. Ein uns vorliegendes Werk: „Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orlans, deren wahre Geschichte, ihr Proceß, ihre Verurtheilung, ihr Heidentod und ihre Ehrenrettung.“ Dargestellt nach den auf der kaiserlichen Bibliothek zu Paris befindlichen Untersuchungsacten und den sonstigen besten Quellen von R. F. Heinrich Straß (Berlin, Böcker, 1862) bescheidet sich daher auch dahin, eine einfache, authentische und quellenmäßige Geschichte des hochherzigen, heldenmüthigen Mädchens von Orlans zu geben, und führt diese Aufgabe in einer Weise durch, die obiges, von dem Verfasser an die Spitze seines Werks gestelltes Urtheil vollkommen rechtfertigt. Schiller hat die Jungfrau zu einem Gegenstande des Interesses für unsere Schulknaben gemacht, und die Regeln der dramatischen Dichtung erforderten ein anderes Ende, als den Tod auf dem für Heren errichteten Scheiterhaufen, aber die Theilnahme für die jungfräuliche und fromme Schwärmerin steigert sich, wenn man nach ihrer vollbrachten Heidenlaufbahn ihre einfachen und doch so klugen Antworten vor dem Tribunal liest, als der Justizmord vollzogen wurde, der rauhe englische Kriegeshauch zu Thronen rührte. Das Anziehende des vorliegenden Werks besteht eben in der Schmucklosigkeit der Darstellung und dem Streben nach Wahrheit.

87.

Herausgegeben von Hermann Hartmann.

Bibliographie.

Breier's, C., gesammelte Romane und Erzählungen. Neue Folge. 1ster und 2ter Band. Wien, Markgraf u. Comp. 8. à 1 Thlr.

Gibt es Willens-Störungen, welche unabhängig sind von Störungen der Intelligenz? Unter welchen Umständen verliert der Mensch die Verantwortlichkeit über seine Handlungen (Zurechnungsfähigkeit)? Welche Veränderungen in der Gesetzgebung könnte man in Bezug auf diese Frage einführen? Neuried, Heuser. Gr. 8. 6 Ngr.

Himmel contra Hölle oder die Chamäleonbrüder. Ein Pariser Sittengemälde vom Verfasser der Pariser Dramen. 1ste bis 3te Lieferung. Berlin, Verlags-Comptoir. Gr. 8. à 3 Ngr.

Klopp, D., Kleindeutsche Geschichtsbaumeister. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Longfellow's Lied von Hiawatha. Uebersetzt von A. und R. Seip. Jever, Rittker u. Söhne. Gr. 16. 10 Ngr.

Lukas, J., Schiller, sein religiöser Fortschritt und sein Lob. Landshut, Thomann. Gr. 12. 9 Ngr.

Meyr, M., Novellen. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Molitor, M., Maria Magdalena. Ein dramatisches Gedicht. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Nbdenken, G., Die Grabe der Seligkeit. Ein Beitrag zur Eschatologie. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 4. 12 Ngr.

Presbyter, J., Dichtungen. Herausgegeben von J. Klein. Reiffe, Graveur. 16. 18 Ngr.

Sobbe, C. v., Bilder und Erfahrungen aus dem Leben. Einbecken, v. Sobbe. Gr. 16. 12 1/2 Ngr.

Veltheim, G. v., Die Schuldgenossen. Eine Novelle. Nach dem Französischen des G. Vignon frei bearbeitet. Mainz, Kirchheim. 8. 20 Ngr.

Wagner, R., Der Ring der Nibelungen. Ein Bühnenfestspiel für drei Tage und einen Vorabend. Leipzig, Weber. Gr. 16. 2 Thlr.

Winkel, F. W., Prinz Victor von Wied in Briefen. Erinnerungen an die deutschen Prüfungsjahre 1806—1812. Verlebung. Gr. 8. 20 Ngr.

Zehnder, Josephine, Pädagogische Beiträge. Leipzig, Brandstetter. 8. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Brückner, D. D., Casparys Beruf in der kirchlichen Krisis unserer Zeit. Vortrag. Leipzig, Dörfling u. Franke. 8. 3 1/2 Ngr.

Die kleine Chronik der großen Völkerschlacht bei Leipzig im Jahre 1813. Zur 50jährigen Gedächtnisfeier jener verhängnisvollen Octobertage. Mit Blücher's Porträt. Leipzig, Henke. 32. 2 1/2 Ngr.

Cart, L., Jean Paul Friedrich Richter. Festrede gehalten an der Jahrhundertfeier des Dichters im Freien Deutschen Hochstift für Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung zu Frankfurt a. M. (21. März 1863.) Frankfurt a. M., Kellner. Gr. 8. 5 Ngr.

Philipp Friedrich Hiller, der Sänger von Steinheim. Berlin. 8. 1 1/2 Ngr.

Rasch, G., Meine Antwort auf die Schmucktheorie der Abwägung dänischen Regierung „Herr Oskar Rasch und sein Bruderkamm.“ Berlin, Janke. 8. 10 Ngr.

Die Raubhändler im Gefängnis. Von einem Augenzeugen. Altona. Gr. 8. 3 Ngr.

Reichensperger (Geldern) in der Polen-Frage, ein offenes Sendeschreiben von einem katholischen Priester polnischer Nationalität. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Lex.-8. 4 Ngr.

Schmidt, G. L., Jakob Strauß der erste evangelische Prediger in Eisenach. Eisenach, Bartsch. Gr. 8. 3 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue Lehrbücher zur Erlernung lebender Sprachen.

Möhl, G. Theoretisch-praktischer Lehrgang zur leichten und gründlichen Erlernung der französischen Sprache. 15 Ngr.

Lütgen, B. Deutsche und französische Gespräche mit französischer und deutscher Interlinear-Übersetzung, zum Gebrauche beider Nationen. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 12 Ngr.

Graeser, K. Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der englischen Sprache. Nach Ahn's Methode.

Erster Cursus. Vierte Auflage. 8 Ngr.

Zweiter Cursus. 12 Ngr.

Graeser, K. Praktische Schulgrammatik der englischen Sprache. Mit vielen Uebungsstücken zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Englische. Zweite Auflage. 16 Ngr.

Graeser, K. Englisch-Vocabularbuch. 4000 der gebräuchlichsten englischen Wörter. Mit Bezeichnung der Aussprache. 5 Ngr.

Lloyd, H. E. Theoretisch-praktische englische Sprachlehre für Deutsche. Mit fasslichen Uebungen nach den Regeln der Sprache versehen. Zehnte Auflage. 27 Ngr.

Schlüssel zu den Uebungen in Lloyd's englischer Sprachlehre. 8 Ngr.

Lloyd, H. E. Englische und deutsche Gespräche. Ein Erleichterungsmittel für Anfänger. Nebst einer Sammlung besonderer Redensarten. Dreizehnte Auflage. 20 Ngr.

Wild, H. Lehrgang zur Erlernung der italienischen Sprache für deutsche Schulen. 16 Ngr.

Wiggers, J. Grammatik der spanischen Sprache. 1 Thlr. 15 Ngr.

Spanische Chrestomathie. Hand- und Hilfsbuch der spanischen Sprache und Literatur im 19. Jahrhundert. Mit wort- und sachgemässen Erläuterungen, sowie einer kritisch-literarischen Einleitung herausgegeben von F. Boock-Arkossy. 3 Thlr.

Le Petit. Grammatik der dänischen Sprache in allen ihren Theilen. Zum Gebrauch für Schulen, sowie für den Privat- und Selbstunterricht. 21 Ngr.

Winckler, J. L. W. Kurzgefasste arabische Sprachlehre zur schnellen Erlernung der vulgär-arabischen Sprache, wie dieselbe in ganz Aegypten und am Rothen Meere gesprochen wird, nebst reichhaltigem Wörterbuch und einer Sammlung der nöthigsten Redensarten und Fragen. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ibrahim, Mirza Mohammed. Grammatik der lebenden persischen Sprache. Aus dem Englischen übersetzt, zum Theil umgearbeitet und mit Anmerkungen versehen, von H. L. Fleischer. 1 Thlr. 20 Ngr.

Neuere Reiseverle

aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Avé-Allémand, Robert. Reise durch Süd-Brasilien im Jahre 1858. Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr. 10 Ngr.

— Reise durch Nord-Brasilien im Jahre 1859. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 24 Ngr.

Bremer, Frederike. Die Heimat in der Neuen Welt. Ein Tagebuch in Briefen, geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba. Neun Theile. 8. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 18 Ngr.

— Leben in der Alten Welt. Tagebuch während eines vierjährigen Aufenthalts im Süden und im Orient. Erster bis zwölfter Theil. 8. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

Gregorovius, Ferdinand. Figuren. Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

— Siciliana. Wanderungen in Neapel und Sicilien. 8. Geh. 2 Thlr.

Fremer, Alfred von. Aegypten. Forschungen über Land und Volk während eines zehnjährigen Aufenthalts. Mit einer Karte von Aegypten. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Reise nach Island im Jahre 1860. Von William Freyer und Ferdinand Zirkel. Mit wissenschaftlichen Anhängen. Nebst Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Schlagintweit, Hermann, Adolphe, and Robert de. Results of a scientific Mission to India and High Asia, undertaken between the Years MDCCCLIV and MDCCCLVIII, by order of the Court of Directors of the Honourable East India Company. With an Atlas of Panoramas. Views and Maps. Vol. I.: Astronomical and Magnetic Observations. Vol. II.: Hypsometry. Jeder Band Text in Quart nebst einer Lieferung des Atlas in Folio 26 Thlr. 20 Ngr.

Eisendörff, Constantin. Aus dem heiligen Lande. Mit fünf Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Tafel. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Für Krisis in Ungarn.

Einziges Mittel

zur Lösung auf verfassungsmäßigem Wege.

Von einem Unbefangenen.

8. Geh. 8 Ngr.

Diese Broschüre enthält einen neuen überraschenden Vorschlag zur Lösung der ungarisch-österreichischen Frage und verdient deshalb besonders bei dem gegenwärtigen zur Entscheidung drängenden Stande derselben von allen sich dafür Interessirenden gelesen zu werden.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 21. —

21. Mai 1863.

Inhalt: Rüstow über die neuern italienischen Kriege. Von Karl Gustav von Dorned. — Naturwissenschaftliche Phantasien. Von Petrus Straum. — Zur Romanliteratur. — Illustrirte Dichtungen. — Notizen. (Ein angebliches Gedicht Schiller's auf Napoleon; Ein Nachdruckproceß in Bremen; Eine neue „Jungfrau von Orleans“.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Rüstow über die neuern italienischen Kriege.

1. Der italienische Krieg von 1848 und 1849. Mit einer kurzen Kriegstheorie in kritischen Bemerkungen über die Ereignisse. Von B. Rüstow. Mit sechs Blättern, Karten und Plänen. Zürich, Schulthess. 1862. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Wir haben es erwartet, daß den Werken über die neuern italienischen Kriege von 1859 und 1860, welche Rüstow veröffentlicht hat, auch noch ein solches über den von 1848 und 1849 folgen würde, weil dieser in umfassender Darstellung geschildert erst das richtige Verständniß der spätern Ereignisse auf der Halbinsel gibt. Es hat dem Verfasser bei dieser Arbeit zum großen Vortheil gereicht, daß seit jener Zeit sich das reichhaltigste Material dazu gesammelt und daß er selbst die Verhältnisse in Italien durch persönliche Theilnahme an den letzten Kriegereignissen kennen gelernt hat. Freilich könnte durch diesen Vortheil wieder seine Unparteilichkeit in Frage gestellt werden, indessen wird nach den kürzlich erschienenen „Erinnerungen aus dem Kriege von 1860“ niemand Rüstow einer Parteilichkeit für die Piemontesen zeihen, wenn er auch entschieden auf der Seite der Sache steht, für welche diese in allen drei Kriegen gekämpft haben. Diese Sache, die Revolution, ist nicht die unsere; das soll uns aber nicht abhalten, alle Vorzüge des Rüstow'schen Werks möglichst objectiv anzuerkennen.

Dasselbe ist in fünf Abschnitte getheilt und durch allgemeine kriegstheoretische Betrachtungen bereichert. Im ersten Abschnitte wird als Einleitung die Entwicklung der Freiheits- und Unabhängigkeitsideen in Italien vom Jahre 1815 bis zur Thronbesteigung Pius IX., die Fortsetzung dieser Bewegungen während der Jahre 1846 und 1847, der Aufstand im Königreiche Neapel und dessen Einfluß auf die andern Länder der Halbinsel dargestellt und dann der mailänder Aufstand nebst seinen Folgen bis zur Zusammenziehung der österreichischen Armee am Mincio und an der Etsch geschildert. Wir begegnen hier dem besten Streben nach unparteilicher Geschichtsschreibung. Der Verfasser nennt jenen Kampf, der nicht zum erwünschten guten Ende führen konnte, einen bloßen Vorläufer künftiger Begebenheiten und urtheilt:

1863. 21.

Mit Unrecht triumphten die Gegner von Italiens Einheit und Unabhängigkeit, als Italien aus dem Unabhängigkeitskampfe von 1848 und 1849 ohne Einheit und Unabhängigkeit hervorging; mit Unrecht würden die Italiener und Freunde Italiens über den Ausgang der Kämpfe von 1859 und 1860 triumphiren; diese können lediglich zeigen, daß eine gute Sache noch nicht verloren ist, wenn sie einmal niedergeschlagen wurde.

Nun, den letzten Satz werden sich auch diejenigen dankbar aneignen, denen nicht die Revolution, sondern die Legitimität und die Achtung abgeschlossener Verträge als eine gute Sache gilt.

Der Verfasser schildert hierauf die Entwicklung der Dinge vor dem Ausbruch mit gewohnter Schärfe und Klarheit, und läßt dabei dem Guten, das Oesterreich in Italien geschaffen, Gerechtigkeit widerfahren; er charakterisirt Mazzini's Streben nach einer italienischen Föderativrepublik, welche durch das Volk errungen, von dem Volke getragen werden sollte; Gioberti's Schrift für eine Herrschaft des Papstes als einziges Rettungsmittel; Balbo's Empfehlung eines sardinischen Primats, und die alleinige Wahl zwischen Neapel und Sardinien, welche den Italienern für eine weltliche Hegemonie blieb. Karl Albert's Persönlichkeit ist treffend, Pius IX. dagegen mit grauen Farben dargestellt, als ein bloßes unbedeutendes Spielzeug in den Händen der Fortschrittspartei, die es klug gefunden, ihn als den Vorfechter Italiens gegen den Druck Oesterreichs hinzustellen. Die siegreiche Revolution in Sicilien, die Transaction auf dem neapolitanischen Festlande, wo der König eine Verfassung bewilligte, der gleiche Schritt des Papstes, veranlaßt durch die Februarrevolution in Frankreich, werden kurz vorgeführt, der mailänder Aufstand dagegen um so ausführlicher behandelt. Die Beschreibung von Mailand für diesen Zweck ist sehr anschaulich; die rationelle Bekämpfung eines Aufruhrs in großer Stadt, und die Gründe, warum selten consequent danach verfahren wird, sind trefflich entwickelt. Der Verfasser gibt alle Schwierigkeiten für Radeky und daß er den richtigen Weg ohne Schwanken erkannt und ohne Zaudern betreten habe zu, betont aber doch, daß er sich zu jenen Einzelkämpfen habe hinreißen lassen, welche der Truppe fast durchaus verderblich sein müssen. Der fünf-

tägige Straßenkampf und der Rückzug Radetzky's von Mailand ist mit Wahrheit und Treue erzählt, selbst die Plünderung des erstürmten Melegnano, welche so oft mit „sittlicher Entrüstung“ verschrien, erkennt der Verfasser als eine Maßregel an, welche die Lage der österreichischen Armee verbesserte. Zich's Schmach im Venebig, welche anstoßend auf mehrere andere österreichische Commandanten auf dem venetianischen Festlande wirkte, hatte auch dort der Revolution zum Siege geholfen und es war, wie der Verfasser richtig bemerkt, für Karl Albert von Savoyen die höchste Zeit, jetzt aus seiner Unentschlossenheit hervorzutreten, wenn er die Früchte der Bewegung noch ernten und die Sache der Unabhängigkeit Italiens mit der Sache der Monarchie versöhnen und vereinigen wollte. „Für Radetzky“, sagt der Verfasser, „stand nichts mehr fest als das Festungsviereck am Mincio und an der Etsch“; dorthin führte er seine Truppen und nahm sein Hauptquartier in Verona, welches ihm d'Aspre gesichert hatte. „Italien als Kriegsschauplatz“, zum Schluß des Abschnitts geschildert, gibt Veranlassung zu treffenden Bemerkungen über die Verwendung der einzelnen Waffen in jenem durchschnittenen und wenig übersichtlichen Terrain. Der Verfasser kommt zu dem Resultat: daß man in Italien mit kleinen Heeren ausreiche, wenn sie geschickt verwendet und ihre strategische Bewegungsfähigkeit aufs höchste ausgenutzt werde, womit wir vollkommen einverstanden sind.

Im zweiten Abschnitte lesen wir die Ereignisse der Monate April und Mai. Eine Uebersicht der gegenseitigen Streitkräfte leitet die Erzählung ein, die Revue über die Streitkräfte des übrigen Italien, welche sich der piemontesischen Armee anreihen sollte, ist sehr scharf ausgefallen, gibt aber eine richtige Einsicht in das Wesen der Dinge. Dann folgt die geordnete Erzählung der Ereignisse ohne weitere Unterbrechung, und der Leser, auch wenn ihm dieselben bekannt sind, wird schon hier finden, daß dies neue Werk nach so vielen, zum Theil vortrefflichen Bearbeitungen jenes Kriegs keineswegs überflüssig ist. Was der Verfasser darüber sagt, ist vollkommen begründet. Wir folgen dem Gange der Kriegsbegebenheiten natürlich in d. Bl. nicht, wol aber halten wir uns an deren Darstellung und an die Betrachtungen, welche der Verfasser daran knüpft, um, wie er am Schluß des ersten Abschnitts sagt, durch einen kleinen, ziemlich vollständigen Leitfaden der Kriegskunst das Interesse an dem Buche vermehren zu können, obwohl er auch in dieser Beziehung keineswegs ohne Vorgänger sei. Damit ist vorzüglich Willisen gemeint, als dessen Schüler wir Rüstow schon in frühern Werken erkannten, nur daß dieser allerdings mit eigenem selbstständigen Urtheil Willisen's „Theorie des großen Kriegs“ weiter ausgebaut und von einer gewissen systematischen Einseitigkeit befreit hat. In der Darstellung der Ereignisse finden wir die Vorzüge wieder, welche selbst principieller Gegner an Rüstow's kriegsgeschichtlichen Werken, namentlich an dem über den Krieg von 1805 und über den Orientkrieg anerkannt haben, und die noch dadurch erhöht werden, daß der Verfasser sich derjenigen Manier, welche

wir mit Bedauern in andern seiner neuern Schriften bemerkten, etwas entschlagen hat und in seinen Ausdrücken maßvoller und würdiger geblieben ist, ohne darum seinem Freimuth und dem ungeschminkten Aussprechen seines Urtheils zu entsagen. Die strategischen Verhältnisse treten dem letztern besonders Gelegenheit zur Kritik und weil diese weniger verlegend als sonst ist, wird sie für den unbefangenen Leser auch überzeugender sein. Für die taktischen Einzelheiten der Gefechte und Schlachten lag von beiden Seiten ein so reichhaltiges Material vor, daß es eine schwierige Aufgabe war, die rechte Auswahl zu treffen, um nur das Wichtige und für den Erfolg Bedeutende darzustellen, und anderes, wenn es auch an sich ganz interessant war, fallen zu lassen.

Der Verfasser hat diese Aufgabe gelöst und eine störende Ungleichheit in der Behandlung einzelner Partien des Gesamtbildes dadurch vermieden. Daß er das unbedeutende erste Gefecht bei Gortio etwas genauer schildert, um beide Theile in ihrem Verhalten dem Leser vorzuführen, ist ganz angemessen. Er erkennt an, daß beide sich brav geschlagen, und bemerkt dabei: „Wenn auch dies Gefecht den Piemontesen keinen Grund gab, übermüthig zu werden, so gab es doch auch nicht die mindeste Veranlassung, die Unglücksfälle und die Auflösung vorherzusagen, welche die piemontesische Armee thatsächlich späterhin betrafen.“ Die großen Operationen wurden nach diesem Gefechte durch eine lange Pause unterbrochen, deren Ursachen der Verfasser später ausführlich beleuchtet und mit Recht vorherrschend politischer Natur findet. Während dieser Pause kamen viele Einzelhandlungen vor, in Südtirol, im Venetianischen und in der Gegend am Mincio; sie werden zweckmäßig nach ihren Schauplätzen erzählt, da sie wenig im Zusammenhange miteinander stehen und nur die verschiedenen Richtungen andeuten, in welchen die zur Offensive berechtigte Partei je nach ihrer Wahl hätte mit Entschiedenheit auftreten können. Daß die Lage Radetzky's, wenn Karl Albert, statt das Schwanke zwischen legitimistischen und revolutionären Tendenzen fortzusetzen, sich der Revolution entschieden in die Arme warf und danach handelte, sehr bedenklich war, und es daher Maßregeln, von der nothwendigen Vorsicht geboten, treffen mußte, da man auf eine so schwache Kriegsfähung, wie sie nun hervortrat, nicht rechnen konnte, ist wol begründet. Der Angriff auf Radetzky's vorgeschobene Truppen, welcher eine Erhebung der Einwohner von Verona bewirken sollte, führte endlich zur Schlacht von Santa Lucia, mit deren Schilderung jeder militärische Leser sich einverstanden erklären wird.

Des Verfassers Talent für Gefechtsdarstellungen bewährt sich dabei ebenso wie seine scharfe Kritik, welche hier zugleich belehrend ist. Was er über den Dienßgang, über die veräumte Entwicklung zum Gefecht und andere Fehler, traurige Folgen der gewöhnlichen Friedensdressur, sagt, ist wahrhaft lesenswerth: die Ausfälle gegen stehende Heere muß man dabei freilich in den Kauf nehmen. Besonders einverstanden sind auch wir damit, daß in durchschnittenen und bedeckten Terrains bei Besetzung einzelner

Darüber noch immer zu viel Truppen in erster Linie verwendet und dadurch die Reserven geschwächt, mithin die Offensivkräfte des Verteidigers erschwert werden. Den verzögerten Vormarsch der österreichischen Reservearmee unter Nugent erklärt der Verfasser aus dem Zwiespalt der Ansichten über deren Bestimmung, indem Radeky dieselbe lediglich als seine Reserve ansah, Nugent dagegen selbständig das Venetianische unterwerfen wollte, bis er, da ein Kriegsrath seiner Generale einstimmig für den schnellsten Zug auf Verona war, das Commando niederlegte. Die Erzählung des Umschwungs der Dinge in Neapel und die Abberufung des neapolitanischen Corps von der italienischen Armee macht den Schluß des Abschnitts, welchem nur Betrachtungen über die Operationspläne und Operationen folgen. Daß Karl Albert den Frontalangriff gegen Radeky's Stellung wählte, erklärt Rüstow aus seinen politischen Anschauungen, indem er nur die Lombardei und Venetien, höchstens noch Parma und Modena, seinem Reiche einverleiben, in Bezug auf die übrigen Staaten aber nur als Haupt des Bundes, der italienischen Liga, betrachtet sein wollte. Deshalb mochte er sich nicht zu einem Angriffe auf des Feindes linke Flanke, dessen Vortheile der Verfasser überzeugend hervorhebt, auf die Romagna stützen. „Diese Anschauung als Thatsache hingenommen, kann man die Wahl Karl Albert's, nämlich den Frontalangriff, nicht so geradehin verdammen.“ Als dann, nachdem der Mincio überschritten war, Radeky nicht im freien Felde zur Schlacht entgegenkam, sondern bei Verona stehen blieb, trat ein Schwanken bei den Piemontesen ein, ob nicht gegen seine rechte Flanke vorzugehen sei, was jedoch immer sehr misslich gewesen wäre. Radeky's Verhalten erkennt Rüstow als ganz correct an; erst wenn er stark genug war, um mit Aussicht auf Erfolg dem Feinde im freien Felde entgegenzutreten, erst dann war die Zeit gekommen, die Offensive zu ergreifen. Freilich wurde er auch vom Glück begünstigt, einmal durch die falsche Wahl der piemontesischen Operationsrichtung und dann durch die verständige Unterstützung seiner Unterbefehlshaber. Der Entschluß d'Apre's, statt an den Isonzo vorwärts auf Verona zu ziehen, um diesen Stützpunkt festzuhalten, ist rein und unprellbar sein Verdienst und höchst folgenreich geworden.

Nach diesen strategischen Verhältnissen beleuchtet der Verfasser die Gesechte. Was er dabei über den Werth der Feldschanzen sagt, verdient volle Beachtung: daß die Feldverschanzungskunst nicht mit der Zeit fortgeschritten ist, scheint nur zu wahr zu sein. Bei Santa-Lucia nahm in der Disposition des piemontesischen Generalstabs die Vorrichtung für den „Schweinskopf“ oder Keil einen großen Platz ein, der aber nicht für den Angriff, sondern nur für die Vorrückung bestimmt war: „es mochte sich im Generalstabe Karl Albert's jemand für die Schlacht von Jely oder auch für die Albernheiten des Vegetius begeistern haben“, sagt der Verfasser, der außerdem die zahlreichen taktischen Fehler rügt, welche von den Unterbefehlshabern Karl Albert's begangen worden sind. Schließlich wendet sich derselbe nochmals gegen die stehenden Heere,

worüber wir, ohne uns seinen Gründen zu verschließen, uns niemals mit ihm verständigen können, weil wir die Sache von zu verschiedenen Standpunkten betrachten.

Wir wollen eine unfruchtbare Erörterung darüber unsern Lesern ersparen; die Blut von Broschüren, welche in letzter Zeit über diese Frage erschienen ist, hat sie nicht weiter gebracht; wir lassen also auch die Ausfälle auf die „elende Bedientenaristokratie, welche wesentlich die Offizierskassen in den Heeren accapariert“, wie noch manchen andern auf sich beruhen, da wir sie weder für ein kriegsgeschichtliches Werk, noch für einen „Leitfaden der Kriegskunst“ geeignet finden. Was dagegen über die Freischaren gesagt wird, ist höchst beachtenswerth. Wir haben es wiederholt an einem andern Orte, als in der Presse, ausgesprochen, daß die Bildung von Freiwilligenheeren in den neuern Kriegen — und nicht erst in denen der jüngsten Revolutionen! — eine Bedeutung erlangt habe, so daß man sie nicht mehr vornehm ignoriren dürfe. Auch stehende Heere werden aus diesem Element, wenn es mit richtiger Einsicht geschaffen und ausgebildet wird, großen Vortheil ziehen; nur muß man ihm seine Eigenthümlichkeit lassen und diese nicht durch falsche Maßregeln oder ungeschickte Verwendung lähmen.

Im dritten Abschnitte wird Radeky's Offensive bis zum Waffenstillstande von Salasco (9. August 1848) erzählt: der Marsch des nun mit der Reservearmee vereinigten Heers nach Mantua, die Gesechte von Curtatone und Montanara, der Sieg der Piemontesen bei Goito und der Fall von Peschiera; Radeky's Marsch gegen Vicenza und die Einnahme dieser Stadt, deren Besatzung unter Durando auf freien Abzug capitulirte. „Radeky hatte alle Ursache, den Abschluß der Capitulation zu beschleunigen. Er fürchtete bei längerem Verweilen für Verona, denn er durfte nicht voraussetzen, daß Karl Albert sich so unfähig erweisen würde, als er es wirklich that.“ Auf die Nachricht nämlich, daß Vicenza gefallen und Radeky nach Verona zurückgekehrt sei, stellte der König seinen Vormarsch ein; der beabsichtigte Angriff, der eine Erhebung in Verona, zu welcher sich 6—700 Einwohner bereit erklärt hatten, durch ein Signal bewirken sollte, wurde aufgegeben und die Armee kehrte in ihre frühern Positionen zurück. Das zweite Reservecorps unter Belzen, und Apre's Armeecorps vervollständigten dann im Venetianischen die Erfolge, welche Radeky bei Vicenza errungen hatte. Die Hauptarmeen standen sich jetzt eine Zeit lang brockend gegenüber; Karl Albert, um nur etwas zu thun, unternahm die Belagerung von Mantua, zu welcher Bava den „sonderbaren“ Vorschlag gemacht; Radeky dagegen traf alle Vorbereitungen zu der großen entscheidenden Offensive, welche nach den Gesechten von Sona und Sommacampagna, der Schlacht von Custozza und dem Treffen von Volta Karl Albert zum Rückzuge hinter die Adida zwang, nachdem er schon wegen der Demoralisation seines Heers auf einen Waffenstillstand angetragen, die harten Bedingungen, die ihm Radeky gestellt, aber verworfen hatte. Radeky war nur auf Unterhandlungen eingegangen, um nicht den Anschein zu

haben, als wolle er den Krieg um jeden Preis, wie es ihm schon vom wiener Ministerium vorgeworfen worden war. Er verfolgte nun seinen Gegner bis vor Mailand, wo er die Piemontesen auf allen Punkten gegen die Wälle zurückwarf. Jetzt kam der Waffenstillstand, von Seg und Salasco unterhandelt, in Italien gewöhnlich nach letztem benannt, zu Stande; die Piemontesen zogen sich über den Tessin zurück und räumten Veschiera.

Hier begegnen wir in der Erzählung zuerst Garibaldi, der, aus Amerika heimgekehrt, von Karl Albert schände abgewiesen, im Auftrage der mailänder Regierung ein Freicorps von etwa 5000 Mann errichtet hatte, sich noch eine Zeit lang an den Seen hielt, wo er 1859 wieder erschienen ist, dann aber auf schweizerisches Gebiet sich flüchten mußte. Auch diesem Abschnitte, der mit einer Darstellung der Lage Venedigs und der Operationen des zweiten österreichischen Reservecorps unter Welten schließt, sind Betrachtungen über die Operationen, Gefechte, Märsche und Positionen hinzugefügt: durchweg auf reale Bedingungen gegründet und in praktischer Weise vorgetragen. So bei Gelegenheit, wo Radeky gegen den unbegründeten Vorwurf gerechtfertigt wird, daß er seine Zeit nicht zu benutzen verstanden habe, ist alles, was über das unnötige Abhegen der Soldaten, über regelmäßige ruhige Verpflegung und die Aufrechterhaltung einer gehörigen Dienstordnung gesagt ist, ferner über den Nachrichtenendienst, der bei den Piemontesen so schlecht gewesen u. s. w., vortrefflich. Von den zahlreichen Gefechten dieser Periode des Krieges werden nur die von Curtatone, Goito und Vicenza und der Complex, welcher zusammen die Schlacht von Custozza ausmacht, als die wichtigsten einer nähern Beschreibung gewürdigt. Es heißt:

Das Gefecht von Vicenza, der größte militärische Unfönn, war ohne den politischen unmöglich. Wir haben wiederholt auf den Uebelstand hingewiesen, der für die Italiener sich daraus ergab, daß Karl Albert nicht als König des revolutionären Italien, sondern vielmehr als Gottesgnadenkönig von Piemont auftrat, welcher auf — nach seinen Begriffen — ganz legitime Weise sein bisheriges Staatsgebiet vergrößern wollte. Der Kampf der beiden Richtungen, dem nicht auszuweichen war, brachte einen Kraftverlust, der Italien verderblich werden mußte. Neueste Vorgänge zeigen immer wieder Erscheinungen, welche an 1848 erinnern, und das Stück, welches seit 1848 offen in Italien spielt, wird vielleicht auch in Deutschland abgespielt werden, wenn die Leute, welche dort von der Nation gekannt sind und denen der Zufall zeitweise die Leitung der Dinge in die Hand spielt, von dem Beispiele des geistig so nahe verwandten Nachbarlandes nichts profitieren.

Wer mit diesen „Reuten“ gemeint, ist unschwer zu errathen. So wenig wir aber mit dem politischen Standpunkte des Verfassers übereinstimmen, so vortrefflich finden wir den rein militärischen Theil des Werks; die beiden Kapitel über Märsche und Positionen sind besonders lehrreich und verdienen wol beherzigt zu werden.

Der vierte Abschnitt berichtet über die Zeit des Waffenstillstandes vom 9. August 1848 bis zu dessen Aufkündigung am 12. März 1849:

Diese Zeit wurde sehr verschieden benutzt. Die italienische Nationalpartei rüstete für den neuen Krieg, nicht ohne sehr verschiedener Meinung zu sein; die italienischen Fürsten, welche die

Behauptung ihrer Herrschaft direct oder indirect bloß dem Einflusse Oesterreichs auf der Halbinsel verdankten, benutzten die Siege der österreichischen Waffen, um womöglich wieder zu erobern, was sie verloren hatten.

Die Ereignisse werden nun in vier Gruppen betrachtet, zuerst in Südtalien, dann in Mittelitalien, dann in Venetien und endlich in der Lombard und Piemont. Wir lesen also den Aufstand in Neapel und dessen Niederwerfung, die Wiedereinnahme von Messina, den Aufbruch in Rom und die Flucht des Papstes nach Gaeta, die Erklärung Roms zur Republik, desgleichen Toscana; die Vorbereitungen Haynau's, der an Welten's Stelle jetzt die Reservearmee vor Venedig commandirte, zur Belagerung und die Verteidigungsanstalten der Lagunenstadt; die Bestrebungen, Rom, Venedig, Toscana und Ligurien als Republiken, mit Rom als Mittelpunkt, zu vereinigen; endlich die Parlamentsbewegungen in Piemont, unter Gioberti, den der Verfasser einen eiteln und verschrobenen Pfaffen nennt, die Reorganisation der Armee, welche seltsamerweise „am wenigsten vom Kriege wissen wollte“, weil sie allein ihn für die übrigen Italiener führen sollte, und die Wahl des neuen Oberfeldherrn Ghrzanowski. „Polen und Ungarn nehmen bekanntlich alles an, ohne ihre Kräfte zu untersuchen. Folglich nahm auch Ghrzanowski an, übrigens von den Schwindlern dieser beiden wilden Völkerschaften einer der Besten.“ Derselbe erfuhr die Aufkündigung des Waffenstillstandes erst, nachdem sie erfolgt war. Der böse Geist in der Armee hatte das Ministerium bewogen, diese Aufkündigung zu überstürzen, sie geschah vor Ablauf des Terms in einer Weise, die im höchsten Grade formlos war.

Der letzte Abschnitt bringt dann die Erzählung des neuen Feldzugs bis zu der Abdankung Karl Albert's; er schildert die Aufstände zu Brescia und Genua, erhebt durch Haynau, letzterer, der gegen den Waffenstillstand gerichtet war, durch Lamarmora niedergeschlagen, die Besetzung der Herzogthümer Parma und Modena und des Großherzogthums Toscana durch die Oesterreicher, ferner die französische Expedition gegen die römische Republik, deren eigentlicher Regent Mazzini gewesen, mit ihren Episoden, den sicilianischen Feldzug, der mit der Unterwerfung der Insel endigte, den Einbruch der Oesterreicher in die Romagna und die Besetzung Anconas, endlich den Fall von Rom und Venedig. Die Belagerungen dieser beiden Städte sind ausführlich dargestellt. Betrachtungen über diesen letzten Theil des Krieges beschließen das Werk. Die österreichische Armee, was ihren innern Zusammenhang betrifft, stellt der Verfasser weit über die piemontesen, deren „Dienstadel“ er verpöndet nennt: daß er dabei auch das preussische Offiziercorps, dem er einst selbst angehört hat, in gewohnter Weise bedenkt, kann nicht mehr überraschen. Ghrzanowski's Feldzugsplan beleuchtet er als grundfalsch, Radeky's mit Recht als vortrefflich, dessen Einleitungsmanöver nennt er ausgezeichnet. Von den Gefechten und Schlachten hebt er wiederum nur die bedeutendsten zu eingehender Kritik hervor, vor allem die Schlacht von Novara, welche er, auch abgesehen von ihren wichtigen Folgen, nur militärisch betrachtet, als eine

interessantesten Ereignisse der neuern Geschichte charakterisirt. Hieran knüpft er Bemerkungen über den Einfluß der gezogenen Feuerwaffen auf die Taktik der Gefechte und Schlachten und entwickelt dabei Ansichten, die auch wir schon von Anbeginn der prophezeiten „neuen Aera“ gegen die modernen fanatischen Feueranbeter ausgesprochen und vertreten haben.

Den Belagerungen schenkt der Verfasser zum Schluß noch eine nähere Beleuchtung, nachdem er schon vorher gesagt, „daß der moralische Werth der Vertheidigung Roms den materiellen, der sehr bald geschwunden sei, überwiegen habe, die nationalen Häupter der römischen Republik hätten dadurch zeigen wollen, daß sie an Italien glaubten, daß sie erkannt hätten, Rom und Rom allein sei Italiens Hauptstadt“. Mit diesem Ausspruch können wir uns am besten dem folgenden Werke zuwenden, welches zwar früher erschienen ist, aber historisch mit dem über den Krieg von 1859 (vgl. Nr. 46 d. Bl. f. 1860) die Fortsetzung des eben besprochenen bildet. Die beigelegten Karten und Pläne werden jedem Leser höchst willkommen sein.

2. Der italienische Krieg 1860 politisch-militärisch beschrieben von W. Rüstow. Mit 7—8 Karten und Plänen. Des „Italienischen Krieges“ zweiter Band. Zürich, Schulthess. 1861—62. Gr. 8. 3 Thlr.

Die Ereignisse in Italien, welche der unerwartete Frieden von Villafranca hervorrief, bieten mehr Stoff für den politischen als für den rein militärischen Schriftsteller; Krieg und Politik sind aber niemals zu trennen, da letztere immer mehr beim Kriege an Einfluß gewinnt und dieser nicht mehr in seiner Urgehalt der ältesten Zeiten über die Erde wandelt; Rüstow hat daher, abweichend von andern Schriftstellern, in seinen Werken über Kriegsgeschichte mit Recht den einseitig militärischen Standpunkt aufgegeben. Die beiden Schriften, welche wir hier zusammenge stellt haben, tragen aber dennoch einen sehr verschiedenen Charakter; die erstere ist objectiver gehalten und darum entschieden von höhern Werthe als die letztere, in welcher die subjective Färbung überall hervortritt, wie es freilich bei einem Mitkämpfer nicht anders sein kann, und da er einmal Partei ergriffen hat, ihm auch nicht zum Vorwurf zu machen ist.

An den Frieden von Villafranca anknüpfend, welcher Italien in sechs Staatsgruppen getheilt hinterlassen, schildert der Verfasser zuerst die Stellung der Parteien. Die piemontesische wegen ihrer Rücksichten auf die Großmächte und die Mittel, auf welche sie sich vorzugsweise stützte, auch die diplomatische genannt, wäre wol vorläufig mit der bloßen Einverleibung eines Theils von Centralitalien in Piemont zufrieden gewesen; die mazzinistische oder revolutionäre Partei jedoch keineswegs: eine bloße „Piemontesierung“ (!) einzelner italienischer Provinzen genügte ihr nicht; sie war der Meinung, daß nichts geschehen sei, solange nicht alle italienischen Länder in den Staatsverband des neuen, einen Italien eingetreten, und um dies Ziel zu erreichen, wollte sie sich auf die selbstständige Volkskraft, nicht auf diplomatische Mittel, nicht

auf fremde Hülfe stützen. Der Frieden von Villafranca vereinigte aber beide Parteien in verschiedenen Punkten. Das italienische Volk „in seiner Herrlichkeit“, repräsentirt durch seine Jugend, war mazzinistisch, es nahm Victor Emanuel als König an, weil sein Leben ein Kampf für Italien war, „aber der Held des Volks, der Jugend, war Garibaldi“.

Der Verfasser bezeichnet dann die Meinungsgegensätze in Italien, von denen die Kenntniß in Europa so schwach sei, daß sowohl „die Blätter des verfallenden Despotismus als des feigen, sich schlaun dünkenden Liberalismus“ von Mazzini die einfältigsten Vorstellungen haben. Die Länder Centralitaliens wollten von Piemont annexirt sein und die Rüstungen des Papstes wie der vertriebenen Fürsten drohten ihnen keine Gefahr, Garibaldi aber, der zur Zeit des Friedens mit seinen Alpenjägern gegen die Pässe von Südtirol stand, dachte nur an ein einheitliches Italien — unter Victor Emanuel — durch die Revolution, welche durch die Streitkräfte Centralitaliens, verstärkt durch Freiwillige aus allen Gauen, nach Süden getragen werden müsse. Ebenso dachte Mazzini, welcher sich zu dem Zweck mit Ricasoli und dann mit der provisorischen Regierung zu Bologna in Verbindung setzte. So ward Garibaldi nach Centralitalien berufen, um den Oberbefehl über alle Truppen zu übernehmen, während allerdings der piemontesische General Fanti deren erster Befehlshaber hieß. Beide standen sich nach ihren politischen wie militärischen Anschauungen gegenüber: dem kühnen Freischarenführer der reguläre Soldat; es traten Conflicte ein, Garibaldi fand bei Victor Emanuel nicht die gehoffte Unterstützung und mußte die Bühne verlassen. Nach dieser Darstellung wird der Züricher Frieden und was sich während der Verhandlungen in Italien zutrug, besprochen. Ueber Anvitti's Ermordung zu Parma sagt der Verfasser in seiner Weise:

Es konnte nicht verwundern, daß die ganze europäische Reaction über diese Sache, die ihr ein gesundes Fressen (!) war, Beter särie. Leider stimmte ihr auch der schlaffe Liberalismus, welcher doch bis heute die Geschichte Europas in seinen Händen zu haben glaubt, bei und trommelte dem Tambourmajor der Reaction als ganzer Trommlerchor muthig nach. Statt zu sagen, dieser Mensch hat sein Schicksal selbst herausgefordert, jammerte die ganze tugendhafte Philisterpresse unisono über das „Attentat“, welches die schöne, bisher in Schlafrock und Pantoffeln einhergegangene Revolution Mittelitaliens „bestechte“. Zum großen Aerger nicht bloß der Reaction, sondern auch der Philisterpartei, welche so gern die Pharisäermaske vornimmt, blieb sogar dieser Act der Volksjustiz ein vereinzelter.

Den „magern“ Frieden von Zürich, der einem Congresse die Lösung der italienischen Frage zuschiebt, gibt das Werk in seinen drei gesonderten Verträgen wieder: „Was auch in Italien geschehen mag, so sagte dieser Frieden — wir erkennen nichts davon an; Centralitalien bleibt vorbehalten, wie viel mehr nicht Unteritalien. Macht Geschichte, soviel ihr wollt! Der Congreß kann sie wieder durchstreichen.“ Dennoch erfolgte die Annexion Centralitaliens an Piemont. Die Repräsentantenversammlung trug dem Prinzen von Savoyen-Carignan die provisorische Regierung an. Kaiser Napoleon protestirte gegen

dies Vorgehen und anstatt des Prinzen wurde Buoncompagni Generalgouverneur; auch forderte er Garibaldi zum Opfer, welcher erbittert seine Stellen niederlegte. Indessen näherte sich Napoleon doch England, welches jene Annexion billigte, immer mehr und „machte Ende December einen jener Seitenstöße, welche den gewandten Mann verrathen. Der katholische Fürst ließ, dessen sich die protestantische Regierung von England beschreiben enthalten hatte, in der Broschüre: „Der Papst und der Congreß“, die weltliche Macht des Papstes angreifen und trug so, während er öffentlich Italien das Kleinere, die Annexion Mittelitaliens, verwehrt, die Blicke der Italiener über dessen Grenzen hinaus.“

Ein Brief Napoleon's an den Papst, worin er diesem rieth, die Romagna zum Opfer zu bringen, die Entlassung des Ministeriums Rattazzi in Turin und der Wiedereintritt Cavour's, der sein Portefeuille nur in Folge des Friedens von Villafranca niedergelegt, in Frankreich Walewski's Rücktritt und Thouvenel's Ernennung, belebten die Hoffnungen der Italiener, und am 11. März 1860 fand die allgemeine Volksabstimmung in der Emilia und in Toscana statt, welche für die Annexion an Piemont entschied. Diese Thatfachen werden in ruhiger Darstellung vorgetragen, der Widerspruch des Papstes findet natürlich eine schonungslose Kritik, welche sodann auch der Abtretung Savoyens und Nizzas an Frankreich mit größerm Rechte zu Theil wird. Die Wege der französischen Politik, die Aeußerungen ihrer Presse über die Nothwendigkeit jener Abtretung zur Sicherheit gegen Italien und über die „natürlichen Grenzen“, das böse Wort „zurückverlangen“ und die Stellung der Schweiz zu jener Frage wegen der neutralisirten Provinzen, werden scharf beleuchtet. Von der allgemeinen Abstimmung heißt es: „Wie immer dieses Ergebnis zu Stande gebracht sein mochte, es war da.“ Freilich, wer keine Mittel scheut, kann überall eine Abstimmung nach Belieben erhalten. „Die Heimat des italienischen Nationalhelden, Nizza, war keine italienische Stadt mehr. Garibaldi trat aus dem Parlament und ging nach Genua, bereits entschlossen, sich ein anderes Feld der Thätigkeit zu eröffnen als dasjenige, auf welchem Cavour und die piemontesische diplomatische Partei mit ihren Reden und Abstimmungen unbedingt herrschten.“

Die Zustände im Kirchenstaat, wo Lamoricière das Commando der neu zu organisirenden Armee angenommen hatte und die in Venetien nach den geschilderten Begebenheiten, bieten dem Verfasser Gelegenheit zu mehr oder minder begründeten politischen Betrachtungen, dann folgt die Erzählung des sicilianischen Aufstandes, welcher eine sehr gelungene Darstellung der geographischen Verhältnisse dieser Insel und ihrer Volkseigenenthümlichkeiten, besonders für militärische Dienste, vorausgeht.

Die lebhafteste Phantasie äußert sich gerade wie bei Kindern auch bei den Sicilianern häufig in Furcht. Ein lebhaftes feindliches Feuer macht er sich sofort zu einer Hölle; Ausstreifen einzelner Abtheilungen wirkt leicht ansteckend; das imponirende Auftreten feindlicher Cavaleriabtheilungen macht den sicilianischen Soldaten schau, und auf Vorposten, namentlich bei langem Stehen, steht er leicht Gespenster. Dies sind Eigenenthümlichkeiten,

auf welche bei seiner Führung Bedacht genommen werden muß. Es ist keineswegs so unmöglich, als es scheint.

Der Verfasser hat diese militärischen Volksstudien praktisch selbst gemacht.

Die Schilderung des Aufstandes auf Sicilien und seiner Bekämpfung durch Salzano in Palermo und durch Russo in Messina enthält viele Details, welche die Zeitungen nach ihrer Parteilichung damals verschieden erzählt haben. Am 4. April war das Zeichen zur Erhebung für die ganze Insel in Palermo gegeben worden, gegen Ende des Monats hatten die Königl. überall gesiegt und Sicilien war allem Anschein nach ruhig. In der That aber verhielten sich die Dinge ganz anders. Die Sicilianer warteten nur auf Garibaldi und arbeiteten in der Zwischenzeit daran, Einheit in ihre Organisation zu bringen.

Der zweite Abschnitt beginnt mit der Bildung der Expedition Garibaldi's, und stellt auch das Verhältniß Cavour's zu derselben dar, wobei sich der Verfasser der Ansicht zuneigt, daß Cavour die Unternehmung ganz gern gesehen, wenn er nur vorausgerufen hätte, daß sie scheitern würde.

Im glücklichsten Falle konnte man etwa annehmen, daß Garibaldi den Aufstand wach erhielt und dadurch die Verwidelungen vermehrte, daß endlich Piemont einen greifbaren Grund zum Einschreiten erhielt; im andern Fall erlag Garibaldi, Cavour war den Strenzfried los, Italien hatte einige Märtyrer mehr und Cavour die Muße, seine Zeit abzuwarten.

Ueber die Einschiffung und die Landung bei Marsala, welche durch die neapolitanischen Kreuzer nicht verhindert, durch den Commandanten der englischen Fahrzeuge geradezu begünstigt wurde, lesen wir die bekannten Thatfachen.

Dann wird die neapolitanische Armee einer scharfen Besichtigung unterworfen, mit deren Urtheil wir vollkommen einverstanden sind, besonders über dasjenige, welches die Offiziere betrifft. So nur erklärt sich, wie ein organisirtes Heer, das auf 130—140000 Mann zu bringen war, vor 1000 Freiwilligen, unter Führung des „Richters von Italien“, eine so schwachvolle Rolle spielen konnte. Die Expedition war in sieben Infanteriecompagnien eingetheilt, deren Commandanten uns genannt werden; wir erfahren auch von ihren Verdiensten um die frühere Revolution, hätten aber auch über ihre sonstigen Verhältnisse gern etwas gehört. Am 5. Mai war die Expedition von Genua ausgelaufen, am 11. Mai bei Marsala gelandet; am 12. Mai hatte Garibaldi den Marsch in das Innere angetreten, und am 14. Mai auf den Antrag der Einwohnerschaft von Salemi sich zum Dictator Siciliens erklärt, „im Namen Victor Emanuel's, eingeladen dazu von den befreiten Gemeinden der Insel“. Die letzte Phrase anticipirt den allerdings nicht zu bezweifelnden Erfolg. Als erster Regierungsact erschien ein Erlass über die Organisation des sicilianischen Heers, auf die Conscription basirt, gegen welche die Sicilianer sich immer gestraubt hatten. Sie kam aber nicht zur Ausführung. Alle Sicilianer, welche nach und nach in das active Heer Garibaldi's traten, waren Freiwillige, eine elend kleine Zahl. Nach dem Festlande kamen, hoch gerechnet, gegen nicht mehr als 4000 Sicilianer. Zwei neue Compagnien

Alpenjäger wurden jetzt gebildet, außerdem fanden sich noch etwa 2000 Mann Guerillaskaren ein. Der neapolitanische Brigadier Lando hatte mit drei Bataillonen, 200 Pferden und vier Gebirgskanonen Calatafimi besetzt; hier fand denn am 15. Mai der erste Zusammenstoß statt, in welchem die Garibaldiner, obwohl nur halb so stark, die Königl. zum Rückzug zwangen.

Die Betrachtungen über dies erste Gefecht sind treffend und wahr. „Ein erster Kampf gibt fast stets mehr oder minder ein Bild aller folgenden Kämpfe des gleichen Feldzugs, wenn die Gegner im wesentlichen dieselben bleiben.“ Die Gründe des Siegs werden in dem Zauber des Führers, der eine wahrhaft großartige Macht über die Gemüther besitzt, in der persönlichen Tapferkeit, Ausdauer und dem innigen Verhältniß der Soldaten unter sich, wie zu dem Führer, endlich aber in dem Princip des Angriffs gefunden. Während die Neapolitaner immer nach besseren Stellungen suchend, zurückgingen, griffen die Garibaldiner stets an und die Defensive war für sie nur Fieberhüßer. Die Ungeheuerlichkeit der meisten Soldaten machte ein Vorgehen in geschlossener Ordnung fast unmöglich.

Es geschah in losen Linien, die sich in heftigem Feuer oder in diesem Terrain weiter aneinander zogen, bei milderem Feuer und gangbarem Terrain von selbst mehr zusammenzuschließen. Die Nachbarn behielten einander im Auge und verloren einander eigentlich nie. Auf diese Art ward selbst ein momentanes Zurückweichen, selbst auf weitere Entfernungen, selten von Nachtheil. In dem eigentlichen Garibaldinern ging der geistige Zusammenhalt über den materiellen, und ihr Kampf, von dem Moment der persönlichen Tapferkeit getragen, hatte etwas von dem Kampf der Spartanen. Er war ein System von Einzelkämpfen, nicht eine Reihe ungeordnetes Conglomerat von Einzelkämpfen, da kein Mann des andern vergaß oder sich außer Zusammenhang mit dem Ganzen glaubte.

Das scheint uns allerdings etwas idealisirt zu sein. Auf die Niederlage von Calatafimi folgte die Abberufung des Fürsten Castelfidardo und die Ernennung Lanza's zum Generalstatthalter von Sicilien. Die Ereignisse sind zu neu, als daß unsere Leser sich nicht erinnern sollten, wie Garibaldi jetzt auf Palermo zog und in die Stadt einbrang, wo ihm von seiten der Truppen kein erheblicher Widerstand entgegengesetzt wurde. Wäre das der Fall gewesen, so hätte der Handstreich gegen 24000 Mann weder gelingen, noch jene schwachvolle Convention an Bord des englischen Admiralschiffs zur Folge haben können. Rüstow würtheilt die Arme und ihre Führer bei dieser Gelegenheit mit Recht auf das strengste:

Allerdings war der Zustand der neapolitanischen Truppen in thatlicher. Die Offiziere hatten keine Gewalt mehr über die Soldaten. Der Aberglaube der letztern war durch die bisherigen Erfolge Garibaldi's gewest. Sie schlossen daraus nicht auf die mangelhafte Befähigung der meisten ihrer Offiziere, sondern auf die Unüberwindlichkeit Garibaldi's. Der Glaube, daß jeder mit einer gewissen Hölle geimpft und dadurch unverwundbar sei, war allgemein.

Dazu kam die Erbitterung gegen die Bewohner Palermo's, von deren Eingriffen in den Straßenkampf die Soldaten allerdings gelitten hatten; die dadurch erzeugten Haß brachten nun vollends die Truppen aus der Hand

ihrer Führer, deren Energielosigkeit, Unfähigkeit und Mangel an Glauben an den Fortbestand des bourbonischen Regiments jene vollständige Rathlosigkeit erzeugte, welche vom 30. Mai an immer deutlicher hervortrat. Lanza's Schreiben an Garibaldi, welches die Zusammenkunft beantragte, nennt Rüstow „eine kolossale Dummheit“; die Weise, in welcher es geschrieben, hält er nicht für eine Folge der Achtung, sondern der gemeinen erbärmlichsten Furcht. Wer wollte ihm widersprechen! Wären die neapolitanischen Generale nicht bloß „epauletirte Nullitäten“ gewesen, so hätte Garibaldi unzweifelhaft sein Aspromonte schon 1860 gefunden. So aber konnte er in Sicilien nicht allein eine neue politische, sondern auch die militärische Organisation betreiben, welche ihn in den Stand setzen sollte, nachher auch auf das Festland überzugehen, „auf dem er die Fahnen Italiens über Neapel und Rom, schließlich nach Venedig zu tragen hoffte“.

Die Einführung der Conscription auf Sicilien war gescheitert, er mußte sich also auf die Alpenjäger, auf die regulären Truppen, welche einzelne sicilische Führer organisirten und die zu erwartenden Züge aus Oberitalien stiegen. Diese brachte Medici am 20. und 21. Juni. Jetzt konnten die Operationen gegen die Süd- und Ostküste der Insel beginnen. Die Wegnahme zweier Transportschiffe durch eine neapolitanische Fregatte veranlaßte Proteste des sardinischen und amerikanischen Gesandten und wirklich wurden die Fahrzeuge als Eigenthum dieser Nationen mit samt den Gefangenen freigegeben. Nicht mit Unrecht, wie Rüstow zugibt, beklagten sich die Neapolitaner, daß ihnen durch solche Proteste alle Mittel des Widerstandes abgeschnitten würden. Bei Milazzo, wo die Königl. Stellung genommen hatten, kam es nun zu ernstern und entscheidenden Kämpfen, deren Schilderung wieder eine klare Terrainbeschreibung vorangeht. Medici war anfangs gegen Bosco, mit dessen Disposition Rüstow einverstanden ist, in Gefahr, Garibaldi kam ihm aber mit neuen Verstärkungen, welche mittlerweile unter Cosenz angekommen waren, von Palermo zu Hülfe und lieferte am 20. Juli 2000 gegen 5000 Mann das siegreiche Treffen, dessen interessante Gesichtsmomente hier gut erzählt werden. Von den neapolitanischen Berichten über dasselbe wird gesagt, daß sie den Stempel der Verlogenheit offen an der Stirn tragen. Der Verlust der Garibaldiner betrug ein Fünftel, der der Neapolitaner, welche den Vortheil gedachter Stellung und einer bedeutenden Artillerie gehabt, nur ein Dreißigstel der im Gefecht gewesenen Truppen, was allerdings weder auf einen hartnäckigen, noch tapfern Widerstand, den sie sich zuschrieben, schließen läßt. Bosco in der Citadelle von Milazzo mußte am 24. Juni, von seiner Regierung im Stich gelassen, auf freien Abzug capituliren. Die neapolitanische Flotte wurde schon für so unsicher angesehen, daß man sich ihrer gar nicht mehr zu bedienen wagte; den Abfall des Beloe, der bei dem Gefecht schon für Garibaldi mitgewirkt, erzählt unser Werk vorher, natürlich rein thatsächlich. Dann folgte die Convention

von Messina am 28. Juni, kraft deren die Stadt von den Königl. geräumt wurde und nur die Citabelle mit ihren Forts in ihren Händen blieb, von welcher sie der Stadt nur Schaden zufügen sollten, wenn in derselben Angriffsarbeiten ausgeführt oder die Befestigungen selbst angegriffen würden.

Die nächsten Abschnitte sind den politischen Verhältnissen geweiht und mit einem Humor, der oft genug zum Hohn wird, geschrieben. Die Verleihung der Constitution in Neapel nennt der Verfasser einen Act der Schwäche, eine Mißgeburt, eine widerwärtige Quälerei.

Franz II. versprach Sicilien eine beschränkte Autonomie und einen Vicekönig, aber Sicilien war nicht mehr sein; er verkündigte eine allgemeine Amnestie und mußte wissen, daß Piemont die Feinde, die es ihm großgezogen hatte, über den Bosporus auszuschießen werde; er wollte ein Einverständnis mit Sardinien erzielen, aber wenn es für Cavour leicht war, Neapel ohne Einverständnis mit den Bourbonen zu haben, wenn er bloß das Maul aufzutun brauchte, um sich die gebratenen Tauben hineinfliegen zu lassen, warum sollte er sich erst mit Franz II. verstehen?

Die Zustände Neapels werden dann in das grellste Licht gesetzt, ebenso Cavour's Intriguen, welcher Garibaldi alle möglichen Hindernisse bereitete. Die neapolitanische Regierung sollte gestürzt werden, aber nicht durch Garibaldi; man hoffte auf eine Palastrevolution. Um diese abzuwarten, kam es darauf an, mit der jetzigen Regierung nicht offen zu brechen, „damit der Täuherich Cavour seine Taubenunschuld vor der ganzen politischen Welt Europas bewahre, und endlich sagen könne: Seht ihr, so geht's; was soll man machen? Wir müssen König von Neapel werden.“ Der letzte Trumpf, den Cavour gegen den „Eidensfried“ Garibaldi ausspielte, war der Brief, zu welchem Victor Emanuel bestimmt wurde. Er riet darin für den Fall einer vollständigen Räumung Siciliens durch die Königl. von jeder fernern Unternehmung gegen Neapel ab und behielt sich, wenn Garibaldi anderer Meinung sei, ausdrücklich die ganze Freiheit des Handelns vor. Schon vorher hatte Cavour Garibaldi zwei Männer auf den Hals gesendet, die nur Unheil in Sicilien stiften konnten. Der erste, unschuldigere, war der Marquis Torrearsa, der andere, giftigere, der Intriguant Casarina; beide wollten die sofortige Erklärung der Annexion Siciliens an Piemont. Rüstow's Stellung zu der italienischen Frage ist wol unsern Lesern längst klar gewesen; er will keine „Verpiemontesung Italiens“; wie er sich aber gegen den gefeierten Cavour, den „großen Mann“ des Liberalismus und seine „Spießgesellen“ und überhaupt über die Liberalen ausspricht, mag diesen beweisen, mit welcher Verachtung ehrliche Radicale, zu denen Rüstow unbestritten gehört, auf sie blicken.

Garibaldi griff endlich bei den gegen ihn gerichteten turiner Mühlerien durch, ließ Casarina arretiren und in Genua „aus der Luft an das Land setzen“. Das war kein Bruch mit Cavour, sondern nur die offene Erklärung desselben, der schon lange vorhanden gewesen. Dem Könige antwortete Garibaldi, daß er ihm diesmal nicht

gehörchen könne, erst wenn er seine Aufgabe erfüllt und die Völker von einem verabscheuten Joch befreit habe, werde er seinen Degen zu den Füßen des Königs niederlegen und ihm bis an das Ende seiner Tage gehorchen. Wir machen unsere Leser darauf aufmerksam, daß er nicht bloß von dem Volke spricht, sondern von den Völkern: Italiens Volk wird er doch nur für eins gehalten haben, sein Ausdruck zeigt, daß er schon damals in Gedanken über die Grenzen Italiens hinausging, und paßt darum sehr wohl zu seinen neuen brieflichen Erlassen an andere Völker. Garibaldi ging also auf das Festland über.

Der dritte Abschnitt unseres Werks erzählt die Ereignisse von diesem Zeitpunkt, Mitte August bis zum Fall von Capua am 3. November. Eine Darstellung des Kriegsschauplazes geht wiederum zur Orientierung voraus. Dann werden die Kräfte berechnet, über welche Garibaldi Ende Juli verfügen konnte. Der Verfasser streicht die wunderlichen Rechnungen, welche darüber aufgestellt worden sind, bis auf „ungelogen“ 12000 Mann. Diesen konnte der König trotz aller Zersplitterung seiner Streitkräfte, zu welcher er gezwungen sein kann, immer noch 50—60000 Mann entgegenstellen. Garibaldi mußte daher Verstärkungen suchen oder den Feind irgendwie schwächen, im wesentlichen zersplittern. Dazu dienten die kleinen Landungen und die Organisation des Aufstandes durch Agenten in den verschiedenen Landschaften Neapels. Eine Verstärkung war für Garibaldi durch die Expedition „Terra Nova“ bereit worden, welche Mazzini und der als Vertreter Garibaldi's in Genua zurückgebliebene Dr. Bertani gegen den Kirchenstaat organisiert hatten. Sie war 9000 Mann stark und in sechs kleine Brigaden getheilt, Oberbefehlshaber derselben war Oberst Panciani und Chef des Generalstabes W. Rüstow, der Verfasser unsers Werks, der schon im schweizerischen Heere einen höhern Rang bekleidete und von Garibaldi zum Obersten ernannt worden war. Die piemontesische Regierung, unzufrieden mit dem Plane der römischen Expedition, hatte durch Farini mit Bertani eine Convention abgeschlossen, wonach sie dem Corps zwar allen Vorschub leisten wollte, jedoch unter der Bedingung, daß es nach einem Hafen Siciliens gehe; von dort könne es sich dann hinwenden, wo es wolle.

Durch das Spiel der Umstände ereignete sich, daß die piemontesische Regierung diesmal ganz im Sinne Garibaldi's handelte. Als Bertani auf Sicilien mit dem Dictator zusammen traf, hatte dieser bereits die wirkliche Stärke seiner Streitkräfte erkannt und beschlossen, die Expedition Terra Nova nach Sicilien zu ziehen. In diesem Sinne ward er auch von einem Theile seiner Führer bearbeitet, welche durch die fette Division Terra Nova ihre eigenen magern Divisionen aufzufüttern gedachten. Und wenn man bedenkt, wie gewisse Leute nach der Auflösung der Südmee sich innigst an Cavour angeschlossen, kann man das Verdacht kaum erwehren, daß sie schon vorher mit Cavour in allem, was sich auf die Division Terra Nova bezog, arbeiteten.

Panciani, welcher versprochen hatte, nur ins Römische zu gehen, legte, nachdem Garibaldi sich dagegen erklärt hatte, sein Commando nieder und Garibaldi übertrug Rüstow den Befehl über die drei noch vereinigten Bataillone der Expedition. Nach verschiedenen kleinen Lan-

Behauptung der „Cavourianer“, daß die Südmarmee am Volturno nur durch die Piemontesen vor Vernichtung gerettet worden, zerfällt also in nichts. „Der glänzendste, lohnendste Theil der Aufgabe“, versichert der Verfasser, „fiel am 1. October der Reserve und insbesondere der von Rüstow vorgeführten Abtheilung zu.“ Er nennt den Sieg gleichwol einen unvollständigen, weil er nicht durch den Uebergang über den Volturno ausgenutzt wurde, und tadelt Garibaldi, dessen Verhalten in der Schlacht er als unvergleichlich geschildert, daß er denselben verschoben hat. Zur Erklärung des Einflusses, welchen das Vordringen der Piemontesen auf diesen Entschluß und den überhaupt Cavour auf die Südmarmee gewonnen, erzählt er zunächst die Invasion in die römischen Staaten.

Die Motive Cavour's, welche hier nachgewiesen werden, sind gewiß richtig bezeichnet. Es galt, in den Kampf einzugreifen, um die Karten in die Hand zu bekommen. Dazu mußte zuerst Garibaldi, der kein Statthalter Cavour's sein wollte, geschwächt werden, materiell, indem man ihm die Verstärkungen abschnitt, moralisch, indem Cavour die Gewalt, die er über die gesammte europäische Presse besaß, dazu benutzte, das Ansehen Garibaldi's und die Erfolge der Südmarmee durch Lügen herabzusetzen. Truppen direct nach Neapel zu senden, war mißlich, es hätte Conflicte herbeigeführt, die man vermeiden wollte; der Weg durch den Kirchenstaat verschaffte den Dingen in Neapel Zeit, sich zu entwickeln, und den Lügen der europäischen Presse Zeit, Wurzel zu fassen. Der Feldzug gegen Lamoricière, 45000 Mann gegen 8000 Mann mußte glänzend werden, gloriose Bulletins veranlassen und alle Thätigkeit Garibaldi's in den Hintergrund drücken. So wurde der Entschluß reif. Die Unterhandlungen mit Frankreich, der Vorwand zum Einrücken, die von der turiner Regierung im Kirchenstaate organisirte Revolution, die Bekleidung des Papstes, indem man den früheren Gesandten, dem er hatte seine Pässe zustellen lassen, jetzt mit der Forderung an ihn schickte, seine Fremdstuppen zu entwaffnen und zu entlassen — wir lesen das hier in getreuer Zusammenstellung. Dann wird der vierzehntägige Feldzug gegen Lamoricière erzählt, der nicht im mindesten an eine Gefahr von Norden dachte, worin er durch Mittheilungen über die Aeußerungen des französischen Gesandten und die vielbesprochene Depesche, wonach Napoleon sich dem Einrücken der Piemontesen widersetzen werde, noch mehr bekräftigt wurde. Lamoricière's Entschlüssen, als er sich getäuscht sah, läßt der Verfasser alle Gerechtigkeit widerfahren. „Welche Ursache die Piemontesen haben könnten, sich des Tages von Castelfidardo besonders zu rühmen, ist schwer einzusehen.“

Nach der Einnahme von Ancona, welche den Feldzug beendigte, stand den Piemontesen kein materielles Hinderniß mehr im Wege, in das neapolitanische Gebiet einzurücken. Cavour hatte dem zusammenberufenen Parlamente das motivirte Annexionsgesetz bereits vorgelegt, nachdem der König das Abschiedsgesuch abgelehnt, das Garini und Fanti, veranlaßt durch Garibaldi's Forderung, sie zu entlassen, eingebracht hatten. Der König stellte

sich selbst an die Spitze seiner Truppen, welche am 9. October die neapolitanische Grenze überschritten, während das Annexionsgesetz erst am 11. October im turiner Parlamente angenommen wurde. Die Proclamation des Königs kritisiert der Verfasser scharf: es sei höchst möglich, daß Garini sich, um die monarchischen Mächte Europas für den piemontesischen Einfall in Neapel zu gewinnen, ungefähr der gleichen Worte und Wendungen bediene, wie der Papst, um Europa gegen den piemontesischen Einfall in sein Gebiet auf die Beine zu bringen.

Die Noten der europäischen Mächte über diesen Schritt werden dann beleuchtet, natürlich schließt sich der Verfasser der Argumentation Russell's, welche allein die italienische Revolution billigt, vollkommen an, wenn er auch die Hülfe der Piemontesen mit andern Augen ansieht als der schulmeisterliche Lord, mit seinem Bataillon in der Hand. Die politischen Vorgänge in Neapel, wo Garibaldi, von beiden Parteien bearbeitet, hin- und hergeschwankte, die Verhandlungen mit Mazzini, um diesen zu entfernen, der Bruch Garibaldi's mit seinem Prodictator Pallavicini, und wie es dann, ohne vorher durch ein Parlament für Süditalien geeignete Beschlüsse zu fassen, doch zu dem von Cavour beliebten Plebisit gekommen, erzählt unser Werk seinen Lesern, „welche schon vollkommen in den großen Zwiespalt zwischen Cavouristen und Mazzinisten oder Garibaldinern eingeweicht sind, welche wissen, wie dieser Streit nicht bloß auf großen Principien, sondern auch auf persönlichen Feindschaften beruht, aus persönlichen und öffentlichen Differenzen zusammengewebt ist“. Garibaldi wurde durch diese politischen Beschäftigungen förmlich das Leben verleidet, weil er sah, wie selbst diejenigen, auf die er am meisten gerechnet hatte, sich der neuen Sonne zuwandten: dadurch erklärt sich, warum er sich in militärischer Beziehung einer entschledenen Unthätigkeit überließ. Die Südmarmee hatte nach der Schlacht am Volturno ihre Defensivstellung behauptet, die königlichen aber mußten nach dem Einmarsch der Piemontesen und dem letzten Siege bei Ismeria gegen den ihnen entgegengeschickten Scotti Capua räumen, vor welchem diese jetzt in erster Linie gerückt waren. Rüstow widerlegt ausdrücklich, daß eine Revue des detachirten Corps, das er geführt, vor dem Könige stattgefunden, wenn er auch auf Garibaldi's Befehl dem königlichen Hauptquartier einen Dislocation-rapport eingefendet und die Parole dort empfangen habe. Er erzählt dabei, daß von Soldaten der englischen Legion die er „faul, gesträpft und zügellos“ nennt, auf den König mit seiner Reiterescorte, die sie für Neapolitaner angesehen, geschossen worden sei.

Der letzte Abschnitt führt die Darstellung des Krieges zu Ende. Der König hielt mit Garibaldi, der auch in dieser Gelegenheit sein rothes Hemd nicht mit der piemontesischen Generalsuniform vertauschte, seinen Einzug in Neapel, wo der Vereinigungsact vollzogen wurde und Garibaldi seine Dictatur niederlegte, um sich nach Garre zurückzuziehen. Sein Abschied von der Südmarmee spricht ein baldiges Wiedersehen, im März 1861, und ruft: „Zu den Waffen, alle, alle! Wenn der März 18

nicht eine Million Italiener in Waffen findet, dann, arme Freiheit! Armes Leben Italiens!" Dieser prophetische Ruf scheint sich bestätigen zu wollen.

Die Seebarmee, auf deren Zusammenbleiben er gerechnet hatte, löste sich nun auf, weil die ihr gebotenen Bedingungen der Umwandlung in ein besonderes Corps der regulären Armee nicht annehmlich erschienen; über die Behandlung der Offiziere durch die gemischte Kommission, die ihre Rechte prüfen sollte, spricht sich Rüstow unwillig aus. Seitdem ist es aber anders geworden. Den Schlußact des Kriegs, die Belagerung und Einnahme von Gaëta, schildert er mit freiem militärischen Blick und nennt Leconte's Bemerkung in seinem Werke „L'Italie en 1860“ die beste Kritik der „heldenmüthigen“ Vertheidigung. Dieser sagt:

Wenn die Russen Sebastopol vertheidigt hätten, wie die neapolitanischen Generale Gaëta, würden sie ohne Zweifel sich nicht 14 Tage hinter ihren schlechten Wällen gehalten haben; dagegen kann man auch mit Recht sagen, daß, wenn die Vertheidigten gegen Sebastopol dieselbe Methode angewendet hätten, wie die Garben vor Gaëta, sie wol 10 Jahre vor dessen Mauern hätten bleiben können.

Der Fall von Messina und Civitella di Tronto nahm Franz II. die letzten Punkte seines Reichs und der Krieg war zu Ende. Betrachtungen über das Königreich Italien, dessen noch unfertige Gestalt und die Gefahren, mit denen es noch zu kämpfen hat, schließen das Werk, welchem der Verfasser noch außer acht guten Karten und Plänen die Organisationsentwürfe für das Heer und, durch Garibaldi eingereicht, für die allgemeine Bewaffnung hinzugefügt hat. Er sagt dann: „Wir schließen hier diesen Band, ohne daß wir zu hoffen wagten, wir hätten die Geschichte des italienischen Unabhängigkeits- und Einigkeitskriegs damit abgeschlossen.“ Gewiß nicht. Was in Italien, seitdem Rüstow dies schrieb, vorgegangen ist, die Stimmung in Neapel, besonders die in Toscana, scheint die absolute Einheit überhaupt ziemlich in Frage zu stellen und — mit oder ohne Krieg — wird Italien doch am Ende zu einer Bundeseinheit gelangen, wie sie Neumont in seiner neuesten Schrift: „Les projets de confédération italienne“, für Italiens wahre Bestimmung erklärt. Es braucht ja kein Abbild des Deutschen Bundes zu sein!

Karl Gustav von Serneck.

Naturwissenschaftliche Phantasien.

1. Die Wahrsagung aus den Bewegungen lebloser Körper unter dem Einflusse der menschlichen Hand (Dactylomantie). Ein culturgeschichtlicher Versuch von Carus Sterne. Mit 28 Illustrationen. Weimar, Voigt. 1863. Gr. 12. 1 Thlr.

Der Verfasser dieser Schrift läßt es im Anfang ziemlich zweifelhaft erscheinen, ob er in den so ausführlich besprochenen Wahrsagungen ein Gläubiger oder ein Gegner sei; kehrt sich indes der Leser nicht an diese Bedenkllichkeit und läßt er sich tiefer und tiefer in die anziehende Lectüre hinein, so gewinnt er doch bald die sehr erfreuliche Gewißheit, daß das Ganze darauf angelegt ist, das dunklere Feld des Wahnglaubens mit dem klaren Lichte der Vernunft und der Wissenschaft zu beleuchten. Was mag nun wol die Ursache gewesen sein, daß das Buch es weder durch seinen Titel, noch durch seine Vorrede, noch durch seine Einleitung und anfängliche Darstellung klar an den Tag legt, welche

Hauptabsicht es zu erreichen trachtet? Daß der Verfasser ursprünglich alle aufgetischten Wundergeschichten selbst für wahr gehalten habe und dann später erst enttäuscht worden sei, ist allerdings nicht gerade unmöglich, aber doch sehr wenig wahrscheinlich, denn wo sich der Wunderglaube erst einmal eingenistet hat, da ist er gar schwer wieder zu beseitigen, und wenn dabei der Betrug auch entlarvt worden ist, so wuchert er im betrogenen Betrüger um so üppiger weiter. Wir können uns also zu dieser Ansicht nicht verkehren, und glauben vielmehr, daß der Verfasser in diesem zweifelhaften Scheine einen Kunstgriff angewandt habe, um sich ein recht großes Publikum zu verschaffen und besonders die Klasse von Lesern zu gewinnen, welcher die Aufklärung und Enttäuschung am allermeisten noththut. Das Buch hat also den edeln Zweck, gegen den Aberglauben zu Felde zu ziehen. Der Verfasser hat schon viele gleichgeartete Vorkämpfer, aber wir wünschen ihm von Herzen den reichsten Sieg, weil er sich nicht bloß damit begnügt, das Ungereimte aufzudecken, zu belachen und zu verhöhnen, sondern auch nachweist, wie man dazu habe kommen können, und wie man nicht bloß jetzt, sondern auch in den allerältesten Zeiten sich habe täuschen und betören lassen. Er versteht allerdings auch zuweilen tödliche Hiebe, indes merkt man es ihm doch überall an, daß er im humanen Befahren viel mehr als im Todtschlagen seine Lebensaufgabe findet.

Machen wir uns nun zunächst mit dem Inhaltsverzeichnis des Buchs bekannt. Es zerfällt in sieben Hauptkapitel, wovon das erste über Bewegung und die dabei im allgemeinen mögliche Täuschung spricht; das zweite verbreitet sich über das magische oder überische Pendel; das dritte faßt die Wunschelruthe ins Auge; das vierte handelt vom Metallfüßlen; das fünfte vom weisagenden Hausgeräth; das sechste vom Tischrücken; das siebente vom Geisterpfus im 19. Jahrhundert. Dann enthält das Buch auch noch einen Anhang von drei Kapiteln, nämlich: 1) „Die Kunst des Wasserpfürens“, 2) „Das begeisterte Gas des Apoll“, 3) „Der Dreifuß des ibaischen Herakles“.

Die verschiedenen Gegenstände werden nun jedesmal gerade so zur Darstellung gebracht, wie sie der blinde Aberglaube vorzuführen pflegt. Dann wird auch der historischen Entwicklung gehörig Rechnung getragen, wobei der Verfasser eine sehr große Befähigung an den Tag legt. Bis dahin ist von Zweifel wenig oder gar nicht die Rede, und es steht ganz so aus, als wenn der Verfasser ein tief eingeweihter Anhänger der Sache sei und ihr mit begeisterter Gläubigkeit das Wort redete. Hieran reiht sich aber die wissenschaftliche Prüfung und eine kritische Erwägung aller Umstände, wodurch das ganze prophetische Gebäude in nichts zusammenfällt und alles sich in Täuschung, in Lug und Trug auflöst. Es läßt sich nicht leugnen, daß hierin eine Methode liegt, welche segensreiche Früchte tragen kann. Aber dennoch kann man einige Bedenkllichkeiten dabei nicht gut unterdrücken. Der Verfasser macht nämlich gar zu viel Worte, er wird dadurch nicht gerade langweilig, aber er betäubt seine Leser durch die Uebersülle von Mittheilungen; dadurch werden besonders die wissenschaftlichen Gegengründe sehr verflüchtigt und verwaschen, es fehlt ihnen das Energische, Schlagende. Können wir daher die Methode im allgemeinen wol loben, so will uns die Anwendung doch nicht gerade gefallen, weil sie zu sehr auf Wortmacherei hinausläuft. Die gar zu eifrige Rebellst verleiht den Verfasser auch oft zu Uebereilungen und offenbaren Unrichtigkeiten, so wird z. B. Thales von Milet als ein Anhänger und Nachfolger des Plinius dargestellt. Man kann es daher nur beklagen, daß das Buch, welches in vielfacher Hinsicht sehr gute Eigenschaften besitzt, den unangenehmen Fehler der leichtfertigen Schwachhaftigkeit hat, welche es mit der Wahrheit und Wirklichkeit nicht eben zu gewissenhaft streng nimmt.

Um nun auch einige Proben der Darstellungsweise des Buchs vorzuführen, so wenden wir unsere Aufmerksamkeit auf das magische Pendel. „Wenn bei den andern hier zu beschreibenden Drafelwerkzeugen mitunter einige Uebung in der Rani-

pulation erforderlich ist, so hat man hier weiter nichts nöthig als einen Ring — etwa einen goldenen Trauring — an einen mäßig langen Faden, oder an ein Frauenhaar zu knüpfen und dasselbe zwischen Zeigefinger und Daumen der einen Hand (ich halte die linke für geeigneter) über einem Trinkglase zu halten, so daß der Ring in der Gohlung schwebt. Jetzt richtet man an den allwissenden Metallreif laut oder bloß in Gedanken die Frage, welche man auf dem Herzen hat, wobei zu bemerken, daß der Fragsteller jedesmal selbst den Priester des Orakels zu machen hat. Ich nehme an, es habe jemand seine Uhr vergessen und wünsche zu wissen, wie spät es sei. Der Ring beginnt trotz der anfänglich ruhenden Haltung jetzt leise Schwingungen zu machen, welche fortwährend anwachsen, bis er mit hellem Klange gegen die Wandung des Glases schlägt. Man zählt: eins, zwei, drei, — die Schläge gehen fort bis zur augenblicklichen Stundenzahl, und sobald dieselbe erreicht ist, werden die Schwingungen kürzer und das Anschlagen hört auf.“ In dieser Weise entwickelt das Buch noch eine Reihe von andern prophetischen Leistungen des Ringes. Es bleibt auch nicht unerwähnt, daß vielleicht manche Leser unglaublich den Kopf schütteln möchten, insofern würde doch sogleich aller Zweifel gehoben, sobald man sich nur dazu entschloße, den Versuch selbst anzustellen. „Aber was in aller Welt“, läßt das Buch den Staunenden ausrufen, „kann denn das magische Pendel von meinen Gedanken und von der Zukunft wissen?“ worauf dann geantwortet wird: „Genug, die Thatfache ist bestätigt, ihre Theorie werden wir nachher festzustellen suchen. Ich will Ihnen jedoch im voraus mittheilen, welche Anschauung sich im Laufe der Zeiten am meisten für diese und ähnliche Erscheinungen geltend gemacht hat. Da der todte Körper sich nicht aus eigener Macht bewegen kann, so muß eine fremde Kraft in ihn überströmen und ihn beleben. Dazu reicht aber keine simple Weltkraft aus, sondern es muß vielmehr eine geistige vernünftige und selbstbewußte Macht sein, da sie die Fragen nicht nur versteht, sondern auch denkend beantworten soll. Bei größern Gegenständen, z. B. den weisagenden Tischen, pflegte man etwa anzunehmen, daß ein förmlicher individueller Geist, der aus dem Zwischenreiche kommt, von dem Möbel Besitz nehme und sich seiner wie eines ungefügigen Körpers bediene. Natürlich kann dieser Geist dabei nur durch Stöße und Klopfen antworten, da jener hölzerne Leib seinen Mund zur wirklichen artikulirten Rede besitzt.“

Die weitere Ausmalung dieser magischen Theorie möchte unsere Leser am Ende ermüden und wir brechen davon ab, fügen indes noch als eine große Merkwürdigkeit hinzu, daß der Ring auf die Frage, von wem er zuerst erfunden sei, die Antwort: „Dobona“, gegeben hat. Damit hat der Verfasser nun den Faden der historischen Untersuchung angeknüpft, den er dann sehr weit auszuspinnen versteht. Die hierauf folgende wissenschaftliche Untersuchung ergibt ohne weiteres, daß die Pendelschwingungen weder durch magnetische noch durch elektrische und magnetische Kräfte entstehen können. Dann bleibt nur noch eine geheime von den Nerven ausgehende Kraft übrig, von der eine solche Wirkung erwartet werden kann. „Und wirklich“, ruft der Verfasser aus, „wurde in diesem Phänomen eine neue Kraft entdeckt, welche man so lange nicht gekannt hatte: die Macht des Willens über gewisse unmerkliche Bewegungen der Muskeln, die Macht des Vorurtheils über die Aufmerksamkeit.“ Damit ist denn der Grundgedanke zur Aufklärung der ganzen Wundergeschichte gegeben worden, und alles Folgende dient bloß dazu, die Sache recht anschaulich und faßbar zu machen. Daß die Schwingungen des Ringes von unmerklichen kleinen Bewegungen der haltenden Finger herrührten, ergab sich aus dem Wegfall derselben, wenn Arm, Hand und Finger gut unterstützt und befestigt waren. Auch hat das Auge, indem es auf den Ring blickt und sich zugleich den Weg vorstellt, den derselbe nehmen werde, einen wesentlichen Einfluß; und der magische Ring verliert seine Kraft, wenn dem Experimentator die Augen verbunden werden, wie schon A. von Humboldt in seinem Werke über gereizte Muskel- und Nervenfasern bemerkt hat.

Von der Wünschelruthe, dem Tischrücken, Metallsühlen rehet das Buch in ganz ähnlicher Weise; wir wollen daher nicht besonders dabei verweilen; dagegen bietet der „Geistespalast des 19. Jahrhunderts“ wieder ein ganz besonderes Interesse. Es bezieht sich dieser Spul größtentheils auf das sogenannte Geistesklopfen, welches vielfach von sich reden gemacht hat und selbst noch in unsern Tagen die schwachen Köpfe der angebildeten und überbildeten Geistesfieber lebhaft beschäftigt. Zu Luther's Zeit, wo der Glaube an den lebendigen Teufel noch seine Herrschaft hatte, war die Meinung eine allgemein verbreitete, daß es in manchen Häusern spuke, daß darin der Böse sein Spiel treibe durch Klopfen, Poltern, Rasseln, Klirren u. s. w. Der Verfasser theilt nun einiges von dem mit, was Luther selbst erlebt hat; er erwähnt auch kurz, was Andreas Guther zu Raumburg und Professor Schuppert in Gießen für Dämonen vom Poltergeiste haben erdulden müssen, und kommt nach und nach bis zu unserm Jahrhundert. Hier beginnt der Spul bei der Juliane Weißkircher aus Ulrichsfirchen-Schleimbach bei Wien in den Jahren 1844—48. Es waren sehr deutlich hör- und fühlbare Schläge, welche aus ihrem Körper an verschiedenen Stellen hervordrangten, als würde geklopft, gedrückt, gehämmert. Gerichtliche Untersuchungen haben nichts aufklären können. „Viel mehr Glück aber als bei uns“, erzählt der Verfasser, „machten die Klopfgeister in Nordamerika, wo es der Polizei nicht einfiel, sich um solche Raritäten zu bekümmern, was uns auch unendlich vernünftiger dünkt, da der Spectakel durch solche unverständliche Interventionen allemal nur vermehrt werden kann, während die Prüfung nie so weit ausgedehnt oder mit so viel Kritik durchgeführt werden kann, daß der Betrug aufgedeckt wird. Es waren ein paar Landmädchen, Margaretha und Katharina For, welche im Dorfe Hydeville bei Arabia im Staate Newyork im Jahre 1848 zuerst Klopfgeister vernahmen. Diese unsichtbaren Wesen verrückten Tische und andere Hausgeräth, zerrissen Sofaüberzüge, warfen lebendige Menschen aus einer Ette in die andere, ließen Ruff hören, und offenbarten den Geschwägern For, daß sie Geister, Seelen abgestorbener Menschen seien. Ihre Sprache war natürlich immer wieder das bloße Klopfen; dreimal Klopfen bedeutet: ja, einmal: nein, zweimal: zweifelhaft. Ein Trost, daß auch im Geistesreiche noch Zweifel obwalten.“ Sie wußten auch bald mit Bewohnern des Jenseits zu verkehren und es fehlte nicht an Leuten, welche zu den beiden Mädchen kamen, um sie zu Vermittlerinnen bei den Klopfgeistern zu benagen. Das Ganze beruhte in einem verschmitzten Betrug, der aber nicht aufgefällt wurde. Am meisten tragen aber zur Nahrung dieses Aberglaubens in Amerika die Schriftsteller A. J. Davis und Edmonds bei, welche in ihren vielfachen Schriften immer neue und neue Spukgeschichten erfinden und damit die Phantasie ihrer gläubigen Lesendeute aufzuhren. Der Verfasser gibt davon mehrere Mittheilungen, welche ganz interessant zu lesen, aber auch der Art sind, Schwachköpfe zu bethören. „Ich führe diese Fragmente deshalb ausführlich an“, sagt er, „um meine Leser auf das falsche Spiel dieses verschmitzten Herrn Edmonds aufmerksam zu machen. Die ganze Schreibweise enthält für denjenigen, welcher ein wenig mit den Schlingen der Sophistik vertraut ist, den deutlichen Beweis, daß dieser Richter Edmonds nicht etwa ein Selbstgeplauder ist, der im Vertrauen auf seine Augen und Ohren der Mittelwelt Märchen vorsetzt, sondern daß wir es hier mit einem verschmitzten Advocaten zu thun haben, der keine größere Freude kennt, als wie es schon seine frühere Praxis erforderte, der Welt etwas Ungeheuerliches weis zu machen. Darum die Zweifel und Winkelzüge, die Experimente, den Betrug aufzudecken. Edmonds kennt sehr wohl alle die Niederlagen, die die Medier schon erlebt haben, die klumpen Betrügereien, die ihnen zum Theil nachgewiesen worden, darum stellt er selbst alle die Zweifel auf, die seinen Zuhörern ebenfalls aufstoßen würden, und widerlegt sie sofort, damit jene keine Ursache behalten sollen, sie festzuhalten und selbst näher zu prüfen. Jedenfalls das schlaueste Manöver in diesem Gewerbe von Betrug und

tigen ist aber das Zugeständniß, daß er einigemal Betrügereien bei den Mediern entdeckt habe. . . . Doch genug hiervon. Man laßt, der Verfasser hat seine Meister gehörig studirt und auch manches von ihnen gelernt.

In der Kunst des Wasserspiels leidet das Buch die Aufmerksamkeit auch auf den berühmten Abbé Paramelle und weist nach, daß derselbe eine auf die Erfahrungswissenschaft gestützte Methode gehabt habe zum wirklichen Aufstehen verflüsselter Wasserstellen. Es ist dies eine längst anerkannte Ansicht der Männer von Fach.

Damit wollen wir Abschied nehmen von einem vielfach interessanten Buche und ihm nur noch recht viel Glück wünschen in dem Streben, den Aberglauben zu besiegen.

2. Gedanken über die Naturkraft von A. Gether. Oldenburg, Schmidt. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dies Buch enthält wie das vorher besprochene naturwissenschaftliche Phantasien, nur mit dem Unterschiede, daß sie dort von dem Verfasser bekämpft wurden, hier dagegen von dem Verfasser für wahr gehalten werden; auch weichen sie darin voneinander ab, daß dort die Phantasien des ungebildeten großen Mannes, hier dagegen die eines alleinstehenden Gelehrten zur Vertheilung gebracht werden. Aber ungeachtet dieser wesentlichen Verschiedenheiten stimmen sie doch im allgemeinen so weit miteinander überein, daß sie eine nachbarliche Besprechung ganz gut vertragen können.

In dem Vorwort stellt sich der Verfasser als einen Laien der Naturwissenschaften dar, welcher erwarten müsse, daß seine ganz neue Theorie über die Naturkraft nicht sogleich die Anerkennung der Fachgelehrten erhalten werde. Wenn man übrigens das Buch nur etwas näher ansieht, so gewinnt man sogleich die Ueberzeugung, daß sowohl jenes Geständniß wie diese Erwartung auf ungewisselter Wahrheit beruht. Aber gerade aus diesem Grunde überläßt es der Verfasser mehr den Gebildeten aller Stände als den Fachgelehrten, zu beurtheilen, ob er die von ihm gestellte Aufgabe wirklich gelöst habe. Dabei möchte es nur zweifelhaft werden, ob sich der Kreis seiner Beurtheiler gerade so bilden und abschließen wird, wie er es sich denkt und wünscht. Wenn ferner der Herr Verfasser bemerkt, daß das, was er hier vorlege, sein systematisches Ganze bilde, sondern lediglich das, was die Ueberschrift andeute, so hat er vollkommen recht; aber es wäre gewiß auch ganz gut gewesen, wenn er seine unsystematischen Gedanken in eine gute übersichtliche Ordnung gebracht hätte. Das Buch bildet eine schwer verdauliche geistige Kost, und verlangt vom Leser, daß er dieselbe in einer einzigen Mahlzeit hinterbringe; denn an ein Eintheilen und Maßhalten ist nirgends gedacht. Wer indeß das Ganze mit gutem Appetit und Gesundheit verzehren kann, der muß in der That einen vortrefflichen geistigen Magen haben. Uebrigens besigt das Buch ein sehr empfehlendes Aeußeres, wer darauf viel gibt, wird vollkommene Befriedigung erhalten.

Ein Inhaltsverzeichnis können wir nicht angeben, da das Buch nun einmal ein einziges Kapitel mit der einzigen Ueberschrift „Gedanken über die Naturkraft“ bildet. Man muß sich also schon dazu verstehen, den Inhalt des Buchs sich aus seinem Inhalte herauszulesen. Wir geben daher ohne weiteres zunächst dem Buche selbst das Wort.

„Nimmt man eine gewöhnliche hölzerne Garnrolle, d. h. eine solche, auf der das zum Verkauf kommende Nähgarn sich zu finden pflegt, in der Mitte der Länge nach durchbohrt, und hält man unter die eine Mündung des Bohrlochs derselben ein End Papier, so daß dieses Papier unter der Garnrolle sich befindet und die untere Fläche derselben bedeckt, so fällt es vermöge seiner Schwere herunter, sobald es nicht mehr unterstügt wird. Dies Herabfallen wird beschleunigt, wenn man durch das Bohrloch der Garnrolle von oben nach unten mit dem Munde Luft bläst. Bisweilen gelingt es aber, durch solches Einblasen in das Bohrloch der Garnrolle einen musikalischen Ton hervorzubringen oder doch ein Geräusch, welches einige

Ähnlichkeit mit einem musikalischen Tone hat. Zugleich tritt die auffallende Erscheinung ein, daß nun das unter der Garnrolle gehaltene Stück Papier, auch wenn nicht mehr unterstügt, unter der Garnrolle haften bleibt und zwar anscheinend um so fester, mit je mehr Kraft man die Luft durch das Bohrloch bläst und je mehr der dadurch erregte Ton ein musikalischer genannt werden kann. Sobald man aber mit dem Durchblasen der Luft durch das Bohrloch aufhört, fällt das Papier vermöge seiner Schwere nach unten. Als ich vor einiger Zeit dieses Experiment als eine Spielerei machen sah, kam ich auf den Gedanken, daß die in dem Bohrloch der Garnrolle oder zwischen dieser und dem Papier vibrierende Luft eine Anziehung ausüben müsse und daß damit vielleicht der Schlüssel gefunden sei zur Erklärung von Naturkräften, über deren Wesen man bisher mehr oder weniger im Dunkeln gewesen sei. Ich hielt es für möglich, daß insbesondere die Schwerkraft einen ähnlichen Grund habe oder gar alle Naturkräfte auf Schwingungen elastischer körperlicher Materie zurückgeführt werden könnten.“ Damit haben wir eigentlich den Grund- und Schlußstein zum ganzen neuen Gebäude der Gether'schen Naturkraft. Den vorhin beschriebenen Versuch mit der Garnrolle machen die Fachmänner gewöhnlich mit dem Blasetisch auf sehr mannichfache Weise und erklären das Andrücken durch die Luftverdünnung, welche bei jeder elastischen Luftbewegung mit zum Vorschein kommen muß. Das Herbeiziehen einer ganz neuen Naturkraft hielt bis jetzt niemand für nöthig. Der Verfasser machte aber eine Ausnahme, und er war so glücklich, die Urnaturkraft aller Naturkräfte darin zu erkennen. Er forschte zunächst in den physikalischen Wörterbüchern nach, was man hier unter den Gesetzen der schwingenden Saiten verstehe, und erkannte dann, daß man hierbei noch einen sehr wichtigen Punkt übersehen habe, nämlich die „spiralförmige Aufwindung der schwingenden Saite nach Art eines Schraubengewindes“. Mit dieser Schraube wird nun alles erklärt, was man in der Welt nur wünschen kann; ja es ist dem Verfasser ein Leichtes damit zu beweisen, daß alle Naturforscher verschroben sind, die nicht an seine neue Schraube als Urnaturkraft glauben wollen. Daß diese Schraube auch auf sein eigenes System angewandt werden könne, fällt ihm nicht ein.

Doch wir dürfen uns nicht zu lange beim Gänge aufhalten, sonst bleibt uns keine Zeit zum Beurtheilen und Genießen der reifen Früchte, welche vermittelt jener Urnaturkraft zur Reife gebracht sind. Wir gehen deshalb gleich etwas tiefer hinein und hören den Verfasser selbst. „Die Erde halte ich gleich allen andern Planeten für eine durch die Schraube einer schwingenden Saite gestaltete Blase. Was ihre Entstehungsweise anlangt, so muß ich auch hier wieder zunächst auf das verweisen, was oben über die Bildung einer Wölfe vorgetragen worden und was ich unverändert auf die Entstehung der Planeten anwende. Unsere Erde ist hiernach durch die Schraube eines schwingenden luftförmigen Stranges hervorgerufen, welcher Strang sechs Fäden seine Entstehung verdankt, die sich von einer dicken Schnur abgetrennt haben, wie letztere durch die Zeichnung Nr. V von Fig. 23a im Querschnitt dargestellt wird. Sechs oder fünf Fäden vermögen sich freilich nach bereits gegebener Darlegung nicht zu einer harmonisch schwingenden Saite zusammenzulegen und können deshalb von den erwähnten abgetrennten sechs Fäden nur vier die schwingende Saite der Erde bilden. Die andern zwei werden Aerolithenringe und Kometen gebildet haben.“

Nun was sagen meine Leser zu dieser Probe? Ich sehe in Gedanken ihren verwunderten Blick und den Mund zum Fragen geöffnet; aber es möchte schwer fallen, sie anders zufrieden stellen zu können als mit den Worten des Buchs selbst, darum gehen wir gleich noch einen Schritt weiter. Wir waren bei der Erde, welche der Verfasser als eine durch die Schraube einer schwingenden Saite gestaltete Blase ansah. „In dem einen Brennpunkte dieser ätherischen Blase befindet sich die Sonne oder vielmehr bildet letztere die nächste ätherische Blase um solchen Brennpunkt. Zugleich aber zog die Schraube der schwingenden Saite, welche die ätherische Blase bildete, körperlichen Stoff vorzugs-

weise an sich heran und gestaltete so eine Blase um sich, bestehend aus expansiv-flüssiger Materie, d. h. aus kleinen Bläschen sehr geringen körperlichen Inhalts, die zwar, wie alle expansiv-flüssige Materie, das Bestreben in sich hatten, sich auszudehnen, soweit der Gegenstand ihrer Umgebung es gestattete, die aber durch die Anziehungskraft der Schraube der schwingenden Saite nach dieser Schraube hingezogen wurden, sich daher gegenseitig mehr und mehr drückten, im Raume beschränkten und so zusammengebrückt wurden, weshalb sie an Größe etwas verloren und ihre äußeren Wände sich verdichteten." So, nun wird's klarer geworden sein. Die Sache ist allerdings noch lange nicht fertig, aber in dem Mitgetheilten liegt der Schlüssel zum Aufschließen aller Geheimnisse der Natur; mit der Schraube und der Blase, mit dem Strange und der schwingenden Saite geht der Verfasser an alle Naturkräfte, an alle Naturstoffe, formt er sich die Erde, den Himmel und seine Gestirne. Was besonders unsere Erde betrifft, so beweist er, daß sie hohl sei wie eine Eisenblase, daß sie an den Drehungspolen Oeffnungen besitze, die einen Zugang zu ihrem Innern gestatten. Er weiß sogar über das Entstehen und Fortpflanzen der Thiere und Pflanzen auf der Erde den erforderlichen Aufschluß zu geben. „Die Erde in ihrer Gesamtheit“, sagt der Verfasser, „ist hiernach mit Organen versehen, welche eine eigenthümliche sie erhaltende Bewegung derselben vermitteln, und welche sie in den Stand setzen, selbständige, ihr ähnliche Geschöpfe zu erzeugen. Ich erkenne nicht, daß diese Annahme, soviel dem bereits Vorgetragenen gemäß auch dafür zu sprechen scheint, doch etwas Gewagtes in sich enthält. Allein ich kann den angeführten Gründen, welche für meine Annahme sprechen, noch so erhebliche hinzufügen, daß die Zweifel immer mehr schwinden.“ Diese verheißene Fülle von Gründen wollen wir hier lieber nicht mehr geben, weil sie uns kaum noch nöthig zu sein scheint. Allerdings können wir uns aber auch irren, und in diesem Falle wollen wir nicht unterlassen, das weitere Nachlesen im Buche bestens zu empfehlen.

Das, was der Verfasser hier geliefert hat, sieht er bloß als Material an, welches noch einer weiteren Bearbeitung bedarf. Nach dieser Bemerkung steht zu erwarten, daß sich an diesen einen Band bald noch mehrere Bände anschließen werden. Sollte der Verfasser sich durch das bereits Gelieferte viele Anhänger und Freunde verschafft haben, so wird für diese jene hoffnungsvolle Aussicht eine recht erfreuliche sein. Wie ernst und eifrig es der Verfasser mit seiner neuen Theorie meint, geht schon daraus hervor, daß er sich nicht bloß damit begnügt hat, im Buche selbst zwei Seiten Verbesserungen zu geben, sondern ihm auch nach der Ausgabe noch ebenfalls zwei Seiten solcher Verbesserungen nachzusenden.

Heinrich Birnbaum.

Zur Romanliteratur.

1. Kleine Romane von Friedrich Spielhagen. Vier Bände. Berlin, Janke. 1862–63. 8. Jeder Band 1 Thlr.
2. Der Leuchthurm auf Cap Wrath. Roman von Philipp Salen. Drei Theile. Leipzig, Rostmann. 1862. 8. 6 Thlr.

Die hier angezeigten „Kleinen Romane“ von Friedrich Spielhagen (Nr. 1) gleichen den tagtäglich erscheinenden Romanen in vielen und wesentlichen Punkten gar nicht. Der Verfasser hat das Bewußtsein, daß der Roman so gut eine Kunstform sei, wie das eigentlich sogenannte Epos; er hat das Bewußtsein, daß der Roman, wenn er sein will, was er sein soll, ein Kunstwerk sein muß. Es ist zukunftsverheißend, wenn ein Autor seine Bahn mit positiven Leistungen, nicht, wie mancher sich einen Namen zu erschwindeln suchte, mit Negiren des Vorhandenen betritt. Aber dergleichen Negationen, hohl wie sie sind, zerfallen am hellen Lichte der Wahrheit in die Staubatome, woraus sie gewoben sind, während das tüchtige Streben und Schaffen den Geist und

die Schöpferkraft erstarben läßt bei jedem neuen Product. Zunächst müssen wir die Anspruchlosigkeit hervorheben, mit welcher dieser Autor auftritt. Was kann es aber auch Absonderes geben, als wenn ein Schriftsteller zu keinem ersten Romane eine Vorrede schreibt und darin etwa sagt: „Der bekannte große, unübertroffene Dichter, Schriftsteller, Politiker, Journalist und Kritiker F. V. 3. sagte jüngst zu mir: »Verehrter Freund, Sie sind der größte productive Kopf des Zeitalters; Ihre Werke würden Furore machen; lassen Sie sie drucken.« Natürlich, vertrauter Leser, du siehst ein, ich mußte folgen und hier setze ich dir meine Schüsseln vor; erquiden wirst du dich, das weiß ich; er hat es verheißten!“ In gleicher Weise lächerlich ist es, wenn andere auf dem Titelblatt prälerisch sagen: das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten; so schreibt man, ehe noch eine einzige unparteiische und berechtigte Stimme das Urtheil gefällt hat, ob dieses übersehungsfüchtigen Verfassers Werk überhaupt nur leidlich gut sei.

Ferner haben wir nirgends in diesen Erzählungen gefunden, daß der Verfasser gesagt hätte: „Lieber Leser und Kritiker, wenn du dich über dieses und jenes in meinen Werken wundern solltest, so mußt du wissen, ich habe eine ganz neue Sorte von Roman oder Erzählung erfunden, und selbige verlangt eben jene Besonderheiten, welche dir auffallen werden; also was bei andern ein Fehler sein würde, ist bei mir ein Vorzug. Höre, verstehe mich, beurtheile mich.“ Referent, im Gegensatz zu solchen Selbstanränderungen, findet, daß Spielhagen's Art zu schreiben viel weniger gewöhnlich ist, als die Art einiger großer Schriftsteller, welche sich neuer Erfindungen rühmen.

Aus Obigem wird man sehen, daß Spielhagen nicht gerade für jedermann schreibt, und doch wird auch der gewöhnliche Leser, der in der Leihbibliothek „ein hübsches Buch“ verlangt, mit diesen Sachen sehr zufrieden sein. Die eigenthümliche Art dieser kleinen Romane läßt sich nun ungefähr in folgender Weise charakterisiren: Es tritt in diesen Erzählungen das Begebenheitliche mit dem Innerlichen, d. h. das Herzens-, Gemüths- und Geistesleben der Personen mit den Ereignissen oder Begebenheiten in den Erzählungen stets in ein angemessenes Gleichgewicht. In den meisten Erzählungen und Romanen tritt die begebenheitliche Seite stark hervor; das fällt niemand auf, das hält man für das eigenthümliche Recht des Romans, und es kommt dazu, daß man Bunteres liebt, daß Mannichfaltiges unterhält, und mit einem Romane will jeder zunächst sich unterhalten lassen. Den Mangel an psychologischer Motivirung, die dadurch bedingte langsamere Fortschreitung und Entwicklung verzeihen die meisten gern, weil die meisten Schnellleser sind.

Im Gegensatz zu dieser Gattung von Erzählungen steht eine andere, in welcher die ganze Geschichte oder Novelle, wie man es nennen will, am lyrisch, oder bei einer Vorlesung, in nobler Gesellschaft, gesprächsweise oder debattirend erledigt wird. Daß mit dieser letzten Manier das Ideal der novellistischen Kunstform bei weitem nicht erreicht werde, das wußte gewiß niemand deutlicher als der alte kaufmännische Tied selbst; aber diese Form war einmal seine Caprice in jenen Jahren, wo er Novellen schrieb; es war diese Form eben der Gegensatz gegen jene vorhin von uns zuerst genannt allbeliebte Art, eine Ironie; aber sie wurde in ihrer Einseitigkeit wieder zur Uebertreibung. Nun hat Spielhagen nach meiner Ansicht diese beiden contrastirenden Formen in ein Gleichgewicht gestellt, so daß sie einander schön ergänzen, und das scheint mir das unterscheidende Merkmal für seine Art zu sein, vor welcher wir übrigens keineswegs behaupten wollen, daß sie die einzig gute sei. Vollkommener als Spielhagen dieselbe handhabt, könnte sie ohne Zweifel noch angewendet werden; nämlich die Gefahr des Inbildeangehens der Reflexionen und Entwicklungen ist nicht immer vermieden. Um nun den Charakter dieser „Kleinen Romane“ noch schärfer zu bezeichnen, müssen wir vor allem hervorheben, daß Spielhagen es versteht, ursprünglich und ganze Menschen zu dichten und darzustellen; ganz im Gegensatz gegen die gewöhnliche Praxis, wo der Schriftsteller die Figuren, die er nöthig hat, aus der Kumpfkammer blaßt

Reminiscenzen und wohlfeilen Trödelstücken zusammenpappt, denselben das Anhängsel einiger Capricen, Anstlichkeiten, Ueberhebungen, Sonderbarkeiten, je nach Bedürfnis auch Tölkheiten zuheilt und darauf schwört, er habe Charaktere geschaffen, die ihm und nur ihm gehören. So häufig das vorkommt, so unerbittlich sollte es, je nach dem Falle, von der Kritik gerügt werden. Ganze, ursprüngliche Menschen wenigstens im Reiche der Dichtung zu finden, das ist unendlich wehthunend in einer Zeit, wo die Verschrobenheit des Individuums so groß ist wie der Hochmuth, und wo die Hohlköpfigkeit so bombastisch auftritt, wie der Phrasendreschelschwindel. Jene eben erwähnte Eigenthümlichkeit, ganze und ursprüngliche Menschen zu dichten, bringt Spielhagen zu seiner Arbeit mit; er nimmt sie nicht erst an; wenn er reflectirt, so weiß er, daß diese Reflexion nicht die tagesläufige ist; das erweckt Vertrauen; denn das Talent hat seine Ueberzeugungen und nur das Talent folgt Ueberzeugungen.

Nun dichtet aber unser Verfasser nicht nur ursprüngliche Männercharaktere; er versucht es auch mit den Frauen. In dem ersten seiner kleinen Romane, betitelt „Auf der Düne“, ist ihm der Charakter eines Mädchens, Hedda mit Namen, die Tochter eines Postencommandeurs, ganz vortrefflich gelungen; da ist Feuer und Besonnenheit, da ist Klugheit und doch keine Kälte, da ist Mädchenhaftigkeit und Weiblichkeit, da ist Talent und Seele, Jugend und keine Ziererei. In den Gesprächen, welche dieses Mädchen mit einem jungen Professor während eines längeren Zusammenlebens im väterlichen Hause des Mädchens führt, ist ein Reichtum des Inhalts und der Form, eine Beweglichkeit, eine Eleganz, wie man die Conversation in wenigen Romanen und Dramen — wenn dieselben auch classisch genannt werden — finden könnte.

In dieser genannten Erzählung scheint der Verfasser sich für einige Zeit wenigstens in der Schöpfung ganz ursprünglicher weiblicher Charaktere erschöpft zu haben; neben diesem einen, welcher ein so vollkommen schönes neues Menschenbild ist, wollen die übrigen uns um vieles weniger bedeutend, bisweilen sogar nicht ganz höher gezeichnet erscheinen. So namentlich die Freundin dieser Hedda, eine junge Frau, welche nicht ganz glücklich verheirathet zu sein sich von einem bösen Verführer einreden läßt. Am nur eins anzuführen, so sagt der Verfasser oftmals von ihr: in dieser Situation dachte sie das und das, in diesem Momente unterließ sie das und das; aber es sagt dem Leser auch nicht einmal seine innere Stimme: ja, ja, so mußte sie denken, so mußte sie handeln. Diese Frau macht den Querschnitt einer jungen sogenannten gebildeten Dame von heute, flach, schwerverfälig, träge, bescheiden auswendig, aber innerlich höchst anspruchsvoll — lauter unangenehme Prädicate, welche der Verfasser für diese Figur gar nicht gebrauchen kann, um so mehr nicht, als zum Schluß der Erzählung jener Jüngling, welcher für ein Mädchen von seltener Begabung prädestinirt zu sein schien, Andeutungen macht, als möge er sich demnächst mit der inzwischen Witwe gewordenen jungen Frau vermählen.

Die Schilderung der Clara Vere in dem zweiten der oben genannten „Kleinen Romane“, scheint dem Verfasser ebenfalls nicht ganz gelungen zu sein. Clara Vere nämlich ist entragt mit drei Vergnügen, Männer zu ihren Füßen um Liebe stehen zu sehen. Das könnte eine interessante und sehr romanmäßige Liebeshandlung sein; indeß Spielhagen scheint dergleichen nicht zu lieben, und wie es scheint, geht auch die Schilderung von so etwas über die Grenze des für ihn Erreichbaren hinaus. Aufschauend genug ist es, daß der Verfasser für diesen Charakter zwei Momente ganz unberücksichtigt gelassen hat, die demselben, sobald er psychologisch möglich sein soll, gar nicht fehlen dürfen. Nämlich ein Charakter, wie Clara Vere, ist ohne Ehrgeiz auf der einen und ohne Sinnlichkeit auf der andern Seite gar nicht denkbar; eine von diesen zwei Seiten hätte jedenfalls herauszuheben müssen; so ist die Schilderung, trotz allen Fleißes, welcher darauf verwendet sein mag, unbedeutend geblieben, ganz

abgesehen davon, daß eine englische Lady unmöglich einen Triumph darin finden kann, wenn auch nur während eines ländlichen Aufenthalts, den Sohn eines Forstbeamten und darauf den Forstinspector ihres Vaters so in sich verliebt zu machen, daß der eine zum Selbstmord sich verirrt.

Gleicherweise ist der Charakter der Mistress Durham in der Erzählung „In der zwölften Stunde“ nicht so zur Erscheinung gekommen, wie er ohne Zweifel dem Verfasser vorschwebte. Wenn ein junges Weib, von ihrem Gatten aus Armuth und drohender Schande gerettet, Mutter von Kindern und eine hochgestellte Frau geworden, jetzt plötzlich sich in den Kopf setzt, ihr Mann habe ihr zu viel geopfert und könne sie nun nicht mehr lieben; wenn dies Weib über diesen Gedanken anfängt, ihren Mann ganz gleichgültig zu behandeln, sogar ihre Kinder bis zu einem gewissen Grade zu vernachlässigen und im Aeußern die unglückliche Frau zu spielen, so sind das eigentlich keine Momente, durch welche unsere herzlichen, gemüthlichen, kurz unsere menschlichen Interessen könnten in Anspruch genommen werden; überhaupt, meine ich, würde ein Interesse für eine solche Frau viel mehr durch Ereignisse, Situationen, als durch eine Frage, die sie sich in den Kopf setzt, erweckt werden sollen. So bekommt das Verhältniß, welches zwischen dieser Frau und einem jungen Deutschen sich anspinnt, einen höchst exceptionellen Charakter, obwohl die Sinnlichkeit ganz davon ausgeschlossen ist. Ueberhaupt ist es merkwürdig, daß diese Spielhagen'schen Frauen fast ganz ohne Sinnlichkeit sind; wiederum ein Zeichen, wie selbständig dieser Autor seinen eigenen Weg geht.

Wenn nun auch die zwei letzt erwähnten Frauencharaktere in Zeichnung und Ausführung nicht ganz gelungen wären, so sind sie doch wenigstens nicht nachgepfuschte Silberbagenweiber. Ich werde mich jetzt zu den Männercharakteren zurück und bezeichne den Dr. Deus, den alten Lord Vere, den Dr. Paul, den Professor Bruno Weber als solche ganz ursprüngliche und volle Charaktere; in allen diesen Personen haben wir einen Reichtum von Wahrheit vor uns, wie man nur selten in einem so engen Rahmen zusammenfindet.

Jetzt will ich noch drei motivirte Bemerkungen zu der oben genannten Sammlung „Kleine Romane“ machen.

Die erste Bemerkung ist: Ich halte es für ein Zeichen weniger von Glück, als von Talent, wenn ein Autor sich eine Aufgabe stellt, welche nicht außerhalb der Grenzen seiner Kraft liegt. Der oben angezeigte Roman „Auf der Düne“ ist so ein glücklicher Wurf. Die Inspiration, welche „Clara Vere“ entwerfen ließ, ist als Inspiration an sich betrachtet eine glückliche; aber die Ausführung, welche der Dichter uns vorlegt, ist eine weniger befriedigende; die Ansprüche, welche der Leser an die Ausführung dieses Themas macht, werden, sobald derselbe Welt und Menschen kennt, nicht ganz befriedigen können; ist die Leserin ein aus der Pension in Montmirail oder Mannheim unverdorben zurückgekehrtes Mädchen, so wird sie das Buch befriedigt, vielleicht erschüttert aus der Hand legen.

Die zweite Bemerkung ist: Der Verfasser bringt die poetische Gerechtigkeit in seinen Erzählungen nicht immer zu derjenigen Geltung, welche das Kunstwerk verlangt. Zum Beispiel ein durchaus ehrenhafter Mann, 40 Jahre alt, seit zwei Jahren verheirathet, Vater eines einjährigen Knaben, zieht einen adelichen Croßhüzer, welcher sein Weib zu verführen sucht, zur Rechenschaft; es kommt zum Duell, und der ehrenhafte Mann, dem eine große praktische Wirksamkeit gegeben ist, der seinen Platz vorzüglich gut ausfüllt, der die volle Fähigkeit besitzt, das Leben zu führen, zu besorgen, zu ertragen, ein Mann, in dessen Natur und Verhältnissen gar nichts liegt, was über seinen vorzeitigen Tod beruhigen könnte: der fällt im Duell, und das darüber entrüstete Gefühl des Lesers bekommt keine andere Satisfaction, als daß die Gattin beim Anblick seiner Leiche sagt: „Ich selbst bin seine Mörderin.“ Der Verfasser stellt sogar dieser Frau den liebenswürdigsten Jüngling des ganzen Romans als zukünftigen Gatten in Aussicht; wir sagen entschieden, da

fehlt alle poetische Gerechtigkeit. Dasselbe sage ich auch über „Clara Vere“. Diese hochmüthige Clara Vere, welche eines bürgerlichen Mannes Liebe geweckt und ihn, als er um ihre Liebe wirbt, stolz zurückstößt, diese Dame erfährt, daß ihr Vater, ein Mann von höchst zweifelhaftem Charakter, der rechtmäßige Erbe der Güter, welche er als Eigenthum besitzt, gar nicht ist, sondern daß der rechtmäßige Erbe und Eigenthümer eben jener junge bürgerliche Mann ist (der Vater selbst hatte die hohe Geburt desselben, um ihn vollkommener gegen die Thorheit der Zeit zu waffnen, verheimlicht), dessen Liebe sie so brutal zurückgewiesen hatte. Die Documente befinden sich in des Jünglings Hand, der letzte Wille seines Vaters ist als echt verbürgt; was thut der Jüngling? Er entsagt dem ganzen ungeheuren Besitz, wenn nicht aus Liebe, doch aus Mitleiden mit dem miserablen Weibe, welches ihn nahezu geistig und moralisch ruiniert und ein dem jungen Mann vorher treu ergebenes Mädchen fast zur Verzweiflung gebracht hat. Daß der von diesem unweiblichen Weibe so hart gekränkte Mann noch eine Art von Anhänglichkeit in seinem Herzen bewahrt, welches er, nachdem er zurückgestoßen wurde, nun seiner ersten Liebe wieder gewidmet hat, ja, daß er jener herzlosen Kokette noch eine Abschiedszusammenkunft gewährt und sich von ihr küssen läßt — das alles ist im unüblichen Sinne des Wortes romanhaft; es hat aber den tiefern Grund, daß das Gefühl für poetische Gerechtigkeit nicht voll zur Geltung kommt. Die Nemesis zeigt sich nicht klos vor dem Hause, guckt heimlich durch die Spiegelscheiben und geht von bannen — vielmehr sie schreitet einher und straft; das ist die Ordnung in der Welt wie im Gedicht.

Die dritte Bemerkung ist: Spielhagen läßt einen seiner Romane ganz in England spielen, in einem andern kommen als Hauptpersonen Engländer vor. Ich meine, darin liegt für den deutschen Autor eine selbstgemachte Schwierigkeit. Freilich ist diese Schwierigkeit sehr gering, sobald ein Autor genug gethan zu haben glaubt, wenn er die englische Landschaft gut copirt und die englische Sitte treu zeichnet. So nothwendig nun keines ist, so ist es doch keineswegs alles, was geschehen muß. Mir will es scheinen, als lege der Dichter seinem Geiste einen schweren Hemmschuh an, wenn er seine Charaktere als fremdländische malt; es will mir dünken, als werde dadurch die ursprüngliche Inspiration zurückgebrängt, als sei ein solches Werk nicht eigentlich ein Originalabdruck vom Geist seines Schöpfers. Wenn aber in der That der Dichter in dem genannten Fall sich seinen Eingebungen frei hingibt, so ist er leicht in Gefahr, seine eigenen Gedanken, Gefühle, Lebensansichten auszusprechen, statt daß er Gedanken, Gefühle, Lebensansichten eines Engländers oder einer Engländerin aussprechen sollte. In diesem letzten Fall befindet sich offenbar unser Verfasser mit seiner „Clara Vere“. Wer das Leben in England und die Charaktere seiner Bewohner genau kennt, der wird sagen, daß einzelne echt englische Züge in dem Bilde sind; aber als Ganzes ist es nicht echt englisch. Wenn jemand behaupten wollte, daß ein Charakter wie der des George in der „Clara Vere“ in England als englischer Charakter ganz und gar unmöglich sei, dem dürfte Spielhagen um so weniger zürnen, als er selbst am besten weiß, welche Mühe er sich gab, diesen Charakter recht praktisch erscheinen zu lassen; und daß derselbe dennoch im Grunde ganz radical unpraktisch — ganz deutsch — ist, wird dem Verfasser selbst, wenn er sein Buch nach längerer Zeit wie ein fremdes wieder liest, einleuchten. Nach meinem Urtheil wäre ein deutscher Autor nur dann im Recht, daß er seine Erzählung in England etwa spielen läßt, wenn es sich in dieser Erzählung um Tendenzen, um Interessen, um Conflicte handelt, die nur im englischen Nationalleben wurzeln, nur in demselben begreiflich sind und deshalb zunächst und vollständig nur an Persönlichkeiten von Engländern und Engländerinnen zur Anschauung gebracht werden können.

Dem Publikum, welches eine gehaltreiche Lectüre — hier und dort finden sich wahrhaft geistreiche Bemerkungen und Parallelen — wünscht, glauben wir die vorgenannten Romane nachdrücklich durch Hinweis auf ihre Vorzüge empfohlen zu haben;

der Verfasser wird ohne Zweifel in manchen Punkten die Ansichten, die im Obigen dargelegt sind, nicht theilen, jedenfalls aber anerkennen, daß wir theilnahmsvoll uns mit seinen Dichtungen beschäftigt haben.

Ich wende mich jetzt zu dem Roman „Der Leuchthurm auf Cap Brath“ von Philipp Salen (Nr. 2). Dieses Werk ist, wenn ich recht berichtet bin, das zwölfte des Verfassers, welches bei demselben Verleger erschienen ist; auch hören wir, daß diese Werke bereits ins Englische, Französische und Dänische übersetzt sind. Diese Thatfachen zeigen an, daß das Publikum sich ein vortheilhaftes Urtheil über diese Bücher gebildet hat und daß dieselben ihren Weg machen werden. Referent hat zwar bis auf dieses „Cap Brath“ noch kein Buch des Verfassers gelesen; doch dürfte es nicht nutzlos erscheinen, daß ein Unparteiischer über dieses neue Product ein Votum abgibt.

Der Roman „Cap Brath“ spielt in Schottland, die Personen sind Schotten und Engländer, nur ein deutsches Geschwisterpaar kommt darin vor. Im vorliegenden Fall ist das aber nicht eine Laune des Schriftstellers, welcher vielleicht, um die Einformigkeit deutschen Lebens zu vermeiden, sich einmal mit einem fremden Lande interessant machen wollte, sondern hier war der Autor vollkommen berechtigt, ja, er mußte seine Geschichte in England spielen lassen, weil es sich in der Geschichte des „Leuchthurms von Cap Brath“ um Conflicte handelt, welche in dieser Art nur im englischen Leben vorkommen können, welche nur im englischen Leben begreiflich sind und deshalb an Gliedern dieser Nation zur Darstellung gebracht werden müssen. Es handelt sich in dem genannten Buche um das im Leben der englischen Aristokratie so wichtige Recht der Erstgeburt, und der Mißbrauch dieses Rechts führt die verschiedensten Conflicte herbei. Aus dieser Fundamentalaufgabe geht schon hervor, daß der Verfasser durchaus nicht phantastische oder excentrische Darstellungen machen, sondern daß er sich streng auf dem Boden der Wirklichkeit halten will. Und das thut er auch; seine Geschichte bewegt sich innerhalb des in England und Schottland bekannten Lebens; seine Personen sind Charaktere, die einem Leser, welcher Welt und Menschen kennt, schon hier und dort können vorgekommen sein; aber die Art, wie gerade diese Charaktere mit jenen Personen in ein Verhältniß treten, die Art, wie gerade diese Personen mit jenen Gesetzen in Conflict gebracht werden, diese eigenthümliche Art sage ich, ist des Verfassers eigenes Geisteswerk und läßt das Ganze als ein durchaus selbständiges, als ein neues Ganzes erscheinen.

Wenn gleich leicht erkennbar ist, daß das Buch kein Erstlingswerk ist, so ist es doch durchaus nicht das Werk eines Routiniers, welcher Fabrikarbeit liefert. Der Zeit nach, worin dies Buch erscheint, muß dasselbe als eins der neuesten — ein ganz modernes — bezeichnet werden. Indes die Darstellungsart scheint mir eigentlich nicht so gar modern zu sein, sie schien uns hier und dort an verschwundene Mode auf diesem Gebiet erinnern zu wollen. Ich rechne dazu das Reizen der Neugierde des Lesers, worin der Schriftsteller sich besonders zu gefallen scheint; er erhebt das Schwert, läßt es blitzen, und thut, als solle jetzt gleich ein Entscheidungsschlag geführt werden, aber der läßt erst recht noch auf sich warten; wie gesagt, das scheint mir altmodisch. Noch mehr aber rechne ich dazu jene ungewöhnliche Behaglichkeit, mit welcher der Verfasser sich in seinen Beschreibungen und Schilderungen ergeht; diese Beschreibungen von Reisen, diese Landschaftszeichnungen scheinen mehr der alten Schul angehören; Referent will damit keinen Tadel aussprechen, sondern es soll blos eine nota characteristica und damit den Lesern, welche diese Art von Darstellung lieben, ein willkommenes Fingerzeig gegeben werden. Uebrigens brauche ich nicht hinzuzufügen, daß Walter Scott'sche Weitsäufigkeit und Detailmalerei hier nicht befürchtet werden darf.

Der Hauptpunkt, den ich hier noch kurz zu besprechen hätte wäre dieser: Der Roman nämlich läuft auf eine Doppelheirat hinaus, sodaß ein junger, ungeheuer reicher Lordsohn eine gan-

arme deutsche Professorstochter, und daß die Schwester dieses reichen Lords einen armen deutschen Hospitalarzt, den Bruder der Professorstochter, heirathet. Wenn wir nun schon oben gesagt haben, daß „Cap Wrath“ im ganzen recht schön im englischen Charakter gehalten sei, so sind wir doch der Ansicht, daß in diesem Schluss der Verfasser sich ganz und gar vergiffen habe; mit einem Worte, es ist durchaus unenglisch, daß ein englischer Lord und eine englische Lady von Liebe, namentlich zu einem Deutschen und einer Deutschen, sich so weit fallen hinreißten lassen, daß sie Stand, Familie, Vermögen, bürgerliche und adeliche Stellung vergäßen und mit ihrem Herzen auch ihre Heirathshand versenkten; aus Ehrgeiz könnte ein Engländer vielleicht es thun; aus Habsucht, aus Rachsucht vielleicht auch; aus Liebe aber nicht. In dieser Weise ist das Gefühl der Liebe in der Natur des Engländers weder angelegt noch ausgebildet; dem Engländer ist diese Macht der Liebe unverständlich und unbegreiflich; um so etwas zu verstehen, um es thun zu können, dazu muß man Deutscher sein. Und wenn uns der Verfasser entgegen wollte, wir hätten unrecht, weil, was er beschrieben und geschildert, eine wahre Geschichte sei, so müßten wir ihm entgegen, daß der Charakter eines Volks darum noch nicht anders präcificirt werden kann, weil eine Ausnahme von der allgemeinen Norm vorkommt; vielmehr die Ausnahme stützt die Regel erst recht. Ferner aber müßten wir hinzufügen, daß es sich in Romanen auch gar nicht vorherrschend um die todt, kalte, kalte Thatfache, sondern darum handelt, daß die Geschichte im höhern Sinne möglich sei; die Wirklichkeitsfabrikanten haben mit dem Romandichter, nach meiner Ansicht, wenig gemein. Wenn Referent im Hervorheben dieser letzten Momente kräftiger gesprochen hat, so betont er nicht weniger kräftig die mancherlei Vorzüge dieses Romans. Es tritt uns darin vorzüglich achtungsgebietend entgegen die Zartheit und Reinheit, mit welcher die Geschlechtsverhältnisse in diesem Buche behandelt werden; von Prüderie, von falscher Empfindsamkeit, moralischem Angenniederschlagen ist auch nicht die Spur, es ist alles unverfälscht, schmucklos, naturgemäß. Die Liebe ist ganz deutsch in dem Roman, indem die eigentliche Liebesgeschichte mehr eine innerliche ist.

Ferner ist noch zu erwähnen, daß das Buch keine politischen, religiösen, socialen und pädagogischen Fragen discutirt; aber ich bin der Ueberzeugung, daß derjenige, welcher überhaupt denkt und denken mag, in diesem Buche mancherlei zum Erwägen, Vergleichen und Schließen findet: Weissagungen, welche durch die Ruhe des Fortschreitens der Erzählung begünstigt werden. Ich bin überzeugt, daß ein denkender Leser aus diesem Werke einen nachweisbaren Gewinn an Befähigung oder Befähigung eigener Gedanken über mehr als eine praktische Frage mitbringen wird; auch in dieser Beziehung glauben wir das besagte Werk als eine werthvolle Lectüre empfehlen zu können.

10.

Illustrirte Dichtungen.

Unser Publikum scheint heutzutage noch lieber zu sehen als zu lesen und daher die Lust an Bilderwerken und illustrirten Schriften immer noch im Wachsen zu sein. Kein humoristisches Blatt, keine eigentlich unterhaltende Zeitschrift kann jetzt ohne angelegte Holzschnitte oder andern Bilderluxus zu etwas kommen, und bald dürfen wir so weit sein, daß auch unsere kritischen und fachwissenschaftlichen Blätter sich wenigstens mit Figuren und Initialen schmücken müssen, um wenn nicht Leser so doch Beschauer zu finden. Es liegt darin etwas Kindliches in so reichhaltiger Zeit. Da nun unsere Posten wahrnehmen müssen, daß die Gleichgültigkeit gegen ihre Herzengergüsse noch immer im Zunehmen ist und daß es selbst der Goldschnitt und der verzierte Titel nicht mehr thut, so ist es ihnen kaum zu verdenken, daß sie ebenfalls ihre Zuflucht zu dem Reizmittel von Illustrationen, Figuren und Initialen nehmen, wie dies unter andern in folgenden Publicationen geschehen ist:

1863. 21.

1. Aschenbrödel von Wolfgang Müller von Königswinter. Mit sechs Compositionen, auf Holz gezeichnet von A. Genbschel. Frankfurt a. M., Donorf. 1862. Du. 4. 27 Rgr.
2. Das Märchen von den sieben Raben. Eine Dichtung nach Moriz von Schwind's gleichnamigem Bilde von Livius Fürst. Mit Titelbild, Initialen und Bignetten von Georg und Theodor Schweisfinger. Leipzig, C. Wigand. 1863. 4. 1 Thlr. 10 Rgr.

Die alte Märchenproduction scheint sich besonders darin gefallen zu haben, die schweren Prüfungen unschuldiger weiblicher Wesen darzustellen, bis dann der Erretter in der Person irgend eines Königs oder Königssohns erscheint. Dies ist auch in dem Märchen von „Aschenbrödel“ und im gewissen Sinne auch in dem von den „Sieben Raben“ der Fall, nur daß in dem letztern die Prüfungen mit der Heirath noch nicht sofort ein Ende haben und schließlich erst noch eine Fee helfend einschreiten muß. Beide Märchen sind indes zu bekannt, um hier weiter auf ihren Inhalt einzugehen. Das Märchen von Aschenbrödel hat Wolfgang Müller in fortlaufenden reimlosen Trochäen mit zartem, portiaischem Gefühl und mit einer fast meisterhaft zu nennenden Technik im Versbau und Ausdruck behandelt, dabei im Tone mit Glück an die Formen serbischer Volkspoesie erinnernd. Wir theilen hier nur folgende kleine Probe mit. Die böse Stiefmutter hat dem Aschenbrödel, das in den beigegebenen hübschen Compositionen von A. Genbschel stets eine sehr liebliche Erscheinung bildet, zum zweiten Male die Aufgabe gestellt, die in die Asche geschüttelten Kissen in einer Stunde auszulesen, um sodann mit zum Königsschloß zu ziehen. Es heißt nun in der Müller'schen Dichtung:

Aschenbrödel, armes Mädchen,
Wie soll dir das Werk gelingen?
Aschenbrödel aber wandte
Wieder sich hinaus zum Kirchhof,
Sah sich aufs Grab der Mutter,
Und sie betete und weinte:
Bäumchen, schüttel, rüttel dich,
Weißer Vogel, steh auf mich,
Gib mir die Täubchen alle
Zahn' und wilde, sende gütig
Mir die Vögelchen unterm Himmel,
Daß sie mir die Kissen lesen,
All die guten in das Löschchen,
Doch die schlechten in das Kröpfchen!
Und da flog, was Flügel hatte,
Durch das dunkle Küchenfenster.
Wie das schwirrte, wie das schwärmte!
Alle Vögel unterm Himmel
Liefen an der Asch' sich nieder.
Wie sie mit den Köpfen nickten,
Wie sie mit den Schnäbeln pickten!
Pick, pick, pick! Sie lasen alle
Körnlein emsig in die Schüsseln;
Lächelnd sah es Aschenbrödel.
Schon nach einer Stunde hatten
Sie das große Werk vollendet
Und entflohen in die Lüfte.

Livius Fürst, der Bearbeiter des „Märchen von den sieben Raben“ (Nr. 2), ist ein junger talentvoller Dichter, der sich in seiner Vaterstadt Leipzig durch verschiedene Festgebichte und Prologe bereits vorthellhaft bekannt gemacht hat. Auch die vorliegende Dichtung mit Titelbild, Initialen und Bignetten von G. und Th. Schweisfinger zierlich ausgestattet und dem Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar gewidmet, zeugt offenbar von dem poetischen Talent des Verfassers, von sinniger Auffassung und von der Fertigkeit, gegebene Stoffe lebendig, anmuthig und in gewandter Verifikation zu behan-

54

bela. Eine hier und da etwas zu luxuriöse Ausführung wird man dem jungen Dichter gern verzeihen; die eigentlich ästhetische Defonomie, das nicht Zuviel und nicht Zuwenig lernt sich erst mit den Jahren. Der Dichter hat die modernisirte Abbelungenstrophe gewählt, aber sie etwas frei gehandhabt, indem er z. B. auch Daktylen mit unterlaufen läßt. Auch aus dieser Dichtung geben wir, um sie damit zu empfehlen, eine kleine Probe und wählen dazu die ansprechende Naturschilderung, womit der Verfasser den dritten Gesang: „Im Walde“, eröffnet:

Von dichten Nebelwolken dampft rings das grüne Thal,
Es leuchtet über die Berge der erste goldene Strahl;
Und frischer glänzt alles im jungen Tageslicht,
Das sich auf Blumen und Blüten in tausend Tropfen bricht.

Und bunter glänzen die Matten, und süßer strömt der Duft,
Und lauter singen die Vögel, und reiner weht die Luft.
Woher der herrliche Zauber; woher die wonnige Pracht?
Es ist der Waldesmorgen, der alles so lieblich macht.

Schlank wie des Domes Säulen, ein stolzer mächtiger Bau,
So ragen alte Tannen auf zu des Himmels Blau;
Hoch droben schimmern die Wipfel, vom Morgenwinde gewiegt,
Indes an die braunen Stämme das Moos sich zärtlich schmiegt.

Und Eichen stehen dazwischen und blicken stolz und tühn
Mit allgewaltigem Antlitz hervor aus dunklem Grün.
Sie reden die nervigen Arme gar ernst und riesenhaft,
Ein Bild von Manneschönheit und echter Selbstkraft.

Und tiefer im schattigen Grunde, wo sanfter das Böglein singt,
Wo klar aus Moos und Steinen die Waldesquelle springt,
Da naht sich schüchtern Trittes zum Morgentrunk das Bild
Und schaut im blanken Spiegel verwundert sein Ebenbild.

Ein stiller, heiliger Frieden liegt über der Natur,
Es säuselt durch die Lüfte gleich eines Gottes Spur —
Ein einziger solcher Morgen in Waldeseinsamkeit,
Und unsre Seele betet und unser Herz wird weit.

Gleichzeitig, wie wir hier vorläufig bemerken wollen, hat auch Luise von Bloennies, wahrscheinlich ebenfalls durch Schwind's berühmtes Bild dazu angeregt, eine das Märchen von den sieben Raben behandelnde Dichtung erscheinen lassen. Die Kritik prebigt jetzt gegen die Romantik von allen Dächern; aber man sieht, daß wir noch mitten in ihr stehen; unsere Lyrik und Epik, unsere Opernpoesie, unsere Tonkunst und zum Theil auch unsere Malerei leben und weben in der alten Märchenpoesie und der alten Sage. Hat doch Weibel selbst schon den modernen Dämon, den Dampf, in eine Mythe verwandelt! Der Geist einer Nation läßt sich nicht so leicht seiner ursprünglichen Art untreu machen, als manche Wortführer des Tages sich einzubilden scheinen.

J. M.

Notizen.

Ein angebliches Gedicht Schiller's auf Napoleon.

In einer sonst gehaltvollen und an interessanten Zusammenstellungen reichen, soeben bei G. Reimer in Berlin erschienenen und durch den jetzigen Denkmalsstreit veranlaßten Schrift von Friedrich Bloemer: „Leßing, Schiller und Goethe“, auf die wir bei anderer Gelegenheit noch zu sprechen kommen, findet sich ein Gedicht „Auf den Kaiser Napoleon“, mit dem Anfang: „Mag die Welt in thörichtem Erkaunen“, als ein Schiller'sches abgedruckt und darunter die Note: „Dieses höchst merkwürdige und wichtige prophetische Gedicht erschien zuerst im „Morgenblatt“, 27. Februar 1835, Nr. 50. Die Redaction fügte folgende Anmerkung bei: „Aus den von Schiller herrührenden sehr reichen Papieren, welche im Besitze des verstorbenen Freiherrn von Goltz sind, haben wir obiges Gedicht aus, dessen Inhalt es begreiflich macht, warum dasselbe den ersten Auflagen der Schiller'schen Gedichte nicht einverleibt worden ist.“ Der Grund aber, warum das Gedicht den ersten Auflagen der

Schiller'schen Gedichte nicht einverleibt werden konnte, ist einfach der, daß dieses „wichtige und prophetische“ Gedicht gar nicht von Schiller, sondern von Karl Mächler herrührt, welcher es zuerst in seinen „Gedichten, niedergelegt auf dem Altar des Vaterlandes“ (Berlin, Salfeld, 1813) veröffentlichte. Er hatte es im December 1805 in Stargard gedichtet, und um jene Zeit hatten die an Napoleon gerichteten Schlussworte:

Was du wünschst, wirst du nie vollenden.
Von Begierden einsam aufgestört,
Nur ein Werkzeug von der Rache Händen,
Wirft auch du von ihr zerstückt —

allerdings etwas Prophetisches, selbst im Munde eines Karl Mächler. Uebrigens war es bereits in der „Abendzeitung“, 1817, Nr. 127, als von G. D. Ehrhardt herrührend, in dessen Nachlaß man es gefunden hatte, abgedruckt, wogegen Mächler in demselben Blatt Nr. 162 sein Eigenthum reclamirte. Nach dem Erscheinen des Gedichts im „Morgenblatt“ als ein angeblich Schiller'sches, reclamirte Mächler, der wol einiges Recht darauf hatte, auf ein Gedicht stolz zu sein, welches man eines Schiller für würdig hielt, abermals in der „Abendzeitung“, 1835, Nr. 149. Aus dem „Morgenblatt“ nahm es Hoffmeister trotz dieses Protestes im Jahre 1840 in die „Supplemente zu Schiller's Werken“, (erste Abtheilung, S. 281) auf; ja obgleich Mächler abermals in einer Flugschrift und in der „Abendzeitung“ zugleich reclamirte, prangte es doch wieder in einer neuen Auflage der Schiller'schen Supplemente, worauf sich Mächler veranlaßt sah, seine „Nothgedrungene Reclamation zur Abwehr eines Plagiats 1841. Neuer Abdruck. Betreffend das Gedicht: Der Groberr. Mit einer erläuternden Nachschrift von Karl Mächler“ (Berlin, Bethge, 1856) erscheinen zu lassen. „Dennoch“, bemerkt Karl Goedeke, aus dessen „Grundriß zur Geschichte der deutschen Literatur“ (Bd. 3, Heft 1, S. 131) wir letztere Angaben entnehmen, „spukte das Gedicht im Februar 1859 wieder in den Zeitungen als aus Schiller's Nachlaß.“ Und obgleich nun neuerdings Goedeke die immerhin merkwürdige Geschichte des Gedichts mit so großem Fleiße verfolgt und die Resultate seiner Nachforschung in einem vielgenannten Werke niedergelegt hat, spukt es im Jahre 1863 wieder als Schiller'sches Product, und so wird es seinen Spuk auf Schiller's und Mächler's Kosten zugleich wol auch noch ferner fortreiben.

Ein Nachdruckproceß in Bremen.

Die „Besserzeitung“ enthielt aus Bremen unterm 1. Mai folgende Mittheilung: „Dieser Tage ist der hier seltene Fall eines Nachdruckproceßes zur Entscheidung gekommen. Die Redaction des hiesigen Blattes „Telegraph“ war von dem Verfasser eines bei einer Theatervorstellung gesprochenen Prologs wegen Nachdrucks auf 50 Thlr. Honorar und 25 Thlr. Strafe verklagt worden, weil es diesen Prolog ohne ausdrückliche Genehmigung des Verfassers abgedruckt hatte. Das Gericht hat in erster Instanz dahin entschieden, daß der Verfasser mit seiner Klage abzuweisen sei, weil ein derartiger Prolog nicht als ein literarisches Erzeugniß von dauerndem Werthe, sondern nur als eine für eine besondere einmalige Gelegenheit bestimmte Ansprache zu betrachten sei.“ Wir erlauben uns an diese Mittheilung einige flüchtige Bemerkungen zu knüpfen. Einerseits kann man es freilich etwas sonderbar finden, daß der Verfasser des betreffenden Prologs in diesem Falle wegen Nachdrucks Klage erhob, besonders da er wissen mußte, daß die deutschen Pressgesetze dem Autor im allgemeinen keinen irgend ausreichenden Schutz gewähren. Andererseits, wenn auch in diesem speciellen Falle eine Abweisung der Klage und namentlich so hoher Ansätze in Betreff des Honorars und der Geldstrafe durch die Umstände gerechtfertigt sein mochte, können wir uns mit den Motiven, die man in erster Instanz zum Zweck der Abweisung geltend machte, doch auch nicht einverstanden erklären. Denn warum sollte ein „derartiger“ Prolog durchaus ein Erzeugniß von dauerndem Werthe nicht sein können? Warum sollte er nur bei dieser „be-

sondern einmaligen Gelegenheit" und nicht auch später bei einer ähnlichen Gelegenheit gesprochen oder als von daanherum Werthe von der Literaturgeschichte anerkannt werden können? Haben Schiller's berühmter Prolog zu „Wallenstein's Lager" und Goethe's kaum minder berühmter Prolog zum „Eifer" und sein noch berühmterer Epilog zur Aufführung von Schiller's „Lodovico" etwa keinen dauernden Werth? Gehören sie nicht vielmehr zu den schönsten und gedankenreichsten Dichtungen, die wir besitzen? Wir wissen allerdings, daß man in Deutschland, wo man gern alles zum niedrigsten Preise kauft oder am liebsten alles umsonst haben möchte, den Werth solcher Festdichtungen leider sehr niedrig anzuschlagen scheint, was schon daraus hervorgeht, daß ihre Verfasser von denen, welche die von ihnen veranfaltete Festlichkeit damit schmücken, nur in den seltensten Fällen für ihre Mühe und ihren Zeitverlust honorirt und entschädigt werden. Um so weniger sollte man aber, wie uns dünkt, von so ansehnlicher Stelle aus, wie ein Gerichtshof ist, durch solche allgemeine Aburtheilungen über eine Literaturgattung zu dieser geringe Schätzung beitragen.

Eine neue „Jungfrau von Orleans“.

Die Gräfin d'Agoult hat unter dem Pseudonym Daniel Stern vor einigen Jahren ein historisches Schauspiel geschrieben, welches die Jungfrau von Orleans zur Heldin hat und wol verdient, auch in d. Bl. einmal erwähnt zu werden. Merkwürdig ist das Stück zunächst dadurch, daß die Verfasserin nach ihrer eignen Angabe sich den neuesten Forschungen über Johanna angeschlossen hat; diesen Forschungen entsprechend lautet gleich der Name der Heldin und des Schauspiels „Jeanne d'Arc“. Das Stück selbst ist nicht ohne Eindruck, aber wie die Verfasserin selbst sagt, zunächst für das Lesen berechnet. Darauf deutet z. B., daß Act 5, Scene 2 Jeanne eben noch vor dem Tribunal steht; Act 5, Scene 3 nach einem einfachen Decorationswechsel als im Gefängniß eingeschlossen vorgeführt wird. In ihrer Vorrede beklagt die Gräfin das Nichtvorhandensein einer würdigen poetischen Darstellung dieses Stoffes, wobei sie nicht nur Shakespeare, wie natürlich, sondern auch Schiller gänzlich ignorirend nur an französische Schriften denkt. Nachgeahmt ist Schiller nicht von ihr: sie läßt Johanna vom König, der von Verräthern umgeben und schlecht beraten ist, verhaften und führt sie vor das Tribunal und auf den Folgestoß, „qu'on aperçoit à travers les portes ouvertes“. Der poetischen Gerechtigkeit ist nicht Genüge gethan, da die Verräther triumphiren und Johanna ganz schuldlos stirbt; wenn nicht etwa das für Schuld gelten soll, daß sie im Gefängniß in einem Augenblick weiblichen Grauens vor dem Tod an Gott und ihrer Sache verzweifelt. Doch ist ihr Schicksal vorher schon so ziemlich entschieden, und wenn man etwa geltend machen wollte, daß sich dasselbe erst mit dem Eintritt des Inquisitionators (Act 5, Scene 6) entscheide, so wäre doch jedenfalls diese Strafe dieser Schuld, die die eines Moments ist, nicht entsprechend, sondern viel zu hart. Ueber kann die Versöhnung in ihrer Schlussvision von der zukünftigen Größe und dem Glanz Frankreichs liegen: „Vous triomphez de ma mort, mais votre triomphe sera de courte durée. Entendez, entendez les nouvelles de Dieu! Avant six mois d'ici vous (die Engländer) aurez tous quitté le sol français. Et mon roi sera nommé le victorieux et il rétablira son peuple en honneur et en prospérité. Et il n'y aura plus sur le sol sacré de France ni haines ni divisions: il n'y aura plus ni Bretagne, ni Dauphiné, ni Armagnacs, ni Bourguignons, mais une seule nation, un seul peuple! Et ce peuple grandira, il grandira sans cesse et sans fin par la suite des siècles; et il sera le plus agréable à Dieu entre tous les peuples du monde; et il sera libre, fier et juste et il régnera sur la terre par son grand amour, par sa grande foi, par sa grande espérance!“ Und in den letzten Worten, die sie spricht: „O mon peuple bien-aimé, mon doux peuple de France, qu'il est beau de mourir pour toi!“

31.

Bibliographie.

Brandstaeter, F. A., Ueber Schiller's Lyrik im Verhältnisse zu ihrer musikalischen Behandlung (allgemeine Betrachtung und specielle Aufzählung). Berlin, Dümmler. Gr. 4. 12 Ngr.

Carlin, Rosa, Agnes Tell. Eine Ehestandsgegeschichte. Aus dem Schwedischen von H. Helms. Zwei Theile. Leipzig, Gerh. 8. 1 Thlr.

Goehring, G., Das deutsche Kaiserhaus oder: Des Reichs Großthaten und Gelben. Populäre Schilderung. Mit Porträt in Stahlstich. 1te Lieferung. Leipzig, G. Schäfer. Hoch 4. 7½ Ngr.

Gustav vom See (G. v. Struensee), Wogen des Lebens. Roman in drei Bänden. Breslau, E. Trevenant. 8. 4 Thlr.

Hansen, C., Wesen und Bedeutung des Grundtvigianismus in der dänischen Kirche. Nach seinem Tode herausgegeben von K. Wieseler. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 20 Ngr.

Kammen, H. J., Pfarrer Marcel. Erzählung nach H. von Raverp. Herausgegeben von F. Thalhaus. Aachen, Gremer. 8. 20 Ngr.

Kurz, G., Ueber Balthers von der Vogelweide Herkunft und Heimath. Aarau. Gr. 4. 8 Ngr.

Oppermann, A., Ernst Rietchel. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Pillersdorff, Freih. v., Handschriftlicher Nachlaß. Mit Pillersdorff's Porträt. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Plath, J. H., Ueber die häuslichen Verhältnisse der alten Chinesen. Nach chinesischen Quellen. München, Franz. Gr. 8. 16 Ngr.

Putzig, G. zu, Novellen. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. Riehl, W. H., Geschichten aus alter Zeit. 1ter Band. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rottels, J. L., Erziehungs-Philosophie. Münster, Theising. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Graf Schenk von Disingen. Eine historische Novelle von W. L. Ullm, Gebr. Mülling. Gr. 8. 15 Ngr.

Schletterer, H. M., Zur Geschichte dramatischer Musik und Poesie in Deutschland. 1ter Band. Augsburg, Schloffer. Lex.-8. 2 Thlr.

Silexius, A., Heilige Seelenlust. Geistliche Lieder. Regensburg, Manz. 1862. Gr. 16. 1 Thlr.

Spence, J., Die amerikanische Union, ihre Einwirkung auf National-Charakter und Politik. Nebst einer Erörterung der Fragen: Ist Seccession ein constitutionelles Recht? und Welches sind die Ursachen der Spaltung? Aus dem Englischen. Autorisirte Uebersetzung nach der 4ten Ausgabe. Herausgegeben von A. P. Wetter. Barmen, Langewiesche. Gr. 8. 1 Thlr.

Storm, L., Im Schloß. Münster, Brunn. 16. 15 Ngr. Paslar Biorekta. Ein moldauisches Genrebild von W. v. R. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 1 Thlr.

Tageliteratur.

Henneberger, A., Jean Pauls Aufenthalt in Meiningen. Ein Erinnerungsblatt zu seinem 100jährigen Geburtstag. Meiningen, v. Eye. Gr. 4. 4 Ngr.

Hering's, G., Flugblätter. I. Sonderhausen, Cappel. Gr. 8. 4 Ngr.

Die Katholikenfrage in Holstein. Verhandlungen der Itzehoe Ständeversammlung im Jahre 1863 nebst Aktenstücken dazu und Beleuchtung derselben. Altona, Ullacker. Lex.-8. 15 Ngr.

Die serbische Wojwodschaffsfrage vom kroatisch-slavonischen Standpunkte betrachtet. Von X. Y. Z. Wien. Gr. 8. 7½ Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Dichtungen von Julius Hammer.

- Schau um dich und Schau in dich.** Dichtungen. Zwölfte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.
- Zu allen guten Stunden.** Dichtungen. Dritte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.
- Fester Grund.** Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.
- Auf stillen Wegen.** Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.
- Unter dem Halbmond.** Ein osmanisches Lieberbuch. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.
- Die Psalmen der Heiligen Schrift.** In Dichtungen. Nebst Einleitung und Erläuterungen. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.
- Lerne, liebe, lebe.** Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Julius Hammer ist unlängst der Welt und seinen zahlreichen Freunden durch den Tod entrissen worden. Seine Dichtungen aber werden fortleben im deutschen Volke als ein frisch sprudelnder Quell der Erhebung und des Trostes, der wahren Frömmigkeit und Humanität. Welchen Anklang sie allwärts gefunden, davon zeugt das Bedürfnis immer neuer Auflagen, namentlich der bereits in zwölf Auflagen erschienenen Dichtungen „Schau um dich und Schau in dich“.

Eine treffende Charakteristik des Dichters, wie er sich in seinen poetischen Werken darstellt, bringt das „Morgenblatt“ unter anderem mit folgenden kurzen Worten: „Religiös und doch ohne kirchlichen Beigeschmack; mit seinem Gemüth im ursprünglichen Christenthum wurzelnd, aber mit seiner Bildung im Griechenthum fußend; versöhnlich und milde, aber doch auch ein strenger Sittenwächter; dem männlichen Gemüthe vielleicht nicht eifenhaltig genug, aber von jeder weiblichen Sentimentalität frei.“

Von „Schau um dich und Schau in dich“ sagt das „Morgenblatt“: „Die Form ist eine durchweg reine; über dem Inhalt aber, einer harmonischen Verschmelzung von sanfter Wehmuth, schmerzlichem Verzicht, gläubigem Emporsteigen, liebevollem Theilnehmen an Leid und Lust der Creatur, nicht minder sanft zurechtweisender Belehrung liegt ein so schöner, weihvoller Hauch, daß ein solches Werk der wärmsten Aufnahme und nachhaltigen Befürwortung gewiß sein durfte.“

„Zu allen guten Stunden“ sind poetische Productionen ähnlicher Geistes- und Gemüthsrichtung, den Stimmungen entsprechend, die durch den Charakter der verschiedenen Monate und Jahreszeiten im Menschen angeregt werden.

„Fester Grund“ kann gewissermaßen als ein zweiter Theil zu „Schau um dich und Schau in dich“ bezeichnet werden. „Fester Grund“ heißen die Dichtungen und ihn sollen sie gewinnen helfen durch Selbsterkenntnis und durch Erkenntnis der stufenweisen Entwicklung des Ewigen und Höchsten im Menschen.

„Auf stillen Wegen“ ist der bezeichnende Titel von Gemüthsliedern, die allen, welche die frühern Sammlungen liebgewonnen, gewiß ebenso willkommen sein werden.

„Unter dem Halbmond“ wird den Freunden orientalischer Poesie hohen Genuß gewähren. Eine interessante Einleitung über die „Geschichte der osmanischen Poesie“ geht den Gedichten voraus. Levin Schücking sagt von ihnen, daß sie „mit

Recht einer Reihe orientalischer Perlen verglichen werden können, so anmuthig, schön und glänzend ist die Mehrzahl von ihnen“.

„Die Psalmen der Heiligen Schrift“ sind ein größeres poetisches Werk, das schon seines Gegenstandes wegen besondere Beachtung verdient: eine vollständige, dem Urtext treu sich anschließende Nachdichtung der Psalmen. „Wie vom Verfasser zu erwarten war“, heißt es in der „Europa“ darüber, „ist ihm der Ausdruck der Gottergebenheit und der Klage ebenso gelungen wie jener des heiligen Zorns gegen Gottes Feinde. Seine Umbichtung ist eine wahrhaft schöne poetische Gabe.“

„Lerne, liebe, lebe“ nannte Hammer die letzten seiner Liebergaben. Sie wurden des Dichters Schwanengesang. Noch einmal läßt er darin seine Muse die drei Hauptgebiete der Poesie, das altclassische, das orientalische und das christliche, durchstreifen, um die heimgebrachten Gedankensätze in seiner eigenen melodischen Sprache dem deutschen Gemüthe zuzuführen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Rußlands sociale Gegenwart

und der

Aufstand in Polen.

Von Aurelio Buddens.

8. Geh. 15 Ngr.

Vorträge, welche der Verfasser, ein bewährter und gründlicher Kenner russischer Zustände, kürzlich vor einem größern Auditorium von Männern und Frauen zu Frankfurt a. M. gehalten hat, liegen dieser Schrift zu Grunde. Der inzwischen ausgebrochene Aufstand in Polen veranlaßte jedoch eine wesentliche Erweiterung ihres Inhalts. Es werden darin die Ereignisse bis auf die jüngsten Tage unter neuen, geistreichen Gesichtspunkten beleuchtet, indem namentlich auf die Wechselwirkung hingewiesen wird, welche zwischen den Bewegungselementen in Polen und den social-communistischen Gestaltungen Rußlands besteht.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Ernst Rietschel.

Von Andreas Oppermann.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Der Verfasser dieser Biographie stand dem verewigten Meister persönlich nahe. Wir erhalten durch ihn eine anschauliche Schilderung des Lebens und der Werke Ernst Rietschel's, jenes echt nationalen Künstlers, dem das deutsche Volk die herrlichen Gebilde eines Luther, Lessing, Goethe und Schiller verbankt und der mit diesen Schöpfungen der plastischen Kunst neue Bahnen eröffnet hat. Besonders Interesse gewähren die von Rietschel selbst aufgezeichneten Jugendgedenken, der in die Erzählung verflochtene Briefwechsel mit seinem Lehrer und Freunde Ranck, sowie die Verhandlungen mit den verschiedenen Denkmalscomités über die dem Künstler erteilten Aufträge.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 22. —

21. Mai 1863.

Inhalt: Neuere deutsche Literaturgeschichtsschreibung. Erster Artikel: Literaturgeschichten allgemeinen Charakters. Von Hermann Warggraf. — Anzeigen. — Zur Geschichte des jungen Italien. — Aus und über Lord Byron's Leben. — Notizen. (Zur deutschen Gündlichkeit; Ein Beitrag zur Biographie von Friedrich Thiersch; Die Doppelhebe des Grafen von Gleichen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neuere deutsche Literaturgeschichtsschreibung.

Erster Artikel:

Literaturgeschichten allgemeinen Charakters.

Wie in allen übrigen Literaturzweigen ist auch auf dem der Literaturgeschichtsschreibung die Production in Deutschland eine ungemein große und noch immer wachsende, und es wird kaum gelugnet werden können, daß sie auch auf diesem Gebiete, wo dies am wenigsten der Fall sein sollte, zuweilen in bloße Fabrikation übergeht. Eine ansehnliche Zahl von dahin einschlagenden Schriften und Werken liegt vor uns aufgestapelt und erhält fast Woche für Woche einen neuen Zuwachs. Wir reichen daher mit Einem Artikel nicht aus, und wir werden in dem erkern die Literaturgeschichten allgemeinen Charakters zusammenfassen, in einem zweiten aber diejenigen besprechen, welche, wie M. Rapp's „Das goldene Alter der deutschen Poesie“ und einige andere Schriften, in denen Parallelen zwischen einigen unserer Classiker gezogen sind, nur gewisse Literaturgruppen behandeln, oder wie Robert Brag's „Menschen und Bücher“, D. F. Gruppe's „Leben und Werke deutscher Dichter“, Baldamus' „Deutsche Dichter und Prosaisten“ u. s. w., Beiträge zur Literaturgeschichte in biographischer Form enthalten. Die einzelne Dichter und Schriftsteller betreffenden Werke und Schriften, unter denen die über Goethe und Schiller allmählich wieder zu ganzen Massen erwachsen sind und ein eigenes Studium in Anspruch nehmen, müssen außerdem, wie dies begreiflich ist, besondern Artikeln vorbehalten bleiben. Und welchem irgend namhaften verstorbenen Dichter würde nicht jetzt ein Leichenstein in Form einer Biographie errichtet! Man wandelt wie auf einem Leichenacker unter einem wahren Walde von Grabmonumenten, auf denen, selbst den nöthigen Daten über Geburts- und Todesjahr u. s. w., alles das zu lesen ist, was der literarische Steinsetzer über den Verstorbenen denkt und dem papierernen, oft auch Bleispapiernen Monument in schwarzen Lettern eingegraben hat. Ach, und während diejenigen Monumente, die vor unsern Augen aufs eiligste errichtet werden, auf eine Weile unsere Blicke und unsere Aufmerk-

samkeit in Anspruch nehmen, sinken die hinter uns vielleicht bereits wieder in Staub zusammen — Staub zu Staub!

Die Vorzüge der deutschen Literaturgeschichtsschreibung vor der der übrigen Völker sind bekannt und unbestreitbar; aber es haben sich ihr im Laufe der Zeit bedeutende Mängel angeheftet. Sie hat, den mehr objectiven und allgemeinen Standpunkt eines Wachler, des eigentlichen Schöpfers der modernen Literaturgeschichtsschreibung in Deutschland, bereits ziemlich aufgegeben, und beleuchtet mit subjectiver Willkür das Gebiet der Literatur fast immer nur von Einer Seite. Die Tendenzen der Zeit haben sich in sie eingemischt, und es kann vorkommen, daß, was der eine des höchsten Preises für werth findet, von dem andern unbedingt verworfen wird und daß beide nur in solchen nicht seltenen Fällen miteinander übereinstimmen, wo einer von dem andern oder beide von einem dritten entlehnen und abschreiben. Der eine steht vorzugsweise auf einem religiösen und conservativen, der andere auf einem antireligiösen und demokratischen Standpunkt, woraus nun selbstverständlich folgt, daß letzterer gerade diejenigen Dichter und Schriftsteller feiern und empfehlen wird, vor denen der erstere schauernd warnt. Wir haben Literaturgeschichten vom protestantischen und vom katholischen Standpunkt und in politischer Hinsicht sogar vom Standpunkt der sogenannten Goethaischen Partei. Der eine Literaturgeschichtsschreiber geht von der Ansicht aus, daß mit der Periode Goethe's und Schiller's die productive Literatur ihr Höchstes wie ihr Bestes erreicht habe, daß die Produktionskraft der Nation erloschen sei und daß die sogenannten Epigonen ohne alle und jede Bedeutung seien; der andere dagegen ist der Ansicht, daß die Literatur seit denjenigen Dichtern, die wir zu unsern classischen creirt haben, erst recht in Fluß gekommen sei und erst ihrem eigentlichen Höhepunkt zustrebe, daß die Anschauungen unserer classischen Dichter somit im Grunde zu den überwundenen Standpunkten gehören. Nach dem einen hat demnach nur der Todte, nach dem andern nur der Lebende recht. Der eine verwirft bei der Betrachtung von Dicht- und Kunstwerken den ethischen Standpunkt gänzlich, der andere hält ebenso einseitig nur diesen fest und beurtheilt viele der herrlichsten

Gebilde aus dem Gesichtspunkte der engherzigsten philistischerhaftesten Moral, die, ohne doch von irgendeinem religiösen Inhalt erfüllt zu sein, nicht einmal das Schelmische und Schalkhafte gelten läßt, wie es sogar in vielen Erzählungen des spommen Gellert in den Vordergrunds tritt.

Eine Betrachtung der Vorgänge mag davon die Folge sein, und daher kommt es auch, daß das Publikum, welches bald nach der einen, bald nach der andern Literaturgeschichte greift, gar nicht mehr weiß, was es gelten lassen soll, das andere aber, welches sich auf die Rectur einer von einem bestimmten Parteistandpunkte geschriebenen Literaturgeschichte beschränkt, von Literatur und Kunst nur die einseitigsten und falschsten Begriffe hat. Wer aber alle durcheinander liest und studirt, muß ein Mann von sehr entschiedenem, ausgebildetem Urtheil sein, er muß die Einseitigkeiten der einen wie der andern auf ihr richtiges Maß zu bringen und gegeneinander abzuwägen wissen, um den Richtweg nicht zu verlieren und von diesen verschiedenen und so verschiedenartigen Literaturgeschichten den Vortheil zu haben, den sie bei unbefangenen Studium einem Manne von wirklicher Urtheils- und Unterscheidungsfähigkeit allerdings gewähren können; denn an einzelnen trefflichen Partien, ergiebigen Studien, sinnreichen Combinationen und fruchtbaren Bemerkungen ist kein Mangel. Nur darin kommen unsere bisherigen Literaturgeschichtschreiber fast sammt und sonders überein, daß sie für das Komische meist so gut wie gar keine Empfänglichkeit besitzen und daher die auch bei uns Deutschen so reich entwickelte und nicht wenig einflußreiche humoristische und komische Literatur, die in einer Literaturgeschichte von wirklich culturhistorischem Gehalt einen hervorragenden Platz einnehmen müßte, entweder gänzlich ignoriren oder doch nur sehr flüchtig und stiefmütterlich behandeln. Es scheint, als ob sie ihrer Gravität etwas zu vergeben fürchten, wenn sie es über sich brächten, ihre saure Miene abzulegen, um das, was aus der komischen Literatur populär geworden, zu beachten und mit der Gemüthsfrische, welche diese Gattung verlangt, aufzufassen und zur Darstellung zu bringen. Früher gab es sogar unter den Kanzelrednern solche, welche ausgelassene Humoristen waren, heutzutage sind sogar viele unserer Literaturgeschichtschreiber salbungsvolle Kanzelredner.

Um manche Eigenschaften unserer neuen Literaturgeschichten zu erklären, ist es vielleicht zweckmäßig, auf die Art ihrer Entstehung hinzuweisen. Zum großen Theil wurden sie bisher von Universitätsprofessoren, Schuldirectoren, Gymnasiallehrern und Redacturen kritischer Blätter oder überhaupt Kritikern verfaßt. Der Professor, der natürlich auf die lebenden Dichter und Literaten mit gebührender Geringschätzung herabseht, dagegen es nicht verschmäht, aus den verstorbenen literarhistorisches Kapital zu machen, holt von Zeit zu Zeit Vorlesungen über diese oder jene Literaturperiode, der Schuldirector oder Gymnasiallehrer seinen regelmäßigen Coursus über Literaturgeschichte, und der Redacteur oder Kritiker hatte im Laufe der Jahre so und so viele längere oder kürzere Recensionen über neu-

erschienene Bücher literarischen Charakters und dichterische Productionen zusammengeschrieben. Vergleichen Fragmente bildeten die Grundlage, man dehnte seine Studien auf weitere Partien aus, man suchte die Lücken zwischen ihnen so gut es ging auszufüllen, und eine mehr oder weniger complete Literaturgeschichte gestaltete sich nun, trotz der Öffentlichkeit und machte dem Publikum ihr Compliment. Aus dieser Entstehungsart erklärt sich dann unter anderm das vorwiegend Docirende oder vorwiegend Kritische. Im übrigen kann man sicherlich nichts dagegen haben, wenn der Redacteur eines kritischen Blattes seine bessern Aufsätze, um sie aus ihrem ephemeren Dasein in eine permanenter Existenz hinduzureiten, als Beiträge zur Literaturgeschichte später gesammelt herausgibt, falls er einen Verleger dazu findet; in Frankreich und England geschieht dies von sehr namhaften Kritikern meistens, in England oft und zwar hier meist unter der Bezeichnung der Essays; unzweifelhaft aber erscheint es, wenn man sie nothdürftig durch Flickwerk verbindet, wenn man zu diesem Zweck über Bücher und poetische Schöpfungen, die man genauer kennen zu lernen nie Zeit gehabt, nach darüber Gelesenem oder nach Hörensagen dreist urtheilt oder sie, was immer noch besser ist, vornehm ignorirt, und dann das Ding unter dem anspruchsvollen Titel einer Literaturgeschichte auf den Markt wirft. Solcher sogenannten Literaturgeschichten gibt es in Deutschland mehrere, und einige derselben haben, obschon sie im Grunde nur einseitige und tendenziöse Pamphlete sind, drei und vier Auflagen erlebt.

Indem wir nun folgende Literaturgeschichten hier zusammenstellen, freut es uns, wenigstens von einigen derselben sagen zu können, daß sie auf diese Weise nicht entstanden sind.

1. Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Hermann Götter. In drei Theilen. Dritter Theil: Die deutsche Literatur im 18. Jahrhundert. Erstes Buch: Vom Westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrich's des Großen. 1648—1740. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.
2. Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Denkmälern bis auf die neueste Zeit. Von Otto Roquette. Erster Band und zweiten Bandes erste Abtheilung. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1862—63. 2. u. 3. 2 Thlr. 12 Ngr.
3. Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen von Karl Goedeke. Dritter Band, erstes Heft. Dresden, Chtermann. 1863. 8. 24 Ngr.
4. Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur von Johann Wilhelm Schaefer. Vierte verbesserte Auflage. Bremen, Wisler. 1862. Gr. 8. 12 1/2 Ngr.
5. Geschichte der deutschen Dichtung von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart in kurzer übersichtlicher Darstellung für Schulen und zur Selbstbelehrung. Von Karl Dittrogg. Leipzig, D. Wigand. 1862. Gr. 8. 2 Thlr.
6. Lehrbuch der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Nebst einem Abriss der deutschen Kunstgeschichte als Mahnung für höhere Lehranstalten und des Selbstunterrichts bearbeitet von Wilhelm Buchner. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mainz, Faber. 1863. Gr. 8. 1 Thlr.

Was das große Literaturwerk von Hermann Götter „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts“ (Nr.

betrifft, so begrüßen wir diesen dritten Theil mit demselben Vergnügen, mit dem wir die beiden ersten begrüßt, gelesen und seinerzeit in d. Bl. besprochen haben. Setzner's Literaturgeschichte ist nicht wie so manche andere mehr zufällig aus gelegentlichen Recensionen, Vorlesungen u. s. w. entstanden, sondern sie trägt die Nothwendigkeit ihres Entstehens und ihres organischen Zusammenhangs in sich selbst. Der Verfasser, zugleich philosophisch und ästhetisch gebildet und in Kunstschauungen ausgewachsen, hat nichts von dem gravitätischen und moralisierenden Rathederton, der so manche andere Literaturgeschichten verflüchtigt.

Auf ein vollständiges Verzeichniß von Namen und Werken, die für die Nachwelt keine Bedeutung haben und kaum für ihre Zeit eine solche hatten, kommt es ihm nicht an; daher hemmt man bei ihm mit Vergnügen die Menge von Namen, Büchertiteln und Jahreszahlen, durch deren Dichtigkeit wir uns in manchen andern Literaturgeschichten mühsam hindurcharbeiten müssen, während bei Setzner andererseits Individuen in den Vordergrund treten, die nicht auf dem hergebrachten literarisch-geschichtlichen Lager stehen, die aber in weiten Kreisen Einfluß üben und eine bedeutsame Stellung zu dem Culturleben ihrer Zeit einnehmen. Weiter weiß der Verfasser die Wechselwirkungen zwischen der Literatur einerseits und den Künsten, sowohl der Kunst als den bildenden, und wieder den Zusammenhang derselben mit dem allgemeinen Culturleben in instructiver und interessanter Weise hervorzubringen. Das Arangement ist geschmackvoll und übersichtlich, und was Stil und Darstellung betrifft, so sind diese zwar nicht farbenreich oder in hervortretendem Grade original und individuell, aber präcis, ungezwungen und von einer Klarheit, wie sie in deutschen Büchern dieser Art leider nur selten angetroffen wird. Seine Urtheile sind meist treffend und geistvoll, und nie verwickelt er sich in Widersprüche, nie beschwert er sie mit barbarischen gelehrten Terminiologien, aber auch ebenso wenig mit bloß schimmernden Redensarten und Klopffeln. Mit wenigen präcis gefaßten Worten weist er den Leser über den Geist eines Zeitabschnitts oder einer Literaturgruppe ins Klare zu setzen; wir wissen z. B. gleich, um welchen Hauptpunkt es sich zur Zeit des Pufendorf und Hugo Grotius handelte, wenn der Verfasser bemerkt:

Der Kampf gegen die Theologie ging vom Naturrecht aus, dem zuerst Hugo Grotius und noch mehr Pufendorf die Quellen der menschlichen Rechtsbegriffe nicht bloß aus den Tönn Gelehen, d. h. aus der Offenbarung, sondern vielmehr aus der angeborenen natürlichen Natur des Menschen selbst abzuleiten versuchten.

Im ganzen ist Setzner's Literaturgeschichte eins von den wenigen deutschen Büchern wissenschaftlichen Charakters, denen man den Arbeitsschweiß nicht anmerkt, wenn sie gelesen haben.

Wenn sich aber dieses Werk dem Ideal einer Literaturgeschichte auf wesentlich culturhistorischer Grundlage, wie uns schon längst versprochen, in sehr betrüblichem und heuligem Grade annähert, so wollen wir doch damit nicht sagen, daß es dieses Ideal schon vollkommen erreicht

habe und in dieser Hinsicht gänzlich fehlerlos sei. Der Verfasser ging von einem fruchtbaren, neuen und durchaus richtigen Gedanken aus; er wollte ursprünglich die Geschichte der Aufklärung in Deutschland schreiben, diese aber gestaltete sich ihm unter den Händen zu einer allgemeinen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Denn er erkannte, daß, weil die Literatur der Aufklärung nicht ausschließlich diesem oder jenem Volke zufalle, sondern nach einer bekannten Bezeichnung Goethe's durchaus Weltliteratur sei, eine Geschichte der Aufklärung nur eine allgemeine, d. h. eine die Wirkungen und Gegenwirkungen aller abendländischen Völker in gleicher Weise umfassende Literaturgeschichte sein könne. Und umgekehrt sei eine solche allgemeine Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts in ihrem innersten Wesen durchaus Geschichte der Aufklärung. Der Ausgangspunkt für ihn war die englische Literatur; denn dort liegen in dem Aufblühen der Naturwissenschaften, in der Erfahrungsphilosophie und im Deismus die ersten selbständigen Äußerungen des neuen Geistes. Daher enthält der erste Theil die Geschichte der englischen Literatur von der Wiederherstellung des Königthums bis zu der Zeit, in welcher die englischen Aufklärungsideen, die freilich ohne die durch Luther bewirkte Reformation nicht oder doch so früh nicht möglich gewesen wären, ihren Weg nach Frankreich fanden, und Voltaire, Montesquieu, Rousseau und die französischen Encyclopädisten den englischen Schriftstellern den Rang ablaufen. Der zweite Theil war daher der Entwicklung dieser neuen französischen Literatur und deren umgestaltendem Einfluß auf das Leben und die Bildung aller übrigen Völker gewidmet. Der dritte Theil ist für die deutsche Literatur in ihrer Wechselwirkung mit der englischen und französischen bestimmt.

Von diesem dritten Theile des Werks liegt uns in Gestalt eines ansehnlichen Bandes das erste Buch vor, welches die Zeit vom Westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrich's des Großen umfaßt. Der Verfasser bemerkt über diese Periode:

Der Schwerpunkt dieser Vorgeschichte liegt nicht in der culturgeschichtlichen Grundlage der heimischen religiösen und politischen Bildungszustände, denn diese sind erworben und ohne alle innere und naturwüchsige Keimkraft. Jene ersten vorbereitenden Anfänge in ihrem Ursprunge und Fortgange belauschen, heißt vielmehr nichts anderes, als den Anregungen und Einwirkungen nachgehen, welche sich ein gebräutes, aber ungedrohenes und aufstrebendes Geschlecht zu selbständiger Umbildung und Fortbildung zunächst aus der Schule des freieren und vorgeschrittenen Auslandes holte.

Im ganzen aber betrachtet der Verfasser diese entwicklungsreiche Vorgeschichte als den Anfang der Geschichte der deutschen Geisteskämpfe im 18. Jahrhundert, deren Abschluß jenes klassische Zeitalter der deutschen Kunst und Wissenschaft war, „in welchem sich durch Kant, Goethe und Schiller siegreich erfüllte und vollendete, was im heißen Kampfe von der fortschreitenden Aufklärung und Befreiung erstrebt und erarbeitet worden“. Warum werden hier aber, fragen wir beiläufig, neben Kant, Goethe und Schiller nicht wenigstens noch Klopstock (als Sprach-

Schöpfer und Begründer des deutschen Nationalgefühls), Lessing und Herder mitgenannt?

Wie gesagt, der Gedanke, die Literaturen der modernen Hauptculturvölker in ihren internationalen Bezügen und Wechselwirkungen darzustellen, ist neu und fruchtbar, und daß dies bisher nicht oder doch nicht im genügenden Grade geschehen, war ein fühlbarer Mangel in den seitherigen Literaturgeschichten. Aber vielleicht läßt einer der soeben citirten Sätze in seiner absoluten Fassung deutschen Geist und deutsche Literatur doch zu abhängig von dem Auslande und ihm zu subordinirt erscheinen. Zwar bemerkt der Verfasser sehr richtig, daß man nicht recht daran thue, immer nur so verachtend auf ein Zeitalter des unbedingtesten Verfalls herabzublicken, da es doch zugleich ein Zeitalter rührigster Strebsamkeit und Veredelung sei; aber es galt hier, die nationalen Kräfte, die bei aller äußern Stagnation, Verderbniß, Pedanterie und Ausländerei im Volke vorhanden waren und auch dann und wann in der Literatur, z. B. bei diesem oder jenem Lyriker, bei diesem oder jenem Denker hervorgetreten, nach allen Seiten hin so nachzuweisen, wie dies der Verfasser unter anderm in Bezug auf die deutsche Musik jener Periode gethan hat. Wenn der Verfasser bemerkt, daß still und unbemerkt die schönsten deutschen Cantoren die erstorbene und verfolgte Innerlichkeit deutschen Volkssinns genährt hätten, „während ringsum deutsche Sitte und Denkart unwiderbringlich verloren schien“, so ist dies wol zu viel behauptet. Wären deutsche Sitte und Denkart nur auf die Cantorenstufen beschränkt gewesen, so hätte Deutschland sicherlich nicht so bald darauf eine classische Periode und einen so außerordentlichen Reichthum geistiger Kräfte erlebt.

Mögliherweise gerathen wir hier mit uns selbst in Widerspruch, der aber nur ein scheinbarer ist; wenn wir andererseits die Ansicht aussprechen, daß der Verfasser seinem Programm, die deutsche Literatur in ihren Wechselbeziehungen mit den Literaturen des Auslandes darzustellen, nicht in allen Theilen mit der nöthigen Consequenz treu geblieben ist; beides, der Nachweis dieser ausländischen Einflüsse, wie der Nachweis des selbstständigen nationalen Kerns läßt sich ja sehr wohl vereinigen. Indes wird das folgende und nächstfolgende Buch dem Verfasser ohne Zweifel Gelegenheit genug geben, die Einflüsse Voltaire's, Rousseau's, Shakspeare's, Milton's, Young's (als Verfasser der „Nachtgedanken“), Thomson's, der so viel dazu beitrug, den Deutschen die Augen für die zartern Naturschönheiten zu öffnen, Richardson's, Sterne's, Goldsmith's, Macpherson's (als Verfasser der Ossianischen Dichtungen), Percy's (als Sammler der altenglischen Volksballaden), Gibbon's u. s. w. auf die Literatur und geistige Entwicklung der Deutschen neben den echt nationalen Elementen nachzuweisen; denn ohne letztere hätte sich die deutsche Literatur niemals zu einer Höhe erheben können, auf der sie in ganz eigenthümlicher Mischung zugleich als kosmopolitisch und allgemein menschlich und doch wieder als echt deutsch erscheint.

Wir haben es oben als einen Vorzug des Hettner's-

chen Werks hervorgehoben, daß wir darin nicht so sehr wie in andern Literaturgeschichten mit unnöthigen Namen- und Bücherverzeichnissen gequält werden, und daß er dagegen culturhistorisch bedeutsamere und für die Geschichte der Aufklärungsperiode wichtigere Persönlichkeiten und Erscheinungen, die man in andern Literaturgeschichten vermißt, ins Feld führt. Es fragt sich aber doch, ob er nicht einzelnen dieser für die Literaturgeschichte neuen Menschen (Edelmann z. B. occupirt fast gerade so viel Raum als Leibniz) und einzelnen Versuchen, die wie die Versuche zu einer Kircheneinigung, eben nur Versuche geblieben sind, einen größern Raum bewilligt hat, als sie in einer solchen Darstellung verdienen. Wenn wir es ferner nur billigen können, daß, wie der Verfasser thut, in einer Literaturgeschichte, welche einen culturgeschichtlichen Inhalt anstrebt, auch die Zusammenhänge zwischen der Literatur einerseits und der Tonkunst und den bildenden Künsten andererseits betrachtet und beleuchtet werden, so müßte dies, wie wir meinen, nur in großen breiten Zügen geschehen, ohne sich, wie Hettner thut, in zu viele Details, selbst biographische zu verlieren.

Was den Stil betrifft, so haben wir schon bemerkt, daß derselbe im allgemeinen alles Lobes werth sei; aber doch hätten wir gern einige jener Exclamationen vermißt, wie sie in gewissen neuern Literaturgeschichten leider nur zu häufig sind; so wenn Hettner (in Bezug auf Gellert's „Reben der schwedischen Gräfin“) einmal rasch hintereinander ausruft: „Wie konnte Gellert, der von allen gepriesene Sittenlehrer, so gar kein Arg darin finden“, und: „Wie konnte Gellert es für unbezweifelbare Pflicht halten“ u. s. w. Solche Exclamationen sind meist nur Nothbehelfe, die namentlich bei einiger Anhäufung, den ruhigen objectiven Gang der Darstellung in störender Weise unterbrechen. Glücklicherweise kehrt diese üble Gewohnheit bei Hettner nur selten wieder; wir haben jedoch hiervon Gelegenheit nehmen wollen, überhaupt einmal diesen Mißbrauch zu rügen. Endlich dürfte in der Stelle: „Innigstes Dankgefühl gebührt jener hochherzigen Gesinnung, mit welcher August der Starke und August III. diese reichen Kunstsammlungen (die dreidener, gründeten“, mancher Leser an dem „innigsten Dankgefühl“ und an dem Epitheton „hochherzig“ Anstoß nehmen, ob gleich es allerdings richtig ist, daß wir diesen Kunstsammlungen viel, namentlich auch die Erweckung des Kunstgefühls bei Windelmann, mithin den Anfang einer reinern Kunstanschauung in Deutschland verdanken. Freilich war dies nicht das Motiv zu der Ansammlung dieser großartigen Kunstschatze, oder man hätte einen Mann wie Windelmann nicht darben lassen und ihm keine andre Wahl gelassen, als sich in den Dienst des Papstes zu begeben während man in Bezug auf Ballet, Oper und andere Festlichkeiten seiner Verschwendung nicht Maß noch Ziel mußte.

Hettner schildert zuvörderst die deutsche Bildung des 16. und 17. Jahrhunderts in einer Uebersicht, die den ganzen begreiflicher Weise ein sehr trübes, nur von wenigen Lichtpunkten durchbrochenes Bild gewährt. Leider waren gerade die Anstalten, welche vorzugsweise den Beruf zu

ten, Eige der Humanität und der höchsten geistigen und moralischen Bildung zu sein, die Universitäten, davon das Gegentheil; sie waren Pfanzstätten der Noheit und des schändlichsten Synismus; selbst Professoren sah man zum Theil den schändlichsten Ausschweifungen, oft sogar den niedrigsten Verbrechen verfallen. Nicht nur alles religiöse, sondern überhaupt alles tiefere Gemüthsleben erschien in diesen akademischen Kreisen wie erstorben; das Leben und Treiben auf den Universitäten war ein wahrhaft heidnisch, um nicht zu sagen kannibalisches. Andererseits war die Theologie die herrschende Disciplin, die in ihrem Hochmuth alle übrigen Wissenschaften niederhielt und in Fesseln schlug; aber ungerechnet, daß es immer seinen Nachtheil hat, wenn in einer Periode eine specielle Wissenschaft zu einer alles despotisirenden Oberherrschaft gelangt, so war diese „Gottesgelahrtheit“ eine verknöcherte geist- und gemüthslose, gegen die Hohen demüthige, gegen die Niedrigen hochfahrende, nur an toten Formeln und Buchstaben hängende Theologie, die durch ihr habere- und verdammungsfüchtiges, kloppfechterisches Verfahren das Ansehen der Religion nur herunterbringen konnte. Rechnet man hierzu die Verwilderung, die vom Dreißigjährigen Kriege zurückgeblieben war und ganze Schwärme von Landstreichern, Strauchdieben und Bettelgefinde erzeugte, die erbarmungslos grausame und willkürliche, auf Folter und Rad gegründete Rechtspflege, den fürchterlichen Mangel an Volksschulen und überhaupt an Bildungsmitteln für das Volk, die Verderbniß, die von so vielen deutschen Fürstenthümern und Hofkreisen nach allen Richtungen ausströmte, dann muß man sich allerdings wundern, daß die deutsche Nation, dank ihrer inneren gesunden Natur und den Bestrebungen einiger hervorragender Männer von Geist und Gemüth, überhaupt noch die Kraft hatte, sich aus so elenden Zuständen in vergleichsweise kurzer Zeit zu einem menschenwürdigen Dasein emporzuraffen. Eine der widrigsten Untugenden jener Zeit war die schamlose Kriecherei vor den Großen, welcher sich zumal die deutschen Gelehrten, Poeten und Tonkünstler schuldig machten. Einer der letztern, der berühmte hamburger Musikus und Musikschriftsteller Mattheson, richtete, wie Göttnert erzählt, an den Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen in einer Widmungsrede die Frage: „Wenn Gott nicht Gott wäre, wer sollte billiger Gott sein als Eure hochfürstliche Durchlaucht?“ Man weiß nicht, wer hier verachtungswürdiger erscheint, derjenige, welcher eine so gotterlästerliche Schmeichelei ausstieß, oder derjenige, welcher sie sich gefallen ließ und mit gnädigem Zulächeln aufnahm.

In einer solchen Zeit war der Spener'sche Pietismus eine wahre Wohlthat, ja eine Nothwendigkeit, um der weitverbreiteten Noheit und dem im Buchstaben- und Formelwesen erstarrten Consistorialchristenthum gegenüber wieder tiefere Gemüthsquellen zu eröffnen. Göttnert erkennt auch die „gewaltigen Segnungen dieses reinen und edeln Pietismus“ gebührend an; es sei gewiß, bemerkt er, daß „eine tiefe Verinnerlichung der gesammten Sitten und Denkart“ seitdem eingetreten. Aber nicht alle Pietisten hatten den reinen Geist und Charakter eines

Spener, und bald hefteten sich dieser Richtung Eigenschaften an, welche dem gesunden Leben der Nation verderblich wurden. Göttnert bemerkt:

Während die grossenden Freiheitskriege der englischen Puritaner das gesammte englische Staatswesen umgestalteten und während auch die französischen Jansenisten in allen Verfassungskämpfen in erster Linie standen, verkümmerte der deutsche Pietismus ängstlich und thätigen in sich und kannte vom Leben nichts als die stille Bestube. Daher haben die Puritaner ihren Milton, und die Jansenisten die klassischen Werke des Port-Royal, und die unsterblichen Schriften Pascal's hervorgebracht; der deutsche Pietismus dagegen geht in der Literatur fast spurlos vorüber. Das bedeutendste, ja das einzig bedeutende Literaturwerk des deutschen Pietismus ist Gottfried Arnold's „Apartheits Kirchen- und Regehistorie“.

Wir können begreiflicherweise nicht auf jedes Kapitel des Göttnert'schen Buchs eingehen, sondern wollen zunächst nur auf die Charakteristiken Pufendorf's, Leibniz', Thomassius' und Christian Wolff's aufmerksam machen, als diejenigen, welche dem nach Bildung strebenden Leser besonders willkommen sein werden. Diese Männer sind, selbst Leibniz zum Theil, dem jetzigen Publikum mehr nur dem Namen, als ihren Leistungen nach bekannt, und was man über sie in den bisherigen Literaturgeschichten las, war theils zu abstrus und verworren, theils zu ungenießbar und schwerfällig geschrieben, um ein klares Bild von ihren Leistungen zu geben, oder man fertigte sie, wenigstens Pufendorf, Thomassius und Wolff, mit ein paar nichtsagenden, ihre Verdienste verkleinernden und in ein schiefes Licht stellenden Nebensarten ab. Göttnert weiß aber gerade das Charakteristische, das, worauf es bei Beurtheilung dieser Männer besonders ankommt, mit großer Umsicht hervorzuheben, die verschiedenen Theile des Lebensbildes geschmackvoll zu arrangiren und zu einem Ganzen zu verbinden, und er thut dies immer in einer klaren, präcisen, keine Dunkelheit übrig lassenden Stil- und Darstellungsweise, in der übrigens neben den Vorzügen auch die Schwächen und Mängel der Geschilderten zu Tage treten. Auch für die eingefügten bezeichnenden Auszüge aus ihren jetzt so wenig mehr gelesenen Schriften kann man dem Verfasser nur dankbar sein, und wir können uns hier nicht enthalten, einem längern Citat aus einer der Thomassius'schen Schriften folgende, zum Theil leider auch auf die gegenwärtigen Zustände noch anwendbare Worte zu entlehnen:

Wo die Gelahrtheit als ein geschlossenes Handwerk tractirt wird, da keiner eine Kunst treiben darf, wo er das Meisterrecht nicht theuer erkaufte hat, oder eines Meisters Sohn ist, oder eines Meisters Tochter geheirathet hat, oder wo man mit dem Verstande Monopolia anstellt und es als ein absonderlich Privilegium ausbitteln muß, mit den von Gott verliehenen Gaben seinem Nächsten zu dienen, ja wo man endlich gute Angenia, die die gemeinen Irrthümer entdecken, und die unterdrückte oder versteckte Wahrheit hervorbringen suchen, mit Gefängniß oder wol gar mit Feuer und Schwert zu verfolgen sich anlegen lassen, da kann gewiß Wahrheit und folglich auch Tugend, die keine andere Mutter als die wahre Weisheit hat, ihre Zweige nicht weit ausbreiten. Wo man aber im Gegentheil einen jeden, der etwas dem gemeinen Wesen Nützlichs erfindet, ich will nicht sagen, kostbar beschenkt, sondern ihm nur die Freiheit vergönt und ihn wider alle Verfolgungen in nachdrücklichen Schutz nimmt, so darf man sich wiederum nicht wundern, wenn man sieht, daß

ausgezeichnet beschäftigt hat, über den „Schönheitsfuss“ u. s. w. Der „Simplicissimus“ rechnet der Verfasser zu den „schätzbarsten Beiträge zum Verständnis unserer Literatur“, und mit Recht; denn er gehört zu den kulturhistorischen Quellen jener Zeit. Durch dieses kleine Beispiel sollten sich diejenigen, welche auf dem Roman immer nur mit Verachtung herabschauen, belehren lassen, daß ein gutes Sittengeschichtliches Roman von großem bleibendem Werthe sein könne. Noch folgenden brachten wir eine Bemerkung Götner's mit einbringen zu lassen:

Die Auffassung so wichtig und segensreich, wurde den naturwissenschaftlichen und Ursprünglichkeit der Empfindung zu nicht verdrängt. Waco hat gesagt, die halbe Philosophie führe von Gott ab, die ganze führe zu Gott zurück. Wahrer und tieferer kann gesagt werden, die halbe Bildung zerstört die Reue des Geistes und Denkens, die ganze Bildung verjüngt, läutert und regt sie.

Größeres Interesse, noch als der vorliegende Theil, in welchem vorgedachten auch einige sehr trockene Materien behandelt werden müssen, versprechen die folgenden beiden Bücher oben. Wände, von denen der zweite das Streben und Wirken des deutschen Nationalismus und der Popularphilosophie, und das Werden und Aufblühen der Dichtung und Kunst in Klopstock, Wieland, Lessing und Wielandmann, der dritte die Zeit Kant's, Goethe's, Schiller's u. s. w. behandeln werden.

Otto Roquette schreibt seine noch nicht vollendete „Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Denkmalen bis auf die neueste Zeit“ (Nr. 2) in der Absicht, nicht sowohl der Gelehrsamkeit zu dienen, als vielmehr dem gebildeten Laien entgegenzukommen, indem es von dem Streben ausgeht, in ansprechender, allgemeiner, faßlicher Form eine Uebersicht der innern und äußern Entwicklung der deutschen Dichtung zu geben, und ihm die hauptsächlichsten Denkmäler derselben näher zu rücken. Die Darstellung werde, wie weiter bemerkt, es sich vorzugsweise zur Aufgabe machen, die Hauptgruppen in das gehörige Licht zu setzen und den innern Gehalt, bestimmten Culturepochen in ihnen zu concentriren. Es sei daher als notwendig ersichtlich, bei Werken aus entlegenen Zeiten den Leser vornehmungslos mit dem Inhalt bekannt zu machen, und aus dem Erzählten den Gedankengehalt zu entwickeln. Es dürfe ferner neben dem Wunsche, durch das Buch dem Leser für das ewig Schöne und Wahre, was das deutsche Volk in der Vorzeit geleistet, zu gewinnen, auch die Hoffnung ausgesprochen, daß sich das Buch auch zum Schulunterricht für Schulen, sowohl für den Lehren, als für den Lernenden, eignen werde.

Der Verfasser berechnet, also sein Werk vorzugsweise für den gebildeten Laien und den Gebrauch in Schulen, und diesem beschreibenden Ausdrücken dürfte es denn auch im wesentlichen genügen, namentlich in Bezug auf die ältere Periode. Hier ist ihm Urtheil am unersparlichsten, und die ausführlichsten Inhaltsangaben der größten Dichtungen, mit denen er seine Darstellung beginnt, dürften allen demerksamen Lesern willkommen sein, welchen es an der nöthigen Kenntniß der älteren Dichtung fehlt; diese Dichtungen im

Urtext zu lesen, aber die nicht Zeit und Lust genug haben, von dem davon vielleicht bestehenden Modernisiren gen Kenntniß zu nehmen. Freilich bieten solche Inhaltsangaben, diese bloßen Skizzen des ganzen Reichthums, im Grunde kaum einen genügenden Ersatz für die Dichtungen selbst, als Beschreibungen für den Gemüthe, das man zu sehen nicht Gelegenheit hatte. Darstellung und Stil sind nicht im grämlichen Regener, noch im gravitätischen Kathedertone gehalten, sondern leicht, strömend und angenehm; doch haben die Sätze nicht die Prägung wie bei Götner, vielleicht besonders daraus, weil das Urtheil nicht immer so wie bei diesem genau durchdringt und abgemessen und daher auch im Ausdruck weniger präcis ist, oder auch weil das Werk nicht wie das Götner'sche von einer Grundanschauung und Grundtendenz getragen wird, die dann plastisch bildend auch auf jeden einzelnen Gedanken und dessen Formulierung zurückzuwirken pflegt. Im Fortgang des Werks fehlt es nicht an Spuren von Flüchtigkeit, doch trifft man auch auf Partien, welche eingehendere Studien verrathen und sogar trefflich genannt werden können, obgleich nur geringer von neuen Forschungen und neuen originellen Combinationen wol weniger, die Rede sein kann.

Hier und da erlaubt sich der Verfasser anderer Ansicht zu sein, als die meisten Literaturhistoriker vor ihm. So z. B., und wie es uns scheint mit großem Recht, in Bezug auf die poetischen Werke Fischer's. Er erkennt zwar dessen Vorzüge gebührend an, aber er behauptet sehr richtig, daß seine Sprachform gerade in denjenigen Schriften, die als seine Meisterwerke bezeichnet wurden, das „Verwidelte, Barocke und Ungeheuerliche“ sei, „was in deutscher Sprache existirt“; er tadelt an seiner Komik den „abstoßendsten Ungeheuer und Synismus des Ausdrucks“, er findet, daß sein Humor nicht aus den Tiefen des Gemüths herkomme und daß seine Dürbheit sich überall in „Unflätern“ verliere, „bei welchen der Witz einer nackten untertänigen Trivialität Platz macht“ u. s. w. Dagegen denkt er über die Literatur des 17. Jahrhunderts in der alten herkömmlichen Weise; sie bietet nach ihm eine so „traurige Dede und poetische Unfruchtbarkeit, daß man sie nicht anders als unter dem Namen des tiefsten Verfalls beklagen kann“. Im Widerspruch mit diesem allgemein abfälligen Urtheil fühlt er sich aber doch gezwungen, Werther, Linné und Hemming, den er das „größte Lyriker der Zeit“ nennt, und einzelne Gedichte anderer sehr hoch zu stellen; er nennt Simon Dach's Gedicht von der Freundschaft ein Gedicht, „das durch Innigkeit, Gefühlswärme und Schönheit des Ausdrucks zu den köstlichsten Werken aller Dichtung gehört“, Andreas Gryphius' Spiel „Die geliebte Dorotea“ nennt er „ganz einzig in seiner Art“ u. s. w. Von Max Müllers Dichtungen denkt er freilich sehr gering, er ist der Ansicht, daß man in unsern Tagen in Schulen und in Büchern einen Vorzug nicht mehr verzeihen sollte, der seinen Ruhm dahin hat. Vom Standpunkt unserer Zeit mag dies richtig sein, aber nicht ebenso vom historischen, an dem sich der Literaturhistoriker vorzugsweise zu halten hat.

Es scheint aber bei unsern Literaturgeschichtschreibern überhaupt Brauch geworden zu sein, diesen historisch objectiven Standpunkt von Zeit zu Zeit zu verlassen, um an irgendeinem Dichter und Autor, den man willkürlich herausgreift, wie an einem Bräutigam ein Exempel zu statuiren. So verfährt der Verfasser später mit Gleim. Selbst dessen „Kriegslieder eines preussischen Grenadiers“, denen sogar Goethe, Lessing und Herder eine hohe Stellung in der deutschen Literatur anweisen, läßt er nicht gelten. „Wie anders“, ruft er aus, „schlugen im Anfang unsers Jahrhunderts Theodor Körner's Lieder ein, die zum Theil im Felde selbst gedichtet, naiv, von der Eingebung des Moments und der Situation ausgehend, volksthümlich für alle Zeit wurden.“ Der Verfasser scheint nicht zu wissen, daß Gleim allerdings mit zu Felde gewesen war, und zwar als Secretär und Begleiter des Prinzen Wilhelm, daß er im Feldzuge von 1744 auf dem Weißen Berge vor Prag seinem Kleist in einem Brattiegel eine Suppe kochte und daß er dem Prinzen Wilhelm dicht zur Seite stand, als dieser von einer sechsstündigen Kanonenkugel getroffen todt niedersank. Gleim hatte also, den Kanonen Prags so nahe, „daß man sie zählen konnte“, Pulver gerochen, und daher ein Recht, Kriegslieder zu singen. Es ist wahr, Trivialitäten und Ländeleien mannichfacher Art sind in Gleim's Dichtungen, außer diesen Kriegsliedern und dem „Halleluiah“, fast überwiegend, aber biederer, rechtlicher, wohlwollender Sinn, inniges Freundschaftsgefühl und muthiges Einsehen für Humanität und Toleranz (wie in der Satire „Die Schäferwelt“) sind doch auch des Lobes werth und manche seiner kleinern Liedchen, wie die mit dem Anfange „Den flüchtigen Tagen wehrt keine Gewalt“, „Rosen pflücke, Rosen blühn“, „Die Blume blühet und verblüht zu ihres Schöpfers Ruhme“ u. s. w. sind noch heutzutage unvergessen.

Aber der Verfasser geht noch weiter, er setzt auch Gleim als Menschen herunter und mäktelt an seinem Wohlthätigkeitssinn, der nach Goethe bei Gleim eine wahre Passion war, und an seinem Freundschaftsgefühl. „Daß er G. Jacobi, die Karssin, Klamer-Schmidt, den jungen Michaelis u. a. unterstützte“, sagt der Verfasser, „wird man doch nicht eine Förderung der Literatur nennen können.“ Warum bemerkt der Verfasser hier nur „und andere“? Warum nennt er nicht auch die Namen größerer Dichter und Autoren, welche von Gleim und zwar oft sehr reichlich unterstützt, ja zuweilen vom drohenden Untergang gerettet wurden: Bürger, Heinse, Voß, Senne, Jean Paul? Was er seinem Freunde Herder gewesen ist, hätte der Verfasser aus dem von Dünker herausgegebenen Gleim-Herder'schen Briefwechsel erfahren können. Sein Biograph Körte nennt ihn einen „wahren Proteus im Wohlthun“ und bemerkt: in Halle sei kein armer Student gewesen, der sich nicht an Gleim gewandt hätte. Und dabei schenkte er am liebsten anonym, und viele, die er unterstützte, haben erst nach Gleim's Tode den Namen ihres Wohlthäters erfahren. Selbst der so scharf urtheilende Schiller schrieb über Gleim an Körner: „Von allen unsern berühmten Männern aus seiner Klasse mag er

den wohlwollendsten Charakter haben und der wirksamsten Freundschaft fähig sein.“ Endlich verweisen wir den Verfasser noch auf das schöne Ehrenbandel, welches Goethe bei einem Besuche Halberstadts im Jahre 1805 Gleim, dieser personificirten Schiller-Stiftung seiner Zeit, wie man ihn wol nennen könnte, in seinen „Tag- und Jahresheften“ errichtet hat. In der That, wir begreifen diese jetzt gäng und gebe gewordene Mäkelei an Gleim's Freundschaftsdiensten und edelmüthigen Handlungen nicht, insofern wir nicht annehmen müssen, daß in Deutschland, oder wenigstens unter dessen Autoren, der Sinn für Freundschaft, Wohlthätigkeit und Edelmuth überhaupt ausgestorben sei.

Der erste Band des Werks reicht von den ältesten Zeiten bis zu J. Chr. Günther, über den bekanntlich Roquette bereits früher eine eigene Schrift herausgegeben hat, und die uns weiter noch vorliegende Abtheilung des zweiten Bandes bis zu Lessing und Herder. Wenn wir auch in so manchen Einzelheiten mit dem Verfasser nicht übereinstimmen können, so glauben wir doch auch, daß er, wie in einem englischen Blatte bemerkt war, mit diesem Werke ein „useful book, well written and trustworthy“ geschrieben habe. Jedenfalls ist Roquette ein Mann von Geschmack und beweglichem Geiste. Nur freilich glaube man nicht, daß jemand, der es unternimmt, eine so umfangreiche Geschichte der deutschen Literatur von der ältesten Zeit bis auf unsere Tage zu schreiben, alle Bücher, die er beurtheilt, gelesen habe. Wir halten dies für rein unmöglich; als alter Praktikus wissen wir, wie viele oder vielmehr wie wenige Bücher man täglich lesen, d. h. so lesen kann, um ein sicheres, erschöpfendes, auf Autopsie beruhendes Urtheil darüber abzugeben. Gibt es doch einzelne Dichter und Autoren, die, wenn man sie nach allen Richtungen und in allen ihren Schriften gründlich charakterisiren will, allein ein Studium von fünf, zehn und mehr Jahren erfordern. Etwas anders verhält es sich, wenn man nur einen bestimmten Zeitabschnitt in sehr bestimmter Richtung behandelt wie Fettner; dann läßt sich der ungeheure Lesestoff schon eher bewältigen.

Von Karl Goedeke's „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen“ (Nr. 3) liegt uns des dritten Bandes erstes Heft vor, welches im allgemeinen gesprochen die Romantiker und ihre Zeit behandelt. Ueber den bewundernswerthen Fleiß und den Spürsinn, womit der Verfasser auch dieses Heft aus den Quellen zusammengetragen hat, und über den großen literarhistorischen Werth des Buchs überhaupt wäre es überflüssig, noch etwas zu bemerken. Den Koryphäen der romantischen Schule: Gebrüder Schlegel, Novalis, Arnim, Brentano, Zacharias Werner, H. von Kleist, Fouquet, Chamisso u. s. w., schließen sich in langem Zuge die zahllosen Dramen- und Romanfabrikanten jener Periode an, nicht zu vergessen jene ehrwürdigen Herren Landprediger, welche es nicht unter ihrer Amtswürde hielten, Ritter-, Räuber- und Gespensterromane voll Sinnlichkeit und „athletischer Kraftäußerung“ zu schreiben. Es ist dies wol die erbärmlichste Literatur, welche je einer sich gebildet nennenden Nation

zur Schande gereicht hat. Diese Kapitel riefen sehr nach Eerblichkeit und rufen auch unsern jetzigen Roman- und Dramenfabrikanten der gewöhnlichen Sorte ein schauerliches memento mori zu; Autoren, damals vielgenannt und wüthend gelesen, die Freude und der Stolz wie die Haupterwerbquelle der Leihbibliotheken, sind jetzt gänzlicher Vergessenheit anheimgefallen. Wunderliche Literaturlätze lernt man aus diesem Feste kennen, darunter Detlev Friedrich Viesfeld, welcher ein Heldengedicht in 20 Gesängen „Thuidon“ (Leipzig 1802 — 5) verfaßte, durch das er unsterblich und weltberühmt zu sein glaubte, und zwar in dem Grade, daß er, wenn ein ausgezeichnete Fremder Kiel, aber nicht ihn besuchte, zu sagen pflegte: „Der ist nun auch wieder hier gewesen, ohne den Verfasser des „Thuidon“ zu besuchen.“ Da ist ferner J. G. Chr. Vogel, der erst Arzt, dann Buchhändler war und als solcher 1836 in Potsdam starb. Er schrieb einen Roman „Georg Hermann“ und ist der Verfasser jenes berühmten Buchs „Goethe als Mensch und Schriftsteller. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Fr. Glover“, welches leider das Glück hatte, zwei Jahre nach seinem Erscheinen, im Jahre 1824 eine zweite Auflage zu erleben. Dieser Mensch handelte seit 1798 mit einer angeblich schmerzstillenden Zahntinctur und dann mit schlechten Büchern, und doch erdreistete er sich unter der Maske eines pseudonymen Engländer über Goethe als Mensch und Schriftsteller ein Verwerfungs-urtheil auszusprechen, welches sogar von vielen deutschen Barbaren mit Jubel begrüßt wurde.

Im übrigen dankt uns des Verfassers Urtheil über mehrere Romantiker, darunter Novalis, dessen Gedichte, und zwar nicht bloß seine religiösen, die der Verfasser allein hervorhebt, wir zu den schönsten Werken deutscher Poesie rechnen, Chamisso, Fouqué u. a., wie über die romantische Schule überhaupt, doch zu abfällig und einseitig und in dieser Form schneidender systematischer Polemik die Befugnisse des Verfassers eines bloßen Grundrisses fast überschreitend. Was man z. B. auch gegen Zacharias Werner mit Recht einwenden mag, so wußten wir doch keine geschichtliche Tragödie aus späterer Zeit zu nennen, welche seiner „Weiße der Kraft“, obschon die Dichtung einzelne Mängel haben mag, im ganzen an großer, wahrhaft historischer Auffassung gleichkäme. Gerade in jetziger Zeit dürfte des Verfassers schneidendes Urtheil über Varnhagen von besonderem Interesse sein. Nachdem er von diesem gelegentlich bemerkt, er habe durch seine Frau eine gewisse Bedeutung gewonnen und „über das Grab hinaus die eitle Rolle des rücksichtslosen Klüfters“ fortgesetzt, behauptet er in dem Varnhagen betreffenden Artikel: „In den letzten Jahren seines Lebens vorchte und lauerte er in den diplomatischen Kreisen, mit denen er immer in Verbindung geblieben war, aufmerksam nach Anekdoten und Standalgeschichten umher, die ragebuchartig aufzeichnete und zum Druck bestimmte, zu getreue Spiegel der fremden und der eigenen Eitelkeit.“ Dieses Urtheil ist offenbar zu hart; aber richtig ist es, daß Varnhagen auch in der Literatur die

etwas verstaubte Rolle eines Diplomaten spielte und dadurch, daß er alles und jedes unter dem Gesichtspunkte der „persönlichen Bezüge“ aufstellte, einer Richtung Vorschub leistete, welche der Kritik wie der Literatur überhaupt verderblich geworden ist. Schon Herder klagte, daß man in Deutschland zu wenig danach frage, was in einem Buche enthalten sei, und zu sehr danach, wer es geschrieben habe.

An Gödke's Grundriß reihen wir den in d. Bl. wol noch niemals erwähnten, jetzt bereits in neunter verbesserter Auflage erschienenen „Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur“ von J. W. Schaefer (Nr. 4). Von dem Verfasser des 1855 in zweiter Auflage erschienenen „Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur“ war nur ein zweckmäßiger, praktischer und solid gearbeiteter Grundriß zu erwarten, und daß der vorliegende bei aller Gedrängtheit dies ist, beweist dessen neunte Auflage deutlicher, als dies jede Kritik thun könnte.

Die beiden Schriften „Geschichte der deutschen Dichtung“ von Karl Dittrogge (Nr. 5) und das in zweiter Auflage erschienene „Lehrbuch der Geschichte der deutschen Nationalliteratur“ von W. Buchner (Nr. 6) veranlassen uns, über die für Schule und Haus bestimmten Literaturgeschichten einige allgemeine Bemerkungen vorausschicken, die vielleicht auch zum Theil auf die vorliegenden passen mögen. Reist oder ausschließlich ist diese Gattung Literaturgeschichte in pädagogische Hände gerathen, woraus sich so manche, ihnen fast allen gemeinsame, besondere Eigenschaften erklären lassen. Von den meisten derselben gilt wol, was A. Buchner jüngst im „Morgenblatt“ von den französischen „Cours de littérature“ bemerkt: „Sie scheinen sich mit einer rührenden Einstimmigkeit und immer ohne Quellenangabe abzusprechen.“ Sagt z. B. Dittrogge, um nur ein Beispiel zu geben, von Rabener's „Satiren“:

Sie lassen die Mängel in Staat und Kirche unberührt, vermeiden ängstlich, auf die Thorheiten der höhern Stände einzugehen, sondern verspotten, ohne persönliche Beziehungen zu nehmen, nur die sittlichen Gebrechen und Narheiten des trivialen Lebens der mittlern Schichten der Gesellschaft; rohe Landjuncker, bestechliche Richter, wuchernde Geizhähle, aufgeblasene Halbgelehrte, heirathslustige Frauen u. dgl. sind ihre Hauptträger —

so sagt Buchner im wesentlichen ganz übereinstimmend:

Sein zahmer Spott schlägt sich mit pedantischen Schulmeistern und Pfarrern, dummen Krautjunkern, mit Stugern und Kammerjungfern herum; seine Satiren sind Koft für den Mittelschlag der Leser; ihrer glatten wohlmeinenden Oberflächlichkeit dankten sie ihren Auf.

Woher beide dieses so ziemlich übereinstimmende Urtheil hergenommen haben, sind wir im Augenblick nachzuweisen nicht im Stande, obschon wir ganz ähnliche, fast buchstäblich

*) Wir bemerken hierbei, daß gegenwärtig auch Robert Rein's Literaturgeschichte in neuer und zwar der vierten Auflage lieferungsweise erscheint. Dieses verdienstvolle, verlässliche und an Material reiche Werk hat die Eigenschaft, daß fast das Beste desselben, vielleicht zwei Drittel oder drei Viertel der ganzen Masse, in den Noten unter dem laufenden Texte steht, und es ist dies eine Erscheinung, wie sie jetzt in ausländischen Büchern schwerlich mehr vorkommen dürfte.

ähnliche Urtheile über Rabener schon mehrfach gelesen zu haben uns erinnern. Die beste Quelle würde aber für beide ein anerkennendes Urtheil Goethe's über Rabener gewesen sein, auf das sich auch Götter beruft. Rabener's Bedeutung für seine Zeit ist nur aus dieser selbst zu erklären. Wenn wir solche dumme aufgeblasene Krautjunker, solche bedientenmäßige Hauslehrer, solche pedantische Schulmeister u. s. w., wie Rabener sie schildert, nicht mehr haben, so verdanken wir dies vielleicht gerade zuweilen der Wirkung, welche Rabener's Satiren in den weitesten Kreisen ausübten. Aber es schreibt immer einer von dem andern ab; keiner hat Zeit oder gibt sich Mühe, sich an die Quellen zu wenden. Wir erinnern uns z. B. nicht, in irgendeiner der vielen während der letzten Jahre erschienenen Literaturgeschichten auch nur eine Spur gefunden zu haben, die darauf hindeutete, daß auch nur einer dieser Herren Literaturgeschichtsschreiber die Biographie Ernst Schulze's, die wir selbst nach dessen Tagebüchern und Briefen zusammengestellt haben, gelesen hätte, ob schon man ihren Titel wol anführt; hätte man sie aber gelesen, so würden die biographischen Angaben und die Urtheile über Schulze's Charakter vielfach ganz anders lauten müssen.

Noch schlimmer verhält es sich in diesen Schlachthäusern der Literatur — denn Schlachthäusern gleichen sie in der That nicht selten — in Bezug auf mitlebende Autoren. Wer in der einen Literaturgeschichte, die vor 10 oder 20 Jahren erschien, nicht genannt ist, wird auch in allen folgenden nicht genannt, weil eben immer einer von dem andern abschreibt. Oder ein Autor hatte vielleicht im Jahre 1843 oder so herum ein Drama erscheinen lassen, welches, weil es zur Zeit einige Aufmerksamkeit erregte, in einer damaligen Literaturgeschichte mit erwähnt wurde; er hat aber seitdem die Laufbahn als dramatischer Dichter verlassen und sich auf ganz andern Gebieten mehr hervorgethan. In diesem Falle wird er sich in einer im Jahre 1863 erscheinenden Literaturgeschichte immer nur noch als dramatischer Dichter, von seiner spätern Thätigkeit auf andern Gebieten aber kein Wort erwähnt finden. Für manche scheint das „Conversations-Lexikon“ eine Hauptquelle zu sein, ob schon wir manchen Verfasser von Literaturgeschichten für den Schul- und Hausbedarf stark im Verdacht haben, daß er selbst dieses nicht nachschlug; welcher Autor nun in einer frühern Auflage nicht erwähnt war, aber in einer spätern Eingang fand, kommt trotzdem doch nicht in eine solche Literaturgeschichte, wenn deren Verfasser zufällig nur die frühere und nicht die spätere Auflage benutzte. Man vergesse auch nicht, daß die Verfasser solcher Literaturgeschichten oft an kleinen Orten und abgeschlossen von literarischen Hülfsmitteln, Journalen u. s. w. leben, und daher auf dem Gebiete der Literatur nicht genügend orientirt sein können. Hier noch eine Art Curiosum. Wir hatten vor Jahren einmal Gelegenheit, eine Literaturgeschichte dieser Art im Manuscript zu lesen, und notirten uns daraus einige Urtheile, die uns auffielen. Inzwischen war Gottschall's Geschichte der modernen deutschen Literatur ins

Leben getreten, und als jene Literaturgeschichte endlich gedruckt erschien, fanden wir die von uns aus dem Manuscript aufgemerkten Urtheile gänzlich geändert und die Gottschall'schen dafür substituirt. Manche Literaturgeschichtsschreiber scheinen freilich die Gottschall'sche, die allerdings als eine Hauptquelle zur Kenntniß der zeitgenössischen Literatur gelten kann, nicht einmal zu Rathe gezogen zu haben, ebenso wenig wie Ranke's „Geschichte der Literatur der Gegenwart“ oder W. Wibi's empfehlenswerthen „Kriticismus der deutschen Literaturgeschichte“ (zweite Auflage, 1860).

Ultrogge hat seine „Geschichte der deutschen Dichtung“ als ein „anspruchloses“ Buch den Frauen, die mit „freundlicher Nachsicht“ seinen Vorträgen über deutsche Poesie vier Winter hindurch zuhörten, gewidmet. Außer für die gebildete Frauentwelt ist es zunächst noch besonders für Schüler, auch Lehrer höherer Klassen bestimmt. Der Verfasser schreibt und gruppiert gewandt und klar, und da seine Anthologien literarhistorischen Charakters vielen Beifall gefunden zu haben scheinen, so wird vielleicht auch dieses Buch in die Kreise, für die es zunächst bestimmt ist, Eingang finden. Eine Bemerkung über Goethe theilen wir hier mit:

Sowenig aber auch Goethe in seinen Dichtungen sich unmittelbar theiligt an den politischen Fragen der Zeit, weshalb seine Gegner seinen Patriotismus haben verdächtigen wollen, so sehr gebührt ihm der Ruhm des nationalsten Dichters, wenn das so genannt werden muß, in dessen Werken sich ohne Ausnahme deutscher Geist und deutsches Gemüth aussprechen, und der die Pflichten gegen das Vaterland darin suchte, „daß jeder einzelne nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung die Bildung des Volks mehr, stärke und nach allen Seiten hin durch dasselbe verbreite, damit sein Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit er nicht vergage, sondern fähig bleibe zu jeder großen That, wenn der Tag des Ruhms anbreche“.

Wir theilen diese Stelle mit, nachdem wir gelesen haben, daß Karl Grün Goethe des „Verraths an der Menschheit“ beschuldigt und nachdem wir aus Ruge's naiven Gesandnissen erfahren haben, wie gemein sich ein Theil der burschenschaftlichen jeneser Jugend gegen Goethe benommen hat. Wenn eine höhnische böotische Jugend gegen einen Mann, welcher in seinen Werken stets die humansten Ideen ausgesprochen hat und von den wahrhaft Gebildeten aller Nationen bewundert wird, so alles Ansehen vergaß und so alle Rücksichten der Pietät beiseite setzte, so schändete sie damit sich selbst und nicht den großen Dichter.

Für die Brauchbarkeit des „Lehrbuch der Geschichte der deutschen Nationalliteratur“ von W. Buchner, welchem auch ein Abriss der deutschen Kunstgeschichte als Anhang beigegeben ist, scheint die zweite Auflage und für des Verfassers Bescheidenheit folgende Schlussbemerkung in der Vorrede zu sprechen:

Ich habe mir zum Gesetz gemacht, die Mängel, welche mir in den beim Unterricht benutzten Büchern bemerkt werden, jedesmal aufzuzeichnen; die Verfasser sind mir für solche Mittheilungen stets dankbar gewesen. So bin ich mir auch bewußt, daß diese Arbeit, so sehr sie mir am Herzen lag, mancherlei Irrthümer enthalten wird; es war nicht zu vermeiden, daß

unter andern in der Darstellung des Schriftlebens und der Kunst der Gegenwart auch trotz emsiger Bemühung manches Unrichtige sich einschlich, in der Aufzählung der Einzelschriften manche Lücke blieb. Darum richte ich schließlich an meine Amtsgenossen, welche dieses Buchs sich bedienen wollen, die bittende Bitte, mich auf Fehler, Unvollständigkeiten, Einseitigkeiten desselben freundlich aufmerksam zu machen.

Der Verfasser strebt offenbar nach möglichster Vollständigkeit; er nennt aus der neuern Literatur eine Menge Namen, darunter manche, die mit demselben Recht hätten weglassen können, als andere das Recht hatten, Aufnahme zu finden. Unter den Autoren, deren Namen sich dem Verfasser von selbst aufdrängen mußten und die wir in diesem Buche vermissen, befindet sich z. B. Wolfgang Menzel. Wir verkennen die Schwächen, Einseitigkeiten und zum Theil schädlichen Einflüsse dieses Mannes nicht; in unsern Augen ist er sogar, trotz seines zur Scham getragenen stinkenden Algorismus, ein frivoler Kritiker, wie jeder, der sein Urtheil nach den Eingebungen subjectiver Willkür, berechneter Schadenlust, persönlicher Animosität und einseitiger politischer und confessioneller Tendenz einrichtet und dabei in der Wahl der Mittel nicht immer sehr sauber ist. Aber für die moderne Literatur hat er doch oder hatte er vielmehr eine nicht gewöhnliche Bedeutung; er hat so und so viel Bände herausgegeben und seit mehr als dreißig Jahren ein Literaturblatt redigirt, welches früher wenigstens von großem Einfluß war. Aber die Journalisten, deren Vertreter ohnehin viel Mühe und bei Publikum wie Schriftstellern keinen entsprechenden Dank dafür haben, gehört auch zu den Factoren der Nationalliteratur, welche von unsern Literaturgeschichtschreibern ungebührlich vernachlässigt werden. Wir erinnern hier an ein beachtenswerthes Wort, welches wir vor einiger Zeit im „Cornhill magazine“ fanden: „Der Journalismus wird ohne Zweifel in allen künftigen Literaturgeschichten, soweit sie unsere Zeit behandeln werden, die erste oder doch eine der ersten Stellen einnehmen, denn er ist die charakteristischste unter allen ihren Hervorbringungen.“ Mögen sich dies unsere Literaturgeschichtschreiber der Zukunft gesagt sein lassen!

Hermann Marggraff.

Reisestizzen.

1. Gletscherfahrten in den Berner Alpen. Unternommen und geschildert von Abraham Roth. Mit einer Abbildung der Wetterhorngruppe. Berlin, Springer. 1861. Gr. 16. 22 1/2 Ngr.
2. Finsteraarhornfahrt. Von Abraham Roth. Mit einer Abbildung des Finsteraarhorns und einer Karte der Finsteraarhorngegend. Berlin, Springer. 1863. 8. 22 1/2 Ngr.

Beide Werke können als ein Ganzes betrachtet werden, wie uns schon die Titel anzeigen. In der ersten Schrift beschreibt der Verfasser seine Wanderung auf den Eisingelgletscher, Triffigletscher und auf das Sustenhorn und Wetterhorn. Dabei berührt er den Randergettscher, Blümlisalpgettscher, Steingletscher und noch viele andere Eis- und Schneeberge. Wie man aber in diesen Eis- und Schneeregionen herumklettern kann, wenn man nicht auf Jagdabenteuer ausgeht oder wissenschaftliche Zwecke verfolgt, wird vielen unerkärllich sein. Und doch gewähren uns jene gewaltigen Bergriesen eine wahrhaft erhabene Geistesstimmung,

und die vielen merkwürdigen und mannichfaltigen Formen nebst den großartigsten Ausichten versehen uns oft in Erstaunen! Wer dies selbst erlebt, wird des Verfassers poetische Schilderungen ganz erklärlich finden. Mit Seil und Beil bewaffnet, Alpenrosen und Gentian auf dem Hut und von einigen Führern begleitet, erkeimt der Verfasser die höchsten Berggipfel, sogar die Wetterhornspitze. Hören wir nun seine Schilderung: „Wir bestreiten den Blümlisalpgettscher und gelangen nun in das Allerheiligste der Schneeregion. In sanfter Abdachung steigt der Gletscher etwa drei Stunden an, vor dem Auge breitet sich ein unübersehbares Meer von Schnee, aus welchem die Sonne zahllose glitzernde Sternchen lockt und der ihre Strahlen wieder mit doppelter Schneide zurückwirft. Kein Felsen, kein Stein, kein Gestein, welches das tadellose Weiß dieses ungeheuern Lepidiums trübte. Jetzt, Wanderer, ist es Zeit, den Schleier über das Gesicht zu ziehen und die blaue Brille aufzusetzen, wenn dir die Haut und das Augenlicht lieb sind. Manches einer, der die Vorsicht versäumte, hat dafür mit halber Blindheit gebüßt. Fürchte nicht, daß dir darum die Aussicht entgehen werde; du wirst oft genug still stehen, mit mädchenhafter Neugier den Schleier und die Brille lüften und vergehen vor Entzücken. Dort im Westen, wo die beiden Bergketten aneinander zu stoßen scheinen, ist das Gaskerthal, das wir durchschritten; seine Sohle liegt aber bereits so tief, daß wir nichts mehr von ihr gewahren. An die Stelle des Thals ist der reichlich vom Schnee geschüttete Felsensattel des Balmhorns getreten, dessen zierlich weisse Spitze luftig in der Luft glänzt; und an das Balmhorn lehnt sich brüderlich, Schulter an Schulter, der Alts. Zwischen beiden hängen hochbeschnittene Gletscher herab, und ebenso dieselben der Gletscher des Balmhorns, über welchen man in das Kütschenthal gelangt. Dann rücken uns näher und näher das Schildhorn und Zathorn, welche die Südseite begrenzen und deren Kette sich ostwärts in den Petersgrat verliert, von unserm Standpunkt eine weitgewölbte Firnkapsel, die durch ihre unmittelbare Verschmelzung mit dem Blümlisalpgettscher die Großartigkeit des Schneemeeres verdoppelt. An der nördlichen Seite erheben sich das Dolbenhorn und die Blümlisalp, hier ebenso abschüssig und grau, wie sie auf der jenseitigen Abdachung breit und weiß zu Thal steigen. Gegen Osten endlich läuft das Schneemeer ins Firmament aus. Dieses sanket sich vom Horizonte so scharf ab, sein Blau ist so wunderbar tief und es wölbt sich so warm über alle Gipfel, daß du dich mitten in Eis und Schnee unter den Segen Italiens träumst. Alles, was wir sehen, ist Felsen, Schnee und Himmel; was dieser Welt an Farbe beschrieben, beschränkt sich auf die Tricolore Grau, Weiß und Blau; aber alles, alles ist aus dem Urquell des Lebens gefaßt, groß und glänzend, als wäre heute erst der siebente Tag der Schöpfung angebrochen, als blicke Gottes Auge selbst aus jener Sonne und brächten ihm ihre Strahlen zum ersten mal die frohe Kunde zurück: Siehe, es ist gut!“

Dieser wunderbare Zauber der Alpenwelt bewog den Verfasser später zu einer zweiten Wanderung, auf der er hauptsächlich die Finsteraarhorngegend besuchte und in dem zweiten Bändchen beschrieben hat. Darin theilt er uns auch die tiefpoetische Sage von der Jungfrau mit, welche sich der Berggeist zur Braut erkor. Am Abend aber des Hochzeittags hatte der Berggeist seine Braut auf ein weiches Lager von Flechten und Moosen gelegt und die duftigsten und farbigen Blumen um ihr Haupt gestreut, bis sie entschlummerte. Dann hob er sie in seine Arme und trug sie aufs neue zur Oberwelt empor. Wo die Felsen viele tausend Fuß steil abstürzen nach dem wüsten Roththal, und tiefer noch bis zum freundlichen Plateau von Lauterbrunnen stellte der Berggeist die süße Last hin. Der Hauch, der da seinem tiefausholenden Athem entströmte, drang in ihren Körper und belebte diesen mit dem unvergänglichen Zauber der Firne. Noch war die Maid bekleidet mit dem Gewand der Alpenkönigin, mit blendendem Firnschnee, aus dem unzählige diamantene Lichtfunken strahlten. Die letzten Falten des Gewandes berühren seitdem die grünen Matten der Wengernalp. Die schwarzen Lopase am weißen Arm sind granitne Felsen

geworden, die aus dem Metaphern lagen. Wo das Herz in ungetrübter Reinheit kloppte, hat der Verggeist den Kirnbäusen hervorgewölbt, den die Menschen das Schneehorn und das Silberhorn nennen und sie glänzen in gleicher unverwundlicher Reinheit weit in die Lande hinaus. Die ganze strahlende Verggehalt heißt selbst, zum Lob der Tugend und zum Preise der Schönheit, die Jungfrau; und wenn morgens aus den Alpen die Sonne aufsteigt und abends hinter dem Jura verschwindet, dann bietet der Verggeist seiner Geliebten den Morgen- und Abendkuss, und es flammen die Rubinen auf ihrer Stirn.

Schon aus diesen wenigen Skizzen erhellt man, daß beide Schriften als eine lesenswerthe Lectüre empfohlen werden können. Obgleich zu bedauern ist, daß der Verfasser gar keine naturwissenschaftlichen Beobachtungen gemacht hat, so sind beide Schriften doch hinreichend geeignet, als Führer in jenen Alpenregionen zu dienen.

3. Wanderungen und Skizzen. Von Karl Seifart. Hildesheim, Fische. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Leichte Lectüre, rührende Geschichten von treuer Liebe, die aber jetzt so selten ist als ehrliche Politik, auch Spußgeschichten und Teufelsgepenste sind der Hauptinhalt des vorliegenden Bändchens. Der Verfasser hat zwar eine sehr humane Tendenz, erzählt uns Schauer Geschichten aus den finstern barbarischen Jahrhunderten, um die Wohlthaten der Aufklärung heller leuchten zu lassen, aber sie sind fast alle zu unwichtig und gewähren kein spannendes Interesse. „Wanderungen“ möchte ich diese Gebilde nicht nennen, sondern „Phantasien“. Von Göttingen werden wir nach Halle versetzt, dann an den Rhein u. s. w. Dabei schreibt der Verfasser eine gute Prosa und donnert gewaltig gegen pfäffische Versinkerungssucht. Nachdem er viele von den Geistlichen heraufbeschworene Herenproceße erzählt, sagt er: „Wiederum, sehen wir, sind es die geistlichen Weister, die Hüter der ererbten Kultur, welche zu dem Härtesten rathen und die Stimme der Menschlichkeit mit einer bei den Haaren herbeigelegten Bibelstelle ertönen. Man sehe sich weiter um in der Geschichte der Entwicklung der Menschheit zur Humanität; wo irgendein neues Licht durchbrechen will, gleich sind die Hüter der verschabten Kultur mit ihren Löschhörnern da; wo Milde und Menschlichkeit gegen veraltete Barbarei in die Schranken treten, „sind auch wir!“ sagt der Großinquisitor. Als man anfing auf die Gefanzenlosigkeit und die Barbarei des Foltergebrauchs aufmerksam zu machen, predigten und schrieben Geistliche gegen die schlagpöppigen Neuerer und suchten fangs wie Pastor Hoemann in Gelle nach Bibelstellen, welche den Gebrauch der Folter sanctioniren sollten. Wo immer einmal ein Hüter der abgeordneten Kultur zusamenschauerte vor dem Mober, dem er ein Scheinleben einhauchen sollte, und mit schwimmen oder gar voranschwimmen wollte im Strome des neuen Culturlebens, gleich waren die gegen den Strom arbeitenden Haifische da, um ihn in den Grund und in den Schlamm zu zerren.“ Sehr wahr! Aber um so überraschender ist es, daß der Verfasser auch gegen die Philosophie, die einzige Begründerin der Aufklärung, polemisiert. Er gibt uns eine Charakteristik von Peter Feilner, und sagt dann nach dessen Aussprüche: „Die Leute haben keine Lust mehr am Denken!“ Peter Feilner hatte in seinem Sinne vollkommen recht. Hört man doch heute auch in Gelehrtenkreisen die Behauptung oft genug wiederholen, daß es mit dem Philosophiren aus sei, und der Einblick auf die immer leerer werdenden Hörsäle der gesuchten Philosophen muß uns überzeugen, daß es allerdings mit der Philosophie, welche man dort vorträgt, aus ist, d. h. daß sie keine Wirklichkeit und Wirksamkeit mehr hat, und zwar aus dem Grunde, weil sie nicht das wissenschaftliche Bewußtsein über die Bestrebungen unserer Zeit, sondern das einer vergangenen, abgethanen Zeit zur Darstellung bringt. Dies mag wol bei einigen Philosophieprofessoren der Fall sein, nur läßt sich der Ausspruch nicht auf alle anwenden. Freilich, wenn heutzutage sich noch einer als Kantianer, Fichtianer oder Hegelianer gerirt

und auf alle Lehrsätze seines Meisters schwört, so steht allerdings ein solcher Mann nicht auf der Bildungshöhe unserer Zeit, sondern lebt in einer vergangenen und überwindenen Weltanschauung. Aber Männer wie Trendelenburg, Fortlage u. a. sind darüber hinausgeschritten und haben gewisse psychologische Probleme viel tiefer ergründet, als die Philosophen der Vergangenheit. Ja selbst die Materialisten haben nicht nur durch ihre Regalien viele Lehrsätze klarer hingestellt, sondern auch durch Nachweis der physischen Einwirkungen auf das Geistesleben bewiesen, in welcher Wechselwirkung beide Erscheinungen stehen.

Schließlich bemerke ich noch, daß wahrscheinlich auch dieses Buch Freunde finden wird, aber vielleicht mehr auf dem Lande als in der Stadt. Wer beim Lesen nicht viel denken will und an Hexen- und Spußgeschichten Interesse findet, wird es nicht unbefriedigt aus der Hand legen. Des Verfassers Grundansicht spricht sich in folgenden Worten aus: „Die freie, von Aberglauben, Vorurtheil und kleinlichem Egoismus weniger als in rohen Zeiten gekörte Entwicklung des wahrhaften Menschlichen wird allgemach wenigstens annähernd ein goldenes Zeitalter dem Menschengeschlecht heraufführen, während das goldene Zeitalter der Vergangenheit nur in der Fabel zu suchen ist. Wir sagen annähernd, denn das Streben nach der Wahrheit ist eben die Wahrheit und die Bestimmung des Menschengeschlechts, und nur in dieser Bestimmung kann die größtmögliche Glückseligkeit oder das goldene Zeitalter erreicht werden; bis dahin wird freilich noch eine tausendjährige Culturarbeit ihre Thätigkeit rühig entwickeln müssen. Eine reine, goldklare Erkenntnis wird einst die Köpfe erleuchten, ein Geist so klar und rein, wie der reine Himmel, den die hinter dem blauen Gebirge verfunkenbe Sonne auf Oceanweite mit reinem blauen Gold belegt. Die Datschen haben die Bestimmung als die Hauptträger menschlicher Cultur allen Völkern voranzuleuchten und die Verbindungen der Völker und Cultur weiter zu verbreiten.“ 38.

Zur Geschichte des jungen Italien.

Die nationale Presse in Italien von 1828—60 und Die Kunst der Rebellen. Zwei Schriften von Piero Gironi. Aus dem Italienischen übersetzt und mit einem Vor- und Nachwort von Ludmilla Assing. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 24 Ngr.

Italien ist ein Königreich geworden. Viel fehlt freilich zu einem einigen Reiche. Nicht bloß, daß Rom noch nicht die Hauptstadt ist, daß Venedig sich noch unter österreichischer Herrschaft befindet, und daß Savoyen und Nizza abgetreten sind; lange Zeit wird darüber hingehen, bis sich die einzelnen Theile der Halbinsel wirklich als ein Ganzes fühlen. Was jeder verständige Mensch voraussetzen konnte, ist eingetroffen, daß es nämlich viel leichter ist, hier niederzulegen als aufzubauen. Und doch war selbst das Niederreißen so schwer. Wie lange haben nicht warme Patrioten durch Wort und That daran gearbeitet, daß der Name Italien etwas mehr wurde als ein geographischer Begriff! Wie viele Opfer sind nicht durch die Kugel oder den Strang hingerichtet oder in Gefängnissen verschmachtet! Ueber die Mittel, welche von den Leitern jener Bewegung in der Neuzeit angewandt wurden, über die Hindernisse, die sich ihnen entgegenstellten, über das wiederholte Mislingen und den eublichen Erfolg uns vollständigen Aufschluß zu geben, das ist der Zweck der hier vereinigten beiden Schriften, und zur Erreichung dieses Zwecks ist der Verfasser nicht bloß durch seine Stellung inmitten des Kampfes, sondern auch durch seine Wahrheitsliebe und seine klare Darstellungsgewisse vollkommen befähigt. Er verheißt es nicht, daß er einen Paralelschubpunkt einnimmt, er ist ein warmer Freund Mazzini's, und Mazzini ist noch immer ein Verbannter. Aber auch Garibaldi ist ein Freund Mazzini's und wird doch als der Nationalheld des jungen Italien betrachtet. Unter allen Umständen ist es für jeden, der für das einige Italien Theilnahme fühlt, und der eine gereinigte engere Verbin-

lung des deutschen und italienischen Volks für möglich und wünschenswerth hält, von Interesse, den Gang der Begebenheiten und der Anstrengungen zu verfolgen, welche Italien zu dem gemacht haben, was es jetzt ist, und in dieser Beziehung liefern uns beide Schriften ein vollständiges Material. Dem Vorwort zufolge bilden dieselben nur einen kleinen Theil eines großen Geschichtswerks, dessen Vollendung aber wegen des vor kurzem erfolgten Todes des Verfassers nicht zu erwarten steht. Denjenigen also, welche für Italien und namentlich auch für die unter den Kämpfern für dessen Einheit selbst bestehende Verschiedenheit der Ansichten Interesse fähig, werden das Erscheinen dieses höchst wichtigen Theils mit Anerkennung begrüßen.

Die erste Schrift sendet einen von Mazzini an dem Verleger gerichteten Brief über dies Werk voraus und behandelt dann den Ursprung, den Fortgang und die Folgen der nationalen italienischen Presse von dem Jahre 1828 an, in welchem Mazzini, damals 23 Jahre alt, im „*Indicatore Genovese*“ zu schreiben anfing, bis auf die neueste Zeit. Es versteht sich, daß die ersten Journale, die in dem Sinne des heutigen Italien zu schreiben wagten, vielen Verfolgungen ausgesetzt waren, daß sie oft zu erscheinen aufhörten, oft ihren Namen und den Ort ihrer Herausgabe wechselten, daß ihre Redacteurs, Mitarbeiter und Verleger mit Geld- und Gefängnißstrafen belegt wurden, daß man häufig zu ausländischen Pressen seine Zuflucht nehmen mußte; aber die Wirkung blieb, und die Theilnahme vergrößerte sich in eben dem Maße, als die Furcht der Mächtigen vor dieser geräuschlosen Agitation wuchs. Der Förderer und der Theilnehmer an diesem nationalen Unternehmen waren viele, keiner aber kann sich rühmen, mit größerer Uneigennützigkeit der Sache seines Vaterlandes trotz Verhaftung, Verurtheilung und Verbannung gehiebt zu haben, als Joseph Mazzini. Der Verfasser verschweigt oder verkleinert in keiner Weise die großen Verdienste der zahlreichen Mitarbeiter, allein es unterliegt keinem Zweifel, daß sie an Thätigkeit, Ausdauer und Geschäftlichkeit ausnahmslos von Mazzini weit übertroffen wurden. Inwiefern man seine Ansichten über die Zweckmäßigkeit der von ihm vorgeschlagenen Mittel zur Erreichung seines Ziels billigt, steht hier nicht in Frage, immer aber wird man ein Ziel, für welches Dante, Petrarca, Machiavelli ihr Leben einzusetzen bereit waren, welches seit jener Zeit niemals aufgehört hat in der Brust der ehrlichen Italiener zu glühen, ein hohes und erhabenes nennen, und dem seine Achtung nicht versagen, der für dies Ziel vor keinem Schicksal zurückbebt. Doch glaube man nicht, daß die vorliegende Schrift bloss eine Glorification Mazzini's beabsichtige oder enthalte. Der Werth und der Inhalt derselben besteht in dem Nachweis des Einflusses, den die Presse des jungen Italien, freiwillig nach ungemeiner Anstrengung und großen Opfern, auf die jetzige Gestaltung der Dinge gehabt hat.

Der Inhalt der zweiten Schrift läßt sich aus dem Titel nicht leicht errathen. Der Verfasser macht hier Mittheilungen über die bildlichen Darstellungen zur Erinnerung an die Kämpfer der nationalen Freiheit und an die Begebenheiten, die sich an diesen Kampf anreihen. Er schildert uns Gemälde, Büsten und Denkmäler und knüpft an dieselben die Erzählung ihrer zuweilen sonderbaren Schicksale gelegentlich auch eine pikante Anekdote aus der Geschichte der Verfolgungen Mazzini's. Fehlen konnte es freilich nicht, daß viele jugendliche Künstler des classischen Bodens sich für die Idee der Einheit und Freiheit ihres Vaterlandes begeisterten und ihr ganzes Talent aufboten, um die Erinnerung an jene Zeit und ihre Helden der Nachwelt zu überliefern. So mußte natürlich gerade in Italien die Zahl der Porträts, der Bildsäulen, der Schamnungen u. s. w. in ungemein großer Zahl und neben manchem Mittelmäßigen auch viel Treffliches entstehen, von dem sicherlich das Meiste einer künftigen Nachwelt erhalten werden wird.

In dem Nachwort meldet uns die Uebersetzerin den frühzeitigen Tod des Verfassers der gedachten Werke und widmet ihm einige warme Worte des Nachrufs, denen sie eine kurze Skizze seines Lebens hinzusetzt. Der Verstorbene war nach ihrem Aus-

druck „das Ideal eines Republikaners, ein Charakter von antiker Einfachheit und Größe, stets unwandelbar treu seinen Grundsätzen, mit Begeisterung allem Guten und Schönen hingegeben und unergründlich im Haß gegen das Böse“. Wir reden von ihm als Schriftsteller, und haben die Ueberzeugung, daß auch in der Folge niemand die Schrift über die nationale Presse in Italien wird entbehren können, der es unternimmt, eine Geschichte Italiens in der Periode von 1828—60 zu schreiben. 87.

Aus und über Lord Byron's Leben.

1. Lord Byron. Eine Biographie von Felix Oberly. Zweif. Theile. Leipzig, Hirzel. 1862. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.
2. Lord Byron's letzte Liebe. Eine biographische Novelle von Alexander Büchner. Zwei Bände. Leipzig, Thomas. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Auch wer es sich nicht durch theoretische Gründe oder durch einen eigenen Versuch klar gemacht hat, daß die Biographie keineswegs zu den leichten Gattungen der Literatur gehört, muß doch durch den äußern Umstand darauf hingewiesen werden, daß die ernste und echte Lebensbeschreibung gegenwärtig verhältnißmäßig wenig angebaut wird, während die neuentstandene Zwittergattung des biographischen Romans in den letzten Jahren sehr überhand genommen hat. Denn dieser biographische Roman erscheint durchaus als eine Umgehung der mit der geschichtlichen Lebensbeschreibung verknüpften Schwierigkeiten, sowohl von seiten des Verfassers, als auch von seiten der Leser. Hier wird die Erforschung und zweckmäßige Verknüpfung der Thatfachen, die eingehende Charakterisirung, der ernste, geschichtliche Stil und die Bewegung in festen, durch den Stoff gegebenen Grenzen möglichst umgangen und an ihre Stelle wird das leichte, an feinen gegebenen Stoff und seine Grenzen gebundene Spiel der Phantasie und die lockere, stilistische Form gesetzt, während zu gleicher Zeit vom Leser nur das geringstmögliche Maß von Aufmerksamkeit und Theilnahme gefordert wird. Es sollen nur seine leeren Stunden möglichst anstrengungslos und möglichst angenehm ausgefüllt werden. Die Unterhaltung wird als vornehmster Zweck obenan gestellt. Dadurch nimmt Verlachung bei Schriftstellern und Lesern zu, und wem es mit der Literatur Ernst ist, der kann unmöglich solche Uebstände der Zeit ungerügt hingehen lassen oder vertuschen wollen.

Zwar gehört von den zu besprechenden beiden Werken nur das zweite der bezeichneten Gattung an, allein auch das erste hat sich keineswegs auf die Höhe der echten Biographie zu stellen vermocht. Oberly ist bereits durch seine Biographie Walter Scott's bekannt, die seinen eigenen Worten zufolge „eine günstige Aufnahme im Publikum“ gefunden hat. Es kommt uns nicht in den Sinn, diese Angabe in Zweifel ziehen zu wollen. Die Thatfache beweist aber, daß die Kritiker dabei ebensovorsichtig zu Werke gegangen sind als die Leser, denn Oberly's Leben Scott's verdient eine solche günstige Aufnahme in keiner Weise. Es ist nichts als eine auszugeweihte Uebersetzung aus Lockhart's Memoiren seines Schwiegervaters ohne Benutzung anderer Quellen, wozu mit Hinzufügung einer nicht unbedeutenden Dosis von Nachlässigkeiten, Unrichtigkeiten und Versehen, welche beweist, daß des Verfassers Kenntniß sich ziemlich dicht unter der Oberfläche hält. Wir haben daher das neueste Werk des Verfassers nur mit großer Vorsicht in die Hand nehmen können, obwohl er zu demselben eingehendere und umfassendere Studien gemacht zu haben versichert, und es in der That eine freiere und selbständigere Behandlung des Stoffes nicht verkennen läßt. In der Hauptsache ist der Verfasser den von Moore herausgegebenen Briefen und Tagebüchern gefolgt, welche er oft wörtlich benutzt hat. Es ist hier natürlich unmöglich, eine eingehende Vergleichung anzustellen, allein um unsern Tadel nicht in der Luft schweben zu lassen, wollen wir beispielsweise wenigstens auf ein paar Punkte und näher einlassen. Es ist bekannt, daß Byron's Mutter, trotzdem daß Kapitän Byron sie nur als unverheirateten

geheirathet hatte, doch eine aufrichtige für ihn hegte. Zum Beweise dafür führt die Anecdote an, wie Mrs. Byron (damals im hildesburger Theater vom Spiel der isen wurde, daß sie in Krämpfe fiel und ad bezüglischen) Ausruf: „O, mein Byron, getragen wurde. Nun ist aber die Pointe Moore mit deutlichen Worten sagt, gerade zug, ehe Mrs. Gordon ihren nachmaligen e hatte — wie kann sie also zum Beweise angeführt werden? Bei Erwähnung der Lachtheit Byron's erinnert der Verfasser an Scott und vergleicht das verschiedene Verhalten der beiden Dichter hinsichtlich ihres Gebrechens; er übersieht dabei aber, daß Scott's Fuß nicht entkräftet war, daß er ihn daher nicht zu verbergen brauchte, während Byron einen Krampfsfuß hatte. Vom fünften Lord Byron erwähnt Chert (I, 28) eine andere Anecdote mit folgenden Worten: „Bei einer andern Gelegenheit erschossen und seine Leiche allein weiter zu fahren.“ tlich: „Bei einer andern Gelegenheit Ungehorsame gegen ann die Leiche zu seiner Frau während er, auf den Boden seines allbekannten Milch der frommer (I, 70) unter ausdrücklicher e fromme Milch der Mutter“ (S. 228) werden der Gräfin and gelegt, welche nach Moore m ungenannten Andern zu kommen.

Wir würden über derartige Flüchtigkeiten hinwegsehen, wenn uns der Verfasser auf andere Weise entschädigte. Allein namentlich seine Darstellung und Würdigung der poetischen Stellung Byron's läßt manches zu wünschen übrig. Der Verfasser erkennt in der Vorrede an, daß „bei Lord Byron (im Gegensatz zu Scott!) sein Leben und seine Schriften einander wechselseitig so sehr bedingen, daß ohne eine Betrachtung der Hauptwerke des Dichters auch sein Charakter und seine ganze Denkart nicht begreiflich werden und daß zu diesem Zwecke, nicht aber vom ästhetischen oder literarhistorischen Standpunkte aus, auch auf die Gebrüder Rücksicht genommen ist.“ Er fügt hinzu, daß seine Aufgabe war, „ein Lebensbild zu geben, nicht aber einen Beitrag zur Literaturgeschichte zu liefern“. Allein wenn wir auch die Berechtigung einer bloß äußeren Lebensbeschreibung zugestehen wollen, so ist sie doch gerade bei Dichtern, in denen das innere Leben das äußere überwiegt, am wenigsten an ihrer Stelle, und die Biographie eines so einflussreichen Dichters wie Byron muß unseres Urtheils unbedingt nicht nur sein Verhältniß zur englischen, sondern zur Poesie überhaupt zur Anschauung bringen. Ueber die durch Byron ins Deutsche gerufene Poesie des Welterschmerzes erfahren wir von Chert seine Silbe, ja, wenn wir recht gelesen haben, kommt der Ausdruck Welterschmerz in seinem Werke überhaupt nicht vor. Auf die Verwahrung der Vorrede, daß eine solche Darstellung nicht zur Aufgabe gehöre, können wir nur erwidern, daß sich der Verfasser seine Aufgabe zu leicht gemacht hat.

Alexander Büchner, der Verfasser von „Lord Byron's letzte Liebe“ (Nr. 2), befindet sich in einer Hinsicht mit Chert in gleicher Lage. Er hat sich gleichfalls durch ein früheres Werk seine Uebersetzung des „Childe Harold“ bekannt gemacht, welches vor den Anforderungen einer sorgfältigen und gründlichen Kritik ebenso wenig zu bestehen vermag als Chert's „Scott". Allerdings ist eine Uebersetzung des „Childe Harold“, wie Byron's überhaupt, eine so schwierige, ja fast unmöglichkeit Aufgabe, daß man sagen kann: Magna voluisse magnum. Um desto leichter erreichbares Ziel hat sich der Verfasser dafür bei seiner gegenwärtigen Arbeit gestellt. Byron's Leben und Leben ist an sich schon so novellistisch, daß nur wenig Phantasie und Ver-

schied dazu gehört, es zu einer wirklichen Novelle zu gestalten. In der That hat der Verfasser — und wir sagen das zu seinem Lobe — seine eigene That auf ein möglichst geringes Maß beschränkt und dagegen den vorhandenen biographischen Stoff fleißig verarbeitet und geschickt bannet. Nur entspricht das Buch seinem Titel gar zu wenig und hätte richtiger Byron's letzte Lebensjahre oder Byron in Italien genannt werden sollen. Im Gräfin Winzelli ist fast eine Nebenperson. Sogar noch der Verfasser in der Vorbemerkung selbst, daß er in Byron „mehr den merkwürdigen Mann, das Original, den Carbonaro, den Vahellenen, als den Verfasser bedeutender Werke darzustellen und den reichen und dankbaren Stoff, welchen die politischen Ereignisse Italiens und Griechenlands, die mit den letzten Lebensjahren seines Lebens zusammenfallen, darbieten, in einer entsprechenden Weise zu behandeln“ gesucht habe. Wir glauben dagegen nach dem Titel vielmehr eine Schilderung Byron's des Liebhabers zu Geliebten erwarten zu dürfen. Uebrigens ist die Darstellungsweise des Verfassers leicht und lebendig, nur sind die einzelnen Szenen fast zu lose aneinander gereiht und der sich hindurchziehende novellistische Faden ist zu dünn. Als einen merkwürdigen harten Druckfehler wollen wir es beiläufig erwähnen, daß der Name des Kapitäns Edwin durchgängig Wehmin gedruckt ist. Unser Haupttadel trifft jedoch nicht sowohl des Verfassers Darstellung, als vielmehr — wie wir im Längste andauernd gesagt haben — die Gattung, welcher dieselbe angehört. „Il est bon dans son genre, mais son genre ne nous plait pas.“ Gerade Byron's Leben bedarf keiner poetischen oder phantastischen Ausschmückung; es ist ebenso reich an Anziehungskraft für den Unterhaltungs suchenden Leser wie an Belehrung für den denkenden. In beiden Beziehungen, Unterhaltung und Belehrung, haben sowohl Chert als auch Büchner ihren Organismus keineswegs erschöpft und die Arena für spätere Nachfolger offen gelassen.

Notizen.

Zur deutschen Gründlichkeit.

Von dem Verfasser des in Nr. 18 d. Bl. und zum unter der Ueberschrift „Schnitzer deutscher Autoren und gelehrten Gesellschaften“ abgedruckten Artikels „Deutsche Gründlichkeit“ in Nr. 13 der „Süddeutschen Zeitung“ erhielten wir folgende Zuschrift: „Ihre Bemerkung in Nr. 18, S. 334 der „Blätter für literarische Unterhaltung“, daß es sich bei den Fehlern im Bibliothekverzeichnis der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien wol nur um „Mangel an Ueberwachung des Drucks“ handle, veranlaßt mich, hier die Belege zu meinem Urtheil anzufügen, welche die Redaction der „Süddeutschen Zeitung“ der Raumersparnis wegen gestrichen. Sie werden daraus erfahren, daß es sich allerdings um mehr als „Ueberwachung des Drucks“ handelt, daß vielmehr der Secretär der Gesellschaft in systematische Ordnung der Bücher denselben Händen anvertraut haben muß, welche dieser Aufgabe in keiner Weise gewachsen waren. Unter Amerika steht: „Van de Velde's Map of the holy land“; unter Asien: „Maolear, geography of the cape of Good Hope“; unter Afrika: „Schnitzler, l'Empire des Tzars“ (Rußland), und zur Uebersetzung auch einmal L. Zeller's „Wanderungen nach Palästina“. Als weiteres Beispiel deutscher Gründlichkeit möchte ich noch hinzufügen, daß durch unglückliche Blätter die Notiz ging, 1863 erschienen in Deutschland 215 nichtpolitische Zeitungen, davon 176 deutsche, 57 ungarische, 29 italienische u. s. w. Felix Meißner hat sich die paar Stunden Zeit genommen, welche es bedarf, um zu berechnen, daß schon 176 + 57 mehr als 215 ist, von den weiter angeführten in noch zehn Sprachen ganz zu schweigen.“ Soweit der Verfasser der auch von uns citirten Notiz in der „Süddeutschen Zeitung“. Wenn wir in der betreffenden Nummer d. Bl. bemerken, daß es Versehen gibt, die sich vielleicht damit entschuldigen lassen, daß auch das Gedächtniß seine schwachen Stunden hat, wo es uns einen fatalen Streich spielt, so wollen

wir damit doch keineswegs solche Schnitzer entschuldigt haben, die auf wirklicher Unkenntnis und auf einer dem Publikum gegenüber durch nichts zu rechtfertigenden leichtsinnigen Nachlässigkeit beruhen. Leider haben wir bereits von Ausländern, mit denen wir zu sprechen Gelegenheit hatten, die Klage vernommen müssen, daß sie vieles in deutschen Schriften hätten lesen und von politischen Rednern hätten anhören müssen, was sie an der allerbekanntesten deutschen Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit wie holländische Schärfe und Strenge irre mache. Es war aber wol immer so, daß auch der Deutsche, wenn er den speciellen Boden seiner Fachgelehrsamkeit verließ, strauchelte und unsicher wurde; nur schweifte er früher selten über die engen Grenzen des speciellen Fachs hinaus, in welchem er heimisch war.

A. M.

Ein Beitrag zur Biographie von Friedrich Thiersch.

Einen solchen Beitrag enthalten die „Protestantischen Monatsblätter“ von Selzer (1862, August, November und December) in den Mittheilungen, die sie nach Briefen von Thiersch und an Thiersch aus seinem Leben bringen. Sie theilen zugleich eine Auswahl dieser Briefe selbst mit, und gewähren theils zur Charakteristik des Mannes, theils zur Kenntniss seiner Zeit ebenso interessante als wichtige Aufschlüsse. Die Mittheilungen umfassen drei Abschnitte: „Die Zeit der französischen Herrschaft und der Befreiungskriege“, „Thiersch's Wirksamkeit für die Wissenschaft, das Unterrichtswesen und die Sache der Griechen in den Jahren 1816—31“ und „Thiersch's Reise nach Griechenland in den Jahren 1831 und 1832 und ihre Ergebnisse“. Besonders die aus Griechenland während seines dortigen Aufenthalts 1831 und 1832 geschriebenen Briefe haben ein historisch-politisches Interesse, das für die Geschichte nicht ruhen lassen darf, aber auch zu seiner eignen Charakteristik mancherlei Anecdote darbietet und über die von verschiedenen Seiten angegriffene und verurtheilte Stellung vielfach aufklärt, die Thiersch in den Jahren 1831 und 1832 in Griechenland einnahm. Die aus guter Quelle entlehnten Mittheilungen und die Briefe kommen zugleich dem Tagesinteresse entgegen und sind außerdem eine Rechtfertigung, auf die Friedrich Thiersch noch jetzt Anspruch hat und welche zum Theil in den Thatfachen selbst offen vorliegt. Wir machen hier um so mehr darauf aufmerksam, als dieser Beitrag, der auch nicht geringen literarischen Werth hat, möglicherweise die Beachtung nicht findet, die er verdient. Auch darf er wol als ein Vorläufer der Biographie des vielfach ausgezeichneten Mannes und seines Briefwechsels angesehen werden, worauf bereits vor Jahresfrist Hoffnung gemacht ward.

17.

Die Doppelhehe des Grafen von Gleichen.

Die romantische Sage von der Doppelhehe des Grafen von Gleichen hat in unserer Literatur Bedeutung erlangt. Häufig dient sie Dichtern und Erzählern zum Stoffe, namentlich wurde sie mit Vorliebe zu Opernlibretti benutzt. Durch Musmann's anmuthige Erzählung scheint die Sage ihre weiteste Verbreitung gefunden zu haben. In dem kürzlich erschienenen dritten Hefte des „Archiv für die sächsische Geschichte“, welches wieder mehr als das vorausgegangene zweite befrichtigt, hat der bekannte hiesige Geschichts- und Alterthumsforscher L. F. Hesse in Rudolstadt jene Sage von dem zweifelhafteigen Grafen von Gleichen zum ersten male einer genauen kritischen Untersuchung unterworfen, und er gelangt zu dem Resultate, daß die Sage eines historischen Grundes entbehre. Ohne Zweifel hat hauptsächlich der erfurter Grabstein, welcher einen Grafen von Gleichen mit seinen beiden Frauen darstellt, die Sage veranlaßt, denn sich hier einmal wieder die historische Kritik bewährt, weil die der dachtenden Volkserzählung in leeres Nichts auflösen, so geschieht dadurch der Sage an sich kein Eintrag. Die Tell-Sage, Winkelried-Sage bleiben nach wie vor bestehen, denn auch die Wissenschaft ihre historische Berechtigung bestreitet.

Hesse's Untersuchung zeichnet sich durch Gelehrsamkeit und Scharfsinn aus und verdient von allen beachtet zu werden, die sich für Sage und Geschichte interessieren.

68.

Bibliographie.

Dröse, A., Pädagogische Charakterbilder. Geschichte der Pädagogik und ihrer vornehmsten Vertreter in den vier letzten Jahrhunderten. Langensalza, Greßler. 8. 15 Ngr.

Gescher, G., Handbuch der praktischen Politik. 1ter Band. 1ste Abtheilung. Leipzig, Engelmann. 8. 1 Thlr. 22 1/2 Ngr.

Geffellen, M. F., Zur Geschichte der Kriege zwischen den Römern und Deutschen in den Jahren 11 vor, bis 16 nach dem Beginn unserer Zeitrechnung. Eine Abhandlung, worin besonders der Inhalt neuerer Werke über diesen Gegenstand besprochen wird. Mit Abbildungen gefundener Antiquitäten auf 1 Tafel. Hamm, Grote. 1862. Gr. 8. 18 Ngr.

Der Feldzug von 1859 in Italien, bearbeitet von einem preussischen Offizier. 1ster Theil. Thorn, Lambeck. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Jacobi, B., Hannover's Theilnahme an der deutschen Erhebung im Frühjahr 1813 mit besonderer Rücksicht auf die Truppenformationen an der Elbe. Mit 2 Terrainezeichnungen. Hannover, Helwing. Gr. 8. 28 Ngr.

Oesterreichisches historisches Jahrbuch. 1ter Jahrgang. Mit dem Porträt des k. k. Staatsministers A. Ritter von Schmerling. Prag, Bellmann. 8. 24 Ngr.

Janssen, J., Frankfurts Reichs-correspondenz nebst andern verwandten Aktenstücken von 1376—1519. 1ster Band. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 3 Thlr.

Kuhn, A., Die Idee des Schönen in ihrer Entwicklung bei den Alten bis in unsere Tage. Vorträge an die Künstler. Berlin, v. Warendorf. Gr. 8. 15 Ngr.

Johann Gottlieb Fichte. Lichtstrahlen aus seinen Werken und Briefen nebst einem Lebensabriss. Von Eduard Fichte. Mit Beiträgen von Immanuel Hermann Fichte. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Meier, M., Emilie. Drei Gespräche über Wahrheit, Güte und Schönheit. Stuttgart, Bruckmann. 8. 22 1/2 Ngr.

Kemmersdorf, F. von, Moderne Gesellschaft. Roman in zwölf Büchern. Vier Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Thlr.

Replik und Duplik zu dem alten Streit über die Willensfreiheit. Ein ergänzendes Anhang zu der Schrift: „Ein Ergebnis aus der Kritik der Kantischen Freiheitslehre.“ Leipzig, Brockhaus. 8. 12 Ngr.

Schwarz, Marie Sophie, Wilhelm Stjernkrone. Ober: Ist der Charakter des Menschen ein Schicksal? Eine Erzählung. Aus dem Schwedischen von A. Krepshmar. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Erinnerungen an die Schlacht von Groß-Görschen. Zum Gedenktage beim Ablauf des ersten halben Jahrhunderts. Leipzig, Webel. Gr. 8. 3 Ngr.

Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen. Nebst dem Erkenntnis des Ober-Appellations-Senats des Kammergerichts in der wider den Dr. Johann Jacoby geführten Untersuchung. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

Duvrier, J., Die politische Oligarchie in der Arbeiterfrage. Berlin, Ved. Gr. 8. 3 Ngr.

Sauppe, G., Dionysios und Aristoteles. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 6 Ngr.

Spiegel, B., Der kirchliche Streit des Pastors Gutze in der Stadt Donauwörth. Geschichtlich beleuchtet. Leipzig, Dredt. Gr. 8. 5 Ngr.

Wackernagel, B., Offener Brief eines Urwälders an den Herrn Ferdinand Laßalle. Überfeld, Bader. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Forst- und Jagdwissenschaft.

Winckell, George Franz **Niedrich** aus dem. Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Dritte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von Johann Jakob von Eschsch. Mit Holzschnitten und einer lithographirten Tafel. Zwei Bände. 8. Geh. 6 Thlr. Geb. 6 Thlr. 20 Ngr.

Jesler, Friedrich Ernst. Die kleine Jagd. Zum Gebrauche angehender Jäger und Jagdliebhaber. Merle Auflage, bearbeitet und herausgegeben von G. F. E. Freiherrn von Berg. Mit Lithographien und Holzschnitten. Zwei Bände. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

ypso-pädie.
Binkelmesser
er und Forst-
knifer, Band-
c. 8. Geh.

Taschenbuch für Forstwirthe und Holzhändler. Ein populäres Handbuch der Holz- und Baummessung und Schätzung. Nebst Geschäftskalender und Baumböhenmesser. Mit 62 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

(Für Oesterreich ist von diesem Werke eine besondere Ausgabe zu gleichem Preise erschienen.)

d'Alquen, Franz Ludwig Hermann. Vollständiges Handbuch der feineren Angelfischerei. Nach den besten Quellen und eigenen Erfahrungen bearbeitet. Mit 122 Figuren in Holzschnitt und einer lithographirten Tafel. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Cart. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dogl, Karl. Die künstliche Fischzucht. Mit 59 Abbildungen in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen.

Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten.

Herausgegeben von **Friedrich Bülow**.

Zweite wohlfeile Auflage. In zwölf Bänden zu 1 Thlr.

Die fortbauende lebhafteste Nachfrage nach Bülow's interessantem Sammelwerk hat eine zweite Auflage desselben nöthig gemacht, deren Preis die Verlagshandlung gegen den der ersten um mehr als die Hälfte billiger stellte, auf 1 Thlr. für den Band von durchschnittlich 30 Bogen (gegen 2 1/2 Thlr. der ersten Auflage). Alle zwei Monate erfolgt die Ausgabe eines Bandes. Das bereits Erschienene ist in allen Buchhandlungen vorrätig, wo auch Unterzeichnungen angenommen werden.

Für Bibliotheken, Historiker, Genealogen, Publicisten sowie für Freunde der Geschichte und Biographie wird diese allmählich erscheinende neue wohlfeile Auflage des werthvollen Werks gewiß eine willkommenere Erscheinung sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Charaktere aus Goethe's und Schiller's Werken.

Goethe-Galerie.

Fünfzig Blätter in Stahlstich
in 10 Lieferungen
zu 1 Thlr. 10 Ngr.

Schiller-Galerie.

Fünfzig Blätter in Stahlstich
in 10 Lieferungen
zu 1 Thlr. 10 Ngr.

Gezeichnet von

Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg.

Mit Erläuterungen von **Friedrich Pecht**.

Die beiden echt deutschen Prachtwerke, in jeder Beziehung allgemeiner Verbreitung werth, sind in Lieferungen zu 1 Thlr. 10 Ngr. (die „Schiller-Galerie“ auch complet zu 13 Thlr. 10 Ngr., in Leinwandband zu 15 Thlr. 10 Ngr., in Lederband 16 Thlr. 20 Ngr., Prachtausgabe in Folio 24 Thlr., geb. 30 Thlr.) durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen.

Im Verlage von **J. A. Schöffer's** Buch- und Kunsthandlung in Augsburg ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das deutsche Singspiel von seinen ersten Anfängen

bis

auf die neueste Zeit

dargestellt von

S. R. Schletterer.

Gr. 8. Eleg. brosch. Preis 3 Rl. 30 Kr. rhein., oder 2 Thlr.

Das vorliegende Werk, in welchem zum ersten male ein wichtiger Abschnitt unserer Literatur- und Musikgeschichte eingehend und gründlich besprochen wird, gibt in seinem Haupttheile die Entwicklungsgeschichte des deutschen Singspiels in möglichst erschöpfender Weise, dabei nicht nur auf die musikalische, sondern auch auf die poetische und sociale Seite des Gegenstandes Rücksicht nehmend. Die Darstellung ist nicht nur für Fachmänner, sondern für das ganze große Publikum, das sich für die Geschichte der Musik im allgemeinen und für die der Oper insbesondere interessiert, berechnet. Der Anhang liefert in historischen Nachweisen und Belegen ein sehr reiches musikgeschichtliches Material und das diesem folgende Textbuch eine Auswahl von Singspielen aus frühesten Jahrhunderten, wie keine andere aus den Schätzen unserer reichen Literatur zum mangelhaften Anthologie bietet.

Soeben erschien das achte Bändchen von

Karl Guspow's Zauberer von Rom.

Auf diese in kurzen Zwischenräumen ausgegebene, aus 1 Bändchen (à 10 Ngr.) bestehende neue, vollständig umgearbeitete Auflage des allgemein anerkannten Werks wird auch in allen Buchhandlungen Bestellungen angenommen und den neu hinzutretenden Interessenten sofort die bereits erschienenen Bändchen 1—7 nachgeliefert.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 23. —

4. Juni 1863.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: F. Schmidt's „Deutsche Nationalbibliothek“. Von Aurelio Buddens. — Lyrische und epische Dichtungen. Von Wilhelm Andri. — Geschichte und Belletristik in Liederungsweisen. Von Emil Müller-Sandweg. — Der Maler Leopold Robert. — Notizen. (Bettina's „Günderode“ englisch; Neufrauzösishe Lyrik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

F. Schmidt's „Deutsche Nationalbibliothek“.

Deutsche Nationalbibliothek. Volkschämliche Bilder und Erzählungen aus Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart. Herausgegeben von Ferdinand Schmidt. Berlin, Brigl. 1862—63. Gr. 8. In Halbbänden zu 6 Ngr.

Das Programm des in der Ueberschrift genannten Sammelwerks wurde schon bei seinem ersten Auftreten von der gesammten Presse so freudig bewillkommet, daß wir über seinen Zweck und seine Tendenz, ein Gesamtbild deutschen Lebens und deutscher Geschichte zu geben, und nicht abermals billigend auszusprechen brauchen. Selbstverständlich erscheint der Gedanke überaus glücklich, Deutschlands Vergangenheit und Gegenwart in abgeschlossenen Bildern und Erzählungen durch unsere bedeutendsten Historiker selbst, nicht durch Bearbeitungen aus zweiter Hand, dem Volke zu lebendiger Anschauung zu bringen. Und wenn das Unternehmen Goethe's bedeutsamen Ausspruch: „Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt“, gleichsam als Motto an seine Spitze stellt, so dürfen wir dem guten Takt und ernsten Bestreben, dies nicht durch die reflectirte Phrase, sondern durch das Ergebniß der Forschung unserer geistigen Communitäten erreichen zu wollen, bei der heute nur allzu ausgedehnten Herrschaft der Redensart doppelt dankbar sein. Gebt dem „Volke“ nur das Beste, und ihr braucht es ihm wahrlich nicht erst als solches anzupreisen.

„Germanien in den ersten Jahrhunderten seines geschichtlichen Lebens“ von Professor Georg Weber in Heidelberg bildet den ersten Band der „Nationalbibliothek“. Der Historikers gelungenes Brustbild und eine von Schottmüller nach ausführlichen brieflichen Mittheilungen zusammengestellte biographische Skizze bildet gewissermaßen die Einleitung zu Weber's Arbeit. Ein gleiches Brust- und Lebensbild des Verfassers geht jeder folgenden Arbeit voran und bezweckt, wie das Programm des Unternehmens sagt:

auf diese Weise das gesammte deutsche Volk bekannt und vertraut zu machen mit den Männern, deren Geist einen so mächtigen Einfluß auf seine Bildung und sein Geschick übt, und deren Persönlichkeiten bisher der großen Mehrzahl schon deshalb meist fremd geblieben, weil ihre Werke des Umfangs und Preises wegen nur den Bemittelten zugänglich waren.

Was die Porträts anbelangt, so dürfen wir — um dies hier gleich zu bemerken — von der treffenden Ähnlichkeit mit den uns bekannten Persönlichkeiten wol auf den gleichen Vorzug aller schließen.

Weber's Beruf als historischer Volkschriftsteller ist durch seine weitverbreiteten Lehr- und Handbücher bereits so festgestellt, daß es überflüssig sein würde, hier zu erwähnen, mit welcher Genugthuung man ihn an der Spitze dieses Unternehmens erblickt. Er schildert Germanien in den ersten Jahrhunderten seines geschichtlichen Lebens, d. h. vom Auftreten der Cimbern und Teutonen bis auf Armin und Germanicus nach den beiden Hauptrichtungen seiner Erscheinung, nach seinen „Thaten und Schicksalen“, wie nach seinen „innern Zuständen“. Unter den Titeln: „Die Cimbern und Teutonen“, „Julius Cäsar und die Germanen am Rhein“, „Die Freiheitskriege der Deutschen“, gruppirt er diese ersten Jahrhunderte zusammen. Der letztgenannte Abschnitt gliedert sich wieder in drei hauptsächlich Ereignißgruppen, welche durch die Ueberschriften: „Drusus und Liberius in den deutschen Landen“, „Varus im Teutoburger Walde“ und „Armin und Germanicus“ bezeichnet sind. In welchem Sinne der Verfasser seine Aufgabe erkannte, erhellt am besten, wenn wir einige Sätze seiner Vorrede ausheben. Er sagt:

Man wird in den folgenden Blättern die reine Geschichte finden, ohne Prunk und Schmuckwert, so wie die Quellen selbst sie darbieten; und wahrlich, keine Lobsschrift, kein rhetorischer Panegyricus könnte die Großthaten des deutschen Volks, wie die Schäden und Wunden seines nationalen Charakters, seines angeborenen Naturells, mit solcher Verehrsamkeit verkünden, wie die einfachen Schilderungen und Erzählungen aus der Feder fremder und feindlicher, wenn auch nicht unedler oder ungerechter Schriftsteller. Gibt es ein anderes Volk, das so gewaltig

und imposant in das geschichtliche Leben eintritt, als die deutschen Stämme, als die hohen Gestalten der Simeon und Leonten, oder die gefürchtete Kraft der hinter ihren dunkeln Wäldern majestätisch einhererschreitenden Sueven, die in den Schriften der Alten, gleich geheimnißvoll waltenden höhern Mächten, nur aus ihren Thaten und Werken erkannt werden, oder aus dem Schweden, den Römer und Germanen mit gleicher Stärke bei ihrem Namen empfinden? Selbst der große Cäsar trug Scheu, das mit solcher Kraft und Majestät die Schwelle seines geschichtlichen Lebens hütet, das bedarf keines Schmucks, dem ist die eigene Natur in unverhüllter Gestalt die schönste Zierde, der würdigste Ruhm. Aber auch die schwache Seite des deutschen Nationalcharakters tritt aus der schlichten Erzählung der alten Schriftsteller deutlich hervor, und kaum eine andere Periode der thaten- und leidenvollen vaterländischen Geschichte liefert ein getreueres und wahreres Bild von der nationalen Zwietracht, von der Zerrissenheit und Spaltung des Volks, von dem Haß und der Parteilung der Fürsten und Oberhäupter, von der Vorliebe für fremde Ehren und Auszeichnungen. Bei der Darstellung des öffentlichen Lebens in der Nähe des römischen Staudlagers zwischen Rhein und Weser, und bei den Erzählungen von dem Familienzwist in dem herculischen Fürstenhause und dem ruhigen, gleichgültigen Verhalten Marob's und des Markomannensbundes an der Donau während der blutigen Kämpfe des norddeutschen Brudervolks gegen Liberius und Germanicus, muß man sich stets ins Gedächtnis zurückrufen, daß man alte Geschichten liest, sonst wird man versucht, verhüllte Anspielungen auf die Zeiten des Rheinbundes zu vermuthen. Daß aber solche schmachtvolle Erscheinungen nicht wiederkehren, daß der Abfall von Vaterland und Stammesgenossen mit einem ewigen Brandmal gezeichnet werde, daß man vor den schmeichelnden Wohlgeheimern fremder Machthaber oder Nationalitäten nicht mehr den Hut abzieht, sondern das Kreuz macht und sie meidet, das kann nur erzielt werden, wenn das Volk durch die echte vaterländische Geschichte in Stand gesetzt wird, selbst zu prüfen und zu richten, wenn es Einsicht genug gewinnt, über den Eindrücken des Augenblicks das Ganze und Allgemeine nicht zu übersehen, daß es nur solche Bestrebungen ehrt und anerkennt, welche die nationale Einigung fördern und der Vermischung fremder Völker und Fürsten den Weg verschließen.

Hat uns der Verfasser aus solchen Gesichtspunkten die Thaten und Leiden des deutschen Volks aus den ersten Jahrhunderten seines Eintritts in die Geschichte mit eindringlichem Schwunge vorgeführt, so wendet sich die Schlussabtheilung seiner Schrift zu den „innern Zuständen“, also gewissermaßen zu dem Privatleben, aus welchem die politische Gestaltung Deutschlands hervorgegangen war. Es ist vielleicht einzig im ganzen Kreise der Geschichtsaufzeichnung, daß wir sogar das innere Leben eines Volks nur aus den Darstellungen einer Nation kennen lernen, die mit demselben in ausschließlich feindliche Berührung gekommen war, und daß dennoch diese Darstellung dem deutschen Wesen so große Anerkennung und Würdigung zollt, um dem Leben der Welt Herrscher als Vorbild vorgeführt zu werden. Dies that bekanntlich Tacitus in seiner „Germania“. Viel mochte dazu allerdings beitragen, daß im römischen Herrschaftskreise nicht nur die Sitten und Einrichtungen, sondern auch die moralischen und physischen Kräfte einem düstern Untergange entgegenreisten. So saß es wenigstens Weber auf, indem er von Tacitus sagt:

In desto verklärtem Lichte erschien ihm das germanische Volksleben, in dem sich noch ein Bild der ursprünglichen Mensch-

heit abspiegelte. Dabei zieht sich eine dunkle Ahnung durch das Buch, daß von dem Volke, welches sich dem Gedächtniß der Römer so tief einprägt, einst Gefahr und Verderben über Rom hereinbrechen werde. Sein Trost und seine Hoffnung beruht allein auf der Feinde Zwietracht und gegenseitigem Haß.

Aber er erwartet uns auch nicht die Mahnung des Tacitus:

Möge den germanischen Völkern doch bleiben und bauern, wo nicht die Liebe zu uns, doch der Haß gegen sich selbst, weil bei des Reichs drohendem Geschick das Verhängniß uns schon nicht Größeres verleißen kann, als der Feinde Zwietracht.

Nach Tacitus finden wir denn auch die „Staats- und Lebensordnungen“ der Germanen dargestellt. Allein diese kurzen Andeutungen konnten nicht genügen und in der weitern Ausführung wurden dieselben vom Verfasser, soweit sie auf Staat und Religion sich beziehen, geordnet, erläutert und ergänzt, während gleichzeitig versucht wurde, „die Lücken durch die lebendige Tradition oder durch Rückschlüsse aus spätern Urkunden und Entwicklungsformen, wenn auch mit schwachen Fäden, zu verbinden“. Haben wir uns überhaupt nur auf eine Andeutung des Inhalts der Schrift beschränkt, so dürfen wir uns auch hier mit der Anführung begnügen, daß diese Darstellungen unter den Abschnitten „Hof und Feldmark“, „Stände, Volksgemeinde und Geschlechtshäupter“, „Kriegswesen und Gesolgshäupter“ gruppiert sind, denen eine ebenfalls nach Tacitus gearbeitete Uebersicht der „Germanischen Volkstämme“ und einige Blicke auf das „Altdeutsche Religionswesen“ als Abschluß der in jeder Beziehung ansprechenden und anmuthigen Arbeit folgen.

Durch den namentlich als Culturhistoriker bereits rühmlich bekannten Schriftsteller Jakob Falke erhalten wir im zweiten Bande der „Deutschen Nationalbibliothek“ eine Schilderung der „Ritterlichen Gesellschaft im Zeitalter des Frauencultus“, also das romantische Gegenstück deutschen Lebens zu den harten und rohen Urzuständen Germaniens. Der Verfasser hält sich in seiner Darstellung speciell an die Blütezeit der im Frauencultus wurzelnden Besonderheit der ritterlichen Gesellschaft. Er macht in jedem einzelnen Abschnitte, indem er die einzelnen Erscheinungen im äußern und geistigen Gesellschaftsleben des Ritterthums charakterisirt, mit großer Sorgfalt darauf aufmerksam, was von den landläufigen Vorstellungen über diese eigenthümliche Epoche des deutschen Ritterwesens einer frühern Zeit, oder aber einer spätern Periode des Verfalls angehört. Auf solche Weise erhalten wir allerdings ein außerordentlich genaues Bild des 12. und 13. Jahrhunderts nach seinem innern Leben; und es ist aus dieser genauen Begrenzung wol zu erklären, wie namentlich im zweiten Halbband dem Leser vielleicht manches zu ausgebehnt und specialisirt erscheint, während man freilich bei genauerer Ueberlegung zu dem Resultate gelangt, daß eine wirklich scharfe Porträtmäßigkeit mit flüchtigeren Umrissen kaum zu erreichen gewesen sein würde. Auch lag die Nothwendigkeit vor, dem einigermaßen in Verruf gekommenen Ritterthum dadurch sein Recht zu verschaffen, daß die Perioden des Verfalls von denen der Blüte genau gesondert würden. Denn mit vollem Recht

bemerkt der Verfasser in der von der „geistigen Atmosphäre im 12. und 13. Jahrhundert“ handelnden Einleitung:

Die Aufklärung, oder sollen wir lieber sagen der Nationalismus hat in seiner Abneigung immer nur die Schwächen dieser denkwürdigen Epoche des Menschengeschlechts gesehen, und deren hat sie genug und muß sie haben, als das noch von voller Jugendlichkeit getragene, gerade in die Reife tretende Alter des Völkerebens. Indem sie, man kann geradezu sagen, die Liebe zum ersten und absoluten Leitstern erhebt, schlägt sie einen gefährlichen, schwindeleichen Gang ein, den sie schon von Anfang an nicht ohne Schwanken dahinwandelte; und schon nach kurzem Lauf sollte sie in den Pfuhl der Versunkenheit hinabstürzen, von dem man nur geschichtlicher Wahrheit zu Liebe die Hülle entziehen mag. Wie bei der Jugendliebe, so sind auch hier blinde Hörsucht und sittliche Verirrung die nahen Gefahren. Wir haben hinlänglich Beispiele von beiden. Und so ist es leicht, wenn man diese Sätze sammelt, ein ebenso schauriges, wie an Verführerischen vorrückendes Bild der ritterlichen Zeit zu entwerfen, besonders wenn man, wie es geschieht, die Sätze vom 14. und 15. in das 12. und 13. Jahrhundert hineinträgt und so zwei Zeiträume zusammenwirft, die wie Poesie und Prosa, wie Idee und Wirklichkeit auseinander stehen.

Wir würden zu ausführlich werden, wenn wir noch näher auf die Einzelheiten eingingen, welche die wohlgegliederte Darstellung des Ritterthums charakterisiren, und müssen uns einfach darauf beschränken, mit den nackten Kapitelüberschriften abzuschließen. Sie lauten: „Der Ritter“, „Die Frau“, „Der Ritter und die Frau“, „Dichter und Dämon“, „Dichter und Frauen“, „Die Wohnung“, „Lebenslust“, „Verfall“.

Im allgemeinen ist unsere Gegenwart der romantischen Vorliebe für das mittelalterliche Ritterthum bereits einigermaßen fern getreten. Selbst den niedern Bildungsstufen sind heute die Ritterromane kein lebhaftes Bedürfnis und die damit verflochtenen Räubergeschichten kein Bedürfnis mehr. Der sociale Roman in seinen verschiedenen Abstufungen hat die Stelle jener falschen Romantik eingenommen. Das ernstere Bedürfnis des Publikums aber sucht in der Vergangenheit den Schlüssel zur Lösung des schweren Räthsels, welche uns mit der Verbesserung der politischen und socialen Verhältnisse aus früherer Zeit zu erreichen übrig bleibt. Jedermann weiß es, wie gerade nach dem Dreißigjährigen Kriege eine große Menge jener Uebelstände zur Erscheinung und Herrschaft gelangte, welche noch heute auf unsern staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen lasten. Dies weiß jedermann, aber nur wenige werden sich auch in voller Klarheit der Bedingungen bewußt sein, von denen eine solche Gestaltung der Dinge abhängig war und die sie so eisenfest in unser Volks- und Staatsleben einzuwachsen ließen, daß selbst die großen politischen und socialen Ereignisse der letzten hundert Jahre sie nicht auslügen, sondern nur vermindern konnten, während andere, wenn auch bis auf die Wurzel abgeschnitten, dennoch immer von neuem ihre Keime zu treiben suchen. Um das Heute seinen Bedürfnissen gemäß organisirte zu reformiren, bedarf es der genauesten Einsicht in die organischen Bedingungen des Völkerebens. Im großen Völkere- und Geistesleben ist aber das Völkereben ein Jahrhundert und mehr. So sind wir denn auch, wenn wir

nach diesem Völkereben unser heutiges Völkereben fragen, unabweislich immer wieder zurückgewiesen auf die Endgrenzen des Dreißigjährigen Kriegs. Aus der furchtbaren Verödung des gesammten nationalen Daseins, in welcher jener Krieg das deutsche Volks- und Staatsleben zurückgelassen hatte, sich zu neuer voller Blüte zu entfalten, war bewußt und unbewußt der Gesamtzweck aller organischen wie mancher kampfhaften Bewegungen der Vorwärtstrebenden auf allen Lebensgebieten seit etwa anderthalbhundert Jahren.

Die Zustände, aus denen das Neue sich erschuf, schildert nun Karl Wiedermann in drei Halbbänden der „Nationalbibliothek“ mit seiner anerkannten logischen Klarheit und Formenscönheit unter dem Titel: „Deutschlands trübste Zeit, oder der Dreißigjährige Krieg in seinen Folgen für das deutsche Culturleben.“ Daß es sich hierbei nicht um eine bloße Erzählung mit Daten und Zahlen, sondern um pragmatische Ausführungen und Anwendungen handelt, ist ebenso selbstverständlich, als daß die unmittelbaren Beziehungen auf unsere Gegenwart fortwährend in die Darstellung hereinspielen. Mit einem kurzen „Rückblick auf den Verlauf der Reformation und die Zeit von da bis zum Dreißigjährigen Kriege“ wird zunächst nachgewiesen, wie eben vom eigenthümlichen Verlauf der durch das Nationalleben bedingten kirchlichen Bewegung wesentlich dazu mit beigetragen wurde, daß kaum nach einem Jahrhundert später das deutsche Volk ebenso tief hinabgebrückt erschien, als die Reformation dasselbe hoch erhoben hatte. Eine weitere Grundlage der Gesamtdarstellung bilden die Abschnitte, welche den Dreißigjährigen Krieg selbst mit seinen unmittelbaren Folgen für das deutsche National- und Culturleben, sowie dessen Nachwehen veranschaulichen, die sich vornehmlich in sittlichem Verfall der herrschenden Klassen kundgaben. Trotz und wegen dieser moralischen Entkräftung wurde aber „die Unterdrückung und Ausbeutung der Volkskraft“ das einzige gemeinsame Interesse jener Kreise, sodaß man sie als allgemeine Signatur der staatlichen Zustände des Volks in dieser Periode bezeichnen muß. „Es ist die allgemeine, in der Mehrzahl der deutschen Staaten damals zur Geltung gebrachte Maxime, daß Staat und Volk nur um des Fürsten willen da seien, in die Praxis übertragen und in den einzelnen Zweigen des Staatslebens specialisirt und exemplificirt.“ Als Hauptformen dieser Erscheinungen bezeichnet Wiedermann: „Beamtenabsolutismus und Vielreglererei“, „Cabinettsjustiz“, „Besetzung oder Misachtung der ständischen Rechte“, „Finanzielle Miswirtschaft und Steuerdruck“, endlich „Missbrauch der Militärhoheit zu Soldatenspielererei und Menschenhandel“.

Zu jedem dieser traurigen Kapitel werden nun unter den ebenbezeichneten Titeln einige illustrirende Beispiele beigebracht „aus der großen Menge solcher, die dafür zu Gebote stehen“. Daß es sonach nicht auf eine ausführliche Geschichte abgesehen war und abgesehen sein konnte, versteht sich von selbst. Nur flüchtige Umrisse sollten den Rahmen des damaligen Lebens bezeichnen und der

Verfasser selbst verweist am Schlusse des Werks auf umfassendere Darstellungen der von ihm besprochenen Zustände. Aber wenn er auch sich auf das Detail jener Erscheinungen nicht einläßt, so schreibt er doch nicht vom Leser, ohne vor seinen Augen deren Begleiter und Konsequenzen im „tätlichen und häuslichen Leben der Mittellassen“, sowie in der „Abschwächung des geistigen Wesens der Deutschen“ und in der Beeinträchtigung des materiellen Lebens in raschen Wandelbildern vorübergeführt zu haben. Der Eindruck dieses allseitigen Verfalls unsers National- und Culturlebens würde erdrückend sein, wenn nicht zum Schlusse auch „die Anfänge und Wege der Wiederherhebung des deutschen Volks“ angedeutet wären. Ginz aber, wenn auch diese neuen Strömungen im einzelnen vieles ersetzten, was vormalis die Nation im ganzen und hohen Maße besaßen, ist unwieberbringlich verloren geblieben in jener langen Ueberflutung unsers nationalen Daseins mit Verderbniß. Dies ist „die Stetigkeit geschichtlicher Fortentwicklung, der ununterbrochene Zusammenhang zwischen dem Sonst und dem Jetzt, der ungetrübte Rückblick auf die nationale Vergangenheit und die wohlthuernde Sicherheit der vom Anbeginn der Geschichte ungeschwächt fortzuziehenden Lebens- und Strebenkraft des ureigenen Volksthumis“. Wieder ein „politisches Volk“ sind wir geworden; alles Drängen und Treiben der Gegenwart concentrirt sich in dem Streben, daß wir auch wieder „eine Nation im vollen Wortsinne“ werden, „was zu sein wir seit mehr als zwei Jahrhunderten aufgehört hatten“.

Wir würden unrecht thun von der Biedermann'schen Arbeit zu schreiben, ohne besonders auf die autobiographische Skizze hingewiesen zu haben, welche der an den politischen Reformbestrebungen unserer nächsten Vergangenheit und Gegenwart mannichfach theilnehmende Verfasser selbst als „ein Zeitbild“ bezeichnet. Mit seinen Anläufen und Bestrebungen illustriert derselbe recht eigentlich den soeben angeführten Ausspruch, daß wir zwar den Standpunkt eines politischen Volks wieder errungen, noch aber von dem einer Nation im vollen Sinne des Wortes sehr weit entfernt sind. Was aber seine persönlichen Begegnisse anbelangt, so bezeugen sie in recht viel Einzelheiten, wie mannichfach noch heute die Nachwehen des dynastischen und bürokratischen Staatswesens, welche nach dem Dreißigjährigen Kriege aus der Versumpfung des nationalen Lebens emporwucherten, in anerkannter Macht und Wirkung stehen.

Nachdem vorstehend mehrere der umfangreicheren Arbeiten der „Nationalbibliothek“ ausführlicher angezeigt sind, bleibt nur noch knapper Raum, um mit wenigen Worten auch auf die Cabinetstüde hinzuweisen, welche deren vierten Band (siebenter und achter Halbband) bilden. Johannes Voigt gab „Blicke in das kunst- und gewerbliche Leben der Stadt Nürnberg im 16. Jahrhundert“, Georg Waig zeichnete „Deutsche Kaiser von Karl dem Großen bis Maximilian I.“ Mit diesen Titeln ist freilich auch gesagt, daß was die Ausführung der Einzelheiten anbelangt, die Bezeichnung Cabinetstüde

streng genommen nur der Voigt'schen Arbeit eignet, während die Höhe des Werths beiden gleichermaßen gemeinsam. Voigt hat seine „Blicke“ gewissermaßen belletristisch gestaltet, indem er, nach wenig einleitenden Worten über die freundschaftlichen Beziehungen, welche Markgraf Albrecht von Brandenburg auch nach Annahme des Titels und der Würde eines Herzogs von Preußen mit der Stadt Nürnberg und einzelnen hervorragenden Bürgern derselben unterhielt, einen Abgesandten des Herzogs nach Nürnberg kommen läßt, welcher dort von dem speciellen Freunde des Herzogs, Kaspar Nügel, gastfreundlich aufgenommen wird. Mit demselben durchwandert er die Stadt, ihre Kaufhallen und Werkstätten; und hier in unmittelbarer Anschauung des nürnbergischen Gewerblebens empfängt der herzogliche Rath, theils von Nügel, theils von sonstigen Kauf- und Gewerbsherren, gesprächsweise Beispiele und Aufklärungen über das damalige Leben und Treiben der weltberühmten Reichsstadt. So läßt sich Einzelnes allerdings nicht hervorheben; aber schwerlich konnte eine anregendere und eindringlichere Form erdacht werden, um uns vollkommen in die Atmosphäre des damaligen Lebens zu versetzen und seine Erscheinungen zu lebendigster Anschauung zu bringen.

Der Beitrag von Waig entstammt Vorträgen, welche der berühmte Geschichtschreiber in Göttingen vor einem weitem Kreise gehalten. Indem sie die großen Perioden der Geschichte unsers Mittelalters in allgemeinen Umrissen vorführen, geht ihr Zweck dahin, die Beziehungen der einzelnen Persönlichkeit zu dem allgemeinen Gange des geschichtlichen Lebens nachzuweisen. Die Ueberwindung der außerordentlichen Schwierigkeit, diese Aufgabe in bloßen Contourbildern zu lösen, welche weder Einzelheiten ausführen, noch sich in einer eigentlichen Erzählung bewegen, konnte eben nur von einem Meister so hohen Rangs wie Waig zu erwarten stehen. Auch hier ist es unmöglich, mit bestimmten Anführungen ein Bild des Ganges der Arbeit zu geben. So begnügen wir uns damit, nur die einzelnen Haltpunkte zu bezeichnen, an denen die Hilbegruppen sich aufreihen. „Karl der Große“ beginnt; „Heinrich I. und die Ottonen“ treten nach ihm auf und die „Fränkischen Kaiser“ reihen sich an diese Gruppe. „Friedrich I.“, „Friedrich II.“ folgen als einzelne machtvollte Gestalten; die „Ersten Habsburger und ihre Gegner“ führen uns aus der Zeit des blühenden Kaiserthums in die Periode seines Niedergangs, aber noch schließen die Vorträge mit einer der schönsten Gestalten am Wendepunkte einer Weltperiode ab, mit Maximilian I. Maximilian „erlebt es noch, wie der Augustinermonch Martin Luther zu Wittenberg auftritt und den Anstoß gibt zu einer Glaubenserneuerung, die der Boden geworden ist für ein neues Leben der Christenheit überhaupt. Erst am 12. Januar 1519 ist Maximilian gestorben. In vielem gehört er der Zeit des Mittelalters an: er belebt noch einmal die glänzenden, anziehenden Erinnerungen desselben. Aber sehr entschieden wirken schon die Elemente eines andern Lebens auf ihn ein: mit empfänglichem Geiste nimmt er sie auf. Bei allem Leichtem

und Beweglichen seines Wesens zeigt sich zugleich ein tieferer, ernsterer Sinn, eine Ahnung, möchte man sagen, eben der neuen Zeit. Von allen Seiten bricht sie ein: Maximilian sah die Morgenröthe; nach ihm erfüllt sie die Welt."

Wir gehen nun mit einigen Worten zu den beiden Schlussarbeiten der ersten Serie der „Deutschen Nationalbibliothek“ über. „Kaiser Heinrich IV.“ von R. A. Mayer, und „Luther, ein deutsches Heldenleben“ von A. Schottmüller, sind deren Titel. Jedes Werk umfaßt drei Halbbände, beide theilen die allgemeinen Vorzüge der übrigen schon erwähnten Beiträge. Karl Mayer namentlich hat in der Geschichte „Heinrich IV.“ den oft verleumdeten Charakter des vom Schicksal auf einen der merkwürdigsten Wendepunkte deutscher Geschichte gestellten Mannes in wahrhaft volksthümlicher Weise zu schönster Klarheit entwickelt. Mit liebenswürdiger Offenheit gesteht er dabei ein, vorzüglich den Arbeiten Floto's und Giesebrecht's gefolgt zu sein, für deren allerdings tiefgelehrte und überaus rasche, doch für weitere Leserkreise etwas schwer zugängliche Ehrenrettung eines der bedeutendsten Charaktere auf dem deutschen Kaiserthron eine derartige Popularisirung lang schon gewünscht werden mußte. Doch darf man uns nicht missverstehen. Mayer's Arbeit ist nicht etwa eine Paraphrase der Floto-Giesebrecht'schen Untersuchungen, sondern sie geht nur von denselben Inductionsmomenten aus und gelangt zu den entsprechenden Ergebnissen, doch ohne darüber ein Zurückgehen auf die wichtigsten Quellenwerke zu unterlassen. So erhalten wir eine historische Biographie, welche die Thaten des geschilderten Charakters nicht bloß in dessen subjectiver Eigenthümlichkeit begründet, sondern mit weitumfassendem Blick geradeaus den äußern Verhältnissen des römisch-deutschen Reichs jener Zeit in seiner Nothwendigkeit, wie in seinem höhern Streben zur Anschauung bringt.

Fast selbstverständlich ergeben sich dem Leser daraus Analogien mit unserer Gegenwart, auch wenn der Verfasser sie nicht ausdrücklich andeutet. Daß ihm jedoch dieser Gedanke vorzuschwebte, bekundet er ebenfalls unumwunden in einem Nachwort. Er sagt dort:

Die großen Vasallen unter Heinrich IV., die im Bunde mit Rom seine Herrschaft untergruben und ihm die einheitliche Gestaltung Deutschlands unmöglich machten, haben sie nicht ähnliche Erscheinungen in unsern Tagen aufzuweisen? Und ist es nicht am Platze, das Emporkommen und das Wesen der römischen Priesterherrschaft zu beleuchten in unserer Zeit der zusammenkürzenden Concordate, im Angesicht des Abgrunds, an den das Papstthum gelangt ist; jetzt, wo vielleicht große Reformen in der katholischen Kirche in Aussicht stehen?

Wo aber der Verfasser die Lösung der Wirren in unserer Gegenwart sucht, das bezeichnen die Schlüssätze seiner Geschichte. Sie lauten:

Weber die falschen Heinrichs noch die Hohenstaufen waren im Stande, den Sieg über das Papstthum zu erringen; die bloß äußern Waffen des Kaiserthums, wie glänzend sie auch geführt wurden, waren zu schwach in einem Kampfe, wo es sich um die höchsten innern Güter handelte. Dafür trat dann das deutsche Volk, welches — wir sagen es noch einmal — am meisten geartet ist unter den Völkern des Abendlandes, mit der

ganzen Tiefe seines Geistes in die Schranken und überwand Rom zum zweiten mal, indem es die große Entscheidungsschlacht der Reformation lieferte. In dem daraus entspringenden Dreißigjährigen Kriege hat es sich fast verblutet; aber die Sache der Geistesfreiheit trug dennoch schließlich den Sieg davon. Seitdem haben sich die Wunden geschlossen und neues Blut rollt wieder in seinen Adern. Auch der alte Kampf mit den Fürsten ist wieder aufgenommen, aber diesmal von dem Volke, das für deutsche Einheit in die Schranken tritt. Dies ist die große Aufgabe unserer Tage, und auch sie wird glücklich zu Ende geführt werden.

Tritt uns in Mayer's „Kaiser Heinrich IV.“ vorzugsweise das nationalpolitische Moment der Geschichtsschreibung entgegen, so repräsentirt Schottmüller's „Luther“ ziemlich specifisch das humanistisch-moralische. Luther's Werden, Leben und Wirken ist von der protestantischen Geschichtsschreibung bereits so mannigfach und aus so verschiedenen Standpunkten, theilweise auch so meisterhaft behandelt, daß kaum von der Möglichkeit neuer Aufhellungen die Rede sein kann. Solche, wenn möglich, zu geben, würde sich auch schwerlich als Aufgabe des vorliegenden Unternehmens betrachten lassen. Dagegen liegt allerdings in dem gemüthlichen Erzählungsstrome unsers Verfassers ein eigenthümlicher Reiz, wie in der verständigen und klaren Gliederung der geschichtlichen Thatfachen ein wesentliches Verdienst, Eigenschaften, welche gerade diese Schlussarbeit der ersten Serie der „Nationalbibliothek“ recht eigentlich zum Volksbuch eignen. Ueberblicken wir aber die Reihe der bis jetzt vorliegenden Bände des ganzen Unternehmens, so kann ihm sicherlich selbst die strengste Kritik die Anerkennung dessen nicht verweigern, daß es durch den Geist seiner Arbeiten, deren Gediegenheit und die formelle Vollendung der meisten nicht bloß seine beim Beginn erteilten Verheißungen vollständig eingehalten, sondern die gehegten Erwartungen in vielen Beziehungen — wir erinnern an Weber's, J. Falke's, Wiedemann's, Waig', Mayer's Beiträge — glanzvoll erfüllt hat. Namentlich kennen wir unter den vielen neuern Unternehmungen zur Popularisirung der historischen Wissenschaften kaum ein zweites, welches mit gleichem Takte jene schwierige Aufgabe löst, mit dem Ernst der Wissenschaftlichkeit eine ansprechende Allgemeinverständlichkeit zu verbinden und die begeisterte Größe historischer Erscheinungen auch dem Gefühl zuzuführen, ohne der sogenannten Phrase ein Recht einzuräumen oder dem Leser voringenommene Standpunkte aufdringen zu wollen.

Aurelio Buddens.

Lyrische und epische Dichtungen.

Wenn wir die Musenalmanache, welche am Ende des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts erschienen, zur Hand nehmen, so finden wir darin, außer einigen Gedichten von anerkannten Meistern, außerordentlich vielen Ausschuß, den man heute in ähnlichen Sammlungen nicht mehr durchschlüpfen ließe, für den das elendeste Winkelblatt kaum seine Zeilen öffnen würde. Je näher wir in einer vergleichenden Heerschau unserer Zeit rücken, desto besser werden die Gedichte, nicht allein in stofflicher,

sondern besonders auch in formeller Beziehung. Prosaische Wendungen und Ausdrücke, falsche Reime und Härten werden immer seltener, und es wird niemand leugnen, daß die Form vorzugsweise ganz bedeutende Fortschritte gemacht hat. Einzelne Ausnahmen zählen nicht mit.

Der wachsende Sinn für Schönheit der Formen, von welchem unsere öffentlichen Anlagen, unsere Bauten, zum Theil selbst unsere Kleidertracht und tausend andere Dinge geben, konnte auch nicht ohne Einfluß auf die Dichter bleiben, und die in so vielen Beziehungen wachsenden Anforderungen der Neuzeit traten auch an sie heran. Und wie die Dichtkunst nach neuen, edlern Formen ringt, so ist sie auch bemüht, sich neue Stoffe und neuen Inhalt zu erkämpfen. Die alten verbrauchten Stoffe sprechen nicht mehr an in unserer dampfbewegten, gewerbfleißigen und politischen Zeit. Daher erklärt es sich auch, daß das Lehrgedicht, das gedankenreiche, welches bereits in Julius Hammer einen so vortrefflichen Vertreter fand, nach so langer Vernachlässigung und Verachtung wieder an das Licht gezogen und, in neue Form gekleidet, in Gnaden aufgenommen und das Lieblingsgedicht der Nation geworden zu sein scheint. Man könnte dies für eine Verdorbenheit des Geschmacks halten, wenn man nicht bedenken müßte, daß das Lehrgedicht sich der praktischen Seite unser Lebens zuwendet, also durchaus zeitgemäß ist. Und derjenige Dichter, welcher den zeitgemäßen Ton anzuschlagen versteht, wird auch Anerkennung finden. Im Hinblick auf die uns hier vorliegenden Poeten können wir das nur von sehr wenigen behaupten, obgleich bei den meisten das Bestreben sichtbar ist, durch einzelne Zeitgedichte den Anforderungen der Gegenwart ihren Tribut zu bringen. Lehrgedichte und solche Dichtungen, die das Leben der Jetztzeit nach allen Seiten hin abspiegeln, finden sich nur sehr vereinzelt unter ihnen.

Hinsichtlich der Form indessen zeigt sich, wie erwähnt, ein bedeutender Fortschritt im Vergleich zu den Dichtungen früherer Zeit. Am deutlichsten tritt dies bei den Uebersetzungen hervor, in denen sich größtentheils eine große Gewandtheit und Geschicklichkeit offenbart, während sie in früheren Jahren, mit nur wenigen Ausnahmen, außerordentlich steif und unbeholfen waren.

I. Lyrische Dichtungen.

1. Stimmen aus der Zeit. Gedichte von Arnold von Weyhe-Gimcke. Gelle, Schulze. 1862. 8. 6 Mgr.

Diese Reimereien sind eine fortlaufende, widerwärtige Lohhuberei des hannoverschen Welfenhauses, und wiederholen sich in Versicherungen der Treue und Ergebenheit für den König, dessen „treuer Unterthan“ der Verfasser sich „mit Stolz“ nennt, wenn auch „der Freiheit toller Wahn die Welt befallen“ sollte. Der Verfasser scheint aber nicht allein ein treuer, sondern auch ein frommer Unterthan zu sein, der den Namen Gottes sehr häufig mit dem des Königs in Verbindung zu bringen weiß. In seinem ersten Gedichte will er verhimmeln, daß Heinrich der Stolz des Kaisers Lothar Tochter geheirathet hat, von denen Georg V. abstammt; in dem zweiten Gedichte schilt er, daß die bösen Türken noch nicht aus Europa verjagt sind, und in „Unsere Zeit“ politisirt er von dem Stand-

punkt eines pommerschen oder mecklenburgischen Junkers aus, schilt auf Napoleon, Victor Emanuel, Garibaldi, bemitleidet die fortgetriebenen Fürsten und tritt schließlich mit der ganzen poetischen Gewalt seiner Verse für den Heiligen Vater in die Schranken, wofür er mindestens zum Bischofen verurtheilt zu werden verdient. Wenn der Papst aber keine geschicktern Vertheidiger hat als Arnold von Weyhe-Gimcke, und wenn dieselben nicht bessere Waffen haben als diese „Stimmen aus der Zeit“, dann fürchten wir, wird sein irrisches Reich doch früher oder später einmal ein Ende nehmen.

2. Accorde der Seele. Dichtungen von Georg Hie. Köln, Du Mont-Schauberg. 1863. 8. 1 Thlr. 5 Mgr.

Recht gefühlvolle Gedichte, die das Gepräge eigener Einbildungskraft tragen und deshalb der Empfehlung werth sind. In den Empfindungsgeheimnissen, die geistlichen Lieber mit eingeschlossen, zeigt der Verfasser eine größere Gewandtheit und Kraft als in seinen Balladen und dramatischen Bruchstücken. In der ersten Abtheilung: „Der Liebe Lust und Leid“, befinde er in ziemlich schwungvollen Versen die ganze Stufenleiter der Liebe, mit ihrem Entstehen und Gekündnis beginnend und mit den Vaterfreuden schließend. Mit glühenden Farben hat schon Chamisso diesen Stoff behandelt. Die Uebersetzung der bekannten Ballade aus dem „Vicar of Wakefield“: „Turn gentle hermit of the dale“, lieft sich ebenso fließend wie das Original, ist aber ganzlich frei behandelt und auch sehr gekürzt, ein Umstand, der dem Gedichte aber keineswegs zum Nachtheil gereicht, weil die Goldsmith'sche Ballade etwas zu breit gehalten ist. Ausstellungen, die wir zu machen hätten, beziehen sich auf einige Incorrectheiten, wie z. B. S. 248:

Denn in des Volkes Herz ist seine Wohnung —
oder:

Und ach, die Welt verläßt den armen Thor.

Vor dem Eindringen und der Fixirung solcher Incorrectheiten, die leider Gottes selbst bei namhaften Schriftstellern heutigen Tags so häufig vorkommen, haben wir uns ernstlich zu hüten! Den Dichtern vorzugsweise liegt es ob, die uns überliefereten reinen und vollendeten Formen unserer Altvordern wie ein heiliges Kleinod zu wahren.

3. Germanische Melodien von Hugo Delbermann. Theilweise frei nach Lord Byron's Hebräischen Melodien. Bonn, Rheinische Verlags-Anstalt. 1862. 16. 7½ Mgr.

Ein nur drei Bogen starkes Bändchen voller Zeitgedichte, die meistentheils grollend oder ironisch und, wie wir das bei Delbermann gewohnt sind, in fließenden Versen, wenn auch nicht in alter gewohnter Formschönheit gesungen sind. Wir haben von dem Verfasser schon bessere Gedichte gelesen. Bei der Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft hat er sich vor dem Niederschreiben unpoetischer Gedanken zu hüten, und bei der Leichtigkeit, mit welchem ihm offenbar die Verse aus der Feder fließen, hat er doppelte Vorsicht angewandt, nicht in einem saloppen Ton zu fallen und unpoetische Ausdrücke zu wählen, die vielleicht einem politischen Tageblatt angemessen, aber in Gedichten störend sind. Die Perle dieser Sammlung ist ohne Frage das vortreffliche Gedicht: „Deutscher Mund.“ Wir können es uns nicht versagen, aus diesem neuesten Lobgesang auf die deutsche Sprache als Probe folgende drei Strophen hier mitzutheilen:

Das des Gedankens kühnsten Sohn entzückt,
Das Mädchen plaudern, die die Myrte schmückt,
Das Quellen murmeln, was die Woge schäumt,
Das Wälder rauschen, was der Dichter träumt,
Das fremde Lande Wesen und vertrauten —
Sie tönt es aus in seelenvollen Lauten.

Sie ist die Mutter, die uns innig liebt,
Und ihres Busens süße Labe gibt,

Die unsern Geist zur höchsten Höhe lenkt,
Zur tiefsten Tiefe seine Sonde senkt,
Die Wünsche hat für alle kranke Herzen
Und einen Trost für alle Lebensschmerzen.

Sie ist die Stimme, die uns ruft zurück,
Der Kindheit Sonne und der Heimat Glück,
Die uns begleitet durch des Lebens Haus
Durch Lust und Qual und übers Grab hinaus;
Des deutschen Ruhms und unser aller Amme,
Die uns vereint zu Einem Bruderkamme.

4. Zehn gepanzerte Sonette von Nicolas Müller. Newyork, R. Müller. 1862. Gr. 8.

Bis jetzt sind uns noch keine deutschen Gedichte aus Amerika zu Händen gekommen, die wir unbedingt hätten loben können. Die kausale deutsche Muse emancipirt sich jenseit des Ozeans sofort, legt ihr griechisches Gewand ab, kleidet sich in Panzertracht, bewaffnet sich auch gewöhnlich noch mit einigen Revolvern, schreitet in zügelloser Ungebundenheit durch die Oasen, verliert in ihrer Umgebung das Gesicht für schöne Formen, das Gehör für den Wohlklang ihrer Muttersprache und schöpft ihre Begeisterung aus dem Fusel. Sie ist ein Zerrbild geworden. Auch diese gepanzerten Sonette sind aus ihrer Hand hervorgegangen. Wenn wir den Bestrebungen des Dichters, die Selbstschlacht seines neuen Vaterlandes auch mit zu schlagen, so wie seinen dichterischen Anlagen Gerechtigkeit widerfahren lassen, so müssen wir doch beklagen, daß diese Sonette zu prosaisch und gemacht erscheinen, auch hin und wieder an falschen Rhythmen kränkeln, und von Ausdrücken voll sind, die auch politischen Gedichten unschön kleiden.

5. Gedichte von Ludwig Dill. Stuttgart, Detinger. 1863.

Es fehlt diesem durchaus lyrischen Dichter, der allerdings ein guter Reimer ist, die dichterische Begeisterung. Jeder Gedanke, auch der unbedeutendste, verwandelt sich bei ihm in eine Dichtung, obschon wir nicht zu erwähnen unterlassen wollen, daß auch mancher wirklich poetische Gedanke mit in den Reimkranz verschlungen ist. Im allgemeinen jedoch sind die Erzeugnisse seiner einem rechtseligen alten Weibe gleichenden Muse zu breit, und deshalb begegnen wir nur wenigen Gedichten, die uns das Herz warm zu machen im Stande wären. Daß auch ungrammatische Formen, wie z. B. dem Herz und dem Knab, angewandt sind, gereicht ihnen auch nicht zum Vortheil.

6. Prager Dombilder. Dichtungen von Karl Freiherrn von Margeliff. Prag, Kober. 1862. Gr. 16. 8 Mgr.

Diese Gedichte haben kein allgemeines Interesse, da sie die Geschichte und die im Volksmunde lebenden Sagen und Legenden von dem unfertigen prager Dom behandeln, zu dessen Ausbau der Ertrag dieser Gedichte bestimmt ist. Der Verfasser fordert seine Leser auf, zu

Wirken für des Doms Vollenbung,
Der auch halb nur, und verbaut.

Im Mittelalter pflegte der Todtengräber, der mit einer Handglocke durch die Straßen der Städte ging, das Geld für Kirchenbauten zusammenzubetteln, heutigen Tags überträgt man, wie wir sehen, der Muse der Dichtkunst dieses Geschäft. O tempora! Ob die Muse des Freiherrn von Margeliff aber so günstigen Erfolg haben wird wie die Todtengräber der frühern Zeit, müssen wir bezweifeln, weil unsere Zeit für Kirchen und Kapellen überhaupt nur wenig Geld übrig hat. Die Unternehmungen des Gewerbfleißes, sowie auch die stehenden Heere nehmen die Kassen der Festlichkeiten zu sehr in Anspruch.

7. Gedichte von Ottmar Grafen von Maldeghem. Ausgewählt von J. G. Günther. Stuttgart, Fischhaber. 1862. 32. 12 Mgr.

Nacht und Sterne spielen eine große Rolle in diesen düster gefärbten Gedichten, die sich in Betrachtungen über Menschen,

Natur und das unbekannte Jenseits ergehen. Sie sind offenbar tief empfunden und die in ihnen angewandten Bilder oft recht gelungen, an einigen Orten aber unklar. Ueber die Mittelmäßigkeit erheben sich diese Dichtungen jedoch nicht.

8. Oefeebilder und Balladen von Hermann Göltz. Kiel, Schröder und Comp. 1862. Gr. 16. 8 Mgr.

Göltz ist ein Großneffe seines berühmten Namensvetters, von dem er die poetische Ader geerbt hat, aber dennoch würden nur wenige seiner Gedichte, welche hin und wieder noch an den gewöhnlichen Mängeln der Anfänger leiden, in das goldene Buch des Hainbundes eingetragen worden sein. Ursprünglichkeit und Frische leuchtet nur aus wenigen dieser Gedichte hervor, und man merkt es ihnen gar leicht an, daß sie nicht alle aus innerem Schöpfungsdrange hervorgegangen sind.

9. Sonette von J. G. Vonbank. Innsbruck. 1862. 18. 12 Mgr.

Wenn wir diese vielleicht absichtlich unklar gehaltenen Gedichte recht verstanden haben, so eifert der Verfasser, ein rechtgläubiger Tiroler, gegen die österreichische Verfassung und für die Aufrechthaltung der alleinseligmachenden Kirche in seinem Privatvaterländchen, dem „ein neues Deutschland, Preußen an der Spitze“, gleichbedeutend mit dem Untergange Tirols ist. Wir übrigen Deutschen sind Despoten, und unter Licht ist, mit den tiroler Kirchenlichtern verglichen, ein „Asterlicht“. Wie mag sich der Verfasser nur auf Arndt, Goethe und Rückert berufen und wie mag er es nur wagen, ein Motto von Humboldt seinen Sonetten an die Stirn zu kleben! Doch wir müssen ihm seine eigenen Worte entgegenbringen: „Die Maske herunter! Woju der eitle Trug?“ Ein Dichter, welcher noch selbst unfrei ist und in Geistesfesseln gebunden liegt, ist, wie auch diese Dichtungen beweisen, nur ein Asterdichter.

10. Gedichte von Eduard Schulte. Zweite Auflage. Hagen, Bue. 1862. 8. 1 Thlr.

Gedankenreiche, formgewandte und schwungvolle Gedichte verschiedenen Inhalts: lyrisch, politisch, social. Ihr Erscheinen in neuer Auflage nimmt uns kein Wunder. Einige kleine Ausstellungen, die wir allenfalls zu machen hätten, beziehen sich auf die lästigen, ungemein störenden Fremdwörter in einigen Dichtungen, wie z. B. Hero, Train, permanent, Parvenu. Uebrigens wird der Dichter recht wohl wissen, daß es in den seltensten Fällen einem Menschen zur Unehre gereicht, ein „Parvenu“ zu sein. Wir begrüßen indeß diese meist wahrhaft trefflichen Gedichte als eine ziemlich hervorragende Erscheinung unter den Poesien unserer Zeit und verheissen ihnen einen bleibenden Werth, der sich auch schon dadurch bestätigt, daß der Verfasser einen poetischen Reiz selbst solchen Stoffen abzugewinnen versteht, die in den Halbdichtern keinen poetischen Gedanken erwecken und als zu prosaisch von ihnen unberücksichtigt bleiben, wie groß auch ihre Bedeutung für die Gegenwart und Zukunft sein mag. Wir theilen den Lesern zwei solcher Strophen aus einem größern Gedichte mit:

Die-Verherrlichung der Industrie.

In der braunen Lode den Lorbeerkranz,
Das beflügelte Rad im Schilde,
Umhüllet vom Bienenmantel ganz,
Die Stirne, die hohe, umstrahlt von Glanz,
Im Auge den Geist und die Milde, —
So sehen wir dich, o Herrliche, gehn
Ginher auf den räumlichsten Wegen;
Wo deine friedlichen Fahnen wehn
Und die rauchenden Ehrensäulen stehn,
Da waltet dein köstlicher Segen;
Du spendest von deinem erhabenen Thron
Dem rüstigen Fleiße den goldenen Lohn.

Den gewaltigen Riesen hältst du gebannt,
 Er muß wie ein Sklave dir dienen!
 Er folgt dir an kluger, lenkender Hand,
 Wie ein Schwan am rosenfarbigen Band,
 Er belebt mit Kraft die Maschinen!
 In feurigen Zungen spricht dein Mund!
 Du bessest das Erstarrte, das Tote!
 Du machst dem lauschenden Erdenrund
 Im Nu die Geschichte der Völker kund,
 Der Blitz ist dein feuriger Bote!
 Die Nationen sich freundlich nahen,
 Es grüßen sich Völker, die nie sich sahn.

11. Gedichte von Karl Wilhelm Vag. Leipzig, D. Wiegand. 1862. Gr. 16. 20 Ngr.

Auf zart besaitete Gemüther und besonders auf Frauenherzen werden diese Gedichte ihren Eindruck nicht verschlen. Und haben die „Gedanken“ und „Epigramme“ am meisten ausgesprochen. In der Ballade ist der Dichter am schwächsten, und die Liebes- und Wanderlieder sind, wenn auch nicht ohne echt poetische Gedanken und Wendungen, doch ohne das Feuer der Begeisterung gedichtet und ermüden sogar durch ihre Eintönigkeit, wie das wechsellose sanfte Rauschen eines Tannenwaldes. Dazu kommt noch, daß der Dichter meistens nur den zweiten und vierten Vers gereimt hat und daß sich auch einige Formfehler vorfinden, die man bei einem so begabten Dichter nicht erwarten sollte, z. B. den Graf, zum Hausgenos, ein Hügel lichtgrün; und ob der Ausdruck: Nimmerfrieden, nicht eine zu gewagte Wortbildung ist, wollen wir dem Dichter selbst zum Nachdenken anheimgelassen.

12. Dichterbuch aus Oesterreich. Herausgegeben von Emil Kuh. Wien, R. Gerold's Sohn. 1862. 8. 2 Thlr.

Die alten deutschen Musenalmanache haben sich in jüngster Zeit in „Dichterbücher“ verwandelt, die an verschiedenen Ecken Deutschlands auftauchen, um uns unsere politische Zerrissenheit auch literarisch wieder in Erinnerung zu bringen. Dieses uns vorliegende „Dichterbuch aus Oesterreich“ ist übrigens vortrefflich und kann allen Verehrern der Poesie warm empfohlen werden. Der Sammler ist mit feinem Takt und großer Vorsicht wählend an Werk gegangen, sodaß das einheitliche Ganze durch keinen Miston gestört wird. Es führt uns Namen von gutem Klang vor, die ihren bewährten Ruf auch in diesen neuen Hervorbringungen bewahrt, und zum Theil sogar, wie Beck und Frankl, erhöht haben. Anastasius Grün tritt mit einem herrlichen Balladenkranz über den Prinzen Eugen auf; Adolf Wichter, der schon 1846 durch seine „Frühlingslieder aus Tirol“ auf das vortheilhafteste bekannt geworden ist, liefert Elegien und Epigramme; W. Constant ein saftliches episches Bruchstück: „Twardowski.“ Der hoffnungsvolle Robert Hamerling, dessen „Hymnus im Süden“ allein schon von seinem Dichterberuf Zeugnis gibt, tritt mit einer Canzone auf: „Germanenzug.“ Unter den vermischten Gedichten von D. Scholz heben wir „Die Mädchen von Johannisberg“ hervor. Von andern bekannten Dichtern, die mehr oder weniger mit lyrischen Dichtungen das Buch füllen, erwähnen wir noch Mosenthal, Friedrich Galm, Franz Grillparzer, F. Hebbel, Alfred Reizner, Bauernfeld, Gerri, Soltei, Karl Beck und August Frankl. Im ganzen sind, den Herausgeber mit eingeschlossen, der sich mit einer längern Romanze: „Die fünf verlobten Jungfrauen“, theilhaftig hat, 35 Dichter vertreten. Unser einziger Label bezieht sich auf die epischen Bruchstücke als solche. Der Leser verlangt ein vollständiges Ganzes, und es wäre gewiß vortheilhafter für das Buch übrigens auch durch seine Ausstattung empfehlende Buch gewesen, wenn bei der etwaigen Beschränkung des Raums der eine oder andere Dichter einstweilen dafür fortgelassen wäre.

13. Sämmtliche Gedichte von Friedrich Stolke. Erster Theil. — A. u. d. T.: Gedichte in hochdeutscher Mundart. Frankfurt a. M., Keller. 1862. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es ist schade, daß diese Gedichte durch so unzählbar viele Härten, für die freilich ein süddeutsches Ohr nicht sehr empfänglich ist, verunziert sind und ihr Wohlklang dadurch beeinträchtigt wird. Gleich das erste Gedicht beginnt mit einem falschen Reime:

Kannst du folgen nicht dem Fluge,
 Auf des Dichtergeistes Flügeln,
 Bin ich dir gleich einem Bache
 Unterm Schluß von sieben Siegeln.

Bei dem Fortschritte, den die deutsche Poesie in den letzten zehn oder fünfzehn Jahren gemacht hat, müssen Formfehler zu den Unmöglichkeiten gehören, besonders aber hätte ein so talentvoller Dichter wie Stolke dieselben vermeiden sollen. Seine schwungreichen, tief empfundenen Gedichte athmen männliche Kraft, Frohsinn und Freiheitslust, und geben vielfach Zeugnis von seiner poetischen Auffassungsgabe und seinem Formtalent. Wir drücken dem Dichter, obgleich er einigemal tapfer auf die Recensenten schimpft, im Geiste warm die Hand.

14. Herz, Welt und Vaterland. Gedichte von Paul Julius Immergrün. Zweite vermehrte Auflage. Bremen, Kistmann und Comp. 1862. 16. 20 Ngr.

Recht markere Gedichte, die aus dem innigsten Verkehre des Dichters mit seinem Herzen hervorgegangen sind. Sie zeichnen sich nicht allein durch ihre reinen, schönen Formen, sondern auch durch ihren Gehalt vor vielen neuzeitigen dichterischen Hervorbringungen vortheilhaft aus. Der Verfasser zeigt eine seltene Kraft, mit den Saiten seiner kleinen Leier auch die Saiten der Herzen zu rühren und in Wehmuth erzittern zu machen. Er hat den glücklichen Griff gethan, viele solcher Stoffe zu behandeln, die sich durch alle Wechselfälle des Lebens und für alle Ewigkeit den Reiz der Poesie bewahren: Mutterliebe, Kinderfreuden und Jugendglück. Auch fräftige Zeitgedichte finden sich darunter. Gleich der Anfang, die Widmung an Julius Meier, nimmt für den Dichter ein:

In Oldenburg gibt's eine stille Stätte,
 Man's Auge hat sie thränenschwer geschaut,
 Dort liegt ein Säng' auf dem Krankenbette,
 Schon ein Jahrzehnd mit seinem Schmerz vertraut.
 O, bleib' ihm fern noch, dunkle Todesstunde,
 Noch schuldet Deutschland ihm den Säng'elohn!
 Mein Vaterland, ward nie von ihm dir Kunde,
 Daß du vergaßest deinen kranken Sohn?

Weißt du es noch, in deinen schweren Tagen,
 Wie da geblutet hat sein Dichterherz?
 Wie er mit dir gebuldet und getragen,
 Wie er erlag in seinem eignen Schmerz?
 Was waren's für begeisterte Klänge,
 Die er für Polens Freiheit tönen ließ!
 Was waren's doch für fräftige Gesänge,
 Womit er, Deutschland, deine Helden pries!

Die Leier sprang, noch eh' sie ausgeklungen,
 Die Hand erschlaffte, die sie mächtig schlug,
 Das Herz zerbrach, eh' noch es ausgefungen
 Die schönen Lieder, die es in sich trug.
 Nur wenn im Jubel alle Herzen flammen,
 Und wenn die Trauer schwer durch Deutschland zieht,
 Dann rafft er seine letzte Kraft zusammen
 Und singt ein Jubel- oder Klage lied u. s. w.

15. Ein Lieberfranz von Clara Mohr. Leipzig, Cuppe. 1862. 16. 18 Ngr.

Die besten dieser recht guten Gedichte sind die ganz individuell gehaltenen Liebeslieder, in welchen die Verfasserin das Glück der Liebe feiert und das hoffnungslose Ende derselben beklagt. Wo sie in den erzählenden Ton geräth, wird sie, begeschwägigen Weise ihres Geschlechts gemäß, breit. In vielen solcher Gedichte steckt allerdings ein schöner Kern, der deutliche

an das Licht getreten wäre, wenn sie kürzer gehalten und härter zugespißt wären. Ihre Formgewandtheit, von der die gelungenen Uebersetzungen das beste Zeugnis ablegen, ist vor allem hervorzuheben; doch vor Incorrectheiten, wie: den Menschenhauf, und vor Wortbildungen, wie: worum (statt um welches) hat sie sich künftig zu hüten.

16. **Pied und Spruch.** Neue Gedichte von Hermann Klette. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Schröder. 1863. 16. 15 Agr.

Diese kernigen Gedichte, aus denen Weltkenntnis und ein reiches Dichterleben mit seiner Sehnsucht, seinen Wünschen und Hoffnungen sich widerspiegelt, sind größtentheils lyrisch-bidaktischer Natur und erinnern etwas an die Weisheitslehren des Kirja-Schaffy, nur mit dem Unterschied, daß, während Bodenstedt Schönheit, Liebe und Wein feiert, Hermann Klette's Muse mehr dem Ernste des Lebens sich zuneigt, die Flucht der menschlichen Lebenszeit in schönen Molltönen beklagt und unsere Blicke auf das ewige Jenseits lenkt. Hier und da entlockt sie den Saiten ihrer Leier, in die sie mit kräftiger Hand greift, selbst wild-raschende Duraccorde der Lust, des Spottes, ja der Verzweiflung, die sich aber stets wieder in Molltöne auflösen.

17. **Im Walde.** Naturbilder von Vincenz Zusner. Schaffhausen, Hartner. 1863. 8. 15 Agr.

Der Verfasser weiß die Natur poetisch zu verklären. Diese Gedichte, die sämtlich nur zwei oder drei Strophen enthalten, könnte man recht passend als Gedankenspäne bezeichnen, die, von Erscheinungen in der Natur ausgehend, in recht treffenden Bildern, in feinen Wendungen und Beziehungen auf Menschen und menschliche Zustände recht hübsch zugespißt sind, ihren Eindruck nicht verfehlen.

18. **Maiglöckchen.** Gedichte von Richard Reimann. Calbe a. S., Pfeffer. 1862. 16. 1 Thlr.

Die ersten Gedichte nahmen uns für den Verfasser ein, doch je mehr wir lasen, desto mehr würden wir enttäuscht. Es wurde uns immer klarer, daß mancher poetische Gedanke, der hier und da anstauht, nur erborgter Schimmer, und das Unpoetische, Verzerrte und prosaische Ausdruckswesen, wie: „Weil solch Verhältnis drückend auf die Länge“, Eigenthum des Dichters waren. Hätte der ohne Zweifel noch jugendliche Verfasser, der entweder noch die Unversität besucht oder sie soeben verlassen hat, noch mindestens zehn Jahre mit der Herausgabe seiner Gedichte gewartet, so würde er nach Erlangung eines geläuterten Geschmacks und Besseres geliefert haben, er würde in einem nichtsfagenden Gedicht seine nicht nachgeahmt (S. 33) und die Goethe'sche Kenie:

Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen —

nicht abgeschrieben haben:

Alles kann der Mensch ertragen,
Aber keine guten Tage.

Er würde ferner denselben Meisters „Braut von Corinth“ nicht verballhornt (S. 130) und ein altes Studentenlied, welches ichirkt:

Ja, sollt' ich auch vereinst
Noch in der Hölle wimmern,
So hat sich doch kein Mensch,
Kein Mensch darum zu kümmern —

nicht auf so naive Weise benutzt haben:

Doch sei ich dann im Paradies,
Mag in der Höl' ich wimmern,
So hat dies keinen Menschen doch
Der ganzen Welt zu kümmern.

Einige bessere Gedichte können wir nach solchen Entdeckungen nur mit Misstrauen ansehen.

1863. 23.

19. **Uns beiden Besten.** Dichtungen von Jęgor von Givers. Leipzig, C. F. Fleischer. 1863. 16. 27 Agr.

Der Titel sagt schon, daß der Dichter seine Stoffe der Alten und Neuen Welt entlehnt hat, und es ist ihm auch gelungen, dieselben zu lieblichen Gebilden zu gestalten. Seine Erzählungen und Bilder erinnern an die Dichtungen Freiligraths, obschon sein dichterisches Feuer dem des westfälischen Dichters nicht gleichkommt. Die Form aber ist reiner und makelloser, und in dem schönen Tonbilde „Das Gebirgsroß“ gibt er uns Gelegenheit, seinem Formtalente die größte Anerkennung zu zollen. In den andern Abtheilungen: „Liebe und Natur“, „Zeit“, „Betrachtung und Leben“, „Personen“, zeigt er gleichfalls seine dichterische Begabung und eine Meisterschaft, einzelne Gedanken in ein schönes poetisches und knappes Gewand zu kleiden. Als Beispiel wählen wir:

Männerpruch.

So halt' es genau:
Das Herz — der Frau
Die Hand — dem Freund!
Die Aue — dem Feind!
Dem Guten — Betrachtung!
Dem Verdienste — Achtung!
Der Arbeit — Ehrlich!
Verachtung — dem Nicht!

20. **Gedichte von August Buch.** Erstes Bändchen. Elberfeld, Bader. 1862. 16. 16 Agr.

Ein richtiges Urtheil darüber zu fällen, ob der Verfasser in der Ballade oder in der Lyrik, die durchweg einen ernsten Inhalt hat, mehr leistet, wird der Beurtheilung schwer. Die Form ist in beiden Dichtungsarten recht gut. Wir möchten indes doch seiner Lyrik den Vorzug geben. Die Balladen sind im allgemeinen zu breit gehalten und es fehlt vielen die Klarheit der Darstellung. Auch hat er hier und da Sagenstoffe behauptet, die der dichterischen Form unwürdig sind.

21. **Gedichte von Wilhelm Grothe.** Berlin, Sandrog und Comp. 1863. 8. 1 Thlr.

Eine frische, gesunde Dichternatur, die in der Romantik wurzelt und mit den die Gegenwart anfüllenden Ideen ernährt wird. Die Form ist glatt, die Sprache aber nicht immer gleichmäßig edel und dichterisch gehalten, und seiner Begeisterung, wozu er in vielen Gedichten einen modernen Anlauf nimmt, wird durch den Kampf mit der formellen Gestaltung, die ihm ungeachtet ihrer Glätte nicht leicht zu werden scheint, häufig ein Hemmschuh angelegt, sodaß einige Gedichte sozusagen im Sande verlaufen. Uebrigens enthält die Sammlung auch keinen Mangel an schön abgerundeten Dichtungen, unter denen wir besonders seine Sonette, den „Rösch“, „Ein griechisches Weib“ und den „Wilden Jäger“ hervorheben.

22. **Gedichte von Eduard Hobein.** Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1863. 8. 1 Thlr.

Die lyrischen Gedichte des Verfassers nehmen keinen hervorragenden Rang ein, obwohl sie den gewöhnlichen neuzeitigen Erscheinungen desto an die Seite gesetzt werden können. Besser sind schon seine Balladen, deren Stoff geschichtlichen Ereignissen entlehnt ist; aber meisterhaft seine Uebersetzungen der Röschpoesie und lateinischen Kirchenlieder, unter denen auch das schon mehrfach übersetzte bekannte „Dies irae“ von Thomas a Celano.

23. **Pulschläge.** Dichtungen von Karl Landsteiner. Wien, Mayer und Comp. 1863. 16. 20 Agr.

Landsteiner ist ein strenggläubiger Katholik, der nicht allein an die „unbefleckt empfangene Gottesbräut“, sondern sogar daran glaubt, daß er ein Dichter ist. In der ersten Abtheilung: „Herzblut“, spricht er in mittelmäßigen Reimen und oft auf sehr

persönliche Weise aus, was ein jedes weidgebildete Menschenherz

24. Kleine Schriften von Edward Dorer-Egloff. Erstes Bändchen. Baden. 1858. Gr. 8. 15 Ngr.

Ein seltenes Gemisch von recht guten und recht mittelmäßig gehaltenen Gedichten, deren Form auch noch viel zu wünschen übrig läßt. Unter den Dichtungen, die gleichfalls von sehr verschiedenen Werthe sind, hat uns besonders gefallen:

Der Kranz in der Dichtergesellschaft.

Reichlos leuchten im Bild, wie im Leben, Schiller und Goethe.
Jedem gebührt der Kranz, keiner verlangt ihn für sich.
Schon das Erz, was eisten die Hüften der Sänger und Mähten
Reichlos, Kletscher, zum Dank die um die Stirne den Kranz.

25. Nach Gottes Rath. Gedichte von Angelika von Mikolaj. Berlin, Nicolai. 1863. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Fast sämtliche Gedichte tragen einen religiösen Charakter; einige derselben könnten recht wohl als Kirchengesänge dienen, wenigstens würden wir sie manchen veralteten Liedern bei weitem vorziehen. Ursprünglichkeit geht der Verfasserin übrigens ab, man findet in ihren Dichtungen, die durch ihre Wiederholungen wie eine Nachmittagspredigt ermüden, keinen neuen Gedanken. Wir sollen unser Vertrauen auf Gott setzen, die flüchtige Zeit des irdischen Jammerthals nützlich anwenden und nicht vergessen, daß unsere Heimat im Himmel ist.

26. Geschichten und Gesalten. Erzählende Dichtungen von Bernhard Andrusat. Rebst einem lyrischen Anhange. Mit dem Bildniß des Verfassers. Hamburg, Neßter und Welle. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wenn auch der Reichthum neuer Gedanken dem Verfasser abgeht, so fehlt es ihm doch nicht an schöpferischer Einbildungskraft, die die Natur und Geschichte lieblich zu verklären weiß, am liebsten bei den geistlichen und politischen Kämpfen der Gegenwart weilt und ihnen den Stoff entnimmt. Andrusat ist, wie auch sein Landsmann G. Zeise, eine edle Dichternatur, dessen Herz für alles Heilige, Große und Schöne rasch erglüht, der für jedes Unglück des Vaterlandes oder der Menschheit eine Thräne, für jedes Glück ein Lied hat und dessen Hand bei jeder dem Vaterlande zugefügten Schmach zum Schwerte fährt und dreinschlagen möchte, wie sie schon einmal im Dänekriege dreinschlagen hat. Wir heißen seine vortrefflichen Gedichte willkommen.

27. Rudolf Gottschall. Lichtstrahlen aus seinen Dichtungen. Pissa, Günther. 1861. Gr. 16. 25 Ngr.

Der Name des Verfassers bürgt hinreichend für die Vortrefflichkeit dieser „Lichtstrahlen“, welche aus seinen sämtlichen Schriften überschüssig zusammengebrängt, den Beweis liefern, daß Gottschall's Dichterruhm auf einer festen Grundlage ruht. Diese ausgewählten geistvollen Ausprüche und anregenden Gedankenblitze lehren uns den Dichter als Denker kennen, dessen Kraft und Tiefe das Universum umfaßt und seinen Dichtungen den Reiz der Neuheit noch lange wahren wird.

II. Epische Dichtungen.

1. Die Schrentächter oder deutsche Frauenwürde. Von Edward Dorer-Egloff. Baden. 1862. Gr. 8. 10 Ngr.

Obgleich der schon oben genannte Verfasser, wie wir aus seinen holperigen Hexametern ersahen, ein Schweizer ist, scheint er doch nach einem bairischen oder österreichischen Orden zu ringen. In wahrhaft widerlich serviler Weise besingt er — woran ansonsten seine Lieder ein Singen zu nennen sind — die Heiligkeit der unglücklichen Marie von Neapel, die Reisen der Kaiserin von Oesterreich und die Tugenden anderer fürstlicher Damen, denen seine Poesien wahrscheinlich besser gefallen werden als uns und die auch vielleicht die grammatischen Schnitzer:

Da thatest, liebe Schwester, zu kurz in Rofen wellen

Der Bräut, vom Rückenband umflogen,
Sieht über ihm (statt sich) die goldenen Sterne schweben —
mit dem Mantel ihrer Huld zudecken allernützlichst gern

2. Garibaldi-Lieder von Arnold Schloenbach. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1862. 16. 5 Ngr.

Ein kleines kräftiges und mit der gewohnten Formfertigkeit des Dichters verfaßtes Epos in drei Liedern, in welchem Schloenbach den Helden von Garibaldi besingt und ihn auffordert, sein hohe Sendung zu vollenden:

Die der Freiheit hellge Wette
Durch die Welt harmonisch klinge!
Die der Freiheit tiefen Wette
Weit sich um die Erde schlingt!

3. Epische Dichtungen von Friedrich Bodenstedt. Berlin, Deder. 1862. 16. 24 Ngr.

Bodenstedt, der uns schon mit so vielen köstlichen poetischen Perlen aus dem Morgenlande und dem großen Reiche des Orients beschenkt, tritt wiederum mit drei epischen Dichtungen „Arabias und Persia“, „Der Uebelthäter“ und „Riao“ vor die Leserschaft, wofür man ihm gewiß Dank wissen wird. Nur wegen sehen wir Deutsche, um sich nach Helden für ihre Epen anzusehen, ins Ausland gehen; doch ein wahrer Dichter wie Bodenstedt, der obenstehende Länder mit eigenen Augen schaut, weiß scheinbar unbedeutenden Dingen poetische Seiten abzugewinnen, fremde Stoffe einem vaterländischen Publikum zu geben und mit Hilfe einer schönen correcten Sprache zu Kunstwerken zu gestalten. Würdig stellen sich die epischen Dichtungen den früheren Schöpfungen Bodenstedt's an die Seite.

4. Völi. Ein Romanzenepos aus Ungarn. Gesammelt von Eiegfried Veregrinus. Leipzig, O. Wigand. 1862. 16. 10 Ngr.

Zum Verständniß und zur Charakteristik dieser Spottgedichte, welche im Munde der Wiener und der in Ungarn befindlichen Deutschen leben, entlehnen wir einige Worte aus der Vorrede des Sammlers: „Die naive Dummheit und Dummheitssucht magyarischer Krautjunker schildern außer einer Anzahl von Anekdoten eine Menge gleichsam frei herumfliegender formloser Romanzen im magyarisch verdröhten Deutsch, welche durch die äußere Form und den Namen Völi zusammengehalten werden. Die ersten dieser Gesänge mögen wol vor etwa 20—30 Jahren in Pest entstanden sein. Indem sich dieselben von da in die andern Städte Ungarns, wo Deutsche wohnen, im stillen verbreiteten, wuchs ihre Zahl allmählich lawinenartig an, bis die Lust am Gesänge und der vielfach sich darbietende Stoff zur Nachahmung reizte. Sie zerfallen im allgemeinen in folgende Gruppen: „Völi in Pest“ (Hauptgruppe), „Völi in Wien“, „Völi in Paris“, „Völi in London“. Die Weltausstellungen setzen darin eine Hauptrolle spielen. Bei allem Großen und Schönen, das Völi in der Fremde in seiner Art bewundert, bleibt er doch dabei: „Extra Hungariam non est vita, si est vita, non est ita“, und als er heimkehrt, bewährt sich an ihm der Spruch:

Es klingt eine Orgel, wol Herr Herr,
Es kommt eine Orgel wieder her.

Selbstverständlich haben diese Dichtungen für die mit dem Ungarn im Verkehr stehenden Deutschen, die überdies durch etwas Humor und einen schlechten Witz gar leicht entkammt und zum heftigen Lachen angeregt werden, mehr Reiz als für uns Süddeutsche. Wir wollen unsern Lesern indes eine Probe solcher Verse nicht vorenthalten:

Hab' ich Stubenmüdel deutsches
Hier in Baijergass' gesehn,
Hab' ich haus und rathisch dastäm,
Doch (aber) er ist nicht so schön.

Doch ist jetzt an mein Instructor:
„Deutsche Sprache“, sagt er mir,
„Müssen's lernen, können's brauchen!“
Doch ist nicht lerne ihr.

Freilich Stubenmüdel deutsches,
Wer mir damals nicht im Sinn,
Und auch Instructor ob adta!
Sagte mir ja nichts von ihm.

Wart nur cown! — doch will ich
Sprechen mit ihr, wie ich kann,
Wird's nicht hört nicht schlechter Sprache,
Sieht nur auf schön angrifich Mann.

Der Verfasser wünscht, daß sich in Ungarn bald ein Piskatus finden möge, der die einzelnen Romanzen und Romanzengruppen sammeln und ordnen läßt, und dann ein Aristarch, der mit kritischer Feile eine genaue Textrevision vornimmt und uns ein einheitliches Epos schafft, gleich dem homerischen. Es dürfte daraus allerdings ein allerliebster komisches Selbstgebiht werden.

5. Die Hochzeit des Marienkäfers. Insektenmärchen von Friedrich von Iserlohn (Friedrich Böcker). Berlin, Springer. 1863. Gr. 16. 16 Mgr.

Ein wirklicher Dichter wird stets die Natur, in der er selbst wohnt, innig verehren, ebenso auch wird es ihm keine Schwierigkeit machen, die Natur und ihre Erscheinungen zum Zweck ihrer poetischen Erklärung zu belauschen, die innigsten Beziehungen auf Menschen und menschliche Zustände mit einem Gefühl und feinem Tact herauszufinden und ihr menschliche Gefühle und menschliche Empfindungen einzuhauchen; ja, ohne ein solches feines Gefühl würde ein Dichter stets ein Halb-dichter bleiben. Diese Uebertragung der Natur auf Menschen und menschliche Zustände muß sich aber wie von selbst machen und nicht mit den Haaren herbeigezogen werden, sie kann außerdem nur mit Maß geschehen, wenn der Dichter nicht Gefahr laufen will, mit seiner Dichtung geschmacklos und langweilig zu werden. In diesen Fehler ist Böcker bei der vorliegenden Dichtung verfallen. Die Insektenwelt, die hier in verschiedenen Gestaltungen personifiziert wird und haßt und liebt, ist überhaupt schon ungeeignet, die Rolle der Menschen zu übernehmen, und selbst für ein rein komisches Epos möchten wir es für gewagt halten. Nun aber müssen wir uns allen Ernstes saß sieben Bogen hindurch ausschließlich mit Insekten beschäftigen, sodas uns zu Rute wird, als ob wir von einem Mückenstich warm gelacht, verfolgt und zerstoßen würden, und wir froh werden, das Buch schließen zu können, um von dem ermüdenden Gesumm endlich befreit zu sein.

6. Volkmar. Historisch-romantisches Gedicht von Max Gyth. Leipzig, Grunow. 1863. 8. 1 Thlr. 6 Mgr.

Der eine — ein alter Degen,
Kommt von Staufenland,
Der andre — jung, verwegen,
Ein Knabe, frisch und fed;

Der eine wol ein Ritter
Mit blaufem Wappenschild;
Der andre trug die Zither
Für den bemalten Schild;
Der eine aus roßigen Klingen
Wagt sich die Scharten aus,
Des andern lautes Singen
Schallt in die Nacht hinaus.

Wer denkt bei solchen Worten nicht sofort an die Schilderung Karl's des Kühnen und des Kaiserjünglings Mar in dem „Legten Ritter“ von Anstanius Grün? Ueberhaupt finden sich nicht allein aus dem „Legten Ritter“, sondern auch aus andern Dichtungen Grün's viele Anklänge in diesem „Volkmar“, der indessen hinter seinem Vorbilde weit zurückbleibt. Wir wollen allerdings nicht verschweigen, daß sich viele einzelne, besonders auch lyrische Schönheiten in demselben befinden, doch das Ganze, welches in die Zeit des Kaiserthums zwischen Ludwig von Baiern und Friedrich von Oesterreich fällt, ist ein verworrenes Gemälde. Auch die Form ist nicht immer rein gehalten. Reime wie: Gewerbe — Schürze, unten — Stunden, weiten — scheiden, finden sich häufig; auch sind Ausdrücke, wie: „der achtzehn Ahen grämlich Gramen“ (wer versteht das?), „bleichender Mund“ und die Verwandelung Fichtenegg in Fichteneck, je nach Bedürfnisse des Reims, nicht geeignet, den Werth des Gedichts zu erhöhen.

7. Graf Edmund von Hüfswagen, nebst zwei andern Gedichten von Wilhelm Fischer. Bonn, Weber. 1863. 16. 12 Mgr.

Fischer, der die Form fließend und le weiß, tritt hier mit drei kleinen lieblichen, Dichtungen vor die Öffentlichkeit. Die erste „Märchen“ aus den Zeiten der Kreuzzüge. D wir am höchsten stellen, ist erfrischend wie das dritte behandelt, wenn auch am Schluss bekannte und schon mehrfach poetisch behandelt Klosterrose, die demjenigen Mönch, der nach mußte, wie von Geisterhänden auf den Tisch!

8. Erbachen. Aus dem Leben eines Dichters. Eine Erzählung in Versen und Liedern von Wilhelm Grothe. Berlin, Sandrog und Comp. 1861. 16. 18 Mgr.

Es ist wirklich schade, daß Grothe seine Gedichte nicht noch sorgfältiger gefeilt hat, wir würden wenig an ihnen anzusetzen haben. Was wir vorhin von seinen lyrischen Dichtungen sagten, gilt auch im allgemeinen von diesem episch-lyrischen Gemälde, in welchem er eines jugendlichen Dichters Liebe, seine Kämpfe im Weltgewühl und seinen Schmerz bei dem Tode der Geliebten befragt. Nicht allein durch Fremdwörter, wie: „Manche Epifode aus dem Epos meines Lebens“, thut er dem sonst recht hübschen Gedichte Abbruch, sondern auch durch einige prosaische Ausdrucksweisen und unrythmische Verse, wie (S. 65):

Ich fühle mich weit über sie erhaben.

9. Nordlandsagen. Balladenkreis von Wilhelm Grothe. Berlin, Sandrog und Comp. 1861. 16. 18 Mgr.

Diese „Nordlandsagen“ sind hinsichtlich des poetischen Werthes entschieden die besten unter den Grothe'schen Dichtungen. Sie tragen vollständig das Gepräge des altnordischen Geistes, sind nicht durch Formfehler oder prosaische Wendungen entstellt und erinnern, ohne indes von ihrer Ursprünglichkeit etwas einzubüßen, an die beliebte „Hithjossaga“. Der sterbende Etalbe, gleichfalls eigenthümlich gehalten, hat eine entfernte Aehnlichkeit mit Hithjossaga's sterbendem Etalbe:

Da liegt ich nun, die Wunde in der Brust —
Das Leben flieht, die neue Heimat winket,
Das Blut verströmt, Balhallas' Sonne blinket,
Es öffnet sich ihr Thor zu ew'ger Lust u. s. w.

10. Fra Angelico. Romanzenepos in sechzehn Bildern. Von J. F. Horn. Kiel, Hermann 1863. Gr. 16. 15 Rgr.

Der Stoff dieser Romanze ist einer echt poetischen Sage entnommen. Der Held, welcher aber kaum diesen Namen verdient, weil er, anstatt sich mit männlicher Kraft aufzuraffen, seinen Schmerz hinter den Mauer eines Klosters verbirgt, ist der Maler Giovanni Pissole oder Fra Angelico, dessen sinnliche Liebe von dem Dichter zu einer himmlischen verklärt wird. Die Sprache ist edel, zuweilen schwunghaft, die Verse fließen ziemlich glatt und die Reime sind echt, und dennoch übt das Gedicht nicht die Wirkung auf den unbefangenen Leser aus, den der Dichter wol bezweckt hat, weil die „katholische, sentimental-romantische Färbung“ derselben einer längst begrabenen Zeit und Anschauung angehört, die den Gefühlen, Wünschen und Bestrebungen des jetzigen Geschlechts ziemlich fremd geworden sind.

11. Babiana von J. F. Klein. Berlin, H. Jonas. 1863. Gr. 16. 20 Rgr.

Der Verfasser hätte besser gethan, seine „Babiana“ ungedruckt zu lassen, denn schlechtere Verse und abgeschmackteres, langweiligeres Zeug sind in neuerer Zeit wol nicht ans Licht getreten.

12. Deutschland und Rom. Poetische Völkerbilder aus dem Seidenleben der Deutschen. Von Karl Reg. Heidelberg, Weiss. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Rgr.

Der Dichter hat einzelne Glaubpunkte aus den Zeiten der Völkerwanderung poetisch behandelt und als leitenden Faden in dieselben den historischen Gedanken durchgeführt, Kraft der Germanen die Römerwelt in Trümmern dem altersschwachen Europa ein neues Leben einzeln Städte, und besonders „Marich“, der nach Inhalt und Form recht gut gelungen, er läßt die letztere noch manches zu wünschen besonders machen wir den Verfasser auf die „Kaiserin“ rime, die Verwechselung der sogenannten harten und weichen Mitlaute aufmerksam.

13. Die Loreley. Lyrisches Epos von Albert Jeep. Basel, Balmer und Richm. 1863. 16. 1 Thlr. 14 Rgr.

Der Verfasser scheint in dieses „lyrische Epos“ seine sämtlichen hineingeflochten zu haben, die er theils in den Mund gelegt, theils aber auch als eingestrichelt hat. Das Epos ist so Gang der Handlung fortwährend das wird die Jungfrau in der Schweiz an ein Frühlingslied, ein Blätterlied, ein ein Heimwehlied, ein Allerseelenlied und ja sogar eine dramatische Scene bei den Kauf. Was will man mehr? Daß die Verse aber immer gut wären, können wir leider auch nicht behaupten, da Wendungen, wie:

An der Männer Geschlechte

Sie rächen sich möchte —

oder:

Ach nein, sie nicht mehr meinen kann —

sowie auch vulgäre Ausdrucksweisen, wie:

Sich Gnade zu erheben fällt ihm im Traum nicht ein —

oder:

Er athmet schwer und seufzet und spricht sein Sterbenswort —

sich häufig in dem „Epos“ vorfinden.

Wilhelm Andree.

Geschichte und Betheiligte in Lieferschriftenwerken.

Wir haben uns in diesem Artikel mit einer nicht gerade geringen Zahl von Lieferschriftenwerken abzufinden. Sie enthalten Darstellungen aus der Geschichte, Sittenbildern, Genen, Biographien und sonstigen belletristischen Arten; und Großformat. Unvollständigen Werken durchaus gerecht zu werden ist eine unter Umständen nicht leichte Sache. Die der Verleger und Autor ganz verschiedene Ursachen zu der Veröffentlichung eines Werks in so und so vielen pomphaft angelegten Lieferschriften bestimmen können, so können sich hinter dem pomphaften Prospect die besten wie die schlechtesten Arbeiten verbergen. Drum ist ein gewisses Misstrauen gegen die in Hefchen von so und so vielen Bogen erscheinenden, mitten im Kapitel, oft mitten im Satz abbrechenden Erzählungen und Romane meist nur zu gerechtfertigt. Mögen diese Hefchen hinter einem noch so viel verheißenden Prospect einherhulzen, mögen sie sich in einen noch so verzerrten gelben oder rothen Umschlag stecken, man erkennt die Vögel doch beim ersten Blick an der Feder und läßt sich von denen, die Canarienvögel und Dompfaffen sein wollen, nicht täuschen. Nur ein Blick und man merkt den literarischen Spag oder Stieglitz heraus.

Beginnen wir denn mit so einigen, deren ganze Natur wir schon aus dem ersten dünnen Hefte herausföhlen.

1. Zehn Jahre! Historisch-politischer Roman aus der Gegenwart von Sir John Retcliffe. — M. u. d. L.: Villafranca oder die Gabinet und die Revolutionen. Zweiter Abschnitt. Erste Lieferung. Berlin, Gerschel. 1862. Gr. 8. 6 Rgr.

Wol noch nie hat ein Romanschriftsteller in so kurzer Zeit sich einen solchen Ruf erworben und haben Werke in allen Kreisen der Leserkwelt vom Palast bis zur Dachstube einen solchen Erfolg ertragen, ein so großes Interesse erregt, wie der pseudonyme Autor Sir John Retcliffe und seine Romane „Schakopol“, „Rena Sahid“ und „Villafranca“. Diese Aufwindung ist doch wol herausfordernd genug. Aber der Zuschauer der Kreuzzeitung liebt ja das Herausfordernde, und warum sollten die Heger und Pfleger des dramatischen Zuschauerstills nicht auch solche Aufwindung lieben! Sir John Retcliffe soll nämlich niemand anders als der berühmteste einer aus der Zuschauerwelt der Kreuzzeitung sein. Wie er Romane schreibt: nun mit allen Malen der Schauerromantik. Aber das Wunderliche: vor den Augen der Welt, d. h. im Zuschauer zeter und eifert man gegen alles, was Speculation heißt, und hinter dem Rücken, d. h. pseudonym, speculiert man mit recht billigem Selbstbühnenfutter auf eine recht hübsche, runde Honorarsumme. Denn daß der Anfang dieser „Zehn Jahre“ mehr sei als Bibliotheksfutter, wird uns kein Mensch einreden wollen. Aber es läßt sich und dann ist so ein Pseudonymus pfliffig genug, des lieben Erfolgs wegen anfänglich gar nicht so arg kreuzritterlich zu thun, und was die Sittenschilderung betrifft, Ungarn und Eichenbürgen (der Roman bringt zunächst Scenen aus der ungarischen Revolution von 1848) liegt weit genug über Köpenick hinaus, als daß wir nicht alle Schilderungen John Retcliffe's für wahr annehmen sollten. Also nur immer lustig weiter geschreiben! Es wird schon Geld einbringen, und die hübsche runde Summe konnte schon Schluß!

2. Neue pariser Mythen. Ein Sittengemälde aus dem zweiten Kaiserreich. Herausgegeben von Otfried Nylund. Erste Lieferung. Stuttgart, Kröner. 1863. 8. 5 Rgr.

Mögen Verfasser und Verleger nicht später einmal über ihr Werk erröthen, wie dies erste Hefchen in seinem Umschlag. Wir halten nämlich den Anfang keineswegs für irgendwas bedeutend. Da das Ganze mit höchstens 16 Lieferungen abschließen soll, so wird, nach der gedehnten Darstellung im ersten Hefte beurtheilt, dies Sittengemälde aus dem zweiten Kaiserreich keineswegs allumfassend sein. „Neue pariser Mythen!“

Sie sollen ein auf Thatfachen gegründetes, tief eingreifendes Sittengemälde bieten, während die Euseischen Mysterien nur die Ausgeburt einer titanenhaften Phantasie wären. Ein Unterschied, der indess sehr zu Gunsten der Euseischen spricht. Aus dem Prospect der „Neuen Mysterien“ gukt die höchst nüchterne, doctrinäre Tendenz hervor; über den Euseischen lag wenigstens ein eigener romantischer Reiz, diese „neuen“ aber schleppen sich schon im ersten Hefte so breit einher, daß wir erstaunt fragen, was an ihnen Besonderes sei. Die Noth der arbeitenden Klasse in Paris mag entseßlich, das politische Spioniersystem zur Schwindelnden Höhe ausgearbeitet sein, wer zweifelt daran! Daß ein in der größten Noth stehender republikanisch gestufter Arbeiter des lieben Geldes wegen an seiner Partei zum Verräther wird, schrecklich das! Aber wozu das „Neue pariser Mysterien“! In der uthyllischen Zeit leben wir überhaupt nicht mehr; der Ungeheuerlichkeiten und Barbarismen kann man aus dem kleinsten Dorfe in Fälle zusammenkoppeln, sodaß uns nicht bloß Paris, sondern auch das kleinste Dorf als ein Sodom erscheinen könnte, wenn wir eben nur danach suchen. Wir vertheiligen das zweite Kaiserthum belleide nicht, aber wir mögen dies ewige, hochmüthige deutsche Pharisäerbewußtsein auch nicht, das die Bodenlosigkeit im eigenen Lande nicht sieht und das ausländische Régime für Dinge verantwortlich macht, für die es die Schuld allein nicht trägt. Die Bodenlosigkeit der modernen Gesellschaft liegt eben tiefer, als daß sie durch eine einzelne Regierungsweise oder gar durch einen einzelnen Menschen mit seinen Creaturen hervorgerufen sein könnte. Was nützt da alle stiltliche Entrüstung: wo das ist, sammeln sich die Geier. Und wenn bei und das ist, werden sie sich auch bei uns sammeln. Die Geier haben über der modernen Gesellschaft schon vor dem Staatsstreich des zweiten December gekreist, und die Geier werden auch noch über ihr freisen, wenn das zweite Kaiserreich den Weg alles Fleisches gegangen sein sollte. Die Geier aber fortwährend für das das verantwortlich zu machen, das kann bei nahe lächerlich werden!

Denn nicht bloß Frankreich, fast die ganze civilisirte Welt bietet heutigen Tags klägliche Bilder. Fast überall eine glänzende Kritik der Thatfachen und eben dieses kritische Selbstgefühl wegen so wenig Kraft zu großartig edler Gestaltung. Wollen wir doch nur die kleine griechische Nation an! Kein „Or“ oder sonstwer hat sie ein Vierteljahrhundert gehindert, eine Mutationen in edelster Freiheit zu werden. Wie verhält sich uns das ideal-schematische Philhellenthum zur prosaischen Wirklichkeit? Doch damit wir uns nicht verirren: nicht von Griechenland haben wir zu sprechen, wol aber von einem andern weit größern Reiche, das sich für den Hort wahrer Freiheit ausgibt und doch von dieser Freiheit ach wer weiß wie weit entfernt ist. Belehren wir uns darüber aus

3. Freiheit und Sklaverei unter dem Sternenbanner oder Land und Leute in Amerika. Von Theodor Griesinger. Erste bis vierzehnte Lieferung. Stuttgart, Kröner. 1862. 8. Jede Lieferung 5 Ngr.

Dem Verfasser begegneten wir vor einiger Zeit mit seinen „Mysterien des Vaticans“. Wir fanden in ihm einen scharfsinnigen Sammler des ihm entsprechenden Materials, aber auch einen etwas zu undarmherzigen Conditir des Stoffes. Das Lob sprechen wir ihm hier gleichfalls zu ohne den daranhängenden Tadel. Seine Unparteilichkeit hat uns für seine neueste Arbeit eingenommen. Sein Bestreben, recht ausführlich und anschaulich zu sein, verleitet ihn vielleicht hier und da zu einer zu großen Breite, und es ist dies eine Ausstellung, die wir der Form und Darstellungsweise machen. Indess scheint sein Buch nicht vorzugsweise an gelehrte Kreise, sondern vornehmlich an die Mittelklassen des lesenden Publikums gerichtet zu sein. Nun und diesen, denen Amerika meist wie das Eldorado der Freiheit und des mühelosen Erwerbs erscheint, möchte die Breite willkommen sein.

Zu den Tagesblättern ist es nur zu sehr Mode, die nördlichen

Bewohner der Vereinigten Staaten nur als Helden, Engel, Kämpfer für eine heilige Sache, die südlichen (Südconföderirten) dagegen als Schurken, Rebellen und wer weiß sonst was hinzustellen. Hätte Griesinger diesen einseitigen Standpunkt gewählt, widerwillig hätten wir seine Hefte beiseite geworfen. Da er aber zu erörtern sucht, wie sich die staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse Nordamerikas gerade so entwickelt, wirft er nicht schematisch auf Einzelheiten ein Verdammungsurtheil, die nur Erscheinungsformen der gesammten staatlichen Bildung sind. In den drei ersten Kapiteln nun gibt er uns Bilder vom „Yankee oder Stockamerikaner“ und vom „südlichen Plantagenbesitzer oder dem Baumwollenbaron der Neuen Welt“, dazu erörtert er die „Freiheit in Amerika“ oder „Warum es daselbst Sklavenstaaten und Nichtsklavenstaaten gibt“. Im vierten wohnen wir einigen großartigen Musterpreisausschlämpfen bei: lieben es doch die Amerikaner, sich mit dem Büffel auf eine Stufe zu stellen. Kapitel fünf und sechs handeln über „Verbrechen, Einwanderung, Nativismus“ und den „Nigger in der Leibeigenschaft“; Kapitel sieben über das „Völkchen oder die Duellmanier nach neuester Mode“. Nun aber folgt achtens das noch interessantere Thema „Der Deutsche in Amerika“. „Werkwürdigweise“, randglossirt der Verfasser, „wissen sich unsere Landleute in seiner Stadt oder in seinem Städtchen, wo sie sich mehr oder minder zahlreich niedergelassen haben, miteinander in die Länge zu vertragen, sondern immer gibt's Haß und Zwietracht, sowie Neid, Verhegung, Verkleinerung. Ja sogar rein deutsche Niederlassungen, deren Amerika doch wenigstens einige zählt, gedeihen nur deswegen nicht in dem Maßstabe, als sie vermöge ihrer guten Lage und wegen des Fleißes ihrer Bewohner gedeihen sollten, weil diese letztern sich gegenseitig anfeinden und einander, wenn nicht öffentlich doch heimlich in ihrer Entwicklung hinderlich sind. Kurz es ist kein rechter Zusammenhalt unter den amerikanischen Deutschen, gerade so wenig als unter denen, welche im alten Vaterlande leben, und wenn zehn links wollen, so rufen zwanzig rechts. Dreißig oder vierzig andere aber begehren gar rückwärts statt vorwärts.“

Also überall die berühmte deutsche Einigkeit und Gemüthlichkeit, soweit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt! Welcher Spott doch dieses: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Ein Ueberall und Nirgend! Der Deutsche ist einmal der Sauerteig für andere Nationen. Groß ist der Deutsche, zumeist aber am Kaffeeklatschtische und in der Klopffechtereier für jeden Pöps von Idee. So einen faulen Pöps von Idee haben die Nordamerikaner den Deutschen mit der Emancipation der Sklaven hingeworfen. Und richtig, die Deutschen haben auf diesen faulen Pöps angebissen. Mit welcher Verferkernuth klopffechtern nicht die Deutschen; unsere Zeitungen, sie jubiliren über die Heldenthaten der Deutschen in Amerika, gilt es doch einer heiligen Sache, der Ausrottung des Sklaventhums. Nun, was wird der Dank sein? Von seiten der Amerikaner der wüthendste Haß gegen alles, was sich deutsch nennt, das sagen wir voraus. Wird doch der ganze Kampf vielleicht nur durch die deutsche Verferkernuth in die Länge gezogen! Werden doch in den Kampf Humanitätsideen hineingelegt, die selbst der nördliche Stockamerikaner in ihren Consequenzen nicht vertreten mag. Wie faul nördlicherseits die Humanitätsidee ist, für die man angeblich in den Kampf gezogen, das möge man aus Kapitel sechzehn „Indianerjagd im Westen“ ersehen. Auf die schandbarste Weise wird gegen die Rothhäute zu Werke gegangen. Ueber die armen, unglückseligen Nigger kennen wir, aber die Rothhäute, die sind so eine Art Vieh, das über den Haufen geschossen werden muß. Das ist Humanität! Predigte doch selbst eine unserer gelehrtesten deutschen und freisinnigsten belletristischen Zeitschriften vor kurzem in einem Artikel die völlige Ausrottung der Indianer als heiligste Pflicht der Civilisation. Bravo! die Indianer sollen sich auch nicht einmal wehren, sollen sich durch keine Gewaltthat sogenannter Civilisirter reizen lassen, dürfen keine Rache nehmen, nicht wieder sengen und brennen, sonst sind sie Bestien! Sengen und brennen, den Schießprügel auf dem Rücken haben und in wilden Regio-

nen niederschleßen, was ihnen vor die Nase kommt, dürfen nur deutsche und andere Touristen!

Des Interessanten genug bieten uns auch die Kapitel „Die Tadel eines Vanlee“, „Rufft und Muffanten in den Vereinigten Staaten“, „Irländer in Amerika“, „Esklavenhandel in Amerika“, „Der Nigger in der Freiheit oder die schwarze Prostitution“, „Singling, das große Zuchthaus“, „Die Sekte der Zitterer“, „Kleindeutschland in Newyork“, „Tabacks- und Baumwollenbau in Georgien und Virginien“, „Die Volks- oder Lynchjustiz“, „Wasserleitung en gros“, „Namen der amerikanischen Städte“, „Nordamerikanische Feste“. Recht ans Herz legen möchten wir den Auswanderungsfüchtigen „Hotel Park in Newyork“, das größte Hotel der Welt. Alle Gäste haben freien Eintritt, zahlen keine Besche; aber freilich das Bett ist das Straßenpflaster und die Decke des Zimmers ist das große dunkle Himmelsgewölbe. Hotel Park, die letzte Rettung aller Sklaven eines leeren Beutels! Ach wie viele dieser Sklaven möchten mit den Niggern tauschen, nur um einmal den nagenden Hunger stillen zu können! Schrecklicher Gedanke und doch wie wahr, selbst da wahr, wo man wie in Berlin „Hotel Park“ recht poetisch „Mutter Grün“ getauft hat. Vern gingen wir noch auf Washington und den Congress speciell ein, allein der Raum, der leibige Raum! Also lese man selbst, also urtheile man selbst, ob die vielgepriesene amerikanische Freiheit im großen und ganzen wesentlich mehr als einen rohen Urzustand repräsentiert, bei dem am Ende aller Enden statt der Raison die Faust den Sieg davonträgt. Viele, ach wie viele Phasen der Läuterung wird diese Freiheit durchmachen müssen, auch despotisches und drakonisches Regiment, ehe sie die Freiheit eines auf vollster Sittlichkeit gegründeten Staatslebens sein wird. Erst muß die massenweise Einwanderung mit ihren endlos vielen reduzierten Existenzen aufgehört haben, oder wenigstens nicht mehr als ein Lavaerguß in trüglischer Hoffnung kesselterter Rath- und Thatloser erscheinen, dann vielleicht. . . . ! Allen schwächlichen Illusionen vorwiegend das Buch ein Ende machen, darum empfehlen wir's. Könnten wir doch auch das nachfolgende so empfehlen!

4. Am Red River oder Sklavenleben in Nordamerika. Erzählung aus der Gegenwart nach authentischen Mittheilungen bearbeitet von F. Gothe. Erster Theil. Berlin, Ekbow. 1862. 8. 1 Thlr.

Spannend ist die Erzählung freilich geschrieben, auch nicht schlechter, als sie für ein Publikum zu sein braucht, das sich an Criminalnovellen und Schauerromanen delectirt. Aber die Uebertreibung tabeln wir ganz entschieden. Der Verfasser will sein Buch nach zuverlässigen Mittheilungen eines wahrheitsliebenden und leidenschaftlosen Freundes gearbeitet und nur da gemildert haben, wo ihm eine Milderung nöthig erschien. Hätte er uns doch das Thatsächliche ohne seine Zuthaten gegeben, viel Gräßlicheres fänden wir vielleicht natürlicher als in dieser gemilderten Form. Hätte er uns nur gesehen, wie wir bei recht gruseligen Stellen oft laut aufgelacht haben, und wir des ästhetischen Mangels wegen das Buch doch wieder ab und zu hätten ins Feuer schleudern mögen, er würde seine Uebertreibung einsehen. Sein Thema an sich wäre interessant. Es bringt uns die Schicksale sogenannter Quarteronsklaven, d. h. der im vierten Gliede aus Mischung der Weißen mit den Schwarzen Abstammenden. Obgleich die Quarteronen den Weißen in Farbe fast ganz gleichen, so galten sie doch z. B. in Louisiana immer als Sklaven, wenn sie nicht ausdrücklich frei erklärt waren. Jeder Vater, jede Mutter mußte also seinen (ihren) etwaigen Quarteronen (ebenso Terzeron, Quinteron u. s. w.) Kindern erst die Freiheit geben, sollten diese nicht bei seinem (oder ihrem) Tode dem nächsten Erben als verkäufliche Waare anheimfallen. Ein interessantes Thema! Spielte nur nicht ein dämlicher (man vergeihen den Ausdruck), ein dämlicher deutscher Vater die Hauptrolle. Dieser, Werdenberg mit Namen, hatte in Louisiana ein Terzeronmädchen geheirathet, das, da es von ihm aus rührseligen Motiven

nicht losgekauft ist, die Nichtfreiheit auf seine Kinder vererbt. Werdenberg's Frau stirbt. Werdenberg verläßt Amerika, einen Theil seines Vermögens in den Händen seines Schwagers zurücklassend, er geht nach Bremen. Das Glück ist ihm hier nicht hold. Er geht also wieder nach Amerika zur See, die Geschäfte mit seinem Schwager persönlich abzuwickeln. Er nimmt seine Kinder mit auf die Reise, ohne ihnen über ihre Geburt die nöthige Auskunft zu geben. Er weiß, daß seine Kinder nach louisianischem Geleze noch immer für Sklaven gelten, daß, stürbe er plötzlich und seine Kinder kämen ohne ihn nach New-Orleans, sie ohne weiteres ihrem Oheim als Erbsünde zufielen. Das weiß der dämliche deutsche Vater, aber er thut nichts dagegen. Im Kanale schwant diesem edeln Vater Unglück, also erschließt er sich dem Schiffskapitän, bringt die Sachlage zu Papier und legt das Actenstück: „Von meinem ältesten Sohne (Arthur) unmittelbar nach meinem Tode zu lesen“ in den Koffer. Es hat ihm in der That richtig geschwaut. Werdenberg steht auf dem Verdeck, es ist neblig, ein Schiff braust heran, ein Ruck, ein Stoß, seine schlimme Folgen, aber Werdenberg, Werdenberg? fort ist er und weiter geht's.

Gebuld, lieber Leser, Gothe wird ihn im zweiten Theile wieder aus dem Wasser fischen; so ein dämlicher Vater ertrinkt so schnell nicht. Der Schiffskapitän nun zu Arthur Werdenberg: „Haben Sie die Sachen Ihres Vaters durchgesehen, junger Mann, und etwas gefunden, das. . . .“ Darauf der edle Arthur: „Wie, mein Herr, glauben Sie, daß die Begier, das Erbe des armen Vaters anzutreten, mir keine Ruhe läßt!“ Nun gut, geht in euer Verderben, Nigger seid ihr doch einmal, denkt der Kapitän. Und die lieben Kinderchen eines lieben Vaters reisen ruhig weiter zum lieben Onkel nach Amerika. Dieser liebe Onkel sitzt aber entsetzlich in der Geldklemme; ein Sklavenhändler weil ihm das Geschäft plausibel zu machen, somit wird die kleine Heerde kurz nach ihrer Ankunft in New-Orleans abgefangen und dahin und dorthin verkauft. Arthur kommt als Kammerdiener auf die Plantage einer Greulin, Donna Isabella, die 15 Jahre alt durch Zufall in Besiz dieser reichen Erbschaft gelangte. Man könnte Gothe nun wirklich um die psychologische Aufgabe beneiden, die er sich mit dieser Wendung der Geschichte gestellt hat. Isabella lebte nämlich früher mit ihrer jetzt verstorbenen Mutter längere Zeit in Europa und in bürstigen Verhältnissen. Hier lernte Isabella die Familie Werdenberg kennen und lieb gewinnen. Noch mehr: sie liebte den Arthur, und der Arthur liebte sie. Nichtsdestoweniger nimmt sie ihn jetzt zum Kammerdiener an, um ihn zu tyrannisiren, sie ist jetzt nämlich die eifrige Anhängerin der Sklaverei, denn die Sklaverei sei von Gott angeordnet. Ein eigenthümlicher Reiz in diesem Verhältniß Isabella's zu Arthur, aber Gothe scheint uns der psychologischen Entwicklung dieses Verhältnisses nicht ganz gewachsen. Er discreditirt seine Helbin in den Augen des Lesers zu sehr. Zugegeben, daß Isabella den Arthur, ihn, den sie doch immer liebt, mag er auch ihr Sklave sein, mit Stockschlägen tractiren könnte, so muß sie doch beim Anblick einer Schwester dieses ihres Arthur in ihrem herrischen Bewußtsein befestigt werden. Das geschieht nicht. Isabella wird uns widrig. Vielleicht will Gothe das alles im zweiten Theile wieder gutmachen. Ob er's kann? Wie kann sich das Verhältniß Isabella's zu Arthur nur lösen? Nach unserer Meinung nur tragisch, denn der Arthur muß die Isabella schon jetzt verachten. Wahrscheinlich fennet aber Gothe seine Pappenheimer besser und läßt sich die beiden kriegen. Die schlagende Wirkung vieler seiner Szenen würde er dann wol mit einer tüchtigen Tracht Prügel auf den unennbaren Theil des Sklavenhändlers Brandon und dessen Tochter Eva zu krönen haben. Am Ende des ersten Theils münzelt uns Gothe so etwas zu, als habe er den lieben Vater Werdenberg glücklich aus dem Wasser gefischt. Sicher wird er im zweiten Theile noch einen ganzen Urwald von Ueberraschungen und Greueln zu bieten haben. Wie heiter, wenn sich da der Spieß vollständig umkehrte und sich die bisherigen Herren und Herrinnen zu Terzeronen und Quarteronsklaven, die schöne

Hebels und den Sklavenhändler Brandon nicht ausgenommen, entpuppten. Jetzt steht es nun freilich in Neuorleans und von Neger etwas anders als zur Zeit der Erzählung aus, allein sollte das Buch je über den Ocean kommen, Gothe lasse seine Fremde in Louisiana sich zuvor den Rücken recht ordentlich auswaschen. Er hat eben das Sklavenleben in der grellsten Weise gekostet, und das nennt man Uebertreibung, und das nennt man den Brand auf beiden Seiten schüren. Wenn sich Gothe erkert, daß die civilisirte Welt den Schandfleck, die Sklaverei in Amerika, nicht schon längst ausgemerzt hat, so vergißt er, daß diese sogenannte civilisirte Welt nur durch die Interessen regiert wird. Ist er blind dafür, daß die ganze civilisirte Welt erst vor einigen Jahren eben der selbstigen Interessen wegen die Türkei mit ihrer Paremowirtschaft und ähnlichem Blödsinn, der der amerikanischen Sklaverei ziemlich gleichkommt, vertheidigt hat? Also nicht gleich bis an den Rio River geblickt, sondern lieber an der Donau geblieben und die eigenen Thüren reingefegt!

Ausführlicher als wir eigentlich wollten, haben wir die Bücher Nr. 3 und Nr. 4 besprochen. Allein sie greifen zu sehr in das allgemeine politische und sociale Tagesinteresse ein, als daß wir über sie zu kurz glauben hinweggehen zu dürfen. Wir schließen daran ein Buch anderer Art, das gleichwol nicht weniger in das Tagesinteresse eingreift, und das wir hier, obgleich es nicht zu den Leseerwartungen erscheinenden Büchern gehört, einfügen, weil es in Betreff des Stoffs einen Uebergang zu dem nächstfolgenden bildet.

ö. Oesterreichs Lehrjahre 1848—60. Von Ernst Hellmuth. Zwei Bände. Prag, Kober. 1862. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Ein Buch, das in schlichtem Worte die Geschichte Oesterreichs von 1848—60 darstellen will. Es ist lesbar geschrieben, es ist auch mit einer Bekennung geschrieben, die sich durch Klarheit auszeichnet. Hellmuth entwirft uns in der Einleitung ein kurzes Bild des „alten Systems“, er gedenkt des Kaisers Franz, dessen Staatsweisheit in dem Sage wurzelte, daß er nicht „regierte“, sondern nur verwaltete, er zergliedert uns die alte Staatsmaschine, bespricht die Reformen vor 1848, Metternich's und Kolowrat's Principien und knüpft daran einige Andeutungen über die Beziehungen Oesterreichs zu Frankreich, Deutschland, England, Italien. Im ersten Abschnitte gelangen wir zur Revolution. Der Widerstand der Camarilla und Metternich's gegen die Wogen dieser Februarrevolution, Sturz und Abdankung des allgewaltigen Staatsmanns, Verfassungsurkunde vom 25. April 1848, die beiden Ministerien Billersdorf und Dollhoff, die Ausbreitung der Revolution über die Provinzen, der Juniaufstand in Prag, die Selbstthat des Windischgrätz, der erste Sieg der Reaction: das sind die Tüden, welche sich durch diesen Abschnitt ziehen. Im zweiten Abschnitt folgt eine kurze Beschreibung des lombardisch-venetianischen Aufstandes, Karl Albert's anfängliches glückliches Vorrücken, die Schlachten bei Santa-Lucia, bei Curtatone, die Gefechte bei Custoza, bei Goito, dann Radezky's Einzug in Mailand und der Abschluß eines Waffenstillstandes. Im dritten Abschnitte wird eine ähnliche resumirende Uebersicht der ungarischen Revolution gegeben und diese bis zum Beginne des Kriegs durch Jellachich fortgeführt. Im vierten nun, „Von Dollhoff bis Schwarzenberg“ überschrieben, wohnen wir in Wien der Octoberrevolution bei, der graufigen Ermordung Latour's, sehen den Fanatismus des jenseitigen gemüthlichen Wiener Volks, die vergeblichen Anstrengungen, die Hauptstadt gegen die anrückenden Truppen zu halten, die endliche Uebergabe Wiens, hören das Ständrecht proclamiren, Messenbauer, den Anführer der Wiener, und Robert Blum erschließen. Das Ministerium Schwarzenberg bezieht die Ruinen der niedergeschlagenen Revolution. Der fünfte Abschnitt weist uns in Schwarzenberg's Programm etwas ein. Es folgt die Abdankung Kaiser Ferdinand's und des Erzherzogs Karl, es folgt die Thronbesteigung Franz Joseph's I. Die beiden fol-

genden Kapitel rühren wieder stark die Trommel. Der zweite italienische Feldzug, der von 1849, wird begonnen und mit Karl Albert's Fall schnell zu Ende geführt. Mit dem ungarischen Kriege geht es zwar nicht so schnell, aber auch er endet nur zu bald mit der Intervention der Russen, mit Kossuth's Abdankung und Orszeg's Diktatur, mit der Capitulation von Vilagos und der verachteten Pacification Ungarns durch Haynau. Im achten Kapitel sehen wir die vergeblichen Anstrengungen des deutschen Parlaments, gegen die Wogen der Reaction anzukämpfen. Der Reichsverweiger dankt ab, und die angeschwollenen politischen Gewässer, die anderthalb Jahre gefährlich über den halben Continent hinwegströmten, sie haben sich bis zu einem Murren und nicht mehr gefährlichen Blätschern verlaufen.

Dies alles enthält der erste Band. Im zweiten nun geht's an die Um- und Neugestaltung Oesterreichs während der fünfziger Jahre. Eine Detailgeschichte der zehn Jahre dürfen wir auf kaum 250 Seiten und von 1859 hat der konnte ihm aber and sein, desto mehr um den Schlag von 1859 wiesen, auf dem im eigenen Innern zu gelangen könnte. Der Tag von 1861. D gefunden haben. In 1861 und dem Ins Epoche der Geschichte freilich kann auch 5 schweren Lehrjahren 1 gen werden: es schei das Brot in Frieden nicht, daß sich die 1 muth für Oesterreich als ein Schritt mehr dem nun einmal gewisse Staatencomplex des Continents anheimgegeben zu sein schienen.

Der Streit ist noch lange nicht entschieden, ob sich die österreichische Monarchie zu einem liberalen Staate umwandeln könne, ob nicht. Es muß doch aber wol ein felscherer Wind als früher durch die österreichischen Lande wehen, da man es dort jetzt überall scheint wagen zu dürfen, freiständig Geschichte zu schreiben. Eins der umfanglichsten Werke dieser Art, wie sich wenigstens nach der ersten Lieferung schließen läßt, verspricht das folgende zu werden:

6. Geschichte Oesterreichs, dem Volke erzählt von Alexander Patuzzi. Erste Lieferung. Wien, Benedikt. 1862. Gr. 4. Jede Lieferung 6 Ngr.

Zwar läßt sich, was das Historische betrifft, von dieser ersten Lieferung kein Schluß aufs Ganze machen. Denn diese erste beschäftigt sich nur mit der Vorgeschichte. Die Geschichte ist indes gut erzählt und somit glauben wir, das Buch werde je weiter ein desto einflussreicheres Werk werden. Offenbar ist das Werk nach der Art des nachher unter Nr. 7 zu besprechenden Schmibt'schen Werks angelegt. Da hätten wir beinahe zu tabeln, daß diese österreichische Geschichte viel zu weit zurückgreift. Warum nicht lieber bei jedem Werke von Adam und Eva anfangen? Doch loben wir, daß sich Patuzzi in seiner österreichischen mit der Vorgeschichte weit kürzer gefaßt hat, als F. Schmidt in seiner gleich zu erwähnenden preussischen, wo er uns ganze Vorlesungen über deutsche Mythologie u. s. w. hält. Patuzzi gelangt doch auf den ersten 24 Seiten gut und gern bis ins Jahr 983 n. Chr. Geh.

In Betreff der Ausstattung — sie ist ja bei derartigen Werken von Wichtigkeit — nimmt diese erste Lieferung außerordentlich für sich ein. Namentlich zeichnen sich die meisten der bildlichen Darstellungen durch charakteristische Auffassung der Handlung

aus. Kann der Wiener Verleger die Illustrationen durch das ganze Werk so bieten wie im Prospect und in dieser ersten Lieferung, so möchte er dem Berliner Verleger der preussischen Geschichte nach dieser Seite hin schlagen. Nehmen wir nur das eine (S. 16): „Alwin zwingt seine Frau aus dem Schadel ihres Vaters zu trinken“; die Situation ist charakteristisch wiedergegeben, darnach halten wir so eine Illustration für eine wirkliche Zierde des Werks und nicht für ein bloßes Reclamemittel, was leider Gottes die meisten Illustrationen in den meisten illustrierten Werken sind. Ueber den Werth von Genrestücken in historischen Werken wie S. 21: „Otto I. auf der Jagd bedroht“, läßt sich hin- und herstreiten; wir wollen uns aber derartige wie im vorliegenden Falle herzlich gern ansehen, wenn sie nicht in eine allgemeine Krippele ausarten, was sich wieder leider Gottes von den meisten Illustrationen in den meisten illustrierten Werken nicht sagen läßt.

7. Preussens Geschichte in Wort und Bild. Ein illustriertes Handbuch für alle. Von Ferdinand Schmidt. Erste bis achte Lieferung. Berlin, Kessel. 1862. Nr. 4. Jede Lieferung 7½ Ngr.

Die Lieferungen dieses stattlichen Werks führen sämmtlich deutscher Geschichte bis in das letzte Jahrhundert. Diese ersten acht machen etwa ein Viertel aus, wir dürfen also an ihnen Reiz und die Bedeutung des Werks vollausproben können. Wie bei allen von gewissen herausgegebenen Werken ist auch über diese Geschichte des Weichens eine solche Menge in alle das wir unserm Prinzip nach mit dem Werke sehr scharf ins Gericht gehen sollten. Wie können und mögen das aber nicht, da der als Volkschriftsteller längst rühmlich bekannte Ferdinand Schmidt seine Aufgabe mit großem Geschick erfüllt hat und wir die außerordentlichen Schwierigkeiten, die eine volkstümlich verfaßte Geschichte Preussens bietet, nicht verkennen.

Um den Geist des Buchs zu kennzeichnen, einige Sätze aus der Einleitung: „Um Wien scharen sich die ihren Vorgängern an bösem Willen gleichen, an gefügigen Werkzeugen aber ermordeten künftigen Mächte, die die alte, für Bevorchte allezeit auch gute Zeit wieder heraufbeschwören möchten; die die geistliche Welt Herrschaft Roms, schlimmer noch als die des heidnischen alten Roms, da sie zugleich Seelen und Leiber verdirbt, wieder begründen wollen; die zu den Hunderten und abermal Hunderten von Millionen Thälern, welche seit dem Verleben des Papstthums in die ewig begehrliche Schatzkammer des Stuhls Petri aus Deutschland gekostet sind, neue Cammen, den Segen deutschen Reichs, hinzusetzen und zugleich das Blut deutscher Edne dem Hause Habsburg, das sich zum Vassallen Roms hergegeben hat, überantworten möchten, damit ihm die Gewalt über fremde Völkerschaften erhalten bleibe, unter denen es noch dazu bis heute auch nicht einen Fuß breit Erde für das Deutschtum zu gewinnen gewußt hat und seiner Natur entsprechend auch fernherhin moralische Eroberungen keinerlei Art machen wird: um Berlin dagegen sammeln sich die vorwärts schauenden deutschen Geister, die es aus der Geschichte erkannt haben, daß das alte deutsche Reichs Macht und Herrlichkeit nur wieder gewonnen werden kann, wenn im Lichte der Gewissensfreiheit das Werk der Verjüngung der deutschen Nation vollendet wird, das großartige Erlösungs- und Befreiungswerk, unter dessen Kämpfern in vorderster Reihe die Hohenzollern stehen.“

Sind wir malitios, daß wir gerade den vielleicht schwächsten und einseitigsten Abschnitt der Einleitung herausgreifen? Gleichviel, Schmidt hätte sich solcher Expectoration enthalten sollen, der das Selbstbild faustbild aufgetragen ist. Wäre das Buch nur von dem Geiste eingegeben, der aus jener Expectoration spricht, ohne Umstände würden wir's als ein sehr einseitig angegriffen. Glücklicherweise findet sich dieser Geist in dem größten Theile der uns vorliegenden Lieferungen nur an einzel-

nen Stellen vertreten. Diese wenigen Stellen wollen wir dann auch nicht weiter aufzählen; an dem ersten Höhepunkte der brandenburgischen Geschichte, bei dem Einflusse der Reformation auf die Marken, werden wir so wie so noch ein Wörtchen sprechen müssen.

Weiter oben betonten wir bereits, Schmidt habe die Geschichte zu weit ausgedehnt. Er erzählt uns da der Länge und Breite nach die germanische Mythologie. Sie gibt uns zwar recht interessante Kapitel; in welcher Beziehung steht denn aber Preußen zu dem germanischen Heidenthum? Nicht in der mindesten. Und indem Schmidt weiterhin die Kämpfe der Deutschen gegen die Wenden beschreibt; da Schmidt an einer Stelle prophetisch von der zukünftigen Welt Herrscherrolle des deutschen Volks spricht, soll diese Rolle etwa auf seinem größten Rechte beruhen als dem, womit die Deutschen die Wenden aus der Mark hinausschlügen? Doch allerdings ein großes Recht, das Recht des Christenthums, das mit Feuer und Schwert ansetzt.

Die beiden ersten Bücher des Schmidt'schen Werks sind mit der Ur- und Vorgeschichte der Mark angefüllt. Im dritten gelangen wir endlich zu dem, womit Preussens Geschichte allenfalls Boden gewinnt, zur Gründung der Mark durch Mark den Bären. In sagen, der Stoff, welchen der Verfasser bis zum Anfang des 15. Jahrhunderts, bis zum Aufsteigen der Hohenzollern zu überwinden hatte, sei interessant, wagen wir trotz der Geschichte des falschen Waldemar nicht. Aber der Verfasser hat sich, und das ist ein sehr rühmliches Verdienst, durch die jandige brandenburgische Geschichte jener mittleren Jahrhunderte gut durchgeschlagen. Mit culturgeschichtlichem Detail weiß er uns den trocknen Boden zur Zeit der Kossauer, der heinrichen und luxemburgischen Markgrafen etwas aufzuweichen.

Nun gelangen wir zur eigentlich preussischen Geschichte, zur Herrschaft der Hohenzollern über die Mark. Mit warmer Vorliebe für seine Helden, einfach und schlicht erzählt Schmidt die Geschichte des ersten Friedrich, des zweiten Friedrich, des Albrecht Achilles, des Johann Cicero, des Joachim Neukir, des Joachim Hecker, des Johann Georg, des Joachim Friedrich, des Johann Sigismund, des Georg Wilhelm, des Friedrich Wilhelm genannt der Große Kurfürst. Ueberall an den geeigneten Stellen beleuchtet er den Stoff durch Nachrichten über Sitten und Gebräuche des Volks wie des Hofes, durch Detail über Kleidung und Lebensweise. Von den beifügigen Zeichnungen halten wir die Verträge der Fürsten, meist mit dem Facsimile versehen, für eine wirkliche Zierde des Werks, einige der Genrestzeichnungen haben und dagegen weniger angeprochen, weil man ihre Nothwendigkeit nicht begreift.

Diese ersten acht Lieferungen reichen gerade bis zu der Zeit, wo die große politische Bedeutung Preussens erst beginnt. Da schwerste Aufgabe hat daher der Verfasser noch vor sich in der zweiten Hälfte seines Werks. Wie er sie etwa lösen wird, das möchten wir aus seiner Auffassung der Reformation und der Dreißigjährigen Kriegs herauslesen. Er stellt sich streng gegen alles Katholische und Kaiserliche; die Bogel gebietet, daß, wenn er bis auf die letzte Seite des Buchs gekommen ist, er das von Deutschland in einem völligen Aufgehen Deutschlands in Preußen sehen muß. Nun rächt sich aber alle Tage furchtbar, da wir Norddeutsche dem Katholischen und Kaiserlichen ein für allemal die Lebensfähigkeit ab-, dem Protestantischen und Preussischen ein für allemal zusprechen. Wir lassen uns dem Katholisch-Kaiserlichen gegenüber auf eine Begründung unsers Urtheils das wir nur als ein persönliches geben, nicht ein; ebenso wenig wie wir zu begründen, warum dem Protestantisch-Preussischen die Welt Herrschaft gebühre, sie scheint ihm, wahrscheinlich zufolge einem gewissen geheimen Offenbarung, immanent zu sein. Diese unermittelten Gegensätze hat nun auch der Verfasser bei Aufstellung der Reformation und Schilderung des Dreißigjährigen Kriegs zu viel ausgebeutet, und das beugt uns nicht. Er wechselt da, was uns Protestanten in selbstgerechter Leidenschaft so oft begegnet, die Idee der Reformation mit dem, was!

Reformation wirklich gewesen ist. Er sucht nur immerfort von Jesuiten und Jesuiten, die sich die Ausrottung des Protestantismus zum Ziel gesetzt hätten. Bedenkt Schmidt nicht, daß der Orden der Jesuiten überhaupt erst dann ins Leben trat, als Luther sein eigen Wort haß und haß zerstreut, wie meinen dem katholischen Orthodoxismus einen protestantischen Orthodoxismus entgegengekehrt hatte? Muß Schmidt nicht selbst eingestehen, es sei beklagenswerth, daß sich im 17. Jahrhundert Lutheraner und Reformirte ebenso heftig und anständig beschädelten wie die Katholiken und Protestanten? Also überall Hochmuth und nur geistiger Hochmuth! Und bei solchem Verlaufe der kirchlichen Reformation dürften wir Norddeutsche uns kühn in die Brust werfen und mit einem unwiderstehlichen Bannstrahl, wie ihn der Verfasser mit den oben aus der Einleitung angeführten Worten geschleudert hat, Wien und Rom für jetzt und immer verdammen?

8. Hermann, der erste Befreier Deutschlands. Romantische Geschichte für das deutsche Volk. Von E. G. von Dedenroth (Eugen Hermann). Erstes bis sechzehntes Heft. Berlin, Röser und Sperl. 1862. Gr. 8. Jedes Heft 4 Ngr.

Seine Studien hat der Verfasser nach den gangbaren Duelle nicht emsig gemacht, ebenso emsig hat er auch das Material in der Form eines geschichtlichen Romans niedergelegt. Doch nein, nicht geschichtlicher Roman. Der Verfasser nennt sein Werk ausdrücklich „romantische Geschichte“. Indeß, ob geschichtlicher Roman, ob romantische Geschichte, es wird wol ziemlich auf eins hinauslaufen. Dies Werk ist nun, was wissen wir die wievielte Bearbeitung des urdeutschen Stoffes! Hat der Verfasser damit einen Treffer ins Schwarze gethan? Wir zweifeln. Der Stoff ist uns aus dem Hergewachsen, wir sind mit ihm gleichsam großgefängt, wir alle haben in unserer Jugend danach gekämpft, einstmals ein Hermann zu sein, und doch thut der Stoff nicht die gewünschte Wirkung und thut sie nicht. Der Verfasser hat die Bedeutung Hermann's edel und rein aufgefaßt. Er will in ihm die nationale Idee des einigen großen Deutschland verkörpert sehen. Nach ihm will Hermann die Deutschen von den Römern erst recht geknechtet sehen, damit sie sich desto energischer gegen das fremdländische Joch empören. Ganz gut! Gewiß wird jedes unterjochte Volk, es sei im übrigen so geduldig wie es wolle, zuletzt, wenn es die Ketten nicht mehr ertragen kann, aufschäumen. Wenn sich Hunderttausende zusammenstürzen und einen Act der Nothwehr und der Rache ausüben, so kommen wir hinterdrein und idealisiren das geschichtliche Factum, indem wir sagen: „Die nationale Idee hat das bewirkt.“ Nun reicht, das ist das Schmerzliche, die nationale Idee aber leider immer nur für die Zeit der Nothwehr und Rache aus. Sagen wir nach vollbrachtem Befreiungskriege wieder in den vier Pfählen, so hat die nationale Idee nur insoweit Geltung, als unsere Sonderinteressen sie gestatten. So ist's in der That gewesen und so ist's noch. Daher die fast krankhafte Saht, daß wir zur Vergewisserung dieser nationalen Idee uns fortwährend nach Befreiungskriegen umsehen, daher der stete stille Wunsch, es möchte uns ein Nachbarvolf angreifen, damit wir doch wieder einmal in einen Befreiungskampf ziehen könnten.

Wir wollen es nicht weiter betonen, daß der Verfasser im Verlaufe der Erzählung etwas zu ermüden scheint, die scharfen Gegensätze, dort immer nur die selbstmüthigen, frivolen, despotischen Römer, und hier die bieder, sittenreinen, freiheitsliebenden Deutschen, diese Gegensätze kehren zu oft wieder. Etwas anderes wollen wir schärfer betonen: der Verfasser hat die urdeutschen Frauen zu viel idealisirt. Das thut gar nicht gut, die deutsche Frau immer nur als eine hehre Lichtgestalt darzustellen, an der nichts von einem Malel zu finden. Wenn die deutsche Frau bis an die Knieel durch den Schmutz waten mußte, so wird wol auch an ihr einiger Schmutz kleben geblieben sein. Als lobt sich die alldemüthige Einfachheit, Wiederkeit und Schönheit so leicht, und man bedenkt dabei zu wenig, wie

hoch die deutsche Schamtheit, Einfachheit und Gedächtnis (den Tugend früher wie jetzt angenommen) noch hindern ließ in den Häusermohnungen vieler Dörfer zu leben. Wahrscheinlich ist das ästhetische Maß für die alldemüthige Schamtheit und Einfachheit weit mehr in den Häusermohnungen unserer Dörfer zu finden, als etwa auf unsern Hofbühnen, wo uns die saubere Erscheinung einer goldblonden Schmelza vielleicht zu entmenslichen Reueung hinweisen möchte: „Ja, so sind alle deutschen Frauen gewesen.“

Schließlich noch eine grammatische Linsenanderung. Der Verfasser bedient sich consequent der Imperative „esse“, „lese“, „breche“, „lese“, „lese“, „lese“ u. s. w. Statt „is“, „lies“, „brich“, „lies“, „brich“. In einem deutschen Werke solche Imperative! Imperative zum Davonlaufen! Imperative des incorrecten Berliner Jargons! Wären die Imperative „is“, „lies“, „brich“ u. s. w. nicht gerade eine charakteristische Schamtheit der Sprache, so möchte die Verschlimmbesserung passen. So aber! Weiß denn der Verfasser nicht, daß es „brich“ u. s. w. heißt, weil es „du brichst“, „er bricht“ heißt. Welche klägliche, freilich echt deutsche Inconsequenz, die solchen grenlichen Imperative „esse“, „lese“, „breche“ u. s. w. zu gebrauchen und die Formen „du isst“, „du liest“, „du brichst“ beizubehalten! Warum denn nicht auch diese über Bord und dafür „du esset“, „er esset“, „du brechst“, „er brecht“, „du leset“, „er leset“ u. s. w. Dann läge doch noch Sinn und Verstand in dem grenlichen Berliner Jargon! Er hat uns wirklich ernstlich verstimmt. In der deutschen Sprache wird schon ohnedies so nichtswürdig viel herumgehandelt; es ist, als hätten die Schriftsteller erst dann Ruhe, wenn sie alles charakteristisch Schöne daraus verdrängt haben.“

Emil Müller-Samoweg.

Der Maler Leopold Robert.

Leopold Robert. Sein Leben, seine Werke und sein Briefwechsel, nach Feuilleton de Gontches von Edmund Joller. Hannover, Kämpfer. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die „Schneider“ in den zwischen Fischen“ und so man sind auch bei uns so verlässigen und doch so schön gerade und Anheimelndes, denstung des anziehenden! Werk und Meister erklären Seele des Künstlers sehr hervor, wenn wir seine die Selbstkenntnis seine kommt hinzu, daß man die Selbstverfahren mach er war, ergoß er doch sein

Robert ward am 19. Canton Neuchâtel geboren. Ein Bruder, Al schon zehn Jahre früher als Hals abgeschnitten, ein a Maler bekannt. Der Ha Locke befreundet, die Kun Robert ward in sie aufge und zu Paris im Atelier David's im Malen unterwiesen. Ein Kaiserlich sollte ihm den französischen Preis und damit das Silbentium für den römischen Aufenthalt verdienen, als nach Napoleon's Sturz Neuchâtel an Preußen zurückfiel und Robert dadurch von der Concurrenz ausgeschlossen ward. Dann ward der Meister David durch die Restauration verbannt, und trauerte

*) Von manchem der oben besprochenen Bücher mögen ohne Zweifel seit Abfassung des Berichtes weitere Besetzungen oder Bände erschienen sein, die jedoch später zu berücksichtigen schwerlich möglich sein dürfte.

D. K. d.

kehrte Robert in die Heimat zurück. Schon jetzt beginnt seine Melancholie. Doch sollte seine Sehnsucht nach Italien befriedigt werden, indem Herr von Megeral ihm ein Darlehen gab, das er mit Bildern zurückzahlen sollte. Jenseit der Alpen aber ward seine Seele wieder mit rührender Innigkeit nach der Familie heimgezogen, wie er denn das Herrlichste in der Natur das Herz einer Mutter zu nennen pflegte.

In Rom gebachte der Künstler Zeichnungen nach den Fresken von Michel Angelo und Rafael herzustellen, um sie später in Kupfer zu stechen. Aber ein Umstand ganz eigenthümlicher Art rief ihn zur Malerei und begründete seinen Ruhm. Es waren die Räuber von Sonnino endlich überwältigt, aufgehoben und mit Frauen und Kindern, im ganzen über 200 Personen, nach Rom gebracht worden. Die Männer wurden in einem Arbeits Hause bei den Vätern Diocletian's eingekerkert, und Robert erwarb sich die Erlaubniß sein Atelier unter ihnen aufzuschlagen. „Leidenschaft im Ausdruck, Energie der Physiognomie, Schönheit der Gestalt, Leichtigkeit und Stolz in der Haltung, Originalität der Sitten und Costüme, alles bot sich in den Modellen dar, um den Bildern Robert's eine ungewöhnlich lebendige Charakteristik zu verleihen.“ Dazu kamen die Frauen und Mädchen, die man frei ließ. Besonders zwei von prachtvoller Schönheit, die eine mehr wildgewaltig, die jüngere Schwester sanft und fein, Maria Grazia und Teresa, wurden unter den Künstlern bekannt, und Feuilleet schildert ihre romantischen Schicksale. Im Jahre 1830 eröffnete Robert in der pariser Ausstellung das Genre der Gemälde aus dem Räuberleben, wie es Byron damals wieder in die Dichtung einführte.

Robert besaß mehr Naturgefühl als Phantasie, sein Formensinn war mehr ein wählender als ein schöpferischer; es gelang ihm die gegebene Wirklichkeit, von der er ausging, in ihr Ideal zu erheben, nicht aber eine innere Anschauung, ein im Geiste geborenes Ideal leidenschaftig zu gestalten. Vergebens mühte er sich, das ihm aufgetragene Gemälde der improvisirenden Corinna zu eigener Zufriedenheit herzustellen; erst als er statt ihrer das Genrebild eines neapolitanischen Volksängers seiner Composition einfügte, gelang ihm etwas Vortreffliches. Und von da that er den Schritt zu seinen Meisterwerken. Er erfaßte die italienische Natur und das italienische Volksleben in seiner charakteristischen Schönheit, er beschloß die Typen von Neapel, Rom, Toscana, Venedig in vier Gemälden zu schildern, welche zugleich die vier Jahreszeiten darstellten sollten; Menschen und Landschaften sollten in derselben Stimmung sein, und in Szenen aus dem Volksleben sollte der Geist des Volks offenbar werden. Er begann mit dem Frühlingsbild, mit der „Rückkehr von dem Feste der Madonna del Arco“ bei Neapel. Aber noch vollkommener erreichte er sein Ziel, durch den Adel der Form und den Rhythmus der Linien in der Composition das Genre zu heroischer Größe zu erheben und den Zauber der Schönheit über das wirkliche Leben auszugießen, in dem Sommerbilde, den römischen „Schnittern“. Dies Gemälde hat er mit freudiger Begeisterung entworfen und ausgeführt. Da ist kein mühsames Zusammenstellen der Modelle, sondern aus innerer Einheit entfaltet sich die Fülle der Gestalten; jede frei, majestätisch oder anmuthig für sich, ist zugleich ein Glied des Ganzen, dessen Harmonie auch im Glanz und Zusammenklang der Farben hervorleuchtet.

Robert kam mit den „Schnittern“ nach Paris. Da waren auf der einen Seite die Gläffler der Schule David's, von denen das Wort galt: sie machen ihre Gemälde mit Hülfe von Bildern und Gipsabgüssen, und kennen die Natur so wenig wie ein Fiacersped die Weide. Dagegen suchten die Neuerer durch Genauigkeit des Costüms die mangelhafte Composition zu ersetzen, und die Zeichnung vernachlässigend das Heil in grellen Farbeneffekten und starken Drückern zu finden. Zur Schule des Häßlichen kam dann die des Hübschen, des Sätzlichen. Zwischen ihnen stand Robert, dem das Studium der Antike die Augen für die Schönheit der Natur geöffnet, der das Charakteristische der Wirklichkeit zur einfachen Größe erhob. Er arbeitete

allerdings mosaikartig, die Composition ward bei ihm nicht wie eine Minerva in voller Rüstung geboren, und es kostete ihm Mühe, das Einzelne ausdrucksvoll und anmuthig zu gestalten, doppelte Mühe es dem Ganzen einzuordnen; sein Genie, sagt Feuilleet, hatte keine Flügel; sein reflectirtes Wesen gibt ihm Ähnlichkeit mit Poussin: mit dem Maler Leffing, können wir hinzusetzen. Mitten in den Triumpfen, die seine Kunst feierte, als er der Held des Tages geworden, schrieb Robert: „Glücklich der, den eine weise Philosophie leitet, und der die Hoffnungen auf wahres Glück aus dieser Welt hinausversetzen kann, da er es hier nicht zu finden im Stande ist.“ Er ging aus Paris, aus der Schweiz über Florenz nach Venedig. Der Carnaval erschien ihm bald als ein zu trivialer Vorwurf, er nahm eine Abfahrt von Fischern aus Chioggia unter das Mastengetümmel auf, aber bald strich er dieses ganz, und hielt sich einzig an den ernsten Gegenstand. Es ist weniger in einheitlichem Zusammenhang als die „Schnitter“ und es liegt auf allen Figuren wie eine schwermüthige Ahnung. Das Ganze ist düster gestimmt.

Im Jahre 1835 endete der Künstler. Die Section ergab einen wässerigen Erguß in das Gehirn; der Bruder schrieb von zehnjährigen Gemüthsleiden. Sicher ist, daß die erregte Phantasie den Künstler zu Hallucinationen führte und er dann auf Momente an die Realität seiner Visionen glaubte. Gern hing er stiller Beschaulichkeit nach, und dann rief er sich auf in angestrengter Arbeit; hatte ihm doch die Mutter gesagt: es sei besser sich abzunutzen als zu verrotten! Er war eine innig religiöse Natur, Protestant, aber mit dem freien Sinne, der das Wahre und Edle in allen Confessionen und Formen fand, z. B. in dem Allerseelenfeste der Katholiken. Dies gemeinsame Denken der Lebenden an die Todten war ihm rührend und tröstlich zugleich. „Wie sollte man nicht an ein anderes Dasein glauben, wo man ohne Furcht und ohne den Schmerz, den die Unsterblichkeit der Dinge dieser armen Welt erzeugt, sich lieben kann?“ Und eine romantische Liebe, die sein Ziel auf Erden sah, war zu den Gemüthsbewegungen des Künstlers hinzugekommen. Er hatte die Gattin, die nachherige Witwe des Prinzen Napoleon, jenes Bruders des gegenwärtigen Kaisers, der während des Aufstandes in der Romagna plötzlich starb, in Florenz kennen gelernt, und durch das Echo, das seine Empfindungen und Ansichten fanden, sich dem Strom seliger Gefühle überlassen, bis es zu spät war. „Es entspann sich“, sagt Feuilleet, „eine Zuneigung, in der auf der einen Seite der Cultus des Talents und das Wohlwollen, auf der andern Seite die besessene Schächternheit, befruchtete Eigenliebe und später der Reiz eines unbewußten Gefühls die socialen Schranken niederzureißen schien. Es bedarf einer gründlichen Wellkenntniß und einer klaren Einsicht bei Schriftstellern und Künstlern, um sich nicht von den Verführungen jener tausenden Gleichheit hinarbeiten zu lassen, die das Talent und die Macht auf eine Linie stellen. Die bedeutendsten Leute lassen sich davon bethören, und von Laffo und Voltaire bis auf Robert war das Erwachen aus dem Traume ein furchtbares.“ Diese Andeutungen werden hinreichen, auf das fließend und gefällig übersehte Buch hinzuweisen.

84.

Notizen.

Bettina's „Günderode“ englisch.

Auf Anlaß einer in Boston unter dem Titel „Correspondence of Fräulein Günderode and Bettina von Arnim“ erschienenen englischen Uebersetzung; des Buchs „Die Günderode“ bemerkt das „Athenaeum“ in seiner Nummer vom 18. April: „Wir fürchten, die Welt sei zu alt geworden, um an einer Sammlung rhapsodischer Briefe, welche vor etwa mehr als 20 Jahren deutsch erschienen, noch Genuß zu haben. Diese Sammlung ist jetzt in einer englischen Uebersetzung wieder aufgetaucht, und zwar unter einem weit angemessenern Titel, da das frühre Kind Bettina eine viel größere Anzahl Briefe schrieb als

der geistige Rathgeberin, das seraphische Stiftdienerlein. Ihre Forderung fällt in die Zeit vom Jahre 1804—6, also in eine Zeit, wo die verschwommene Sentimentalität die prosaische „Aufklärung“ einer früheren Periode in Deutschland verdrängt hatte. Der Hauptglaubenssatz war der, daß sich der Künstler von allen conventionalen Verpflichtungen emancipiren müsse und die Hauptleistung bestand in dem Haß gegen die „Philisterei“, d. h. gegen jene Grundsätze von Anstand und Ordnung, durch welche die civilisirte Welt zusammengehalten wird. Erwählte Geister, welche vor dem altmodischen deutschen Deismus ein Grauen fühlten, ergaben sich einem phantastischen Paganismus, und glaubten das Salz der Erde zu sein, auf einen sonst überall unfruchtbaren Boden hingestrent. In solch einem Zeitalter, dessen reichster Repräsentant Kavalis und dessen rothester Ausdruck die „Zurich“ von Friedrich Schlegel ist, pflegten begreiflicherweise junge leicht erregbare Mädchen einander mit Briefen zu überschütten und sich darin, wie Bettina und Karoline Wünderode, ihre gegenseitigen Bewunderung zu verkörpern. Wenn solche enthusiastische Gemüther innerhalb einer hochactivirten und intellectuellen Gesellschaft aufstiegen, so müßte es mit einem Bunde zugehen, wenn ihre Briefe nicht zuweilen anmaßend sein und nicht hier und da einige Goldader von Verstand in einer compacten Masse von Unkun zu Tage treten sollten. Bettina, in deren Briefen noch etwas jünger als da sie mit Goethe correspondirte, ist kein schlechtes Exemplar eines geisteslosen weiblichen Syringiusels, mit einem hübschen Talent für Beobachtung und humoristische Auffassung begabt, aber noch mehr von der künstlichen Tendenz befeuert, den Sentimentalitäten und Phantasmen ihrer Zeit zu huldigen“ u. s. w. Nur zwei Bemerkungen möchten wir uns hier gestatten. Der Haß gegen die Philisterei in Deutschland ist im allgemeinen wol nicht gleichbedeutend mit dem Haß gegen alle Gesetze des Anstandes und der Ordnung, „durch welche die gebildete Gesellschaft zusammengehalten wird“, sondern vielmehr mit dem Haß gegen alles lächerlich-keitsvolle, engherzige, stumpfe, beschränkte und dabei doch hochmüthig und hochstüßig absprenkende, hässelhafte Wesen. Ridgelyskennt man den Complex von Eigenschaften, welche auch deutschen Begriffen die Philisterei ausmachen, und die Menschheit, an der sie zuweilen hervortreten, in England nicht im gleichen Grade wie bei uns, wozu wir den Engländern nur Wind wünschen. Sodann scheint der englische Berichterstatter ohne weiteres anzunehmen, daß die Briefe wirklich zwischen Bettina und der Wünderode gewechselt worden seien, während vielmehr zu vermuthen ist, daß sie oder doch die meisten von ihnen von Bettina lange nach dem freiwilligen Tode ihrer Zuzugraben in erbittert worden sind, ähnlich wie sie Goethe'sche Dilettanten vom zwei oder drei höchst unbedeutenden Stellen zu lausigen Schwärmern Briefen ausgesponnen, andere höchlich ganz erfinden hat. Der Berichterstatter rühmt übrigens die englische Uebersetzung sehr: sie verdient um so mehr Lob, da Bettina sehr eifrig schreibe und namentlich auch jedes Satzzeichen scharf, welches dem Werth eines Komma übersteige.

Neufranzösische Lyrik.

Jelle Frank, einer jener Journalisten mit deutschem Namen, zu es deren jetzt auffallend viele in Paris gibt, bearbeitet in der ersten Maillesung der „Revue des deux mondes“ unter der Ueberschrift „La poésie et les poètes en 1868“ Produkte neufranzösischer Lyriker, darunter auch eine kleine Gedichtsammlung von Francis Mitil „Le roman de la vingtième année“, welche zwar auch einige Originalgedichte, namentlich aber Uebersetzungen nach Uhland, Heine, Goethe, Rückert, Petrarca, Dehleschläger und Mickiewicz enthält, welche als wohlgerungen bezeichnet werden. Alle übrigen Dichter, die Frank berührt, werden von ihm mehr oder weniger getadelt, und aus dem „Chants du foyer“ von Frau Auguste Penquer folgende Stelle über den „wahren Dichter“ als für die ganze Cippichkeit bezeichnend hervorgehoben:

C'est celui dont le vers est libre, audacieux,

Sans effort et sans train, sans travail, sans retour.

Un jungen Lyriker, welche der Kunst sind, daß der wahre Dichter „sans effort“ und „sans travail“ schaffen müsse, fehlt es leider auch in Deutschland nicht. „Alles in allem genommen“, bemerkt Frank, „ist der Schatz der zeitgenössischen Lyrik ein färglicher. Einige glückliche Aaleihen, die man bei ausländischen Dichtern macht, können im Princip unsere Poesie nicht regeneriren.“ Die Seele sei der Poesie ausgegangen; die Dichter aber, statt auf die wohlgemeinten Rathschläge der Kritik zu hören, lehnten sich grimmig gegen sie auf, weil dieselbe in ihnen das nicht finden wollte, was ihnen eben fehle — die Poesie. Ueberhaupt wenn man Frank's Referat liest, glaubt man einen jener summatifch aburtheilenden Berichte zu lesen, wie sie auch in deutschen Blättern bei Besprechung neuer Lyrik vorkommen. Nur das eine vergißt man und zu woher es komme, daß fast in allen Ländern aber an originellen Talenten unter dem poetischen Rod wird; man geht immer zu wenig auf die allgem dieser Erscheinung zur. Die Zeitschrift J. W. Frank seine Klagen niedergelegt hat, vertritt die intelligenten aristokratischen Bourgeoisie; diese jezt lebende Menschenklasse mag im allgemeinen eine sein, keineswegs aber beßte sie die Eigenschaften erhabendem und befruchtendem Einfluß originelle, und begeisterungsfähige Dichter entstehen könnten.

Bibliographie.

Agricola, O., Polens Untergang und Wiederherstellung. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 20 Ngr.

Baudissin, Graf M., Die Familie Burs, ihre Thaten, Träume und Gedanken. Drei Bände. Mit Portrait in Holz. Hof. Hannover, C. Kämpfer. 8. 4 Thlr.

Herwig, S., Das Hohe Lied. Das älteste dramatische Gedicht aus dem Morgenlande, nach einer neuen Uebersetzung des Lesers metrisch übersezt und mit erklärenden Anmerkungen versehen. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 16. 12 Ngr.

Hug, A., Antiochia und der Aufstand des Jahres 387 n. Chr. Ein historischer Versuch. Mit 1 lithographirten Tafel. Winterthur. Gr. 8. 15 Ngr.

Jansen, K., Die Idee des Fortschrittes in der Universalgeschichte. Eine philosophisch-historische Studie. Brandenburg, Wiefse. 8. 20 Ngr.

Kingsley, G., Ravenshoe oder: Der falsche Erbe. Roman. Aus dem Englischen von Marie Scott. Antiquarische Ausgabe. Vier Bände. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Katon, G., Japan und China. Reisebilder, entworfen während der Preussischen Expedition nach Ost-Asien. Zwei Bände. Berlin, Jans. 8. 2 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Delze, G., Salihafar Schuppe. Ein Beitrag zur Geschichte des christlichen Lebens in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Hamburg, Agentur des Rauten Hauses. 8. 24 Ngr.

Plath, J. E., Die Religion und der Kultus der alten Chinesen. Zwei Abtheilungen. München, Franz. 1862. Gr. 4. 8 Thlr. 14 Ngr.

Rebmig, D. v., Der Doge von Venedig. Historische Tragödie. Mainz, Kirchheim. Gr. 16. 26 Ngr.

Scheifels, J. G. (vulgo Idg von Ephisui), Gedichte in schwäbischer Mundart. 4te, verbesserte und vielfach vermehrte Auflage. Mit einer Anstaltellage und einem Anhang, enthaltend: Die Erklärung der vorkommenden Provinzialismen. Heilbronn, Glaf. 16. 21 Ngr.

Weyl, J., Jurbrevier. Humoristische Vorträge für Jung und Alt. Mit Illustrationen. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 8. 12 Ngr.

Wiese, E., Millons verlorenes Paradies. Berlin, Wiesgand u. Grieben. Gr. 16. 7 1/2 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

NOVUM TESTAMENTUM SINAITICUM

sive Novum Testamentum cum epistula Barnabae et fragmentis Pastoris. Ex codice Sinaitico auspiciis Alexandri II. omnium Russiarum imperatoris ex tenebris protracto orbique literarum tradito accurate descriptis

Aenotherus Fridericus Constantinus Tischendorf.

Gr. 4. Geh. Preis 6 Thlr.

se Prachtausgabe des Codex re paläographische Forschungen Entdecker und Herausgeber allgemeinern gelehrten Inda Ausgabe vom Neutestament. Gemäss den Grundsätzen icht der Inhalt jeder Seite, cher griechischer Schrift geluthat, genau dem Originale.

Es ist damit zugleich ein Hilfsmittel zum Studium des in der grossen Ausgabe unternommenen Druckfacsimiles gegeben. Die Prolegomenen: über Entdeckung und Bearbeitung, über die paläographischen Eigenthümlichkeiten, über Abfassungszeit und Textcharakter, wurden meistens theils der grossen Ausgabe entlehnt, sowie auch, unter Verweisung auf die in der letztern unternommenen paläographischen Veranschaulichungen, der Commentar über die alten Textcorrecturen. Eine ganze Seite des Originals wurde im Facsimile beigegeben.

Die epochemachende Bedeutung der Sinaitischen Urkunde, der ältesten und zugleich der einzigen vollständigen in der Zahl aller tausendjährigen, tritt am stärksten im Neutestamentlichen Texte hervor; sie wird für jeden urtheilsfähigen Gelehrten durch das eigene Studium bestätigt werden.

Der Preis des Werks wurde zur Förderung christlicher Wissenschaft so mässig als möglich gestellt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Recenti Pubblicazioni

per imparare

la lingua tedesca e francese.

Ahn, F. Nuovo metodo pratico e facile per imparare la lingua tedesca. Colla traduzione tedesca de' temi italiani. Corso primo. Edizione originale. In-8. 10 Ngr.

Wild, E. Nuovo metodo pratico e facile per imparare la lingua francese, proposto alla gioventù italiana. In-8. Corso primo. 2^a edizione emendata. 12 Ngr.

Corso secondo. 16 Ngr.

Valentini, Fr. Dizionario portatile italiano-tedesco. Edizione 4^a originale. In-8. Due parti. 2 Thlr. 10 Ngr., leg. 2 Thlr. 18 Ngr.

1^a parte: Italiano-tedesco. 1 Thlr., leg. 1 Thlr. 5 Ngr.

2^a parte: Tedesco-italiano. 1 Thlr. 10 Ngr., leg. 1 Thlr. 15 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Rosmarin oder die Schule des Lebens.

Roman von Alexander Jung.

Fünf Theile. 8. Jeder Theil 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieser jetzt vollständig vorliegende neue Roman des geistvollen Schriftstellers führt uns vor, wie eine so merkwürdige Zeit als die jetzige hat werden können. Er ist es eine Reihe der mannichfaltigsten Stadt- und Dorfgeschichten, die wir erleben; doch die Kreise erweitern sich und gewinnen mit jedem Abschnitte an Bedeutung, bis wir zuletzt auf dem Gipfel der Gegenwart stehen. Die originellsten Charaktere begegnen uns und beweisen, daß die Originale der Pöckle nicht aussterben; aber auch so manches Porträt läßt uns nicht lange rathen. Graß und Komil, Tragisches und Burleskes wechseln in banterster Scenerie miteinander ab. Salon und Laverne, Hotel und Dorfchenke, weltlicher Verein und geistliches Conventikel, Reflex und Landspitz, parlamentarische Versammlung und Stille leben erschließen sich dem Leser in lebendiger Anschauung.

Von dem Verfasser erschien ebenfalls:

Das Geheimniß der Lebenskunst. Ein Wanderbuch für alle Freunde des Nachdenkens und der Erhebung. Zwei Theile. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Eine den Freunden ernster und sanfter Lectüre zu empfehlende geistvolle Schrift, die sich mit den Leiden und Freuden des menschlichen Lebens beschäftigt und eine „Lebenskunst“ aufzudecken sucht. Der Verfasser ist „von dem innigsten Wunsche für seine Mitmenschen erfüllt, daß dasjenige, was ihm durchs Leben, und zwar ein sehr sorgen- und leidenvolles Leben, geholfen hat und noch hilft, auch andern zugute komme, damit auch sie das Leben und dessen feindliche Mächte überwinden mögen und sich die Feinde sogar in Freunde verwandeln.“ Das Buch wendet sich somit an dasselbe Publikum und gehört zu derselben Gattung wie Wilhelm von Humboldt's „Briefe an eine Freundin“ und Ernst von Jentsch's „Leben's „Diätetik der Seele“.

Briefe über Gutzkow's Ritter vom Geiste. 8. 20 Ngr.

Eine allen Freunden des Gutzkow'schen Romans zu empfehlende Schrift über die Bedeutung, die Charaktere und die wahre Tendenz dieses Werks.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon.

Zweite, völlig umgearbeitete Auflage.

Dies allgemein bekannte und bewährte Universal-Lexikon für den Hausgebrauch erscheint gegenwärtig in zweiter, vielfach verbesserter und bis auf die neueste Zeit fortgeführter Auflage in Lieferungen zu 5 Ngr., wodurch zu dessen allmählicher Anschaffung Gelegenheit geboten ist.

In allen Buchhandlungen werden auch Unterzeichnungen

Preis des Heftes 5 Ngr., des Bandes geheftet 1 Thlr. 20 Ngr. gebunden 1 Thlr. 27 1/2 Ngr.

Was über 40 Hefte erscheint, wird an die Subscribenten gratis geliefert.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 24. —

II. Juni 1863.

Inhalt: Weibliche Autoren. — Militärische Tagebücher aus den Napoleonischen Kriegen. Von Karl Oskar von Bernad. — Zur Geschichte der französischen Literatur. — Eine Festgabe zur tausendjährigen Gründungsfeier Rußlands. Von Emil Müller-Samowegen. — Notizen. (Zur Kennzeichnung der neuern Kritik; Deutsche Sprache und Sprachwissenschaft in Schweden.) — Bibliographie. — Einzelgen.

Weibliche Autoren.

Es liegen uns wieder dreizehn verschiedene Arbeiten von neun Schriftstellerinnen, zusammen 16 Bände füllend, zur Beurtheilung vor. Im allgemeinen gehören sie wieder denselben Literaturgebieten, der Kategorie der Memoiren, der Romane und Novellen und der Erziehungsschriften an; jedoch ist die letztgenannte Gattung diesmal weit stärker und nicht bloß durch Schriften in erzählender, sondern auch durch solche in reflectirender und theoretisirender Form vertreten, ja sogar in fast auffälligem Verhältniß: denn unter jenen dreizehn Arbeiten sind nicht weniger als fünf, welche sich die Erziehung, Bildung und Vereblung des weiblichen Geschlechts zur eigentlichen Aufgabe gemacht haben. Wir scheint, daß man nicht Ursache hat, mit dieser Richtung unzufrieden zu sein. Durchschnittlich werden Frauen in der Niederlegung ihrer Beobachtungen und Gedanken über die Erziehung ihres Geschlechts Besseres leisten als in der Ausarbeitung wirklicher Dicht- und Kunstwerke, theils weil sie dabei weniger an eine strenge Innehaltung künstlerischer Formen gebunden sind, theils weil sie Gelegenheit haben, gerade auf diesem Felde besonders reiche Erfahrungen zu sammeln, ja schon von der Natur mit einem natürlichen Frieß und Takt zum Erziehen ausgestattet sind. Dann ist es jedenfalls auch erfreulich, daß sie sich von der Ausmalung oft unwahrer und nebelhafter Phantasiebilder lieber der Gestaltung des wirklichen Lebens zuwenden, daß sie mit ihren Talenten nicht bloß flüchtig unterhalten, sondern dauernd nützen wollen, und namentlich auf ihre Selbsterkenntniß und Selbstvervollkommnung mit besonderm Eifer bedacht sind.

Freilich könnte man aus der großen Anzahl von Werken, durch welche sich die Frauen selbst die Verbesserung und Bildung ihres Geschlechts angelegen sein lassen, den Schluß ziehen, als müßte es unter ihnen mit echter Sitte und Humanität nicht zum besten stehen und ihnen mehr als dem starken Geschlecht eine Correction und Reformation noth thun. Allein hierüber werden wir durch eine ihrer namhaftesten Repräsentantinnen vollständig beruhigt, indem Ottilie Wildermuth in der Vorrede, die sie für eine

dieser Schriften geschrieben hat, mit Beziehung auf diese Besorgniß ausdrücklich sagt:

Daß uns Frauen so viel gepredigt wird, daß wir uns so gern predigen lassen, beweist keineswegs, daß wir es mehr nöthig haben als die Männer, sondern nur, daß wir demüthige, lernbegierige Geschöpfe sind, stets bemüht, uns zu erziehen und weiter zu bilden, während die Herren der Schöpfung sich, wenn nicht für vollkommen, so doch für „gerade recht“ halten, oder doch, wo dies nicht der Fall ist, alles, was ihnen etwa gesagt werden könnte, bereits vortrefflich wissen.

Natürlich nehmen wir aus dem Munde einer Ottilie Wildermuth die Versicherung von der Lernbegierigkeit und Demuth des weiblichen Geschlechts gern auf Treu und Glauben hin, und wünschen nur, daß ihm die vielen guten Lehren und Vorschriften, die ihm in diesen Büchern geboten werden, nicht bloß Gegenstände einer flüchtigen Kenntnißnahme, sondern auch Impulse für sein Thun und Handeln sein mögen. Mit diesem Wunsche wenden wir uns unmittelbar zur Besprechung der einzelnen Sachen, indem wir angemessenerweise mit den Arbeiten derjenigen Frau beginnen, die den empfänglichen Leserinnen in ihrem Leben nicht nur die beste Lehre, sondern auch das nachemulungswertheste Vorbild, und Männern wie Frauen ein ebenso gehaltvolles wie anmuthreiches Werk bietet.

1. Meine Lebensgeschichte. Von Fanny Lewald. Dritte Abtheilung: Befreiung und Wanderleben. Zwei Theile. Berlin, Janse. 1862. 8. 3 Thlr.
2. Gesammelte Novellen. Von Fanny Lewald. Erster und zweiter Theil. Berlin, Gerschel. 1862. 8. 2 Thlr.

Das Bild geistiger Bedeutung und sittlicher Kraft, welches wir von Fanny Lewald schon durch die beiden ersten Abtheilungen ihrer Lebensgeschichte empfangen haben, tritt uns in dieser dritten Abtheilung noch wesentlich geklärt und durchgebildeter entgegen, und auch in Betreff dessen, was das Buch an allgemeinen Betrachtungen, sowie an Mittheilungen über Zeitgenossen und Zeitverhältnisse enthält, ist es in den vorliegenden zwei Theilen womöglich noch reichhaltiger und interessanter als in den vier vorangegangenen. Natürlich geht es in denselben nicht ganz so frühlingdsüßig wie im „Waterhouse“ und

nicht ganz so sommerlich wie in den „Lebensjahren“ her, aber dafür weht uns aus ihnen von Seite zu Seite mehr jene belebende Frische und Heiterkeit des Herbstes entgegen, in der die Empfindungen reifen wie die Früchte und das Bewußtsein sich klärt und vertieft wie der Himmel.

Ihren Inhalt nach umfaßt diese Abtheilung die Zeit vom Juli 1840 bis gegen den Herbst 1845 — eine kurze, aber für die Verfasserin eine ungemein wichtige und bedeutungsvolle Zeit, denn sie schuf darin ihre ersten größern und selbständig erschienenen Werke: „Clementine“ und „Jenny“, die ihr, obgleich sie anonym erschienen waren, rasch einen geachteten Namen verschafften, und gründete sich dadurch eine selbständige Existenz — selbständig in zweifachem Sinne des Wortes: einerseits durch Beschaffung der Existenzmittel aus eigenen Kräften, andererseits durch Losreißung von den die weibliche Freiheit beschränkenden Vorurtheilen. Außerdem war diese Zeit für sie noch darum von außerordentlicher Bedeutung, weil sie in derselben durch ihren wechselnden Aufenthalt in Königsberg, Breslau, Leipzig, Franzensbad und vorzugsweise zu Berlin, sowie durch den Antritt ihrer italienischen Reise eine erweiterte und bereicherte Weltanschauung gewann und mit einer großen Anzahl berühmter und interessanter Persönlichkeiten in mehr oder minder nahe Beziehung trat. Endlich umfaßt der genannte Zeitraum auch mehrere auf ihr Leben und Streben tief einwirkende Erlebnisse im Bereich des Familienlebens, z. B. den Tod ihrer Mutter, die Schicksale ihres in Rußland lebenden Bruders Moritz, Veränderungen im Kreise ihrer breslauer Verwandten, ihr Wiederzusammentreffen und Freundschaftsbündniß mit dem von ihr geliebten Heinrich Simon und ihr letztes Zusammensein mit ihrem bedenklich alternenden Vater. Alle diese Verhältnisse und Entwicklungsmomente wußte sie uns mit derselben Anschaulichkeit, durchgegeistigsten Gegenständlichkeit und Wahrheit vorzuführen, die schon den frühern Bänden zur Auszeichnung dienen, die Darstellung ist überall von derselben Einfachheit und Ungeheuerlichkeit, und so hält sich in jeder Beziehung das nun schon zu sechs Theilen angewachsene Werk auf derselben Höhe, auf der es sich in den vorangegangenen Abschnitten bewegte.

Auf die allgemeinste Theilnahme haben jedenfalls die ihm unverwehrt, mehr oder minder ausgeführten Charakteristiken der mit der Verfasserin in Beziehung getretenen Persönlichkeiten zu zählen. Die Zahl der männlichen und weiblichen Zeitgenossen, über welche der Leser in diesen zwei Bänden theils treffende Schilderungen, theils kennzeichnende Mittheilungen finden wird, ist sehr beträchtlich. Aus den Königsberger Kreisen begegnen ihm unter anderm Dr. Jacoby, Ludwig Grelinger, Oberlehrer Witt, Karl Rosenkranz, Dr. Rupp, Ludwig Walebrode, Polizeipräsident Abegg u. s. w.; aus den berliner Circeln die Hofrathin Herz, Sara Levy, Willibald Alexis, Karoline von Wolzmann, Varnhagen von Ense, Theodor Mundt und dessen Gattin Luise Mühlbach, Therese von Bacharach, Theodor Rügge, Dr. Julius Walbeck, Elise von Ahlfeldt, Berthold Auerbach u. s. w., und aus andern

Gegenden Georg Herwegh, Franz Eißt, Moritz Hartmann, August Lewald, Sabine Heinefetter, Justinus Kerner u. s. w. Alles, was die Verfasserin über diese Personen sagt, trägt entschieden das Gepräge der Wahrheit ohne Rücksichtlosigkeit und der Liebe ohne Schmeichelei. Sie hält sich dabei fast ausschließlich an die persönlichen und socialen Eigenschaften derselben. Eine Beurtheilung ihrer schriftstellerischen Leistungen erlaubt sie sich nur insoweit, als es zur Charakteristik der Individualität unvermeidlich ist. Bei dem Aufsehen, das in jüngster Zeit Varnhagen's Mittheilungen über andere gemacht haben, wird es unsern Lesern nicht uninteressant sein, zu hören, was Fanny Lewald über ihn sagt, und wir theilen daher zur Probe ihre Schilderung seines Erscheinens im Circle des Fräulein von Solmar mit. Sie schreibt:

Kurz vor 8 Uhr oder doch nur wenig später pflügte sich regelmäßig die breite einfüßige Thür des nicht eben hohen Salons zu öffnen, und es trat dann raschen Schritts ein Mann von etwa sechzig Jahren ein. Er trug einen schwarzen Oberrock, den Stern eines Ordens an breitem Banke um den Hals, den Hut und den Hock mit goldenem Knopfe in der Hand. Leichten und leisen Ganges sah man ihn, freundlich grüßend, sich nach dem wunderlichen dreieckigen Lehnstuhl an Fräulein Solmar's Seite begeben, und während er ihr den guten Abend bot, die Zeitungen, welche er ihr alltäglich mitzubringen pflegte, vor sie auf den Tisch legen. Das war der Geheimrath Varnhagen von Ense. Kaum daß er sich niedergelassen hatte, so wendete er sich der Unterhaltung zu, und es war dann ein Vergnügen, das seine, bewegte Mienenspiel seines Antlitzes zu betrachten. Sein Gesicht war rund und hatte in den Formen und Farben viel Jugendliches behalten, auch das volle graue Haar hatte noch ein leichtes Gelock, sodaß man es sich ohne Mühe vorstellen konnte, welch hübscher junger Mann, welch eleganter Dandy er gewesen, und wie gefällig seine Erscheinung sich auf dem Parquet des diplomatischen Salons dargestellt haben mußte, da sie noch in spätem Jahren so viel Muthwill besaß. Er trug eine Brille mit sehr großen Gläsern, hatte aber weder das Ansehen noch die Manieren eines Kurzsichtigen. Seine Bewegungen waren durchaus frei, und obgleich er auch im Eigne bisweilen lange den Stoch in der Hand behielt, war seine Gesticulation für einen Deutschen ungewöhnlich lebhaft, denn er pflegte seine Worte, mehr als es im allgemeinen unter und geschieht, durch Bewegung des Kopfs und der wohlgeformten und gewiegten Hände zu begleiten.

Im Gespräch mit der Verfasserin lobte er deren Schreibweise und empfahl ihr dringend, nie die Sorgfalt auf den Stil aus den Augen zu setzen. Er sagte:

Wer sich formell zum correcten und edeln Ausdruck seiner Gedanken gewöhnt, corrigirt und verebelt damit sein Denken. Es ist sehr schwer, in einem durchsichtigen und klaren Stil etwas Unklares und Thörichtes auszusprechen, und ist irgendwo die Nachwirkung auffallend, so ist es die zwischen Ausdruck und Gedanke.

Noch interessanter, jedoch für die Mittheilung zu lang ist die Beschreibung eines Besuchs bei ihm. Später las Fanny Lewald öfter mit ihm zusammen, behielt aber immer eine gewisse Befangenheit ihm gegenüber, aus Scheu vor der satirischen Seite seiner Natur. Sie schreibt:

Denn wie sich in seinem Gesichte und in dem feinen Zug um seinen Mund, neben dem Ausdruck geistvoller Güte, auch ein Lächeln des Spottes kund gab, so mischte sich in die Wort

seines Rathes oft eine gewisse satirische Wendung, die mich ungerührt machte; und selbst die Duldsamkeit und Nachsicht gegen Trübsamer und Schwächen, welche er in vielen Fällen bewies, in denen die Strenge meiner Unerfahrenheit eine entschiedene Billigung oder einen harten Tadel von ihm zu hören begehrte, machte mich dann nur unsicherer, scheuer und unselbständiger.

Ueber seine Art zu sprechen, sagt sie unter anderm: Man kann nicht sagen, er sprach wie er schrieb; denn er sprach hinreißender als er schrieb. Er war im Sprechen energisch, bestimmt, und wenn er sich der Personen, zu denen er redete, versichert hielt, fast rücksichtslos in der Kraft seines mündlichen Ausdrucks. Er umschrieb, er verhielte dann nichts, er nannte die Dinge bei ihrem Namen; und ich habe oftmals, wenn ich in späteren Jahren ihn als Begleiterin meines Mannes besuchte, mit dem er durch ein langjähriges Vertrauen verbunden war, bei ihren lebhaften Gesprächen ihm mit wahrer Bewunderung zugehört, und mir dabei gedacht, wie belebend Wagners Vortrag für ein Auditorium und welch ein Lehrer und Redner er auf dem Katheder gewesen sein würde.

Gleichzeitig mit der dritten Abtheilung ihrer „Lebensgeschichte“, womit nach einer Ankündigung des Verlegers dieses Werk vorläufig geschlossen werden soll, beschenkt Fanny Lewald ihre Freunde mit den zwei ersten Theilen ihrer „Gesammelten Novellen“. Die erste derselben führt den Titel: „Der dritte Stand“, und bewegt sich demgemäß um den Gedanken, daß dieser Stand durch die in ihm herrschende Arbeitsamkeit und Richtung auf das Soziale, sowie durch seine Bedeutung für den Staat und die nationale Wohlfahrt im höchsten Grade respectabel und den sogenannten höhern Ständen vollkommen ebenbürtig ist. Die Erfindung der Fabel, daß der gebildete Sohn eines Rattunfabrikanten, der sich aus Liebe zur Selbstständigkeit von der begonnenen Staatsdienstcarrière in das Geschäft seines Vaters zurückgezogen hat, Liebe zu einem adelichen Fräulein gewinnt, Gegenliebe findet, aber trotzdem und trotz andern ihm günstigen Verhältnissen harte Kämpfe mit den aristokratischen Vorurtheilen zu bestehen hat, ehe er schließlich zum Ziel seiner Wünsche gelangt, ist in ihrer Allgemeinheit nicht gerade neu und für den Standpunkt, zu welchem sich der dritte Stand während der letzten Decennien emporgehoben hat, auch nicht mehr ganz angemessen; aber in der Ausführung des einzelnen, namentlich in der Charakteristik und Zusammenstellung der in die Geschichte verwebten Figuren, in den Schilderungen des industriellen Treibens und bürgerlichen Familienlebens, und in den reichhaltigen Gesprächen über politische und sociale Verhältnisse, über Literatur und Kunst u. s. w. bietet er sehr viel Schönes und Wahres, & dabei leicht und frisch geschrieben, erweckt Theilnahme und Spannung und hinterläßt einen vorherrschend beeindruckenden Gesamteindruck. Ist auch der dritte Stand zwar mit besonderer Vorliebe behandelt, so übt doch die Verfasserin auch gegen die übrigen Stände volle Gerechtigkeit. Wie sie an jenem die Mängel und Schwächen nicht verschweigt, so hebt sie an den übrigen auch die Vorzüge und Lichtseiten gebührend hervor. Namentlich können sich er Adels- und Gelehrtenstand über die Vertreter, welche sie hier gefunden haben, nicht beklagen. Dagegen ist die durch ein wenig schlecht weggekommen. Dem faden Diktanten Herrthal, der seine Geliebte „als Seele malt,

die von unwürdigen Fesseln an die Erde gebettet wird“, hätte wol ein echter Künstler gegenübergestellt werden können.

Ueber die Entstehung dieser Novelle gibt die Verfasserin in den oben besprochenen Theilen ihrer „Lebensgeschichte“ interessante Mittheilungen. Sie hat dieselbe zuerst im Jahre 1843 für den unter den besondern Auspicien des Königs Friedrich Wilhelm IV. erscheinenden genealogischen Kalender, auf Fied's Empfehlung hiermit beauftragt, geschrieben und vor und nach dem Druck mit der Angst des Verlegers und der Censurbehörden wegen einiger allzu socialistischen Stellen viel zu kämpfen gehabt, endlich aber doch den vollständigen Abdruck derselben mit dem sie schwer ärgern den Bemerkungen, daß man die Angelegenheit nicht weiter verfolgen wolle, weil die Novelle „von einer Frau“ geschrieben sei, erreicht.

Nicht in demselben Maße hat uns die zweite Novelle „Ein armes Mädchen“ befriedigt. Der Gang derselben ist äußerst pikant und spannend. Ein junges, noch nicht ganz erwachsenes Mädchen, das einen harschspielenden Invaliden herumführt, erweckt die Sympathie eines jungen adelichen Offiziers und dieser faßt in Gegenwart von andern Offizieren den Entschluß, sie bei einem befreundeten Pfarrer erziehen zu lassen. Seinen Kameraden gefällt der Gedanke und sie erklären, mit ihm gemeinschaftlich die Kosten tragen zu wollen. So erhält Martha eine Anzahl übermüthiger, zum Theil auch freivoller junger Männer zu Pflegevätern. Sie wird sehr schön, erhält zugleich eine treffliche Bildung, und Ludwig, ihr erster Protector, faßt eine ernstliche Neigung für sie, während seine Kameraden allerhand minder ehrbare Pläne mit ihr vorhaben, sodaß er große Noth hat, sie vor diesen, die ein gleiches Recht wie er an sie haben, zu schützen.

Wid hierher ist die Geschichte trefflich angelegt und ausgemalt. Man hat nicht nur eine spannende Entwicklung, sondern auch eine sehr interessante psychologische Frage vor sich. Dagegen bleibt die zweite Hälfte merklich hinter den angeregten Erwartungen zurück. Die Sache nimmt plötzlich eine für den Anfang viel zu ernste und unheilvolle Wendung, für die man nicht in die rechte Stimmung zu kommen vermag, und, was noch schlimmer ist, statt Ludwig vorzugsweise mit seinen leichtfertigen Kameraden in Conflict zu bringen und daraus einen glücklichen oder unglücklichen Ausgang abzuleiten, läßt sie seine Pläne plötzlich an ganz andern Mächten scheitern, die sie, wie in der modernen Schicksalstragödie, aus dem schuld- und verhängnißschwangen Schos seiner Familie herausbeschwört. Wir zweifeln nicht, daß den Romanistischen und Mysteriöse liebenden Lesern gerade diese Partien ganz besonders gefallen dürften; wir aber bekennen offen, daß wir Fanny Lewald lieber in der lichten Sphäre einer nach den Gesetzen der Vernunft und Natur fortschreitenden Entwicklung, als in dem dunkeln Gebiet des Fatalismus und graufiger Enthüllungen begegnen.

3. Karl Gustorf. Historischer Roman aus dem Leben eines deutschen Demagogen von Fanny Arndt. Zwei Bände. Berlin, Foerster. 1862. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das Werthvollste an diesem Romane sind die demselben einverwebten historischen Excurse, welche uns die Verfasserin als eine gebildete, mit der Geschichte der Neuzeit wohl vertraute und für populäre Nacherzählung derselben gut begabte Frau erkennen lassen. Das Buch ist an solchen sehr reich. Der Leser findet darin mehr oder minder detaillierte Mittheilungen über die ersten Jahre der Befreiungskriege, über die Tendenzen und Bewegungen der deutschen Burschenschaften, über die Verfolgungen der demagogischen Umtriebe, über die Gewebe der damaligen Diplomatie und Metternich'schen Politik, über die Kaiserin Marie Luise und den Herzog von Reichstadt, über die Regierung Ludwig's XVIII., über Lord Castlereagh, über das damalige Leben zu Berlin und Wien, Paris und London, über die Geschichte von Neapel und Sicilien, besonders über die Bewegungen vor und während der sicilianischen Revolution im Jahre 1837, über die Geschichte Corsica's und die Sitten seiner Bewohner, über Kindheit und Jugend Napoleon's u. s. w. Mit der Motivirung und Einföhrung derartiger Auseinandersetzungen und Schilderungen nimmt es die Verfasserin nicht eben genau. Es genügt ihr, ihren Helden zu seiner Ausbildung Reisen nach Wien, Paris und London machen zu lassen, um daran die zuerst genannten ihrer Exposit's anzuschließen; und darin, daß die eine ihrer Heldinnen Maitresse des Königs von Neapel wird, findet sie einen ausreichenden Grund, uns einen Ueberblick über die ganze Geschichte Neapels und Siciliens von den Zeiten Roger's bis auf die Gegenwart zu bieten.

Schon hieraus ergibt sich, daß es die Verfasserin mit der Innehaltung der künstlerischen Form nicht streng genommen hat. Aber auch abgesehen von der äußerst lockeren Ineinanderverarbeitung der geschichtlichen und poetischen Bestandtheile dieser Erzählung läßt der eigentliche romanhafte Bestandtheil sehr viel zu wünschen und noch mehr wegzunutzen übrig. Das wirklich Factische in demselben ist sehr dürftig und durchsichtig. Es beschränkt sich darauf, daß sich Karl Gustorf auf den Wunsch seines Vaters mit seiner treulichen Cousine Helene verlobt, sich aber dann in Wien in die reizende, aber leichtfertige Martha verliebt, sich mit dieser verheirathet, aber während einer längeren Gefangenschaft von ihr auf ihren Betrieb wieder geschieden wird, und nun doch noch durch Verbindung mit Helene das wahre eheliche Glück kennen lernt, während Martha, nachdem sie auch ihrem zweiten Mann die Treue gebrochen und sich zur Maitresse des Königs von Neapel erniedrigt hat, elendiglich zu Grunde geht. Je beschränkter die Anlage, um so maßloser und breiter ist die Ausföhrung dieser Geschichte. In der Ausmalung der Situationen und Gemüthszustände kann sich die Verfasserin gar nicht genug thun. Ihre derartigen Entwicklungen sind aber um so ermüdender, als sie eigentlich nur enthalten, was sich von selbst versteht, und gänzlich jener belebenden und fesselnden Züge ermangeln, zu deren Beobachtung eben der Leser des vermittelnden Auges des Dichters bedarf; und noch ungenießbarer werden sie dadurch, daß sich die Verfasserin bei denselben oft mehrmals

im Kreise herumbewegt und mit unerschöpflicher Redseligkeit, ohne einen bestimmten Gedankenfortschritt innezuhalten, wieder und wieder schildert, was sie wenige Seiten vorher schon allzu ausführlich ausgemalt hat. Man müßte ihre Kunst, den Leser auf einem kleinen Raume einen großen Spaziergang machen zu lassen, bewundern, wenn man nicht allzu rasch bemerkte, daß man her und wie oft an denselben Anschauungen vorübergeführt wird.

Am interessantesten sind noch diejenigen Partien, in denen sie Martha's Leben und Treiben in Neapel schildert; namentlich ist in ihnen die Scenerie der Natur und des Volkslebens mit frischen Farben ausgemalt. Im ganzen aber hat sie auch aus Martha das reizende Geschöpf nicht zu machen verstanden, als das wir uns dieselbe denken sollen. Im Gegentheil, sie erscheint inmitten ihrer Leichtfertigkeit und Trivolität fast nicht weniger langweilig als die tugendhafte, larmoyante Helene; man kann also der Verfasserin wenigstens nicht den Vorwurf machen, daß sie das Laster mit glänzenden Farben als die Tugend ausgestattet habe. Ihr Stil ist, abgesehen von seiner Breite, leicht und fließend, ohne in die abgetraugten Romanphrasen zu verfallen.

4. Novellen und Erzählungen von Hedwig Wolf (Luise Thal). Paderborn, Schöningh. 1861. 8. 25 Bgr.

Die erste dieser vier Novellen ist die längste, aber auch die langweiligste; erschreckend leer an gesundem Unterhaltungsstoff, aber übervoll an krankhaften und larmoyanten Empfindungen. Schlimm genug, wenn sich in der wirklichen Welt das Leben mancher Menschen so bleid und schwindstüchtig, wie das der Träger dieser Geschichte hinschleppt; dort müssen wir es leider Gottes ertragen. Die Kunst aber hat etwas anderes zu thun, als solch Misere ohne jedwede Erquickung und Erhebung zu vervielfältigen!

Auch die drei folgenden Novellen sind zum großen Theil allzu weiche Krankeitsgeschichten, aber doch bieten sie mehr stoffliches Interesse und zeugen von einer verständigeren Anlage. Wie sie von der Verfasserin in derselben Reihenfolge, in der sie hier zusammengestellt geschrieben sind, bekunden sie einen gleichmäßigen Fortschritt zum Bessern. Jedenfalls ist die letzte die interessanteste und lebendigste. Sie behandelt die Liebes- und Ehestandsgegeschichte eines Componisten und einer Sängerin. Der erstere fordert aus Vorurtheil und Eifersucht von der letzteren den Rücktritt vom Theater; sie opfert ihm aus Liebe die begonnene Ruhmesbahn; er aber macht von einer von ihm componirten Oper Fiasco, geräth darüber in große Noth, ja vorübergehend in Delirium; aber hält treu bei ihm aus, und er muß zuletzt so sein, daß sie ihn durch ihr Wiederauftreten mit seiner Oper wieder zu Ehren bringt. Mehrere Scenen darin sind ganz lebenswahr geschildert; aber die dem Ganzen zum Grunde liegende Supposition, daß ein Componist hartnäckig die unberechenbaren Vortheile von sich ab die ihm der Besitz einer Gemahlin, die zugleich act Sängerin ist, verspricht, hat die Verfasserin nicht so glaublich zu machen verstanden.

5. Harriet Wilson. Originalroman von Amelia Bölte. Berlin, Gerschel. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es freut uns, über diese Arbeit Amelia Bölte's ein entschieden günstigeres Urtheil fällen zu können, als über ihren biographischen Roman „Windelmann“, das wir in Nr. 42 d. Bl. f. 1862 gefällt haben. Sie bewegt sich hier offenbar auf einem ihrem Talent näher liegenden Gebiete, wie denn überhaupt die Frauen für unmittelbare Lebensbeobachtung besser begabt sind als für eine Reconstruction der Vergangenheit.

Der vorliegende Roman ist die Geschichte einer jungen Engländerin, die durch häusliche Verhältnisse in die Lage gebracht wird, nach Dresden zu gehen und hier im Hause eines Generals die Stelle einer Lehrerin der englischen Sprache zu übernehmen. Ihr Eintritt in dasselbe und ihr Empfang durch die gnädige Frau ist trefflich geschildert, und die Verpflichtung, welche man ihr auferlegt, außer der erwachsenen Tochter zugleich einen erwachsenen, bereits zum Lieutenant avancirten Sohn in ihre Schule zu nehmen, verspricht von vornherein eine sehr spannende und pikante Verwicklung. Diese Aussicht steigert sich noch, als auch andere junge Offiziere Lust bekommen, Schüler einer so schönen Lehrerin zu werden und einer derselben rücksichtslos genug ist, sich behufs der Erreichung seines Ziels wirkliche Avancen gegen sie zu erlauben. Die Zeichnung dieser Ritter modernen Frauendienstes, besonders in der auf der Brühl'schen Terrasse spielenden Scene, ist ebenso wahr wie ergötzlich; und nicht minder ist der Verfasserin die Charakteristik des alten, Gutherzigkeit mit Humor vereinigenden Generals, seiner nach Männern für ihre Tochter angelobten Gemahlin und des Gänsgens von Tochter selbst, sowie auch die Schilderung des im Hause des Generals herrschenden Lebens und Treibens gelungen. Weniger hat uns die Fortführung der Geschichte als solcher befriedigt. Die Fäden verwickeln sich nicht in so pikanter Weise als der Anfang verspricht. Zwischen Robert und Harriet entwickelt sich allerdings eine Liebe, aber statt das Entstehen und Wachsen derselben anschaulich und lebendig in Scene zu setzen, verlegt sie es fast gänzlich hinter die Coulissen und zieht dafür eine abenteuerliche Liebslei Glotildens in den Vordergrund, die nur als Nebensache behandelt werden durfte. Auch die zur Katastrophe benutzten Ereignisse — Robert's Duell wegen einer Spielschuld, seine Flucht und seines Vaters Schlagfluß — fallen mehr willkürlich in die Geschichte hinein, als daß sie sich organisch aus ihrer ursprünglichen Anlage entspalten. Daher bleibt die Wirkung der zweiten Hälfte hinter der der ersten zurück. Inzwischen fehlt es auch in ihr nicht an interessanten Scenen und namentlich durch den Schluß werden sich die Leserinnen befriedigt fühlen.

6. Das Haus auf dem Felsen. Von der Verfasserin von „Eine Falle, um einen Sonnenstrahl zu fangen“, „Aufkunft zu Hause“, „Rur“ u. s. w. Frei nach dem Englischen von F. E. Berlin, F. Schulze. 1862. 16. 12½ Ngr.

Anlage, Inhalt und Schreibart dieser kleinen Novelle sind entschieden die einer moralischen Tendenzergählung. Rabel ist die wunderschöne Tochter eines sehr armen Fi-

schers, John Raby, der mit seinem alten Jugendfreunde Mathias in einem kleinen Hause auf einem Felsen am Meeresstrande wohnt. Sie erwirbt sich durch ihre Schönheit und Liebllichkeit die Gunst einer dort das Seebad gebrauchenden vornehmen Familie, worüber Mathias höchst unzufrieden ist, weil er einst von dem Sohne seines ehemaligen Dienstherrn eine schmachvolle Kränkung erfahren hat und seitdem jede nähere Beziehung zwischen Höhern und Niedern als ein Unglück ansieht. Seine Furcht scheint sich auch wirklich zu bestätigen; denn eines Tags ist Rabel mit jener Familie verschwunden und es sind starke Anzeichen dafür vorhanden, daß sie den Verlockungen eines zu jener Familie gehörigen jungen Mannes gefolgt ist. Ihr Vater macht sich auf, sie zu suchen, um sie womöglich dem Verderben noch zu entreißen. Inzwischen erfährt der Leser, daß es nicht so schlimm steht. Die vornehmen jungen Damen haben sie gewissermaßen als eine Art Spielzeug mit sich genommen, und jener junge Mann nimmt an ihrer Schönheit nur insoweit Interesse, als er sie zum Modell für seine malerischen Compositionen benützt. Sie selbst ist nur mitgegangen, um durch den Lohn, den sie in ihrer neuern Stellung empfängt, ihren Vater besser unterstützen zu können. In diesen Verhältnissen, in denen sie nicht nur sehr freundlich behandelt, sondern auch mit einer höhern Bildung ausgestattet wird, lernt sie Arthur, ein junger Bildhauer, Sohn eines vornehmen Mannes, kennen und entbrennt in Liebe für sie, die im stillen auch von ihr erwidert wird. Ehe es aber zwischen ihnen zu weiterer Annäherung kommt, wird sie von ihrem Vater aufgefunden und durch diesen veranlaßt, mit ihm in ihre ärmlichen Verhältnisse zurückzukehren. Später, nachdem ihr Vater bereits gestorben und sie nur noch mit dem alten Mathias zusammenlebt, findet sie Arthur, der seinen Vater in das Seebad begleitet hat, in ihrer Heimat wieder, bewirbt sich aufs neue um ihre Liebe und denkt ernstlich an eine Verbindung mit ihr. Sein Vater, in welchem Mathias denjenigen wieder erkennt, von dem er einst in seiner Jugend die entehrende Kränkung erfahren, will zwar anfangs nichts davon wissen, gibt aber doch endlich seine Einwilligung. Arthur glaubt am Ziel seiner Wünsche zu sein; aber da scheitern seine Hoffnungen an dem Widerstand der Geliebten, die mit Festigkeit bei der Ansicht beharrt, daß Arthur durch diese Verbindung nur unglücklich werden würde und daher ihre eigene Liebe bekämpft. Dies erweist sich denn auch durch den Erfolg als das Richtige. Sie findet ihr Lebensglück in der Thätigkeit einer Lehrerin, und Arthur in seiner Kunst und einer später von ihm geschlossenen standesgemäßen Ehe.

Darstellungsform und Ausführung der Einzelheiten sind nicht ohne poetischen Reiz und gemüthsansprechende Eigenschaften, aber die Wirkung des Ganzen erleidet dadurch einen Abbruch, daß man sich mit der die Erzählung durchziehenden Tendenz nicht zu befreunden vermag. Daß die Aufrechterhaltung der Standesunterschiede eine Pflicht sei, der man unter allen Umständen die natürlichen Gefühle unterordnen und opfern müsse, ist ein Satz,

der sich überhaupt nicht, am wenigsten aber durch einen einzelnen Fall erweisen läßt. In der Form, in welcher er hier durchgeführt ist, versteht er außerdem noch dadurch, daß schließlich gerade diejenigen Personen recht behalten, mit denen man am wenigsten zu sympathisiren vermag, und daß die Verfasserin die Herbigkeit ihrer aristokratischen Moral in nicht gerade wohlthuender Weise durch einen Ueberguß von Frömmigkeit und Volksthümlichkeit zu versüßen sucht.

7. Aus dem Institut ins Leben oder Mädchenträume und Wirklichkeit. Von einer Pensionärin des großherzoglichen Instituts in Manheim. St. Gallen, Scheitlin und Sollofer. 1861. 8. 21 Mgr.

Diese Erzählung enthält die Geschichte dreier junger Mädchen, welche gleichzeitig aus dem Institut ins Leben getreten sind. Betty ist eine Zeit lang den Versuchungen des großstädtischen Salonlebens ausgesetzt, Elisabeth wird durch die Verhältnisse genöthigt, die Laufbahn einer Sängerin zu betreten, beide aber arbeiten sich vermöge des echt religiösen und sittlichen Sinnes, das sie aus dem Institut mit ins Leben hinübergenommen und unter dem thätigen Beistande ihrer gemeinsamen Freundin Anna, die sich von Anfang an dem Beruf einer Warmherzigen Schwester, einer überall segensreich eingreifenden Selsterin gewidmet hat, glücklich durch die Gefahren des Glücks und Unglücks hindurch und haben sich zuletzt des realen Lebensgenusses, den Liebe und Ehe gewähren, im vollsten Maße zu erfreuen. Anna muß zwar auf diese Genüsse verzichten, aber sie erntet dafür die ideale Seligkeit, die schon in der Bibel als das bessere Theil bezeichnet ist.

Man erkennt hieraus, daß das Buch hauptsächlich auf Förderung christlicher Frömmigkeit und Nächstenliebe angelegt ist. Es ist als solches, wie es bei derartigen Arbeiten häufig der Fall ist, ein wenig langweilig und weichlich; aber zu loben ist, daß die Frömmigkeit, welche hier gepredigt wird, keine allzu ascetische und überirdische ist, sondern auch den profanen Lebensmächten, z. B. der Kunst und Wissenschaft, ihre Berechtigung zugesieht.

Dieser Erzählung sind noch „Sechs Bilder aus dem Institutaleben“ angehängt, die sich im ganzen vor jener durch größere Frische und Unmittelbarkeit hervorthun.

8. In stillen Stunden. Gedanken einer Frau über die höchsten Wahrheiten des Menschendaseins von Julie Burow (Frau Pfannenschmidt). Berlin, Schotte und Comp. 1861. 16. 1 Thlr. 15 Mgr.
9. Frauenleben. Goldene Stufen auf dem Wege des Weibes zu Gott. Von Julie Burow (Frau Pfannenschmidt). Berlin, Schotte und Comp. 1861. 16. 1 Thlr. 15 Mgr.
10. Gesammelte Früchte aus dem Garten des Lebens. Von Julie Burow (Frau Pfannenschmidt). Danzig, Rasemann. 1862. Gr. 16. 1 Thlr.

Drei belehrende Schriften von einer und derselben weiblichen Hand auf einmal ist des Guten fast zu viel; inzwischen können wir doch nicht leugnen, daß wir dieselben — besonders die beiden ersten — im ganzen mit Interesse und Zustimmung gelesen haben. Die Verfasserin erweist sich darin nicht nur als eine vielseitig unterrichtete

und denkende, sondern auch als eine praktisch-tüchtige, durch das Leben geschulte und im Kern gesunde Frau, aus deren Munde man auch alte Wahrheiten gern auf neue hört, weil sie die meisten derselben nicht bloß nachspricht, sondern durch eigene Erfahrungen gewonnen hat und durchschnittlich einfach, naturgemäß und in wohlge-meinter Absicht vorträgt. Die erste derselben ist vorherrschend theoretisch, die zweite praktisch; jene für Belehrung und Aufklärung, diese für Erziehung und Schulung des weiblichen Geschlechts bestimmt. Die dritte ist gemischten Inhalts und enthält theils Aufsätze, die den beiden ersten Schriften zur Ergänzung dienen, theils Mittheilungen aus dem eigenen Leben.

In den „Stillen Stunden“ entfaltet die Verfasserin nach und nach ihre Gedanken über Glauben und Wissen, Gott und Welt, Natur und Geist, Leben und Tod und zuletzt in ausführlicherer Weise über Geschichte und Bedeutung des Christenthums. Aufschlüsse von wissenschaftlicher Bedeutung darf man natürlich nicht darin suchen. Auf eine untersuchende Erörterung der Fragen, welche seit Jahrhunderten die Welt entzweit und das menschliche Denken in Bewegung gesetzt haben, läßt sie sich gar nicht ein, sondern begnügt sich, ihre Ansichten ebenso harmlos und scrupellos mitzutheilen, als sie dieselben wahrscheinlich in sich aufgenommen hat. Aber man muß ihr nachrühmen, daß sie fast durchweg mit dem Treffer des gesunden Menschenverstandes und dem Tact des weiblichen Instincts die wirklich haltbaren und erspriesslichen Wahrheiten herausgegriffen und umgekehrt alles bloß durch sein Alter Geflügte oder durch Neuheit Blendende vermieden hat. Sie zeigt, daß sie sich mit den Forschungen der Empirie im Bereich der Astronomie und Geologie, Naturgeschichte und Anthropologie in einer für die weibliche Bildung ausreichenden Weise bekannt gemacht hat, und sie läßt ihnen ihr volles Recht widerfahren; aber sie hält dabei die Ansicht fest, daß es außer der sinnlichen auch noch eine überfinnliche, geistige Welt gibt, die zwar mit den Naturgesetzen im Einklang, aber nicht bloß aus ihnen zu erklären ist. Sie glaubt daher an Gott als ein selbstbewußtes, die Welt nach den Gesetzen der Wahrheit, Schönheit und Güte lenkendes Wesen, an die Selbstständigkeit der menschlichen Seele und an eine Fortdauer nach dem Tode. Sie vermag sich nicht zu denken, daß das Wissen großer Geister, wie Goethe, Humboldt, Arago u. s. w., bloß aus Stickstoff und Wasserstoff, aus Eisen, Kalk, Eiweißstoff und Kleber bestehen und sich mit dem Tode ebenso in seine Bestandtheile auflösen soll, wie die materielle Gehirnmasse.

Guldigt sie in dieser Beziehung einem supernaturalistischen Idealismus, so denkt sie dagegen über Religion und Christenthum um so rationalistischer und naturalistischer. Ueber die Wunder z. B. sagt sie: „Versteht man unter Wundern die Aufhebung bekannter Naturgesetze durch Menschenkraft, so sind nie Wunder gethan worden, denn alle Naturgesetze sind als Gottes unmittelbarer Wille unwandelbar. Der Mensch kann sie benutzen, aber nicht verändern, und auch Gott ändert sie nicht, denn er ist

unwandelbar wie sein Gesetz." Und mit specieller Beziehung auf das Christenthum erklärt sie ausdrücklich: „Mein Herz bedarf keiner Zeichen und Wunder, um die Ebtlichkeit der Lehre Jesu, die erhabene, echt menschliche Reinheit seines Wandels zu begreifen.“ Die Geschichte seines Lebens in der einfachen Erzählung der Evangelisten, die Erhabenheit dessen, was sie schlicht und ohne Kritik mittheilend, sehr oft nicht einmal ganz zu fassen scheinen, ist ihr die Geschichte des selbstlosen, von Liebe für seine Mitmenschen, von tiefer Ehrerbietung gegen Gott erfüllten Menschen, der seine eigenen, die Menschheit zur Vervollkommenung führenden Lehren in ihrem ganzen Umfang mit vollkommener Treue erfüllte. Und in dieser Reinheit seines Lebens, sowie in der Großartigkeit seines heilbringenden, weltbewegenden Wirkens erblickt sie die größten seiner Wunder. „Es würde vor meinem Herzen“, schreibt sie, „eine Erniedrigung der Wunder Christi sein, müßte ich ihn für ein Wesen halten, mit höhern als menschlichen Kräften begabt.“

Nicht minder verständigen Ideen huldigt sie in ihrem „Frauenleben“, in welchem sie ihrem Geschlecht goldene Lebensregeln für ihr Verhalten in ihren vorzugsweise wichtigen Lebensverhältnissen gibt. Das Büchlein enthält fünf Abtheilungen: „Die Hausfrau und Gattin“, „Die Mutter“, „Die Großmutter“, „Die Matrone“ und „Die Witwe“. Sie predigt hier den Frauen vor allem Häuslichkeit, Einfachheit, Bescheidenheit, Unterordnung unter die männliche Autorität, Arbeitsamkeit und eine nicht in überhitzten Gefühlen, sondern in segensreicher Thätigkeit sich zeigende Liebe, und sie macht hierbei durchweg den Eindruck, daß sie, was sie predigt, auch selbst treu und redlich geleistet hat. Ihre Anschauungen sind vorzugsweise den mittlern Lebenskreisen entnommen und hauptsächlich auch für diese zur Nachahmung beherzigendwerth. Vielen unserer jungen modernen Damen werden sie physisch erscheinen, und ein wenig schmecken sie allerdings nach der alten guten Zeit. Gleichwol ist das Leben, zu dem sie unsere Jugend zurückführen möchte, nicht bloß seelisch und sittlich, sondern auch schöner und poetischer als dasjenige, in welchem man jetzt das Lebensglück sucht. Wir können daher nur wünschen, daß ihre Lehren Anklang finden. Frauen und Männer würden gleichwol damit zufrieden sein können.

Einen weit ungünstigern Eindruck hat die dritte der obengenannten Schriften „Gesammelte Früchte aus dem Garten des Lebens“ auf uns gemacht. Die Verfasserin verfällt hier häufig in überschwengliche Schönbilderei und Phrasenmacherei und zeigt neben den ehrbaren und lebenswürdigen Seiten ihres Wesens auch einige unangenehme wirkende Eigenschaften: Liebhäuserei mit beschränkten Lebensansichten, Eitelkeit auf ihre schriftstellerischen Leistungen und Empfindlichkeit gegen Anschauungen, die von den übrigen abweichen. Sie hat dieselbe zum Theil nach ihrer Reise geschrieben, die sie mit weitem Lebenskreise in Berührung gebracht hat, und man merkt, daß sie nicht mit ihrer sonstigen Naivetät und Selbstgewißheit zurückgeht.

11. Der weibliche Beruf. Gedanken einer Frau. Frei nach dem Englischen von Anna von Wächter. Mit einem Vorwort von Ottilie Wilbermuth. Stuttgart, Krabbe. 1861. 8. 24 Mgr.

Je mehr sich ein großer Theil des weiblichen Geschlechts heutzutage dem äußern Tand und Glitter hingibt und sich dem Ernst des Lebens soviel als möglich zu entziehen sucht, um so entschwiebener lassen sich jetzt aus dem bessern Theile der Frauenwelt Stimmen vernehmen, welche mit scharfen Waffen dagegen eifern und eine durchgreifende Reform in der Anschauungs- und Lebensweise der Frauen für nöthig halten. Auch die Verfasserin des vorliegenden Buchs gehört zu diesen, und nimmt durch den Ernst und Eifer, mit dem sie ihre Sache versteht, und durch die Vernünftigkeit und Zweckmäßigkeit ihrer Ideen unter ihren Mitkämpferinnen einen ehrenvollen Platz ein. Sie hat in der von ihr verfolgten Haupttendenz, sowie auch in der Geistesklarheit und Gesinnungstüchtigkeit, die sie bei ihrem Vortrage entfaltet, etwas Verwandtes von Fanny Lewald, nur daß sie, wie es unter englischen Damen üblich, ein wenig aristokratischer und frömmere als diese ist.

Sie hat dieses Buch weniger den verheiratheten Frauen, als „jener überzähligen Klasse der Alleinstehenden, der Unverheiratheten“ gewidmet, welche „an Zahl mit jedem Jahre zunehmen, und deren Lage immer mehr zu denken gibt“. Es beschäftigt sich daher hauptsächlich mit der Frage: wie können diese bisher mehr oder minder für unglücklich geltenden zu einem Dasein gelangen, in dem sie sich glücklich zu fühlen vermögen und welches ihnen das befriedigende Bewußtsein gibt, daß sie sich sagen können, trotz ihres ehelosen Lebens nicht umsonst existirt zu haben? Und die Antwort, welche die Verfasserin darauf gibt, ist: sie müssen vor allem etwas Ordentliches zu thun, eine der Menschheit irgendwie zugute kommende Beschäftigung und eine selbstständige Existenz haben; denn nur so vermögen sie dem deprimirenden Gefühl der Langeweile, der Selbstverachtung und der lebenslänglichen Abhängigkeit, sowie allen den Fehlern und Laster, die aus dem Müßiggang und aus gedrückten Lebensverhältnissen entspringen, zu entgehen. Sie verlangt daher von den Frauen zunächst und hauptsächlich, sich von allen jenen besonders die höhern und mittlern Stände beherrschenden Vorurtheilen zu emancipiren, nach denen Arbeiten für allgemeine Zwecke, Sorge für die eigene Existenz als etwas für Frauen sich nicht Geziemendes gilt; sie will, daß hierauf von vornherein bei ihrer Erziehung und Bildung ebenso sehr wie bei der der Knaben Bedacht genommen werden soll, kurz sie fordert eine Erweiterung und Bermannichsachung der weiblichen Berufsarten und Erwerbszweige.

Sie huldigt hierbei keineswegs jenen extravaganten Vorstellungen, die man früher als „Emancipation des Weibes“ zu bezeichnen pflegte. Sie vermehrt sich selbst dagegen, indem sie unter anderm schreibt:

„Ebenso gotteslästerlich und vielleicht noch schädlicher ist der Ruf nach „Gleichberechtigung der Geschlechter“, der unzünftige Versuch, die Frauen, von welchen so viele ihre eigenen Pflichten entweder nicht kennen oder denselben nicht zu genügen vermögen, in die Stellungen und Pflicht der Männer zu drängen. Ein

schöner Zustand würde daraus entstehen! Wer, der je nur zwei Stunden dem confusen Geschwätz der Sitzung eines Frauencomité zugehört hat, würde hingehen und seine Stimme für eine weibliche Volksvertretung abgeben? Oder wer wollte nach dem Empfang eines Geschäftsbriefes von Damenhand — ich spreche im allgemeinen — hinfort noch wünschen, unsere Gerichtshöfe mit matronenhaften Rechtsgelehrten besetzt, und unsere Collegienfälle mit goldblockigen weiblichen Candidaten gefüllt zu sehen?

Auch von jener Emancipation, die im Rauchen von Cigarren, Besuch von Tabagien u. s. w. besteht, will sie nichts wissen; und andere Freiheiten, wie Alleingehen auf der Straße, Alleinreisen u. s. w., nimmt sie für die Frauen nur insoweit in Anspruch, als sie durch irgendeine Pflichterfüllung dazu genöthigt werden. In dieser Beziehung sagt sie:

Wir werden diejenige Frau hochschätzen, welche, um ein Werk der Barmherzigkeit oder Nothwendigkeit zu vollbringen, nicht zögert, manche niedere Stadttheile zu betreten, während es uns zuwider wäre, wollte sie dieselben nur zu ihrer Belustigung oder aus Prahlerei aufsuchen. Alle Achtung vor der armen Näherin oder Lehrerin, welche zu allen Stunden des Tages und der Nacht die Straßen allein durchwandert, nur durch ihre eigene Sittsamkeit beschützt; aber das emancipirte Weib, welches öffentliche Orte ohne Begleitung aufsucht, um dort Beobachtungen anzustellen, würden wir, selbst wenn sie ganz „respectabel“ wäre, doch in hohem Grade tadelnswerth finden.

Diesen Ansichten entsprechend fordert sie denn auch für die Frauen nur solche Berufsarten, die ihren Fähigkeiten und dem weiblichen Schamgefühl nicht widersprechen. Nachdem sie in den zwei ersten Kapiteln: „Etwas zu thun“ und „Selbstständigkeit“, ihre Principien im allgemeinen ausgesprochen hat, geht sie im dritten und vierten specieller auf diejenigen Berufsarten und Erwerbszweige ein, die sie für Frauen geeignet hält. Zu den höhern rechnet sie: Unterricht der Jugend, Malerei oder überhaupt die Beschäftigung mit der Kunst, Schriftstellerei und den Beruf, zur Unterhaltung des Publikums zu dienen, wie es durch den Stand der Schauspielerinnen, Sängern u. s. w. geschieht. Zu den niedern Erwerbszweigen zählt sie die Klasse der verschiedenartigen Dienerinnen, der Näherinnen, Putzmakerinnen, Ladenmädchen, kurz der Gehilfen und Arbeiterinnen in allen möglichen Geschäften. Ueber alle bringt sie sehr beherzigenswerthe Bemerkungen und bekämpft namentlich die falsche Scham oder Ehrbegierde, welche sich aus Furcht, sich durch niedere Erwerbszweige zu erniedrigen, ohne Befähigung zu höhern Berufsarten drängt, indem sie das Ehrende nicht in dem Was, sondern in dem Wie der Arbeit erblickt. Insbesondere sucht sie dem Jubrand zum Beruf der Erzieherinnen, Schriftstellerinnen und Künstlerinnen entgegenzuwirken, indem sie von den Frauen fordert, zuvor ihre sittlichen Anschauungen und geistigen Fähigkeiten der gründlichsten und strengsten Prüfung zu unterwerfen, ehe sie sich um des Ruhms oder des Erwerbs willen mit der Kunst oder Literatur versuchen, zumal ohnehin die Hälfte der Bücher und Gemälde von der Art sei, daß der Welt mit ihnen am meisten gebient sein würde, wenn man aus ihnen ein großes Lustfeuer anzünde.

Gleich empfehlenswerth sind die Abschnitte über „Die weiblichen Dienstboten“, „Die Hausfrau“, „Weibliche

Freundschaften“, „Klatschsucht“, „Die Weltbirnen“, „Glückliche und unglückliche Frauen“ und das „Aelterwerden“. Der Verständigkeit des Inhalts entspricht eine ebenso verstandesgemäße Darstellung.

12. Unsere Pilgerfahrt von der Kinderstube bis zum eigenen Erb. Jose Blätter von Elise Polko. Leipzig, Amelang. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Mgr.

Dieses Buch soll kein „Erziehungsbuch“ sein. Die Verfasserin verwahrt sich dagegen in der Einleitung ausdrücklich. Um in unsern Tagen noch über weibliche Erziehung schreiben zu wollen, halte sie sich weder für befähigt noch erfahren genug; auch sei unsere Literatur schon überreich genug an solchen Erziehungsschriften. Sie fährt fort:

Vorliegende Blätter umfassen nur in stizzenhaften Umrissen unser Frauenleben, unsere fröhliche Pilgerfahrt von der Kinderstube bis — wieder zur Kinderstube, von dem kleinen Mädchen bis zur Mutter. Sie enthalten aufgezeichnete Gedanken, Schildern, so gar es mir gelang, die bunten Züge unsers geistigen Lebens, daneben Träumereien und Wünsche, wie man sie im Kreise vertrauter Freundinnen wohl laut werden läßt u. s. w.

Dieser vorwortlichen Ankündigung entspricht das Buch selbst nur theilweise, ja streng genommen nur die erste Abtheilung desselben, welche „von dem kleinen Mädchen in der Kinderstube“ handelt. Dieser Abschnitt ist in der That vorzugsweise Schilderung und Charakteristik, und zwar eine mit recht viel interessanten, lebenswahren Zügen und frischen, anmuthigen Farben, ja selbst mit Strichlichtern glücklichen Humors ausgestattete; und wenn sie dabei auch mehr als gebräuchlich die eigenen Gedanken mit fremden untermischt, empfängt man davon doch noch keinen übeln Eindruck. Man freut sich des bunten Straußes, ohne zu fragen, auf wessen Beeten die einzelnen Blumen gewachsen. Aber mit den fünf folgenden Abtheilungen, welche sich nacheinander mit dem „Glückseligen aus der Kinder- und Schulstube“, mit dem „Jungen Mädchen unserer Tage“, der „Braut“, der „Frau“ und der „Mutter“ beschäftigen, verhält es sich wesentlich anders. In diesen sind die schildernden Partien im ganzen nur noch dürftig vertreten; bei weitem den größten Raum dagegen nehmen Regeln, Ermahnungen, Warnungen, Winke u. dgl. ein. Hier erhält also das Buch denn doch entschieden den Charakter einer Erziehungsschrift; freilich keiner besonders planmäßig angelegten und gründlichen, aber doch immer so vorherrschend didaktischen und gouvcrnantenhaften, daß von einem poetischen oder nur unterhaltenden Eindruck — vereinzelte Stellen ausgenommen — gar nicht mehr die Rede sein kann. Daß sich unter dem, was die Verfasserin hier lehrt und predigt, auch manches Wahre und Beherzigenswerthe findet, wollen wir gern zugeben; aber sie gibt es so sehr in den gewöhnlichen Phrasen und Floskeln des Pensonsstils und in einer ebenso wenig den Verstand überzeugenden wie das Gemüth ergreifenden Zusammenstellung, daß wir uns eine praktische Wirkung davon kaum versprechen können.

In seinen letzten Abtheilungen läßt also das Buch eben sehr das utile wie das dulce vermissen; ja wir bekennen, daß es uns zuletzt ziemlich ungenießbar erschienen. Vorzugsweise trägt dazu der Mißbrauch bei, den

Verfasserin mit der Benützung fremder Gedanken macht. Von Seite zu Seite nimmt die Zahl und Ausdehnung der von andern Autoren citirten Stellen in gebundener wie in ungebundener Rede vergrößert zu, daß das Ganze sehr bald nur noch den Eindruck eines musikalischen Potpourri macht, in welchem der Componist eine Masse von vorhandenen Melodien durch allgemeine Formeln und Phrasen nothdürftig aneinander schweißt. Wenn wir uns die Mühe geben wollten, den Umfang dessen, was hier auf eigenen Füßen steht, in Vergleich zu dem, was auf „Gänsefüßchen“ geht, in einem Zahlenverhältniß auszudrücken, wir glauben, die Verfasserin würde selbst über die Virtuosität, mit der sie hier die Kunst der Buchmacherei geübt hat, sich verwundern.

Die Verlags-handlung hat das Buch mit ungewohnter Eleganz ausgestattet. Es thut uns leid, daß das Innere desselben nur in seinem Eingange gewährt, was das Äußere verspricht. 11.

Militärische Tagebücher aus den Napoleonischen Kriegen.

Wiederum haben wir unsern Lesern ein paar Tagebücher aus der Zeit des russischen Kriegs von 1812 und des deutschen Befreiungskampfes von 1813 vorzuführen, und es gereicht uns das immer zu einer wahren Freude. Zwei Veteranen, der eine der württembergischen, der andere der preussischen Armee angehörig, haben sich im Greisenalter entschlossen, ihre Erinnerungen aus jener großen Zeit zu veröffentlichen und dem jüngern Geschlecht dadurch eine anziehende, belehrende Lectüre geboten. Wir würden das Interesse daran, welches jeder Leser aus diesen Schriften schöpfen wird, nur abschwächen, wollten wir genauer in den Inhalt eingehen, es genügt, dasselbe anzuregen, indem wir auf diese echten und wahren Soldatengeschichten aufmerksam machen, gegen welche jene erfundenen mit den Stereotypen alten Krieger und Redensarten, noch mehr eine neuere Gattung, die durch Caricaturen zu belustigen strebt, allerdings sehr zurücktreten müssen.

1. Vor fünfzig Jahren. I. Tagebuch meines Feldzugs in Rußland 1812. II. Tagebuch meines Feldzugs in Sachsen 1813. Von G. von Martens. Mit 8 Plänen. Stuttgart, Schönb. 1862—63. 8. 2 Thlr.

Der Verfasser, in der Nähe von Venedig geboren, durch Verwendung seines Oheims, des Generals von Scheler, im württembergischen Heere angestellt, war eben Offizier geworden, als der Anmarsch nach Rußland erfolgte. Während dieses wie der folgenden Feldzüge hat er ein Tagebuch geführt. Reisende thun das auch, sie werden aber gestehen, daß es oft eine große Ueberwindung kostet, nach ermüdenden Tagfahrten, nach einer auch geistig anstrengenden Land- und Leuteschau jeden Abend zu Papier zu bringen, was man erlebt und gesehen hat. Wie viel mehr ist das auf dem Marsche und gar im Kriege der Fall, wo außer der Müdigkeit noch so viel andere Leiden und Entbehrungen zu tragen sind. Der Verfasser verdient also unsere volle Anerkennung, daß er es durchgesetzt hat, Tag für Tag in einem so wichtigen Kriege, wie der von 1812, seine Erlebnisse niederzuschreiben. Allerdings hat er sein Tagebuch erst nach der Heimkehr von den drei folgenden Feldzügen ausführlicher und mit Zusätzen ausgearbeitet, aber den wesentlichen Inhalt hat er doch im Kriege aufgezeichnet, wie schon die Frische der Anschauung überall bezeugt. Wir haben das württembergische Corps schon einmal auf dem Marsche begleitet, den es aus seiner schönen Heimat nach Rußland antrat (vgl. Nr. 38 d. Bl. f. 1862). Der selbst an längern Märschen theilgenommen hat, wird die Schilderung der kleinen Erlebnisse, wie sie sich auch in diesem

1863. 24.

Werke bieten, treu und wahr finden und zugeben, daß sie, an sich unbedeutend, doch für den Betreffenden immer zur Zeit wichtig genug sind. Sachsen mit seinen Bewohnern hat auch dem Verfasser gut gefallen, weniger die Mark Brandenburg. Wir kennen die Gegend, in welcher die Württemberger damals cantonnirten, zufällig sehr genau, da wir acht Jahre später dort auf eine lange Zeit solbatenheimisch wurden; einige lokale Irrthümer, begreiflich und an sich unwichtig, könnten wir berichtigten, ebenso haben wir aber auch Persönlichkeiten wieder erkannt, die der Verfasser bezeichnet. Er hat überhaupt für diese, besonders für das schöne Geschlecht, offene Augen gehabt, so hier, noch mehr aber in Polen, wie traurig er sonst auch alles dort fand. In Preußen wurde es dann wieder besser, aber die Noth der mangelhaften Verpflegung bei den sich zusammen-drängenden Truppenmassen immer fühlbarer. In einer Mühle hatte Martens sein letztes Quartier. „Wer von uns hätte gedacht, daß bis zu dem so entfernten Moskau kein Nachtquartier, kein guter Bissen ihn mehr erquickten würde!“ Die Strapazen und Leiden, welche nun begannen, werden ergreifend geschildert: schon zwei Tage nach dem Niemenübergang hatte das Corps einen Marsch von 15 Stunden, wobei über 1000 Mann von der Division aus Erschöpfung zurückblieben; viele Soldaten starben bereits aus Entkräftung, ein Stabsoffizier schnitt sich, des Lebens überdrüssig, den Hals ab! Und für welche Sache wurden die Söhne Deutschlands geopfert! Wahrlich man kann es nicht oft genug in das Gedächtniß unsers Volks zurückerufen, wie es einst für den fremden Machthaber gelitten und geblutet hat, damit es durch Einigkeit stark werde, sich vor ähnlicher Schmach zu wahren. Unsere Leser mögen die Scenen des Elends und Jammers in dem Werke selbst betrachten. Ob alles geschehen, was geschehen konnte, um sie zu lindern? Was der Verfasser erzählt, läßt daran zweifeln. Er selbst wurde von einem General mit Arrest bedroht, weil ein Soldat seiner Abtheilung, der mit der Ruhr befallen war, die Hosen nicht fest genug angezogen hatte; ein Offizier, der sich vor Schwäche nicht aufrecht halten konnte, wurde deshalb von seinem Obersten so hart angelassen, daß er vor Verzweiflung einem Soldaten das Bajonnet vom Gewehr schlug und sich in die Brust stieß, woran er erst nach vierzehntägigen Leiden starb!

Noch ehe die Infanterie ein Gewehr abgeschossen hatte, war sie bereits auf die Hälfte herabgekommen, und nach der Schlacht von Smolensk mußten bei den Württembergern neue Formationen eintreten, durch welche alle übercompleten Offiziere, zu denen auch der Verfasser gehörte, von dem Truppentheile getrennt und dem Bringen von Hohenlohe überwiesen wurden, der sich aber bald nicht mehr um sie kümmerte, sondern jedem überließ, wie er den Feldzug weiter mitmachen wolle; gewiß eine seltsame Campagne! Der Verfasser wohnte also der Schlacht von Borodino nicht mehr bei, und konnte sich, hinter der Armee nachziehend, von der furchtbaren Auflösung überzeugen, welcher sie schon jetzt, noch auf dem Vormarsche, entgegenging. Vor Moskau kam er dann wieder zu seinem Armeecorps: von 16000 Mann, welche ausmarschirt waren, standen hier noch 2000 Mann im Lager! „Und nun“, schrieb er am 16. September, „ehe ich mein müdes Haupt niederlege, nur mit einigen Worten noch ein treues Bild des Augenblicks. Da sitze ich auf meinem Felleisen und trage beim Scheine der brennenden Stadt die Begebenheiten des Tags in mein Heft ein; so hat freilich noch keine Fackel je geleuchtet!“ Die fünf Wochen Cantonirung in Moskau hat er dann benützt, um täglich seine Beobachtungen anzustellen und deren traurige Ergebnisse niederzuschreiben; so lesen wir auch von den Friedenshoffnungen unter den Truppen, welche Befehl erhalten hatten, Lebensmittel aufzutreiben und Wintervorräthe anzulegen, was mit unermüdblichem Eifer geschah, nachdem die entseßliche Deutegier einigermaßen gestillt war. Die Schilderung der Stadt in ihrem damaligen Zustande, des Kreml und was der Verfasser sonst gesehen, ist nicht aus dem Gedächtniß nach langer Zeit, sondern unmittelbar dem erlebten Eindrucke entsprungen, was sie um so lebendiger macht. Am 15. October kam

61

der Befehl, sich auf zwei Tage mit Brod zu versehen, wozu aber weder Mehl, noch Holz zum Backen vorhanden war; am 19. erfolgte endlich der Abmarsch. Auf dem Rückzuge hatte der Verfasser das Glück, unter denen zu sein, welche der großen, aufgelösten Masse immer um einen bedeutenden Vorsprung voraus waren, deshalb fand er auch, trotz aller Leiden, die ihm nicht erspart wurden, noch von Zeit zu Zeit Mittel sich zu erhalten und hülfreiche Menschen. Hinter der Beresina hörte dann alles Menschliche auf. Auch unter so gräßlichem Elend, jeden Tag dem jammervollsten Tode nahe, ein Tagebuch zu führen, erforderte seltene Geisteskraft, der Verfasser konnte es körperlich nur durchsetzen, weil er noch ein Paar Socken als Handschuhe trug. Wir freuen uns, daß er glücklich die preussische Grenze, wo er „wie durch einen Zauberschlag wieder unter gestützte und theilnehmende Menschen versetzt wurde“, und später die Heimat erreicht hat.

Der zweite Theil des Tagebuchs, zu dessen Herausgabe sich der Verfasser erst später entschlossen hat, erzählt seinen Feldzug in Sachsen. Auch Herr von Suckow läßt seinen Erinnerungen von 1812 (vgl. Nr. 38 d. Bl. f. 1862) jezt die von 1813 in den „Gausblättern“ folgen. Von den deutschen Truppen, welche damals noch für Napoleon kämpften, ist verhältnismäßig wenig über ihren Feldzug veröffentlicht worden, Beiträge dazu als „nähere Beleuchtung der Verhältnisse, unter denen sie sich befanden“, werden uns daher immer willkommen sein. Gerade die Würtemberger haben bei vielen Ereignissen des Feldzugs von 1813 eine Rolle gespielt, und es ist uns lieb, von ihnen selbst darüber zu hören. Mit größtem Eifer wurden nach der Katastrophe von 1812 auch in Württemberg wieder neue Regimenter gebildet, so daß bald circa 15000 Mann unter Generalleutnant von Franquemont als fünfundzwanzigste Division, deren Commando Bertrand übernahm, dem vierten Corps der Großen Armee zugetheilt werden konnten. Zu diesem Corps gehörten außerdem die französische Division Morand, die italienische Division Fontanelli und ein neapolitanisches Jägerregiment. Mitte April brach die erste Colonne der Würtemberger auf, der Verfasser war nicht bei dieser und erzählt, seinem Vorsatze treu, nur das von ihm Erlebte. Sein Regiment marschirte nach Leipzig und bezog daselbst nach Abschluß des Waffenstillstandes Cantonirungen. Die erste Waffenthat der Würtemberger war hier der bekannte Ueberfall von Rügen gegen das Rügen'sche Freicorps; natürlich gibt uns die Darstellung desselben die französische Lesart. Der Verfasser sagt selbst: „Ueber diesen tragischen Vorfall ging ein Schrei der Entrüstung durch ganz Deutschland“, und wenn er hinzusetzt: „mit Unrecht!“ so entkräftet das die Anschuldigung nicht, welches keineswegs die württembergischen Truppen — diese mußten gehorchen — sondern die französische Anordnung des Gewaltstreiches und den General Normann, der sich freiwillig dazu erboten, trifft. „Es war nicht an uns, zu überlegen, wer recht und wer unrecht hatte.“ Damit wird man einverstanden sein. Die Verfolgung hatte die württembergische Abtheilung nach Dessau geführt, wo sie bis zum 11. Juli blieb. Dann marschirte sie an die Elbe und später nach der Lausitz in die Gegend von Muskau. Die schlichte Darstellung alles dessen, was der Verfasser in seinen verschiedenen Quartieren erlebt und gesehen, wird um ihres Tons willen gewiß auch solche Leser fesseln, welche an dergleichen sonst wenig Geschmack finden; die Schilderung der ernsten, verständigen Müllerstöchter von Groß-Särchen in ihrem treuen und frommen Wesen würde jeder noch so gepriesenen „Vorgeschichte“ Ehre machen. Ob sie noch leben mag, nun freilich als Greisin?

Beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten marschirte das vierte Armeecorps, zu welchem die württembergische Division gehörte, mit Dubinot's Armee gegen Berlin; die Würtemberger nahmen aber nicht theil an der Schlacht von Großbeeren, sondern hatten nur nach derselben einige Rückzugsgesechte. „Wiewol wir leider noch zu den Fahnen der Franzosen halten mußten“, schreibt der Verfasser am 1. September, „konnten wir doch den Gedanken an die Befreiungskunde nicht unterdrücken und harrten

mit Sehnsucht jenem Augenblicke.“ Vorläufig sollten die braven Würtemberger aber noch ihr Blut für Napoleon vergießen. Die Schlacht bei Dennewitz ist ruhig und ehrlich erzählt, der Verfasser nennt die Niederlage eine beispiellose und den Tummel der aufgelösten Flucht, in welche der Rückzug bald ausartete, so groß, daß der Geschützdonner nicht mehr zu vernehmen gewesen. Nur die beiden Bataillone seines und das zweite Bataillon des vierten württembergischen Regiments hat er in Ordnung folgen gesehen zurückgehen gesehen; wir wissen, daß es auch andern deutschen Truppen gelungen ist. Einen Theil dieser wilden Retirade hat Referent, damals noch ein Knabe, selbst gesehen, er ist ihm lebhaft Erinnerlich geblieben. Den September hindurch lag hierauf die württembergische Division, durch Verlust in der Schlacht und Krankheiten bedeutend geschwächt, in Cantonirungen an der Elbe, wo sie sich etwas erholte. Wie die Strapazen und Entbehrungen auch in dem reichen, nun aber gänzlich ausgelegenen Sachsen gewesen, beweist, daß der Verfasser mit „Vergnügen und Statten wieder einmal ein Singen der Soldaten gehört“. Dann kämpften die Würtemberger bekanntlich tapfer bei Wartenburg, wo sich die schlesische Armee den Uebergang erzwang; wir lesen hier manche interessante Einzelheit aus diesem mörderischen Treffen. Der Wälferschlacht bei Leipzig wohnten sie mehr als Zuschauer wie als Mitkämpfende bei und der Verfasser beschränkt sich daher auf das, was er bei Meinwerberitz, dann in der Vorstadt von Leipzig und an der Brücke von Pfaffenendorf selbst erlebt. Am 18. marschirte das Bertrand'sche Corps schon früh morgens ab, um sich des Saalübergangs zu versichern; dann folgte der weitere Rückzug, auf welchem sich endlich die Reste der württembergischen Division am 27. October bei Fulda auf Befehl ihres Königs von der französischen Armee trennten, um, kaum noch 1000 Mann, den Rückmarsch in die Heimat anzutreten. Damit schließt das Tagebuch. In einem Anhange gibt der Verfasser noch einige Ergebnisse aus dem Feldzuge von 1814 in Frankreich, den er nach den beiden vorigen eine Erholungstour nennt. Wir danken ihm für seine Mittheilungen, welche neben allem, was den Militär interessiert, auch das rein Menschliche mit dem Ausdruck eines tiefen, deutschen Gemüths berühren und darum auch in andern Kreisen eine ansprechende Lectüre bieten werden.

2. Aus den Denkwürdigkeiten eines alten Soldaten. Von Franz von Schwanenfeld. Breslau, Hirt. 1862. 8. 20 Ngr.

Nicht minder interessant ist die Erzählung eines Streifzugs aus dem Jahre 1813, welche ein alter Husar als achtundsechzigjähriger Greis auf das wiederholte Ansuchen seiner Freunde und Waffengefährten geschrieben und herausgegeben hat; sie behandelt zwar nur eine Episode, aber gerade solche Episoden, wenn dem Verfasser Gelegenheit zu selbständigem Handeln geboten wird, werden oft den Antheil des Lesers am meisten. Als Einleitung ist ein humoristisch geschriebener Aufsatz vorangestellt: „Der Dichter und der Krieger oder Unbekanntheit und Bekanntheit eines preussischen Husarenrittmeisters mit Goethe.“ Die dreister „Abendzeitung“ brachte denselben im Jahre 1839; wir entkannen uns, ihn damals gelesen zu haben. Der Verfasser erzählt darin in launiger Manier, wie er nach Abschluß des Waffenstillstandes in Leipzig Heilung gesucht und unbekannterweise mit Goethe und dem Großherzog von Weimar ein scherzhaftes Zusammenreffen gehabt habe, und wie der letztere, nachdem das Incognito gefallen, ihm von seiner Gemahlin eine Empfehlung an den Kaiser Alexander mitgegeben, damit er ein Streifcommando bekomme, um seine dem Großherzog mitgetheilte Idee, Napoleon inmitten seiner Armee aufzuheben, in Ausführung bringen zu können. Dann beginnt die Erzählung, welche jezt erst geschrieben ist. Der Verfasser, von Krankheit in Prag zurückgehalten, verwechselte den Kaiser Alexander und fand auch bei seinem Könige kein rechtes Gehör für seinen Plan. Der Monarch entließ ihn mit den Worten: „Zweifle nicht an Ihrem guten Willen, aber immer etwas voreilig gewesen; vor der Hand zum Regimen

gehen, abwarten, Commando erhalten.“ Nach der Schlacht an der Rappbach wurde die letzte, etwas unbestimmte Zusage endlich erfüllt, aber er erhielt nur 50 Mann, ein aus Dragonern, Landwehrreitern, freiwilligen Jägern und Husaren buntgemischtes Commando, mit welchem er am 27. August aus dem Visonel aufbrach, um sein Glück zu versuchen. Mehrere Handstreiche gelangen ihm, unter anderm überfiel er mit dem Fürsten Mbatow vereinigt bei Bischofswerda eine Munitionscolonnie, von welcher der größte Theil in die Luft gesprengt wurde. Zwei Stunden nach dieser Explosion passirte Napoleon zu Pferde diese Straße! Ein kleiner Hund fiel Napoleon dabei an und verfolgte ihn bellend, wodurch der Kaiser so gereizt wurde, daß er ein Pistol nach dem Thiere abschoss; auch Constant, Napoleon's Kammerdiener, erzählt davon in seinen Memoiren. Natürlich hätte der Schuß eher einen Mann der Suite, als den Hund treffen können. Weiter ging es von Bischofswerda in die Gegend von Ausla und wieder vorwärts gegen Königsbrunn und Großenhain, wobei mehrere glückliche Gefechte und Ueberfälle stattfanden. Um die Elbe zu passiren und in den Rücken der feindlichen Armee zu gelangen, hatte der Verfasser eben in Moritzburg mit Hülfe aller aufzutreibenden Zimmerleute die Jagdwagen so einrichten lassen, daß die großen königlichen Lustgondeln aufgeladen werden konnten. „Das große Werk war vollbracht, und die goldstrahlenden blasenden Tritonen mit ihren vollen Bauböden, die ewig lächelnden Sirenen mit ihren gewaltigen Brüsten nahmen sich gar nicht übel und gar wundersam aus“, als eine Ordonoanz aus dem Hauptquartier zum großen Leibwachen den Befehl zum Rückmarsch brachte. Die Armee hatte, ehe das Commando sich ihr anschließen konnte, bereits den Uebergang bei Wartenburg erkämpft.

Aus seinen frühern Erinnerungen erzählt der Verfasser dann unter dem Titel: „Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise“, seine Begegnung mit dem edeln Königspaare nach der Schlacht von Friedland im Jahre 1807. Tausende von Kranken und Verwundeten, um nicht gefangen zu werden, hatten die großen Lazarethe in Königsberg auf eigene Hand verlassen, der Verfasser mit ihnen, sie schleppten sich, in Truppe, ohne Führer, der Kurischen Nehrung zu. Bei Memel wurden sie aufgehalten, bis es den Behörden gelungen sein werde, für die Massen der unvermuthet ankommenden Truppen und Kranken ein Unterkommen zu beschaffen. Der Verfasser schildert das Elend, das sich hier anhäufte, mit lebhaften Farben: „Soweit das Auge reichte, schien der Strand mit Leichen bedeckt.“ Da kam der König mit seiner schönen, unvergesslichen Gemahlin selbst herans, um den Leidenden Rath einzusprechen. Auch dem Verfasser wurde dies Glück von der Königin Luise zu Theil, der er seine ganze Unglücksgegeschichte erzählen mußte. Ihr Kammerdiener Timm (der spätere Geheim-Kammerer) überbrachte ihm nachher 60 Friedrichsdor als Entschädigung für seine verlorenen Equipage.

Das folgende Stück heißt: „Auf der Pfaueninsel.“ Der Verfasser war im Sommer 1811 von einer beabsichtigten Reise nach Italien schon in Straßburg umgekehrt, weil er hier eine Ansammlung französischer Truppen, zum Marsch rheinabwärts bestimmt, getroffen und aus den Gesprächen der Offiziere zu entnehmen geglaubt hatte, daß es auf nichts weniger abgesehen sei, als Preußen, dessen geheime Rüstungen (das Krümpersystem) man erkannt, zu besetzen und den König des Throns für verlustig zu erklären. Auf der Pfaueninsel traf er den König, der seine Nachrichten zwar bezweifelte, ihn aber doch an den Staatskanzler wies, der ganz andere Nachrichten hatte. „Ein junger Husarenoffizier erhält von seinem König Auftrag, dem ersten Minister seines Reichs gleichsam Aufklärung zu geben über die Irrthümer seiner Politik!“ Der Staatskanzler, zu welchem dem Verfasser der „berüchtigte Portier, der bekanntermaßen Goldstücke für seine Meinungen zu empfangen liebte“, vergebens den Zugang erschwerte, suchte zwar alle seine Mittheilungen für gewöhnliches Soldatengeschwätz zu erklären, indessen setzten die Trappen Napoleon's, von denen man nicht wußte, ob sie Freund

oder Feind, ihren Marsch fort, und standen sozusagen vor den Thoren der Residenz, während Prinz Wilhelm noch in Paris unterhandelte. Die Cavalerie mußte mehrere Nächte gesattelt und gezäumt bereit sein, um mit dem König fortzugehen, wenn die Franzosen in Berlin einrücken sollten, ehe die Nachricht von dem unterzeichneten Allianztractat angekommen. Diese lief jedoch ein, und der König empfing den Marschall mit großem Gefolge.

„Die Kosaken vor, die Regierungskommission in Berlin“, betitelt sich der nächste Abschnitt. Als der König 1813 von Breslau den Aufruf an sein Volk erlassen hatte, organisirte auch Schwanenseld, der krank in Berlin gelegen, eine Schar von Freiwilligen und begab dabel, von einem geheimen Agenten Lettenborn's angeregt, von einem Patrioten, Gebenz, später Vaudirector in Danzig, mit Geld unterstützt, Pläne zu einer Ueberumpelung der französischen Garnison mit Hülfe eines Volksaufstandes. Er wurde jedoch vor die Regierungskommission in das Hotel des Ministers Grafen Solz beschieden und mußte hier durch Wort und Handschlag geloben, nichts Feindliches gegen die Franzosen zu unternehmen, was nur zum Unglück der Stadt ausschlagen könnte, sondern seine Freiwilligen ruhig nach Breslau zum König zu führen. Dies geschah. Einige kleinere Anstöße folgten nach: eine Rede am Freiwilligenfeste, gehalten den 3. Februar 1841, ein Denkmal der Erinnerung an den Generalleutnant von Sohr, in welchem er diesen vortrefflichen Reiterführer beurtheilt, wie auch wir ihn, obschon nicht vor dem Feinde, gesehen haben, ferner einige daran geknüpfte Betrachtungen über die Führung der Cavalerie, welchen wir die größte Verbreitung und Beherzigung wünschen, endlich noch ein anerkennendes Schreiben des Prinzen von Preußen (jetzigen Königs) und des Generals von Zieten. Der Anerkennung auch des jüngern militärischen Geschlechts für seine spätern Mittheilungen kann der Verfasser im hohen Grade gewiß sein.

Karl Graf von Bernck.

Zur Geschichte der französischen Literatur.

Geschichte der französischen Literatur im Mittelalter nebst ihren Beziehungen auf die Gegenwart. Von Hermann Semmig. Leipzig, D. Wigand. 1862. Gr. 8. 2 Thlr.

Was uns über das viele in der Welt bestehende Uebel bis zu einem gewissen Grade zu trösten vermag, ist die alte Erfahrung, daß alles Schlimme stets auch irgendwas Gutes im Gefolge hat. Die politische Emigration, die nach der gewaltsamen Dämpfung der demokratischen Bewegungen und Aufstandversuche in Deutschland sich vorzugsweise nach England, Frankreich und Nordamerika ergoß, ist an sich eine trübe Erscheinung; aber wie nach der Eroberung von Byzanz die flüchtigen griechischen Gelehrten ihre Gelehrsamkeit und das Studium der altgriechischen Autoren nach Italien und andern Ländern trugen und dadurch eine neue wissenschaftliche Periode vorbereiten halfen, so hat die Auswanderung der deutschen politischen Flüchtlinge bereits nicht wenig dazu beigetragen, neue Keime deutscher Bildung in das Ausland zu verpflanzen und die geistigen Wechselbeziehungen zwischen dem deutschen Volke und den betreffenden Nationen zu erweitern. Es findet dabei der eigenthümliche Umstand statt, daß die edlern Elemente sich vorzugsweise nach Frankreich und England wandten oder doch hier sitzen blieben, wogegen die gröbsten, die zum Theil der deutschen Nation nicht sehr zur Ehre und ihrem neuen Vaterlande keineswegs zum Segen gereichten, vorzugsweise in den Nordstaaten der großen amerikanischen Union, die aber gegenwärtig freilich eine Disunion ist, ihren Sitz aufgeschlagen zu haben scheinen. Es liegt etwas Bohrendes und Ragendes, etwas auf Trennung und Scheidung Hinarbeitendes im deutschen Charakter, und so darf man vielleicht dreist behaupten, daß ohne die Einflüsse der in Nordamerika nicht wenig mächtig gewordenen, durch die politische Emigration wesentlich verstärkten und um viele unruhige und dissolute Köpfe vermehrten deutschen Bevölkerung die Secession nicht statt-

gehabt haben würde. Sobald nun aber ein solches Veruneinigungswerk glücklich gelungen ist, dann pflegen die Deutschen sofort mit den Säbeln zu rasseln und ausschließlich martialische Mittel zum Zweck der Wiedervereinigung in Vorschlag oder Anwendung zu bringen, die Demokraten so gut wie alles reactionäre Volk.

In Frankreich üben die wissenschaftlich gebildeten deutschen Emigranten einen heilsamern und zwar sehr bemerkbaren Einfluß aus, indem sie theils als Lehrer der deutschen Sprache an Lycées u. s. w., theils als Mitarbeiter an Journalen und Zeitungen die Ansichten der Franzosen über deutsches Land und Volk aufzuklären und Kenntniß der deutschen Sprache und Verbreitung deutscher Ideen unter den Franzosen zu befördern suchen, obgleich sich keineswegs leugnen läßt, daß jenes zerfetzende Element, von dem wir sprachen, vielfach auch bei den französischen Journalisten deutschen Namens und deutscher Abstammung zu Tage kommt. *) Zu denen, welche durch die Presse und als Lehrer zugleich in dieser Richtung wirken, gehört auch Hermann Semmig, der sich aber den Franzosen auch dadurch angenehm zu machen weiß, daß er über ihre Sprache und Poesie eingehende Studien gemacht und diese in dem Werke niedergelegt hat, dessen Titel wir oben genannt haben.

Ueber die Entstehung seines Werkes bemerkt der Verfasser in einem Nachwort: „Ich bin mir und dem Leser folgende Erklärungen schuldig. Als ich mich im Anfang meines Exils in Frankreich mit der französischen Literatur bekannt machte, fielen mir verschiedene Gedichte, z. B. von Alfred de Vigny, in die Hände, Gedichte, die selbstsam mit meiner Lage und Stimmung harmonirten. Ich überlegte sie. Andere kamen hinzu und so sammelte sich allmählich der Stoff zu einem Bande „Französischer Literaturbilder“ an. Da dieselben nur die letzten hundert Jahre umfassen, so gedachte ich ihnen einen kurzen Abriss der französischen Literaturgeschichte überhaupt voranziehen zu lassen. Der Titel sagte aber dem Herrn Verleger nicht zu, derselbe wollte ihn in „Geschichte der französischen Literatur“ umgewandelt wissen. Dies hatte eine Umänderung des ganzen Werkes zur Folge, auf die ich nicht vorbereitet war, und so erscheint dieser Band ein Jahr später, als ich berechnet hatte. Andere Ursachen der Verzögerung kamen hinzu, wodurch manche Uebelstände bewirkt wurden.“

Ueber den Gang seines Werkes bemerkt er, daß dieser Band bei allem Umfang doch nur die Umrisse des Ganzen gäbe, und er fährt dann fort: „Geschrieben ist es nicht für die Gelehrten (sollten diese ja etwas Neues darin finden, so kann dies nur in der Neuheit einer Ansicht beruhen), sondern nur für die große gebildete Welt. Ich habe geglaubt, daß ein zwölfsähriger Aufenthalt in Frankreich, der mich mit allen Schichten der Nation in Berührung gebracht hat, meinen Beobachtungen und Auffassungen einen Werth verleiht, den andere obgleich gelehrtere Bücher unmöglich haben können. Die meisten Deutschen, die nach Frankreich kommen, kennen fast nur Paris und verkehren auch mehr mit ihren Landesleuten als mit den Franzosen.“

Er bemerkt dann weiter: „Ich liebe Frankreich — wie sollte es anders sein — und wenn ich es table, so table ich es als Freund. Wüßten übrigens die Deutschen, mit welcher Achtung und Liebe der eigentlich gebildete Theil der Franzosen von Deutschland denkt und spricht, der Franzosenhaß, den die einen oder andern noch nähren, würde längst der Versöhnung gewichen sein. Und Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich ist die große Aufgabe und Pflicht unserer Zeit, zu der ich hiermit meinen Baustein tragen möchte.“

Ähnlich sagt er in einer dem Buche vorangestellten, gegen

*) Dieses zerfetzende, negirende, herbe Element erblickte jüngst auch Granier de Cassagnac in der Methode Broudhon's und er beschuldigt ihn deshalb geradezu eines dem eigentlichen Franzosentum vererblichen „Germanismus“. Wenigstens wird dadurch unsere bereits im Nr. 15 d. Bl. auf Anlaß der Broudhon'schen Schrift über das literarische Eigenthum ausgesprochene Ansicht, daß in Broudhon viel deutsches Wesen stecke, auch französischerseits bestätigt.

Lamartine gerichteten Strafpfeil: „Meine Aufgabe aber ist das Werk der Versöhnung, der Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland. In diesem Sinne habe ich dieses Werk begonnen. Großes hat jedes der beiden Völker in der Vereinzelung vollbracht, Größeres wird einst ihr Bund vollbringen. Ergänzen sie sich doch gegenseitig in ihrer Thätigkeit, wie Kopf und Herz.“

Zu diesem Zweck zeigt er sich stets ebenso bereit, die Vorzüge der Deutschen als die seiner neuen Landesleute anzuerkennen. Er erzählt z. B. von seiner Wanderung in den Gegenden längs der Loire von Orléans bis Tours: „Es ist der Garten Frankreichs. Ich habe ihn im Jahre 1851 auf meiner Wanderung nach Nantes, dem Orte meines Exils, durchschritten. Welch liebliches Geländ, und wie harmonirt so schön damit die elegante Gessittung und herzliche Wärme des Volks! Ich werde den Abend nie vergessen, an dem ich längs der Loire auf dem prächtigen Chauffeebamm müde der Herberge zuelte; es dämmerte tief und einzelne Regentropfen fielen, ein verspäteter Wanderer gestellte sich zu mir; es war ein Bürger des nahen Fleckens. Wir sprachen von allerlei, dann auch vom Woher? und Wohin? Was hinter mir lag, wußte ich wol zu sagen: Trümmer! Was vor mir lag, das war im Dunkel der Zukunft verborgen. „Sie sind verbannt und Demokrat?“ fragte mein Begleiter. „Ja!“ war die Antwort. „Der Weg des Verbannten ist hart“, sagte mein Begleiter wieder, „ruhen Sie heute Nacht bei mir aus.“ Tagelang hielt man mich zurück und jeder Freund meines edeln Wirths machte es sich zur Ehre und Freude, mich an seinem Herde niederzulegen zu lassen. Man spricht viel von deutscher Gastfreundschaft und rühmt sie mit Recht, aber seit jenem Abend muß ich stets lächeln, wenn ich das deutsche Volk sich seiner Tugenden überheben sehe. Glaubt mir, der ich Frankreich besser kenne als jene flüchtigen Touristen und pariser Correspondenten; ich habe das französische Volk an allerlei Orten und in allerlei Schichten fernern lernen, es ist ein gutes edles Volk und hat nicht mehr Schwächen als das deutsche.“

Das Beste und für die Linguistik Ergiebigste im Buch sind wol des Verfassers umfangreiche und eingehende Studien über das Celtische in der Bretagne, die dem Verfasser auch in Frankreich selbst besondere Anerkennung zugezogen zu haben scheinen, wie dies aus folgender und aus Frankreich zugegangenen schriftlichen Mittheilung hervorgeht: „Mit Vergnügen vernahmen wir, daß die Akademische Gesellschaft zu Nantes unsern Landesmann, Herrn Dr. Hermann Semmig, derzeit in Orléans, in Anerkennung seiner „Geschichte der französischen Dichtung im Mittelalter“, welche unter anderm die interessantesten Aufschlüsse über die Bretagne und über die celtischen Sprachreste gibt, auf den Bericht eines ihrer deutschen kundigen Mitglieder, einstimmig zum correspondirenden Mitglied ernannt hat.“

Diese Studien über das Celtische enthalten auch wohlgerathene rhythmische Uebersetzungen bretagnischer Volkslieder; doch wollen wir uns hier nur auf die Mittheilung folgender sprachlichen Bemerkung beschränken: „Die bretagnische Sprache hat ferner unser ch (in Wörtern wie lachen). Diese Laute finden sich im Französischen nicht, sind überhaupt für Franzosen schwer auszusprechen. Man darf daher annehmen, daß schon die Gallier sie nicht hatten. Jenes ch wird ch geschrieben und findet sich, abweichend vom Deutschen, auch am Anfang der Wörter, wie im schweizer Volksdialekt (z. B. Chille für Kirche). Der Fremde wird in der Bretagne mit folgendem Sage eingeübt:

ch'houec'h marc'h gwerc'h war c'houec'h sac'h kerc'h war
six illes vierges sur six sacs d'avoine sur
c'houec'h marc'h kalloc'h
six chevaux entiers, d. h. sechs jungfräuliche Mä-
dchen saßen auf sechs Säcken Hafer auf sechs Hengsten.

Ich bin geneigt zu glauben, daß selbst Provinzialismen der heutigen Aussprache in Frankreich aus der gallischen Zeit berühren. So spricht der Auvergnier das französische c ober s wie

ch, z. B. chirer statt cirer (ähnlich die Schwaben in Deutschland).“

Auf eine eingehende Kritik des Buchs können wir uns hier nicht einlassen, sondern müssen diese den eigentlichen Sprachforschern und denen überlassen, welche in der französischen Literatur des Mittelalters tiefere Studien gemacht haben. Wir führen hier nur noch einige Bemerkungen des Verfassers an, die aus seinen Beobachtungen am frischen Leben stammen und uns von allgemeinem Interesse zu sein scheinen. Er erzählt einmal: „In Straßburg fragte ich einmal ein recht verständiges zehnjähriges Mädchen auf dem Lande: „Was bist du, Kleine? eine Französin oder eine Deutsche?“ — „Eine Französin!“ antwortete sie auf deutsch. „Aber du sprichst ja deutsch und nicht französisch“, warf ich ein, um das Nationalgefühl zu prüfen. „Das thut nichts“, entgegnete das naive Kind, „es gibt Deutsche und Welsche unter den Franzosen.“

Ein andermal kommt er auf den Mangel an Walddesgrün in Frankreich zu sprechen, und er berichtet dabei: „Ich sprach einmal zu einer Schriftstellerin von der Herrlichkeit der deutschen Wälder und erwähnte dabei die Aussicht von der Wartburg, wo man bis zum fernen Horizont ein ganzes Meer von grünem Laub überblickt, ein Anblick, der wie geschaffen war, zur Verjüngung der deutschen Sprache und Poesie in Luther's Heldenwerke zu begeistern. „Votre pays n'est donc pas encore tout à fait civilisé?“ meinte die Dichterin. „Im Gegentheil“, erwiderte ich, „weil es civilisirt ist, pflegt mein Vaterland die Wälder, denn diese Wälder schützen seine Ernten.“ Das war im Grunde dasselbe Vorurtheil, von welchem aus der civilisirte Boileau mit Verachtung auf l'art confus des vieux romanciers dans ces temps grossiers herabsah („Art poétique“, l. 117 fg.) und ein Epos bloss um des barbarischen Namens „Hildebrand“ willen (III, 292) lächerlich fand; diesen eleganten Schriftstellern des classischen Jahrhunderts galt nur die griechisch-römische Poesie für Poesie. Gegenwärtig übergibt die französische Literaturhistoriker das alte Bruchstück der germanischen Sage von Hildebrand und Hadubrand; der französische Geschmack ist natürlicher geworden in der Pflege der Kunst wie der Natur.“

Auf Anlaß der von dem verstorbenen Zeuß geschriebenen cellischen Grammatik, der ersten überhaupt, die geschrieben worden, behauptet der Verfasser, daß sie in lateinischer Sprache verfaßt ist, und bezeichnet es als einen Irrthum deutscher Gelehrten, wenn sie etwa glauben sollten, daß sie mit lateinisch geschriebenen Werken bei französischen Gelehrten eher Eingang finden möchten als mit deutschen; er bemerkt dabei: „Ich möchte wol wissen, wie viel Exemplare dieses Werks in Frankreich abgesetzt worden sind. In der Bretagne habe ich vor noch drei Jahren kein einziges gefunden; ohne meine persönlichen und öffentlichen Mittheilungen, z. B. im „Courrier de Nantes“, September 1858, wäre dies Werk, das doch die Bretagne vor allem angeht, daselbst vielleicht noch nicht einmal bekannt. Ein dazwischen Gelehrter meinte sogar, ich möchte es doch ins Französische übersetzen: da habt ihr die Bescherung. Jetzt frage ich euch Deutsche einmal: ihr wollt vom Ausland geachtet werden und achtet euch selbst so wenig, daß ihr dem Ausland zu Liebe nicht einmal in eurer Sprache schreibt, wenn ein Buch das Ausland interessieren soll? Gerade, eure Wissenschaft ist das, was das Ausland an euch namentlich und ohne Rückhalt anerkennt, und ihr wollt es nicht zwingen, eure Sprache zu lernen, um eure wissenschaftlichen Schätze kennen zu lernen? Es wäre euch besser, von der Ruhmbegierde, die ihr den romanischen Völkern und namentlich den Franzosen vorwerft, selbst mehr trüglichen Stolz zu lernen, als euch über diese sogenannte Windbeutelerei lustig zu machen. Und hört es nur, es gibt unter diesen „Windbeutelern“ ernste Geister genug, die eure Sprache lernen, so schwer sie auch den Romanen erscheint, und die sie gern lernen. Wollte Gott, jeder deutsche Professor kenne seine Sprache so gut als sie der Franzose Régnier kennt, dem

wir die treffliche erste vollständige Uebersetzung von Schiller's Werken zu verdanken haben.“

Zu tabeln wären manche in ein solches Werk nicht gehörenden Excursionen und Selbstbekenntnisse, darunter auch des Verfassers socialistisches Glaubensbekenntnis, welches im wesentlichen darauf hinausläuft: der Mensch sei von Natur aus gut und die Priesterlehre von der Erbsünde und der natürlichen Verderbtheit des Menschen sei eine Lasterung, Sünde oder Verbrechen würden nur durch die Verhältnisse bedingt oder durch schlechte Verhältnisse erzeugt. Es ist daran sicher etwas Wahres; viele Menschen würden besser sein, wenn die Verhältnisse, in denen sie aufwachsen und in die sie oft ohne irgend nachweisbares Verschulden gerathen, besser wären. Aber doch ist es immer wieder die angeborene Selbstsucht — die sich ja auch schon bei dem kleinsten, sonst gutgearteten Kinde in Augenblicken des Bedürfnisses und Begehrens aufs ausgesprochenste zeigt — die Neigung zum Reid und Haber, zur Sinnlichkeit, zur Herrsch-, Gewinn und Genußsucht, zum Luxus u. s. w., was zur Sünde, zur Gewaltthat, zur Ausbeutung und Beschädigung der Nebenmenschen führt und die Verhältnisse immer wieder schlecht macht. Einem idealen Ziele in der Anordnung menschlicher Verhältnisse soll man allerdings nachstreben, darin geben wir dem Verfasser recht; aber werden wir es, da sich bei der auch unter dem Firnis der Bildung und Humanität fortwirkenden Gewalt menschlicher Leidenschaften immer wieder Böses erzeugt, je erreichen können? Auch Originalgedichte, wie sie der Verfasser einflicht, erwartet man in einem solchen Werke nicht, wiewol sie von poetischer Empfindung und von besonderm Wohlklang sind, wie das „Die Troubadours“ überschriebene, von dem wir wenigstens die beiden ersten Strophen hier noch mittheilen wollen:

Unter dem Baume
Sag ich im Traume,
Als es mich wedte mit wonnigem Klang;
Lieblich und leise
Redete die Weise;
War es der Winne, war's Vogelgesang?
Zarter Gefühle
Süßes Gemüthe
Fühlt' ich mir plötzlich im Herzen erblühen:
Was ich dort prangen
Sah, sind's Wangen
Oder sind's Rosen, die schamhaft erglühen?

So erbärmlich, wofür man sie jetzt wol ausgibt, waren sicherlich jene Zeiten nicht, als die Troubadours ihre ritterlichen Gefühle in demartigen echt französischen Sprüche zusammenfaßten:

A Dieu mon âme,
Ma vie au roi,
Mon coeur aux dames,
L'honneur pour moi.

Jene Excursionen und Lieberproben, von denen wir sprachen, geben dem Buche partienweise einen subjectiven Charakter, der sich zwar eigentlich mit einem wissenschaftlichen Buche nicht verträgt, uns aber die Persönlichkeit des Verfassers in liebenswürdigen und humanen Zügen entgegenzutreten läßt. J. M.

Eine Festgabe zur tausendjährigen Gründungsfeier Rußlands.

Rußlands Erstes Jahrtausend. Ein episches Gedicht. Von W. Lwowoff. Zwei Theile. Leipzig. 1862. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Was gehört doch dazu, zwei ziemlich starke Theile in Versen zu schreiben! Man muß von solcher Ausdauer mit Achtung sprechen, um so mehr, wo, wie hier, der Verfasser nicht einmal geborener Deutscher ist. Wir wünschen dem vortrefflich ausgestatteten, mit dem Denkmal zur Erinnerung an das tausend-

jen des russischen Reichs zu Nowgorod geschmückt ist eine Festgabe zur tausendjährigen Gründungsfeier — schon einen günstigen Erfolg. Ob sich aber alle vor so vielen Versen beinahe fürchten! Vielleicht gelehrte Verfasser besser daran gethan, sein Werk als ein wirkliches wissenschaftliches Werk in Prosa. Die vielen seiner Anmerkungen würden dann im noch bessere Verwendung gefunden haben. Doch nun einmal in Versen. Und wir wären ungerecht, dem Verfasser nicht unsere volle Anerkennung aus der Fertigkeit, mit der er den deutschen Vers beiseite nichts Kleines, die trockene Geschichte in Verse zu setzen etwas Großes, sie in Versen fließend. Wenn auch nicht immer, so begegnen wir in des trophien doch ziemlich oft wirklich schwungvollen auf jeder weiteren Kritik glauben wir, daß eine Probe Stelle sein wird. Wir wählen den Schluß des, ein Stück aus der Sage: „Wie in Rußland die vunden sind.“ Der Verfasser bemerkt: „Diese Sage e großartige Idee, wie die in den Helden personifizierte ist, nachdem sie die asiatischen Horden überwältigt, der geistigen Platz gemacht. Diese Sage lebt noch: Bewohner von Sibirien und muß schon alt sein.“ Helden haben sich tapfer gegen ganze Heere von Heiaren gehalten. Da wächst einem derselben verwegener fordert die Himmelsmacht gegen sich und seine aus. Es schweben zwei Himmelsstreiter hernieder. Ihn stürzen sich auf diese zwei. O wehe, je mehr erspalten und zerschlagen, um so schneller verbops Himmelsstreiter:

Was die Kasse kämpfen nieder,
Das erhebt nur doppelt wieder,
Woll ist schon das ganze Feld,
Alle sieben Helden kämpfen,
Doch die Macht ist nicht zu dämpfen,
Nicht ist sie von dieser Welt.

Und so kämpfen sie drei Tage
Und drei Stunden sich zur Plage
Und wol drei Minuten dort,
Aus sich selbst sich fortgebärend,
Sich verzweigend, sich vermehrend
Wächst die Himmelsmacht nur fort.

Schon hat Furcht sie bang umschattet,
Schon sind ihre Kasse ermattet,
Schon ist abgestumpft ihr Stahl.
Und die Helden jetzt verzagen
Und zum Helsenberg sie jagen,
Ihnen sieben an der Zahl.

Die sieben Rußenhelden werden dort zu Stein.
Sind die Helden aus Rußland verschwunden. Der
nun elegisch, indem er sein Saitenspiel vom Fel-

Und der Sänger hat's gesungen
Und die Gussli ist verklungen,
Und er seufzt so tief, so schwer:
Ach von Mitten und von Helden
Wirst du Gussli nicht mehr melden,
Denn die Tapfern sind nicht mehr.

Und er küßt sie, küßt sie wieder,
Wirst sie dann vom Helsen nieder;
Lheure Freundin fahre wohl!
Und die Gussli sie verplutext
Und ihr Sterbetoen erztönt
Und verhallt so bang, so höhl.

Wollen iren, Wollen jagen,
Winde können, Winde klagen,

Zuend sticht der letzte Strahl.
Nacht ist's, Nacht im weiten Lande,
Nacht am hohen Uferande,
Nacht im tiefen Dnieperthal.

Emil Müller-Samswegen

Notizen.

Zur Kennzeichnung der neuen Kritik.

In einer genfer Correspondenz des „Morgenblatt“ lesen wir folgende Bemerkung: „Die politische und religiöse Partei beherrscht hier und durchdringt das gesamte Leben, sie greift selbst gelegentlich so unbefugt als gewaltthätig in das freie Gebiet der Literatur und Kunst herüber. Eine unabhängige Kritik hat mit großen Hemmnissen zu kämpfen, um ihre Stimme zur Geltung zu bringen. Jede Partei hat ihre literarischen Lieblinge, Klienten und Schutzbefohlenen, welche natürlich von ihr gepriesen, gebärdelt und gepflegt, und schon aus diesem Grunde von den Gegnern angegriffen oder im glücklichsten Fall ignoriert werden. . . . Die politischen Tageblätter, welche natürlich auch das geistige Leben nicht unberücksichtigt lassen können, sind in den Händen der Parteien, und die Redactionen sind natürlich mehr oder weniger von derjenigen Partei abhängig, welche sie vertreten. Daher mag es kommen, daß so selten Uebereinstimmung in den literarischen oder Kunstnotizen dort zu finden ist, wenn diese mehr als banale Redensarten sind. Das Reclamewesen, welches leider gegenwärtig auch in der deutschen Presse so üppig wuchert, hat in Genf ihren Höhepunkt erreicht.“ Wir führen diese Worte an, weil, wenn sie nicht ausdrücklich aus Genf datiert wären, sie ebenso gut aus irgendeiner jetzt von politischen, confessionellen oder socialen Streufragen bewegten deutschen Stadt, aus Berlin, Leipzig u. s. w., datiert sein könnten. Wir glauben nicht, daß es gegenwärtig in einer der deutschen Städte, welche Hauptstadi der Bewegung sind, viel besser mit der Kritik steht als in Genf. Nach einer in so unparteiischem Tone gehaltenen, so objectiv abwägenden Zeitschrift wie die genfer „Bibliothèque universelle“, wird man sogar in Deutschland ziemlich vergebens suchen müssen. Namentlich trifft der Vorwurf der politischen oder socialen Tendenzreizerei die Feuilletons unserer politischen Zeitungen, soweit sie sich mit literarischer oder artistischer Kritik befassen. Die reactionären Zeitungen ignorieren oder setzen aufs maßloseste herunter, was die demokratischen und ultraradicalen ebenso maßlos feiern und in den Himmel erheben, und die einigermaßen gemäßigten, die meistens der sogenannten gothaischen Partei angehören, haben gleichfalls ihre Lieblinge und Günstlinge, die sie auf Kosten anderer als die hervorragenden geistigen Größen der Nation empfehlen und illustrieren. Ist doch sogar schon in die musikalische Kritik der Begriff von einer reactionären und einer Fortschrittspartei gebrungen. Der genfer Correspondent des „Morgenblatt“ beklagt dann noch, daß sich in den frommen Kreisen der Stadt Genf eine „kleinbürgerliche Klatschhaftigkeit“ finde, „welche sonst dem französischen Stamm nicht eigen ist“. Wir erlauben uns, hierin einen ganz besondern, nicht hoch genug zu schätzen Vorzug des französischen Stammes vor unsern deutschen Landsleuten zu erblicken, und wir schlagen denselben um so höher an, da die Neigung der Deutschen zu Klatschhaftem „Gossip“ und ihre bei einem sonst so gern im Bereiche transcendentaler Ideen sich bewegenden Volke doppelt auffallende Neigung, die Person statt der Sache im Auge zu haben, auch in der Literatur und namentlich in der Kritik sich häufig in unliebsamer, distanter Weise äußern und wenigstens auf diesem Gebiete die Deutschen im allgemeinen gefährlicher und weniger human und rücksichtsvoll erscheinen lassen, als es die andern Völker auf dem gleichen Gebiete sind.

J. M.

Deutsche Sprache und Sprachwissenschaft in Schweden.

Es muß uns mit gerechtem Stolz erfüllen, daß die deutsche Wissenschaft sich auch im Auslande ein Gebiet erobert hat. Im kammverwandten Skandinavien hat man sich nicht allein mit der Methode unserer Sprachforschung vertraut gemacht, auch die deutsche Sprache ist öfter Gegenstand wissenschaftlicher Beobachtung, und in deutscher Sprache werden die Studien entwickelt und vorgetragen. In neuerer Zeit liegen uns zwei Schriften vor, welche diese erfreuliche Anerkennung des Deutschen kundgeben. Die erste, deren Verfasser sich zur historischen Sprachbehandlung bekennt, betitelt sich: „Beiträge zur Kenntniß von dem Gebrauch des Konjunktives im Deutschen. Ein sprachgeschichtlicher Versuch, der, als akademische Lehrsatzfähigkeitsprobe, vom Verfasser Wolter Edward Libbforss, Adjunkten an der Kathol.-Schule in Uppsala, öffentlich wird verteidigt werden. Mit Einwilligung einer weitberühmten philosophischen Fakultät der Universität Uppsala findet die Vertbeidigung Mittwoch den 26. Februar 1862 um 10 Uhr Vormittags im ökonomischen Hörsaal statt“ (Uppsala, Ekquist u. R. 1862). Die Beispiele hat der Verfasser aus allen Perioden der deutschen Sprachgeschichte genommen und citirt die wichtigsten Quellen und Schriftsteller: Alfrid, Nibelungenlied, Walther von der Vogelweide, Hartmann von Aue, Freidank, Luther, Lessing, Goethe und Schiller. In der Nachschreibung hat sich der Verfasser im allgemeinen dem Gebrauch angeschlossen, wie er in Haupt's „Zeitschrift für deutsches Alterthum“ eingehalten ist. Einer andern Richtung der Sprachbetrachtung gehört der Verfasser der zweiten Schrift an; er ist Anhänger der philosophischen Schule, seine Gewährsmänner sind vorzüglich W. von Humboldt, Heyse, Steinthal, Bedewer. Das Werkchen ist in Dümmler's Verlagsabhandlung in Berlin erschienen, allein, daß es schwedischen Ursprungs ist, lehrt der Zusatz: „Göthenburg. Druck von G. F. Arwidsson.“ Der Titel der Schrift lautet: „Die wesentlichen Unterschiede der Stamm- und abgeleiteten Sprachen, hauptsächlich an der deutschen und französischen Sprache“ nachgewiesen, nebst einer Einleitung über das Wesen der Sprache von F. Gimelle (Berlin 1862). Es finden sich in der kleinen Abhandlung viele treffliche Gedanken und Beobachtungen und die eingestreuten Citate aus andern Werken sind alle höchst passend ausgewählt und beweisen des Verfassers ausgebreitete Belesenheit. 88.

Bibliographie.

- Ainsworth, W. H., Doingbean-Grange oder Cavaliere und Rindköpfe. Eine Erzählung von den Dänen im südlichen England. Deutsch von C. Eusemühl. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 1 Zhr. 10 Ngr.
- Baud, D., Alpenbilder. Schilderungen aus Natur und Leben in der Alpenwelt. Zwei Bände. Leipzig, Schlichte. 8. 2 Zhr. 15 Ngr.
- Bloemer, F., Lessing, Schiller und Goethe. Erörterungen in Folge des Widerspruchs gegen die Vereinigung ihrer Standbilder in Berlin und gesammelte Blätter zu Lessing's Andenken. Zwei Abtheilungen. Mit Beilagen. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Zhr.
- Bruckbach, G., Bildergespräche. Julius Schnorr von Carolsfeld's Bibel in Bildern erklärt. Leipzig, G. Wigand. Gr. 8. 1 Zhr. 10 Ngr.
- Budden, A., Englands sociale Gegenwart und der Aufstand in Polen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 15 Ngr.
- Celsing, M. v., Geschichte des Herzoglich Sachsen-Meininger Contingents. Meiningen, Brückner u. Renner. Gr. 8. 10 Ngr.
- Frank, G., Johann Major der Wittenberger Poet. Ein Beitrag zur Geschichte der protestantischen Theologie

und des Humanismus im 16. Jahrhundert. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 10 Ngr.

- Galen, P., Der grüne Pelz. Roman. Vier Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 6 Zhr.
- Gesefiel, G., Schlichte Geschichten. Zwei Bände. Berlin, Janke. 8. 2 Zhr. 15 Ngr.
- Rosen, J., Sammtliche Werke. 1ster Band. Oldenburg, Schmidt. Gr. 16. 20 Ngr.
- Rotter, F., Ludwig Uhland. Sein Leben und seine Dichtungen mit zahlreichen ungedruckten Poesien aus dessen Nachlaß und einer Auswahl von Briefen. Mit Uhland's photographirtem Bilde. Stuttgart, Nebler. 8. 2 Zhr.
- Petzoldt, E., Historisch-geographisch-statistische Tabellen über Entstehung, Zu- und Abnahme der vornehmsten europäischen Staaten. Ein Versuch. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 12 Ngr.
- Pollhammer, J., Gedichte. Wien, Hartleben. 8. 1 Zhr.
- Brittwig, M. v., Frauenwirtschaft. Berlin, Verlag. 8. 1 Zhr.
- Rafel, Wiber die Natur. Roman. Zwei Bände. Berlin, Janke. 8. 3 Zhr.
- Rau, H., Der Fluch unserer Zeit. Sitten-Roman in zwei Theilen. Leipzig, Thomas. 8. 3 Zhr.
- Reusch, R., Plattdeutsche Gedicht in der Mundart des preussischen Samlandes. Berlin, Geelhaar. Gr. 16. 5 Ngr.
- Schmid, G. v., Nachgelassene Schauspiele für die Jugend und ihre Freunde. Herausgegeben von A. Werfer. München, E. Finklerlin. 8. 10 Ngr.
- Seibert, G., Der Orefenhof von Kelling. Eine culturhistorische Novelle aus dem 14. Jahrhundert. Hermannstadt, Steinhäuser. 8. 25 Ngr.
- Simson, B. G., Willibald's Leben des heiligen Bonifazius nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae übersetzt und erklärt. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 15 Ngr.
- Stadelmann, R., Carl von Wulffen. Ein Cultur- und Charakterbild. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 6 Ngr.
- Studien und Erlebnisse eines reisenden Prinzen. Aus dem Arabischen des Fer Fir Sep Isulju. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 5 Zhr.

Tagesliteratur.

- Die Arbeiterbewegung. Auch ein Wort zunächst an die sächsischen Arbeiter, zugleich ein Beitrag zur Hebung des Arbeiterstandes überhaupt. Leipzig, Rosberg. 8. 2½ Ngr.
- Vernoulli, R., Von der Lausheit und der Abhülfe dagegen. Nach einem öffentlichen Vortrage. Basel, Walmer und Niehm. 8. 4 Ngr.
- Fischer, C., Rede aus Veranlassung der ersten evangelischen Lauffandlung in Innsbruck am 19. April 1863 gehalten. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 4 Ngr.
- Frohschammer, J., Ueber das Recht der neueren Philosophie gegenüber der Scholastik. Vortrag. München, Lentner. Gr. 8. 4 Ngr.
- Musäus, J., Napoleon III. in Beziehung auf seine innere und äußere Politik unparteiisch gewürdigt. Leipzig, Pönicke. Gr. 8. 7½ Ngr.
- Reez, A., Sieben handelspolitische Briefe aus England. Leipzig, Liebeskind. Gr. 8. 10 Ngr.
- Reiz, A., Die Geschichte der Philosophie als Einleitungswissenschaft. Eine Antrittsvorlesung. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 3 Ngr.
- Salinger, E., Sep! Sep! Ein Blick in den Judentumsgel des Herrn W. Marr. Hannover, Meyer. 1862. 12. 5 Ngr.
- Sträter, L., Die polnische Frage in ihrem Verhältnisse zu Preußen und Deutschland. Coburg, Streit. Gr. 8. 12 Ngr.

Anzeigen.

Brockhaus in Leipzig.

Marie Sophie Schwarz.

Sternkrona.

Oder:

8 Menschen sein Schicksal?

Erzählung.

von August Kerschmar.

8. Geh. 2 Thlr.

beit, welcher sich die Romane der Marie Sophie Schwarz auch an, darf diese ihre neueste Erzählung sein, zumal sie zu ihren besten

Bereits folgende Romane in demselben Verlage:

und das Weib aus dem Volke. seit. Zwei Theile. 8. 2 Thlr.

Pild aus der Wirklichkeit. Drei Hgr.

line Erzählung. Drei Theile. 8.

Eine Erzählung. Drei Theile. 8.

mlen. Eine Erzählung. Drei Hgr.

Brockhaus in Leipzig.

und Buplik

über die Willensfreiheit.

Anhang zu der Schrift:

titel der Kantischen Freiheitslehre."

h. 12 Hgr.

isten des den höchsten Gesellschafts-
rs sind dessen philosophische Maxi-
re Kritik derselben durch Professor
fung zu dieser neuen Entgegnung:

stien in demselben Verlage:

ritik der Kantischen Freiheits-

leben und die göttliche Offen-
s durch genauere Kenntniss der
gion und Wissenschaft zu ver-
3 Thlr.

Schriften des Prof. Dr. Hilgenfeld.

Im Pfeffer'schen Verlage in Halle erschien

Der Kanon und die Kritik des Neuen Testaments in ihrer geschichtlichen Ausbildung und Gestaltung, nebst Herstellung und Beleuchtung des Muratorischen Bruchstücks. Gr. 8. 1863. 4 1/2 Thlr.

Der Paschastreit der alten Kirche nach seiner Bedeutung für die Kirchengeschichte und für die Evangelienforschung urkundlich dargestellt. Gr. 8. 1860. 4 2/3 Thlr.

Die apostolischen Väter. Untersuchungen über Inhalt und Ursprung der unter ihrem Namen erhaltenen Schriften. Gr. 8. 1853. 2 Thlr.

Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie. In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben vom Prof. Dr. Hilgenfeld. Jahrgänge 1861, 1862, 1863. Gr. 8. à Jahrgang von 4 Heften 2 2/3 Thlr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Johann Gottlieb Fichte.

Ausstrahlen aus seinen Werken und Briefen nebst einem Lebensabriß.

Von Eduard Fichte.

Mit Beiträgen von Immanuel Hermann Fichte.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Hgr.

Vorliegende Sammlung besonders schöner und charakteristischer Stellen aus Fichte's Werken und Briefen, ausgewählt und geordnet von der Hand seines Enkels, soll den großen Denker auch weitem Kreisen nahe bringen, die aus den Quellen selbst nicht schöpfen können. Die hier niedergelegten Gedanken bieten dem künftigen Leser nichts, was ihm schwer verständlich wäre; denn sie beschäftigen sich nur mit dem, was jeder in sich selbst wiederfinden kann, der mit Ernst und gewissenhaftem Wahrheits-sinn in sein Inneres einzuleiten liebt.

In dem vorausgeschickten Lebensabriß Fichte's, zu welchem auch sein Sohn, Professor Immanuel Hermann Fichte, interessante Beiträge geliefert hat, erhalten wir ein getreues, wahrhaft wahres Bild des deutschen Mannes, dessen Jubiläum im vergangenen Jahre mit Recht als ein deutsches Nationalfest gefeiert ward.

Verlag von J. G. Duden in Hamburg.

Sieben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. Joseph Wolff.

Ein Wanderleben.

Von

H. Sengelmann,

Dr. phil., Prediger zu St. Michaelis.

Gr. 8. 15 Bog. Preis brosch. 1 Thlr.

Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 25. —

| 18. Juni 1863.

Inhalt: Franz von Baader und sein Biograph. Von Alexander Jung. — Eine ultramontane Reiseskizze. Von Otto Speyer. — Reibniz als Held zweier Romane. — Aus dem deutschen Seemannsleben. — Notizen. (Der Antheil des Adels an deutscher Kunst, Literatur und Wissenschaft; Zur Literatur über Mosel.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Franz von Baader und sein Biograph.

Die Unendlichkeit der Welt in ihren Erscheinungen, und zwar mit Bezug auf Dinge und Personen, die Unendlichkeit der Probleme, in deren Lösung die Menschheit begriffen ist, so jedoch, daß jede einzelne Aufgabe wieder zu einer unendlichen wird, da sie mit allen andern im Zusammenhange steht, erschwert selbst dem redlichsten Forscher das Bemühen, vollständig zu sein, keine Species des Sachlichen außer Acht zu lassen, nun gar der Eigenthümlichkeit des Persönlichen gerecht zu werden. Kommt aber noch üble Absicht dazu, handelt es sich um Partei, um Schule, um System, vielleicht um die Schule, die man selbst durchgemacht hat, um das eigene System, um einen bestimmten Zeitgeist, dem man huldigt, so wird die geschichtliche Darstellung schon dadurch nicht selten gefälscht, geschweige daß man dasjenige, was allem Geschwätz zu Grunde liegt, in das gebührende Licht setzen sollte. Man überschätzt, unterschätzt, man übergeht und verschweigt, und weiß oft nicht einmal, daß einem dergleichen begegnet ist, denn die Weite der Selbsttäuschung wächst, ehe man es meint, ins Unermeßliche, wenn man sich erst auf selbstische oder auf Seitenblicke einläßt; was anfangs berechnet war, wird später unabsichtlich, jedoch ist auch in solchem Falle das Unwillkürliche durch den anfänglichen Calcul, durch die Einseitigkeit des Strebens verschuldet worden.

Das hier Vorausgeschickte darf man nur erwägen, um es sich zu erklären, wie in vielen, oft sehr berühmten, historischen Darstellungen schreiende Ungerechtigkeiten im Erwähnen und Nichterwähnen, im Placiren und Critiquiren, im Hinausschrauben und Heruntersetzen stattfinden. Entweder war die Ursache menschliche Schwäche, jener irdische schadenfrohe Zufall, der in allem Menschlichen mitspielt, es war die Unfähigkeit, ein umfangreiches Gebiet sich zu vergegenwärtigen, das Individuelle zu sondern, oder es war Trägheit, auf abweichende, außerordentliche Erscheinungen eigengearteter Geister einzugehen, oder es war engherzige Unbulsamkeit, Neid, verletzter Ehrgeiz, es waren Groll, Bosheit, Haß, welche ebenso

wie viele Tugenden die Begleiter der Concurrrenz auch auf dem Felde der Intelligenz zu sein pflegen.

So ging es zu und geht immer noch so zu, daß man in vielen unserer Literaturhistorien und Geschichten der Philosophie Behauptungen liest, auf Lücken stößt, über die man sich entsetzen muß. Da begegnet man den geschwägigsten Charakteristiken, deren Räthsel, wenn man die Namen verdeckte, nimmer zu errathen wären, weil die Räthsel schon an sich Mißgeburten sind; da begegnet man Porträts, zu denen es kein Original gibt, als daß der Maler in aller Wohlgefälligkeit sich selbst gegessen hat. Was aber das Ignoriren betrifft, so hört hier Engel's bekanntes Wort: „Wo nur Bahnen möglich waren, da rollen Weltkörper, und wo nur Wesen sich glücklich fühlen konnten, da wallen Wesen“, auf, noch Geltung zu haben. Denn wo der besonnene, gleichwol bewundernde Forscher im Angesicht des alten Hellas und unsers spätern Deutschland ausrufen möchte: wo nur Denkproceß möglich waren, da operiren Denker; da versichert uns der unwissende, der träge oder gar übelwollende Historiker, im „Kosmos“ des Intelligibeln, in einer gewissen Region, nur ein Vacuum gesehen zu haben. Er erhebt das, was nur sein eigener Mangel ist, zu einem Naturgesetz, er docirt mit stolzer Selbstgewißheit: die Natur — denn sie ist so wie so die letzte Instanz solcher Berichterstatte — versährt überall, trotz ihres Reichthums, mit weiser Dekonomie, auch in der Sendung des Genius; sie hatte sich in letzter Zeit nach Kant, Fichte, Schelling, Hegel auf dem Gebiete der Philosophie erschöpft; neben Schelling und Hegel war kein Denker mehr möglich, oder feiner, der zwischen beide hindurch, oder gar noch über beide hinaus seine Bahn hätte beschreiben können, und damit Punktum. Wer es hört oder liest, muß es glauben, der Docent hat ausgesprochen, er hat ein neues Gesetz entdeckt, oder vielmehr er hat die Reihe der möglichen und daher auch wirklichen Planeten, welche um die Sonne kreisen konnten, beendet, seinen cursus der Geschichte der neuern Philosophie abgeschlossen. Wollte jemand es sich brisommen lassen, gegen solchen

Abschluß zu protestiren, die Sternkarte des neuesten Analisten unvollständig zu finden, wollte er sogar Namen nennen, so würde von unserm Dozenten jeder Genannte für eine Sternschnuppe, für eine bloße Feuerkugel, nur etwas hoch in der Atmosphäre, höchstens für einen Kometen mit einem etwas matten Schweif, ausgegeben werden, und alle Bereicherung um einen neuen Planeten wäre niedergeschlagen.

Dies führt uns auf Franz von Baader. Dieser Mann hat jedenfalls ein überaus seltsames Schicksal gehabt, abweichend im Leben und Erfahren von dem aller seiner Zeitgenossen, vielleicht gerade so abweichend von ihnen, wie er es selbst war in seinem ganzen Naturell, in seinen außerordentlichen Anlagen, in seiner Art des Studiums, der Production, der Lebensweise, in seinen Ansichten von Natur und Geschichte, von Realität und Intelligenz, von Staat und Kirche, in seiner ganzen Anschauung dessen, was die Existenz eigentlich auf sich habe. Die hervorragenden Züge und Vorzüge in dem Menschen und Schriftsteller, in dem Denker und Dozenten, sogar in dem Familienvater, Reisenden, Oberbergrathe und Inhaber einer Glashütte Franz von Baader schienen uns immer, so oft wir uns mit ihm beschäftigten, zu sein: tiefe, durch nichts zu erschlitternde Religiosität, und zwar im Sinne eines positiven katholischen Christenthums, gleichmäßige Befähigung und starker Reiz, in das Spirituelle und Materielle einzudringen, jetzt mit dem Gedanken zu gebaren, dann wieder mit chemischen, mechanischen, industriellen Dingen zu hantieren, gleichwol auch in den Bereich socialer Verhältnisse sich einzulassen, eine wahrhaft geniale Sorglosigkeit, die aber stets ihrem Genius vertraute, nie am Gelingen zweifelte, und doch versäumte, ihren ideellen Reichthum zu ordnen, zu concentriren, für die Zukunft und zu einer Gesamtübersicht anzulegen, zu verzinsen, nach Plan und System auszugeben, eine Springflut, Erwärmung der Gedanken ohne Ende, immense Gelehrsamkeit, enormes Vermögen, Analogien zu entdecken, und nun das alles in einer Sprache auszudrücken, die auch wieder auf genialer Sorglosigkeit beruht, aber auch wie ein Wetter herankommt, auf dem Sturm des Unwillens dahinjagt, hier mit Regengüssen die Erde aufwühlt, sie jedoch auch befruchtet, dort mit Blitzen einschlägt, zündet, aber uns stets auch die Durchsicht in den Himmel eröffnet, der mit seinem überirdischen Licht über alle Gewitter und den Grimm der Elemente wie eines verzehrenden Feuers hinaus und erhaben ist.

Wenn aus neue ein Dichter von aristophanischem Geist, genugsam mit Humor, mit Sach- und Personalkenntniß ausgestattet, es unternähme, eine Komödie zu verfassen, welche durch Umkehr des Erhabenen die ganze Freiheit und Würde der neuern Philosophie feierte, aber zugleich die Mängel und Schwächen mit in Anschlag brachte, welche nun einmal allem Menschlichen anhaften, so würde das einen seltenen Genuß und viel Belehrung gewähren. *)

*) Eine solche, lange nicht genug bekannt gewordene Komödie ist „Das Centrum der Speculation“, von Karl Rosenkranz (Königsberg 1840).

Ein solcher könnte uns in einem neuen Stück „Die Vögel“ — unfertig auch die Vögel Minerva's — artige Einblicke in die Verfahrensweisen, in die oft tragischen Schicksale der Philosophen vergönnen. Wie ergötzlich und unterrichtend wäre es schon, wenn er uns in seiner Dichtung sämmtliche Denker Deutschlands in solche Vögel theilte, die ihre eigenen Nester bauen und haben, dann wiederum in solche, die fremde Nester benutzen, vielleicht gar nicht einmal um zu brüten, sondern nur um zu stecken, endlich in solche, die weder Nester besitzen noch beziehen, vielmehr in himmlischer Sorglosigkeit, unter Gottes freiem Himmel hin- und herfliegen, ihre Eier bald auf dürtem Gestein, auf fruchtbarem Ackerland, bald in einem unscheinbaren Gefäß, oder wol gar auf einem einsamen Strohdach niederlegen, und sie dennoch getreulich ausbrüten. Jene Nester wären dann die Systeme unserer Weltweisen. Unser Vort theilte nun die letztere am besten so, daß einige von ihnen Systeme haben, andere sich in fremde einmischen, noch andere zwar nicht ohne Systeme sind, wol aber ohne jedes Bemühen, sie sorgfältig auszubauen. Sie setzen ihre Eier ab, wo sie eben haufen; jeder Ort ist ihnen dazu der rechte, und selbst wenn die junge Brut hier, da, dort ausgekommen ist, hat der besiedelte Vater über das alles gar keine Sorge mehr, wie es nun weiter werde, sondern er hat vielmehr das hochherzige Vertrauen, daß Leben auch am Leben bleiben müsse, und daß auch nicht eines der zarten Geschöpfe verloren gehen könne.

Etwas von einem solchen Philosophen der letzten Art hatte nun stets Franz von Baader an sich, wie er denn auch viel auf Reisen und selbst daheim nie zu seihen lebte. Franz von Baader war ein Peripatetiker, ein Gelegenheitsphilosoph im schönsten Sinne des Wortes, im größten Stile. Goethe behauptete bekanntlich, jedes echte Gedicht sei eins der Gelegenheit. Und er hatte recht. Aus dem Hier und Jetzt der jedesmaligen Umstände entspringt immer ein Lebensquell, sei es der Schönheit oder der Wahrheit. Wer die Gegenwart nur zu benutzen weiß, kann in jeder Situation, Lebenslage, mitten im Zeitlichen ein Ewiges empfangen und wieder mittheilen. So lebte, so philosophirte, so dachte und producirte Franz Ritter von Baader. Er war immer zu Gedanken, zu Entdeckungen, zu Expectationen aufgeweckt. Er hatte darin etwas von der Natürlichkeit und Gelegenheitskunst der griechischen Philosophen. So kam er nie aus der Beschaulichkeit heraus, aber auch nie aus dem Handeln, ob dieses im Doctren, im Produciren, im Experimentiren oder recht eigentlich im Wohlthun für seine Mitmenschen bestand. Er ergriff die Gelegenheit, sich zu geben, stets beim Schopfe, aber, was er gab, war wohl erwogen, lang und viel durchdacht, nach innen zu sorgsam begehrt, nach außen hin sorglos verlegt.

So entstanden die meisten, ja wol alle Schriften Baader's wie unterwegs. Er verfaßte sie als Geschäftsmann, dann wieder als Gelehrter, als Dozent, als Akademiker. Er säte seine tiefkinnigen Gedanken, seine genialen Ideen, oft in Betreff der schwierigsten, metaphysischen Probleme, in den Steinkohlengruben Altenglunds

bei dem Hämmern, bei den lärmenden Räderwerken der Maschinen in so mancher Fabrikstadt, dann wieder in einer einsamen Glashütte der deutschen Heimat; im Studierzimmer, auf dem Katheder, auf dem Gange nach seiner Wohnung, stets von einer Schar wißbegieriger Jünglinge begleitet, an einem Badeorte, auf seinem Schloßchen zu Schwabing — von wo aus so viele seiner Vorreden datirt sind —, auf seiner Reise nach Rußland, an den Dünen der Ostsee, auf dem Landstige eines estländischen Barons, dann wieder in Preußen, in Baiern, und zwar in Tagesbüchern, Briefen, Sendschreiben, in Memoranden, Berichten, Reformvorschlägen an Fürsten, an Minister, in akademischen Reden, in Abhandlungen für Zeitschriften, in Broschüren und größeren Festen. Immer aber waren es Schriften von mäßigem Umfange, jedoch von gediegenem Inhalt, von weitreichender Tragkraft, oft mit Ingrebienzen versehen, welche in die Wunden der Zeit beißend eindringen, das wilde Fleisch wegbeizten, und selbst unter dem Niederschreiben noch — man merkt es der ganzen Diction ab — den Verfasser mit heiligem Zorn erfüllten, daß so viel Schlenbrian in dem, was er bekämpfte, noch übrig blieb, so viel Abgestandenes, Verrottetes sich ergab, was manchen auch am gesunden Alten irre machte, während das Neue, was man an dessen Stelle setzen wollte, nur neue Fäulniß war, die nur im Finstern leuchtete.

Weniges fand bei unserm wackern, stets kampflustigen Ritter für Licht aber auch für Wärme, für Freiheit aber auch für Gesetzeserfüllung, für Fortschritt aber auch für Bewahren und Erhalten, die Anerkennung, die Anerkennung, die es verdient hatte; dennoch, obwol Schmerzen über das Mißlingen ihm nicht erspart wurden, blieb er, im ganzen genommen, nach außen hin nach wie vor sorglos, und damit sich selbst und seinem Genius treu, ohne je über seine Mission sich unklar zu werden. Wie er aber mit seinen Schriften es hielt, wie er, überreich an Intelligenz und Wissen, stets fortfuhr, in kleinen Dosen seine Medicamente zu verabreichen, ja zu zerstreuen, und nie sich Zeit nahm, sein System zu bauen und zwar auszubauen, so ist das nicht bloß eine Eigenthümlichkeit sondergleichen — man müßte denn in Johann Georg Hamann, dem Ragus aus Norden, ein Seitenstück erkennen —, es war auch beinahe ein Wunder, daß seine Schriften sich nicht verzettelten, daß sie in so verschiedenen Zeirläufen, immer wieder aus andern Gelegenheiten hervorgegangen, auf andere Ziele berechnet, sich vorwegnehmend und nachträglich so vollständig durch ihn selbst ergänzten, daß von einem Systeme Baader's nicht bloß gesprochen werden kann, sondern gesprochen werden muß. Dieses System, welches trotz aller Gefahr des Untergangs, welche ihm drohte, erhalten wurde, ist ebenbürtig, von gleich großer Eigenthümlichkeit wie die mit Recht so berühmten und großartigen Systeme Kant's, Fichte's, Schelling's, Hegel's, trotz jener oben von uns erwähnten Versicherung unsers Historikers und Docenten, zwischen Schelling und Hegel oder auch nach ihnen nur ein Baader beobachtet zu haben. Entweder konnte unser Verächterpater ein so glänzendes Gestirn wie Baader nicht

sehen, weil er sich übersehen hatte, oder — was wahrscheinlicher — er wollte es nicht sehen, und das ist freilich das Schlimmste von allem.

Nun kommt allerdings noch ein anderes hinzu, und das ist der Trägheit, der Bequemlichkeit vollends unbequem, sodaß sie sich aufs Ignoriren wirft. Auch mit Baader ist nicht so leicht fertig zu werden. Die Bahn, welche dieser Stern erster Größe — um in unserm Wilde fortzufahren — zurücklegt, ist abnorm genug, und doch normal nach dem Totalgesetz des Intelligibeln. Baader gehört offenbar, und zwar nicht bloß chronologisch, der Neuzeit an, dann aber auch wieder dem Mittelalter, und sogar, in seiner sorglosen Sinnesart, wie wir bereits gezeigt haben, dem Griechenthum. Dennoch ist er weder zwischen Schelling und Hegel, noch auch bei den Mystikern, bei den Scholastikern, noch auch bei den Sokratikern, bei Aristoteles und den Peripatetikern unterzubringen. Gewiß er ist ein moderner Philosoph, schon weil ihm die beiden Grundprincipien des modernen Zeitalters, im wahren und würdigen Sinne des Wortes, die Freiheit und das Sociale, so entschieden am Herzen liegen; aber er will sie nicht in der bekannten Höhe und zuchtlosen Jersahrenheit belassen, mit denen sie so oft gefaßt werden, er nimmt sie im Sinne des Christenthums, wie er ja in allem und jedem, damit wir es kurz sagen, auf einen christlichen Theismus hinarbeitet, unter dem allein Kirche und Staat gesund und lebensfrisch zu bestehen vermögen, Glaube und Wissen sich einigen, Freiheit und Nothwendigkeit sich ausgleichen, Speculation und Empirie sich die Hand reichen; auf einen Theismus, unter welchem, indem er wissenschaftlich erkannt und begründet wird, erst allein eine Reform ausführbar ist, welche alle durch die bisherigen, bloß vermeinten Verbesserungen getrennten Glieder wieder zu einem vollständigen Organismus zusammenschließt, sodaß jede Revolution schon an sich unmöglich wird. Wie aber Baader es unternimmt, den Weg dahin zu beschreiben, wie er ihn selbst in seinen Schriften zurücklegt, das Ziel — man denke! — erreicht, ist ihm nicht leicht zu folgen; wer ihm aber folgt, erntet unendlichen Gewinn und ist über den elenden, durch und durch frivolen und noch dazu unlogischen Pessimismus, Pantheismus und Atheismus unserer Tage ein für allemal hinausgerückt.

Welche Dimensionen legt Baader zurück, indem er alte, mittlere und neue Zeit als Material benutzt, Geschichte und Natur aufs schärfste beachtet, um daraus seine Schlüsse zu ziehen, neue Resultate zu gewinnen! Was nun aber sein eigentliches Philosophiren betrifft, geht er auch auf Cartesius ein, knüpft er auch an Kant an, um fleigreich ihre schwachen Seiten in Angriff zu nehmen, dergleichen die der Spätern — wenn er auch nicht immer Namen nennt —, so ist doch gar nicht zu sagen, in wie vielen Uranusweiten sich derselbe Baader oft von allen unsern neuen, großen Denkern entfernt, um dann wieder ganz in ihre Nähe zu kommen, sie nicht bloß zu durchschneiden, sondern mit ihnen momentan congruent zu werden, um dann wieder weit ins Intelligible zurück-

zugehen, sodas er dem matten Auge jetzt völlig unsichtbar wird, während der schärfere Blick aus dem Aphelium Baader's, in Bezug darauf, was gewisse Forscher schon als Sonnenzentrum nehmen, Außerordentliches lernt, um nun bald auch sein Perihelium mit Entzücken zu erkennen, da Baader dann in dem Lichte weilt, welches eben sein christlicher Theismus ist. Auch Schelling gelangt in seiner neuen Philosophie zu einem solchen, auch Hegel wird man jenen nicht absprechen dürfen, wenn man nur tiefer blickt als so viele unserer Tageschreiber — ob für oder gegen ihn —, zu denen auch diejenigen gehören, die, als wären sie völlig betäubt (nämlich im Sinne ihrer durch und durch nichtigen Dialektik), immer weiter links gehen; aber Schelling und Hegel gelangten in ihrer Weise zu solchem Resultate, Baader in der seinigen. Freilich steht Baader am weitesten ab, immer und ewig, von unsern heutigen Naturzüchtern und Materialisten, welche allen Ernstes den Menschen mit Kopf und Kragen — das ließe man sich noch gefallen —, aber nein, mit Seele, Gemüth, Verstand, Vernunft und Geist nebst Bewußtsein nur unter den Säugethieren unterzubringen wissen. Dies ist eine Verirrung, welche denn selbst thierischer Natur ist, nämlich eine Schafs- und Drehkrankheit im Kreise des dumpfsten Sinnenlebens, welche wir der Nachwelt besonders werden attestiren müssen — wie hiermit geschieht —, weil sie solchen Tages- und Nachtschwindel in wissenschaftlichen Köpfen für nicht möglich halten wird.

Gehen wir nun noch etwas näher auf Baader ein, so ist seine ganze Philosophie allerdings Religionswissenschaft, aber nicht in der Bedeutung einer particulären Disciplin, sondern in der einer consequenten Entwicklung des Glaubens zum Wissen, welche das Psychische und Physische stets gleichmäßig im Auge hat, deren Gesetze deducirt, aber auch den Ursprung alles Geistes nachweist, somit einer Gotteserkenntniß, welcher Gott nicht bloß eine Folgerung, ein Ergebnis ist, sondern eine Gewißheit, ohne welche jede Denktätigkeit, jedes materielle Dasein, aber auch jede andere ungewisse Wahrheit baar unmöglich wäre. Es ist sehr wichtig für Baader und die Folgezeit, wie jener Philosoph auf Kant eingeht, dessen Größe nie leugnet, aber ihm auch entgegnet. Sehr treffend hebt Baader hervor, daß Kant für seinen Imperativ, für sein Sittengesetz gar keine Ableitung hat, daher er auch das Wesen des Gewissens nicht ergründet. Man vergleiche unter anderm die bedeutende Abhandlung Baader's: „Ueber Kant's Deduction der praktischen Vernunft, und die absolute Blindheit der letztern.“ Und Baader hat das Richtige in jeder Hinsicht ermittelt. In Bezug auf Gott ist es bei ihm von durchgreifender Erheblichkeit, daß er darlegt, wie alles Erkennen stets ein Erkantwerden voraussetzt. Dieser scharfsinnige Denker bleibt jedoch beim Erkennen nicht stehen, er geht in ganz eigenthümlicher Weise aus dem Erkennen ins Wollen und Handeln über, und hat überhaupt die ganze Kluft getilgt zwischen der Theorie und der Praxis.

Aber wo hätten wir in diesen Blättern Raum, den ganzen Weg zu verfolgen, der zu einer solchen Errettung-

schaft führt! Es wird uns dagegen ausführbar sein, einige der prägnantesten Punkte herauszustellen, welche unserm Erachtens für das Baader'sche System besonders maßgebend sind, Baader in seiner ganzen Eigenthümlichkeit charakterisiren und auf die Zukunft ihren Einfluß nicht schuldig bleiben werden; es sind zugleich die Ansichten, in denen wir fast ganz mit Baader übereinstimmen und es in mancher Schrift bereits ausgesprochen haben.)

Von der Religion aus, und wie er sie wissenschaftlich faßt und bis zu einer vollständigen Theosophie erweitert, gelangt Baader, wenn auch bisweilen nur andeutend, zu allen Einzelsphären der innern und äußern Welt. Das Seelenleben, Natur und Geschichte, Staat und Kirche, Freiheit und Nothwendigkeit, die Philosophie, wie sie sich als Gesamtwissenschaft in alle ihre Disciplinen gliedert, die Kunst, zumal wie in ihr das Schöne zum Häßlichen sich verhält, und wie das Letztere auch sogar in der Natur mit der Gesunkenheit des Menschen in Verbindung steht, in die Ethik verberbend einschlägt, und wie diese mit der Physik, die Seele mit dem Leibe in der tiefsten Wurzel verwachsen ist, das alles wird von Baader nicht bloß in Anschlag gebracht, nicht bloß einer Revision unterworfen, sondern von Grund aus neu construirt; sodas sich eben wieder von der Religion aus eine Wiederherstellung ergibt, durch welche der Mensch in seiner seelischen und leiblichen Existenz, aber auch die Menschheit selbst mit allen ihren Institutionen zu einer vollständigen Regeneration gelangt. Was Baader's Forschung dabei noch links und rechts abseht, wie er Dinge sieht, Beziehungen ausdehnt, welche vor ihm noch nie ein anderer bemerkt und enthüllt hat, ist eine Sache für sich, die aber schon allein ein Kapitel ausmacht.

Das ist einer der tiefsten Blicke Baader's, daß er die vorhandene Welt, in welcher dormalen der Mensch haust, mit der Materie, mit den dynamischen Gewalten, mit allen den dämonischen Mächten, ob sie von außen oder innen kommen mögen, ringt, daß er diese irdische Welt aus einem Vorgange erklärt, welcher unserer Gegenwart vom Beginne nach zwar entrückt ist, aber in allen ihren Bewegungen nachzuckt, wenn nicht selbst noch revolutionirt. Dies gilt aber nicht bloß von der Gattung, es gilt auch von jedem einzelnen, es gilt in gewissem Sinne sogar von der Natur. Auch Baader setzt eine Urkatastrophe. Er spricht sogar von einem „Verbrechen der Geister“ welches allein das Anbrüchige oder geradezu Weggeheuern und zwar intellectuellen, moralischen Bruch erklärt, welcher durch unsere ganze Zeitrechnung und deren Geschöpfe geht, wenn man nach der Erschaffung der Welt und nicht nach ihrer Wiederherstellung rechnet. Möge immerhin die heutigen Materialisten, welche sich etwas damit wissen, alle Intelligenz zu leugnen, über eine solche Lehre lächeln: sie verstehen nichts davon, weil nun einmal ohne Intelligenz gar kein Verständniß möglich ist.

* *) Man vergleiche unter anderm „Das Geheimniß der Lebenskraft“ von Alexander Jung (Leipzig 1858), erster Theil. Und zwar die erste Darlegung: „Das Geheimniß“, besonders in Betreff der Urkatastrophe.

Es handelt sich aber in dem vorliegenden Falle um nichts Geringeres als um das vorhandene Uebel, wie es als Böses (Sünde), als Lüge, als Häßliches, als Schmerz, als Tod u. s. w. fortwuchert, obwohl jener wunderbare Wiederherstellungsproceß, wo irgendein Schaden ausbricht, in Natur und Geschichte gar nicht zu verkennen ist, der freilich einen höhern Ursprung hat als Raum und Zeit besagen. Man prüfe nur, bevor man die tiefgeschöpften Lehren Baader's verwirft. Was haben denn jene rohen Empiriker, welche über die Existenz des Uebels so völlig hinweggehen, an dem, was sie Natur nennen und womit sie dann alles gesagt zu haben wähnen, was haben sie an ihr als ein Ungeheuer, welches so ist, weil es so ist, welches verschlingt und gebärt, um sein Geborenes aus's neue zurückzuschlingen? Nichts wird erreicht als Hunger, Sättigung, Ausscheidung, neuer Hunger oder Geburt und Tod und wieder Geburt. Und sogar viele von denen, die Leben und nur Leben wollen, kommen über den Tod nie hinaus, da sie über den Proceß nie hinausgelangen, und sich so sehr in fanatischem Eifer übertreiben, daß sie Gott selbst den Proceß ausüben lassen, dessen einer Factor jedoch das Uebel ist. Die Philosophie aber hat über den Ursprung des Uebels eine Erklärung abzugeben. Mit der Lehre vom nothwendigen Gegensatz, von Negativ und Positiv, die stets ineinander übergehen, ist hier gar nichts anzufangen; sie verleiten, auf das vorhandene und sich immer wieder erzeugende Uebel angewendet, zu einem dialektischen Spiel, welches pure Sophistik ist. Wenn aber Gott selbst das Uebel herbeiführen solle, um die Menschen zu erziehen, so finden wir eine solche Ansicht, wenn man sie wörtlich auslegt, ebenso unchristlich wie irreligiös überhaupt. Gott darf mit dem Uebel nie in eine schöpferische Verbindung gebracht werden.

Mit Recht schleuderte Baader die Blitze seiner „*Fermenta cognitionis*“ gegen unsern heutigen Pietismus. Selbst Schopenhauer, der doch wahrlich in Klagen und Nachgedanken über die Existenz sich hinlänglich ergeht, während er hätte erkennen sollen, daß die Sonnenseite schon wieder überwiegend ist, daß Religion, Wissenschaft, Kunst, daß die Herrlichkeit des Universums, daß die Menschheit in der Unerschöpflichkeit ihrer Anlagen, in offenbarem Fortschritt, ein Licht ausstrahlen, welches von einer Glorie zeugt, deren Ursache und Mittelpunkt Gott ist — selbst Schopenhauer legt ein großes Gewicht auf den Fall der Creatur. Er findet, daß diese Lehre die einzig metaphysische Idee im Alten Testament sei. Er hätte daselbst freilich bei schärferm Zusehen eine Fülle anderer dertartiger Ideen gewahren können. Er flüchtet sich, von jener Katastrophe und dem vorhandenen Bruche in der Existenz getrieben und genöthigt, in den Buddhismus, der allerdings eine Sackgasse ist, während eine tiefere Erfassung des Christenthums jenem Denker den Durchgang eröffnet haben würde, der in eine lichte und vollendete Welt Gottes führt.

Baader fand diese Richtung. Er gewann sie mit der Erkenntniß jener über allen Zweifel gewissen Urkatastrophe, und entdeckte damit den alleinigen Ursprung des Uebels,

damit aber auch die Befreiung von diesem, die totale Vernichtung desselben, die Wiederverhebung des Menschen und der creatürlichen Welt in die von Gott stammende, kosmische Ordnung der Ewigkeit. Das ist die große That Baader's, den Glauben durchs Wissen wieder begründet, die Thatfache der Erlösung auch mit rationalen Mitteln festgestellt, das daraus gewonnene Licht, die daraus folgenden Gesetze auch auf andere Gebiete hinübergeleitet und angewendet zu haben. So ist sein christlicher Theismus keineswegs bloß Gipfel des Systems, sondern Geist einer absoluten Persönlichkeit, die das Ganze durchwaltet und trägt.

Von jetzt ab gewinnt Baader eine ganz andere Ansicht auch von der Natur, die er als eine doppelte unterscheidet, als eine anbrüchige und als eine vollständige, oder, anders ausgedrückt, als eine solche, die der nothwendige Unterbau, gleichsam das aufnehmende Erdreich ist, und eine solche, die mit der reisenden Frucht, mit der Befreiung von allen hemmenden Gewalten, in verklärter Leiblichkeit, in das Reich der Intelligenz mit hinauszuwächst. Es läßt sich bei Baader von einer ganz neuen Theorie des Lichts sprechen. *) Auch in den beiden letzten Beziehungen sind von weitreichendem Belang seine beiden Abhandlungen: „Ueber die Begründung der Ethik durch die Physik“ und „Sätze aus der Bildungs- und Begründungslehre des Lebens. Ueber den Blick als Vater des Lichts.“

So ist ferner für Franz von Baader sehr charakteristisch, daß er der wissenschaftlichen Forschung mit aller nur denkbaren Freisinnigkeit ein unendliches Gebiet einräumt, daß er auch darin mit höchster Sorglosigkeit und Sicherheit verfährt, und dennoch gewiß ist, daß dem Glauben nie Eintrag geschehe, daß der Mensch, wie weit und kühn er in der Speculation vordringe, doch nie die Sphäre des Glaubens verlassen könne. So geht er auch auf die Naturwissenschaften ein, und keiner der in neuester Zeit von den Physikern so oft erhobenen Vorwürfe, daß die Philosophen bis dahin nur mit Gedanken, mit abstracten Begriffen operirten, trifft unsern Denker, indem er stets darauf bedacht ist, der Empirie, den sogenannten exacten Wissenschaften ebenso ihr Recht zu Theil werden zu lassen wie den abstracten, beide miteinander in Einklang zu bringen und darzulegen, daß es eigentlich nur eine Wissenschaft gibt, die ihm allerdings Theosophie ist.

Mit derselben hochherzigen Liberalität will er aber auch die politischen und kirchlichen Fragen erörtert und aus dem tiefsten Grunde beantwortet haben. Er faßt mit Recht das Christenthum so universell, daß er die Erlösung auch auf den Staat angewendet haben will, im Verhältniß der regierenden Gewalt zu der Nation, zu einer gegenseitigen Befreiung aller durch alle. Für Baader ist der höchstmögliche, der vollendete Staat nur der christliche. Welche Reformen müßten hier aber auch mit so vielen unserer politischen Institutionen vorgehen,

*) Man vergleiche mein „Geheimniß der Lebenskunst“, zweiter Theil: „Die großen Mythen; zweite Sphäre.“

bis auf Gesetzgebung und Gesez Erfüllung, bis auf das kleinste Detail der Repräsentativverfassung, dann aber noch besonders in dem speciellern Rechtsverfahren, in der Bestrafung, in der Läuterung, Besserung, in der Wiedergenehung und Freisprechung des Angeklagten! Hier ist in der That noch viel Barbarei auszurotten. Baader sagt in der ihm so eigenthümlichen Sprachweise unter anderm darüber:

Zu leugnen ist es wol nicht, daß zwar mit und durch den Christ und das Vermögen gegeben ward, alle Bande der Sündenlust und mit ihnen der Sklaverei der Menschen gründlich zu lösen, daß aber die Menschen von diesem Befreiungsvermögen bis dahin nur sehr beschränkten Gebrauch gemacht und sogar gemeint haben, bei solchen einzelnen Beschränkungen als einzelnen Momenten der unheimlich fortzugethrenden Revolution dieses Erlösungsprocesses stehen bleiben zu müssen. So blieb denn der Gebrauch, den die Menschen von dieser Erlösungs- und Befreiungskraft bis dahin machten, hauptsächlich nur Privat- oder gleichsam häuslicher Gebrauch, und erstreckte sich höchstens nur auf Familienverhältnisse (z. B. die Ehe, welche hiermit zum Sakrament erhoben werden konnte); aber jener Gebrauch ging und griff nicht tief und innig genug in den öffentlichen Verkehr ein; obgleich nicht abzusehen ist, warum diese Verbindungsweisen der Menschen nicht einer ähnlichen Veredelung, Heiligung oder ethischen Potenzirung aus z. B. die Ehe fähig sein sollten, und ebenso wenig zu leugnen ist, daß die in unsern Zeiten bis zum Unleidentlichen gehende Unheiligkeit und ethische Potenzlosigkeit derselben das Bedürfnis jener Heiligung dringender als je, sowohl den Großen der Erde als den Völkern ans Herz gebracht und geweckt habe.

Dann setzt Baader in einer Anmerkung hinzu:

Die Politik ist gütentheils gottlos und heil-(and-)los worden. Jedes gottlose Volk wird aber königlos, jeder gottlose König vollos sich zeigen.

Bei Franz von Baader gibt sich denn auch die großartigste Ansicht von der Kirche kund, wie vorauszusetzen war nach allen seinen andern Anschauungen. Wir haben eine dem wenigstens verwandte Ansicht schon vor vielen Jahren öffentlich ausgesprochen, ehe wir noch die Baader'sche kannten; um so größer das Wohlthuende der Uebereinstimmung. Wir drückten uns damals in unserer Weise so aus, daß die Kirche als Geist der Gemeinde sich auch constituiren müsse und zwar auf dem Grunde Christi, der nicht diesem, nicht jenem Volk angehöre, sondern der Gottheit und Menschheit zugleich, weil er der Gottmensch ist. Die Kirche gehe in ihrem Organismus daher über alle einzelnen Rationalitäten, über alle Volksgeister hinaus, indem der Geist der Gemeinde zugleich der Geist Gottes sei. So faßt die Kirche den einzelnen Menschen nicht mehr als Product der Natur, als Product der physischen Zeugung, sondern als das der Wiedergeburt, ebenso aber auch die Menschheit. Baader bezeichnet diese Idee und Position der Kirche mit dem viel-sagenden Worte: „Weltlandschaft“, im Sinne einer vollkommenen Welt Gottes. Auch alle Reformen, die von Zeit zu Zeit darin vorgenommen werden müssen, sollen die Stellung der Kirche, ihre Grundstruktur nie verändern. Gleichwol soll und darf sie sich vor keinem wahrhaften Fortschritt verschließen. Baader gehörte, wie wir oben bereits angedeutet haben, der katholischen Kirche an. Er ist stets mit ganzer Seele ihr Anhänger gewesen.

Dennoch begleitete er die wissenschaftlichen Bewegungen im Protestantismus mit aller Aufmerksamkeit, wie sein Interesse für Schelling, Hegel, Schleiermacher, Daub, Marheineke vollauf beweisen. Aber ungeachtet seiner sonstigen, genialen Sorglosigkeit, in kirchlichen Angelegenheiten war er sehr vorsichtig. Bei jeder Reform und Reformation scheint er besorgt gewesen zu sein, daß sie dem Leben der Kirche zu nahe trete, ihren Bau demolire, die Geister revolutionire. Wir glauben unsererseits, er ging, was den Protestantismus betrifft, in seiner Besorgnis oft zu weit, obwol wir ihm die Flachheit unser Nationalismus, die Krankheit und Engstirnigkeit des modernen Pietismus unbedingt zugestehen. Auch wollte Baader Reformen ja selbst. Er wollte — und er hatte Grund dazu — einen großen Theil des Klerus einer wissenschaftlichen Umbildung unterzogen wissen, er wollte eine Erstarbung des kirchlichen Glaubens in weiten Dimensionen, er wollte ein Zusammenwirken der Religion und Wissenschaft zu Gunsten der Sicherstellung der Staaten und der „Weltlandschaft“ der Kirche herbeigeführt sehen, und wollte selbst, keine Opfer scheuend, dafür thätig sein.

Höchst merkwürdig ist es, wie unser Philosoph dabei verfuhr, und es hängt dies Verfahren wieder mit den tiefsten Wurzeln seiner Lehre, Forschung und Gesinnung zusammen, denn wirklich erfüllte ihn die edelste, reinste Begeisterung auch für den politischen wie kirchlichen Fortschritt.

Franz von Baader wollte den Fehel seines Unternehmens, oder vielleicht richtiger, das äußerste Gerüste zur Wiederherstellung alles Schadhafsten an Staat, Wissenschaft und Kirche (man denke!) in Rußland ansetzen. Dies ist sicher innerlichst verwachsen mit seiner oben dargelegten tiefen Ansicht von der Natur. Er fand in seiner Beobachtung im Leben der griechischen Kirche noch eine völlige Unangebrochenheit des Glaubens, ungeachtet alles Aberglaubens; er fand sogar in der Beschaffenheit des russischen Volks noch eine entschiedene Naturmühsamkeit. Er vermuthete dort auch überhaupt ein unangebrochenes Erdreich, als gesunde Leiblichkeit für frische, gesunde Lebensprocesse, um die andern europäischen Völker, vielleicht sogar viele verhoffte Gelehrte, den religiösen Sinn aber zumal damit zu erwecken, zu verjüngen. Sein Unternehmen scheiterte, wie wir sehen werden, aber der Plan dazu war sorgsam angelegt, mehr als Anstalten zur Ausführung wurden gemacht.

Das ist hier indessen noch ganz besonders hervorzuheben, und als ein scharfblickender Prophet hat sich Baader darin allerdings bewährt, daß er bei Zeiten aus so mancher politischen Bewegung, die in Anarchie ausartete, ein großes Unheil über Europa sich herwälzen sah; daß er eine principielle Revolutionirung der Geister aus der Irreligiosität, schon aus der Flachheit der religiösen Ansichten, entschieden voraussagte. Wir Lebigen leben im Eintreffen solcher Voraussicht, denn der politische wie wissenschaftliche wie künstlerische Atheismus oder doch alles ver-schwemmende Pantheismus haben heute in breiten Lagern vor, neben und um uns Platz gegriffen, die Materie ist

oben auf, unten zwar setzt sie bedenklichen Schimmel an, oben aber blüht sie wie die farbenprächtigste Giftpflanze, und der Sinnenmenschen gebehrt noch vortrefflich, während der Idealismus oft schwächlich verkommt.

Was sonstige, mehr vereinzelte, originelle Züge in Baader's Lehre betrifft, so verdient noch Baader's ganz eigenthümlicher Spürsinn für Hebung verborgener, ideeller Schätze hervorgehoben zu werden. Baader war höchst glücklich organisiert für Ausbeutung und wissenschaftliche Eröffnung gewisser Mysterien. Ist er selbst einer der größten Mystiker der deutschen Nation, ein Mystiker im ehrenvollsten Sinne des Wortes, so ist er ein ebenso großer Meister, das rohe mystische Gold zu läutern, zu prägen, zu verarbeiten, das Gefühl, das innere Gesicht zur Klarheit der Erscheinung und des Begriffs herauszufördern. So hatte er auch einen tiefen Einblick in die Bedeutung des männlichen und weiblichen Principes (des Androgynen), und zwar nicht allein im Menschen, im Leben der Thiere, sondern auch im Wesen, in der Essenz aller Dinge. Daher verstand er sich auch überaus geschickt auf Symbolik, und wußte sogar die Arithmetik und Geometrie in solchen und ähnlichen Beziehungen mit Sinnigkeit und geistreich zu benutzen, um schwierige Begriffe anschaulich zu machen, entwickelte Proceßse vor das Auge der Seele zu rücken. Daher bezeichnen in seiner Philosophie die Drei- und die Vierzahl, der Punkt, das Dreieck, das Quadrat, nun vollends der Kreis unendlich bedeutungsvolle Größen und Figurationen.

Dies führt uns bei Franz von Baader noch einmal auf dasjenige zurück, was man seine Theorie des Lichts nennen könnte. Ist jemand dem Wesen oder, daß wir uns so ausdrücken, dem Ursprung, der Dauer und dem Vergehen der Materie je auf die Spur gekommen — denn unsere Physiker von Fach werden doch eingestehen, daß sie darüber nichts zu sagen haben, denn auch das ist nichts, wenn man behauptet, die Materie sei ewig —, so ist es derselbe Baader gewesen, worüber man seine von Ideen strömenden Werke vergleichen möge.

Die Darstellungsweise Baader's ist so originell, daß er in der ganzen deutschen Literatur keinen Schriftsteller seinesgleichen hat. So wie er schreibt, so schreibt nur Baader. Funken sprühend, die aber auch sogleich fassen und ein Feuer entzünden, welches grimmig brennt und verzehrt, wo sich jene materia peccans vorfindet, die dem Grimm des Feuers willkommene Nahrung ist; aber dieselbe Sprache ist bei Baader auch wieder so weithin leuchtend, milde wärmend, wie ein feuriger Wein, der, sowie wir ihn trinken, uns auch schon mit neuer Lebensglut, fast mit Ekstase erfüllt, wie Baader selbst im Umgange, in der Geselligkeit des Redestroms aufflammen und den Kältesten zu einem Großgefühl der Existenz beleben, galvanisiren konnte. Baader ist im Stil seiner Schriften in gewissem Sinne Scholastiker, wenn man nämlich an die größten unter den Scholastikern denkt; dennoch aber gebietet er über die ganze, sprachliche Erzeugnishaft seit Luther und den spätern Autoren. Er schreibt völlig ungenirt, ist unerhört im sprachlichen

Analogienspiel, reich an speculativem Witz und Humor, und weiß dabei eine Ritterlichkeit durchschimmern zu lassen, die uns den Mann von Welt und exquisites Umgangsstille zu erkennen gibt. Wenn er ebenso sorglos im Gebrauche alter, bisweilen sogar provinzieller Sprachformen ist, so steht ihm das für den Kenner gut an, wie wir ja einen Wiedermann von sonstigem Welttact und Aplomb des Persönlichen gern sehen, wenn er in der Umgebung modernster Costümierung an seiner Sitte festhält, und die Mode einer andern Zeit zu schauen gibt.

So etwa war der Mann, der große, durchaus originelle wie geniale Denker, der, solange er unter den Menschen weilte, Franz von Baader geheißener war, der unermüdet in der Arbeit des Denkens sich erwies, ebenso wacker und auf das Höchste gerichtet in der Gesinnung, nie gebrochen, nie unentschlossen im Handeln. Denselben Reiz zum Gedanken, dieselbe Freudigkeit, der Welt Räthsel zu lösen und dabei an dem innern Menschen zu stärken, setzt er allerdings auch im Leser seiner Schriften voraus. Nur dann kommt man ihm bei, versteht man ihn ganz, und erstaunt über das viele, was ihm zu sehen, zu entdecken vergönnt war, wenn man auch über sein eigenes Denken Buch geführt hat, wenn man sich selbst darauf besinnt, was einen am meisten in derartigen Proceßsen gefördert. Jeder macht hier seine besondern Erfahrungen, versteht er aber zu combiniren, das Analoge zu erkennen, das Verwandte zusammen zu schauen, so gelangt er zu der wichtigen Einsicht, daß in allen denkenden Menschen ein und derselbe Mensch philosophirt, wie ja auch der Dichter in seinen Darstellungen den Dichter in uns selbst vor- aussetzt.

Ist es mir erlaubt, hier auch von mir selbst in Bezug auf den trefflichen Baader zu sprechen, so gestehe ich, daß mir bei diesem großen Denker sofort vieles einleuchtet, wenn ich mir das Gesetz vergegenwärtige, nach welchem die Wirkung, welche von einem Centrum ausgeht, je nachdem dasjenige beschaffen ist, auf welches sie trifft, eine völlig entgegengesetzte ist, während jener Mittelpunkt unwandelbar ein und derselbe bleibt. Dies gilt vorzugsweise von dem Sonnencentrum der intelligibeln Welt. So erfährt jeder Geist, welcher aus der Bahn um jenes Centrum gewichen ist, das Wohlthunende als dessen Gegentheil. Der Segen, der von jenem Mittelpunkte ewig ausgeht, ewig sich gleich bleibt, wird als Fluch, die Liebe als Haß, der Lohn als Strafe, das Licht als Witz, als Feuergrimm erfahren, und dasselbe ethische Gesetz leidet ganz wie bei Baader auch auf die physische wie metaphysische Welt seine mannichfaltige Anwendung.

So lehre denn der Leser, dem es um wahrhafte Belehrung über das wahrhafte Wesen der Existenz, über das Verhältniß des Menschen zu Gott, über Natur und Geist, Staat und Kirche zu thun ist, in einer Zeit, die Irr- und Wahnlehre über all das in Massen verbreitet, bei Baader's Schriften ein und trage das Seinige dazu bei, die Anerkennung und den Dank dem Verstorbenen darzubringen, welche seine Zeitgenossen ihm größtentheils schuldig geblieben sind.

Daß Baader's sämtliche Schriften, ungeachtet der Sorglosigkeit ihres eminenten Verfassers, sich nicht zerstreut haben, daß wol keine von ihnen untergegangen ist, daß wir sie vielmehr als ein trefflich geordnetes, vollständiges System vor uns haben, wir verdanken das alles einem Manne, welcher nicht bloß Baader's Schüler ist, sondern der Hauptrepräsentant des Baader'schen Systems, der gründlichste Kenner desselben, der sich uns längst in seinen eigenen Schriften als tiefer Denker kund gegeben hat. Wir meinen den ordentlichen öffentlichen Professor der Philosophie an der Hochschule zu Würzburg, Franz Hoffmann. Auch ist er — obwohl er in lebenswürdiger Bescheidenheit sich nur den Herausgeber nennt — der Verfasser von Franz von Baader's „Biographie und Briefwechsel“ (Leipzig, Bethmann, 1857), auf welche wir des Näheren sogleich zu sprechen kommen.

Dieser hochverdiente Mann, der sich durch Gelehrsamkeit, Geist, Gerechtigkeit nach allen Seiten hin, Milde der Gesinnung, Schärfe des philosophischen Urtheils und der Erörterung rühmlichst auszeichnet, der uns schon im Jahre 1836 ein überaus gehaltvolles Buch in Bezug auf Baader's Philosophie gab, welches wir hiermit angelegentlichst empfehlen: „Vorhalle zur speculativen Lehre Franz Baader's“ (Aichaffenburg, Bergan), derselbe Denker hat es zu einer seiner Lebensaufgaben gemacht, für Baader's Lehre zu wirken. Keine Mühe und Arbeit scheute, unglaubliche Opfer brachte er, um eine Gesamtausgabe der Baader'schen Productionen zu veranstalten. Es ist ihm trotz aller Hindernisse gelungen. In würdiger Ausstattung erhielten wir das ganze System des genialen Philosophen von München unter dem Titel:

Franz von Baader's sämtliche Werke. Systematisch geordnete, durch Erläuterungen von der Hand des Verfassers bedeutend vermehrte, vollständige Ausgabe der gedruckten Schriften, sammt dem Nachlaß, der Biographie und dem Briefwechsel. Herausgegeben durch einen Verein von Freunden des Verewigten: Franz Hoffmann, Julius Hammer, Anton Lutterbeck, Baron F. von Osten und Christoph Schlüter. Erste Hauptabtheilung: Systematische Sammlung der zerstreut erschienenen Schriften. Zweite Hauptabtheilung: Nachgelassene Werke. Erster bis sechzehnter Band. Leipzig, Literarisches Institut. 1851—60. Gr. 8. 34 Thlr.

Es ist also jetzt der deutschen Nation der Weg eröffnet, sich an eine neue Quelle tiefter Weisheit zu wenden, einen der größten ihrer Denker aus dem Grunde und nach allen Richtungen hin kennen zu lernen, und in einer Zeit, in der so viel wüßtes, phrasenhaftes Gerede hin- und hergeht, dem Menschen allen Halt raubt, sich über die wichtigsten Gegenstände unterrichten zu lassen, um sich ein für allemal davon zu überzeugen, daß es sich doch ganz anders mit Gott und dem Menschen, mit dem Diesseits und Jenseits, mit Natur und Geschichte, mit Religion, Wissenschaft und Kunst, mit Staat und Kirche, aber auch mit dem Menschen in Bezug auf andere seinesgleichen verhält, als gewisse schwarzgallige Materialisten und Positivisten uns versichert haben.

Franz Hoffmann hat uns in seiner Biographie Franz

von Baader's ein Werk gegeben, welches alle die Forderungen erfüllt, die man an ein solches Product, wiefern es nur historisch wäre, zu machen vermag, aber es hat noch außerdem Vorzüge, welche man in derartigen historischen Darstellungen nur selten vorfindet; dazu gehört eine glückliche Verbindung subjectiver Mitbetheiligung, der Wärme des Gemüths mit objectiver Treue und Anschaulichkeit, mit jener Klarheit, welche erst dann gewonnen wird, wenn man sein Material vollständig durchdrungen und geordnet hat. Dennoch nirgends drängt sich ein Urtheil auf oder nur hervor; der Verfasser läßt vielmehr nur die Ereignisse, die Thatfachen, die äußern und innern Vorgänge im Leben und Sterben seines Gegenstandes sprechen, und es ist uns, als wenn der Faden der Biographie selbst uns sein Leben, seine Schicksale in so ansprechender wie mannichfaltiger Weise erzähle.

Der Stammbaum vom Urgroßvater ab breitet seine Äste, Zweige, Blätter in aller Fülle vor uns aus, und wir vermuthen mit Recht, daß ein solcher Stamm, welcher in derartiger Mannichfaltigkeit Blüten und Früchte gewinnt, in einigen derselben das Höchste erreichen werde. Merkwürdig ist die Beziehung auf England schon von vornherein, die aber wieder und wieder hervortritt, als auf das Land praktischer Thätigkeit, realistischer Nüchternheit und Energie. Auch daß der Vater unsers Philosophen Theolog und Arzt zugleich ist, dürfte auf die Hauptperson obiger Lebensgeschichte von beträchtlichem Einfluß gewesen sein. Die erwarteten Prachteremplare von Früchten unsers Baums ersehen wir sogleich in den beiden Brüdern Joseph und Franz von Baader, die sich vor unsern Augen sehr verschiedentlich entwickeln, beide aber in Anlage und Ausbildung auch wieder Gemeinames haben. Dieses gilt besonders von ihrem außerordentlichen Interesse und praktischen Geschick für Industrie, bis auf das Fabrikwesen hin, für Mechanik und die daraus sich ergebenden Apparate, Resultate, bis auf neue Entdeckungen und Erfindungen. Deuteten wir schon früher an, daß sich in dem spätern Franz, dem Philosophen, immer etwas von der Unmittelbarkeit und naturfrischen Thatkraft der Alten blicken ließe, so könnten wir in Joseph einen Archimedes der Jetztzeit nachweisen. Machte sich derselbe als Mechaniker mit seinen großen Entwürfen, Ausübungen, mit seinen genialen Einsichten und zum Theil glänzenden Erfolgen im Eisenbahnwesen doch sogar im Ausland und zwar eben in England rühmlichst bemerkbar; der ganze Erfolg scheiterte nur an einem gewissen Unglück nach außen hin, welches beide Brüder ebenfalls gemeinsam hatten, an dem englischen Nationalstolz, der einem Deutschen nicht zuerkennen wollte, was ihm doch gebührte, freilich auch an deutscher Rivalität, Kleinlichkeit und dem Bemühen, sich fremdes Erstlingsrecht aneignen zu wollen.

Wir verfolgen den Knaben, den Jüngling Franz Baader in seiner Entwicklung mit stets wachsendem Interesse sogar mit Spannung. Er ist wissenschaftlich, überaus fleißig, immer rege, sich Ideale hinzustellen, aber an sie zu erreichen; er vernachlässigt bei seinem Ferneifer na-

den verschiedensten Seiten hin aber auch sein inneres Leben nie, wie denn echte, gesunde Frömmigkeit ihn durch all seine Stadien und Studien begleitet. Hier begegnen wir Momenten, zumal von da ab, wo der junge Baader seine höhere Ausbildung beginnt, welche in einer Natur, die sich früh zum tiefsten Denken erregt sah, sich zur Philosophie berufen fühlte, also in einem Weltweisen von Fach sich wol selten, vielleicht noch nie so beisammengesunden haben. Daß ein Philosoph außer seiner Wissenschaft und Würde auch noch die Doctorate der Theologie, der Medicin, der Jurisprudenz besitzt, ist schon oft in Erfahrung gebracht worden, daß er aber Politiker, Mechaniker, Chemiker ist, daß er auch Bergmann wird, im Bergbau sich auszeichnet, das Amt eines Münz- und Bergraths bekleidet, eine „Theorie der Sprengarbeit“ verfaßt, eine Stellung als General-Landesdirectionsrath erhält, eine neue Glasbereitung erfindet, die sich probat zeigt: das alles sind Dinge, die ebenfalls unsern Baader zu einer Einzigkeit machen, oder doch zu einem vollständigen, theoretischen wie praktischen Philosophen, da allerdings der wahrhafte Weltweise in das Wissenschaft einbringen soll und doch in keiner Weise das Handeln außer Acht lassen darf.

Ungeachtet all dieses auch realistischen Vermögens und Feldzugs, um die Materie in seine Gewalt zu bekommen, sie dem Menschen zum Nutzen zu bereiten, sie zu organisiren, fährt Baader ebenso sorgsam fort, auch die Welt der Empfindungen und Gefühle immer mehr in sich anzubauen, so daß der äußere „Wärmestoff“, über den er als Physiker schreibt, den innern gewiß nie zu überbieten im Stande gewesen ist. Schon damals (!) klagt er über das „Eis“ und die „Kälte“ des Zeitalters in religiösen Angelegenheiten, was würde er von vielen der Heutigen gesagt haben? Nachdem er in England und Schottland zu großem Gewinne sich aufgehalten, schon manche Schrift veröffentlicht hat, amtliche Wirksamkeit ausübt, ist es ein Buchladen — romantisch genug —, in dem er seine erste Braut kennen lernt. Wichtig im Weiteren ist auch die Zusammenstellung Baaders und Schelling's, die in ihrer beiderseitigen Genialität allerdings eine sehr fruchtbare Parallele zulassen, bei der keiner verliert, jeder vielmehr in großartiger Ursprünglichkeit nur um so glänzender hervortritt, als jeder von ihnen sie ganz anders ausgestaltet. Waren es schon früher so ausgezeichnete Männer gewesen wie Werner, der Mineralog, Alexander von Humboldt, mit denen Baader in die freundlichste Berührung kommt, so sind es ferner auch Goethe, Novalis, Friedrich von Schlegel, Steffens, Schubert — bei Gelegenheit St.-Martin's —, wie später Barabagen, Rahel, Koreff, Baron von Orkull, welche von Baader angezogen werden und in ihm den außerordentlichen Geist, auch in der Geselligkeit, lieben und bewundern.

Unterdessen entwickelt unser Philosoph eine immer reichere Productionskraft auch als Autor in selbständigen Schriften wie in Zeitschriften. Er wird Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München; Orden und

Abel werden ihm ertheilt. Das Jahr 1818. — wie auch der Biograph andeutet — bildet gewiß einen Hauptabschnitt in der Metamorphose unsers großen, nie bloß abstracten, nie einseitigen Denkers. Wer „Ueber die Begründung der Ethik durch die Physik“ sich also in einer akademischen Rede ausläßt, ist nie „einseitiger Spiritualist“, nie weichlicher, nervenschwacher, bloßer Idealist gewesen, und unsere jetzigen Materialisten beweisen nur Unwissenheit, wenn sie die Philosophen bloßer Abstractionen beschuldigen, denn Baader war auch Philosoph und zwar einer vom stärksten, ideellen wie materiellen Gewicht in Sachen der Speculation. Der Brief: „An das hochverehrte Generalsecretariat der königlichen Akademie der Wissenschaften“ in Betreff jener falsch aufgefaßten Rede ist vortrefflich und voll energischer Entschiedenheit. Mit Recht und aus der tiefsten Idee der Wissenschaft appellirt Baader an die „Gelehrtenrepublik“. In Sachen des Fortschens und Wissens kann kein Mensch von Menschen als der Oberste, als alleinige Autorität anerkannt werden. Noch dazu, alle menschliche Wissenschaft ist erst im Werden begriffen, alles menschliche Wissen ist Etwaswerth; so sind alle Menschen auf dem Gebiete der Wissenschaft einander gleich, wie sie ja auch alle an der Freiheit des Forschens theilhaben. So ist die Wissenschaft nach der Seite ihrer menschlichen Entwicklung: Gelehrtenrepublik, nach der Seite ihrer Vollkommenheit, also in Bezug auf Gott, den Unwissenden, Theokratie. Baader sagt in obigem Schreiben wahrhaft freimüthig unter anderm:

Sollte es nun in rein wissenschaftlicher Hinsicht zwischen mir und der Akademie zum Streit kommen, so versteht es sich, daß dieser Streit öffentlich und vor dem einzigen Richter, den Gelehrte bei rein wissenschaftlichen Gegenständen anerkennen dürfen, nämlich dem allgemeinen gelehrten Publikum selbst, geführt werden wird. Denn eine Berufung auf die Regierung würde hier gleich unanständig und unter der Würde beider, der Regierung und der Akademie sein. Und wohin eine derlei Appellation von dem Richterstuhl der Gelehrtenrepublik weg auf eine Regierungsstelle führen müßte, davon haben wir bei einem Zweige unsers Wissens, der Gottesgelehrtheit, hinreichende Proben durch mehrere Jahrhunderte gesehen. Aus dem freien, still wirkamen Gelehrten, der als solcher seinem einzelnen Lande angehört in allen als ruhiger Bürger und Priester der Wissenschaft leben kann und lebt, würde durch eine solche Einmischung der Regierungsgewalt nur ein Pfafe der Wissenschaft werden.

Auch im Folgenden der Biographie werden wir mit sehr charakteristischen Schreiben und Actenstücken durch den Verfasser bekannt, die alle darlegen, wie ernst und unablässig Baader bemüht war, seine Philosophie praktisch zu machen, indem er sich ganz und gar darauf richtete, von der Religion aus durch die Wissenschaft auf Staat und Kirche zu wirken, alle weltlichen und geistlichen Institute durch christlichen Geist zu einem neuen Leben zu wecken.

Zuerst treffen wir auf ein Schreiben „an Se. Majestät den König Maximilian I. von Baiern“. Es enthält eine Vertheidigung in Betreff einer „Verleumdung“, die Baader erfahren und die ihn um eine amtliche Thätigkeit geschmälert hatte. Er richtete jetzt seinen Blick auf Zustände der Politik, um darüber seine Ansichten abzugeben. Dahin gehören denn auch seine drei wörtlich

Barockstimmenden Schreiben „an den Kaiser von Oesterreich, den Kaiser von Rußland, den König von Preußen“, deren Hauptinhalt, wenn auch nur skizzenhaft, für die Deutlichkeit niedergelegt ist in der Drohschärfe: „Ueber das durch die französische Revolution herbeigeführte Bedürfnis einer neuen und innigern Verbindung der Religion mit der Politik“ (München 1805). Baader verkehrte jetzt viel mit russischer Aristokratie, beschäftigte sich außerdem mit Jakob Böhm und St. Martin, wie er denn längst auch auf Meister Eckart mit aller Innigkeit und Schärfe des Verständnisses eingegangen war.

Nunmehr kommen wir auf jenes oben schon berührte Ereignis im Leben unsers Denkers, zu dessen Verwirklichung er lange gearbeitet hatte, welches er nach einem geistartigen Plane ausführen wollte. Es war eine Art Deklamation nach seiner begeisterten Auffassung, woraus für die Menschheit, zunächst für das politisch-kirchliche Europa, aber auch für die Wissenschaft, der Segen einer völligen Wieergeburt entspringen mußte. Wer hätte meinen sollen, daß ein so reiflich überlegter Kalkül so abgewiesen werden würde. Und doch wurde er es. Man kannte von einem Selbstzuge Baader's noch, doch nicht gegen Rußland sprechen, im Interesse eines Gottesreichs, gegen die europäische Continentsperre einer Störung aller religiösen, politisch-kirchlichen, wissenschaftlichen Lebens, zu Nutzen eines freien Handels und Verkehrs der Ideen, aber auch zur Sicherstellung gegen jede revolutionäre Gefährdung, auf daß hinfort die Völker wie die Gemeinden, die Staaten wie die Kirche ein heiliger Geist durchwalte, ein Friedensfeldzug, der ähnlich erfolglos endete wie der kriegerische Napoleon's I. gegen das moskowitzische Reich.

Nach einem neuen Mémoire an die oben erwähnten Monarchen (1815) gelangte Franz von Baader in nähere Berührung mit dem Fürsten Alexander Golyzin, russischem Cultusminister (1818 oder 1819). Er wurde von demselben beauftragt, ihm sein Urtheil „über die merkwürdigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Wissenschaft“ mitzutheilen. Dies alles, und was sich daran knüpft, führt eine Reise Baader's nach Rußland herbei, die aber weder Petersburg noch Moskau erreicht, sondern schon in Riga und auf Jeddeseer, dem Landhause eines estländischen Barons, ihr äußerstes Ziel erreicht. Die Fahrt selbst bringt Baader eine Menge wichtiger Eindrücke, die ihn in seinen frühern Ansichten nur bestärken. Er sagt in seinem Bericht unter andern:

Auf meiner Reise durch Norddeutschland und die russischen Ostseeprovinzen — denn weiter in Rußland einzudringen ward mir verwehrt — hatte ich häufig Gelegenheit von dem überall mehr oder minder rege gewordenen Bedürfnis einer gründlichen Ausöhnung der Wissenschaft mit der Religion mich zu überzeugen, und dieses Bedürfnis fand ich nicht bloß bei einer der christlichen Confassenen, sondern bei allen.

Was und woran sich das ganze Unternehmen Baader's zerstückte, bringen wir hier nicht in Erwähnung, da wir den in der Biographie höchst spannenden Verlauf in unserer Darstellung nur abschwächen würden, weshalb wir den Leser einladen, jenes Buch selbst zu lesen. Gewiß

niemand wird errathen, was die eigentliche Ursache war, wenngleich Baader selbst nur eine Vermuthung darüber ausspricht, welche aber überaus interessant ist und in welche der merkwürdigsten Bewegungen der damaligen Zeit eingreift, wie denn hier auch Frau von Krüdener und Götner auftraten. Götner, der, soviel wir wissen, früher in Baiern lebte, und zwar als katholischer Priester, später aus Rußland verwiesen wurde, dann einen bleibenden Wohnsitz in Berlin nahm, nachdem er das protestantische Bekenntniß angenommen hatte, Götner war eine originelle Gestalt, die jedenfalls im Religions viel Leben gewandt und Segen gestiftet hat. Ich erinnere mich seiner sehr lebhaft aus eigener Anschauung und Gehör. War er auch ein überstrengter Lutheraner, verlor er sich auch in das pietistische Gebiet, so muß man ihn dennoch einen würdigen Geistlichen nennen. Er sprach jederzeit mit einem als ausgehenden Sprudel echter Begeistertheit, die belebend und erhebend auf die Zuhörer wirkte.

Der längere Aufenthalt Franz von Baader's in Rom sollte sehr fruchtbar für seine schriftstellerische Thätigkeit werden, wie er denn ganz dazu angethan und organisiert war, mitten auf der Reise, wo er ging und stand, die Feder zu ergreifen und seine gerade lezten Ergebnisse des Denkens zu Papier zu bringen. Hier nun in Rom entstand ein großer Theil seiner „Formatae cogitationis“, in denen er mit Nachdruck unsern heutigen Pietismus bekämpfte. Es war gewiß eben der private wie separate Grundcharakter des Pietismus, dessen ablehnendes Verhalten zur tiefen Wissenschaft, dessen Ungherzigkeit in Angelegenheiten freier Forschung, im Auffassen der Kunst, was Baader gegen denselben in Kampf rief, wie er ja immer die Kirche in universaler Ausgestaltung wollte, als eine Gemeinschaft, die von Einem Geiste geboren, durchdrungen und entflammt sei, so daß sie sich auf die Pflege von Privatgeistern, von kleinen Kreisen in der Kirche, nicht einlassen dürfe. Den religiösen Kern im Pietismus ließ Baader sicher unangefochten, aber er wollte den Triumph der Kirche, und nicht derartige, die Zwietracht, den Streit um Glaubensmeinungen nur unterhaltende, kleine Gesellschaften. Baader hat früh mit richtiger Diagnose die Krankheit erkannt, in deren Ausgebroschenheit wir leben, und spricht mit Recht, obwohl gewiß keiner mehr als er freie Verfassungen auch in der Politik beabsichtigte, von einem „revolutionarischen Geist“, der allerorten umgebe, dessen dreifache Ausgeburt eines wissenschaftlichen, künstlerischen und politischen Atheismus wir Zeptigen hinlänglich zu erfahren bekommen.

Das ist bei Baader nie außer Acht zu lassen, daß er überall die Freiheit der Intelligenz mit dem Festhalten am Positiven vereinigen wollte. Auch die Wissenschaft, die nach ihm so frei vertreten werden soll, daß die Arbeiter in ihr, die Gelehrten, keine bloßen „Staatsdiener“ seien, auch die Wissenschaft will er zu einem „Weltkitt“ erhoben wissen, ganz demgemäß, wie er die Kirche aus dem Gesichtspunkte einer über alle Nationalitäten hinausgehenden „Weltkirchenschaft“ faßte. Und wir müssen ihm in beiden Beziehungen beistimmen. Auch in dieser Hinsicht

ist sein zweiter Reisebericht (S. 65 fg. der Biographie), den wir in vollständiger Mittheilung dem Biographen verdanken, von ganz außerordentlicher Wichtigkeit und Ausdehnung. Es kommen hier die tiefgeschöpften Erörterungen vor. Wenn aber derselbe Baader, welcher von der Kirche und vom Staate so großartige Ansichten hat, welcher über den Beruf des Priesters und des Gelehrten so Vortreffliches sagt, an welche die größten Forderungen macht, wenn derselbe Baader, der aber auch mit einem nicht geringen Theile des Klerus seiner Zeit, und zwar des protestantischen wie katholischen, keineswegs zufrieden ist, wenn er dem Vorwurfe „die vorzüglichste Aufmerksamkeitskraft“ zugewendet haben will, „daß man dem wissenschaftlichen Unterricht in seinem niedrigeren und höhern Zweigen wieder dem Klerus übergebe“, so können wir diese Ansicht durchaus nicht unterschreiben. Denn einmal, wo ist schon der Klerus als Körperschaft, wie er auch nur annäherungsweise sein sollte? Und sodann, würde auf dem Wege nicht dennoch wieder die Wissenschaft und sogar auf ihrem höhern Abfalle von außen her beaufschlagt, so daß die freie Forschung, welche der Wissenschaft als einem „Weltinstitute“ schon von vornherein gebührt, immer wieder unterbrochen werden könnte?

Mit der Uebersiedelung der Universität von Landshut nach München gelangen wir zu der Periode im Leben Baader's, in der er nun längere Zeit für die Philosophie auch als Dozent wirkt. Wir übergehen die reichen Details dieser Thätigkeit, obwohl sie vom frischesten Interesse sind, damit man sie aus der Biographie selbst zur Anschauung sich bringe. Nur Einzelheiten heben wir hervor. Baader war inzwischen 62 Jahre alt geworden. Das Feuer seiner Wirkksamkeit hatte nicht im geringsten abgenommen. Er mußte die Jugend unendlich zu fesseln durch die Gewalt seiner Rede, um sie wahrhaft zu befeuern durch die Ideen, die er ihr zuführte. Mit Schelling, der damals an derselben Hochschule docirte, trat ein Mißverhältniß ein, was sehr zu bedauern war. Baader hatte seine erste Frau durch den Tod verloren. Er verheiratete sich zum zweiten male. Auch diese Ehe war überaus glücklich.

Was nun aber Baader's Stellung als akademischer Lehrer betrifft, so erschien wir bis zu seinem Tode, der in einem Alter von 76 Jahren erfolgte, daß die Gunst der äußern Umstände nie auf seiner Seite war. Er hatte unglaubliche Opfer gebracht, auch was die äußern Mittel anlangte, er hatte große Verluste erlitten, ohne seine Lage, sein Einkommen wesentlich verbessert zu sehen. Er fuhr fort, innere zu bringen, die er aber auch nach außen hinwendete, zum Wohle seiner Mitmenschen. Er setzte bis zum letzten Augenblick alle seine Geisteskräfte in Bewegung, indem er noch kurz vor seinem Ende im thätigsten Sinne fast Tag und Nacht arbeitete. So lebte er seine Wissenschaft auch als akademischer Lehrer mit einer Uneigennützigkeit, mit einer Wahrheitsliebe und Verehrung aus, daß sich Schopenhauer in seinen bekannten Verdächtigungen aller Universitätsphilosophie an Baader hätte überzeugen können, daß das Amt kein Hinderniß ist, den Durst nach Wahrheit zu haben, ihn zu

befriedigen und auch andern solchen Ansehn zu rufen, daß der wahrhafte Denker wie Privatwissenschaft treibt, daß es seinen Forschungen nie begegnen kann, Privatabsichten zu verfolgen, daß Baader nie lehrte, was und weil es ihm vorgeschrieben war, sondern daß er in seinen Vorlesungen als Universitätsprofessor immer nur darüber Nachsinnung ablegte, was er für Geseze empfindet, für Wahrsheiten gefunden hatte.

Ueberaus dankenswerth sind die speciellern Mittheilungen, welche wir in der Biographie aus Baader's letzten Unterredungen und Stunden erhalten. Derselbe Denker, welcher Zeit seines Lebens eine man möchte sagen tropische Elektricität und Fruchtbarkeit bewies, Blitze des Genies nach allen Richtungen hinausgeschendet hatte, war auch noch ebenso geistvoll und an Blüthen reich in der Stunde seines Todes. Es ist ein wunderbar wohlthuendes, doch auch zur Wehmuth stimmendes Bild über diese letzten Augenblicke Baader's ausgegossen. Wie schon der Jüngling unter der „Morgendröthe im Aufgange“ beim ersten Morgengewitter seiner Forschungen überraschende Lichter und Ideen ausgesendet hatte, so war es auch bei seiner Abendröthe im Niedergange, daß er von genialen Geniesichten, Combinationen nicht bloß weiterleuchtete, sondern auch blühte und zündete, worüber man die genauesten Mittheilungen, die eigenthümlichsten Ausagen des Scheidenden in der Biographie lesen wolle von S. 139 ab. Uebrigens starb Baader ganz im Befusstsein der katholischen Kirche und empfing deren heilige Sacramente von einem würdigen Priester.

Wir haben hier über Franz von Baader und dessen Philosophie wie Lebenslauf eine Charakteristik gegeben, die keinen Anspruch darauf macht, im Sinne der Schule abgefaßt zu sein, die Einzelheiten seiner Lehre vollständig zu enthalten, sein ganzes System übersichtlich vorzuführen, sondern wir folgten nur der Absicht, das größte Publikum, die Nation auf ihn hinzuweisen, auf das höchst Eigenthümliche, Zukunftsvolle seiner Weltanschauung, seiner Schriften das Interesse zu lenken, und dabei unserer eigenen Dankbarkeit Befriedigung zu gewähren. Eine ausgezeichnete Darlegung der Baader'schen Philosophie bis auf alle Details der Doctrin hat, wie ich höre, Professor Erdmann in Halle neuerdings gegeben. Baader kann uns Protestanten zum Muster aufgestellt werden, wie man mit Unparteilichkeit und Liebe aufeinander eingehen soll. Wie können die christlichen Confessionen sich wieder einigen, wenn sie sich nicht kennen? Wie können es die Philosophen mit ihren verschiedenen Systemen? Wie können es die Menschen überhaupt? Der Streit, der Krieg um des Kriegs willen ist eine Barbarei; die Liebe sollte auch nicht einen Augenblick vom Streit ausgeschlossen sein. Es lag sicher allen religionsphilosophischen, theologischen, kirchlichen Forschungen und Bemühungen Baader's der Gedanke zu Grunde, der Riß müsse spurlos getilgt werden, der durch die christlichen Gemeinden und Völker geht, auf daß der Riß auch in der Menschheit getilgt werde. Man darf nie vergessen, weder im Leben noch in der Wissenschaft, daß das gemeinsame Band

zwischen der katholischen Kirche und den andern Kirchen das Christenthum ist; daß daher die Trennung der Confessionen aufhören müsse, wie es denn in der Universalität des Christenthums liegt, daß die wahre Kirche nur eine sei. Das sollte auch für das politische und wissenschaftliche Leben die Norm, das Ziel und Ideal abgeben, damit es in diesen letztern Sphären wenigstens annähernd erreicht werde.

Viele unserer Zeitgenossen, freilich diejenigen, die weder wissen, was Christenthum, noch was Staat, noch was Philosophie ist, suchen freilich das Gegentheil herbeizuführen. Sie üben die Verneinung, die Zersetzung principiell aus. Das aber ist trivial, wie es allemal von Beschränktheit der Intelligenz zeugt. Man müßte sich vor allem erst über die wahren Grenzen der Vernunft auf neue verständigen. Um dieses zu vermögen, muß man erst zur Einsicht gelangen, daß Rationales wie Irrationales gleiche Berechtigung und ein und dieselbe Wurzel haben, daß aber dennoch jener beiden Regulativ für den Menschen die Vernunft bleibt. Baader ist einer der scharfsinnigsten Denker auch selbst da, wo es gilt, mit irrationalen Größen zu operiren. Man muß sich nur durch gewisse Arroganzen seiner Gegner, wohin alle Pantheisten gehören, alle die, welche bloß schwagen, ohne von ihm etwas studirt zu haben, nicht blind machen lassen. Die Leichtfertigkeit eines gewissen modernen Literatenthums, das sich erlaubt, über alles drein- und abzusprechen, auch da, wo es sich um die schwersten Probleme handelt, die totale Ausgeblasenheit einer Dialektik, die lauter todte Kinder zur Welt bringt, endlich jene rohe Empirie, welche ihre Handlangerarbeit für die Architektur selbst ausgibt: sie alle gerathen in eine Art von Koller, wenn man, wie auch Baader that, das Rationale wie Irrationale zugleich anwendet, um die Freiheit der Forschung erst recht in Ausübung zu sehen. Dennoch werden es obige Schwäger schon bleiben lassen, gewisse Dinge, als da sind: der unendliche Raum, das Wesen der Materie, der Ursprung des Uebels, mit bloß rationalem oder gar nur materialem Aufwand zu erklären. Sie verstehen nicht einmal, um was es sich handelt. Und ist es denn etwa Baader allein, der über das Rationale hinausgeht? Hat Kant nicht selbst seine Antinomien aufgestellt? Hat er nicht erklärt, daß man innerhalb der Vernunft über das „Ding an sich“ nichts wissen könne? Und wenn Schelling's berühmter Ausspruch neuerer Zeit dahin lautet, „man könne mit der Vernunft an die Natur nicht herankommen“ — was allerdings dahin zu berichtigen wäre, bei der Natur nicht durchkommen —, hat er damit etwas anderes gesagt, als daß die Natur in ihrer Ganzheit über das Rationale hinausliegt?

Das würde denn auch erklärlich machen, wie sowol Baader wie Schelling und so viele andere Denker auch auf die Mystik und auf das Transcendente eingehen mußten, ohne je die Vernunft zu verleugnen. Dabei ist wohl zu bedenken, daß es eine gesunde und franke Mystik gibt. Gegen alles Mystische einzuschreiten ist freilich auch die schreiende Sachunkunde und Erbärmlichkeit so vieler Heutigen. Diese Ritter von der erbärmlichen Gestalt ver-

schreiben alle Mystik, indem sie an deren Stelle die Mystifikation bringen; sie mystificiren das Publikum mit ihren Aphrasen vom Aeltern, von der Ewigkeit der cruden Materie, von der alleinigen Dauer der Gattungen. Aderwettig wissen sie nicht woher, nicht wozu, nicht wohin; oder vielmehr sie geschehen durch nichts, zu nichts und wieder nichts.

Das ist das Große in Baader's Art, in seiner Methode zu philosophiren, daß er, indem er im Wissen vorbringt, im Glauben schon feststeht. Er hatte es mit einem Weltgebäude zu thun, welches schon von vornherein fest und ungeschädigt ist, und vor jedem Blitze eines blinden Naturgimmels geschützt, da jener auch gesetzmäßig erfolgt, und in der Geschichte, für den Geist und im Geiste, sich zu dem Lichte mildert und verklärt, welches unwandelbar Gott, der Urheber, der Ursprung aller Gesetze, so mit auch der Nothwendigkeit und der Freiheit ist. So gelangte Baader mit Recht — wie wir das früher angedeutet haben — zu einer doppelten Natur, zu einer irdischen und himmlischen. Aber die irdische ist der hegele'sche Mutterthos der himmlischen. Nach solchem Grundriß baute Baader auch sein Lehrgebäude. Es war schon von vornherein vor jedem Blitze geschützt. Es hatte einen Ableiter. Baader wollte, was seine Theologie und Anthropologie betrifft, allerdings ebenso sehr eine Wiedergeburt der Seele wie der Natur. Wie man früher vom Blitz Getroffene in die Erde grub, um sie ins Leben zurückzubringen, so wollte Baader den vom Feuergrimm des Bösen, vom Blitz der Sünde Getroffenen in das erlöschende Urdreich einer neuen Natur gebracht haben, um mit der Seele auch die Leiblichkeit zu verklären.

Von Baader können wir Toleranz und mehr als Toleranz lernen, auch hinsichtlich der kirchlichen Differenzen. Es gereicht Baiern zur höchsten Ehre, in neuerer Zeit auch die Philosophie so human gepflegt zu haben, wie überhaupt den ganzen Bereich der Intelligenz. Baader war Katholik, Schelling Protestant. Wirke man einträchtiglich so fort wie Preußen, Sachsen, Baiern mit unsterkhaftem Beispiel voranleuchten, wir erlebten ein Deutschland, welches die Cultur bis zum höchsten Gipfel brächte. Auch der lebenswürdige Biograph von Baader's zeichnet sich in allen seinen Schriften durch den nach allen Seiten hin gerechten Geist seines Meisters aus, wie er wieder neuerdings in seiner vortrefflichen Gedenkrede auf Baste bewiesen hat. Es wäre sehr wünschenswerth, daß Franz Hoffmann's philosophische Schriften gesammelt erschienen. Noch verweisen wir in Betreff Baader's auf eine sehr lesenswerthe Broschüre: „Franz von Baader und Louis Claude de Saint-Martin von Baron Friedrich von Dürck-Sacken“ (Leipzig, Literarisches Institut).

Obwol Baader, der sorglose, seine ideenvollen Schriften zerstreut hat, sie leben nun doch fort. Caroline von Voltmann schrieb mir einmal: „Lassen Sie mich Sie an ein schönes Wort erinnern, das Napoleon auf dem Helikon sprach: „Reiche Ernten sind zu Grunde gegangen, ein Samenkorn, das dem Schnabel eines Vogels zur rechten Zeit entfiel, hat den Reichthum weitschichtig

Glände begründet.“ Daß wir alle die einzelnen Oa-
ken und Aehren Baader's besitzen, daß sie zu einer reichen
Ernte gesammelt und vorliegen, es ist die große That
Frenz Hoffmann's und seiner Freunde. Wir danken ihnen
im Namen der deutschen Nation! Alexander Jung.

Eine ultramontane Reiseschrift.

Unter Lebendigen und Todten. Spaziergänge in Deutschland,
Frankreich, England und der Schweiz. Von Sebastian
Brunner. Wien, Braumüller. 1862. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Brunner ist ein fruchtbarer Schriftsteller. „Die Welt im
Spot“, „Der Aebtsungen Lob“, „Der deutsche Hlob“, „Die
Prinzessine zu Wolsfeld“, „Das deutsche Reichthum“,
„Kirchen- und Staatsgedanken“, „Thomas a Kempis' Nachfolge-
schrift“, „Rom und Babylon“ und ein paar Duzend anderer
kleinerer oder größerer Producte, zum Theil in zweiter und drit-
ter Auflage erschienen, beweisen die außerordentliche Leichtigkeit,
mit der er Gedanken und noch mehr Worte auf's Papier wirft,
und zugleich, wie er mit dergleichen Schriftstellerei den Geschmack
eines großen Theils seiner speciellern Landsleute, der Wiener
und auch wol nicht weniger Altbauern, zu treffen weiß. Es
steht ein sonderbares Gemisch von Sapphir und Abraham a
Sancta Clara in dem Manne nebst einem respectablen Inbiss
von ultramontanem Pfaffenhum, einem gewaltigen Jugelm
gegen die „Reformjaden“, d. h. in der billigen Ausdrucksweise,
die er mit Herrn von Gerlach und der Kreuzzeitung gemein hat,
den modernen Liberationsmus, zumal insofern er sich in der perio-
dischen Presse offenbart, und einem anstandslos, nach Möglich-
keit aber doch schlecht verhehlten Gifte gegen den Protestantis-
mus. Für einen Deutschen, der nicht im süddüsteren Winkel
seines Vaterlandes geboren ist, hat das ganze Wesen und Ge-
birge unsers Autors etwas seltsam Fremdartiges. Es ist einem
beim Lesen seiner Bücher zu Muth, als habe sich der Pfaff
vom Rahlensberge in einen modernen Reisemantel gehüllt, so
wunderbar ist seine Grundanschauung der Dinge der allgemeinen
Griechenzeitung des Jahrhunderts entfremdet.

Außerhalb seiner engeren Heimat ist der Verfasser besonders
durch seine „Heiligen Fahrten in Italien“ („Kennst du das
Land?“) bekannt geworden. Das Buch hat auch in d. Bl.
eine im allgemeinen günstige Beurtheilung erfahren. Wir haben
es nicht gelesen und somit kein Urtheil darüber. Aber wenn
der Kritiker nicht mehr herausgesehen hat als darin, daß, so
muß es von unserm Werke, das doch einen verwandten Stoff
behandelt, wesentlich verschieden sein. Es ist allerdings möglich,
daß der Verfasser, durch den glänzigen Erfolg seiner Schrift er-
muntert, alles, was er von Reisenotizen und Erinnerungen be-
sitz, ohne Rücksicht auf Bedeutung, Werth und Zusammenhang
zusammenscharfte und daraus das vorliegende Werk compilirte.
Denn etwas im ganzen Unbedeutenderes, meinen wir, ist dem
deutschen Publikum in einem 547 Seiten starken Bande selten
geboten worden. Man wäre oft versucht, das italienische *apre
bocca, e lascia andare* (er öffnet den Mund und läßt laufen)
auf den Verfasser anzuwenden, wenn nicht die veräümmelte Ab-
sicht und Absichtlichkeit seiner nicht seltenen an Haaren herbei-
gezogenen Bemerkungen das harmlose Geschwätz und die pointir-
ten Anekdoten so oft unterbräche.

Nur der erste Abschnitt des Buchs macht eine rühmliche
Ausnahme. Er schildert die Reise von München ins Hochge-
birge und das bekannte Passionspiel in Oberammergau, wel-
ches seit 1840 so viele Bewunderer und Beschreiber gefunden
hat. Daß der Verfasser durchaus zu den erstern gehört, ist um
so weniger zu verwundern, als auch unpartheiischere und selbst
protestantische Zuschauer einen bedeutenden Eindruck von dieser
in ihrer Art einzigen Erscheinung mitgebracht haben. Er schil-
dert uns Land und Leute, die Aeußerlichkeiten und die Bedeutung
des Festes und gibt uns dann einen ins Einzelne gehenden
Bericht über das Spiel selbst. Die Urtheile anderer Schrift-

steller, zumal Devrient's, sind in die Schilderung verwebt; die
Darstellungsweise ist im ganzen einfach und anschaulich, so daß
Lester, die Interesse genug für die Sache haben, um ihr so viel
Zeit zu widmen, als die Lectüre dieser umständlichen Erzählung
fordert, sie nicht ohne eine gewisse Befriedigung aus der Hand
legen werden, wenn auch keinem dabei verborgen bleiben kann,
daß der Verfasser nur die Lichtseiten sieht und sehen will. Jedem
falls verdient ein Schauspiel in diesem kolossalen Maßstabe, bei
dem die Bevölkerung eines Bergdorfes die Darsteller und das
Evangelium den Stoff liefert, das nicht nur eine äußerliche
Schaufellung, sondern gewissermaßen zugleich ein Cultusfact ist,
und welches uns endlich, wenn auch bedeutend modernisirt, die
Mythorien des Mittelalters wieder vor die Augen führt, die Auf-
merksamkeit und Theilnahme jedes Denkenden zu erregen, und
wir wollen es deshalb dem Verfasser gern als ein Verdienst an-
rechnen, daß er uns eine erschöpfende, wenn auch nicht unge-
fährte Darstellung desselben geliefert hat.

Von Oberammergau fährt uns Brunner direct nach Paris.
Was er uns hier vom Palais-Royal, vom Louvre, dem Pire
Lachaise, der Morgue, Versailles, Fontainebleau u. s. w. er-
zählt, ist theils so trivial und oberflächlich, theils so allgemein
bekannt, daß höchstens die stets wiederholten Seitenhiebe und
Ausfälle auf die Napoleonische Dynastie und die gegenwärtige
Zeitrichtung bei Gleichgekauenen ein gewisses Interesse wecken
mögen.

Von Paris geht es nach London. Das protestantische Eng-
land kommt bei dem Verfasser natürlich nicht besser weg als das
Napoleonische Frankreich. Das Thattsächliche, was uns seine
Schilderungen bringen, ist höchst unbedeutend, seine Bemerkun-
gen dagegen zahlreich genug, und stets, so faß und schief sie
sein mögen, mit demselben beneidenswerthen Aplomb oder Selbst-
bewußtsein vorgetragen. Wie der Sanct-Paul im Vergleich zu
Sanct-Peter, die englische Staatskirche im Vergleich zur römischen
katholischen Kirche wegfällt, läßt sich denken. Doch findet
der Verfasser in dem anglikanischen Cultus und zumal in dem
Book of common prayer noch Anklänge und Reste der echten
katholischen Glaubenswahrheit, von denen er hofft, daß sie den
unglücklichen englischen Regern zugute kommen werden. Der
Wohlsinn erinnerte uns unwillkürlich an einen Besuch in dem
berühmten Felsenkloster von San-Benedetto bei Subiaco im
Sabinergebirge, wo auf den gewaltigen, labyrinthisch in der
Gebirgselinde verkanten Felsblöcken mit rother Farbe in cabri-
talen Lettern zu lesen stand: „*Progate per la povera Inghil-
terra*“, d. h. „*Petret für das arme England*“, nämlich, daß es sich
wieder zur alleinseligmachenden Kirche bekehre. Die sorgfältig ge-
nährten Thiere des zoologischen Gartens und der mangelhafte
Vollkorntrichter, die Bettler der City und die Lazzaroni Neapels
geben Gelegenheit zu spöttischen Antithesen und Vergleichen
mit Italien, die natürlich nicht zum Vortheil des Inselreichs
ausfallen. Hier wie überall (Kryhallpalast, Tower, British
Museum u. s. w.), bekommen wir eine Mosaik von Notizen,
Bemerkungen, Betrachtungen und Anekdoten, nirgends eine Lo-
talanfschauung, ein ernstes, zusammenfassendes, gründliches Ur-
theil. Was er von den großen Töbten der Westminsterabtei sagt,
sind fast lauter Dinge, die der oberflächlichste Kenner der eng-
lischen Literatur und Geschichte längst an den Stiefeln abgelau-
sen hat. Einzelne Bemerkungen freilich sind originell, wie die,
daß Shakespeare kein Kind der reformatorischen Weltanschauung
sei, die er auch nie in seinen Dramen verherrlicht habe; oder
wenn er sagt: „*Wer kennt den Bildhauer Sir Robert Taylor,*
den Alterthumsforscher William Camden?“ Oder: „*Vor Dryden*
liegt ein Grabstein des längst vergessenen Schauspielers
Francis Beaumont“, von dem der Verfasser „nach einem Verse
Wordsworth's vermuthet“, daß er ein Genosse Fletcher's gewes-
sen sei; wenn er endlich Cowley und gar Samuel Johnson ver-
schollene, in Deutschland wenig oder gar nicht gekannte Namen
nennt. Es gehört eine unglaubliche Naivität dazu, die eigene
Unwissenheit so laut und behaglich von den Dächern herab zu
predigen.

! zurückgelahrt, eben
er gedruckten Werks
an den verstorbenen
merksamkeit geschenkt
, bezeugt unabweislich
den Leser mit Zeter
intermezzo des Pan-
Maltaire und Kaus-
schreibs) ohne viel
erweisen. Dann folgt
a, deren Inhaber in
re Lachaise begraben
Brab Lamennais', des
maire nennt, der aus
es elagischen Betracht-
n sind kurze Mitthei-
lung bleibenden Kirch-
Dagegen machen die
und Lyon und beson-
bunteten Köpchen aus
er es für einen Rand
nn er ihm auch nur
den Novitätenkabinet
wollen.

als Probe der Auf-
se mit. Am Grabe
entparnasse rühmt er
Schwestern gegenüber
fährt wörtlich fort:
! Rabel von verkom-
effenen Christen eine

Verzagte von Lüge, Spott und Schmach an armen Klosterfrauen
ich erlaubten"), diese Vorgänge charakterisieren ein verführtes,
betrumtelgebrachtes Volk und seine Leiter. Wenn dies Volk heute
oder morgen erwacht und es erkennen wird, wie es betrogen
worden, dann wird auch für die falschen Propheten eine Stunde
der Vergeltung schlagen. In Paris gibt es doch wenigstens
noch Lichtpunkte im christlichen Leben, es gibt erfreuliche und
erhebende Erscheinungen, es gibt eine unverfälschte öffentliche
Meinung über die christliche Krankenpflege und über die Die-
nerinnen derselben, und es gibt am Ende so viel praktischen
Sinn, daß man auf dem Kranken- und Sterbelager lieber
eine Barmherzige Schwester an der Seite hat, die Pflege, Ver-
bei und Segen spendet, als einen schmutzigen Juden, der dem
Sterbenden ein ebenso schmutziges Zeitungsbblatt vorhält!" Sa-
pienti sat!

Otto Speyer.

Leibniz als Held zweier Romane.

1. Leibniz. Ein lebens- und stittengeschichtlicher Roman aus
der Perückenzeit. Von Wilhelm Andread. Zwei Bände.
Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Leibniz und die beiden Kurfürstinnen. Historischer Roman
von Hermann von Maltitz. Drei Bände. Berlin,
Zunke. 1863. 8. 4 Thlr.

Wenn Lessing einmal sagt: „Gegen das Andenken eines
großen Dichters so wenig Ehrerbietigkeit zu haben, daß man
sich nicht schämt, es durch einen unsinnigen Roman zu verban-
keln, ist ein Beweis der allerpöbelhaftesten Art zu denken und
des elendesten Geschmacks“, so könnte, wenn man für das
Wort „Dichter“ das Wort „Denker“ substituirt, damit frei-
lich auch das Verwerfungsurtheil über die beiden vorliegen-
den Romane ausgesprochen scheinen. Indes ist nicht außer
Augen zu lassen, daß Lessing in dieser Stelle sich ausdrück-
lich nur auf solche unsinnige Romane zu beziehen scheint,

*) Wol eine Anspielung auf die durch die vortheilhafte Hospitals-
verwaltung der Barmherzigen Schwestern in Wien hervorgerufene Auf-
regung

welche die Persönlichkeit eines großen Dichters (oder Denkers)
in compromittirender Weise und so behandelte, daß dadurch das
Andenken des betreffenden großen Dichters in der That verun-
fälscht wird. Und außerdem: Lessing ist eine große Autorität; er
war das für seine Zeit in vollständig allen Punkten, aber er ist
es für die unsere nicht mehr im jugendlichen. Die literarischen Vor-
stände haben sich seit Lessing wesentlich geändert und aus dem
Großen, worin sie noch zu seiner Zeit bestanden waren, heraus-
gearbeitet; der Geschmack hat sich, wenn auch geschmackswidrige
Produkte leider noch häufig genug zu Tage kommen, doch im
ganzen wesentlich verbessert und verbessert; die Kenntniß und
Schätzung der Literatur und der literarischen Persönlichkeiten steht
jetzt im allgemeinen auf einer höheren Stufe; man sagt — die
bessern Autoren wenigstens thun dies, diejenigen, deren die
literarische Profession nicht ein bloßes Mittel zur Aufzucht
hochhafter Inventionen und standartiger schmutziger Nachah-
mung ist — und klärt das Leben und Wissen literarischer und über-
haupt historischer Persönlichkeiten mehr unter universellen und
culturbistorischen Gesichtspunkten auf und sucht ein Bild der
ganzen Zeit und ihres Sittenzustandes, kurz ein historisches Ge-
mälde statt ein bloßes Porträt des betreffenden Individuums zu
geben, mit dessen berühmtem Namen man das Titelblatt per-
fälscht vergesse man nicht, wie zu Lessing's Zeit gerade der
Roman in Deutschland entsetzlich banal und wenig hoch-
schätzte, sondern gerade diese Literaturgattung in Deutschland ge-
macht hat.

Die Lessinge unserer Zeit eifern zwar auch noch, wenn auch
schwerlich in der Absicht, die Lessing vor Augen hatte, gegen
alle sogenannte Dichterdramen und Geschichtsklitterromane, und es
ist auch keineswegs zu verkennen, daß diese ihre Köpfe haben.
Denn nahe liegt allerdings die Gefahr, daß ein vornehmer und
verehrungswürdiger Mann in einem solchen Roman leicht in
der Schlaftrunkenheit und gegenübertritt oder als schwacher
der, süßlicher oder statischer Liebhaber um seine Würde kommt.
Aber im allgemeinen läßt sich doch nicht einsehen, warum ein
Autor berühmten Namens als Held eines Romans nicht ein
größeres Interesse erwecken sollte als ein feichter Handels-
commis oder ein stämmiger Bauernbursche oder eine dache Dime
vom Lande. Zugeben wird man doch jedenfalls, daß in dem
Kopfe eines großen Dichters oder Denkers oder Künstlers ganz
andere Dinge vorgehen, ganz andere Welten von Gedanken und
Vorstellungen kreisen, als in den Köpfen eines Bauernburschen
oder einer Bauernbirne, und daß ein solcher großer Dichter oder
Denker oder Künstler in ganz andere Konflikte mit der äußeren
Welt, in ganz andere Verhältnisse und Beziehungen gerath als
ein Gewürzkrämer oder als irgendeine schwächliche „Partei“. Freilich
wird sich in einem solchen Romane fast immer auch der
ewige Kampf des Idealismus mit dem Realismus und des
Spiritualismus mit dem Materialismus abspielen, und dieser
Kampf, in welchem allerdings der Dichter oder Denker viel-
leicht, aber mit höchsten Ehren zu Grunde geht, während die
absehbare Partei, die reale Welt, der eigentliche verlorene Held
ist und einen schimpflichen Triumph feiert, gerade diesen der
Welt fort und fort bewegenden Kampf wollen die kritischen Vor-
kämpfer und Agenten des Realismus und des modernen Endo-
monismus in seiner Weise berührt sehen. Weiter wird man
zugeben müssen, daß durch Romane dieser Art, insofern sie
was immer zu verlangen ist, nicht auf bloßer Romanebene ver-
handenen biographischen Materials, sondern auf eigenen und
unfassenden Studien beruhen, einem Publikum, welches sonst
keine Kunst- und literaturgeschichtlichen Werke zu lesen pflegt, eine
gewisse Summe literar- und culturbistorischer oder überhaupt
historischer Kenntnisse zugeführt wird, daß die Leser dadurch
überhaupt höhere Ideen und Anschauungen empfangen, denen sie
sonst immer verschlossen bleiben würden.

Ganz besonders werden wir aber für Romane dieser Art
dankbar sein müssen, wenn sie dem vorgegriffenen Romane lesen-
den Publikum einen großen Autor näher rücken, der sich um die
Menschheit oder die Nation verdient gemacht hat, und den bei

größten Publikum nicht nur dem Namen als seinen Leistungen und Kunst. Dies gilt auch von dem Helden der beiden vorliegenden Romane, von Eridun, einem Kanne, der in trüber Zeit zu den wenigen gehörte, welche die Ehre der deutschen Nation vor der Welt aufrecht erhielten, einem der tiefsten und zugleich umfassendsten und aktivsten regsamsten Geister, welche je auf Erden gelebt und gewirkt haben. Wenige wird es im größten Publikum geben, welche diesen Namen nicht kennen, aber noch größer wird die Zahl derjenigen sein, welche von Eridun so gut wie nichts wissen. Es freut uns nun sagen zu können, daß beide Romane auf gewissenhaften und eingehenden Studien beruhen, obgleich sie in der Struktur und Tendenz voneinander sehr verschieden sind. Der Roman von W. Andred trägt einen mehr demokratischen, der von G. von Maltitz einen mehr aristokratischen Charakter. Andred, obgleich auch er das Hosiernen in mehreren interessanten Kapiteln schildert, läßt sich auch zum Hosiern hinab und führt uns in die Predigerküche und in die Stinkkuche, in die Kneipe, unter Werber, Soldaten und obergläubische Weiber, immer zu kulturhistorischem Zweck; Maltitz bewegt sich fast ausschließlich in Hofkreisen. In Andred's Roman ist Eridun der weltliche Hauptheld, im Maltitz'schen dagegen ziemlich nur Nebenfigur. Jener trägt ferner viel mehr den Charakter eines Romans, während sich aus dem Maltitz'schen dieser Charakter im Verlaufe der Erzählung nur immer mehr verliert.

W. Andred erklärt sich im Vorwort über die Absicht, die ihn bei Abfassung seines der Stadt Leipzig als „der Birge des größten deutschen Denkers“ gewidmeten Romans geleitet habe. Er wirft darauf hin, daß Leibniz, „dieser Stern erster Größe in Deutschlands literarischem Himmel, unser Stolz und unsere Zierde“, dem Wille im allgemeinen ziemlich unbekannt geblieben sei und daß die Mehrzahl desselben höchsten dessen Namen, kaum die ästhetischen Kenntnisse und am wenigsten die „Schwermüthe seines Kienigkeits“ kenne. „Daher“, merkt der Verfasser, „dürfte es vollkommen gerechtfertigt sein, ihn in dem lieblichen und geselligen Gewande der Dichtung, in der Nüchternheit poetischer Beschreibung der Lebenswelt vorzuführen, und um so mehr, da er in unserer Zeit selbst bei den Gelehrten wieder mehr Berücksichtigung findet und man damit umgeht, seine zerstreuten Werke zu sammeln.“ Er habe es versucht, seinen „Helden in seiner Denk- und Handlungsweise, in seinen vielseitigen Beschäftigungen, in seinen fernem und nahen Beziehungen, in der Thätigkeit bei seinen weltumspannenden Plänen, allein und in Gemeinschaft mit seinen Freunden, in seinem Einzelgänger und bei Hofe, als Philosophen und Theologen, als Geschichtsforscher und Staatsmann, als Mathematiker, Astronomen und Mediziner, als Freund und Rathgeber zu schildern, kurz ein möglichst vollständiges Bild von ihm als Gelehrten und Menschen zu entwerfen.“ Es sei wol kaum nöthig, ausdrücklich hervorzuheben, „daß seine außerordentliche Thätigkeit sowie auch sein unermüdetes Wissen oft nur durch kurze Pausen angeordnet und in der Schilderung bei weitem nicht erschöpft werden konnte.“ Wenn es überhaupt schwierig sei, bemerkt der Verfasser weiter, Berühmtheiten der Kunst und Wissenschaft als Romanhelden zu fassen, „so dürfte dies um so mehr bei Leibniz der Fall sein, dessen stille Wirksamkeit wenig Anhaltspunkte und eben engbegrenzte Lebensverhältnisse in dem damals so kleinen als langweiligen Hannover wenig Abwechslung und also auch wenig dankbaren Stoff für den Dichter darbieten. Seine freundschaftlichen Beziehungen zu dem kaiserlichen Hofe, besonders zu der geistreichen Kurfürstin Sophie, mußten daher die Grundzüge bilden, auf der es überhaupt möglich war, unsern größten Liebsten einen poetischen Ehrentempel zu errichten. Um ihn repräsentieren sich außer dem Herrscherpaar diejenigen Berühmtheiten der damaligen Zeit, mit denen er in näherer oder entfernterer Beziehung stand.“

Weiter oben haben wir schon bemerkt, daß der Roman-Verfasser mehr an dem Andred'schen als an dem Maltitz'schen Werke hervortritt, und zwar halten wir es für einen sehr

glücklichen Gedanken! Episode seines Vagus-Predigers Jobst Sadl plattdeutscher Predigten beliebte Lectüre sind unter, verlegt hat, in je hand mit den Worten: und die gelben und in dem Hause besabstischen frauns, leise an das! aller irdischen Dinge. von dem großen eiserne deutschtrachen geizierten. und theilte sich auch du Anbliche Wärmeloch den Käder schnarrten mit d sterren Stuhle liegenden uhr mit den gewichtigen beschlag hören, und d nicht nur das Gefühl nach der Retnung der schende Stadt.“

Jobst Sadmann hat eine L mit Franz Bruckmann, einem der l der andere ist Wilhelm Dintlager Philosophen —, ein Liebesverhältni Vater besonders auch darum wider einen nachrichtlichen Menschen hält Schreibers Orth von den Einflüsse Philosophie nicht unberührt geblieben Meinung galt einmal Selbst ein „Glaubensnicht“, wie sie ihn: einmal gegen die zügellosen Krenner eiferte und bereits damals der Mei sie verbreitet würden, alles für die bereiteten, von welcher Europa bei prophetischen Beschlüssen war er wir erinnern uns j. B. folgenden Titel vor der Wissenschaft und eine wird mit der Zeit die Menschen fähren“ u. s. w.

Wie dem auch sei, Jobst Sadmann will, daß sein Tochter nicht den ihm verdächtigen Schreiber Bruckmann, sondern einen jungen pietistischen Prediger Namens Fröh heirathe. Bruckmann läßt sich in seiner Verzweiflung unter die Soldaten einwerfen und macht den Selbstzug unter Prinz Eugen gegen die Türken mit, was dem Verfasser Gelegenheit gibt, seinem Roman ein lebhaftes Gemälde der für die Christen siegreichen Schlacht von Zenta einzuflechten. Die Trauung der Jungfer Sadmann mit dem Prediger Fröh soll bereits vollzogen werden, als plötzlich ein Konsistorialschreiben eintrifft, durch welches der Pastor Fröh von seiner Stelle removed wird; denn zu der Zeit wurde die sogenannte halle'sche Pietistenpartei, weil sie „das heilige Wort Gottes nicht lauter und rein lehre“, von offizieller Stelle her verfolgt. Franz Bruckmann, inzwischen wegen seiner Tapferkeit zum Offiziersrang erhoben, kehrt zurück und er und Jungfer Sadmann werden ein glückliches Paar. Was wir an dieser Episode ansetzen möchten, ist der Umstand, daß aus der Humor Jobst Sadmann's nicht genug verwerthet zu sein scheint, wie wir es denn überhaupt mit der launigen und drolligen Natur und der wir glauben ziemlich rationalistischen Anschauung dieses spaßhaften Kangelrebers nicht wohl vereinbar finden können, daß er einen Mann von so schleichend pietistischem Wesen wie Pastor Fröh zum Schwiegersohn anerkennen haben sollte.

Wie trefflich aber der Verfasser die Ausdrucksweise jener Zeit zu copiren weiß, davon zeugt zur Genüge folgender Brief Franz Bruckmann's an seine Jungfer Liebste: „Aberkühnste Seele! Man weiß keine Ziffer, durch welche die unzählbare Anzahl der Sterne kann bedeutet werden, viel weniger weiß ich ein

Wort oder eine Zeile zu finden, die genugsam wären, meine

en, anzuspren-
Ihr war. Ich
nem widrigen
mein Herz be-
Verheißung
ist einer großen
Federlein an-
allerhöchsten
Ortalt anab-
mein Confrater
und vernimmt
retwillen in die
ste mich gleich
genehmte Bots-
den süßen Ur-
nen zu Ihr ist
en müßte. Ich
os sein werde.
it anvertrauen,
sich ohne Ver-
utmann.“
heißt es dann:
ich bald wieder-
bin nicht mehr
genehme Person
hlich ist, gibt
n, wann er mir
stellt. Dieses
rn Lippen kann
iese bringet mit
Widerwärtigkeit
ich für großer
n. Lebet wohl,
, daß ich sterbe,
vergnügt sterben,
nenen Menschen
in das Grab

ut gewahrt, in

mdgen letztere

nun Scenen der Spian- oder Trinkstube, oder Hofflichkeiten, darunter z. B. die Chasse de Diane und das Trimalciofest betreffen, Feste, deren Details beweisen, mit welchem schalen Un-
fuss man an den damaligen deutschen Fürstenthöfen die Unzahl müßiger Stunden auszufüllen suchte. Nur die von edelm Bil-
dungs- und Wissensbrange erfüllte Kurfürstin machte eine Aus-
nahme und nur ihre Gunst konnte Leibniz den Aufenthalt in
Hannover erträglich machen; für ihren Sohn Georg war der
große Philosoph nichts weiter als ein „lebendiges Diction-
naire“.

Leibniz tritt aus dem Rahmen des Ganzen achtungsgebietend heraus, und wir verfolgen mit Antheil und Belehrung seine
Worte, Handlungen und unendlich vielfachen Bestrebungen bis
dahin, wo man seine Ueberreste in einer Weise bestattete, daß
der Engländer Ker of Keroland, der gerade an seinem Todes-
tage in Hannover ankam, davon sagte: Leibniz sei eher als ein
Bengelagerer begrabene worden denn als ein Mann, welcher die
Bierde seines Vaterlandes gewesen sei.

Hier ist auch der geeignetste Ort, um eine Stelle aus einem
Gespräche zwischen Leibniz und Lord Maclesfield mitzutheilen.
Letzterer stand an der Spitze einer aus etwa 40 Personen beste-
henden Gesandtschaft, welche nach Hannover gekommen war,
um der Kurfürstin den Entschluß des Parlaments vom 23. Juni
1701 zu überbringen, der ihr und ihren Nachkommen nach dem
Ableben der Königin Anna die Thronfolge sicherte. Der Lord
führt sich bei Leibniz mit etnem Empfehlungsschreiben des Bischofs
Burnet ein, welches für diesen die größten Lobsprüche enthielt.
Nachdem Leibniz gegen den Lord bemerkt, daß seine Leistungen

allerdings im Auslande, in Frankreich und England mehr An-
erkennung fanden als in dem Heiligen römischen Reich deutscher
Nation, entspinnt sich folgendes Gespräch: „Das ist allerdings
leider wahr“, meinte der Lord, „Deutschland hat von sehr
seiner berühmtesten Männer sehr vernachlässigt.“ — „Verzagen
lassen“, verbesserte Leibniz, „wie zum Beispiel Grotius, Wic-
nus von Gatten und Kepler.“ — „Und“, fuhr der Lord fort, „ihre
Verehrung der Nachwelt und dem Auslande überlassen.“ — „Es
ist nun einmal die Eigenthümlichkeit des deutschen Charakters“,
meinte Leibniz, „alles Fremde dem Einheimischen, und wenn
dieses zehnmal besser wäre, vorzuziehen; das war schon zu den
Zeiten der Römer und ist heute noch der Fall. Wir Deutsche
neigen sehr zum Weltbürgerthum, haben wenig Patriotismus
und beschäftigen uns mehr und lieber mit den Angelegenheiten
anderer Völker als mit unsern eigenen. Der Kosmopolitismus
ist unsere innerste Natur und kann uns daher auch eben nicht
zum Vorwurf gereichen.“ — „Durchaus nicht“, lautete die
Antwort des Lords, „es ist sogar gut, daß es auch ein sol-
ches Volk auf dem Erdenrunde gibt, das kosmopolitisch denkt
und handelt, den übrigen Völkern die Resultate seines Denkens
mittheilt und das Schöne und Gute anderer Nationen mit Be-
nachtsamung sammelt und in sich aufnimmt. Ist denn auch wirklich
einmal etwas Gutes dazwischen, so wird solches in der großen
Masse des wirklich Guten ohne schädliche Folgen sein.“ u. s. w.

Was den unehelichen Sohn des Philosophen, Düniger,
betrifft, so erfahren wir auch über dessen und seiner Nach-
kommen Schicksale Näheres aus dem Buche. Der Verfasser er-
zählt, daß Düniger das Schreibergeschäft bei seinem Vater auf-
gegeben habe und fährt fort: „Zunächst bezog Düniger ein klei-
nes Stübchen auf der Marktstraße, wo er noch 17 Jahre, bis
zum Tode des großen Gelehrten, verblieb und sich seinen Lebens-
unterhalt als Maler und Kunstdrucker erworb. Mit ziemlicher
Gewißheit hoffte er, daß, ungeachtet er im Unwillen von Leibniz
geschieden war, dieser ihn im Testamente bedenken würde. Doch
blieb dies ein frommer Wunsch. Kunstreue seine Handlungs-
weise gegen seinen einstigen Dienstherrn bereuend, verließ er
Hannover und siedelte nach dem städtischen Möckern, im jehem-
schen Kreise im Magdeburgischen, über, wo er, weil seine Kunst
dieselbst nicht geschätzt wurde und genügend verworfen werden
konnte, nur kümmerlich sein Dasein fristete. Er überwand seine
Rathlosigkeit und verheiratete sich mit einem armen Mädchen,
und nahm auch seine Mutter, Marie Moriz, die Tochter des
Tagelöhners und Hausmanns Andreas Moriz aus Bernshaus,
bei sich auf. Als sein Tod im Jahre 1760 erfolgte, hinterließ
er zwei Töchter, von denen die eine 1789 in so großer Die-
tigkeit lebte, daß die öffentliche Milde für sie in Anspruch ge-
nommen wurde. Sie sah dem großen Gelehrten ebenso ähnlich
wie Düniger.“

Was den Roman von H. von Maltiz „Leibniz und
die beiden Kurfürstinnen“ (Nr. 2) betrifft, so haben wir eben
schon angedeutet, daß er weniger romanartig angelegt und durch-
geführt ist als der Andrea'sche. Nur eine Liebchaft des Grafen
Königsmarsch scheint ihm diesen Charakter geben zu wollen; aber
sie tritt nicht sehr in den Vordergrund und hat mit dem rath-
selhaftesten Verschwinden oder der mutmaßlichen, auf Ankisten des
Grafen Platen im Dunkel der Nacht vollzogenen Ermordung des
Grafen ziemlich mitten im Roman ein Ende. Der Roman ist
seinem größten Theile nach einfach eine Hofchronik, eine fast
tagebuchartig fortschreitende Lebensgeschichte der Kurfürstin Sophie
von Hannover und ihrer Tochter, der Kurfürstin von Branden-
burg und spätern Königin von Preußen Charlotte und geht, je
mehr er sich seinem Schlusse naht, immer mehr in diesen drei-
ausenartigen Charakter über.

Aber zur Kenntniß des Hoflebens der damaligen Zeit und
speciell der Höfe Hannover, Hertenhausen und Berlin, Char-
tenburg enthält der Roman reichhaltiges Material. Der Verfasser
scheint nach dieser Seite hin wirklich ernste und eingehende Stu-
dien gemacht zu haben. Der Verfasser bemerkt im allgemeinen

ihr das Treiben an den damaligen deutschen Höfen: „Auch der beste Souverän hielt sich für ein von andern Menschen verschiedenes Wesen; die Begierde nach dem Ausländischen erregte bei ihnen Fiel gegen das ursprüngliche Eingheimische, sie lebten und sprachen französisch, sie nahmen ihre amusements Zeitvertreiber aus Italien und ließen die Quellen des Wohlstandes ihrer deutschen Brüder in sinnlichen Vergnügungen zu Venebig und Rom verschwenderisch ausfließen“ u. s. w. Die Fürsten, die Hofcavaliers und Hofdamen, welche das Volk und den Bürgerstand nur die „Canaille“ zu nennen beliebten, schienen es förmlich darauf abgesehen zu haben, den Beweis zu liefern, was der Mensch in Genuß und Vergnügen aushalten könne. Es kam man wochenlang aus der Schwelgerei, dem Raufsch, aus Rauschessen und andern Tollheiten nicht heraus. Sich eine Maitresse neben der legitimen Gattin zu halten, gehörte förmlich zum Anstand; diese Sitte oder Unsitte verstand sich so von selbst, daß die Ehefrauen hierin die größte Nachsicht übten, ihren Männern wol gar Maitresses, die sie für die unschädlichsten hielten, zuführten, sich aber auch häufig für diese Duldsamkeit dadurch schuldig hielten, daß sie sich unter den Hofcavalieren nach Trägern umsehen. Selbst die Kurfürstin Sophie, die sonst eblen gütigen Genüssen huldigte, frühnte der Prachtliche, und als der Erbprinz Georg gegen die Franzosen ins Feld zog, nahm er auf besonderes Anstehen der Mutter 77 Bediente, 15 Kuchner, 132 Luxuspferde, zwei Zuckerbäcker, zwei Meisterköche, einen Bratenmeister, einen Kapazenenstopfer und 20 Kutscher mit. Ein andermal erzählt der Verfasser, daß der berliner Hofpoet Besser für ein 70 Strophen umfassendes Trauergedicht auf den Tod der Königin Charlotte nicht weniger als 3000 Thaler erhielt.

Die raffinierteste Bildung schloß aber damals die größte Eitelkeit und Eümhüchtheit nicht aus, und diese führte nicht selten zu solchen empörenden Scenen, wie diejenige, welche Nattig im ersten Kapitel des zweiten Bandes erzählt. Bei einem häßlichen Bank zwischen dem genannten Prinzen und seiner allerdings nur zu lebenslustigen Gemahlin, einer geborenen Prinzessin von Gelle, von der dann auch die Trennung erfolgte, griff der Prinz an die Kehle der Gemahlin, drängte sie mit erschütterndem Schrei zurück, schwenkte gegen die Wand und rief, die Zähne aufeinanderbeißend: „Ich erwürge dich!“ Man sah die rothe Stelle, die des Prinzen Griff am Halse seiner Gemahlin zurückgelassen hatte. Interessant ist auch der Versuch geschübert, welchen der Zar Peter auf seiner großen europäischen Rundreise an den Höfen von Berlin und Hannover anstaltete. In Berlin beräuschte er sich in Gegenwart der Dänen in Brantwein, sodas er nachmittags vollkommen unbrauchbar war; er äußerte einmal, daß ihm im Kriege eine Niederlage ebenso lieb sei wie ein Sieg, wenn nur der Feind nicht viele Menschen verliere, da er auf einen Schweden, Dänen oder Türken immer drei Russen opfern könne. Einen seiner Diener hatte er wegen irgendeines Vergehens zum Aufknäpfen, einen andern zum Zungenabschneiden verurtheilt, was aber in Berlin auf Einspruch des Gesandten unterblieb. An einer hochgestellten Dame, der Gemahlin des russischen Gesandten in Dresden, hatte aber der Zar wegen eines von ihr gebrauchten ihm missfälligen Worts, die Strafe des Zungenabschneidens wirklich vollziehen lassen, wobei der Fenster der sich sträubenden Dame die Zunge mit Gewalt herausriß. Auch die Hofdamen Hannover hatten von seinen Brutalitäten viel zu leiden; Niemannssegge sagte er eine Gottin über ihren feisten Diener, einer hohen Dame eine Unanständigkeit über ihren parat Reistock und er strich ihr dann mit plumper Hand über Wangen, um zu sehen, ob die rothe Schminke abfärbte. Nur gerade anwesenden Kurfürstin Charlotte gelang es, durch seines, edles und zugleich imponirendes Benehmen den nordeuropäischen Barbaren und sogar seinen Brantweinbuck in Schranken zu halten, weshalb man sie auch am Hofe die „Bärenwirthin“ nannte.

Leibniz ist übrigens in diesem Roman im ganzen so sehr prägnant, daß sein Name auf dem Titel ebenso gut hätte fehlen können.

len dürfen. Er erscheint hier mehr in der zweideutigen Stellung eines Hof- oder Weltmanns und wird sogar einmal genöthigt, ein Fest mit lasciven Versen aus seiner Feder zu veröffentlichen, wofür er sich eine Strafrede der Kurfürstin, aber auch das Lob frivoler Hofdamen zuzog. Zweideutig erscheint sein Charakter allerdings auch insofern, als er von Anton Ulrich, dem Haupt der ältern braunschweigischen Familie, der stets dauernd gegen Hannover intriguirte, gleichfalls ein Jagdgeld bezog. Die Hofpersonen duldeten ihn, weil er die Gunst der Kurfürstin genoß, aber im Grunde sahen sie auf ihn mit Geringschätzung herab. Wie aber dachte erst von ihm der preussische Kronprinz, der spätere Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I.? Als dieser gebeten wurde, sich der von Leibniz mit gestifteten berliner Akademie anzunehmen, rief er aus: „Was geht mich der Leibniz an! den Kerl kann ich nicht einmal zur Schilbwaage brauchen!“ Der Roman schließt gleichfalls mit dem Tode und dem traurigen Begräbniß des Philosophen. Die bezahlten Leichenbitter und Träger waren da; aber weder von seiten des Hofes, noch der Behörden, noch der Stadt stellte sich ein Leidtragender ein. Es hatte sogar Mühe und Noth gekostet, ihm eine Ruhestätte in der neuländischen Johanneskirche zu erwirken, und die Geistlichen erwähnten des großen Todten auf den Kanzeln mit Anspielungen auf seinen Unglauben. Sein baarres Vermögen, im Betrage von 16000 Thaleru fiel an seinen Schwesstersohn, den Pastor Köstler in Probstheida bei Leipzig, dessen Frau beim Anblicke der Geliebten vor Freude vom Schlagflusse getödtet wurde. Das von ihm vollendete Manuscript der Geschichte des Hauses Braunschweig blieb in der Bibliothek 130 Jahre unbenutzt und begraben. Der Verfasser erzählt dann noch: „Leibniz' Tod ging spurlos vorüber. Die Akademien zu Berlin und London ließen sein Wort über das Hinscheiden eines großen Gelehrten hören, nur Fontenelle hielt ein Jahr später in der französischen Akademie eine glänzende Rede über die Größe und Verdienste Leibniz' und Wolf in Halle schrieb für die „Acta Eruditorum“ einen rühmlichen Nachruf. Als der König Friedrich Wilhelm von Preußen erfuhr, daß Leibniz gestorben sei, ernannte er den Hofnarren zu seinem Nachfolger in der Akademie und sagte: „Der Kerl war doch zu nichts tauglich!““

H. M.

Aus dem deutschen Seemannsleben.

1. Das Haus Seefahrt zu Bremen. Von J. G. Rohl. Bremen, Strack. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Aus dem Leben eines Seemanns. Schilderungen von Land und Leuten jenseit des Oceans. Von Ludwig Jermann. Zwei Bände. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. 1863. 8. 2 Thlr.

Unsere Zeit ist das Zeitalter der Associationen. Man hat begriffen, daß zehn Menschen, die sich zu einem bestimmten Zwecke vereinigen, ungleich mehr vermögen, als zehn einzelne, die getrennt auf denselben Zweck hinarbeiten. Aber bereits das Mittelalter kannte Verbrüderungen zum gegenseitigen Weikande in Fällen der Noth und zum Schutz gegen auswärtige Feinde. Die Gutsheuerungen der Zünfte, Gilden und Innungen von seiten der Kaufleute und Handwerker, der Maschinpeien und Wört-fahrten der Schiffer reichen bis in die früheste Geschichte der Städte hinauf. Von dem Hause Seefahrt in Bremen haben aber vielleicht die wenigsten unserer mittel- und süddeutschen Leser gehört. Doch sind die Verhältnisse und die geschichtliche Entwicklung dieser noch bestehenden Schiffergesellschaft wol geeignet, auch außerhalb Bremens Interesse zu erwecken, und bieten jedenfalls einen Beitrag zur Geschichte des Associationswesens.

Die Gründung der noch jetzt „Haus Seefahrt“ genannten Schifferinnung fällt in das Jahr 1545 und steht mit der gerade damals im Norden Deutschlands vollkommen siegreichen Reformation in einem gewissen Zusammenhang. Denn es war von alters her üblich gewesen, daß Seeleute beim Kauf und Verkauf von Schiffen, bei Abschließung von Feuercontracten, nach

einer glücklich vollendeten Fahrt, in Folge der Errettung aus drohender Seefahrt oder bei dergleichen Gelegenheiten Kirchen und milden Stiftungen Gaben darbrachten. Es scheint, daß mit der Kirchenreformation, die seit 1525 Bremen durchdrang, Unregelmäßigkeiten und Unordnungen bei der Verwendung von derartigen Spenden eingerissen sind, und dies ist völlig begreiflich, denn die alten Institute, die Klöster und die mit den Kirchen zusammenhängenden frommen Bruderschaften hatten aufgehört und neue Einrichtungen zu verwandten Zwecken waren noch nicht gebildet. Diese organisirten sich jedoch in verhältnismäßig kurzer Frist und in einer der neuen Ordnung der Dinge entsprechenden Weise.

Die Familie eines Gewerbetreibenden ist leichter der Noth ausgesetzt, als die eines unvermögenden Seemanns. Denn selbst abgesehen von der Ketten Lebensgefahr, in welcher der Ernährer schwelgt, ist derselbe nicht selten jahrelang abwesend und sehr gewöhnlich auch bei gutem Verdienst und bei Sparsamkeit außer Stande, seiner Familie das Geringste zuzuführen zu lassen. Mit dem Aufhören der alten Zufluchtsstätten der Bedrängten wuchs die Noth, und wie in den übrigen Hansestädten waren auch in Bremen die Verordneten und Ältesten der dortigen alten Schiffergesellschaft bald mit Versammlungen und Berathungen thätig, um die Leiden der Armen und Unglücklichen ihres Standes zu mindern. In einer dem Rathe zu Anfang des Jahres 1545 vorgelegten Schrift ersuchten sie denselben, daß sie alle jene alten Schiffsgelder, „Brüche, Gottespfennige, Gelübdegelder“, die man ehemals zum Theil zu Kirchenmessen, Altardienst und „andern jezt für ungöttlich gehaltenen Verrichtungen“ verwandt habe, bloß zum Vortheil der Armen einziehen dürften. Der Rath fand die ganze Einrichtung sehr nützlich, „christlich billig, rechtmäßig und zur Ehre des Allmächtigen und aus Liebe des Nächsten eingerichtet“, und confirmirte die vorgelegten Statuten dieser „Haus Seefahrt“ genannten Schifferinnung. Im Jahre 1661 war die Gesellschaft durch Beiträge und Vermächtnisse so wohlhabend geworden, daß sie ein geräumiges, vordem einer patricischen Familie der Stadt gehöriges Haus zu kaufen im Stande war, welches noch jezt das Versammlungslokal der Gesellschaft ist.

Die ursprünglichen Geseze, die ersten Einrichtungen des Hauses Seefahrt, die Mittel, über welche sie gebot, ihre wechselvollen Schicksale, ihre Vereinigung mit der Bootleute-Bruderschaft, ihre Sorge für die Christensklaven bei den Barbaren, ihre Maßregeln und ihre jezige Gestalt werden von dem Verfasser im weitem Verlaufe des Werks geschildert. Einfachlich der Ausführung bemerken wir nur, daß derselbe in keinem seiner zahlreichen frühern Werke größern Fleiß und größere Sorgfalt bei der Feststellung der einzelnen in Betracht kommenden Data mit seiner einfachen und anziehenden Darstellung verbunden hat.

Von Bremen aus hat der Oberfeuermann Ludwig Jermann seine Fahrten nach Ost- und Westindien, nach Norwegen und Neuyork gemacht, und es sind Wiber aus dem praktischen Seeleben, die uns in seinem Werke vorgeführt werden. Der Verfasser hat eine hohe Meinung von seinem Beruf, und es ist wahr, daß der gewöhnliche Seemann im allgemeinen eines höhern Grades von Muth bedarf als der gewöhnliche Soldat. Einen Feldzug ohne Schande mitzumachen, dazu gehört kein besonderer Heroismus. Der Soldat wird gebrängt, oft gezwungen, seine Pflicht zu thun, in der Regel ruhen die Augen seiner Vorgesetzten und Kameraden auf ihm, er weiß, daß Ehren und Belohnungen seiner warten, wenn er sich auszeichnet; aber es gehört etwas mehr dazu, frei, oft der Beobachtung ganz entzogen, mit kalter Ueberlegung auf schwindelnder Höhe, in der schwankenden Tafelage, bei Nacht unter Stürmen und eifigem Regen sein Werk zu verrichten ohne die mindeste Aussicht auf eine Gehaltssteigerung oder nur ein besonderes Lob. Auch stimmen wir gern in die Entschuldigungen für den Seemann ein, der, nach der schweren Arbeit und den harten Entbehrungen vieler

Monate endlich aus Land gekommen, sich dem langentbehrten Genuße bis zum Uebermaße hingibt.

Aber auch die Sinnlichkeit und Noth, die man früher als von dem Seeleben untrennbar hielt, wird seltener, je mehr junge Männer, die schon einige Schulbildung genossen haben, sich diesem Stande widmen. Zu dieser Klasse gehört der Erzähler dieser Schilderungen aus entfernten Welttheilen. Er schildert uns seine eigenen Erlebnisse und Empfindungen auf der offenen See, am Bord fremder Schiffe, in dem Hafen von Ceylon, auf der Küste von Malabar, auf Isle-de-France, auf Cuba, Puerto-Rico und Neuyork. Die Erzählung des Selbsterlebten hat vor den Dichtungen stets einen besondern Reiz voraus, und namentlich Leser des Binnenlandes, für die der Verfasser hauptsächlich schreibt und die trotz unserer Eisenbahnen und Dampfschiffe oft nur eine unklare Vorstellung von den Freuden und Leiden des Seelebens haben, werden seinen Darstellungen durchaus nicht ohne Interesse und Belehrung folgen.

Notizen.

Der Antheil des Adels an deutscher Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Bei Muquardt in Brüssel erschien ein Werk von Faver Genschling, dem bekannten und verdienstvollen belgischen Statistiker, unter dem Titel: „La noblesse artiste et lettrée“, worin alle Leistungen auf dem Gebiet der Wissenschaften und Künste aufgezählt, systematisch zusammengefaßt und in culturhistorischem Sinne beleuchtet werden. Der Verleger spricht in der Ankündigung die Hoffnung aus, in der er sich wahrscheinlich auch nicht täuschen wird: das Werk werde in den betreffenden Kreisen Aufsehen erregen und gern gelesen werden. Wir für unsere Person haben uns schon längst gewundert, daß bei uns in Deutschland sich noch kein Freund und Kumpel des Adels gefunden habe, der, um dessen Ehre zu retten, die Verdienste des deutschen Adels an Kunst, Dichtkunst und Wissenschaft in einem besondern Werke zusammenstellte und beleuchtete, wodurch diesem Stande gewiß ein größerer Dienst geleistet worden wäre, als durch alle hochtrabenden Lebensarten über die traditionelle Bedeutung des Adels als einer bevorrechteten Klasse. Freilich würde aus einem solchen Werke auch das bemerkenswerthe Factum hervorgehen, daß die bahnbrechenden Geister unserer Nation ziemlich ausschließlich dem Bürgerthum, und zwar meist nicht dem wohlhabenden, nicht dem bürgerlichen Patricium angehörten, daß, von einzelnen Dichtern wie Ghr. C. von Kleist, den beiden Grafen Stolberg, G. W. von Gerstenberg u. s. w. abgesehen, die Bethheiligung des Adels an der deutschen Literatur erst nach Abschluß unserer classischen Literatur zur Zeit als die romantische Schule zur Herrschaft gelangte, eine wirklich lebhaft wurde, wie die lange Reihe adelicher Dichter: G. von Kleist, F. von Hardenberg (Novalis), R. von Schenckendorff, J. von Eichendorff, F. de la Motte Fouqué, A. von Chamisso, F. von Gaudy, F. von Sallet, Graf von Auersperg, Niembö von Strehlenau, Graf von Platen-Hallermünde, Gräfin Hahn-Hahn, Annette von Droste-Hülshoff u. s. w. beweist. In weniger geringem Grade dagegen theilte sich der deutsche Adel an der Entwiklung der Wissenschaft — obschon hier einige berühmte Namen, vor allem die beiden Humboldt, die freilich nicht dem alten Landesadel angehörten, und L. von Buch zu nennen wären — und der Tonkunst, auf deren Gebiete nur wenige adeliche Namen glänzen, und verhältnismäßig fast noch weniger zeigte sich auf dem Gebiete der Sculptur, Architektur, Malerei, Kupferstecherkunst u. s. w. thätig. Große Verdienste hat dagegen der bessere Theil des deutschen Adels, besonders aus dem vorigen Jahrhundert, an deutsche Literatur, Kunst und Tonkunst dadurch erworben, daß er genießend und fördernd hervorragende bürgerliche Talente schützte und ermunterte. Seitdem der Adel mehr und mehr wenigstens auf dem Gebiete der Literatur productiv geworden, scheint er allerdings diese ehrenvollen

Stellung von Mäcenen ziemlich aufgegeben zu haben, mit Ausnahme einzelner regierender Fürsten. A. M.

Zur Literatur über Moses.

Wir erlauben uns auf folgende Schrift des verstorbenen Dr. B. Beer: „Leben Moses“ nach Auffassung der jüdischen Sage. Ein Fragment aus dessen handschriftlichem Nachlasse“ (Leipzig, Reiner, 1863), aufmerksam zu machen. Dem mit vielem Beifall aufgenommenen „Leben Abraham's“ von demselben Verfasser sollte das „Leben Moses“ sich anreihen und diesem später das „Leben David's“ folgen. Doch inmitten der Arbeit überraschte ihn das unerbittliche Geschick; die Feder entfiel ihm, und nur ein Bruchstück hat er uns als sein letztes theures Vermächtniß hinterlassen. Gern möchten wir hier dem allzu früh verstorbenen Freunde und Lehrer den ihm gebührenden Tribut zollen, gern seine Verdienste als Mensch und Gelehrter rühmen, gern verstanden, was er als Vorkämpfer für seine Glaubensgenossen gewirkt; doch für ersteres wäre dies nicht der passende Ort und letzteres ist bereits von anderer kundiger Hand geschehen. So begnügen wir uns damit, auf das vorliegende Schriftchen aufmerksam zu machen, das wol geeignet ist, die Zahl der Freunde und Verehrer des Verstorbenen noch zu vermehren, und seine Verdienste als Schriftsteller in helles Licht zu setzen. Bei der bekannten Ueppigkeit der orientalischen Phantasie kann es nicht wunder nehmen, daß die hehre Gestalt des großen Gesetzgebers, des eigentlichen Schöpfers des Judenthums, eine Fülle von Sagen umschwebt, daß dem Sammler der Stoff hier im reichsten Maße zufließt und er leicht Gefahr laufen kann, von der Massenhaftigkeit desselben erdrückt zu werden. Nie aber ist ein reichhaltiger Stoff besser bewältigt worden, als im vorliegenden Fragment; seine höchst geschmeidige und wahrhaft keusche Form gewährt ihm den Reiz eines wohlangelegten Kunstwerks, welches nirgends den Schweiß der Arbeit verräth und dessen scheinbare Knacklosigkeit um so anziehender und fesselnder auf uns wirkt. Und glaube man nicht, daß die Phantasie der jüdischen Rabbiner, die hier bei der Umkleidung ihres größten Weisen und Propheten thätig gewesen, bloß eine kindisch spielende war; vielmehr offenbart sich in diesen morgenländischen Sagen die tiefste Weisheit, und werden hier Fragen der gewichtigsten Art, die noch heute und gerade im Augenblick mehr als je unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, in sinniger und tief verfassender Weise gelöst. So z. B. S. 44 die Arbeiterfrage, und S. 47 die der Todesstrafe. Der Ringlase's Bericht von dem vom Schläfe überfallenen englischen Ministerium gelesen, dem wird das S. 51 Erzählte nicht mehr als bloßes Märchen erscheinen. Ueberhaupt trägt das ganze Büchlein so sehr den Charakter der Wahrheitsliebe an sich, daß man geneigt ist, es für eine wahre Erzählung hinzunehmen, und muß man aus allen diesen Gründen um so lebhafter bedauern, daß es dem verewigten Verfasser nicht vergönnt war, es zu vollenden und die Literatur um ein schönes und gediegenes Werk mehr zu bereichern. Allen Freunden des Verfassers und einer lehrreichen und spannenden, wiewol schmucklosen und ungekünstelten Lectüre sei das Bruchstück, wie es eben vorliegt, bestens empfohlen. 36.

Bibliographie.

Beck, R., Jadwiga. Gedicht in elf Gesängen. Leipzig, Cramo. 16. 20 Ngr.
Brook, A., Schuplos, aber nicht hilflos. Novelle. Zwei Theile. Dresden, Kuntze. 8. 3 Thlr.
Charakterköpfe aus dem deutschen Befreiungskriege. Zur Erinnerung an das Jahr 1813. Drei Bände. Hamburg, Verlag der modernen Klassiker. Gr. 8. à 15 Ngr.
Erzählungen aus dem Erzgebirge. Ein Familienbuch zur Unterhaltung und Belehrung für alle Stände. Herausgegeben unter Mitwirkung mehrerer beliebter Schriftsteller von C. und

A. Schlesinger. Mit colorirten Abbildungen. 1ste Lieferung. Deberan, Schlesinger. Gr. 4. 3½ Ngr.

Frank, P., Geschichte der Lonsunft. Ein Handbüchlein für Musiker und Musikfreunde. In übersichtlicher, leichtfaßlicher Darstellung. Leipzig, Merseburger. 8. 18 Ngr.

Freund, L., Lug und Trug. Vom Standpunkte des Strafrechts und der Geschichte dargestellt. 1ster Band. Berlin, Deder. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Freusberg, J., Dreiunddreißig Gelegenheitsreden. Paderborn, Schöningh. 8. 1 Thlr.

Für Dich von mir. Briege, Köhler. Gr. 16. 1 Thlr.
Geschichte der Verfolgung und Leiden des Manuel Matamoros und anderer Protestanten in Spanien. Aus dem Englischen. Berlin, F. Schulze. 8. 4 Ngr.

Gehr, J., Uhlant's Leben. Ein Lebensbuch für das deutsche Volk. 1ste Lieferung. Stuttgart, Kröner. 8. 4 Ngr.

Görting, A., Der Adept oder der letzte Rosenkreuzer. Roman. Vier Theile. Leipzig, Häfeler. 8. 3 Thlr.

Gahn-Gahn, Ida Gräfin, Zwei Schwestern. Eine Erzählung aus der Gegenwart. Zwei Bände. Mainz, Kirchheim. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hartmann, R., Reise des Freiherrn Adalbert von Barmin durch Nord-Ost-Afrika in den Jahren 1859 und 1860. Mit Abbildungen und Karten. Berlin, G. Reimer. Imp.-4. 10 Thlr.; mit Atlas in qu. Fol. 24 Thlr.

Hermann, C., Der pragmatische Zusammenhang in der Geschichte der Philosophie. Dresden, Kuntze. Lex.-8. 10 Ngr.

Himmel und Hölle. Eine Studie. Berlin, Herbig. Gr. 8. 2 Thlr.

Hochstetter, F. v., Neu-Seeland. Mit 2 Karten, 6 Farbenhaflichen, 9 großen Holzschnitten und 89 in den Text gedruckten Holzschnitten. Stuttgart, Gotta. Lex.-8. 7 Thlr.

Hofstätter, J., Aus Berg und Thal. Blätter aus dem Wolfe für das Volk. 1tes Bändchen. Bern, Huber u. Comp. 8. 24 Ngr.

Kobell, F. v., Pälzische Geschichte. In der Mundart erzählt. München, Fleischmann. 8. 1 Thlr.

Kappaport, M., Bajazzo. Ein Gedicht. Leipzig, Arnob. 16. 27 Ngr.

Rosenhagen, J. F., Charakterzüge, letzte Reise, Krankheit und Ende der Königin Luise von Preußen. Nach authentischen Quellen. Berlin, F. Müller. 8. 5 Ngr.

Rüffer, C., Gedichte. Gotha, Glaser. 18. 20 Ngr.

— Die Walburgisnacht. Lustspiel in drei Aufzügen. Gotha, Glaser. 18. 10 Ngr.

Steub, L., Der schwarze Gast. Erzählung aus den Tagen der tiroler Protestantenfrage. München, Fleischmann. 8. 16 Ngr.

Tageliteratur.

Aufsätze über Rom. Moers, Spaarmann. 8. 10 Ngr.

Erinnerungsfranz an die Freiheitskriege in den Jahren 1813, 1814 und 1815 und an die Festfeier am 17. März 1863. Preußens Kriegern dargebracht von C. L. Rautenberg. Mohrungen, Rautenberg. 8. 7½ Ngr.

Frankfurter, R., Denkrede auf Dr. Gabriel Rieffer. Gehalten am 2. Mai 1863 im Neuen israelitischen Tempel. Hamburg, B. S. Verensohn. Gr. 8. 4 Ngr.

Rassalle, F., Die indirecte Steuer und die Lage der arbeitenden Klassen. Eine Vertheidigungssrede vor dem R. Kammergericht zu Berlin gegen die Anlage die besitzlosen Klassen zum Haß und zur Verachtung gegen die Besitzenden öffentlich angereizt zu haben. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 16 Ngr.

Maltiz, A. v., Die Wunderkur der Hölle. Ein Nachtstück. Weimar, Kühn. Gr. 16. 3 Ngr.

Schottmüller, A., Rede zur 100jährigen Jubelfeier des Hubertsburger Friedens. Berlin, Herbig. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Meine Wanderung durchs Leben.

Ein Beitrag zur innern Geschichte der ersten Hälfte
des neunzehnten Jahrhunderts

von

Dr. Gerd Eilers,

königl. preuss. Geheimen Regierungsrathe a. D.

Sechs Theile. 8. Geh. 10 Thlr. 10 Ngr.

Selten hat ein Werk in den literarischen und politischen Kreisen so viel Aufmerksamkeit erregt wie diese interessanten und werthvollen Memoiren zur Zeitgeschichte. Es sind Schilderungen des geistigen und politischen Zustandes Deutschlands unter's bis zur Gegenwart, ange- und Berührungen mit hervorragenden dadurch sich auszeichnend, daß Verfasser überall die volle Wahrheit frei und Verhüllung wirklich gibt. Vortragende Bedeutung für die Gegenwart sowohl wie der gegenwärtigen Staat.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Sechste Auflage. 15 Bände. Complet 20 Thlr.

Durch Vollständigkeit und Gediegenheit der Bearbeitung behauptet dies Nationalwerk der Deutschen stets den Vorrang vor allen directen und indirecten Nachbildungen. Zu beziehen in 80 Heften zu 7½ Ngr. in 15 Bänden zu 1 Thlr. 10 Ngr. vollständig: 20 Thlr., geb. 23½ Thlr., 24 Thlr., 24½ Thlr.

Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.

500 Blätter in Stahlstich nebst Text.

Complet 24 Thlr., cartonnirt 26½ Thlr., gebunden 32½ Thlr. Auch in Lieferungen oder zehn Abtheilungen zu beziehen.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

In monatlichen Heften zu 6 Ngr.

„Unsere Zeit“ zählt die geachtetsten Schriftsteller zu Mitarbeitern und bildet eine laufende Fortsetzung des Conversations-Lexikon.

Preisermässigung.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Lloyd (E. H.) and G. H. Noehden. A new dictionary of the English and German language. In 2 parts. Part I. English and German. Part II. German and English. 2d edition, enlarged and corrected. 8. Hamburg, 1836. (2 Thlr. 20 Ngr.) Ermässigtter Preis 24 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Moderne Gesellschaft.

Roman in zwölf Büchern von

Franz von Kemnersdorf.

Vier Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Der pseudonyme Verfasser, durch seine geistvolle Auffassung und Schilderung italienischen Lebens in dem Romane „Unter den Ruinen“ (vier Theile, 4 Thlr.) bereits vorthellhaft bekannt, bietet mit diesem neuen größern Romane ein Sittengemälde aus der deutschen Gegenwart, reich an pikanten Scenen und spannenden Verwickelungen. Schonungslos wird die Frivolität und Blässheit der genussüchtigen Welt vor ihm erschleiert, aber mit seinem Takt sind überall die Grenzen eines gebildeten Geschmacks in der Darstellung gewahrt.

Werthvolle Bücher zu ermässigten Preisen,

bis Schluss des Jahres 1863

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt vergütet.

Haus- und Landwirthschaft.

Darstellung der Landwirthschaft Großbritanniens in ihrem gegenwärtigen Zustande. Nach dem Englischen von A. O. Schweiger. Zwei Bände. 8. 1838—40. (6 Thlr. 20 Ngr.) 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieterichs (J. F. Ch.). Handbuch der gesammten Hauswirthschaft für Landwirthe. 8. 1848. (1 Thlr. 21 Ngr.) 12 Ngr.

Jester (F. G.). Ueber die kleine Jagd, zum Gebrauch angehender Jäger und Jagdliebhaber. Vierte Auflage. Bearbeitet und herausgegeben von R. F. G. Freiherrn von Berg. Zwei Bände. Mit Lithographien und in den Text eingedrungen Holzschnitten. 8. 1859. (3 Thlr. 6 Ngr.) 2 Thlr.

Rörte (B.). Albrecht Thaer. Sein Leben und Wirken als Arzt und Landwirth. Aus Thaer's Werken und literarischem Nachlasse dargestellt. Mit dem Bildnisse Thaer's. 8. 1838. (2 Thlr. 15 Ngr.) 12 Ngr.

Ein ausführlicheres Verzeichniss im Preise ermässigtter Werke, aus fünf Abtheilungen bestehend, ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

Dieser alphabetische Hausschatz aller für das tägliche Leben wissenswerthen Kenntnisse, die neuesten auf das Hauswesen bezüglichen Erfindungen und Verbesserungen in übersichtlicher Vollständigkeit enthaltend, mit zahlreichen erläuternden Abbildungen, verdient in jeder Familie Eingang zu finden. Das bestmögliche Erscheinen erleichtert die Anschaffung des Werks.

In allen Buchhandlungen werden nach Unterzeichnungen angenommen.

Vollständig in 60—80 Heften oder 6—8 Bänden. Preis des Heftes 7½ Ngr., des Bandes geheftet 2 Thlr. 15 Ngr. gebunden 2 Thlr. 24 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 26. —

25. Juni 1863.

Inhalt: Neuere deutsche Literaturgeschichtschreibung. Zweiter Artikel: Specialbeiträge zur Geschichte der deutschen Literatur. Von Hermann Marggraf. — Religiöse Romane. — Der Kapitän Henry Heron und Herr van Haren. Von Heinrich Dänker. — Culturhistorische Skizzen. — Notiz. (Das „Cornhill Magazine“ über den deutschen Journalismus.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neuere deutsche Literaturgeschichtschreibung.

Zweiter Artikel:*)

Specialbeiträge zur Geschichte der deutschen Literatur.

Hatten wir im ersten Artikel eine Anzahl neu erschienener Werke, welche in Form wirklicher Literaturgeschichten die deutsche Literatur in ihrer historischen Entwicklung und ihrem organischen Aufbau pragmatisch behandeln, in Betracht gezogen, so wollen wir in dem gegenwärtigen zweiten Artikel eine Anzahl von Schriften zusammenstellen, in welchen Lebensbilder und Charakteristiken einzelner deutscher Schriftsteller und Dichter galerieartig aneinander gereiht sind.

1. Menschen und Bücher. Biographische Beiträge zur deutschen Literatur- und Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Robert Prutz. Leipzig, Wagner. 1862. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Deutsche Dichter und Prosaisken von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit nach ihrem Leben und Wirken geschildert von Friedrich Paldamus. Zweite Abtheilung. Von Klopstock bis Schiller. (Unter Mitwirkung von Wilhelm Stricker.) Erster und zweiter Band. Mit Porträts und Facsimiles in Holzschnitt. Leipzig, Teubner. 1858—61. Gr. 16. 2 Thlr. 20 Ngr.
3. Leben und Werke deutscher Dichter. Geschichte der deutschen Poesie in den drei letzten Jahrhunderten von D. F. Gruppe. Erster Band. Erste bis dritte Lieferung. Stuttgart, Braumann. 1863. Per. 8. Jede Lieferung 16 1/2 Ngr.

Robert Prutz' Beiträge zur deutschen Literatur- und Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts „Menschen und Bücher“ (Nr. 1) erregten schon durch ihren Titel unsere besondere persönliche Theilnahme, denn er ist nur der umgekehrte einer von uns bereits im Jahre 1837 herausgegebenen Sammelchrift „Bücher und Menschen“, unserer frühesten Schrift in Prosa. Beide Schriften haben sonst, was Inhalt, Tendenz und Form betrifft, wenig gemein, außer daß die im Prutz'schen Werke zusammengestellten Abhandlungen unseres Wissens bereits früher im „Deutschen Museum“ gedruckt waren, wie auch die in unserer Schrift mit dem umgekehrten Titel enthaltenen biographischen Skizzen, literarischen Charakteristiken und

Genrebilder im „Berliner Conversationsblatt“ und andern Zeitschriften dem Publikum schon früher ihr Compliment gemacht hatten.

Das Prutz'sche Werk enthält zunächst eine allgemeine Betrachtung „Die Literaturgeschichte in Deutschland und das 18. Jahrhundert“ und die ausführlichen Charakteristiken von Johann Timotheus Hermes (1738—1823) und von G. F. D. Schubart (1739—91), Karl Friedrich Bahrdt's Jugendgeschichte (1741—71) und die Biographie des abenteuerlichen Romanschriftstellers Friedrich Karl Laufhards (1758—1822). Das Werk hat das Eigenthümliche, daß die Charakteristiken mit V, VI, VII, VIII bezeichnet sind, II, III, IV dagegen fehlen, daß der erste Aufsatz mit S. 114 schließt und in demselben Bande der nächste Aufsatz, der über Hermes, wieder mit S. 1 beginnt. Eine Vorbemerkung der Verlagsbandlung enthält über diesen etwas eigenthümlichen Umstand die Andeutung, daß die Vollenbung der weitem für das Buch bestimmten Abtheilungen: Johann Christian Günther, Albrecht von Haller und Thomas Abbt sich leider noch immer verzögert habe und daß sie deshalb die Abtheilungen I und V bis VIII veröffentlichen, „hoffend, daß das Buch auch in dieser Gestalt sich zahlreiche Freunde erwerben werde“. Auch wir wollen dies mit der Verlagsbandlung hoffen, denn das Buch gewährt trotzdem, daß wir einige dafür bestimmt gewesene Kapitel entbehren müssen, doch ein lebhaftes Interesse, namentlich in dem biographischen Theile, hier sowol in literar- und culturhistorischer als auch in besonderm Grade psychologischer Hinsicht.

In der ersten Abhandlung beschäftigt sich der Verfasser mit der deutschen Literaturgeschichtschreibung, die noch vor wenig mehr als zwei Menschenaltern „kaum noch dem Namen nach gekannt, eine trodene Anhäufung von Namen und Jahreszahlen“ war, die sich aber gegenwärtig zu einem „so inhaltreichen wie lebensvollen Gemälde aller edelsten und größten Bestrebungen, die jemals auf dem Gebiete unsers geistigen Lebens stattgefunden“, erweitert hat; sie ist nach Prutz die „erste unter den Wissenschaften, welche den Bann der Gelehrsamkeit brach und sich

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 22 d. Bl. 1863. 26.

D. Red.

hinauswagte auf den Markt des Lebens, unter die Masse des Publikums", und die diesen Weg mit so großer Beharrlichkeit und zugleich mit so viel Glück verfolgt hat, „daß sie gegenwärtig eine der ersten Stellen einnimmt unter den Elementen unserer nationalen Bildung überhaupt". Selbst unsere gelehrten Schulmänner hätten einsehen gelernt, „daß der Quell des Schönen, dieser für die Bildung der Jugend so nothwendige, so unerlässliche Quell nicht in Rom und Griechenland allein fließt, sondern daß auch die Geschichte der vaterländischen Literatur einen würdigen Stoff bietet, die jugendlichen Geister daran zu jenen höhern sittlichen Zwecken heranzubilden, die überall das vornehmste Ziel aller Erziehung bleiben müssen".

In einem weitem Abschnitt dieser Abhandlung, welcher das Verhältniß der Literaturgeschichte zur Politik behandelt, wendet er sich mit Recht gegen jene „bei uns in Deutschland wenigstens so althergebrachten und so oft vernommenen Sätze", wonach die Literatur „nicht bloß der Gegensatz, nein, der Feind des Lebens" sei, gegen die Ansicht, „daß die Kräfte, welche der Kunst gewidmet werden, dem Staate verloren gehen, und daß daher eine Nation, die politisch groß und bedeutend werden will, eine gewisse Barbarei in Kunst und Wissenschaft, wenn auch nur vorübergehend, nicht scheuen darf". Er wendet sich gleichzeitig gegen jene „allerneueste specifisch christliche und loyale Literaturgeschichte, mit der man sich gegenwärtig an gewissen Orten so viel weiß und die man uns gern als die Literaturgeschichte als solche verkaufen möchte", gegen diese „Erfindung von sehr neuem Datum", gegen dieses „Product unserer dormaligen überschwenglichen Reactionsperiode".

Dies mag allerdings sehr richtig sein; aber der Verfasser hätte vielleicht auch vor dem andern Standpunkt warnen sollen, vor der Tendenz, die Literaturgeschichte zu demokratisiren und gewissermaßen zu entchristlichen, sie dazu zu benutzen, um gegen alles Christliche und Religiöse in Kunst und Poesie einseitig zu polemisiren, ungeachtet des von Niemer mitgetheilten Goethe'schen Worts, „daß die Menschen in Poesie und Kunst nur so lange productiv bleiben, als sie religiös seien". Selbst der „Heide" Goethe sagte dies — und er sagte Aehnliches auch an andern Orten —, weil er selbst ein religiöses Leben in sich fühlte, ohne das er z. B. seine „Iphigenie", so viele Stellen in „Faust" und anderes Herrliche nicht geschrieben haben könnte. Daß Goethe unter „religiös" natürlich nicht das dogmatisch-orthodoxe Christenthum und alles kopfhängerisch pietistische oder verbammungsfüchtigsanatische Wesen meinte, ist selbstverständlich. Wer aber als Literaturhistoriker den oben ange deuteten antireligiösen Standpunkt einnimmt, wird niemals im Stande sein, die schönste und reinste Periode jenes jetzt so abfällisch verkannten Mittelalters (mit dem man das in Verderbniß und Fäulniß übergehende nicht verwechseln möge) in ihrem all ihr Schaffen, all ihre Kunst und Poesie durchdringenden großartigen Princip vollkommen richtig zu würdigen; er wird niemals im Stande sein, die tiefe Poesie in religiösen Gedichten von den Psalmen bis zu den oft

so vortrefflichen Kirchengesängen der geistlichen protestantischen Lieberdichter zu ahnen, zu begreifen und ihrem eigenthümlichen Werthe nach andern begreiflich zu machen; er wird niemals im Stande sein, das was in den Erzeugnissen der romantischen Schule echt und wahr und aus wirklich nationalen Quellen wie aus den eigenthümlichen Stimmungen der Zeit hervorgegangen war, von den Ausschreitungen und Verirrungen subjectiver Willkür und krankhafter Phantasterei zu unterscheiden. Kurz, wir fordern von der Literaturgeschichte, daß sie weder in der einen noch in der andern Richtung tendenziös, sondern ihrer Aufgabe gemäß historisch verfahre. Von der Kunstgeschichte hat sich dies von jeher von selbst verstanden; warum sollte gerade die Literaturgeschichte gendbthigt sein, zeitgemäßen Tendenzen oder den Zwecken und Absichten irgendeiner religiösen oder politischen Partei Robot zu leisten?

Im übrigen zeigt sich Bruns, der überhaupt die für und Wider in irgendeiner Sache gewissenhaft abzuwägen gewohnt ist, im Verlauf seiner Abhandlung gegen das Mittelalter nicht gerade unbillig. Zwar die eigenthümliche Großartigkeit des Mittelalters geht aus seiner Charakteristik desselben nicht gerade hervor; er findet es vielmehr vollkommen begreiflich, daß selbst hochgebildete Geister im Mittelalter nur einen Abfall, nur eine Verirrung der Menschheit hätten erblicken wollen; aber er gibt doch wenigstens zu, daß dieser vermeintliche Abfall nicht nur ein geschichtlich nothwendiger und unvermeidlicher war, sondern daß er in der That auch einen Fortschritt im Leben der Menschheit bilde. Die „kolossale Weltlichkeit" der Antike habe nämlich die „kolossale Außermittellichkeit" des mittelalterlichen Christenthums als ihren nothwendigen Gegensatz hervorgerufen u. s. w. Es liegt dann wol etwas Hegel'sches in den Worten: „Nur aus diesem Kampfe konnte der vereinstige Frieden, nur aus dieser Entzweiung die höhere Einheit hervorgehen." Aber leben nicht vielleicht auch wir in einer „Entzweiung" statt in einer „höhern Einheit"? Wie viele Entzweiungen wird das menschliche Geschlecht nicht noch auf seiner künftigen langen Wanderung durchzumachen haben? Was will die geschichtliche Vergangenheit, von der wir wissen und die wir ziemlich willkürlich in alte Zeit, Mittelalter und neuere Zeit eintheilen, gegen die künftigen Jahrtausende des menschlichen Geschlechts bedeuten? „Sowenig der Mensch bestimmt ist, ewig Kind zu bleiben, sowenig ist es auch die Menschheit", bemerkt der Verfasser; aber folgt nicht nothwendig auf das Mannesalter auch das Greisenalter und schließt dieses nicht mit dem Tode? Freilich, nur die Völker werden alt und vergehen; die Menschheit selbst regenerirt sich immer wieder aus den durcheinander gemischten Stoffen verwesteter Völker und Reiche. Wenn endlich der Verfasser bemerkt, „die düstere Färbung, das Abstracte, Einförmige, Wesenlose", was dem Mittelalter eigen sei, habe für den ersten Anblick etwas „höchst Bedrückendes, um nicht zu sagen Abscheuliches", so läßt sich gegen eine solche Anschauung vom Mittelalter, die jetzt allerdings den einseitigen Bewunderern desselben

gegenüber von gewisser Seite her eifrig Propaganda gemacht wird, sicherlich manches Triffige einwenden.

Die beste Periode des Mittelalters — denn diese, nicht die düstere, chaotische, barbarische Uebergangszeit zu den neuern Zuständen, haben wir dabei natürlich immer im Sinne — war durchaus nicht so düster, einsörmig, abstract und weifenlos, als man diese Zeit heutzutage darzustellen so bestrebt ist; das Mittelalter war, dünkt uns, weniger düster und abstract als die Gegenwart, und neben der keiölosen Ascese — solche Gegensätze entwickeln sich ja in jeder Zeit — besaß es sicherlich jene von Prug an ihm vermügte „heitere Lebensfülle“, die Glanz und Farbenpracht über das ganze Dasein verbreitete. Es schuf noch aus dem Ganzen und Vollen; wir erkennen das z. B. aus seinen Domen, welche bürgerlicher Gemeinfinn zu Stande brachte, und andern Bauwerken, die sämtlich etwas Ueizendes sind, während die Modernen bei ihren Bauten in allen Stilarten vergangener Zeiten unsicher umherstapfen, sodaß, wenn eine spätere Generation uns nach diesen eklektischen Versuchen beurtheilen wollte, ihr Urtheil vielleicht dahin ausfallen würde, daß der Charakter unserer Zeit in der Charakterlosigkeit bestanden habe. Sculptur, Malerei und sonstige Ornamente standen mit jener Architektur im vollsten Einklang — wie verhält es sich damit aber bei uns? Von dem Erhabenen und Ernsten war aber auch der jetzt so wenig im Leben zur Geltung kommende Humor nicht ausgeschlossen, der, wie A. Reichensperger sich ausdrückt, „das Salz bildet, welches die Kunst wie die Literatur vor dem Verwesenen behütet, die dessen Abhandenkommen denn auch immer den Beginn der Stagnation bildet, so lebendig auch die Farben sein mögen, in welchen dieselbe schillert“.

Der interessanteste Abschnitt dieser Abhandlung ist der mit der Ueberschrift „Geschichtliche Entwicklung der Literaturgeschichte als Wissenschaft“; wir stehen hier auf einem fettern Boden von Thatsachen als in der Einleitung und in dem ersten Hauptabschnitt „Begriff und Wesen der Literaturgeschichte im allgemeinen“. In jenem mehr historischen Theile schenkt der Verfasser zunächst der antiken Welt einen Blick und hebt hervor, daß die Alten keine Literaturgeschichte in unserm Sinne, sondern nur Bibliographie gehabt hätten. Er geht sodann zum Mittelalter über, das er in einem Kapitel behandelt, welchem wir schon oben einige von uns mehr oder weniger bestrittene Bemerkungen entlehnt haben. Mit dem allmählichen Wiederaufleben der antiken Literatur nähern wir uns immer mehr der neuern Zeit. Das erste Buch einigermaßen literarischen Charakters aus jener Zeit ist die Schrift „De vita et moribus philosophorum et poetarum“, von Gratianus Bursianus oder Walter Burleigh, der ums Jahr 1273 in England geboren war. Wie sehr diese Schrift den Bedürfnissen des Gelehrtenstandes entgegenkam, dafür weist der Umstand, daß man von ihr bis zum Jahre 1494 bereits vier Drucks zählte und daß davon in August 1491 eine Uebersetzung unter dem Titel „Das Buch von dem Leben und sitten der heidnischen maister“ erschien, in welcher Gestalt es weite Verbreitung fand

und bis zu einem gewissen Grade populär wurde. Außer dieser Uebersetzung wurde in Deutschland in dieser Richtung nichts veröffentlicht; denn Andeutungen, wie sie in der sogenannten Limburger Chronik vorkommen: „In jener Zeit kam auch ein neu Lieblein auf“ u. s. w., beweisen nur, wie traurig es im allgemeinen mit dem literargeschichtlichen Bewußtsein, namentlich in Bezug auf die eigene vaterländische Literatur damals noch in Deutschland stand. Zur Zeit der Polyhistorie oder Vielwifferei stand zwar die Bibliographie in Blüte; aber erst der große Baco von Verulam stellte in seiner berühmten Abhandlung „De dignitate et augmentis scientiarum“ (1605) für die allgemeine Literaturgeschichte diejenigen Grundsätze auf, über welche sie noch nicht hinausgekommen ist, ja welche sie nicht einmal immer so wie sie sollte beobachtet hat. Die Literaturgeschichtsschreibung, wie Baco sie im Sinne hat, trägt einen wesentlich culturhistorischen Charakter. Nachdem Baco der Literaturgeschichtsschreibung ihre Aufgabe im einzelnen vorgezeichnet, fährt er fort: „Dies alles aber muß so behandelt werden, daß nicht nach Art der Kritiker die Zeit todgeschlagen wird mit Lob oder Tadel, sondern völlig historisch müssen die Sachen selbst erzählt, Urtheile aber nur sparsam eingeschoben werden.“ Prug fragt mit Recht: „Sind namentlich nicht die letztern Worte von der Art, daß sie noch jetzt jedem Literaturhistoriker vor Augen schweben sollten?“ Sodann wird von dem Verfasser die Literaturgeschichte bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts behandelt, darunter Petrus Ramseus' Schrift „Prodromus historiae literariae“, Valentin Heintich Vogler's „Universalis in notitiam cujusque honorum scriptorum introductio“, Daniel Georg Morhof's „Polyhistor literarius“ und „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie, deren Ursprung, Fortsetzung und Lehrlagen“, mehrere dahin einschlagende Schriften von Burkhard Gotthelf Struve, Johann Albert Fabricius, Jakob Friedrich Reimann u. s. w. Als ein curiosum verdient erwähnt zu werden, daß letzterer seinem sechsbandigen Werke: „Versuch einer Einleitung in die historiam literariam“ u. s. w. (Halle 1721), allen Ernstes eine „Geschichte der Literatur vor der Sündflut“ angehängt, und wie der Polyhistor Hübner seine bekannten historischen Schriften, worin die Regentenreihen und historischen Thatsachen aller europäischen Völker sich ebenfalls bis vor die Sündflut erstrecken, in Frage und Antwort abgefaßt hat, „wobei denn oft die spaßhaftesten Geschichten zum Vorschein kommen“. Den literarchistorischen Verdiensten Gottschet's ist ein eigenes Kapitel gewidmet. Von Gottschet's größern literargeschichtlichen Werken kommt allerdings, nach Prug' Ansicht, nur noch sein „Müthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen Bühne“ in Betracht, „dieser aber auch dermaßen, daß wir noch jetzt ohne ihn kaum einen Schritt in der Geschichte des deutschen Theaters thun können“. Die weiteren Entwicklungen der Literaturgeschichte und literarischen Kritik behandelt Prug unter den Ueberschriften: „Uebergang zur pragmatischen literarischen Epoche“, „Uebergang zur philosophisch-historischen Epoche, F. A. Wolf“, „Herder, Schiller und die

Romantiker"; „Die patriotische Richtung"; „Die Brüder Grimm"; „Die neueste Zeit"; „Goethe's Wahrheit und Dichtung, Schloffer, Gerwinus, Rosenkranz", und er schließt mit einem Kapitel „Gegenwärtige Stellung und Aufgabe", in welchem er unter anderm die Literaturgeschichte als die „ideale Geschichte der Nationen" bezeichnet. Weiter gehen wir auf diese Kapitel nicht ein, sondern bemerken im allgemeinen nur, daß wol bei keinem Kritiker, der zugleich Dichter ist, Dichter und Kritiker so ganz getrennte Personen sind als bei Prutz, in dessen literargeschichtlichen Schriften man äußerst selten auf eine Stelle stößt, die durch Ton und Auffassung den Poeten verräth. Wir tabeln dies nicht, wir constatiren damit nur einen in die Augen fallenden, für Prutz charakteristischen Umstand.

Der folgende ausführliche, mit großem Fleiß gearbeitete Aufsatz über Johann Timotheus Hermes, den Verfasser des ehemals mühsam gelesenen, jetzt nur noch in Literaturgeschichten mit seinem Titel fortlebenden Romans: „Sophiens Reise von Remel nach Sachsen", ist ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im vorigen Jahrhundert wie insbesondere auch zur Geschichte des deutschen Romans. Prutz ist mit Recht der Ansicht, daß, nachdem von unsern Literaturhistorikern und kritischen Forschern die großen und epochemachenden Geister in ihrem geschichtlichen Zusammenhange dargestellt seien, es billig erscheine, „daß nun allmählich auch die kleinen, die untergeordneten Geister, die Talente und Bücher des zweiten Ranges an die Reihe kommen". Und er fügt hinzu:

Ja, wenn (und das Gegentheil möchte allerdings schwer zu erweisen sein) der Literaturhistoriker überall nach seinem andern Maßstabe verfahren soll, als allein nach dem Maß der geschichtlichen Bedeutung — wer sähe nicht, daß alsdann von den gefeierten Größen unserer literarhistorischen Handbücher leichtlich eine und die andere ihren behaglichen Platz an einen dieser Romane möchte abtreten müssen, denen unsere Gelehrten jetzt noch eine Ehre damit zu erweisen meinen, daß sie dieselben überhaupt nur nennen? Gut wird ein schlechtes Buch natürlich nie, und ob Millionen sich daran entzünden: aber der Historiker hat auch nicht nach gut oder schlecht zu fragen, das überläßt er dem Rezensenten, sondern allein nach dem geschichtlich Wichtigen und Wirkamen.

In einer Stelle, wo er den Einfluß des englischen Familienromans auf den deutschen Roman hervorhebt, bemerkt der Verfasser:

Es ist ferner bekannt, daß gerade in England, reiner als anderswärts und namentlich reiner als in Deutschland selbst, die altgermanische Sitte, das echte deutsche Familienleben sich erhalten hat — reiner hauptsächlich deshalb, weil diesem Familienleben in England ein großartiges Staatsleben, wohlthuend, erfreulich, zur Seite steht, während bei uns in der allgemeinen Stille unserer unfreien, unselbständigen Verhältnisse auch die edle Blüte des Familienlebens nothwendig dahinwelken mußte.

Wir geben zu, daß die auf so sichern und strammen Füßen ruhende politische Freiheit und Größe Englands zu der Gestaltung der englischen Familienverhältnisse wesentlich mitgewirkt habe oder vielleicht auch aus letzterer zumeist hervorgegangen sei; aber der Verfasser übersieht und verschweigt, und wir vermuthen nicht ohne Absicht, noch einen andern wichtigen Mitfactor, die religiöse Grundlage des englischen Familienlebens. Der praktische Engländer

weiß, was hiervon abhängt und wie die Auflösung oder doch Erschütterung des Familienlebens und weiterhin des Staatslebens der Auflösung des religiösen Fundaments auf dem Fuße zu folgen pflegt; es kümmert ihn daher auch sehr wenig, ob die fremden Völker ihn deshalb der Bebanterie, Beschränktheit oder Heuchelei beschuldigen. Dieser Geist durchdringt die Nation in allen Schichten. Julius Rodenberg erzählt in einer Reise Skizze (im *Neuer'schen „Universum"*), daß wenn der durch Handelskrisen in das äußerste Elend gestürzte Arbeiter in Lancashire alles versehe, bis die ganze kleine Wohnung nackt und leer sei, er doch von der alten Familienbibel mit ihrer kleinen Hauschronik auf der ersten Seite nicht lasse. J. Rodenberg sah sie in allen Arbeiterfamilien, die er besuchte. Bewundernswürth ist es dabei, wie der Engländer, in welche Fernen und unter welche dissolute weniger religiöse Nationen er auch verschlagen wird, im Kreise seiner Familie an seinen alten religiösen Gebräuchen, seinem Tischgebete, seiner stillen Sonntagsfeier u. s. w. festhält und sich davon durch keine Versuchungen, keinen Spott abbringen läßt. Nun, unsere Landsleute in Nordamerika sind in dieser Hinsicht allerdings avancirter und schwören meist zur Fahne jenes „zügellosten Radicalismus", dessen Karl Heinen selbst sich so selbstgefällig rühmt; aber es ist sehr zu fürchten, daß sie, wohin ja auch so manche Symptome deuten, die Keime staatlicher Auflösung in ihr neues Vaterland mit hinübergetragen haben und sich zuletzt bei allen Parteien schlechten Dank erwerben werden. Die Deutschen scheinen einmal, weil es ihnen an praktischem Geschick, aber nicht an theoretischem Eigensinn und Selbstüberschätzung fehlt, immer Unglück haben zu sollen, wenn sie sich in die Politik mischen, mögen ihre Absichten auch an sich die besten sein und ihre Theorien sich in ihren Köpfen oder auf Druckpapier ganz plausibel ausnehmen. Vergessen wir übrigens auch nicht, daß England zugleich das Mutterland der „Freidenker" und der Sitz einer Erbschaftswissenschaft ist, welche der buchstabengläubigen Theologie vielleicht verderblicher geworden ist als alle theoretische Declamation.

Die folgenden drei Aufsätze behandeln Persönlichkeiten, in deren Schmutze der Verfasser mit einem gewissen Delirium wühlt: Christian Friedrich Daniel Schubart, den Dichter, Karl Friedrich Bahrdt, den doctor theologiae, den literarischen Stambalmacher, Bahrdt „mit der eisernen Stirn", der zuletzt eine berühmte Schenkwirthschaft bei Halle hielt, und Friedrich Karl Lauchhard, der eine Anzahl roher und cynischer Romane schrieb und infolge seiner ausschweifenden Lebens vom magister legens von Stufe zu Stufe sank, als preussischer Musketier in verschiedenen Garnisonsstädten und dann während des preussischen Feldzugs gegen die junge französische Republik ein höchst abentheuerliches Leben führte und später so gänzlich verstorben, daß man von seinen Lebensschicksalen zwischen 1806 und 1822, in welchem letztern Jahre nach einer vereinzelten Notiz bei Reusel der Unselige verstorben sein soll, gut wie gar nichts weiß. Alle drei haben sich für wichtig

genug gehalten, ihr zerrüttetes Leben selbst zu beschreiben; Bahrts und Lauffhards wol mehr des Skandals wegen, Schubart, der begabteste und edelste von ihnen, wol mehr sich selbst zur Buße und andern zur Warnung. Denn es ist nicht wahr, daß die Lumpen — zu denen wir übrigens den Dichter Schubart keineswegs rechnen möchten, da wir vor seinem großen Talent und den in ihm fortdauernd kämpfenden bessern Regungen seiner Natur zu viel Respekt haben — beschneiden seien, wie Goethe sagt; sie sind vielmehr meist sehr arrogant; auch ist Goethe's betreffender Ausspruch bisher wol meist mißverstanden und ihm eine von ihm nicht beabsichtigte Aupanwendung gegeben worden.

Auf unser's Verfassers Darstellung des Lebens und Charakters Schubart's gehen wir hier nicht weiter ein. Die einzelnen Momente seines Lebens wie seine Charakterschwächen sind aus seiner Autobiographie und aus dem Strauß'schen Werke über ihn bekannt genug, obgleich auch die Prutz'sche Darstellung immerhin gelesen zu werden verdient. Des Verfassers Urtheil scheint uns an manchen Stellen zu herb zu sein, sowohl was Schubart's Charakter als was seine poetischen Leistungen im ernsten Genre betrifft; dagegen stellt Prutz mit Recht seine Bauernlieder und volkstümlichen Gedichte sehr hoch. Er sagt:

Wir tragen kein Bedenken, einige von diesen Gedichten geradezu als das Vorzüglichste zu bezeichnen, was unsere Literatur in dieser Gattung überhaupt besitzt, weit vorzüglicher namentlich als andere berühmte Bauernlieder jener Zeit von Bopp, Müller u. s. w., von dem, was die neueste Zeit dieser Art versucht hat und was alles mehr oder weniger von der Blässe unseres sentimentalen Zeitalters angefränkt ist, gar nicht erst zu sprechen.

Unter den Gedichten ernstern Charakters hebt er wenigstens das bekannte Gedicht: „Auf, auf, ihr Brüder und seid stark“ und die Gedichte „Der Gefangene“ und „Die Hürdenkrust“, rühmend hervor, während er die Rhapsodie „Der ewige Jude“ wol zu abfällig beurtheilt, wenn er sie „abscheulich“ nennt. Vergessen wir wenigstens nicht, daß diese Dichtung, der man eine gewisse Großartigkeit der Composition und nicht gewöhnliche Kraft der Darstellung bei allerdings etwas zu schwülstigem Ausdruck nicht wird absprechen können, den Dichter Shelley so hinriß, daß er sie selbst ins Englische übersezte und sich fortan mit größerm Eifer auf das Studium der deutschen Sprache warf, ähnlich wie der Franzose Dumas durch eine mündliche französische Uebersetzung der Bürger'schen „Kenore“ dazu veranlaßt wurde, deutsch zu lernen. Mit größerm Recht tabelt der Verfasser die politische Principlosigkeit in Schubart's vielgenannter Zeitschrift „Deutsche Chronik“, und er bringt für die widerpruchsvolle Verwirrung, die in ihr herrscht, merkwürdige Belegstellen. Consequenz war überhaupt Schubart's Sache nicht; er gehörte nur den Eingebungen des Augenblicks; er pries die Segnungen der Religion und verfolgte alle Geistesfreiheit mit Spott und Hohn; er predigte auf dem einen Blatte die freisinnigsten Grundsätze und er verherrlichte auf dem andern in kriechendster Weise den Despotismus. Mit Recht bemerkt Prutz: „Man sieht, die Phrase re-

gierte damals wie jetzt; auch der Chronikenschreiber Schubart war im Grunde nur der Phrasenmacher für die politisirende Bierbank seiner Zeit.“

Nur einen Punkt noch wollen wir hier berühren. Prutz wirft in Bezug auf die rechtswidrige Einkerkierung Schubart's die Frage auf:

Aber das Publikum, fragt man? aber jene Tausende von Lesern, die seine Chronik so begierig verschlungen und sich so behaglich den Bauch gestrichen hatten zu den verwegenen Schwänken und Stachelreden des unglücklichen Mannes? Je nun, sie ließen ihn sitzen, wo er saß; sie gewöhnten sich an sein Gered. Dieser Gefangene von Hohenasperg, mit dem zottigen Haar, den langen Nägeln, gehörte mit zu der Staffage der Tagesliteratur. Man bedauerte ihn — aber man fand doch auch, daß er sehr leichtsinnig, sehr unvorsichtig gehandelt; man beklagte ihn — aber man erinnerte sich doch auch, daß er von jeher ein Laugenichts, ein Vagabond, ein Säuer gewesen.

Prutz fährt dann fort:

Wahrlich, wir wollen diese Stumpf sinnigkeit des deutschen Publikums, dieses Stillschweigen seiner Schriftsteller, dies Versinken seiner Dichter, die auf ihrer Leier wol Edne hatten für alles und jedes, nur für ihren gefangenen Mitbruder hatten sie keine — wir wollen es nicht beschönigen. Aber daran erinnern zu müssen glauben wir doch, eine wie ganz andere Glorie des Märtyrertums den armen Gefangenen umgeben haben würde, hätte er vor dem Andenken des Publikums dagestanden, frei von sittlicher Schuld, ein fester Charakter statt eines schwachen, ein männliches, stolzes Herz statt eines weiblichen, zerrissenen, ein reiner Name statt eines besetzten, zweideutigen!

Die Folgen des von Prutz zu einseitig festgehaltenen Sittlichkeitsstandpunktes zeigen sich hier: das deutsche Publikum und die deutschen Schriftsteller werden von Prutz für ihre in diesem Falle bewiesene „Stumpf sinnigkeit“ bis zu einem gewissen Grade damit entschuldigt, daß Schubart's Leben kein fleckenloses gewesen, und er straft ihn dafür mit Ausdrücken, welche, moralisch genommen, fast ebenso hart sind, als die zehn Jahre Kerkerhaft, womit der Herzog den Dichter strafte. Doch auf solche Nebenumstände, die mit der Sache selbst gar nichts zu thun haben, kommt es bei der Beurtheilung einer Frage wie diese gar nicht an. In England würden, wie auch sonst das Leben des widerrechtlich der Freiheit Beraubten gewesen, gegen einen so vollkommen ungesetzlichen Act, wie das Verfahren des Herzogs gegen Schubart war, Publikum und Schriftsteller laut ihre Stimme erhoben und das Parlament die Krone dafür in Anklagestand versetzt haben, und auch in dem despotisch regierten Frankreich würde dem Beschädigten sicherlich ein öffentlicher Vertheidiger erstanden sein. Möglich, daß, wie es in Deutschland so geht, die damaligen berühmten Autoren im beseligenden Gefühl ihrer sittlichen Ueberlegenheit ihrem Dichtergenossen die zehnjährige Freiheitsberaubung einigermaßen gönnten — denn was gönnt ein deutscher Autor seinem Kollegen nicht? — möglich aber auch, daß es ihnen an eigentlichem Rechtsgefühl und an dem Muth, gegen Willküracte fürstlicher Personen aufzutreten, fehlte, da den deutschen Dichtern und Autoren Schiller's späters Wort, daß der Dichter mit dem Könige gehen solle, schon damals vorgezeichnet zu haben scheint. Dies aber hing freilich auch wieder damit zusammen, daß das deutsche

Volk seine deutschen Dichter so gut wie jetzt mit wohlfeilen Phrasen statt mit materiellen Liebesopfern abspießte und mit seiner gewöhnlichen Grundgemüthlichkeit sie ruhig hätte verschmachten lassen, wenn nicht einzelne regierende Fürsten und hohe Herren ihnen ihre helfende Hand dargereicht hätten. So viel ist gewiß, daß unsere großen Autoren gegen die damals so zahlreichen Willküracte regierender Herren und ihrer Vasallen niemals eine auch nur bescheidene Einrede zu machen wagten, und so groß die Bedeutung eines Klopstock, Lessing, Goethe, Schiller, Herder u. s. w. für uns auch ist, in diesem Punkte haben sie für uns die Bedeutung nicht, wie Voltaire für Frankreich oder Defoe u. a. für England.

Es ist in dieser Hinsicht bei weitem besser in Deutschland geworden, aber Beeinträchtigungen und Rechtsverletzungen gegen ein Individuum, von wem es auch sei, begangen, lassen die Gesamtmasse des deutschen Publikums noch immer ungemein kalt, insofern sich der Fall nicht dazu anläßt, direct im Interesse einer politischen oder confessionellen Partei ausgebeutet zu werden. Das jahrhundertelange Willkürregiment scheint in Deutschland so gut wie in Rußland oder der Türkei in weiten Kreisen nicht nur das Rechtsgefühl, sondern auch das allgemein menschliche Gefühl für unverdiente individuelle Schicksale in der That gar sehr abgestumpft zu haben, da ja selbst die neuern Biographen Schubart's für diesen kaum ein ergreifendes, wirklich menschlich ansprechendes Wort des Mitleids haben und über ihn wie über einen Verbrecher so viele maßlose Verdammungsurtheile zusammenhäufen, daß dadurch das beispiellos willkürliche Verfahren des Herzogs gegen den Unglücklichen fast gerechtfertigt werden zu sollen scheint.

Auf die Jugendgeschichte Bahrdt's, von dem der Verfasser sagt, er habe so in Aufklärung, Toleranz und geistiger Freiheit speculirt, wie heutzutage von nicht wenigen in politischer Freiheit, Demokratie und Revolution speculirt werde, und auf Laufhard's Biographie wollen wir hier um so weniger tiefer eingehen, da, wie wir annehmen zu dürfen glauben, manche unserer Leser sich dieser interessantesten und stüthengeschichtlich werthvollen Arbeiten noch aus dem „Deutschen Museum“ erinnern werden. Auch Laufhard ist den Verhältnissen und seiner eigenen Verlierlichkeit nicht ganz vergebens zum Opfer gefallen, sei es auch nur darum, weil er uns eine Autobiographie hinterlassen hat, in der andern zur Warnung und Abschreckung ein immerhin merkwürdiges Lebensschicksal erzählt und vieles nicht zu verachtendes culturgeschichtliches Material dargeboten wird. Auch Prutz bemerkt: Geschichtsschreiber jener Epoche sollten sich nicht abschrecken lassen, Laufhard's Buch zu studiren; sie würden manchen charakteristischen Zug darin finden, den sie andernwärts vergeblich suchen. Namentlich bezeichnet Prutz diejenige Partie der Laufhard'schen Autobiographie, welche sich mit seinem akademischen Leben in Gießen, mit seinen Studentensfahrten nach Marburg, Heidelberg, Jena und Göttingen, wobei es natürlich nur auf Abenteuer und Lieberlichkeitsstudien abgesehen war, und mit seiner kurzen Magisterlaufbahn in Halle beschäftigt, als „Quelle für die Ge-

sichte des deutschen Studentenlebens in den sechziger und achtziger Jahren, das wir nirgends von so abschreckender Seite, aber auch nirgends so genau kennen lernen als wie hier“. Schon was Prutz daraus mittheilt, ist interessant genug und erweckt einen gelinden Schauer. Es ist erklärlich und erscheint gerechtfertigt, daß sich die akademische Jugend zu Zeiten gemeinsamer fröhlicher Lust hingibt, und auch einen oder den andern von ihr begangenen Exceß, falls er nur harmloser Art ist, wird man ihr gern nachsehen; besser sogar in der Jugend etwas fester Uebermuth als schwächliche Kopfhängerei oder gedehnte Gelehrtheit! Aber die Musenjöhne — die Aesthetik verzeihe uns diesen sie beleidigenden Ausdruck! — die Studenten zu Laufhard's Zeit hatten die Lieberlichkeit in allen ihren Ausartungen und Abflüßungen in ein förmliches System gebracht und organisiert; sie hatten einen förmlichen Bund des Kaffers und Cynismus geknüpft, dessen Gesetze und Vorschriften jeder Bruder Studio, der nicht als „Drastikum“ von allen firmen Burschen aus schändlichste behandelt sein wollte, respectiren und beobachten mußte, bis er durch die leidige Gewohnheit wurde wie diese. Zechen bis zur Bestialität, raufen, renommiren, den Philister mißhandeln, Mädchen verführen, ehrbare Bürgertöchter auf der Straße aufzubringlichste verfolgen und ihnen mit schmutzigen Redensarten die Schamröthe ins Gesicht treiben, immer cynische Ausdrücke und Zoten im Munde haben — das waren die Heldenthaten, in denen einer den andern zu überbieten suchte. Laufhard erzählt:

Da man es für Bedanterie hielt, von gelehrten Sachen zu sprechen: so wurde von Burschenaffären discurtirt, und größtentheils wurden Zoten gerissen. Ja, ich weiß noch recht gut, daß man in Oberhards-Busch-Kneipe ordentliche Vorlesungen über die Zoologie hielt, worüber ein Compendium im Manuscript da war.

Neuere Tracht und Haltung entsprachen dem schmutzigen verwütheten Innern. Ein gewisser Hild von Saarbrücken verfaßte ein Gedicht, worin er die Eigenschaften eines „honorigen“ gießener Burschen in folgenden elenden Versen zusammenstellte:

Wer ist ein rechter Bursch? — Der, so am Tage schmauset,
Des Nachts herumschwärmzt, wegt — —

Der die Philister schwängt, die Professores prellt,
Und nur zu Burschen sich von seinem Schlag gesellt;
Der stets im Garcer sitzt, einhertritt wie ein Schwein,
Der überall besaut, nur von Blamage rein,
Und den man mit der Zeit, wenn er genug renommiret,
Zu seiner höchsten Ehr' aus Gießen religiret.
Das ist ein firmer Bursch u. s. w.

Die jüddentschen evangelischen Universitätsstädte, die sich mehr oder weniger Jena zum Muster nahmen, waren Hauptstige dieses Kannibaliemus, den dann viele in ihr späteres Wirken mit hinübernahmen; was z. B. Laufhard von dem lieberlichen Leben der protestantischen Geistlichen in der Pfalz erzählt, ist der haarsträubendsten Art. Waren es doch auch meist die Theologie Studirenden, viel weniger aber die Juristen und Mediciner, welche diesem müßigen Studententreiben fröhnten, worüber man Chr. Schöttingen's „Historie des ehemals auf Universitäten

gebrauchlichen Bernalwesens" vergleichen möge. Man bezweifelt es kaum, daß Aeltern und namentlich Mütter es über sich gewinnen konnten, ihre Söhne diesen Hochschulen des Lasters und der Sittenlosigkeit anzuvertrauen, auf welchen die bedauernswürthen Jünglinge zunächst alle Vielthätigkeit und namentlich auch die gegen ihre Aeltern verlernten. Leider waren auch die meisten Professoren auf den süddeutschen Universitäten kaum weniger roh als Bruder Studio; sie hatten dieselbe Sittenschule durchgemacht, und der Unterschied war fast nur der, daß sie jetzt ihren Platz auf dem Katheder statt auf den Bänken einnahmen. Alle Freiheiten hatte sich das deutsche Volk nach und nach nehmen lassen, nur die Privilegien der sogenannten akademischen Freiheit oder vielmehr Zuchtlosigkeit ließ man nicht antasten und ihr opferte man das sittliche Wohlhundert von Jünglingen. Besser stand es auf einigen norddeutschen und preussischen Universitäten, in Göttingen, Halle, wo der ehrwürdige Semler einen wohlthätigen Einfluß, soweit er reichte, auf studentische Kreise übte, Leipzig und Königsberg. Hier, unter dem Einfluß feinerer und milderer Sitten überhaupt, thaten sich wenigstens kleinere Genossenschaften zusammen, welche nach geistiger Bildung strebten und dem Musendienst huldigten, und aus diesen kleinern Kreisen gingen dann die Männer hervor, welche Deutschland zur Ehre und zum Segen gereichten. Von allen unsern berühmten Dichtern aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die auf norddeutschen Universitäten studirt hatten, war unser Dichters Bürger der einzige, der im Strudel des wüsten Burschenlebens dem Abgrunde entgegentrieb, bis Boje und Oleim ihn vom Untergange retteten. Ganz freilich hat er die Einflüsse der studentischen Sittenschule nie verworfen können, ebenso wenig wie die Mitglieder der späteren edlern Burschenschaft in ihren schriftlichen Erzeugnissen je den burschikosen Ton ganz abgelegt haben. In den „Halleischen Jahrbüchern" z. B. traten, wie auch Bruß dies gelegentlich an ihnen rügt, der Selbstbewußt und rückwärts abspirende „studentische Ton" und die dunkelhafte Einbildung, nicht bloß mehr zu wissen als andere, sondern im Besitz des absoluten Wissens zu sein, sehr sichtlich hervor.

Es ist sicherlich ein bemerkenswerther Umstand, daß von den vier deutschen Autoren, deren Leben Bruß in vorliegendem Buche beschreibt, drei den damaligen Universitätsverhältnissen und den laxen und cynischen Grundsätzen, die auf den Hochschulen herrschten, zum Opfer fielen: Schubart, Bahrte und Lauffhard. Der erstere schreibt z. B. über seine Studentenzeit in Erlangen:

Ich war hier in meinem Element. Frei, ungebunden umherirrte ich tobender Wildfang Hörsäle, Wirthshäuser, Concertsäle, Saufgelage — studirte, rumorte, ritt, tanzte, liebte und schlug mich herum.

Dies ist nun ein dreiblättriges Kleeblatt lieberlicher Geistes; schade, daß der Dichter Gümther fehlt, um es zu einem vierblättrigen zu machen.

Bruß führt, wie man aus dem Obigen bereits ersieht, in seiner Schrift eine sehr sittliche Sprache, und überhaupt, wenn wir unsere literarhistorischen

Schriften neuesten Datums lesen, so könnte es scheinen, als ob wir inzwischen ein wahres Mustervolk in Betreff sittlichen und tugendhaften Verhaltens geworden sein müßten. Sittlichkeit ist immer das dritte Wort! Doch kann man in dieser Richtung auch leicht zu weit gehen und sie kann zu schlimmen Konsequenzen, zur Beeinträchtigung des Rechtsgefühls wie der Humanität und der Toleranz führen, wovon wir schon oben bei Gelegenheit Schubart's ein Beispiel anführten. Der Verfasser hätte denn doch bedenken sollen, daß ein Autor, der als Kritiker und Literaturhistoriker das Banner der Sittlichkeit hochhält, als Dichter von Zeit zu Zeit in die Verlegenheit kommen kann, Poesien zu erzeugen, die man, um ihnen nicht unrecht zu thun, nicht mit den Augen eines strengen Sittenrichters ansehen darf. Zwar mag es sich ganz plausibel lesen lassen, wenn der Verfasser selbst einmal bemerkt:

Der Himmel bewahre uns den Sittenrichter zu spielen und Verdict und Werth eines Schriftstellers sowie überhaupt eines öffentlichen Charakters nach den Gläsern Weins zu bemessen, die er trinkt oder nicht trinkt. Wol aber, wo diese Dinge den Charakter selbst erschüttern und untergraben, wo sie zum Tyrannen werden, der alles andere vernichtet und unterdrückt, da freilich muß es erlaubt sein, auch den Schleier des Privatlebens zu lüften und warnend hinzudeuten auf eine Gefahr, welche mehr oder weniger, in dieser oder jener Gestalt, ein jeder von uns in sich trägt: die Gefahr, aus einem ursprünglich edeln künstlerischen Drange sein besseres Selbst zu verlieren und preiszugeben an die Forderungen der gemeinen irdischen Natur.

Dennoch scheint uns damit die Frage noch immer nicht gelöst zu sein, die Frage, wie weit ein Literaturhistoriker in der Aburtheilung, beziehentlich moralischen Vernichtung eines Nebenmenschen, auch eines gestorbenen gehen dürfe, und ob er nicht seiner Würde als Geschichtsschreiber der Literatur etwas vergäbe, wenn er zu sehr in den grämlichen Ton eines Aufrederers, etwa eines Geächteten in einer Sträflingsanstalt verfällt. Wir für unsere Person erblicken die höchste Form und Blüte der Sittlichkeit in der Humanität, die, weil sie ja ohnehin so selten auf Erden ist, namentlich dem Schriftsteller ziemt, und die selbst da, wo sie tadeln und rügen muß, doch die Liebe durchblicken läßt, welche sie dazu treibt. Zwar kann sich der Verfasser mit einigem Recht darauf berufen, daß ja die Geschichtsbildeten in ihren Autobiographien sich selbst, ihr Leben und ihren Charakter auf nackte bloßgegeben haben. Dennoch hätten wir gewünscht, daß er weniger harte Ausdrücke gewählt hätte, als er anzuwenden liebte, und daß er seine Verwerfungsurtheile mehr im Tone des Bedauerns und des Mitleids als der absoluten Verdammung ausgesprochen hätte. Der Verfasser stellt zwar in sehr bestimmter Weise den Satz hin: „Welcher Mensch schob nicht dem Schicksale in die Schuhe, was in Wahrheit nur seine eigene Schuld ist." Das sagt jeder Moralprediger auch, das sagt namentlich jeder, der niemals in die Verhältnisse gekommen ist, durch welche andere Individuen zu Grunde gingen. Hat der Verfasser niemals die Macht der Verhältnisse an sich oder andern erfahren? Macht es nicht oft einen ungeheuern Unterschied, ob ein Individuum an diesem oder jenem Orte, in dieser oder jener Familie geboren wird? Sind

nicht gerade die Jahre, in denen das Individuum unmündig ist und keine Freiheit über sein Schicksal hat, meist die entscheidenden für das ganze Leben? Wir haben ja keine Gewalt über Geburt und Tod — und welche dazwischenliegenden Lebensmomente kämen diesen an Wichtigkeit gleich! Auch hat ja der Verfasser selbst nicht umhin können, die Verhältnisse zu schildern, denen die von ihm charakterisirten Autoren zum Opfer fielen, und aus dieser Schilderung resultirt ein so trostloser Zustand vieler der damaligen Universitäten, daß es fast eher einem Wunder gleichkam, wenn einer der studirenden Jünglinge sich mit heiler Haut aus diesem Schlamm rettete, als wenn er in ihm versank. Daher, wie auch aus andern Umständen, namentlich der nach allen Richtungen zerrissenen innern Lage Deutschlands, rührt es auch, daß in den Annalen deutscher Literatur und Kunst mehr verdorbene Genies und halb oder ganz versunkene Existenzen verzeichnet sind als in den Kunst- und Literaturannalen irgendeines andern Volks.

Das Werk „Deutsche Dichter und Prosaisien“ von Friedrich Paldamus (Nr. 2) können wir allen Literaturfreunden mit bestem Gewissen empfehlen; denn die Biographien und Charakteristiken der in den zwei ersten Bänden geschilderten Dichter, Schriftsteller und Gelehrten sind sichtlich nach den besten Quellen solid, verständlich und gewissenhaft gearbeitet und geben von jedem der Geschilderten ein sein Leben wie seinem literarischen und persönlichen Charakter genügend veranschaulichendes Bild. Der sittliche Lehrtroß tritt freilich auch hier bisweilen etwas stärker hervor als wir gewünscht hätten. Die Verfasser wissen sich zwar in ihren Ausdrücken zu mäßigen und in ihren Verdammungsurtheilen zu beschränken; aber wo einmal alles vorzugsweise vom sittlichen Standpunkt aus beurtheilt und gemessen wird, da wird es auch bei dem besten Willen geschehen, daß bisweilen das Talent, die Leistungen und der Charakter eines Mannes geringer oder je nach Umständen höher geschätzt werden als sie vielleicht verdienen, oder daß eine einzelne Handlung falsch oder einseitig beleuchtet wird. Wir verkennen nicht, daß diese Richtung ein vielleicht nothwendiger Rückschlag gegen früher in der Literaturgeschichte vormalende laxere Grundsätze war, aber warnen möchten wir doch, hierin zu weit zu gehen, da ein Extrem leicht wieder das entgegengesetzte hervorruft. In dem ersten Bande werden uns Klopstock, Schubart, Gerstenberg, Salomon Gessner, Wieland, Bürger, Wap, Hölty, F. L. von Stolberg, Claudius (ein Aufsatz, der uns in ein jetzt verloren gegangenes Paradies idyllischer, einfach gemüthlicher Zustände einführt), Lessing, Justus Möser, Winkelmann, Christian Gottlob Heyne und einige geringere Autoren geschildert. Diese Biographien sind sämmtlich von F. Paldamus, der zu dem zweiten Bande die Charakteristiken von Herder, Hamann, Jung-Stilling, Lavater und Kant beigezeichnet hat; die übrigen, darunter Goethe, Schiller, Albrecht von Haller, Georg Forster, Johannes Müller u. s. w. sind von W. Stricker, der in dem Aufsatz über Goethe in Bezug

auf einzelne namentlich frankfurter Daten auch die Früchte selbständiger Studien bringt. Außerdem sind wir für die treffliche und höchst lezenswerthe Biographie Herder's dem Verfasser derselben, Paldamus, noch besonders dankbar, da Herder, der so anregend gewirkt und der deutschen Literatur wie dem deutschen Geistesleben überhaupt so große Dienste geleistet hat, jetzt sehr zurückgesetzt, von vielen sogar absichtlich verkannt zu werden pflegt.

Die von D. F. Gruppe unter dem speciellen Titel „Leben und Werke deutscher Dichter“ begonnene „Geschichte der deutschen Poesie in den drei letzten Jahrhunderten“ (Nr. 3) schreitet in Biographien und Charakteristiken einzelner hervorragender deutscher Dichter und Schriftsteller fort, doch ist durch zusammenfassende Kapitel für den Ueberblick gesorgt. Die uns vorliegenden drei ersten Lieferungen des ersten Bandes enthalten die Charakteristiken von Martin Opitz, Paul Fleming, Ringwaldt, Herrmann, Paul Gerhardt, Simon Dach, Andreas Gryphius, Friedrich von Logau, Johann Schöffler, F. von Spee und Georg Grefflinger. In dem Prospect, laut welchem das Ganze auf vier Bände (mit 24 Bildnissen in Stahlstich) berechnet ist, heißt es unter anderm:

Der Verfasser sah sich durch die Reichthümer der königlichen Bibliothek zu Berlin in vorzüglichem Grade gefördert und er ist im Stande, dem Stoff nach manches Neue zu bieten. Die Darstellung der Sache selbst, ein faßliches Bild von dem Wesen und Inhalt der Dichter; lag ihm zunächst am Herzen; es galt besonders Einseitigkeit des Urtheils und Einfluß vorübergehender Zeitstimmungen zu vermeiden und selbst auf Schwankungen des Urtheils aufmerksam zu machen, dagegen von den angewandeten Maßstäben Rechenschaft zu geben.

Das Vorwort, in welchem sich der Verfasser über die Grundsätze ausspricht, die ihn bei Abfassung seines Werks leiteten, enthält einzelne ganz beachtenswerthe Gesichtspunkte und Bemerkungen. Er warnt vor jeder zu tendenziösen Behandlung der Literaturgeschichte: nach ihm hat die Literaturgeschichte

ihr eigenes Leben, ihre besondern Entwicklungsgesetze, mit denen sie ebenso sehr und in noch viel höherm Grade für jene bestimmt wird. Dies der Dichtung Eigene ist vor allem ins Auge zu fassen; der Darsteller, der sich dessen nicht hinreichend bewußt ist, erniedrigt seinen Gegenstand von vornherein — ein Mangel, der aber um so häufiger hervortritt, als oft vorzugsweise fremdartige Maßstäbe, sei es moralischer und pädagogischer Art, oder gar confessionellen und politischen Parteigewisses, an Stelle der ästhetischen und poetischen einseitig angelegt und von den entsprechenden Parteien gern hinzugenommen werden.

Weiter bemerkt er sehr mit Recht:

Selbst der Maßstab der Sittlichkeit, so sehr er zu achten ist, und so wesentlich er in deutscher Literatur sein muß, läßt gleichwol auch einen Mißbrauch zu, wenn er andere entscheidende Maßstäbe beeinträchtigt und verdrängt, wenn der Mangel wahrer Kunstausfassung sich dahinter versteckt. Ja man hat uns den Beweis geführt, daß auch Volksgedühl in beschränkter Deutlichkeit ausarten könne, sowie man von der Achtung der Volkspoesie aus aller Kunstpoesie den Krieg hat erklären wollen. Endlich hat es nicht an solchen gefehlt, welche kein Fehl daraus machen, daß ihnen die lyrische Poesie gleichgültig sei, ja daß sie dieselbe von Haus aus für etwas Subjectives und Unbedeutendes nehmen: allein gerade in Deutschland ist auf die Entfaltung der Poesie ein Hauptgewicht zu legen, weil hier das deutsche Gemüth sich am freiesten und unmittelbarsten ausdrückt.

während andere Gattungen mehr die Schranke äußerer Umstände empfinden.

Auf Einzelheiten eines erst in den ersten Anfängen stehenden Werks, auf welches wir hiermit vorläufig nur aufmerksam machen möchten, wollen wir hier nicht eingehen, sondern nur bemerken, daß in den Charakteristiken der einzelnen Dichter das Biographische stark vorwaltet; unsere Zeit hat einmal eine Vorliebe für alles Biographische, und es gibt jetzt viele, welchen eine Literaturgeschichte im Grunde nichts weiter ist als eine Geschichte der betreffenden Persönlichkeiten und welchen immer nur diese und nicht ihre Schöpfungen vor Augen schweben. Im übrigen scheint uns die Bedeutung der einzelnen Autoren sowol in der Darstellung des Verfassers, der nicht bloß ein lesbares, sondern auch ein auf Gründlichkeit basirtes Werk schreiben will, wie auch vermittelt gut gewählter bezeichnender Citate aus ihren Werken im ganzen treffend hervorgehoben zu sein. In den vorliegenden Lieferungen hat es der Verfasser mit sehr ehrenfester, meist religiös gesinnten Männern zu thun; denn die größte Verwilderung des deutschen Universitätslebens trat erst nach dem Dreißigjährigen Kriege ein, und obgleich man gegen die abscheulichen Barbareien des Pannalismos und der sogenannten Schoristerei mit der Zeit nicht ohne Erfolg einschritt, so gewann doch unter den Einflüssen der in den höchsten Gesellschaftsklassen herrschenden laien Grundsätze die allgemeine Liederlichkeit und Zuchtlosigkeit unter den Studenten nur noch immer größern Spielraum, bis mit dem Dichter Günther die Ära der liederlichen Originalgenies ihren Anfang nahm. Mehr als die meisten neuern Literaturgeschichtschreiber wird übrigens Gruppe dem deutschen Kirchenliebe gerecht; er bemerkt geradezu: „In dem Kirchenliebe besteht nicht nur ein Hauptreichtum der Poesie des 17. Jahrhunderts, sondern überhaupt der deutschen Literatur.“ Das haben auch die Engländer anerkannt, indem sie der von Katharina Windworth unter dem Titel „Lyra Germanica“ übersetzten Sammlung deutscher Kirchenlieder so großen Beifall schenkten. Dagegen scheint die humoristische Literatur auch von Gruppe keine große Aufmerksamkeit und Zuneigung erwarten zu dürfen; er analysirt z. B. die Trauerspiele des Andreas Gryphius auf 26 oder 27 Seiten ziemlich genau, fertigt aber seine Lustspiele, unter denen nicht einmal das köstliche, von Palm erst vor wenigen Jahren wieder herausgegebene Vorspiel „Die geliebte Dornrose“ mit genannt wird, auf einer Seite ab. Wer ursprünglich keinen Sinn für Humoristik und Komik hat, dem kann er auch nicht beigebracht werden, aber es ist immer mißlich, eine Literaturgeschichte zu schreiben, ohne diesen Sinn zu besitzen.

Wir beabsichtigten und versprochen, diesem zweiten Artikel noch einige die classische Ära unserer Literatur betreffende Schriften und Dichterparallelen einzuverleiben; sie müssen aber einem spätern Aufsatz unter besonderm Titel vorbehalten bleiben, da uns das Brug'sche Buch trotz mancher abweichenden Ansicht durch seinen Inhalt so lebhaft interessirt hat, daß wir seiner Besprechung einen größern Raum bewilligten, als wir dies nöthig zu haben glaubten.

Hermann Marggraff.

1863. 26.

Religiöse Romane.

1. Niklaus Manuel. Roman aus der Zeit der schweizerischen Glaubenskämpfe von Ludwig Gerd. Zwei Bände. Wenigen-Jena, Hochhausen. 1862. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Die Waffen des Lichts. Ein christliches Lebensbild von Agnes Gräfin Schwerin. Zwei Bände. Leipzig, Breit. 1862. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
3. Der ungläubige Pfarrer. Eine Erzählung von A. E. Fröblich. Zürich, Schulthess. 1862. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.
4. Buchenstein und Cohnberg. Ein Familiengemälde aus der Gegenwart. Dargestellt von S. Formstecher. Frankfurt a. M., Weichold. 1863. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das erste und letzte der beiden diesmal zu besprechenden Werke haben reformatorische Bestrebungen zum Gegenstande, das erste im Christenthum, das letzte im Judenthum. Die Eiferer und Egoisten in Synagoge und Kirche haben es zu allen Zeiten für eine Nothwendigkeit zum Heile erachtet und ausgegeben, daß das Band der Religion zur eisernen Fessel werde, und sie haben dieselbe so fest zu schmieden gewußt, daß das, was seiner eignen Natur nach in keine bestimmte Form eingezwängt werden kann, das Denken und Empfinden, wenigstens in seinen Offenbarungen nach außen hin unter dem die Wahrheit gefährdenden Drucke dieser Fessel gehalten werde. Der unnatürliche und den einfachsten Denkgesetzen gemäß psychologisch unmögliche Zwang mußte durch unnatürliche und in seinen Konsequenzen bis zur brutalsten Grausamkeit und Entmenschung sich ansehnende Mittel zu erreichen gesucht werden, wenn er auch nur äußerlich scheinbar und annähernd erreicht werden sollte, und so zichen sich die blutigsten aller Kriege, welche die Geschichte der Menschheit aufzuweisen hat, und, im Geleite der Ecclesia victrix, die Verfolgungen, Einkerkelungen, Hinrichtungen und Autos da Fé mit vernichtendem Pesthauch durch die Segnungen der Religion hinüber und verkümmern, wenn auch mancher gesunde Stamm durch die energische Reaction gegen den Druck sich kräftig entfaltet, immerhin ihre schönsten Früchte. Am niederschlagendsten ist die Wahrnehmung, daß so häufig auch der Dulder, wenn er zum Triumphator geworden, die Geißel, die ihn traf, über seine Unterjochten schwingt. Auch die protestantische Kirche, deren Sieg im Canton Bern das erste der obigen Werke feiert, ist von diesem Vorwurfe nicht freizusprechen, trotzdem daß sie mit einer Protestation gegen Gewaltthätigkeit über die Seelen das Fundament zu ihrem Aufbau legte.

„Ueber die Seele kann und will Gott niemand lassen regieren, denn sich selbst allein. Darum, wo weltlich Gewalt sich vermischt, der Seele Gesetz zu geben, da greift sie Gott in sein Regiment und verführt und verdirbt nur die Seelen.“ Dieses herrliche Wort Luther's ist leider nur zu sehr von seiner eignen Kirche vergessen und bis auf den heutigen Tag in vielfacher, tief in die individuelle religiöse Freiheit eingreifenden staatlichen Institutionen verleugnet worden. Noch mehr und in noch bedauerlicherer Weise hat die protestantische Hierarchie den ersten Satz des obigen Auspruchs, der auch ihr gesagt ist, außer Acht gelassen. Luther wendete jene allgemeine Wahrheit nach der einen Richtung hin an; nach der andern, der geistlichen Gewalt gegenüber, ist sie nicht weniger wahr; und was durch den Glaubenszwang an den Seelen verführt und verdirbt worden ist, wiegt so schwer auf der Waagschale der kirchlichen Schuld, daß es oft einen harten Kampf kosten mag, wenn man sich ob der Gebrechen der Kirche ihr selbst nicht entfremdet fühlen soll. Den ersten Schritt zu jener Verschuldung erkennen wir in dem Festhalten an einem kirchlichen Bekenntnisse auf bestimmte Dogmen, als einer die Seelen für alle Zeit bindenden Norm. Der starre Zwang eines solchen Bekenntnisses steht in einem logisch so unbestreitbaren Widerspruche mit der Freiheit der religiösen Forschung, daß es ein eitles Wortspiel ist, wenn man behaupten will, daß Bekenntniß und Gewissensfreiheit nebeneinander möglich seien, ausgenommen den einzigen Fall, daß das

Bekanntnis von einer ausdrücklichen Sanction irgendwelcher Dogmen gänzlich abstrahirt.

Solange sich eine Kirche nicht entschließen kann, ihre symbolischen Bücher und sonstigen Glaubenssagen nicht als bindende Normen, sondern nur als Stiftungsurkunden und historische Denkmäler der Kirche heilig zu halten, als einen Grundstein, auf welchem jedes Glied der Kirche berechtigt ist, sich den Tempel seiner religiösen Ueberzeugungen selbst aufzubauen, solange wird keine Wahrheit in der Kirche sein. Sehr viele wechseln dasjenige religiöse System, was sie sich nach den Einbräcken eines aufgeklärten Jugendunterrichts und nach eigener gewissenhafter Forschung und redlichem Nachdenken ausgebildet haben, mit der Confession derjenigen Kirche, zu der sie sich halten; sie geben es nicht zu, wenn man ihnen nach einem Austausch der religiösen Ueberzeugungen sagt, daß sie das nicht seien, was sie zu sein behaupten, evangelisch, lutherisch oder reformirt u. s. w., sondern daß sich ihre religiösen Anschauungen gerade mit den unterscheidenden Dogmen ihrer Confession in einem nicht zu lösenden Widerspruche befinden, und beruhigen sich damit, daß sie meinen, ihrer Kirche mit Zug und Recht anzugehören, weil sie in derselben erzogen und groß geworden, gleichviel ob sie gegenwärtig mit den Grundlehren derselben noch harmoniren oder nicht. Andere unterscheiden aber strenger. Sie finden, daß die Kirche, zu der sie sich halten, noch dem als Glaubensnorm in unveränderter Kraft fort herrschenden Symbol derselben sie nicht mehr als Glieder anerkennen könnte, wenn unter offener Aussprache eine feierliche Anfrage deshalb an die Kirche vertretenden Organe gerichtet würde; sie scheuen sich, theils aus Pietät und alter Anhänglichkeit an die Kirche, in der sie die ersten Lehren des Christenthums empfingen und in der sie mit Familie, Freunden und Angehörigen, kurz mit allen Wesen, die ihnen lieb und theuer sind, eine innigere Gemeinschaft unterhalten haben, theils wegen der unabwendlichen Schwierigkeiten, die der Austritt aus der einen Kirche ohne den Eintritt in eine andere, der ihnen ebenso wenig convenirt, im Gefolge haben würde, und wegen der geradezu unhaltbaren Stellung, welche nach den bestehenden staatlichen und bürgerlichen Einrichtungen ein derartiger isolirter religiöser Standpunkt nothwendig herbeiführen müßte, mit ihrer Kirche öffentlich zu brechen; und so entsteht jener täuschende Zustand einer äußerlich fortbauenden, aber innerlich gestörten Verbindung, der allmählich zu völliger Entfremdung führt. Der Bruch mit der Kirche wird zwar nicht erklärt, aber factisch vollzogen. Die Nachtheile, die hiermit namentlich im Hinblick auf die religiösen Beziehungen im Familienleben verknüpft sind, nehmen einen Umfang an, der den kirchlichen Organen zu den ernstesten Besorgnissen und zu durchgreifenden Reformen Veranlassung geben sollte; allein man macht es sich bequem und eifert gegen die Sündhaftigkeit der Menschen, anstatt das Uebel da aufzusuchen und zu heilen, wo es seinen wirklichen Sitz hat, im confessorischen Zwange und der mangelhaften Verfassung der Kirche, die allein einen solchen unheilvollen Zwang noch möglich macht.

Es gereicht uns daher zur besondern Befriedigung, in dem ersten zu besprechenden Werke: „Niklaus Manuel“, von Ludwig Eckardt (Nr. 1), unsern Lesern eine Schrift vorzuführen zu können, in welcher uns ein äußerst lebendiges und künstlerisch wohl angelegtes und ausgeführtes Gemälde aus der Reformationszeit aufgerollt und mittels desselben der Ernst der Thatsache, daß kirchliche Täuschungen zur verderblichsten Quelle des Unseins werden und alles religiöse Leben bis in die Wurzel hinein vergiften, auf eine recht überzeugende und schlagende Weise nahe gebracht wird. Das Thema des Romans ist die Einführung der Reformation in Bern. Als Held tritt der Maler und Dichter Niklaus Manuel auf, der sein reformatorisches Wirken durch Bild und Drama unterstützt und, in beiden die Lüge und Heuchelei geißelnd, der öffentlichen Meinung zum vollsten Ausdruck und Siege verhilft. Die Darstellung ist um so eindringender, je mehr sie die tüchtigen und sorgfältigen Stu-

dien, auf denen sie ruht, manifestirt. Der Stil ist etwas rau und holperig, vielleicht nicht ohne Absicht des Dichters, der wol sein Zeitgemälde auch durch diese der Zeit entsprechende äußere Form der Ausdrucksweise noch besonders charakterisiren wollte. Specieellerer Mittheilung über Handlung und Charaktere, in welchen letztern wir alle Typen der Zeit erster und humoristischer Natur trefflich repräsentirt finden, können wir uns so mehr überheben, je mehr wir das Buch in der Hand unserer Leser zu sehen wünschen. Nur auf die vorzügliche Schilderung der durch religiöse Entfremdung herbeigeführten zeitweisen Trennung Manuel's von seiner Ehefrau müssen wir noch besonders aufmerksam machen. Auch möge die Vorrede nicht überschlagen werden. Sie enthält in der Mittheilung vom „Eckardtschandel“ im Canton Luzern ein interessantes Seitenstück im kleinen zu dem culturgeschichtlichen Gemälde des Romans im großen, dem auch seine komischen Seiten nicht fehlen. Zu letztern rechnen wir einen Angriff des Commissar Dinkler auf Eckardt in der „Luzerner Zeitung“, gelegentlich der Eckardtschen Schrift „Schiller und seine Stellung zur Gegenwart und Zukunft“. Dem armen Commissar begegnet ein sehr fatales Quiproquo. Indem er das bekante, in der Schrift citirte Distichon Schiller's: „Welche Religion ich bekenne? Keine von allen, die du mir nennst. Und warum keine? Aus Religion“, Eckardt zurechnet, fängt er diesen „zum Lehrer der katholischen Jugend berufenen jungen Menschen, der hier offen in die Welt hinausruft, daß er sich zu keiner aller bekannten Religionen bekenne“, richtig ab und fährt fort: „Es läßt sich mit Worten nicht ausdrücken, was in diesem Sage für Unfinn und Annäherung zugleich sich zu erkennen gibt. Solche Verachtung aller bekannten Religionen und somit die Verachtung aller Millionen Menschen, die sich zu dieser (sic!) Religion bekennen, kann doch nur aus einem Kopfe hervorgehen, in welchem die Unwissenheit und der Hochmuth sich um den Vorzug streiten; und dieser Mensch soll der Lehrer unserer Jugend sein?“ Wem wollte man die kleine Schandenrede verargen, die sich bei solcher Selbstpersiflage dämlicherer Sophistik unumwiderlich anfrängt? Die Vorrede ist aber auch sonst sehr bemerkenswerth. Der Verfasser legt darin seine Anschauungen über eine Reform der Kirche auf nationaler Grundlage nieder. Er ist Katholik und bekämpft den Ultramontanismus, möchte aber nicht „zum starren Protestantismus von heute über treten“. Seine Meinung ist, daß beide, Katholicismus und Protestantismus, sich in ihrer Vereinzelnung überlebt haben. „Beide“, bemerkt er, „sind eine Hälfte des wahren Ringes, und daher würde ein Katholik, der Protestant wird, zwar ein Stück Wahrheit gewinnen, aber dafür das andere einbüßen. Beide haben das Gottleben oder das Leben in und aus Gott, das Erkennen Gottes und das Handeln mit Gott, kurz die Religion im echten Sinne, gemein. Darin aber unterscheiden sie sich, daß der Katholicismus Gott schauen will und daher die Kunst zuläßt, der Protestantismus hingegen Gott erforschen will und auf die Philosophie sich beschränkt. Religion, Kunst, Philosophie sind das Höchste des Menschlichen, und nur derjenige Cultus der Gottheit ist der wahr, der jene drei Elemente zu versöhnen weiß. Die wahre Kirche wird die sein, welche erstens die Philosophie nicht scheut, im Gegentheil eine Tochter und hinwieder eine Mutter derselben ist; zweitens die Kunst in ihrem ganzen Umfange, vom Weltgeschichtsbild bis zum Stillleben, von der Symphonie bis zum Liedergeliede, vom Drama bis zum vaterländischen Hymnus, als einen Gottesdienst erkennt; drittens die Menschen mit wahrer Religion, mit tiefer Anbetung des Gottes, in dem wir leben, weben und sind, mit wahrer Liebe, mit neuem Thatenmuth, mit schöpferischer Kraft ausstattet.“

Wenn der Verfasser die Summe der Gegensätze zwischen Katholicismus und Protestantismus darin sucht, daß dieser sich auf die Philosophie beschränkt, jener die Kunst zulasse, so hat er sich einen sehr idealen Katholicismus und Protestantismus zur Vorlage genommen; in der Wirklichkeit sind die Gegensätze viel schneidender und unvereinbarer, denn Kunst und Philosophie dürften sich leicht miteinander versöhnen. Rein, das ewig Schrei-

denke ist der fesselnde Zwang willkürlicher Dogmen, und solange die Kirchen ihr Fundament in Dogmen suchen, solange werden sie sich feindlich gegenüberstehen, und die Philosophie hat keinen Boden darin, auch in der protestantischen nicht. Derselbe Uebelstand aber ist es, der die Leute aus der Kirche hinausdrängt. Denn darin hat der Verfasser recht, daß Hunderttausende mit ihm ohne Kirche dastehen. Es ist eine bittere Wahrheit, die er ausspricht: „Denn jetzt, jetzt geht eine große Lüge durch die ganze menschliche Gesellschaft. Priester und Laien, wie viele von ihnen lügen, müssen lügen. Wenn wir den Katholizismus in die Hand unsers Kindes legen, ohne seinen Inhalt selbst zu glauben, lügen wir nicht? Wenn sie Concordienformeln beschwören, wenn Zweifeln ihre Hand durch einen von ihnen nicht anerkannten Priester eingesegnet sehen müssen, wenn man Sterbenden einen religiösen Act, der Meinung der Leute wegen, gegen ihre Ueberzeugung aufzwingt, ist das ein Dienst der Wahrheit?“ Der Verfasser sieht das Heil in einer neuen Kirche, wenn auch nicht in der von Stuttgart, der Schwedborg'stischen. „Sie darf nicht unklar und mythisch, nicht nach rationalistischer, nicht phylisophischer Moralstreue, nicht umhertastend wie ein gewisser Deutschkatholizismus sein. Wir ahnen wie sie sein wird, in unserm Theismus liegt sie angeknüpft (vgl. Garriere's «Religiöse Reden und Betrachtungen»), aber wir können sie nicht machen. Ein von Gott erfüllter Mann, ein Soroaster, Moses, Sokrates, Christus, Mohammed, Luther muß kommen, ein Mann, der tiefer in der Gottheit wurzelt, in dem sie reicher, ja in aller Fülle wohnt, der an ihren Brüsten gelegen, eine tief religiöse Natur, frei von der Selbstsucht, die an uns allen klebt, und von jener barmherzigen Kraft, die aus der heiligen Ueberzeugung seiner Sendung flammt und die seiner harrenden Millionen Geister mit an sich reißt — ein Mann, in dem Gott wieder mehr als in uns Mensch wird.“

Wir meinen, wir dürfen diesen Heiland nicht erst erwarten, wir haben ihn schon in Christus und haben wol noch auf unüberschreibbare Zeiten hinaus damit zu thun, die Menschheit seinem Vorbilde näher zu rücken. Soll das aber mit Erfolg geschehen, so muß man sich an sein Wort halten: „Ich bin die Wahrheit!“ Man muß der Forschung, der Mutter aller Wahrheit, nicht bloß nominell, sondern thatsächlich, d. h. mit der Befugnis zur Veröffentlichung ihrer Resultate, ohne die sie ein Phantom ist, freien Raum geben, man muß ihr nicht von vornherein vorschreiben, was sie finden soll, denn das ist eben die reine Regatta der Forschung, mithin in sich widersinnig, oder mit andern Worten, man muß die Unwandelbarkeit der Dogmen aufgeben. Dem Einwand, daß eine Kirche ohne Bekenntnis auf bestimmte Dogmen nicht möglich sei, haben wir schon oben zu bezeugen gesucht. Welcher denkende evangelisch-lutherische Christ z. B. würde nicht gern eine Bekenntnisformel etwa folgenden Inhalts adoptiren: „Ich bekenne der evangelisch-lutherischen christlichen Kirche anzugehören, erkläre, die Schriften Alten und Neuen Testaments und die Symbolischen Bücher meiner Kirche zur Grundlage meiner religiösen Forschungen machen zu wollen, wahre mir aber die Freiheit dieser Forschung, sowie die offene Lausprache der Ergebnisse derselben in Wort, in Schrift und Rede gegen jeden Glaubenszwang und jede kirchliche oder dogmatische Intoleranz.“ Freilich müßte ein solches Bekenntnis dem reinen und würdigen Alter überlassen bleiben, was nicht hindert, daß die halberwachsene Jugend auf feierliche Weise Gott ad Christum geweiht werde, natürlich ohne Bekenntnis. Auf diesem Wege würde Wahrheit in die Kirche kommen, es brauchte in liebgewordenen Beziehungen nicht gebrochen zu werden, man wäre auf dem religiösen Boden, auf dem man gewachsen und abgeworfen, stehen; aber wie der mütterliche Boden und die stehende Wurzel dem Baume nicht wehrt, auf dem gepflanzte Keime eine andere, womöglich bessere Frucht zu tragen, so würde das Bekenntnis nicht mehr wehren, über dem geistigen Laubsthum und der religiösen Ausbildung jedes einzelnen das Auge der Wahrheit leuchten zu lassen, und die edle Frucht inni-

ger Ueberzeugungen würde nicht den bitteren Kern in sich tragen, daß sie entweder verkohlten genossen oder daß der Baum aus seiner heimatlichen Erde herausgerissen werden müßte. Eine Deformation der Kirchen in diesem Sinne bedürfte aber nicht eines neuen Propheten als Reformators, der unserm Zeitalter gewiß nicht kommen wird, sondern nur des einmüthigen Zusammenstehens der kirchlichen Genossenschaften, behufs der Geltendmachung ihres ersten natürlichen Rechts, des Rechts einer würdigen Repräsentation und einer durch diese geschaffenen kirchlichen Verfassung. Die Bekenntnisfrage würde von der Kompetenz dieser Repräsentation nicht nur nicht ausgeschlossen, vielmehr als der erste und wichtigste Gegenstand der Verhandlungen zu berathen und festzustellen und die Bekenntnisformel als Fundament des ganzen übrigen Aufbaues in die Urkunde der kirchlichen Verfassung aufzunehmen sein. In einer so konstituirten Kirche würden bei vorurtheilsfreier Auffassung religiöser Fragen die verschiedensten individuellen Anschauungen frei nebeneinander bestehen können, wenn es möglich wäre, daß man sich in allen Lagern von dem Krebschaden, der das herrlichste religiöse Leben vom innersten Marke aus zerküßt, von dem Wurme, der an seinen edelsten Früchten nagt, losmachen könnte: von der Intoleranz und Exklusivität.

Aus der freien Atmosphäre, die uns in dem Eckardt'schen Werke umgibt, und in der es sich wie in reiner Alpenluft tief und frisch aufathmen läßt, führen wir unsere Leser mit dem nun zu besprechenden Werke: „Die Waffen des Lichts“, von Agnes Gräfin Schwerin (Nr. 2), in den engen, mit schwüler Stidluft geschwängerten Gefäßkreis einer einseitigen Glaubensrichtung, über sich wol mit so dichtem Schleier vor das geistige Auge legen mag, daß wir mit der Verfasserin nicht rechten dürfen, wenn sie die täuschenden Irlichter, die durch das Dunkel flackern, mit dem stolzen Namen „Waffen des Lichts“ zu verherrlichen sucht. Sie weiß gut und lebendig zu schildern, ja wir können ihr selbst bei Zeichnung der ihr widerwärtigen Charaktere dem fanatischen Auftreten mancher zelotischen Parteimänner ihrer Glaubensrichtung gegenüber eine gewisse maß- und taktvolle Behandlung nicht abprechen; aber jenes wunderbare Gemisch von Egoismus und Liebe, von Hochmuth und Demuth, von Abschließung und Hingebung, von Wärme und Kälte, von Opferfreudigkeit und einem energie- und rücksichtslosen, müßigen Zuwarten, von Gottinnigkeit und Pharisäerthum, wenn wir auch zugeben wollen, daß letzteres sehr häufig ein unbewußtes sein mag, kurz alle jene Unnatürlichkeiten, um nicht zu sagen jene Unmenschlichkeiten, nicht in der gewöhnlichen sondern in der grammatischen Deutung des Wortes, mit denen jene sich selbst so nennenden Ausgewählten des Herrn sich wie ein vergiftender Mehlthau auf Familien- und Gemeindegelben legen, werden in diesem „christlichen Lebensbilde“ auf das eindringliche und vergegenwärtigt, wenn auch, wie sich von dem Talent und dem unverkennbar redlichen Willen der Verfasserin von selbst versteht, die Situationen so arrangirt und die Lichter und Schatten so vertheilt sind, daß die letztern nicht auf die Ausgewählten, sondern auf diejenigen fallen, deren Seelen sie mit oder ohne Erfolg zu retten bemüht sind. Während Eckardt Kunst und Philosophie ausdrücklich in den Cultus der Gottheit mit aufgenommen wissen will, wird in den „Waffen des Lichts“ die Wissenschaft in der Person des Vaters des Helben, des Professors Domhard in der unliebenswürdigsten Weise travestirt, Theater und Tanz sind Künste des Satans, und es ist „Heuschrecke“, wenn der Schauspieler die gottgewirkten Kräfte seines Geistes dazu anwendet, um unter dem Schleier der Wahrheit die entsetzlichsten Leidenschaften an sich zur Anschauung zu bringen; alle gesellige Unterhaltung, im Hause und im Freien, im Familienzimmer und im Salon, ist leer und ermüdend, wenn nicht die Sprechenden „den Herrn“ als drittes Wort im Munde führen; man kommt dem nächsten Familienkreise, wenn nicht mit demselben die selige Gemeinschaft in dem Herrn gepflogen werden kann, mit Recht kalt entgegen, und darf sich jede

Nachforschlosigkeit gegen die Bande der Natur erlauben, weil nicht diese, sondern nur Seelensympathien, d. h. gleiche Glaubenseinrichtungen, die „anheimelnden Empfindungen“ erwecken, die der natürliche Mensch im engern Verwandtenkreise sucht; ein von der reinsten Liebe getragenes und am Schlusse mit der edelsten Resignation gekröntes Leben ist ein ganz umsonst gelebtes und eitel sündiges, weil es das Leben eines Juden gewesen, und der arme Greis kann nur dadurch, daß er in der letzten Stunde noch gläubig wird, in die Seligkeit hinübergerettet werden; Ehen, aus den lautesten Beweggründen und in wahrer aufrichtiger Herzensneigung geschlossen, sind sündige, weil sich die Männer, als auserwählte Rüstzeuge des Herrn, eigentlicher Weise in der Ausübung ihres heiligen Berufs beeengt fühlen könnten; und das Ganze gipfelt sich in einer Apotheose des Götlichs, in welchem der Held des Buchs, ein protestantischer Missionar, seine vollendete Heiligkeit bewährt, nicht ohne zuvor mit dem Herzen der von ihm bekehrten Geliebten noch zu spielen, indem sie zum heimlichen Abschied ausdrücklich von weit her entboten wird. Wir haben die Thatfachen hier im Kern bloßgelegt und den mildernden Schleier abgestreift, den die künstlerisch gewandte und von gläubiger Begeisterung geführte Hand der Verfasserin in befriedigender Staffage darüber hingebreitet hat; aber es ist eine ernste Pflicht, auf die Unnatur hinzuweisen, zu welcher der von der „Auserwählten“ für heilig gehaltene Kampf mit dem „natürlichen“ Menschen führt: eine Unnatur, die zwar nicht mehr Inquisition und Scheiterhaufen predigt, aber mit Schonungslosigkeit, ja mit einem gewissen Triumph die den Frieden der Familien stört, das Leben, wo nicht den Geist ihrer armen Opfer oft bis zur äußersten Umnachtung verdüstert und Gott den Allliebenden aus seiner schönsten Offenbarung, der Schöpfung, den Schöpfer aus seinen Geschöpfen hinausdrängt.

Indes, *Illicios intra muros peccatur et extra*, und was auf der entgegengesetzten Seite gefehlt wird, stellt uns der Verfasser der Erzählung „Der ungläubige Pfarrer“, A. G. Fröhlich (Nr. 3), in sehr frappanten Zügen vor Augen. Er hat sich die Sache allerdings ein wenig leicht gemacht; denn dem Pastor fehlen außer dem Glauben auch alle sonstigen Eigenschaften, die einen Pfarrer auszeichnen sollen, wogegen er mit Untugenden, als Geiz, Undankbarkeit, Trägheit im Dienst, Feigheit, die ihn selbst zu gewissenlosen Vernachlässigungen aus Furcht vor Ansehung verführt, und andern, wenn auch theilweise nur angedeuteten, doch ihren Effect nicht verfehlenden sittlichen Gebrechen reichlich ausgestattet ist, während zur Fülle all dieser Schatten nichts weiter dient, als eine ausgebreitete gelehrte und schriftstellerische Thätigkeit. Doch gereicht der Erzählung das zum Lobe, daß der dem Pfarrer an die Seite gesetzte und natürlich mit allen nur möglichen Vorzügen ausgestattete orthodoxe Vicar im ganzen mit einer taktvollen Mäßigung auftritt, und mit geringer Ausnahme, selbst in der Polemik, in den Discussionen mit dem Pfarrer, einen Ton anschlägt, der nichts mit der sonst üblichen stolzen Selbstherrlichkeit und Untrüglichkeit derjenigen Frommen gemein hat, die das Privilegium der richtigen Auffassung der göttlichen Dinge für sich ganz allein in Anspruch nehmen. Daß derselbe freilich ganz tabellos hingestellt wird, und keinerlei Schwäche oder Gebrechen das glänzende Gemälde menschlich abmildern, ist ein Verstoß gegen die poetische Wahrheit, wie wir denn auch im ästhetischen Interesse die Katastrophe in der Kirche, wo der Pfarrer nach einer allerdings sehr verzeihenden Osterpredigt vom Schlage gerührt wird, aus der Erzählung entfernt wünschten. Denn was Schiller in der Vorrede zur ersten Ausgabe des „Fiesco“ weiter ausführt, daß die Natur des Drama den Finger der unmittelbaren Vorsehung nicht dulde, paßt auf jede dichterische Schöpfung. Den Charakter einer solchen kann aber die Erzählung Fröhlich's, wenigstens nach den durchgehends drastischen und anziehenden Schilderungen schweizer Natur, Gemeindegelbes und Familienlebens, für sich in Anspruch nehmen.

Derselbe Vorzug lebendiger und charakteristischer Schilderung läßt sich an dem Werke „Buchenstein und Cohnberg“, von S. Formstecher (Nr. 4), einem Familiengemälde aus der Gegenwart des Judenthums, rühmen. Doch weicht in dieser Erzählung ein anderer Geist als in den beiden vorhergehenden, indem, wie wir bereits oben andeuteten, der Verfasser innerhalb seiner religiösen Sphäre ganz auf demselben Standpunkte steht, den der Verfasser von Nr. 1 innerhalb der christlichen Kirche einnimmt. Der jüdische Gottesgelehrte Joseph Buchenstein, der die religiösen Anschauungen des Verfassers (vgl. „Die Religion des Geistes“, eine wissenschaftliche Darstellung des Judenthums nach seinem Charakter, Entwicklungsgegang und Verufe in der Menschheit, von S. Formstecher“, Frankfurt a. M. 1841) vertritt, beantwortet die Frage: Soll die Vernunft oder der Glaube gebieten? mit einem entscheidenden Ja zu Gunsten der ersten, verwahrt sich aber gegen die Bezeichnung Rationalist, die so in Mißcredit gerathen, daß sie beinahe einer Beschimpfung gleiche, und bemerkt, auch die Vernunft beuge sich vor dem Worte Gottes, man möge sie nur nicht mit Willkür verwechseln. Willkür, die Geburt des Egoismus, greift nur nach dem Sinnlichangenehmen, Vernunft aber sei jenes Urbild Gottes, in welchem der Schöpfer den Menschen geschaffen, und in welchem darum auch der ewige Gesetzgeber seine ewigen Gesetze und offenbare. Und auf den stets bereiten Einwand, den ein orthodoxer christlicher Freund ihm macht, man müsse die Vernunft der Schrift unterwerfen, entgegnet der Jude sehr schlagend: „Warum bist du ein Christ? Ich bin Jude, weil mein Judenthum am besten mit meiner Vernunft übereinstimmt. Das Thier muß auf der Stufe stehen bleiben, auf welche die Vorsehung es stellte. Der Sohn des Löwen bleibt Löwe, das Kind des Kameels bleibt Kameel; wenn aber der Mensch spricht: ich muß auf derjenigen Stufe bleiben, auf welcher ich geboren wurde, dann steht der Mensch wahrlich nicht höher als das Thier. Der Mensch soll sich dahin stellen, wo er die Wahrheit findet. Um aber die Wahrheit zu finden, muß er notwendig eine Vernunft zu Rathe ziehen.“ Es ist dies derselbe Standpunkt, den die erleuchtete christliche Theologie einnimmt. Auf den göttlichen Ursprung der Vernunft fußend und das Erfaßten der Gottesidee als Postulat setzend, ordnet sie jede Erkenntnis, also auch die Erkenntnis einer höhern Offenbarung den Vernunftgesetzen unter und erklärt das Gesetz der Gotteswürdigkeit für die höchste Regel der Auslegung aller Offenbarungsurkunden, indem sie dasjenige als Wahn oder Täuschung bezeichnet, was in irgendeiner Lehre oder Schrift der Vollkommenheit des höchsten Wesens erweislich widerstreitet. Auf diesen Satz gründete Hammon sein großes, kühn entworfenes und — abgesehen von einzelnen Stellen, wo er mit einiger leicht erklärbarer Reserve die weitern Konsequenzen zu ziehen scheut — ebenso kühn ausgeführtes meisterliches Werk: „Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion“; er verlangt, daß jede Religion, welche göttlich sein will, vorher im vollen Sinne und Umfange des Wortes wahr und vernünftig sein muß, und bemerkt: „Es würden namentlich die christlichen Theologen die ersten Grundsätze ihres Glaubens verleugnen und an Gott und Menschen freveln, wenn sie das bezweifeln wollten; denn Christus selbst die Verfinsternung der Vernunft oder des geistigen Auges für die Quelle aller Irrthümer erklärt und die Heiligkeit seiner Lehre unbedingt der Probe des sittlichen Bewusstseins unterwirft, da ferner Paulus und Johannes zur freien Prüfung ihrer Vorträge auffordern und sich abermals auf das Zeugniß des religiösen Bewusstseins berufen, so liegt die Vernunftmäßigkeit des Christenthums klar am Tage, und man ist vollkommen berechtigt, das erweislich Unvernünftige, was man ihm aufgebürdet hat, seinem Schicksale zu überlassen.“ So begreifen wir denn alles reblische, begeisterte Streben im Dienste der Wahrheit, im Judenthum wie im Christenthum und auf jedem religiösen Gebiete mit aufrichtiger Freude. Nur auf diesem Wege und nach diesem Ziele hin kann zu einer heilbringenden Einheit gelangt werden, und mehr als katholische und anglikanische, herrnhutische

und lutherische Mission mit all ihren intoleranten Befehlungen unter sich würde für die Ausbreitung des Christenthums über den Erdbreis gethan werden durch eine Mission der Wahrheit. 18.

Der Kapitän Henry Heron und Herr van Haren.

Der Schottische Kapitän Heron war mit Lord Inverary, dem ältesten Sohne des Herzogs von Argyll, im Mai 1786 nach Weimar gekommen, um Jena zu besuchen, wo sie im Griesbach'schen Hause ihre Wohnung nahmen. Sie schlossen sich zumeist an Knebel an. In Weimar ließen sie sich bei Hofe vorstellen, wo sie noch besonders mit Knebel oft an der herzoglichen Tafel waren. Der Herzog bezeugte sich ihnen überhaupt sehr freundlich. Im Februar 1787 machte Schiller's spätere Gattin zu Weimar Heron's Bekanntschaft. Gleich darauf besuchte dieser sie in Rudolstadt, wo er in ihrer Familie die freundlichste Aufnahme fand. Den die herzlichste Neigung ausprechenden Brief, welchen Heron von Jena aus bald nach der Rückkunft an sie richtete, hat Urlichs im zweiten Bande der Sammlung „Charlotte von Schiller und ihre Freunde“ mitgetheilt. Heron kehrte gleich darauf zu seinem Regimente zurück. Am 4. April 1787 schreibt der Herzog an Knebel: „Ich wünschte, daß Heron sich so einrichtete, daß er nicht ganz von Deutschland Abschied nähme; er hat in seinem Vaterlande keine Civilstelle, im Militär ist da nichts zu thun, großes Vermögen braucht er nicht zu verwalten. Ich dachte, er käme bald wieder herans, mir ahnt, daß wir einander zu etwas gut sein können.“*) Einen in meinem Besitze befindlichen, meist deutsch geschriebenen Brief, den Heron von Madeira aus an Knebel richtete, habe ich in den „Briefen Schiller's an einen vertrauten Freund“ mit Verbesserung der störenden Sprachfehler abdrucken lassen. „Gestern Abend“, schreibt Knebel am 20. Juni 1788 von Ilmenau aus an Herber, „erhalte ich einen Brief von Heron! Woher? aus Madeira! Er fängt gleich an mit einer Strophe aus Ihrer Romanze (»Madiera«). Solche Freude habe ich lange nicht gehabt. Aber etwas Behmütziges war dabei; er geht nach Indien mit seinem Regimente. Sie müssen den Brief selbst lesen. Er ist gar zu herzig. Ich schicke ihn der regierenden Herzogin und bitte mir ihn bald wieder zurück. Er will Goethe's Werke haben, und ich muß sie ihm nach Ostindien schicken.“ Nachdem er Herber aufgetragen, ihm ebenfalls die fünf bis dahin erschienenen Bände Goethe's zu verschaffen, schließt er: „Ich muß dem guten Heron die Freude machen, und wenn er sie auch erst in zehn Jahren bekommen sollte.“ Herber freute sich des Briefes des „guten Menschen“. „Bitten Sie ihn“, schreibt er, „daß er indische Poesien, Lieder u. s. w. schicke, treuer aber als Jones, und nur von Wort zu Wort übersetzt. Sagen Sie ihm auch von mir ein gutes Wort. Die Frau von Schwebt sagt ihm viel Untes.“ Auch Schiller's späterer Gattin theilte Knebel den Brief mit, welche ihren Dank bei der Rücksendung am 3. Juli aussprach. „Heron könnte recht interessante Nachrichten in Indien sammeln“, bemerkte sie, „und dann von großem Nutzen für Europa sein. Sein Geist beobachtet richtig, und dann hat er tiefen Sinn fürs Schöne. Wenn Sie ihm schreiben, so sagen Sie ihm viel von uns allen, er soll uns nicht vergessen, und noch daß ich ihm im August vorigen Jahres nach London geschrieben. Ich denke, mein Brief ist verloren gegangen. Sein Andenken wird mir immer lieb sein.“

Im Februar 1804 ließ Frau von Schiller Knebel durch dessen Schwester um diesen „letzten Brief von Heron“ bitten. Bei der Rücksendung schrieb sie (Urlichs, S. 143): „Die Stimme voriger Zeiten ist aufs neue lebendig in mir geworden durch den Anblick der Handschrift unsers Freundes. Ich werde ewig sein Andenken ehren, und da wir von ihm selbst keine Spur haben,

so müssen wir uns die Spuren seines Geistes, seines guten, reinen Herzens, das er in seinen Briefen zeigte, wie in seinem Wesen zueignen; denn es ist leider das einzige, was uns von ihm bleibt! Aus seinem Brief sah ich aufs neue, daß er wirklich nach Ostindien gegangen ist, worüber ich zweifelhaft war. Ich dachte, er hätte auch sein Grab auf den trügerischen westindischen Inseln gefunden, wie der gute Ernst.“ Gegen Ende des Jahres 1803 war die Nachricht angekommen, daß Ernst von Imhof auf der Insel St.-Vincent gestorben. Gerade der sich aufs dringende Gedanke, Heron sei auch der ungesunden Witterung der westindischen Inseln zum Opfer gefallen, hatte Schiller's Gattin zum Wunsche getrieben, jenen Brief wiederzusehen.

Zum Briefwechsel Knebel's mit seiner Schwester bemerkte ich, Heron habe durch einen Unglücksfall sein Leben eingebüßt. Urlichs weiß nicht, woher ich diese Kunde habe, da ihm meine Sammlung „Zur deutschen Literatur und Geschichte“ (Münsterberg 1858), wie ich aus manchem sehe, unbekannt geblieben ist. Dort habe ich (II, 12) in einem Briefe von Herber's Gattin an Knebel vom 26. Mai 1801 die Worte drucken lassen: „Herr von Heron ist gestern früh gestorben“, worauf die nähere Angabe der unglücklichen Veranlassung des Todes folgt. Aber ich habe hier einen Irrthum zu gestehen. Da ich mich zu erinnern glaubte, daß der Name Heron mehrfach fälschlich Haren geschrieben wurde, so habe ich hier Heron statt Haren drucken lassen. Haren steht im Briefe und ist herzukellen. Wer dieser Herr von richtiger van Haren gewesen, erkenne wir jetzt aus einem Briefe der Frau von Stein an Frau von Schiller. Diese schreibt am 28. Februar 1799: „Herr von Haren, der künftige Cavalier vom Prinzen, ist angekommen, ein ältester Mann, der einen aufs erste Ansehen weder für noch gegen sich einnimmt. Nun ich ihn einigemal gesehen habe, kommt er mir bescheiden vor. Er spricht sehr schön französisch, und zwei Neigungen habe ich ihm abgemerkt: er liebt das gesellige Leben und die Jagd; denn er wollte viel lieber blind als taub werden, zum Beweis des erkern, und dann hörte ich ihn verschiedentlich von Anekdoten erzählen, die ihm auf der Jagd begegnet waren.“ Dieser Herr van Haren ist auch im Briefe von Herber's Gattin an Knebel vom 31. Januar 1800 gemeint, wo diese auf Veranlassung der Aufführung von Goethe's Uebersetzung des Voltaire'schen „Mahomet“ schreibt: „Ach, und die Ziererei der Kunst, uns Deutsche mit dem französischen Kothurn zu beschenken, weil es der Herr van Haren durch den Herzog also bestellt hat!“

Unter der Aufsicht des Herrn van Haren ging der Erbprinz im Juli 1800 nach Halberstadt. „Unser guter Prinz ist jetzt bei Ihnen, das Militär zu lernen“, schreibt Herber's Gattin am 1. August an Gleim. „Ich wiederhole meine und der Herzogin Bitte, ihm gefällig zu sein, wo Sie können. Er ist blöde, und dieser ganze Entschluß, ihn auf einmal zum Militär zu machen, ist etwas übereilt, wenigstens nicht genug vorbereitet. Ich hoffe, daß man artig gegen ihn sein wird; denn er verdient es. Nicht jeder hat militärische Talente und Neigung.“ Gleim sah den Erbprinzen bei sich im Hüttchen und erwiderte gleich seinen Besuch. Als er auch Herrn van Haren gesehen, schrieb er am 10. August: „Unsere Fürstenkinder werden schlecht erzogen! Ihre Hofmeister nicht gewählt, nicht geprüft! Der erste der beste! Gestern war ich eine Stunde beinahe beim Oberhofmeister des Erbprinzen. Er schien mir ein guter, braver, auch wohlgelehrter Mann zu sein; aber er ist ein Holländer und hat des Erbprinzen Landessprache vor kurzem erst gelernt. Der Mentor forderte (in der Bibliothek) für den Prinzen »Rollin's alte Geschichte«, sechzehn Bände. Kleinere Bücher, denke ich, werden ihm angemessener sein.“ Der von Gleim angeregte Gesandte setzte Herber's Gattin in leidenschaftlichste Hitze, worin sie einen zwei Bogen langen Brief an Gleim richtete, der aber so heftig war, daß er nicht abgeschickt werden konnte. „Sagen wir bei Ihnen, könnten wir über alles Auskunft geben“, äußert sie am 29. August. „Der Prinz hat die besten Anlagen an Kopf und Herz von Jugend auf gezeigt. Das Unglück war, daß er am Hof erzogen und keinen für ihn oder zu diesem Geschäft passender

*) So lautet die Stelle in der Urchrift. Im Abdruck steht Haren statt Heron, könnte statt käme und ahnet. Auch in des Herzogs Briefen vom 17. September 1786 und 1. April 1787 findet sich Heron, nicht Haren. Vgl. auch meine „Freundesbilder“, S. 480.

den Erzieher gehabt hatte.“) Den jetzigen hat der Herzog von Braunschweig empfohlen. Dreimal hat des Prinzen Schützengel in der Person meines Mannes mit der fürstlichen Mutter zu verschiedenen Zeitpunkten über die Erziehungsart gesprochen, seinen Rath und seine Meinung treu und offen gesagt, das Uebrige denken Sie sich.“ Ueber die Veranlassung des Todes des Herrn von Haren berichtet Herder's Gattin im schon angezogenen Briefe an Knebel vom 28. Mai 1801: „Sie wissen, daß seine erste Ausfahrt mit dem Erbprinzen nach Rudolstadt zum Vogelschießen ging. Unterwegs warf der Wagen im Gebirge gewaltsam um, eine Kiste oder Koffer fiel auf Haren's Brust und quetschte ihn.“*) Dies ist die Ursache seines Todes. Unser Doctor (ihr Sohn) wurde noch vor zehn Tagen zu ihm gerufen und besuchte ihn täglich mit Hufschne. Er soll schwer (gestern früh) gestorben sein.“ Später wurde Herr von Pappenheim und Herr von Hinzertem dem Erbprinzen beigegeben, der in Begleitung des Oberhofmeisters von Wolzogen nach Paris und dann nach Petersburg reiste. Heinrich Wünker.

Culturhistorische Skizzen.

1. Aus deutschen Gauen im Süd und Nord. Volks- und Sittenbilderungen von Ernst Willkomm. Gotha, Dresp. 1863. 8. 1 Thlr.
2. Deutscher Trunk. Culturhistorische Skizzen. (Aus den Collectaneen eines Antiquars.) Leipzig, Hartung. 1863. 8. 10 Ngr.

Man hört oft die Klage, daß mit der Zunahme der Verkehrsmittel und dem dadurch bedingten Näherwerden der verschiedenen deutschen Volksstämme bei allen daraus entspringenden Vortheilen doch auch wieder viel Altherwürdiges, viele gute alte Sitten und viele durch die Fortpflanzung von Generation auf Generation geheiligte Gebräuche, der innige, familienähnliche Verband eines durch seine geographische Lage eng begrenzten Stammes, ja auch die Sprache der tapfern Vorfahren immer mehr in Wegfall kämen. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob eine solche Veränderung wirklich zu bedauern ist, aber das Factum ist unbestreitbar. Der Unterschied in Lebensweise und Tracht zwischen den einzelnen Theilen unsers Vaterlandes, zwischen Stadt und Land hört immer mehr auf. Die Dialecte der deutschen Sprache im Norden und Süden, im Osten und Westen sind in einem starken Zurückweichen vor der Schriftsprache, zum Theil in einem raschen Absterben begriffen. Auf den friesischen Inseln unserer Nordseeküste hört man nicht selten von einer alten Frau die Klage, daß ihre eigenen Enkel sie nicht mehr verständen.

Wo sich aber noch althergebrachte Gebräuche in Kleidung und Lebensweise erhalten haben, da sind sie gewiß einer Verehrung und Aufzeichnung werth. Ernst Willkomm beschäftigt sich in dem Werke „Aus deutschen Gauen im Süd und Nord“ (Nr. 1) zunächst mit der Oberlausitz, mit dem wendischen sowol als dem deutschen Theile, die sich noch immer durch manche leicht erkennbare Eigenthümlichkeiten unterscheiden, und die, so sehr sie es verdienen, vergleichungsweise selten von Touristen besucht werden. Während der größte Theil der Niederlausitz von Nachkommen der alten Wenden bewohnt wird, haben urdeutsche Stämme bei weitem das oberlausitzische Land inne; nur ein kleiner Strich, und zwar der niedrigste, deren Mittelpunkt die Hauptstadt des Landes, Bautzen, bildet, wird noch von Wenden besessen, wie denn die ursprünglich

nomadische Lebensweise der slawischen Völkerschaften noch darin erkennbar ist, daß sie die Niederungen den Gebirgsgegenden stets vorgezogen haben.

Nach einem kurzen Blick auf die Geschichte des Landes und seiner in aristokratischer Abgeschlossenheit fest verbundenen Städte schildert der Verfasser nun die nach vorhandenen Reste der alten Sitten bei Verlobungen, Hochzeiten und sonstigen Festen, ihre geselligen Vergnügungen, ihre Leichenbegängnisse und ihren Aberglauben; er gesteht aber selbst, daß, wie miträuslich auch die Lausitzer auf alle Neuerungen blicken, doch Modernisirungen von Jahr zu Jahr überhandnehmen, und daß die Zeit nicht mehr fern sein dürfte, wo man nur aus Erzählungen die alte Lausitz kennt.

Der größere Theil der vorliegenden interessanten Schilderungen ist einem andern deutschen Lande gewidmet, Schleswig-Holstein nämlich, mit Einschluß der Hansestädte Hamburg und Lübeck. Er beginnt hier mit der Stadt Schleswig und dem dortigen sogenannten Mövenpreis, dem Mövenschießen auf einer kleinen Insel der Schlei, wo nach einer alten, im Grunde barbarischen Sitte an einem bestimmten Tage zu Anfange des Juli alljährlich viele Tausende dieser unschuldigen Geschöpfe geopfert werden. Dann geht er sich nach der inselreichen Westküste, die mit ihrer Heide und Marsch, ihren Watten und Halligen freilich oft beschrieben ist, in des Verfassers Darstellung aber in einem neuen Bilde erscheint. Das alte Haupt der Hansestädte, Lübeck, das der Verfasser durch einen dreißährigen Aufenthalt kennen gelernt und liebgewonnen hat, veranlaßt ihn zu noch genaueren Mittheilungen, und auch von Hamburg weiß er viel zu erzählen, namentlich von dem Treiben am Hafen und der unbändigen Lust der Matrosen, wenn diese nach langer Fahrt, überreichlich mit den Mitteln zum Genuße versehen, wieder das feste Land betreten.

Einen Beitrag zu dem Leben des deutschen Volks gibt auch das oben angeführte Büchlein „Deutscher Trunk“ (Nr. 2). Von alters her ist dem Deutschen seine Neigung zu einem guten Trunk vorgehalten worden, und es fehlt allerdings nicht an Beweisen, daß solche Vorwürfe nicht ganz unverbient waren. Wenn die früheren Zustände des deutschen Volks in dieser Beziehung nicht bekannt sein sollten, mag aus der uns vorliegenden gut geschriebenen Zusammenstellung davon ein Bild gewinnen. Selbst der Kaiser wurde vor der Krönung gefragt: „Willst du mit Gottes Hülfe dich nüchtern halten?“ Und erst nach deren Bejahung und nach festem Gelöbniß konnte er die Weihe erhalten. Die Verschwendung bei Hoffesten ging im Mittelalter fast ins Unglaubliche. Dagegen erhoben sich auch schon früh gewichtige Stimmen gegen jedes Uebermaß. Bereits das Salische Gesetz zieht gegen dies Uebel zu Felde. Karl der Große war bekanntlich ein abgesetzter Feind jeder Völlerei und seit der Revolution wurde laut und häufig gegen das Zutrinken geeifert, freilich nicht immer mit Erfolg. Es mag dies Büchlein von denen mit Nutzen gelesen werden, welche noch jetzt geneigt sind, die alte Zeit auf Kosten der gegenwärtigen zu preisen. 87.

Notiz.

Das „Cornhill Magazine“ über den deutschen Journalismus.

Das Juniheft des „Cornhill Magazine“ enthält einen Aufsatz „News-papers in Germany“, welcher entweder von einem seit vielen Jahren in Deutschland wohnhaften Engländer oder, was uns in diesem Falle wahrscheinlicher dünkt, von einem Deutschen herrührt, der aber, vielleicht als Emigrant, sich längere Zeit in London aufgehalten und die innere Organisation des englischen Zeitungswesens genügend kennen gelernt hat, um Vergleiche zwischen diesem und dem deutschen anstellen zu können. Wer aber der Verfasser auch sei, ein germanisirter Engländer oder englisirter Deutscher, jedenfalls spricht der Umstand, daß eine englische Zeitschrift eine eingehendere Betrachtung über das deutsche Zeitungswesen aufgenommen hat, für die Thatsache, daß

*) Der Erzieher des Erbprinzen war seit 1787 der von Goethe empfohlene Dr. Kiebel, der eine jüngere Schwester der wephaler Lotte, Charlotte Amalia Angela Buss, zur Frau hatte. Er ward sogleich zum Landkammerrath ernannt. Im Jahre 1796 wünschte die Herzogin, daß der jüngere Sohn der Frau von Stein, Goethe's Zögling, Friedrich von Stein, dem Erbprinzen beigegeben werde, doch ging dieser in preussische Dienste.

**) Das erste weitberühmte rudolstädter Vogelschießen fiel im August. Der Unfall muß sich im August 1799 begeben haben.

der deutsche Journalismus in unsern Tagen zu einer Macht und einem Einfluß gelangt ist, wodurch er auch die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich zu ziehen angefangen hat. Der Artikel erschien übrigens in einer Zeitschrift, welche der Geschichte, der Organisation und der Bedeutung des modernen Journalismus schon früher ihre besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat und wie sich unsere Leser vielleicht aus einer in d. Bl. früher enthalten gewesenem Mittheilung erinnern werden, den Journalismus die charakteristischste unter allen Hervorbringungen unserer Zeit nannte, diejenige, welche in allen künftigen Literaturgeschichten, soweit sie unsere Zeit behandeln, die erste oder doch eine der ersten Stellen einzunehmen verdiene. Der Verfasser kommt im Verlaufe seines Artikels auch auf die frühere Censur, namentlich die wiener zu sprechen, und führt dabei einige Curiositäten an wie die bekannte, daß bei den Aufführungen der „Räuber“ auf dem Hofburgtheater der Vater Moor in einen Hühner verwandelt wurde, wodurch die naive wiener Censur, die ja nur durchließ, was in ihren Augen nicht strafwürdig war, den Dinkelmord gleichsam für gestattet erklärte. Indessen sollten die Engländer des Spottes hierüber sich enthalten; denn es gibt auch eine gleich strenge Gesellschaftszensur, die gerade in England zu einer großen Macht gelangt ist. Ihr verdankt man es, daß gegenwärtig viele Engländer und namentlich Engländerinnen vor manchen Stücken Shakespeares oder doch gewissen Stellen darin einen wahren Abscheu empfinden, weshalb diese auch immer weniger und nur in sehr verkümmelter Gestalt zur Aufführung kommen, und daß die jetzt für das gebildete englische Publikum schreibenden Autoren eine Censur gegen sich selbst üben, die vielleicht ebenso streng ist, als die frühere officielle in Wien. Für diese frühe englische Gesellschaftszensur ist es sicherlich höchst bezeichnend, daß eine Engländerin in der That sorben eine purifizierte Ausgabe des Shakespeares zum Gedrauche für das weibliche Geschlecht veranstaltet hat. Den jetzigen wiener Journalisten rühmt übrigens der Verfasser nach, daß die unter ihnen herrschende Harmonie eine der „pleasantest features“ im Leben dieser Capitale sei; und wenn wir dann weiter lesen, daß die meisten Redacteurs der Zeitungen in Wien wie auch die meisten Mitarbeiter an denselben Juden oder doch jüdischer Abkunft seien, so möchte man auf die Vermuthung gerathen, der jüdische Deutsche sei überhaupt verträglicher und mehr socialer Natur als der christliche Deutsche. Indes ist der Oesterreicher im allgemeinen gemüthlicher Art, und so bald gestaltet sich auch in einem Großstaat wie Oesterreich alles großartiger und minder engherzig als in Staaten von kleinen Dimensionen. „Die wiener Zeitungen“, bemerkt der Verfasser, „näher sich dem englischen Typus fast mehr als alle übrigen deutschen.“ Er erzählt, daß einer der wiener Redacteurs, der zugleich Eigentümer des Blattes ist, jährlich, wie man versichert, 10000 Pf. St. reinen Gewinn erziele und eine Gräfin geheirathet, und ein anderer sich mit einem Einkommen von jährlich 12—15000 Pf. St. (?) auf einen von einem Park umgebenen Grund bei Wien zurückgezogen habe. In Oesterreich, und wol auch nur hier in Ländern deutscher Zunge ist es in neuerer Zeit vorgekommen, daß bloße Journalisten zu bedeutendem politischen Einfluß und zu hohen Staatsposten gelangten, wie dies in Frankreich und England nicht selten der Fall ist; der zuletzt verstorbene englische Kriegsminister z. B. war in jüngern Jahren Journalist und soviel wir wissen fleißiger Mitarbeiter an der „Edinburgh review“. Endlich möchten wir noch erwähnen, daß der Verfasser des Aufsatzes bemerkt, der deutsche Journalist sei im allgemeinen mehr „a man of letters“ als seine Brüder in England. J. M.

Bibliographie.

Vertram, A., Theater-Wespen. Enthüllungen, Stützen, Böder und Chargen aus dem Theaterleben. Als Beitrag zur Erleuchtung der Reorganisationsfrage des Theaterwesens. Berlin, Schlingmann. Br. 8. 10 Ngr.

Dunant, J. S., Eine Erinnerung an Solferino. Deutsch.

sch, vom Verfasser autorisirte Ausgabe nach der 3ten Auflage des Originals bearbeitet. Basel, Georg. Gr. 8. 16 Ngr.

Ernst, A., Republick Chili. Ergebnisse und Betrachtungen daselbst. Mit 4 Illustrationen. Berlin, Möser u. Scherl. 8. 12 1/2 Ngr.

Plathe, J. L. F., Shakespeare in seiner Wirklichkeit. 1ster Theil. Leipzig, Dyk. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Franz, C., Die Quelle alles Uebels. Betrachtungen über die preussische Verfassungskrisis. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr.

Godt, C. Freih. v., Die öffentlichen Abgaben und Schulden. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr.

Kreyher, J., Die preussische Expedition nach Ostasien in den Jahren 1859—1862. Reisebilder aus Japan, China und Siam. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Kühne, G., Mein Tagebuch in bewegter Zeit. Leipzig, Denike. 8. 2 Thlr.

Löwenhardt, G. W., Die Identität der Morals und Natur-Gesetze. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Möllhausen, W., Der Mayordomo. Erzählung aus dem südlichen Californien und Neu-Mexico; im Anschluß an den „Californianer“ und „Flüchtling“. Vier Bände. Leipzig, Cotta. 8. 5 Thlr.

Schwarz, Marie Sophie, Die Frau eines eiteln Mannes. Eine Erzählung. Aus dem Schwedischen von A. Krepshmar. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sengelmann, G., Dr. Joseph Wolff. Ein Wanderleben. Hamburg, Nöden. Gr. 8. 1 Thlr.

Thomas, K., Altes und Neues. Meine Habilitation und meinen Austritt aus der Privatdocentschaft an der Königl. Preussischen Universität Königsberg betreffend. Freiburg im Br., Wagner. Lex.-8. 20 Ngr.

Weller, C., Das alte Volks-Theater der Schweiz. Nach den Quellen der Schweizer und süddeutschen Bibliotheken bearbeitet. Frauenfeld, Huber. Gr. 8. 1 Thlr.

Wessel, A. W., Die Nordsee-Insel Spieleroog. Aurich, Spielmeier. 8. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

Bärenz, J., Schleswig-Holstein und Bundesreform, Vortrag gehalten in der 5ten Generalversammlung des Großdeutschen Vereins zu Hannover am 6. Mai 1863. Hannover, Klinckschort. Gr. 8. 6 Ngr.

Becker, D., Die Freiheit und das Recht der neueren Philosophie, nach dem von Prof. Dr. Frohschammer jüngst veröffentlichten Vortrage, beleuchtet. Speyer, Degenzer. Gr. 8. 4 Ngr.

Freudenberg, J., Das Denkmal des Hercules Saxanus im Brohlthal. Fest-Programm zu Winckelmanns Geburtstage am 9. December 1862. Herausgegeben vom Vorstände des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinland. Hierzu 1 Tafel. Bonn, Marcus. 1862. Gr. 4. 20 Ngr.

Die Idee des Göttlichen in der Wissenschaft und die sogenannte freie Wissenschaft oder Stiftung und Reformation der Universität Würzburg. Kritische Beleuchtung der von den H. H. Göttinger und Begele in Würzburg zur Stiftungsfeier der Julius-Universität in den Jahren 1862 und 1863 gehaltenen Festreden. Bamberg, Buchner. Gr. 8. 6 Ngr.

Martens, G., Wenn Deutschland thäte, was Deutschland mußte! Hamburg, Falke. Gr. 8. 8 Ngr.

Mueller, A., Das Leben des Turn-Vaters F. L. Jahn. Den deutschen Turngenossen gewidmet. Weimar, Rügn. 16. 2 1/2 Ngr.

Wolf, G., Dr. Bernhard Beer, eine biographische Skizze. Berlin, Asher u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung fordert hierdurch die bisherigen wie neu eintretenden auswärtigen Abonnenten auf, ihre Bestellungen für das mit dem 1. Juli beginnende neue Vierteljahr sofort bei den betreffenden Postämtern anzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfinden. Das Abonnement beträgt vierteljährlich 2 Thlr. und wird von allen Postämtern Deutschlands, Oesterreichs und des Auslandes angenommen.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung wird es sich auch in Zukunft angelegen sein lassen, den steigenden Ansprüchen ihres fortwährend sich vergrößernden Leserkreises immer mehr zu entsprechen. In jüngster Zeit glaubt sie dies namentlich durch Einrichtung der regelmäßigen Beilagen bewiesen zu haben, welche zur Ergänzung des Hauptblattes dienen und außerdem ausführlichere belehrende wie unterhaltende Mittheilungen enthalten.

Die Richtung der Deutschen Allgemeinen Zeitung bleibt unverändert dieselbe wie bisher: als ein im wahren Sinne liberales und nach allen Seiten unabhängiges Organ wird sie auch ferner „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gerechtigkeit“ mit Entschiedenheit, aber zugleich mit Besonnenheit vertreten und überall zur Geltung zu bringen suchen.

Inserate (die Zeile 2 Ngr.) finden durch die Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Werthvolle Bücher zu ermässigten Preisen,

bis Schluss des Jahres 1863

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt vergütet.

Philosophie.

Carriere (M.). Religiöse Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk. Zweite, vermehrte Auflage. 8. 1856. (1 Thlr. 24 Ngr.) 20 Ngr.

Chalybäus (H. M.). System der speculativen Ethik, oder Philosophie der Familie, des Staates und der religiösen Sitte. Zwei Bände. 8. 1850. (5 Thlr.) 2 Thlr.

Fortlage (K.). Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant. 8. 1852. (2 Thlr. 15 Ngr.) 1 Thlr.

— System der Psychologie als empirischer Wissenschaft aus der Beobachtung des innern Sinnes. Zwei Theile. 8. 1855. (5 Thlr.) 2 Thlr.

Hartenstein (G.). Die Probleme der Grundlehren der allgemeinen Metaphysik. 8. 1836. (2 Thlr.) 20 Ngr.

— Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften. 8. 1844. (2 Thlr. 15 Ngr.) 20 Ngr.

Helferich (A.). Der Organismus der Wissenschaft und die Philosophie der Geschichte. 8. 1856. (2 Thlr. 20 Ngr.) 1 Thlr.

Herbart (J. F.). Kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen, nebst dessen wissenschaftlichem Nachlasse. Herausgegeben von G. Hartenstein. Drei Bände. 8. 1842–43. (10 Thlr.) 2 Thlr. 20 Ngr.

Krug (W. T.). Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften, nebst ihrer Literatur und Geschichte. Fünf Bände. 8. 1832–38. (15 Thlr. 15 Ngr.) 3 Thlr.

Roos (L.). Das Buch der Religion, oder der religiöse Geist der Menschheit in seiner geschichtlichen Entwicklung. Zwei Theile. 8. 1850. (3 Thlr.) 1 Thlr.

Ein ausführlicheres Verzeichniss im Preise ermässigter Werke, aus fünf Abtheilungen bestehend, ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag der Weidmann'schen Buchhandlung in Berlin.

Griechische Alterthümer

von G. F. Schönmann.

Zweiter Band: Die internationalen Verhältnisse und das Religionswesen.

Zweite Auflage.

8. Geh. Preis 1 Thlr. 6 Sgr.

Reisen und Forschungen in Griechenland

von H. N. Ulrichs.

Zweiter Theil.

Topographische und archäologische Abhandlungen.

Herausgegeben von A. Passow.

Mit 4 Tafeln.

Gr. 8. Geh. Preis 2 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Recenti Pubblicazioni

per imparare

le lingue tedesca e francese.

Ahn, F. Nuovo metodo pratico e facile per imparare la lingua tedesca. Colla traduzione tedesca de' temi italiani. Corso primo. Edizione originale. In-8. 10 Ngr.

Wild, E. Nuovo metodo pratico e facile per imparare la lingua francese, proposto alla gioventù italiana. In-8. Corso primo. 2ª edizione emendata. 12 Ngr.

Corso secondo. 16 Ngr.

Valentini, Fr. Dizionario portatile italiano-tedesco. Edizione 4ª originale. In-8. Due parti. 2 Thlr. 10 Ngr. leg. 2 Thlr. 18 Ngr.

1ª parte: Italiano-tedesco. 1 Thlr., leg. 1 Thlr. 5 Ngr.

2ª parte: Tedesco-italiano. 1 Thlr. 10 Ngr., leg. 1 Thlr. 15 Ngr.

Blätter für literariſ

J a h r g a n g

Zweiter J

literarisc

3 a

3 n l

8.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 27. —

1. Juli 1863.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thln. jährlich, 6 Thln. halbjährlich, 3 Thln. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Biographien und Charakteristiken von Zeitgenossen. Von Wilhelm von Lademann. — Naturseele, Menschenseele und Weltseele. Von Karl Fortlage. Zweiter Artikel. — Novellen und Erzählungen. Von Rudolf Sonnenburg. — Zur Literatur über J. G. Fichte. — Deutsche Literatur in Siebenbürgen. — Notizen. (Goethe im In- und Auslande; Deutscher Volksgefang im 14. Jahrhundert.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Biographien und Charakteristiken von Zeitgenossen.

Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken von Alfred von Neumont. Zwei Bände. Berlin, Decker. 1862. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Mühsam wie immer, aber auch belehrend ist es, auch diese Arbeit Neumont's sich zu eigen zu machen. Der Verfasser gehört ohne Zweifel zu den vollkommensten Kennern Italiens in jeder Beziehung; ja, wir kennen nur einen, der ihm hierin den Vorrang streitig machen kann, und dies ist K. Witte, dem dies Buch gewidmet ist. Dasjenige, worüber beide Männer einig sind, wird wol mit Grund für die Wahrheit über Italien zu halten sein, und beide sind nur über wenige Punkte verschiedener Meinung. Unter den Arbeiten Neumont's über Italien sind die „Beiträge zur italienischen Geschichte“ (6 Bde.), „Die Garafa“ (2 Bde.), „Die Jugendgeschichte der Katharina von Medici“ (2 Bde.), „Die Gräfin Albany“ (2 Bde.), vieler kleinen nicht zu gedenken, genügend bekannt. Die vorliegenden Bände der „Zeitgenossen“ bieten zu diesen allen ein werthvolles Supplement. Es ist weiter bekannt, daß Neumont der Kunst des Buchermaschens fast ganz entbehrt. Die Masse seines Wissens, eine gewisse ungemäßigte Hingebung an den gerade vorliegenden Stoff, die Schwierigkeit, die er findet, Proportion und Unterordnung in seine Arbeiten zu bringen, diese bewirken, daß wir kein einziges geschickt gemachtes Buch von ihm besitzen und daß seinen Darstellungen gefällige Anordnung, Concentration, ja beinahe aller Stil fehlt. Tadeln sind sie durch die Fülle und den sachlichen Reichtum seiner Mittheilungen stets überraschend und geben regelmäßig bei weitem mehr als sie versprechen. Namentlich ist sein Wissen von der Specialgeschichte einzelner Landesheile, einzelner großer italienischen Familien, seine Kenntniß der Diplomatie Italiens in Wahrheit staunenswerth!

Hiervon gibt der erste Band der „Zeitgenossen“ in der Biographie Cesare Balbo's wieder eine sprechende Probe. 1863. 27.

Was dieser Mitkämpfer Gioberti's für die Umgestaltung, äußere und innere, Italiens gewirkt, wie er ein Lenker der Geschichte des Landes, der erste Publicist Italiens geworden, welchen Widerstand, welche Widersprüche er zu besiegen hatte, um an sein Ziel, die geistige Wiedergeburt Italiens, zu gelangen, dies und die seltsamen Verknüpfungen am Hofe zu Turin, wo die Freisinnigkeit mit Vorurtheilen aller Art und mit dem Mysticismus Karl Albert's in dem sonderbarsten Kampfe lag, mit einem Wort, die Thaten, die hervorragenden Charaktere dieser fast einzig in der Geschichte dastehenden großen Volkstragödie, lernen wir aus diesem Bande vollkommen kennen. Wie schwach und skizzenhaft, ja wie übereilt und ungeprüft erscheint, hiermit verglichen, alles, was flüchtige Touristen, wie Mundt u. a., und über diese Verhältnisse mitzutheilen wußten!

Zur Beurtheilung des Werths der vorliegenden Arbeit ist zunächst erforderlich, mit wenigen Worten den historischen und politischen Standpunkt des Verfassers näher zu bezeichnen. Neumont gehört zu denen, welche die politische Bewegung Italiens insoweit für berechtigt erachten, als sie sich auf das Abwerfen jeder Art geistigen Drucks, der auf dem Lande lastete, erstreckt, und hierin ist denn auch wol die politische Unabhängigkeit mitbegriffen. Allein er ist ebenso überzeugt, wie wir selbst, daß die „Italia una“ ein Unding, eine Unmöglichkeit sei, fast ebenso groß wie die Einheit und Cinerlichkeit Deutschlands. Wir sagen, fast ebenso groß, und sagen dies mit Betonung; denn Italien wird wenigstens nicht von confessionseller Spaltung zerrissen, noch feiert ein Theil des Landes Triumphe und Siegestage über den andern Theil, wie dies bei uns der Fall ist. Die „Italia una“ aber ist unmöglich, weil sie den Naturbedingungen der Halbinsel widerspricht, weil man in Palermo, Neapel und Rom ganz anders empfindet als in Turin und Mailand, weil Süd- und Norditalien ganz entgegengesetzten Lebensbedürfnissen folgt, weil, mit einem Wort, der Neapoli-

taner, der Römer, der Turiner ganz verschiedene Menschen sind. Aus diesem Standpunkte nimmt Neumont seine Ueberzeugungen; er läßt den geistigen Impuls der Bewegung Gerechtigkeit widerfahren, aber er verurtheilt die Gewaltthat, die politische Schwärmerei, die Rechtsverbrechung, die sie begleiteten, und alles dies mit unserer vollsten Zustimmung! So — kritisch ohne Zweifel auf richtigem Wege — schildert er uns den kräftigsten Erwecker des neuitalienischen Geistes, Cesare Balbo, in einem Lebensbilde, dem wenig zu einem wahren Kunstwerke fehlt, gewissenhaft, lebendig, anziehend.

Cesare Graf Balbo, einer aus Chiari stammenden Familie angehörig, in seiner Jugend Soldat, dann verbannt, 25 Jahre lang auf literarische Thätigkeit angewiesen, hierauf Minister Karl Albert's, Reformator seines Landes und von seiner eigenen Popularität in maßloser Zeit gestürzt, stellt vielleicht die reinste und edelste Persönlichkeit unter den bedeutenden Männern dar, die das neue Italien schufen. Reinsten Willens trug er bis an sein Ende das Banner hoch, das er als Soldat und Publicist, als Minister und Reformator getragen hatte und sein Programm blieb immer dasselbe: Italiens politische Unabhängigkeit, im Bunde mit der Kirche, gesichert durch engeste Conföderation, das Oberhaupt der Kirche an ihrer Spitze. So kann der Verfasser schließlich von ihm sagen: er ist wie die Personification des Princip's, das im neuen Italien nach zwei Seiten hin auf überlegene Widersacher gestoßen, aber dennoch das wahre und allein richtige ist. Seine Werke sind unvollkommen geblieben, seine Laufbahn wurde gehemmt, allein sein Streben in That und Schrift war stets den wahren Interessen seines Vaterlandes gewidmet, die ihm mit den Interessen der öffentlichen Moral und der Kirche identisch schienen. Er hat die Politik nie von der Moral, die Fortschrittsidee nie von der Loyalität getrennt; in ihrer Vereinigung fand er Ausdruck und Ziel der Legitimität, durch schlimme Zeiten unentnuthigt und unbeirrt.

Zwischen Anfang und Ende seines Wirkens liegt nun ein Leben, das die ganze Geschichte des neuen Italien von 1821—53 umfaßt, und in dessen Wandlungen überall seine Mitwirkung, oft sein Antriebs zu finden ist. Aus angeborener Mäßigung ein Feind alles politischen Experimentirens, aus gereiftem Urtheil stets nur dem Erreichbaren zugeneigt, aus Pflichtgefühl und Loyalität allen Factionen abhold, erfuhr er den Schmerz, von seinen eigenen Mitarbeitern am großen Werk verrathen, in seinen Bestrebungen für das allein Erreichbare von zwei Seiten bekämpft zu werden und Zeuge des Verderbens sein zu müssen, das die Maßlosigkeit über sein geliebtes Vaterland brachte. Seine Illusionen waren eben die so vieler edler Geister, die nämlich, daß in erregten Volksmassen Vernunft und Mäßigung die Herrschaft zu behaupten vermöchten! Sein Grundgedanke: Italien, ein Bundesstaat, mit der Kirche als leitendes Oberhaupt und den Papst als Träger seiner Einheit — dieser Gedanke, den Napoleon von ihm ererbte, konnte selbst von diesem und aller seiner Macht nicht verwirklicht werden. Aber

er wird verwirklicht werden, nach langen Kämpfen verwirklicht werden; wir zweifeln nicht daran! In dieser Grundansicht steht Graf Balbo mit Gioberti nahezu auf gleichem Standpunkte. Im „*Primato morale e civile*“ des letztern entwickeln sich die gleichen Ansichten; nur daß die kirchliche Grundlage darin noch mehr betont ist als in Balbo's „*Delle speranze d'Italia*“, wo die äußere Unabhängigkeit als das „*Unum porro necessarium*“ hervorgehoben ist. Was haben Ehrgeiz und Unverstand, was haben Cavour, Mazzini und endlich Garibaldi aus dieser einzig sichern Grundlage eines Neubaus der Halbinsel gemacht? Was Gioberti von der innern Reform Roms, was Balbo von der Conföderation, von Jugend und Kraft der verbundenen Staaten erwartete, das hat nun die Massengewalt herstellen sollen! Gilt Hoffnung!

Noch im „*Sommario della storia d'Italia*“, das 1846 erschien und das noch tiefer in das Volk drang als die „*Speranze*“, hält Balbo an seinen Grundideen fest; sie sind die Signatur seiner katholischen und patriotischen Anschauung; zehn Jahre später waren Gewalt und Rechtsbruch weit hinauszugewachsen über diese Richtung, die doch allein zum Heil Italiens führen konnte. Inzwischen brachten die Ereignisse von 1847 und 1848 Graf Balbo an die Spitze des Ministeriums zu Turin. Es galt nun nach zwei Seiten hin männlich anzukämpfen, hier gegen die Begriffsverwirrung eines Königs, der in mystischer Nebelhastigkeit die Lösung seiner Aufgabe als nationaler Fürst in den Büchern Moß's suchte, dort gegen die Maßlosigkeiten und den Unverstand der lombardischen Flüchtlingspartei, welche ihre Hoffnungen auf die Massenempörung setzte. In diesem trostlosen Kampfe erlag Balbo; die Niederlage von Custoza machte seiner reformatorischen Thätigkeit ein Ende. Vinelli, Gioberti, Azeglio, Cavour folgten ihm; keiner von ihnen vermochte dem wechselnden Verderben Einhalt zu thun. Von da ab stritt Balbo, rein im Gewissen und fest in seinen Grundideen wie immer, in den Kammern, in der Literatur für seine Grundsätze, Recht, Unabhängigkeit, Conföderation. Dem Andenken des Königs Karl Albert aber setzte der so schwer getränkte Mann ein Denkmal, das seine Irrthümer entschuldigte, seine heldenmüthige Hingebung an die Sache Italiens aber hoch erhob, und das die Grundlage des Cultus geworden ist, in dem dieser Fürst noch heute in Italien steht. Im Frühjahr 1853 starb Graf Balbo, 64 Jahre alt, fromm und sich selbst treu, mit dem Ruf eines vollkommenen Ehrenmannes.

Diesem trefflichen und durch seine Kämpfe so anziehenden Lebensbilde folgt im zweiten Bande ein nicht minder treffliches Charakterbild König Friedrich Wilhelm's IV. Es ist bekannt, wie nahe der Verfasser dem Fürsten gestanden hat, dem diese Skizze gewidmet ist; er war sein Begleiter, sein Gesellschafter auf der traurigen letzten italienischen Reise. Zwischen diesem Könige und Balbo knüpft eine gewisse Verwandtschaft der politischen Gefühle und Anschauungen ein unverkennbares Band. Beiden fehlte es, sozusagen, an dem Organ, das Unrecht, das

Verlehrte, das Schlechte zu begreifen und zu fassen; das Berufen auf Moral und Religion war beiden gleiches Bedürfnis; bei beiden dieselbe Mäßigung, dasselbe edle Wollen in staatlichen Dingen, bei dem Könige aber noch größere Tiefe der Erkenntnis, ein noch höherer Flug der Einsicht und des Voraussehens. Und so trägt alles, was Reumont von ihm sagt, den Stempel der höchsten Pietät, die reinste Verehrung in diesem kurzen, aber seinen Gegenstandes würdigen Charakterbilde. Denn auch dieser König gehört so gut wie Balbo zu den Märtyrern ihrer Zeit, zu den Männern, die mit Sehnsucht nach Verwirklichung ihrer Ideale und nach dem Siege des Edeln und Sittlichreinen ringen, und in diesem Kampfe, weil sie das Stichwort ihrer Zeit, die Selbstsucht, nicht kennen und nicht kennen wollen, erliegen. Indem der Verfasser so in großen Zügen die seltenen Gaben dieses Fürsten uns vorführt, sein reinstes Wollen, sein reichstes Wissen, seinen hohen Schönheitssinn, seine glückliche Combinationsgabe, sein seltenes Erinnerungsvermögen, die lebendige Färbung des Ausdrucks, Ortsinn und plastische Gehaltung der Gedanken, seine Treue, seine Gewissenhaftigkeit und tiefe Dankbarkeit, wollen wir doch nicht behaupten, daß dies Charakterbild ein ganz vollständiges sei und weitere Ausführung unnötig mache. Gewisse menschliche Schwächen hätten nicht verschwiegen, sondern auf ihren Urgrund — eine allzu große Reizbarkeit der Seele — zurückgeführt werden müssen, um eine volle Charakteristik zu gewähren. Von Friedrich Wilhelm IV. aber ist zu sagen, daß er „nil humani a se alienum putavit“ und daß jene Schwächen seinen innern Menschen kaum berührten.

Die weiteren Charakterbilder dieses Bandes sind mit einer kurzen Erwähnung zu erledigen. Freiherr von Brockhausen, Thorwaldsen, von dem es heißt, daß er die Kunst vom falschen Regelzwange Canova's zur Wahrheit der Natur zurückgeführt habe, Sir Frederic Adam, der geistige Gründer der Jonischen Republik, Lord Guilford, sein Mitarbeiter an diesem Werke, sind eben nur Skizzen in Feuilletongestalt. Andrea Musmoridi, ein etwas ausgeführteres Bild dieses Vorkämpfers des Neuhellenismus, ist nicht Original, sondern eine Bearbeitung von Tommaseo's Lebensgeschichte dieses Mannes. Giul. Ces. Palascini, dessen volksthümliche Stiftungen ganz Italien mit Dank erkennt, gibt ein schönes Bild von jener bei uns ganz unbekannten Thätigkeit eines reichen Patriciers in Italien, die überall da eingreift, wo es etwas Gemeinnütziges zu schaffen gibt und wo man bei uns sofort seine Forderungen an den Staat zu erheben bereit ist. Das letzte Lebensbild ist Pompeo Litta gewidmet und gibt mit einer vollständigen Geschichte seiner Arbeiten zugleich eine sehr ernste Kritik derselben. Hier ist der Verfasser ganz auf seinem Gebiete und es fehlt daher nicht, daß die Schwächen und Selbsttäuschungen des berühmten Geschichtsschreibers der großen italienischen Familien einen bedeutenden Raum in diesem Bilde einnehmen. Trotz vieler Irrthümer war Graf Litta doch ein Patriot und ein Ehrenmann durch und durch, ein unbestechlicher

Historiker, der selbst das Haus des Königs Karl Albert nicht schonte und dem selbst die mailändische Regierung Gerechtigkeit widerfahren ließ. Kein anderes Land, selbst England nicht, hat ein Werk gleich Litta's „Famiglie celebri italiane“ aufzuweisen, und wenn hier noch große Lücken auszufüllen sind, wenn namentlich Häuser, wie die Grimaldi, Cibo, Albrandeschi, die Vorgia und die übrigen romagnolischen Fürstengeschlechter noch zu ergänzen sind — womit Vasserini einen Anfang gemacht hat —, so gehört diese Arbeit Litta's doch immer in die erste Reihe ruhmvoller historischer Werke.

Hier nun mag unser Bericht über diese neue Arbeit Reumont's schließen. Wir danken ihr, wie allen Gaben dieses Autors, ungemein viel Neues, die rechte Kenntniß Italiens Förderndes. Wir finden namentlich in der Lebensgeschichte Balbo's eine Reihe höchst schätzbare Notizen über Geist und Bestrebung aller der Männer, welchen die Regeneration Italiens zu danken ist: über Durando, Buoncompagni, Valerio, Cavour, Brofferio, Savagnoli, Montanelli, Galeotti, Lambrouchini, Qualterio, Sterbini, Porrio, Dragonetti, Lascarina u. a. m., in deren Händen zumeist noch heute die Leitung der Geschichte Italiens beruht. Möge diese Leitung zu den rechten Bahnen führen; das Heil Europas ist wesentlich davon abhängig! Und indem wir hiermit dem Verfasser unsern Dank für seine „Zeitgenossen“ lebhaft aussprechen, wollen wir ihn wiederholt bitten, diese Arbeit nicht für beendet anzusehen und bei ihrer Fortsetzung auch den höhern Ansprüchen des Stils, die wesentlich in der Beseitigung alles Ungehörigen ihren Grund haben, mehr als er pflegt Rechnung zu tragen. Wilhelm von Rüdemann.*)

*) Leider haben wir den inzwischen erfolgten Tod Wilhelm von Rüdemann's, unsers langjährigen, getreuen und verdienstvollen Mitarbeiters zu melden. Die „Breslauer Zeitung“ (Nr. 171, erste Beilage) berichtet aus Kienitz vom 12. April unter der Ueberschrift: „Ein düsterer Vorfall“, daß der Geheime Oberregierungsath Wilhelm von Rüdemann am 11. April vormittags in dem Mühlgraben oberhalb des Badehauses in der Nähe der städtischen Gärtnereianlagen ertrunken gefunden worden sei. Der Einsender hält es für das Wahrscheinlichste, daß der Verunglückte auf dem schmalen Damme, der bei dem ungünstigen Wetter obendrein noch schlüpfrig gewesen sein müsse, ausgeglitten sei, schließt aber doch auch die Möglichkeit nicht aus, daß er in einem Anfälle von Schwermuth seinem Leben freiwillig ein Ende gemacht habe. Ein treu bewährter Freund des Verstorbenen, von uns darum ersucht, machte uns über die letzten Lebensumstände des Verstorbenen folgende Mittheilungen, die sicherlich geeignet sein dürften, jeden Gedanken an einen Selbstmord zu entfernen:

„Der Tod seiner Gattin, mit welcher ihn der reinste Einklang von Geist und Gemüth verband, hatte eine unvernarbende Wunde in sein Seelenleben gerissen und seine Kränklichkeit zu einer Höhe gesteigert, welche den Eintritt eines Herzschlags befürchten ließ. Nichtsdestoweniger ruhte sein geistiges Leben nicht; er arbeitete rastlos an Vervollständigung seiner eigenen interessanten Lebensgeschichte und beschäftigte sich viel mit vergleichenden Sprachstudien, einem Lieblingssthema seiner Thätigkeit. Zu dem Entschlusse gekommen, sich aus dem Staatsleben in den wohlverdienten Ruhestand zurückzuziehen, beabsichtigte er, ebenso zur Stärkung seiner Gesundheit als zur Befriedigung seiner immer brennender gewordenen Sehnsucht nach dem ihm von früherher so wohlbekannten Italien, eine längere Reise dorthin zu wagen, hatte seine Vorbereitungen hierzu bereits vollständig getroffen und ganz kurz vor seinem Tode in Gegenwart seines Arztes und Freundes sich in

Naturseele, Menschheitseele und Weltseele.

(Zweiter Artikel.)

Das animalische Triebleben, wie es sich in Thieren und Menschen offenbart, reicht von der einen Seite ebenso

heiterster Weise glücklich gepriesen, daß der Abend seines Lebens diese letzte Freude ihm noch gönne. So wandert er, mit Gedanken an seine italische Reise beschäftigt, nach seiner Gewohnheit, einsam einen schmalen Damm entlang, welcher sich zwischen Gebüsch an einem Wassergraben fortzieht und an dem betreffenden Tage von nächtlichem Regen erweicht und schlüpfrig war. Ein Anfall von Schwindel, Folge seiner Kränklichkeit, hat ihn erfaßt, hat ihn in den Graben gestürzt und das Leben eines der geistreichsten, liebenswürdigsten und edelherzigsten Menschen geschlossen. Die Annahme, daß er selbst sich den Tod gegeben habe, ist im höchsten Grade albern: Lüdemann war ein viel zu heiterer Geist, ein viel zu ausgeprägter Charakter und ein viel zu frischreligiöses Gemüth, als daß seiner kranken Seele ein so krankhafter Gedanke hätte kommen können; seine Finanzen befanden sich in besser auskömmlicher Verfassung; er genoß die Achtung seines Königs, seiner Vorgesetzten, seiner Collegen und aller, die irgend mit ihm in Verbindung standen, in hohem Grade; wozu endlich die Reise und die sorgfältigsten Reisevorbereitungen, wenn solche grauenhafte Pläne vorhanden waren? Heucheln und lügen hat Lüdemann's ehrliches Gemüth nie gekannt. Schließlich war gerade am Tage dieses traurigen Ereignisses kaum so viel Wasser in dem betreffenden Graben, um ein neugeborenes Kind zu ertränken; auch lag der Kopf der Leiche nicht im Wasser. An einen Raubmord ist aber auch nicht zu denken, da keine Veranlassung vorlag, und für eine That der Rache und des Hasses fehlt jede Vermuthung: wer Lüdemann kannte, der hatte ihn lieb.

Der Gensender aus Bregenz, welcher der „Dreslauer Zeitung“ die oben erwähnte Mittheilung über Lüdemann's Tod machte, schloß seine Notiz mit den Worten: „Lüdemann hat sich auch, wenn wir nicht irren, auf dem Felde der Literatur versucht, mit Bestimmtheit wissen wir, daß er kritische Arbeiten geliefert hat.“ Trauriges Schicksal eines verdienten und fleißigen deutschen Schriftstellers, selbst in seiner nächsten städtischen Umgebung als Schriftsteller der Vergessenheit anheimzufallen, wenn er nicht bis zu seinem Tode jährlich mit einem möglichst vollen Buche sich dem Publikum wieder in Erinnerung bringt! Lüdemann hat sich jener Gensendung zufolge, „wenn wir nicht irren“, auf dem Felde der Literatur „versucht“, nur „versucht“! Wilhelm von Lüdemann (geb. 1795 zu Küstrin) hat aber früher bis in die Mitte der dreißiger Jahre sehr fleißig und mit Erfolg auf dem Felde der Literatur, namentlich der Reiseliteratur gearbeitet; er schrieb unter anderem „Züge durch die Hochgebirge und Thäler der Pyrenäen“ (Berlin 1824); „Neapel wie es ist“ (Dresden 1827); „Konstantinopel wie es ist“ (Dresden 1827); „Dresden wie es ist“ (Dresden 1830); „Spaziergänge in Rom“ (Dresden 1828). Außerdem verfaßte er eine „Geschichte der Malerei“ und eine „Geschichte der Architektur“, mehrere Romane und war auch besonders noch als Uebersetzer thätig. Seine letztere größere Arbeit, mit der er vor das Publikum trat, war seine Biographie Leopold Scherer's als Einleitung zu des letztern „Ausgewählten Werken“ (Berlin 1857). Wenn der Verfasser der erwähnten Notiz in der „Dreslauer Zeitung“ versichert, mit Bestimmtheit zu wissen, daß Lüdemann kritische Arbeiten geliefert habe, so kann sich dies wol nur oder doch vorzugsweise auf seine kritische Thätigkeit für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ beziehen, zu denen er seit einer langen Reihe von Jahren theils unter seinem Namen, theils und zwar viel öfter unter einer Pseudonymie, in den letzten Jahren unter der Pseudonymie A. eine große Zahl von werthvollen Beiträgen geliefert hat und zwar bis kurz vor seinem Tode, zuletzt noch unter Gemüths-bewegungen, die auch aus seinen Briefen hervorgingen und zu denen auch der Schmerz über die politische Lage seines Vaterlandes beigetragen haben mag. Denn Lüdemann, noch ein Freiheitkämpfer aus den Jahren 1813—15, war allerdings mehr ein Patriot im alt- als im neupreußischen Sinne, ein entschiedener Conservativer, wie ja auch aus obigem Aufsatze hervorgeht. Hoffen wir, daß seine hinterlassenen Lebens-erinnerungen einen Herausgeber und Verleger finden! D. Red.

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 5 d. Bl.

D. Red.

weit in die Tiefen des leiblichen Daseins und der Physik hinunter, als es von der andern Seite in die Höhen des geistigen Daseins und der speculativen Philosophie hinaufreicht. Bezeichnen wir den Gegenstand der speculativen Philosophie mit dem Namen des Geistes oder der Vernunft, die Gegenstände der Physik mit dem Namen der Körper, so werden wir die vielfarbige und weit umfassende Mittelregion passend mit dem Namen des Seelenlebens belegen und in der Seele das Uebergangsglied erkennen, welches zwei entgegengesetzte Sphären oder Welten, die moralische und die physische, so miteinander verknüpft, daß es sich an den Lebensprocessen beider mit theilnimmt, in die Lebensprocesse beider selbst mit verwickelt ist.

Aus dieser Verflochtenheit der Seele in die Processe sowohl der höhern als der tiefern Region erklären sich die entgegengesetzten Wege und Methoden, welche die Gegenwart einschlägt, um den gestaltenwechselnden Proteus zum Stehen und zur Ruhe zu bringen, den stummen zu bewegen, auf die vorzulegenden Fragen unzweideutige Antworten zu geben. Wer sich gewöhnt hat, nur allein in den Begriffen der Physik zu denken, wird mit diesen ihm beizukommen suchen. Aber mit ihnen entdeckt man hier mehrertheils nur Trivialitäten und sieht sich um das Innere der Sache wie in unendlichen Schneckenkreisen herumgeführt. Der speculative Philosoph versucht es vom andern Ende her, wo sich auch immer sogleich Blicke in die wirkliche Tiefe öffnen. Aber alles hier Erblickte zeigt sich so von Ferne, wie etwa von einer Alpenhöhe herab die Gegenstände des fernen Thals. Das Sehen löst sich auf in ein Verlangen, von dem, was man sieht, immer mehr zu sehen, und je gewaltsamer man nun die Augen anstrengt, desto unsicherer wird man oft.

Hieraus erklärt sich und hierdurch rechtfertigt sich das abenteuernde Bestreben der Gegenwart, auf immer neuen und bisher unversuchten Wegen in die Geseze des animalischen Trieblebens einzudringen. Bildet das Triebleben oder die Seele eine gewisse Art des Seins und Wirkens für sich, welche weder mit den physikalischen Processen der Körperwelt, noch mit den moralischen Processen der Geisteswelt verwechselt werden darf, so muß es auch eine eigenenthümliche Wissenschaft und Wissenschaftsmethode für das physische Leben geben, ebenso unterschieden von der Methode der physikalischen Wissenschaften als von der der speculativen, welche aber, wenn sie gefunden sein wird, den Augen eines fahrbaren Verbindungswegs darbieten muß zwischen zwei Gebieten, welche bisher unverbunden waren. Erst durch eine solche Verbindungsstraße wird dann der Physiker mit dem speculativen Philosophen in einen eigentlichen Verkehr treten können, in dessen sie, solange diese Straße nicht eröffnet ist, trotz alles guten Willens von beiden Seiten immer noch nichts Rechtes miteinander anzufangen vermögen.

Beginnen wir mit der speculativen Seite, so haben wir den Vortheil, daß sich uns der Gegenstand sogleich in großen Umrissen und in erhabener Perspective zeigt,

von welcher hernach bequem in das Einzelne der sich enger an die naturwissenschaftliche Beobachtung anschließenden Versuche niedergelegt werden kann.

1. Die Wissenschaft des Geistes von Gustav Biedermann. Dritter Theil. — A. u. d. L.: Die Seelenlehre. Leipzig, Teubner. 1860. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Das Gesetz der Persönlichkeit, nachgewiesen von Leopold Schmid. Gießen, Ferber. 1862. 8. 10 Ngr.
3. Die Genesis des Bewußtseins nach atomistischen Principien. Von Maximilian Droßbach. Leipzig, Brodhause. 1860. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
4. Mikrokosmos. Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit. Versuch einer Anthropologie von Hermann Loeke. Zweiter Band: Der Mensch. Der Geist. Der Weltlauf. Leipzig, Hirzel. 1858. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Die reine Speculation dient dem empirischen Psychologen fortwährend zu einer wohl zu beachtenden Warnungsschritte, daß er sich in seinen minutiösen Beobachtungen nicht gänzlich zugrabe in die innere Erfahrungssphäre des einzelnen Seelenwesens, sondern dabei aufmerksam bleibe auf seine Zusammenhänge mit dem schlechthin Allgemeinen als dem Weltgeiste, welcher weder der weinige noch der beinige, vielmehr der Allgeist oder der göttliche zu nennen ist. „Die Seelenlehre“ von Gustav Biedermann (Nr. 1) hat vorzüglich diesen Zweck im Auge. Sie bestimmt die Sittlichkeit oder das in der Vernunft lebende und so das ganze Menschengeschlecht durchwaltende Sittengesetz als die ihm einwohnende göttliche Thätigkeit, die Frömmigkeit daher als unmittelbaren Verkehr mit Gott, ein Anschauen und Hegen der Götlichkeit. Die Götlichkeit in ihrer weltgeschichtlichen Menschwerdung als Sittlichkeit, Rechtlichkeit und Frömmigkeit bestimmt, bildet selbst das Wesen des in seiner höchsten Entwicklung betheiligten Menschengesistes. Der Mensch ist in dieser Stellung zwar nicht Gott gleich, wol aber soll er sich bestreben, in seinem moralischen Thun (besonders schutz- und hülfbedürftigen Nebenmenschen gegenüber) gleichsam an Gottes Statt zu sein. Gott ist zwar nicht Person im menschlichen, wol aber in jenem rein geistigen Sinne, worin Allwissenheit und Allmacht sein Wesen als Weltgeist und als Menscheng Geist selbst ausmachen. Es sind dieses lauter Bestimmungen, welche die Hegel'sche Philosophie mit der Fichte'schen theilt, und welche man zu den Fundamenten jeder auf praktischer Vernunft fußenden Speculation rechnen darf. Wer im Stande ist, mit solchen Principien sich in ernsthaften Conflict zu setzen, der irrt sicher auf falschen Wegen. Gleichwol dient dieser Weg, welcher die Seele über sich selbst hinüber in den Geist hebt, nicht dazu, sie in sich selbst näher zu orientiren. Der Verfasser gelangt z. B. in Betreff des wichtigsten psychologischen Begriffs, des Triebes, nicht hinaus über die Bestimmung, daß er eine auf die Erreichung eines bestimmten Ziels und Zwecks ausgehende Kraftäußerung sei, womit wenig gewonnen ist.

Einen tiefern Blick in das Verhältniß von Geist und Seele läßt uns Leopold Schmid werfen durch die Aufstellung eines „Gesetzes der Persönlichkeit“ (Nr. 2), wonach sich das Geistesleben auf der Grundlage des Seelenlebens

entwickelt vermöge eines spontanen Ueberstiegens dieser Grundlage von Seiten einer allgemeinen Thätigkeit, welche in Gestalt der Persönlichkeit oder Selbstbestimmung sich selbst im Mittelpunkte des Seelenlebens Bahn bricht.

Die Seele hat ihren Inhalt am Gemüth als dem, was in den innern Sinn fällt, und worin sie unmittelbar in sich selbst vertieft ist. In ihm hebt die Selbstbestimmung an in Gestalt einer Selbstentäußerung oder Selbstobjectivirung, eines Strebens oder Triebes. Zur Selbstentäußerung gesellt sich die Selbsterinnerung im Gefühl, und zwar in den drei Grundgefühlen der Schönheit, der Wahrheit und der Sittlichkeit, worin das Gemüth sich seines höchsten Gesetzes als seiner innersten maßgebenden Allgemeinheit allmählich inne wird. Auf dieser sowol activen als passiven Grundlage entfaltet sich nun die Selbstbestimmung in der Aufeinanderfolge der Lebensalter so, daß der Mensch auf jeder folgenden Stufe die Bestimmung hat, über das eigene Selbst der frühern Stufe als über eine Unterlage zur folgenden hinüberzusteigen. Denn während im Fruchtalterzustande die Persönlichkeit noch ganz in die Production ihrer materiellen Leiblichkeit vertieft war, sodann in der Kindheit das Gemüth, im Knaben den Willen, im Jünglinge die Intelligenz, in der reifen Jugend das Selbstbewußtsein heraustrat, bemächtigt sie sich im Mannesalter des ganzen Innern zur Bewältigung der Außenwelt, und gewinnt endlich im Greisenthum, aus der Welt zurück und in sich einkehend, sich selber ganz als ihre eigene bleibende That.

Die Person ist folglich dem Menschen nicht angeboren, sondern entsteht fortwährend und bringt sich selbst hervor als ihr eigenes Product. Dieses scheint ein Widerspruch zu sein, ist es aber nicht. Zwar kann ein Wesen nicht seiner eigenen Existenz vorausgehen, wol aber können diejenigen Theile eines Wesens, welche bereits in die Erscheinung getreten sind, sich in verschiedener Weise empfangend oder ablehnend verhalten in Beziehung auf die ihm zufließenden Kraftquellen allgemeiner Vernunft, aus denen es sich ernährt und den Zuwachs seiner Lebensströme empfängt. Denn die Geister leben nicht aus sich, sondern sind Recipienten des allgemeinen Geistes im Weltall, an dessen Berührung ihre Freiheit der Selbstbestimmung sich entzündet. Sie haben ihr Schicksal dadurch in ihrer Hand, daß sie ihren Ernährungsproceß aus den Quellen des Weltgeistes beständig selbst lenken und leiten durch die Acte ihres Willens, mögen sie nun selbst an eine solche Lenkung glauben oder nicht.

Eine Abart der speculativen Denkweise ist die monadologische, wie bei Droßbach und Loeke. Die Monadologie übertreibt die Ansprüche des Individuellen. Sie überliefert die Denkhätigkeit und Vernunft dem Individuum zum eigenen Besitz, worauf dasselbe keinen Anspruch hat. Sie ist ein Versuch, den Atomismus in die Speculation einzuführen. Aber der Geist ist nicht ein Atom, sondern eine aus der allgemeinen Vernunft brennende lebendige Flamme. Die Monadologie steht sich genöthigt, den Geist, die Vernunft, das ursprünglich Lebendige und Bewußte für ein an sich unbewußtes und

erst durch äußere Umstände zum Bewußtsein erwachendes Ding zu erklären, die Person zur Sache, das Subject zum Gegenstande zu erniedrigen. Dies ist der bittere und unerträgliche Kern einer sonst große Vortheile bietenden Theorie. Der reine, das absolute Gesetz wissende und vollziehende Gedanke kann nur dann für einen geistigen und in innerster Tiefe bewußten gehalten werden, wenn er auch zugleich für die allgemeine, über die einzelnen Individuen als seine bloßen Organe und Recipienten übergreifende Thätigkeit gehalten wird, wie Fichte es einst in folgenden Worten höchst klar formulirt hat:

Das ist's. Seit in Urania's Aug', die tiefe
Sich selber klare, blaue, stille, reine
Lichtflam', ich selber still hineingesehen,
Seitdem ruht dieses Aug' mir in der Tiefe,
Lebt mir im Leben, sieht in meinem Sehen.

Dagegen leistet die Monadologie überall dort dem Idealismus guten Beistand, wo es sich nicht um das Verhältniß der Seele zum Geiste, sondern zum Körper handelt. Maximilian Drobach hat in seiner „Genese des Bewußtseins“ (Nr. 3) dieses Verhältniß in Betreff der Vorstellungen des Gedächtnisses klar auseinandergesetzt. Er zeigt, daß die Vorstellungen, welche zeitweilig vom Bewußtsein erhellet werden, nicht verschwinden, wenn diese Erhellung aufhört, sondern dem Wesen der Seele bergestalt unbewußt eingeprägt bleiben, daß sie auch noch nach vielen Jahren, wenn unser Organismus und seine Gehirnbildung eine ganz andere geworden ist, unverfehrt wieder ins Bewußtsein heraustreten können. Wären nun die empfangenen Eindrücke im wahrnehmenden Wesen an physikalische und chemische Verbindungen geknüpft, so wäre keine Erinnerung möglich. Denn wie sollte eine Erinnerung an empfangene Eindrücke entstehen in Zuständen, wo die Substrate dieser Eindrücke völlig geschwunden sind und daher von ihnen selbst ebenfalls keine Spur mehr vorhanden ist? Ist das Selbstbewußtsein ein Bewegungsvorgang im Organismus des Greises, indem sich derselbe als eine und dieselbe Person betrachtet, die er als Knabe war, so ist die Identität seiner Person nicht nur eine Selbsttäuschung, sondern alle Erinnerungen an die Begebenheiten aus seiner Kindheit sind willkürliche Träume ohne irgendetwas feste Unterlage. Es bleibt daher nur die Annahme übrig, daß die Seele trotz des fortwährenden Absterbens des alten Leibes und trotz des fortwährenden Anbildens oder Anziehens eines neuen die empfangenen Eindrücke bewahrt und festhält, unabhängig von den Stoffen, aus denen der Leib besteht.

Daher verhalten sich nach Drobach auch Empfindung und Begierde, Vorstellung und Wille zum belebten Organismus nicht, wie der Schall zur schwingenden Glocke, oder die Strahlenbrechung zum beleuchteten Kry stall, oder wie Wärme und Licht zu mechanischer Arbeit. Denn der Schall, die Wärme und das Licht sind selbst immer noch sinnlich wahrnehmbare Thätigkeiten, gleichwie die schwingende Glocke, der beleuchtete Kry stall und die physikalischen Vorgänge überhaupt. Dagegen können die psychischen Vorgänge (z. B. einer lebenslangen Erinne-

rung) sinnlich gar nicht wahrgenommen und an einen sinnlichen Vorgang gar nicht angeknüpft werden.

In diesem Punkte stimmt die Drobach'sche Theorie mit dem Idealismus überein. In einem andern ist sie ihm verwandt, jedoch ohne völlig auf seine Höhe zu gelangen. Es ist der Punkt des gegenseitigen Gebens und Empfangens als des Urgesetzes aller Wesen, welches sich als Einheits- oder Verbindungstrieb in ihnen zu erkennen gibt. Alle Wesen haben den Trieb, sich durch Verbindung zu ergänzen, und erkennen darin das gesellige Verhalten als ihre Bestimmung an. Liebe ist daher das höchste Gesetz im Weltall. Dieses aus den Principien des Idealismus allerdings unmittelbar fließende Axiom wird hier mit zu Hülfe genommen, als ob sich dasselbe auch ohne idealistische Voraussetzungen nur so von selbst verstände, was doch keineswegs der Fall ist. Der idealistischen Theorie, welche den Individuen nur ihren Werth beimißt, insofern sie Organe einer sich in ihnen vollziehenden allgemeinen Thätigkeit sind, ist der Gedanke, daß die Bestimmung der Geister ihre socialen Verbindungen seien, unvermeidlich. Aus der Monadentheorie folgt unmittelbar keine andere Bestimmung des Individuums, als die zu einer inwendigen Vervollkommenung seiner geistigen Kräfte ohne alle Anforderung einer Beugung des Egoismus unter ein höheres Gesetz. Denn hier ist das Individuum sich selbst die absolute Realität und das absolute Gesetz. An dieser Stelle nun durchbricht bei Drobach aus glücklichster sein warmes Lebensgefühl die Starrheit seiner eigenen Theorie und bekommt eben dadurch seine Monadenlehre jenen starken Zusatz von echtem Idealismus, welcher sie vorthellhaft auszeichnet. Er dürfte hier nur noch einen kleinen Schritt weiter gehen, um inne zu werden, wie in dem wechselwirkenden Culturwerke der im vernünftigen Einverständnis geeinigten Wesen die Individuen als solche es gar nicht mehr sind, welche agiren, sondern vielmehr die eine Vernunft es ist, welche in ihnen als in ihren Recipienten und Organen sich selbst bethätigt und vollbringt.

Nur allein aus der idealistischen Ansicht quillt die Helligkeit und Zuversicht, die Entschlossenheit und der Muth, welche die Mitarbeit an dem Ausbau des Vernunftreichs auf Erden jedermann zu einer hoffnungsvollen und freudigen Nothwendigkeit machen, während die Monadologie für sich allein uns nicht schützt vor der Gewalt der lähmenden und entmuthigenden Reflexionen, welche dem Nichtidealisten bei seinen höchsten Bestrebungen überall gespensterhaft und in innenbüßender Seele kränkend entgegen treten. Hermann Loge, welcher unter den Koryphäen der heutigen Monadologie wol den ersten Rang behauptet, hat uns im vorliegenden zweiten Bande seines vielgeschätzten „Mikrokosmos“ (Nr. 4) diese die Theorie in ihrer unvermischten Reinheit umlagernden finstern Schatten keineswegs verhüllen wollen, und wir wissen die Aufrichtigkeit zu schätzen, mit welcher er dieses nicht gewollt hat. Denn so nur wird uns die ganze Tragweite des Principis zum Bewußtsein gebracht, wie sie dort sich enthüllt, wo dasselbe

nicht durch idealistische Zusätze ein fremdes Licht erborgt, sondern in nackter Offenheit und den erhabenen Anblick seiner düstern und kalten Naturanschauung vergönnt. In dem Loge in diesem zweiten Bande den „Menschen“, den „Geist“ und den „Weltlauf“ an der Hand seiner speculativen Theorie behandelt, drängt sich ihm eine Fülle von interessanten Thematiken auf, wie z. B. die Sprache und die Erkenntniß, die Sittlichkeit und die Sitte, die Lust und das Gute, die Temperamente und die Lebensalter, die Reinlichkeit und die Schamhaftigkeit, die Cultur und ihre Arbeitszweige, das Haus und die Familie u. s. w., welche auf die ihm eigene scharfsinnige und geistvolle Weise durchgearbeitet werden. Zuletzt dann stellt sich das Resultat von dem allen in folgenden Worten heraus (§. 447):

Wie wir dagegen bejahend die Zusammengehörigkeit dieser menschlichen Natur mit dem Ganzen der Wirklichkeit und ihre bedeutungsvolle Stellung in demselben bestimmen sollen, darüber endet unsere Ueberlegungen in Zweifel und Dunkel. Wir wissen nicht, was die unzähligen Gestirne verbergen, die in unser Leben nur mit ihrem nächtlichen Scheine hereinragen; was ist nun unsere Stellung in dem Weltall, dessen kleinsten Theil nur wir kennen? An der Oberfläche dieses Planeten finden wir uns an der Spitze einer Thierreihe, deren Typus in unserer Organisation gipfelt, aber was will diese systematische Würde, an die wir im Leben kaum je denken und die dem Fortschritt unserer Entwicklung keinen Nutzen bringt? Wir fühlen uns endlich geistig durch eine große Kluft von dieser Thierwelt geschieden; aber indem wir Ideale verfolgen, die nur uns gelten, empfinden wir theils, wie wir fast durchaus hinter dem zurückbleiben, worauf wir allein Werth legen zu dürfen glauben, theils bemerken wir, wie frisch zugleich auch jenes andere Seelenleben um uns fortvegetirt, das diese Ideale nicht kennt. Unsere eigenen Ziele sind uns nicht klar; Unzähliges existirt außer uns, dessen Sinn und Bestimmung noch fremdartiger ist; wer sich selbst kennen wollte, müßte den Plan des großen Weltbaues ersuchen, zu dem so mannichfache Glieder zusammenstreben.

Hier enthüllt sich der völlige Gegensatz zwischen reiner Monabologie und Idealismus. Der Monabolog erwartet die Entscheidung der höchsten Lebensfragen vom Astralen, von dem, was die Gestirne verbergen; der Idealist vom Kosmischen, von der Weltvernunft, deren Anschauungsproduct der Weltraum ist. Diese Vernunft verhält sich gegen alles, was der Erfahrung angehört, darum gleichgültig, weil sie selbst der ganzen Erfahrungswelt mit Sonnen und Gestirnen als die Bedingung ihrer Entstehung vorausgeht. Was sich ganz von selbst versteht, wie die Denk- und Anschauungsgeetze der allgemeinen Vernunft, das hat ein nothwendiges und in sich selbst gegründetes Dasein durch sich selbst und unabhängig von irgendetwas andern. Der Idealist braucht daher wenig neugierig zu sein auf das, was die Gestirne verbergen. Denn keins von ihnen kann irgendein Phänomen verbergen, was nicht befolgte die Gesetze der einen Vernunft, zuerst die mechanischen, dann die mathematischen, drittens die logischen und viertens die moralischen. Eine solche speculative Einficht macht uns das Weltall an jeder seiner Stätten heimlich und vertraut, läßt uns in den Bewohnern der fernsten Sterne Glieder und Genossen des einen gemeinsamen Lebens begrüßen, wogegen die entgegengesetzte Ansicht immer in Gefahr kommt, durch das Impos-

sante der astralen Natureindrücke in dem Ueberlegenheitsbewußtsein des Apriori gegen das Reich der Erfahrung gehindert und gestört zu werden, indem dann die uns nur immer fremder und fremder anstarrende Natur in ihren fiebertraumartigen Unendlichkeiten und ängstigenden Unermesslichkeiten sich gleichsam in die wildfremden Einsiden eines scheuen äthiopischen Fetischismus zurückziehen und zu verbergen droht.

Soll der speculative Weg in der Psychologie fruchtbarer werden, so muß eine reguläre Verbindungsstraße zwischen dem Idealismus und der Naturwissenschaft eintreten, wie wir sie noch nicht besitzen, aber einst zu bekommen gegründete Hoffnung haben, wenn nur auf dem Felde des Idealismus ebenso fleißig fortgearbeitet wird, als auf dem der Naturwissenschaft. Die folgenden Schriften gehören mehr oder weniger diesen Bestrebungen an:

5. Natur und Idee oder das Werden und sein Gesetz. Eine philosophische Grundlage für die specielle Naturwissenschaft, von Karl Gustav Carus. Mit einer lithographirten Tafel. Wien, Braumüller. 1861. 8. 3 Thlr.
6. Die mythischen Erscheinungen der menschlichen Natur. Dargestellt und gedeutet von Maximilian Perthy. Leipzig, G. F. Winter. 1861. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.
7. Die Realität magischer Kräfte und Wirkungen des Menschen gegen die Widersacher vertheidigt von Maximilian Perthy. Ein Supplement zu des Verfassers „Mythischen Erscheinungen der menschlichen Natur“. Leipzig, G. F. Winter. 1863. Gr. 8. 16 Ngr.
8. Wissenschaft und Mystik. Erwiderung auf die im „Bund“ erschienenen Mittheilungen über das Werk: „Die mythischen Erscheinungen der menschlichen Natur von Perthy“, von Wilhelm Schacht. Aarau, Christen. 1862. Gr. 8. 4 Ngr.
9. Dörlische Begebenheiten zu Berlin in den Jahren 1861 und 1862. Von R. Freiherrn von Reichenbach. Berlin, Schröder. 1862. Gr. 8. 20 Ngr.
10. Gott und sein Reich. Philosophische Darlegung der freien göttlichen Selbstentwicklung zum allumfassenden Organismus. Von Melchior Mehr. Stuttgart, Gebr. Mäntler. 1860. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nachdem der erste Anlauf der Schelling'schen Naturphilosophie aus Mangel an der erforderlichen Präcision in den Verbindungsbegriffen zwischen Speculation und Empirie gescheitert war, glaubte ein großer Theil der Naturforscher durch ein stärkeres Eingraben in minutöse Einzelheiten der Erfahrung den Mangel an durchgreifenden und leitenden großen Gesichtspunkten reichlich ersetzen zu können. Aber vergebens. Der Mangel macht sich heutzutage wieder fühlbarer als je. Gar mancher reibt sich heute verwundert die Augen und fragt sich, ob man damals auch wirklich das Richtige that, als man den Baum der Naturphilosophie, weil er Schlehen und Holzapfel trug, voreilig ins Feuer warf, anstatt ihn, mit Pfropfreisern von edlern Obstsorten versehen, in eine Baumschule zu versehen. Aber es ist niemals zu spät, ein begangenes Unrecht wieder gut zu machen, und so läßt auch hier wiederum in der Schrift über „Natur und Idee oder das Werden und sein Gesetz“ (Nr. 5) der tüchtigste Vertreter der naturphilosophischen Idee in der

Gegenwart, Karl Gustav Carus, unermüdet seinen lauten Mahnruf an die Naturforscher erschallen, bei ihrem emßigen Tagewerke immer weiter von den Phänomenen in die Ursachen, von den hervorgebrachten Massenthellen in die hervorbringenden Urkräfte des primordialen Welt-raums, des Erzeugnisses anschauender Vernunft, vorzu-bringen.

Carus erkennt als das Allgemeine oder Göttliche in der menschlichen Natur den bewußten Geist in seinem Wollen, Fühlen und Erkennen, und folglich denselben auch für das Allgemeine überhaupt. Denn da das Allgemeine nur Eines ist, so muß in ihm der Unterschied zwischen Menscheng Geist und Weltgeist schwinden. Und da das Allgemeine das Bewußtsein ist, so geht in Gott aus dem höchsten Bewußtsein alles Unbewußte hervor, nämlich das seiner selbst Unbewußte. Denn für das höchste Bewußtsein selbst kann es kein ihm Unbewußtes geben. Umgekehrt ist in allem Werden, und so auch im lebenden und werdenden Menschen, das Erste stets das Unbewußte, und erst aus ihm reißt durch allmähliche Entwicklung das Bewußtsein. Daher ist die Aufgabe der Naturphilosophie, das Wesen göttlichen Werdens im Unbewußten zu erfassen und es bis zur Entwicklung des Bewußtseins zu verfolgen.

Da nun Carus aber zur Erklärung alles Unbewußten nur ein einziges Princip kennt, welches er Aether benennt und woraus alles materielle Dasein durch eine Metamorphose desselben hervorgeht, in welcher er sich mit den Formen der Ideen überkleidet und durchbringt, so bleibt hier die Wissenschaft immer in dem unvermittelten Dualismus von Speculation und Physik befangen. Ein eigenthümliches psychisches Princip in der Mitte zwischen beiden wird ganz vermisst. Idee und Aether oder Geist und Körper müssen gleichsam in Ermangelung eines besondern Geschäftsträgers und Vermittlers zwischen ihnen alle Geschäfte miteinander auf das unbequemste in selbst-eigener Person vollziehen. Und da der animalische Trieb seiner eigenthümlichen Natur nach weder zu den Aetherstoffen noch zu den Ideen gehört, so wird er willkürlich entweder auf die eine oder andere der beiden Seiten her-übertreten müssen, und zwar in einer Naturphilosophie wol immer am ersten auf die stoffliche Seite. Aus Trieben werden bei Carus Aetherhandlungen.

Licht und Schwere sind (zufolge S. 67) die ersten Urstrebungen oder Urhandlungen des Aethers in seiner Differenzirung. Nach einem göttlichen Denken setzen sich durch sie im Urelement Centralpunkte, welche als Schwerpunkte Aethermassen um sich vereinigen. So beginnt das Darbilden und Darleben idealer Formen im Elemente des Aethers, wovon die Vollenbung das organische Leben ist, welches nach idealen Vor- und Urbildern arbeitet, welche zugleich Ab-bilder und Wiederholungen des Weltganzen (des Urorganismus) sind. Zu den elementaren Aetherhandlungen gehören außer Licht und Schwere noch 3) der Schall, 4) die Wärme, 5) der Magnetismus, 6) die Electricität. Dagegen werden unter den individuellen oder organischen Aetherhandlungen die Functionen der anima-

lischen Fasercontraction und Innervation verstanden. Diese sind aber keine neuen und specifischen Principien, sondern es wiederholen sich in ihnen bloß durch eine Art von Metamorphose jene sechs vorausgegangenen Functionen, so daß infolge hiervon auch die ganze individuelle Plastik des organischen Werdens in einer bloßen Metamorphose der elementaren Plastik des Chemismus besteht.

Unter den Organismen unterscheiden sich Thiere und Pflanzen vorzüglich durch einen Formgegensatz in Beziehung zu den Dimensionen des Raums. Während die Pflanze sich als Zellenkeim perpendiculär polarisirt in die Lichtorgane des Blüthentriebes und die Finsternisorgane des Wurzeltriebes, polarisirt sich das Thier horizontal als Eizelle in ein Nervencentrum oder Kopf und ein Bildungscentrum oder Bauch. Weil in der horizontalen Stellung aber zugleich die Polarisation in eine Sonnen- und Erdseite mitgegeben ist, so wird dadurch am thierischen Organismus der Rücken vom Bauch, die rechte von der linken Seite abgetrennt und so das Thier zu einem vollständigen Bilde der drei Raumesdimensionen erhoben, während die Pflanze nur das Oben und Unten scheidet, und das Rechts und Links, Vorn und Hinten bei ihr ein beliebiges und verwechselbares bleibt.

In ähnlicher Art werden dann ferner auch die pflanzlichen Formen untereinander, sowie auch die thierischen der verschiedenen Klassen verglichen mit Hinweisung auf des Verfassers frühere Arbeiten: „Ueber die Urtheile des Knochen- und Schälengerüsts“ (1828), sowie die „Proportionenlehre der menschlichen Gestalt“ (1857) und die „Symbolik der menschlichen Gestalt“ (1858). Es wird das Schema einer Urpflanze aufgestellt und nach ihm eine Einteilung der Pflanzengeschlechter in ungetriebene und getriebene, in Lichttriebpflanzen und Erdtriebpflanzen, Blattpflanzen und Blütenpflanzen gegeben. In ähnlicher Weise folgt eine morphologische Einteilung des Thierreichs in Eithiere, Bauchthiere, Brustthiere und Kopfthiere u. s. w. Das Ganze verliert sich in eine speciell organische Morphologie. Die Producte der organischen Triebe werden genau zergliedert, von den Trieben selbst aber als Urstrebungen oder Urhandlungen des Aethers ist weiter keine besondere Rede mehr. Ihre Metamorphose in einen höhern Zustand scheint nicht mehr als das Anziehen einer neuen Form mit Beibehaltung ihres alten Wesens auf sich zu haben.

Hierbei kann der Psycholog sich unmöglich beruhigen. Er lernt durch sorgfältige Selbstbeobachtung Triebgeheimnisse kennen, welche ebenso verschieden sind von den Gesetzen der physikalischen, als von denen der moralischen Welt, und folglich eine besondere Welt für sich ausmachen. Daß zwischen den moralischen Actionen der Geisteswelt und den Strebungen der Triebe, und andererseits wiederum zwischen diesen Strebungen und gewissen physikalischen Functionen Metamorphosen, Umsetzungen, Umwandlungen oder Auslösungen möglich seien, braucht darum nicht im mindesten in Abrede gestellt zu werden. Nur wird durch ein solches Wort allein noch nichts erklärt. Wenn ich z. B. auch ganz sicher darüber wäre, daß ein gewisser

Trieb im animalischen Organismus sich eingestellt hätte als Auslösung oder Laufswerth (Äquivalent) für eine gewisse Portion Wärme, Electricität u. dgl., so wüßte ich dadurch noch immer über die innere Beschaffenheit des Triebes ebenso wenig, als z. B. über die Qualität einer Waare, von welcher ich versichert wäre, sie sei für einen Preis von 4 Thalern erstanden worden.

In etwas anderer Weise als wie bei Carus, stellt sich die Sache der Seele bei Maximilian Perty in seinen Schilderungen der „Mythischen Erscheinungen der menschlichen Natur“ (Nr. 6 und 7). Zwar kennt auch er in seiner Wissenschaft im Grunde nur Speculatives und Physikalisches. Jedoch bleibt das zwischen beiden in einer unsichern Mitte schwebende psychische Wesen hier nicht ebenso in einer verschämten Verborgenheit, sondern stellt seine aus dem ungenügenden Dualismus resultirende schiefe Stellung auf eine breitere Weise zur Schau. Indem (§. 5) der uranfänglich selbstbewusste Universalgeist seine Gedankenwelt außer sich setzt, entsteht als sein Bild die räumlich zeitliche Schöpfung. Und zwar sind die Wesen, welche jener höchste Geist zunächst aus sich setzt, die Weltkörper als geistig-materielle Substanzen. In ihnen sieht Perty die Urquellen des Triebens sprudeln, wie aus der folgenden Erklärung über den Erdbplaneten hervorgeht (§. 8):

Was auf der Erde erschienen und geschehen ist, von den ersten Anfängen ihrer Bildung an, der Scheidung und Gruppirung der Stoffe, bis zur Entstehung der secundären Organismen, zuletzt des Menschen, und den Umwandlungen und Schicksalen der Menschheit, fließt alles aus dem geistigen Princip der Erde, dem Gädämon, stellt seine Offenbarung und Entwicklung dar: darum ist alles auf der Erde miteinander verbunden, alles von allem abhängig, durch alles bestimmt. Nicht etwa der Geist der Menschheit ist der Gädämon, denn diese ist ja sein Product, sondern der allgemeine Geist der Erde, welcher alles, was auf ihr war, ist und sein wird, in seinem Bewußtsein verbindet, in der Mineralwelt, in Luft und Meer, wie in den Organismen wirksam ist. Weil der Gädämon ein geistiges Principium ist, konnten auf der Erde auch geistige Wesen entstehen, und weil er zur Entwicklung bestimmt ist, kämpft und wandelt und läutert er sich. Nicht bloß die Katastrophen der Erdrinde, der Wechsel der secundären Organismen auf ihr, die selbst ein viel höherer Organismus ist, sondern auch der geschichtliche Kampf der Menschheit fließt aus der Natur jenes Principiums, welches durch Kampf und Widerspruch zur Klarheit und Ruhe gelangen soll.

Man muß in dieser mehr der Phantasie, als einem methodischen Denken angehörigen Annahme zwischen dem Antischeiden, was daraus mit den Anforderungen eines strengen Idealismus sich vereinigen läßt und was nicht. Daß das organisirende Triebleben auf dem Erdbplaneten im Bewußtsein des Urgeistes oder Weltgeistes seinen ersten Ursprung haben müsse, daß dieses an den Erdbplaneten geknüpft Triebleben eine einzelne in sich verbundene Gruppe von organisirenden Kräften bilde unter vielleicht unzähligen andern ähnlichen Gruppen, dieses sind Dinge, welche auch der Idealist nicht bezweifeln kann. Denn obgleich wir vom organisirenden Triebleben des Mars, der Venus u. s. w. nicht die mindeste Kunde haben, so dürfen wir doch unmöglich aus unserer Unkunde der Sache

in diesem Falle auf eine Nichtexistenz derselben schließen, sondern dürfen uns im Gegentheil veranlaßt sehen, der Triebgruppe der Erde (Gädämon) eine Triebgruppe der Sonne (Heliödamon), des Mercur (Hermödamon) u. s. w. zur Seite zu stellen. Ganz anders aber stellt sich die Sache in Betreff der Behauptung, daß der Menscheng Geist ein Product des Gädämon oder der Erdsseele sei. Der Menscheng Geist ist nichts anderes als die allgemeine sich in ihm bethätigende Vernunft selbst. Sein Wesen ist daher nothwendig von kosmischer Natur, und alle Principien von bloß planetarischer Art müssen so tief unter ihm stehen als das bloß seelenhafte oder animalische Wesen unter dem geistigen steht. Die Seele kann dem einzelnen Weltkörper angehören, der Geist unmöglich. Daher kann auch unmöglich ein Unterschied existiren zwischen Sonnengeist und Erdgeist, obwohl vielleicht zwischen Sonnenseele und Erdsseele. Denn das empirische Wesen der Triebe ist mannichfach und unterliegt zufälligen Bestimmungen, das apriorische Wesen der Vernunft hingegen ist sich überall vollkommen selbst gleich, eines und einfach. Daher ist der Gedanke, daß es neben oder über dem Geiste der Menschheit auf Erden noch einen von ihm unterschiedenen Erdgeist gebe, nicht mit Klarheit zu vollziehen. Denn nicht einmal der allgemeine Weltgeist ist vom Menscheng Geiste unterschieden, sondern der Menscheng Geist steht, wie Wiedermann richtig bemerkt hat, innerhalb der Welt an Gottes Statt. Und wenn nun Perty fortfährt, dem Gädämon nicht bloß Bewußtsein von den ihrer selbst bewußten Wesen, sondern auch von allen Verborgenheiten der unbewußten, von allen Thätigkeiten der unorganischen Materie zuzuschreiben, ihn durch ätherische Fluida zwischen ihren Theilen alle Schwingungen und Veränderungen in ihnen unmittelbar empfinden zu lassen, und durch eben diese feinen alle Körper durchdringenden Fluida auch sogar die Verbindung der Geister bis zum höchsten Geiste hinauf zu erklären: so sind dieses lauter Vorstellungen, denen der Idealist nicht weiter folgen kann. Denn da der Geist mit dem Geiste nur eins ausmacht, so sind alle Geister miteinander von innen her und von vornherein aufs engste verbunden, und eine solche innere Einigung erst auf physikalischem Wege durch unendlich feine Fluida erklären zu wollen, ist das überflüssigste Beginnen von der Welt. Ein anderes ist es freilich mit Wachsthum, Entwicklung, Gesundheit, Krankheit, Leben und Tod in ihren Zusammenhängen mit den Elementen, der Witterung, den Einflüssen der Sonne und des Mondes. Diese führen uns in ein astrales Gebiet, welches von dem geistigen Gebiete als dem kosmischen wohl unterschieden werden muß.

Perty mischt beides zu sehr durcheinander. Er nennt das selbstbewusste Wesen sowohl Geist als Seele. Er hält zugleich Seele und Leib für die verschiedenen Seiten desselben Wesens, sodaß nichts geschehen kann, was nicht zugleich in beiden geschähe, in jedem nach seiner Art: im Leibe als materielle Bewegung und Veränderung, in der Seele als Empfindung, Vorstellung und Gedanke. Natürlich wird unter diesen Umständen auch den Pflanzen

Empfindung zugeschrieben, obwohl nicht Bewußtsein, wie Fechner thut. Was den Organisationsproceß auf den verschiedenen Planeten betrifft, so sind diese nach Verty's Annahme in einem allmählichen Erkalten aus einem ursprünglichen glühenden Zustande ihrer Massen begriffen. Die Organisation konnte erst lange nach dem Aufhören der Glutperiode beginnen, am ehesten auf dem fernsten Planeten, dann stufenweise fortschreitend auf den sonnen-nähern. Die Organisation auf der Venus und dem Mercur dürfte daher noch auf einer Stufe wie die der Erde in der Dolith- und Steinkohlenzeit stehen. Zuletzt erkaltet der Centralkörper, auf welchem sich dann die reichste und höchste Organisation entwickelt und am längsten besteht.

Unter den mystischen Erscheinungen versteht Verty sämtliche Phänomene, welche gewisse selten zur Action gelangende und daher im gewöhnlichen Zustande latente Kräfte unserer Seele enthüllen, wie Somnambulismus, Fernsehen, Ahnungen, Geistesvisionen u. s. w. Das Material ist in Beziehung auf die bisher hierüber erschienenen und dabei benutzten Schriften wol ein vollständiges zu nennen, und zeichnet sich dabei vor andern Sammlungen dieser Art durch mehrertheils hinzugefügte Quellenangaben vorthellhaft aus. Was die Auffassung und Erklärung der mystischen Erscheinungen betrifft, so zeigt sich der Verfasser ebenso weit entfernt von einer leichtgläubigen objectiven Annahme derselben, als von einer bloßen trivialen Ableugnung und von faden Erklärungsversuchen; sondern er faßt sie eben als das, was sie sind, als ein dunkles und zum Nachdenken aufforderndes Gebiet subjectiven Traumlebens. Und eine so vollständige Aufschichtung alles hierher gehörigen Materials ist immerhin dankenswerth.

Es hat das Buch Verty's bereits zu heftigen Controversen die Veranlassung gegeben, wie aus der Gegenschrift „Wissenschaft und Mystik“ von Wilhelm Schacht (Nr. 8) hervorgeht. Schacht gehört zu den entschienen Ungläubigen, welche das ganze Gebiet der mystischen Erscheinungen geradezu leugnen und folglich über eine so sorgfältige und ernste Behandlung dieser Themat, wie sie bei Verty vorkommt, von vornherein als über einen ganz ungehörigen Unfug indignirt sind. Wer sich zu einem solchen radicalen Unglauben an alle diese Dinge zwingen kann (ein gewisser innerer Selbstzwang wird denn doch wol immer dazu gehören), der macht sich freilich in diesem Falle die Aufgabe der Wissenschaft sehr leicht. Indem er annimmt, diese Sachen seien überhaupt nicht vorhanden, so sind sie wirklich für ihn selbst ebenso wenig vorhanden, als z. B. für den Wohlunterrichteten die Irrthümer oder für den Tugendhaften die bösen Gelüste. Wer möchte dem Tugendhaften hierin für seine Person nicht gern Beifall schenken? Wenn er aber sich so gerirt, als ob er selbst die ganze Welt vorstelle und es darum auch in der ganzen Welt keine bösen Gelüste gebe, weil es in ihm keine gibt, so geht er zu weit. Er benimmt sich dann wie ein Kind, und man wird ihn behandeln

wie ein Kind. Die wissenschaftliche Aufgabe ist vielmehr hier eine ganz andere. Sie kann unmöglich darin bestehen, Erfahrungen constatiren zu wollen, welche in jedem einzelnen Falle so gut wie keine sind, weil sie keineswegs öffentliche historische Facta, sondern immer nur subjective Visionen einzelner in ganz ungewöhnlichen Umständen und Lebenslagen betreffen. Die Aufgabe der Wissenschaft kann vielmehr nur die sein, über die Möglichkeit solcher Erscheinungen im allgemeinen ihr Urtheil abzugeben.

Wer nun mit den Principien des Idealismus vertraut ist und weiß, daß der Mensch nur durch Theilnahme am Einen Geiste selbst Geist ist, der kann die Möglichkeit einer unmittelbaren Einwirkung der Geister ineinander nicht bezweifeln, und es kann bei einer Sache, welche ihre Evidenz so sehr a priori in sich selbst hat, wie diese, gar nicht darauf ankommen, durch wie viele Zeugnisse aus der Erfahrung der in sich selbst gewisse Satz noch dazu eine specielle äußerliche Bestätigung empfangt. Der Geometer, welcher sich von den Verhältnissen einer gewissen Figur durch Rechnung a priori überzeugt hat, wird nicht erst noch einmal in der Erfahrung auf dem Papier mit dem Zirkel nachmessen wollen, ob es sich auch draußen ebenso verhalte, wie er es innen fand. In diesem Punkte nun hat Verty allerdings einen Fehler begangen. Indem er zur Erklärung der unmittelbaren inwendigen Verbindung der Geister von Seiten der einen Vernunft gewisse physikalische Fluida und imponderable Aetherströme zu Hülfe nimmt, so leitet er damit seinen Leser auf die falsche Fährte, ein Verhältniß, welches seiner Natur nach ein rein inneres ist, nach außen zu verlegen und damit von einer beschränkten Summe von Erfahrungen abhängig zu machen, von denen dasselbe keineswegs abhängt.

Aber diese überlästigen Fluida haben noch außerdem einen weit größern Nachtheil. Sie ziehen die geistigen Zusammenhänge profanirend in ein Gebiet herab, in welchem nur dasjenige Geltung hat, was durch Experimente constatirbar ist. Nun aber kann man auf dem Gebiete des Geistes, welches vor und über aller Erfahrung liegt, schlechterdings nicht experimentiren. Der Gedanke daran ist ein Frevel, der Versuch ein Wahnsinn. Folglich verpflichtet man sich durch solche falsche Theorien verdeckterweise zu etwas Ungereimtem, nämlich zur Anwendung einer Beweismethode, welche auf diesem Gebiet nicht Stich hält, weil sie auf dieses Gebiet nicht paßt. Das, was in sich selbst die größte Sicherheit und Gewißheit hat, der inwendige Zusammenhang der Geister, wird auf diesem Wege mit dem falschen Scheine der Unsicherheit und Zweifelhafteit umgeben, das festeste wissenschaftliche Axiom zu einer bloß glaubhaften Vermuthung herabgesetzt.

Daher muß man sich vor allem hüten, geistige Zusammenhänge auf das Gebiet physikalischer Proceße herabzuziehen, wohin sie nicht gehören. Man macht erstlich hierdurch die Gegenstände subjectiver Erfahrung zu Gegenständen objectiver Erfahrung, was sie nicht sind. Man indignirt zweitens ohne Noth und gegründete Veranlaß-

lung den Physiker, indem man seinem wissenschaftlichen Gebiete Gegenstände aufdrängt, welche weder überhaupt hineingehören, noch auch auf irgendeine Weise darin anzutreffen sind. Die innere Verbundenheit der Geister steht an und für sich fest. Darum sind auch die subjectiven Erfahrungen im magischen Gebiete insoweit glaublich, als sie auf einer solchen beruhen. Nicht das innere Band der Geister ist aus den Erfahrungen zu erklären, sondern die Erfahrungen aus dem inneren Bande. Und da der Trost und die Zuversicht, welche fromme Gemüther gern aus den mystischen Erscheinungen schöpfen, ganz vorzüglich in einer subjectiven Vergewisserung von dem Vorhandensein des inneren Bandes besteht, so kann ihnen eine solche sowohl unmittelbar als vollständiger gegeben werden, wenn man ihnen mit Vorbeihaltung aller erfahrungsmäßigen Umschweife lieber sogleich die speculative Erkenntnißquelle selbst öffnet. Zwar wird es dem Idealisten manchmal sehr nahe gelegt, durch eine scheinbar unschuldige Zulassung von Erklärungsgründen des vulgären materialistischen Vorurtheils, als ob z. B. das Gehirn den Denfact vollziehe, oder als ob das innere Schema (die Entelechie), nach welchem die Seele die Glieder des Organismus formt, ein Leib aus ätherischen Stoffen sei, der Einbildungskraft ungeübter Denker zu Hülfe zu kommen. Aber ein solches Verfahren steht nur gefahrlos aus, ohne es wirklich zu sein. Der Materialismus des gemeinen Vorurtheils sitzt auf keinem Gebiete hartnäckiger und tiefer eingenistet als auf dem religiösen, und eben darum soll man ihn auf diesem Gebiete am allerwenigsten schonend entgegentreten.

Eben darum soll man auch subjectiven Erfahrungen niemals nach der Regel und Richtschnur der objectiven bemessen und folglich niemals für völlig constatable und unzweifelhafte Thatfachen ausgeben. Man braucht sie darum noch lange nicht zu leugnen. Sie können für das Individuum, das sie macht, oder für die Anzahl Individuen, die sie untereinander machen, vollkommen sicher und zuverlässig sein, ohne daß sie die Probe eines wiederholbaren Experiments aushalten und ohne daß sie sich, gleich den historischen Vorgängen des Lebens, beliebig in den Gesichtskreis eines jeden, welcher Lust dazu hat, einrücken lassen. Was diese Probe und Behandlungsart nicht aushält, verdient niemals den Namen einer objectiven Thatfache, obwohl es subjectiv sowohl für eine einzelne Person als für eine verbundene Mehrheit von solchen mit der unerschütterlichsten Ueberzeugung von seiner Gewißheit und Thatfächlichkeit verbunden sein kann. Solche Thatfachen bleiben trotz ihrer Gewißheit immer subjectiv. Sie sind nicht minder Thatfachen als die objectiven auch, nur dieses auf andere Weise. Die objectiven Thatfachen gehören den regulären Zuständen an, die jeder kennt. Sie sind daher Thatfachen für jedermann. Die subjectiven Thatfachen gehören den exceptionellen Zuständen Weniger an. Sie sind daher Thatfachen nur für diese Wenigen und für alle die, welche denselben einen ganz allein durch persönliches Vertrauen motivirten Glauben schenken.

Hier stehen wir zugleich wieder an dem Punkte, in Beziehung auf welchen R. Freiherr von Reichenbach, der in seinem Berichte über „Odische Begebenheiten zu Berlin in den Jahren 1861 und 1862“ (Nr. 9) die bekannten odischen Experimente aufs neue bringt, von Anfang an geirrt hat. Er machte es sich nicht deutlich, daß alles das, was wir nur in Zuständen krankhafter Aufregung beobachten können, oder was nur die fortwährend und nach Belieben beobachten können, welche zufällig und ohne ihr Belieben sich fortwährend in solchen befinden, von vornherein nicht Gegenstand objectiver, sondern immer nur subjectiver Erfahrung sein kann. Kein Mensch von starken und gesunden Nerven sieht das Od, ebenso wenig als er Swedenborg'sche Geister sieht. Swedenborg war ein kranker Mann, obgleich er sein Leben auf 84 Jahre brachte, und sein ganzes Leben hindurch gesund und frisch aussah. Trotzdem war er das allersensibelste Medium für die subjectiven Geistereinflüsse, welches jemals existirt hat. Ähnlich ist es mit den Odsehern. Das Od gehört nicht, wie Freiherr von Reichenbach will, unter die physikalischen, sondern unter die subjectiven und mystischen Erscheinungen. Hiermit sprechen wir dem Od durchaus nicht seine Existenz ab. Aber diese Existenz ist keine äußerliche, sondern eine psychische. Das Od ist die Seele.

Es ist eine Eigenschaft der psychischen Wirkungen, daß sie, sobald man mit ihnen experimentiren will, in der Regel auf der Stelle aussetzen. Der Knabe, welcher seine Lektion für sich allein recht gut herzusagen weiß, wird irre und stottert, wenn der Lehrer ihn fixirt und begierig hinhört, ob er ihn nicht auf einem Fehler attrapiren kann. Melancthon, welcher vor Tölpeln unbefangenen predigen konnte, wurde befangen, sobald er Köpfe vor sich sah. Die Somnambulen, welche sich mit vollkommener Zuversicht einer Prüfung der pariser Akademie unterwarfen, unterlagen einer Blame, wodurch damals nicht nur ihre Sache in den Augen der Welt verloren, sondern sie selbst vor aller Welt als Lügnerinnen und Betrügerinnen gebrandmarkt wurden. Man hatte sie keineswegs zu der Prüfung gezwungen, sondern sie hatten sich freiwillig dazu erbaten. Sie wußten nicht, daß sich mit psychischen Dingen nicht experimentiren läßt, und büßten schwer dafür. Einen zwar nicht so schlimmen, aber doch auch in die Reihe dieser Beispiele gehörigen Auftritt erlebte Freiherr von Reichenbach mit seinen Sensitiven in Berlin.

Es war am 1. Mai 1862, als sich auf sein Ersuchen die Herren Geheimräthe Mitscherlich und Ehrenberg nebst den Herren Professoren Dove, Rieß, Karsten und Gustav Rose zu einer Besichtigung odischer Versuche bei ihm einfanden, wobei Professor Dove die Gefälligkeit hatte, die Untersuchung in seine Hand zu nehmen und zum Theil mit eigenen Apparaten dabei zu Werke zu gehen. Der Erfolg war, wie bei psychischen Wirkungen immer vorauszusetzen ist. Bei den Experimenten des Professors Dove mit dem Magnete traten gleich im Beginne schwankende Ergebnisse auf; beim Elektromagnet waren die Angaben nicht minder ungleich, schwankend

und widersprechend und auch bei der Beurtheilung der Zwischenpole einer Nadelstange zeigten sich die Aussprüche der Sensitiven durchaus incongruent, wogegen die Experimente, welche Freiherr von Reichenbach an seinen eigenen Apparaten und in Abwesenheit des Professors Dove anstellte, gelangen. Er selbst zieht hieraus den folgenden richtigen Schluß (S. 35):

Magnetische Versuche dieser Art können demnach als Prüfungsmittel für das Ob nicht verwendet werden; sie können nicht aufklären, sondern nur verwirren. Es kann mir zum Tadel gereichen, daß ich dies nicht während der Versuche selbst geltend gemacht habe. Ich will nicht verhehlen, daß diese complicirten Verhältnisse in jenen Augenblicken der Eile, wo die Gesellschaft fortdrängte, mir nicht mit der ruhigen Klarheit vorschwebten, um darüber eine längere Discussion herbeizuführen, zu der es an Zeit gebrach. Die Sensitiven, ihre Gefährten sammt mir, wir waren alle durch die Ueberwucht der Behandlung der Sachen durch Herrn Dove mehr oder minder so eingeschüchtern, daß die Frauen namentlich mit sichtbarem Zittern ihre Hände über die Magnetpole hielten und gegen das Ende der Versuche nirgends mehr bei ihnen ruhige Prüfung so feiner Gegenstände statthatte. Bei der reizbarsten und dadurch besten der sensitiven Personen war die Aufregung so gesteigert, daß sie hinwegging, ehe die elektromagnetische Arbeit im Zuge war und mich dadurch des wirksamsten Hülfsmittels beraubte.

Dieses Examen rigorosum über das Ob hat die Sache zur Entscheidung gebracht. Die Hoffnung, daß das Ob auf objectiven oder physikalischen Erfahrungen beruhe und folglich die Grundlage zu einer experimentirenden Naturwissenschaft abgeben könne, ist vereitelt worden. Hieraus den Schluß zu ziehen, daß obische Erfahrungen überhaupt nicht existirten, wäre ebenso falsch, als wenn man daraus, daß die Seele kein physikalisches Fluidum ist, den Schluß ziehen wollte, daß die Seele nicht existire. Es folgt vielmehr nur dieses daraus, daß es außer der Sphäre objectiver Erfahrungen, welche den physikalischen und chemischen Gesetzen gehorcht, noch eine ebenso weite und reiche Sphäre subjectiver Erfahrungen gibt, welche der physikalischen Gesetze spottet, weil sie ganz andern Gesetzen gehorcht als den physikalischen. Es sind dieses die Gesetze der Vorstellungssociationen, des Gedächtnisses, der Phantasie, des sinnlichen Empfindens, der ästhetischen Eindrücke, der raumprojectirenden Thätigkeiten, der Lust und des Schmerzes, des Begehrens und Verabscheuens. Sie alle haben mit der Physik gar nichts gemein. Dagegen aber bilden sie ein auf eigenthümliche Art gesetzlich bestimmtes Erfahrungsgebiet von subjectivem Charakter, in welchem man zwar wol beobachtet, aber nicht experimentiren kann, weil die Bedingungen, welche zum Experimentiren gehören, hier niemals vollständig in unsere Hand gegeben sind.

Forchten wir nun aber tiefer nach, woher sowol bei Perty als bei Reichenbach die Neigung stamme, den psychischen, ja sogar den geistigen Processen unbefugterweise physikalische Erklärungsgründe unterzuschieben, so finden wir als den letzten Grund hiervon immer den, daß sie dem psychischen Princip nicht die eigenthümliche Selbstständigkeit zuerkennen, womit es zwischen dem selbstbewußten Geiste und der unbewußten Materie eine mittlere Gegend bildet, welche zwar vollkommen immateriell ist,

aber dennoch des Bewußtseins ermangelt, deren Process also weder geistig, noch physikalisch sind, sondern ein eigenes Gebiet für sich ausmachen. Wer dieses nicht wiß, der steht unbefugterweise in allen unbewußten Processen auch immer sogleich materielle oder physikalische Vorgänge und verfällt unrettbar in den eben gerügten Fehler.

Es muß wol bei den Bildungszuständen in der Gegenwart im allgemeinen recht schwer sein, sich in diese naturgemäße Dreitheilung der Wissenschaft hineinzugewöhnen, da wir so manchen, welcher sich auf gutem Wege zu ihr befindet, wieder abgleiten oder doch zu frühzeitig auf seinem eingeschlagenen Wege ermüden sehen. Hiervon liegt ein Beispiel vor in der Schrift „Gott und sein Reich“ von Melchior Meyer (Nr. 10). Das Buch bezweckt eine Beschreibung der Daseinsphären des Universums in speculativer Form, und stellt zu diesem Zweck mit vollkommen richtigem Tact zwischen den einen oder absoluten Geist und das von ihm verursachte Princip der Natur oder der physikalischen Welt eine dritte eigenthümliche Sphäre als Uebergang, welche zwar zum Geiste hinanstrebt, jedoch mit der bloßen Bestimmung, ihm zum Mittel und Werkzeuge zu dienen; welche zwar aus der Natur geboren wird, sich jedoch zur Natur negativ verhält, sich ihr entgegen auf die Seite des Geistes schlägt. Diese dritte eigenthümliche Sphäre zwischen Geist und Natur wird hier mit dem Namen des Gemüths vortrefflich und passend bezeichnet. Soweit steht alles gut. Aber nun weiter, gleich einem Phaëthon, welchem die Lenkung des Sonnenwagens der Speculation ungewohnt ist, taumelt der Verfasser in der Blendung des erworbenen Sonnenlichts, steht alle Gegenstände doppelt und schwimmend. Aus den drei Daseinsphären werden Personen der Gottheit, aus der Natur eine ewige Mutter, aus dem negativen Verhalten des Geistes gegen die Materie ein mit relativer göttlicher Vollmacht versehener Satan, aus weltgeschichtlichen Perioden Öditerzeugungen — und so sinkt zuletzt die mit gutem Instinct erfasste richtige Grundidee unter in einem Schwall hohler Personificationen, wie das Gespann des verunglückenden Sonnenlenkers in den abendrothen Wogen des Eridanus. Nur eine Probe (S. 144):

Vergegenwärtigen wir uns, um uns ein Bild seines Lebens machen zu können, den ganzen Gott in der gewonnenen höchsten Entwicklungsform. Wir haben die Natur, das Gemüth und den Geist Gottes als Personen, wir haben Mutter, Sohn und Geist; auf der andern Seite als den gemeinsamen Widersacher das gleichfalls mit der Kraft des Selbst begabte, zur Person erhobene, zur allseitigen Verneinung ausgebildete Naturprincip der Negation. Wir haben als Herr und Mittelpunkt Gott selbst, über den relativen Mächten die absolute Macht, Idealprincip der Position und der Negation zur organischen Einheit verbindend. Wir haben die den ganzen Organismus durchfließende und lebendig einende göttliche Seele. Einen Organismus mit Organen, welche für sich seiende Wesen, Personen sind, dürfen wir offenbar als eine Familie ansprechen, als einen Haushalt, fähig des bewußt lebendigen Verkehrs, des wechselseitigen unerlöschlichen Gebens und Empfangens. Gott selbst, im Kreise seiner Ebenbilder, fühlt sich als Herr und Vater.

Man darf der mythologischen Darstellungsweise innerhalb der Speculation eine gewisse Berechtigung nicht

freien, nämlich die, welche ihr Plato durch seine Weisheit erlöst und für alle Zeiten befestigt hat. Aber man muß dann auch gleich Plato dafür sorgen, daß der Mythos überall von den wirklichen Gedanken, die er beuten soll, mit Leichtigkeit unterschieden werde, und der Leser nicht alle Augenblicke, wie hier, in die Täuschung gerathe, als ob er anstatt anschaulicher Symbole für abstrakte Begriffe nichts weiter vorfinde, als eine wahrhafte und naturgetreue Schilderung des gemüthlichen Familienlebens, wie es der liebe Vater im Himmel im Kreise der Engeln führt.

Karl Fortlage.

Novellen und Erzählungen.

Bei den alten Griechen und Römern gab es keine Unterhaltungsliteratur im heutigen Sinne des Wortes. Die Jugend lernte die großen Dichter der Nation auswendig und näherte das Gemüth „an Bildern einer tüchtigen Vorzeit, am Reize des harmonischen Wortes und an gesunden Aussprüchen über Sittlichkeit und bürgerliche Klugheit“. Und die Dichter, welche der Dasein und Jüngling sich angeeignet hatte, blieben die treuen Begleiter des Mannes durch das ganze Leben hindurch. Wollte man in Deutschland ähnliche Verhältnisse? Das nationale Element wäre sich in ganz anderer Weise entwickeln, und Deutschland würde eine viel größere Anzahl von gesunden und kräftigen Charakteren hervorbringen, als es jetzt der Fall ist. Aber schon in den Schulen wird darauf hingearbeitet, die jugendlichen Gemüther von dem Vaterländischen und dem wahrhaft Idealen abzuwenden; von dem Außersichlicher, welcher eine höhere Bildung anstrebt, wird durchaus nicht verlangt, daß er mit den großen Dichtern seiner Nation gründlich bekannt sei, wenn er nur in minutiösen grammatischen Dingen wohl bewandert ist und eine gute Auswahl von Phrasen sich angeeignet hat aus dem makergültigen römischen Stilisten, welcher nach scholastischer Auffassung die Blüthezeit der sogenannten goldenen Auktophase kennzeichnet, in der That aber nichts ist als eine „Journalistennatur im schlechtesten Sinne des Wortes, an Worten, wie er selbst sagt, überreich, an Gedanken über alle Vergriffen arm, und für den es daher kein Fach gab, worin er nicht mit Hilfe weniger Bücher rasch einen lehrbaren Aufsatz überseht oder compilirt hätte“. Die Folge von dieser Richtung ist, daß wirklich classisch gebildete Geschäftsmänner immer seltener werden. Klagt doch auch der ehrwürdige und hochverdiente H. Reichenow, daß es zwar solche Geschäftsmänner immer noch gäbe, aber nur wenige in gurgito vasto. Indem so die Jugend von dem hohen nationalen Bildung zurückgebrängt wird, ist es nicht zu verwundern, daß unsere großen Dichter noch immer nicht in der Nation die Bedeutung haben, welche ihnen gebührt, und welche auchwendig ist, wenn ihr Einfluß auf die Nation von tiefer und weitreichender Wirkung sein soll. Man errichtet zwar Standbilder für Schiller und Goethe, aber man versagt zu gleicher Zeit den angehenden Volksschullehrern die Lectüre ihrer Werke. Welche Ironie, Hohlheit und unbewußte Heuchelei!

Bei diesem Stande der Dinge ist es natürlich, daß die große Masse, statt sich an den idealen Geistern der Nation zu erheben und zu erquickern, sich allzu willig einer größtentheils eintönigen Unterhaltungsliteratur zuwendet. Wie wäre es sonst möglich, daß die letztere in so üppigen und dem wachsenden Unkraute ähnlichem Wachsthum regnen könnte! Freilich verzeihen wir keineswegs, daß selbst durch die schlechtesten Unterhaltungsbücher noch manche gesunde Idee in der Masse Verbreitung finden kann; aber immer bleibt es zu beklagen, daß das Uebel schlechter Unterhaltungsliteratur und namentlich auch der allzu häufigen und verkehrten Jugendschriften zu einer künstlichen Höhe gesteigert worden ist.

Aus der chaotischen Masse von Unterhaltungslectüre führen wir dem Leser eine Anzahl von Büchern vor, von denen zwar

einige gut und gebiegen sind, deren Mehrzahl aber auf einer sehr niedrigen Stufe steht. Wie auf einer Gemäldeausstellung ein buntes Gemisch von Bildern aller Art sich zusammenfindet, so ist auch hier eine etwas bunte Auswahl von Büchern unter einem Artikel vereinigt worden; es birgt dies den Vortheil, daß der Leser verschiedenartige Richtungen, welche auf diesem Gebiete der Literatur zu Tage treten, mit einem Blicke überseht.

1. Novellenbuch der Brüder Foglar. Zwei Bände. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1863. 8. 2 Hfr. 10 Kr.

Der erste Band enthält eine vollen und Erzählungen Ludwig F. Schriften: „Ihr Feiertag“, „Tief“, „Der Refektor von Röll“, „Der geistliche“, „Der geistliche“.

Wir geben den Inhalt von Thomas ist ein fleißiger Meister (drei Stunden von Steyr entfernt) der desertirt, aber bald wieder in der Strafanstalt in Garßen Nacht darauf, diesen zu befreien, geheime Vermittelung, durch die brechen, gerade an der Stelle, heiligen Florian steht. Dieses ist man, welches mißlingt, arg beschädigt, welcher fürchtet, daß er hauptsächlich, übt Frevler eine sehr harte Strafe nach vollbrachter That in die best. stellt sich hier betrunken, führt allerlei gotteslästerliche verwerrene Reden und räumt sich schließlich seiner Selbstthat, den Heiligen gekürzt zu haben. Sein Plan gelingt. Der trunksüchtige Zustand wird als mildernder Umstand angesehen und er kommt mit einer leichten Gefängnißstrafe davon. Aber die schwerste Folge seiner Handlung hat er nicht berechnet; er ist zwar frei, doch wird er als Gotteslästerer und Heiligensünder von allen gemieden; sein Meister will ihn serner in Arbeit nehmen, und es bleibt ihm nichts übrig, als ein „Lump“ zu werden, d. h. nach dem Sprachgebrauche vorziger Zeiten, einer, der kein eigentliches Gewerbe betreibt, sondern von einem Orte zum andern umherzieht und namentlich als wandernder Rusikant sein Brod zu verdienen oder zu erbetteln sucht. Thomas wäre am liebsten gleich nach seiner Freilassung aus dem Gefängnisse für immer aus seiner Heimat fortgegangen, wenn ihn nicht die Liebe zu der Tochter eines Refektorienmeisters geistelt hätte. Endlich im Bes, nachdem ihn der Vater wiederholt entschieden abgewiesen hat, und als auch die Tochter, Walburga mit Namen, in ihrer Neigung für ihn zu erkalten und sich einem andern, einem Müllermeister, zuzuwenden scheint, geht er nach Australien. Walburga verheirathet sich mit dem Müllermeister, wird aber nicht glücklich. Sie kommt nun erst recht zum Bewußtsein darüber, wie sehr sie den Thomas liebt. Ihr einziger Trost und ihre einzige Freude ist später eine Tochter, mit welcher der Himmel ihre Ehe segnet. Jahre gehen hin. Thomas irrte in der Welt umher, findet aber kein Vergessen seiner alten Liebe, keine Ruhe und keinen festen Wohnsitz. Zuletzt kehrt er in seine Heimat zurück als „Lump“, wie er fortgegangen war. Er steht Walburga wieder, auch sie hat ihn nicht vergessen; sie haben häufigere Zusammenkünfte, und die alte Neigung erwacht in beiden immer stärker wieder. Als sie einst nahe der Waldmähle am Bache entlang gehen, sucht Thomas Walburga zu überreden, mit ihm zu entfliehen, und das Kind, an welchem die Mutter mit ganzer Seele hängt, mitzunehmen. Bei der Erwähnung ihres Kindes steht die Mutter sich nach demselben um; bei der Versunkenheit in das Gespräch hat sie es außer Acht gelassen; es ist verschwunden. Sie läuft in banger Besorgniß den Bächen entlang; da steht sie ihren Mann dahereilen und sich in das Wasser stürzen, um die Tochter, welche in dem Bach gefallen und schon nahe den Mühlenrädern ist, herauszuholen.

Das Kind wird glücklich gerettet, bleibt aber nachher infolge des Schreckens stumm. Thomas, welcher die Scene aus der Entfernung mit angesehen hat, sieht in der Verzweiflung der Mutter, daß für ihn nichts mehr zu hoffen ist; er geht fort, läßt sich anwerben und findet seinen Tod in der Schlacht bei Solferino.

Diese Erzählung ist eine von den einfachern, klarern und bessern; die meisten leiden an erheblichen Fehlern: sie sind unklar, dunkel und mysteriös; Charaktere treten auf, welche durchaus unverkündlich sind und wie verschleierte Bilder dem Leser gegenüberstehen; in den Verhältnissen und Handlungen kommen schneidende Widersprüche zum Vorschein, ohne daß dieselben eine Lösung finden, und so wirkt das Ganze wie gewisse moderne Musikstücke mit wirrer Melodie, unklaren Accorden und herben, gewaltthätigen Uebergängen. Besonders auffallend sind diese Fehler in der Novelle „Glaubensfelig“. Stina, ein enthusiastisch aufgeregtes junges Mädchen, und Gregor, ein junger Geistlicher, sind völlig unbegreifbare Charaktere, und in ein noch undurchbringlicheres Dunkel ist ihr gegenseitiges Verhältniß gehüllt.

Die eine Erzählung „Der gordische Knoten“ ist eine burlesk-vossenhafte, schale, meist ganz wiglose und in den Einzelheiten auf Unwahrscheinlichkeiten beruhende Caricatur. Zuweilen versucht der Verfasser in die geheimnißvollen Tiefen der menschlichen Seele hinabzusteigen und die innerlichsten Vorstellungen und Regungen derselben darzulegen; aber entweder ist er dem nicht gewachsen oder er hat sich nicht die Zeit zu der klaren Ausarbeitung genommen, welche hierfür durchaus erforderlich ist. Ein anderer großer Fehler ist die nicht geringe Anzahl von gezwungenen, affectirten, unschönen und dabei oft ganz kraftlosen, unklaren und fehlerhaften Ausdrücken und Wendungen, z. B. ein „minnemild und thuseldablonnd tönender Klang“; „eine trockene Lavendelseele“; „seine Ueberzeugung abschlagen“; „er potenzirte sich in der öffentlichen Meinung von der bloßen Erscheinung zur Nützlichkeit, von der Nothwendigkeit zur Unentbehrlichkeit empor, zum Vabemecum aller für alles“ u. s. w. Der Verfasser scheint manches zu rasch hingeworfen zu haben, was ihm allerdings zum Vorwurfe zu machen, aber nach einer Seite hin vielleicht zu entschuldigen ist. Ein belletristischer Schriftsteller, der in unserer Zeit pecuniären Gewinn von seiner Thätigkeit haben will, muß vor allen Dingen viel schreiben. Die Preise sind einmal sehr niedrig, und er ist deshalb gezwungen, viel Waare auf den Markt zu bringen; selten ist sie so schlecht, daß er nicht zu irgendeinem Preise einen Käufer dafür findet. In Frankreich und England werden die Producte des Geistes bei weitem besser honorirt als in Deutschland, und es ist eine ganz natürliche Folge, daß die Schriftsteller mit mehr Fleiß und Sorgfalt arbeiten. In Deutschland, namentlich in Oesterreich, worüber auch der Verfasser klagt, steht es in dieser Beziehung, wie in so vielen andern, noch recht jämmerlich, und es wird noch lange dauern, ehe es besser wird. Die Schriftsteller sagen: unsere Arbeit wird zu schlecht bezahlt, wir können nicht den nöthigen Fleiß darauf verwenden; die Verleger sagen: die Sachen sind zu schlecht, wir können nicht viel dafür zahlen.

Uebrigens fehlt es in den Erzählungen Ludwig Foglar's nicht an einzelnen Zügen, die von Phantasie und Gemüth des Verfassers Zeugniß geben. Wären Anlage und Ausführung von scharfer plastischer Klarheit und in durchweg edelm Stile gehalten, so würden einige von den Novellen von Wirkung und von Interesse sein. Manche Schilderungen und manche Beobachtungen über Städte, Gegenden, Menschen sind treffend und richtig.

Der Verfasser klagt in der Vorrede: „Es ist ein rührender Erbfehler an uns Süddeutschen, daß wir uns nicht geltend zu machen verstehen, und die geographisch höher stehenden Brüder könnten uns von ihrem augenscheinlichen Ueberflusse an dieser allezeit zeitgemäßen Tugend — ohne sich eben zu schädigen — ein gutes Theil ablassen!“ Angenommen, diese Ansicht wäre richtig, aber die Sachen stehen anders; die Norddeutschen wer-

den ihm gewiß gern so viel davon abgeben, wie er nur irgend nehmen will und nehmen kann; indeß jedes verständige und freie Wort, welches im Süden gesprochen, und jede gute und nützliche That, welche im Süden vollführt wird, bräucht von dem Norden nichts zu entleihen, um sich die gebührende Geltung zu verschaffen.

Der Inhalt des zweiten Bandes ist: „Die Griechin“, „Das gefährliche Lied“, „Agathe“, „Bürgerliche Krisen“, „Deutsche Ansiedler in Ungarn“.

In der Vorrede, welche eine Widmung, gerichtet an den Dichter Dr. Frankl, enthält, bemerkt der Verfasser, Adolf Foglar: „Sie munterten mich auf, und wenn ich auch seitdem — es sind über 20 Jahre — Ziel und Richtung änderte, es blieb die Richtung und das laute Streben.“ An der Lauterkeit des Verfassers zweifeln wir durchaus nicht, aber von „Streben“ haben wir leider in diesen Erzählungen und Novellen nichts entdecken können; im Gegentheil, selten ist uns ein Buch in die Hände gekommen, in welchem ein so philistischer Sinn herrscht. Betrachten wir einen von den Charakteren, wie sie in demselben geschildert werden, näher. In der Erzählung „Das gefährliche Lied“ tritt ein Herr Stein auf, Bürgermeister in dem sächsischen Städtchen B. Dieser hat einen einzigen Sohn, welcher Buchdruckergehilfe ist. Im Jahre 1848 arbeitet derselbe in der Werkstatt eines Buchdruckers, welcher als Demokrat der Polizei verhaftet worden ist. Die letztere bringt eines Tags in die Druckerei ein, um den Besitzer zu verhaften; dieser ist aber bereits entflohen, und die Polizei findet nur den jungen Wolfgang Stein, wie er gerade beschäftigt ist, ein Lied erotischen Inhalts zu setzen, in welchem die Verse vorkommen:

Ja, ich liebe, bin ein Freier!
Und mein Bräutchen gilt mir mehr
Als die Gunst vom Throne her.

Diese Verse werden von der Polizei im politischen Sinne aufgefaßt und verstanden, und die Folge ist, daß der Snger — man ersaune! — zu mehreren Jahren Festung verurtheilt wird. Von der Stunde an, wo der Sohn auf einen bloßen Verdacht hin verurtheilt worden ist, kennt ihn der Vater nicht mehr, er verköst ihn auf immer, mit einem politischen Sträfling will er, als Muster eines loyalen Unterthans, nicht die geringste Gemeinschaft haben. Als Wolfgang drei Jahre auf der Festung gefesselt hat, wird ihm der übrige Theil seiner Strafezeit erlassen, und er kehrt nun heim in seine Vaterstadt, oder vielmehr er wird, wie der Verfasser sagt, „als Sträfling heimgewiesen“. Bei dieser Gelegenheit macht der Verfasser folgende Bemerkung über solche „heimgewiesene Sträflinge“, die ihrer politischen Gefinnung halber Festungsstrafe erlitten haben: „Wer hat nicht deren schon genug gesehen, wie sie ihr vermeintliches Märtyrthum mit lächerlichem Troge in der Heimat zur Schau tragen, in ihren Erzählungen gern ihre Leiden und sogar ihre Schuld, wegen welcher sie büßten, vergrößern, um oft mit dem Erfolge, den sie beabsichtigten, das Urtheil schwacher Köpfe zu bestechen und sich durch Ausdringlichkeit eine Stellung und Vortheile zu erringen, welche dem entgegen, der, wie er gern gemieden wird, auch die andern meidet.“ Jedes Wort der Kritik hierüber würde überflüssig sein. Als Wolfgang in seiner Vaterstadt angelangt ist, muß er sich beim Bürgermeister des Orts, also bei seinem Vater, melden, und es folgt nun die Scene, wo Vater und Sohn nach drei Jahren sich wiedersehen. Das Haus des Vaters darf der Sohn nicht betreten, und er muß deshalb auf die Amtskube desselben gehen. Er tritt hier vor ihn hin, um sich zu melden. Der Vater, einen Augenblick „ergrißen“, ermannte sich nach kurzem Schweigen mit mächtiger Selbstüberwindung, erhob sich von seinem Sitze, stellte sich, gegen den Melgenden gewendet, in seiner fest aufgerichteten imponirenden Größe vor ihn, sah ihn mit strenger Amtsmiene an und fragte: „Wie heißt Er?“ Diese Ansprache mit „Er“ und diese Frage nach seinem Namen erschütterte den Angeredeten offenbar, denn er wechselte mehrmals die Farbe des Gesichts, zitterte an allen Gliedern,

und antwortete kaum hörbar: „Wolfgang Stein.“ — „Seine Kassa!“ fuhr der Bürgermeister fort, „ist mir schon von dem Festungscommandanten vorher angezeigt worden. Wo hat Er seinen Entlass?“ Wolfgang Stein überreichte ihm das verlangte Document. „Er bleibt hier ein halbes Jahr unter Polizeiaufsicht gestellt, weiß Er das?“ — „Ich weiß es, und verzeihen Sie, daß ich es sage, Herr Bürgermeister, und begreife es nicht; denn dieses zweite Document, ebenfalls von der Hand des Festungscommandanten, gibt mir das Zeugnis meines Wohlverhaltens während meiner dreijährigen Prüfung.“ — „Wohlverhalten? Prüfung?“ entgegnete der Bürgermeister mit Hoh. „O! sehr doch! Wirklich? Hat er sich wohlverhalten im Kerker? Ich glaub's wol! Er hat sich vielleicht gar Verdienste erworben auf der Festung und nimmt es jetzt der Verdienste übel, daß sie ihn überwachen will! Das ist der rechte Ton! Da kommt Er bei mir an! Er ist, wie alle andern. Keiner geht gebessert aus der Strafe hervor. Jeder voll Trost. Wer mir soll Er nicht tragen! Mir! Ich weiß Ruhe, Ordnung und Gehorsam in der Stadt aufrecht zu erhalten. Von was wird Er jetzt leben? Hat Er ein Handwerk gelernt?“

In dieser Weise geht die Unterhaltung zwischen Vater und Sohn noch einige Seiten hindurch weiter. Der alte Stein wird dabei so an das Ende als ein Muster von Familienvater und Besonnenheit geschildert. Man weiß nicht, ob man dem Verfasser zürnen oder ob man ihn bedauern soll, daß er es hat über sich gewinnen können, einen solchen Charakter mit starrer Konsequenz in einem solchen Lichte darzustellen. „Wie von dem verdammten ober feilen Fächer in der Arena sein klägliches Laut gehört, seine Suchung erblickt werden durfte, wie alles Abbruch und Zwang war“, ganz in der Weise ist der alte Stein nicht mehr ein natürlicher Mensch mit menschlichen Gefühlen und Regungen, sondern ein Wesen, welches sich nur in polizeilich vorgeschriebenen und erlaubten Gedanken- und Empfindungsformen bewegt; er ist daher polizeilich gewiß ohne Tadel und würde in einer Combitenliste viel Lob verdienen; aber ästhetisch und menschlich ist ein solcher Charakter ein Ungeheuer und eine Verurtheilung. Ueberhaupt ist von gesunden lebenskräftigen Charakteren in den Novellen und Erzählungen nichts anzutreffen; es ist alles steif, gezwungen, und dabei meistens matt und farblos; auch stößt man auf manche bedenkliche Sprachfehler, die freilich zum Theil in Oesterreich nicht dafür gelten werden.

2. Gesammelte Novellen und Erzählungen von Charlotte Birch-Pfeiffer. Erster Band. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vorliegender Band enthält drei Erzählungen: „Anna Lamm, historische Novelle aus dem 15. Jahrhundert“, „Der Kriemann und sein Pflegekind“, „Die Längerin“.

Wir können, ohne ungerecht zu werden, über dies Buch sehr kurz sein. Die Erzählungen sind romantisch, zuweilen schwermüthig; sie sind effectvoll und spannend, schließen sehr befriedigend und sind in einem gefälligen, rührenden Stile geschrieben. Die Tugend wird in sehr reichlicher und liberaler Weise belohnt, das Laster erhält seine Strafe; die Liebenden, nachdem sie harte Kämpfe durchgemacht und große Schwierigkeiten überwunden haben, werden durch ein gütiges Geschick vereint: was wird eine sehr große Anzahl von Lesern und namentlich Leserinnen mehr verlangen? Von dem wirklichen Leben sind kaum einige leise Pulsschläge darin; Charakteristisches und Originelles wenig; es ist alles in einem bestimmten romantischen Farbentone gehalten, der, wenn er auch gerade nichts Verdienstliches hat, doch wenigstens durchaus nicht beleidigend oder unangenehm ist. Das Buch mag wol auch nur für die Masse berechnet sein, wie alles, was die Verfasserin schreibt.

3. Der grüne Winkel. Eine Erzählung von Auguste Sievert. Halle, Mühlmann. 1862. 8. 21 Ngr.

Herr Holt, ein Kaufmann, hat eine einzige Tochter, Dorothea. Dieselbe liebt einen jungen Theologen. Da aber ihr

Vater sich in sehr bedenklichen finanziellen Verhältnissen befindet, opfert sie diese Liebe und reicht ihre Hand einem reichen Kaufmann und Fabrikherrn, Reuber, welcher seine Besitzungen in dem grünen Winkel hat. Ihre Ehe wird nicht geradezu unglücklich, da sie mit hoffnungsvollen Kindern gesegnet wird. Den größten Kummer verursacht der Frau der Umstand, daß ihr Mann ein Freigeist ist und von den Dogmen der Kirche nichts wissen will. Indes ist er ein sehr schwachköpfiger Freigeist: er fürchtet sich vor dem Tode und vor Gespenstern. Eines Abends, als er von einem entfernten Fabrikgebäude nach seinem Wohnhause zurückkehrt, muß er durch einen dunkeln Tannenwald gehen, wo, wie einer von seinen Arbeitern ihm erzählt hat, ein Gespenst umgeht. Er vermeidet zwar die eigentlich gefährliche Stelle durch einen Umweg, den er macht; aber auf dem einsamen Pfade wird er von schrecklicher Furcht und innerer Angst gepackt, und fortwährend glaubt er den Geist seines verstorbenen Compagnons zu erblicken, dessen überlebende Familie er etwas übertreibt hat. Um das Unglück voll zu machen, führt ihn sein Weg zuletzt an der Kirchhofsmauer vorüber, woran er gar nicht gedacht hatte, und von da erblickt er plötzlich das Grab und den Leichenstein seines verstorbenen Compagnons. Von Fieberfrost durchschauert kommt er zu Hause an, legt sich zu Bett und stirbt nach einiger Zeit; aber während seines Krankseins hat er seinen Sinn noch geändert und er ist gläubig geworden. Bis dahin ist das Buch, wiewol die darin entwickelten Anschauungen und Ansichten sehr einseitig und beschränkt sind, doch insofern lesbar, als ein gewisser Plan darin ist; von da an aber wird die Erzählung im höchsten Grade ermüdend, indem sie in einzelne Verlobungsgeheimnisse zerfällt, die mit langweiliger Breite abgewickelt werden. Der grüne Winkel, in welchem unter Reuber dem Freigeiste und unter einem schlaffen Prediger Unglaube und Gleichgültigkeit geherrscht haben, wird allmählich vollständig umgestaltet; es kommt ein neuer Prediger, welcher sehr gläubenseifrig ist und viel Einfluß auf die Gemeinde gewinnt; außerdem wird der Sohn des verstorbenen Reuber, der gleich dem Vater erst ein Gegner der Kirche ist, durch einen schweren Unglücksfall bekehrt und unterstügt dann die Bestrebungen des neuen Predigers.

Die Verfasserin hat gewiß die beste und lobenswerthe Absicht mit dem Buche; auch sind wir überzeugt, daß sie manche sehr kirchliche Lebensart und Periode aus ihrem Confirmationsunterricht sehr treu in ihrem Gedächtnisse bewahrt hat und dieselben hier reproducirt, um den Leser zu erbaue; aber wird sie diese Absicht erreichen? Viele wird die unkünstlerische Form der Anlage vom Lesen des Buchs abschrecken; noch mehr aber wird der einseitige Standpunkt der Verfasserin vielen anstößig sein. Sie betont es ganz besonders, daß man an die Dogmen der Kirche glauben müsse, und sie stellt sich somit viel mehr auf einen beschränkt kirchlichen Standpunkt, als auf den allgemein christlichen und rein biblischen.

4. Scherz und Ernst. Erzählungen von Karl Belargus. Mainz, Kirchheim. 1862. 8. 20 Ngr.

Was zunächst an dem Buche getadelt werden muß, ist daß der Scherz darin nicht sehr scherzhaft und der Ernst nicht sehr ernsthaft ist; das Ganze ist ein trübes Gemisch von einem gesuchten, manierirten und humorlosen Witz und einem flachen und wirkungslosen Alltagsernst; nur selten erhebt sich die Anschauung und Darstellung zu einem gewissen Grade der Klarheit und Eindringlichkeit.

Der Hauptcharakterzug, der durch alles hindurchgeht, ist der, daß der Verfasser in einem absprechenden, wigelnden Tone über Erscheinungen der Gegenwart aburtheilt und sich den Schein gibt oder auch im guten Ernste glaubt, er stehe auf einer besondern Höhe, welche ihn berechtige, seine Verdammungsurtheile auf alles ihm Mißfällige hinabzuschleudern. Etwas sehr Leichtes und allzu Wohlfeiles! Nach des Verfassers Ansicht ist das deutsche Volk in den letzten 300 Jahren „niedergefallen“, weil es „den Wurm im Herzen trägt“, und dieser Wurm ist

die „Geschichte seit 300 Jahren“, d. h. seit der Reformation; die Reformation ist für ihn der Anfang zum „Hinaufsteigen“. Den heutigen Fortschritt läßt er daher auch nicht gelten. „Werde ich mich“, sagt er S. 204, „deshalb gegen den Fortschritt erklären? Pöffen! Gott hat die Natur und die Menschen nicht für den Krebsgang erschaffen. Aber es ist nicht alles Fortschritt, was dafür erklärt wird. Rechts und links mit dem Einbogen alles über den Haufen stoßen, mit dem Kopfe gegen alles, was einem vorkommt, anrennen, das ist wol demokratisch, aber weder vernünftig noch gerecht. Mit dem Parteiruf: „Geh weg und laß mich hin!“ hat man noch nie ein Volk glücklich gemacht. Und Phrasenmachen ist auch nicht Wissenschaft!...“

Selbsterkenntnis ist eine schöne, aber auch sehr schwierige Sache; wir wollen daher mit dem Verfasser nicht rechten, daß er sich nicht klar darüber geworden ist, in wie hohem Grade er „demokratisch“ ist. Er möchte in der That alles „mit dem Einbogen über den Haufen stoßen“; so z. B. verurtheilt er sämtliche protestantische Geschichtschreiber, Kanzelredner und Lehrer, ohne auch nur einen auszunehmen; er müsse, sagt er, gegen sie die schwere Anklage erheben, daß sie mit zweierlei Maß messen und sich deshalb der Geschichtsfälschung und der empörendsten Heuchelei schuldig machen. Und dabei besigt der Verfasser die Naivität, daß er sich gegen einen einseitigen confessionellen Standpunkt feierlichst verwahrt. „Gerade in religiösen Dingen“, sagt er S. 78, „ist bei den meisten Erziehung, Gewohnheit, Umgang bei Abgabe eines in der Regel nur nachgeplapperten Urtheils so maßgebend und überwältigend, daß ihnen häufig ein objectiver Standpunkt beim besten Willen nicht erreichbar schien.“ O schwere Kunst der Selbsterkenntnis! müssen wir dem Verfasser wieder zurufen. Er declamirt und polemisiert ferner gegen die Fichte-Feier, gegen Gedankenfreiheit, gegen die Eisenbahnen, welche ihm durch unschöne Linien die Erde verunzieren; gegen die englische Sprache, welche ihm eine „greuliche und schändliche“ Sprache ist, und ganz besonders gegen die Dichter der Neuzeit. „Warum denn, Dichter der Neuzeit, das Erschaffene so groß machen und dann, wenn das Menschliche schwer zu Boden drückt, die Flügel so verzweifelt hängen lassen? Warum nach so vielem Schwung und so herrlichen Flügen das fagenjämmerliche Kriechen an der Erde? Warum, wenn dann noch ein Lied gelingt, lönt dies nur wieder vom Saarausreißen und Teufelsholen? Etwas, fehlt ihr, fehlt euch doch noch, und das ist der liebe Gott der Einfältigen.“

Das Einzige, worin der Verfasser ein Heilmittel für alle Uebel erblickt, ist „monarchischer Conservatismus und alter voller Katholicismus“. Worin dieser letztere eigentlich besteht, wird nicht angegeben; alles, was in dieser Beziehung angedeutet wird, ist, daß diejenigen, welche diesen Standpunkt einnehmen, allein Gott wahrhaft erkennen und allein und ausschließlich zu Gott in dem richtigen Verhältnisse stehen, während alle andern im Dunkel wandeln oder Heuchler sind.

Der Verfasser gehört recht eigentlich zu den modernen literarischen Don Quixotes, welche sich für berufen erachten ihre Feder in Bewegung zu setzen, um die Welt von den greulichen Uebeln und Mißbräuchen zu befreien, welche genauer betrachtet meist nur ein Product ihrer kranken Phantasie sind. Schade, daß sie gegen solche eingebildete Uebel kämpfen! Wirkliches sociales und politisches Uebel gibt es noch so massenhaft, daß es an wirklichen Objecten des Kampfes wahrlich nicht fehlt. Ganz besonders schwach ist der erste Theil des Buchs: „Erlebtes.“ S. 16 heißt es: „Ich werde hier auch Ernsthaftes bringen müssen, und wenn du, lieber Leser, vielleicht für lappalischhaft manches erklärt und andere mich gar des Kleinlichen anklagen, so bedenke, daß sich aus kleinen Zügen das Bild des socialen Lebens zusammensetzt. Ich zeige dir Personen und Verhältnisse, und du wirst vielleicht dann klar werden, wie manches so kommen mußte in deutschen Landen, wie es kam.“ Daß der Verfasser kleine Züge berichtet und aufzeichnet, wird gewiß niemand tadeln, obwol diese kleinen Züge, außer daß sie klein sind, oft auch recht bedeutungslos und tri-

vial sind; aber daß diese kleinen Züge von einem kleinlichen, einseitigen und beschränkten Standpunkte aus entworfen werden, das ist das Verfehrte und Tadelnswerthe. Die ganze Art und Weise, wie der Verfasser Verhältnisse und Personen schildert, macht den Eindruck, als wenn ein Maulwurf auf der Oberfläche der Erde erscheint, auf seinen ausgeworfenen Erdbäusen steigt und von dieser Höhe aus ein genaues und umfassendes Bild von der Gegend und ihren Bewohnern geben will.

5. **Nachtwolken und Lichtstreifen.** Originalnovellen für Freunde schauerlicher, wie heiterer Anregung. Aus den Papieren eines Myksters. Herausgegeben von Gustav Nicolai. Leipzig, Kollmann. 1862. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schauerlich sind die Erzählungen zum Theil, aber original durchaus nicht. Es sind mit einigen Ausnahmen alte, längst bekannte und oft behandelte Sujets, welche hier in ganz besonders schauerlicher Ausstattung und düsterer Färbung wieder auftauchen: Kindesmörderinnen, Wahnsinnige und lebendig Begrabene stehen natürlich in erster Reihe. Das Ganze gehört in das große Gebiet der Schauerliteratur, weshalb es überflüssig sein würde näher darauf einzugehen. Gleich den Schauerromanen sind diese Schauernovellen in den krafftesten Farben und der grellsten Beleuchtung gehalten, wobei von Wahrscheinlichkeit und Wahrheit der Ereignisse und Charaktere nicht die Rede sein kann. Diejenigen Erzählungen, welche heitern und launigen Inhalts sind, sind etwas trivial und platt. Die eine, „Der Altherkümmler“, ist verhältnismäßig wol die beste; wenn ein feinerer Witz, ein kräftigerer und ursprünglicherer Humor und eine schärfere Charakterzeichnung darin wären, würde sie nicht übel sein.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Zur Literatur über J. G. Fichte.

1. Johann Gottlieb Fichte. Lichtstrahlen aus seinen Werken und Briefen nebst einem Lebensabriß. Von Eduard Fichte. Mit Beiträgen von Immanuel Hermann Fichte. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 1 Thlr.
2. Johann Gottlieb Fichte im Verhältniß zu Kirche und Staat. Von Adolf Rassin. Berlin, Herp. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

In der Schriftmasse, welche auf Anlaß der vorjährigen Säkularfeier Fichte's aus allen Winkeln und Ecken Deutschlands hervorquoll, gefellen sich hier einige Nachzügler, die beiden oben verzeichneten Schriften, von denen namentlich die erste darauf Anspruch hat, in den weitesten Kreisen Eingang zu finden und dem berühmten Philosophen und Rebner der deutschen Nation eine größere Popularität zu sichern, als ihm bis jetzt zu Theil wurde. Der Fall ist selten, wo Sohn und Enkel eines großen Mannes gemeinsam ein dem Andenken des Vaters und Großvaters gewidmetes Buch verfassen, wie dies hier geschehen ist. Das von dem Enkel Fichte's, Eduard Fichte in Stuttgart, unterzeichnete Vorwort unterrichtet uns zunächst davon, daß die Verlagsabhandlung dem auf Veranlassung der Fichte-Feier vielfach ausgesprochenen Wunsche, von der Gesamtheit der Fichte'schen Werke einen jedem Gebildeten zugänglichen und verständlichen Auszug zu besitzen, bereitwillig entgegengekommen sei und die Arbeit dem Herausgeber übertragen habe, „dem, wenn auch nicht das rechte Talent, so doch, als dem Enkel Johann Gottlieb Fichte's, die rechte Liebe zur Sache zuzutrauen war“. So schließt sich nun vorliegendes Werk den ähnlichen an, welche in demselben Verlage unter der gemeinsamen Bezeichnung „Lichtstrahlen“ erschienen seien.

Diesen „Lichtstrahlen“ oder Kernstellen aus Fichte's Werken geht eine Lebensbeschreibung Fichte's voran, die allen denen willkommen sein wird, welchen die von Immanuel Hermann Fichte verfaßte und in zweiter vermehrter und verbesserter Auflage zu zwei Bänden angewachsene Biographie des Philosophen zu umfangreich sein sollte, um sich durch sie hindurchzuarbeiten,

wie groß auch immerhin der Gewinn sei, der für jeden Denkenden und Forschenden, für jeden Freund der Wahrheit und für jeden Patrioten aus einem solchen Studium resultirt. Mit diesem Lebensabriß wurde bezweckt, ein getreues, menschlich wahres Bild des deutschen Mannes zu geben, und zur Erreichung dieser Aufgabe hat der Verfasser sicherlich sein Bestes gethan. Einzelnes Anekdotes, das für die größere Biographie weniger geeignet schien, konnte hier Platz finden. Fast ganz neue und interessante Kapitel sind die Einlagen: „Fichte's Aufenthalt und Thätigkeit in Erlangen“ und die „Wohnungen Fichte's in Berlin“; auch konnte der Verfasser manchen erst bei Gelegenheit der Fichte-Feier hier und dort bekannt gewordenen Charakterzug bei seiner Darstellung benutzen, und namentlich gewählten die von M. Weinhold herausgegebenen „Achtundvierzig Briefe von J. G. Fichte und seinen Verwandten“ dem Verfasser manche willkommenen, die Charakteristik Fichte's vervollständigende Daten. Auf Einzelheiten können wir hier nicht weiter eingehen, da wir schon früher bei Besprechung der größeren Biographie, der erwähnten von Weinhold herausgegebenen Briefe, des Werks von E. Roack über Fichte und anderer Sacularschriften und genugsam über den Charakter und das Leben und Wirken Fichte's verbreitet zu haben glauben. Nur die Stelle, welche die Motive näher beleuchtet, durch die Fichte's lebhafter Antheil an der Französischen Revolution mehr als bei manchen andern Deutschen als eine naturgemäße und innerlich wahre erklärt wird, möge hier mitgetheilt sein. Der Verfasser sagt: „Er brachte der Revolution das rechte Verständniß entgegen, weil seine urkräftige Natur ihren Freiheitsinn bewahrt hatte, und weil auch er den Kampf mit der Ungunst des Schicksals aus Erfahrung kannte, er, der nichts erreicht hatte ohne Arbeit und Kampf. Seine niedere Herkunft, seine Erziehung unter drückenden Verhältnissen, deren Last er von sich abschütteln mußte, sein dunkles, vereinzelt Leben auf der Universität hatten ihm die Freiheitsliebe, den Sinn für Gerechtigkeit ungeheugt erhalten, wie sie in jedem unverfälschten Menschen wohnen, während in andern, scheinbar begünstigten Lebenslagen das Beispiel schlaffer Aeltern, die Einwirkung knechtischer Umgebung, oder umgekehrt der Genuß angeborener Vorrechte jenen Trieb abkumpfen und oft genug schon im Beginn des Lebens halbgebrogene, unnatürlich verkümmerte Charaktere erzeugen. Anders bei Fichte. In den mannichfachen Lebenslagen umhergeworfen, mit den verschiedensten Ständen verkehrend, hatte er mit angeborenem Scharfsinn manchen tiefen Blick gethan in die Vermöberung der politischen und socialen Zustände unsers Vaterlandes, die Willkür und Raubheit der Regierungsformen, die Geist- und Sittenlosigkeit der Großen, die schroffe Scheidung der Stände. So war es gerecht und natürlich, daß eine Staatsumwälzung, die damit begann, die Wurzel jener zahlreichen Mißbräuche auszurotten, von ihm mit freudiger Sympathie begrüßt wurde, ja daß er auch, als sie in die wildeste Anarchie ausartete, nicht sogleich die Hoffnung aufgab, daß, nachdem die Stürme der Parteiliebe ausgetobt hätten, jenes Volk dennoch die wahre gesegnete Freiheit und das rechte Mittel, sie zu erhalten, finden werde.“

Mit besonderm Danke wird man auch das beigelegte Chronologisch genau geordnete Verzeichniß von Fichte's sämtlichen schriftstellerischen Arbeiten entgegennehmen. Einigermassen gewundert hat es uns dagegen, den Ausdruck in Goethe's Faust: „Mein Leipzig lob' ich mir!“

Es ist ein klein Paris und bildet seine Leute — von dem Verfasser als einen ernstgemeinten Lobspruch auf Leipzig gedeutet zu sehen, was freilich sehr oft und namentlich von Leipziguern selbst geschieht. In dem Munde des wüsten, pöbelhaften und ungebildeten Zechbruders Frosch kann dieser Spruch aber wol nur ironisch gemeint sein, oder wenigstens hat er doch einen spöttischen Beigeschmack.

Die auf die Biographie folgenden „Lichtstrahlen“, welche sich begreiflicherweise einer eingehenden Kritik entziehen, theilen sich in die Rubriken: „Gott, Unsterblichkeit des Menschen, Es-

ligkeit“; „Sittlichkeit, sittliche Natur des Menschen“; „Philosophisches, Pädagogisches, Aesthetisches“; „Christenthum, Kirche“; „Staat, Staatsverfassung“. Die vorliegenden Auszüge, in denen sich Fichte's Geist allerdings wie in wirklichen Lichtstrahlen concentrirt, umfassen, mit Ausnahme der streng systematischen Schriften, alle Werke Fichte's, auch die aus seinem Nachlasse herausgegebenen, welcher, wie der Verfasser bemerkt, „bisher viel zu wenig bekannt geworden ist“. Nur eine dieser Aphorismen, eine bezeichnende Briefstelle aus dem Jahre 1799 wollen wir hier anführen: „Ich denke nicht auf unmittelbare politische Wirksamkeit; diese würde, glaube ich, schaden. Der Gelehrte hat mittelbar zu wirken. Die Literatur ist das schändlichste Gewerbe geworden, der Buchhandel eine nürnbergische Bude. Ein toller Luxus entnervt selbst unsere besten Schriftsteller und macht sie abhängig. Die Wissenschaft ist in größerer Gefahr als sie je war, und die Geistesfreiheit wird sich, ungeachtet des Blödsinns der dagegen verschworenen Mächtigen, leicht unterdrücken lassen, weil die Gelehrten — so gar wenig taugen.“

Der letzte Abschnitt enthält „Vaterländisches“, nämlich Auszüge aus den „Reden an die deutsche Nation“ und außerdem die höchst merkwürdige Charakteristik Napoleon's I. von Fichte, wol das Treffendste, was in dieser Kürze je über Napoleon gesagt worden ist. Vorangestellt sind einige Bemerkungen von Immanuel Hermann Fichte, in denen für Fichte das Verdienst in Anspruch genommen wird, „daß Fichte durch jene Reden den Begriff eines deutschen Volks zuerst wiedergefunden, wenigstens aus langer Vergessenheit wieder hervorgezogen und in leuchtendem Bilde vor der ganzen Nation hingestellt habe“. Der Verfasser fährt dann fort: „Und bekannt ist Napoleon's Wort auf St. Helena: daß die deutschen Ueologen durch die unwiderstehliche Gewalt der Aufregung, welche sie in der Jugend entzündet, sein Reich gestürzt hätten. Dies schlechtthin ihm unbekannt, von ihm verachtete Element hatte er nicht in seine Berechnungen aufgenommen, weil es seinem eigenen Geiste fern lag. Fichte hat einmal in den schriftlichen Meditationen, welche den „Reden an die deutsche Nation“ vorangingen, sich selbst Napoleon gegenübergestellt und für sich die Worte hingeworfen: „Sein Andenken und seine Lehre werde fortleben bei der fernsten Nachwelt, wenn Napoleon's Name längst vergessen sei; dies erwerbe ihm aber gerade das Auercht und die Pflicht, ihm entgegenzutreten und auf Tod und Leben ihn zu bekämpfen.“ Der Biograph wollte früher diese kühnen Worte nicht mittheilen, weil sie den Schein maßloser Selbstüberhebung auf Fichte werfen konnten. Seitdem hat man an jenes Wort Napoleon's erinnert und dasselbe mit Recht auf Fichte bezogen. Der große Eroberer hat spät auf seiner Felseninsel sterbend die Macht jenes Principes anerkannt befunden, das Fichte in seiner stillen Studirstube wider ihn aufrief.“

Fichte der Sohn erzählt ferner als Beispiel des ausschließlichen preussischen Particularpatriotismus, der vor der Schlacht von Jena und ehe noch Fichte seine „Reden an die deutsche Nation“ gehalten, in Berlin vorherrschend war: es sei in einer Abendgesellschaft, welche gegen Weihnachten 1805 bei Fichte versammelt war, geschehen, „daß die kurz vorher eingetroffene Nachricht von der Besiegung der Oesterreicher bei Austerlitz mit jubelnder Freude besprochen wurde. Da rief Fichte empört mit gehobener Stimme: „Es wird kein Jahr vergehen, so wird man diese Niederlage höchlich bedauern!““

Was Fichte für die Wiedererweckung und Belebung des deutschen Vaterlandsgefühls und für Dämpfung des Particularpatriotismus gethan, erkennen wir vollkommen an und haben dies schon früher im vollsten Maße anerkannt; indeß waren auch schon vor Fichte Männer aufgestanden, welche in demselben Geiste dichteten und sprachen, vor allem Klopstock, von dem sich eine ganze Patriotenschule unter unsern Dichtern herschreibt. Freilich mußte erst eine Niederlage wie die von Jena den preussischen Staat und die Gemüther bis zum Grunde erschüttern, ehe Fichte's mächtige Worte in Berlin bei den Bessern Gehör finden konnten. „Danke dafür von oben, in Form irgenbeiner

öffentlichen Anerkennung oder Auszeichnung" hat Fichte, wie sein Enkel ausdrücklich hervorhebt, natürlich niemals erhalten; ja noch im Jahre 1824 wurde seinen „Reben an die deutsche Nation" das Imprimatur von der Censur in zwei Instanzen verweigert. Aber einer dringenden Instanz, der in unsern Tagen, hat man denn doch nicht widerstehen können.

Die zweite Schrift „Johann Gottlieb Fichte im Verhältnis zu Kirche und Staat" von Adolf Laffon enthält eine vollständige Kritik und Charakteristik Fichte's und seiner Lehre. In der Einleitung erörtert der Verfasser die ursprüngliche und die spätere Form des Fichte'schen Systems, Begriff und Methode der Wissenschaftslehre u. s. w., er behandelt sodann in einer ersten Abtheilung Fichte's Verhältnis zur Kirche, wobei sowohl sein früherer als sein späterer Standpunkt in Betracht gezogen wird, und charakterisirt dann in einer zweiten Abtheilung sein Verhältnis zum Staate und zu den politischen Fragen seiner Zeit, nachstehend seine Erziehungslehre. In einem Schlußkapitel ist endlich von seiner politischen Gesinnung, seinem sittlichen Charakter, seinem Stil und seiner wissenschaftlichen Bedeutung die Rede. Die Schrift ist ihrer Tendenz nach zum Theil gegen diejenigen gerichtet, welche in Fichte den Reform- oder wol gar den Politiker vor allem betonen. „Fichte", bemerkt der Verfasser, „ist wesentlich ein Held des Gedankens, dazu einer Gruppe von Denkern angehörig, deren Auffassung göttlicher und menschlicher Dinge, deren eigenthümlichem Streben, deren wissenschaftlichem Verfahren sich das, was man die heute zumest geltende wissenschaftliche Anschauung nennen darf, so schmerzlos wie möglich gegenüberstellt. Und zwar nicht so, daß auch nur das, was als Resultat seines Strebens gelten darf, als weiter wirkendes Moment von der fortgehenden Bewegung dieser Wissenschaft wieder aufgenommen und verarbeitet worden wäre: sondern so, daß nach Ausgangs- und Zielpunkt sein Streben gerade vielen derjenigen, die ihn zuletzt am lauteften gepriesen haben, als ein eitles, vergebliches, verlorenes erscheinen muß."

Der Verfasser bemerkt weiter: „Fichte war ein Held der Freiheit. Das bezweifelt niemand. Aber die Freiheit in seinem Sinne ist nicht diejenige, welche das Gesetz und jede Schranke des eigenen Beliebens aufhebt, um die Willkür des Triebes zu entfehlen, sondern diejenige, welche die Sklaverei des Sinnlichen abthut, welche dies endliche, irdische Sein in der Erkenntnis, daß es ein Schemen, der Schatten eines Schattens ist, vernichtet, um durch die harte Arbeit der Verleugnung seiner selbst das Ewige, Reine, Absolute in sich zu verwirklichen."

Fichte lasse sich, behauptet der Verfasser ferner, überhaupt abgefordert für sich nicht wol begreifen; nur als einer der Hauptvertreter des deutschen Idealismus in der Reihe gleichartiger Denker lasse er sich gebührend würdigen. Er sucht weiter nachzuweisen, daß die aufgeklärten Leute sich wol hüten sollten, Fichte für einen der Ihrigen zu halten. Wenn er auch mit kaum geringerer Entschiedenheit als diese gegen die bestehende Kirche Einspruch thue, so stehe er, der jeden nicht im Ueberfünftlichen Lebenden aller Moralität, ja aller Bildung zur Moralität für unfähig erkläre, dem kirchlichen Bewußtsein gleichwol um ein Unenbliches näher als etwa dem aufgeklärten und höchst verständigen Bewußtsein der der Kirche entfremdeten Massen. Der Verfasser beruft sich dabei auch auf die Hausandachten, welche Fichte bei sich eingeführt hatte. Interessant in diesem Kapitel ist namentlich auch die Hinweisung auf die Anregungen, welche Fichte von Lesung und vorzugweise von dessen „Erziehung des Menschengeschlechts" erhalten hat, und eine Parallele zwischen Fichte und Schleiermacher. Dem Verfasser zufolge steht Fichte dem Grundwesen der Religion um ein Unenbliches näher als Schleiermacher, dem Christus etwa nur ein „ausgezeichnetes Genie" sei, über dessen Göttlichkeit er mit einer „rhetorischen Wendung" hinweggehe, dem Gott und Unsterblichkeit Begriffe seien, die mit der Frömmigkeit an sich nichts zu thun hätten, der den Pantheismus ausdrücklich rechtfertige und nur gegen einen

materialistischen Pantheismus Verwahrung einlege, indem zwar ein lebendiger, wenn auch nicht persönlicher Gott anerkannt werde u. s. w. Ueber Fichte's Charakter und Bedeutung spricht sich der Verfasser zum Schluß in folgenden Worten aus: „So viel in seinem Philosophiren Verfehltes und Unvollkommenes sein mag; so viele der herrlichsten Güter speciell der religiösen Erkenntnis er seinem absoluten Denken zu Liebe dahingegeben haben mag; so wenig ist doch zu verkennen, daß er der unkräftigen Flachheit der Verstandesdogmatik seiner Zeit in höchst kräftiger Form gegenübersteht, und daß ein Trieb auf das Heilige und Unvergängliche insbesondere seine ethischen Principien durchdringt und verklärt. Er ist eine durchaus vornehme Natur: er meint, es hänge von der Freiheit eines jeden ab, ob er zur Menge, die freilich aus der Thorheit nie herauskommen werde, gehöre oder über dieselbe sich erheben wolle, und er selber hat sich von der Menge immer stolz abgefordert. Die Stichwörter der Zeit haben ihm nichts angehabt. So ist Fichte trotz aller Verfehlten in seiner Gedankenweise ein wesentliches Mittelglied in der Entwicklungsgeschichte der neuern Wissenschaft und ein lebendiges Denkmal deutscher Tiefe und deutschen Charakters."

Uebrigens war Fichte nicht bloß, trotz seiner demokratischen Grundsätze, ein sich vom Volke stolz abschließender geistiger Aristokrat, und die Neuern wissen beide Gegensätze meist sehr gut in sich zu vereinigen, er besaß nicht bloß jenen Stoicismus, wie er Philosophen eigen zu sein pflegt, er hatte auch viel von der dogmatischen Starrheit und Gemüthsstärke, wie man sie häufig bei denen trifft, welche ursprünglich Theologen waren. Von den Stichwörtern der Zeit „Humanität" und „Liberalität" wollte er nichts wissen. Mit ihm, mit der Französischen Revolution und der Herrschaft und den Kriegen Napoleon's beginnt ein härteres und selbstkügigeres Geschlecht. Ob dieses mehr die Menschheit befruchtenden Samen ausgestreut hat als derjenige, welches das Wort Humanität auf sein Banner schrieb, darüber ein entscheidendes Urtheil abzugeben muß einer spätern Nachwelt vorbehalten bleiben.

Laffon's sichtbar aus gewissenhaften Studien hervorgegangene Schrift scheint uns viel Treffendes und Verständiges zu enthalten und besonders müssen wir dem Verfasser nachsagen, daß er sich wie Fichte von den „Stichwörtern der Zeit" und zugleich von den so verwickelten und schändlichen Terminologien der philosophischen Schulsprache, die eben nur für die ägyptische Priesterkaste der philosophischen Geheimlehre berechnet ist, durch aus frei zu erhalten weiß.

Deutsche Literatur in Siebenbürgen.

„Die siebenbürger Sachsen sind Muster von Festhaltung und Ausbildung nationaler Mitgift; das kleine Reis der großen deutschen Eiche, im fernen Osten zu einem Bäumchen herangewachsen, bewahrt noch immer sein ursprüngliches Leben und Wesen. . . Auf so fernem und bedrohtem Posten der Nationalität ist es erste Pflicht, das angesammelte Eigen werth zu halten. . . Der Verein, der das „Archiv für siebenbürgische Vaterlandskunde" herausgibt, steht im vollen Literaturrechte." Mit diesen Worten eines verehrten deutschen Historikers sei diese Skizze eröffnet: weit entfernt dem Eigenbunkel seiner Nation Mißbrauch streuen zu wollen, will Referent nur aufmerksam machen auf einen Umstand, welcher nicht immer genügende Berücksichtigung gefunden.

Wohl waren die siebenbürger Sachsen immer eingedenk des Stammes, als dessen Zweig sie (1141—61) in das Karpatenland einwanderten, wol galt von ihnen stets, was der göttliche Gelehrte Schöler rühmte: daß sie unter allen Colonien, welche das deutsche Mutterland ausgesendet, um in fremde Lande deutsche Bildung und Gesittung zu bringen, am besten ihren Nationalcharakter bewahrt, am treuesten ihre Mission erfüllt.

An deutschen Hochschulen bildeten sich von jeher ihre Lehrer und Geistlichen, von der leipziger Messe brachten Kaufleute schon

1619 Luther's Schriften mit, und noch denkt Referent freudig erregt an die Stunde, wo der greise Verfasser der „Geschichte der deutschen Nationalität“ seinen lausenden Schülern auseinanderlegte, wie der Gang der Reformation nirgends so einmüthig-friedlich, die Duldung nirgends so groß als in Siebenbürgen. Bald ward vom Volksmunde die neue Lehre „deutscher Alauben“ genannt.

Alle großen Ideen, welche im Laufe der Jahrhunderte Deutschland bewegten und erregten, schlugen ihre Wellen auch bis nach Siebenbürgen. Hoch lobeten auch hier die Flammen der Begeisterung für Schiller und in den Augusttagen des vorigen Jahres erklangen in Redurr, außer dem seit 1840 blühenden Verein für Landeskunde und dem Gustav-Adolf-Verein, die Vereine der Schützen, Säger und Turner, alle bestimmt mit neuen Banden der Freiwilligkeit sich dem auch räumlich immer näher rückenden Stammlande anzuschließen.

Der Begeisterung für ihre Schulen, welche die Vorältern bestimmte in ihren Gattellen Schulen zu bauen, selbst während des Kriegs den Unterricht nicht zu vernachlässigen, ist es zu danken, daß trotz aller Zeitwirren und Völkerrürme die Nation nicht erdrückt wurde, daß noch jetzt in den Schulen deutsch gelehrt, in den Kirchen deutsch gepredigt wird. Wohl sind viele nach allen Richtungen weiter gewandert, manches Geschlecht erloschen; aber die Zeiten brachten auch immer neuen Zuwachs, theils einzelne, theils Massen, und gerade in der neuesten Zeit hat so mancher aus dem Reiche hier, wohin zu ziehen er Bedenken trug, eine zweite liebe Heimat gefunden, jedes unserer Gymnasien zählt auch solche unter die Seinigen, und die nur zeitweilig hier waren, wurden überrascht und erfreut und er-audt durch die deutsche Luft, die sie wieder in allen Zügen athmen konnten, und es unterliegt wol keinem Zweifel, daß bei den gunstigeren Verhältnissen der neuen Ära der Zug der deutschen Auswanderung nach unserm Lande einen neuen Aufschwung nehmen wird.

Diese vielfachen Berührungen brachten es nun natürlich mit sich, daß alle Erscheinungen der Literatur in Deutschland immer rasch auch in Siebenbürgen Eingang fanden und auch die einheimische Production anregten und nährten. Näheres hierüber bietet unter anderm Seivert, „Siebenbürgische Gelehrte“ (Presburg 1785). Leider fehlt uns aber noch ein Werk, welches an dieses treffliche Buch anknüpfend, einen klaren Ein- und Ueberblick über die im Laufe dieses Jahrhunderts erschienenen Werke gewährt. Und doch sind die letzten Jahre so reich gewesen an neuen Erscheinungen aus allen Fächern des Wissens, daß dieser Umstand allein schon ein von der Lebensfähigkeit und Rührigkeit des kleinen Sachsenhäusleins erfreuliches Zeugniß gibt.

Leider sind aber unsere Verhältnisse in Deutschland hier und da noch sehr wenig bekannt; denn trotz des regen literarischen Lebens geschieht noch zu wenig, um die erscheinenden Werke der Stammesgenossen näher zu bringen, obgleich hierzu so viele Organe in den kritischen Zeitschriften Deutschlands geboten sind.

Es soll hiermit durchaus nicht der Recensentenpaufe das Wort geredet werden, noch weniger ist es zu übersehen, daß die durchstehenden Blätter in der Regel anerkennenswerthe Geneigtheit zeigen, diesem Mangel abzuhefen und hier und da einiges ange-zeigt und besprochen wird; aber es wird doch von allen Seiten, hüben und drüben, zugegeben werden müssen, daß hierbei noch zu wenig systematisch verfahren wird. Auf diesen Umstand zu machen, diesem Uebelstande abzuhelfen, soweit es in seinen Kräften steht, hält Referent für die Pflicht eines jeden, der dazu den Beruf in sich fühlt. Möchte es bald besser werden, und es wird besser werden auch in dieser Hinsicht, sobald die betreffenden Redactionen der kritischen Blätter, die Verlags-handlungen und vorzüglich die Schriftsteller ernstlich wollen.

Es ist hier nicht der Ort und die Zeit, über Werke, welche von Männern der Wissenschaft geschrieben wurden, ausführlicher

zu berichten. Diese Reilen machen keinen Anspruch auf erschöpfende Vollständigkeit; Werke aus früherer Zeit und Siebenbürgen betreffende Arbeiten, von nichtsiebenbürgischen Autoren, sind nicht berücksichtigt; und auch bezüglich der übrigen mußte sich Referent an das ihm zu Gebote stehende Material halten und den ihm durch Tendenz und Leserkreis v. Bl. gebotenen Umständen gerecht werden.

Außer den Aufsätzen, welche das oben erwähnte „Archiv“, die Mittheilungen und Verhandlungen des naturwissenschaftlichen Vereins in Hermannstadt, die Schriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, die bei den Vereinsversammlungen üblichen Festgaben, die Programme der sechs sächsischen Gymnasien und sonstige Gelegenheitschriften, endlich in- und ausländische Blätter bringen, brachten die letzten Jahre noch viele vortreffliche selbständige Werke, und schon lange sind auch außerhalb der Marken Siebenbürgens bekannt die Namen: Kärner, Bedeus von Scharberg, G. A. Diehl („Handbuch der siebenbürgischen Landeskunde“), G. Binder, Fabricius, F. Fronius, A. Gräfer („St. L. Roth nach seinem Leben und Wirken“), J. Haltrich („Volksmärchen aus dem Sachsenlande“), Marienburg, F. Müller („Siebenbürgische Volksagen“), Neugeboren, W. Schmidt, Schuler von Libloy, J. G. Schuller, F. W. Schuster, G. Schwarz, G. Seivert, G. D. Teufsch („Geschichte der siebenbürger Sachsen“), G. von Trausenhof, G. Wittstock („Sagen und Lieder aus dem Rösnergau“) u. a. Weil gleichsam den Uebergang bildend zum Folgenden, seien hier noch erwähnt die „Reisebilder aus Siebenbürgen“ von J. M. Salzer (Hermannstadt 1860).

Auf dem Gebiete der „volksthümlichen Prosa und der Novellistik“ sind seit D. Roth („Pfarrhof zu Kleinschen“), „Johann Zabanius, Sachs von Harteneck“) unter anderm hervorzuheben: G. Seivert („Um Ostern 1442“, „Gaan von Salzburg“, „Vor 621 Jahren“), dann etwa noch G. Biotte, F. Dbert, Tr. Teufsch u. a. Außer den obigen Quellen bieten noch der „Siebenbürgische Volkskalender“ und der „Sächsische Hausfreund“ alljährlich Anerkennenswerthes, und würden Separatabdrücke, z. B. des eben vollendeten „Grafen Hof von Kelling“ sehr erwünscht sein. Ehrenvolle Erwähnung verdient als Vertreter der humoristischen Richtung F. Fronius („Eine Kindstaufe in den 13 Dörfern“, „Die Hochzeit im Haberlande“, „Siebenbürgisches Babelleben“, „Die sächsische Bruderschaft“). Noch sei auch hier empfohlen das Lesebuch von F. Dbert. Wenn es schon schwierig ist in der Prosa eine Auswahl zu treffen, ohne Gefahr, bei jedem Schritte möglicherweise anzustoßen, so ist dieses noch um ein Bedeutendes mehr zu befürchten auf dem Felde der Poesie.

Vorzüglich schossen in den vierziger Jahren Gedichte, insbesondere politischen Inhalts, empor. Die besten derselben enthält die von weiland J. F. Goltz veranstaltete und in Hermannstadt erschienene Sammlung: „Liederbuch der siebenbürger Deutschen.“ Nur ungern übergehe ich auch hier theils Sammlungen, theils einzeln herausgegebene größere Gedichte, unter anderm von J. F. Goltz, J. G. Schuller u. a.; dagegen seien nochmals empfohlen die Gedichte von F. W. Schuster, Schußburg, Habersang (1858). Seit der Zeit ist von J. G. Schuller, M. Walmer, M. Albert u. a. in Zeit- und Gelegenheitschriften manches erschienen, und diese Perlen zu einem Kranze zu vereinigen, wäre eins der verdienstlichsten Unternehmungen, um so mehr, da man sich dabei nicht nur durch eine große Papiermasse, sondern auch durch manche misrathene Versfüßlerplofkonen, ephemere Gelegenheitsgedichte und mitunter zugewandelterische Disticha durchkämpfen mußte. Leider scheuen diese Nähe des Sammelns so viele, ja unsere meisten Schriftsteller.

Die deutschen Mundarten erfreuen sich auch in Siebenbürgen einer erspriesslichen Theilnahme. Unser Ländchen bietet auch in dieser Beziehung Analogien mit Deutschland, da auch hier jede Gruppe, ja man könnte sagen, jeder Ort sprachliche Eigenthümlichkeiten bietet. Wie wichtig dieser Umstand für die Frage der Herkunft der Sachsen ist, bedarf keiner Erwähnung, wol aber, daß die Schreibart der leider eingegangenen „Deutschen

¹⁾ Trete ich nicht, so beabsichtigt der gegenwärtige Vorstand des Vereins für Landeskunde, Herr Trausch, diese Lücke auszufüllen.

Mundarten" immer allgemeiner wird. Im Jahre 1840 erschienen in Hermannstadt „Gedichte in siebenbürgisch-sächsischer Mundart. Gesammelt und erläutert von J. G. Schuller“, damaligem Professor am evangelischen Gymnasium in Hermannstadt. Dreiundzwanzig Gedichte von verschiedenen Verfassern in verschiedenen Dialekten, aber größtentheils humoristischen Inhalts enthaltend, ist dieses interessante Büchlein auch dadurch wichtig geworden, daß es dazu beitrug, diese bis zu der Zeit weniger bekannte Sprachgegend der Forschung und Pflege zu empfehlen. Seit der Zeit erschienen viele schätzbare Beiträge zu diesem Fache in den Blättern des In- und Auslandes, z. B. in Frommann's Zeitschrift „Deutsche Mundarten“ und „Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte“, in Gelegenheits- und selbständigen Schriften, z. B. in „Aus Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart“ (zweite Auflage, 1857) und in J. Haltrich's „Zur deutschen Thierfage“ (Kronstadt 1855) u. s. w.; in Sammelwerken, wie in Firmich's „Germaniens Völkerstimmen“ *) und in den Gymnasialprogrammen von J. G. Schuller, F. Müller, J. Haltrich, F. W. Schuster, Schuler von Libloy, J. Mäg, St. Theil u. a., und manch mundartliches Gedicht harret noch des Sammlers und Herausgebers. Von F. W. Schuster dürfte nächstens erscheinen eine Sammlung siebenbürgischer Volkslieder, Räthsel, und Sprüche, während J. Haltrich mit der Herausgabe eines Idiotikons sich neue Verdienste erwerben wird.

So sei denn diese Einleitung, deren Unzulänglichkeit auch Referent nur zu gut fühlt, geschlossen. Weit entfernt von selbstgenügsamer Ueberschätzung, schrieb er nach bestem Wissen und Gewissen und hofft auf milde Beurtheilung, da eben Vorarbeiten so sehr mangeln.

1. Aus den Papieren eines alten Versemannes. Von J. G. Schuller. Hermannstadt, Steinhausen. 1862. 8. 20 Nr. Dieses der Frau Fürstin Sophie zu Liechtenstein gewidmete Büchlein enthält in vier Abtheilungen zum Theil schon veröffentlichte Arbeiten. Die erste Abtheilung bringt unter dem Titel „Aus den Jahren 1829—50“ außer sieben Gedichten nach Moore auch das vom fürnigsten Humor durchwürgte, schon früher erschienene, hier vielfach umgearbeitete „Lied vom Pfarrer“ nach Schiller's Glocke. In dem Ferienscherz „Aus meinem Leben“ schildert der Dichter den Eindruck, welchen die Lesung von Strauß' „Leben Jesu“ auf ihn hervorgebracht. Wie auch einige Gedichte der andern Abtheilungen durchglüht des für das Wahre Gute und Schöne begeisterten Mannes Patriotismus das kräftige Gedicht „Zur Säcularfeier der Einberufung der Sachsen“. Zum Theil schwächere Leistungen bieten die „Winzerblüthen“, größtentheils Gelegenheitsgedichte, deren Verständnis jedoch durch kurze Anmerkungen erleichtert wird. Humor, Vaterlandsliebe, Pietät, Begeisterung für die Wissenschaft sind die Eigenschaften, die den Dichter charakterisiren, und manche interessante Blicke eröffnen sich uns in die sächsischen Verhältnisse der frühern Zeiten.

Den entschiedensten Beifall verdienen die „Zahmen Xenien“. Obgleich einige derselben ausführlicher, als es dieser Gattung streng genommen zukommt, ausgefallen sind und das Metrum nicht überall genau genug beobachtet erscheint, so lassen doch manche derselben bezüglich des Stachels und des Gedankenreichtums wenig zu wünschen übrig. Einige sind Gnomen ohne diesen Stachel des modernen Epigramms. Zum Belege folgende Beispiele:

Glosse.

Was in den Wirren der Zeit erhebt, das ist der Gedanke,
Daß Geschichten der Mensch, Gott die Geschichte nur macht.

Varnhagen's Tagebücher.

Kaffeeklatsch, doch ohne Kaffee, Lubmilla! Zum Danke
Gibt die Kritik dir gewiß bald einen glänzenden Thee.

*) Zu II, 819 dieses Werks ist zu berichtigen, daß der dort als Probe des Dialekts in Kronstadt erscheinende „Knecht Ruprecht“ im meißnischen Dialekt von weiland Oberlandesgerichtsrath W. Kräger gedichtet wurde und auch a. a. O. im meißnischen Dialekt gedruckt erscheint.

Etymologisches.

Lucus a non lucendo als etymologischen Unfluth haben wir beide, mein Freund, oft die Erklärung verlaßt. Sehe ich aber, wie seit Jahrhunderten, was seinen Namen Von Concordia hat, Haber erzeugt und Zwiß, Bin ich einverstanden damit und es scheint mir der schaffende Sprachgeist

Wie ein pfiffiger Schalk, der es ironisch oft meint.

Die „Deutschen Volksprüche“ der vierten Abtheilung dürften wenig befriedigen, da das Fassen in Verse das Volksthümliche oft verwischt. Im übrigen sei diese Sammlung des seit Jahren durch Wort, Schrift und That um sein Volk und das Deutschthum hochverdienten Verfassers allen Freunden einer geistkräftigen, gemüthbelebenden und willentkräftigenden Lectüre wärmstens empfohlen.

2. Zur Kunde siebenbürgisch-sächsischer Spottnamen und Schelte. Eine Sylvestergabe von J. G. Schuller. Hermannstadt. 1862. 8. 6 Nr.

Mit Freude begrüßt wurde auch dieses Werkchen des nicht nur als Mitgründer des Vereins für Landeskunde, sondern auch als Historiker, Sprachforscher und Dichter vielfach verdienten Nestors unserer Literatur. Wie der Verfasser in einer der frühern Sylvestergaben „Das Tobaustragen und der Muorles“ die Identität des sächsischen Muorles mit dem Morol der altheutschen Sage nachgewiesen, so erhalten wir auch hier in gedrängter Kürze den Beweis (durch mehr als 50 erklärte Beispiele), daß auch die Mundart der Sachsen wie jede andere „Glimpf und Schimpf“ hat. Wenn auch der mundartliche Forscher Verdrüßlichkeiten, welche gleichsam „Bilder der niederländischen Schule“ sind, nicht ängstlich meiden darf, so ist in der vorliegenden Sammlung doch dafür gesorgt, daß der Aesthetik dabei nicht übel wird; „wo aber moralische Verwilderung und rohe Leidenschaft sich in ekelhaften Flüchen Luft macht, und das Volk, wie es in den alten Zunftgesegen heißt, «im Zorn mit Hagel und Donner schelbt», da ist er schweigend und trauernd vorübergegangen“.

Dabei ist nicht nur im Texte, sondern auch in gebiegenen Anmerkungen auf ähnliche Erscheinungen in den andern deutschen Mundarten Rücksicht genommen und bieten diese 24 Seiten so viel des Ueberraschenden, daß das Werkchen überall vollkommenen Beifalls gewiß sein kann. Wesentlich erhöht wird sein Werth durch ein vorangeschicktes Verzeichniß von Abfärgungen und praktischen Leseregeln.

3. Gedicht in siebenbürgisch-sächsischer Mundart nebst freimetrischer Uebersetzung in das Hochdeutsche. Von Victor Kästner. Hermannstadt, Steinhausen. 1862. 12. 1 Bdt.

Diesen Gedichten des 1857 im einunddreißigsten Jahre seines Lebens der Wissenschaft, seiner Nation und seiner Familie zu früh entrisenen Verfassers ist vom Herausgeber ein Aufsatz: „Ueber Volkssprache und Mundarten, namentlich die siebenbürgisch-sächsische, und deren Eignung zur Poesie“, als Einleitung vorausgeschickt.

Angeregt durch Hebel's Gedichte und die oben erwähnte Sammlung entschloß sich der Dichter, sich „in einigen poetischen Ländeleien, im Mutterdialekte, wenn auch nur aus dem Grunde zu versuchen, um manche lieblosen Urtheile und ebenso häufige als voreilige Ausfälle auf das angeblich Ungelenke, Bildungsunfähige und die niedrige Entwicklungsstufe unserer Mundart womöglich zu paralyßiren“.

Die romantische Lage seines Geburtsorts, die Ruinen der ehemaligen Abtei, „diese Ueberreste eines von Bäumen und Buschwerk umflamerten großartigen Denkmals der Sachsen-geschichte“ (wie G. von Trausenfels in seinem 1858 im „Deisterreichischen Morgenblatt“ veröffentlichten Nekrologe bemerkt), „mußten fragen und bildende Träume in der jungen Seele des Dichters erwecken“; das kernhafte Wesen der Ein-

wohner dieser deutschen Sprachinsel mitten unter romanischen Völkern, seine Genossen während seiner Gymnasial- und Rechtsstudien in Hermannstadt und der Einfluß des Mannes, „der es nie sein weiter verstanden hat und versteht, die Jugend zu wissenschaftlichem Streben anzuregen“, seines Lehrers in Geschichte und Literatur, J. E. Schuller, brachten Anlagen und Entschlüsse des Dichters zur Reife.

„Die Sprache, sagt man, sei der Spiegel der Seele einer Nation. ... So ist auch unsere deutsche Schriftsprache die allen Deutschen gemeinsame Form, in welcher sich der deutsche Volksgedanke gleich getreu abspiegelt, mag er die Ufer des alten Vater Rhein und der mütterlichen Donau beleben, oder in unendlicher Entfernung vom Stammlande an den Gestaden der Stillen See und den Gewässern des Mississippi und Missouri walten, oder seine anspruchlosen Blüten entfalten unter den riesigen Stämmen in den tausendjährigen Eichenwäldern Siebenbürgens. Die deutsche Schriftsprache ist eine schöne, reich blühende Wiese, die ein in Jugendkraft lebender Gärtner, das deutsche Volk, in dem großen Volksgarten dieser Erde mit liebender Sorgfalt pflegt. ... Diese einzelnen Blüten, aus denen unsere Gesamtsprache gleichsam zusammengeflochten ist, sind die besondern Mundarten des deutschen Volks. Jede hat ihre eigene Ideenwelt, in welcher sich der Geist eines deutschen Volkstheils am heimlichsten fühlt und in der er die possendsten Klänge findet, womit er sein innerstes Wesen am besten und liebsten darzustellen vermag. ... Wer die Volkspoesie und folglich auch die sächsische in ihrer Totalität erkennen will, muß ins Volk steigen, im Volke sich bewegen, mit ihm denken und mit ihm fühlen; jedes Gedicht ist gleichsam nur ein Prisma, welches einzelne aufgenommene Strahlen zwar im buntesten Farbenglanze gefälliger und mehr oder minder gelungener Form zurückspiegelt, aber das helle, reine Licht der Volkspoesie selbst, in seiner Klarheit und Vollständigkeit, nie ganz wiederzugeben vermag.“

Diese der Einleitung entnommenen Worte zeigen den Ernst, womit der Dichter für seine Arbeiten begeistert war. Referent weiß aus eigener Erfahrung, wie schwierig es ist, Mundartliches in phonetischer Beziehung richtig wiederzugeben; doch kann er nicht umhin im Interesse einer, wie er hofft, bald nöthig werdenden zweiten Auflage hier zu bemerken, daß trotz der vorangegangenen Regeln und des Druckfehlerverzeichnisses manche Inconsequenzen (z. B. in der Anwendung der Zeichen der Kürze und Länge“) stehen geblieben sind, die bei strengerer Kritik sich hätten meiden lassen. Zwar schließt sich die Schreibart an die Hermann's, aber nicht consequent, oder sollte es providentielle Fügung sein, daß Siebenbürgen auch hinsichtlich der Einheit in diesem Falle Analogien mit dem großen Mutterlande bietet? Unter sind auch die nämlichen Worte verschieden geschrieben, so findet sich klingzig und klenzig, fliwen und fiewen, fränklich und frenklich, Flüggel und Fligel, wödder und wödder u. s. w. Bezüglich der Wahl des Vermaßes läßt wol keins der hier gebotenen Gedichte etwas zu wünschen übrig, mitunter kunstvoll und gefünstelt zeigen die Metra des Dichters Gewandtheit, und die Abwechslung in ihrer Wahl hält die Eintönigkeit überall fern. Die hochdeutschen Uebersetzungen schließen sich in der Regel eng an das Original; in „Märzenglocklein“ und „Vergilte Kettenblumen“ sind die daktylischen Reime des Originals, welche unsere Mundart durch die Fülle von Doppelbiminitiven begünstigt, in der Uebersetzung trochäisch gehalten. Unreine Reime und undeutsche Wendungen (z. B. „kein mehr Weiben“, S. 159) sind äußerst selten und wol aus Pietät nicht geändert worden, wenn es sich vielleicht auch leicht thun ließe.

Wie sehr der Dichter die Sprache beherrschte, beweisen die vielen, so ungesucht sich ergebenden Alliterationen, Assonanzen und Idiotismen, die iterativen, diminutiven und onomatopoeischen Worte, die gemüthlichen Wendungen und sprichwörtlichen Redensarten, die so geschickt den Gemälden eingewoben sind, daß nirgends der eigenthümliche frische Reiz vermischt wird, welchen der Volksgeist mit seinem erquickenden Aroma über jeden Dialekt hingiebt. Vorzüglich verwerthet sind in den ersten und

schweremüthigen Gedichten und Wendungen unsere breiten, volltönenden Laute.

Die Scylla und Charybdis volkstümlicher Dichter, zierliche Ueberspanntheit und mehr als volkstümliche Natürlichkeit, hat Kästner beide vermieden und seine Gedichte spiegeln in ihrer Gesamtheit so ganz und gar das Volks- und Naturleben unsers Völkchens ab und stehen immer so mitten in der volkstümlichen Anschauung, welche nur durch die dichterische Seele veredelt erscheint, daß sie ein echtes Bild geben, und selbst in der Uebersetzung oft den Vorzug verdienen vor manchem Gedichtbau unserer modernen Phrasenletterer.

In den lyrischen Gedichten beobachtet der Dichter bald mit frischem, freiem, frohem Blick die Gegenstände der Natur, bald überrastet er durch genaue Seelenmalerei. Fern von herzerregenden Schmerzenschreien, versteht er es, selbst in elegische Stimmungen die Hoffnung erhebend hineinleuchten zu lassen, frugale Genügsamkeit, echte Religiosität, und gern folgt ihm der Leser durch die ganze Tonleiter der Empfindungen. Seine Begeisterung für seine Sprache, seine Nation, sein Vaterland zeigt sich in den Gedichten „Sächsisch“, „Rein Sachsenland“, „Die drei Englein“. Trostiger, selbstbewußter Mannesmutz neben hingebender, sanfter Liebe; Klarheit und Wahrheit aber überall. In den beschreibenden Gedichten erscheint alles belebt und mitführend, Allegorien und Personifikationen oft bis zur Kühnheit der Laune sich steigend. Das Gelungenste dieser Gattung bietet „Der Alpensee“. Als Probe stehe hier die fünfte Strophe:

Awmer nôt de Sann ellien,
Uch de Felsen, det Gessien
Sôlt em doo an tausend Strohlen
Sich am Wassertspägel moehlen.
Selwergröo
Rûth und bloo
Glânzt et doo!
Wâ sich hûsch de Farwe' mäschen,
Wâ de Uuge' sich erfrâschen. *)

Den Uebergang zu den humoristischen Gedichten bildet „Die Neujahrsnacht“ und „Der heilige Christ“, beide wahre Schatzkammern für Sitten und Gebräuche; kindliche Raivetät findet sich im „Wiegenlied“, leichter sprudelnder Humor in dem Gedicht „Der Kanzelist“, wogegen „Der schlaue Hans“ zu viel des Stoffes bietet.

Zu den epischen, zum Theil der Sage und Geschichte entlehnten Gedichten vermitteln den Uebergang zwei Gelegenheitsgedichte, offenbar die schwächsten der ganzen Sammlung, wogegen epischer Schwung in den der Geschichte entnommenen herrscht, z. B. „Hans Weis in der Brotsfeldschlacht“, woraus zur Charakteristik stehen möge:

Et hun et außgesprochen oas Dalben, ohne Tadel
De Tugend und de Froahiet, doat meer der Sachsen Adel
Und wat oas Väter sooden und wat se es gellert,
Doat soal em fest bewohren und hoalbe fûrt und fûrt. **)

So sei denn dieser Bericht mit den Worten der obenerwähnten Zeitschrift geschlossen: „Was Victor Kästner vorzugsweise Anspruch auf eine hervorragende Stelle in unserer Litteratur

*) Aber nicht die Sonn' allein,
Auch der Felsen schroff Gestein,
Sieht man da in tausend Strahlen
Sich im Wassertspiegel malen.
Silbergrau!
Roth und blau!
Glânzt es, schau!
Wie sich schon die Farben mischen,
Wie die Augen sich erfrischen!

**) Es sprachen's aus vor alters die Ahnen, sonder Tadel,
Die Tugend und die Freiheit das sei der Sachsen Adel,
Und was die Väter sprachen und was sie uns gelehrt,
Das soll man fest bewahren und halten treu bewahrt.

turgeſchichte verſchafft, iſt mehr noch als der poetiſche Werth ſeiner Dichtungen der Umſtand, daß er es zuerſt gewagt, ſeine Leier in den Tönen unſers als unmelodiſch verſchrienen Dialekts und zwar durch alle Tonarten erklingen zu laſſen und durch ſeine Dichtungen einen vollen Beweis für die Eignung der ſiebenbürgiſch-ſächſiſchen Mundart zu poetiſcher Behandlung aller im Bereiche der Dichtkunſt gelegenen Stoffe hergeſtellt hat, während nach den vor ihm angeſtellten Verſuchen dieſelbe nur für launige Themen geeignet ſchien. Seine Vorgänger waren meiſt nur Gelegenheitsdichter, Victor Käſner iſt der erſte ſiebenbürgiſch-ſächſiſche Dialekt- und Volksdichter.“ *) 89.

Notizen.

Goethe im In- und Auslande.

Die „Kölniſche Zeitung“ brachte vor kurzem in dankenswerther Zuſammenſtellung eine Uebersicht alles deſſen, was in jüngſter Zeit in Frankreich geſchehen iſt, um Goethe's dichterische Schöpfungen und wiſſenſchaftliche Werke dem Verſtändniß der Franzoſen näher zu bringen. Der Verfaſſer gedenkt zunächſt der eben erſchienenen vollſtändigen Uebersetzung der dichterischen Werke Goethe's von Porchat, welcher ein ſeiner Kenner der franzöſiſchen Sprache ein glänzendes Zeugniß ausgeſtellt habe, und hebt hervor, welch ein Vertrauen auf rege Theilnahme ein ſolches ſtattliches zehnbändiges Werk von ſeiten des Verlegers (Gachette) vorausſetzen laſſe. Hieraus allein ſchon laſſe ſich auf die große Theilnahme ſchließen, „die unſer Dichterkönig bei dem geiſtreichen Nachbarvolke gegenwärtig findet“. Weiter nennt der Verfaſſer die in demſelben Verlage erſchienenen von Favre überſetzten und mit einer genauen Würdigung der durch Goethe's wiſſenſchaftliche Forſchungen gewonnenen Reſultate verſehenen „Oeuvres ſcientifiques de Goethe“, ein Werk, über welches und einer unſerer Mitarbeiter einen eingehenden Bericht in Ausſicht geſtellt hat. Der Verfaſſer erwähnt ferner, daß eine franzöſiſche Uebersetzung des „deutſcheſten aller Gedichte“, der epiſchen Idylle „Hermann und Dorothea“ großen Erfolg gehabt habe, und daß aus demſelben Verlage ſieben der erſte, volle 42 Bogen umfaſſende Band des Werks „Goethe, ſes mémoires et sa vie“ von Henri Richelot hervorgegangen ſei, welcher eine vollſtändige Uebersetzung der 15 erſten Bücher von „Wahrheit und Dichtung“ enthalte. Bei den erläuternden, ergänzenden und berichtenden Anmerkungen, womit der Uebersetzer dieſen Band bereichert hat, ſind, wie der Verfaſſer der betreffenden Notiz in der „Kölniſchen Zeitung“ verſichert, alle zur Aufklärung jener Zeit beitragenden Briefwechſel und Unterſuchungen deutſcher Forſcher ſo gewiſſenhaft benützt, „daß etwas Weſentliches nur ſelten vermißt werden dürfte“. Der zweite Band ſoll außer dem Schluß von „Wahrheit und Dichtung“ die vier erſten, der dritte die vier letzten Zeiträume von Goethe's Leben nebst einer allgemeinen Beurtheilung deſſelben als Menſch und Schriftſteller enthalten. Richelot iſt ein alter Bewunderer Goethe's, der ſchon im Jahre 1847 einen Auszug aus „Wahrheit und Dichtung“ unter dem Titel „Mémoires de Goethe, traduits et précédés d'une introduction“ herausgab, worüber man unter anderm meinen Artikel über Goethe in der „Allgemeinen Encyclopädie“ von Erſch und Gruber (erſte Section, LXXII, 352 fg.) vergleichen möge.

Wenden wir uns nach England! Hier war erſt jüngſt in „Illustrated London news“ in einem ſehr anerkennenden Aufſatze über die illuſtrirte Gotta'sche Ausgabe der Werke Schiller's bemerkt, daß zwar Deutſchland in der Frage, wem der Preis gebühre, ob Schiller oder Goethe, ſich für Schiller entſchieden habe, daß aber, wenn ganz Europa zur Entſcheidung über die Frage auf-

gerufen werden ſollte, das Urtheil ſicherlich das umgekehrte ſein würde. Es hieß dann weiter: „Ganz ohne allen Zweifel iſt Goethe der größte Name in der modernen europäiſchen Literatur. Kein Menſch ſeit Shakespeare hat einen ſo großen Einfluß geübt und es gibt kaum einen gebildeten Menſchen, welcher Goethe nicht direct oder indirect zum Dank verpflichtet iſt.“

Und wie verhalten ſich die Deutſchen fortbauend Goethe gegenüber! Muſte ihnen doch ein Engländer, G. F. Lewis, und auf ihn geſtützt, der Franzoſe Hédoquin bemerklieh machen, daß der Verfaſſer von „Hermann und Dorothea“, „Torquato Tasso“, „Iphigénie“ und ſo vielen zahlloſen lyriſchen Poſten, in denen ſich die edelſte menſchliche Gefinnung, das zartefte Gefühl und der höchſte Sitten- und Seelenadel ausſprechen, unmöglich ein kalter, ſelbſtſüchtiger, unedler Menſch geweſen ſein könne. Es gibt zwar glücklicherweiſe noch genug Deutſche, welche ſich an Goethe erquicken und erbauen, ja in ſeinen Schöpfungen die höchſte und reinſte Blüte des deutſchen Geiſtes erblicken, aber leider vielleicht auch ebenſo viele, welche ihn zu verſtehen nicht fähig oder nicht willens ſind. Biſher glauben wir, daß Goethe nur ſolche Gegner und Verleumder habe, die mit Rogebue, welcher unter anderm ihn „Freimüthigen“ (1805, Nr. 223) einen albern und dabei höchſt unverſchämten, auf Goethe's herrlichen Epilog zu Schiller's „Glocke“ geknüpften Aufſatz „Beweis, daß Herr von Goethe kein Deutſch verſteht“ (!) erſcheinen ließ, mit dem Buchhändler und Zahntincturverfäufſer Vogel (pseudonym fr. Glower), mit dem bornirten und lächerlich eitelen Paſtor Puſtuchen, dem ungeſchlachten ultramontanen Klopfflechter S. Brunner und ähnlichen beſchränkten oder neidiſchen Menſchen auf einer Stufe ſtanden; aber wehe thut es, ſelbſt wirklich geiſtreiche Leute, die wie R. Grün, A. Ruge u. a. eine gewiſſe Autorität auch in äſthetiſchen Angelegenheiten erlangt haben, unter Goethe's Verkleinerern zu erblicken. Sicherlich hat ſich noch keine Nation gegen irgendetwas ihrer größten Geiſter ſo oft und ſo ſtark verſündigt als ein großer Theil der Deutſchen gegen Goethe. Hoffen wir, daß die Vorurtheile, die noch bei vielen gegen Goethe als Menſchen beſtehen, verſchwinden werden, ſobald die vertraute Correſpondenz des Großherzogs Karl Auguſt mit Goethe erſchienen ſein wird. Den Verlag hat die Buchhandlung von Voigt und Günftler übernommen; mit der Herausgabe und Redaction iſt der Geheimre Poſtath Dr. Vogel in Weimar beauftragt, der als Arzt dem Großherzog wie Goethe, letzterm auch als Amtsgenoffe nahe ſtand. Das Werk, jedenfalls einer der wichtigſten Beiträge zur Goethe-Literatur, wird weit über 600 Nummern, ein ausführliches Namensregiſter, erklärende Anmerkungen unter dem Text u. ſ. w. enthalten.

H. M.

Deutſcher Volksgeſang im 14. Jahrhundert.

Die neu begründeten „Jahrbücher für muſikaliſche Wiſſenſchaft, herausgegeben von Friedrich Chryſander“, deren erſter Band uns vorliegt, verdienen die Aufmerkſamkeit nicht nur der gelehrten und höher gebildeten Muſiker, ſondern auch der Geſchichts- und Literaturforſcher in hohem Grade. Unter den verſchiedenen intereſſanten Beiträgen bietet ein vorwiegend literariſches Intereſſe der jedenfalls von dem Herausgeber verfaßte Aufſatz „Deutſcher Volksgeſang im 14. Jahrhundert“. Aus dieſer frühen Periode haben wir nur wenige Zeugniſſe über das deutſche Volkslied und dieſe ſind hauptſächlich die Eimburger Chronik vom Schreiber Johannes und die einen Theil derſelben beſitzenden und ergänzenden Erzählungen von Friſſchen Cloſener in ſeiner Straßburger Chronik. Es war ein verdienstvolles Unternehmen, die biſher nur wenig beachteten Nachrichten „aus der wahren Frühlingszeit volkmäßiger deutſcher Sangesluſt“ mitzutheilen und wir hoffen mit dem Verfaſſer, daß dieſer Einleitung zahlreiche Arbeiten auf gleichem Gebiete folgen mögen. Der Herausgeber gibt aus den beiden Quellen im Auszuge alle diejenigen Berichte, welche ſich auf den Volksgeſang und namentlich auf die Fahrten und Lieder der Geißler erſtrecken. Daß

*) Außer dieſen Gebichten hinterließ der Entſchlummerte noch eine Sammlung ſächſiſcher Sprüche und Rebenarten und ein Dictionar, das er wiſſenſchaftlich auszuführen gedachte. Seine erſte literariſche Arbeit bildete eine Sammlung der Sagen und geſchichtlichen Daten über die ehemalige Giſterciensfabrik in ſeinem Geburtsorte Kery.

bei auch andere Dinge berührt werden, versteht sich von selbst, sie ganz zu übergehen, hätte den Auszug zu trocken erscheinen lassen, in den meisten Fällen war eine Trennung von dem übrigen Texte unmöglich. Mit der Textmittheilung sind wir ganz einverstanden in Berücksichtigung des Leserkreises, für welchen das Jahrbuch zunächst wenigstens bestimmt ist. Die Sprache, die Wortform wird unangestastet gelassen, die Rechtschreibung aber modernisirt. Einzelnen veralteten Worten und Bedeutungen ist die Erklärung einfach in Klammern beigelegt. 88.

Bibliographie.

- Beyer, G., Gustav Adolfs letzter Heereszug in sechzehn Schlägen. Plawen, Neupert. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Bibra, E. Freih. v., Ein Juwel. Südamerikanischer Roman. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.
- Binder, F., Mittheilungen über seine Reisen im Orient und sein Leben in Afrika. Hermannstadt. 1862. Gr. 8. 10 Ngr.
- Bocheim's, F. R., Chronik von Wiener-Neustadt, vielfach vermehrt, bis auf die Jetztzeit ergänzt und neu herausgegeben von W. Bocheim. Mit der Biographie des Verfassers, einem Anhang und vielen Holzschnitten. 1ster bis 3ter Theil. Wien. Gr. 8. à 20 Ngr.
- Böhltingk, O., Indische Sprüche. Sanskrit und deutsch. 1ster Theil. St. Petersburg. Lex.-8. 1 Thlr. 13 Ngr.
- Braun, W., Die Tragödie Octavia und die Zeit ihrer Entstehung. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.
- Dischinger, M., Das lustige Bayern. Separat-Ausgabe aus der „Witzchronik“. München, J. M. Finklerlin. 16. 8 Ngr.
- Drei kleine Dramen. Die Hirtinnen zu Bethlehem. Sanct Ursula. Von R. Cardinal Wiseman. Das Rosenwunder verfaßt von F. R. Köln, Bachem. 8. 7½ Ngr.
- Fränkel, F., Friedrich Schiller als Mensch und Dichter. Ein Lebensbild in vier Abtheilungen. München. 16. 10 Ngr.
- Fullerton, G., Rosa Leblanc. Aus dem Englischen von J. Braun. Regensburg, Manz. 8. 19½ Ngr.
- Goetich, Anna, Herzog von Buckingham. Novelle. Pöster, Blöde. Gr. 16. 1 Thlr.
- Grey, Carl, Die parlamentarische Regierungsform betrachtet im Hinblick auf eine Reform des Parlamentes. Eine Abhandlung. Aus dem Englischen übersetzt und mit einem Anhang über die Aussichten der parlamentarischen Regierungsform in Oesterreich versehen von Graf L. Thun. Prag, Tempsky. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Hansen, P. G., Das Walten des Herrn, oder: merkwürdige Schicksale und Erfahrungen eines aus dem Herzogthum Schleswig entlassenen protestantischen Geistlichen. Kein Roman. Eine Autobiographie. Hamburg. 8. 1 Thlr.
- Herlofsohn's, R., Historische Romane. Erste Gesamtausgabe. 1stes bis 4tes Heft. Prag, Kober. Gr. 16. à 5 Ngr.
- Humoristica für Salon und Wagon. Skizzen und Schilderungen aus dem Berliner Leben von G. A. B. Berlin, Reiche. Gr. 16. 10 Ngr.
- Karsten, S., Quintus Horatius Flaccus. Ein Blick auf sein Leben, seine Studien und Dichtungen. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit Zusätzen versehen von Schwach. Leipzig, C. F. Winter. 8. 18 Ngr.
- Körpe, L., Pöten und seine Erhebungen. 1ste Lieferung. Leipzig, Barbubig. 8. 5 Ngr.
- Liebig, R., Die Tugenden in ihrem Wesen und in ihrer That. Nach eigenen Beobachtungen dargestellt. Leipzig, Neumann, C., Gedichte. Leipzig, Brockhaus. 16. 1 Thlr.
- Reinsberg-Düringsfeld, D. Freih. v., Internationale Titulaturen. Zwei Bände. Leipzig, Friedl. 8. 1 Thlr.

Herausgegeben von Hermann Herggraff.

- Richter, R., Kunst und Wissenschaft und ihre Rechte im Staate. Berlin, Jansen. Gr. 8. 25 Ngr.
- Rußige, H., Oberhard im Hart. Historisches Schauspiel in fünf Akten. Stuttgart, Schweizerbart. 8. 15 Ngr.
- Schenk, J., Der Familienrath. Wien, Manz u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.
- Schmidt, M., Volkserzählungen aus dem bayerischen Walde. München, Lindauer. 8. 1 Thlr.
- Schrader, A., Agnes oder Geld und Ehre. Roman. 1ster Band. Leipzig, Wegler. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
- Schuller, J. R., Aus vergilbten Papieren. Ein Beitrag zur Geschichte von Hermannstadt und der sächsischen Nation in den Jahren 1726 und 1727. Sylvestergabe für Freunde und Gönner. Hermannstadt. Gr. 8. 6 Ngr.
- Schwetsche, G., Geschichte des L'Hombre. Halle, G. Schwetsche. 8. 24 Ngr.
- Shea, J. G., Geschichte der katholischen Missionen unter den Indianer-Stämmen der Vereinigten Staaten. 1529—1860. Aus dem Englischen übersetzt von J. Roth. Mit 6 Stahlstichen. Würzburg, Gillingen. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
- Snell, R., Die Schöpfung des Menschen. Leipzig, Arnold. 8. 20 Ngr.
- Stahr, A., Tiberius. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 2 Thlr.
- Trendelenburg, A., Friederich der Grosse und sein Grosskanzler Samuel von Cocceji. Beitrag zur Geschichte der ersten Justizreform und des Naturrechts. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

- Erbsmann, Ueber Schwärmerei und Begeisterung. Vortrag gehalten am 21. März 1863 im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. Berlin, Herz. Gr. 16. 5 Ngr.
- Erz, A., Arbeiter und Bourgeois. Einige Worte zur Orientirung in der Arbeiter-Frage. Berlin. Gr. 8. 2½ Ngr.
- Forchhammer, P. W., Das Schöne ist schwer. Ein am 14. Februar 1863 im Saal der Harmonie zu Kiel gehaltenen Vortrag. Kiel, Homann. Gr. 8. 6 Ngr.
- Fosch, R., Ludwig Uhland. Ein öffentlicher Vortrag. Berlin, Herz. Gr. 8. 6 Ngr.
- Handelmann, H., Die historische Entwicklung in Europa seit den Wiener Verträgen. Einleitung zu den Vorlesungen über die neueste Geschichte, gehalten an der Universität Kiel. Kiel, Homann. Gr. 8. 4 Ngr.
- Hansen, J. A. J., Der Königsche Spuk zu Ottweiler. Ein offenes Wort an und für seine Pfarrkinder. Trier, Braun. 12. 3 Ngr.
- Hilari, E., Die Berliner Presse. Leipzig, Gerh. Gr. 8. 5 Ngr.
- Kaiser Joseph II. und Herr Ottokar Lorenz. Wien, Lechner. Gr. 8. 10 Ngr.
- Ribbed, D., G. Valerius Catullus, eine literar-historische Skizze. Populärer Vortrag, gehalten am 7. März 1863 im Saale der Harmonie in Kiel. Kiel, Homann. Gr. 8. 12 Ngr.
- Schmidt, J. G., Principielle Betrachtungen. Offener Brief an Herrn Professor Virchow und Andere. Würzburg. 1862. Gr. 8. 6 Ngr.
- — — Alte und neue Thesen dem orthodoxen Gelehrtenthume des 19. Jahrhunderts zur Widerlegung oder Beachtung vorgelegt. Zwei Abtheilungen. Würzburg. Hoch 4. 6 Ngr.
- Schönau, Einige Blide in die Zukunft des Reiches Gottes. Zwei Vorlesungen. Frankfurt a. D., Farnet u. Comp. Gr. 8. 6 Ngr.
- Volger, W. F., Die Patricier der Stadt Lüneburg. Ein Versuch. Lüneburg, Herold u. Wahlstab. Gr. 8. 8 Ngr.
- Wienbarg, L., Der Antheil Dänemarks und der dänischen Behörden an Hamburg's Schicksal im Frühjahr 1813. Hamburg. Gr. 8. 1½ Ngr.

U n z e i g e n.

Brockhaus' Reise-Bibliothek für Eisenbahnen und Dampfschiffe.

Jedes Bändchen einzeln cartonnirt 10 Sgr.

- Die Thüringische Eisenbahn. Von Adolf Bock.
Das hessische Land und Volk. Von Emil Müller.
Von Frankfurt a. M. nach Basel. Von Aurelio Buddens.
Der Rhein von Mainz bis Köln. Von Nikolaus Hecker.
Das Moselthal von Nancy bis Koblenz. Von Nikolaus Hecker.
Von Minden nach Köln. Von Levin Schücking.
Eine Eisenbahnfahrt von Köln nach Brüssel. Von Nikolaus Hecker.
Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. Von Levin Schücking.
Von Berlin nach Hamburg. Von Ernst Willkomm.
Breslau und die Schlesiischen Eisenbahnen. Von Max Kurnik.
Das Schlesiische Gebirge. Von Rudolf Gottschall.
Prag. Böhmisch, Deutsch und Czechisch. Von F. Gustav Kühne.
Zweite Auflage.
Die Böhmischen Bäder. Von Siegfried Kapper.
Wien in alter und neuer Zeit. Von F. Gustav Kühne.
Zweite Auflage.
Die Donau von Ulm bis Wien. Von Adolf Schmidl.
Die Donau von Wien bis zur Mündung. Von Adolf Schmidl.
Münchener Skizzenbuch. Von Wolfgang Müller von Königswinter.
Brüssel. Von J. E. Horn.
Die Schlachten bei Leipzig. Kriegsgemälde von Karl Gustav von Berneck.
Schweizerfahrten. Von Ernst Kossak.
Hansbilder. Von Heinrich Pröhle.
Schillerhäuser. Von Josef Rank.
Briefe aus Südrussland. Von Marie Förster.
Poetisches Reise-Album. Herausgegeben von Josef Rank.
Reise - Pitaval. Auserlesene Criminalgeschichten, erzählt von Wilibald Alexis.
Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. V. F. Gerstäcker. Zweite Aufl.
Casanova's Flucht aus den Bleikammern in Venedig.

Vorstehende Unterhaltungsschriften eignen sich trefflich zur Lectüre auf Reisen und sind zugleich, wie schon die Namen der Verfasser darthun, von solchem literarischen Werthe, dass sie aufbewahrt zu werden verdienen.

Preisermäßigung.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

J. E. Hitzig und G. W. H. Häring (Wilibald Alexis).

12. Erste Folge. Zweite Auflage. Zwölf Theile. 1857—59.
(23 Thlr. 24 Ngr.) 12 Thlr.

3. zweite Folge. Zweite Auflage. Zwölf Theile. 1860—61.
(24 Thlr.) 12 Thlr.

Brockhaus' Reise-Atlas von Deutschland

empfiehlt sich dem reisenden Publikum durch die darin enthaltenen zahlreichen Specialkarten, wie sie kein anderer Reiseführer darbietet, und die Gedrängtheit des alles Bemerkenswerthe vorführenden Textes. Das Werk ist für die verschiedenen Ansprüche der Reisenden in folgenden drei Ausgaben erschienen:

- I. In sechs Sectionen (jede einzeln cartonnirt in Octav 24 Sgr.):
Oesterreich (5 Specialkarten, 2 Städtepläne, 1 Uebersichtskarte und Text).
Die Rheinlande (7 Specialkarten, 2 Städtepläne, 1 Uebersichtskarte und Text).
Baiern und Württemberg (9 Specialkarten, 4 Städtepläne, 1 Uebersichtskarte und Text).
Nordost-Deutschland und Schlesien (7 Specialkarten, 3 Städtepläne, 1 Uebersichtskarte und Text).
Nordwest-Deutschland (5 Specialkarten, 4 Städtepläne, 1 Uebersichtskarte und Text).
Sachsen, Thüringen und Hessen (6 Specialkarten, 3 Städtepläne, 1 Uebersichtskarte und Text).
- II. In 58 einzelnen Blättern (jedes Blatt nebst Text cartonnirt 5 Sgr.; zwei Doppelblätter à 10 Sgr.).
- III. Vollständig in 58 Blättern nebst Text und Register, in Quart, geheftet 6 Thlr. 20 Sgr., gebunden in Leinwand 7 Thlr.

Während die beiden ersten Ausgaben (in Octav) dazu geeignet sind, dem Reisenden während der Reise als praktischer Führer zu dienen, ist die dritte Ausgabe (in Quart) vorzugsweise für das Haus, für den Salon bestimmt um Belehrung und Unterhaltung zu bieten.

Brockhaus' Reise-Atlas ist fortwährend in den neuesten Ausgaben in allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Dr. J. H. Raltschmidt's

neuestes und vollständigstes

Fremdwörterbuch.

Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, mit Bezeichnung der Aussprache. Nebst einem Anhang von Eigennamen.

Sechste Auflage. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr. Geb. 2 Thlr.

(Auch in zehn Heften zu 5 Ngr. zu beziehen.)

Der äußerst billige Preis (1 Thlr. 20 Ngr. für 52 1/2 Bogen dieser sechsten Auflage von Raltschmidt's Fremdwörterbuch) das bekanntlich in Bezug auf Anzahl der erklärten Wörter das reichhaltigste aller Fremdwörterbücher ist, empfiehlt dasselbe immer weiterer Verbreitung. Das Werk kann sowohl vollständig geheftet und gebunden, als auch nach und nach bezogen werden.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 28. —

9. Juli 1863.

Inhalt: Das neueste deutsche Drama. Von August Hennsberger. Erster Artikel. — Reisefrühen aus Amerika. — Ludwig Uhland. Von Hermann Hergenhoff. — Novellen und Erzählungen. Von Rudolf Sonnenburg. (Beschluß.) — Zur neuern Geschichte Italiens. Von Otto Speyer. — Notizen. („Catoniana“). Alfred Lonnell als Uebersetzer aus dem Deutschen. — Bibliographie. — Anzeigen.

Das neueste deutsche Drama.

Erster Artikel.

Indem ich nach längerer Zeit das Referat über neuere deutsche dramatische Erzeugnisse wieder für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ übernehme, trete ich mein Amt mit theilnehmendem Interesse, aber ohne Illusionen an. Zu dem poetischen Gehalt, den alle Gattungen der Dichtung erfordern, kommt bei dem Drama eine nur allzu schwer zu handhabende Technik. Daraus ergibt sich, daß nur vier Arten Dramatiker existiren können. Die erste Klasse hat weder Poesie noch Technik: vor diesen mögen Apollo und alle Mufen und beschützen! Die zweite Klasse hat die Wissenschaft dessen, was bühnengerecht und wirkungsvoll ist, und weiß dieses Wissen zu nützen: nur dieser poetisch sind diese effectvollen Dramen nicht. Die dritte Klasse der Dramatiker ist mit einem reichen Fonds von Poesie ausgestattet, aber sie versteht nichts von der Technik: ihre poesiereichen Dichtungen sind keine Dramen. Die vierte Klasse der Dramatiker anstatten und die unpoetischen Dramatiker anstaunen und die undramatischen Poeten loben: aber nur der ist der wahre und echte Dramatiker, der reiche Poesie in wirkungsvoller Technik zu gestalten versteht. Von dieser letzten Klasse — davon schenkt auch uns ein wenig, lieber Kronion's!

Kaiser Otto III. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Karl Diebemann. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 20 Mgr.

Es ist ein gutes Zeichen und ein Beweis gegen diejenigen, die dem Theater und der dramatischen Literatur unserer Zeit keine tiefere Bedeutung absprechen, wenn hervorragende Kräfte andern Gebieten es nicht verschmähen, auch den Bretern, die Welt bedeuten, ihr Interesse nicht nur, sondern auch ihre schaffende Thätigkeit zuzuwenden. Würden sie den Versuch der Mühe werth halten, wenn sie der Ansicht huldigten, die Theilnahme der Nation sich der Bühne erschließen und immer abgewendet? Würden sie liebgeordneten Studien, in denen sie einen hervorragenden Rang einnehmen, auch nur auf eine Zeit sich entziehen, um das immerhin nicht gefahrlose Glück einer Wanderung und Thätigkeit in ihnen bis dahin unberührten Gebieten zu unternehmen, wenn sie daran verzweifeln, daß das Gute auch in diesem Felde durchzubringen und der allerdings den Furchtsamen schreckenden dramatischen Technik zur Geltung und zum Siege durchbringen könne?

1863. 28.

In diesem Eilichst bekannten Freude auf dram „Kaiser Heinrich betreten. Natürliegender und zugestellter vaterländisch urtheilung zunächst also das ergreift tradition und Gwelschen Säden und die Fremden es verstanden, blieben und dem zu lassen. Alle jmittelalterlichen ferner gegenwärtig Kaiserthum, Italienmacht und wie sie alle heißen, die Gegensätze, in denen sich die Geschichte der mittlern Zeit bewegt hat, um uns am Ende derselben als Spott der Nationen hinzustellen: alle diese Fragen und Gegensätze bilden Motive und Gehalt unsers Stücks. Manchmal treten diese Gegensätze gewissermaßen personifizirt einander gegenüber, ohne doch das individuelle Leben der Personen aufzuheben, welche die Träger und Repräsentanten jener Ideen sind.

Dagegen weiß ich in der That nicht zu sagen, was dem Verfasser zu mancher Abweichung von den geschichtlichen Thatfachen hat bewegen können. Ich möchte nicht mißverstehen sein. Ich bin keineswegs principiell der Ansicht, daß der Dichter mit eiserner Nothwendigkeit an den Bericht der Geschichte gebunden sei. Im Gegentheil glaube ich, man muß hier zweierlei geschichtliche Daten unterscheiden. Ueber alles, was nicht im Bewußtsein des Volks, das doch als Zuschauer vor der Bühne gedacht werden muß, lebendig und gegenwärtig ist; über alles dies mag der Poet nach seinen Absichten und Zwecken mit freier Willkür schalten. Was dagegen von den geschichtlichen Thatfachen im Gemüth der Nation Wurzel geschlagen hat, das ist über die Willkür des Dichters erhaben, nicht etwa weil irgend eine ästhetische Regel von außenher das verbietet: solche Regeln gibt es nur in pedantischen Hohlköpfen. Sondern einfach deshalb darf der Dichter nicht an dem im Bewußtsein des Volks Lebenden rütteln, weil er sich selbst dadurch alle Wirkung zerstören würde. Freilich kann man dieser innern Regel die Einsenkung entgegenhalten, was denn nun als im nationalen Bewußtsein befestigt betrachtet werden müsse und was nicht. Aber dergleichen Feststellungen sind niemals nach dem Lineal und Maßstab auszuführen; etwas muß auch hier, wie in allen Dingen, dem Gefühl und dem Taft des Dichters überlassen bleiben. Ganz

im allgemeinen wird sich die sehr triviale, aber doch sehr richtige Lehre herausstellen, daß je weiter ein Factum oder eine Gestalt in der geschichtlichen Vergangenheit zurückliegt, um so mehr sie der freien Gestaltung des Dichters überlassen bleibt. Also von dieser Seite, von Seiten des Erlaubten, in Veränderung historischer Data, kann bei einer Bearbeitung der Geschichte Otto's III. kaum ein Bedenken aufstehen: sein Schicksal ist dem Dichter bewußt sein muß und danken, und Damenthe, die seiner poetischen Lizenz aus Geschichtscompendien entgegengehalten werden, kann und darf der Poet ignoriren. Aber nicht alles Erlaubte

Stück den
ferung hin-
ter zu sein,
die möchten
Vaterland,
der er selbst
er wird ge-
ial, welches
er der tra-
vorwissen-
dicht. Wo-
überliefert?
anderwärts
Gerbert ge-
heit hervor,
unens, da
keineswegs
die (Act 3,
ist sich voll-
ist auf seine
as er durch
im gedrängt
nell um so
id doch nicht
das Gleich-

a den ehren-
vaterländi-
che Bühnen,
id, dasselbe

behandeln zu lassen, und all der süßliche Anflug, der in u
Ägyptischliteratur mit romantischen Motiven getrieben
ist, hat die letzte romantische Reizung erdrückt.

Und doch wie es abgeschmackt wäre, zu verkennen, daß
des falschen Principes eine tiefe Poesie in den Schriften der
Romantiker sich niedergelegt findet, so würde es im hi-
Grade ungerathen sein, wollten wir die vorliegende Schri-
ften unglücklichen Auslassungen zusammenstellen. Im Ge-
theil: sie hat und eine Stunde reinen poetischen Genuß
währt und die alte Freude an romantischen Schräullen, kaum
die Kritik und eigene Reflexion niedergesämpft, wieder e-
ausleben lassen. Es ist die Bearbeitung des bekannten Mär-
chens, oder vielmehr nicht Bearbeitung, sondern Darstel-
lung, denn die Dichterin folgt in der Hauptfache getreu der Be-
ferung, und wo sie von dieser abweicht, da allerdings (Er-
kennung von dem Ding) wird die Meinung weniger.
Wie nun freilich die Dichterin sich eine Aufführung des
als möglich denken kann, wie sie durch die köstliche Bezie-
„den Bühnen gegenüber Manuscript“ und mehrfache Be-
weisungen andeutet, ist uns gänzlich unverständlich. Schö-
Personenverzeichnis, in welchem neben märchenhaften Neben-
heiten, wie „der Kaufmann, der Königssohn“ Sonne und
die vier Winde und das Märchen als Lebende und Gan-
signatur, kann jeder von der Unmöglichkeit überzeugen, es
schen als wirkliches Schauspiel auf die gewöhnliche Büh-
bringen. Aber von der Aufführbarkeit abgesehen — die je
den Stücken Tieck's abgeht, wie gerade die vereinzelten Auffü-
gen seiner dramatischen Arbeiten bewiesen haben — enthält
Gebicht eine Fülle reiner Poesie. Die kindliche Einfas-
schlichten Märchens ist mit großem Verstande beachtet
in einer Reihe der melodischsten, launigen, ansprechendsten
zum Ausdruck gebracht. Nirgends Bitterkeit, nirgends
Gemachtes; die Natürlichkeit der Volkspoesie ist durch die
Behandlung der Dichterin erhoben und verklärt, ohne ver-
zu sein. Mit starker Naturkraft tritt zwischen die dram-
Darstellung von Zeit zu Zeit „das Märchen“ und ergän-
zählend und überleitend das Schauspiel. Dies wie alles Un-
wird in durchsichtigen, zarten Versen ausgesprochen, ohne
je süßliche Niederartigkeit und Beseidige. Zur Probe in
kurze Stelle, in welcher sich das „Märchen“ einführt:

Das Märchen.

(Es geht vor, in ein graues Bügeltüchlein gekleidet, mit Bo-
gen, Hütten und Bändern überhangen, offenes Haar, mit
Baldfranz gekrönt. Seine Sprache kindlich ernst, kindlich sing-
lich heiter, (schelmisch und gutmüthig.)

Ich bin das Märchen, reich an Zauberworten;
Mit beiden Füßen aus dem Hemd!
Spring' ich durch Jahre hin, mein Werk gebau —
Mond, Sonne seht ihr drauf und Sterne merken

Mich dünkt, in manchem Blicke hier zu lesen,
„Wie kommt das Kind in diesen Saal?“
Das Kind? Glaubt mir, vor alters ist einmal
Das Kind in Noah's Arche mitgewesen.

Sie sagten mir, ich sei aus Licht geboren,
Und Hoffen und Erinnerung,
Den Katern gleich verbleib' ich ewig jung,
Sob' bald gewirbt, doch nie den Rath verloren.

Und hab' ich nicht mit ihr das Leid getragen
Im tiefen Fall, da Menschenbrunn?
Nicht frohlich aufgelaucht in heimer Lust,
Nicht widerhallt die schwerste deiner Klagen?

Wie oft bin ich am Herde mitgeessen,
Zum frohen Trunk für jung und alt,
Irru helfend, daß in Lebens Stürmgewalt
Das holde Erinnen nimmer sei vergessen!

2. Die Getreue. Märchenpiel in fünf Aufzügen von Emilie Ringseld nach dem Volksmärchen vom „Singen den sprin- genden Löwenröthen (Verklein)“ in der Sammlung der Brüder Grimm. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1862. 8. 14 Mgr.

Aus den hell erleuchteten Hallen der Geschichte in das heim-
liche Dämmerlicht der Romantik! Mit dem Kaiser Octavianus
Ludwig Tieck's kann man auch von diesem jüngsten Erzeugniß
romantischer Strömung charakteristisch sagen:

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundersolle Märchenwelt,
Steig auf in der alten Nacht!

Es sind ungünstige Zeiten für die Romantik. Die Hagel-
schauer der „Deutschen Jahrbücher“ und Julian Schmidt'scher Kritik
haben die grüne romantische Saat niedergeschmettert; die Ro-
mantik ist in Mißcredit gekommen. Denn stofflose Poesie, die
sich um so poetischer vorfindet, je inhaltsleerer sie ist, die Ma-
roite, das Triviale wunderbar und das Wunderbare als ganz
gewöhnlich darzustellen, die erzwungene Lustigkeit, die Selbst-
ironie, diese sublimen, nur leider sehr unverständliche oder unver-
ständliche Erkennung romantischer Aesthetik — alles dies sind wir
heutzutage überdrüssig geworden. Noch mehr haben manche der
letzten Ausläufer der romantischen Richtung dieser selbst gescha-
det; die Geschichten von altklug plaudernden Blumen und Bäu-
men, von Mondbestien, die die Annahme haben, sich episch

Und wollest du den bunten Fittern tabeln,
Der ob dem Trauerfittlein hängt?
Denn ist die Stube, hast du mich gedrängt?
In Thorentracht. Mich wird sie nicht entadeln.
Laß nicht der Weisheit Dünkel sich verwirren!
Siehst du an mir der Infahrt Spur,
O daß du viel geriet, erwäg' es nur!
Denn wahres Sein ist älter als dein Irren.
(Musik hört auf.)

Denn ihr mich kennt, erzählen will ich auch,
Was mit dem Kaufmann weiter sich begab u. s. w.

Wählt nicht dem Leser aus diesen Zeilen die vielgeschuchte,
nun vielgeschmähte „blaue Blume“ in frischesten Farben ent-
gegen, die ein Monalis, „Heinrich von Ofterdingen“ als das
Symbol der Romantik geweiht hat?

3. Die deutschen Komödianten. Drama in fünf Aufzügen von
E. G. Rosenthal. Leipzig, Weber. 1863. 16. 1 Thlr.

Und nun von zart sinniger Liebe der Getreuen und von dem
Verkehr mit der Sanfterwelt eines kindlichen Selbstalters in das
angelaufene Leben fahrender Komödianten. In der That, über
Mangel an Abwechslung, über Eintönigkeit der Stoffe, die
wir hier vorführen, sollen sich die Leser d. Bl. nicht beklagen
lassen. Zuerst eine geschichtliche Tragödie aus der Zeit der
Etrüben, dann ein sanfter Aeolsharfenaccord aus dem Lande der
Romantik und nun ein Literatur- und Künstlerdrama, ein cul-
turgeschichtliches Bild aus einer großen Entwicklungszeit des
deutschen Theaters. Wirklich, wer den deutschen Bühnendichtern
Einsichtigkeit in der Wahl ihrer Stoffe vorwerfen wollte, der
würde schon durch diese Aufzählung halb widerlegt werden.

Also ein Künstlerdrama! Ich habe es schon in d. Bl.
ausgesprochen, daß ich das Vorurtheil, welches gegen diese
Gattung poetischer Darstellung herrscht, nicht theile; warum
sollte der Künstler allein nicht den Vorwurf einer Dichtungsart
bilden dürfen, deren oberstes Gesetz es ist, frei hineinzugreifen
ins Menschenleben, und wo immer sie eine interessante, span-
nende Handlung entdeckt, dieselbe zu gestalten und durch Ver-
wickelung und Entwicklung dem verschönernden Schluß entgegen-
zuführen? Oder wer wollte behaupten, daß in der Künstlerwelt
es an Handlung fehle, die Furcht und Mitleid zu erregen ver-
mögen, jene beiden tragischen Affekte, auf denen das Wesen des
männlichen Dramas beruht? Und wenn vielleicht der einsam sinnende
Dichter, der in seiner Werkstatt stillschaffende Maler und Bildner
selbster zu Handlungen gelangt, die unsere tragische Theilnahme
in Anspruch nehmen, weil er überhaupt mit der Außenwelt
wenigstens nicht in notwendige Berührung kommt, so verhält
es sich gerade umgekehrt mit dem Schauspieler, dessen ganze
Leistung vor der Welt sich vollzieht, der mehr und ganz anders
als die Erstgenannten auf die andern, auf die Zuschauer und
höher angewiesen, in tausend Zufällen durch Glück und Unglück
sich hindurchzuschlagen hat. Und nun vollends eine wandernde
Truppe in jener wilden Urzeit der deutschen Bühne, wo es eine
solche eigentlich noch nicht gab und die Elemente aus dem ur-
anfänglichen Chaos sich erst loszureißen und zu sondern began-
nen; eine solche Truppe hatte eine mannichfaltige und rauhe
Schule des Lebens durchzumachen, und manches Genie, manche
aufräugliche Kraft ist in diesem Ringen und Streben bald hoch
gehoben worden von der steigenden Flut, bald wieder hinunter-
gesunken worden in den Wogensturm, um endlich unterzugehen
oder zu zerfallen. Hohes Kunststreben und niedrigste Gemein-
heit, ideale Zielpunkte und banausisches Komödiantentum gehen
in dieser Entwicklungszeit Hand in Hand, und bald zürnend
bald lächelnd blicken wir in den Wirrwarr der deutschen Bühnen-
ankämpfe. Voll Interesse aber ist diese Zeit für jeden, der sich
für das deutsche Theater, ja für jeden, der sich überhaupt für
die Entwicklung des deutschen Geistes nach den verschiedenen
Stufen geistiger Thätigkeit interessiert. Und zu der letzten Klasse
zweifellos zählen ja wol hoffentlich alle Gebildeten in Deutsch-
land.

stirten Zeitung“ beschautes Contrefei kennen?

Im übrigen verdient die vorzügliche Arbeit des tüch-
tigen Dramatikers alles Lob. Die Charaktere sind mit
sicherer Hand gezeichnet und ist insbesondere anzuerkennen,
daß der Dichter, obgleich er natürlich auf seiten des Künst-
lerthums und Luboviel's steht, doch auch die andere Seite mit
Gerechtigkeit würdigt und aus den Personen, die des Helben
theatralischer Schwärmerei entgegenzutreten, keine Caricaturen
machen zu müssen geglaubt hat. Das eingelegte extemporirte
Stück ist sehr geschickt angebracht; ist es Zufall, daß der Inhalt
mit dem Titel der mit nur dem Namen nach bekannten, von
Lindner herausgegebenen Haupt- und Staatsaction „Karl XII.
vor Friedrichshall“ übereinzustimmen scheint? Und noch eine
Frage: Warum läßt der Dichter den lutherischen Pastor die
Bibel in entweder von dem Dichter gefertigter oder vielleicht
katholischer Uebersetzung (ich weiß nicht, welches von beiden der
Fall ist) statt in der hier doch einzig berechtigten Luther's
lesen und vereinigt dabei noch zwei gar nicht zusammengehörige
Stellen?

4. Bar Kochba. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Paul
Möbius. Leipzig, Weber. 1863. 8. 20 Ngr.

Es scheint, daß der jetzt wieder von P. Möbius behandelte
Stoff unsere Dichter mächtig anzieht. Derselben Vorwurf,
welchen Möbius jetzt dramatisch gestaltet, hat 1867 Karl Heigel
in einem epischen Gedicht bearbeitet, welches ich in Nr. 34 d. Bl.
s. 1867 besprochen habe.

Und in der That ist die Geschichte des Sternensohns, wie
sie Bar Kochba nannten, voll poetischen Reizes. Ich wie-
derhole die einfachen Data, wie ich sie schon bei seiner früheren
Recension zur Orientirung angegeben habe. Kaiser Hadrian
hatte auf seiner Reise durch die römischen Provinzen im Jahre
130 n. Chr. Palästina beruhigt gefunden, aber die Tyrannei
seiner Statthalter und vollends seine Wiederherstellung Jerusa-
lems, welches seit Titus zerstört gelegen hatte, zu einer heidni-
schen Stadt (Die Cassius, LXIX, 12) bewirkt, daß schon zwei

neue Erhebung Israels stattfand. Her Simeon, später Bar Kochba, sammelte alle Juden den Ruf erlösete das Joch abzuwerfen und Stadt ein neues, freies Judenreich in der Diaspora strömten ihm die zu und die Waisenkinder des Volks zu ihm. Simeon besiegte die Römer wurde zum König gekrönt. Als Her Simeon gegen diese Erhebung in Befehlshaber gab, wurde Bar Kochba fiel und das Volk nannte

er schon durch den jähren Glückssturm, durch die großen Gedanken, ist wird und durch den Ausgang unsrer Interesse erweckt, wird ausser Bearbeitung nicht verfehlt Wirkung zu machen. Was diese stehen dürfte, ist, daß der Dichter, indem er, die Handlung auf die, sondern die Dinge in allen laus spinnen läßt, statt, wie es das fens verlangt, von Handlung zu dabel nicht verkannt werden, daß nigen metrischen Härten, manche ache bieten. Zur Probe der Darstellung eine kurze Stelle aus dem dritten einer Unterredung zwischen zwei im epikuräischen Jonathan, einer andererseits in Epikuros's „Ariel dem ernst gewissenhaften Alisa.

Alisa.

Bergehlich war' es, den zu widerlegen,
Den mehr als der Erkenntnis Unterschied,
Noch der des Herzens und zum Wegner macht.

Jonathan.

O deshalb sind nur doch die besten Freunde;
Weist sich doch schließlich alles ziemlich gleich:
Weist du, ich kann mit jedem mich vertragen,
Und stehe, all' die Herren, die hier kommen,
Ich stehe mich mit ihnen ausgeglichen?
Warum? Weil oft des Sprüchleins ich gedente
Vier Dinge sind's, um die ein Thor nur streitet,
Was vor und nach der Welt, was oberhalb
Des Himmels ist und unterhalb der Erde!

Alisa (für sich).

Tief kann, von Entand schlauer ich angarnet,
Wol jeder fallen, aber doch am tiefsten
Nur der Geseheweise, dessen Brust
Schamlos entblößt ist von des höchsten Furcht
Die Flammen, die mit heiligem Himmelsheime
Erleuchten soll der Erde dunkle Nächte
Und in den Herzen ew'ge Liebe zünden,
Wie wandelt sich zur ger'gen Höllenfackel,
Verderbend ihres Qualmes flinkend Gift,
Aushörend jedes Lebens frischen Keim!
Weh' Israel! Ein schlimmes Zeichen sandte
Der Herr durch seines Königs Grabes Sturz,
Doch schlimmer, furchtbarer schlimmer ist's ein Zeichen,
Wenn keine Weisen, statt Gesehewer,
In dieser Welt, in selbstermachter Weisheit
Dem Herrn zum Trotz zu frechen Spottern werden.

Die Leser d. Bl. ersuchen aus dieser Probe, daß der Verfasser nicht nur schön, sondern auch charakteristisch zu reden vermag. Offenungendachtet können wir nicht umhin, bei der ausgesprochenen Meinung stehen zu bleiben, daß es für die drama-

tische Wirkung besser sein würde, wenn derselbe die allzu Neben seines Stücks bedeutend kürzen wollte. Den letzten Zug würde ich zwar nicht ganz streichen, aber in irgend Weise mit dem vierten zusammenarbeiten; in seiner jetzigen schleppet er offenbar nach, da mit dem Fall der Hauptinteresse erschöpft ist. Die persönlichen Schicksale Bar Kochba's, der überhaupt für den Helden des Stücks ein passiv erscheint, müssen mit jenem Ausgang der Vollen zugleich zu Ende geführt werden, wenn nicht die Geschehnisse treten soll, daß der Zuschauer, dessen durch vier Aufzügen die Festung gefesseltes Interesse in der Schlusszene des letzten Aufzuges die größte Stärke erlangen muß, der erst nach Zwischenact wieder anhebenden Schlussentwicklung etwas gespannt nicht die Aufmerksamkeit widme, welche der Dichter Werke doch bis zum letzten Wort zu erhalten wünschen.

5. Die Agypttochter. Schauspiel in fünf Acten von J. Hamme. Gotha. 1862. 8. 20 Rgr.

„Es wird kaum nötig sein, zu bemerken, daß das gedachte Drama durchaus Originalarbeit ist.“ Dieser Bemerkung des Verfassers am Schluss seines Stücks wird jeder, der Arbeit durchgesehen, unbedingt beistimmen. In der That ist das Drama, welches der Dichter uns vorführt, durchaus neu, nicht, wenn auch etwas verwunderlich. Der Dichter stellt ein Mann von Bildung, der viel gedacht und viel beobachtet aus diesem Denken und Beobachten sichere Grundsatze gewonnen hat, an die er selbst mit Festigkeit glaubt. Denken er in seinem Werk Form und Gestalt gibt. In dieses Denken, eben diese Beobachtungen sind nicht zu finden, sondern vielmehr eigenthümlicher Art und interessieren auch Gestalten, in welchen sie verdrängt sind. Die Principien, welche aus der Handlung hervortreten, erscheinen geschildert. Aber das Drama selbst an einem großen Fehler leidet. Als ich den ersten Act gelesen, bemerkte ich, daß die vorliegende Recension, daß bis dahin Handlung und Handlung noch ganz unklar seien. Ich habe nachher manches sich aufstellen sehen, im ganzen aber gesunken. Unklarheit der Grundfehler ist, der sich durch das ganze hindurchzieht. Wie kommt das bei einem so gebildeten wie dem des Verfassers? Ich glaube dadurch, daß derselbe ihm der factische und psychologische Zusammenhang vollkommen klar vor Augen steht, eben dasselbe von dem Leser vor den er doch erst zu klären setzen müßte. So entstehen Sprünge, die für den Verfasser keine sind, der seine eigenen Denken und Reden und Thun sich vollständig so Kopf gebildet hat, dem Leser aber und jedenfalls auch dem Zuschauer als Unklarheiten erscheinen müssen. Partien des Stücks tragen in Sprache und Darstellung, aphoristischen und fragmentarischen Charakter des Dialogs von der Sturm- und Drangperiode des vorigen Jahrhunderts an sich. Und diese Unklarheit ist in der That um so fester, je weitausföhriger die Reden des Dramas sind. Und dies der zweite Fehler, den der Dichter wird zu vermeiden müssen; wie in aller Welt hält er es für möglich, die unendlichen Dialoge von der Bühne herunter sollten gehen und von einem Publikum unserer Zeit, dem ungeduldigen, es je gegeben, in Ruhe sollten gehört werden? Ich bin, daß gerade in diesen Dialogen die Dialektik des Verfassers

*) Wir erlauben uns hierbei, auf einen in Granel's „Monatlichen interessanten Aufsatz von Arnold Bobel „Jüdische der Gegenwart“ zu verweisen, worin neben L. Stein's erwähnten Drama auch B. Möbius' „Bar Kochba“ besprochen letzteres Drama in höchst anerkennender Weise. Der Aufsatz zeichnet sich für die jetzt in jüdischen Kreisen selbst sehr bemerkenswerthe Reaktion gegen den „Juden des 19. Jahrhunderts“, der leichtsinnig mit der Vergangenheit des jüdischen Volks zu brechen sich in dieser Hinsicht von nicht jüdischen Dichtern beschränken zu lassen.

ermüht und mancher geistreiche Gedanke auftaucht; aber das Drama verlangt Handlung und zwar rasche Handlung, welche auch durch die geistreichsten Gedanken, wenn sie zur Fortbewegung der Handlung nicht unbedingt notwendig sind, nicht aufgeschoben werden darf.

Ich schliesse mit einer wohlgemeinten Ansprache an den Verfasser, dessen hochgehebenes Streben Aufmerksamkeit verdient. Weniger Willkürlichkeit und mehr Klarheit! Einfache und gedrungene Darstellung wird den Geist, den wir an dem Verfasser freudig anerkennen, nur wirksamer hervortreten lassen; es kann ihm nicht schwer sein, sich dieselbe zu eigen zu machen und dadurch seinen Dramen erhöhte Theilnahme bei Lesern und Hörern zu erzielen.

6. Kolberg 1807, oder Helbenkann und Bürgertrüme. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Paul Wendt. Stettin, Danzenberg und Dühr. 1863. Gr. 8. 15 Ngr.

Ein von sehr erfreulicher vaterländischer Gesinnung eingegebenes und getragenes Stück, welches in dieser Zeit nationaler Jubiläen eine freundliche Aufnahme verdient, wohl geeignet, den Abend eines dieser patriotischen Feste auf der Bühne mitfeiern zu helfen. Kettelbeck und Gaisengau — welche Erinnerungen knüpfen sich an diese großen Namen! Thatkraft und Opfermuth des Bürgers, Intelligenz und bürgerfreundliche Gesinnung des tüchtigen Soldaten erhielten in einer Zeit des allgemeinen Einsturzes dem König und dem Land eine Festung; und was mehr ist, sie wirkten moralisch erheben in der Atmosphäre der Feigheit und des Verraths: ein Stern der Hoffnung nach dem Untergang von Jena und allem Gland, das ihm gefolgt war. An diese solche Zeit, an solche Männer zu erinnern, ist immer vernünftig, und zumal das Drama, welches nicht zu dem einzelnen Krieger auf einsamem Zimmer, sondern zu dem ganzen versammelten Volk sprechen will, kann seinen Beruf nie besser erfüllen, als wenn es seine Wirkung auf die nationalen Gefühle, die es pflegt und erhebt, zu gründen vermag.

Diesem Vorzug gegenüber treten (in meinem Urtheil wenigstens) ästhetische Bedenken zurück. Es wird auch in diesem Stück bei weitem zu viel geredet und bei einer etwaigen Aufhebung würden wir dem Dichter einige recht resolute Striche gegenständlich empfehlen. Auch einzelne unbedeutende Inconvenienzen sind leicht zu tilgende Versehen. Dagegen ist es doch wol anzulassen, wenn wie Aufzug 2, Scene 8 am Ende Schill mit seinen Leuten abzieht zum Angriff, derselbe Scene 9 unmittelbar darauf im Gespräch mit Waldenfels auftritt und einen Auftrag der Schweden in Empfang nimmt, Scene 10 aber, nachdem er erst abgegangen, die Bürger schon wissen, daß „er abgezogen“, ja sogar die darüber im Lager entstandene Aufregung beschreiben. Ohne dazwischentretendes Fallen des Vorhanges heißt es der Phantasie des Zuschauers zu viel zumuthen, mit dem ersten Willen kann man unter solchen Umständen die Illusion nicht festhalten. Dagegen ist wieder, weil wir einmal doch auf die ästhetische Seite eingegangen sind, auch in dieser Beziehung manches Erfreuliche hervorzuheben. Ich erwähne nur die in so vieler geschriebenen Volksscenen, die einfach und recht gelungen sind; auch daß der Commandant Lencabou nicht schwarzer gemalt als nöthig ist, verdient besondere Anerkennung, da derselbe, um durch die Contrastirung größere Effecte zu erzielen, sehr gedrückt ist.

Der Schluß des Stückes wird seine Wirkung nicht verfehlen. Wenigstens bietet dem alten Kettelbeck den ihm gereichten Kranz, den, wie er sagt, beide gleiches Recht haben; beide fassen den Kranz als Symbol der Einigkeit des Bürgers und des Kriegers, die mit Goethes Weisheit die Stadt gerettet hat:

Und du, o König Friedrich Wilhelm, blide
So schmerzvoll nicht auf den zerfallenen Thron!
Denn ihn im Herzen deines Volkes auf,
Auf Freiheit und Gerechtigkeit gegründet,
Denn schaffst du dir ein starkes Königthum,
Ein Fort ganz Deutschlands. Rast die Nachzeit,
Denn rufe nur dein edles Volk zum Streit!

Gewaltig, wie ein Wald von deutschen Eichen,
Steht es dann auf und troht des Feindes Streichen,
Und was hier regte, regt auch dann aufs neue:
Ein echter Helbenkann, vereint mit Bürgertrüme.

7. Bertha und Ludwig. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Hermann Frey. München, Finsterlin. 1861. Gr. 16. 15 Ngr.

„Mit dieser Dichtung wagt ich male vor die Öffentlichkeit, indem folgt.“ Diese Worte der Vorrede klingen die erste dramatische in einen Band Gedichte 1860 erscheint tritt auch aus der Arbeit selbst u junge Dramatiker den Lyriker nicht in hervorragendem Grade lyrisch. Inungen — alles das tritt uns nicht i baren Gestalt entgegen, wie es das Verlauf des Schauspiels hat etwas tes; Personen und Sachen bleiben dunkel eines mythischen Vorgangs. Sprache etwas der Wirklichkeit manchi

Es klinge aus der Nacht d sagt der eine Held des Stückes, ind Nacht einen Ueberfall gewagt, in andern Stelle drückt derselbe, dessen Welt durchzogen hat, den Gedanken jener Sängergabe übergegangen sei,

Ein kleines Echo dieses heitern Spiels
Bewohnt auch meine Seele, der die Lust
Ein Angebinde ist von der Natur,
Und alles, was mein Herz erfreut, das drückt
Als Bild sich auf den lebenden Rubin.

Das ganze Drama Frey's ist das eines Lyrikers. Es baut sich auf der Empfindung, auf dem Gefühl, auf Ideen auf, ohne daß der Dichter dem ordnenden und richtenden Verstand seine profaische, aber notwendige Schulmeisterrolle hat zugesprochen wollen. So ist sein Stück in dramatischer Beziehung manchem ernsten Bedenken ausgesetzt; aber daß diese seine Dichtung im höchsten Grade poetisch, könnte nur Uebelschollen verkennen. Es fehlen viele von den Bedingungen, die ein gutes Drama hervordringen; aber es fehlt keine Eigenschaft, die dem Dichter als solchem eignet. Die oben gegebenen Proben einer gewissen Hyperlyrik charakterisiren keineswegs das ganze Drama; aber lyrisch ist der Zug, der durch das Ganze geht, und hochpoetisch meist Sprache und Gedanke. Zur Probe nur eine kleine Stelle, in welcher die Geliebte zwischen der Hoffnung, durch den Geliebten aus ihren Banden errettet zu werden, und zwischen Unglauben hin- und herschwankt:

Die schönsten Blumen blühen auf dem Grab,
Und Hoffnungslose haften immer gern.
Die Täuschung selbst treibt mit dem Gland Spott.
Befreiung, Rettung lauten ihre Worte,
Womit die Hoffnung weht, die tödliche.
Doch was misstrau ich in einem Fort,
Wiederholt betritt das Schicksal neue Wege
Und führt mich aus der Steppe in die Flur.
Aus Fluch in Segen; was berechtigt mich,
An meinem Gotte sündhaft zu verzweifeln?
Er ist die Liebe, ja, und Liebe ist's,
Was meinem Leben jetzt zu Hülfe eilt.
So ist er selbst mein Retter in der Noth.
Weiß denn das Sonnenlicht, wenn es noch fern
Der Erde, was es auf ihr finden wird?
Daß Blumenkeime auf sein Kommen warten,
Daß es den Traubenrost zu locken hat;
Daß es die Vögelin anfernen muß
Und über tausend Leben leuchtend strahlen?

Mein Schicksal liegt in einer guten Hand,
Und alles kann sich noch zum besten wenden.

An dichterischem Geiste fehlt es dem Verfasser wahrlich nicht; als Lyriker zeigt er sich als eine bedeutende Kraft; als Dramatiker bleibt ihm der Uebergang aus der Subjectivität einzelner lyrischen Stimmungen zu dramatischer Gegenständlichkeit der ganzen Handlung noch zu bewerkstelligen.

8. Ludwig der Fromme. Historisches Schauspiel von Robe. Berlin, Decker, 1862. Nr. 8. 24 Mgr.

mancherlei vorwerfen. sorgfältiger Exposition noch zu viel Kenntnisslungen einer Zeit vor der Mehrzahl seiner zuzusehen. Man kann des Kahlen von der im der poetischen Gethun, durch die Pldghr in Verwunderung scheinen, wenn auch nander sich anreihen, Zeit voneinander geglig wundern, wie der en beherrscht, zu der fter als es dem Ohr, u ist, angenehm sein 13:

Wette bei reichgemachten Kindern, warte —

Ober:

Deine Vasallen litten's nicht. Drum gib —

S. 16:

Wurde ihr Andeut und ihr Wort gekehrt u. s. w

Ober Trochäen innerhalb des Trimeters einzufügen, wie S. 40:

Die so wie sie über den Gatten herrscht —

oder gar mit dieser trochäischen Krenz eine Art Choliambischen Schlusses zu verbinden (S. 129):

Keine versöhnt die Kränkung nicht. Kein Weltmeer.

man an dem vorliegenden Drama auskell- aller Enden wird man mit dem Geständniß inen, daß das Ganze von dem Haupte edelste durchweht ist. Das zeigt sich nicht nur in der Darstellung und Sprache, sondern auch in der Konstruktion der Charaktere, in der Anordnung, in dem feinen Gefühl, mit welchem die wahrhaft großen Sinne verstanden und dem geführt werden. Von ganz besonders tiefen Eindruck ist die Scene, in welcher Ludwig gezwungen wird. Der Dichter erhebt sich in wahrer Meisterschaft in Ausmalung der verschiedenen Charaktere, in psychologischer Entwicklung von Stimmungen und Gefühnungen, in wirkungsreicher Fülle dramatischer Handlung. Es thut mir aufrichtig leid, daß ich nicht diese Scene den Lesern d. Bl. zum Beleg meines Lobes vorführen kann; der beschränkte Raum erlaubt es nicht. So mögen denn hier die Schlussworte Platz finden, welche Ludwig der Deutsche spricht, indem er mit seinen Mannen nach dem ihm zugesprochenen Lande aufbricht:

Germanien, du Wiege tapfere Männer,
Das einmal schon Europas müde Pulse
Mit feinem Augenblut frischen Wellen
Zu einem neuen Leben weckte; mein
Germanien, jungfräulich Herz der Welt,
Du bist von Gott erwählt und anerkennen,
Durch alle Aeren menschlicher Geschlechter,
Vom eifigen Thule bis zum Mittagerand
Des glühenden Afrika, vom Tabeßland

Des morgenrothbeglänzten Hindostan
Bis wo des Tages später Untergang
Noch unentdeckten neuen Welten leuchtet,
Dein Blut und deine Ströme auszusenden.
Du wirst einst in noch ungenannte Wälder
Den Samen menschlicher Gesittung streuen,
Mit neuer Ordnung, höherer Erkenntnis
Auch sie zu neuem Leben aufwecken
Germanisch Blut wird auf der weiten Erde
Der Führer jeder Völkeryugend sein.
Und diesem Heimatland wohlthuerender Sitten,
Des eine Welt durchdringenden Verkehrs,
Des eine Welt umfassenden Gemüths,
Der einer Welt tragenden Tapferkeit,
Der Vaterland so vielfachbarer Stämme —
Es tritt des Schicksals Ruf am mich heran —
Soll ich der erste Allbeherrscher sein.
Des einzigen Deutschland treuer Reiter werden —
Es ist des Sterbenden auch des Welken,
Der Arbeit und des Heldenschweiges werth
Ein göttlich Schicksal legt's in meine Hand.
Soll ich mich schämen, die zerworfenen Stämme
Zu einigen? Orisreden, wenn ich das Geborne
Mit rauhen Händen, selber mit dem Schwert
Aufzwingen mag? Ich fühle mich, ich scheue
Zum guten Zweck auch harte Mittel nicht
Die Völker werden meine Gegner nicht sein, —
Die übermüthigen Geschlechter werf ich nieder
Ich wag's; ihr steht mir bei, ich werde siegen

Kann auch der Leser aus dieser Probe nicht die dramatische Wirkung des Stücks erkennen und ist auch gerade in dieser nicht zu verkennen, daß es der moderne Dichter ist, welcher spricht, nicht Ludwig der Deutsche, so wird doch auch an kleinen Proben wenigstens hervorgehen, in welcher Höhe der Dichter die Geschichte gefaßt hat und daß er es verstanden hat, dem hohen Sinn einen angemessenen, ebenbürtigen Ausdruck zu geben.

9. Der Knabenraub zu Carpentras. Drama in vier Akten von Leopold Stein. Berlin, C. Heymann. 1863. 15 Mgr.

Eine Mordthatgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert in Carpentras, der Hauptstadt der päpstlichen Grafschaft in Frankreich, sich zugetragen hat. Der Ausgang ist anders als in dem in unsern Tagen so viel Aufsehen erregenden Fall, weil der, wie sich der Verfasser in der Vorrede selbst ausbrückt, „der katholischen Kirche an Joseph Rossi durch den Anfall von Carpentras angethan wurde. In dem Stück selbst ist die Sprache hier und da aber fällt eine Wunderlichkeit auf. So S. 10 der Inquisitor, „angethan in Gottes Born“,

Das Flammenschwert mit Engels Händen wählend — genannt wird. S. 48 ist von einem „schmachverkrüppelten Knechte“. S. 80 heißt es:

Frankreich darf das nicht dulden! Selbsterhaltung

Gehet, rechtzeitig einzuschreiten, und

Das Schwert als einen Reiter anzuhängen,

Um auf der Schulden Haupt den Stütz zu laden —

in einem mindestens ziemlich unklaren Bilde.

Im ganzen aber ist die Sprache wie gesagt nicht schwach. Was die dramatische Composition anbelangt, so ist nicht ungeschick und manche Effecte werden nicht ausgenutzt. In manchen Stellen freilich sind auffallende dramatische Mängel. Wenn die Pflegerin Joseph aus dem retten will und den sie überraschenden Mord dadurch, daß sie als „Geist der Synagoge“ drapirt in Angst sich verblüffen will, so fürchte ich sehr, daß diese Scene unwillkürlich auf der Bühne wirken wird, was doch zur Sache so unpassend als möglich ist. Derselbe Wirkung wird,

die wunderliche Dichtung machen, welche der Vater, als er seinen Irrthum zu seiner Besinnung erkennt, ausstößt:

Nicht meinern Jorn kommt nur die Sonne gleich,
Darin mein ganzes Herz nach Reize schnaubet!
Fruchtbar! — Und wären alle Bäume! ein Baum,
Und alle Kräfte eine mächtige Art,
Und alle Arme ein gemalt'ger Arm,
Und alle Gluthen eine Feuerglut —
Und solch gewalt'ger Arm schwing' solche Art,
Um solchen Baum für solche Glut zu fällen —
Gefesselt Blumenmeer, du reichstest nicht
Zum Schutzhausem, solche Schuld zu zahlen.

Daß in der letzten Scene noch einmal der Geschichte Joseph's erzählt wird, nachdem wir sie dramatisch haben vor uns vorübergehen sehen, ist gegen alle Bühnenpraxis. Ja man kann gar in Zweifel sein, ob der Verfasser nicht dadurch, daß er eine von dem Geiste der Zeit, von Rousseau'schen Ideen und humanitätsgedanken erfüllte Judenfamilie gezeichnet hat statt einer jüdischen, dem Einbruch der ganzen Handlung gewahrt. Denn offenbar bleibt so ein wesentliches und sehr wirksames Motiv außer Spiel; die Betroffenen klagen mit Recht über Tyrannei, über die Verletzung der Familie und die Misshandlung der individuellen Freiheit. Aber das Moment, daß sie in ihren heiligsten Gefühlen und Ideen, in ihrem Glauben verletzt zu sein empfinden, daß sie nicht nur die irdische und irdische Trennung schmerzlich fühlen, sondern noch mehr an die ewigen Seelenheil des feinen Glaubens Entzweifeln verzweifeln — dieses Moment kann bei den Personen unserer Handlung, durchdrungen wie sie sind von der ziemlich indifferenzirten Auffassung ihrer Zeit, nicht zu rechter Geltung kommen. Wenn wird das Stück nicht ohne Effect bleiben, da es vielbreitete Anschauungen der Zeit in klarer und eindringlicher Weise zur Darstellung bringt.

Die Warte am Rhein. Schauspiel in fünf Acten von Friedrich Friedrich. Leipzig, Wiedemann. 1862. 16. 20 Rgr.

Die Warte am Rhein ist der Rheinfeld bei St. Goar und Stück spielt in der unglücklichen Zeit von 1692. Die Franzosen waren mit moribundischen Scharen in deutsche Provinzen eingedrungen, das Schloß von Heibelberg, die prächtige Residenz der pfälzlichen Kurfürsten, wurde von den civilisierten Deutschen zur Ruine gemacht und sogar der schwerfällige deutsche Krieg war durch die Macht des hereinbrechenden Glucks zu neuen Beschüssen fortgerissen worden. Mit der Reichshülfe sah es schlimm aus wie immer. Hans Hermann von Hagen, der sich unter den schlesischen Dichtern seiner Zeit auszeichnet, rief zum Aufleben aller Kräfte:

Nun ist es Zeit zu wachen,
O Deutschland Freiheit strebt,
Und in dem weiten Westen
Des Kaiserthums verdirbt,
Herbei, daß man die Kröten,
Die unsern Rhein betreten,
Mit aller Noth jenseit
Zur Saale und Elbe schickt.

In diese Zeit nationalen Glucks fällt nun ein erfreuliches Ereigniß, dasjenige, welches den Stoff unseres Schauspiels bildet: die Befreiung von Rheinfeld und St. Goar vom Reichsfeind. Das Stück ist in Prosa geschrieben entwickelt klar und einfach die Gefahr und Rettung. Die schwungvolle Poesie findet sich nicht, weder in der Sprache noch in der ganzen Darstellung; doch ist der Stil ein dichter und die Motivierung zum Theil auch feiner nuanciert. Gefühls- und Bürgerfinn ansprechend, und wir können nur hoffen, daß auch dieses Schauspiel, wenn es zur Aufführung

gelangt*), zur Weckung und Befestigung jenes opferfreudigen Nationalgefühls beitragen möge, dessen wir auch in unsern besetzten Tagen nicht minder bedürfen, als in der traurigen Zeit der französischen Kriege.

Und in
dramatische
nationalen
über die n
Richtung d
der Zeitstr
Anzeichen
selbst der
tügen Ma

Reisefitzgen aus Südamerika.

1. Ahtzehn Monate in Südamerika und dessen deutschen Colonien von Friedrich Gerstäcker. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1862. 8. 5 Thlr. 10 Rgr.
2. Aus Chili, Peru und Brasilien. Von Ernst Breckner von Bibra. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1862. 8. 3 Thlr. 22 1/2 Rgr.

Es ist bereits eine geraume Zeit verfloßen, seitdem Gerstäcker's Schilderungen des Mississippilandes unsere jugendliche Einbildungskraft in Aufregung versetzten. Eine ganze Schar von Reisefitzstellern ist seitdem in seine Fußstapfen getreten, ohne ihn jedoch von seinem Ehrenplatze verdrängen zu können. Er ist noch immer mit jugendlichem Muth und ungebrochener Kraft bereit, den Gefahren und Strapazen der Weltwunderschaft die Stirn zu bieten und hat seitdem nicht nur Amerika, sondern auch Polynesien und Afrika in den verschiedensten Richtungen befahren. Er ist auch noch immer derselbe frische und liebenswürdige Erzähler, dem wir mit gleichem Vergnügen zu Wasser wie zu Lande folgen. Sein schriftstellerisches Gepräge ist freilich nicht minder leicht als sein wirkliches. Auf eindringende Gründlichkeit und wissenschaftlichen Ernst erhebt er keinen Anspruch, und wir dürfen von ihm weder auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, noch auf dem der Geographie, Ethnographie oder Statistik nennenswerthe Ausbeute erwarten. Aber er hat ein scharfes Auge und einen geübten Blick und sieht mancherlei, das er dann mit Geschick und mit Freimuth darzustellen weiß.

Besonders anziehend ist uns in dem vorliegenden Werke „Ahtzehn Monate in Südamerika und dessen deutschen Colonien“ (Nr. 1) seine humoristische Ader gewesen, welche vorzugsweise in den Schilderungen seines Lebens am Pailon und bei den Tschakalrindern (einem wilden Seitenstück zu den Homerischen Kotoheffern) zu Tage tritt. Wie weit des Verfassers ausschweifende Phantasie dabei thätig gewesen sein mag, können wir freilich nicht untersuchen, haben aber unsehrertheils dagegen weniger einzunehmen als gegen die große Breite der Beschreibung. Von diesem, durch die Art der Reise selbst bedingten

*) Das Stück ist in Leipzig zur Aufführung gelangt und bei mehreren Wiederholungen beifällig aufgenommen worden. D. Res.

Fehler ist allerdings das ganze Werk nicht freizusprechen. Der Verfasser hat nämlich die Zwischenräume zwischen den interessantesten Hauptpunkten möglichst schnell zurückgelegt, hat dann an diesen einen längern Aufenthalt genommen und ihnen demgemäß auch einen möglichst großen Raum in seiner Darstellung gewidmet. Zum ersten male machte Gerstäcker diesmal die Ueberfahrt, „denn Reise nennt man es gar nicht mehr“, auf einem Dampfer, dem La-Plata, der ihm jedoch die Vergnüglichkeit eines Segelschiffs bei weitem nicht ersetzte. Nach dreizehn Tagen hieß es: „Station St.-Thomas, fünf Stunden Aufenthalt; Büllete, wenn ich bitten darf.“ Wags (so heißt bei den Matrosen der an Bord befindliche Postbeamte) besorgte die Briefbeutel, und dann ging es mit einem kleinen Dampfer nach Aspinwall, von da auf der stehewandhauerten Eisenbahn nach Panama und von dort wieder mit dem Dampfschiffe nach Gómalbes und zurück nach dem Pailon in Ecuador. Hier richtete sich unser Reisender auf $3\frac{1}{2}$ Monate häuslich ein, während welcher Zeit es fast ununterbrochen regnete. Dann ging die Reise zu Lande nach Quito, der Stadt des „ewigen Frühlings“, in welcher jedoch Gerstäcker beständig fror und der er daher kein großes Loblied singt; wieder zu Lande nach Guayaquil und von da auf einer peruanischen Brigg nach Callao und Lima, welches Gerstäcker keineswegs in so rosenfarbenem Lichte erscheint als Ernst von Vibra. Von hier wird über die Minenstadt Cerro de Pasco ein Absteher nach der deutschen Colonie am Pozuzo unternommen und nach der Rückkehr ein gutes Wort beim Präsidenten Castilla für den Wegebau nach dieser abgelegenen Ansiedelung eingelegt. Pasco, das 14500 Fuß hoch in den Cordilleren liegt, ist beiläufig wahrscheinlich die höchste Stadt der Erde; nichtsdestoweniger führen die Einwohner ein ganz vergnügtes Leben und begraben sogar ihre „Engelchen“ in lauter Lustigkeit. Von Lima trug das gleichnamige Dampfschiff, „eins der größten, die den Stillen Ocean befahren“, den Reisenden nach Valparaiso, welches er seit seinem ersten Besuche aufs vortheilhafte verändert findet und wo es den zahlreichen Deutschen außerordentlich gut geht. Ueberhaupt spricht der Verfasser von Chile und seiner fortschreitenden Cultur sehr günstig; es ist von den westlichen Küstenstaaten Südamerikas jedenfalls der am meisten versprechende.

Noch gedeihlicher als Valparaiso entwickelt sich Valdivia, Gerstäcker's nächster Zielpunkt, „wo sich die Deutschen alle wohl befinden“. Von hier aus machte er den Versuch, nach Patagonien vorzubringen, mußte aber unverrichteter Dinge wieder umkehren, nachdem er ein paar Wochen die denkwürdige Gastfreundschaft des alten Rajiten Rajuante genossen hatte. War es der ewige Regen oder die ewige Fäulnis (d. h. hausmachender Apfel- oder Malzwein), die ihn zurücktrieb, oder beides? Genug, die doppelte Rasse von außen und innen war des Guten zu viel für ihn, und in traurigem Zustande sehen wir ihn wieder in Valdivia einrücken. Doch stellt er in einem eigenen Kapitel zusammen, was er in nächster Nähe über Patagonien gehört hat und was er darüber denkt. Wie

und warum Gerstäcker von Valdivia nach Valparaiso zurückkehrte, bleibt etwas dunkel. Am letztern Orte hatte er das Glück, das erste seit anderthalb Jahren von dort nach Montevideo segelnde Schiff (den dreimastigen Schooner Amalia von 180 Tonnen) zu treffen, auf welchem er seine — zweite — Fahrt um das Cap Hoorn vollbrachte und am 28. Juni wohlbehalten Montevideo erreichte. Nachdem er sich hier und in Buenos-Ayres umgesehen, jagte er (in doppeltem Sinne, denn er schloß Hirsche und Strauße aus dem Postwagen) mit der Pampasbilligence über Artigas und Jaguaron nach Porto Alegre, von wo er den blühenden deutschen Colonien in San-Leopoldo und auf Santa-Catarina seinen Besuch abstattete. Seine Mittheilungen über dieselben sind namentlich insofern von Werth, als sie aus einer unparteiischen und unbefochenen Feder gestossen sind. Von da folgen wir ihm nach Rio-de-Janeiro, wo sein Heimweh so überhandnimmt, daß er, weitere Reisepläne auf ein andermal vertagend, sich auf dem Postdampfer nach Europa einschiffte.

Dieses Heimweh verräth doch, daß Gerstäcker etwas gealtert hat. Er sagt es II, 230 mit ausdrücklichen Worten selbst, daß er die eigentliche tolle Wanderlust verloren hat, daß er älter und ruhiger geworden ist. Wir glauben in der That Spuren der Ermüdung an ihm wahrzunehmen; doch sind es eben nur Spuren, und selbst mit ihnen bleibt Gerstäcker noch ein außergewöhnlich rüstiger Reisender. Einzelne Wiederholungen und unvermittelte Uebergänge endlich kommen wol auf Rechnung der stückweisen Aufzeichnung, hätten jedoch bei der Herausgabe des Ganzen ohne große Mühe getilgt werden können.

Wir wenden uns zu Ernst Freiherrn von Vibra's „Skizzen aus Chili, Peru und Brasilien“ (Nr. 2). Sie sind eine Fortführung seiner frühern Erinnerungen aus Südamerika, und alles, was wir zur Charakterisirung dieses Werks in Nr. 43 d. Bl. f. 1861 gesagt haben, hat auch vom gegenwärtigen seine Geltung. Die Individualität des Verfassers tritt womöglich noch schärfer hervor und äußert sich namentlich in schneidender Ironie und unversöhnter Satire. Wir lassen uns Ironie und Satire sehr gern als Würze gefallen, wenn aber das ganze Gericht in Schriften dieser Gattung aus solcher Würze besteht, so wird es wenigstens für unsern Gaumen ungenießbar. In der Vorrede vertheidigt sich zwar der Verfasser gegen den ihm gemachten Vorwurf, als habe er in seinen Erinnerungen die Chilenen als „leicht“ schildern wollen, gibt aber doch unmittelbar darauf diese Leichtgläubigkeit als eine Natureinrichtung zu und schließt dann mit folgender höchst charakteristischen Aeußerung:

Wenn ich bisweilen auch untugendhafte und unter keinem Breitengrade zu empfehlende Charaktere geschildert habe, so geschah dies deshalb, weil solche Charaktere unendlich selten sind allenthalben auf der Welt, und weil ich der Meinung war, daß aus dieser ganzen, höchst uneigennütigen, edeln und tugendhaften Bevölkerung, schon der Rarität halber, ein wenig Untugendhaftigkeit wohlgefallen werde.

Das heißt doch den Hohn zu weit treiben! Wie in

„Erinnerungen“, so sind auch in dem gegenwärtigen Werke die Fabeln fast sämtlicher Erzählungen gutmüthige Einfaltspinsel, welche von leichtfertigen Dingen genasführt werden. Sollicität und Ehrenhaftigkeit ziehen nicht nur fast überall den Kürzern, sondern werden obenein noch lächerlich gemacht, während die „Untugendsamkeit“ triumphirt. Es kommt auch vor, daß der Held seiner Zeit — anfänglich allerdings absichtslos — die Welt am Rattenfelle gleicht, wie Martin Volzbart (in „Ein muthiges Herz“), den gerade das Uebermaß der Freiheit in dem Ruf des Muths und Heldenthums bringt. Den originellsten Humor zeigt belläufig bemerkt die Art und Weise, wie diese Geschichte plötzlich abgebrochen und dann unter dem Titel „Die Geschichte von der schönen Melusine“ fortgesetzt wird, lebiglich der Symmetrie wegen, damit in jedem der drei Bände drei Erzählungen enthalten sein sollen. Nur zwei Erzählungen erheben sich zu einem ernsteren Gehalt: „Die büßende Magdalene“ und „Ein Sträfling“. Die erstere ist von allen am besten durchgeführt und hat das meiste dramatische Interesse. Zwar wird im Anfang die Tugend ebenfalls verspottet, aber sie trägt schließlich den Sieg davon und zieht die „Untugendsamkeit“ zu sich hinan. „Ein Sträfling“ ist eine Schauer Geschichte, welche gewissermaßen ein Seitenstück zu der in den „Erinnerungen“ enthaltenen „Die Brüder“ bildet, streng genommen, aber weder mit Chile noch mit Peru oder Brasilien etwas zu thun hat. Ein in Lima angesessener Irlander von guter Familie erzählt dem Verfasser seine Geschichte, wie er durch einen Wetter — ein wahres Nonplusultra von „Untugendsamkeit“ — ungeschuldet zum Verbrecher gestempelt und zur Deportation auf der Insel Norfolk verurtheilt wird. Hier verführt ihn der Wetter zur Flucht und beide gelangen glücklich nach Chile, wo Bob Kendy — das ist der Unschuldige — bald emporarbeitet, aber von Dick Kendy, der sich für ein Dämon an seine Fersen heftet, durch Ueberschwemmungen, Drohungen, Angeberei und andere Schändlichkeiten immer wieder ins Unglück gestürzt wird, so daß Bob endlich keine andere Rettung sieht, als seinen Wetter bei einer Zusammenkunft zu ermorden.

Der Gewinn, welchen wir aus des Verfassers leicht hingeworfenen Erzählungen für die Kunde des südamerikanischen Landes und Lebens ziehen, kann unter diesen Umständen nicht groß sein und ist im gegenwärtigen Werke noch geringer als in den „Erinnerungen“. Nicht nur sind dieselben Figuren und Verwickelungen immer wieder, sondern auch die natürlichen und politischen Verhältnisse wird dabei fast gar nicht eingegangen. Wir können daher Endurtheil daher nur in den Rath an die freundlichen Leser zusammenfassen, daß, wer des Verfassers „Erinnerungen“ gelesen hat, sein neues Werk ohne Verlust verwerfen lassen kann, daß dagegen, wer die „Erinnerungen“ noch nicht kennt, in den „Skizzen aus Chili, Peru und Brasilien“ eine unterhaltende und namentlich pikante Lectüre finden wird.

54.

Ludwig Uhland.

1. Ludwig Uhland. Sein Leben und seine Dichtungen mit zahlreichen ungedruckten Poesien aus dessen Nachlaß und einer Auswahl von Briefen. Von Friedrich Notter. Mit Uhland's photographischem Bilde. Stuttgart, Nepler. 1863. 8. 2 Thlr.
2. Ludwig Uhland. Vortrag von Otto Jahn. Gehalten bei der Uhland-Feier in Bonn am 11. Februar 1863. Mit literarhistorischen Beilagen. Zum Besten des Uhland-Denkmals. Bonn, Cohen und Sohn. 1863. 8. 1 Thlr.
3. Uhland's Leben. Ein Gedächtnisbuch für das deutsche Volk von Johannes Gihl. Erste Lieferung. Stuttgart, Kröner. 1863. 8. 4 Rgr.
4. Ludwig Uhland. Ein öffentlicher Vortrag von Rudolf Foss. Zum Besten des Schülerstipendiums am königl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasium. Berlin, Herz. 1863. Gr. 8. 6 Rgr.

„Das Opfer liegt, die Klaven stehn man mit dem Flurschütz Stüß im „rufen, wenn man sieht, wie heutzu über berühmte Dichter herfallen, und ins Grab gelegt haben. Der biog folgt auf den letzten Todesseufzer Mannes oft mit einer solchen Schnel auf den Einfall gerathen könnte, schon bei Lebzeiten eines altgewordenen Lebensfaden menschlicher Berechnung nach nicht mehr sehr weit reichen kann, das Material zurecht, um nach dem Tode des betreffenden Dichters sobald als möglich mit einer Nekrologie oder Biographie in Gestalt eines Buchs auf dem Plage zu sein und andern, die vielleicht das Gleiche im Sinne haben, den Vorsprung abzugewinnen. Alles geschieht in unserer Zeit des Dampfes in einer fast fieberhaften Hast; Verfassungen stürzen und Verfassungen gründen, wozu sich unsere Väter Hunderte von Jahren Zeit ließen wie zum Aufbau ihrer Dome, sollen jetzt womöglich das Werk eines einzigen Jahres sein; da darf man sich am wenigsten über die Schnelligkeit wundern, womit man jetzt Bücher producirt und druckt. Solche pfundschwere Follanten, an denen man früher vielleicht zehn Jahre schrieb und ein volles Jahr druckte, können wir ja heutzutage nicht brauchen; wer hätte noch Zeit, sie zu lesen? Das war nur in jener Periode möglich, wo noch die berühmteste Reichspostschnecke im Gange und jeder an die möglichste Langsamkeit gewöhnt war.

Immerhin hat aber F. Notter, der Verfasser der Schrift Nr. 1, aus dem Leben Uhland's ein verhältnißmäßig recht starkes Buch gemacht, ein Buch von 452 Seiten, ohne die Vorrede und den vom Verfasser gedichteten Prolog. Und doch war das Leben Uhland's so einfach, wie der ganze Mann, und wenn man von irgendeinem Dichter sagen kann, sein Leben sei seinem Charakter gemäß, vielleicht ein nothwendiges Product seines Charakters gewesen, so kann dies von Uhland mit Fug und Recht gesagt werden. Und in der That scheint bei mehr stürmischen unruhigen Individuen auch deren Lebenslauf von selbst einen mehr stürmischen, unruhigen Charakter anzunehmen. Uhland's Betheiligung an den Verfassungs-

Kämpfen seines engern Heimlandes und an den Arbeiten

des frankfurter Parlaments wie des Stuttgarter Rumpsparlaments bringt zwar einen besondern markten Zug in sein Leben, der dem Leben anderer gleich berühmt oder noch berühmterer deutschen Dichter fehlt, aber in irgendwelche dramatisch wirkliche Situationen, wenn wir etwa die Vorgänge bei der Sprengung des Stuttgarter Rumpsparlaments aufnehmen, wurde Uhlant durch sie nicht verflochten. Im Sprechen blieb er bedeutend hinter andern politischen Rednern des Tags zurück, und er effectuirte eigentlich nur einmal durch die bekannte Kraftstelle, „daß kein Haupt über Deutschland leuchten werde, welches nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Oeles gesalbt sei“; was ihm sonst als politischen Manne widerfuhr, war ganz das Gleiche, was hundert andern Sprechern für Verfassungsrechte und deutsche Einheit auch geschehen ist. Sein Lebenslauf ist mithin im ganzen weniger interessant und instructiv als der Lebenslauf mancher anderer deutscher Dichter, namentlich des vorigen Jahrhunderts, welche sich von aller Politik fern hielten. Das Ringen nach Durchbildung des innern Menschen, nach immer höherer bichterischer Vervollkommenung von Schritt zu Schritt, von Stufe zu Stufe, drückt sich bei ihm wie bei den meisten Modernen viel weniger deutlich aus, als z. B. bei Goethe und Schiller. Die innern Geistes- und Gemüthskräfte fehlten seinem Leben, soweit man wenigstens nach dem, was seine Biographen von ihm erzählen, urtheilen kann; gewaltige dämonische Leidenschaften und Anfälle trübten nicht die mehr gleichmäßige klare Flut seines Gemüthslebens, und auch mit dem Riesen der Noth hat er nicht zu ringen gehabt, die daraus hervorgehenden mancherlei Demüthigungen und Verbitterungen lernte er nicht kennen. Abgeschlossen in sich, wie er war, bedurfte er äußerer Anregungen nur wenig. Er führte nicht Buch über sich, er studirte die Umgebungen nicht wie Goethe, er versenkte sich nicht wie dieser in die Tiefen, in die Gründe und Ursachen alles Seins und Ercheinens. Für Goethe war jede äußere Lebensstation: Frankfurt, Leipzig, Strassburg, Weplar, Weimar, Benedig, Rom, Neapel, Palermo, die Champagne u. s. w. auch eine neue Station seines innern Lebens. Uhlant ist auch viel gereist, er besuchte Paris, Wien, Berlin u. s. w., aber für seine Entwicklung als Mensch und Dichter war dies so vollkommen gleichgültig, als ob er nie seine schwäbische Heimat verlassen hätte. Er studirte zu seinen wissenschaftlichen Zwecken auf den Bibliotheken, er vermählte es nicht, Gesellschaften zu besuchen; aber Menschen und Lokalitäten waren ihm keine Objecte irgendwelcher Beobachtung und Anregung, die seinem bichterischen Schaffen zugute gekommen wäre. Man wird uns daher erlassen, den Mittheilungen seiner Biographen Schritt für Schritt zu folgen; wir müssen die Verehrer Uhlant's, die mehr von ihm wissen wollen, auf die betreffenden Schriften selbst verweisen, und wollen hier nur einzelnes von Interesse herausgreifen.

In Betreff seines Großvaters, des Kaufmanns Joseph Uhlant, erfahren wir aus der Schrift von Otto Jahn den eigenthümlichen Umstand, daß derselbe „un-

erachtet der Handelschaft Protection, weil er keine Kaufmannstochter geheiratet“, zum Bürger Tübingens angenommen wurde. Nach den liberalen Ansichten damaliger ehrlicher Handelschaft sollte also keiner Kaufmann sein dürfen, der nicht eine Kaufmannstochter geheiratet hatte, und so sperrten sich damals in Deutsch-China alle Stände und Stände gegeneinander ab. An den unglaublichen in Württemberg früher geübten Zwang erinnert dann ferner folgende Mittheilung Jahn's: „Obne königliche Erlaubniß durfte damals (1820) kein Handwerksbursche außerhalb Württemberg wandern, kein Studirender eine fremde Universität besuchen; auch Uhlant mußte die Genehmigung des Königs nachsuchen, um auf eigene Kosten sich in Paris aufzuhalten.“ Hier noch ein Probchen deutscher Engherzigkeit: als Uhlant, mit den politischen Zuständen seines Heimatlandes unzufrieden, im Jahre 1819 den Blick auf das Ausland, unter anderm auch auf die neugegründete Universität in Bonn gerichtet hatte, erklärte das Ministerium, von seinem gegen einen Freund geäußerten Wunsch unterrichtet, unterm 10. April 1819, daß es auf denselben nicht eingehen könne, „nicht nur, weil die Eigenschaften eines guten Dichters und eines guten akademischen Lehrers sich selten in einer Person vereinigt fänden, sondern weil“ u. s. w. Auf die bloße, gewiß durch wenige Beispiele unterstützte Annahme hin, daß sich die „Eigenschaften eines guten Dichters und eines akademischen Lehrers selten in einer Person vereinigt fänden“, einem Manne wie Uhlant die Professur der Aesthetik und Rhetorik verweigern wollen oder dies als einen der Gründe der Verweigerung auch nur anführen, ist mindestens sonderbar. Das sind immer noch die alten verrotteten Ansichten über die Undrauchbarkeit und Unansehnlichkeit der Poeten, während doch vielleicht noch nie ein deutscher Minister für irgendein deutsches Vaterländchen in so wahrhaft humanem, bildendem und zugleich praktischem Sinne gewirkt hat als der Dichter Goethe.

Im übrigen sind ja auch unsere Dichter zum großen Theil gar nicht so poetische Naturen, als sie sich auf dem Papiere in ihren poetischen Ergüssen ausnehmen. Auch Uhlant hatte eine sehr prosaische Seite und huldigte deshalb auch wie Chamisso der Ansicht, daß ein Dichter einen praktischen Beruf haben müsse und die Poesie nicht zu seinem ausschließlichen Lebensberufe wählen dürfe. Platon war freilich anderer Ansicht, wenn er sagt:

Keiner gehe, wenn er einen Lorber tragen will davon, Morgens zur Kanzlei mit Acten, abends auf den Helikon. Dem ergibt die Kunst sich völlig, der sich völlig ihr ergibt u. s. w.

Es ist uns auch nicht bekannt, daß Winckler, Anacreon, die drei großen griechischen Tragiker, Aristophanes, Dante, Calderon und Shakespeare morgens „zur Kanzlei mit Acten“ gegangen wären; Klopstock und Schiller, bei dem die kurze Zeit seiner akademischen Lehrthätigkeit kaum in Betracht kommt, schufen in freier Muse, und Goethe konnte sich jederzeit, wenn er an einem größern Werke arbeiten wollte, Ferien machen und sich nach Weimar, Dornburg u. s. w. zurückziehen. Dabei werden wir sehr gern zu, daß es gerade in unsern Tagen sehr wenig

schaffen sein würde, die Poesie ausschließlich zur Er-
 örterungsquelle machen zu wollen, wais sie dann, falls der
 Dichter nicht verhungern und jedem ihm zur Anregung
 wendenden Lebensgenusse entsagen will, sich zur Wagh des
 Adels, des Hohegeismaths und der buchhändlerischen
 speculation erniedrigen müßte. Aber ein Lebensberuf,
 der mit der Poesie im entschiedensten Widerspruch steht,
 dem Dichter kaum mißlich schädlich. Uhländ würde
 sicherlich noch manche herrliche Ballade und außer
 den beiden Dramen noch manche größere Dichtung dra-
 matischer oder epischer Gattung hinterlassen haben, wenn
 er trodnen Beschäfte der Advocatur und seine jahrelange
 schreibende Thätigkeit ihm nicht zu sehr in Anspruch ge-
 nommen und, wie auch Goethe ihm prophezeite, für ganze
 Jahren seines Lebens der Poesie untreu gemacht hätten.
 Wenn wir lesen, daß Uhländ in der würtembergischen Kam-
 mer sogar über Landesgestüte Vorträge gehalten hat, so ist
 es doch allerdings ein Gegenstand, den wir nicht gerade
 von einem Dichtermunde behandelt wünschen.

Uhländ's landwirthschaftlichen Wirkksamkeit Uhländ's wie sein
 spätern Betheiligung an den parlamentarischen Be-
 mühungen für eine einheitliche Konstituierung Deutschlands
 auf wesentlich demokratischer Grundlage hat Rotter eine
 sehr Parteisinnige Werthe gewidmet, welche vielleicht ge-
 nügen, die in Uhländ mehr dem Politiker und Was-
 landesfreund als dem Dichter schäzen, die willkommenste
 und interessanteste sein wird. Politische Reden und Auf-
 sätze Uhländ's sind dieser Darstellung in reicher Zahl ein-
 geschlossen, und gelegentlich der Sprengung des Stuttgarter
 Landparlamentes erhalten wir einen auf Zeugenausagen
 stützten möglichst authentischen Bericht, welcher aller-
 dings geeignet ist, den bisherigen meist parteilich gefärb-
 ten durch kühnste und ungeschwungene Uebersetzungen entstellten
 Darstellungen ein Ende zu machen. Rotter berichtet
 in dieser Partie seines Buchs als einen Mann
 verständigem unparteilichem Urtheil. Er gibt zu,
 daß Uhländ es treu und ehrlich gemeint und mancher
 Wort (wie namentlich in der bekannten, von Uhl-
 änd zu Frankfurt am 28. Januar 1849 gehaltenen
 Rede) gesprochen habe; er gibt zu, daß das demokratische
 Element, falls es sich nicht überstürzte, vielleicht zu einer
 nützlichen Verschmelzung der einander bisher bekämpften
 Interessen führen könne, was dem entgegenstehenden
 absolutistischen und dynastischen, wenn nicht durch die
 Macht des ersten gesponnen, niemals gelingen werde;
 aber fährt er, sich auf die eben erwähnte Uhländ'sche
 Rede beziehend, fort:

„Über ist dieses Element (das demokratische) jetzt, und war
 im Jahre 1849 schon geistig reif, war es vor allem schon
 Particularismus frei, einig und mächtig genug, um ihm
 (wenn auch nur in Person der Reichstagsabgeordneten)
 Initiative zuzuwenden? Und noch mehr: war ein Wahlkrei-
 so vollends einer, der alle sechs Jahre gewählt wird, der
 der Träger solcher Initiative? Wenn, wie der Redner sagt,
 zur Zeit des höchsten Aufschwungs zum Reichsoberhaupt
 schiller Mann „ohne Handmacht, ohne dynastischen Glanz“,
 aus bürgerlichem Stamme entsprossen, dennoch allen
 einen imponirt und das „ganze deutsche Volk zur Handmacht
 hat haben würde“, glaubt jener dann, ein solcher Aufschwung

werde immer so
 selbst schon im
 abgenommen?
 artige Aufschwung
 weltliche Charak-
 würden fortan a
 glaubte er dem
 Gewalt zu bän
 Stimmung zu li
 und dritten Ma
 vorher unnötig
 Erblichkeit schiel
 hoooin?

Wir wissen nicht, ob sich gegen diese Kritik der be-
 rühmt gewordenen Uhländ'schen Rede irgendetwas Stich-
 haltiges einwenden läßt. Uebrigens saß Uhländ, der in
 Frankfurt so sehr links saß, im Stuttgarter Landparla-
 ment so gut wie rechts, und bildete hier mit zweien oder
 dreien die Minorität, die sich gegen die lächerlich-schmä-
 derlichen Beschlüsse und Forderungen der Majorität auf-
 lehnte, weshalb auch Schöber in der Sitzung vom 8.
 September sein Bedauern ausdrückte, sich bei der heutigen
 Abstimmung von einem Manne trennen zu müssen, der
 in Frankfurt stets mit diesem Ziele gegangen sei, und
 Schöber fügte hinzu: „Aber wir trennen uns nicht von
 ihm, sondern er trennt sich von uns!“ Trodtem hielt
 Uhländ bei diesem Parlamentsbruchstück aus, weil er
 Treue für seine Pflicht hielt, ja er schritt mit Albert
 Schott und dem Präsidenten Löwe an der Spitze, als sich
 die Versammlung auseinander sprengen ließ. Im übr-
 gen gibt Rotter zu verstehen, daß, so bescheiden und gegen
 laute Eulbungen unempänglich Uhländ auch war, doch
 die „berechnete und die zur Schau getragene“ Verehrung,
 welche ihm in Frankfurt von der Linken, selbst der äußer-
 sten jenseit, nicht ohne Einfluß auf seine Ansichten oder
 doch auf deren laute Aeußerung geblieben sei.

Das wichtigste, was von Rotter mitgetheilt ist, App-
 wol die Briefe Uhländ's und seines Freundes Kern-
 er; doch ist schon anderwärts, in der ausgburger „Allgemei-
 nen Zeitung“, das Bedauern ausgesprochen worden, daß
 der Verfasser die Briefe Uhländ's an G. Mörike und
 E. Seeger u. a. nicht wenigstens anhangsweise gegeben
 habe; denn die im Vorwort in Bezug darauf ange-
 sprochene Entschuldigung, daß die Zeit zum Abschluß des
 Werks gedrängt habe, können wir dem Verfasser nicht gelten
 lassen. Es kommt bei einem Buche dieser Art nicht darauf
 an, daß es so früh als möglich erscheine, sondern daß es
 so gut und so vollständig als möglich sei. Sehr reich
 an wichtigen Mittheilungen oder tiefen und gebanten-
 reichen Reflexionen sind übrigens Uhländ's Briefe nicht;
 er sorgte in seinen Correspondenzen so gut mit dem
 Wort, wie in seiner Unterhaltung; er schrieb überhaupt
 nicht viel, weil er kein großer Freund der Mittheilbarkeit
 war. Einer der interessantesten Briefe ist der an seine
 Kellern vom 31. December 1813, indem daraus hervor-
 geht, daß Uhländ zu jener Zeit ernstlich daran dachte,
 mit in das Feld zu ziehen. Wir theilen die betreffende
 Stelle mit:

So wenig ich mich übrigens muthwilligerweise aussetzen

ich doch nicht verhehlen, daß, wenn mit der Zeit die Landwehr, d. h. eine allgemeine Volkswaffenleistung während dieses Kriegs eingerichtet werden sollte bereits bei allen, von den größten bis zu taaten Deutschlands stattfände, und wogegen uns sich bisher verwahrt hat, ich mich einem solchen zu leistenden Dienst auf keine Weise entziehen im eine wahre Beruhigung für mein ganzes künftiges würde.

Ind's Briefen an Kerner konnte der Verleger mittheilen; denn der betreffende Brief ist sich im Besitze des Sohnes von Kerner, welcher, der übrigens nach einer Mittheilung in der „Allgemeinen Zeitung“ die Herausgabe des Hefen soll. Einmal, am 8. Februar 1812, seinen Freund aus einer bei Dichtern einer häufig vorkommenden weltlichmerzlichen folgenden Worten zu erheben:

dein Brief angekommen und hat mich einstweilen heils durch die Stimmung, in der er geschrieben, hastig, du willst dich nicht aus dieser Niedertrübsen erheben. Glaube ja nicht, daß du allein der und daß jene Schmerzen dir allein gehören. Welches kennst du nicht? Es ist die himmlische Flamme, die Leben zu Asche gebrannt hat, angestrichen nach erschauert und ihn aus den Höhen saugen will. Es wird nicht erlöschen; wie die Kirchenlampe in die nächstlicherweile von Engeln genährt. Warum küssen Menschen die zerfetzten, und lächeln mer? Weil die Erkenntnis des höhern Lebens, die das schale, niedere Leben vernichtet; nein, soll sie es, läutern, erheben; und kann sie dies nicht, läßt sie es fallen wie der Adler die Schildebröte, der Sonne zu.

Schreiben Justinus Kerner's aus dem Jahre derselbe, augenscheinlich in der Meinung, Kunststudien zu treiben brachstichtige, seinem der projectirten Reise nach Paris abräth, namentlich folgende Stelle interessant und für nennend:

tabelt es; du kannst mit dem Gelde, das du in Deutschland dreimal durchreisen. Was willst du in Sälen aufgeschichteten gekochten Kunstschinken gar nicht ansehen. Ich möchte lieber als deutscher Dichter wie du, Städte wie Hamburg, Lin, Wien, Frankfurt, Augsburg, München besuchen bis Paris ist ohne alles Interesse, und Paris zum Uel. Gott, ich weiß es, von welchem sie Reisen, die ich gemacht, dir mit deinem ruhigen Beweisen! Wir waren sie nichts, als daß sie mir nicht sie mir hätten sein können, wenn ich ein anderes sein... doch sie können noch in der Folge auch ringen. Ich wollte doch lieber die Kunstwerke sehen, wo sie von ihnen hingestellt wurden, als elsfallen — in den Kirchen, Rathhäusern u. s. w.

sen Briefreliquien theilt Notter auch eine noch nicht veröffentlichte Gedichte und drängen Uhland's mit, die freilich meist einem vorrissigen Nachspiel zu Kerner's Schattenriss und eine Glosse befinden, welche letztere neß mit Rückert in einem der Frühmonate 1816 bestandenen Sängerkreises ist. Das

zu Grunde gelegte Thema wirft die Frage auf, ob der Geliebten Tod oder ihre Untreue das kleinere Unglück für Rückert erhielt, sei es durchs Tod, sei es durch andere Entschädigung, die schwierigere Aufgabe, nämlich den Schmerz zu führen, daß Untreue der Geliebten die wahre Noth sei. Man darf sagen, daß sich Rückert seinem Schmerz in diesem Glossekreise überlegen zeigte; denn war ihm auch gerade bei diesem Gegenstand und dieser künstlichen Vermaß seine Sprach- und Formgewandtheit von besonderem Nutzen. Sonst aber fand kein vertrautes Verhältnis zwischen beiden Dichtern statt, ja es ist noch im November desselben Jahres zu einer Art seltsamen Berührung, indem Rückert dem Uhland'schen Gedichte „Gespräch“, den Worten desselben mit größter Wandtheit folgend, sein „Gespräch zwischen einem württembergischen und dem Freiherrn von Wangenheim“ gegenüberstellte und sich darin offen für Wangenheim gegen Uhland erklärte.

Notter bringt auch in seinem Buche, dem freilich kunstmäßige Verarbeitung und klare Sichtung des Materials und damit das Ueberflüssige fehlt, eine sehr scharfsichtige Kritik der Uhland'schen Dichtungen. Man findet in diesen Analysen eine bemerkenswerthe Unparteilichkeit, viele sehr treffende Bemerkungen nachrühmend, doch ist auch des Verfassers Kritik zu sehr ins einzelne zu und bei aller Anerkennung im ganzen von mancher Volke hervorgehobenen lyrischen Blüte zu sehr dem menschlichen abzustreifen. Im allgemeinen mag Goethe nicht so ganz unrecht haben, wenn er zwar in dem Uhland's ein vorzügliches Talent erblickt, aber den rein lyrischen Sachen von vornherein so viele, so viele und trübselige Gedichte gefunden haben wollte, daß das Weiterlesen in dieser Partie verleidet wurde. That gibt es unter Uhland's rein lyrischen Gedichten einzelnen sehr vorzüglichen doch eine noch größere wirklich matter, schielender und gehaltloser, wahrer unter den Balladen und Romanzen kaum eine, die man als ganz unbedeutend bezeichnen könnte, dergleichen den Zug von Fröhlichkeit, Schönheit oder enthielte. Ueber die berühmte Ballade „Des Sängers Fluch“ soll übrigens Uhland selbst einem ihn über Entstehung befragenden Freunde die merkwürdige Erklärung gegeben haben, daß er unter dem tyrannischen, jungen Sängers die von jenem unterdrückte Freiheit in dem alten Sängers das Volk habe bezeichnen. Diese Erklärung hat der „Freund“ dem Verfasser erst nach dem Tode Uhland's mitgetheilt, auf Namen schon ärger gesündigt worden ist“); hat Uhland wirklich das Gedicht so interpretirt, so später erst aus irgendwelchem Grunde eine Deutung

*) Man erinnere sich unter anderm, daß Anfang der vierziger Jahre ein plummes politisches Gedicht „Das Lied vom armen Gausl“ Uhland's Namen verbreitet wurde und daß, nachdem dies in geschickter und unbegreiflicher Weise allgemein angenommen Robert Blum in seinem Volksthuatensbuch „Vorwärts“ (1848) Reihe „Lieder vom Dichter des armen Gausl“ veröffentlichte.

gelegt, die sicherlich mit der ursprünglichen Idee nichts zu thun hatte. Nein, wir protestieren ernstlich gegen die Verwandlung dieses herrlichen Gedichts in eine kalte und zwangene politische Allegorie! Konnte Uhland annehmen, daß Napoleon's Name jemals „vergessen und versunken“ ist, „kein Lied, kein Heldentum“ ihn nennen werde? Enthält diese Ballade eine Allegorie, so kann sie sich nur gegen die barbarischen Verächter der Poesie und eines Gesangeskunst richten, was schon in der Adresse des alten Meisters an den König „Du Glück des Sängertums!“ so deutlich als möglich ausgesprochen zu sein scheint.

Dem Rottet's Buch, das übrigens die Bedeutung der Quellen-Schrift beanspruchen darf, zu umfangreich und undurchsichtig sein sollte, der greise nach Otto Zahn's Buch eine grösere Schrift erweitertem, bereits oben erwähnten Vortrage über Uhland (Nr. 2), in welchem besonders auch Uhland's Bedeutung als Mann der Wissenschaft nachdrücklich betont wird. Sie ist gut, übersichtlich und im ganzen mit richtigem Urtheil geschrieben, und beweist, wie auch die Anmerkungen beweisen, auf fleißigen Studien. Die Beilagen enthalten eine Nachlese zu den wichtigsten, Uhland'sche Aufsätze aus dem „Sonntagsblatt“, Briefe (an de la Motte Fouqué, Immanuel Bekker, Paulus in Heidelberg, das Ablehnungsschreiben an den Freimaurer von der Morde in München in Betreff des dem verstorbenen jugendlichen Maximilian-Ordens u. s. w.), politische Reden und Aufsätze und ein chronologisches Verzeichniß der Gedichte.

Die Schrift „Uhland's Leben“ von J. Gühr (Nr. 3) scheint in Lieferungen und gestaltet und kein eingehendes Urtheil, da uns nur erst die erste Lieferung vorliegt, welche die früheste Periode bis zum Jahre 1807 umfaßt. Der Verfasser will, laut dem etwas pathetischen Prospectus, ein „getreues Lebensbild“ von Uhland geben, will zeigen, „wie er geworden ist und sich entwickelt hat zu dem Manne, bei dem wir die besten Tugenden vereinigt finden, deren ein Volk sich rühmen mag; wie er aus dem Tiefen des Volksgemüths die Perlen seiner Dichtungen herausholte, damit sich daran erhebe fort und fort, dessen Herz edler Empfindung fähig ist; wie er unermüdet für Wahrheit, Recht und Freiheit, ein Sklave wurde irgendwelcher Leidenschaft“ u. s. w. R. Gühr's Schrift (Nr. 4) ist zum Theil in jenem etwas allzu rhetorischen Stile verfaßt, wie er noch so häufig bei uns in öffentlichen Vorträgen zur Anwendung kommt, zeigt aber von guter und edler vaterländischer Sinnung und enthält manche treffende Bemerkung wie, daß wir Deutschen keine Geschichtsschreiber besitzen, die in allgemein verständlicher Sprache zum Herzen des Volks zu reden wüßten, daß, was die weitem Kreise des Volks von deutscher Geschichte wissen, sie den Historikern verdanken. Wenn aber der Verfasser gelegentlich Betreff der bekannten Kenie:

der Nation auch zu bilden, ihr suchet es, Deutsche, vergebens, bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen auch aus — darüber behauptet, daß dieselbe keinen Anhang gefunden

habe, „wie sie ihn auch nicht verdiene“, so ist nicht gut heißen. Für den Menschen gibt es ja höheres Ziel und Postulat, als, abgesehen von der aller Nationalität, sich zum Menschen:

Ueber Uhland's Charakter sind alle einig: einige viele der schätzbaren Eigenschaften, die in seiner höchsten Ausbildung besitzen soll diesem Complex leider immer seltener vor. Wischer in seinem Aufsatz über Uhland, die Best der neuen Folge seiner „Kritischen Studien“ ist, findet in Uhland „tiefe Denkkraft und Forschergabe mit unbeugsamem Willen, auf den ein sicherer Verlaß ist, unbedingte Realität, Wahrheit, Mannhaftigkeit, Standhaftigkeit, die allerdings wol auch in spröden Eigensinn ausläuft, Größe und vorwärtsbringende Kraft mit unberechenbarem Beharren bei einzelner, vielleicht mit wunderlicher Schwerefälligkeit und Umständlichkeit“ vereinigt. Gerade weil er so einfach, so wahr, so frei von Sophistik war, so vermochte er auch — und dies ist eine seine Bemerkung Wischer's — sich nicht so auseinander zu legen, als das Drama fordert, der Dramatiker müsse vermögen, auch dem Zerstreuten, dem Schlechten, dem Trivialen Gründe zu leihen; denn ohne innern Conflict sei kein Drama möglich und der innere Conflict bringe mit sich die Sophismen, die Leidenschaften, die Dialektik der Beschönigung, die ausgiebige Beredsamkeit in Handlung und Gegenhandlung u. s. w. Zu solchen Charakterbeschreibungen, deren Züge seinem „braven Wesen“ entgegengekehrt seien, habe es Uhland nicht bringen können. Dabei war er eine streng sittliche Natur, und D. Zahn erzählt, daß, als Varnhagen seinen von ihm hochgeschätzten Freund Uhland bei seinem Aufenthalt in Paris auch im österreichischen Gesandtschaftshotel einzuführen gesucht habe, „der mehr als freie Ton, der in der Metternich'schen Umgebung herrschte, besonders die trivialen Späße des Herrn von Vilat“ den sittenstrengen Uhland abgestoßen hätten. Er war von seltener Bescheidenheit; er buhlte nicht um Titel, Orden, die ihm angeboten wurden, wies er bekanntlich consequent zurück; alles, was an Reclame erinnern konnte, verschmähte er, und es war sogar äußerst schwer, ihn zu bewegen, sich für seine Freunde porträtiren oder photographiren zu lassen. Zum Theil mit dieser Bescheidenheit hing auch seine fast berühmte gewordene Schweigsamkeit zusammen, mit der er namentlich die gesprächigen Wiener in Erstaunen und Verzweiflung versetzte; er wollte sich nicht vordrängen; dazu liebte er die Phrase nicht und verschloß das Beste und Tiefste in seiner Brust; er fühlte sich in der Gesellschaft von vornehm geborenen oder vornehm erzogenen Menschen unwohl, in solchen Kreisen, wo, wie er wußte, von einem berühmten Dichter ein übersprudelndes Wesen und absonderliche Geistesprünge verlangt würden, um dafür Guldigungen in Empfang zu nehmen, die seinem ganzen Wesen zuwider waren. Dagegen aber, in seinen kleinen schwa-bischen Kreisen, unter seinen alten Geschwägern im „Schatten“ zu Stuttgart, war er keineswegs wortfarg, sondern in guten Stunden gesprächig, spaßhaft, bisweilen,

wie Vischer bemerkt, sogar „scharf und schneidig im Witz“. Der Schwabe, überhaupt mehr innerlich, ist einmal im Allgemeinen an andere Umgangsformen gewöhnt, als sie in den Salons von Wien, Berlin oder Paris gebräuchlich sind. Alles in allem war Umland keine glänzende und blendende Erscheinung im modernen Sinne, aber eine Persönlichkeit, die durch ihre Fülle und dauerhafte Bravheit die Herzen aller für echten Seelenadel empfänglichen gewann, nicht im ersten Augenblick, aber für die Dauer.

Hermann Marggraff.

Novellen und Erzählungen.

(Schluß aus Nr. 27.)

6. Schneeglöckchen. Historisch-romantische Erzählungen aus der Vorzeit und Gegenwart. Stuttgart, Fischhaber. 1863. 8. 1 Thlr.
7. Hyacinthen. Historisch-romantische Erzählungen aus der Vorzeit und Gegenwart. Stuttgart, Fischhaber. 1863. 8. 1 Thlr.
8. Nachtskizzen. Historisch-romantische Erzählungen aus der Vorzeit und Gegenwart. Stuttgart, Fischhaber. 1863. 8. 1 Thlr.

Personen haben einen Namen, Bücher einen Titel; nun ist die Beschaffenheit eines Namens und eines Titels durchaus nicht etwas ganz Gleichgültiges. Die Titel der vorliegenden Bände „Schneeglöckchen“, „Hyacinthen“, „Nachtskizzen“ scheinen uns nicht sehr glücklich gewählt zu sein und entsprechen dem Inhalt durchaus nicht. Vielmehr sind die Gegenstände, welche in diesen Erzählungen behandelt werden, von Interesse, der Stil ist lebendig und klar, und die ganze Auffassung und Darstellung zeugt von einem verständigen patriotischen Sinne. Die Erzählungen sind von verschiedenen Verfassern: Fr. Norden, M. Jehlin, W. Vinber, Ed. von Westen, Ottmar Schönhuth, bekannt durch sein Werk: „Die Burgen Württembergs und der preussisch-hohenzollernschen Landestheile mit ihren Geschichten, Sagen und Märchen.“ Bei mehreren Erzählungen ist der Name des Verfassers nicht angegeben. Der Raum gestattet es natürlich nicht, die Verfasser und ihre Producte einzeln durchzugehen und zu kritisiren; es ist dies aber auch um so weniger nöthig, da die Sammlung in der Weise redigirt worden ist, daß auf Gleichartigkeit der Behandlung in Bezug auf Form und Auffassung durchweg Rücksicht genommen ist. Die geschilderten Ereignisse spielen hauptsächlich in Württemberg und den angrenzenden Ländern und für diese Gegenden sind die auf geschichtlicher oder sagenhafter Grundlage ruhenden Erzählungen jedenfalls von besonderem Interesse; doch sind sie in Auffassung und Darstellung so gehalten, daß sie ein allgemeineres Interesse erwecken. Wir geben aus einer Erzählung von M. Jehlin, „Graf Normann. Romantische Bilder aus dem deutschen und hellenischen Befreiungskriege“, die Schilderung der Scene, als General Graf Normann, der spätere Philhellene, in der Schlacht bei Leipzig zu den Verbündeten übergeht, hier als Probe: „Der 18. October war angebrochen. Fürchterlich wüthete an diesem Tage die Völkerschlacht auf Leipzigs Ebenen. Ueber Sella-Hausen und Stünz, an Regnier sich anschließend bei Annäherung des Nordheeres, säßte hier der tapfere Key den Abschnitt des Bogens aus, welcher sich von Stünz bis Proßthalba erstreckt. Hier stand die herbeigezogene Brigade des Generals Normann und die Sachsen. Vor ihnen droht ein furchtbares Heer, neben ihnen die Franzosen, welche sie an manchem heißen Schlachttage zum Opfer todt geführt hatten. Deutschlands Genius ruft ihnen zu: „Sterbet nicht für den Gorken!“ und als am Mittage Blücher gegen Schönewald vordringt, reiten zwei schöne sächsische Regimenter, Ulanen und Husaren, zum Marschall Vorwärts mit hochflatternden Standarten jubelnd über. „Sehen Sie dort die Sach-

sen, Herr General?“ sagte Lieutenant Schlitz mit einem bewundernden Blicke zum Graf Normann. „Ich sehe“, sagte dieser entschlossen. „Die Gelegenheit ist gekommen, wir folgen. Lassen Sie die Brigade in ein Viereck aufmarschiren!“ Der Befehl war schnell vollzogen, der General tritt in die Mitte und theilte den beiden Regimentern seinen Plan offen und ehrlich mit. Er machte sie auf das Beispiel der Sachsen und Bayern aufmerksam, erläuterte ihnen die Zwecklosigkeit und Unnatürlichkeit eines fernern Zusammengehens mit den Franzosen und schloß mit den Worten: „Brave Ketter, bewahrt euer Leben, das ihr im Verein mit den Franzosen jetzt nutzlos opfern würdet, für glücklichere Zeiten dem Vaterlande! Streitet für die Freiheit der deutschen Erde, statt für eure Unterdrücker. Sagt, ihr Taktiker, wollt ihr übertreten zur heiligen Sache des deutschen Vaterlandes, wollt ihr folgen in die Reihen der Verbündeten?“ Ein einstimmiges „Ja“ entfloß den Lippen der entschlossenen Ketter, und ihre Säbel glänzten hochgehoben in den Strahlen der Herbstsonne. Die Schlachtordnung wurde wiederhergestellt, der entscheidende Moment nahte. Gleich darauf bedrängte im fürchterlichsten Geschüßfeuer der rechte Flügel Bennigsen's unter Dubna, und der rechte des Nordheeres unter Bismarck, den Ort Bausdorf, wo die Normann'sche Brigade stand. Da stieß auf einmal Graf Normann auf seines vielerprobten Schwertes Spitze ein weißes Sacktuch als Friedenszeichen, und reumit mit seinen Leibschuttlern und Jägern dem Feinde entgegen. Man erräth seinen Willen; der entgegenstehenden Geschüße furchbares Feuer schweigt, eine gefährliche Minute, und bald darauf sind Württemberg's Ketter hinter der Verbündeten Front verschwunden. Als der Abend dieses glorreichen Tages kam, hatte Napoleon die Schlacht auf allen Punkten verloren.“ Bekannt ist, daß sich Normann durch seinen patriotischen Uebergang zu den Verbündeten die Angnade seines Königs Friedrich von Württemberg zuzog und fortan sein Vaterland meiden mußte.

9. Schloß Brandt. Norddeutsche Edelhofgeschichte von L. Spielmann. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1862. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wie auf dem Titel des Buchs vermerkt ist, ist dies das erste Werk des Verfassers. Wiewol wir den Stammpunkt, den derselbe in diesem Buche einnimmt, durchaus nicht theilen, so gereicht es uns doch zum Vergnügen auszusprechen zu können, daß das Buch in Bezug auf Form im allgemeinen gut geschrieben und der Verfasser durchaus nicht ohne Talent ist. Die Anlage ist geschickt; der Stil nicht nur sehr correct, was wir ganz besonders hervorheben, da auf diesem Gebiete der Dittatur das Gegentheil zu häufig ist, sondern auch gewandt und meistens gefällig und angenehm; die Auffassung und Durchführung des Gegenstandes zeugt von Phantasie. Der Inhalt des Buchs läßt sich mit wenig Worten angeben. Die Selben der Geschichte, die in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts spielt, sind Walderich Erhard Jankow, freier Herr auf Brandt im Gersherzogthum Mecklenburg, und dessen Sohn; diese beiden mit ihrer ganzen Umgebung werden in einer Weise verherrlicht, daß man in der Wirklichkeit wol vergeblich nach solchen „Feudalherren“ suchen würde. Die Charaktere und Verhältnisse haben ein äußerst gefälliges Colorit und einen sehr glatten Schmuck, aber mit der Wirklichkeit und mit der modernen Zeit stehen sie oft im Widerspruch. Die Idealisierung ist oft einseitig und gezwungen und — wir sprechen es ungern aus, können aber nicht umhin es zu thun — dem Anschein nach nicht immer aufrichtig und aus innerer Ueberzeugung entspringend. Es ist dies ein sehr schwerer Vorwurf für den Verfasser, und wir würden gewiß damit zurückhalten haben, wenn nicht sehr dringende Verdachtsgründe da wären. Sätze und Ansichten wie: „Der wahre, würfere Mensch hat als Staatsbürger und Patriot kein bringenderes Bedürfnis, als im freudigen Gehorsam etwas Größeres zu lieben und zu verehren, und in Thron und Fackel den Begriff alles Erhabenen und Großen, Schönen und Guten, Edeln und Vollendeten zu begrüßen“, sind zu übertrieben, als

laß wir annehmen. Dantzen, es sei dies die Sprache innerer Ueberzeugung bei ihm. Der Verfasser erklärt ganz offen, er wüßte sich vorzugewisse „vornehme“ Leser, und da scheint er manche recht „vornehme“ Ansichten zur Erreichung seines Zwecks aufgestellt zu haben. Während er ferner die schönsten christlichen Grundsätze predigt, wie: „Das echte Christenthum verzeiht und sieht mit milden Augen die Fehler des Nächsten. Nur der Hochmuth überhebt sich und wirft den Stein. Ach, und wir sind doch allzumal schwache Menschen“, entblödet er sich nicht lange Verdammungsstrahlen zu schleudern besonders gegen Juden und Demokraten und schließlich gegen alle, welche nicht seinen Ansichten huldigen. Und bei diesen Gelegenheiten verfällt er in eine Sprache, welche von seiner sonstigen ankündigenden und geselligen Diction auf das grellste absteht; er gebraucht höchst unästhetische Ausdrücke, ja man muß geradezu sagen, gemeine und vulgäre. Die innere Ueberzeugung führt auf diesem Felde eine solche Sprache gewöhnlich nicht. Alles, was in der Nähe des Throns sich bewegt, ist nach der Anschauung des Verfassers edel, aber auch nur das; alles was mit dem „souveränen Volke“ in Verbindung steht, ist „irregelmäßig und aufgeregter Pöbel“, „töbliches, schuftiges, schmutziges Gesindel“, „Hundeseelen“, „Dreckseelen“. Der Verfasser thäte wohl, solche Widersprüche aus seiner Denkwelt, wenigstens aber aus seinen Büchern fernzuhalten, sonst mag er es uns nicht verdenken, wenn wir ihn selbst zu dem „atrophischen Geschlechte“ rechnen, wie er das ganze Geschlecht der Jetztzeit zu nennen beliebt.

10. Begebenisse auf einem böhmischen Grenzschlosse, erzählt von Karl Victor Hansgirtg. Wien, Typographisch-artistische-literarische Anstalt. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es werden hier die Schicksale von Leben aufeinander folgenden Besitzern eines böhmischen Grenzschlosses erzählt: der erste ist der Baron Adam Condé, welcher zur Zeit des Siebenjährigen Kriegs auf dem Schlosse wohnt. Seine Gemahlin hat ihm sieben tode Kinder geboren; endlich schenkt ihnen der Himmel einen Sohn, welcher am Leben bleibt. Als er zum Jüngling herangereift ist, wird er auf das Theresianum nach Wien geschickt, um Jura zu studiren. Während er einst in den Ferien auf dem Schlosse bei seiner Mutter ist — der Vater ist bereits todt — verliebt er sich in die schöne Tochter des Gärtners. Er hat indeß einen begünstigten Nebenbuhler, den einzigen Sohn eines Doctors aus der benachbarten Stadt, welcher das Josephinum besucht. Der junge Condé fordert ihn zum Zweikampfe heraus und tödtet ihn. Er flieht nach Amerika; die Mutter geht nach Wien und verkauft das Schloß. Eine besondere Rolle spielt in dieser Erzählung außer den bezeichneten Personen ein intriguanter und rachsüchtiger Jesuit, welcher Hausgeistlicher und Legat in der Familie ist, und außerdem ein junger Maler, welcher ein Bild für die Schloßkapelle malt.

Der zweite Besitzer ist Graf Sickingen. Er ist so verschuldet, daß er zuletzt, um seinen Gläubigern und der Personallast zu entgehen, fliehen muß. Er schlägt den Weg nach seiner Heimath ein, um noch einmal vor seinem Tode — er ist schon sehr alt — das Stammschloß seiner Väter am Rhein zu sehen. Er gelangt in den letzten Tagen eines schönen Octobermonats an den Rhein. „Ueber dem Strome lag eine nachsommerliche Milde. Die Verklärung des Spätherbtes hauchte um das braune Blatt der Rebensböde eine göttliche Lust. Die Burgen spiegeln sich schöner als je in der ruhigen, vom Himmelsblau geräukten sonnigen Flut. Ein solches Bild hatte ein sterbender Mann vor sich, der in einer Scheuer auf einem Strohlager lag. Das Scheuerthor war geöffnet und umrahmte über einen Hirtsgarten weg einen Theil des schimmernden Rheinspiegels, unter welchem, den Fels krönend, die Stammburg der Väter des sterbenden Mannes lag. Er mochte in der Gaststube nicht nachsehen, in der Furcht, der alte Wirth würde seinen einstigen Gebieter erkennen. Er wollte mit dem Blicke auf die Burg einer Väter sterben, die im wunderbaren Abendgold brannte. So wollte er sterben, und so starb er, mit dem Scheideblicke

auf sehnhafte Jugendtage. Man nahm dem gestorbenen Manne ein Ordenskreuz von der nackten Brust, wo es verborgen war, an dem man den Grafen Franz Sickingen erkannte und legte seinen Leichnam zu den Leichen seiner Väter.“

Diese ersten beiden Erzählungen sind stellenweise nicht ohne Interesse; die folgenden werden immer unbedeutender, matter und sind zum Theil etwas wirr und barock. Dazu kommt, daß, mit Ausnahme kleiner und vereinzelter Passagen — die von uns angeführte gehört zu ihnen — das ganze Product des Verfassers vollständig ungenießbar gemacht wird durch die Sprache: sie ist oft vulgär und incorrect, wunderlich und in abstoßender Weise manierirt; der Verfasser ist von einer krankhaften und höchst tabelnwerthen Neigung besessen, sich in absonderlichen und verzerrten Verbindungen von Worten zu ergeben; man betrachte Sätze und Redeweisen wie folgende: „Der rückfichtlose Italiener verschüttete es mit der Baronin“ (mindestens müßte es heißen „bei“ statt „mit“); „er schwieg, aber mit einem bitterbösen Blick, aus dem die Ungeheuer der Dante'schen Hölle brüteten“; „Melanie's Ruhe war nun aus der Wiege geworfen“; „schnell um den Doctor gefahren“ (kommt zu wiederholten malen vor); „des Wirthschaftsverwalters pergamentartiges Antlitz convertirte sich ganz und gar zu einem dürftigen Fragezeichen“; „es nahm allenthalben in der kleinen Welt der Herrschaftsumgebungen wunder, daß sich Kohldroffel aus einem Engländer spielenden Nichttänzer zu einem stürmischen Segentheil herausgewachsen habe“.

11. Saat und Frucht, oder Bauerseule und Schifferseule. Eine Erzählung von der Hiebereule von Heinrich Smidt. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1862. Gr. 16. 1 Thlr.

Der Schauplatz der Erzählung ist das Dorf Mel, unterhalb Glöckstadt in einer fruchtbaren und reichen Marschgegend gelegen. Hier wohnen zwei Vollbauern, Jakob Bomann und Hans Smolt. Der letztere hat einen einzigen Sohn, Hinrich; der erstere eine schöne Tochter, Grete. Die Väter kommen überein, ihre Kinder miteinander zu verheirathen. Grete liebt aber bereits einen andern, Behrend Grithof, einen ganz unbemittelten, aber schmuken Steuermann. Der Vater will ihm die Tochter unter keiner Bedingung geben, sie soll den Hinrich Smolt heirathen. Da greift Grithof zu einem verwerghen Mittel: mit Hilfe einiger Kameraden weiß er seinen Nebenbuhler nach Hamburg zu locken, und hier wird er, nach dem er ganz trunken gemacht worden ist, als Matrose auf ein Schiff geschleppt, welches alsbald in See geht. Nach der Weseitigung dieses Nebenbuhlers gelingt es dem Grithof, den Vater seiner Braut für sich zu gewinnen; derselbe gibt seine Zustimmung zu der Heirath, und diese wird nach ungefähr anderthalb Jahren mit allem Pomp gefeiert. Auch der Vater des verschollenen Hinrich ist wie zum Spott und Hohn geladen worden. Als nach der Trauung die Gäste beim Hochzeitmahle sitzen und die Neuvermählten nach alter Sitte in einer weitauchigen Zinnschüssel die Hochzeitsegaben einsammeln, tritt plötzlich Hinrich in ihre Mitte. Länger als ein Jahr hat er in der schrecklichsten Weise unter einem unmenschlichen und rohen Capitän Matrosendienste thun müssen, bis es ihm endlich gelungen ist zu entkommen und sein Geburtsdorf wieder zu erreichen. All sein Denken und Trachten ist Rache. Er hat sich mehrere Wochen in dem Hause seines Vaters verborgen gehalten, um an dem Hochzeitstage plötzlich aufzutreten. Mit einem langen Trauerflor am Hute tritt er in die Versammlung; alle entsetzen sich und verstummen. Ein Schwager Grithof's nimmt endlich seinen ganzen Muth zusammen und sagt: „Ich habe dich nicht geladen, die ungeladenen Gäste dürfen nur bis an den Zuschanerballen gehen.“ — „Du hast meinen Vater, den alten kranken Mann laden lassen, damit er den Treubruch mit eigenen Augen sehen soll, der hier begangen ist. Der Vater aber ist in der vergangenen Nacht gestorben und ich stehe hier an seiner Statt.“ Der plötzliche Eintritt des Todes in das

volle glühende Leben wirkte wie ein erstarrender Frost, der in einer Frühlingsnacht sämtliche junge Blüten zerbröckelt. Es war Grabesstille in der Versammlung. Hinrich Smolt ging nach dem obern Ende der Tafel, wo das Brautpaar saß und sagte: „Ihr sammelt die Hochzeitsgaben ein. Es ist meine Pflicht, für den geladenen Lobten einzustehen und an seiner Statt euch zu beschenken.“ Mit diesen Worten riß er den Trauerfrock von seinem Hute und warf ihn auf die blinkenden Silbergeräthe in die Brautschüssel, dann sagte er mit dumpfer Stimme: „Wie ihr mir gethan, so soll euch geschehen!“ und ging dann zur Thür hinaus, ohne daß ihn einer aufgehalten hätte. Ein panischer Schreck hatte die ganze Hochzeitsgesellschaft gelähmt. Die Braut lag ohnmächtig in den Armen des Bräutigams und der Brautvater stand regungslos, wie von einem Starrkrampf befallen. Die Musikanten, welche in einem Nachbarkaufe gespeist wurden und von dem Vorfalle nichts wußten, hielten, einen lustigen Walzer spielend, ihren Einzug. Ein tragisches Geschick erfüllt sich an der Familie Grithof; durch verschuldete und unverschuldete Unglücksfälle gerathen sie in Noth und Kummer, und beide Gatten finden ein vorzeitiges und elendes Ende. Hinrich sitzt auf seinem einsamen Gehöft und sieht nicht ohne Befriedigung, wie seine Feinde von der Strafe des Himmels betroffen werden. Er hatte im Innern geschworen für die erlittene Unbill Rache zu nehmen an Kind und Kindeskind, wenn es ihm möglich wäre. Doch der Himmel lenkt es anders. Durch besondere Fügungen geschieht es, daß Hinrich sich nach dem Tode Grithofs mit der unglücklichen Frau, als sie im Sterben lag, ausgesöhnt hat und die Vormundschaft über den einzigen Sohn derselben übernimmt. Diesen setzt er zuletzt als seinen Erben ein, aber erst nachdem er lange und schwere Kämpfe mit sich durchgekämpft hat und er durch ganz besondere Ereignisse veranlaßt wird, den Gedanken an Rache aufzugeben.

Das Buch ist anziehend und gut geschrieben; Volk und Land sind lebhaft und anschaulich geschildert, und der Verfasser läßt uns einen interessanten Blick thun in die Eigenthümlichkeiten jener Marksgenden an der Mündung der Elbe. Die Charaktere sind gut aufgefaßt und durchgeführt und haben eine gewisse plastische Klarheit. An einzelnen Stellen könnten die Verknüpfung der Begebenheiten und die Uebergänge zwischen einzelnen Abschnitten etwas durchsichtiger sein.

12. Vogelbärchen. Eine Erzählung aus den Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs von Justus Treumund. Frankfurt a. M., Seyder und Zimmer. 1863. 8. 12 Ngr.

Die Erzählung, welche in Hessen spielt, beginnt im Juni 1636 zu der Zeit, als Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel im Bunde mit den Schweden von Norden her nach Hanau zog, um diese von den Kaiserlichen hart bedrängte Stadt zu entsetzen. Der Held der Geschichte ist ein junger Kriegsmann, Namens Augustin, welcher in dem protestantischen Heere dient. Sein Vater ist gräflicher Förster gewesen. Seine Mutter, Barbara, hat einst bei Verwandten in der Nähe einen Besuch gemacht; bei ihrer Rückkehr fand sie ihre Wohnung abgebrannt und ihren Mann erschlagen; ihr einziger Sohn, erst zwei Jahre alt, ist verschwunden. Durch das Uebermaß des plötzlichen Unglücks ist ihr Geist so umbüßert worden, daß sie wie im Traume den Ort, wo ihr irdisches Glück untergegangen ist, verlassen hat und nun umherirrt. Die einzigen lebenden Wesen, die sich aus dem Hause gerettet, sind ein zahmer Staar und ein kleiner Hund, die ihr überall folgen. Die Leute nennen sie „Vogelbärchen“. Eine lange Reihe von Jahren ist sie umhergewandert, bis zuletzt in ihrer Todesstunde ein glücklicher Zufall ihr den lange gesuchten Sohn wieder zuführt. Sie stirbt befehligt in dem Gedanken, daß der Glaube, ihr Sohn lebe noch, sie nicht getäuscht hat. Ihr Sohn ist bei dem Brande von Ziegenurn mitgenommen und später von dem Bürgermeister von Wetter aufgenommen und erzogen worden. Als er erwachsen ist, hat er Kriegsdienste genommen und befindet sich nun in dem protestantischen Heere, welches nach Hanau zieht; mit diesem

Zeitpunkte hebt die Erzählung an. Die Anordnung des Stoffes ist geschickt, die Entwicklung und Verknüpfung der Begebenheiten ist von dramatischer Kraft und Lebendigkeit. Es ist besonders hervorzuheben, daß das Buch sehr getreue und anziehende Schilderungen aus den damaligen Kriegszeiten enthält; der historische Hintergrund der Erzählung gibt Zeugniß davon, daß der Verfasser genaue und gründliche historische Studien für seinen Gegenstand gemacht hat. Ebenso sind die Beschreibungen und Schilderungen von Gegenden des Hessenlandes sehr naturwahr und in poetischer Weise aufgefaßt; diejenigen, welche diese Gegenden aus eigener Anschauung genauer kennen, werden diese Schilderungen mit ganz besonderem Vergnügen lesen.

13. Brandenburgische Geschichten von Gustav zu Putlit. Stuttgart, Cotta. 1862. 8. 26 Ngr.

Den Inhalt des Buchs bilden, wie der Verfasser in der Vorrede bemerkt, vier kleine, früher zerstreut erschienene historische Skizzen und Genrebilder: „Die Vermählung des Markgrafen Ludwig von Brandenburg mit Luise Charlotte Adolphi 1681“, „Aus dem Schwarzen und in das Schwarze“, „Die Bernauer Bierflasche“, „Kronprinz Friedrich und Hans Herrmann von Rati“. — „Die Bernauer Bierflasche“, der Chronist nach erzählt, ist eine allerliebste Humoreske. In Bernau bei Berlin lebt ein würdiges Ehepaar, dessen ältester Sohn 14 Jahre alt ist. Die Aeltern wollen etwas Tüchtiges aus ihm machen und bringen ihn nach langer Ueberlegung zu dem berühmtesten Schuhmachermeister der kurfürstlichen Residenz in die Lehre. Die Lehrzeit beginnt. Der Meister ist ein recht gemüthlicher Mann; aber seine Frau, welche im Hause das Regiment führt und den ganzen Tag umherzinkt, ist der Schrecken der Lehrlinge. Am zweiten Tage der Lehrzeit wird er von der Meisterin, welche Besuch erwartet, mit einer großen kupfernen Flasche, die durch eine zinnerne Schraube geschlossen wurde und etwa 5—6 Kannen berliner Maß faßt, fortgeschickt, um dieselbe mit bernauer Bier füllen zu lassen. Der Lehrling, welcher keine Ahnung davon hat, daß er nach dem Rathsteller gehen soll, wandert getrost mit der schweren Flasche nach Bernau, läßt sie dort füllen und tritt am andern Tage den Rückweg an. Er ist noch nicht an den Schlagbaum der Stadt gelangt, da begegnet ihm der andere Lehrling, welcher Stiefel über Land zu bringen hat. Als dieser den Bernauer sieht, fragt er ihn verwundert, wo er herkomme, und als er erfährt, welches seltsame Versehen der Bernauer gemacht hat, setzt er ihm auselander, wie böse die Meisterin sei, und wie er rechtlich mit dem Anteriemem bekommen werde. Der arme Schusterjunge faßt einen kühnen Entschluß: er vergräbt die Flasche mit dem Biere unter dem dritten Baume vom Schlagbaum links an der Landstraße, läuft davon bis nach der schlesischen Grenze und läßt sich zuletzt von einem kaiserlichen Offizier anwerben. Er zeichnet sich durch seine Tapferkeit aus und bringt es bis zum Rittmeister. Nach 18 Jahren kehrt er in seine Heimat zurück; in Berlin erkundigt er sich sogleich nach seinem ehemaligen Meister, und als er hört, daß derselbe nebst der Meisterin noch am Leben ist, geht er zu ihm und läßt sich das Maß zu einem Paar Stiefel nehmen. In dem Gespräch, welches er mit ihm anknüpft, erinnert er ihn an den Lehrling aus Bernau und an die Bierflasche und gibt sich ihm zuletzt zu erkennen. Um den erstaunten und ungläubigen Meister von der Wahrheit seiner Aussage zu überführen, gehen sie zusammen nach der Stelle, wo das Bier vergraben ist und finden es wieder. Zu Hause öffnen sie es, und es hat sich ein Rest Bier darin erhalten, von allen, die davon kosten, ganz vorzüglich schmeckt. Auch die Meisterin, welche bernauer Bier besonders liebt, bekommt Lust davon zu trinken, und schon streckt sie die Hand nach dem Glas aus, da ruft der Rittmeister: „Halt! Sie bekommen nichts für ihr loses Maul!“ Die Erzählung ist im Tone der alten Geschichtsbücher wiedergegeben und zwar mit Geschmack und Verstand.

„Ueber die Absicht und den weitgreifenden Plan (zugleich

als Standpunkt der Beurtheilung"), wovon der Verfasser bei der ersten und letzten Erzählung geleitet worden ist, spricht er sich in der Vorrede in folgender Weise aus: „Unsere vaterländische Geschichte ist arm an Memoiren. Sollte es da nicht dann eine wertvolle Aufgabe sein, das Fehlende soviel als möglich zu ergänzen? Es wird gewiß niemand sich unterfangen, Memoiren vergangener Tage zu schreiben, aber es läßt sich aus dem zerstreut Vorhandenen manches Lebensbild combiniren; Familienporträts müssen ausbessern, wo geschriebene Schilderungen fehlen, ja der Ueberrest früherer Wohnnrichtungen, Möbel und Geräthe, wie wir sie wol noch zuweilen in alten Schlössern finden, müssen als verkörperte Memoiren gelten. Aus alledem läßt sich schließen und zusammenfügen, aber freilich muß Phantasie und poetische Divinationsgabe vermittelnd ausbessern und, wo die Quellen im Stich lassen, die Lücken füllen. Der Verfasser solcher Bilder, die gewissermaßen den Mittelpunkt halten zwischen dem Geschichtsbuch und dem historischen Roman, müßte aber mit der Gewissenhaftigkeit des Geschichtsschreibers verfahren und nur da seine Phantasie eintreten lassen, wo die authentische Quelle ihn verläßt, und seine auf genaueste Studien begründete Uebersetzung müßte überall das aus eigener Schöpfungskraft Hinzugefügte vertreten. Der Versuch einer derartigen geschichtlichen Schilderung, gleichsam von Nachgeborenen geschriebener Memoiren, hat der Verfasser in der ersten und letzten Skizze dieser Sammlung gewagt. Auf den Ruhm der Erfindung, der spannen den Handlung hat er verzichtet, das Verdienst der gewissenhaftesten historischen Treue nimmt er in Anspruch.“ Wir brauchen nur wenig Worte hinzuzufügen. Die Erzählungen sind in frischen, lebendigen und wahrheitsgetreuen Farben gehalten und gewähren treffende und plastisch wirkende Bilder der damaligen Zeiten und Personen. Sollte der Verfasser einmal die Absicht, eine größere Sammlung derartiger Bilder aus der preussischen Geschichte zu liefern, ausführen, so würde ein solches Werk sehr verdienstlich und werthvoll sein. Dem Wunsche, welchen der Verfasser am Ende der Vorrede ausdrückt, seine Skizzen möchten zu ähnlichen Versuchen anregen, können wir nur beistimmen. Nur, in dieser Art ausgeführte Erzählungen bieten eine vortreffliche Lectüre und sind eine glückliche Vereinigung von Unterhaltung und Belehrung.

Rudolf Sonnenburg.

Zur neuern Geschichte Neapels.

Lebensbilder zur Zeitgeschichte. III.: Geschichte Neapels während der letzten 70 Jahre, dargestellt am Leben der Generale Florestano und Wilhelm Pepe. Von Hermann Reuchlin. Nordlingen, Beck. 1862. Gr. 8. 15 Ngr.

Als Recensent es vor 14 Jahren unternahm, eine geschichtliche Darstellung der nationalen und politischen Bewegung in Italien von 1815—49 zu geben¹⁾, fand er die neuere Geschichte der Halbinsel als ein fast unangebautes Feld vor. Die Quellen flossen äußerst spärlich und waren nur mit großen Schwierigkeiten zu eröffnen. Aus meist anonymen Broschüren, Zeitungsartikeln, Erlassen, diplomatischen Notizen und mündlichen Mittheilungen ließ sich nur ein unvollkommenes, skizzenhaftes Bild jener 35 Jahre zusammenfügen. Der Grund war einfach: in Italien durfte man die Wahrheit nicht schreiben und schrieb deshalb lieber gar nicht; die italienische Emigration gab einseitige Darstellungen mit greller Parteilichkeit, die natürlich im schärfsten, unvermittelten Gegensatz zu den dürftigen Mittheilungen der officiellen und officiösen Presse standen; das Ausland interessirte sich zu wenig für die politischen Zustände der Halbinsel, um seine Publicisten zu veranlassen, die tausend Hemmnisse und Verdrüßlichkeiten neuester italienischer Geschichtsforschung zu überwinden. Inzwischen hat sich vieles verändert. Seit der Revolution von 1848, zumal seit Piemont ein constitutioneller Staat und der Hüter der nationalen Idee geworden, haben die

Italiener selber mit Eifer und Geschick, wenn auch selten mit der nöthigen Gründlichkeit und fast nie mit voller Unparteilichkeit die Geschichte ihres Landes in den letzten Decennien bearbeitet. Quattieri's, La Farina's, Ranelli's und vieler andern Geschichtstexten sind, obzwar werthvolle Beiträge, doch nur mit großer Vorsicht zu beugen. Wichtiger sind die zahlreichen Sammlungen von Documenten und besonders die mehr und mehr anwachsende Memoirenliteratur, zum Theil von Männern, die, wie Guglielmo Pepe, eine hervorragende Rolle in der Geschichte der letzten fünfzig Jahre gespielt haben.

Unter den deutschen Geschichtsforschern, die Italien neuerdings, zumal seit dem Kriege von 1859, ein besonderes Interesse zugewandt haben, ist H. Reuchlin, sowohl was seine genaue Kenntniß italienischer Zustände als sein Verstandniß für die nationalen und provinziellen Eigenthümlichkeiten der Bevölkerung der Halbinsel, endlich seinen von Parteivorurtheilen ungetrübten Blick und seine klare und anschauliche Darstellungsweise betrifft, entschieden der bedeutendste, wie wir das schon früher in Beziehung auf seine „Geschichte Italiens“ in Nr. 27 d. Bl. f. 1861 anerkannt haben.

In dem vorliegenden dritten Hefte seiner mit vielem Beifall aufgenommenen „Lebensbilder zur Zeitgeschichte“²⁾ will der Verfasser durch die Darstellung der neapolitanischen Geschichte seit 1796, die er an die Lebensgeschichte der Brüder Florestano und Guglielmo Pepe knüpft, das Publikum über die Elemente des neapolitanischen Lebens orientiren, die Motive „der Feigheit und des Heroismus“ des neapolitanischen Volks kennen lehren und zahlreiche, nicht nur von fremden Touristen, sondern auch von namhaften Neapolitanern verbreitete Irrthümer entlarven. Er gedenkt dadurch einen Beitrag zur richtigen Würdigung der eigenthümlichen Schwierigkeiten zu liefern, welche sich in Neapel einer friedlichen, gedeihlichen und dauerhaften Ordnung der Dinge entgegenstellen. Ob es ihm, wie er fast zu hoffen scheint, gelingen wird, der italienischen Regierung zu beweisen, „wie sie dem Provinzialismus gerecht werden müsse und wie dringend und wie möglich es sei, sich aus den Regnen Napoleon's zu ziehen“, und andererseits Oesterreich begreiflich zu machen, daß es „anstatt Pläne der Rache und Restauration zu schmieden, die Fäden der Verständigung herauszufinden suchen müsse“, dürfen wir dahingestellt sein lassen. Daß Deutschland, wenn auch von dem Schicksal Neapels nicht so unmittelbar berührt wie von dem Venetiens, ein entschiedenes Interesse daran hat, daß kein Murat noch ein anderer Herrscher von Napoleon's Gnaden dort einen französischen Vasallenthron bestige, liegt auf der Hand; ebenso sehr, daß die gewaltsame Wiedereinsetzung eines wenigstens bei dem ganzen urtheilsfähigen Theile des Volks verhassten oder verachteten Könighauses, das seine Regierungsunfähigkeit seit einem Jahrhundert glänzend documentirt hat, statt der Herrschaft eines von fremden Einflüssen unabhängigen Königs von Italien so wenig in unserm wie in dem wohlverstandenen Interesse Europas überhaupt liegt.

Dadurch, daß der Verfasser seine Geschichtserzählung an die Schicksale der beiden Generale Pepe knüpft, von denen besonders der jüngere bei allen Wechselfällen, denen sein Vaterland anheimfiel, vom Anfang des Jahrhunderts bis zu seinem Tode im Jahre 1855 die bedeutendste Rolle gespielt hat, erhält die Schrift allerdings ein besonderes Interesse, das ihr manchen Leser zuführen wird, den eine bloße Geschichte Neapels nicht angezogen haben würde. Reuchlin versteht es trefflich, durch die Schilderung der Thaten und Erlebnisse der beiden berühmten Galabresen wie ihrer Schicksalsgefährten und Gegner helle Schlaglichter auf den neapolitanischen Volkscharakter überhaupt wie auch auf die zahlreichen provinziellen Eigenthümlichkeiten zu werfen, die sich dort noch in weit höherm Grade erloscht erhalten haben als in irgendetwas andern Theile der Halbinsel. Dahingegen ist freilich nicht zu verkennen, daß durch die Nothwendigkeit, auf der einen Seite den oft ganz

¹⁾ Vgl. „Die Gegenwart“, III, 163—189 und 604—666. 1863. 28.

²⁾ Hefte 1 enthält „Gäfar Balbo“, Hefte 2 „Garibaldi“.

auseinanderlaufenden Lebensweg der beiden Brüder im Auge zu behalten und auf der andern den Faden der allgemeinen Geschichtserzählung immer wieder aufzunehmen, die Einheit der Darstellung bedeutend gelitten hat. Auch können wir es nicht verhehlen, daß der Titel der Schrift uns fast zu vornehm für diese auf 90 Seiten zusammengebrängte, zum nicht geringen Theile biographische Skizze erscheint. Die Ereignisse ganzer Reihen von Jahren sind oft kaum mit wenigen Worten flüchtig angedeutet, die neuesten und wichtigsten seit 1849 auf 3—4 Seiten abgehandelt. Auch vermögen wir nicht alles, was der Verfasser sagt, unbedingt zu unterschreiben. Wo Pepe sich mit Colletta in Widerspruch befindet, gibt er stets dem letztern unbedingt unrecht und schreibt ihm die Absicht zu, die Thatfachen verdreht zu haben, um sich selbst rein zu waschen. Wir haben nicht nur aus Colletta's Geschichtswert selbst, sondern auch aus zahlreichen Mittheilungen vieler seiner Bekannten und Freunde die Ueberzeugung geschöpft, daß dieser Historiker stets nur geschrieben hat, was er nach seinem besten Wissen für die Wahrheit halten mußte. Er mag sich hier und da getäuscht haben oder getäuscht worden sein, hat aber gewiß nie absichtlich die Thatfachen gefälscht, und so wenig wir Pepe irgendeine solche Schuld aufbürden wollen, so zeigen doch seine Mittheilungen eine so entschlossene und eigenthümlich subjective Färbung, daß wir ihnen keineswegs stets volle objective Glaubwürdigkeit beilegen möchten.

Der Stil der Schrift, welcher wesentliche Abweichungen von der Schreibart in der „Geschichte Italiens“ zeigt und bald an den Colletta's, bald Macaulay's erinnert, macht in seiner Kürze und knappen Gebrungenheit, die keineswegs frei von Härten und hier und da von schwerfälligen Wendungen ist, den Eindruck, als ob er dem Verfasser selbst noch nicht ganz geläufig sei. Im ganzen dürfen wir jedoch das Buch unsern Lesern mit der Versicherung empfehlen, daß sie es nicht unbefriedigt aus der Hand legen werden, zumal nicht ohne einen wesentlich tiefern Einblick in die eigenthümlichen Schwierigkeiten gewonnen zu haben, die sich in Unteritalien einer neuen Ordnung der Dinge entgegenstellen, sowie in das Wesen und die Bedeutung jener Kämpfe und Zuckungen, unter denen die Einführung derselben sich langsam und widerstrebend vollzieht.

Otto Sprenger.

Notizen.

„Caxtoniana.“

Von dem Verfasser des Romans „The Caxton family“ erscheint im „Blackwood's Magazine“ seit einiger Zeit eine Reihe von Essays über Leben, Literatur und Sitten unter dem Titel „Caxtoniana“, ein buntes Gemisch geistreicher, wenigstens zum Denken anregender Bemerkungen und Einfälle über die verschiedensten Gegenstände. Der Verfasser zeigt sich auch in deutscher Literatur gut bewandert und citirt fleißig Aussprüche von Kant, Hegel, Goethe, Schiller u. s. w. Im Maiheft des genannten Magazins beschäftigt sich der Verfasser unter vielem andern auch mit der Frage, worin die Vorzüge des Verses vor der Prosa in Werken der Imagination zu suchen seien. Die Prosa, bemerkt der Verfasser unter andern, hatte nicht so leicht im Gedächtniß, und er fährt dann fort: „Wer hat 20 Zeilen aus „Ivanhoe“ im Gedächtniß? Wer hat nicht 20 Zeilen im Gedächtniß aus dem „Deserted village“? ... Hundert Jahre nach der Entstehung eines in Prosa geschriebenen Werks der Imagination sind darin Schönheiten wie begraben und bleiben der Wahrnehmung gänzlich entrückt; in einem Gedicht bleibt auch hundert Jahre nach seiner Veröffentlichung wahrscheinlich nicht eine einzige Schönheit unentdeckt. Dies gilt auch von den volksthümlichsten und unvergänglichsten Dichtungen in Prosa, die wir in einem Lebensalter lesen, wo das Gedächtniß noch am zähesten ist, von „Don Quixote“ oder „Robinson Crusoe“, von „Gulliver's Reisen“ oder den „Arabischen Nächte“.“ Man erkennt sich, bemerkt der Verfasser weiter, wol mit Vergnügen an den Inhalt, aber Schlagstellen wisse man daraus nicht aus-

wendig. Weiter kommt der Verfasser darauf zu sprechen, daß in vielen Romanen unserer Zeit eine lehrreiche Tendenz, eine symbolische Beziehung den Einschlag im novellistischen Gewand habe; so gehe — „to quote the most familiar illustrations I can think of“ — in Goethe's „Wilhelm Meister“ neben „dem bloßen Interesse an den Begebenheiten das Interesse an der innern Beziehung zwischen der Lehrzeit eines Künstlers in der Kunst und eines Mannes Lehrzeit im Leben nebeneinander.“ In Hawthorne's „Transformation“ kann die bloße Erzählung der äußerlichen Vorfälle niemals richtig verstanden werden, wenn der Leser keinen Sinn hat für die köstliche Mystik, welche durch die Personen symbolisirt wird.“ Der Verfasser nennt dabei diesen Roman zwar „oft sehr fehlerhaft in der Ausführung, aber ungemein groß in der Auffassung“, und das ist er, und wenn er auch einzelnes Verfehlte oder Bizarre hat, so sind doch auch viele Einzelheiten von vorzüglichster, immer aber sauberster Ausführung. Ein bewährter Kunstkritiker schrieb uns während der Lectüre der unter dem Titel „Miriam oder Graf und Künstlerin“ erschienenen deutschen Uebersetzung: „Ich lese den Roman mit dem größten Interesse, nicht bloß, weil er in Rom und andern mir bekannten Gegenden Italiens spielt und die Verwickelungen so manches ältere und neueren Kunstwerkes mit tief eingehender geistvoller Charakteristik behandelt, sondern auch noch mehr wegen der Art und Weise, wie bedeutende und zum Theil räthselhafte Charaktere mit psychologischem Tiefblick hier zur Anschauung gebracht sind. Ich hatte kurz vorher ... von ... gelesen. Welche leichte alltägliche Naivität, welches bloße Nachwerk einer allerdings talentvollen Routine, wie der Markt es täglich bietet, gegen dieses völlig durchgeistigte Product eines mit vollster Innerlichkeit schaffenden Dichters! Ich halte diesen Roman für einen der bedeutendsten, der in neuerer Zeit geschrieben worden sein mag. Sonnenschein ist in ihm freilich nur, soweit der Glanz des Weins von Monte Beni reicht. Das Ganze ist von einem Hauch der Schwermuth angeweht, aber er steht im Einklange mit den Charakteren, die Abbilder eines feinfaserteten, tief melancholischen Dichtergemüths sind. Dabei treffliche Gedanken ungewöhnlicher Art und Form, und ich frage mich oft, wie war es möglich, daß die Uebersetzerin sich durch die offenkundigen Schwierigkeiten des Originals mit dieser gleichmäßigen classischen Ruhe und Klarheit durchzuwinden wußte.“

Wir theilen diese Brieffelle mit, nicht weil uns die Uebersetzerin als Tochter so nahe steht, sondern weil wir wahrnehmen müssen, daß der Hawthorne'sche Roman, der so viel deutsches Element enthält, in Deutschland noch nicht die Würdigung gefunden hat, die er zu finden verdient. Für Alttagleser ist er freilich nicht.

J. M.

Alfred Tonnell als Uebersetzer aus dem Deutschen.

Ein junger Franzose, der Wissenschaft und Literatur zu früh entrißen, Alfred Tonnell, hat eine Uebersetzung des wehmüthig schönen deutschen Liedes versucht, welche dessen einfache Grazie und rührende Herzlichkeit so gut wiebergibt, als die Sprachverschiedenheit des Genius der beiden Sprachen es erlaubt. Das französische Gedicht „L'Adieu“ heißt wie folgt:

De Dieu c'est l'ordre suprême:

Il faut à tout ce qu'on aime

Dire adieu:

Et pour un cœur sur la terre,

Est-il douleur plus amère

Qu'un adieu?

Cueille un frais bouton de rose;

Et d'une eau pure l'arrose

Tout un jour:

Le soir la verra fleurir,

Et le lendemain sécher

Sans retour.

Cours choisir une maîtresse:
Laisse-toi de sa tendresse
Enivrer.

Pour la voir bientôt ravie,
Et rester seul dans la vie
A pleurer.

Écoute, et tremaille d'espoir!
En ses douleurs l'homme s'écrie:
Adieu! Mais une voix chérie
Des cœurs lui répond: Au revoir!

Alfred Tonnelle war am 5. December 1831 zu Tours geboren und starb daselbst am 14. October 1858. Was er für Philosophie und Aesthetik hätte werden können, zeigen die „Fragments sur l'art et la philosophie“, welche ein Freund, G. A. Heinrich, Professor der auswärtigen Literatur an der Faculté in Lyon, gesammelt hat und von denen kurze Zeit nach ihrem Erscheinen eine zweite Auflage (Paris 1860) nöthig wurde; wie er sich moralisch und religiös entwickelt hatte, deutet ein in diesem Buche enthaltenes Schreiben des Dratorianers Vater Gratz an, dessen Büchlein „Les sources“, neben seinen größern Werken, in aller Händen ist. In wenigen französischen Producten weht uns ein solcher Hauch der Innigkeit deutschen Gefühls und Innerlichkeit deutscher Auffassung an, wie in diesen zerstreuten Blättern eines jungen Mannes. Hier ist, wie der Herausgeber sagt, die Idee des Schönen nicht von der Idee Gottes getrennt, welche dessen Quelle ist. Eine eigenthümlich anziehende Erscheinung, dieser Sohn der anmutigen Touraine, welcher, indem er, wenige Monate vor seinem Tode, die in Nebel gehüllten Höhen der Pyrenäen hinaufsteigt, die Verse Rigonon's „Kennaß du den Berg und seinen Wolfenstieg“ vor sich herlag. Andere Uebersetzungen, so Goethe'scher, Uhland'scher Gedichte, sind von ihm vorhanden; nicht alle kommen der des Liedes vom Scheiden und Wiedersehen gleich. Auf welchen Grund hin nennt aber der Herausgeber des Tonnelle'schen Nachlasses dies Volkslied ein Gedicht Ernst von Teufelsdröckes? Vielleicht erhalten wir durch d. Bl. später einmal hierüber Auskunft.

90.

Bibliographie.

Baudissin, Graf A., Christian VII. und sein Hof. Historischer Roman. 2te Abtheilung. Juliane Marie. Zwei Bände. Hannover, C. Kümpler. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Beutel die Brand von Messina. Historisch-romantischer Trauerspiel in zwei Aufzügen von Dreien. Geyerwerda, Erbe. 16. 3 Ngr.

Becker, A., Fabeln und Märchen. Dresden, Reinhold und Söhne. Gr. 16. 3 Ngr.

Die Freimaurerei im Staate von einem frühern Ordensmitgliede. Nach dem Französischen von A. Eschweiler. Mit einem Vorworte von A. Stolz.achen, Gens. 12. 7½ Ngr.

Garrido, J., Das heutige Spanien, seine geistige und äußerliche Entwicklung im 19. Jahrhundert. Deutsch von A. Ruge. Rechtmäßige deutsche, stark vermehrte und berichtigte Ausgabe von J. Garrido und A. Ruge. Leipzig, Kummer. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Grohmann, J. B., Sagen-Buch von Böhmen und Mähren. 1ster Theil. Prag, Calve. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Grosse, C., und F. Otto, Vor fünfzig Jahren. Die Befreiung Deutschlands durch die Völkerschlacht bei Leipzig. Patriotische Bilder aus dem Jahre 1813. Mit 5 Zinnsilbern, 56 in den Text gedruckten Illustrationen, sowie 1 Karte des Schlachtfeldes von Leipzig. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 15 Ngr.

Gasse, L., Die Räthsel der Natur und des Lebens. Hamburg, D. Meißner. Gr. 8. 15 Ngr.

Gemsen, L., Des Königs Reichsvater. Historischer Roman. 1ste bis 5te Lieferung. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 8. à 3 Ngr.

Herzog, L., Der Leutnant. Eine Erzählung in fünf Tempo. Stand, v. Matt. 1862. 8. 15 Ngr.

Höfke, L., Lenzesblüthen. Berlin, Pötker. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kieselberg Prinzessin von Nirgendsw. Ein tragikomisches Märchen, frech bearbeitet nach Gozzi und Schiller's Turandot in einem Akte von Dreien. Geyerwerda, Erbe. 16. 3 Ngr.

Kieselbach, W., Zum Verständniß des realen Lebens. Bremen, Strack. 8. 12 Ngr.

Lebberhose, A. F., Johann Zäncke, der evangelisch-lutherische Prediger an der böhmischen oder Betschens-Kirche zu Berlin, nach seinem Leben und Wirken dargestellt, herausgegeben von G. Knaf. Berlin, Beck. 8. 24. Ngr.

Lewald, Fanny, Okerbriefe für die Frauen. Berlin, Janka. 8. 15 Ngr.

Matz im Jahre 1863. Ein Bild öffentlichen Lebens. In Briefen skizziert von C. B. Nacheu. 8. 8 Ngr.

Maltitz, G. v., Der Braunschweig'sche Hof und der Abt Jerusalem. Culturhistorischer Roman. Drei Bände. Leipzig, D. Wigand. 8. 4 Thlr.

Die Männer des Volks in der Zeit deutschen Glends. 1805—1813. Nach Briefen und Memoiren. Mit Photolithographien nach Zeichnungen von E. Burger. 1ste und 2te Lieferung. Berlin, Seehagen. Gr. 8. à 5 Ngr.

Marenzi, F. A. Freih. v., Zwölf Fragmente über Geologie, oder Beleuchtung dieser Wissenschaft nach den Grundrissen der Astronomie und der Physik. Mit 4 Figur-Tafeln. Laibach. Gr. 8. 1 Thlr.

Mylius, D., Ausgewählte Erzählungen. 1ste Lieferung. Stuttgart, Kröner. 8. 4 Ngr.

Niderit, L., Gehirn und Geist. Entwurf einer physiologischen Psychologie für denkende Leser aller Stände. Mit 8 in den Text gedruckten Holzschnitten. Leipzig, C. F. Winter. 8. 15 Ngr.

Pröß, R., Michael Kohlhaas. Trauerspiel in sechs Acten. Dresden, Kugel. 8. 20 Ngr.

Putzig, G. zu, Wilhelm von Oranien in Whitehall. Schauspiel in fünf Aufzügen. Berlin, Schlesinger. 1864. 8. 20 Ngr.

Rasch, G., Das Schwert Italiens. Lebensskizze des Generals Josef Garibaldi. 1ster Band. Berlin, Reile, Wolke u. Comp. 8. 22½ Ngr.

Ritter, G., Europa. Vorlesungen an der Universität zu Berlin gehalten. Herausgegeben von G. A. Daniel. Berlin, C. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Tweßen, G., Schiller in seinem Verhältnis zur Wissenschaft dargestellt. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 25 Ngr.

Der lustige Vetter aus Schwaben, oder schwäbischer Humor und Volkswitz. Eine treue Sammlung der originellsten und pikantesten Anekdoten aus Schwaben. Mit viel Mühe und Fleiß zusammengetragen vom Krummen Philipp. Stuttgart, Fischhaber. 16. 9 Ngr.

Tagesliteratur.

Deede, W., Ueber Schiller's Auffassung des Künstlerberufs. In dem läbder Zweigverein der Schillerkünstler gelesen am 10. November 1862. Lübeck, Hofmannseldt. 1862. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hohenreuther, J., Und dennoch Rathhaus! Zur Widerlegung und Beleuchtung der Schrift des Dr. Eich: „In welchem Lokale stand Luther in Worms vor Kaiser und Reich.“ Mainz, Le Roux. Gr. 8. 5 Ngr.

Schulze-Delisch, Capitel zu einem deutschen Arbeiterkatechismus. Sechs Vorträge vor dem Berliner Arbeiterverein. Leipzig, Reil. 8. 7½ Ngr.

Zur polnischen Frage. Gedanken eines Deutschen über dieselbe. Berlin, Grothe. 8. 5 Ngr.

Brockhaus' Reise-Atlas.Entworfen und gezeichnet von **Henry Lange.**

In einzelnen Blättern nebst Text, cartonnirt, zu 5 Sgr.

Plan von Leipzig (mit 10 Abbildungen). Fünfte Auflage.
 Eisenbahn von Leipzig nach Dresden. Zweite Auflage.
 Eisenbahnen in Sachsen sowie nach Koblitz, Prag und Pardubitz.
 Plan von Dresden (mit 10 Abbildungen). Dritte Auflage.
 Die böhmisches Schweiz (mit 9 Abbildungen). Vierte Auflage.
 Eisenbahn von Prag nach Bodenbach (mit 3 Abbildungen). Zweite Auflage.
 Plan von Prag.
 Eisenbahnen zwischen Prag, Brünn (Wien), Olmütz und Krakau.
 Eisenbahn von Leipzig nach Hof (mit 2 Abbildungen). Zweite Auflage.
 Eisenbahn von Hof nach Nürnberg und Baireuth (mit 6 Abbildungen).
 Zweite Auflage.
 Plan von Nürnberg. Zweite Auflage.
 Eisenbahn zwischen Nürnberg und Augsburg (mit 2 Abb.). Zweite Auflage.
 Plan von Augsburg.
 Eisenbahn zwischen Augsburg und Lindau (mit 1 Abbildung).
 Eisenbahn zwischen München, Augsburg u. Ulm (mit 3 Abb.). Zweite Aufl.
 Plan von München u. Eisenbahn von München nach Starnberg. Zweite Auflage.
 Eisenbahnen zwischen München, Innsbruck und Salzburg (mit 1 Abb.).
 Eisenbahnen zwischen Pest, Wien, Brünn und Prerau (Prag); die Donau von Wien bis Pest.
 Eisenbahn zwischen Ulm und Friedrichshafen und der Bodensee.
 Plan von Stuttgart (mit 2 Abbildungen).
 Eisenbahnen zwischen Karlsruhe, Heilbronn, Stuttgart und Ulm.
 Eisenbahn von Karlsruhe nach Baden-Baden und Straßburg.
 Eisenbahnen zwischen Straßburg, Basel, Zürich und Schaffhausen (mit 1 Abbildung).
 Die Donau von Donauwörth nach Passau (mit 4 Abbildungen).
 Die Donau von Passau nach Linz und Wien (mit 6 Abbild.). Doppelblatt.
 Plan von Wien und seinen Umgebungen.
 Eisenbahn zwischen Wien und Triest (Doppelblatt).
 Eisenbahn von Frankfurt a. M. nach Bamberg (mit 2 Abbildungen).
 Der Rhein zwischen Mainz und Koblenz (mit 4 Abb.). Zweite Auflage.
 Der Rhein zwischen Koblenz und Köln (m. 1 Abb. u. Karte d. Siebengebirges).
 Zweite Auflage.
 Plan von Köln. Zweite Auflage.
 Eisenbahnen zwischen Köln, Aachen und Emmerich (mit 1 Abbildung).
 Die Thüringische Eisenbahn und der Thüringer Wald. Zweite Auflage.
 Eisenbahn von Eisenach nach Kassel und Frankfurt a. M.
 Plan von Kassel. Zweite Auflage.
 Plan von Frankfurt a. M. (mit zwei Abbildungen).
 Eisenbahnen zwischen Frankfurt a. M., Mainz und Heidelberg.
 Eisenbahnen zwischen Heidelberg und Karlsruhe, sowie in der Bairischen Pfalz.
 Eisenbahnen zwischen Magdeburg, Hannover und Göttingen und der Harz.
 Plan von Magdeburg. Zweite Auflage.
 Eisenbahnen zwischen Hannover, Hamburg, Bremen und Emden; Nordernoy.
 Plan von Hannover.
 Eisenbahnen zwischen Hannover, Rheine, Köln und Kassel.
 Plan von Braunschweig (mit 4 Abbildungen).
 Plan von Berlin und seinen Umgebungen.
 Eisenbahnen zwischen Berlin, Potsdam, Magdeburg, Wittenberge und Leipzig.
 Eisenbahn zwischen Berlin und Hamburg (mit 4 Abbildungen).
 Plan von Hamburg. Zweite Auflage.
 Eisenbahn zwischen Hamburg und Kiel; Helgoland.
 Eisenbahnen zwischen Frankfurt a. O., Berlin und Stettin.
 Eisenbahnen zwischen Frankfurt a. O., Götting, Breslau und Posen.
 Plan von Stettin.
 Eisenbahnen zwischen Stettin, Posen, Frankfurt a. O. und Bromberg.
 Eisenbahnen zwischen Bromberg, Danzig und Königsberg.
 Plan von Breslau.
 Die Oberschlesischen Eisenbahnen.
 Rügen. Führer für Reisende.
 Uebersichtskarte der Eisenbahnen von Mitteleuropa.

Brockhaus' Reise-Atlas ist ausserdem auch in folgenden sechs Sectionen (jede einzeln cartonnirt 24 Sgr.) erschienen:

Oesterreich (5 Spezialkarten, 2 Städtepläne, 1 Uebersichtskarte und Text).
 Die Rheinlande (7 Spezialkarten, 2 Städtepläne, 1 Uebersichtskarte und Text).
 Baiern und Württemberg (9 Spezialkarten, 4 Städtepläne, 1 Uebersichtskarte und Text).
 Nordost-Deutschland und Schlesien (8 Karten, 3 Städtepläne und Text).
 Nordwest-Deutschland (5 Spezialkarten, 4 Städtepläne, 1 Uebersichtskarte und Text).
 Sachsen, Thüringen und Hessen (7 Karten, 3 Städtepläne und Text).

Verlag von **S. A. Brockhaus** in Leipzig.**Johann Gottlieb Fichte.**

Lichtstrahlen aus seinen Werken und Briefen nebst einem Lebensabriß.
 Von **Eduard Fichte.**

Mit Beiträgen von **Immanuel Hermann Fichte.**

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vorliegende Sammlung besonders schöner und charakteristischer Stellen aus Fichte's Werken und Briefen, ausgewählt und geordnet von der Hand seines Enkels, soll den großen Dank auch weitem Kreisen nahe bringen, die aus den Quellen selbst nicht schöpfen können. Die hier niedergelegten Gedanken bieten dem sinnigen Leser nichts, was ihm schwer verständlich wäre; denn sie beschäftigen sich nur mit dem, was jeder in sich selbst wiederfinden kann, der mit Ernst und gewissenhaftem Wahrheits-sinn in sein Inneres einzufahren liebt.

In dem vorausgeschickten Lebensabriß Fichte's, zu welchem auch sein Sohn, Professor Immanuel Hermann Fichte, interessante Beiträge geliefert hat, erhalten wir ein getreues, menschlich wahres Bild des deutschen Mannes, dessen Jubiläum im vergangenen Jahre mit Recht als ein deutsches Nationalfest gefeiert ward.

Verlag von **S. A. Brockhaus** in Leipzig.**Die Gegenwart.**

Eine encyclopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon.

12 Bände. 8. 1848—56.

Früherer Preis 25 Thlr. 10 Ngr. Ermäßigter Preis 12 Thlr.

Dieses bekannte Werk beginnt mit der auf alle Verhältnisse einwirkenden wichtigen Epoche von 1848 und gibt ein vollständig abgerundetes Bild der neuern Zeitgeschichte.

In der **Fr. Wagner'schen** Buchhandlung in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wessenberg, J. Heinrich von, Kaiser Friedrich der Zweite von Hohenhausen. Ein Trauerspiel in 5 Akten. Zweite Auflage. Preis 16 Neugroschen, oder 54 Kreuzer.

Verlag von **S. A. Brockhaus** in Leipzig.

Soeben erschien das zehnte Bändchen von **Karl Gutzlow's Zauberer von Rom.**

Auf diese in kurzen Zwischenräumen ausgegebene, aus 18 Bändchen (à 10 Ngr.) bestehende neue, vollständig umgearbeitete Auflage des allgemein anerkannten Werks werden noch in allen Buchhandlungen Bestellungen angenommen und den neu hinzutretenden Interessenten sofort die frühern Bändchen nachgeliefert.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **S. A. Brockhaus** in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 29. —

16. Juli 1863.

Inhalt: Religiöse Poesie. — Schilderungen aus der Alpenwelt. — Zur deutschen Verlehrs. — Roman- und Dorfgeschichtenliteratur. —
Mithen. (Alfred Reumont und G. P. Bismarck; Künstlerleben in Deutschland; Raben von Hie Helli.) — Bibliographie. —

Religiöse Poesie.

1. Hebräische Gesänge. Metrisch nachgebildet von Moritz Rappaport. Leipzig, G. E. Friessche. 1860. 8. 18 Mgr.
 2. Gedichte von Friedrich Wilhelm Faber. Auswahl. Deutsch von Michael Dorr und Willibald Zottmann. Autorisierte Uebersetzung. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Regensburg, Manz. 1860. 8. 1 Thlr. 8 Mgr.
 3. Marienblüten. Von Albert Spaff. Danzig, Kasemann. 1861. 8. 20 Mgr.
 4. Vermischte Gedichte von J. W. J. Neue Folge. Augsburg. 1861. 8. 8 Mgr.
 5. Knechtsharfe. Eine Auswahl aus seinen zerstreuten Liedern. Von Graf Dreyßher. Duedlinburg, Basse. 1860. 8. 15 Mgr.
 6. Fremdes und Eigenes für Geist und Herz in Gedichten und Prosa. Herausgegeben von Henriette von Dhern. Halle. 1860. 8. 1 Thlr.
 7. Einsame Stunden. Gedichte von Mathilde Beneta. Weitz, Bielefeld. 1860.
 8. Gedichte von Christian Friedrich Heinrich Sasse. Nach einer Auswahl nachgelassener Gedichte seines Sohnes Rudolf Sasse. Altenburg, Schnapf. 1861. Gr. 16. 1 Thlr.
 9. Blüten aus dem Pfarrgarten, gesammelt in Herz und Haus und Amt von Ferdinand Neubt. Neu-Ruppin, Neumigke. 1861. Gr. 16. 25 Mgr.
 10. Soli Deo Gloria. Gesänge und Lieder von G. Sengelsmann. Hamburg, Duden. 1861. 8. 15 Mgr.
 11. Lieder eines Suchenden. Religiöse Dichtungen von G. Weber. Zürich, Schultheß. 1861. 8. 24 Mgr.
 12. Für das Haus. Liebergabe von Julius Sturm. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 1 Thlr.
 13. Geistliche Gedichte. Von G. G. W. Elfer. Lüneburg, Herold und Wahlstab. 1861. 8. 15 Mgr.
 14. Aus unserer Zeit. Gedichte von Georg Längin. Lahr, Geiger. 1861. Gr. 16. 12 Mgr.
- Der freischere Hauch, der seit einiger Zeit in einem
den Theile der europäischen Welt, selbst schon, wenn
erst leise, in England durch die religiösen An-
nungen weht, scheint auch bereits auf den Bächer-
st wesentlich eingewirkt zu haben. Denn seit länger
zehn Jahren ist es zum ersten male, daß wir unter
Gesamtzahl der durch Zufall zusammengeführten,
zu gemeinschaftlicher Besprechung vorliegenden Werke
güßer Dichtungen auch nicht ein einzelnes angetroffen
en, welches nicht wenigstens Spuren dieses Geistes an
1863. 29.

sich trüge, wie wir denn z. B. selbst in der zu Halle
erschienenen, oben unter Nr. 6 aufgeführten Sammlung
„Fremdes und Eigenes“ Stücke von Goethe und Geng-
stenberg, von Herder und Barthels nebeneinander vorfin-
den. Dasselbe, was sich auf unserm Bächerische im
Kleinen abspiegelt, zeigt sich bei einem Ueberblicke der
religiösen Literatur im Großen. Die schnellen Wande-
lungen in der religiösen Ueberzeugung, wovon man in
dieser Erscheinung ein Zeichen finden !
aus der Geschichte nicht hinwegleugnen;
Verloben und unter, allen Nationen, !
nach dieser oder jener Richtung hin ist
Einfluß ausübte, sichtbar gewesen. Wi-
genwart eine solche Wandelung eingetreten, wollen wir
einer spätern Zeit zu entscheiden überlassen. Man kann
obige Erscheinung auch in einem mildern Lichte betrachten,
man kann annehmen, daß, je nachdem die eine oder die
andere Meinung die herrschende wird, die zu derselben
sich zählenden Stimmen laut werden und in den Vorder-
grund treten, während die andern, in den Hintergrund
gedrängt, verstummen; und mit dieser mildern Ansicht
wollen wir uns vor der Hand begnügen, nicht ohne un-
sere Freude darüber auszusprechen, daß wir nach langer
Unterbrechung die lüchtern Geister wieder im Vorder-
grunde finden.

Wir beginnen unsere heutige Umschau in religiös-
chronologischer Ordnung mit einem israelitischen Werke,
lassen dann ein paar katholische folgen und reihen diesen
eine größere Anzahl protestantischer an.

Die „Hebräischen Gesänge“ von Moritz Rappa-
port (Nr. 1) lassen gleich in der Widmung „Zionische“
auf eine tüchtige poetische Kraft schließen:

Äinen leisen, leisen Klang
Hört man durch Ruinen beben;
Winkt und klingt jahrtausendlang
Wie geheimes Geisterweben.

Zionburg, so hehr und hoch!
Dich hat Greuelhand zer schlagen,
Aber deine Trümmer noch
Glänzen wie in alten Tagen.

Jeder Stein verwittert, kumm,
Spricht mit hellen Flammenzungen:
Ueber David's Heiligtum
Schweben die Erinnerungen,
Jener Tage, jener Zeit,
Als du reich an Ruhm und Ehre,
Der Welt hast ausgetrunken
Dein weinendes Göttergeheim.
Deine Söhne sind zerstreut,
Und es braust der Sturm, der scharfe,
Doch an jeder Weide hängt
Noch die alte Hosenknur.

Ob dir irdisches Glück und Ruhm
Nach wie Rebellen versanken,
Dach dein ewiges Eigentum
Nahmst du mit — den Gottgehaufen.

Jeder Jude, wo gebannt,
Wo die Heimat er gefunden,
Jeder Stein, den fromme Hand
Deinen Bergen hat entwunden;
Deines Jordans Flut, so kühl,
Aufbewahrt selbst im Gefäße,
Wie die Flut des alten Me,
Ruhet laut Jehovah's Größe!

Ob zerstoßen und verweht,
Ueberall, wie einst im Oken,
Fest und tren der Jude steht,
Unverjagt, ein Gottesposten.

So tönt es durch die zerbrochene Leiter. Dann wird der
geisterhafte Klang voller, verständlicher. Wir hören von
Jakob's Kampfe, von seinem Ringen in der Nacht mit
dem Unbekannten bis zur Morgenröthe:

Da ließ ihn der Engel los;
Jener Engel im Versagen,
Der so lang nur kühn und groß,
Wie die Nacht weicht hellem Tagen.

Israel! Ein göttlich Bild!
Ohne Trübung, ohne Blendung,
Festlich nach Wahrheit, unerschallt,
So vollbringst du deine Sendung.
Da du wilst, ob dort, ob hier,
Da auf dieser, jener Scholle,
Licht sei ewig dein Banner,
Licht die heilige Parole!

Stets soll dich der Strahl umwehn,
Der am Sinai aufgegangen,
Und du wirst im Licht erhehn,
Wie du Hottroll untergangen!

Diese treffliche Deutung der biblischen Erzählung vom
Kampfe Jakob's gibt uns zugleich einen klaren Einblick
in die religiösen Anschauungen des Dichters. Die vor-
liegenden Uebersetzungen enthalten „Jeremia's Klagelieder“,
„Hosialieder“, „Sabbatgruß (Leha-Dobi)“, „Moses Ab-
schiedsgefang“ und „Das Hohelied“. Sie zeichnen sich
durch begeistert-schwungvollen, edeln und glänzenden Stil
wie fließenden Versbau aus, obschon es nicht an einzelnen
Härten und Schwächen fehlt; sie werden der Poesie des
Originals in hohem Grade gerecht, erreichen aber doch
nicht die vollendete Poesie der Luther'schen Uebersetzung.
Zum Vergleiche diene der Anfang von „Moses Abschieds-
gefang“:

Rappaport.

Ihr Himmel hört! Mein Wort erschallt;
Horch Erde, wie's vom Rande wallt!
Die Regenströme meine Lehre,
Mein Klang wie milde Thauschätze,
Wie Samensaat auf junge Erden,
Wie Honigflut auf Göttergeheim.
Den Gottesnamen ruf ich an;
Denn ihm nur huld'ge Jedermann.
Der Fels, in seinem Thun vollendet,
Der Recht nach jeder Richtung lenket,
Der Gott der Treue, trugdeleer,
D wie gerecht und gnad' ist er!

Luther (5. Mos. 32, 1—4):

Wartet auf, ihr Himmel, ich will reden; und die Erde
höre die Rede meines Mundes. Meine Lehre trübe wie der
Regen, und meine Rede fließe wie der Thau, wie der Regen
auf das Gras, und wie die Tropfen auf das Kraut. Denn ich
will den Namen des Herrn preisen. Gebt unserm Gott alle
die Ehre. Er ist ein Fels. Seine Werke sind unsträflich; denn
alles, was er that, das ist recht. Treu ist Gott, und kein
Bischof an ihm, gerecht und fromm ist er.

Ober „Jeremia's Klagelieder“:

Rappaport.

O! glücklicher, die wüßte Schwermühsamkeit,
Als die der Weiche Hunger Hungerst!
Und besser dem durchbohrt sein Blut entlossen,
Als jenen, die gleich Feldfrucht man genossen.

Antseghlich! eble Mütter, liebevoll,
Sie kochen ihre eignen Kinder weich!
Verzehren sie, ein heißersehntes Mahl,
Bei meines Volkes Untergang und Qual.

So furchtbar ist des Ewigen Grimm erschaffen,
So schwer hat er des Jorans Blut ergossen,
Daß sie in Zion sahen ein Blumenmeer,
Das alle Pfeller stürzt ringsumher.

Luther (Klaglieder Jeremia 4, 9—11):

Den Erwürgeten durchs Schwert geschah's besser, wider
denen, so da Hungers starben, die verschmachteten und erschoch
wurden vom Mangel der Früchte des Aders. Es haben die
barmherzigsten Weiber ihre Kinder selbst müssen kochen, daß sie
zu essen hätten in dem Jammer der Tochter meines Volkes.
Der Herr hat seinen Grimm vollbracht, er hat seinen grimmi-
gen Zorn ausgeschüttet; er hat zu Zion ein Feuer angezündet,
das auch ihre Grundfeste verzehret hat.

Wir verkennen nicht, daß die gebundene Form mit
größern Schwierigkeiten zu kämpfen hat als die freie. So
sehen wir das weich, wodurch das Kochen der Kinder in
einer nichts weniger als poetischen Weise erweitert wird,
auf Rechnung des Reims; aber auch abgesehen von sol-
chen einzelnen Anstößen ergeht sich die Luther'sche Ueber-
setzung in einem erhabenern, hinreißendern Rhythmus als
die Rappaport'sche, der wir indes ihre bereits früher ge-
rühmten Vorzüge damit nicht abprechen wollen. In der
Umgestaltung des Hohelieds schließt sich Rappaport der
nunmehr wol allgemein durchgebrungenen Auffassung des-
selben als eines dramatischen Gedichts an, mit dem Grund-
gedanken, daß Sulamit der Heimat und dem Geliebten
entzissen, der Werbung des Königs widersteht und zuletzt
nach glücklicher Rückkehr in die Heimat dem Geliebten
wiederfindet. Wir haben diese Auffassung früher zu

wiederholten malen ausführlicher besprechen, und es genügt daher hier dieselbe nur kurz anzudeuten.

Der englische Dichter Friedrich Wilhelm Faber, von dessen Gedichten uns Michael Dorr und Willibald Gottmann eine „Auswahl“ (Nr. 2) in gelungener Uebersetzung darbieten, gehört, nach dem vorliegenden Werke zu urtheilen, dem Kreise jener begabten katholischen Schriftsteller Englands an, die wir kurz mit der Wiseman'schen Schule bezeichnen möchten. Da und indessen eine wahrhaft freiere Geistesrichtung in der katholischen Welt anzubahnen das letzte Ziel und der innerste Kern ihres Strebens sei, müssen wir einer spätern Zeit zu entscheiden überlassen; das ist aber gewiß, daß die Vertreter dieser Schule, indem sie als Kämpfer für die katholische Kirche auftreten, sich einer sehr liebenswürdigen Waffenföhrung befleißigen. So finden wir auch bei unserm Dichter keine Spur jener verletzenden Polemik, welche nie die Herzen gewinnt, sondern nur mit rohem Faustschlage von sich abwendet; keine Spur von jenem schroffen Herovorbringen mit Dogmen, welche dem Verstande Gewalt anthun und das Herz so leer lassen, sondern überall nur eine große gewaltige Sehnsucht nach Versammlung aller Gläubigen unter Eine Kirche und eine begeisterte, wirklich literarische Schilderung der Lichtseiten des Katholicismus. Das minder Ansprechende wird weise verschwiegen, anderes, dessen Verührung sich nicht ganz vermeiden läßt, symbolisch verhüllt, und das Werben um Proselyten, wenn man ein solches als unter dem Schleier der Dichtung hier auftretend annehmen will, zeigt sich höchstens als sanfte Rührung, die wie die des Weibes auf den Fischer wirkt, aber um so verführerischer ist, je weniger sie den Anschein hat, es sein zu wollen.

Wie man mit Dogmen verfahren muß, wenn man sie in die Poesie einführen will, das mögen unsere orthodoxen Protestanten an Faber lernen. In dem zweiten Abschnitt des Gedichts „Allerheiligen“ nimmt er sich das Fegfeuer zum Vorwurf. Hier ist wirkliche Poesie, namentlich in der unübertrefflichen Schilderung der Werke, die zugleich eine stilkliche Auffassung des Werths derselben enthält, die dem aufgeklärtesten Verstande Ehre macht. Nicht minder schön ist das Dogma vom Abendmahl behandelt. Im ganzen Werke wird vom Kreuze, wenn wir uns recht besinnen, nicht öfter als drei- bis viermal die Rede sein, und nie anders als in gleicher echt künstlerischer Beschränkung. Aber dieses weise Maß wirkt gewiß hundertmal so gewaltig und mit weit intensiverer Kraft als das entgegengesetzte Verfahren so vieler geistlicher Lieberdichter, die es fast halb zur Gewohnheit nehmen, wenn nicht vom Kreuze auf jeder Seite, wir möchten sagen in jeder Strophe die Rede ist, und welche die Poesie darin zu suchen scheinen, daß sie die Wundenmale Jesu von Geißeln und Dornen und Nägeln mit den größten und grellsten Farben auftragen. Sie bedenken nicht, daß diese banalen Wiederholungen und diese rothe Mastik Geist und Gemüth abstumpfen, und daß das Ende vom Liede im Herzen der Leser nicht Erwärmung, Erhebung, Begeiste-

rung, sondern nur Gleichgültigkeit ist und sein kann. Unser Dichter läßt sich nie dergleichen Verfallsge zu Ohren kommen. Wir finden Wärme und Innigkeit, Phantasie und Gedankenreichtum mit einer echt künstlerischen Gehaltungsstärke in ihm vereint, und nur selten wird die Klarheit der Darstellung durch eine etwas zu mystische Färbung, wie in den sonst schönen Gedichten „Kreuzgang“ und „Königsbräute“ getrübt. Der Dichter knüpft mit Vorliebe an die Natur an und besitzt eine große Begabung, durch tiefgründige Betrachtung des Naturlichen ethische Stimmungen zu erwecken. Auch versteht er sich auf eine treffliche Detailmalerei einzelner Naturerscheinungen. Wir heben in den nun erwähnten Begleitungen unter anderem die Gedichte: „Die verfallene Hütte“, „Die Fiss“ und „Die Fichte“ hervor, von denen sich namentlich das letztere durch eine kräftige und sinnige Charakteristik des Baums in allen seinen Phasen auszeichnet.

Die Uebersetzung ist, wie wir bereits im Eingange angedeutet, dem Original vollständig gerecht geworden und zeugt von Gewandtheit und poetischer Kraft. Merkwürdig ist der Verstoß in dem Gedichte „Karl Ritter“, wo wir das Wort „Karl“ durchgängig zweifelslos gebraucht finden. Die Unschuldigung, welche die Uebersetzer in einer besondern Anmerkung diesfalls geltend machen, scheint nicht ausreichend; wir halten vielmehr die deutsche Sprache für klug genug, um der Schwierigkeit, welche der Zusammenhang dieser beiden im Gedichte öfter vorkommenden Worte darbietet, zu begegnen, da der Zambau in gewissen Umständen eine Länge statt der Kürze ohne Härte zuläßt, auch der Zuname in dieser Verbindung mit dem Geschlechtsnamen nicht unbedingt die Betonung erhalten muß, so daß z. B. ein Versbau wie folgender: „Nur einer grünet sich hier, Karl Ritter nur“, im vollen Zambaumetrum dem rhythmischen Gehör gewiß weniger auffällt, als die Versen, deren sich die Uebersetzer bedienen haben: „Nichts grünet sich hier als Karl Ritter nur.“ Es versteht sich von selbst, daß mit diesem Tadel vom sonst rühmlich anzuerkennenden Werthe der Uebersetzung nicht zu nahe getreten werden soll, die das Verdienst hat, daß sie den fremden Dichter in einer Form einführt, welche den Leser in die angenehme Illusion versetzt, deutsche Originaldichtungen vor sich zu haben.

Von weit untergeordneterer Bedeutung ist das nun zu besprechende Werkchen: „Marienblüten“, von Albert Hopf (Nr. 3), an das wir jedoch einen minder strengen Maßstab anzulegen haben, weil es unter der Ägide eines guten Zwecks auftritt, da der Ertrag dem St.-Marien-Krankenhaus in Danzig bestimmt ist. Wir lassen daher seinen formellen Vorzügen, namentlich dem glatten und fließenden Versbau und dem rhythmischen Wohlklang, die wir durchgehend vorherrschend finden, ihre volle Geltung, hätten aber gewünscht, daß sich zu diesen Vorzügen auch die eines tiefen Gehalts und einer größern Gedankenfülle gesellt hätten, und daß die Phantasie mehr originell schöpferisch als im Anhäufen von Bildern thätig gewesen,

welche; unmittelbar aneinander gereiht, eines das andere aufheben, wie in dem Gedichte „Dorn der Süßigkeit“.

Wir können uns mit dieser Art Mariencultus — womit wir nicht speciell das vorliegende Werkchen, sondern mit ihm die ganze Richtung, der es angehört, meinen — nicht einverstanden erklären. Wir erblicken in diesem äußerlichen Erfassen des Höchsten und Reinsten ein Träumen, das sich, weil das wahre Leben alles versagt, in ein auf hohler Waise beruhendes und darum nie befehlgebendes Gefühlleben versenkt. Man sucht Unmögliches zu erreichen; man will das Sinnliche, von dem der Mensch, eben weil er Mensch ist, nicht abstrahiren kann, im Ueber sinnlichen finden, man will das Geistige real machen, um die Lücke, die der Mangel des Realen notwendig in der Seele erzeugen muß, auszufüllen. Allein man kann wol im Sinnlich-Angeschauten die Spuren des Göttlichen lesen und vom Sinnlichen zum Geistigen sich emporheben; man kann aber nicht ungestraft das Göttliche zum Träger des Sinnlichen machen; man darf nicht im Geiste, der da geistig anzubeten ist, eine Ergänzung des sinnlichen Bedürfnisses, wie sie nur das Reale zu bieten vermag, suchen wollen, sonst entschwindet mit dem Geiste der Gott, und der Götze allein bleibt zurück. Was aber vom Wesen der Sache, von dem Gegenstande, den das Gedicht behandelt, gilt, muß natürlich ebenso vom Gedicht selbst gelten: auch ihm entschwindet der Geist und nur der schimmernde Mantel, mit dem das Idol umhungen wurde, bleibt zurück: ein glänzender Staat, der das Auge blenden, aber Herz und Gemüth nicht erquicken kann.

Die Reihe der protestantischen heute zu besprechenden geistlichen Liebergaben beginnen wir mit einem wohlgemeinten Werkchen, den „Vermischten Gedichten“ von J. B. J. (Nr. 4), bei welchen, wie es uns scheint, das Können dem Wollen am wenigsten unter allen hier vorliegenden gerecht zu werden vermochte. Es sind versifizierte Erzählungen aus dem Alten und Neuen Testament unter den beiden Hauptrubriken „Joseph der Aegyptier“ und „Der Welterlöser“, denen sich ein dritter Cyclus „Der Frühling“ nach den drei Abschnitten: „Im März“, „Im April“, „Im Mai“ anschließt. Die einzelnen Gedichte, aus denen das Ganze, „Der Welterlöser“, zusammenge setzt ist, sind gut ausgewählt und geordnet. Wir finden Jesus mitten in der That, als Brotsprender, zuerst auftretend; daran reiht sich unmittelbar das Gleichniß vom verlorenen Sohn, jedenfalls die trefflichste Veranschaulichung seines Wirkens als Lehrer; dann Jesus und Zachäus, Auferweckung des Lazarus, das letzte Abendmahl, der Weg zum Oelberge und die übrigen hervorragenden Momente aus der Geschichte des Leidens, des Todes und der Auferstehung Christi. So ist das Gesamtgemälde in großen, charakteristischen Grundzügen angelegt, bei deren vollendeter Ausführung es den wohlthuendsten Eindruck zu machen nicht verfehlen würde. Allein, was die letztere anlangt, so ist der einzige Vorzug, den wir ihr zustehen können, der einer möglichst schlichten Darstellung, die aber theils

durch immer wiederkehrende fast unerträgliche Härten mißfällt, theils durch allzu profaische Erweiterungen verunstaltet wird. Zu erstern rechnen wir z. B. S. 3 die letzte Zeile, wo gesagt wird, daß Gott durch Christus

Schonen nach der Wahrheit weckt und stillt,
An zur Flamme' dem Docht, noch glimmend, saßt.

Oder S. 5, Strophe 1:

Wohin sollen wir nach Broten gehen,
An dem Ort, der Brot und Früchte haßt.

S. 60, Strophe 2:

Pilatus:

Seht, ich nochmal euch verkünde,
Frei und offen ich erklär',
Daß ich ohne Schuld ihn finde,
Ihm zur Freiheit fehl' nichts mehr.

Strophe 6:

Und Pilat, der menschlich denkt,
Sie auch ohn' Gefühl nicht glaubt,
Aller Aug' auf Jesum lenket,
Seiner Menschenwürd' beraubt.

Die Inversion des Zeitworts ist überhaupt constante Regel beim Verfasser und wird in dieser fortgesetzten, von Strophe zu Strophe sich hinziehenden Weise überaus ermüdend. Der an zweiter Stelle gerügte Mangel an Poesie tritt besonders in der Darstellung der Leidensgeschichte hervor, deren einfach erhabene und tief ergreifende evangelische Schilderung freilich am wenigsten eine triviale Verbreiterung erträgt. In dem beigegebenen naturbeschreibenden Gedicht „Der Frühling“ sinkt die Darstellung bis zur reinsten Prosa herab:

Und das Rothkehlchen, lieb und theuer,
Wir auf der Heide Zweigen sehn,
Wir bleiben, es begrüßend, stehn,
Und hören seiner Ankunft Feler.

Und das Rothschwänzchen, eng verbunden
In Sitten mit ihm und verwandt,
Uns allen gar so wohl bekannt,
Hat sich auch wieder eingefunden.

Im April.

Schon um sechs Uhr sehen wir die Sonne,
Wie sie hehr dem Schlafgemach entkeimt u. s. w.

Es ist wunderbar, wie stark im Herzen des Menschen, gewiß aber im deutschen Herzen am meisten, die Versuchung zum Dichten ist. Wir wollen mit keinem rechten, der dieser Versuchung nicht widersteht, aber wir möchten auch dem begabtesten Talente immer und immer wieder zurufen: Bedenke dich neunmal, ehe du den ersten Gang in die Öffentlichkeit hineingehst. Ungedruckt sind deine Lieder dein eigen, deine Lieblinge, die Blumen deines Gartens, farbig und duftig, die Vögel und Freude deiner stillern Festerstunden; gedruckt gibst du sie allen preis, sie sind nicht mehr dein, es sind die abgeschnittenen Blumen deines Gartens, sie sind hingeworfen, dem Winde zum Spiel. Möglic, daß die unvergänglichen zum schönsten Kranze vereint auf dein Haupt zurückkehren; aber ebenso leicht möglic, daß sie, der Einde zugeführt und vom Sande überschüttet oder auf den Markt des Lebens geworfen und im Schmutze vertreten dem Fluche des Sängers „vergessen und verschollen“ anheimfallen und nur

Wir, wir allein als traurige Zeugen eines verfehlten Strebens fortleben.

Die „Neolscharfe“ von Ernst Brenzler (Nr. 5) gibt eine Auswahl von Gedichten, die künstlerisch höher stehen als die vorigen, gleich jenen gesunde Anschauungen und gute Gedanken enthalten, der rechten Weiße der Poesie aber doch noch entbehren. Die Sammlung beginnt mit einigen Gelegenheitsgedichten politischen Inhalts, zum Gedenktage des Prinz-Regenten, zum dritten fünfzigjährigen Jubiläum der Krönung Friedrich's I. und ein paar Preussienliedern, von denen das eine, unter der Überschrift: „Ob Krieg, ob Frieden?“ mit den Zeilen schließt:

Wie sich die Wetterfahne dreh' und wende,
Der Prinz-Regent führt es zum guten Ende.

Hätten wir nur diese beiden Zeilen referirt, so könnte man denken, der Spottvogel stecke dahinter; aber nein, unser Dichter sucht den Wind, von dem die Schwankungen der Fahne ausgehen und diese selbst nicht innen im Reiche und in der unmittelbaren Nähe des Souveräns, sondern außen, und ist des Siegs unter allen Umständen gewiß:

Ob Krieg, ob Frieden? Wie die Würfel fallen,
Die läßt zu werfen schon die Hand sich heben? —
Das ist der Völkerfrage Widerhallen,
Und wie im Sturm der Delzweig zitternd bebt:
Nur Ein Volk fraget nicht.
Das Preussenvolk, es ist voll Zuversicht u. s. w.

Auch in der zweiten und dritten Strophe fährt dann der Dichter fort:

Nur Ein Volk jaget nicht,
Nur Ein Volk zweifelt nicht,
Schlagfertig steht das Heer,
Ihr Kriegesgepenk schreckt keinen Preussen mehr!

Wir meinen, die Begeisterung ist recht gut; aber man soll den Sieg nicht eher besingen, als bis er errungen ist. Und einem Volke, dessen letzte militärische Thaten der Feldzug gegen Dänemark und die Schlacht bei Bornhöved, ziemt es nicht, sich das einzige zu nennen, das nicht zagt. Man senke die Fahnen, um die noch jene kühnen Klöre hängen, bis sie durch eine wahrhaftige Großthat der vereinigten Staatsgewalten, gleichviel, ob es ein patriotischer Feldzug oder ein patriotischer Akt ist, wieder Glanz gekommen sind.

Auf die politischen Gedichte folgt ein Cyclus rein religiöser Lieder, die, an biblische Abschnitte anknüpfend, in kurzen, recht praktischen Nuganwendungen schließen. Nur gegen eins haben wir unsern Tadel auszusprechen: „Abraham auf Moria.“ Auch hier ist noch immer Abraham's Versuch, das Kind zu opfern, als eine heilige That geschildert:

Da ruft es: „Abraham!“ wie aus der Höhe:
„Laß ab; dein frommes Thun ward offenkundig;
Du hast des Sohnes nicht verschont, — ich sehe,
Du fürchtest Gott und bringst das Liebste dar.“

Wir fragen, hat man der fanatischen Kindesopfer, von denen die jüngste Zeit wieder mehrfache Belege aufzuweisen hat, noch nicht genug? Wor mehr als einem Men-

Der entgegengesetzten Richtung ist in dem nun zu besprechenden Werkchen „Fremdes und Eigenes“ von Henriette von Byern (Nr. 6) ziemlich viel Boden einge-räumt, indeß ist die Auswahl im ganzen gut getroffen, wobei wir den überraschendsten Contrasten begegnen und z. B. Herder und Goethe, Pestalozzi, Schleiermacher, E. W. Arndt neben Hengstenberg, Tholuck und Barthel finden: Contraste, welche jedoch mehr in den Namen als in denjenigen Stücken, in denen sie hier repräsentirt sind, hervortreten. Die Sammlung besteht aus Gedichten, Sentenzen, Aphorismen, Betrachtungen und Predigten, und auch das, was der Verfasserin eigenthümlich angehört, zerfällt in Gedichte und prosaische Abhandlungen. Den letztern, durchweg erbaulicher Art, geben wir den Vorzug. Es ist gesunder Sinn darin in einfacher, klarer Darstellung; nur hier und da ist der Kern der Sache nicht getroffen, wie im Aufsatze: „Die Nothlügen“, wo die Verfasserin sich die Aufgabe ziemlich leicht gemacht und nur die Anstands- und Höflichkeitslügen gezeigelt, die eigentliche und wahre Nothlüge aber, d. h. wissenschaftliche

brennung augen-
unberechtigten An-
gelassen hat. Un-
schers hübsche Stüd-
che Lied des Tho-
mit den kräftigen

geben,
ben.
ill,
hi ill.

olud'sche über die
welche er diejenig-
leichsam in unsere
angesprochen; sie
offen Vorzug ener-
geistlichen Bered-
B. die meisten der
redigten, nament-
was den Umfang
Tholud'schen sind,
nothwendig, das
man vergißt dabei
angewillig zu sein,
iese mit zu großer
herrlichsten Anre-
t auch der Redner
pe, so wird sicher
r zuviel in einem
nken so überschüt-
en einen oder den

wir aus der Vor-
r während lang-
Poesie ausgerichtet
bei liebgewonnenen
der Welt forage-
wed. Wir wün-
und wenden uns

athilde Veneta
güsse einer verrä-
vollen Resignation
und in der Ernü-
Seele bewahrt hat,
Wir rechten hier
um und gestehen
sere Berechtigung
chen, die in glän-
ons bedecken und
rohenben Hinter-
wegzuträumen, bis
zu langem, ver-
Welt verdammt
Opfer der Schuld,
nicht die Sünde,

sondern nur die Offenbarung derselben mit Ver-
wohl der Armen, die dank noch den Hakt in sich
der ihr von außen her grausam untergraben wird.

In deinem Herzen stille Einsamkeit,
Darf angehört der Quell der Thränen fließen,
O kimm mich auf, da alle mich verlassen!
Du habest mich, den streichen Oast, bereit,
Für kurze Stüd mit bitteren Trübsalqualen
Die ganze Schuld der Liebe dir zu zahlen.

Wolge das Stüdlein willken, wie es zu willken geig
verschneid, erhebend, machend.

In Nr. 8, den „Gedichten“ von Christian
rich Heinrich und Karolf Sachs, lernen wir
leiblich und geistig verwandte Dichter, Vater und
eine reife und eine jugendliche Kraft kennen, bei
innerem Berufe Dichter, ohne als solche öffentlich
ten zu wollen, denn die Sammlung wird uns a
Nachlaß der Dichter durch Freunde dargeboten
Vater, der bekannte Consistorialrath und Hofpredi-
Sachs zu Altenburg, hat sich durch seine langjährig-
liche Wirksamkeit einen guten Namen erworben,
hier vorliegende Auswahl seiner Gedichte ist nur
diesen wohlverdienten Ruf zu erhöhen. Sie zer-
geistliche Lieder und vermischte Gedichte. Die letzte
durchgehends Gelegenheitsgedichte, aber der besten
die aus dem Besondern allgemeine Gedanken heraus-
und dem Vorübergehenden eine Idee von bleibender
regungskraft abzugewinnen wissen. Nur eine ge-
Kategorie des Gelegenheitsgedichts nicht an: „Der
Ostermorgen“, ein Gedicht von kerniger Kraft und
Diction. Unter den geistlichen Liedern zeichnen sich
ders die Begräbnißlieder aus.

Die Gedichte des jüngeren Sachs sind warm
und voll Empfindung. Seine religiösen Anschau-
scheiden nicht ganz so hell und klar gewesen zu sein
die des Vaters; wenigstens tritt uns in dem
„Der ewige Hohenprieester“ noch ganz die Rechtfertig-
theorie nach jüdischer Auffassung entgegen. Die
des frühen Todes blieb dem jugendlichen Dichter nicht
Schön ist die Schlussspointe in dem Gedicht „An
Gott“. Auch in dem längeren Gedichte: „Herz und
sind die Wechselbeziehungen zwischen beiden geistfrei
geführt, nur hätten wir gewünscht, daß einzelne
hungen vom Grundgedanken fern geblieben wären,
dem durch diese die harmonische Abrundung des
gestört wird. Jedenfalls ist mit dem frühen Tode
Dichters ein schönes Talent zu Grabe gegangen.

Die „Blüten aus dem Pfarrgarten“ von Fer-
Arndt (Nr. 9) sind von evangelisch-gläubigen
durchweht, aber ohne Exklusivität, Polemik und
rang. Der Geist führt zum Leben.

Ob es in andern Formen wird erkannt,
Als wie sie dir von oben sind gegeben,
In Liebe da und warmes echtes Streben,
Und Drang nach Christo hin, des Lebens Leben
Dann jügre nicht und gib die Bruderhand.

Es ergreift sich der Dichter nicht in verfluchten Dogen, sondern greift in Natur und Leben hinein und legt ihnen erst poetischen Ton anklagen, wie in „Rachigall“ mit den Schlusszeilen:

Erst sagt der Glaube mit der Rachigall,
Um mit der Berge dann nachher zu loben —
In dem Gedichte: „Zum ehrenden Gedächtnis
des verstorbenen Gengen“, in welchem uns ein treffliches Relief-
Geniegemälde dargeboten wird. Weniger konnten
wir uns mit den „Glockenklängen“ befassen, einer Art
Hymne des Schiller'schen Glocke, in welcher der religiöse
Theil in mehr religiöser Beziehung durchgeführt ist.
Denn wohl nicht, ob Schiller's Glocke hier ver-
steht, ob sie abgeschwieben werden sollte, denn an
vielen Stellen ist der Gedankengang vollständig beibehalten,
ja sogar die Worte finden wir wieder, nur daß
und da etwas geistliche Salbung darüberhin gegossen.
Das macht ein eigenthümlich unheimliches Gefühl.
Schiller'sche Dichtung ist mit tausend Fäden so fest
unser innerstes Leben und Empfinden hineingewebt,
wir leben, auch den kleinsten verändernden Zug an
ihren Gestalt mit Befremden wahrnehmen müssen.
Nun haben wir sie nun wieder, es sind noch dieselben
Zeile, aber sie sind doch ganz anders geworden, gleich-
wie im Tode entfällt, wir haben eine Leiche vor uns.
Denn ein Rafael eine Liliensche Venus zu einer
Todesgöttin umzuwandeln, wie würden den Stab über ihn
heben, denn es wäre die Negation eines Kunstwerks.
Der Gedanke ist in unserm Falle noch viel pei-
nlicher: denn hier steht nicht der Meister dem Meister, son-
dern der schwachen Jünger einer dem Meister gegenüber,
nabebei ist das Schiller'sche Gedicht im wesentlichen
auch so religiös, daß es auch von diesem Gesicht-
punkte aus dem Unternehmern dieser Ilias post Homerum
eigenes Gefühl hätte sagen sollen, daß er hier, geköpft-
angebracht, Wasser ins Meer trage. Wir betrach-
ten daher diesen Versuch als einen völlig mißglückten und
nehmen ihn aus der vorliegenden Sammlung hinwegge-
schafft, aus der uns im übrigen ein wahrhaft religiöses
Gedicht entgegentritt, das mit seinen Reizen sich und
so oft erhoben hat. Die Sammlung hat auch
vielen der aufgenommenen Gedichte einen poetischen
Charakter, und wir mögen daher diese Pfarrgartenblüthen
manchen andern, die gleich gemachten Blumen weder
noch Duft haben, und vor unzähligen geistlichen
Gedichten, die nur den Namen, nicht das Wesen Christi
haben, gern willkommen heißen.

Die Gesänge und Aebter von G. Gengenmann treu-
wärtig dem Motto auf: „Soli Deo Gloria“ (Mt. 10).
oft entweichten Worte klangen der Vermuthung
zu geben lassen, daß ein anderer unheimlicher Geist
das vorliegende Werkchen gehe; aber es ist kein
anderer, sondern ein guter, voll gesunder Religiosität,
haben es hier mit einem Dichter zu thun, der es
anfaßt und das heitere Panier der Freude, der tri-
umphen Seelenfreude, mitten in den Tempel hineinträgt:

Es denken manche thöricht,
Das fröhlich sein
Das kann nur befehlen
Die Liebe und den Willen.

langsam

ingen,

Verleugnet nicht die Wahrheit!
Singt, wie die Seele spricht: —
Und ist nicht froh die Seele,
Wohin, so singet nicht!

h.

eise

O, daß der Herrhand käme
Und trübe auch seinen Gang
Das schlafige Gefüge,
Den Lügenraum, hinaus.

Fröhlich ist des Christen Leben,
Und fröhlich ist sein Gang,
Er hat das Heil gefunden,
Das rühmt des Liedes Klang.

— — — — —
Auf, hebet, ihr Christen!
Die Orgeln schlägt entgegen
Und führt das Lied der Kirche
Aus seiner Klavierrei.

Der Dichter sagt auch anderwärts den Weltver-
ächtern die Wahrheit und bemerkt sehr richtig, daß die
Frommen, die durch Gang, Gewand und Stille ihre Welt-
verachtung zeigen wollen, in der That die Welt achten.
Ihnen gilt sein Zuruf:

Willst du verleugnen im Graß, was ringsum Welt in der
Welt ist,

Oder verleugne die Welt, die in der eigenen Brust.

Die Sammlung enthält auch einige Gedichte in nör-
derdeutschlicher Mundart, kleine gemüthliche, frische und lebens-
wahre Idyllen, die dem Herzen sein Recht unter jeder
Hülle wahren. Es ist bei der Kritik der Vorgeschichten
den beliebtesten Vertretern derselben so oft der Vorwurf
gemacht worden, daß sie ihre Gelben- und Gelbinnen mit
Gefühlen austaffierten, die dieser Sphäre nicht eigenthüm-
lich seien. Das mag wol vorkommen; indes behält unser
Dichter doch auch recht, wenn er bemerkt:

O bild' di so mich in,
Du klooke Bürgermann,
Dat aus den Buur in Dog
De Leev nich spreken kann.

Wir schließen mit einigen Sprüchlein aus des Dich-
ters A=B=C:

Das Bethaus ist uns abhanden gekommen,
Seitdem die Lehre den Vortritt genommen.

Das Christenthum ist keine Lehr',
Es ist ein Leben — das ist mehr.

Zum Helferamte gehören eigne Gaben,
Mehr als Berichte schreiben, Reden, Traben

Zur Innern Mission bist du nur dann der Mann,
Wenn ihr die innerste recht gründlich ging voran.

Der letzte Spruch führt uns auf den folgenden Dichter, H. Weber, dessen religiöse Dichtungen schon im Titel „Lieder eines Suchenden“ (Nr. 11) andeuten, daß in ihnen das Princip des Protestantismus, die Forschung, gefeiert wird.

Wol Frieden such' ich, doch nicht leeres Träumen,
Kein dumpfes Brüten und kein trübes Säumen

Den Frieden möcht' ich, der aus ernsten Kämpfen
Ein Gotteslohn erbüßt, den Geist nicht dämpfen,
Rein! heben will, bis er sein Ziel erreicht.

Der Dichter knüpft seine Betrachtungen bald an einzelne Worte und Aussprüche Jesu oder evangelische Abschnitte in einfach klarer Auffassung an, bald versenkt er sich mit Wärme und Innigkeit in die Natur und entlehnt seine Bedenke unmittelbar aus dem in ihr sich entfaltenden Leben. Das begeisterte Lied weilt er seinem Schweizer Vaterlande: „O, Vaterland, wie bist du göttlich schön“ u. s. w.

Aus der weitem Sphäre, der unser höchstes Streben hienieden gewidmet ist, dem Vaterlande, treten wir mit Julius Sturm in die engere ein, von wo aus sich der Blick in jenes am klarsten aufschließt und das Herz für jenes am innigsten erwärmt, in das Haus. In der „Liebengabe für das Haus“ (Nr. 12) verdanken wir Sturm's reicher Productionskraft ein neues Werk, das sich seinen frühern auf das würdigste anschließt. Auch in ihm offenbart sich das tiefe innige Gemüth des Dichters, das im Grunde mit jener einfachen und doch künstlerisch verkörperten Naturwahrheit, die so viel Zauber auf die Herzen ausübt, seine sämtlichen Productionen auszeichnet. Der Dichter heimelt uns seinem ganzen Wesen nach an wie die schwäbischen Dichter, und wenn wir ihn mit diesen auf eine Parallele stellen, so glauben wir seinen Werth nicht überschätzt zu haben. Die Lectüre der „Lieder für das Haus“, auf deren Beurtheilung wir uns gegenwärtig zu beschränken haben, machte uns fast durchgehend den Eindruck des Classischen. Läßt sich auch hier und da der originell schöpferische Gedanke vermissen, so vermißt man doch nicht die künstlerisch vollendete Gestaltung des behandelten Stoffes; es ist kein Zuviel und kein Zuwenig, fast jedes der Lieder und Liedchen hat seine geistreiche Pointe, und alle sind trefflich zum einheitsvollen, durch kein unnützes Beiwerk zersplitterten Ganzen abgerundet.

Die Gedichte des zweiten Abschnitts beschäftigen sich speciell mit dem häuslichen Herd und bilden jedenfalls den Mittelpunkt der Sammlung, ohne daß dadurch die übrigen Abtheilungen: „I. Aus Feld und Wald“, „III. Aus der weiten Welt“, „IV. Aus der Stille“, in ein ungün-

stiges Licht gestellt würden. In der dritten Abtheilung lernen wir den Dichter von einer neuen Seite, als Ländlicher, kennen. Er zeigt sich auch auf diesem Gebiet reich begabt. In Betreff der Ballade „Der Sturm“ bemerken wir, daß wir dasselbe Thema schon in ausgeführterer und sehr trefflicher Weise von C. Boner *) behandelt gefunden haben. Eine Vergleichung würde nicht uninteressant sein, indeß legt uns der beschränkte Raum die Nothwendigkeit auf, hiervon zu sehen. Unter den übrigen heben wir hervor: „Am Großen“, „Pfaffen und Cambryses“, „Der Grünenwald“, „Der Jubelpflanzung“, „Der kranke Arbeiter“, alles Gedichte, in welchen die Handlung lebhaft erfaßt, die Darstellung der Gestalten plastisch mit und die Erzählung bei abgerundeter Form und Diction gefällig eingeleitet ist. In der vierten Abtheilung charakterisirt sich der Dichter besonders in den Liedern „Mahnung“, „Guter Rath an viele“, „Ruhig, immer ruhig“ in seiner liebenswürdigen Toleranz, seinem Widerwillen gegen alle Polemik und seiner praktischen Liebe getragenen Glaubenskraft. Ganz trefflich ist das Gedicht: „Das verfallene Crucifix“.

Die „Geistlichen Gedichte“ von E. C. W. (Nr. 13) verherrlichen in einer kurzen Charakteristik Rundschau die wichtigsten Phasen im Leben und Werk Jesu und die bedeutungsvollsten Festtage der Kirche. Werken zeugt von gesunden religiösen Anschauungen, ist anerkennendwerth durch die Selbstkritik, mit der sich räumlich auf einen Umfang von nur zwei Bogen beschränkte und alles fern hielt, wodurch es unter dem Druck einer, wenn auch nicht hervorragenden, doch gegen Selbstbespottung hätte herabgedrückt werden können.

Auch der letzte der heute zu besprechenden Dichter Georg Längin, zeigt sich in den Gedichten „Aus der Zeit“ (Nr. 14) als einen hellen Geist, namlich in den Stücken: „Für Italien“, „Beim Abschied Concordats“, „König's Nathan der Weise“, und mögen ihm unsere Anerkennung nicht versagen, so wir manche recht störende Härten der Form aus Productionen hinweggewünscht hätten. Die Sammlung bietet im kleinen ein Bild der letzten zwölf Jahre. Dichter beginnt mit bitterm Stoßseufzern aus der Gegenwart, wirft sich der Natur in die Arme, bekämpft den die Passivität, welche der allbeherrschende Druck der Gegenwart auferlegt, gewaltsam gehegten und gepflegten Nationalismus, erhebt sich zu einem Hymnus auf Bunsen's in der Geschichte und feiert den Wendepunkt in der deutschen Politik mit begeisterten Vaterlandsliebem. Doch wendet sich am Schluß immer wieder Klageklänge ein, die in Mäntel auf Bunsen's Tod einen bestimmten Abdruck finden.

*) Eine Uebersetzung des englischen Originals findet sich in „Längin“ von D. E. Schubert (Dresden 1859).

Schilderungen aus der Alpenwelt.

Verfasser. Schilderungen aus Natur und Leben in der Alpenwelt von Otto Band. Zwei Bände. Leipzig, Schöne. 1863. 8. 2 The. 15 Thlr.

Der Verfasser, mit einem hervorragend feinen Sinn für Natur und Formen begabt, dabei ein beherzogter Liebhaber der Jagd und geographischen Studien nicht fremd, hat in diesem prächtigen Werke, mit Hingeben vieler neuer Originalarbeiten, das Beste dessen zusammengestellt, was er nach und nach über viele Theile der Alpen in Journalen und andern periodischen Schriften früher veröffentlicht hatte. Durch jahrelange mehrfache Reisen hat er seinen Stoff gründlich kennen lernen, und an Wärme für den Stoff und an Mühe und Fleiß für die Befassung hat er es nicht fehlen lassen. Erschließend arbeitete er darauf hin, ein ruhiges sachliches Bild zu geben und gewisse, durch frühere Touristen in Umlauf gesetzte Irrthümer, Unrichtigkeiten und schiefe Parteilichkeiten zu berichtigen. Ein gewisser Schmuck und schallhafter Ton kommt ihm dabei in Fäden, der dieselbe angereicht und von Wirkung ist, gar sehr zu stehen. Wer die Gegenden, welche der Verfasser schildert, früher besucht hat, wird durch die Lectüre dieses liebenswürdig geschriebenen Buchs seine Erinnerungen in bequäglichkeit und lebendigkeit aufs neue aufleben lassen, wer sie bereisen will, dem wird der Buch ein trefflicher und freundlicher Wegweiser und in vielen Fällen von praktischem Nutzen sein, namentlich aber allen denen, welche beabsichtigen, Basel und Genua seiner Gegenden, v. Meichenhall, Bad Reichenh., Grilbrunn, Id., Meran, St. Moritz u. s. w. zu besuchen; denn diesem ertheilt der Verfasser manche sehr praktische Winke und Warnungen. Endlich möchten wir noch speziell Malern und zumal Landschaftsmalern das Buch empfehlen, da sie in Bezug auf Formen- und Farbenauffassung, auf Empfindlichkeit für Luft- und Lichtwirkungen u. s. w. aus dem Buche sicherlich manche Anregungen schöpfen können, die ihm bei ihren Darstellungen landschaftlicher Gegenstände zu Nutzen kommen würden.

Im ersten Bande schildert der Verfasser seine Wanderungen von Bodensee durch Graubünden nach Galtür. Er nimmt seinen Ausgang von München, dessen Stadtcharakter, Völkchen, „monumentale Kunstwürdigkeit für ganz Europa“ geschilbert werden. Er klagt unter andern über die Indifferenz gegen Kunst und Kunstwerke, welche sich bei dem „so sehr intelligenten“ deutschen Publikum in mehr oder minder Grade noch bemerkbar finde, und bemerkt: „Wird es doch selbst in Berlin vor uns heute, welche den Besuch öffentlicher Ausstellungen verweigern, wo sich freilich der Aristokrat vom reinen Gelehrten durch das viele ordinäre Bürgerpaß und Bürgerkass bei der Theilung des Kunstgenusses mit diesen Vorkämpfern fremd angebornen Strebens irritirt fühlen muß.“ Das Schlimme ist, daß auf unsern Universitäten, diesen sogenannten „Kunstschulen“, fortwährend so wenig für das Studium der Kunst gethan wird, obgleich es nicht so Mangelndes gibt als dies und im Grunde niemand ein wahrhaft gebildeter und durchgebildeter Mann genannt werden darf, der nicht für Kunst und Kunstwerke einen empfänglichen Sinn besitzt und nicht bis zu einem gewissen Grade in die Theorie und Geschichte der Kunst eingeweiht ist. Die Geschichtskenntnis wird immer nur eine sehr oberflächliche und einseitige sein, so lange sie sich auf die Kenntnis der politischen Verhältnisse beschränkt und sich nicht auf die Geschichte der Literatur und der verschiedensten Künste ausstreckt, in denen ja doch das geistige Leben einer Nation seinen Hauptsitz erreicht. Die barbarischen Völkerschaften in Inneralpen haben auch ihre politische Geschichte, aber sie sind eine todte, unthätige, gewissermaßen im fortwährenden Verwesungsproceß befindliche seelenlose Masse, weil sie ohne Literatur und Kunst auf sich fortvegetiren. Ein andermal bemerkt der Verfasser in Bezug der Münchner sehr mit Recht: „Wer sich über ihre Unwissenheit und Schwächen einen irgendeinen Scherz erlaubt, wird eine lakonische Antwort, in der zwar kein Scherz, wol

aber jedes Wort ein Knüttel ist. Das Herz des schmerzlichen Menschen jährt vor Jähren wie ein heisse Dampfhaube, wenn ein Fremder seine Schwächen auslöst. So geht es dem eigentlichen Schlicht: versteht man ihn nicht, so ist der Witz verloren, versteht man ihn aber, so ist der Verstand, welcher ihn gemacht hat.“

Aber so ist es ziemlich überall in Deutschland. Jede Stadt hält die andere für ein Schilde und sich selbst für vollkommen. Auch in Leipzig u. d. wird jeder, der mit der Bevölkerung in Frieden leben will, namentlich aber wenn er Ausländer ist und auf Aufnahmestellen lebt, alles vorzuziehen. Stadterkenntnis des zum Nachschauen zur Marktade. Ebenso wenig wie in B der „andere“ die Zicklingengewohnheit völlerung anstehen, und wenn sie die fern von der Welt wären; für diese hat den schon alle was ein Mann auf Lab und Leben ein.

Der Verfasser schildert hierauf den Bodensee und seine Umgebungen und den Stengenwald mit fabelhaftem Fleiß, so gar das dortige Grotten, diese „wundersamen, klangreichen, in jeder Hinsicht wie für einen Bildhauer modellirten“ Steine, Felsen und Klüften, welche der „schönen geographischen Masse“, der vorerwähnten angehören. Er bemerkt dabei: „Ich habe oft gewünscht, daß unsere mittel- und norddeutschen Wissenschaften, Oekonomien und Dichtern in Bezug auf die Behandlung des Biebs bei den Alpenfrauen in die Lehre gehen möchten. Sie würden dann einsehen, wie man ohne fliegende Hunde, Weisheitslehre und sonstige Korbellen die lebhaftesten Lehren lehrten lernt. Aus Gewissenhaftigkeit und Mäßigkeit, bei uns schon jung von jedem Dorf haben eingebracht, machen ihren Charakter auszuweisen, trotzig und hochhaft. Wenn man steht, mit welcher Wärme und Langmut ein Alpenbewohner ein Kalb von einem Ort zum andern treibt, so muß man sich im Namen unserer Bauern und Bergbauern schämen. Die Hölzer behandeln ihre Kinder wie die Kinder ihre Pferde, und beide haben denselben bewundernswürdigen Erfolg: das Thier vermenscht sich, wie sich der Mensch verthierren kann.“

Von dem Thiere zu dem Menschen ist ja auch nur ein und zwar sehr kleiner Schritt, und so lesen wir gleich auf dem folgenden Seiten: „Die Schweizer“, das heißt die wälderreichen Menschen, sind in ihrer Wahl vollkommen frei, vorausgesetzt, daß die Vermögensverhältnisse des Bauern zu den ihrigen passen. Denn auch hier gilt die rührende, aber unabweisliche deutsche Bauernregel: „Geld zu Geld und Krut zu Krut!“ wenn der Bogen der Mäher und der Rinde zu dessen sein soll. Das Wortspiel des diebischen Landmanns hat ein noch untrüger lichterer Fortschritt gegen Medallionen, als der höchste Adel, denn jezt stellt die Frage mit dem Gleichnis, und sein „geordnetes“ Herz ist selten menschlichen Leidenszug zugänglich. Ich habe dies in den verschiedenen Gegenden unsere gemeinen samten deutschen Vaterlandes, in der Oben und im Hoch- und Mittelgebirge vielfach beobachtet, und sehe stets mit Bedauern die blasse Brille, welche die idealen Dorfgeschichtsschreiber tragen. Man muß wünschen, das Dorfgeschichtsbuch geklärt zu sein, wie sie es schildern, und sie schildern es so, wie es ist...“

Der Grundzug übrigens: „Geld zu Geld!“ ist jetzt nicht mehr bloße Bauernregel, sondern auch Regel bei dem vornehmen und wohlhabenden Bürgerthum, der kaiserlich jede Annahme davon gleichfalls als eine Medallion betrachten. Hiermit schließt der Verfasser das Kapitel vom Bodensee bis zur, wobei er auch auf die Romanen und Kabiner zu sprechen kommt, die allerdings im äußern Typus mehr Ähnlichkeit mit den Italienern als mit den Germanen haben, aber in ihrem Charakter sehr verschieden von den Italienern sind; der Verfasser nennt sie endlich, trenn, antwortend, mit geistigen Anlagen aller Art reich begabt, und er versichert sogar, daß sie eine Antipathie gegen die italienischen Nachbarn und eine Sympathie für alles deutsche Element hätten. Weiter versichert der Verfasser, daß man in Genua (Quoina), welches jetzt ganz von Deutschen bewohnt werde, noch vor 300 Jahren durchaus romanisch gesprochen habe. Für

zwei Anhanders gegenübergestellte Sprachproben, des Romanischen aus der „Gasetta Romantica“ und des Ladinischen aus der „Beilage „Fügl d'Kajiadina“ wird man dem Verfasser nur dankbar sein können.

Die folgenden Kapitel tragen die Ueberschriften: „Charakter der romantischen Alpen“, „Besichtigung des Piz Languard“, „Im Oberengadin“, „Aus dem Jagdleben im Engadin“, „Meran“, „Ausflug nach Verona“. Letzteres Kapitel mit der Schilderung des bunten und lauten, immer aber grandios-malerischen italienischen Gassenlebens, der feierlichsten Gebäude und öffentlichen Gärten Veronas, der unter den jetzigen Verhältnissen vorherrschenden trüben und dumpfen Stimmung u. s. w. gehört zu den interessantesten des Buchs. Ueber den äußern Typus der Bevölkerung bemerkt der Verfasser: „Die Bewohner der venetianischen Lombardie erinnern in ihrem äußern Typus weit weniger an echte charakteristische Italiener, als manche aus andern Provinzen jenes schönen Landes. Es herrschen in diesem westlichen Theile Lombardiens nicht braune, sonnenverbrannte Gesichter und schwarze Haare, nicht mittelgroße, wohl proportionirte, muskelscharfe oder markirte Figuren vor. Im Gegentheil sieht man viel blondes Haar, viel große, mehr deutsche oder longobardische, weicher modellirte Gesichter, und wenn sich auch die kalben, goldenen Lockenköpfe der Rabounenbilder von Elzan, Paul Veronese oder Palma Vecchio und Paris Bordone nur noch selten in der Wirklichkeit vorfinden, so sieht man doch hin und wieder die Gattungs-überbleibsel dieser weiblichen Schönheiten.“

Der erste Band des Buchs schließt mit einer begeisterten, braunend colorirten Schilderung des Garbafes und seiner Umgebungen. Im zweiten Band schildert der Verfasser die von ihm besuchten Lokalitäten in den bairischen Alpen und Nordtirol: Gossenswangon, Partenkirchen, das Solbad Reichenhall und Umgebungen, Berchtesgaden nebst dem Königssee, den Chiemsee, Ischl am See, den Starbergersee, Ischl nebst Bad Frankenheil, Tegernsee und Wildbad Kreuth, den Achensee, das Innthal und Innsbruck u. s. w. Interessant ist, was der Verfasser von den kleinen Kaufmann oder Robblern erzählt. Bei diesen Robblern nahm, wie bei den nordischen Berserkern, die Raussucht die Form einer färmlichen Manie und Krankheit an. Es kam vor, daß solche Robbler, wenn sie unter die Soldaten gesteckt und der strengen Militärdisciplin unterworfen wurden, in den Wäldern liefen und Bäume andrissen, „um ihre Hitze auszubrennen“. Ein anderer, der im Herbst bei Innsbruck lebte und ein gefährlicher Kaufmann war, ging, da er nicht mehr kaufen konnte, zu gewissen Zeiten auf die Wiese hinaus, legte sich auf den Bauch, fing wie ein Pferd zu wiehern an und zu jappeln an, fragte mit den Händen oder eif wie die Hunde mit den Zähnen Gras aus dem Erdboden und warf es dann hinter sich, wobei er mit den Füßen wie rasend auf- und abschlug. Dies trieb er so lange, bis er ermattet war; dann hatte er für einige Monate Ruhe. Einigermassen gewundert hat es uns, daß der Verfasser, der doch ein so rühriger, immer die verborgenen Gebirgsschönheiten aufsuchender Wanderer ist, unter den Hauptpartien bei Partenkirchen außer dem Gölsee nur noch die wenig entfernte Klam nennt; das einsame Gehöft Hinter-Großfeld, die Aussicht von dem gegen 7000 Fuß hohen Krotentopf und ein Besuch des Hinterreitthal, eines vier Stunden langen schluchtbähnlichen Thals, welches von der unter einem Gletscher, der sogenannten Eislapelle, zu Tage kommenden Partnach durchrast und auf beiden Seiten von schroffen, bis zu 7—8000 Fuß aufragenden Felsen gebildet ward, bieten, wie wir aus Antopfe wissen, Großes und Erhabenes. Namentlich die letztere Partie gilt für eine der zwar beschwerlichsten, aber auch interessantesten und belohnendsten im ganzen Gebirge.

Verweisen möchten wir noch auf einen von dem Verfasser gemachten interessanten Versuch, den malerischen Typus bei den verschiedenen Gebirgsformationen festzustellen. Wir geben hier des Verfassers Charakteristik der Kalk- und Dolomitformation als Probe: „Die Götter ragen zwar nicht ganz

so hoch in den klaren Tälern der ewigen Schneeregion hinein, denn die reinen Kalkgebirge übersteigen selten das Niveau von 10000 Fuß; aber die erfindungsreichsten, classisch schönsten Formen erreichen in ihnen das Beste, was es irgendwo gibt. Auch hier ist die gerade Linie in mannichfachen Zusammenfassungen herrschend, die Gipfelung in spitzen freitragenden Pyramiden häufig, dagegen ein in schroffen Wänden aufsteigender, charakteristisch und malerisch abgeanteter langer Rücken eine individuelle Gesamterscheinung. Dazu kommt das edle Marmor material, welches mehr oder weniger reif und klar, von Gelb- und Dunkelgrau in Chamollegelb, Hochgelb und Rosenfarben mit allen Schattirungen gedämpfter Tinten hindurchgeht und auf dem sich die Schneeränder und Gletscher besonders leicht und blendend ausnehmen. Diese Gebirge scheinen im untergehenden Strahle wohlverwandte Genossen der Sonne zu sein und ihr Schattenwurf übt magische Zauber. Mit ihren riesenhohen Vorsprüngen gewöhnlich an die nördliche Ebene gestellt, blicken sie der schelbenden Sonne mit leuchtendem Anblick nach und spiegeln sich in ihrem Licht, wie griechisch antike Marmordämonen, von einem Jupiter-Phidias in phantastischen Träumen gemalt.“

In dieser Weise sucht der Verfasser außerdem den landschaftlichen Charakter der Fldggebirge, der Sandsteinformationen, der Melasse oder Nagelfluhe, der Basaltgebirge, des Porphyrs, der Gneisbildungen mit Granit, Syenit u. s. w. festzustellen. Und verriethert, daß der Geograph Ritter und besonders Alexander von Humboldt, der noch in seinem letzten Lebensjahre die große Gabe gehabt habe, sich mit ihm über seine Auffassung der landschaftlichen Vergformationen zu unterhalten, deren summarische Gesetze auch für andere Welttheile und Zonen zutreffend gefunden hätten.

Unter den Beilagen des Buchs befindet sich eine Betrachtung: „Das Verkennen der Heimatschöne“, worin der Verfasser in begeisterten Worten namentlich die ungeheure „Stufenleiter des deutschen Terrains“ anschaulich zu machen sucht. Wenn der Verfasser an den Deutschen tabelt, daß sie Virtuosen darin seien, das Fremde groß und schön zu finden, während sie das Eigene unterschätzen, so ist dies allerdings richtig und eine alte Klage; aber es fehlt wahrlich und gerade gegenwärtig am wenigsten auch nicht an solchen, welche in ihrem hyperbolidischen Arsentonismus sich selbst und alles Einheimische überschätzen und zu ihrem und ihrer Nation Schaden alles Ausländische geringerschätzen und abweisen. Was für erstaunliche schwinbelhafte Phrasen muß man nicht in dieser Hinsicht von Autoren und öffentlichen Rednern sich gefallen lassen! Was nun den Genus landschaftlicher Reize betrifft, von dem hier zunächst doch wohl die Rede ist, so ist zu bemerken, daß gerade der Schönheitsfan, zumal der für die Schönheiten der Natur, ein Recht hat, kosmopolitisch zu sein, ja daß er seiner innersten Natur nach kosmopolitisch ist. Im übrigen hört des Verfassers Werthschätzung des Heimatischen sofort auf, wo er auf die deutsche Literatur der Gegenwart zu sprechen kommt; hier erblickt er nichts als Schriftsteller, welche hinter Publikum und Buchhändler einen „traurigen Gänsemarsch“ bilden. Mit solchen allgemeinen und oft gehörten Beschuldigungen wird nichts ausgerichtet; man discreditiert damit nur ohne Nutzen die Literatur, den Schriftstellerstand und schließlich sich selbst mit. Wenn der Verfasser sagt, daß das Publikum eigentlich sich nach dem Geschmack der Schriftsteller richten müsse, so ist dies ganz richtig, wenn er aber hinzusetzt, das Publikum thue dies auch gern, so ist dies eine Behauptung, die auf das jetzige hochmüthig und capricios gewordene Publikum, von diesem im großen und ganzen gesprochen, nicht mehr recht passen will.

Zwei interessante Beilagen sind dann noch: „Das Schweben der Thierwelt und der Bildstand in den Alpen“ und „Athen süd- und norddeutschen Volkscharakter“. Zwei Stellen können wir hier mitzutheilen uns nicht enthalten. Von dem Berliner sagt der Verfasser: „Wesentlich ist es der Berliner, welcher über den Norddeutschen die Ansicht im Süden gefärbt und

gleich beschädigt hat. Er wurde oft zum Gattungsbegehr erhoben, was doch nur sehr modifiziert geschehen dürfte. Der Dichter ist vorwiegend ein weichgestimmter, mildehaltiger Gemüths-mensch, der seine wechelseite mit Sarkasmus, Satire, Selbstironie und Witz masirt, ja bewaffnet. Sein innerer Humanismus geniert seine unbefangene Lournüre. Sein Witz aber, dessen Schule Markt und Straße sind, hat gewissermaßen eine akademische Methode; er ist im praktischen Leben gebildet und seine Formen sind überliefert und zur Manier geworden. Diese geht bei schwacher Geisteskraft der Ausübenden nur zu häufig in Maniertheit über. Maniertheit erzeugt schon an und für sich Widerwillen, um so mehr bei dem süddeutschen Volk, das etwas organisch Gefundes, aus dem Vollen Model- lirtes, Letzteres und nicht sich nicht gern mit unfruchtbaren Reflexionen und Analysen, die nur ein Turnen des Verstandes sind, zu schaffen mag.

Ueber den Süddeutschen im allgemeinen bemerkt der Ver- fasser: „Gleich dem deutschen Oesterreicher hat auch der gemeine Mann im ganzen Westen von Süddeutschland, trotz einer ge- wissen Rauheit, die man gern dem Vater nachgesagt, für die tägliche Verührung mit seinesgleichen und andern mehr äußere Besser, mehr unbefangene praktische Lebendtourne, als der Norddeutsche. Der Feingebildete, selbst die Dame von Stande, trauet das Zusammenstreffen mit dem niedern Volk von Stadt und Land nicht zu scheuen. Der Gasthof, die Wirtschaftel, der öffentliche Vergnügungsort vereinen die verschiedensten Stände und Treiben und mit Manier. In vielen Gegenden des Nordens, wo noch nicht viel gereist wird, sind bei solcher Gelegenheit ge- gen den Gebildeten plumpe Sticheleien, Reibungen, sogar Thät- lichkeiten ein Lieblingsvergnügen des deutschen ouvrier und des bieder Landmanns.“

Der Verfasser erblickt einen „hohen moralischen Zug“ des Südens darin, daß, „Brettelotels für überspannte Reisende na- türlich nicht mit Inbegriffen“, von Wirthen oder Bedienenden irgendeiner Art ein ärmlicher Mann niemals geringschätzender als ein anderer behandelt würde; daß hier mit erfreulicher Gu- nanität die Gleichberechtigung der Person und des Geldes gelte, gleichviel welche vornehme oder niedere, arme oder reiche Hände für empfangene Dienste hinstrecken. In Norddeutschland hat sich, wol noch aus slavischen Zeiten her, allerdings ein bestem- mender Unterschied von Rang und Stand festgesetzt, der im raiischen Süden viel weniger hervortritt, mindestens nicht im fratischen Verkehr; der Mensch gilt hier, was er als Mensch ist: Ziel Rang und Reichthum imponiren hier nicht in gleichem Maße wie im Norden; man lebt und läßt leben und kümmert sich sehr wenig um das Thun und Treiben des andern, insofern nicht lästig wird, und dadurch die Gemüthlichkeit stört.

J. M.

Zur deutschen Verslehre.

Des Wesen des deutschen Rhythmus. Beitrag zur deutschen Verslehre. Von Roderich Benedix. Leipzig, Hartmann. 1862. Gr. 8. 20 Ngr.

Von unserm Lustspielbichter, Roderich Benedix, der sich, so- el wir wissen, in der Praxis mit Versen wenig oder gar nicht faßt hat, ein theoretisches Werk über die deutsche Verslehre erhalten; hat gewiß für nicht wenige etwas Ueberraschendes hat; und mancher mag geneigt sein, in demselben nur ein rodet des Dilettantismus zu vermuten. Von selten seiner nährung ist es ein solches wol auch, und einige Spuren das- lassen sich auch in seinem Inhalt, sowie in der Darstellungs- eise nicht verkennen. Man fühlt aus demselben heraus, daß mit dem, was die moderne Aesthetik überhaupt und die Poetik chsondere auf diesem Gebiete geleistet hat, nicht gründlich ge- ig bekannt ist, um nicht Gedanken als neu zu bieten, die auch ion andere ausgesprochen haben, und umgekehrt manches zu kämpfen, was als bereits überwunden betrachtet werden kann.

Auch verhält sich hier und da die Meinung des Aristokratar- einzelne Beobachtungen zu überschlagen, manches als allgemein- gültig auszusprechen, was nur innerhalb gewisser Grenzen an- nehmbar ist, und über Ansichten, die mit den eigenen in Wider- spruch stehen, gar zu rücksichtslos dem Stab zu stoßen. Abge- sehen von diesen Mängeln aber — an denen es übrigens auch in den Werken der eigentlichen Fachmänner nicht fehlt — trägt das Buch den Charakter einer eifrigen und gründlichen Arbeit und verdient in mehrfacher Beziehung eine anerkennende Auf- nahme und entgegenkommende Berücksichtigung. Die Grundge- danken desselben sind im allgemeinen gesund und richtig und die Entwicklung klar und verständlich. Die darin aufgestellten rhyt- mischen Gesetze sind größtentheils kurz und scharf präcisiert, die Konsequenzen in der Regel richtig gezogen, und an-beweisenden Beispielen und Belegen für die Richtigkeit derselben ist eher eine zu große Fülle als Mangel vorhanden.

Die Hauptsätze, welche der Verfasser geltend zu machen sucht, scheinen nur in folgenden zu bestehen: „1) In der deutschen Sprache beruht der Rhythmus nicht wie in den alten Sprachen, auf einer Messung, sondern auf einer Wägung der Silben. Man hat daher bei ihm nicht lange, kurze und mittelzellige; sondern schwere, leichte und schwankende Silben zu unterscheiden. 2) Schwer sind alle Stammsilben der Begriffswörter und die- jenigen Silben drei- und vierstelliger Verhältnißwörter, die den Hauptton haben; ferner in Zusammensetzungen alle Silben, die den Hauptton haben. Leicht sind alle Form- und Vorfälle, sowie die Sprossformen. Ferner alle einstelligigen Verhältnißwörter. Schwankend sind die meisten Anhängesilben, mit denen Begriffswörter gebildet werden. Ferner die Silben der zweistelligen Verhältnißwörter, die den Hauptton haben. Schwankend werden außerdem in Zusammensetzungen diejenigen Stammsilben von Begriffswörtern, die den Hauptton nicht haben und von blei- sem gedrückt sind; ebenso die Begriffswörter, wenn sie einen Ergänzungsbegriff bei sich haben, wenn sie nur schwachend stehen, als Titel, Anrede u. s. w. und in einzelnen Fällen durch den Beziehungsston; endlich auch die einstelligigen Verhältnißwörter, wenn sie zwischen leichten Silben stehen. Die schwankenden Silben neigen zur Schwere oder Leichtigkeit je nach dem Ein- fluß, den die benachbarten Silben auf sie ausüben. Der Be- ziehungsston macht jede Silbe schwer, auf den sein Accent fällt. 3) Die gebundene Sprache kennt nur arische oder thetische Silben. Arisch sind alle an sich schweren Silben; thetisch an sich alle leichten und schwankenden; die letztern können aber durch Umgebung von leichten Silben arisch werden. 4) Der ursprüngliche Rhythmus der Sprache zeigt sich nur in einfachen Wörtern; in Zusammensetzungen trübt sich derselbe oftmals. Daher sind der deutschen Sprache nur solche Versformen natürlich, die als einfache Wörter vorkommen, nämlich: Trochäen, Jamben und Daktylen. 5) Die Nachbildung antiker Versformen ist im Deutschen unthunlich, da dieses nur sprachlichen (wägen- den), aber keinen musikalischen (messenden) Rhythmus kennt. Die für den musikalischen Rhythmus der alten Sprachen noth- wendige, verwickelte und weitläufige Verslehre ist daher für die deutsche Sprache gar nicht anwendbar.“

Der erste dieser Sätze ist nicht so neu, wie der Verfasser anzunehmen scheint, denn man hat schon seit lange die alten Sprachen in rhythmischer Beziehung als quantitätsfreie, die deut- sche dagegen als eine accentuierende Sprache bezeichnet und Mün- der sagt in seiner Metrik (§. 10) geradezu: „Darauf messen wir die Silben eigentlich nach ihrer Schwere und Leichtigkeit, und theilen sie in Haupt- und Nebensilben.“ Immer bleibt es verbiesslich, diese Wahrheit noch stärker als bisher hervorgeho- ben und die Ausdrücke „lang“ und „kurz“ förmlich befestigt zu haben.

Mehr Ursprüngliches befindet sich im Inhalt des zweiten Satzes; hauptsächlich eignet dem Verfasser die nachdrückliche und specielle Ausführung des Gedankens, daß der rhythmische Werth vieler Silben kein konstanter, sondern ein in und mit der Bedeutung der Nachbarsilben wechselnder ist. In der Praxis

demgemäß verschwen; die Theorien genommen.
wesentlichen: den bisherigen Ansichten wol vom Verfasser zurücktreten; ebenso der fünfte, hegt ein Drittel des Buchs beilegen, doch in sehr vielen Details ist.
an dem Buche unsere Anerkennung; erlaubt, auch einige von dem in wol dem Verfasser nicht zu Widerspruch kommt die Wahrheit selbst, und um diese ist es,

Prinzip, aus welchem der Begriff des Rhythmus abgeleitet, der, die er als solche der „Einheit“ er behauptet, jene gefalt, t sagen will, ist richtig; aber eine Unterscheidung selber vermag nicht Gleichförmigkeit, was nichtförmigkeit“ genannt hat; die aber die Mannichfaltigkeit auszu, was die Form betrifft, in sein. Zwei gothische Strichen zeigen einander gleich, dagegen a sind, lassen sich nicht mit Recht

gleichförmig nennen. Im Falle wie dieser ist hätte der Autor für Gleichförmigkeit Ausdrücke wie „Harmonie“ oder „Analogie“ gebrauchen sollen; in andern Fällen wäre dafür „Verhältnismäßigkeit“ oder „Proportionalität“ am Platze gewesen. Die eigentlichen Grundbegriffe aber, in denen der Begriff des Rhythmus nach seiner ästhetischen Bedeutung wurzelt, sind einerseits der Begriff der Bewegung, andererseits der der Schönheit: denn Rhythmus überhaupt ist „Strömung“ oder „Bewegung als Wechsel von Hebungen und Senkungen“ und Rhythmus im ästhetischen Sinne (d. h. Rhythmus) ist Wohlbewegung oder Schönheit im Wechsel von Hebungen und Senkungen. Es gibt keine Bewegung ohne einen Wechsel von Hebungen und Senkungen und keine Wohlbewegung ohne Schönheit, d. h. ohne Zusammenhanglichkeit des Idealen und Realen, des Eines und des Vielen, des Ganzen und seiner Theile, des Grundgedankens und seiner Ausföhrung, des Gesetzes und seiner freien Betätigung. Somit man diese einfache Grundbestimmung hat, damit sich das ganze Lehrgebäude der Rhythmik gleichsam von selbst auf. Der Verfasser würde zu manchen seiner richtigen Sätze weit leichter gelangt sein und manche seiner Irrungen vermieden haben, wenn er hierüber von vornherein vollkommen mit sich im Klaren gewesen wäre.

Auf S. 13 behauptet der Verfasser unter andern: „Die Melodie ist nur der Musik eigen, die Sprache hat sie gar nicht.“ Dies ist entschieden falsch. Selbst wenn in der Sprache nur insoweit eine Veränderung der Stimmhöhe stattfindet, als der Verfasser selbst zugibt, nämlich durch Senkung des Tons am Schluß eines behauptenden und durch Hebung am Schluß eines fragenden Satzes, würde sie schon Melodie besitzen. Aber hierauf beschränkt sie sich keineswegs, sie drückt vielmehr die ganze Wiederholung der Satzgefüge durch Hebungen und Senkungen des Tons aus, indem sie z. B. jeden Vorderatz, ähnlich wie die Frageätze, mit einer Stimmerhöhung schließt, unwesentliche Nebenbestimmungen, Parenthesen u. dgl. mit gesunkenen Stimmen spricht, und, wie der Verfasser späterhin selbst zugestehen muß, die accentuirte Verstärkung des Tons stets auch mit einer Tonerhöhung verbindet. So stark wie beim Gesang geschieht dies allerdings nicht, aber im lebendigen Vortrag doch stark genug, daß man zuweilen eine wirkliche Melodie herausgehören kann. Manche besonders charakteristische Melodien von Gesangstexten lassen sich geradezu als musikalische Ausprägungen der sich von selbst darbietenden Sprachmelodie erkennen. Man spreche z. B. Goethe's

„Reine Lust' bei Tag und Nacht“ oder Herder's „Durch Wälder, durch die Auen“ nur einigermaßen mit Nachdruck, wird man unwillkürlich einen Tonwechsel eintreten lassen, an die Melodien dieser Verse erinnert. Das melodische Element erscheint daher auch, sofern es in den gehörigen Schranken keineswegs als unsehbar. Das Unangenehme in den gegebenen Dialecten beruht nicht darauf, daß sie melodisch überhaupt sind, sondern darauf, daß sie dabei nicht das rechte Gleichhalten oder sich einseitig in immer wiederkehrenden Schwingungen, statt sich in leicht abwechselnder Weise der inneren Bewegung des Gedankens anzuschließen. Hieraus folgt, daß der Verfasser auch darin nicht recht hat, wenn er das Wesen des Rhythmus bloß im Wechsel der Tonstärke erblickt und die Begriffe „Krise“ und „These“ zwar beibehält, aber sie nicht im Sinne von „Hebung“ und „Senkung“ genommen wissen. Diese Ausdrücke sind nichts weniger als bloß bildlich, im geistlich ganz buchstäblich zu nehmen. Dem Rhythmus sind die in der Scala sich abwechselnden Gradunterschiede der Höhe und Tiefe, keineswegs aber der Gegensatz von Hebung und Senkung überhaupt unbekannt.

Im Uebrigen ist der Verfasser, wenn er Wörter wie „Lust“, „Wahl“ als lange, dagegen Wörter wie „Lach“, „Wall“ als kurze Silben bezeichnet. Die letztern sind viel ebenso gut lang, wie die ersten. Man verwendet zu ihnen selbst Seitsmaß, wie zu jenen, nur daß man es nicht dem sondern den ihm folgenden Consonanten zugute kommen. Man hat in Fällen, wie diese sind, nicht lange und kurze, sondern gedehnte und geschärfte Vocale zu unterscheiden. Als wirklich kurze Silben können nur solche gelten, die aufstöße in „schlagen“, die Anfangsilben in „Gemüth“ ähnliche; denn zu ihrer Aussprache wird wirklich ein geringes Zeitquantum verwendet.

Auf S. 30 stellt der Verfasser das Gesetz auf, daß je weiter als solche durch Betonung der Endsilbe hervortreten. Die Einbürgerung sei erst dann als vollzogen zu betrachten, wenn ein ursprünglich fremdes Wort im Deutschen einen deutschen Rhythmus erhalten habe, z. B. „Labad“ „Labad“, statt „Kasse“ „Kasse“ u. s. w. gesagt. In vielen Fällen trifft dies zu, in andern aber auch nicht. Wir sagen z. B. „Lögil“, „Kessil“, „Kessil“ u. es läßt sich aber wol kaum behaupten, daß diese Wörter bei uns eingekürzt seien, als Wörter wie „Ruff“, „Ruff“ u. s. w., bei denen wir den Ton auf die Endsilbe legen.

Auf S. 64 und 74 polemisiert der Verfasser gegen Annahme steigender, d. h. von der These zur Krise fortsetzender Rhythmen und will demgemäß Anapästen und aufsteigenden gar nicht gelten lassen, sondern aber lieber als solchen mit einem Vorschlag, gleich dem Anstalt in der Betrachtet wissen. Bekanntlich ist eine ähnliche Ansicht von Hermann aufgestellt, aber von späteren Metrikern nicht geheißen worden. In der That existirt für eine solche gemeinsame Verleugnung der natürlichen Verhältnisse schlechter kein sichhaltiger Grund. Der Rhythmus enthält aus der Natur der Bewegung. Die Bewegung kann aber ebenso wie einem schwächeren Moment zu einem stärkeren, wie ungeschwächtem Moment zum schwächeren fortschreiten, es gibt mithin wol zunehmende wie abnehmende Rhythmen, je es bilden einen Gegensatz von sehr wesentlicher und ausdrucksvoller Bedeutung. Das treibende Motiv der Bewegung kann eben am Ziel, wie am Anfang derselben liegen. Eine Bewegung die einem Ziele zustrebt, ist eine wesentlich andere als eine welche bloß die natürliche Folge eines Ausflusses ist. Je mehr man mit einem theilnehmenden Impulse, ist anfangs schwach und gerät sich; diese dagegen beginnt mit einem physischen Impulse, ist anfangs stark und schwächt sich allmählich ab; bei jeder scheint das vorübergehende Ziel, bei dieser bei im Mäßen Kraft als die Hauptsache, jene ist eine strebende, diese einlaufende Bewegung. Was die Bewegung im ganzen betrifft, muß sich auch in jedem ihrer kleinsten Momente

Ob es daher steigende und fallende Rhythmen, muß es auch steigende und fallende Versfüße geben und die Theorie thut nicht wohl, diesen charakteristischen, thatsächlich wirklich bestehenden Gegensatz aus dem Bewußtsein verdrängen zu wollen. Sie macht sich damit nicht nur einer Willkür schuldig, sondern beraubt sich auch der Möglichkeit, die historische Anwendung der verschiedenen Rhythmen in ihrem tiefern Grunde zu erfassen. Daß sich die epische Dichtung vorzugsweise daktylischer und trochäischer, also fallender, dagegen die dramatische Poesie hauptsächlich iambischer und anapästischer, also steigender Rhythmen bedient hat, ist sicherlich kein Zufall, sondern hat seinen ersten und natürlichsten Grund eben darin, daß sich für die Erzählung, die uns nur mit dem Verlauf irgendeiner Begebenheit bekannt zu machen sucht, die ruhig verlaufende, dagegen für das Drama, welches uns ein um irgendein Ziel mit widerstrebenden Elementen kämpfendes Streben vergegenwärtigen will, die strebende Bewegung als die angemessenste erweist. Aus demselben Grunde liebt die elegische Lyrik mehr fallende, die lebenslustige mehr steigende Rhythmen; aus demselben Grunde hat das vom naiven Standpunkt der Volksepik auf dem bewußten Standpunkt der Kunstichtung gelangte Epos auch für die mehr auf Spannung, als auf eine Mittheilung ausgehende Erzählung den Jambus, und umgekehrt die moderne Schicksalstragödie, in welcher nur noch ein ohnmächtiges Streben mit einem naturalistisch fortschreitenden Fortum kämpft, naturgemäß den Trochäus angewandt; aus demselben Grunde endlich zeigt die Poesie der modernen Völker um so viel mehr Vorliebe für den Jambus, als überhaupt ein tendenziöses, selbstbewußtes, stilles Streben in neuer Zeit weit stärker ausgeprägt ist, als in dem sich mehr naturalistisch entwickelnden Alterthum.

Schließlich können wir dem Autor in seinem Eifer gegen die Anwendung antiker Rhythmen und Versformen in der deutschen Sprache nicht ganz beistimmen. Auch wir sind der Ansicht, daß man den antiken Versbau nicht zum Gesetz für unsere Poesie machen darf, daß die alten Versmaße stets einen fremdartigen Beigeschmack für das deutsche Volk behalten werden und daß viele derselben dem Geist der deutschen Sprache geradezu widersprechen. Aber die Einführung derselben in die deutsche Poesie ist nun schon seit mehr als einem Jahrhundert eine vollendete Thatsache, die größten unserer Dichter und die ihnen dafür Anerkennung zollende Nation haben derselben ihre Sanctification erteilt, und mit solchen historischen Erfolgen ist nicht zu rechten, selbst wenn dieselben beklagenswerth wären. Das sind sie aber keineswegs; im Gegentheil, es hat vielleicht nichts auf die Entwicklung der deutschen Sprache und Poesie so vortheilhaft und segensreich eingewirkt, als gerade die ihr im Wettkampf mit den Alten gewordene Disciplin. Erst in dieser Schule hat sie sich die Geschmeidigkeit und Bildungsfähigkeit, Gesezmäßigkeit und Wohlgefälligkeit erworben, welche sie jetzt besitzt und durch welche sie mehr als jede andere der neuern Sprachen dazu befähigt ist, in ihrer Literatur den Goethe'schen Gedanken einer universellen Weltliteratur zu verwirklichen. Uebersetzungen sind erst dann im Stande, einen Begriff vom Original zu verschaffen, wenn sie nicht bloß den Inhalt, sondern soweit als möglich auch die Form desselben wiedergeben. Schon um unserer trefflichen, charakteristischen Uebersetzungen willen haben wir uns also der Nachbildung der antiken Versformen zu erfreuen; und wer möchte leugnen, daß sich auch unter den Nachbildungen eine große Anzahl von Versen befinden, die zu den schönsten Ergebnissen unserer Literatur gehören und nicht entstanden sein würden, wenn nicht jener Einfluß bestanden hätte. Ja wir müssen eingestehen, daß wir selbst in der Gestaltung und Ausbildung unserer eigenen Rhythmen und Versmaße nicht zu solcher Vollkommenheit gelangt wären, wenn wir uns nicht an jenen in der Ueberwindung von Schwierigkeiten und dem Taft für Wohlbeugung und Wohlklang gewöhrt hätten. Jetzt, wo es solcher Uebungen nicht mehr in demselben Maße bedarf, ist es gerechtfertigt, mehr und mehr die Abhängigkeit von den fremden Einflüssen wieder abzuschütteln und sich der eigenen Natur ge-

mäß zu entwickeln; aber eine absolute Verwerfung und Ausmerzung der antiken Versmaße dürfte weder gerecht, noch ersprießlich sein. 11.

Roman- und Dorfgeschichteliteratur.

1. Vaterländische Geschichten von Max Ring. Zwei Bände. Berlin, Janka. 1862. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese gewandt und populär vorgetragenen kleinen Erzählungen illustriren größtentheils Begebenheiten aus dem Leben Friedrich's des Großen. Eine derselben: „Die Kunstfreunde“, schildert recht anschaulich die barock-grotesken Kunstbestrebungen des berühmten schlesischen Sonderlings und Verschwenders Grafen von Hohen auf seinem Gute Roswald. „Das Räuberselb“ und „General und Secretär“ sind gelungene Ausmalungen von bekannten Anekdoten aus dem Leben des gestrengen Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I. Die der Chronik der Stadt Breslau entnommene „Schneiderrevolution“ spielt im Revolutionsjahr 1793. Ob der Denkfettel, den in der Erzählung: „Der Hofnarr des Kurfürsten“ (Joachim I. von Brandenburg), der berühmte Ablasskrämer Tezel im Jahre 1517 zwischen Berlin und Jüterbog von einem märkischen Ritter Namens Schent von Barward erhält, auf einer thatsächlichen oder nur gut erdachten Anekdote beruht, bleibe dahingestellt. Sehr zeitgemäß ist, angesichts der fünfzigjährigen Gedächtnisfeier der deutschen Erhebung und des Todestags (28. August 1818) eines ihrer begabtesten Kämpfer und Sänger, Theodor Körner's, dessen novellistisch behandelter Lebensabriß, unter dem Titel „Leier und Schwert“. Körner's dichterischer und durch seine Selbstbetheiligung am Kampfe auch moralischer Einfluß auf die damalige Regenerierung des deutschen Nationalgefühls wird hier mit Recht als ein bedeutungsvoller geschildert.

2. Drei Bücher vom Geiste. Roman von A. von Stifft. Wien, Typographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1863. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die mancherlei Gedankengänge, philosophischen Deductionen, Beobachtungen des socialen Lebens, die, vermischt mit den verschiedenartigsten kritisch-ästhetischen Betrachtungen auf dem Gebiete der schönen Künste und Wissenschaften, uns unter dem obigen, allerdings etwas prätentiv erscheinenden Titel geboten werden, sind wol geeignet, Interesse und Anregung zu gewähren. Eine harmonische Befriedigung können wir jedoch aus ihnen nicht empfangen, weil dieser ganze buntschillernde, im Grunde nur festsam gesucht in die drei Bücher „Pathos“, „Ironie“ und „Palingenesis“ eingetheilte Stoff nicht von einer leitenden und einheitlichen Idee klar und entschieden beherrscht wird. Diejenigen, welche als solche am Schluß des Buchs aufgestellt wird: das Bedürfnis eines „neuen Geistes“, der gleichsam in künstlerischer Weise die menschliche Gesellschaft regenerieren und zu einem „Weltbürgerthum“, als ihrem idealen Ziele, heranbilden solle, scheint der abgehandelte Stoffmasse erst a posteriori octroyirt und läßt die zusammenhangslose, apophoristische und wirre Haltung des Ganzen nur noch mehr hervortreten.

Die gleiche Haltung zeigt das Romanelement dieses Buchs, welches nur zu dem Zweck componirt scheint, den Verbindungsstift zu jener bunten philosophisch-ästhetischen Mosaikarbeit abzugeben. Der Autor gibt sich hier als Romantiker. Fast alle seine Gestalten, Männer wie Frauen, sind weniger dem Leben als der Phantasie entnommen, und erscheinen mehr oder weniger von einem mythisch nebelhaften Dunstkreis umgeben. Mitunter machen sie sogar jenen unheimlichen Einbruch, den wir wol in einem Wachstürcenabstet zu empfangen pflegen, indem es uns plötzlich vorfindet, als wandelten wir zwischen prächtig aufgezupften und schön geschminkten galvanisirten Leichen. Ueberall fehlt hier Leben und Bewegung, selbst in dem Stil, der sich übrigens — bei der Mehrzahl der österreichischen Volkstheorien, zu denen unser Autor zählt, eine Seltenheit — fast durch-

gänglich durch correcten, gewählten und nicht selten auch poetischen Ausdruck auszeichnet.

3. Ein Mädchen aus dem Volke. Sittenroman aus dem modernen Leben von Rudolf Neuburger. Berlin, Janké. 1862. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eine Wiedererzählung von breslauer Begebenheiten, ohne genügende künstlerische Verarbeitung. Das sentimentale Element spielt hier die Hauptrolle. Einen beinahe komischen Eindruck macht die bei den jugendlichen Personen sich äußernde platt-naive, so gar nicht künstlerisch vermittelte große Elasticität des Herzens. Die Heldin der Erzählung, das Mädchen aus dem Volke, macht die Bekanntschaft eines weit über ihr stehenden jungen Mannes und nimmt dessen Werbung und Hand an, als er sich infolge eines Mißverständnisses von seiner bisherigen, ihm ebenbürtigen Braut verabschiedet sieht; bewirkt aber, als sie letztere zufällig persönlich kennen lernt, mit der Opferfähigkeit der innigsten Seelenliebe die Aufklärung dieses Mißverständnisses, versöhnt beide und entsagt feierlich zu Gunsten jener ersten Verbindung. Nun sollte man denken, bleibt ihr Herz und ihre Hand frei. Retenndes; sie verlobt sich ganz kurz darauf mit einem jungen Kaufmann, tritt aber ebenfalls wieder zurück, weil sich dessen Bruder, der sie gleichfalls liebt, wegen dieser Verlobung erschließt. Glücklicherweise stirbt schon nach einem Jahre die junge Frau jenes ersten Geliebten, und kaum ein Jahr später führt das Geschick beide Liebende zur endlichen Vereinigung zusammen. Der junge Kaufmann hat sich inzwischen mit einem adelichen Fräulein getraut, und auch sein unglücklicher Bruder und Rival würde sicher mit deren Schwester dasselbe gethan haben, wäre nur leider nicht seine selbstmörderische Kugel tödlich gewesen; denn seine letzten, an diese voll Mitleid um den Sterbenden bemühte, junge Dame gerichteten Seufzer lauten: „Wenn ich leben könnte, würde ich nur für Sie leben wollen!“

Nach so gänzlich ungenügenden Beweisen eines guten Geschmacks kann uns die am Schluß des Romans vom Verfasser in Aussicht gestellte „Fortsetzung“ desselben weit weniger mit Befriedigung erfüllen, als die gleichzeitige Bitte um Nachsicht für diese „erste größere Arbeit“. Hiernach scheint der Verfasser noch jung und bildungsfähig und kann sich vielleicht einst besseren Dank mit einem andern, selbsterfundnen Stoff erwerben, der nicht, wie diese „auf Wahrheit beruhende“ triviale berliner Stadtgeschichte, seine Phantasie niederzieht, sondern sie zu einer idealen Auffassung des Lebens anregt. An Darstellungstalent fehlt es ihm keineswegs.

4. Gemüthliche Dorfgeschichten von Th. Messerer. München, Fleischmann. 1862. 8. 18 Ngr.

Der allen Anzeichen nach dem geistlichen oder Lehrerstande angehörende Verfasser bedauert hier nachträglich auch noch das kindliche Alter mit einem Modeartikel der Literatur, dessen Gesuchtheit bereits abgenommen zu haben scheint. Die fünf gut vorgetragenen Geschichten, deren eine, „Die Muttergottesbüchse“, durch ein in Farbendruck ausgeführtes Titelfupfer illustriert ist, haben das alpbairische Dorf zum Schauplatz und eine entschieden realistische Färbung, die mitunter nur etwas zu nächsten und hausbacken wird. Durchgängig tritt die pädagogische Tendenz hervor, die sich in diesen, zunächst wol für das schulpflichtige Alter berechneten Erzählungen vorzugsweise die Erweckung und Stärkung des sittlichen Gefühls anlegen sein läßt.

62.

Notizen.

Alfred Neumont und G. P. Vieusseux.

Der ausgezeichnete Kenner italienischer Geschichte und Literatur, Alfred Neumont, gab bei Dedert in Berlin heraus: „Bibliografia dei lavori pubblicati in Germania sulla storia d'Italia.“ Der Verfasser hatte bereits im Jahre 1846 begon-

nen, in dem von Giovan Pietro Vieusseux herausgegebenen „Archivio storico italiano“ über solche deutsche Werke und Schriften, welche sich auf Italien bezogen, regelmäßig zu berichten. Diese bibliographischen Notizen, die Neumont dann mit unermüdlichem Fleiße vervollständigte und verarbeitete, gaben die erste Grundlage zu vorliegendem Werke, welches zunächst und vorzugsweise für den Gebrauch italienischer Leser bestimmt und daher auch in italienischer Sprache verfaßt ist, aber auch unsern heimischen Geschichtsforschern und allen Freunden der italienischen Literatur wie des italienischen Volks eine sehr willkommene Gabe sein wird. Das Ganze besteht aus zwei Abtheilungen, von denen die erste die Kirchen-, Staats- und Literaturgeschichte, die zweite die Geschichte der schönen Künste umfaßt. Den Büchertiteln ist eine gedrängte Angabe des Inhalts, in vielen Fällen auch eine kritische Würdigung hinzugefügt. Die Italiener können aus diesem Werke besser als aus jedem andern in Erfahrung bringen, mit wie großer Vorliebe und mit welchem fast leidenschaftlich zu nennenden Eifer sich die Historiker, die Literatur- und Kunstgeschichtsschreiber deutscher Nation fortwährend mit Italien, seiner Geschichte, seinen kirchlichen und religiösen Zuständen, seiner Literatur und seinen Leistungen auf dem Gebiete der Künste beschäftigt haben. Eine gleichartige bibliographische Uebersicht alles dessen, was Italiener in Bezug auf Deutschland geschrieben haben, würde sicherlich bei weitem nicht den Umfang des vorliegenden Werks erreichen. In beiden Abtheilungen des Werks nehmen übrigens die eigenen Arbeiten Neumont's über Italien einen beträchtlichen Platz ein. Erwähnt ist das Werk dem oben als Herausgeber des „Archivio storico italiano“ genannten inzwischen (am 28. April) verstorbenen G. P. Vieusseux, dem Bewohner des Palazzo Buonamente am Dreifaltigkeitstempel in Florenz, der den eigentlichen Mittelpunkt alles literarischen und geistigen Lebens in Florenz bildete. Aus einem jüngst in der ausgburger „Allgemeinen Zeitung“ erschienenen, sehr wahrscheinlich aus Neumont's Feder herrührenden Nekrolog Vieusseux' erfahren wir, wie groß die Zahl berühmter oder verdienstvoller deutscher Gelehrten ist, welche im Palazzo Buonamente freundliche Aufnahme fanden, dem Verstorbenen Rath, Unterstützung und Förderung jeder Art in wissenschaftlichen Angelegenheiten verdankten oder mit ihm von Deutschland aus in mehr oder minder naher Beziehung standen und ihm ein dankbares Andenken bewahrten. Vieusseux hatte zwar die deutsche Sprache nur unvollkommen gelernt, aber auf seinen Reisen in Deutschland und namentlich bei einem mehrmonatlichen Aufenthalt in Kiel sich mit deutschem Wesen befreundet. Aber wo werden wir gegenwärtig den deutschen Palazzo zu suchen haben, der infolge der Gastfreundschaft und der wissenschaftlichen Hülfsbereitschaft seines Bewohners wie der Palazzo Buonamente in Florenz ein Mittelpunkt literarischer Beziehungen für ganz Europa und Nordamerika, eine Herberge der hervorragendsten Zeitgenossen wäre? J. M.

Künstlerstipendien in Deutschland.

Wenn die deutsche Kunst gewachsen und gediehen ist und so herrliche Blüten und Früchte getragen hat, so sind es gewiß unsere Regierungen am allerwenigsten gewesen, welche, sei es moralisch oder materiell, uns dazu verholfen haben; denn die wenigen Acte fürstlicher Liberalität können nichts gegen die Gleichgültigkeit des Staats in Bezug auf Literatur- und Kunstinteressen beweisen. Aber selbst die Zeiten der „Jahrgehälter“ scheinen uns immer mehr zu entrücken, die sogenannte freie Welt hat nach und nach das wenn auch vielfach bedenkliche, jedoch so wenig kostspielige Patronatsrecht an jedem Talente ganz freiwillig aufgegeben, und die Ständeverfassungen haben nach ihrer Meinung viel Nützlicheres zu thun, als sich um so nutzlose Dinge zu bekümmern. Einzelne regierende Fürsten haben bei uns wol und bisweilen in sehr liberaler Weise die Künste unterstützt und gefördert, aber nur als zufällige Privatliebhaber und nicht selten sehr zum Verdruss der administrativen

Staatorgane, des Finanzministeriums, der Ständeversammlungen u. s. w. Die meiste Aufmerksamkeit hatte man immer noch den bildenden Künsten geschenkt; doch auch diesen gegenüber scheinen in gewissen Kreisen andere Anschauungen Geltung zu gewinnen. In einem Sammelberichte aus Berlin in der augstärkeren „Allgemeinen Zeitung“ lesen wir neulich bei Erwähnung der Kaiserlichen Kunstakademie auf dem Wilhelmplatz: „Auch sie wirkt selbst unter der Herrschaft feudaler Principien und einseitigen Militärhölzes, denn diesen beiden ist das künstlerische Ideal die Nachahmung von Soldaten, bei denen die Konzeptionsidee bis auf die Knopfszahl reglementsmäßig ausgeführt sind. Schüler des Gewerbeinstituts sind die ausführenden Künstler der Kunstakademie, im Gewerbeinstitut sind sie geübt, und ähnlich ist die Herstellung billiger als auf jedem andern sonst möglichen Wege.“ Um so angenehmer überraschte die gleichzeitig in den Mitternachtsblätter gebrachte Nachricht, daß das infolge eines Reichstagsbeschlusses, welcher alljährlich 10000 Gulden für Künstlerstipendien bewilligt hat, in Wien zusammengetretene Comité zur Durchführung derselben dem Kaiser demnächst seine Anträge zur Genehmigung vorlegen werde. Jüngst hat nun die offizielle „Wiener Zeitung“ die Namen von 16 Künstlern gebracht, welchen zum ersten Male in Oesterreich Staatsstipendien zugewiesen worden sind, und wir sind abermals enttäuscht worden; denn unter den Stipendiaten befinden sich ein einziger Dichter (Franz Ressel) und zwei Tonkünstler, die übrigen sind sämtlich Maler oder Bildhauer. Man könnte sich in der That versucht fühlen, die Regierungen die Anschauungen eines Krämers unterzulegen, welcher für sein Geld „etwas Reelles“ haben will und dem nur ein bemaltes Stück Leinwand oder nun gar ein bemaltes Marmorblock natürlich weit mehr werth ist als ein Manuscript.

Habent sua fata libelli.

Die hoch der internationale Verkehr auch in Sachen dramatischer Sujeterfindung und Stofflieferung gestiegen, zeigt eine neue Posse, die wol den meisten Lesern d. Bl. schon einen vergangenen Abend bereitet: „Guten Morgen, Herr Fischer.“ John Galsworthy (geb. 1812 zu Camberwell und soviel ich weiß noch leben), ein fruchtbarer englischer Dramatiker und zugleich einer der ausländischen Bühnen, wie namentlich auch der deutschen Literatur, aus der er auch manches übersetzt hat, hat eine neue „Twice killed“ geschrieben, in welcher dieselbe Idee Hebel der komischen Verwickelung abgibt, wie in dem deutschen Stück. Im einzelnen ist die Ausführung anders und insbesondere ändert sich die komische Scene, welche zu dem deutschen Anlaß gegeben hat, hier gar nicht. Sonst ist das Stück freilich lustig und nicht ohne Witz, der bis zum Schluß anhält. „And now, ladies and gentlemen, that you've seen friend, Gecklers, „Twice Killed“, let us hope, that you will, at length, allow him to live uninterruptedly — uninterruptedly, did I say? No, for if my innocent deceptions did serve to amuse you, I shall feel the greatest pleasure in killing him twice more to-morrow.“ Das Stück gefiel in England und wurde ins Französische übersetzt; ein Jahr darauf kenne man den Stoff zu einer komischen Oper: „Bon soir, Monsieur Pantaloon“, und diese komische Oper wurde, „in course of nature“, wie Lewis, dem hier folgen, in den „Modern British dramatists“ sagt, auch ins Englische übertragen. Unbillig gibt es noch ein Stück den Stoff: „Servus, Herr Stupel“, welches ich 1854 dem Leopoldstädter Theater in Wien sah, das aber nur im ästhetischen Namen und einigen andern ästhetischen Anzeichen unserer norddeutschen Behandlung, deren Autor Friedrich sich unterzeichnet. So haben wir denn sechs Bearbeitungen des kleinen, allerdings sehr amüsanten Stoffes: zwei englische (die von Drenford und die rückübersetzte Oper), zwei französische (die Uebersetzung von Drenford's Stück und die französische) und zwei deutsche (die von Friedrich und die von Galsworthy).

81.

Bibliographie.

Aus Herz und Welt. Dichtungen in Original-Beiträgen, gesammelt und herausgegeben von der „Breslauer Dichters-

Sagen, K., Der Maler Johann Michael Woltz von Nordlingen (1784—1858) und seine Beziehung zur Zeit- und Kunstgeschichte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Nebst einem Verzeichnisse seiner Werke. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Gr. 8. 18 Ngr.

Hartmann, M., Novellen. Drei Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Köpert, H., Satirische Epigramme der Deutschen von Opitz bis auf die Gegenwart. Nebst einem Anhang über die Theorie und die Geschichte des Epigrammes. Eisleben, Reichardt. 8. 20 Ngr.

Meyer, A., Shakespeares Verletzung der historischen und natürlichen Wahrheit. Ein Vortrag. Göttingen, Olshausen. Gr. 8. 6 Ngr.

Paulig, J. C., Bilder aus dem Missionleben. Nach Aufzeichnungen bearbeitet. Erstes Band. Leipzig, Breit. Gr. 8. 1 Thlr.

Pollo, Elise, geb. Vogel, Notizen und Briefe über und von Dr. Carl Vogel, vormaligem Director der Bürger- und Realschule zu Leipzig. Nebst photographischem Titelbild. Leipzig, Schölk. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vogel, C., Vorlesungen über den Menschen, seine Stellung in der Schöpfung und in der Geschichte der Erde. Erste Lieferung. Gießen, Kistner. Gr. 8. 24 Ngr.

Zeller, J. P., genannt Vetter, Dr. Vetter aus der Pölz. Dichtungen in psalmscher Mundart. Mit dem Bildnisse des Dichters. Mannheim, Köfler. 8. 22 Ngr.

Tagesliteratur.

Ginsinger, J. C., Die Dr. Keller'sche Erklärung des Vortrags vom Professor Frohschammer über das Recht der neuen Philosophie gegenüber der Scholastik gewürdigt. München, Lentner. Gr. 8. 4 Ngr.

Die deutsch-böhmische Frage. Eine Darstellung für die Mitglieder des englischen Parlaments. Hamburg, D. Meißner. Gr. 8. 10 Ngr.

Guber, W. A., Die Arbeiter und ihre Rathgeber. Berlin, Rauch. Gr. 8. 6 Ngr.

Hurter, H., Ueber die Rechte der Vernunft und des Glaubens. Rede gehalten am Restaurationsfeste der Innsbrucker Universität im Jahre 1863. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 8 Ngr.

Kroll, C., Dr. Ferdinand Ignaz Herß als Conventist und katholischer Pfarrer. Ein Lebensbild. München, Lentner. Gr. 8. 4 Ngr.

Venedey, J., Die Polenfrage vor dem preussischen Abgeordnetenhaus. Barmen, Meyer u. Zeller. 8. 4 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Begründet

in neuer Ausgabe zu dem ermäßigten Preise von 1 Thlr. für jeden Theil.

Der Dritten Folge erster bis achter Theil kosten jeder 2 Thlr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Moderne Gesellschaft.

Roman in zwölf Büchern von

Franz von Nimmersdorf.

Vier Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Der pseudonyme Verfasser, durch seine geistvolle Auffassung und Schilderung italienischen Lebens in dem Romane „Unter den Ruinen“ (vier Theile, 4 Thlr.) bereits vorthellhaft bekannt, bietet mit diesem neuen größeren Romane ein Sittengemälde aus der deutschen Gegenwart, reich an pikanten Scenen und spannenden Verwickelungen. Schonungslos wird die Frivolität und Blässheit der genussfüchtigen Welt von ihm entschleiert, aber mit feinem Takt sind überall die Grenzen eines gebildeten Geschmacks in der Darstellung gewahrt.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Sprichwörter-Lexikon.

Ein Hausschatz für das deutsche Volk.

Herausgegeben von K. F. W. Wander.

Soeben erschienen:

Dritte Lieferung. Bogen 17 — 24. Bäuerchen — Biss. 20 Rgr.

Das Deutsche Sprichwörter-Lexikon fasst den gesammten hochdeutschen und mundartlichen Sprichwörterreichtum (mehr als 80000 deutsche und etwa 20000 fremde Sprichwörter) in alphabetischer Ordnung zusammen. Es wird nach dem Urtheil kompetenter Stimmen ein Werk, das der deutschen Literatur zu Ruhm und Ehre gereicht und deshalb die werththätigste Unterstützung in allen Kreisen des Volks verdient. Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen darauf an.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Romane von Marie Sophie Schö

Soeben erschienen:

Die Frau eines eiteln Mannes.

Eine Erzählung.

Aus dem Schwedischen von August Arckstén.

Zwei Theile. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Rgr.

Am Schlusse ihres so beifällig aufgenommenen „Blätter aus dem Frauenleben“ verspricht die Verfasserin, die Fortsetzung desselben zu liefern. Mit der Erzählung „Die Frau eines eiteln Mannes“ hat sie dies in einer Weise erfüllt, welche das Interesse ihrer zahlreichen Leser in hohem Grade zu fesseln geeignet ist.

Von Marie Sophie Schwarz erschienen in demselben Verlage: „Blätter aus dem Frauenleben. Eine Erzählung.“ Zwei Theile. 2 Thlr. 20 Rgr.

Der Mann von Geburt und das Weib aus dem

Ein Bild aus der Wirklichkeit. Zwei Theile. 2 Thlr.

Die Arbeit adelt. Ein Bild aus der Wirklichkeit.

Zwei Theile. 2 Thlr. 10 Rgr.

Schuld und Anschuld. Eine Erzählung. Drei

2 Thlr. 20 Rgr.

Zwei Familienmütter. Eine Erzählung. Drei

2 Thlr. 10 Rgr.

Wilhelm Stjernkrone. Ober: Ist der Charakter

Menschen sein Schicksal? Eine Erzählung. Drei

2 Thlr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Zigeuner

in ihrem Wesen und in ihrer Sprache

Nach eigenen Beobachtungen

dargestellt von Dr. jur. Richard Liebig, Criminalist.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Rgr.

Die Schrift, ein Seitenstück und eine wichtige Ergänzung zu Hof-Fallemant's berühmtem Werke „Das deutsche Criminalrecht“, ist, wie dieses, nicht nur von praktischer Brauch für Criminalisten und Polizeibeamte, sondern gewährt auch für Historikern, Ethnologen, Gerichtsärzten, Geschworenen insbesondere Sprachforschern reiche Ausbeute. Einen beachtlichen Theil bildet das Zigeunerisch-deutsche und Deutsch-zigeunerische Wörterbuch.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herde.

Herausgegeben von Karl Gupfow.

8 Bände. Früherer Preis 19 Thlr. 22 Rgr.

Ermäßigter Preis 6 Thlr.; einzelne Bände 1

Die früheren Bände dieser interessanten und gediegenen Schrift, einem Beiblatt des gelehrten Publikums, zu dem sie auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, zu ob-
beachtend ermäßigten Preise zu beziehen.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 30. —

23. Juli 1863.

Inhalt: Sprichwörterliteratur. Von Franz Sandvogt. — Musikalische Literatur. — Blücher. Seine Zeit und sein Leben. Von Emil Müller-Sandwegen. — Schiller im Lichte katholischer Auffassung. — Ein historisch-geographisches Gemälde der Niederlande. — Otto Müller's neuester Schauspielerroman. — Notizen. (Eine englische Stimme über Usland; Das Schicksal von den Haimonskindern; „Heinrich VIII.“ im Princess-Theater.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Spruchwörterliteratur.

Auf dem Gebiete des Sprichworts ist in unsern Tagen ein reger Eifer gezeigt worden; Forscher wie Simrock, Hoffmann von Fallersleben, Giselein, Zacher, in letzter Zeit Friedrich Latendorf und der unmittelbar an den Volksmund sich wendende Edmund Hofer setzten für die neuhochdeutsche Zeit und die Gegenwart ihre Jagd fort, die in seiner Arbeit über Freidank mit so ausgezeichnete Gründlichkeit und Sauberkeit Wilhelm Grimm für die im ganzen weniger volksthümliche höfische Poesie des Mittelalters angestellt hatte. Und wieviel bleibt noch stets zu bezeichnen, denn diese Jagdart begnügt sich, das Wild gefangen und ausgezeichnet zu haben, dann mag es wieder in seine Freiheit, in die weiten Gefilde unserer Sprache entlassen sein. Man könnte fragen, ob der gegenwärtige Stand dieser doch auch häufig recht dilettantisch betriebenen Literatur schon erlaube, ein wenn auch nur vorläufig abschließendes Sammelwerk, ein Sprichwörterbuch, zu unternehmen; ob außer der freilich leicht herzustellenden größern Reichhaltigkeit auch für kritische Sicherheit, die das wahrhaft volksthümliche von individueller Entstellung zu unterscheiden gestattet, ob für genügende Erklärung überall schon so vorgearbeitet ist, daß das Urtheil sich günstiger stellen müßte, als über die bisherigen drei größten Sammelwerke geschehen konnte. Denn mit gutem Recht sagt Latendorf in seiner Schrift über Agricola (S. 66): „Hier aber geht wol das einstimmige Urtheil dahin, daß unter den drei größten Sammlungen Rörte unkritisch und unzuverlässig, Simrock und Giselein bei ungleich größerer Fülle und Verständniß doch unzureichend sind.“

Auch von der 1861 erschienenen zweiten Auflage der Rörteschen Sammlung vernehmen wir leider nicht viel Tröstliches; unkritisch ist sie geblieben und viel Ungehöriges, moralisirende Excurse und dergleichen bringt sie hinzu.

Doch wie dem auch sei, selbst eine rein compilatorische Arbeit ist ein Bedürfniß, und sie wird einem wissenschaftlich gearbeiteten Sprichwörterbuch die Bahn brechen. Wir rechnen dahin ein Werk das bereits vielseitig mit Freuden begrüßt wurde:

Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Ein Hausschatz für das deutsche Volk. Herausgegeben von Karl Friedrich Wilhelm Wagner. Erste und zweite Lieferung. Leipzig, Brockhaus. 1863. 4. Jede Lieferung 20 Mgr.

Der Berichterflatter über die beiden vorliegenden Lieferungen, die Frucht dreißigjährigen und — das glaubt wol jeder, der Deutschlands literarische Zustände kennt — wahrhaftig wenig äußern Lohn abwerfenden Sammelns und Forschens ist hier in einer bedenklichen Lage; er wird im einzelnen vielerlei auszufüllen haben und kann so leicht den Schein der Misgunst oder kleinlichen Eifers am Zeuge auf sich ziehen, da er doch einer so kolossalen Arbeit gegenüber und so vielfach durch das Gebotene erfreut und belehrt sich der eigenen Unzulänglichkeit und aufrichtigen Dankes wohl bewußt bleibt. Er muß daran mahnen, begründeten Tadel für einen bessern Freundesdienst anzusehen, als bequem hingeworfenes Lob, dessen unsere Zeit, die sich über unverdiente Ordensverleihungen erhitzen mag, dennoch auch gute Dosen vertragen kann. Zudem hegen wir die Hoffnung, auf die folgenden Lieferungen einen ihnen und so dem Publikum nicht ganz nutzlosen Einfluß auszuüben. Ein Hausschatz in der That soll ein Sprichwörterbuch sein, denn im Sprichwort lebt und weht des Volkes eigenster Geist, dort schlägt sein Herz, seine Tugenden und seine Fehler liegen ausgebreitet da, die ganze Innigkeit seines Wesens, seine Frömmigkeit, die reine Gutherzigkeit bricht keusch und verschämt hervor; aber auch der feste Humor, der beißende Spott grinst darein oder sinnige Klugheit schaut mit klaren Augen heraus. Das Sprichwort ist kein Idealist, kein brausender Most der Jugend, es ist gleich wie Vater und Mutter des Volks, wie die warnende verständige und heitere Mutter, wie der durch Erfahrung und Arbeit gereifte und ernste Vater, den kein Schein besticht, eher pessimistisch gesinnt als optimistisch, eher menschenfeindlich als allzu bereit ihnen zu dienen, ja selbst egoistisch und hartherzig kann es scheinen.

Und dazu ist es der größte Psycholog und praktische Philosoph, ein trefflicher Wirth und löblicher Diätetiker, stets klar und nüchtern und doch selten unpoetisch oder trivial,

frei von mystischer Verschwommenheit und theologischen wie philosophischen Nebeln. Schrint es manchmal auch hausbacken und spleißbürgerlich, bringt es in entscheidungsvoller Lage und es ist des herrlichsten Heroismus fähig. Und wo lebt ein Sprachmeister, der diese Gewalt des Wortes hätte wie es! Was begreift, wo unsere größten Wortbeherrscher, ein Rüder, ein Goethe, wo der kernige Luther, wo unser Altheimer Jakob Grimm ihr Bestes erlaucht und erspäht haben.

Eine hübsche Anzahl von Sprichwörtern und Sprichwörtchen Reimesarten läßt sich schon jetzt übersehen. Wandering ist nicht gerade wähllich; er verzeichnet auch offenbar Gemachtes, wie einzelne Sprichwörter von Mäßigkeitsvereinen, z. B.: „Alkohol macht die Leute toll.“ Das möchte des Guten fast zu viel sein, zumal das fremde Wort Alkohol eben nicht populär ist. Dagegen ist nichts einzuwenden gegen die Reimart: „Seine Artien strengen“, oder ein modernes Sprichwort: „Die Amerikaner kochen auch nur mit Wasser.“ Wenn der Verfasser Spalte 74 auführt: „Ach ja, Herr Amtmann, ja!“ so glauben wir doch nicht, daß diesem aus der Gellert'schen Fabel bekannten Worte sprichwörtliche Geltung zustehe; wenigstens hätte es als individuell durch das betreffende Citat bezeichnet sein sollen. Gemacht ist auch Spalte 87: „Den Angeln haben im Brantwein hält der Teufel an der Leine.“ Ganz befremdlich war uns als angebliches Sprichwort aus den Nibelungen, ohne nähere Bezeichnung Spalte 102: „Es ist ein rother Anstrich, den er vom Fideibogen hat.“ Wer soll das auch nur so verstehen? Einmal war uns neu, daß die witzige Bezeichnung des Fideibogens für Volker's, des kühnen Fideles Schwert, sprichwörtlich geworden, und gern hätten wir einen Beleg dafür gehabt, dann aber heißt die Zeile (Rachmann, 1941, 4): „Es ist ein roter anstrich, den er zem (b. i. ze dem) videlbogen hat.“ Volker fidelet mit den Heunen und der Strich seines Bogens macht rothe Wunden, daher doppel-sinnig ein rother Anstrich geheißen. Dieser Witz ist so berechnet und individuell, daß schwerlich weder er volkstümliche Redeweise geworden, noch einer solchen seine Entstehung zu verdanken ist.

Wir möchten auch zu bedenken geben, daß die sogenannten Priameln nicht ohne weiteres ins Sprichwörterbuch — man lasse uns so sagen, Lexikon ist eine unangenehm klingende Bezeichnung — gehören. Sonst wäre jeder Reimspruch nicht bloß Goethe's, sonst wären Rüder's Vierzeilen, des Abschlag Sprichwörter und wie vieles dergleichen nicht auszuschließen, und von Abschlag wäre z. B. unter „Alt“ einzustellen:

Junger Thaten,
Alter Rathen,
Geht von Raten.

Oder unter „Affe“:

Je höher der Affe die Leiter ansteigt,
Je mehr er die Blöße des Hintersteins zeigt.

Oder das schöne Wort:

Allzu fetter Herd
Selten lange währt.

Priameln bietet nun Wandering eine ganze Zahl und wir

könnten noch manche hinzufügen; sie sind nicht unbedingt als Sprichwörter anzusehen. Wir heben nur einige heraus (Spalte 23):

Acker und Pflug,
Wein und Krug,
Wachtige Muder,
Fuder und Fuder,
Nettich und Ruben,
Huren und Buben,
Fühner und Fahren,
Waren alle Geyern.

Spalte 24:

Ein Acker ohne Getreid',
Eine Wief' ohne Weid',
Ein Keller ohne Wein,
Ein Heil'ger ohne Schein,
Ein Stock ohne Reben,
Ein Mensch ohne Leben,
Eine Mutter ohne Kind
Von geringem Werthe sind.

Spalte 43 in der Note der Spruch von der Alchemie aus Genisch, „Teufelcher Sprach und Weisheit“. Spalte 117, Nr. 76, wo nur der erste Vers der letzte hätte sein sollen. Lessing hat sich dergleichen unter dem Titel: „Altdeutscher Witz und Verstand“, notirt, die dann von Eschenburg im fünften „Beitrag zur Geschichte und Literatur“ (S. 185) und in Gräter's „Bragur“ (II, 332 fg.) mitgetheilt wurden. Lessing hat sie also nicht als Sprichwörter genommen. Auch weitere stehen in Malgahn's Ausgabe (XI, 2, 310 — 313). Eine ganze Reihe von hübschen Sprüchen gab Hoffmann von Fallersleben in den „Spenden“ aus verschiedenen schlesischen Dichtern und vieles ist in Zeitschriften zerstreut.

Ist nun alles dies einer strengern Begrenzung des Sprichworts unangemessen, so lassen wir es uns in Wandering's „Hauschatz“ recht wohl gefallen, nur die nöthigen Verweisungen durfte er nicht so oft fehlen lassen.

Da diese Bemerkung einen großen Theil des Gebenen trifft, so wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß dem Verfasser ein Citatenverzeichnis — die Frucht jahrelanger Arbeit — abhanden gekommen ist. Das ist allerdings oft empfindlich; aber wie ist es möglich? Wir meinen doch, eine solche Arbeit müsse aus immer alphabetisch einzuordnenden Zetteln entstehen und dann müßte ja jede Stelle ihr zugehöriges Citat bei sich führen.

Doch ohne uns in die Methode der Redaction eines solchen Werks eindringen zu wollen, müssen wir hier unser Bedauern ausdrücken, da dem wissenschaftlichen Gebrauch dadurch vielfach empfindlicher Mangel erwächst. Auch ungenügende Citate finden sich hier und da. Wer ist z. B. Wernher Spalte 134, Nr. 87? Das wäre dort gerade nöthig zu wissen, da uns der oft so wortreiche Verfasser über die Bedeutung des Wortes Fuore in Unwissenheit läßt. Es gibt einen Wernher der gartenäre, Wernher von Nieten-rhein, von Tegernsee, um nur einige der bekanntesten zu nennen, welcher soll es nun sein? Wir glauben nicht, daß der Leser sich sogleich orientiren wird, wenn er liest: „Ein Armer der ist wohlgeboren, der rechte Fuore in Tugenden hat.“ Doch davon bei der Erklärung.

Wir würden bei manchen Sprüchen ursprünglicher

formen, wie sie die Ältern Sammler geben, vorgezogen haben, andere nur als Varianten. Um also eins herauszuheben, so war Spalte 148, Nr. 157 nicht mit Wander zu lesen:

Der kann sich der Armuth nicht erwehren,
Der mehr will verzehren,
Als sein Pflug kann ernähren —

weil dies eine ungehörige Modernisirung ist, der nur das Widersprechen eines alten guten Wortes „ereren“ zu Grunde liegt. Melancthon („Explicatio sententiarum Theognidis“, Wittenberg 1560, S. 110) kannte die richtigere Form:

Wer da wil mehr verzehren,
Denn sein Pflug kan ererehen,
Der muß zu leht verderben,
Und vielleicht am Galgen sterben.

Zu ererehen steht noch die Note: „Diotum matris Philippi, Graru, ab ἐρρυα, id est, erverben.“ Dasselbe ereren würde Wander bei Sebastian Frank (II, 101) gefunden haben:

Wer mehr will verzehren
Denn sein Pflug mag ereren,
Wie kan sich der erweren?

In muß der bettel ober streiß (b. i. Ränberet) neren.

Dieses Stammwort zu unserm „Ernte“ verstand Gottsch, wie er („Kritische Dichtkunst“, dritte Auflage, S. 227) versteht, nicht mehr. Hätte nun Wander die ältere Form hingesezt, seine Nr. 157 dazu, so wäre dem Leser klar, wie das verlorene Verständniß eines Ältern Wortes eine Umformung erzeugt, ein Vorgang, der wol die Aufmerksamkeit des Sprachforschers verdient.

So wäre Spalte 50 unter „Almosengeben“ doch die Form Agricola's, Sprichwort 295, wenn auch nicht vorzuziehen, doch wegen des eigenthümlichen Wortes „reihern“ mitzutheilen gewesen.

Prebig horen verseumet nicht,
Almus geben armet nicht,
Wbel gut das reichert nicht.

Vorzuziehen und in erste Stelle zu setzen aber wäre, wie uns scheint, was Melancthon bietet und auch Wander's längerer Vers bewahrt (Melancthon, S. 33b):

Kirchen gehen seumet nicht,
Almusen geben armet nicht,
Unrecht Gut faselt nicht.

Auch Sebastian Frank hat dieses „faseln“ noch in dem Spruche: „Pfaffengut faselt nicht.“ Man sieht nun, daß vielleicht schon Agricola das Wort faseln (b. i. fasel, Junge bringen, also sich vermehren, wie man wol hört „sie kindert“) nicht mehr verstand. Wander durfte nicht zur Erklärung in Klammern setzen „gebeih“, oder wenn dies bloß als Variante dassteht, so mußte für die Erklärung des Wortes eine Andeutung daseln.

Wir brauchen dem Leser nicht zu sagen, daß diese den gebotenen Stoff betreffenden Ausstellungen im Verhältniß zu der großen Fülle, die ja natürlich keine Vollständigkeit sein kann, von geringem Belang sind. Eine beträchtliche Anzahl von Redensarten stellt Wander zusammen (Spalte 2, Nr. 21) zur Bezeichnung „erfolgloser, vergeblicher, überflüssiger, unnöthiger, undankbarer u. dgl. Arbeiten“; das Wort Acker ist mit 68, Adam mit 34, Adel mit 39,

Affe mit 117, Alles mit 50, Aisch mit 98, Arzt mit 68, Auge gar mit 445 Nummern vertreten, wobei freilich dialektische Verschiedenheiten ein und desselben Wortes mitgezählt werden.

Für einen besondern Vorzug des Buchs halten wir diese reichhaltige Berücksichtigung der Mundarten, wozu Goeser, Fritzenich, besonders auch das große niederländische „Spreekwoordenboek“ von Harrebomée, Frommann's Zeitschrift „Die deutschen Mundarten“ und anderes gehören haben.

Wie ausgiebig das Plattdeutsche für Sprichwörter, vor allem für die humoristischen apologetischen, dann aber auch für Redensarten ist, ist dem Referenten bei Durchlesung des Dähmert'schen „Plattdeutschen Wörterbuch“ klar geworden (Stralsund 1781), aus dem allein sich eine ganz ansehnliche Bereicherung unsers Buchs ergäbe, weshalb wir Wander empfehlen, sich sorgfältige Auszüge für seine fernern Lieferungen zu verschaffen.

Ist erst der Schatz von Redensarten des Niederdeutschen annähernd erschöpft und steht er dem oft genau übereinstimmenden Hochdeutschen zur Seite, so wird sich auch die Frage nach dem Verhältniß beider, der etwaigen Entlehnung oder dem gemeinsamen Besitze mit einiger Sicherheit beantworten lassen.

Aus Frommann könnten wir noch zufügen:

Ammerlant. Da's hir'n wunderken Sant, sä de Welt van't Ammerlant, as se bi Rügenwör dör'n Klei muß. (Klei: fette Schlammworte der Marschen.)

Alles. All's mit Maten, sä de Snider, do sloch he sin Fru mitt'n Klei.

Anders. Wader, wat is de Welt so grot, sä de Jung, as he innen anner Loch (Dorf) tem.

Erheblichere Ausstellungen treffen indeß Wander's Erklärungen und Excurse. Wir wollen gern gestehen, daß wir hierüber bei der Lectüre oft unsern Aerger nicht verhalten konnten und hoffen bestimmt, daß Wander darauf Bedacht nehmen werde, sein Buch von Geschmacklosigkeiten und Uebereilungen dieser Art reiner zu machen. Er mag uns nicht übel nehmen, wenn wir ihm sagen, seine persönliche Ansicht von einem Sprichworte, seine Bemängelung anderer oder kleinliche Polemik gegen ihm Mißliebige schenken wir ihm sammt und sonders. Aber auch sachlich ist vieles mangelhaft, und mit einer gewissen Aengstlichkeit sehen wir den Verfasser sich auf das Gebiet der alten Literatur wagen. Da heißt es z. B. unter „Apollo“: „Was hat dir Apollo gesungen? — Mit Bezug auf die Zither, welche die Dichter dem Apollo beilegen“, während doch jeder Mensch an den orakelgebenden Gott denken wird, der bekanntlich in Versen seine Antworten gab, bis man sich wunderte, daß der Gott der Dichtkunst so schlechte Hexameter mache. Oder man liest staunend (Spalte 162): „Nicht aufhören, bis einem die Pfeife aus dem Armeel fällt. — Die Römer nannten einen, der, wenn er etwas angefangen hatte, nicht damit aufhörte, einen arabischen Flötenspieler.“ Lat.: Arabicus tibicen. (Menan.) (Graßm., 345.)“ Abgesehen von der unmetaphorischen Art der Erklärung, die sich nicht streng an das zu Erklärende hält, welche wunderbare Gelehrsamkeit!

Sprichwörtlich war freilich ein Flötenspieler mit Namen Arabius, und Ἀράβιος ἄργυρος bezeichnete einen entseßlichen Schwäger, aber „ein arabischer Flötenspieler“ — credat Judaeus Apella. Spalte 146, Nr. 45 steht mirabile dictum als Erklärung: „Callipygi“, das dort wie die Faust auf's Auge paßt. Wir müssen die Leser bitten, selbst nachzusehen. Spalte 143, Nr. 146 muß gar Dießterweg herhalten, um zu dem an sich wunderbar klaren Worte „Armuth wec thut“ eine höchst überflüssige Anmerkung zu geben.

Um eine Probe zu geben, wie Wander den neutralen Boden des Sprichworts zur Propaganda für allerlei gemeinnützige Ideen benutzt, führen wir an (Spalte 138): „En Armhius en Armhius. (Westf.) Dies Sprichwort trifft besonders da zu, wo, wie noch sehr häufig der Fall, die Armenhäuser die elendesten und schmutzigsten Baracken im ganzen Dorfe sind, in welchen alles Gesindel zusammengesperrt wird, das keine Arbeit bekommt, weil es nicht arbeiten mag, keine Herberge findet und das weder von der Landespolizei in Corrections-, noch von den Staatsanwälten in Strafanstalten aus formellen Gründen untergebracht werden kann. Das Armenwesen, besonders in den Landgemeinden, ist im allgemeinen noch im beklagenswerthesten Zustande.“ Das ist alles sehr schön und gut, aber was soll es hier? Lesen auch preussische Minister oder Landräthe Wander's „Sprichwörter-Lexikon“? Wir wollen den Leser nicht mit weitem Proben ermüden, müssen aber fragen, wozu Erklärungen helfen, die für den Leser die nicht schmeichelhafte Voraussetzung enthalten, daß er ein Dummkopf sei, während doch an andern Stellen, wo er gern eine Erklärung hätte, altissimum silentium herrscht. So konnte das mittelhochdeutsche vuore = Fuhre, Hausen, Menge wol erklärt werden. Spalte 241 steht eine lange Geschichte über die Lebensart: „Er weiß, wo Barthel Most holt“; wir können nur annehmen, daß Wander eine Pietätspflicht gegen den mittheilsamen Freund in Ramenz durch Mittheilung dieses Zeugs erfüllte, denn auf der andern Spalte schon, nur wenige Nummern weiter, steht das augenfällig richtige: „Es ist der Barthel (der heilige Bartholomäus, weil sein Tag maßgebend für den ganzen Herbst ist, s. Nr. 8), von dem eine gute Weinernte abhängt; der Barthel holt oder bringt den Most, er weiß, wo der Most zu holen ist.“ So Räbel bei Frommann.

Eine historisch beglaubigte oder sagenhafte Anwendung eines Wortes ist nicht seine Entstehung. So sollen wir (Spalte 181) an die schlechte Geschichte vom bestochenen Steuerbeamten denken als Entstehung der Lebensart: „Ein Auge zudrücken.“ Dazu steht noch folgende Gelehrsamkeit: „Lat.: Connivere. (Cicero.)“ Scheint ein ἀπαξ εἰρημῶν des Cicero zu sein, der wol auch unter „Tullius“ gemeint ist, wie er freilich früher familiärer citirt wurde. Auch Burz bach's wunderliche Anmerkungen konnten füglich wegbleiben.

Aber was ist dem Verfasser bei dem sehr verständlichen Sprichwort passiert: „Auf einer umgekehrten (umgewirkten) Bank ist gut finden.“ Dazu steht wörtlich: „Wenn eine Bank umfällt, so fallen auch die Sachen herunter; aber was man auflieft, ist nicht gefun-

den.“ Ich mag mich bücken und wenden wie ich will, ich sehe immer nur, daß Wander in unüberlegtem Eifer gelesen haben muß: „Auf umgekehrter Bank“; es ist ihm im Kopf herumgegangen, wie etwas auf umgekehrter Bank könne gefunden werden, und er zerhieb den gordischen Knoten, er läßt „die Sachen“ herunterfallen. Wer es besser weiß, belehre uns. Nun, das muß einem nicht passieren. Wollte Wander ja ein Uebriges thun, so hätte er schon hier die Anmerkung Agricola's zu diesem Spruche (104) hinsetzen sollen, die ihm zwei Spalten weiter (Nr. 34) bei derselben Lebensart so hübsche Dienste leistete.

Für die Herbeiziehung sinnverwandter oder identischer Sprüche aus den alten Sprachen, wobei jedoch Wander die heutzutage unzulängliche alte Art der lateinischen Anführung griechischer Stellen aus Erasmus herübernimmt (nur ein halbbarbarisches Wort, βερεσκληνος, hat sich verirrt Spalte 52, ist aber zu einem Femininum geworden, wie Tithonos zu einem Tithonios), ferner aus dem Französischen, Englischen, Ungarischen muß man dankbar sein, doch wäre eine tüchtige philologische Kraft hier nicht unnütz. Wander sagt darüber: „Die beigelegten sinnverwandten nichtdeutschen Sprichwörter haben die Aufgabe, die Idee eines vergleichenden Universal-Sprichwörterbuchs zu nähren, zunächst aber einen Blick in die Anschauungsweise anderer Völker, wenn auch vorerst nur in einzelnen Punkten, thun zu lassen.“

Diese zuletzt ange deutete Aufgabe hat sich das in der Sprichwörterliteratur ausgezeichnete Ehepaar, der Baron Reinsberg und Ida von Düringsfeld gestellt. Aus vielen Plünderungen, denen die betreffende Schrift durch unsere Journale ausgesetzt war, ist allen Lesern „Die Frau im Sprichwort“ bekannt; man weiß also, welche enorme Ausstattung den Arbeiten des gelehrten Paares zu Gebote steht. Ist nun auch das hier noch zu erwähnende Büchlein:

Das Sprichwort als Kosmopolit. Erster Band. — A. u. d. L.: Das Sprichwort als Philosph. Von Ida von Düringsfeld. Leipzig, Fries. 1863. 8. 15 Mgr.

kein Beweis für systematische Philosophie der Spruchweisheit der Völker, so beweist es doch unsern oben gethanen Ausspruch für die „praktische“ oder Lebensphilosophie vollkommen. Wir werden dem Leser einen Begriff von dem Umfang des Materials geben, wenn wir aus den christlichen Sprachen nur die mit f anfangenden hersetzen: serbisch, sardinisch, schottisch, schwedisch, schwäbisch, schweizerisch, sicilianisch, slawisch, slowakisch, slowenisch (Kärnten), somogitisch (polnisch-litauisch), spanisch. Auf 160 kleinen Octavseiten erhalten wir eine nach Hauptsätzen geordnete Ueberschau des Zusammengehörigen, wobei die oft vorkommenden Widersprüche nicht verschwiegen werden. Gemäß dem alten a Jove principium oder Ζεύς ἀρχή wird auch hier der Anfang mit Gott gemacht und mit „Ein Mensch ist des andern Gott“ auf den Menschen und sein Verhältniß zu aller Creatur und besonders zu den Nebenmenschen übergeleitet. Besonders von den bösen Eigenschaften des Menschen, dem Reibe, der Splitterträger, der Unantbarkeit und der Unversöhnlichkeit, vom Hochmuth weiß das Sprichwort zu erzählen. Die geschätzte

Verfasserin bemerkt sehr treffend: „Im ganzen ist die Meinung des Sprichworts dem Menschen nicht allzu günstig“, und an anderer Stelle, das Sprichwort sehr wohl zuweilen, aber leider nicht immer, durch eine schwarze Brille. In der That, wenn es darauf ankäme, aus dem Sprichwort — und immer behält auch hier das deutsche den Vorrang — philosophische Systeme zu unterstützen, wir zweifeln nicht, die Schopenhauer'sche menschenverachtende Lebenslehre würde die weitaus größte Unterstützung für sich gewinnen.

Man weiß, daß Schopenhauer der vedischen Weisheit auch darum so zugethan war, weil sie Erbarmen mit der Thierwelt als dem in der That der Menschheit Verwandten fordert. Auch das Sprichwort empfiehlt solches Erbarmen. „Wer sich der Geschöpfe erbarmt, dessen erbarmt sich auch der Himmel.“ Der Engländer sagt: „Hilf dem blinden Hunde über die Steige.“ Der Venetianer: „Wer die Thiere mißhandelt, mißhandelt auch die Christen.“ „Wer Hunde und Katzen todtschlägt, thut nie Gutes.“ Der Russe: „Wer die Fische schuppt der Gemohnheit wegen, der ist werth, daß er gesunden werde Spätes halber.“

Doch wir können hier keinen eingehenden Bericht liefern und beschränken uns schließlich auf Hervorhebung einiger der wichtigsten Hauptgesichtspunkte:

Wer nicht liebt, der hat kein Herz. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Man soll nicht auf eines Lobten Schuße rechnen. Reib ist dem Menschen, was Rost dem Eisen. Wer beleidigt, schreibt's in Sand, wer beleidigt wird, in Marmor. Wenn der Baum gefallen ist, so macht ein jeder Holz (die Verfasserin nennt die hier getabelte Eigenschaft das „Trümmerphären“). Undank ist der Welt Lohn. Wahrheit bringt Gefahr, und wähle die Wahrheit, damit du selig werdest. Volkesstimme, Gottesstimme. Art läßt nicht von Art (sehr reichhaltig und interessant). Wer Bech angreift, befudelt sich. Gleich und gleich gesellt sich gern. Es gibt kein Hänslein, es hat sein Kreuzlein. Es ist noch nicht aller Tage Abend. Man mummelt so lange von einem Ding, bis daß es geschieht. Glüd ist der Dummen Vorwand.

Die Verfasserin sagt:

Der Repräsentant des Glücks in der sichtbaren Welt ist das Geld, dieses Geldes Macht feiert es in wilden, gleichsam dithyrambischen Sprüchen.

Mit dem Gegenspiel der Armuth haben wir hier einen Vorrath von 20 Seiten (S. 103—123):

Heute mir, morgen dir. Der Weg zum Himmel geht durch Kreuzdorn. Geduld überwindet alles. Die Hoffnung wird nach zwei Seiten betrachtet, sie macht sowohl zum Narren als auch läßt sie nicht zu Schanden werden, ist immer grün u. dgl. Kommt Zeit, kommt Rath. Leben ist eine Kunst.

Hier gibt nun das Sprichwort die verschiedensten Rathschläge, es mahnt zu resolutem Genuß und weiß des Frommen aufopfernde, auf eigenen Genuß verzichtende Liebe zu preisen; dabei wird die Plage des Lebens selbst vielfach beklagt und Lessing's Seufzer bestätigt: „Es ist ein Hundeleben!“ Den Schluß des Büchleins macht der Tod.

Wir bemerken noch, daß nach dem Plane der Verfasserin das Sprichwort in philosophisch-kosmopolitischer Auffassung zur Anschauung kommen soll und demgemäß

neben diesem ersten Bändchen noch der „Praktikus“ und der „Humorist“ in nächster Zeit zu erwarten sind.“ Für diesen Zweck wäre, wie die Verfasserin sagt, die Mittheilung von Originalen überflüssige literarische Koketterie gewesen und ihren Uebersetzungen darf man bei der umfassenden Sprachkenntniß trauen. Ein Quellenverzeichnis steht beim dritten Bande in Aussicht. Nicht überflüssig scheint endlich die Bemerkung, daß das als „Familienbuch“ beabsichtigte Werk sich durchaus alles dessen enthält, was es ungeeignet machte, von der Mutter in die Hand der Tochter gegeben zu werden. Ein geschickter Lehrer wird sehr anregenden Stoff zu stilistischen oder Disputationsübungen finden und wir denken dabei besonders an Mädchenschulen, wie man doch endlich statt des albernem „Töchterchulen“ sagen sollte. Man stelle sich nur eine „Söhnchenschule“ daneben!

Franz Sandvoß.

Russikalische Literatur.

Wir besprechen in den folgenden Zeilen drei Schriften der russikalischen Literatur, die ihre eigenthümlichen Vorzüge besitzen. Die eine derselben umfaßt mit dem Blick des Historikers das gesammte Musikleben der Erde von ältester Zeit bis auf unsere Gegenwart. Der Weg muß ein mühevoller gewesen sein und nur ein eiserner Fleiß konnte hier unerschrocken vorwärts gehen. Das Werk ist noch nicht bis zu Ende geführt. Das zweite Buch ist auf einem gewiß richtigen Gedanken aufgebaut, nämlich auf dem, daß die Stimme des Menschen durch einen Willensact entstehe, und wir haben hier sozusagen eine physio-psychologische Theorie der menschlichen Stimme erhalten. Das dritte endlich ist entstanden in der Seele eines für die Wiederherstellung wahren Gesangs eifrigst besorgten Mannes, der früher selbst geschätzter Sänger, seine vieljährigen Erfahrungen in kleinen, bereit geschriebenen Aufsätzen niedergelegt hat.

1. Geschichte der Musik. Von A. W. Ambros. Erster Band. Breslau, Leuckart. 1862. Gr. 8. 3 Thlr.

Der Verfasser beabsichtigt mit dieser „Geschichte der Musik“ ein Ziel zu erreichen, das in neuerer Zeit auf verwandtem Gebiete das Werk von Rugler zu einem epochemachenden gestempelt hat. F. Rugler ist der erste gewesen, der in seinem „Handbuch der Kunstgeschichte“ die Schöpfungen der Menschheit in bildender Kunst, in Architektur und Malerei in einen historischen Zusammenhang zu bringen versucht hat, und er kam, obgleich er von der Misllichkeit eines solchen Unternehmens überzeugt war, damit doch einem vielseitigern Bedürfnisse entgegen. Es war der erste Versuch seiner Art, in einer umfassenden Weise die Erzeugnisse jener Künste bei allen Völkern zusammenzustellen und ihren Zusammenhang mit der geistigen Bildung des jedesmaligen Volks, sowie ihre Bedeutung vom Standpunkt der Kunst selbst aus zu erforschen. Rugler hat somit den Grund zu einer neuen Wissenschaft gelegt, deren Gebiet im Dienste der Geschichte

*) Diese beiden Bändchen sind inzwischen erschienen. D. Red.

die mannichfaltigste Thätigkeit bedingt. Die Versuche, die seitdem gemacht worden sind, diesen Gedanken Rugler's auszubilden, zeugen für seine Lebensfähigkeit und jene genannten Künste sind als ein historisches Ganzes mehr und mehr in Zusammenhang untereinander gebracht worden und für uns zu einem organischen Ganzen geworden.

Die vorliegende Arbeit des Verfassers, der sein vielseitiges Wissen schon durch anderweitige Schriften bewiesen hat, soll nun für die Kunst der Musik etwas Aehnliches leisten wie Rugler's Werk für die bildenden und malenden Künste. Es ist die kritische, kunstphilosophische Richtung unserer Zeit, die auch dieses Unternehmen ins Leben gerufen hat. Der Verfasser gibt es selbst zu, daß der Historiograph der bildenden Kunst gegen den der Musik im Vortheil ist. Das Bild eines Bauwerks ist ungleich belehrender als ein Musikstück, das uns in Notenschrift vorgelegt wird; dort kann das Auge genießen und entscheiden, während hier das Auge nur der zweite Richter sein darf und selbst das Ohr nicht einmal mit Sicherheit entscheiden kann, da die Musik zu sehr mit der augenblicklichen Stimmung und jedesmaligen Erregung der Seele befehen zusammenhängt, der sich in ihr kunstmäßig äußert. Von einem altägyptischen Tempel kann ich mir mit Hilfe der wörtlichen Darstellung, wenn ich sie gegen das Bild halte, eine genügende Vorstellung machen; hingegen bleiben z. B. jene arabischen Melodien, die uns der Verfasser bietet und die nicht einmal ein besonders hohes Alter beanspruchen können, selbst wenn man sie sich öfter zu Gehör bringt, dunkle und fremdartige Wesen. Ihr Schlüssel liegt in der Ausführung derer, die sie geschaffen oder überkommen haben, wir hören sie immer nur mit unsern deutschen Musikkohren und begreifen sie nie recht. Daher kommt es, daß in diesem ersten Bande, bei aller anerkennender großer Nähe, die der Verfasser auf Darstellung und Erklärung der Consysteme asiatischer Völker verwendet hat, dennoch nach Lesung seines Buchs das Gefühl zurückbleibt, daß man weder die Tondenkmäler der einzelnen Völker in klaren Umrissen, noch viel weniger ihre Gesamtheit in einer historischen Verfassung in sich aufnehmen kann. Wie anders, um nur ein Beispiel anzuführen, steht bei Rugler die Entwicklung der Stale da: als einzelner Bauteil wie als Glied eines größern Ganzen tritt sie klar vor die Augen des Lesers, und die Verwandtschaft der Geblde ist unleugbar. Wir meinen, es liegt eben in dem flüchtigen, an tragende Lustwellen gebundenen Wesen der Musik, daß ein solcher Zusammenhang unherstellbar sein muß. Unseres Erachtens ist eine organische Entwicklung der Musik als Kunst, unter einem so umfassenden Gesichtspunkte, als auf welchen sich der Verfasser stellt, nur ein Traum.

Eine Entwicklung hat auf dem Gebiete der Musik wol stattgefunden, aber sehr vereinzelt, nämlich bei uns und zwar zwischen kirchlicher und weltlicher Musik, und steht diese Entwicklung aufs engste mit den sonstigen Stufen der Kultur der hier in Frage kommenden Völker in Wechselwirkung; also zwischen Palästina und Bethoven liegt allerdings eine factische Entwicklung der Musik

einiger europäischer Völker vor, allein zwischen Arabern und Chinesen oder zwischen beiden und den von den Fortschritten der Kultur sonst ausgeschlossenen Völkern anderer Erdtheile können wir keinen Zusammenhang entdecken. So interessant also als das hier Gegebene sein mag, das sich nur durch einen rühmlichen Fleiß zusammengebracht werden konnte, den hohen allgemeinen Gesichtspunkt Rugler's dürfen wir wol nicht festhalten.

Die äußerliche Eintheilung des Stoffs anlangend, so haben wir in diesem ersten Bande ein erstes Buch, welches uns die Anfänge der Tonkunst, die Neußerungen des Tonsinns bei Naturvölkern und die asiatische Musik vorführt. Unter letzterer ist die Musik Chinas, Indiens und Arabiens zu verstehen, deren sehr künstliche Consysteme hier mit weitläufiger Gelehrsamkeit behandelt werden und deren Studium der Verfasser durch einen ihm verliehenen Humor angenehmer gemacht hat.

Das zweite Buch schildert die Musik der antiken Welt, zunächst der vorhellenischen Kultur. Hier galt es zusammenzustellen, was über die Musik der alten Aegypter, Assyrer, Babylonier, der Perser und Meder, Phönizier, Syrer, Phrygier und Hebräer mehr gemuthmaßt als gemußt werden kann.

Das dritte Buch endlich, an Umfang den andern beiden gleich, bespricht mit besonderer Vorliebe die Musik der Griechen und der Römer. Dieser Theil der Arbeit ist angefüllt mit Citaten aus den alten griechischen Schriftstellern, die nachzulesen leider nur eine sehr große Ungenauigkeit in den Accenten un bequem macht. Die Griechen mögen in allen andern Künsten und in was sonst noch unsere ewig mustergültigen Vorbilder sein, in der Musik sind sie Anfänger geblieben, mag man sagen, was man will. Es fehlt dem classischen Alterthum jene Vertiefung in das eigene Gefühlsleben, jene Befangenheit und Eingekerkeltheit der Seele in der und für die Region transcendenter Gefühle, die uns seit dem Christenthum aufgeschlossen wurden, und somit fehlte Griechen wie Römern der Impuls zur Musik. Soviel sei im allgemeinen über den Versuch gesagt, den Griechen überhaupt Musik, wenn auch nur annähernd, in unserm Sinne nachweisen zu wollen. Es fehlt aber auch jedes Mittelglied, einen Zusammenhang der altclassischen Musik mit der anderer Völker festzustellen. So muß nothwendig eine Untersuchung über diesen Gegenstand, von einem aprioristischen Standpunkte aus unternommen, unbefriedigend bleiben. Wir sehen daher mit größerer Spannung dem Verlauf dieser interessanten Arbeit entgegen, die sich später allerdings auf einem Felde bewegen wird, auf welchem der Gedanke einer organischen Entwicklung kein unnatürlicher mehr sein wird.

2. Physiologie der menschlichen Tonbildung nach den neuesten Forschungen gemeinschaftlich dargestellt von F. Cyrel. Ein praktisches Handbuch zur Ausbildung der Stimme und Sprache aller Menschen. Mit 38 in den Text eingedruckten Figuren. Leipzig, Brodhhaus. 1860. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser stellt eine neue, jedenfalls sehr zu beachtende Theorie der Stimmbildung und in deren Folge auch

eine neue Theorie der Ausbildung der menschlichen Stimme auf. Von den Erfolgen seiner wissenschaftlich begründeten Annahmen überhaupt behauptet er, es werde keinen Sänger, keinen Redner, keinen Schauspieler mehr geben, der, gebildet nach den Grundsätzen des Verfassers, nicht in allen Stücken, in denen es auf eine ästhetische Verwendung der menschlichen Stimme ankomme, Vorzügliches leisten werde. Er hält es für gewiß, daß durch sein System der Stimmbildung dieselbe überhaupt bei beiden Geschlechtern so bedeutend an Umfang gewinnen werde, daß der Componist nicht mehr wie bisher an die üblichen Stimmgrenzen gebunden sein werde, sondern ungehemmt mit seinen Tongebilden gleichsam über einer wahren Stimmklaviatur werde auf- und absteigen können. Hiermit sei aber auch eine größere Wirkung des Gesangs möglich, indem die ungebundene in dem Gebiete der menschlichen Stimme umherstreichende Phantasie des Componisten „auch Schöneres“ zu schaffen vermöge werde. Lassen wir vorläufig diese etwas hochgespannten Erwartungen beiseite und gehen auf den dem Verfasser eigenthümlichen Gedanken zurück, auf welchen er seine Theorie baut, so ist es der, daß die menschliche Stimme ein Willensact sei und daß durch das von ihm vorgeschlagene methodische Verfahren einer künstlichen Stimmbildung der Mensch in den Stand gesetzt werde vermöge seines Willens alle diejenigen Organe vollständig zu beherrschen, die die Natur zur Erzeugung der Stimme verliehen hat. Stimme ist eine Willensäußerung und als solche eine Bewegung, nicht etwa etwas Reelles, das man, wie z. B. eine schöne Gestalt besitzen könne. Allein ein jeder kann sich die Geschicklichkeit erwerben, seinem Willen diese Organe, deren Bewegung die Stimme erzeugen, unbedingt gehorchen zu machen. Dies ist der Grundgedanke des Verfassers.

Ohne nun auf die populäre Darstellung einzugehen, welche an dieser Stelle die Untersuchungen erfahren, die die Physiologie über den Zusammenhang zwischen Willen und Nerven festgestellt hat, wollen wir als eigenthümliche Behauptung nur die aufführen, daß jeder Wille von einer Vorstellung (die sich später in Begriffe consolidiren) begleitet sein muß, daß aber dem Gehirn (dies ist das centrale Organ, in welchem der Wille entsteht) keine angeborenen Begriffe oder Ideen zugeschrieben werden können. Alle Begriffe, fährt der Verfasser fort, sind zuerst Vorstellungen, die durch äußere Eindrücke hervorgerufen und durch die Nerven dem Gehirn mitgetheilt werden; bei vorwärtender Entwicklung des Menschen bedarf es aber nicht allemal einer äußern Veranlassung, um einen Willensact auszuführen, sondern es genügt dazu die Stärke der gewonnenen und im Gehirn festgehaltenen Vorstellung.

Auf diese letztere Art von Thätigkeit begründet der Verfasser auch diejenige, welche den Gesang hervorbringt. Bei diesem scheinbar sehr ebenen und einleuchtenden Gesankengang stoßen wir aber sofort auf einen Begriff, der uns an einer gewissen Dunkelheit leidet, die wir nicht reutigen konnten. Er sagt, Stimme sei das Organ für das Gefühl, und Gefühl selbst sei gehemmter Wille, denn

nicht jede Willensanstrengung des Gehirns komme aus äußern und innern Ursachen immer bis zu ihrer vollständigen Aeußerung. Wir wollen aber das theoretische Bedenken beiseite lassen, das sich uns aus dem Gedanken ergab, von einem gehemmten Willen annehmen zu sollen, daß er gewisse Organe dennoch so in Bewegung setzen könne, um ein Resultat zu gewinnen, wie das einer schönen menschlichen Stimme ist. Die Behauptung erscheint richtig und ist zu beherzigen, daß die menschliche Stimme hauptsächlich durch die Geschicklichkeit bedingt wird, mit der der Wille die Gesangsorgane in Bewegung zu setzen gelernt hat, und daß die Stimme um so vollkommener werden wird, je deutlicher die Functionen aller hierzu nöthigen Organe dem Menschen bewußt worden sind.

Sollte der Verfasser aber nicht zu weit gehen, wenn er die anatomischen Untersuchungen der Stimmorgane am Leichnam, denen doch so bedeutende Männer ihre Thätigkeit zugewendet haben, als resultatlos verwirft? Er thut es aber, weil ihm die Stimme ein Werk des Willens, eine Betthätigung des Lebens ist. Es bleibt dahingestellt, wer hier in größere Versuchung geräth, Irrwege zu gehen, der Anatom oder der Physio-Psycholog. Der Verfasser scheint uns deshalb hier in größerer Gefahr zu sein, weil er sich auf Gergänge im seelischen Leben des Menschen stützt, die bis auf den heutigen Tag zu den unaufgehellten Punkten gehören. Von der merkwürdigen Erklärung dessen, was wir Gefühl nennen, war schon die Rede; S. 15 lesen wir eine noch auffälliger Erklärung dessen, was wir Idee nennen; sie bezeichne nämlich „einen Zustand im Gehirn, welchen die unendliche Mannichfaltigkeit der Wahrnehmungen erzeugt, zu denen und die unendliche Mannichfaltigkeit der Außenbdinge nöthigt“. So erscheint zuletzt Gefühl als ein Zustand und auch Idee als ein Zustand desselben Organs, ohne nähere Bestimmung des Wie in dunkler Weise. Diese Schwierigkeiten lassen aber den Grundgedanken des Verfassers unberührt, daß eine wahrhaft schöne und vergeistigte Stimme nur auf der Grundlage einer harmonischen Ausbildung der menschlichen Natur überhaupt möglich sei.

Das Buch zerfällt in zwei Abtheilungen, deren erste außer jenen einleitenden Begriffen die Lehre von der Schulbildung, verbunden mit der physiologischen Anatomie der Stimm- und Sprachorgane, abhandelt; ferner unter der Aufschrift: „Physiologie der Stimme“, aus dem Stimmideale, die normale Stimme des Menschen, die Gesetze der Tonbildung, unter beständiger Wechselwirkung des Willens und der vom Willen bewegten Organe entwickelt. Je ausgebildeter hier die Fähigkeit ist, um so größer wird die Geschicklichkeit des Singens erscheinen. Sollten aber auch hier die Resultate nicht einiges Bedenken in der musikalischen Welt erregen, wenn man liest, „daß ein normal gebautes und beschaffenes Organ einen Stimmumfang von wenigstens sechs Octaven zu bilden die physische Fähigkeit habe“. „Unsere Fähigkeiten“, sagt der Verfasser sehr richtig, „reichen weiter als unsere Bedürfnisse, und jeder wird seine Stimme seinen musikalischen Bedürfnissen entsprechen lassen“, allein bis vier Octaven und

darüber (das Minimum sind zwei Octaven) könne nach den Erfahrungen und Versuchen des Verfassers jeder gesunde Mensch seine Stimme bilden. Wir müssen sagen, daß selbst ein Umfang von vier Octaven als Norm Bedenken erregen muß.

Die zweite Abtheilung begründet nun die künstliche Stimmausbildung, deren erstes Kapitel die sicher bisher in Gesangslehren nicht vorgekommene Ueberschrift trägt: „Diagnostik physischer und cerebraler Zustände.“ Treffliche Regeln findet man übrigens hier über die Bildung des Tons und der Vocale niedergelegt, am Schluß auch eine Methode der Stimmbildung für die Sprache, mit interessanten Beobachtungen. Möchten diese Zeilen dazu beitragen, diesem Buche auch unter den Lehrern der Gesangkunst eine aufmerksamere Berücksichtigung zu vermitteln.

3. Gesang und Oper. Kritisch-didaktische Abhandlungen in zwanglosen Hefen. Herausgegeben von M. H. Schmidt. Erstes und zweites Heft. Magdeburg, Heinrichshofen. 1861. Gr. 8. Jedes Heft 12 Ngr.

Der Verfasser, ein mit der Kunst eng vertrauter Mann, unternimmt es, in der Absicht, die Kunst des Gesangs zu fördern, in einer Reihe zwangloser Hefen, von denen zwei vorliegen, das dritte und vierte zwar erschienen, aber bisher und noch nicht zugegangen sind, uns durch größere und kleinere Aufsätze seine Erfahrungen mitzutheilen, die er über den allmählichen Verfall der Gesangkunst und, Hand in Hand damit gehend, auch über den Verfall der Oper unter uns gemacht hat. Wir können diesen in flüchtigen Umrissen, jedoch mit entschiedener Sachkenntniß und ohne Uebertreibung gebotenen Schilderungen einen weiteren Wirkungskreis versprechen, als sonst der vereinzelter fliegender Blätter zu sein pflegt. Der Verfasser, ein Praktiker in der Kunst des Gesangs, macht im ersten Heft einige kritische Einwürfe gegen die Mängel des Kunstgesangs, die sich sogar nicht selten bei Gesangsnotabilitäten eingeschlichen haben, indem er als Ziel seiner Schilderungen das Bild eines kunstfertigen Bühnensängers im Auge behält. Alle diejenigen nun, die für Sänger gelten oder sich dafür halten, können hier von einem streng künstlerischen Standpunkt aus sich die nothwendigen Eigenschaften, welche ein Sänger sowol von der Natur empfangen, als sich nachher durch Studium erworben haben muß, nachweisen lassen und danach bemessen, inwieweit sie dem Bilde eines kunstgerechten Bühnensängers entsprechen. Die nothwendigen Eigenschaften, welche der Sänger von der Natur bekommen haben muß, sind: eine gesunde Klang- und umfangreiche Stimme, Musik- und Gesangstalent, ein wohlgeformter kräftiger Körper und ein edles, ausdrucksfähiges Gesicht; sein Verstand muß scharf und eindringlich, seine Empfindung leicht erregt, seine Phantasie lebhaft, seine Auffassungskraft und sein Darstellungsvermögen sicher sein. Erwerben aber muß sich der Sänger eine tiefergehende musikalische Bildung, er muß sich die Technik des Gesangs, zu denen tadellose Vocalisation, deutliche dialektfreie Aussprache, reine Intonation, die Kunst des Athemholens, ein schönes portamento und legato gehöre, durch Studium aneignen. Auf dieser Basis

wird alsdann eine lebhaft Phantasie, eine dramatische Gestaltungskraft und ein sicheres Darstellungsvermögen ihn auf die Höhe seiner Kunst bringen.

Mit Freimüthigkeit legt der Verfasser die Mängel anerkannter Größen des Gesangs unserer Tage bloß, z. B. eines Stockhausen und Roger. An das Komische grenzt die Darstellung des Masaniello eines vom Verfasser nicht namentlich genannten, aber bekannten Sängers, der in der Wiedergabe dieser Rolle sich gerade nicht als den der Künstler bewiesen hat. Doch versichert uns der Verfasser ausdrücklich, nach der Natur treu geschildert und nicht etwa übertrieben zu haben. Da der Sänger Stockhausen ein allgemeiner Liebling des deutschen Publikums geworden ist, dürfte es interessant sein, die freilich nur geringen Ausstellungen näher anzugeben, die der Verfasser an dem Gesange dieses anerkannten Sängers macht. Der Verfasser rühmt die Kunst des Athemholens an dem genannten trefflichen Sänger, und dennoch habe er diese Kunst an einer Stelle angewendet, wo sie zu einer psychologischen Unwahrheit geworden sei, nämlich in dem dritten und letzten Aufzuge des Knaben aus Goethe's „Erlkönig“ in der Composition von F. Schubert. Weil der Sänger die Situation nicht mit ganzer Lebendigkeit empfunden habe, wol auch keine ausreichende dramatische Gestaltungskraft besitze, sei es erklärlich, daß er die Worte des geängsteten Kindes, dem der Tod aus Herz greift, mit ruhigster Gemüthlichkeit, aber als der anerkannte Liebling eines in einem glänzend erhellten Concertsaale sitzenden Publikums vorgetragen habe, mit einmaligem, zwar kunstvollem Athemholen, allein mit hartem Verstoß gegen die getreue Darstellung dieser nächtlichen Scene, die namentlich in der Todesangst des Kindes keine ruhige Langathmigkeit verträgt. Der Stolz eines Künstlers muß eine in sich gediegene sorgsam durchdachte Leistung sein. Da aber eine Kunstleistung stets die vereinte Wirkung höherer geistiger Gaben voraussetzt, diese selbst aber nur auf der Grundlage einer höhern Bildung möglich sind, so wirft der Verfasser jenem bedeutenden Sänger mit kurzen Worten also eine mangelhafte Bildung vor. So viel dürfte feststehen, daß man ein ausgezeichnete Sänger sein kann, ohne gerade mit einer lebhaften Phantasie und einem dieser Begabung entsprechenden Darstellungsvermögen ausgerüstet zu sein. Es möge diese Stelle genügen, um zu beweisen, wie genau es der Verfasser mit den Anforderungen an den Sänger nimmt, und daß sein Musterbild eines Sängers in der That als Muster allen Sängern empfohlen werden kann.

Im Anhang bespricht der Verfasser einen Mißbrauch, der zwar nicht den Sänger, wol aber die Componisten trifft. Nicht selten findet sich nämlich in unserer Litteratur der Mißbrauch, daß Componisten eigenmächtig an den Worten des Dichters nach ihrem Ermessen geändert haben. Der Verfasser ist wol zu hart, wenn er dergleichen allerdings zu mißbilligendes Verfahren einen Vandalismus nennt, wenigstens möchte Referent diesen harten Ausdruck nicht für die aus Mendelssohn's Duetten beigebrauchten Beispiele gelten lassen, indem die von Men-

Wendelssohn beliebten Aenderungen und Auslassungen, auch wo sie sonst vorkommen, denn doch immer mit Geschmac und eines sinnvollen Ganzen zu Liebe vorgenommen werden. Uebrigens sind diese Beispiele bei Mendelssohn nicht die einzigen, wir machen z. B. noch auf ein vierstimmiges Herbstlied aufmerksam, dessen Pointe, sicher zum Vortheil des Nikolaus Lenau'schen Liedes, aus „welchem Laub“ „grünes Laub“ und „frisches Hossen“ gemacht hat. Von Vandalismus sind dergleichen mit zarter Hand und sicherem Takt unternommene Aenderungen, die ja doch nur für diese bestimmte musikalische Auffassung und Behandlung gelten sollen, sehr weit entfernt. Was sagt der Verfasser denn wol zu den Textumgestaltungen in Mendelssohn's geistlichen Compositionen? Ist einem Dichter doch sogar die Handhabung der Geschichte für seine poetischen Zwecke nachgesehen worden. Sind das auch poetische Vandalismen gewesen? Schiller's „Don Carlos“, Goethe's „Egmont“ dürfen schwerlich unter diese Kategorie fallen.

Die Bedenken des Verfassers aber gegen die Untersuchungen der Herren Schwarz, Cyrel u. a. über die Bildungsfähigkeit des menschlichen Stimmorgans theilen wir vom Standpunkt des Musikers aus vollkommen, indem jene Untersuchungen wol einen bedeutenden wissenschaftlichen Werth haben mögen, jedoch weder dem Sänger noch dem Componisten mit einem so fabelhaften Stimmumfang, als er hier verheissen wird, jemals gedient sein kann.

Das zweite Heft dieser interessanten Aufsätze verbreitet sich über die Zustände unserer Oper. Der Verfasser gibt die Bedeutsamkeit Richard Wagner's zu, beschränkt sich aber in seiner Schilderung nur auf die Oper früherer Gattung, da der gegenwärtige Zustand des musikalischen Dramas durch Wagner's Bestrebungen ein durchaus zweifelhafter geworden sei und jüngere Talente durch das Vorgehen dieses Componisten zurückhaltend und bedenklich geworden, nicht mehr wüßten, welcher Richtung sie sich anschließen sollen. Die Hauptpotenzen zur Schaffung einer Oper sind: Dichter und Componist; die Darstellung bewerkstelligend der Musikdirector, der Regisseur, der Chordirector und die activen Mitglieder. Bis jetzt haben diese Mächte noch nicht ein harmonisches Ganzes hervorbringen können.

Ein unleugbares Hauptübel, an welchem unsere Oper daniederliegt, ist das, daß unsere deutschen Dichter bis auf heute nicht im Stande waren, einen brauchbaren Operntext zu schreiben, Goethe und Heibel nicht ausgenommen, derer gar nicht zu gedenken, die, sonst bühnenkundige Dichter, als Verfasser von Operntexten sofort scheiterten. Schillaneber's „Zauberflöte“ bleibt immer noch der beste Text neuerer Zeit; wollte man seit Mozart allensfalls die erträglichsten deutschen Opernbücher nennen, so wäre man mit der „Schweizerfamilie“, „Fidello“, „Jessonda“, „Freischütz“, „Hans Heiling“, „Adlers Horst“, „Zar und Zimmermann“ und „Stradella“ nach der Ansicht des Verfassers fertig. Die Rückwirkung dieses Mangels auf den Componisten ist nicht ausgeblieben; wo keine Begeisterung ist, wie kann da Großes entstehen? Dazu kommt, daß,

wie der Verfasser vortrefflich nachweist, selbst große Meister wenig gesangsverständlich waren. Er thut dies an Weber dar, bei dem heimtückische Intervalle, Gänge, Passagen zu finden sind, die fast nie in vollkommener Reinheit zu Gehör kommen, weil sie eher dem Klavier als der Kehle abgelauscht sind, so unter anderm in der großen Arie des Hün im ersten Act des „Oberon“. Ebenso richtige Beobachtungen finden wir über unsere andern namhaften Operncomponisten, deren Vorzüge und Schwächen gerechte Beurtheilung erfahren. Wohlthuend bleibt aber der musikalisch-ethische Unwille, der den Verfasser bei der Besprechung Meyerbeer's überkommt. Er wünscht, daß wir für die künstlerischen Tugenden, die uns über andere Nationen erheben, auch ein klares, kräftiges Selbstbewußtsein, eine willige Anerkennung, eine freudige Achtung haben möchten. Er hält es für eine große Schwäche der Deutschen, sich so gänzlich von dem Effect Meyerbeer's haben täuschen und einnehmen zu lassen. Von den „Hugenotten“ sagt er, sämmtliche Personen der Handlung seien moralisch defect, kein wohlthuender Lichtblick erhelle das düstere Gemälde von Unsitlichkeit, Verrath und Blut. Meyerbeer's Opern sind Phantasmagorien, aus denen uns alles unschön und fragenhaft angrinst. Der Effect hat aber seinen Glanz in sich, erst figelt er, das zweite mal muß er schon trotzen und zuletzt muß er schinden um zu wirken. Hat man doch im Lande des Effects daran gedacht, die Kreuzigung Christi auf die Bühne zu bringen; das ginge freilich noch über „Teufel“ und „Prophet“. Dennoch wünscht der Verfasser unsern talentvollen Componisten einen Theil von Meyerbeer's umfassender Bühnenpraxis, seiner wunderbaren Kenntniß der theatralischen Wirkung, seiner eminenten Sicherheit in Benützung aller vorhandenen Mittel. In dieser Rücksicht verdient Meyerbeer Bewunderung.

Den Schluß dieses zweiten Hefts macht das Bild eines Musikbrigiten, speciell eines Operndirectors. Wir stimmen mit allen Forderungen des Verfassers hinsichtlich einer so wichtigen Person zusammen, und wie im ersten Heft das Bild eines echten Sängers gegeben wurde, so hier das eines Kapellmeisters, der diesen Namen in jedem Sinne verdient. Wenn Uebersetzungen in so einfacher und klarer Weise, wie hier geschehen ist, ausgesprochen werden, so muß man annehmen, daß sie ihre reinigende Wirkung in ihren Kreisen nicht verfehlen werden. 14.

Blücher. Seine Zeit und sein Leben.

1. Blücher. Seine Zeit und sein Leben. Zwölf Bücher in drei Bänden. Von Johannes Scherr. Erster Band. Die Revolution. (1740—99.) Leipzig, D. Wigand. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Volkstümliche Persönlichkeiten zum Gegenstande geschichtlicher Darstellung zu machen hat stets sein Angenehmes. Im vorliegenden Werke des auf culturgeschichtlichem Boden außerordentlich bewanderten Verfassers erhalten wir ein Buch, das der Annehmlichkeit in edelster Weise entsprechen will. Es ist ein Buch, das uns in lebendiger Darstellung des betreffenden geschichtlichen Details mit bereichernder Gelehrsamkeit an die Quellen jener großen staatlichen Bewegungen des vorigen Jahrhunderts führt, deren Nachwehen bis in unsere Tage hineinreichen, ja weit über

unsere Tage hinaudrücken werden. An der gewandten Hand des Verfassers durchmustern wir die Zustände des vorigen Jahrhunderts mit unermüdbarem Blicke; das Haltlose und Verrottete der damaligen Zustände bleibt unserm Auge nicht in einem Punkte verborgen. Es ist richtig, wir betrachten uns Ditt auf Bild immer nur aus einer gewissen Vogelperspective; eine Kritik aber wir, die als Kritik vorzüglich, eine Analyse, die fern dem und dem Gefährlichkeitsschwallen aufeinanderliegende aber ob wir um dieser strengen Analyse willen anten, wie die Verhältnisse hätten sein müssen, gewesen wären, ob uns überhaupt statt der in Theorie der Sinn für die politische Praxis wir glauben doch, daß aus der geschichtlichen Sachlage zur Besserung verrotteter Zustände fast

n die Darstellung des Verfassers? so fragen wir, was er uns bietet, näher eingehen. Die Darstellung ist geistvoll und sprudelnd, hier und da zu sprudelnd, das heißt die Sprache löst sich in saplose Ausdrücke auf. Immer aber festelt sie durch den Glanz, mit dem sie die Gegenstände trifft, immer hebt sie aus der Masse des vorrätigen Materials das Bessere heraus. Sehr wesentlich legt der Verfasser auf die Ausprüche großer Männer Gewicht. Er beßt in seiner mit großem Fleiße gefüllten Schreibmappe eine solche Fülle dieser Ausprüche, daß er jede Handlung, jeden geschichtlichen Moment damit belegen und ausschmücken kann. Es ist vielleicht sehr verführerisch, nach solchen Worten großer Männer zu suchen. Aber nicht immer besitzen sie geschichtlichen Werth. Und gerade wie viele einzelne Charaktere oder Geschehnisse illustrende Worte großer Männer sind in der Aufzählung hingeworfen, wie viele sind nur von der Kunst des Verfassers vielleicht etwas zu weit.

Unsere zweite Frage ist: was bietet uns der Verfasser in diesem ersten, „Die Revolution“ betitelten Bande? Zunächst macht er uns historisch mit dem Gegenstande des aufgeklärten Despotismus zum absoluten Despotismus bekannt. An das Sterbetheater Friedrich Wilhelm's I. führt er uns und zeigt uns in diesem König-Corporal den sich mit seiner grotesken Weise fast selbst verflüchtenden patriarchalischen Monarchen. Dinge es nach diesem Monarchen, so sehen wir seinen Herrn Sohn und Nachfolger für einen „Unmenschen“ an; doch dieser sein Herr Sohn tritt uns Anno 1740 am 1. Juni mit kammernem Blicke entgegen und ruft: „Monsieur, à présent je suis Roi“ Und siehe da, wir lassen uns diesen „Roi“ herzlich gern gefallen, nachdem wir uns das hinterbunte Ding, so sich Deutsches Reich nannte, des Königs betrachtet. Während nun dieser „Roi“ stirbt, selbst zwar noch ein gut Theil aufrichtig wenigstens Böse, auf deutsche Bösse weiblich losläßt, wird Anno 1742 am 16. December in Mecklenburg einer geboren, den man Gebhard Lebrecht nannte: ein Junge aus gesundem norddeutschen Geblüt. Und wahrlich, an der Wiege ward es ihm nicht gesungen, daß er einst Marischall Vornwärts heißen und daß sein Standbild am Opernplatze zu Berlin prangen sollte. So berühren sich die Contraste: hier unten in Mecklenburg wächst so ein später zum Höchsten berufener Junge fast wild auf, und dort oben in der schönen Kaiserstadt Wien schaltet die schöne Theresia, Mutter von 18 Kindern, als dürfte es ihren Spröhlingsen nie im Leben fehlen, und doch sollt eine der Ihrigen, die Marie Antoinette, tief, sehr tief, bis auf's Schafot fallen. Contraste wahrlich, nach simplem Bürgerverstande entgegengesetzte Contraste!

Schlichte Ründe es mit dem Geschichtsforscher, wollte er über solche Contraste haltlos in das bürgerliche Lament zu einklinken. Sein Blic soll nicht heillos, aber ruhig und kalt die Ursachen der Ereignisse ergründen. Was sieht der unparteiische Geschichtsforscher, wenn er sich um die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts nach den Ursachen späterer Schreckenszeiten in aller Herren Ländern umschaut? In Berlin wie in Wien, in England wie in Frankreich, selbst in Schweden und Rußland,

überall Versuche, den gewissen „aufgeklärten“ Despoten Stelle des absoluten zu setzen, überall Versuche der H ihre Regierungsweise in eine mildere patriarchalische u deln. Leider aber eufiel dieser aufgeklärte Despotismus so eine Art von Aufklärung. Ja wohl, so eine Art, die hineingekreuzt in ausgelebte Staatsformen, den mair und den staatlichen Bankrott nur noch beschleunigte. In Berlin und Wien, in Paris und London, in Kop Stockholm, Petersburg, vom Rhein bis zur Tiber und Lajo, überall entdecken wir Ursachen, welche zunächst Stelle mit der Revolution ihre Folgen fand geben mußten: zeigen die Folgen nicht von den Ursachen los; nein, auf sachen zeigen wir als auf die Sünden der Väter, die Kindern bis ins dritte und vierte Glied gerächt werden: festlich schmerzlich, dieses dritte oder vierte Glied zu f nur, wie es vielen der Revolutionskinder ging, trotz r Willen im tiefsten Schlamm sozialer Umwälzung st müssen; aber nenne man es nun Vererbung, Welte Schicksal oder sonstwie, diese Ordnung, diese Vererbung Ursache und Wirkung, diese Wechselwirkung verschiedener verschiedener Ursachen entsprungenen Folgen kennt kein m Erbarmen, sie läßt ganzen Völkern wie dem Einzelnen Lohn und Strafe hier auf dem Fleckchen Erde, auf dem ganz sicher nachfolgen, nicht immer, ja weiß nicht an ih um so schärfer und schärfer aber an den Kindern und Findern. Wahlich, wäre es nicht so, ein Conglomerat i sinn und Widerspruch wäre die ganze Geschichte, kaum i sich's dann, Geschichte anders zu schreiben, als sie für dize geschrieben wird, das heißt in unumwiderrter Unkenntn von so und so vielen Thatsächlichkeiten. Aber weil f und großartig schön, daß dem so, darnum werden wir i Schreckens nicht bloß mit einem Pharisäerbewußtsein ge treten, oder bloß aber die böse Menschheit lamentiren, di auf Grauel häuft, sondern die Schuld, welche eine a gerathene Gegenwart auf sich ladet, mit in des Schuld Vergangenheits eintragen.

In dieser Weise die Französische Revolution betrach langt der Verfasser zu einer theilweisen Rechtfertigung d In der zweiten Hälfte des ersten Bandes skizzirt er die lution. Und wie skizzirt er? So daß durch eine scharfe rung und stellungweise Detaillirung des Großen einzelne I und Persönlichkeiten schmeißend hervortreten. Da schilber den Zweifel, wie er sich tief, unendlich tief in die noble fr Gesellschaft der sechziger und achtziger Jahre eingefressen da legt er uns die Diktatur der durch den Zweifel postiven Eitlichkeit entwerzten Großen und im Gegen Vegerierung der ebenso vom Zweifel heimgesuchten, auf die Kraft der Volkserrechte stützenden Reformatoren b lichen Gesellschaft bloß. Der „heiligeliebte“ Ludwig XV „Vive le roi“, dieses „vive“, das bald in ein a das d regenten Ludwig umschlagen sollte. „O Gott, leite und sch Wie kommen zu jung auf den Thron“, sollen der zwanz Ludwig XVI und die neunzehnjährige Marie Antoinette gerufen haben. Und beide wollten nichtaberkennender He nach ihren Lämmern regieren! Wann wird die Welt einset auf dem Throne zu sitzen ein viel zu ernstes Geschäft daß es von halben Kindern geleitet werden könnte? denn auch bei Marie Antoinette die erste Mährung bald und in dulce júbilo ging's weiter. Dieser Louis, e Hausvater, vernarrt in seine Schlosserkunst, nebenbei a edeln Jagdhandwerke ergeben, diesem Handwerk, das schlichte nun schon so oft an den Großen dieser Welt, immer vergebend, als das Ergebnis geistiger Beschrän braudmet hat, und die Marie Antoinette! Sie mußte rade eine Deutsche sein, die durch Koketterie beim U letzten weiblichen Schimmer des Hoflebens gründlich Viel ist der Antoinette ungerecht angehängt; allem gl ihr ganzes Treiben dem einer verzögerten Theaterprinzess deren Minutereien, Trichfertigkeiten, selbst Übernütze

und alte Theaternarren vor Bonaparte schiel das letzte bische Verstand verlieren. Diese alten und jungen politischen Theaternarren, sie waren schuldiger als die spielende Königin.

Den Stoff dieser eigentlichen Revolutionsgeschichte theilt der Verfasser in die Kapitel: „Die Friedensgöttin und ihre Priesterherrschschaft“, „Der Maitag und die Augustnacht“, „Der Todeskampf des Königthums“, „Allons, enfants de la patrie“, „Schrecken“, „Redeunt Saturnia regna“ und „Zwei Soldaten“. Er schließt diesen ersten Band mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, mit dem Consulat unter Bonaparte, Sieyès und Roger-Ducos.

Mit welcher geistvoller Schärfe ist uns Scene auf Scene geschildert! Theilweise mit welcher ägender Verebtheit! Wol auch mit burleskos-humoristischen, hier und da fast zu burlesken Seitenhieben! Aber wo bleibt Blücher? Heißt denn nicht der Titel des Buchs „Blücher. Seine Zeit und sein Leben“? Dieser erste Band macht doch das volle Drittel des ganzen Werks aus, und in diesem ersten figurirt Blücher in nicht mehr als zwei Kapiteln! *) Einmal in „Einer aus Mecklenburg“, dann in „Zwei Soldaten“; dort gilt es seiner Jugendgeschichte, hier seiner Betheiligung an den Kämpfen gegen die Republik. Das ist denn doch wol zu wenig. Sollte der Verfasser für Blücher und seine Zeit zu weit zurückgegriffen haben! Er selbst scheint etwas davon zu fühlen. „Mit wesentlicher Betonung der cultur- und stittengeschichtlichen Seite der Ereignisse“, sagt er, „bezieht es (das Werk) eine Darstellung der Zeit von 1740—1815. Als Mittelpunkt ist ein nationaler Held gewählt, Blücher; aber daß mein Buch auf mehr als eine Biographie im landläufigen Sinne abziele, bezeugt deutlich, sollt' ich meinen, schon der Titelbeisatz: „Seine Zeit und sein Leben.“ Als „Einleitung“ will also Scherr diesen ersten Band betrachtet wissen; allein unser starkes Bedenken wird dadurch nicht beschwichtigt. Denn in dem großen Drama, welches die Jahre 1740—1815 umfaßt, kann nie und nimmermehr ein Blücher, sondern immer nur Napoleon der Held sein. Daß Blücher den großen Imperator schließlich besiegte, kann in diesem Drama nicht maßgebend sein. Es sei denn, man schöbe Blücher und seiner Zeit Motive und Ideen unter, die dieser Zeit gar nicht zukommen, nur dann könnte Blücher den Mittelpunkt dieses großen Dramas bilden. Gerade weil Scherr ein so bedeutender Culturhistoriker, darum müssen wir unser Bedenken scharf hervorheben. Zwar entgegnet er uns im voraus: „Insbesondere bin ich schon jetzt in den Stand gesetzt, in den folgenden Bänden auf Grund von Originaldocumenten den Beweis zu führen, wie so ganz schief und falsch die so ziemlich stereotyp gewordene Auffassung Blücher's als eines bloßen Gaubegens ist, als eines Husaren höchster Potenz, den Beweis, daß der „Alte“, der jugendfrischer war als alle die Jungen, wie der muthigste so auch einer der hellstichtigsten Patrioten gewesen.“

Er freilich, ein Patriot, das meinen auch wir, aber das betone der Verfasser scharf, ein spezifisch-preussischer Patriot. Seine Figur ist volksthümlich, Blücher ist ein volksthümlicher Held, aber beileibe kein deutsch-nationaler Held, Blücher war ein Patriot in anderm Sinne, als was wir Epigonen der Befreiungskriege unter dem Ausbruch Patriot verstehen und was der Verfasser, der auf seine republikanische Ueberzeugung troßt, darunter verstehen kann. Hüten wir uns vor allem, in die Befreiungskriege etwas hineinzuheimen, was nicht in ihnen lag.

Wenn Blücher im „Greisenalter seine welthistorische Mission“ antrat und Blücher's Zeit an dieser welthistorischen Mission theilnahm, so können wir zu Ehren dieser Mission nicht hinter der Schlacht bei Waterloo einen großen breiten Graben ziehen. Wir werden die Folgen dieser Mission mit betrachten; nun und diese Folgen sind keineswegs glorreich gewesen. Die Folgen dieser Mission waren Zeiten der größten Stagnation, waren

die feierliche Wiedereinsetzung des patriarchalischen Regiments; es hilft nichts, diese Stagnation haben wir auch mit in Blücher und seiner Zeit zu suchen. Nicht als ob wir leugneten, daß ein großer Theil der Freiheitskämpfer mit noch andern größern Ideen als nur mit der verhältnißmäßig sehr beschränkten Idee einer allgemeinen Nothwehr oder eines Nachzugs gegen Napoleon in den Kampf gezogen sei; aber nicht um diese handelt es sich, sondern um die maßgebenden Kreise, zu denen ein Blücher gehörte. Nun, und diese setzten dem Cäsar Napoleon nur das von größter Willkür gereinigte patriarchalische Königthum gegenüber. So ist denn auch das spezifische Preußenthum, das gleich darauf als drittes in den Bund der Heiligen Allianz eintraten konnte, der Sieger im Kampfe geblieben. Glaubt aber der Verfasser liberale Ansichten Blücher's austrumpfen zu können, so bedenke er, wie spottbillig in Zeiten der Noth humanistische Ansichten sind; Noth lehrt beten und Noth lehrt human und liberal thun. Und das, was man vor und zur Zeit der Befreiungskriege von den Großen dieser Welt liberal thun sah, und hörte, das verträgt sich noch sehr mit dem echten patriarchalischen Regimente. Wir bezweifeln also, daß Blücher seine Zeit über das Cäsarenthum Napoleon's etwas anderes als das auf die Befreiungskriege wirklich folgende patriarchalische Regiment des spezifischen Preußenthums hat fliegen lassen wollen. Wenn das nun aber, so ist's klar, daß Blücher in dem großen Drama, das der Verfasser mit 1740 anheben und mit 1815 schließen läßt, nur die Rolle des Vollstreckers eines gewissen Gerichts beanspruchen kann. Der Verfasser muß über 1815 nothwendigerweise so weit hinausgreifen, wie er über das Jahr 1789 weit zurückgegriffen hat, will er nicht, daß mit dem tiefen Graben hinter Blücher und seiner Zeit die Bedeutung der Französischen Revolution bedenklicherweise annullirt werden soll.

Warum betonen wir dies? Weil sich der Verfasser mit Stolz einen Republikaner nennt. Weil er im übrigen auch von all und jeder Behandlung der Geschichte nach einem Scheratismus frei ist. Eingangs des ersten Kapitels des vierten Buchs schildert er die Träumer, welche vergessen, „daß Interessen und Leidenschaften die Weltgeschichte machen, und sich deshalb der Hoffnung trösten, die Vorschrittsbahn der Gesellschaft werde in Zukunft nicht mehr durch Lachen von Blut und Thronen führen“. Ein Träumer ist also der Verfasser nicht, so wenig, daß er in seinem Buche das Wort Fortschritt sogar wie es scheint absichtlich vermeidet. Er sagt dafür fast durchgehend Vorschritt. Wäre nun in den angeführten Worten Vorschritt mit Fortschritt im landläufigen Sinne gleichbedeutend, so enthielten jene Worte eine greulich sophistische Ansicht, die allenfalls einem geschichtlichen Phrasenmacher, nicht aber einem Culturhistoriker gleich Scherr zustände. Denn „Fortschritt“ stände mit der Berechtigung der „Interessen“ und „Leidenschaften“ im schneidenden Gegensatz; nicht aber steht Vorschritt mit dieser Berechtigung im Widerspruche, da Vorschritt nur einfache Aenderung der socialen Verhältnisse bedeuten kann, nicht aber die nothwendige Entwicklung des Bessern aus mangelhaften Zuständen. Ein Republikaner nach bloß theoretischem Zuschnitte ist also der Verfasser gewiß nicht. Ob er aber so gar recht thut, auf den Republikanismus den Accent zu legen? Doh, es verträgt sich mit der Idee des Republikanismus die Verherrlichung des patriarchalischen Regiments sehr, sehr gut. Namentlich wenn man dem verständigen deutschen Republikanismus nur fest auf den Zahn fühlt, wird man immer auf patriarchalische Hoderchen stoßen. Behüte, daß wir dem deutschen Republikanismus daraus einen schweren Vorwurf machen. Aber er soll die politische Confusion nicht noch größer machen, sondern das Ding beim rechten Namen nennen. Das ist gerade der allerschlimmste Fehler der Deutschen, daß sie mit dem Munde die freieste Regierungsweise wollen, in ihrem Handeln sich aber von den Kleinlichkeiten des patriarchalischen Regiments noch gar nicht trennen können. Also warum nicht lieber offen eingestehen, daß alle politischen guten Vorsätze und Ansätze bis jetzt zufolge jenes ange deuteten Widerspruchs immer wieder mit der Rückkehr zum

*) Ein zweiter Band ist inzwischen erschienen. Da im ersten Bande gar zu wenig von Blücher selbst die Rede ist, so wird das Werk nach seiner Vollendung wol jedenfalls noch einer weitem Besprechung bedürfen. D. Red.

freilich von Zeit zu Zeit etwas modificirten Patriarchalismus geendet haben.

Blücher und seine Zeit! Die größte persönliche Hochachtung vor diesem volksthümlichen Helden, die größte Hochachtung vor allen, die in den Jahren 1813—15 mitkämpften, aber keine Ueberschwenglichkeit! Daß wir an dieser Ueberschwenglichkeit, mit der die Befreiungskriege zu den größten Thaten, die je ein Volk geleistet, gemacht werden, nicht Schaden leiden! Die Geschichte ist ein ernstes, unter Umständen aber auch malitioses Ding. Auf dem idealen Gebiete kommt man ohne ideales Streben davon, man braucht nur Schiller mit Worten recht zu feiern; auf dem rein realen, wie es ein Krieg immer ist, kann die überschwengliche Verherrlichung der von uns nicht geleisteten Großthaten zur reinen Losfagung von Großthaten führen. Im Jahre 1806, wie ging alles schief, weil die Schlacht bei Jena nicht eine Schlacht bei Rossbach war; nun und jetzt, wie sind wir auf eine Schlacht bei Leipzig, eine bei Waterloo förmlich eingefuchst, wie können wir uns einen Sieg kaum denken, als wenn nicht die pommersche Landwehr die Flinten umkehrt und mit dem Kolben schlägt, und wie kann wieder alles schief gehen, weil die Geschichte in Zukunft von uns nicht eine Schlacht bei Leipzig, nicht eine bei Waterloo, sondern vielleicht viel größere Thaten als diese Schlachten verlangt. Das sprechen wir angesichts der funfzigjährigen Jubeltage, die das Jahr 1863 bringt und fühlen uns mit dieser scheinbaren Nüchternheit einen ebenso guten Deutschen, als der, welcher — dies geht nicht auf den Verfasser — bei jeder Gelegenheit die Waden mit Phrasen füllt und sich um die Bildsäulen aller großen Männer drängt.

Blücher und seine Zeit! Dazu gehören doch wol auch ein Schill und andere Helben? Nun fehlen wir's nicht, daß man diese volksthümlichen Männer zu schroffen liberalen Gegensätzen gegen die Feudalen und Reactionäre macht! Und es kann doch im Grunde nichts Gewagteres geben. Denn Schill und andere Helben pflegen sehr oft aus solchen Kreisen hervorzugehen, die man volkseindliche zu nennen pflegt. Und wenn Blücher und andere der damaligen Helben noch jetzt lebten, für uns ist's außer allem Zweifel, daß sie der Mehrzahl nach auf conservativem Standpunkte ständen. Vielleicht ist auch die Zeit nicht mehr fern, wo wir zu unserer Verwunderung einsehen werden, daß, um ein Blücher, ein Schill u. s. w. zu sein, und um solche Thaten wie diese Helben zu leisten, man ein strenger Gegner der national-liberalen Idee nach jetzt gangbarem Sinne sein kann. Blicke man einmal ins amerikanische Unionsheer. Dort kämpft ein gewiß sehr liberaler Deutscher als General und nicht weit von ihm ein preussischer Adlicher als Oberst. Beide kämpfen in einem Kampfe für die Freiheiten eines Volks. Ueber des letztern Helbenthaten sind ab und zu selbst liberale Zeitungen des Lobes voll. Wer möchte aber um deswillen behaupten, der Oberst müsse um jeden Preis ein Anhänger der Volksfreiheiten sein. O ja, nach 50 Jahren wird man deduciren, exemplarunt odiosa: der Oberst kämpfte in einem Freiheitskampfe für liberale Grundsätze mit, also mußte er ein Anhänger der Volksfreiheiten sein!

Doch die geehrte Redaction wird unruhig. Sie schiebt uns schnell ein neues Buch zwischen die Finger. Nun nun, wenn wir zu polemikern begannen, so nur, weil mit einem male alle politischen Parteien, sie seien so hochconservativ oder so radical wie nur möglich, hinsichtlich der Freiheitskriege auf den Tisch schlagen und mit dem Hinweis auf diese jede Partei die politischen Gegner treffen und beschämen will. Also ein neues Buch.

2. Fürst Blücher von Wahlstadt. Der Held der deutschen Freiheitskriege. Ein Lebensbild von F. Eduard Keller. Glogau, Flemming. 1862. 8. 15 Mgr.

„Möchte es (dies Buch) dazu beitragen, daß im deutschen Volke die Vaterlandsliebe immer lebendiger und der deutsche Geist, das schöne Erbe unserer Ahnen, der Geist der Religiosität, der Piebtheit, der Rechtfertigung, der Wahrheit, der Kraft und der deutschen Treue, die sogar sprichwörtlich geworden ist, immer

reger werde, neue, schöne Blüten treibe und segensreiche Früchte bringe zum Heile des engern, wie des weitem Vaterlandes.“ Gegen diesen frommen Wunsch des Verfassers hätten wir gar nichts einzuwenden, wenn er nicht eine gewisse Zweifelpolitik enthielte. Der Verfasser steht auf dem Standpunkte des ausgeprägtesten Preussenthums. Er kann aber nicht umhin, ab und zu mit dem Deutschtum schönguthum. Nennt er Blücher doch auch den „Helden der deutschen Freiheitskriege“. Kame man ihm nun mit dem Verlangen, aus diesem Begriffe „deutsch“ Konsequenzen zu ziehen, auch einzusehen, daß darin die Berechtigung des „schwarz-roth-gold“ über dem „schwarz-weiß“ eingeschlossen liege, so würde er sich vielleicht sehr gereizt zeigen. Denn was dieses „deutsch“ bedeutet, das modificirt er in den Schlussworten noch genauer: „Möge uns der Fürst Blücher von Wahlstadt ein leuchtendes Vorbild unerschütterlicher Treue und Liebe gegen den König und das theure Vaterland sein, daß wir, in Zeiten der Gefahr und Noth, entflammt von seinem Vorwärt! Mit Gott für König und Vaterland!“ in begeisteter That Preußens Panier, Deutschlands Ehre hoch und heilig halten, mit Freuden Gut und Blut zum Heil und Segen des Vaterlandes opfern, das sich aus allen Stürmen mächtig mit Adlerfittichen erheben wird, wenn ihm ein Held wie Blücher lebt.“

Daran zweifeln wir nicht, wenn es eben einmal wieder heraus gelte. Nun und dieses Heraus hat uns der Verfasser ziemlich lebendig geschildert; er hält sich im Grunde nur an bereits bekanntes Material, er hat es aber sehr geschickt verarbeitet. Das Buch soll eben nicht viel mehr und weniger als eine panegyrische Biographie des volksthümlichen Helden sein. In dem Leben dieses Helden gibt's gar nichts, was nicht seinen Nimbus vermehrte. Selbst solche Kleinigkeiten wie Blücher's Worte gegen einen Offizier an der Rossbach, der die falsche Nachricht brachte, Napoleon stehe im Rücken Blücher's: „Nun dann kann er mich in den — —“; sein stetes Schimpfen auf die Diplomaten oder endlich seine Spielwuth: dies und anderes mehr hilft den Nimbus vergrößern. Wir nun aber müssen gerade nach der Lectüre dieses Buchs fast noch mehr ausrufen: „Keine Ueberschwenglichkeit!“ Zwar bei diesem Verfasser haben wir nicht nöthig, uns gegen den großen Graben zu erklären, den man gewöhnlich hinter den Freiheitskriegen zieht, denn dieser Verfasser will ja nichts weiter zeigen, als wie das Teufelsgepöhl, der Geist der Revolution, durch den Säbel eines Blücher mit Gottes Hülfe niedergeworfen ist. Er also faßt die Freiheitskriege von vornherein, wie die gut altpreussische Partei faßt, als die feierliche Wiedereinsetzung des patriarchalischen Monarchismus. Nun aber übertreibt er nach ebenderselben Geite, indem er verblümt auf den Erzengel Michael oder einem andern Abgesandten des Herrgotts zeigt, der mit flammendem Schwerte vorausgeschritten sei! Und im nächsten Augenblicke räuspert sich derselbe Verfasser dann wieder und flüstert so etwas von „deutschen Freiheitskriegen“. Als ob nach der Anschauung des guten Preussenthums das „deutsch“ nicht auch etwas Revolutionäres in sich schloße.

Dies ist etwas großartig Herrliches um den Nimbus, der auf dem Helben Blücher ruht! Worauf basiert dieser Nimbus denn nun aber hauptsächlich? Nach unserm Dafürhalten darauf, daß in Blücher nur eine Seite des Außerordentlichen zur Entwicklung und Wirkung gelangte, welches sich bei den Genies Friedrich II. und Napoleon nach zwei Seiten bethätigte. Und es ist sein und wahrscheinlich auch unser aller Glück, daß dies der Fall war. Blücher war nur und nur Soldat, für die zweite Seite, für die Organisation und die Verwaltung eines Landes fehlte ihm seiner Bildung und seiner Natur nach nicht weniger als alles. Und daß ihm das fehlte, noch einmal sagen wir's, ist wahrscheinlich unser aller Glück. Blücher ist so sehr vom Glücke begünstigt gewesen, daß er eben nur in der einen Sphäre zu glänzen brauchte, in der das absolute Régime die höchste Tugend ist. Blücher war nur ein absoluter Charakter. Weil er Soldat war, ordnete er sich den Befehlen seines Monarchen unter; aber wie wettete und schimpfte er bei jedem Unternehmen,

das seinem absoluten Sinne entgegen war. Eine unendlich schwere Aufgabe hat Blücher mit seiner militärischen Zeit gelöst: er hat Napoleon niedergeschlagen; die unendlich schwerere Aufgabe aber, auf dem Continente gesunde Staatsverhältnisse zu begründen und entwicklungsfähige weiter zu bilden, diese hat er nicht lösen können, aber von der Lösung dieser, dürfen wir uns so erträumen, von dieser hat er sich drücken müssen. Nichts zuträgliches, als daß nach dem Tage von Waterloo die großartige Zeit der großartigsten Stagnation begann, und zugleich nicht ungerechter als die verpfändete Lösung dieser unendlich schwereren Aufgabe von den Freiheitskämpfern ab lediglich auf die Staatsmänner zu schieben. Das Staatsmännische Genie Napoleons ist bei Leipzig nicht, nicht bei Waterloo besetzt; was paßt, daß man als Remedium gegen das Napoleonische Staatsmännische Genie nur die Rückkehr in den gemächlichen Patriotismus kannte. Auch bis auf den heutigen Tag ist Napoleons Staatsmännisches Genie nicht besetzt. Wir warten des Staatsmanns noch, der auf dem Boden des Friedens das thäte, was Blücher auf dem des Kriegs gethan. Ob dieser Staatsmann nicht zugleich wie Napoleon und Friedrich der Große auch ein großer Feldherr sein müßte, es ist das eine offene Frage an die Zukunft. Wenn aber, nun so hätten sich auch in Blücher beide Seiten vereinigen finden müssen, damit der Freiheitskampf auch allen Richtungen hätte zum großartigen Auszug gelangen können. Doch wie, sagten wir nicht oben: es sei seine Einseitigkeit Blücher's eigenes und wahrscheinlich unser aller Glück gewesen! Ja, das sagen wir noch und sagen es gegen all die vielen Tadelnde, die herausdrücken, daß Blücher, lebte er heute noch, im Sinne des Fortschritts der nationalen Idee huldigen würde. Gut für diese, daß sie der alte Held nicht mehr ankommen kann. Für uns unterliegt es gar keinem Zweifel, daß Blücher bei größerer Intelligenz auch auf dem Gebiete der Staatskunst so absolut dictatorial eingegriffen hätte, wie er's als Feldherr that und wollte. Ja, hätte sein staatsmännisches Talent keinen militärischen nur irgendwie die Wage halten können, sein Zweifel, es würden ihn Tadelnde verdammten, die ihn jetzt als liberalen Helden anerkennen. Also gut für uns, daß Blücher seiner Einseitigkeit wegen nicht hat Napoleonische Wege wandeln können. Gütte er sie wandeln können, vielleicht wären wir auf deutschem Gebiete weiter, als wir sind; aber mit dem Liberalismus... Doch die Redaction klopft und zum zweiten male auf die Finger. Also enden wir.

Emil Müller-Samowegen.

Schiller im Lichte katholischer Auffassung.

1. Schiller und sein Verhältnis zu den politischen und religiösen Fragen der Gegenwart. Von G. B. Daumer. Mainz. Kirchheim. 1862. 8. 15 Hgr.
2. Schiller, sein religiöser Fortschritt und sein Tod von J. Lukas. Landshut, Thomann. 1863. Gr. 12. 9 Hgr.

Aus einer ziemlich beträchtlichen Anzahl neu erschienener Schriften, welche sich mit Schiller beschäftigen, nehmen wir vorliegende zwei Schriften heraus, weil sie Schiller unter einem gemeinsamen, für manchen sicherlich überraschenden Gesichtspunkte auffassen, mehr pamphletartigen Charakters und offenbar dazu bestimmt sind, wie eine plötzliche Erploosung eines Augenblicklichen Diefungs zu üben und der gerade jetzt mehr als je vormaligen Tadelnden, Schiller als einen Dichter und Vorkämpfer der religiösen und politischen Freiheit aufzufassen und zu feiern, entgegenzuwirken. Kurz, Schiller wird hier vom ganz entgegengegesetzten Parteihauptheite als ein in späteren Jahren Bekannter, zu einem „poetischen Paulus“ gewordener Vorkämpfer katholischer und antidemokratischer Tendenzen geschildert, sodas man nun von Schiller mit Rechte sagen kann, was der Dichter selbst von Wallenstein sagt:

Von der Parteien Quast und Haß verwirrt
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte

Was wird nun geschehen? Gerade jene Augenblickliche Wir-

lung, auf welche die Verfasser vielleicht rechnen, übrigens hindänglich merkwürdige Schriften, von dem als Fortsetzung und Ergänzung der ersten anzusehen sind. Diejenigen, welche einmal Schiller als den besten und glänzendsten Vertreter demokratischer Ideen land betrachten und in diesem Sinne auch seinen Ulich begehen, werden unter allen Umständen hierbei denn sie bedürfen gerade dieser Autorität; es ist i darauf hinzuwirken, daß gerade der „Lieblingsdichtung“ vor allem Volk als einer der Ihrigen, als ihr leitender Genius erscheine, der genau dasselbe gewollt habe, was sie selbst wollen. Sie werden daher beide Schriften entweder systematisch ignorieren, „tobschweigen“ wie man es jetzt nennt, oder mit einer hässlichen wegwerfenden Bemerkung zu beseitigen suchen, ohne auf die von beiden Verfassern aufgestellten Behauptungen und beigebrachten Belegstellen irgend näher einzugehen.

Aber wenn es in dem aufgeregten und aufgeregten Europa und speziell in dem nicht bloß politisch sondern auch confessionell gespaltenen Deutschland in näherer oder fernerer Zeit je dahin kommen sollte, daß die Parteilichkeiten haben und drücken schweigen oder, da es doch wol immer Partei geben wird, wenigstens doch nicht mehr gar so blind, so bitter und in so einseitigen Richtungen besangen sein sollten wie heutzutage, wenn namentlich aber die Kritik es aufgegeben haben wird, die dienstmäßige Wagh politischer und confessioneller Parteien zu machen, dann wird wenigstens die Literaturgeschichte die von den Verfassern beider Schriften hervorgehobenen Standpunkte bei der Beurtheilung Schiller's nicht ganz unberücksichtigt lassen dürfen, und unparteiischer und objectiver, als dies jetzt den meisten möglich zu sein scheint, die Ansprache beider Parteien an Schiller auf ihr richtiges Maß zurückzuführen wissen. Denn verkennen dürfen wir nicht, daß Schiller's Ansichten sich im Laufe der Zeit allerdings wesentlich modificirt haben, daß der Mann, der in der „Wode“ und andern Dichtungen gegen jede Störung der „heiligen“ Ordnung durch tumultuarische Massenbewegungen und Selbstausrechnung so entschieden protestirte, ein ganz anderer war als der Jüngling, der einem seiner Räuber die Phrase in den Mund legte, man müsse aus Deutschland eine Republik machen, gegen die Rom und Sparta Rommeltäcker gewesen. Verkennen dürfen wir ferner auch nicht, daß es allerdings in Schiller's späteren dramatischen Dichtungen und in einzelnen Balladen, z. B. im „Gang nach dem Eisenhammer“, Stellen genug gibt, welche bei dem ehemaligen Kantianer eine gewisse Hinneigung zu katholischer Symbolik und zum katholischen Ritus zu beweisen scheinen, und wenn man darin auch nicht viel mehr als einen bloßen poetischen Ausruf erblicken wollte, der aber doch immer eine gewisse Sympathie mit dem darin verherrlichten katholischen Element voraussetzen lassen würde, so blieben denn doch immer noch andere bedeutungsvolle Ausprüche Schiller's übrig, die unzweifelhafter Art sind. Dahin gehört unter andern eine auch von Daumer angeführte Stelle in einem Briefe Schiller's an Zeller, worin es heißt: „Daß es hohe Zeit ist, etwas für die Kunst zu thun, fühlen wenige; aber daß es mit der Religion so nicht bleiben kann, wie es ist, läßt sich allen begreiflich machen. Und da man sich schämt, selbst Religion zu haben, und für aufgeklärt passiren will, so muß man sehr froh sein, der Religion von der Kunst aus zu Hülfe kommen zu können. Es müßte Ihnen nicht schwer fallen, einen oder den andern Theologen und Theologen dafür zu interessieren. Berlin hat in dunkeln Zeiten des Aberglaubens zuerst die Fackel einer vernünftigen Religionsfreiheit angezündet; das war damals ein Ruhm und ein Bedürfnis. Jetzt, in Zeiten des Unglaubens ist ein anderer Ruhm zu erlangen, ohne den ersten einzubüßen: es gebe nun auch die Wärme zu dem Lichte und veredle den Protestantismus, dessen Metropole es einmal zu sein bestimmt ist. In der Welt der Zeit verlangt es, daß sich der Katholicismus in Frankreich neu konstituiert hat, daß auch im Protestantismus an die Religion gedacht werde, und selbst die Philosophie nahm diese Richtung.“

Im übrigen stellen beide Verfasser ihren Dichter in seiner „Conversionsperiode“ sehr hoch; bei Lukas kommen sogar einige nicht sehr zu billigende Seitenhiebe auf Goethe vor, z. B. wenn er sagt: „Dalberg war einer der ersten, der Schiller's aufstrebendes Genie würdigte und es bei Herrscher Goethe hoffähig zu machen suchte.“ Wer das Verhältnis zwischen Goethe und Schiller genauer kennt und in seiner tiefsten Bedeutung zu würdigen weiß, wird sich niemals unterfangen zu schreiben, daß Schiller durch Dalberg bei Goethe „hoffähig“ gemacht worden. Daß nun beide Schiller zu oberst stellen, ist bei ihnen ebenso selbstverständlich und wohlberechnet, wie bei denen auf der Gegenseite, die dasselbe thun. Beide Verfasser stellen Schiller gleich hoch als Dichter wie als Kryptokatholiken, und zwar in beiderlei Hinsicht so hoch, daß wir es vielleicht noch erleben, daß infolge der vorliegenden Schriften Schiller vom Papste canonisirt und zu einem Heiligen der katholischen Kirche creirt wird, jener Kirche, von welcher Maria Stuart zu Melvil sagt:

Die Kirche ist's, die heilige, die hohe,
Die zu dem Himmel und die Leiter baut;
Die allgemeine, die katholische heißt sie,
Denn nur der Glaube aller stärkt den Glauben.

Der gläubigste Katholik kann seine Kirche schwerlich in wärmern Worten feiern, als dies hier und an andern Stellen der „Maria Stuart“, „Jungfrau von Orleans“ und „Braut von Messina“ von Schiller geschieht. In der That lassen sich den Stellen aus Schiller's frühern Werken, die zu Gunsten der Demokratie, des Protestantismus und der Rousseau'schen Naturreligion lauten, aus seinen spätern vielleicht ebenso viele gegenüberstellen, in denen der Royalismus und der Katholicismus verherrlicht werden. Wenn man es nun der einen Partei im Grunde nicht verdenken kann, daß sie sich jene zu Nuzen macht, so wird man es sich doch auch gefallen lassen müssen, daß die Gegenpartei nun auch einmal sich alles desjenigen aus Schiller's Werken bemächtigt, was sich darin zu ihren Gunsten theils wirklich vorfindet, theils in ihrem Interesse ausgedeutet werden kann.

Daß sowol Daumer wie Lukas in diesem Bestreben viel zu weit gehen und nicht selten Behauptungen aufstellen, die ins Lächerliche ausarten, läßt sich nach dem, woran die Janatiker auf jener Seite gewöhnt haben, allerdings denken. Hören wir nur, was Daumer in der Vorrede in Betreff Schiller's und des Schiller-Cultus behauptet: „Ich unternehme es hier, zu zeigen, daß jener große Mann weit mehr als dem protestantischen und destructiven Kriegslager, von dem er zum Patrone gemacht wird, der angefochtenen glaubensreichen und conservativen Seite angehört, und daß es ein völlig wahrheitsloses, unhistorisches, geradezu betrügerisches Manöver ist, seinen großen Namen und seine vaterländische Popularität im entgegengesetzten Sinne in Anspruch zu nehmen und zu beliebigen Parteizwecken, namentlich um Andersdenkende zu ärgern und neue Umwälzungsepochen einzuleiten, so prangend, gerauschvoll, übermüthig, volksaufregend und demonstrationsfüchtig auszubedenken.“

Nach einigen weitem Ausfällen gegen das Gebaren der „Herren Demokraten, Lichtfreunde und Revolutionäre“ fährt Daumer fort: „Es wird an dem Manne nur das geschägt, gepriesen und gefeiert, was er selbst in reifern Jahren vollkommen abgestreift und verworfen hat, wogegen er sich aufs allerandäulichste erklärt und verwahrt, wogegen er einen langen Zeitraum hindurch — von 1792 — 1805 — in zahlreichen Aufsätzen, Gebilden und Dramen angekämpft hat. Schiller war, als er auf der Höhe seiner geistigen Entwicklung stand, nicht nur der entschiedenste und erklärteste Gegner gewaltsamer Staatsumwälzungen und tumultuarischer Volksherrschaften, wie sie unsere Destructoren unaufhörlich hervorzubringen suchen; er war noch überdies seiner innersten, tiefsten Neigung, Gesinnung und Bestimmung nach Christ und Katholik. Das wird man in den nachstehenden Abhandlungen und Aufsätzen un widersprechlich dargestellt und nachgewiesen finden, und niemand wird es fortan mehr straflos wagen dürfen, Schiller in ein anderes Licht zu

stellen und ihn zum Vorsehter, Heiligen und Vorbilde der Societäts- und religionsfeindlichen, materialistischen und atheistischen Umsturzpartei zu machen. Der ganze in diesem Sinn und Geiste geschaffene und betriebene Cultus wird und muß in den Brunnen fallen; denn es kann keine evidentere Lüge geben; es ist nicht besser, als wenn man die Befehrung und apostolische Thätigkeit eines Paulus ignoriren, diese Thatfache ohne weiteres aus dem Buche der Geschichte streichen und den großen Apostel nur als den erbitterten Gegner des Christenthums, wie er es zuvor gewesen, schildern, lobpreisen und verherrlichen wollte.“

Wenn Daumer hier geradezu behauptet, Schiller sei „seiner innersten tiefsten Neigung, Gesinnung und Bestimmung nach Christ und Katholik“ gewesen, so können wir ihm nur so viel zugeben, daß Schiller in der letzten Periode seines Schaffens Christ, natürlich nicht im Sinne irgendeines Dogma, gewesen, wie dies auch durch die Mittheilungen der Frau von Wolzogen ausdrücklich bekräftigt wird („Ja, der Ruf des Herrn drang an sein Herz!“ schreibt sie einmal); aber wir können ihm nicht zugeben, daß Schiller seiner „innersten tiefsten“ Gesinnung nach „Katholik“ gewesen. Äußerungen, welche der oder jener Person eines Dramas in den Mund gelegt werden, geradezu als Gesinnungsbelegungen des Verfassers ausgegeben zu wollen, ist immer wenig; nicht immer werden solche Sentenzen durch anderweitige unzweifelhaftere Äußerungen des Verfassers so als sein eigentliches Glaubensbekenntniß bekräftigt, wie Sapieha's bekannte Auslassung im „Demetrius“, daß die Mehrheit der „Auffahrt“ sei, durch die vielleicht etwas weniger bekannte Xenie:

Majestät der Menschennatur! dich soll ich beim Häufen
Suchen? Bei wenigen nur haßt du von jeher gewohnt.
Einzelne wenige zählen, die übrigen Alle sind blinde
Nieten; ihr leeres Gewühl kühlt die Treffer nur ein.

Im übrigen war Schiller ein so subjectiver Dichter, daß sicherlich alles, was er seinen dramatischen Personen im Wege des affirmativen Pathos in den Mund legt, wenigstens die Stimmung ausdrückt, die sich seiner im Augenblick, wo er es niederschrieb, bemächtigt hatte, und da sich ungewissheit durch eine ganze Reihe seiner spätern Dramen ein katholisches Element hindurchzieht, da er wesentlich Stoffe behandelte, welche ihm erlaubten, katholische Reminiscenzen anzubringen und selbst dem katholischen Wunderglauben Zugeständnisse zu machen, so werden wir daraus allerdings auf eine Vorliebe Schiller's für den katholischen Cultus in jener Periode seines Lebens schließen dürfen. Von dieser Hinneigung zu einer wirklichen Conversion ist jedoch noch ein weiter Schritt. Nach Daumer, der bekanntlich selbst Conversionist ist, hat man allerdings auf katholischer Seite sogar dem „Gedanken einer Conversion, eines Aflens, der Welt unbekanntem Uebertritte des großen Dichters zur katholischen Kirche“ Raum gegeben, und er fügt hinzu: „Sei es, daß ein solcher nicht stattgefunden, Schiller war dennoch Convertit, wenn auch nicht in dem gewöhnlichen Sinne dieses Ausdrucks“ u. s. w. Ja, Lukas gibt nicht un deutlich zu verstehen, daß Schiller noch auf dem Sterbelager sich bekehrt habe; er folgert dies aus den widersprechenden Berichten über Schiller's letzte Äußerungen und aus der Art seines Leichenbegängnisses und fragt: „Was muß doch unser Schiller auf seinem Sterbebette noch verbrochen haben, daß sich seine Freunde in dem Maße von ihm wendeten!“ Nun, das ist einfach lächerlich! Schiller neigte sich im Gegensatz zu dem für seine Phantasie zu nächtlichen Protestantismus, dem damals so seichten Nationalismus und unfruchtbaren und aufdringlichen Unglauben in spätern Jahren dem Katholicismus einfach aus denselben atheistischen Rücksichten zu, die ihn bestimmten, bei Zeller für eine Umgestaltung des Protestantismus mit Hinzunahme der Hülfsmittel der Kunst das Wort zu führen. Nämlich derselben Ansicht ist auch A. Ruhn in seinem bei anderer Gelegenheit noch zu besprechenden Lebenswerthen Werke „Schiller's Geistesgang“; obgleich der Verfasser stark gegen die einseitig protestantische Tendenz in Schiller's „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs“ eifert, so will doch auch er in den anscheinend katholischstehenden Stellen Schiller's nur eine

Anerkennung der ästhetischen Seite des Katholicismus erblicken. Merkwürdig ist übrigens doch, daß man, wie Döring erzählt, Schiller schon in Dresden theils für einen Freigeist, theils für einen heimlichen Anhänger des Katholicismus gehalten habe.

Daumer beschäftigt sich in seiner Schrift namentlich mit dem „Wallenstein“, der „Maria Stuart“ und der „Jungfrau von Orleans“. Er bemerkt unter anderm in Betreff des „Wallenstein“: „Mit diesem großen Werke, dieser echten Tragödie, trat Schiller in seine neue, von mir so genannte Conversationsperiode ein. Den frühern, von den „Räubern“ bis zum „Carlos“, liegt der Glaube an die autonome, alles aus sich selbst zu schöpfen habende menschliche Natur und Gattung zu Grunde, welche sich durch kühne Selbsthülfe und partielle Selbstaufopferungen all ihrer Fesseln zu entledigen im Stande sei. Das ist das Revolutionsprincip, das sich ganz nur auf Mensch, Welt, Erde stützt. Im „Wallenstein“ wird alles aus dem Boden geworfen und ein solches Individuum mitsammt seinem Glück und Gläubigen zermalmt und in Staub verwandelt.“ Ueberhaupt ist er der Ansicht, daß die tragische Poesie den großen Zweck und Verfall habe, alle die Illusionen zu zerstören, „in welchen der Mensch über sich, seine Gattung, seine Kräfte, seine Geschichte befangen ist.“

Das „Maria Stuart“ und die „Jungfrau von Orleans“ betrifft, so ist nicht zu verkennen, daß Schiller in jener Tragödie einseitig für die katholische Maria gegenüber der protestantischen Elisabeth und in dieser für die katholischen Franzosen gegenüber den protestantischen Engländern Partei ergreift; doch kann hieran auch eine gewisse Antipathie Schiller's gegen die Engländer überhaupt einen Antheil gehabt haben. Möglicherweise hat er diese Antipathie in Stuttgart eingefogen, insofern ein in Deutschland residirender Engländer recht hat, welcher jüngst im „Blackwood's Magazine“ erwähnte, daß in Stuttgart, wie wenigstens dort sich aufhaltende Briten klagten, eine Abneigung gegen die Engländer herrschend sei. Unter den Bemerkungen Daumer's fiel uns besonders eine über den Schwarzen Ritter auf; Daumer bemerkt: „Es ist des sorben gefallenen Talbot's Geist. Das ist ein dichterischer Meisterzug. Er, der als Atheist und Materialist dahingefahren, tritt auf und widerlegt durch diese geistreiche Erscheinung nach dem Tode facitisch sein aufgellärtes antirömantisches Verstandesystem.“

Im ganzen erscheint dem Verfasser die „Jungfrau von Orleans“ ganz „in christlichem, in katholischem Sinn und Geiste“ entworfen und durchgeführt; denn, sagt er, „die Demuth ist die Haupt- und Grundforderung dieser Religion; ihren Principien und Anschauungen gemäß verlieren alle Tugenden, Gaben, Größen und Verdienste ihren Werth, haben keine religiös-moralische Bedeutung mehr, sondern verwandeln sich vielmehr in Schuld und Sünde, sobald sich im Menschen das finstere Princip der Ichheit erhebt; und es kommt ihnen zufolge Entfärbung, Rückkehr zur Unschuld und Vollendung zur Heiligung nur auf dem Wege religiöser Selbstverneinung zu Stande.“

Dagegen will der oben erwähnte Verfasser des Werks „Schiller's Geistesgang“ in dieser Tragödie eine Verherrlichung des Katholicismus nicht finden; ja er versichert sogar: „Der Katholik muß sogar eine solche Ehre feierlich ablehnen, weil in diese Zeichnung sich manche Farbentöne eingeschlichen haben, die gänzlich falsch sind.“ Eine sehr kühne Behauptung Daumer's in Betreff Schiller's ist noch folgende: „Der ihn jetzt in diesem Sinne vergötternden und benutzenden Partei war er um die Zeit seines Todes soeben im Begriff, durch seinen „Demetrius“ den Dolch ins Herz zu bohren, und es ist mir wahrscheinlich, daß er bereits den ganz bestimmten Plan gefaßt hatte, durch eine Reihe von neuen Werken und den durch sie auf das Publikum zu machenden Eindruck den ganzen Stand der Dinge zu verändern.“

Ueber die Schrift von Lukas, auf deren sonderbares Schlußkapitel „Tod und Begräbniß“ wir bereits oben angepielt haben, nur wenige Worte. Der Verfasser bemerkt, daß, da „Wallenstein“ und die „Jungfrau von Orleans“ bereits von Daumer eine „ebenso

geistvolle als originelle Zerlegung“ gefunden hätten, so wolle er sich „in beschreibender Anerkennung“ des Maßes seiner Einsicht und Kraft jeder Erörterung hierüber enthalten und seine Ansicht über den Entwicklungsgang Schiller's auf die beiden letzten seiner Werke „Die Braut von Messina“ und „Wilhelm Tell“ basiren. In sehr wunderlicher Weise erblickt er in der „Braut von Messina“ eine bloße Allegorie: der ältere Bruder Manuel repräsentire nämlich die heutige römische Kirche, wie sie aus dem Feudalismus des Mittelalters hervorging, und Cäsar der jüngere Sohn sei der Träger des Protestantismus u. s. w. Was „Wilhelm Tell“ betrifft, so sind ihm Tell und die Eidgenossen nicht die Neuerer, nicht die Helden des Fortschritts, sondern die Altschweizer, die Partei der Conservativen; auf ihrer Fahne stehe: „Die alten Zeiten und die alte Schweiz!“ Mühsam sucht er alle katholischen Anklänge in dem Drama auf; er findet es unter anderm sehr bezeichnend, daß Tell dem Patriarchen den Rath gibt, nach Rom zu gehen, dem Papste sich zu Füßen zu werfen und das, was der Papst ihm thue, als von Gott empfangen zu betrachten. Dem Verfasser erscheinen Tell und die übrigen Eidgenossen als gläubige Katholiken, und mehrere Duzend Stellen werden angeführt, in denen sie sich, namentlich aber Tell, auf Gott als denjenigen berufen, der allein helfen könne und ohne dessen Beistand menschliches Wollen und Thun nichts sei. Der Verfasser bemerkt weiter: „Einzelne Stellen im Munde dramatischer Personen entscheiden nichts; wenn aber das ganze Drama auf christlicher Grundlage basirt, wenn der Zweck ein sittlicher ist, wenn der Hauptcharakter aus christlichem Stoffe gebildet, nach christlichen Normen denkt, spricht und handelt, wenn alle übrigen Gruppen dem analog sich formiren, wenn also der ganze Apparat den christlichen Stempel trägt, wenn gar kein Zeichen die Simulation andeutet, wenn der Dichter die christlichen Farben sogar höher aufträgt, als Zweck und Klugheit es wünschen lassen: dann ist seine Sympathie wahrlich nicht mehr in Zweifel zu ziehen, dann hat sein Herz sich entschieden.“

Wie viel Wunderliches sich auch in beiden Schriften finden möge, so enthalten sie doch manche Winke und Anregungen, die, wenn man sie unbefangen beachtet und benutzt, zur endlichen Feststellung der Wahrheit in Bezug auf Schiller's letzte Periode führen können.

J. M.

Ein historisch-geographisches Gemälde der Niederlande.

Die Niederlande. Ihre Vergangenheit und Gegenwart von Albert Wild. Zwei Bände. Leipzig, D. Wigand. 1862. Gr. 8. 4 Thlr.

Hier haben wir Holland, wie es leibt und lebt, eine geographische und topographische, statistische und historische Beschreibung von dem Lande wie von dem Volke, der in national-ökonomischer Beziehung, commercieller und industrieller, finanzieller und landwirthschaftlicher, sowie in Betreff der Marine, der Armee, der Colonien, des Armen- und Stiftungswesens eine eingehende Darstellung mit übersichtlichen Tabellen beigelegt ist. Es fehlt gar nichts, man müßte denn etwa die eine deutlichere Anschauung bezweckenden Illustrationen und Landkarten vermissen. Sonst wird uns nicht nur die Gegenwart, sondern auch die Vergangenheit geboten. Das Land sehen wir vor unsern Augen entstehen, es dem Meere und den Flüssen durch die Deich- und Polderanlagen abgewinnen, und das Volk wird uns von den ersten Anfängen seiner Geschichte bis in die Neuzeit vorgeführt. Dieser Abriß der Geschichte Hollands ist indessen ein wenig gar zu einseitig gehalten. Der gelehrte Verfasser will für seine Behauptung, „daß eine großartige Natur (hier das Meer) auch den Wesen, die in ihr leben, ihr Gepräge aufdrückt, und daß es darum nicht Zufall sei, daß an der Duelse und an der Mündung des Rhein freie Völker wohnen“, überall in der Geschichte des holländischen Volks, die er darum nur von diesem Gesichtspunkte aus schreibt, bewahrt

sehen. Es ist allerdings nicht ohne Grund, wenn er sagt: „Ein Volk, dem der Sturm des Oceans sein Wiegenlied singt; ein Volk, das, wenn es zu Bette geht, nicht weiß, ob morgen seine Häuser noch auf festem Grunde stehen; ein Volk, dessen Leben, Hab und Gut und Heimat einzig von der Stärke seiner Deiche und Schleusen abhängen: ein solches mit der Gefahr vertrautes Volk wird immer frei sein. Republikanische Freiheit, Glaubensfreiheit, Handelsfreiheit, dieser Dreiklang hält durch die ganze holländische Geschichte wider.“

Aber auch die schlimmen Einwirkungen des engherzigen, kurzsichtigen, nur für seine Geldsäcke besorgten Krämergeistes lassen sich bei gar vielen Gelegenheiten nicht verkennen. Es war gerade die antioranische oder löwensteinische Partei, die sich die republikanische nannte, aber besser die plutokratische heißt, welche durch ihre allzu große Friedensliebe und Sparsamkeit dem Staate die tiefste Wunde schlug. So ehrenwerth auch sonst z. B. ein Johann de Witt erscheint, und so sehr auch sein schreckliches Ende mit seinen Irrthümern und Fehlern zu versöhnen geeignet ist, als Staatsmann und Diplomat erscheint er gewiss nicht lobenswerth, er muß zum mindesten sehr kurzsichtig genannt werden. Die Erzählung, wie Ludwig's XIV. Kriegsminister Louvois selbst verkleidet nach Holland reist, und den Holländern, welche sich über das gute Geschäft vergnügt die Hände reiben, ihre eigenen Waffen- und Munitionsvorräthe abkauft, um sie so gleichsam wehrlos überfallen zu können, zeigt die Regierung auf einer Stufe von politischer Unschuld und Naivetät, die fast an Unzurechnungsfähigkeit grenzt.

Jene Glorification des holländischen Volks tritt auch in der Schilderung der Gegenwart etwas allzu lebhaft hervor. Dem Verfasser scheint es fast schwer anzukommen, daß er dem Lande und den Leuten den Anstrich der verklärenden und idealisirenden Poesie und Romantik absprechen soll, und um so mehr läßt er es sich angelegen sein, die vielen guten Eigenschaften des Holländers, seine Ehrenhaftigkeit, Häuslichkeit, Ordnung- und Reinlichkeitsliebe, Sparsamkeit in das beste Licht zu stellen. Die Liebe indessen, mit welcher der Verfasser sein Thema behandelt, gereicht am Ende seinem Buche doch nur zum Vortheil, er weiß selbst den Vorurtheilsvollen zu fesseln und ihm Achtung vor dieser allerdings nüchternen, prosaischen und schwerfälligen, aber doch durch und durch wackern, energischen und ausdauernden Nation einzusößen; man fühlt, daß man in diesem Holland, über welches mancher, der es nur im Fluge gesehen, im stolzen Bewußtsein seines geläuterten, feinen Geschmacks für die dittoresten Schönheiten in Natur und Kunst, spöttisch die Nase rümpft, sich unter Umständen recht heimisch fühlen könnte.

Wie die Leute, so ist denn auch das Land; zwischen beiden besteht eine geheime Harmonie, und man muß sich gestehen, daß nur in solchem Lande ein solches Volk gedeihen konnte. Die Physiognomie des Landes aber erinnert weniger durch seine Windmühlen und Kanäle, als durch die abgeziirkelte Zierlichkeit an China und Japan, was zugleich sagen will, daß das Land, wenn schon so nahe an Deutschland, nicht viele Aehnlichkeit mit demselben hat, sondern ihm in vielen Beziehungen durchaus fremd gegenübersteht.

So finden wir gleich die Chausseen und selbst die Feldwege und Fußpfade mit kleinen harten braunrothen Ziegelsteinen (Klinkers) gepflastert, was die Straßen sehr bequem und dauerhaft erscheinen läßt, aber auch höchst kostspielig, indem die Meile auf 20—26000 Gulden zu stehen kommt. Die holländischen Droschken sind gänzlich verschieden von denen im übrigen Europa, es sind zwiesfältige, olivengrün angestrichene und mit vergoldetem Schnitzwerke versehene Fuhrwerke, die einer unförmlichen, auf zwei mächtig große Räder gestellten Muschel gleichen, welche mit einem ungeheuern, fühl geschweiften Schwanenhalse versehen sind. Ein noch abenteuerlicheres Fuhrwerk, sind die „Sleaden“, ein Mittelweg zwischen Omnibus und unförmlichem Kutschenlitten.

Die Reinlichkeit der Holländer ist allerdings durch das feuchte Klima eine Nothwendigkeit, aber mit der Zeit hat sich doch gar viel Pedanterie eingeschlichen. Die Wuth, alles blank und glän-

zend zu sehen, ist so groß, daß das Kriegsministerium den Militärkapellen untersagen mußte, ihre Musikinstrumente zu putzen, da die Leute so lange an denselben scheuerten und polirten, daß sie zuletzt dünn wie Zwiebelschalen und unbrauchbar wurden. Hören wir weiter, was der Verfasser von dem reichen Dorfe Broek schreibt: „Die Fußwege des Dorfs (Fahrwege gibt es keine, der einzige vorhandene führt um das Dorf, und nur auf diesem, nicht durch das Dorf darf das Vieh getrieben werden) sind äußerst sorgfältig mit kleinen, auf die hohe Kante gestellten Backsteinen gepflastert, daß sie allerlei Figuren wie eine Art Mosaikboden bilden. Jeden Morgen werden sie mit Wasser und Bürsten geseggt, sie sind spiegelblank, nirgends ein Grassälchen, ein Baumbblatt, eine Vogelfeder, ein Staubhäufchen. Die Diensthoten müssen früh Morgens, Sommer und Winter, auf den angrenzenden Wiesen, hundert Schritte wenigstens vom Dorfe und unter dem Winde, die Kleider ausklopfen und die Schuhe putzen. Im Sommer sind Kinder aufgestellt und dafür bezahlt, jedes Baumbblatt, das der Wind in die Gassen führt, aufzuklauben und sie in Löcher zu werfen, welche mit Brettern bedeckt sind, damit der lustige Wind sie nicht neuerdings fortbläst.“

Der einzige Schmutzwinkel in Holland scheint das Judenquartier in Amsterdam zu sein, das außer den berühmten Diamantenschleisereien auch noch in der großen portugiesischen Synagoge die historisch merkwürdige Kanzel aufzuweisen hat, von welcher der bekannte Bannfluch gegen Spinoza geschleudert wurde. Das Judenquartier selbst beschreibt der Verfasser folgendermaßen: „Dort lebt und wimmelt und erzeugt sich eine Bevölkerung, mager von Gestalt, blaß von Gesichtsfarbe, in löcherigen, übelduftenden Lumpen, in abgetretenen Schlappschuhen, in gequetschten Hüten. In den stinkenden Gassen kreiten häßliche vergilbte Trödelweiber ihren alten Plunder aus, Gerathschaften, Kleidungsstücke, aus allen Jahrhunderten und aus allen Ecken der Welt zusammengerafft, Röcke ohne Ärmel, Westen ohne Rücken, Hosen ohne Weinstiele, alles nach feuchtem Moder riechend. In Pfannen brodelt ein ranziges Fett, das laut zischend die eingelegten Fische aufnimmt. Niemals gewaschene Kinder balgen sich im Rehricht zwischen Salatstrünken und Gringegräten. Fünf- bis sechsjährige zerlumpte Mädchen bieten mit heiferer Stimme Schwefelhölzchen und andern kleinen Kram zum Verkauf aus. Unter den Hausthüren sieht man halbnackte erwachsene Mädchen mit liegenden Haaren, und mandimal leuchtend unter den Lumpen durch den fingerdicken Schmutz eine Schönheit durchfunkeln schwarze orientalische Augen! Zur Nachtzeit ist es nicht recht geheuer, im Judenviertel zu promeniren.“

Bei weitem der schönste Zug im Charakter der Holländer bildet ihre Wohlthätigkeit. In dem kleinen Lande, dessen Bevölkerung nicht einmal 4,000,000 Seelen zählt, finden sich gegen 6000 Wohlthätigkeitsanstalten, darunter man im Jahre 1857 allein 3708 für Hausarme zählte. Die Privatanstalten umfassen jedes Lebensalter: es gibt Krippen, Anstalten für die Geburt, die Jugend, das Alter, ja für die Verstorbenen, d. h. für Begräbniskosten. Es gibt Gesellschaften, welche für die Unbemittelten Häuser bauen und die Wohnungen zu dem für die dortigen Verhältnisse sehr geringem Preise von 50 Cent (30 Kreuzer) wöchentlich vermieten. Da man keine Bettler duldet, so hat man in den Heide- und Torfmoorgegenden Armencolonien angelegt, um diese Gegenden durch dieselben urbar machen zu lassen.

Uebrigens fängt infolge des härtern und raschern Verkehrs mittels der Dampfboote und Eisenbahnen auch der zähe holländische Typus an sich immer mehr abzuschleifen und fremden Sitten und Gewohnheiten zugänglicher zu zeigen: „Erkennt und unwillig bemerken die alten Holländer, wie das neue fremde Element schäumend auf sie einbricht und einen Stein um den andern aus dem Gebäude ihrer nationalen Eigenthümlichkeiten herauslöst; wie das neue fremde Element ihnen die weiße Nachtmüge vom Kopfe reißt, die Thonpfefe aus dem Munde, die Pöbel aus der Hand schlägt; wie es ihre Tulpenbeete und Tarnwände niedertritt und in den reinlichen Hausgang den Roth der Straße hereinschleppt.“

Dinglichkeit prophesiezt darum auch in muthwilliger Laune, daß im lezte Holländer, den fliegenden ausgenommen, sich mit seiner Hauptrolle im alterthümlichen Henerbeden wie eine indische Witwe vertrat, aber in einer noch nationalern Urne, dem berühmten in Gaspeldoortje (Synodusfchen), ertränkt. 80.

Otto Müller's neuester Schauspielerroman.

Edhof und seine Schüler. Roman von Otto Müller. Zwei Bände. Leipzig, Reil. 1863. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Otto Müller schöpft die Stoffe zu seinen Romanen mit entschiedenem Vorliebe aus dem Gebiet der Literatur und Kunst als bewegenden Lebens. Sein „Bürger“, seine „Charlotte Adersmann“, sein „Stadtjüngling“, sein „Petrarca“ und sein „Kochschaff“ wenigstens theilweise sind sämmtlich dieser Lebensphäre entnommen, und der vorliegende schließt sich, wie schon sein Titel verräth, seinen Vorgängern mit Consequenz an. Von manchen Seiten her sind gegen die sogenannten Schriftsteller- und Künstlerromane Bedenken erhoben; man hat namentlich gegen ihr glühend gemacht, der Roman habe es vor allem mit der Darstellung des unmittelbaren realen Lebens zu thun, das Leben der Künstler, Dichter und Gelehrten drehe sich aber hauptsächlich um geistige Interessen, um Fragen der Keuschheit und Wissenschaft, verlaufe in der Regel ohne besonders interessante äußere Rückschlüsse und biete daher dem Dichter mehr Gelegenheit zur Ausmalung von Theorien und Reflexionen, als zur Erzählung spannender Conflicte und Zeichnung thatkräftiger Charaktere. Daß im allgemeinen hieran etwas Wahres ist, kann nicht geleugnet werden, und auch das muß man einräumen, daß nicht wenige Romane dieser Kategorie im Theoretischen zu weit gegangen sind und der Märgung realer Lebensinteressen nicht genug gethan haben. Aber darum die ganze Gattung in Verfall und Verfall befähigt wissen zu wollen, ist jedenfalls eine höchst willkürliche, von einseitigem Standpunkt erhobene Forderung. Die Literatur auf geistigem Gebiet sind ja außerdem, daß sie Pfleger der Kunst, Poesie und Wissenschaft sind, auch leidenschaftliche Menschen und sind als solche den allgemein menschlichen Bedürfnissen, Tugenden, Gefühlen, Bestrebungen und Kämpfen, wie den Leiden und Freuden des wechselnden Geschicks nicht um ein Haar breiter unterworfen, als die Vertreter der mehr materiellen Erwerbsthätigkeit; und wenn sich ihre Conflicte auf der einen Seite mehr innerlich und minder anschaulich gestalten, als die der übrigen Stände, so pflegen sie dafür auf der andern Seite auch tiefer, heftiger und von weitergreifender Bedeutung zu sein. Es kommt daher zur darauf an, daß der Dichter das Leben solcher Persönlichkeit gerade von dieser Seite zu packen und das allgemeine Menschliche an ihnen zum eigentlichen Kern der Erzählung und Spannung zu machen versteht, dann wird er mit einem solchen Stoff ganz ebenso lebensvolle, ereignisreiche und wirkliche Romane herauszubringen vermögen, als aus Stoffen anderer Art, und was er nöthigbrachten von ästhetischen und literarischen Interessen mit herbeizuziehen muß, wird, richtig gehandelt, mindestens nicht weniger geistig und gemüthunterhaltend, in und mit dem Genus zugleich angenehme Belehrung erhaltende Momente enthalten, als solche Partien von Romanen, die sich mit Specialfragen des Landbaues, der Industrie, der Politik u. dgl. beschäftigen.

Unter den deutschen Autoren, die auf diesem Felde nicht nur mit Vorliebe, sondern auch mit ganz besonders glücklichem Erfolg gearbeitet haben, gehört Otto Müller unstreitig zu den vorragendsten. Er versteht es wie wenig andere, das Künstler- und Schriftstellerleben gleich eingehend in denjenigen Zügen und Bezügen, die es mit dem Leben jedes andern Menschen gemein hat, wie in den ihm eigenartigen Beschreibungen und Erzählungen zu erfassen und beide Elemente so miteinander zu verknüpfen, daß sie als unzertrennlich erscheinen und sich gegenseitig beleben und beleben. Am glänzendsten hat er dies in dem Schauspielerromane „Charlotte Adersmann“ bewiesen, und auch der sein neuester, gleichfalls um einen andern größten Bühnen-

1863. 30.

Künstler sich bewegende Roman läßt uns die Begabung des Verfassers für das bezeichnete Genre in selbsterhellendem Lichte erblicken.

Außer Edhof, welcher der Hauptheld desselben ist und in demselben noch dessen Schüler Iffland, weil vorgeführt, jedoch nur der erste von diesen dreien Hervorhebung, daß er neben Edhof als dem Held-Bedeutung des jugendlichen Helden besitzt. Der Zusammenhang ist also von der Art, daß er uns in seinen beiden Figuren gleichzeitig die Abendrothe eines absterbenden Morgenröthe eines neu aufblühenden Künstlerlebens stellt. Schon dieser Umstand gibt dem Dichter Gelegenheit von der Doppelmacht, welche das Treiben der Kunst mit wie die Schöpfungen der dramatischen Kunst aus ebenso sehr die ernste und traurige, wie die lustige Seite erblicken zu lassen; aber auch in der Darstellung des Roman sonst noch einverwebten Figuren, in der Schilderung des örtlichen und zeitlichen Hintergrund, in der Fassung und Fassung der Fabel läßt er es sich angehen und in buntem Wechsel bald die erhebenden und tiefen Leistungen der Bühnenkunst, bald die Farben und Theater- und Fiktionenlebens, und außerdem in achtungswerthen und lächerlichen Seiten des an die sich bestenden Vorkassismus und Dilettantismus in zeigen.

Ganz besonders sind ihm hierbei die vorherrschend und humoristischen Partien des ersten Bandes gelungen. Das zufällige Zusammentreffen des alten Edhof in geistlichen Iffland auf der Gumbhauser Brücke bei dem Iffland's ersten Debut im Guckhaus zu den Dingen, wobei er den von ihm unentdeckt gebliebenen Edhofen Freunden so treffend nachschaut und carirt, durch ein allgemeines Aufsehen hervorruft; ferner Besuch in Edhof's Hause, sowie schon vorher die Darstellung der Stadt Gotha in ihrem damaligen Zustande Iffland's Zusammenkunft mit Weil, das daran sich a Bild vom Komödiantenleben im vorigen Jahrhundert, welche sich Iffland mit dem Principal berathend Theatervorleser erlaubt — alles das ist mit Kenntniss der Culturzustände und Persönlichkeiten, mit tiefen und frischen Farben und mit so ergötzlicher Komik gezeichnet, daß man dem Erzähler auf diesen stets gleichem Behagen und Interesse folgt, und sich ersten Bände nur durch einige allgemeine Erörterungen Edhof's traurige Erfahrungen im Kreise seines Vaters und die galanten Beziehungen des Herrn von Holstein zu seiner leichtsinnigen Pflanztochter in mindern Grade füllt, theils weil sie an und für sich selbst von weniger Natur sind, theils weil der Autor sie mehr respektvoll, als anschaulich und drastisch behandelt hat.

Im zweiten Bände treten die heitern Partien zurück und dafür die Schilderungen der Leiden und den Vordergrund. Im allgemeinen erweist sich hier weniger dankbar und gemüthberuhigend. So bitter die Leiden und Schicksalschläge sind, von denen Kreise seines Privatlebens durch den Irrthum seiner die Unabänderlichkeit seiner Pflanztochter getroffen wird, dieselben doch allzu eng mit den wirklichen jämmerlichen Erbarmlichkeiten des Komödiantenlebens zusammen, in ihrem Gesamteindruck von wirklich eindringender Wirkung. Sie machen daher im ganzen eine mehr bei und peinigende, als mächtig ergreifende oder gar eine Wirkung. Ob es nicht möglich gewesen wäre, die Betrachtung von der Wirklichkeit gebotenen Momente ergötzlicher auszubilden, darüber sind verschiedene Ansichten. Wir ansehernd sind jedoch eher geneigt, dies verneinen als zu behaupten, wenigstens würde sich in das Verhalten eine reinere und tiefere ästhetische B

den der Wahrheit haben erreichen lassen. Die Innehaltendheit scheint und aber in einem Roman von biographischem Charakter, wie der vorliegende ist, eine Bedingung von so großer Wichtigkeit, daß ihr unbedingt die Erzielung eines härter wirkenden und mehr versöhnenden Effects zum gebracht werden durfte.

Beizugs gilt das hier Gesagte vom Eindruck des zweiten nur im großen und allgemeinen. Im einzelnen ist auch an interessanten und wirksamen Partien von theils ernstlich erweiterndem Charakter, ja auch an Momenten von ergreifender und tiefgründender Wirkung fehlt es nicht. In Schilderungen von komischen und humoristischen Geschehnissen besonders die des ästhetisirenden Treibens im Hause des von Gotha und der Wirkung des „Perpendikels“ amlet“ hervorzuheben, und als Scenen, die sich in ihrer bis zum Tragischen vertiefen, sind Eckhof's Spiel des „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ und sein letzter als Geist im „Hamlet“ zu bezeichnen. „Aber im Geist trat auch heute da einher!“ heißt es unter einer der Schilderung der letztgenannten Scene. „Seine Fiedel dem reichen Helmbusch schwannte, seine andere Bismarck's Glieder war schibar, als der tonlose Schritt des Tens der ewigen Gerechtigkeit, der die Marmorklöster fei aber geprengt hat. Die ganze Gestalt vom Scheitel bis zu den Füßen war die personifizierte, vom Lode gelähmte Feldenkraft, dem Mörder der Lobtengruft anheimgefallene Herrscher, von der nichts übrig geblieben, als die starre, regungslos schone. Selbst die Lippen, als er jetzt zu reden begann, seine ängstliche Bewegung, und doch welch ein Klang voll von Weh, welch ein dumpfer Remononon des Grabes ist in den einzigen zwei Worten: „Ob! an!“ Und an dieser Schilderung heißt es mit Bezugung auf das Geschehnis, das den Künstler unmittelbar vor diesem Auftritte hat: „Bei den Worten: „Ueberlaß sie dem Himmel, den Dornen, die im Busen ihr wohnen!“ war es den aben, als hätten sie statt des jammernden Königs die e, versöhnende Stimme des unglücklichen, von seinem Kinde verrathenen Vaters; ja gewiß, diese Worte galten, die ihn heute verlassen, der Unbanbaren, die ihm das brochen; und auf einmal trat das Mitgefühl der Zukunft dem trübseligen Menschen an die Stelle der Theilnahme für den unglücklichen Geist; viele seiner Freunde konnten nun nicht länger mehr unterdrücken, Eckhof selber ihren Augenblick dem Gefühle seines Schmerzes erliegen; denn zum ersten mal bemerkte man an der seither so len Gestalt des Königs ein leichtes Schwanke; aber noch gewann er seine Kraft und sein Organ den allen mächtvollsten wieder, höchst wirksam endete er seine Rede, und rührenden, schon wie aus dem Jenseits herüberklingenden: „Ade! Ade! Gedanke mein!“ verschwand der Geist der Versenkung. Es waren die letzten Worte, die der große Eckhof auf der Bühne gesprochen hat.“

ist Eckhof's Tod und einer heitern Perspective in seines e Pfand ruhmvoller Zukunft schließt der Roman, und in brechen unsere Besprechung desselben hier ab, nur noch einen Wunsch hinzufügend, daß das interessante Buch durch die Wiederbelebung auch für die Wiederbelebung der ersten schon Kunst von heilsamem Einfluß sein möge. 11.

Notizen.

Eine englische Stimme über Umland.

Die geachtete Stellung Umland auch im Auslande einzuweisen die mancherlei Nachrufe an ihn, welche französische und englische Zeitschriften ihm widmeten. Einen großartigen aber ihn fanden wir noch jüngst im *Reichsteil* des *wood's Magazine*. Mit der politischen Laufbahn Umland beschäftigt sich der Verfasser nicht ausführlicher; er beschränkt sich in dieser Hinsicht: „Umland war ein Mann des Volkes,

ohne ein Radicale zu sein. Seine Neigung zur militärischen Literatur erfüllte seinen Geist mit Ehrfurcht für den Rang und Stand und erbliche Ehren, während seine Freiheit und seine optimistische Ansicht in Betreff der Zukunft seines Vaterlandes wie der Menschheit im allgemeinen zu einem unbefangenen Opponenten machten, wenn es irgendwelchen Angriff auf das, was er das „gute alte England“ nannte, abzuwehren. In England dürfte er ein Tory oder konservativer Whig geworden sein.“ In seinen Poesien der Verfasser unter anderem die „internal melody“, durchdringt, und er bemerkt weiter: „Einige seiner Dichtungen gleichen jenen ausgeführten alten Miniaturbildern auf Stein, die am besten von dem geschulten Kenner verstanden werden, während andere in Gefühl und Ausdruck einfach sind, daß sie in die Herzen des Volks gedrungen und von den Lippen desselben für immer als Nationalhymnen werden.“ Daraus läßt der Verfasser die englischen Bildungen einiger Umland'schen Gedichte und Balladen, die „Der Birken Lächeln“, „Des Goldschmieds Tochter“, „versunkene Krone“, „Des Sängers Glück“, u. s. w. und entschuldigt die etwa darin vorhandenen Schwächen. Bemerkung: „Die Hauptmerkmale beim Uebersetzen von Gedichten ins Deutsche und umgekehrt, besteht darin, daß schon beide Sprachen im wesentlichen nicht viel mehr als dieselbe Stammsprache sind, das Deutsche im allgemeinen disyllabisch als das Englische monosyllabisch ist.“ Gleich erwähnt er, daß schon früher Pratt und Longfellow seine Gedichte Umland's durch sehr gute Uebersetzungen in Deutschland bekannt gemacht hätten. Von den Longfellow'schen Nachbildungen Umland'scher Balladen (darunter das „am Meer“, „Der schwarze Ritter“, „Das Bild von Ober“) bemerkt der Verfasser, daß es Longfellow wunderbar gelänge, den Geist des Originals wiederzugeben. Von den Uebersetzungen der Ballade „Der Birken Lächeln“ sind übrigens noch zwei bekannt, eine, welche im „London University Magazine“ (April 1856) erschien, und eine, die dankt sehr gute von William Allen Butler, die zuerst in der nordamerikanischen Zeitschrift „Democratic review“ veröffentlicht wurde. Beide sind seinerzeit von uns in d. Bl. theil worden, die letztere in Nr. 48 f. 1855. Die Umland'sche Melodie mag zu diesen zahlreichen Uebersetzungen das Ihrige beigetragen haben, wie denn Umland überhaupt Popularität zu einem nicht geringen Theil den sangbaren Aktionen vieler seiner Lieder und Balladen verdankt. A.

Das Gedicht von den „Heimonskindern“.

Unter der reichen Anzahl unserer deutschen Volksbücher keine Erzählung außer dem „Gehörnten Siegfried“ eine so große Anziehungskraft auf Gemüth und Phantasie der Lesenden ausgeübt wie „Die vier Heimonskinder“. Das Volksbuch auch manchem Dichter zu Balladen und Romanzen willigen Stoff geboten, auch eine Oper ist eine Zeit lang auf deutschen Bühnen gegangen, welche an jene Tage lebendiger. Das ältere deutsche Volksbuch war eine Bearbeitung eines französischen Romans, welcher auch in viele andere Sprachen überwanderte. Wir finden Volksbücher von den „Heimonskindern“ in Holland, Belgien, Italien und Spanien. In Deutschland, wo ebenso wenig wie in den andern Ländern das Volk und die lebende Jugend sich der fremden Künste der Erzählung bewußt sind, die „Heimonskinder“ so viel Fall und Vorzug fanden, so liegt dies ohne Zweifel an dem anheimelnden deutschen Auffassung aller Personen und Handlungen, welche schon das Originalgedicht kennzeichnet. Im französischen Heldengedichte ist vielleicht kein, welches so romantischen Charakter besitzt wie dieses. Während das deutsche Volksbuch, die prosaische Bearbeitung des älteren Gedichtes, in den verschiedenen Ausgaben verbreitet ist, vom Original nur Bruchstücke bekannt. Erst vor kurzem

eine vollständige Ausgabe veranstaltet und zwar in Deutschland; sie bildet den siebenundsechzigsten Band der Bibliothek des literarischen Vereins zu Stuttgart und führt den Titel: „Renaissance des Romantischen oder die Gaimonokinder, altfranzösisches Gedicht, nach den Handschriften zum ersten mal herausgegeben von Heinrich Michelant“ (Stuttgart 1862). Die Ausgabe wird von den Kennern des Altfranzösischen wegen ihrer philologischen Sorgfältigkeit sehr gelobt. Ist sie so als eine Bereicherung der Wissenschaft anzuerkennen, so wird sie durch ihre fremde und alterthümliche Sprache doch dem größern Publikum nicht zugänglich sein. Wie unsere heimischen Gedichte älterer Zeit durch verdienstvolle Uebersetzungen zu einem Gemeingute der Gegenwart geworden, so dürfen wir gerade bei diesem französischen Gedicht von den Gaimonokindern den Wunsch hegen, daß sich ein berufener Uebersetzer finde möge, der das Original dem deutschen Volke zu eigen macht. 88.

„Heinrich VIII.“ im Princeps-Theater.

In einer der neuesten Nummern von „Ueber Land und Meer“ beschreibt Hadländer eine Darstellung von Shakspeare's „Heinrich VIII.“ im Princeps-Theater in London. Er schildert den Gang der Aufzüge, die Pracht der Decoration, das vollständige Ballet, welches bei dem Ballfest auftritt, eine Herlichkeit, wie man sie in dem kleinen unansehnlichen Theater kaum erwartet. Aber die Schilderung Hadländer's ist sehr genau und zutreffend, und ich habe, der ich die Vorstellung gleichfalls mit angesehen, nichts zu derselben hinzuzufügen. Dagegen muß ich mich gegen den Schlusswunsch Hadländer's, daß auch bei uns in Deutschland solche Stücke so ausgestattet werden möchten, alles Ernstes erklären. Es war eine thörichte Schranke Lied's, zu der Ballonbühne Shakspeare's zurückzukehren und darin das einzige Heil sehen zu wollen, wenn die Phantasie des Zuschauers alle Illusion sich selbst allein hervorzubringen müßte. Aber noch viel schlimmer wäre es, wenn Shakspeare'sche Stücke auch bei uns in Ausstattung- und Spectakelstücken würden, wo Ballet und Decorationskünste die Hauptanziehungskraft üben. Kann man im Ernst wünschen, daß die Poesie durch jene äußern Hülfsmittel ersetzt werde? Denn das wird sie. Wenn das lange Ballet während des Ballfestes mitten in die Handlung eingeschoben wird, wie kann man verlangen, daß nach Beendigung desselben die erhöhte Stimmung sofort wieder eintrete, welche ein Stück von Shakspeare vom Hörer verlangt. Der Engländer kann wie im Physischen so auch im Aesthetischen viel vertragen: er begeistert sich in der Nationalgalerie zugleich und bewundert in einem Alphen Caffoerato's Nabonna und Mr. Turner's Malereiversuche; ein Engländer hat vielleicht die Abhängigkeit, die Freuden eines Shakspeare'schen Dramas mit allen Reizen des Dioramas und Ballets zusammen zu genießen. Wir Deutsche aber, die wir uns eines weniger robusten ästhetischen Geschmacks rühmen, wollen immerhin auch in dieser Beziehung an der Trennung der Kunstgattungen festhalten; lassen wir dem Circus, dem Ballet, dem Diorama, was ihnen gehört, und geben wir ein Shakspeare'sches Schauspiel anständig aber einfach, so daß die Poesie wirken kann, ohne von Glitterstaub erdrückt zu werden. 31.

Bibliographie.

Alvensleben, E. v., Die Gefährlichen. Wiener Volksroman. Drei Theile. Leipzig, Häfse. 8. 2 Thlr. 10 Ngr. Bachmann, J. F., Paul Gerhardt. Ein Vortrag im Evangelischen Verein für kirchliche Zwecke gehalten. Nebst einem Anhang über die ersten Ausgaben der Praxis pietatis melica von J. Gröger sammt 18 darin enthaltenen Liedern P. Gerhardt's. Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 10 Ngr. Böhm's, G., sämtliche Gedichte. Original-Ausgabe. Altona. 8. 1 Thlr. Braddon, M. G., Lady Audley's Geheimniß. Roman.

Aus dem Englischen. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Voigt u. Wüster. 8. 2 Thlr.

Deutsche Dichter und Prosaisten von Jahrhunderten bis auf unsere Zeit nach ihrer geschildert. 1ste Abtheilung. Von G. Kraitsir. Leipzig, Teubner. 16. 1 Thlr. 12 Ngr. Friedrichs, J. G., Geist und Herz.

Friedrich von Jericho (F. Büder), 1 Ein Helbengedicht. Berlin, Springer. G. G. Erling, A., Deutsche Turner und Wartburgfest. Roman. Zwei Theile. 2 1 Thlr. 16 Ngr.

Grace Dermott. Nach dem Englischen. Leipzig, Wiedemann. 8. 22 1/2 Ngr.

Jahn, C., Das Werk von Johann und Kupfersticker zu München. Mit Künstlers in Stahlstich. München, v. M. 2 Thlr.

Lebens-Wahrheiten auf dem Gebiete d gesammelt. Jena, Maute. 16. 10 Ngr.

Lübeck, C., Die Kimmung. Gedicht. Leipzig, Ruppe. 8. 15 Ngr.

Margarethe Browning. Nach dem Engl. Leipzig, Wiedemann. 8. 15 Ngr.

Noorden, C. v., Hinkmar, Erzählung. Ein Beitrag zur Staats- und Kirchengeschichte des fränkischen Reiches in der 2ten Hälfte d Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr.

Peters, A., General Dieterich von und sein Wohnsiß. Nebst vier noch ungenutzten von seinem Jugendfreunde Novalis und dessen Handschrift. Zu der 50jährigen G. Schlacht bei Leipzig. Weissen, Mosche. Gr. 8. 12 Ngr.

Saggau, C., Lorenz de Sahn. Ein Gedicht der Nordfriesen. Leipzig, Voigt u. Schleißen, M. J., Ueber den Vater deutschen Naturwissenschaft, sein Wesen 1 Zur Verständigung für die Gebildeten. Gr. 8. 12 Ngr.

Schlüter, J., Allgemeine Geschichte stichtlicher Darstellung. Leipzig, Engelmann. 12 Ngr.

Schmieder, G. C., Karl Friedrich Weiland Präsident des Conkloriums de Berlin, Schlawitz. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur

Erlebnisse eines kurheffischen Staatslicht zu den Verfassungswirren in Kurhes zu der Charakteristik der bei absolutistischen liebten Disciplinar-Gerichte für Civil-Beamter. Gr. 8. 5 Ngr.

Kurzgefaßte Geschichte der Schlacht und 21. Mai 1813. Nach den besten Quellen bearbeitet. Baugen, Reichel. 8. Meyer, R., Eine Festschrift zu Heimal. Coburg, Streik. 8. 7 Ngr.

Die Schlacht bei Baugen, eine Rhein-Denkchrift an den 20. und 21. Mai 1813. 8. 1 1/2 Ngr.

Die Trennung der Volksschule von der derung unserer Zeit. Vortrag in einer P. berg, Regel u. Wiegner. Gr. 8. 4 Ngr. Rens Vogelwiesen-Buch. Leiden anatomische Abenteuer auf der Vogelwiese ges. Jerosus. Mit gar schönen Bildern illustriert. 16. 3 Ngr.

anzeigen.

Leipzig.

schafft der Menschheit

sch-socialen Fragen

nachschafft in Würzburg.

über Staat und Ge-
thlir.

ig mit besonderer
gesellschaft und des
leh. 4 Thlr.

mit Auszeichnung
philosophisch war,
zweite Theil mehr
mit Betrachtungen
und den Weltberuf
n. Der dritte und
1 Prüfung des we-
rfassungsmässigen)

Elisa. Novelle in
.... 8. Brosch.
A. Neuenhahn.

g.

Leipzig.

itung

-53.

6 Thlr.

Leipzig.

le.

internadem Texte.

von Ramberg.
preis jeder Liefen-

e Lieferung ent-
lverwandtschaften).
ndtschaften). Maria

noch Unterzeich-
„Schiller - Galerie“

Bei H. W. Unzer in Königsberg ist in zweiter
Lage erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Christliche Dogmatik

von

Johannes Heinrich August Ebrard,
Doktor der Theologie.

2 Bände. Geheftet 5 Thlr. 15 Sgr.

Der Verfasser will keineswegs blos eine historische Dar-
stellung der alten reformirten Dogmatik geben,
auch eine Apologie derselben; er ist auch in dieser
Ausgabe seinem Plane treu geblieben, eine auf selbstständ-
lich biblisch-theologischen Untersuchungen sich aufbau-
ende in dogmatischer Terminologie sich vollendende „christliche
Dogmatik“ zu geben, welche nur in dem Sinne eine „reformirte“
ist, daß sie einen Theologen reformirten Bekenntnisses zum
Studium hat, nicht aber in dem Sinne, daß derselbe darauf aus-
geht, die Sätze der altreformirten Dogmatiker als solche um-
zuwerfen und rechtfertigen zu wollen. In einer Zeit, wo die con-
temporären Differenzpunkte so viel besprochen werden, wird wol
jedem, welcher Richtung er auch angehöre, ein Werk willkommen
sein, worin er über die altreformirte Dogmatik eine so
unparteiische und unentstellte Belehrung findet.
Diese findet er hier, da der Autor seine Kritik der altrefor-
mten Dogmatik von seiner historischen Darstellung der-
selben überall scharf getrennt hält. Die zweite Auflage dürfte
dadurch noch besonders das Interesse des theologischen Publi-
kums auf sich ziehen, daß in ihre neuere Erscheinungen, wie
Schneiders Dogmatik, Rahns Dogmatik u. a., berücksichtigt
sind die Fragen des Gneisiusismus sowie der Kindertau-
ben eine völlig neue Bearbeitung erfahren.

Werthvolle Bücher zu ermäßigten Preisen

bis Schluss des Jahres 1863

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen

Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt vergütet.

Militärwissenschaften.

Bülow (G. von). Geist des neuern Kriegssystems her-
aus dem Grundfasse einer Wissenschaft der Operationen, aus-
gezeichnet in der Kriegskunst faßlich vorgetragen. Dritte
mehrte Auflage. 8. Hamburg 1835. (1 Thlr. 10
12 Sgr.)

Bülow (G. Dt. von). Militärische und vermischte Sch-
In einer Auswahl mit Bülow's Leben und einer kri-
Einleitung herausgegeben von R. Gd. Bülow und W.
Row. Mit 60 in den Text eingebrachten Figuren. 8.
(2 Thlr. 20 Sgr.) 24 Sgr.

Phull (Baron Charles Louis de). Essai d'un système
servir de guide dans l'étude des opérations milit-
suivi d'un précis de l'histoire militaire de France d-
le règne de Philippe de Valois jusqu'à la paix de
tainebateau, en 1762 Original français publié pour la
miere fois par le baron F. de Bats. Avec une p-
de l'éditeur, traduite de l'allemand, une pièce ad-
nelle et deux planches. 8. 1853. (2 Thlr.) 20

Ein ausführlicheres Verzeichniss im Preis-
mässiger Werke, aus fünf Abtheilungen beste-
hend ist in allen Buchhandlungen gratis zu er-
halten.

Ernst Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 31. —

30. Juli 1863.

Inhalt: Zur Shakspeare-Literatur. — Naturwissenschaftliches. Von Heinrich Birnbaum. — Der General Dietrich von Miltz und der Dichter Novalis. — Ein Roman aus der Gegenwart von Robert Waldmüller. — Notiz. (Des Herzogs von Fegensac „Souvenirs militaires“). — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Shakspeare-Literatur.

1. Shakspeare. Von G. G. Gervinus. Zwei Bände. Dritte Auflage. Leipzig, Engelmann. 1862. Gr. 8. 3 Thlr.
2. Shakspeare's Zeitgenossen und ihre Werke. In Charakteristiken und Uebersetzungen von Friedrich Bodenstedt. Erster bis dritter Band. Berlin, Decker. 1858—60. Gr. 8. Jeder Band 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Studien über das englische Theater von Moriz Rapp. Erste und zweite Abtheilung. Tübingen, Laupp. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. William Shakspeare's Sonette in deutscher Nachbildung von Friedrich Bodenstedt. Berlin, Decker. 1862. Gr. 8. 2 Thlr.
5. Shakspeare's Hamlet, Prinz von Dänemark. Deutsch von Hermann von Pleschke. Hamburg, Boyes und Geisler. 1862. 8. 1 Thlr.
6. Shakspeare's Hamlet. Aesthetische Erläuterung des Hamlet nach Widerlegung der Goethe'schen und Gervinus'schen Ansicht über die Idee und den Haupthelden des Stücks. Von F. Schipper. Münster, Regensberg. 1862. Gr. 8. 10 Ngr.
7. Die Composition von Shakspeare's Romeo und Julia. Drei Vorlesungen, gehalten zu Bonn von Theodor Sträter. Bonn, Marcus. 1861. Gr. 8. 15 Ngr.
8. Alter Ego. Eine Studie zu Shakspeare's Kaufmann. Hamburg, Boyes u. Geisler. 1862. Gr. 8. 6 Ngr.

Der Gelegenheit gehabt hat, einen Blick in den neuen Band des „Bibliographischen Handbuch“ von Vonn= des (editio Bohn) zu thun, der die Shakspeare-Literatur enthält, oder wer die ältern Bibliographien über Shakspeare von Sillig und Halliwell kennt, wird sich mit Schrecken eingestehen müssen, daß die Erklärer des Erklärens ebenso wenig jemals müde werden, als die Poeten des Dichtens. Schiller's Wort: „Wenn die Könige bauen, haben die Kärner zu thun“, gilt von Shakspeare in vorzüglichem Maße, denn die Shakspeare-Literatur hat an Masse so ziemlich die zwei Jahrtausende ältere Homer-Literatur eingeholt. Sie ist ein Strom, der an Breite — ob auch an Tiefe? — mit jedem Jahre in wahrhaft bedrohlicher Weise zunimmt, und dessen Ende nicht abzusehen ist. Dieses Ueberströmen sollte uns an die Nothwendigkeit gemahnen, einen systematischen Ueberblick über die bisherigen Arbeiten zu gewinnen, und den innern Entwicklungsengang derselben klar zu machen, die Spreu vom Weizen zu scheiden und ein Facit nicht nur dessen zu

ziehen, was die Nachwelt bisher für Shakspeare geleistet, sondern auch dessen, was er bisher für die Nachwelt gethan hat. Nicht eine bloße Bibliographie, sondern nur eine wirkliche Geschichte der Shakspeare'schen Werke, eine Geschichte Shakspeare's nach seinem Tode, kann uns die vielfältig verschlungenen Wege aufzeigen, auf welchen seine unsterblichen Dichtungen zu der Stellung und Bedeutung gelangt sind, welche sie gegenwärtig in den Gedanken der Welt einnehmen.

Von Shakspeare's Ruhm und Einfluß gilt sein eigenes schönes Gleichniß in „König Heinrich VI.“ (Thl. 1, Act 1, Scene 2):

Ein Kiesel in dem Wasser ist der Ruhm,
Der niemals aufhört, selbst sich zu erweitern,
Bis die Verbreitung ihn in nichts zerstreut.

Diese „Zerstreuung in nichts“ ist jedoch heute noch ebenso weit entfernt als sie es bei des Dichters Tode war und wird menschlicher Voraussicht nach nicht eher eintreten, als bis durch noch ungeahnte geschichtliche oder physische Stürmen die Erde in ein neues Stadium ihrer Existenz tritt. Zu einer solchen Geschichte, welche die Verbreitung der Shakspeare'schen Wasserkiesel verfolgt, liegen bis jetzt nur spärliche, wenngleich an sich tüchtige Anfänge vor. Wir rechnen dazu unter anderm in Deutschland die bekannten Abhandlungen von Stahl („Shakspeare in Deutschland“), von Koberstein („Shakspeare's allmähliches Bekanntwerden in Deutschland“) und Elze's Einleitung zu seiner Ausgabe des „Hamlet“, sowie in Frankreich das preisgekrönte Werk von Lacroix („Histoire de l'influence de Shakespeare sur le théâtre français“). Für des Dichters eigenes Vaterland jedoch fehlt noch eine ähnliche historische Darstellung der Shakspeare-Literatur in ihren verschiedenen Beziehungen zur Poesie, zur Kunstlehre, zur Bühne, zur Alterthumsforschung u. s. w., mit einem Wort im Zusammenhange mit dem Bildungsgange der Nation überhaupt. Diese Specialgeschichten der Shakspeare'schen Dichtung bei den einzelnen Nationen hätte dann eine allgemeine Geschichte derselben zu einem Gesamtbilde zusammenzufassen; sie hätte ihre fernsten und vereinzeltsten Ausstrahlungen zu verfolgen bis zu den

böhmischen, russischen, ungarischen u. s. w. Uebersetzungen und der Uebersetzung des „Hamlet“ in das Hindustani, welche Rena Sahib, dieser ergrimmteste Feind der Engländer, angefertigt haben soll (nach dem „Athenaeum“, Nr. 1663, October 10, 1857).

Beschränken wir unsern Blick für jetzt auf Deutschland, so zeigt sich, daß trotz der gegentheiligen Klagen, mit denen Sträter sein Auftreten rechtfertigt, in der jüngsten Zeit die ästhetische und rein literarische Betrachtungsweise Shakspeare's überwogen hat, während sich die eigentlich philologische Erklärung nur verhältnißmäßig geringen Anklanges rühmen kann. Es scheint fast, als fehlte noch der rechte Sinn und die entsprechende Theilnahme für diese Seite der Shakspeare-Literatur, denn selbst das wenige, was in dieser Richtung geleistet worden ist, hat sich zum Theil nur einer sehr ungenügenden Beachtung zu erfreuen gehabt. Wenn Bodensiedt („Aus Ost und West“, S. 140) auf „die viel zu wenig beachteten“ sach-erklärenden Anmerkungen zu Shakspeare's Dramen von A. Schmidt hinweist, so müssen wir ein Gleiches in Bezug auf Elze's Ausgabe des „Hamlet“ thun, welcher zwar in England Anerkennung gezollt worden ist, die aber in Deutschland so gut wie gar nicht bekannt geworden zu sein scheint. Einzig und allein der Deltus'schen Gesamtausgabe ist eine größere Verbreitung zu Theil geworden, und gerade diese wird bei weitem überschätzt. Gehört doch Sträter (Vorrede, S. 8) so weit, sie als ein Werk zu bezeichnen, „welches ebenso wie die Schlegel-Lied'sche Uebersetzung in der Bibliothek keines Deutschen fehlen sollte“. Das zeigt von einer sehr oberflächlichen Kenntniß und stempelt den Herrn Doctor zu einem Mitgliede jener Mittelmaßigkeitslegion, welche Professor Delius als ein englisches Drafel verehrt. Die — active und passive — Mangelhaftigkeit der streng philologischen Shakspeare-Erklärung muß um so lebhafter beklagt werden, als alle deutschen Autoritäten über die Unerläßlichkeit derselben einig sind. „Shakspeare“, sagt Gervinus (I, 4), „muß gelesen werden wie die alten Classiker in der Schule“, und Bodensiedt in der angeführten Stelle ergänzt diesen Ausspruch durch folgende beherzigenswerthe Worte: „Historische Kenntniß fördert die richtige Schätzung Shakspeare's wesentlich als rein ästhetische Betrachtungen, die den Deutschen nur allzu geläufig sind, und in denen die Absonderung dessen, was die Individualität des Schreibenden hineingetragen hat, oft schwieriger ist als das Verständniß des Dichtwerks selbst.“

Goethe nennt das bekanntlich Hineingeheimnissen. Die Textgestaltung und philologische Erklärung Shakspeare's sind noch lange nicht abgeschlossen. Den englischen Erklärern gebührt es meistens an der strengen philologischen Methode, den deutschen dagegen — wir sprechen selbstverständlich nur von denen, welche sich über die banalste Sprachmeisterei erhoben haben — an den nur in England vorhandenen Quellen und Hülfsmitteln. Allerdings sind von den letztern viele durch Neudrucke u. s. w. auch den deutschen Gelehrten zugänglicher geworden, aber doch noch immer nicht in ausreichendem Maße. Eine sehr fühlbare Lücke verspricht in dieser Beziehung die sorben

von Cambridge aus angekündigte Ausgabe der Herren Clark, Glover und Luard auszufüllen, welche zum ersten male die vollständige Varietas lectionis enthalten soll. Es kann in der That nicht oft und energisch genug darauf hingewiesen werden, daß die moderne Philologie sich durchaus die Methode ihrer ältern classischen Schwestern zu eigen machen muß, wenn sie eine ebenbürtige Stellung einnehmen will. Sie hat allerdings bereits sehr beachtenswerthe Fortschritte auf diesem Wege gemacht, sie darf aber ihr Ziel um so weniger je aus den Augen verlieren, als sie von der gedankenlosen Menge noch lange nicht genügend von der Sprachmeisterei unterschieden wird.

Unter den historisch-kritischen Commentaren zum Shakspeare steht noch immer der von G. G. Gervinus (Nr. 1) obenan, welcher uns in einer neuen, überarbeiteten Auflage, der dritten, vorliegt. Wie überhaupt, so ist dies Werk auch in d. Bl. sehr verschiednen Beurtheilung worden, bald mit überschwenglichem Lobe, bald mit herbem Tadel (vgl. Nr. 165 fg. f. 1849, Nr. 86 f. 1851, Nr. 48 f. 1853). Es trägt, wie ein früherer Recensent bemerkt hat, einen stolzen Titel; es ist aber auch, wie wir jetzt hinzufügen dürfen, ein stolzes Werk, das selbst im Vaterlande des großen Barden vielfache Anerkennung gefunden hat; ein Umstand, welcher den Verfasser über die in jüngster Zeit bei uns zur Mode gewordene Polemik gegen seinen „Shakspeare“ trösten mag, die bisweilen an die Fabel vom angebellten Monde erinnert. Leider hat der stolze Titel in der kürzlich erschienenen englischen Uebersetzung dem abgeschwächten „Shakespeare commentaries“ weichen müssen, was selbst vom „Athenaeum“ (Nr. 1836, Januar 3, 1863) bebauert wird.

Das „Athenaeum“ hält es für eine unleugbare That-sache, daß Shakspeare in Deutschland eine eindringendere Würdigung gefunden hat als in England. „Es würde vergeblich sein“, so fährt es fort, „zu behaupten, daß wir selbst bis auf den heutigen Tag etwas besitzen, das sich mit den Commentaren von Tied, Schlegel und Gervinus messen könnte. Coleridge war der erste wirkliche Dichter in England, welcher Shakspeare's Schauspiele kritisch erfaßte, und Coleridge schöpfte seine Eingebung aus deutscher Quelle.“ Um sich in einen dichterischen Genius ganz hineinzuleben, soll man bekanntlich selbst ein Poet sein, ein Glücksumstand, welcher außer Coleridge namentlich Goethe und den Romantikern Tied und Schlegel zugute gekommen ist. Von Gervinus läßt sich das nicht sagen, und es ist ihm sogar seine Mäxternheit öfters zum besondern Vorwurf gemacht worden. Allein Gervinus' historischer Standpunkt ist nicht minder berechtigt, und von diesem Standpunkte aus betrachtet ist sein Werk geradezu ein unvergänglicher Erwerb für die Shakspeare-Literatur, dem auch die neuesten Vorlesungen von Aronspig keinen Abbruch in der allgemeinen Geltung zu thun vermocht haben. Zwar hat Gervinus für das Verständniß Shakspeare's nicht wie Lessing, Goethe oder Schlegel eine neue Bahn gebrochen oder einen neuen Gesichtskreis aufgeschlossen, wohl aber hat er das Vorhandene mit kritischer

Sichtung und in großartiger Weise zusammengefaßt und zu einem zeitweiligen Abschluß gebracht. Strenge und unermüdlige Forschung, tiefer Ernst und eine edle, gedrungene Darstellung sind unbestreitbare und keineswegs gering anzuschlagende Vorzüge seines Werks. Während Schlegel sich dem großen Briten von der ästhetischen Seite genähert hat, ist Gervinus von der geschichtlichen an ihn herantreten; er begreift und schildert Shakespeare als eine historische Erscheinung. Mag sein, daß er in der ästhetischen Beurtheilung nicht immer das Rechte trifft und daß er den Verdiensten der Romantiker um Shakespeare nicht volle Würdigung zu Theil werden läßt; seine Natur ist eben zu geschlossen und viel zu sehr auf das Wirkliche gerichtet, als daß er sich mit lustiger, oft formlos zerfließender Romantik befreunden könnte. Daß ihm diese Eigenthümlichkeit seines Wesens hier und da auch bei der Betrachtung Shakespeare's selbst hinderlich geworden sein mag, wollen wir nicht in Abrede stellen.

Was speciell die neue Auflage anlangt, so zeigt sie deutlich, wie der Verfasser, trotz seiner seitdem mit seltener Kraft auf die neueste Geschichte gerichteten Arbeiten, keineswegs seine alten Lieblingsstudien vernachlässigt und keine bedeutendere auf Shakespeare bezügliche Erscheinung außer Acht gelassen hat. Er kennt R. Grant White's „Shakespeare's scholar“, die Ausgabe von Staunton, die Abhandlung Silberflag's über „Hamlet“, Mommsen's Ausgabe von „Romeo und Julia“ u. s. w., nur Alze's „Hamlet“ scheint auch ihm entgangen zu sein. In dieser gewissenhaften Durchforschung und Beherrschung des Materials kann Gervinus manchen seiner jüngsten Gegner zum Muster dienen, welche sich für befähigt und berechtigt halten, ihre Waare zu Markte zu bringen, wenn sie irgendeine Schulausgabe mit Hülfe des Wörterbuchs mühsam durchgeackert haben.

Neben einem Werke von so großartiger Anlage und tüchtiger Durchführung wie Gervinus' „Shakespeare“, erscheinen — wir bedauern es sagen zu müssen — Friedrich Bodenstedt's „Shakespeare's Zeitgenossen“ und ihre Werke“ (Nr. 2) und Rapp's „Studien“ als unzureichende Compilationen. Ueber Bodenstedt, welcher allerdings Rapp bei weitem überragt, läßt sich freilich noch kein endgültiges Urtheil fällen, da uns erst drei Bände seines Werks vorliegen und es gerade dem letzten (dem fünften) vom Verfasser vorbehalten ist, den Zusammenhang der in den vier ersten Bänden behandelten Dichter mit Shakespeare und seinen Vorläufern nachzuweisen. In den vier ersten Bänden erhalten wir ausschließlich Uebersetzungen und Auszüge aus den vorzüglichsten Dramen nebst kurzen Charakteristiken ihrer Verfasser, und zwar handelt der erste Band von John Webster, der zweite von John Ford und der dritte von Johnilly, Robert Greene und Christopher Marlowe. Wo bleiben Beaumont und Fletcher, Ben Jonson, Thomas Heywood, Thomas Middleton, Thomas Dekker, Philipp Massinger u. a.? Sollen sie alle in den vierten Band zusammengebrängt werden, nachdem die beiden ersten Bände

nur je einem Dichter gewidmet sind? Das würde einen ziemlich flüchtig angelegten Plan verrathen. Der Nutzen einer solchen eklektischen Uebersetzungsgalerie erscheint uns überdies sehr zweifelhaft, da durch ein solches, bloß auf dem Gebiete der Lyrik statthabendes Auswählen und Zerpflücken nur der Oberflächlichkeit Vorschub geleistet wird.

Als Lied sein „Altenglisches Theater“ und seine „Vorschule Shakespeare's“ und Graf Vaudissin seinen „Ben Jonson“ veröffentlichte, geschah damit dem Studium der englischen Literatur in Deutschland ein wesentlicher Dienst. Seitdem ist jedoch die Sachlage eine andere geworden, indem durch die unermüdlige Thätigkeit der englischen Herausgeber (Gifford, Dyce, Collier, Halliwell u. a.) eine große Zahl der Originalwerke auch dem deutschen Publikum zugänglich geworden ist und Hand in Hand damit das Studium der ältern englischen Literatur in Deutschland an Verbreitung und Vertiefung sehr zugenommen hat. Jetzt gehen wir, ohne die Vermittelung eines Uebersetzers zu bedürfen, unmittelbar an die Originale. Selbst wer das nicht kann, läßt sich doch nicht durch Auszüge befriedigen, sondern verlangt wenigstens die unverfälschten Stücke. Von solchen finden wir aber in der Bodenstedt'schen Sammlung bis jetzt nur drei: „Die Herzogin von Amalfi“ von Webster, „Die Here von Edmonton“ von Ford und „Doctor Faustus“ von Marlowe. Alle übrigen sind Auszüge, von annähernder Vollständigkeit herab bis zum dürftigsten Skelet.

Der Verfasser besitzt unleugbare Belesenheit und Kenntniß der Elisabethanischen Literatur und ist andererseits als vielseitiger, fleißiger und gewandter Uebersetzer allgemein bekannt. Wir fürchten aber fast, er ist zu vielseitig und zu gewandt, um sich mit recht hingebender Sorgfalt in seine Originale zu vertiefen und um nicht ihre eigenthümliche Charakteristik und Färbung durch zu große Freiheit und Modernisirung zu verwischen. Da er sich im Schlußworte zu seiner Nachdichtung der Sonette über seine Uebersetzungsgrundsätze ausführlich ausdrückt, so müssen wir dort nochmals auf diesen Punkt zurückkommen. Besonders hat sich uns diese Ansicht bei einer Vergleichung mit Wilhelm Müller's Uebersetzung des Marlowe'schen „Faust“ aufgedrängt, welche sich durch getreue Wiedergabe des alterthümlichen und individuellen Tons auszeichnet. Uebrigens hat Bodenstedt nicht nur zahlreiche Verse, sondern ganze Stellen wörtlich aus Müller entlehnt: ein Verfahren, das er zwar bezüglich der Wiener'schen Uebersetzung des „Gebrochenen Herzens“ von Ford mit den kühnen Worten: „Ich habe davon benutzt, was mir zweckdienlich schien“ (II, 272), eingestekt, in Bezug auf Müller aber, trotz der dazu auffordernden Gelegenheiten, mit Stillschweigen übergangen hat. Als ein Glück möchten wir es in dieser Hinsicht betrachten, daß ihm Bödtger's Uebersetzung des „Faust“ erst dann zu Händen gekommen ist, als die seinige bereits fertig war; denn hätte er diese in gleicher Weise ausnützen können, so würde für ihn selbst so gut wie nichts übrig geblieben sein.

Moriz Rapp's „Studien über das englische Theater“ (Nr. 3), die sich zunächst an Bodensiedt anschließen, sind nichts als Notizen, welche sich der Verfasser beim Lesen gemacht hat; daß er sie Studien nennt, beruht auf einer Begriffsverwechselung. Er hat in der That sehr viel gelesen und hat es, nachdem er seit 40 Jahren Englisch treibt, seinem eigenen Geständniß zufolge (S. 283) bereits so weit gebracht, daß er Longfellow's „Spanischen Studenten“ ohne Wörterbuch liest, was er sich bei keinem andern englischen Schauspiel getraut. Auf S. 58 macht er sich indirecter Weise sogar anheischig, fast auf den Vers hin zu sagen, wie viel und wie wenig an jedem einzelnen Stück Beaumont oder Fletcher angehöret; denn was er von jedem Leser, der ihre Stücke nur zweimal hintereinander gelesen hat, voraussetzt, wird er doch nach vierzigjährigen „Studien“ vor allen Dingen selbst leisten. Darin dürfte es ihm aber kaum irgendem andern englischer Philolog gleichthun. Für sein Buch wäre es besser gewesen, wenn er weniger gelesen und mehr darüber nachgedacht hätte. Von einem Plane ist bei ihm keine Rede, Alt-, mittel- und neuenglisches Drama, von den Cheshire Miracle Plays bis auf Lord Byron läuft bunt durcheinander, wobei Wiederholungen unvermeidlich sind. Die erste Hälfte des Werks ist schon früher in Herrig's „Archiv“ erschienen. Die eigenthümliche Species der Kritik, welche Rapp übt, ist bereits aus seinem „Goldenen Alter der deutschen Poesie“ hinlänglich bekannt, sodaß wir nicht näher darauf einzugehen brauchen. Auch seine orthographischen Sonderbarkeiten (Gehse, Ghebruch, Hendel, Diczion, Pro- duction, Farse, Londnar, rückwärts u. s. w.) werden den — schwerlich zahlreichen — Lesern des ebengenannten Werks nicht neu sein. Der literarische wie kritische Standpunkt des Verfassers hält mit dem Bodensiedt's, um von Gerwinus ganz zu schweigen, keinen Vergleich aus. Dryden bezeichnet er beispielsweise als „einen Vielschreiber der Restaurationsperiode“

Von allen Dichtwerken Shakspeare's haben in den letzten Jahren vorzugsweise seine Sonette die Aufmerksamkeit und Theilnahme aller Freunde und Erklärer des großen Dichters sowol in England wie in Deutschland in Anspruch genommen, und es ist auch in Nr. 38 d. Bl. f. 1862 bereits ein kurzer Ueberblick über die einschlagenden Schriften gegeben worden. Wieweit auch die Erklärer in der Auffassung und Deutung der Sonette auseinandergehen, in der ästhetischen Würdigung derselben sind sie alle einig. Die Sonette allein würden hinreichen, Shakspeare die Unsterblichkeit zu sichern, denn sie beweisen, daß er als Lyriker auf nicht geringerer Höhe steht wie als Dramatiker; sie stempeln ihn zum englischen Petrarca. In ihnen hören wir Shakspeare im eigenen Namen sprechen, und Wordsworth hat sie schon den Schlüssel zu seinem Herzen genannt. Es ist daher ein dankenswerthes Unternehmen, daß Friedrich Bodensiedt unter dem Titel „William Shakspeare's Sonette“ (Nr. 4) eine neue Verdeutschung geliefert hat, wenn wir auch über seine Vorgänger auf diesem Felde nicht ganz

so ungünstig denken möchten, als er selbst thut. Bodensiedt hat (wie unserß Wissens auch Volton Cornes bereits gethan) eine neue Anordnung versucht, da bei der bekannten Unbekümmtheit Shakspeare's um den Druck seiner Werke die bisherige Reihenfolge schwerlich den Anspruch erheben kann, vom Dichter selbst herzurühren. Was die Grundsätze anbelangt, von welchen sich Bodensiedt bei der Uebersetzung hat leiten lassen, so können wir ihnen, wie gesagt, nicht unsere volle Zustimmung geben. In seinem ausführlichen Schlußworte sagt er nämlich S. 196, seine Absicht sei gewesen, die Sonette in „die poetische Sprache unserer Zeit“ zu übertragen. Ein anderer, meint er, könne sich die Aufgabe stellen, Shakspeare's Sonette „ganz im Tone der Zeit zu übersetzen, in welcher sie entstanden sind, von dem Grundsatz ausgehend, daß nur auf diese Weise eine treue Wiedergabe des Originals zu ermöglichen sei. Das höchste Ziel eines solchen Uebersetzers würde sein, seine Ausgabe so zu lösen, wie etwa Jakob Ayrer sie gelöst haben würde.“

Die Wahrheit dünkt uns hier, wie so oft, in der Mitte zu liegen. Wenn Bodensiedt's Ansicht ganz richtig wäre, so müßte sie ohne Zweifel auf Chaucer und Byron nicht minder anwendbar sein als auf Shakspeare. Dann aber würden wir dahin kommen, Chaucer, Shakspeare und Byron in Bodensiedt's Uebersetzung ein und dieselbe Sprache sprechen zu hören. Und da nicht abzusehen ist, warum derselbe Grundsatz nicht auch für die Dichter anderer Nationen Geltung haben soll, so müssen auch Busckin, Tegnér und Lamartine in demselben Tone reden. Daß ein heutiger Uebersetzer sich nicht der alt- oder mittelhochdeutschen, sondern der neuhochdeutschen Sprache des 19. Jahrhunderts bedienen wird, ist so selbstverständlich, daß Bodensiedt das nicht meinen kann. Sollen seine Worte einen Sinn haben, so kann unter der „poetischen Sprache unserer Zeit“ nur der unserer gegenwärtigen Poesie eigenthümliche Stil verstanden werden. Und hier, meinen wir, est modus in rebus. Leider aber ist die Gegenwart sehr unbekümmert um die Gesetze und Feinheiten des Stils. Was von der Poesie gilt, würde auch auf die Malerei Anwendung leiden. Muß nicht ein heutiger Maler die Gestalten der Nibelungen oder der Hohenstaufen in einem andern Stile zur Darstellung bringen als die Helden unserß Befreiungskriegs oder die Herren unserer Salons, ohne daß er darum ein Bräsaellit zu sein oder slavisch im Stile eines Memling oder van Eyck zu malen braucht? Oder, um zur Poesie zurückzukehren, hat Voss den Shakspeare in demselben Stile übersetzt wie den Homer? Und wenn er es gethan, wäre da nicht die Unrichtigkeit des Princip's mit Händen zu greifen? Durch ein solches Verfahren wird alles nivellirt; jede lokale und persönliche Färbung wird verwischt, jede Besonderheit geht in der allgemeinen und unterschiedslosen Glätte unter. Uebrigens ist Bodensiedt's Praxis, wenigstens im vorliegenden Falle, nicht so schlimm als seine Theorie, und abgesehen von der principiellen Meinungsverschiedenheit können wir seiner Uebersetzung der Sonette nur Rühmliches nachsagen und müssen ausdrücklich sein Verständniß

seine Treue und den Fluß seiner Sprache und Versification anerkennen.

Wunder hohes Lob können wir der Uebersetzung von „Shakespeare's Hamlet, Prinz von Dänemark“ von Hermann von Blehwe (Nr. 5) spenden. Auch hier ist zu viel verwischt und modernisirt. An Treue kommt der Uebersetzer Schlegel nicht gleich und gestattet sich namentlich das Uebergreifen aus einem Verse in den andern viel zu häufig und als etwas Selbstverständliches, während Schlegel es möglichst vermieden hat. Es erscheint überhaupt fraglich, ob es jetzt schon an der Zeit ist, die Schlegel'sche Uebersetzung durch eine andere zu ersetzen, oder ob ein solcher Versuch nicht vorläufig noch eine Ilias post Homerum ist. Das Richtige scheint uns vielmehr zu sein, dieses classische Werk durch fortgesetzte, sorgfältige Nachbesserung im Einklang mit den Fortschritten der Erklärung und Kritik zu erhalten, ein Verfahren, welches unsern Wissens in der That von der Verlags-Handlung eingeschlagen worden ist. Ob die Nachbesserung im rechten Sinne gemacht worden ist, wissen wir augenblicklich nicht zu sagen; möglicherweise ist dabei den bekannten Correctionen in Collier's zweiter Folioausgabe, welche sich schließlich doch mit ziemlicher Sicherheit als Fälschungen herausgestellt haben, zu viel Einfluß verstattet worden. Die auffallendste Eigenthümlichkeit an der Uebersetzung Blehwe's ist die, daß er auch die prosaischen Partien in Versen übersetzt hat. Er rechtfertigt diese Abweichung mit folgenden Worten (S. 215):

Es schien mir angemessen, eine Freiheit, welche der geniale Dichter, der nur die Bühne im Auge hatte, sich unbedenklich nehmen durfte, in einer Uebersetzung, die vorzugsweise für einen Kreis von Lesern bestimmt ist, nicht peinlich nachzuahmen, sondern hierbei einige Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit der Sprachen zu nehmen. Das Englische hat einen ausgeprägten Accent, dagegen einen geringen Rhythmus, während beim Deutschen das umgekehrte Verhältniß stattfindet. Daher kommt es, daß der Uebergang vom Versmaß zur Prosa und umgekehrt im Englischen weniger auffallend ist als im Deutschen, wo er meistens sehr störend wirkt. Ich habe es daher vorgezogen, das iambische Versmaß durchweg beizubehalten und war nur bestrebt, auch unter der einheitlichen Form der gebundenen Sprache die verschiedenartige Schattirung des Inhalts zu ihrem charakteristischen Ausdruck zu bringen. Außerdem ist darauf Bedacht genommen worden, daß die prosaischen Partien des Originals auch in der Uebersetzung, trotz des ungezwungen fortgehenden Rhythmus, sich wie gewöhnliche Prosa lesen lassen.

Die letzte Versicherung wird allerdings ängstlichen Shakespeare-Verehrern zum Trost gereichen. Der Uebersetzer hat dabei aber übersehen, daß der Wechsel zwischen gebundener und ungebundener Rede nicht bloß auf Nachgiebigkeit gegen die Bühne oder auf der Eigenthümlichkeit der englischen Sprache beruht, sondern in Shakespeare's Hand als ein außerordentlich wirksames Mittel zur Charakterisirung seiner Personen dient. Hätte es der „geniale Dichter“ für zweckmäßig gehalten, so wäre ihm sicherlich nichts leichter gewesen, als die prosaischen Scenen gleichfalls in Jamben zu schreiben. Das scheint uns also eine Verbesserung nach der Art Johann Valhorns. Noch einer ebenso wenig glücklichen Textverbesserung des Herrn

von Blehwe möchten wir beiläufig gedenken, um so mehr, als sich auch Vischer in den „Kritischen Sängen“ (Neue Folge, II, xxv) gegen die allgemein angenommene Lesart erklärt hat. Es betrifft die bekannten Worte der Königin (Act 5, Scene 2): „He's fat and scant of breath“, statt deren Blehwe vorschlägt zu lesen: „He's hot and scant of breath“, wobei er sich auf die frühern Worte des Königs (Act 4, Scene 7) beruft: „When in your motion you are hot and dry.“ Das ist aber nur eine scheinbare Unterstützung. Der König bezeichnet mit seinen Worten nur einen einmaligen, augenblicklichen Zustand Hamlet's, welcher während seiner Bewegung eintreten wird. Das „scant of breath“ hingegen kann unmöglich anders aufgefaßt werden, als wie ein bleibendes Merkmal in Hamlet's Leibesbeschaffenheit, und dazu stimmt hot keineswegs, wol aber fat. Vischer sagt, Collier habe nachgewiesen, daß die Worte ein auf Burbage (den ersten Darsteller des Hamlet) bezüglicher, eingeschobener Scherz seien, um Burbage mitten im Spiel zu necken. Und ist von einem solchen Nachweise nichts bekannt. Wie hätte überdies ein improvisirter Scherz, eine Neckerei in jenes schwungvolle Klaggedicht auf Burbage's Tod gepaßt, wo es heißt:

No more young Hamlet, though but scant of breath,
Shall cry revenge for his dear father's death.

Äußere und innere Gründe sprechen unzweideutig für die Richtigkeit der gewöhnlichen Lesart. Soviel wir wissen, sind sämtliche Quarto- und Folioausgaben einig, mit einziger Ausnahme der Quarto von 1603, in welcher der Vers fehlt. Der Dichter gibt mit diesen wenigen Worten einen wie uns dünkt richtigen Zug zur Charakteristik seines Helden, der in das hellste Licht tritt, wenn wir uns der entgegengesetzten Schilderung des Cassius in „Julius Cäsar“ (Act 1, Scene 2) erinnern. „Cassius ist dürr — wär' er nur fetter!“ sagt Cäsar, „und liebt weder Muth noch Schauspiel.“ Der realistische Shakespeare weiß recht wohl, wie sehr der Charakter eines Menschen durch seine Körperlichkeit bedingt ist; er weiß, daß ein fetter Cassius ebenso ungefährlich wäre wie Hamlet. Wir dürfen bei einem belebten Hamlet natürlich nicht entfernt an die Ungehalt Falstaff's denken und müssen überhaupt nicht vergessen, daß der Gebrauch des Beiworts „fat“ im Englischen viel ausgedehnter und häufiger ist als im Deutschen.

Es liegt uns jedoch nicht bloß eine Uebersetzung, sondern auch eine „ästhetische Erläuterung des Hamlet“ (Nr. 6) von L. Schipper vor, welche es sich ausdrücklich zur Aufgabe gestellt hat, die Goethe'sche und Gerwinus'sche Ansicht zu widerlegen. Nach dem Verfasser hat Shakespeare den Charakter des Hamlet so recht aus der Fülle und Tiefe seines Innern genommen wie Goethe den Faust (S. 45):

Unter seiner Hand ist Hamlet ein seltenes Muster von geistiger Größe und von tiefer Beobachtung, von seiner moralischen Natur (!), gebildeter Sitte und reichem Gemüth geworden. Er ist ebenso weit entfernt von der Eigenschaft eines „Zögerers“, eines „Schwächlings“, eines „Worthelden“, womit er nach Gerwinus und Krehlig behaftet sein soll, als von der leidenschaft-

lichen und blinden Haß eines Bischofs, der sein Ziel durch Uebertreibungen gar nicht oder nur unvollkommen erreicht.

Er ist nicht schwach, nicht unentschlossen. Die Mozologe Hamlet's werden aus seiner geistigen Größe erklärt. „Auf sich hauptsächlich beschränkt, ist er darauf angewiesen, in Selbstgesprächen seine erhabenen Gedanken und edeln Gefühle, welche die Zuhörer bezaubern, zu äußern und sich dadurch zu zeichnen.“ Die wichtigste Entdeckung, welche der „königliche Gymnasial-Professor“ im Gegensatz zu den bloß großherzoglichen Goethe und Gervinus gemacht hat, ist die, daß Hamlet die ihm gestellte Aufgabe aufs vollständigste löst. Er sagt S. 67 triumphierend:

Während sich also im Gange der Handlung unserer Tragödie argente Unentschlossenheit oder Zaudern zeigt, liefert auch die Verrichtung des Ziels derselben keinen Beweis dafür. Es ist die Aufgabe, „die Welt wieder einzufügen“, d. h. den heuchlerischen Verführer und Mörder zu bestrafen; und die obige Darlegung oder vielmehr der Inhalt des Stücks thut unwiderleglich dar, daß diese Aufgabe vollständig gelöst ist, und daß sie nicht aus moralischem Siechthum unerfüllt gelassen wird.

Die Bestrafung des Mörders bestand nach S. 59 darin, „daß er für seine Schlechtigkeit und Heuchelei, sozusagen öffentlich an den Schandpfahl gestellt wird, daß er für seine Verführung der Liebe der Verführten beraubt wurde, und daß er endlich für den Mord und Kronenraub mit seinem Leben die Krone und die davon gehofften Genüsse verlor“. Gelegenheit zur Bestrafung wird nach Herrn Schipper bis zur Schlussskizze nicht eine einzige geboten und „gerade der Umstand, daß Shakespeare nicht einen einzigen derartigen Fall auführt, dürfte wol zum Beweise dienen, daß unser Stück nicht die aus Unentschlossenheit hervorgehende Verzögerung der Ermordung habe zeichnen wollen“. Der uns jugemeßene Raum gestattet uns nicht, dem Verfasser noch weiter in die Irrgänge seiner Polemik zu folgen; das Gesagte wird hinreichen, den Ideengang und Werth seiner Abhandlung anzudeuten.

Wie Schipper's Erläuterung, so polemisieren auch die Theodor Sträter'schen Vorlesungen über „Romeo und Julia“ (Nr. 7) mit großer Heftigkeit gegen Gervinus. Es heißt im Vorwort S. 7:

Gervinus vernachlässigt den strengern Nachweis der künstlerischen Composition in der auffallendsten Weise, wie denn überhaupt die philosophische Bildung bei Gervinus in einem sehr mitleidigen Verhältnis zu seinen historischen Kenntnissen steht.

Der Verfasser steht auf den Schultern der Hegel'schen Philosophie, namentlich Rötscher's, welchen er Gervinus als Muster gegenüberstellt, und Ulrich's. Der Hegel'schen Schule war es seiner Ansicht nach vorbehalten, ihr tiefes Verständnis des Organischen in Natur und Kunst auch an diesen (den Shakespeare'schen) größten Meisterwerken der dramatischen Literatur zu bewähren. Wir wollen die Verdienste der Hegel'schen Philosophie keineswegs schmälern, aber das hat sich zur Genüge erwiesen, daß eine philosophische Formel überhaupt nicht der Zauberschlüssel ist, der ein Kunstwerk völlig und endgültig erschließt. Es wird stets ein irrationaler Bruch übrig bleiben, und

Shakespeare vor allen sollte die Herren Philosophen denklich machen, da er sie mit den weltberühmten

Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,
Als eure Schulweisheit sich träumt —

für alle Zeiten auf die Unzulänglichkeit ihrer hingewiesen hat. Gerade die größten Shakespearegen, die Lessing, Goethe und Schlegel, waren wenig Philosophen von Profession als Shakespeare. Die Sträter'schen Vorlesungen selbst enthalten viel weniger von philosophischer Untersuchung als Vorrede erwarten läßt. Sie sind vielmehr eine schönrednerische Paraphrase des Stücks, wie sie für Zweck vielleicht ganz anregend und entsprechend sein mag. Ist denn aber jede Vorlesung auch be-
genug, um gleich in die weite Welt geschickt zu werden?

Es bleibt uns noch übrig, der kleinen namhaften Schrift „Alter Ego“ (Nr. 8) mit einigen Worten zu denken. Ihr Verfasser hat die goldene Horazische Schrift „Nonum prematur in annum“ sogar überbietet, denn er berichtet im Vorwort, daß bereits 10 Jahren Gervinus, „mit dessen Auffassung des Mannes“ die kleine Studie nicht übereinstimmt“, ungeachtet freundlich die Hand zu ihrer Veröfentlichung geboten habe. Trotz dieser langen Schwangerschafts-Abhandlung kein Meisterstück geworden. Der Verfasser sucht darin nachzuweisen, daß Shakespeare in den Charakteren Antonio und Bassanio sich selbst und jungen, zärtlich geliebten Freund, den Grafen von Anjou, dargestellt habe und verweist dabei auf Sonette und auf den Schiffskapitän Antonio in ihr wolle. „In dem Kaufmann von Venedig“ er S. ix, „lauschen wir, wo nicht alles trägt, anmuthigen, schmerzlichen Scherzhaften Spiele des Dichters eigenen Subjectivität.“ Das „Athenaeum“ (Nr. September 20, 1862) hat mit Recht die Umkehr der Vermögensverhältnisse (in Wirklichkeit war ja Shakespeare der Reichere und Niedrigere) als gegengrund geltend gemacht. Wenig ist auch Shakespeare's Zeilen einzelnes Autobiographische allein nach Shakespeare's ganzem Charakter weniger als bei andern Dichtern und zu diesem dürfte sich kaum noch der Schlüssel finden lassen. Verfasser geht viel zu weit und verliert sich unter in eine Namenspielerei (Gesario und Sebastian, und Viola), welche dem Dichter, nach allem, was von ihm wissen, gewiß ganz fern gelegen hat. Wir finden wir aber auch Andeutungen, welche von Nachempfinden zeigen und uns abhalten, den unbekannten Verfasser in einen Topf mit Herrn Barnsdorff zu werfen, welcher sich durch seine Erklärung der Sonette nach ihm bekanntlich Mr. William Hamvill gewiß der Shakespeare-Literatur einen unzerstörlichen Schaden angethan, wo nicht über den größten Querschnitt geschrien. So sind wir, nachdem wir von Gervinus ausgegangen, crescendo bei Barnsdorff angelangt, welcher als ein Nonplusultra unserer Besprechung ein Ende macht.

Naturwissenschaftliches.

I. Die Unterwelt mit ihren Schätzen und Wundern. Eine Darstellung für Gebildete aller Stände von G. Hartwig. Mit Illustrationen. Wiesbaden, Kreidel. 1862. Gr. 8. 2 Tpl.

Der Verfasser dieser Schrift hat sich schon einen sehr beachtlichen Namen erworben. Auf dem Gebiete der populären Verbreitung des Wissenswürdigen aus der Natur- und Culturgeschichte der Erde ist er schon seit Jahren ebenso emsig als am Geschick und Glück thätig gewesen. Und mit der vorliegenden Arbeit wird sein Ruhm sicher nicht geschmälert, sondern noch lebendiger erhöht. Sie zeichnet sich sowohl in der Auswahl als in der Bearbeitung des Stoffes vor vielen ähnlichen vortheilhaft aus. Die schwere Kunst des Vorfaltens behält sie überdies in ihrer Gewalt, und sie bringt daher nur das, wofür sich eine gebildete Leserschaft interessiert. Und in der Art des Vorfaltens ihrer Gegenstände weiß sie stets den richtigen Ton zu treffen, sie hält sich vor jedem Belehrungsschreie und weiß auch vor der widerlichen schwabastischen Oberflächlichkeit zu warnen. Die Sprache ist natürlich, frisch und gerade; sie hält die Sache im Auge und kennt keinen andern Zweck als die rechte Klar und verständlich ins beste Licht zu stellen. Und was sie sehr geschickt alle Streitpunkte zu umgehen. Man muß allerdings recht gut, daß hier und dort die Fachgelehrten noch miteinander im Kampfe liegen, doch hält sich der Verfasser selbst daran theilzunehmen. Und hierin kann man das Buch noch besonders loben, denn es ist ja für den großen Theil der Welt bestimmt, und hat daher gar keinen Verursacher, den Kampf der Gelehrten mit aufzuheben zu helfen.

Der Verfasser beginnt seine Darstellung mit den allgemeinen Grundgesetzen der Bildungsgeschichte unserer Erde, schließt daran ein überflüssiges Gemälde der vorweltlichen Thiere und Pflanzen, worin dann von den Wirkungen des unterirdischen Feuers, welche sich in den heißen Quellen, in den allmählichen Gebirgs- und Senkungen großer Ländermassen, in den vulkanischen Ausbrüchen und Erdbeben offenbaren, und kommt zuletzt auch auf die Theorie der Quellenbildung. Die Schilderungen gewinnen nach und nach einen immer specielleren Charakter, so werden die berühmtesten Höhlen, Bällane, Erdbeben besonders besprochen, es ist dann in größerer Ausführlichkeit die Rede von der Gewinnung der Schätze, welche die Erde in ihrem Schoße verbirgt. Das Ganze zerfällt in 36 Kapitel, deren Inhalt ein sehr umfassendes ist und daher hier nicht geteilt gegeben werden kann.

Wir wenden unsere Aufmerksamkeit zunächst auf das letzte Kapitel, welches im allgemeinen von den Erdbeben handelt. Es wird auf die Ursachen dieses großartigen Phänomens hingewiesen und wahrscheinlich gemacht, daß zwischen den Vulkanen und Erdbeben eine Wechselbeziehung stattfindet. Dann ist von den verschiedenen Arten der Erschütterung die Rede, von den Flüssen, welchen sie auf die Quellen der Flüsse, auf Menschen und Thiere auszuwirken im Stande sind. Bei dem im J. 1800 in den Pyrenäen ausbrechenden Erdbeben erlittenen plötzlichen alle warmen Quellen von Bagneres, so daß die gerade in diesem Bädern befindlichen Curgäste genöthigt waren, dieselben zu verlassen; man war sehr in Sorge, daß dies Unglück andauern würde, hatte aber die Freude, daß die Wärme bald wieder zurückkehrte. Bei einem Erdbeben auf Ischia 1828 steigerte sich der Wärmegrad der heißen Quellen. Einige Beispiele mehr sich auch auf die Wirkungen im Meere. „Bei den letzten wurde das Schiff, auf welchem G. de la Harpe war, auf der Weltreise machte, von einem Meeresbeben dermaßen erschüttert, daß die Kanonen aufwärts sprangen und die Strickseile zerbrachen; und als die Stadt Valdivia am 7. November 1837 zerstört wurde, erhielt ein Walffischboot an dem Tag der Zerstörung desselben Tago in der Nähe von Callao das

Stadt und vertilgte fast die ganze Besatzung im Hafen liegenden 23 Schiffen. Während die vier übrigen fast in der Stadt auf das Land geworfen wurden, sollen sogar von der überlebenden Flotte weit fortgespült sein. Mehrere Reisende bei heiterem Himmel und stiller See die Meeresgründe ganz deutlich sehen, was die Bewohner von Callao es ihm oft Märchen hält, da er unter den häufig besuchten Ort mehrmals besuchte, ohne eine Spur von versunkenen Gebäuden gesehen zu haben. Bei dem Erdbeben, welches am 20. Februar 1835 Chili so furchtbar heimsuchte, brach das Meer mit solcher Gewalt in die Stadt Talcahuano ein, daß sie bis auf die Grundmauern fast gänzlich weggeschwemmt wurde, und Darwin die ganze Küste mit so vielen fortgespülten Balken, Hausgeräth bedeckt sah, als ob dort 1000 große Schiffe gekrandet und zertrümmert wären.“ Das folgende Kapitel ist ausschließlich nur der Beschreibung des Erdbebens von Lissabon gewidmet.

Bei der Untersuchung der unterirdischen Gasquellen lenkt der Verfasser die Aufmerksamkeit seiner Leser auch auf das Todtenthal auf Java, von dem bekanntlich lange die wunderlichsten Fabeln verbreitet worden sind, bis Junguhn darüber den eigentlichen Aufschluß gab. Dieser berühmte niederländische Naturforscher hat das Thal in den Jahren 1830, 1840, 1845 nicht weniger denn dreizehnmal besucht, aber nur viermal die giftige Dampfsicht über dem Boden ausgebreitet gefunden. „Nur selten mag sie höher als ein paar Fuß steigen, denn die Gänge rings umher sind überall mit dichtem Gebüsch überwuchert. Bei seinem letzten Besuche sah Junguhn die Leichen von sechs wilden Schweinen auf dem Boden liegen, doch die lebenden Raben, am üppigen Nahrung reichend, sogar auf dem kalten Dittelsackchen munter umherhüpfen; sie gaben ihm die sichere Versicherung, daß er ohne Gefahr auf den Grund des Erdsturzes hinaufsteigen könne. Sogar wenn er sich platt hinlegte und in den Ritzen und Spalten Athem holte, womit der Boden durchgezogen war, konnte er keine Spur von Kohensäure wahrnehmen. Bei einem früheren Besuche ward ein Hund, den er am Stride mit sich führte, doch er selbst konnte aufrechtstehend auf dem kalten Grunde herumspazieren ohne die geringste Unbequemlichkeit zu verspüren.“ Nach dieser wahrheitsgetreuen Schilderung stellt das Ganze zu so beschreibenen Dimensionen und Eigenschaften zusammen, daß es kaum beträchtlicher als die bekannte Dunkelhöhle von Pyramont bleibt. Die Eingeborenen nennen dieses Thal Palamaron und sie haben sich nicht wenig gewundert über die Leichenrede, welche der fromme Doctor der Theologie S. N. Buddingh 1839 ihrem Orderrichter gehalten hat. „Wir kamen an ein fleckiges Grund, über das die Natur ihren Fluch scheint ausgesprochen zu haben, und welches einen jeden, der es zum ersten male betritt, mit Schauer und Beängstigung erfüllt. Ich meine den unsäglichsten Ort, der zwischen hohe Bergspitzen eingeschlossen ist, auf dem kein Strauch und keine Pflanze wachsen will, wo alles düster und kalt ist und sich nur Vertilgung und Verwüstung zeigen, ich meine das sogenannte Todtenthal oder besser das Todtenthal. Es ist der Tod, der da seine schwarzen Felle aufgeschlagen und seine Tranenpunkte entrollt hat.“

In einer Reihe von mehreren Kapiteln werden die merkwürdigsten Höhlen und Grotten beschrieben. Wir lenken die Aufmerksamkeit der Leser nur auf die ebenso großartige als wunderbare Mammothhöhle im Staate Kentucky. Sie wurde 1801 von einem Wolfsjäger zuerst entdeckt, aber in ihrer gewaltigen Ausdehnung erst 1840 bekannt. Sie ist neun englische Meilen lang, durchschnittlich 80 Fuß breit und 30 Fuß hoch. Ihr Eingang senkt sich beinahe bis zum Spiegel des Ozeans herab, mit dem auch ihre innere Gewässer in Verbindung stehen. Eine merkwürdige Entdeckung hat man an der Deckung dieser Höhle entdeckt. Es nämlich die äußere Lufttemperatur über 12° R. gestiegen, so ließ ganz ununter-

brochen ein kalter Luftstrom aus der Höhle hervor, während bei einer Temperatur von 12° nicht die geringste Luftbewegung zu verspüren ist. Professor Silliman hat die Sache sehr sorgfältig untersucht und gefunden, daß im Innern der Höhle zu allen Jahreszeiten eine constante Wärme von 12° herrsche, und daß die Luftbewegung sich einfach aus der Ausgleichung mit der äußern durch die wechselnde Wärme sehr verschieden dichte Luft erklären lasse. Der Verfasser theilt dann eine genaue Beschreibung der Höhle mit und folgt dabei Wagner und Scherzer, welche sie auf ihren Reisen in Nordamerika in den Jahren 1852 und 1853 besucht haben. „Die Reinheit der Luft in der Mammothhöhle und die Gleichmäßigkeit derselben“, erzählt der Verfasser, „veranlaßte vor einigen Jahren einen amerikanischen Arzt, sie als einen ganz besonders günstigen Winteraufenthalt für Schwindsüchtige anzupfehlen. Er ließ ungefähr zwei Meilen im Innern der Höhle, in der sogenannten Hauptallee mehrere kleine Wohnhäuser von Ziegelsteinen aufführen, dieselben mit Thüren und sogar mit Fenstern, als ob ein Licht eindringen könnte, versehen, und anstatt eines Daches mit grober Leinwand zum Schutze gegen Staub überspannen. Das Innere dieser felsamen Spitalräume wurde aufs bequemste eingerichtet und an der Spitze eines hinreichenden Krankenwärterpersonals erwartete Dr. Mitchell die Gäste, welche der gute Glaube oder die Bergweisung eines letzten Versuches dem unterirdischen Nizza zugeführt hatte. Es zeigte sich auch in diesem Falle, daß die tollsten Gedanken eines Arztes immer noch Leute finden, welche ihnen ein geneigtes Gehör schenken; denn sowie der Herbst anbrach, sah man eine bleiche Schar von 17 Lungenleidenden in die Mammothhöhle einziehen. Vier Monate lang blieben die Unglücklichen in diesem kerkerähnlichen Aufenthalte, und stark mußte ihre Liebe zum Leben sein, um dasselbe mit so langer Entbehrung des Sonnenlichts und der frischen reinen Luft erkaufen zu wollen.“ Die Unglücklichen gefielen sich anfangs sehr wohl in ihrem beständigen Nachtleben. Man machte Wanderungen zu den interessantesten Punkten der Höhle und unterhielt einen lebhaften Verkehr untereinander, auch ließen es die wenigen Kranken nicht an Musik, Gesang und Tanz fehlen. „Doch endlich starben mehrere in der Höhle, und als die Ueberlebenden den Tod auch durch die Felsengewölbe der Riesengrotte bringen sahen, da bemächtigte sich ihrer ein so panischer Schrecken, daß sie allen Bethenerungen, Versprechungen, Bitten und Mahnungen des guten Mitchell zum Trost sammt und sonders aufs schleunigste ausriffen. Zur Oberwelt zurückgekehrt starben sie rasch nacheinander und ihr Doctor mit ihnen. Friede seiner Asche und seiner Höhlencur, welche mit ihm zu Grabe ging und schwerlich wieder aufleben wird!“ Später ist die Grotte auch zu religiösen Zwecken benutzt worden. Die Methodisten hielten hier mehrere Jahre ihre pietistischen Versammlungen. Es muß einen zauberartigen, ergreifenden Eindruck gemacht haben, wenn in diesen mit Kerzenlicht erleuchteten weiten Räumen viele hundert Menschen versammelt waren, um sich mit ihrem Seelsorger zu einer aufrichtigen Gottesverehrung zu vereinigen. „So versammelten sich“, ruft der Verfasser aus, „die ersten Befenner des Erlösers in den römischen Katafomben, so erschallten ihre Gesänge in der Unterwelt, während dort oben ein Nero oder ein Domitian nach dem kräftigen Ausdruck Juvenal's die „halb-entseelte Welt zerfleischten“.

Den Bergwerken wird dann in ziemlich großer Ausführlichkeit die Aufmerksamkeit zugewandt. Um unsere Beschreibung nicht zu sehr auszudehnen, wollen wir sie hier nur noch auf die Quecksilbergruben beschränken. Die Zinnobergruben von Almaden sind schon sehr alt und sogar schon von den Römern gekannt. In den Jahren 1835—37 sah sich die Regierung genöthigt die Gruben an Rothschild zu verpachten; jetzt sind sie wieder in den Händen der Spanier. Sie erreichen eine Tiefe von 1140 Fuß in neun Stockwerken. Die Schachte sind weit, die Fahrten kurz und bequem, die Stollen sämmtlich so hoch, daß man in ihnen aufrecht gehen kann. Der Anblick des kolossalen Erganges in seiner dunkelroth schillernden Farbe ist pracht-

voll. Das gebiegene Quecksilber zeigt sich bei dem Losbrechen des Erzes oft in der Größe eines Taubeneies. „In früherer Zeit verwendete man zu schwerer lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilte Verbrecher als Arbeiter in diesen Gruben. Die Sträflinge wurden bei Tagesanbruch aus dem Gefängnißhause, welches noch existirt, durch einen unterirdischen Gang in das Bergwerk abgeführt, wo sie den ganzen Tag arbeiten mußten, und kehrten erst abends in ihre Gefängnisse zurück, so daß sie das Licht des Tags eigentlich niemals erblickten. Nach wenigen Jahren erkrankten und starben diese Unglücklichen, gewöhnlich in Folge der eingeathmeten giftigen Quecksilberdämpfe. Dies grausame Verfahren trieb sie endlich zu einem Schritte der Verzweiflung. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts stellten sie die damals mit Holz ausgezimmerten Bergwerke in Brand und machten sie dadurch viele Jahre lang unmöglich. Durch den Schaden klug geworden, bedient man sich jetzt bloß freier und besoldeter Bergleute, die nicht länger als sechs Stunden täglich arbeiten dürfen. Dennoch sterben die meisten in einem Alter von 30—40 Jahren, und diejenigen, welche älter werden, befallen ein frampfhaftes Zittern, so daß sie kein Glied ruhig halten können.“ Dann wird auch der Betrieb in den Hütten besprochen. In ähnlicher Weise kommt nun auch das reiche Quecksilberbergwerk Idrias in Krain an die Reihe. „Im Jahre 1497“, erzählt der Verfasser, „setzte ein kärntischer Bauer, welcher das damals ganz mit Waldung überwachsene Thal zu besuchen pflegte, um sich das Material für die hölzernen Gefäße zu sammeln, die er in seinen Musikstunden aus schnitzte, einige Kübel über Nacht unter ein Bächlein. Als er sie am folgenden Morgen auf den Markt bringen und zuvor das Wasser ausgießen wollte, fand er eine schwere, silberblinkende flüssige Masse auf dem Boden. Obgleich er den Werth seines Fundes nicht kannte, so war er doch klug genug, eine Probe daraus zu einem Goldschmied zu tragen und den Ort geheim zu halten, bis ihm endlich ein Landknecht, Namens Anderlein, durch Versprechung einer guten Belohnung das reiche Geheimniß ablockte und dadurch bald zu einem wohlhabenden Manne wurde, da er sofort sich mit mehreren vermögenden Leuten verband und das Bergwerk zu bauen anfieng.“ Ursprünglich arbeitete man hier nur auf gediegenen Quecksilber, später wurde es auch mit Hülfe von Hütten gewonnen. Jetzt ist dies Grubenwerk so umfangreich, daß alle Gänge zusammengekommen beinahe zehn Meilen lang sind. Es wird auch von den großen Feuern, welche 1803 und 1846 in den Gruben ausbrachen, gesprochen. Gegenwärtig arbeiten durchschnittlich 400 Arbeiter in den Gruben und 300 in den Hütten. Ein trauriges verfrühtes Alter ist das Los dieser armen Leute. Wer inbess das funfzehn- oder vierzigste Jahr überdauert, kann meistens noch bis zum sechzigsten, siebzigsten Jahre leben, aber wohl ein Leben mit zitternden Gliedern, trübenden Augen und unbrauchbarem Körper! Fast kein Thier lebt in den idrianischen Gruben; selbst die Spinnen halten nicht lange darin aus. Ratten waren früher die einzigen Bewohner dieser Giftgruben, aber seit dem letzten Brande scheinen auch sie vertilgt zu sein. Die Gewinnung des Quecksilbers in den Hütten, seine Verpackung und Verendung, sowie überhaupt seine mercantilischen Verhältnisse bilden dann interessante Punkte der Beschreibung. In welcher Zeit tritt mit den eben besprochenen europäischen Quecksilberminen auch noch Neuadmaden in Californien in starke Konkurrenz, wodurch der Preis bedeutend herabgedrückt worden ist.

Damit wollen wir nun die Beschreibung dieses Buches beschließen. Man sieht, es enthält vortreffliche Lesestücke und den besten Werken über die Natur- und Culturgeschichte der Erde und ist ganz dazu geeignet, sich zum Liebling des gebildeten großen Publikums zu machen.

2. Aus Natur und Wissenschaft. Studien, Kritiken und Verhandlungen von Louis Büchner. Leipzig, Thomas. 1883. Gr. 8. 2 Thlr.

Mit geringer Ausnahme enthält dies Werk Aufsätze und Besprechungen, welche in verschiedenen Zeitschriften schon einmal

wissenschaftlich worden sind. Der Verfasser führt sie hier nur beiläufig einem größern Kreise von Lesern vor, damit das Interesse für den Kampf der Materialisten gegen die Idealisten immer mehr lebendig und zu einem allgemeinen werde. Die scharfe Art der Beurtheilung der Schriften, welche mit denen des Verfassers nicht auf gleicher Wasse stehen, ist längst bekannt, und weiß man, daß er ein vernünftiges großes Publikum hinter sich hat, welches mit ihm lacht und mit ihm höhnt. Für diesen Leserkreis wird das Buch eine sehr willkommene Erscheinung sein. Aber auch für die Männer von Fach beider Parteien gewährt das Ganze Interesse durch die geistreiche übersichtliche Vorführung der neuesten Kampfpunkte zwischen den Kämpfern für die Erfahrungsnaturkunde und denen für die speculative Naturphilosophie. Daß der Verfasser mit lobender Begeisterung von dem genialen Francis Bacon redet, wird ihm alle aufrichtigen Freunde der Naturwissenschaften gewinnen helfen, denn wer es ehrlich meint mit dem Erforschen der Wahrheit auf diesem Gebiete, dem steht das freie und selbständige Denken jenes großen Briten wahrlich viel höher als das Anpassen und Einschmiegen in ein gewisses philosophisches Schulsystem. Doch so wie schon Bacon ganz entschieden darauf hingewiesen hat, daß die Erfahrungsnaturwissenschaft erst dann die vollendete Reife erhalten habe, wenn man sie bis zur Idee emporgehoben habe, so werden auch unsere heutigen Materialisten erst dann wahre Männer der Wissenschaft geworden sein, wenn sie im Bacon'schen Sinne auch vernünftige Idealisten geworden sind. Und wenn man die letztern Arbeiten des Verfassers mit seinen frühern in Vergleich bringt, so läßt es sich kaum bezweifeln, daß er auf dem geradesten Wege der Bereinigung beider Parteien ist. Er kann sich nur immer noch nicht ganz frei machen von der kleinlichen Sprache gekränkter Parteiliebe. So sagt er in vorliegendem Werke: „Ein einheitliches, von der offiziellen Heuchelei der Gegenwart noch nicht getrennter Grundgebäude, über dessen Werth und Bedeutung die Zeit und die Zukunft wol anders urtheilen werden als das Parteigewühl und die Kurzsichtigkeit des Augenblicks, verbindet und umschließt die Schriften untereinander.“ In solchen Anstellungen verleiht sich eine stark verlegte Gültigkeit, wozu sich ein freier großer Geist eigentlich nie verleiten lassen sollte. Solche Persönlichkeiten, wenn sie auch noch so allgemein gehalten sind, bringen keinen Gewinn, als ein lautes Weisfalschen von Leuten, welche eigentlich gar keinen Beruf zum Mitreden haben. Dieser Anfang ist nicht gerade geeignet, der betreffenden Partei einen ehrenden zuverlässigen Halt zu verleihen; der Verfasser hat wohl, sich davon ganz frei zu machen.

Die vorliegende Schrift enthält 27 Aufsätze: über Licht und Leben, über Gottesbegriff und seine Bedeutung, über Unsterblichkeit der Kraft, über Erde und Ewigkeit u. s. w. Im Fall der Hand beifällig aufgenommen werden sollte, hat der Verfasser die Absicht noch einen zweiten nachfolgen zu lassen, in welchem die Tagesfragen der physiologischen Naturkunde zur Sprache gebracht werden sollen. Offenlich wird sich der Verfasser durch die Aufnahme in d. Bl. nicht von seiner guten Absicht abbringen lassen. Vielleicht entschließt er sich auch, bei der in Aussicht genommenen Fortsetzung einige bittere Gältelein wegzulassen, welche die Wissenschaft selbst nicht gerade zur Ehre gereichen, auch wenn sie keinen starken Beweis für ihre Wahrheitsgrundlage abgeben.

Der Aufsatz „Franz contra Schleiden“ ist schon 1857 unter dem Titel „Herr Professor Schleiden und die Theologen“ veröffentlicht. Er liefert einen Beleg dazu, wie unser Verfasser einen Gegner zu behandeln pflegt. Schleiden hatte in „Westermann's Illustrierten Monatsheften“ ein kräftiges Wort gegen die Materialisten mit ihren „Tertianerbeweisen“ veröffentlicht. Er machte dabei die merkwürdige, wenn auch mit allen Erfahrungen der Neuzeit conträdictorische Anbeziehung, daß die Naturwissenschaften mit den Gegenständen der Philosophie oder des Theismus gar nichts zu thun und sich nur mit der Körperwelt zu beschäftigen haben.“ Die Stelle, worauf hier hingedeutet wird, ist: „Alle diese Gebiete bewegen sich im Geistesleben der Men-

schen, und das wird von den Materialisten so ist es“, ruft der: ist wirklich so, er hat es gesagt will, mag es selbst lesen auf 1 res 1856; und wenn er die 6 Buch getrost wieder aus der Hand Variationen über dieses ein Menge der bisshigen Ausfälle, gegen die Materialisten, bald geg redet in dieser gereizten Weise noch Hauptthema, auf Franz' Schr Diesem frommen Manne ist Schl alle, welche der heutigen Naturf geredet haben. Nach seiner Ur und den Philosophen nicht durch Gründe austreiben, sondern durch ligistisches Leben; dazu sei ein U Herrn auf den Altar der heutig es ihre Brandopfer, Holz, Steine aufsteckt in der Grube. Franz lungsvorschlag, die Theologie trennen, einen gar nicht zu Rechte der wahrhaften Bildung, eifert mit gewaltigen Worten er sich sogar gegen die Kopie und meint, wer heutigen Tags i mus der Bewegung der Erde loser Materialist. Das ist die Doctors der Theologie, Superintendenten und Oberpfarrern zu St. Jakobi in Sangerhausen, der in unserm Jahrhunderte lebt und lehrt und wirkt. Man wird starr und stumm bei den Huthausbrüchen eines Mannes, der nach Christi Vorbilde nur Liebe und Duldsamkeit predigen sollte. Der gütige Himmel mag uns in seinen gnädigen Schutz nehmen und uns vor solchen zelotischen Jorannaturen bewahren, welche ihren hohen Beruf so unwürdig verkommen und missbrauchen! Doch ist es noch besser, diese beschränkten Köpfe zu belächeln, als zu bekämpfen.

Von den Aufsätzen, welche bisher noch nicht an die Öffentlichkeit getreten sind, nennen wir nur „Materialismus und Spiritualismus“, „Ewigkeit und Entwidlung“, „Philosophie und Erfahrung“, „Zur Entfaltung der Seele“, „Physiologische Erbschaft“, „Instinct und freier Wille“. Sie sind ziemlich alle durch irgendeine literarische Erscheinung der Gegenwart veranlaßt worden. Ueberall steht der Verfasser kampfergütet auf seinem Posten und sieht mit Muth und Kraft für den sogenannten Materialismus oder richtiger gesagt für die Erfahrungsnaturkunde, und es ist wahrlich nicht zu leugnen, daß er dazu auch den gehörigen Geist und das erforderliche Wissen hat. Sein Standpunkt hat sich allmählich geklärt und zeigt nur noch hier und da die Ausbrüche einer unvollendeten Nachgärung. Er weiß seine Leser sehr interessant zu unterhalten und für sich zu gewinnen, selbst wenn er nur bei der Sache bleibt und alles Persönliche zur Seite schiebt; darum fehlt es uns nicht an gegrüßeter Hoffnung, daß er bald gar nicht mehr persönlich hadern wird. Wir wollen zum Schluß nur noch etwas aus dem sehr belehrend geschriebenen Aufsatz über physiologische Erbschaften zur Mittheilung bringen. Der Verfasser ist mit Waig der Ansicht, daß unter günstigen Umständen eine regelmäßige Vererbung ursprünglich bloß individueller Eigenthümlichkeiten stattfindet, und daß diese Vererbung ebenso wol für viele erst erworbene als für angeborene Charaktere eintreten kann. So sah z. B. Williamson in Carolina Hunde, denen drei bis vier Generationen hindurch der Schwanz fehlte, weil eines der Stammältern ihn zufällig verloren hatte. „Eine dreijährige Kuh“, erzählt Haer, „welche ihr linkes Horn durch einen Viterungsproceß verloren hatte, warf drei Kälber, welche statt des linken Horns nur kleine Hautknoten hatte.“ Solche Beispiele werden in großer Menge vorgeführt. Der Verfasser ist der Ansicht, daß sich die Sache nicht durch eine Mangelhaftigkeit der dabei wirkenden

Naturgesetze erklären lasse, sondern bloß dafür spreche, daß wir hier die wahren Ursachen der Erfahrung gar noch nicht kennen gelernt haben; es sei dies ein Punkt, welcher der eigentlichen wissenschaftlichen Aufklärung erst noch bedürfe. Das ist ein ehrenwerthes ethisches Geständniß. Dann wird auch des wunderbaren Materialismus Erwähnung gethan, worüber besonders Leines Beobachtungen eingesammelt hat. Es ist dies die Thatsache, „daß eine Mutter, welche einmal geboren hat, nunmehr allem später mit einem andern Vater erzeugten Nachkommen etwas von den Eigenthümlichkeiten des ersten Erzeugers mittheilt. So bringt eine Stute, welche einmal von einem Esel besprungen wurde und ein Maulthier geboren hat, später bei der Begattung mit Hengsten Pferde hervor, welche etwas Eselartiges an sich haben. Sir Overard Home hatte eine Stute reiner englischer Rasse, die im Jahre 1816 von einem Duaggahengst (gestreifter afrikanischer Esel) besprungen wurde und einen Bakard zur Welt brachte, der ganz den Typus des Vaters wiederholte. Dieselbe Stute wurde 1817, 1818 und 1823 von edeln Hengsten besprungen, aber alle drei Füllen waren, obgleich die Stute den Duaggahengst seit 1816 nicht wieder gesehen hatte, mit den merkwürdigen Zeichnungen des Duaggahengstes versehen. . . . So sehen auch bisweilen bei dem Menschen Kinder der zweiten Ehe dem längst verstorbenen ersten Manne ähnlicher und sind im Physischen ihm mehr gleich als ihrem wirklichen Vater. Ebenso bringt eine Negerin, welche einmal mit einem Weißen ein Kind gezeugt hat, später bei der Begattung mit Weißen Kinder hervor, die immer heller und dem Vater ähnlicher werden, bei der Begattung mit Schwarzen aber nie mehr ganz schwarze, sondern braune Kinder, welche stets etwas vom Typus des Weißen an sich haben. Wenn daher ein Mann eine Witwe heirathen will, welche in einer fruchtbaren Ehe gelebt hat, oder ein Mädchen, das bereits geboren hat, so möge er wol danach fragen, wer der erste Mann oder der erste Vater gewesen ist, da die größte Wahrscheinlichkeit dafür ist, daß seine eigenen Kinder von dem Typus des ersten Erzeugers etwas an sich haben, ja, möglicherweise Krankheitsanlagen und dergleichen von demselben ererben werden. Jedenfalls beweist die Thatsache, so schwer sie auch zu deuten oder zu erklären sein mag, von neuem den mächtigen Einfluß der Erbllichkeit und ist ein interessantes Beispiel dafür, wie die in einem Organismus stattfindende Lebensbewegung durch fremde Einflüsse modificirt zu werden und diese einmal stabil gewordene Modification auch auf alle weiteren Descendenten zu übertragen vermag.“ Später wird auch die psychologische Seite dieses ebenso interessanten als bedeutungsvollen, aber doch vielleicht noch fraglichen Themas zur Sprache gebracht. Der Verfasser versichert allerdings, nur verbürgte Thatsachen mitzutheilen und regt zum Einsammeln neuer Erfahrungen an. Zum Erklären sei der Gegenstand noch lange nicht reif genug, man sei noch nicht einmal zu einem durchweg geltenden Naturgesetze gelangt.

Wir haben allerdings nur wenig aus dem Buche zur speciellern Besprechung bringen können, indeß wird das Verührte doch schon zu der Ueberzeugung geführt haben, daß das Ganze eine ebenso anziehende als belehrende Lectüre für jeden ist, der sich für die gegenwärtigen Hauptfragen der Physiologie und Psychologie, der Naturkunde und Naturphilosophie, des Materialismus und Idealismus interessiert.

3. Kosmos. Bibel der Natur. Das Anziehendste aus dem Gesamtgebiete der Naturforschung zur Veranschaulichung der Majestät des Ewigen in seinen Werken. Für Gebildete aller Bekenntnisse. Von August Nathanael Böhner. Erste Lieferung mit Titelbild von Edmund Rufen. Hannover, Kümpler. 1862. Lex. 8. 1 Thlr.

Dies Buch ist besonders den zartfühlenden Seelen und poetischen Herzen zu empfehlen, welche sich glücklich fühlen in einer heißen Liebe zur großen schönen Natur, und denen diese Liebe viel höher steht als alles Wissen und Können der Menschen auf Erden! Da übrigens in dieser beschaulichen Beschäftigung mit

der Natur nie die Beziehung der Menschen zum Schöpfer außer Acht gelassen wird, so stempeln sie sich überall zu den Stunden der Andacht, zu einer Bibel der Natur. Das Ganze will eine Verehrung des Schöpfers durch die Einsicht in die Schöpfung sein, und wer mit diesem Princip einverstanden ist, der wird das Werk mit großer Befriedigung lesen.

Die vorliegende erste Lieferung enthält außer der Einleitung, welche sich über Zweck und Plan des ganzen Werks ausspricht, die Grundbegriffe von dem Bau des Himmels, also den astronomischen Theil. In ähnlicher Weise sollen die künftigen Lieferungen „Die Wunder des Lichts und der Atomenwelt“, „Die Urwelt und das Weltmeer“, „Das Luftmeer und die neuere Meteorologie“, „Das Reich der Pflanzen“, „Die Künste und das Seelenleben der Thiere“, „Der Wunderbau des thierischen Organismus“, „Die staunenswürdige Harmonie in der Haushaltung Gottes“, „Der Mensch, als Krone der Schöpfung nach Leib, Seele und Geist“, „Die unermeßliche Lebensfülle des Gottesreichs“, „Die Unsterblichkeit des Menschengeistes und die Aussicht in die Ewigkeit“, besprechen.

„Das Erhabene“, sagt der Verfasser in der Einleitung, „was die gründlichsten Forscher entdeckt, was die Geistes mit Entzücken geschaut, gedacht und empfunden haben, diesen Reichtum in volkreichlicher Sprache zu veranschaulichen und zum Gemeingut aller Gebildeten zu machen: dazu möchten diese Betrachtungen ein Sandkornlein beitragen. Sie wollen aus dem überaus reichen Schatz des Naturwissens nur das Angenehme und Lehrreichste herausheben, um im Leser die Liebe zum Selbstforschen zu wecken und ihm eine Einsicht in das Reich der Schöpfung zu öffnen, welche dem aufstrebenden Geiste den fruchtbarsten Denkfloss, dem Wahrheitsfreund die wichtigsten Aufschlüsse über den Zweck seines Daseins, dem Geschäftsmann eine erfrischende Quelle geistiger Erquickung, jedem Gebildeten ohne Rücksicht auf das Glaubensbekenntnis einen lebendigen Anschauungsunterricht über die Weisheit und Machtvollkommenheit des Schöpfers gewährt.“ Der Plan ist groß und die Absicht edel und praktisch. Schon aus diesem Grunde wünschen wir dem Unternehmen das beste Glück. Doch zeigt auch das bereits gelieferte die Möglichkeit, den Plan durchzuführen und die Absicht erreichen zu können. Der Verfasser ist seinem Thema ganz gewachsen, so oft es sich darum handelt, auf die Erhabenheit der Naturgesetze mit begeisterten Worten hinzudeuten; das ist aber auch schon das Wichtigste seiner großen Aufgabe, und wenn dann auch in dem Entwickeln und Nachweisen der Gesetze hin und wieder nicht alle Wünsche befriedigt werden sollten, so darf man nicht übersehen, daß hier von einem eigentlichen und wissenschaftlichen Begründen der einzelnen Naturfächer nicht die Rede sein soll. Wir wollen in letzter Beziehung nur einmal eine Stelle aus dem Buche hervorheben, welche sich auf die neuere Beweise der Achsendrehung der Erde beziehen. „Bestreue das Wasser in einem großen runden Gefäß, welches an einem völlig ruhigen Orte steht, wo keinerlei Luftzug noch irgendeine Erschütterung das Gleichgewicht des Wassers stört, mit einer dünnen Schicht von Bärappfamen, jedoch so, daß sie den Rand des Gefäßes nicht berührt. Dann streue einen Streich von Koblenspulver über die Mitte der Bärappfamschicht und lege genau in der Richtung des schwarzen Strichs einen Stab diametral auf den Rand des offenen Gefäßes, der das Wasser nicht berührt. Nach einigen Tagen, während welcher das Gefäß ganz ruhig stehen bleibt, wirst du bemerken, daß der schwarze Strich auf dem Wasserspiegel seine Lage zu dem festliegenden Stab in dem Sinne geändert hat, als ob er sich von rechts nach links um den Mittelpunkt der Bärappfamschicht herumgedreht habe. Diese Thatsache beweist uns unabweislich, daß sich die Erdkugel von West nach Ost um ihre Achse dreht.“ Ohne weiter in die Erklärung dieses ange deuteten Phänomens einzugehen, fährt der Verfasser seine Leser sogleich in das Gebiet der Pendelgeschäfte und scheint es gar nicht zu ahnen, daß dieselben gar gern noch etwas mehr Befriedigung und Aufschluß über jenen Versuch haben möchten. Das künftlich hingeworfene Wort über das Po-

herausgerathen wird er doch nicht für eine Erklärung ausgeben wollen? Dann möchten die Männer von Fach überhaupt bei auch noch sehr bedenklich den Kopf schütteln und das ganze Phänomen als ein solches ansehen, welches der phantastische Verfasser sich sehr hübsch ausgesonnen hat, aber wofür ihm die Erfahrung selber noch die Bewahrheitung schuldig geblieben ist. Es läßt sich wol kaum anders als eine wissenschaftliche Uebersetzung nennen. Daß er den großen Akademiker Rühr, welcher zur Bewahrheitung der Tagesrechnung der Erde 1671 nach Bayern gesandt war, Richter nennt, ist wahrscheinlich nur ein Druckfehler. Doch abgesehen von diesem und noch mehreren andern Ausrüstungen, besitzt das Werk sehr viel gute Eigenschaften besonders für contemplative Leser.

Friderich Birbaum.

Der General Dietrich von Rüstig und der Dichter Novatis.

General Dietrich von Rüstig, sein Leben und sein Wohnst. Nach vier noch angebrachten Briefen an ihn von seinem Jugendfreunde Novatis und einem Facsimile von dessen Handschrift. Von Adolf Peters. In der funfzigjährigen Jubelfeier der Volkshochschule bei Leipzig. Meissen, Moske. 1863. Gr. 4. 15 Mgr.

In der in Nr. 25 d. Bl. enthaltenen Notiz „Der Aufschwung der Welt an deutscher Kunst, Literatur und Wissenschaft“ drückte ich meine Verwunderung darüber aus, daß es noch niemand unternommen habe, die Verdienste des deutschen Adels um Kunst, Poesie und Wissenschaft in einem besondern Werke zusammenzufassen und zu beleuchten. Und zwar machten wir dabei vorzugsweise auf die Verdienste aufmerksam, welche sich der gebildete Theil des deutschen Adels in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in dieser Richtung dadurch erworben, daß er seine Straße daran hatte, hervorragende Talente in jeder Weise zu fördern und zu schützen. Gerade dies scheint eine Hauptaufgabe einer bevorrechteten und bevorzugten Menschenklasse zu sein, die das „Noblesse oblige“ zur Devise hat; gerade durch den Erbgang und die Förderung, welche sie den Wissenschaften, den Künsten, den Bildungsanstalten aller Art, kurz allen Hauptwerken nationaler Culturen angedeihen läßt, trägt sie vorzugsweise zu der Nation den gehörenden Antheil bei, der ihr an Geburt und Standesrechten zugesprochenen Capitals ab, und sie wirkt dadurch segensreicher und in wahrhaft adelichem Sinne, als wenn sie wie hienütz das bloße Mäcenatenthum ausübt und es vorzieht, sich zu produciren und die ohnehin starke Concurrenz auf dem Gebiete der literarischen und künstlerischen Concurrenz zu vermeiden, obgleich wir natürlich wirklichen Talenten und dem Wohlstande das Recht des Selbstschaffens keineswegs verbieten zu verkümmern wollen. Man kann sagen, daß die höhere Gelehrtheit des Adelslandes in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dieses schöne Vorrecht, Patrons hervorragender Talente zu ihnen für die Belehrung und den Genuß, den sie von ihnen hatten, dankbar zu sein, im eminenten Sinne ausübten. Zu den Namen einiger unserer größten Dichter und Schriftsteller sind die Namen einiger deutscher Adelsgelehrter aufgeführt worden; so der Name des Grafen Stadion mit dem Namen Wieland's, der Name der Dalberg, Holzogen, Bernstorff, Schumacher u. s. w. mit demjenigen Schiller's, der Name der Gräfin Stollberg mit demjenigen von Voß, der Name des Prinzen Peter Wilhelm von Solms und der der vortheilhaften Erwähnung des Grafen Wilhelm von Büdingen mit demjenigen Schiller's. Allen voraus aber leuchtete, wie aller Welt bekannt, die Herzogin Wilhelmine von Sachsen-Weimar, Amalie, und deren Sohn Karl August. Wir nennen nur diese; aber wir könnten leicht Register von Namen adelicher Personen und regierender Herren, welche den Talenten der damaligen Zeit ihren Erbgang angedeihen ließen, sehr ansehnlich vermehren, namentlich auch, wenn wir der vielen in gleicher Richtung wirkenden Frauen, wie Landgräfin Luise von Hessen-Darmstadt u. s. w., gedenken würden.

In diesen Nothen über den General Dietrich Peters, Professor am G. demselben, dessen unter 2 in zweiter vermehrter Auflage wegen ihrer tiefen d. Bl. belobt wurden. der Sohn jenes Ernst danken, daß der talentvolle Function als Rath wurde, die Schule und sein Willig hätten wir ihnen nicht, und auf, wie so manches 2 Denker oder Künstler sie hätten verkommen sein mag, weil sein Willig da war, das Genie in ihm zu entdecken und die nöthigen Opfer zu bringen, die zu seiner Ausbildung erforderlich wurden. Mit Bezug auf das Freiwerden von Rüstig edelmüthige Handlung bemerken wir früher in d. Bl. in unserm Bericht über Immanuel Hermann Fichte's Biographie seines Vaters, des berühmten Philosophen: „Das Verdienst, ein vielverheißendes Talent zu erkennen, aus der Menge hervorzuziehen und für seine Entwicklung Sorge zu tragen, ist so groß wie irgendein anderes“, Worte, die wir nicht den ihnen vorhergehenden in der vorliegenden Schrift eintreten lassen. Leider starb Ernst Haubold von Rüstig bereits am 6. März 1774 in den Wäldern von Pisa und wurde in Livorno „christlich beerdigt“. Er gehörte zu den vielen Adelichen damaliger Zeit, von welchen wir oben sprachen, die nach höheren Gütern trachteten als diejenigen sind, welche die Welt gewahren kann, die ihre Innenwelt auszubauen und zu bereichern suchten und zu diesem Zwecke mit an Geist und Humanität hervorragenden Männern innige Freundschaftsverhältnisse anzuknüpfen beflissen waren. Solch ein enges Seelenbandnis verknüpfte ihn auch mit Goethe. Der Verfasser erzählt: „Wie zu jener culturgeschichtlichen Begebenheit, so gab Ernst Haubold's frommer Sinn auch den Anstoß zu einem neuen persönlichen und brieflichen Verkehr mit Goethe, der öfter die Ferienzeit bei seinem Freund und Wäner in Oberan zubrachte und dort auf das herzlichste und sorgsamste gelehrt und gepflegt wurde. Noch jetzt trägt ein tempelartiges Gedenken an den dortigen Höhen, wo der begeisterte Sänger der Schöpfung und das Schöpfers dankt der schönen Ansichten genug, dessen Namen. Seine werth stehlichen, dann immer gemüthlicheren Briefe an Ernst Haubold, deren Originale sich im lebendigen Archiv befinden, sind durch Frau von Braun mit Erlaubnis des Kammerherren von W. in der Schrift: „Goethe's Briefe an Fräulein Erdmuth von Schönsfelds (Leipzig 1861; als Manuscript gedruckt; zu haben beim Comité des Goethehauses zu Hainichen), Abhang S. 264 fg., veröffentlicht worden. Sie malen Goethe's Wesen und Lebensart, aber auch Ernst Haubold's Fürsorge für ihn auf eine rührende Weise.“

Auf Verhältnisse dieser Art, die damals über ganz Deutschland verbreitet waren und sogar, was gewiß alles sagen mag, zwischen Schriftstellern und Verlegern stattfanden (z. B. zwischen Herder und dem braven Forstmann), hat man bisher in unsern Literaturgeschichten viel zu wenig Werth gelegt; und doch haben sie zur Entwidlung und zum Gedeihen unserer Literatur innerhalb jener Periode, die einen strahlenden Lichtpunkt im Culturleben der deutschen Nation bildet, sehr wesentlich beigetragen. Der Gegenstand ist auch wol zu gemüthlich und zu beschämend für unsere Generation.

Mit Bezug auf den Philosophen Fichte wollen wir an dieser Stelle nur noch bemerken, daß der Verfasser sich in Stand gesetzt sah, eine irrthümliche Angabe zu berichtigen, die sich in J. F. Fichte's biographischem Werke vorfindet. Es wird hier nämlich berichtet, Fichte habe vor der Aufnahme in Schulpforta, noch die meißner Stadtschule besucht. Der jetzige Rector derselben, G. G. Radestock, hat auf des Verfassers Bitte die

Güte, die „sehr genau geführten“ Schülerverzeichnisse aus den Jahren 1771—74 aufs sorgfältigste durchzusehen; aber Fichte's Name findet sich darin nicht.

Der Sohn-Ernst Haubold's, der General Dietrich von Miltitz (geb. den 30. Januar 1769), dessen Leben und Verdienste in vorliegender Schrift geschildert werden, hat für d. Bl. namentlich wegen seines Freundschaftsverhältnisses mit dem Dichter Novalis (Friedrich von Hardenberg), wie durch seine deutsch-patriotischen Bestrebungen in schwerer Zeit Interesse und Bedeutung. Bevor wir jedoch hierauf und namentlich die bisher ungedruckten vier Briefe von Novalis an Miltitz zu sprechen kommen, wird es doch wol nöthig sein, einige Punkte aus Dietrich von Miltitz' Leben hervorzuheben und dieses wenigstens mit einigen Strichen zu skizziren.

In seinem zehnten Jahre wurde Dietrich, der bis dahin im Hause seines Vormundes, des Grafen von Einsiedel, mit dessen zwei Söhnen unter persönlicher Leitung des Grafen erzogen worden war, in das Herrnhuter-Gymnasium zu Riechy gethan, und gegen das Ende seiner Gymnasialzeit siedelte er nach Barbü über. Die Briefe der Mutter, einer geborenen Henriette Luise von Schönberg, an den Sohn geben den Beweis, daß dieselbe zu den ausgewählten Frauen jener Zeit gehörte, die mit großer Bildung und praktischem Verstand zugleich Gemüth und Herzengüte verbanden und auf ihre Umgebungen im wohlthätigsten Sinne wirkten. Das Emancipationsfeber hatte damals die Frauen noch nicht ergriffen; die Gattinnen und Mütter jener Zeit kannten und übten den eigentlichen Beruf des Weibes besser als gemeinlich die Gattinnen und Mütter in unserer Zeit. Dietrich hatte kleine Schulden gemacht. Daraus schreibt die Mutter an ihn: „Ich frage dich nicht, was du mit dem Taschengeld gemacht hast; denn Verlangen, alles zu haben, was man sieht, Unerfahrenheit und, wie ich hoffe, kleine Almosen können einen mit drei Thalern gespickten Beutel wol leer machen, und ich wundere mich also nicht, wenn ultimo nichts mehr im Sack ist. Aber Schuldenmachen ist eine andere Sache, bei der ich mich ein bißchen aufhalten muß.“

Und nun läßt sie eine kleine reizende Erzählung „Die kleine Schuldenmacherin“ folgen, worin sie schildert, wie sie selbst einmal als funfzehnjähriges Mädchen, durch Puffsucht verleitet, Schulden gemacht habe und in welche Verlegenheiten und Verdrängnisse sie dadurch gerathen sei. Ein andermal, nachdem Dietrich die Universität Wittenberg bezogen, schreibt sie an ihn: „O mein guter lieber Dietrich, werde doch was Ganzes! Du magst werden, was du willst, sei nur das was du bist ganz, und ich bin über dich ruhig.“ Michaelis 1787 ging er nach Leipzig, um seine Rechtsstudien fortzusetzen. Die Mutter erlebte die Freude, daß ein Professor dem Minister Lohden erzählte, „wie sehr wenig die jungen Leute mit auf die Universitäten brächten, dort nicht applicirt wären, wie die Hasen auf den Gassen herumlaufen und daß die Bürgerlichen noch weniger lernten als die Adelslichen und es in unmännlichem Wesen den Edelenten zuvorthäten“; daß dagegen ein junger Miltitz sich unter den Studirenden sowohl in Abwartung seiner Collegien als in sittlicher und männlicher Aufführung ausgezeichnet habe und die Achtung der Universität mit zurücknehmen werde. Mit Bezug hierauf schreibt sie: „Loben empfang mich gleich mit dieser Nachricht und ob mir gleich mein Gedächtniß sagte, daß es nicht so ganz richtig mit der Abwartung der Collegien und mit der Application wäre und ich ein bißchen roth bei diesem Lobe ward, so richtete doch der Gedanke mich auf, daß doch mein Sohn als ein vernünftiger Mensch mit Wahrheit affirmirt werden könnte. Ich schreibe dir dies, weil ich weiß, daß du zu flug bist, um hochmüthig über das Lob der Menschen zu werden, aber auch vernünftig genug, um dich zu freuen, daß deine Reputation ohne Flecken von der Universität kommt. Der Wunsch, der mir dabei einfiel, ist, daß du doch ja auch nach dem Examen noch alle Collegia mit anhörst, die vor der Messe gelesen werden, damit Ende gut alles gut ist.“

Kurz, Dietrich erhielt beim juristischen Examen die Genjur „Omnino dignus“ und es wurden ihm „summi utriusque juris honores“ übertragen, was um so höher anzuschlagen ist, da die Rechtsstudien eigentlich gegen seine Neigung gingen. Dietrich verfolgte deshalb diese Laufbahn auch nicht weiter, sondern trat in die sächsische Reiterei, zuerst unter die Dragoner, dann unter die Husaren, nahm aber den Abschied, nachdem er, auf einer Reise in der Schweiz begriffen, den Plan gefaßt hatte, im französischen Heere Dienste zu nehmen. Es sei ihm, schreibt er aus Lausanne am 26. Juni 1792, nach seiner Ueberzeugung unmöglich, seine Dienste zur Vermehrung und Fortpflanzung des Despotismus und der Tyrannei herzugeben, und das würde er, wenn er bei den gegen die französische Republik verbündeten Mächten Dienste nähme. „Ob ich gleich weiß“, fügte er hinzu, „daß unter den Franzosen eine große Menge schlechtbedenkender Menschen und lieberliches Gesindel ist, so ist nach meiner Ansicht doch ihre Sache die gute und die allgemeine der Menschheit.“ Dies machte der Mutter großen Kummer. Wir können uns nicht enthalten, einige bezeichnende Stellen aus einem ihrer Briefe mitzutheilen; sie schreibt am 28. April 1792: „Du hältst mich für eine Demokratin? Das ist komisch. Nein, mein Kind, weder Demokratin noch Aristokratin, noch alles, was und wie es noch heißt, ist weder in meinem Herzen noch in meinem Kopfe. Ich halte es mit der Mittelstraße und denke in der Politik wie in Religionsachen: die Simplicität und die Ordnung ist das Beste. Daß in Frankreich der Despotismus Lawfende unglücklich machte, ist richtig, aber macht die jegige Sünde nicht Millionen Menschen noch unglücklicher? Ist nicht Frankreich von jeher in Jank mit sich gewesen? Bald war die Nation Sklave, bald die Könige. Der Fehler liegt unstreitig in der Regierungsform und in dem Charakter der Nation. Leichtsinzig und grausam, eskomiatistisch in ihrer Liebe für ihren König, vergöttern sie entweder den Mann oder merden ihn. Aufgeblasen von ihren Verdiensten haben sie weder Kraft in ihren Köpfen noch Standhaftigkeit in ihren Systemen. Der Wig steht bei ihnen statt der überdachten Vernunft, bald sind sie Kind, bald Mann, bald kriechend, bald Held. Alles ist in Widerspruch bei dieser Nation, und gleichwol ist aus ihr der König, die Gesetzgeber, die Minister, das Parlament und der General. Daß so ein Staat endlich in Gärung kommt, ist kein Wunder, man muß sich wundern, daß es nicht eher geschah. Ich kann es den Fürsten nicht verdenken, daß sie sich dreinmischen.“

Weiter stellt sie ihm vor: „Ich bitte Gott, deinen armen Kopf und dein unruhig Herz in seine Cur zu nehmen. Sieh, mein Kind, da sitzt der Knoten. Du läufst der Ruhe nach, du suchst etwas, das dich glücklich machen kann, du denkst es in deiner Situation zu finden, du träumst von diesem und dem und am Ende findest du's nicht. Dies macht dich misanthropisch, cynisch und launisch, und daraus entstehen Projecte über Projecte, die dich verhindern, den geraden Weg zu wahrer Veruhigung zu finden. Ganz glücklich kann der Mensch nie auf dieser Welt werden, aber ruhig, gelassen und zufrieden kannst du werden, wenn du willst. Aber da mußt du auf dem kumpeln Weg der Vernunft bleiben und nicht verschmähen, den ordinären Gang, der für dich gebahnt ist, zu betreten. Dieser ist: zu reisen, dir Kenntnisse zu sammeln, ein ehrlicher und gesteteter Mann zu bleiben, und dann weiterzukommen, deine Güter anzunehmen, der Versorger deiner Unterthanen zu werden, dein Herz einer vernünftigen Frau zu schenken, deine Kinder gut zu erziehen und dem allgemeinen Wesen nützlich zu sein, wo und wie du kannst. Dies ist deine Bestimmung und seine Bestimmung zu erfüllen ist Pflicht, und nur seine Pflicht erfüllen kann den ehrlichen Mann glücklich machen. Alles andere sind Spinneweben, die zerreißen bei dem kleinsten Winde. Dies macht sogar den Mann ohne Religion ruhig. Wenn nun das Herz dieses Mannes geändert wird, wenn er Liebe zu Gott, Dankbarkeit für seine Wohlthaten empfindet, wenn er gewiß wird, daß jenes Leben ihn ewig glücklich machen wird: es dann

wird dieser Mann schon hier nicht allein ruhig, sondern auch vergnügt und glücklich."

Auch sein väterlicher Freund, der Salinendirector Hardenberg in Weiskirchen, suchte ihn über seinen Eufachismus für das französische Volk und die französische Republik aufzuklären und schrieb ihm in demselben Jahre: „Wir wollen über die justitiam causam nicht urtheilen, aber wollten wir das wol gerne für den Herzog von Orleans freisprechen? Dann ist der St. Egalität und nicht wahrer Patriotismus die Nationalversammlung beherrscht, kannst du das leugnen? Wenn Lafayette, Bailly, Lottendal und alle die rechtschaffenen Mitglieder der ersten Nationalversammlung ihren Plan hätten andern können, so sollte mir dein Eifer nicht wehe thun; allein wenn ich dich als einen Defensor des rasenden Jacobinerclubs sehen sollte, das thut mir unendlich gefallen. Wie lange und es währen, so wird es Demokratie und seinen Kollegen so an Lafayette, Roussillon und andern gehn!"

Militz kam auch, angezogen des Ganges, welchen die Dinge in Frankreich nahmen, mehr und mehr von seinem Eufachismus zurück, reiste zweimal nach England, lernte hier eine Dame von großer Schönheit, Milly Sarah Anna Conkable kennen, mit der er sich 1798 vermählte und die ihm im Laufe der Zeit acht Kinder gebar, und lebte nun eine Reihe von Jahren ruhig und glücklich den Geinigen und den Wissenschaften auf Siebeneichen, „wo er vieler Trost und Hilfe ward". Zur Zeit der Herrschaft Napoleons gestellte er sich den deutschen Patrioten zu, welche die Befreiung des Vaterlandes im Stillen vorbereiteten; Männer von Huel, Klitz, Carlomag, Thielmann, Fichte, Rielmannsberger, Lerner, Vater und Sohn, Fouquet, Graf Wegler u. a. waren seine Freunde und fanden im Schloße zu Siebeneichen ein Asyl für ihre geheime politische Thätigkeit gegen Napoleon, wozu wissenschaftliche, in Gemeinschaft betriebene Arbeiten den so nöthigen Deckmantel herstellten. Noch im Jahre 1817 schrieb er an Milly: „Er beßte den edelsten Charakter, den er in dem verhängnisvollen Jahre 1813 bewährte, wo er im März und in den unmittelbar folgenden trübsten Tagen Gut und Blut freudig für die gute Sache einsetzte, und 1814 sehr wohlthätig durch Einfluß und Beispiel auf sein Vaterland einwirkte, und er gehört zu denen sehr wenigen, die sich unverändert tüchtig, rein und edel bewährten. Verzeihern Sie ihm, meine vortreffliche Freundin, ich bitte Sie, meiner höchsten Achtung und Freundschaft."

Bergeend suchte Militz, jetzt Gouvenerneurstrath, im Jahre 1814 die Theilung Sachsen abzuwenden, zu welchem Zwecke er zweimal in Wien und 1815 einmal in Berlin war. Nach vollendeter Theilung trat er aus dem sächsischen Dienste in preussische über, wurde zum Obersten der Infanterie ernannt, folgte dem General von Thielmann, diesem zu „besonderen Aufträgen" begeben, auf seinen Zügen in Frankreich bis Paris, wo er Mitglied der sogenannten gemischten Militärcommission war, ging im Januar 1816 als Divisionscommandant nach Eregny und rückte bereits 1817 zum Generalmajor auf. Nach dem Tode seiner ersten Gattin verheiratete er sich zum zweiten Male mit Charlotte von Lehzen-Dingelstedt, die ihm noch sechs Kinder schenkte. Im Jahre 1830, in seinem zweinundssechzigsten Lebensjahre schied er als Generalleutnant aus dem activen Dienst, um fortan auf seinen sächsischen Gütern sich, seiner Familie und den Wissenschaften, namentlich dem Studium der Theologie und Geschichte zu leben; doch war er auch öffentlich als Mitglied der ersten sächsischen Kammer thätig. Dietrich von Militz, der den Tode mit „christlicher Sehnsucht und der Ruhe eines Philosophen" entgegenschauete, starb am 29. October 1853, hat also ein Alter von 85 Jahren erreicht. Seine letzten Worte waren: „Abhorreo animam custodiam et adspirat libertatem."

Wir haben bereits seines freundschaftlichen Verhältnisses mit dem Dichter Novalis gedacht, dessen Vater Dietrich von Militz väterlicher Freund und Vormund war. Novalis besuchte hieselben Militz auf Siebeneichen und wohnte dann geröthlich, manchmal auf Wochen, auf dem Militz'schen Gute Waidhof,

eine halbe Stunde südlich von Sieben Pächter Agner. Berühmte Reliquien gegebenen, bisher angebrachten vier Bräu von Militz; doch beschränken wir uns durch einiger rührenden Stellen aus dem der sich auf den Tod seiner Braut, von Kühn, und auf seinen dem Tode Bruder Erasmus bezieht. Novalis ist „Die unerwarteten Vorfälle haben meine Antwort auf deinen freundschaftlichen Brief bisher verzögert. Es thut mir sehr weh, daß ich deinem theilnehmenden Herzen durch ihre Erwähnung einige trübe Stunden machen soll. Aber du erfährst es ohne dem und wirst es doch als einen Beweis meines Zutrans zu dir ansehen, wenn ich es dir selbst schreibe. Seit dem 19. März ist das Mädchen, an dem ich mit ganzer Seele hing, seit dem 19. März ist meine Sophie todt. Nicht leicht lebte jemand fester der höchsten Zukunft entgegen. Sie war die Seele meines Lebens. Nicht leicht steht jemand jetzt eine irdere Aussicht vor sich. Meine Wünsche und Bedürfnisse waren, wie die ihrigen, so beschränkt — und auch diese Schranken fand das Schicksal noch zu groß und verbannte mich und sie auf den Raum, den ein Grab einnimmt. Mein Vater liebte sie sanft — er meinte seit mehreren Jahren die ersten Thränen, wie er ihren Tod empfand. Meinestwegen könnt' ich jetzt still sein — die bitterste Resignation sollte Platz in mir finden — aber kann ich aufhören zu klagen, wenn wir jetzt täglich die Auflösung unsers Erasmus erwarten müssen? Denke dir meine guten Müttern, denen so ein Verlust so neu, so herb ist, die kaum sich vom Schrecken über mein trauriges Schicksal erholt haben. ... Der Gram über Sophies Abschied hat mich kumpf gemacht — ich leide weniger, als ich sonst gelitten haben würde. Wenn ihm auch vielleicht bald wohl ist, so hat doch meine Müttern in der bedauerndsten Lage. Auch ich bin ihnen ein weisses Blatt, das vielleicht bald vom Stamme abfällt. Sechs Wochen haben zwei glückliche Familien unglücklich gemacht und unaussprechliche Hoffnungen in endlosen Kummer verwandelt. Gott schütze dich und die Deinigen. Wünsche Erasmus und mir baldige ewige Genesung und meinen Müttern und Geschwistern Tröstungen von unerschöpflichen Lippen."

Novalis unterzeichnet sich als „unglücklicher Freund". Erasmus starb nur sieben Tage später.

Die beiden letzten Briefe vom 31. Januar und 12. Februar 1800 beziehen sich hauptsächlich auf den Pöphylter J. W. Ritter, von Novalis „von Geist und Herz der herrlichste Mensch von der Welt" genannt. Der Dichter bittet für diesen im ersten Briefe bei Militz um eine Unterstützung, und im zweiten dankt er für die ihm von Militz überlassene Summe von 60 Thalern. Er bemerkt weiter: „Die Idee zu dir zu gehen hab' ich mit gutem Bedacht nicht bei Ritter rege gemacht, weil ich dir damit eine schwierigere Last aufgebürdet hätte, und du den armen Abbé noch hast, den ich doch aus einer sehr sorgenfreien Lage zu verdrängen Bedenken trug."

Dieser Abbé hieß Blanchard und mußte Frankreich meiden, weil er non sermenté war, d. h. die religiösen Egelungen der republikanischen Verfassung nicht hatte beschworen wollen, er war also vor den Folgen derselben Grundzüge geflohen, welche Militz einst in jugendlicher Leidenschaft mit dem Degen in der Hand schismen wollte. Dieser Emigré suchte sich in mancherlei Weise nützlich zu machen und ertheilte z. B. den Militz'schen Kindern den ersten Unterricht im Französischen.

In den Anmerkungen zu diesen Briefen bekunden sich dann noch zwei Stellen aus Briefen von Karl von Hardenberg, dem dritten Bruder Friedrich's, an Militz, welche über des Dichters Krankheit und Tod berichten. Karl von Hardenberg schreibt aus Weiskirchen den 19. Februar 1801: „Mit uns geht es leider nicht zum besten, gerade so wie ich mir es lange erwartet und alle Kräfte es vorausgesetzt hatten: die übeln Krämpfe vermehren sich und die Kräfte sinken. Doch er glaubt sich jetzt besser und Gott gebe, daß sich seine Leiden nur nicht vermehren;

denn diese sind doch noch erträglich, besonders da der Schlaf wenigstens nach Mitternacht leidlich ist. Daß unsere Hoffnungen sehr schwach sind, kannst du denken, besonders seitdem die Füße anfangen zu schwellen.“ Darauf schreibt derselbe ebendaher den 26. März 1801: „Du hast immer so herzlichen Antheil an uns genommen, mein guter Miltig, daß du gewiß uns auch jetzt deine Thränen nicht versagen wirst, da unser guter F. (Friedrich) nicht mehr ist. Gestern Mittag $\frac{1}{2}$ Uhr entschlief er so sanft und ruhig als möglich. Er litt bis zuletzt wenig oder nichts, wurde besonders die letzten drei Wochen sehr heiter, ahnte aber nichts von seinem Tode noch gestern Morgen, schlummerte um 10 Uhr ein und erwachte nicht wieder.“

Dieser vielfach interessanten Schrift schließen sich in einem besondern Heft sechs Bildnisse an, der Mehrzahl nach photographische Copien nach meist schönen lebensgroßen Delbildern aus den sebziger und neunziger Jahren, welche das Schloß Siebeneichen schmücken. Die Bildnisse Ernst von Haubold's, seiner Gattin, seines Sohnes Dietrich und Hardenberg's, Vaters des Dichters, sind nach lebensgroßen, von dem berühmten Porträtmaler Anton Graff in den Jahren 1770, 1793 und 1794 in Del gemalten Brustbildern; Sarah von Miltig ist nach einem Pastellgemälde von Dora Stodt, der Schwägerin C. G. Körner's, photographirt. Der Dichter Novalis ist nach dessen von C. von Bülow entbedrten und vor dem dritten Theile von Novalis's Schriften (Berlin 1846) veröffentlichtem Bildnisse dargestellt; doch scheint es keineswegs außer allem Zweifel zu sein, ob hier nicht einer seiner jüngern Brüder abgebildet ist. **H. M.**

Ein Roman aus der Gegenwart von Robert Waldmüller.

Gehrt Hansen. Roman aus der Gegenwart. Von Robert Waldmüller. Vier Bände. Berlin, Janke. 1862. 8. 4 Thlr.

Der Grundgedanke vorliegenden Romans ist im wesentlichen der, daß wer sich die Kunst zum Beruf wähle und etwas Bedeutendes in ihr leisten wolle, sich ihr mit ganzem und reinem Herzen hingeben müsse. Nicht bloß Genie fordere sie von dem Jünger, der nach ihrem Lorbeer ringe, sondern auch einen sittlichen Charakter und Harmonie der Seele; ohne diese letztern sei die Empfangniß eines Ideals und seine künstlerische Verwirklichung nicht möglich. Diesen Grundgedanken hat unser Autor in dem Lebensgange eines deutschen Bildhauers durchzuführen gesucht. Leider nicht, müssen wir hinzufügen, mit hinlänglicher Consequenz, Zusammengekommenheit und Klarheit, um eine überwältigende Wirkung hervorzubringen.

Gehrt Hansen, der Bildhauer, tritt uns bereits von vorn herein als gewordener Künstler entgegen, und nur erst aus nachträglichen Andeutungen erfahren wir, daß er sich, als Werdender, unmoralischer, selbst verbrecherischer Mittel bediente, um in der Hauptstadt Englands sein Talent auszubilden und mit speculativer Berechnung in den Sphären der höchsten Gesellschaft zur Geltung zu bringen, daß ihn deren Strudel aber allmählich und unmerklich von dem wahren und reinen Kunststreben abgezogen habe. Mit diesem Zeitpunkt beginnt die eigentliche Handlung des Romans. In der Absicht, seiner Künstlerkraft die letzte Weihe zu geben, geht Gehrt nach Rom, nachdem er zuvor mit dem crassesten Egoismus an seinem väterlichen Freund und Protector, einem reichen englischen Kunstmäcen, Verrath geübt, in seiner Vaterstadt Glückstadt, im Herzogthum Holstein, mit Uebervorteilung seiner Brüder eine nicht unbedeutende mütterliche Erbchaft für sich allein eingezogen, sich selbst aber heimlich dem Dienst für die Befreiung seines Vaterlandes vom Dänenjoch (die Handlung spielt in den Bewegungsjahren 1848—50) entzogen und bei dieser Gelegenheit auch noch einen Todtschlag verübt hat. In Rom geräth er in die Schlingen einer intriganten ultramontanen Parteigängerin des Königs Bomba, einer übrigens schon „funfzigjährigen“ Principeffa, die ihn in allerlei unrühmliche Abenteuer verwickelt, in denen er, als bestochenes

Werkzeug, ja sogar als Spion und Bravo figurirend, durchgängig dem Leser den Eindruck eines moralischen Schwächlings und Feiglings macht. In diesen Verhältnissen verliert er nun seine Kunstwerke fast gänzlich aus den Augen, mit dem künstlerischen Triebe erlahmt auch die künstlerische Fähigkeit, und nach den bittersten Enttäuschungen und unter dem Alrdruck eines immer schmachvoller auf ihm lastenden Bewußtseins verläßt er das Gibraltar der Künstler wie ein Flüchtling. Die mit der Belagerung Roms durch die Franzosen verflochtenen Abenteuer Gehrt's in Italien füllen den ganzen zweiten und dritten Band des Romans.

Dem guten Glauben des Lesers werden hier starke Dinge zugemuthet, wie denn überhaupt das ganze Werk eine solide realistische Unterlage und namentlich in den Motiven, diesen so wichtigen Elementen jedes poetischen Baus, mehr Sorgfalt wünschen läßt. Der letzte Band enthält die Wiedergeburt des Künstlers. Gehrt Hansen, in sein Vaterland zurückgekehrt, trägt nachträglich noch seine Schuld gegen dasselbe ab, indem er die unglückliche Schlacht bei Friedricia mitschlägt. Sein vernünftiger Arm, dessen Heilung er in seinem einsamen väterlichen „Ephenehause“ abwartet, das überhaupt eine bedeutende Rolle, und zwar eine sehr ansprechende, spielt, gibt ihm Gelegenheit zu einer eingehenden strengen Selbstschau. Er restituirt die übervorteilten Brüder, versöhnt den von ihm hintergangenen väterlichen Freund und gewinnt auch nach schwerem Kampfe die früher von ihm hochmüthig verschmähte Liebe seiner von der seligen treuen Mutter ihm zur Braut bestimmten Pflegechwester, einer bisher nur in ihrer Bildung zurückgehaltenen, edlen und lauten Natur, wieder. Mit dieser Errettungsschaffte kehrt ihm auch der verlorene Frieden des Herzens, die Harmonie der Seele zurück und damit schließlich die künstlerische Schöpfungslust und Schöpfungskraft. Die Zukunft wird seine Stirn mit dem Lorbeer krönen.

Mit dieser Haupthandlung ist noch eine und die andere Nebenhandlung verknüpft, wie die Geschichte der Lady Brenton und ihrer Nichte Arabella. Letztere Partie ist vorzugsweise unsicher, unklar und schwach in den Motiven gearbeitet und läßt im Ausgang ohne alle Befriedigung.

Die Vorzüge vorliegenden Romans bestehen in einer lebendigen, scharfen und sorgfältigen, ein künstlerisches Auge bekundenden Charakterzeichnung der Personen sowol wie der Scenerie. Was letztere betrifft, so hat der Verfasser offenbar aus eigener Anschauung geschilbert; er ist an der Liber wie an der Niederseite zu Hause. Auch der Stil ist lebendig, frisch, gedrungen und macht selbst manche Breiten und Dehnungen in der Darstellung weniger bemerkbar. Alles in allem genommen, verdient Robert Waldmüller, dessen unlängst veröffentlichter Erstlingsroman „Unter dem Krummstab“ schon diese Vorzüge andeutete, auch als Prosaischer eine ehrenvolle Beachtung, wie er solche früher bereits allseitig als Lyriker gefunden. 62.

Notiz.

Des Herzogs von Fenezac „Souvenirs militaires“.

Die erste Julilieferung der „Revue des deux mondes“ enthielt einen Bericht über des Herzogs von Fenezac, der in Napoleonischen Feldzüge in Deutschland und Rußland mitmachte und zuletzt Brigadegeneral war, jüngst in Paris erschienene „Souvenirs militaires“. Man erkennt auch aus diesem Buch, daß die einseitige Verherrlichung Napoleon's und alles dessen, was er gethan, in Frankreich selbst immer mehr einer unbefangenen Kritik Platz macht, daß man gegen die von Napoleon begangenen Mißgriffe nicht mehr so blind wie früher die Augen verschließt und einzusehen anfängt, daß die Franzosen auch noch andere Niederlagen als die bei Leipzig erlitten haben und daß diese Niederlagen die Folge nicht des Zufalls oder der Uebermacht der Verbündeten, sondern Folge von Fehlern waren, die man hauptsächlich von Napoleon's Seite her begangen hatte. Als einen Hauptfehler des von Napoleon befolgten militärischen Systems bezeichnet der Verfasser

gerade jene Schnelligkeit seiner Bewegungen, durch die er zwar den Feind in Schrecken und Verwirrung gesetzt, die es aber unmöglich gemacht habe, ein so zahlreiches Heer wie das französische genügend zu verproviantiren; mitten unter ihren Triumpfen seien die Sieger vor Hunger und Entbehrung umgekommen; man habe dadurch die Plünderung functionirt, unter denen dann auch die Landstriche, die man durchzogen, schwer gelitten hätten; aber selbst das Plündern und Brandstiftungen habe nicht hinreichend, um die Versorgungsmittel auf einen genügenden Status zu bringen. Der Verfasser behauptet, daß von den Millionen Menschen, welche die Napoleonischen Kriege verschlungen hätten, nur vielleicht ein Zehntel auf dem Schlachtfelde gefallen, die übrigen neun Zehntel dem Uebel unterlegen seien. Das habe sich zuletzt schwer rächen müssen. Schauerlich ist die Beschreibung des Schlachtfeldes von Eylau, auf dem buchstäblich Ströme von Blut über den Schnee sich ergossen hätten und das über und über mit Leichen bedeckt gewesen sei. Ney habe entsetzt gerufen: „Quel massacre! et sans résultat!“ Abgesehen von diesem menschenmörderischen System wird Napoleon auch wegen seiner, z. B. in Rossau bewiesenen persönlichen Hartnäckigkeit stark getadelt. Während sonst die meisten französischen Kriegshistoriker die Niederlagen der Franzosen bei Großbeeren, Zülpich (Dennewitz), Kulm und an der Rappach kaum erwähnen, schon doch durch sie erst die Schlacht bei Leipzig möglich gemacht wurde, berichtet Fegensac über sie „avec une franchise admirable, et sans en rien atténuer“. Die Generale, verliert Fegensac, hätten Napoleon getadelt, daß er nicht in Prag Frieden geschlossen habe, und hätten nur noch mit Widerwillen gehorcht und nicht gehorcht; die Armee aber habe zumeist aus jungen Conscripten bestanden, welche zwar auf dem Schlachtfelde tapfer, aber nicht fähig gewesen seien, die Schwere und Entbehrungen des Kriegs zu ertragen; infolge davon habe in den Reihen der Franzosen die Desorganisation immer mehr um sich gegriffen. Wodurch sich Fegensac von vielen Kriegsheuten unterscheidet, das ist sein wahrhaft frommer und humaner Sinn. Von letztem gab er ein Beispiel, als er den Auftrag erhielt, an der Stadt Stade, welche sich gegen die Franzosen auflehnt, ein schweres Strafgericht zu vollziehen. Der Verfasser erzählt: „Meine Instruktionen lauteten dahin, daß ich die Einwohner streng (sévèrement) behandeln solle. Zu jener Zeit war mit diesem Worte alles gesagt. Ich empfing die Magistratspersonen und die angesehenen Bürger und zeigte mich hart in Worten, um mich harter Handlungen enthalten zu können. Auf unsern Marsche seit Hamburg flüchteten die Einwohner der Ortschaften bei unserer Annäherung. Ich fühlte mich während des ganzen Marsches unbeschreiblich unglücklich. Die Schönheit des Geländes, der bezaubernde Anblick, welchen die Ufer der Elbe in dieser Jahreszeit gewähren, erweckten in mir die Vorstellung einer Vergnügungstreife. Wie gern hätte ich den Bewohnern der freundlichen Häuser, welche man längs dieser Straße auf jedem Schritt trifft, nur Gefühle des Wohlwollens einflößen mögen! Diese Eindrücke ließen mich den mir gewordenen strengen Auftrag nur noch schmerzlicher empfinden.“ H. M.

Bibliographie.

Baader, J., Der Reichsstadt Nürnberg letztes Schicksal und ihr Uebergang an Bayern. Ein kleiner Beitrag zur Geschichte der Auflösung des deutschen Reichs. Nürnberg, Korn. 8. 8 Ngr.

Boden, A., Ueber die Echtheit und den Werth der „Zur Kenntnis Andenken“ durch Herrn Prof. Dr. Wattenbach herausgegebenen Briefe von und an Elise Reimarus. Ein kritischer Beitrag zur Kenntnis Lessing's, seines Lebens und Wirkens. Leipzig, G. F. Winter. Gr. 8. 10 Ngr.

Bradbon, M. G., Aurora Floyd. Roman. Aus dem Englischen von F. Seybold. Autorisirte Ausgabe. 1ster Band. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 20 Ngr.

Buchrucker, W., Karl Gaddon Spurgeon. Lebensbild

auf neuester Zeit. Mit einem Anhang: Dessen Predigt über das größte Gebot. Aus und nach dem Englischen. Leipzig, Göttsche. 8. 12 Ngr.

Busch, G. F., Eva von Lauenburg und Adelbert von Stoltenburg. Eine Rittergeschichte aus den Zeiten der Kreuzzüge. Zwei Bände. Leipzig, Häfeler. 8. 1 Thlr.

Fuchs, M., Novellen. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. 8. 12 Ngr.

Gallier, G., Nordsee-Studien. Mit 27 in den Text gedruckten Holzschnitten und 8 lithographirten Tafeln. Hamburg, D. Meißner. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hartmann, A., Erzählungen aus der Schweiz. Mit 20 Illustrationen von F. Zenn. Solothurn, Scherer. Gr. 8. 2 Thlr.

Hirzel, J., Ueber das Wunder und was damit zusammenhängt. Ein apologetischer Beitrag zu den gegenwärtigen Verhandlungen über diesen Gegenstand. Zürich, Föhr. Gr. 8. 27 Ngr.

Victor Hugo, geschildert von einem Genossen seines Lebens. Mit noch ungedruckten Werken Victor Hugo's unter Anderm ein Drama in drei Acten: Inez de Castro. Deutsch von A. Diezmann. Autorisirte Uebersetzung. Zwei Bände. Leipzig, Steinacker. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Humoristische Lustfahrten des Grafen von und zu Dattenberg. Nach authentischen Quellen bearbeitet von F. A. W. 1ste Serie. Göttingen, Bollig. Gr. 12. 20 Ngr.

Hundt v. Hafften, Ideale Rechte und reelle Bedürfnisse. Humoristische und politische Studien. 1ster Theil. Berlin, Reichardt u. Jander. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Jahn, R., Auguste, Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin. Ein Lebensbild. Schwerin, Hildebrand. Per. 8. 16 Ngr.

Jenssen-Lusch, G. F. v., Die Verschwörung gegen die Königin Caroline Mathilde von Dänemark, geb. Prinzessin von Großbritannien und Irland, und die Grafen Struensee und Brandt. Nach bisher ungedruckten Originalakten und nach F. J. Flamaud in selbstständiger Bearbeitung. Leipzig, Göttsche. 1864. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Scheve, G., Phrenologische Reisebilder. Mit Holzschnitten und 1 Steindrucktafel. Göttingen, Schettler. 8. 24 Ngr.

Stein, J., und A. Krönig, Geschichte des deutschen Volkes vom Wiener Congreß bis auf unsere Zeit. 1stes Heft. Breslau, Ziegler. Gr. 8. 5 Ngr.

Zimmermann, W., Thomas Overbury. Ein Trauerspiel in fünf Acten. Nach dem Englischen des Rich. Savage. Berlin, Janke. 1864. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Beck, G., Das Lessingfest zu Rammeg am 1. Juni 1863. Eine Erinnerungsgabe an die Weihe der Lessingbüste und ihre Festreden. Gammeg, Krausche. Gr. 8. 4 Ngr.

Behr, G. v., Otto von Rutenberg in partibus infidelium. Eine Entgegnung auf die bei Wilhelm Engelmann in Leipzig erschienene Schrift: „Mecklenburg in Kurland.“ Mitau, Lucas. 8. 7½ Ngr.

Bollmann, R., Die deutsch-dänische Frage. Kopenhagen, Prior. Gr. 8. 5 Ngr.

Bullinger, A., Was ist Philosophie, was nicht? Offene Briefe an Herrn Prof. Dr. Frohschammer in München, als Antwort auf seine „Erwidern“ in No. 130 der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“. München, Fleischmann. Gr. 8. 9 Ngr.

Speiß, G. A., Ueber die Grenzen der Naturwissenschaft mit Beziehung auf Darwin's Lehre von der Entstehung der Arten im Thier- und Pflanzenreich durch natürliche Züchtung. Festschrift, gehalten bei der 40sten Jahresfeier der Göttinger naturforschenden Gesellschaft am 31. Mai 1863. Frankfurt a. M., Hermann. 8. 7½ Ngr.

Anzeigen.

Werthvolle Bücher zu ermässigten Preisen,

bis Schluss des Jahres 1863

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt vergütet.

issenschaften.

Römer und ihr ges
en proceßleitenden
12 Ngr.

Sachsen vom Jahre
nengeschichtliche Cha-
rakteren Quellen von
ge von F. A. Die-

ausländische Rechts-
8. 1857. (1 Thlr.

10 Ngr.) 20 Ngr.

Gagera (G. C. E., Freiherr von). Kritik des Völkerrechts. 8.
1840. (1 Thlr. 25 Ngr.) 20 Ngr.

— Civilisation. 1ster Theil. 8. 1847. (2 Thlr. 8 Ngr.) 24 Ngr.

Gustow (K.). Deutschland am Vorabend seines Falls und
seiner Größe. 8. Frankfurt a. M., 1848. (1 Thlr.) 12 Ngr.

Handbuch der weltlichen Bercitigkeit. Herausgegeben von D.
S. B. Wolff. Mit dem Porträt Mirabeau's. 8. 1848.
(1 Thlr. 15 Ngr.) 12 Ngr.

Horn (J. E.). Bevölkerungswissenschaftliche Studien aus
Belgien. Mit durchgehender vergleichender Erforschung
der entsprechenden Verhältnisse in Oestreich, Sachsen,
Preussen, Frankreich, England etc. Erster Band. 8.
1854. (2 Thlr. 15 Ngr.) 1 Thlr.

Martin (G.). Vorlesungen über die Theorie des deutschen ge-
meinen bürgerlichen Proceßes, gehalten auf den Universitäten
Göttingen, Heidelberg und Jena. Herausgegeben unter dessen
Mitwirkung von seinem Sohne L. Martin. Zwei Bände.
8. 1855—57. (5 Thlr.) 2 Thlr.

Meißner (G. A.). Die Fabrikgerichte in Frankreich. 8. 1846.
(20 Ngr.) 8 Ngr.

— Specialgerichte für unsere Fabrikgewerbe. 8. 1846.
(28 Ngr.) 8 Ngr.

Nöcker (König von Schweden etc.). Ueber Strafe und Strafs-
ankalten. Uebersetzt von A. von Treskow. Mit Einlei-
tung und Anmerkungen von M. G. Julius. Mit 3 Tafeln.
8. 1841. (1 Thlr.) 12 Ngr.

Platner (W.). Die Bürgerschaft. Eine germanistische Abhand-
lung. 8. 1857. (24 Ngr.) 8 Ngr.

Stiegitz (G. L., b. S.). Geschichtliche Darstellung der Eigen-
thumsverhältnisse an Wald und Jagd in Deutschland, von den
ältesten Zeiten bis zur Ausbildung der Landeshoheit. Ein
Versuch. 8. 1832. (1 Thlr. 22 Ngr.) 20 Ngr.

Thiersch (F. G.). De l'état actuel de la Grèce et des
moyens d'arriver à sa restauration. 2 volumes. 8.
1833. (4 Thlr.) 1 Thlr.

Vico (G. B.). Grundzüge einer neuen Wissenschaft über die
gemeinschaftliche Natur der Völker. Aus dem Italienischen
von W. E. Weber. 8. 1822. (4 Thlr.) 1 Thlr. 20 Ngr.

Woeniger (A. L.). Das Sacralsystem und das Provocations-
verfahren der Römer. 8. 1843. (1 Thlr. 24 Ngr.) 16 Ngr.

Ein ausführlicheres Verzeichniss im Preise er-
mässigtter Werke, aus fünf Abtheilungen bestehend,
ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense.

Erster bis vierter Band. Zweite Auflage. 8. Geh.
Jeder Band 3 Thlr.

Varnhagen's Tagebücher schildern bekanntlich mit rich-
tiger Offenheit die preussischen und deutschen Zustände der jüngst
vergangenen Periode, den Hof, die Minister, die sich bekämpfen-
den Parteien, das Leben in der Gesellschaft, in der Wissenschaft
und Literatur. Sie bieten somit nicht nur den pikantesten Re-
moiréstoff, sondern behalten auch wegen der vielen wichtigen
Aufschlüsse und nirgends sonst zu findenden Details für den Ge-
schichtsforscher den Werth eines unerfälschten Quellenwerths.

Tagebücher von Friedrich von Gentz.

Mit einem Vor- und Nachwort von Varnhagen von Ense.
8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die abwechselnd deutsch und französisch geschriebenen Tage-
bücher von Friedrich von Gentz, deren Führung bei einem Rame
doppelt überrascht, der stets nur in der Gegenwart leben und
die Vergangenheit wie die Zukunft vergessen wollte, liefern einen
überaus merkwürdigen Beitrag zu seiner Charakteristik, wie für
die Geschichte seiner Zeit, namentlich der Metternich'schen Pe-
riode. In letzterer Hinsicht sind besonders seine Aufzeichnungen
vom Jahre 1809 und während des Wiener und Karlsbader
Congresses (1814—15 und 1819) hervorzuheben.

In der Fr. Harten'schen Buchhandlung in Schaffhausen
erschien soeben vollständig:

Simeon.

Wanderungen und Heimkehr

eines

christlichen Forschers.

Von

Ludwig Clarus.

Drei Bände. — Eleg. geh. 4 Thlr. 6 Ngr., oder 7 Rl. 12 Kr.

Allen, die sich für die Fragen der Gegenwart interessieren,
wird dieses Werk von hoher Bedeutung sein, enthält es doch
nach dem Ausdruck eines bewährten Kenners „eine quintessen-
zierte Sitten- und Culturgeschichte Deutschlands in den letzten
50 Jahren, reflectirt im Leben des Verfassers“.

Preisermässigung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lloyd (E. H.) and G. H. Nothden. A new dictionary of
the English and German language. In 2 parts. Part I
English and German. Part II. German and English.
2d edition, enlarged and corrected. 8. Hamburg, 1836
(2 Thlr. 20 Ngr.) Ermässigtter Preis 24 Ngr.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 32. —

6. August 1863.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Aegyptisches Land und Volk. — Die neuesten Jahrgänge der „Bibliothek deutscher Originalromane.“ — Biographische Erinnerungen an Julius Kerner. — Eine Monographie über Arnold Winkelried. Von Karl Zimmer. — Notizen. (Zur Signatur der Zeit; Renan's „Vis de Jésus“; Zur Pädagogik.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Aegyptisches Land und Volk.

Aegypten. Forschungen über Land und Volk während eines zehnjährigen Aufenthalts. Von Alfred von Kremer. Mit einer Karte von Aegypten. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Bei der Wichtigkeit, die Aegypten nach seinen eigen-
thümlichen innern Verhältnissen und nach seiner äußern
Stellung zum Orient und namentlich zum Mittelpunkt
der osmanischen Macht in Europa hat, und die Aegypten
für seine eigene Zukunft wie für die der Türkei eine
einflussreiche Rolle zuweist, kann Recensent die vorliegen-
den „Forschungen“ der Beachtung aller werth, die für
Aegypten theils um seiner selbst willen, theils namentlich
in jenen besondern Beziehungen ein tiefergehendes Inter-
esse empfinden, nicht dringend genug empfehlen. Der
Verfasser, der bereits durch sein früheres Werk über
Mittelassyrien und Damascus (Wien 1853) seine Be-
kanntheit mit dem Orient bewährt hat, konnte auch zu
seinem gegenwärtigen Werke über Aegypten seine For-
schungen und Beobachtungen während eines mehr als
zehnjährigen Aufenthalts in diesem Lande benutzen, und
er hat es zugleich unter verständiger Berücksichtigung
alles dessen gethan, was schon von andern „zur Kenntniß
des modernen Aegypten Werthvolles geleistet worden ist“.
Denn nur das moderne Aegypten bildet, nach dem we-
sentlichen Zweck des Verfassers, den Gegenstand seines
Buchs, und er fühlte sich zu diesem, wenn auch „schwie-
rigen“ Unternehmen „um so lebhafter hingezogen“, je
mehr dies „bei weitem seltener zum Gegenstand wissen-
schaftlicher Forschungen gemacht worden ist als das alte“.
Dabei finden wir durch sein Buch selbst vollkommen be-
stätigt, was er in der Vorrede bemerkt, daß auch in
Aegypten die nackte prosaische Gegenwart „des Wunder-
baren und Anziehenden viel und Mannichfaltiges enthält“,
nur müsse sie „mit scharfem, vorurtheilsfreiem und em-
pfindlichem Auge betrachtet werden“.

Das vorliegende Buch sollte nach der Absicht des Ver-
fassers „keine Touristenflüze, sondern eine objectiv Dar-
stellung der jetzigen Zustände Aegyptens, sowol des Lan-
des als des Volks sein“; es sollte „aus dem Leben und
der Wirklichkeit durch eigene Forschung und Beobachtung
geschöpft werden“; aber besonders für manche Partien,
die den bisherigen Studien des Verfassers ferner lagen,
wie die physische Geographie, die Agriculturnustände und
die einschlagenden botanischen Fragen, fand er sich eben-
deshalb um so mehr bestimmt, die ihm zugänglichen Vor-
arbeiten „nicht unbenuzt zu lassen“. Von großem Vor-
theil war ihm bei seiner Arbeit die schöne Büchersam-
lung der Egyptian Society in Kairo, und auch sonst
war diese kleine wissenschaftliche Gesellschaft und die reiche
literarische Beihülfe, welche ihm deren Bibliothek ge-
währte, für seine ägyptischen Studien von solchem Ein-
fluß, daß er sich veranlaßt gefunden hat, über diese Ge-
sellschaft einiges in der Vorrede (S. ix fg.) mitzutheilen.
Wir müssen uns hier damit begnügen, nur im allgemeinen
auf diese Mittheilungen die Leser zu verweisen. Was
dagegen das Sammeln von statistischen Angaben anlangt,
welche zur Kenntniß des Landes so wichtig sind, so konn-
ten hierbei keine Vorarbeiten zu Grunde gelegt werden,
und „nur mit größter Schwierigkeit wurden zuverlässige
Daten gewonnen“. Der Verfasser spricht sich über die-
sen Gegenstand S. xi fg. offen aus, und der Leser hat Ver-
anlassung genug, die großen Schwierigkeiten hierbei im
einzelnen zu erkennen und gehörig zu würdigen. Uebri-
gens bemerkt der Verfasser in dieser Hinsicht zur Ver-
meidung von Mißverständnissen ausdrücklich, daß das Werk
mit Ende des Jahres 1861 abgeschlossen worden ist.

Der gesammte Inhalt des vorliegenden Werks zer-
fällt in sieben Bücher: „Das Land in seiner physischen
Beschaffenheit“, „Das Volk in seiner Entstehung und Zu-
sammensetzung“, „Die Agriculturnustände“, „Die admini-
strativen und staatlichen Verhältnisse“, „Der Handel von
Aegypten“, „Die öffentlichen Arbeiten“, „Schulen und
Volksunterricht, Literatur und Bildung“. Wenn sich

schon aus dieser allgemeinen Inhaltsangabe die Mannichfaltigkeit und der Reichtum der behandelten Gegenstände ergibt, so gewährt dagegen eine nähere Betrachtung des Inhalts im einzelnen Gelegenheit genug, den Reichtum an interessanten und vielfach anziehenden und lehrreichen Mittheilungen zu erkennen, den das Buch darbietet. Vielleicht dankt es uns der eine und andere Leser, wenn wir bei der nachstehenden Besprechung seines reichen und anziehenden Inhalts einzelnes besonders ausheben und auf anderes aufmerksam machen, namentlich auch insofern, als es dabei um allgemeinere Gesichtspunkte sich handelt, die in verschiedenen Beziehungen für die gegenwärtigen Zustände Aegyptens in Betracht kommen.

Die kürzesten Abschnitte des ganzen Werks sind das erste und sechste Buch, die sich mit dem Ueberblick der physischen Geographie Aegyptens und mit den dortigen öffentlichen Arbeiten beschäftigen, gleichwol aber mancherlei Anziehendes enthalten. Auch wird der eine und andere Gegenstand, der hierbei in Frage kommt, ausführlicher im dritten Buche: „Agriculturzustände“, besprochen, z. B. der Nil und die Bodenbewässerung, sowie der Mahmudijeh-Kanal. Von besonderem Interesse ist im ersten Buche namentlich das, was I, 20 fg. über die Libysche Wüste und die unter ägyptischer Vormäsigkeit stehenden verschiedenen Oasen derselben bemerkt wird, wogegen der Verfasser bei seiner Darstellung der Arabischen Wüste ausdrücklich (I, 28) hervorhebt, daß „dieselbe durch tiefe, mit Sand erfüllte Thäler getrennte wilde Gebirgsland, ein chaotisches Gewirr von Bergen und Felsmassen, ohne Ebenen von großer Ausdehnung“, auch ohne Oasen ist. Als etwas Bemerkenswerthes führt er von den Oasen der Libyschen Wüste auch noch an, daß man auf ihnen allen „Spuren des Christenthums“ findet. Mehrere dieser Oasen enthalten Seen, mitunter „von beträchtlichem Umfang und mit kräftigem Wasser, eine mit der Depression ihres Bodens natürlich verbundene Erscheinung“.

Im zweiten Buche: „Das Volk in seiner Entstehung und Zusammensetzung“, ist die Geschichte des Landes und der eigenthümlichen ethnographischen Zusammensetzung der Bewohner des Nilsthals eine ebenso mannichfaltige, wie dies auch von den Bildungsarten des Bodens „in den aufeinanderfolgenden Schichten seiner Ablagerung“ gilt, und dabei ist auch die Stetigkeit und Zähigkeit besonders bemerkenswerth, die sich in jenen eigenthümlichen ethnographischen Verhältnissen nicht trotz ihrer Mannichfaltigkeit, sondern neben ihr noch gegenwärtig in auffallender Weise kundgibt. Der Verfasser sagt (I, 40):

Nicht leicht hat die Bevölkerung eines Landes so viele fremde Elemente in sich aufgenommen, und auch bei keinem Volk lassen sich die Niederschläge und Ablagerungen, welche die hin- und herwogende Menschenflut im Verlauf der Geschichte von nahezu 4000 Jahren zurückließ, mit größerer Sicherheit nachweisen. Die Aegyptier sind das Monumentalvolk der Weltgeschichte; ihre Cultur, ihre Religion, ihre Geschichte, ja selbst ihr häusliches Leben und die Leichname ihrer Verstorbenen haben sie mit einer Sorgfalt der Gewisheit zu überliefern gesucht, als hätten sie den Beruf gefühlt, spätern Geschlechtern als Wegweiser in dem Labyrinth der Urgeschichte der Menschheit zu dienen, und es gelang ihnen. Derselbe Volksstamm, welcher seit den Anfängen

der Geschichte das Nilsthal innehatte, bewohnt es noch jetzt, zwar nicht mehr rein und unvermischt, aber dennoch in seinen eigenthümlichen Merkmalen wesentlich verschieden von den umwohnenden Völkern, sowie von jenen, welche im Lauf der Zeiten Aegypten theils vorübergehend beherrschten, theils daselbst sich niederließen und in der Folge mit dem eigentlichen Aegyptern vermischt.

Und doch hat auch dies „Monumentalvolk der Geschichte“, trotz seiner Stetigkeit und Zähigkeit, die sich in den Zuständen und Verhältnissen des Landes und Volks vielfach offenbart, den Einflüssen der Zeit sich nicht entziehen können. Der Verfasser leitet das sechste Buch seines Werks über die öffentlichen Arbeiten also ein (II, 239):

Aegypten ist, seit es durch Mohammed-All's großen Geist aus einem tausendjährigen Schlafe aufgerüttelt ward, ein wichtiger Factor für den Handelsverkehr, sowie auch für die Politik Europas geworden. Durch seine ereignisvolle Regierung, durch seine Begünstigung der Europäer, durch Einführung der Sicherheit der Personen und des Eigenthums im Lande, durch Niederhaltung des alttürkischen Fanatismus und ein aufgeklärtes Toleranzsystem, riß Mohammed-All die Schranken, welche früher der Entwicklung des europäischen Handels sich entgegenstellten, nieder, und gestattete so dem europäischen Unternehmungsgeist, in commercieellen und politischen Dingen, ein immer fester und weiter sich ausdehnendes Netz von wechselseitigen Beziehungen zwischen den Ländern Europas und Aegypten auszubilden, das jetzt Aegypten in tausendfachen Fäden umschlingt u. s. w.

Wir lesen hier (I, 45):

Trotz jener Zähigkeit ist es eine eigenthümliche Erscheinung, daß, während das Christenthum die Nationalität der Aegyptier, was ihre Sprache anbelangt, nicht der geringsten Minderung unterwarf, dieselbe Nation, welche mit so großer Zähigkeit, unter fortwährenden Einwanderungen semitischer Völker, durch die lange Epoche persischer und griechischer Herrschaft Sprache und Sitte der Vorfahren bewahrt hatte, dem Einfluß der Religion des Islam und der Herrschaft der Araber so vollständig erliegen mußte. Die alte Sprache Aegyptens wird jetzt im Nilsthal nicht mehr gesprochen und hat sich nur in den liturgischen Büchern der christlichen Kopten noch erhalten. Der entgegengesetzte Charakter der beiden Religionen, des Christenthums und des Islam, erklärt genügend diesen Umstand. Das Christenthum ist die Religion der reinen echt menschlichen Entwicklung, die alle Völker mit gleicher Milde umfaßt, deren nationale Eigenthümlichkeiten schon und freieste Entwicklung auf nationaler Grundlage nicht ausschließt. Der Islam ist eine Religion des gewaltsamen Proselytismus, die den unterjochten Völkern die einzige Wahl läßt beim Festhalten am alten Glauben in der drückendsten Unterjochung das Leben als Gnabengedanke aus der Hand der herrschenden Moslems zu empfangen oder mit Annahme des Islam zur vollsten Gleichberechtigung mit den Oberen zu gelangen.

Im allgemeinen und dem Grundsatz nach mag diese Behauptung in allen ihren Punkten als wahr zugestanden werden müssen, aber sie dürfte doch im einzelnen manche ausnahmsweise Modification nöthig machen. So hat z. B. die osmanische Regierung den Griechen ausnahmsweise manche nationale Eigenthümlichkeiten gelassen und zugestanden, ihnen auch eine beschränkte Entwicklung auf nationaler Grundlage gewährt, freilich nur theils aus Unwissenheit, theils aus Klugheit.

Obgleich aber die heutigen Aegyptier — nachdem das Land von zahllosen arabischen Einwanderern überflutet worden war und die arabischen Ankömmlinge sich äußerst schnell mit den eingeborenen Kopten vermischten, deren

massenhafter Abfall zum Islam dazu wesentlich beitrug, so daß eine neue Generation entstand, welcher die große Mehrzahl der heutigen Bewohner des Niltals angehört — als ein mohammedanisches Volk gelten müssen, das nur in dem einen Punkte mit allen übrigen mohammedanischen Völkern nicht übereinstimmt, daß der Aegyptier gegen Andersgläubige sehr tolerant ist, so verharrete doch in einigen Städten und Dörfern Oberägyptens die koptische Bevölkerung bei dem Christenthum, und sie hat sich hier unvermischt erhalten. „Die heutigen Aegyptier sind somit“, sagt der Verfasser I, 49, „noch immer eine selbständige Nation, die sich unmittelbar an die alten Einwohner anschließt und in jeder Beziehung scharf von den Völkern der angrenzenden Länder trennt.“ „Es ist“, bemerkt er I, 50 dabei ausdrücklich, „ein ziemlich allgemein verbreiteter Irrthum, die heutigen Bewohner Aegyptens Araber zu nennen, obgleich sie arabisch sprechen und stark mit arabischem Blut vermischt sind; das koptisch-ägyptische Element ist unleugbar bei weitem vorherrschend, und ein heutiger Aegyptier ist noch jetzt auf den ersten Blick von einem Araber leicht zu unterscheiden.“

Der Verfasser theilt die aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzte Bevölkerung Aegyptens in drei große Klassen: Bewohner des flachen Landes, der Städte und der Wüste. Zu den ersten gehören vornehmlich die mit dem wegwerfenden Namen Fellah benannten freien, aber steuerpflichtigen Bauern, die „sicher drei Viertel der ganzen Bevölkerung ausmachen“, und auf welchen, obgleich sie eine durch tausendjährigen Druck zum großen Theil entwürdigte, vielfach mißhandelte und verachtete Klasse der Bevölkerung sind, doch „die Macht des Landes, der Wohlstand der Regierung und die Zukunft der Nation beruht“. Bei den Stadtern finden namentlich die Araber, Türken, Kopten, Griechen und Armenier eine besondere und zum Theil ausführliche Erwähnung; aber wir möchten doch meinen, daß die längere Auseinandersetzung über das Schisma unter den christlichen Kopten und über deren Verhältnisse, auch wenn der unauslöschliche Haß, der sich damals zwischen den verschiedenen Sekten entwickelte, bis in die Gegenwart fortbesteht, sich nicht ganz mit dem angegebenen Zwecke des Verfassers vereinigen lasse, der nur mit den „gegenwärtigen“ Zuständen Aegyptens und mit den „lebenden“ Aegyptern sich hat beschäftigen wollen. Auch ist es nicht richtig, wenn von einer Trennung der orientalisches-griechischen Kirche vom römischen Stuhl die Rede ist; die orientalisches-griechische Kirche ist bekanntlich nicht als der römische Stuhl, und dieser letztere hat sich aus räumlichen Gründen von jener getrennt, weil sie sich gegen dogmatischen Anschauungen und der geistlichen und weltlichen Herrschaft des Papstes nicht hatte unterwerfen wollen. Ebenso möchten wir bei dieser Gelegenheit das Bedenken aussprechen, ob es gerechtfertigt sei, die Neulichen, auch wenn wir sie im allgemeinen für entartet sehen müssen, als „müßthum und verkommene Sprößlinge großer und edler Ahnen“ in eine Klasse mit den Arabern und Fellahs zu setzen, wie der Verfasser I, 52 thut.

Die Türken in Aegypten bilden zwar der Zahl nach das unbedeutendste, aber in Betreff der socialen Stellung das wichtigste Element unter der Bevölkerung der größten Städte Aegyptens. Sie sind im Besitze des größten Einflusses auf die Landes- und Regierungsangelegenheiten und scheinen auch auf die bedeutendsten Ämter sowohl im Civil- als im Militärdienst ein unbestrittenes Anrecht zu besitzen. Die Familie des Vicekönigs ist türkischer Abkunft, und türkisch ist auch die Hofsprache, deren sich der Vicekönig selbst — dasern nämlich der im Januar 1863 erfolgte Tod Said-Pascha's hierin nichts geändert hat — in seinen schriftlichen Erlassen an die Provinzialstatthalter mit Vorliebe bedient. Aber gleichwol „fehlt dem türkischen Element die Fähigkeit, im Contact mit dem arabischen Volke seine nationale Selbständigkeit zu behaupten“.

Von besonderm Interesse sind die Mittheilungen des Verfassers über den ägyptischen Volkscharakter in Beziehung auf die Städte, wobei wir manche ebenso eigenthümliche als liebenswürdige Seiten desselben — freilich neben widerlichen Auswüchsen — kennen lernen, und nicht minder erfreulich ist das, was wir I, 100 über die in Alexandrien und Kairo ansässigen und zum Theil schon im Lande geborenen Europäer (meistens Italiener und Griechen, namentlich Malteser und Sonier) lesen, die „einen wichtigen Theil der dortigen Bevölkerung bilden und deren Einfluß auf das Land und Volk sehr bedeutend ist“.

Unter den „Bewohnern der Wüste“ treten in den zahlreichen Beduinensstämmen dem Leser die meisten und anziehendsten Bilder entgegen. Der bei weitem größte Theil dieser Stämme ist von reinem arabischem Blut und lebt wol noch „in demselben unveränderten Zustand wie in den Tagen der Patriarchen“; ihre Sitte, Sprache, selbst ihre Tracht ist „in dem Laufe von Jahrtausenden weniger berührt worden, als die irgendeines andern Volks“. Vielleicht sind auch diesem Umstande einzelne rührend einfache Züge in ihrem Charakter und ihrer Lebensweise zu erklären, die manche dieser Beduinensstämme als ein hiederes Hirtenvolk voll der merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten und selbst uralter religiöser Vorurtheile, aber mit poetischem Hintergrunde erscheinen lassen. Sogar der Sprache einzelner dieser Beduinensstämme schenkt der Verfasser eine besondere Aufmerksamkeit. In gleich echter Ursprünglichkeit haben sich auch die Zigeuner in Aegypten, diesem „classischen Boden des Orients“, erhalten, über welche die Notizen vielen um so willkommener sein werden, je weniger wir darüber bisher wußten. Neben dem Widerlichen, das sich an sie knüpft, und neben dem Geheimnißvollen, das sie umgibt, gewähren sie gleichwol in ihren Eigenthümlichkeiten ein gewisses Interesse, das sich auch hier um so sicherer geltend zu machen weiß, je mehr „den Zigeunern in Europa, außer Ungarn und Spanien, die alles mit gleichem Firnis überziehende Civilisation bald ein Ende zu machen droht und sie in Kürze nur noch als ethnographische Curiosa gelten werden“. Zur Beurtheilung der dortigen Zigeunersprache, die allen einzelnen Zigeunerstämmen Aegyptens eigenthümlich und eine

wahre Diebssprache ist, hat der Verfasser ein kleines Wörterverzeichnis mitgetheilt, daß er von verschiedenen Individuen gesammelt hat.

Das dritte Buch behandelt ziemlich ausführlich die „Agriculturzustände“, und dabei werden besonders die Bodenbewässerung, der Felbbau und die Verschiedenheit der Sommer- und Winterfeldarbeiten, die vorzüglichsten Nahrung- und Nutzpflanzen, die Hausthiere, welche dem Menschen bei seinen mannichfachen Arbeiten nützlich sind, der bürgerliche Zustand der ackerbautreibenden Klasse, der Fellabs, und die Art und Weise, wie vom politischen und administrativen Standpunkte aus die Culturgründe Aegyptens eingetheilt werden, mehr oder weniger eingehend besprochen. Die Mittheilungen des Verfassers gewähren ebenso mannichfaltige als lebendige Bilder von den hiesigen Zuständen, die nicht bloß das wissenschaftliche Interesse des Fachmanns ansprechen und diesen über die einzelnen Punkte belehren, sondern auch andern Lesern über allgemein anziehende Gegenstände die interessantesten Aufschlüsse gewähren. Dies gilt besonders vom Nil und der regelmäßig durch ihn alljährlich stattfindenden Bodenbewässerung, sowie von dem Kanalsystem in Aegypten, wobei vorzüglich der großartige Kanalbau, der seit den Zeiten der Pharaonen in Aegypten vollendet ward, der im Jahre 1819 von Mohammed-Ali angefangene, auch von ihm vollendete und am 24. Januar 1820 eröffnete Mahmudijeh-Kanal in Betracht kommt, der Alexandrien wieder durch eine directe Wasserstraße mit dem Nil in Verbindung setzte und zur Wiederherstellung des alten Glanzes der Stadt beitrug. Seitdem ist der Handel und Wohlstand Alexandriens in fortwährendem Steigen begriffen, obgleich, wie der Verfasser bemerkt, die jetzige Bedeutung des Kanals fast nur auf dem Exporthandel mit Landesproducten, nicht auch zugleich, wie im Alterthum, auf dem Transithandel mit indischen Gütern beruht. Und doch sagte der Verfasser, daß der Mahmudijeh noch größere Wichtigkeit erlangt habe, seit der Ueberlandhandel und der Verkehr mit Indien seine alte Bahn über Aegypten wieder einschlug. Nicht bloß die Fellsfrüchte, welche in ungeheurer Menge nach England exportirt werden, um dessen zu reichliche Bevölkerung zu ernähren, sondern auch die durch Mohammed-Ali ins Leben gerufene Baumwollencultur, die sich in großartiger Weise entwickelte, geben wichtige Exportartikel ab. Indes ließ sich die ägyptische Regierung zwar die vermehrten Einnahmen gefallen, welche ihr aus dem wachsenden Verkehr auf dem genannten Kanal zufließ, aber man unterließ es, ihn in entsprechender Weise in Stand zu halten, sodaß er mehr und mehr verschlammte, bis endlich unter Said-Pascha das nicht mehr aufschlebbare Werk der Kanalreinigung vorgenommen und mit nicht ungünstigem Erfolg zu Ende geführt ward.

An die Stelle des Kanals trat in der Zwischenzeit die Eisenbahn von Alexandrien nach Kairo und Surz, die gerade zur rechten Zeit vollendet ward und nun den ganzen Verkehr an sich zog. Ueber diese Eisenbahn fin-

den wir später die Mittheilung, daß ihr Ertrag schließlich ein günstiger sein würde, wenn nicht „die große Masse der englischen Reisenden nach und aus Oskindien außer den Betriebskosten einen ganz erheblichen Gewinn abgäbe, indem sie einen hohen Fahrpreis bezahlen und ihre Zahl jährlich zunimmt“. Für Aegypten selbst ist, abgesehen von dem Transitverkehr, die Suezseisenbahn „von keiner großen Wichtigkeit“, außer zur Zeit der Pilgerreise nach Mekkah. Nach II, 37 wirft jene Eisenbahn jährlich 80—90000 Beutel (2—2½ Millionen Thaler) ab.

Auch der Abschnitt über Culturpflanzen enthält mancherlei Anziehendes und praktisch Lehrreiches, z. B. über die Baumwollencultur, das Zuckerrohr und den Weinbau in Aegypten, obgleich letzterer „jetzt sehr gesunken ist“, während Aegypten im Alterthum wegen seiner Weincultur berühmt war. Der Verfasser meint (I, 217), daß „der Islam mit seinem strengen Weinverbot zum Verfall des Weinbaues viel beigetragen haben möge“; nirgends gäbe es zusammenhängende größere Nebenpflanzungen, und die Weinrebe, „welche eine mächtige Entfaltung erlangt und sich oft bis auf die Dächer der Häuser hinaufrankt“, stehe meistens vereinzelt und ihre Trauben werden nur selten zur Weinbereitung verwendet. Bei der gegenwärtigen Wichtigkeit der Baumwollenfrage in Europa macht Referent zu I, 206 fg. besonders auf die statistischen Notizen über den Baumwollenerport in Aegypten (II, 142 fg.) aufmerksam, der einer der wichtigsten für Alexandrien ist und namentlich nach England geht. Auffallend wird es den Lesern sein, daß die Gärtnerei im europäischen Sinne des Wortes in Aegypten fast gar nicht gepflegt wird und Blumenzucht ganz vernachlässigt ist. Der einzige schöne Park ist der Garten von Schubra, jetzt dem Prinzen Salim-Pascha gehörig. Ein kleinerer, aber schöner Garten, wo auch auf Blumenzucht gesehen wird, ist der des verstorbenen Suleiman-Pascha (Colonel Sedes, eines französischen Renegaten) in Alkairo, der von einem österreichischen Gärtner sehr nett gehalten wird. In Alexandrien gibt es einige schöne Privatgärten, die jedoch dort, in sandigem Boden, nur mit großer Mühe und mit außerordentlichen Kosten herangezogen werden können, und außerdem thut der Verfasser auch noch der Rosencultur Erwähnung, die in der Provinz Fajum, dem „Land der Rosen“, einem der schönsten Theile Aegyptens, betrieben wird, wo „zum Behuf der Bereitung des Rosenwassers und Rosenöls ausgebreitete Rosenpflanzungen unterhalten werden“.

Nach manchen Seiten hin ist das vierte Buch: „Die administrativen und staatlichen Verhältnisse“, womit der zweite Theil beginnt, einer der wichtigsten Abschnitte des ganzen Werks. Es ist im allgemeinen eine auffallende Erscheinung, daß, obgleich der mohammedanische Staat auf fremdartiger und von den europäischen Staatsbildungen vollkommen verschiedener Grundlage sich entwickelte, und alles, was man gemeinlich als die Grundpfeiler und festesten Stützen des Staats in Europa zu betrachten gewohnt ist, in der politischen Entwicklung des Islam fehlte, und weder Adel, noch Geistlichkeit, noch Bauernstand

in den Anfängen des mohammedanischen Staats und entgegengetreten, dennoch auf solchem Boden „feste und dauerhafte staatliche Organisationen sich bildeten, die einen für immer denkwürdigen Fortschritt in der Kulturgeschichte der Menschheit bezeichnen“. Die Erscheinung selbst gibt Historikern und Staatsmännern gar mancherlei zu bedenken. In gleicher Weise entwickelte sich nun auch der politische Organismus Ägyptens, und das Land theilte, nachdem es im Jahre 1517 mit dem großen Osmanenreiche vereinigt worden war, mehr oder weniger auch dessen Schicksale, bis nach der französischen Besetzung „Mohammed=Ali's Herrschergegnie sich desselben bemächtigte und nach wechselvollen Kämpfen die Erblichkeit der Statthalterwürde in seiner Familie und die volle Unabhängigkeit Ägyptens von der Pforte in Betreff der innern Angelegenheiten gegen Entrichtung eines jährlichen Tributs zu erringen wußte“.

Der Verfasser gibt absichtlich eine ausführlichere Darstellung der jetzigen staatlichen Organisation Ägyptens, und es ist jedenfalls „nicht überflüssig, sie in weitem Kreise bekannt zu machen“. Und zwar ist dies um so weniger der Fall, je mehr er selbst der Meinung ist, daß bereits „ein Zerfetzungsproceß der mohammedanischen Gesellschaft“ eingetreten ist, der „von oben herab tiefer und tiefer in dieselbe eindringt“; daß „der mohammedanische Staatskörper durch die Neuerungen der Gegenwart schon sehr geschwächt ist und diese ihn mehr und mehr zerfetzen“; daß aller Wahrscheinlichkeit nach „die mohammedanischen Völker kaum noch im Stande sein werden, sich zu lebenskräftigen staatlichen Verhältnissen zu erheben, wenn nicht überhaupt mit der ganzen Bewegung des Islams ein vollkommener Bruch stattfindet“. In einem solchen Falle aber, meint der Verfasser, sei „Ägypten sicher das Land, das am ersten dazu berufen ist“, indem „in keiner Provinz des osmanischen Reichs die mohammedanische eingeborene Bevölkerung unter günstigeren Bedingungen sich befindet“. In Ägypten wohnt, sagt er, „eine compacte mohammedanische Bevölkerung beisammen“, die der christlichen gegenüber die Mehrzahl bildet; dieselbe ist „intelligent, bildungsfähig, arbeitsam und ausdauernd“, und es sind hiermit „die Elemente zu einer Regeneration des Volks im Geiste der Gegenwart hier in höherem Grade, als in jeder andern türkischen Provinz vorhanden“. „Ist überhaupt“, bemerkt der Verfasser am Schluß dieses Abschnitts (II, 110), „eine Zukunft für mohammedanische Staaten möglich, so ist Ägypten zu den besten Erwartungen berechtigt.“

Es ist unbestritten, daß solche Erwägungen das Interesse an der Gegenwart Ägyptens erhöhen müssen, und besonders an seinem gegenwärtigen politischen Organismus. Der Verfasser bespricht in dieser Beziehung die administrative Einteilung des Landes, das Finanzwesen, Gesetzgebung und Rechtspflege, die bürgerliche Gesellschaft und die Bevölkerungsverhältnisse, und er wendet dabei die gegenwärtigen Interessen des Landes mit der Rücksicht auf ihre Zukunft geschickt zu vereinigen und bildet dem Interesse des Lesers nahe zu bringen. So erwähnt er II, 53,

wo er von dem Koran und dem bürgerlichen Richterliche Entscheidung der Regierung Ägyptens Landesgesetz, wodurch Strafgesetzgebung verordnet, daß die ägyptische Regierung hatte es sich je belommen lassen, zu einer Civil- und Criminalgesetzgebung zu schreiten, aber „durch dieses Gesetz ward in das starre mohammedanische Koranrecht die erste Wresche geschossen“. Es ist dies ein um so erheblicherer Fortschritt, als „gerade in Strafsachen der Koran kaum ein paar Bestimmungen enthält und somit alles der Willkür des Richters überlassen war“.

Auch auf andern Gebieten des öffentlichen Lebens hatte schon Mohammed=Ali's erfolgreiche und energische Toleranzpolitik manches geändert. Lange vor dem großherrlichen German von 1856 war die principielle bürgerliche Gleichstellung der Mohammedaner einerseits und der Christen und Juden andererseits in Ägypten eine vollendete Tatsache, es wurden dort infolge dessen Änderungen eingeführt, wodurch „das rein mohammedanische Staatsprincip eine sehr erhebliche Einbuße erlitt, und die socialen Verhältnisse haben sich mehr und mehr im europäischen Sinne gestaltet, unter stetem Zurücktreten des religiösen und allmählichem Hervorbringen des weltlichen und bürgerlichen Elements“. Von besonderem Interesse ist in dieser Hinsicht, was der Verfasser II, 93 über die mohammedanischen Frauen in Ägypten und über ihre Stellung zum Koran, sowie im allgemeinen über den religiösen Sinn des ägyptischen Volks mittheilt:

Es herrscht bei den Frauen fast durchgängig der größte Indifferentismus; aber auch sonst ist Unglauben in religiösen Dingen ein ziemlich häufiger Zug der jetzigen gebildeten, höhern ägyptischen Gesellschaft. Wankend im Glauben an die Göttlichkeit des von Mohammed gepredigten Gesetzes, hat man sich nicht nach einer andern Uebergangung umgesehen, sondern ganz und gar dem leichtfertigen, frivolen, französisch oberflächlichen Scepticismus in die Arme geworfen, der nichts glaubt, weil er nichts gelernt hat und nichts lernen will. Es ist dies ein Symptom, das als bedeutungsvolles Zeichen der Zeit betrachtet werden muß, und überhaupt dürfte es wenig Länder geben, wo die höchste Klasse der Gesellschaft, die meistens doch berufen ist, die Entwicklungslinien des ganzen Volks zu vertreten, so sehr verkommen ist als hier.

Von großer Wichtigkeit sind in diesem Zusammenhange die Mittheilungen über die Consulate und die unter ihrer Gerichtsbarkeit stehenden europäischen Colonien. Der Verfasser bezeichnet zwar die Stellung, welche diese Consulate einnehmen, als eine „seltsame“, und er meint, daß sie noch seltsamer sei, als die Stellung der vom frühern Drude nunmehr emancipirten andergläubigen Religionsgemeinden, die, dem mohammedanischen Staate gegenüber, von dem Verhältnisse, in welchem anderswo solche Körperschaften zum Staat stehen, ganz verschieden ist; aber er bezeichnet zugleich diese Consulate mit ihren selbständigen, von drei Landesgesetzen ganz unabhängigen Colonien einerseits und die gedachten Religionsgemeinden andererseits als „scharfe Keile, die sich immer und tiefer in den durch die Neuerungen der Gegenwart

schon so sehr geschwächten mohammedanischen Staatskörper hineinzuwickeln und denselben mehr und mehr zerfetzen". Weiter heißt es (II, 102):

Die langsame, aber unaufhaltsam fortschreitende sociale Umgestaltung der bürgerlichen Gesellschaft im mohammedanischen Staate, getragen von den Europäern, sowie den unter deren Schutze sich hebenden und regsam sich entwickelnden eingeborenen Christen und Juden, droht bald alle jenen Institutionen, auf welchen die mohammedanische bürgerliche und staatliche Gesellschaft aufgebaut ist, zu vernichten. Durch fortwährende Concessionen im Sinn des Zeitgeistes sucht zwar die türkische Regierung ebenso wol als die ägyptische den morischen Bau zu beseitigen, allein es ist sehr fraglich, ob damit nicht die Katastrophe eher herbeigerufen als abgewendet wird. Jede Concession im europäischen Sinne untergräbt eine andere Stütze des mohammedanischen Staats. Und indem die Regierung die Urgebrechen, an welchen die mohammedanische bürgerliche und staatliche Gesellschaft dahinsinkt, wegräumen will, vergißt sie, daß diese Gebrechen unablässig mit den Grundprincipien der Gesetzgebung des Islams zusammenhängen. Eine Regeneration des mohammedanischen Staats ist eben nicht ohne vollständige Regeneration des Volks möglich; aber um diese zu erzielen, müßte eben das Volk aufhören, mohammedanisch zu sein. Der durch ein Jahrtausend in alle Aebren der Bevölkerung eingebrungene Islam mit seiner starren Theokratie, mit seinem unerschütterlichen Fatalismus, mit seiner das Familienleben vernichtenden Polygamie, setzt sich jeder freien geistigen Bewegung und jeder Wiederherausbildung des Volks aus sich selbst entgegen. Solch einem alten und grundsätzlich andersartigen Stamme wird sich nie die Blüte der europäischen Bildung einpfropfen lassen und höchstens nur eine Misgeburt, nie aber gedeihliche Frucht hervorbringen.

Referent darf insolge seiner eigenen Studien des Orients, die er, freilich auf seine Weise und aus der Ferne, seit einer langen Reihe von Jahren gemacht hat, offen bekennen, daß er mit dem Verfasser in dem ganz übereinstimmt, was dieser über den immer mehr um sich greifenden Verfall der Türkei und über die Unmöglichkeit einer Wiedergeburt derselben, ohne Aufhören ihrer wesentlichen Grundbedingungen und solange die Türkei selbst bleibt, was sie ist, bemerkt hat, und er muß ebenso offen gestehen, daß er so verständige Ansichten über diesen Gegenstand seit langer Zeit nicht vernommen hat. Es ist vielleicht zum Theil dem Einflusse Hallmerayer's zuzuschreiben, der auch über diesen Punkt die Ansichten der Zeitgenossen nicht wenig verwirrte und irreleitete, daß man nur nach und nach zur Einsicht und Klarheit über diese Dinge gelangt, und daß man sie je länger je mehr nach der Wirklichkeit unbefangenen und unparteiisch ansieht und beurtheilt. Auch Frederike Bremer, die längere Zeit und an verschiedenen Orten des Orients Gelegenheit gehabt hat, die öffentlichen Zustände der Türkei kennen zu lernen, und die einen offenen und scharfen Blick und einen unbefangenen Sinn für diesen Gegenstand hat, kommt in ihrem „Leben in der Alten Welt“, obgleich zum Theil von einem andern Stand- und Gesichtspunkte aus, zu den nämlichen Ergebnissen und Ansichten, wie der Verfasser des vorliegenden Werks.

Ueber das fünfte und sechste Buch: „Der Handel von Aegypten“ und „Die öffentlichen Arbeiten“, können wir hier schneller hinweggehen, wie wichtig auch an und für sich und wie anziehend ihr Inhalt für viele Leser sein mag, da Aegypten „ein wichtiger Factor für den

Handelsverkehr und die Politik Europas geworden“. Von besonderem Interesse sind namentlich im fünften Buche die ausführlichen Mittheilungen über den Seehandel und die Hafenstädte Aegyptens (Alexandrien, Damiette, Suez und Rosette), von welchen der Verfasser vorzüglich Alexandrien sehr ausführlich und in höchst anziehender Weise, auch in Betreff seiner frühern Geschichte behandelt, sowie die Bemerkungen über den Binnenhandel und die Binnenstädte (Kairo, Mansurah, Sakazif, Santa, Siut, Kenne, Assuan und Chartum), und nicht minder verdienstlich sind die in Ansehung des Export- und Importhandels der obengenannten Hafenstädte mitgetheilten statistischen Angaben. Dagegen heben wir aus dem sechsten Buche hier nur die, besonders dem Tagesinteresse entgegenkommende Mittheilung über das Unternehmen des Suezkanals, über die Vortheile und Nachtheile desselben, sowie über die Bedenken des Verfassers hervor. Namentlich vom ägyptischen Standpunkte aus macht dieser gegen die Erproblichkeit des Isthmusunternehmens die „erheblichsten Einwendungen“, und er hat sich auch außerdem, gegenüber den mit so viel Selbstzufriedenheit ausposaunten Lobreden, welche das Isthmusunternehmen „als einen neuen friedlichen Triumph der französischen Civilisation hinführen wollen“, dringend veranlaßt gesehen und für eine „Pflicht erachtet, den wahren Sachverhalt darzulegen“.

Etwas länger müssen wir dagegen bei dem siebenten und letzten Buche „Schulen und Volksunterricht, Literatur und Bildung“ verweilen, indem dieser Gegenstand ebenso das allgemeine Interesse anspricht, als er für Aegypten von großer Wichtigkeit ist. Der Verfasser ist für seine Person der Ansicht, daß unter andern Mitteln, die „mit einiger, wenn auch sehr geringer Wahrscheinlichkeit von Erfolg angewendet werden könnten, um in den socialen und politischen Zuständen des mohammedanischen Staatswesens dem mehr und mehr um sich greifenden Verfall Einhalt zu thun“, auch die möglichst allgemeine Durchführung von Unterrichtsanstalten einen solchen Erfolg haben könnte. Wie freilich die Schulen der mohammedanischen Völker noch zur Zeit beschaffen sind, indem sie, wie alle ihre staatlichen und bürgerlichen Einrichtungen, einen vollkommen religiösen Charakter haben und Unterricht in Religion und Glaubenslehre ihre einzige und ausschließliche Bestimmung ist, dienen diese Schulen nur den Interessen des Islams, aber nicht den Zwecken des Staats und einer gehofften Wiedergeburt des Volks. Der Verfasser sagt (II, 330):

Es ist ein bedauerliches Zeichen des noch immer nicht aus dem mittelalterlichen Schlummer erwachten Geisteslebens der Orientalen, daß die theologische Literatur nicht blos auf Kosten aller andern Fächer sich breit macht, sondern daß dieselbe die fast ausschließliche Lectüre der gebildeten Klassen ist und der blinde Glaubenseifer für die alleinigmachende Religion des Islams dadurch noch immer genährt wird.

So ist es auch in Aegypten. Die dortigen Schulen bestehen ohne irgendeine Unterstützung und ohne Aussicht des Staats als „rein religiöse Anstalten“ und haben nur den Unterricht in den Elementarbegriffen des Lesens und Schreibens oder den höhern Vortrag der Religions-

und Gelehrtenvorschriften zum Gegenstand. Die Schulen, wie sie jetzt in Aegypten bestehen, sind theils Elementarschulen, theils höhere Unterrichtsanstalten. In den ersten erhalten die Kinder Unterricht im Lesen, Schreiben und Koran, allein diese Art von Schulen ist nur „eine Schöpfung des Islam“. So „kümmerlich“ daher diese Schulen auch sind und so traurig es dort im allgemeinen um die Bildung der untern Volksklassen steht, so ist es doch — im Gegensatz zu manchen christlichen Ländern Europas, z. B. dem angeblich an der Spitze der Civilisation andern vorangehenden Frankreich, auch selbst zu England — erfreulich, was wir II, 269 lesen, daß „die Kenntniß des Lesens und Schreibens allgemein und namentlich in Aegypten mehr verbreitet ist, als in den andern Provinzen des türkischen Reichs, vorzüglich jenen, wo türkisch die Landessprache ist“.

In den höhern Ständen geschieht für die Bildung etwas mehr, indem hier häufig ein eigener Hauslehrer gehalten wird, der auch Unterricht in der Religion erteilt. Für die Mädchen, die äußerst selten die Volksschulen besuchen, und auf deren religiöse Erziehung man fast gar keine Sorge verwendet, gibt es besondere Lehrinnen. Aus dem eben Bemerkten ist es daher auch erklärlich, daß, wie schon oben erwähnt, „bei den Frauen Aegyptens fast durchgängig mit nur seltenen Ausnahmen der größte Indifferentismus in religiösen Dingen“ herrscht. Ebenso lesen wir II, 113, daß einige mohammedanische Gelehrte sogar den Grundsatz aufstellen, daß es „un erlaubt sei, den Mädchen Unterricht zu erteilen“; in einem arabischen Werke heißt es: Es ist dem Lehrer nicht erlaubt, eine Frau schreiben zu lehren, noch ein Mädchen, indem dies „die Weiber noch höher macht“. Ein bekanntes Sprichwort sei: „Ein Weib schreiben lehren, ist ebenso wie eine Schlange mit Gift tränken.“

Was die höhern wissenschaftlichen Anstalten (Medreses) in Aegypten anlangt, so ist jetzt für diese und für den höhern wissenschaftlichen Unterricht dort weniger gesorgt als früher. „Während draußen sich alles änderte“, heißt es II, 277, „hat sich in den Hochschulen und Lehrkollegien des Ostens noch kein freierer Luftzug Eingang verschaffen können, und es ist hier alles beim Alten geblieben.“ Auch die Hochschule des Islam, die mit der großen Moschee in Kairo verbunden ist und über welche der Verfasser II, 278 gar zu ausführlich sich verbreitet, hat keinen andern Zweck, als das Studium der Religions- und Gelehrtenwissenschaften; die wenigen wissenschaftlichen Fächer, die dort noch außerdem gegenwärtig Vorträge gehalten werden, sind kaum nennenswerth, denn nach II, 289 sind es nur Rhetorik und Eloquenz, Prosodie und die richtige rhythmische Lesung des Koran und die Aussprache der Buchstaben. „Der Geist des Mittelalters hat sich hier erstarren lassen; der Islam, mit den ihm angehängten Völkern Asiens und Afrikas, steht seit drei Jahrhunderten still und schreitet nicht über die Grenze geistlicher Entwicklung hinaus, die er schon damals erreicht hatte. Der Glanz arabischer Wissenschaft erlosch, wie es jetzt, für immer.“

Auch von Vorderasien gilt, was ein großer Kenner des Orients, der Münchener Professor Neumann, vor mehreren Jahren treffend über den geistigen Standpunkt sagte, auf dem das Volk im äußersten Osten Asiens steht (II, 278): „Man lernt und studirt auch im Osten; man lernt eifrig und studirt viele Jahre lang, nicht aber um die Natur und den Geist, um Welt und Menschen kennen zu lernen, sondern um die Laute und Wörter, um die Einfälle und Gedanken, den Glauben und Aberglauben der Ahnen in sich aufzunehmen und sie mechanisch den künftigen Geschlechtern zuzuschreiben.“

Danach läßt sich denn auch schon im voraus der innere Gehalt und geistige Werth der Schriftstellerei und der Litteraten im Orient, der arabischen Litteratur und der Dichtkunst der modernen Aegypter beurtheilen und bemessen, worüber der Verfasser II, 290 einiges mittheilt, aber keineswegs läßt sich hiernach dieser Werth und Gehalt besonders hoch anschlagen. Der Verfall der wissenschaftlichen Cultur der arabischen Völker seit drei Jahrhunderten ist „nicht in der Masse, wol aber in dem innern Gehalt des Geistes zu bemerken“. Was der Verfasser aus jener Litteratur und Dichtkunst selbst mittheilt, macht nach mehreren derartigen „literarischen Lederbissen“ gerade nicht lüstern und begierig, und am wenigsten ist dies etwa wegen des französischen Einflusses der Fall, der in dergleichen auch dort sich geltend zu machen gewußt hat. Dagegen ist für die Zukunft Aegyptens das nicht wenig erfreulich und vielversprechend, was wir II, 329 von einer nicht unbebeutenden Anzahl junger Araber in Kairo lesen, die durch Erlernung europäischer Sprachen, meistens der französischen, in der Lage sind, sich mit den europäischen Ideen vertraut zu machen. „Viele dieser jungen Männer zeigen regen Sinn für das Studium und schnelle Auffassungsgabe. Sie werden hoffentlich ihrem Volk und Land nützliche Dienste erweisen, und dazu beitragen, die Reime europäischer Civilisation zu verbreiten.“

Auffallend ist es, bemerkt bei dieser Gelegenheit der Verfasser, daß von den vielen in Aegypten eingeborenen Türken nur ausnahmsweise in wissenschaftlicher oder literarischer Richtung etwas geleistet wird. Die geistige Ueberlegenheit des arabischen Volks in literarischer Beziehung tritt auch hier unverkennbar auf. Leider steht jedoch in Betreff der Ehrenhaftigkeit des Charakters, des geraden, biedern Sinns, der Verlässlichkeit des gegebenen Wortes der Araber nur zu oft hinter dem Türken zurück.

Eine kurze Notiz über die europäischen Schulen, die jetzt in den meisten orientalischen Staaten nach europäischem Vorbild als Regierungsunternehmungen eingerichtet worden sind, dergleichen auch in Aegypten schon unter Mohammed Ali viele ins Leben traten, beschließt das vorliegende Werk. Haben auch diese Schulen meist nur die militärische und medicinische Ausbildung zum Zweck, und wollte ihr Gründer dadurch, daß er jene Kenntnisse und Wissenschaften sich aneignete, denen der Europäer seine Macht und Ueberlegenheit verdankt, sein eigenes Volk nur von dem drückenden europäischen Einfluß befreien, so ist und bleibt doch unter allen Umständen der rechte, gesunde

und kräftige Einfluß Europas auch zugleich der einzige Weg für Aegypten und den gesammten Orient, sie „nach und nach zu heben“ und die Völker des Orients „zu regeneriren“. Mit diesem Eindruck wird sicher der eine und andere Leser das Buch des Verfassers aus der Hand legen, Referent aber gibt hier diesem Eindruck den gebührenden Ausdruck. Im übrigen ist er der Meinung, daß das dem Buche voranstehende Motto von Rückert:

Nicht allen alles, wenn nur einem eins gefällt

Und andern anderes, so ist es gut bestellt —

für den Verfasser und dessen reichhaltiges Buch ebenso bezeichnend ist, als es sich für den Standpunkt des Lesers selbst rechtfertigt. 17.

Die neuesten Jahrgänge der „Bibliothek deutscher Originalromane.“

Album. Bibliothek deutscher Originalromane. Funfzehnter, sechzehnter und siebzehnter Jahrgang. Jeder Jahrgang 24 Bände. Prag, Kober und Markgraf. 1860—62. 16. Jeder Band 10 Ngr.

Der funfzehnte Jahrgang des Albums, dessen wir noch in der frühern ausführlicheren Weise gedenken wollen, enthält im ganzen elf verschiedene Romane, welche fast sämmtlich von Autoren herrühren, die sich schon seit Jahren an diesem Unternehmen betheiligt haben. Der allgemeine Charakter der Beiträge ist daher im wesentlichen derselbe, wie der der frühern Jahrgänge. Der historische Roman herrscht entschieden vor. Er nimmt von den 24 Bändchen nicht weniger als 21 in Anspruch, und unter den drei Erzählungen, welche die übrigen Bände füllen, besetzt die eine wenigstens einen historischen Hintergrund. Einige von den geschichtlichen Erzählungen gehören noch jener Zwittergattung an, die weder als Dichtung, noch als Geschichte zu befriedigen vermag; in der Mehrzahl aber gibt sich in erfreulicher Weise das Streben zu erkennen, den Anforderungen der Kunstform wieder mehr als bisher gerecht zu werden und sich, statt es bei einer industriellen Ausbeutung geschichtlicher und biographischer Werke bewenden zu lassen, eine wirklich organische Umgestaltung des aus ihnen geschöpften Stoffes zur Pflicht zu machen. Durchschnittlich erheben sich die verschiedenen Gaben nicht über das Niveau der Unterhaltungsliteratur; jedoch befinden sich auch einzelne von wirklich poetischem Werthe darunter. In den besten Gaben der Sammlung gehören unstreitig die von Johannes Scherr, Ernst Frige und Edmund Hofer; ihnen schließen sich zunächst die von L. Mühlbach, Alfred von Tauro und Bernd von Guseck an; minder befriedigend, besonders von seiten der künstlerischen Totalform, sind die von Amely Wölte und Idor Broschko; dagegen machen namentlich die Erzählungen von Julius Mühlfeld und F. Schregel den Eindruck von unausgereiften Früherzeugnissen. Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen wenden wir uns zu einer kurzen Charakteristik des einzelnen.

1. Rost Jurkath. Eine Geschichte aus den Alpen. Von Johannes Scherr.

Diese Gabe verdient es, an die Spitze der Sammlung gestellt zu sein. Von seiten des poetischen Geistes, der sie durchweht, des einerseits tief rührenden, andererseits wohlthätig erheitrenden Eindrucks, den sie macht, und der künstlerischen Abwandlung, die ihr der Autor gegeben, ist sie unstreitig die vorzüglichste Gabe des Jahrgangs. Es ist eine Dorfgeschichte, und sie darf als solche dem Besten zugerechnet werden, was unsere Literatur in dieser Dichtungsgattung geliefert hat. Der Verfasser hat seine Studien zu derselben wahrscheinlich bei Jeremias Gotthelf gemacht, jedoch mit Glück die abstoßenden Seiten eines sich allzu unverhüllt bietenden Materialismus vermieden und eine im gan-

zen recht wohlthuende Amalgamation realistischer und idealistischer Weltanschauung zu erzielen gewußt. Die Gestalten sind nicht absolut neu, aber doch von stark ausgeprägter Eigenthümlichkeit; dabei lebenswahr, anschaulich, schon an sich von psychologischem und ästhetischem Interesse, und noch interessanter durch die Entwicklungen, in denen sie sich vor uns entfalten. Der alte Zwißbauer mit seinem Hartkopf und die ihn trotzdem durch Stumpfheit und Nachgiebigkeit für ihre Pläne gewinnende Zwißbäuerin sind in wenigen markigen Zügen trefflich gezeichnet. Nicht minder sind die ausgeführten Bilder der beiden Töchter dieses Paares, der sanftmüthigen, zur Dulderin erkorenen Rost und der munteren, zum Glück berufenen Breneli gelungen. Beide heben sich in ihrer Verschiedenheit sehr wirksam voneinander ab und vereinigen sich zugleich zu einem wohlthuenden Gesamteindruck, indem sie sich gegenseitig theils vertiefen, theils beleben. Eine minder effectvolle, aber sehr fein angelegte Figur ist auch die des Pfarrers; die sensiblen und reflectirenden Elemente seines Wesens haben in den Zügen einer darüber schwebenden Ironie eine sehr glückliche Beimischung erhalten. Nicht in demselben Maße befriedigt die Figur des Kuodi. Abgesehen von der Bedeutung auf den künstlerischen Zug in seiner Natur ist sein späteres Verhalten so gut wie gar nicht motivirt. Die Möglichkeit eines solchen Umschlages hätte sich schon in einem frühern Zuge desselben leise ankündigen und auch der Rost zum Bewußtsein kommen müssen. Dies würde wesentlich dazu beigetragen haben, diesen Charakter minder willkürlich und die Entwicklung des Ganzen minder herb erscheinen lassen. Mehr phantastischen Gepräges ist die Figur der Schwarzgeli, eines Mädchens von zierlichem Blut und Wesen, das später die Rolle eines solchen Dämchens spielt und den Sturbi zur Untrene gegen seine Rost verführt. Sie ist in mehrfacher Betracht eine Art „Grille“, jedoch von bleibend boshaftem Charakter. Das Bizarre und Abstoßende ihres Wesens erzählt durch die Naturwüchsigkeit und Elasticität desselben eine Widerung. Eine recht scharf und fest dem Leben nachgezeichnete Figur ist endlich auch die Jungfer Bibbeli, die „Lyty (Leitung) vo Windpellen“ genannt, weil sie sich's zum Geschäft macht, die Neuigkeiten, besonders die schlimmen, möglichst rasch von Hof zu Hof gelangen zu lassen.

Was in der Geschichte am mindesten befriedigt, ist, daß die Rost so ganz unschuldig leiden muß und daß umgekehrt die Schwarzgeli ohne jede Bächtigung davonkommt. Zwar weiß es der Autor so zu machen, daß dem Leser Rost in ihrem Leiden immer noch bereuenwerther und glücklicher erscheint, als Schwarzgeli in ihrem Freudenleben; aber ganz wird dadurch der Eindruck der Dissonanz, den wir nothwendig beim Anschauen eines ungerecht mitleidenden Geschicks empfinden, nicht überwinden. Im Leben geht's freilich oft genug so her, daß der Unschuldige leidet und der Schuldige triumphirt; aber die Dichtung soll uns eben diese düstern Partien des Lebens in einer mildern Beleuchtung zeigen. Wenn der Dichter in dem kleinen Kreise, den er sich nach Belieben schaffen und gestalten kann, keine poetische Gerechtigkeit übt, so wirkt das viel verlegen, als wenn etwas Ähnliches im Leben geschieht; denn hier läßt es sich wenigstens als ein notwendiges Glied in der unendlichen Kette der Ursachen und Wirkungen denken, dort aber stellt es sich als eine durch nichts gebotene Willkür dar. Wenn unser Dichter den Pfarrer mit Hinblick auf die unschuldig leidende Rost ausrufen läßt: „Du bist nur dazu da, ein neues trauriges Beispiel für die trostlosen Leser abzugeben, daß das Schöne bald geschaff'n sei, um in den Saus getreten zu werden, und daß die Guten nur in die Welt kommen, um zu leiden! O diese Welt, diese Welt! Es liegt in dem finstern Glauben an ihre Verdorren und Dürrensehung ein tiefer Sinn, als unsere Philosophen träumen läßt. Dieser Glaube ist nur der wahnsinnige Wahn der Natur über die Schreckliche, zwischen Geburt und Tod sich bewegende Komödie, in welcher wir alle in dieser oder jener Rolle anzutreten gezwungen sind. Wohl dem noch, der eine allerböschste Rolle zu spielen hat! Er entgeht wenigstens jenem Martyrium, welches die bleichen, todesang-

Stirnen seiner Opfer wie zum Hohn mit Lorber bekrönt. Der banausische Mittelmäßigkeit gehörte von jeher die Erde mit ihren Gräben, während die Träger des Genius, die Verkündiger des Ideals, alle die Dichter und Denker, Seher und Propheten, alle die wirklichen Selben der Menschheit als unerkannte, ja verkannte, verlästerte und verfolgte Fremdlinge darüber hinwandeln und zufrieden sein müssen, wenn ihnen die Prosamen vom Banquet des Lebens zufallen", so sind dies in der That die Empfindungen, mit denen uns das Schicksal Koss's erfüllt. Unstreitig liegt es unter den Aufgaben des Dichters, auch solche Empfindungen in uns wach zu rufen; aber ganz gewiß hat er daneben die Pflicht, uns wieder darüber hinauszuhoben, und das scheinbar Trostlose als etwas Heilsames oder wenigstens für die geistliche Entwicklung des großen Ganzen Unentbehrliches erscheinen zu lassen. Unser Autor hat diese Pflicht auch keineswegs ganz verabsäumt; aber einen völlig befriedigenden Schlussaccord scheint er uns nicht gefunden zu haben. Dies selber fühlend hat er zuletzt den Humor zu Hülfe genommen, und mit diesem „Herstellen des Gleichgewichts“, dem „alten und ewig jungen Tröster der Menschheit, der mit dem Munde zu lachen vermag, während ihm die Thräne im Auge steht“, ist es ihm in der That gelungen, auch den unausgelösten Rest der von ihm aufgespielten Dissonanzen als wirksame Momente dem vorherrschend heitern Finale einzuverleiben. Jedenfalls war es ein recht glücklicher Gedanke, nach dem Larghetto doloroso der vorangehenden Kapitel das lustige Scherzo „Freut euch des Lebens“ folgen zu lassen. Es ist von echt humoristischer Wirkung. Bezüglich der Diction verdient noch gerühmt zu werden, daß der Autor im hohen Grade die Geschicklichkeit besitzt, jede Person in ihrer Sprache reden zu lassen. In der Herbeiziehung des Schweizerdialekts und des Rothwelschen ist er vielleicht für den Geschmack mancher Leser zu weit gegangen. Inzwischen findet man sich doch mit Hülfe der erläuternden Anmerkungen mit Leichtigkeit hinein, und man kann nicht leugnen, daß die Charakteristik nicht wenig dadurch belebt wird.

2. Im Strom der Zeit. Roman aus den Tagen Kaiser Leopold des Ersten. Von Vernd von Guseck. Vier Bände.

Unter den Romanen, die wir bis jetzt von Vernd von Guseck im „Album“ gefunden haben, ist dieser der beste. Er führt dem Leser eine Reihe sehr verschiedenartiger und wenn nicht gerade besonders tief aufgefäster, doch interessanter und mit lebendigen Farben ausgemalter Gestalten vor, er bringt dieselbe in spannende Verwickelungen und beschäftigt außerdem die Phantasie durch frische Schilderungen von Jagden, Hoffesten, Gesellschaften, Kriegsszenen, Auftritten aus dem häuslichen Leben u. s. w. Schade ist, daß die Partien des Schlußes sehr fühlbar hinter den früheren Abtheilungen zurückbleiben. Der Autor hat es nicht verstanden, die allerdings sehr zahlreichen Fäden seines etwas verwickelten Gewebes zuletzt so zu vereinigen; daß man den Eindruck eines wohl in sich abgeschlossenen Bildes empfinde. Manche werden gewaltsam abgerissen, manche verzettelt, und manche die auf der Rehrseite verschwinden sollten, verunstalten durch ihre anstossenden Enden die Außenseite. Zu den bestgezeichneten Figuren gehören Cajetana, Kathi, Herr und Frau Riedel, Karl Fieberlis, Gräfin Königsberg, Graf Cronberg, Anna Riedau; minder gelungen sind Max Riedau, Trauthon, Martin, Graf Colonna u. a. Aber unter jenen wie unter diesen befindet sich keine Figur, welche der Autor mit gleich frischen Farben bis zu Ende geführt hätte. Man merkt dem Verfasser an, daß er über die Art und Weise des Schlußes mit sich selbst nicht recht im Klaren gewesen ist. Er spinnt daher seine Geschichte noch fort, als er ihr und den Personen nichts wirklich Neues abzugewinnen weiß. Darüber geräth er ins Breite und Bedeutungslose und schwächt den guten Eindruck, den die ersten Bände des Romans machen, in bedauerlicher Weise ab. Sollte er Gelegenheit haben, dieselben noch einmal zu überarbeiten, würden wir ihm rathen, die beiden letzten Bände zu einem zu concentriren und sich eine Situation auszubedenken, in welcher die verschiedenen Verwickelungen

womöglich mit einem einzigen Schlage gelöst werden. Auch den Forderungen der Nemesis hätte er mehr Rechnung tragen sollen. Warum ein so boshafte Geschöpf, wie die Anna Riedau, ungestraft ans Ziel ihrer Wünsche gelangen muß, steht man nicht wol ein.

3. Polnische Mütter. Historische Novelle von Marie Roskowska.

Diese Erzählung hat die Ereignisse, welche unter Stanislaw II. August die zweite und dritte Theilung Polens und damit die Auflösung des polnischen Reichs herbeiführten, zum geschichtlichen Hintergrunde, spielt also in den Jahren von 1792—95. Den Titel „Polnische Mütter“ führt sie, weil in den novellistischen Partien derselben zwei an der Spitze mächtiger Familien stehende Polinnen, eine Gräfin Strzelno und eine Generalin Djickonska, insofern die beiden Hauptfiguren bilden, als die erstere, im Wahn, dadurch ihren Sohn Severin auf den polnischen Thron bringen zu können, ihre Familie zum Anschluß an die russische Partei bewegt und hierdurch zur Hauptantagonistin des über ihr Haus und ihr Vaterland hereinbrechenden tragischen Schicksals wird, während die letztere mit den Ihrigen fest und beharrlich auf Seiten der polnischen Patrioten steht, aber trotzdem ebenfalls den Untergang ihrer Familie und ihrer Nation erleben muß. Die Verfasserin hat offenbar durch die Gegenüberstellung beider eine potenzirte Wirkung erzielen wollen; diese Absicht ist ihr aber nicht recht gelungen, denn sie hat es nicht verstanden, die Vertreterin des bessern Principes als eine ebenso energische und thatkräftig eingreifende Persönlichkeit zu zeichnen, wie die Repräsentantin der verwerflichen Richtung. Während die Gräfin, durch ihre falsche Mutterliebe getrieben, wirklich handelt und dadurch die unseligen Conflicte herbeiführt, bleibt die Generalin in ihrer reinen Vaterlandsliebe so gut wie völlig müßig und weicht dem Unglück mehr aus, als daß sie es abzuwehren sucht, ohne daß diese Passivität als ein charakteristischer Zug ihres Wesens hingestellt und als Motto für ihr trauriges Schicksal benutzt wäre. Uebrigens ist die Anlage der Verwickelung in der ersten Hälfte der Novelle nicht übel und hat der Verfasserin zur lebendigen Ausmalung mehrerer effectvoller Szenen Gelegenheit gegeben, unter denen besonders die zwischen der Gräfin und ihren Kindern, Severin und Jadwiga, sowie zwischen dieser und ihrem Geliebten Stanislaw Djickonski hervorzuheben zu werden verdienen. In der zweiten Hälfte sinkt die Anziehungskraft der Erzählung bedeutend. Die persönlichen, allgemeinen menschlichen Interessen werden immer mehr von den politischen, specifisch-polnischen verdrängt, die Darstellung der geschichtlichen Ereignisse aber ist eine zu summarische, zu sehr im Tone trockener Berichterstattung gehaltene, als daß sie eine wärmere Theilnahme zu erwecken vermöchte. Dazu kommt, daß die Abwicklung der persönlichen wie der staatlichen Conflicte eine gleich traurige und trostlose ist. Von erhebenden oder belebenden Momenten findet sich keine Spur mehr, aber auch den Situationen von ergreifendem Charakter weiß die Verfasserin keine wirklich zu Herzen gehende Wirkung mehr abzugewinnen. Es ist, als ob die Lethargie, in welche sie Jadwiga versinken läßt, auch sie selbst ergriffen hätte, und so kann es nicht ausbleiben, daß auch der Leser davon angesteckt wird. Am wenigsten vermag der Schluß zu befriedigen, denn hier häufen sich eine Masse von Entwicklungsmomenten, welche mit der ursprünglichen Anlage geradezu in Widerspruch stehen. Die Verfasserin wendet hier das Uebergewicht der Sympathie gerade denjenigen Personen zu, gegen die sie bis dahin die Antipathie erweckt. Das mag sehr samaritisch sein; der Leser aber vermag ihr auf diesem Wege nicht zu folgen.

4. Eine Geschichte von damals. Von Edmund Goejer.

Wir haben schon in den einleitenden Bemerkungen gesagt, daß diese Erzählung zu den besten des vorliegenden Jahrgangs gehört. Sofern die darin auftretenden Personen sämtlich Bauern oder sonstige Landbewohner sind, fällt sie in die Kategorie der Dorfgeschichten; die Interessen aber, um die sie sich

vorzugsweise bewegt, sind allgemeinerer Natur. Von dieser Seite fällt sie in die Klasse derjenigen Erzählungen, bei denen die Spannung und Lösung auf beängstigenden Mystificationen und allmählichen Enttrollungen schauerlicher Antecedenten beruht, die sich um unheimliche, in irgendeine schwere Schuld verstrickte Personen bewegen und ihre Wirkung nicht sowohl durch Erscheinungen der Anmuth und Schönheit, als durch die geheime Anziehungskraft des Dunkeln und Verworrenen, des Spuk- und Schreckhaften üben. In der gegenwärtigen Zeit findet sich für derartige Geschichten kaum noch irgendwo ein Grund und Boden; um so verbreiteter aber waren sie in den ersten Jahrzehnden unsers Jahrhunderts inmitten und im Gefolge der Napoleonischen Kriege, und in diese Zeit hat denn der Autor auch die uns hier vorliegende „Geschichte von damals“ verlegt. Sie spielt im Jahre 1813, in den Tagen, als sich allerorts in Deutschland das Verlangen regte, das schmachliche Joch der Fremdherrschaft wieder abzuschütteln, andererseits aber der Glaube an die Unbezwinglichkeit Napoleon's noch zu stark war, als daß sich nicht zu jenem Verlangen auch Ehen und Bangen gesellt hätten. Der Schauplatz der Handlung ist ein verborgener, vom Verkehr mit der übrigen Welt durch Lage und Bodenbeschaffenheit möglichst abgeschiedener Winkel im nordwestlichsten Deutschland; einer jener Landstriche, in denen sich der Widerstand gegen die französische Herrschaft hauptsächlich in der Unterhaltung eines der Continentsperre entgegenarbeitenden Schmuggelhandels bethiätigte. Auch der Buchbauer, der Held des Romans, hat als einer von den geheimen Leitern dieses Schmuggelhandels seinem Patriotismus Genüge gethan, aber sich gerade hierdurch bei seinen Landesleuten in den Verdacht gebracht, ein Spion der Franzosen zu sein. Dies und sein finstres, unheimliches Wesen, noch mehr aber schauerliche Gerüchte über seine Vergangenheit, denen gegenüber er eine argwohnerweckende Leidenschaftlichkeit und Gereiztheit zeigt, nähren den Glauben, daß er sich des Verbrechens des Brudermordes und anderer Frevelthaten schuldig gemacht habe, während andere Seiten seines Charakters und das Vertrauen, welches gerade die Feinde zu ihm hegen, die Vermuthung unterstügen, daß es nicht wirklich so sein könne, sondern daß er als ein im Grunde seines Wesens ehrenhafter Charakter weit mehr unsere Sympathie als unsere Verurtheilung verdiene. Die hierbei zu lösende Aufgabe, den Leser über den wahren Thatbestand solange wie möglich in der Schwebe zu erhalten und die entgegengesetzten Empfindungen der Ehen und der Theilnahme möglichst hoch zu spannen, ist dem Verfasser trefflich gelungen, und wenn auch die Mittel, welche er hierzu angewandt hat, keine wesentlich neuen sind, so hat er sie doch so lebendig und charakteristisch auszumalen gewußt, daß sie ihre Wirkung nicht leicht verschlehen werden. Minder glücklich zeigt sich die Kunst des Autors in den abwickelnden Partien der Geschichte und in der Charakteristik der Nebenpersonen. Hier zersplittert sich das Interesse zu sehr, und infolge dessen wird auch die Darstellung matter und farblos. Immerhin fehlt es auch hier nicht an effectvollen Situationen, besonders in denjenigen Partien, welche den Buchbauer unmittelbar betreffen. Dagegen erscheint alles, was sich auf Dattof, den Förster, Gertrud, Regina, Hans, Jochem, den Müller u. s. w. bezieht, zu fragmentarisch und stümpfhaft, als daß man sich recht dafür zu erwärmen vermöchte. Auch die eingeflochtenen Kriegsscenen wollen nicht recht passen, obgleich der Verfasser zeigt, daß er sich hier auf einem ihm vertrauten und gern von ihm cultivirten Gebiete bewegt. Um so unverkennbarer hat sich die darstellende Kunst des Autors in den descriptiven Theilen der Novelle bewährt. Ganz besonders verdient in dieser Beziehung die der Erzählung vorangeschickte Schilderung des ihr zum Schauplatz dienenden Terrains hervorgehoben zu werden.

5. Gefangen und befreit. Vaterländisches Gemälde aus den Jahren 1806—14. Von Julius Mühlfeld.

Der Reizung hat, sich über eine Reihe von Ereignissen der im Titel genannten Jahre einen flüchtigen Ueberblick zu ver-

schaffen, kann dieselbe durch dieses Buch wenn nicht in völlig befriedigender, doch bequemer Weise befriedigen. Als Roman ist dasselbe ohne besondere Bedeutung.

6. Maria Antonia, oder Dresden vor hundert Jahren. Zeitbild von Amely Bölte.

Die Verfasserin erklärt in einem kurzen Vorworte, daß sie zu dieser Arbeit durch die schmeichelhafte Anerkennung ermuntert sei, welche ihr biographischer Roman: „Frau von Stahl“, gefunden habe, bemerkt aber zugleich, daß sie in diesem wie in jenem Werke nicht einen wirklichen Roman, ja nicht einmal eine Combination von Wahrheit und Dichtung, sondern nur eine einfache Geschichte, nur Wahrheit habe schreiben wollen. Sie hat daher die vorliegende Arbeit auch nur ein „Zeitbild“ genannt und demgemäß auf die Forderungen, die man an einen Roman zu machen berechtigt ist, bei ihr noch weniger als bei der ihr vorangegangenen Rücksicht genommen. Wie können dieser Erklärung nur unsern Beifall zollen; andererseits aber müssen wir doch bekennen, daß uns damit der zwittrigste Charakter dieses Erzeugnisses noch nicht beseitigt erscheint. Hat sich auch die Verfasserin nicht bloß vom Namen, sondern auch von der Inhabung der Gesetze der Romanbildung losgerissen, so hat sie doch immer noch die allgemeine Form und Einkleidung des Romans beibehalten. Zwar componirt und construirt sie nicht wie ein Romanbichter, aber sie spricht, sie stilisirt so; sie geht augenscheinlich darauf aus, daß sich das Buch so lesen soll, wie ein Roman, und gerade, indem sie dies im gewissen Sinne erreicht, bewirkt sie, daß man nun doch von ihm auch das verlangt, was ein Roman rücksichtlich seines innern Baues zu leisten hat, und sobald wir erkennen, daß dies Bedürfnis unbefriedigt bleibt, und andererseits auch nicht das entschiedene Gepräge eines biographischen oder Geschichtswerks zu entdecken vermögen, fühlen wir uns ihm gegenüber in der unbehaglichen Lage, die man einer Person gegenüber empfinden würde, von der man nicht wüßte, ob sie Mann oder Weib sei. Ein Werk, das sich nur Mittheilung der Wahrheit zur Aufgabe macht, soll sich eben nicht wie ein Roman lesen, es soll im Gegentheil alles vermeiden, was die Meinung aufkommen läßt, als sei es dem Autor doch eigentlich mehr um Unterhaltung und Zeitvertreib, als um einfache Darlegung des Thatfactischen zu thun. Darum braucht ein solches Werk nicht um ein Haar breit minder interessant und spannend, auch nicht minder wohlgefällig in der Form und Darstellung zu sein als der vortrefflichste Roman; aber es muß diese Wirkung durch ganz andere Mittel und Eigenschaften erreichen als der Roman, es darf in Ton und Haltung nirgends die der Biographie oder Geschichtsschreibung charakteristische Form verfehlen, nirgends durch geborgte Reize anlocken und fesseln wollen. Was sich für die Dichtung schickt, geziemt sich nicht für die Sprache der Wahrheit. Die Dichtung ist einmal im gewissen Sinne Illusion; sie darf sich daher, wo es ihren Zwecken dient, auch die Darstellungsweise der Wahrheit aneignen; aber für die Wahrheit existirt schlechterdings kein Grund, sich mit den Reizmitteln der Fiction herauszuputzen. Thut sie es dennoch, so erscheint sie als eine geschminkte Wahrheit, und eine solche ist keine Wahrheit mehr. Abgesehen von dem hier berührten Cardinalfehler des Buchs, den die weiblichen Leser desselben wahrscheinlich weniger empfinden werden als die männlichen, enthält dasselbe viele interessante Einzelheiten, indem es vor den Augen des Lesers theils eine große Anzahl historisch bedeutamer Persönlichkeiten, (z. B. außer der geistreichen Fürstin, welche den Mittelpunkt des Ganzen bildet, König August III., Kurfürst Friedrich Christian, Graf Brühl, Samuel und Kasael Mengs, der Kapellmeister Hasse, dessen Frau Franzina, die Sängerin Mingotti, Herr und Frau Gottschalk, Friedrich II., den Architekten Chiaveri, Rabener, Voltaire u. a.), theils charakteristische Züge und Schilderungen aus dem damaligen Hof- und Culturleben vorüberführt, manches freilich sehr aphoristisch und sporadisch, anderes aber auch in recht frisch und lebendig ausgemalten Bildern. Von gleicher Anziehungs-

krast wie ihre „Frau von Staël“ ist jedoch dieses Zeitbild nicht, schon darum nicht, weil sich sein Inhalt zu einer romanhafte Einleitung weit weniger eignet, als das Leben jener interessanten Frau; außerdem aber hat sich die Verfasserin auch in der Darstellung hier mehr als dort gehen lassen.

7. Gertrud. Roman von Ernst Friese. Vier Bände.

Die Zeit, in welcher dieser Roman spielt, ist im allgemeinen dieselbe, wie die des eben besprochenen Zeitbildes, und auch der Schauplatz beider Geschichten fällt stellenweis zusammen. Selbstverständlich haben beide auch denselben historischen Hintergrund, nämlich die Zeiten vor und während des Siebenjährigen Kriegs, und zum Theil begegnen wir in ihnen auch denselben historischen Persönlichkeiten. Im übrigen aber besteht zwischen ihnen keinerlei Art von Ähnlichkeit. Zwar will auch dieser Roman nicht Erkundung, sondern eine aus Familienpapieren gesammelte Wahrheit sein; aber gesetzt auch, daß dem so sei, trägt er dennoch in seiner ganzen Anlage und Ausführung das Gepräge eines wirklichen, im ganzen kunstgerecht gebauten Romans und erfüllt auch in der Art und Weise, wie er geschichtliche Ereignisse und Persönlichkeiten seinem eigenen Verlaufe einverleibt, die Anforderungen, welche die Aesthetik an diese Kunstform zu machen berechtigt ist. Unter dem, was wir bis jetzt von Ernst Friese gelesen haben, ist diese Arbeit das weitest Gehengste. Gafsten nicht an ihr, wie an fast allen Creationsen der gegenwärtigen Romanliteratur, auch einige Spuren industrieller Technik, wäre namentlich den ernstesten Konflikten eine noch gründlichere, mehr in die Tiefe gehende Behandlung zu Theil geworden und besäße der Schluß dieselbe gedrungene und wohlgegliederte Form wie der treffliche Eingang, so würde sie nicht bloß von seiten ihres anziehenden Inhalts, sondern auch von seiten ihrer künstlerischen Gestaltung und Durcharbeitung zu den werthvollsten Producten der heutigen Romanbildung gezählt werden dürfen. Aber auch so, wie sie ist, übertrifft sie von seiten ihres Baues die große Mehrzahl der mit ihr concurrenden Arbeiten, und man erfreut sich der planvollen Art und Weise, in welcher ein reicher, mannichfaltiger Stoff in ihr durcharbeitet ist, um so mehr, je seltener man noch in unsern Tagen einem Sinne und Talent für einheitliche Composition und Organisation begegnet. Nicht minder befriedigt sie durch ihren Stoff, mag man dabei an das Ensemble der verschiedenen Persönlichkeiten oder an den Verlauf der Fabel mit ihren wechselnden Ereignissen und Situationen, oder an den darin sich abspiegelnden Gedankengehalt denken. Unter den Personen ist vor allen Gertrud, also die Haupt- und Titelheldin, eine durch Bescheidenheit, Anmuth und Schalkhaftigkeit reizende Gestalt, ebenso anziehend durch ihre Schwächen, wie durch ihre Vorzüge, in allen ihren Unarten und Verirrungen einen kerngesunden Verstand und ein tames Gemüth bewahrend, von unerhöplicher Geistesfrische und Liebenswürdigkeit, kurz ein Exemplar bezaubernder Weiblichkeit nicht von der idealsten, aber unwiderstehlichsten Gattung. Nicht in demselben Grade wie die allgemeine Anlage und Zeichnung ist dem Autor die Entwicklung derselben gelungen. Hier ist ihm der Fehler begegnet, daß sie eigentlich den höchsten Reiz im Anfang ausübt, indem ihr später nie wieder eine so gute Gelegenheit geboten wird, die Lichtseiten ihres Naturels zu entfalten, als in der Art und Weise, wie sie den Klauen der hyperidealistischen Frau von Wallbott entgegenwirkt. Zwischen bleibt sie doch immer reizend genug, um uns bis zum Schluß dauernd zu fesseln, wenngleich man die Schlußkatastrophe selbst ein wenig anders zu haben wünscht. Auch die zahlreichen übrigen Personen sind größtentheils interessante, sich gut gegeneinander abhebende Figuren. Zu den herausgeführten gehören die schon genannte Frau von Wallbott, deren Nefse Alexander, Margareth, Herr und Frau von Pröhl, der Domherr, der Feldmarschall, der Prinz im Forsthaufe u. s. w.; auch Wittberg und Elvire sind von wohlthuernder Wirkung, nur treten sie zuletzt allzu sehr in den Hintergrund. Weniger haben uns die beiden Liebhaber, Graf Levin und Junfer Wolf, zu befriedigen vermocht.

Ersterer ist allzu sehr vom Zuschnitt eines Romanhelden, wie ihn sich eine weibliche Phantasie auszumalen liebt; letzterer ist zu wenig Gelegenheit geboten, sich durch Activität auszuzeichnen. Ueber andere kleine Schwächen des Romans steht man bei seinen sonstigen Vorzügen gern hinweg. Wenn z. B. das Citat der Lichtwer'schen Moral: „Weniger Gitter schadet nur!“ eine Erinnerung an Gellert enthalten soll, oder wenn auch vor dem Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs von einem Krüppel erzählt wird, daß er seine belben Beine in der Schlacht bei Kunersdorf verloren habe, so beruhen solche Irrungen jedenfalls nur auf augenblicklichen Gedächtniß fehlen.

8. Pugacëw. Geschichtlicher Roman von S. Isidor Proschko. Zwei Bände.

Wir gehören nicht zu denen, welche für ein Drama oder einen Roman die aristotelische Einheit des Orts und der Zeit fordern; aber der Verfasser des vorliegenden Romans gestattet doch der Willkür in dieser Beziehung ein gar zu freies Spiel. Nachdem das erste Kapitel desselben am Wolgagebirge, das zweite und dritte zu Petersburg gespielt hat, verlegt uns das vierte plötzlich in die Santa-Casa zu Eifabon und mit einem noch kühnern Sprunge in ein weißes Häuschen an den Ufern des Potomac in Nordamerika, um uns im fünften wieder in Eifabon das Erdbeben von 1755 miterleben und im sechsten an der Seite Kleist's die Schlacht von Kunersdorf mitmachen zu lassen. Erst im siebenten Kapitel gelangen wir wieder nach Petersburg, um von jetzt an wenigstens in den Grenzen des großen Russenreichs zu bleiben. Olimpischer wird mit der Zeit umgegangen; gleichwol sieht man nicht wohl ein, warum, um zu Pugacëw zu gelangen, von den Ereignissen, die in den fünf ersten Kapiteln erzählt werden, ausgeholt werden muß. Alles dies ließe man sich jedoch gern gefallen, wenn wenigstens dabei eine wirkliche Einheit der Handlung bestände. Aber mit dieser steht es fast am allerschlimmsten an. Die Ereignisse, die in dem ersten Viertel des Romans behandelt werden, nehmen jedes für sich ein so selbständiges Interesse in Anspruch, daß sie nicht weniger als geeignet erscheinen, uns auf die Geschichte Pugacëw's vorzubereiten. Im Gegentheil, wenn endlich der Verfasser dazu kommt, auch unser Interesse für den Helden des Romans in Anspruch zu nehmen, fühlt man sich bereits zu oft umsonst angeregt, als daß man Lust hätte, sich noch einmal in Spannung versetzen zu lassen, noch dazu für einen Menschen, wie Pugacëw nach der Zeichnung des Autors ist. Schon die Art und Weise, wie der Verfasser seinen Helden einführt, ist die verkehrteste, die es geben kann; denn derselbe erscheint dabei nicht nur als eine brutale und gemeine, sondern auch als eine verschwindende, fast bedeutungslos nebenherlaufende Person, vermag also durch nichts eine erhöhte Theilnahme für sich zu erwecken, weder im guten noch im schlimmen Sinne. Aber auch im Fortgange des Romans gelangt Pugacëw nie zu derjenigen Bedeutung, die der Mittelpunkt einer Geschichte besitzen muß, und daher kommt es, daß es dem Roman an jeder Concentration und innern Einheit fehlt. Im einzelnen enthält er mehrere mit lebendigen Farben ausgestaltete Scenen und Naturschilderungen und manches, was von ethnographischem oder culturhistorischem Interesse ist. Wenn es dem Autor gelänge, dem Vorrath an Kraft und Stoff, welcher ihm zur Verfügung steht, eine mehr centripetale als centrifugale Richtung zu geben, dann würde er gewiß im Gebiet des historischen Romans etwas recht Tüchtiges zu leisten vermögen. Er brauchte sich dann nicht mit dem Surrogat einer so künstlich-phantaftischen Zusammenfassung, wie er sie in dieser Arbeit durch die Figuren des Grafen St.-Germain, Mazzarini's und Franklin's zu erreichen gesucht hat, zu behelfen.

9. Jäwis von Rosenberg, genannt von Falkenstein. Historischer Roman von E. Fried von Laura. Drei Bände.

Ein sehr reichhaltiger und in diesem Betracht durch neuen Stoff und geschickte Verarbeitung desselben anziehender Roman, dabei jedoch etwas breit in Anlage und Ausführung, stellens-

weise monoton und farbenmatt, und um einen Conflict sich bewegend, dem sich weder ein tragisch-erschütternder, noch ein harmonisch-versöhnlicher Ausgang geben ließ. Jäwis von Rosenberg ist eine im Grunde seines Herzens edle, patriotische, maßhaltende, nur das Rechte und Gute erstrebende Natur; aber trotzdem läßt er sich durch eine seltsame Verfehlung von Umständen dazu verleiten, die Schuld der Bigamie auf sich zu laden. Die Motive, denen er dabei nachgibt, sind an sich keine schlechthin verwerflichen, ja vorherrschend anerkennungswerthe und Theilnahme erweckende. Darum würde es als eine Härte erscheinen, ihn dafür zu Grunde gehen zu lassen. Andererseits aber ist er dabei doch nicht ohne Schuld: denn er hat gehandelt, ohne sich die Folgen seiner Handlungsweise vollkommen klar zu machen, ohne sich zum Bewußtsein zu bringen, daß er damit nothwendig eine der beiden Frauen unglücklich machen und sich an dem herrschenden Sittengesetz veründigen mußte. Dafür durfte er nicht ungestraft bleiben. Mit Rücksicht auf dieses Doppelverhältniß hat es der Verfasser für zweckmäßig gehalten, ihn nur dadurch zu strafen, daß er eine Zeit lang die Nemesis über seinem Haupte schweben, dann aber die von ihm verleugnete Gemahlin selbst seine Rettung bewirken läßt. Ob dieser Ausgang historisch oder vom Autor erfunden ist, wissen wir nicht; jedenfalls dürfte sich kaum ein den Vorgängen entsprechender ausfindig machen lassen. Trotzdem vermag er den Bedürfnissen des ästhetischen Gefühls nicht ganz zu genügen, denn er hat das Unangenehme, daß man weder recht kalt noch recht warm dabei werden. Außerdem beleidigt er auch noch dadurch, daß in ihm die Interessen des Herzens und der einfach natürlichen Empfindungen denen der conventionellen und politischen Verhältnisse geopfert werden, und dafür vermag man sich um so weniger zu erwärmen, als die damaligen Zustände Böhmens kaum eines solchen Dypers werth erscheinen. Unter den Figuren des Romans sind außer Jäwis besonders die Königin, Dalemis, Libussa, Jobot und Sezema von charakteristischer Ausprägung; auch dem Fräulein Ludmila und Berchtold von Emerberg fehlt dieselbe nicht; aber beide Figuren sind von einer fast widerwärtigen Wirkung; der Verfasser hat es nicht recht verstanden, dem bösen Princip diejenigen Seiten abzugewinnen, die es vorzugeweise für die Poesie interessant machen. Auch steht die Bedeutung, die diesen Personen zu Anfang des Romans beigelegt ist, mit derjenigen, die sie im weiteren Verlauf desselben haben, in keinem richtigen Verhältniß. Mit der Einführung farbloser Nebenfiguren hätte der Verfasser sparsamer sein sollen. In langen Registern böhmischer Namen liegt wahrlich nichts Anziehendes.

10. Der Fürstensohn. Erzählung von F. Schregel.

Der Verfasser erzählt in dieser Novelle die Erlebnisse eines jungen Fürstensohns, der als schlichter Wanderer in die Fremde geht, um unerkannt eine bessere Kenntniß der Menschen und gesellschaftlichen Verhältnisse zu gewinnen, und deutet sodann auf die guten Früchte, die dies Unternehmen trägt. Gewissermaßen soll also sein Buch eine Art Fürstenschule sein und der Grundgedanke desselben ist soweit ein ziemlich gewichtiger; dem entgegen aber erscheint die Auflösung überaus unzulänglich und schwächlich. Das Ganze schmeckt sehr nach dem Product eines schwüchernen theologischen Candidaten, der sich vorübergehend auch einmal mit der Aufgabe eines Prinzenerziehers beschäftigt hat und dabei zu dem Resultat gekommen ist, daß es einem Prinzen gar nicht schaden könnte, wenn er einmal ähnliche Erfahrungen, wie er selbst, durchzumachen hätte. Innerhalb dieses Horizonts etwa bewegt sich die Weltanschauung des Verfassers.

11. Kaiser Leopold der Zweite und seine Zeit. Historischer Roman von L. Mühlbach. Drei Bände.

Von Seiten der unterhaltenden und spannenden Kraft seines Inhalts und einer prägnanten und lebendig anschaulichen Charakteristik interessanter historischer Persönlichkeiten ist dieser Roman vielleicht der gelungenste des ganzen Jahrgangs. In erster Be-

ziehung zeichnen sich besonders die in Paris und Brüssel spielenden Scenen, welche sich um einen Fluchtversuch der bourbonischen Königsfamilie unter Mitwirkung der Amazone Theroigne de Méricourt und die hieraus sich entwickelnden Abenteuer dieser Dame bewegen, und einzelne Auftritte in der Geschichte der Gräfin von Wolfenstein aus; in letzter Beziehung ist besonders das Bild des alten Fürsten von Raunig, des sogenannten Rutschers der europäischen Politik, in ebenso scharfen wie ergötzlichen Zügen ausgeführt; außer ihm sind aber auch Kaiser Leopold, Baron Thugut, Victoria von Poutat, Fürst von Liechtenstein, Barnabé, General Bischofswerder u. a. mehr oder minder interessante und lebendig vergegenwärtigte Figuren, wenn auch nur wenige derselben eine tiefere Sympathie zu erwecken vermögen. Weit weniger leistet der Roman von Seiten seiner künstlerischen Composition und in der sprachlichen Form des Gedankenausdrucks, besonders innerhalb der Gespräche und Selbstgespräche. Als Ganzes betrachtet ist der Roman von einem äußerst lockern Bau. Seine Einheit besteht in der That kaum in etwas anderm als darin, daß er mit dem Regierungsantritt Leopold's II. beginnt und mit dem Tode desselben schließt. Danach scheint es, als werde der Kaiser der eigentliche Held und Mittelpunkt desselben sein. Dem ist aber nicht so. Die Ereignisse bewegen sich zwar größtentheils um ihn und werden theil von ihm angeregt, theils von ihm aufgehalten; aber trotzdem ist er nicht diejenige Person, die vorzugeweise unser Interesse erwecken im Stande wäre, weil er nicht mit Klarheit und Gewissenheit irgendetwas wünschens- oder fliehenswerthes Ziel erstrebt, sondern sich trotz hervorragender Eigenschaften des Gemüths und Verstandes schwach und unentschlossen zwischen entgegen gesetzten Tendenzen hin- und herbewegt und von vorn herein zu klar erkennen läßt, daß er den Keim des Todes in sich trägt. Unter solchen Umständen erhalten die peripherischen Elemente dem Centrum gegenüber ein gar zu großes Uebergewicht; diese selbst aber stehen zueinander in so losem Verhältniß, daß sie sich mehr nebeneinander her und zwischeneinander durch, als in organischen Wechselbeziehungen für- und gegeneinander bewegen. Jedes derselben hat einen ziemlich selbständigen Verlauf, und fast keins derselben gelangt zu einem befriedigenden Abschluß. Demgemäß befriedigt der Roman mehr während des Lesens, als nach demselben. Bei der Lectüre selbst aber empfindet man zuweilen recht unangenehm, die der Verfasserin ad hoc bequem und leicht vom Munde fließende Diction. Die Reden, welche sie ihre Personen mit sich und andern halten läßt, sind gar zu oft nichts weiter als Worte, Worte, Worte, die mehr aus dem Bedürfnis nach Sungenbewegung als wirklichen Empfindungen und Gedanken entsprungen zu sein scheinen. Wir zweifeln zwar nicht, daß ein großer Kreis der Leser gerade an dieser Ausdrucksweise Gefallen finden mag. Dennoch that es uns leid, daß die Verfasserin diesem Geschmack allzu entgegenkommend huldigt. In nicht wenig Stellen beweist sie, daß sie sich auch gehaltvoller und conciser auszudrücken versteht. Sie sollte sich also angelegen sein lassen, in ihren Leistungen nicht hinter ihren sehr achtungswerthen Kräften zurückzubleiben.

Nachdem wir eine Reihe von Jahren hindurch die Leistungen der vorliegenden Romanbibliothek und auch noch vorausgehend den fünfzehnten Jahrgang in mehr oder minder eingehender Weise besprochen haben, glauben wir uns in Betreff ihrer beiden letzten Jahrgänge, des sechzehnten und siebenzehnten, zu einer summarischen Anzeige derselben begnügen zu dürfen. Nach denjenigen Gaben, die uns bis jetzt davon zugegangen sind, zu urtheilen, hat der allgemeine Charakter der Sammlung keine wesentliche Veränderung erlitten. Der historische und culturhistorische Roman spielt darin noch immer die Hauptrolle, doch sind daneben auch der sociale Roman, der Familienroman, der Lebensroman und die Novelle vertreten. Die Stoffe zu den historischen Romanen sind aus sehr verschiedenen Gebieten geschöpft; in der Art und Weise, sie zu behandeln, da-

gegen herrscht weniger Mannichfaltigkeit. Die meisten derselben tragen deutlich erkennbar das Gepräge von Producten, wie sie aus der Verbindung des Talents mit der Industrie hervorzugehen pflegen. Phantasie und künstlerische Gestaltung sind dabei in der Regel nicht allzu sehr in Thätigkeit gesetzt. Man begnügt sich, Geschichtswerke, Biographien, Memoiren oder Ereignisse des täglichen Lebens auszudeuten und so zu verarbeiten, daß man damit im höhern oder niedern Grade das Bedürfnis nach Unterhaltung und Belehrung zu befriedigen vermag. Dieser ist selten der Ursprung, höher selten der Zweck dieser Erscheinungen. Das große Publikum unserer Zeit verlangt nicht mehr, und für das große Publikum arbeitet man.

Früher zerfiel das Publikum in verschiedene Schichten. Es gab unter ihm durchgebildete, halbgebildete, ungebildete Leser, und für jede dieser Bildungsstufen gab es verschiedene Schriftsteller. Wer für die Elite schrieb, verzichtete darauf, in die Masse zu dringen; und wer nach der Kunst der Massen strebte, dachte nicht daran, die Kenner zu befriedigen. An Gradunterschieden der Bildung fehlt es auch heute nicht; aber die Abstufungen sind so gering, die Uebergänge so unmerkliche, daß zwischen den höchst gebildeten und zwischen den Mindestgebildeten nirgends eine scharfgezogene Grenze zu entdecken ist, daß die Zahl derer, die überhaupt lesen, nur noch eine einzige, ungegliederte, unterschiedslos ineinander verschwimmende Gesamtmasse bildet. Zufolge dessen fehlt dem Schriftsteller eine klare, bestimmte Vorstellung von den Bedürfnissen und Ansprüchen derer, für die er eigentlich schreibt. Soll er für die Durchgebildeten schreiben, die sich in keiner Weise als eine besondere Fraction der Gesellschaft mit bestimmten Neigungen und Forderungen von den übrigen abheben? Soll er für Halbgebildete oder Ungebildete schreiben, jetzt, wo keiner mehr als halb- oder ungebildet gelten mag, wo der Geschnack des Kammer- und Stubenmädchens mit dem Geschnack ihrer Herrin nicht bloß in Betreff der Grinoline und des Kleiderchnitts, sondern auch in Betreff der Lectüre und des Theaterbesuchs auf gleicher Höhe zu stehen strebt und nicht selten auch wirklich steht? Das eine würde so mißlich sein wie das andere; also bleibt ihm nichts übrig, als für alle zu schreiben. Es zwingt ihn hierzu die Beschaffenheit des heutigen Publikums, der vorherrschend industrielle Charakter des jetzigen Buchhandels und der ganze Zug unserer alles applatirenden und nivellirenden, in jeder Beziehung nach Volksthumlichkeit ringenden Zeit; und die unausbleibliche Folge hiervon ist, daß er sich, von seltenen Ausnahmen abgesehen, nicht über eine gewisse mittlere, von allen gleich leicht zu erreichende Höhe erhebt, daß der Durchschnittswert seiner Leistungen auch nur dem Durchschnittmaß der gerade herrschenden Forderungen entspricht.

So betrachtet, erscheint das „Album“ als ein echtes Kind unserer Zeit. Zwischen den besten und den schwächsten seiner einzelnen Arbeiten besteht zwar, wie sich schon aus den Namen seiner verschiedenen Mitarbeiter entnehmen läßt, immer noch ein sehr beträchtlicher Unterschied; aber über die Höhen des Mittelgebirgs erheben sich nur sehr wenige derselben. Dies gilt, so weit sie uns bekannt geworden, von seinen neuesten, wie von seinen frühern Jahrgängen.

Wie der allgemeine Charakter seiner Gaben, so ist auch der Grundstamm seiner Mitarbeiter derselbe geblieben. Wie vormals begegnen wir auch neuerdings den Namen Edwin Schüding, Edmund Hofer, Ernst Frize, L. Mühlbach, Alfred von Taura, Bernd von Gusek, Isidor Proschko, Luise Otto, Julie Burow u. s. w., und als neu Hinzugekommene bieten sich nur Jakob Gornau, Marie Norden, Ernst Hellmuth, Haas und einige Neulinge, wie Rublad, Buch und Wachberg dar, deren Beiträge noch nicht bis zu uns gelangt sind.

Unter den Arbeiten der ältern Contribuenten entsprechen die meisten rückfichtlich ihrer allgemeinen Beschaffenheit den frühern Leistungen derselben Schriftsteller. Ernst Frize in „Idalium“ und „Die Erben von Wollun“ und Edmund Hofer in der zweibändigen Erzählung „Der große Baron“, bringen wieder Familiengeschichten und bewähren dabei ihre gewohnte Gewandt-

heit in Auffassung und Reproduction von Personen und Zuständen; aber in der Wahl des Stoffes sind sie weniger glücklich als in ihren zuletzt von uns besprochenen Arbeiten gewesen. Darunter hat auch die Behandlung und Darstellung, namentlich die Composition des Ganzen gelitten. Frize bewegt sich mehr als sonst im Gebiet eines angefränkelten Gefühlslebens, und hier weiß er weit weniger die interessanten Seiten hervorzuheben als bei der Zeichnung praktischer und lebensklüger Figuren. Sein „Idalium“ leidet außerdem an einer Zersplitterung des Interesses und an dem stets unangenehm wirkenden Umstande, daß sich seine Geschichte mehr um Ereignisse der Vergangenheit als der Gegenwart dreht. Das letztere ist auch bei Hofer's „Großem Baron“ der Fall. Diesem schadet außerdem noch, daß der Titelheld des Romans anfangs weit bedeutender hingestellt wird, als er später erscheint, weil die Conflictte, die er durchzumachen hat, kaum Conflictte zu nennen sind.

L. Mühlbach gibt in dem zweibändigen Lebensbilde „Franz Kátóczy“ einen recht unterhaltenden Ueberblick über die Kämpfe der Kátóczy's mit dem Hause Oesterreich, jedoch nicht in Form eines Romans, sondern eines popularisirten Geschichtsbildes. Die Bedeutung, welche sie Kátóczy in der Einleitung beilegt, hat sie im Werke selbst nicht herauszuarbeiten vermocht. Ueberhaupt ist der Titel des Buchs dem Inhalt nicht ganz gemäß. Im ganzen ersten Bande ist von Franz Kátóczy II. kaum die Rede, und selbst im zweiten wird er erst nach und nach zur eigentlichen Hauptperson. Weit besser ist der Verfasserin die Zeichnung seiner Mutter und Großmutter gelungen.

Der historische Roman „Ein böhmischer Student“ von Isidor Proschko zeigt uns den Autor anfangs wieder in der ihm eigenthümlichen Neigung, sich in wunderlichen Zickzacksprüngen über Zeit und Raum hinwegzusetzen; gegen das Ende wird jedoch seine Darstellung gehaltener und regelrechter, und im ganzen dürfen wir dieser Composition vor seinem „Bugacem“ entschieden den Vorzug geben.

Luise Otto's „Schultheiendentöchter von Nürnberg“ sind, obwohl für sich verständlich, eine Fortsetzung ihres frühern Romans „Nürnberg“. Der Daubrunder Ulrich ist auch hier wieder die Hauptfigur. Er erhält aufs neue mehrfach Gelegenheit, bedrohte Frauen und Jungfrauen in seinen Schutz zu nehmen, zugleich aber fühlt die Verfasserin ein menschliches Mithren und läßt ihn schließlich auch selbst durch ein ihn aus seiner Verlassenheit erlösendes Wesen beglückt werden. Auch Albrecht Dürer, Willibald Pirckheimer u. a. kommen wieder vor, und dies gibt der Verfasserin wieder Anlaß zu einigen culturhistorischen Excursen. Im ganzen ist jedoch dieser Roman in diesem Betrachtweniger ausgiebig als der vorige, dafür aber reicher an Handlungen und Ereignissen.

Der historische Roman „Ein Bürgermeister“ von Julie Burow und „Karl Gustav“ von Bernd von Gusek enthalten beide spannende Verwickelungen und gelungene Zeichnungen von Zeitverhältnissen und Persönlichkeiten, in ihrem Schluß aber sind sie sehr unbefriedigend.

Dem vierbändigen Roman von Julius Mühlbach: „Ehre“, obschon er gegen eine frühere Arbeit des Autors einen Fortschritt bekundet, wäre sehr zu wünschen, daß er von Seiten der Qualität ebenso viel leistete als in quantitativer Beziehung. Gar manches schmeckt darin noch nach einer unausgereiften Lebensanschauung. Aber es wird wol unter den Leserinnen auch solche geben, denen gerade dies am besten gefällt.

Die kleinste, aber nicht geringste unter den uns hier beschäftigenden Gaben ist eine Novelle: „Junge Anfänger“, von Gustav Höcker. Sie erzählt in humoristischer Weise, wie ein paar junge Anfänger als Compagnons ein Tabakgeschäft begründen, zu dem Leidlich das Geld, Druck das Talent hergibt, wie sich beide in eine und dieselbe reiche Erbin verlieben und Talent und Liebenswürdigkeit über Geld und Speculation den Sieg davontreiben. Der Verfasser zeigt, daß er in dieser Sphäre wohl zu Hause ist, mit offenem Auge beobachtet und das Beobachtete mit Laune wiederzugeben versteht. Dies verdient um so mehr hervorgehoben zu werden, als diese kleine Gabe

auf dem Titel und im Verzeichniß gar nicht genannt ist, jedenfalls aber mehr Ergößliches bietet, als viele der künbefüllenden Romane. Der Sentimentalität und Ueberschwenglichkeit, an welcher ein früherer Roman des Autors litt, ist er hier mit wichtigem Laft aus dem Wege gegangen.

Unter den uns zugegangenen Beiträgen von neuen Mitarbeitern sind uns „Der heilige Born“ von Jakob Corvinus, „Apoll von Hyzant“ von Ernst Hellmuth und „Die Passauer in Prag“ von E. S. Haas als die unterhaltendsten erschienen. Die erste dieser Arbeiten schildert in theils ernster, theils scherzhafter Form das tolle und wunderliche Treiben um den Gesundbrunnen von Pyrmont um das Jahr 1556, wo dieser schon früher bekannte Heilquell dergestalt zu Ruhm und Ansehen gelangte, daß dasselbst aus allen Ländern Europas über 10000 Menschen, Kranke und Gesunde, Krämer und Müßiggänger, Schwindler und Abenteurer, zusammenströmten und den Besitzer des Wunderquells, den Grafen von Pyrmont, in große Gefahr brachten, im allgemeinen Wirrwarr selbst verwirrt zu werden. Der Verfasser hat seinen Stoff aus alten Chroniken geschöpft und liefert uns demzufolge mehrere recht ergößliche Sittenbilder aus damaliger Zeit, zum Theil mit Beibehaltung des damaligen Chronikentons. Schade ist, daß er hierbei nicht das rechte Maß innegehalten und andere Partien dazwischen gebracht hat, deren Ton und Darstellung zu jenem Stil nicht recht stimmen will. Der Hellmuth'sche Roman behandelt das tragische Geschick des französischen Dichters André Chénier, der bekanntlich als Verfasser von Ludwig's XVI. Appellation an das Volk im Jahre 1794 der Guillotine verfiel. Die bewegte Zeit, der interessante Schauplatz und eine große Anzahl historisch wichtiger Persönlichkeiten verleihen dem Roman ein vorwiegend stoffliches Interesse. Bezüglich der Darstellung bewegt er sich auf der gewöhnlichen Heerstraße. Der Roman von Haas spielt zur Zeit des Kaisers Rudolf II. zu Prag und hat die Bewegungen zum Hintergrunde, unter denen Rudolf seinem Bruder Matthias erlag. Auch ihm fehlt es nicht an interessanten Charakteren und Situationen, jedoch ist ihm nicht günstig, daß die Zeit Rudolf's von den Romanen des Albums schon allzu sehr ausgebeutet ist. Der Autor ist jedenfalls nicht ohne Talent; namentlich verräth er Reizung und Befähigung für das Komische.

Wunder hoffnungserweckend und mehr einem frühern, als dem jetzigen Geschmack entsprechend ist „Columbus und seine Zeit“ von Marie Norden. Außer der Geschichte des Columbus werden darin auch die Kriege mit den Mauren in Scene gesetzt.

Die von uns unerwähnt geliebenen Romane dieser beiden Jahrgänge sind uns entweder noch nicht zu Gesicht gekommen oder haben uns zu keinen besondern Bemerkungen Gelegenheit gegeben.

11.

Biographische Erinnerungen an Justinus Kerner.

Justinus Kerner und das Körnerhaus zu Weinsberg. Gedächtnisblätter aus des Dichters Leben. Von Aimé Reinhard. Mit drei artistischen Beilagen. Tübingen, Winter. 1862. 8. 15 Ngr.

Schon mehrfach haben wir in unsern Besprechungen von Biographien neuerer deutscher Dichter darauf hingewiesen, daß sie meist das Interesse nicht gewähren, welches die Lebensläufe, der großen Dichter des vorigen Jahrhunderts in uns erwecken. Das Leben der letztern, eines Lessing, Herder, Goethe, Schiller erscheint uns wie ein fast ununterbrochener Entwicklungsproceß, der zu immer größerer Läuterung und Vervollkommenung führt. Sie schufen, im schweren harten Kampfe, sich aus sich selbst; im Reiche der höhern sittlichen und humanen Ideen lebend, suchten sie sich klar zu machen über Fragen, die dem Menschen als die höchsten gelten müssen, und sich künstlerisch zu vollenden; täglich Wuch über sich führend und sich über sich selbst Rechenschaft gebend, kannten sie keinen Stillstand, sondern nur unablässige Entwicklung. Wie sie mitten in der Idee der Menschheit lebten, so lebte auch die Menschheit selbst mit und

in ihnen eine ganze Epoche durch. Die Briefwechsel, die sie mit andern geistbegabten Männern und Frauen führten, zielten alle dahin ab, sich über die wichtigsten Materien wie über sich selbst, ihre Fähigkeiten und ihre Mission Aufklärung zu verschaffen. Daher auch die Fülle von Ideen und instructiven Gesichtspunkten in Lessing's, Herder's, Goethe's und Schiller's Briefen, die für uns Nachlebende einen fast unerchöpflichen Bildungs- und Erbauungsstoff enthalten; daher die erstaunlichen Entwicklungen, welche zwischen den ersten Lustspielversuchen Lessing's und seinem „Rathan“, zwischen den „Räubern“ und „Wallenstein“ oder „Wilhelm Tell“, zwischen „Werther“ und „Wilhelm Meister“, zwischen „Edy von Berlichingen“ und „Torquato Tasso“ oder innerhalb nur der einen Dichtung, dem Goethe'schen „Faust“ liegen.

Andero verhält es sich in der Regel, wir wollen keineswegs sagen immer, bei den Dichtern neuerer und neuester Zeit. Diese empfangen meist die überlieferten Resultate der Bildung, begnügen sich mit ihnen und wirtschaften damit auf einer kleinen Parzelle, die als sogenannte „Specialität“ ihrer verballischen Neigung am besten zusagt. Sie beherrschen einen gewissen individuell abgeschlossenen kleinen Kreis von Ideen und Empfindungen, streben aber über ihn nicht hinaus, um zu etwas Höherm und Allgemeinem zu gelangen; ja sie wissen, was sie in ihrer Individualität und Selbstgenügsamkeit zu fördern droht, meist ohne weiteres ab. Bei so von Haus aus mit sich selbst zufriedenen Menschen wird von einem wirklichen Streben nach immer höherer sittlicher und geistiger Vervollkommenung nicht wohl die Rede sein können. Sie sind gemeinhin schon fertig bei ihrem ersten Auftreten und bleiben meist auch so; ihre Grundanschauungen und Empfindungen erweitern oder modificiren sich wenig oder gar nicht, und man mag schon zufrieden sein, wenn diese sich nicht im Laufe der Zeit sogar verengern und immer nur individueller und capriciöser werden. In ihren kleinen Gebieten bringen sie es wol bis zu einer oft blendenden Virtuosität, die aber nicht immer von Manner frei ist; sie haben auch wol Empfindungen, die zum Herzen sprechen, und melodische Töne, die schmeichelnd an das Ohr klingen; aber der große Stil fehlt meistens den Menschen, wie ihren Leistungen.

In Nr. 28 d. Bl. nahmen wir Gelegenheit, einige Schriften über Ludwig Uhland zu besprechen, und heute haben wir es mit einer biographischen Schrift über seinen Freund Julius Kerner zu thun. Man sieht, die Schwaben halten etwas auf ihre dachtenden Landesleute, was wir ihnen übrigens nicht gerade zum Tadel anrechnen; kaum sinkt ein schwäbischer Dichter ins Grab, so findet sich auch alsbald ein gemüthlicher Landemann, der ihn in das Leichentuch eines längern Nekrologs oder einer Biographie wickelt und so eingewickelt dem Publikum darreicht. Im Norden wenigstens findet man diese landemannschaftliche Genennung viel weniger, und es ist sehr die Frage, ob sich geeigneten Augenblicks die Pommern für ihren Prug, die Pöppe-Deilmolder für ihren Freiligrath und die Lübecker für ihren Seidel in gleicher Weise erschauften werden. Gemüthswärme und Erregbarkeit findet man eben im deutschen Süden mehr als im Norden, wo alles feiner und schärfer geschliffen, aber auch kälter und berechneter ist und jede Aufwallung unter Controle des abkühlenden Verstandes steht. Mangel an Herzenswärme schließt natürlich keineswegs immer die Phrasen aus, die ja so häufig dazu dient und darauf berechnet ist, diesen Mangel zu verdecken.

Doch wir haben hier von Justinus Kerner zu sprechen. Wir stehen nicht an zu sagen, daß, wenn sein Freund Uhland als Künstler höher steht und namentlich in der Ballade Vollkommenes, zum Theil Vollkommenes und Vollkommenes geleistet hat, Justinus Kerner doch lyrisch tiefer und inniger, man möchte auch sagen kindlicher empfand. Durch Uhland's Leben geht, endlich gekannt, ein ziemlich prosaischer Zug, während Kerner's Leben von einem poetischen Hauche überweht ist. Uhland, der Gelehrte, welcher in Bibliotheken mühsam forschte, der Advocat, das württembergische Ständemitglied, hatte sich gewöhnt, das Leben kalt und objectiv anzufassen; Kerner übertrug seine ganz halb somnambule Innerlichkeit auf sein gesamtes Leben und

Leiden. Er wandelte fast wie ein immerhin lebenswürdiger Schöner unter andern Schattenbildern, und ein halb spukhafter Schein verbreitete sich über sein ganzes Wesen und theilte sich seinen Umgebungen mit. Er war ganz eigenartig, aber seine Eigenartigkeit war durchaus lebenswürdig, sein Charakter überhaupt grundgemüthlich. Es ist nicht nöthig, daß sich in eines Menschen Leben große Vorfälle und Katastrophen zusammenhängen, um seine Biographie interessant zu machen; ein reiches inneres Leben ist hierzu hinreichend. Und ein solches Leben führte Kerner, dessen Lebensbeschreibung daher nach dieser Seite hin viel anziehender ist als irgendeine Biographie Uhlands. Aber was wir oben von den modernen Dichtern im allgemeinen sagten, paßt auf Kerner erst recht. Er war vom ersten Augenblick an fertig in sich, er dichtete heute ebenso gut, aber nicht besser, zuweilen selbst schlechter als vor 20 oder 30 Jahren; seine Empfindungs- und Anschauungswelt war tief innerlich, aber eng begrenzt und in sich abgeschlossen; er hatte kein hohes künstlerisches Streben; er suchte seine Ideen nicht zu erweitern, sich nicht zu einem Weltungsmenschen zu verallgemeinern; alle Resultate der neuern wissenschaftlichen Forschung waren ihm gleichgültig; nur immer capriciöser spann er sich in seine sonnambal-magnetische Geistesfieber und in seine phantastischen Träumereien ein.

Wir wenden uns nun zu dem vorliegenden, mit drei „artistischen“ Beilagen, dem Porträt Kerner's (nach einer im Frühjahr 1861 aufgenommenen Photographie), der Ansicht des Kernerhauses in Weinsberg und einem Facsimile ausgestatteten und mit großer Pietät geschriebenen Büchlein. Ueber die Veranlassung zur Entstehung desselben bemerkt der Verfasser in der Vorrede: „Gleich nach Justinus Kerner's Tode hat es die Gemeinde Weinsberg für ihre Ehrenschild erkannt, diesem ihrem berühmtesten Mitbürger, an der Stelle seines dreißigjährigen Wirkens, ein seines Namens als Dichter und Naturforscher, wie seiner Verdienste um Stadt und Amt als Arzt würdiges Denkmal zu errichten, und schon ist zur Verwirklichung dieses Bewahrens ein günstiger Anfang gemacht.“

Die Pfander'sche Buchhandlung, in deren Verlag vor 50 Jahren der von Kerner mit Uhland, Schwab u. a. veranstaltete „Deutsche Dichterwahl“, sowie zum ersten Male dessen erste medicinische Schrift, die Beschreibung des Wilbbades, erschienen, glaubte, in Uebereinstimmung mit dem Auspruch für das Kerner-Denkmal in Weinsberg, das Unternehmen durch Herausgabe eines billigen Schriftchens, dessen Reinertrag dem bereits gesammelten Grundstock zusetzen, befördern zu können. Den ehrenvollen Wunsch, mit wenigen Tage nach Kerner's Hinscheiden gemachten Auftrag, ein diesem Zwecke entsprechendes Lebenbüchlein abzufassen, konnte ich nur mit Freuden annehmen, da er mir die willkommen Gelegenheit bot, der Liebe und Verehrung für den großen Sänger Ausdruck zu geben, und zugleich theilweise den früheren Wunsch zu verwirklichen: eine Skizze seines so reichen weinsberger Lebens zu versuchen, wozu er selbst, durch die für eine anderweitige Arbeit mit dem schönsten Vertrauen gewährte Benützung seiner brieflichen Schätze und das mir am Anfang des letzten Winters gewährte Glück, mehrere Wochen bei und mit ihm leben zu dürfen, die erste Anregung gegeben hatte.“

Auf den Inhalt der Schrift selbst glauben wir hier nicht näher eingehen zu sollen, da wir durch Auszüge unsern Lesern den Dichter doch nicht mehr bekannt machen könnten, als er heute schon vermuthlich bekannt sein wird. Denn über wenige neuere Dichter ist so viel in illustrierten und nichtillustrirten Zeitschriften veröffentlicht worden als über Kerner schon bei Lebzeiten und gleich nach seinem Tode, ganz ungerechnet seine eigenen Mittheilungen im „Bilderbuch“, der Schriften „Villeggiatur in Weinsberg“ und „Lena in Schwaben“ von Emma von Reinhold, die „Zwei friedlichen Blätter“ von David Strauß, und einzelne dem Dichter betreffende Partien in Varnhagen's „Denkwürdigkeiten“. Ein lebenswürdiges Büchlein über ein innerliches Dichterberleben, wie Justinus Kerner es führte, läßt sich in der That auch nur am besten im Zusammenhange lesen.

Dem Kerner-Hause in Weinsberg ist begreiflicherweise ein eigenes Kapitel gewidmet. Auch diese Dichterherberge und das etwas phantastische Treiben darin ist durch Abbildungen und Beschreibungen genugsam bekannt, obgleich der Verfasser sehr wahrscheinlich den früheren Beschreibungen manches weitere Detail hinzugefügt haben mag. Nur folgendes den Dichter Nikolaus Lenau betreffende Stelle möge hier mitgetheilt sein: „Nachdem Kerner schloß Lenau den Bund der Freundschaft, und so oft er in den 13 folgenden Jahren nach Württemberg kam, willte er als ein ersehnter Gast im „kleinen Haus“ und brachte das selbst viele der besten Tage seines so bewegten Lebens zu. Im Alexanderhäuschen war's, wo er sich im Frühjahr 1832 auf seine amerikanische Reise rüstete, sodas Kerner richtig sagen konnte, er habe sich von da aus zur Fahrt über den Ocean eingeschifft. Und als er 1833 zurückkehrte aus dem „furchtbar fremden“ Lande, das ihm, mit seinem „ausgebrannten Menschen“ in ihren ausgebrannten Wäldern, als „das wahre Land des Untergangs, der Wessen der Menschheit“ erschienen war, eilte er zuerst zu Kerner, bei dem er mit dem bekannten Ausrufe eintrat: „Alter! Da bin ich halt wieder! Aber das sind keine vereinte Staaten, das sind verschweinte Staaten!“ Gewöhnlich bewohnte er das Thurmzimmer, wo er z. B. im Februar und März 1834 einen großen Theil seines „Fausts“ dichtete. Mit Alexander von Württemberg lebte er wie mit einem Bruder, und die beiden, die oft zur gleichen Zeit die „Schnur nach Justinius“ fühlten, kamen meist auch zusammen nach Weinsberg. Kerner selbst hing mit sorgenvoller Liebe an „seinem Niembsch“, als ob ihm frühe schon die Ahnung geworden wäre, daß ein düsteres Schicksal diesen Freund ereilen sollte; der Seher hatte dieses eine mal wirklich die Geister geschaut, die naheinander in „Faust“, in „Cavonaroia“ und in den „Abtignern“ den verhängnisvollen Kampf auskämpften um die Seele des melancholischen Sängers der „Schifflieder“.“

Ueber Kerner als Dichter bemerkt der Verfasser: „Von allen Meistern des Gesangs ist wol Justinius derjenige, bei welchem der Dichter und der Mensch am innigsten in eine Persönlichkeit zusammenfließen, dessen Poesie mithin ebenso sehr nur aus seinem eigensten Wesen zu würdigen ist, als umgekehrt sein Charakter sich einzig aus seinen Dichtungen erkennen läßt. Denn ihm war die Poesie keine Kunstthätigkeit, die man als Haupt- oder Nebenberuf betreibt, sondern eine Naturnothwendigkeit, welche in sein geistiges Leben hineingehörte, wie das tägliche Brot zum leiblichen Gedeihen: Justinius dichtete nicht, weil er wollte, sondern weil er mußte, oder vielmehr, er dichtete eigentlich nicht, er sang, er sprach in natürlich sangbaren Worten aus, was in seinem Innern melodisch erklangen. Dies ist der Grundcharakter seiner Muse, und wenn wir der früher angeführten Andeutungen Varnhagen's gedenken, so erkennen wir, daß es ein ursprünglicher ist, und daß Kerner, wie als Mensch, so auch als Dichter, seine originelle Begabung durch kein fremdartiges Element abschwächen ließ. Er ist ein echter Natur Sänger, dem die Laute des vollen Herzens höher gelten als alle regelrechte Kunstpoesie, durchaus subjectiv in Anschauung und Ausdruck: wie das Gefühl in ihm spricht, so strömt es auch aus ihm; daher ist er der Form weniger Meister als Uhland und Schwab; die Sprache ist ihm Nebensache, die Rücksicht auf Wohlklang des Versbaues bestimmt ihn nie, Härten und Unebenheiten im Rhythmus zu überwinden, weil sie für ihn in Wahrheit nicht da sind. Wenn aber Gedanke und Ausdruck harmonisch ineinanderfließen, da ist das Gedicht ein Guß, „da gibt es einen guten Klang“. Darum sind auch Kerner's Lieder eine reiche Fundgrube für Componisten geworden.“

Diese Charakteristik scheint uns im ganzen treffend zu sein; sie bezeichnet ziemlich genau Kerner's Vorzüge als lyrischer Dichter wie seine Schwächen als Künstler und Denker, und wenn der Verfasser sagt, daß Kerner „seine originelle Begabung durch kein fremdartiges Element abschwächen ließ“, so will das eben nichts weiter sagen, als daß Kerner, wie schon angedeutet, jeden Einfluß höherer, klarerer und universellerer Naturen als

fremdbartig und für ihn störend abwieß, daß er seinem dunkeln Drange hingegeben sich im Grunde außerhalb der fortschreitenden Entwicklungen des menschlichen Geschlechts hielt und daß ihm aller Trieb oder der Wille fehlte, seinen Gesichtskreis zu erweitern, seinen nebelhaften Blick zu klären und sich von Kunststufe zu Kunststufe emporzuarbeiten. Er theilte mit vielen andern neuern Dichtern, die aber nicht den gleichen Gemüthsfonds besaßen, das allerdings bequeme Vorurtheil, daß das Dichten durchaus keine Arbeit sein und durchaus keine Mühe machen dürfe. Solche Dichter wie Kerner können mit einzelnen sangbaren und empfindungsvollen Liebern, den Geburten eines günstigen Augenblicks, wol im Munde und Herzen des Volks fortleben; aber sie gehören nicht zu denen, deren Einfluß und Wirkung aus den kleinen Kreisen individuell gestimmt und gemüthlich angeregter Menschen in weitere Menschheitsstufen hinübergreift. Daher auch Goethe's Wort: es könne aus jenen Regionen nichts „Menschheitsbezwingendes“ hervorgehen. Und doch, wenn man die in einen glänzenden Eispanzer eingeschnittenen Gebirgsriesen, welche mit ihrem Haupt den Himmel zu fügen oder zu stürmen und mit ihrem breiten Fuß den Erdboden zu zerdrücken scheinen, lange genug angestaunt hat, dann richtet man auch wol geru wieder einmal den Blick auf ein blaues, tiefes, stillromantisches Thal mit seinem heimlich murmelnden Mühlbach, mit dem saftigen, von Schlüsselblumen und Gebelzmeien durchwirkten Wiesengrün und vielleicht einem ärmlichen aber malerischen Getrümmer auf niedrigem Bergesvorsprung.

A. M.

Eine Monographie über Arnold Winkelried.

Arnold Winkelried, seine Zeit und seine That. Ein historisches Bild nach neuesten Forschungen. Von Hermann von Liebenau. Aarau, Sauerländer. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Der Geist der Kritik, den Niebuhr zuerst auf dem Gebiete der altrömischen Geschichte ins Leben rief, drang bald auch hinüber in das Reich der Geschichten des neuern Europa. Und auch hier entwickelte er eine so ägende und zersetzende Kraft nicht ohne Hinzutritt des gleichzeitigen Hegelianismus, daß sich nichts mehr vor ihm sicher fühlte, wenn es nicht von Stein und Eisen war, d. h. nicht auf dem Felsengrunde der unantastbarsten Glaubwürdigkeit ruhte. Die Reaction konnte nicht außen bleiben nach den Gesetzen, denen das Hin- und Herbogen des geistigen Lebens der Menschheit unterworfen ist, freuen wir uns dessen; wir dürfen die bekannten Worte des großen Dichters hier anwenden: „Es war uns zum Heil, es riß uns nach oben.“ Denn jener Geist hat uns sehnächtiger nach der historischen Wahrheit gemacht und empfänglicher für dieselbe, während die Reaction — und zwar nicht bloß die parteilose, auch die parteiische hat ihre Verdienste — durch ihre Forschungen und durch ihren Fleiß uns namentlich Urkundliches zu Tage gefördert hat in einem Umfange und in einem Werthe, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Wie lange hätten wir sonst vielleicht noch darauf warten müssen? ja vielleicht es nimmer erhalten, weil die Gewinnung desselben eben nur durch jenen Zusammenstoß möglich war? Das Bestreben, ein wünschenswerthes Gleichgewicht herzustellen, ist in der neuesten Historiographie Deutschlands unverkennbar vorhanden. Und man kann ohne Bedenken unterschreiben, was der Verfasser obengenannter Monographie in der Vorrede, in der er eine Art Grundlegung für seine individuelle Anschauung der Geschichtsquellen und ihrer Thatfachen gibt, an einer Stelle bemerkt: „Das Zeugnen historischer Thaten, selbst wenn sie nur durch geringe historische Stützen empor gehalten würden, wie durch Volksagen und Lieder, hat unserer Ansicht nach nur dann Verdienst, wenn man das Gegentheil historisch beglaubigt auführt. Die neuere Geschichtsschule besteht nicht im Zeugnen, sondern im positiven Beweise, daß es so und nicht anders konnte gewesen sein.“ Von diesem Standpunkte aus will auch der Verfasser die angezeigte historische Thatsache, mit der er es zu thun hat, betrachtet und behandelt wissen.

Die alemannisch-fränkische Schweiz ist dem eigentlichen Deutschland gegenüber eine deutsche Individualität wie einstens der hellenische Peloponnes dem eigentlichen Hellas gegenüber. So ist zwar der Grundton der schweizerischen Geschichtsschreibung leicht als ein deutscher zu erkennen, er heimelt uns, wenn wir so sagen sollen, sofort an — wie hätte auch Johannes von Müller so lange als Ideal für die deutsche historische Kunst betrachtet werden können —; aber gleichwol springt dem aufmerksamen Beobachter mehr als ein Unterschied zwischen der deutschen und helvetischen Historiographie in die Augen. Außerdem hängt der Schweizer mit einer außerordentlichen Zähigkeit insbesondere an den Ueberlieferungen aus der Periode seiner Helbenzeit; Feuer und Schwert drohte noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts dem, der ihm den Wilhelm Tell rauben wollte, wie ihn Sage und Dichtung gestaltet hatten. Und Kopp in Luzern, der vor nicht viel länger als zehn Jahren seinen schweizerischen Mitbürger so gut wie alle Hoffnung nahm, daß der verehrte Nationalheld vor der Verfolgung der historischen Kritik je gerettet werden könne, mußte sich beinahe ebenso bedrohlich und schel von seinen Landsleuten ansehen lassen, wie 10 Jahre früher der berühmte Fragmentist Fallmerayer in Athen ob seiner feindsigen Meinung von dem Ursprunge der heutigen Hellenen. Auch aber hat man sich so ziemlich, wenn auch mit Widerstreben, in das Unvermeidliche gefügt, da erfolgt urplötzlich von Wien aus ein neuer Angriff auf ein Heiligengrab der Schweizergeschichte: auf Arnold von Winkelried, ein Bild, das auch uns Deutsche von der Schule her fast nicht weniger bekannt ist als der Tell.

Wie tief verwundend dieser Angriff sein mußte, geben die Worte unsern Verfassers, mit denen er sicherlich die schweizerische Meinung ausdrückt, zu erkennen: „Winkelried's Helbentod, die reinste Selbstaufopferung fürs Vaterland, ragt wie das Alpenglühn eines Gletschers herrlich über alle Thäler empor; sie blüht ewig das unvergessliche, größte Ereigniß unserer Vaterlandsgeschichte, indem der Muth eines einsamen Landmanns aus Stans dadurch sein in höchster Noth schwebendes Vaterland rettete. Winkelried ist daher nicht umsonst in die Brust jedes Schweizers, wie die Spitzen der Speere eintaucht in der feindlichen Eindringung.“ Der so tief verwundende Streich ward geführt von Lorenz in einer Schrift: „Leopold III. und die Schweizerbünde“ (Wien 1860), die für das größere Publikum berechnet ist. In wenigen Worten ausgedrückt sagt diese Schrift: Die Erzählung von Arnold von Winkelried ist entweder völlig (S. 72 der genannten Schrift heißt es: „Es ist kein Titelchen Wahres daran“) in das Gebiet der Mythe zu verweisen oder es hat derselbe wenigstens keinen Einfluß auf die verhängnißvolle Entscheidung der Schlacht bei Sempach (1386) gehabt, wie Johannes von Müller nach dem Siegeslied vom Stritt zu Sempach willkürlich zusammengestoppelt hat. Schon diese Verunglimpfung des großen nationalen Geschichtsschreibers mußte zum Widerspruch herausfordern. Denn wenn auch seine Schonung des historischen Glaubens des Schweizervolks nirgends zu verkennen ist, so muß doch entschieden der Vorwurf zurückgewiesen werden, als habe er anerkannt treffliche Mann gegen besseres Wissen und gegen seine Ueberzeugung, nur um der Volksmeinung Rechnung zu tragen, etwas „zusammengestoppelt“. Ja man darf unbedingt behaupten, daß Johannes von Müller, wenn er die urkundlichen Schätze, welche der Fleiß der Schweizer seit einem Menschenalter zu Tage gefördert hat, bereits hätte benutzen können, er namentlich auch in dem vorliegenden Falle seine Meisterschaft in einem Grab bewährt haben würde, daß, sobald es nicht auf die schreiende Ungerechtigkeit abgesehen wäre, der Vorwurf des „Zusammengestoppeln“ sich gewiß nicht hätte vernehmen lassen.

Es konnte nun nicht fehlen, daß die Schweizergeschichtsschreibung in die lebhafteste Aufregung gerieth, um so mehr, als die Schlacht bei Sempach, worüber auch in Deutschland kein Zweifel obwaltet, einen entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte des Schweizervolks bildet. Und der ritterliche Mann, der sich bei dieser Entscheidung herbeiführte, wie Volkslage, Volkslied und Chroniken verkünden, sollte der Schatten einer Fabel sein oder

das Opfer einer hyperkritischen Zweifelsucht werden? Um fernem Preis. Es gebührt dem Patriotismus und der Wissenschaft zugleich, zur Rettung dieser Heldengestalt gegen todsüchtige Hyperkritik in die Schranken zu treten. Und so ist's geschehen.

Ehren wir diese Gesinnung! Doch zur Sache. Der erste Schweizer, der dem wiener Gelehrten sehr bald entgegen trat, war der Rector der Cantonschule zu Aarau, der auch als Philolog nicht unbekannte Dr. Kauchenstein, in einem Programm, das mit ebenso viel Energie als Geschicklichkeit und Sachkenntnis den Beweis zu führen sucht, daß die That des Arnold von Winkelried bei Sempach keine Fabel sei; das berühmte Sempachlied findet sich bereits um das Jahr 1540 aufgezeichnet. Ebenso erscheint bei dem Luzerner Chroniken Melchior Ruß ein Lied von 15 Strophen, die von Halbfuter's Lied unabhängig sind^{*)}; beide Lieder waren aber schon viele Jahre lang gesungen worden, ehe die Texte aus dem Munde der Sängler niedergeschrieben wurden. Und man darf in dieser Sache jedenfalls den Grundsatz zur Anwendung und Geltung bringen, den schon Rone ausgesprochen hat, daß die poetische Form alter Geschichtsquellen ihrer Glaubwürdigkeit weniger schadet als die Dichtung in der Prosa neuerer Denkwürdigkeiten. Kauchenstein's Programm hat nun außer seinem geschichtlichen Werthe auch noch das Verdienst, unserm Verfasser, der sich bereits durch seine anerkannt gründliche Abhandlung „Die Winkelriede von Stans bis auf Arnold Winkelried, den Helden von Sempach“ die Verächtlichkeit in dieser wissenschaftlichen und patriotischen Angelegenheit ein Wort mitzuspochen erworben hatte, die Feder zur Ausarbeitung der vorliegenden ausführlicheren Monographie in die Hand gegeben zu haben. Der Verfasser hat dieselbe in fünf Abschnitte getheilt: der erste bringt Interessantes über die ältesten Zeiten von Luzern und den Landschaften am Vierwaldstättersee; der zweite handelt über die Winkelriede von Stans von ihrer ältesten historischen Zeit an — dem 13. Jahrhundert — bis zur Schlacht bei Buocca (1515), wo ein jüngerer Arnold von Winkelried den Heldenod stirbt. Im dritten Abschnitte findet man Belehrung über die Veranlassung des Sempacher Kriegs und über die Verwickelung der Verhältnisse. Der vierte und längste Abschnitt schildert den Gang des Kriegs und Winkelried's Tod anschaulich und nach mehr als einer neuen Quelle; dem fünften Abschnitte sind zahlreiche beweiskräftige Urkunden einverleibt. Dem Fleiße und der Gründlichkeit des Verfassers muß man Gerechtigkeit widerfahren lassen, ebenso auch seiner Unparteilichkeit: er läßt sich durch keine Anwandlung eines Hyperpatriotismus zur Beschönigung der Fehler der Eidgenossen oder der Misstände ihres damaligen politischen Wesens verleiten oder auch zur Misachtung der Habsburger, am allerwenigsten des anerkannt ritterlichen Leopold III., der bei Sempach fiel. Der letztere hatte den Krieg nicht gesucht, die Schuld lag im größern Maße bei den im jugendlichen Freiheitsmuth aufbrauenden Eidgenossen, obschon nicht in Abrede gestellt werden mag, daß die Verhältnisse, wie sie einmal zwischen der Eidgenossenschaft und dem Hause Habsburg lagen, eine lange Dauer des Friedens zur Unmöglichkeit machten. Als eine ebenfalls vollkommen berechtigte Bemerkung muß es angesehen werden, wenn der Verfasser sagt, daß man mit Unrecht die Eidgenossen jener Zeit als rohe Städter und Bauern sich denke; gar viele von ihnen hatten als Söldner Italiens, insbesondere Mailands, oder wol auch Konstantinopels Kriegskunst kennen gelernt, und Arnold von Winkelried hatte unfreilich längere Zeit in fremden Diensten gestanden; er war höchst wahrscheinlich einer der Führer der Eidgenossen am Helvetentage bei Sempach, obschon zur Zeit noch nicht hat bewiesen werden können, daß er Ritter war; auch der Verfasser hegt diesen Zweifel. Was nun noch seine sprachliche Darstellung betrifft, so finden wir auch bei ihm unsere obige Behauptung

bestätigt; sie beurkundet die schweizerisch-deutsche Individualität, die aber keineswegs unangenehm berührt; es liegt etwas Kernhaftes und Vieberes in ihr, wenn auch das eine oder das andere Wort, die eine oder die andere Wendung aus aufstrebend.

Fragen wir nun nach dem Resultat, welches der Verfasser durch seine Forschungen gewonnen hat, so läßt sich dasselbe in folgendes zusammenfassen: „Winkelried's Heldenod ist nicht bloß aus dem in einer Papierhandschrift“) des angehenden 16. Jahrhunderts enthaltenen Schlachtbericht und andern einheimischen Schlachtberichten späterer Zeit, aus den Schlachtliedern von Sempach in der zürcher Handschrift und bei Ischudi, sowie auch in der Tradition unsers Volks auf uns vererbt worden; sondern auch sein Tod ist bezeugt aus dem Jahrzeitbuche und zwar dem alten von Stans, dem Ischudi die Namen der bei Sempach gefallenen Nidwaldner entnommen hat.“ Wir glauben, daß der Verfasser das Verdienst in Anspruch nehmen darf, ganz besonders dazu beigetragen zu haben, daß die Geschichtsschreibung in Arnold von Winkelried nicht ein mythisches Schembild, sondern eine historische Heldengestalt auch fernerhin anerkennen muß.

Der Verfasser hat aber, wie wir schließlich nicht unerwähnt lassen können, vor kurzem einen neuen Bundesgenossen erhalten und zwar keinen geringern als den ausgezeichneten Kenner der Schweizergeschichten von Wyß, von dessen Entwicklung übrigens der Verfasser vorliegender Monographie keine Kenntniß haben konnte, da sie erst einige Monate nach der Veröffentlichung der letztern erfolgte. Wie hätte auch Wyß, dieser patriotisch gekannte Historiker der Schweiz bei dem Angriff auf den großen Nationalhelden seines Vaterlandes gleichgültig und unbewaffnet bleiben können? Er fand seine Waffe in der Stadtbibliothek zu Zürich. Sie besteht in einer handschriftlichen Chronik aus dem 15. Jahrhundert, welche die That Arnold's ebenfalls bestätigt, ohne jedoch seinen Namen zu nennen. Die Chronik erzählt nach einer ältern Quelle, die aber kaum ein Menschenalter jünger gewesen sein kann als die Schlacht bei Sempach. Es steht übrigens zu erwarten, daß die schweizerische Geschichtsschreibung bei ihrer anerkannten Rührigkeit, die ihre Wurzel nicht bloß in der Wissenschaftlichkeit, sondern auch in der Anhänglichkeit an das Vaterland und in dem Stolz auf seine große Vergangenheit hat, nichts unversucht lassen wird, um alles zu Tage zu fördern, was den Ruhm des Tags von Sempach ungetrübt zu erhalten geeignet ist. Karl Zimmer. \

Notizen.

Zur Signatur der Zeit.

Eine bei Mohr in Heidelberg erschienene Schrift von August Jäger: „Das goldene Kalb des 19. Jahrhunderts“, behandelt eine wichtige Frage der Gegenwart, indem der Verfasser nachzuweisen sucht, daß die gegenwärtige Lage der Dinge die meisten wilden Willen zwänge, sich dem Dienste des Luxus, der Modeerfordernisse und damit des Goldenen Kalbes hinzugeben. Manches in dieser Schrift ist wunderbarlich, z. B. wenn der Verfasser gegen das Bier eifert und dafür den Wein empfiehlt, der aber doch in Landstrichen, welche keinen Wein erzeugen, ein für die Massen fast unerschwinglicher Luxusartikel ist. Auch was der Verfasser mit seinen Betrachtungen über das, was unserer Generation in religiöser Hinsicht noth thue, eigentlich will, ist uns ziemlich unklar geblieben. Dagegen enthält die Schrift über die moderne Erziehung und das moderne Familienleben, über die Genußsucht der Zeit, über Luxus und Mobethorheiten, über die damit zusammenhängende, auf unsolider Basis ruhende Gewinn- und Bereicherungssucht

*) Hans Halbfuter war Augenzeuge der Schlacht bei Sempach. Es ward sein Lied ein Volkslied; Ruß erinnerte sich noch 90 Jahre später einiger Stellen desselben.

*) Der Verfasser verdankt diese Mittheilung Herrn von Zennern in Bern; die Quelle beurkundet auch sonst eine gute Bekanntschaft mit der ältern Zeit und erzählt sehr einfach.

vieles sehr Richtige und Beherzigenswerthe; wenn auch begreiflicherweise nicht immer Neues. Nicht neu, aber wahr ist es z. B., wenn der Verfasser bemerkt: „Ungeheure Summen verschlingt der Kleiderluxus, besonders bei dem weiblichen Geschlecht. Und da heißt es oft mit dem wahren Volkspruchwort: Oben hui, unten pfui! Bei den einen die prächtigsten Stoffe an den Gewändern in den bigarrsten, lächerlichsten und unschönsten Modestformen, und keine alte solide Wäsche mehr im Kasten“ u. s. w. In der That, je mehr die Gewalten infolge unzulänglicher Nahrung verkümmern, um so mehr sucht man sie in prächtige und weitläufige Gewänder einzuhüllen, und je mehr die Gesichter von häßlichen Leidenschaften zerrissen werden, um so mehr sucht man ihnen mit kostspieligen Schönheitswassern aufzuhelfen. Ein andermal sagt der Verfasser: „Herrliche Mobilien werden angeschafft; die alten soliden, vielleicht achtbare Erbsücke der einst einfacher wohnenden Väter, werden verdrängt; sogenannte Salons förmlich ausmöblirt, in die man den Fuß nur setzt, wenn man sie den Fremden zur Schau ausschließt. Unterbessen sitzt in einem Schlafswinkel des Hauses die Familie übereinander. Das ist das Wohnzimmer; währenddem der schönste heiterste Raum, wie ein Heiligtum betrachtet, unbenutzt bleibt mit den kostbaren Herrlichkeiten.“ Verhält sich dies nicht aber auch ähnlich mit unsern modernen Städten, wo man auf irgendetwas dazu eigens aussersehen öffentlichen Plage in unorganischer, berechneter Weise die schönsten Gebäude wie in einem Salon und Puzzimmer zusammenhäuft? Wenn übrigens 99 Familien einen solchen Salon haben, so wird auch die hundertste, mag sie sich auch noch so lange dagegen gestraubt haben, zuletzt gezwungen sein, einen Salon einzurichten und fortan vielleicht gerade im ungeeignetsten und finsternen Schlafswinkel der Wohnung zu hausen. Wunderliche Welt! sie verlangt, daß jeder sich nach der Decke strecken, womöglich noch etwas sparen und sich und die Seinen in allen immer nur möglichen Lebensversicherungen versichern lassen solle, während er vielleicht infolge der dadurch ihm auferlegten Abdrungen und Sorgen sein eigenes Leben verkürzt; aber dieselbe verlogene Welt zwingt den einzelnen, über seinen Etat hinauszuleben, um nicht „pauvre“ zu erscheinen; sie verlangt, daß man, wenn man nicht seinen Credit verlieren soll, elegant wohne und sich elegant kleide; sie verlangt eine möglichst kostspielige Kindererziehung, Gesangs- und Musikunterricht; sie bebrängt den Familienvater mit Ausgaben für Theater, Concerte, öffentliche Feste, gesellige und politische Vereine aller Art; sie gewährt einer Familie, wie nicht gerade auf den Armenlisten steht, keinerlei Zuschuß, sondern sucht sie vielmehr in aller Weise auszusaugen und auszubeuten, und wenn sie eine Familie dadurch allmählich zu Grunde gerichtet hat, so entzieht sie ihr jeden Credit und klagt über schlechte Wirtschaft, während doch von der ganzen Gesellschaft, die überall verschuldeten Staaten voran, schlecht gewirtschaftet wird. Aber wozu diese Klagen, wird man fragen; sie helfen doch zu nichts. Würde es aber vielleicht nicht noch schlimmer stehen, wenn niemand gegen dieses Unwesen die Stimme erhebt? Und wenn sie heute ungehört verhallt, wird sie nicht von einer künftigen vernünftiger gewordenen Generation beachtet werden? Freilich, wenn man erwägt, daß die Schriften der Weisesten aller Nationen und Zeiten mit den praktischsten Lebensmaximen angefüllt sind, daß sie als nachahmenswerth allgemein anerkannt und doch von niemand befolgt werden, dann möchte man oft die Feder müde müde für immer aus der Hand legen.

Renan's „Vie de Jésus“.

Ein neu erschienenes Buch, Ernest Renan's „Vie de Jésus“, macht bekanntlich in Frankreich gegenwärtig ebenso vieles und wie es scheint noch größeres Aufsehen, als ehemals Strauß' „Leben Jesu“ in Deutschland. Die „Revue des deux mondes“ sagt darüber in ihrem „Bulletin bibliographique“ unter anderm: „Überall um uns her, in Deutschland, selbst in England, betreibt man die Studien über die Ursprünge des Chri-

stenthums mit unermüdlichem Eifer. Nur Frankreich wagt sich bisher nur schüchtern auf dieses Gebiet, auf dem es bloß durch einige interessante aber vereinzelt gebliebene Versuche schlecht genug vertreten war. Das Werk Renan's scheint endlich den Anfang zu einer ganzen Reihe von Untersuchungen und Studien zu machen, durch die der französische Geist berufen ist, die Entdeckungen, die der germanische Geist auf diesem Gebiete gemacht, zu controliren und zu ergänzen. Es stellt jenen großen Gegenstand, das Leben Jesu, an welchem die allzu subtile Gelehrsamkeit des Dr. Strauß einige wesentliche Züge verzerrt hatte, in sein wahres Licht. Die menschliche Seite der evangelischen Erzählungen zum Beispiel ist mit einer Innerlichkeit und Zartheit aufgefaßt, welche den sonst so lobenswerthen Arbeiten der deutschen Schule fehlt.“ Wir Deutsche rühmen uns wol selbst gern, im Besitze des absoluten Gemüths zu sein, und sind sogar ungemüthlich genug, andern Nationen das Gemüth abzuspochen; aber in unsern gelehrten kritischen Arbeiten — schon Herder flagte hierüber — läßt sich, seit die Humanitätsstrebungen einer früheren Periode so sehr in den Hintergrund getreten sind, meist sehr wenig Gemüthliches und Menschliches spüren, weshalb sie auch den Ausländern im allgemeinen zwar scharfsinnig, logisch und wegen des darin verarbeiteten Materials für weiteres Nachforschen nutzbar, aber auch herb, kalt und spröde erscheinen. Es steht fast danach aus, als ob man bei uns, um als großer Gelehrter, kritischer Forscher und starker Geist zu erscheinen, ernstlich darauf Bedacht nehmen müsse, allen mehr rein menschlichen Motiven und gemüthlichen Beziehungen aus dem Wege zu gehen, wie dies ja wol seit langen auch im geselligen Verkehr mehr und mehr geschieht. Uebrigens erscheint bereits von dem Renan'schen Werke in Berlin eine deutsche Uebersetzung von W. Eichler. Uebersetzungsweise, so daß man nun auch in weitem Kreise Gelegenheit haben wird, Renan's Werk mit dem gleichhaltigen von David Strauß zu vergleichen, was in dem Strauß'schen Werke vielleicht einseitig, zu riskirt und unhaltbar ist, an der sanftern Hand des Franzosen berichtigen, zugleich aber auch herausfinden zu können, was Renan, dieser Jüdling deutscher Philosophie und Kritik, von seinem deutschen Vorgänger entlehnt hat. Offen wir, daß die Eichler'sche Uebersetzung keine übertriebene Färberei, nicht in tendenziöser Absicht verunstaltet, sondern in allem des ersten Gegenstandes würdig sei. Auch hat der deutsche Uebersetzer ein tüchtiges Stück Arbeit vor sich. Denn wie man ersieht, ist Renan's Leben Jesu nur die erste Abtheilung einer ganzen Reihe von Untersuchungen über die Ursprünge des Christenthums. Eine zweite Abtheilung soll das Wirken der Apostel und ihrer unmittelbaren Schüler, eine dritte die Zeit der Antonine und des Verfalls der römischen Weltmonarchie und eine vierte die Zeit Konstantin's und den endlichen allgemeinen Sieg des Christenthums im Volks- und Staatsleben schildern.

Zur Pädagogik.

Als einen frischen Hauch inmitten der erschöpfenden Atmosphäre des gegenwärtigen pädagogischen Lebens begrüßen wir die 1868 in Leipzig bei D. Wigand erschienene Schrift: „Aus dem Leben eines preussischen Schulmannes der Pestalozzi'schen Schule“, von Ferdinand Schnell. Wer auf den deutschen Lehrerversammlungen den lebendigen, geistesfrischen Verfasser kennen zu lernen Gelegenheit hatte, wird etwas anderes auch gar nicht erwartet haben. Der Verfasser gibt in seiner Darstellung ein anziehendes Bild seiner Rührigkeit auf dem leider noch viel zu wenig angebotenen Felde der Pädagogik. Zu Ratten kommt ihm dabei seine Bekanntschaft mit den hervorragendsten Größen auf seinem Gebiete: von Tark in Potsdam, Dietrichweg in Berlin, Plato, Doh und Lindner in Leipzig u. a., sowie die in seinem Fache jetzt seltene Hineinigung zu wissenschaftlich-pädagogischen Studien. Der Verfasser ist Anhänger der Schul-Schulgenossen'schen psychologischen Theorie. Sowenig wir nun Veranlassung zu haben glauben, dieser Doctrin zu Liebe tiefer begründete psychologische Systeme aufzugeben, so muß doch anerkannt werden,

daß der Verfasser in seinen Consequenzen meist das Rechte trifft, und vielleicht wird ihn die Mittheilung freuen, daß Bekrübungen, welche jetzt auf Verbart'schem Boden in Leipzig erwachsen, mit dem feinen in vieler Beziehung zusammentreffen. Wir meinen vorzugsweise die Concentration und die schon von Comenius betonte vorwiegende Berücksichtigung der Sachunterrichts. Die Leipziger Übungsschule und ein nach den Grundsätzen derselben errichtetes Privat-Institut sind Beispiele, die nach dieser Richtung von verschiedenen Theorien als richtig anerkannten Wegen der praktischen Lösung entgegenzuführen. 58.

Bibliographie.

- Bach, L., Theodor Gottlieb von Hippel, der Verfasser des Anrufs: „An mein Volk.“ Ein Lebensblatt zur 50jährigen Feier der Erhebung Preussens herausgegeben. Mit 1 Facsimile Th. von Hippel's. Breslau, C. Trevenant. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Bodenstedt, F., Erzählungen. 2ter Band. — A. u. d. T.: Groß Bleibtreu. München, Rieger. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Briefe des deutschen Doriad an Elissa. Novelle in Briefen. Jena, Neuenhahn. 8. 10 Ngr.
- Caballero, F., Neueste Schriften. Aus dem Spanischen überf. von Hedwig Wolf. Wien, Reichtharisten-Congregations-Buchhandlung. 8. 20 Ngr.
- Caddell, M. G., Angelina, die Ungetaufte. Eine Erzählung. Aus dem Englischen. Wien. 8. 8 Ngr.
- Charrel, Ein Vermächtniß. Roman. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.
- Gobin, Amélie, Der Magdborn. Eine Sage aus dem Rheinthale. Wittenberg, Perrot. 16. 22½ Ngr.
- Gundinger, A., Ernst Graf von Kolloyisch. Wien, Reichtharisten-Congregations-Buchhandlung. 8. 18 Ngr.
- Hanka's, B., Lieder. Aus dem Böhmischen überf. von A. Walbau. Prag, Dominicus. Gr. 16. 28 Ngr.
- Helvetia. Rufen-Almanach auf das Jahr 1863. Herausgegeben vom Schweizerischen literarischen Vereine. St. Gallen, Sonderegger u. Buss. Gr. 16. 16 Ngr.
- Hilbrandt, F. W., Karpathenbilder. Mit 1 Karte des Lattagebirges. Glogau, Flemming. 8. 22½ Ngr.
- Kuhige Jagdgeschichten. Von F. Freih. v. Wiedersberg, F. Botgorischel u. m. A. Wien, Markgraf. 1864. 8. 5 Ngr.
- Laverne-Pegulhen, M. v., Sozialpolitische Studien. Berlin, F. Schneider. Gr. 8. 1 Thlr.
- Lomnitz, A., Hermann. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Berlin, Herrmann. Gr. 16. 25 Ngr.
- Mair, A., Des Teufels Toilette vor dem Spiegel der Welt. Humoristisch-satirische Originalien. Nordhausen, Buchling. 1864. 8. 10 Ngr.
- Majsim un Schnofes erzählt von e meschengenen Cochem. Jüdische Schnaken und Schnurren von Maier Dav. Purimsbilder. Wien, Markgraf. 1864. 8. 6 Ngr.
- Märzroth, Spottvogel. Eulenspiegelien, Fallstaffaden und demokratische Launen. Wien, Markgraf. 1864. 8. 5 Ngr.
- Metzig, J., Die Polen-Frage im wahren Interesse Europa's im Geiste der Civilisation beantwortet. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 15 Ngr.
- Mörel, G., Cécilia. Religiöse Gedichte. Einsiedeln, Debr. Benziger. 16. 24 Ngr.
- Neumeister, L., Geheimnisse des Forsthauses an der Elbe, oder die Nacht des bösen Gewissens. 1te und 2te Lieferung. Potschappel, Tittel. 8. à 2 Ngr.
- — — König Menzel der Wilde von Böhmen, oder: Das Kind der Heimathlosen. Eine historische Erzählung. 1te und 2te Lieferung. Potschappel, Tittel. 8. à 2 Ngr.
- Nilsson, S., Die Ureinwohner des Scandinavischen Jordens. Ein Versuch in der comparativen Ethnographie

und ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts. Aus dem Schwedischen übersetzt. 1. Das Bronzealter. Mit 35 in den Text gedruckten Abbildungen und 5 lithographirten Tafeln. Hamburg, O. Meissner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Odilia. Nach einer altdeutschen Legende von J. v. R. Regensburg, Pustet. 16. 16 Ngr.

Pax vobiscum! Die kirchliche Wiebervereinigung der Katholiken und Protestanten historisch-pragmatisch beleuchtet von einem Protestanten. Bamberg, Buchner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Peters, G. J. F., Das Land Swante-Bustrow oder das Fischland. Eine geschichtliche Darstellung. Bustrow. 1862. Gr. 8. 20 Ngr.

Pilz, G., Maurische Blüthen. Erzählungen, Neben und Absichte aus dem Freimaurerleben. Leipzig, G. F. Winter. Gr. 8. 28 Ngr.

Raumer, R. v., Gesammelte sprachwissenschaftliche Schriften. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Renan, E., Das Leben Jesu. Deutsch von E. Eichler. 1te Lieferung. Berlin, Schöningmann. 8. 7½ Ngr.

Rottmann, B. J., Gedichte in Funerärer Mundart. 3te bedeutend vermehrte Auflage. Kreuznach, Voigtländer. 8. 25 Ngr.

Sack, R. G., Ausgewählte Psalmen metrisch nachgebildet. Remwig, Heuser. 16. 10 Ngr.

Scheffel, J. B., Fran Aventure. Lieder aus Heinrich von Ofterdingen's Zeit. Stuttgart, Metzler. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schmid, H., Die Geschichte des Pietismus. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 2 Thlr.

Seeliger, H. J. D. A., Ferd. Freiligrath's the rose, thistle and shamrok, Rose, Distel und Kleeblatt. Eine Sammlung von Blüthen britischer Lyrik, verpflanzt auf deutsches Gebiet. Zwei Theile. Helmstedt. Gr. 8. 2 Thlr.

Spielmann, G., Leicht gekürzt. Gute Skizzen. Zwei Bändchen. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Strad, K., Bilder aus der Reformationsgeschichte. 1ter Band. Wie ist ein Theil von Deutschland evangelisch geworden? Leipzig, Schlichte. 1864. Gr. 8. 26 Ngr.

Vigilantius, Die geheime Instruktion der Jesuiten. Dem deutschen Volke vorgelegt. Leipzig, Kollmann. 8. 10 Ngr.

Wall, G., Die elegante Eini. Parodie in drei Bildern und zwei Zwischenacten eines Schauspiels in vier Akten. Wien, Förster u. Bartelmus. Gr. 8. 5 Ngr.

Wartmann, H., Urkundenbuch der Abtei Sanct Gallen. Auf Veranstaltung der antiquarischen Gesellschaft in Zürich bearbeitet. 1ster Theil. Jahr 700—840. Zürich, Höhr. Gr. 4. 4 Thlr. 15 Ngr.

Webersik, F., Königs- und Augustusplatz oder die Welfen und Gibellinen in Leipzig. Lokalposse in einem Aufzuge. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 5 Ngr.

Wilmarshof, R., Das Jenseits. Ein wissenschaftlicher Versuch zur Lösung der Unsterblichkeits-Frage. 1te Abtheilung: Der ontologische Beweis. Leipzig, Amelang. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Bliegels-Berg, G. v., Für das preussische Volk! Politische Denkschrift. Berlin, G. Müller. 8. 5 Ngr.

Ein Friedensblatt! An das preussische Volk gerichtet von einem alten Publicisten. Berlin, G. Müller. Gr. 8. 5 Ngr.

Das Politechnicum in Wien und Herr Prof. Winkler. Eine Entgegnung von F. R. Wien, Förster u. Bartelmus. Gr. 8. 4 Ngr.

Märkert, L., Zwölf deutsche Worte. Dargebracht zum 1ten deutschen Larnfeste. Leipzig, Sturm u. Koppe. Gr. 8. 1½ Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Schriften zur Geschichte des Befreiungskampfes.

Büsch, G. Ferdinand von Schill's Zug und Tod im Jahre 1809. Mit Schill's Bildniß, 1 Karte und 4 Plänen. 2 Thlr.

Bernack, A. G. v. Die Schlachten bei Leipzig. Kriegsgemälde. Mit 2 Plänen. 10 Ngr.

Mauritius, Franz. Heinrich Friedrich Karl vom und zum Stein. Ein biographisches Gemälde. 5 Ngr.

Joachim Neitelbeck, Bürger zu Kolberg. Eine Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgeschrieben. Dritte Auflage. 2 Theile. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Schneider, R. Das Kriegsjahr 1813. Mit Karte des Kriegsschauplatzes. 1 Thlr. Ermäßigter Preis 10 Ngr.

Stern, A. Stein und sein Zeitalter. 2 Thlr. Ermäßigter Preis 20 Ngr.

Im Jubeljahr der Völkerschlacht bei Leipzig werden die vorstehenden populär-geschichtlichen Schriften über jene denkwürdige Zeit mit gesteigertem Interesse gelesen werden. Dieselben sind zu den beigesetzten billigen Preisen durch jede Buchhandlung zu beziehen.

In der C. G. Beck'schen Buchhandlung in Nordlingen ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Geschichte des Pietismus von Heinrich Schmid,

Dector und Professor der Theologie in Erlangen.

82 Bogen. Gr. 8. Brosch. Preis 2 Thlr., oder 3 fl. 80 Kr. Rhn.

Nachdem der Rationalismus seinen Historiographen gefunden hat, ist im vorliegenden Werke der wichtigen Erscheinung des Pietismus eine eingehende Darstellung zu Theil geworden. Die Thätigkeit seiner Hauptvertreter, die Anforderungen, die er an die Kirche gestellt, die Ausartungen, die ihm zur Last fallen und die Angriffe, die er erfahren, werden in klarer Darstellung vorgeführt, Recht und Fehler der ganzen pietistischen Bewegung in sachlicher Würdigung gegeneinander abgewogen und falscher Betrachtungsweise gegenüber richtig gestellt. Der praktische Theologe nicht minder, wie der wissenschaftliche wird die Arbeit des Herrn Verfassers mit Vergnügen zur Hand nehmen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Psalmen,

nach dem überlieferten Grundtexte übersetzt und mit erklärenden Anmerkungen versehen von Adolf Kamphausen.

(Besonderer Abdruck aus Bunsen's Bibelwerk.) Gr. 8. Geh. 26 Ngr.

Nebst ein Theil von Bunsen's „Bibelwerk für die Gemeinde“, bildet diese Uebersetzung und Erklärung der Psalmen von Professor Kamphausen doch ein Ganze für sich. Mit Recht darf der Herausgeber von seiner Arbeit sagen, daß sie dem ungelehrten Leser ein treueres Bild des Urtextes gibt, als dies irgend einer bisher veröffentlichten deutschen Uebersetzung möglich war.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarische Neuigkeit.

Verlag von Eduard Trowendt in Breslau.

Sieben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Theodor Gottlieb von Hippel,

der Verfasser des Aufrufs: „An Mein Volk.“

Ein Gedenkblatt zur 50jährigen Feier der Erhebung Preussens herausgegeben von

Dr. Theodor Bach.

Mit einem Facsimile Hippel's. 8. Elegant broschirt. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Durch diese Arbeit, zu welcher der Verfasser seit geraumer Zeit mit liebevoller Sorgfalt den Stoff gesammelt hat, glaubt derselbe nicht nur einer allgemeinen Verpflichtung, die lebendigen Zeugnisse jener Tage preussischer Erhebung zu sammeln und zu sichten, zu genügen, sondern auch eine besondere Pflicht der Pietät gegen das Andenken dieses um das Vaterland wohlverdienten Mannes zu erfüllen.

Es ist um so mehr an der Zeit, Hippel's Verdienste zu erwähnen und anzuerkennen, als sogar noch neuerdings seine bedeutendste That, die Urheberschaft des Aufrufs: „An Mein Volk“, in öffentlichen Blättern einem andern, dem Philosophen Schopenhauer, wie früher Stägemann, zuerkannt werden ist. Aber Hippel ist es, der die erste Anregung dazu gegeben hat, daß König Friedrich Wilhelm III., da er den gewaltigen Kampf mit Napoleon aufnahm, sich einfach und vertrauensvoll an sein Volk wandte, statt eine diplomatische Rechtfertigungsschrift an die europäischen Höfe zu senden oder ein Kriegsmanifest an Frankreich zu erlassen, und Hippel ist es, der im Sinn und Geist seines Königs jenen Aufruf verfaßte.

Dem Verfasser fand außer den von Hippel selbst oder unter seiner Mitwirkung veröffentlichten Büchern und Aufsätzen, welche sich in seinem Nachlasse mit Randbemerkungen von seiner Hand zu Ergänzung von Namen und Daten versehen vorfinden, eine große Fülle handschriftlichen Materials nebst einer außerordentlich wertvollen autobiographischen Skizze von Hippel's eigener Hand zu Gebote, und schließt sich seine Biographie Hippel's den Werken von Berg über Stein, von Drehs über Dork und ähnlichen an. — Sie ist also keine Gelegenheitschrift, um dem vorübergehenden Bedürfnis zu genügen, sondern sie ist für Männer geschrieben, welche eine tiefere Einsicht in das literarische und künstlerische Treiben in den letzten Jahrzehenden des vorigen Jahrhunderts, namentlich aber in die Geschichte der Verwaltung des preussischen Staats erheben wollen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Gegenwart.

Eine encyclopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikons. 12 Bände. 8. 1848—56.

Früherer Preis 25 Thlr. 10 Ngr. Ermäßigter Preis 12 Thlr.

Dieses bekannte Werk beginnt mit der auf alle Verhältnisse einwirkenden wichtigen Epoche von 1848 und gibt ein vollständiges Bild der neuern Zeitgeschichte.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 33. —

13. August 1863.

Inhalt: Mundartliche Literatur. Von Reinhold Beschke. — Ein moderner kritischer Dante. Von Franz Broemel. — Melchior Meyr über die Aufgaben der deutschen Schiller-Stiftung und die gegenwärtige Lage des Schriftstellerstandes. — Fromme Romane. — Notiz. (Oesterreichische und preussische Dichter.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Mundartliche Literatur.

Eine Betrachtung einiger Erzeugnisse mundartlicher Literatur kann nicht beginnen, ohne des Verlustes eines Mannes zu gedenken, welcher das ganze Gebiet der Dialektforschung und der mundartlichen Production in ein bibliographisches System zusammenfaßte. Am ersten Tage dieses Jahres verschied in der Blüte seiner Jahre Paul Trömel, auf dem Felde der Bibliographie einer der kenntnißreichsten und begabtesten Arbeiter. Zu seinen besten Leistungen gehört die zuerst in Weigholdt's „Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekswissenschaft“ veröffentlichte, dann in einem besondern Abdrucke erschienene Zusammenstellung der „Literatur der deutschen Mundarten“ (Halle 1854). Vor ihm hatte schon Hoffmann von Fallersleben in seinem „Grundriß der deutschen Philologie“ die Dialektliteratur berücksichtigt, Trömel's Bestreben war dahin gerichtet, „die von jenem gezeichneten Umrisse dieser Literatur weiter auszuführen und den ganzen jetzt vorliegenden Stoff zu leichterm Ueberblick aneinanderzureihen“. Daß die schwierige Arbeit trotz aller Bemühung nur Verfaß bleiben konnte, dessen war sich der Bibliograph am besten selbst bewußt. Die mundartliche Literatur ist so vielfach in Zeitschriften, Gelegenheitschriften u. dgl. zerstreut, bei localer Färbung des einzelnen kommt sie oft gar nicht auf den literarischen Markt, und so gesteht Trömel selbst, daß noch ein ziemlicher Rest geblieben sein werde, der späterer Ergänzung vorbehalten bleiben müsse. Diese Ergänzungen blieben nicht aus. Durch alle sechs Jahrgänge der von R. Frommann herausgegebenen Zeitschrift „Die deutschen Mundarten“ wurden Nachträge zu Trömel gegeben, welche außer den neuen Erscheinungen namentlich auch die ältere, locale und zerstreute Literatur berücksichtigen. Wie wichtig von den Forschern Trömel's „Bibliographie“ gehalten wurde, zeigt sich schon äußerlich darin, daß man sich seiner Eintheilung, seiner Numerierung angeschlossen.

Frommann's Zeitschrift ist nun auch schon einige Jahre wegen Mangels an Theilnahme und Unterstützung eingegangen. Die mundartliche Literatur aber hat nach wie vor ihre Pflege, ja es scheint, als ob die Lust an der

Dialektdichtung gewachsen sei und die Erscheinungen sich nicht mehr wie früher in den engen Grenzen eines besondern Landstrichs hielten, sondern sich freier an die Desfentlichkeit wagten. Mit dem Eingehen jener Zeitschrift hat diese Literatur ein wichtiges Organ verloren. Denn nicht nur registriert, sondern auch besprochen und beurtheilt wurden dort alle einschlagenden Veröffentlichungen. Die allgemeinen literarischen Blätter haben sich der mundartlichen Literatur bisher nicht gerade sehr angenommen, und dies war sehr natürlich, da sie sich selbst so verdeckt hielt. Seit die Dichter und Erzähler auf ein größeres Publikum zu rechnen haben, liegt auch die Verpflichtung nahe, der Dialektproduction allgemein literarische Beachtung zu schenken, wenn auch der Vollständigkeit in der Mittheilung, die ein für diese besondere Gattung der Literatur gegründetes Organ zu erstreben hatte, nicht genügt werden kann.

Eine kleine Anzahl mundartlicher Schriften aus neuerer und neuester Zeit liegen uns zur Besprechung vor. Die meisten gehören der Kunstdichtung, der subjectiven Dialektpoesie an. Die zweite Art der mundartlichen Literatur, gewissermaßen die unaufgeschriebene, welche das lebendige Volkslied, das Sprichwort, das Märchen, die Kinder- und Ammenreime u. dgl. umfaßt, ist indes auch vertreten.

Nur ein einziger Autor kommt einer Forderung nach, welche wir an jeden zu stellen berechtigt sind, der etwas Dialektisches, sei es Eigenes, sei es Volksdümliches, veröffentlicht. Früher, als die Anwendung der Mundart nur für die nächsten Freunde und Landsleute bestimmt war, hatte der Dichter nicht nöthig, für das Verständniß seiner Sprache zu sorgen, denn er konnte es voraussetzen. Jetzt ist dies anders geworden. Eine größere und allgemeinere Theilnahme hat sich der Dialektpoesie zugewendet, soll diese genährt und gefördert werden, so muß der fernere stehende Leser auch die Mittel geliefert erhalten, die Mundart kennen zu lernen. Wir verlangen keineswegs ganz gelehrte Erörterungen über die Laute und Formen, keine Wörterverzeichnisse mit wissenschaftlichen Verweisungen, wol aber einfache und kurzgefaßte Worterklärungen, am liebsten in einem alphabetisch geordneten Wörterbuche.

Ist der Verfasser im Stande, diesen sprachlichen Theil selbst zu fertigen, dann desto besser; hat er zu sich selbst nicht das Vertrauen, dann findet er gewiß einen Mann unter den gelehrten Leuten, der ihm hilft oder die ganze Arbeit abnimmt. Nicht alle werden freilich so glücklich sein, wie Klaus Groß, dessen Gedichte einer unserer bedeutendsten Sprachkennner, Müllenhoff, mit einem vorzüglichen Glossar versah; aber wir werden schon befriedigt sein, wenn wenigstens einigermaßen das Verständniß erleichtert wird. Der Sprachkennner wird solche Hülfe noch am ehesten entbehren können, da ihm außer seiner Kenntnigsgewohnheit auch literarische Hülfsmittel zu Gebote stehen. Der nicht gelehrte Leser aber wird mit halbem Verständniß auch nur zu halbem Genuß gelangen. Die nähere Kenntniß der Mundarten führt zugleich zu einem rechten Erfassen der Sprache überhaupt und auch in dieser Hinsicht würden die erklärenden Zugaben zur Dialektpoesie gewinnbringend und förderlich sein.

Ueber die culturhistorische Seite der Mundart mit ihren Schöpfungen wird eine ästhetische Kritik nicht zu Gericht zu sitzen haben. Desto mehr muß den Dialektkünstlern, die doch dahin streben, „Volksdichter“ zu sein, immer aufs neue eingeschärft werden, welches die Grenzen sind, innerhalb welcher sich die mundartliche Poesie zu bewegen hat. Seit Klaus Groß sind namentlich viele norddeutsche Poeten aufgetreten, welche ihr heimisches Idiom zu dichterischer Geltung bringen wollen. Nicht alle aber besitzen den innern Beruf zur Dialektdichtung, manche würden besser thun, ganz zu schweigen oder ihre hoch- und schriftdeutsch gedachten Erzeugnisse in der allgemeinen literarischen Sprache abzufassen. Denn mit der mundartlichen Poesie ist es eine ganz eigene Sache. Unter allen, welche sich über Art und Weise dieser Dichtung, über ihre Mittel, Grenzen und Ziele ausgesprochen haben, hat sich keiner so trefflich und treffend geäußert wie Friedrich Hofmann, der in den weitesten Kreisen bekannte Herausgeber des „Weihnachtsbaum für arme Kinder“. Eine Zeitschrift, wie Frommann's „Mundarten“, hat immer nur einen kleinen bestimmten Leserkreis, schade genug, daß diese nicht einen größern gefunden! Möchte sie von keinem Dialektdichter unbeachtet bleiben! Jeder wird in ihr die beherzigenswerthesten Winke finden, deren Befolgung seiner Poesie zugute kommen wird, wenn anders er wirklichen Beruf zum Dichter hat. Es sei uns erlaubt, einige der bezeichnendsten Aussprüche Hofmann's hier zu entlehnen. Sie sind geeignet, uns gleichsam zur Einleitung für diese und etwaige künftige Besprechungen von mundartlichen Dichtwerken zu dienen, indem sie in bestimmtester und frischster Weise die Grundsätze darlegen, wie die Dialektdichtung gepflegt und wie sie beurtheilt werden muß.

In einem Aufsatze, betitelt „Volksdichtung in der Mundart. Schnaderhüpfelein und Schlumperlieble“ (im dritten Jahrgang der Frommann'schen Zeitschrift) schließt Hofmann eine einleitende Betrachtung voraus über die Beschaffenheit eines wahren Volksliedes in der Mundart. Er vergleicht die Waldbögel mit den Käfigvögeln und

spricht den Gedanken aus, daß es auch in der Volkspoesie Waldbögel und Käfigvögel gebe. „Woran erkennt man aber“, fährt er fort, „einen solchen Waldbogel, d. h. ein wahres Volkslied in der Volksmundart? Ganz einfach: der freie Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und das führt uns zum ersten Kennzeichen des Volksliedes hin; und der Vogel singt nur, solange er gesund ist, und Gesundheit ist das zweite Kennzeichen des wahren Volksliedes.“ Was den Schnabel betrifft, so unterscheidet Hofmann, was und wie er zu singen hat. Sehr richtig wird über das Was gesagt, daß der Gegenstand der Volksdichtung nur innerhalb des Gesichtskreises liegen dürfe, der nicht bloß dem Mann des Volks im allgemeinen, sondern insbesondere dem Volksstamm gezogen sei, dessen Dialekt oder dessen Mundart das Gedicht angehöre; ferner dürfe im Gedicht nichts anderes ausgesprochen sein, als wie es im Geiste dieses Volksstammes gedacht werden könne. „Es verleiht nicht der Gebrauch irgendeiner Mundart allein dem Liede einen volkstümlichen Charakter, sondern der Charakter einer bestimmten Volkstümlichkeit muß im Liede sich darstellen.“

Damit will der Verfasser keineswegs für die Wahl des Stoffs eine geographische Schranke ziehen, er sagt nicht, daß in einem bestimmten Dialekt nur Gegenstände poetisch behandelt werden dürften, welche dem Boden angehören, auf welchem dieser Dialekt gesprochen wird. Dem Schwaben, dem Pfälzer, dem Tiroler soll nicht etwa geboten sein, nur Gegenstände aus der Natur und dem Leben Schwabens, der Pfalz, Tirols u. s. w. in einer schwäbischen, pfälzer, tiroler u. s. w. Mundart zu bearbeiten (obwol das Zunächstliegende, das Heimatliche für die Volkspoesie immer den süßsamsten Stoff liefern wird); „aber der Dichter soll in seiner Darstellung keinen Augenblick vergessen und vergessen lassen, wess Volkes Kind er ist“. Weiterhin bespricht Hofmann das unzulässige Vermischen und Vermischen der Eigentümlichkeiten der einzelnen Volksstämme und bemerkt sehr treffend, daß in diesen Fehler besonders häufig gelehrte Dialektdichter verfallen, die durch ihre Studien vom Volke sich weiter entfernt haben, als sie selbst glauben, und die sich im Studierzimmer ein anderes Bild vom Volke zusammensetzen als es im Leben ist. „Alle Volksdichtung aber, die in der Luft schwebt, ist heimatlose Waghundirerei, deren Zeit auch in der Literatur einmal da war, die aber niemand nach Deutschland zurückwünschen wird. Die Producte solcher Poeten gehören zu den Käfigvögeln.“

Der Verfasser fügt nun seinen Regeln auch Beispiele an, wie die unechte Dialektpoesie beschaffen ist, um zu zeigen, wie nicht gedichtet werden soll:

Wir sehen den Schnabel aber auch darauf an, wie er zu singen hat. Der Vogel im Walde weiß das genau; streng nach der Regel desselben muß sich der Dialektdichter richten. Bei der Benutzung des Dialekts hat der Dichter keine andere Freiheit, als aus dem Vorrath der Sprache das Treffendste zu wählen: er darf nichts machen, nichts an der Sprache umbilden, nicht Wörter an eine andere Stelle setzen, als wohin das Volk beim Sprechen setzt; am wenigsten aber Wörter und Wendungen der Schriftsprache nach Belieben oder nach Reimnotdurft ver-

mundarteln wollen. Das versteht sich zwar so von selbst, daß diese Bemerkung als eine überflüssige erscheinen möchte. Sie ist es aber leider nicht. Mangel an Gewandtheit in der Behandlung der Sprache einerseits, andererseits Unkenntniß in den Eigenthümlichkeiten des Dialekts und endlich der noch schlimmere Fehler, der aus der falschen Ansicht entsteht, daß ein Dialekt sich verbessern, veredeln lasse, alles dies arbeitet an der schriftlichen Verunstaltung der reinen Volkssprache. Belege dafür brauchen wir nicht weit zu suchen. Wir schlagen das erste (Bangthofer'sche) Heft unserer eigenen Zeitschrift auf (Frommann wurde erst nach Bangthofer's Tode Herausgeber) und finden S. 72:

Wenn mei Kettel hi zu'n Brunna
Obets mit der Sitza geat,
Steh' i dort am Ad scho Schildwach,
Lieb' mer aus en Herza weagt —

und zwei Strophen weiter:

Ja, sie is, i ha's berratha,
Und sie hengt si an mein Arm:
Schaz, i ha der viel ze saga,
Gud, es schlegt mei Herz so warm —

und gleich auf der folgenden Seite:

Mei Schaz hat mir a Ringla
No an mein Finger g'heft,
An Ringla is a Treela,
Des hat mir Trost berweht.

Ich frage die ganze bairische Armer, die dem seligen Schmeller weiland bei seinen Dialektforschungen so gute Dienste geleistet hat, ob in ganz Baiern ein einziger Bursche lebt, dem „Liebe aus dem Herzen weagt.“ Kein einziges würzburger Mädchen der Volksschichten kann aus sich heraus sprechen: „Mir schlägt mein Herz so warm“, und noch weniger wird es auf den Ausdruck kommen, daß ihr „Trost erweckt“ worden sei, obwohl das festeste steht, daß alle bairischen Bursche verliebt sind, allen Mädchen das Herz warm schlägt und vielen Trost erweckt wird. Die bezeichneten Gefühle und Gedanken sind den Burschen und Mädchen allerdings eigen; aber, wenn sie reden, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, so werden sie dieselben nie auf diese Weise äußern. Es ist jetzt, wo die Schriftsprache von der Schule bis zum Theater auf die Begriffsgehaltung des Volks einwirkt, beim Beobachten und Benutzen der Volkssprache schon sehr streng zu unterscheiden, was darin angelernt und was ursprünglich ist.

Ebenso vortrefflich und voll kernigen Humors spricht Hofmann über die Gesundheit, die von der Mundartdichtung zu verlangen ist. Die Gesundheit ist die innere Richtigkeit, die wir noch immer im Volke der freien Natur finden und die uns aus jedem Volksgebidht entgegen treten muß:

Die Volkspoesie muß frei sein von allen Krankheiten der Lebensverfeinerung, von allen krankhaften Gefühlen, allem süßen Jammer und jeder jämmerlichen Sägigkeit. Vor allem aber muß sie frei sein von jeder Heuchelei, von allen gemachten Schmerzen, von jedem falschen Entzücken, von jeder Schmeichelei. Einfach und ehrlich muß die Volksdichtung sein, ob sie jubelt oder klagt, ob sie Schnurren erzählt oder fromme und ernste Lehren gibt, oder schallhaft spielt, oder unter Thränen lächelt; denn dies alles kann die Dichtung der Mundart und hat von allem die werthvollsten Proben. Daß aber auch Sentimentalität, Spielerei und Schmeichelei sich des Dialekts bedient hat, ist leider wahr, und daher ist es nothwendig, auch diese Art Vögel einzufangen und in den Käfig zu sperren.

Hofmann's Bemerkungen erstrecken sich zunächst nur auf das Lied, auf die lyrische Poesie; es leuchtet aber ein, daß das Gesagte auch auf die andern Dichtungs-

arten Anwendung findet. Wenn wir streng urtheilen wollen, so müssen wir auch in der Art des Metrums zunächst eine deutsche und dann eine volksthümliche verlangen. Der Gebrauch einer fremdländischen oder durch die classische Bildung übermittelten Versart wäre principiell auszuschließen, in der Praxis aber werden wir, wenn nicht allzu sehr gegen den guten Geschmack gesündigt wird, in dieser Richtung eine mildere Anschauung walten lassen. Durch Hebel's Vorgang ist der Hexameter in der Dialektpoesie gewissermaßen functionirt und wir werden sogar von einem Idyllendichter wünschen, daß er sich auch in der Mundart dieses Versmaßes bediene, weil dadurch das Gedichtes Inhalt sein charakteristisches Gewand erhält. Wir eröffnen unsere Rundschau mit einem Idyll in Hexametern.

1. De Herr Dokter. Herbstidyll usum Züripiet vom August Corrodi. Winterthur, Steiner. 1860. 16. 1 Thlr. 2 Ngr.

August Corrodi hat schon zwei Idyllen von ähnlicher Composition und selbst mit ähnlichem Titel verfaßt, nämlich: „De Herr Professor. Idyll aus dem Züripiet“ und „De Herr Vikari. Winteridyll usum Züripiet“, welche beide viel Beifall fanden. Auch in diesem Herbstidyll bewährt sich Corrodi als trefflicher Dichter überhaupt und als Dialektidichter insbesondere. Seine Gestalten sind naturwahr, frisch und kräftig, nur selten begegnet es ihm, daß er Anschauungen der höhern Dichtersprache in die Ausdruckswelt des Volks überträgt. Die Sprache des „Züripiet“ nimmt der Dichter Gelegenheit an passender Stelle zu feiern:

Züritütsch, dich grüezi wieder mit freudigem Herze,
Baden und schwadere wieder i bime stärkede Flute!
Züritütsch, du umhüllst mi wieder as geschmeibige Schlaftrod,
Schmiegt bi jedem Gedanken a, und schüttst es Füllhorn
Wort vormer us, für alles und jedes, und wäri en Sprachma,
Wetti vu dir e Grammatik schriibe, mer wettid bänn luege,
Welli Sprach e rücheri hett, die griechisch nid usgah! —
'S Imperfectum indicativi, das mangletis frilli! —
Bischt an es bigeli ruuch und säged d'Nachbere vu der:
Seigisch en Flüchlichraute, en ebigs Gewitter mit Hagel,
Wlig und Lunder und gestorbenem Wäch und berige Gwalte —
Mögeds ja recht ha echli — aber weischt, 's ischt lunter Ver-

gewaltig,
Gar nüt anders; vergünnes die Ghrast und die marlige Sprach-

gewalt.
Schade, daß der Verfasser kein „Sprachmann“ ist, denn gerade die züricher Sprache hat noch keine grammatische Behandlung gefunden. Soviel aber hätte er für sein geliebtes „Züritütsch“ thun sollen, ein Glossar der Dichtung hinzuzufügen, wie er es in seinem ersten Idyll geboten, freilich wäre ein genaueres wie dieses zu wünschen gewesen. Die züricher Mundart enthält gar manche Eigenthümlichkeiten, denen der Dichter nicht aus dem Wege gegangen ist. Nicht alle Stellen sind so leicht zu verstehen, wie die von uns mitgetheilte Probe.

Werden wir in Corrodi's Idyll durch Auffassung, Form und Sprache an Hebel erinnert, so nimmt das folgende Gedicht directen Bezug auf diesen Altmelster der Dialektpoesie:

2. En Usich alte, reing'haltne Martgröfser. Gespräch auf dem Wege zu Hebel's Säcularfest zu Hausen am 10. Mai 1860. Von Karl Raupp. Freiburg im Br., Wangler. 1860. Gr. 8. 10 Ngr.

Auf dem Haupttitel gibt sich das Gedicht durch die Bemerkung „Zu Gunsten der Hebel-Stiftung“ als Fest- und Gelegenheitschrift in noch höhern Grade kund. Dieser Umstand verbietet uns, einen strengen Maßstab an des Dichters Leistung anzulegen. Das Büchlein wird eröffnet durch ein Widmungsgebidet „An Hebel's Muse“, welches gerade nicht den Beruf des Verfassers zum Dialektdichter bezeugt. Wendungen wie: „Wer's vermag“, oder „An i verehren, wie=n=e Stern“, haben so schriftdeutschen Charakter, daß das sonst frisch gehaltene Gedicht keinen einheitlichen Eindruck hervorbringen kann. Die letzte Strophe ist am gelungensten. Das Gespräch selbst, in fünffüßigen reimlosen Jamben abgefaßt, ist sehr ausgedehnt und, um offen zu sein, manchmal recht langweilig, obwohl nicht gezeugnet werden soll, daß sich darin einzelnes Niedliche findet. Lebendiger wird der Schluß, wie die Wanderer — Frieder, Dokter, Apotheker und Altvogt — sich dem Festorte Hausen nähern und Hebel's Standbild durch das Fernrohr beschauen. Wären nur die hauptsächlichsten Stellen, in denen namentlich von Hebel, von seinem Leben und von seinen Dichtungen gehandelt wird, zum Abdruck gelangt, dann hätte die wohlgemeinte Festgabe an sich höhern Werth und würde auch vielleicht einen bessern Ertrag für die genannte Stiftung erzielt haben.

An Hebel's Säcularschrift wird ferner in einer mundartlichen Gedichtsammlung erinnert, welche mit einem Gedicht: „Dem Andenken Johann Peter Hebel's in dessen hundertsten Geburtsjahre 1860“, eröffnet wird. Diese Sammlung betitelt sich:

3. Us der Heimet. Ein neues Büscheli Wintermayeli von Theodor Meyer-Merian. Basel, Georg. 1861. Gr. 16. 10 Ngr.

Dieser Dichter ist ein echter und gesunder Waldvogel. Theodor Meyer-Merian, auch als Historiker wohlbekannt, hat sich als Dialektdichter schon verdienten Beifall erworben. Im Jahre 1857 erschien zu Basel eine Gedichtsammlung, betitelt: „Wintermayeli“, in der uns vorliegenden haben wir ein „neues Büscheli Wintermayeli“ erhalten. Der Dichter beherrscht die Form vollkommen, seine Bilder sind treffend, die Ausdrucksweise gerade in ihrer Volksthümlichkeit von wirksamster Poesie. Dabei keine Spur von Sentimentalität, selbst in den ernstesten Gedichten blüht schalkhafter Humor hindurch. Das längere Eingangsgedicht, in welchem der Dichter eine Begegnung mit Hebel schildert, ohne dessen Namen zu nennen, hat hinreißende Stellen. Die Gedichte sind zum Theil rein lyrisch, zum Theil erzählend; die letztern haben entweder Liedform oder sind in Reimpaaren abgefaßt. Die Stoffe gehören meist dem Naturleben an. Sämmtliche Lieder haben etwas Melodisches, man meint, wenn man sie liest, man müßte sie nur so singen können. Ihren volksthümlichen Charakter erhalten sie überdies noch dadurch, daß

sie kurz sind, im Gedankengang springen und meist epigrammatische Schlusspointe haben. Ganz besonders hat uns das folgende Stückchen gefallen:

Wie's überall goht.

Lug, ab em Dach wie g'schwind
fliegt dört dā Spaz dervo,
fliegt selbem Spägli noh,
G'schwind wie der Wind,
Rum g'schick sie no!

E Fischli schwimmt am Grund,
Was fällt dem eismol v?
Es merkt, daß hintedry
En ander Fischli kumt,
Dem wartet's gly.

Und 's sigt im Schnedehus
E Schned und wyt e weg,
G'sicht der en andre Schned,
Do streckt er d' Höerner us, —
Streck, Schnedli, streck!

Und b' Welt isch fugelrund,
Und 's kumt e Bursch derhar,
Dā nimmt e Maidli g'waher,
Do stehn sie j'sämme und —
Zwei gänd e Paar!

Die drei von uns betrachteten Schriften gehören alle der Mundart nach zum alemannischen Gebiete. Den Übergang des Alemannischen zum bairischen Idiom vertritt das folgende Büchlein, welches Gedichte in altwürttembergischem Dialekt enthält:

4. Eine Liebergabe in schwäbischer Mundart für jedermann von Friedrich Richter. Rördlingen, Beck. 1862. 16. 6 Ngr.

Von diesem Dichter haben wir bis jetzt noch nichts gewußt, freuen uns aber, seine Begabung in seiner Liebergabe kennen gelernt zu haben. Theodor Meyer-Merian kommt er freilich nicht gleich, bei ihm herrscht viel zu sehr der Lehrton vor und eine gewisse Frömmigkeit, die der Poesie nicht immer zu ihrem Recht verhilft. Der Verfasser scheint uns nach den Worten der Vorrede: „Nöge also das kleine Büchlein zur Ehre des Herrn der Welt ausgehen unter viele und durch seinen für alle passenden Inhalt nicht nur Ergötzen, sondern auch Nutzen bereiten“, dem geistlichen Stande anzugehören. Die Lieder, in denen jene Elemente nicht hervortreten, sind offenbar die gelungensten. Recht frisch und volksthümlich ist unter anderem „Der alte Postillon“:

I bin a n alter Postilliau
Und diene vierzig Jährla schau,
Bin niemol no verlega
Im Sturm und Schnai und Rega.

Steif wär' i freile in de G'lent
Und wann i a mei Zuged denk,
Do hent se Knia no boga,
Bin uf da Bock nauf g'foga.

Jetzt brauch i ebba n au mei Zeit
Und fahr net g'rad maich (mehr) sölle (sehr) weit,
Doch schmeiß i Koin in Graba
Und loß mei Nößla traba.

Ma kennt me vierzig Jährla schau
Uf unsrer nächsta Statiau;

Niemol bi i verlega

Im Sturm und Schnai und Rega.

Das Verständniß der Mundart hat der Verfasser durch einzelne Erklärungen unter dem Texte zu erleichtern gesucht.

Höchstes Interesse müssen uns die literarischen und mundartlichen Zeugnisse und Erzeugnisse der deutschen Sprachinseln erwecken. In Mähren an der Grenze von Schlessen und Galizien wohnt inmitten des slawischen Sprachgebiets eine deutschredende Bevölkerung, ohne Zweifel schlesischer Abkunft. Die folgende Gedichtsammlung ist ein lautes Zeugniß von der Kraft des deutschen Lebens in jener vereinsamten und vom Vaterland getrennten Colonie. Durch diese seine Veröffentlichung hat sich der Verfasser und Herausgeber ein Verdienst erworben, um so mehr die bieltiger Mundart in der Grammatik wie in Sprachproben noch wenig vertreten ist.

5. Gedichte in der Mundart der deutschen schlesisch-galizischen Grenzbewohner, resp. von Bieltig-Biala. Von J. Busowski. Bieltig, Samarski. 1860. 18. 20 Ngr.

Zwei Arten von Gedichten sind in dieser Sammlung vereinigt, Kunstgedichte und Volksgedichte. Der Dichter will die ersten seinen Freunden und Landsleuten zur Rückerinnerung an die frohen Augenblicke vergangener Tage darbringen. „Das Thema derselben beschränkt sich größtentheils nur auf Gedichte und Liebesden, wie sie bei Familien- und Volksfesten, dem Sinne und den Gebräuchen der deutschen Population in unserer Heimat entsprechend, zu Genügen wären.“ Der Werth dieser Gedichte ist sehr ungleich, viele würden ohne Mühe ins Hochdeutsche übersetzt werden können und in dieser Form werthvoller und ansprechender sein; selbst in den mehr volksthümlich gehaltenen kommen Stellen vor, die zum Ganzen nicht passen, weil sie schriftdeutsch gedacht sind. Am gelungensten scheinen uns die erzählenden Gedichte zu sein, wie z. B.: „Mi Alja Ei de Potter gefalza“; „A Brühjot (Ein Säuser)“.

Im zweiten Theile findet sich eine „Sammlung einiger in unserer Gegend verbreiteter Volkslieder älterer und neuerer Zeit“, darunter ein Kirnmeslied, ein Weihnachtlied, drei Wiegenlieder. Ein „Anhang“ enthält „flüchtige Skizzen über Cultur, Gebräuche und Nationalfeste der deutschen Bewohner an der schlesisch-galizischen Grenze“; besonders interessant ist die Mittheilung über das „Nai-jeft“, eine uralte germanische Sitte, die in unserm eigenen Vaterlande immer mehr verschwindet.

In den Städten wird von der Schuljugend alljährlich der sogenannte ziemlich allgemein verbreitete Majalis gefeiert, in dem die Jugend mit Fahnen, Musik und Trommelspiel ins Freie zieht, und sich den ganzen Tag unter der Obhut ihrer Lehrer in Jugendspielen ergötzt und aufheitert. Am (österreichisch für auf dem) Lande setzen die lebigen jungen Leute ihren Geliebten und Verlobten einen hohen Tannen- oder Fichtenbaum, mit vielen Kränzen und Blumen geschmückt, in der Mitternacht vor ihr Wohnhaus. In einigen Ortschaften jagen in früherer Zeit junge Mädchen und Knaben an diesem Tage von Haus zu Haus zu den Wipfeln junger Fichten oder Tannen, welche sie wie birnbäumchen mit vergoldeten Nüssen, bunten Bändern, geriebenen Papierstreifen schmückten und dabei Frühlingslieder und

Glückwünsche der Familie sangen und von dieser gewöhnlich eine kleine Gabe erhielten; z. B.:

Se hen do gor a scheines Haus,
'S steht a scheine Jongfer raus,
Se let sich wud bedenkta,
An wet ens oach wos schenkta.

Solcher Reimverslein theilt der Herausgeber noch fünf mit. Den Schluß des Buchs bilden eine kurzgefaßte Darstellung der Laute, der Declination der Artikel und der Personalpronomina, der Conjugation der Hilfszeitwörter und ein „Biotikon“ zur Erklärung der in den Gedichten vorkommenden Wörter und Ausdrücke. Dadurch wird der Werth der Sammlung bedeutend erhöht. Wenn wir hier auch nicht die sprachliche Seite der Mundarten berühren können, so sei doch in Hinblick auf dieses Glossar bemerkt, daß sich im bieltiger Dialekt, so deutsch er auch im allgemeinen ist, eine ziemlich Anzahl Worte findet, die dem Slawischen entlehnt sind.

Im mittlern Deutschland wird im Verhältniß zum Süden und zum Norden die Dialektpoesie bei weitem weniger gepflegt. Die Gründe ergeben sich leicht. So liegen uns auch keine mitteldeutschen Mundartwerke vor, wol aber einige niederdeutsche.

6. Zwischen Wiesel ou Noacht. Plattbieltische Gedichte von Robert Dorr. Elbing, Neumann-Hartmann. 1862. Gr. 8. 12 Ngr.

Dem Namen Robert Dorr entfinnen wir uns nicht in der plattdeutschen Literatur beegnet zu sein. Die kleine Gedichtsammlung ist ihrem Inhalte nach recht mannigfaltig; sie enthält nach zwei Eingangsgedichten „An de Leser“ und „Gooden Daq“: „I. Vertellkes“ (Erzählungen), „II. Leeder“ (Lieder), eigene sowol wie freie Uebersetzungen „noa (nach) Burns“ und „noa Shafspeare“. Abtheilung III gehört der Volkspoesie an, sie bringt unter dem Titel „Wat dat Volk weet“ Lieder, Kinderreime, Wiegenlieder und „Roathselfes“ (Räthsel). Der Verfasser hat in Anmerkungen unter dem Texte Anleitung zur richtigen Aussprache sowie einzelne Worterklärungen gegeben. Die eigenen Gedichte Dorr's haben uns nicht alle gefallen. Die Erzählungen sind gar nicht in plattdeutschem Geiste abgefaßt, sie sind viel zu breit; viel höher stehen die Lieder, welche zum Theil ganz ausgezeichnet den volksthümlichen Ton treffen. Um so mehr stören einzelne der Schriftsprache entlehnte Bilder und Wendungen.

Alle von uns betrachteten Dialektwerke gehörten der Poesie an; wir freuen uns, über wenigstens eins berichten zu können, welches in prosaischer Form geschrieben ist. Die Anwendung der ungebundenen Rede in der Mundart fällt dem Plattdeutschen besonders zu, das Plattdeutsche ist der eigentliche Dialekt für die Erzählung. Wer erinnert sich nicht mit Freuden der plattdeutschen Märchen in der Sammlung der Gebrüder Grimm? Schon im 15. Jahrhundert war die niederdeutsche Prosa der mittel- und oberdeutschen überlegen, was Gewandtheit, Leichtigkeit und Gebrungenheit des Ausdrucks und zutrauliche Lieblichkeit betrifft. Dafür besaß freilich die frühere hochdeutsche Prosa die Kraft der rhetorischen Wirksamkeit, wie

ste das Niederdeutsche schon aus formellen Gründen nicht haben kann. Neben der Befähigung der niederdeutschen Prosa zur gemüthlichen Blaubei kann dieses Idiom auch den Humor auf die glücklichste Weise zur Geltung bringen. Die meisten wunderbarlich geschriebenen Erzählungen sind heiterer und komischer Art. Die folgenden Geschichten geben sich schon auf dem Titel als spaßige zu erkennen:

7. Wat för'n Winter! Dre spaßige Geschichten von Th. Piening. Mit völe schöne Bilder, teeken von G. Förster un in Holt sneeden von G. Falck. Hamburg, Richter. 1863. Gr. 8. 15 Ngr.

Ein ganz köstliches Buch, dem wir viele Leser wünschen. Piening hat sich schon als humoristischer Erzähler in seinen „Snack un Snurren ut de Spinnkruv. Plattdeutsche Dorfgeschichten in ditmarscher Mundart“ (Hamburg 1858) bekannt gemacht, und bewährt hier aufs neue seine Darstellungsgabe. Sein Stil ist wunderbar flüssig, er schreibt, wie ein zungenfertiger Mann spricht, natürlich und ungezwungen. Seine Erzählungskunst besteht hauptsächlich darin, daß er die Geschichten so einleitet und wendet, daß sie der Hauptheld in erster Person vorträgt und daß dramatisch lebendige Gespräche geführt werden.

Die erste und umfangreichste Erzählung „Jan Katun un de Natbaar“ (d. h. der Storch) ist außerordentlich drollig. Sie schildert ein verunglücktes Lotterieuunternehmen eines hamburger Krugwirths Jan Katun und seiner Stammgäste. Um die Nummer des großen Loses bei der kopenhagener Ziehung zeitig genug zu erfahren, ehe die Nachricht per Schiff und Wagen zu den hamburger Kiefern gelangt, muß ein Natbaar das Geschäft einer Brieftaube übernehmen. Mit den größten Schwierigkeiten wird der Storch eingefangen, Jan Katun reist selbst nach Kopenhagen, hat aber unterwegs allerlei Abenteuer und Fährlichkeiten zu bestehen. Um keinen Verdacht zu erregen und unnützen Fragen vorzubeugen, läßt er den Storch mit Delfarbe bemalen und reist nun als Besizer eines seltenen fremden Vogels. In Kopenhagen ist er der wichtigen Nachricht gewärtig, bindet dem Storch ein Zettelchen mit der betreffenden Gewinnnummer wohlverwahrt um den Hals und läßt ihn fliegen. Währenddem große Unruhe und banges Erwarten der Stammgäste. Der Storch kommt nicht zurück. Jan Katun erhält für seine Mühe bei seiner Rückkehr die bittersten Vorwürfe. Später steht einer seiner Freunde den Natbaar bei einem Sammler ausgestopfter Vögel wieder, der das bemalte Thier für das werthvollste Stück seiner Sammlung hielt. Die Charakteristik der verschiedenen Personen, namentlich des Haupthelden Jan Katun ist dem Erzähler vortrefflich gelungen. Dabei ist das plattdeutsche Element, gewissermaßen das plattdeutsche Costüm in der lebendigsten Weise ausgeprägt. Die Leute sprechen nicht nur, sondern denken und fühlen auch so.

In noch höhern Grade hat uns die zweite Erzählung „Gründli kurreert“ befriedigt. Von geringerem Umfange, ohne reichen Inhalt, nur eine einfache Begeben-

heit schildernd, hat sie gerade in ihrer Beschränkung etwas ungemein Fesselndes. Ein junger Bauerbursche verliebt sich in ein Stadtmädchen, in die Tochter eines Schusters, und gesteht ihr endlich auch seine Neigung. Das Mädchen treibt nur Scherz und Spott mit ihm, der arme Junge kommt in die gefährlichsten Situationen, durch eine Tracht Prügel, die ihm sein Vater erteilt, wird er schließlich von seiner Liebe „gründlich curirt“. „De Glidschuster“, die dritte Geschichte, steht den beiden ersten nach. Der Glidschuster, der von der Erhaltung seiner Reputation ganz erfüllt wird und sie schließlich doch einbüßt, ist eine mehr bemitleidenswerthe als Interesse erregende und komische Figur. Namentlich der Schluß der Erzählung läßt unbefriedigt.

Wir können uns nicht versagen, von Piening's Darstellungsweise eine kleine Probe zu geben. Wir wählen aus der zweiten Erzählung den Moment, in welchem der Bauerbursche Jakob seine Geliebte zum ersten male erblickt. Jakob verkauft Butter in der Stadt, der Schuster Drefoot bestellt bei ihm auf jeden Freitag drei Pfund. Jakob liegt zwar nichts am Auftrage, führt ihn aber doch aus.

In de auner Wät gung is denn oof toerst na den inden Kunden, wiel sin (des Schusters) Huus vöran in de Stadt wehr. It doch an gar nix, as if in de Dör trā, un as jūmers gröl: „Botter! Botter!“ awers vör Schreck harr it nich min Kortw fallen laaten, denn Fiesen Drefoot stunn vör mi un sā fründli: „Gut Dag.“ Gott, o Gott, wat wehr dat für Deern — as'n Prinzess! en wahre Sundersoap, so seut un sit, so'n süten Pummel, so wat schōin's harr't min Daag noch ni sehn, ja it funn se noch smucker as mi sülm, un dat wull net seggen. It denn oof glicke bet äwer de Dhren in se weg. Se keel mi so fründli an un lach mi so bried to, dat it redt wort as nüchtern Kalmesbloot. To allens, wat se mi vertell an sā, nūch it jūmers mit'n Kopp und sā „ja“; it harr för allens Gold in de Welt teen „nā“ to ehr seggen kunnt. It blev der wull en ganze Viertelfünnt to klönen, dat heet, se dāt dat jūden, un it hör to. Gott, wat wehr dat för'n Deern — as'n Prinzess! It harr ehr allens to Gefallen dohn kunnt, wat se man verlang, un as se tonōst to mi sā: „Jakob!“ denn mit Namen harr se sif glicke utbāden, wat mi grāfi smeicheln dā — „Jakob, nu mußt du wull gahn, min Jung, anners kunnst du bi din annern Kunden to laut!“ — da nehm it min Kortw äwern Arm, maaf en schōinen Reverenz un sull äwern Trādel na de Straat ruut, allens ut Leew. Gott, wa wehr it glück! Wat wehr dat för'n Deern — as'n Prinzess! In'n Draach wehl leep it na min annern Kunden hen, um nūst noch en paarmaal bi ehr Hus vorbigahn to kunn. Dat dā it denn of, as it dāt wull'n Stücker teinmal op un baal gahn wehr, da kunn Fiesen Drefoot vör't Finster un lach an nūch mi to. It redt soorts min Klutt vun'u Kopp un maaf 'n deepen Reverenz; awers as it ehr bi de Gelegenheit recht verleetw toplinken wull da schien mi de Sünn in de Dagen, it trōd de Nās gewaltig fūn un muß mal düchti prußen. Na, dabi mußt it denn wull ganz brulli Gesicht maakt hebbn, denn sogar op de Straat kunn it ehr hartli lachen hören. Dat smeichel mi awers grāf, as it se to'n Lachen brocht harr.

Auf dem Titel werden „viele schöne Bilder“ verheißt. Allerdings sind es ihrer ziemlich viele, aber schön? — ist wol nur ein Scherz.

Die von uns betrachteten Schriften haben alle zunächst ein literarisches, dann ein culturhistorisches Interesse. Dem Sprachforscher sind natürlich alle Äußerungen mündlicher Redeweise willkommen, wenn er auch in solchen Veröffentlichungen wie die vorliegenden strenge Lautbezeichnungen hinsichtlich der Qualität und Quantität vermisst. Die sprachliche Bedeutung finden wir in einer Schrift vorherrschend, welche wir hier anreihen, obgleich sie mit den besprochenen Gedichten und Erzählungen nicht im mindesten verwandt ist. Gerade diese sprachliche Seite würde aber eine Berücksichtigung in d. Bl. verbieten, wenn nicht ein anderes Moment hinzukäme. Sie berührt eine Frage, welche politischer Natur ist und von allen mit inniger Theilnahme beachtet werden wird, denen die Muttersprache und das deutsche Volkthum am Herzen liegen.

8. Die deutsche Kirchen- und Schulsprache. Ein theueres Kleinod der Nordfriesen im Herzogthum Schleswig. Ein Beitrag zur nähern Kunde der schleswigschen Sprach- und Nationalitätsverhältnisse. Von einem Friesen. Weimar, Böhlau. 1862. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Der Gegenstand des schon lange andauernden Sprachstreits im Herzogthum Schleswig darf im allgemeinen als bekannt vorausgesetzt werden. Die Partei der Elberdänen hat nicht nur die Regierung gegen die deutschredenden und deutschführenden Friesen aufgehetzt; sogar unter dem Deckmantel der Wissenschaft wird für die Unterdrückung unserer Brüder agitiert. Die vorliegende Schrift ist hervorgerufen durch ein kenntnißloses und einseitiges Buch des dänischen Professors Allen über „Geschichte der dänischen Sprache im Herzogthum Schleswig oder Südjütland“ (Schleswig 1858), in welchem dieser zu beweisen suchte, „daß die innere Verwandtschaft des Friesischen mit dem Dänischen so groß sei, daß es nur geringer Berührung und Wechselwirkung bedürfe, um eine Auflösung des Friesischen und einen Uebergang desselben ins Dänische herbeizuführen“. Schließlich meint er, daß, wenn die Regierung keine völlige Umwandlung der Verhältnisse wolle, „so müßte doch die Anbahnung eines Uebergangs zu bessern (!) Zuständen wünschenswerth erscheinen, und dieses ließe sich durch Einführung des Dänischen als Unterrichtsfach erreichen. Das Hochdeutsche würde dann binnen kurzer Zeit von selbst weichen, da es keinen Kampf mit dem überlegenen Gegner würde aushalten können.“ Solchen ungerechtfertigten Anschauungen, Forderungen und Zuthunungen tritt nun ein Friesen entgegen, indem er geistlich und sprachlich nachweist, daß seine Landleute recht sind und ein Recht haben, gegen gewaltsame Dänisierung zu protestiren. Der Verfasser hat sich nicht geant, aber seine Schrift verräth einen sehr unterrichteten Mann, dessen Kenntnisse die seines Gegners bedeutend übertreffen. Wenn wir recht vermuthen, ist er ein Geistlicher, der für die deutsche Kirchensprache in die Schranken tritt. Die Wärme seiner Darstellung verleitet ihn zu herstem Ausdruck, die Uebersetzungskraft, die sie stellt, wirkt unabwehrlich auf den Leser. Der Gedankengang der Erörterung sei mit Hervorhebung wichtiger Einzelheiten hier dargelegt.

Im Eingange entwirft der Verfasser ein sehr anschauliches Bild von dem Lande, welches der urgermanische Stamm der Friesen bewohnt; es ist der Landstrich an der Westküste des Herzogthums Schleswig zwischen dem Gewerstrom und der Widau und dazu die Inseln und Halligen, „die sich dieser Küste gegenüber als Trümmer eines zerbrochenen Bollwerks aus den grauen Watten erheben“. Außer den dänischen Inseln Sylt, Amrum und Föhr gehört auch die jetzt unter großbritannischer Botmäßigkeit stehende Insel Helgoland zum nordfriesischen Dialektgebiete. Der Stamm der Friesen hat sein Land dem Meer abgewonnen und es im Kampfe mit dem Meer zu verteidigen und zu behaupten verstanden. Dafür ist er aber auch dem heimathlichen Boden voll treuer Anhänglichkeit ergeben und ist sich selbst treu geblieben durch Bewahrung seines Volksthum. Wie das Land von Meereströmen und Seegaten durchschnitten ist, so ist auch die Sprache der Friesen in einzelne Dialekte zersplittert, hat aber in der Construction wie in der Wortbildung ihren urgermanischen Charakter bewahrt. Das Friesische war ehemals wie das Niederdeutsche eine gütliche Schriftsprache, doch dieses gewann über jenes die Oberhand als Kirchensprache mit Einführung der Reformation, bis schließlich das Hochdeutsche als Sprache der höhern Bildung, der Kirche und der Schule siegend vordrang. Das Friesische ist jetzt ebenso wie das Platt zur Mundart allerdings herabgesunken, aber hat als solche noch Bedeutung, denn es ist die Familiensprache der Bewohner. Alle diese Vorgänge in der Sprachwandlung machten sich von selbst, waren nicht schroff und gewaltsam und wurden durch keinerlei Zwang durchgeführt.

Von der Schilderung der Einführung der Reformation wendet sich der Verfasser zu der segensreichen Einrichtung, welche diese im Gefolge hatte, zu der christlichen Volksschule und zu der Wirksamkeit der friesischen Volksschullehrer, unter denen es vorzügliche, namentlich als Navigationslehrer bewährte Männer gegeben hat. „Was alle diese und viele andere hervorragende Männer Nordfrieslands leisteten, verdankten sie nächst ihrem eigenen Bildungs- und Forschungstrieb hauptsächlich dem Studium deutscher, mit deutscher Gründlichkeit geschriebener Werke.“ Der Verfasser erzählt manche Züge von der Bildung des Volks auf geistigem Gebiete, schreiben doch auf der nördlichsten friesischen Insel Sylt nach dem Zeugnisse eines dortigen Predigers viele Männer aus dem Volk einen fehlerfreien deutschen Brief. Nach dieser historischen Einleitung gelangt der Verfasser zu den betrübenden gegenwärtigen Händeln:

So erfreuen sich die sämtlichen Bewohner Nordfrieslands mit Einschluß der Bewohner der Felseninsel Helgoland (hier nimmt der Verfasser Gelegenheit in einer Anmerkung der großbritannischen Regierung wegen ihrer Fürsorge für Kirche und Schule Helgolands namens aller Nordfriesen tiefgefühltesten Dank auszusprechen) bis auf den heutigen Tag ihrer deutschen Kirchen- und Schulsprache. ... Die Regierung (d. h. die dänische) hat den Friesen ihr theuerstes von den Vätern überkommenes Erbe nicht schmälern wollen, aber die Partei der Elberdänen, welche nichts Geringeres beabsichtigt, als die deutsche

Sprache und Nationalität . . . aus dem Herzogthum Schleswig zu verdrängen, ist sehr geschäftig, die Verhältnisse Nordfrieslands in einem falschen Lichte darzustellen, und möchte die Friesen nach und nach der Segnungen deutscher Kirchen- und Schulsprache berauben.

Nun wendet sich der Verfasser gegen die Behauptungen des Professors Allen. Er will nachweisen, wie man dänischerseits versucht hat darzutun, daß den Nordfriesen besser mit dänischer als mit deutscher Kirchen- und Schulsprache gebient wäre, und wie man namentlich bemüht gewesen ist, von den Sprachverhältnissen der im Königreich Dänemark enclaveirten Theile des alten Nordfrieslands ein unrichtiges Bild zu entwerfen. Er gedenkt die dänischerseits aufgestellten Ansichten widerlegen und auf ihr Nichts zurückführen zu können und setzt im Vertrauen auf seine gute Sache hinzu: „Der verständige und wahrheitsliebende Leser aber wird sich unschwer davon überzeugen, auf welcher Seite das Recht ist.“

Die Behauptungen Allen's, welche wir mitgetheilt haben, verrathen eine große Unkunde hinsichtlich der Sprache Nordfrieslands, die nach seiner Anschauung, trotzdem er sie „einen Dialekt des deutschen Sprachstammes“ nennt, mit dem Dänischen in vielen Worten übereinstimmen soll, während diese Worte doch dem Plattdeutschen viel ähnlicher sind. Niemals ist, wie er sagt, das Friesische Kirchensprache gewesen. Zur Zeit, als das Friesische als Schriftsprache galt, war Lateinisch die Kirchensprache Nordfrieslands. Die einzelnen Bemerkungen, mit welchen der Verfasser Allen's grammatische Darstellung widerlegt, mögen von denen, die sich für diese sprachlichen Dinge näher interessieren, in der Schrift selbst nachgelesen werden. Sie geben alle ein Zeugniß von des Verfassers Kenntnis aller drei Sprachen, die hier in Frage kommen.

Besondere Aufmerksamkeit richtete die eiderbänische Partei auf die Sprachverhältnisse der dem Königreich enclaveirten Theile Nordfrieslands, Westerlandsföhr und Amrum, in denen noch fortwährend deutsch gepredigt und unterrichtet wird. Man nannte dies Verhältniß ein „unrichtiges“, man rieth, Veränderungen zu Gunsten der dänischen Sprache eintreten zu lassen und verhandelte die Sache im Folkething. Ein Däne, der seinem Berufe nach mit den Zuständen Nordfrieslands besser bekannt ist als die ganze Partei der Eiderdänen, erklärte sich gegen eine gewaltsame Einführung des Dänischen. Es war dies der hochwürdige Bischof des Stiftes Ripen, zu welchem Westerlandsföhr und Amrum gehören. Er wurde von den Gegnern wegen der Begünstigung des Deutschen heftig angegriffen, sodaß er sich in einem dänischen Blatte in einem längern Aufsatze vertheidigte. Hieraus hat der Verfasser die wichtigsten Stellen in wortgetreuer Uebersetzung mitgetheilt. Namentlich der Schlusssatz beweist, daß der Bischof nur im Dienste der Wahrheit sein Urtheil abgegeben und ihm kein Mangel an dänischem Patriotismus vorgeworfen werden kann. Er sagt, daß eine Veränderung in der Sprache nur dann geboten sei, wenn sie als Nothwendigkeit von den Inselbewohnern selbst erkannt werde und fährt dann fort:

Man will wissen, daß deutliche Spuren eines Entkommens gegen unsere Muttersprache unter ihnen gefunden werden; nach meiner Bekanntschaft mit den Verhältnissen beweise ich die Richtigkeit hiervon. Aber, sobald die Föhringer und Amrumer von solcher Liebe befeelt werden — ich sage nicht zu dem dänischen Vaterlande, denn daß sie diese haben, obgleich sie sich ihres eigenen Idioms, des Friesischen, zum täglichen und der hochdeutschen Sprache zum Sonntagsgebrauch bedienen, beweise ich nicht — zu der dänischen Sprache, daß sie wünschen, daß diese bei ihnen oder bei ihren Kindern und Nachkommen die deutsche Sprache ablösen soll, so wird keiner dies mit größerer Freude erfahren als ich, und ich werde mit Freuden, wenn es mir vergönnt sein wird, die Zeit zu erleben, unsere gute dänische Sprache in ihren Kirchen sowol gebrauchen als auch hören.

Man sollte meinen, daß nach einem solchen Urtheile alle weiteren Versuche von Seiten der Eiderdänen unterlassen worden wären, aber mit nichten. Nun wollte man die Sache von anderer Seite angreifen und nahm hauptsächlich die Dienstbotenverhältnisse auf Föhr zu erwünschtem Anlasse zu neuen Agitationen. Auch von Untrieben dänischer Beamten in Nordfriesland wird mancherlei berichtet. Die Kirchen- und Schulsprachenfrage wurde später wieder einmal hervorgesucht und in dänischem Sinne ausgebeutet. Bei alledem richtet aber unter der friesischen Bevölkerung die dänische Propaganda gar nichts aus. „Je eifriger man bemüht ist, ihnen ihre deutsche Sprache zu nehmen, desto treuer bewahren sie dieses ihr von den Vätern überkommenes Erbe.“ Am Schlusse seiner Darlegung spricht der Verfasser das ernste und strenge Wort: „Die einer Regierung rathen können, dem Volke sein theuerstes Kleinod zu entreißen, sind schlechte Rathgeber, schlechte Volksvertreter, schlechte Staatsbürger.“

In einem „Anhang“ hat uns der Verfasser „Plattdeutsche und hochdeutsche Sprachproben aus Nordfriesland, größtentheils aus dem 16. und 17. Jahrhundert“ mitgetheilt, die uns ein lebendiges Bild der einstigen Sprachverhältnisse gewähren. Wer sich, ohne von vornherein sich mit der mundartlichen Literatur vertraut gemacht zu haben, durch diese deutsch-patriotische Schrift angeregt fühlen sollte, die nordfriesische Sprache unserer Gegenwart kennen zu lernen, der sei auf den ersten Band von Firmenich's „Germaniens Völkerstimmen“ hingewiesen, welcher mit der Mundart der Inseln Sylt und Helgoland eröffnet wird. Der dritte, welcher die Nachträge enthält, beginnt mit der Mundart der Insel Amrum, welcher „Nordfriesische Lieder und Sprichwörter“ folgen. Unter den Texten finden sich die nöthigen Erläuterungen. Es gehört nur eine geringe Kenntniß des Niederdeutschen dazu, um alsogleich zu erkennen, daß das Nordfriesische zu unserm deutschen Sprachgebiete gehört.

Unsere Ueberschau hat uns aus dem Süden in den hohen Norden Deutschlands geführt. Das Gebiet des heimischen Idioms sahen wir weiter ausgedehnt als die Grenzen des Deutschen Bundes reichen. Wir begannen mit der Schweiz und wandten unsere Aufmerksamkeit zuletzt einer Bevölkerung zu, die dem Königreich Dänemark in dem engern Wortbegriffe zugehört. Fern im Osten im fremden Lande hat sich das deutsche Sprachleben frisch erhalten, da es nicht nur bei den Gebildeten, sondern auch

beim Volke zur Erscheinung gelangt. Solche Thatfachen
hätten und wol mit Stolz erfüllen. Hoffentlich kommt
auch noch die Zeit, in der der Deutsche nicht bloß in
Literatur und Sprache seine theuersten Güter und seine
äußere Macht erblickt.

Reinhold Schickel.

Ein moderner britischer Dante.

Sollte jemand, der seine deutschen Dichter gelesen und lieb
gewonnen, sich je über das „Seelenheil“ unsers großen Wols-
gang Goethe Scrupel gemacht haben, den verweise ich auf ein
eben erschienenes Buch: „A new pantomime. By Edward
Vaughan Kenealy“ (London, Reeves and Turner). Dort
erhält er völlige Auskunft über Goethe's Befinden im Fegfeuer
und seine schließliche platonische Verehelichung mit Gretchen über
den Sternen. Herr Kenealy tritt als ein neuer Dante mit
einer neuen göttlichen Komödie auf in der Sprache Milton's.
Nicht Goethe allein, auch andere groß an Ehre und Namen
im 18. und 19. Jahrhundert werden bei ihrem interessanten
Friedensstift in der Unterwelt von dem britischen Dichter belauscht.
Wäre das dramatische Gedicht, das einen größern Umfang hat
als Milton's „Paradies lost“, nichts weiter als eine Burleske
im Gassenhauerdialekt, es würde nicht die Mühe lohnen, seiner
zu erwähnen; aber das Bedauernde ist, daß ein — aller-
dings bisher noch unbekannt gewesener — Meister der Sprache
und des Versbaues voll geistreicher Gedanken sich an ein so
verschrobenes Thema gemacht und den Leser selbst da, wo die
Schönheit der Strophen warmen Beifall hervorrufen könnte,
nicht das Lächerliche der Situationen vergessen machen kann.
Kenealy richtet als Einleitung eine Anrede an den ungeliebten
Leser, die unwillkürlich an die Tiraden eines gewissen unglück-
lichen und unbescheidenen Genies, des excentrischen Reimers
Karl Hugo erinnert, dem d. Bl. in der Reuejahrsnummer
ein Denkmal voll Mitleids gesetzt haben. Kenealy schreibt:
„Das folgende Gedicht ist ein Räthsel für die Menge und wird
immer eins bleiben; für die Weisen und die Wahrhaftigen und
Gelehrten ist es verfaßt und diese allein können es verstehen und
schätzen. Niemand darf es kritisiren, der nicht wenigstens theils-
weise versteht, was es meint! Niemand soll den Autor schildern,
ohne in seine Seele eindringen zu können.“ Das ist im hin-
reichenden Grade niederschlagend. Ein Räthsel ist wol amüsant,
aber ein Räthsel, das einen dicken Band von 600 Seiten aus-
macht und das im günstigsten Falle nur theilweise verstanden
werden könnte, erscheint kaum der Mühe des Lesens werth. Das
Lebenslicht ist nur ein kurzes, und man braucht es für wichtigere
Dinge, als Räthsel zu knäuen. Kenealy hat indessen in dieser
Vorrede seinem Buche unrecht gethan. Natürlich spreche ich
mit gebührender Zaghaftigkeit, da ich nicht beanspruche, in des
Autors Seele eingebrungen zu sein; aber ich bin dreist genug,
zu versichern, daß ich in dem dicken räthselhaften Buche nichts
gefunden habe, was so äußerst schwer zu verstehen wäre; im
Gegentheil, es enthält eine Fülle gedankenreicher, angenehmer,
leichter Strophen und zeugt von ganz bedeutender literarischer
Belesenheit, den Spleen beiseite.

Die „Neue Pantomime“ ist ein Supernaturaldrama, dar-
stellend den Kampf zwischen Gut und Böse über den Besitz der
„schwankenden“ Seele Goethe's nach seinem Tode. Der „Schlüs-
sel“ zum Buche wird in einem „moralisirenden“ Monologe
Mephisto's gegeben. Ich übersetze einige Zeilen:

Die scharfen Gifte schwarzer Menschenlüste
Verfärbten ihre weiße Seele dunkel
Wie ihre eigne häßliche Natur.
Wenn Tod sie freit vom Leibe, krebt sie noch
Nach jenen Söhnen, die sie angebetet.
So er, der in so langen Jahren weilte
Vorliebevoll bei welchlich schlimmem Dinge.
Wird noch im Tod verlockt, wie einst im Leben,
Hinweg vom Ideal zur Sinnlichkeit.

Kenealy verspricht dem „ungelehrten“ Leser mit zarter Be-
rückichtigung einiges „schwache Licht“ von der Lectüre folgen-
der Zeilen:

Das Leben

Das in den Werken der Natur sich äußert,
Lehrt, daß das Kleinste eine Seele birgt.
Nicht eine Ros' und Lilie steht im Garten,
Kein Strom, kein Baum, kein köstliches Juwel,
Kein Windhauch, der am Himmel weht dahin,
Der nicht unsterblich Leben nennt sein eigen.
Das All, das Unbegrenzte ist erfüllt
Mit Leben, Geist, mit unvergänglichen
Naturen, mit den Seelen, Geistern, ja
Mit den Dämonen dieser Erdenmenschenheit,
Den vorgewesenen und den kommenden,
Auch denen aus der Engelwelt, mit Geistern,
Von allen den lebend'gen Dingen, allen,
Unzählbar, wie des Waldes Blätter, doch
Unflüchtig! All' unsterblich! Alles Wesen,
Die einst bewohnt die Erde und die kommen.
Die Ströme haben Geister; mächt'ge Wälder —
Sie hegen Theile dieses ew'gen Glanzes,
Als herrliche Geschöpfe hoher Götter.
Die Winde, Wasser, Seen, Waldgelände,
Des Feuers Glanzerscheinung, und die ganzen
Urelemente, jedes bietet Wohnung
Für Götter und für feenhaftige Genien,
Und andere Wesen wandelvoller Schönheit.
Der Himmel, Raum, die Luft, die uns umweht,
Ist voll von Geistern, manche klar wie Licht,
Und andre voller Düst'rigkeit; Menschenaugen
Erschaun sie nicht, doch sie enthüllen sich
Der Seele in den tugendlichen Trieben
Und in den sünd'gen Lüsten, je nach Fügung.
Der Pöbel achtet ihrer nicht im Slaventhum
Der Sinnlichkeit, indes die Geistigen
Sie zu Gesicht bekommen und empfinden.

Diese Passage dürfte schwierig zu beweisen sein, aber nicht
schwierig zu verstehen, ausgenommen vielleicht jene Zeile, in wel-
cher der Wind, der keine Substanz, sondern nur eine Bewegung
ist, als eine Verkörperung von Geistern besprochen wird.

Hoffentlich weiß der Leser nun besser zu urtheilen über den
Autor, da dieser ihn so großmüthig mit „Schlüssel“ und „schwa-
chem Licht“ auf dem halbbunkele Wege versehen hat.

Nach dem Prologe beginnt das Drama mit einem Zwie-
gespräch zwischen „alten“ und „neuen“ Jahren. Dieses ist
wohlberechnet und spannt die „Reugier“ des Lesenden. Der
Genius des neuen Jahres hört mit traurigem Ersauern, daß
die schöne Erde, über welche er seine Herrschaft eben antreten
will, von dem „fluchbeladenen Odem des Goldes“ regiert
werde, daß

Der heil'gen Wahrheit Stern
Versank in eine ungefüge Wolke
Und daß die Tugend, die da leuchten sollte,
Verschwunden von der Welt —

und daß

Die Mächte, in der bangen Stund' der Noth,
Der Menschen Stämme hätten überlassen
Den eigenen Wegen ihrer Willkür.

Das „Alte Jahr“ spricht von Goethe, der im Ster-
ben liegt:

Dort ist ein Geist auf Erden, dessen Bahn
Beinah' zu End'. Du sollst ihn sterben sehen,
Ihn, dessen Seele hoch erleuchtet war
Vom unerloschnen Licht aus reiner Quelle.
Aber die herrlichen Gottesgaben
Hat er in den Noth der Lust getreten!
Er lebte nur, sich selbst zu dienen

Und wurde ein Sklave trüglicher Eifen;
Er wuchs und wurde stark in Stolz,
Er haßte, er lockte, er log.
Sein Herz war so todt und kalt
Wie einstens Iudas Herz!
Er that nie eine gute That
Für eine bedürftige Seele.

Und wenig war, was er lehrte der Menschheit,
Und keine der Lehren war gut und wahr.“)

Das heißt eine hinterpommersche Kanzelpredigt in englische Verse gebracht. Um den Effect zu erhöhen, donnert noch „die Stimme der heiligen Vergangenheit das Echo schwerer Verdammniß“.

Goethe stirbt, während seine Gedanken zu den Freuden seiner Jugend zurückwandern und die Gespenster derer, die er einst geliebt und „betrogen“ hat, vor seinen brechenden Augen vorbeischießen. An seinem Lager stehen Mephistopheles und Mercur! Sie beobachten sein Sterben, der erstere voll spöttischer Bemerkungen über die Dualen des Verschwindenden. Außerdem singt sein Schützengel, „den seine Verbrechen von seiner Seite getrieben hatten“, eine Hymne an Gott.

Nun erscheint Gretchen im Drama. Gretchen, mit „göttlicher Permissio“, bittet für Goethe vor dem Richter der Unterwelt Minos, und sie ist ein so guter Advocat, daß der grimme Minos einen Aufschub seiner Verurtheilung vergönnt, unter der Bedingung, daß Goethe in der Zwischenzeit neuen Versuchungen unter dem gefälligen Belstande von Mephistopheles unterworfen werde. Mephistopheles macht seine Umstände und zeigt der Seele Goethe's das „Paradies der Liebe“ in orientalischer Auflage. Unbefleckte Cupidos werfen einander mit Rosen; Paris freit um Helena und gewinnt sie in seine Umarmung; liebliche Nymphen schweben umher mit Gesängen voll süßer Leidenschaften. Unbefleckte Paris ins Handwerk, indem er die Schönste unter den drei Göttinnen, die Aphrodite, für sich erwählt und der Minne Solb genießt. Er ist indessen doch kein so verkorkter Sünder, um vor dem verführerischen Dämon niederzuknien und „anzubeten“, obwohl ihm als Lohn die Unendlichkeit sinnlicher Freuden verheißen wird. Deshalb führt ihn Mephistopheles aus dieser angenehmen Gesellschaft hinab zur Hölle, wo er ihm die merkwürdigsten unter den Gehenswürdigkeiten in mehreren „berühmten Verdammten“ zeigt. Das Gedicht gibt einen Katalog von Verdammten auf nicht weniger als 140 Seiten und Mephistopheles entwickelt umfangreiche historische und literarische Kenntnisse curioser Natur, wie ein berliner Theaterjude.

Jetzt fühlt sich der „Engländer“ im Autor äußerst wohl und in seinem Elemente. Er censirt die Verdammten sehr bitter, namentlich König Jakob I., und Mephisto erzählt uns, daß er seinen Sohn „ermordete“ und dann „an sich selbst Hand anlegte“. Dann kommt Admiral Nelson und der Kritiker Giffon an die Reihe, auch Wilhelm von Oranien, St.-Augustin, Irenäus und Lord Chesterfeld, Horace Walpole und Lady Byron, die er einen „frohtigen Humbug“ heißt, „aus

*) In diesen völlig unheimlichen Zeilen können wir nur ein hohles britisches Echo der in Deutschland selbst gegen Goethe erhobenen Verleumdungen erblicken. Kennte Keenehy die Schöpfungen Goethe's, darunter „Phigeneia“, „Torquato Tasso“, „Hermann und Dorothea“, sein Gedicht auf Johanna Sebus, seinen Epilog auf Schiller, seine Hymne mit dem Anfang „Hülfsreich sei der Mensch, edel und gut“ und so viele andere von höchster Humanität und Weisheit zeigende Ergüsse des Goethe'schen Geistes, so wie er sie kennen sollte, wäre er in Goethe's Leben und Wirken so eingeweiht, wie diejenigen, welche sich aus actenmäßigen Darstellungen genauer darüber unterrichtet haben, so würde er so enorme Lügen wie die, „Goethe's Herz sei so kalt und todt gewesen wie einstens Iudas Herz“, er habe „nie eine gute That für eine bedürftige Seele“ gethan und „keine der (Goethe'schen) Lehren war gut und wahr“ unmöglich haben niederschreiben können. Sollte Keenehy nicht einmal die Biographie Goethe's von seinem Landsmann Lewes gelesen haben?

D. Red.

Stahl gemacht oder aus Mathematik zusammengesetzt“, dann Peter der Eremit, Cardinal Bellarmine, St.-Franciscus, George Rous, Julius Cäsar und der berühmte Epigrahe Jack Sheppard, Caslereagh (vielleicht wegen seiner Sünden beim Wiener Congreß?) und König Karl I., der Enthauptete. Dieser unglückliche Stuart muß dort seinen eigenen Kopf einen Hängel hinaufrollen und dieser Kopf ist bewohnt von den Seelen Wentworth's, Haub's und Bacon's. Die literarischen Größen Johnson und Goldsmith, sowie die Boswell, Hunt und Paoli werden in einer Kiste abgefertigt, um Raum zu sparen im Kataloge, der auch die unselige Maria Stuart umschließt, über deren Charakter der böse Feind Mephistopheles nicht ganz mit sich einig ist. Die Hölle muß 600 Jahre im Fegfeuer andauern wegen ihrer Theilhaberschaft an der Ermordung Darnley's:

Gätt' sie gelebt, bis daß der Lebenssaft
Ganz ausgeronnen, ihrer Sünden Schuld
Wär' doppelt worden; aber Heßle's Art
Schnitt ab fünfhundert Jahr von ihrer Buße.

Gegen Byron ist der Dichter noch gnädiger. Byron ist ohne Fegfeuer sogleich ins Paradies gekommen, weil er „hierhin sein ganzes Leben hindurch gemordert worden“.

Der Richter sprach: „Der hat genug gehabt
Auf Erden schon zu tragen und zu buhen,
Er, ein so glanzvoll heller Geist!“

Diese Episode setzt den Leser in einige Verlegenheit. Ist alles deutet auf den bitteren Asceten der Orthodoxie im Dichter hin, und doch behandelt er den mit dem Himmel großen Schriftsteller Byron mit so auszeichnender Verhältnlichkeit und schmeichelt, wie oben, das ganze Gewicht seines Jornes auf den „frohtigen Humbug“ der fashionablen Lady Byron, die dasheimlich, als Byron aus der englischen Gesellschaft gleichsam erlitt wurde.

Mephistopheles wird auch Prophet in eigenthümlichen Worten über das Buch der Genese, den Pentateuch, mit einem Worte über den jetzt die Gemüther Englands bewegenden Golemofreite. Dies ist das schlechteste Tendenzstück des Räthselbuchs. Man höre:

Ich bleibe über die Zeiten hinaus und sehe
Einen hochachtungswürdigen Bischof, der beschworen
Die Pflichten seines Amtes, dem Böbel schmeicheln,
Ihm lehrend, daß das heilige Buch gefälscht.
Gefenke! Können Ihr bringen Vergerniß
So unter alle gottgelehrten Menschen?
Ich hoffe doch vom Himmel, daß der Erzbischof
Von Canterbury Euch auf Blasphemie
Belangen wird im strafenden Gerichte.
Zu Gott auch hoff ich, daß Euch Eufington
Bersehen wird für Eure schlimmen Pläne,
Euer gottlos Selbst, und hoffen will ich endlich,
Obgleich ich Euer Hochwürden nicht vernichten will,
Wie laut auch Euer unnünftiges Gelärme,
Daß sie Euch widerrufen machen können
Und eingestehen, daß das heilige Buch
Der Genese von Gott allein gekommen.

Hiermit hat Keenehy ein großes Loch in sein Buch gebrannt. Der Gegenstand ist ein sehr gefährlicher für einen Berse-macher, und Keenehy steht ein gutes Theil unter Dante dem Unerblichen. Ueberhaupt scheint im Verlaufe des Dramas die Poesie sich zuweilen in tollgewordene Prosa zu verlaufen und der Fanatismus sich nicht mehr die Mühe zu gönnen, die Worte nur zu wägen und zu feilen. Noch unverantwortlicher sind die Schimpfnamen, die er andern anhängt, wie: „Schurken wie Southey, Buben wie Milman, Krieger wie Hunt“, und wo er mit persönlicher Malice den ehrwürdigen Namen von Peter Cunningham befeuert.

Doch kehren wir zurück zu Goethe. Er läßt sich nicht erschüchtern durch den Anblick aller dieser in katalogischer Ordnung aufgestellten Torturen der Hölle, darum führt ihn Mephi-

flüppheles nach der Höhle der Hexe von Endor, wo er zwar nicht einen Sannet zu sehen bekommt, aber den Verführungskünsten dreier Schönen ausgesetzt wird, denen der Kalyppo, Armida und Alcina. Moderne Operntexte hätten noch viele ähnliche schmelzende Namen liefern können, meine ich. Auch andere klassische Schönheiten gleiten als Phantome vorüber, aber Goethe verweilt mit seinem Auge vorliebevoll auf Kalyppo. Aber diese ist spröde und will sich nicht früher ergeben, als bis er das Räthsel der Sphinx gelöst habe; dieses angenehme Ungeheuer erscheint sogleich auf den Wirt des Theatermaschinisten Renealy und richtet an Goethe ihre geheimnißvollen Fragen. Goethe kann die Antwort nicht finden und zur Strafe für diesen entscheidenden Mangel an Geist, wird er — and der gefällige Mephisto dazu — in einen tiefen Zauberschlaf für die Dauer von 21 Jahren versenkt. Es wird nicht gesagt, ob in Abwesenheit des Herrn der Motten und der Mäuse die Hölle sich als Republik konstituiert hat.

In diesen 21 Jahren wird Gretchen über ihren Geliebten beunruhigt, fängt an, nach ihm zu forschen und empfängt von der Sibylle den goldenen Zweig, mit dessen Hülfe „die Welt erschaffen wurde“. Dieser Zweig erfüllt jeden Wunsch, aber verläßt dann sofort die Hand des Wünschenden und kehrt in die Kumpelkammer der Sibylle zurück. Jetzt erscheint einer der Gebrüder „Satan“ und beschwört Gretchen, ihm den wundervollen Zweig anzuvertrauen, wirft aber dann die gleichnerische Hölle mit der gebieterischen Forderung ab, ihn anzubeten. Verzweiflungsvoll sieht sie ihn an „ihre Seele als ein Lösegeld für Goethe“ anzunehmen, aber Satan ist ein Cavalier und lehnt dieses Selbstopfer ab, was ihn jedoch nicht zu solchem Exceß von Großmuth verleitet, den kostbaren Zaubersweig zurückzurufen.

Mit „Uriel's Speer bewaffnet“ tritt nun der „Poet“ auf die Bühne, ein geschätzter Anonymus ohne Zweifel, der mit seltenem Scharfzinn Goethe auffindet und ihn aus den Banden der Verzauberung befreit, natürlich den mitleidenden Mephistopheles nicht vergebend. Auch der diebische „Satan“, dessen Name Asmodeus, erscheint in diesem wichtigen Momente mit dem Zweige, aber dessen Zauberkraft vergebend, äußert er harmloserweise den Wunsch, Fräulein Gretchen zu sehen. Sie erscheint im Moment und im selben Augenblick fliegt der Zweig durch die Luft, um zu seiner ursprünglichen Eigentümerin, der Sibylle, zurückzukehren. Von dieser Stunde an sind Goethe und Gretchen für immer im Paradiese des Poeten vereinigt. Mit einem Worte, wie der berliner Volksdialekt sagt: „Sie kriegen sich.“ Wir hören noch ihre Zwiegespräche über Burpurwogen, kryallene Rachen und äpfeltragende Obstkärten, sowie über idyllische Tänze von Jünglingen und Jungfrauen im glücklichen Elysion. Statt mit bengalischem Feuerwerk beschließt der Dichter sein dramatisches Räthsel mit räthselhaften Geistererscheinungen aus alter und neuer Zeit, einer stockenglischen Walsburgisnacht voll Feen, Nubinen, Sylphen, Elfen, Wichtelmännchen, reizenden Herlein, Phantomen getäuschter Mädchen und ähnlichen Schattenbildern der Laterna magica. Sie unterhalten sich indes in sehr anständigem Conversationston und erscheinen sehr unnöthig, so unnöthig wie das ganze Poem. Eine Ode an die Maisäfer würde einen ebenso effectreichen Schluß abgegeben haben.

Die Wirkung der Lectüre dieses Poems ist eine tragikomische, und zwar Mitleid in ganz besonderm Sinne. Der dreifache britische Starus hat sich die Flügel an Dante's schrecklichen Terzetten versengt und ist nach 600 Flügel schlägen — so viele Seiten zählt das Buch — auf den Sumpf unter die ndern poestirrenden Störche der Heimat zurückgekehrt. Und doch kann ich nur mein Bedauern wiederholen, daß so viel schöne Sprache in manchen Epifoden an ein so verzwicktes spleenisches Thema vergeudet worden. Dies Räthsel bleibt jedenfalls ungelöst, wie der Dichter vielleicht in der Vorrede richtig vorausgesehen. Viele seiner Schilderungen, namentlich auf lyrischem Gebiete, sind tadellos schön, wenn auch „neue“ Gedanken nicht eben den Leser fesseln. Die meisten haben schon öfters „ge-

bient“. Dieser Stimmung voll ist das „Farewell“ von Goethe's Schützengel; dessen Schlusßstrophen lauten:

Oß! Weh um dich! Tief war dein Irren,
Verhängnißvoll, von Wahrheit zu dem Truge,
Seit dich die Finsterniß des Schreckens, wohlbekannt
Nur Längstgefallenen, sich um dich wob.
Mannheit gekand's — das Alter fiel in Trauer,
Bewältigt von der Scheu vor Tod und Grab.
Jetzt, wo du stirbst und deinen Wahn gekestst,
Würd' ich dich gern gewinnen, gern erretten.

Doch des All-Einigen mächtig's Stimme wehrt es.
Ich muß hinweg; auch du, auch du mußt scheiden
Oh! diese Stunde um; das Räthsel, das verborgen
In tiefen Himmeln ruht, wird bald dir leuchten.
Oß! Weh um dich! Doch ob verbannt für immer,
Ein Strahl von Glück wird dennoch auf dir weilen,
Ich, dein getreuer Engel, lieb' dich doch, und nimmer
Sprach ich ein mehr verzweifelnbes Farewell.

Auch die Schilderung der Persönlichkeit Gretchen's hat viele schöne Momente:

Süß und doch traurig war ihr Lächeln, so wie die Ruß
Gebrüder alter Völker, die so oft verräth
Die Seel' voll Sorge in dem frohen Sange.

Wünschen wir dem Dichter einen Tag von Damaskus voll dichterisch läuternder Erleuchtung, und wir werden ihn mit andern Worten begrüßen können, als im Eingange geschehen.

Frans Groemel.

Melchior Meyr über die Aufgaben der deutschen Schiller-Stiftung und die gegenwärtige Lage des Schriftstellerstandes.

Als es sich darum handelte, ob überhaupt die deutsche Schiller-Stiftung geboren werden und existiren solle oder nicht, und in welcher Form, in welchem Umfange, auf welchen Grundlagen sie ins Leben zu treten habe, als es namentlich darauf ankam, sie gegen ihre nicht wenig zahlreichen Gegner, Verdächtiger und Verleumder in Schutz zu nehmen, und später der drohenden Spaltung in zwei voneinander getrennte Verwaltungsbehörden des Gesamtkapitals entgegenzuarbeiten, damals haben wir uns als langjähriger Anwalt einer Stiftung wie diese für berufen und verpflichtet gehalten, uns ihrer auch in d. Bl. wiederholt anzunehmen. Seitdem sie aber consolidirt und in stiller segensreicher Thätigkeit begriffen ist, haben wir nicht mehr für nöthig gehalten, auf sie zurückzukommen, zumal wir uns an verschiedenen uns bekannt gewordenen Beispielen überzeugt hatten, daß der gegenwärtige Verwaltungsrath in einer Weise thätig ist, die uns Schriftsteller wie das Publikum berechtigt, ihm volles Vertrauen zu schenken. Die oft ausgesprochene Verfürchtung, daß persönliche und andere nicht das wirkliche Verdienst betreffende Rücksichten genommen werden könnten, braucht, wir sind davon überzeugt, niemand mehr in seinem Schlafe zu stören. Außerdem sind alle Formeln und Formen, die an ein bureaukratisches Wesen erinnern könnten, mit Recht aus dem brieflichen Verkehr des Verwaltungsraths mit den betreffenden Dichtern und Autoren verbannt, und wir schlagen gerade dies um so höher an, da sich der Deutsche infolge alter Gewohnheit nur schwer von solchen Formen freizuhalten weiß. Die Rescripte an die durch Unterstützung Auszuzeichnenden haben daher auch nichts, was für sie irgend peinlich sein könnte, im Gegentheil können sie nur dazu dienen, ihr Ehrgefühl zu erhöhen und sie zum Weiterstreben aufzumuntern.

Wenn wir heute nach langer Unterbrechung wieder einmal auf die Schiller-Stiftung zu sprechen kommen, so geschieht dies auf Grund eines im Feuilleton der „Neuen Frankfurter Zeitung“ (Nr. 164—167) erschienenen Aufsatze von Melchior Meyr „Ueber die Aufgaben der deutschen Schiller-Stiftung“. Der Verfasser hat uns den Aufsatz übersandt, ohne Zweifel in der

Erwartung, daß gerade wir nicht umhin können würden, ihm unsere Beachtung auch in d. Bl. zu schenken, und wir beabsichtigen nicht, daß sich der Verfasser in dieser Erwartung getäuscht sähe. Der Verfasser beschäftigt sich übrigens in seinem Aufsatze mehr noch mit der allgemeinen Lage des deutschen Schriftstellerstandes als mit dem in der Ueberschrift genannten Gegenstande; und in der That hat er die eigenthümlichen Schwierigkeiten, welche heutzutage gerade den Schriftstellern zu begegnen pflegen, die höhern Zielen nachstreben, sich klar vor Augen gestellt und sie in präciser Form auch seinen Lesern klar vor Augen zu stellen verstanden. Wir freuen uns, daß sich des Verfassers Ansichten mit den von uns ausgesprochenen sehr häufig begegnen, daß sich überhaupt die Meinungen in Betreff dieses Gegenstandes zu klären und feste Gestalt zu gewinnen anfangen. Wie sicher, bestimmt und affirmativ kann der Verfasser in seinen Betrachtungen über dieses Thema auftreten, und wie vorsichtig und verlaßlich mußten wir, anfangs fast nur angefeindet und verächtlich, später von wenigen doch in immer wachsender Zahl unterstützt, uns in unsern denselben Gegenstand betreffenden Aufsätzen winden und drehen, um plausibel zu machen und als notwendig erscheinen zu lassen, was nun in der deutschen Schiller-Stiftung feste und bleibende Gestalt angenommen hat. Freilich, die vollendete Thatsache gebietet immer Respect und „vom sichern Port läßt sich's gemächlich rathe“.

Der Verfasser leitet seine Betrachtung mit den Worten ein: „Wenige Schöpfungen unserer Zeit erwecken in dem humanen Betrachter eine so reine Freude wie die Schiller-Stiftung. Die Literatur hat damit für sich einen Boden erhalten und dieser ist ihr gewährt worden von der Nation, die zum ersten male als solche der lebenden ihre Achtung bezeugt hat. In der Stiftung ist das Mittel gewonnen zu einer Förderung des Geistes, die in keiner Art eine Fesselung einschließt. Der Zufall, der die bewährte Kraft lähmen und der Noth preisgeben kann, ist dadurch eingeschränkt. Das Wagniß, das unter allen Umständen eines ist: der Literatur sich zu widmen, hat einen minder drohenden Charakter erhalten, und der Schriftsteller kann auf seiner fragwürdigen Bahn mit einem Trost vorwärts gehen, der um so ermutigender wirkt, je ehrenvoller er ist. Die erste, von selbst sich ergebende Aufgabe der Stiftung ist es: die wirkliche materielle Noth verbiedener Schriftsteller und ihrer Angehörigen zu heben. Hierüber kann keine Frage sein: es ist dies der Hauptzweck der Gründung gewesen und wird es immer bleiben müssen. Dabei wird das Institut nicht umhin können, die wirkliche Bedrängniß auch solcher Autoren lindern zu helfen, deren Verdienste weniger einleuchtend oder erst noch zu erwarten sind. Der Schreiber der Noth wird an die Vorstände gelangen, und diese werden sich ihm nicht immer verschließen wollen. Freilich ist darin ein gewisses Maß einzuhalten. Heutzutage drängen sich zur Literatur auch viele Unberufene, deren Zahl wachsen dürfte. Den so entstehenden Nothen zu Hülfe kommen, hieße das unzureichende Talent auf der Bahn erhalten, die es nie hätte betreten sollen und in seinem eigenen Interesse baldmöglichst wieder verlassen müßte; und das gehört nicht zu den Obliegenheiten der Stiftung.“

Damit seien aber, bemerkt der Verfasser weiter, die Aufgaben der Schiller-Stiftung nicht erschöpft; neben jenen beiden sei offenbar noch eine dritte ins Auge zu fassen, deren Lösung am fruchtbarsten zu werden verspreche; es sei die: verbundene Schriftsteller zu unterstützen, die nichts weniger als arbeitsunfähig geworden seien, deren Thätigkeit sich aber zunächst um so weniger lohne, je nützlicher sie sei und werden müsse. Wir für unsere Person glauben überzeugt sein zu dürfen, daß der gegenwärtige Verwaltungsrath der Schiller-Stiftung gerade diesen vom Verfasser hier hervorgehobenen Punkt vornehmlich ins Auge gefaßt habe.

Sehr richtig übrigens fährt der Verfasser, um seine Forderung zu motiviren, weiter fort: „Es ist ein großes, durch die Geschichte erwiesenes Gesetz, daß alles Tiefere, alles, was den Standpunkt des Tags überschreitet, daß eben das wahrhaft Bildende, ja das wahrhaft Schöne, seiner Zeit harren muß. Das

Publikum will zunächst genießen, und zwar ohne Anstrengung des Geistes. Das Bildende aber, das Schöne, das in Wahrheit bilden soll, kann seine Wirkung nicht thun ohne Mitwirkung, also nicht ohne eigene Anstrengung des Empfängers. Indem das Bildende nun dem Publikum etwas zumuthet, was es vorerst nicht gewähren mag, so wendet man sich von ihm ab, um dem Genuß nachzugeben, der ohne Mühe zu gewinnen ist... Die Ausgleichung dieser Ungerechtigkeit erfolgt in der Regel nur im Laufe der Zeit. Der Autor, der geistig weiter gegangen ist, während die große Mehrzahl der Mitlebenden stehen blieb, gewinnt mehr und mehr Freunde in der folgenden Generation, die sich naturgemäß dahin entwickelt, seine Gaben zu wünschen und empfangen zu können. Denn die Menschheit geht vorwärts und aufwärts, und wer seiner Zeit vorausgeeilt ist, der wird endlich von denen erkannt, die mit der Zeit ihm nachkommen. Aber für den Autor selber wird dies in der Regel zu spät sein!“

Es gäbe zwar, fährt der Verfasser fort, einzelne höchst glücklich organisirte Naturen, die das zugleich Erhebende und unmittelbar Ansprechende hervorbringen und eine seiner gebildeten Nachwelt gewinnen, indem sie auch der Mitwelt Bewunderung einflößen; das seien jedoch Ausnahmen. Für gewöhnlich müsse der höher und weiter Strebende kämpfen und nicht nur Heilnachslosigkeit, sondern auch Feindseligkeit erdulden. Der begabte Strebende werde allerdings der Anerkennung und der Freunde nicht entbehren, die ihn auf seinem Wege ermutigen, aber jene Freunde würden nicht so viele sein, um dem Kämpfer schon bei Lebzeiten den ihm gebührenden Triumph zu verschaffen. Für einen der glücklichsten unter den deutschen Dichtern und Schriftstellern halte man Goethe; „hätte aber seine Befriedigung und sein äußeres Lebensglück bloß vom Publikum abgehungen, blies Frucht seiner literarischen Leistungen sein müssen, so würde man ihn zu den Unglücklichen zählen, oder er hätte uns nicht gegeben, was wir von ihm besitzen“.

Auch sein großer Mitstreber, von dem die Stiftung den Namen trage, hätte ohne die Hülfe seiner Freunde, ohne den Boden, der auch ihn in Weimar bereitet wurde, die Dichtnichten vollenden können, denen wir einen andern ergänzenden Theil unserer Bildung verbanken. Der Verfasser weist dann noch auf den unglücklichen Heinrich von Kleist hin. Bei urtheilfähigen Zeitgenossen habe zwar über seine Genialität kein Zweifel bestanden; aber seitens des Publikums habe ihm alle Unterstützung und Ermunterung gefehlt, und erst jetzt habe er im deutschen Publikum, welches darin freilich einzig in seiner Art sei, Aussicht, allgemeiner bekannt zu werden.

„Will man den angeführten Beispielen gegenüber“, fährt der Verfasser fort, „uns vielleicht einwenden: die Zeiten, in denen so etwas möglich gewesen, seien vorüber? In unsern Tagen hätten sich die Verhältnisse anders, für den Schriftsteller durchaus günstiger gestaltet? Ich behaupte: noch keine Zeit hat es einer literarischen Kraft schwerer gemacht, sich selber treu zu bleiben und an den Zwecken der Kunst festzuhalten, als eben die gegenwärtige.“

Man weise, wenn man die Vortheile des jetztlebenden Schriftstellers bezeichnen wolle, auf die Honorare der Zeitschriften, auf Honorar und Lantieme des Theaters hin. Aber die Zeitschriften, die hier in Betracht kämen, verlangten populäre, pikante Erzählungen, voller spannenden Handlung, von Gedankeninhalt möglichst frei und von möglichst grobmateriellistischer Wirkung. Der also auch auf diesem Gebiete einem höhern Ziele nachstrebende, dürfe auf ein lohnendes Entgegenkommen seitens der Zeitschriften sich nicht Rechnung machen. Was die Lantieme betreffe, die ohnehin zur Zeit nur bei vier Hofbühnen bestes, so komme diese nicht zu Stück zu gute, welche sich durch Tiefe des Gehalts, Hecht oder Feinheit der Behandlung auszeichneten, sondern nur denjenigen, welche auf bloßes flaches Amusement der Zuschauer berechnet seien. Scheine doch gerade in diesem Bereiche auf dem Größten und Tiefen ein Vann zu liegen, sei doch die Tragödie beim Publikum nahezu verpönt! Ähnliche Ansichten über das, was von der Lantieme bei der jetzigen Geschmackrichtung zu

erwarten ist, haben wir selbst schon früher in d. Bl. ausgesprochen. Wie die Dinge stehen, kommt die Lantime, die sonst im Princip ganz richtig ist, in der That zumeist nur den Fabrikanten, die wie Frau Dirch-Pfeiffer mit virtuosem Geschick Novellen und Romane zu Bühnenstücken zurechtmachen, den berühmten Versaffern pikanter Bluetten und den Pöffen- und Coupletbildnern zugute.

Der Verfasser bemerkt weiter richtig: „Vergessen wir nicht die eigenthümliche Concurrency, die dem heutigen berufenen Schriftsteller in der Klasse erwachsen ist, die sonst mehr ihre Ehre dargelegt hat, Bücher zu kaufen, jetzt aber dem Ehrgeiz nachgibt, selbst welche zu liefern. Die kritische Prüfung eines Verlegers haben ihre Producte nicht zu bestehen: sie sind im Stand ihren Ruhm zu bezahlen! Der schon überfahrene Markt erhält durch sie eine neue Bereicherung, und stattdessen Zeitungsartikeln sorgen dafür, sie als großen Gewinn darzustellen.“

Hieran knüpft sich nun die weitere sehr richtige Bemerkung: „Dichter haben sonst Racene gefunden, die sie in der zu ihrer Kunst nöthigen Freiheit und Freundlichkeit erhielten. Fürsten haben ihre Ehre dargelegt, an edeln Werken durch Förderung erwiesener Talente Miturheber zu werden. In Deutschland ist hier noch in den letzten Zeiten Nüchternes geschehen, der Versuch aber nicht fortgesetzt worden. Gegenwärtig dürfte aus mehreren Gründen von dieser Seite wenig mehr zu hoffen sein. Und doch ist eben gegenwärtig der Beruf eines Schriftstellers ein Amt geworden, das alle Kraft eines Mannes und ein ganzes Leben in Anspruch nimmt! Doch ist es weniger als je möglich, die Aufgaben der Literatur in Ruhestunden zu erfüllen, die eine anderweitige einträgliche Beschäftigung übrig läßt!“

Auch das Folgende ist so richtig gedacht und ausgedrückt, wie man es wol nicht leicht richtiger denken und ausdrücken kann: „In den Unsitte, die bei uns im Schwange sind, gehört auch die, geschiedene Autoren zu vergöttern, von den lebenden aber so klein als möglich zu denken. Manche glauben, die Trefflichkeit ihres Geschmacks durch nichts besser darthun zu können, als wenn ihnen keine von den Arbeiten der Lebenden gut genug ist, hauptsächlich aber keine dauerfähig erscheint. So einer entgegnet uns vielleicht: „Die Unterstützung thätiger Schriftsteller wäre freilich eine Ehrensache für die Nation, wenn jetzt Genien existierten wie Schiller und die andern großen Namen unserer klassischen Literaturperiode, Geister, welche für die Gaben der Nation durch klassische Leistungen zu danken vermöchten. Aber wo sind dergleichen?“ Mit Weisen dieses Schlags ist nicht zu streiten. Sie bilden sich alles Ernstes ein, daß sie gegen den lebenden und strebenden Schiller dieselben Gefinnungen hegen, wie gegen den in Glorie strahlenden, während für sie doch schon die Noth des lebenden Grund genug wäre, auch von seinem Geiste möglichst wenig zu halten! Meiner Erwiderung ist einfach: wenn es jetzt keine Talente ersten Ranges gibt, vielleicht nicht einmal Talente zweiten Ranges gäbe, so begäbe man eben die Würdigsten von denen, die da sind! Die Köpfe besser zu machen, als unser Herrgott sie geschaffen hat, ist die Schiller-Stiftung nicht verpflichtet. Fördert sie diejenigen, die sie nach reiflicher Prüfung für die bewährtesten und versprechendsten halten muß, dann kann sie ihre Hände in Unschuld waschen.“

Sicherlich kommt eine solche Anerkennung der deutschen Schiller-Stiftung noch nicht zu spät; denn wenn auch öffentliche Gegenstimmen augenblicklich sich nicht mehr laut zu machen wagen, so herrscht gegen sie doch im Stillen noch sicherlich theils große Gleichgültigkeit theils wirkliche Mißgunst, namentlich unter den Junggelehrten, welche nicht müde werden, der deutschen Nation das Schmachtwort ins Gesicht zu schleudern, daß in ihr alles dichterische Vermögen erloschen sei. Ueber diese Ersehnung, die doch eine höchst schmerzliche, der Nation wenig zu Ehren gereichende sein würde, wenn sie wirklich eine Wahrheit wäre, scheinen diese Herren eine fast närrische Freude zu empfinden. Ein großer deutscher Gelehrter hat bei feierlicher Gelegenheit gegen die Schiller-Stiftung in einer Weise geeifert, daß man fast glauben sollte, die deutsche Gemüthlichkeit bestesse nur noch in der Gebrüder

Grimm „Volks- und Hausmärchen“! Dank dieser wohlthätigen Stiftung hat man nun doch Aussicht, nicht mehr wie früher so oft zur Schmach der deutschen Nation von talentvollen Dichtern und Schriftstellern zu lesen, die mitten in ihrer Laufbahn in einen Abgrund materiellen Elends versanken, der auch ihre geistigen Kräfte verschlang, nicht mehr wie früher so oft von Angehörigen verbienter Autoren, die nach dessen Ableben im Zustande absoluter Entblößung vielleicht zwangsweise in ihre Heimat zurückgeschafft und dem Zufall preisgegeben wurden. Statt sich über die jetzt gegönnte Aussicht auf Besserung so schmachvoller Zustände zu freuen, ärgerte man sich und sprach sogar seinen Aerger öffentlich aus. Hoffentlich wird man dies zu thun fortan nicht mehr so dreist sein dürfen, ohne den Unwillen des edler und gemüthvoller fühlenden Theils der Nation hervorzurufen.

Aber auch auf eine moralische Hebung aus sich selbst heraus, zu der das Walten der deutschen Schiller-Stiftung übrigens auch das Seinige beitragen wird, muß der Schriftstellerstand mehr als bisher Bedacht nehmen. Solange es noch möglich ist, daß ein Schriftsteller gegen den andern, der vielleicht so gut wie jener sein eigenthümliches Verdienst hat, mit ehrenrührigen Schimpfworten statt mit billigem, in urbane oder auch nur anständige Formen gekleidetem Tadel loslegt, solange es noch vorkommen kann, daß ein namhafter Schriftsteller einen andern vielleicht ebenso namhaften noch tiefer unter die Sachträger und Ankläger stellt, ohne zu merken, daß er dadurch sich selbst miterschändet, solange werden die Autoren nicht verlangen dürfen, daß das Publikum der geistigen Arbeit den Respekt zolle, der ihr im allgemeinen gebührt. Auch das Schmäh- und Schimpfen auf den Schriftstellerstand im allgemeinen, worin sich manche Autoren zu gefallen scheinen, gerade als ob, wenn sie es thäten, das Publikum sie als die einzigen ehrenvollen Ausnahmen gelten lassen würde, muß oder sollte endlich einmal ein Ende haben. Wir wissen, wie viele Unberufene, wie viele unreine Elemente sich bei dem gegenwärtigen Betrieb des Buchhandels in den niederen Regionen an den Schriftstellerstand anhängen; aber gerade diese werden durch solche allgemeine Ausfälle und Insurien nicht gebessert und abgeschreckt; sie kümmern sich entweder darum gar nicht, oder empfinden sogar eine gewisse Genugthuung und Schadenfreude darüber, wenn so alles, um trivial zu sprechen, mit ihnen über einen Leisten geschlagen und als Canaille behandelt wird. Nur gerade die nach etwas Höherem Strebenden, meist reißbaren Naturen werden dadurch empfindlich und ädrend berührt, fühlen sich vor sich selbst erniedrigt und werden nicht selten vielleicht durch solche allgemeine Begeisterungen sogar an ihrer eigenen Mission irre gemacht. H. M.

Fromme Romane.

1. Gott ist mein Heil. Eine Erzählung aus der Gegenwart. Herausgegeben von C. Steffann. Halle, Friedr. 1862. 8. 1 Thlr.
2. Tante Sarah oder Lebenserfahrungen von C. Sewell. Eingeleitet von G. H. von Schubert. Stuttgart, Steinskopf. 1860. 8. 1 Thlr.

Wir stellen vorstehende Bücher nicht bloß deswegen, weil sie etwa ihre Entstehung Frauenhänden und Herzen verdanken, zusammen, sondern weil sie beide aus gleicher religiöser Anschauung entsprungen sind und nur dadurch die Berliner vor unsern gemüthlicheren Süddeutschen den Vorzug hat, daß sie sich auch auf das Gebiet des politischen Lebens hinüberspringt und sich als die Anhängerin und Verehrerin eines Systems bekennt, das Preußen und mit ihm Deutschland auch jetzt wieder in die bedenklichsten Verhältnisse hineinzuziehen droht. Der ehrwürdige Pastor zu St. Bartholomäi zu Berlin hat die Pathenrolle dieses Büchleins übernommen; er nennt diese Erzählungen zwölf Blüten, welche sinnig zum Strauß verbunden seien; Gott ist mein Heil, sagt er, diese Wahrheit sei die heilige

Luft, den der Strauß dieser zwölf Blüten spende. Die Erzählung bewegt sich in den Lebenskreisen, denen die Verfasserin angehört; es bedarf nicht der Versicherung, daß es „wirklich ein Stück aus der Gegenwart“ sei, denn allen diesen Anschauungen, wie sie in der Vorrede sowohl als wie in dem Buche selbst an uns vorübergehen, begegnen wir noch jeden Tag in Organen jener bekannnten „kleinen aber mächtigen Partei“. Die Erzählung beginnt mit der Schilderung der Bewegungen des Jahres 1848 in Berlin, soweit davon eine dortige Offiziers- und Beamtenfamilie sich betroffen fühlte; der Gesichtspunkt, von dem diese Ereignisse dargestellt sind, ist denn auch der kleine, den Horizont dieser Familie und ihrer Vorurtheile nicht überschreitende; es wird alles mehr auf persönliche Motive zurückgeführt und nirgends ist eine auch nur leise Ahnung zu spüren, daß alle diese Bewegungen nur die Zuckungen des neuen Volksgeistes sind, der sich in der Umgestaltung des Staatslebens auf andern Grundblagen als die feudale Adels Herrschaft oder das kopfhängerische Ackerthum darbieten, sich nur zu gestalten sucht. Freilich bedauert der ehrenwerthe Pastor zu St. Bartholomäi in seiner Vorrede sehr, „daß das heilige Schwertrecht der Obrigkeit nicht bis zum völligen Siege, nicht bis zur Niedersehtzung der Revolution zur Ausführung kam“; er fürchtet, daß durch ähnliche Versäumnisse wiederum Zeiten kommen könnten, über die Frauen, die ihren König und Herrn lieb haben, im Schmerz klagen müssen, weil die Männer das Banner eines königlichen Regiments von Gottes Gnaden sinken lassen. Bedarf es angesichts dieser Parteilichkeitswörter noch weiterer Auseinandersetzungen, in welchem Geiste dieses Buch geschrieben ist? Die Erzählung knüpft an eine Inschrift eines Baums aus dem Jahre 1806 an; wol wünschte man, daß man jenes verhängnisvolle Jahr nie außer Acht ließe! Die Verfasserin verräth bei ihrer gesammten Darstellung ein außerordentlich frommes Gemüth; wir haben darüber mit ihr nicht zu rechten, sondern nur insoweit uns abnehmend zu verhalten, als diese religiösen Empfindungen sich auf politische und literarische Gebiete festsetzen wollen. Bibelsprüche, Gesangbuchverse, fromme Betrachtungen durchweben die ganze Darstellung, an deren Ende die Verfasserin meint, daß durch das dunkle Gewölk, welches damals noch Preußens politischen Horizont verfinstert habe, manche Strahlen der göttlichen Gnaden Sonne gebrochen seien, daß alte Ordnung und Treue wieder zu Recht gekommen seien, daß das Ministerium viel Vertrauen im Lande genieße u. s. w. Und heute?!

Mehr auf religiösem Gebiete bleiben die Lebenserfahrungen der Tante Sarah; der selige Schubert führte dieses Buch darum in den Kreis seiner Freunde ein, weil er wisse, welchen Segen es allen Lesern, die den wahren Frieden des Herzens kennen und lieben, bringen werde. Er und seine Freunde empfanden aus diesem Buche „eine gottgeheilte Einsicht“, als käme sie aus der Thüre eines Tempels hervor, da man Gott lobet in der Stille! und als begrüßte sie uns mit dem Grusse des ewigen Friedens, der ohne Aufhören in diesem Tempel wohnt. Die Verfasserin hat sich zur Aufgabe gestellt, an dem Lebenslaufe einer Familie zu zeigen, welchen Versuchungen wir überhaupt unterliege und welches Erbarmen uns getragen hat. Sie will dabei schildern, wie gefährlich für denjenigen die Wege des Lebens seien, der aus eigener Vernunft und Kraft sich darin zurechtfinden will. Die Gesinnung ist überall recht sanft und fromm, aber die Darstellung sehr breit durch Dialoge ausgesponnen, daß man Mühe hat, sich hindurchzuarbeiten. 23.

Notiz.

Oesterreichische und preussische Dichter.

Die in Wien erscheinende „Presse“ enthielt in ihrem Feuilleton vom 26. Juli einen Aufsatz „Die österreichischen Dichter vor dem Tribunal Julian Schmid's“, dadurch veranlaßt, daß, nach des Verfassers Versicherung, der „kleindeutsche“ Literaturhistoriker Julian Schmid bei Gelegenheit des Gastspiels der wiener Schauspieler in Berlin eine „Meute nichtsnutziger Be-

hauptungen und geifernder Gehässigkeiten“ auf die österreichischen Dichter überhaupt losgelassen habe. Wir haben, wie unsere Leser wissen werden, keinerlei Grund, weder einen persönlichen noch principiellen, um uns zu einem freiwilligen Parteibüßer Schmid's in dieser Sache aufzuwerfen; wir sind kein Freund einer arrogant auftretenden Kritik, die zunächst nach Tendenzrückichten, zuweilen vielleicht auch nach rein persönlichen Motiven ignoriert, lobt oder tadeln und den Tadel nur zu häufig in eine Form kleidet, die ihn eher einer Injurie als einem kritischen Urtheil ähnlich erscheinen läßt. Wir können es auch keineswegs billigen, wenn die „Berliner Allgemeine Zeitung“, die auch Laube kurzweg zu den österreichischen Dichtern zählt, in einem Artikel, den wir erst aus der „Presse“ kennen lernten, die „Götter“ ansetzt, daß dieselben uns von den Ergebnissen der österreichischen Dichter, den Bauernfeld, Eschenbach, Grillparzer, Laube, Ernst Ritter und Friedrich Halim befreien möchten; es scheint uns nicht recht passend, Eschenbach und Ernst Ritter, deren Stücke von der berliner Kritik als sehr mittelmäßig bezeichnet werden, mit dem Verfasser der „Rebea“ auf eine Linie zu stellen. Letztere hat zwar ihre großen Mängel, die von Karl Frenzel, dem geistreichen Referenten der „National-Zeitung“, gebührend ans Licht gestellt wurden; sie hat aber auch ihre Schönheiten, und dann hat Grillparzer, wie der Verfasser des Artikels in der „Presse“ hervorhebt, außerdem noch so manches geschrieben, was sich den besten Leistungen im Gebiete der modernen deutschen Dramas anreicht. Aber der wiener Feuilletonist geht auf dem Repressalienwege zu weit, wenn er sagt: „So sind sie denn, die massenhaften poetischen Leistungen vom ersten Rang, die in Preußen und speciell in Berlin aufgingen, um ihren Verklärungsschimmer über das ganze deutsche Reich zu verbreiten? Wie heißen sie denn, die unzähligen Dichter im Laube Friedrich's des Großen, vor denen an gestaltender Fülle, an Schönheit der Darstellung und Wohlstand der Sprache die Poeten Oesterreichs verschwinden müssen! Das unermeßliche Herd besteht aus: Ludwig Tieck und Heinrich von Kleist. . . Alle übrigen Dichter von Königsberg bis Magdeburg, von Riga bis Rastatt, die sich in der Eigenschaft als «Romantiker» bemerkbar gemacht, waren, ihre Verdienste und Vorzüge in Ehren, in letzter Hinsicht doch nichts anderes als Flunztalente, die nur in der Literaturgeschichte leben und dort ein Gedächtnisturner aufzuführen.“ Wie, sind nicht auch Zacharias Werner, Achim von Arnim, Joseph von Eichendorff, Max von Schenkendorf, Stagemann, Arnbt, Chamisso, Immermann, E. Scherer, Gaudy, und um nicht bei den Verstorbenen stehen zu bleiben, Guckow, Prug, G. Freytag, Paul Heyse u. s. w. Dichter, welche sich neben den österreichischen recht gut sehen lassen können? Waren oder sind diese nur „Flunztalente“? Und warum Schrenberg mit dem spöttischen Beinamen „Büchsenbändiger“ abfertigen? Der Tadel der berliner Blätter mag zu scharf angefallen sein; vielleicht aber war er nur die notwendige Reaction gegen den vielleicht allzu übertriebenen Roderenthusiasmus, womit seinerzeit in Norddeutschland mit Zurücksetzung der eigenen Dichter so manche Erzeugnisse der wahren österreichischen Poeten aufgenommen wurden. Uebrigens hat die berliner Kritik wenigstens den wiener Schauspielern einstimmige Anerkennung gezollt; der Verfasser des wiener Feuilletonartikels dagegen bemerkt: „Wir haben die Eier nach den berliner Dämonenkindern und Künstlerinnen tapfer in uns niedergekämpt.“ So geht der eifersüchtige Haber, der es zu keiner billigen Anerkennung der beiderseitigen Vorzüge kommen läßt, in Deutschland immer hin und her, und leider ist der Deutsche nie unliebenswürdiger, als wenn er polemisiert, weil er dann nur zu leicht höfisch und hämisch wird und in einen beleidigenden Ton verfällt. Verweisen möchten wir schließlich bei dieser Gelegenheit auf einen sehr vernünftigen Artikel im Feuilleton des „Wanderer“, worin der Mangel an eigentlich wissenschaftlicher Kritik in Oesterreich auf das Vorhandensein so vielen wissenschaftlichen Dilettantenthums zurückgeführt wurde, das geschont sein werde.

Bibliographie.

- Briefwechsel des Großherzogs Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach mit Goethe in den Jahren von 1775 bis 1828. Zwei Bände. Weimar. Gr. 8. 6 Thlr.
- Die lustigen Bürger von Gmunden oder: Die Zerstörung von Wildenstein. Eine vaterländische Geschichte aus dem 14. Jahrhundert. Wels, Haas. 1862. 8. 6 Ngr.
- Carlen, Rosa, Luva das Finckelkind. Eine Liebesgeschichte. Aus dem Schwedischen von H. Helms. Leipzig, Gerhard. 8. 15 Ngr.
- Carus, G. O., Goethe, dessen Bedeutung für unsere und die kommende Zeit. Hiebel 15 kurze, früher gänzlich unbekannte und ungebrachte Parabeln Goethe's aus den ersten lebendiger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Wien, Braumüller. 8. 1 Thlr.
- Örner, G. A., Dialogisirte lebende Bilder. 1. Die Geistesvermittlung. 2. Die drei Musikanten ihre Zechen bezahlen. Dresden, Korn. 8. 10 Ngr.
- — Des Herrn Magisters Perrück. Lustspiel in einem Aufzuge. Dresden, Korn. 8. 10 Ngr.
- — Schwarzer Peter. Schwan in einem Aufzuge. Dresden, Korn. 8. 10 Ngr.
- — Vor dem Kasse. Ein Scherz mit Gesang. Dresden, Korn. 8. 5 Ngr.
- Headley, J. L., Die große Rebellion. Eine Geschichte des Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten. Illustriert mit zahlreichen feinen Stahlstichen nach Original-Zeichnungen tüchtiger Künstler. 1ster Band. Hartford, Conn. Ver. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
- Klein, K., Georg Forster in Mainz 1788 bis 1793. Nach Nachträgen zu seinen Werken. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.
- Knauer, B., Die Könige Shakespeare's. Ein Beitrag zur Rechtsphilosophie. Wien, Gotschke. Gr. 8. 4 Ngr.
- J. G. Kopppe, sein Leben und Wirken. Mit dem Porträt Kopppe's. Wittenberg, Reichenbach. Ver. 8. 6 Ngr.
- Kogebue, A. v., Ausgewählte Lustspiele. Leipzig, Kammer. 8. 1 Thlr.
- Reißner, A., Schwarzgelb. Roman aus Oesterreich's letzten zwölf Jahren. Die Abtheilung. Berlin, Janke. 1864. 8. 3 Thlr.
- Moltke, M., Auch ein Büchlein Lieder. Auswahl aus den Gedichten des Verfassers. Berlin, Moltke's Selbstverlag. 32. 6 Ngr.
- Montalembert, Graf v., Der falsche Liberalismus in der Frage über den Kirchenstaat. Zweites Sendschreiben an den Grafen von Cavour. Deutsch mit einem Vorworte von G. Brandes. Schwyz. 1861. Gr. 8. 10 Ngr.
- Moresl, G., Das Leben des Johann Joseph Müller, Rationalrath, Kantonsrath und Kassationsrichter in St. Gallen, mit einer Zugabe aus dem Leben seines Bruders Johann Baptist Müller. Mit dem Porträt J. J. Müllers. St. Gallen, Doppel. Gr. 8. 1 Thlr.
- Benferoso's sämtliche Schriften. 1ster Band. Philadelphia, Schäfer. 1864. 8. 10 Ngr.
- Probst, J., Gusebia. Ernst Betrachtungen über tiefe Jahrzeiten der christlichen Religion. 1ster Theil. Augsburg, Klosser. 8. 1 Thlr.
- Renan, E., Das Leben Jesu. 1ste Vierung. Berlin, Müller. Gr. 8. 8 Ngr.
- Richter, F., Lieder heiliger Liebe. Stuttgart, Schöber. 16. 10 Ngr.
- Schillerfeier 1859. Verzeichniß der zum 100jährigen Geburtstag Schiller's seiner Tochter eingesandten Festgaben. Stuttgart, Cotta. Ver. 8. 15 Ngr.
- Semmig, H., Geschichte der französischen Literatur im Mittelalter nebst ihren Beziehungen auf die Gegenwart. Leipzig, Wigand. 1862. Gr. 8. 2 Thlr.
- Scupoli, L., Der geistige Kampf. Mit einigen Beispielen bewährter Geistesmänner von L. Douin. Wien, Gotschke. 12. 16 Ngr.

Severus, Licht in's Dunkel der Verhüllung: Das wahre Lebens- und Charakterbild der Gräfin von Kietmannsdorff-Schönberg. Mit Abdruck von ihr selbst geschriebener Briefe. Und ganz zuverlässigen Quellen. Dresden, L. Wolf. Ver. 8. 8 Ngr.

Sonnenfeld, F. v. (J. Sühr), Zwischen braunen und schwarzen Ruten. Roman aus der Zeitgeschichte. Stuttgart, Schöber. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Sutkow, H. v., Ueber zweitmäßige Bühnenleitung. Rostock, Stiller. 16. 7½ Ngr.

Warrens, Rosa, Zwei Lieder der Edda. In der Mittheilung des Originals übertragen. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 10 Ngr.

Weiß, G., Aus dem Volksleben. Autobiographie. Ruenberg, Bauer u. Raspe. 8. 10 Ngr.

Windischmann, F., Zoroastriische Studien. Abhandlungen zur Mythologie und Sagen Geschichte des alten Iran. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von F. Spiegel. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wirmsberger, F., Beiträge zur Genealogie der Dynastien von Volkensdorf, Blum- und Bannrichter in Oesterreich, Stifter des Klosters Gleink u. s. w. In urkundlich begründeter Darstellung. Wels, Haas. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wohlthat, H., Berlin und die Nordarmee im Spätsommer des Jahres 1813. Zur Erinnerung an die Schlachten von Großbeeren und Dennewitz bei deren Jubelfeier 1863. Mit zwei Plänen der Schlachtfelder und einer Holzschnitttafel. Berlin, Voeltcher. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Gaschke, G., Schulte und Müller auf dem 3ten deutschen Turnfeste zu Leipzig. Mit vielen Illustrationen. Leipzig, Purfürst. 8. 10 Ngr.

Dirckinck-Holmfeld, Baron G., Freie Religionsübung in Göttingen. Kritik der Verhandlung in der letzten Diät der Stände und der Stimme eines Katholiken. Hamburg, Focke. Gr. 8. 6 Ngr.

Giese und Beisele auf dem Leipziger Turnfeste. Humoristische Fahrten und Abenteuer. Mit vielen Illustrationen. Leipzig, Böncke. Gr. 16. 8 Ngr.

Carl Theodor Körner. Sein Leben, sein Tod im Gefechte bei Rosenberg und sein Grab bei Wöbblin in Mecklenburg-Schwerin. Eine Erinnerung an den 26. August 1813, zur 50jährigen Wiederkehr dieses Tages am 26. August 1863, dem deutschen Volke gewidmet. Schwerin, Derksen u. Comp. 16. 6 Ngr.

Leonhardt, K. O., Merkwürdige Ereignisse und denkwürdige Anekdoten aus der Zeit vor, während und nach der Leipziger Völkerschlacht. Jubiläumsgedächtnis. Leipzig, Biegler. Gr. 16. 7½ Ngr.

Pfeiffer, E., Ueber Genossenschaftswesen. Was ist der Arbeiterstand in der heutigen Gesellschaft? Und was kann er werden? Leipzig, G. Wigand. Gr. 8. 22½ Ngr.

Reichenbach, B. Graf, Die Kriess in Nord-Amerika. Auf Grund eines im Evangelischen Verein für kirchliche Zwecke am 23. März 1863 gehaltenen Vortrags. Berlin, Beck. Gr. 8. 6 Ngr.

Schaffrath, Gehört auch die Verfassungsmäßigkeit von Gesetzen zum Bereich der richterlichen Entscheidung? Ein Vortrag. Dresden, Zsch. Gr. 8. 5 Ngr.

Scholl, G., Aus dem Leben einer freien Gemeinde. Denkschrift über die neuesten Vorgänge in der freireligiösen Gemeinde zu Mannheim. Im Auftrage des Vorstandes verfaßt. Mannheim, Köfler. Gr. 8. 5 Ngr.

Vogeler, F. W., Theodor Körner. Eine Gedenkschrift zu dem 50jährigen Todestage des Dichters am 26. August 1863. Mit dem Porträt Körner's. Berlin, Voeltcher. 8. 6 Ngr.

Werthvolle Bücher zu ermässigten Preisen, bis Schluss des Jahres 1863

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt vergütet.

- Classische Philologie und Alterthumswissenschaft.
- Aristophanes.** Die Lustspiele des Aristophanes. Uebersetzt und erläutert von H. Müller. 3 Bände. 8. 1843—46. (5 Thlr. 12 Ngr.) 3 Thlr.
- Antiquarische Briefe** von A. Böckh, J. M. Loebell, L. Pansoffa, F. von Raumer und H. Ritter. Herausgegeben von F. von Raumer. 12. 1861. (1 Thlr. 10 Ngr.) 12 Ngr.
- Catull.** Gedichte, übersezt von Th. Stromberg. 8. 1858. (20 Ngr.) 8 Ngr.
- Euripides.** Iphigenia in Tauris. Schauspiel. Deutsch von G. Lobeck. 8. 1857. (18 Ngr.) 10 Ngr.
- Lucianus ab Immanuele Bekkero recognitus.** 2 tomi. 8. 1858. (6 Thlr.) 2 Thlr. 20 Ngr.
- Antike Marmorwerke.** Zum ersten male bekannt gemacht von E. Braun. 1ste und 2te Decade. Mit 24 Kupfertafeln. Folio. 1843. (8 Thlr.) 3 Thlr.
- Müller (H.).** Homerische Vorschule. Zweite Auflage, mit Einleitung und Anmerkungen von Hl. K. B. Baumgarten-Crusius. 8. 1836. (25 Ngr.) 8 Ngr.
- Ovidius.** Die Liebeskunst. Drei Bücher. Dem Publius Ovidius Naso nachgedichtet von G. F. Adler. 12. 1848. (1 Thlr. 6 Ngr.) 15 Ngr.
- Philostratus.** Philostrati epistolae quas ad codices recensuit et notis Olearii suisque instruxit J. F. Boissonade. 8. Paris et Leipsic, 1842. (1 Thlr. 15 Ngr.) 16 Ngr.
- Ross (L.).** Inscriptiones graecae ineditae. Fasc. I—III. 4. 1834—45. (5 Thlr. 10 Ngr.) 2 Thlr.
- Sophocles.** Antigone. Tragödie. Deutsch von G. Lobeck. 8. 1855. (24 Ngr.) 6 Ngr.
- Zestermann (A. C. A.).** De Basilicis libri tres. (Mit 7 Tafeln.) 4. Brüssel, 1847. (3 Thlr.) 1 Thlr.
- Die antiken und die christlichen Basiliken nach ihrer Entstehung, Ausbildung und Beziehung zueinander dargestellt. Mit 7 Tafeln. 4. 1847. (3 Thlr.) 1 Thlr.

Ein ausführlicheres Verzeichniss im Preise ermässigter Werke, aus fünf Abtheilungen bestehend, ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von

Eduard Neumann.

Miniaturausgabe. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Liebe des Gefühls und Klarheit des Gedankens in gewandter, durchgebildeter Form erheben diese Poesien, deren mehrere durch ansprechende Niedercompositionen dem Publikum bereits bekannt und lieb geworden sind, weit über das Gewöhnliche. Das elegant ausgestattete Bändchen wird besonders der Frauenwelt eine angenehme Gabe sein.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Johann Gottlieb Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel.

Von seinem Sohne Immanuel Hermann Fichte.

Zweite sehr vermehrte Auflage mit dem Bildnis J. G. Fichte's.
Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Der hundertjährige Geburtstag Fichte's ward in ganz Deutschland als ein nationaler Festtag gefeiert, weil Fichte nicht bloss einer unserer größten Philosophen, sondern auch vor allem ein politischer Charakter, einer der edelsten deutschen Patrioten war. Wenigen unter dem gegenwärtigen Geschlecht sind aber die näheren Lebensumstände, ist das persönliche Wirken des Mannes hinreichend bekannt, der durch seine „Reden an die deutsche Nation“ das Volk zum Befreiungskampf vom Joch der Fremdherrschaft erregte hat.

Diese neue Auflage der von seinem Sohne, Professor der Philosophie in Tübingen, verfassten Biographie nebst dem höchst interessanten literarischen Briefwechsel Fichte's mit den hervorragenden Männern seiner Zeit und den auf sein Leben Bezug habenden wichtigen Actenstücken ist daher eine zeitgemäße und sicher willkommene Erscheinung.

Das beigegebene Bildnis Fichte's in Stahlstich, nach dem Bronzemedailion auf seinem Grabdenkmal zu Berlin, ist auch einzeln in vergrößertem Format auf chinesischem Papier für 10 Ngr. zu haben.

Johann Gottlieb Fichte.

Lichtstrahlen aus seinen Werken und Briefen nebst einem Lebensbild.

Von Eduard Fichte.

Mit Beiträgen von Immanuel Hermann Fichte.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vorliegende Sammlung besonders schöner und charakteristischer Stellen aus Fichte's Werken und Briefen, ausgewählt und geordnet von der Hand seines Enkels, soll den großen Reichtum auch weitem Kreisen nahe bringen, die aus den Quellen selbst schöpfen können. Die hier niedergelegten Gedanken bieten dem sinnigen Leser nichts, was ihm schwer verständlich wäre; denn sie beschäftigen sich nur mit dem, was jeder in sich selbst wiederfinden kann, der mit Ernst und gewissenhaftem Wahrheitsinn in sein Inneres einzufahren liebt.

Preisermässigung.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

J. E. Hitzig und G. W. H. Häring (Wilibald Alexis).

12. Erste Folge. Zweite Auflage. Zwölf Theile. 1857—59
(23 Thlr. 24 Ngr.) 12 Thlr.

3 zweite Folge. Zweite Auflage. Zwölf Theile. 1860—61
(24 Thlr.) 12 Thlr.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 34. —

20. August 1863.

Inhalt: Eine allgemeine Cultur- und Kunstgeschichte von M. Carrière. — Friedrich Koftrausch. — Zur deutschen Theatergeschichte. — Aus dem Gebiete der Naturwissenschaften. — Schauerliteratur. — Notizen. (Jean Paul in Meiningen; Zur hebräischen Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Eine allgemeine Cultur- und Kunstgeschichte von M. Carrière.

Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung und die Ideale der Menschheit. Von Moriz Carrière. Erster Band: Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum in Religion, Dichtung und Kunst. Ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 3 Thlr.

Der Gedanke zur Abfassung des Werks, von dem uns hier der erste Band vorliegt, darf als ein entschieden glücklicher bezeichnet werden. Die Masse dessen, was in den letzten Decennien durch Specialforschungen für eine gründlichere und reichere Erkenntniß der Culturentwicklung überhaupt und der Kunstgeschichte insbesondere geschehen ist, hat durch Umfang und Gehalt einen so begründeten Anspruch auf Verbreitung in weitem Kreise, daß sicherlich schon in vielen Gebildeten, welche den Einzeluntersuchungen nicht in allen Richtungen zu folgen vermochten, der Wunsch entstanden ist, ein Werk zu besitzen, durch welches sie sich über alles Wesentliche der auf diesem Gebiet von der Wissenschaft der Neuzeit gewonnenen Resultate im Zusammenhange und zugleich in einer dem allgemeinen Bildungsbedürfnis entsprechenden Weise zu unterrichten vermögen, und diesem Wunsche kommt dieses Buch, wie bisher kein anderes, entgegen. An zusammenfassenden und popularisirenden Arbeiten für einzelne Cultur- und Kunstzweige ist allerdings kein Mangel; noch aber fehlt uns, wie Carrière richtig sagt, ein „Geschichtswerk, welches die sämmtlichen Künste in ihrem Zusammenhange untereinander und mit der Culturentwicklung behandelt, welches darthut, wie unter verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten jetzt die eine und dann die andere Kunst die tonangebende ist, und in dieser Aufeinanderfolge selbst ein Gesetz aufweist“; und wenn er nicht minder recht hat, zu sagen, daß eine völlig befriedigende Erkenntniß und gerechte Würdigung der Kunstleistungen nicht möglich sei, solange man sie nicht in Verbindung mit den religiösen Ideen, politischen Zuständen und allgemeinen Lebensverhältnissen betrachte, so wird

man nicht leugnen können, daß sein Entschluß, sich der Ausfüllung dieser Lücke zu unterziehen, Dank und Anerkennung verdient.

Die Bedenken, die sich gegen ein derartiges Werk erheben lassen, hat der Verfasser selbst nicht verkannt, aber gleichwol an seinem Gedanken festgehalten. Denen, die etwa behaupten, eine Geschichte sämmtlicher Künste nach ihrem innern Entwicklungs gange und innern Zusammenhange zu geben, sei selbst für Griechenland oder Deutschland noch zu früh, geschweige für fremdere Nationen oder für die weltgeschichtliche Darstellung, entgegnet er, wenn stets erst die Einzelforschung fertig und zu Ende sein solle, ehe man Hand an die Zusammenordnung legen dürfe, dann würde eine allgemein-wissenschaftliche Behandlung der Erkenntnißobjecte stets zu früh sein. Und in der That ist es so. Zwar ist es begreiflich, wenn der Detailforscher im Bewußtsein der unermesslichen Zweifel und Schwierigkeiten, denen er selbst auf seinem kleinen Gebiete noch begegnet, jeden Versuch, größere und weitere Gebiete umspannen zu wollen, für ein verwegenes und erfolgloses Unterfangen hält, ja in demjenigen, welcher dergleichen unternimmt, wol gar einen berechtigten Eindringling erblickt, der da zu ernten suche, wo er gesäet habe. Aber im Recht ist er darum doch mit seiner Ansicht nicht. Das Bedürfnis nach einem in sich einheitlichen und zusammenhängenden Wissen ist der Menschheit ein ebenso natürliches und unabweisbares, wie das nach einer immer gründlicheren und genaueren Erkenntniß dieses oder jenes Einzelnen, und jede Zeit hat das Recht, das eine wie das andere dieser Bedürfnisse dem jeßmaligen Standpunkte der Wissenschaft gemäß zu befriedigen. Einzelforschung und zusammenfassende Erkenntniß können nicht aufeinander warten, sondern sie müssen gleichzeitig miteinander fortschreiten. Weil aber für jede dieser beiden Thätigkeiten sehr verschiedene Fähigkeiten und Willensrichtungen notwendig sind, welche sich selten in einer und derselben Persönlichkeit vereinigt finden, und außerdem Studien dazu erfordert werden, für welche die Zeit eines einzelnen Menschen nicht auszureichen pflegt, so ist es ebenso natürlich

wie zweckgemäß, daß hier, wie in andern Gebieten des menschlichen Schaffens und Wirkens, eine Theilung der Arbeit stattfindet, dergestalt, daß sich gewisse Individuen vorzugsweise mit Specialuntersuchungen, andere dagegen hauptsächlich mit einer generalisirenden Zusammenfassung der durch sie erzielten Resultate beschäftigen, und wenn hierbei die letztern in der Lage sind, sich das eigentlich Sachliche und Reale von den erstern liefern lassen zu müssen, so haben sie darum eine nicht minder Zeit und Kraft in Anspruch nehmende Thätigkeit als ihre Vorgesetzten daranzusetzen, denn sie müssen die Ergebnisse der Einzelforschung nicht nur mit möglichster Vollständigkeit aus oft weit auseinanderliegenden und schwer aufzufindbaren Fundgruben zusammentragen und sammeln, sondern sie auch prüfen und vergleichen, sichten und ordnen, nach ihrer gedanklichen, innern Bedeutung, nach ihrem Verhältniß zueinander und nach ihrem Werth für das Ganze und Allgemeine auffassen und bestimmen. Was sie also aus den Händen und Werkstätten der Detailforschung empfangen, ist für sie doch immer nur Rohmaterial, welches einer neuen Umschmelzung und Läuterung, Verarbeitung und Neugestaltung bedarf, wenn es wirklich seine höchsten und letzten Zwecke erreichen und dem allgemeinen Fortschritt der Cultur zugute kommen soll; und wenn sie ihm durch sachgemäße Behandlung hierzu verhelfen, machen sie sich dadurch um die Wissenschaft nicht minder verdient, wie diejenigen, die ihnen zu ihren Arbeiten den äußern Stoff geliefert haben.

Aus diesen Gründen hat das vorliegende Werk schon von seiten seines allgemeinen Charakters auf Anerkennung Anspruch; es verdient eine solche aber auch von seiten seiner Ausführung. Der Verfasser desselben vereinigt in sich gerade einen Complex von Eigenschaften, die für ein Werk wie dieses besonders geeignet erscheinen. Er besitzt einerseits ein stark ausgeprägtes Receptionsvermögen und glückliches Gedächtniß, eignet sich also mit Leichtigkeit einen großen Umfang von Kenntnissen aus den Gebieten der Einzelforschung an und weiß sich dieselben an der rechten Stelle und im rechten Augenblicke zu vergegenwärtigen. Andererseits hat er einen allerdings mehr ungezwungen als streng wissenschaftlich sich kundgebenden Tact für die Erkenntniß des Zueinandergehörigen und Zusammenstimmenden, er findet also leicht, was einander ähnlich und verwandt ist, und bringt es ohne Schwierigkeit unter gemeinsame Gesichtspunkte. Außerdem gereicht ihm zum Vortheil, daß er in seinem, den Theismus und Pantheismus vermittelnden Theismus eine Weltanschauung besitzt, die mehr als jede exclusive geeignet ist, nach allen Seiten hin gerecht zu werden und selbst das einander Entgegengesetzte, ja Widersprechende dadurch in ein einheitliches Verhältniß zueinander zu bringen, daß er jedes derselben als ein gleich notwendiges Moment des Ganzen betrachtet. Endlich ist auch seine Methode und Darstellung von der Art, daß es ihm keinen Zwang auslegt, einen massenhaften und verschiedenartigen Stoff überschaulich zu ordnen, dem Einheitsbedürfniß nicht weiter nachzugeben, als es sich mit einer

leichten Subsumirung des einzelnen unter allgemein bekannte Kategorien und den Forderungen des populären Bewußtseins verträgt, und auch für die Mittheilung tieferer Ideen und verwickelterer Vorstellungsreihen eine im ganzen leichtfaßliche und wohlgefällige Form zu finden. Wünscht man hierzu da, wo es sich um die eigentliche Lösung tiefliegender philosophischer Probleme, um Feststellung und Umgrenzung der Begriffe, um überzeugende Begründungen und Folgerungen handelt, eine größere Strenge, Consequenz und Präcision, so ist ihm die minder hervortretende Ausprägung dieser Qualitäten bei Arbeiten, bei denen es sich hauptsächlich um eine zusammenfassende Darstellung der positiven Resultate von Einzelforschungen handelt, gerade günstig, denn er ist infolge dessen weniger leicht der Versuchung ausgesetzt, sich die Ergebnisse der Empirie nach rein logischen oder metaphysischen Principien zurechtzulegen und dadurch dem factischen Gewalt anzuthun.

Demzufolge hat denn auch Carriere bei Arbeiten, welche er sich für das vorliegende Werk gestellt, in stofflicher wie in formeller Beziehung mit glücklichstem Erfolg gelbt; wenigstens läßt der uns hier beschäftigende erste Band desselben keinen Zweifel darüber zu, daß es ihm wirklich gelungen ist, in demselben die Summe dessen zu ziehen und niederzulegen, was auf dem Gebiet der allgemeinen Kunstgeschichte, soweit sie die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum betrifft, für ausgemacht gelten kann, und von dem Ganzen derselben nach seinem Entwicklungsengang und innern Zusammenhang eine anschauliche Schilderung zu geben. Es faßt in sich einen überaus reichen und mannichfaltigen Stoff zusammen, so daß der Leser, von dem, was durch die umfassenden und erfolgreichen Forschungen der Neuzeit über die älteste Entwicklung der Kunst und Cultur bekannt geworden ist, nicht leicht irgendetwas Wesentliches und für die Gesamtaufassung Bedeutsames vermissen wird. Diesen Stoff bietet der Verfasser in vorherrschend sachlicher, gegenständlicher Darstellung, jedoch geklärt und durchleuchtet von einer philosophischen Auffassung, die sich nicht mit der Erkenntniß des einzelnen als solchem begnügt, sondern zugleich die durch alle Entwicklungsformen hindurchgehende Einheit, nämlich die successiv fortschreitende Verwirklichung und Ausbildung des der Menschheit vorstehenden Ideals, zu begreifen sucht. Auf breitere philosophische Untersuchungen und Deductionen läßt er sich hierbei nicht ein. Er knüpft, was er in dieser Hinsicht zu sagen hat, lieber gelegentlich an das einzelne an oder setzt es als bereits erwiesen voraus, als daß er sich in allgemeine Erörterungen und Begründungen vertieft, und er durfte dies um so eher, als der mitzutheilende Stoff zum großen Theil selbst von der Art war, daß er in und mit den realen Entwicklungsmomenten zugleich klar und deutlich das Walten der leitenden Idee erkennen läßt. Kaum auf einem andern Gebiete als dem hier betrettenen, konnte der Autor einer mit seiner Gott- und Weltanschauung gleich nahe verwandten Vorstellungsweise begegnen. Darum durfte er hier mehr als sonstwo den Stoff für sich selbst reden lassen, und aus der Art und

Weise, wie er es gethan, fühlt man heraus, daß er damit zugleich einem innern Bedürfniß Genüge geleistet hat.

Außer der Einleitung umfaßt der vorliegende Band folgende Abtheilungen: „Wesen, Ursprung und Entwicklung der Sprache“; „Begriff, Ursprung und Entwicklung des Mythos“; „Die Schrift“; „Die Naturvölker“; „China“; „Aegypten“; „Das Semitenthum“ mit den Unterabtheilungen: „Die Semiten im Vergleich mit den Arier“, „Das alte Babylon“, „Minive und Assyrien“, „Neubabylon“, „Die Phönizier und kleinasiatischen Syrer“ und „Israel“; endlich „Die Arier“ mit den Abschnitten: „Die Arier in der gemeinsamen Urzeit“, „Indien“ und „Iran“.

Daß der Verfasser auch die Geschichte der Sprach-, Mythens- und Schriftbildung mit in den Kreis seiner Erörterung gezogen, vermögen wir nur zu billigen, nicht bloß, weil sich ohne einen Einblick in dieselbe keine klare und vollständige Erkenntniß der Entwicklung der eigentlichen Künste gewinnen läßt, sondern noch mehr deshalb, weil sie wirklich, wie Carriere richtig hervorgehoben hat, die ältesten Erzeugnisse der menschlichen Phantasie- und Kunstthätigkeit sind. Der Autor spricht sich hierüber in der Einleitung selbst folgendermaßen aus. Er sagt:

Ich bin weiter in die Vorwelt zurückgegangen, als es seither in den Geschichten der Poesie und Kunst üblich war. Es gibt eine große Periode menschheitlicher Entwicklung, ehe sie durch Bauten und Bildwerke, durch Erzählung und Gesang ein Zeugniß ihres Daseins und Wollens der Nachwelt hinterläßt, eine Periode, in der jedoch die Phantasie nicht minder thätig ist, indem es das Material für Kunst und Wissenschaft zu bereiten gilt, ich meine die Zeit der Sprach- und Mythenbildung. Sie währt zwar immer noch fort, aber doch auf dem gelegten Grunde und im Zusammenhang mit Poesie und Philosophie. In jenen Tagen der Kindheit unsers Geschlechts aber war die Prägung des Worts zum Träger des erwachenden, mit ihm erwachenden Gedankens eine Ursprache und Urphilosophie der Menschheit, welche die in ihr aufstammelnden Vorstellungen durch die Phantasie lautlich gestaltete. Wie sie hierdurch im Geist der endlichen Dinge mächtig ward, so veranschaulichte sie die Idee des Unendlichen im Mythos durch Erscheinungen der Natur und der Geschichte, in denen dieselbe sich dem Gemüth offenbarte. Im Dienst der Religion wirkt auch hier noch ungeschieden, was später als Wissenschaft und Dichtung besondere Bahnen einschlägt. Das Leben der Sprache hat seine aufsteigende Entwicklung und seine Blüte in der vorgeschichtlichen Zeit, da waltet die denkende und künstlerische Thätigkeit in der Bildung der Wörter und Formen, und in deren Anschaulichkeit und sinnlicher Fülle verwirklicht sie einen Organismus des Geistes im Einklang mit der Natur. Dann wird die Sprache das Mittel für Dichtung und Wissenschaft, aber das Wurzelbewußtsein erlischt, der Sinn wird im Laut nicht mehr unmittelbar empfunden, das Bild im Wort kaum noch erblickt, der frische Reichtum der Formen verweht und fällt ab; es wird Aufgabe der Kunst, in der Poesie für das ursprüngliche Leben der Sprache einen Ersatz zu bieten.

Diesen allgemeinen Ideen entspricht die Ausführung. Der Abschnitt über die Sprache bildet zu dem Ganzen eine ebenso interessante wie zweckgemäße Introduction. Der Autor hat darin aus der Masse dessen, was Wilhelm von Humboldt, Bopp, Grimm, Bunsen, Max Müller, Lazarus, Steinthal u. a. für die richtige Erfassung der Sprache im ganzen und einzelnen gethan haben, mit Einsicht und Takt alles dasjenige vereinigt und in Zu-

sammenhang gebracht, was vorzugsweise geeignet ist, über Entstehung und Entwicklung der Sprache Klarheit und Licht zu verbreiten und zugleich die menschliche Phantasie- und Gestaltungsthätigkeit in ihrer ursprünglichsten und instinktivsten Form erkennen zu lassen. Man findet unter den hier ausgesprochenen Ansichten nicht leicht eine, der man sich nicht anzuschließen vermöchte. Kleine Irrungen im einzelnen, z. B. die Annahme, die enge Zusammengehörigkeit der Vernunft und der Sprache auch dadurch belegen zu können, daß der Lateiner die Vernunft *ratio*, die Rede dagegen *oratio* nennt, während doch das ähnliche Auslauten dieser Wörter nur in den Endungen, nicht in den Wurzeln seinen Grund hat, oder die Mitaufführung von *ῥῶνρον* und *ῥοσ* unter Wörtern, die von einer Wurzel abstammen sollen, welche eine sich drehende, rasche Bewegung ausdrückt, können die Wahrheit der allgemeinen Ansichten als solcher nicht erschüttern.

Nicht in demselben Grade überzeugend und befriedigend wirkt der Abschnitt über den „Mythos“. Zwar die Grundansicht desselben, daß sich das ganze, vielverzweigte Gewebe der Mythen aus einer ursprünglich einheitlichen, aber dunkeln und unausgebildeten Gottesidee entwickelt und diese ihre erste anschauliche Form in der Vorstellung des unendlichen, allumfassenden Himmels und des alles durchleuchtenden Lichts erhalten habe, ist sachlich wie gedanklich wol dargethan; aber bei der weitem Ausführung hat er der Massenhaftigkeit und Vielgestaltigkeit des zu bewältigenden Stoffs gegenüber nicht genug das Principielle und Fundamentale zur Geltung gebracht, in bloß andeutender Weise schon zu viel Einzelnes in den Kreis der Betrachtung gezogen und insbesondere mehr als sonst in diesem Buche der Neigung nachgegeben, Ausprüche seiner Vorarbeiter in seine Darstellung zu verweben.

Concentrirter und maßvoller ist der Abschnitt über die „Schrift“. Er geht hier wie Rugler vom Begriff des Monumentalen aus. Wenn er hierauf sagt:

Von diesem einigen Grund führen zwei Wege der Entwicklung weiter. Entweder wird das Werk für die Anschauung als solche möglichst befriedigend ausgebildet, so daß sein Anblick dem Geiste genügt und die äußere Erscheinung das Innere ganz und unmittelbar offenbart, und es entsteht die bildende Kunst, welche in der räumlichen Form das Wesen der Dinge und die Ideale der Seele darstellt. Oder der im Wort gefaßte Gedanke ist die Hauptsache, ihn mitzutheilen wird beabsichtigt, das Werk ist nur ein Zeichen für denselben und wir haben den Anfang der Schrift —

so erwartet man, er werde im Folgenden vom Gange einer jeden dieser beiden Entwicklungsformen ein allgemeines Bild entwerfen, er thut es aber nur in Betreff der Schrift, was insofern zu beklagen ist, als infolge dieses Verfahrens die geschichtliche Entwicklung der drei bildenden Künste um eine ihnen gemeinsame grundlegende Basis gekommen ist. Wir halten eine solche zwar nicht für absolut nothwendig, jedoch würde durch sie jedenfalls eine Lücke im Plan des Verfassers ausgefüllt werden.

Mit dem folgenden Abschnitt: „Die Naturvölker“, geht der Autor zur speciellen Darlegung dessen über, was die einzelnen Nationen und Völkerschaften zur Entwicklung

der Cultur und Kunst beigetragen haben. Er faßt in ihm ohne besondere Rücksichtnahme auf die Zeitunterschiede alle diejenigen Völker zusammen, welche sich nicht merklich über die ersten rohen Anfänge des Culturlebens erhoben oder wenigstens in der organischen Entwicklung derselben keine wirksam eingreifende Rolle gespielt haben. Es kommen hier nacheinander die ersten Regungen und Keime des Kunsttriebes bei den wilden Jäger- und Fischevölkern, den Walbindianern, den Negern in Afrika, den Polarmenschen, den Mongolen, den urchinen Südseeinsulanern, und zuletzt die zwar höhern, aber isolirten und unausgebildet gebliebenen Culturansätze der Infas in Peru und der Azteken in Mexico zur Sprache. Selbstverständlich konnte hier nicht alles, was durch die Berichte der Reisenden und durch ethnographische Forschungen auf diesem Gebiete ermittelt ist, berücksichtigt werden; aber in der Auswahl ist der Verfasser mit Geschick und Takt verfahren, sodaß man in seinem Werke nicht leicht einen der besonders charakteristischen Züge vermissen wird.

In den folgenden Abschnitten, welche den asiatischen und afrikanischen Culturvölkern gewidmet sind, hält der Verfasser im allgemeinen einen vom Generellen zum Speciellen, vom Geistigern zum Sinnlichen fortschreitenden Gang inne. Er beginnt in der Regel mit einer allgemeinen Charakteristik des gerade zu besprechenden Volks und einer Hervorhebung derjenigen Region des Culturlebens, in welcher sich die Thätigkeit dieses Volks hauptsächlich ausgezeichnet hat. Dann gibt er eine mehr oder minder ausgeführte Skizze von seinem Lande und seiner Geschichte, seinem politischen und häuslichen Leben. Hierauf behandelt er in eingehenderer Weise seine Sprache, seine Schrift, seine Religion, seinen Cultus, seine Mythen und die darin sich kundgebenden Anfänge der Philosophie und Wissenschaft; und dann erst wendet er sich zu den einzelnen Künsten, in der Regel mit der Poesie und Musik beginnend und mit der Architektur, Plastik und Malerei, soweit davon die Rede sein kann, schließend. Man erkennt hieraus, daß er eigentlich keinen Zweig der Cultur ganz unberücksichtigt läßt und kaum zu viel gesagt haben würde, wenn er sein Buch eine „Allgemeine Cultur- und Kunstgeschichte“ genannt hätte. Zwar werden darin die staatlichen und socialen Einrichtungen, die außer den Gebieten der Poesie und Philosophie sich bewegenden Literaturzeugnisse und alles, was wie Nahrung, Kleidung, Wohnung, Erwerbsthätigkeit, Handel u. s. w. mit dem gewöhnlichen Leben zusammenhängt, nur summarisch und beiläufig berührt, aber doch immerhin so weit berücksichtigt, als in einem Werk von so allgemeinem Charakter, wie das vorliegende ist, auskömmlich erscheint. Jedenfalls geht der Inhalt unsers Buchs ebenso weit über die Grenzen einer allgemeinen Kunstgeschichte im bisher üblichen Sinne des Wortes hinaus, als er hinter denen einer allgemeinen Culturgeschichte zurückbleibt. Die Grenzen, welche sich der Verfasser gezogen, umschließen ein in der That innig zusammengehöriges, die Gesamttthätigkeit der dichten und bildenden Phantasie in sich begreifendes Gebiet, aber sie fallen

mit keiner der Umgrenzungen zusammen, durch welche sich die zeitlich gebräuchlichen Disciplinen voneinander gescheiden haben, und hierdurch ward er genöthigt, sich für sein Buch einen mehr sachlich als formell befriedigenden Titel zu suchen.

Auf den reichen Inhalt der den einzelnen Völkerstaaten gewidmeten Abschnitte näher einzugehen, ist uns hier nicht gestattet. Wir bemerken daher nur im allgemeinen, daß der Leser darin nicht nur eine Zusammenstellung aller Wesentlichen, was frühere Werke von speciellerem Charakter bieten, sondern auch sehr viel Neues und Ursprüngliches finden wird; neu nicht bloß von Seiten der Auffassung und Subsumtion unter allgemeinere und höhere Gesichtspunkte, sondern auch in Betreff des Thatsächlichen selbst, indem der Verfasser eine beträchtliche Anzahl von Resultaten der Einzelforschung, die bisher in Monographien, Zeitschriften oder fachwissenschaftlichen Werken begraben lagen, zuerst dem größern Publikum zugänglich gemacht hat, wozu ganz insbesondere seine aus den Arbeiten von Brugsch, Rougé und Birch geschöpften Mittheilungen über altägyptische Poesie gehören. Welche Grundanschauung er von jeder der verschiedenen Nationen hegt und wie er ihr Verhältniß zueinander und zur Cultur- und Kunstgeschichte überhaupt bestimmt, hören wir am besten aus dem Résumé, das er in der Einleitung selbst darüber gibt. Er sagt:

Zwischen den Naturvölkern und den eigentlichen Trägern der menschlichen Entwicklung liegt China als eine Welt für sich. Denn es ist die erste Lebensstufe der patriarchalischen Zeit, welche dort nicht überschritten, innerhalb welcher aber auch mit deren Mitteln eine vielfältige Bildung und Ausbildung gewonnen und vollzogen wird. Den Anfang zum weltgeschichtlichen Proceß der Cultur hat Aegypten gemacht, seine Bauten sind nicht bloß die ältesten Denkmale, die Marksteine und Zeitmesser der Geschichte, das Aegyptertum selbst ist eine architektonische Grundlage für die Fortgestaltung des Geistes in seinen und schönern Formen. In Aegypten heißt Gott bereits der eine unsichtbare ewige Schöpfer aller Dinge, der sich offenbart im Sonnenlicht. Semiten und Arier scheiden sich, um besondere Richtungen des Geistes scharf auszubilden, dann aber ihre besten Errungenschaften auszutauschen, wie Zettel und Einschlag des Gewebes der Weltgeschichte zu wirken. Die religiöse Idee ist das Vorwaltende im Semitentum. Hier wird die Wiege des Christenthums und des Islams stehen; im Alterthum sind Moses und die Propheten die Sterne, welche seit ihrem Aufgange in immer weiteren Kreisen die Welt erleuchten; durch Abraham sollen alle Völker der Erde gesegnet werden. Die Innerlichkeit des Germaniums und des Gedankens, die Geistigkeit Gottes und damit auch in der Kunst des Geistes, in der Poesie, die Darstellung der Gefühle und Gedanken im rhythmischen Wort, ist das menschlich Bedeutende. Der Staat, die Auffassung des Kosmos in Natur und Geschichte, seine erklärende Darstellung in Dichtung, Bild und Wissenschaft ist die Aufgabe der Arier. Im Orient sind unter ihnen die Indier das Phantasievolk, und darum mußte in einem dem Phantasieleben gewidmeten Werke ihnen der größte Raum gewährt sein. Von den Vedas an, die uns noch in das Werden der Mythologie hineinblicken lassen und die älteste Form der Poesie bezeugen, gehen wir mit ihnen aus dem patriarchalischen in das heroische Alter über, und haben dessen Abbild im Epos; wir kommen in ein Mittelalter, wo die Stämme sich scheiden unter der Oberherrschaft der Priester; wir lernen die Keime der Philosophie und im Anschluß an dieselbe die Reformation Buddha's kennen, sehen bauende, bildende Kunst zu

ihr auftreten, im Ringen mit ihr alte Göttergestalten auf neue Weise Form und Ausbreitung gewinnen, Lyrik und Drama sich entwickeln, und endlich eine künftige Verschönerung eintreten, die das Ende des Original-Indischen bezeichnet; wenn Indien fortbestehen soll, wird die Einwirkung des christlich-europäischen Geistes für einen neuen Lebenstag nothwendig sein. Minder überschwänglich, minder reich sind die Iranier, von Anfang zu Maß und Klarheit zu Zarathustra berufen und auf die sittlichen Ideen hingewiesen. Eine eigenthümliche Heldensage, aber in der bildenden Kunst bereits der Eklekticismus in der Verwerthung ägyptischer, assyrischer, griechischer Formen für die eigenen Zwecke und nationalen Anschauungen, dann die Aufnahme griechischer Bildung in der Zeit nach Alexander, die Fortgestaltung der Lichtreligion unter dem Einfluß der Semiten zeigen uns schon im Alterthum und in Asien ein Zusammenwirken der Völker, und dazu wird die persische Kunst ihre Blüte erst erreichen, wenn nach der Annahme des Islam Girdsch, Hafez, Dschelaleddin Rumi ihre melodische Stimme erheben.

Man wird hieraus erkennen, wie der Verfasser bemüht ist, jeder der Nationen nach Maßgabe ihrer eigenthümlichen Natur und Mitwirkung im großen Concert der Culturentwicklung gerecht zu werden, zugleich aber auch herauszufühlen, welche von ihnen auf seine Subjectivität die stärkste Anziehungskraft geübt haben. Es sind unter den Semiten die Israeliten, unter den Arianern die Indier; unter ihnen verweilt er daher am längsten und liebsten; ja da, wo es auf Reproduction ihrer religiösen und religionsphilosophischen Ideen ankommt, hält er sich vielleicht länger bei ihnen auf, als der jetzt dominirenden Geschmacksrichtung zusagend ist. Zeigt er der phantasie- und schwungvollen theosophischen Lyrik dieser Nationen eine fast zu hingebungsvolle Sympathie, so hat er für die allerdings einseltige und nicht über eine gewisse Mittelmäßigkeit hinausgehende Verständigkeit und Sinnigkeit der Chinesen eine fast zu kühle Anerkennung. Neben den Extravaganzen einer zügellosen Einbildungskraft, denen wir unter den Indern nur allzu oft begegnen, liegt doch in der ruhigen Klarheit und Maßhaltung der Chinesen etwas recht Wohlthuendes und Erquickliches; ja selbst in dem Philistritzen und Pöpsigen verräth sich nicht selten ein charakteristischer Fein- und Tiefinn. Dann muß man sie wol auch nicht bloß nach den Zuständen beurtheilen, die uns von ihnen durch die historischen Uebersetzungen bekannt geworden sind, sondern nach denen, die sie durchgemacht haben mögen, ehe sie den Höhepunkt ihrer Bildung erreicht haben. Auch sie haben sich jedenfalls die ihnen eigenthümliche Lebensweisheit und Cultur erkämpfen müssen und in der Zeit der Entwicklung und Conflite wird es schwerlich an kühnere Bethätigungen des Geistes, als sich jetzt noch auffinden lassen, gefehlt haben. Und abgesehen von allem einzelnen bleibt schon das eine der höchsten Bewunderung würdige That der Cultur, daß es ihnen gelungen ist, sich zu einer Weltanschauung zu erheben, bei der sie nun schon so lange auszuhalten vermocht haben. Freilich liefern sie zugleich den Beleg, daß die höchste und vollkommenste Verhätigung des Menschenseins nicht in der Erreichung eines wirklich erreichbaren, sondern in der unermüdlichen Erstrebung eines nur von der vorausschauenden Idee zu erfassenden Ziels liegt.

Sich hiervon zu überzeugen, wird wahrscheinlich auch den Chinesen selbst nicht lange mehr erspart bleiben.

Bezüglich der Darstellung haben wir unsere Anerkennung bereits ausgesprochen. Nur zweierlei möchten wir dagegen erinnern. Es gibt Partien im Buche, in denen das Leichte und Fließende derselben auch unvortheilhaft wirkt. Der Verfasser gibt alles in zu appianirter, geglätteter Form. Was der Wissenschaft unsagliche Mühe und Anstrengung gekostet hat, nach und nach aus dem Dunkel an das Licht zu ziehen, ja was zum großen Theil noch jetzt Gegenstand schwieriger Untersuchungen und heftiger Streitigkeiten ist, das bietet er seinen Lesern wie selbstverständliche, mit Händen zu greifende Wahrheiten, wie fertige, zum sofortigen Genuß bereitstehende Speisen. Daß nicht wenige sind, welche die wissenschaftliche Belehrung gerade so und nicht anders zu empfangen wünschen, unterliegt keinem Zweifel; trotzdem hätten wir im Interesse solcher Leser, die sich derartige Kenntnisse bleibend zu eigen zu machen wünschen, eine es ihnen minder bequem machende Darstellung für zweckgemäßer gehalten. Der Verfasser sagt selbst einmal sehr wahr und gut: „Alle geistige Gabe ist eine Aufgabe, wir müssen sie uns aneignen, wir müssen sie für uns erarbeiten und sie verwirklichen. Einen Gedanken haben wir nur dadurch, daß wir ihn selbst denken, das ist seine Natur und Wesenheit. - Kein anderer kann ihn uns in den Kopf stecken, wie den Apfel in die Tasche“ u. s. w. Demgemäß hätte der Verfasser mehr als er gethan seinen Lesern auch die Gabe seines Buchs zu einer auch von ihnen zu lösenden Aufgabe machen, ihnen nicht bloß die Lösungen, sondern auch die Probleme als solche vorlegen und zumuthen sollen, sich mit den Arbeiten der Wordenker wenigstens als Nachdenker bekannt zu machen. Der hierzu nöthige Raum hätte leicht durch eine Vereinfachung des Materials gewonnen werden können.

Eng hiermit zusammen hängt ein zweiter Wunsch, der sich uns bei der Lectüre dieses Buchs aufgedrängt hat. Er betrifft die Art und Weise, wie der Autor seiner Vorarbeiter gedenkt. Man kann ihm nicht zum Vorwurf machen, daß er denselben die gebührende Anerkennung versagte, oder sie benutzte, ohne sie zu nennen. Aber er verfährt hierbei nicht exact genug. Bei einem Werk, wie das vorliegende ist, genügt es nicht, daß er die Namen der von ihm benutzten Schriftsteller in der Einleitung ganz im allgemeinen aufführt, auch nicht, daß er gelegentlich Stellen von ihnen anführt und dabei seine zustimmende oder abweichende Ansicht ausdrückt, sondern man will möglichst genau wissen, aus was für Quellen die einzelnen Erkenntnisse geflossen sind, man will insbesondere darüber vollkommen ins Klare gesetzt sein, was Resultat exacter Forschungen oder was bloß Ergebnis von Folgerungen und Combinationen, was vorgefundenes Material oder was Thatat des Verfassers, Product der Verarbeitung ist. Diesem Bedürfnis genügt aber der Autor nicht. Er bringt Eigenes und Fremdes, Gefundenes und Selbsthinzugefügtes, Thatächliches und Erschlossenes, Festgestelltes und Problematisches allzu unge-

sondert durcheinander und entzieht dadurch dem Leser wenigstens theilweise die Möglichkeit, sich über die ihm vorgetragenen Ansichten selbst ein Urtheil zu bilden oder die vom Buch empfangenen Anregungen auf einzelnen Gebieten specieller weiter zu verfolgen. Der Verfasser wird hiergegen vielleicht einwenden, ein Verfahren, wie es hier gewünscht wird, sei nur von einem streng gelehrten, aber nicht von einem zugleich für weitere Kreise bestimmten Werke zu fordern; und bis zu einem gewissen Grade geben wir ihm hierin recht. Aber wir erinnern, auch im größern Publikum ist die Zahl derer nicht gering, die sich erst dann in einem Stoff wirklich heimisch fühlen, wenn sie auch mit dem Gang und Standpunkt der Wissenschaft, die sich mit diesem Stoff beschäftigt, einigermaßen bekannt sind. Der Autor scheint dies während seiner Arbeit selbst empfunden zu haben, denn je weiter er in derselben vorschreitet, um so mehr hat er sich bezwogen gefühlt, dem hier beregten Bedürfnis entgegenzukommen. Was noch zu wünschen übrig bleibt, ließe sich vielleicht in Form von Anmerkungen am Schluß des Werks mit möglichst vollständiger Angabe der benutzten Quellen und Hülfsmittel nachtragen.

Reichhaltig und begiegnen ist die Auswahl von Proben aus dem Schatz der Poesie der verschiedenen Völkern. Als Schluß unserer Besprechung seien einige derselben mitgetheilt. Den Anfang macht ein Kriegsgesang amerikanischer Menschenfresser. Er lautet:

Erheben wir den Speer
Und hängen den Kessel auf!

Salben wir die Haare
Und malen das Angesicht!

Singen wir das Lied des Bluts,
Des Trankes der Tapfern,

Daß sich die Lobten ergötzen;
Sie sollen gerächt werden!

Chor:
Laßt uns trinken das Blut,
Laßt uns essen das Fleisch der Feinde!

Wie gestittet klingt dagegen schon ein Spruch der Mongolen:

Die begonnene That vollenden ist der Kern der That,
Des wahrhaft'gen Mannes Gemüth steht fest im Rath!

Unter den Proben chinesischer Dichtkunst findet sich besonders viel Sinniges und Piktantes, z. B. folgender Reim über die Frauen:

Oh' die Maulbeerblätter fallen
Sind sie lieblich bunt zu schaun;
Wenn sie streben zu gefallen,
Sind dem Falle nah' die Frauen.

Und folgende politische Klage über das Sinken des Reichs:

Größer wird der Kopf am Schafe
Durch des Leibes Magerkeit;
Mich erschreckt das Bild im Schlafe
Von der arg entstellten Zeit.

Vorherrschend religiösen und erhabenen Charakters sind die Mittheilungen aus Aegypten, z. B. der Hymnus an die Sonne vom heiligen Schreiber Lapherumnes:

Sei gnädig mir, du Gott der Morgensonne,
Du Gott der Abendsonne, Horos beider Welten,
Du Gott, der einzig und in Wahrheit lebst!
Erschaffen hast du alles was da ist,
Im Sonnenauge offenbarst du dich.

Ich rühme dich, wenn abendlich es dämmt,
Wo friedvoll du zu neuem Leben stirbst;
Du scheidest unter Lobgesang im Meer,
Und deine Barke nimmt dich jubelnd auf.

Derselbe Grundton herrscht in den Proben der Semiten und Iranier; von höchster Mannichfaltigkeit dagegen sind die der Indier aus den Vedas, den Volksgesängen und Helbenbüchungen, den Poesien des Brahmanen- und Buddhismus, den Lehrbüchern, Fabeln und Märchen, und endlich aus dem Gebiet der Spruchdichtung, Kunstsprache und Dramatik. Eine der merkwürdigsten unter ihnen ist jenes wunderbare metaphysische Gedicht über den Urgrund des Alls, welches beginnt:

Da war nicht Sein, nicht Nichtsein — nicht das Entstehn,
Nicht das gewobne Himmelsgelt da droben —
Was hüllte ein? Wo barg sich das Verborgne?
War's wol die Wasserflut, der jähe Abgrund?

Da war nicht Tod — Unsterbliches war nirgends —
Nichts schied die dunkle Nacht vom hellen Tage.
Es hauchte hauchlos in sich selbst das Eine;
Anders als dies ist fürder nicht gewesen —

und zuletzt mit den ewig unbeantwortbaren Fragen schließt:

Wer weiß es denn, wer hat es je verkündet,
Woher sie kam, woher die weite Schöpfung?
Die Götter kamen später denn die Schöpfung —
Wer weiß es wol, von wannen sie gekommen?

Nur er, aus dem sie kam, die weite Schöpfung,
Sei's, daß er selbst sie schuf, sei's, daß er's nicht that,
Er, der vom hohen Himmel her herabschaute —
Er weiß es wahrlich! Oder weiß auch er's nicht?

11.

Friedrich Koblrausch.

Erinnerungen aus meinem Leben von F. Koblrausch. Mit dem Porträt des Verfassers. Hannover, Hahn. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Unter einem vor mehreren Jahren erschienenen Bilde des Mannes, von dem das hier zu besprechende Buch handelt, stehen, als Facsimile, die von dem Manne selbst für das Bild gewählten Worte: „Des Lehrers wahrhaft bildende und belebende Kraft, dem Schüler gegenüber, liegt in seinem Charakter.“

In dem Buche lesen wir (S. 333): „Ich rühme bei dem Niederschreiben meiner Lebenserinnerungen auf solche wohlwollende Leser, die nicht allein den Oberschulrath in seinem Amtskleide, sondern auch den Menschen und Familienvater kennen lernen wollen.“

Aus diesen Gesichtspunkten muß man das Buch betrachten. Man muß während der Lectüre die erstangeführten Worte in Gedanken haben und erwägen, daß, wenn sie für den Lehrer von Bedeutung sind, sie dies in höhern Grade für den sein müssen, der als Vorstand, Ordner und Lenker des höhern Schulwesens eines Landes auf eine große Zahl von Lehrern Einfluß haben soll. Koblrausch, geboren im Jahre 1780 in dem Dorf

Landolfshausen in der Nähe Göttingens, wo sein Vater Prediger war, wuchs in den einfachsten natürlichsten Verhältnissen, unter den Augen einer wackern Mutter, die den Gatten früh verloren, auf. Sie hatte denselben zu dem Sohne eine Tochter geboren; er starb, da der erstere drittehalb Jahre zählte. In einer Dorfschule genoß dieser den ersten Unterricht. Bauernknaben waren sein früherer Umgang; großen Einfluß aber hatte auf ihn der Sohn des dem Pfarrhause gegenüberliegenden Krugs, Konrad Günther, der mit Gärtnerei und andern ländlichen Arbeiten sich beschäftigte. Dieser Mann hatte eine besondere Gabe, Fabeln, Märchen und Geschichten zu erzählen, in einer Weise, die der Verfasser unsers Buchs eine homerische nennen möchte; da denn der Knabe an seinem Munde hing, wenn er sich mit ihm abends nach vollbrachter Arbeit vor die Hausthür setzte und zu erzählen anging. Wir irren gewiß nicht in der Annahme, daß durch diesen Mann — auch abgesehen von der Gabe des Erzählens, die unserm Kohlrausch selbst in hohem Grade eigen ist — seine Phantasie eine eigenthümliche, nicht gemeine Richtung gewann. Auch in spätern Jahren, da Konrad Günther von Dingen, die er als gemeiner Soldat in den Jahren 1792—95 erlebt, zu erzählen mußte, hing er mit großer Liebe an ihm. Alles, die ländliche Gegend, die Menschen, die ihn umgaben, das Pfarrwitwenhaus, das noch jetzt, nachdem es fast achtzig Jahre hindurch von Mutter und Tochter bewohnt worden, von der letztern, der einundachtzigjährigen einzigen Schwester Kohlrausch's, bewohnt wird, das alles gab dem Charakter des Mannes, von dem unser Buch handelt, die Grundlagen, den Boden, dessen Früchte sich durch das ganze lange Leben desselben kund geben. Wir können uns hier nicht auf einzelne Züge einlassen, wie verlockend sie auch sind, unter andern die mit ergötzlichem Humor geschilderte „Brautfahrt“ der Mutter; doch können wir uns nicht versagen, eins hier mitzutheilen, was uns die einfache Weise, in der Kohlrausch heranwuchs, lebendig vor die Seele bringt. Jene noch lebende Schwester, Witwe des Pastors Oberwein in Landolfshausen, besuchte in späterer Zeit, da der Bruder einen so hohen Posten bekleidete, diesen in Hannover. Wiewol derselbe inmerfort einfach lebte, war ihr doch die Königsstadt mit ihrem Lurus äußerst zuwider. Sie hielt die dem Besuche bestimmte Zeit nicht inne. „Freig“, rief sie, zu dem Bruder in die Stube tretend, „ich kann es hier nicht länger aushalten; ich komme mir hier vor wie in Sodom und Gomorra; ich muß wieder zu meinen armen Leuten in Landolfshausen.“ Und diesen armen Leuten war sie wirklich in Rath und That, was man von der Gattin eines Predigers wünscht. Wenn diese schlichte einfache Frau in ihrer Einfalt bis in das höchste Alter hielt, so freut uns die Wahrnehmung, die sich das ganze Buch indurch uns ausdrängt, daß der Mann, von dem es erzählt, ein gleich langes Leben hindurch in allen Verhältnissen, in hoher Stellung, in Verbindung mit durch lang und Amt ausgezeichneten Personen, jene in früherer Zeit eingefogene und gewonnene Einfalt nie verlor.

Von welcher Bedeutung dies für den Wirkungskreis war, den Kohlrausch als Mann in immer gesteigertem Umfange gewann, das ist klar. Goethe sagt in einem Briefe an seinen Freund Zelter vom Jahre 1825:

Von wahrer Einfalt kann (in dieser Zeit) nicht die Rede sein. Junge Leute werden viel zu früh aufgeregt und dann im Zeitstrudel fortgerissen. Reichthum und Schnelligkeit ist, was die Welt bewundert und wonach jeder strebt. Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle mögliche Facilitäten der Communication sind es, worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren. Laß uns an der Gefinnung halten, in der wir herangelommen sind.

Aufhalten konnte Kohlrausch die Zeit nicht in ihrem Fortrasen. Aber jeder gesund Denkende wird einsehen, von welcher Bedeutung, welchem Werthe ein Mann ist, der, an die Spitze des höhern Unterrichts- und Bildungswesens eines Landes gestellt, in jener Einfalt für sie wirkt, ein Mann, um dessen Beifall sich eine große Zahl von Lehrern zu bewerben hat, der jedem unter diesen Dankbarkeit und Achtung abnötigt.

Wir verfolgen den Lebenslauf Kohlrausch's, wie das Buch uns denselben darstellt; von dem Gedanken geleitet, daß wir in ihm das Bild eines Mannes haben, dessen Leben die höhere Leitung und die eingreifende eigene freie Thätigkeit zu einem wahren gesegneten machen; eines Mannes, dessen Erscheinung im Bilde um so wohlthätiger wirken muß, je seltener in unsern Tagen im allgemeinen jene „wahre Einfalt“ ist, deren Einbuße Goethe in dem oben erwähnten Briefe beklagt.

Es zeigte sich bald, daß der Knabe mit seinen guten Fähigkeiten in eine wissenschaftliche Laufbahn gebracht werden müsse; und so war es ein günstiger Umstand, daß die Mutter Verwandte in Hannover hatte, unter deren Schutz und mit deren Hülfe er einer höhern Bildung als die, welche das Dorf bot, theilhaftig werden konnte. Er wurde im Jahre 1789 nach Hannover geschickt; wo er, nach einem verfehlten Versuche mit einer untern Klasse des Lyceums, der Hofschule übergeben ward, die unter der Leitung des würdigen Abtes Salfeld stand, des Mannes, der auch weiterhin einen großen Einfluß auf Kohlrausch haben sollte, dessen Andenken wiederholt in unserm Buche dankbar gefeiert wird.

Daß in jener Schule vormaltende realistische Element entsprach der Neigung des Knaben, der, wie sehr er auch als Mann dem Humanistischen huldigte, ja dem Studium der Philosophie mit Interesse und Kraft oblag, doch stets das dem Realen zugewandte Bedürfnis der Zeit im Auge behielt und demselben in seinem Wirkungskreise auf eine gesunde Weise Geltung verschaffte. Daß der Knabe bald aus dem engeren Kreise der Verwandten in eine weitere Sphäre geführt wurde, konnte auf den, der gleich nach den akademischen Jahren in ein vornehmeres Haus, in vornehmere Verbindungen kommen sollte, nicht ohne Einfluß bleiben. Er hatte in der Schule mit zwei Söhnen des Oberjägersmeisters von Beaulieu Bekanntschaft gemacht, was Anlaß gab, daß die Aeltern, einen anregenden Gespielen in dem lebhaften, kräftigen Knaben erkennend,

ihn in ihr Haus aufnahmen, wo die Mutter namentlich, „eine feine, wahrhaft adeliche Gestalt“, bei aller Weiblichkeit ihn den Anstand, das echt vornehme Wesen kennen lehrte. Doch ward er dadurch nicht den minder vornehmen Verwandten entfremdet, in deren Haus er auch nach anderthalb Jahren, da Frau von Beaulieu gestorben war, zurückkehrte.

Dem Verhältniß zu denselben, namentlich zu dem Onkel, dem Kriegskassirer Detmering, verdanken wir eine lebendige Schilderung eines echten, dienst- und pflichttreuen Hannoveraners mittlern Rangs aus dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts, eines Mannes, den wir, wie er lebte und lebte, in seinem wenn auch im einzelnen an das Komische grenzenden Pedantismus vor uns sehen. Keinen Abschnitt des Buchs finden wir ohne eine ähnliche humoristische Würze; und diese, wie sie demselben den Reiz der Mannichfaltigkeit und Abwechslung gibt, wird ihm viele Leser zuführen, die auch nicht durch das hohe Interesse des hauptsächlichlichen Inhalts angezogen werden; wir meinen Schulmänner, für die hauptsächlich die spätern Abschnitte geschrieben sind. Zu ersten Betrachtungen aber gibt auch der Abschnitt, bei dem wir eben stehen, Anlaß, vor allem die Confirmation durch den ehrwürdigen, bejahrten Pater, der in dem Confirmationen den Anregungen des geistlosen Nationalismus, wie den Verlockungen des geistvollern Pantheismus vorbeute. Kommt der Leser zu dem Leben des Mannes und des Greises, so wird er in der frühern Führung des Lebens den Reim des spätern erkennen.

Die göttinger Universitätsjahre von Ostern 1799 bis dahin 1802 gehören nicht zu den bedeutendern Abschnitten des Buchs. Kohlrausch studirte Theologie, die gerade damals in Göttingen auf jugendliche, Auf- und Anregung bedürftige Gemüther keine anziehende Kraft haben konnte. Die Universität hielt sich abgeschlossen gegen die Philosophie, die damals in Jena die Jugend entzündete und auch auf die Theologie Studirenden mächtig wirkte. Kohlrausch selbst nennt seinen damaligen Standpunkt einen engen; er war mit der deutschen schönen Literatur wenig vertraut, dem Studium der Alten blieb er fern. So war er auf dem Wege, ein gewöhnlicher Theolog im Sinne der damaligen Zeit zu werden, ohne warme, von innen her austreibende Begeisterung. Die Kanzel wurde indeß von ihm als von einem Mitgliede des homiletischen Seminars bestiegen, und die Mutter hatte die Freude, den Sohn von der Stätte herab, an der ihr verstorbener Vater gepredigt, zu hören. Auch das erste theologische Examen wurde in Hannover bestanden.

Kohlrausch bedurfte einer andern, einer kräftigern Anregung. Die Philosophie, die man das Salz der Erde genannt hatte, sollte auf ihn wirken, und „wenn er auch nicht eigentlich Philosoph wurde, den Blick auf die Welt erweitern, den in das eigene Innere schärfen und dessen Kräfte ihm enthüllen“. Eine solche Anregung wurde ihm bald. Durch den Abt Salsfeld wurde er dem dänischen General Grafen Vaudissin zum Lehrer der beiden ältesten Söhne desselben empfohlen. Er wurde angenommen;

und da der General eben Gesandter am preussischen Hofe war, kam Kohlrausch, nach einem kurzen Aufenthalte auf dem holsteinischen Gute des Grafen Rangau, nach Berlin, welche Stadt man damals wol den Sitz der deutschen Intelligenz nennen konnte. Was aber auch alles ihn aus der bisherigen beschränkten Geistesphäre erhob, Literatur, Kunst, Theater, geselliges Leben, vor allem wirkte auf ihn Fichte, dessen streng philosophische Vorlesungen er hörte, und zwar mit solcher Anstrengung und solchem Erfolg, daß Fichte ihn als seinen Schüler besonders schätzte und ihn in seinen nähern Umgang zog. Die Kritik, die Kohlrausch erfuhr, war aber nicht eine solche, wie sie auch die empfanden, die nur oberflächlich von der Philosophie und ihrer mehr die Phantasie aufregenden Kraft berührt und hingerissen wurden; es war Kohlrauschs Ernst mit ihr; wie sehr, das lehrt uns die Bemerkung, die der Mann machte, da er eine ernste feste Richtung in Hinsicht auf Christenthum, auf Erziehung und sociale Verhältnisse gewonnen hatte (§. 71): „Es erfüllt mich immer mit Betrübnis, daß die jezige Jugend so wenig Trieb zu philosophischen Studien zeigt. Sie entbehrt nicht nur eine geistige Gymnastik, sondern auch den weitem und freiem Blick, der sich von blendenden Sophismen, die in allen Regionen des Lebens jetzt sich breit machen, nicht täuschen läßt.“

Kohlrausch hatte das Glück gehabt, in eine sehr gebildete und liberale Familie einzutreten, die ihm in Unterricht und Behandlung der Söhne volle Freiheit ließ; und bessere Zöglinge hätte er sich nicht wünschen können. Wenn der ältere vierzehnjährige ihn durch einen feinen Sinn, durch sein ausgezeichnetes Talent für die schönen Künste, durch seine Lernbegier anzog, so war der jüngere, durch seine mehr auf das Praktische gerichtete Neigung, durch eine natürliche Wiederkeit ihm theuer. Neben kam die gehobene Bildung des Lehrers zugute. Man muß in dem Buche selbst lesen, wie viele Knaben beschäftigte, wie sie, besonders der älteste, Graf Wolf Vaudissin, der später die diplomatische Carrière betrat*), dann in der Literatur als Mitarbeiter an der Tied'schen Uebersetzung des Shakespeare sich bemerkbar machte, sich selbst zu beschäftigen angeleitet wurden.

Man wird auch hier den guten Genius erkennen, der unsern Freund leitete und sein Leben zu einem glücklichen machte. Auch außer dem gräflichen Hause war es ein solches. Durch einen Freund aus der hannoverschen Schulzeit, den Dr. Bischof, nachmaligen Professor in Bonn, war er in das Haus des Staatsraths Hufeland eingeführt, das zu jener Zeit ein Sammelplatz aller bedeutenden Männer Berlins und solcher war, die sich als Reisende oder sonst zeitweilig daselbst aufhielten. Viele Namen sind es, auf die wir hier in dem Buche stoßen. Welche Männer, die Kohlrausch in diesem Hause sah und nicht bloß sah, die er dort in Ernst und Heiterkeit sich ergießen hörte, in deren Gesprächen er selbst

*) Ein das Leben des jungen Diplomaten betreffendes, denselben in einem schönen Lichte zeigendes Ereignis finden wir S. 100 fg. in dem Buche.

mischen durfte! Außer dem gastfreien Staatsrath Hufeland selbst, Fichte, Alexander von Humboldt, Johannes Müller, Zelter, der durch Glieder seiner Singakademie der Gesellschaft manchen herzerhebenden und erfreuenden Genuß bereitere, A. W. Schlegel, dessen Vorlesungen über Literatur Kohlrausch mit hohem Interesse hörte, Pfland, der Schauspieler, Woltmann; auch Kobebue darf nicht vergessen werden. Von Fremden sei nur Schiller und J. G. Jacobi genannt; und damit auch die Naturwissenschaft nicht leer ausgehe, Gall und Glahn. Man sieht in dem Buche, wie diese Männer das damalige Leben unsers Freundes erhöhten, das spätere in Erinnerung beglückten.

Waren jene Männer an Alter, Rang, Wissenschaft ihm voraus, so fehlte es dem täglichen Leben nicht an gleichalterigen, über das Gemeine hinausstrebenden, gleichgesinnten Freunden, von denen ich hier nur Solger, Reßler, Ruden, Abelen, Weder und Raschmann nenne.

Das Schönste aber, das für das ganze künftige Leben Bedeutungsvolle war eine Bekanntschaft, die er gleich bei seinem Eintritt in das Baubislin'sche Haus machte. Dorothea Holm, in Kopenhagen geboren, damals in der Blüte jugendlicher Anmuth, lebte in dem gräflichen Hause, mit der Sorge für die jüngern Kinder betraut, von der Gräfin wegen ihres Charakters geschätzt und geliebt. Wie sie sofort die Augen unsers Freundes auf sich zog, gewann sie auch bald sein Herz, und er hatte das Glück, nach wenigen Jahren sie als Gattin die Seine zu nennen und mit ihr, die er im Jahre 1802 zum ersten male sah, 1857, nach einer durchaus glücklichen und gesegneten Ehe, die goldene Hochzeit feiern zu können.

Nachdem Kohlrausch die Erziehung seiner Zöglinge im väterlichen Hause vollendet hatte, mußte er den ältern, Wolf — der jüngere, Otto, hatte sich dem Militär bestimmt — auf die Universität begleiten, zunächst nach Kiel (1805), dann nach Göttingen. Beide Orte wurden für ihn bedeutend, theils durch die Collegien, die er zugleich mit seinem Zögling hörte, theils durch die trefflichen Menschen der gelehrten und vornehmen Welt, die er, und nicht oberflächlich, kennen lernte. Der Philosophie blieb er treu; in Kiel wurde der Plato durchgearbeitet.

Der Uebergang nach Göttingen fiel in den Herbst des Jahres 1806, bald nach der unglaublichen, Deutschland so vielfach umgestaltenden und namentlich auch Göttingen treffenden Schlacht von Jena.

Eine Bemerkung des Verfassers können wir hier nicht unerwähnt lassen. Er sagt (S. 95): „Mein und meiner Altersgenossen Theilnahme an den politischen Begebenheiten war damals noch so wenig lebhaft, daß der weitere Verlauf des Kriegs uns nicht sehr berührte.“ So war es damals unter der auch über das Gemeine sich erhebenden Jugend. Die Philosophie, die Aesthetik, die in ihrer Blüte stehende Romantik verslang ihr Interesse. Es bedurfte eines gewaltigen Weckers. Wie anders finden wir unsern Kohlrausch nach wenigen Jahren in Barmen, in Düsseldorf! Er hat sehr recht, wenn er bei einer spätern Gelegenheit von der Gefahr spricht, die in einer

1863. 34.

überwiegenden ästhetischen Richtung liegt, wenn nicht das Gegengewicht eines religiösen Ernstes (und bei Kohlrausch kam der philosophische, durch Fichte gewonnene Ernst dazu) dem Charakter die Festigkeit gibt, die an alles Irdische den höhern Maßstab legt.

Wir berühren nur in Kürze den zweimaligen, durch ein halbes Jahr in Heidelberg unterbrochenen Aufenthalt in Göttingen (1806—10). Beide Universitäten wurden von Kohlrausch zur eigenen Bildung benutzt; das Bedeutendste in dieser Hinsicht ist, daß er durch Verbindung mit dem Philosophen Herbart und dem Philologen Dissen auf sein eigentliches Feld, das pädagogische, geführt wurde. Das Glück, welches ihn sein ganzes Leben hindurch auch insofern begünstigte, daß er mit mehreren der bedeutendsten deutschen Männer seiner Zeit in Verührung kam, fügte es ferner, daß er, außer mit den eben genannten Gelehrten in Göttingen, auch während seines Aufenthalts in Heidelberg mit dem ehrwürdigen Altvater J. G. Voß und dessen liebenswürdigem Sohne Heinrich Voß näher bekannt wurde, und während seines dritten Aufenthalts in Göttingen, bei Gelegenheit einer Reise nach Weimar und Jena im Jahre 1809 mit dem berühmten göttinger Juristen Hugo, dem auch von ihm hochverehrten Goethe näher treten durfte, und zwar so, daß er den großen Mann von seiner liebenswürdigen Seite kennen lernte und mit seinem Ueuen viele Freundlichkeit von ihm erhielt. Diese interessante Begegnung ist in dem Buche lebhaft geschildert.

Der dritte Aufenthalt in Göttingen führte ihn auch mit der ihm verlobten und noch vor der Reise nach Heidelberg ehelich verbundenen Dorothea wieder zusammen. Sie war bald nach der Hochzeit zu ihrer Mutter nach Kopenhagen gereist, wo sie eine Zeit lang verweilte. Nun richteten sie ihren Haushalt ein und sein Zögling und Freund, Wolf Baubislin, blieb ein Mitglied desselben bis zur Vollendung seiner akademischen Studien. Die ungetrübte Freude des Zusammenlebens dauerte aber nur ein Jahr. Ihr in Kopenhagen geborenes erstes Kind, eine Tochter, die früh sich entwickelnd zu den schönsten Hoffnungen Anlaß gab, starb, zur tiefen Trauer des Vaters, zu unendlichem Schmerz der Mutter. Da nahm sich eine edle Frau, die Witwe des Ministers von Grote, die mit ihren Töchtern in Göttingen lebte und die Frau unsers Freundes besonders lieb gewonnen hatte, der Trauernden so an, daß Kohlrausch, nachdem er davon berichtet, sein Herz in den Worten ergießt:

Wenn ich an diese Familie und andere, die als Wohlthäter in mein Leben eingegriffen haben, ohne durch verwandtschaftliche Pflichten dazu aufgefordert zu sein, zurückdenke, so erfüllt mich nicht nur die wärmste Dankbarkeit, sondern ich rechne diese Erfahrungen auch insofern zu den wohlthueudsten meines ganzen Lebens, daß sie zeigen, wie doch noch immer, bei allem die große Masse beherrschenden Egoismus unserer Zeit, solche edle, sich selbst vergessende, an dem Schicksale anderer theilnehmende Menschenliebe ihren Platz findet.

Nicht ohne Absicht führen wir diese Stelle aus Kohlrausch's Buche auf; sie läßt uns eine Färbung gewahren, die des Verfassers ganzes Leben trägt.

Die Jahre, die Kohlrausch dem Baudissin'schen Hause zu widmen sich verpflichtet hatte, waren verfloßen. Nun mußte an einen Platz, an eine Stellung gedacht werden, in der er selbst mit einer Familie — in Göttingen war ihm ein Sohn geboren — sich erhalten konnte. Lange hatte er den Gedanken an eine akademische Laufbahn gehegt; auch hatte er für eine solche Schritte gethan; aber die Zeit war nicht günstig, und Johannes Müller, damals Generalinspector des öffentlichen Unterrichts des Königreichs Westfalen, der sich ihm geneigt erwiesen, war gestorben, und mit ihm die Hauptstütze seiner Hoffnungen. Da kam eine Aufforderung von dem Schul- und berliner Freunde Bischof, sich nach Barmen bei Elberfeld zu begeben und dort eine Erziehungs- und Unterrichtsanstalt zu gründen. Kohlrausch folgte ihr und zog im Frühjahr 1810 in ein ihm unbekanntes Land, zu unbekannten Menschen, zu neuen Verhältnissen und Aufgaben.

Aus einer Welt, deren Element Gelehrsamkeit, Geistesbildung war, in einen Kreis überzugehen, für denselben zu wirken, in welchem Handel und Fabrikwesen herrschten, einen Unterricht zu übernehmen und zu leiten, der für die Verhältnisse der Stadt paßte: es war kein Kleines und konnte wol Bedenken erregen. „Aber“, sagt Kohlrausch, „Muth und Verzagen konnten nichts helfen; das Werk mußte mit gutem Muth angegriffen werden.“ Er bestand die Probe. Eine ungemeine Thätigkeit trat ein. Er gründete eine Privatschule, in der Knaben und Mädchen und zwar — so wollte es die dortige Gewohnheit — zusammen unterrichtet wurden; er hatte Schüler von dem Alter der ersten Schulbildung bis zu dem der Confirmation; er nahm Pensionäre in das Haus, für deren Unterricht, Erziehung und körperliche Bedürfnisse beide Gatten zu sorgen hatten. Ein Plan nach Herbart's pädagogischen Ideen war freilich nur in einem sehr beschränkten Sinne in Anwendung zu bringen.

Was sich indeß bei Kohlrausch's Thätigkeit, bei der Leichtigkeit, womit er sich in Menschen und Verhältnisse fand, erwarten ließ, er erwarb sich Achtung und Freunde; wie er denn auch, trotz seinen hauptsächlichsten Arbeiten, noch Zeit gewann für Frauen und erwachsene Jungfrauen Vorträge über die schöne Literatur zu halten; wodurch in dem gewerblichen Barmen auch für Weckung eines feinern Sinns gesorgt wurde. Die eigene weitere Bildung förderten regelmäßige Zusammenkünfte mit gebildeten, strebenden Freunden in der Nachbarschaft, mit denen eine Platonische Gesellschaft gebildet wurde. Selbst für literarische Arbeiten wurde Zeit gewonnen. Im Jahre 1811 erschienen die „Biblischen Geschichten“, von denen vor zwei Jahren die dreißigste Auflage erschienen ist, mit einer Vorrede des Kanzlers Niemeyer in Halle; zugleich eine besonders gedruckte Anweisung über die Weise, in welcher die Bibel beim Unterrichte zu gebrauchen sei; und bald darauf erschien ein „Chronologischer Abriss der Weltgeschichte“.

Je näher Kohlrausch dem Rheine kam, desto lebendiger wurde sein Interesse an der Politik, der sich ein deutsches Herz, wie es in seinem Busen schlug, nicht ent-

ziehen konnte. In welche Pläne dieses ausging, werden wir gleich sehen, nachdem wir angeführt, daß er im November 1811 den auf dem Gipfel seiner Macht stehenden welthistorischen Mann, der nach einem Jahre als Flüchtling über die Eisfelder Rußlands zurückgekehrt war, mit Augen sah, und nicht lange darauf Zeuge der Aufregung war, in welcher das Volk den dem Rheine zufließenden König von Westfalen betrachtete.

Vier Jahre hatte Kohlrausch in Barmen verlebt; da erfuhr auch er den durch Napoleon's Sturz erzeugten Umschlag der Dinge. Die Platonische Gesellschaft war auch Ursache, daß er mit Kortüm, dem Director des Lyceums in Düsseldorf, bekannt wurde. Dieser sechsundzwanzigjährige Mann war von dem bergischen Minister Kesselrode beauftragt worden, die unter der französischen Herrschaft ganz in Verfall gerathene Anstalt durch Sorge für neue Lehrer emporzubringen. Er wandte sich an Kohlrausch, der, aufgeregt durch die nach den früheren Siegen des Jahres 1813 begründete Hoffnung auf die Befreiung Deutschlands, sich entschloß, der Aufforderung zu folgen. Ihm ahnte, daß er einem Staate dienen werde, der bestimmt sei, nach schwerem Druck und großen Leiden neu belebt, Großes zu schaffen und für Deutschland wichtig zu werden. Als nach der Schlacht bei Leipzig die Franzosen über den Rhein getrieben waren, und Justus Gruner die Verwaltung des bergischen Landes ordnete, kam auch die Angelegenheit der Schulen in eine fräftige Hand.

Ob er Barmen verließ, fühlte er sich gedrungen, seinem Gefühle für den Ort, in welchem er Liebe und Achtung genossen, einen Ausdruck zu geben. Um dieselbe Zeit (im Herbst 1813) hatte er vielfach darüber gegonnen, wie er thätig eingreifen könne in die Bewegung Deutschlands; es fand sich, auch in Berathung mit hochgestellten Männern, kein Punkt, von welchem er ausgehen könnte; und aufs Gerathewohl durfte er Weib und Kinder nicht verlassen. (Gleich bei seinem Eintritt in Düsseldorf wurde ihm der vierte Sohn geboren.) Da beschloß er, durch Wort und Rath dem Vaterlande seinen Zoll abzutragen. So entstanden die sechs „Reden über Deutschlands Zukunft“, mit denen er, dankend und Heil und Glück wünschend, Barmen verließ.

Wollen wir diese Reden beurtheilen, dann müssen wir das beherzigen, was der Verfasser über die Zeit sagt, in der sie gehalten wurden (S. 135): „Da war kein Leben mit sechs Alttagen und einem Sonntage, sondern ein Leben in fast ununterbrochener festlicher Stimmung. Die Zukunft schmückte sich mit Bildern von Verwirklichung der edelsten und tiefsten Gedanken über würdige menschliche und staatliche Zustände, und jeder Wohlmeynende fühlte sich berufen, zu dieser Verwirklichung mit Hand anzulegen.“ Nur eine Stimmung wie die, welche diese Worte ausdrücken, erklärt die kühnen Hoffnungen, in denen der Redner sich wiegte. Er selbst wird jetzt wol lächeln über die „olympischen Spiele“, die er als bald in Deutschland zu feiernde sich dachte. Aber der Mittheilung werth war in dieser Biographie gewiß manches aus den

Reben, was uns noch bedeutender wird, wenn wir nach dem Tode desselben eine Rahe und einen Genuß, so verschiedene Naturen, über das Ganze urtheilen hören.

Werfen wir, ehe wir Kohlrausch in den neuen Wirkungskreis begleiten, einen Rückblick auf sein bisheriges Leben, dann haben wir die wohlthunende Erscheinung eines Mannes, der Schritt vor Schritt dem Ziele näher geführt wurde, das seine Natur ihm steckte. Der in den einfachsten Verhältnissen Erwachsene, die Jugendjahre in voller Reinheit Verlebende, kommt bald in eine Lage, wo das Lehren und Bilden ihm Pflicht wird; er übt diese unter den angenehmsten Umständen; und er kommt an einen Ort, wo die in ihm schlummernden geistigen Kräfte lebendig angeregt werden, wo höhere Naturen als Führer und Vorbilder ihm sich kund geben; eine reine Liebe zu einem gleichgesinnten Wesen spornet ihn zur Thätigkeit; er beginnt in der einfachsten Weise die, zu der er sich berufen fühlt; in einer Zeit großartiger Begeisterung tritt er ein in einen Staat, in welchem seine Kräfte zu entfalten ihm eine Lust war; und er, der später in einem weiten Kreise im Erziehungswesen wirken sollte, übt sich in Verbindung mit trefflichen, für ihren Beruf begeisterten Männern als Lehrer, er, der einst der Lehrer Lehrer werden sollte.

Von großem Interesse ist der „Das Leben in Düsseldorf während der Jahre 1814—18“ schilbernde Abschnitt des Buchs. Unter der Verwaltung des thätigen, wohlgesinnten, für die Hebung Deutschlands begeisterten Generalgouverneurs der Rheinlande, Justus Gruner, in Verbindung mit dem trefflichen, innig befreundeten Director des Gymnasiums Kortüm und mit dem gleichgesinnten Straß, hob sich bald das Gymnasium, so daß ein Kundiger sagen konnte: „Durch ein Lehrercollegium, wie das genannte, wissenschaftlich gebildet und gehoben durch das wiedererwachende Vaterlandsgefühl, sei eine Blüte des Gymnasiums erwachsen, dessen Andenken fast nach einem halben Jahrhundert frisch in den Seelen derjenigen lebe, welche einst ihm angehörten.“ (Vergleiche in der Biographie Kortüm's.)

Kohlrausch wurde bald in den von Gruner provisorisch errichteten Schulrath gezogen, und hatte so die schönste Gelegenheit, sich für das Organisiren zu bilden, was er später in weitem Umfang üben sollte. Auch daß das aus argem Verfall neuerstandene Gymnasium von einer großen Zahl katholischer Schüler besucht wurde, war ein Umstand von Bedeutung für Kohlrausch, der nach wenigen Jahren in dem katholischen Münster als Vorstand so mancher katholischen Anstalten zu wirken hatte. Es kommt uns in dieser Hinsicht als ein gutes Omen vor, daß er den jetzt an der Spitze des ganzen katholischen Gymnasialwesens im Königreich Preußen stehenden Brügge-mann zum Collegien bekam und sich der rasch zunehmenden Bildung und Tüchtigkeit des damals noch ganz jungen Mannes freuen konnte.

Aber auch abgesehen von der Bedeutung, die das Leben und Wirken in Düsseldorf für den künftigen Schulrath Münsters und den General-Schuldirector Hannovers

hatte, ist dieser Abschnitt einer der interessantesten im ganzen Buche. Wir nennen hier nur die lebendige Schilderung der durch die Nachricht von dem Siege bei Waterloo herbeigeführten Scene. Man muß solchen Scenen beigewohnt haben, um zu fühlen, welche Wahrheit, welches Gefühl sich in dieser Schilderung offenbart. Gar mancher Name bedeutender Männer zielt; außer den genannten, die düsseldorfer Periode. Wer findet hier nicht gern die Namen Jacobi, Arndt, Jahn, Görres, Steffens? Und alle diese Männer verbunden im edeln Wirken für die neue Zeit, für das wiedergewonnene Vaterland.

Nachholend müssen wir hier der „Deutschen Geschichte“ gedenken, die auszuarbeiten Kohlrausch durch den von ihm auf dem Gymnasium zu ertheilenden Unterricht veranlaßt wurde. Was den Werth derselben betrifft, muß man die erste im Jahre 1816 erschienene Ausgabe nicht gegen die im Jahre 1858 erschienene vierzehnte halten, die an Gehalt fast ein anderes Werk geworden ist. Aber der Ton, der sich durch das ganze Buch zieht, die Lebhaftigkeit der Darstellung war ganz für die Jugend, namentlich der damaligen Zeit, geeignet, und diesem, abgesehen von dem bei jeder neuen Auflage reichern und reichern Inhalt, verdankt das Buch den Beifall, den es fand und immerfort findet.

Die Aufgabe für Düsseldorf war gelöst; das Gymnasium stand wohlgegründet da, der Hauptgründer desselben blieb an der Spitze desselben zurück und bürgte für das fernere Gedeihen. Unter diesen Umständen folgte Kohlrausch im Jahre 1818 einem durch einen alten berliner Freund, den Regierungsdirector Kessler in Münster, an ihn vermittelten Rufe des vortrefflichen Oberpräsidenten von Winke, der ihm, der bisher Lehrer war, nun ein weites Feld für organisirende Thätigkeit öffnete. Als Confistorial- und Schulrath für die Provinz Westfalen hatte er die Inspection und Sorge für sechs protestantische und drei katholische Gymnasien, deren Einrichtung sehr verschiedenartig, deren Lehrercollegium zum Theil unvollständig war; dazu kamen neue Anstalten kleinerer Städte, die man als Progymnasien betrachten konnte.

Kohlrausch begann seine amtliche Wirksamkeit mit einer Inspectionsreise zu allen Gymnasien; denn die persönliche Bekanntschaft mit allen Directoren und Lehrern hielt er für die Grundlage und einen wesentlichen Bestandtheil seines Wirkens, und dieser Grundsatz hat sich in dem langen Zeitraume, von dem Jahre, bei welchem wir stehen, bis auf die gegenwärtige Zeit bewährt. Nicht allein, daß er durch eigenes Sehen erkannte, wo Lücken auszufüllen, Vorhandenes gepflegt, Neues geschaffen werden mußte: durch Verständigung mit den Directoren, durch Besprechung mit den Lehrern, wurde ein Geist geweckt oder gepflegt, ein Gemeingeist, der von hoher Bedeutung und Wirkung für das ganze Gymnasialwesen der Provinz war. Kohlrausch, sagte nach einigen Jahren der einsichtsvolle, ehrwürdige Confistorialrath Möller, hat überall, wo auch nur Ruinen waren, Tempel errichtet.

Viel liegt in diesem Worte, wozu wir, wenn der

einer Anzeige wie der vorliegenden angewiesene Raum es gestattete, aus dem Buche einen reichen Commentar geben könnten. Wir würden alsdann von den durch Kohlräusch eingeführten höchst wirksamen Directorenconferenzen, den Berufungen und Versetzungen von Lehrern, der Pensionirung alter, Hervorziehung und Hebung jüngerer zu sprechen haben. Doch eins dürfen wir nicht übergehen: das tolerante, wahrhaft humane Benehmen unsers Freundes in Beziehung auf die Katholiken. Dadurch erwarb er sich in einem Lande, in einer Stadt, die als erzkatholisch betrachtet wird, so viele wackere, einflußreiche Männer dieses Glaubens, ja man kann sagen allgemeine Achtung und Liebe, sodaß von seiten der Kirche ihm keine Schwierigkeit in Durchführung seiner Pläne und Absichten hinderlich war. Die edle Wirksamkeit und Thätigkeit des Oberpräsidenten, zu dem Kohlräusch in ein freundlich-vertrauliches Verhältniß trat, waren ihm hier förderlich; auch dürfen wir den Umstand nicht übersehen, daß der Graf F. L. Stolberg, der vor 18 Jahren in Münster zur katholischen Kirche übergetreten war, dann eine geraume Zeit daselbst lebte, sich über den humanen und unparteiischen Geist, der in Kohlräusch's „Deutsche Geschichte“ walte, sehr vorthellhaft geäußert hatte. Doch wichtiger war, daß die Lehrer an den katholischen Anstalten bald erkannten, wie sich Kohlräusch ihrer Schulen und ihrer Personen ebenso thätig annahm als der protestantischen.

Die Weise, in welcher Kohlräusch im Namen des abwesenden Oberpräsidenten gegen den Generalvicar Droste-Vischering, nachmaligem Erzbischof von Köln, verfahren mußte, die S. 214 fg. ausführlich erzählt wird, entzog ihm weder das Vertrauen der katholischen Schuldirectoren und Lehrer, noch das anderer hochgestellter katholischen Geistlichen und Beamten.

Die amtlichen Verhältnisse unsers Freundes waren die erfreulichsten. Des Oberpräsidenten von Vincke, dem in dem Buche eine aus Erfahrung hervorgehende Schilderung gewidmet ist, ist schon gedacht; ebenso des Regierungsdirectors Kestler, mit dem Kohlräusch in herzlicher Freundschaft verbunden war. Auf dem religiösen und geistlichen Gebiete standen ihm die ebenfalls zur Regierung gehörenden Oberconsistorialrath Ratorp, ausgezeichnet als Theolog, als Prediger und Geschäftsmann, und der gelehrte, durch Gemüthlichkeit und Naivität die Herzen gewinnende Consistorialrath Möller nahe. Mit beiden stand Kohlräusch nicht nur in amtlichem, sondern auch freundschaftlichem Verhältniß.

Münster versammelte damals ausgezeichnete militärische Persönlichkeiten, unter denen Kohlräusch die Generale Thielmann und Horn, dann den Obersten Wolzogen nennt. Die Bekanntschaft, die Unterhaltung mit ihnen war ihm höchst interessant, wie denn die Freude an militärischen Dingen ihm vom Vater angeerbt schien. Er hörte mit Aufmerksamkeit und Lust ihre Erzählungen aus den Freiheitskriegen, und namentlich Wolzogen gab ihm aus diesen die anziehendsten Details, an denen er selbst theilgehabt. Manches von diesem ist in die Beschreibung

dieses Kriegs in die „Deutsche Geschichte“ übergegangen, wie es der vorliegenden Biographie einen eigenen Reiz gibt. In genauerm Verhältniß stand Kohlräusch zu dem General Lützow, dem Führer der kühnen Schar, der Theodor Körner angehörte, und zu dessen Gemahlin, der frühern und spätern Gräfin Ahlefeldt. Mit ihm, namentlich mit der letztern, stand der Dichter Immermann, damals Auditor des in Münster garnisontirenden Regiments, in innigster Verbindung, und so ward dieser auch Hausfreund unsers Freundes, und ein Hausfreund im schönsten Sinne des Wortes, der der Neigung jenes, der Liebe zur Dichtkunst und schönen Literatur, die reichste, beste Nahrung gab, der durch sein großes Talent des Vorlesens, durch Mittheilung eigener dichterischer Productionen die Abende in dem Lützow'schen und Kohlräusch'schen Hause zu den angenehmsten und belehrendsten machte. Unser Biographie verdanken wir auch eine erwünschte Aufklärung über das Verhältniß beider Lützow'schen Gatten zu Immermann, das von Ludmilla Assing in ihrem Buche „Gräfin Elisa von Ahlefeldt“ nicht durchweg in voller Wahrheit dargestellt ist.

Der Verfasser unsers Buchs wollte, wie wir oben bemerkten, in demselben nicht bloß im Amtsdock, sondern auch als Mensch und Familienvater erscheinen. Und als letzterer erscheint er auch in der That höchst lebens- und ehrwürdig. Sehen wir auf die Weise, in der er seine Knaben zu rüstigen Turnern und Fußgängern zieht, wie er sie in die Natur einführt, zu der die Knaben schon durch eigene Neigung gezogen wurden, wie er, in Verbindung mit der Mutter, Anlaß gibt, daß die Kinder mit Menschen auch der niederen Stände, in denen sich die Menschennatur am reinsten auszuprägen und zu erhalten pflegt, bekannt wurden; sehen wir auf dieses alles, dann erkennen wir, welch ein Familienvater Kohlräusch war, und wie wohl er that, sich als solchen auch in seinem Buche kund zu geben, das ja bestimmt war, den Vätern in jeglicher Beziehung darzustellen. Die Partie des Buchs, die „Haus-Häuschen“ überschrieben ist, gibt uns eine echt westfälische Idylle, an das sich eine Charakteristik Westfalens anschließt, die nicht nur dem Sohne des Landes, die jedem Deutschen willkommen und anziehend sein wird.

Wie glücklich das Leben in Münster durch zugewandte und gesegnete Amtsthätigkeit, durch amtliche und gesellige Verhältnisse, durch inniges Familienleben auch war, so fehlte doch gegen Ende desselben auch der Schatten, ja zum Theil ein recht düsterer nicht, namentlich der Verlust eines hoffnungsvollen Sohnes, der im Alter von 14 Jahren im Jahre 1828 starb. Wenn es etwas gibt, das Gatten, die in inniger Liebe verbunden sind, noch inniger aneinander schließt, so ist es ein solcher Verlust, nach einer Krankheit, die die vollste Liebe und Aufopferung der Mutter in Anspruch nimmt — und Kohlräusch's Gattin erwies sich in dieser Hinsicht musterhaft —, die der Vater durch Anerkennung und Dankbarkeit vergilt.

Zwölf Jahre hatte das Leben und die Thätigkeit in Münster gebaut, da erhielt Kohlräusch einen Ruf nach

Hannover, wo das Ministerium des Cultus mit Conso-
lidation und Reorganisation des höhern Schulwesens um-
ging. Da entstand in ihm ein harter Kampf. Er sollte
eine Provinz verlassen, der er eine solche Thätigkeit ge-
widmet hatte, die ihm lieb geworden war; er sollte aus
Verhältnissen scheiden, die ihm das Leben angenehm ge-
macht hatten, und nicht längst hatte er auf Kosten der
Regierung eine Reise gemacht, auf der er mehrere der
vornehmsten Gymnasien des Reichs kennen lernen sollte;
eine Reise, in der ihm die Rührigkeit des Staats für das
Schulwesen lebendig vor Augen trat.^{*)} Dazu war die
ihm in Hannover gestellte Aufgabe keine leichte. Es war
wol natürlich, daß dieser Kampf besonders es war, was
ihm eine langwierige Krankheit, die sich vorzüglich in an-
gegriffenen Nerven und Niedergeschlagenheit zeigte, zuzog.
Aber die Liebe zu seiner hannoverschen Heimat, die Freude
am Organisiren — in Westfalen war er damit fertig —
und die Aussicht auf angenehme Verhältnisse siegten. Kohl-
rausch entschloß sich, in die Dienste seines Vaterlandes zu
treten. Im Juni 1830 trat er das neue Amt an. Es
war in Hannover ein Oberschulcollegium errichtet, an
dessen Spitze er gestellt wurde.

Was Kohlrusch in der Provinz Westfalen zu thun,
zu ordnen, zu schaffen hatte, das wiederholte sich in dem
Königreich Hannover. Da war eine große Zahl von
Gymnasien mehr oder minder neu zu organisiren; da wa-
ren für die königlichen Gymnasien Mittel von seiten des
Staats zu schaffen, und Magistrate zu stimmen, daß sie
die in ihrer Pflege stehenden Anstalten auf gleiche Linie
mit jenen brächten; da waren Lehrer heranzuziehen, oder
solche, die in die neue Ordnung nicht einzugreifen ver-
mochten, zu beseitigen; da waren anständige Lokale statt
verfallene zu schaffen, Umordnungen, die in die Schüler-
welt eingerissen waren, zu steuern; kurz, Kohlrusch fand
ein weites Feld für seine Thätigkeit, ein Feld, auf dem
er das, was er in Münster mit solchem Erfolge geübt,
dieselbe Wachsamkeit, Humanität, Toleranz — denn es
waren auch katholische Gymnasien seiner Pflege anver-
traut — zu beweisen hatte.

Er machte sich nach wiederhergestellter Gesundheit
muthig an die Aufgabe. Wackerer Männer, die man ihm
als Kollegen zugesellt, standen ihm bei; es ist zu ver-
wundern, was in wenigen Jahren für das Schulwesen
Hannovers geschah. Seinem Grundsatz, persönlich zu
wirken, getreu, war das erste, daß er eine Rundreise zu
allen in seiner Pflege stehenden Anstalten machte. Es
wurden nun dieselben in vollständige, zur Entlassung auf
die Akademie berechnete, und in vorbereitende getheilt,
so daß 17 der höhern Ordnung, 12 der niedern, den
Wirkungskreis des Oberschulcollegiums bildeten. Eine
Ordnung für die früher entworfene Maturitätsprüfung
trat, nach Kohlrusch's Einsicht und Erfahrung modi-
ficirt, ins Leben; eine Prüfungskommission wurde für die,
die sich dem Schulfach widmeten, in Göttingen eingerich-

tet. Diese Organisation war für Kohlrusch der Grund,
auf dem weiter gebaut wurde; die persönliche Einwirkung
erhielt das Ganze in Leben und Wirksamkeit und nir-
gends fehlte die bessernde Hand.

Das in unsern Tagen so bedeutungsvolle Wort Fort-
schritt war von Kohlrusch wohl beherzigt worden; es
war auch seine Lösung, jedoch in einer Weise, die das
schwierige Gile mit Weile in all seinem Thun erkennen
ließ. Vor allem beherzigte er das Drängen der Zeit auf
den Realunterricht; und er kam diesem dadurch entgegen,
daß er theils neben der humanistischen Abtheilung der
Gymnasien eine realistische schuf, theils Sorge trug, daß,
wo solches nicht geschehen konnte, durch ein humanistisches
Element dem Zurückgreifen des realistischen gewehrt wurde.
Im Verlauf der Zeit wurde sein Wirkungskreis auf
eigentliche Real- und Gewerbeschulen ausgedehnt.

Bei der großen Thätigkeit, die das Genannte for-
derte, ist es zu bewundern, daß er noch Zeit für litera-
rische Arbeiten gewann. Die „Deutsche Geschichte“ erschien
im Jahre 1858 in der vierzehnten Auflage; und welchen
Eifrigkeit er auf jede neue verwandte, ist schon oben bemerkt
worden. Außerdem gab er einen Text zu den Bildnissen
der deutschen Kaiser, welches Werk aber mit Maximilian I.
geschlossen wurde. Wir erwähnen hier noch des thätigen
Antheils, den Kohlrusch an dem Niedersächsischen histori-
schen Vereine nahm.

Als das Oberschulcollegium im Jahre 1855 sein fünf-
undzwanzigjähriges Bestehen feierte, konnte Kohlrusch
statistisch folgende Uebersicht geben: An den Gymnasien
und Progymnasien arbeiteten im Jahre 1830 117 Haupt-
lehrer und 34 Hülflehrer; im Jahre 1855 227 Haupt-
lehrer und 49 Hülflehrer, im Jahre 1830 waren vor-
handen 2684 Schüler in 124 Klassen, im Jahre 1855
waren vorhanden 4300 Schüler in 194 Klassen.

In dem abgelaufenen Zeitraume hatte er 76 Dienst-
reisen gemacht, welche größtentheils mehrere Anstalten be-
sahen, so daß, wenn die Besuche der einzelnen Anstalten
gerechnet werden, 290 Inspectionen herauskommen.

War diese Thätigkeit, diese liebevolle Sorgfalt dem
ganzen Lande ersprießlich, so lesen wir in dem Buche
mit Freuden, welche Anerkennung diese an höchster Stelle
fand; wie dieselbe sich bei der Einweihung des neuen
Gymnasialgebäudes in Klingen, die der König durch seine
Gegenwart beehrte, kund gab. Kohlrusch wurde an
seinem bald darauf eintretenden achtzigsten Geburtstag
mit einem höhern Orden und dem Titel General-Schul-
director beschenkt.

Gehen wir zu dem Privatleben unsers Freundes über.
Kohlrusch stand da, im hohen Alter noch rüstig und mit
dem Vermögen geistiger, anstrengender Thätigkeit; er sah
die Frucht derselben; er war überall anerkannt und ge-
ehrt, ein wohlervorbener Wohlstand überhob ihn der Sorgen
des Lebens, er war umgeben von einer liebenden Familie,
neben Gattin und Schwester, von drei Söhnen, vier
Töchtern und einer großen Zahl von Enkeln. Da sollte
er im vollen Maße die Worte: „Prüfungen erwartet bis
zuletzt“, wie Goethe das minder bedeutende ante obitum

^{*)} Die Schilderung dieser Reise, auch abgesehen von dem, was das
Schulwesen betrifft, bildet ein sehr interessantes und unterhaltendes
Kapitel des Buchs.

nemo beatus umgestaltet, an sich erfahren. Im Jahre 1854 starb unter schweren Leiden, im vierundvierzigsten Lebensjahre, der zweite seiner Söhne, Otto, der als Arzt in Hannover durch Talent, Thätigkeit und Charakter zu einer bedeutenden Stellung gelangt war; zwei Jahre darauf der Gatte der dritten in Berlin vermählten Tochter, der der ältesten war schon früher abgeschieden; und Kohlrausch hatte nun zwei verwitwete Töchter zu einer unvermählten in seinem Hause. Doch wurde im Jahre 1857 die goldene Hochzeit mit gerührtem und dankbarem Rückblick auf 50 Jahre, in denen die innigste Gemeinschaft und Uebereinstimmung das Glück verschönerte, das Unglück linderte, gefeiert. Es war ein schönes Fest, an dem sich alles des noch rüstigen Ehepaars freute. Aber bald sollten neue Verluste folgen; alt werden, sagt man, heißt viele vor sich hinscheiden sehen. Noch in demselben Jahre starb die treue Gattin, und ihr folgte im nächsten der älteste Sohn, der als Professor in Marburg, dann in Erlangen sich im Gebiete der Physik einen Namen gemacht und Anerkennung erworben hatte. Er wurde aus großer Thätigkeit abgerufen, nachdem ihm noch eben ein von dem König von Bayern für wissenschaftliche Leistungen ausgesetzter Preis zu Theil geworden war. Noch hatte Kohlrausch den Schmerz, eine sehr geliebte Enkelin, die Tochter jenes ältesten Sohnes zu verlieren, nachdem sie ihm einen Urenkel geboren. Kohlrausch fragt, nachdem er uns diese Reihe von schweren Schicksalen angeführt:

Warum schildere ich dieselben? Erstlich, weil sie in mein Leben als Mensch und Familienvater so innig verflochten sind, daß ich lieber ganz schweigen, als ohne sie nur von meinem amtlichen Leben und Wirken reden würde. Zweitens aber mag die jüngere Welt erfahren, daß keiner, auch der vom Schicksal Begünstigte — und ich rechne mich zu diesen — erwarten darf, auf Rosen gebettet zu werden, und daß es rathsam ist, sich für die schweren Zeiten, die nicht ausbleiben werden, durch innere Mittel zu stärken. Ohne unerschütterliches Gottvertrauen ist selbst im Glück das Leben leer und dürr, im Unglück aber oft zermalmend. Da liegt der Kern des Ganzen. Aber es gibt auch äußere Hülfsmittel, und da ist das erste und sicherste Arbeit.

Kohlrausch hat mit Hülfe dieser Mittel jene Prüfungen bestanden, die ihn zum Theil im höchsten Alter trafen; er bittet seine Leser, ihr wohlgemeintes Mitleid für trübere Fälle von Alterszuständen zu sparen und das Bild seines Alters in einem freundlichen Lichte zu sehen.

Es ist in der That rührend und erfreuend zugleich, den zweiundachtzigjährigen, in seinem Berufe noch immer thätigen Greis unter den Seinigen dastehen zu sehen. Drei Töchter hat er in seinem Hause, von denen die eine verwitwete zwar seit fünf Jahren an ihr Bett gefesselt ist, aber als ein seltenes Beispiel der Geduld, Ergebung und geistiger Erhebung den Vater erbaut; eine Tochter, in glücklicher Ehe ganz in seiner Nähe (der jüngste Sohn lebt als Lehrer am Johannaum in Lüneburg, durch Weib und Kinder beglückt). Außer den Töchtern hat er zwei Schwiegertöchter, einen Schwiegersohn und acht Enkel und Enkelinnen in seiner unmittelbaren Nähe, so daß die Familie von 15 Gliedern dem gemeinsamen Haupte Abwechslung von Freude und Sorge genug bereiten kann; „denn“, sagt das Familienhaupt,

„auch die Sorge gehört nothwendig zu der Würze des Lebens.“

Kohlrausch stellt am Ende seines Berichtes Betrachtungen an, die er allgemeine nennt. Denn das Allgemeine, namentlich das geliebte Vaterland, liebt er nie, auch als Greis nicht, aus den Augen und aus dem Herzen. Er gedenkt der Herrschenschaft, der Parteilichkeiten, die fast überall in Deutschland herrschen; aber er beruhigt sich durch den „innern Lebenstrieb“, den das deutsche Volk auch in der gegenwärtigen Störung in so vielfacher Weise zeigt, und schließt mit den Worten: „So will ich, dem Charakter meines ganzen Lebens treu, den Glauben an den Sieg des Guten auch für das geliebte deutsche Vaterland festhalten, bis an mein Ende.“

Jedes gute Buch soll und wird, geistig oder sittlich, bilden wirken. Wenn die Worte des Mannes, dem diese Anzeige gewidmet ist, die wir an die Spitze derselben stellten: „Die wahrhaft bildende Kraft des Lehrers liegt in seinem Charakter“, sich speciell auf den Lehrer beziehen, so dürfen wir sie doch im weitern Sinne auf unser Buch anwenden. Es gibt uns das Bild eines Mannes, dessen Schilderung einen sittlichen Eindruck auf den Leser zu machen nicht verfehlen wird, eines Mannes, wie solche unserer Zeit noth thun, der unermüdlige Thätigkeit in dem Beruf, Frömmigkeit, Ergebung, Treue zum echten Sohne des von ihm so geliebten Vaterlandes machen.

20.

Zur deutschen Theatergeschichte.

Goethe's Theaterleitung in Weimar. In Epistoden und Uebersichten dargestellt von Ernst Pasquic. Zwei Bände. Leipzig. Weber. 1863. 8. 3 Thlr.

Aus einem reichen Vorrath sogenannter Goethe-Literatur, der demnächst zur Besprechung kommen soll, greifen wir vorliegenden, zahlreichen und nicht unwichtige Beiträge zur Geschichte des deutschen Theaters enthaltende Werk heraus, weil Goethe in diesem Buche mehr nur als verborgener Leiter hinter den Coulissen steht, während ganz andere Personen, namentlich meist seine Werkzeuge, den Vordergrund der Bühne beherrschen. Dabei gestatten, wie der Verfasser im Vorwort ganz richtig hervorhebt, die hier geschichteten Epistoden dem Leser allerdings, „einen Blick hinter den Vorhang der von Goethe geleiteten Bühne zu werfen, den Dichter-Director in seinem desfallsigen Willen und geheimen Thun und Lassen zu belauschen“. Und bei diesem Belauschen wird Goethe sicherlich bei denen, die sich auch sonst schon unbefangen und ernst mit seinem Leben und Wirken beschäftigt haben, nichts verlieren. Zahlreich sind die vom Verfasser beigebrachten Daten, welche beweisen, wie human und liebenswürdig Goethe sich auch als Theaterdirector benommen hat. Er verkehrte mit seinen Schauspielern auf die menschlichste Weise, kam ihnen, wenn sie in Noth geriethen, durch reichliche Vorschüsse und andere Vergünstigungen zu Hülfe, wußte Differenzen auszugleichen, rüthig strebende, wenn sie mißbilligt wurden, aufzumuntern, und selbst solche Subjecte, die sich mit einigen mit ihnen angestellten Versuchen als unbrauchbar erwiesen, hatten sich über seine Liberalität nicht zu beklagen. Die Rescripte, soweit sie von ihm herrührten, hatten nicht das beschwerliche Bureaufratische, was, wie es scheint, nach seinem Zurücktreten von der Bühnenleitung mehr und mehr plaggriff. Dies ist freilich in jene Zeit nach den Befreiungskriegen, wo das bürokratische, solbatisch-regulirte Wesen überhaupt in Deutschland wieder die Oberhand gewann; es war die Zeit der auf-

dem europäischen Continent nach einem systematischen Plane betriebenen Reaction gegen den erwachten Volksgeist, den man in äußerster Noth zu Hülfe gerufen hatte, um ihm, nachdem er sie geleistet, selbst die Stimme zu verbieten. Da kam auch das freche Spectakelwesen aller Art und Form auf, und ein vierbeiniges Geschöpf, ein zu Theaterkunststücken dressirter Hund (Goethe in seiner mitunter schlaun Weise berief sich bekanntlich gegen ihn auf einen in den Theatergepfen vorkommenden Paragrafen, wonach man keine Hunde in das Theater mitbringen dürfe) bis im Bunde mit der intriganten Frau von Heygendorf (Sagemann) Goethe vom Kunsttempel hinweg, weil man so menschliche, nur die Kunst als solche im Auge habende Theaterdirektoren wie Goethe fortan nicht mehr brauchen konnte.

Der Verfasser, der von 1856—59 in Weimar als Mitglied des dortigen Hoftheaters und Regisseur der Oper weilte und wirkte, beschäftigt sich im ersten Bande zunächst mit der Vorgeschichte des weimarschen Hoftheaters, mit den „weimarschen Hofkomödianten“ (1738), der Döbbelin'schen, Koch'schen und Seyler'schen Gesellschaft; theilt die bisher unbekannte Thatsache mit, daß in Weimar schon einmal, 1757—58, ein Hoftheater ganz im heutigen Sinne bestanden hat, das aber mit dem frühen Tode des Herzogs Ernst August Konstantin ein Ende nahm, berührt dann nur flüchtig die geniale Epoche der fürstlichen Liebhaberbühne (1775—83), bei der bekanntlich Goethe auf das lebhafteste mitwirkte, wirft dann einen Blick auf das Personal der Bellomo'schen Gesellschaft, die von 1783—91 in Weimar spielte, und geht hierauf zu der Goethe'schen Theaterverwaltung über. Einen wohl glänzenden Standpunkt trotz der verhältnißmäßig sehr beschränkten Geldmittel die weimarische Bühne unter Goethe's Oberleitung erreichte, ist dem Kundigen bekannt; im allgemeinen ist man ihm aber so wenig dankbar dafür, daß selbst die deutschen Theater Goethe's Geburtstag meist unbemerkt vorübergehen lassen, und man es schon hoch anerkennen muß, wenn eins oder das andere sich auch nur dazu versteht, an jedem 28. August wenigstens ein Goethe'sches Stück zur Aufführung zu bringen. Wenn Goethe nicht eine höhere Richtung eingeschlagen und gefördert hätte, so würde die deutsche Schauspielkunst ganz jenem rein bürgerlichen, höchstens sich zu einiger schwächlichen Sentimentalität erhebenden prosaischen Charakter verfallen sein, wie er in Jffland's und Kogebue's Studien und auch in den eigenen schauspielerischen Leistungen des ersten, zum Theil auch Schröder's vorwaltete. Weimar wurde die hohe Schule für den richtigen rhythmischen Vortrag des fünffüßigen Jambus, den man bis dahin nur raddrehte, und für gehaltene ideale Plastik. Mag man in dieser Richtung auch zu weit gegangen und namentlich das rein declamatorische Element zu sehr gefördert worden sein, so war diese Richtung als corrigirender Gegensatz gegen das kleinbürgerliche Genre noch nöthig, und nun erst wurde die Darstellung des Lessing'schen „Rathen“, der iambischen Dramen Goethe's, Schiller's, Zacharias Berner's u. s. w. und der Shakespeare'schen Tragödien in ihrer reinen Gestalt (früher gab man sie nur in prosaischen Bearbeitungen) auf deutschen Bühnen möglich und genießbar.

Ein weiterer Abschnitt des ersten Bandes betrifft das Verhältniß zwischen Schröder und Goethe, eine andere die hochgeachtete Neumann-Beder, die Liebesschauspielerin Goethe's, die er nach ihrem frühen Tode in seiner Elegie „Euphrosine“ verherrlichte. Dann werden uns zwei abenteuerliche Gestalten, err und Madame Burgdorf vorgeführt, die 1798 nach Weimar kamen und um ein Engagement nachsuchten, welches wenigstens die sogenannte Madame Burgdorf erzielte, obgleich Goethe gleich den ersten ihm aus Eisenach über das Paar gemachten vorläufigen Mittheilungen bemerkte: „Ich wollte wissen, die Frau noch auf keinem Theater gewesen und er ist ein Hosenfuß.“ err hatte recht, aber die Leute hatten Fürsprache, und so wurde man wenigstens mit der Frau einen Versuch. Die Person, eine schlaue Gaullerin und Abenteuerin, muß manche fürliche Reize und ein verführerisches Wesen besessen haben; in den Briefen zeigt sich viel Schlaueit, Gewandtheit und eine

Schreibfertigkeit, wie sie damals im Schauspielerstande noch selten war; kurz, sie war eine schlechte Schauspielerin auf der Bühne, aber eine sehr gewandte im Leben. Mit diesen Gaben wußte sie alles um sich her zu mystificiren und, da sie wenigstens ein „besonders gutes Organ“ besaß, zum Zweck weiterer Ausbildung die Verlängerung ihres Engagements selbst dann noch zu ersuchen oder zu erzwingen, nachdem sie in ihrer ersten Proberolle, zu welcher sie sich durch geistige Getränke „encouragirt“ hatte, gänzlich durchgefallen war. Zuletzt erkannte man ihre totale Unbrauchbarkeit und grenzenlose Unverschämtheit und schickte sie mit einem Zehr- und Reisegelde fort. Im übrigen waren beide Personen gar nicht verheirathet, und ihr angeblicher Mann hieß nicht Burgdorf, sondern war ein mit seiner Familie zerfallener Adelsicher, Namens Ludwig von Wedell, wie dieser selbst im Verlaufe dieser Tragikomödie brieflich gestand. Der Verfasser bemerkt zum Schluß: „Was aus Herrn und Madame Burgdorf geworden, ich vermag es nicht zu sagen; ihre Namen finden sich in der damaligen Theaterwelt nicht mehr vor. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind sie zu Grunde gegangen, verdorben und gestorben, verschollen und vergessen!“ Das Ganze lieft sich wie ein kleiner Roman, und man fragt sich unwillkürlich am Schluß, wer war diese angebliche Minna Burgdorf? Wo hatte diese abgeseimte Abenteuerin ihre nicht gewöhnliche, sich in ihren Briefen verrathende geistige Bildung erhalten? Wo hat sie ihr adelicher Liebhaber aufgefunden? Und wo haben ihre Schwindeleien und sie mit ihnen ein Ende genommen? Ein späterer Brief des Liebhabers aus Erfurt, worin er dafür dankt, daß man seine Geliebte „mit so vieler Großmuth“ entlassen habe, scheint die Andeutung zu enthalten, daß auch ihm endlich die Augen über diese Person aufgegangen seien.

Die letzte Skizze des ersten Bandes „Jffland und Weimar. 1796—1812“ enthält die urkundlichen Beweise dafür, daß Jffland, für den Fall seines Loskommens von Mannheim, bereits als Regisseur förmlich für Weimar gewonnen war, indem der Herzog selbst alle von ihm gestellten Bedingungen acceptirt hatte, daß er aber trotzdem jene Verhandlungen mit Berlin anknüpfte, deren Abschluß ihn an die Spitze des dortigen Theaters stellte. Daß er dies that, daß er eine in jeder Hinsicht so glänzende und unabhängige Stellung der eines Regisseurs in Weimar vorzog, ist ihm nicht zu verargen; aber die wenig offene Art, womit er seine weimarschen Freunde zu einer Zeit, als er sicherlich zur Annahme der berliner Stellung schon fest entschlossen war, wie fast gleichzeitig auch Herrn von Dalberg in Mannheim im Unbestimmten zu halten und durch leere Ausflüchte zu verdrösten suchte, und die erkünstelte Sentimentalität, die er dabei zur Schau trug, lassen ihn in dieser Angelegenheit nicht im vortheilhaftesten Lichte erscheinen. Er schreibt an den Hofkammerrath Krimm in Weimar: „Mein theurer, werther, immer gleichgeliebter Freund! Eine tödliche Krankheit, mit deren Schwäche ich hierher von Hamburg kam, läßt mich auf Ihren Brief, dies Denkmal Ihres Herzens, den ich mit Thränen der Erkenntlichkeit las, den ich empfinde, erst heute antworten.“ Und weiter bemerkt er, sich wunderbarlich hin- und herwindend: „Kann ich denn wol sagen, ich will nicht nach Weimar kommen? So spräche ich gegen mein Herz. Kann ich, eben vor dem letzten Zuge meines Lottos, heut' sagen, ich komme gewiß? so würden Sie mich unvernünftig nennen. So ist es jetzt. Mitte November gehe ich hier ab; in vierzehn Tagen muß alles entschieden sein, ob Ruhe und Reichthum für hier entscheiden sollen. Ohne Ruhe will ich kein Geld, also glaube ich, es wird nichts. Soll ich dadurch, daß ich diese Wahrheit sage, Weimar verloren haben? Es wäre hart! Gott sei mit Ihnen, und wenn mir der Hof verloren geht, bleibt mir der Freund! Berlin den 21. October 1796. Jffland.“

Nachdem er das Engagement als Director des berliner Nationaltheaters angenommen, schreibt er an Krimm:

„Berlin, den 21. November 1796. Mein Freund! Mein Bruder! Denn so handelt nur ein Bruder am andern. Da sitzen meine Frau und ich, und reden mit der Perle des Dankes im

Auge von Weimar und, mehr als von Weimar, von dem edeln Kirms, dessen Hand ich an mein Herz lege, den ich liebe und verehere! Wahrscheinlich habe ich den Frieden meiner Seele verkauft — Se. Majestät bezahlen meine Schulden! — habe die Ruhe gegen Geld getauscht, denn ich erhalte 3000 Thaler Gold, ein jährliches Benefiz und 1200 Thaler Pension, wenn ich bleibe — denn auf ewig habe ich mich nicht engagirt! — Freund, die Schulden haben entschieden. Nur diese! das glauben Sie ja wol, wenn Sie von den ehrlichen, geliebten Beden nicht getrennt wissen! — O Gott! da sage ich, man wünscht mir Glück, mein Kopf hängt, und ich weine über mein Glück, bin kalt bei Ehre und Geld, und schlafe wenig, denn mein armes Herz ist zerissen. — Eben kommt Ihr Brief, und das bekannte Couvert versteht mich gleich nach dem friedlichen Belvedere, unter treue Freunde, . . und dann sehe ich hier in Pracht und Leere! — Es ist geschehen. — Ich werde hier nicht ausbauern! — In drei Jahren kann ich ebenfalls hier zurückgehen. Ich will sparen — dann führe Gott mich in Ruhe zu Ihnen! Diese letzte hoffnungsvolle Stelle, diese liebe Stelle, für die ich Sie segne und an mein Herz drücke — zeigt mir Licht in der Nacht!

„Machen Sie dem verehrten gnädigen Herzog meinen mündlichen Bericht, drücken Sie meinem Vötticher die Hand — ich kann heute nicht — ich sehe vor Wasser die Buchstaben nicht.

Ihr dankbarer, wärmster, innigster Freund Iffland.“

Jeder Leser wird von selbst fühlen, daß dies nicht die Sprache der wahren Empfindung, daß sie widerlich erkünstelt ist, daß dem großen Schauspieler während des Schreibens ebenso wenig die Thränen flossen, als bei der Darstellung irgendeiner sentimentalen Rolle in einem seiner Stücke. Goethe aber, obwol er sich verlegt fühlen konnte, benahm sich gegen ihn mit gewohnter Nachsicht und Großmuth, lud ihn wiederholt zu Gastspielen ein und drückte für ihn auch öffentlich die unbedingtste Bewunderung aus.

Der zweite Band enthält zum Theil ganz interessante Mittheilungen über die Schauspieler und Schauspielerinnen: Krafz, genannt Giner, August Leising (der „lange Peter von Iphoe“), Sophie Adermann, Karl Krüger und Madame Teller, Wols und seine Gattin (nachherige Werby), Friedrich Haide, J. B. Spizeger (Vater des berühmten Bassisten Joseph Spizeger), Karoline Ingemann, nachherige Frau von Heygendorf, dieselbe herrschsüchtige Intrigant, die auf ihren Einfluß bei Karl August sich stützend, fortbauern bald offen bald versteckt auch gegen Goethe wie gegen alle, die ihr im Wege standen, intriguirte und seit Goethe's Rücktritt bis 1828, dem Todesjahre Karl August's, durch Vermittelung ihres treuen Anhängers und Kollegen Strohmeyer die Schicksale der weimarer Bühne so ziemlich allein und selbständig leitete, J. J. Graff, Corona Schroeter, Pius Alexander und Amalia Wolff. Die letztern beiden benahmen sich bei ihren hinter Goethe's Rücken geführten Verhandlungen mit Berlin in ähnlicher Weise zweideutig wie Iffland und dabei im hohen Grade undankbar gegen Goethe, dem sie so viel verdankten, weshalb auch der Verfasser bemerkt: „Gewiß überkam ihn ein bitteres Gefühl über den Unbath der Menschen im allgemeinen und der Schauspieler insbesondere, und die «eisernen Reifen», womit sein Herz eingefast war (wie er schon lange, lange Jahre vorher der Frau von Stein geschrieben), trieben sich wol fester und fester an, nur Unmuth und Bitterkeit durchlassend.“

Dennoch war die officielle Antwort auf den ihn so plötzlich überraschenden Kündigungsbrief der beiden Wolff, den Goethe seinem damaligen Secretär Kräuter dictirte, ohne Bitterkeit, im Gegentheil recht liebevollen Ausdrucks; ja einen ihm zu kaltgeschäftlich klingenden Passus milderte er eigenhändig. Es entspann sich übrigens wenige Monate später ein sehr kleinlicher und peinlicher Streit, eine echte querelle allemande zwischen den beiden Wolffs und der weimarischen Theaterdirection, indem erstere durch Goethe's Wittdirector Kirms beschuldigt wurden, einige Garderobestücke mitgenommen zu haben, welche dem Inventar des weimarischen Theaters angehörten. Wolff antwortete aufs

heftigste, glaubte sich aufs „gröblichste“ beleidigt und eines „Diebstahls“ beschuldigt; seine Frau erklärte sich bereit, auf der Kegelung einen Schwur abzulegen, daß sie kein Kleid besäße, worauf die großherzogliche Commission Anspruch habe, während Kirms Goethe gegenüber dabei blieb: „Sie kann es nicht leugnen!“ Da nun die Sache, bei der es sich nur um zwei Kleidungsstücke handelte, eine so unangenehme Wendung zu nehmen drohte, daß möglicherweise Wolff's Frau etwas beschwor, was sie mit gutem Gewissen nicht beschwören konnte, so ließ man, hauptsächlich wol auf Goethe's Betrieb, die ärgerliche Sache fallen. Ein nicht uninteressanter Brief des Grafen Brühl an Goethe vom 23. September 1812 ist gelegentlich der Verhandlungen des Wolff'schen Ehepaares mit der berliner Intendantur mitgetheilt. Brühl empfiehlt darin den jungen Schauspieler Durand, der die feste Ueberzeugung habe, „daß man nur auf dem weimarischen Theater, unter der Leitung eines Mannes, der wie Sie, verehrter Herr Geheimrath, alles umfaßt, was die Kunst in allen Fächern Hohes und Vortreffliches liefert, zum eigentlichen Künstler gebildet werden kann. Natürlich konnte ich ihn in dieser Meinung nur bestätigen, ihm auch nicht raten seine Laufbahn auf dem berliner Theater anzufangen, da es leider durch Iffland's Einseitigkeit, zunehmende physische und vorzüglich moralische Schwäche und sehr prosaische Leitung für das eigentliche Studium der Kunst von Jahr zu Jahr schlechter wird.“

Bekanntlich war derselbe Graf Brühl Iffland's Nachfolger. Von Werth sind auch die Mittheilungen über die von Goethe hochgeachtete und besungene Corona Schroeter, die nach einer kurzen aber glänzenden Theaterlaufbahn sich im Dunkel eines bescheidenen Privatlebens so verlor, „daß die Begebenheiten ihrer letzten Lebensjahre und Tage vollständig verschwunden sind.“ Es ist dem Verfasser gelungen, zwei Briefe der Corona Schroeter zum Abdruck zu bringen, die wenigstens als die bis jetzt einzigen Schriftstücke derselben einiges Interesse haben. Sie sind an eine verheirathete Schwester derselben gerichtet und tragen das Datum „Weimar, den 3. Juli 1788“ und „Weimar, den 20. Juli 1794“. Im letztern heißt es einmal: „Ich hab' doch, wie ich höre, seither ruhig in euern Augen vor den bösen Franzosen gelebt? Wenn sie doch der Himmel nur einmal ganz aus Deutschland verbannt wollt!“ Corona Schroeter starb in tiefer Zurückgezogenheit zu Altona im Jahre 1802. Das ist das Los so vieler Bühnennotabilitäten gewesen, daß man sie kaum zählen kann. Und glückliche, wenn sie nur in ihrem Alter in Folge besonders günstiger Verhältnisse nicht darben und betteln mußten. Aber wie oft muß man in diesem Buche von Schauspielern und Schauspielerinnen lesen, die von Stadt zu Stadt getrieben, immer in Vorschüssen, immer in Schulden, zuletzt nach verbrauchten physischen wie geistigen Mitteln ohne alles Engagement im hohen Alter nicht wußten, wo ihr müdes krankes Haupt hinlegen sollten, und dann reuend bekennen mußten, daß ihr Leben doch ein verfehltes gewesen.

Interessant sind auch die Mittheilungen über die Ungelegenheiten, welche sich im Juli 1799 eine Rote halle'scher Student, der „Auswurf der Universität“, im lauchstädter Theater herausnahm; die über Vulpius, den Verfasser des „Rinaldo Rinaldini“, der trotz des nahen persönlichen Verhältnisses, in welchem er durch seine Schwester zu Goethe stand, für seine Bearbeitungen von Operntexten äußerst erbärmlich bezahlt wurde, worüber er bisweilen bittere Klage führt; und über den unglücklichen Major Franz Anton von Weber, den Vater des berühmten Karl Maria von Weber, der für Kirms die Anschaffung von Partituren neuer Opern und andere Geschäfte besorgte. In einem seiner ziemlich schlecht stilisirten Briefe bietet er Kirms auch die erste Oper seines damals erst dreizehnjährigen Sohns „Das stumme Waldmädchen“, mit dem Bemerkten an: „Da man mehr um die Bekanntmachung dieses jungen Menschen als um Gewinn gegenwärtig zu thun ist, so wird er auch mit dem geringsten Douceur, und wenn es auch nicht mehr als die copy-Gebühren trafe, schon zufrieden sein.“

Dieser zweite Band enthält ferner ein Kapitel „Die Vertreter der Kunst am Hofe zu Weimar, von Ernst August Konstantin bis zu Goethe's Tode, in kurzen biographischen Notizen. 1756—1832“; einen Abschnitt „Personalbestand und Gasse des weimarer Hoftheaters“, der freilich nur für den ganz speciellen Theaterfreund von Interesse ist, und einen interessanten Aufsatz „Alte von Wieland und Schweizer“, in welchem der Verfasser für diese Oper den Anspruch begründet, die erste deutsche tragische Oper der neuern Zeit gewesen zu sein. Die Brauchbarkeit des Werks, welches allerdings als Duellenschrift für diese bedeutungsvolle Epoche deutscher Theatergeschichte gelten darf, wird noch wesentlich durch ein Personen- und Sachregister erhöht, welches bei Werken dieser Art überhaupt niemals fehlen sollte.

J. M.

Aus dem Gebiete der Naturwissenschaften.

Sechs Abhandlungen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften von Andreas Wagner. Mit einer Tafel. Leipzig, Bosh. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die vorliegenden sechs Abhandlungen, vom Verfasser in der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München in den Jahren 1860 und 1861 gelesen, sind zur Hälfte rein paläontologischen Inhalts, zur Hälfte aber beziehen sie sich auf Fragen von allgemeinem Interesse. So bespricht der erste Vortrag die Theorien der Erdbildung und macht entschiedene Fronte gegen die Lehren der Vulkanisten und Plutonisten, und man muß gestehen, daß der Verfasser, der schon in seiner religiös-dogmatisch gefärbten „Geschichte der Umwelt“ für den Neptunismus kräftig eine Lanze gebrochen, hier aufs neue mit vielem Geschick alles zusammenstellt, was gegen die von Laplace aufgestellte, von Humboldt und Buch weiter ausgebildete Theorie der Erdbildung, gegen die Lehre vom Centralfeuer und dessen möglichen Zusammenhang mit den Ergüssen der Vulkane — „Reaction des Innern der Erde gegen ihre Rinde“, nach Humboldt — gesagt werden kann. Der Leser bekommt dadurch wenigstens ein Bild von den Schwierigkeiten, mit denen der Geologe zu kämpfen hat, sobald er von der Beobachtung des speciellen Falls sich zur Aufstellung allgemeiner Principien erheben will. Die Verfasser unserer wie eine Sturmflut und überschwappenden populären Beschreibungen der Geologie und physischen Geographie lassen freilich von diesen Schwierigkeiten wenig ahnen, und ihre Leser suchen sich mit einem gewissen wollustvollen Grausen die sichtbaren Katastrophen auszumalen, denen die Erde unterlegen haben soll, und geben sich der anhänglichen Bewunderung hin, wie herrlich weit die Wissenschaft doch gekommen sei; aber für wirkliche Ausbildung ihres Geistes, für wahre Vermehrung ihrer Erkenntnisse geschieht dadurch nichts. Der wahre Volksschriftsteller sollte als sein höchstes Ziel betrachten, eine Einsicht in die Methoden der Beobachtung und Forschung zu geben, durch welche die Naturforscher so Großes leisten. Das ist freilich sehr schwer, aber doch nicht unmöglich, wie der berühmte populäre Aufsatz von Haug über den Erdmagnetismus in dem Schumacher'schen Jahrbuch von 1837 beweist. Solche Schriften wollen denn allerdings auch nicht studirt sein, eine Anforderung, die unser nach Neuem schauendes Lesepublikum nicht erfüllen will. Von gleichem Interesse ist der zweite und dritte Vortrag, in denen Wagner die heutigen Abotheemen der Geologie behandelt, die Frage nach der Herkunft der Art (Species) im Thier- und Pflanzenreiche, sowie die nach dem Alter des Menschengeschlechts. Auch in Beziehung auf diese Fragen steht Wagner auf Seiten der Minorität; er verteidigt seine Ansichten mit großem Geschick und einer Würde, die sehr zu Gunsten einnimmt und erfreulich gegen das tollante Wesen abköpft, mit dem unsere naturwissenschaftliche Elite, Bogt und Genossen, aufzutreten liebt, besonders da, wo Fragen gillt, die mit christlicher Dogmatik eine Berührung haben, wie es z. B. bei der Frage nach dem Alter des Menschengeschlechts der Fall ist.

91.

Schauerliteratur.

1. Schwarzort. Originalroman von J. D. S. Lemme. Drei Bände. Berlin, Gerschel. 1863. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Schwarzort ist eine Herrschaft nicht weit von Remel am Meer gelegen und in zwei Hälften getheilt, deren eines dem ältern Bruder Marlot, Charles, das andere dem jüngern, James, durch Erbschaft zugefallen. Der letztere und seine Gattin Emilie sind ein Verbrecherpaar, wie wir deren in den Lemme'schen Geschichten häufig begegnen. Durch einen Mord, Brandstiftungen u. s. w. haben sie ihren Wohlstand begründet und gestiftet. Zuletzt will James Marlot noch einen Mord an dem Sohne des von ihm vermeintlich zuerst Ermordeten begehen; dieser aber erscheint ihm und verhindert dadurch die wirkliche Mordthat; das greise Sündenpaar stürzt sich ins Meer. Das ist die kurze Fabel der drei Bände langen Kriminalgeschichte, die an allen den Mängeln, die wir schon früher an diesem Schriftsteller zu rügen fanden, im Uebermaße leidet.

2. Dunkle Fügungen. Ein Roman von L. Reinwald. Zwei Theile. Wien, Markgraf u. Comp. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein Roman voll Abenteuer und Ungeheuerlichkeiten aus der Nachtseite des Lebens. Zwei deutsche gräßliche Brüder, Eduard und Arthur von Melwil, Besitzer des Schlosses Wirsensee — der älteste Majoratsherr Eduard, vom Vater geliebt, der jüngere, Arthur, kaum gebildet, ohne daß sie wissen warum — leben in Italien, wo Eduard durch Julie, eine fette Schöne, gefesselt wird, die ihn aber nicht erbt. Noch weniger Glück hat ein anderer Anbeter derselben, der Kapitän Wilsfort, der sich aber an beiden rächt, indem er ihnen durch einen Banditen Gift geben läßt, das ihnen noch Zeit gestattet zu einer gemeinschaftlichen Wasserfahrt. Eduard fällt schwindelnd ins Wasser und Wilsfort gibt sich den Anschein ihn zu retten, taucht ihn aber nur tiefer unter. Julie stirbt. Arthur und alle glauben, daß Eduard den Tod nur durch Zufall in den Fluten gefunden und eilt mit der Trauerbotschaft nach Wirsensee; der Vater aber verfolgt ihn und stirbt. Nach langer Krankheit und Abgeschlossenheit wird Arthur endlich mit seinem Gutsnachbar, dem Oberst von Hohenstetten, und dessen Töchtern Isabella und Gabriele bekannt, sowie mit einem jungen kränklichen Maler, Alfred Winter, den der Oberst hat erziehen lassen. Arthur liebt Gabriele, diese aber Alfred Winter, der Oberst erkennt das mit Schrecken und muß endlich gestehen, daß Alfred sein Sohn — von Arthur's Mutter — ist. Dem liebenden Paare bleibt nun nichts übrig als ebenfalls zu sterben. Vorher hat noch ein Fremder, Baron Belton, das nahe Schloß gekauft und verfolgt Isabella, wird jedoch später als der Mörder seines Bruders und als jener Kapitän Wilsfort erkannt, der einst Eduard und Julie ermordete, welche That durch die Banditen ans Licht kommt, die er dazu gebraucht, und die er nun als Diener bei sich hat. Wilsfort und der eine Bandit ermorden sich nun gegenseitig. Das sind die „dunkeln Fügungen“, welche der Verfasser mit einer Gewandtheit erzählt, die eines bessern Vortrags würdig wäre. Nach einem höhern leitenden Motiv sucht man bei diesen haarsträubenden Geschichten vergebens.

3. Eine Katastrophe und ihre Folgen. Roman von A. Godin. Breslau, Trevenbt. 1862. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Wir begegnen dem Verfasser zum ersten mal. Er weiß angenehm und spannend zu erzählen, seinen Gestalten Leben einzuhauchen und sein zu charakterisiren. Clara von Werthern und Hauptmann von Walter sind ein glückliches Brautpaar, nur ist der letztere immer ein wenig ernst und verbirgt trübe Erinnerungen. Clara ist von ihrer Mutter Hedwig erzogen, deren Mann jahrelang krank und im unzurechnungsfähigen Zustande war. Der herzogliche Hof von J. hat die Familie begünstigt; insbesondere ist Prinz Dagobert während der Krankheit des Vaters bei ihr auf- und eingegangen. Auch am Hochzeitstage erscheint

derselbe einen Augenblick und läßt Clara einen kostbaren Schmuck überreichen. An demselben Tage wird der Bräutigam einen Augenblick abgerufen und empfängt einen Brief, nach dessen Lesung er vergeblich seine Aufregung zu bekämpfen sucht. Verärgert tritt er die Hochzeitreise an; im Hotel, wo das Paar abends absteigt, erschießt er sich. Weder die verzweifelte Clara, die ihre Mutter kommen läßt, noch deren und Walter's Freund Horned begreifen diese That. Clara kehrt wieder ins Welternhaus zurück. In der Residenz aber läßt man ihre Mutter empfinden, wie man Walter's Selbstmord auslegt: dieser habe am Hochzeitstage erfahren, daß Clara die Maitresse des Prinzen sei. Um die unschuldige Tochter vor den Folgen dieses Verdachts zu bewahren, verbannt sie dieselbe, ohne sie davon in Kenntniß zu setzen, von sich und schickt sie zu einer Tante. Nach Jahren endlich empfindet Clara, die ihren Mädchennamen fortgeführt, wieder Liebe für Karl von Mengersdorf, der um sie wirbt. Sie erzählt ihm, was auf ihrer Vergangenheit lastet, und eilt zur Mutter, ehe diese sie gerufen. Dort erst verräth ihr ein Zufall die schmachvolle Deutung, die man Walter's Selbstmord gegeben und sie will nun Mengersdorf um seinen Preis angehören. Erst später vereinigt sich das Paar, als es gelungen zu entdecken, daß Walter schon früher heimlich mit Kathken Albenhofen getraut gewesen; daß ihr Vater, ein Freischarenkämpfer der babilischen Revolution, mit ihr nach London geflüchtet und sie für todt habe ausgeben lassen, um sie von dem Offizier zu trennen; erst nach Jahren, an seinem Hochzeitstage mit Clara, erhält Walter einen Brief von ihr, der Leben und löst den Conflict durch den Selbstmord.

4. Stalaktiten. Erzählungen im gebrochenen Licht von Ernst Willkomm. Erster und zweiter Band. Gotha, Dresp. 1868. 8. Jeder Band 22 1/2 Ngr.

Wo sich der bekannte Verfasser auf jenen nordischen Inseln, am Meeresstrand u. s. w. bewegt, deren Eigenthümlichkeiten er durch langjährigen Aufenthalt, Reisen und Verkehr mit den Einwohnern kennen gelernt hat, zeigt sich sein Erzählertalent im vorthellhaftesten Licht. Es ist die charakteristische Wiedergabe der Strandscenen, der Gegend und des eigenthümlichen Menschenschlages, was uns fesselt; wir sehen alles Geschilderte lebendig vor uns, und fangen sofort selbst an inmitten dieser uns erst so fremd erscheinenden Scenerie heimisch zu fühlen. Im ersten Band ist „Der Todtenacker am Skagerhorn“, im zweiten „Der Gierkönu von List“ in das gedachte Genre gehörig. Beide sind vortreffliche, spannende Erzählungen aus dem nordischen Seemannsleben. Die Schilderungen, namentlich schauerlicher Nachtscenen, sind voll poetischer Schönheit und draßiger Wirkung. Wo aber der Verfasser humoristisch und gemüthlich sein will, wie in den „Studien in einem Logirhaus“ und „Erlaubte und unerlaubte Scherze“, ist er nur zu langweilig und trivial, sodaß man kaum begreift, wie ein sonst so geistreicher Mann es nur über sich gewinnen konnte, dergleichen inhaltsloses Zeug zu schreiben, das wol auch die gewöhnlichsten Leser kaum zu lesen im Stande sein werden.

5. Unheimliche Geschichten. Von Theodor Wehl. Dresden, Meinhold und Söhne. 1862. 8. 22 1/2 Ngr.

Trotzdem daß der Verfasser in der Vorrede sich dagegen verwahrt, können wir ihn nicht freisprechen, daß es ihm darum zu thun war, durch Grausen zu fesseln und seinen Novellen den Stempel des Schauerlichen aufzudrücken, um sie dadurch pikant zu machen. Wo das Schauerliche nur auf Ahnungen und dem Zusammentreffen einer aufgeregten Phantasie mit natürlichen Ereignissen u. s. w. beruht, wie in der sinnigen, voll seiner Charakteristik und Lebenswahrheit geschriebenen Novelle „Der Schawl der Todten“, dem Glanzpunkt des Buchs, da lassen wir es gern gelten; einige der übrigen Erzählungen aber sind wirkliche Geistesgeschichten, die wol das geistreiche Erzählertalent des Verfassers bekräftigen, an sich aber sehr unerquicklich sind.

50.

Notizen.

Jean Paul in Meiningen.

Einen nicht uninteressanten Beitrag zur Lebensgeschichte Jean Paul's liefert August Henneberger in der Schrift: „Jean Paul's Aufenthalt in Meiningen“ (Meiningen, von Ey, 1863), die auf dem Titelblatte als ein Separatabdruck aus dem Osterprogramm des Gymnasiums Bernhardinum in Meiningen bezeichnet ist. Besonders interessant waren uns darin die Mittheilungen über Jean Paul's Verhältniß zu Herzog Georg. Der Verfasser erzählt: „Noch als Jean Paul in Berlin weilte, hatte ihm Herzog Georg seine Grüße zugesandt. Als er nun nach Meiningen selbst kam, bildete sich zwischen den beiden ehebürtigen Geistern eine lebendige und erfreuliche Verbindung. Georg war an die Spitze eines kleinen Ländchens gestellt, aber ein bedeutender Mann, voll regen Eifers und frischer Thatkraft. Er freute sich, in Jean Paul eine geistige Macht für seine Residenz gewonnen zu haben und war glücklich im täglichen Umgang mit demselben. Oft besuchte er den Dichter in seinem Hause und nahm bei demselben das Mittagmahl ein, das er denn freilich, wenn er unvermuthet überraschte, auch aus dem Schloß herbeiholen ließ. Meistens täglich lud er denselben zu sich zum Abend ein: aber er nahm es nicht übel, wenn der eingeladene ablehnte, weil er etwa mit Frau und Freundinnen der Frau das Concert der Gesangsellschaft (einer von dem Herzog selbst gestifteten, damals in dem zweiten Stock des Landstabsgebäudes auf dem Markt hausenden Vereinigung) zu besuchen vorzog.“ Als Jean Paul eine Tochter geboren wurde, war der Herzog unter den Vätern und verließ dem Täufling den Namen Georgina. Am liebsten hätte er Jean Paul für immer an Meiningen gefesselt, einzig zu dem Zwecke, seines geistig belebenden Umgangs genießen zu können; er erbot sich sogar, ihm ein Haus zu erbauen, um ihm den Aufenthalt angenehmer und heimlicher zu machen. Aber der Dichter ließ sich nicht halten; da schrieb der Herzog an ihn am 15. November 1802: „Nicht Naturforscher genug, um die Art von Wanderratten genau zu kennen, die man Genies nennt, glaubte ich doch ein Genie oder einen Geist genau genug zu kennen, um ihn meinen Freund nennen zu können. Diesem Glauben nach, welcher sich auf eine gewisse Festigkeit auf meiner Seite gründet, ist es mir erlaubt, meinen Freund zu fragen: Was treibt Sie von hier?“ u. s. w. Gibt es jetzt keinen Jean Paul mehr, so gibt es auch schwerlich einen Fürsten mehr, welcher seine Standesvorurtheile und Lebensgewohnheiten so weit überwände, um wie die Herzoge Georg und Karl August mit einem Dichter und Schriftsteller ganz so wie mit einem Freunde zu verkehren. Aber trauilich und ungezwungener war doch wol der Umgang Jean Paul's mit dem Conföriorialpräsidenten J. E. Heim, dem Bruder des berühmten Arztes, des „alten Heim“ in Berlin. Der Verfasser bemerkt: „Wenn Heim bei seiner Lectüre oder seinen Studien eine interessante Frage oder Notiz aufstieß, so lief er ohne weitläufige Tollettenveränderung im einfachsten Negligé-Gamisch über die Straße zu Jean Paul, um diesem Mittheilung von dem Funde zu machen. Weder die Convenienz der Residenz, noch fand an dieser Ungenirtheit etwas auszusetzen, noch Jean Paul. Denn diesen selbst traf man in einen Schlafrock gehüllt, dessen bessere Tage längst zu den gewesenen zählten, und selbst der Umarm der geliebten Frau, die längst für einen neuen und eleganten gesorgt, konnte ihn nicht bewegen, den altgewohnten in den wohlverdienten Ruhestand zu versetzen und sich selbst mit der Pracht des neuangeschafften zu schmücken. In dieser Hülle saß er entweder schreibend an seinem Tisch oder durchlief mit hastigen Schritten sein Zimmer.“ Von Meiningen aus begleitete Jean Paul den Herzog einmal auf einem Auszuge nach Weimar, und hier mag es gewesen sein, wo Schiller, wie Jean Paul selbst später berichtete, auf die Frage Jean Paul's, ob er seinen „Titan“ gelesen, nicht gerade sehr höflich erwiderte: Da Teufel solle ihn holen, wenn er das thue. Zum Schluß der Schrift sind endlich drei Briefe Jean Paul's aus Weimar zu

den Präsidenten Heim abgedruckt, welche der Verfasser der Freundschaft der Tochter Heim's, der Stiftdame Luise Heim verdankt. In dem letzten derselben, vom 12. Februar 1827, heißt es unter anderm: „Mein geliebter und geehrter Präsident! Ich bin ordentlich froh, daß ich eine Bitte an Sie in einer Zeit zu thun habe, wo ich nicht einmal mehr Ihr Jünger, geschweige den, der darin über die Gasse zu mir hinüber sprang, zu sehen bekomme. Meine Gema be darf nämlich am 1. März, um unter die Communicanten eingeschrieben zu werden, einen Taufschein von dem Geistlichen, der sie 1802 im September getauft, und dessen Namen ich rein vergessen habe. Sogar einen Taufschein — diesen körperlichen Taufschein — hab' ich vom Chirurgen Marischall nötig. So viele Scheine brauchten die Apostel bei dem ersten Abendmahl nicht.“ Nun, wenn die Apostel solche Kleinmühen des deutschen Lebens zu bestehen gehabt hätten, so würden sie schwerlich Apostel, sondern vielleicht auch Humoristen geworden sein wie Jean Paul. *H. M.*

Zur hebräischen Literatur.

Die außerordentlich reichhaltige Bibliothek des sel. Dr. B. Beer in Dresden ist bekanntlich von dessen Witwe zum Theil dem jüdisch-theologischen Seminar in Breslau und zum Theil der leipziger Universitätsbibliothek übermacht worden. Nachdem die werthvolle und seltene Sammlung so nach zwei verschiedenen Orten hin zerstreut worden, schien es erwünscht, der gelehrten Welt wenigstens auf andere Weise einen Gesamtüberblick zu verschaffen und zu erhalten, besonders da die Forscher auf dem Gebiete, welches in der gedachten Bibliothek am zahlreichsten vertreten ist, meist der unbemittelten Klasse angehören und die betreffenden Werke auf öffentlichen Bibliotheken in Deutschland höchst selten, wenn überhaupt anzutreffen sind; denn sowohl die Oppenheim'sche wie die Heymann Michael'sche Bibliothek sind bekanntlich nach England ausgewandert, und zwar erstere nach Oxford, letztere nach London ins Britische Museum. Man wird daher mit Freuden den soeben bei Kistner u. Comp. in Berlin erschienenen „Katalog der Bibliothek des sel. Herrn Dr. Bernhard Beer in Dresden“ begrüßen und dem Herausgeber, Dr. Wolf in Wien, für die sorgfältige Zusammenstellung Dank wissen. Der Katalog besteht aus drei Abtheilungen, von denen die erste die nicht hebräischen Werke, deren Zahl sich auf 888 beläuft, umfaßt; die zweite enthält das Autorenverzeichnis der im hebräischen Katalog angeführten Bücher, und die dritte die Titel der hebräischen Werke selbst, die sich auf nicht weniger als 2530 belaufen. Die nach Leipzig gekommenen Bücher sind mit (L.) bezeichnet und die ohne Bezeichnung befanden sich im Breslauer Seminar. In der hebräischen Bibliographie von Steinschneider in Berlin (Mai bis Juni 1863) heißt es: „Seit dem Michael'schen Katalog ist keiner von solcher Bedeutung erschienen.“ Das Vorwort bringt zugleich eine vom Herausgeber verfaßte biographische Skizze des verstorbenen Verfassers, der sich durch seine mit großer Ausdauer, Umsicht und wahrhafter Mannichigkeit gesammelte Bibliothek ein so schönes Denkmal errichtet hat. Da vom Katalog selbst nur eine geringe Anzahl Exemplare abgezogen worden sind, so ist die biographische Skizze auch in einer Separatausgabe erschienen, welche allen Freunden des Verstorbenen bestens empfohlen zu werden verdient. 36.

Bibliographie.

Arthur, L. S., Bell Martin. Ein Sittengemälde aus dem Leben der vornehmen Welt in Nord-Amerika. Aus dem Englischen übersetzt von J. G. Reichmann. Allentown. 1862. 8. 16 Ngr.
Benjamin II., J. J., Drei Jahre in America 1859—1862. Drei Theile. Hannover. 1862. Gr. 8. 4 Thlr.
Blume, B., Die Armee und die Revolution in Frankreich von 1789—1793. Brandenburg, Wiesse. Gr. 8. 1 Thlr. 1/2 Ngr.

Kurzer Briefwechsel zwischen Friedrich Jacobs und Heinrich Steglitz. Herausgegeben von E. Gurge. Leipzig, Dyk. 8. 12 1/2 Ngr.

Cooper, J. L., Der Orden der Odd-Fellows oder sonderbaren Brüder untersucht im Lichte der heiligen Schrift nach der Vermuthung. Herausgegeben von A. Schlitt. Aus dem Englischen übersetzt von J. A. Darmstätter. Baltimore. 1862. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dörpfeld, F. W., Die freie Schulgemeinde und ihre Aufgaben auf dem Boden der freien Kirche im freien Staat. Beiträge zur Theorie des Schulwesens. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Duyfink, G. A., Geschichte des Krieges für die Union, politisch und militärisch nach offiziellen und andern authentischen Dokumenten beschrieben. Deutsch bearbeitet von F. Kapp. Mit seinen Stahlstichen von See- und Landeschlachten und Porträts berühmter Generale und Seehelden nach Original-Gemälden. Von Alonzo Chappel. 1te bis 4te Lieferung. New-York. Gr. 4. à 12 Ngr.

Das Feld-Bataillon Eanenburg. Aus den Papieren eines Offiziers desselben. Einbeck, Ehlers. Gr. 8. 10 Ngr.

Fischer, J. G., Friedrich der Zweite von Hohenzhausen. Historische Tragödie. Stuttgart, Gotta. 8. 18 Ngr.

Giesel, J., gen. G. — Tileus, Leben des preussischen Generals Freiherrn von Hallberg-Prösch, gen. Fremit von Ganting. Mit Hallberg's Bildniß. Berlin, Tiele. 8. 22 1/2 Ngr.

Gornyánszky, W., Beiträge zur Geschichte evangelischer Gemeinden in Ungarn. Pest, Oetlamm. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kämpfen, P. J., Blüten und Blätter vom Rhonestrand. Dichtungen. Schwyz. 1862. 16. 24 Ngr.

Kalenblüthen. Eine Sammlung religiöser Gedichte und Lieder von den Jahren 1859 bis 1862. New-York. 1862. Gr. 16. 1 Thlr.

Kiebig, J. v., Ueber Francis Bacon von Verulam und die Methode der Naturforschung. München, Literarisch-kunstliche Anstalt. Gr. 8. 12 Ngr.

Müller, M. J., Die letzten Zeiten von Granada. München, Kaiser. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Peter, C., Studien zur römischen Geschichte. Ein Beitrag zur Kritik von Th. Mommsen's römischer Geschichte. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 1 Thlr.

Polko, Elise, Neue Novellen. 5te Folge. Leipzig, Schilde. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rau, G., Theodor Körner. Vaterländischer Roman in zwei Theilen. Dem deutschen Volke eine Gabe zur Erinnerung an die Befreiung Deutschlands im Jahre 1813 an deren 50stem Jubiläum. Leipzig, Thomas. 8. 8 Ngr.

Zeising, A., Hauße und Vaisse. Ein Roman aus der Gegenwart. Drei Bände. Berlin, Janke. 1864. 8. 4 Thlr.

Tagesliteratur.

Agibidi, E. K., Das Verhältniß der Turner und Turnvereine zur Politik. Hamburg, Boyes u. Geisler. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Maßmann, G. F., Der 2. April 1813 und Johanna Stegen, das Mädchen von Eimburg. Zur 50jährigen Jubelfeier in's Gedächtniß gerufen. Ein Buch für das gesammte deutsche Volk! Mit Bild. Eimburg, Herold u. Wapfhab. Gr. 8. 5 Ngr.

Das Ministerium Polignac vor dem Pairsgerichtshof. Leipzig, D. Wigand. 8. 2 Ngr.

Scholz, G. G., Zehn pädagogische Federzeichnungen entworfen vor, während und nach der allgemeinen deutschen Lehrerversammlung in Mannheim in der Pfingstwoche 1863. Breslau, Maruschke u. Berendt. 8. 12 Ngr.

Anzeigen.

**Werthvolle Bücher zu ermässigten Preisen,
bis Schluss des Jahres 1863**

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt vergütet.

Technologie und Baukunst.

Emy (A. R.). Lehrbuch der gesammten Zimmerkunst. Aus dem Französischen von L. Hoffmann. Neue Ausgabe. 2 Bände. 8. Mit Atlas von 157 Tafeln in Folio. 1860. (24 Thlr.) 16 Thlr.

Sartmann (K. F. A.). Praktisches Handbuch der Holz- und Stabeisen-Fabrikation in leichtfaßlichem Vortrage. Mit 9 Tafeln. Zweite Auflage. 8. 1857. (4 Thlr. 20 Ngr.) 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Ergänzungen dieser zweiten Auflage erschienen als Nachtrag zur ersten Auflage dieses Werks unter dem Titel:

— Die neuesten Fortschritte der Holz- und Stabeisen-Fabrikation. Ein Supplement zu: „Praktisches Handbuch der Holz- und Stabeisen-Fabrikation in leichtfaßlichem Vortrage. Mit 1 Tafel. 8. 1857. (20 Ngr.) 8 Ngr.

Müller (G.). Die Brückenbaukunde in ihrem ganzen Umfange. Neue Ausgabe. 4 Abtheilungen. Mit einem Atlas von 98 Tafeln in Fol. 1850—53. 8. (14 Thlr.) 8 Thlr.

Ein ausführlicheres Verzeichniss im Preise ermässigter Werke, aus fünf Abtheilungen bestehend, ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Ludwig Steub's schwarzer Gast. Dritte Auflage.

In C. A. Fleischmann's Buchhandlung (August Rohsolt) in München ist soeben erschienen:

Der schwarze Gast.

Erzählung aus den Tagen der tirolischen Protestantenfrage von Ludwig Steub.

Jam jam clarescent puris aquilonibus alpes.

Dritte veränderte Auflage. Broschirt 48 Kr. = 15 Sgr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

B. Lütgen. Dialogues français et allemands accompagnés d'une traduction interlinéaire, à l'usage des deux nations. Deuxième édition, revue et augmentée. — Deutsche und französische Gespräche mit französischer und deutscher Interlinear-Üebersetzung zum Gebrauche beider Nationen. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Gr. 12 Ngr.

Die Interlinear-Methode ist hier mit bestem Erfolge angewandt. Indem sie Wort für Wort eine genaue Vergleichung der beiden Sprachen gestattet, bringt sie die Eigentümlichkeiten einer jeden so klar zur Anschauung, daß sich die abweichenden Redensarten schnell und sicher dem Gedächtnis einprägen. Durch eine Anzahl neu hinzugekommener, besonders auf Reisen brauchbarer Gespräche ist die zweite Auflage wesentlich bereichert worden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Predigten aus der Gegenwart.

Von D. Carl Schwarz,

Oberhofprediger und Oberconsistorialrath zu Gotha.

Erste und zweite Sammlung.

8. Jede Sammlung geheftet 1 Thlr. 24 Ngr., gebunden 2 Thlr.

Die erste Sammlung von Predigten des berühmten, wegen seiner freisinnigen theologischen Richtung ebenso gefeierten als vielfach angefeindeten Kanzelredners erregte bekanntlich nicht geringeres Aufsehen als die vorhergegangene Berufung desselben in sein gegenwärtiges wichtiges Amt. Nach Jahresfrist war deshalb bereits eine neue Auflage derselben nöthig. Ebenso rasch hat die kürzlich erschienene zweite Sammlung den Weg gefunden in die Wohnungen und in die Herzen der Menschen.

Im Verlage von Gerhard Stalling in Oldenburg erschien:

Die vier Bücher der Könige. In niedersächsischer Bearbeitung aus einer Handschrift der Oldenburg. öffentlichen Bibliothek herausgegeben von Dr. Merzdorf. Gr. 8. 1857. 2 Thlr.

Karolellus. Beitrag zum Karlssagenkreis. Aus dem einzigen Pariser Druck herausgegeben von Dr. Merzdorf. 1855. 1 Thlr.

Merzdorf, Dr., Die Denkmünzen der Freimaurer-Bruderschaft, verzeichnet und beschrieben. Mit 1 lith. Tafel. 1852. 1 1/2 Thlr.

„Oldenburgs Münzen und Medaillen auf Grund der Münzsammlung Sr. Königl. Hoheit des Grossherzogs von Oldenburg historisch-kritisch beschrieben. 1860. 1 Thlr.

„Die Münzen und Medaillen Jeverland's, auf Grund verschiedener Münzsammlungen, namentlich Sr. Königl. Hoheit des Grossherzogs von Oldenburg historisch-kritisch beschrieben. 1862. 20 Sgr.

Shakespeare's Romeo und Julia. Eine kritische Ausgabe des überlieferten Doppeltextes mit vollständiger Varia Lectio bis auf Rowe. Nebst einer Einleitung über den Werth der Textquellen und den Versbau Shakespeare's. Von Tycho Mommsen. Lex.-8. 1859. 8 1/2 Thlr.

Wilkins, G., Pericles Prince of Tyre. A novel, printed in 1608, and founded upon Shakespeare's play. Edited by Tycho Mommsen. With a preface including a brief account of some original Shakespeare-editions etc. extant in Germany and Switzerland, and a few remarks on the latin romance of Appollonius King of Tyre by the editor; and an introduction by J. Payne Collier. Gr. 8. 1857. 1 Thlr.

Preisermässigung.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeines deutsches Reimlexikon.

Herausgegeben von Peregrinus Syntax.

2 Bände. 8. 1826. (6 Thlr.) Ermässigten Preis 3 Thlr.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 35. —

27. August 1863.

Inhalt: Neueste Literatur über Goethe. Erster Artikel: Goethe und Karl August. Von Hermann Marggraf. — Industrielle und sociale Bilder aus England. Von Emil Müller-Samowegen. — Biographisches. — Zur Erzählliteratur. — Notizen. (Populäre kritische Blätter; Ein Brief über die literarische Bedeutung Heinrich Heine's.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neueste Literatur über Goethe.

Erster Artikel:

Goethe und Karl August.

1. Briefwechsel des Großherzogs Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach mit Goethe in den Jahren 1775—1828. Zwei Bände. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 1863. Gr. 8. 6 Thlr.
2. Goethe und Karl August während der ersten fünfzehn Jahre ihrer Verbindung. Studien zu Goethe's Leben von Heinrich Dünker. Leipzig, Dyl. 1861. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Mgr.

Je seltener es auf Erden vorkommt, daß ein regierender Fürst einen jungen Dichter zu seinem ersten Staatsdiener erhebt und ihm dann eine persönliche Freundschaft widmet, die bis zu seinem Lebensende ohne irgendeine wesentliche Störung in gleicher Stärke anhält, um so mehr darf man der deutschen Nation dazu Glück wünschen, daß in ihren Jahrbüchern ein so seltener Fall verzeichnet und verewigt ist. Karl August und Goethe sind es, die dieses so ungewöhnliche und glänzende Beispiel gegeben haben. Freilich war dies nur zu einer Zeit möglich, wo der Freundschaftscultus überhaupt in Deutschland in höchster Blüte stand und die Vessern in ihrem Drange, sich in rein menschlicher Weise auszubilden, das Bedürfnis fühlten, sich wie Glieder eines gemeinsamen Bundes aneinander zu schließen und die Barbarei, die noch von alten Zeiten her auf Deutschland lastete, womöglich bis auf die letzte Spur auszutilgen. Die Standeschränken bestanden wolort, aber die genialen Geister übersprangen sie, um sich die Hände zu reichen, und die guten Herzen erkannten nur so weit an, als sie die menschlichen Beziehungen nicht eengten. So nur allein wurde die größte und glänzendste Literatur- und Bildungsperiode Deutschlands möglich, und wenn wir von dieser Höhe bereits herabgesunken sind, so liegt dies nicht an dem Mangel an Talenten, sondern in ganz andern Ursachen. Bleiben wir z. B. bei der Freundschaft stehen, so werden wir sagen müssen, daß wir jetzt keine Gemüthsfreundschaften, sondern höchstens nur Interessenfreundschaften haben, die wie Interessen wandelbar sind.

1863. 35.

Jenen humanen Geist bekundet auch der seit längerer Zeit erwartete, in zwei Bänden vor uns liegende Briefwechsel zwischen Goethe und Karl August, namentlich in denjenigen Briefen des ersten Bandes, die in die eigentliche Humanitätsperiode fallen, während in den Briefen einer spätern Periode, wenigstens den Goethe'schen, zum Theil allerdings ein etwas anderer Geist weht, mindestens ein förmlicheres Wesen herrscht. Freilich waren die Erwartungen auf diesen Briefwechsel von vornherein so hoch gespannt, daß mancher, der darin die Enthüllung der Himmel weiß welcher Geheimnisse oder gar Mittheilungen aus der weimarischen Stambalkhronik zu finden gehofft haben mag, sich sehr enttäuscht sehen wird. Auffallend mager sind die Briefe besonders in Betreff der politischen Ereignisse, z. B. in den Jahren 1806—7 und in den Jahren 1813—15. Sollte davon in den Briefen Karl August's und Goethe's, namentlich des erstern gar so wenig die Rede gewesen sein? Das ist schwer zu glauben. Vielleicht haben die Empfänger die Briefe mit wichtigern politischen und diplomatischen Mittheilungen sofort nach dem Empfange den Flammen übergeben. Goethe selbst bittet im vierzigsten Briefe (aus Rom vom 17. November 1787): „Verbrennen Sie doch ja meine Briefe gleich, daß sie von niemand gelesen werden; ich kann in dieser Hoffnung desto freier schreiben“; der Herausgeber, Dr. Vogel, einer der wenigen Ueberlebenden aus jener Periode, hatte selbst oft Gelegenheit zu beobachten, daß Karl August empfangene Briefe den Flammen übergab, und Goethe verbrannte, wie er selbst einmal bemerkt, 1797 „aus entschiedener Abneigung gegen Publication des stillen Ganges freundschaftlicher Mittheilung“ die seit 1772 an ihn gesendeten Briefe, was gethan zu haben er später selbst bedauerte; manches entging jedoch glücklicherweise der Vernichtung. Der Herausgeber versichert im Vorwort — und dieser Versicherung muß man doch glauben —, daß man sich auf die Unterdrückung solcher Stellen, „durch welche sich eine gerechte Empfindlichkeit Zeitlebender hätte verletzt fühlen können“, beschränkt habe; es sei im ganzen nur wenig ausgeschieden worden. Er fügt dann noch hinzu:

Ohne Zweifel ruht noch eine beträchtliche Zahl von Briefen des einen wie des andern Correspondenten theils unentdeckt in oder unter amtlichen Acten, theils in Privathänden und kommt hoffentlich für eine neue Ausgabe zum Vorschein. Wahrscheinlich wird man sich aber selbst dann noch bei Beurtheilung der Anzahl und des Inhalts der Briefe immer zu vergegenwärtigen haben, daß beide Correspondenten meist in der Eile waren, ihre Gedanken persönlich auszusprechen, und daß solches gewiß in der Regel und, aus leicht zu findenden Gründen, vorzugsweise gerade bei wichtigeren und insbesondere bei solchen Angelegenheiten geschah, welche später förmlich in Dienstacten verhandelt wurden.

Aber der Briefwechsel ist auch keineswegs so unbedeutend und inhaltslos, als es nach der oder jener bereits laut gewordenen Journalstimme oder unsern eigenen obigen Bemerkungen scheinen könnte. Wir unterschreiben ganz, was in dem Bericht in der Beilage zu Nr. 172 der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“, dem frühesten, den wir über denselben gelesen zu haben uns erinnern, über den Eindruck des Ganzen gesagt war:

Versuchen wir zuerst, den allgemeinen Eindruck wiederzugeben, den die Lesung dieses Briefwechsels auf uns gemacht hat, so ist es ein durchaus erfreulicher und wohlthuender, insofern sich darin das Verhältniß der beiden hohen Freunde als ein äußerst würdiges, beide in gleichem Maße ehrendes, dabei sich durchgängig gleichbleibendes, in jedem Moment durchdringendes und klares darstellt. Selbst unter Privaten und einander völlig Gleichgestellten dürfte selten ein so langandauerndes und doch so wandellofes und ungetrübtes Herzens- und Geistesbündniß zu finden sein, wie hier zwischen dem äußerlich Höhergestellten und Gebietenden und dem geistig Ueberragenden, seiner Lebensstellung nach aber Untergeordneten und sich willig Unterordnenden. Eine so rücksichtslose und freudige Anerkennung der völligen Gleichberechtigung, ja in gewissem Sinne Höherberechtigung des wohlverwandten Genies seitens des fürstlichen Freundes war eben nur einem Geist möglich, der selbst auf den Höhen des Lebens, im freien Aether edelsten Strebens sich bewegte, der das Große und Schöne zu würdigen wußte, weil er selbst es aus innerstem Triebe liebte und suchte.

Wenden wir uns zuvörderst zu den Goethe'schen Briefen, so ist es allein schon von Interesse, die darin stattfindenden allmählichen Veränderungen im Goethe'schen Stil und in der Goethe'schen Ausdrucksweise zu verfolgen. Selbst schon in den Anreden zeigen sich diese Uebergänge aus dem vertraulichen Tone in den conventionellen und ceremoniellen. Redet Goethe seinen Fürsten in den frühesten Briefen mit „Lieber Herr“, „Liebster, gnädigster Herr“ oder höchstens „Gnädigster Herr“ an, so tritt dafür in den spätern „Euer Durchlaucht“ und zuletzt „Euer königliche Hoheit“ an die Stelle, und Ausdrücke wie „submissiv“, „unterthänigst“ u. s. w., die in den frühern nie vorkommen, werden immer häufiger. In den frühesten Briefen, freilich nur wenigen, herrscht ganz der übermüthig sprudelnde, worterschütternde und dabei etwas kiederliche Stil der Genieperiode, wie gleich in dem ersten aus Leipzig vom 25. März 1776, den wir als charakteristische und in mehrfacher Hinsicht interessante Probe hier ganz mittheilen wollen:

Lieber Herr, da bin ich nun in Leipzig, ich mir sonderbar worden beim Nähern; davon mündlich mehr, und kann nicht genug sagen, wie sich mein Erdgeruch und Erdgefüß gegen die schwarz, grau, streifrockigen, krummbeinigen, verrückengestalteten, Degenschwänzlichen Magisters gegen die Feiertagsbesorger, als-

modische, schlankliche, vielbäumliche Studenten Buben, gegen die zuckende, kriechende, schnäbelnde und schwämelnde Nagelein und gegen die hurenhafte, tragliche, schwänzliche und fingliche Jung-Nägel ausnimmt, welcher Gräuel mir alle heut um die Thore als am Marientagsfeste entgegnet sind. Dagegen präsentirt mein Keuscheres und Inneres der Engel die Schrotörn, von der mich Gott bewahrt was zu sagen. Sie geht und einander nach Maassgabe ihres Belübs über Hochbergs Rosenkriebs und so weiter. Ich bin seit 24 Stunden (denn es ist netto Abends Achte) nicht bei Sinnen, das heißt bei zu vielen Sinnen, über- und unsinnlich. Habe die Nacht durch manches Knäulchen Gedanken-Zwirn auf- und abgewickelt; diesen Morgen stieg mir die göttliche Sonne hinter Raumburg auf. Ade, lieber gnädiger Herr! Und somit können Sie nie aufhören zu fühlen, daß ich Sie lieb habe.

Auch der zweite aus Jena, vom 4. Mai 1776, ist nicht minder charakteristisch, weshalb wir auch diesen mit Aufassung einer längern Stelle in der Mitte hier mittheilen:

Wie mir's gangen ist, müssen Sie gleich wissen; Sonnabend früh 11 Uhr schrieb ich dies Jena an im Anstaus. Ich bin keine sechs Stunden geritten, also wie sich gehört; des Harsen Pferd wollte nicht mehr fort gegen das Ende und hinter Bücheloh auch meines nicht mehr. Da kam ich in ein sehr spitziges Nachtriefeln, das gerade vom Wald kam, und traf endlich glücklich bedrückt ein. . . . Hiernach hab' ich noch eine Lektion für Sie! Da ich so auf dem Wege über Ihre allzu große Güte bei solchen Gelegenheiten dachte, dadurch Sie immer im Fall hab, wo nicht was Unrechtes, doch was Unnütziges zu thun und Ihre eigenen Kräfte und die Kräfte der Ihrigen vergebens anzusammeln. Seyen Sie hübsch ruhig, soviel's seyn kann, leben Sie als homme des lettres und Privatmann, schönen Sie die Hüte bei dem Wetter; hier ist schon den ganzen Morgen Schnee. Addio. Mein Andenken der Chöre Mama. Seyn Sie mir lieb. G.

Man sieht, daß Goethe damals noch wagte, dem Herzog „Lektionen“ zu ertheilen, was später nur selten und in vorfichtigem Tone, zuletzt aber gar nicht mehr geschieht. Der Stil geht mehr und mehr in einen künstlerisch gemessenen, zuletzt ganz in einen ceremoniösen, diplomatisch abgezuriffelten oder ruhig und kalt geschnittenen über. Hierin spiegeln sich nicht nur die Wandlungen, die in Goethe's Wesen vorgingen, sondern zugleich auch die Wandlungen, welche überhaupt in dieser langen Periode bis zu Karl August's Tode stattfanden. Die spätere militärisch-bureaucratische-diplomatische Periode vertrat keine solchen Gentilitäten mehr, wie sie in den siebziger Jahren an der Tagesordnung waren. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß dem Herzog der burlesk-geniale Ton, welcher in den beiden oben mitgetheilten Briefen herrscht, denn doch zu unceremoniös war und daß er Gelegenheit nahm, Goethe mündlich oder schriftlich einen Wink zu ertheilen, wodurch dieser verstehen lernte, daß ein Herzog an einen Staatsdiener doch in andern Töne schreiben dürfe, als ein Staatsdiener an den Herzog, auf wie freundschaftlichem Fuße sie sonst auch stehen müßten. Wäre es dem Herzog und Großherzog nicht ganz recht gewesen, wenn Goethe später immer mehr in einen ceremoniösen und keifen Ton überging, ihn mit „Euer Durchlaucht“ und den Großherzog mit „Euer königliche Hoheit“ anredete und sich als „unterthänigst“ unterzeichnete, so würde er gewiß einmal an Goethe geschrieben

haben: „Lieber Alter! Was treibst du für Dinge? Laß doch solche Narrereien!“ oder dergleichen.

In der ersten Hälfte des ersten Bandes bilden die Briefe an Goethe bei weitem die Mehrzahl, was sich durch den oben erwähnten Umstand, daß Goethe vor seiner Abreise 1797 die von ihm seit 1772 empfangenen Briefe verbrannte, von selbst erklärt. Ein Brief Goethe's, ohne Datum, aus der „Einsamkeit“ geschrieben („wo ich bin, verschweige ich noch eine kleine Zeit“, heißt es darin), ist deshalb erwähnenswerth, weil er einen gewissen Antheil Herder's an der Ausarbeitung der „Iphigenie“ constatirt. Goethe schreibt: „Ich bin fleißig und arbeite die „Iphigenie“ durch. Sie quillt auf, das stockende Silbenmaß wird in fortbauende Harmonie verwandelt. Herder hat mir dazu mit wunderbarer Geduld die Ohren geräutert. Ich hoffe, glücklich zu sein.“ Goethe arbeitete damals mächtig daran, seinen innern Menschen zur Harmonie zu stimmen und sich künstlerisch zu läutern: „Schon süß! ich“, schreibt er, „in meinem Gemüth, in meiner Vorstellungsart gar merkwürdigen Unterschied, und ich habe Hoffnung, einen wohlaußgewaschenen, wohlaußkaffirten Menschen wieder zurückzubringen.“

Dann folgt, von Nr. 30—48, eine Reihe von Briefen aus Italien, meist aus Rom, einer aus Neapel, einer aus Florenz und einer aus Mailand. Diese Briefe, ein interessantes Supplement zu seiner „Italienischen Reise“, bilden eine der werthvollsten Partien des Ganzen. Man kann sich nur Glück dazu wünschen, daß der Herzog Goethe's Wunsch, seine italienischen Briefe zu verdrängen, nicht erfüllte, sondern in richtiger Erkenntniß ihres Werths sie als köstlichen Schatz aufbewahrte. Goethe unterrichtet darin in gedrängter Kürze seinen herzoglichen Freund von seinen Studien, von allem, was er sieht, hört und erlebt, und manches in seiner „Italienischen Reise“ nur Ange deutete wird dadurch in ein klareres Licht gestellt, manches um einen neuen Zug vervollständigt, mancher neue Blick in Goethe's rastloses Denken und Schaffen eröffnet. Er schreibt am 3. Februar 1787 aus Rom:

Von interessanten Männern hab' ich manchen, von Weibern außer Angelika nur eine kennen gelernt. Mit dem schönen Geschlecht kann man sich hier, wie überall, nicht ohne Zeitverlust anlassen. Vom Theater und den kirchlichen Ceremonien bin ich leicht müde erbaut. Die Schauspieler geben sich viel Mühe, um irreube, die Pfaffen, um Andacht zu erregen, und beide wirken nur auf eine Klasse, zu der ich nicht gehöre. Beide Künste sind: ein seelenloses Gepränge ausgeartet. Auf alle Fälle ist der Papst der beste Schauspieler, der hier seine Person producirt.

In einem Briefe aus Neapel vom 27. Mai 1787 rieth er:

Diese Stadt ist für einen Fremden sehr reizend; man kann ansam und für sich leben und doch unter dem schönsten Himmel in den mannichfaltig zubereiteten Ergötzlichkeiten sein Theil ergötzen. Ich bin begierig, wie mir sein wird, wenn ich in Meer künftig sehe, das ich nun anhaltend drei Monate aus so vielen Gesichtspunkten im Auge gehabt habe. Das an Sicilien so lustig, daß man kaum eine Strecke in das ad hinein ist, gleich auf der andern Seite das Meer wieder scheint und eine neue Küste uns entgegenlacht. Auf alle Weise ist aber, wie schwer es ist, ein Land zu beurtheilen; der emde kann es nicht, und der Einwohner schwer. Und dann

ist der Mensch so einseitig, daß ein so großer und mannichfaltiger Gegenstand nicht von ihm begriffen werden kann. Diejenigen, die ich über Neapel und Sicilien gesprochen habe, haben im einzelnen fast alle Recht, im ganzen, wie mir scheint, fast keiner.

Und ist nicht, fragen wir hier beiläufig, auch Deutschland ein „so großer und mannichfaltiger“ Gegenstand, daß er von einem einzelnen schwer begriffen, jedenfalls aber nicht in das ungebrochene Licht eines Gesamturtheils gestellt werden kann? Wenn wir Deutsche uns z. B. rühmen, ein Gemüthsvolk zu sein, so paßt dies doch nur auf die Bevölkerungen gewisser Landstriche, und rühmen wir uns, ein Volk von Denkern zu sein, so gilt dies doch immer nur von einzelnen hervorragenden Geistern, denn es gibt Tausende und Millionen von Deutschen, welche sich zwar sehr klug dünken mögen, aber doch in der That so gut wie gar nichts denken. Jedenfalls erkennt man aus der angeführten Stelle, wie vorzüglich und gewissenhaft Goethe zu Werke ging, wenn es galt, über irgendeinen Gegenstand zu urtheilen, der in sich so mannichfaltiger Art ist wie ein großes Land. Auch in dieser Hinsicht sollte uns Goethe ein nachahmenswerthes Vorbild sein, da der Deutsche nur zu sehr zu absparendem und einseitigen Urtheilen aufgelegt ist. Goethe selbst ist auch ein „so großer und mannichfaltiger Gegenstand“, und wie einseitig hat man nicht oft in Deutschland selbst über ihn abgesprochen, weil man ihn nur nach einem einzigen vorübergehenden Moment seines Lebens oder Schaffens oder nur nach einem einzelnen Stück seines so wunderbar und mannichfaltig zusammengesetzten Organismus beurtheilte. Und zwar nahm man dabei meist nur einen äußern subjectiven Tendenzstandpunkt, der gerade einer Erscheinung wie Goethe gegenüber am übelsten angebracht ist.

Als den Hauptzweck seiner Reise nach Italien bezeichnet er in einem Briefe aus Rom vom 25. Januar 1788, der einer der längsten und gehaltreichsten ist: er sei dahin gereist, um sich von den physisch-moralischen Nebeln zu heilen, die ihn in Deutschland gequält und ihn zuletzt undbrauchbar gemacht hätten, sodann „den heißen Durst nach wahrer Kunst zu stillen“. Das erste sei ihm ziemlich, das letzte ganz geglückt. Weiter bemerkt er:

Bisher habe ich allen widerstanden, die mich in die Welt ziehen wollten, weil es mir am ersten um meine Hauptsachen zu thun war, weil die Welt nicht gibt, sondern nimmt, und weil ich täglich mehr Abneigung empfinde, etwas halb zu thun. Nun aber werde ich mich equiviren, einen Bedienten anschaffen, mein Quartier besser bestellen, genug mich so einrichten, daß ich als der Ibrige auftreten kann und am Ausländigen nichts fehlt u. s. w.

In demselben Briefe gibt er Rechenschaft über seine Kunststudien, wie namentlich im vorhergehenden über seine literarischen Arbeiten. Zu seiner Verwunderung erfährt man aus diesen Briefen auch, daß sich Goethe zu gleicher Zeit sogar mit Politik beschäftigte, was ihm sower genug angekommen sein mag. Er schreibt einmal:

Ich lese fleißig die Zeitungen, und da neuerdings sich alles bald aufdeckt und entwickelt, so kann man mit einer freien Vorstellungsart die Lage der Sache ziemlich übersehen. Mir scheint es für Freund und Feind bedenklich, daß Frankreich so weit herantret ist u. s. w.

Und nun folgt eine Betrachtung über die preussisch-englisch-oranischen Absichten, über Rußlands Ab- und Ausichten auf Konstantinopel u. s. w. Goethe fährt so dann fort:

So viel ist gewiß, daß der Kirchenstaat und beide Sicilien ohne Schwertstreich, wie Holland, wegzunehmen wären. Man legte sich mit ein paar Linien Schiffen in den Golf von Neapel und bäte sich zwei Thore von Rom aus; so wäre die Sache gethan. Aus verschiedenen Bewegungen glaube ich, daß der päpstliche und neapolitanische Hof auf einer solchen Spur sind, obgleich das allgemeine Publikum sich nichts davon träumen läßt. Das Volk ist misvergnügt, die Geistlichkeit besonders, die Mönche sind kaiserlich gekannt. Noch gestern sagte ein siebziger jähriger Mönch: wenn ich nur noch in meinen alten Tagen erleben sollte, daß der Kaiser käme und uns alle aus den Klöstern jagte, selbst die Religion würde dabei gewinnen u. s. w.

Wir führen diese Stelle an, weil sie eine Art Unicum, fast die einzige uns bekannte Stelle ist, in welcher Goethe sich so eingehend in die Details der politischen Tagesgeschichte verliert. Es scheint ihm freilich selbst dabei ein wenig Angst geworden zu sein, denn er läßt gleich darauf seinen schon erwähnten Wunsch folgen, der Herzog möge doch ja gleich seine Briefe verbrennen, damit er „desto freier“ schreiben könne. Der Herzog schickt ihm darauf ein „tableau politique“ zu, und Goethe dankt für diese „Ausfüllung und Bestimmung“ seiner allgemeinen Ideen. Leider mag dieses „tableau politique“ zu denjenigen Schriftstücken gehören, welche Goethe später verbrannte, so auch die übrigen Briefe des Herzogs, auf deren einen sich Goethe ausdrücklich bezieht, indem er sein Schreiben aus Rom vom 17. März 1788 mit den Worten beginnt: „Ihren freundlichen herzlichen Brief beantwortete ich sogleich mit einem fröhlichen: Ich komme!“

Seine zarte Sorgfalt für die daheim Zurückgebliebenen zeigt sich oft im schönsten Lichte. Er schreibt z. B. in seinem erwähnten längern Briefe vom 25. Januar 1788:

Meine größte Sorge, die ich zu Hause habe, ist Frig (von Stein). Er tritt in die Zeit, wo die Natur sich zu regen anfängt und wo leicht sein übriges Leben verdorben werden kann. Sehen Sie doch auch ein wenig auf ihn. Sehen Sie mit sich selbst so gelind als möglich um. Ihre physischen Uebel lassen mich nicht ohne Sorge und es muß auch Ihr Gemüth in einem immer geschäftigen, doch meist genüßlosen Leben leiden.

In einem spätern Briefe dankt er dem Herzog dafür, daß er für Herder und Voigt Sorge und allen seinen Witten und Wünschen zuvorkomme. Seinem Dankgefühl und seiner Ergebenheit gegen den Herzog gibt er wiederholt den lebhaftesten und zartesten Ausdruck. „Genießen Sie“, schreibt er einmal, „wenigstens des Gedankens: daß Sie Einen Menschen, der Ihnen noch angehört, durch Ihre Liebe, Güte und Nachsicht ganz glücklich machen.“ Ein andermal schreibt er:

Nur zu sehr spüre ich in diesem fremden Lande, daß ich älter bin. Alle Verhältnisse knüpfen sich langsamer und loser, meine beste Zeit habe ich mit Ihnen, mit den Ihrigen gelebt und dort ist auch mein Herz und Sinn, wenn sich gleich die Trümmer einer Welt in die Waagschale legen. Der Mensch bedarf wenig; Liebe und Sicherheit seines Verhältnisses zu dem einmal Erwählten und Gegebenen kann er nicht entbehren.

Und in dem öfter von uns erwähnten Briefe vom 25. Januar 1788 bemerkt er: „Gar manches macht mir

den Rückweg nach Hause reizend. Ohne Ihren Umgang, ohne den Umgang geprüfter Freunde länger zu leben, ist denn doch so eine Sache. Das Herz wird in einem fremden Lande, merkt ich, leicht kalt und frech, weil Liebe und Zutrauen selten angewandt ist.“ Nur ein auffallendes Urtheil über den mailänder Dom gestatten wir uns aus diesen italienischen Briefen hier noch anzuführen. Goethe schreibt vom 23. Mai 1788 aus Mailand: „Gestern war ich auf dem Dom, welchen zu erbauen man ein ganzes Rarmorgebirge in die abgeschmacktesten Formen gezwungen hat. Die armen Steine werden noch täglich gequält, denn der Unfinn oder vielmehr der Armstinn ist noch lange nicht zu Stande.“

Die übrigen in der deutschen Heimat geschriebenen Briefe Goethe's im ersten Bande bieten weniger Interesse. In einem Weimar den 1. October 1788 datirten Schreiben beschäftigt er sich mit dem ilmenauer Bergbau, wobei er einige bei einem Dichter auffallende technische Kenntnisse des Stollenbaues austräumt; springt aber sehr bald von diesem Gegenstande auf die bekannte Schiller'sche Recension des „Egmont“ in der „Literaturzeitung“ über, von der er bemerkt, daß sie den sittlichen Theil „gar gut“ zergliedert; was aber den poetischen Theil betreffe, „so möchte Recensent andern noch etwas zurückgelassen haben“. Herder's Schicksal beschäftigt den edeln Mann fortwährend um diese Zeit. Sehr schön schreibt er am 12. Mai 1789:

Eine meiner vorzüglichsten Sorgen ist nun Herder's Schicksal. Sie werden mir erlauben, daß ich einmal gelegentlich über diesen Fall und verwandte Fälle ein Wort aus dem Herzen sage. Es wird einem Fürsten, der so mancherlei Mittel in Händen hat, leicht, das Glück von manchem, besonders dem Mächtigen zu machen, wenn er es wie eine Baumschule behandelt, nach und nach, und immer so fort, wenig, aber das Wenige zur rechten Zeit thut. So kann der Mensch, dem nachgeholfen wird, von sich selber wachsen. Und am Ende von allem: was untersteht den Mächtigen, als daß er das Schicksal der Seinigen macht, es bequem, mannichfaltig und im großen machen kann, anstatt daß ein Particulier sein ganzes Leben sich durchdrücken muß, um ein paar Kinder oder Verwandte in einige Arianze zu versetzen.

So bemühte sich Goethe — und die Beispiele davon sind zahlreich — fortbauend um seine Freunde; so suchte er unablässig auf seinen fürstlichen Freund im besten und edelsten Sinne zu wirken und ihm die höchsten Aufgaben eines regierenden Fürsten klar zu machen; und doch hat man gewagt, ihn des schändlichsten Egoismus zu zeihen, und auf diese Verleumdungen deutscher Meider gestützt, hat der Britte Kenealy in seiner jüngst in z. Bl. besprochenen halbverrückten Dichtung „A new pantomime“, kurzweg Goethe beschuldigt: er habe „nie eine gute That für eine bedürftige Seele gethan“.

Vom Jahre 1792 an werden die Goethe'schen Briefe an Zahl immer weniger, sodaß man sich der Annahme kaum verschließen kann, der Herzog und Großherzog hätten später mehr als früher der Gewohnheit geschuldigt, von ihm empfangene Briefe, darunter auch die Goethe'schen, zu vernichten. Man muß zu dieser Annahme um so mehr geneigt sein, da in Karl August's so zahlreichen Handschriften und Billetten nicht selten von Briefen die

Rede ist, welche er von Goethe empfing, die aber hier nicht abgedruckt sind. So heißt es in einem Briefe Karl August's aus Eisenach vom 9. August 1795, der auf einen vom 4. Juni folgt: „Soeben erhalte ich deinen Brief“; am 9. Januar 1818 schreibt er: „Mit dem größten Vergnügen habe ich deinen munteren Brief bekommen, der mir für dein Wohlsein zeugt“; am 31. Mai 1820: „Deine zwei sehr angenehmen Briefe habe ich erhalten.“ Aber man sucht nach den Briefen, auf die Karl August sich hier bezieht, vergebens. Möglicherweise gehören sie auch zu denen, welche, laut dem Vorwort, deshalb ausgeschieden wurden, weil sie Stellen enthielten, „durch welche sich eine gerechte Empfindlichkeit Zeitlebender hätte verletzt fühlen können“. Karl August nennt den einen dieser Briefe, den er mit dem „größten Vergnügen“ bekommen zu haben bekennt, „munter“ und die beiden andern „sehr angenehm“; sie scheinen also sein besonderes Wohlgefallen erregt zu haben und gehörten demnach wahrscheinlich zu den interessantesten der Goethe'schen Briefe; um so schmerzlicher vermißt man sie. Vertrauliche Reiseberichte reichen Inhalts waren wol auch die „Relationen“, von denen Karl August in einem Briefe, datirt Weimar, den 23. August 1797, spricht und die er „gar interessant“ nennt, mit dem Hinzufügen: „Es ist recht löblich, daß du dich unserer hier Erinnerst.“ Wir vermuthen, daß diese hier nicht zum Abdruck gekommenen „Relationen“ sich auf die Ende Juli 1797 von Goethe angetretene Reise nach Süddeutschland und der Schweiz beziehen und zwar zumeist auf seinen Aufenthalt in Frankfurt. Hierher begleiteten ihn auch Christiane und ihr Sohn, die bekanntlich von Goethe's Mutter sehr liebevoll aufgenommen wurden. Abgedruckt finden wir dagegen eine weitere Relation, datirt Tübingen, den 11. September 1797, die mit den Worten beginnt: „Vom 25. August an, da ich von Frankfurt abreiste, habe ich langsam meinen Weg hierher genommen.“ Dieser ziemlich umfangreiche Bericht behandelt Goethe's Reise über Heidelberg und Heilbronn nach Stuttgart und Tübingen und ist nicht ohne Interesse. Ueber die Gegend von Heidelberg bemerkt Goethe:

Heidelberg und seine Gegend betrachtete ich in zwei völlig heitern Tagen mit Verwunderung und ich darf wol sagen mit Entzücken. Die Ansichten nähern sich von mehreren Seiten dem Ideal, das der Landschaftsmaler aus mehreren glücklichen Naturlagen sich in seiner schaffenden Phantasie zusammenbildet.

Bei Gelegenheit der stuttgarter Kunstanstalten bemerkt Goethe, wahrscheinlich um auch seinen Herzog nach dieser Seite hin anzuspornen:

Wie schade ist es, daß man gegenwärtig nicht einseht, wie ein großes Kapital man daran besitzt, mit wie mäßigen Kosten es zu erhalten und weit höher zu treiben sei. Aber es scheint niemand einzusehen, welchen hohen Grad von Wirkung die Künste, in Verbindung mit den Wissenschaften, Handwerk und Gewerbe in einem Staate hervorbringen. Die Einkünfte, die der Augenblick gebietet, hat man von dieser Seite angefangen und dadurch mehrere gute Leute unmuthig und zum Auswandern geneigt gemacht.

Ueber den damaligen Zustand der Universität Tübingen lautet sein Urtheil nicht sehr günstig: die alte Form widerspreche jedem fortschreitenden Leben, die Wirkungen

griffen nicht ineinander u. s. w. Dieser „Relation“ folgt eine minder bedeutende aus Stäfa vom 17. October 1797.

Der zweite Band, der mit einem Billet Karl August's vom 28. Mai 1809 beginnt, besteht größtentheils aus Briefen des Herzogs, spätern Großherzogs. Von Goethe enthält er nur wenig, darunter aber ein interessantes Actenstück, ein Gutachten Goethe's vom 5. October 1816 in der Angelegenheit der Oken'schen „Iffs“. Die Landesdirection hatte folgende Vorschläge gemacht: man solle dem Herausgeber der „Iffs“ seine Ungebühr mündlich oder schriftlich verweisen und ihn bedrohen, daß bei erneuerten Ausfällen auf einzelne Personen oder ganze Stände sein Blatt sogleich verboten werden solle. Hierzu kam noch der Vorschlag, daß man den Fiscal gegen ihn aufregen und auf dem Wege Rechtsens den bisher Beleidigten Genugthuung verschaffen möge. Goethe, um seine Meinung vom Großherzog befragt, sprach sich gegen diese Vorschläge aus und verlangte: „Die anfangs versäumte Maßregel muß ergriffen und das Blatt sogleich verboten werden.“ Seine Ansicht motivirte er mit folgenden Gründen:

Oken ist ein Mann von Geist, von Kenntnissen, von Verdienst; ihn als einen Schulknaben herunterzumachen, ziemt sich nicht; hat er aber bei allen seinen Vorzügen nebenher noch einen partiellen Wahnsinn, der dem Staate schädlich, ja verderblich ist, so bändige man diesen, und die Sache ist mit Ehren gethan. Man fürchte sich ja nicht vor den Folgen eines männlichen Schrittes, denn es entstehe daraus was wolle, so behält man das schöne Gefühl, recht gehandelt zu haben, da die Folgen des Zauberns und Schwankens auf alle Fälle peinigend sind. Mit dem Verbot der „Iffs“ wird das Blut auf einmal geköpft; es ist männlicher, sich ein Bein abnehmen zu lassen, als am kalten Brand zu sterben. Wenn ich nun aber diesen chirurgischen Schritt anrath, so kann ich dagegen keineswegs rathlich finden, fiscalische Klage gegen ihn zu erheben; hierdurch würde eine Sache, die abgethan und der Vergessenheit übergeben werden sollte, verewigt und erst recht in die Breite getreten.

Auch einige weitere Bemerkungen Goethe's sind interessant. Er tadelt es, daß in den votis über diese Sache das Wort „Hochverrath“ vorgekommen sei, denn wie könne das Verrath sein, was öffentlich geschähe? Ferner sei in den Acten und Blättern, die zu ihm gekommen seien, als etwas Bekanntes angenommen worden, daß dieser Zustand auf Selbststrafe hinführe. Goethe bemerkt nun:

Mit Verwunderung habe ich gesehen, daß man das Schredliche eines solchen Bekenntnisses nicht zu fühlen scheint. Die Regierung, die sich das sagt oder sagen läßt, ist aufgelöst und ich will jetzt für Oken sprechen, gegen den ich gesprochen habe. Wie ich oben eine schülerhafte Demüthigung von ihm abzulehnen gebachte, so will ich jetzt die Gefahr schmächtigster Behandlung von ihm ablenken. . . . Wer will dann diesem Oken, der noch immer verdient, in der Wissenschaft eine glänzende Rolle fortzusetzen, wer will ihm zu Hülfe kommen, wenn ihn junge Neckenburger überraschend auf gräßlichste mishandeln? Und wie kann ein Staat solche Handlungen bestrafen, der sie hervorruft, indem er sich selbst in den Naturzustand erklärt und den Krieg aller gegen alle verfassungsmäßig macht?

Mit Vergnügen führen wir hier ein Urtheil über Goethe's Gutachten aus dem Feuilleton der „Befreiung“ an:

Der ganze Aufsatz verdient von unsern heutigen Staatsmännern nachgelesen und beherzigt zu werden. Sie würden manches daraus lernen können, vor allem die Achtung vor dem Geist und vor der Wissenschaft, welche Goethe auch da noch zeigte, wo er als Minister sich gezwungen sah, gegen ein wirkliches oder nur vermeintliches Uebel mit der größten Strenge und nachsichtloser Energie zu verfahren. Er kratzte, aber er entwürdigte nicht den Menschen und Schriftsteller; er sagte das Verbot einer Zeitschrift als eine traurige Nothwendigkeit, aber nicht als einen Akt gemeiner Rache und kleinlicher Verfolgungssucht auf.

Ein durch einen äußern Umstand veranlaßtes Schreiben Goethe's an den Herzog, nunmehr Großherzog, betrifft 1. für die von Bürger projectirte, eine Angelegenheit also, Goethe's Edelrath manifestirte. Die Summe von 65 Roubldor habe und fährt dann fort:

ne des Publikums, noch Bürger's wohlgemeinten Vorsatz; die Sache den, wo denn zuletzt wenig Hoffen, einmal das Geld zu Bürger's Summen bestimmt worden, der sich aus kümmerlichen Umständen nie zu erholen wußte, so beschloß die ansehnliche Gesellschaft, ihm diese bedeutende Unterstützung angedeihen zu lassen, wenn auch die Bedingung unerfüllt geblieben war. Ich sendete ihm das Geld, erhielt seinen Dank und richtete ihn aus.

Man weiß, wie unedel sich Bürger durch ein bekanntes Epigramm an seinem Gönner und Wohlthäter gerächt hat.

Die etwa von der Mitte des ersten Bandes an in überwiegender Zahl auftretenden Briefe Karl August's tragen einen ganz andern Charakter. Sie sind im Tone eines familiären, nicht selten geistreich, bisweilen etwas leichtfertig witzelnden Geplauders gehalten, verrathen die Wißbegier eines Hochgestellten, sich über alles im Fluge zu unterrichten, und tragen, bei aller Aufgelegtheit des Fürsten zu scharfen Urtheilen, den Stempel einer liebend-würdigen Bonhomie. In diesem Tone bleiben sie vom Anfang bis zu Ende des Bandes ziemlich gleich, und selbst wenn Karl August über ernste und tragische Vorfälle zu berichten hat, so beeilt er sich doch sobald als möglich, mit irgendeiner leichten Gauserie den schweren Gegenstand hinwegzuschwelen. Feierliche Ausdrücke liebt er nicht; er sagt z. B. nicht: Schiller's Ueberreste oder sterbliche Reste, sondern Schiller's „Ueberbleibsel“, und zuweilen braucht er die bequemsten und vulgärsten Ausdrücke, weil er jedes Ding immer beim rechten Namen zu nennen liebt; er schreibt z. B. am 9. Januar 1796: „Wenn du aufs Frühjahr weggehen solltest, wie du es im Willen zu sein schienst, so ist freilich unser Theater im A—“; oder ein andermal: „der Paar A—bade“; er spricht von einer „Pille“ zu verschlucken geben, wenn es sich darum handelt, jemand eine Todesnachricht beizubringen. Am 3. September 1800 schreibt er aus Dresden: „Oben komme ich von der kleinen Kewegow, die sich dir bestens empfiehlt. Das arme Kolibri ist sehr krank, sieht erbärmlich, grün, gelb und blau aus und hustet ihr armes Lüngelchen weg.“ Von der Art, wie er Personen charakterisirt, hier nur ein kleines Beispiel. Von der bekannten, von andern

wegen ihrer Schönheit gerühmten Henriette Herz schreibt er aus Pyrmont vom 9. August 1802: „Der Dr. Herz von Berlin ist hier, ein kluger, artiger kleiner Jude; sie groß, blass, gebildet, aber schrecklich empfindsam.“ Goethe wird von ihm, außer in einem oder dem andern officiellen und zugleich für die Oeffentlichkeit berechneten Schreiben, immer geduzt und mit „Mein Lieber!“ „Lieber Freund!“ „Mein lieber Meccanus!“ „Quer Meccanische Hoheit!“ „Lieber Alter!“ u. s. w., auch wol scherzhafterweise „Hochgeehrte Excellenz!“ angeredet.

Zu dem Bemerkenswerthesten, was sich in Karl August's Briefen vorfindet, gehören wol seine auffallend scharfen Urtheile über Schiller's Dramen. Er schreibt z. B. über „Wallenstein“ am 31. Januar 1799:

Ueber den gestrigen „Wallenstein“ — die ausnehmend schöne Sprache abgerechnet, die wirklich vorzüglich, vortrefflich ist — aber über seine Fehler möchte ich ein ordentlich Programm schreiben; indeß muß man erst den zweiten Theil abwarten. Ich glaube wirklich, daß aus beiden Theilen ein schönes Ganzes hervorgehen werden; es müßte aber mit vieler Herzhaftigkeit davon abgesehen und anderes eingefügt werden. Der Charakter des Felden, der meiner Meinung nach einer Verbesserung bedürfte, könnte gewiß mit wenigem ständiger gemacht werden.

In Betreff der „Maria Stuart“ schreibt er (ohne Datum):

Es ist mir gestern Abend erzählt worden, daß in der „Maria Stuart“ eine förmliche Communion oder Abendmahl auf dem Theater passiren würde. Vermuthlich soll sie katholisch sein und sich vielleicht mit der der „Jesuiten“ entzweigen. Indessen ist doch auf unserer Bühne bei der Vorstellung der „Jesuiten“ die Sache so anständig gemacht worden, daß bis auf ein Crucifix, das wol auch hätte weggelassen können, nichts sehr Anstößiges vorfam. Ich erinnere dich daran, weil ich der prudencia mimica externa Schilleri nicht recht traue. So ein braver Mann er sonst ist, so ist doch leider die gärtliche Unverschämtheit oder die unverschämte Wölligkeit, nach Schlegel'scher Terminologie, dergestalt zum Tone geworden, daß man sich mancherlei poetische Auswüchse erwarten kann, wenn es bei neuern Dichtungen darauf ankommt, einen „Effect“, wenigstens „einen sogenannten“ hervorzubringen, und der Gedanke oder der poetische Schwung nicht zureichen wolle, um durch Worte und Gedanken das Herz des Zuschauers zu rühren.

Wenn auch kein directer Tadel, so liegt doch etwas Spöttisches und zugleich Frivoles in einer Bemerkung vom 16. März 1802:

Schiller will den „Don Carlos“ und die „Jeanne d'Arc“ für unsern lauchstübster Bedarf zusammenschneiden. Bessere muß aber hier einkadret werden und einer Probe hier unterliegen. Deswegen habe ich erlaubt, daß diese Jungfernschaft hier einmal vor dem Abgang der Gesellschaft untersucht werde, unter der Bedingung aber, daß jede andere als die Jagemann die d'Arc spiele.

Man weiß wol, warum Karl August wollte, daß gerade die Jagemann, später Frau von Heygendorff, die Jungfrau nicht spielen solle.

Ein sehr merkwürdiges Urtheil von größter Schärfe ist das über Schiller's „Braut von Messina“; Karl August schreibt über sie am 2. November 1803:

Schiller hat mir sein Stück Arbeit gegeben. Ich habe es mit großer Aufmerksamkeit, aber nicht mit wohlbehaglichem Gefühle gelesen; indeß verschleße ich meinen Rumb wohlbehaglich darüber. Ueber die Sache selbst ist ihm nichts zu sagen, er reitet auf einem Stedenpferde, von dem ihm nur die Gria-

rung wird abhelfen helfen; aber eins sollte man ihm doch einzu-
reden suchen, das ist die Revision der Verse, in denen er seine
Verse geschrieben hat; denn hier und da kommen mitten im
Pathos komische Knittelverse vor, dann unaussprechliche Härten,
undeutliche Worte und endlich solche Wortverfälschungen, die poe-
tische Formelchen bilden, deren Niederschreibung auf Pulver-
hörner gar nicht unpassend gewesen wäre. Verschiedenes der-
gleichen habe ich extrahirt, ich werde es dir gelegentlich münd-
lich einmal vorlegen. Etwas sehr Auffallendes wird dem Publi-
kum nicht entgehen. Die eigentlichen Hauptpersonen des Stückes
sind Stodtatholiken, das Chor aber Heiden; letztere sprechen von
allen Göttern des Alterthums, erstere von der Muttergottes,
den Heiligen u. s. w. Da nun das Chor eigentlich ein Corps
unter den Waffen darstellt, so kann man die Personen desselben
für nichts als für bewaffnete Poeten ansprechen; eine neue
Musik für die Bühne; denn die meisten ganz unnütze bild-
reiche Schwulstigkeit, in der dieses Corps den Zuschauer von
einer Scene zur andern führt, und noch dazu sehr langsam,
kann unmöglich für Kriegesmanoeuvres passen, da die Prinzen, zu
denen jene Leute gehören, sich viel natürlicher ausdrücken.

Indessen bemerkt der Herzog weiter, wolle er sich wol
hüten, etwas der Ausführung dieses Stückes entgegenzusetzen,
die Praktik werde das beste Gegenmittel für die Folgen wer-
den, und er fügt die sehr richtige Bemerkung hinzu: „Das
Zugleichreden der Koryphäen oder der Wachtmeister des
Corps habe ich schon gesucht, Schiller auszureden, weil
man sich platterdings nichts Unharmonisches erlauben muß.“

Man glaube aber nicht, daß der Herzog seinen Goethe,
mit dem er offenbar unvergleichlich mehr als mit Schiller
sympathisirte, durch allzu reichliches Lob verhöhnt habe.
Ueber den „Egmont“ z. B. muß der Herzog kein durch-
aus günstiges Urtheil gefällt haben; denn Goethe schreibt
aus Rom den 28. März 1788:

Bemerkungen wie die, welche Sie mir schreiben, sind zwar
für den Autor nicht sehr tröstlich, bleiben aber doch dem Men-
schen äußerst wichtig, und wer beide in sich nie getrennt hat,
weiß solche Erinnerungen zu schätzen und zu nutzen.

Und er bemerkt weiter:

Gewiß auch konnte kein gefährlicherer Leser für das Stück
sein als Sie. Wer selbst auf dem Punkte der Existenz steht,
am welchen der Dichter sich spielend dreht, dem können die
Gaukeleien der Poesie, welche aus dem Gebiet der Wahrheit
ins Gebiet der Füge schwanken, weder genuthun, weil er es
besser weiß, noch können sie ihn ergötzen, weil er zu nahe steht
und es vor seinem Auge kein Ganzes wird.

Den Mißerfolg des Goethe'schen „Großflophta“ bei
der Aufführung erklärt sich Karl August zumelst aus fol-
gendem Grunde:

Sollte nicht der Genre — fragt der geistreiche Fürst —, in
welchem dieses Stück geschrieben ist, daran schuld sein, daß die
Zuschauer dabei lau bleiben? Eigentlich gehört es, seiner Be-
handlung nach, in die Klasse des Dramas, während der Cha-
rakter des Sujets es entweder zu einer Poesie oder zu einer
Tragödie stampeln möchte.

Goethe gab auf das Urtheil des geistreichen Fürsten, der
für die innern Mängel und äußern Formschwächen eines Werks
einen äußerst scharfen Blick, für gewisse pathetische Schönhei-
ten aber vielleicht keine sehr große Empfänglichkeit hatte, mit
Recht sehr viel, und so mag ihn das tadelnde Votum
Karl August's über seinen „Egmont“ vielleicht ebenso
verstärkt gemacht haben, als ihn später die Nachricht, daß
ein fürstlicher Freund an den ersten Scenen des „Tor-

quato Lasso“ sein Wohlgefallen gehabt, erfreute und er-
munterte. Im ganzen war freilich Karl August, wie die
meisten der damals regierenden Herren, von Haus aus
mehr für die Formen des französischen Dramas eingenom-
men, doch hinderte ihn dies nicht, am 31. Januar 1799
an Goethe zu schreiben: „Hier schicke ich dir französische
Komödien. Du wirst dich verwundern, wie dorten der
Geschmack fällt und wie sehr sich dorten alles dem Bar-
barismus nähert.“

Wir finden in Karl August's Briefen aber auch sehr
anerkennende Urtheile über Goethe. Er schreibt z. B.
am 4. April 1798:

Zum Unternehmen wünsche ich recht herzlich Glück! Da
„Hermann und Dorothea“ einen so guten Begriff von deiner
epischen Muse gegeben hat, so bin ich überzeugt, daß dir dein
Werk im griechischen Stil *) wohl gerathen wird. Das von
dir gewählte Feld ist neu und gibt dir daher einen rechten be-
quemen weiten Spielraum, um dich auszulassen.

Am Neujahrstage 1804 schreibt Karl August:

Tausend Dank, lieber Alter, für das mancherlei Schöne und
Gute, was du mir diesen Morgen überschickt hast. Du weißt
selbst, wie vielen Theil du an allem dem, was seit etlichen und
20 Jahren bei uns zum Guten geblieben ist, dir zuschreiben
kannst, als daß ich nöthig hätte, dir zu sagen, daß ich es lehr-
haft erkannt, indem du gewiß nicht an meiner Erkenntlichkeit
zweifeln kannst, noch an der Gerechtigkeit, die mein Herz bei
deinen seltenen Verdiensten gern widerfahren läßt.

Wir erinnern noch gleich hier an das schon früher
veröffentlichte Schreiben, womit am 7. November 1825
Karl August seinem Freunde zu seinem fünfzigjährigen
Amtsjubiläum seinen Glückwunsch und seine Anerkennung
für geleistete Dienste ausdrückte.

Hier noch ein paar scharfe Urtheile Karl August's.
Er schreibt am 16. März 1802 über G. von Colkin's
„Regulus“:

Das Werk kommt mir leichte und lau, auch langweilig vor,
indessen hat es doch einigen Verdienst. Bestärkt bin ich durch
diese Schrift in meiner Meinung worden, welches gefährliche
Instrument die neubeliebten Jamben in der Feder eines Lehr-
lings oder Stumpers sind. Gleich werden sie nachlicht, haderliche,
verantwärtliche Prosa.

Ueber Heinrich von Kleist schreibt er am 4. März 1808:

Der Kleist des zerbrochenen Topfes hat, nach Lavater'schem
Stil, eine Art Abgeschliffenheit, indem er mit vielem Witz, Ver-
stand und etwas Talent sich mit sich selbst amüßte, ohne die
mindeste Ahnung zu haben, wie es andern Leuten dabei zu
Muthe ist.

Eine Partie der Briefe Karl August's im ersten Bande,
um mit diesem gleich hier fertig zu werden, betrifft die
Rheincampagne vom Jahre 1793. Am 13. September
beklagt er sich, daß der plan de campagne, den man
von Wien erwarte, noch immer außenbleibe; eine Expedi-
tion des Generals Pejacesewich nennt er eine wahre „Wurm-
feriade“, und er fährt fort: „Nur gegen einen so äußerst
schlechten Feind, wie der jetzige Republikaner, ist es mög-
lich, daß dergleichen Dinge nicht äußerst schlecht ablaufen.“
Man sieht, wie wenig man selbst damals noch über die
militärische Leistungsfähigkeit der Republikaner im Klaren
war. Auch trug man sich immer noch zu sehr mit der

*) „Achilleis“.

Hoffnung auf eine baldige Reaction in Frankreich. „Der Mangel an Lebensmitteln“, schreibt er am 17. September aus Wirmasens, „und die Unzufriedenheit in Frankreich soll täglich zunehmen. Ein jeder Kenner, Nichtkenner, aber Wünscher hofft auf eine baldige Umwälzung.“ Ein interessantes Urtheil Karl August's über die in Eisenach im Jahre 1795 versammelten vornehmen französischen Emigrés ist noch anzuführen. Karl August schreibt über sie aus Eisenach den 28. August 1795:

Es ist merkwürdig zu sehen, mit welcher cultivirten Bescheidenheit diese Leute sich in ihr Schicksal zu finden und mit welcher Feinheit und Bequemlichkeit sie sich einzuschränken wissen und sich darüber herauslassen. Mit dem zartesten Gefühl bemerken sie die mindeste Gefälligkeit, die man ihnen bezeigt, beweisen eine Dankbarkeit sondergleichen, und dieses auf die pikanteste Art, und wissen jedes Anerbieten mit einer ganz besondern Gefälligkeit von sich zu weisen, das ihrer Meinung nach nicht in ihren Zustand paßt. Man kann sehr viel bei ihnen lernen.

Nun, unsere deutschen Emigrirten, die sich bekanntlich im Auslande nicht sehr liebenswürdig zu machen wissen, sollten hiervon zu lernen nicht unterlassen.

Die Briefe Karl August's im zweiten Bande enthalten, so zahlreich sie sind, für die Zwecke d. Bl. viel weniger Stoff. Gegenstände wie Meteorologie, Botanik, Osteologie, Mittheilungen über Kunstgegenstände, Kunstsammlungen u. s. w. treten mehr in den Vordergrund; viel weniger findet man dagegen Bemerkungen von allgemeinem Interesse und literarische Urtheile. Genau so wie die lebendige Theilnahme an den höhern Literaturtendenzen während dieser Periode fast von Jahr zu Jahr mehr in Abnahme kam, genau so nahm sie auch bei Karl August ab; unter den geheimen und später immer offener hervortretenden Einflüssen und Gabalen der Circe Frau von Hengendorff, welche auch den Geschmack Karl August's umgarnte, verlor das weimarische Theater immer mehr den Charakter einer Kunst- und Bildungsanstalt, den Goethe ihm verschafft und gewahrt hatte, und Dichtungen im großen Stil, welche geeignet gewesen wären, das erlahmende Interesse immer neu zu beleben, wurden kaum noch geschaffen. Nur zwei Urtheile, die uns bemerkenswerth erschienen, mögen hier mitgetheilt sein. Karl August schreibt am 25. März 1824, daß er Michael Beer's „Baria“ gelesen; er sei „wirklich ein schönes Machwerk“; dann aber meint er, es möchte demselben wol vorzuwerfen sein,

woher der Held des Stücks, von dem man nichts anderes weiß, als daß er zur Klasse der indischen Lumpen gehöre, die ausgezeichnete Bildung, die er überall aus sich blitzen läßt, herbekommen habe? Indessen (fährt der Großherzog fort) über allzu crube Wahrheit muß man sich wegsetzen, wenn man nicht alle Poesie von der Bühne verbannen will und nicht die ganz geschmacklose Stade'sche gewissenhafte Plathheit wieder auf die Bretter zu rufen gedenkt, auf welchen, zu unserm größten Jammer, das sogenannte Alles-ins-Leben-treten lassen uns schon so lange gequält hat.

Man erkennt aus dieser Stelle, daß es wenigstens auch später noch Zeiten gab, wo Karl August die Aufgabe des Theaters in der ihm früher von Goethe angewiesenen mehr idealen Richtung erblickte. Ueber das moderne französische Theater schreibt er am 30. October 1826:

Mit Talma möchte wol das Buch der großen Talente dieser Art geschlossen worden sein und das Jahrhundert scheint auch nicht gemacht zu sein, um Dichter in Frankreich zu erwecken, welche für dies eigentliche ausschließliche Talent der Schauspieler zu arbeiten im Stande wären. Die ältern französischen Dichter haben gewiß, bei Dichtung ihrer Stücke, mehr an die Aufführer derselben, als wie an ihr eigen Vergnügen gedacht. Mir scheint es wenigstens so.

In einem Schreiben vom 22. October 1817 stoßen wir auf die abrupt und ohne allen Zusammenhang dastehende Zeile: „Der Schwabe Kerner ist ganz verrückt.“ Hervorzuheben sind dann noch Karl August's Bemerkungen über den gesunkenen Zustand der Universität Jena im Jahre 1810, über seinen Aufenthalt in England im Jahre 1814, die übrigens schon bekannten Briefe, welche Goethe's Theaterabdication betreffen, eine interessante Parallele zwischen der serbischen und schottischen Volksdichtung u. s. w.

Am 13. Mai 1828 schreibt Karl August: „Den 23. oder 24. denke ich einen Absteher nach Berlin zu machen und alles dort Neuenstandene und Hingugekommene zu beleuchten und so zu sagen, von der Außenseite bei dieser Gelegenheit Abschied zu nehmen.“ Dieses in einer Anwanblung wir wissen nicht welcher dumpfen Empfindung hingeworfene Wort sollte ein prophetisches sein und sich erfüllen; nur die sterbliche Hülle des bei allen Schwächen seltenen und großen Mannes sollte zurückkehren.

Eine Hinweisung auf das Buch „Goethe und Karl August“ von Heinrich Dünker kommt zwar nicht sehr zeitig, aber doch gerade rechtzeitig, nämlich in einem Augenblick, wo das Erscheinen des Briefwechsels auch diesem Buche eine Theilnahme zuwenden könnte, die es vielleicht bisher nicht gefunden hat. Der Verfasser erkennt es selbst im Vorwort als einen bedenklichen Versuch, das so höchst bedeutende Verhältniß zwischen Goethe und Karl August in genau eingehender Weise darzustellen, ehe noch der betreffende Briefwechsel erschienen sei. Da aber — der Verfasser schreibt dies noch im December 1859 — selbst das Jubeljahr Karl August's die Hebung des Schapels noch nicht gebracht, man vielmehr die Veröffentlichung zur Zeit noch unangemessen gefunden habe, so erhebe sich die dringende Forderung, aus den zahlreichen, von andern Seiten gemachten urkundlichen Mittheilungen ein möglichst getreues Bild der Stellung Goethe's zum Herzog und dem weimarer Hofe zu entwerfen. Nachdem der Verfasser gegen einige, die ihm auf diesem Gebiete vorgearbeitet, seine Bedenken erhoben hat, namentlich gegen Viehoff, dessen „roh zusammengestoppelter, des Geistes der Forschung, Wachsamkeit und Gewissenhaftigkeit ermangelndes, sogenanntes Leben Goethe's“ eigentlich gar nicht in Betracht komme, und gegen Goebcke, der auf seine „vornehm leichtfertige“ Weise auch hier „entstellt und verdreht“ habe, fährt der Verfasser fort:

Es ist eine leidige Erfahrung, daß selbst diejenigen, welche sonst gründliche Forschung zu würdigen wissen, mit vornehmer Miene gleich von Pedantismus sprechen, wenn eine solche bei der Darstellung Goethe's dem leichtesten Dilettantismus entgegentritt und einen sichern Bau aufzuführen oder wenigstens vorz-

bereiten unternimmt. Stellt man an den Geschichtsschreiber mit Recht die Forderung, daß er bis ins einzelne alles genau untersuche und sein Zeugnis, seine Thatsache unbesehen hinnehme, so scheint man den größten und besten deutschen Dichter für zu leicht zu halten, als daß man seinem Leben eine solche Sorgfalt zuwenden sollte, und man läßt sich hier zu den letzten Vorwürfen, ja zu höhnender Verachtung einer solchen Thätigkeit hinreißt. Goethe ist eine so große und einzige Erscheinung, daß eine aus vollständiger Kenntnis seines ganzen Lebens hervorgegangene Schilderung zu den dankenswerthesten Gaben gehört, welche man allen denjenigen zu bringen vermag, welche für die Erfassung einer der großartigsten menschlichen Entwicklungen Herz und Sinn haben. Aber eine solche Darstellung ist zugleich eine der schwierigsten, nicht allein wegen der Größe, Tiefe und Vielseitigkeit des Mannes und der manchen in seinem Leben sich durchkreuzenden Fäden, sondern auch und ganz besonders wegen der Beschaffenheit der zu Gebote stehenden Quellen.

Ein werthvoller Beitrag zu einer umfassenden und gründlichen Biographie Goethe's ist sicherlich dieses Dünker'sche Werk, in dessen bevorstehendem Theile es weiter heißt, es sei eine der vielen Fälschungen Goethe's, „wenn wir ihn behaupten hören, es sei Goethe selbst in Italien zweifellos deutlich geworden, daß sein Leben in Weimar kein Schritt auf der geraden Bahn, allenfalls auf einem Umwege gewesen und daß das Verlorene nur mit Mühe einzubringen sei“. Dieser allerdings weit verbreiteten Ansicht entgegenzuwirken ist das Dünker'sche Buch wohl geeignet. Sehr wahr und treffend bemerkt der Verfasser im Eingang desselben:

Manche verfolgt ein unerbittliches Geschick, das sie von dem Wege mit grausamer Hartnäckigkeit zurückstößt, worauf ihnen ein ereuflisches, erfolgreiches Wirken gesichert wäre, und es verweist sie auf andere Bahnen, wo sie freilich mit Aufwendung aller ihrer Kräfte sich auch durcharbeiten, aber um den holden, sonnigen Glanz froher, das erwünschte Ziel vor sich schauender Thätigkeit ist ihr Leben betrogen, vor dem jedes Fortbegehnen höhnisch zu stehen oder sich in sein Gegentheil umzuwandeln scheint. Ein gänziges Schicksal bereite unserm Goethe die Wege, auf welchem er ohne ablenkende Hindernisse zur schönsten Entwicklung heranreifen und zugleich in weiten Kreisen, abgesehen von den freien Blüten edelster Dichtung und Wissenschaft, womit er Deutschland und die Welt bereicherte, die segensreichste Wirksamkeit üben sollte. Die schönste Fügung war es, die ihn gerade nach Weimar führte, ihm dort eine Thätigkeit eröffnete, welche ihn in engste Verbindung mit dem wirklichen Leben brachte, welche seine Kräfte anspannte, ohne sie zu überspannen und ihm die Muße zu eigener Sammlung und Bildung zu rauben u. s. w.

Auf Einzelheiten des Buchs können wir hier nicht weiter eingehen; wir erwähnen nur, daß der Verfasser wol ein Recht hat im Vorwort von sich auszusagen, er sei sich der gewissenhaftesten Untersuchung, der genauesten Erwägung aller Punkte und Benützung aller ihm erreichbaren Quellen und Aufschlüsse bewußt; dieses seines Fleißes dürfe er sich nach Lessing's treffendem Ausspruch rühmen, wenn er auch die Möglichkeit einzelner Versehen gern zugestehet. Der Verfasser hat seine Schilderung auf die ersten 15 Jahre des so einzigen Bundes zwischen dem Fürsten und dem Dichter beschränkt, „da diese für sich ein selbstständiges Ganzes bilden“; die weitere Darstellung dieser ununterbrochen bis zum Tode Karl August's fortgesetzten innigen Verbindung hat Dünker, laut der Vorrede, einem zweiten Werke vorbehalten, und wie wir er-

fahren, dürfte dieses weitere Werk oder dieser zweite Band nun nach dem Erscheinen des Briefwechsels, bereits im nächsten Jahre in die Öffentlichkeit treten.

Hermann Marggraff.

Industrielle und sociale Bilder aus England.

1. Die londoner Industrieausstellung von 1862. — A. u. d. T.: Bilder aus der Fremde. Für die Heimat gezeichnet von Lothar Bucher. Zweiter Band. Berlin, Gerschel. 1863. 8. 2 Thlr.

Auf den ersten Band seiner „Bilder aus der Fremde“, den wie in Nr. 28 d. Bl. f. 1862 besprochen haben, hat Bucher den zweiten folgen lassen. Er hat diesen zweiten, wie er sich selbst ausdrückt, eingeschaltet. Wie ziemlich bekannt sein wird, schrieb Bucher im Laufe des vorigen Sommers über die londoner Ausstellung für die „Nationalzeitung“. Er that das mit derselben gewandten Feder, mit der er sämtliche Skizzen des ersten Bandes niederzuschreiben verstand. Und es ist nichts Kleines, über ein Thema, wie die londoner Industrieausstellung ein ganzes Buch zu schreiben, ohne nicht zu ermüden. Um so weniger zu ermüden, als Bucher an mehr denn einer Stelle ein gewisses Mißbehagen durchschimmern läßt, Mißbehagen darüber, daß auf die erste glänzende londoner Industrieausstellung von 1851 diese zweite doch eigentlich zu früh gefolgt sei, als daß sie einen dem Eindruck der ersten ganz gleichen Eindruck hervorrufen könnte. Er hat den gesammten Stoff in 30 Abschnitte vertheilt. Er bespricht nacheinander die ausgestellten Mineralien, Höher, Fasern, Nahrungsmittel, Kraftmaschinen, Maschinen für Acker- und Gartenbau, Spinn- und Webemaschinen, Arbeitsmaschinen, Maschinen und Geräte fürs Haus, Werkzeuge, die der Wissenschaft dienen, Kalender und Uhren, den Hausrath, das Bauwesen, die Töpferei, soweit sie vertreten ist, das Metall, Gewebe, Leder, Gummi und das Papier, mit dem was darauffolgt. Dazwischen gibt es einige Abstecker, wie in den Abschnitten „In Chiswick“, „In Sydenham“, „In Hatfield“, „In Guildhall“. Wenn man nicht eben selbst Industrieller ist, um sich für einen dieser Abschnitte aus Sonderinteresse ganz besonders zu interessieren, so wird man wol am liebsten bei dem Artikel „Europäische Kultur im Contact mit fremder“ verweilen. Bucher zeigt sich nicht für die europäische durchaus voreingenommen; wie in der Politik so auch in seinen Kultur- und Kunstanschauungen läßt er sich durch Parteischlagwörter nicht ohne weiteres befechten. Er macht es daher den Europäern und uns all den Fortgeschrittenen oft zum Vorwurfe, daß wir den sogenannten Barbaren gegenüber den einfachen Sinn für das Natürlich-Schöne gar zu leicht einbüßen und durch Zerrbilder ersetzen. So tadelt er bei den Europäern oft den mangelhaften Geschmack in der Auswahl und Gegeneinanderstellung der Farben, das Ueberladene und Unschöne in den Mustern auf Geweben, Geschirren u. s. w. Und wenn wir etwa auf unsere Papierfabrikation stolz sein sollten, nun so belehrt uns ein Blick auf das japanische Papier, daß eben die Leute, die weitab von der Themse wohnen, auch nicht gerade auf den Kopf gefallen sind. Wol interessant genug, dieses japanische Papier, um es uns ein wenig näher anzuschauen. Freilich über die Verfertigung desselben wird uns kein Wörtchen verrathen, auch von dem Material, aus dem dies Papier gemacht wird, erfahren wir nichts weiter, als daß dazu die Rinde eines Strauchs, vielleicht von Daphne Laureola verwandt wird. Dies Papier selbst in den feinsten Sorten besteht aus einem Filze, aus dem sich Fasern bis zur Länge eines halben Zolls herausziehen lassen. Der Verfasser bemerkt:

„Die Proben belaufen sich auf 92 Sorten. Acht Nummern Briefpapier, eine für Damen, drei Nummern zu Couverts, zwei um Verse darauf zu schreiben, weißer Grund mit Rosa und grauen Verzierungen, viel belacht von den Besuchern, die nicht merken, daß sie in ihren Valentinen und Neujahrs-

wünschen dasselbe Ding haben, eine zu Notizbüchern, vier zu Sinnssprüchen, die unter Glas und Nahmen aufgehängt werden, vier um Geschenke und das Stückchen Seegras einzuwickeln, das alle Geschenke begleitet zum Zeichen, daß sie von einem Geschlechte armer Fischer kommen, eine zu Papilloten galanter Damen, drei zu Dienstzeugnissen, neun zu Schulbüchern, sieben zum Einwickeln der Zigarren, von Medicin, von Einfärfen, zwei zu Taschentüchern für Herren und für Damen, sehr dünn mit einem Rande von hervortretenden sauberen Arabesken (diese Tücher werden wahrscheinlich weggeworfen, sobald sie einmal benützt sind; der Europäer lacht über den Türken, der sich des Daumens und Zeigefingers bedient, der Türke eckelt sich vor dem Europäer, der „den Unrath in der Tasche bei sich trägt“), eine für Damen von Rang zu verschiedenen Zwecken, eine Sorte zu wasserdichten Röcken, eine durchsichtige zu Thürschürzen (sie gleicht einer Tafel feiner Haufenblase und ist, da die Faser gänzlich verschwunden ist, wahrscheinlich einem ähnlichen Proceß unterworfen worden wie unser vegetabilisches Pergament), elf Sorten und außerdem ein ganzes Musterbuch von Tapeten, einige mit vortrefflichen Mustern, drei zu Laternen, sieben Nachahmungen von Leder, endlich eine Menge von Gegenständen aus Papier, Stiche, Regenschirme, Sonnenschirme, En-tout-cas, Fächer, Laternen u. s. w. So mannichfaltig wie die Arten von Schreib- und Briefpapier sind die Geräte für den Schreibtisch; Tintenfässer (die japanische Tinte besteht aus einer Auflösung von schwarzer Lurche), Federhalter, Briefbeschwerer und allerliebste kleine Kohlenpfannen, die man im Frühjahr und Herbst auf den Schreibtisch stellt.“

Ein nicht minderes Interesse möchten wir auch dem Abschnitt „Colonien“ widmen, hauptsächlich der zahlreichen Pflanzen und Bäume wegen, die sich bei uns acclimatistren ließen. Namentlich wären folgende Bäume aus Obercanada zu empfehlen: der Tulpenbaum, 130 Fuß hoch, 70 bis zum ersten Zweige; die Linde (*Tilia Americana*), das Holz spaltet nicht, daher gut für den Drechsel; der Zuckerahorn; der weiße Ahorn; der Grapfel; die canadische Eberesche, das Lederholz; zwei Arten Ulmen; die Butternuß; mehrere Birkenarten und eine Reihe von Kiefern, dazu die rothe Eber, auch Bleistifteder genannt.

Ueberblicken wir das ganze Buch, so kommt uns allerdings eine große Achtung vor der menschlichen Thätigkeit und dem menschlichen Schaffenstrieb, allein oft und sehr oft, wenn wir auf die verzwickten Erfindungen und gerühmten Neuerungen und Verbesserungen blicken, wird uns ganz mephistophelisch, daß wir rufen: „Sie haben die Theile in ihrer Hand, 's fehlt leider nur das geistige Band.“ Auch dem Verfasser wird bei der Betrachtung wol oft so geworden sein und nicht allein im Schlußabschnitte „Moral“, in dem uns Bucher die persönlichen Reibereien mit Professor Karl Vogt in Genf hätte ersparen können. Dafür möchten wir auf die Schlußbetrachtung, weshalb diese Ausstellung weniger gelungen war, als die von 1851, nicht gern verzichten. Es ist das alles gut und schön, was man im Haushalte, in der Töpferei in der Porzellanmanufaktur u. s. w. immer mehr zur Bequemlichkeit und Verschönerung des Lebens erfindet und ausbittelt, allein schließlich steht das Lucullische Pfauenzungenragout mit seiner pikanten Sauce von unserm Culturfortschritte auch nicht mehr weit ab. Und wenn sich nun gar Herr Armstrong mit seinen Kanonen großspurig hinstellt, o du große Zeit der Humanität und des Vulverfortschritts, Herrn Lucull's Leibschok verdient für eine noch pikantere Sauce gerade so gut eine Preismedaille wie Herr Armstrong für einen noch eckern Hundertzwanzigfüßner. Immerhin sei man entzückt von unserm Culturfortschritten, die auf Wegen und Stegen mit Dampf getrieben werden, aber man täusche sich nicht darüber, wo Herr Lucull mit seinen Herren Köchen, seinen Saucen und Pfauenzungenragouts geblieben ist.

2. Sociale Bilder aus England. Von Julius Althaus. Zwei Bände. Hamburg, Neßler und Welle. 1863. 8. 3 Thlr.

Uns fehlt der Maßstab zur Beurtheilung, inwiefern diese socialen Bilder aus England Originalartifel, oder nach vorhandenen Quellen bearbeitet, vielleicht stellenweise nur Uebersetzungen sind. Durch den Vermerk, daß er sich das Uebersetzungsrecht ins Englische vorbehalte, scheint indes der Verfasser die Originalität seiner Bilder für sich vollständig in Anspruch zu nehmen. Wie dem auch sei, wir haben die beiden Bände mit der regsten Theilnahme durchgelesen und glauben sie mit gutem Rechte um so mehr empfehlen zu können, als die Lebendigkeit der Darstellung in ihnen höchst anziehend wirkt. Die Lebensbilder englischer Koryphäen werden der größern Masse und gebildeteren Welt in deutscher Sprache noch zu wenig geboten. Und gerade für uns Deutsche ist die Lectüre derartiger Bilder eine heilsame Arznei. Eine Arznei gegen den schematisirten Idealismus, womit wir die eigentlich praktische Thätigkeit z. B. bei Männern wie Schiller, Fichte u. s. w. am liebsten gleich in ein Nebelreich hineinheben. Der gesunde praktische Zweck ihres ausdauernden Strebens, der gerade macht für uns diese socialen Bilder von besonderm Werthe.

Althaus hat seine Männer sämmtlich aus der jüngstvergangenen Neuzeit gewählt, zugleich aus sehr verschiedenen Berufsphären. Es sind ihrer an Zahl sieben. Nennen wir sie in der Reihenfolge, wie er sie geboten, so sind es: der Seebild „Cochrane“, der Soldat „Gavelock“, der Fabrikant und Socialist „Robert Owen“, der Literat „Thomas de Quincey“, der Geistliche „Sydney Smith“, der Agitator für die Abschaffung des Sklavenhandels „Zacharias Macaulay“ und der Historiker und Staatsmann „Thomas Babington Macaulay“. Wir halten die Bilder nicht gleich an Werth. Indem wir von unten nach oben aufsteigen, verzeichnen wir zunächst das Bild des 1771 in Woodford in Essex geborenen Sydney Smith, des „größten englischen Humoristen seit Swift“, als das nach unserer Meinung nicht sehr gelungene. Die Bedeutung des Geisteslichen liegt, wie uns scheint, darin etwas sehr mit der des Humoristen im Widerstreit. Den Humoristen Smith nehmen wir auf Treu und Glauben hin, was uns aber der Verfasser als Beleg für dessen humoristische Größe anführt, halten wir theilweise für sehr schwach. So liegt z. B. in dem, was Smith über eine äußerst starke Dame sagte, die einer seiner Freunde heirathen wollte, nur ein sehr forcirter Humor: „Was? er will sie heirathen! Unmöglich! Sie meinen einen Theil von ihr; ganz könnte er sie nicht heirathen. Dies wäre nicht ein Fall von Bigamie sondern Trigamie; die Nachbarschaft oder die Obrigkeit sollte sich ins Mittel legen. An ihr ist genug, um die ganze Gemeinde mit Frauen zu versehen. Daß Ein Mann sie heirathen soll, ist monströs. Man könnte eine Colonie mit ihr bevölkern, oder eine Gesellschaft mit ihr geben, oder vielleicht einen Messiaspaziergang um sie herum machen, natürlich vorangeführt, daß hin und wieder Sige angebracht wären, um sich auszuruhen und man in robuster Gesundheit wäre u. s. w.“ Das ist wol mehr denn undelicates Plaudern. Von großer Bedeutung ist Smith als Mitbegründer der „Edinburgh Review“, welche zuerst am 10. October 1802 erschien, eines kritischen Organs von solchem Aufschwunge, daß die Mitarbeiter bald 140—160 Thaler Honorar für den Bogen erhielten. Glückliches England! Armseliges Deutschland! Wie würde einem deutschen Schriftsteller wol zu Muthe werden, wenn er einmal für einen kritischen Artikel von Bogenlänge 140 Thaler erhielte!

Von ganz besonderm Nutzen halten wir einige Andeutungen über die politischen Zustände Englands zu Anfang dieses Jahrhunderts, Andeutungen, die unsern Schwärmern für englische Zustände gewiß höchst unbequem sind. Es heißt auf S. 119: „Vom Ausbruche der Französischen Revolution an bis in die zwanziger Jahre hinein, bevor Sammlung der englischen Politik eine liberalere Wendung gab, war eine schreckliche Zeit für diejenigen, welche zu ehrlich waren, ihre Ansichten für Gesehen und Würden an die Regierung zu verkaufen. Im England unserer Tage wird es noch für impertinent gehalten, wenn ein Mensch, der nicht wenigstens 2—3000 Pf. St. jährliche

Einfälle hat, überhaupt Ansichten über Gegenstände von allgemeinem Interesse hat; damals aber war es weit schlimmer und wurde jeder, der nur eine Silbe gegen die sinnlose Vigorrie der beiden George oder die abscheuliche Tyrannei sagte, welche man gegen das katholische Irland ausübte, mit dem Hühnerjargon der französischen Revolutionszeit als Atheist, Jakobiner, Brandstifter und Königsmörder verfolgt und zugleich wie die Pest gemieden.

Es ist nicht überflüssig, dies den großspurigen Herren Engländern einmal vorzuhalten, oder je nachdem nicht einmal, sondern recht sehr oft.

Gleichfalls im Jahre 1771, wie Smith, wurde Robert Owen geboren als Sohn eines Sattlers in Montgomerysthre. Schon mit 19 Jahren ward Robert Owen der Verwalter einer großen Mühle, die ein ausländischer Kaufmann, Namens Drinkwater, angelegt hatte. Später übernahm er die große Fabrik zu New Lanark an den Fäßen des Clyde und hier begann er seine socialistischen Ideen auszubilden und zu verwirklichen. In New Lanark gelang ihm, was noch keinem Menschen vor ihm in derselben Höhe gelungen war, nämlich eine Horde trunfuchiger und lüderlicher Salunken in verhältnismäßig kurzer Zeit in fleißige, zufriedene und glückliche Arbeiter umzuwandeln. Hin und her, her und hin sehen wir Owen später seine socialen Ideen von Musterdörfern verwirklichen, bald in England, bald in Amerika. Sechsmal geschlagen, sechsmal verpörrt, steht er immer wieder obenauf, an der einmal gefassten Idee festhaltend; er ist ein Schematiker, aber kein Idealistischer; wo er ein greift, da greift er mit größter Zähigkeit praktisch ein, bis er am 17. November 1858 von unserm Planeten abgerufen ward. Ein schlichtes Bild ist das des Zacharias Macaulay, des Parteigängers von dem vielleicht noch berühmteren Wilberforce, beide glühende Agitatoren für Abschaffung des Sklavenhandels. Weit farbenwoller indes erscheint das Bild seines Sohnes, des berühmten Historikers Thomas Babington Macaulay, selbst wenn wir so malitios sind, das Urtheil, welches Professor Wilson in Edinburgh in seinen „Noctes Ambrosianae“ über ihn abgibt, hier nachzusprechen: „Ein schenlich häßlicher, schlechter, plattfüßiger, ungehaltener kleiner Klotz mit einem Gesicht ohne Jüge, ausgenommen eine gute, große Stirn, glattem, puritanischem, lüderlichem Haare, großen glimmernden Augen und einem Munde, der von einem Ohre zum andern reicht, so steht er da und liest und summt und spricht die und belegt mehrere Minuten lang, bevor er in den Schwung seiner Rede hineinkommt; aber weiterhin kann nichts blendender sein als seine ganze Ausführung. Was er sagt, ist dem Inhalte nach reiner Unfuss und Dummheit; aber es ist so wohl gesagt und fließend vorgetragen, es gibt eine solche enlose Kette von Epigrammen und Antithesen, ein solches Blitzen von Epitheten, eine solche Anhäufung von Bildern, und dabei ist die Stimme so trompetenhaft und der Vortrag so grotesk, daß man eine Nadel im Unterhause hätte fallen hören. Es ist ganz klar, daß er wenigstens die Haupttheile der Rede anwendig weiß, aber dafür lobt und preist ihn noch mehr. Durchweg war der Eindruck, den er auf mich machte, weit mehr als ich erwartet hatte, sobald ich ganz ehrlich und aufrichtig sagen kann, er that mir sehr leid, als ich ihn den Abend darauf bei lebendigem Leibe schand, und der Augenschweiß seine geräunten Wangen bei der erbärmlichsten Strafe hinabstieß.“ Wer wüßte nicht, daß sich die Engländer auf derartige Gesticulationen verstehen, obgleich sie glücklicherweise mehr und mehr in Abnahme kommen.

Wandern wir zu Thomas de Quincey. Wir sehen vor ihm einen Mann, von dem es ungewiß, ob er mehr als Diktator oder als literarischer Bohémien berühmt geworden. In die Klasse der letzteren wirft Althaus den Schriftsteller de Quincey. Es sei nämlich ein großer Irrthum, daß Bohémiens nur in Paris existieren sollten. Auch im kühleren England würden deren Herren und gebildet. Ihr Leben sei ein unartiges Wandern, heute seien sie da, morgen aber schon wieder fort. Die Welt dieser sei auf allen Himmelsgegenden von der Noth begrenzt und

unter allen Breitengraden der Hoffnung gelegen. Nun ja, denn sie frühländeten selten und essen fast nie zu Mittag, sie wohnen ziemlich überall, bald hier, bald dort, aber selten in einem eigenen Hause; wie Karl II. von England sagen sie nie etwas Dummes und thun nie etwas Kluges. Gewöhnlich betrachte man sie mit Mißtrauen, zugleich aber auch mit Interesse, sie gefallen uns, aber man fühle, daß man sich auf sie nicht verlassen könne; es sei durchaus nicht sicher, ob sie ihre Rechnungen bezahlen würden, und man wundere sich gar nicht darüber, wenn sie es unterließen. Dieser Ruhm ist allerdings nicht sehr fein, aber daß sie die Literatur um ihrer selbst willen treiben und weder ganz Dichter, noch Historiker, noch Metaphysiker, noch Essayisten, noch Romanschreiber, doch von all dem ein bißchen sind, das macht sie zu Allerweltmenschen; nun und warum soll es in unsern civilisirten Verhältnissen nicht auch solche Ränge geben!

Mit Macaulay theilt Quincey dasselbe Todesjahr, denselben Todesmonat, sonst liegen beider Bahnen wol etwas weit auseinander. Zur Charakteristik der schriftstellerischen Bedeutung Quincey's möge dienen, was er selbst über den englischen Essayisten Charles Lamb ausspricht: „Es klingt paradox, aber es ist nicht so in der schlechten Bedeutung des Wortes, daß in jeder umfangreichen Literatur einige Autoren viel von dem Interesse, das sie umgibt, ihrer Nichtpopularität zu danken haben. Sie sind gut, eben weil sie mit dem gewöhnlichen Geschmack nicht übereinstimmen. Sie interessieren uns, weil sie der Welt im großen und ganzen uninteressant sind. Sie ziehen an, weil sie zurückstoßen. . . . Wenn ein Buch den Leser ohne Eindruck gelassen hat, so ist das an und für sich ein neutrales Resultat, woraus man nur einen zweifelhaften Schluß ziehen kann. Aber selbst dies, selbst das bloße Nichteindrucken kann mitunter das Resultat positiver Kraft in einem Schriftsteller sein und von einer eigenthümlichen Originalität herrühren, wie sie sich selten in dem Spiegel des gewöhnlichen Verstandes reflectirt. Es gibt gewisse Eigenschaften, welche für die Welt und die Gedanklosen unangenehm sind, aber doch in jeder Generation einen auserwählten Kreis finden, und die Eigenthümlichkeit, welche sie den wenigen empfiehlt, besteht in der Combination des persönlichen Charakters mit seinen Ansichten, indem beide sich gegenseitig erklären und fördern. In der neuern Zeit waren Männer dieser Art Montaigne, La Fontaine, Swift, Sterne, Hamann, Hippel und Jean Paul.“

Die beiden Cabinetstücke der „Socialen Bilder“ gehören den Willkürkreisen an, es sind Lord Cochrane und Sir Henry Havelock. Die Biographie des letztern ist nach unserm unmaßgeblichen Dafürhalten das Herdfeuer der beiden Bände. Jener, der Cochrane, ein Seeheld, der schon in den Napoleonischen Kriegen durch seine Unerblichkeit und Kühnheit hervorglänzte, aber es vor allen seinen Weibern und bei seiner Parteigängernatur in englischen Diensten lange Zeit zu nichts recht Geschicktem bringen konnte. Eine gefährliche Natur, die Natur eines Cochrane, nur gut da, wo es zu schießen und zu zerstören, zu bombardiren und zu erobern gilt, heute dienstbar dem eigenen Vaterlande, morgen aber, da doch eines Cochrane wegen nicht jahraus jahrein bombardirt und minirt werden kann, lustig nach Chile segelnd, dann in Brasilien und noch später in Griechenland als Admiral thätig; ein bedenklicher Nimbus, dieser Nimbus eines Cochrane, gemästet hier wie dort von veräummelten Leichen, von Flügen der Bewunderten und dem Beheraue der Zertretenen! Und es will wenig bedeuten, daß er die Schiffe stets führte in einem sogenannten Freiheitskampfe gegen die Unterdrücker. Es konnte auch umgekehrt sein, und der Schritt von einem Parteigänger gleich Cochrane bis zu einem weltberühmten Piraten, der Schritt dürfte unter Umständen sehr klein sein. Daß er kein Pirat wurde, daran hinderte vielleicht seine verbe, schlichte, einfache Natur; allein es bleibt dabei, daß wo er Gutes gethan, da hat er es mit Bomben und Granaten, mit Unterhaken und Explosionschiffen gethan: seine Werke waren Werke der Zerstörung.

Was wir von Havelock hören, auch das ist bloß Blut Pulver, Blei; Havelock war bekanntlich der Unterdrücker des indischen Aufstandes im Jahre 1857. Aber wie hat dies der Verfasser erzählt! Mit einer solchen Wärme für seinen Selbst, daß wir ohne Widerstand mit fortgerissen werden, daß wir gar nicht reflectirten, wie doch eigentlich Havelock's Heldenthaten, obgleich im Dienste des Vaterlandes gethan, vor dem höchsten moralischen Gerichtshofe sehr zusammenschrumpfen, ja daß, mag sich das Holze Albion noch so sehr mit seinen Civilisationszwecken in Asien brüsten, die Art der Unterdrückung des letzten indischen Aufstandes mit ihrer nur schlecht verschleierteu Hier nach immer größerm Länderbesitz unendlich viele Züge von Vandalismus und Hunnenthum in sich trägt. Und darum wünschten wir, daß sich Havelock die Lorbern auf einem andern Schlachtfelde der Ehre als gerade auf dem indischen erworben hätte; er, der als armer Offizier immer zurückgesetzt es im höchsten Glanze seiner Selbstenlaufbahn nicht weiter denn bis zum Obersten gebracht hatte und in jedem Augenblicke fürchten mußte, sich doch wieder andern nachgesetzt zu sehen. Aber wie gesagt, dies Bedenken, daß Havelock seine Kräfte eigentlich einer sehr inhumanen Sache gewidmet, kommt uns nicht bei der Lectüre, es kommt erst bei ruhigerm Nachdenken. Wenn wir ihn nach der Einnahme von Lucknow schnell dem Ende zueilen sehen, so kommt uns eine Wehmuth, als hätten wir einen lieben Angehörigen zu betrauern, und wir schauen wol mit feuchtem Auge auf das schlichte H in der Kinde des Baumes, unter dem er nicht allzu fern seiner bedeutendsten Selbstenlaufbahnstätte den ewigen Schlaf eines Gerechten schlafen mag; er, der erst 63 Jahre alt und kurz zuvor zum Generalmajor befördert, sowie zum Commandeur des Bathordens erhoben, am 24. November 1857 sein Leben in die Hände des höchsten Richters, dem er mit puritanischer Glaubensstrenge angehangen, zurückgab.

Emil Müller-Samswegen.

Biographisches.

1. Selbstbiographie von Gotthold Salomon. Leipzig, D. Wigand. 1863. Gr. 8. 12 Ngr.
2. Geschichte eines Excommunicirten. Eine Selbstbiographie von Augustin Smetana. Aus dessen Nachlasse herausgegeben. Mit einem Vorwort von Alfred Reifner. Leipzig, Grunow. 1863. 8. 1 Tlfr. 5 Ngr.

Die beiden Männer, deren Selbstbiographien uns hier vorliegen, waren zwar von sehr verschiedener Abstammung, Nationalität und Confession, und ihr Schicksal und Ausgang nahm eine entgegengesetzte Richtung; in geistiger Beziehung jedoch und in ihrem Charakter hatten sie mehr Verwandtes, als es auf den ersten Anblick scheinen mag. Beide waren strebsame, unabhängige Geister, von reinen Sitten, von Unbulsamkeit fern, glühende Freunde der Wahrheit, für das Wohl ihres Volks begeistert, beide begrüßten das Jahr 1848 mit Freude. Aber wenn die unmittelbaren Folgen dieses Jahres den durch Kämpfe und Verfolgungen aufgeriebenen Körper des einen in ein frühes Grab brachte, entschlief der andere, durch seine Stellung gesichert, im hohen und geehrten Greisenalter in der Mitte der Seinigen. Gemeinsam war wieder beiden die Theilnahme, welche ihr Ende weit über den Kreis ihres Volks und ihrer Heimat hervorrief.

Gotthold Salomon, fast 40 Jahre lang Prediger an dem neuen israelitischen Tempel in Hamburg, schrieb seine Biographie zunächst nur für seine Kinder und Enkel, es diesen überlassend, ob sie dieselbe nach seinem Tode vor die Öffentlichkeit bringen wollten. Dieser nächste Zweck mag es rechtfertigen, wenn der Verfasser mit besonderm Wohlgefallen bei den Erfolgen verweilt, die er durch seine natürlichen Anlagen und durch seinen Fleiß erringt, bei den Siegen, die er in seinen literarischen Kämpfen über Feinde des Judenthums gewinnt, bei der oft wiederholten Anerkennung seines Wirkens als Kanzelredner und Lehrer seiner Gemeinde.

Er war am 1. November 1784 in Sanderleben, einem

kleinen Marktflecken in Anhalt-Deßau, geboren. Der Beifall der Lehrer, den sich der fähige Knabe bei seinen hebräischen Studien erwarb, ließ ihn sehr früh den Entschluß fassen, sich dem gelehrten Fache zu widmen, d. h. ein Rabbiner zu werden, und diesen Entschluß führte er unter vielfach drückenden äußern Verhältnissen männlich und ehrenvoll aus. Durch angelegentlichen Fleiß machte er sich nicht nur die dem Rabbinern gewöhnlichen Kenntnisse zu eigen, seine Forschungen erstreckten sich über das gesammte Feld des für einen Pädagogen und Prediger nothwendigen Wissens, und seine Schriften sowie seine Opposition gegen das starre, einseitige Judenthum bewirkten nach längerer Thätigkeit als Lehrer im Jahre 1818 seine Berufung als Prediger bei dem „neuen israelitischen Tempelverein in Hamburg“. Hier war der neue Tempelbau durch eine Spaltung unter den Israeliten zu Stande gekommen, über deren eigentliches Wesen wir kein Urtheil abzugeben wagen, über welche aber der jun durch seine Geburt nahestehende Heinrich Heine in seiner Weise sagt:

Die Juden Hamburgs theilen sich ein
In zwei verschiedene Parteien,
Die Alten gehn in die Synagog',
Und in den Tempel die Neuen.

Die Neuerer essen Schweinefleisch,
Zeigen sich widersezig,
Sind Demokraten, die Alten sind
Vielmehr aristokrätzig.

Heinrich Heine mag recht oder unrecht haben, die Berufung Salomon's zeugt jedenfalls von der Freikämigkeit seiner Denkungsweise. Seine Thätigkeit als Prediger und als Schriftsteller war eine sehr umfassende, sein Ansehen, wie das jeder Hamburger weiß, auch außerhalb seiner Gemeinde groß, seine Ansichten so liberal, daß seine Amtshandlungen wiederholt von pharisäisch gekünnten Collegen als gesetzwidrig bezeichnet wurden. In den Jahren 1848 und 1849 nahm er an den politischen Bewegungen theil, doch nicht insoweit, daß die folgenden Jahre seine Stellung irgend gefährden konnten. Nachdem er sich 1857 von seinem Amte zurückgezogen hatte, starb er am 17. November 1862, umgeben von seinen Kindern und Enkeln. Christliche und jüdische Blätter in und außerhalb Hamburg widmeten ihm einen ehrenvollen und wohlverdienten Nachruf.

Wie so ganz anders war das Schicksal des Uezechiel Augustin Smetana, geboren zu Prag am 15. Juni 1814 und Sohn des Kirchendieners an der St.-Heinrichskirche daselbst! Hier trübte sich unserm Blick der innere Entwicklungsgang eines edeln, furchtlosen, zur Heuchelei gänzlich unfähigen Forschers, dessen Studien ihn zu einer Ueberzeugung führten, die ihn aus einer behaglichen, sorgenfreien Stellung in ein mit männlichem Mut getragenes Elend brachte. Auch er entschloß sich früh, ein Diener der Kirche zu werden, in der er erzogen war. Wer die österreichischen Gymnasien kennt, wie sie wenigstens noch vor wenigen Jahrzehnten waren, der wird es begreiflich finden, daß der sechzehnjährige Jüngling, als er 1830 das Gymnasium absolvirte, die Protestanten als böse Menschen haßte und fürchtete, und die Juden haßte und verachtete, daß er nicht begreifen konnte, wie die Protestanten so verhärtet und die Juden so widerspenstig sein konnten und daß nie der geringste Zweifel an den Wahrheiten der katholischen Religion in ihm aufstieg. Er wurde in das Kloster des Kreuzordens mit dem rothen Sterne aufgenommen, und wenn auch im Verlaufe seiner philosophischen Studien einige Zweifel über die Richtigkeit gewisser katholischer Dogmen in ihm aufstiegen, so wurden diese doch insoweit gebeten, daß er mit Ruhe und Resignation das Gelübde ablegte und zum Priester geweiht wurde.

Aber die Zweifel mehrten sich. Noch tröstete er sich mit dem Gedanken, daß ein philosophisches Lehramt, zu dem er sich mit Recht für befähigt hielt, ihn in seine Collision bringen werde, und daß nach dem Ausspruche Vaco's von Bernheim:

„Die Philosophie gekostet, führt von Gott ab, gründlich Auidirt führt sie wieder zu Gott zurück“, ein eifriges Studium der Philosophie jedem Zweifel ein Ende machen werde. Indes hatte er sich, wie dies bei seinem Charakter sehr erklärlich war, viele warme Freunde, aber auch die bittere Abneigung mancher seiner Obern zugezogen. Er verstand weder zu herrscheln noch zu schmeicheln. Die Behandlung, welcher die jüngern Anfassern des Klosters häufig von seinen Vorgesetzten ausgesetzt waren, emporhob ihn. Wiederholt wurde er seinen philosophischen Studien entzissen und als Kaplan in entfernte Orte gesandt. Was er aus dort von dem Leben der Geistlichen und von dem Unterricht der Jugend erzählt, ist freilich nicht neu, liefert aber weitere Beiträge zur Culturgeschichte unsers Jahrhunderts. Endlich konnte er nach dem Tode des ihm hauptsächlich feindlichen Vorgesetzten nach Prag zurückkehren, promoviren und eine philosophische Lehrstelle annehmen. Seine Vertheiligung bei den Vorgängen des Jahres 1848 war zwar nicht der Art, daß sie in einem protestantischen Lande der akademischen Thätigkeit ein Ziel gesetzt hätte, aber in Prag führte sie zum offenen Bruche. Smetana erklärte, nachdem er, vom Lehrfache ausgeschlossen, Redacteur geworden war, öffentlich seinen Austritt als Priester und Mitglied des ritterlichen Kreuzherrnordens „zufolge seiner Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit des römisch-katholischen Lehrbegriffs“.

Diese Erklärung erregte ungeheures Aufsehen. Man versah zwar schonend gegen ihn, weit schonender als gegenwärtig die hohe Geistlichkeit in Oberitalien gegen heterodoxe Priester verfährt. Als er aber die Rückkehr standhaft verweigerte, wurde der Kirchenbann über den Abtrünnigen ausgesprochen, ein Vorgang, dessen Eindruck auf die Bevölkerung Prags die Geistlichkeit belehren konnte, daß das Mittelalter vorüber ist. Eine Reihe von Verfolgungen und Kränkungen verbitterten ihm die letzten Jahre seines Lebens, eine unheilbare Krankheit, die in den Augen seiner früheren Ordensbrüder nur die natürliche Strafe seines Abfalls war, führte ihn rasch seinem Ende zu. Am 30. Januar 1861 verschied er, noch in seinen letzten Stunden die ohne Zweifel aufrichtig gemeinten Besessungsversuche abweisend.

Wir haben in dieser flüchtigen Skizze das Leben dieses unglücklichen Apostaten, natürlich nicht seine innere Lebensgeschichte wiedergeben können, und diese ist es, welche dem Werke das eigentliche Interesse verleiht. Wenn Alfred Meißner in seinem Vorworte sagt, daß ihm diese anspruchlosen Blätter in ihrer Fassung zuweilen die Wirkung des besten Romans zu überbieten scheinen, so unterschreiben wir dies Urtheil mit voller Ueberzeugung. Die Geschichte des einsamen Märtyrers, welcher durchdrungen von seinen Pflichten gegen Gott und Menschen und von der Wahrheit der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, sich weigerte zu lehren, was er nicht für wahr halten konnte und zu jedem Opfer bereit war, hat etwas Ergreifendes, wie es Lebensbeschreibungen von Tausenden berühmter Männer nicht bieten.

Zur Erzähllingsliteratur.

1. Alte und neue Geschichten aus Baiern von Hermann Schmid. München, Fleischmann. 1861. 8. 2 Thlr.
2. Kleine Geschichten aus der großen Welt von W. von K. Dresden, Meinholt und Söhne. 1862. 8. 18 Ngr.
3. Alte Jungfern. Stille Geschichten von Marie von Roskowska. Bromberg, Roskowskii. 1862. 12. 24 Ngr.

Der Verfasser von Nr. 1: „Alte und neue Geschichten aus Baiern“, H. Schmid, bietet uns hier in einem 27 Bogen umfassenden Bande sieben Erzählungen dar, deren einer, „Unverhofft“, wir bereits früher in den „Hausblättern“ von Badländer begegnet sind. Diese Erzählungen sind von verschiedener Ausdehnung und verschiedenem Werth. Einige derselben sind mehr skizzenartig gehalten, während die andern weiter ausgeführt sind. Alle haben sie zum Hintergrunde das bairische Volksleben, bei dessen Schilderung der Verfasser mit

Liebe und Lust verweilt und darum denselben auch eine gewisse wohlthuende Wärme einhaucht. Namentlich ist die Erzählung „Eigner Herd“ ein gutes treuerziges Stück bairischen Volkslebens, das sich da in einem kleinen netten Rahmen vor uns abspiegelt. Wer tiefe Conflicte, großartige Leidenschaften, dramatische Charaktere sucht, der wird diese Erzählungen wol vergeblich durchblättern; dazu sind sie übrigens auch nicht bestimmt; theilweise sind dem vorgegeschichtlichen Genre auch Sagen des bairischen Landes zugesellt, und theilweise schweift die Erzählung aus den engen Marken des heimischen Dorfs hinaus in die Welt, in den Krieg, auf die Schlachtfelder oder auch in den kleinen Kampf auf den Dretern, welche die Welt bedeuten. In der „Hudenbäuerin“ treffen wir jedoch den Verfasser auf einem Pfade, auf dem wir ihm lieber nicht begegnet wären. Sichtbar dahin strebend, die Erzählung spannender, und pikanter zu machen, läßt der Verfasser sich zur Anwendung von Motiven hinreißen, um daraus die Handlungen seiner Personen zu erklären, die viel eher in einen Dumas'schen Roman als in die einfachen Grenzen einer deutschen Dorfgeschichte gehören. Diese geheimnißvollen Thüren im Wohnhause der Hudenbäuerin, dieses Anbringen von Klippen an den Treppen, die in den Stuben anzeigen sollen, daß jemand auf der Treppe geht, dieser eigenhümliche romantische Aufzug des Charakters der Hudenbäuerin selbst, sowie ihr nächtliches Treiben und das ihrer Gesellen: alles das schmeckt sehr stark nach fremdländischer Effectschäuferei, und die Dorfgeschichte fällt vollends aus ihrer Rolle, wenn der Knecht die Bäuerin anbietet: „Du bist nicht guten Humors.“ Dagegen bietet die letzte Novelle, „Das Rohrenzfranzel“, abgesehen auch hier von einigen jedoch nicht grell hervortretenden romantischen Zuthaten, in der Schilderung der eigenthümlichen Verhältnisse der Schiffergilde, in ihren rein persönlichen Beziehungen, namentlich in der Darstellung und Entwicklung des Charakters und der Liebe zwischen Hannry und dem Rohrenzfranzel eine Fülle psychologischer Beobachtungen dar, die nicht verfehlen, in ihrer natürlichen Einfachheit und Geradheit auf das Herz des Lesers zu wirken und es mit jenem wohlthuend warmen Gefühle zu erfüllen, das stets nur die Wirkung einer echten poetischen Darstellung ist.

Der Verfasser von Nr. 2, W. von K., theilt uns sieben „Kleine Geschichten aus der großen Welt“ mit, welche folgende Ueberschriften führen: „Eine langweilige Geschichte“, „Ein Gespräch auf der Eisenbahn“, „Die Diplomatie im alltäglichen Leben“, „Eine literarische Theeegesellschaft“, „Der Schneibergeßel“, „Zwei Freundinnen“ und „Mehr Wahrheit als Dichtung“. Der Verfasser oder wol richtiger die Verfasserin tritt uns mit großer Bescheidenheit entgegen; sie meint, es würde in Deutschland so vieles gedruckt, was weder die Sprache noch auch die Literatur um einen Schritt vorwärts brächte, darum könne man ja wol auch vorliegende Sammlung dulden, die ja nur ein einzelner Tropfen in der Ueberschwemmung sein solle. Nehmen wir darum die Sache so wie es die Verfasserin meint. Sie bietet uns in den Erzählungen einige niedliche Züge aus dem Gesellschaftsleben, die wir mit Interesse durchblättern; hier und da erhebt sich die Darstellung zu einem leichten Humor, aber die ganze Anlage kommt nicht weit über das skizzenartige Fragment hinaus; die Farben spielen oft grau in grau, in leichter verschwimmender Farbengebung, die mit den Darstellungen menschlicher Leiden und Empfindungen spielt, wie die Verfasserin mit den glänzenden Bierzathen ihres Kippstuhles. Insbesondere ist die letzte Erzählung in Form und Inhalt theils sehr oberflächlich, theils gar zu tendenziös.

Die Schrift „Alte Jungfrauen“, von Marie von Roskowska (Nr. 3) enthält vier Erzählungen: „Ein Mädchenherz“, „Nur eine Puppenmacherin“, „Henriette“ und „Eine Lobre“. Einzelne Züge dieser Erzählungen sind nicht ohne Wärme, so namentlich in der Erzählung „Ein Mädchenherz“, welche die Geschichte einer Sängerin behandelt, deren Charakter aber so capriciös und

unbegreiflich erscheint, daß man sich wiederholt die Frage vorlegen muß, warum kommt das so? Müßte das nicht nach den ewigen Gesetzen des Lebens und der Poesie sich anders machen? Und da man sich stets diese Frage bejahen muß, so will seine rechte Freude an diesen Charakteren festhalten, die alle mehr oder weniger krankhaft gereizt, empfindsame Gestalten sind und wie Schatten in der wirklichen frischen Lebensluft umherwandeln. Die Erzählung „Henriette“ handelt von einer Nähterin, welche, durch ein Theater veranlaßt, Schriftstellerin wird; wir möchten an dem Erfolge solcher Wandlungen einige bescheidene Zweifel erheben, doch wollen wir mit der Verfasserin darüber nicht weiter rechten, da dieselbe hierin vielleicht kompetenter ist als wir. Ueberhaupt werden sich diese Erzählungen, in denen rein weibliche Beobachtungen und Lebenserfahrungen verarbeitet sind, mehr dem weiblichen als dem männlichen Geschlecht zur Lectüre empfehlen lassen. 23.

Notizen.

Populäre kritische Blätter.

Von mehreren seit längerer oder kürzerer Zeit entstandenen kritischen Blättern, die durch ihre Haltung und ihren wohlfeilen Preis auf populäre Wirkung berechnet sind, liegt uns eine Reihe von Nummern vor, von den von B. Levysohn in Grünberg herausgegebenen und von Dr. F. W. Levysohn redigirten „Kritischen Blättern“ sogar ein ganzer Jahrgang, der von 1862 und die sieben ersten Nummern des neuesten. Für den Abonnementspreis von nur 5 Sgr. vierteljährlich bringt das alle 14 Tage erscheinende Blatt eine Uebersicht der neuesten literarischen Erscheinungen und kurzgefaßte Recensionen, unter denen besonders die mit 15 unterzeichneten (soviel wir wissen verbirgt sich darunter ein Sohn des Eigenthümers) mit Geist und Verstand geschrieben sind und ein nicht gewöhnliches Talent für präcise Fassung und Zusammendrängung des Urtheils verrathen. Besonders anerkanntenswerth, aber bei einem für populäre Zwecke bestimmten Blatte unerlässlich und nothwendig ist die Unabhängigkeit, in der sich die betreffenden Recensenten von allen literarischen Cliqueneinflüssen zu halten wissen. Die Rubrik „Schöne Wissenschaften und Künste“ waltet begreiflicherweise vor; doch werden auch Biographien und Reiseberichte, theologische, pädagogische, mitunter auch medicinische und landwirthschaftliche Schriften, namentlich aber auch die politische Tagesliteratur besprochen. — Haben es diese „Kritischen Blätter“ bereits zu einem dritten Jahrgang gebracht, so ist ein anderes populäres kritisches Blatt, welches in Münster bei Theissing erscheint, von F. Hülskamp und H. Kump redigirt wird und sich „Literarischer Wegweiser zunächst für das katholische Deutschland“ nennt, mit Anfang dieses Jahres in seinen zweiten Jahrgang getreten. Es bringt ein Novitätenverzeichnis, sodann „Uebersichten“, weiter eigentliche Referate aus allen Fächern, eine reiche Auswahl von Notizen, eine Angabe des Inhalts von Zeitschriften, Schriften gelehrter Gesellschaften u. s. w. Vergessen darf man dabei freilich nicht, daß das Blatt „zunächst“ für das katholische Deutschland bestimmt ist; doch wird es, von dieser confessionellen Färbung abgesehen, wegen seines reichen Inhalts auch den Literaturfreunden unter den Protestanten gute Dienste leisten. — Das seit kurzem erscheinende, von Ludwig Seeger redigirte „Stuttgarter literarische Wochenblatt“ ist eine Gratisbeilage zu dem illustrirten Wigblatt „Eulenspiegel“ (Stuttgart, Ebner), beschränkt sich aber nicht auf Bücheranzeigen, sondern bringt auch Notizen bunten Inhalts und allgemeine Aufsätze populären Charakters, in den letzten Nummern z. B. einen Aufsatz „Zur Culturgeschichte der deutschen Menschen in Amerika“ von einem schon seit mehreren Jahren im Staate Missouri angekündigten Deutschen aus Hessen, der den Lesern deutsch-amerikanischer Blätter, namentlich des Westens, unter dem Namen Jar West bekannt ist. Was er über den unter den Deutschen hervortretenden Mangel an landmannschaftlichem Gefühl sagt, berührt, wie die Redaction bemerkt, nicht bloß die Deutschen jenseit des gro-

ßen Wassers, „sondern wird wol auch in unsern Kreisen zwar als bittere, aber nun einmal unbestreitbare Wahrheit, als lebhafte Thatsache der Erfahrung anerkannt werden, die jeder, der im Auslande mit Landleuten zusammengelebt hat oder zusammengetroffen ist, schon hat machen müssen“. Unter den Nummern in Nr. 5 fanden wir folgendes herbe Urtheil eines „bekannten“ deutschen Dichters über die neueste Lyrik: „Für mich ist unsere lyrische Poesie überwiegend eine Krankheit. Ich kann nicht leugnen, daß ich auch zuweilen an ihr gelitten. ... Lyrisches hat mit vorkommenden aber sehr seltenen Ausnahmen Werth und berechtigt zur Deffentlichkeit nur als biographisches Denkmal eines bedeutenden Lebenslaufs, als Illustration anderweitiger wirklicher poetischer Leistungen.“ Das ist im gewissen Sinne richtig, wie es auch richtig ist, daß in Deutschland viel zu viel Lyrik und zwar von Unberufenen producirt wird; aber wo soll, bei der bloßen Verstandsmäßigkeit der deutschen wissenschaftlichen Forschung, das deutsche Gemüth sich noch fortspalten, wenn nicht in der Poesie und namentlich der Lyrik? Wer oder was gewährt uns in der Ginde des 17. Jahrhunderts Trost, wenn es nicht unsere Lyriker Paul Flemming, F. Spee, Simon Dach, Paul Gerhard u. s. w. sind? Und gegenüber dem prosaischen Naturalismus unserer Zeit kann man vielleicht dreist behaupten, daß es unter unsern Dichtern manche gibt, die immer noch zu gut, und wenige, die zu schlecht für unsere Zeit dichten.

Ein Writ über die literarische Bedeutung Heinrich Heine's.

Das „Cornhill Magazine“ enthielt in seiner Augustlieferung einen Aufsatz über Heinrich Heine von Matthew Arnold, worin Heine sehr hoch gestellt und unter andern gesagt wird, daß die von Goethe in die deutsche Literatur gebrachte Hauptströmung, die man von den Nebenströmungen wohl unterscheiden müsse, hauptsächlich sich in Heinrich Heine fortgepflanzt habe. Goethe habe sich selbst einmal einen Befreier der Deutschen und besonders der deutschen Dichter genannt, und in der That seien seine Individuen so den altvölgischen Zuständen Europas entfremdet, so „thoroughly modern“, wie diejenigen, welche Goethe's Einfluß aufs tiefste gefühlt hätten. Auch Heine habe einen ähnlichen Krieg geführt, einen Krieg auf Tod und Leben mit den modernen Philistern; ein Wort, nebenbei gesagt, welches dem Verfasser den damit gemeinten Gegenstand viel treffender zu bezeichnen scheint als das französische *épiciere*. Wenn ein französischer Kritiker gesagt habe, fährt der Verfasser fort, daß Heine unter Trommelschlag nur die Ideen von 1789 in Deutschland ausgerufen habe, so sei dies eine zu französische Ansicht; Deutschland, diese „vast mine of ideas“, habe seine Befreiung von Ideen aus dem Auslande nöthig, und wenn Heine nichts zu thun beabsichtigt hätte, als Ideen aus Frankreich nach Deutschland zu verpflanzen, so würde dies nur geheißen haben, Kohlen nach Newcastle zu tragen. Heine's Bedeutung sei, daß er eine Verbindung zwischen dem französischen Geist einerseits und deutschen Ideen und deutscher Bildung andererseits angestrebt und dadurch eine neue Periode eröffnet habe. In England hätten zwei Mitglieder der aristokratischen Klasse den Versuch gemacht, den eigentlich modernen Geist in der englischen Literatur und Gesellschaft zur Geltung zu bringen: Byron und Shelley; aber was sie geschaffen, sei ein Fehlschlag im Vergleich zu dem literarischen Schöpfungswerke Shakespeare's und Ben Jonson's, Goethe's und Heine's. Sie bezeichneten zwar die große Strömung der modernen Literatur; aber einige andere, die man als die „minor currents“ betrachten könne, Wordsworth, Scott und Keats hätten bei weitem solidere, in sich fertigere Schöpfungen hinterlassen als Byron und Shelley. Dann geht der Verfasser wieder zu Heine über, spricht von seiner poetischen Form, die er „incomparable“ findet, von seinen Balladen, welche größere Rapidität und Amuth hätten als irgend eine englische, von der in seinen Dichtungen wahrnehmbaren, für ihn charakteristischen Verschmelzung französischer Klarheit und Modernität mit deutscher Empfindung und deutscher Fülle, und er bemerkt

dann, Seine sei zwar ein „brillant soldier in the war of liberation of humanity“ und als solcher seit Goethe's Tode die unvergleichlich bedeutendste Gestalt in der europäischen Literatur; aber doch habe er einen gebrandmarkten Namen hinterlassen, und das habe bei seinen schreienden Fehlern, seiner mangelhaften Reizbarkeit, seiner Gewissenlosigkeit, wenn es seine Leidenschaft zu befriedigen galt, seinen unbegreiflichen Angriffen auf seine Feinde und seinen noch unbegreiflicheren auf seine Freunde, seinem Mangel an Edelmut, seiner sinnlichen Natur, seiner unablässigen Spottsucht nicht anders sein können. Byron sei nur durch seinen Genius, sein inneres Feuer und seine ihm angeborene Kraft groß gewesen; aber er sei nicht mit den intellektuellen Erfordernissen eines modernen Dichters höchster Ordnung ausgerüstet, er sei, abgesehen von seinem Genius, ein gewöhnlicher britischer Edelmann des 19. Jahrhunderts gewesen, mit wenig Bildung und ohne Ideen. Seine habe über die ganze Bildung Deutschlands verfügt; in seinem Kopfe seien alle Ideen des modernen Europa in Bewegung gewesen. Und was habe man von Goethe? einen Halberfolg wegen Mangels an künstlerischem Gleichgewicht, an Adel der Seele und des Charakters. Leider müssen wir sagen, daß die Zeit, in welcher Goethe lebte, dichtete und spötelte, sich von der Zeit, in welcher Goethe sich entwickelte und groß wurde, in dieser Hinsicht ebenso sehr unterscheidet, als sich der Dichter des „Romancero“ von dem Dichter der „Iphigenie“, des „Torquato Tasso“, „Hermann und Dorothea“ u. s. w. unterscheidet. Und doch fehlt es uns in diesen Tagen an einem Goethe, einem von seinen vielen Schladern gereinigten Goethe, der die Philisterei auch unserer Zeit mit dem Sprößling desselben Geistes und Wises beleuchtete. **H. M.**

Bibliographie.

- Diemann, G., Geschichte des Herzogthums Teschen. Teschen, Prochaska. Gr. 8. 2 Thlr.
 Bornhak, G., Geschichte der Franken unter den Merowingern. 1ster Theil: Von den ältesten Zeiten bis auf Chlothar's I. Tod. Greifswald, Koch. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
 Freimann, H., 1813. Ein Gedicht in 17 Gesängen. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr.
 Habebblumen. Mainz, Kirchheim. Gr. 16. 12½ Ngr.
 Heuser-Schweizer, Meta, Gedichte. Mit einem Vorwort von A. Knapp. Der „Fieber einer Verborgenen“ 2te, vermehrte Auflage. Leipzig, Folge. 8. 24 Ngr.
 Höcker, G., Dunkles Spiel. Eine Geschichte aus der großen und kleinen Welt. Drei Bände. Dresden, Runge. 8. 3 Thlr.
 Hunold, B., Wache Träume. Gedichte. 4te vermehrte Auflage. Innsbruck. 1864. Gr. 16. 20 Ngr.
 Huxley, T. H., Zeugnisse für die Stellung des Menschen in der Natur. Drei Abhandlungen: Ueber die Naturgeschichte der menschenähnlichen Affen. Ueber die Beziehungen des Menschen zu den nächst-niederen Thieren. Ueber einige fossile menschliche Ueberreste. Aus dem Englischen übersetzt von J. V. Carus. Mit in den Text eingedruckten Holzstöcken. Allein berechnete deutsche Ausgabe. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr.
 Karup, W. J., Geschichte der katholischen Kirche in Dänemark vom Beginn bis zur Gegenwart. Aus dem Dänischen übersetzt. Münster, Aschenborn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
 Leonhardi, G., Ritter Johannes Euler von Weined. Lebensbild eines Kriegers aus dem 17. Jahrhundert. Bern, Heuberger. Gr. 16. 12 Ngr.
 Lorenzi, Amüsant-schauerliches und schauerlich-amüsantes Fiebergabelteuer eines russischen Offiziers an den Gefaden des sowischen Meerges oder Rixe Ruffala. Wien, Gottschalk. 1864. 8 Ngr.

Marxer, Det schwarze Roland und seine Tochter. Ein Gedicht. Braunschweig, Neuhoff u. Comp. 16. 15 Ngr.
 Puttlig, G. zu, Der Brockenstrauß. Dramatischer Scherz in einem Aufzuge. Berlin, Schlesinger. 1864. 8. 10 Ngr.
 Renouard, C., Geschichte des Krieges in Hannover, Hessen und Westfalen von 1757 bis 1763. Nach bisher unbenutzten handschriftlichen Originalen und andern Quellen politisch-militärisch bearbeitet. 1ster Band. 1ste Hälfte. Cassel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

- Roth, P., Feudalität und Unterthanverband. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 2 Thlr.
 Schönberg, G. F. J. v., Kinder der Laune. 1ster Band. Leipzig, Luppe. 16. 25 Ngr.
 Schirreff, C., Die intellektuelle Erziehung und ihr Einfluß auf Charakter und Glück der Frauen. Nach der 2ten Auflage des englischen Originals von A. von Meßsch. Autorisierte Ausgabe. Leipzig, Wiedemann. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.
 Simrock, K., Gedichte. Neue Auswahl. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
 Urlichs, L., Skopas Leben und Werke. Mit 1 lithographirten Tafel. Greifswald, Koch. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
 Walter, F., Naturrecht und Politik im Lichte der Gegenwart. Bonn, Marcus. Gr. 8. 3 Thlr.
 Winterfeld, A. v., Das Räthchen aus der Kirchgasse. Humoreske. Berlin, Gerschel. Gr. 16. 15 Ngr.
 Wirth, G., Jean Paul Friedrich Richter als Pädagoge, nebst einer Auswahl pädagogischer Kernstellen aus Jean Paul's Werken. Lehrern und Erziehern dargeboten. Brandenburg, Müller. Gr. 8. 15 Ngr.
 Wislicenus, G. A., Die Bibel. Für denkende Leser betrachtet. 1stes Heft. Leipzig, Reil. Lex.-8. 7½ Ngr.

Lageeliteratur.

- Bachmayer, M., Frohschammer und die katholische Wissenschaft. Passau. Gr. 8. 4 Ngr.
 Eckardt, E., Für Schleswig-Holstein und zur deutschen Lage. Öffentlicher Vortrag in der Volksversammlung vom 13. Juni 1863 zu Mannheim. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 4 Ngr.
 Effellen, M. F., Ueber den Ort der Varusschlacht. Eine Zusammenstellung der wesentlicheren Gründe für die Annahme des Schlachtfeldes im südlichen Theile des Kreises Bedum. Mit 1 Karte. Hamm, Grote. 4. 6 Ngr.
 Hermanns-Deufmal. Dem Cherusker-Fürsten Hermann, dem Befreier Deutschlands errichtet vom deutschen Volke. Hannover. 1862. Gr. 8. 5 Ngr.
 Köhn von Jastki, W., Die Schlacht von Groß-Beerren am 23. August 1813. Zur 50jährigen Jubelfeier. Mit 1 Schlachtplane. Berlin, F. Schulze. 8. 6 Ngr.
 — — Das Treffen bei Hagelberg am 27. August 1813. Zur 50jährigen Jubelfeier. Berlin, F. Schulze. 8. 3 Ngr.
 Luther, C., Wie können Preussen und andere deutsche Staaten zur See mächtig werden? Ein rhapsodischer Beitrag zur preussischen resp. deutschen Flottenfrage. Dessau, Baumgarten u. Comp. Lex.-8. 7½ Ngr.
 Die nationalen Parthien Deutschlands. Vom Verfasser der „Vereinigten Staaten von Deutschland“. Hamburg, D. Meißner. Gr. 8. 10 Ngr.
 Schilling, G., Die verschiedenen Grundansichten über das Wesen des Geistes. Akademische Festrede zur Feier des hohen Geburtstages Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs Ludwig III. am 9. Juni 1863 gehalten. Gießen. Gr. 4. 6 Ngr.
 Woldegar, C., Die Seeschulen Norddeutschlands. St. Petersburg. 1862. Gr. 8. 7½ Ngr.
 Zur Erinnerung an das 50jährige Jubelfest des Aufrufs Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz vom 30. März 1813. Neu-Strelitz, Barnow. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Werthvolle Bücher zu ermässigten Preisen, bis Schluss des Jahres 1863

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.
Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt vergütet.

Bibliographie, Literatur- und Sprachwissenschaft.

Ebert (F. A.). Allgemeines bibliographisches Lexikon.
2 Bände. 4. 1821—27. Druckpapier (20 Thlr.) 4 Thlr.
Schreibpapier (26 Thlr. 20 Ngr.) 5 Thlr.

Eschenburg, J. J.). Manuel de littérature ancienne. Ouvrage traduit de l'allemand par H. Jouffroy. 8. 1842. (3 Thlr.) 20 Ngr.

Gabelenz (G. G. von der). Grammatik der Dajak-Sprache. (24 Ngr.) 8 Ngr.

Grammatik der Daksat-Sprache. (24 Ngr.) 8 Ngr.

Grammatik der Kiriri-Sprache. (24 Ngr.) 8 Ngr.

Bibliographisches Handbuch der philologischen Literatur der Deutschen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit. Nach J. S. Ersch in systematischer Ordnung bearbeitet von C. A. Geissler. Dritte Auflage. 8. 1845. (3 Thlr.) 20 Ngr.

Bibliographisches Handbuch der philosophischen Literatur der Deutschen von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Nach J. S. Ersch etc. von C. A. Geissler. Dritte Auflage. 8. 1850. (1 Thlr.) 8 Ngr.

Heinrich (W.). Allgemeines deutsches Bücherlexikon, oder Vollständiges alphabetisches Verzeichniß der von 1828 bis zu Ende 1856 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den angrenzenden mit deutscher Sprache und Literatur verwandten Ländern gedruckt worden sind. 1. bis 5. Band. 4. 1836—58. (56 Thlr. 20 Ngr.) 25 Thlr.

1. Band (Die Literatur von 1828—34.) 5 Thlr. 10 Ngr.

2. Band (Die Literatur von 1835—41.) 5 Thlr. 10 Ngr.

3. Band (Die Literatur von 1842—46.) 5 Thlr. 10 Ngr.

4. Band (Die Literatur von 1847—51.) 6 Thlr. 20 Ngr.

5. Band (Die Literatur von 1852—56.) 12 Thlr.

Talbj. Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen mit einer Uebersicht der Poesie auferuropäischer Völkerschaften. 8. 1840. (3 Thlr. 15 Ngr.) 1 Thlr.

Zacher (J.). Das gothische Alphabet Vulfilas und das Runenalphabet. Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung. Mit einer Schrifttafel. 8. 1855. (1 Thlr. 10 Ngr.) 20 Ngr.

Ein ausführlicheres Verzeichniß im Preise ermässigter Werke, aus fünf Abtheilungen bestehend, ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

G. A. Fleischmann's Verlag (August Hoffold) in München.

Soeben ist bei uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Denkwürdigkeiten aus dem Leben

von Jean Paul Friedrich Richter.

Nur Frier seines hundertjährigen Geburtstages
herausgegeben von

Ernst Förster.

Vierter Band. Buch der Gedanken.

Brotschirt Preis 1 Thlr. 6 Ngr., oder 2 fl.

In der Fr. Hutter'schen Buchhandlung in Schaffhausen
erschieden soeben:

Erinnerungen aus meinem Leben.

Von

Wilhelm Heyn.

Erstes Buch:

Helmina und ihre Söhne.

Zwei Bände.

fl. 4. — Thlr. 2. 12. — 2. 8. 20.

Diese erste Abtheilung erzählt in anmuthiger Weise die wechselvollen Lebensschicksale der bekannten Dichterin Helmina von Heyn. Bruchstücke daraus, die vor einigen Jahren im „Morgenblatt“ abgedruckt waren, wurden mit seltener Theilnahme gelesen und von allen Seiten ergingen Aufforderungen an den Verfasser, sie zu einem Ganzen zu verarbeiten, denn er nun mit diesen Bändchen nachkommt.

Clarinetten.

Von

August Lewald.

Drei Bände.

fl. 5. 36. — Thlr. 3. 7 1/2.

Dieses mit reichem Detail versehene Spiegelbild moderner Zustände, in welchem mit dramatischer Lebendigkeit Typen der Gesellschaft sich bewegen, sich bekämpfen und bekriegen, wird mit dem lebhaftesten Interesse gelesen werden.

Preisermäßigung.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirte Zeitung

für die Jugend.

8 Jahrgänge. 4. 1846—53.

(16 Thlr.) Ermäßigter Preis 6 Thlr.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Tag und Nacht in London.

Eine Wanderung

durch die Weltstadt

von

Julius Rodenberg.

Vierte, neu durchgesehene Auflage.

Eleg. gebunden in Buntbrud-Garton. Preis 1 Thlr.

Vier Auflagen binnen Jahresfrist! — Dieser außerordentliche Erfolg ist wol die beste Empfehlung für dies interessante Buch. Der auch jenseit des Kanals mit Recht geschätzte Autor gibt damit einen ebenso nützlichen und interessanten Führer für die Besucher Londons, als eine poetische, farbenreiche und unterhaltende Schilderung des großartigen Lebens und Trebens der Weltstadt.

Verlag von Oswald Seebohm in Berlin.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 36. —

3. September 1863.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Reiseliteratur über Afrika. — Novellen und Erzählungen. Von **Enkas Gault**. — Geologische Studien. Von **Getarich Strömann**. — Die Schauspielerin Rachel. — Aus der alten Geschichte. Von **Thaddäus Rau**. — Notizen. (Goethe von einem Franzosen des Plagiats beschuldigt; Lobgedicht auf König Ludwig den Baier; Eine Schrift zum Nachdenken über sich selbst.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Reiseliteratur über Afrika.

1. Reise in das Innere von Algerien durch die Kabylie und Sahara. Von **Max Hirsch**. Mit drei Ansichten und einer Karte. Berlin, M. Hirsch. 1862. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Nach Marokko. Reise- und Kriegesmemoiren. Von **August von Baeumen**. Mit einer Zeichnung der Stadt Tetuan und dem Bildnisse des Generals Prim. Berlin, Springer. 1861. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
3. Westafrika geographisch und historisch geschildert von **J. Leighton Wilson**. Aus dem Englischen von **M. W. Lindau**. Leipzig, Fock. 1862. Gr. 8. 1 Thlr.
4. Paul du Chaillu's Reisen in Centralafrika. Aus dem Englischen. Berlin, Haffelberg. 1862. Gr. 16. 8 Ngr.
5. Reisen in Südafrika in den Jahren 1849—57. Von **Edmund Wagner**. Aus dem Ungarischen von **J. Hunfalvy**. Erster Band. Mit einer Landkarte und acht Lithographien. Pesth, Kauffner und Stolp. 1859. Lex. 8. 3 Thlr.
6. Erinnerungen aus Aegypten von **Josfordink-Rosknap**. Wien, Topographisch-literarisch-artistische Anstalt. 1862. Gr. 8. 15 Ngr.
7. Ueber die Entdeckungseisen im mittlern Afrika von **Mungo Park** bis auf **Dr. Vogel**. Ein Vortrag, gehalten an mehreren Orten von **Rudolf Nagel**. Mit zwei Karten. Remscheid, Krumm. 1862. Gr. 8. 10 Ngr.

„Zahlreiche Reisebeschreibungen werden alljährlich veröffentlicht; aber ein Geograph muß auch viel Bücher haben, gute und schlechte; denn auch in den schlechten findet sich manche brauchbare Notiz.“ So sprach der große, sich gerade damals vorzugsweise mit Studien über Afrika beschäftigende, verehrungswürdige Geograph **Karl Ritter** zu mir, als ich ihm in Berlin einen Besuch abstattete und beim Anblick seiner großen Bibliothek in Worte der Verwunderung ausbrach. Die Wände dreier Zimmer waren hier- und fünffach mit Büchern besetzt, und wohin man sich wendete, stieß man auf Folianten, Quartanten, Octav- und Duodezgebände, unter denen der weltberühmte Gelehrte von morgens bis in die späte Nacht verweilte, denn die Bibliothek war auch seine Arbeitsstätte.

An die oben angeführten Worte des großen Gelehrten und edeln Mannes wurden wir erinnert, als wir die 1863. 36.

und vorliegenden Schriften über Afrika zur Prüfung und Berichterstattung erhielten. Sie lassen sich eben nicht in gute und schlechte Bücher klassifizieren, wol aber in skizzenhaft schildernbe und in ausführliche Detailbeschreibungen. Die erstern sind von solchen Touristen verfaßt, welche die Länder nur durchreisen, ohne sich längere Zeit darin aufzuhalten, während die ausführlichen Werke von Männern geschrieben wurden, die, wie **Wagner** und **Wilson**, viele Jahre in Afrika lebten, mit zahlreichen Stämmen dieses Welttheils täglich verkehrten und somit die furchtbarsten Todesängste und Gefahren, als auch die schönsten Freuden einer blühenden und fruchtreichen Tropenzone mit ihnen gemeinschaftlich theilten und in brüderlicher Eintracht sich an den Wundern der Welt erfreuten.

Wandern wir zuerst mit **Max Hirsch**, dem Verfasser der Schrift: „Reise in das Innere von Algerien durch die Kabylie und Sahara“ (Nr. 1), nach Algerien. Im December 1855 reiste er mit einem Gutsbesitzer und einem Offizier aus Mecklenburg von Algier aus nach Numale. Diese vom Herzog von Numale 1845 gegründete Stadt ist auf vielen Karten gar nicht verzeichnet; sie liegt zwischen 36 und 37° nördl. Br. und 1—2 Längengrade von Paris, südöstlich 17½ Meilen von Algier. Die Römer haben ehemals hier die Stadt **Auzia** erbaut, welche etwa 50—60000 Einwohner gehabt haben soll. Zahlreiche massive Grundbauten, Denksteine, Statuen und Geräthe bekunden noch heute das Dasein und die überraschende Blüte des alten Auzia. Die jetzige Stadt Numale enthält etwa 1000 Einwohner und ist ganz nach französischer Art gebaut. Der Weg dahin bietet wenig Naturschönheiten, wol aber zahlreiche Beschwerden auf schlechten, ungebahnten Straßen. Und naht sich der Abend, so darf man nicht etwa auf ein angenehmes Gasthaus hoffen, sondern man muß in elenden Hütten auf der Erde oder, wenn das Glück gut ist, auf Bretterbänken die Mühsal des Tags verschlafen. Die Küstengegend von

Algerien ist zwar sehr schön, denn sie vereinigt die Vegetation des südlichen Europa mit der tropischen Pflanzenpracht, aber in den Gebirgen des Atlas, wo im Winter der Schnee nicht selten liegen bleibt, stößt man überall auf Gindöden ohne Vegetation, dort trifft man nur selten ein lebendes Wesen. Obgleich der Verfasser nicht lange in diesen Gegenden verweilt, so gibt er uns doch sehr gute Schilderungen der socialen Zustände und Naturscenen.

Um ganz sicher durch das algierische Gebiet in die Wüste reisen zu können, erbittet sich der Autor nebst seiner Begleitung militärischen Schutz von den französischen Commandanten der Districte. Empfehlungsbriefe an die obersten Befehlshaber bewirken nicht nur die erbetene militärische Begleitung, sondern haben auch zahlreiche Einladungen in die Offizierscircle zur Folge, wodurch er die Stellung der französischen Armee in Algerien und deren Organisation genauer kennen lernt. Er beschreibt uns das Regiment der Turcos — 3000 Mann stark — und die andern Truppen. Ganz besonders bewundert er den Geist der Soldaten und das freundliche und leutfelige Verhältniß zwischen Offizieren und Gemeinen. Er sagt:

Die Geschichte der französischen Armee seit der großen Revolution mit ihren wunderbaren Feldzügen und unsterblichen Siegen beweist eben, daß die Anstrengungen von Mannszucht und Respect, wie sie noch heute in dem preussischen „Vollsheere“ herrschen, ganz aus der Luft gegriffen sind. Der Franzose kennt keine unübersteigliche Kluft zwischen Befehlenden und Gehorchenden, jeder Gemeine kann es durch Tapferkeit und Lichtigkeit bis zum Marschall bringen, und dieses Bewußtsein, dieses Streben allein nützt einem Heere zehnmal so viel als aller Camaradsdienst und blinde Gehorsam.

Daß der Verfasser sich aber nicht als beständiger Ruhmprediger der französischen Armee zeigt, beweist uns folgende Kritik der Verwaltung und Justiz:

Das „Bureau arabe“ ist die Specialbehörde für die Anzeigen der Araber, oder vielmehr aller Eingeborenen. Es besteht aus einem oder mehreren französischen Offizieren — je nach der Größe des Verwaltungsbezirks —, welche des Arabischen mächtig sind; doch erlernen sie die Sprache, sowie das Recht, die Gewohnheiten und Zustände der Einheimischen wol meistens nur durch praktische Uebung selbst, d. h. ziemlich unvollkommen. Bedenkt man nun die Fülle und Mannichfaltigkeit der Geschäfte, die ihnen obliegen und zu denen sie selbst in den wohlbekannten Verhältnissen der Heimat höchst unfähig wären, so wird man den Versicherungen eines dort stationirten Regimentsarztes Glauben schenken, daß sehr viele Fehlgriffe in dieser Verwaltung vorkommen. Junge Leute, kaum der Schule entwachsen, werden plötzlich zu Richtern in Criminal- und Civilsachen, zu Steuer- und Polizeibeamten, zu Ordnern der ganzen einheimischen Verwaltung. Graubärtige Raids aus den ältesten Adelsfamilien sind ihnen untergeben, jedermann kann von seinem ordentlichen Richter an sie appelliren. Wie höchst anstößig muß nicht dies einem Volke sein, das Religion, Alter und Geschlechtsadel als nothwendige Bedingung jeder Würde betrachtet! Dennoch versicherten mir die Offiziere, daß sehr viel an sie appellirt würde, sodaß sie eine Menge Sachen zurückweisen müßten. Warum hat man nicht schon vor 30 Jahren eine Anstalt zur Ausbildung von Beamten für Algerien gegründet? An der Besteuerung erkennte ich recht deutlich die unfundige Hand des Soldaten. Man hat sich zur Eingehung der Abgabe vom Korn an dasjenige gehalten, was sich allerdings am leichtesten beobachten läßt, nämlich an die Zahl der Pflüge. Jeder Pflug entrichtet 30 Francs das Jahr im Bezirk von Numale, 60 Francs in dem von Bu-

Säda (Sahara), wo ein Pflug wegen des leichten, ganz ebenen Bodens weit mehr Acker bestellt und daher auch weit mehr Ertrag zu Wege bringt.

Auch werden Abgaben von den Palmbäumen erhoben, aber sehr ungleichmäßig, wie uns folgende Angabe beweist: Biscara, mit 120000 Palmen, zahlt 23000 Francs; Schemata, mit 8000 Palmen, zahlt 20094 1/2 Francs; El-Bordsch, mit 33000 Palmen, 10630 Francs; El-Ulaja, mit 0 Palmen, zahlt 1500 Francs. Es ist also sehr zu wünschen, daß der französische Kaiser diesen Zuständen einige Beachtung widmet, denn die dortigen Verhältnisse sind zu groß.

Ueber die Babylonien sagt der Verfasser:

Sie sind weit wirthschaftlicher, arbeitsamer und geschickter als die Araber und beschäftigen sich nicht mit nomadischer Viehzucht, sondern vornehmlich mit Spinn- und Obstkultur, vielfach auch mit Industrie und Handel. Ihre Arbeiten in Holz, Eisen, Wolle und andern Stoffen sind verhältnißmäßig sehr bedeutend, und werden durch einen großen Theil Algeriens verhandelt. Auch die Babylonien haben im Mittelalter, unter ihren Dynastien der Almoraviden und Almohaden, wahre Tatarenplätze vollbracht. Unter einem einzigen Herrscher, dem Jussuf ben-Taschfin, unterwarfen sie ganz Afrika von Aegypten bis an den Ocean und den größten Theil der Iberischen Halbinsel. Der grausame Abd-el-Kumen, Fürst der Almohaden, ward ebenso mächtig; aber er zerstörte, was der große Jussuf geschaffen. Marokko, Tlemcen und Tunis sahen ihre Trümmer mit dem Blute fast aller ihrer Bewohner überschwemmt. In heutiger Zeit herrschen aber dort noch zahlreiche Bürgerkriege. Nicht nur Stamm gegen Stamm, Dorf gegen Dorf, sondern häufig stehen sich zwei feindliche Parteien in denselben Dörfern gegenüber. Dann wird eine Mauer mitten durch gebaut, Wachtürme auf beiden Seiten errichtet und die eine Hälfte überfällt die andere, wenn sie im Vortheil zu sein glaubt oder ein besondern Anlaß den schlummernden Groll aufführt.

Das Wanderleben der afrikanischen Stämme erklärt der Verfasser aus Gesundheitsrückichten. In den heißen, feuchten Thälern geheißen alle Früchte sehr gut, aber sie entwickeln eine todtbringende Pestluft. Deshalb verweilen die Bewohner nur während des Säens und Erntens ihrer Producte darin und ziehen sich dann in die gesunde Gebirgsluft zurück. Von Numale geht die Reise in die große Kabyllie, nach Bibân und Medschana, Wila und Bu-Säda, in das südliche Hedna, nach Biscara und in die Wüste. Von da aus kehrt er über Konstantine, durch die Provence in die deutsche Heimat zurück. Referent kann das Buch als ein beachtungswürdiges, lehrreiches Werkchen empfehlen, denn es gewährt uns eine ziemlich ausführliche Kenntniß der politischen und socialen Verhältnisse von Algerien und bereichert Geographie und Statistik.

Wandern wir von Algerien südwestwärts, so gelangen wir nach Marokko. Um dieses Land kennen zu lernen, nehmen wir das Buch „Nach Marokko“ (Nr. 2), von August von Baume, zur Hand. Der Verfasser, ein bairischer Offizier, ist des ewigen Friedens müde und satt, denn 26 Jahre Offizier zu sein, ohne auch nur eine einzige Schlacht mit durchkämpft zu haben, verursacht das drückendste Gefühl in einer echten Soldatenbrust. Darum benutzte er den Krieg der Spanier gegen Marokko,

verläßt im Februar 1860 seine Garnison und reist über Strassburg, Lyon, Madrid nach Tetuan. Leider schildert er uns auf den ersten sechs Bogen nur Alltagsigkeiten aus Frankreich und Spanien. Interessanter wird das Buch, wo er im spanischen Heerlager und in Tetuan ankommt; da er mit allen höhern Offizieren intim bekannt wird, so vermag er uns getreue Charakteristiken der berühmten Heerführer zu geben. Er schreibt:

Der Kriegeminister und Ministerpräsident, General-Comde der afrikanischen Armee, Don Leopoldo D'Donnell, Herzog von Tetuan (das er eroberte) und Graf von Lucena, zählt 56 Lebensjahre, er ist von mehr als gewöhnlicher Größe und ein kühnlicher Herr. Sein klares, tiefblaues Auge spiegelt ebenso sehr die Fähigkeit eines innigen Empfindens, als eine durchdringende und scharfe Auffassungsgabe wider; der stolz getragene Kopf ist mit grauen, glatt niedergelassenen Haaren spärlich besetzt. Er stammt aus einer irländischen Familie, die sich schon unter Ferdinand VI. in Spanien niederließ. Mit einem tiefen Hauch auf seinem immer ruhigen Gesichte, allein gleichwohl mit theilnehmendem und wohlwollendem Ausdruck im Tone und in französischer Sprache, hieß er mich willkommen, erwähnte der huldvollen Empfehlung Sr. königlichen Hoheit, des Prinzen Alakert zu Ganssen der kaiserlichen Offiziere und beendigte die Vorstellung mit einer ebenso gnädigen als sehr graziösen Handbewegung. D'Donnell hat mir nur einmal die Hand geboten, und dies war einige Monate später im königlichen Schlosse zu Aranjuez, kurz vor meiner Audienz bei Ihrer Majestät der Königin, wo er mir die Hand zum Abschied unter Worten reichte, daß ich vor innerer, seliger Bewegung zitterte und mich geraume Zeit sammeln mußte, ehe ich der Königin gegenübertrat.

Der Autor wird überhaupt sehr leicht entzückt durch einen gnädigen Blick und ein freundliches Wort derjenigen Persönlichkeiten, mit denen er auf seiner Kriegsfahrt in Berührung kommt. Sein Heidenideal ist Prim, den er in folgenden Worten schildert:

Generallieutenant Don Juan Prim, Graf von Reus, Marquis von Castillejos ist 46 Jahre alt, von mittlerer Größe, schner und edler Haltung. Die bis zur Unterwürfigkeit gehende Ergebenheit, das blinde Vertrauen all seiner höhern und niedern Offiziere und Truppen gründet sich einzig auf sein strahlendes Talent, sein solbathisches Uebergewicht. Trotz dieses Nimbus, vielleicht gerade durch ihn, war Prim's Art des Verkehrs mit seinen Untergebenen nie hochfahrend und wegwerfend, sondern leutselig und gütig, und sein Wort, wenn auch in kurz abgebrochenem Tone, treuherzig und zur Annäherung einladend. Seine Stimme klingt hell und kräftig, und die Schönheit der spanischen Sprache gewinnt in seinem Munde an unendlichem Wohlklang. Sein tiefgebeugtes, echt spanisches Gesicht ist geschnitten und tiefstimmend, doch habe ich ihn auch recht euer und hinwiederum seinem überwiegenden Gefühle bis zur Trauer, ja einmal selbst bis zu Thränen nachgeben gesehen. Die Scenen des Blutvergießens, an denen er gar zu gern und mitten im Kampfgewühle sich betheiligt, haben sein Herz für die Regungen der tiefsten Theilnahme keineswegs abgestumpft. Die Art, wie dieser Mann den persönlichen Muth bis zur höchsten Todesverachtung treibt, die Kaltblütigkeit, mit welcher er mitten der größten Gefahr, die immer wechselnden Chancen des Schlachtfeldes verfolgt und beherrscht: diese Vorzüge einer echten Menschenseele sind es, die diesem großen Manne eine an Cultus ergebende Verehrung durch ganz Spanien gesichert haben. Das der Mann, welchen D'Donnell, sein politischer Gegner, am Februar auf dem Schlachtfelde vor der ganzen Armee umarmt hat; dies der Mann, von dem der Spanier sagt, daß er dem Muth eines Helden die Seele eines Kindes verleihe. Prim ist ein wissenschaftlich unterrichteter Offizier. Er vor Ausbruch des Bürgerkriegs noch Student, hat unter

den Christinos ein Freicorps gebildet und geführt, durch seine Bravour bald die Augen auf sich gezogen und wurde wegen einer kühnen, glänzenden Waffenthat, indem er die Feinde der Königin bei seiner Vaterstadt Reus in Catalonien geschlagen hatte, von der Monarchin zum Grafen von Reus erhoben.

Herr von Baerum wird Prim's Generalstabsattaché, wodurch er die spanische Heereorganisation und das Kriegerleben der Soldaten hinreichend kennen lernt, um uns treue Charakteristiken geben zu können. Er schildert, freilich wol, wie uns bedünken will, in etwas stark aufgetragenen Farben, das Gefecht bei Samsa und die mörderische Schlacht von Valdras. Nach Beschreibung der Marsche und Truppeneinstellungen sagt er:

Das Pfeifen der Kugeln, der stürmische Viva la Reina-Ruf der angreifenden Spanier, das Zischen der Kasketen und Plagen der Granaten, das Dröhnen anstürmender Cavallerieregimenter, der Kanonendonner, das Knattern der Infanteriesalven, hierzu das vieltausendstimmige Geheul der Mauren: all dies bebt wie Gewitterbrausen durch die Luft, es verschlang Trompetenschall und Commandoruf! O hätte es doch auch den Jammerruf der Gefallenen überdaut, die ringsum den Boden deckten! Angriff auf Angriff folgt, die schwarze Garbe des Kaisers von Marokko erscheint! Mörderischer wird der Kampf. Die Kürassiere wurden zurückgeschlagen, auch die Infanteriebataillone sängen, nachdem sie dreimal das Dorf genommen und neuerdings verloren hatten, zu sagen an, ja, ein Theil derselben wandte sich zur Flucht. Nun bet sich ein Anblick, der mir heute noch das Blut zu Eis erstarren macht, denn gräßlich war es, Zeuge zu sein, wie die Unholde die Fliehenden haschten, wie deren Messer durch die Rehlen der Unglücklichen zischten und der rothe Blutquell aufsprang, wie sie die fruchtlos um Hülfe Fliehenden mit sich führten und in die Flammen warfen. Zwar rissen die Salven der im Sturmschritt anrückenden Reserve breite Lücken in die Horden der fanatisch wüthenden Kannibalen, allein der panische Schrecken drohte sich auf der ganzen diesseitigen Linie fortzupflanzen: da zog Prim den Degen und in kürzerer Zeit, als ich hier einige Zeilen schreibe, standen wir alle mitten auf dem Schauplatz dieses blutigen Dramas, umlobert vom Feuer des an allen Enden brennenden Dorfs.

Die Regimenter folgen dem Abgott der Armee und das fürchterliche Morden beginnt noch kanniballischer; 10 Stunden dauert das blutige Donnergetöse; aber nachdem die beiden Stützpunkte des Feindes am rechten und linken Flügel genommen waren, drängte derselbe in voller Auflösung nach der Mitte, um den Eingang in den Fondas-Engpaß zu gewinnen und sich dort festzusetzen. Der spanische Oberfeldherr kam ihm jedoch zuvor, indem er den General Chague eine Diverfion zur Bedrohung der feindlichen Rückzugslinie nach der Fondastrichtung nehmen ließ, er selbst aber mit dem Centrum sich auf die feindliche Fronte warf, diese durchbrach und durch gänzliche Zersprengung der maurischen Linie die Schlacht entschied. Das marokkanische Heer zerfloh in wilder Flucht. Der Friede ward geschlossen und unser Autor erhielt den „Militärorden vom heiligen Ferdinand“, Prim selbst beglückwünschte ihn und bestete das Band dieses Ordens an seine Uniform. Jetzt verließ er Afrika, segelte wieder nach Spanien und hatte bald darauf Gelegenheit, den unermeßlichen Jubel und die stürmische Begeisterung des spanischen Volks bei der Truppenrückkehr zu bewundern. Dabei schildert er uns spanische Zustände, Andalusien's Frauen und großartige Gebäude, wie die Kathedrale von

Sevilla, die Moschee von Cordova u. s. w. Die spanische Nation findet er im allgemeinen sehr liebenswürdig. Während seiner Anwesenheit finden auch einige Stiergefächte statt, die er ganz ausführlich beschreibt. Die spanischen Stiergefächte und die Verurtheilungen des Vibelleser und Protestanten zu sechsjähriger Galerenstrafe geben uns jedoch den evidentesten Beweis, daß das Sittlichkeitsgefühl des Spanier noch auf einer sehr niedrigen Stufe steht.

Specielle geographische, statistische Schilderungen und Beschreibungen von Naturproducten u. s. w. gibt der Verfasser nicht; der Krieg war sein Hauptziel, und alles, was sich darauf bezieht, berichtet er in gewandter wenn auch wol bisweilen übertreibender Darstellung. Denzufolge wird seine Schrift auch allen Militärs eine höchst willkommene Gabe sein.

Wenden wir uns von Marokko längs des Atlantischen Oceans nach Süden, so gelangen wir nach Senegambien und Guinea. Eine sehr ausführliche Beschreibung dieser Länder und deren Bewohner gibt uns das höchst schätzbare Werk: „Westafrika geographisch und historisch geschildert“, von J. Leighton Wilson (Nr. 3). Wilson hat ziemlich 20 Jahre als amerikanischer Missionar in Westafrika gelebt; er hat Gelegenheit gehabt, alle wichtigen Punkte längs der Küste zu besuchen und ausgedehnte Ausflüge in die der Küste zunächst gelegenen Districte zu unternehmen, hat endlich zwei der Hauptprovinzen des Landes gründlich studirt und schreiben gelernt und sich somit mehr als gewöhnlicher Vortheile erfreut, sich mit dem wirklichen Zustande des Landes bekannt zu machen.

Im ersten Kapitel gibt er einige Andeutungen über drei Urstämme, welche Afrika in frühern Jahrhunderten bewohnten; dann bespricht er die Versuche der Phönizier, das afrikanische Festland zu umschiffen, erwähnt Hanno's Reise längs der Küste und die ersten Ansiedelungen der Negerasse in Westafrika. Diese Facta gehören aber einer dunkeln Zeitperiode an und lassen sich nicht mit Gewißheit feststellen.

Werthvoller wird das zweite Kapitel, worin er aus eigener Anschauung Westafrika geographisch beschreibt, die Bodenbeschaffenheit, Flüsse, Lagunen, Jahreszeiten, Temperatur und die Bewohner Senegambiens, Nordguineas und Südguineas schildert. Die Bewohner des westlichen Afrika lassen sich in drei große Familien theilen. Diese Familien gehören sämmtlich zu derselben Rasse, die als die Neger- oder afrikanische Rasse bekannt ist; aber es gibt unter ihnen scharfe und wesentliche Unterschiede, die man nicht übersehen wird, wenn man sich einen richtigen Begriff von dem wahren Zustande des Landes machen will. In Senegambien findet man drei Hauptstämme: die Fuloos, die Mandingos und die Fulahs. Viele wollen diese Stämme nicht für reine Neger halten. Die Fulahs zeigen auffallende Merkmale einer gemischten Rasse. Von den Bewohnern des nördlichen und südlichen Guinea unterscheiden sich diese Familien ferner auch dadurch, daß sie sich zum mohammedanischen Glauben bekennen, während die andern hauptsächlich Heiden sind. Die Be-

wohner des nördlichen Guinea sind als der nigrische Stamm bekannt, weil sie, wie man vermuthet, von den im Nigertale wohnenden großen Negerfamilien abstammen. Man kann die im nördlichen Guinea wohnenden Stammgenossen dieser Art in sechs oder sieben verschiedene Familien theilen. Der Verfasser charakterisirt dann die verschiedenen Rassen.

Hinsichtlich der Hautfarbe, der Gesichtszüge und anderer physischer Eigenthümlichkeiten findet sich unter den Bewohnern des nördlichen Guinea weit mehr Uebereinstimmung als bei den Stämmen der beiden andern allgemeinen Abtheilungen, und dies mag seinen Grund in dem Umstande haben, daß diese Familie, obgleich über ein ungeheures Gebiet von Ost nach West sich verbreitend, trotzdem nur auf sehr wenige Breitengrade beschränkt ist, während die beiden andern über eine weit größere Anzahl von Breitengraden sich ausdehnen und daher einer weit größern Verschiedenheit des Klimas unterworfen sind.

Die Bewohner des südlichen Guinea sind als äthiopische oder nilotische Familie bekannt, deren Namen die mutmaßliche Abstammung von den alten Nationen des Nil bezeichnet. Es verbreitet sich diese Familie über die ganze südliche Hälfte des afrikanischen Festlandes vom Nordgebirge bis zum Cap der guten Hoffnung, und man hält dafür, daß sie eine Rasse bilde, die von dem großen nigrischen Stamme, welcher das ganze Land zwischen demselben Gebirge und den südlichen Grenzen der großen Wüste bewohnt, wesentlich unterschieden sei. Die Bewohner Nordguineas sind nicht so kräftig und energisch wie der nigrische Stamm; sie haben schlankere oder zartere Gestalten, bessere Züge und zeichnen sich durch größere Scharfsinnigkeit und Charaktergeschmeidigkeit aus. Es gibt nirgends im westlichen Afrika ausgebreitete politische Organisationen, die Fulahs in Senegambien und die Königreiche Aschanti und Dahomeh in Nordguinea ausgenommen, von welchen aber keins größer oder mächtiger ist als irgendein europäisches Königreich zweiter Klasse. Das Volk gruppirt sich meistens in kleine unabhängige Gemeinden von ein- und zwei- bis zu zwanzig- und dreißigtausend Seelen.

Die Regierungsform ist überall eine nominelle Monarchie, die aber, genauer betrachtet, weit mehr völkthümliches und patriarchalisches als monarchisches Element in sich trägt. Obgleich durch die bei ihnen vorkommenden mannichfaltigen Formen des Heidenthums bedeutend verderbt, gehören die Bewohner des westlichen Afrika noch keineswegs zu der niedrigsten Klasse des Menschengeschlechtes. Vergleicht man sie mit den civilisirten Völkern der Erde, so sind ihre Mängel und Gebrechen allerdings wahrnehmbar genug; aber sie würden, wenn man sie mit andern uncivilisirten Menschenrassen in Vergleich bringen wollte, immer noch eine sehr achtbare Mittelsstufe einnehmen. Sie haben feste Wohnplätze, bauen das Land, um die nöthigen Mittel zu ihrem Unterhalt zu gewinnen, treiben Viehzucht, sorgen wie irgendein anderes Volk für zukünftige Bedürfnisse, haben in den meisten mechanischen Kün-

sien bedeutende Fortschritte gemacht und bekunden gleichzeitig, daß sie für Handelsbetriebsamkeit entschiedene Neigung und ebenso große Befähigung haben. Sie haben — diejenigen von ihnen ausgenommen, welche der Einfluß der mohammedanischen Religion berührt hat — weder eine geschriebene Literatur, noch ein Erziehungssystem, aber es fehlt ihnen deshalb nicht an ungeschriebener Lehre in der Form von Fabeln, Allegorien, traditionellen Erzählungen und Sprichwörtern, in welchen sich kein geringer Schatz von gesunder Beobachtungsgabe, lebhafter Phantasie und Schärfe des Verstandes kund gibt.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik gibt der Autor eine sehr spezielle Geschichte der portugiesischen Entdeckungen im westlichen Afrika und eine Abhandlung über die Niederlassungen der Engländer, Franzosen und Niederländer, auf die wir hier nicht eingehen können, so instructiv dieser Abschnitt auch ist.

Von besonderm Interesse sind nun die sehr gründlichen Specialschilderungen der drei Länder und ihrer Producte. Wir erhalten geographische Umriffe über Senegambien und die beiden großen Flüsse Senegal und Gambia. Dann schildert er uns die Jolofs, ihr Land, ihre Sitten, ihre Religion und Gebräuche; ebenso die Mandingos und Fulas. Wir wandern dann nach Nordguinea und lernen dessen Beschaffenheit und Bewohner kennen. Auf der Sierra-Leona-Küste machen wir die Bekanntschaft der Timanis, Susus und Weyis; dabei erfahren wir, daß die Weyis eine Schriftsprache erfunden haben. Hierauf führt uns der Verfasser an die Pfefferküste, schildert Land und Leute, Gebräuche, Ackerbau, die Vielweiberei, die Anhänglichkeit der Kinder an ihre Mutter und bemerkt, warum sich die Krus — ein Volksstamm — niemals am Sklavenhandel betheiligt haben. Wir lernen die Erzeugnisse der Pfefferküste kennen, das Palmöl und dessen Vereitung, das Gamwood und den Malaghetpfeffer, das häusliche Leben der Krus-Frauen, ihre Kleidung und Schmucksachen. Dann bespricht er die Regierung und die Einteilung des Volks in vier Klassen: die Onakbad als erste Klasse haben den Rang wie die jüdischen Aeltesten in den Versammlungen; die zweite und zugleich mächtigste Klasse bilden die Sebibo, das Kriegsvolk; die dritte Klasse besteht aus den jungen Männern, Kebibo genannt, welche die Vorstufe zur Klasse der Sebibo bilden; die Deyabo oder Aerzte bilden die vierte Klasse; diese haben mit den politischen Angelegenheiten wenig zu thun und nehmen auch nur in seltenen Fällen an den beratenden Versammlungen theil.

Nach dieser Darstellung gelangen wir zur Elfenbeinküste, erhalten geographische Beschreibungen und unterrichten uns über den Handel mit Palmöl und Goldstaub. Hierauf werden Schilderungen der Goldküste und der europäischen Forts gegeben und die Schwierigkeiten der Landung besprochen. Dann lernen wir das Königreich Aschanti kennen, dessen Könige und deren Eroberungen, ihre Kriege mit den Engländern und Einsälle in Fanti. Die Regierung ist despotisch; Vielweiberei, Sklaverei und Menschenopfer sind gebräuchlich. Die Ackerbauerzeugnisse, Manufacturen und Goldminen gewähren Reichtum. Von hier aus kommen

mir zur Sklaventüste und lesen des Verfassers treffende Bemerkungen über den Verfall der afrikanischen Reiche. In Benin wird das Volk zum Christenthum bekehrt infolge der Verbindung des Königs mit einer Weißen. Das Königreich Dahomeh und sein schandbarer Willkürdespotismus erregen in uns den größten Abscheu.

Ebenso ausführlich wie die vorhergenannten Länder schildert der Autor alle Regionen, Volksstämme und Producte von Südguinea. Jedermann ersieht aus den gegebenen Citaten und kurzen Inhaltsandeutungen, daß wir an diesem Buche eins der gründlichsten und besten Werke über Westafrika erhalten haben. Klimatische Verhältnisse, Naturproducte, die verschiedenen Menschenrassen und deren Sitten, Charakter, Geistesfähigkeiten, ihre Religion, Aberglaube und Unglaube, überhaupt alle Lebensverhältnisse werden stets mit pragmatischer Treue und specieller Ausführlichkeit besprochen. Kein zweites Werk gewährt uns so viel Detailkenntnisse über jene Länder und Völker als das Buch von Wilson.

Wir kommen nun zu Paul du Chaillu's „Reisen in Centralafrika“ (Nr. 4), einem Werke, das uns in dieselben Landstriche führt, dessen Titel mithin falsch gewählt ist; denn da der Verfasser seine Jagdpartien nur an der Westküste unterm Aequator macht und nur bis zum Serra do Cristal gelangt, also Innerafrika gar nicht berührt, so müßte es auch nur heißen: Reisen in Westafrika. Schon der Vater des Reisenden lebte längere Zeit in den Gegenden des großen Flusses, welcher unter dem Aequator in den Ocean mündet und als Gaboon oder Gabun auf den Karten verzeichnet ist. Hierdurch lernte der jüngere Chaillu die Sprache der dort wohnenden Mpongwe und gewöhnte sich an das heiße Klima. Im Jahre 1855 verließ er seine Heimat Amerika, hielt sich einige Monate am Gaboon auf und wandte sich dann nach dem nördlichen Flusse Muni, welcher 1 Grad nördl. Br. in die Coriscobai mündet. Auf der Insel Corisco genoss er die Gastfreundschaft der Missionare und rüstete sich zu der Reise, in welcher er den Muni bis zu seinen Quellen erforschen wollte, womöglich auch die Krytallberge zu übersteigen wünschte, um die dort wohnenden Völker kennen zu lernen, namentlich die Kannibalenstämme an dieser Bergkette, und zu erforschen, ob hinter derselben der Congo fließt. Am 27. Juli 1856 verließ er die Insel auf einem Canot der Neger, aus einem einfachen Baumstamm gehauen; zwölf schwarze Burken, alle mit Flinten bewaffnet, begleiteten ihn. Die Fieberanfalle curirt er stets durch eine starke Dosis China, und so geht die Reise weiter zu den Krytallgebirgen, in das Land der kannibalischen Fans. Er schildert in skizzenhafter Manier die Sitten und Gebräuche der Völker und schließt mit ihren Königen Freundschaft. Chaillu spricht überhaupt gern von Königen, Königinnen und Prinzessinnen, während er doch nur von Häuptlingen und Kebaweibern reden sollte; denn als König kann man doch einen solchen wilden Negerhäuptling nicht wol nennen. Die tägliche Lieblingsbeschäftigung ist die Jagd auf Vögel,

Elefanten und Gorillas. Die Begegnung mit dieser Affenart zeichnet er in folgenden Worten:

Endlich erblickten wir durch das Gesträuch den Urheber jenes Geräusches und auf einmal stürzte sich das Gehölz mit dem furchtbaren Gebrüll des Gorilla. Dieser war auf allen vieren herangekrochen, allein, sobald er uns erblickte, richtete er sich auf und schaute uns lähn ins Gesicht. Er stand ungefähr zwanzig Schritt vor uns, ein Anblick, den ich nie vergessen werde, fast sechs Fuß hoch, von ungeheuerem Körper und großen muskulösen Armen; graue, wildblitzende Augen mit einem so höllischen Ausdruck, wie man sich den Alp vorstellt, verriethen seine Bosheit. So stand er vor uns, dieser König des afrikanischen Waldes, ohne Furcht zu zeigen, und schlug mit seinen Fäusten auf die Brust, daß es wie eine große Bassstrommel erschalle, was seine Art der Herausforderung zu sein scheint. Hierbei stieß er das dieser Affenart so eigenthümliche Gebrüll aus, welches mit einem scharfen Gebell, wie das eines bösen Hundes, beginnt und dann in ein tiefes Rollen übergeht, gleich einem Donner, so tief, daß es weniger aus dem Munde und der Brust als aus dem Wank zu kommen scheint. Seine Augen starrten noch wilder an zu strahlen, als wir unbeweglich vor ihm auf dem Anstand lagen und die Haare an seinem Vorderkopfe bewegten sich rasch auf und nieder. Noch nie konnte ich mich erinnern, ein so höllisches Wesen so gräßlicher Art, halb Mensch, halb Bestie gesehen zu haben, etwa so wie alte Künstler in Höllenscenen es dargestellt haben, ein Scherz, wie wir uns den Teufel vorstellen. Er trat einige Schritte vor, stieß von neuem das erschütternde Gebrüll aus, und dann weiter, bis er ganz zehn Schritte vor uns stand, und eben als er wieder brüllen wollte und sich wüthend auf die Brust schlug, feuerten wir und tödteten ihn.

Fabelhaft sind die Erzählungen über seine Stärke und Kraft der Arme und Zähne; auch Wilson stimmt in dieser Schilderung mit Chailu überein. Beim Schuß, sagt der letztere, fiel er mit einem Stöhnen nieder, das gewissermaßen etwas Menschliches an sich hatte, aber doch noch voll Brutalität war. Chailu's schwarze Begleiter verzehrten den Affen bis aufs Gehirn, woraus sie Zaubermittel bereiteten, um sowol bei den Frauen als auch im Kriege zu siegen. Nach verschiedenen andern Abenteuern gelangt unser Reisender in die Dörfer der Fants und findet, daß man dort die Menschenfemmel so verspeist wie bei uns die Kalbsbraten. Chailu hält man aber für einen großen Geist und ihm zu Ehren werden Feste veranstaltet.

Referent möchte für die Wahrheit aller Facta, die uns dieser Tourist berichtet, nicht einstehen, denn es liegt gar zu sehr in der Manier aller Jagdfreunde, ihre Jagdabenteuer zu vergrößern und romantisch auszumalen; aber es muß bemerkt werden, daß seine Schilderungen mit denen von Wilson oft so genau übereinstimmen, daß man glauben könnte, einer habe den andern abgeschrieben. Bei näherer Prüfung findet sich, daß dies nicht der Fall ist. Chailu, als flüchtiger Reisender, erzählt Gesehenes und Erlebtes auch nur flüchtig, ohne es tiefer erforscht zu haben; während Wilson dieselben Thatfachen viele Jahre hindurch beobachten konnte und sie demzufolge auch genauer und ausführlicher zu beschreiben vermochte. Der erstere spricht von einem geheimen Gottesdienst der Frauen, weiß aber nichts weiter, denn er wurde verfolgt, als er ihn einmal beobachten wollte. Wilson ergänzt dieses Factum, indem er uns erzählt, daß die Frauen

Orden gegründet haben, ähnlich dem Freimaurerorden, und daß sie ihr ganzes Ceremoniell sehr geheim halten. Auch die Beobachtungen Chailu's im Thierreich über die merkwürdigen Hereszüge der Ameisen u. s. w. harmoniren mit denen von Wilson.

Nach der glücklichen Erlegung verschiedener Vögel, Eber, Affen, Leoparden, Büffel u. s. w. kehrt der Verfasser wieder zum Gaboon zurück, um von da aus eine Reise nach dem Cap Lopez zu beginnen und später die Gegenden des Cammastroms zu besuchen. Dann bereist er die Länder der Afsira und Apingi. Die Apingis erwählen ihn zum König, sie sagen:

Du bist der Geist, den wir noch nie vorher gesehen haben. Wir sind nur ein armes Volk, im Vergleich zu dir. Du bist unser König und Herrscher; bleibe stets bei uns. Wir lieben dich und wollen thun, was du wünschst. (Hierauf ward er gekrönt und es fanden große Festlichkeiten statt.) Von diesem Tage an — sagt Chailu — kann ich mich also Du Chailu den Affen, König von Apingi nennen, und darf mich rühmen, daß wenige Herrscher ihren Scepter mit so allgemeiner Zustimmung ihrer Unterthanen ergriffen haben als ich.

Ob wahr oder nicht — wir beneiden ihn nicht um seinen Königsthron. Se. Majestät von Apingi fanden sich auch sehr bald wieder bewogen, ihr Königreich zu verlassen und in ihre republikanische Heimat, nach Nordamerika zu reisen.

Für den Geographen hat dies Werkchen kein großes Interesse, wol aber für den Ethnographen; denn die Schilderungen der Sitten und Gebräuche sind belehrend und unterhaltend. Aber eine der höchst willkommenen Gaben wird es allen Jagdfreunden sein. Denn die Jagd auf merkwürdige Thiere war das Hauptziel des Reisenden.

Viel weiter nach Süden führt uns Ladislaus Magyar's Werk: „Reisen in Südafrika in den Jahren 1849—57“ (Nr. 5), von dem uns der erste Band vorliegt. Das Buch von Chailu befriedigte uns deshalb in wissenschaftlicher Hinsicht nicht, weil niemals angegeben wird, unter welchen Breiten- und Längengraden die beschriebenen Länder liegen; ebenso wenig erhalten wir Aufschluß über die Sprachen jener Völker; auch Botanik und Zoologie werden nicht bereichert, denn er nennt zwar mehrere Pflanzen und Thiere, beschreibt und classificirt sie aber nicht in systematischer Darstellung. Dagegen thut Magyar keinen Schritt, ohne nicht zu sagen, unter welchen Breiten- und Längengraden die von ihm geschilderten Länder liegen. Auch gibt er uns eine treue Charakteristik nebst einigen Beispielen der Kimbundapraache; nur die Pflanzen- und Thierkunde wird durch sein Werk nicht wesentlich bereichert. Aber in geographischer, statistischer und ethnographischer Darstellung der Kimbundaländer steht es einzig da, denn der Verfasser wohnte neun Jahre in jenen Zonen, verheiratete sich mit der Tochter eines Fürsten und hatte nun Gelegenheit, die ganze Umgegend zu bereisen und hierdurch die speciellste Detailkenntnis zu erlangen. Der erste Band beschreibt die Länder zwischen dem 8—15° südl. Br. und 11—19° östl. Länge. Auf der beigegebenen sehr vollständigen Karte kann man jeden

seiner Schritte verfolgen, denn alle großen und kleinen Flüsse, Bäche und Gebirge sind darauf verzeichnet. Nach ihr sollten alle Karten, die hier nur leere Stellen zeigen, ausgefüllt werden. Der Autor wurde in Szabota (Thebesopol) in Ungarn geboren, bildete sich zum Marineoffizier und trat dann in Dienst der argentinischen Union. Als aber die Flotte der Union, in welcher er als Lieutenant stand, im Kriege gegen die Republik Banda Oriental d'Uruguay, mit Hilfe auswärtiger Mächte, in den Gewässern des La-Plata-Stroms vernichtet worden war, begab er sich nach Brasilien und später nach Westafrika, am 9. December 1848 landete er in der Bucht von Benguela. Schon längst besaßte ihn der Wunsch, Innerafrika zu durchforschen, demzufolge benutzte er die Reise einer Karavane nach Biché; dort ließ er sich häuslich nieder und bereiste von da aus die Nachbarländer. Ueber den Plan seines Werks spricht er sich dahin aus:

Der erste Theil enthält nebst dem Tagebuche meiner Reise nach Biché die physische, politische und sociale Beschreibung der verschiedenen Kimbundaländer. Der zweite Theil behandelt die verschiedenen Munganguellaländer zwischen dem 3 und 11° südl. Br. und zwischen dem 19 und 27° östl. Länge; der dritte Theil beschreibt die Nombuellaländer, welche sich zwischen den erwähnten Längengraden bis jenseit des 20° südl. Br. erstrecken.

Die Stadt Benguela, wo sich Naghar zur Reise vorbereitete, wurde 1617 von dem portugiesischen Commandanten Emanuel da Cerveira Pereira gegründet und liegt unter 12° 36' 0" südl. Br. und 13° 22' 0" östl. Länge am Atlantischen Ocean. Sie ist die Hauptstadt des Districts gleichen Namens und der Sitz des portugiesischen Gouverneurs, der dem Generalgouverneur von Loanda untergeordnet ist. Von hier aus ging die Reise durch die Länder Kialla, Hambo nach Biché. Die Charakteristiken der an der Küste liegenden Länder und deren Bewohner übergehe ich und citire nur einige Notizen über die im Innern wohnenden Völker. Das Kimbundavolk ist eines der ausgezeichnetsten und mächtigsten Völker in Südafrika, nicht sowohl durch seine Zahl und durch die Ausdehnung seiner Länder, als vielmehr durch seine geistigen Fähigkeiten. Die Kimbunda sind tapfer und kriegerisch, in blutigen Schlachten haben sie über ihre Nachbarnvölker gesiegt. Sie treiben einen im Innern weit ausgebreiteten Handel, dringen zu den entlegensten Völkern und kaufen für die von denselben eingetauschten Producte bedeutende Quantitäten von europäischen Waaren. Sie halten einen innerhalb 5½ Breitengraden und 5 Längengraden sich ausdehnenden Landstrich besetzt und bilden viele voneinander unabhängige, kleinere und größere Staaten. Sie reizen Kiffama, Mupinda, Sumbe, Gamba, Sella, Ambuin oder Umbe, Libelle, Gáto oder Dáto, Kibála, Bailundo, Tacenda, Galangue, Sambos, Katingi oder Libába, Kiffendi oder Massongo und Andulo. Der Verfasser schildert sie ausführlich. Ihren Traditionen zufolge ab ihre Vorfahren vor etwa 300 Jahren aus dem fern Nordosten, aus dem Lande der Moropa nach Westen gewandert.

Schauderhaft klingen die Berichte über die zahlreichen Menschenopfer, Menschenfresserei und andere barbarische

Gebräuche. Und dabei sagt der Verfasser, daß er viele mit Stillschweigen übergehe. Der Fürst und die Kriegshäupter mischen das erhaltene Menschenfleisch mit Hund- und Rindfleisch, kochen es an den vielen Feuern, essen es, und glauben, daß sie in Folge dessen eine solche Kraft erlangen, daß sie immer mit Erfolg gegen ihre Feinde kämpfen werden.

In diesen Regionen von Südafrika hat die Bunda- oder Abundaspache die größte Verbreitung. Diese Sprache oder die voneinander mehr oder weniger abweichenden Dialekte derselben herrschen auf einem Raume von 20 Breiten- und fast ebenso viel Längengraden. Die wichtigsten sind: Die Kimbunda- oder Nánospache, die Kavar- oder Kobale- sprache, die Lunda- oder Moropuspache, die Munvanéka- oder Gumbespache und die Kanyáma- oder Dvangospache. Die Kimbundaspache ist mit der Hererospache verwandt. Die von Naghar verzeichneten Haupt- und Zahlwörter sind fast gleichlautend mit den Hererowörtern in Hahn's Grammatik. Auch die persönlichen Fürwörter sind fast dieselben, z. B. ame ich, ove du, eje er, etu wir, enu ihr, ovo sie. Die Zahlwörter lauten: moschi 1, váári 2, táátu 3, kuána 4, tánu 5, epándu 6, panduváári 7, kirána 8, tyiéra 9, ekunyi 10, ekunyi-ai-moschi 11, ekunyi-ai-vivári 12, ekunyi-ai-táátu 13, ekunyi-ai-kuána 14, ekunyi-ai-tánu 15 u. s. w. Ihre Denzungsart wird durch folgende Sprichwörter charakterisirt: „Der Krug geht so lange zum Fluß, bis er dort bleibt“; „Wer ohne Flügel fliegt, wird seine That bereuen“; „Am Morgen Freud, am Abend Leid“; „Verstehe, siehe, schweige, willst du friedlich leben“; „Ein Freund ist mehr werth als hundert Verwandte“; „Die siegenden Krieger brauchen keinen Weg, sie gehen über Berg und Thal“.

Daß auch bei diesen Volksstämmen die Polygamie herrscht, läßt sich denken; je mehr Frauen, je mehr Schwiegerväter ein Mann hat, desto größer ist sein Ansehen und seine Macht. Selbst der Sklave trachtet wenigstens zwei Frauen zu erlangen, während die Wohlhabenden sich zehn und mehr Weiber nehmen, ohne die Sklavinnen mitzurechnen, die sie ebenfalls als Weiskläferinnen benutzen. Der segensreiche Ackerbau ist bei diesen Völkern sehr beschränkt, denn die Männer halten die Feldarbeit für erniedrigend und überlassen sie den Frauen. Mais, Maniok, Bohnen, Erbsen, Kürbisse, Kartoffeln, Süßwurz (Kara), Delgewächse und gute Sorten Tabak werden angebaut. Im Essen sind sie nicht wählerisch: Eiden, Leoparden, Schakale, Unzen, Hyänen, viele Käfer wie die Pferdelaus, Raupen, Heuschrecken, Gidehsen, Schlangen, Krokodile, Frösche u. s. w. verschlingen sie alle mit gleich gutem Appetit. Empörend ist ihr crasser Aberglaube in Betreff der Zauberei, schauerhaft ihre Blutrache und schmutzig roh sind ihre Vergnügungen. Aber wie und wodurch sollen jene Menschen auf eine höhere Culturstufe geführt werden? Nur durch das Postoffen einer europäischen Großmacht, die alljährlich zahlreiche Colonien hinzuschicken und mit einer starken Waffenmacht zu unterstützen vermag. Das schwache Portugal hat sich in neuerer Zeit nicht dazu fähig gezeigt. Daß fast alle jene

Völkstämme geistig begabt und einer höhern Geistesbildung fähig sind, befreit heute zu Tage wol kaum ein Vernünftiger mehr; diese können sie aber nur in geordneten Staatsverhältnissen unter civilisirten Menschen erlangen, aber nicht als Sklaven, sondern als freie Brüder mit gleichen Rechten und gleichen Pflichten.

Magyar's Reisebericht gehört unter die Bücher ersten Ranges. Es behandelt Regionen, die bisher am wenigsten besucht wurden und gibt uns die speciellsten Detailkenntnisse über alles Wissenswürdige. Die ungarische Akademie der Wissenschaften, die hohe Vorzüglichkeit dieses Werks erkennend, hat diesen ersten Band veröffentlicht. Mitglied derselben ihn ins Deutsche überlegenden der vergleichenden Geographie, admet. Der Uebersetzer hat einige unges: gebraucht, die wahrscheinlich auf Rechen österreichischen Dialekt kommen. Das „n“ — nicht von erschüttern — ist in ganz unbekannt; „der Bart ist schüt-Blätter“ schreibt der Uebersetzer. Auch falsch und Baumen die grammatik: position „ober“ statt „über“; es ist unrichtig und klingt auch schlecht, wenn man lesen muß „ober der Thür“, „ober dem Thore“.

Von den Kimbundaländern nordöstlich wandernd, erreichen wir das alte Wunderland Aegypten. Die kleine Broschüre „Erinnerungen aus Aegypten“ von Isfordink-Rostnik (Nr. 6) gibt uns einen Ueberblick über das Land, dessen Bewohner und Denkmäler. Kalt wehte der Wind aus Nordens Schoße, fußhoch lag schon im November 1860 der Schnee in Wien; da froh der Verfasser gewaltig und es erwachte in ihm die Sehnsucht nach dem milden Süden. Er reiste von Wien aus über Korfu nach Alexandrien, Kairo, den Nil hinauf nach Iken und Syene, und kehrte nach einigen Monaten wieder über Triest in die Heimat zurück. Der Verfasser schildert in angenehmer Sprache, was er sah und erlebte, gibt Notizen über Land und Leute der Gegenwart, sowie über Religion, Geschichte und Hieroglyphen der alten Aegypter. Das Büchlein kann als Vorstudie zu größern Werken und als Reiseführer bestens empfohlen werden.

Nach dieser Besprechung der sechs Werke über Afrika, kommt uns eine Abhandlung sehr erwünscht, welche einen historischen Ueberblick der Entdeckungreisen in diesem Welttheile gibt. Es ist der von Rudolf Nagel gehaltene Vortrag „Ueber die Entdeckungreisen im mittlern Afrika von Mungo Park bis auf Dr. Vogel“ (Nr. 7). Auf wenigen Bogen zeichnet uns hier der Verfasser in kurzen Zügen, aber doch in lebendigen Farben den ganzen bisherigen Gang der Erforschung des Niger- und Niltaufs, sowie des dazwischen gelegenen Schabse- und Benuesystems. Es werden uns die Fahrten aller jener Männer vorgeführt, welche Leben und Gesundheit auf das Spiel setzten und sich weder vor tropischer Hitze, noch

vor den menschenfressenden Schwarzen fürchteten, sondern unter täglichen Mühsalen und Beschwerden rastlos ihr Ziel verfolgten. Wir erkennen, daß das, was man früher für eine Unmöglichkeit hielt, nämlich in die Wüste und in das glühende Sandmeer dieses Welttheils einzubringen, in neuester Zeit realisiert wurde und daß jene schwarzen Barbaren doch in eine höhere Geisteskultur eingeführt werden können. Das ist nun der sichtbarste Beweis, daß kein Lebensverhältnis, kein Land, kein Ort so verbohrt, so verdummt, so verbarbarisiert sein kann, daß es sich nicht dem Geist des Lebens, der Freiheit, der Humanität, der durch das Zeitalter geht, zuletzt aufschließen muß.

Zu der Beigabe der Karten, von denen die eine die Vorstellung von Afrika, wie man sie vor dem Beginn der neuern Entdeckungen bis ins letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts hatte, die andere die seitdem gewonnene Kenntniß zu veranschaulichen sucht, ist wahrscheinlich ein Irrthum geschehen, denn es sind zwei gleiche Exemplare der Karte von Nord- und Mittelafrica nach der Kenntniß, die man seit dem Jahre 1790 gewonnen.

Ein reicher Schatz des Wissens ist uns durch die besprochenen Werke gewährt, viele Länder und Naturprodukte, zahlreiche Völkstämme nebst deren Sitten und Gebräuchen sind uns geschildert, aber immer noch ist uns ein großer Theil Afrikas gänzlich unbekannt; doch die alles durchforschenden Geister des 19. Jahrhunderts werden auch noch die letzten unbekannten Regionen zu entschlüsseln vermögen. Weisheit und rastlose Thätigkeit erreichen das ersehnte Ziel. 38.

Novellen und Erzählungen.

Von den zwölf Bänden Novellen und Erzählungen, die uns diesmal zur Besprechung vorliegen, sind nicht weniger als sieben von Frauen verfaßt. Kein Wunder; denn allein in der Stadt Dresden wohnen, wie wir in Amely Wolke's „Moderne Charakterköpfe“ lesen, 24, nach einigen sogar 43 schreiende Damen. In der zweiten großen Literaturperiode unseres Volks wurden auch Novellen und Romane von Damen geliefert, doch im Vergleich mit der Gegenwart selten. Frauen, wie Goethe's Freundin von Stein, die Gattinnen Schiller's, Herder's und anderer bedeutender Männer, denen gewiß an Geist und Talent wenige Frauen der Gegenwart gleichkommen, zogen es vor, mit geistigen Größen auf dem Wege des Briefwechsels in eine lebendige Beziehung zu treten, und dieser Briefwechsel war nicht vorzugsweise literarisch-kritischer Art, sondern faßte sich im tiefsten Grunde an Erlebtes und Erfahrenes an. Auch Nagel ist hauptsächlich durch Briefe berühmt geworden. Wenn nun in unserer Zeit Frauen auf dem Gebiet der Novellistik mit den Männern wetteifern, so gehört dies eben auch zum Charakter unserer Zeit, und wollen wir diese „Luft zum Toben“, die im weiblichen Wesen liegt, keineswegs tabeln. Obwies haben wir keine Goethe, Schiller, Herder mehr, deren Drucksprüche ein weibliches Ohr lauschen könnte, und so erklärt es sich von selbst, daß schriftstellende Frauen sich im vollen Bewußtsein ihrer Würde neben ihre männlichen Rastgenossen stellen. Wir bemerken dies sogleich bei

1. Photographien des Herzens. Novellen und Erzählungen von Sophie Berena. Drei Bände. Berlin, Junke. 1863. Gr. 16. 2 Thlr.

Hier wird, um in unserm Thema fortzufahren, in der Erzählung: „Der Besuch bei der Kartenlegerin“, die ~~erzählung~~ ein

Stück Selbstkritik enthält, der humoristische Doctor von seinem Vorurtheil gegen Schriftstellerinnen Damen geheilt und schafft sich selbst von Frauenhand geschriebene Bücher an mit der Bemerkung: „Die Dichter sind zuweilen so äbel nicht, oft nicht schlechter, als die von Männern.“ Die Dame, mit der er spricht, antwortet: „Ich schreibe nicht um meines Namens willen; ich schreibe, weil ich schreiben muß, weil es um mich geht, um die Träume Silber, die Gedanken Worte wurden. Und dann hoffe ich dennoch mit Gottes Hilfe einst etwas Gutes zu leisten, wenigstens habe ich den redlichen Willen dazu, und gelingt es mir nur, manchem armen Herzen, mancher tiefbetrübten Seele ein Wort des Trostes, eine frohe Stunde damit zu geben, so will ich mein Thun schon als gesegnet und nicht als nutzlos betrachten. Oft wenn ich auf die großen Vorbilder blicke, da wird mir freilich bange, und ich möchte still und leise die Feder niederlegen, aber dann denke ich wieder, die schöne, prachtvolle Rose und die kleine Waldmaiblume sind beide Blumen, und mancher schlichte, einfache Sinn findet auch an der Selbstblume Gefallen.“ Und so tritt Valentine, die auch die Worte spricht, nicht bloß im humoristischen Briefwechsel mit ihrem Freunde, dem Doctor, auf, sondern auch als Verfasserin des Romans, der auf dem Dichtertische des letztern prangt.

Ähnlich wird in „Streit und Friede“ in einer Abendgesellschaft von Seiten der Frauen gegen den Selbsten der Novelle, den Candidaten der Theologie Ehrhardt, die Ansicht verbreitet, daß Frauen nicht nur die Berechtigung, sondern auch die Pflicht zu schreiben haben, „denn es gibt Gegenstände und Gefühle, welche der Mann nicht so ergründen und erfassen kann, trotz seiner größern Kenntnisse, denen seine Feder nicht so gewachsen ist, trotz seiner weiterreichenden Erfahrung. Wenn die Frauen sich stets des Materials bedienen, das ihnen zu Gebote steht, wenn sie keine Uebergrieffe thun, so sind sie im Stande, sehr Anerkennenswerthes zu liefern. Wer den Dichtern von Frauenhand, weil es auch weniger tüchtige, ja erbärmliche unter ihnen gibt, allen Werth absprechen will, wer einen Maßstab für alle anlegt, der handelt nach einem engherzigen Vorurtheil, der will die Augen schließen für das Gute, welches auf diesem Felde schon geleistet ist. Steht es mit den Schöpfungen der Schriftsteller etwa besser? Wächst die Flut der mittelmäßigen, schlechten und gefährlichen Dichter nicht täglich, und sollte man da nicht mit noch größerm Rechte fragen, ob Männer nicht ihre Zeit vortheilhafter anwenden könnten, als solche unnütze Nachwerke zu liefern? Wächst nicht auch hier die Spreu den Weizen überwiegen?“ Um den thatsächlichen Beweis zu liefern, zeigt sich die Heldin der Novelle, Regina, selbst als Verfasserin eines beliebten Romans und verfolgt die eingeschlagene Laufbahn mit Glück, zum Zeichen, daß Schriftstellerei den Damen nicht allein in England, wo man das Weib so hoch stellt, so große Ansprüche an Eise und Familie macht, den eigenen Gern über alles werth hält, sondern auch in Deutschland in ihrer gesellschaftlichen Stellung und Achtung keinen Eintrag zu thun vermag. Unserer Verfasserin müssen wir nun allerdings schriftstellerisches Talent zuerkennen. Sie hat Geist und Gemüth und zugleich eine seltene Gabe der Sprache und Herrschaft über das Wort. Ein frischer, belebender Hauch weht in diesen Erzählungen; zugleich hat die Verfasserin es am nöthigen Fleiß nicht fehlen lassen und ihre Themen sorgfältig und genau ausgeführt. Was der Titel sagt, das gibt der Inhalt: Gemälde des Herzens, namentlich des weiblichen Herzens in seinen verschiedensten Verhältnissen zu Welt und Leben. Wir bekommen ferner Lichtbilder und nicht trübe Schattenrisse; die Verfasserin weiß uns, wie dies Goethe von der Dichtkunst überhaupt verlangt, auf der Grundlage des Lebens und der Wirklichkeit in das Gebiet eines neuen Behagens zu erheben.

Am gelungensten ist die Erzählung: „Der Besuch bei der Kartenlegerin“; dann kommen „Streit und Friede“ und „Aus den Papieren eines Russlers“. In andern Novellen weicht

Sophie Berena manchmal zu sehr von dem Gesez der Natürlichkeit und Einsicht ab. Obgleich sie den Volkston zu treffen weiß, legt sie doch in der „Grauenburg“ der alten Dienerin Gertrud eine Sprache in den Mund, die sich manierirt ausnimmt. Sie sucht zwar diese Darstellung zu entschuldigen, wenn sie sagt: „War es die Begebenheit selbst und daß ich in den Räumen weilte, wo sie sich zugetragen, war es die Erzählungsart der alten Gertrud, welche solchen tiefen, unaussprechlichen Eindruck auf mich machte, daß die Erinnerung daran noch in spätern Tagen gleich einer frischen, wunderbaren Blume auf mich blickte? Obgleich die Redeweise einfach und schlicht an manchen Stellen, so war sie an andern von einem Zauber der Poesie durchweht, die aus der Jugendzeit einer ungewöhnlichen, warmen Natur herüberzuströmen schien, von einer Lebendigkeit, einem Feuer durchglüht, welche deutlich kündeten, wie die Vorgänge in mehr als einer Beziehung in das Mark des eigenen Lebens der Erzählenden etwagewachsen hatten.“ Ungeachtet dieser Versicherung wird uns Sophie Berena nicht glauben machen, daß die alte Dienerin sich in so gewählter Sprache, in so ausgesuchten Bildern und Vergleichen ausgedrückt habe, wie wir sie nun gleich zu lesen bekommen. Wir haben nun schon in zwei Stellen das Bild von Blumen gefunden; hätten wir in dem Auszug aus „Streit und Friede“ fortfahren wollen, so wären wir zu der Stelle gekommen: „Wenn nun neben der hohen, markigen Eiche, neben dem edeln Lorbeerbaume auch das Waldveilchen, die kleine, rothe Heidenelke ihr Haupt zu erheben wagen und ihre Berechtigung zum Blühen fordern, wer will es ihnen wehren, wer mit grausamer Hand ein Gebilde zerstören“ u. s. w. Die Darstellung ist zu blumentreich, blumenreich im eigentlichen Sinne des Wortes. Die Vergleiche von Mädchen mit Blumen, Rosenknospen, Lilien kommt gar zu oft; aber auch sonst werden wir in einem ganz andern Zusammenhang förmlich mit einem Blumenregen überschüttet. In dem „Besuch bei der Kartenlegerin“ übt Sophie Berena in diesem Punkt Selbstkritik, sofern der humoristische Doctor seiner Valentine schreibt (I, 203): „Schöne, frische Blumen sollst du auch in Fülle haben, wenn du dich entschließt, meiner alten Tage blühende, schmückende Blume zu sein. Das ist wol so ein Satz nach deinem Geschmack? Hand ihn wieder aus der Kumpfkammer meiner poetischen Jahre.“ Ueberhaupt ist die Verfasserin mehr Meisterin in der verweilenden Schilderung, als in der fortschreitenden Erzählung; sie berichtet oft „etwas breit nach Art der lieben Jugend“, wie Wieland sagt, und der Frauen, setze ich hinzu. Ferner sind einige Flüchtigkeiten im Ausdruck zu tabeln wie: eine Grenze innehalten, statt einhalten; II, 99: jetzt wieder wie taucht alles so lebhaft empor, wie ersteigt alles von neuem (Ratt steigt hervor); II, 40 lesen wir von einem springenden Schmerz. Endlich vermischen wir ein Inhaltsverzeichnis. Indessen „Lob und Tadel muß ja sein“, aber das Lob überwiegt, und wir wünschen der Verfasserin zum Schluß nur, daß die Bemerkung auf dem Titel, in der sich ein gerechtes Bewußtsein bestimmt ausdrückt: „Das Uebersetzungsrecht wird vorbehalten“, nicht vergeblich dastehen möge.

2. Moderne Charakterköpfe von Amely Bölte. Drei Bände. Berlin, Gerschel. 1863. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein sehr gefuchter, offenbar nach Niehl's „Russischen Charakterköpfe“ gewählter, aber dem Inhalt des Buchs keineswegs entsprechender Titel. Und doch ist der Titel eines Buchs keineswegs gleichgültig, wenigstens darf er mit dem Inhalt nicht im Widerspruch stehen. Wir lachen über die langen Titel der Romane aus dem 17. Jahrhundert, die oft mehr eine Inhaltsanzeige sind; aber diese langen Titel führten den Leser wenigstens nicht irre. Im vorliegenden Buch haben wir, obgleich, oder vielleicht richtiger: weil diese Erzählungen alle im modernen Gesellschaftsleben spielen, keinen einzigen Charakter — das Wort im strengen Verstande genommen — zu finden vermocht. Oder soll der Titel eine Ironie auf die Gegenwart enthalten?

Allerdings findet sich hier und da Spott über Abelsvorurtheile oder über eine relative Emancipation der Weiber angekreift und wie im „Carnaval in Dresden“ am Schluß in ihrer Ausartung durchgekehrt. Aber zu wirklichem Spott und wahrer Ironie kommt es bei allem Behagen, mit dem Emily Wölfe sich gehen läßt, nirgends. Sie ist selbst und zu sehr in den oberflächlichen Anschauungen der Gegenwart befangen, als daß sie sich mit freiem Geist darüber erheben könnte. Kalltheit und Gleichgültigkeit sind nur zu oft wahrnehmbar; von tieferer Originalität findet sich kaum eine Spur. In jeder Hinsicht steht Emily Wölfe hinter Sophie Berna zurück; auch in der Sprache und Darstellung erhebt sie sich nicht über das Gewöhnliche. In Berna's Erzählungen weht ein frischer, kräftiger Hauch, der die Nerven bei Emily Wölfe ist alles verwaschen, matt.

Hier und da kommt ihr ein guter Gedanke, - fähig.
 „Ein edler Buchhändler“ erinnert sie ihrem Nachteil, an den Engländer Dog, den barmherzigen Stoff, mit dem ein Boy etwas hätte; Emily Wölfe aber verdorrt durch und angrißliche Auflösung alles. Und re „Geldmuth“ dieses Buchhändlers? Darin, in Erzählerin in London, die in seinem Laden erscheint und einen vortheilhaften Eindruck auf ihn macht, auf ihre Bitte und die Aufgabe ihrer Werke die Hälfte des Geldes, die sie ihm einkaufsen geben will, zurückgibt mit den Worten: „Wir geben oft auf Rechnung, und wenn Sie wirklich zu Taby Gind gehen, so hab Sie uns sicher. In dem Fall ziehen wir es vor, zu Renjahn den ganzen Betrag der Rechnung zu empfangen, da das Buchen der Hälfte aus Mäde verurtheilt.“ Welcher interessante Charakterkopf! Am Valentinstag hält er um ihre Hand an und bekommt sie. Diese Erzählerin muß jedoch bei aller Naivität und Harmlosigkeit, die ihr beizulegen wird, doch einigen Emancipationsdrang verspürt haben; sonst hätte sie wol nicht Lord Byron zu ihrem Lieblingsdichter erwählt, seine schämlichen Werke in einem Band aus dem Buchladen mitgenommen und zur Unterhaltung Gäste daraus überseht. Wir fürchten, der Buchhändler, der nicht gerade vernünftig ist, werde seine Wahl bereuen, wenn er erfährt, daß seine Auserwählte weder in Deutschland noch in England das Kochen und die Geschäfte der Haushaltung gelernt hat. Offenbar hat Emily Wölfe in dieser Novelle den im Anfang entworfenen Plan, die Geschehnisse eines träumerischen Stubnmummers in der Jugend zu schildern, nachher wieder fallen lassen und ihre Heldin als eine Art Sonntagkind behandelt; im Grunde aber ist sie nur ein ganz verziertes Geschöpf geworden.

Noch mehr emancipiert ist freilich „Die neue Lehrerin“, die noch einem Zeugniß, das sie mitbringt, bei Professor Bod in Leipzig die Anatomie studirt und bei Fröbel den Kursus einer Kindergärtnerin durchgemacht hat. Sie führt in dem Städtchen, in dem die Erzählung spielt, das weibliche Lernen und die freibeißen Spiele ein, hat aber mit der Dummheit und Klatschsucht der Leute zu kämpfen, weiß die Liebe des Arztes, der sie in das Städtchen gerufen hat, aus Grundfag zurück, und geht nach Hamburg, um dort ihre Zwecke eher zu erreichen. Diese Dame ist der ausgeprägteste Charakterkopf in den drei Bänden; denn sie haßt die Abhängigkeit, sie will frei sein, sie will niemand etwas verdanken. Ihre Ketten wollten sie nicht gekannt, dem Manne anzugehören, welchen sie Herz gewährt; sie entwerfen ihre Tochter und er verließ sie. Da schwor sie sich hoch und theuer, nie wieder auf die Liebe eines Mannes zu bauen, sie schüttele den Staub von ihren Füßen und zog abwärts in die Welt hinaus, um sich durch eigenen Fleiß eine unabhängige, ehrenvolle Existenz zu gründen. Ihr Zweck ist, Mädchen zu bilden, welchen ihre Selbstständigkeit über das Joch einer Ehe geht, welche die Männer entehren können. „Ich achte die Männer nicht, weil sie die Frauen ihrer Sinne sind; ich achte die Frauen nicht, weil sie sich von ihnen täuschen lassen.“

In der Erzählung: „Ein Carnival in Dresden“, handelt die Frau Barons zur Liebe aus dem Buch, geboren aus dem denkbaren Begriff, eine Aufklärung am Theater als Dramaturgen, fällt aber natürlich durch. Ein Bräutlein Leisgerien wird von ihrem Liebhaber, den ein corporatistisches Weib gefesselt hat, abgegeben und rettet sich. Auf die Nachricht davon selbst die Gönner der Erzählerin ihre Hände, nicht anständig zum Hymen und sagt: „Woh, welch ein Stoff! Ich denke die von Jungen das!“ Die Satire läßt sich wohl sehr lange „Erzählung aus dem Tagebuche einer selbstgeprägten Dame“ gar nicht ab; aber, wenn irgendwas, so ist hier die Darstellung ganz vornehm. In anderen Erzählungen, wie „Die Ahnungprobe“ und die „Drei Grafen“, zeigt Emily Wölfe gegen Abelsvorurtheile zu setzen. Die drei Grafen in der ersten Erzählung haben das Charakteristische, daß sie miteinander nur einen Kuss befragen, woraus mehrere komische Bemerkungen entstehen, die nicht ohne Gind geschildert sind. In der „Ahnungprobe“ vermischt sich ein Mann ohne Liebe und aus Verhältnissen mit einer neuen Verlobten; die Lamer aus dieser Ehe werden Geringe. Die Erzählungen „Die Hamschadt“ und „Die Aderfänger“ behandeln das Thema der Eifersucht, deren Entfaltung zuerst aus einem Misverständniß erklärt wird. Wie sich aber der Titel „Die Hamschadt“ zum Inhalt verhält, ist wie ein Räthsel geblieben. Am gelungensten, d. h. am wenigsten misslungen, sind die zwei Erzählungen „Tagebuch einer Räherin“ und „Geldmuth“ im dritten Band, einfache, anspruchslose Geschichten. Wir müssen hier dieselbe Bemerkung machen, wie bei Sophie Berna. Je einfacher, anspruchsloser, natürlicher eine Frau schreibt, desto mehr wird sie gefallen. Und wie bei der Berna dafür gesagt ist, daß die Dämme nicht in den Himmel wachsen, ebenso ist es der Mannswelt der Frauen, um an Sophie Berna's Silberpfeife zu reden, zum Glück, daß sie Höhe einer Tanne emporzureißen, oder gar Breite einer vollständigen Wunde zu erfordern, oder ihre Wunden so sehr und so wie eine Wunde in den Boden der Wirklichkeit und des Lebens einzupflanzen. Um nicht hundertmal Geringes zu wiederholen, ist mein Reth Schweigen.

3. Kunst und Künstlerleben. Romane von Luise Otto. Bromberg, Roslowell. 1863. 8. 22 1/2 Rgr.

Luise Otto zeigt mehr Talent und Fleiß als Emily Wölfe. Die drei Erzählungen „Zwei Dichter“, „Zwei Cantoren“ und „Ein weiblicher Charakter“ sind wirklich wohlgedachte, mit Geist und Gemüth gezeichnete Bilder aus dem Leben und Lieben und Leiden musikalischer Talente; denn nicht am ästhetische Anforderungen, sondern um das Verhältniß dieser Kunst und ihrer Vertreter zum äußern Leben und zum innern Welt des Herzens handelt es sich hier, und dies ist denn im hohen Grade zu loben, namentlich weil sich Luise Otto von den unklaren und halbwayhären Emancipationsstrebungen einer Emily Wölfe ganz frei hält. Geringer ist „Ein Bild: Die glücklich die Camillen sind, sie haben Appetit. Rollenovelle“, nicht mehr als eine herzerweichende Proletariatsnovelle zu bezeichnen. In der Skizze „Paul Flemming literarhistorische Skizze aus dem 17. Jahrhundert“ hat sich übrigens die Verfasserin eine ebenso auffallende als unangenehme Abweichung von der Geschichte erlaubt. Hier wird nämlich die Geschichte von Flemming's bekanntem Lieb: „In allen meinen Thaten“, in die Zeit seines Aufenthalts in der Schule zu St. Afra in Merseburg verlegt und mit einer unglücklichen Liebe zu der Tochter des Rectors dieser Schule in Verbindung gebracht, während doch, wie allbekannt ist, Flemming dieses Lieb unmittelbar vor seinem Ausbruch nach England und Preußen geliebt hat. Wenn ja doch überall die Liebe in den Mittelpunkt treten soll, so bietet bei Flemming die Liebe des Leipziger Studenten zu seiner Anbessa und die Reise nach Preußen mit ihrem phantastischen Zwed einer Dichtung für den Herzog von Holstein (vgl. D. S. Wagner, „Geschichte der deutschen Poesie in den drei letzten Jahrhunderten“, 1863, I, 83) Anhaltspunkte genug zu einer Darstellung.

welche sich innerhalb der von der Geschichte gezogenen Grenzen bewegt und doch auch der frei erkundenden Phantasie ihr Recht einräumt. Offenbar ist die Entstehung dieses geistlichen Liedes durch den Eintritt einer so gefährlichen Reise besser motiviert, als durch die „reinen und schönen Empfindungen, die Siberia, des Autors Tochter, dem achtzehnjährigen Fleming eingegeben haben“, oder durch die Noth des ungerichteterweise im Carcer lebenden Schülers.

Gehen wir nun von den Schriftstellerinnen zu den Schriftstellern über, so begegnet uns hier zuerst

1. Der Lieutenant Falksch und wie es ihm bei den Damen erging. Soldatenhumoreske von K. von Winterfeld. Berlin, Gerschel. 1863. Gr. 16. 15 Rgr.

Die Schrift trägt das Motto: „Du siehst, ich habe mehr Lust als andere Menschen, und also auch mehr Schwachheit.“ (Eckspence.) Mit dem besten Willen habe ich in den belächelten Abenteuern des Lieutenants von Paderborn mit der rothen, biden und schwarzen Dame, mit der Jungfrau von Orlean und der Hofdame, keine Spur von Falksch'schem Humor finden können. „Die lahmen Weiber von Windsor“ haben Wit und Humor; aber diese Damen, sowie die Weltverlegenheiten des Paderborners und die Gemeinheiten seines Freundes von Rasse, die hätten der Königin Elisabeth schwerlich im Lächeln abgemacht, und was des Verfassers Namenswunder, einer der vornehmsten Feldherren Friedrich's des Großen, wenn ihm dieses Witzlein im System in die Hände fiele, aber den Geist und die Weltanschauung, die sich darin auspricht, urtheilen würde, läßt sich errathen. Da ist kein Witzschinken des Geistes aus der Masse des Fleisches, sondern nur eine trübe Kaserne- und Wachstuhnatmosphäre. Dieser Paderbörner, würde ein Engländer sagen, verhält sich zu Falksch wie Dänneberg zu Porter. Die deutsche Sprache wird mit Ausdrücken bereichert, wie z. B.: hern, jährrig = plaudern, geschwätzig; schwabbeln = schwatzen; einen Knuff thun = kneipen, zwicken. Einem in die Ohrenhaare des Lieutenantslebens so tief eingewirkten Mann, wie Herr von Winterfeld, kann man auch nicht zumuthen, den Namen der griechischen Nachschüttinnen richtig zu schreiben. So lesen wir denn S. 87 von Damen vornehmen Standes, die von den Tryanten unterdrückt worden. Richtig schreibt dagegen Luise von S. 203 Orinayen. Doch kann ich K. von Winterfeld mit dem gelehrten Literarhistoriker Riese trösten, der in seinem Werke „Werthe's Joghennie auf Lauris 1869“ beharrlich Orinayen schreibt. Diese falsche Schreibart findet sich auch bei Balke, „Leben Schiller's“ (II, 374). Noch richtiger als Orinayen wäre Orinayen mit einem n. Da jedoch in unserer Zeit der Geschmack vielfach gesunken ist und viele Leute einen plumpen Spas von einem fernigen Witz nicht unterscheiden können, so zweifle ich nicht, daß unser Pseudo-Falksch in Kreisen, in denen der Verfasser auf der Rückseite des Umschlages angepöbelte Humoreske „Das Mannlein P. . . von Brüssel“ in zweite Auflage erlebt hat, nicht wenige Freunde und Bewunderer finden wird.

5. Aus dem Hasgau. Erzählungen, Novellen und Humoresken von Christian Wiedau (H. Erstes Bändchen.) Koburg, G. Kirmann jun. 1863. 8. 15 Rgr.

Diese Erzählungen aus dem Hasgau, jenem „bescheidenen Dörge“, das in seinem Versuch, den Steigermühl mit der Rhön zu verbinden, ein bißchen bald ermattet ist, denn es ist Summa humoremum drei Meilen lang und eine Meile breit“, wollen sich der Vorrede keineswegs als eine amüsante Unterhaltungsart darbieten. Der Verfasser verfolgt vielmehr höhere Zwecke als hat gerade diese Publikationsform aus keinem andern Grund gewählt, als weil sie den größten Leserkreis zu gewin-

nen versprachen. Jedes Stück hat auch nicht immer auffällig hervortretende pädagogische Sünden unserer Zeit auch hier ankämpft, und unter ihnen Passivität so vieler Mätern und Leuten und handeln gilt, um der Charakter und einem unverschroben helfen“ u. s. w. Eine sehr lobli und allgemein gehaltene Abicht. Stärke im heitern Schwanz, und g Tendenz am bestimmtesten aus un ganz allgemein gehaltenem Streben in weiterer Linie vereinbar. Die und Martha“ ist nicht die beste; gegen das Sentimentale gar zu sei Gebiet als dem obengenannten, b frei, und macht schon in Hinfik Eindruck eines Menschen, der an und fest antritt, um nicht zu faller Thema das Wort, das Kopfstock Satomo dem deutschen Volk zuruft: (die Fremden) wissen nicht, wie fer Bernhard, der aus lauter eines im Vergleich mit ihm höchst ner Liebe zu Martha entsagt, ist „Die Wollschagd am krummen W llicher Schwanz, frisch, kräftig und val? Verkaufe das Fell des Bären soll sein Adel sein. Au Schu Moral zu haben; es ist genug, i Die zwei folgenden Erzählungen v Kob. Es sind Humoresken, Schwä entsage der Verfasser seiner mora frischweg dem Zuge seiner somisch aber diese noch mehr in die Zucht des Geistes, als bisher ges sehen ist, damit wir nicht ausrufen müssen: Natur, du bist doch gar zu natürlich! **Ende des Hauffs.**

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Geologische Studien.

1. Der Boden der Stadt Wien nach seiner Bildungseise, Beschaffenheit und seinen Beziehungen zum bürgerlichen Leben. Eine geologische Studie von Eduard Saeß. Mit 21 Holzschnitten und einer Karte in Fardendruck. Wien, Braumüller. 1862. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Rgr.

Werke, welche sich wie das vorliegende an die Lösung einer ganz speciellen Aufgabe machen, können eigentlich ihren Hauptwerth nur in einer recht gewissenhaften detaillirten Durchführung des Ganzen haben. Das hat der Verfasser auch sehr genau erkannt, seine ganze Arbeit liefert davon den treffendsten Beweis. Er hat es wahrlich nicht an Fleiß fehlen lassen, um das große Material herbeizuschaffen und dafür zu sorgen, daß dasselbe erst nach einer streng gehandhabten Kritik zur Geltung gekommen ist. Nach einer klüchtigen Deutung des Titels könnte man übrigens leicht der Meinung sein, daß ein solches Buch eigentlich nur für die Wiener und überhaupt nur für einen sehr kleinen Kreis von Lesern Interesse haben könne, insofern ändert sich diese Ansicht doch wesentlich, sobald man sich den Inhalt desselben etwas näher ansieht. Es wird allerdings Wien immer fest im Auge behalten, aber es kommen dabei doch ganz außerordentlich viele Resultate zum Vorschein, welche einer ganz allgemeinen Beherzigung werth sind. Man lernt daraus, wie die Beziehungen der Bevölkerung einer jeden Stadt zu einer gewissen geologischen Erforschung des Untergrundes von der allergrößten Bedeutung sind, daß in dieser Erforschung die wichtigsten Fragen über das Ausblühen der Gewerbe, über den Wohlstand und über die Gesundheitspflege der Einwohner erst eine klare befriedigende Antwort erhalten können. Daher verdient das

*) Inzwischen ist ein zweites Bändchen unter dem Titel „Regimentsmann. Nach ein Beitrag zur Ailly-Frage“ ausgegeben worden. D. Red.

Buch auch in weitem Kreise mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden. Für die denkenden Freunde des Wohlstandes und des Wohlbefindens der Bevölkerung einer jeden Stadt liefert das Buch praktische Fingerzeige, welche sicher nicht ohne Berücksichtigung bleiben werden. Aus diesem Grunde halten wir es für unsere Pflicht, die hochgestellten Männer und Behörden, welche das Wohl der Gewerbe und der Gesundheit der Einwohner einer Stadt oder eines Staats zu überwachen und zu fördern haben, ganz besonders auf diese Schrift aufmerksam zu machen. Für das gebildete große Publikum ist das Buch allerdings keine durchweg fesselnde Lectüre; aber dennoch enthält es reiche Schätze, wofür sich ohne Ausnahme jeder lebhaft interessiert. Unsere weitere Besprechung wird dies bestätigen.

In London, Paris, München und andern stark bevölkerten großen Städten hat man schon lange die geologische Erforschung des Untergrundes durchgeführt, und gefunden, daß daraus sehr wichtige gewerbliche, hygienische und culturhistorische Resultate gefolgert werden konnten. Man darf nur daran erinnern, wie viele Krankheiten von dem Boden abhängig sind, auf dem die Menschen wohnen, so wird man sogleich das Gegenseitige einer solchen Erforschung erkennen. Darin liegt denn auch der Grund, warum in London und Paris diese Nachforschung jetzt ununterbrochen auf Gemeindefloßen durchgeführt wird. Es kommen sehr viele Punkte dabei vor, welche einer beständigen Wandelung unterworfen sind. Die hohe Bedeutung der Sache ist bereits erkannt, und wenn sie jetzt auch nur erst für die beiden größten Städte Europas eine praktische Richtung genommen zu haben scheint, so wird es doch sehr wahrscheinlich, daß allmählich auch den kleinern und kleinsten Orten diese Nutzenanwendung zu Theil werden dürfte.

Wir wenden unsere Aufmerksamkeit nunmehr auf das Einzelne des Buchs. Der Inhalt zerfällt in vier Abschnitte, wovon der erste sich auf die Veranlassung und den Plan des Werks, auf die Würdigung anderer ähnlichen Arbeiten, auf die geographische Lage Wiens und auf die oro- und hydrographische Berücksichtigung des Terrains bezieht. Der zweite und dritte Abschnitt sind ausschließlich geologischen Inhalts. Der vierte Abschnitt bildet eine eigentliche Anwendung des vorhergehenden; es wird hier der Boden in Beziehung zum bürgerlichen Leben gebracht, es werden die Brunnen und Grundwasser untersucht, auch wird das Auftreten und Verbreiten der Cholera von 1855 mit der Beschaffenheit des Bodens in eine Causalbeziehung gestellt, woran sich dann noch ein beherzigenswerthes Schlusswort schließt.

Ursprünglich wurde der Verfasser bloß von dem allgemeinen Interesse geleitet, welches der Geognost für die Scholle Erde besitzt, die er bewohnt oder bereist. Seine Studien führten ihn aber bald auf die Zeichen des hohen Alters dieser ehrwürdigen vielumkämpften Stadt, er kam auf Spuren früherer Schöpfungsepochen, fand die Ueberreste ehemaliger riesiger Landthiere, er erkannte die Abhängigkeit der Lebensverhältnisse von dem Untergrunde der Stadt. Als nun im Jahre 1857 durch das denkwürdige kaiserliche Wort der Stadt Wien so bedeutende wohlthätige Veränderungen verheißen wurden, als die Mälle, welche einem Kara Mustapha widerstanden hatten, dem Fortschritte der Civilisation weichen mußten, da erhielt der Verfasser sehr reiche neue Gelegenheit, seine Studien fortsetzen zu können, und er entschloß sich 1858 dazu, in drei Vorträgen die Früchte seiner Forschungen zur Mittheilung zu bringen. Es wurde dazu das Gebäude der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften benutzt. Man legte auf diese Studien so viel Gewicht, daß man das Wesentlichste davon in der „Wiener Zeitung“ veröffentlichte. Reisen und vielfache andere Beschäftigungen führten den Verfasser dann von der weitem Verarbeitung seiner Studien ab; aber immer kam wieder eine neue Veranlassung zum Wiederaufnehmen des Plans, bis das Werk zur Veröffentlichung herangereift war. Der Verfasser macht dann auf die vielfachen Hülfsmittel aufmerksam, welche er benutzen konnte, um seinem Werke eine größere Vollendung geben zu können, und greift dann die wirkliche Durchführung seiner Arbeit an.

Die Untersuchung der Alluvialbildung des Bodens leitet den Verfasser auf eine höchst interessante Thatsache, welche sich zugleich als eine Folge der täglichen Umdrehung der Erde um ihre Achse erweist. Da dies ein vielfach auch von andern Seiten angerührter Punkt wissenschaftlicher Forschung ist, so wollen wir einen Augenblick dabei verweilen. „Die Donau“, sagt der Verfasser, „strebt in der Nähe unserer Stadt unausgesetzt ihrem rechten Ufer zu. Mit Rührer sehen wir sie im Lichthenthal, in der Rogau und in Erdberg durch Menschenhand von ihrem rechten Steilufer abgelenkt, aber von Fischament bis Deutsch-Altenburg nagt sie noch fortwährend an dem Fuße desselben und reißt sie von Zeit zu Zeit so große Erdstücke ab, daß im Laufe der letzten Decennien die Poststraße nach Pressburg zu wiederholten malen landeinwärts verlegt werden mußte. Das tiefere Flusswasser für die Dampfboote liegt rechts und man kann daher bei einer Fahrt nach Pressburg nicht nur diese Abbrüche in ziemlicher Nähe beobachten, sondern sich auch davon überzeugen, wie eben durch den starken Wellenschlag der Dampfboote die Bemühungen des Stroms nicht wenig unterstützt werden. Der ganze Lauf der Donau von der Felsenenge bei Klosterneuburg bis zu jener bei Gänsburg bildet einen starken nach rechts convergen Bogen, der sich nirgends weit von dem Steilrande der rechten Seite entfernt, während ein bis zwei Meilen breiter, ebener Alluvialboden die concav-linke Seite von dem andern Steilrande trennt, welcher, nicht minder deutlich als der in Wien sichtbare, sich jenseits Kagran und Leopoldsdorf durch das Marchfeld zieht.“ Dieses starke Hinneigen der Donau nach rechts hat schon seit langer Zeit die Aufmerksamkeit der Geologen auf sich gezogen; man war sogar schon der Ansicht, als käme dabei auf der linken Uferseite ein allmähliches Emporheben des Bodens vor. Man überzeugte sich aber, daß auch der Marchfluß bei Drösing, Dornkrut, Stillsried und andern Orten einen rechtseitigen Steilrand gebildet hat. Und wenn die Donau auf ihrem ganzen Laufe verfolgt wird, so zeigt sich überall, wo sie einen gen Norden oder gen Süden gerichteten Weg einschlägt, daß sie dann jedesmal den Steilrand und das Flusswasser auf der rechten Seite besitzt. Das konnte unmöglich durch locale Niveauveränderung des Bodens veranlaßt sein. Die wahre Ursache liegt aber in der Rotation der Erde. Man erklärte mit ihrer Hilfe auch die großen Gelfströmungen im Atlantischen und Stillen Ocean; dann machte Maury darauf aufmerksam, daß der Wasserkreis immer an die rechte Seite der Ufer dränge, wozu ebenfalls die Rotation der Erde die Veranlassung sei. Später konnte man auch bei den Eisenbahnen die Spuren der Umdrehung der Erde; war ein solche Bahn auf unserer nördlichen Hemisphäre von Nord und Süd gerichtet, so zeigte sich überall, daß die rechte Schienenseite mehr litt als die linke. Der Verfasser macht dann auf die Werke von Soltau, von Baer, Tuller, von Streffleur aufmerksam, welche alle diese Art geologischer Phänomene durch die Rotation der Erde zu erklären suchen. „Die Ursache“, schließt der Verfasser seine Untersuchung, „wehalb die Donau nach rechts drängt, ist also dieselbe, welche in unserer Hemisphäre die Abweichung der Geschäffeln nach rechts und in schnell nach Nord oder nach Süd sich bewegenden Eisenbahnzügen die Tendenz veranlaßt, nach rechts aus den Schienen zu springen; sie ist dieselbe, welcher die Passatwinde ihre Richtung verdanken. So gering diese Kraft auch sein mag, so ist doch kaum zu verkennen, daß die häufige Ablenkung der Strömung in ihrer Richtung eben das Werk ihres unausgesetzten Strebens sei. Wenn sie auch in der Regel, wie von Baer richtig bemerkt, sich nur als ein vermehrter Druck des Wassers gegen das linke Ufer kund gibt, so wird sie doch sehr wirksam, sobald durch Hochwässer der Stromstrich noch näher an das Ufer geworfen ist und feste Körper, namentlich Gieschollen, in langem Zuge den Steilrand abnagen.“ Der Verfasser gibt zugleich eine sehr befriedigende Erklärung dieses interessanten Phänomens und untersucht dann die Alluvialschichten der linken Uferseite, wodurch die Sache auch hier ihre Bestätigung erhält.

Wir wenden unsere Aufmerksamkeit nun einem andern Ge-

gehende zu. Die Baumaterialien, welche in Wien verwendet sind, gehören sehr verschiedenen geologischen Epochen an. Es werden sogar Sande zur Mörtelebereitung und Thon zum Ziegelbrennen aus Ablagerungen desselben Alters, aus ein und demselben Schichtcomplex genommen. Diese Thatsache erklärt der Verfasser auch die zeitliche Schichtung der Schichten des Meeres; er bemerkt: „In Sande kommen dann aber aus den Ablagerungen der höheren eisenreicheren Schichten, und der Löss und den Tiefenbildungen. Man gewinnt in und um Wien den Eindruck aus den verschiedenen Abtheilungen der Ausfüllung des Beckens; so wird, um nur einige Beispiele anzuführen, mariner Sand in Speising und Hüttendorf, Geröllsand auf der Lössschanze, Schotter- und in den vielen Gruben von der Marer Linie bis über den nächsten Bahnhof hinaus, Diluvialsand durch Berken des Diluvialschotter in Kaglsdorf, Alluvialsand an vielen Stellen des Wienerfelds gewonnen.“ Es werden dann diese verschiedenen Sandarten ihren charakteristischen äußeren Merkmalen nach beschrieben. In ähnlicher Weise wird dann der Kalk untersucht. Die Jünger bereitet man aus dem marinen, dem bairischen und dem bayerischen aus Gemengungen von Löss und Löss, und Löss und Kalk. „In den edmüthen Raurerwerken hat man am Peter (am Fuß des Ruffschloßes) und in der unteren Bedauerstraße Jünger gefunden, welche ihrem Stempel zufolge aus einer Gesteinsart in Gernau stammen und welche beweisen, daß damals wenigstens zuweilen dieses wichtige Baumaterial aus der Gegend von Petrowitz herbeigeführt wurde. Als im Jahre 1451 die Säule zur Spitzmauer am Kreuz fandirt wurde, führte man die Jünger zu diesem Zweck von der Stadt hinaus, gerade auf jene Höhe, von welcher heute Millionen von Ziegeln ausfließen in die Stadt herabzuwandern.“ Diesen Gegenstand verfolgt der Verfasser dann immer weiter bis in die feinsten geologischen und historischen Bergzweigungen.

Der vierte Abschnitt enthält die praktische Anwendung der drei vorhergehenden. Dasselbe ist das Interesse ein viel allgemeineres. Zunächst wird darauf hingewiesen, daß die unterirdische Beschichtung und die chemische Zusammensetzung der Brunnenwasser stets von der Struktur und der Beschaffenheit des Bodens abhängig seien. Jedes Gestein, von der losen Sande bis zum Thon bis zum harten Gestein, besitzt bei dem Herausheben aus dem Boden einen gewissen Grad von Feuchtigkeit. Man nennt dies die Sättigungsfähigkeit. Die Eigenschaften wissen recht gut, daß sich das Gestein mit dieser Feuchtigkeit leichter verarbeiten läßt als später. Die verschiedenen Bodenbeschaffenheiten haben aber eine sehr verschiedene Verdünnung Wasser anzunehmen, durchzulassen und zurückhalten. Es werden dann wasserdurchlässige Schichten von den wasserundurchlässigen unterschieden. In der letzten Schicht gehört der Löss, dessen Formation genau untersucht wird. Das Niveau des Wassers in den Brunnen des Donaubeckens ist von dieser Bodenbeschichtung abhängig, die Schwankungen hängen von vielen Umständen ab. „Der erste dieser Einflüsse besteht in dem wechselnden Stande des Flusses selbst. Steigt die Wassermasse desselben, so ist die Oberfläche des eingekerkerten Wassers nicht im Stande, sofort in ihrer ganzen Ausdehnung dieses höhere Niveau anzunehmen. Wir können es bei jedem Hochwasser bemerken, wie die Erhöhung der Brunnen z. B. in der Leopoldstadt allmählich in weiter und weiter von dem Flusse entfernten Häusern bemerkbar wird, und wie in allmählich immer entfernteren Straßen sich die Kellerräume mit Wasser in dem Maße füllen, als das Niveau des Einkerkernwassers sich in das Niveau des umgebenden Flusses stellt. Um diese Zeit bildet die Oberfläche des Einkerkernwassers in der Leopoldstadt eine concave Fläche, welche einerseits gegen das Kaiserwasser und andererseits gegen den Wiener Donauarm ansteigt, und unter der inneren Stadt bildet es ebenfalls eine von dem Strome abfallende Fläche. Erst im Gegentheil die Wassermasse des Flusses rasch hinab, so wird diese Oberfläche in der Leopoldstadt zu einer convexen, und unter der inneren Stadt steigt sie sich dem Flusse zu, weil die Abflüsse des Wassers ebenso wenig ein augenblickliches ist

als das Aufsteigen.“ Dann wird die Schläge auf dieselbe Weise Rechnung der chemischen Beschaffenheit der Erde. Die sogenannte Härte des Kalks und Kalk, Magnesia und G. Gemengungen, welche zur Prüfung der Härte, abgetrennt eine Scale, in welcher der in 100000 Theilen Wasser am grad bezeichnet wurde. Das Mittel maass betrug 7,3 Grad. Die gehängigen Brunnen betrug 16,9 Grad. Einzelne Brunnen betragen 128,1, 142,1 und 179,1 Grad. Wenn System und werden für sich betr die wahrscheinliche Ursache der geri bestimmen.

Von der Cholera, welche 1855 die Stadt Wien so verheerend heimsuchte, ist in dem Werke am so ausführlicher die Rede, als die neuesten Forschungen es ganz außer Zweifel gestellt haben, daß diese heimtückische Krankheit von der Beschaffenheit des Bodens, auf dem die Menschen wohnen, abhängig ist. Allerdings ist es auch wahr, daß die ärmeren Stadttheile, in welchen die Bevölkerung dichter aneinander gedrängt lebt, mehr zu leiden hatten als die andern, indes fehlt es doch auch nicht an vielfachen Erfahrungen, wo gewöhnlich die wohlhabenden Stadttheile am stärksten mitgenommen worden sind. In England war man der Meinung, daß gerade die höher gelegenen Stadtviertel mehr als die niedrigen verschont blieben. „Über gerade Wien gibt einen schlagenden Beweis, daß die absolute Höhe nicht das erste, entscheidende Moment sei, indem hier die höchstengelegenen Vorstädte, wie Schottenfeld und Fasangraben, sehr große Verluste erlitten haben. Es bleibt kaum ein anderer Ausweg übrig, als in dem Boden und der größeren oder geringeren Menge von Feuchtigkeit, die er enthält, jene Bedingungen zu suchen, welche das Auftreten der Cholera begünstigen oder hemmen. Die Frage auf diese Bahn geleitet zu haben, ist wesentlich das Verdienst des Professors W. Pettenkofer in München, der hierdurch ein weites Feld für neue Beobachtungen geöffnet hat, welche diese Ansicht prüfen und feststellen oder nach Maßgabe der neu hervortretenden Thatfachen modificiren werden.“ Damit ist also die Untersuchung ganz vorzugsweise in die Hand des Geologen gelegt. Der Verfasser greift die Sache nun auch mit der gehörigen Umsicht und Ruhe an. Er beschränkt sich ausschließlich auf das Jahr 1855, weil ihm hieron die detaillirten Tabellen zu Gebote stehen, welche der damalige Stadtphysikus Dr. Stuhlberger sehr gewissenhaft angefertigt hat. Die zweite nicht weniger wesentliche Grundlage der Untersuchung war neben der geologischen und hydrographischen Angabe auch eine Aufzeichnung der Gassen und Gruben der Stadt, wozu er das erforderliche Material in dem kaiserlichen Bauamte erhielt. Das Resultat dieser ganzen Untersuchung führt zuletzt zu folgendem Ausspruch: „Feuchtigkeit des Bodens und die Temperatur der Sommermonate sind nicht allein im Stande eine so schreckliche Krankheit zu veranlassen; und deuten in der That die Art der Fortpflanzung längs der Gassen, namentlich im unteren Werde, das Auftreten der Seuche unterhalb der Wegzinger Wasse, die große Zahl der Todesfälle in einzelnen Entgrabenhäusern, die schlagenden Beispiele an in Gruben beschäftigten Personen, welche Dr. Haller mitgetheilt hat, dann die von den Ärzten so häufig wiederholte Bemerkung, daß die Erkrankung in großen Häusern dem Zusammenhange der Wörte folgen, neben Feuchtigkeit und Wärme auf ein drittes Moment, den Abwurf der Bevölkerung hin. Wir können sagen, daß die Cholera dort einen günstigen Ort für ihre Entwicklung finde und mit großer Beharrlichkeit in verschiedenen durch ziemlich lange Zeiträume getrennten Epidemien gerade jene Stellen auszeichne, an denen wir einen höheren Grad von Durchdringung des Bodens und in denselben in der Zersetzung befindliche organische Substanzen vermuthen dürfen.“

In dem Schlussworte macht der Verfasser noch auf sehr viele Punkte aufmerksam, welche in Betreff der Gesundheitspflege besonders ins Auge zu fassen sind. Wir wollen davon geologische Untersuchung hat ergeben längere Zeit von Menschen alten durchgezogen ist, sehr viele der unproduktiven enthielten. „Ich habe erwähnt, welche sich auf der Oberflächenschicht unter der inneren Stadt üblichen Ueberreste einer durch lange organische Stoffe sind. In diesen Theilen von London, wo Senkgruben angelegt sind, der ganze Boden aus organischen Flüssigkeiten. Aufsteigen des Pflasters der wasserigen Stoffe sind es nun, welche, aufsteigen in Bewegung gesetzt werden gewisser Ursachen sind, und ausgedehnte Ausgrabungen frei äußern. Man hat nicht wenige Hauptlagen von der Cholera zuerst getroffen wurden; namentlich aber, welcher sich unter solchen Verhältnissen eine Typhusepidemie, welche in der Stadt herrschte, genau einer Ursache und man hat sich besonders in diesem gewöhnt, nur möglichst selten und nur mit großer Vorsicht den Boden dichtbewohnter Stadttheile auszugraben. Es ist im Interesse der Bevölkerung zu wünschen, daß, wo im Laufe der nächsten Jahre solche umfangreiche Ausgrabungen nöthig werden, diese möglichst rasch und so weit als thunlich in Jahreszeiten durchgeführt werden, welche den genannten Krankheiten ungünstig sind.“

Diese Mittheilungen werden genügen, unser oben ausgesprochenes Urtheil über das Werk zu rechtfertigen. Das Buch ist vortrefflich und verdient recht vielseitig und gründlich beachtet zu werden.

Schließlich machen wir unsere Leser noch auf eine dem Buche beigegebene Bodenkarte der Stadt Wien aufmerksam, welche als ein wahres Meisterwerk in Hinsicht der Klarheit und detaillirten Durchführung anzusehen ist. Sie trägt sehr viel dazu bei, den Inhalt des Buchs anschaulich und übersichtlich zu machen.

2. Geognostische und geographische Studien auf einer Reise durch Rußland und den Ural angelehnt von Adolph Ludwig. Mit 8 Holzschnitten und 15 Tafeln in Lithographie und Farbendruck. Darmstadt, Jonghaus. 1862. Gr. 8. 2 Thle. 20 Mgr.

Die Reise, welche zu diesen Studien die Veranlassung gegeben hat, wurde im Sommer 1860 von dem Verfasser in Verbindung mit Hermann Goldschmidt aus Frankfurt und Adolf Brömmel aus Berlin unternommen; sie hatte den Zweck, die Landbeschreibungen, Malereien, Berg- und Hüttenwerke, welche dem russischen Staatsrath Nikita von Wernersbach zu Petersburg angehören, gründlich zu untersuchen. Der geologische Theil der Durchforschung fiel unserm Verfasser allein zu, und das vorliegende Werk kann als die Frucht davon angesehen werden. Als Vermittelung reiste die Gesellschaft bequem auf Dampfbooten und Eisenbahnen. Die fernern Wege konnten nur mit russischem Fuhrwerk und zu Pferde bereist werden.

Das Werk zerfällt in vier Abhandlungen. In der ersten hat der Verfasser eine kurze Uebersicht seiner in Rußland angestellten geologischen Studien gegeben und darauf hingewiesen, wie dazu gute Karten angefertigt werden könnten. Die zweite Abhandlung bezieht sich auf die Kohlenflössenansammlungen in dem Larkmooren. Die dritte behandelt die Entwicklung des Urgebirges. Die vierte beschäftigt sich eingehender mit der Untersuchung der uralischen Steinkohlenformation.

Die ganze Arbeit deutet überall auf Fleiß und gründliche Sachkenntnis des rühmlich bekannten Verfassers hin, besitzt aber im ganzen genommen nur ein sehr specielles Interesse für die betreffenden Fachmänner; wir werden daher unsere Besprechung nur auf wenige Punkte beschränken, die allgemein interessant sind.

In der Entwicklungsgeographie der Kohlenflöße nimmt der Verfasser, auch wie dies jetzt allgemein geschieht, den Torf als die Hauptgrundlage an, und er weiß nach, daß baumartige Kohlenflöße niemals durch Treibholzanpflanzungen entstehen können, weil sich stets zwischen die noch stehenden, mit Sperrigen und Wurzeln versehenen Bäume Sand, Schlamm und Thon anlegen werden. Der Verfasser hatte vielfach Gelegenheit, in dem Urwaldgebiete und an den mächtigen Strömen des nördlichen Rußland über diesen Gegenstand Erfahrungen einzusammeln. Die russischen Ströme durchschneiden große dicht bewaldete Länderstrecken. Vor Jahrhunderten, ja sogar vor Jahrtausenden waren die Wälder weit weniger durchlichtet als jetzt, wo die vielen Ergäuterungs- und Hüttenmännische Ausbeuten werden. Haben nun auch die Menschen hier schon viel zur Ausräumung der Flußbetten, zur Regulierung der Ufer beigetragen, so findet man doch noch viele Punkte, wo die Natur seit Jahrtausenden ganz allein und ungehindert gewaltet hat. Bei dieser Untersuchung macht der Verfasser folgende interessante Bemerkung: „Die Ufer der russischen Ströme sind in eigenthümlicher Weise auf der einen Seite höher als auf der andern, so daß in z. B. an der Wolga rechts, steil gegen den Fluß abfallende Hügel von 2–300 Fuß Höhe, links weit ausgedehnte flache Ebenen bilden. An der Dniepr, Dnau und andern großen Strömen findet Manches Ähnliches statt.“

Offenbar spricht diese Erscheinung wieder für den Umlauf der Rotation der Erde, wovon wir bei der Besprechung der vorigen Werke schon einiges mitgetheilt haben. Die hohen Ufer der Wolga bestehen aus losbräunlichem Sandstein, der schon beim Anfaßen in Sand zerfällt, zum Theil auch aus Mergel und Lehm, worin das Regenwasser tiefe Schranken eingeschnitten hat. Diese mit Wasserflüssen durchschnittenen Ufer sind meist so steil, daß sie dem Baumwuchs keinen Halt gewähren, kann gerathen sie hier und da etwas Graswuchs. Oben auf der horizontalen Höhe dieser Ufer wachsen gemischte Wälder aus Birken, Tannen, Weiden. „Sobald die von einem Hauptwasserflusse ablaufenden Nebenflüsse sich weiter verzweigen, spaltet sich der weiche Boden durch Frost und Thau in grünen und kleinere Bruchstücke, welche sich auflösen und in die Klüfte der Ströme herabsinken. Weil die Schichten abwechselnd mehr thonige und mehr sandige sind, so entspringen in allen Wasserflüssen auf den wasserreichen Thonmergelagern Quellen. Man erkennt diese Wasserflüsse vom Flusse aus schon von weitem an ihrer frischen Farbe, an ihrer Eigenschaft die Sonnenstrahlen zu reflectiren und selbst an den aus ihnen entspringenden Wasserstrahlen. In der Nähe der Städte und Dörfer, die fast ohne Ausnahme auf die Hochufer erbaut sind, dienen sie ausschließlich als Brunnen. Reizen sich die Schichten auch nur um ein Geringes dem Flusse zu, so entstehen, sobald die durch Wasserflüsse losgelöste Erdmasse sich mit Wasser gesättigt hat, also vorzugsweise im Frühjahr nach dem Thauen des mächtigen Schnees und bei den außerordentlichen Hochfluten der Ströme, zahlreiche Erdschlipse, indem die schwere jene Erdmassen auf der schlüpfrig gewordenen Quellschicht abwärts drängt. Es gelangen dadurch unzählige Baumstämme und Holzmassen in den Strom.“

Alle Nebenflüsse und Bäche besitzen ähnliche Ufer und liefern daher auf gleiche Weise ihren Beitrag. Kommt nun der Strom zu Abfließen, so berstet er sich aus, bildet Schlämpe, in denen mit den Baumstämmen und Holzmassen angefüllt werden. Die Wälder auf diesen Schlämpebenen sind fast unberührbar. In ihnen bilden sich die berühmten Treibholzanlagen. In Unterlage ist gewöhnlich Sand und blaugrauer Kiebel. „In Holzmasse bildet immer nur einen verhältnißmäßig geringen Bestandtheil des Lagers, die Zwischenräume, welche die Kiebel, über-

nen Ritz und Wurzeln zwischen sich und den Stämmen liegt hat mit Sand, Thon, Schlamm erfüllt, niemals aber von jenen schwarzen Röhren, den wir in den Loef- und Braunkohlenslagern finden. In sehr vielen Punkten können Folgen (Schwamm) bemerkt werden, welche durch neuere Einbrüche des Stroms in seine Ufer Hohlgelegt worden sind. Die schwarzen, kalthermoten Basaltischen Röhren zum Theil aus den Lagern hervor, sie ragen mit ihren Kämpfen aus dem Wasser hervor und werden hier auf neuer Lagerstätte abermals in Schlamm eingebettet."

Der Verfasser macht dann auch noch darauf aufmerksam, daß er auch in Deutschland ähnliche Terribolagierungen zu beobachten Gelegenheit gehabt habe. In Rheinbaldern, in der Nähe von Jockgrim bei Germersheim, hatte man vor einigen Jahren, veranlaßt durch das Vorkommen von braunkohlenslagigen Terribolagern im Altvium, einen Versuchsbau auf Braunkohlenslagern eröffnet. An einem Punkte fand man drei braunkohlenslagige Terribolager aus Coniferen, Schilf und Moos gebildet, in einer Thon mit Succinea oblonga, Planorbis marginalis und andern jetzt lebenden Schnecken, an einem andern bituminöses Holz als störrige Masse im Schlamm liegend, auf einem Schiefer mit Valis pictorum. Der Verfasser hält diese Terribolager mit denen in England beobachteten ganz gleich. Auch so, wo die Räder in den Rhein mündet, hat man ähnliche Lager von Terribolagern aufgefunden. Es fehlt hierbei stets der schwarze Schlamm, welcher die Braunkohlenslager charakterisiert. Man sieht, der Verfasser weiß seine Ansicht mit triftigen Gründen zu unterstützen.

Demnächst wollen wir die Besprechung dieses Werks beschließen. Die Mitarbeiter von Sach kennen den Verfasser und werden es nicht unterlassen, seine Arbeit zu fördern; für das gebildete große Publikum enthält sie zu wenig, was allgemein interessiert. Heinrich Hirnbaum.

Die Schauspielerinnen Rachel.

Eine uns vorliegende, von Paul Lindau verfaßte Schrift: „Rachel Keller“ (Düsseldorf 1868), ist zwar nur klein an Umfang, aber doch von mannichfacher Interesse, theils weil sie eine Person betrifft, die sich aus unserer Lage zu einer europäischen Berühmtheit und Millionäreinverwandlung, theils weil es darin zugleich nicht an kulturhistorischen Streiflichtern fehlt, die für unsere Zeit und namentlich das pariser Leben bezeichnend sind. Im ersten Abschnitt „Die Künstlerin und die Tragödie“ beschäftigt sich der Verfasser mit dem Einfluß der berühmten Künstlerin auf die dramatische Kunst und das moderne Schauspiel. Er bemerkt in dieser Hinsicht: „Welche Bedeutung hat Fräulein Ward, die ein halbes Jahrhundert lang das kunstreiche Auditorium der Théâtre français entzückte, in der Kunstgeschichte erlangt? Wer keine. Der Forscher wird dieses erschöpfende Sterns gar nicht mehr gewahr, bei Rachel hingegen muß er verweilen: ein jeder Schritt, den sie gethan, hat seine deutliche Spur hinterlassen, ihr Einfluß auf das französische Theater der Neuzeit ist unberechenbar (wir sagen nicht, daß dieser Einfluß nur geistlich war), die ganze Schule der sogenannten Neoclassiker, mit dem langweiligen pervertirten Herrn Bonfard an der Spitze, ist aus ihr und ihrem gewaltigen Talente hervorgegangen. Sie hat den Geschmack eines ganzen Volks umzuwandeln gewußt.“

Wir glauben, daß hier der Verfasser den Einfluß der Künstlerin zu hoch anschlägt. Eine einzelne Schauspielerin, wie groß sie auch sei, wird niemals im Stande sein, den Geschmack eines ganzen Volks umzuwandeln. Die Neoclassiker wie Bonfard u. s. w. wagen auf Fräulein Rachel gerechnet haben, aber es ist doch fraglich, ob sie ihre Stücke ungeschrieben gelassen hätten, wenn Rachel Felix nicht gewesen wäre. Jedenfalls hat sie eine nur vorübergehende Erscheinung; der blühende französische Geschmack nicht sich viel mehr in den Demi-Monde-Stücken als in den robusten der sogenannten Neoclassiker aus; auch gibt der Verfasser selbst zu, daß die Rachel in keiner der für sie angedacht

geschriebenen Rollen „sine übermäßig gezeigt habe, „die wir bei ihr in der mehr bewundern mußten“, und er classischen Manier geschriebenen i. R. Dbars, Bonfard und Augier i. den romantischen geradezu unbefriedigende Stücke für eine jetzt selbst in Frankreich, für die alte, dem Streifen der Franzosen. Aber auch dies war lange sie lebte und wirkte. Sie 3 jugelte, kein „selbstschaffendes“ Talent, die dem traditionellen Gemachte Jäger dringenden wußte, 1 panie Manier, aber keinen Stil 1 gältigen Regel erhoben werden können hinterlassen; sie streifte wie ein Horizont Europas hin, aber als kein genügend fortwirkendes Licht selber selbst bemerkt einmal: „Nach idealisierende Vertreterin der mit ihr begrabenen sogenannten classischen Rührte Reaction gegen den alles genannten romantischen Schule, 1 ewigen Lade verdammt Sache, 1 sie lebte und wirkte, zur Regenden den göttlichen Hauch des Genies, gewußt — was wunder, daß der 1 gobbie selbst sagte und sie besäße die Lebenskraft!“

Nachfolgerinnen, die ihre Manier auf der Bühne fortsetzten, hat Rachel unser Wissen nicht hinterlassen; zu neuen bleibenden Schöpfungen auf dramatischem Gebiete hat sie nicht Anlaß gegeben; die sogenannte classische Tragödie ist, wie der Verfasser selbst gesteht, mit ihr dahingekommen und begraben; was also hat sie genutzt und gewirkt? Und wie stimmen dazu die Worte des Verfassers, daß „jeder Schritt, den sie gethan, eine deutliche Spur hinterlassen habe“ und daß ihr Einfluß auf das französische Theater der Neuzeit „unberechenbar“ gewesen? Der Verfasser bemerkt, daß die einschläfernde Wirkung der Alexandriner mit der Kaiserin in der Mitte nur für denjenigen zu ermessen sei, der in der neuern Zeit eine Tragödie ohne Rachel habe aufführen sehen; selbst die Gläubige schlafe dabei ein. Insofern ist Fräulein Rachel der sogenannten classischen Tragödie nur schädlich gewesen; sie galvanisirte einen Leichnam, der nun Leben zu erhalten schien, und gewöhnte das Publikum an allerlei pikante Effremittel, ohne die man jetzt die Tragödie unerträglich findet. Corneille und Racine haben sich also bei der Rachel durchaus nicht zu bedanken.

In einem zweiten Abschnitt berichtet der Verfasser über ihre Kindheit, ihr erstes Auftreten und ihren ersten Triumph. Der Verfasser erzählt: „Rachel wurde am 28. Februar 1820 zu Muns, einem Dorfe im Schweizer Cantone Argau, geboren. Ihren Vatern ging es herzlich schlecht. Der alte Felix war Haukner, zog mit dem Esel auf dem Rücken von Bauerhof zu Bauerhof, bot die interessantesten Morb- und Räubergeschichten feil, die probatesten Wunderrecepte für Mensch und Thier, Brothgeheungen für die Bitterung, allerhand; ihre Mutter Esther, eine geborene Gays, hatte ihre Wohnung zu einem kleinen erbärmlichen Trübel hergerichtet, und schwärzte mit allem Möglichen. Über die Familie war Paal; fünf Mädchen und ein Knabe waren da und die junge Brut entwickelte einen Appetit, den die Ärzte „gesund“ zu nennen pflegen. Rafael, Rachel, Sarah, Elia, Rebekka und Dinah lebten nicht von der Luft — der Hauknerhandel und das Schachern brachte wenig oder nichts ein. Den mosaischen Uebertreibungen getreu, zogen sie in ein anderes Land. Von mitleidigen Glaubensgenossen unterstützt, kam die wandernde Judenfamilie bis Lyon. Rachel mochte damals 10 Jahre alt sein; Sarah vielleicht 11; der alte Felix, dessen Biographie wir gottlos nicht zu schreiben haben, erklärte ihnen, sie seien erwachsen und müßten von nun ab selbst für

ihren Lebensunterhalt sorgen. Damit setzte er die armen Würmer auf das Pflaster der großen Stadt, wo sie, wie junge Adler, die, bevor sie flügge, aus dem Neste geworfen werden, unwillkürlich den Schnabel aufsperrten — und sangen. Ein Jahr lang trieben sich die beiden Kleinen in den Straßen von Lyon umher, sangen in Wirthschaften und Kaffeehäusern und brachten ihren Herrn Papa, der, wie es gar kein anderes Geschäft, und keinen andern Erwerb ehen Lächler. Wahrscheinlich keinen Jüdinnen mit den aus- ganz besonderes Interesse ge- (1831) haben wir die ganze den Vater als Erbdöler, die selich, wenn auch noch immer

ist der Verfasser ihre Glanz: Dämon sie mehr beherrschte, der Gewinnsucht. Sie reit- und erhielt zuletzt beim festen Gehalt, außerdem je- rimal in der Woche austrat, a Betrage von 500 Francs, en in der Provinz und im einzigen Urlaubszeit, niedrig allmählich leider auch die ierte sich durch das viele Gast- ausdrückt: „Die nach Reich-

thum lebende Natur der Künstlerin hat sie erdroffelt;“ manche aufreibende Passionen scheinen hinzugelommen zu sein und ihre Gesundheit schon früh untergraben zu haben. Während ihres Urlaubs im Jahre 1849 gab sie innerhalb 90 Tagen in 34 verschiedenen Städten nicht weniger als 74 fünfstündige Tragödien! Wenn man sie auf die unausbleiblichen schädlichen Folgen dieser Gastspielrauserei aufmerksam machte, so pflegte sie wol zu erwidern: „Auf Reisen erhole ich mich mehr, als ich mich ermüde; die Bewegung, die Aufregung verjagen die schlechte Stimmung, die bösen Gedanken und niedere Triebe.“

Im Jahre 1858 brachte sie ihren Urlaub in Russland zu, wofür ihr die petersburger Intendanz 40000 Francs und der sie begleitende Gesellschaft 100000 Francs bewilligte. Aber ein Versuch, auch die Daneser auszubenten, mißglückte; ihre Orpation dorthin im Jahre 1855 scheiterte gänzlich. Dagegen gelang ihr eine frühere Speculation um so besser; nachdem sie mit der Declamation der Marcellaise auf dem Theater der Republi, früherer Thätigkeit, einen ungeheuren Erfolg gehabt, erhielt sie unterm 23. April 1849 von Regierung wegen die Mission, durch den Vortrag der Marcellaise „die Republik in der Provinz zu popularisiren“, was ihr abetmals ebenso vielen Applaus als ein schönes Stück Geld einbrachte. Dieselbe Rachel, welche sich früher in dem Glanz der europäischen Höfe gefonnt und von regierenden Fürsten die wohltheilsten Schmeicheleien und die kostbarsten Geschenke mit Begierde in Empfang genommen hatte, setzte nun zum Dank dafür die phrygische Mütze auf und kokettirte mit den rothen Republikanern, benützte sie aber auch, und das war die Hauptsache, nebenbei weiblich aus. Was sie zusammengescharrt hatte, wußte sie mit Hülfe ihres speculativen Vaters so gut zusammenzubalten und so gut zu vermehrten, daß sie ihren beiden Ehemännern die Summe von nicht weniger als zwei Millionen hinterließ.

Im vierten Abschnitt schildert der Verfasser ihre letzten Tage und ihren Tod, und im fünften ihr Leben und Treiben außer der Bühne, wobei auch ein und der andere Zug ihres Charakters (sie miethete z. B. einmal zu einem Diner eine Ananas, statt sie zu kaufen) zu Tage kommt. Angehängt ist eine Reihe von Briefen, von denen der Verfasser im allgemeinen bemerkt: „Es hat und Mühe gekostet, die französischen Briefe zu übersetzen. Sie sind sammt und sonders in einem wenig correcten, mit Barbarismen und orthographischen Fehlern reich verzierten, aber

sehr lebhaften, geistreichen und witzigen Französisch geschrieben. Es ist das Bühnen-Künstlerjargon einer berühmten und bewunderten Frau; sie wußte übrigens sehr wohl, daß sie der Akademie keine Concurrenz machte, und war sogar mit Recht stolz auf ihre unfranzösische Originalität.“

Die ersten fünf Briefe, die an Halévy gerichtet zu sein scheinen, bilden einen kleinen Roman; der erste lautet: „Paris, 19. October 1841. Ja, Sie haben ganz recht, nicht auf hiesigem Wege kann ich mich mit Ihnen ansprechen. Wo kann ich Sie sehen? Den ersten Theil meines Lebens habe ich mit leichtsinnigen Jugendfreuden verborben; aber es ist noch Zeit, den Schaden wieder gut zu machen, und ich bitte Sie, sehen Sie mir in meinem zweiten Leben bei, das ich immer geträumt und nach dem ich mich immer gesehnt habe. Rachel.“

In dem folgenden Briefe heißt es unter anderem: „Um 1/2 Uhr habe ich Probe vom Cid, von da gehe ich zu Emerson“), um die ganze Rolle der Chimene mit ihm durchzugehen. Für die Königin von Cypern bin ich ziemlich gut aufgelegt. Ruß man eine hübsche Toilette haben? Es ist sehr leicht möglich; aber hübsch ohne Kunst wäre unmöglich. Die Herren von Montguyon, Morley und E... Gentlemen's, haben mit uns Vingt-et-un gespielt. Ich wage Ihnen gar nicht zu sagen, was ich verloren habe. Mein einziger Trost ist, daß mein Geld in die Hände eines ruinirten E... übergegangen ist.“

Der nächste vom 4. Januar 1842, 1 Uhr morgens, lautet: „Mitternacht ist schon vorbei. Ich will Ihnen sagen, daß ich Ihnen allein die gute Haltung, die ich heute dem ganzen Abend in der Oper bewahrt, zu verdanken habe. Hören Sie, mein lieber Halévy, nehmen Sie mir das nicht übel, es hat mich große Anstrengung gekostet, einen Act zu consumiren. Ich habe dieses Mitterweil“) unausgesprochen langweilig. Meine Familie hat Ihre Beharrlichkeit, mich zu logniren, sehr wohl bemerkt, ohne sich darüber im geringsten zu beklagen. Sie haben auch einmal Ihren Kopf auf Ihre Hand gestützt, und Sarah hat mich sofort darauf aufmerksam gemacht, daß der Ring immer noch da war. Es wollte gewiß meiner kleinen Aergernisse etwas schmeicheln.“

In den beiden folgenden Briefen beklagt sie sich über die, auf der andern Seite eingetretene Gleichgültigkeit oder Verachtung. Gemüthlicher und weniger distinkt als die weiter folgenden an verschiedene Personen gerichteten Büllete ist ein Brief an ihren Bruder Rafael, datirt Lyon, den 7. Juli 1843, worin sie ihn mit folgenden Worten dazu mahnt, sich Bildung zu erwerben: „Eine Frau kann zu einer ehrenwerthen, geschätzten und achtbaren Stellung gelangen, ohne vielleicht seinen Fama, den die Welt Anziehung nennt, zu besitzen. Und weißt du auch weshalb? Weil eine Frau nichts von ihrem Reize verliert, im Gegentheil, wenn sie in ihrem ganzen Benehmen und in ihrer Sprache eine große Zurückhaltung an den Tag legt; eine Frau antwortet und fragt nicht, sie eröffnet niemals das Gespräch, sondern sie hört ihm zu. Ihre natürliche Koketterie gibt ihr den Wunsch, sich zu belehren, sie behält auch hier und da etwas, und ohne einen festen Stützpunkt von Haus aus gehabt zu haben, nimmt sie doch bisweilen mit der Zeit jenen Rad an, der für Gebildeten gehalten werden kann. Bei einem Kamee hingegen ist dies ganz etwas anderes. Alles was die Frau nicht wissen kann, wird die erste Sprache des Mannes, sein tägliches Bedürfnis. Mit diesem Bedürfnis vermehrt er seine Vergnügungen und vermindert seine Sorgen. Er vervielfältigt seine Freuden und wird außerdem noch für einen geistreichen Menschen gehalten. Siehst du Kleiner, mein Rath ist gar nicht so verächtlich. Denke darüber nach, und wenn du begehrt zu etwas hast ersehnst, so erinnere dich an deine Schwester, die glücklich und stolz über deine Erfolge sein und dich vom ganzen Eeile lieben wird. Offenlich hast du diesen Brief nicht zu

*) Der berühmte Schauspieler und Professor am Conservatorium Rachel's Lehrer.

**) „Die Königin von Cypern“, Oper von Halévy.

lang gefunden und wirft ihn zu deinem Vergnügen oft wieder lesen, wenn nicht oft, so einige male. Rachel."

Dann folgt ein Brief an ihren Sohn Alexander und ein anderer an ihren zweiten Sohn Gabriel. Der letztere ist datirt: Auf dem Nil bei Remeh 21. December 1856 und enthält folgende Stelle: „Ich befinde mich immer besser, dank der fortwährenden Hitze dieses wohlthätigen Klimas. Denke dir, du kleiner Keil, ich bin hier auf einem kleinen, reizenden Schiffe, wo ich alles, was ich brauche, habe. Es ist so bequem, daß ich mitunter denke, ich wäre zu Hause, in der Rue Trudon. Heute ist es Windstille. Seit heute Morgen stehen wir still auf dem schönen Flusse, den man den Nil nennt. Wir sind mitten im Winter, und dabei haben wir so schönes Wetter, daß ich mein Kleid habe ausziehen müssen, um dir bequem schreiben zu können. Mein ganzer Anzug besteht aus einem Nachtkleid und einem leichten Unterrock. So sitze ich auf meinem Bettchen, in meinem Zimmerchen, bei offenem Fenster. Der Nil ist wie ein See, sein Windzug kräuselt seinen Spiegel; die Sonne, der es gemaltig heiß zu sein scheint, badet ihre Strahlen im Flusse. Das gibt dem unermesslichen Wasserteppich tausend bunte Farben. Es ist ein herrliches Bild der Natur. Ich athme mit voller Lunge die belebende Luft von Aegypten ein, ich huste freilich noch immer; aber anstatt es mich schwächen sollte, werde ich stark dabei."

Diese Stelle beweist, daß die geniale Künstlerin, welche nach Art dieser Kranken jede momentane Gleichgültigkeit als einen wesentlichen Fortschritt zur Besserung ansah, vermöge ihres glücklichen Instincts ebenso gut und lebendig aufzufassen als darzustellen wußte, trotz aller orthographischen Fehler. **J. M.**

Aus der alten Geschichte.

Die persische Politik gegen die Griechen seit dem Ende der Perserkriege. Die politischen Beziehungen der Römer zu Aegypten bis zu seiner Unterwerfung. Von J. G. Schneiderwirth. Heiligenstadt, Delion. 1863. Gr. 8. 20 Ngr.

Man fühlt sich eigenthümlich berührt, wenn in einem Augenblicke, wo Candidaten für den erledigten Königsthron von Griechenland wie die Pilze aus der Erde schießen, eine Schrift zur Lectüre labet, die uns in eine weit entlegene Vorzeit eben dieses Landes versetzt. Der Titel der Abhandlung ist verlockend genug, sehr vielversprechend. Gerade über die von Schneiderwirth behandelte Epoche herrscht viel Dunkelheit. Ein gründliches Verständniß der so bedeutungsvollen Politik Persiens gegen Hellas um die bezeichnete Zeit ist uns versagt, da die Bücher des Ktesias, Dinon, Ktarchus, Hellanikus, Heraklides von Syne, Theopompus, des Ephorus, vor allem aber die Politien des Aristoteles fehlen. In Anbetracht dessen muß es doppelt willkommen sein, wenn diese Periode eine neue Durcharbeitung nach den vorhandenen, allerdings sehr beschränkten Quellen erhält. Schneiderwirth hat sich seiner Aufgabe mit rühmlichem Fleiße und großer Sorgfalt unterzogen. Hier und dort hätten wir in der Darstellung das Colorit lebhafter gefärbt gewünscht; das Ganze ließe sich etwas trocken. Alle Anerkennung verdient dagegen die gewissenhafte Treue, die strenge Objectivität, mit welcher der Verfasser schreibt. Sein Ueengang ist etwa der folgende. Seit der Beendigung der sogenannten Perserkriege — Schneiderwirth nimmt das Jahr 449, den Tod Simon's, als Rubrikpunkt — wurden die persischen Eroberungsversuche gegen Hellas nicht wieder erneuert. Trotzdem griff die persische Politik vielfältig und folgenreich in die Angelegenheiten der Griechen ein. Sie reizte die athenischen Bundesgenossen zum Abfall, sie stimmte wiederholt in den letzten Jahren den Gang des Peloponnesischen Kriegs. Persisches Gold machte die Spartaner zu Verren von Griechenland und auf den nämlichen mächtigen Abel ist der Abschluß des Antalkidischen Friedens zurückzuführen. jener Frieden, der dem Großkönig die allein asiatischenellenen wieder unterwarf, die Griechen vom Meere verbrängte und Kriegen und Kriege in Griechenland verewigte. Seit dem 1863. 36.

Jahre 387 übte Persien bis zum Auftreten Philipps von Makedonien das Schiedsamt in den innern griechischen Angelegenheiten. Diese Verührungen zwischen Persien und Griechenland haben eine weltgeschichtliche Bedeutung. Sie schwächten den früheren Gegensatz beider und bereiteten den Tag vor, welchen Alexander im Jahre 324 in Susa feierte, den Tag der Vereinigung der griechischen Welt mit dem Morgenlande.

Völlig zutreffend und mit Schärfe wird die Art und Weise der schiedsrichterlichen Intervention, wie Persien sie in Griechenland nach dem Antalkidischen Frieden übte, von Schneiderwirth dahin charakterisirt, daß der Großkönig dieses Amt ungern übte, ohne Nachdruck, weit weniger aus eigenem Antriebe, als weil er von den griechischen Staaten zu jener Vermittlerrolle herangezogen wurde. Seine Entscheidungen und Bestimmungen finden nicht immer Anerkennung, kommen nicht immer zur Ausführung, es ist ihm gleichgültig. Nur dadurch sucht er seinen Worten Gewicht zu verleihen, daß er sich stets auf die Seite des Mächtigern stellt. Die fortwährenden Empörungen der Satrapen ermöglichte an dem König eben keine andere Politik. Welches, das Schiedsamt Persiens wie die Kriegslust einzelner Satrapen, die wiederholt erobersüchtige Blide auf die schönen Inseln an der Westküste Kleasiens gemworfen hatten, erreichte ein Ende, sobald der Makedonier Philipp immer weiter um sich griff. Der Hof von Susa war nunmehr darauf bedacht, Griechenland in den gemeinsamen Kampf gegen Makedonien zu treiben, in diesem Kampfe zu unterstützen und durch griechische Waffen das sinkende Reich zu halten.

Recht übersichtlich und geschickt ist die Anordnung und Verteilung des Stoffes auf die einzelnen Kapitel bewerkstelligt. Der erste Abschnitt, von 449—412 reichend, zeigt Persien in seiner feindschaftlichen Stellung zu Athen und bespricht die Versuche des Großkönigs, mit Sparta in ein Bundesverhältnis zu treten. Im zweiten, von 412—404, sehen wir Persien im Bunde mit Sparta und im Kampfe mit Athen. Das dritte Kapitel, die Jahre 400—387 umfassend, erzählt von den Kämpfen, welche Persien zuerst allein gegen Sparta führte, sodann im Bunde mit Athen und den andern Theilnehmern des sogenannten Korinthischen Kriegs. Im vierten Abschnitt, von 387—380, erblicken wir Persien in freundschaftlichen Beziehungen zu den griechischen Staaten. Der Großkönig übte das Vermittler- und Richteramt in den innern griechischen Angelegenheiten bis zum Auftreten Philipps von Makedonien. Einzelne Satrapen unternahmen vereinzelte Eroberungsversuche. Persien vereinigt sich schließlich mit den Griechen zum Kampfe gegen Makedonien.

Die nämlichen Vorzüge wie dem ersten Essay können wir dem zweiten nachrühmen, der uns in das Reich der Lagiden einführt. Auch dieser Artikel ist sehr sorgsam, sehr fleißig gearbeitet. Die Darstellung befreit sich durchgehend einer großen Knappheit, auch da, wo eine weitere Detaillirung wol am Orte gewesen wäre. Um kurz über den Inhalt zu referiren: unter den ersten Ptolemäern war Aegypten ein mächtiges und blühendes Reich. Reichliche Landstriche bildeten die Territorien; noch gewaltiger als das gewaltige Landheer war die gewaltige Seemacht. Eine ausgezeichnete Stütze der Monarchie waren ihre stets reichlichen Geldmittel. Die königliche Schatzkammer der ersten Ptolemäer war überreich gefüllt; eine gefülltere Kasse, als die ersten Lagiden, hat kein Herrscher gehabt. Es war vorzüglich der Handel, der den Bewohnern des Landes viel Geld einbrachte, der es ihnen möglich machte, hohe Steuern zu zahlen, der somit den Königen die Mittel gab, gewaltige Heere und Flotten zu unterhalten. Der Hauptort, der Mittelpunkt des damaligen Welt Handels, des Verkehrs zwischen dem fernen Osten und Westen war Aegypten, war Alexandria, die schöne, goldene, üppige Hauptstadt des Landes, wo überdies Kunst und Wissenschaft eine erfreuliche Blüte gewannen. Der schmähliche Untergang dieses blühenden Reichs hat sein Desfremdendes. Wol trugen die unsfähigen und nichtswürdigen Könige, die mit Duzlerinnen und Günstlingen die Summen des Landes verpraßten, die nicht im Stande waren, eine kluge kräftige Politik nach

ausen zu verfolgen, die das Volk durch arge Bedrückung zu Empörungen trieben oder in Streitigkeiten mit Gliedern ihrer Familie die Kräfte des Landes aufrieben; wol trugen sie die Hauptschuld. Es liefert die Geschichte des Ptolemäerreichs wie die seines andern in alter und neuer Zeit den Beweis, daß eine Reihe schwacher Regenten das größte Unglück für ein Land ist. Allein sehr bedeutend hat auch die freundschaftliche Verbindung mit Rom, die im Jahre 273 geschlossen und bis zum Untergang des Staates im Jahre 30 festgehalten wurde, die unerbliche Politik, welche Rom gegen Aegypten beobachtete, das Reich der Ptolemäer geschwächt und zerrüttet. In den Jahren 273—200 hat Aegypten Rom gegenüber eine selbständige Stellung. In den Jahren 200—81 steht Aegypten Rom gegenüber halb abhängig, halb selbständig, in der Zeit von 81—30 dagegen befindet sich Aegypten in vollständiger Abhängigkeit von Rom. Nach diesen Gesichtspunkten, nach diesen innern Eintheilungen gründen, die sich aus der Natur der behandelten Materie ergeben, hat der Verfasser seinen Stoff in drei Kapitel gegliedert.

Beide Abhandlungen machen den Eindruck, als wären sie für das Programm einer höhern Schule geschrieben. Wahrscheinlich wirkt Schneidewitz an einer solchen als Lehrer.

Thaddäus Kan.

Notizen.

Goethe von einem Franzosen des Plagiats beschuldigt.

In der Julilieferung der in Paris erscheinenden freimaure-ri-schen Zeitschrift „Le monde maçonnique“, in der man wol kaum eine literarische Mittheilung wie die gleich zu besprechende suchen würde, lesen wir jüngst einen Aufsatz von A. Gébouin unter der auffallenden Ueberschrift: „Goethe plagiaire des Sterne.“ Ehe wir jedoch auf den eigentlichen Gegenstand des Aufsatzes zu sprechen kommen, müssen wir mit dem Verfasser etwas weiter ausholen. Er erwähnt im Eingange, daß, als er im Jahre 1850 eine französische Uebersetzung der posthumen Sterne'schen Schrift „The Koran or the life“ veröffentlicht, Darbey d'Aurevilly in der „Patrie“ erklärt habe, daß Sterne unendlich der Verfasser eines so unfrommen und muthwilligen Buchs wie der „Koran“ sein könne. Gébouin bemerkt dann, daß er, wie er schon früher in der „Patrie“ in seiner Erklärung gegen Darbey d'Aurevilly mitgetheilt, seine Uebersetzung nach einem Exemplare des Sterne'schen „Koran“ gearbeitet habe, welches im Besitze Walter Scott's gewesen und nach dessen Tode von Lloyd, dem bekannten Reisenden und hervorragenden Schriftsteller, gekauft worden sei, und bürstet sich weiter auf Jules Janin, Balzac und Jean Paul, welche, der erste in seinem „Essai sur la vie et les ouvrages de Sterne“, der zweite in seiner „Physiologie du mariage“, der dritte in seiner „Vorschule der Aesthetik“ (I, 316 der französischen Uebersetzung von A. Büchner und L. Dumont) Sterne als Verfasser des „Koran“ genannt und sich auf ihn als Autor des Buchs bezogen hätten. Hierzu komme, daß Goethe sich einer Anzahl der im „Koran“ enthaltenen Gedanken bemächtigt und sie in mehr oder weniger wortgetreuer Uebersetzung, aber ohne Angabe der Quelle, seinen „Maximen und Reflexionen“ einverleibt habe, woraus wenigstens hervorgehe, in wie hoher Achtung das Buch bei Goethe gestanden habe. Zum Beweise stellt Gébouin sodann die betreffenden Sentenzen nach seiner französischen Uebersetzung des Sterne'schen Buchs und der Vorchat'schen Uebersetzung der Werke Goethe's gegenüber; es sind, wenn wir recht gezählt haben, 19, von denen die ersten 17 im deutschen Original (XLIX, 119 fg. der Ausgabe von 1833) genau aufeinander folgen und, was wohl zu beachten ist, zwischen zwei ausgezeichneten Lobsprüchen auf Lorenz Sterne eingeschachtelt sind. Der erste dieser Lobsprüche lautet: „Vorik Sterne war der schönste Geist, der je gewirkt hat: wer ihn liebt, fühlt sich sogleich frei und schön; sein Humor ist unnachahmlich, und nicht jeder Humor befreit die Seele“; und der jene Reihenfolge von Senten-

zen schließende: „Auch jetzt im Augenblick sollte jeder Gebildete Sterne's Werke wieder zur Hand nehmen, damit das 19. Jahrhundert erfähre, was wir ihm schuldig sind, und einsähe, was wir ihm schuldig werden können.“ Weitere interessante Bemerkungen über Lorenz Sterne finden sich bei Goethe bald darauf. Goethe hat also Sterne die Ehre gegönnt, die ihm gebührt, und er hat auch schwerlich das von Sterne, einem ja ohnehin so bekannten Autor Entlehnte abschlägig unterschlagen und als sein Eigenes geben wollen. Gébouin, der schon früher in der pariser „Illustration“ sich Goethe's als Menschen gegen seine Widersacher aufs wärmste angenommen, protestirt gegen jeden Verdacht, dem Andenken Goethe's Schaden zu wollen, und erklärt sich die Sache so, daß diese Sentenzen unter Goethe's Papieren als bloße Auszüge gefunden und von seinen Herausgebern ihm zugeschrieben und in seine Werke aufgenommen worden seien. In der That erschienen die „Maximen und Reflexionen“, soviel wir wissen, erst nach Goethe's Tode, in der vollständigen Ausgabe letzter Hand vom Jahre 1833. Möglicherweise hat Goethe bei der Anordnung seiner Papiere im hohen Alter selbst nicht mehr recht gewußt, was ursprünglich sein und was andern entlehnt war; denn darüber, daß die „Maximen und Reflexionen“ zu einem guten Theile aus Excerpten, aus Gedächtniß- und Befrächten bestehen, dürfte wol kein Zweifel sein; man findet darunter französische, lateinische, italienische Sentenzen, ferner deutsche, die mit Aufzählungsstrichen bezeichnet sind, eine Sentenz aus Klopstock, einen Auspruch von Hamann mit dem bloßen Zusatz „Gibt!“ u. s. w. Goethe, unabhängig thätig, notirte sich eben alles, was er in Büchern oder Zeitblättern ihn Anregendes und zum Weiterdenken Veranlassendes las, und warf Eigenes dazwischen. So mögen die „Maximen und Reflexionen“ entstanden sein.

J. M.

Lobgedicht auf König Ludwig den Baier.

Im ersten Hefte eines neuen sehr dankenswerthen Unternehmens: „Forschung und Kritik auf dem Gebiete des deutschen Alterthums“, theilt Franz Pfeiffer in Wien ein bisher unbekanntes Lobgedicht auf König Ludwig den Baier aus einer Anzahl Pergamentblätter mit, welche ehemals zu Einbänden von Büchern der bilingen Jesuitenbibliothek dienten. Leider konnte das Gedicht durch die Ablösung nur in Bruchstücken gewonnen werden; da aber eine Spur einmal gefunden ist, so kann man die Hoffnung hegen, daß noch einige weitere Blätter zum Vorschein kommen. Die Handschrift gehört wie das Gedicht dem 14. Jahrhundert an. Das Lobgedicht selbst weist in allegorischer Einleitung die Tugenden und die Verdienste des Königs Ludwig und hat neben trockenen Stellen auch schwungvolle Ergüsse. Pfeiffer macht es sehr wahrscheinlich, daß der Verfasser, der sich selbst einen Schreiber nennt und sich durchwegs als eifrigen Diener und Anhänger des Königs zu erkennen gibt, jener bekannte Meister Ulrich von Augsburg gewesen sei, welcher öfter mit diplomatischen Sendungen an den päpstlichen Hof zu Rom betraut wurde. Der Herausgeber hat dem urfundiichen Abdrucke Anmerkungen und diesen ein Verzeichniß der erklärten Wörter hinzugefügt. Wenn das Gedicht auch nicht zu den ersten Meisterwerken der Poesie gehört, so ist doch die Bekanntmachung als eine Bereicherung unserer ältern Literatur höchst verdienstvoll und wird künftig von der Literaturgeschichte gebührend zu berücksichtigen sein.

88.

Eine Schrift zum Nachdenken über sich selbst.

Den menschlichen Leidenschaften hat der durch anderweitige Schriften in weitem Kreise bekannte H. Klende in einer Schrift „Die menschlichen Leidenschaften“ eine Reihe eingehender und ansprechender Betrachtungen gewidmet. Dieselbe macht keinen Anspruch auf wissenschaftliche Gründlichkeit, sondern hat den Zweck, das gebildete Publikum zum Nachdenken über sich selbst anzuregen. Zu diesem Zwecke hat es denn auch der Verfasser für nöthig erachtet, den Kreis seiner Betrachtung

weiter, als der Titel besagt, auszudehnen, indem er alle hervorragenden Erscheinungen des Menschenherzens in den Bereich seiner Besprechung gezogen hat. Die Schrift gibt ein sprechendes Zeugniß von des Verfassers trefflicher Beobachtungsgabe, wenn auch manche Stellen die in naturwissenschaftlichen Kreisen sehr überhand genommene Hinzufügung philosophischer Studien deutlich bekunden. 58.

Bibliographie.

About, G., Die schöne Madelon. Eine Zeit- und Sitzenbild aus der Zeit Louis Philippe's. Aus dem Französischen überf. von A. Scarneo. Zwei Bände. Wien, Markgraf. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Bone, H., Buch der Altväter. Ober Bilder und Sprüche aus dem Leben der Einsiedler. Paderborn, Schöningh. 8. 22½ Ngr.

Brehm, A. G., Ergebnisse einer Reise nach Sabes im Gefolge Sr. Hoh. des regierenden Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha Ernst II. Hamburg, D. Reischer. Gr. 8. 2 Thlr.

Brückmann, D. H., Altes und Neues aus dem Münsterland und seinen Grenzgegenden. Ein Beitrag zur Kunde Westfalens. Paderborn, Schöningh. 8. 21 Ngr.

Carey, H. C., Die Grundlagen der Socialwissenschaft, deutsch mit Autorisation des Verfassers unter Mitwirkung von H. Huberwald, herausgegeben von C. Adler. Mit einem Vorworte von Max Wirth. 1ster Band. München, Fleischmann. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Chetty, W., Erinnerungen aus meinem Leben. 1stes Buch. Schaffhausen, Harter. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Egglitz von Eay-Beese, Hermine, Postgeheimnisse. Gedichte. Zwei Bände. Pest. 8. 3 Thlr.

Döllinger, J. J. I. v., Die Papst-Fabeln des Mittelalters. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 22 Ngr.

Eichenfels, H. v., Das Erbschloß. Roman. Drei Bände. Leipzig, Cotta. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Fellinger, J. G., Inguo. Dramatisches Gedicht in vier Akten. Herausgegeben von E. M. Mayer. Klagenfurt, Leon. Gr. 16. 12 Ngr.

Fuch, J. G., Das nichtige und vernichtende Wesen des Bösen, eine Theodicee, durch Widerlegung der Julius Müllerschen Schrift vom Wesen und Grunde der Sünde dargestellt. Jena, Fuch. Gr. 8. 1 Thlr.

Kosar, J., Anton Martin Ramöel, Fürst-Bischof von Breslau, dargestellt in seinem Leben und Wirken. Marburg a/D. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Kübler, J., Neue Gedichte. Winterthur, Steiner. 16. 10 Ngr.

Lewald, A., Clarinette. Drei Bände. Schaffhausen, Harter. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Luthardt, G. G., Die Lehre vom freien Willen und seinem Verhältniß zur Gnade in ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt. Leipzig, Dörfling u. Franke. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Die Märkner von Carthago. Ein dramatisches Gedicht. Leipzig, Dreb. 8. 12 Ngr.

Dertel, J. R., Habes. Gegetisch-dogmatische Abhandlung über den Zustand der abgestorbenen Seelen. Leipzig, Dreb. Gr. 8. 28 Ngr.

Pfeiffer, F., Forschung und Kritik auf dem Gebiete des deutschen Alterthums. I. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 12 Ngr.

Reid, M., Der Marone oder: Pflanzenleben auf Jamaica. Vom Verfasser einzig rechtmäßig autorisirte Uebersetzung für Deutschland von Anna Sievers. Drei Bände. Altona, Verlags-Bureau. 8. 2 Thlr.

Robiano, Louise v., Ende gut, Alles gut! Eine Erinnerung an Nauheim. Stuttgart, Schweizerbart. 8. 22 Ngr.

Rönnfahrt, J. G., Lessing's dramatisches Gedicht Nathan der Weise. Aus seinem Inhalte erklärt. Stendal, Franzen u. Große. Gr. 8. 20 Ngr.

Scheibe, L., Das Wiener Irrenhaus. Original-Roman. Zwei Bände. Wien, Markgraf. 8. 1 Thlr.

Sivers, J. v., Das Buch der Güter Eivlands und Desfelds. Riga. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stahl, M., Ein weiblicher Arzt. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Cotta. 8. 2 Thlr.

Stieglitz, H., Erinnerungen an Charlotte. Aus Tagebuchblättern und sonstigen Handschriften des Verstorbenen ausgewählt und herausgegeben von L. Gurge. Marburg, Elwert. 8. 20 Ngr.

Wacano, G. M., Die Töchter der Schminke. Abenteuer-Roman. 1ster Band: Mondschein-Cavaliere. Berlin, Cassar. Gr. 8. 1 Thlr.

Wettheim, H. v., Vicomte von Martigny. Erzählung, nach dem Französischen des H. de Vertet frei bearbeitet. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Von Gottes Gnaden oder: die Majestät des Volkes. Ein Zeitgemälde der Gegenwart aus den Papieren eines Verbannten. 1stes bis 18tes Heft. Berlin, Röhling. Gr. 8. 3 Ngr.

Wachenhufen, D., Die Volkswirtschaftslehre. Für das deutsche Volk. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 27 Ngr.

Wolf, G., Judentaufen in Oesterreich. Nach Archivalien des k. k. Ministeriums des Aeussern, der k. k. Staats-, Finanz- und Justizministerien, der k. ungarischen Hofkanzlei etc. Wien, Herzfeld u. Bauer. Gr. 8. 24 Ngr.

Wuttke, H., Die Völkerschlacht bei Leipzig. Berlin, Brieg. Gr. 8. 20 Ngr.

Zimmermann, C., Der Glaubensseid. Eine rechtsgeschichtliche Untersuchung. Marburg, Elwert. Gr. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Bad, H. L., Oesterreich und die polnische Frage. Wien, Markgraf. Gr. 8. 6 Ngr.

Betrachtungen über Professor Frohschammer und Bayerisches Unterrichtsweisen vom Standpunkte des bayerischen Staatsbürgers. Nürnberg, Kiegel u. Wiesner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Brin, R., Kunst und Kultur. Festschrift zur Jubelfeier der Mozartstiftung. (25. Juni 1863.) Frankfurt a. M., Aufsatsh. Gr. 8. 5 Ngr.

Herzberglesungen des Barons von Strudelwitz an den Baron von Strudelwitz über das Die Nationalturnfest zu Leipzig. Bonn, Schulze. 8. 3 Ngr.

Lampadius, W. A., Des Christenvolkes Wetlauf nach einer unvergänglichen Krone. Predigt über 1. Cor. 9, B. 24—27 am ersten Tage des 3ten allgemeinen deutschen Turnfestes Sonntag den 2. August 1863 gehalten in der Nikolaitirche zu Leipzig. Leipzig, Pernigsch. Gr. 8. 2 Ngr.

Schacht, L., Festschrift zur 50jährigen Gedächtnisfeier des 17. März 1813, gehalten bei der öffentlichen Schulfeier hiesiger Realschule 1ste Ordnung am 17. März 1863. Elberfeld, Rebus u. Comp. Gr. 8. 4 Ngr.

Schoene, G., Das Herzogthum Berg. Elberfeld. 1862. 8. 5 Ngr.

— Ueber Elberfelder Familien-Namen. Vorlesung. Elberfeld. 1861. Gr. 8. 7½ Ngr.

Sybel, H. v., Ueber die Entwicklung der absoluten Monarchie in Preußen. Rede, gehalten am 3. August 1863 in der Aula Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn. Bonn, Cohen u. Sohn. 8. 7½ Ngr.

Verleumdungs-Prozess Dr. Thaddäus Lau gegen Wilhelm Badernagel und Ludwig Walestrobe. Elberfeld, Bader. Folio. 1 Ngr.

Wollert, M., Die Erhebung Deutschlands gegen den Kaiser Napoleon. Ein Vortrag zur Erinnerung an die 50jährige Jubelfeier. Jena, Frommann. Gr. 8. 3 Ngr.

Anzeigen.

Werthvolle Bücher zu ermässigten Preisen, bis Schluss des Jahres 1863

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt vergütet.

Orientalia.

Benfey (T.). Ueber das Verhältniss der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm. 8. 1844. (2 Thlr.) 10 Ngr.

— Vollständige Grammatik der Sanskritsprache. Zum Gebrauch für Vorlesungen und zum Selbststudium. 8. 1852. (5 Thlr.) 2 Thlr. 20 Ngr.

— Chrestomathie aus Sanskritwerken. 2 Theile. 8. (1. 5 Thlr.)

Sprüche des Bhartrihari. Aus dem übertragen von W. von Böhlen. 8. 10 Ngr.

in ebn Ahmed). Liebe, Wein und Man-
lieber zum ersten mal deutsch gegeben von
r. 8. 1855. (24 Ngr.) 10 Ngr.

In deutschen Nachbildungen von A. H. 2. 1844. (2 Thlr.) 20 Ngr.

ie indische Fabelsammlung aus dem Sans-
l überf. von M. Müller. 12. 1844.

(20 Ngr.) 10 Ngr.

Ibrahim (Mirza Mohammed). Grammatik der lebenden persischen Sprache. Aus dem Englischen übersetzt, zum Theil umgearbeitet und mit Anmerkungen versehen, von H. L. Fleischer. 8. 1847. (3 Thlr.) 1 Thlr.

Sadi. Rosengarten. Nach dem Texte und dem arabischen Commentar Sururi's aus dem Persischen überf. mit Anmerkungen und Zugaben von R. G. Graf. 12. 1846. (1 Thlr. 6 Ngr.) 10 Ngr.

Sama-Veda. Die Hymnen der Sama-Veda, herausgegeben von T. Benfey. 4. 1848. (6 Thlr.) 3 Thlr.

Samaveda. Märchenammlung. Aus dem Sanskrit überf. von F. Brockhaus. 2 Theile. 12. 1843. (1 Thlr. 18 Ngr. 20 Ngr.)

Stickel (J. G.). Das grossherzogliche orientalische Münz-
cabinet zu Jena, beschrieben und erläutert. 1stes Heft:
Omayyaden- und Abbassidenmünzen. Mit lithographirter
Tafel. 4. 1845. (2 Thlr.) 20 Ngr.

Ein ausführlicheres Verzeichniss im Preise er-
mässiger Werke, aus fünf Abtheilungen bestehend,
ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Encyclopädische Werke

aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein ausführlicher Prospect über diese Werke:

Conversations-Lexikon — Unsere Zeit — Bilder-Atlas —
Kleineres Conversations-Lexikon — Illustriertes Hand- und
Familien-Lexikon — Staats-Lexikon,
ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Diese Werke sind daselbst auch vorrätzig; Unterzeichnungen
zu allmählicher Anschaffung werden fortwährend angenommen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Oswald Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Neue billige Wörterbücher

aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsch-französisch-englisch.

Vollständiges Handwörterbuch der deutschen, französischen und
englischen Sprache. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum
Gebrauch der drei Nationen. In drei Abtheilungen. Sie-
bente Auflage. 8. Geb. in einem Bande. 2 Thlr. 20 Ngr.

Französisch-deutsch und Deutsch-französisch.

Kaltschmidt, J. H. Petit Dictionnaire complet français-
allemand et allemand-français. — Vollständiges Taschen-
wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. Neu-
ste Auflage. 8. Geb. 20 Ngr. Geb. 25 Ngr.

Englisch-deutsch und Deutsch-englisch.

Albert, L. A complete Pocket-Dictionary of the Eng-
lish and German languages. — Vollständiges Taschenwör-
terbuch der englischen und deutschen Sprache. Dritte Auf-
lage. 8. Geb. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 5 Ngr.

Italienisch-deutsch und Deutsch-italienisch.

Valentini, F. Dizionario portatile italiano-tedesco e
tedesco-italiano. — Taschenwörterbuch der italienischen
und deutschen Sprache. Vierte Original-Auflage. Zwe-
te Theile. 8. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr. Geb. 2 Thlr. 18 Ngr.

Fremdwörterbuch.

Kaltschmidt, J. H. Neues und vollständiges Fremdwörter-
buch. Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten
Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wis-
schaften, im Handel und Verkehr vorkommen, mit Bezeich-
nung der Aussprache. Nebst einem Anhange von Eigen-
namen. Sechste Auflage. (52 1/2 Bogen.) 8. Geb.
1 Thlr. 20 Ngr. Geb. 2 Thlr.

Synonymen.

Meyer, Ch. F. Handwörterbuch deutscher synonymverwandter Aus-
drücke. Fünfte Auflage. 8. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb.
1 Thlr. 16 Ngr.

C. A. Fleischmann's Verlag (August Hoffmann)
in München.

Geben ist bei uns erschienen und in allen Buchhandlungen
vorrätzig:

Pälzische G'schichte.

In der Mundart erzählt

von

Franz von Kobell.

Elegant broschirt. Preis: 1 Thlr., oder 1 Fl. 36 Kr.

Inhalt: 'S Photographien-Liedche. 'S Wärges Philipp'.
Die G'schicht vom Frig Bohrer. 'S schloß'abe Lottche'. Die
Käfer's. Freund Grogmann. Die Kofale. 'S Liedche von
Erbach. Drei Freier.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 37. —

10. September 1863.

Inhalt: Zur Literatur des Dreißigjährigen Kriegs. Von Karl Stimmer. — Novellen und Erzählungen. Von Gustav Hauff. (Beschl.) — Deutsche Polemik in älterer und neuerer Zeit. — Karl Ritter's Vorlesungen. — Biographisches. — Notizen. (Schriftstellerklagen aus den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts; Wieland's „Aberriten“ französisch.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Zur Literatur des Dreißigjährigen Kriegs.

1. Tilly oder der Dreißigjährige Krieg von 1618—32 von Graf von Willermont. Aus dem Französischen übersetzt. Schaffhausen, Hurter. 1860. Gr. 8. 3 Thlr.
2. Geschichte der Belagerung, Eroberung und Zerstörung Magdeburgs von Otto von Guericke. Aus der Handschrift zum ersten male veröffentlicht von Friedrich Wilhelm Hoffmann. Magdeburg, G. Baensch. 1860. Gr. 8. 20 Ngr.
3. Tilly im Dreißigjährigen Kriege von Duno Klopff. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1861. Gr. 8. 5 Thlr. 24 Ngr.
4. Herzog Karl Emanuel I. von Savoyen und die deutsche Kaiserwahl von 1619. Ein Beitrag zur Vorgeschichte des Dreißigjährigen Kriegs von Bernhard Erdmannsdorfer. Leipzig, Weitz und Comp. 1862. Gr. 8. 20 Ngr.
5. Deutschland nach dem Dreißigjährigen Kriege. Dargestellt in politischer, materieller und socialer Beziehung und mit Rücksicht auf die Entwicklung des europäischen Staatensystems seit der Reformation von Karl Friedrich Hanser. Leipzig, G. F. Winter. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
6. Wallenstein's vier letzte Lebensjahre. Von Friedrich von Hurter. Wien, Braumüller. 1862. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Obgleich die Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs seit ungefähr zwei Jahrhunderten niemals längere Zeit von der Tagesordnung der historischen Literatur verschwunden ist, so hat sie doch unleugbar theils durch Förster's Schriften über Wallenstein, theils durch die geöffneten Staats- und Privatarchive nicht bloß einen neuen Impuls zu einer gründlicheren und umfassenderen Durchforschung und Benützung der Quellen erhalten, sondern auch einen Reinigungsproceß durchgemacht, der, wenn auch seine Erscheinungen überlieferten Glauben oder kirchlich-religiös befangene Gemüther in dem einen oder dem andern Falle empfindlich berührten, gleichwol der Wahrheit und Gerechtigkeit nicht unerhebliche Dienste geleistet hat. Der eingreifendste Einfluß dieser Erscheinung zeigt sich zuerst in dem bekannten Werke Adolf Menzel's „Neuere Geschichte der Deutschen“. Abgesehen von der objectivern Auffassung der Reformationsgeschichte, die dem Verfasser in heftige Kämpfe, insbesondere mit Machiavelli, verwickelte, tritt auch bereits Tilly in einer Gestalt auf, die sich nicht

unwesentlich, wenn wir so sagen sollen, von der volksthümlichen, namentlich aber von der Schiller'schen unterscheidet. *)

Ueberhaupt aber erhob sich eine immer lebhaftere Opposition gegen die bisher überwiegend protestantische Auffassung und Darstellung des Dreißigjährigen Kriegs, sowie der hervorragenden Persönlichkeiten und Helden dieser so unglückseligen Zeit; selbst Protestanten standen zuvörderst in der Reihe dieser Opposition: Ustörer, als er noch äußerlich Protestant war, und der ultranationale, fast immer infolge äußerer Verhältnisse verbissene Barthold; ihnen schlossen sich nun katholischerseits mit schärferer Ausprägung von Armin, von Freyberg und namentlich Hurter an. Die Wandelung ist in der That merkwürdig: der zum dramatischen Helden emporgehobene, von Förster als Opfer eines Justizmords bezeichnete und allerdings mit mehr Scharfsinn und Ritterlichkeit als rein historischer Glaubhaftigkeit vertheidigte Wallenstein wird die schauerlichste Gestalt des Dreißigjährigen Kriegs, während Tilly, den der größere Theil der Geschichtschreibung und der Volksglaube nur als religiösen Fanatiker und blutbesleckten Peiniger der Protestanten kannte, der nicht ohne symbolische Bedeutung die bekannte rothe Feder trug und in seiner ganzen äußern Erscheinung an Alba erinnerte, in eine Region von Heiligen versetzt wird, wo man wol den Mönch, aber nicht den Krieger, am allerwenigsten den des Dreißigjährigen Kriegs zu suchen gewohnt ist. Wer trägt denn nun aber die Schuld an dem Jammer, an den Barbareien, die schon in der ersten Hälfte des Dreißigjährigen Kriegs das unglückliche Deutschland fast zur Verzweiflung treiben? Außer Wallenstein ist es der Mansfelder, der Braunschweiger, der Badener, der Däne und der Schwede Gustav Adolf. Tilly, obgleich Böglings der Jesuiten, ist tolerant, leutselig, verzögert stromweise Thranen über die Greuel, die er sieht, aber nicht verhüten kann, und hält seine Hände rein vom

*) Daß an Schiller's Charakteristiken das allerdings nicht völlig unparteiische Buch „Soldat suédois“ einigen Antheil hat, darf nicht in Abrede gestellt werden. Wir werden weiter unten auf die Sache zurückkommen.

Raube, mit dem sich Freund und Feind, Hohe und Niedere bereichern.

Von diesem Standpunkte aus will unstreitig das Werk betrachtet und beurtheilt sein, das wir oben unter dem Titel „*Lilly über den Dreißigjährigen Krieg vom 1618—32*“, von Graf von Plüermont (Nr. 1), angeführt haben. Zudem wir nur kurz bemerken, daß der Verfasser in seinen Darstellungen und Urtheilen die Gegenpartei weniger verlegend auftritt, als manche andere seiner historischen Richtung, daß er dem Bestreben unparteiisch zu sein sich nicht gänzlich entfremdet hat, daß ihm aber allerdings sehr vieles, was der protestantische Standpunkt infolge beglaubigter Forschungen und Schriften für sich in Anspruch nehmen darf, unbekannt ist; dies also nur kurz andeutend, fassen wir folgende Fragen besonders ins Auge: Wer war nach des Verfassers Meinung Lilly? Wer trägt die Schuld der Zerstörung Magdeburgs? Wer hat endlich das Grausenhafte, welches mit dieser Zerstörung verbunden war, verschuldet? Was die erste Frage betrifft, so müssen wir, da sich kein Gesammturtheil im Werke findet, einzelne Stellen miteinander hier verbinden, um das von der gewöhnlichen Vorstellung abweichende Bild zu gewinnen, wie es sich der Verfasser zeichnen zu müssen geglaubt hat. So lesen wir S. 414:

Der tapfere Krieger vereinigte mit der Gabe des Befehlens die Fügsamkeit eines Mönchs, gebarnt mit kindlicher Herzgutmüthe. Sicher, auf dem rechten Pfade zu wandeln, wenn er Gehorsam übte, frei von jeder weltlichen Eitelkeit und von jeder Rücksicht der Eigenliebe, suchte er seine andere Befriedigung als die seines Gewissens und keine andere als Gottes Ehre.

Und S. 618 heißt es:

Lilly, der von zarter andächtiger Verehrung für die unbefleckte Jungfrau durchdrungen war, deren Bildniß er auf alle seine Fahnen hatte malen lassen, hatte immer den Wunsch genährt, in dem schattigen Schatzen ihrer Altäre zu ruhen. Zur Zeit seiner letzten Wallfahrt nach Altötting hatte er sich daher in der Nähe des der Muttergottes geweihten Heiligtums seine Grabstätte gewählt. Er widmete 6000 Gulden zur Stiftung eines Beneficiums mit der Bedingung, daß für ihn wöchentlich drei Messen gelesen würden. Bei derselben Gelegenheit schenkte er auch der Muttergottes von Altötting ein großes Crucifix von Lapis lazuli, das von überaus kostbarer Arbeit und mit Diamanten verziert war, ferner eine prachtvolle Kette mit sehr werthvollen Brillanten geschmückt. Als er diese Geschenke erhielt, soll er zu seiner Umgebung geäußert haben: diese Kette widme ich zugleich der Freude meines Herzens, meiner lieben Frau und Gebieterin, der heiligen Maria.

Erkennt man an diesen Worten nicht sofort den Hergang einer den Protestantismus tödlich hassenden Schule, aus der Lilly's beide Oberherren, der Kaiser Ferdinand II. und der Kurfürst Mar von Baiern, hervorgegangen waren? Salbungsvoll, wenn auch nicht ohne einige allgemeine Wahrheit schließt der Verfasser sein Werk mit folgenden Worten:

Der Name Lilly ist einer von jenen, welche dazu bestimmt sind, mit jedem auf der Bahn der Wahrheit gemachten Fortschritt der Geschichte in vollkommener und hellerem Lichte zu glänzen. Die Namen des Menschen spiegeln sich in seinen Urtheilen: sie sind überlebensfähig, unbeständig und voll von Irrthümern. Die von der blinden Begeisterung der Leidenschaften leichtsinnig gewährte

Popularität hat nichts mit dem Verdienst gemein. Nur Gott allein ist gerecht und wahr in seinem Urtheil. Die Zeit ist sein großer Richter auf Erden; mit der Zeit schwindet der auf Parteilichkeit gegründete eitle Ruhm; die Zeit verbessert die ungerechten Ansprüche menschlichen Vorurtheils; sie berichtigt der Unwissenheit anmaßendes Verdammungsurtheil; allmählich verbreitet sie die Lichtstrahlen der Wahrheit und offenbart uns schon hinlänglich die unbegreifbare Kraft des ewigen Gerechtigkeits.

Darum darf es aber auch nicht wunder nehmen, wenn wir S. 620 folgende Stelle finden:

Zwei Jahrhunderte waren verfloßen, zwei Jahrhunderte durch aufgeregte Leidenschaften und hartnäckige Unwissenheit geförderter geschichtlicher Verschwörungen; da trat König Ludwig I. Kühn der classisch gewordenen Unwahrheit entgegen und verteidigte mit einem bei gekrönten Häuptern selten gewordenen Muth, daß man der Wahrheit ihr Recht werden solle. Bei der Einweihung der durch seine Fürsorge errichteten Lilly's Statue sprach der Maximilian's I. die erhabenen Worte: „Dieses Standbild ist ein Beweis, daß wir die Dienste Lilly's nicht vergessen. Arg verleumdete war er zwei Jahrhunderte lang; aber durch des Vorurtheils Weibel drangen der Wahrheit Strahlen.“ Diese erste öffentliche Publigung blieb indeß nicht vereinzelt. Ludwig I. hat Johann Herlaes von Lilly einen Platz in seiner herrlichen Walhalla angewiesen. Baiern hat seinerseits Lilly ein Monument errichtet, das noch militärischer und bedeutungsvoller ist. Der Reisende, der donauabwärts schiffend Jugoslawien berührt, erblickt zu seiner Rechten imposante Bauwerke, in welchen nach den Erfordernissen unserer jetzigen militärischen Architektur sorgfältiger Luxus mit der männlichen Einfachheit der Linien gepaart ist. Unter der Plattform liegt man in so hohen Buchstaben: Fort Lilly. Welche erhabenen und zugleich schmerzlichen Gefühle müssen nicht durch diese zwei kleinen Werke in der Brust des Katholiken oder des von wahrer Vaterlandsliebe erfüllten Deutschen hervortreten.

Das ist in seinen Grundzügen das historische Standbild, welches die katholische Geschichtsschreibung der Neuzeit der protestantischen Historiographie und dem Volksglauben gegenüber aufzustellen sich für berechtigt ansieht.

Kommen wir jetzt zur zweiten Frage, wer die Schuld der Zerstörung Magdeburgs trage, so kann dem in der niederländischen Kriegsschule gebildeten General Lilly eine beachtete Vernichtung Magdeburgs als einer so festen Position an der Elbe gegen den heranrückenden schrecklichen Feind kaum zugeraut werden, ebenso wenig Papenheim, wie Hoffmann in seiner „Geschichte Magdeburgs“ ausdrücklich bemerkt hat, um so weniger, da die Stelle des brandenburgischen Administrators einem österreichischen Erzherzoge zugeführt war. Auch unser Verfasser sagt, freilich nicht ohne Salbung, die ihm stets bei Lilly's Namen auf der Zunge schwebt (S. 468):

Als General wußte Lilly alle Vortheile, welche ihm der Besitz einer unversenkten, an Hülsquellen so reichen Stadt gewähren würde, vollkommen zu würdigen; als Mensch war er von unigentlichem Mitleid gegen die schwachen und unschuldigen Opfer eines blinden Starrsinns durchdrungen.

Und S. 494 heißt es:

Lilly sah mit namenlosem Schmerz das unabwehrbringliche Verderben der großen, schönen Stadt, die er zu seinem un-

*) Sie ist veranlaßt durch die Aeußerung, welche dem König Ludwig I. bei der Rückfahrt von Lilly's Lebe in den Mund gelegt wird: „Erat barbarus, erat tyrannus.“ Auch Klapp hat diese Erklärung: die sehr verdächtige Quelle ist Hormayr's „Historisches Taschenbuch“ (Jahrgang 1839).

nehmbarer Waffenplatz gegen Gustav Adolf und zum Ausgangspunkt seiner künftigen Triumphe zu machen gehofft hatte; sein Herz blutete beim Anblick der geflohen und vatermörderischen Plünderung, deren Verantwortlichkeit ungerechte Geschichtsschreiber (das ist leere Redensart, daran hat Tilly sicherlich nicht gedacht) ihm aufbürden würden. Die Trophäen seines Sieges sollten Blut und Asche, Verleumdungen sollten seine Lorbern sein.

Uebrigens hatten die Festungswerke nur wenig gelitten, nur über die Häuser und deren Bewohner war das gräßliche Verderben hereingebrochen. Wer, fragen wir jetzt, hat dieses Verderben verschuldet? Die Frage läßt sich in eine Doppelfrage auflösen: war Tilly oder Wappenheim gleich von vornherein entschlossen, ein furchtbares Strafgericht über die renitente und keiserliche Stadt zum Schrecken für andere ergehen zu lassen, oder war die entsetzliche Katastrophe am Ende doch nur eine gräßliche Ercheinung, die sich aus der Verwilderung einer gereizten und raublustigen Soldateska der damaligen Zeit erklären läßt? Ein Beweis für einen vorgesezten Plan läßt sich weder aus den Unterhandlungen Tilly's mit den magdeburger Behörden, noch aus den verschiedenen Berichten über die Katastrophe an den Kaiser, an den Kurfürsten von Baiern und an die Regentin der Niederlande herausfinden: Tilly warnt, droht und macht auf die natürlichen schrecklichen Folgen eines Sturms aufmerksam und in den Berichten wird allerdings die Zerstörung als ein Strafgericht Gottes und als ein herrlicher Sieg der kaiserlich-liguistischen Waffen über die Ungehorsamen dargestellt, und Tilly gibt insolge dessen dem Kaiser den Rath, den Schrecken zu benutzen, theils die offenen Gegner, theils die Zweideutigen, jedoch nicht ohne verstärkte Heeremacht, vollends zu Paaren zu treiben; aber davon ist keine Spur, daß man sich des Gelingens einer beabsichtigten Zerstörung freue, wol aber blickt hier und da in den verschiedenen Berichten ein mehr oder minder stichtbarer Anflug des Bedauerns durch. Zieht man jedoch Wappenheim's ganzen Charakter, insbesondere auch den religiösen in Betracht, erwägt man ferner die hinlänglich beglaubigte Thatfache, daß ihm hauptsächlich die Aufgabe des Sturms zugefallen war, daß er vorerst im Straßensampfe große Verluste erlitt, wie sein eigener Bericht zu erkennen gibt, wodurch die ohnehin rohe Soldateska in maßlose Wuth versetzt ward: daß endlich das ausgebrochene Feuer um so verderblicher werden mußte, weil in den meisten Häusern Munition sich befand; so wird man es wol nicht für etwas Unwahrscheinliches ansehen dürfen, daß auch, ohne bei dem Oberbefehlshaber Tilly Man oder Befehl vorauszusetzen, dennoch alles der Raublust und der Worgier der Groberer zum Opfer zu fallen in Gefahr gerieth. Wappenheim und seine Soldateska sind sonder Zweifel vorzugsweise bei den Greuelen Magdeburgs theilhaftig gewesen.^{*)}

Allein deffenungeachtet wird die Erinnerung an das Gescheh Magdeburgs am 20. Mai 1631 an den Namen Tilly's für immer geknüpft bleiben, was auch Heising, Vensen, Klapp und unser Verfasser dagegen sagen mögen. War Tilly nicht Oberbefehlshaber, auf den Ruhm und Schimpf und alle Verantwortlichkeit fällt? Schützen nicht Tilly's Vertheidiger und Lobredner ihn als einen General von größter Energie, der, wenn es galt, mit dem Degen in der Faust, unter die zügellose Soldateska einführte und die Widerspenstigen niederstach, um sich Gehorsam zu erzwingen? Wissen dieselben nicht Beispiele zu erzählen, wo Tilly miltbherzig, bis zu Thränen gerührt über den Jammer, ja sogar tolerant erscheint? Wie kommt es aber, daß derselbe General bei dem Verderben Magdeburgs so gut wie keine dieser anerkennenswerthen Eigenschaften oder doch erst ziemlich spät erwährt? Das erklärt sich sehr wohl: Tilly besaß insbesondere die letztern Eigenschaften in dem Maße gewiß nicht, als sie ihm von seinen Lobrednern beigelegt werden. Das Resultat ist: allerdings all das Grauensvolle und das menschliche Gefühl Empörende, was in Magdeburg geschah, hat Tilly weder befohlen, noch auch gewollt; aber die Thatfache im allgemeinen war sein Werk, war dem Jesuitenjüngling und dem treuen Vollstrecker der Befehle seiner beiden fürstlichen Gebieter erwünscht; die ungehorsame, die keiserliche Stadt, die schon einmal im 16. Jahrhundert und zwar mit Erfolg dem Kaiser getrogt, war jetzt völlig gebrochen, und der kleine Ueberrest der begnadigten oder wieder frei eingelassenen Bewohner war auf der einen Seite unschädlich, auf der andern nothwendig, war die Wiebergeburts „des unglücklichen Jerusalem der Neuzeit“ möglich zu machen, einer Stadt, die als Festung ihre Bedeutung für den Kaiser keineswegs verloren hatte.

Daß übrigens Tilly an politischer Einsicht und Besonnenheit weit über Wallenstein und Wappenheim stand, dafür sind der Beweise genug vorhanden; er, der ruhmgekrönte Feldherr war doch, das Unglückselige fremder Gemüthsstimmung richtig erkennend und die Wechselfälle des Kriegs nach Gebühr würdigend, selbst damals noch für den Frieden, als des Kaisers und der Ligne Waffen ihre größten Triumphe feierten: er hat mit prophetischem Geiste in die Zukunft des damaligen Deutschland gesehen.

Wir brechen hier ab, indem uns das Eingehen auf die zahlreichen Stellen, denen wir Widerspruch entgegenzusetzen müßten, der Raum verbietet.

Der Herausgeber von Otto von Guericke's „Geschichte der Belagerung, Eroberung und Zerstörung Magdeburgs“ (Nr. 2), F. W. Hoffmann, durch seine gründliche Geschichte der Stadt Magdeburg bekannt und in den vorliegenden historischen Fragen mit Recht als eine Autorität anerkannt, hat sich unfehlbar ein Ver-

^{*)} Höchst charakteristisch ist Wappenheim's Bericht an den Kaiser, in unser Verfasser aus Förker's „Wallenstein's Briefe“ entlehnt hat. Abgesehen von der Eifersucht, die fast in Anlage übergeht, auf Tilly — beide Handen ähnlich zusammen wie 1618 Dort und Bistzer —, trieb sich insbesondere ein großer Mangel über die Zeitungschreiber

aus, „die selten die Wahrheit schreiben, sonderlich was Um. Kay. May. Dienst zum besten geschieht“; daß die Zeitungen auch über Magdeburgs Zerstörung gar manches Falsche, mit Parteiliebe Ausgestattete in die Welt geschickt haben, kann als in der Natur der Sache liegend nicht abgelehnt werden.

dienst erworben, daß er Guericke's Manuscript zum ersten male der Oeffentlichkeit übergibt. Guericke war Augenzeuge der Ereignisse, die er schildert, und vermöge seiner amtlichen Stellung als Rathmann und Bauherr der Stadt sehr genau davon unterrichtet und überdies ein Mann von so anerkannter Ehrenhaftigkeit, daß wol nicht im entferntesten von irgendeiner absichtlichen Entstellung der Wahrheit in seiner Erzählung die Rede sein kann. Uebrigens bildet eigentlich das hier gegebene Manuscript den dritten Theil der von Guericke hinterlassenen Geschichte der Stadt Magdeburg; diese letztere ist leider nicht mehr vorhanden. Wie werthvoll demnach die in Rede stehende Urkunde sei, liegt auf der Hand. Auch hat Willermont einen Theil derselben, soweit er für ihn von Interesse war, in das oben besprochene Werk aufgenommen. Was erfahren wir nun aber aus Guericke's urkundlicher Aufzeichnung? Im wesentlichen Folgendes:

1) Es gab zwei Parteien in Rath und Bürgerschaft. Die eine, man kann sie die gemäßigte nennen, stimmte unter guten Bedingungen für Unterwerfung unter Tilly's Forderungen, insbesondere dann, wenn die Freiheit des religiösen Bekenntnisses möglichst gesichert werde. Die andere Partei dagegen, die man nicht unpassend mit dem Namen der exaltirten bezeichnen kann, unter dem Einflusse mehrerer Geistlichen, einiger Volksmänner, des Administrators und des schwedischen Generals von Falkenberg stehend, wollten von einer Unterwerfung nichts hören, vielmehr im Vertrauen auf Gott und ihre heilige Sache die Entscheidung einem Kampfe auf Leben und Tod überlassen; dem Tilly sei nicht zu trauen, der König von Schweden zu endlicher Rettung in der Nähe und die Vertheidigungsmittel seien noch stark genug, um dem Feinde im Falle des Eindringens in die Stadt einen gehörigen Empfang zu bereiten. Die Zwietracht dieser beiden Parteien lähmte den Widerstand und ward zuletzt verhängnißvoll.

2) Als durch den General Wappenheim eine ziemliche Anzahl Volk auf den Wall bei der Neustadt und da herum in die Gassen der Stadt gebracht, auch der von Falkenberg erschossen, und das „Feuer an allen Enden eingelegt worden“, da ist es mit der Stadt geschehen und alle Resistenz zu spät und vergebens gewesen. „Da ist nun bald nichts als Morden, Brennen, Plündern, Peinigen, Prügeln gewesen. Insonderheit hat ein jeder von den Feinden nach vieler und großer Beute gefragt. Wenn da eine solche Partei in ein Haus gekommen und der Herr etwas zu geben vermocht gehabt, hat er sich und die Seinigen so lang salviren und erhalten können, bis eine andere, die auch was haben wollten, wieder angekommen. Endlich aber, wenn er alles hingegeben und nichts mehr vorhanden gewesen, alsdann ist die Noth erst angegangen. Da haben sie angefangen zu prügeln, ängstigen, gedrohet zu erschießen, spießen, hängen u. s. w., daß wenn's gleich unter die Erde vergraben oder in tausend Schlössern verschlossen gewesen, die Leute dennoch hervorsuchen und herausgeben müssen. Unter welcher währenden Wütherei dann, und da diese

so herrliche, große Stadt, die gleichsam eine Fürstin im ganzen Lande war, in voller brennender Glut und solchem großen Jammer und unaussprechlicher Noth und Schmerz gestanden, sind mit greulichem ängstlichen Noth- und Zetergeschrei viel tausend unschuldige Menschen, Weiber und Kinder kläglich ermordet und auf vielerhand Weise erbärmlich hingerichtet worden, also, daß es mit Worten nicht genugsam kann beschrieben und mit Thränen beweint werden. Es hat aber diese trübselige Zeit nicht viel über zwei Stunden lang in der Stadt gewähret, indem durch den unversehens zustoßenden Wind das Feuer, so zwar anfangs der Graf von Wappenheim, den Bürgern und Einwohnern zur Perturbation und Schrecken einzulegen sollte befohlen, nachmals aber die gemeine Soldateska hierin keine Discretion und Aufhören gewußt haben, dergestalt überhandgenommen, daß um 10 Uhr gegen die Nacht die ganze Stadt völlig in der Aschen und Steinhäufen gelegen.“

Der Brand und das Verderben ging also doch zunächst von Wappenheim und seiner Soldateska aus. Wo blieb aber Tilly, der mildherzige, der Raublust so abholdes Obergeneral?

3) Beispiele der Menschlichkeit und soldatischer Ehrliche sind „ohne Zuthun des Feldherren“ mehrfach vorgekommen.

4) Von Verrath ist in Guericke's Bericht keine Spur, wol aber spricht er von Verführung des gemeinen Mannes.

5) Der Beschuldigung Gustav Adolf's, daß die „Bürger auf die neuen Werbungen und dergleichen Kriegsnöthwendigkeiten keine erklecklichen Geldposten auszahlen wollen u. s. w.“, widerspricht Guericke nicht; fehlt es nicht zuletzt z. B. vorzüglich an Pulver? Wer erinnert sich übrigens dabei nicht Antwerpens, dem der Mangel an Opferbereitschaft eines Theils seiner Bürger, z. B. der Fleischer, die eine Viehweide trotz ihrer Wichtigkeit als militärische Position nicht opfern mochten, so verderblich ward?

Unter den Werken, die uns diesmal zur Beschreibung vorliegen, nimmt das von *Donno Klorr*: „Tilly im Dreißigjährigen Kriege“ (Nr. 3), unlenzbar den ersten Rang ein. Nicht als ob wir damit eine Billigung der wissenschaftlichen Methode, der historischen Anschauungen und der Ergebnisse des Werks ausgesprochen haben wollten; keineswegs; sondern darum glauben wir demselben einen höhern Rang einräumen zu müssen, weil es über die Persönlichkeit Tilly's weit hinausgreift und historische Fragen nicht nur berührt, sondern zur Entscheidung zu bringen sucht, welche mit dem Wesen des Protestantismus und der protestantischen Historiographie in engster Verbindung stehen. Dazu kommt, daß der Verfasser, obgleich Hurter's Schule angehörend, dem Feind derselben doch bei weitem an künstlerischer Darstellung und Sprachweise, an dialektischer Gewandtheit, sowie an Leichtigkeit, die geschichtlichen Thatfachen dem Parteiunabhängigen entsprechend zu gruppieren, übertrifft, abgesehen von der umfassenden Bekanntheit mit der einschlagenden

Literatur. Kurz, man kann, ja man muß das Werk seinem Geiste, seiner Tendenz nach verurtheilen, als Erscheinung auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft ist es gleichwol geeignet, große Aufmerksamkeit zu erregen und insbesondere der protestantischen Historiographie ein „hört“ abzuwindigen.

Hören wir den Verfasser selbst, wie er sich über seine Aufgabe vernehmen läßt. Nachdem er gesagt, daß Tilly nach seinem Tode der Parteiliebe und der Unkenntniß anheimgefallen, die ihm das Rainszeichen des Mörders und Bürgers ausgeprägt habe, und dann die Wahrnehmung ausgesprochen hat, daß die geschichtliche Literatur der Deutschen und der Belgier seit einigen Jahrzehnten bemüht gewesen sei, das Bild Tilly's rein von den trüben Schatten und Verdunkelungen der Parteiliebe herzustellen, fährt er folgendermaßen fort:

„Wol aber fehlte noch auf deutschem Boden eine Gesamtaufassung seines Wirkens. Es fehlte vor allen Dingen für das Ganze aus unmittelbaren, unzweifelhaften Quellen der Nachweis, wie Tilly in seiner Stellung sich verhielt zu den Menschen, zu den Deutschen, zu den Gesetzen und Rechten der Corporationen und der einzelnen. Nicht das Gewühl der Schlachten, nicht das Ringen physischer Kräfte, nicht die Operationen der Strategik stehen für unsern Zweck in erster Linie, sondern die Kenntniß, die Erforschung und Durchdringung der moralischen Motive. Es ist nicht bloß der General Tilly, den wir kennen zu lernen haben, sondern der Mensch und der Christ. Wir haben ferner zu lauschen nicht bloß auf die Kundgebungen derer, die den Krieg machten, sondern auch derer, die ihn erlitten. Wir haben die allzu oft verklungenen Äußerungen der Schwachen ans Licht zu ziehen, damit sie unmittelbar selbst Kunde geben von den schrecklichen Tagen, damit sie namentlich uns Kunde geben von dem Walten und Wirken eines Mannes, den die Nachkommen der Vorfahren, welche er schützte und rettete, misleitet und behört ihren Dränger und Unterdrücker genannt haben. Wir haben dann ferner zu sagen, wie es möglich war, daß eine solche Dunkelheit sich legen konnte über das Bild dieses Mannes. Wir haben endlich zu untersuchen, von woher diese Dunkelheit ihren Ursprung nahm, wie sie sich ausbreitete, wie sie zu haften vermag bis auf unsere Tage.“

Dem verunglimpften Tilly soll also, wie von Villermont so auch durch unsern Verfasser, eine historische restitution in integrum zu Theil werden. Und wer möchte an sich diese Absicht mißbilligen, da es ja die höchste Aufgabe der Geschichtswissenschaft ist, nach allen Seiten hin Wahrheit und Gerechtigkeit walten zu lassen? Allein gegen das Verfahren, welches der Verfasser eingeschlagen hat, um seine Absicht zu erreichen, muß mit Entschiedenheit protestirt werden, um so mehr, da theils Motive sich kund geben, theils Verschweigungen, die unter keiner Bedingung ungerügt bleiben können. Tilly wird auf ein Piedestal gehoben, das ihn Kopf größer macht als alle seine Zeitgenossen — natürlich Ferdinand II. und Max von Baiern ausgenommen. Und dieses Piedestal wird errichtet aus den historischen Reizen, die der Verfasser durch die Mordwaffe seiner Dialektik und Auslegungskunst dem Tilly zu seiner Erhebung unter die Füße wirft. Wer nicht des Kaisers oder der Ligue ist, findet keine Gnade vor den Augen des Verfassers, und alle Fürsten und Stände, die Widerpart halten, sind ohne Ausnahme Rebellen gegen Kaiser und Reich, denen, wenn sie nieder-

geworfen oder gemißhandelt werden, nur die verdiente Strafe zu Theil wird. Dem Scharfsinn des Verfassers konnte es aber nicht entgehen, daß eine derartige historische Interpretation einer besondern Grundlage bedürfe, und diese fand sich in der Behauptung: der Dreißigjährige Krieg war kein Religionskrieg und die Entwidlung der Reformation wuchs zu einem Raubsystem gegen die katholische Kirche heran, deren Beschützung in ihrem Rechtsbestande unbedingt dem Kaiser zufiel. Es ist zwar diese Behauptung wohlweislich mit dünnen Worten nicht ausgesprochen, aber ihr Sinn zieht sich durch das ganze Werk wie ein rother Faden hindurch. Ebenso wenig ist der erste Theil dieser Behauptung auch ganz neu — selbst protestantische Historiker haben dem Dreißigjährigen Kriege vollständig allen religiösen Charakter abgesprochen —, aber der Verfasser hat im Hurter'schen Geiste von dem Ganzen der obigen Behauptung den eingreifendsten Parteigebrauch gemacht.

Indem nun der Verfasser von den so tief im Wesen der germanischen Völker liegenden Ursachen der Reformation, ihrer geistigen Bedeutung und Berechtigung, sowie von dem Umstande keine Notiz nimmt, daß das neue Glaubensbekenntniß, sowohl lutherischen als calvinistischen Charakters, bereits ein Heiligthum für viele Millionen innerhalb und außerhalb Deutschlands geworden war, und endlich in den Reformationsgenossen im Sinne der Hurter'schen Schule nur Feinde von Kaiser und Reich und Einbrecher in die Besitzthümer der alten Kirche erkennt, denen man im Passauer Vertrag aber mit Ausschluß der Calvinisten, weil man gezwungen war, einen gewissen Rechtszustand bewilligte, so ergibt sich für denselben folgende Geschichtsanschauung: der Kaiser als „allzeit Wehrer des Reichs und Schirmherr der Kirche bekämpft“) seit dem Jahre 1618 in Verbindung mit der Ligue, weil er allein zu schwach ist, die Protestanten als Renitenten gegen Kaiser und Reich“; Fürsten und Stände jedes edlern Beweggrundes zum Widerstande hat und lebighen nur nach den Besitz- und Reichthümern der Kirche; der König von Schweden denkt nur, unberührt von dem Geiste des Protestantismus, an Eroberung und Kriegsrühm; die Holländer, auf welche der Verfasser seinen besondern Zorn geworfen zu haben scheint, sind echte Revolutionsmänner und ein Verderben für Deutschland; die Union, die allbekannte schwächliche Wiedergekurt des Schmalkaldischen Bundes, durch Maximilian's von Baiern wahrhaft schändes Verfahren gegen Donauwörth ins Leben gerufen und mit auswärtigen Mächten in Verfehr tretend, muß natürlich für reichsfeindlich und verrätherisch angesehen werden, während die unmittelbar darauf ins Leben gerufene Ligue, mit Madrid und Rom im lebhaftesten Verfehr sich befindend, ganz als zu Recht bestehend

*) Wie sehr es dem Kaiser um eine absolute Herrschaft in Deutschland zu thun war, steht man recht deutlich wieder aus Schumacher's Regesten, denen ein Briefwechsel zwischen Ferdinand II., Wallenstein und Goltz beigegeben ist. Die Anknüpfung an die spanische Politik Karl's V. in Deutschland ist ebenso unverkennbar als erklärlich durch den Einfluß des madridischen Cabinets in Wien.

angesehen wird; die Fürsten von Sachsen, Brandenburg und Darmstadt halten trotz ihres Protestantismus am liebsten zum Kaiser; die Parteilgänger Friedrich's von der Pfalz endlich, abgesehen von Wallenstein und seinem Heere, brandtschagen, plündern und verheeren katholisches und protestantisches Land: dies alles zusammengenommen, ist das nicht geeignet, jede Spur eines religiösen Moments aus dem Dreißigjährigen Krieg hinwegzuleugnen? Allerdings, sobald man mit dem Verfasser unhistorisch genug jede Verbindung der Gegenwart mit der Vergangenheit zerreißt oder ignoriert, oder was hier dem Verfasser gegenüber auf dasselbe hinausläuft, in den Gegnern nur aller eblern Gefühle entbehrende Sünder wahrnimmt, während die Freunde eo ipso für Tugendhelden erklärt werden.

In diesem glücklichen Falle ist bei dem Verfasser der Jesuitenzögling Tilly. Villermont zeigt sich bei weitem weniger kenntnißreich und geschickt, das entweder hinwegzudisputiren oder in mildern Lichte erscheinen zu lassen, was Unliebsames über Tilly in Urkunden oder Geschichtsbüchern steht. Ein wahrhaft überraschendes Meisterstück aber hat Kloppe versucht, indem er Tilly von der Schmach der Zerstörung Magdeburgs, die so tief in den Volksglauben und in die Literatur bekanntlich eingedrungen ist, auf folgende Weise vollständig rein zu waschen sucht:

Nicht Tilly, nicht Pappenheim, nicht die wilde aus allen Nationen bestehende Soldateska haben den Untergang Magdeburgs vor dem Gerichte der Weltgeschichte zu verantworten, nein, im Gegentheil, Gustav Adolf, Falkenberg — er ist der Kataklysmus Magdeburgs — und die eifrigen Protestanten haben diese Schuld auf sich geladen. Der Schwedenkönig hat den Untergang Magdeburgs beabsichtigt, beschlossen und befohlen; Falkenberg hat die Stadt absichtlich und auf Befehl seines Königs an Tilly überliefert; Falkenberg und seine Anhänger haben die unglückliche Stadt kalten Bluts auf Gustav Adolf's Geheiß in Brand gesteckt, um die Verantwortung dafür auf Tilly zu wälzen.

Die Beweisführung macht der dialektischen Gewandtheit des Verfassers alle Ehre, schade, daß selbst die officiellen Berichte der Kaiserlichen dieser Beweisführung den Grund und Boden völlig entziehen.

Wir bedauern um des Raums willen nicht ins einzelne eingehen zu können, wir dürfen aber unsern Lesern versichern, daß trotz der schlauen Anwaltschaft Kloppe's Tilly noch der Zerstörer Magdeburgs bleibt, wenn derselbe auch am Schlusse seines Werks, sein vermeintliches Geschichtsergebnis verwerthend, in folgende Lobpreisung ausbricht:

In Magdeburg ragt bis auf den heutigen Tag der herrliche Dom, den einst vor vielen hundert Jahren die Väter gebaut. Auch diesen Dom hätte der Zerstörungsplan der Schweden mit hineingezogen in das ruhmum wogende Flammenmeer, wenn nicht der große Tilly mit übermenschlicher Anstrengung seine schützende Hand darübergedreht. Den Dom von Magdeburg hat Tilly geschützt und errettet vor dem Schweden, der Dom von Magdeburg verkündet Tilly's Namen und Tilly's Ehre. Das ist sein Denkmal von Stein auf deutscher Erde.

Von besonderm Interesse wird es aber gewiß für unsere Leser sein, zu hören, was unser Verfasser über Schiller als Geschichtsschreiber des Dreißigjährigen Kriegs urtheilt und welchen Weg derselbe bei dieser Gelegenheit

einschlägt, um Gustav Adolf's Bild, wie es uns Schiller gezeichnet hat, aus unserer Seele zu tilgen. Nachdem er sich ziemlich herb über die Philosophie des 18. Jahrhunderts ausgesprochen, fährt er also fort:

Schiller verzichtete auf die erste und heiligste Pflicht des Geschichtsschreibers, nach bestem Wissen und Willen die Wahrheit zu sagen.^{*)} Sein Standpunkt war ein anderer. Die geschichtlichen Personen, sagte er, müssen sich gefallen lassen, was sie unter meiner Hand werden. Man dürste dies dem Dichter nicht verargen, wenn er dabei einerseits innerhalb der ethischen Grenzlinien, die auch für die Kunst gelten, wenn er dabei andererseits bleibt in der Sphäre auch der poetischen Form. Schiller hat weder das eine gethan, noch auch das andere. Der Tilly, den er uns in Magdeburg zeichnet, ist nicht mehr ein Mensch mit menschlichen Tugenden: er ist ein Teufel. Und ferner hat Schiller diese Arbeit geschrieben in der Form und mit dem Namen eines Geschichtswerks. Die doppelte Anklage müssen wir auf den deutschen Dichter erragen den Sieg über den allerschüchternen Protest, z. B. Westermarcks. Der große Haufe, den das Pifante lockt, folgte nur seiner Spur. Wir meinen nicht bloß die Angelehrten. Die Frage, ob Schiller im eigentlichen Sinne als Geschichtsschreiber anzusehen sei, wird unbedingt von vielen verneint, die in ihrer eigenen Auffassung der Geschichte sowohl des Abfalls der Niederlande von Spanien als des Dreißigjährigen Kriegs wesentlich von den Phantasien Schiller's abhängig sind. Das Wort, welches der Schiller'sche Tilly im Anbilde des brennenden Magdeburg spricht, ist fast wie ein Gemeingut der sogenannten Bildung vieler Deutschen geworden. Man glaubt daran. Man spricht, man schreibt, man druckt es nach. Man verkündet es vom Lehrstuhl und Katheder. So viele auch seit zwanzig Jahren aufgetreten sind für das Recht und die Wahrheit; ihre Beweisführung ist von wenigen halb widerwillig vernommen: die Mehrzahl davon hat nichts gehört. Also ist die Frucht der langen Verblendung. Der fremde König, der ungereizt und ungekränkt, nur aus Lust zu kriegen und zu erobern, unserer Nation das unendliche Wehe anthat, der unsere Städte plünderte, unsere Kultur vernichtete, uns vollständig zerriss und zersplitterte, uns zum Spielball der Fremden machte, der uns zurückschleuderte um Jahrhunderte, der, um alles dies zu thun, sich umgab mit dem Heiligenscheine der Heuchelei und der Lüge bis in seine Seele hinein; dieser Barbar des Nordens, der zugleich sein Volk gertrat wie das unserige; dieser kaltsblütige, fast übermenschlich krenlose Mörder und Vernichter von Magdeburg — ist in den Augen vieler Deutschen wie ein Heiland und Erretter. Tilly, der fromme alte Herr, der sprach wie er dachte, und dachte wie er handelte, der treue, edelmüthige Mann, der fest und unwandelbar in seinem edeln Glauben jede fremde Gottesverehrung schätzte, wie niemand sonst in seiner Zeit; der Mann, dem seine Mitwelt ein Zeugniß zuerkannte, wie es niemals einem Feldherrn zuerkannt ist, zugleich der Vater zu sein der wilken Krieger, die in ihm das Vorbild und das Muster ihrer Pflicht verehrten und zugleich die Zukunft der Schwachen und Hülflosen; dieser Mann, eine der edelsten Perlen unserer Nation (!), die letzte Säule des einstigen alten deutschen Reichs voll Kraft und Herrlichkeit, ist in den Augen eines großen Theils der deutschen Nation, für die er handelte und litt bis zum letzten Athemzuge, ein Vorkämpfer, ein Schutzel.

Diese Stelle bezeichnet schlagend die Drückigkeit, mit der der Verfasser die Wahrheit seiner Behauptungen

^{*)} Gegen diesen Vorwurf muß der Geschichtsschreiber Schiller dem doch wol in Schutz genommen werden. Der Charakter oder wenn man will die Mangelhaftigkeit des Schiller'schen Geschichtswerks erklärt sich theils und besonders aus der damaligen Beschaffenheit der Quellen, theils allerdings auch aus beschränkter Benutzung der damals vorliegenden urkundlichen Hülfsmittel. Würde Kloppe in Schiller's Zeit seine Hypothese Tilly's haben schreiben können?

und Urtheile in Anspruch nimmt. Wie es aber mit diesen Behauptungen und Urtheilen nicht selten ausfällt, glauben wir wenigstens an einigen Beispielen zeigen zu müssen. Daß die Gegenreformation in Steiermark von Ferdinand unblutig durchgeführt worden sei, behauptet Kloppe wie Schiller. Der letztere konnte allerdings das Leben Kepler's von Breitschwerdt nicht kennen, der aus Kepler's Briefen gerade das Gegentheil nachgewiesen hat. Unser unleugbar sehr belehnte Verfasser sollte dies nicht gewußt haben? Ohne Zweifel; freilich paßte das Bekenntniß dieses Wissens nicht zu seiner Parteilichkeit.

Die Besetzung eines Theils der kurfürstlichen Länder, also eines deutschen Reichsgebiets durch spanische Truppen, war unzweifelhaft eine Rechtswidrigkeit arger Art; das fühlte auch unser Verfasser. Allein er weiß sich zu helfen: die Spanier erschienen als burgundische Truppen, und Burgund gehörte ja zum deutschen Reichsgebiet. Allein Burgund war factisch schon längst dem Deutschen Reiche entfremdet und von ihm abgetrennt. Und was würde das spanische Cabinet gethan haben, wenn es der deutschen Reichsgewalt eingefallen wäre, in den Fällen zu interveniren, wo Spanien seine Gewaltstreiche gegen die burgundisch-niederländischen Städte führte? Daß Tilly kein raubgieriger Wallenstein war, mag nicht bezweifelt werden. Indeß so rein, wie seine Lobredner ihn zu waschen eifrigst bemüht sind, war er gleichwol nicht. Der nimmermüde Wallenstein wollte, besorgt um sein Neckentum, auch die bairischen Generale Tilly und Pappenheim in sein Raubsystem durch eine Intrigue verwickeln: Tilly sollte einen Theil von Herzog Friedrich Ulrich's von Braunschweig Lande nebst einer bedeutenden Summe Geldes erhalten. Allein der Baiernherzog insbesondere widersetzte sich diesem Gebaren, weil er nicht gewillt war, bloße Stellente auf die Stühle der alten Fürstengeschlechter sich setzen zu lassen. Auch Tilly war damit einverstanden, ließ aber den Raub doch nicht ganz fahren: er verglich sich mit dem Herzog Ulrich dahin, daß ihm 20000 Gulden baar von den Landschaften in Kalenberg und Wolfenbüttel bezahlt werden sollten und für den Rückstand gewisse Aemter verpfändet blieben. Ganz besonders zärtlich und theilnehmend ist der Verfasser gegen die Jesuiten gesinnt. Als Christian von Braunschweig sich an ein paar Jesuiten vergreift, sagt Kloppe: „Man wolle nicht vergessen, daß der Jesuitenorden eben damals ein Mitglied zählte, welchem unter den Wohlthätern der deutschen Nation einer der ersten Plätze von keiner Seite verweigert werden darf.“ Wir sind nicht gemeint, dem genannten Jesuiten seinen Ehrenplatz neben Thomasius zu verweigern, nur möge uns der Verfasser erlauben zu bemerken, daß Christian von dem Schlingling noch nichts wissen konnte; denn seine „Cautio criminata“ erschien erst 1631, während das vom Verfasser erzählte Factum ins Jahr 1621 fällt. Er nimmt das eben nicht so genau, wenn wir der Ironie erreicht wird. Der von Göttingen verdächtige Adam Schwarzenberg gilt natürlich dem Verfasser als redlicher Diener des Markgrafen von Brandenburg.

Daß er es aber nicht war, hat Hellwing in seiner „Geschichte des preussischen Staats“ klar nachgewiesen. Der Große Kurfürst entließ ihn sofort.

Daß hier Gegebene möge genügen, zur speciellen Charakteristik der Art, wie der Verfasser die historischen Thatfachen aufstellt, darstellt und für seine Zwecke zu verwerthen sucht. Zum Schluß aber noch Folgendes. Das Werk des Verfassers, das an sich, wie wir schon oben zugestanden, keineswegs in eine niedrige Klasse von schriftstellerischen Erscheinungen geworfen werden darf, wird ganz gewiß die Frucht tragen, daß man sich immer mehr überzeugt, wie man von einer gewissen Seite her durch Deutungen und Verdrehungen der Geschichte das protestantische Princip in seiner Bedeutung und Berechtigung anzugreifen beflissen ist, und wie nothwendig es in der That ist, eine unparteiische Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs zu schaffen. Hoffentlich sind wir nicht gar zu weit mehr von der Lösung dieser allerdings schwierigen Aufgabe entfernt. Unzweifelhaft rücken wir diesem Ziele näher, wenn uns Gindely's überaus reichhaltige Forschungen in fremden und einheimischen Archiven in ihrer ganzen Ausdehnung vorliegen werden.

Daß dem soeben besprochenen Werke nicht unwichtige archivalische Mittheilungen, sowie ein recht brauchbares Register beigegeben sind, darf ihm zur Empfehlung dienen.

Die Monographie „Herzog Karl Emanuel I. von Savoyen und die deutsche Kaiserwahl von 1619“, von Bernhard Erdmannsdorffer (Nr. 4), veranlaßt uns sogleich zu fragen: Wer hätte sich im Zeitalter des Dreißigjährigen Kriegs nicht in die Angelegenheiten des unglücklichen Deutschland gemischt oder wer wäre nicht zu dieser Einmischung eingeladen worden? Es fehlte nur noch an den Hunden, d. h. damals den Russen! Denn die Türken hatten deutsche Wirstenarten von Prag aus erhalten. Was wunder, wenn wir unter den Geladenen auch den Herzog von Savoyen sehen? Wie kam dieser aber dazu? Bekanntlich stellte die böhmische Nationalpartei, die ein unbedingtes Wahlrecht dem Hause Habsburg gegenüber in Anspruch nahm, nach des Kaisers Matthias Tode und infolge ihres Widerwillens gegen Ferdinand II. vier Throncandidaten auf: den Kurfürsten von der Pfalz, den Kurfürsten von Sachsen, den König von Dänemark und Karl Emanuel von Savoyen. Dieser letztere, dem sein rächiger Vater Emanuel Filibert eine nicht unbedeutende Hausmacht hinterlassen hatte, war ebenso wol ritterlichen Muths als befähigten Geistes, sodaß einer der venetianischen Gesandten von ihm sagte: „Alles an ihm ist Muskel und Geist.“ Und wie hätte man in einer Zeit, die ganz dazu angethan war, ihre höchsten Interessen der Entscheidung des Schwerts anzuvertrauen, seine Muth nicht auf einen Fürsten richten sollen, dem, zumal in seiner Jugend, bei seiner sonstigen Tüchtigkeit auch der Muth, der Ehrgeiz nicht fehlte, sich in die kühnsten Unternehmungen zu stürzen? Und die deutsch-böhmischen Angelegenheiten standen ihm gar nicht so fern, als es beim ersten Anblick erscheinen möchte. War er nicht deutscher

Reichsfürst? War nicht sein Ahnherr Karl III. noch 1541 auf dem Reichstage zu Regensburg erschienen? Mußte ihm aber auch nicht die politische Klugheit gebieten, durch Gewinnung einer mächtigen Krone womöglich aus der Enge sich herauszuarbeiten, in der ihn Frankreich, Oesterreich und Spanien in natürlicher Folge der geographischen Lage seines Landes gleichsam eingeknürt hielten? Die Mittelsperson, welche den jungen Herzog von Savoyen zunächst mit der Union und dann mit der böhmischen Nationalpartei zuerst in Berührung und dann in nähere Verbindung brachte, war der immer abenteuernde Graf von Mansfeld; er trat sogar förmlich in die Dienste des Herzogs.

Wie kühn aber die Pläne des letztern waren, mögen einige Stellen aus einem Mémoire beweisen, das derselbe an Mansfeld richtete:

Kaiser heißt nichts anderes, als General der Armeen der Christenheit; er hat zwar Steuern und Gefälle, um die kaiserliche Würde zu verherrlichen und um den großen Hofstaat zu bezahlen, den er halten muß; aber er hat keine Domäne, keine Erblande, die er als zur kaiserlichen Krone gehörig auf seinen Sohn oder sein Haus vererben kann. Ein König wird geboren, ein Kaiser wird gewählt. Vor Zeiten freilich hat man die österreichischen Fürsten um ihrer trefflichen Eigenschaften willen gewählt und wiedergewählt; aber das ist jetzt anders geworden; die gegenwärtig lebenden haben von den Tugenden ihrer Vorfahren fast nichts mehr bewahrt und in der öffentlichen Meinung sind sie schon gerichtet. Es kommt jetzt darauf an, wer an die Stelle Ferdinand's von Steiermark zu wählen ist: an einen Protestanten ist für jetzt nicht zu denken; der Herzog von Baiern, der allein unter den Katholischen in Betracht kommt, wird den Muth nicht haben, offen mit Oesterreich zu brechen, dann ist er auch ganz in den Händen der Jesuiten. So bleibt also nur der Herzog von Savoyen.

Daß des Herzogs hochfliegende Pläne keines Erfolgs sich zu erfreuen hatten, ist bekannt; in Böhmen trug Friedrich von der Pfalz zunächst den Sieg davon und die Kaiserkrone gewann und behielt das Haus Habsburg.

Wir verlassen hiermit die recht gut geschriebene und verdienstliche Monographie, um noch Raum für das Werk von Karl Friedrich Hanfer: „Deutschland nach dem Dreißigjährigen Kriege“ (Nr. 5), uns zu sparen. Der Westfälische Friede, der erste Friede, der den Namen eines europäischen verdient und gleichsam den Embryo des spätern europäischen Staatensystems bildet, hatte allerdings der Kriegsfurie die verheerende Brandsadel ausgelöscht; aber wie entsetzlich war das Bild, welches der Kriegsschauplatz darbot. Der Dreißigjährige Krieg von dem furchtbaren Grundsatz genährt, daß der Krieg den Krieg ernähren müsse, ward namentlich in der letzten Hälfte darum so verderblich für Deutschland, weil eine Menge kleiner Heere sich an den verschiedensten Punkten desselben schlugen und Generale*) wie Soldaten, von Raub und Plünderung lebend und sich bereichernd, dem deutschen

*) Der Vater des schwedischen Generals Wrangel schrieb seinem Sohne nach Deutschland: „Bleib bei der Armee und bring, wie auch die andern thun, soviel du kannst, zusammen. Denn wer was nimmt, der hat auch was.“ Die österreichischen Generale legten ihren Raub theils in die Bank zu Venedig, theils kauften sie Güter.

Volke das letzte Mark auspreßten. Die Langwierigkeit des Kampfes und seine verheerende Wuth — die Armen waren ja zum Theil aus dem Abschaum der europäischen Menschheit zusammengeworben — mußte mit Nothwendigkeit Theuerung, Hungersnoth und pestartige Krankheiten erzeugen, die nebst dem Schwerte Millionen Bewohner unsers Vaterlandes dahintrastten, so daß man, wie Göttemayr 1836 in seinem „Taschenbuch“ urkundlich nachgewiesen, 1650 auf einem Kreistage zu Nürnberg unter Bedingungen die Priesterehe und Vielweiberei zu gestatten beschloß, um der Entvölkerung möglichst abzuhelpen. Die Moralität sank in nothwendiger Folge tief herab, die Bande der socialen Ordnung waren nach allen Richtungen hin gelockert und das Nationalbewußtsein ward so tief und so gewaltig erschüttert, daß die Deutschen sich fremder Willkür preisgaben und von ausländischen Räderten mit Jittern oder kleinmüthiger Freude das über ihr Los entscheidende Wort vernahmen.*)

Ebenso bedrohlich als schmachvoll war es für die Deutschen, daß sie ihr eigenes ursprüngliches Wesen, das sie doch im Bewußtsein ihrer Nationalehre und alten Ruhms hätten ehren und hochhalten sollen, verachtend, französischen Sitten jeglicher Art ausschließlich zu huldigen anfangen; ja ihre eigene Muttersprache, das tiefinnerste Gut, was eine Nation besitzen kann, ward dem Französischen zu Liebe in den Staub getreten, in den Dienst der Gemeinheit verworfen. Die Bildungsanstalten waren entweder gänzlich zu Grunde gegangen oder sie hatten, insbesondere die Universitäten, den wild-rohen Charakter des soldatischen Zeitalters angenommen. Anstatt aber auf den nationalen Weg, den das 16. Jahrhundert in wissenschaftlicher und überhaupt in geistiger Beziehung so glücklich betreten hatte, wiederum zurückzukehren, wurde das Ausländische zum Beispiel und Muster genommen, oder der Geist verkümmerte unter der Formellast eines verknöcherten Dogmatismus.

Sowol die rein politischen als staatsrechtlichen Bestimmungen des Westfälischen Friedens lösten die ohnehin schon längst gelockerten Bande von dem Mittelpunkt des Deutschen Reichs, dem Kaiserthum, so gut wie gänzlich los, zerbröckelten aber auch zugleich das Ganze dieses Reichs in eine Menge selbständiger und durch kein gemeinsames Band zusammengehaltener Staaten, eine Zerbröckelung, die im Laufe der Zeit geradezu verhängnisvoll ward, weil das Gefühl für Nationalehre und für die Nothwendigkeit gemeinsamen Handelns fast überall erstorben war.

Der schon längst angebahnte Absolutismus des Fürst-

*) Es fehlte nicht an einzelnen Zeitgenossen, die diese Schmach fühlend ihrem Herzen entweder durch Spott oder durch bitteren Ernst Luft machten. Als ein instar omniau möge eine Stelle aus Beringer's „Paraenesis ad Germanos“ vom Jahre 1647 hier stehen: „Du Ausländer rufen und wir erscheinen, sie reden und wir horchen ihren Worten wie Drafeln; sie versprechen und wir trauen ihren Versicherungen, als wären sie göttlichen gleich; sie drohen und wir fürchten wie Knechte: vor uns, über uns verhandeln sie, im Deutschland wehthun, und entscheiden in letzter Stelle, was sie uns nehmen, was sie uns lassen wollen.“

lichen Regiments verschaffte sich durch stehende Heere nicht nur Festigkeit, sondern sogar Furchtbareit. Die Freien Reichskräfte und die der Hanse wurden bis auf wenige eine Beute der fürstlichen Territorialherren.

Obgleich nun einzelne Fürsten — z. B. der treffliche Ernst der Fromme von Gotha — durch Anstalten mancherlei Art dem geistigen und materiellen Nothstand abzuhelpen bemüht waren, so wurde doch im allgemeinen insbesondere der Bürger- und Bauernstand mit Steuern zur Bestreitung der Bedürfnisse für Militär und Hofhaltung willkürlich und drückend belastet. Und überhaupt mangelte es so gut wie gänzlich noch an richtigen Grundsätzen über Benützung der Landeskkräfte, über Volkswirtschaft und Finanzsystem: Herkommen und Privilegien vertraten die Stelle rationeller Grundsätze für die Besteuerung, Dessenungeachtet murrten die Belasteten nicht: der Friede gewährte ihnen Ruhe, Sicherheit und bessere Aussicht in die Zukunft. Und in der That wuchs mit diesem wohlthuenden Gefühl ihr Fleiß, ihre Thätigkeit. Nach verhältnißmäßig wenigen Jahren hatten die Deutschen so viel Leben und Blüte wiederum in ihr verödetes Vaterland gebracht, daß die benachbarten Völker darüber erstaunten.

Das allgemeine Unglück hatte aber unter den Deutschen eine größere religiöse Duldsamkeit zu ihrem Glück erzeugt; besonders waren die Lutheraner und Reformirten (Calvinisten) einander um vieles näher gerückt, eine Annäherung, die durch gemeinschaftliche Rechtsgleichheit nach einer Bestimmung des Westfälischen Friedens nicht wenig gefördert ward. Die Geistlichkeit bewährte im allgemeinen nicht nur während des Kriegs, sondern auch nach demselben einen ihres Hirtenamts würdigen Sinn, der sich durch Wort und Beispiel kund gab; aber auch die Freimüthigkeit ihrer Rede offenbart sich so gewaltig Sünden und Gebrechen gegenüber, daß wir in der Gegenwart kaum daran glauben würden, wenn es uns nicht vergönnt wäre, die Originale zu lesen. Die Hauptsache aber war und ist: die Reformation hatte ihre gefährvollste Probe glücklich bestanden; keine Waffengewalt, keine jeuitischen Künste waren vermögend gewesen, sie zu vernichten: sie war keine „That eines sündigen Abfalls“ und ihre Vorkämpfer wurden von edlern Gefühlen bewegt als vom Lechzen nach den Gütern der Kirche; sie hatte bewährt, daß sie die Frage der Emancipation des menschlichen Geistes in sich trage, und es ist ihr endlich die Ueberzeugung daraus hervorgegangen, daß sie die Befähigung besitze, einen Strom zu bilden, der sich ein breites und tiefes Bett durch einen großen Theil der Menschheit hindurch zu schaffen vermöge!

Auf diesem Gebiete, das wir soeben gezeichnet haben, bewegt sich im wesentlichen das vorliegende Werk mit einer solchen Geschiedlichkeit und Sachkenntniß, daß wir den Wunsch auszudrücken uns gebrungen fühlen, es möge der Verfasser diesen Studien nicht untreu werden und seinem Werke in einer neuen Auflage unbeirrt von der Schwierigkeit der Aufgabe diejenige Vollendung geben, wie sie ihm vor der Seele schwebt. Uebrigens mögen

1863. 37.

Leser, die sich für den vorliegenden geschichtlichen Stoff besonders interessieren, von Raumer's „Historisches Taschenbuch“ (Jahrgang 1832) mit dem hier Gebotenen vergleichen.

Obgleich die Schrift: „Wallensteins vier letzte Lebensjahre“ von Friedrich von Hurter (Nr. 6) mit den zuvorgenannten Werken nicht unmittelbar zusammenhängt, so glaubten wir es doch aus sehr naheliegenden Gründen hier nicht unbeachtet lassen zu dürfen; liefert es doch abermals einen sprechenden Beweis für die Reichhaltigkeit der bis dahin noch unbenutzten archivalischen Quellen über Ereignisse und Persönlichkeiten des Zeitalters des Dreißigjährigen Kriegs und über den Eifer, mit denen man dieselben besonders von katholischer Seite durchforscht. Sollen wir den Zweck dieses neuen Hurter'schen Werks über Wallenstein, das sich an das von 1855 eng anschließt, mit kurzen Worten bezeichnen, so können wir sagen: es ist der letzte aber entscheidende Streich, der gegen Hurter's Vertheidigung Wallenstein's geführt wird, sowie eine Beweisführung, daß der Kaiser gegen Wallenstein und seine Mitschuldigen nach Recht und Gerechtigkeit, doch nicht ohne Milde verfuhr, und daß Wallenstein in Wahrheit das Gegenbild von Tilly war. Welchen Werth der Verfasser seinem Werke beilegt, mögen folgende Worte von ihm beweisen:

Das ganze vorliegende Werk beruht weit mehr auf archivalischen Forschungen als auf dem Zusammensetzen gedruckter Mittheilungen. Schwerlich werden jene, insofern sie in den Archiven von Wien enthalten sind, je wieder in so umfassender Weise und mit solcher unverwandten Berücksichtigung zu einer einlässlichen Darstellung von Wallenstein's ganzem Thun und Lassen benutzt werden, wie hier geschehen ist.

Zugleich hat der Verfasser aber auch mit dem neuen Werke eine Vervollständigung seines „Ferdinand II.“ gegeben, insofern als z. B. im neunten und zehnten Buche „Wallenstein und der Kurfürst von Baiern“ und „Wallenstein als Herr ausgedehnter Gebiete“, der überreiche Stoff nicht gut und zweckmäßig dort untergebracht werden konnte. Recht interessant ist der Anhang mit der Ueberschrift: „Extract aus der bei hiesiger königlichen Stadt Eger verwahrtlich aufbehaltenen Kronica. Wallenstein's Revolte und dessen Tod.“ Uebrigens erscheint uns der Ton des Verfassers in dem vorliegenden Werke weniger herb und die sprachliche Darstellungsweise etwas anspreschender.

Karl Zimmer.

Novellen und Erzählungen.

(Schluß aus Nr. 36.)

6. Mittel und Zweck. Aus den Papieren einer alten Hofdame. Eine Hof- und Jesuitengeschichte von Julius Mühlfeld. Anklam, Diege. 1863. Br. 8. 25 Ngr.

Auch hier verfolgt uns das Gespenst der Tendenz. Das Werk ist ein politisch-religiöser Tendenzroman. „Es soll eine Waffe sein gegen das Dunkel und Verdunkelthum und seine eifrigsten und gefährlichsten Vertreter bekämpfen durch das Licht.“ In verschiedenen versteckten Wendungen wird das Herzogthum Anhalt als der Schauplatz der Erzählung angedeutet (vgl. den Schluß des Vorworts: „Vater Veder mußte auf seinem Todsbette erkennen, daß dieses gesegnete Ländchen allen seinen

Bemühungen entschlüpft war und sein Anhalt für seinen Ehrgeiz hatte werden wollen“; ferner S. 50: „Pater Bernhard [ist mit obigem Becker eine Person] sah wiederum die Stunde nahe, in welcher die jesuitische Propaganda das schöne Ländchen als einen sichern Anhalt für ihre Bestrebungen bezeichnen durfte“; S. 178 unten sagt derselbe W. Becker: „Es wird eine Lebensaufgabe für mich bleiben, unserm heiligen Glauben mitten in den Regerlanden einen Anhalt aufzurichten“). Ob der Verfasser seinen edeln Zweck mit einem solchen Tendenzroman erreicht, ist die Frage. Unsere Zeit verlangt Offenlichkeit und der guten Sache ist mit einer romanhaften Verbrämung wahrer Thatsachen wenig gebient. Wenn nach der Widmung an Alfred Weisner „der Verfasser der Dichtung nur die nothwendigsten Concessionen gemacht und dadurch sich in vielen Stücken selbst die Hand gebunden hat“, warum hat er nicht den leichtesten Schleier des Romans vollends abgeworfen und ist mit der nackten, geschichtlichen Wahrheit vor das Publikum getreten? Wenn der Verfasser dazu persönliche Gründe hatte, so hat er diese wenigstens nicht angegeben. Aber auch unser Verfasser denkt: der Zweck heiligt die Mittel, nur mit dem Unterschied von dem Streben der Jesuiten, daß er einen edeln, humanen Zweck verfolgt. So wird denn zu dem an sich ganz außerhalb des ästhetischen Gebiets liegenden Zweck der Bekämpfung der Jesuiten das ästhetische Mittel der Novellenform gewählt. Dieses Mittel entspricht aber dem Zweck nicht, und zwar deswegen nicht, weil man eine Partei, die sich, wie der Volksredner Wolf in unserm Buch sagt, die größten Geschichtsfälschungen erlaubt, nur mit der offensten, klarsten geschichtlichen Darstellung, mit Zahlen, Namen und Thatsachen bekämpfen kann. Vorliegendes Werk ist ein Zwitterding von Roman und Geschichte; wir wissen nie, wo der Roman aufhört und die Geschichte anfängt. Wer ist die Fürstin Ida? Wer Esperance? Wer der durch vergiftete Kerzen gemordete Prinz Emil? Wer ist namentlich der Pater Bernhard Becker? Auf alle diese Fragen, die sich von selbst aufdrängen, bekommen wir keine Antwort.

Der geschichtliche Roman hat sein relatives Recht; aber unser Werk ist kein rein geschichtlicher Roman; denn die Bewegung von 1848 (Mühlfeld schreibt mit unnöthiger Vorsicht beharrlich 1. 8), die den Mittelpunkt der Erzählung bildet, zittert noch in uns nach, die Bestrebungen der kirchlichen und politischen Reaction aus dieser Zeit liegen noch nicht wie eine, wenn auch nur beziehungsweise, abgeschlossene geschichtliche Erscheinung vor dem Auge des Beschauers da, sie sind noch nicht reif, nicht gereift und gegittigt, weder für die geschichtliche, noch für die ästhetische Bearbeitung. Unser Roman ist recht geeignet, das Halbschürige des Tendenzromans aus der jüngsten Zeit nachzuweisen. Ich habe schon mehrere Tendenzromane dieser Art gelesen; aber nicht einmal in dem widerwärtigen, aus einer weiblichen Feder geflossenen pietistischen Tendenzroman: „Eritis sicut Deus“ tritt das Ich des Verfassers mit der Tendenz, die er ausschreit, so auffallend in den Vordergrund wie hier. Wo das bewußte Hinwirken auf die Veränderung gewisser Zustände so unumwunden sich ausdrückt, wo der Gang der Erzählung durch rhetorisch-pathetische Hergensergießungen des Verfassers so häufig unterbrochen wird, wo nach einer Bravourstelle eine, ja zwei Linien à la Eugène Sue mit lauter Gebanensfrischen ausgefüllt werden, wo alle Augenblicke ein neuer Ansat gemacht wird und eine neue Zeile beginnt, wo wir zwischen allen möglichen Kreuz- und Quer- und Rücksprünge hin- und hergezerrt werden, da kann doch — dies gehört ja zum Wesen der Aesthetik — von der Objectivität, der Ruhe und Klarheit des Romans, den man das moderne Epos genannt hat, nicht mehr die Rede sein. Der salbungsvolle Predigtton, die vielen Ausrufungen, die moralischen Betrachtungen sind schon der gewöhnlichen geschichtlichen Darstellung geschweige dem Roman fremd. Die häufigen Wiederholungen sind doppelt unangenehm in einer Erzählung, die sich durch eine Reihe von Jahren hindurchzieht, hängen aber zusammen mit der Effecthascherei, zu deren Wesen es gehört, die erschütternde Wirkung vor den sie

bedingenden Umständen zu schildern und nachher bei jedem halbwegs passenden scheinenden Anlaß aufs neue mit ihr zu parodiren. Dabei findet sich doch, einmal wenigstens, eine unangefüllte Lücke. Es ist nirgends gesagt, wie es zuging, daß die Fürstin Ida mit einem „Kropf“, einem furchtbaren Gewächs am Halse heimgeführt wurde. Schade, daß sich der Verfasser hier um eine Kraftpartie gebracht hat.

Spinoza hat gesagt, man solle mores hominum neque laudare, neque vituperare, sed intelligere, und sein Geistesverwandter Goethe bemerkt, indem er diesen ethischen Satz in einen ästhetischen verwandelt, aus Anlaß von „Werther's Leiden“ in „Wahrheit und Dichtung“: „Es trat das alte Vorurtheil wieder ein, entspringend aus der Würde eines gedruckten Buchs, daß es nämlich einen didaktischen Zweck haben muß. Die wahre Darstellung aber hat keinen. Sie billigt nicht, sie tadelt nicht, sondern sie entwickelt die Gefinnungen und Handlungen in ihrer Folge und dadurch erleuchtet und belehrt sie.“ Eine Fülle von Wahrheiten liegt in diesem Satz. Namentlich sind Religion und Politik, als solche in den Vordergrund gedrängt und zum Hauptthema der Erzählung gemacht, mit allem Widrigen und Polemischen, das sich daranhängt, mit directen Zeitbeziehungen und Zeitbestrebungen verquickt, kein Gegenstand für die Poesie. Nur sofern solche Gegenstände in das Gebiet des allgemein Menschlichen aufgenommen werden und sich in einer gewissen Allgemeinheit, in einer relativen Freiheit von bestimmtem gegebenen Verhältnissen halten, wird die Poesie ihre von Goethe gestellte Aufgabe erfüllen, und wie in einem Luftballon über die gemeine Nothdurft des Lebens in das Reich eines idealen Behagens erheben. Wer dies nicht einsehen kann, verwechselt die Aufgabe der Aesthetik mit der Moral, Dogmatik, Politik, und zwar mit seiner eigenen jeweiligen Richtung in diesen Gebieten. Man denke nur an Uhland. Je mehr seine politische Poesie sich im Allgemeinen hält und bloß für Vaterland und Freiheit kämpft, um so größeren poetischen Werth hat sie; wo sie aber für das sogenannte gute alte Recht der Württemberger steht, nimmt sie leicht eine prosaische Färbung an. Auchlich verhält es sich mit den religiösen Romanen. Religiös angehaucht muß jeder wahre Roman sein. Aber die religiösen Tendenzromane eines Bretschneider, Wilhelm Meinhold, einer W. C., die bald den Katholicismus, bald die moderne Gläubigkeit, bald die Reformation, bald die Speculation angreifen, erregen nur in der ersten Zeit ein stoffartiges Interesse der Neugier, werden aber bald vergessen. Wie sehr Mühlfeld von seiner Tendenz erfüllt ist, zeigt klar die Stelle S. 108: „Frei und offen schaute Pfarrer Milde mit seinen klaren Augen in die Welt — und das können die wenigsten Katholiken und die katholischen Seeliker am allerwenigsten.“ Hier verwechselt der Verfasser den Rationalismus mit dem Jesuitismus, zu dessen Regeln allerdings eine gebückte Haltung und ein gesenkter Blick im Verkehr mit Vergesetzten namentlich gehört. Im übrigen verdient Mühlfeld's Talent der ergreifenden Schilderung und fesselnden Erzählung alles Lob.

Wie andere Verirrungen, so findet auch der Tendenzroman sein Correctiv in unsern Classikern. Man vergleiche einmal mit Mühlfeld's Jesuitengeschichte Schiller's „Geisterjäger“. Auch hier handelt es sich, wie Schiller selbst im Anfang sagt, um seltsame Mittel zur Erreichung von süßen Zwecken; aber der Zweck, der bei Mühlfeld immer voransteht, tritt bei Schiller nur zerstreut und ganz bestimmt erst am Schluß auf; er fällt damit nicht ins Haus, sondern läßt ihn den Leser nur von Zeit zu Zeit ahnen. Das Confessionelle tritt bei Schiller nirgends hervor, sondern es ist in das Gebiet des allgemein Menschlichen aufgenommen; er will einen Beitrag geben zur Geschichte des Betrugs und der Verirrungen des menschlichen Geistes, er stellt sich also auf den psychologischen Standpunkt und will ein Seelenrathsel lösen. Zu dem Ende führt er seinen Helden durch eine Reihe von äußern Verwickelungen und innern Entwicklungen hindurch und lehrt uns seinen Uebertritt zur katholischen Kirche aus seinem Charakter verstehen. Mühlfeld ver-

dammt den Jesuitenorden schlechtthin; aber wie er entstehen und eine so große Macht erlangen konnte, wie er bei aller Verwerflichkeit im großen und ganzen doch eine relative geschichtliche Berechtigung hatte, ist nirgends angegeben. Auch Schiller steht auf der Seite des Fortschritts und der Freiheit; aber er hält sich von aller tendenziösen Gefäßigkeit frei und statt dogmatischer Zankereien gibt er uns lieber ein philosophirendes Gespräch. Schiller's Darstellung geht zwar durch die zahlreichen Zwiegespräche hier und da ins Dramatische über; aber im Vergleich mit Mühlfeld's unruhig leidenschaftlicher Darstellung fließt der Roman in epischer Breite und Behaglichkeit dahin; namentlich tritt Schiller nicht mit seinem eigenen Ich hervor, sondern legt die Erzählung andern in den Mund. Mühlfeld's Novelle spielt in der jüngsten Zeitgeschichte und in einem deutschen Ländchen, Schiller's Roman in einer unbestimmten Zeit und in einem fernen Lande. Indessen arbeitete Schiller selten mit Lust und Liebe an diesem Werk und unterließ die Fortsetzung, und zwar nicht blos, wie Goethe meint, weil die Zurückführung der Wunder auf ihre nüchterne Wirklichkeit dem Roman alles Interesse genommen hätten — die meisten Wunder werden ja schon im Bruchstück, das wir haben, bestimmt oder andeutungsweise natürlich erklärt — sondern, wie Schiller selbst in einem Brief andeutet, um nicht die Erbarmlichkeit der Menschen, namentlich des Bräutigams, schildern zu müssen. Ich müßte mich tief verachten, pflöge er zu sagen, wenn ich den „Geisterseher“ fortsetzen wollte. Er hätte nämlich die Menschheit im Verlauf des Romans verächtlich darstellen müssen, von der man nach seinen Worten nie groß genug denken kann. Welche Versuchung freilich für einen Tendenzromanschreiber, den Armenier, einen Diener der Inquisition, in seiner ganzen Verworfenheit darzustellen! Aber Schiller sagt ja in zwei Distichen: daß der Mensch ein verächtlicher Wurm sei, wolle man in der Poesie vergessen, und (mit Beziehung auf Klopstock's „Messias“) es sei keine Poesie, daß Gott die Menschen erbärmlich fand.

7. In Sünden. Eine Familiengeschichte von Edmund Goepfer. Zwei Theile. Wien, Markgrau. Comp. 1863. 16. 20 Ngr.

„Mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister“ lautet Lessing's kritischer Kanon, den wir auf den vorliegenden Roman anzuwenden uns gebrungen fühlen. Bewunderung verdient die durchdachte Anlage und selberrichtige Durchführung des Plans, die objective Haltung, die, was ja erlaubt ist und wovon sich auch im Epos Beispiele finden, bisweilen bei einem Wendepunkt oder einem tiefern Einschnitt ins Ganze von einer der Sache entsprechenden Betrachtung unterbrochen wird; Bewunderung die Kunst, mit der die verschiedensten Fäden, wenn sie noch so weit auseinanderliefen, zur Einheit des Ganzen zusammengeschlungen werden, die Feinheit, mit der die Hauptintrigue, diejenige Charlottens und Goldenaar's, nicht von Anfang an vor dem Leser enthüllt, sondern im Verlauf der Erzählung da und dort angedeutet und doch erst am Ende in ihrem ganzen Zusammenhang offenbar wird; Bewunderung die psychologische Wahrheit in der Schilderung der verschiedensten Charaktere, die nicht als fertige vor uns stehen, sondern nach und nach sich vor uns entwickeln; Bewunderung namentlich die Herrschaft über die Sprache und die Anschaulichkeit und, um einen Ausdruck des Verfassers in der Charakteristik Anna's zu gebrauchen, die Sinnlichkeit der Charakteristik, die Kunst, aus Einzelheiten der sinnlichen Erscheinung, der Haltung, Bewegung, Ruhe die geistliche Eigenthümlichkeit hervorzuheben zu lassen. Der Inhalt erinnert an Goethe's „Wahlverwandtschaften“; aber — um gleich den Hauptzweifel zu bringen — er hat fast blos Schatten und kein Licht. Es ist ein äßeres Nachtgemälde, das sich vor uns aufrollt; ehelicher Streit, doppelter Ehebruch, Wahrscheinlichkeit einer Vergiftung, Gefängniß und Verhör, Tod an gebrochenem Herzen, teuflische Ränke, angezogen von der Schmeiße gegen den Bruder aus Argzorn über eine Verbindung mit einer Bürgerlichen. Mit großer Kunst erben wir von einem Schauplatz zum andern geführt und bis

zum Schluß in Spannung erhalten; aber zu eigentlicher Ruhe und Befriedigung kommen wir erst am Schluß, wo wir die begründete Versicherung erhalten, daß die Familie, die vorher in einem Chaos von Sünde lebte, jetzt im Frieden lebe. Zwei Hauptcharaktere, Arthur und Anna, sind sich über sich selbst unklar und haltungslos. Arthur ist, wie ihn Charlotte beistellt, eine Marionette, glaubte seine Frau zu lieben, steht aber nach sechs Jahren ein, daß diese Liebe und Ehe eine Lüge war. Schwer begreiflich bei einem Mann, der als Verstandesmensch geschildert wird. Eigentlich war er auf seine nachherige Schwägerin Luise vom Schicksal angewiesen, kannte sie auch so weit, daß er bei der Wahl seines Schwagers gleich anfangs den Kopf schüttelte, wählte aber doch nicht Luise, sondern Anna, die er zu lieben wähnte, bis nachher das Mißverhältnis und Mißverständnis, sowie Luise's Liebe zu dem wohlverwandten Arthur sich herausstellt. Anna selbst ist in geistiger Hinsicht höchst unbedeutend; sie bekümmert sich weder um ihre Kinder, noch um die Wirtschaft, noch um Kunst und Lectüre, und ihr Gemahl, obwohl ein moralisirender Verstandesmensch, hält sie nicht zur Erfüllung ihrer Pflicht an, denn er sieht sie gern den ganzen Tag in eleganter Kleidung. Hierher gehört namentlich der Zug, daß sie die Handschuhe nie auszieht. Ob die Charakteristik Anna's mit der Angabe des Werdens ihrer Sünde am Schluß des Buchs ohne weiteres vereinbar ist, weiß ich nicht. „Gewissenlos und frivol“, wie seine Tante Charlotte, ist der Offizier Cäsar, der mit seiner andern Tante Anna, während Arthur in ein Bad gelockt ist, in Ehebruch verwickelt wird und sie zuletzt verläßt. Andere Charaktere, die sich von der Sünde freihalten, haben doch zu wenig positiven Kern, um uns aus der dumpfen Schwüle herauszureißen. Der Verfasser selbst weist darauf hin, daß „der Dichter von schlimmen, traurigen und qualvollen Tagen nicht eingehend erzählen solle. Vom Schönen und Frohen redet der Dichter selber fröhlich; er kann die Menschen auch mit ihren Schwächen, Fehlern und Sünden darstellen und in dem, was sie ziert und was uns zu ihnen zieht.“ Aber außer Luise's rührendem Verhältnis zu Arthur finden wir nichts, was einen Menschen ziert und eine Anziehungskraft auf uns ausübt. Goepfer als Kenner und Verehrer Goethe's vergleiche einmal die „Wahlverwandtschaften“ mit seinem Roman. Bei Goethe ist Licht und Schatten in den Schicksalen und Charakteren der Menschen gemischt, Ottilie übt eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus; auch schwache Charaktere, wie Eduard, haben manche Seiten, wodurch sie unsere Theilnahme und Achtung gewinnen. Dazu nehme man die Schilderungen aus der Kunst und noch mehr aus dem Leben der Natur in ihrer doppelten Wirkung einerseits der Ruhe, andererseits des Gegensatzes zu dem bewegten Leben der Menschen. Ich verlange nicht, man solle sich nur wie ein Nachahmer zu solchen klassischen Werken verhalten; wir wollen Freiheit und Mannichfaltigkeit; aber gut ist's immerhin, wenn man sich an ihnen zurechtfindet und stärkt. Wir müssen schließen; aber, um zum Anfang zurückzukehren, es wäre uns lieber gewesen, Anna wäre als der blaueste Blaustrumpf geschildert worden, denn als behandelte Kull.

Emil Hauff.

Deutsche Polemik in älterer und neuerer Zeit.

Schon öfter haben wir in d. Bl. hervorgehoben, daß, wenn man jene Gemüthlichkeit, deren wir Deutsche uns so gern rühmen, nur nach der Art, wie so oft Kritik, Antikritik und Polemik bei uns geübt werden, beurtheilen und abschätzen wollte, die übrigen Völker eine sehr traurige Vorstellung von diesem deutschen Gemüth erhalten würden. Wenn man eine mittelmaßige Leistung tadeln muß, so ist dies kein Vergnügen, sondern eine unangenehme Pflicht; es gibt aber in der That in Deutschland Leute, denen es wirklich eine aufrichtige Freude zu machen scheint, jemand, den sie verbieten oder unvernünftigermaßen tadeln wollen, in raffinirter oder grob beleidigender Weise persönlich wehe zu thun. Es ist dann dem Verletzten

nicht immer zu verdenken, wenn er sich in Fällen dringender Art seiner Haut wehrt, in Fällen nämlich, wo die Kritik den rein objectiven Standpunkt aufgibt, die Thatfachen verbreht, dem Autor Motive andichtet, die er nicht gehabt hat, und ihn vielleicht gar mit persönlichen Injurien und Verdächtigungen überschüttet, für die man, wären sie mündlich vor Zeugen geschehen, das Einschreiten der Rechtshilfe in Anspruch nehmen würde. Selten aber wissen bei uns die Entgegenstehenden das richtige Maß zu wahren und ihre Würde zu behaupten, und nur zu häufig überbieten sie die Grobheit mit noch plumperer Grobheit, die Injurie mit noch verlegenderer Injurie, weil sie meinen, ihre Gegner durch Brutalität stumm machen zu können. Viele Anbieter der allerdings bequemen, aber bei andern Völkern berücksichtigten deutschen Grobheit glauben um so stärkeren Eindruck zu machen, je stärkerer Ausbrüche sie wählen; aber bei wirklich Gebildeten finden sie nicht ihre Rechnung. Personen von wahrhaftem Geist und Gemüthsadel werden sich selten eine Aeußerung gestatten, die einer Grobheit ähnlich sieht, niemals aber ein Schmähs- und Schimpfwort.

Noch einer deutschen Unart möchten wir gedenken; wir meinen die oft so trivialen, gehässigen und herkömmlichen Ausfälle, die sich Dichter und Autoren in ihren Schriften so oft gegen die Recensenten zu Schulden kommen lassen. Es kommt vor, daß junge Dichter gleich in ihrer Erstlingsarbeit, ehe sie noch irgendeine Unbill von der Kritik erfahren haben, gegen die Recensenten ihre plumpen Einfälle und Stachelverse loslassen und sie von vornherein ihrer tiefsten Verachtung verschern. Nichts desto weniger haben sie doch die Dreistigkeit, Exemplare ihrer Gedichtbüchlein an die Beleidigten einzuschicken und von ihnen zu verlangen, daß sie ein Buch, worin man sie an den Pranger gestellt hat, besprechen, möglichst herausstreichen und dadurch zu seiner Verbreitung beitragen. Dadurch beweist man doch wieder, daß man die verhassten Recensenten für edelmüthige Menschen hält, die der Rache unfähig und nach christlichem Grundsatz gewohnt sind, Böses mit Gutem zu vergelten. Niemand pflegt in seinen Schriften so viele ehrenrührige und inhumane Beschuldigungen gegen die Recensenten zu häufen, als z. B. Bogumil Goltz; nach ihm stehen sie, wie freilich die „Literaten“ überhaupt (und folgerichtig mit ihnen auch Goltz selbst), unter denen es freilich manche inhumane und böswillige oder leichtfertige und charakterlose Gesellen gegeben hat und gibt, auf der tiefsten Stufe der Geistes- und Herzensbildung; sie sind nach ihm Halb- wenn nicht gar Unmenschen, die nichts wissen und nichts fühlen, und mit denen zu verkehren jeder ehrliche Mann sich schämen sollte. Wir begreifen nun die Inconsequenz nicht, die darin liegt, wenn ein solcher fanatischer Recensentenobtschläger dafür sorgt oder es auch nur duldet, daß Exemplare seiner Schriften den Recensenten zum Besprechen zugesandt werden. Ohrgefühl, aber auch das beschämende Gefühl, daß er sich durch solche herzlose Ausfälle den als gemüth- und geistlos gescholtenen Recensenten ja gleichstellt, sollten ihn abhalten, sich so weit vor den Recensenten zu demüthigen, wie er dies thut, wenn er trotzdem sich ihrem Richterspruch unterwirft. O ja, das thun auch jene stolzen Theaterprinzen und Theaterprinzessinnen, die in ihre Auffassung der betreffenden Rollen selbst von Shakspeare, Lessing, Goethe und Schiller keine Einrede dulden würden; sie sind davon überzeugt, daß der Theaterreferent von ihrer Kunst und ihren Leistungen gar nichts versteht; nichts desto weniger machen sie ihm den Hof und küssen ihm die Hand, wenn er, der Nichtswisser, sie lobt, ohne zu merken, daß das Lob eines Nichtswissenden bei Licht besehen ja eigentlich nur ein Tadel sei. Aber es ist ja auch nur Reclame, nicht Kritik, was sie verlangen.

Thatsache, um auf unser eigentliches Thema zurückzukommen, unbestrittene Thatsache ist es, daß die deutschen Theologen und sonstigen Gelehrten, die einmal an den rohen und cynischen studentischen Disputirton gewöhnt waren, vordem für die größten und ungekitteten literarischen Klopfflechter galten, und deshalb in Europa ziemlich allgemein verabscheut waren. Das

zur Zeit der Reformation die theologischen Kampfbühnen haben und drüben auf diesem Gebiete geleistet haben, ist wol das Schamloseste und zum Theil Unästhetischste, was, solange die Menschen einander anseindeten, zu Tage gefördert worden ist. Der neuern Entwicklung unserer Literatur gingen ähnliche Kämpfe voran; Maß und Takt wurden dabei von wenigen beobachtet. Mit der Zunahme der idealen und humanistischen Tendenzen in der Literatur wie in der gesellschaftlichen Bildung überhaupt wurde auch der Ton der Kritik und Polemik anständiger; daß es aber an Rückfällen in die alte Grobheit und Ungeheuerlichkeit nicht fehlte, beweist der von Goethe und Schiller ziemlich muthwillig hervorgerufene Zenienskandal, der die frechen Ausfälle gegen die beiden „Subelföche von Weimar“ zur Folge hatte, beweisen ferner die literarischen Fehden der Romantiker mit Koberue und Merkel u. s. w. Auch einzelne Gelehrte und Universitätsprofessoren, obschon unter ihnen im allgemeinen mehr Bewußtsein von Standesehre und damit auch wenigstens äußerlich ein größeres Anstandsgefühl herrschend zu werden begann, bewiesen, namentlich in Streitsfragen confessioneller Art, noch immer und bis auf unsere Tage, was deutsche Ungezogenheit und Böswilligkeit zu leisten vermögen. Besonders aber ließen die Vertreter der Journalistik, die nur vorübergehend einen decentern Ton angenommen hatten, ungefähr seit den zwanziger Jahren unsers Jahrhunderts es sich angelegen sein, die alte göttliche Grobheit der Deutschen wieder zu Ehren oder Unehren zu bringen. Die literarischen Klopfflechtereiern A. Müllners, Saphir's, Heine's, Börne's, Menzel's u. s. w. sind bekannt und übel berüchtigt. Namentlich die Feuilletons der kleinen, für den bloßen Tagesbedarf geschriebenen Journale stellten ein Gemüth der gehässigsten und unverschämtesten Ausfälle dar, und kein Schriftsteller war in den dreißiger und vierziger Jahren sicher, auch ohne irgendwelche von ihm gegebene Veranlassung plötzlich in einem dieser Journale aufs brutalste mißhandelt zu werden. Schauspielern und andern öffentlichen Personen ging es nicht besser. Theils wollte man dadurch seine eigene Schadenfreude oder Rachsucht, theils die Ständelsucht des Publikums befriedigen und die Blättchen pikant machen, theils auch nur in möglichst wohlfeiler und vulgärer Weise Aufsehen erregen. Dann kamen die politischen Stürme und Drangjahre, in denen sich die Gehässigkeit in anderer Richtung gehörig austoben konnte. Seitdem wurden die literarischen Scandale für eine Reihe von Jahren seltener. Aber manche neuere Erscheinungen, namentlich gewisse Memoiren und Aufzeichnungen, die von klatschhaften Mittheilungen und gehässigen Ausfällen auf Personen wimmeln, beweisen leider zur Genüge, daß die in dieser Hinsicht eingetretene Besserung nur eine scheinbare war.

Zunächst Anlaß zu dieser kurzen Betrachtung gab uns eine Antikritik, welche der geistreiche Vischer, dem wir so manche dankenswerthe Lichtlegungen, um sie so zu nennen, auf ästhetischem Gebiete verdanken, im vierten Heft seiner „Kritischen Gänge“ unter der Ueberschrift „Pro domo“ gegen diejenigen gerichtet hat, welche seine Parodie des zweiten Theils des Goethe'schen „Faust“ zu tabeln sich unterfingen. Er bemerkt, er habe mit seinem Schwanke nichts weiter beabsichtigt, als harmlosen Menschen ein fröhliches Lachen zu bereiten, wo sie sich sonst den Kopf zerbrochen; sein Unwille habe mehr dem antiristhischen Cultus des Goethe'schen „wunderlichen Nachwerks“, mehr der „wohlweisen Geschäftigkeit der Leutungs-würdigeren, die sich von ihm an der Nase herumziehen lassen“, als Goethe selbst gegolten, und auf mehreren Seiten erörtert er Sinn und Tendenz seiner Parodie. Dies ist der positive Theil seiner Arbeit. Der polemische richtet sich hauptsächlich gegen Brug und dessen abfällige Recension der Parodie im „Deutschen Museum“. Brug hatte behauptet, die Ader des Humors fließe dem Verfasser nicht freiwillig, sondern der Verfasser müsse erst pressen und pumpen, bevor sie wenige dürftige Tropfen hergäbe. Hieran knüpft Vischer die Frage: „Ich möchte Herrn Brug doch fragen, warum ihm denn auch gar so schnell das Pumpen einfällt?“ Wenn wir den Verfasser recht verstehen, so enthalten diese Worte

eine unwürdige Anspielung, deren Duell auf jenen erbärmlichen Klatsch zurückzuführen sein dürfte, wie er unter Literaten üblich ist. Persönliche Anspielungen dieser Art wird sich kein Franzose und, in unsern Tagen, auch kein Engländer, der wirklich Gentleman ist, seinem Kritiker gegenüber erlauben. Einem andern seiner Recensenten, Julian Schmidt, wirft Vischer vor, er habe sich mit einem „kurzen, herausgebrachten, vornehm-verächtlichen Rülpsen“ über seinen Scherz ausgelassen. Wir finden diesen vulgären Ausdruck „Rülpsen“ im Munde eines Aesthetikers ziemlich ebenso unpassend, als wenn Vischer einmal in Betreff einer Stelle bei Goethe sagt: „Goethe in seiner guten Zeit hätte sich lieber selbst ins Gesicht gespußt, als daß er so etwas geschrieben hätte.“ Dergleichen beweist, wie leicht der Deutsche seine Haltung verliert, wenn der polemische Geist über ihn kommt. Im übrigen sollte Vischer doch bedenken, daß, wenn die Recensenten seiner Parodie keinen Geschmack abgewinnen konnten, dies ebenso wenig und noch weniger ein Majestätsverbrechen ist, als wenn er dem zweiten Theil des Goethe'schen „Faust“ keinen Geschmack abzugewinnen vermag, und es hilft ihm nichts, wenn er naiv versichert: „Mir selbst hatten die Späße, wie sie mir einfielen, das Zwerchfell erschütterte.“

Einer im verworrensten Stile deutscher Polemik gehaltenen Flugschrift von G. Löwenthal, „Deutsche Kritik vom neuesten Datum“ (Berlin, Verlag des kritisch-literarischen Instituts für Deutschland, 1863), würden wir hier gar nicht gedenken, wenn sie nicht im bedauerlichsten Grade dazu diene, unsere oben ausgesprochenen Ansichten über den Charakter deutscher Polemik zu bestätigen. Der Verfasser, der nicht wie Vischer pro domo, sondern sogar pro patria zu schreiben versichert und sich seinen Tadeln gegenüber darauf beruft, daß Professor Noack den in seiner, des Verfassers „Geschichte des Naturalismus“ waltenden Hamor als einen „köstlichen“ und als „Muster“ bezeichnet habe, zieht hauptsächlich gegen das „Deutsche Museum“ und die „Blätter für literarische Unterhaltung“, die er den „Brocks haus'schen Moniteur universel“ zu nennen beliebt, in seiner naturalistischen Weise zu Felde. Ramentlich hat er auch auf uns, den gegenwärtigen Herausgeber d. Bl., persönlich einen tiefen Groll geworfen, weil — nun, was meint der Leser? — weil die betreffenden Referenten Löwenthal's Gebichte und seine Broschüre „Die sociale und geistige Reformation des 19. Jahrhunderts“ nicht preiswürdig finden konnten. Von Löwenthal's Schriften kennen wir nicht eine einzige; unsere Berichterhalter arbeiten nicht nach Vorschritt und seiner derselben wird aufzuzählen können und sagen, daß die Redaction auf sein Urtheil Einfluß zu üben sich unterfinde; ihr Urtheil steht ihnen vollkommen frei und ihre abgegebenen Vota umzuwerfen fällt uns nicht ein; wir haben auch kein Recht dazu, und am wenigsten, wenn wir das betreffende Buch nicht gelesen haben. Professor Fortlage ist seit langen Jahren Berichterhalter über alle Schriften, welche Physiologie und verwandte Wissenschaften betreffen, und war dies schon, bevor der gegenwärtige Herausgeber d. Bl. seine Function antrat; er steht allerdings nicht auf dem Standpunkt Löwenthal's; aber wie kann nun Löwenthal verlangen, daß er zu Gunsten von dessen Broschüre diesen Standpunkt aufgäbe? Und wie kann er einem allgemein geachteten und achtenswerthen Gelehrten wie Fortlage die Worte ins Gesicht sagen: daß „in dem Aetherleib des Kampens Fortlage mehr auf Fusel als auf Esprit“ zu schließen sei? Was enthält aber dann diese Löwenthal'sche Flugschrift, die freilich kein „Aetherleib“ ist? Wenn der Verfasser uns und Bruß „zwei mondsüchtige Burschenschaftler sel. Andenkens“ nennt, so müssen wir für unsere Person die Ehre, der Burschenschaft zugehört zu haben, ablehnen; in Berlin bekannt, als wir dort studirten (1829–33) gar keine Burschenschaft. Daß Vischer sowohl als Löwenthal den Namen der von ihnen Angegriffenen ein „Herr“ vorzusetzen pflegen, ist auch eine alte Gewohnheit der deutschen Polemik, und für diese bezeichnend; der Franzose braucht sein „Monsieur“ aus Artigkeit, der Deutsche sein „Herr“ des Spotts wegen!

Im übrigen ist nicht wol einzusehen, wie gerade Anhänger

und Verkünder der materialistischen Lehre sich über ihre Gegner erbozen können, da ja die Ansichten derselben nach dieser Lehre selbst nichts weiter als Ausscheidungen des Gehirns und ebenso naturnothwendig sind wie gewisse Ausscheidungen der Nieren.

Auf der letzten Seite (S. 8) der Löwenthal'schen Flugschrift flogen wir auf eine von der „Direction des kritisch-literarischen Instituts“ unterzeichnete Ankündigung, wonach dieses in Berlin projectirte oder möglicherweise wirklich schon eröffnete Institut „aus der Feder namhafter und bewährter Fachmänner eingehende und sachlich gehaltene Beurtheilungen von wissenschaftlichen und künstlerischen Producten des Gebiets, von Druckwerken sowol, wie von Manuscripten liefert. Die Besprechungen werden den Verfassern zunächst lithographirt, mit dem Siegel des Instituts versehen, zugestellt, chnedies aber in einer gedruckten Sammlung periodisch veröffentlicht.“

Jetzt kommt aber das Beste; es heißt weiter: „Zu diesem Ende sind bei Einsendung der Werke für jeden Band oder je 20 Schriftbogen 2 Thaler zu entrichten.“

Nun wird wol endlich die deutsche Kritik das Ideal von Unparteilichkeit erreichen und auf einen grünen Zweig kommen, da sie sich für ihre Recommendationen vorausbezahlen läßt! Und wie einladend, für nur 2 Thaler als Stillvergünstiger privatim ein lithographirtes Lob lesen zu können; denn die gedruckte Sammlung dieser bezahlten Besprechungen dürfte wol auf sich warten lassen.

J. M.

Karl Ritter's Vorlesungen.

Allgemeine Erdkunde. Vorlesungen an der Universität zu Berlin gehalten von Karl Ritter. Herausgegeben von H. A. Daniel. Berlin, G. Reimer. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Ein wehmüthiges Gefühl überschlich den Referenten, als er das vorliegende Buch zur Hand nahm, weil es ihm lebhaft das Andenken an die Zeit zurückrief, in der er zu den Füßen des verstorbenen Meisters sitzend denselben Vorträgen folgte, die hier als eine theuere Reliquie vor uns liegen und doch nur ein schwaches Abbild von dem sind, was die zahlreichen Schüler des Verstorbenen so entzückte; denn in der That vereinigten sich bei Ritter alle Eigenschaften, welche dem akademischen Docenten dauernde Erfolge sichern. Mit hohem sittlichen Ernst, der bei aller Frömmigkeit doch nie in Kopfhängerei ausartete, vielmehr an den Fortschritt des Guten in der Welt glaubte und denselben begeistert pries, verband sich die Kunst klarster und lebenswarmer Darstellung, die in passend ausgewählten Einzelheiten, welche ihm seine umfassende Gelehrsamkeit ungelucht an die Hand gab, die allgemeinen Verhältnisse erläuterte. Dabei wurde jeder Brunk mit Gelehrsamkeit gemieden, und der Citatenschwall, den namentlich die Philologen, auch in Vorträgen allgemeiner Inhalts, nicht entbehren zu können glauben, machte uns bei Ritter wenig zu schaffen. Dafür glaubten wir aber auch nicht, im Feste schon alles zu haben, und wurden zu Privatstudien nach den verschiedensten Richtungen hin mächtig angeregt. Daß Ritter mehr durch diese Vorträge als durch seine händereiche Erdkunde von Asien, bei der es ihm im Verlauf der Arbeit immer schwerer wurde, das massenhafte auf ihn einströmende Detail zu beherrschen und zu verarbeiten, für die Reform des geographischen Studiums und des geographischen Unterrichts bis zur Volksschule hinunter gewirkt hat, ist bekannt, und darum müssen wir es der Verlagshandlung und dem sorgsamem Herausgeber danken, daß sie, wie früher Ritter's Vorträge über die Geschichte der geographischen Entdeckungen, so auch diese, welche er mit den ersten zusammen in einem Semester zu absolviren pflegte, zum Allgemeingut gemacht haben.

Was nun den Inhalt der Vorträge anbetrifft, die wir mit unsern eigenen Heften verglichen haben, so fällt es uns auf, daß der Herausgeber einen ganzen, sehr wichtigen Abschnitt überschlagen hat. Ritter pflegte nämlich nach einer kurzen Einleitung eine

allgemeine Betrachtung der Erde nach ihren allgemeinsten Oberflächungsverhältnissen zu geben, welche mit einer Darlegung des Einflusses des historischen Elements in der geographischen Wissenschaft schloß. Darauf folgte eine Schilderung des Oceans, seiner Strömungen und seiner Küstenverhältnisse und deren Einfluß auf den Verkehr der Völker, und zum Schluß eine genauere Betrachtung der Oberflächendetails des Festlandes, nach den Kategorien der Naturformen (Plateaux, Gebirgsländer, Tiefländer u. s. w.) geordnet. Es ist nun um so mehr zu beklagen, daß der die Océane betreffende Abschnitt vollständig übergegangen ist, weil in ihm Verhältnisse zur Sprache kamen, die auf die Entwicklung des Völkerverkehrs und die Geschichte der Menschheit den größten Einfluß ausgeübt haben und noch ausüben. 91.

Biographisches.

Aus dem Tagebuche eines ungarischen Emigranten. Leipzig, D. Wigand. 1868. Gr. 16. 15 Mgr.

Der Verfasser dieses Werkes hat sich nicht genannt, es ist aber offenbar ein Ungar in höherer Lebensstellung, der, wie wir aus den wenigen Zeilen des Vorworts erfahren, in London am gebrochenen Herzen gestorben ist. Gerichtet sind diese Bruchstücke an einen österreichischen Staatsmann B., den Baron Bach, wie die Ausführung zeigt. Sie sind der bittere Ausdruck des Schmerzes, den die Sehnsucht nach dem Vaterlande einem Verbannten auspreßt. Es versteht sich, daß die Klage über Oesterreichs Verhalten gegen Ungarn den Hauptinhalt des Buchs ausmacht. Von einem logischen Zusammenhang ist hier keine Rede, ebenso wenig von einer eigentlichen historischen Begründung der Rechte der Ungarn, der Verfasser läßt sich in zwangloser Weise gehen und entschädigt uns für die fehlende Rechtsdeduction durch eine Zusammenstellung der wesentlichen Verfassungsurkunden der Ungarn im Anhange. Der Stil ist bei aller Bitterkeit niemals den Anstand verlegend, und wird er für den Deutschen beinahe beleidigend durch die Masse der hineingestreuten Fremdwörter, wo ein gutes deutsches Wort ganz ebenso nahe lag, und obwohl der Verfasser hinlänglich zeigt, daß er unserer Sprache vollständig mächtig ist. Worte wie petillant, superficiel, genuin, saturiren, consoliren, äquipatiren, digeriren, taquiniren, in-toriren u. s. w. vergeist man wol in der Unterhaltung oder wo durch deren Anwendung eine besondere Wirkung hervorgebracht werden soll, aber man braucht kein Sprachpurist zu sein, um durch deren beständige zwecklose Wiederkehr unangenehm berührt zu werden.

Die Rechte der Ungarn sind dem warmen Vaterlandsfreunde natürlich über jeden Zweifel erhaben, und wahrscheinlich wird er viele finden, die mit ihm in dieser Beziehung übereinstimmen; bei seinen Urtheilen im einzelnen aber dürfte er auf mannichfachen Widerspruch stoßen, sowohl was die Personen, als was die Begebenheiten betrifft. Auf jeder Seite blickt der altungarische Aristokrat durch, nicht etwa ein Aristokrat, der starr sich jedem Fortschritt entgegenstemmt und der den Bürger für nichts achtet, aber der weiland einflußreiche, gebildete ungarische Edelmann, der in der Fortentwicklung seiner Constitution das einzige Heil für den ungarischen Staat und überhaupt für die österreichische Monarchie erblickt. Mit Unwillen wendet er sich daher von der in den Jahren 1847—48 „aufgetauchten Cohorte von unzeitigen Studiosen und impertinenten Volkslehrern, die über den vormärzlichen Jopf gar geniale Witze zu machen wissen“; der „hochhehrbare“ Fürst Clemens Metternich ist in seinen Augen ein „Ehrenmann und wahrer Patriot“, während Fürst Felix Schwarzenberg als derjenige bezeichnet wird, „dessen laßerhafte Seelenlosigkeit alles das Gland über den österreichischen Staat gebracht, oder eigentlich auf das höchste potenzirte, welches indigeste Conceptionen und fieberhafte Träume entwickelte und durch Weisheit und wahre Seelengröße so leicht hätte beschwichtigt werden können“. Die Erhebung von 1848—49 ist

nur eine „unglückliche Mißverständnismephorä“, es gibt noch jetzt „weder conservative, noch liberale, noch reactionäre Unterthanen im Reiche des heiligen Stephan, sondern nur seelenvolle, treue Ungarn“.

Namentlich das letzte Urtheil ist sicher von dem gewöhnlichen sehr abweichend. In Ungarn, wo jede Nationalität in der Minorität ist, wo die Parteilungen so stark und bitter sich geäußert haben, wie kaum in irgendeinem andern Lande, wo Deutsche und Rumänen, Serben und Kroaten zur Zeit der Herrschaft der Magyaren schwere Klage über die Tyrannei der letztern führten, sollte mit einem Schlage alles verändert sein? Wer sollte nicht wünschen, daß die verschiedenen Völkerstämme, die in dem weiten Ungarlande beisammenwohnen, sich friedlich einigen? Aber dazu bedarf es der Zeit, und wir können in solchen Urtheilen nur eine Bewährung des alten Spruchs finden, daß dem Urtheile von Verbannten über ihr eigenes Vaterland oft am wenigsten zu trauen ist. 87.

Notizen.

Schriftstellerklagen aus den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

In M. Christian Heinrich Schmid's „Zusätzen zur Theorie der Poesie und Nachrichten von den besten Dichtern“ (erste bis dritte Sammlung; Leipzig, 1767—69) fliegen wir in einer Anzeige der 1768 von Lessing herausgegebenen und bevorrechteten Tragödien von J. W. von Brame auf die sehr richtige Bemerkung: „Obgleich die Ausgabe von seinem (Brame's) sämmtlichen Trauerspielen nur unsern Schmerz über seinen Verlaß erneuert, so mußte doch seinen Verdiensten dies Denkmal gesetzt werden, sonst möchte der vergessliche Deutsche, der nur gar zu oft das Verdienst nach der Dicke des Bandes mißt, bald auch seinen Namen vergessen haben.“ Dieser Respekt vor recht vielen Büchern besteht im Grunde auch noch jetzt; man schreibt das geistreichste Buch über Schaffpeare, concentriert aber seine Ansichten in einem dünnen Bande, und die Schrift wird wahr-scheinlich wenig Beachtung finden; man bediene es aber zu drei oder vier starken Bänden aus, und das gelehrte und halbgelehrte Publikum wird bewundernd davor still stehen wie vor einer der ägyptischen Pyramiden, an denen man im Grunde verzageweise doch nur die Masse anstaunt. Auch daß der Deutsche gegen verdienstvolle Männer vergesslich sei — Brame hatte wenigstens das Verdienst, daß er zuerst den reimlosen fünffüßigen Jambus in Tragödien anwandte — ist eine Klage, die auf die heutige Generation noch ebenso gut paßt wie auf die der sechziger Jahre. Was man an einem Dichter und Autor heutzutage etwa noch öffentlich feiert, ist die politische Tendenz; wer nicht in politischen Tendenzen „gemacht“ hat, den sucht man todt zu schweigen und aus der Erinnerung der Menschen womöglich gänzlich zu verdrängen, wie groß auch sonst seine Verdienste um Förderung der nationalen Cultur und Literatur gewesen sein mögen. Dieselbe Anzeige der Gesamtausgabe Brame'scher Schriften schließt mit einer in Anführungsstriche gefassten Stelle, die ohne Zweifel dem Lessing'schen Vorwort zu Brame's Schriften entnommen ist, und in der es unter anderm heißt: „Solange man in Deutschland nur dem Maler, dem Tonkünstler, dem Baumeister erlaubt, seiner einzelnen Kunst treu zu bleiben, dem Dichter aber, der die schwerste und weitläufigste unter allen Künsten treibt, noch andere Geschäfte auslabet, die ihn ernähren sollen, und ihm nur erlaubt, wenn er bereits ermüdet ist, sich noch einmal durch Verfertigung poetischer Meisterstücke zu ermunern, was kann man da anders erwarten, als daß er seine Kunst zu leicht vernachlässigt oder in seinen besten Jahren kirzt?“ Lessing, der alle Leiden eines deutschen Dichters rebellisch durch-gelämpft hat, war also derselben Ansicht wie Graf Platen, welcher in einigen berühmten Versen sich dahin ausdrückt, daß, wer einen Lorbeer davontragen wolle, nicht morgens zur Kanzlei mit Acten, abends auf den Helikon gehen dürfe, daß sich die Kunst nur dem völlig ergäbe, der völlig sich ihr ergäbe u. s. w. Die entgegen-

gengefteht Ansicht ist bekanntlich, trotz der eben angeführten Autoritäten, in Deutschland bei weitem mehr verbreitet, und wir finden sie auch von H. Jacobs in dessen eben erschienenem Briefwechsel mit Heinrich Stieglitz aufs entschiedenste ausgesprochen. In unsern Tagen materieller Prosa und peinlicher Grifenz und Arbeitsnuth mag diese Ansicht manches für sich haben; nur muß das Amt, das ein Dichter sonst noch bekleidet, mit seinem Beruf als Dichter nicht gar zu sehr im Widerspruch stehen. Schon das Amt eines Universitätsprofessors muß derjenige, welcher den unter den deutschen Universitätsprofessoren vorwaltenden Geist etwas genauer kennt, einem Dichter für nicht sehr zuträglich halten. Ministerposten in einem der kleinern Staaten, mit denen nicht allzu umfangreiche Geschäfte verbunden sind, wird heutzutage freilich so leicht kein regierender Herr einem Dichter anzutragen sich herbeilassen, obgleich das Beispiel Goethe's, der auch ein ganz trefflicher Minister war, eher ermutigend wirken sollte; aber wie mancher Dichter ließe sich nicht als Dramaturg oder Theatersecretär bei einem der nicht wenig zahlreichen, oft so reich dotirten deutschen Theater unterbringen, und wie manches Repertoirestück mehr würde die deutsche Bühne besitzen, wenn Lessing in dieser Weise verwendet worden wäre, statt daß man ihn als Bibliothekar in dem kleinen schlaftrigen Wolfenbüttel langsam vermodern ließ.

Wieland's „Abderiten“ französisch.

Von einem unserer Leser in Graz erhielten wir folgende von uns dankbar entgegengenommene Mittheilung: „Seit Jahren ein aufmerksamer Leser Ihrer Blätter entging es mir nicht, daß Sie alle Uebersetzungen deutscher Dichtwerke in fremde Sprachen theils eingehend besprechen, theils kurz erwähnen. Ich bin nun in der Lage, Sie auf eine solche Uebersetzung einer ältern deutschen Dichtung aufmerksam machen zu können, welche, wenn mir nichts entgangen ist, in Ihren Blättern noch nicht erwähnt wurde. Im verflossenen Jahre bildete sich zu Marseille eine Gesellschaft, Union des arts, welche Concerte, Gemäldesausstellungen, literarische Vorlesungen u. s. w. veranstaltet und in monatlich zwei Hefen ein „Bulletin de l'Union des arts“ herausgibt. Im fünften Hefte des ersten Bandes (S. 146—147) dieses Bulletin lese ich nun, daß in der literarischen Wochensoirée dieser Union am 19. Mai d. J. der Vicepräsident der Section des belles lettres dieser Gesellschaft, Herr Dwyer de Blomwig (ohne Zweifel einer der vielen in Frankreich ansässigen Deutschen) eine noch unveröffentlichte Uebersetzung von Wieland's „Abderiten“ vorgelesen habe (la traduction inédite d'une satire de Wieland, le Voltaire de l'Allemagne, intitulée: Les habitants d'Abdère). Daß an jenem Abende nicht das ganze Werk, sondern nur ein oder das andere Kapitel aus demselben vorgelesen werden konnte, ist klar. Der Bericht schließt mit den Worten: „Quelques Abdéritains se trouvaient sans doute ce soir là égarés à l'Union des arts. On prétend que le tableau tracé par Wieland des goûts artistiques de leur chère patrie, leur a arraché des signes non équivoques d'approbation . . . nous n'osons dire . . . de satisfaction.“ Da gerade Wieland zu denjenigen der großen Classiker des 18. Jahrhunderts gehört, dessen Werke, etwa „Oberon“ ausgenommen, jetzt selbst von Deutschen wenig mehr gelesen werden, so ist es gewiß bemerkenswerth, daß seine „Geschichte der Abderiten“ oder wenigstens Bruchstücke aus derselben ins Französische übersetzt in einer literarischen Soirée zu Marseille vorgelesen wurden.“ Von den „Abderiten“ ist übrigens schon früher eine französische Uebersetzung unter dem Titel: „Les Abdéritains, suivi de laalamandre“ erschienen, die wir, jedoch ohne Angabe der Jahrszahl, im fünften Bande der „Biographie universelle“ (Paris 1827) unter den im Artikel Wieland in einer Note angeführten französischen und englischen Uebersetzungen Wieland'scher Werke miterwähnt fanden.

J. M.

Bibliographie.

- Lebende Bilder aus dem modernen Paris. 1ster und 2ter Band. Geln, Bachem. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.
- Breier, C., Die Geheimnisse von Wien. Sittengemälde aus der Gegenwart. 1ste Abtheilung. Wien. 1862. 8. 24 Ngr.
- Die beiden Gräsel. Historischer Roman. Vier Theile. Wien. 1861. 8. 24 Ngr.
- Der Litaneisänger. Historischer Roman aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts. Vier Theile. Wien. 1862. 8. 26 Ngr.
- Eine Maria Magdalena in Wien. Sitten-Roman aus unserer Zeit. Drei Theile. Wien. 1862. 8. 1 Thlr.
- Wien und Rom. Sitten-Roman aus der Zeit Kaiser Josef II. Vier Theile. Wien. 1862. 8. 1 Thlr.
- Dankwardt, H., Psychologie und Criminalrecht. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 24 Ngr.
- Kessel, J. H., St. Ursula und ihre Gesellschaft. Eine kritisch-historische Monographie. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.
- Knoblich, A., Chronik von Lahn und Burg Lahnhaus am Hober. Urkundliche Beiträge zur Geschichte der Städte, Ritterburgen, Fürsten und Adelsgeschlechter Schlesiens. Mit Illustrationen. Breslau, Aderholz. Br. 8. 15 Ngr.
- Berty, M., Anthropologische Vorträge gehalten im Winter 1862—1863 in der Aula zu Bern. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
- Ritter, J., Die Lüge nach ihrem Wesen und ihrer pädagogischen Behandlung. Eine Abhandlung. Leer, Meyer. Gr. 8. 12½ Ngr.
- Schuh, B., Die Mission auf der Insel Java oder Schilderungen aus meinem Leben. Straßburg, Witwe Bergers-Levrault u. Sohn. 12. 8 Ngr.
- Stettenheim, J., Die Hamburger Wespen im zoologischen Garten. Illustriert von Chr. Foerster. Hamburg, Richter. Gr. 8. 5 Ngr.
- Thaulow, G., Ueber ein bedenklich gestörtes Gleichgewicht auf deutschen Universitäten seit den letzten 30 Jahren. Ein Beitrag zur Culturgeschichte der letzten 30 Jahre. Kiel, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 6 Ngr.

Tageeliteratur.

- Bunge, R., 1813. Historisches Festgedicht mit vaterländischen Gesängen und lebenden Bildern. Zur Feier des Jubeljahres, besonders des 18. Octobers den deutschen Männer-Vereinen gewidmet. Leipzig, C. Schäfer. Gr. 8. 2½ Ngr.
- Niederhöffer, A., Zur Erinnerung an Theodor Körners 50jährigen Todestag — 26. August 1863. — Berlin, Nicolai. Gr. 8. 10 Ngr.
- Bachmayer, J., Jean Pauls Haus in Hof. Gedicht. Guburg. Gr. 4. 1½ Ngr.
- Polith, M., Die orientalische Frage und ihre organische Lösung. Wien, Leo. 1862. Gr. 8. 8 Ngr.
- Bröhle, H., Kriegsgedichte des 7jährigen Krieges und der Freiheitskriege. Ein Vortrag. Jubelausgabe zur Körnerfeier. Altona, Mayer. Gr. 8. 6 Ngr.
- Solban, M. G., Die Klosterfrage in der 2ten Kammer der Stände des Großherzogthums Hessen. Antwort auf die „Offene Epistel an die klosterfeindlichen Herren Abgeordneten der 2ten Kammer in Darmstadt von einem Priester der Diocese Mainz.“ Darmstadt, Diehl. 8. 6 Ngr.
- Trost und Rath aus Erfahrung, für Leidende und Betrübte. Aus dem Tagebuch eines Betrübten. Straßburg, Wwe. Bergers-Levrault u. Sohn. 16. 8 Ngr.

Anzeigen.

Werthvolle Bücher zu ermässigten Preisen, bis Schluss des Jahres 1863

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt vergütet.

Naturwissenschaften.

Bratranek (F. L.). Beiträge zu einer Aethetik der Pflanzenwelt. 8. 1853. (2 Thlr. 8 Ngr.) **20 Ngr.**

Brühl (B. K.). Zur Kenntniss des Orangkopfes und der Orangarten. Mit 2 Tafeln vom Verfasser nach der Natur gezeichnet und auf Stein radirt. 4. Wien, 1856. (1 Thlr.) **12 Ngr.**

— Osteologisches aus dem Pariser Pflanzengarten. Mit 11 Tafeln, vom Verfasser nach der Natur gezeichnet und auf Stein radirt. 4. Wien, 1856. (3 Thlr. 10 Ngr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Corda (A. J. C.). Prachtflora europäischer Schimmelbildungen. Mit 25 colorirten Tafeln. Folio. Leipzig und Dresden, 1839. (15 Thlr.) **7 Thlr. 15 Ngr.**

— Flore illustrée des mucédinées d'Europe. Avec 25 planches coloriées. Folio. 1840. (15 Thlr.) **7 Thlr. 15 Ngr.**

Cuvier (Baron von). Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Nach der zweiten Ausgabe übersetzt und durch Zufüge erweitert von F. S. Voigt. 6 Bände. 8. 1831—43. (18 Thlr.) **4 Thlr.**

Das geistige Doppelleben in einer seiner reinsten und merkwürdigsten Erscheinungen. Ein Bild aus der Gegenwart. 8. 1856. (1 Thlr. 20 Ngr.) **20 Ngr.**

Ennemoser (S.). Geschichte des thierischen Magnetismus. Zweite Auflage. 1ster Theil. — A. u. d. L.: Geschichte der Magie. 8. 1844. (4 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Frauenhadt (S.). Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluss auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie. 8. 1855. (1 Thlr.) **12 Ngr.**

— Der Materialismus. Seine Wahrheit und sein Irrthum. Eine Erwiderung auf Dr. Louis Büchner's „Kraft und Stoff“. 8. 1856. (1 Thlr.) **12 Ngr.**

Kützing (F. T.). Phycologia generalis, oder Anatomie, Physiologie und Sytemkunde der Tange. Mit 80 farbig gedruckten Tafeln, gezeichnet und gravirt vom Verfasser. 4. 1844. (40 Thlr.) **25 Thlr.**

— Species algarum. 8. 1849. (7 Thlr.) **3 Thlr.**

— Grundzüge der philosophischen Botanik. 2 Bände. 8. 1851—52. (5 Thlr. 10 Ngr.) **2 Thlr.**

Mayo (Herbert). Wahrheiten im Volksaberglauben, nebst Untersuchungen über das Wesen des Mesmerismus. In Briefen. Nach der dritten englischen Original-Ausgabe deutsch von Hg. Hartmann. Mit 1 Tafel. 8. 1854. (1 Thlr. 15 Ngr.) **16 Ngr.**

Meyer-Ahrens (Kr.). Die Bergkrankheit oder der Einfluss des Erkeigns großer Höhen auf den thierischen Organismus. 8. 1854. (24 Ngr.) **8 Ngr.**

Naumann (K. F.). Lehrbuch der reinen und angewandten Krystallographie. 2 Bände. Mit 39 Kupfertafeln. 8. 1830. (7 Thlr.) **2 Thlr. 20 Ngr.**

Pfeiffer (L.). Monographia heliceorum viventium. 4 volumina. 8. 1848—53. (22 Thlr. 15 Ngr.) **10 Thlr.**

Pritzel (G. A.). Thesaurus literaturae botanicae omnium gentium inde a rerum botanicarum initis ad nostra usque tempora, quindecim millia opera recensens. 4 Druckpapier (14 Thlr.) **8 Thlr.** Schreibpapier (21 Thlr.) **12 Thlr.**

Rhea. Zeitschrift für die gesammte Ornithologie. Herausgegeben von F. A. L. Thienemann. Erstes und zweites Heft. 8. 1846—49. (3 Thlr. 22 Ngr.) **24 Ngr.**

Strube (Gst. von). Handbuch der Phrenologie. Mit 6 lithographirten Tafeln und Textabbildungen. 8. 1845. (2 Thlr. 8 Ngr.) **16 Ngr.**

Thienemann (F. A. L.). Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. 1stes bis 10tes Heft. 4. 1845—56. (40 Thlr.) **20 Thlr.**

Ein ausführlicheres Verzeichniss im Preise ermässiger Werke, aus fünf Abtheilungen bestehend, ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von **C. A. Fleischmann's** Buchhandlung (August Rohlfeld) in **München**.

Es ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bayern's Hochland

zwischen Tsch und Isar.

Von **J. N. Ingerle**.

Kleg. broch. 1 Thlr. 15 Ngr., oder 2 Fl. 24 Kr.

In Erstt. gebunden 1 Thlr. 25 Ngr., oder 3 Fl.

Inhalt: Von München nach Starnberg: der Starnberger See und Umgebung. Von Starnberg über Seeshaupt und Murnau nach Partenkirchen. Partenkirchen. Garmisch und Umgebung. Nach Ettal. Das Parswangthal, Ammergau, Fritzing und Schongau. Von Partenkirchen nach Mittenwald. Die Landesgrenze. Zum Walchense. Durch die Zachenau nach Länggries. Vom Walchense nach Benediktbeuern. Bad Hölzbrunn. Nach Tölz. Von Benediktbeuern über Wolfratshausen nach München. Von München über Bruck, Grafrath, Greifberg, Diefen und Wessobrunn auf den Reiffenberg. Von Greifberg über Seefeld, Andechs und Weilheim auf den Reiffenberg. Steingaden und Hohen Schwangau.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Gedichte

von

Eduard Neumann.

Miniaturausgabe. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tiefe des Gefühls und Klarheit des Gedankens in gewohnter, durchgebildeter Form erheben diese Poesien, deren mehrere durch ansprechende Liebescompositionen dem Publikum bereits bekannt und lieb geworden sind, weit über das Gewöhnliche. Das elegant ausgestattete Bändchen wird besonders der Frauenwelt eine angenehme Gabe sein.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 38. —

17. September 1863.

Inhalt: Romane und Erzählungen. Von H. Freiherrn von Loën. — Lebensphilosophie und Glückseligkeitslehre. Von Emil Müller-Gandwagen. — Zur Geschichte der Tataren und Mongolen. Von Karl Stimmer. — Eine französische Kritik des modernen deutschen Nationalismus. — Zur Ornithologie. — Ketzten. (Die ersten und einzigen Verse von Jean Paul; Eine Erzählung Hoffmann's von George Sand dramatisirt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Romane und Erzählungen.

Der Roman ist der weite und bequeme Rahmen, in den alle Bilder hineingespannt werden können. Der ausgelassene Humor und die trübseligste Sentimentalität finden dort ihren Platz neben Naturschilderungen und belehrenden und fördernden Unterhaltungen. Die Vielseitigkeit der Aufgabe erhöht den Reiz, auch auf diesem Gebiete zu schaffen. Ueberall ist daher auch hier die Klage der Ueberfüllung; Erscheinungen in der Romanliteratur tauchen auf und verschwinden ebenso schnell wieder, gefeierte Namen werden vergessen, wenn sie nicht durch immer Neues das Interesse wach zu erhalten verstehen, und Bücher, die in diesem Jahre eifrig gelesen und empfohlen wurden, verkaufen schon im nächsten in den Leihbibliotheken. Der Roman hat sich in Deutschland ziemlich schwer entwickelt; hindernd war die Verkenntnis seiner Aufgabe, das Mißverstehen seiner Bedeutung, vor allem die unentwickelte Sprache. Meinem Urgroßvater, J. W. von Loën, gebührt der Ruhm, gerade vor hundert Jahren den ersten modernen Socialroman geschrieben zu haben („Begebenheiten des Grafen von Rivera“). Er wurde vielfach angegriffen, weil er in Deutschland zuerst wichtige Wahrheiten in dieser Form vortrug und „geistliche Dinge mit weltlicher Kurzweil“ vermischte. Aber der Roman wurde viel verbreitet und auch Goethe schildert in „Wahrheit und Dichtung“ den Einfluß, den die Dichtung seines Oheims hatte. Heinrich Kurz rühmt in diesem Roman Freimüthigkeit, tüchtige Gesinnung und edle Absicht und erwähnt auch seiner als den Uebergang bildend von den frühern zu den neuern „politischen“ Romanen („Literaturgeschichte“, II, 654).

Das Muster aber des deutschen Socialromans hat Goethe gegeben; nach allen Richtungen hin hat er die Emancipation der Individualität gezeigt. Seit seiner Zeit, wesentlich aber seit seinem Tode, hat der Roman schon durch verallgemeinertes Interesse an Philosophie und Politik an Ausdehnung gewonnen. Nach und nach tritt auch hier Virtuosität der Behandlung hervor; verursacht wird diese durch Lectüre und Schule, unversellerte Bil-

dung, Fortschritt im Erzählungstalent, Ausbildung der Sprache und des Stils. Jeder glaubt sich befähigt, einen Roman schreiben zu können, eben weil es so leicht ist, da hinein alles Mögliche zu verlegen; dabei sind die wenigsten sich klar über die Bedingungen, Grundsätze und Gesetze des Romans. Auch hier, wie fast überall, bewußt oder aus Unkenntnis, wird durch Erweiterung der Grenzen des Kunstgebiets ein mehr scheinbarer als wirklicher Vortheil erlangt. Mitten in der eklektischen unversellten Periode treffen wir Erscheinungen, die der genialischen und schönen anzugehören scheinen; dabei ist in der Prosadichtung wie in der dramatischen Literatur ein Zustand der Ausgleichung bemerkbar, bei vorherrschendem Mangel an ausgesprochenem Charakter. Der Einfluß des Publikums und seine Geschmackdringung ist auch hier nicht zu verkennen; eigentlich höhere, ästhetische Anforderungen werden selten gestellt. Dazu herrscht, hervorgebracht durch die absichtliche Vernichtung der Grenzen, eine oft wunderbare Unklarheit in Betreff der Unterscheidung der verschiedenen Prosadichtungen; freilich nicht mehr in dem Maße, wie vor noch nicht funfzehn Jahren, wo Gogolow in seinen „Beiträgen zur Geschichte der neuesten Literatur“ von der „Verworrenheit und Gesezlosigkeit“ auf diesem Gebiete sprach.

Der Unterschied des Romans vom Drama steht fest. Nach „Wilhelm Meister“ soll der Romanheld leidend, wenigstens nicht in hohem Grade wirkend sein. Im Roman werden die Begebenheiten aufgehalten durch den Helden, „alle gewissermaßen nach seiner Gesinnung gemodelt“, während umgekehrt der Held des Dramas durch die Begebenheiten aufgehalten wird. Das Epos will Thaten, der Roman Begebenheiten.

Die eigentliche Aufgabe des Romans bleibt die stufenweise sittliche und ästhetische Entwicklung eines Charakters, vorgeführt in der Richtung eines ganzen Lebens, oder doch in einer ganzen Reihe von Verhältnissen, und weiter das Zeigen des Einflusses der menschlichen Natur auf die Handlung. Goethe nennt ihn ziemlich erschöpfend eine subjective Epopee. Die Novelle hat es mit einer Idee zu thun oder mit einem bestimmt gegebenen, in sich

geschlossenen Verhältniß, das sie bis zu seiner Entscheidung und Auflösung bringt. Die Erzählung stellt das Verhältniß der Person zur Situation dar.

Wie unsere ganze Dichtung so hat auch die in Prosa eine vorherrschend idealische Richtung. Der Roman ist besonders bezeichnend als Fortschritt betrachtet. Goethe zeigt hin auf diesen Weg; nur kurze Zeit seit ihm erfreute man sich an dem Idealen ohne reale Basis, ja selbst ohne Gegenstände des wirklichen Lebens; der Roman wurde dann rein materiell und kehrte endlich auf die verlassene Bahn zurück. Die Beseitigung und das Allumfassende des Socialromans erkennt man aus dem Fortschritte, das Besondere aus Goethe's Nachkommen zieht. Die Dichtung wird danach geschieden in Bezug auf ihre natürlichen Fähigkeiten, aus denen der Beruf entspringt; in Ansehung der Liebe die Ehe, und in Ansehung des Besitzes unsere Stellung, Mittel unserer Bildung, Wechselwirkung mit andern, reale Verflechtung in das allgemeine Weltgetriebe.

Auch in den Romanrichtungen stehen sich Idealismus und Realismus schroff gegenüber; aber gerade hier zeigen die feindlichen Parteien, wie viel Berührungspunkte sie haben und wie eine ohne die andere nicht leben, nichts schaffen kann. In einseitiger Verfolgung einer dieser Richtungen ist nie etwas Schönes erreicht; der wahre Künstler verbindet beide, nur dadurch erscheinen die Begebenheiten wahrheitsgemäß oder wirklich, nur dadurch wird eine der ersten Anforderungen an den Roman überhaupt erfüllt.

1. Die Straßensängerin von London. Ein Roman in drei Büchern von Julius Rodenberg. Berlin, Seehagen. 1868. 8. 4 Thlr.

Die Reisen Julius Robenbergs, namentlich sein längerer Aufenthalt in Großbritannien, sind für ihn ein Kapital geworden, aus dem er trefflich vertheilt Zinsen zu ziehen. Mit großem Geschick hat er beobachtet, Notizen gesammelt und eine Anzahl Details aufgeschlüsselt, die er in seine Berichte und Vorträge lebendig und interessant einflügt. Dabei besitzt Robenberg eine Virtuosität der Sprache, die es ihm möglich macht, etwas, was er selbst schon mehrmals sagte, so zu wiederholen, daß man es für etwas Neues halten könnte (vgl. z. B. seine Bemerkungen über die „Times“ in „Tag und Nacht in London“ und hier, I, 135).

Der vorliegende dreibändige Roman erschien zuerst in dem Koblenberger „Deutschen Magazin“, das jetzt, nach der Herausgabung und Uebersetzung des Dichters nach Trieste, von L. Habicht redigirt wird. In dem Roman, der während der Zeit auch ins Englische, Französische und Dänische übersezt worden ist, finden wir vor allem eine lebendige und fesselnde Schilderung des englischen Lebens; wie in seinen Skizzen führt der Verfasser uns London in seinen verschiedenen Gestalten von Reizthum und Glanz, von Säuwitz und Unsitlichkeit in den höhern und niederen Ständen, gar anschaulich vor. Er zeigt uns das Leben der Vornehmen in ihren Stadthäusern und auf ihren Besitzungen; wir lernen Lord Hazlewood kennen in seinem

Palais von Belgravie, den er gemeinsam mit seinem Sohne, Mr. George, bewohnt; wir nehmen theil an dem Einzuge der Garben nach dem Krimkriege und lernen den Kapitän Pigroy kennen, der in Beziehung steht zu einem Weibe in Rumänien, der Gesandter der Königin, und der wieder in engem Verhältniß mit dem Hazlewoods tritt, durch die Tochter des Lords, Jane Lady Castlemere. Und diese Personen in ihren verschiedenen Lebensbeziehungen gestatten dem Dichter, uns bald in die Palais der Aristokratie, in die Clubs, „diese National-Klubs für den britischen Junggelehrten“, in das Parlament, auf die Paraden Londons zu versetzen; dann aber wieder uns die Realitäten des Londoner Lebens in ihrer erschreckenden und abschreckenden Wirklichkeit zu zeigen. Die Schilderungen aber sind nach beiden Seiten hin gleich lebendig und naturwahr.

Der Stoff des Romans ist etwa folgender: Dr. George findet beim Nachhausegehen in der Nacht ein Mädchen, das durch ein altes Weib gezwungen wird, auf der Straße zu hängen, um Männer herbeizuloden; er rettet, wie es sich dagegen sträubt, und brennt die augenblickliche Unwissenheit der Alten, um es mit sich nach Hazlewood-House zu nehmen. Der Erkenntniß seines Vaters reißt er nach dem Continent, heimlich nimmt er die Sängerin mit sich, die er nach dem schottischen Liede, das sie in der Nacht sang, Anne Laurie nennt. Im ersten Bande erhalten wir noch eine Schilderung von Dr. George's Schwester, der Lady Castlemore, eine Blume mit ihrer Tochter Gemina, die sie unmarterlich haßt, weil sie das Hinderniß einer zweiten Heirat ist, die sie von sich entfernt in eine Pension, wo das Kind so lange fasslich behandelt wird, bis es endlich versucht zu fliehen, dabei ausgeleitet und bei dem heftigen Sturz den Hinterkopf zer- schmettert. Jetzt ist Lady Jane frei und unabhängig, sie kann ihre Hand dem noch immer schönen Kapitan Fitz- stonleigh, dessen Kameradschaft den Offizieren der Gold- streame eben nicht zur Ehre gereicht. Zwar hat er sich tapfer geschlagen; aber berühmter oder berühmter ist er durch seine Siege über das schöne Geschlecht, „von denen einige sich nicht aber die Mittelundbligkeit erhoben, andere mindestens sehr schlecht waren“. Jedemfalls besaß er die große Geschicklichkeit, sich unerschütterlich zu machen, wenn seine Geliebten begünstigt oder seine Gläubiger dringender wurden. Einen Hauptzug aus seinem Leben lernen wir kennen in den Briefen, die er wiederfindet in dem Ge- schichte von New-Road, in das er sich einknietzen will; vor 18 Jahren hatte er ein Mädchen verführt und es verlassen. Es starb am zweiten Tage nach dem Empfang des Absagebriefs, eine Tochter blieb am Leben und nach von der Großmutter, der schwarzen Sarah, aufgezogen unter Lieben und Dienen, bis Dr. George sie aus ihren Händen befreit.

Der zweite Band führt uns nach Warburg; aus ihm finden wir wieder die lebendige und sichere Darstellungsweise, eine fesselnde Schilderung des Studentenlebens, des Philosophierens, der Stadt selbst. Neue Personen treten auf, mit wenigen Zügen treffend gezeichnet; der Leser

der Bräutinnenmagd, der noch aus Liebhaberei den Genuß des Aufftritts, aus Neigung zumal für ihr frisches freies Leben und besonders für das Aneignenleben. Seine Frau ist eine reiche Bäuerin, die vor Zeiten den Fidler heirathete und nun mit der Tochter Gertrud die Wirthschaft führt, während der Mann mit seiner Kapelle, deren bestes Mitglied sein Lehrbursche Walter Grün ist, Musik macht. Walter hat Talent, eine Dame hat ihn ausbilden lassen; sein Stolz empört sich, daß er den Dauten der Studenten leben soll. Arg von ihnen behandelt geht er hinaus nach dem Landhause links vom dem Abhange des Schloßbergs; dort wohnt seit einiger Zeit ein fremder Mann, dort sah er ein bleiches, schönes Weib, er hörte den Anfang eines unbekannten, rührenden Gesangs, und als er wieder hinkommt, ist das Haus verlassen, er erfährt, das Paar sei nach London, und nun erträgt er nicht länger Druck und Zurücksetzung. Dem Whannome folgt er, das ihn lockt, er verläßt Gertrud, deren Herz gut und treu und voll von Liebe und Unschuld war. Jetzt aber tritt Walter als der eigentliche Held hervor, sein Suchen und Finden, seine Wünsche und Verirrungen, die ganze Kunde seiner Trübsal wird uns enthüllt, bis er endlich zu der Einsicht gelangt, daß es allein der Glaube an das Menschenherz, an das treue und leidenschaftliche Walten der Liebe ist, welches uns an das Leben bindet und in die Heimat zurückruft. Um den Glauben an diese Wahrheit zu erlangen, mußte er nach London fliehen, dort Annie Laurie verlassen und elend finden, Bekanntschaft machen mit den Sträßen des Glens und Laferre; sein Talent verschafft ihm endlich eine Stelle als Klavierspieler in Exmouth, dort findet er George elend, gebrochen, geistlos. Dies Zusammenstreffen, der Aufenthalt auf dem Schlosse ist trefflich geschildert.

Walter erzählt dem Unglücklichen, was aus Annie Laurie geworden, er erfährt, daß die Schwester die Liebenden trennte; jetzt ruft er die Annie hinzu, sie findet George lebend, schimpflich wird sie aus dem Hause gejagt durch Fitzroy, der an einem Ringe, den er ihr entwendet, zu spät entdeckt, daß sie seine Tochter ist. Und nun folgt schnell das tragische Ende. Annie sucht den Tod in der Themse; an der London=Brücke zieht man ihre Leiche zu derselben Zeit aus dem Wasser, als oben ein Reisewagen verunglückt, eine Frau wird herausgeschleudert, Fitzroy findet Lady Jane, seine Gattin, zerstückt, Sarah erscheint und zieht ihn zu Annie, er selbst erkrankt unter dem Einflusse der seelenerschütternden Ereignisse. Und nun ergreift Walter, von dem nur einmal nebenbei gesagt ist: „Er dachte an eine, die in Deutschland wohnt“, die Genußsucht nach der Heimat, nun kehrt er zurück, hinter sich läßt er seine Illusionen, seine leidenschaftlichen Kämpfe, aber auch seine Jugend. Dafür findet er ein Herz, das sich ihm liebend hingibt, seine Gertrud, und damit Glück und Frieden.

Wir hören zum Schluß, daß Walter Gertrud wie einen Engel betrachtet, der ihn aus seinen Verirrungen zu der verlorenen Heimat zurückführt; wir müssen dem Verfasser aufs Wort glauben, aber es wäre und das

leichter geworden, wenn Walter bei seinen Wanderungen den Blick öfter nach der Heimat gerichtet hätte; so erscheint es uns, als ob er gekrochen und mit dem Bewußtsein zurückgekehrt, daß weder sein Charakter noch sein Talent groß genug war, um sich zurechtzufinden in den neuen Verhältnissen; arm und verhasst ergreift er die gütige Hand Gertrud's, und nicht nur das Gefühl eines Menschen dankbar sein zu müssen, da er früher in Lebensnoth und in Verarmung seiner Kraft von sich flich, muß ihn bedrücken; auch das Wort Franz Wüchel's beim Abschied ist für ihn eine Wahrheit: „Eins ist unmöglich, in den früheren Zustand der Unschuld und zu der ehemaligen Beschränktheit des Glücks zurückzukehren.“ Diesen Gedanken hätte vorgebeugt, diesen Willkürigen begegnet werden können.

Die Erzählung aber ist, neben den schon gerühmten Vorzügen, leicht und gefällig, der Stil glänzend, die Bemerkungen sind vielfach und geschickt, nur hier und da ist das Zusammentreffen der Personen und Thatfachen etwas unwahrscheinlich, romanhaft. Den Hauptcharakter entwickelt Rodenberg in einer ganzen Reihe von warmherzigen, immer anregenden und lebhaft geschilderten Verhältnissen. Neben den Begabtheiten aber hätten wir die verschiedenen Personen gern durch eine Faser verbunden gewußt; ihr Zusammenhang wäre dadurch kunstvoller, inniger und erfreulicher gewesen. Solche verbindende Fäden finden sich III, 216 und 234; es bedurfte nur, daß man außer Walter auch die andern Hauptpersonen von ihnen abhängig zeigte.

Dagegen stand die Charaktere gut durchgeführt und namentlich auch auf die Zeichnung der Nebenfiguren eine Sorgfalt verwendet, ähnlich wie dies in den englischen Romanen geschieht. Vorzüglich in dieser Hinsicht ist der alte Will, sein Gegner Jacques Paturot, die Kamille Croquet, der Musikmeister Franz Wüchel u. s. w. Das Kind der Annie Laurie aber hätten wir gern unterworfener gesehen; es scheint so vernehmlich in der Welt, als sei es bestimmt, dereinst auch Straßenfängerin zu werden.

2. Stilleben auf Sylt. Tagebuchblätter von Julius Rodenberg. Zweite durchgesehene Auflage. Berlin, Springer: 1881. 16. 16 Bgr.

Wie Julius Rodenberg das Gausen der Franzosen versteht, zeigt er uns in den vorliegenden Tagebuchblättern, in denen er uns das Stilleben auf der kleinen Nordseeinsel Sylt schildert, die mit ihren wenigen Bewohnern, ihrer unabsehbaren Heide und dem aufgeschäumten Dünenstrand wenig Stoff zur Beschreibung zu geben scheint. Der Verfasser versteht aber auch das scheinbar Unbedeutendste zu erklären, wie ja das sein empfindende Menschenherz überall Wesen findet. Wir fühlen uns angeheimelt durch den einfachen Lebenslauf und das gleichmäßige Lagerwerk; „wir werden selber Kinder am Meerestrand“ und es scheint uns, als könne man hier ein Leben voll schmeigender Glückseligkeit beginnen. Je weiter wir lesen, desto mehr interessieren wir uns für das scheinbar Unbedeutendste. Gefelle und zunächst das Meer und die Geschichte der früheren Inselbewohner, die Vorfahren der jetzigen; hörten

wie gern den Bericht von dem gefährvollen Leben der Männer, die früh hinausfahren in das Meer und nicht eher zurückkehren, als bis sie auf der Heimatsinsel eine Ruhestätte sich gründen können, oder von den Frauen, die durch Treue, Keuschheit, Häuslichkeit und thätige Liebe für die Insel sich auszeichnen — sie besonders sind thätig, um die immer mehr verschwindende zu erhalten —; jetzt nehmen wir schon theil an den kleinsten Vorkommnissen, und bei der Einfachheit und Natürlichkeit der geschilderten Verhältnisse scheinen uns die alte Jungfer Brigitte, deren Verlobter auf dem Meere starb, der Strandvogt, der Schiffskapitän mit seinen Töchtern, die Marrat und ihre Tante ganz beachtungswerthe Personen. Es sind in dem kleinen Buche wieder treffliche Schilderungen, vorzügliche Stimmungsbilder; alles erscheint naturwahr und der Leser wird befriedigt durch die lebendige Zeichnung des idyllischen Lebens. Unzufrieden sollen allein die Sylter sein, die es dem Verfasser verdanken, daß er ihre Porträts in die weite Welt gesandt hat.

3. Die Kunstreiter. Erzählung von Friedrich Gerstäcker. Drei Bände. Leipzig, Cotta'sche. 1861. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Gerstäcker führt uns einen Grafen Georg Geyerstein vor, der durch die Folgen einer in Reichthum verlebten Jugend gezwungen ist, mit seinen frühern Verhältnissen zu brechen, und endlich in Frankreich unter dem Namen Bertrand Kunstreiter und Seiltänzer wurde. Er verheirathet sich mit der schönen Georgine, der Tochter des Handwursts. Mit der Truppe, deren höchste Zierden seine Frau und seine Tochter sind, zieht er durch die Welt. In einer Residenzstadt findet ihn endlich sein Bruder Wolf, der während der Zeit Adjutant des Fürsten geworden ist. Wolf sucht ihn auf und die Beziehung, in die er damit zu den Kunstreitern tritt, gibt Veranlassung zu allerlei Gerüchten, die ihm auch ein geliebtes Mädchen, Melanie von Ralphen, entfremden; vorläufig darf und will er die wahren Beziehungen nicht erkennen lassen. Endlich bewegt er Georg, seine Laufbahn aufzugeben, gegen den Willen der Frau, die nur ungern in die Stille des mecklenburgischen Gutes folgt, wohin Wolf den Bruder unter fremdem Namen schickt. Immerfort schweben sie dort in der Gefahr erkannt oder durch das auffallende Benehmen des Alten verrathen zu werden. Zufällig kommt ein Herr von Zühlig aus der Residenz in die Gegend des Gutes, er findet dort alle die Personen wieder, die er früher als Kunstreiter sah; nach seiner Rückkehr hat er nichts Gilleres zu thun, als die Entscheidung zu erzählen, und die bekanntlich immer liebevoll deutende Gesellschaft erklärt das Unerwartete dahin, sie lebten auf dem Gute des Grafen, der Kunstreiter sei ein philosophischer Chemann. Einem baronisirten jungen Bankier wird zum Ueberflus noch angedeutet, Madame Bertrand sehne sich nach ihm; er ist eitel genug, es zu glauben und sie in ihrer Einsamkeit aufzusuchen. Er findet Georgine allein, überdrüssiger denn je hier so fortzuleben, sich nach ihren frühern Triumphen zurücksehnd. Sie benutzt den Baron, er muß sie mit der Tochter bis

Hamburg bringen, dort schüttelt sie ihn ab und tritt mit der Kleinen in ein Engagement bei Royaget in Altona. Georg, von der Reise zurückgekehrt, findet die Seinen entflohen, er eilt ihnen nach, erfährt durch den Baron, den er in Hamburg trifft, den Aufenthalt und holt sie nun seine Tochter auf eine etwas abenteuerliche Weise wieder. Von der Frau scheidet er sich, heirathet seine Gouvernante (die, wie uns scheint, unnöthigerweise als eine vornehme, aber arme emigrierte Französin sich auspumpt) und zieht mit ihnen und seiner Mutter nach Ungarn. Das Mißverständniß zwischen Wolf und Melanie löst sich schließlich glücklich.

Die Erfindung ist eben nicht neu, ebenso wenig der Conflict, herbeigeführt durch frühere Lebensverhältnisse, die man gezwungen ist zu verschweigen und deren Entscheidung man fürchtet. Gerade die Kunstreiterstellung ist in dieser Hinsicht schon vielfach behandelt worden. Gleich von vorn herein müssen wir gestehen, daß es hinreichend war, Georg als Meister vorzuführen; dadurch hing er wenigstens mit frühern Gewohnheiten zusammen, während er als Seiltänzer ganz unter die Klasse der „Wagabunden“ sinkt, für die man eher Mitleid als Bewunderung hat. Gerstäcker hat das selbst richtig gefühlt; er versucht durch ein Gespräch über gefährliche und weniger gefährliche Künste dem Vorwurf zu begegnen, den er nach unserer Ansicht besser gethan hätte gar nicht aufkommen zu lassen. Georg hat, um mit allen Lebensbejügen zu brechen, um „ganz frei zu sein“, eine Seiltänzerin geheirathet; sie ist es, die sich nicht gewöhnen kann an das einfache Leben in der Familie und auf dem Lande; der Beifall der Menge ist ihr Ziel, ihr einziger Wunsch. Diesen dadurch herbeigeführten Conflict hat Gerstäcker vorzüglich zu schildern verstanden; das Verhältniß der Personen zur Situation versteht er meisterhaft vorzuführen. Somol in großen Zügen als in kleinen Details gibt er in dieser Hinsicht wieder Beweise von glücklicher Beobachtung und geschickter Darstellung. Der alte Handwurst und dessen Neffe, die nicht lange sich ehrbar zeigen können und immer wieder von dem Wagabundenleben ergriffen werden, das ehegelizige Weib sind trefflich gezeichnete Figuren aus diesen Lebenskreisen; aber auch aus der Gesellschaft führt er uns naturwahr geschilderte Personen vor im Intendanten, in dem eiteln und feigen Silberglanz, in dem klatschfüchtigen Fräulein von Zühbern u. s. w.

Durch alle diese Vorzüge, verbunden mit einem spannenden Dialog, guten Schilderungen, hier und da hübschen Reflexionen — wir nennen die des Forstwarts — kommt Leben und Bewegung in die an und für sich einfach erfundene Erzählung. Jedenfalls ist sie als unterhaltende Lectüre sehr zu empfehlen.

4. Ein neuer Kaspar. Roman in drei Bänden von A. C. Brachvogel. Leipzig, Cotta'sche. 1863. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Brachvogel hat ein entschiedenes Talent, durch Charakteristik und Darstellung die Leser für Personen zu interessieren, die durch ihre Eigenthümlichkeiten außerhalb der Gesellschaft sich stellen oder durch eigenes Verschulden mit

ist in Conflict gerathen sind. Der Verfasser gesteht es selbst ein, daß der Titel des vorliegenden Romans etwas gewagt ist; „sein Held ist alt, nicht mehr zu jung und sein Motto stets das nihil sine gaudio, der absolute Humor, in ihm kommt der Egoismus als komische Idee zur Geltung“. Das genügt ihm, um die Familienähnlichkeit mit Sir John Falstaff zu entdecken. Wir lassen uns an diesem Vergleiche, der allerdings etwas leicht ist, genügen und erklären im voraus, daß der neue Falstaff eine viel achtungswerthere, lebenswürdigere Persönlichkeit ist als Sir John, ohne freilich damit sagen zu wollen, daß es Brachvogel gelungen wäre, einen so einzig abgeschlossenen, unübertrefflichen humoristischen Charakter darzustellen, wie sein Vorbild es ist.

Der Held ist eben, wie ihn der Dichter selber nennt (III, 188), ein Mann mit einem Zwitttercharakter, mit einer zertrüfften Seele, der 18 Jahre versuchte, seinen Gram durch Lebensgenuß zu betäuben, bis er auf einmal wieder auftaucht. Er ist aus einer kleinen Stadt, beschränkt erzogen, häßlich, listig, lächerlich und heißt zum Ueberfluß Karl Bumpel; aber er ist ein guter Sohn, prächtiger Freund, hat ein treues Herz und ein großes Maler-talent. Dennoch, oder gerade deswegen verachtet man ihn in seinem Krähwinkel, nur ein liebes Mädchen nimmt ihn in Schutz, ihr Vater richtet ihm auf seiner Villa ein Atelier ein, sie nimmt theil an seinen Arbeiten, ist so gut und freundlich gegen ihn und da — die Situation gibt es wie von selbst — vergiftet er sich, spricht dem Mädchen von Liebe und wird gebührend ausgelacht, der arme, dicke, junge Mensch. Er wird krank und wieder gesund; aber die Mutter stirbt und nun flieht er hinaus in die Welt und verschwindet, bis wir ihn wiederfinden, äußerlich immer voll Humor, übermüthig, ausgelassen, hier und da frech. Und dadurch wie durch seine Selbstironisirung imponirt er der Menge, er lebt nur mit Genossen, die ihn an Cynismus überbieten und „gleich den Affen seine Streiche copiren oder beklatschen“. Aber das alles ist nur Maske; er verspottet Thätigkeit, nütziges Schaffen, jeden Idealismus, und heimlich malt er unter dem Namen Bohrer Bilder, die überall Aufsehen machen; er stellt sich herzlos, und doch, als er erzählt, daß seine frühere Liebe als arme Witwe sich kümmerlich mit ihrer Tochter durchhilft, schickt er ihr heimlich reiche Geschenke, sorgt unbemerkt für ihre Existenz und nähert sich ihr zuletzt auf eine zarte Weise wieder, verheirathet ihre Tochter und schließt endlich mit ihr den Ehebund. Dem übermäßigen Idealismus seiner Jugend hatte er voll Schmerz entsagt, im Gegentheil sein Glück gesucht und zuletzt das Resultat gewonnen, daß das Schöne, Wahre und Gute nur da erreicht wird, wo Idealität und Realität sich gegenseitig durchdringen. Diese Idee ist vorzüglich durchgeführt, und hätten wir nur gewünscht, daß sie auch an der Entwicklung seiner Kunstrichtung gezeigt wäre.

Weiter finden wir die Gedanken entwickelt, daß einem Manne der Zwiespalt seines Innern und Aeußern die Lippe wird, an der sein Charakter scheitert; absichtlich

lebt er sich in die Lächerlichkeit hinein und allein würde es ihm nicht gelingen, zu seinem eigenen, edlern Wesen Glauben und Vertrauen zu gewinnen, wenn nicht die Liebe ihn erhöhe.

Wir müssen aussprechen, daß wir in diesem neuen Romane einen wesentlichen Fortschritt Brachvogel's finden. Die Charakteristik ist innerlicher geworden, die Handlung ist in sich einig, die Erfindung geschickt, die Ausführung leicht und gefällig, auch die Reflexionen haben an Tiefe und Gehalt gewonnen, während sie in frühern Romanen oft zu sehr in die Ferne schweiften; nur selten spricht hier der Dichter etwas aus, was den Eindruck des Alltäglichen macht, wie die Reflexion über das Weib. Stilistisch ist auch dieser Roman mit dem Schwünge geschrieben, der das Erfüllte von der Idee und den Wunsch ausdrückt, für diese Anhänger zu gewinnen. Bei der so gehobenen Stimmung kommen einige ungerechtfertigte Ausdrücke vor, die wol nur durch den Rhythmus der Sprache entstanden sind, z. B.: „Auch Karl's Herz war höher «unaustilgbarer» in Liebe erglüht“; wenige Seiten nachher lesen wir von den Aeltern Trenens, daß sie von aristokratischer Noblesse geschwellt waren; anderswo spricht der Verfasser von Residenzbrimborians, von selbstquälerischen Stunden u. dgl. — an und für sich Unbedeutendes, den wohlthuenden Eindruck des Ganzen durchaus nicht Beeinträchtigendes. Etwas delikater hätten wir noch einige Situationen behandelt gewünscht, z. B. die decolletirte Elise und ihr schwaches Sträuben beim Kuß überschreitet doch etwas die Grenze des Anständigen; die Einrede der Wahrheit, die der Dichter in der Vorrede macht, wollen wir immer gelten lassen; nur geben wir zu bedenken, daß die Wahrheit und Schönheit des Gedankens dem Dichter immer höher stehen muß als die der Thatfache.

5. Otto Ludwig Broof. Erzählung von Robert Giseke. Zwei Theile. Leipzig, Brochhaus. 1862. 8. 2 Thlr.

Mit größerm Rechte als mehrere der bisher besprochenen Schriften kann die vorliegende ein Roman genannt werden. Wenigstens haben wir hier eine Persönlichkeit, die sich freimachen will von den socialen Gemüthen, welche ihn jeden Augenblick seine Abhängigkeit von der Allgemeinheit, sein Gebundensein durch Beruf, Ehe und durch den Zusammenhang mit der Welt überhaupt fühlbar machen. Wir verfolgen mit Interesse diesen Kampf, der von vornherein von der Hauptperson mit unzureichenden Mitteln und dagegen mit Fehlern geführt wird, die scheinbar das Herz, im Grunde aber der Mangel an gesellschaftlichem Takt verschuldet, die aber jedesmal trefflich von seinen Feinden benutzt und ausgebeutet werden. Broof ist ein Schlossergefell, der durch eigenes Geschick, durch Arbeit und Glück sich zu einem der ersten Fabrikbesitzer der Provinz aufschwingt; aber während er von Stufe zu Stufe mühsam heraufklettert, bis er sein Ziel erreicht, macht er in jeder Phase seines Lebens bittere Erfahrungen, und so zwingt er sich mitrathlos zu werden; er verbittert sich zuletzt gegen die Leute, die es gut mit ihm meinen, und in dem Bestreben sich freizumachen von fremden Einflüssen, verbannt er von sich alle und alles,

was ihm Lebensglück sichern konnte. Dabei steht er doch unter der immerwährenden Leitung eines Schwagers, der gegen ihn arbeitet, ihn immer mehr vereinsamt, jede Verjöhnung unmöglich macht, um sich und seinen Rindern die reiche Erbschaft zu sichern. Arg und übel wird dem armen Brod mitgespielt, der empfindsame Leser wird hier und da meinen, das ist zu viel; wir aber erfreuen uns an der consequenten, psychologisch sowohl als ästhetisch gerechtfertigten Zeichnung des Charakters. Dann auch sein Verschulden liegt klar vor uns. Die Arbeit ist ihm keine eigentliche Lust; sie, wie sein erstrebter Reichthum sollen ihm nur Mittel gegen seine Feinde sein; seine größte Schuld ist, daß er glaubt leben zu können auf sich allein angewiesen, daß er in diesem Sinne, wie er es selbst II, 213 ausdrückt, von Jugend auf sich bemüht, den Glauben an die Menschen aus der Seele zu tilgen, und daß er gerade da am meisten zweifelt, wo der ungetrübte Blick wahre Liebe erkennen mußte. Als er aber zum Bewußtsein der Wahrheit kam, war es zu spät, „denn das Schicksal gleicht nicht, wie die Erfindung in den Romanen es vermag, durch Glücksfügungen die Unbill aus, die es zugefügt“; was ihm als letzter Wunsch erschien, die Verbindung mit einer Gräfin Clementine, die er vor Zeiten in Rom hatte kennen lernen und die im stillen bemüht war, sein herbes Schicksal zu mildern, auch das ward ihm nicht gewährt. Wir meinen, zu seinem Glück; denn nach der ganzen Anlage des Charakters konnte die Erreichung seines Ziels ihn nicht befriedigen; nur das Streben danach und die Prüfung seiner Kraft im Kampfe mit den entgegenstehenden Widerwärtigkeiten ist sein eigentliches Lebenselement; ein ihn vollständig erfüllendes Glück durfte nicht als Preis des Sieges ihm erscheinen, sondern mußte unvorbereitet wie ein Gnadenblick auf ihn herniederstrahlen. Im Alter fand er denn auch, freundlich ihm entgegenkommend, wahre Freundschaft, eine liebe Verwandtschaft, vielfache Anerkennung. Die Arbeit aber gab ihm körperliche Frische und geistige Kraft wieder. Nur ein Glück gibt es, das lernte er nun verstehen, und das ist nicht der Genuß, nicht die Freude, nicht der Besitz, sondern die Thätigkeit. Das ist die Erfahrung, die Brod macht in dem Kampfe gegen die sozialen Hemmnisse, immer wieder erkennt er, daß wir mit unzähligen Fäden zusammenhängen mit der Allgemeinheit, und daß wir, wenn wir auch befreit sein müssen, unsere Individualität zu emancipiren, doch nie ungestraft die fortwauernde Wechselwirkung mit ihr einseitig verlegen können.

Der vor uns liegende Roman gibt reichen Stoff zum Denken und Empfinden; ein gewaltiges Lebensbild ist vor uns aufgethürmt, die künstlerische Anordnung sowohl wie die psychologische und stoffliche Entwicklung ist lobend hervorzuheben. Freilich, mit erweiterter Seele wird man kaum scheiden, und so möchten wir allen den Lesern, denen es nur um das Lesen zu thun ist, rathen ihn nicht erst zu beginnen, denn es ist schwer aufzuhören und das Spannen gibt es so viel, daß sie immerfort wieder angezogen werden und weiter lesen müssen, bis sie doch „unbefriedigt“ zum Schluß kommen, der nur wahr und nicht

romantisch ist. Aber wer Sinn hat für kunstreiche Gestaltung, Verarbeitung und Entwicklung, wer charakteristische Feinheit der Composition zu würdigen versteht, der wird mit uns der bedeutenden Wirkung sich erfreuen, welche die Dichtung durch einfache und natürliche Mittel hervorzubringen versteht.

6. Germanisches Blut. Lebensbild aus dem Südsächsischen Lande. Von Hermann Preussing. Zwei Theile. Gera, Kämpfer. 1863. 8. 2 Thlr.

In der „Curaya“ lasen wir eine kurze Notiz über dies „Lebensbild“, ungefähr des Inhalts, es sei schwer oder unmöglich zu beurtheilen, wie weit der Verfasser wahre Zustände schildere. Aber wir meinen, daß man auch das anerkennen kann, was uns fremdartig erscheint, und der Beurtheilung solcher Zustände gegenüber hat man nur zu fragen, ob die Schilderung in sich harmonisch und naturwahr ist. Ein Deutscher ist der Hauptheld, für dessen Wollen und Denken die Heimat zu klein war, ein Mann, der seine vaterländischen Verhältnisse allein nach der Rolle beurtheilt, die er selbst darin spielte und der, trotzdem er selbst meint, ganz objectiv zu denken, doch mit jeder Faser seines Herzens mit dem Vaterlande zusammenhängt. Er war in sich voller Widersprüche, ihren entflecht er, während er den heimathlichen Zuständen zu entfliehen meint; er ist krank an unverständigen Begriffen, und mehr als einmal erinnerte er sich an Goethe's Ausspruch gegen Moser: „Ich bewundere, wie die Menschen das Halbgegriffene, das aus dem Zusammenhang des Wissens Gerissene im Kopf behalten und treuherrig wiedererzählen können.“ Unser Held, den wir als einen Hauptling im Innern Bornes kennen lernen, ist solch ein Genie. Er ist von Jugend auf falsch genommen, seine Erziehung ist verfehlt, der weiche Stoff in ihm ist verzerrt und verkümmert. Zu spät tritt eine Besserung ein, jetzt aber schließt er sich ab zur Selbstbildung, lernt fleißig, die Schule des Lebens will er durchmachen und „dann mein Vaterland zum Siege für dich“. Er wird Beamter und die Beschäftigung eilet ihn an; er ärgert sich, daß Deutschland ein sittsames, ein regelrechtes Land ist, daß sich Schiller in Redensarten hören läßt und Goethe Silber weißelte, an denen das wohlgezogene Volk sich erfreut; die Dichtung hatte längst ihren Reiz für ihn verloren; die Kunst verachtete er nur noch etwas weniger wie die Künstler. „Seinem innersten Wesen nach war er Rechtsgelehrter.“ Er kommt zu der Ueberzeugung, „daß die Freiheit löst, das Recht aber bindet und vereint“. Aber trotz aller dieser Ansichten und mit ihnen bleibt er unklar und unwahr; die Trauer sucht bewußtlich sich seiner, seine innere Zerrissenheit, hervorgehoben namentlich durch maßlose Ueberschätzung seiner unbedeutenden Persönlichkeit spricht sich überall aus. Er liebt und seine Geliebte ist untreu und der wilde und unabhängige Geist in seinem Innern spricht: du sollst keine, andern Götter haben neben mir. Nur der Geist ist es, der zu ihm redet, nicht, wie er sich einredet, die durchgebildete Individualität, die Mannheit in ihrer höchsten Erscheinung oder gar das vollendete Rechtsbewußtsein. Denn was ihn

in seiner Darstellung groß macht, seine burschenschaftlichen Ideen von Freiheit und sein ganzes philosophisches Gebäude sind im Grunde nur Phrasen, mit denen er den Widerstand seines Lebens mit seiner Tätigkeit, mit seinem Leben verstanden will. Seine Kritiken sind, gekleidet, arrogant, sie erscheinen als der Ausdruck einer unklaren, beunruhigten Phantasie.

Wir haben schon die Ansichten des Helden über Goethe und Schiller, über Recht und Freiheit gehört; die deutsche Dichtung im allgemeinen hält er für eine Frucht des Braumrühms und der Ansdunstung für Grunde und Rechte, die Zweifel, „an denen Faust lieber zu Grunde geht, als nur für Schulmeister und Staatsdiener gefährlich“, die ganze Dichtung und die Kunst verachtet er „zu den Weibern“. Sein philosophisches Glaubensbekenntnis (II, 73—90) mit der Endphrasen: „Glaube, Liebe, Recht in Wechselwirkung untereinander und mit der wissenschaftlichen, wahrhaftig auf die Natur angewandten Erkenntnis der Natur werden die Zukunft gestalten, die Menschheit erlösen“, sind im Grunde nur Paradoxen, die den Verstand erheben sollen auf Kosten des Herzens und die Hoffnung verdrängen möchten, weil die Wirklichkeit beginnt. Sie zeigen aber in Bezug auf den Helden, daß er gequält von der Traumsucht nun in eine andere Krankheit, in eine unpraktische philosophische Schulmeisteri verfallen ist. Auch seine politischen Urtheile, z. B. über die Massen, sind zum Theil angerichtet, namentlich über die Slaven, die er urtheilslos alle in einen Topf wirft, während die Südslaven unbedingt eine Zukunft haben. Sein Rechtsbegriff ist endlich beweist sich praktisch etwas zweideutig in der Art, wie er die Malaien niederzwingen läßt, die um so mehr unser Mitleid in Anspruch nehmen, da der Held ihnen nur seine Herrschaft fühlen läßt, so gut aber wie nichts gekostet hat, um ihre Sitten zu mildern und zu veredeln. Die zu Ehren des Rechts hingepfunden Klagen gegen den Helden und sein ganzes System. Die Nebenpersonen, die in das Leben des abenteuerlichen Deutschen eintreten, lehren zu ihren Randbemerkungen zurück; das Mädchen, das sich ihm am mehr Sinnlichkeit als Liebe angeboten hat, stirbt in der Schlacht; von dem Helden erhalten wir weiter keine Kunde, er scheint noch wie vor Schuppling auf Vorne zu sein.

Fragen wir nach den Vorzügen dieses Romans, so finden wir es überhaupt schon anerkennenswerth, daß der Dichter einen in sich abgeklärten, eigenthümlich entwickelten Charakter hat darstellen und schaffen wollen. Dem Widerspruch, den er in seiner Originalität hervorruft, wider der Verfasser nicht unbedingt als Tadel aufzufassen haben. Der Held hat wie der Held etwas Gefaschtes, aber wir erkennen gern an, daß in der Sprache sowohl wie in den Schilderungen viel Eigenthümliches und mannschaftlich Echtes zu entdecken ist. Oft wird die Sprache rhythmisch und dann faßp, gedringt, ungewöhnlich, wie z. B.: „Rundum uterwählter Wächte ingelamliges Hängen; in duffergetruen Haufen der Wollen Wächte; weitgefurcht, weitgeredet, Schwall auf Schwall zuflüßenden Bänden gewälzt: inmetheim, ruhig arbeitet das

Kinder u. s. w.“ Aber getadelt die Naturphibetungen sind meist vorzüglich, oft Poesie in ungezwungener Form, z. B. II, 138.

7. Erzählungen und Skizzen von Adelbert Graf v. Baubis. Ein. Drei Theile. Hannover, Hämper. 1863. 8. 2 Theile. 16 Bogen.

Baubis hat schnell einen Kreis von Lesern gewonnen, die sich angezogen fühlen durch die Leichtigkeit seiner Erzählung, durch seine gute Beobachtung, zutreffenden Bemerkungen, vor allem aber durch einen sehr wohlgefalligen Humor. Besonders Auffehen machte sein „Peter Tütt“, in welchem er mit Schärfe, Witz und rücksichtsloser Offenheit die amerikanischen Zustände schildert. Er ist von seinem vorzigen Aufenthalte eben nicht entzückt zurückgekommen; die Bewußtheit hat er wenigstens mitgebracht, daß Amerika kein Eldorado ist. In der kleinen Skizze „Hunderttausend Dollars“, namentlich aber in der einen längeren Erzählung, die über den ersten Theil hinanderricht, „Die Wärfersagerin“, behandelt er wieder dieselbe Thema. Baubis erwähnt dabei selbst, daß der mit den Verhältnissen Amerikas unbekannte Leser behaupten würde, „er mache sich einer crassen Uebertreibung schuldig“, und allerdings sind die geschilderten Zustände veranlaßt, daß sie fähig sind, Entsetzen hervorzurufen über einen solchen Zustand stillerer Säuln und Verkommenheit.

Wir müssen dem Verfasser, er nirgend übertrieben habe und fähig auf Wahrheit beruhe. lebendig, die Situationen sind, sie hat gebracht, die Schilderung: den, von den Verhältnissen in: durchaus natürlich eingewoben. kräftig gezeichnet; nach der ganz Baubis's, die sich auch in sei: langt ihm die Schilderung der: schärfsten am besten. Die: die äußere Erscheinung derselben und versteht sie sehr gut, oft: zuführen. Die Zeichnung der: rakter, ist am wenigsten zu: sentirten Wärfers Smith wir: nächst der Vorwurf „der crasse Baubis hätte unserer Ansicht und da zu mildern, dagegen: niger schonend behandeln sollen; an eine wirkliche: lehrung kann man nach seiner Vergangenheit doch nicht glauben.

Unter den nun folgenden Skizzen haben wir viel Vorzügliches gefunden; die theils gemüthliche, theils humoristische, dann wieder so ehrenwerthe und ernste Darstellung wird auch diesen neuen Dichtungen gewiß Stütze erwerben. Als besonders gelungen haben wir die ebenso heitere als gemüthliche Beschreibung eines breckigen Hufenthals in Schweden und die Skizzen hervor, die oft mit kurzen Strichen, aber sehr ansprechend Episoden aus dem Kriege gegen Dänemark schildern; auch hier

wechseln Humor und Ernst in angemessener Weise. Eine prächtige Naturschilderung enthält die Skizze „Der Niagara-fall“. Am wenigsten befriedigt hat uns „Das Kaiser-schwert“. Wenn wir auch gern anerkennen, daß diese Skizze mit warmer Begeisterung und aus einem patriotischen Herzen geschrieben ist, so halten wir es doch nicht dem Ernste der Situation für angemessen, die an und für sich leider unklaren Einheitsgedanken so traumhaft zu behandeln, wie es hier geschieht.

8. Abenteuerliche Gesellen von George Gesekiel. Zwei Bände. Berlin, Gesekiel. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bei dem Interesse, mit dem man heutzutage die Nachseiten des menschlichen Lebens sowol, als die Thaten und Leiden der Abenteuerer und Vagabunden betrachtet, wird auch die vorliegende Sammlung nicht verfehlen, Aufsehen zu machen. Gesekiel führt uns in eine bunte und sehr gemischte Gesellschaft ein; theils sind es wirkliche Abenteuerer, die durch Schwindeleien sich ein gewisses Ansehen verschaffen und durch Täuschungen eine Zeit lang eine Rolle spielen, theils auch Persönlichkeiten, „die ihre Aufnahme in die Sammlung nur den abenteuerlichen Umständen verdanken, welche sich mit ihrem Leben oder ihrem Ende verknüpfen“. In bunter Abwechslung, unterschieden durch ihre Bestrebungen, Glücksfälle und Tendenzen, zeichnet Gesekiel mit frischen und lebendigen Farben und in anschaulichster Weise abenteuerliche Gesellen der letzten drei Jahrhunderte. Einzelne sind allgemeiner bekannt, über einige besitzen wir schon eine förmliche Literatur (St.=Germain, Tagliostro, Raspar Hauser, die eiserne Maske), andere haben erst wieder in neuester Zeit ihre Biographien gefunden (Neuhoff, Königsmarck, Ranzau). Immerhin aber erzählt Gesekiel so fesselnd, so übersichtlich und in gedrängter Kürze trotz der Ausführlichkeit, daß wir auch gern mit diesen die Bekanntschaft erneuern; hier und da findet er auch für sie neue Gesichtspunkte, wie er denn z. B. nicht ohne Glück und Glaubwürdigkeit die Identität des Grafen St.=Germain mit einem Prinzen Racoczi nachweist.

Am interessantesten bleiben immer die Abenteuerer, die lebendig und entscheidend eingreifen in den Gang der Geschichte; besonders gedenken wir hierbei lobend die Erzählung von den Schicksalen des Herzogs von Ripperda, der 1724 versuchte, die spanischen Bourbonen von den französischen durch ein Bündniß der ersten mit Oesterreich zu trennen. Mit Vorliebe behandelt Gesekiel die abenteuerlichen Gesellen, die mit der französischen Revolution zusammenhängen, namentlich diejenigen, die durch Anhänglichkeit an die legitime Sache sich auszeichnen; so den Wahrsager Gazotte, den Dichter der Faubourg St.=Germain Brisaut, den Freund der Königin Marie Antoinette, Graf Axel Persen, das unglückliche Opfer einer schändlichen Volksjustiz. Mit verbitterter Schärfe kritisiert er Anacharsis Cloots und den Juden Deutz, den Verräther der Herzogin von Berry. In Bezug auf das Benehmen Ludwig Philipp's gegen die Herzogin nennt er jenen „den elendesten aller Menschen, welche je auf einem Thron gesessen“.

Der Leser wird sich schon aus dem hier Angeführten von der Reichhaltigkeit des Stoffs überzeugen; die gute Abwechslung in der Handlung und Darstellung gereicht dem Verfasser um so mehr zum Lobe. Ernster und kritischer Sammelreicht sind unverkennbar, hier und da erfreut uns auch eine humoristische Auffassung wie in dem Leben von Chron-Krohne. In seiner Geschichte, die in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts spielt, finden wir ein Beispiel von der damaligen Deutlichkeit in der Kritik. Ein Licentiat hatte Krohne's „Abels-Lexikon“ schonungslos aber verdient beurtheilt und der dadurch Beleidigte antwortete:

Der Licentiat Albrecht Wittenberg ist ein Schandtal der menschlichen Gesellschaft, ein Calumniant, Ehrabschneider und Bösewicht, der auf Zeiten seines Lebens ins Zuchthaus gehört, wo er des Morgens die alten Weiber laufen, nachmittags aber zur wohlverdienten Strafe die Extremitäten eines purgirenden Stols mit seiner Zunge reinigen kann, und zwar von Nicht wegen!

Wir sind mit Gesekiel einverstanden, daß man unmöglich mehr verlangen kann.

Wir empfehlen gern die beiden Bände den Lesern, die zunächst angenehm unterhalten und belehrt sein wollen; werthvoll sind sie schon dadurch, daß hier eine Menge geschichtlich und culturhistorisch interessanter Thatfachen, die man sonst vielfach zerstreut findet, gesammelt erscheinen.

9. Kleine Romane und Erzählungen von A. von Sternberg. Drei Bände. Leipzig, Cotta. 1862. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Sternberg erzählt (wir lassen zunächst den Inhalt außer Augen), als habe er eine vertrautere Gesellschaft am Thertisch versammelt, die ihm ein freieres Wort gestattet und die namentlich in Bezug auf gesellschaftliche Fragen ihm manches nachsieht, weil er sie geistreich, sicher und ohne Leidenschaft behandelt. Gleich in der ersten Geschichte bringt er eine solche Streitfrage zur Entscheidung: ob nämlich die Frauen der Freundschaft fähig sind und ob ein Freundschaftsbund zwischen einem Manne und einer Frau von 25—40 Jahren möglich ist. Er erklärt sich dahin, daß jede solche Freundschaft das Wort Liebe zu führen verdiene und beweist dies seiner Freundin durch die Erzählung von dem neuen Rameau, die jene sehr richtig für „eine schmutzige Thatfache“ erklärt. In einer andern Geschichte, „Der Tod von Lübeck“, wird ganz ernsthaft die Frage von der Gabe des Zweiten Geschlechts behandelt und eine Menge Wunderbares und Spukhaftes, Erscheinungen, Hellschereien, Vorbedeutungen und Abnungen ganz überzeugt und glaubwürdig erzählt. Aber das alles geschieht so einfach, so ohne jedes Verlangen, den Leser dadurch zur selben Ansicht belehren zu wollen, daß der Eindruck, den man empfängt, ein verhältnismäßig leichter, fast unbedeutender ist. Darin ist Sternberg unbedingt Meister des Gesellschaftstons, daß er immer spricht als referire er, als seien ihm zwar die Thatfachen interessant, aber nicht der Schluß, der aus ihnen gezogen werden könnte; ruhig, glatt, kühl, leidenschaftslos und ohne Begeisterung berichtet er und läßt die Leidenschaften durch sich selbst wirken. Welche Bedeutung

hätte Sternberg haben können, wenn er mit mehr Tiefe und ernster Anschauungen schriebe.

Am ausgesprochensten erscheint seine Eigenthümlichkeit in der Erzählung „Eine interessante Dame“. Sie behandelt das Schicksal der Gräfin Stolberg, die sich mit dem Kronpräsidenten von England, Karl Eduard, vermählte und endlich nach einer unglücklichen Ehe die Geliebte Alfieri's wurde. Alles, was nur irgend in Zusammenhang mit dieser Begebenheit gebracht werden kann, verbindet er mit ihr und zwar in immer natürlicher, leichter Weise, sodaß uns die fremdartigen Elemente fast wie ein nothwendiger Zusatz erscheinen. Er erzählt, wie man in der Gesellschaft sprechen würde, ruhig, einfach, klar; aber er unterbricht sich selbst öfters; er weiß, was den Kreis seiner Zuhörer noch nebenbei interessieren kann, er setzt bei ihnen keine großen Kenntnisse voraus, und selbst die Wissenden erfreut er durch die Feinheit, mit der er die Absicht belehren zu wollen versteht. Da kommt zunächst ein kurzer Abriss von der Geschichte der Stolberge, dann etwas Romantisch über den Harz und die Wartburg, weiteres über die Brüder Stolberg; das Schicksal der vertriebenen Stuarts wird uns erzählt, Alfieri und Byron verglichen u. dgl. Sternberg, dessen Sache psychologische Interessen eben nicht sind, findet die Thatsache, daß Stolberg katholisch wurde, „eben nicht wichtig“, er nennt Zinzendorf „einen berücktigten Frommen“ u. s. w.

Das sind absprechende, oberflächliche Urtheile, über die man mit dem Verfasser aber nicht rechten mag; es sind vielleicht nur Themas zu einer Erörterung, und wir werden schon gefangen genommen durch eine neue Wendung, durch einen hübschen Gedanken, oder durch den Bericht von Alfieri's „viertem Herzensfehler“, von einer andern Liebe des Dichters, die so stürmisch war, daß er davon Erbrechen und einen gewaltsamen Krampf in die Gurgel bekam.

Weniger nachsichtig urtheilen wir über das entschiedene Verweilen Sternberg's bei dem Ausmalen des Sinnlichen. Gleich in der ersten Erzählung „Das Kästchen“ finden wir diesen Fehler, aber es geschieht doch hier in einer sittlich begrenzten und deshalb nicht so verlegenden Weise. In der altörmischen Novelle „Claudia“ wie in der Erzählung „Die goldene Maske“, endlich auch in „Anna Luise Karstch“ geschieht dies aber mit unverkennbarem Interesse; die Erzählung des Märchens von der Kaiserin Elisabeth wirkt um so widerlicher, da Sternberg erzählt, „sämmliche Frauen hätten sich bei dieser Art der Unterhaltung trefflich amüsiert“. Gerade weil Sternberg den Ruf hat und in vieler Hinsicht ihn auch verdient, ein Meister in der Darstellung gesellschaftlicher Verhältnisse zu sein, müssen wir mit Entschiedenheit dagegen protestiren, daß diese Art der Conversation zwischen den beiden Geschlechtern, oder die Vorliebe für „schmutzige Thatsachen“ in den gebildeten Kreisen bestände oder gern gehen würde. Junge Leute mögen so sprechen mit ihren Maitressen und alte Lüftlinge mit emancipirten Frauenimmern, aber die große Mehrzahl der gebildeten Frauen

hat Takt genug, als daß überhaupt ein Herr es wagen dürfte, so mit ihnen zu reden oder ihnen dergleichen zu erzählen.

A. Freiherr von Loën. *)

Lebensphilosophie und Glückseligkeitslehre.

Die Materie, nichts als die Materie, Industrie und Cultur, nichts als Industrie und Cultur — wie unendlich viel ist in der Gegenwart nicht darüber gepredigt! Unsere Materialisten, sie haben es bis auf ein Haar, wie und wo es steckt im körperlichen und geistigen Organismus, an der Theorie fehlt fast nichts mehr, um den Menschen von einem außerhalb seines Erdenlebens liegenden Zwecke loszulösen; unsere Volksbeglucker, auch sie haben es ganz genau, wie das alles in den Gebieten der Industrie, Kunst und Wissenschaft sein müsse, damit ein großartiger Staatsorganismus geschaffen werde. Aber wie unendlich auch die Entdeckungen auf allen Gebieten, wie angenehm und angenehmer auch das Leben durch alle Hülfsmittel der Industrie und Kunst gemacht werden kann, es muß das alles doch wol an einem kleinen Aber hängen, mit dem unsere Modernen nicht fertig werden können. Es ist das bescheidene Wort „Zufriedenheit“, was ihnen unsagliche Kopfschmerzen verursacht. Alle unsere Materialisten müssen die Welt mit diesem Wörtchen, das den Inbegriff jeder Glückseligkeit ausmacht, zu beglücken nicht im Stande sein, sonst würden Bücher wie die nachfolgenden, die das Wohl der Menschheit in der vollständigen seelischen Durchbildung und Erhebung suchen, mit ihrem Bezug auf das Ueberflüssige gänzlich überflüssig sein. Ueberflüssig aber sind sie gewiß schon um deswillen nicht, weil sie sich an den Theil des Menschen wenden, der überhaupt das Individuelle der einzelnen Natur bebingt. Wir meinen das seelische Element, durch dessen Ausbildung wir die Erhebung des einzelnen Menschen über die schale Bestimmung, im socialen Organismus nur der Zahn eines kleinen Rädchen der Staatsmaschine zu sein, erhoffen dürfen.

1. Durch Einsicht zur Geduld. Ein Beitrag zur Philosophie des Lebens. Von Max Karl von Crepelschuber. München, Franz. 1863. 16. 18 Agr.

Zwar dünn ist das Buch, nur 126 Seiten enthält es, aber um so vortrefflicher ist es. Führe man's in der Tasche bei sich, oder lege man's unter das Kopfkissen, wie man wolle, nur lese man's. Der Verfasser huldigt der stoischen Lebensanschauung und sucht sie uns in aller Kürze ans Herz zu legen. Er geht aus von den Anschauungen des Erdenlebens und empfiehlt dagegen den Gebrauch der Vernunft. Weiter gibt er eine „philosophische Anschauung und Würdigung der Dinge“; er ordnet Ursache und Wirkung als eine nothwendige Kette, geht über zum Umgang mit Menschen und zur Beurtheilung ihrer Eigenschaften, gelangt zum „Kampfe der Vernunft mit den Empfindungen“, spricht über die speciellen Ursachen der Unzufriedenheit (über Geldmangel, Entbehrung, Stand, Rang, Beleidigungen, Unank, empfindliche Verührungen des Egoismus). „Die Vergänglichkeits alles Irdischen“, das ist ein Cardinalpunkt, aus dem die stoische Anschauung die größte Kraft saugt. Wie empfehlenswerth ist nicht die „Lehre der Alten (wie wenig sie auch den meisten Menschen zu Sinne stehen mag): jeden Besitz, Gutes wie Schlimmes, angenehme wie traurige Verhältnisse, kurz, alles nur als ein Lehn des Schicksals, niemals als ein festiges, unverlierbares Eigenthum zu betrachten.“ — „Dies ist

*) Der Unterzeichnete ist seit dem Jahre 1856 Mitarbeiter an d. Bl. und hat unter der Chiffre 3 in der Zeit von 1858—62 mehr als 300 lyrische, epische und dramatische Erscheinungen hier besprochen. Wenn er sich jetzt nennt, so geschieht dies hauptsächlich, weil er einen Roman zum Druck vorbereitet hat und Bedenken trug, ihn mit seinem Namen in die Welt zu schicken, ohne sich auch hier zu erkennen zu geben.

allerdings für diejenigen, welche den Werth und den Genuß des Lebens ausschließlich in den Besitz und den Genuß der äußeren Lebensgüter setzen, eine wenig tröstliche Anschauung, um so mehr aber erkräftigt sie den Muth des Klagenden, erhebt den Menschen über das Niveau gewöhnlicher Beurtheilung, wenn sie ihm klar macht, welch ein Widerspruch darin liegt, zu wissen, daß alles Natürliche bestimmt ist, sich zu verändern und dann, wenn eine solche Veränderung wirklich eintritt, sich darüber zu verwunden und zu betrüben!"

Das Wort „resignire“ ist nun freilich nicht jedermanns Wort. Rein, von sehr vielen dürften wir einer vernünftigen Schwäche beschuldigt werden, wenn wir die „Resignation“ überhaupt nur anempfehlen. Für ebenso viele ist die Resignation ein total unverständliches Wort, sie lassen darüber. Und wenn wir mit dem Verfasser weitergehend aus der Vergänglichkeit des Irdischen die Nothwendigkeit einer höhern Anschauung der Dinge, die Nothwendigkeit und den Werth der stoischen Anschauung ableiten: wir wissen nicht, ob wir nicht bei diesem milden Versuch von andern ebenso vielen schon der Vorliebe für Verbummung und Aberglauben bezichtigt werden! Und doch, ist es denn ein gefährliches, ist es nicht vielmehr ein schönes, ein herrliches, ein alle Widerwärtigkeiten besiegendes Gut, das wir jedem Menschen mit dem Hinweis auf die vollste „Seelenruhe“, auf die „Ruhe in dir selbst“ in die Brust legen! Resignation soll keine Lethargie sein, Resignation soll das männlich thatkräftige Schaffen nicht ausschließen. Sie ist auch nicht etwa für die Schwächlinge allein, nein für die Kräftigen soll sie erst recht vorhanden sein als der Schutz aller Schätze, der uns da trübet, wo uns alle andern Schätze unter den Händen schwinden.

„Es tröste dich der Gedanke, daß die Welt sowohl als das Menschenleben offenbar noch weitere und größere Zwecke haben müsse, als sie innerhalb der Schranken unser jetzigen Erkenntniß vermögens deutlich werden, weil ohne jene aus der Schöpfung und dem Entwicklungsgange der Menschen gar kein Sinn entziffert werden kann.... Diese Erkenntniß wird den denkenden Menschen zum Bewußtsein seiner eigenen Schwäche führen und im nur scheinbaren Widerspruch damit ihm dennoch Kraft genug verleihen, etwa einem Spürer, der seine Philosophie verachtet und ihm vielleicht geradezu ins Gesicht sagt, daß er eigentlich nichts wisse, nach der Annahme Epictet's zu antworten, d. i. ihm gelassen und ohne das Gefühl der Empfindlichkeit, im Gegentheile mit der eigenen Ueberzeugung menschlicher Ungulänglichkeit zu erwidern, daß er vollkommen recht habe. Kann er das, meint der Weltweise, dann solle er sich Glück wünschen, denn er habe damit den ersten Schritt in der Philosophie vorwärts gethan. Auf solch überaus hohem Höhe der Erkenntniß, der Beurtheilung menschlichen Wissens und der Würdigung irdischer Lebensverhältnisse überhaupt wird der Anspruch klar, den der König Salomo schon vor nahezu 3000 Jahren gethan: „Es ist alles eitel!“

Sowie der Verfasser kein crasser Moralphilosoph ist, denn seine Anweisungen gründen sich auf die stoischen Lebensanschauungen, wie sie z. B. Kaiser Marc Aurel, Seneca, der römische Philosoph Epictet und andere niedergelegt haben: so soll das „alles ist eitel“ nicht ein zelotisches Donnern und Verheeren sein. Rein im Gegentheil, „vanitas vanitatum vanitas“, es soll das milde Lächeln des weisen Weltweisen sein, der ruhig jeden Menschen gewähren läßt, ein mildes Lächeln allen Hoffnungen und Wünschen, dem ganzen Treiben der complicirten modernen Gesellschaft gegenüber, ein mildes Lächeln der siegesgewissen Jünglinge gegenüber, der du die Früchte des Lebensglücks auf allen Wegen glauben pfädest zu können, ein mildes Lächeln dir, der du bald zur Einsicht gelangst, wie doch das höchste Glück in der Einsicht in dich selbst, im Frieden in dir selbst beruht.

2. Die Lebenskunst nach den Inschriften des Tempels zu Delphi. Von G. G. Garus. Dresden, Zülz. 1863. 16. 24 Ngr.

Oft schon ist die Frage aufgeworfen und an jeden Denkenden tritt sie mit immer neuer Gewalt heran: welcher Zeit

gleichet unsere Zeit? Da sind nun viele, die meinen, ganz und gar der römischen Kaiserzeit. Sie müssen doch gute Gründe haben, unserer Zeit solchen Makel aufzubürden. Wie es bekanntlich mit der Kunst anfängt bebenlich zu stehen, sobald die Künstler die Kunst in der Kunstlei, wie meinen in der reflectirenden Productivität suchen, so kann es auch mit der Lebenskunst überhaupt schlecht bestellt sein, sobald man in Schwärm über die Lebenskunst zu reflectiren beginnt. Eine gesunde Welt bedarf nicht der Schönheitspflaster, nicht des Lilienwassers, nicht des Puders, nicht des Reismehls, nicht der Haar- und Bartwässer, aber in einer franten oder fränkenden Welt schließt das alles und noch hunderte andere Gattungen der Kosmetik wie Pflge auf. Auch der Lebenskunst bedarf die durchaus gesunde Welt wenig, die Kunst wohnt ihr vielmehr insinuativ inne.

Neben wir damit dem Pessimismus das Wort, so wollen wir doch auch dem Optimismus sein Recht nicht bestreiten. Egen wir also, die Gegenwart bietet sehr viele Elemente des störrischen Verfalls, gut, wenn, wie die Optimisten zuversichtlich meinen, die erfrischenden Elemente den gesunkenen die Wege zu halten, noch mehr sie zu paralysiren vermögen. Der Pessimist könnte gerade aus dem vorhin besprochenen Krempelhübschen Dünkel eine Hehltheit unserer Zeit mit der römischen Kaiserzeit herausfinden. Auf der Hand liegt es, welche Bedeutung für eine verfallende Welt, wie es die römische Kaiserzeit war, die vollständig stoische Lebensanschauung besaß. Selbst die besten Geister können in Epochen des Verfalls nur vorübergehend auf die Zeitgenossen bestimmend einwirken, in dieser Erkenntniß — und ein Seneca, ein Marc Aurel, vielleiht auch ein Titus u. s. w. wird diese Erkenntniß besitzen haben — müssen sie resigniren. Unsere Gelehrten machen es oft mit großartig sonderbarer Kritik dem Tacitus zum Vorwurf, daß er nicht mehr so classisch einfach schreiben konnte als ein Livius. Die wenigsten betonen, daß es ihm überhaupt nicht mehr möglich war. Tacitus war abhängig von seiner Zeit, und wenn er Selbstkritik an sich übte, mußte er resigniren, es einem aus der goldenen Zeit gleich zuthun.

Garus nun geht in seiner Lebenskunst zurück auf die Inschriften des Tempels zu Delphi. Dieser Inschriften, von denen eine wenigstens fast in jedermanns Munde ist, waren drei. Sie lauten (der Kürze wegen geben wir sie gleich in der deutschen Uebersetzung): „Erkenne dich selbst“; „Nichts zuviel (nichts über das Maß)“; „Du bist“.

Zunächst erörtert Garus die unendlich große Bedeutung des „Erkenne dich selbst“. Ohne Selbsterkenntniß ist überhaupt die Lebenskunst eine trügerische. Die Selbsterkenntniß hat sich sowohl auf das Körperliche wie auf das Geistliche zu erstrecken. Die Selbsterkenntniß darf natürlich nicht in eine Selbstbespiegelung, wozu sie namentlich bei grübelnden (Hamlet) Naturen leicht führen kann, ausarten. Wegen diese Selbstbespiegelung nur aus Goethe's Worte sicher gerichtet, wenn er an mehreren Stellen gegen das „Erkenne dich selbst“ spricht. „Es entsteht leicht in ihnen (in Naturen wie Goethe) eine Art von Schen vor der Tiefe, in welche man hier hinabzustürzen sich veranlaßt findet, eine Schen, welche dann allein schon im Stande wäre, die besten Geister «besonders unentbehrliche Thätigkeit nach außen hin zu fördern, ja fast zu vernichten». Uebrigens waren gewis die Griechen dieser Nation, welche stets am weitesten davon entfernt blieb, in dem «Erkenne dich selbst» nur ein maßiges gleichqualerisches Gespannsein auf die eigene Individualität, gleichsam nach Art jenes hübschen Hinbu, der sein Leben in Betrachtung der eigenen Nasenspitze verbrachte, finden zu wollen. Dies große, durch und durch zugleich praktische Volk nahm diesen Satz unbedingt mehr in der Weise, wie Goethe selbst ihn einmal erklärt, wenn er sagt: «Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wol aber durch Handeln. Versuche deine Pflicht zu thun, und du weißt gleich, was an dir ist.»

Die richtige Selbsterkenntniß ist für jeden Menschen das tiefste Bedürfnis. Nur durch die Erkenntniß seiner eigenen

Individualität kann der Mensch auf den einzig richtigen Weg geleitet werden, auf dem sein Ziel liegt. „Abgesehen von der Gemeinheit, in welcher täglich Tausende durch Unwissenheit und Sorglosigkeit leidlich und geistig zu Grunde gehen, zeigen die Biographien bedeutender Männer hundertfältige Beispiele einer verkehrten Lebensleitung und eines daraus folgenden ganz trüben Schicksals, und dies zwar hauptsächlich aus Mangel an Wissen, sowie aus Unachtsamkeit auf sich selbst und auf irgendein Wesen dessen, was gerade diese Individualität vorausgesetzt und erfordert hätte. Ich will hier übrigens wirklich nicht einmal der traurigen Lebensausgänge eines Heine oder Lessing gedenken, aber was nicht selbst Schiller, dieser Anführer Deutschlands, einer von denen, die nicht wußten, was gerade ihm in der Leitung seines irdischen Lebens das eigentlich Angemessene genannt werden durfte?“

Ueber den Werth des „Nichts zuviel“ (nichts über das Maß) bedarf es wol keiner empfehlenden Worte. Der Werth des Maßhaltens lebt, wenn er im übrigen auch von der stürmischen Jugend und der dahinströmenden Romantik oft genug getrübt wird, in der Masse des Volks. Dieses „Nichts zuviel“ hat sich natürlich ebenso gut auf die Ernährung, wie auf alle übrigen Functionen, wie besonders auch auf das Geistesleben zu beziehen. Es kann nicht oft genug wiederholt werden, wie ein bloßes Abirren des Kindes zu so und so vielen Fertigkeiten, wie ein Strapaziren des Geisteslebens eine Störung des ganzen feingegliederten Organismus jedes einzelnen herbeiführt. Besonders erwähnen wir, daß sich der Verfasser scharf gegen die herrschende Musikmanie, gegen das unmaßvolle viel Musikmachen erklärt. Und mit Recht. Wenn irgendetwas, so beweist dies endlose Musikmachen, daß wir nicht in einer starken, sondern in einer schwachen, sentimentalen (vielleicht politisch-sentimentalen) Zeit stehen.

Schwieriger macht es sich mit dem dritten Grundsatz, mit dem „Du bist“. Doch gehen wir gleich zur Erklärung. Leben, der dem delphischen Gott naht, begrüßt dieser Gott mit den Worten: „Erkenne dich selbst“. Daraus erwobert der Mensch, als Gegenruß gleichsam, „Du bist“, nämlich, „du Gottheit, du bist ein Seiendes, ein Einziges“. In dem „Du bist“ liegt also die vollständige Anerkennung des Ewigen, des Göttlichen. Es liegt darin das Eingeständnis der menschlichen Abhängigkeit von dem ewig Göttlichen, es liegt darin die Versicherung der menschlichen Unterordnung unter das ewig Göttliche. Ob man nun auf dem Boden des classisch-philosophischen Aberglaubens steht, oder ob man sich an das Wesen der christlichen Erkenntnis hält, nichts hindert, daß nicht der wie jener das „Du bist“ als die Krone der ganzen Lebenskunst anerkennen sollte. Es ergibt sich aber auch weiter, wie sich rückwärts das „Du bist“ über die Nothwendigkeit des „Erkenne dich selbst“ und des „Nichts zuviel“ erklärend ausbreitet.

Der Verfasser spricht weiterhin noch über die Befriedigung der Selbsterkenntnis und über die Sorge für das „Nichts zuviel“, wie sie beim Kinde in der ersten Jugend und wie sie für die „Männer“ beschaffen sein solle. Dann geht er zum „Aufblick zum Höchsten“ über. Auch hier theilt er, wie dieser Aufblick im Kinde anzulegen sei und was im Volke für diesen Zweck gethan werden könne.

Sollen wir dieses Büchlein nun noch besonders empfehlen? Mein! Doch ja, wir wollen es mit einigen Worten aus dem Schluß, damit man einsehe, mit welcher wahren Liebe zu seinen Mitmenschen das Buch von Cernus geschrieben ist: „So ist denn diese kleine Schrift ganz in dem Gedanken von mir vollendet worden, dadurch mit beizutragen zur Verbreitung der Erkenntnis dessen, was den eigentlichen Gehalt des Lebens bildet, und zu zeigen, wie in jeder, nach den verschiedenen Vermögen und Stellungen des Menschen verschiedene Individualität doch stets die Erhebung der Seele gegen das Dämonische als der Mittelpunkt gefunden werden soll, von welchem aus dann alle Mächte zu ziehen haben, um das einzelne der Lebensführung auf das Angemessenste zu bestimmen... Ist daher in diesen Blättern

irgendetwas gethan und erreicht worden, um diesen höchsten Zweck zu fördern und Strömende solchen Ziele wirklich näher zu führen, so achte der Verfasser dies für den schönsten und besten Gewinn seiner Arbeit.“

3. Die Kunst des Lebens froh zu werden. Ein Beitrag zur Diätetik der Seele. Allen Glückseligen gewidmet von Karl Stugau. Wien, Tendler u. Comp. 1862. 16. 20 Ngr.

„Wer ist glücklich? Ein Mädchen, das auf ihren ersten Ball geht; ein junger Offizier am Tage seiner Ernennung; ein Schriftsteller, der sein erstes Buch gedruckt vor sich sieht; ein Künstler, der den letzten Strich an ein gelungenes Kunstwerk legt; ein Gelehrter, der eine neue Wahrheit entdeckt; ein Lebender, der zum ersten male aus schönem Munde das süße Geständnis der Gegenliebe vernimmt; ein Vater, eine Mutter, welche zum ersten male ihr Neugeborenes ans Herz drücken; ein Feldherr am Tage einer gewonnenen Schlacht; Verwandte, Freunde in der Stunde des Wiedersehens nach langer Trennung; entzweite Gasten im Momente der Versöhnung. Kurz in allen jenen Momenten sind wir glücklich, wo wir begeistert ausrufen möchten: „Das Leben ist doch schön“, mithin also im Augenblicke lebhafter Freude.“ — „Der glücklichste Mensch ist der“, erörtert der Verfasser weiterhin, „der in seinem Leben die meisten frohen und die wenigsten trüben Stunden zählen kann.“ Wir es anfangen, daß man die meisten frohen Stunden zähle? „Genieße, sagen die einen, das Glück liegt im Genuß.“ — „Entbehre, sagen die andern, das Glück liegt in der Tugend.“ — „Wer hat recht? Jeder und keiner, denn die Wahrheit liegt in der Mitte. Diese Mitte zu finden, also des Lebens auf menschenwürdige Weise froh zu werden, ist nicht leicht, es ist eine Kunst. Diese Kunst hat, wie jede andere, ihre Theorie und ihre Praxis.“

Der Verfasser sucht also das Glück zwischen dem „Genießen“ und dem „Entbehren“. Wir glauben ihn auf das Verweisen zu müssen, was wir bei den Büchern Nr. 1 und Nr. 2 gesagt haben. Das höchste Glück ist die harmonische, ruhig heitere Lebensanschauung, wie wir sie einem Weisen zusprechen. Und auch Stugau's Theorie und Praxis kann nur auf eine solche abzielen. Den Satz, daß das Glück nur im Augenblicke lebhafter Freude besteht, den Satz müssen wir als einseitig theilweis wenigstens verwerfen. O ja, für einen Augenblick, für eine Minute, für eine Stunde, allenfalls für einen ganzen Tag kann die lebhafteste Freude das Glück selbst sein. Aber bei der Lebenskunst handelt es sich doch um mehr, um mehr als bloß einen Tag, um eines jeden Menschen ganzes Leben. Viele von den oben gegebenen Beispielen glücklicher Menschen beziehen sich auch gar nicht mehr auf „lebhafteste Freude“, sondern auf einen Rausch, auf ein Auserathsein. Und in diesem Rausche, in diesem Auserathsein liegt schon nichts mehr von dem weisen Maße, mit dem das wahre Lebensglück zu thun hat.

Nun, der Verfasser ist auch wol nicht gewillt, gerade diesen etwas einseitigen Satz, daß Momente lebhafter Freude das Glück ausmachen, auf die ganze Lebenskunst zu übertragen. Welches die hauptsächlichsten Hindernisse seien, die wir in der Kunst, das Leben froh zu werden, zu überwinden haben, und wie dieselben mittels des divide et impera überwunden werden können, das soll Gegenstand seines Buchs sein.

Die Fragen nach der wahren Lebenskunst erledigt er in folgenden Kapiteln: „Gesundheit“; „Jeder Tag gehört zum Leben“; „Arbeit und Erholung“; „Nimm's kalblütig“ (wenn's nicht so geht, als man es wünscht); „Vorfrohe, Nachfrohe, Nachleid“; „Lauern“; „Lebensschaffen“; „Sorge“; „Kummer, Leid, Schmerz, Unglück“; „Verzweiflung, Selbstmord“; „Friede“; „Lob, Unsterblichkeit, Gottvertrauen“. Da er nicht bloß Theorie bieten will, sondern die Praxis mit der Theorie verbinden, so schlägt der Verfasser fortwährend Übungen in der schwer zu erlernenden Kunst, das Leben froh zu werden, vor. Das praktische Verdienst heben wir bei dem Buche gern hervor, wenn wir an

den Axiomen, die der Verfasser in verschiedenen Kapiteln als unumstößliche Fundamentalsätze aufstellt, auch wol hier und da rütteln möchten. So in dem Kapitel über Unsterblichkeit erscheint uns die Zusammenfassung in die fünf Hauptsätze: 1) „Das, was in uns den Tod fürchtet, ist nicht die Vernunft, für welche es keinen Tod gibt, sondern die Leiblichkeit.“ 2) „Die Unsterblichkeit der Seele kann nicht bewiesen werden.“ 3) „Sie darf nicht bewiesen werden können, weil sonst die Tugend nicht mehr Tugend sein würde.“ 4) „Nicht wissen können wir die Unsterblichkeit, glauben müssen wir sie.“ 5) „Alles wird gut werden.“ Wir meinen sie erscheine uns für ein der Praxis der Lebenskunst dienendes Buch zu kathehermäßig, den Widerspruch und die Streitsucht unnötigerweise herausfordernd. Zum Schlusse bittet der Verfasser, der seinen Mitbrüdern und Mitgeschwestern in Wahrheit nützen will, seine Leser, sich in Betreff speciellen Rathes und specieller Auskunft direct an ihn zu wenden und zwar unter Adresse der Verlagsabtheilung des besprochenen Buchs, Tendler und Comp. in Wien.

Auch die Damen philosophiren. Auch sie begeben sich auf das social-philosophische Gebiet. Haben wir das zu billigen, oder nicht? Haben wir daraus der schreibenden Männerwelt einen Vorwurf zu machen, gerade wie den Männern, die in ihrer Häuslichkeit die Herrschaft an die Frau abtreten? Darf sich eine Dame, noch mehr: wird sich eine Dame auf das philosophische Gebiet wagen, wenn sie sich nicht überzeugt hält, daß gewisse sociale Gebiete von der schreibenden Männerwelt nicht mehr vollumfänglich beherrscht werden? Doch wir wollen auf den Vorwurf gegen die Männer nicht weiter eingehen. Lieber die Bücher zur Hand. Da ist nun zuerst das sehr harmlose:

4. Gedanken von Adele Gräfin von Brebow's Örne. Dritte Auflage. Berlin, Rauh. 1862. 16. 15 Ngr.

Diese Gedanken scheinen großen Anklang gefunden zu haben. Uns liegen sie schon in dritter Auflage vor. Wir dürfen uns nur darüber freuen, wenn die feine Welt der Salons und Boudoirs, für die das goltschnittgezierte Bändchen doch jedenfalls bestimmt ist, auch einmal etwas Besseres als blos Gedankenloses treibt. Diese Gräfin Brebow'schen Gedanken sind größtentheils ganz kurze Sentenzen, Sinnsprüche, hier und da auch wol Wortspiele. Auf Originalität dürfen sie nicht durchaus Anspruch machen. Sie sind vielmehr zu nicht geringem Theile gewissermaßen Gemeingut, das Gräfin Brebow unter ihrem Wappen zu ihrem Gedankengut umkämpfte. Aber das thut nichts. Die Gedanken sollen ja auch nicht eine originale Urweisheit repräsentiren. Ganz absichtslos, auf den Zufall hin, wollen wir einige herausgreifen: 1) „Das nenne ich Klugheit, die Gedanken der Menschen nicht zu errathen, sondern sie zu verstehen, ehe sie ausgesprochen sind.“ 2) „Fehler schaden in der Regel mehr uns selbst als andern.“ 3) „Der Mensch wird wie seine Umgebung.“ 4) „Das Leben ist ein wahrer Traum.“ 5) „Warum müssen wir sterben? Um aufzuerstehen.“ 6) „Wenn man erst den irdischen und lebhaften Jugendhoffnungen entzagt hat, so gewinnt Welt und Leben eine zwar dunkle, aber klare und ruhige Färbung. Trotz dieser Dunkelheit erkennt man vieles, was im Sonnenschein erster Jugend dem Blick entwand.“ Nicht wahr, in gewisser Hinsicht ist all das Gemeingut, wie es fast jeder Schriftsteller in Romanen und Novellen als eigene Münze ausgibt. Den religiösen Ernst, mit dem Gräfin Brebow ihre Gedanken sammelte, loben wir. Jungen Damen, die um Stammbuchsprüche verlegen sind, werden diese Brebow'schen Gedanken sicher aus der Verlegenheit helfen.

5. Die Liebe als Führerin der Menschheit durchs Erdenleben zu Gott. Von Julie Barow (Frau Pfannenschmidt). Danzig, Kasemann. 1863. 16. 1 Thlr.

Ihr Buch, hochgeehrte Frau, hat auf einen so überwiegend günstigen, freudigen Eindruck gemacht, zugleich aber einige Bemerkungen angeregt, die nur durch ein directes Aus-

sprechen Ihnen gegenüber Werth erhalten möchten, daß Sie entschuldigen werden, wenn wir, von der gebräuchlichen Form der Kritik absehend, Ihnen diese Anregungen in der Form eines offenen Schreibens zugehen lassen. Wir freuen uns, daß gerade Sie es sind, die es unternimmt, über ein Thema zu schreiben, über das von einseitig confessionellem Standpunkte so unendlich viel Trostloses oder Schwülstiges geschrieben werden kann. Sie, die liebende Mutter, Sie, die glückliche Großmutter — wer sollte Ihnen nicht das Recht zusprechen, ein Buch über die „Liebe“ zu schreiben. Sieht man nur auf den Titel Ihres Buchs, man könnte ein doctrinär gehaltenes Werk vermuthen, sogar befürchten. Aber das ist das Schöne an Ihren Werken, daß es so gar nicht doctrinär ist. Es strömt Ihnen eben aus vollem Herzen, was Sie darin angesammelt haben, und Sie sind eben weder ein romantischer Jüngling, noch eine hübsch seltsame junge Dame, um über die Liebe nur phantastisch in den Himmel hineinzujauchseln. Nein, die liebende Mutter verleugnet sich in Ihnen auf keiner Seite in dem nützlichen Rath und der Fürsorglichkeit, womit Sie die irdischen Bezüge des Ehelebens bedenken. Wer wollte es einer liebenden Mutter verdenken, wenn sie, durch die Wärme ihres Gefühls hingerrissen, das Thema mit doppelter Ausführlichkeit bespricht, wenn sie über das schöne Thema zu sprechen lieber gar nicht aufhören möchte: einer liebevollen Mutter wird jeder gern zuhören. Und Sie zeigen gewiß auch nicht blos um den Ruhm, über ein Thema, wie es die Liebe ist, so geistreich zu schreiben, wie dies ein geistreicher Franzose, z. B. Michelet, im Stande ist durch dessen Buch sicher das Ihre angeregt wurde. Sie setzen dem Franzosen, der dem weiblichen Geschlecht große Concessionen macht und das männliche ernstlich zu liebevoller großmüthiger Pfüchterfüllung auffordert, die Anschauungen einer deutschen Frau entgegen. Nur weibliche Interessen seien es, die Sie in Ihrem Buche zu vertreten versuchen, wie es nur der Kreis des weiblichen Lebens sei, den Sie zu überschauen vermöchten. Sei die Liebe recht eigentlich das Lebenselement des Weibes, so werde es Ihnen erlaubt sein, die Liebe vom weiblichen Standpunkte aus zu besprechen. Sie finden nun, daß Michelet den Standpunkt des weiblichen Geschlechts sehr niedrig angeschlagen habe. Wie untergeordnet auch die Frau dem Manne in Körperkraft und Geistesfähigkeiten sein möge, vollständig ebenbürtig sei sie ihm in der Kraft der Selbstüberwindung, in der Fähigkeit ihre Pflichten zu erkennen und auszuüben, ja sie stehe zweifellos über ihm in Bezug auf Herzengröße, Selbstergebenheit und Ausdauer im Streben nach dem Guten, im Ertragen von körperlichen und Seelenleiden.

Sie treten für das weibliche Geschlecht voll und ganz ein, hochgeehrte Frau, Sie treten zum Heile des männlichen Geschlechts für dasselbe ein, wir haben Ihnen für die Betonung des ewig Weiblichen, das den Menschen hinanzieht, aufrichtig zu danken und nicht im entferntesten daran zu maßeln, wenn Sie Ihr Geschlecht wegen des Gefühls der Mutterliebe hier und da als das von der Vorsehung bevorzugtere hinstellen. Mit allem, was Sie in herzlich inniger Weise über das Liebesbedürfnis jugendlicher Herzen sagen, wie Sie die Gegenseitigkeit der Junglinge zu den Jungfrauen und umgekehrt auffassen, wie Sie die Ehe als ein heiliges Palladium der bürgerlichen Gesellschaft hinstellen, mit all dem stimmen wir aus vollem Herzen überein. Was nügen uns alle noch so vollkommenen Gesetzbücher, aller noch so politischer Aufschwung, aller Gewinn aus noch glänzenderer Industrie und Kunst, wenn einmal von den Beziehungen der Gatten untereinander und den Beziehungen der Aeltern zu den Kindern, wie der Kinder zu den Aeltern der ideale Hauch, noch mehr der tiefstittliche Hauch abgestreift sein sollte! Wie sagt, hochgeehrte Frau, wir stimmen dem vollumfänglich bei. Nur zwei Punkte sind es, auf die wir etwas specieller eingehen müssen. Sie berühren an einer Stelle den Ehebruch und an mehreren andern lassen Sie sich ziemlich ausführlich über den jetzigen Widerwillen der jungen Männer gegen die Ehe aus.

Zunächst also den Ehebruch. Sie können ihn natürlich nicht

im geringsten entschuldigen, Sie mögen ihm nicht im geringsten das Wort reden, und doch, da nun einmal unsere ehelichen Sitten anfangen lar zu werden, so wollen Sie nach einer Seite hin eine mildere Praxis eingeführt wissen. Für die Frau halten Sie die eheliche Treue mit der ganzen Strenge fest, dem Manne wollen Sie in der Beziehung etwas durch die Finger sehen. Sie meinen: „Die Frau kann die Untreue ihres Gatten vergeben und noch auf Glück in der Ehe mit ihm hoffen, noch einen braven, liebevollen Vater für ihre Kinder in ihm besitzen.“ Und weiter: „Die Untreue einer Frau ist naturgemäß Ehebruch, die Untreue des Mannes ist es nur vor dem bürgerlichen Geseze oder vor dem Herzen des Weibes, das unerfahren und streng der männlichen Schwachheit nicht Rechnung tragen kann.“ Wenn Sie nur, Hochgeehrte, mit dem Zugeständnisse an das männliche Geschlecht Ihren Zweck erreichen! Wir fürchten, nein. Sie, die Sie die Ehe in ihrer ganzen Reinheit als ein Sakrament auffassen (auch wir thun es), Sie müssen doch eigentlich vor dem Zugeständnisse erschrecken. Aber Sie verstehen es auch wol anders. Sie wollen gewiß den Mann beim Ehrenpunkte fassen, daß er jenes Zugeständnisse als ein unlauteres Geschenk von sich weisen und ausrufen soll: auch ich muß die eheliche Treue voll und rein bewahren. Das ausrufen wird indeß nur der Mann, welcher seinerseits von der Nothwendigkeit der gegenseitigen ehelichen Treue schon ohnedies überzeugt ist; die andern Männer, Sie werden sich der immer laxeren Moral freuen und es einen Fortschritt heißen, daß auch eine so ehrenwerthe Dame wie Sie, Hochgeehrte, Ihr für eine sogenannte mildere Praxis beifügen. Auch dürfen wir bei Mann und Frau nicht stehen bleiben. Wenn schon im Verhältniß des Mannes zur Frau ein gewisses Abweichen von der ehelichen Bahn mit dem Mantel der Liebe zu bedecken ist, was alles ist nicht erst in den interessanten Verhältnissen der Unverheiratheten zu bedecken. Im Grunde gibt es da wol gar kein Maß für die Sittlichkeit. Und der, welcher fähig hintritt: „Ich heirathe nie“, darf wol von vornherein alle gesellschaftlichen Scrupel gegen seine Sittlichkeit niederschlagen! Sie sehen, wie die Pariser mit diesen sozialen Fragen ringen, wie französische Schriftsteller sich mit ihnen beschäftigen, sodaß wir ihnen vorwerfen, sie wählten im Schnurze. Noch sind wir nicht so weit, denn die Heiligkeit der Ehe, obschon ihr gerade die deutsche Reformation absichtslos, wir sagen absichtslos, einen tiefen Stoß versetzte, liegt als edelstes Kleinod im Herzen jeder wahren deutschen Frau und jeder deutschen Maid eingeschlossen. Aber auch an uns tritt die Nothwendigkeit immer mahnender heran, uns zwischen ehelichen und außerehelichen Verhältnissen abzufinden, die großen Städte, Berlin u. s. w., erfordern das. Bald werden auch wir uns mit Finbelhäusern, mit der Stellung der Lorette in der Gesellschaft und mit wer weiß welchen andern delicaten Fragen herumzuschlagen haben. Und ganz unfehlbar wird dies „Sichabfinden“ immer mehr zur Begünstigung und Gewöhnung an die außerehelichen Verhältnisse führen. Das ist so, und wer die patriarchalische Regierungsform überhaupt nicht mehr mag, muß sich auch daran gewöhnen, nicht allein daß die patriarchalische Bedeutung der Familie als Baß des Staats ganz aufgehoben, sondern daß die Stellung der Lorette z. B., oder das uneheliche Kind vom Staate geradezu sanctionirt wird.

Denn, wir gehen zum zweiten Punkte über, liegt nicht gerade in der Scheu der jungen Männerwelt vor der Ehe die Bestätigung, daß die Ehe in der Gegenwart das nicht mehr ist, was sie sein sollte? Der Staat erkennt in der Ehe nur ein Abkommen; der sacramentale Charakter ist ihr durch die Reformation genommen, obschon die evangelische Kirche von diesem sacramentalen Charakter noch immer zehrt: was ist den Männern, die nicht gerade vom Herkommen und der Sitte oder ihrer idealen moralischen Ueberzeugung abhängig sind, die Ehe! Was die Freude, in ihren aus der Ehe gesprossenen Kindern fortzuleben! Wir Mann diese Scheu, diesen Widerwillen gegen die Ehe natürlich satirisch nicht belegen. Sie muß aber doch wol existiren, da die Klage, daß immer mehr Mädchen, um populär

zu sprechen, sitzen bleiben, allgemein ist und ja auch von Ihnen, Hochgeehrte, adoptirt wird. Der Erklärung für diese Thatsache gibt es manche. Einen Grund, den, daß die Ehe in unserm vorgeschrittenen Jahrhundert überhaupt an Reiz verloren, deuteten wir schon an. Unsere Jugend altert zu schnell und andererseits kostet eine geordnete Haushaltung zu viel; denn die Zeit, in der man wie weiland Papa Claudius den Hausstand mit einem Schranke, und was war es noch, ein Tisch oder eine Commode, beginnen konnte, diese harmlose Zeit ist leider vorüber. Aber die physiologischen Statistiker suchen die Erklärung noch wo ganz anders. Sie sagen einfach: während in den untern Volksschichten meist mehr Knaben als Mädchen, werden in den höhern durchschnittlich mehr Mädchen als Knaben geboren. Der Moralist hinwiederum möchte sich auf die Bemerkung stützen, daß sich während der letzten 10—12 Jahre eine gewisse laxere Moral, die Sucht zu kokettiren, in die mittlern Bürgerklassen, bei denen das Sühnichtsverheirathen der Töchter am empfindlichsten empfunden wird, eingeschlichen habe, während sich ein großer Theil der höhern Damenwelt wieder mehr und mehr in den Nimbus der echten Weiblichkeit zurückziehe. Wir gehen in der Untersuchung nicht weiter, ob hiermit vielleicht auch das wirklich auffällige Verschwinden der weiblichen Schönheiten in den Mittelsklassen, das frühe Abblühen in diesen Kreisen und dafür das Hervorstreten der massenhaften Schönheiten der höhern Gesellschaft in Verbindung stehe?

Wie dem nun abhelfen? so fragen Sie. Leider Gottes liegt ein gewisser Schimpf auf dem Altjüngferthum. Sie wollen diesen Schimpf heben. Sie verlangen, das weibliche Geschlecht müsse sich mehr und mehr selbst ernähren lernen, damit es das Brod eines Mannes entbehren könne. Es gäbe noch genug Handtierungen, zu denen das weibliche Geschlecht tauglich sei, z. B. zur Uhrmacher-, zur Schriftsegerkunst u. s. w. Das wol, Hochgeehrte. Indes arbeiten nicht unsere Mädchen schon genug? Haben wir nicht zahllose Dienstmädchen, Schankmädchen, Nähterinnen, Directricen, Erzieherinnen? Concurriren in der Arbeit dürfen sie mit der Männerwelt zu viel nicht; es hängt sich in großen Städten schon ohnedies an alle von der Handarbeit lebende Mädchen leider, leider meist aus Frivolität der Männerwelt, ein sittlicher Makel. Wäre dieser Makel vernichtet, wenn dem weiblichen Geschlechte noch mehr Handtierungen erschlossen würden? Bedenklich schütteln wir den Kopf. Nun, so gehen Sie weiter und fordern für alle unverheirathet bleibende Mädchen vom Staate zu schützende Stifter. Ihr Wunsch ist edel und großartig schön, denn Sie geben der Ansicht Raum, daß mit der Aufhebung der Klöster erst das Ledigbleiben der jungen Mädchen um sich gegriffen habe. Dürfen wir Ihnen etwas zurückern: nicht seit Aufhebung der Klöster, sondern seit Beginn der Reformation. Es ist der evangelischen Kirche, auch der große Luther hat dies versehen, nicht gelungen, an Stelle des Celibats und des damit zusammenhängenden sacramentalen Charakters der Ehe in den Beziehungen der beiden Geschlechter zueinander etwas Weithervolleres zu setzen, als im Grunde das gute Herkommen, die gute Sitte. Wer die gute Sitte achtet, dem ist die kirchliche Einsegnung der Ehe noch etwas; wer sie nun aber nicht achtet? Der würde auch einen Luther auslachen, wenn dieser käme und behauptete, die Ehe müsse priesterlich eingeweiht werden. Und weiter sollen wir Ihnen andeuten, wie aus der absoluten Verwerfung des Celibats der Spott über das Altjüngferthum fließen mußte?

Nein, nein, denn wenn man so spricht, wie wir eben, so schreien gleich zehn und mehr: „Ein verkappter Ultramontaner.“ Also lassen wir lieber die Welt gehen, wie sie geht. Ebendeshalb zweifeln wir auch an der Erfüllung Ihrer frommen Wünsche, Hochgeehrte. Die Gegenwart zielt nun einmal auf eine vollständige Ablösung der menschlichen Natur von dem Ueber-sinnlichen hin. Die Gegenwart ringt mit diesem Problem furchtbar. Kann sie es lösen, wohl ihr. Kann sie es nicht, und bis jetzt hat sie es nicht gekonnt, nun so wäre es von ihr crasser Hochmuth, wollte sie sich vor einem Buche, wie Sie es, Hoch-

geehrteste, geliefert haben, nicht verbeugen. Denn daß man tiefstehende Ansichten aussprechen kann, ohne um deswillen dem *Mythologismus* verfallen zu müssen, das haben Sie aufs neue bewiesen. Mit dieser Zuversicht schließen wir das offene Schreiben.

Emil Müller-Samswegen.

Zur Geschichte der Tataren und Mongolen.

Leumudschin der Unerfütterliche. Nebst einer geographisch-ethnographischen Einleitung und den erforderlichen besondern Anmerkungen und Beilagen. Von Franz von Erdmann. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 3 Thle. 20 Ngr.

Die europäischen Gelehrten haben sich allmählich seit einem Jahrhundert — Anquetil du Perron bildet mit seiner „*Zend Kvesta*“ eine neue Aera in der Geschichte der orientalischen Studien — in die vielfach geklebte Arbeit auf dem Gebiete des Orientalismus getheilt. Im allgemeinen läßt sich in dieser Beziehung Folgendes behaupten. Engländer, Franzosen und Deutsche haben über China, Ostindien, über die Völker Trans, über die Semiten, über Aegypten sowie über Kleinasien in ethnographischer, linguistischer und geschichtlicher Beziehung bei weitem die umfangreichsten und gründlichsten Werke geliefert. Den Reisenden, Missionaren und Fachgelehrten verdankt der größere Theil des Orients die vielfache Beleuchtung des Dunkels seiner Vergangenheit, das mit rastloser Mühe und von vielen Händen in Thätigkeit gesetzte Grablicht ihres Forschungstriebes hat Ueberreste zu Tage gefördert, die nicht blos Staunen zu erregen geeignet gewesen sind, sondern auch ganz neue Lichtstrahlen über die orientalische Geschichte und über deren Zusammenhang mit dem ältesten Völkerleben Europas verbreitet haben. Die Russen dagegen, insbesondere die Mitglieder ihrer Akademie zu Petersburg, haben ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise den Völkern von Turan, d. h. den Türken, den Mongolen und Tataren, sowie den einst auch im nördlichen Europa mächtigen Finnen zugewendet; daß dabei geographische, geschichtliche und politische Verhältnisse maßgebend gewesen sind und noch sind, bedarf keines besondern Beweises. Mögen nun aber auch immerhin die Völker von Turan weber den Bildungsgrad der Iraniden je erlangt haben, noch auch dessen vielleicht überhaupt fähig sein — selbst ihr Sprachidiom scheint diesen Beweis zu liefern, wie ihn denn auch der deutsche Professor Müller in Oxford in seiner kleinen aber vortrefflichen Schrift: „*Suggestions for the assistance of officers in learning the languages of the seat of war in the East*“ (London 1854) geistvoll zu führen versucht hat —, so find sie doch für die Geschichte Asiens und Europas mehr als einmal verhängnißvoll gewesen. Und für welches Land, für welches Volk mehr als für das russische? Was Leumudschin durch den für die Russen so schrecklichen 16. Juni des Jahres 1228 am Flusse Kalka (jetzt Kalez nahe bei Mariupol) angebahnt, das vollendete Batu 1238. Länger als zwei Jahrhunderte (bis 1477) lastete das Joch der Mongolen auf dem süblichen Rußland. Ja man kann behaupten, daß die mittelbaren Folgen jenes Verhängnisses, welches über das russische Volk kam, bis auf diese Tage sich wahrnehmbar gemacht haben.

Es liegt nun auf der Hand, daß ein historisches Thema, wie es hier vorliegt, für einen russischen Professor an der Univerfität Kasan einen um so größern Reiz haben mußte. Und wie lange und andauernd er sich mit diesen Studien beschäftigt habe, dafür legt der Umstand ein sprechendes Zeugnis ab, daß er bereits 1841 zu Kasan ein Werk unter dem Titel herausgab: „*Vollständige Uebersicht der ältesten türkischen, tatarischen und mongolischen Völkerrämme nach Kaschib-ud-Din's Vorgange bearbeitet*.“ Ebenso darf es unbedingt als eine Empfehlung der Befähigung zur Lösung einer historischen Aufgabe, wie die vorliegende ist, betrachtet werden, daß Alexander von Humboldt Herrn von Erdmann zu seinem Begleiter auf der asiatischen Reise wählte. Uebrigens beurkundet das in Rede stehende Werk des Verfassers eine so gründliche Bekanntschaft mit der einschlagenden orientalischen und occidentalischen Literatur, wie

unseres Wissens kein anderes vorhanden ist. Selbst diese Eigenschaft berechtigt das Werk einen ehrenhaften Platz im Bereiche der Historiographie in Anspruch zu nehmen.

Sehen wir uns jetzt dasselbe etwas näher an, jedoch unter dem Vorbehalt, daß diese Blätter die spezifische Gelehrsamkeit und deren Auseinanderfegungen den betreffenden Organen überlassen müssen. Der Verfasser erkannte mit vollem Recht, daß, wenn Licht in die große Völkerbewegung, deren Mittelpunkt „der Unerfütterliche“ ward, kommen sollte, eine geographisch-ethnographische Einleitung, als Grundlage für das Ganze, erforderlich sei. Die Schwierigkeit aber, mit welcher eine solche Aufgabe verbunden ist, konnte niemand besser zu würdigen im Stande sein als der Verfasser selbst; und er gesteht deshalb auch offen, daß ihm manches Resultat trotz der langen und sorglosen Pflege seiner Arbeit zweifelhaft geblieben sei. Und wie darf dies auch anders erwartet werden, wenn man bedenkt, daß die geographisch-ethnographische Forschung sich über das ungeheure Gebiet erstreckt, auf dem die Geschichte Scythen, Sarmaten, Kimmerier, Hunnen, Türken, Mongolen, Tataren und Finnen sich bewegen läßt, auf ein Gebiet, über dessen Umfang, innere Gestaltung und Völkerverwesen die Alten nur sehr mangelhaft oder gar nicht unterrichtet waren, das Mittelalter durch Araber und abendländische Reisende (Marco Polo) nur beschränkte und unsichere, und wo sie sicher war, nicht geglaubte Kunde erhielt, und selbst die Neuzeit trotz der Kühnheit oder, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, trotz der Unerfütterlichkeit ihrer Wissenschaft und der relativen Leichtigkeit, mit der sie jetzt ihre Pläne auszuführen im Stande ist, keineswegs noch vollständig unterrichtet und im Klaren ist. Um aber auf diesen unübersehbaren Gefilden der Geschichte mit ihrem wilden und wechselvollen Durcheinandertreiben der Völker die nöthige Orientirung zu gewinnen, bedarf es eines Kompasses, und dieser hat seine Elemente aus dem Bereiche der Geographie, Ethnographie und Linguistik zu entnehmen. Unsere Zeit hat nun in diesen Wissenschaften im Vergleich mit jeder Vergangenheit die eminentesten Fortschritte gemacht, und den Verfasser sehen wir im Besiz eines Wissens, wie es nur durch ein langjähriges Studium dieser Wissenschaften erworben werden kann. Dadurch ist es denn möglich geworden, ein historisches Bild von dem welterfütternden mongolischen Sturme, dessen Lenker der große Khan (Schingis-Khan, d. i. nach des Verfassers Deutung: der unerfütterliche Herr) war, zu erhalten, wie wir es unsers Wissens noch nicht in unserer Geschichtsliteratur besitzen. Wir irren wol nicht in der Behauptung, daß wir seit des Franzosen Deguigne Werk, welches Dähmert übersezt unter dem Titel „*Allgemeine Geschichte der Hunnen und Türken*“ (5 Bde., Greifswald 1768—71), keine ausführlichere Arbeit über die Völker und deren Gebiete in Asien besitzen, als die von unserm Verfasser gelieferte ist.

Da wir den Gang der Untersuchungen, welche der Verfasser gleichsam unter den Augen seiner Leser ausführt, Schritt vor Schritt nicht zu verfolgen vermögen, so möge Folgendes wenigstens als Beweis dienen, daß wir demselben nicht ohne Aufmerksamkeit gefolgt sind. Obgleich der Verfasser keineswegs in der Nähe von Claus Rubbed steht, von dem der bekannte Schilder in seiner fast immer treffenden aber etwas derben Sprache sagt, „er quäle jeden hebräischen Buchstaben so lange, bis er einen gothischen Laut von sich gäbe“, so können wir doch nicht umhin zu bemerken, daß derselbe etwas vorsichtiger mit Etymologien umgehen sollte. So ist z. B. der Name „*Amazone*“ gewiß nicht von *Amaz* und *son* abzuleiten, ebenso wenig möchte seine Ableitung des Namens der Hunnen von *Chun* oder dem abgekürzten *Un-Ulghur* den Ableitungen vorzuziehen sein, die Grimm, Kollar und Klaproth, gegen den der Verfasser überhaupt mehrfach polemisiert, angeben. Wir sind überzeugt, daß der sprachkundige Verfasser bei einer Revision seines Werkes die eine und andere etymologische Behauptung entweder zurückziehen oder modificiren würde. Der Pfad der Etymologie ist bekanntlich sehr schlüpfrig oder auch verführerisch, weil sie sich zur Sprachwissenschaft ebenso verhält wie die Astronomie zur Mathematik; beide Wissenschaften

lassen der Phantasie trotz der strengen Ehrfurcht, denen ihre Grundsätze unterworfen sind, dennoch einen gewissen Spielraum oder nehmen ihn sehr gern in Anspruch. Was sich sprachlich auf diese Weise leisten läßt, das hat z. B. vor noch nicht sehr langer Zeit F. Noz in seinen „Andeutungen eines Systems der Mythologie“ (Leipzig 1850) recht schlagend bewiesen. Noch glauben wir aber zu einer andern Bemerkung und Veranlassung zu finden. Der Verfasser stößt natürlich bei seinen geographischen und ethnographischen Untersuchungen auf die Geographie der Griechen und Römer, selbstverständlich zunächst auf die der ersten, indem bekanntlich die letzteren für die Wissenschaft der Geographie und Ethnographie hauptsächlich so gut wie nichts geleistet haben. Allein bei allen Geographen der klassischen Welt, soweit sie hierher mit ihren Kenntnissen und Darstellungen gehören, begegnete er natürlich mehr als einmal Obstruktionen, mit denen nach seinem eigenen Gefühlsworte entweder gar nichts anzufangen ist oder an deren Kammerbühnen und geographischen Unterbringung fast verzweifelt werden muß. Dem der Verfasser das Verhältniß der Kenntnisse und der Darstellungen der alten Geographen zu seiner geographisch-ethnographischen Grundlegung in einem besonderen Abschnitte untersucht — der Beschäftigung dazu geht ihm gewiß nicht ab —, so würde er nicht nur der Wissenschaft überhaupt, sondern im besondern auch der speziell vorliegenden Sache einen recht erwünschten Dienst geleistet haben. Vielleicht entschließt sich der Verfasser bei einer neuen Auflage seines „Ternubschin“, sich dieses Verdienstes zu erwerben.

Heßen wir jetzt unsern Lesern einiges über die Resultate mit, zu denen der Verfasser gelangt ist. 1) Tataren und Mongolen sind Beisamen ersterer für die wieder in den früheren Zustand der Krieger oder Unterthanen zurückgekehrten Herrscherthronen, welche den Thronen so viel zu schaffen machten. Die Beschreibung dieser Taten nach den chinesischen Schriftstellern, verglichen mit der Beschreibung der Tataren nach Raschid-ud-Din, stimmt im allgemeinen ganz miteinander überein. Später wird er auf alle andern eingegangen oder wird eine so allgemeine Benennung wie die der Taten. Der Name Mongolen entstand vielmehr anfangs daher, weil sie sich nicht als Herrscher ansahen zu verstehen vermochten, sondern in ihr Vaterland zurückkehrten, oder er ward durch den Kräfte Untergang derselben, oder endlich auch durch die Einfachheit ihrer nomadischen Sitten bedingt. Sie nahmen ihn aber später, als Herrscher aufgetreten, in einer andern ehrenvollen Bedeutung wieder auf. 2) Mongolische Stämme treffen wir noch heute auf dem ihnen heiligen Boden am Dnial. 3) Die Sprache der Tataren ist, wie wir aus dem noch heute in Tage lebenden Erscheinungen wissen, wie der übrigen Taten. Der Tatar nennt sie selbst die türkische und liebt den Namen Tatar als den seinigen nicht. Die mongolische mußte ursprünglich allerdings davon verschiedene sein; allein sie ward durch die unzähligen im Verlaufe vieler Jahrhunderte beständig stattgehabten Mischungen mit andern manichfaltigen Völkern in die türkische verwandelt; diese Wandlung war bereits zu Ternubschin's Zeit vor sich gegangen. 1) Raschid-ud-Din konnte mit vollem Rechte sagen, daß in dem ältesten Zeiten alle Taten, Tataren und Mongolen an Sprache und Gesichtsform sich ähnlich gewesen seien. Nicht erdientlich und die Orientierung erleichternd ist eine Tabelle, welche die türkischen Völkernamen unter drei Rubriken vertheilt: Die erste enthält die türkischen Völkernamen, welche später Mongolen genannt wurden, die zweite die, welche früher den Namen Mongolen führten, während in der dritten die türkischen Stämme namhaft gemacht sind, welche in eigenen Reichen von den Taten regiert wurden. Mit großer Sachkenntnis werden nun die einzelnen geschichtlich bekannten Reiche und Dynastien nach und nach eine kurze historische Skizze von ihnen geben unter vielfacher Hinweisung auf die ebenso zahlreichen wertvollen besonders Anmerkungen und Beilagen. Zuletzt er heißt es: „Wenn wir noch einmal einen Rückblick auf diese uns gegebene geographisch-ethnographische Anleitung werfen, so wird es gewiß seiner zu leugnen vermögen, daß wir

ohne den Tatar, d. h. den Tater, oder wollen wir lieber, den Ochsenkopf, weder in die älteste europäische noch älteste asiatische Geschichte und Mythologie das erforderliche Licht gebracht haben würden. Denn ohne ihn würden wir nicht wissen, warum bei den alten Syrern nach den occidentalischem Schriftstellern Ares als die echt nationale Gottheit verehrt worden sei; ohne ihn würden wir vergeblich nach der Entstehung der Benennungen Turan, Turchan, Turf und so unendlich vieler anderer aus ihm hervorgegangenen nach ansehen; ohne ihn und über die Einführung des Gebrauchs des Turfs und der türkischen Kochweise sowie der Silberschmucke und der Turmire seine Ausschüsse zu erklären vermögen, ohne ihn des Ursprunges ermangeln, warum Tatar*) und andere Völker sich des wölfschen Ursprunges rühmen, und überhaupt sowohl in dem Labyrinth der westlichen und östlichen Mythologie, als endlich auch in dem weit und breit sich in den entlegenen Westen hinziehenden —
Niederbelegung asiatischer Völker des aus der Ariadne entbehren und die für diese ungen Anhaltspunkte vermischen. Es war an abgehandelten Gegenstände unternommen das Vorwärts zu thun, und diese in der vorstehenden Einleitung geliefert Vorwärts werden die Leser des Werkes zugeht fühlen, aber auch von einer gewissermaßen in sprachlichen Dingen, wie wir es

Li
feiertlich
den wol
mächtig
Kölge
Mitarer
begeicht

waltiger Charakter, der Tuhache Herrscher von Steppendörfern, dessen Reiterheeren Chinas Rändern durchdrachen und Central-europa in Schrecken setzten; er war ein echt asiatischer Despot, den Eroberungslust über Raschid-ud-Din Strömen von Blut sich werden läßt, während er gleichzeitig edle Thaten belohnt oder selbst Charakterzüge offenbart, die das menschliche Gemüth geneigt machen möchten sich mit ihm auszusöhnen. Doch er nicht ohne praktischen Verstand und ohne Organisations-talent war, bewies seine Heeresorganisation und sein Gesetzbuch. Von großer Klugheit zeigt es sogar, daß er keinem religiösen Bekenntnisse einen Vorzug zugebend, schon nach ihm konnte jeder nach seiner Fagion selig werden. Unser Verfasser läßt ihn freiwillig eine höhere Stellung einnehmen. Die weithin herumziehenden Heerführer der Assyrier, Babylonier, Perser und Araber haben Pflanzenstücken der Kultur geschaffen; Ternubschin ist kein solcher Schöpfer gewesen, und so massenhaft auch die buddhistische Literatur der Mongolen später geworden ist, so kann sie sich doch nicht im entferntesten messen mit dem welthistorischen Bildungseinfluß der Araber, nicht auch nur einigen wahrhaft lohnenden Versuch bieten für die mongolische Verwirklichung, von welcher die Geschichte zu erzählen weiß; die Völkerrämme von Turan sind den Beweisen bis jetzt wenigstens schuldig geblieben, daß sie an Geist, an Befähigung und Lust, wahrhaft Menschliches zu schaffen, und an weltgeschichtlicher Bestimmung den Iraniden oder Ariern ebenbürtig seien.

Der Verfasser hat Ternubschin's Biographie in vier Abschnitten getheilt: 1) vom Austritte seiner Herrschaft 1367—96; 2) von seinem ersten Siege über die Merkiten 1196 bis zu seiner feierlichen Thronbesteigung 1205; 3) vom Jahre 1205—17 und 4) von dieser Zeit bis zu seinem Tode 1227. Wir haben aus dem Ganzen der Darstellung, die ebenso klar als anziehend gehalten ist, nur Folgendes hervor: Die russische Bezeichnung

*) Daß der Verfasser diesen Volkseigenen im viel weiteren Sinne nimmt, als wir unter Selbsthuden und Domanen zu verstehen gewohnt sind, braucht hier Beiläufig angemerkt zu werden.

bei seiner
ebenso
haupt die
sondern
n: Chinesen,
als solche
zu sein ge-

kraft war schon 1223 am Flusse Kalez gebrochen worden; als 15 Jahre später Batu kam, ward der völlig vernichtende Streich mit um so rascherem Erfolge geführt. Es war in der That aber auch nicht leicht, den Heeresmassen Temubschin's Widerstand zu leisten. Denn sein Regent vor ihm hatte sich so eifrig bemüht, die gehörige Ordnung und Disciplin in sein Heer einzuführen. Er hielt seine Soldaten sehr streng, so daß sie sich größtentheils in Noth und Dürftigkeit befanden, weil Löwen nur dann, wenn sie hungrig seien, ein Thier anfallen und auf dasselbe Jagd machen, nach einem persischen Sprichworte, daß „ein fetter Hund zur Jagd nicht taugt“, nach einem arabischen „man den Hund hungern lassen müsse, der einem folgen solle“, und weil ein zwar tapferer Soldat aber zugleich ungehorsamer Unterthan den zerrütteten Zustand für Kaiser und Reich herbeiführe. Daher lebten seine Krieger im Frieden nach Art der übrigen Unterthanen, trugen gemeinschaftlich die Lasten und Abgaben derselben, waren von dem Tribute der Kopfsteuer und der Unterhaltung der Stationen nicht befreit und entsagten den irdischen von dem Fleische, der Milch, der Wolle und dem Fette der Heerden zu ziehenden Vortheilen; traten zur Kriegszeit klein und groß, jung und alt, Herr und Sklave in Gefamtheit mit Schwertern, Bogen, Pfeilen und Spießen bewaffnet auf, unterwarfen sich in Freude und Leid, in Trübsal und Bequemlichkeit den Befehlen ihrer Selbstherren und Anführer, ohne dafür Würden, Einkommen und Erhöhung zu erwarten, lieferten sofort alles, was die Zeit und die Umstände den Befehlen ihres Gebieters zufolge erforderten, führten alle Kriegsgeräthschaften und sonstige Instrumente bis zum Priemen und der Nadel mit sich und unterzogen sich oft selbst der Bestrafung im Falle, daß sie etwas sich hatten zu Schulden kommen lassen. Da die Mongolen und Tataren der Jagd leidenschaftlich ergeben waren, so war die Jagd auf wilde Thiere einem Heeresobersten als Hauptverpflichtung übergeben. Dieser hatte im Anfang des Winters Jäger auszusenden, welche die geringere oder größere Anzahl des Wildes erforschen mußten. Nach eingezogener Erkundigung waren die Krieger darüber in Kenntniß zu setzen durch besondere Herolde; die Aufgebotenen wurden nach den gesetzlichen Vorschriften in die rechte und linke Flanke, in das Centrum und die Flügel vertheilt. Alle mußten nun um eine Ebene oder ein Gebirge einen Kreis schließen, die zur Dauer der Jagd nöthigen Gewaaren und Getränke mit sich nehmen, allmählich und ohne Geräusch vorrücken und besonders darauf Acht haben, daß das Wild sich nicht von dem Jagdrevier verlaufe, oder wenn Bataillons- oder Compagniechef oder Unteroffiziere untereinander handgemein wurden und sich prügeln, oder wenn sie die für das Jagdrevier vorgeschriebene Ordnung nicht beachteten und nur einen Schritt vor- oder rückwärts gingen, so wurden die Schuldigen bestraft. Wenn das Jagdrevier sich verengte, so hatte jeder sich die Hand zu geben, Schulter an Schulter, Knie an Knie zu stehen; wenn dann verschiedene wilde Thiere in Aufruhr und Bewegung geriethen, so hatte zuvor der Khan Baschi einige aus seinem Gefolge gegen diese zu senden, um die Jagd auf sie mit Pfeilen zu beginnen. Gewann die Jagd ein gefährliches Ansehen, so hatte das Gefolge sich auf einen höhern Ort zu begeben, damit die Prinzen, die Emire, sowie die gemeinen Soldaten hintereinander her das Wild erlegten, während der Khan dem Schauspiele zusah. blieb von dem Wilde noch etwas übrig, so verfügten sich die Greise und Bejahrten zum Khan, mit der Bitte, daß er ihnen den Ueberrest zur Verfügung stellen möge.

Bemerkenswerth erscheint uns noch Folgendes. Als Temubschin im Traume die Vorzeichen seines nahe bevorstehenden Todes sah und selbst seine nicht mehr ferne Auflösung fühlte, berief er seine Söhne und Enkel zu sich und redete sie also an: „Geliebte Kinder! Die Kraft meiner Jugend hat sich in die Schwäche des Greisenalters umgewandelt, und der feste Gang des Jünglings hat dem Schwanke des Greises Platz gemacht. Die letzte Reise, deren Gebot unübertretlich ist, sowie der Hingang zum Tode ist nahe vor meiner Thür. Durch die Macht Gottes und den Beistand des Himmels habe ich dieses große

und ausgebehnte Reich, das sich von seiner Mitte aus nach allen Seiten hin eine Jahresreise weit ausdehnt, für euch, meine theuern Kinder, erworben und in die gehörige Ordnung gebracht. Mein letzter unmaßgeblicher Wille besteht jetzt darin, daß ihr in der Bekämpfung eurer Feinde und der Erhöhung eurer Freunde eines Sinnes und einer Stirn seid, damit ihr ein langes und glückliches Leben führen und von dem Reiche Genuß und Vortheil ziehen könnt. Wenn ihr im guten Einverständniß miteinander auch ferner die Verwaltung des Reichs vollführen werdet, so werdet ihr gewiß im Stande sein, eure Feinde zu besiegen, eure Widersacher zu bezwingen und in Frieden zu regieren; wenn ihr jedoch den Weg der Zwietracht und Uneinigkeit wandelt, so werdet ihr den Mantel des Reichs zerreißen und selbst untergehen.“ Wer erinnert sich hierbei nicht der Scene, wie sie Xenophon in der „Cyropädie“ am Sterbeteile des Cyrus schildert, und der Rede, welche Xenophon dem Perserkönig in den Mund legt? Die Urheberschaft des weltberühmten Gleichnisses von dem Pfeilenbündel zur Verknüpfung der Stärke der Eintracht wird nach orientalischen Quellen und nach Petis de la Croix bei dieser Gelegenheit dem Dschingis-Khan zugesprochen. Uebrigens ward dieser merkwürdige Mongolenkhan, der nach der Annahme des Verfassers am 18. August 1227 starb, am Fuße eines Baums zur Erde bestattet, der ihm einst bei einer Jagd so sehr gefallen und den er selbst zu seinem Grabmale sich erkoren hatte. Von seinen 500 Gemahlinnen und Weiskläferinnen, unter denen jedoch nur fünf für Großgemahlinnen galten, hinterließ er eine ziemlich zahlreiche Nachkommenschaft.

Schließlich sei hier noch beiläufig bemerkt, daß uns der Verfassers Werk in der Uebersetzung noch ganz besonders bekräftigt hat — eine Uebersetzung, die wir dem Hrn. von Wietersheim gegenüber in d. Bl. geltend zu machen gesucht haben — wie ja einer genetischen Darstellung der Völkerwanderung die Bekanntschaft mit den orientalischen Quellen und den Völkerbewegungen in den entferntesten Theilen des asiatischen Continents schlechterdings erforderlich sei.

Karl Zimmer.

Eine französische Kritik des modernen deutschen Materialismus.

Die in Deutschland fortschreitende materialistische Bewegung fängt mit Recht an, die Aufmerksamkeit des Auslandes immer mehr auf sich zu ziehen; denn Deutschland ist gegenwärtig der Sitz des systematisch betriebenen Materialismus, und muß als solcher vom Auslande besonders beachtet werden, und wird es auch. Hiernach werden wir wol unsern Anspruch, ein vorzugsweise religiöses Volk zu sein, angesichts des ganzen, darüber richtiger urtheilenden Europa aufgeben müssen, insofern man nicht etwa darin einen Zug religiösen Gefühls erblicken will, daß die deutschen Materialisten ihre Aufgabe in der That mit einer Art von religiösem oder doch wissenschaftlichem Fanatismus und Zelotismus betreiben, während die französischen zu sehr die Sache leicht und etwas frivol genommen haben, etwa wie einen Gegenstand bloßer pikanter Belustigung.

Unter andern behandelt Paul Janet diese Erscheinung in der „Revue des deux mondes“ unter der Ueberschrift „Le matérialisme contemporain en Allemagne“ und zwar in einem umfangreichen, im zweiten Augustheft enthaltenen ersten Aufsatz die „Ecole naturaliste“, in welchem Holschors's, Büchner's, Vogt's, Edwenthall's, Engel's und anderer Schriftsteller beleuchtet werden. Der Verfasser bemerkt zuvörderst, daß Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Herbart, die man in Frankreich als Muster des freien und kühnen Denkens ausgegeben habe, in Deutschland fast veraltet und von dem „sombre et pessimiste“ Schopenhauer Sophisten genannt worden seien. Dann kommt er auf die Hegelianer zu sprechen, auf Kugel, welcher gesagt habe, daß man nicht gegen die Religion kämpfen, sondern sie vergessen müsse, auf Max Stirner, der den Humanitäts-cultus Feuerbach's als einen Aberglauben und zwar den letzter

bezeichnet und die Autolatrie, den Cultus des Ich gepreht habe. Solche, um das lindeste Wort zu brauchen, überdrehte Doctrinen sind freilich nicht immer so schlimm gemeint, sondern oft nur darauf berechnet, Sensation damit zu machen, obwohl allerdings einer Zeit schwerlich Glück zu wünschen ist, in welcher Werke wie das Stirner'sche, die das Evangelium des absoluten Egoismus ganz offen verkünden, überhaupt nur aufstehen können. Ginge nicht ein verwandter Zug durch diese Zeit, rechnete man nicht auf eine Zahl Gleichgesinnter, so würde ja niemand wagen, mit solchen Ansichten und Doctrinen aufzutreten.

Janet bemerkt weiter, daß, wenn man sich von dieser Art Ruth gegen die Religion, von welcher die Neuhegelianer sich befreien gezeigt, eine Idee machen wolle, man die französischen Arbeiten des 18. Jahrhunderts, einen Raigeon, Lalande, Sylvain Maréchal lesen müsse. Ausführlicher spricht er dann über Schopenhauer, dem er unter anderem einen Stil „plein de couleur et d'amertume, d'une netteté peu commune en Allemagne“ nachrühmt. Dann erst, und nachdem er noch Oken, Burdach, Garus u. s. w. genannt, welche mehr oder weniger noch einem gewissen Idealismus gehuldigt, kommt er auf die jetzige „école naturaliste“ zu sprechen und verweilt begreiflicherweise namentlich bei den Koryphäen: Moleschott, Büchner, Vogt. Was Löwenthal's Schrift „System und Geschichte des Materialismus“ betrifft, so scheint sie, meint der Verfasser, nichts weiter als das „vieux système atomistique“ zu enthalten, nur daß der Verfasser noch weiter gegangen sei als Moleschott und Büchner. Er gedenkt aber auch der Philosophen und Physiologen auf der Gegenseite, mögen sie sich nun in die Streitfrage über den Materialismus unmittelbar eingemischt haben oder nicht: J. S. Fichte's, „qui porte avec honneur un nom célèbre dans la science“, Ullrich's, Zeising's, der in der „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik“ den Materialismus „avec beaucoup de force“ bekämpft habe, Trendelenburg's, Ritter's, des „grand historien de la philosophie“, Julius Schaller's, Drobach's, Schellwien's, Littmann's, Vogt's, des „physiologiste éminent“, Rudolf Wagner's („l'un des premiers physiologistes de l'Allemagne“) u. s. w. Nach dem Namen Fortlage's dagegen suchten wir vergebens.

Auf Janet's sehr ausführliche Kritik des deutschen wissenschaftlichen Materialismus können wir hier nicht weiter eingehen; wir erwähnen nur, daß er Büchner vorwirft, die Coexistenz von Kraft und Stoff als Princip hingestellt zu haben, ohne weder von jener noch von diesem eine Definition zu geben und ohne zu zeigen, durch welche Bande sie sich in eins bilden. Dieses sei der Hauptmangel, der sich in allen Folgerungen geltend mache. Er ruft aus: „Welche Schwachheit und Unwissenheit, das wahre Sein der Dinge auf diese flüchtigen Erscheinungen zu beschränken, welche unsere Sinne davon auffassen, und wie diese neuern Materialisten nicht einmal das Atom, welches doch wenigstens einen Anschein von Festigkeit hatte, sondern ein etwas, ich weiß nicht was, anzubeten, was noch in keiner Sprache einen Namen hat und was man den unendlichen Staub (la poussière infinie) nennen könnte!“

Im ganzen, kann man sagen, verräth die Janet'sche Darstellung eine bei einem Franzosen erstaunliche Bekanntschaft mit der hieshergehörigen Literatur der Deutschen, wie dies unsere Leser auch aus der großen Menge der oben angeführten Namen, auf die sich der Franzose beruft, erkannt haben werden. Ueberhaupt sollte man bei der Beurtheilung der Franzosen, wenn man ihnen nicht gar sehr unrecht thun will, nicht bloß die leichte französische Neulitteratur, die Demi-Monde-Litteratur oder die reißend geschriebenen aber schlüpfrigen Romane G. Feytaud's im Auge behalten. Es gibt auch Franzosen genug, und zu ihnen gehören auch meist die mit deutscher Litteratur Vertrauten, welche nicht eher über einen Gegenstand schreiben, als bis sie ihren Gegenstand gründlich kennen gelernt haben; aber freilich hätten sie sich

Wir erwähnen hierbei, daß von L. Büchner's berühmter Schrift eine Uebersetzung unter dem Titel erschien: „Force et matière. Études philosophiques et empiriques des sciences naturelles. Mises à la portée de tout le monde par Louis Büchner. Ouvrage traduit de l'allemand d'après la septième édition avec l'approbation de l'auteur par L. F. Gampfer“ (Paris, Brüssel, Leipzig 1863). Der Uebersetzer mit dem deutschen Namen ruft in der Vorrede unter anderem aus: „L'arme tranchante du réalisme est irrésistible!“ und fährt dann fort: „Der Erfolg des Werks beweist unbestreitbar sein Verdienst; denn in der kurzen Zeit von nur fünf Jahren sind davon sieben Auflagen vergriffen und es ist in mehrere Sprachen übersezt worden. Unsere Uebersetzung ist nach der vollständigen, der sechsten, angefertigt und mit noch nicht veröffentlichten Notizen, die wir der Freundschaft des Autors verdanken, bereichert worden.“ Paul Janet gedenkt in dem oben erwähnten Aufsatz dieser Uebersetzung, bedauert aber, daß der Uebersetzer, ein Freund und Landsmann des Verfassers, seine Arbeit nicht jemand, „qui sût le français“, zur Durchsicht gegeben habe. Im übrigen nennt Janet, obwohl er, wie wir gesehen haben, die Mängel, die Trost- und Seelenlosigkeit des Systems bekämpft, es ein an Thatfachen reiches Buch, ein „livre nerveux et concis, écrit avec rapidité et clarté, qualités toutes nouvelles dans un livre allemand“; es enthalte auf wenigen Bogen den ganzen Saft der materialistischen Lehre und könne als das wahre Handbuch des neuen Materialismus angesehen werden.

Als auf eine Art Curiosum möchten wir hier darauf hinweisen, daß schon Kogebue die Hauptsätze der neuen materialistischen Lehre in Verse gebracht hat, und zwar in einer bekannten Stelle seines Gedichts „Verzweiflung“, welches sich in gewissen Schichten, deren rohe und verzweifelte Lebensanschauungen in jenem Gedicht ihren Ausdruck finden, noch immer einer großen Beliebtheit erfreut. Der Materialismus kann eben nur sich in Verse bringen; in den reinen Reith der Poesie und Kunst vermag er sich nicht zu erheben, wie dies in der Natur der Sache selbst liegt. Mit dem Materialismus und mit dem aller Moral in das Gesicht schlagenden Grundsatz Büchner's, daß dem Begriffe Gut jeder absolute zwingende Werth abgehe und daß wir alle Epikuräer und Egoisten seien — mit solchen grob sinnlichen Anschauungen kann man eben höchstens ein Kogebue werden, aber nie ein Shakespeare. Dieser erhabene Dichter, vor dessen geistiger und sittlicher Größe hoffentlich auch Büchner sein Haupt in Ehrfurcht beugen wird, spricht in „Ende gut Alles gut“ die gewichtigen Worte: „Man sagt, mit den Wundern sei es jetzt vorbei, und es gibt unter uns eine Race Philosophen, welche übernatürliche und unerklärbare Dinge zu alltäglichen und gemeinen machen.“ Diese Stelle, in der sich der Dichter weiter gegen die „scheinbare Wissenschaftlichkeit“ erklärt, steht nicht allein; wer denkt nicht an Hamlet's Wort, daß es im Himmel und auf Erden mehr Dinge gäbe, als unsere Schulweisheit sich träumen lasse?

H. M.

Zur Ornithologie.

Aus dem Leben der Vögel. Eine naturpsychologische Skizze von J. G. Fischer. Leipzig, Brandtetter. 1863. 8. 10 Mgr.

Der Verfasser schildert mit liebenswürdiger Innigkeit seine Beobachtungen aus dem Leben der Vögel seiner schwäbischen Heimat in der Absicht, einer neuerdings Mode gewordenen mechanischen Auffassung des Instincts der Thiere entgegenzutreten. Wir finden aber, daß demselben sehr leicht der Vorwurf werde gemacht werden können, er habe in die Natur hineingetragen, was nicht ihr, sondern nur seiner Phantasie angehört. Soll die Frage nach dem Seelenleben der Thiere einen Schritt vorwärts kommen, so darf man offenbar nicht nach den seelischen Eigenschaften der Gattung als Ganzem fragen, wie es der Verfasser thut, wenn er z. B. S. 20 vom melancholischen Singspiel,

vom philosophischen Stand, vom leichtfertigen Spas, vom dreyfachen Staat, dem vornehmen Pinol. z. s. w. spricht, kann man auch viel mehr die eingeborene Individualität studiren. Es kommt in der That, namentlich bei Dagein, oft vor, daß ein Individuum durch irgend eine äussere Veranlassung (sagen gebricht, von seiner gewöhnlichen Lebensweise einmal abgelassen, man mehr aus freien Stücken sich an die neue gewöhnt, und auch die selbstgewählte Lebensweise seinen Tugenden aneignet, obwohl ihm der Verlust in die alte Welt zurückzuführen ist. Beobachtungen dieser Art sollten nur an wilden Thieren angestellt werden, weil man nicht wissen kann, wie viel bei Menschenaffen auf den Einfluß des Menschen zu geben ist. In der neuen Zeit ist in dieser Hinsicht manches geschehen, was der Verfasser sich hätte zu Muth machen können, wenn er — man steht dem Grund davon nicht ein — sich nicht auf seine eigenen Beobachtungen hätte beschränken wollen, die nach dieser Richtung hin nicht eben zahlreich sind.

Dem Gesamteinwand des Werks würde es ferner offenbar widersprechend sein, wenn der Verfasser sich gewisser Ueberschwinglichkeiten hätte enthalten können, belibben wir uns nichts Welches zu denken vermögen, wie z. B. bei folgendem Ausspruch: „Gallus und Donsderblüte haben etwas heimathlich-Comödigt-Gedächtnis in ihrem Duff, obwohl sie von fernher kommen, und wussten heimische, wenigstens längst vollständig bei uns acclimatisirte und verwilderte Derichorose kann bei aller Hölle und Wäse ihres Gewinns einen Schick ins köstlich Gedächtnis, Tropische nie verbergen.“ Wird aus solchen Sätzen je eine Erweiterung unserer Erkenntnisse sich entwickeln können? Und wie viel mehr leidet in dieser Beziehung nicht der Schmeißer, der, ohne gekostet sein zu wollen, uns lehrt, daß die Birnen ihren Geruch dem kantenfarbenen Methoxyd verdanken, oder Chenopodium vulvaria von seinen dem Arimethylamin. 91.

Notizen.

Die ersten und einzigen Verse von Jean Paul.

Dol nur sehr wenigen dürfte es bekannt sein, daß auch Jean Paul einmal Verse gemacht hat. Bei einer Durchsicht des Jahrgangs 1808 des „Morgenblatt“ trafen wir nämlich zu unserer Verwunderung auf einen von Jean Paul unterzeichneten Aufsatz mit der Ueberschrift „Meine ersten Verse“, den wir nicht ungelesen lassen durften. In der Einleitung erzählt Jean Paul in ziemlich bescheiden Worten, deren sich zu jener harmlosen Zeit auch ein sonst freckhender Autor gegen fürstliche Gönner bedienen dürfte, ohne sofort als „Häckerfnecht“ ausgeführt und gezeichnet zu werden, wie der König von Preußen 1805 mit seiner Gemahlin das Merandersbad bei Bunsfelde besucht habe und wie hier die fürstlichen Personen mit einem aus einer Felsenrotte entstehenden Wechselgesang begrüßt worden seien, zu dem er, Jean Paul, den Text gebichtet und ein „Arzt“ die Musik componirt habe. Da vielleicht mancher darauf neugierig sein dürfte, wie sich Jean Paul als Versmacher ausnimmt, und die ganze Dichtung nur geringen Umfangs ist, so wollen wir sie ganz hieher setzen:

Wechselgesang der Dredan und Rajaben.

Chor der Dredan und Rajaben.

Seid gegrüßt den Geistern der Berge und Ströme!

Die Raine steht vor euch,

Stimmen: wisset das Gebirg.

Der Berg steht zum Throne durch Ihn,

Der Thron ist Olymp durch Sie.

Dredan.

Deinem Adler gebührt die Höl!

Unser Vater verleiht dir ihn

Mit Klauen voll Frühlingsgewitter,

Um die Fluren zu segnen,

Um die Feinde zu treffen.

Rajaben.

Wir bewachen nur vier kleine Flüsse,

Dem das Meer gebat die schänke Göttin;

Dem Meer elien die Flüsse,

Der Schmeißer: sehen die Herzen.

Doch auch die Welle schreit die Göttin; und ihr Demant

Statt das göttliche Bild;

Unserer: Ströme: spiegeln Naturphomene

Als wir Schmeißer: wird.

Eine Dredan.

Ich besetze die Nymphen der Berge und Flüsse; ich steh' an der Tiefe statt Goldes die Heilquelle ins Thal; und die Orkaden weilen am längsten bei ihr.

Die Rajabe der Raine.

Ich besetze dich; ich begleite Sie am längsten in ihr Reich; kann: eilet meines: Schmeißer: mit von Seinem: Riefen: berg: steigen; und: unarmen: tragen: mir: des: heiligen: Königs: Schmeißer: in: das: deutsche: Meer.

Chor der Dredan und Rajaben.

Wir sind alle gleich,

Dem sie sind bei uns.

Diese Verse, insofern man sie in ihrer Annäherung an die Prosa und in ihrer Untermengung mit Prosa für Verse gelten lassen will, zeigen, daß sich Jean Paul auf die Kunst verstand, fürstlichen Gönnern Weisheit zu streuen, wenigstens der Umstand, daß darin nirgends das Unästhetische „vrauslich“ vorkommt und der König von Preußen einfach ein deutscher König genannt wird, von des Verfassers deutscher Bestimmung zeugt und vielleicht von dem königlichen Ehepaar nicht gerade sehr unwillig aufgenommen worden sein dürfte. Insofern, würde sich in unserer Zeit ein Dichter mit solchen Versen, in deren Veröffentlichung ohne Zweifel ein gewisser Stolz darauf, doch auch einmal Verse gemacht zu haben, sich ausdrückt, beim Publikum wie bei den speciellen Freunden der Poesie nicht sehr empfehlen.

Eine Erzählung, Hoffmann's von George Sand dramatisirt.

Während bei uns die realistische kritische Schule, welche der jetzt aufstrebenden materialistischen tüchtig vorgeeignet ist und dieser viel mehr die Herrschaft wird abtreten müssen, sich vor allem anlegen sein läßt, gegen unsere romantischen und fantastischen Dichter einen Vernichtungskrieg zu führen, gehören gerade einige aus dieser Richtung hervorgegangene Erzählungen im Ausland, zu den beliebtesten Büchern, so Goussé's „Madame“ in England und E. M. Goussé's Erzählungen in Frankreich. Eben erst hat George Sand eine Episode aus des letztern „Meister-Kloß“ unter dem Titel „La nuit de Noël. Fantaisie d'après Hoffmann“ dramatisirt, das kleine Drama im zweiten Hefestück der „Revue des deux mondes“ veröffentlicht und ihm einige einleitende Worte vorausgeschickt. Nachdem die Bearbeiterin bemerkt, daß, wie es heiße, Hoffmann in Deutschland selbst aus der Mode gekommen sei, fährt sie fort: „Mich kümmert das wenig. Zwar weiß ich unglücklicherweise kein Sterbenswörtchen deutsch, und ich weiß auch nicht, ob die Uebersetzung von Horne Weimars den Text verfehlet hat; aber diese „Contes fantastiques d'Hoffmann“ haben mich in meiner Jugend hingeworfen, und ich kann sie auch jetzt nicht lesen, ohne mich in eine Region herauszufinden, welche erhaben zu fühlen.“ „Wie bemerkt man, die „puissances fantastiques du génie d'Hoffmann“? Sie sind groß, daß man auf den Flügeln seiner Phantasie sich mit ihnen bewegen in unbekanntes Gebiet tragen läßt, ohne zu wissen, welche Gefahren aber: harte: können man unterwegs: tragen: habe, und sie rührt an Hoffmann's Erzählungen: rührt auch die menschliche Seite, die, Schmerz und: mit: mit: missigend, diese Erzählungen nicht als: blasse: Kopien der

bildungsstark erscheinen lasse. Das Sandhoffmann'sche Drama spielt in Frankfurt a. M., und es treten darin nur vier Personen auf: Peregrinus Epp, Max, Ranni und das Gespenst, welches es auch von der Verfasserin eine „humble fantasia à quatre personnages“ genannt wird. Es ist auf ihrem Theater von Mohant am 31. August 1862 und 8. Februar 1863 aufgeführt worden, und die Verfasserin nimmt davon Anlaß, gegen die größten Theater der neuen Zeit überhaupt zu schreiben, weil sie die Stimmen und die körperlichen Kräfte der Schauspieler in kurzer Zeit zu Grunde zu richten pflegen. „Les vraies individualités ont besoin du petit temple grec et périssent dans le vaste cirque byzantin“, sagt sie. Man erhält übrigens aus der Anleitung, das schon vor einigen Jahren im Obertheater ein phantastisches Stück unter dem Titel „Les contes d'Hoffmann“ zur Aufführung gebracht wurde, einen sehr interessanten Einblick in die Verhältnisse der deutschen Theaterwelt, und das Hoffmann, der sich selbst, zu den vielen Mythen gehört, welche Dichtungen keine eigentliche Politik trieben, ihm mit Unrecht belohnt und von der Kritik behandelt worden sind. Glücklicherweise gibt es noch als lebende, anstehende, ein europäisches Publikum, welches die von jenen begangenen Ungerechtigkeiten auszugleichen auf keinem Wege möglich finden läßt. H. M.

Bibliographie.

- Bacmeister, A., Die Geschichte von Walthier und Hildegard, wie Walthier durch die Nageprobe seine Braut gewinnt und aus Garmannland zurückkehrt, nach dem großen Kampf im Wälschwald. Reutlingen, Fleischhauer u. Spohn. 1864. 8. 2 Bde.
- Benedix, W., Aetna. Leipzig, Deßmann. 8. 20 Ngr.
- — Gedichte. Leipzig, Deßmann. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
- — Die heilige Geraphica. Leipzig, Deßmann. 8. 1 Thlr.
- Berschold, J., Die Entwicklung der Landeshoheit in Deutschland in der Periode von Friedrich II. bis einschließend zum Ende Rudolfs von Habsburg. Historisch rechtlich erörtert. 1. Heft. München, Neiger. Gr. 8. 1 Thlr.
- Briffault, E., Die Geheimnisse Roms im 19. Jahrhundert. Deutsch von E. von Hensleben. 1. Heft. Leipzig, Bohn. 7 1/2 Ngr.
- Brunner, G., Die Kunstgewerben der Klosterzeile. Das Leben des Klerus in den Gebieten der Malerei, Skulptur und Buchdruck. Biographien und Skizzen. Zwei Theile. Wien, Braumüller. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
- Bryant, W. C., Amerikanische Gedichte, in deutscher Nachbildung nach Anleitung von A. Laun. Vom Dichter antwortete Ausgabe. Bremen, Henke. 8. 1 Thlr.
- La Chanson de Roland. Nach der Oxford Handschrift von Neuem herausgegeben, erläutert und mit einem vollständigen Glossar versehen von T. Müller. 1. Heft. Halle, Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 1 Thlr.
- Dante's Album. 1. Heft. Göttingen, Frommann. Gr. 8. 1 Thlr.
- Freimuth, G., Gedichte. Leipzig, Beyer. 16. 22 1/2 Ngr.
- Gabler, W. Adler v., Das k. k. österreichische Auxiliärkorps im russischen Feldzuge 1812. Nach Originalquellen bearbeitet. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr.
- Gesack, W., Der Deutschen Fort. Festspiel zur Erinnerung der deutschen Kunstgenossenschaft in Weimar. Weimar, Böhlau. Gr. 16. 10 Ngr.
- Gersdorfer, F., Die Kolonie. Amerikanisches Lebensbild. Drei Bände. Leipzig, Neumann. 1864. 8. 3 Thlr. 27 Ngr.
- — Der Wälsch. Drama in fünf Aufzügen. Leipzig, Neumann. 1864. 16. 27 Ngr.

La Garde, M., Der letzte Tag von Clairfontaine. Historische Novelle. Unter Mitwirkung des Verfassers aus dem Französischen überf. und mit einer Einleitung versehen von R. Wildener. Göttingen, Vieweg. 16. 6 Ngr.

Saugel, C., Der Mensch der Nothzeit. Neue Darstellung für gebildete Laien. Nach den Ergebnissen der neuesten Forschungen von Darwin, Huxley, Haeckel, Owen u. A. bearbeitet. Deutsch und mit Zusätzen versehen von H. Karstmann. Leipzig, Gerhardt. Gr. 8. 18 Ngr.

Vindauer, C., Fliegendeblätter in Bistum-Rundart. 4. Heft. Leipzig, Vieweg. 16. 20 Ngr.

— — Zwei Jahre im Reichthum von u. und Marcella. Vier Bände. Leipzig, Vieweg. 16. 20 Ngr.

— — Geschichte eines Touristen. Leipzig, Vieweg. 16. 20 Ngr.

— — Zwei Jahre im Reichthum von u. und Marcella. Vier Bände. Leipzig, Vieweg. 16. 20 Ngr.

— — Zwei Jahre im Reichthum von u. und Marcella. Vier Bände. Leipzig, Vieweg. 16. 20 Ngr.

— — Zwei Jahre im Reichthum von u. und Marcella. Vier Bände. Leipzig, Vieweg. 16. 20 Ngr.

— — Zwei Jahre im Reichthum von u. und Marcella. Vier Bände. Leipzig, Vieweg. 16. 20 Ngr.

— — Zwei Jahre im Reichthum von u. und Marcella. Vier Bände. Leipzig, Vieweg. 16. 20 Ngr.

— — Zwei Jahre im Reichthum von u. und Marcella. Vier Bände. Leipzig, Vieweg. 16. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

An Deutschland im August 1863. Leipzig, Fries. 8. 8 Ngr.

Beschoner, Die Vertheilung der Verfassungsmäßigkeit von Gesetzen gehört nicht zum Bereich der historischen Entscheidung. Ein Notum gerichtet gegen die Schrift des Herrn Dr. Schenk. 1. Heft. Leipzig, Vieweg. 16. 20 Ngr.

Briesen, E., Die Staatsregierung, die Presseverordnung und die Stadtwohnverordnungen. Berlin, Springer. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Brecht, E., Deutschösterreich in seinen Beziehungen zu Deutschland. Eine den Führern der deutschen Bewegung gewidmete Denkschrift. Herausgegeben und bearbeitet von E. Lang. Wiesbaden, Limburg. 8. 8 1/2 Ngr.

— — Zwei Jahre im Reichthum von u. und Marcella. Vier Bände. Leipzig, Vieweg. 16. 20 Ngr.

— — Zwei Jahre im Reichthum von u. und Marcella. Vier Bände. Leipzig, Vieweg. 16. 20 Ngr.

— — Zwei Jahre im Reichthum von u. und Marcella. Vier Bände. Leipzig, Vieweg. 16. 20 Ngr.

— — Zwei Jahre im Reichthum von u. und Marcella. Vier Bände. Leipzig, Vieweg. 16. 20 Ngr.

— — Zwei Jahre im Reichthum von u. und Marcella. Vier Bände. Leipzig, Vieweg. 16. 20 Ngr.

— — Zwei Jahre im Reichthum von u. und Marcella. Vier Bände. Leipzig, Vieweg. 16. 20 Ngr.

— — Zwei Jahre im Reichthum von u. und Marcella. Vier Bände. Leipzig, Vieweg. 16. 20 Ngr.

— — Zwei Jahre im Reichthum von u. und Marcella. Vier Bände. Leipzig, Vieweg. 16. 20 Ngr.

— — Zwei Jahre im Reichthum von u. und Marcella. Vier Bände. Leipzig, Vieweg. 16. 20 Ngr.

— — Zwei Jahre im Reichthum von u. und Marcella. Vier Bände. Leipzig, Vieweg. 16. 20 Ngr.

Anzeigen.

Werthvolle Bücher zu ermässigten Preisen, bis Schluss des Jahres 1863

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt vergütet.

Theologie, Erbauungsschriften u. s. w.

Christliches Andachtsbuch für alle Morgen und Abende des ganzen Jahres. Herausgegeben von G. Friederich. Zweite Auflage. 2 Bände. 8. 1856. (2 Thlr. 12 Ngr.) **24 Ngr.**

Die Bekenntnisschriften der evangelisch-reformirten Kirche. Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von G. O. A. Bödel. 8. 1847. (2 Thlr. 20 Ngr.) **24 Ngr.**

Bunten (G. R. J.). Die Zeichen der Zeit. Briefe an Freunde über die Gewissensfreiheit und das Recht der christlichen Gemeinde. 2 Bändchen. Dritte Auflage. 8. (2 Thlr. 20 Ngr.) **20 Ngr.**

Codex Claromontanus sive Epistulae Pauli omnes graece et latine ex codice Parisiensi celeberrimo nomine Claromontani plerumque dicto sexti ut videtur post Christum saeculi nunc primum edidit L. F. C. Tischendorf. (Mit 2 Tafeln.) 4. 1852. (24 Thlr.) **8 Thlr.**

Concordia. Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche, mit Einleitungen herausgegeben von H. A. Roethe. 8. 1830. (1 Thlr. 15 Ngr.) **24 Ngr.**

Evangelium Palatinum ineditum sive Reliquiae textus evangeliorum latini ante Hieronymum versi ex codice palatino purpureo quarti vel quinti p. Chr. saeculi nunc primum eruit atque edidit L. F. C. Tischendorf. (Mit Tafel.) 4. 1847. (18 Thlr.) **6 Thlr.**

Hahn (A.). Das Bekenntniß der evangelischen Kirche in seinem Verhältniß zu dem der Römischen und Griechischen. 8. 1853. (1 Thlr.) **8 Ngr.**

Handbuch der geistlichen Beredsamkeit. Herausgegeben von D. E. B. Wolff. Mit dem Portrait Martin Luther's. 8. 1849. (1 Thlr. 15 Ngr.) **12 Ngr.**

Holthausen (F. A.). Der Protestantismus in seiner geschichtlichen Entstehung, Begründung und Fortbildung. 3 Bände. 8. 1846—59. (10 Thlr. 15 Ngr.) **3 Thlr.**

Jürgens (R.). Luther's Leben. Erste Abtheilung: Luther von seiner Geburt bis zum Ablassstreite. 1483—1517. 3 Bände. 8. 1846—47. (7 Thlr. 15 Ngr.) **2 Thlr. 20 Ngr.**

Laemmer (H.). Clementis Alexandrini de $\Delta\Omega\Gamma\Omega\iota$ doctrina. Commentatio historica-theologica. 8. 1855. (20 Ngr.) **8 Ngr.**

Leub (R. G. S.). Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation. 8. 1849. (1 Thlr. 24 Ngr.) **10 Ngr.**

Lipsius (R. A.). De Clementis Romani epistola ad Corinthios priore disquisitio. 8. 1855. (1 Thlr.) **10 Ngr.**

Melanchthon's (P.) Werke in einer auf den allgemeinen Gebrauch berechneten Auswahl. Herausgegeben von H. A. Roethe. 6 Theile. 8. 1829—30. (2 Thlr. 10 Ngr.) **1 Thlr.**

Allgemeine Predigtsammlung aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner. Herausgegeben von C. Bauer. 3 Bände. 8. 1841—44. (6 Thlr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Mübert (E. J.). Das Abendmahl. Sein Wesen und seine Geschichte in der alten Kirche. 8. 1856. (2 Thlr. 20 Ngr.) **1 Thlr.**

Schaff (C. F. L.). Die evangelische Brüdergemeine. Geschichtlich dargestellt. 8. 1825. (1 Thlr. 15 Ngr.) **13 Ngr.**

Soldan (B. G.). Dreißig Jahre des Profelytismus in Sachsen und Braunschweig. Mit einer Einleitung. 8. 1845. (1 Thlr. 10 Ngr.) **10 Ngr.**

Ullrich. Veteris et Novi Testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt, ad fidem codd. castigata, latinitate donata, adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt H. C. de Gabelentz et J. Loebe. 2 vol. 4. Cum 3 tab. 1843—46. (16 Thlr.) **8 Thlr.** Velinp. (19 Thlr.) **9 Thlr.**

Völkers (R.). Versuch über den Geist und den Einfluß der Reformation Luther's. Aus dem Französischen übersetzt von G. F. Gramer; mit einer Vorrede von H. P. R. Heide. Eine gekrönte Preisschrift. Zweite Auflage. 8. Hamburg, 1828. (1 Thlr.) **8 Ngr.**

Vollmar (G.). Die Religion Jesu und ihre erste Entwicklung nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft. 8. 1857. (2 Thlr. 15 Ngr.) **24 Ngr.**

Ein ausführlicheres Verzeichniß im Preise ermässigter Werke, aus fünf Abtheilungen bestehend, ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Histoire abrégée et élémentaire de la littérature française

depuis son origine jusqu'à nos jours.

Ouvrage destiné aux maisons d'éducation des deux sexes

par Louis Grangier, professeur.

Seconde édition revue et augmentée. In-8. Geh. 1 Thlr.

Der Verfaasser, Lehrer der französischen Literatur zu Freiburg in der Schweiz, wollte mit seiner Literaturgeschichte den Erziehungsinstituten, vornehmlich Deutschlands, ein brauchbares Unterrichtsmittel liefern. Seine Absicht ist vollkommen erreicht worden. Denn das Buch wurde sofort von den Directoren mehrerer der angesehensten Institute eingeführt und fand so rasche Verbreitung, dass bereits eine zweite Auflage sich nöthig gemacht hat, welche, aufs sorgfältigste durchgesehen und verbessert, alle Ergänzungen bis auf die neueste Zeit enthält.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustriertes Haus- und Familien-Lexikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

Dieser alphabetische Hausschatz aller für das tägliche Leben wissenswerthen Kenntnisse, die neuesten auf das Hauswesen bezüglichen Erfindungen und Verbesserungen in übersichtlicher Vollständigkeit enthaltend, mit zahlreichen erläuternden Abbildungen, verdient in jeder Familie Eingang zu finden. Das bestmögliche Erscheinen erleichtert die Anschaffung des Werks.

In allen Buchhandlungen werden noch Unterzeichnungen angenommen.

Vollständig in 60—80 Heften oder 6—8 Bänden.

Preis des Heftes 7½ Ngr., des Bandes geheftet 2 Thlr. 15 Ngr., gebunden 2 Thlr. 24 Ngr.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 39. —

24. September 1863.

Inhalt: Heinrich Stieglitz' Tagebücher und Briefwechsel mit Friedrich Jacobs. Von Hermann Marggraf. — Sunen's Bibelwerk. — Neue Romane. Von Rudolf Sonnenburg. — Anderson's Entdeckungsfahrten in Südwestafrika. Von Johann Schuch. — Deutsche Geschichtsschreibung. Von Aurelio Budens. — Rottgen. (Aus Wolffsohn's „Aufführer Revue“; Johann Major, der Wittenberger Poet.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Heinrich Stieglitz' Tagebücher und Briefwechsel mit Friedrich Jacobs.

1. Kurzer Briefwechsel zwischen Friedrich Jacobs und Heinrich Stieglitz. Herausgegeben von Ludwig Gursze. Leipzig. Dyt. 1863. 8. 12 1/2 Mgr.
2. Erinnerungen an Charlotte. Von Heinrich Stieglitz. Aus Tagebuchblättern und sonstigen Handschriften des Verstorbenen ausgewählt und herausgegeben von Louis Gursze. Marburg, Elwert. 1863. 8. 20 Mgr.

Unsere tumultuariöse und sich in Festivitäten aller Art betäubende Generation ist sehr vergeßlich und in ihren Empfindungen nicht sehr zart. In vollster aber unruhigster Thätigkeit nach außen begriffen, hat sie wenig Zeit und Neigung, sich um seelische Vorgänge und psychologische Probleme zu kümmern, und obgleich die Individuen jedes für sich vielleicht zu keiner Zeit so viel Präntationen gemacht haben als gerade jetzt, so lassen doch individuelle Schicksale diejenigen, die nicht von ihnen unmittelbar betroffen werden, meist sehr gleichgültig. Daher glauben wir, daß vorliegende, aus Stieglitz' Tagebüchern und dem Briefwechsel mit F. Jacobs ausgezogenen Schriften für den Augenblick wol nur von wenigen beachtet werden dürften. Und doch ist es gewiß von eigenthümlichem Interesse, die Stimmungen eines Mannes nach dem Tode seiner Gattin kennen zu lernen, die sich selbst entleibte, um durch einen realen furchtbaren Schmerz seinen eingebildeten Schmerzen ein Ende zu machen und ihn aus einer Hypochondrie zu retten, die, wie sie geglaubt zu haben scheint, ihn daran hinderte, von seinen dichterischen Kräften vollen Gebrauch zu machen!

Wir begreifen, wie ein Weib in ein brennendes Haus stürzen kann, um ihren geliebten Gatten aus den Flammen zu retten oder mit ihm unterzugehen; aber ein Motiv, wie dasjenige, welches Charlotte Stieglitz zum Selbstmord rief, entzieht sich unserm vollen Verständnis und, sagen wir es offen, auch unserer vollen Zustimmung. Der Fall ist so einzig in seiner Art, daß die gesammte berriner Bevölkerung auch in denjenigen Schichten, die erst

jetzt erfahren, daß es einen Dichter Heinrich Stieglitz gab, durch die Kunde von Charlottens Tod wie durch eine furchtbare Katastrophe aufgeschreckt wurde, und daß die Zeitungen fast aller Länder, auch spanische und italienische, davon wie von einem so noch nicht dagewesenen Ereigniß Kenntniß nahmen und darüber Betrachtungen anstellten. Ein englisches Blatt, wie Stieglitz selbst anführt, sagte gleich darauf, daß die Geschichte „would make the tour all over Europe“, und es hatte wahr gesagt. Auch in künftigen Jahrhunderten wird man der That Charlottens, die keineswegs ohne Zusammenhang mit den geistigen Stimmungen, den socialen Zuständen und literarischen Tendenzen jener Zeit steht, vom psychologischen und culturhistorischen Standpunkte Beachtung schenken, größere vielleicht, als dies gerade jetzt der Fall ist; man wird in ihr vielleicht eine unbegreifliche grandiose Verirrung und Verrechnung erblicken, aber doch der unglücklichen und dabei so edeln Frau sein Bedauern und seine Anerkennung für ihren Muth, ihre Energie, ihre Aufopferungsfähigkeit nicht versagen. Erleichtert, daß darf man denn doch auch nicht vergessen, mochte ihr freilich ihr Entschluß dadurch werden, daß ihr selbst das Leben an der Seite eines so innerlich zerrissenen Mannes, wie Stieglitz damals war, keine Freuden mehr bot und auch keine Möglichkeit einer Wendung zum Bessern zu bieten schien. Hiermit verband sich dann noch bei ihr die merkwürdige und trügerische Vorstellung, daß Stieglitz nur durch eine Katastrophe wie diese aus seiner Versunkenheit gerettet werden könne, und mit dieser Vorstellung rechtfertigte sie ihr unseliges Vorhaben vor sich selbst und ertheilte ihm die Weihe. Ob sie in dem Augenblick, wo sie den Entschluß faßte, wie bei der Ausführung desselben, trotz der energischen Besonnenheit, mit der sie dabei zu Werke ging, vollkommen zurechnungsfähig war, ist immerhin fraglich; Stieglitz selbst, wie wir noch sehen werden, zweifelte daran. Es ist anzunehmen, daß der Trübsinn ihres Gatten sich bis zu einem gewissen Grade allmählich auch auf ihren Geist übertragen und ihn umnachtet hatte. Bei einem ursprünglich so klar, zartverträglich und echt weiblich

gearteten Wesen muß man sogar eine solche Einwirkung annehmen.

Zunächst wenden wir uns zu dem „Briefwechsel zwischen Friedrich Jacobs und Heinrich Stieglitz“ (Nr. 1), der zugleich manche bemerkenswerthe Hinge zu der näheren Kenntnis eines Mannes enthält, für den sich manche unserer Leser vielleicht lebhafter interessieren dürften als für den Dichter. Wir meinen hiermit Friedrich Jacobs, mit dem Stieglitz als junger Mann im letzten Jahre seines gothaer Aufenthalts (1819—20) in persönlichem Verkehr stand und so dann auch später brieflich blieb. Stieglitz hat sich in einem Schreiben vertrauensvoll an ihn gewendet, mit dem Wunsche, seiner belehrenden Leitung theilhaftig zu werden. Jacobs gewährte ihm die Hülfe und corrigirte die von Stieglitz angefertigte metrische Uebersetzung des Aeschylus aufs sorgfältigste. Stieglitz gesteht in seinen noch nicht gedruckten Grundzügen zu seinem Leben, die er im Jahre 1845 aufgesetzt hat, daß jene abendlichen Unterrichtsstunden, an denen auch Eduard Forberg theilnahm, ihm unvergesslich geblieben seien, und daß er der Anweisung seines trefflichen Lehrers die später ihn überall begleitende Liebe für das Alterthum verdanke. Stieglitz fährt dann fort:

Der geringste Gewinn aus diesem geistigen Umgang war vielleicht der philologische, den konnten auch allenfalls Bücher gewähren; aber solch ein echter Seelenhaushalt, verbunden mit tiefem, gründlichem Wissen, wird von unberechenbarem Einfluß auf den Strebenden. Auch späterhin, wo der treffliche Mann mir fortwährenden Briefaustausch vergönnte, hat sein väterlich beratendes Wort mich aus der Ferne begleitet, und nicht an ihm hat es gelegen, wenn die wiederholt von ihm empfangene Festigung und Bändigug schweifender Geistesgelüste zu Stetigkeit und Ausdauer in Einer Richtung nicht eher zu Stande kam. Mit inniger Verehrung ist mein Herz durch alle Lebensphasen ihm treu anhängig geblieben.

Der Herausgeber, L. Gurge, ein persönlicher Freund des Dichters, der diesem unwandelbar treu geblieben ist, bemerkt im Vorwort in Betreff der Jacobs'schen Briefe:

Verehrt Deutschland in Jacobs auch schon längst eine der bedeutendsten Erscheinungen auf dem weiten Gebiete des klassischen Alterthums und der Schulbildung, so gewährt es doch einen ganz eigenthümlichen Reiz, den Charakter dieses Mannes, den wir schon aus seinen Werken schätzen lernten, nach seinem tiefeigentlichen Wesen eben aus Briefen — aus denen bekanntlich der innerste Mensch stets am sichersten erkannt werden kann — immer noch klarer hervortreten zu sehen. Haben wir nun auch in dem vor Jahresfrist durch Dünker herausgegebenen „Briefwechsel zwischen F. Jacobs und Franz Gölter“ (Leipzig 1862) und in den durch Gelzer („Protestantische Monatsblätter“, 1863) mitgetheilten Briefen von Jacobs an F. Thiersch ein sehr schätzbares Vermächtniß erhalten, so dienen die an Stieglitz geschriebenen doch im einzelnen zur Ergänzung, tragen aber dabei, durch die Natur des Empfängers bedingt, einen individuellen und zwar, wie wir dünkt, allgemeiner ansprechenden Charakter. ... Und wenn der Briefwechsel zwischen Jacobs und Gölter, was Dünker mit Recht bemerkt, besonders anziehend erscheint, weil er die unmittelbare Wirkung des trefflichen Lehrers auf begabte, von seinem Geiste angewehrte Schüler und die herzlichste Liebe zur Anschauung bringt, mit der er solche väterlich rathend, milde mahnend, freundlich theilnehmend, stärkend und hebend auf ihrem Lebensgange begleitet, so legt davon auch

dieser Briefwechsel mit Stieglitz auf jedem Blatte ein erhebendes, wahrhaft wohlthunendes Zeugniß ab.

In dem ersten der hier mitgetheilten Briefe, vom 15. August 1820, klagt Jacobs über die Verworfenheit unsers modernen Lebens, „das sich durch lauter Zufälligkeiten so wunderlich gestaltet hat“, über das „wüste Gedränge dessen, was das äußere Bedürfniß heischt“, und er fährt dann fort:

Wie anders war das in der alten Welt, wo die Deutlichkeit des Lebens von Kunst und Wissenschaft durchdrungen war, und Kunst und Wissenschaft ihrerseits an dem öffentlichen Leben eine feste Grundlage hatten. Die Kunst war da ihrer Stelle gewis, und ihr enger Zusammenhang mit der Wirklichkeit hinderte jeden Ausflug in das phantastische und unnahre Nebelland, in das sich die neuere, von dem Leben und der Wahrheit losgerissene Poesie nur allzu oft verloren hat. Diese Verhältnisse sind nun freilich nicht zu ändern; sie sind auch ganz gewis die Ursache, daß manches große und schöne Talent in den wüsten Trümmern unserer Bildung und dem harten Gesein, das sie umgibt, erstickt und ausgetrocknet worden; und die zahllosen Mängel, welche der neuern Dichtkunst anhängen — das oft Mißseltsame, die Ungleichartigkeit, das Ueberspannte und Unwahre, die Unklarheit und Kürzlichkeit bei so vielen entschieden Großen, Genialen und Herrlichen — sind, wenn wir die alten so leicht entwickelten Werke danebenstellen, gewis den höchst ungünstigen Verhältnissen zuzuschreiben.

Man sieht hieraus, daß Jacobs, der andererseits doch so besorgt war, des jungen Freundes ungeflümm braunes Gemüth zu beschwichtigen und zur Klarheit zurückzuführen, doch auch durch solche Anschauungen das Seinige dazu beitrug, Stieglitz unruhig zu stimmen und seiner Unzufriedenheit mit der umgebenden Welt immer nur neue Nahrung zu geben. Das haben die Hellenisten und Verehrer des hellenischen Alterthums in Bezug auf einen großen Theil der deutschen studirenden Jugend überhaupt gethan. Wir wollen und können sie nicht darum tadeln, wenn sie dem althellenischen Leben vor dem modernen den Vorzug einräumen, den jenes in der That verdient; aber man läntert und klärt die von Jacobs beklagte „Verworfenheit“ und das „wüste Gedränge“ unsers Lebens nicht damit, daß man die studirende Jugend von vornherein in Zwiespalt mit diesem setzt und sie auf ein Ideal verweist, das nun einmal für uns unerreichbar auf ewig hinter uns liegt. Das führt nur zum unfruchtbaren Schwelmen und zum Quietismus. Man fahre ja fort, die Gemüther der deutschen Jugend mit den aus hellenischer Kunst und Literatur zu schöpfenden Anschauungen des Gern, Schönen und Humanen zu nähren; aber man zeige ihr auch, was wir davon brauchen können und was nicht, man weise auch darauf hin, was Großes und Schönes auch in unsern Tagen geleistet worden ist und noch wird: man suche die Jünglinge, die doch einmal nicht in althellenische verwandelt werden können, zu tüchtigen Deutschen auszubilden, die in deutschem Geiste und Geist wirken und in praktischer Weise an die Verbesserung unserer Zustände Hand anlegen, statt immer nur ihre träumerische Phantasie in den Straßen Athens und Korinths oder an den Ufern Joniens spazieren zu führen. Wir glauben, daß, wenn man auf unsern gelehrten Schulen englische Sprache und Literatur mit demselben Eifer treibt

wie griechisch oder auch nur französisch, unsere Jugend einen großen Gewinn davon haben würde, und wir getrauen uns zu sagen, daß in einer echt staatsmännischen Rede eines hervorragenden englischen Parlamentsmitglieds unserer Zeit mehr für uns brauchbarer Stoff vorhanden ist als in einer Rede des Lykas oder Sokrates, und daß Shakespeares Dichtungen im Original lesen zu können mehr erhebenden, Geist und Herz bildenden und Menschenkenntniß weckenden Genuß gewährt, als im Stande zu sein, Bindar's und dem Gegenstande wie der Behandlung nach so fern liegende Hymnen im Original zu lesen.

Im übrigen darf nicht unerwähnt bleiben, daß Jacobs selbst von seinen hellenistischen Studien nur die wohlthätigsten, humanisirenden Anregungen erhielt, die seiner auch in diesen Briefen hervortretenden echt deutschen Gesinnung keinen Abbruch thaten. Jacobs war vor allem Mensch, nicht bloßer Gelehrter, und jeder Gelehrtenbunkel blieb ihm fern. Wenn sein Jüdling ihm einmal widerspricht, so geräth er niemals dem jüngern Manne gegenüber in jene den Widersprechenden kurz und verlegend abfertigende Gereiztheit, welcher die Gelehrten und namentlich die Sprachgelehrten in gleichen Fällen so leicht sich hingeben. Jacobs' Bildungsperiode fiel freilich in eine Zeit, wo namentlich unter Herders Einfluß („unter nichts erliegt die wahre Empfindung und Auszubildung und Geschmack und lebendige menschliche Wirksamkeit so sehr, als eben unter Gelehrsamkeit“, schrieb dieser einmal am 22. September 1770 an seine Braut Karoline) die Wissenschaft ihre höhere Mission wieder begriff, auch humanen Tendenzen dienlich zu sein; erst später sagte sie sich von dieser Aufgabe wieder mehr und mehr los und zog sich wieder hoffärtig auf sich selbst zurück. Daß dies auch in späterer Zeit bei Jacobs nie der Fall gewesen, und daß, bis wohin seine Einflüsse reichten, diese bis zuletzt humanisirender Art waren, brauchen wir nicht erst wiederholt zu versichern. Im nächsten Jahre, am 6. October, wird es 100 Jahre, daß Jacobs geboren ward. Werden die deutschen Philosophen und Pädagogen seinen Säculartag unbemerkt vorübergehen lassen?

Auf den letzterwähnten Brief von Jacobs schrieb Heinrich Stieglitz, der sich als „Ihr Sie freundlich liebender“ unterzeichnet, eine Antwort zurück, worin er erklärt, daß, so hoch er die Alten auch achte, er doch jene Fülle des Gemüths, jene Glut der Phantasie, jenes Sehnen nach einem Unendlichen, jene himmlische Liebe, die mit Jamborhauch unsere neuere Poesie durchweht, in der alten gänzlich vermisst; er versichert sogar, daß ihm Schiller unendlich höher stehe als Sophokles und Aeschylus. Jacobs gibt dies in seinem Antwortschreiben vom 4. December 1822 auch zum Theil zu; er schreibt:

Es wäre auch wol ein Wunder, wenn so viele Jahrhunderte uns nicht reicher gemacht hätten; noch ein größeres, wenn die Verschwiegenheit der Religion und der bürgerlichen Verhältnisse ohne Wirkung geblieben wäre; das allergrößte endlich, wenn das, was uns in jeder Rücksicht nahe liegt und aus unsern Verhältnissen und Ansichten erwachsen ist, uns nicht mehr interessirte und stärker anjog, als das, was sich aus einer untergegangenen Welt als Bruchstück herübergerettet hat.

Jacobs fährt dann fort:

Der Reiz des Alterthümlichen und Fremdbartigen kann mit dem Gefühl gar nicht verglichen werden, das aus einem uns lebendig ansprechenden Werke auf uns übergeht; und ich will Ihnen gern gestehen, daß das Interesse, welches viele an dem Alten nehmen, wenig mehr als ein Interesse der Curiosität und Einzelheit ist. Der rechte Sinn dafür kann einem nur dann anfangen, wenn es einem gelingt, die Werke der Alten in Gedanken wieder an ihre Stelle zu rücken, die alte Welt gleichsam von neuem zu schaffen, und das ganze höchst eigenthümliche Gewächs der alten Kunst aus seinem ursprünglichen Boden erwachsen zu lassen. Wenn man sich mit den Tempeln und Säulen, den Märkten und Hallen umgibt, in denen die Bürger der alten Städte — im vollen Genuße der Freiheit und Gleichheit — beteten, den Staat verwalteten, ihre Geschäfte trieben, philosophirten oder dem Müßiggange fröhnten; wenn man alle diese heiligen und profanen Plätze mit den Standbildern der Götter, der Heroen und großen Bürger erfüllt, wie sie wirklich damit erfüllt waren; wenn man sich das ganze öffentliche Leben versinnlicht, und dann in diesen Umgebungen, vor diesem Volke eine Tragödie von Schiller sich aufgeführt — was meinen Sie? würde das nicht, mit aller Fülle der Gedanken und Sentimentalität, eine gestalt- und farbenlose Erscheinung sein?

In demselben Briefe stoßen wir aber auf einen bemerkenswerthen Widerspruch; Jacobs möchte das deutsche Leben wol gern dem hellenischen etwas näher gebracht sehen; aber wie sehr doch auch ihm die Prosa des deutschen Lebens im Blute lag, geht wieder aus dem Umstande hervor, daß er es zwar sehr begreiflich findet, wenn ein Grieche die Verse „zum Gescheße des Lebens“ machen konnte, dagegen aber die Uebersetzung ausspricht, daß ein Amt „mit aller daranhängenden Prosa“ einem Dichter neuerer Zeit ebenso nothwendig sei, als „Holz, Haare und Därme“ zu einer cremonester Geige gehörten. Wir haben bereits in einer frühern Nummer in der Notiz „Schriftstellerklagen aus den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts“ hervorgehoben, daß wenigstens Lessing und Platen anderer Meinung waren, daß es Aemter gäbe, die nicht sehr geeignet seien, dem Dichter zur vollen Entfaltung seines Talents die nöthige Zeit und Stimmung übrig zu lassen, und daß namentlich ein akademisches Lehramt, welches Jacobs hier im Sinne gehabt haben mag, der Muse nicht sehr günstig zu sein scheint. Wenigstens werden wir gegenwärtig unter den Hunderten deutscher Professoren und Dozenten schwerlich ein halb Duzend solcher namhaft machen können, welche auch poetisch productiv wären oder gar als Dichter einen ersten Rang in Anspruch nehmen dürften. Die Rathgeberatmosphäre ist eine viel zu trodene, um durch ihren Hauch einen dichtersischen Genius zu befruchten.

In einem Briefe von Jacobs vom 8. Juni 1823 begegnen wir folgender bemerkenswerthen Stelle:

Wie haben seit langer Zeit freie Gesinnungen eine solche Ungunst erfahren als jetzt, wo die höhere Klasse alles Verlorene wieder zu gewinnen, alles Gefährdete zu sichern strebt. Was kann davon die Folge sein? Unterdrückung der freien Gesinnung? Schwerlich. Man bannt sie nur noch gewaltiger in die Mittelklasse und diese wird eben dadurch noch stärker und flehtrichter.

Dagegen schreibt Jacobs, nachdem ihm Stieglitz seine „Stimmen der Zeit“ überschickt, am 30. Mai 1834:

Von dem, was mich darin anspricht, ist es eben die politische Richtung nicht, die mir in ihm zusagt. Ihr Glaube steht,

wenn ich Ihre Lieber recht fasse, auf den Grundartikeln der politischen Dogmatik unserer Zeit; dieser Glaube ist aber nicht der meinige. Halten Sie mir das zugute, um der Liebe willen, die ich zu Ihnen hege, und die mit unsern politischen Ansichten nichts gemein hat. Sie stehen auf der Höhe der Jugend und der heiteren Hoffnung, die Ihnen in dem Chaos, das die Welt zerrüttet, die Aussicht auf ein Paradies zeigt; und der Bewegung hingegeben, scheuen Sie auch die gefährlichen Versuche nicht, die, wie ein heftiges Ungewitter, den Ländern Gedeihen oder Verheerung bringen können. Daß ein siebzigjähriger Mann das letztere mehr fürchtet, als er jenes hofft — denn die Verwüstung kommt schnell, das Aufblühen des Bessern aber folgt spät —, ist der Natur der Dinge und des Alters gemäß, und ich scheue mich nicht, meinen Unglauben an die Kraft der jetzt beliebten Mittel, die Menschheit in Masse gesund und glücklich zu machen, öffentlich zu bekennen.

Das Trostschreiben, welches der für den Dichter väterlich besorgte edle Mann nach Charlottens Tode an Stieglitz richtete, beginnt mit den Worten:

Mein theurer, vielgeliebter, unglücklicher Freund! Die Fes- der wird mir schwer in der Hand; ich suche umsonst nach Worten, um den Schmerz auch nur anzudeuten, mit dem mich der Gedanke an Ihr Unglück erfüllt.

Nach einigen Worten über Charlotte, diese „edelste und lebenswürdigste der Frauen“, dieses „Bild holber Anmuth und Güte“, fährt Jacobs fort:

Sie hat sich geheiligt durch diese That, durch dieses Opfer, das auf diese Weise, aus solchen Gründen dargebracht, ohne Beispiel ist. Hierinnen, mein geliebter Freund, liegt die Heilung Ihrer Wunde; aus dem Meere des unendlichen Schmerzes wird Ihnen die Hülfe kommen, die Sie bedürfen. Ich höre, daß Sie die letzte Bitte der geliebten Freundin zu erfüllen suchen. Das ist von jetzt an Ihre erste und heiligste Pflicht. Zürnend würde sich der eble Schatten der Todten von Ihnen wenden, wenn Sie sich der Verzweiflung des Schmerzes dahingäben; haben Sie aber den Muth, ihn zu ertragen, so werden Sie den theuern Schatten an sich fesseln; er wird Ihr Schutzgeist sein und jeder Bestrebung der Kraft freundlich und liebend zuschauen. Die Hoffnung, mit der Sie sich den Tod gab, darf nicht getäuscht werden. Gott gebe Ihnen den Muth dazu; aber bei jedem Schimmer von Heiterkeit, der das Dunkel Ihres umdüsterten Lebens durchdringt, glauben Sie fest, daß es ein Strahl der Zufriedenheit ist, den Ihnen die Geliebte aus der Hölle ihrer Seligkeit zusendet.

In dem folgenden Briefe, vom 22. April 1835, wünscht er dem Dichter Glück, daß er lebe, daß er den Muth habe, noch ferner zu leben, und empfiehlt ihm, das sicherste Heilmittel seiner Schmerzen in der Arbeit zu finden, dieses Mittel aber nicht bloß auf den Gesilden der Phantasie zu suchen:

An den Grenzen der Poesie liegen noch manche Gebiete, die, minder reizend zwar, durch die Anstrengung, mit der sie durchwandert werden müssen, eine wohlthätige Stärkung verleihen.

Dieser Rath war in Anbetracht der individuellen Situation und der Gemüthsverfassung des Dichters der zweckmäßigste, der ihm ertheilt werden konnte; leider hat aber Stieglitz ihn wenig befolgt; er hat sich fast immer nur auf den Gesilden der Phantasie herumgetummelt, ja diese strapazirt, selbst wenn sie ihm ihre Gunst versagte.

Der letzte Brief von Jacobs trägt das Datum vom 20. Mai 1836 und bezieht sich namentlich auf den Tod seiner Gattin. Man wird ihn mit Rührung lesen, ebenso einen Brief vom 17. Juli 1830, worin er klagt, daß

ihm das ganze Jahr ein „kaltes, arbeitsvolles, zum Theil peinliches“ gewesen, daß sein ältester Sohn durch ein allen Mitteln trotzen Krankheit „zu gänzlicher Unthätigkeit verurtheilt, nur ein Bild des Leidens und mit einer Quelle des tiefsten Jammers ist“.

Ueber die Briefe von Heinrich Stieglitz, deren erster aus „Göttingen, den 29. August 1820“, der letzte „Benedig, den 9. September 1840“ datirt ist, werden wir uns kurz fassen, zumal da sie der Mehrzahl nach in die Jugendperiode des Dichters und zwar in das erste Lustjahr der zwanziger Jahre fallen. Nach dem Todesjahre Charlottens finden sich von Stieglitz nur noch drei Briefe vor, aus den Jahren 1836, 1838 und 1840. Der Herausgeber bemerkt im Vorwort über diese Briefe mit Recht:

Der Dichter Stieglitz erscheint seiner Begabung, seines rastlosen Strebens nach Ausbildung, seines edeln Charakters und seiner Gesinnung wegen gleichfalls der Aufmerksamkeit werth. Freilich erweckt dabei die unruhige Ueberfülle seines Gemüths, seine qualvolle Ungebuld, in der Poesie das Höchste zu bilden, sein Wollen, das über die Kräfte des Individuums hinausgeht, worin, nach Oermann's schriftlicher Mittheilung an Stieglitz, Goethe die wahre Modernität findet, mehrfach auch hier, was möchte sagen, wehmüthige Theilnahme.

Für beide hier hervorgehobene Seiten seines Charakters könnten aus diesen Briefen mehrfache Belege beigebracht werden, und nach beiden Seiten hin vervollständigen sie das Bild des Dichters, wie es uns aus den ebenfalls von L. Garpe herausgegebenen „Briefen von Heinrich Stieglitz an seine Braut Charlotte“ (Leipzig, Brockhaus 1859) entgegentritt. Wenn, wie der Herausgeber in der oben angeführten Stelle hervorhebt, Goethe in dem über die Kräfte des Individuums hinausgehenden Wollen die wahre Modernität findet — was auch sehr richtig ist und nicht bloß auf poetische Talente seine Anwendung erleidet —, so paßt dieses Merkmal der Modernität auf Stieglitz ganz besonders. Welch ein unbegreiflich verwegenes Unternehmen, noch vor dem siebzehnten Lebensjahre die Tragödien des Aeschylus metrisch zu übersetzen! Das ist ja für einen so jungen Menschen, und wenn er das größte Genie wäre, eine reine Unmöglichkeit. Aber dergleichen hängt zum Theil auch mit der auf unsern meisten Gymnasien betriebenen Treibhauscultur zusammen, und es ist sehr zu fürchten, daß der humane Jacobs diesem ohne Zweifel von ihm sehr bald als stümperhaft erkannten Versuche des Dichters, weil sich in Sprache und Versification vielleicht einige Gewandtheit verrieth, allzu viel Beachtung geschenkt und dadurch dem Selbstgefühl des jungen Aeschylus-Uebersetzers nur neue Nahrung gegeben habe. Das excentrische, in das unbestimmt Maßlose hinausschweifende Wesen des Jünglings zeigt sich in Stellen wie folgende: „Oft ergreift mich eine zersolternde Ungebuld und ich möchte hinaus, hinaus, und ich kann doch nicht fort aus den engen Schranken meiner selbst; könnt' ich dann durch das Aufbieten aller Kräfte das himmlische Gut erreichen, o wie gern wollt' ich mich selbst vergessen!“ Im Sommer 1821 muß Stieglitz in einem Briefe, der in der Sammlung fehlt, Selbstmordgedanken ausgedrückt haben; denn am 11. Juni 1821 schreibt Jacobs:

In Ihrem Briefe hat mich vieles erfreut, einiges erschreckt und beunruhigt. Gibt es denn kein Mittel, dem Strome Ihres brausenden Bluts ein etwas breiteres Bett zu geben, in dem es sich weniger stürmisch bewegen könnte? Sowie es jetzt schäumt, zerfällt eine Welle an der andern und lehrt ihre Gewalt verberblich gegen Sie selbst. Es hat mich erschreckt, daß Sie dem Gedanken haben nachhängen können, das Gefäß des Geistes zu zerbrechen, um den Geist zu befreien, als ob wir wüßten, was auf diese Zerföhrung folgt! Glauben Sie mir, solche Gedanken sind böse Geister, die sich herbeizuschmeicheln wissen, um dann wie die Vampyre oder Empusen mit dem Herzenblute der Gekerkten ihnen jede Kraft auszusaugen.

Ohne Zweifel hat Stieglitz in seiner finsternsten Zeit solche Absichten gegen seine Gattin öfters ausgesprochen und sie dadurch mit dem gleichen Gedanken vertraut gemacht. Einmal sagte sie zu ihm, wie Stieglitz selbst in den „Erinnerungen“ berichtet: „Einer von uns wird doch einmal ein Opfer dieser fürchterlichen Mächte — aber dann ist auch der andere gerettet. Du mußt der Gekerkten sein, mein Seelenfreund!“ So ging sie ihm, das Weib dem Manne voran, weil er nicht den Muth hatte auszuführen, was seine maßlose Phantasie ihm als Rettungsmittel vorgaukelte.

Angehängt sind einige bisher ungedruckte Gedichte von Stieglitz, meist Griechenlieder, außerdem aber auch ein in Öttingen verfaßtes Gedicht: „Den schreibenden Freunden gewidmet zum Abschiedscommer, den 9. März 1822“, welches dem Drucker des Gedichts eine Strafe von 50 Thalern, ihm selbst aber strenge Untersuchung, mehrwöchentliche Gefangenschaft und das consilium abeundi zuzog. Man bezeichnete in dem Gedicht als „unziemliche Ausdrücke“, was doch nur sehr harmlose, schon tausendmal dagewesene vaterländische Aphasen sind. Solcher „unziemlichen Ausdrücke“ haben sich ja auch die Mitglieder des frankfurter Fürstentags bedient, ohne vom deutschen Volke das consilium abeundi zu erhalten.

Auf die Kunde hiervon schrieb Jacobs am 17. April 1822:

Aber wo denken Sie auch hin, Ihre besten Gefühle dem Vaterlande selbst trotz der Tyrannei widmen zu wollen.

Und nach einigen weitem Worten fährt er fort:

Es ist schmerzlich, so schreiben zu müssen, wenn man die schönen Tage von 1813 gesehen und sich mit der Hoffnung beggeistert hat, das Reich der Freiheit und der Gerechtigkeit mit allen den großen und edeln Gefühlen, die in einem solchen Reiche gedeihen, ausblühen zu sehen. Denn diese Hoffnung war es, die uns damals erfüllte, die unsere Kinder gegen den Feind trieb, und uns jedes Opfer leicht machte; und wir waren gutmüthig genug, uns einzubilden, daß unsere Nachhaber nur den Augenblick der Befreiung von dem fremden Joch erwarteten, um ihre Völker durch die Erfüllung ihrer — auf hohe Verheißungen hinregten Hoffnungen zu beglücken. Statt dessen — doch ich veriere mich! Ich wollte nur sagen, daß es schmerzlich sei, die ämmerliche Entzweiung in allen Ländern zu sehen, die so lange wachsen wird, als man die Gestalt der Freiheit fürchtet.

Wir haben freilich oben gesehen, daß Jacobs im Jahre 834 von den seitdem auf gekommenen „Grundartikeln der östlichen Dogmatik unserer Zeit“ nichts wissen wollte.

Es ist, wie schon bemerkt, von eigenthümlichem Interesse, aus des Dichters „Erinnerungen an Charlotte“ (Nr. 2)

die Stimmungen des Unglücklichen unmittelbar nach dem Tode Charlottens wie später kennen zu lernen. Leider geht aus diesen Tagebuchblättern nur zu deutlich hervor, wie sehr sich Charlotte verrechnet hatte und verrechnen mußte. Stieglitz schleppte an seinem Leben wie ein Gefangener an schwerer Kette mühsam weiter, und der ihm von seiner Gattin lektwillig gewordene Auftrag machte es ihm, wenn er selbst nicht seiner Frau vor der Welt unrecht geben wollte, unmöglich, diesem gequälten Leben ein Ende zu machen. Er sollte geheilt werden (wie Stieglitz selbst sich in seiner excentrischen Weise ausdrückt, „durch die übergewaltige Blutung“), er sollte nun erst etwas Großes schaffen, und er war nicht geheilt und vermochte nichts eigentlich Großes zu schaffen, nichts Großes wenigstens, was auch die Welt als solches anerkannte. Im vergeblichen Ringen danach rieb er sich auf; die Last der Erinnerungen erdrückte ihn; die That Charlottens begleitete ihn auf seinen unablässigen Wandergängen wie ein dunkles Gespenst Schritt für Schritt; er durfte nicht einmal wagen, sich der Täuschung hinzugeben, als ob die Welt ihn für würdig halte, daß das Opfer für ihn geblutet habe. Im Gegentheil, er nennt sich selbst einen „Gequälten, Ruhelosen“, einen „dunkel Gezeichneten“, dessen Schatten ihm schon „den Frager ins Garn schleppe“; er schreibt 1836 in Salzbrunn ähnlich: „Ja, ein dunkler Schatten schleppt dir nach, du Gezeichneter!“ Er steht zu dem „Gott des Lichts“, daß er nur eins nicht über ihn verhängen wolle, „nur nicht die Verbunkelung meiner selbst und darin die Unmöglichkeit der Erfüllung meiner Aufgabe“; er spricht von dem „ungeheuern Fluch“, der immer schwerer auf ihn drückte — und dieser Fluch sei die Erkenntniß nach verlorenem Paradiese. Ein andermal schreibt er an seiner Aufgabe irre Gewordene: „Mein ganzes Leben fortan ist ein ungeheueres Fragezeichen“, und dann wieder:

D ich bin ein armer, armer Mensch geworden! Das fühl' ich erst recht in der Nähe meiner alten Freundin, der Natur. Ein armer, armer Mensch bin ich geworden — hab' ich denn nicht alles, mein Alles verloren? Und nur durch letztes völliges Aufgeben meiner selbst gewinn' ich's wieder.

Charakteristisch und von tiefster Wahrheit, die jeder dem Unglücklichen nachfühlen wird, ist besonders auch folgende Stelle:

Daß durch das Ungeheure ihres Schmerzes, durch den in maßloser Liebe gethanen gewaltsamen Schritt mir soll neue Kraft und neue Lebensregung zur Bethätigung geworden sein, der Gedanke, wenn er in das bebende Gefühl tritt, kann mich manchmal so überwältigen, daß momentan alle Kraft erlahmt und ich mir mit all meinem Thun nur wie ein schales Nichts im Vergleich zu ihrer Herrlichkeit vorkomme —

Worte, welche die schärfste Kritik ihrer That enthalten. Es läßt sich auch denken, daß, wie innig er auch Charlotte verehrte und ihr gleich einer Heiligen einen fast religiösen Cultus widmete, in der That doch auch Momente eintraten, wo er ernstlich mit ihr zürnen konnte. „Charlotte, Grausamste und Liebendste“, schreibt er einmal; „gab's denn kein anderes Mittel als das herzzerfleischendste? Du Lichtes-, Hoffnungsvolle, war denn gar kein anderer Hoffnungsstrahl?“ So wechseln sogar Vorwürfe gegen seine Gattin mit den noch gerechtfertigtern

gegen sich selbst. Er nennt sich einen „Wahnwitzigen, Verblendeten“, der, sein höchstes Glück verkennend, sich „düstern Träumereien, wilden Selbstzerfleischungen des Innersten“ hinzugeben gewagt habe. So treibt es ihn weiter von Ort zu Ort; er möchte vergessen, aber er kann es nicht. „Ob man hier in diesem großartigen Bergrevier, wo die Natur in grandiosen Stil gearbeitet“, schreibt er einmal in einem Karpatenthal, „sich ansiedeln und die Vergangenheit vergessen und ein neues Leben anfangen könnte? Wer kann vergessen? Wer kann vergessen wollen?“ Und ein andermal: „Ob sich wol vergeffen ließe? Und wenn alles schwiege, was sie wol anginge, die Phantasie in den Karpaten?“ Dann flieht er wieder die Einsamkeit und stürzt sich in das Getümmel der Welt, besucht vorzugsweise große Städte und Badeorte oder deren Promenaden, wo er sich aber wiederum als „Gezeichneten“ unglücklich fühlt und vielleicht abermals auf kurze Zeit in die Einsamkeit eines Gebirgsthals flüchtet. Aber im Schlafe wenigstens kann er vergessen, und darum erscheint ihm der Schlaf als das köstlichste Gut. „Nächst der zum Flug gespannten ungehemmten Geistesbewegung ist der Schlaf das höchste Gut der Erde“, schreibt er; und dann wieder, nach dem tiefsten Schlaf, dem Todes-schlaf, sich sehnend: „Ich wollt', es wäre Schlafenszeit und alles aus.“ Aber auch der Schlaf flieht ihn nur zu oft: „Solch schlaflose Nächte mahnen dich“, schreibt er am 26. Mai 1836 nachts, „daß du dem Himmel danken sollst, wenn du nur ruhen kannst und deine ungestümen Wünsche zügeln; denn es gibt ein Maß des Glucks, daran du doch noch nicht hingereicht.“ Diese Bemerkung folgt gleich auf die nachstehende: „«Wer sich nicht beschränken mag, der fällt der Nemesis anheim.» (Hörres.) Da, da liegt's!“

Daß dies so und nicht anders kommen werde, hätte Charlotte, wenn ihr Geist nicht auch umschleiert gewesen wäre, voraussehen müssen. Und zwar finden sich diese Ausbrüche trostloser Verzweiflung nicht unmittelbar, sondern erst einige Zeit nach der Katastrophe ein; der Eindruck war im Anfang noch zu neu, zu überwältigend; Stieglitz fühlte nur die Größe des Opfers, nicht das Unzureichende seiner eigenen Mittel, um der ihm von Charlotte gestellten Aufgabe genügen zu können; er glaubte noch an eine Zukunft („Ich mag lieber Resultate geben als Versprechen. Die Zukunft möge ausweisen, ob ich solchen Opfers würdig war“, schreibt er noch am 16. Januar 1835 seiner Schwester); von allen Seiten beillte man sich, ihm Trost, Theilnahme und Aufmunterung zu spenden, und Boeckh, der Charlottens That wie Jacobs im antiken Sinne auffaßte, dichtete auf Charlotte ein griechisches Distichon, welches hier im griechischen Text wie in einer wahrscheinlich von Stieglitz verfaßten deutschen Uebersetzung mitgetheilt wird und in letzterer lautet:

Sie, die aus Liebe zum Gatten freiwillig dem Tode sich hingab,
Würdig wol ist sie fürwahr, ehrt ihr Alcesten sie gleich.

So befand sich Stieglitz in der ersten Zeit wie in einer Art Rausch, obgleich er doch mitten in diesem Rausch die uns unbegreifliche Ruhe fand, schon in der Nacht,

welche auf die Katastrophe folgte, Reflexionen über die Situation, in welche er sich durch sie versetzt sah, niederzuschreiben, und während Charlottens sterbliche Hülle abgeholt wurde, Betrachtungen anzustellen wie folgende:

Ich glaube, sie kommen jetzt mit dem Wagen, der sie im hölzernen Bett zur Ruhe führen soll. Ich begleite sie nun den letzten irdischen Gang. Dann ist mir ihre Seele ganz frei, nachdem die schöne Hülle überdeckt ist. Der Luß auf deine kalte Stirn, du schöne weiße Taube, den ich dir zum Neujahresfrühling gab, brennt ein heilig Opferfeuer durch die Lippen in mein Herz.

In der That dünkten uns die unmittelbar nach Charlottens Tode niedergeschriebenen Reflexionen etwas phrasenhaft. Erst später fand sich der wahre tiefere Schmerz ein. Die vielen Freunde und Trostspächer, die anfangs um ihn gewesen waren, begannen ihn auszuweichen (nur sein Freund Pape harrete getreulich bei ihm aus, wie er selbst im April 1835 bemerkt); er sah Gesichter, er hörte Andeutungen, er las Bemerkungen, welche ihm deutlich manches sagten, was ihn demüthigen mußte. Es kamen düstere Abende und Nächte, wo ihn eine „ungeheure Angst“ ergriff, wo Charlottens That ihre grauenhafte Seite gegen ihn herauskehrte, wo er sich verzweiflungsvolle Vorwürfe machte, wo er mit seinem Gewissen zu Rathe ging und zu fühlen begann, daß er den Forderungen, zu denen Charlottens Opfertod ihn berief, doch nicht gewachsen sein werde. Immer mehr verlor jetzt sein Schmerz das Phrasenhafte und fand mit dem tiefsten Gehalt auch den tiefsten Ausdruck. Hat er ihn auch nicht in großen überragenden poetischen Schöpfungen ausgedrückt, so hat er ihm doch in diesen Tagebuchblättern einen oft wahrhaft rührenden Ausdruck gegeben, der für den Unglücklichen, Ruhelosen nur Theilnahme und tiefes Bedauern erwecken kann. Sehr richtig bemerkt der Herausgeber im Vorwort:

Auch das ist echt menschlich und der schmerzvollen unglücklichen Lage des Dichters durchaus entsprechend, Trost in dem Worte der Heiligen Schrift zu suchen, der Vorsatz, der Vorlesung in seinem unenträthselten Geschick gläubig Vertrauen zu schenken, seine Gebete, an Gott nicht irre werden zu mögen. Und wer hebt einen Stein auf gegen den Schmerzgeplagten, wenn einmal Momente der Verzweiflung hervorbrechen, da doch auch andere dagegen eintreten, in denen er gesehen kann, es sei ein stiller Friede über ihn gekommen! Und eben dieses Ringen wegen nach diesem Frieden können diese Blätter in vieler Beziehung ein Trostbuch für Leidende werden. Wie oft begegnet uns doch für unsere eigenen schmerzlichen, trenn abgegrenzten Empfindungen und Gefühle auf dem einen oder andern Punkte irgendwie ein besänftigendes oder milderndes Wort, das der kranken Wunde Balsam wird!

Es gewähre ein hohes psychologisches Interesse, bemerkt der Herausgeber weiter, „Stieglitz hier um auch insbesondere einmal selbst über die Motive der That Charlottens urtheilen zu hören“. Dahin gehören Stellen wie folgende:

Daß sie mein fürchterliches Innichverkrühen (was ihr als das Gefährlichste in meiner Natur erschien) und meine in den letzten Tagen mich widerstandlos überwältigende Theilnahmslosigkeit am Leben bei zunehmender Unklarheit der Vorstellungen nicht mehr körperlich nahm, und somit auf andere Mittel sann, mag manchem als gütlicher Vorwurf gegen ihre Kühnheit rasche That erscheinen und zur entschlossenen Annahme eines gütigen Strahmens verleiten; aber es hatte sich eben die Strömung ihres

innern Seins nun einmal auf dieses eine anerkannte Ziel gewendet, gegen das ihr bei ihrer *sch* in *sch* vertiefenden, in diesem einen *sch* verschließenden Natur nunmehr nirgendher ein Einwand zu machen war.

Ferner folgende schon angedeutete, worin er bei Charlotte, deren That mithin auch ihm ein psychologisches Räthsel blieb, ein getrübbtes und gestörtes Bewußtsein annimmt:

Wo war dein tüchter Lebensmuth, du allzeit Hoffende, du über den Moment doch kühn und frei Erhebende? O, bei aller Gelassenheit, allem heiligen Willen deines mächtigen Gemüths, es war dennoch ein getrübbter Moment, physisch getrübt und geistig über sich selbst hinaus gesteigert. Das fühlte wohl niemand so als ich im ungeheuern Kampf des Bleibens.

Unblich ist auch folgendes Tagebuchblatt beachtenswerth:

Ich habe sie doch so geliebt, wie nur ein Mensch den Menschen lieben kann; ich hätte nie geglaubt, daß man sich höher, tiefer lieben konnte; ihr Körper, die Wohnung dieses edeln herrlichen Geistes, wurde mir gewissermaßen immer mehr zu heilig; wir lebten beide innigst und mit allen Kräften nach Herzenslust, nur geistigem Angehören gegenseitig (dies, als viel leicht dem Gedächtnissen hier nicht zukommende, denkt' ich mir, nicht der von ihr benannten „Vollblütigkeit des Gefühls“ zum Theil als das „eine Leiden, woran wir beide litten“).

Wir erriethen uns ähnliche Andeutungen aus Stieglitz' Mund selbst vernommen zu haben. Die Stieglitz'sche Ahe war, wie man weiß, mit Kindern nicht gesegnet, und leider widersetzte sich Stieglitz, wie er einmal selbst hier erzählt, dem gegen ihn von Charlotte ausgesprochenen Wunsch, ein Kind zu sich zu nehmen, mit den Worten: er habe gar keine Liebe neben ihr für ein anderes Wesen übrig. Nicht mit Unrecht bemerkt übrigens der Herausgeber im Vorwort, daß nach diesem „so merkwürdigen Denkmal der höchsten, seltensten Liebe“ von jetzt an wol niemand noch mit St.-René Taillandier zu behaupten wagen würde, Stieglitz habe Charlotte nicht wahrhaft geliebt, niemand mehr mit dem „Magazin für die Literatur des Auslandes“ nun die Vermuthung aussprechen würde, ein geistig vielbegabter Freund habe der Charlotte nicht mehr fern genug, nicht mehr hinter dem eigenen Gatten gestanden, und das habe ihr Willkürgefühl nicht zu tragen vermocht.

Mitunter stoßen wir auch auf Sentenzen mehr allgemeiner Art, welche gut und tüchtig gedacht und treffend ausgedrückt sind und von denen wir hier folgende hervorgeben:

Von einer großartigen und aus dem gewöhnlichen Gleise herantretenden Handlung macht sich zu seinem und seinesgleichen bessern Verständniß alsobald jeder eine Taschenausgabe je nach dem Format eigener Fassungskraft zurecht.

Nicht allein in der Demuth ist Kraft, Demuth ist selber Kraft, diese Stärke der Identifizierung, das Höchste, wozu die Tapferkeit der Seele sich aufschwingen kann — Kraft ist die Blüte der Demuth, der echten, gleichwie sie ihr Grund und Boden und ihre Wurzel ist. In der Demuth findest du alles, Gott und Welt und dich, in ungetrübtem Spiegel.

Das Unglück verspotten ist leicht, ist Vöbelsache, dem dergleichen Regung nahe liegt. Schwieriger ist die Aufgabe, seinen geheimen Fäden nachspüren und sie für den Blick der Wahrheit und Seelenforschers festzuhalten — nur dem Edelsten und Besten kommt solches zu.

Für solche Stellen wird man gern bizarre Uebersetzungen wie folgende in den Kauf geben:

Ich mag nicht immer mit Blut schreiben und habe doch ein flutend Meer voll in der Brust — Herz, großes, blutiges Lintensaß!

Mit literarischen Angelegenheiten und seiner Stellung zu zeitgenössischen Schriftstellern beschäftigt sich Stieglitz in diesen Tagebuchblättern nur selten. Einmal, im Mai 1836, gedenkt er eines Kreises jüngerer berliner Schriftsteller, dem auch wir angehörten, mit nachstehenden liebevollen Worten:

War wohlthuend wirkt auf mich das zutrauensvolle Aushern eines Kreises junger heranastrebender Literaten, die sich in der letzten Zeit mir liebend angenähert. Solcher Umgang wirkt verjüngend und belebend auf mich, den seinen Jahren nach noch so Jungen, der Lebenserfahrung nach so furchtbar Gereiften, aber, so Gott will! niemals Alternben. Wächst' euch werden und bleiben, was euch beglücken kann und Unerquickliches sich mindern und mildern, so viel es dies Chamäleonisch in Schmerz und Lust spiegelnde Dasein irgend zuläßt.

Im Juli 1835 bemerkt er, daß Charlotte zwar in der letzten Zeit durchaus und entschieden der Ansicht gewesen, Mundt rette und löse ihn aus den umnachtenden und störenden Wirren der Gegenwart; aber, fährt er fort, wie sie auch den lebendig wirkenden Zeitideen anhing, wo diese echten Kern bargen, so lebhaft und innig war ihr Seelenleben gegen die zernichtende Weise dieser modernen Himmelsstürmer. In ihrem Wesen war, bei entschiedener Antipathie gegen allen Autoritätsglauben, eine „unenbliche Pietät“. Hierin unterschied sie sich wesentlich von dem sogenannten Jungen Deutschland. Während sie mein periodisches Umnachtetsein tief betrauerte — ihr lebhaftester, fast einziger Schmerz; denn war ich nur einigermaßen klar und wohltauf, gleich war sie heiter, ja edelmuthwillig —, so liebte und ehrte sie doch selbst meinen dunkeln Jörn und mein Abwenden von dieser Sturmarmacht gegen verehrte Häupter, an deren Licht wir uns groß gefogen.

Der Herausgeber bemerkt im Vorwort mit großem Recht, daß ihm die Veröffentlichung dieser Tagebücher schon dadurch gerechtfertigt erscheine, weil sie „die eigenenthümlich seltenen Seelenzustände des unglücklichen Dichters bei einer Katastrophe, die in ihrer Art einzig dasteht, vollständig und wahr vor Augen stellen“. Näheren wir an, daß ein Autor einen Roman erfunden hätte, worin eine Opferthat wie die Charlottens sammt denselben Motiven und zu demselben Zwecke den Kernpunkt bildete, so würde gewiß jeder denkende Leser darauf gespannt sein, wie der Autor diese Katastrophe auf das Leben und die Stimmung des übriggebliebenen Gatten wirken lassen würde; und nähmen wir weiter an, der Autor spänne sein Thema ganz in derselben Weise fort, wie Stieglitz in seinen Tagebüchern, so würde man die Erfindung gewiß originell, die Auffassung dichterisch und zugleich psychologisch interessant und die Ausführung meist geistreich und schwungvoll finden. Will man nun diesen Tagebuchblättern weniger Theilnahme schenken, weil sie wahr, weil sie durchlebt und nicht erfunden sind? Predigen sie doch außerdem denjenigen, welche an der modernen Krankheit, an der Ueberschätzung ihrer geistigen Kräfte und ihres Talents leiden, die große Görres'sche Lehre, daß wer sich nicht beschränken mag, der Nemesis anheimfällt.

Hermann Marggraff.

Bunsen's Bibelwerk.

Vollständiges Bibelwerk für die Gemeinde. In drei Abtheilungen. Von Christian Karl Josias Bunsen. — Dritter Band. Erste Abtheilung. Die Bibel. Uebersetzung und Erklärung. Dritter Theil: Die Schriften. (Fünfter Halbband. Erste Hälfte: Die Psalmen. Herausgegeben von A. Kamphausen.) — Vierter Band. Vierter Theil. (Siebenter Halbband: Die vier Evangelien. Herausgegeben von S. Holzmänn.) Leipzig, Brodhans. 1862—63. Gr. 8. à 26 Ngr.

Bunsen's Bibelwerk, über welches in diesen Blättern schon früher ausführlich berichtet wurde, schreitet seinem Abschlusse rüstig entgegen.

War bei Bunsen's Tode der Fortgang seines Werks dadurch gesichert, daß ein großer Theil desselben bereits druckfertig vorlag, ein anderer nur noch der Zusammenstellung und Durchsicht bedurfte, so ist derselbe durch die Sorgfalt seines verwandten namhafter Theologen, wie Lipsius in Wien, die zum Theil von Anfang bei der Bearbeitung theilhaftig waren, verwirklicht worden. Bunsen selbst hatte mit der weitem Oberleitung des Werks seine beiden Söhne betraut, von denen der eine in Bonn, der andere in England lebt, von welchem letztern die vorliegende Bearbeitung des Johannevangeliums herrührt, und jenen Theologen ist es zu verdanken, daß für die Texteskritik auch die von Tischendorf aufgefundenen Sinaiische Handschrift benutzt wurde, die übrigens meist nur die bisherigen Resultate bestätigend zu entscheiden scheint. Daß auch die sonstigen neuern Forschungen auf dem Gebiete der Exegese berücksichtigt worden sind, versteht sich von selbst.

Für das gegenwärtige Referat liegen zwei neue Halbbände vor, die Uebersetzung der Evangelien und der Psalmen enthaltend.

Es ist bereits früher auf die großen Vorzüge der Bunsen'schen Uebersetzung hingewiesen worden, und Bunsen selbst hat sich in dem Vorworte zum Bibelwerk über die dabei leitend gewesenen Grundsätze ausgesprochen. Diese Grundsätze finden wir auch in den vorliegenden Theilen befolgt, und es resultiren daraus dieselben Vorzüge, nämlich Richtigkeit, Anbequemung an die Sprache der Gegenwart, Emancipation von undeutschen Ausdrücken und Perioden, die, wie Bunsen selbst einmal sagt, wol Judendeutsch, aber nicht wirkliches Deutsch bewirken, und endlich, was daraus hervorgeht, größere Verständlichkeit. Die unter dem Texte fortlaufenden Erklärungen sind in weiser Beschränkung geboten, während hier die Gefahr nahe lag, zu viel zu geben oder auf das Gebiet der gelehrten Exegese zu gerathen.

Indessen für eine neue Bibelübersetzung wären diese Vorzüge, so gewichtig sie sind, doch noch nicht ausreichend. Ein Bunsen war aber auch tief genug in das Wesen der Schrift eingedrungen, um ihren Geist zu erfassen, ihn in der Uebersetzung wiederzugeben und ebenso wol den hohen Schwung der Begeisterung, wie wir ihn in den Psalmen finden, als den kindlich einfachen Ton zu treffen, der den meisten evangelischen Erzählungen eigenthümlich ist. Allerdings muß zugegeben werden, daß die großen Schwierigkeiten einer neuen Bibelübersetzung, welche schon das frühere Referat anerkannte, sich bei dem Neuen Testamente noch häufen. Nicht die dreißigtausend Varianten desselben, nicht der Umfang und die Fortschritte der gegenwärtigen Schriftforschung, wol aber der Umstand, daß gerade das Neue Testament in der Luther'schen Uebersetzung Eigenthum des evangelischen Deutschland in höherm Grade geworden und geblieben ist, als dies vom Alten Testamente gilt, steht hier jeder andern Uebersetzung hinderlich entgegen. Unzählige Erinnerungen an die Kindheit, an den ersten Unterricht, an die häusliche Lectüre und den kirchlichen Gebrauch der Luther'schen Uebersetzung lassen selbst an entschlossenen Unrichtigkeiten derselben, eben weil sie sich eingebürgert haben, mit Hartnäckigkeit festhalten, und ein nicht unberechtigtes Gefühl widersetzt sich jeder Verbesserung, eben weil es eine Wenderung ist. Es mag immerhin im Vaterunser heißen: unser „morgendes“ Brod gib uns heute! Die Pietät wird den-

nach an der gewohnten Bitte um das „tägliche“ Brod festhalten, und ebenso werden gar manche unrichtig übersezte Stellen der apostolischen Briefe, die im Volksunterrichte als Beweismittel für Glaubenssätze benutzt werden und deren Verständnis nur durch Vergleichung des griechischen Textes zu ermöglichen ist, nicht so leicht der richtigen Uebersetzung überall weichen, da man von Jugend auf sich gewöhnt hat, mit Luther's unrichtiger Uebersetzung den richtigen Sinn zu verbinden, selbst wenn dabei den deutschen Worten Gewalt angethan werden muß.

Und ähnlich verhält es sich mit den Psalmen und überhaupt mit den poetischen Büchern des Alten Testaments, wo die poetische Kraft und Schönheit vieler Stellen in der Luther'schen Uebersetzung offenbare Unrichtigkeiten nichtsdestoweniger zum Eigenthum des evangelischen Deutschland gemacht hat. Wenn es im 118. Psalm eigentlich heißt: „Bindet das Fesselpferd — das Oseerthier, den Esel — mit Seilen an die Hörner des Altars!“ Luther's Uebersetzung: „Schmücket das Fest mit Mairen!“ ist als beliebter Text zu kirchlichen Festreden gesucht und gekannt; nicht ohne weiteres wird man hier das poetische Schöne für das Richtigere hingeben. Wenn Luther im Buche Hiob übersezt hat: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und er wird mich hernach aus der Erde auferwecken“, so mag immerhin verständigt werden, daß Hiob nur von seiner baldigen Genesung redet und keineswegs von seiner Auferstehung oder Erlösung, jene falsche Uebersetzung ist uns schon durch das herrliche Kirchenlied bekannt und theuer. Und so ließe sich wol eine ziemliche Anzahl ähnlicher Fälle anführen, in denen der Einführung des Richtigen Schwierigkeiten entgegenstehen. Dazu kommt, daß in den Psalmen zufolge der Eigentümlichkeit der hebräischen Sprache in nicht allzu wenig offenbar corrumpten Stellen, die in der vorliegenden Textrecension völlig unverständlich sind, die Veränderung eines einzigen Buchstaben einen ganz andern Sinn gewährt, wovon die Erläuterungen unter dem Texte des Bibelwerks Beispiele anführen, sobald die Entscheidung hier unendlich schwer wird.

Indessen mag doch ja nicht vergessen werden, daß diese ganze philologische Seite, so wichtig sie an sich sein mag, doch nur eine ziemlich untergeordnete ist. Man wird allerdings wol nicht unterlassen, gerade aus diesen scheinbar kleinlichen oder gleichgültigen Correcturen ein Argument gegen das ganze Unternehmen herzuleiten, indessen trifft das nicht den Kern der Sache. Bunsen hatte sich vielmehr mit seinem Bibelwerke eine ganz andere und bei weitem höhere und edlere Aufgabe gestellt, als einzelne Irrthümer der Luther'schen Uebersetzung zu berichtigen. Er wollte durch eine richtige, mit dem gegenwärtigen Stande der deutschen Sprache übereinstimmende und daher verständliche neue Uebersetzung die unzulänglich vorhandene Entfremdung und Gleichgültigkeit des evangelischen Deutschland gegen das Bibelwort überwinden und so an seinem Theil zu einer erneuten Vertiefung in die Schrift, zu einer reichern und allgemeineren Erkenntnis ihrer Schätze, zu einer evangelischen Wiedergeburt des dem Evangelium so fremd gewordenen evangelischen Deutschland beitragen. Von dieser Vertiefung hoffte er eine Verknüpfung des gesammten Volks, ein erneutes Aufleben des religiösen Sinnes, eine gewichtige Waffe gegen den materialistischen Unglauben und die religiöse Gleichgültigkeit der Gegenwart. In dieser reichern Erkenntnis biblischer Wahrheit fand er das beste Mittel, in dem gehässigen Gekränke theologischer Schulweisheit weder den religiösen Kern zu verlieren, noch mit fanatischer Unbulsamkeit erfüllt zu werden, ja vielleicht glaubte er mit seinem Bibelwerk einen Stein zum Ausbau der großen Kirche zu bieten, die als wie immer gestaltete Union die getrennten Glieder der christlichen Menschheit auf dem Boden der Schrift umfasse.

Die Gemeinde, welcher er sein Werk bestimmte und der er die Aufgabe gestellt sah, in den großen Entscheidungskampf der Gegenwart einzutreten, besteht in Wirklichkeit ohne allen Zweifel. Sie wird gebildet von den vielen ersten Gemüthern gerade des deutschen Volks, das mehr als einmal schon in schwerer Zeit seinen Beruf für sittliche Aufgaben und religiöse Interessen

bewiesen; sie wird gebildet von den gewissenhaftesten Forschern, die auf religiösem Gebiete so wenig wie auf dem des reinen Denkens ihre Freiheit und ihr selbständiges Urtheil aufgeben mögen, endlich von den gläubigen Herzen, denen weder die Arbeit noch der Straß des Lebens, weder der Streit der Theologen noch die materialistische Zeitrichtung die Empfänglichkeit für das Göttliche und die Sehnsucht nach religiöser Wahrheit hat rauben können. Alle diese Elemente sind trotz aller Untergangspropheten und trotz allen Zitterrufens über unsere Zeit im deutschen Volke ebenso noch vorhanden, wie damals, als das Eintreten germanischer Völkerschaften der Weltgeschichte eine neue Richtung gab, oder als das müthige Gottvertrauen eines deutschen Mannes Griechen und Völker vom römischen Joch befreite, oder endlich als unsere Väter in Gottes Namen das Schwert ergriffen, um die fränkische Gewalt Herrschaft zu erben.

Da diese Gemeinde hat sich Danten wie mit allen seinen Schriften, so auch mit dem Bibelwerke gewendet, ihr hat er es bräutet, ihrem Dienste sein Leben und seine Kraft gewidmet. Der Ernst und die Heiligkeit seiner Aufgabe hat er gefühlt während und darum in diesem Werke das eigentliche Ziel seines Lebens gefunden. Mag denn diese Gemeinde die Gabe würdigen und verstehen, mag auch nach Danten's Tode sein Werk fortgehen, und mag das deutsche Volk, die evangelische Gemeinde das Gedächtniß des wackern Kämpfers in Ehren halten, der für die höchsten Güter der Menschheit eingestanden bis zuletzt!

33.

Neue Romane.

Es ist mit Recht von verschiedenen Seiten darauf hingewiesen worden, daß in unserer Romanliteratur sich ein Fortschritt geltend macht. Freilich erscheinen noch immer Producte genug, welche in Bezug auf Sprache und Stil nicht den allerersten Anforderungen der Grammatik und Stilistik genügen, und in denen eine Luft herrscht verpestet wie die in der Hundsgrotte bei Aepel, um den bezeichnenden Ausdruck eines neuern Literaturhistorikers zu gebrauchen. Wenn man indeß das Schlechte und Gute gegeneinander abwägt und ein Gesamtergebnis ziehen soll, so ist nicht zu verkennen, daß allmählich immer mehr gesunde Elemente in dem Roman aufstauen, und daß das Gute wenigstens auf dem Wege ist die Oberhand zu gewinnen. Wenden wir einige Jahrzehnte in der Romanliteratur zurück, so finden wir, daß in den zwanziger Jahren der Roman anfang in der klüglichen Weise immer tiefer zu fallen. Es blühte zwar zu jener Zeit diejenige Art des historischen Romans, welche eine Nachahmung des Walter Scott'schen war; da aber in Folge der Karlsbader Beschlüsse im Jahre 1819 unter dem damals allmächtigen Einflusse Rußlands alles Patriotische und Nationale, alle die Begeisterung für die höchsten Güter der Menschheit für verbrecherisch und polizeiwidrig im eigentlichen Sinne des Wortes erklärt wurde, so war es natürlich, daß auch aus der Literatur und vorzüglich aus der belletristischen alle ideenhaltigen Stoffe und höhern Anschauungen immer mehr schwanden, und daß eine fade und abstracte Romantik, eine niedrige Wigelei und eine grobe oder unzünftig verschleierte Sinnlichkeit alles Bessere überwucherten. Auch in den Geisteserzeugnissen des sogenannten jungen Deutschland in den dreißiger und vierziger Jahren herrschte noch im ganzen der Krankheitsstoff vor; ja gerade hier erreichte er zum Theil erst die höchste und damit zugleich die Krise verändernde Spitze, denn je gesunder und kräftiger an sich manche der hierher gehörenden Charaktere waren, desto monströserer Ausdrucks mußten sie in dem ungesunden Boden und in der verdorbenen Atmosphäre, worin sie einmal verdammt waren zu vegetiren, hervortreiben. Der Aufschwung im Jahre 1848 ist zu sehr verlaufen, als daß heilsame und fruchtbringende Folgen und Resultate in der Literatur sich hätten geltend machen können; die Ergebnisse der ganzen Bewegung waren überhaupt mehr negativ als positiv, und so war es ganz unvermeidlich, daß in den fünfziger Jahren die Reaction noch einmal triumphirte, womit 1863. 29.

dann zugleich auch in der belletristischen Literatur viele schlechte und niedrige Elemente augenblicklich wieder zum Vorschein kamen und die Strömung der Zeit zu beherrschen strebten. Jetzt, in den sechziger Jahren, gewinnt es trotz aller ungünstigen Verhältnisse, die zur Stunde noch herrschen, doch immer mehr den Anschein, daß ein frischer und kräftiger Zug in das nationale Leben und in alle Zweige der Literatur dringt. In der Romanliteratur möchten wir vorzüglich den Zustand für ein ganz besonders günstiges Vorzeichen einer besseren Zeit halten, daß man anfängt sociale und politische Fragen in der freimüthigsten Weise darin zu erörtern. Viele von den jetzt erscheinenden Romanen würden früher ohne Zweifel von der Censur unterdrückt worden sein; oder wären sie gedruckt worden, so würden die Verfasser alsbald auf die Festung geschickt worden wurde und freie politische Vorkellung Kreise der Gesellschaft, politische Frage dem Interesse und Eifer erörtert, daß gungen, welche die Polizei macht, zu oder in eine vorschristsmäßige und il leiten, fast komisch erscheinen. Die A besonders darauf achten und darauf an solche neue Strömungen in irgendeine hervortreten, wie es jetzt mit dem pr Romanen der Fall ist. In der Art Form, in welcher es jetzt hier ersicht charakteristisches und bedeutungsvolles Zeichen der Zeit.

Nach diesen kurzen Bemerkungen unterziehen wir folgende vier Romane einer nähern Beurtheilung.

1. Ein Roman in Nordern. Von Emmi von Rothensfeld. Drei Theile. Leipzig, Rolfmann. 1863. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Graf Falkenhof, ein preussischer Offizier, macht eine Bade-reise nach Nordern. Er lernt hier die Tochter eines Geheimen Raths aus Berlin kennen. Sie ist nicht von auffallender und blendender, aber von seelischer Schönheit, und er faßt eine tiefe Zuneigung zu ihr. Da erscheint in Nordern eine junge Dame, die einzige Tochter eines sehr reichen Bankiers, die von blendender Schönheit und von sehr feurigem Temperament ist. Graf Falkenhof kommt häufig mit ihr zusammen, und er wird, halb gegen seinen Willen, von ihrem Zauber so gebannt, daß er sich zuletzt mit ihr verlobt. Doch bald nachher treten allereinst verhängnißvolle und unglückliche Ereignisse für seine Braut ein, und zuletzt wird das Band gelöst. Falkenhof heirathet die Tochter des Geheimen Raths und geht mit ihr auf ein Gut in Posen, welches er von einem Onkel geerbt hat. Dies ist die Haupt Handlung.

Der Roman hält sich auf der Stufe der bessern Mittelmäßigkeit, und einem erheblichen Tadel unterliegt er gerade nicht; ausserdem daran könnte man etwa, daß manche Lebensumstände zu romanhaft und zu unwahrscheinlich sind, und daß manche Reflexionen und Schilderungen zu breit und zu wenig original sind; doch sind die letztern nie geradezu langweilig. Die Sprache ist sehr gebildet und correct, und das Ganze überhaupt lesbar. Eine Seite verdient besonders lobend hervorgehoben zu werden: die Unterhaltung und die Reflexionen streifen zuweilen, wenn auch in etwas zurückhaltender Weise, auf das Gebiet der Politik und des socialen Lebens, und die Ansichten, welche hier geäußert werden, sind, vom Standpunkte der Verfasserin aus beurtheilt, ganz gut und vernünftig. Wir halten dies deshalb für einen besondern Vorzug, weil, wie wir oben schon angedeutet, es ein deutlicher Beweis ist, wie sich das Interesse an der Politik und an den socialen Problemen in immer größerer und weiterer Kreise verbreitet. Sowie die Frauen in dem Freiheitskriege gegen die Franzosen einen großen Enthusiasmus zeigten und dadurch die gute Sache nicht wenig förderten, so muß es auch jetzt erst dahin kommen, daß die Frauen sich für den politischen Fortschritt erklären und begeistern und den Männern

die Rolle des Mörders abnehmen, damit die letzten Zeit gewinnend zu einem energischen Handeln.

2. Eine Actiengesellschaft. Erzählung von Levin Schücking. Drei Bände. Hannover, Kämpfer. 1862. 8. 3 Thlr.

Ein Herr Herbsheim hat durch Kinderraub ein bedeutendes Vermögen erschlichen, und ist dann Bankier geworden. Er hat ein sehr großartiges Geschäft und theilte sich besonders auch an Actienunternehmungen. Das geraubte Kind, ein Mädchen, das, welcher Sprachlehrer ist, übergeben essen Tochter. Als sie herangewachsen ist, um um ihre Liebe, um durch die Verheirathung rechtmäßigen Besitz des Vermögens zu alles gekümmert zu sein. Doch sein Wohlthut. Graf Kosmuth, ein junger Jurist, tonie, des geraubten Kindes, zu gewinnen wird das Verbrechen Herbsheim's entdeckt, sagen, die sein Hauptmischthäter macht, a Freund des Grafen Kosmuth, Namens d Zeitungredacteur, eine Novelle vererband ein Kinderraub ist. Den Stoff erzählung entnommen, welche ihm ein junger Bekanntschaft mittheilt hat; das letztere wiederum hat die Geschichte von ihrer Mutter gehört, diese aber hat gerade den von Herbsheim verübten Kinderraub miterlebt und denselben ihrer Tochter als eins ihrer besondern Erlebnisse mitgetheilt, so daß nun natürlich Wallgart's Novelle die Erzählung von dem in Wahrheit begangenen Kinderraub ist. Herbsheim entsteht mit einer großen Summe Geldes; ein Theil von dem Vermögen wird der Antonio zurückgelassen, und diese verheirathet sich dann mit dem Grafen Kosmuth.

Dies ist in einigen groben Strichen der Hauptinhalt. Das Lob, welches Robert Brug in seinem Werke „Die deutsche Literatur der Gegenwart 1848—58“ Levin Schücking spendet, den er den Walter Scott Westfalen nennt, wollen wir in keiner Weise beeinträchtigen, wenn wir das vorliegende Werk des Verfassers nicht sehr günstig beurtheilen; der Tadel bleibt natürlich auf dies einzelne Werk beschränkt. Die Novelle, welche Wallgart, der Literat, veröffentlicht, und welche in der Entwicklung des Romans ein besonderes Moment bildet, wird von ihm seinen Freunden vorgelesen, und er fragt sie dann nach ihrem Urtheile. Der eine meint: „Der Stoff, ein gestohlenes Kind, ein Geschlechtsverbrechen, das alles ist eusephisch abgenutzt und nicht ein wenig neu! Ich sage dir, die Geschichte ist die künftige Arbeit eines Romantikers und nicht die eines Dichters!“ Wallgart erwidert: „Ach, lästere meine Arbeit soviel du willst, sie wird doch ihre Wirkung machen, du wirst sehen.“ Was hier Wallgart und sein Freund über die eingeschobene Novelle urtheilen, möchten wir über den ganzen Roman urtheilen. Freilich, hätte ein anderer, der noch nichts Bedeutendes geleistet hätte, diesen Roman geschrieben, so würde er zu loben sein; Levin Schücking hat uns berechtigt mehr zu erwarten, als dieser Roman bietet, und von dem Standpunkt aus müssen wir ihn eine schwache, flüchtige Arbeit nennen, indeß wird er wol keine Wirkung thun und viel gelesen werden, am meisten wahrscheinlich von der Damenwelt. Ein höheres Interesse kann der Roman nicht in Anspruch nehmen; es ist kein einziger Charakter darin, der besonders anziehend wäre; sie lassen uns alle ziemlich kalt. Wallgart'scher Literat, nimmt zuweilen einen Auslauf zum Humor, doch geht es schwach damit. Wie geistlos und humorlos ist es z. B., wenn er seine Lebensgeschichte, von der er seinen Freunden etwas erzählen will, in folgender Weise beginnt: „Ich bin geboren als Plebejer, habe Vater und Mutter und die andern üblichen Kinderränke heiten gehabt und bin fleißig zur Schule angehalten worden.“

3. Die Leute aus dem Walde, ihre Sterne, Wege und Schicksale. Ein Roman von Wilhelm Haube (Johes Corvinus). Drei Theile. Braunschweig, Beckmann. 1863. 8. 3 Thlr.

In einer größeren Residenzstadt leben ein alter unerschütterter Polizeischreiber, Fleißiger, ferner ein Gelehrter, Alex, damals schon alt und unverheirathet, und ein Freirichter am Appell, welche alle drei aus derselben Gegend, Westfalen in Münsterlande; kommen und durch intime Freundschaft verbunden sind. Das Freirichteramt, deren Vermögensverhältnisse gewöhnlich zerrüttet sind, ist Alex bei einem Bankier, Bismuth, welcher eine Tochter hat, Helena. Der Hauptfeld ist Robert Wolf, Sohn eines Richters aus dem Münsterlande. Er kommt als ganz junger Mensch in die Residenz, und fällt bei dem großen vom ihm verübten Unfug halber der Polizei in die Hände. Auf diese Weise lernt der Polizeischreiber ihn kennen. Der, der sich für den ganz hilflosen Jüngling aus dem Münsterlande interessiert, nimmt ihn bei sich auf und erzieht ihn gemeinschaftlich mit seinem Freunde Alex. Der junge Robert macht viele Fortschritte in den Wissenschaften und widmet sich nachher der Medicin. Gerade als er seine Studien beendet hat, erhält er die Nachricht, daß sein Bruder, ein Kaufmann, der um Jahren nach Amerika gegangen ist, in Californien getödtet ist, und daß dessen Frau, eine künftige Jünglingsliebe Robert's, einem gefährlichen Fieber erliegt. Er reist nach Californien; die Frau seines Bruders stirbt nach einigen Monaten, und er kehrt nach Deutschland zurück. In Californien hat er die Wahrscheinlichkeit wahrgenommen und so viel Geld gegraben, daß er im Besitze eines Vermögens ist. Mit diesem Gelde kauft er den Wuppertal und heirathet Helena Bismuth. Diese sieht er bereits seit mehreren Jahren, und auch sie, obgleich sie auf Befehl ihres Vaters den Baron von Pappen heirathen sollte, ist ihm zugethan und ihm gewidmet. Gleich am ersten Tage seines Aufenthaltes in der Residenz, als er von der Polizei gelassen war, und er in wilder Eile durch die Straßen stürmt, war er von dem Wagen des Bankiers Bismuth überfahren worden, und bei der Veranlassung hatten sich Robert und Helena gesehen und sich ineinander verliebt — natürlich! Dem jungen Mann von einem Wagen überfahren wird, in welchem eine schöne junge Dame sitzt, so würde es ein großer Fehler gegen alle Romantiker sein, wenn sie sich nicht ineinander verliebten und sich heiratheten. Dieses letztere Ereigniß, das Robert, ist in der Kalugie des Ganzen sehr lebend und lebhaft; es tritt bereits S. 70 im ersten Theile ein, und man sieht nun gleich, wie alles kommen wird.

Der Roman bietet manche gute und glückliche Ausdrücke; aber einige Fehler thun der Wirkung des Ganzen großen Abbruch. Die Charaktere haben auf der einen Seite in ihrem Handeln und in ihrem Wesen etwas eigenthümlich Ausdrucks und ungenügend Aufgeregt, auf der andern Seite fehlt es so breite und zuweilen gesucht und gezwungene Redensarten wie sich und die ganze Welt an, daß die Wirkung davon sehr eine etwas erdrückende ist. Dazu kommt eine höchst sonderbare Inconsequenz in der Sprache: der Verfasser macht fortwährend Inconsequenzen mit der Objectbestimmung, wo dieselben ganz falsch sind, z. B. „den Kopf schüttelte Juliane von Pappen“, hat Juliane von Pappen schüttelte den Kopf. „Die Unerschütterlichkeit Friedrich Fleißiger erhielt bald die Erlaubnis als Polizeischreiber.“ (Das letztere Beispiel würde im Deutschen sehr und Griechischen einen ganz richtigen Chiasmus abgeben, doch im Deutschen ist diese Stellung in diesem Falle unzulässig.) „Die heiße Stirn hielt er mit der Hand.“ Das rhetorische Wortspiel mit der Objectbestimmung zuweilen geradezu geboten ist, versteht sich von selbst; Wilhelm Haube wird er aber immer da an, wo sie ganz und gar nicht paßt, und da dies sich sehr häufig wiederholt, bekommt der Stil dadurch eine eigenthümliche Unebenheit, die höchst lebend ist; es ist, möchte ich sagen, wie wenn man auf einer sehr guten Straße fährt, auf der aber in kurzen Zwischenräumen große Steine liegen, über die man fahren muß, und die dann jedesmal einen sehr unangenehmen Stoß verursachen. Der Humor, welchen der Verfasser in dem Roman entwickelt, ist zuweilen glücklich und treffend, zuweilen indeß etwas gezwungen und, wo es

scheint, eine nicht immer glückliche Nachahmung desjenigen Humboldt, wie wir ihn bei manchen neuern englischen Romanschriftstellern finden. Doch kann es auch nur eine Verwandtschaft ohne Nachahmung sein. Unserer Ansicht nach würde der Verfasser gut daran thun, wenn er im ganzen einfacher und natürlicher schriebe; seiner Befähigung nach kann er jedenfalls Besseres produciren.

4. *Verirrte Herzen.* Roman von P. J. Wilken. Drei Bände. Leipzig, D. Wigand. 1868. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Von den vorliegenden Romanen ist dieser bei weitem der beste. Es herrscht darin eine eble, kräftige, durchaus männliche Offenbarung und Anschauung; die Charaktere haben Wärme des Colorits und innere Wahrheit; der Stil ist leicht und fließend und dabei doch markig. Der Roman ist sehr zu empfehlen. Ein junger Landwirth im Lauenburgischen hat seit seinen Junglingsjahren ein Mädchen geliebt, mit dem er in einer kleinen Stadt erzogen worden ist. Nachdem er mehrere Jahre von seiner Heimat entfernt gewesen ist und es so weit gebracht hat, daß er eine Pachtung hat übernehmen können, hält er um ihre Hand an. Im Grunde liebt sie ihn auch; doch in den Jahren seiner Abwesenheit hat sie eine etwas abenteuerliche und unklare Neigung zu einem jungen interessanten Gymnasiallehrer gefaßt, der zugleich Lehrer an der höhern Töchterschule ist, welche sie besucht hat. Sie hat sich mit diesem heimlich verlobt, und ist nun zu ihrem eigenen Schmerz und Kummer gezwungen, ihrem frühern Geliebten eine abschlägige Antwort zu geben, da sie unter seiner Bedingung ihr Wort brechen will. Sie rathet den Lehrer, wird aber durchaus nicht glücklich. Der Landwirth macht, nachdem er seine schönste Hoffnung vereitelt sieht, auf Rathen seiner Schwester eine kleine Reise, um sich zu zerstreuen. Auf dem Wege nach Lübeck lernt er die überaus reizende und interessante Tochter eines reichen Kaufmanns kennen. Er geht mit dieser Familie nach Travemünde und versetzt sich mit der Tochter. Doch auch er wird nicht recht glücklich; seine Frau paßt nicht recht für ihn, und er nicht recht für sie; es ist eine Verirrung des Herzens. Der Schluß ist etwas gezwungen: der Lehrer stirbt, ebenso die Frau des Landwirths; letzterer heirathet dann seine alte Geliebte, und beide sind glücklich.

Der Roman spielt zum Theil in den Jahren 1848 und in den folgenden, und dies gibt dem Verfasser Gelegenheit, das Gebiet der Politik in den Roman hineinzuziehen. Ebenso benutzt er den Umstand, daß der Held des Romans ein Lauenburger ist, dazu, die schleswig-holsteinische Angelegenheit mehrfach zu berühren. Die Art und Weise, wie politische Fragen erörtert werden, ist sehr zu loben; namentlich unter den jetzigen Verhältnissen ist es gut, wenn in Romanen auch einmal von ernsthaften Dingen und von der Wirklichkeit, in der wir leben, die Rede ist. Man hat die Deutschen immer ein unpolitisches Volk genannt, und sie haben in der That bis zum Jahre 1848 dies Beiwort verdient, weil sie sich mit innerer Politik als Volk bis dahin nie beschäftigt hatten; doch da sie sich nun einmal auf das Gebiet der Politik begeben haben, so steht zu hoffen, daß sie, nicht entmuthigt durch die Fehlschläge, die 1848 gemacht worden sind, nicht zurückgeschreckt durch die Niederlage, welche die nationale Sache damals erlitten hat, muthig vorwärts schreiten und eben als gründliche Deutsche nicht auf halbem Wege stehen bleiben werden. Folgende kleine Probe mag dazu dienen, um zu zeigen, welcher Art die politischen Ansichten Wilken's sind. Ueber die zwanziger Jahre sagt er: „Von Rationalgefühl war keine Rede; es war dies sogar ein verpöbtes Wort, denn es sollte und durfte nur Fürsten und Unterthanen eben. Ja, das Unerhörte konnte sich ereignen, daß, nachdem die Nation, das Volk, trotz aller frühern Mißhandlungen sich aufgeschwungen und den Todfeind zum Lande hinausgeschlagen hatte, wiederum die Berufung auf das Rationalgefühl als Hochverrath gebrandmarkt wurde. Wer denkt hierbei nicht an die emagogenverfolgungen in den zwanziger Jahren unter der Re-

gierung eines Fürsten, dem die Schranken so gern für die Geschichte den Namen des Gerechten entzogen mochten! Er hatte, zum Dank für die Opferfreudigkeit seines Volkes, die fast ohne Beispiel in der Geschichte dasteh, mit heiligem Wort eine Verfassung zugesagt und hat sein Wort — gebrochen. Es liegt ein eigenes Verhängnis in dieser Familie, daß sein einziger Herrscher aus derselben, seit 100 Jahren, von seinem Volk aufreißend betrauert zu seinen Vätern versammelt werden konnte. Wir dürfen fragen, wie das möglich sei, in einem Lande, wo doch das Volk so treu an seinem angestammten Fürsten zu hängen gewohnt ist? Aber es bedarf noch unserer Meinung dieser Frage kaum, denn die Beantwortung derselben ergibt sich von selbst beim Nachdenken des unbefangenen Geistes. Keiner von allen diesen Fürsten hat sein Volk gekannt, verstanden. Alle wurden sie mit Jubel begrüßt, wenn der Vorgänger gestorben war, denn man hoffte immer auf eine neue, bessere, heisersehnte Ära — doch vergebens.“

Rudolf Sonnenburg.

Andersson's Entdeckungsfreisen in Südwestafrika.

Der Njavango-Strom. Entdeckungsfreisen und Jagdabenteuer in Südwestafrika. Von Charles John Andersson. Deutsch von Hugo Hartmann. Mit 16 großen Originalillustrationen. Leipzig, Gerhard. 1868. Gr. 8. 3 Thlr.

Die Küstenländer Afrikas sind rundum so genau erforscht und werden noch durch die alljährlichen Reisen so speciell beschrieben, daß uns bis jetzt nur noch wenige Gegenden unbekannt sind. Aber welcher Sterbliche wagt sich in das Innere dieses Wunderlandes, in die Regionen des Aequators? Dort werden unermeßliche Sandfelder und die glühende Sonnenhitze jede Entdeckungsfreise so beschwerlich machen, daß wahrscheinlich kein Europäer diese klimatischen Schwierigkeiten zu überwinden vermag. Die weißen Stellen unter der Linie werden demzufolge wol noch lange Zeit auf allen Karten unausgefüllt bleiben. Der Verfasser dieses Buchs wohnt zwar auf dem Gap der guten Hoffnung und beginnt seine Reise von der Capstadt aus, beschränkt sich aber doch auch mehr auf die Küstenländer und läßt die gefährvolle Sonnenlinie unberührt. Die hohen Ansprüche, welche man heutzutage an jeden Touristen stellt, kennt er vollkommen, denn er sagt: „Man setzt bei ihm Kenntnisse in der Astronomie und Geodäsie, in der Meteorologie und Hydrologie voraus; er soll geologische Untersuchungen anstellen und Suiten von Mineralien, Gesteinen und Fossilien sammeln; er soll politische und kommerzielle Notizen zusammentragen und die weitere Entwicklung der noch jugendlichen Ethnologie fördern; soll Skizzen von Landschaften aufnehmen und Wierflügel und Vögel schießen und abbalgen u. s. w., soll Käfer und Schmetterlinge sammeln und Vocabularien und Sprachlehren zusammenstellen u. a. m.“ Der Verfasser ist auch nicht ganz unbewandert in diesen Wissenschaften und macht auf seiner Wanderung astronomische, geographische und andere wissenschaftliche Beobachtungen, gibt uns aber davon gar keine Resultate, sondern eben nur die Nachricht, daß er sich, nebst der Jagd, damit beschäftigt. Wahrscheinlich wird er den wissenschaftlichen Theil in einem besondern Werke veröffentlichen. In dem vorliegenden Bande erhalten wir nur Schilderungen von Landschaften und Thieren; er bemerkt, daß er in den von ihm besuchten Ländern Afrikas die herrlichste Gelegenheit hatte, das Thierleben in seiner vollkommensten und freiesten, reinsten Entwicklung zu beobachten. Als großer Jagdfreund hat er viele interessante, aber auch gefährvolle Abenteuer zu bekehren, denn Afrika ist im wahren Wortsinne ein zoologischer Garten im großartigsten Maßstabe und zugleich ein Jagdgrund von ungeheurer Ausdehnung. Aber zu bedauern ist es, daß wir gar zu wenig wissenschaftliche Notizen erhalten. Er ist mit der Sprache jener Volksstämme bekannt und gibt uns doch keine einzige Bemerkung darüber. Ja selbst seine Ortsbeschreibungen werden nicht einmal nach mathematischer Geographie festgestellt. Aber trotz dieser Mängel muß das Buch dennoch als ein höchst lesenswürdiges Werk empfohlen werden, denn wir

erhalten darin eine Charakteristik jener von europäischen Leuten weniger besuchten Länder.

Um die Leitung einer Bergbauunternehmung an der Grenze des großen Namaqua- und Damaralandes zu übernehmen, reiste Andersson von der Capstadt nach der Walwischbai (Walvischbai). Aber nach Ablauf des Contracts trieb ihn die Neugier in das Innere Afrikas und so begann er seine Wanderung von Otjimbingui durch das gefährvolle Damaraland. Große Landstriche ohne Wege, brennende Sonnenhitze und sogar Steppenbrände ohne Wasser, zahlreiche Elefanten, Löwen, Giraffen, Antilopen, Rhinocerosse, schöne Landschaften mit aromatischen Pflanzen, zahlreiche Vögel und Insekten, dumme und schlechte Menschen sind die Begegnisse unsers Reisenden und machen die Tour interessant, aber auch oft sehr lebensgefährlich. Charakteristisch für das ganze West-Damaraland ist das Vorkommen von platonischen Gesteinen, namentlich von Granit, sowie von Kalkstein- und Sandsteineingebilden. Die wesentlich aus den erstgenannten Gesteinen bestehende Gebirgskette streicht parallel mit der Küste, also ziemlich nord-südlich; an mehreren Punkten zweigen sich aber einzelne Ausläufer in das Innere ab. Die Granitbildung tritt — ausgenommen unmittelbar an der Seeküste, wo sie eine fortlaufende, fast 400 geographische Meilen lange Kette bildet — in isolirten Bergmassen auf, deren Höhe zwischen 1000 und 3000 Fuß schwankt, und deren Gipfel zuweilen in der Form von gewaltigen Haufen zusammengestürzter riesiger Blöcke, häufiger in der von hohen Piesen erscheinen. Aus Granit bestehen die wichtigsten und interessantesten Charakterzüge in der Bergbildung dieses Landes. Sehr schöne und ausgezeichnete Varietäten dieses Gesteins kommen an den herrlichen Regelsbergen Osonyepapa und Omatoko, sowie an den gewaltigen Felsen von Orongo, Ounssa, Ojonofoama vor. An den Ufern des Omandorbi tritt Sandstein in Verbindung mit Kalkstein auf, weiterhin aber verschwindet der erstere, indem er von letzterem, welcher in einem von Osten nach Süden streichenden Bogen auftritt, abgelagert wird; doch tritt diese Formation nur an wenigen Punkten zu größerer Höhe über das Niveau der umliegenden Gegend hervor. Granit und Sandsteine, an manchen Punkten auch Kalksteine, sind stark mit Eisenoxyd durchdrungen, wodurch die Gesteine eine rötliche Färbung erhalten. Südlich vom Omandorbi kommen Eisen- und Kupfererze in bedeutenden Mengen vor. Die letzteren gaben mehrmals zu Bergbauunternehmungen Veranlassung, welche indes bald wieder aufgegeben wurden. Die gewonnenen Erze waren im allgemeinen sehr reich, allein der Transport in diesen Ländern, sowol zu Land als zu Wasser, ist so kostspielig, daß bis jetzt noch jede Bergbauproduction fast gescheitert ist. Spuren von Gold sind gleichfalls gefunden worden.

Was nun des Verfassers Entdeckung eines den Europäern noch unbekannten Stroms in diesen Regionen betrifft, so ist auch hierbei wieder sehr zu bedauern, daß er uns keine speciellere Beschreibung desselben gibt. Die Eingeborenen nannten den Fluß Oavango; er fließt nicht in den Atlantischen Ocean, sondern nach Osten in das Innere des Continents. Obgleich der Verfasser den Titel seines Buchs mit dem Namen dieses Flusses schmückt, so erhalten wir dennoch nur folgende dürftigen Notizen: „Livingstone gibt in einer seiner Karten einen Fluß an, welcher von Libébe nach Seseletusstadt zufließt, und ich selbst hörte, als ich am Ngamiser war, daß zwischen diesen beiden Plätzen eine Wasser Verbindung stattfindet. Da aber der Lioughe eine bedeutende Strecke unterhalb Libébe, d. h. südlich von diesem Orte, einen Arm, den Dzo, an den Chobe abgibt, so ist es sehr möglich, daß gerade dieser der von den Eingeborenen gemeinte Fluß ist. Da ferner die Gegend um Libébe so faunlich auf weitere Erstreckung sehr reich ist an ausgedehnten Sümpfen, so ist es sehr wahrscheinlich, daß der Oavango, ungeachtet seiner Größe, an diese mächtigen Sümpfe den größten Theil seines Wassers abgibt, und nur so viel von letzterem behält, als zur Bildung des Lioughe mit seinen sumpfigen Umgebungen erforderlich ist.“

Die Bewohner dieser Gegenden schätzt der Verfasser sehr gering und spricht ihnen alle Bildungsfähigkeit ab. Die Bemühungen vieler Missionare und anderer Menschenfreunde beweisen aber doch das Gegentheil, nur darf man nicht Gelehrte, Künstler und Staatsmänner aus ihnen bilden wollen. Ihr Klima und ihre gegenwärtigen socialen Verhältnisse verhindern allerdings jede Civilisation; bringt diese Schwarzhäute aber in geordnete Staatsverhältnisse und gibt ihnen angemessenen Unterricht, so werden auch sie aus der thierischen Roheit befreit werden und ein sittliches Leben zu führen vermögen.

Die wichtigste Partie dieses Reisewerks sind die vier letzten Kapitel, worin wir eine speciellere Beschreibung der Südwestküste von Afrika erhalten, welche uns die gründlichsten geographischen Belehrung über jene uns noch so wenig bekannte Region gewährt. Sie gibt uns hinreichende Entschädigung nach den vielen graufigen Jagdgeschichten. Geschildert werden die Salababai, St. Helenaabai, der Elefantenstrom, die Hondeklippbai, der Drangestrom, das Cap Groß, Cap Frio, der Cuneni oder Mourjestrom, die große Fischbai und noch viele andere Bucht, Ströme und Landschaften. Auch über Handel und Wandel jener Gegenden erhalten wir Auskunft, und trotz mancher ungenügender Verhältnisse hält er europäische Niederlassungen für sehr vortheilhaft und beweist es, indem er die holländischen Niederlassungen am Knyonastuffe — 250 englische Meilen von der Tafelbai entfernt — erwähnt und deren steigenden Wohlstand schildert.

Im letzten Kapitel erhalten wir noch eine sehr werthvolle Beschreibung der Insel Ihaboe. Wer kennt sie? Ich suche sie auf meinen Karten vergebens, und doch ist sie wegen ihres Guanohandels berühmt. Obgleich von mehreren der an der Westküste von Südafrika liegenden Felseninseln Guano importirt wurde, so namentlich von den an der Mündung von Angra Pequena gelegenen Mercury-Inseln, Hollam's Birds-Isole n. s. w., so wurde die Hauptmasse dieser werthvollen Ablagerung doch hauptsächlich von Ihaboe, unter 26° 18' südl. Br., 14° 58' östl. L. geholt, und deshalb ist es vorzüglich der Guanohandel dieser Insel, wodurch sie in England näher bekannt wurde. Ihaboe (sagt Andersson), ein Felsen vulcanischer Entstehung, hat etwa dreiviertel Meilen im Umfange und erhebt sich an seinem höchsten Punkte nicht über 30 Fuß über die Meeresfläche. Sie ist im Norden und Südwesten von Felsen umgeben, welche sich an manchen Stellen bis auf eine Viertelmeile Entfernung von der Küste fortsetzen, und liegt etwa dreiviertel Meile von dem gegenüberliegenden Festlande entfernt, und ungefähr fünf Meilen von dem äußersten Theile eines gefährlichen Riffs, welches sich von einer Landzunge nach dem südlichen Theile der Insel zu erstreckt. Dieses Riff, welches zum Theil unter dem Wasserspiegel liegt, und an solchen Stellen bei ruhiger See nicht wahrgenommen werden kann, erstreckt sich sehr weit und ist sehr gefährlich. Es existirt zwar eine enge Durchfahrt in demselben, allein diese ist auch sehr gefährlich und wird nur im Nothfalle von Schiffen benutzt, welche das sicherere Fahrwasser nicht kennen. Ihaboe hat gar keinen Hafen; selbst der Ankerplatz, welcher den ganzen Raum zwischen der Insel und dem Festlande einnimmt, ist allen Winden sehr ausgesetzt. Die Wassertiefe schwankt zwischen drei und neun Faden und das Steigen und Fallen der See zur Springfluthzeit beträgt nicht über sechs Fuß. Der Meeresboden ist durchgängig felsig, uneben und mit Tang bewachsen, der Ankergrund ist somit ganz schlecht, und es sind gewöhnlich zwei Anker mit gehörig langen Ketten erforderlich, wenn ein Schiff bei starkem Südwinde sicher liegen soll. Als man die Insel zuerst besuchte, war sie ganz mit Guano bedeckt; viele hunderttausend Tonnen wurden geholt und dennoch ist er auch jetzt noch in großen Quantitäten vorhanden. Die zahlreichen dort hausenden Vögel bedecken oft die ganze Insel und sind so dicht, daß man sie mit Händen greifen kann.

Die Verlagehandlung dieses Werks hat nebst vielen andern schätzenswerthen Abbildungen auch eine Ansicht dieses kleinen Eilandes gegeben; eine hinzugefügte Karte von Südafrika würde

das schön ausgestattete Buch noch werthvoller gemacht haben. Indem ich es allen Freunden der Länderkunde bestens empfehle, spreche ich nur noch den Wunsch aus, daß der Verfasser auch seine wissenschaftlichen Beobachtungen recht bald veröffentlichen möge; denn sie würden eine wesentliche Ergänzung bilden und gewiß allen Geographen und Naturforschern sehr erwünscht kommen.

Johann Schuchl.

Deutsche Geschichtsschreibung.

Geschichte der deutschen Monarchie von ihrer Erhebung bis zu ihrem Verfall. Von C. F. Souhay. Dritter Band: Geschichte des Wahlreichs und der Luxemburger. Vierter Band: Geschichte der Habsburger bis auf Karl V. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1862. Gr. 8. Jeder Band 2 Thlr. 20 Ngr.

Wir haben eine Schuld abzutragen, indem wir die beiden Schlussbände des in der Ueberschrift genannten Werks anzeigen, nachdem die ausführlichere Besprechung des ersten und zweiten Bandes bereits in Nr. 38 b. Bl. f. 1862 erfolgt ist. Die lebhafteste Befriedigung, welche die ersten beiden Bände gewährten, und die Erwartungen, welche sich an die Weiterführung des Werks knüpften, werden nach unserm Dafürhalten im dritten und vierten Bande nicht nur erreicht, sondern glänzend übertroffen. Unseres Erachtens dürfte es sehr schwer sein, in der modernen historischen Literatur eine Geschichtsdarstellung dieser Periode zu finden, welche sich der Souhay'schen Arbeit namentlich im weitem Fortschreiten der Aufgabe, hinsichtlich der formellen Lösung, sowie der mit scharfem Blick und treffendem Urtheile vereinigten Gründlichkeit der Forschung an die Seite zu stellen vermöchte. Auch bereits im zweiten Bande mit der Größe der Aufgabe die Darstellungskraft und die Weite der Gesichtspunkte, mit ihr die harmonische Abklärung der Anschauungen, so gilt das alles von den vorliegenden Schlussbänden in noch erhöhtem Maße. Dabei bleibt das ganze Werk fortwährend von jenem Programm überherrscht, welches der Verfasser in der Einleitung zum ersten Bande aufstellte. Er schreibt nicht in der ausgesprochenen Tendenz, sich an einen abgeschlossenen Kreis von Fachmännern zu wenden, sondern indem er den gelehrten Anforderungen soweit nöthig gerecht wird, sucht er sein eigentliches Publikum in den Sphären jener höhern Allgemeinbildung, welche bei vielen Tausenden die Fähigkeit voraussetzt, den innern Gehalt eines geschichtlichen Werks zu prüfen, anzuerkennen oder zu verwerfen, und hierin im Ganzen nicht zu irren, selbst wenn nicht alle Einzelheiten der Darstellungen richtig erzählt oder richtig gewürdigt werden sollten.

Die Geschichte der Karolinger und Ottonen hatte uns die deutsche Monarchie auf ihrem strahlenden Gipfelpunkte dargestellt, dessen Glanz auch noch, trotz mancher schweren Wolken, die Zeit der Salier und Hohenstaufen mit vollem Lichte überstrahlte. Der Verfasser bemerkt: „Deutschland ragte von den Karolingern bis zu dem Sturz der Hohenstaufen vor allen andern Staaten der Welt hervor, hatte den Süden Europas Jahrhunderte hindurch beherrscht oder bewegt, die christliche Religion, deutsche Kultur, Sitte und Sprache im Norden und Osten, an den Küsten der Meere, an den Ufern der Elbe, Oder und Weichsel durch seine wagenhaften Raufleute, fleißigen Landbauern und tapfern Ritter verbreitet, und konnte auf diesem Weg fortschreiten, wenn es sich wieder zu einer besser geeinigten Macht erhob.“ Mit Konrad IV. war der letzte König aus dem Geschlechte der Karolinger, der Salier und Hohenstaufen, „welche sämmtlich von weiblicher Seite verwandt waren“, und durch ununterbrochene kaiserliche Traditionen, trotz des Wahlreichs, wenigstens eine Art von dynastischer Folge gebildet, in das Grab gesunken. In der Zeit des sogenannten Zwischenreichs waren die deutschen Zustände ein Chaos geworden, in welchem es nicht fehlen konnte, daß die Sehnsucht nach einem kräftigen Königthume in der deutschen Nation erwachte. Allein in keinem der vier deutschen Volksstämme ließ sich ein mächtiger König finden, nachdem

beinahe sämmtliche Reichsländer an die Hierarchie vergeben und die Reichsrechte wesentlich vermindert worden waren. In dem Wahlreich von Rudolf von Habsburg bis auf die Luxemburger herab sieht der Verfasser vorzugsweise das Bestreben, denjenigen nicht zum Nachfolger des Königs zu wählen, der von einem deutschen König abstammt. Deshalb nannte er diese Periode vorzugsweise „das Wahlreich“, indem er beifügt, daß man sie ebenso gut als „Aufhebung der deutschen Monarchie“ bezeichnen könnte, da die Kurfürsten offenbar absichtlich nicht nur die Königsgewalt aufheben wollten, sondern auch mit Bewußtsein durch die in verschiedenen Geschlechtern herumspringenden Wahlen die Anhänglichkeit und Treue des Volks für ein bestimmtes Herrscherhaus zerstörten. „Sie haben sich für diesen schlechten Dienst gegen ihr Vaterland bei jeder Wahl reichlich bezahlen lassen, und es ruht darum auf ihrem Gedächtniß der unauflösliche Schandfleck des Verraths am Vaterlande.“ Das Streben der Einzelfürsten nach Freiheit zerstörte die Einheit Deutschlands. Bei den Kaisern aber mußten die alten Ideen und Traditionen verschwinden, um dem nüchternen praktischen Verstande, dem Wahrnehmen des eigenen Vortheils und der Sorge für die erbliche Hausmacht Platz zu machen. Das ganze Verhältnis zwischen Kaiser und Reich bewegte sich in dem Widerspruch, daß die Fürsten dem Kaiser nur dann das Reich erhalten helfen wollten, wenn er zuvor dessen innere Zustände geordnet haben würde, während man dem Kaiser wiederum nicht die Mittel gewährte, nach innen Macht und Ansehen zu erwerben, sodaß es demselben natürlich unmöglich blieb, nach außen Macht und Ansehen des Reichs geltend zu machen. So wich das Reich im Innern immer mehr aus seinen Fugen, und die Abbröckelung seines alten Besitzes nach außen war die natürliche Folge. Daß die romanischen Völkerschaften jenseit der Alpen und des Juragebirgs dem deutschen Reichsverband verloren gingen, ist nach des Verfassers Ansicht nicht zu bedauern; allein die Franken, Bataver und Sachsen in den Niederlanden, die Schwaben des Landes Schweiz, die Alpen und ihre Pässe, die Mündungen des Rheins, der Raas und der Schelde, die alle auf diese Weise nacheinander verloren gingen — das waren unersehbare Verluste für Deutschland. Daran knüpft der Verfasser, im Neuesten die Analogie des Alten findend, die sehr richtige Bemerkung: „Ob ein größeres oder kleineres Stück von Luxemburg einem fremden König von Holland oder Belgien gehorche? Im Grund ebenso, ob die Lombardei von Oesterreich besetzt oder Italien einverleibt sei! das ist für Deutschland keine Lebensfrage; aber darüber durchzuckte die Deutschen ein edler Unwille, und zeigte sich Euth und Muth zum Kampfe, daß so wichtige und große Dinge von Frankreich 1832 und 1859 einseitig entschieden wurden, als wenn Deutschland nicht in Europa läge und nicht von der Entscheidung mit berührt würde; darüber vermögen die Deutschen nicht hinwegzusehen, daß ähnliche Fälle sich fernerhin gar leicht ereignen können.“

Wir können natürlich dem geistreichen, anregenden und tief begründeten Werke nicht in seine Einzelheiten folgen. Der vierte Band enthält die Geschichte der Habsburger und Maximilian I. ist die zuletzt abschließende Gestalt, mit welcher sich der Verfasser offenbar auch in besonderer Vorliebe beschäftigt hat. Dieser „letzte Ritter“, in welchem sich der ganze Geist des deutschen Königthums in neuem Aufschwunge abermals verkörpert zu wollen schien, ist in seiner poetisch-idealen und doch zugleich dem Praktischen zugewendeten Erscheinung ein wirklich monumentaler Abschluß des Werks, wie seine Periode das entscheidende Moment in der deutschen Nationalgeschichte. Namentlich in dem bekannten Streite des Kaisers mit dem Bischof Berthold von Mainz gewinnt man durch das Souhay'sche Werk neue und richtigere Anschauungen, welche uns so überzeugender wirken, als der Verfasser bei seinen Untersuchungen mit größter Unbefangenheit zu Werke geht. Sein Urtheil schließt in jeder Beziehung günstig für Maximilian; Berthold's angestrebte Neuerungen im Reich erscheinen ihm so bedenklich, daß er die Ueberzeugung nicht unterdrücken kann, es „wäre der König am

besten ein Kurfürst geworden, um doch etwas im Reiche bewirken zu können“.

Gegenwärtig, bemerkt Souhai, sei man in diesem Conflict jener hervorragenden Männer mehr geneigt, auf Verthold's Seite zu treten, und man könnte durch gewichtige Autoritäten für diese Ansicht sich leicht gewinnen lassen, oder doch sehr zweifelhaft werden. Klein, fährt er fort, „wenn man lesen muß, daß schon zur Zeit Friedrich's III. der schlaue Erzbischof von Trier, Jakob von Eltz, der habgierige Verschwenker, Erzbischof Dietrich von Eln, und andere Fürsten, deren eigennützig und gewalthätige Absichten ganz offenkundig sind, durch lauter angeblich patriotische Gründe geleitet wurden, so muß man freilich auf den Gedanken kommen, daß die Anschauungsweise der Geschichte mehr aus einem System erwachsen ist, als daß sie sich auf Thatfachen zu gründen vermöchte, man müßte denn Worte und Thaten für identisch halten“.

Wenn auch bei Maximilian's Tode durch die begonnene Reformation und die neuen Zeitrichtungen die Macht des Reichs tief daniederlag, wenn er auch infolge des Mangels an Unterstützung in der Wahrung der Reichsherrschaft durch die Fürsten ein großes Schwergewicht auf die Vermehrung seiner Hausmacht gelegt hatte, so wäre doch eben mit dieser Grundlage, da in dieser Hinsicht von Deutschland nichts zu erwarten war, der Reichsbau sehr wohl zu erhalten und wieder zu befestigen gewesen, wenn Maximilian einen ihm ähnlichen Nachfolger gefunden hätte, wenn der Friede zu erhalten gewesen wäre. Denn „Städte und Mitterschaft mußten sich an den Kaiser halten, um ihre Selbständigkeit gegen die Fürsten zu bewahren; auch die kleinern Fürsten fühlten damals schon, daß die Herrschaft eines Königs einer kurfürstlichen Regierung vorzuziehen sei; es gab eine kaiserliche Partei im Reich und die Kräfte dieser Partei mußten durch Rechtsschutz und Frieden wachsen“. Alles kam darauf an, wie sich Karl V. zu den neuen Zeitrichtungen stellte. Aber sein methobistischer Geist widerstrebte allen Neuerungen, „er verwendete alle seine Kraft, um sie niederzutreten“, was er doch nicht durchführen konnte. So vereinte sich die von der katholischen Kirche abgetretene Partei nebst den machtvollen Städten, „zu einem festen und feindlichen Verhältniß gegen den katholischen Kaiser — und nun war die deutsche Monarchie entschieden dem Untergange geweiht“.

Aurelio Suddens.

Notizen.

Aus Wolffsohn's „Russischer Revue“.

Von dem zweiten Bande der von W. Wolffsohn herausgegebenen, bereits früher in d. Bl. erwähnten „Russischen Revue“ liegt uns das Fünftste vor. Es enthält unter anderm einen Aufsatz von R. Kulemann: „Demetrius und Boris Godunow, historisch und poetisch“, der dadurch veranlaßt war, daß der Professor F. Lorenz in einem im Donnerstagsverein zu Bonn gehaltenen und später gedruckten Vortrag über den falschen Demetrius sich bezüglich der Schiller'schen Tragödie folgendermaßen geäußert hatte: „Wie bei allen historischen Stoffen hat Schiller sich auch bei diesem erlaubt, mit der geschichtlichen Wahrheit frei umzugehen, und es wird daher nicht uninteressant sein, den Helden des Dichters in seiner wahren Gestalt kennen zu lernen.“ Kulemann hält dafür, daß der dramatische Dichter, welcher historische Stoffe behandle, mit diesen ganz nach Belieben verfahren dürfe, weil im Drama andere Gesetze obwalten, als in der Darstellung des thatsächlich Gegebenen. Das letztere geben wir ihm zu, das erstere nicht unbedingt. So viel Respect für die geschichtliche Wahrheit fordern wir vom Dichter, daß er wenigstens den Charakter seines Helden, wie er in der Geschichte hervortritt, nicht etwa in sein Gegenbild verwandle. Die Geschichte ist zu heilig, um als bloßer Teig für Bühnenstücke nach Belieben geknetet zu werden, und wenn ein geschichtlicher Held nicht anders für ein Drama verworfen werden kann, als daß man ihn gründlich verfälscht, so soll man lieber die Hand von ihm lassen. Eine Entschuldigung finden freilich die

jenigen dramatischen Dichter, welche in ihren Stücken die Geschichte verfälschen, durch den Umstand, daß auch selbst unter den Geschichtsschreibern diejenigen selten sind, welche, unbeeinträchtigt von Parteilichkeiten und individuellen Liebhabereien, historische Charaktere durchweg rein objectiv aufzufassen und darzustellen wissen. Ferner bringt vorliegendes Heft Friedrich Müllers in Dithmarschen gefaßte Antwort auf ein Gratulationsheftchen, welches mehrere Deutsche in Petersburg, darunter der Akademiker von Dorn, an ihn zu seinem fünfundsiebzigsten Geburtstag gerichtet hatten; eine Correspondenz aus Odessa; Mittheilungen über die Juden in Kowno, wonach sich unter denselben der Einfluß deutscher Sitte und Sprache außerordentlich geltend macht; einen Bericht über die neuen Reglementsentwürfe zur Reform des Unterrichtswesens in Rußland, die laut Auftrag des Ministeriums der Volksaufklärung von dem kaiserl. russischen Staatssecretär S. von Tanejew auswärtigen Gelehrten zur Begutachtung vorgelegt worden waren u. s. w. In einer Note zu dem letztern wird erwähnt, daß auffallenderweise selbst B. Karasch unter denjenigen deutschen Begutachtern des Entwurfs genannt werde, welche theils unbedingt, theils bedingungsweise die Abschaffung der Prügelstrafe verwerfen. „Es ründe traurig um alle Pädagogik“, setzt die Redaction hinzu, „wenn sie die Erziehung des Menschen nur auf die Beherrschung des Körpers und nicht der Seele stütze.“ Unter den kleinern Notizen finden wir besonders folgende über den Verein zur Unterstützung hilfsbedürftiger Schriftsteller und Gelehrten zu Petersburg mittheilenswerth: „Das Comité dieses Vereins hielt vom 24. Februar bis zum 24. Mai d. J. 13 Sitzungen; innerhalb dieser Zeit liefen 54 Unterstützungsgesuche ein, von denen 32 gewährt, die übrigen theils abgelehnt wurden, theils noch der Prüfung auf Grund von Erkundigungen außerhalb Petersburgs unterliegen. Ertheilt wurden während dieser Zeit an einmaligen Unterstüzungen: 2163 R. 45 K., an Pensionen 952 R., insgesammt 3115 R. 45 K.“ Man erfährt ferner aus dieser Notiz, daß auch der Kaiser, auf Vorstellung des Unterrichtsministeriums, einen Beitrag von 1000 Rubel beigegeben hat. Jedenfalls ist diese russische Stiftung nicht auf so vielen Widerspruch oder Widerspruch gestoßen als — wie wir als erster Anreger zu besten wissen müssen — der erste Gedanke zu einer Stiftung dieser Art in Deutschland.

J. M.

Johann Major, der Wittenberger Poet.

Unsere deutsche Literaturgeschichte, die bisher fast nur in schöngeistiger Beziehung und Richtung dargestellt zu werden pflegte, befreit sich neuerdings, auch die culturhistorische Seite der dichterischen Schöpfungen zu beachten. Wenn der Natur der Sache nach die nationale Sprache als das erste Bedingniß der nationalen Bedeutung eines Literaturerzeugnisses anerkannt werden muß, so wird in gewissen Fällen eine historische Darstellung einzelner Literatoren deshalb nicht übergehen dürfen, wo sie nicht in heimischer Sprache zu uns reden. Sollten jetzt ohne Zweifel unserer Nationalliteratur an, und doch schon nach der Sitte seiner Zeit lateinisch. Für alle diejenigen humanistischen Dichter des Reformationszeitalters werden wir uns interessieren dürfen, welche von den Kämpfen ihrer Gegenwart berührt wurden und im Dienste einer bestimmten Meinung ihr Feder führten. Während der Humanismus in seinen großen Repräsentanten, Reuchlin und Erasmus, sich ohne Verkenntniß für die großen religiösen Ideen zurückzog, in ängstlicher Besorgniß für seine literarische Ruhe, sehen wir in Melanchthon beide Richtungen vereint, in ihm wird der Humanismus menschlich. Drei humanistische Dichter sind seinem Beispiele gefolgt: Melanchthon, Frischlin, Johann Stigel und Johann Major. Die beiden ersten haben in neuerer Zeit ihre Biographien erhalten, Frischlin an Strauß, Stigel an Götting. Major dagegen, obwohl eine der prägnantesten Figuren seiner Zeit und am meisten unter den dreien in die theologischen Gänge verflochten, ist viel weniger bekannt. Licentiat G. Frank unternahm es, in

einer kleinen Schrift „Johann Major, der Wittenberger Poet. Ein Beitrag zur Geschichte der protestantischen Theologie und des Humanismus im 16. Jahrhundert“ (Halle, Pfeffer, 1863) des Poeten Gedächtniß in etwas wieder anzufrischen. Neben der Darlegung von Major's Lebensgange und seiner Vertheiligung an den Streitigkeiten der Theologen war der Verfasser darauf bedacht, die höchst schwierigen allegorischen Poesien dieses Dichters zu entziffern und zu deuten, die sämtlich große Schärfe des Geistes, glänzende Satire und Schönheit der Form befaßen. Denn Frank's biographische Schrift wegen ihres sachlichen Inhalts auch zunächst den Theologen von Interesse sein wird, so schien es uns doch angemessen, sie hier wegen ihrer literarischen und literarisch-historischen Bedeutung zu erwähnen. Von Einzelheiten sei nur das eine mitgetheilt, daß Johann Major auch der Verfasser jenes deutschen Spottgedichts gegen Voltaire ist, welches Kestling in seinem ersten „Beitrag zur Geschichte und Literatur“ veröffentlichte. 88.

Bibliographie.

Des seligen Amandus, genannt Heinrich Suso, Leben und Schriften. Ihe bis die Liederung. Wien, Mayer u. Comp. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Band, D., Worte für Welt und Haus. Leipzig, C. F. Neischer. Gr. 16. 1 Thlr.

Corradi, A., Shakespeare. Lebensweisheit aus seinen Werken gesammelt. Winterthur, Fische. 16. 12 Ngr.

Derichsweiler, F., Geschichte der Burgunden bis zu ihrer Unterwerfung in's fränkische Reich. Münster, Coppenrath. Gr. 8. 25 Ngr.

Geising, R. v., Die deutschen Hülfsstruppen im nordamerikanischen Befreiungskriege, 1776 bis 1783. Zwei Theile. Hannover, Helwing. Gr. 8. 3 Thlr.

Gibban, B., Kriegsbilder aus Amerika. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Fock, D., Schleswig-Holsteinische Erinnerungen besonders aus den Jahren 1848—1851. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Gölzler, J. P., Land und Leute Württembergs in geographischen Bildern dargestellt. Drei Bände. Stuttgart. 1861, 1863. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Gregorovius, F., Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom 5. Jahrhundert bis zum 16. Jahrhundert. 4ter Band. Stuttgart, Gotta. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Guttmann, O., Talent und Schule in der Darstellung dramatischer Kunst. Mannheim, Löfner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Guykow, R., Die Gurstauben. Novelle. Leipzig, Brockhaus. 1864. 16. 12 Ngr.

Halm, Elise, Rosen und Dornen aus einem Mädchenleben. Berlin, Springer. Gr. 8. 24 Ngr.

Hase, C. A., Vier akademisch-protestantische Reden. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 20 Ngr.

Helene, Marie, Bilder aus dem Leben. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Herrmann, C., Das Theorie des Denkvormögens. Dresden, Kuntze. Lex.-8. 15 Ngr.

Huber, V. A., Sociale Fragen. I. Das Genossenschaftswesen und die ländlichen Tagelöhner. Nordhausen, Förschmann. 8. 4 Ngr.

Härte, R., Die weiße Frau. Eine romantische Volksage aus dem Hochstift Hochlande. Mit schönen vignetten. ur die Volksbuchleser aufs Neue niedergeschrieben. Reutlingen, Fleischhauer u. Spahn. 8. 3 Ngr.

— — Der Pariser Laugewichts. Eine Volks- und Sittengeschichte aus der Hauptstadt Frankreich's. Für's Volk neu erzählt. Reutlingen, Fleischhauer u. Spahn. 8. 3 Ngr.

— — Jampa oder die Marmarbraun. Eine Seeräuber Geschichte von der Insel Sicilien. Reutlingen, Fleischhauer u. Spahn. 8. 3 Ngr.

Hysel, F. C., Das Theater in Nürnberg von 1612 bis 1863 nebst einem Anhang über das Theater in Fürth. Ein wesentlicher Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters. Nürnberg. Gr. 8. 2 Thlr.

Idzikowski, F., Geschichte der Stadt Oppeln. Oppeln, Glar. Gr. 8. 2 Thlr.

Judeich, A., Die Grundentlastung in Deutschland. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lebensbilder aus Rußland und was ich sonst erlebte und beobachtete. Von einem alten Veteranen. Mit 3 Ansichten aus Drenburg in Buntdruck. Riga, Rymmel. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Liebes-Schwänke. Erzählungen der Königin Margarethe von Navarra und Novellen Ludwig's XI. von Frankreich. Berlin, Schillingmann. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lüders, F., Beiträge zur Erklärung von Shakespeares Othello. Hamburg, O. Meissner. 8. 15 Ngr.

Marbach, J., Sulamit. Das schönste Lied der Liebe, neu übersezt und erklärt. Freunden der Poesie und Liebe gewidmet. Frankfurt a. M., Sauerländer. 16. 15 Ngr.

Katte, F., Erbauliche Blätter aus den Jahrbüchern der Franziskaner in der mittleren Ordenszeit (1400—1600). Mit 1 Stöckel. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 1 Thlr.

Kiel, R., Natur und Geschichte. Welt- und Geschichtsbilder. Einleitung. — N. u. d. L.: Die Geschichte der Menschheit und das Weltganze. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

Koos, F., Das Verhältnis der Philosophie zur Offenbarung oder ihre Bedeutung für die Theologie, nach den wesentlichsten Beziehungen vom philosophischen und theologischen Standpunkt aus untersucht. Basel, Dahnmaier. Gr. 8. 26 Ngr.

Schulz-Schulzenstein, C. F., Leben — Gesundheit — Krankheit — Heilung. Ein Trieb zum Fortschritt der Wissenschaft auf dem Wege des Lebens. Berlin, Reclam. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schwarz, Marie Sophie, Die Witwe und ihre Kinder. Ein Erziehungsroman. Aus dem Schwedischen von A. Krepshmar. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wachsmuth, W., Geschichte von Hochstift und Stadt Hildesheim. Hildesheim, Versteenberg. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Erinnerungen aus dem Leben eines Veteranen der Freiheitkriege. Berlin, Beck. 16. 3 Ngr.

Kurtz, J. H., Recensentenrufung. Eine Appellation von der Redaction der Dieckhoff-Kliesoth'schen theologischen Zeitschrift an die Leser derselben. Mitau, Neumann. Lex.-8. Gratis.

Levinstein, L. J., Ueber die vornehmsten Ursachen der zeitigen politischen Störungen. Berlin, Schillingmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Rißelabel, F. A., Die Völkerschlacht bei Leipzig. Ein Gedenkblatt aus der Geschichte der deutschen Freiheitkriege für das deutsche Volk in Schule und Haus. Saalfeld, Miese. 8. 2½ Ngr.

Schanza, F. C., Die Stunde Deutschlands oder zwei Blide in die Zeit. Ein Gedenkblatt an die Kaiserfahrt nach Frankfurt. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Tischendorf, C., Waffen der Finsterniß wider die Sünde. bibel. Zunächst an die Leser des sächsischen Kirchen- und Schulblatts. Leipzig, A. Winter. Gr. 8. 5 Ngr.

Weinzirl, B., Theodor Körner. Ein Vorbild für Deutschlands Männer und Jünglinge. Festgabe zur National-Körner-Feier am 26. August 1863. Bayreuth, Weinzirl. 8. 2 Ngr.

Zur Beurtheilung der österreichischen Bundesreform. Vom deutschen und preussischen Standpunkt. Berlin, Dunns. Gr. 8. 5 Ngr.

A n z e i g e n.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mit dem 1. October übernimmt Professor Dr. **Karl Biedermann**, einer der bewährtesten deutschen Publicisten, der schon seit längerer Zeit ein Hauptmitarbeiter der Deutschen Allgemeinen Zeitung war, die Leitung derselben. Die Richtung der Zeitung bleibt unverändert dieselbe wie bisher: als ein im wahren Sinne liberales und nationales, nach allen Seiten unabhängiges Organ wird sie „Wahrheit und Recht, Freiheit und Geseß“ mit Entschiedenheit, aber zugleich mit Besonnenheit vertreten.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung wird auch ferner den steigenden Ansprüchen ihres fortwährend sich vergrößernden Leserkreises immer mehr zu entsprechen suchen. In jüngster Zeit glaubt sie dies namentlich durch Einrichtung der regelmäßigen Beilagen bewiesen zu haben, welche zur Ergänzung des Hauptblattes dienen und außerdem ausführlichere belehrende wie unterhaltende Mittheilungen enthalten.

Die bisherigen und neu eintretende auswärtige Abonnenten der Deutschen Allgemeinen Zeitung werden aufgefordert, ihre Bestellungen für das mit dem 1. October beginnende neue Vierteljahr sofort bei den betreffenden Postämtern anzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfindet. Das Abonnement beträgt vierteljährlich 2 Thlr. und wird von allen Postämtern Deutschlands, Oesterreichs und des Auslandes angenommen.

Inserate (die Zeile 2 Ngr.) finden durch die Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung.

Werthvolle Bücher zu ermässigten Preisen, bis Schluss des Jahres 1863

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10 % Rabatt vorgütet.

Geographie. Länder- und Völkerkunde. Reisen.

Brugsch (H.). Reiseberichte aus Aegypten. Geschrieben während einer in den Jahren 1853 und 1854 unternommenen wissenschaftlichen Reise nach dem Niltale. Mit einer Karte, drei Schrifttafeln und drei Beilagen. 8. 1855. (2 Thlr. 15 Ngr.) **24 Ngr.**

Goebel (F.). Reise in die Steppen des südlichen Russlands, in Begleitung der Herren Dr. C. Claus und A. Bergmann unternommen. 2 Theile. Mit 18 Ansichten und einer Karte der transwolgaischen Steppe. 4. Dorpat, 1838. (15 Thlr.) **3 Thlr.**

Goldmann (L.). Aesthetische Wanderungen in Sicilien. 8. 1855. (2 Thlr.) **20 Ngr.**

Hahn-Hahn (Jba, Gräfin). Jenseits der Berge. Zweite, vermehrte Auflage. 2 Theile. 12. 1845. (3 Thlr. 15 Ngr.) **24 Ngr.**

Handbuch für Reisen in Griechenland, von J. F. Reigebaur und F. Aldenhoven. 2 Theile. 12. 1860. (4 Thlr.) **2 Thlr.**

Hartmann (A., Freih. von). Transkaukasien. Andeutungen über das Familien- und Gemeindeleben und die socialen Verhältnisse einiger Völker zwischen dem Schwarzen und Kaspiischen Meere. 2 Theile. Mit Abbildungen und einer Karte. 8. 1856. (5 Thlr. 10 Ngr.) **2 Thlr.**

Julius (A. G.). Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836. 2 Bände. Mit Karte von Nordamerika, 2 Rußlandbeilagen und 13 lithographirten Tafeln. 8. 1839. (6 Thlr.) **1 Thlr. 15 Ngr.**

Kapper (G.). Christen und Türken. Ein Stizzenbuch von der Gave bis zum Eisernen Thor. 2 Theile. 8. 1854. (2 Thlr. 15 Ngr.) **20 Ngr.**

Kirsten (A.). Stizzen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. 12. 1851. (1 Thlr. 15 Ngr.) **12 Ngr.**

Kohl (J. G.). Reisen in Dänemark und im Herzogthumern Schleswig und Holstein. 2 Bände. 12. 1846. (6 Thlr.) **1 Thlr.**

Der Rhein. 2 Bände. 12. 1851. (5 Thlr.) **1 Thlr.**

Raumer (K. L. G. v.). England. Zweite Auflage. 3 Bände. 12. 1842. (6 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr. 15 Ngr.**

Italien. Beiträge zur Kenntniß dieses Landes. 2 Theile.

12. 1840. (4 Thlr.) **1 Thlr.**

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. 2 Theile. 12. 1845. (5 Thlr.) **1 Thlr. 15 Ngr.**

Reumont, (A. von.) Römische Briefe von einem Florentiner. 1837—38. 2 Theile. 12. 1840. (4 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr. 15 Ngr.**

Neue römische Briefe etc. 2 Theile. 12. 1844. (4 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr. 15 Ngr.**

Schönb erg (G. von). Patmahanda. Lebens- und Charakterbilder aus Indien und Persien. 2 Bände. 8. 1852. (3 Thlr. 15 Ngr.) **1 Thlr. 10 Ngr.**

Stenz (L.). Bilder aus Griechenland. 2 Theile. 12. 1841. (2 Thlr. 10 Ngr.) **16 Ngr.**

Stieglitz (G.). Erinnerungen an Rom und den Kirchenstaat im ersten Jahre seiner Verjüngung. 12. 1848. (1 Thlr. 15 Ngr.) **12 Ngr.**

Benedict (J.). Irland. 2 Theile. 12. 1844. (4 Thlr.) **24 Ngr.**

England. 3 Theile. 12. 1845. (6 Thlr.) **1 Thlr.**

Ein ausführlicheres Verzeichniß im Preise ermässiger Werke, aus fünf Abtheilungen bestehend, ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon.

Zweite, völlig umgearbeitete Auflage.

Dies allgemein bekannte und bewährte Universal-Lexikon für den Handgebrauch erscheint gegenwärtig in zweiter, vielfach verbesserter und bis auf die neueste Zeit fortgeführter Auflage in Lieferungen zu 5 Ngr., wodurch zu dessen allmählicher Anschaffung Gelegenheit geboten ist.

In allen Buchhandlungen werden nach Unterzeichnung angenommen.

Preis des Festes 5 Ngr., des Bandes geheftet 1 Thlr. 20 Ngr., gebunden 1 Thlr. 27 1/2 Ngr.

Was über 40 Hefte erscheint, wird an die Subscribenten gratis geliefert.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 40. —

L. October 1863.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thlrn. jährlich, 6 Thlrn. halbjährlich, 3 Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Ernst Rietschel. Von Hermann Neumann. — Georg Berna's Nordfahrt. — Die schweizerische patriotische Gesellschaft Helvetia. — Sulturgegeschichtliche Erzählungen und Romane. Von Gustav Hauff. — Internationale französische Reviews. — Notizen. (Ein Trauerspiel von Charlotte von Stein; Das „Kritisch-literarische Institut für Deutschland“; Spinoza in England.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Ernst Rietschel.

Ernst Rietschel. Von Andreas Dyperrmann. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Aus den untersten Schichten des Volks sind die großen Männer zumeist hervorgegangen und diese Wahrnehmung hat eine weitverbreitete irrthümliche Meinung erzeugt, wonach zur entschiedenen Durch- und Auszubildung eines Talents die Armuth bis zum Hungern gehöre. Halbwahrheiten haben die zäheste Lebenskraft, besonders wenn sie wie oft ebenso übertrieben verteidigt wie angegriffen werden. Brachte doch jüngst das verbreitetste Unterhaltungsblatt einen Artikel — irre ich nicht, so haben wir nur seine Einleitung erhalten —, welcher talentvollen Menschen alle Berechtigung auf Eigenthümlichkeit und Ungewöhnlichkeit absprechen wollte, während doch nur feststeht, daß Sonderbarkeiten und anderweitige Extravaganzen, die über Sitte und Anstand hinausgehen, ein Genie nicht documentiren. Dagegen aber muß auch ebenso entschieden anerkannt werden, daß geniale Menschen in ihrer Erscheinung, Lebensweise und ihren Gewohnheiten von dem allgemein Geltenden durchschnittlich abzuweichen lieben. Und so sind auch Noth und Leid nicht unbedingt erforderlich, um ein Talent auszubilden, gewiß aber ist, daß auf bevorzugte Geister die Armuth mit allen ihren Tugenden, Schwächen, Gebrechen, ja selbst Lasten und mit ihren demüthigenden Schmerzen besonders befruchtend wirkt, indem die Kraft des Genies daran zu Tage kommt, wie die Echtheit des Goldes am Probirstein. Dem gegenüber halte man aber auch die Wahrheit fest, daß auch das kräftigste Talent niemals zur vollen Blüte und zum fruchttragenden Baum sich entwickeln kann, wenn es nicht endlich im vollen Sonnenglance des Glücks, der sorgenfreien, ja reichen Gewohnheit dieses so süßen Daseins gestanden und in dem Schatten der Anerkennung beglückte Ruhe und achtungsvolle Förderung gefunden hat. Jedes Talent, mag es auch trotz ungünstiger Umstände Erfreuliches und selbst Ungewöhnliches geleistet haben, geht wenigstens insofern in der Armuth und dem Leide unter, als nur die Wärme der Zufriedenheit und des materiellen Wohlfühns ein Genie allmählich großziehen kann, bis es seinen ganzen Reichtum in Höhe, Tiefe und Breite entfaltet hat.

Das Lebensbild, welches Dyperrmann in vorliegendem Buche bietet, gewährt gerade dadurch einen seltenen beruhigenden Genuß, daß es uns eine besondere Begabtheit vorführt, die alle diejenigen Stadien im angemessenen Alter und in passender Dauer zur Vollendung durchlitten, durchstrebt, durchkämpft und endlich genießend durchlebt hat, die einmal für das Höchsterreichbare bedingt sind.

Hiernach läßt sich zweifelsohne behaupten, daß das Schicksal darum dem genialen Rietschel günstig gewesen, weil es in seiner Härte selbst nur so lange ausdauerte, als nöthig war, um im Kampfe mit der Armuth und Abhängigkeit die Energie des Geistes zu kräftigen und daneben die Blüte des Gemüths zu zeitigen.

Schmerzlich freilich empfinden wir, daß dadurch die leiblichen Kräfte bis fast zur Erschöpfung litten und dies herrliche Künstlerleben wahrscheinlich um Jahre verkürzt worden ist. Die Frage aber, warum dies gerade sein mußte, kann hier ihre Beantwortung nicht finden; genug schon, daß wir dankbar und zufrieden sein müssen, wenn durch das verkürzte Leben eines seltenen Menschen das Schicksal uns so reich macht, wie dies bei Rietschel der Fall ist.

Schmerzlich freilich empfinden wir, daß dadurch die leiblichen Kräfte bis fast zur Erschöpfung litten und dies herrliche Künstlerleben wahrscheinlich um Jahre verkürzt worden ist. Die Frage aber, warum dies gerade sein mußte, kann hier ihre Beantwortung nicht finden; genug schon, daß wir dankbar und zufrieden sein müssen, wenn durch das verkürzte Leben eines seltenen Menschen das Schicksal uns so reich macht, wie dies bei Rietschel der Fall ist.

Das vorliegende Werk zerfällt in zwei Hauptabschnitte: Rietschel's Selbstbiographie und deren Ergänzungen durch Dyperrmann. Im erstern sehen wir den großen Bildhauer als Menschen, im zweiten als Künstler. Wenn man heute in richtiger Erwägung, was für das Wohl der unbegüterten Klassen zu thun ist, gute Volksbücher

hervorzurufen und zu verbreiten sucht, so glaube ich diese Selbstbiographie als eine der besten Belehrungen und Unterhaltungen fürs Volk nicht dringend genug empfehlen zu können. Ein kurzer Anhang wäre ausreichend, um diese gelungene Darstellung eines Lebens voll Reichtums, an allen Gütern eines deutschen Gemüths für den erwachsenen Leserkreis zum faßlichen Abschluß zu bringen. Nietzsche gehört nicht allein als Sohn eines armen braven Arbeiters, sondern auch durch das Ideal, dem er auf seiner anfangs so dornenvollen Laufbahn rastlos und unausgesetzt treu geblieben, dem Volke recht eigentlich an. Er wollte durch seine Werke vor allem dem deutschen Volke verständlich werden, es erfreuen, begeistern und thatkräftig erheben. Dies ist ihm denn auch bis zu einer Vollenendung gelungen, in welcher er gerade nach dieser Seite in seiner Kunst nahezu einzig und schwer erreichbar dasteht.

Nietzsche's Selbstbiographie ist ein herrliches Werk, nicht gerade, weil sie Bedeutendes zu sagen weiß, als vielmehr weil sie die Leser anregt, bei und nach dem Genusse dieser Erzählung Bedeutendes zu fühlen, zu denken, ja auch auszusprechen. Der Kern dieses seltenen Mannes tritt hier in reizender Beschaulichkeit und ungesuchter Klarheit hervor; es ist die Naivetät, die reinste Kindlichkeit, wie sie auch noch ein graues Haupt rosig verklärt und die Gemüthsfähigkeit, d. h. die Freude am Kleinen und Unscheinbaren, wie sie nur die wahre Hauslichkeit bietet, mit ihrer Weihe zu Entzückungen erhöht, die keine Macht der Erde, keine Herrschaft über Millionen Menschen oder Thaler zu schaffen vermag; es ist mit einem Wort die krystallreine Deutschthümlichkeit, welche diese Bekenntnisse eines großen Künstlers so allgemein verständlich machen.

Ich habe bei der Besprechung der Biographie Nietzsche's (in Nr. 26 d. Bl. f. 1862) die Behauptung gewagt, daß ein Künstler auch ein ganzer, d. h. ein guter Mensch sein müsse. Hier ist der Beweis für diese Wahrheit in einer Weise geführt, die ein Herz von Stein selbst zum Mitgefühl und zur Bewunderung hinreißen muß. Der Künstler hat sein Leben zwar nur zunächst für seine Kinder geschrieben, aber eben deshalb sind diese Blätter ein echtes Volksbuch und wahrlich auch eins der schönsten Werke des treuinnigen Meisters. Er bemerkt:

Ich beklage kein Kind, wenn es arm und in Entbehrung aufgewachsen ist; freilich nur nicht so, daß unter dem Drucke der Noth oder der Härte, oder mitleidiger Herablassung der Menschen der Keim zu bessern Empfindungen zerdrückt und ein Gefühl eigener Geringschätzung erzeugt wird. Ich war sehr arm, und was Kinder wohlhabender Aeltern Freude und Genuß nennen, kannte ich nicht; doch bis zum Hungerleiden, bis zu einer Stellung, wo dem Kinde jeder behaglich Genießende eine unangenehme, unbequeme Mahnung wird und im Wege steht, war es nie gekommen. Meine Aeltern standen immerhin ihren Mitbürgern und Nachbarn, mochten diese es auch besser haben, nicht nach, ja sie sahen sich oft vorgezogen und geschätzt, und ich selbst erfuhr überall freundliches Begegnen, war es vielleicht auch oft nur um meiner zu leistenden Dienste willen und meiner Art und Weise zu nugen. Genug, ich blieb fern von allen Ansprüchen und empfänglich für jede Kleinigkeit.

Und doch hielt es immer schwer, daß seine Aeltern sich nur ein neues Stück Kleidung für den täglichen Gebrauch anschaffen konnten. Für die Feiertage mußte durch das ganze Leben der eine Sonntagsputz ausbauern, der in besseren Zeiten, gewöhnlich mit der Verheirathung, hergerichtet wird. Ja selbst von diesem mußte, als die Noth grüßte wurde, die kleine goldene Halskette der Mutter, im Werthe von 10—12 Thalern, veräußert werden, was die gute Frau als ein so bedeutendes Unglück fühlte, daß sie nicht mehr in die Kirche zu gehen wagte, weil andere Frauen diese Kette an ihr gesehen und nun voraussetzen konnten, daß sie verkauft oder verpfändet sei.

Nietzsche's Vater war der Sohn eines Seilermeisters in Pulkwitz, der ihn, obgleich er große Lust zum Studiren hatte, weil dazu die Mittel fehlten, zu einem Deutler oder Handschuhmacher in die Lehre gab. Als solcher verheirathete er sich mit der Tochter eines benachbarten Schullehrers und ernährte sich, da Handschuhmacher in dem kleinen Orte nicht viel verlangt wurden, durch Anfertigen der Brinckelster aus Leder, wie sie die Landleute zu tragen pflegen. Am 15. December 1804 wurde Ernst Nietzsche geboren. Er fand zwei Schwestern im Alter von neun und vier Jahren vor.

Vater Nietzsche hatte nicht die Lust an Büchern verloren und in der ersten Zeit seiner Verheirathung eine kleine Leihbibliothek — natürlich meist Romane, die er alt kaufte — sich angeeignet. Im Laufe des Krieges ging dieser Schatz verloren. Der Sohn erzählt:

Manufaktur bei Kaufleuten ließ er gern nachsehen, ob auch darunter etwas zu finden sein möchte, was ihm nützlich werden könnte. Bei seinem Interesse an Astronomie mußte er sich durch Bücher, die er sich zuorgen suchte, ein Bild vom Planetensystem, Sonnens- und Mondfinsternissen, den Sternbildern u. s. w. zu verschaffen. Seine drei Landkarten von der Erde, Europa und Deutschland konnte er auswendig, neue Karten konnte er sich nicht kaufen. Den Nachbarn war er ein Rathgeber und Erklärer von manchen Dingen, die über ihren Horizont gingen; sie wandten sich an ihn, daß er ihnen Briefe oder Aufträge concipirte; stillschweigend und wie von selbst verständlich erkannten sie seine Bildung als über der ihrigen stehend an. Er machte sich meist Auszüge aus Büchern, und rührend ist es, daß, als er einst Bode's „Betrachtung des Weltgebäudes“ geliehen erhielt, und da er sich das Buch nicht kaufen konnte — für 1 $\frac{1}{2}$ Thaler wäre dies möglich gewesen — er fast alle Abende eines Winters hindurch saß, um beinahe das ganze Buch abzuschreiben.

Nietzsche fährt fort:

Ich habe es nicht vergessen, wie er ein altes Weihnachtsverzeichnis von Büchern hervor suchte, das er wol drei Jahre hintereinander jede Weihnachten durchlas, mich immer huzuriel, und wenn der Titel „Mit sauber illuminierten Kupfern“ angekündigt war, sagte: „Sieh, Ernst, wenn wir das kaufen könnten!“ und nun mit mir besprach, wie dies und jenes schon sein möchte. Daß es dem Vater nicht einfallen konnte, einen solchen Wunsch ausführen zu wollen, wußte ich wie er, denn nach dem Durchlesen wurde das Verzeichniß wieder hingelegt; aber es war eine glückliche halbe Stunde für beide gewesen, daß wir hatten denken können, wie es sein möchte, wenn dies oder jenes Buch wirklich unser hätte werden können.

Der kleine Ernst lief barfuß und seine Bekleidung bestand aus geschenkten oder vom Erbbler gekauften und für ihn passend gemachten Stücken. Alles ging auf Stroh.

Butter, Del und Holz darauf. Letzteres holte die Mutter, wenn das Raffholz, das die Kinder aus dem Walde gebracht, nicht ausreichte, oft korbweise beim Händler, doch stets des Abends, damit niemand sehen sollte, daß es auf diese Weise gekauft werde. Es korbweise beim Händler holen, das war wirkliche Armut. Rietschel berichtet:

Wir gingen auch Aehren lesen, die dann gedroschen wurden und den Aeltern mehrere Megen Korn einbrachten. Der Gauden wurde nicht verwöhnt, Kartoffeln und Wassersuppen in dieser und jener Form war der durchschnittliche Mittags- und Abendtisch und Sonntags 1—1½ Pfund Fleisch mit Gemüse für die ganze Familie. An den drei Hauptfesten wurde ein Braten ermöglicht, doch nicht immer. Das Häuschen meines Vaters war baufällig, vielleicht, wenn es hätte verkauft werden sollen, 500 Thaler werth, die aber auch als zwei Hypotheken auf demselben lasteten. Die beiden Hauptgläubiger ließen es an harten Worten nicht fehlen. Eine wohlhabende Witwe, welche einem Kaufmann gegenüber wohnte, bei dem ich für meinen Vater den Schnupftabak holte, erblickte mich bisweilen, wenn ich in den Laden ging, so geschwind ich auch zu laufen suchte, und rief mir dann laut über die Straße die Worte zu: „Du, sag's deinem Vater, daß er mich bald bezahlt, sonst würde ich ihn verklagen.“ Mit Angst und Schmerz theilte ich es dem Vater mit, der dann mit kummervollem Gesicht von seiner Arbeit aufsah und durch Hin- und Hergehen in der Stube Ruhe zu gewinnen suchte.

Ferner erzählt Rietschel:

Jede noch so dürftige Familie suchte zum Weihnachtsfeste einige Stollen und Kuchen zu backen. Es war dies das eine mal im Jahre, wo jeder glaubte ein Recht zu haben, sich einen Genuß zu verschaffen, gleich andern Menschen von nur einigermaßen bessern Verhältnissen. Jeder hatte durch den lebhaften Verkehr mehr Arbeit und Verdienst, und so fehlte es auch bei meinen Aeltern nicht, daß die Mutter einige Stollen und Kuchen backen, daß ein Braten gekauft und daß sogar einmal für die Mutter vom Vater ein Luch oder ein kleiner Vorrath von Kaffee, Zucker, Reis u. dgl. als Christgeschenk angeschafft werden konnte. Wir Kinder hatten nur in den frühesten Jahren ein kleines Christbäumchen mit einigem billigen Spielzeug angeputzt erhalten. Ich erinnere mich auch eines kleinen Schattenspiels, das mein Vater gemacht hatte. Vom achten Jahre an kam es zu keiner Bescherung mehr. Die ahnungsvolle glückliche Stimmung für das Fest hatte in der frühesten Jugend, wo ich noch durch die billigsten Kleinigkeiten befriedigt werden konnte, Platz in mir gewonnen. Daß Geschenke und Christbäume später fehlten, vermisse ich nicht. Meine ganze Glückseligkeit concentrirte sich in den Stollen, die am Heiligen Abend gebacken wurden; vorher hatte ich die im Jahre gesammelten Pfäutchen aufzuklopfen, die statt bitterer Mandeln benutzt wurden. Ueber die Behaglichkeit dieser Arbeit ging nichts. Erst spät in der Nacht kehrte die Mutter mit dem Backwerk vom Bäcker nach Hause zurück; die Wohnung wurde mit süßem Duft erfüllt. Ich hatte keinen Schlaf empfunden und wachte mit dem Vater, der das Spätaufbleiben erlaubt hatte. Als die Stollen glücklich in die Wohnung gebracht waren, ging ich ruhig zu Bett und erwachte um 6 Uhr früh, wo das Fest mit den Glöcken eingeweiht wurde, in erhobener Stimmung, die der Geburt des Christkinds galt und im Hintergrund der Aussicht auf köstliche Stollen zum Kaffee und schulfreie Festtage.

Die Lust am Zeichnen und Malen trat bei dem begehrenden, sinnigen und thätigen Ernst früh und entschieden hervor, und da der Vater seine Freude daran hatte, brachte er dem Sohne stets, wenn er nur ein paar Groschen entbehren konnte, einige nürnbergischer Kupferliche nach damaliger Art mit.

Endlich nahte der Zeitpunkt, wo es den armen Aeltern besser gehen sollte, denn Vater Rietschel erhielt die Stelle als Kirchner oder Küster mit 100 Thalern jährlicher Einnahme, und weil er dabei eine Winkelschule einrichtete, wo er kleinen Kindern die ersten Anfangsgründe des Lesens und Schreibens beibrachte, wodurch er neben seinem Handwerksbetriebe je 25 Thaler verdiente, so stieg das Budget der braven Familie auf ganze 150 Thaler.

Die beiden Schwestern des strebsamen Knaben waren bereits in Dienst getreten und Ernst wußte sich auch dadurch nützlich zu machen, daß er sich in den geistlichen Häusern zum Factotum aufschwang und sich als Botenläufer gebrauchen ließ, wofür er denn immer einen Groschen und von den Pfarrfrauen auf dem Lande ein fettgestrichenes Butterbrot und ein Glas Bier erhielt. Er berichtet über dies Verhältniß:

Einmal äußerte zu mir der Sohn des Diakons: „Du, wir gehen morgen nach Bischofheim zu Pachters“ — wohin eine Anzahl Honoratioren eingeladen waren — „und du sollst mitgehen.“ Ich war sehr glücklich über diese Neugier, zog mich des andern Tags an, so gut wie ich's hatte und erwartete des Abgangs, da ich mich nun auch eingeladen glaubte. Da wurden mir Mäntel und Taschen zum Tragen übergeben. Ich hatte keine Ahnung, daß dies der Zweck meines Mitgehens war, ich glaubte, daß ich zur Gesellschaft gehörte, wie die andern, und trug fröhlich meine Last. Angekommen traten die Gäste in das geschmückte Zimmer ein, wo auf weißgebedten Tischen Kaffeetassen und hohe Thürme von Kuchen mich freundlich durch die geöffnete Thür anlachten. Ich war ganz Erwartung und wußte nicht, was ich denken sollte, als es hieß: „Bleib du draußen und warte ein wenig.“ Bald erhielt ich den Auftrag, in ein dreiviertel Stunden entferntes Dorf zu gehen und den dortigen Gutsbesitzer aufzufordern, baldigst einzutreffen. Ich eilte davon und war in einer Stunde zurück; ich hoffte, nach überstandener Anstrengung nun an Kaffee und Kuchen theilnehmen zu können; allein ein Butterbrot und ein Glas Bier zeigten mir den Unterschied meiner Stellung zu den Gästen, und gewohnt, diesen, wie mir's damals schien, hohen Sphären fern zu stehen, gewann das Butterbrot durch den Hunger den Werth des Kuchens, und ohne Verdruss über die verfehlten Hoffnungen nahm ich die Weisung, nun nach Hause zu gehen, bereitwillig an.

Kaum ist der gute Knabe einige Schritte gegangen, so fällt ihm ein, daß sein „von ihm sehr geliebter Lehrer, Rector Fiebler“, einst zu ihm sagte: „Wenn du einmal nach Bischofheim zum Pastor kommst, so sei so gut und bringe mir die Löwenzahnpresse, die er besitzt, mit“ — er war brustkrank und sollte den Saft dieses Krautes trinken. Flugs kehrt Ernst um, läßt den Pastor herausbitten und erhält von dem guten unverständigen Manne die 40 Pfund schwere Presse aufgeladen. Kaum 50 Schritt vom Hause mußte er sie ins Gras niederlegen. Seine Gutmüthigkeit aber trieb ihn an, das Mögliche zu versuchen, er schleifte sich mit der Last nach Rasthausen mühsam weiter, mußte sie aber endlich doch unterwegs bei einem Bauer, von dem sie später abgeholt wurde, einstellen.

Die Verdienste des fleißigen Zeichners mußten bald nicht ansehnend, denn der alte Maler Köhler, dem er bei seiner Beschäftigung half, wies die Leute an den kleinen Rietschel. Er sagt:

Da gab es unaufhörlich Modellträger zum Sticken vorzeichnen, dergleichen Wäsche, kleine Transparenzen mit Tempel

und Opferlamme zu Geburtstagsgeschenken, Kirchennummern mit Delfarben zu schreiben, dergleichen malte ich ein Hutmacherschild, einige Grabkreuze, und bei einem Tischler mußte ich einst zwei Bettstellen für ein junges bauerliches Ehepaar mit Blumenquirlen in Delfarben verzieren. Alle Stammbücher, die im Orte circulirten, gingen durch meine Hand u. s. w.

Ernst malte bereits für das kommende Neujahr vor: aus und hatte oft 30—40 Wünsche, zu 6 Pfennigen bis 4 gute Groschen vorrätzig. Auch fungirte der zwölfjährige Knabe bereits als Lehrer. Bisweilen wurde er vom Spielplage zur Ausübung seiner Pflichten und Würden geholt; er präsentirte sich dann in einem Kostüm, welches der Achtung bei seinen Schülern keinen Eintrag that, nämlich einer grünkattunen, kleingebülmten Jacke und einer Lederhose. Mütze und Stiefel waren im Sommer nicht nöthig. Er lief daher barfuß, Stiefel wurden nur Sonntags angezogen. Auch dem Gerichtsdirectordiente er als Schreiber. Er berichtet:

In demselben Kostüm gab ich auch der jüngsten Tochter des Pastors, sobald meine Schule aus war, täglich eine Stunde Unterricht in den Anfangsgründen des Schreibens und Lesens, und ich verstand alle Mittel des Lobes und der Strenge, sogar mit dem Lineal auf die Finger, dabei anzuwenden.

Obgleich Ernst das so gewonnene Geld an den Vater gab, konnte er doch mit dessen Erlaubniß nur in dem letzten Jahre vor seiner Confirmation sich zu einem neuen Kleide sparen; und wirklich erwarb er sich den ersten neuen Anzug, für den das Zeug mit großem Ernst und einer gewissen Feierlichkeit bei bedächtiger vielfacher Vergleichen und Abwägung ausgewählt wurde und den die Verlmutterndpfe vom Bräutigamsbrock des Vaters, die von ihm dazu besonders aufbewahrt worden, nicht wenig schmückten.

Nun wurde aber auch sofort überlegt, auf welche Weise der brave Ernst am schnellsten und ohne Kosten selbständig werden könne. Der strebsame Knabe ward einem pulsnißiger Krämer übergeben und hiermit begannen gar schlimme Leidensstage.

„Junge, du hast keinen Kaufmannsgeist; aus dir wird in deinem Leben nichts; du bist ein Strohkopf!“ — polterte der Principal, wenn es nun ganz und gar nicht mit dem Rechnen bei Ernst etwas werden wollte. — „Hör' Er, Er sollte Maler werden“, bemerkte dann der Commis, ein kleines, skrofudloses Männchen, mit dicker, rother Nase und schielend; „zum Kaufmann taugt Er nichts; in Dresden ist eine Akademie, wo man unentgeltlich studiren kann, sprich' Er doch mit Seinem Vater.“

Auch Sonntags selbst durfte der geplagte Lehrling nicht seine Aeltern besuchen, er mußte sich dann im Rechnen üben, dem er gar nicht beikommen konnte. Nach acht Wochen wurde er krank, kehrte ins Aelternhaus zurück und ging einer neuen Wendung seines Schicksals entgegen.

Erfundigungen über die Akademie in Dresden wurden eingezo-gen, endlich selbst nachgefragt, der Knabe dem Professor Seifert vorgestellt, um endlich mit 6 Thalern in der Tasche die zweite Wanderung nach der schönen Residenz anzutreten und dort — Maler zu werden. Wie der sechzehnjährige Rietschel vom Jahre 1820 ab gedarbt, gearbeitet und dabei froh und fromm geblieben, erzählt

die Biographie unübertrefflich. Thränen der Begehrtheit und des tiefsten Herzensleides treten dem Leser dabei in die Augen.

Wenn der junge Künstler, der die meisten Tage von Butterbrot und Obst lebt, um Geld bat, sandte ihm der Vater höchstens einen Gulden, oft nur 8 oder 4 Groschen, ja er bemerkte einst: es sei nicht nöthig, daß der Sohn früh und mittags Obst zu seinem Brote esse, wie bald seien 6 Pfennige ausgegeben, und täglich 6 Pfennige mache jährlich gegen 8 Thaler. „Oft war meine wackere ältere Schwester“, setzt Rietschel hinzu, „die als braver Diensthote stets von ihrem mäßigen Lohn einen Sparpfennig erübrigte, meine Hülfe und gab mir etwas, wenn es an allem fehlte.“

Zu den tüchtigen Naturen finden sich indeß auch die Elemente sowohl des innern als des äußern Lebens hinzu, welche stärken und ertragen helfen. Zu dem bescheidenen Akademiker trat ein Freund als tröstendes und bildendes Mittel. Wer bedarf heute noch einen Freund? Aber außerordentliche Leute befolgen die ewigen Naturgesetze genauer als die gewöhnliche Menge. Erst Austausch der Aeltern- und Kindesliebe in dem Eden der Heimat und dem Paradies des Vaterhauses; dann schwere Wahl des Berufs, wechselvolle Lagen und entschiedener Drang nach dem seelisch Bestimmten; dann Freundschaft mit seinen Idealen; dann Liebe und endlich mit ihr Erhöhung über sich selbst. Rietschel sagt:

Thäter und ich, wir schlossen uns beide aneinander an mit freundschaftlicher Hingebung und dem Gefühl engster Zusammengehörigkeit. Er war womöglich noch ärmer als ich, hatte eine schwere Kindheit in Druck und liebloser Behandlung unter fremden Menschen durchlebt, dienend, Dinge zum Verkauf herumtragend, irgendetwas feilbietend, um seiner armen, vortrefflichen und gebildeten Mutter die Sorge für seine eigene Existenz abzunehmen. Thäter war etwas in sich gefehrt, oft mütterlich gegen andere Mitschüler, unfreundlich; die Noth, die er früh kennen lernte, hatte ihn hier und da etwas bitter gemacht. Sein treffliches Herz, sein klarer Verstand, seine rechtschaffene Gesinnung, sein eiferner Fleiß und Eifer festelten mich an ihn; ich konnte nicht mehr ohne ihn sein, wir wurden innige Freunde und hielten fürs Leben geblieben. Er hatte schwere Lebenskämpfe durchgemacht, ist aber stets als reines Gold befunden worden; er gehört zu den edelsten und vortrefflichsten Menschen, die ich kenne; seine echte Religiosität hat sich in Freund und Feind bei ihm bewährt in unerschütterlichem Gottvertrauen, in christlichem Muth bei jeder Noth, in Ergebung und Verzichtleistung, wenn sie von ihm gefordert ward. Ein solcher war auch ich noch mein Freund.

Und ein solcher, setze ich hinzu, war nun auch Rietschel, d. h. wie er dem tiefer eindringenden Leser in dieser begeisterten und doch schlichten Schilderung seines Freundes erscheint, wahrhaft, hingebend, anspruchlos und von einer Stärke der Empfindung, wie sie zur Freundschaft vor allem nöthig ist, um auch in jedem Leid und besonders in jedem Glück treu darin auszuhauern.

Mit der Prämie von 25 Thalern für seine Preisarbeit in der untersten Klasse, besuchte der fleißige Sohn seine beglückten Aeltern, und als der Gerichtsherr und Gutsbesitzer Rittmeister von Posern ihm noch einen Präfekten schenkte, berichtet unser Künstler:

Da kam mir der Gedanke an, ob ich mir nicht auch einmal den Genuß verschaffen sollte, in einem Speisehaue zu essen. Es erschien mir beneidenswert, sich die Speisen aussuchen zu können, die man vorzugsweise gern esse; ich betrachtete die, welche solches vermochten, als reiche und bevorzugte Menschen. Dabei kam es mir aber nie in den Sinn, anzunehmen, daß mir dies so gut gehöre wie jedem andern, daß es eine Ungerechtigkeit sei Gottes oder der socialen Verhältnisse, daß ich und nur wenige (?) mit mir auf das Allernothdürftigste beschränkt blieben, während alle andern das, was sie hatten und genossen, als selbstverständlich in Anspruch nahmen. ... Ich ging daher zeitiger als die Mittagsstunde in das der Akademie nahe gelegene Goldene Faß, um womöglich allein zu sein, wählte mir irgendwelche Speise ohne alle Wahl, aß so geschwind, daß ich mir die Zunge verbrannte, und war froh, ungesehen wieder hinauszufliehen zu können, ehe jemand eintrat.

Wenn hier der junge Mann seiner Neigung nachgab, so erscheint er als wahrer Held und Sieger über sich selbst, als er sich einen unbedeutenden Genuß — für ihn ein Paradieskapfel — versagte. Was meinen die nobeln Cavaliere, die eiskühnend sich vor Kranzler's prächtiger Conditorei unter den Linden in Berlin in bequemer Selbstsucht lagern, von nachfolgendem Triumph über das heftigste Begehren, wie es einmal seine Selbstschau vermerkt? Rietschel erzählt:

Dem Gelüste des Appetits genüge ich nie. Als ich während des Fastnachtsabends meine Mitschüler dufenden Pfannkuchen essen sah, nahm ich mir vor, des Abends, wenn ich nach Hause ging, bei einem Bäcker, wo diese Kuchen als besonders gut gerühmt wurden, einige zu kaufen. Ich kämpfte mit meiner Neigung als einem Unrecht, das ich an meinen Aeltern veräbte, indem ich das Geld, das sie sich abbarben, so wenig es auch sein möchte, für eine Rascherei ausgab; doch die Entschuldigung, daß es ja nur diesmal geschehe, blieb nicht aus. Ich ging also nach Schluß der Stunde den von meiner Wohnung abführenden Weg zum Bäcker, meinend, ich habe bis dahin noch Zeit, zum Entschluß der Entsagung zu kommen. Allein in die Nähe des Bäckerhauses gekommen, machte ich dem kindischen Begehrt dadurch ein Ende, daß ich anfangs heilig zu laufen, so daß ich bald vorüber war. Wieder umkehren war nicht möglich, ich hätte mich ja vor mir selbst schämen müssen. Der Appetit war weg und ich ging vergnügt nach Hause.

Gibt dem fliehenden Sieger die Fahne des Triumphs und lohnt ihn mindestens mit der Rettungsmedaille am Bande!

Den folgenden Winter arbeitete Rietschel in einem Stübchen, das keinen Ofen hatte. „Glücklicherweise“, tröstet er sich, kam mir der Winter — es war 1821 — zu Hatten, dessen wunderbarer Milde kein anderer gleichkam.“ Endlich erhielt Rietschel im zweiten Jahre seines Aufenthalts in Dresden von einigen guten ihm wohlwollenden Leuten mehrere Mittagstische, wodurch sein entkräfteter Körper gehoben wurde und das Studium besser vorwanden konnte, bei dem der junge Künstler ganz auf sich selbst angewiesen war; denn die Akademie bot damals kein erquickliches Bild dar. Oppermann sagt ergänzend:

Die Zeit der Freiheitskämpfe war auch hier bald vergessen. Ein knappes, feines Beamtenregiment machte sich überall geltend; in der Gesellschaft wie im öffentlichen Leben merkte man mehr wie in andern größern Städten Deutschlands von den letzten Ueberresten des vergangenen Jahrhunderts. Die wenigen Kreise, in denen sich geistiges Leben kund gab, huldigten ausschließlich literarischen und zwar specifisch romantischen Bestre-

bungen. Auch die dresdener Akademie nahm eine diesem allgemeinen Gepräge entsprechende Stellung ein. Gleichsam als wolle der Imperialismus, der so lange Hof und Staat beherrschte, noch in der Kunst seine Nachwirkung geltend machen, war der bedeutendste Meister daselbst — Johann Friedrich Matthäi — gänzlich bei der von David eingeschlagenen Richtung stehen geblieben. Fleiß und Gewissenhaftigkeit, tüchtige Kenntniß der Form, welche freilich von keiner tiefen, idealen Intention befeuert wurde, waren Eigenschaften, welche Matthäi zum Lehrer an einer Akademie der damaligen Zeit besonders geschickt machten. Wenn man seine correcten, völlig theatralisch angeordneten, mit fleißigem Studium gleichsam angefüllten Bilder sieht, zu welchen er fast ausschließlich antike Stoffe verwendet hat, so kann man sich bei dem Mangel aller innern Wahrheit, bei der Trockenheit und Gespreiztheit der Darstellung leicht denken, wie wenig ein solcher Meister auf Gemüther einzuwirken vermochte, in denen der Keim der neuerwachten deutschen Kunst, wenn auch ihnen selbst unbekannt, bereits lebendig war und sich nach Entfaltung sehnte. Solchem Lebensdrange konnte ein akademischer Lehrer, selbst von Matthäi's Tüchtigkeit, kein Genüge leisten.

Dagegen lebte und webte in dem Rietschel'schen Freundeskreise eine rege Verdelust. „Ragt euch nicht von der Meinung der Leute hinreißen“, mahnt ein Strebender (S. 106). „die da glauben, die Kunst sei ein Ding, die Phantasie zu ergötzen und zu beschäftigen — eine bloße Augenweide! Nein, sie ist etwas Höheres als dies.“ Und ein anderer schreibt in zu weit gehendem Eifer: „Es ist recht, daß du die Tanzstunden aufgegeben hast, der Beruf des Künstlers ist zu heilig, als daß er sich den Vergnügungen des Volks überlassen könnte.“

Rietschel hielt auch hier wie durch sein ganzes Leben im Denken und Schaffen die rechte Mitte: Natur und Ideal, Wahrheit und Phantasie, kurz die echte Realität, die Leib und Seele erfrischt, ließen ihn nicht abirren, weder in der Kunst noch im Meinen und Glauben; denn auch seine Frömmigkeit, die ihm von seinem Vater überkommen, kannte nichts Pietistisches und Ausschließliches. Sie diente ihm zur kräftigen Herzkraft, denn sein Gott war der Allvater, wenn auch dabei der Protestant sich geltend machte, wo Formenzwang und Orthodoxie herrschen wollten.

Ein durch und durch gesundes Seelenleben tritt erquicklich überall hervor, wo Rietschel sein Ich einsetzt, und gewiß trug er nicht wenig dazu bei, den Freundeskreis vor jenen Extravaganzen zu bewahren, denen damals die „Nazarener“ in Rom sich hingaben und nachher besonders nach Düsseldorf übertrugen. Trotz ihrer Schwächen freilich der Impuls zur Wiedergeburt einer frischen lebensvollen Kunst!

Den neuen Gott in seiner Brust, gestaltete Rietschel im dritten Jahre des dresdener Lebens die freundschaftlichen und künstlerischen Beziehungen besonders angenehm und lehrreich. Er berichtet:

Milde, Thäter und ich wurden bald ein unzertrennliches Kleeblatt. Wir gingen stets miteinander um. Milde's Charakter war, wie sein Name, mild und treu, sittlich rein und fromm. Seine Bildung kam uns zu Hatten, er regte vielfach an, ordnete mehr die Wahl unserer Lectüre und schwärmte mit Enthusiasmus für seinen Erwin, von dessen Leben, Denken und Thun wir durch seine Mittheilungen ein solch lebendiges Bild bekamen, als lebten wir mit ihm. Da auch seine Briefe gemeinschaftlich gelesen und wir oft in denen an Erwin erwähnt

wurden, so ward denn bald auch von uns ein Brief mit ihm gewechselt und Bräderschaft getrunken, indem wir zu einer bestimmten Stunde von fünf zu fünf Minuten anstießen.

Nietzsche wohnte damals bei einer hochbetagten würdigen Frau und ihrer bejahrten Tochter in der Dachstube eines Hinterhauses der Wildstruffer Gasse, vier Treppen hoch. Besonders treffend wird dieser Kreis charakterisirt, als die sechzehnjährige blühend schöne Enkelin der „Großmutter-Wirthin“ hinzutritt, was zwischen dieser und den jungen Leuten erst ernst erwogen wird, und zwar mit der Frage: ob sie, die Enkelin, unter den obwaltenden Verhältnissen dies wol könne und dürfe. Nietzsche erzählt:

Wir bejahten es mit der unbefangenen Ueberzeugung und dem Bewußtsein unserer reinen Gesinnung. Wir Freunde gaben uns gegenseitig das Wort, über das junge, völlig unschuldige Wesen zu wachen, auf daß ihm nichts nahe trete, was irgend verderblich wirken könne. Sie hat daher von uns auch nie eine Schmeichelei gehört oder galante Aufmerksamkeiten erfahren, wie ein Jüngling einem jungen Mädchen wol gern erzeigt; durch Unterricht wurde ihren mangelhaften Schulkenntnissen nachgeholfen, und eifersüchtig wachten wir, wenn uns Bekannte und Freunde besuchten; wir beobachteten sie, ob sie uns gleichdächten, und sie wurden durch irgendeinen Vorwand von Wiederholung ihres Besuchs abgehalten, wenn wir das Gegentheil bemerkten. So war nun der Charakter des Familienlebens noch entschwiebener abgerundet, und es waren die behaglichsten Stunden, wenn wir vereint am großen Tische saßen, der eine vorlas, die andern vielleicht nachschrieben oder zeichneten, während der weibliche Theil der Zuhörer mit Arbeiten beschäftigt war.

Ein Antrag des Ministers Grafen von Einsiedel sollte entscheidend für Nietzsche's Künstlerlaufbahn sein. Nicht, weil er den jungen Mann als Modelleur für das Eisenwerk zu Lauchhammer ausbilden lassen wollte, sondern weil diese Ausbildung, wenn sie in Dresden eingeleitet worden, in Stuttgart bei Dannecker oder in Berlin bei Rauch vollendet werden sollte. Nietzsche gewann dabei fürs erste eine monatliche Unterstützung von drei Thalern.

Die Qualen, welche er bei dem Modelliren eines Neptuns für den Brunnen zu Lauchhammer dulden sollte und die, ohne den erfahrenen Rath bewährter Meister, ein Jahr hindurch währten, waren vergessen, als im November 1826 die Reise nach Berlin angetreten wurde. Zu Fuß und mit Fußgelegenheit erreichte er arm und arg durchgefroren die Hauptstadt, trat zitternd vor Rauch und übergab ihm die schriftlichen Empfehlungen. Nietzsche bemerkt:

Er erinnerte sich meiner von Dresden, war nicht unfreundlich, aber ernst, und als er gelesen, sagte er: „Ich zweifle, daß Sie hierbleiben können, da ich wenig Platz habe; halten Sie sich aber vier Wochen hier auf, da steht diese große Statue — er meinte die Friedrich Wilhelm's I. — aufgebaut wird, damit Sie sehen, wie man das macht!“ Er hatte in Dresden von meiner Noth, den Neptun aufzubauen, gehört.

Bei Rauch fühlte der angehende Bildhauer nun erst recht tief, wie viel ihm noch fehlte. Schon früher bei der Sisyphusarbeit am Neptun äußert er sich:

Drei Jahre, die ich bei Pettrich und mit dieser Arbeit zugebracht, waren verloren! Kein Künstler oder Lehrer jener Zeit, der sich um einen jungen Mann bekümmerte, ihm Rath ertheilte; und wenn sie es gewollt hätten, würden wir den Rath haben annehmen können? Wir fühlten alle zu sehr, daß diese Männer einer abgelebten Kunstperiode angehörten, Seidelmann, Schu-

bert, Köppler, Buchmann u. s. w. Kein Schüler begte vor ihrer Correctur Achtung, man suchte sich ihr auf alle mögliche Weise zu entziehen. Hartmann's Persönlichkeit stößte zwar mehr Respekt ein, er war ein sehr gebildeter, feiner und wohlwollender Mann, seine Correctur war gewissenhaft, aber auch er hatte nichts Anregendes.

Ihr Lehrer — alle — steht es jetzt bei den meisten Akademien und Unterrichtsanstalten etwa besser? Schaubert ihr nicht selbst über die vielen vielen Jahre, die ihr bei einem trostlosen Unterricht verloren habt, wie ihr heute noch z. B. auf den Gymnasien ertheilt wird, wo die kleinen Kinder schon mit Latein und Griechisch gefüttert werden, fort und fort, ohne die Reife des Verstandes nur annähernd zu besitzen, die für das Eingehen in eine Sprache unbedingt nöthig ist? Aber ihr laßt neue Schüler in dieselbe Treitmühle sperren, dort in ihrer Blüte verkrüppeln, und die phantasiereichen und feuriger begabten könnt und wollt ihr in ihrem Elend an eurer Spitze, für die ihr Geist noch keine Organe der Verdauung erhalten hat, nicht verstehen, bis sie oft davonlaufen und alle Studien verfluchen; denn nur wenige haben die Fähigkeit des Talents, das, wie ich früher bemerkt habe, gerade in der Consequenz besteht, trotz alledem und alledem sich allein auszubilden.

Die Strenge des tiefinnerlichen Rauchs verwandelte sich bald in Wohlwollen, das sich in einer stets gleichen treuen Freundschaft gegen Nietzsche bewährte. Einen neuen jüngern Freund gewann dieser in Meuser, der damals Student war. Dann erfreute sich der Lehrling des berühmten Meisters an dem Glück, in den Familien Sitzig und Chamisso eingeführt zu werden. Auch erhielt er vom Grafen von Einsiedel eine jährliche Unterstützung von 200 Thalern, endlich wurde ihm der seltene Vorzug zu Theil, infolge einer Reise nach Dresden vor dem Dichterkönig Goethe zu erscheinen, der wol nicht ahnte, daß dieser junge Mann seine größte Verherrlichung erringen werde. Beglückt kehrte Nietzsche nach Berlin zurück, „wo aber“, klagt er, „meine frohe Stimmung alsbald eine Niedertlage erlitt“.

Er fand einen Brief seines Vaters vor, der ihn in tiefe Traurigkeit und Sorge versetzte. Das Häuschen sollte verkauft werden. Es waren 300 Thaler nöthig, die Gläubiger zu befriedigen und die Wohnung der geliebten Aeltern vor dem Einsturz durch Reparaturen zu bewahren. Mit dem Hause ging auch der Künstlerposten verloren. Wo aber die Summe hernehmen? Der bedrängte Sohn berichtigt:

Ich sann hin und her und erschloß mich endlich mit gedrücktem Herzen meinem Freunde Meuser, den ich für wohlhabend kannte. Ich vermochte freilich gar keine Garantie zu bieten als meinen reblischen Willen, ihm das Geld zurückzahlen, sobald ich vermöchte. Der liebe treffliche Mensch war ohne einen Augenblick Zögerung mit Freunden bereit, schrieb an seine Mutter und handigte mir bald 300 Thaler ein — natürlich ohne Zinsen (zu fordern) und mit der Hinzufügung, daß ich das Kapital zurückzahlen könne, wenn es mir möglich sein werde.

Trotz der großen Freude, die diese dem Vater gewährte Hülfe dem treuen Sohn brachte, versank er in eine melancholische Stimmung, weil seine schöpferische

Kraft noch mit der Gestaltung rang, und Rauch, der immer auf sich selbst Angewiesene, ihm verschlossen blieb. Mit 200 Thalern lebte und strebte indes der junge Mann emsig fort, und erst als Graf von Ginzfeld ihm 300 Thaler jährlich aussetzte, wagte Nietzsche etwas, worüber er naiv in folgenden Worten berichtet:

Ich ließ mir nun einen Mantel, den ich bis dahin nicht gehabt hatte, machen: ein nie genossenes Behagen im kalten Winter! Ich kam mir so curios darin vor, daß ich ihn das erste mal abends anzog, um mich eingewöhnen: ich hatte das Gefühl, als müßte ich jedem auffallen.

Neue Anregung brachte die Preissbewerbung und das akademische Reisestipendium. Er hatte rastlos die neun Wochen Arbeitszeit durch Tag und Nacht gearbeitet und er berichtet:

Ich sah von weitem Rauch nach der Akademie gehen, das Herz schlug mir hoch; in einer halben Stunde vielleicht hatte er über mich entschieden. Ich ging ihm weit aus dem Wege und erst nach Stunden kam ich in meine Wohnung zurück. Da sah ich meinen Freund Thäter (er war als Kupferstecher nach Berlin gekommen, um Rauch's Werke zu stechen) in seinen sonntäglichen Kleidern. Erkaunt fragte ich, warum? „Weil heute ein Feiertag für mich, und weil dein Feiertag ist; du hast den Preis!“

Unter Jubel, Lachen und Thränen umarmten sich die Freunde. Das Stipendium betrug 1200 Thaler und Graf von Ginzfeld war so edel, den Modelleur zu entlassen, damit die Welt den Bildhauer um so schneller gewinnen könne.

In gehobener Stimmung besuchte Nietzsche seine Aeltern. Es waren schöne Tage, in denen er seinen Vater zum letzten male sah. Am 2. December 1828 starb er. Sein Tod begeisterte den Sohn zu der vortrefflichen Composition des Wiedersehens Josephs mit seinem Vater Jakob, der mit den Söhnen nach Aegypten kam.

Nach der Beschreibung der Reise mit Rauch nach München und des Lebens dort endet die Selbstbiographie, welcher wir einen immer schönen und vollen Reiz verdanken: Nietzsche der Mensch.

Obgleich der zweite Haupttheil des Werks drei Viertel des Ganzen umfaßt, glaube ich darüber kürzer berichten zu dürfen in der Voraussetzung, daß einmal jeder Kunstkenner und Kunstliebhaber Nietzsche den Künstler aus seinen Werken zum würdigen Verständnis zu bringen weiß; dann aber auch, weil man die unüberwindlichen Schwierigkeiten anerkennen wird, eine gelungene Darstellung, wie sie uns Oppermann bringt und die durch historische Treue sich auszeichnet, nur annähernd zu würdigen, indem ich einzelnes wiedergebe. Soweit der bestärkte Raum gestattet, werde ich dem schätzbaren Buche gerecht werden, muß aber hervorheben, daß nur durch ein ruhiges Lesen, wie es dem kunstliebenden Meister gestattet ist, der reiche Inhalt der Oppermann'schen Arbeit zu seiner ganzen Fülle entfalten kann.

Daß Nietzsche nicht zu Dandeker, sondern zu Rauch ging, war für ihn von höchster, entscheidend wohlthätiger Wirkung, und der Meister erkaunte bald an den Compositionen, wie sie der fleißige Schüler, bedeutend nach ihm und Werth, ihm vorlegen konnte, dies nach plastischer

Volendung strebende Genie. An die Preisarbeit schloß sich die Zeichnung eines Trübses, „Einzug Christi in Jerusalem“, würdig an. Oppermann sagt:

Daß Nietzsche nie im Leben einem flachen Rationalismus gehuligt, das lag in seiner reichen, tiefen Empfindung. In seinem Leben hatte er sich diejenige Frömmigkeit und Hingabe an die heiligen Dinge bewahrt, welche jederzeit der Schmelze einer männlichen Seele gewesen ist. Er hatte sich durch Leiden und Prüfungen schwerster Art hindurch zu jener Höhe innern Lebens emporgeschwungen, auf welcher eine Aufsehung durch gemeine Leidenschaften nicht mehr möglich ist, er besaß mit einem Worte diejenige Frömmigkeit, wie sie die innere Ruhe und Harmonie des Geistes bedingt. Durch rastloses energisches Streben war dafür gesorgt, daß sie eine schwächende Wirkung auf seine Kunst nicht auszuüben vermochte.

In München erweiterte er den Kreis seiner Freunde. Oppermann sagt bei dieser Gelegenheit am Schluß seiner Lobspriiche über König Ludwig: „Durch alle seine Unternehmungen hindurch ging ein großer patriotisch-deutscher Zug, der ihn zum Liebling des deutschen Volks gemacht hat“, und wenn später sehr wahr behauptet wird, „daß in unserm Volksleben die Formen eines gesunden und lebensfrischen Realismus tief eingewurzelt, daß sie das innerste Wesen desselben zu ergreifen im Stande sind“, so muß ich mir erlauben, im Namen des deutschen Volks die erste Behauptung auf ein beschränktes Maß zurückzuführen. Wenn die Künstler die große Regsamkeit dieses Fürsten zum Nutzen der bildenden Künste gern und lobend anerkennen, so ist damit so ziemlich ausgesprochen, was zu Gunsten dieses Königs gesagt werden kann. Von einem Liebling seines Herzens aber verlangt das deutsche Volk mehr und vor allem, daß er das Seinige dazu beitrage, Deutschland einig und frei zu machen, nicht vor seinem Bilde, wie schon dies auch gemalt sei, Abbitte thun lasse, und nicht die Jesuiten ins Land rufe, sondern uns vom Druck privilegirter Klassen befreie. Solchen Realismus wird das deutsche Volk einst krönen.

In das beginnende Leben der Bildhauer in München griff Nietzsche selbstthätig ein, doch kam keine Befriedigung über ihn und in einem Briefe an Rauch klagt er einmal:

Es fehlt mir bis jetzt eine bedeutende Arbeit, die Kopf und Herz in Anspruch nimmt, bei der ich meine paar Kräfte recht zusammennehmen muß. Ich sehne mich ordentlich einmal was zu componiren, aber ich komme so schwer zur Wahl; habe ich einen Gegenstand, gleich fällt mir ein, ein anderer sei noch schöner. Ich weiß wohl, woran es liegt, es fehlt der Zweck, die Bestimmung der Sache, die den Ernst gibt. Andere können es aber doch, ohne sonst bestimmte Zwecke bei ihren Ideen zu haben, als nur den, sich auszupressen, warum will's bei mir nicht gehen? Da kommen immer wieder die dämonischen Qualgeister, die bösen Zweifel an sich und seinem Talent, welche die innerste Lebenskraft zu zerstören und zu untergraben drohen.

Man sieht hieraus, Nietzsche wachst langsam, eine deutsche Eiche, die dem Volke einst zum Schattendach dienen wollte; erst nachdem er dafür arbeiten konnte, trat seine ganze Kraft hervor.

Thormaldsen's Aufenthalt in München, den Nietzsche für Rauch in dessen Wohnung willkommen heißt, gehört

zu den Glanzpunkten dieser Zeit. Auch erhielt er endlich im August 1830 die Zustimmung für die Ausführung des Denkmals Friedrich August des Gerechten. Nun trat er zu Fuß die Reise nach Italien an. Oppermann bemerkt:

Als Nietzsche Italien, seit Dürer für die deutschen Künstler das Land der Schule und Erholung, betrat, war die Zeit vorüber, wo Overbeck, ein neuer Fra Beato Angelico, in stiller Abgeschlossenheit mit seinen deutschen Freunden im Kloster S. Iffredo „ein durch Freundschaft, Religion und heilige Begeisterung verbundenes gemeinsames Leben“ führte; vorüber die Zeiten, wo Cornelius, Weit und Schadow, die maestri della maniera secca, in der Casa Bartholdi die Geschichte Joseph's „in jugendlicher Hergensluft“ mit Ueberwindung aller Schwierigkeiten malten; verschwunden die Zeit, wo jener Verein von Talleys und Charakteren, getragen von allem, was das Vaterland und Italien Großes und Schönes bot, den Kampf gegen französische Tyrannei und Frivolität und gegen die Beschränktheit deutschen Kleinwesens aufnahm; verschwunden die Zeit, wo der vom Feuer edler Kunstbegeisterung erfüllte Schnorr mit Cornelius, Overbeck und Weit jenes unsterbliche Leben in der Villa Massimo sich entfalten ließ, das wie ein blühender Baum über die deutsche Kunst sich ausbreitete, dem verödeten, sonnverbrannten Boden Labung und Kühle gewährend; verschwunden die Zeit, wo Thorwaldsen mit den Kunstgenossen in der römischen Osteria bei Cefano und Wein in unbefangener Gesprächs plauderte und im Leben um ihn herum die schönsten Motive zu seinen Göttern und Helben fand; verschwunden die Zeit, wo der geistvolle Kronprinz Ludwig inmitten edler Künstler, das Haupt mit dem Lorbeerreis der Mediceer geschmückt, echt königliches Leben um sich verbreitete.

Trotzdem fand Nietzsche reiche Ausbeute für seine Schöpferkraft und reichen Genuß für seine bescheidene Neigung. Er konnte sich dem Künstlerkreis nicht hingeben, welcher dort im ersten Glanz seines Ruhms und der von Düsseldorf ausgehenden neuen Kunst sich um seinen frommen Meister Schadow und dessen Familie sammelte. Ihre Richtung war wol zu katholisirend und romantisch. Das begüterte Wendemann'sche und Hübner'sche Haus, wo Sohn, Hilbrandt und der geniale Componist Felix Mendelssohn glänzten, standen auch Nietzsche offen, aber Nietzsche konnte darin nicht recht heimisch werden. Es heißt:

Er hatte in seiner Vergangenheit andere Voraussetzungen. Eine harte, engbegrenzte Jugend mit manchem Kummer der Seele, der seinem Armen ausbleibt, lag hinter ihm. Er hatte das Leben — bei seiner natürlichen Anlage zur Sorge und Unruhe — von schwerer Seite kennen gelernt, und wenn ihm auch auf seiner künstlerischen Laufbahn das Glück nicht abhold gewesen, so war er doch nicht allgemein anerkannt und erfreute sich nur in den nähern Kreisen seiner künstlerischen Umgebung der Hochschätzung. Er — seine schönsten Freuden, seine tiefsten Leiden in seinem eigenen beweglichen Seelenleben findend, sich nie genügend, oft nicht voll vertrauend, und auf dem Wege des Ruhms und Ringens, mit dem Drange, sein innerstes Wesen in künstlerischen Gebilden auszudrücken — konnte sich mit solcher genügsamen Unbefangenheit jenem Glücksbezogen nicht hingeben.

Die politischen Unruhen scheuchten ihn nach Deutschland zurück. Dort empfing ihn die Achtung, der er bedurfte. „Ich soll“, schrieb er an Rauch, „eine Büste für die Walhalla machen, und rathen Sie, welchen Kopf! — Luther! — Ich bin so glücklich darüber, daß ich es nicht aussprechen kann.“ Diese Büste war Nietzsche's erstes epochemachendes Werk, und sein letztes Werk sollte Luther's großes Denkmal sein! Er ließ sich nun in Berlin

nieder, nachdem er sich mit der Tochter des Oberfactor's Trautschold in Rauchhammer verlobt hatte, doch ging er im October 1832 nach Dresden, wo er als Professor der Akademie seinen Hausstand gründete.

Eine eingreifende Wirksamkeit entfaltend, trug er zur Hebung des Instituts bei und genoss mit ganzem Herzen das Glück der Häuslichkeit, das durch die Geburt seiner ältesten Tochter erhöht wurde. Reiche Befriedigung gewann er durch die Modelle der vier Regententugenden für das Friedrich-August-Denkmal. Mit ihnen trat er in ein höheres Stadium ein. Im Jahre 1834 wurde er nach München berufen, er wählte aber das Verbleiben in Dresden. „Vor mir“, schrieb er an Rauch, „war nichts von meiner Kunst hier, ich habe wenigstens einen kleinen Grund gelegt; wenn ich fortgehe, könnte auch darüber Gras wachsen.“ Auch hätte die Ungebildetheit des Königs auf Nietzsche verstimmend gewirkt, und da derselbe widerstanden hätte, sei sein Verhältniß zu dem hohen Auftraggeber gefährdet worden. Dieser wollte seine Pläne schnell ausgeführt sehen und der Bildhauer darf nicht gebrängt werden.

Mitten in beglückender Thätigkeit traf ihn der barte Schlag durch den Tod seiner Gattin, nachdem sie ihm noch ein zweites Kind geschenkt hatte. Nachdem er im Herbst 1835 der Enthüllung des König Max-Denkmal's in München beigewohnt und 1836 zum Ehrenmitglied der berliner Akademie ernannt worden war, schrieb er, der bescheidene Meister, an einen Freund:

Es vereinigt sich alles, mir meine Stellung angenehm zu machen, überall begegne ich so vielen unverdienten Bevorzugungen, die mich, ich hoffe es, nie von dem Wege abbringen sollen, auf welchem man dem Ziele seiner künstlerischen und künstlerischen Ausbildung zustreben soll. Wenn sich manchmal solche Beweise vom des Glückes Günstigen häufen, da wird mir Angst, ich erblicke nur des Glückes Laune, und Launen ändern sich, denn sie gehen oft nur nach dem Scheine. Ich werde thun, was ich kann — nämlich meine Pflicht, und dankbar annehmen, wenn mir Gutes wird, nie meinen, daß damit etwas Besondere errungen sei.

Durch die Verheirathung mit Charlotte Carus trat zu den Ehren auch die sanfte Hüterin des häuslichen Wohlbehagens, das der sinnige Mann so schwer vermisst. Leider sollte ihm nur kurze Zeit dies zu theil werden: schon nach anderthalb Jahren verlor er auch diese Gattin. Die friedartige Zeichnung Charon nach dem Goethe'schen Gedicht vermehrte seinen schönen Schmerz.

Wendemann's Ueberfiedelung nach Dresden und später des Baumeisters Semper richtige Auffassung, wonach bei Entwürfen großer Bauwerke die Wüthfälle des Bildners und Malers ins Auge gefaßt werden müsse, gaben Nietzsche neue erfrischende Anregung. Vermehrt wurde dies und dehnte sich über alle bildende Künste mehr und mehr aus, als Schnorr von Carolsfeld gleichfalls Dresden zum Wohnsitz wählte. Endlich war das innige Verhältniß zu Carus auf den noch immer nach Klarheit ringenden Meister von gewaltig läuterndem Einfluß. Nietzsche selbst schildert Karl Gustav Carus, seinen treuen väterlichen Freund, mit folgenden Worten:

Ein Mann, der so befähigt ist, mittels der feinen Fühl-
säden seiner Seele die wunden Saiten einer andern Seele her-
auszufühlen, der, wenn er zu einem Menschen in ein Verhältnis
tritt, ihm dann völlig und mit einer das Gemüth fesselnden
Erne, Hingebung und Zartheit angehört.

Auch Rauch's Denkmal Friedrich's des Großen be-
festigte Rietschel in seinen Ansichten und erweiterte diese.
Er äußert darüber:

Das ist ein Werk das ewig ist, und es kann keine Zeit
kommen, in der es geringer geachtet werden könnte, denn es ist
seinem Gößen dabei geopfert worden, weder dem Viel- oder
Geschwindmachen, noch dem lobhübelnden oder tadelnden Geschei-
der Kritiker, weder dem leeren Idealismus noch dem Natura-
liismus. Es ist ein Werk der Begeisterung, der echten Liebe,
der Gewissenhaftigkeit, reicher Erfahrungen, einem männlich
starken Künstlergeiste allein angehörig.

Gewiß die richtigste Ansicht und jeder Kunst gerecht.
Hat die Antike, die Romantik, das Pathos u. s. w. je
zu einer Zeit und darum auch durch alle Zeiten Verech-
tigung, so darf nicht übersehen werden, daß unsere Zeit
der realistischen Richtung huldigt. Noch kämpft unter
anderm das Drama gegen Vorurtheile. Das Publikum
trägt die Neigung zur Antike oder, besser gesagt, die
Hochachtung davor mit dem noch nicht erloschenen Sinn
für romantische und pathetische Darstellungen ins Theater
— machte doch König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen
mehrere Versuche, die Antike der modernen Zeit zuzugewandt
umzustellen —, und nun kämpfen die neuern dramati-
schen Dichter gegen diese verschiedenen Vorurtheile, Nei-
gungen durch Uebertreibungen und Knalleffekte an, statt
sich mit vollem Bewußtsein der realistischen Richtung hin-
zugeben. Freilich gehört dazu Begeisterung, und leider
fehlt diese auf beiden Seiten, und so wuchert die Poesie
neben der Oper. Die realistische Richtung, wie wir sie
verstehen, bedingt für wahr nicht das Aufgeben der idea-
listischen, im Gegentheil kann und soll uns dabei Na-
turalismus und Realismus vereint dem höchsten Ziele
entgegenführen und dies ist wieder: jedes Kunstwerk
sei wahr für seine Zeit und es ist wahr für alle Zeiten
durch die Wahrheit in den Tagen seines Entstehens.

Rietschel's Reise nach Belgien und Frankreich werde
hier nur in Bezug auf letzteres mit seinen Worten
(S. 222) bezeichnet: „Die deutsche Kunst darf überall
kühn in die Schranken treten!“ Und nun (1844)
führte er ein Werk, großes Hochrelief für das Giebel-
feld des Opernhauses in Berlin, aus, von dem Rauch
rühmte (S. 228):

Überall ist das rechte Princip der Natur in großartigen
Formen harmonisch in allen Theilen durchgeführt. Hier muß
es dem Bildhauer klar werden, daß mit der größten göttlichen
Befähigung ohne die feste Grundlage der Kenntniß organisch
lebendiger Natur kein dauernder Werth des Geschaffenen, noch
weniger aber ein Fortbilden entsprechender Kunst möglich ist.

Dem Giebelfeldbild folgte die Statue Thäer's in
Leipzig, die Composition der Niobiden und mit vollene-
r Meisterschaft die Pleia, als die dritte Gattin ihm
durch den Tod geraubt wurde. Er hatte sich mit ihr
1863. 40.

1841 vermählt und fand in diesem Kunstwerk Veruhi-
gung für seine tieferkrankte Seele. Dann vollendete Riets-
chel das Denkmal Lessing's. Der Meister sagte davon:

Ich will ihn ohne Mantel machen. Lessing sucht im Leben
nie etwas zu bemänteln, und gerade bei ihm wäre mir der Man-
tel wie eine rechte Lüge vorgekommen. Ich denke, das Kostüm
wird sich machen, und wäre es meines Wissens das erste der
neuern Monumente, welches ohne dies gepreßte Hülfsmittel dar-
gestellt würde.

Rietschel hatte alle Reclamen in Journalen. Hierin
wie in vielem andern ist ihm ein jüngerer Schüler Rauch's,
der Bildhauer Aßinger ähnlich. Trotzdem dieser aber, als
er mir die Photographie seiner Statue des alten Arndt
für Bonn sandte, mich bat, zwar jedem Freunde das
Bild zu zeigen, es aber keinem zu überlassen, damit die
Bilderjäger für illustrierte Zeitschriften es nicht erwischten,
sah sich bald darauf in der „Gartenlaube“ eine wirklich
entstellende Abbildung dieses in Rietschel's realistischer
Auffassung wahrhaft gelungenen Kunstwerks mit einigen
wunderlichen Worten, die Lob und Tadel zugleich enthiel-
ten. Aßinger, erlaube ich mir hierbei zu bemerken, war
Klempnergefell, als er nach Berlin kam und durch Mo-
dellirversuche, die er nebenbei trieb, Rauch's Aufmerksam-
keit weckte. Ich müßte mich sehr irren, wenn nicht die
Welt von diesem ernststrebenden Künstler noch Größeres
empfangen sollte.

Das Lessing-Denkmal war eine Erholung Rietschel's
in den bewegten Zeiten des Jahres 1848. Oppermann
bemerkt (S. 250):

Der Triumph der Lüge, der Heuchelei und des Fanatismus,
der immer drohender hervortrat, verstimte seine Seele so, daß
er an dem guten Ausgange der Bewegung, an der er lebhaftesten
Antheil genommen, verzweifelte und sich nach stiller Abgeschlos-
senheit sehnte. Da trat ihm bei der Arbeit Lessing's glaubens-
muthige reine Persönlichkeit lebendig entgegen. An ihrer Ver-
herrlichung im plastischen Gebilde erfrischte sich sein eigenes Herz
und er meinte selbst: „Bin ich mit ihm zusammen, vergeß ich
alle Aufregung.“

Der Verfasser bemerkt später:

Als die dresdener Maitage kurz hierauf das Haltlose der
politischen Bewegung, deren Ziele ins Weite, Blaue hinaus-
gingen, darlegten, als der Kanonendonner über die friedliche
Stadt erdröhnte, die mehr zum Wohlleben (sic!) und zum
Genuß in Natur und Kunst bestimmt scheint, und Kartätschen
feuer von Dächern und Barrikaden knatterte, da war auch
Lessing nicht ohne Gefahr, indem dessen einzelne große Form-
stücke sehr wohlgeeignete Barrikadentheile hätten abgeben können.

Ein Benvenuto Cellini hätte vielleicht die Stücke selbst
hinausgetragen und sich mit seinen Schülern bewaffnet da-
hinter aufgestellt. Ich bin weit entfernt, dergleichen von un-
sern Bildhauern zu verlangen, dagegen möchte ich wol wissen,
auf welcher Seite Oppermann in jenen Jahren gerungen
und gelitten. Wenn er nur wirklich auf einer war, so
genügt mir dies. Ich achte jeden tüchtigen Kämpfer, der
sein Leben für eine Idee einsetzt, kämpfe ich selbst vielleicht
auch für die entgegengesetzte. Im übrigen habe ich zwar
stets gefunden, daß Maler und Bildhauer zumeist sehr
ruhige Bürger sind, aus denen bei passender Gelegenheit

die reactionärsten Leute werden; aber der Kampf zertrat ja auch die Kreise eines Archimedes.

Nachdem Rietschel mit seinem Leßing neue Wege gebahnt, wuchs seine Popularität, besonders als er im Jahre 1850 mit seinen jüngst vollendeten Werken in der Berliner Ausstellung auftrat. Nochmals begründete der gemüthvolle Meister das Glück der Häuslichkeit durch seine Verheirathung mit Friederike Oppermann, und trat 1851 eine Reise nach Palermo an, um seine geschwächte Gesundheit zu stärken.

Erfrischt kehrte er nach Deutschland zurück, von der geliebten Frau begrüßt und der Nachwelt erhoben, daß er berufen sei, die Ehrenstatuen der beiden größten deutschen Dichter, Goethe's und Schiller's, zu bilden. „Das Herrlichste, was Deutschlands Neuzeit“, ruft ihm Ernst Förster zu, „der Geschichte dargebracht, ist die Erscheinung Goethe's und Schiller's. Mit dem Rufe, dies Herrlichste zu verherrlichen, begreife ich dich im Vaterlande.“

Was Rietschel in diesem Kunstwerk geleistet, lebt noch so frisch in den Entzückungen des ganzen Volks, daß es ein Wagniß erscheint, darüber berichten zu wollen. Man lese die begeisterte Darstellung dieses Triumphs in dem Werke selbst nach. Rietschel sagte darüber:

Meine Dichtergruppe ist fertig, ich bin aber auch mit meinen Kräften zu Ende, nervös erregt, abgesspannt, von steter Anspannung körperlich geplagt — oft bis zum Zusammenstürzen. Da habe ich über drei Jahre daran gearbeitet, zwei und ein halbes Jahr ununterbrochen; dafür erhalte ich 5500 Thaler — Auslagen habe ich 1600 Thaler, kommt aufs Jahr 1300 Thaler Verdienst. Wenn ein Mann wie Dürer in Brüssel für eine Skizze 1—200 Louiedor verlangt und erhält, der sich doch mit Gallait nicht im entferntesten messen kann, wenn er vom König von Preußen für ein großes Bild, das er in einem Jahre zusammenwirft, 10000 Thaler erhält, so treten dem deutschen Künstler bei den angebotenen Verhältnissen eigene Empfindungen entgegen. Doch das ist's nicht, was mich glücklich machen würde, obgleich es schon zu schätzen ist — wird aber die Wirkung im Freien die rechte sein? Ich kann es im Atelier nicht beurtheilen und lebe so lange in Spannung, bis der Moment da ist, um die Freude — statt des Geldes zu genießen — oder in meiner künstlerischen Thätigkeit für — ich fürchte — immer geknickt zu sein. Es liegt ein Lebensaccent für mich in dieser Arbeit; es ist viel, dazu viel Unberufenes darüber gesagt worden; die Spannung ist erregt für den Gegenstand, der jeden Deutschen interessiert. Gelfe Gott zum guten Ausgang!

Nachdem der Meister mit Hähnel ein reiches Gestaltenleben, jeder in seiner eigenthümlichen, auf den andern nur wohlthätig einwirkenden Art entwickelte, traf Rietschel wieder ein harter Schlag durch den Tod seines Lehrers und Freundes Rauch, am 3. December 1857. Glücklicherweise war in demselben Jahre die Büste dieses großen Bildhauers von Rietschel in hoher Vollendung angefertigt worden. Als Rauch zur Ansicht derselben Alexander von Humboldt einlud, sagte er: „Sie werden sehen, was Sie noch nie gesehen; diese Büste ist das Vollendetste, was wir uns nur erträumen können.“ Und der berühmte Naturforscher bemerkt, daß man es jenen beiden Meistern verdanke, daß die deutsche Sculptur die aller Zeitgenossen hoch überflügelt habe.

Die genaue Ausführung aller Werke Rietschel's, mit welcher der so wohl unterrichtete begabte Verasser alle Kunstfreunde erfreut, überhebt mich weiter darauf einzugehen. Staunend und bewundernd bleibe ich am Schluß der langen Reihe hoher Gestalten und gelungener Gebilde vor dem Luther-Denkmal stehen, hingerissen von der göttlichen Idee des nun verklärten Meisters, ja begeistert trug dem „Sächsischen Kirchen- und Schulblatt“, das sich gemüthig fühlte, dagegen aufzutreten und die Theilnahme der sächsischen Geistlichen am Sammeln dafür abzuschwächen. Eins freilich erregt auch mein Bedenken, daß Savonarola, der an sich treffliche, den Deutschen aber ganz fremde Märtyrer, statt Hutten, den Bunsen verwirft, als eins der Standbilder gewählt wurde. Es sei hier mindestens von einem Deutschen gesagt, daß das ein einige, große, freie Deutschland uns auflachen wird, daß wir, statt Hutten, den Italiener Savonarola verehrt. Wenn ihn der freisinnige Papst Julius II. durch Rasael in der Disputa wieder neben Dante stellen ließ, so sollten wir denn doch, nachdem uns Jahrhunderte aufgeklärt — wenn sie es doch gerhan hätten! — Hutten verherrlichen dürfen. Daß die Katholiken selbst Savonarola beanspruchen, ist dieser protestantischen Verirrung die Krone auf. Noch ist es Zeit, befinne dich einmal, deutsches Volk!

Alle Ehren dieser Welt hatte der bescheidene Meister bereits empfangen und das Leben konnte ihm nur die ungehörte Ausübung seiner Kunst und die stillen Freuden der Häuslichkeit und Freundschaft bieten. Er hatte diese Wohlthaten wie je einer verdient, und doch sollte er nicht länger wirken und sich und andere erfreuen. Ueber seinen Hingang berichtet Oppermann:

Am seinem sechsundfunfzigsten Geburtstag, den 15. December 1860, war er schon überaus hinfällig. Doch trafte am Morgen der herrliche Sturm: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hülfe kommt“, Erquickung in seine Seele. Unaufhaltsam ging das Leiden seinen Weg: matter und matter wurde sein Körper. . . . Gebuld aber vor allem hat er in seinem Leiden bewahrt auf eine seltene Weise. Kein Laut unwilliger Klage kam über seine Lippen, nur von Dankgefühl gegen die treue Pflege der Seinigen war er erfüllt. Auch die schwerste Prüfung, die ihm als Künstler werden sollte, die Befürchtung, daß er sein letztes, sein höchstes Werk, an dem seine ganze Seele hing, nicht mehr vollenden könne, überkam er und legte das Schicksal desselben in Gottes Hand. Wenige Tage vor seinem Tode ließ er das große Gipsmodell seines Luther aus dem Atelier in den Garten rücken. Von seinem Krankenzimmer aus betrachtete er, im Lehnstuhl ruhend, dieses sein letztes Werk. Er ordnete zwar noch einiges an, doch schien er sonst befriedigt. Am 21. Februar 1861 sollte es ausgeführt werden, am Morgen desselben Tages, in der Frühe um 6 Uhr, entschlief der Meister sanft und schmerzlos. Das Haupt mit dem Lorbeerkranz geschmückt, unter Palmen ruhend — so lag die friedliche Leiche in der Werkstatt des Künstlers. Ihr zu Hahnen erhob sich die siegesgewisse Gestalt des gewaltigen Reformators, machtvoll lebendig neben dem todtten Meister, der sie geschaffen, von dessen bis ans Ende unverflegbarer Geisteskraft sie Zeugnis ablegte. Ein Bild, nicht trauriger Art, sondern voll Wack und erhebender Kraft.

Hermann Henmann.

Georg Berna's Nordfahrt.

Nordfahrt entlang der norwegischen Küste nach dem Nordcap, den Inseln Jan Mayen und Island auf dem Schooner Joachim Hinrich unternommen während der Monate Mai bis October 1861 von Georg Berna, in Begleitung von R. Vogt, H. Hasselhorst, A. Gressly und A. Herzen. Erzählt von Karl Vogt. Mit einem wissenschaftlichen Anhang, 3 Karten und 50 theils in Farben gedruckten, theils in Holzschnittten Illustrationen nach Originalzeichnungen von H. Hasselhorst. Frankfurt a. M., Jügel. 1863. 8. 5 Thlr.

Das ist ein merkwürdiges Werk, durch welches das alte Sprichwort, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt, über den Haufen geworfen wird. Wenn wir mit Hamlet „nach der Schnur sprechen“ müssen, so ist es freilich nicht das Buch selbst, sondern vielmehr seine Veranlassung, welche diesen Sieg davonträgt. Es verdankt nämlich seine Entstehung einer von fünf Landratten unter deutscher Führung und auf deutsche Kosten unternommenen Jagdreise. Eine solche Verbindung des Reichthums mit Wissenschaft und Kunst — ohne Regierungsunterstützung — zu einem großartigen Reiseunternehmen ist in Deutschland allerdings etwas Neues und gehörte bisher zu den schönen Vorrechten der Engländer und Amerikaner. Wir können über diese Rauferei unsern überreichen Vettern nur unsere aufrichtige Freude aussprechen und dem gelungenen Anfange recht zahlreiche Nachfolge wünschen. Das Hauptverdienst dabei gebührt Georg Berna in Budesheim bei Frankfurt a. M., insofern er die Anregung gegeben und die Reiseausrüstung übernommen hat.

Von dem lebhaften Wunsche getrieben, noch einmal die rasch entschwindende Jugendzeit zu genießen, „noch einmal aus den gegebenen Verhältnissen herauszutreten und die Welt von einer ganz andern Seite anzusehen, als von der, die ihm sein Schicksal bestimmt“, wandte er sich an seinen Freund Vogt als an den zutragendsten Berater und Helfer bei der Ausführung dieses Wunsches. Beide kamen überein, ihren Himmelsstrich gänzlich zu verlassen und sich dem hohen Norden zuzuwenden. Als Geolog wurde Gressly, als Maler Hasselhorst und als Arzt Herzen jun. zur Theilnahme eingeladen. Berna mietete den blankeseer Schooner Joachim Hinrich, Kapitän Hans Stahr, der leider unter dänischer Flagge segelte und dessen tiefeingebrannte dänische Kreuze und Kronen selbst durch den dicksten Oelfarbenüberzug nicht völlig verdeckt werden konnten. Unsere fünf Republikaner — theils durch Geburt, theils durch Einbürgerung gehörten nämlich merkwürdigerweise sämmtliche fünf Nordseefahrer den beiden einzigen europäischen Binnenrepubliken an — wurden über diese Fatalität einigermaßen durch die Erzählung ihres Kapitäns getröstet, daß er 1848 unter der schwarz-roth-goldenen Flagge gefahren sei und ließen zu ihrer besondern Augenweide bei feierlichen Gelegenheiten auch ihre republikanischen Banner in Masse aufziehen. Am 29. Mai 1861 lichtete man in Hamburg den Anker und steuerte der norwegischen Küste zu, wo man zuerst in Stavanger und am 9. Juni

in Bergen ans Land ging. Bergen kommt in Vogt's Schilderung nicht zum besten weg, wie er später auch von Norwegen überhaupt nicht mit den günstigsten Eindrücken schiedet. Im Gegentheil herrschte bei der ganzen Reise-gesellschaft das Gefühl des Bedauerns vor, so viel Zeit auf die norwegische Küste verwendet zu haben. Vom Innern sahen sie freilich so gut wie nichts, und da sie alle mehr oder minder den Naturwissenschaften zugethan waren, gingen sie viel zu wenig auf die politische wie gesellschaftliche Seite des Landes, auf seine historischen Erinnerungen, seine Verwaltung, seine Sitten und Gebräuche ein. Hierfür fehlten ihnen, um zoologisch zu sprechen, die geistigen Fühlfäden. Vogt stellt entschieden in Abrede, daß Norwegen je für das nördliche Europa das werden könne, was die Schweiz für das mittlere ist —

ein Sammelplatz der gebildeten Welt, die während einiger Monate den Staub des Alltagslebens von sich abschütteln, neue Eindrücke und Genüsse in sich aufnehmen, das Auge an schönen Gegenden oder interessanten Denkmälern der Civilisation ergötzen, im übrigen aber nicht denjenigen Bequemlichkeiten und Genüssen entsagen will, an welche das Leben zu Hause gewöhnt ist. Man will mit einem Worte schöne, interessante Gegenden, gute Unterhaltung, gute Wege und gute Wirthshäuser. Alles dieses findet man in Norwegen entweder gar nicht oder nur sehr unvollkommen und man darf auch nicht verhehlen, daß es unmöglich ist, das Meiste zu schaffen.

Fjorde, Seen und Fjelde sind monoton und düster, und nur in Beziehung auf die Wasserschälle „kann Norwegen sich allen andern Gebirgsländern kühn an die Seite stellen“. Was die Gebirgsformen mit ihren steil abgetrassenen Felsmauern und abschüssigen Halben anlangt, so rief Gressly, „der sein Leben der genauern Erforschung des Jura gewidmet hat“, mit zum Himmel erhobenen Händen begeistert aus: „Es isch byggscht grad wie der Jura by Olte!“ und wurde nicht müde, diese Uebereinstimmung immer wieder aufs neue zu betheuern. „Jenseit des Polarkreises ändert sich freilich die Scene, und dort würden sich gewiß Scharen von Reisenden jeder Art sammeln, wäre das Land wirthlicher und die Reise nicht allzu beschwerlich.“ Als ganz specielle Unannehmlichkeiten werden dem Lande scharfe Witterungswechsel, unaufhörliche Regen, unsaubere Gasthäuser (die Gastfreundschaft findet Vogt unbequem) und furchtbare Schwärme erbarmungsloser Mücken und Schnaken zur Last gelegt, welche letztere jedoch an sich nicht mehr gegen Norwegen beweisen möchten als die Flöhe gegen Italien.

Von dem in Thrangeruch schwimmenden Bergen, wo es nur ein einziges — abschreckendes — Gasthaus gibt, wo von Vergnügungsortern keine Rede ist und in den Läden nichts als hamburgische Audschuß zu unerhörten Preisen verkauft wird, ging die Reise theilweise zu Lande nach Drontheim. Diese Landreise in den zweiräderigen Carriolen wird vollends fürchterlich geschildert. In Drontheim fanden die lieblichen Ufer und Inseln des Fjords ausnahmsweise Anerkennung, auch eine Spazierfahrt bei Mitternachtssonnenschein nach den Wasserfällen des Mid-Elf (Leer Bassen) wird zu Gnaden aufgenommen. Dann werden Dem und Museum besucht, und ein Blatt von

der nördlichsten Linde Europas wird in das Taschenbuch gelegt. Von Drontheim nach Hammerfest. Unterwegs wird in Börd dem Weidwerk nachgegangen und in Tromsø die Bekanntschaft der Lappen gemacht und dem Melken einer Renthierherde beigezogen. Hammerfest ist ein Hauptstütz des russischen Handels und ein Knotenpunkt für den Zusammenfluß vieler Völkerschaften, namentlich Russen, Normannen, Lappen und Finnen oder, wie man sie dort nennt, Quäner. Der Berichterstatter bemerkt:

Sämmtliche russische Kapitäne kamen nach und nach, um Herzen ihren Besuch abzustatten, ihn auf ihre Schiffe einzuladen und ihm in jeder Weise die Hochachtung zu bezeigen, die sie dem Redactor des „Kolokol“ (seinem Vater) schulbig zu sein glaubten. Viele unter den Matrosen waren freilich so unwissend, daß ihnen nicht einmal die Schritte der Regierung hinsichtlich der Emancipation der Leibeigenen bekannt waren; allein unter den Kapitänen fanden sich einige Männer, die sich wohl unterrichtet über die Zustände ihres Vaterlandes zeigten. Sie seien jetzt zwar mit dem Kaiser zufrieden, meinten sie, da dieser sich wohlwollend für das Volk zeige; allein auch die Gefinnung Herzen's müßten sie anerkennen, der sich in seinen Schriften überall als wahrer Russe gezeigt habe.

Wir wollen hoffen, daß die „Nordfahrt“ nicht ins Russische übersetzt wird, damit die russische Regierung nicht Veranlassung erhält, eine Nachforschung nach diesen republikanisch gestimmten Kapitänen anzustellen und sie criminell oder disciplinär zu bestrafen. Die Armen müßten sonst am Ende das gasliche Hammerfest „im Interesse des Dienstes“ mit dem samtschaballschen Petropaulowsk vertauschen müssen. Ein sehr anschauliches und interessantes Bild des polarischen Handelslebens rollt der Verfasser nach den Mittheilungen eines in Hammerfest und Kautokeino ansässigen Kaufmanns vor uns auf. Nachdem man sich in Hammerfest einen jungen Bären als Spielzeug mitgenommen, unternahm man einen Abstecher nach dem Nordcap. Hier ist es, „als ob die Natur mit deutlichen Zügen in die nördlichsten Blätter des europäischen Steinbuchs die Metamorphose der Gesteine hätte eingraben wollen.“ Voll Freude über diese Entdeckung leerte man eine Flasche Champagner, steckte die leere Flasche mit dem Namen der Reisenden und einigen Fremdenbuchsversen versehen auf die Signalkranz und eilte nach Hammerfest zurück, von wo der Joachim Hinrich alsbald nach Jan Mayen unter Segel ging.

Bei Jan Mayen, das am 19. August in Sicht kam, zeigte sich durch eine seltene Günst der Witterungsverhältnisse das Meer ringsum vollkommen eisfrei, sodaß ohne die geringste Gefahr eine zweimalige Landung unternommen werden konnte. Ein Krater wird untersucht, alle Taschen werden mit Lavastücken vollgestopft, das Treibholz und die angespülten Schiffstrümmern werden betrachtet, unter den zahllosen Sturmögeln wird etwas aufgeräumt, der Jäger erlegt eine Bartrobbe und sieht zwei oder drei Polarschiffe, man macht eine Variation auf das Thema der obligaten Champagnerflasche und sagt dann dem in kristallener Bracht aus dem Nebel hervorbrechenden Breckenberge Valet. Damit auch diese Würze der Reise nicht fehlen solle, macht sich ein „rechtschaffener Sturm aus

dem ff“ auf, von welchem selbst der Kapitän gesehen muß, daß es „fürchterlich weht“ und er es noch nie so stark gehabt habe. Das große Segel und beide Boote gehen verloren, und unsere fünf Binnentrepublikaner leiden außerordentlich von der Seekrankheit, welche den „Commodore“ Berna überhaupt während der ganzen Reise wenig verläßt. Olim meminisse juvabit ist in solchen Tagen der einzige Trost. Am 1. September ging der Joachim Hinrich glücklich in der Bucht von Reykjavik vor Anker und besserte seine Schäden aus, während die Reisenden ihre Vorbereitungen zu einem Ausfluge ins Innere trafen. Dieser war jedoch von geringer Ausdehnung — die Jahreszeit war für eine solche Reise schon etwas vorgerückt — und beschränkte sich streng genommen auf die Geistre und Thingvalla. Auf der Heimreise von Island, das man am 16. September wieder verließ, war es die Absicht der Reisenden, die Färder nebst den Shetland- und Orkneyinseln anzufegeln. Allein widriges Wetter und ein abermaliger Sturm in dieser stets stürmischen Meeresgegend vereitelten diesen Wunsch, und man war endlich froh, am 1. October die irische Küste bei Londonderry zu erblicken. In Greenock trennte sich die Reisegesellschaft; der leidende Greßly ging als Aufseher der gemachten Sammlungen mit dem Schooner nach Hamburg zurück, Herzen eilte so schnell als möglich nach Hause, und die übrigen drei durchstreiften noch Schottland, England und Wales, ehe sie sich widerum der Heimat zuwandten.

Das ist die species facti. Es fragt sich jetzt, wie die wissenschaftliche Ausbeute der Reise beschaffen ist und welche literarische Stellung die Erzählung derselben in Anspruch nimmt. Wir möchten die Reise mit einem Worte als eine wissenschaftliche Vergnügungstour charakterisiren: eine Gattung, welche auf dem Gebiete der Reiseliteratur etwa der populär-wissenschaftlichen Vorlesung entsprechen möchte. Die von unsern Reisenden besuchten Gegenden sind in den letzten Jahren mehrfach untersucht und, wir können es nicht verhehlen, theilweise gründlicher untersucht worden als von der Berna'schen Expedition. Von diesem Gesichtspunkte aus bedauern wir, daß die Fahrt nicht lieber nach weniger bekannten Regionen gerichtet worden, und daß nicht z. B. der Bäreninsel ein Besuch gemacht worden ist, auf welcher, wenn wir uns recht erinnern, Lord Dufferin nicht landen konnte. Ueber Lord Dufferin's Besuch auf Jan Mayen urtheilt Vogt, daß derselbe unsere Kenntniß der Insel nicht wesentlich gefördert habe. Wir wollen und nicht anmaßen, zu propheteien, was Spätere von ihm selbst urtheilen und ob sie in seiner „Turnbucht“, seinem „Ratanfuchsenkrater Berna“, seinem Felsen „Präsident“ und ähnlichen Scherzen eine wesentliche Bereicherung der geographischen oder geologischen Wissenschaft erkennen werden. Lord Dufferin kann mit noch größerem Rechte als Vogt zu seiner Rectification geltend machen, daß er zu seinem Vergnügen und nicht zu wissenschaftlichen Zwecken gereist ist. Nach Vogt's eigenem Urtheil ist Scoresby's Beschreibung noch immer das Beste und Vollständigste, was wir über Jan

Namen besitzen, und auch Vogt's Karte ist in der Hauptsache von Scoresby entlehnt. Hinsichtlich Islands verdanken wir namentlich Freyer und Zirkel viel umfangreichere und eindringendere Forschungen als der Bernas'schen Expedition. In der Theorie der Geißre schließt sich Vogt durchaus an Bunten an, „gegen den keine Einwendungen mehr gemacht werden können“, und bekennt ausdrücklich, daß danach „auf diesem Felde nichts mehr für ihn zu holen war“. Er wendet sich daher (mit Gregly's Beihilfe?) sowohl im Werke selbst wie in dem Anhange anderweitigen geologischen Betrachtungen zu. Im übrigen sehen wir durch Vogt vollständig bestätigt, was wir bereits bei Besprechung des Freyer und Zirkel'schen Werks in Nr. 43 d. Bl. f. 1862 hervorgehoben haben, daß nämlich die Isländer zu phlegmatisch am Alten hängen, als daß sie die Kultur ihrer Insel zu der wünschenswerthen und möglichen Höhe erheben sollten. Er sagt:

Die ganze Kraft der Erziehung und Belehrung wird neben der isländischen Sprache und Geschichte einzig und allein auf das klassische Alterthum verwendet. Es macht in der That einen sonderbaren Eindruck, wenn man in Erbhütten, die kaum den Namen von Häusern verdienen, in niedrigen Gassen, die nur dürftig mittels eines Quadratußes Fenster erhellt sind, Knaben findet, die sich mit Hannibal und Scipio herumklagen und besser im Livius bewandert sind, als in der Geographie ihres eignen Landes. Man sollte erwarten, daß in einem Lande, welches von der Natur nur so farge Gaben erhalten hat, alles Dichten und Trachten einzig darauf gerichtet sein sollte, die vorhandenen Hülsquellen möglichst zu entwickeln, zu vermehren und nutzbar zu machen; man sollte erwarten, daß gerade die Naturwissenschaften und ihre Anwendung auf Ackerbau, Industrie und Viehzucht hier begeisterte Verehrer finden müßten, welche die erworbenen Kenntnisse in dem Lande praktisch zu verwerten und dadurch der armen Bevölkerung neue Erwerbsquellen zuzuführen suchten. . . . Nirgendes steht man das Bestreben, die durch das Vieh getretenen Pfade zu ebnen oder die moorigen Gründe mehr auszutrocknen und statt sauern Sumpfs und Niedgrases, das höchstens zum Belegen der Dächer und Mauern dienen kann, saftige Futterkräuter zu erzielen. Die Ausdehnung der Sumpfs- und Moorgründe in den wirklich bewohnten Theilen der Insel ist unglaublich groß, und gewiß bedürfte es an den meisten Stellen nur geringer Mühe, um die ungesunden sumpfigen Gründe zu entwässern und so große Strecken einer ordentlichen Graswirthschaft wieder zuzuführen. In den meisten Weierhöfen und größern Ansiedelungen, die gewöhnlich auf Hügeln liegen, muß man sich auf halobrechenden Dämmen oder nur den Bewohnern bekannten Pfaden durch entseßliche Sümpfe hindurchwinden, wo bei dem geringsten Fehltritt die Kasse bis an den Bauch in zähen Schlamm versinken. Wie oft arbeiteten wir uns mühselig stundenlang durch Quadratmeilen sumpfigen Landes, in dessen unmittelbarer Nähe zwischen tiefeingeschnittenen Ufern muntere Bäche und Flüsse rieselten, welche ein Entwässerungsgraben leicht hätte erreichen können. Betrachtet man übrigens das Land, seine Lage und klimatischen Verhältnisse, so sollte man meinen, daß auch andere Futterkräuter mit Erfolg müßten gebaut werden können. Nicht minder kläglich steht es mit der freilich beschränkten Industrie aus, welche das Land üben kann, und die sich hauptsächlich nur auf Wolle beschränkt. Ließt man von den Verfahrungsweisen zum Reinigen, Walken, Zubereiten, Bleichen und Weben der Wolle, welche heute noch in Island gäng und gebe sind, so stehen einem in der That die Haare zu Berge über die Ursprünglichkeit dieser Verfahrungsweisen, die aus längst verschwollenen Jahrhunderten sich fortgepflanzt und bewahrt haben.

So urtheilt also der Mann der Naturwissenschaft, und wenn wir ihm auch unsere Beistimmung nicht versagen können, so möchten wir doch nicht, daß die Isländer über der Pflege und Anwendung der Naturwissenschaften ihre klassischen Studien vernachlässigen sollen; man soll das eine thun und das andere nicht lassen. Den isländischen Ponies singt der Verfasser ein großes Loblied und meint, die schweizer Regierung könnte ihrem Lande keine größere Wohlthat erweisen, als durch die Einführung von einem Hundert dieser Thiere im Alpenlande. Vielleicht möchte überhaupt den Isländern die Pferdezuucht und Pferdeausfuhr sich als ein vortheilhafter Erwerbszweig empfehlen. Beiläufig hat uns die Notiz interessiert, daß nach der Meinung der Isländer Lord Dufferin von der englischen Regierung vertraulicherweise mit der Beaufsichtigung des Gebarens des Prinzen Napoleon beauftragt gewesen sei, welchem man insofern politische Zwecke unterstellen konnte, als die Franzosen seit langer Zeit gewohnt sind, in der Nähe Islands zu fischen.

Von den Vorzügen des Buchs brauchen wir denjenigen unserer Leser — und wir zweifeln nicht, daß es die Mehrzahl ist —, die bereits eins von Vogt's frühern Werken in Händen gehabt haben, nichts zu sagen. Obenan steht darunter eine frische und scharfe Auffassungsgabe, welcher eine ebenso frische und scharfe Darstellungsgabe entspricht. Die Schilderung des Heringsfanges, das Gastmahl in Bergen, obwohl es hinter dem Lord Dufferin's in Reykjavik zurückbleibt, das Leben der Lappen, die Bernas'sche Adlerjagd u. a. gehören in dieser Hinsicht zu den gelungensten Partien des Werks. Laien möchten jedoch stellenweise etwas weniger Qualle und etwas weniger geöffenes Gestein wünschen. Wenngleich nach allem Vogt's „Nordfahrt“ sich an wissenschaftlichem Gehalt nicht mit Freyer's und Zirkel's „Island“, an Abwechslung und sprudelndem Humor nicht mit Lord Dufferin's „Briefen aus hohen Breitengraden“, und an Glanz der Ausstattung nicht mit Hochstetter's seitdem erschienenem „Neuseeland“ messen kann, so ist es nichtsdestoweniger eine lehrreiche, anziehend geschriebene und sehr hübsch ausgestattete Reisebeschreibung, welche wir der Beachtung der Leser durchaus empfehlen können. Wir sind überzeugt, daß niemand diese polarische Seereise der fünf republikanischen Landratten unbefriedigt aus der Hand legen wird. 54.

Die schweizerische patriotische Gesellschaft Helvetia.

Die Helvetische Gesellschaft. Aus den Quellen dargestellt von Karl Morell. Winterthur, Bude. 1863. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Agr.

Der Verfasser gab schon vor zwei Jahren in demselben Verlage eine Monographie heraus: „Karl von Bonstetten. Ein Zeit- und Lebensbild“, in welchem die stagnirenden Zustände der Schweiz, namentlich Berns, im vorigen Jahrhunderte jenem geistesfrischen Manne gegenüber erschienen, der schon zu den Aposteln einer bessern Zukunft zählte. In der kürzlich erschienenen Schrift hat sich der Verfasser, ein sanct-galler Gelehrter, gegenwärtig Privatdocent für Geschichte in Zürich, ein weiteres Ziel gesetzt, und

gibt ein äußerst treues, aus sorgfältigen Studien hervorgegangenes Bild der Entwicklung der Ideen, welche die Schweiz in neuerer Zeit einig, frei und stark gemacht haben und deren Träger die Gründer und Mitglieder der Helvetischen Gesellschaft waren. Der Verfasser selbst gehört zu den eifrigen Mitgliedern der seit der fabelhaften Angelegenheit in der Schweiz, namentlich in Bern, St. Gallen und Genf, bestehenden Helvetia, einem politischen Verein, unter der Regide des gegenwärtigen Bundespräsidenten Stämpfli entstanden, welcher der Schweiz mehr innere Bewegung und namentlich größere Unabhängigkeit von außen — ob mit oder ohne dringende Gründe, bleibe dahingestellt — geben möchte. Mit besonderer Vorliebe hat sich daher der Verfasser jenes Stoffes bemächtigt und denselben in weitaufgeklärter und anziehender Weise, zuweilen vielleicht etwas zu breit verarbeitet und wiedergegeben. Das erste, für unsere gedruckte Darstellung des Hauptinhalts leider zu reichhaltige Buch, enthält eine sehr lebendige und fesselnde Schilderung der Vorboten jener Gesellschaft, d. h. der geistreichen Schriftsteller, welche über ihrer corrupturierten Zeit standen und die Gefahren wie das Misere ihres Vaterlandes erkannten und bekämpften. Den Ursprung der Grundidee, welche die Helvetische Gesellschaft durchdrang und sich wie ein rother Faden durch ihre Verhandlungen hindurchzog, finden wir in der Flugschrift: „Patriotische Träume eines Eidgenossen von einem Mittel, die veraltete Eidgenossenschaft wieder zu verjüngen.“ Dieselbe, im Jahre 1758 in Basel gedruckt, erschien unter fingirter Firma und hatte zum Verfasser den greisen Franz Urs Balthasar, Mitglied der Regierung von Luzern, der sie schon 1744 nur „zu seiner Freunde Vergnügen“ geschrieben hatte. Isaak Iselin, Rathschreiber von Basel, aber einer der eifrigsten Patrioten, ließ sie drucken und verordnete sie an seine Freunde. Die Schrift verräth ein ganz reifes Urtheil über die verworrenen und verrottenen Zustände der damaligen Schweiz, und schlägt als Verbesserungsmittel eine Erziehungsanstalt vor, in welcher die jungen Patricier zu tüchtigen Bürgern und Staatsmännern herangezogen werden sollen. Sie sollten lernen die eidgenössischen Bünde genau beobachten, von deren Aufrechterhaltung einzig und allein das Heil und der Bestand aller schweizerischen Staaten abhängen; ferner sollten sie lernen in richterlichen und Rathversammlungen ehrerbietige doch unerschrockene Vorträge zu thun und sich der Unparteilichkeit und des freundlichen liebevollen Betragens gegen jedermann zu befleißigen. Mit dem wissenschaftlichen solle ein militärischer Unterricht verbunden werden, der fremde Soldnerdienst aber und mit ihm die Abhängigkeit vom Auslande durch das herrschende Bestrafungssystem aufheben. Diese Staatschule würde dann bewirken, daß die dadurch miteinander befreundeten Staatsmänner wie die andern Bürger füreinander leben und sterben, und so die erkaltete Liebe und Einigkeit wieder erwärmt in aufrichtigem Freundschaftseifer auflodern werde.

Die einzelnen, wenigen Patrioten, welche damals schon der Reform huldigten, standen aber, obwol meist selbst Patricier, so unter dem Drucke der einzelnen Regierungen und deren Censurbehörden, daß sie ihre Meinungen nicht öffentlich austauschen, sondern nur brieflich einander eröffnen konnten. In diesen und erhaltenen Correspondenzen bildete der züricher Dichter Bodmer den Mittelpunkt; besonders interessant aber ist der Briefwechsel zwischen ihm und Laurenz Zellweger, einem auch am sein egeres Vaterland verdienten Appenzeller. Im Jahre 1763 schreibt dieser unter andern in prophetischem Geiste an Bodmer: „In unserer Schweiz scheint mir die Corruption allgemein geworden zu sein. Wir sind auf dem geraden Wege zum Untergange. Die Republiken des Alterthums bieten uns ein deutliches Beispiel, wir kennen ihr Schicksal, wir sehen den abschüssigen Weg und lassen uns nicht von ihm ablenken, sondern werfen uns lachend in den gleichen Abgrund. Mit Gottes Willen wird indeß immer noch einige Zeit vergehen, bis die Katastrophe hereinbricht.“ Als Heilmittel wird auch von ihnen ein Erziehungsinstitut für angehende schweizerische Staatsmänner bezeichnet, dessen Generaldirector „ein überlegenes und univer-

selles Genie und sogar ein Fremder wäre“. Dazu könne man Bieland (damals in Zürich) wählen, „den man einbürgern und der Tagelohnung und Eidgenossenschaft einen Eid könne ablegen lassen“. Eine hervorragende Stelle im Kreise dieser patriotischen Freunde nimmt ferner jener Isaak Iselin von Basel ein. Von seinen Gedichten ist zwar besser zu schweigen, aber mit seinen „Philosophischen und patriotischen Träumen eines Menschenfreundes“ (1755) trat er in die erste Reihe der Reformfreunde. Sein Ideal war jedoch immer noch eine tugendhafte und gebildete, auf Erbgütern gegründete Aristokratie. Für die ganze Schweiz aber schlug er eine Verfassungsform vor, die von der gegenwärtigen Repräsentativ-Demokratie nicht stark abweicht. Im Jahre 1760 feierte die Hochschule Basel ihr dreihundertjähriges Jubiläum. Iselin hatte dazu auch seinen Gefinnungsgenossen, den Rathschreiber Salomon Hirzel von Zürich eingeladen, der den Jbhlendichter Salomon Gessner mitbrachte. Als vierter Freund erschien Obmann Schinz von Zürich. Nach trauischem Beisammensein ward allen die Trennung schwer: da tauchte der Gedanke auf, man solle sich zuweilen an einem Ausflugsorte der Schweiz begegnen und dazu auch die Freunde von andern Orten einladen. „Die Herzen überströmten von Freude über diese freundschaftliche Tagelohnung und man schied mit wehmüthiger Thätlichkeit voneinander.“

Iselin aber verfolgte diesen Gedanken am eifrigsten, aus dem unter dem Schein einer Ergötzlichkeit dem Vaterlande große stitliche und politische Vortheile erworben werden könnten: die Einigkeit der Stände und die Tugend und Glückseligkeit ihrer Bürger solle das Ziel sein. Hirzel in Zürich ging, wiewol mit etwas weniger Sanguinität, auf den Plan ein. Endlich, am 3. Mai 1761 kamen die Freunde in Schinznach zusammen. Es waren Hirzel, Schinz, Keller und der Jbhlendichter Salomon Gessner von Zürich; Iselin, Frei und Dr. Zimmermann von Basel und zwei Domherren von Berolbingen aus Spiez in Uri. Man hatte jenes Schinznach, ein Dorf mit altherühmtem Bade in reizender Lage des Aargaus erwählt, weil es ziemlich im Mittelpunkt des Niederlandes der Schweiz liegt und man sich dort frei und unbeobachtet bewegen konnte. Dieses Beisammensein war ein gemüthliches, rein freundschaftliches und gefelliges. Im März des folgenden Jahres trafen von den Begründern des Bundes wieder sechs zusammen, zu denen acht neue hinzukamen, der jüngere Balthasar, der Stadtschreiber Nader und Gerichtsschreiber Pfyster von Luzern, Professoren Wilhelm und Schöffel von Bern, die Förderer der Landwirtschaft, Legationsrath Schmid von Weimar und zwei Züricher. Der letzte war es der Stadtschreiber Hirzel, welcher mit dem Entwurfe einer Organisation des Bundes hervortrat. Die Helvetische Gesellschaft, wie sie sich nun nannte, aus durch die Liebe des Vaterlandes vereinigten Freunden bestehend, setzte sich vor, „die Geseze und Staatsveränderungen der Eidgenossenschaft, die Sitten und Gelehrsamkeit ihrer Bürger in den verschiedenen Zeiten nach den Grundsätzen der Geschichtskunde zu beleuchten und ihre Bemühungen zum Besten des Vaterlandes fruchtbar zu machen.“ Die Gesellschaft erweiterte sich durch die Aufnahme von 22 neuen Mitgliedern aus verschiedenen auch den urtheilsfähigen Cantonen. Bei der Versammlung des folgenden Jahres herrschte eine hohe, patriotische Begeisterung, angefaßt vom Präsidenten Hirzel und Balthasar Sohn von Luzern, welcher der Gesellschaft eine rührende Apostrophe seines greisen, damals schon dem Tode nahen Vaters, des Verfassers der „Patriotischen Träume“ mittheilte. Ebenso, wiewol in entgegengelegter Absicht, begrüßte in einem Schreiben der französische Gesandte in der Schweiz die Versammlung, indem er sich als Vermittler zwischen ihr und einer neuen gelehrten Zeitung anbot, die in Paris erscheinen sollte. Die Helvetische Gesellschaft aber witterte Unruh und beschloß eine höfliche Ablehnung dieser welschen Verlockung. Zuerst tauchten in dieser Versammlung Erziehungsreformpläne auf, deren Beleuchtungen und Erwägungen jedoch lange dauerten und zu keinem praktischen Resultate führten. Den Culminationspunkt der Blüte der Gesellschaft bildete die Versammlung von

1765, in welcher sich auch der bekannte Philanthrop, Herzog Ludwig Eugen von Württemberg, und der Bauer und Philosoph Oskar von Zürich, genannt Kleinjogg, einfanden, welche lebhaft miteinander ambulirten und philosophirten.

Der vom Dichter Bodmer entworfene Plan, ein helvetisches Seminar auf Actien zu begründen, scheiterte an verschiedenen Bedenken der Mitglieder, hauptsächlich aber am Kostenpunkte; ebenso ein anderer Tschiffeli's von Bern. Inzwischen war aber ein Unternehmen im Canton Graubünden ins Leben getreten, eine Erziehungsanstalt, welche der Professor von Planta im Verein mit einem ausgezeichneten deutschen Pädagogen, Kefemann aus Magdeburg, im Jahre 1761 gründete, welche sich als lebensfähig bewies und als die eigentliche Pflanzschule der gebildeten und freibedenkenden Männer zu betrachten ist, die am Ende des vorigen und zu Anfange dieses Jahrhunderts in staatsmännischer und humaner Weise auf die Reform der Schweiz und deren Knechtung hinarbeiteten. Inzwischen waren bei dem stark zunehmenden Besuche dieser Anstalt deren Mittel bald erschöpft, so daß man schon im Jahre 1765 eine Staatshilfe in Anspruch nehmen mußte. Die Tendenz des Instituts war, die jungen Leute zum Christenthum gemäßigt rationalistischer Färbung und bei voller Toleranz heranzubilden, und zu dem politischen, ökonomischen, militärischen und kaufmännischen Berufe vorzubereiten. Das Ganze war und blieb aber nur eine Pflanzstätte für junge Patrioten, und die Lehrmethode die Daseidow'sche, indem man den Sinn für menschliche und patriotische Tugenden in die jungen Gemüther zu pflanzen suchte, wozu eine Art originelle republikanische Selbstregierung der Schulen wirken sollte. Die Helvetische Gesellschaft übernahm nun das Protectorat über das Institut, die Mitglieder schickten ihre Söhne dahin und es blühte immer mehr auf, nachdem Ulysses von Salis die weiten Räume seines so romantisch gelegenen Schlosses Marchlins im Prättigau demselben eingeräumt hatte. Später siedelte die Anstalt nach Reichenau über, wo H. J. Schöffle, der flüchtige Student, und später Ludwig Philipp, der flüchtige Prinz, als Lehrer fungirten.

Die politische Gesinnung der Mitglieder hatte lange nur die Reform der schweizerischen Zustände innerhalb jenes gemäßigten Aristokratismus zum Ziele, so daß selbst die Anfänge der Französischen Revolution an ihnen ziemlich eindrucklos vorübergingen. Noch im Jahre 1795 durfte sich Carrafin von Basel als Präsident über den Zweck der Gesellschaft äußern: „Ist es Politik? Da sei Gott vor! Nie müßte Parteigeist noch Grubelei Nahrung bei uns finden.“ Inzwischen hatten sich doch auch schon früher viele Stimmen im Schoße der Gesellschaft gegen die größten herrschenden Mißbräuche erhoben und mit großer Entschiedenheit erklärt: gegen das Schimpfliche der Unterthänigkeit einzelner Landschaften unter den Cantonen (Tessin, Waadtland u. s. w.), gegen den Dienst der Schweizer in ausländischem Solde, gegen die Polizeimaßregelung und den Beamtenhohn, gegen die herrschende Bestechlichkeit, die Vernachlässigung des Schulwesens, die mangelnde Einheit der militärischen Verfassung und Landesverteidigung der Schweiz. Aber alles das waren nur fromme Wünsche gewesen, die zu keinen Beschlüssen führten und nur das Resultat hatten, daß die aristokratischen Willkürregierungen vieler Cantone, namentlich Berns, die Gesellschaft und deren Mitglieder auf das misstrauischste beobachteten und überwachten. Mit tieferer Einsicht und großer Wärme nahm jedoch zuerst Albrecht Kengger, 1793, für die Ideen und Ziele der Französischen Revolution das Wort, und in gleicher Auffassung, in demselben Geiste sprachen sich nach ihm Paul Usteri und Escher (später von der Linth) von Zürich aus. So bildete sich allmählich eine Linke des raschen Fortschritts in der Gesellschaft, ohne daß jedoch das gute Einverständnis der Mitglieder untereinander gestört ward.

Gleichwohl gebot der mächtig einbrechende Strom der Revolution der weiten Thätigkeit der Gesellschaft einen Stillstand: im Jahre 1797 fand die letzte Versammlung in Aarau statt. In der nun folgenden gährenden Zeit der Helvetischen Republik

nach französischem Zuschnitt kamen viele der demokratisch gesinnten Mitglieder in den gesetzgebenden Rath, ja Kengger sogar in das Ministerium, Ochs und Eggen in das Directorium. Inzwischen wurden die Andersgläubigen früherer Genossen nicht verfolgt. Die eifrigen Demokraten zerfielen bald wieder in die zwei Parteien der Centralisten und Föderalisten und der Wirren wollte kein Ende werden. Endlich kam es mit Napoleon zur Vermittelung. Im Jahre 1807 traten denn endlich auch wieder auf wiederholte Anregungen in öffentlichen Blättern manche früheren Mitglieder der Helvetischen Gesellschaft nebst vielen neu Eintretenden in Zofingen zusammen. Man organisirte die Gesellschaft aufs neue; sie hielt nun ihre weiteren jährlichen Zusammenkünfte regelmäßig bis ins Jahr 1813. In denselben sprach sich durchweg eine große Anhänglichkeit an die Mediationsverfassung aus, indem man unter dem Schutze dieser Schöpfung des allmächtigen Kaisers den Frieden und das Gedeihen der Schweiz sich besessigen und aufblühen zu sehen hoffte, da man die Narben noch schmerzlich fühlte, welche die innern und äußern Kriege der demokratischen Periode dem Vaterlande geschlagen hatten. Die mit dem Danaergeschenk der Mediationsacte Unzufriedenen waren jetzt in der Minorität und hielten sich ganz von der Gesellschaft fern.

Bald aber folgte die Zeit der Reaction, die sogenannte Restauration, welche die Gesellschaft nochmals auseinander trieb. Endlich kam im Jahre 1819 wieder eine Versammlung zu Stande, zu welcher sich aber nur 21 Theilnehmer einfanden. Im folgenden Jahre ermannte man sich aber zu einem kräftigen Protest gegen die Restaurationspolitik und den engherzigen Cantonalgeist. Hier sind die Namen eines Hottinger und Schinz von Zürich, Stalder von Escholzmat (Luzern) und Heinrich J. Schöffle zu nennen. Später trat der große Philolog Drelli von Zürich ebenfalls entschieden hervor und für die Opposition in die Schranken. Die Zahl der Theilnehmer überstieg in der Versammlung von 1824 schon die Hundert; als fremde Gäste fanden sich der deutsche Demokrat Hollen, Friedrich List, der dänische Dichter Baggesen, ein Pole und ein Grieche ein. Die Wiedergeburt der Gesellschaft war vollendet: das intensive Leben in derselben ward immer härter und das Hindrängen nach dem Endziele ihrer edelsten Mitglieder von ehedem und jetzt immer gewaltiger. In der Versammlung von 1829 war J. Schöffle der Hauptredner und sein Wort ward das kühnste: „Die Untrennbarkeit der Eidgenossenschaft steht unausrottbar in der Nation, wenn sie auch in den Tagelagungen verschwinden könnte.“ Mit dem auf seinen Antrag gestellten Beschlusse: „die Hauptaufgabe der Gesellschaft solle sein, auf die festere nationale Einigung der Schweiz hinzuwirken“, verwandelte sich die erstere erst in einen politischen Tendenzverein.

Inzwischen begann sich das Freiheitsgefühl und der Fortschrittsdrang in mehreren Cantonen der Schweiz zu regen und nach der pariser Julirevolution von 1830 immer energischer zu werden. Die Anregungen geschahen überall durch größere Volksversammlungen. So nahmen auch die Zusammenkünfte der Helvetischen Gesellschaft ähnliche Dimensionen an, und es kamen in den dreißiger Jahren 400 Männer und mehr, Mitglieder und Gäste, zusammen. Diese Versammlungen fanden im Freien statt. Die Aufnahme in die Gesellschaft ward äußerst erleichtert. Endlich erklärten die Leiter der Gesellschaft, ein Kasimir Pfyffer von Luzern, Bürgermeister Hirtzel von Zürich, Heinrich J. Schöffle fest und bestimmt die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Centralgewalt der Gesamtschweiz, und man einigte sich, eine Bundesverfassung und Bundesverwaltung als das eine, was noth thue, zu verlangen. Im Jahre 1847 fand in Baden im Aargau die letzte Versammlung statt, welcher Dr. Steiger von Luzern präsidiren mußte, der sechsen dem Todesurtheile des Sonderbundes entflohen war. Derselbe sprach für die Ausweisung der Jesuiten aus der Schweiz und Aufhebung des Sonderbundes, die Tagelagung ermannte sich und erhob beide Wünsche zu ihren Beschlüssen. Nachdem die Schlangen getöbter, welche im Innern der Schweiz noch nisteten, blieb nichts mehr

übrig, als das neue, einheitliche Freiheitsgebäude zu begründen, das als Bundesverfassung seit 1848 die ganze Schweiz als schirmender Hort in so gezeihrlicher und fördernder Weise überragt.

Die Mission der Gründer der Helvetischen Gesellschaft und ihrer Nachfolger ist erfüllt und die Gesellschaft als aufgelöst zu betrachten, wie sie selbst in einer vereinigten Zusammenkunft im Jahre 1858 angedeutet hat. 92.

Culturgeschichtliche Erzählungen und Romane.

Wenn eine Erzählung ihren Stoff aus der Geschichte nehmen soll, so eignet sich die Culturgeschichte und als Zweig derselben die Literaturgeschichte weit mehr zu novellistischer Bearbeitung als die specifisch politische oder die Kirchengeschichte. In der Culturgeschichte tritt nämlich das allgemein Menschliche, das naturwüchsig Gewordene, das Gefühl und Gemüth vorzugsweise in seine Rechte ein, während auf den zwei andern Gebieten die Tendenz des Tages und die Beziehung auf die Gegenwart leicht den gesunden Blick beirrt und verwirrt. Ferner ist bei politischen und kirchlichen (religiösen) Novellen die Macht der geschichtlich feststehenden Thatfachen und Lehren und der bewusste Pragmatismus der handelnden Personen der Unbefangenheit der Darstellung und der freien Erfindung nachtheilig. Dessenungeachtet müssen auch culturgeschichtliche Erzählungen sich innerhalb gewisser von der Geschichte oder Sage selbst gezogener Grenzlinien halten, wenn sie sich auch auf diesem abgegrenzten Gebiet noch so frei ergeben dürfen. Ein Muster eines solchen Romans ist das Werk von G. Pfarrius, in dem Politik und Zeitdogmatik nur den Einschlag ins Gewebe bilden.

1. Erzählungen von Friedrich Bodenstedt. Erster Band. — A. u. d. T.: Kleinere Erzählungen. München, Rieger. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vier wohlgelungene Erzählungen aus dem russischen Culturleben der Gegenwart und Vergangenheit, namentlich unter Kaiser Nikolaus. Der Verfasser wurde nach dem Vorwort in besondern Kreisen öfters aufgefordert, etwas zu erzählen. „Da griff ich denn gewöhnlich in die Vergangenheit zurück, und Eindrücke, die ich früher unbefangen auf mich hatte wirken lassen, tauchten plötzlich, gleich als ob sie mir unbewußt in meinem Geiste gereift wären, in bestimmten Charakteren, Bildern und Begebenheiten vor mir auf, durch das Erzählen Einheit und künstlerischen Zusammenhang gewinnend.“ Die Erzählungen, die den Hörern am besten gefallen, theilt der Verfasser hier mit. „Ich machte so wiederholt die Erfahrung, daß alles Störende und Zufällige, was dem Künstler beunruhigend entgegentritt, wenn er unmittelbar aus dem Leben schöpfen will, sich als unwesentlich von selbst verliert, wenn Zeit und Ferne läuternd auf den Stoff eingewirkt haben.“ In diesen Worten liegt eine unbefangene, unbeabsichtigte Selbstkritik des Werks. Es ist mit Goethe'scher Ruhe, Klarheit und Objectivität, in einer wahrhaft dichterischen Gemüthsstimmung empfangen und geboren. Ein besonders köstliches Bild ist „Ein Mißverständnis“. Wie wohlthuend wirkt hier der reine, künstlerische Humor des Verfassers, während mancher andere mit dem Pathos der Entrüstung gedonnert hätte!

2. Eine Menschenseele. Spiegelbild aus dem 18. Jahrhundert. Von A. von Gye. Nordlingen, Beck. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der etwas sentimentale Titel läßt uns im Ungewissen, wer der Held der Geschichte ist. Wir bekommen hier eine romanhafte Bearbeitung des Lebens Johann Christian Günther's, des bekannten schlesischen Dichters 1695—1723. Zwar sagt der Verfasser, der sein Werk Bogumil Goltz, dem „rechten Hergens- und Seelenkündiger der Gegenwart“, gewidmet hat, der Verdacht, er hätte einen Roman schreiben wollen, werde hoffentlich durch sein Büchlein selbst widerlegt werden. „Ich habe nur die Wirklichkeit schmucklos und entkleidet von unnöthigem

Beiwerke, vorgetragen, doch, wie ich denke, mit Begründung der wahrhaften Ansprüche, welche eben die Wirklichkeit in sich enthält. Ich durfte um so weniger fürchten, meinen Zweck zu verlieren, indem ich einen Griff in die Vergangenheit that, da ja die Geschichte, die geistig-sittliche Entwicklung eines Volks und eines Menschen auf denselben Gründen beruhen und durch dieselben ökonomischen Mittel, welche die Vorsehung uns aufbewahrt, befördert werden.“ Ganz gewiß, ein Griff in die Vergangenheit wird hier um so mehr erlaubt sein, da man die Erscheinung aus der Gegenwart und aus der jüngsten Vergangenheit für eine ruhige, unparteiische Darstellung noch nicht ras ist. Und so ist es dem Verfasser gar nicht übel zu nehmen, wenn er aus seiner reichen Kenntniß der deutschen Vergangenheit manches culturgeschichtliche Bild hervorholt und mit ebenso viel Fleiß und Talent vor unsern Augen aufs neue entstehen läßt, um das Leben seines Helden farbreicher zu gestalten und es im Verhältniß zu der Zeit, in die es fiel, hervortreten zu lassen. In dieser Hinsicht hat A. von Gye's Werk sein unleugbares Verdienst. Hierher rechnen wir die Schilderung des Universitätslebens jener Zeit, der Festlichkeiten am Hofe August's II. von Sachsen, des Zustandes der Dichtkunst, die ganze Charakteristik des Zeitraums. Aber wenn A. von Gye ausdrücklich sagt, er habe seinen Roman schreiben wollen, so hätte er sich wenigstens in der Hauptsache strenger an die Geschichte halten sollen. Aber dieser hat er sich jedoch im Streben, seinen Helden zu idealisieren, und für seine wahre Menschen- und Dichterseele unsere Sympathie zu erwecken, so starke Abweichungen erlaubt, daß sein Werk nur als ein Zwitterding zwischen Roman und Lebensbeschreibung bezeichnet werden kann.

Ich will nicht mit ihm darüber rechten, daß das Werk mit dem Abgang Günther's auf die Hochschule zu Wittenberg anfängt; die Jugendzeit Günther's wird im Verlauf der Erzählung nachträglich ins Ganze verflochten. Warum aber übergeht er Günther's Leben in Breslau vom Herbst 1719 bis Herbst 1720? Warum erzählt er nicht, was man doch in jeder Literaturgeschichte findet, daß Günther hier durch eigene Schuld sein Lebensglück verscherzt hat? „Der Rath Bresler in Breslau“, berichtet Roquette, „war bemüht, Günther irgendeine sichere Lebensstellung zu verschaffen. Und zwar wollte er ihn, da sich die Gelegenheit bot, zum Pädagogen machen! Ein Graf Schaffgotsch suchte einen Informator für seine Söhne, und Bresler empfahl ihm seinen Schöpling. Es war dies einer jener Fälle, die sich in Günther's Leben häufig wiederholen, daß er durch die Mißgriffe seiner Gönner in unangenehme Verwicklungen gebracht wurde. Der Graf war, ohne Günther zu kennen, bereit, auf Bresler's Wahl einzugehen. Eines Tags ist große Tafel im Bresler'schen Hause, sowol der Graf Schaffgotsch wie auch Günther ist anwesend. Als sich die Gesellschaft zum Tisch erhebt, fällt es dem Hausherrn ein, dem Grafen den zukünftigen Hauslehrer zu präsentieren. Das war nun gar das allerungünstigste Moment. Günther hatte dem Beine hart zugesprochen, und erwies sich bei der Vorstellung so betrunken, daß der Graf für einen solchen Informator danken mußte. Bresler hätte, mit größerer Vorsicht, sowol Günther wie sich selbst in seinem Hause eine ärgerliche Scene ersparen können.“ Inwiefern hat Roquette ebenso wenig ein Recht, Günther's Schuld zu mildern als der Verfasser, den Auftritt zu übergehen. Was wollte denn Günther überhaupt anfangen? Roquette sagt: „So leicht er in der Poesie jeden Gedanken durchzuführen vermochte, so unausführbar war es ihm, im Leben einem Plane nachzugehen, einen Entschluß zum Ziele zu bringen. Viel zu zerstreut von jedem sinnlichen Reiz verlockt, viel zu unbeständig in seinen Handeln mußte er es seinen Gönnern überlassen, für ihn zu denken und zu schaffen.“ Es bedarf keines weitern Beweises, daß Bresler's Vorschlag nicht so unpraktisch war, wie Roquette meint. Natürlich konnte die Informatorstelle nur einige Jahre dauern; sie hätte aber, wenn Günther den Studentenrod ausgezogen hätte, die Brücke zu einer andern nachhaltigen Anstellung werden können.

Audere Abweichungen von der Geschichte sind, daß Günther's Geliebte, Leonore Jachmann, nach des Verfassers Darstellung die Tochter eines wittenberger Professors ist, während in der geschichtlichen Wirklichkeit Günther's Liebe nicht erst in die Zeit seines wittenberger Aufenthalts, sondern schon in das letzte Jahr seines Lebens in Schweidnitz fällt. Damit hängt nun zusammen, daß bei Gye auf einen namhaften Abschnitt seines Lebens in Wittenberg ein verkürzender, idealer Schein fällt, während nach Roquette, dessen Werk den Werth einer wahrheitsgetreuen Lebensbeschreibung hat, Günther schon vor Leonore's Untreue „anfangs als ein schlechter Wirth zu hause, sorglos, wo die fernern Mittel herkommen sollten“, vorwiegend auch nach Roquette eben durch Leonore's Untreue das Niedrige und Gemeine, das neben dem Uebeln in Günther's Natur lag, um so rascher zum Ausbruch gedrängt wurde. Ueber Günther's nachheriges Leben in Wittenberg geht Gye ziemlich rasch hinweg; namentlich ist von seinen vielfachen Verschlungen gegen das sechste Gebot, von seiner Don-Juan-Phantasie, der ein Don-Juan-Leben entsprach, nur in allgemeinen, andeutenden Bemerkungen die Rede. Am Hofe August's II. hielt sich Günther nur vom Juni bis October 1719 auf; der Verfasser, der von diesem Zeitpunkt an seine bestimmte Zeitangaben mehr bringt, macht daraus einen längern Aufenthalt mit einer festen Anstellung am Hofe, und die bekannte Anekdote bei dem König fand nach ihm deswegen statt, damit sich Günther wegen gewisser nachtheiliger, abkühlend ausgelegter Gerüchte reinigen sollte. Das Richtige findet man nicht nur bei Roquette, sondern schon bei Goethe in „Wahrheit und Dichtung“. „Durch ein unfertiges Betragen hatte sich Günther das Glück verschert, an dem Hofe August's II. angestellt zu werden.“ In der Ansicht über das Räuferspiel, dem Günther zum Opfer fiel, stimmen beide überein.

Daß endlich der Dichter von seinem Vater fünfmal trotz alles Bittens und Flehens zurückgewiesen, ja bei Androhung des Vaterschlags aus dem Hause gestossen wurde, ist an und für sich schon stark genug; Gye hat das Gewicht der Schuld, die auf den hartherzigen Vater fällt, dadurch verstärkt, daß er eine Feuersbrunst in Striegau, Günther's Geburtsort, die in den leipziger Aufenthalt unseres Dichters fiel und ihn veranlaßte, schriftlich seinen Vater, dessen Haus selbst ein Raub der Flammen geworden war, um Versöhnung zu bitten, in die Zeit nach dem dresdener Aufenthalt verlegt, in der Weise, daß Günther das Feuer entdeckt, das Wichtigste in seines Vaters Hause retten hilft, und als er sich bald darauf zu erkennen gibt, mit Auslösung und Fluch belohnt wird. Wozu nun diese romanhaft-idealisirende, von der beglaubigten Geschichte so stark abweichende Darstellung? Der Verfasser sagt in der Widmung, in einer Puppenkomödie in Wien habe sich Faul's Pamulus, Wagner, dem Teufel verschrieben; als aber die Zeit kam, wo der Schwarze Wagnern holen wollte, habe sich bei diesem gar keine Seele gefunden und der Teufel sei nun leer mit seinem Grimm abgezogen. „Als ich später“, fährt der Verfasser fort, „in der Puppenkomödie des Lebens mit mehr Beobachtung zuzusehen anfang, wollte mich's oft bedünken, als könnten manche Menschen ohne Gefahr sich dem Teufel verschreiben. In der Noth und dem Drange der letzten Jahre aber kam mir's bisweilen gar vor, als begünne mir selber auch die Seele zu mangeln, und im innerlichen Wanken fühlte ich mich endlich gedrungen, Unterstützung anzuflehen. Diesen Bemühungen verdanken die nachfolgenden Kapitel ihre Entstehung. Die Fähigkeit, fremdes Leid nachzuempfinden, bürgt wol am ersten für den Besitz der Himmelskraft, durch Empfindung des eigenen sich über dasselbe hinaus zu retten.“ Diese Himmelskraft erwachte im Verfasser ebenfalls stark in dem paradiesischen Oberitalien, wir denn die Widmung von der Villa Serbelloni am Comersee datirt ist.

Die Frage ist nun nicht die, ob Gye sich durch diese Ausruf von dem treuen Verharren seiner eigenen Seele überzeugt ist, sondern ob für die psychologische Betrachtung seines Lebens was Neues zu Tage gefördert worden ist, und diese Frage

müssen wir verneinen. Günther braucht keinen Apologeten, so wenig als seine Geistesverwandten Bürger und Schubart. Ihm selbst wäre bei seiner Offenheit und Wahrheitsliebe jede beschönigende, idealisirende Auffassung seines Lebens zuwider gewesen. Seine Gedichte sind Selbstbekenntnisse; mit der größten Aufrichtigkeit zeichnet er sich nach seiner Lichte- und Schattenseite. Das Beste, was über ihn gesagt worden ist, findet sich in den wenigen Zeilen, in denen Goethe in „Wahrheit und Dichtung“ Günther's gedenkt. Lob und Tadel sind hier mit der größten Unparteilichkeit ausgesetzt und die ganze Stelle a nicht zu zähmen und so zerrann ich ten.“ Ihm fehlte der feste, schlechte Gesellschaft, niedriges Land, um die Hauptfache nicht z eines unnatürlichen Vaters und eingreifenden Schwelger vollendet den insgesamt Wahrheit, Weiber, der Günther's Geistesgenossen, trifft bei Günther vollkommen zu. Temperament gar keine Ader in ferne Vorstellung davon machen logischen Darstellungen ebenso poetische Neubriefe an seinen D. Strauß hat durch Herausgabe eine kurze Charakteristik des Dichters wesentlichen Dienst geleistet, als geschichtlichen Wahrheit den rühren.

Wenn unser Verfasser in der indess diesmal, in einer „Menschen angeordnet, denke ich später, wenn Aithem läßt, in einem „Menschenleben so liegt der Gedanke nahe, der letzten Welt eine geschichtlich treue geben. Aber dafür ist ja schon hauptsächlich durch Hoffmann von Roquette's „Leben und Dichten Johann gart, Cotta, 1860), Werke, die „Gervinus“ ungünstiges Urtheil über mit Recht bemerkt, längst ein Gegengewicht erhalten in den günstigeren von R. Prug und Robertson. Wenn nun die Elemente sich in Günther ungünstig mischten, so daß man nicht sagen kann: er war ein Mann, so war er doch ein Dichter und zwar ein Epiker im vollen Sinne des Wortes, ein verunglücktes Genie, ein Vorläufer Bürger's und Goethe's, und wie bei diesem im Vergleich mit Schiller namentlich, so überwog auch bei Günther die Seele, das reine, natürliche Ausströmen der Gemüthszustände, den Geist, die Betrachtung und Reflexion. Schiller hat ihn in seiner Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung übergegangen; er hätte ihn unter den naiven Dichtern nennen müssen. Goethe dagegen hat ihn in „Wahrheit und Dichtung“ zu Ehren gebracht und neidlos, wie er war, einen Geistesverwandten in ihm erkannt. Günther steht in der Mitte zwischen Bürger und Goethe, doch näher bei Goethe. Seine Gedichte haben, wie Prug bemerkt, manchmal schon im Titel Ähnlichkeit mit den Goethe'schen. Wie Goethe's Gedichte, so sind auch Günther's Gelegenheitsgedichte leider oft auch bestellte und gemachte im Unterschied von den wahren und gewordnen. Wir wollen nicht hoffen, es werde sich eine Günther-Literatur bilden, ehe, was hauptsächlich noth thut, eine kritische Auswahl seiner Gedichte erschienen ist, in der die üppigen Auswüchse seiner Phantasie weggeschnitten wären, das Wahre und Bleibende aber unserer Zeit mit möglicher Beibehaltung des Tons seines Zeitalters gerettet würde; denn die Auswahl, die Roquette gibt, genügt nicht. Wir wollen Gye's Schrift, die mit großem Fleiß und feiner, tiefer Geschichtsfenntnis abgefaßt ist, ihren Werth nicht absprechen; wir müssen aber auch wünschen, daß man sich vor dem deutschen Fehler hüte, Literaturgeschichte zu schreiben,

ehe die betreffenden Werke selbst vom ganzen Volk, wie von seinen denkenden Köpfen gelesen und gekannt worden sind.

3. Schein und Sein. Erzählung aus dem 16. Jahrhundert.
Von Gustav Pfarrius. Braunschweig, Westermann.
1863. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Gustav Pfarrius behandelt hier die Sage vom Zauberer Faust romanhaft. Früher schon hat Achim von Arnim in seinem bei allen Vorzügen ziemlich phantastischen und überschwenglichen Roman „Die Kronenwächter oder Verthold's erstes und zweites Leben“, den Schwarzkünstler als einen ziellos hin- und her-schweifenden, renommistischen und sittenlosen Wunderdoctor geschildert, der dem vollblütigen Knaben Anton eine Portion Blut abzapft und sie in den Leib des durch ständige Arbeiten vor der Zeit gealterten Hohenstaufenenfelds Verthold hinüberleitet und diesem dadurch eine zweite Jugend verschafft. Nur ist dieses zweite Leben nicht von langer Dauer; Verthold stirbt unvermuthet an der durch eine unglückliche Verührung herbeigeführten Ergießung seines Bluts in der Klosterkirche zu Lorch, dem Erb-begräbniß der Hohenstaufen. Im Unterschied von dem Romanistiker hat Gustav Pfarrius den Zauberer der Volkslage idealisirt, den Glauben an seine Zaubereien aus Faust's Auftreten und dem Charakter seiner Zeit natürlich erklärt und ihn zur Hauptperson seiner Erzählung gemacht. Bei einem halb geschichtlichen, halb fabelhaften Helden, wie Doctor Faust, konnte sich der Verfasser weit mehr dem Fluge seiner ersfindenden Phantasie überlassen, als dies etwa bei einem Gänther der Fall ist, dessen geschichtliche Verhältnisse wir genau kennen. Zugleich sind andere geschichtliche Persönlichkeiten, wie Sickingen und Hutten, auf kunstvolle Weise in den Roman verflochten. Der Verfasser hat seine Aufgabe begriffen und nach allen Seiten mit Geschick gefaßt; sein Roman ist einer von den wenigen, denen man eine längere Dauer wünschen und weissagen kann. Nur die Aufschrift „Schein und Sein“ ist zu beschneiden und zugleich zu abstrakt. Der Grundton des Werks ist gebliegene Weisheit, Welt- und Menschenkenntniß, welche die rechte Mitte zu halten sucht — ob sie auch immer gefunden sei, ist eine andere Frage — zwischen jugendlichem Weltverbesserungsdrang und greisenhaftem Verzagen an der Sache der Menschheit. Es war daher ein sehr glücklicher Gedanke des Verfassers, anstatt seinen Helden mit allen möglichen Schaustücken in den verschiedensten Gegenden auftreten zu lassen, ihn nach einem bewegten und abenteuerlichen, auch von Schuld und Verirrungen nicht freien Wanderleben ins Thal seiner Heimat zurückzuführen, wo er mit den reichen Schätzen seines Wissens und seiner gesammelten Erfahrungen zum Besten der Einigen und der Umgegend zu wirken sich befreit. Pfarrius hat den Landreicher Georgius Sabellius, der auf Sickingen's Färsprache eine Stelle an der Schule zu Kreuznach bekam, die er aber, eines unnatürlichen Lasters beschuldigt, bald wieder aufgeben mußte, und den Bekannten und Landsmann Melancthon's, Johann Faust aus Ruitlingen, den eigentlichen Träger der Zauberfrage, den Helden des Volksbuchs und des Puppenspiels, zu Einer Persönlichkeit verschmolzen, vergleiche namentlich S. 66. Wir werden mit dem Geiste jener gährenden Zeit und mit den verschiedenen Richtungen, die sich auf den drei Hauptgebieten, der Religion, der humanistischen Bildung und der Politik fund gaben, bekannt gemacht, ohne daß, wozu die Versuchung nahe lag, der Verfasser durch Ausströmung von gelehrten Bemerkungen der Leser verwirrt und der Einheit und Einfachheit der Erzählung schadet. Der Roman ist bei allem Reichtum an Scenen und Charakteren in Anlage und Verlauf klar und übersichtlich. Sprache und Darstellung sind frisch, belebt und gewandt, den jeweiligen Personen und Verhältnissen angemessen, wenngleich hier und da vielleicht mehr Naivität und ursprüngliche Vertheil (ich meine nicht grobianische Rohheit) im Sinne des 16. Jahrhunderts zu wünschen gewesen wäre. Goethe in seinem „Faust“, der in diesem Werk alle Töne der Sprache vom höchsten bis zum niedrigsten anzuschlagen weiß, ist hierin ein unerreichtes Vorbild. Ueberhaupt drängt sich die

Vergleichung mit Goethe's Tragödie von selbst auf und Verthold selbst spricht hier und da von seiner künftigen dichterischen Verherrlichung. Im ganzen spricht Pfarrius durch Verthold (dies ist Faust's angenommener Name) die Lebensauffassung des alternden Goethe aus. Der Dominicaner Bruno hingegen kämpft im Geiste der Sturm- und Drangperiode abstract-unklar für die Befreiung der Menschheit von den Fesseln des Aberglaubens und fällt zuletzt als Opfer seines Lebens den Wahn bekämpfend mit jugendlichem Eifer und unsaglichen Opfern; da er ihn aber unüberwindlich fand, so hat er ihn in der zweiten gebietend zu seinem und seiner Freunde Vortheil. Dies erinnert an den Geist der Entsagung, der sich in Goethe's „Wahrheit und Dichtung“, in „Wilhelm Meister's Wanderjahre“ und sonst bei ihm ausdrückt. Hier und da finden wir wörtliche Anklänge an Goethe's „Faust“, z. B. S. 127, wo Verthold sagt: „Ich bilde mir nicht ein, die Menschheit zu bessern und zu bekehren. Glaubt mir, das Beste, was wir wissen, das taugt für die Menge nicht; gegen nichts mehr wehrt sich der verblendete Haufen, als gegen die Wahrheit und ihre Verkündiger.“ Die Parallelen mit Goethe's Faust liegen auf der Hand. S. 180 sagt Verthold: „Seht hier die Welle des Baches, wie sie am Steinblock aufschäumt und einen Augenblick hell leuchtet im Strahl des Mondes, dann wieder zurückfließt in den dunkeln Schwall ihrer Genossen und mit ihnen dahinfließt! So wälzt die Menschheit durch Licht und Schatten ihren Strom in das Meer der Ewigkeit.“ Damit vergleiche man die Stelle in „Wahrheit und Dichtung“, Theil 3: „In allen irdischen Dingen kann selten von Bahn die Rede sein; denn wie das Wasser, das durch ein Schiff verbrannt wird, gleich hinter ihm wieder zusammenkürzt, so schließt sich auch der Irrthum, wenn vorzügliche Geister ihn beiseite gedrängt und sich Platz gemacht haben, hinter ihnen sehr geschwind wieder naturgemäß zusammen.“ Goethe's Widerwillen gegen Krieg, Revolution, Majoritäten, Eufertthum (und Fräuzthum), wodurch ruhige Bildung zurückgedrängt wird, spricht sich in Verthold's Worten bestimmt aus, und daß Verthold's Faust die Ansichten des Verfassers selbst verkündet, haben wir schon bemerkt. „Bildung, ja nur Bildung ebnet die Wege, sie aber verträgt nicht Stöße noch Sprünge; langsam unter dem Einfluß des Weispiels und der Lehre wähet sie und verbreitet sich nach unmanubelbaren Gesetzen“, sagt Verthold's Faust in seinem letzten Gespräch mit dem Heißsporn Bruno.

So wird denn auch Sickingen's Unternehmung und die fernere politische Entwicklung Deutschlands möglichst kühl und gemäßigt aufgefaßt, und wenn solche Äußerungen theilweise als Weissagungen nach dem Erfolg erscheinen könnten, so werfen sie doch ein bedeutungsvolles Licht auf die Weltanschauung des Verfassers überhaupt und auf seine Hoffnungen für unsere nächste Zukunft. „Je trostloser das Sein, desto mächtiger der Drang nach dem Schein“, sagt Verthold's Faust am Schluß (vgl. die Aufschrift des Buchs), nachdem er noch bei Lebzeiten eine mythische Person, ein Verschworener des Teufels und ein Feind der Hölle im Munde der Mitwelt geworden ist; denn „solange der Aberglaube unter den Menschen eine Pflanze findet, wird auch sein Name genannt werden“, und der Aberglaube liegt ja, wie Goethe sagt, im Wesen des Menschen, und wie unser Verfasser bemerkt, es gibt keinen Glauben ohne Aberglauben.

Indessen ist Verthold's Faust kein Pessimist; er glaubt an einen Fortschritt der Menschheit, „aber nur langsam geht es zum Bessern“. Indessen muß ich gestehen, daß mir doch Goethe's sterbender Faust, in dem noch einmal das Feuer und die Begeisterung der Jugend für Freiheit und vollsthumliche Thätigkeit aufblüht, daß mir auch die Beschäftigungen des alternden

Bau bei Goethe großartiger, dichterischer, erhebender zu sein scheint, als das Mühlwerk und die Schmelzhöfen, die Faust bei Harrius einrichtet. Bei allen diesen Anlehnungen an Goethe jedoch bewahrt der Verfasser seine Selbstständigkeit durch die originelle Erkundung und Verwirklichung der Begehrtheiten, durch die Tiefe und den Reichtum seiner Charakteristik und namentlich dadurch, daß er die verschiedensten Bestrebungen des Reformationszeitalters in ihrem Zusammenhang mit der Hauptfrage dargestellt hat. Sein Werk kann und über den letzten Punkt reichern Aufschluß geben als mancher gepriesene Commentar. Auch die Kirchenverbesserung kommt zur Sprache; es wird aber ihre Halbsheit, ihre Ehen vor der Kenntnis der Natur und der freien Wissenschaft, ihr Glaube an Hexerei und Zauberei, dem Tausende als Opfer fielen, ihre Neigung zu dogmatischer Arrangierung scharf hervorgehoben. Religion und Politik sind ihm nur ein Einschlag ins Gewebe der Bildung, nur Mittel zum Zweck, aber nicht Selbstzweck. Der Raum verbietet uns, auf das Nähere einzugehen. Zum Schluß aber müssen wir, namentlich im Hinblick auf so manche Schriftsteller, die an unsern classischen Mustern gleichgültig vorübergehen, wenn auch die Reichtlichkeit des Stoffes auf sie hinweist, dem Verfasser dafür danken, daß er das Näthelch gelid hat, wie man mit liebevoller Eingabe und tiefer Aneignung jener Werke die reinste Originalität und Selbstständigkeit verbinden kann.

Ernst Hauff.

Internationale französische Reviews.

Zwar im Auslande, aber auf ursprünglich deutschem Grund und Boden und unter einer gemischt sprachenden Bevölkerung sind in der neuesten Zeit zwei periodische Unternehmungen in französischer Sprache entstanden, die vorzugsweise dazu bestimmt sind, als Vermittelungs- und Austauschstellen für die geistigen Arbeiten und Literaturen der verschiedenen Völker zu dienen. Es sind dies die im Gent erscheinende trimestrielle „Revue continentale. Sciences morales, histoire, littérature, beaux-arts“, unter der Oberleitung R. Vatjins, Verfassers einer „Histoire complete de la noblesse de France depuis 1789 jusque vers l'année 1862“, von einer Gesellschaft belgischer, französischer, deutscher, englischer und italienischer Gelehrter verlegt, und das „Bulletin de la société littéraire de Strasbourg“. Von der letzteren liegen uns die drei ersten Bände des Jahrgangs 1863 vor, von dem letzteren nur die erste Lieferung des ersten Bandes (Paris und Strasbourg 1862).

Im Vorwort der „Revue continentale“ oder in der „Allocution aux amis lecteurs et aux amis auteurs“ wird bemerkt, daß man die Stadt Gent als eine gelehrte Stadt, als eine Universitätsstadt, als die „ville intermédiaire“ der Aufrufsorte der in Frankreich, England, Deutschland und Italien lebenden Mitarbeiter zum Centralpunkt der Redaction gewählt habe; man habe Belgien gewählt, weil dies infolge seiner geographischen Lage und der Achtung, die es in Europa genießt, der Redaction gestatte, dieser Revue jenen internationalen Charakter zu verleihen, welcher geeignet sei, sie noch werthvoller und nützlicher zu machen und ihr einen beträchtlichen Einfluß in allen gebildeten Ländern der Welt zu verschaffen. Das Programm entspricht sehr viel: Berichte über die wissenschaftlichen, literarischen und nationalökonomischen Congresse und ihren Einfluß auf die Geschichte der Völker infolge der friedlichen Gefühle, die an ihnen genährt und verbreitet werden, Berichte über die Arbeiten der Akademien und der gelehrten Gesellschaften, Berichte über die Kunstausstellungen, Kritiken über die wichtigsten neu erschienenen Bücher mit Einschluß der poetischen Ergüsse, geographische Artikel u. s. w. Ganz besondere Aufmerksamkeit soll der den wissenschaftlichen Congressen gewidmet werden, und es wird in dieser Beziehung die Ansicht ausgesprochen, daß, wenn die Vereinigten Staaten, die man als Palladium der Freiheit ansehen gewohnt gewesen sei, gegenwärtig durch einen Bürgerkrieg verwüdet würden und sich unthätig gezeigt hätten, ihren

schönen Namen zu behaupten, der Grund davon in dem Umstande zu suchen sei, daß sie zu einseitig die rein materiellen Interessen angebaut und die Künste und schönen Wissenschaften zu sehr vernachlässigt hätten; es sei kein Zweifel, daß, wenn es in der neuen Welt wissenschaftliche, literarische und nationalökonomische Congresse gegeben hätte, dort die aggressiven Gefühle weniger verbreitet und die Friedensideen festhaltend sein würden. Es fällt uns, nebenbei bemerkt, bei dem Worte „Neue Welt“ ein, daß die Vereinigten Staaten eigentlich diesem Namen gar nicht mehr verdienen, seit sie in ihre martialische Periode eingetreten sind und nun dasselbe barbarische, aus Kriegesgetümmel, Söldnergarnison, Kartätschenhagel, Blutvergießen, Plünderungen, Unsicherungen und soldatischen Gewalthatungen aller Art zusammengesetzte Schauspiel bieten, wie seit Jahrhunderten das alte Europa, das aber auf der andern Seite wenigstens die großartige Entwicklung der Wissenschaften und Künste voraussetzt. Man gibt vor, für die Emancipation der Negerflaven zu kämpfen, und auf beiden Seiten verfallen inzwischen die freien Weisen immer mehr dem Militardepotismus, der Kriegsmanie und der Diktatur.“

Im ersten Bande der „Revue“ unter andern ausführliche Berichte à l'occasion internationale pour la paix zu Brüssel (September 1862), über association for the promotion of (Juni 1862), über den Congreß to the advancement of science zu (über den Wohltätigkeitscongreß zu 1 den Congreß deutscher Nationalökonomiker 1862), über den linguistischen Congreß zu Brügge (September 18. Bande über den Congreß scientifique (September 1861) und über den Congreß des délégués des académies des départements de France zu Paris (April 1862); im dritten Bande über die Réunion générale des sociétés des départements zu Paris (April 1863) u. s. w.

Von besonderem Interesse wegen der Mannichfaltigkeit und theilweise Wichtigkeit der dabei zur Verhandlung gekommenen Gegenstände war uns der Bericht über den internationalen brüsseler Septembercongreß von 1862. Da nämlich den Belgiern in besonders großer Zahl Franzosen anwesend waren und diese sich gern vordrangen, was ihnen hier um so leichter war, da die Diskussion in französischer Sprache geführt wurde, so fehlt es den Verhandlungen natürlich auch nicht an Lebhaftigkeit und an festen und paradoxen Behauptungen, die freilich sehr oft nur darauf berechnet sein mochten, Aufsehen damit zu erregen. So stellte Emile de Girardin, obgleich selbst Journalist, vollkommen in Abrede, daß die Presse irgendeinen Einfluß habe; sie könne nicht bewirken, daß eine Regierung gut oder schlecht, eine hässliche Schauspielerin schön, ein ehrenhafter Mann ein Schurke,

*) Der Nordamerikaner A. Benson, der in der „New York Times“ eine Reihenfolge von Artikeln über die „Wohltaten und Lehren des jetzigen Kriegs“ veröffentlichte, bemerkt darin unter andern: „Es breitet sich mehr und mehr die Ueberzeugung in unserm Lande sowohl als im Auslande, daß der gemeine Reich auf überlegene Eigenschaften der Menschen und ihre Verdienste ein Grundübel sei, das unsern demoralisirenden Einrichtungen anhaftet. Unsere Ueberzeugung des Mitteilungs, des Mittheilens, mit dem wir auf jede Art geistiger Ueberlegenheit blicken, unser Wunsch, überall das euertheilliche zu ermitteln und vorzutragen, beschränkt sich nicht auf die Politik allein, sondern macht sich auch in allen socialen Verhältnissen geltend, und wenn es uns infolge dessen nicht auch gelungen ist, Kunst, Wissenschaft und Literatur den Vorrang zu machen, so liegt die Schuld nicht an uns, sondern zum Theil daran, daß das Verdict in Sachen von Kunst, Wissenschaft und Literatur eben nicht von der Demokratie abgehört wird, zum Theil aber auch daran, daß nicht in unserm Lande, sondern in Europa, und für uns speciell in England das entscheidende Urtheil in diesen Sachen gesprochen wird.“

eine falsche Nachricht wahr sei u. s. w. Er begründete hierauf seine Ansicht, daß die Gesetzgebung mit der Presse sich gar nicht befassen dürfe, daß es gar kein Preßvergehen gäbe, daß alle Preßverbrechen rein imaginärer Natur seien und daß, wenn die Regierungen ihre Verfolgungen gegen Journalisten richteten, sie sich ebenso lächerlich machten, als die Regierungen des Mittelalters, welche die Hexen und Zauberer verfolgten. Gegen die Behauptung, daß die Presse ohne Einfluß sei, erhoben sich mit besonderer Energie Eugène Pelletan, E. Desmarests (aus Paris) und Vétardi (aus Brüssel). Pelletan nahm für die Presse, so lange sie sich auf dem Gebiete der Doctrin und der Ideen bewegte, unbegrenzte Freiheit in Anspruch; etwas anderes sei es in Bezug auf Thatsachen, hier könne die Presse viel Schlimmes anrichten. Vétardi sagte: „Nein, die Presse ist nicht ohnmächtig; sie kann viel Böses thun, weil sie viel Gutes thun kann.“ E. Girardin beharrte in seiner Entgegnung auf der Ansicht, daß die Presse weder die Meinung des Publikums aufklären noch irre führen könne, und daß man discutire, ohne jemals seinen Gegner zu überzeugen, und er ging sogar so weit zu fragen: was nützt überhaupt das Wort? Und als J. Buse (aus Gent) ihm die Frage zurief: „Warum sprechen Sie dann?“ antwortete Girardin: „Um zu sprechen. Warum verfertigt ein Maler ein Bild? Um zu malen!“ — „Nein“, erwiderte hierauf das „Journal de Gand“ in seinem Bericht über diese Sitzung treffend, „um das Schöne auszudrücken, wie man spricht und schreibt, um das Rechte und Wahre auszudrücken.“

Eine andere bewegte Discussion rief die Frage hervor, ob der Schulzwang mit der Freiheit des Unterrichts vereinbar sei? Die Frage ist wichtig; denn wenn auch die Ansicht, daß man durch eine gewisse Nöthigung zum Unterricht der Ignoranz der Massen vorzubeugen habe, sicherlich sehr vieles für sich hat, so ist es doch eben so richtig, daß namentlich in Deutschland der Schulzwang mit zu rückstichtloser, die individuelle Freiheit der Familienhäupter zu sehr beschränkender Strenge geübt wird und infolge davon die Leiden und Sorgen unzähliger Familien beträchtlich vermehrt werden. Die Mehrzahl der Anwesenden war wol der Meinung Jules Simon's, daß der Unterrichtszwang nur da bestehen könne und dürfe, wo der Unterricht vollkommen freigegeben und der Familienvater in der Wahl der Lehrer seiner Kinder unbefchränkt sei. Jules Simon behauptete, was er und seine Freunde forderten, sei nicht, daß jedes Kind die öffentliche Schule besuche, sondern daß es überhaupt Unterricht und die ersten Elementarkenntnisse empfangen, gleichgültig woher. In reifen Jahren werde der Mensch sie schon anzuwenden und zu entwickeln wissen. Bouvier-Paroilliez erklärte, er fürchte den Staat überall; lieber als die Eingriffe des Staats wolle er die Freiheit der Ignoranz; diese sei ein Uebel, aber eins derjenigen Uebel, die man wie so viele andere ertragen müsse, um nicht größere Uebel herbeizuführen. Eine Seitenfrage war die, worin der Elementarunterricht hauptsächlich zu bestehen habe. Einige waren der Meinung, daß auf die Verbringung von Kenntnissen, andere der Ansicht, daß auf die religiöse oder die ethische Seite des Unterrichts der Hauptwerth gelegt werden müsse. Es sei hinlänglich, meinte ein Sprecher, Kinder, welche die Volksschulen besuchen, im Lesen, Schreiben und Rechnen zu unterrichten; damit könnten sie später alle übrigen Kenntnisse erlangen. Foucher de Careil erklärte, daß Frankreich und Belgien nicht dahin arbeiten sollten, ein großes offenes Gehirn, sondern zugleich ein großes tiefes Herz zu sein. Man solle die sittlichen Gefühle und die Begierde nach Wissen erwecken. Das den Unterrichtszwang betreffende Gesetz sei wol zweckmäßig, aber nur, wenn es in beschränkten Grenzen ausgeübt werde. Nicht die 800000 unwissenden Kinder Frankreichs seien die Schwäche dieses Landes; das Uebel liege tiefer, es habe in den Wurzeln des Herzens, in der mechanischen Abplattung des Individuums, in dem Mangel an Charakteren, und gegen diesen beklagenswerthen Zustand sei der Unterrichtszwang kein genügendes Schutzmittel.

Auch rein literarische und artistische Fragen wurden in das

Bereich der Verhandlungen gezogen; es wurde unter andern in der dritten Section von Potvin die Frage gestellt, welches die Ursachen seien, wodurch ein Werk, trotz der guten Absichten des Verfassers, ein unmoralisches werde? Albach behauptete, das schlechteste Werk sei auch das unmoralischste; unter den großen zeitgenössischen Autoren gäbe es keinen, der beschuldigt werden könne, die Gesellschaft demoralisirt zu haben, niemals könne ein Meisterwerk unmoralisch sein. Rondelet nannte dennoch ein solches Werk, der Leser rathe, welches? Kein anderes als Goethe's „Werther“, das er als ein in bezaubernder Sprache geschriebenes, aber verderbliches Buch bezeichnete. Verend unternahm es, Goethe in Schutz zu nehmen, und Albach verteidigte hierauf ausführlicher seine Uebersetzung, daß Meisterwerke niemals unmoralisch wirken könnten; etwas schlechthin Unsittliches vermöge nicht Bewunderung einzufloßen; alles was Begeisterung erzeuge, erhöhe die Seele und wirke dadurch sündlich. Die Hauptsache sei, daß der Künstler oder Dichter ein ehrenhafter Mensch sei, der die Bewegungen und Schmerzen seiner Zeit oder seine eigenen unverfälscht zum Ausdruck bringe. A. Weill, der sich in paradoxen Ausprüchen nicht wenig gefallen scheint, warf die Behauptung dazwischen, daß, wie er glaube, seit Rousseau kein einziger Autor dagewesen sei, welcher nach Wahrheit geforscht habe, bevor er sich hingesetzt zu schreiben. Früher habe man sich mit der Theorie der Kunst als Kunst beschäftigt, heutzutage kenne man nur die Theorie der Kunst, Geld zu machen. Rondelet verbreitete sich sodann über den Realismus und Idealismus in Kunst und Poesie; jenen, der nur die Wirklichkeit in all ihrer Gäßlichkeit abschreibe, verwarf er als verderblich; diesem erkannte er einen civilisirenden Einfluß zu, insofern er nicht laßerhafte Herzen und Geblütter als Ideal aufstelle. Auch die Frage, welche Rolle in Bezug auf die Formation eines literarischen Publikums der Staat zu übernehmen habe, kam zur Verhandlung. Stecher nannte unter den Mitteln, die dazu dienen könnten, auch die Belohnung und Unterstützung solcher Schriftsteller, welche sich ihrer Mission würdig gezeigt, seitens des Staats, die Stiftung von Volksbibliotheken u. s. w. Ja, er forderte sogar, daß bei allen Prüfungen wenigstens ein Minimum an literarischen Kenntnissen von den zu Prüfenden verlangt werde.

Auf wie viel Paradoxes, Schiefes und Unhaltbares man auch in den Verhandlungen dieses brüsseler Congresses stoßen mag, so wird man doch sagen müssen, daß sie wenigstens nicht das Langweilige, Ermüdende und Schwerfällige hatten, welches den Congressen anderer Völker und namentlich auch des deutschen zu sein pflegt. Man plauderte, man unterhielt sich, aber man docirte nicht. Es waren ja zumeist Franzosen und in französischer Sprache und Bildung Aufgewachsene, die sich dabei betheiligten.

Im dritten Bande erregte besonders ein Aperçu über den pariser Schriftstellerverein, die Société des gens de lettres unsere Theilnahme. In der Einleitung zu diesem Aperçu wird uns Recht bemerkt: „In der That finden persönliche Beziehungen zwischen den Schriftstellern und dem Publikum nur selten statt; man kauft ihre Bücher mehr oder weniger bei den Verlegern; darauf beschränkt sich beider Verkehr. So geschieht es, daß die literarische Republik in ihrem Schoße verschiedene Gesellschaften einschließt, von denen man wenig weiß. Heute wollen wir von der Société des gens de lettres sprechen.“ Der Verfasser des Aperçu läßt nun die Statuten folgen: „Der Zweck dieses Vereins ist es, an Stelle der durch Isolierung herbeigeführten Schwäche die Kraft der Association zu setzen, um durch gemeinsame Macht die Rechte und Interessen, sowohl die moralischen als materiellen aller Mitglieder und jedes einzelnen von ihnen zu vertheidigen und zur Geltung zu bringen. Also: in Betreff der moralischen Interessen den Literaten die Rechte und Theile zu sichern, welche der Intelligenz und der Arbeit gebühren; in Betreff der materiellen Interessen alle nur immer möglichen gesetzlichen Verbesserungen in der äußeren Lage der Arbeiter zu veranlassen“ u. s. w. Dieser Verein tritt auch als Rechtsförderer

auf, z. B. in Differenzen, die zwischen Autoren und Verlegern stattfinden. Der Verfasser rühmt an dieser Gesellschaft, daß unter ihren Mitgliedern die vollkommenste Harmonie herrsche, daß das gegenseitige Gefühl wahrer Brüderlichkeit die Seele des Vereins sei, daß jeder seinen Glauben bewahre und den des andern respectire, daß, dank der Organisation des Vereins, dem Parteigeist nicht gestattet sei, Unfrieden und Zwiespalt unter den Mitgliedern anzurichten. Wie ganz anders in Deutschland, wo jeder recht haben will, jeder seinen literarischen Animositäten gelegentlich Luft macht oder sein politisches Parteiinteresse zur Geltung zu bringen sucht. Die deutschen Schriftsteller klagen fortwährend über das Unerfreuliche ihrer Lage, aber in ihren Vereinen treiben sie meist hohe Politik, statt ausschließlich ihre gesellschaftlichen Interessen wahrzunehmen. Ihr Stand erleidet darunter ebenso viel Einbuße, als wie es uns scheint das Vaterland dabei wenig oder nichts gewinnt. Wie verschieden der deutsche Geist von dem französischen ist, dafür ist auch dies ein Beweis, daß auch gegen 30 Schriftstellerinnen, darunter die Gräfin Dashi, die Baroness Decazes, Marie Duval, Adèle Esquiros, George Sand, Melanie Walber u. s. w. Mitglieder des Vereins sind.

Zum Schluß gibt der Verfasser des Abergu, der dabei den „Extrait du rapport sur les travaux du comité de la société des gens de lettres, par M. Henri Celliez, rapporteur; approuvé par l'assemblée générale du 8 février 1863“ benutzte, einige Daten über die Hülfskräfte des Vereins und der aus ihr seit 1843 geflossenen Unterstügungen. Man erfährt daraus unter anderem, daß seit dem Jahre 1857 der Kasse seitens des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts, gegenwärtig des „ministère d'Etat“, ein jährlicher Beitrag von 5000 Francs, und seit 1862 auch seitens des Ministeriums des Innern ein gleich großer Beitrag zufließt. Auch hieraus erkeht man, daß sich die französische Regierung gegenüber den Schriftstellern in eine vortheilhaftere Stellung zu setzen sucht und weiß, als dies in der Regel die deutschen Regierungen zu thun pflegen, die im Gegentheil, von einzelnen regierenden Herren abgesehen, meist nicht sehr klugerweise die Schriftsteller ihre Misachtung fühlen zu lassen fortfahren. Den ansehnlichsten Privatbeitrag, eine Summe von nicht weniger als 20000 Francs, steuerten die Herren Alliez und Labot, Chefs eines Compagnongeschäfts bei. Das Meiste jedoch brachten die freilich besser als ihre deutschen Kollegen gestellten französischen Schriftsteller unter sich auf. Die deutsche Schiller-Stiftung verfügt allerdings über größere Mittel, aber wie man weiß, zumeist infolge der Serre'schen sogenannten Nationallotterie und des flüchtigen Kaufsches bei der Säcularfeier Schiller's. Wenn wir bedenken, wie wenig Theilnahme für die Geschicke seiner Schriftsteller und Dichter bisher in Deutschland vorhanden war, ja wie die deutschen Schriftsteller selbst bisher jeder dem andern möglichst viel Uebles gönnten und möglichenfalls auch wol anthaten, dann erscheint uns diese deutsche Schiller-Stiftung fast wie ein märchenhafter Traum, wie ein aus dem Himmel gefallenes Feengeschenk, obschon wir in ihr fortwährend nur die Realisirung einer von uns nicht erst im Jahre 1845 und den folgenden Jahren in den Beilagen der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“, sondern bereits 1836 angeregten Lieblingsidee erblicken können.)

Unter den übrigen Aufsätzen der „Revue continentale“ dürfte für uns Deutsche zunächst der im dritten Bande enthaltene längere Aufsatz „Les Welser d'Augsbourg. Episode historique“ das größte Interesse haben, namentlich aber die Partie desselben, welche die merkwürdige Geschichte der kurzen

Welser'schen Herrschaft über Venezuela und die Kriege, oder besser Raub- und Nordthaten der zur Aufrechthaltung der Welser'schen Herrschaft dorthin geschickten Solbateska unter dem zum Adelantado ernannten Ambrosius Alfinger und seinen Nachfolgern betrifft. Die von diesen Abenteurern und beutegierigen Kriegesgefallen verübten Gewaltthaten waren der Art, daß Las Casas in seiner unter dem Titel: „Histoire admirable des horribles insolences et tyrannies exercées aux Indes occidentales“ dem Sohne Karl's V. eingereichten Ditt- und Beschwerdeschrift sie nur die „Tyraus allemands“ nennt. Diese Episode voll der merkwürdigen Einzelheiten verdiente wol in deutscher Uebersetzung als Einzelschrift zu erscheinen. Der Verfasser des Aufsatzes entnahm seine Angaben dem achten Kapitel des Werks, welches Rafael Maria Baralt unter dem Titel: „Resumen de la historia de Venezuela“ nach Arregio á Munoz, Navarrete, Herrera, Irving, Robertson, Humboldt u. s. w. veröffentlicht hat.

Das „Bulletin de la société littéraire de Strasbourg“ ist recht eigentlich dazu bestimmt, der Vermittler der deutschen Literatur und Cultur einerseits und der französischen andererseits zu sein; auch befinden sich unter den Namen der Mitglieder der Societät, unter denen die deutschen allerdings die überwiegenden sind, auch eine gute Anzahl französische. Die erste Sitzung der Gesellschaft fand am 26. Februar 1861 statt, unter dem vorläufigen Vorsitz Lereboullet's, der in seiner Eröffnungsrede unter anderm bemerkte, daß man schon seit langer Zeit die Errichtung einer literarischen Gesellschaft in Strasbourg vermist und gewünscht habe; man habe sich gewundert, daß die Literatur, dieser so schöne und nützliche Zweig menschlicher Kenntniße, unter den zahlreichen Gesellschaften, welche diese Stadt bereits besitze, noch keine Stelle gefunden habe. Strasbourg besitze eine blühende Universität, reiche Bibliotheken, reiche und intelligente Bewohner; sie sei eine Grenzstadt, in der sich deutsche und französische Sprache und Literatur die Hand reichten. Sie sei daher gewissermaßen verpflichtet, die literarischen Erzeugnisse Deutschlands unter den Franzosen bekannt zu machen. Das Studium und die Kritik dieser Erzeugnisse, die raisonnierende Analyse der wichtigsten Werke, die Uebersetzung einiger dieser Schriften in französischer Sprache könnten der Gegenstand zahlreicher, ebenso interessanter als nützlicher Mittheilungen werden u. s. w.

Die erste Abtheilung der vorliegenden ersten Lieferung des „Bulletin de la société littéraire de Strasbourg“ bringt die Berichte über die bis dahin stattgefundenen Sitzungen, die zweite, die den Titel „Mémoires“ führt, selbständige Abhandlungen, darunter einen sehr detaillirten Bericht über neuere in Deutschland erschienene Reisewerke, eine ausführliche Abhandlung von L. Spach über „Meister Gotfrid von Strasbourg“, auf die wir deutsche Literaturgeschichtschreiber aufmerksam machen, einen Vortrag über die Mission einer solchen Strasburger literarischen Gesellschaft u. s. w. Der Verfasser des letztern geht bis auf die ältesten Zeiten zurück; er erinnert an den obengenannten Minnesänger Gotfried von Strasbourg; an Adalrich oder Ulrich von Strasbourg, der in Paris den Titel eines Doctors der Philosophie erworben habe; an den Strasburger Mönch Hugo, der sich auf den Lehrstühlen in Paris ausgezeichnet und in seinen Predigten und Werken den Ruf immenser Gelehrsamkeit hinterlassen habe; an Johann Wimpfeling, den Freund des Erasmus; an Sebastian Brant, den „précurseur de Rabelais“, dessen in alle Sprachen Europas übersezte satirische Dichtung „Das Narrenschiff“ ohne Zweifel dem Verfasser des „Gargantua und Pantagruel“ bekannt geworden sein müsse. Während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts habe der Kriegsolärm an den Ufern des Rhein fast jede Regung der Poesie und Gelehrsamkeit erstickt; doch habe mitten unter dem Tumult der Vater Walde versucht, die Rechte der Mufen aufrechtzuhalten, und Moscherosch sei aus Deutschland nach Strasbourg geflüchtet. Mit der Vereinigung des Elsaß mit Frankreich beginne eine neue und fruchtbare Epoche, die der Verschmelzung der deutschen und franzö-

*) Beim Durchblättern des Jahrgangs 1836 des von uns damals dirigirten „Berliner Conversationsblatt“ stießen wir in Nr. 78 unter den Notizen auch auf die folgende: „Wir erfahren, daß es unter dem Namen Literary-Fund-Society und dem Vorsitze des Herzogs von Somerset einen Verein zur Unterstügung würdiger britischer Literaten gibt. Es wäre nöthig, alles Mögliche zu thun, um in unserm literarischen Deutschland eine ähnliche Einrichtung ins Werk zu setzen.“

fischen Nationalität, als deren charakteristischster Repräsentant Schöpslin zu betrachten sei. Um Goethe, auf dessen klaren Stil sicherlich die Lectüre französischer Schriften Einfluß gehabt, habe sich eine ganze junge Schar deutscher Talente gruppiert. Er kommt dann auf den Straßburger Maître Friedrich von Dietrich zu sprechen, der das Französische mit vollkommener Reinheit geschrieben habe, auf Schweighäuser, auf den volksthümlichen Präfecten Legay-Marneska, welcher der glückliche Zögling Frankreichs und Deutschlands und einer der ersten Interpreten Schiller's gewesen sei. Weiter gedenkt er Gouffin's und Batain's, welcher letzterer auf dem Straßburger Rathes der seine schönsten Erfolge erzielt habe und sicherlich gleichfalls dieser Verührung mit dem philosophischen Deutschland vieles verdanke. Der Verfasser erwähnt weiter die „Revue germanique“, die in Straßburg von 1827—34, unter der Direction Willm's und der Mitarbeiterschaft Marmier's und Eduard Berny's, erschienen sei, und auch die „Encyclopédie des gens du monde“ (1833—45) sei, obgleich in Paris herausgegeben, ein wesentlich elsfassisches Unternehmen gewesen, an dem vorzugsweise elsfassische Schriftsteller mitgearbeitet hätten. Doch wir brechen hier ab, und sprechen zum Schluß nur noch unsere besten Wünsche für das Gedeihen der Arbeiten dieser deutschfreundlichen Straßburger Gesellschaft aus. **A. M.**

Notizen.

Ein Trauerspiel von Charlotte von Stein.

Die ausburger „Allgemeine Zeitung“ enthielt kürzlich (Beilage zu Nr. 246) eine interessante Mittheilung über eine von Frau Charlotte von Stein im Jahre 1794 vollendete Tragödie „Dido“, die sich bis auf ein kleines Stück in einer reinlichen Abschrift unter den Papieren ihrer jüngern Freundin Charlotte von Schiller mit der Notiz „von einer ungenannt sein wollenden Freundin nicht zum Druck bestimmt 1803“ erhalten hat. Die Frauen lieben das Persönliche und sind nur zu geneigt, auch in ihren literarischen Erzeugnissen ihren Sympathien oder Antipathien gegen Personen ihrer Bekanntschaft Ausdruck zu geben. So auch Frau von Stein, die in Jarbas den Herzog Karl August, in dem Dichter Dgon ihren früheren, von ihr abgefallenen Freund Goethe, in Aratus Vertuch, in dem Philosophen Dodus Knebel, in Elissa sich selbst, die von Goethe Verlassene schildert. Die „Gelehrten“ kommen in der in Prosa abgefaßten Tragödie übel weg; sie werden schließlich von der Königin Dido verbannt: „Es ist die letzte Wohlthat, die sie ihrem Volke erweist.“ Am schlimmsten aber ergeht es Goethe. „Höre, Aratus“, läßt die Verfasserin diesen (Dgon) einmal äußern, „ich will dir nur die Wahrheit sagen. Ich war einmal ganz im Ernst nach der Tugend in die Höhe gestrebt; ich glaubte oder wollte das erlesene Wesen der Götter sein, aber es bekam meiner Natur nicht, ich wurde so mager dabei: jetzt seht mein Unterlapp, meinen wohlgerundeten Bauch, meine Waden! Sieh, ich will dir freimüthig ein Geheimniß offenbaren. Erhabene Empfindungen kommen von einem zusammengeschrumpften Magen; also was ich dir vorher sagte, paßt nicht auf mich, ich zähle mich jetzt auch unter's Gewürm, lebe auch am liebsten mit ihm und bin ein recht gutmüthiger Narr.“ In einem Zwiesgespräch zwischen Dgon und Elissa stoßen wir auf folgende Stelle: „Dgon (der sich im Zimmer überall umsieht). Du bist ein gleichförmiges Wesen; jahrelang sah ich dies Zimmer nicht, und noch ist alles auf dem alten Fleck. Es ist doch wahr, die Frauen können eine langweilige Existenz ertragen. Elissa. Sage lieber eine ruhige, für die uns die Götter, zum Ersatz für das, was sie den Männern vorausgaben, einen geschicktern Sinn schenkten. Dgon. Und das machst du wol zu Tugend? Elissa. Nicht so wie du, der sich zur Tugend anmaßt, was ihm am gemüthlichsten ist. Dgon. Du betrügst dich. Elissa. Einmal betrog ich mich in dir, jetzt aber sehe ich allzu gut, ungeachtet des schönen Kammstrichs deiner Haare und deiner wohlgeformten Schuße, dennoch die Bodhörnchen, Häuschen und dergleichen

Attribute des Waldbewohners, und diesen ist kein Gelübde heilig.“ Wir möchten hiernach glauben, daß das Gefühl, welches Frau von Stein für Goethe hegte, in seinem Augenblick eigentliche Liebe gewesen. Wir begreifen, daß ein verlassenes Weib im Stande sein kann, den geliebten Mann von dem Augenblick an, wo sie sich um einen andern willen von ihm verlassen sieht, grimmig zu hassen; aber wenn ihre Liebe rein, echt und innig war, wird sie sich sicherlich in ihrem Haffe nicht so weit erwidern, ihn so gemein darzustellen, sich über sein Unterlapp, seinen wohlgerundeten Bauch, seine Waden, den schönen Kammstrich seiner Haare u. s. w. lustig zu machen, wie hier von Frau von Stein geschieht; sie wird ihn hassen oder ihm zürnen, aber sie wird ihn nicht als eine unliebenswürdige, moralisch verächtliche Persönlichkeit hinstellen, weil sie damit ja über ihre eigene Zuneigung den Stab bräche. Und nicht einmal der Gedanke an die zarte Sorgfalt, welche Goethe ihrem Sohne Fritz gewidmet hatte, konnte ihren Groll lindern und sie versöhnlicher stimmen oder sie davon abhalten, noch väterlich mit erschütterlicher aber kleinlicher Schadenfreude zu erzählen, daß sein Sohn bei einem Ballo so und so viele Gläser Champagner hinuntergestürzt und sich dadurch seiner Mutter, der geheften Christiane Vulpius, würdig gezeigt habe! Bezeichnend ist es, daß Frau von Stein ihre Tragödie im Jahre 1794 verfaßte, einige Monate oder doch höchstens ein Jahr nach ihres Vaters Tode, also in einem Augenblick, wo ihre Hand frei war. Aus solcher Quelle nannten manche viele jener mißgünstigen Urtheile, welche im Geheimen über Goethe in Umlauf gesetzt waren. Zugleich haben wir an dem Trauerspiel der Frau von Stein einen neuen Beweis, daß Weimars „goldene Tage“ für Weimar selbst doch nicht lauterer Gold waren, und daß Knebel, Herder und Karoline von Herder schwerlich so unrecht hatten, wenn sie in ihren Briefen über die ungemüthlichen Seiten des weimarischen Lebens bittere Klage führten.

Das „Kritisch-literarische Institut für Deutschland“.

Von einem „Mitglied des Kritisch-literarischen Instituts für Deutschland“ erhielten wir soeben nachstehende Zuschrift, die wir der Curiosität wegen hier mittheilen:

„In der letzten Nummer Ihrer „Blätter für literarische Unterhaltung“ kommen Sie auf unser Institut in einer Weise zu sprechen, die offenbar eine gehässige und böswillige genannt werden muß. Es ist in unserm Prospecte genügend angegeben, daß von bloß qualificirenden und prädicirenden Kritiken bei uns eben nicht die Rede sein kann, geschweige denn von Recommendations. Wir geben nur kritische Analysen. Und was die 2 Thlr. anbetrifft, so ist damit der Einsender zugleich Abonnent der periodischen Sammlungen eines Quartals, und diese Sammlungen hinwiederum werden nicht nur nicht vergebens auf sich warten lassen, sondern vom 1. Januar 1864 an sogar alle 14 Tage als regelmäßige Zeitschrift erscheinen. Wenn Sie ein in vier Auflagen erschienenenes Buch, wie das „System und Geschichte des Naturalismus“ von Eduard Föventhal auf Ihrem kritischen Richterstuhl noch nicht kennen gelernt haben, womit Sie wol dasselbe despiciere wollen, so erreichen Sie damit nicht das, was Sie bezwecken. Das Buch erscheint darum nicht dreistatlich, weil eher der Literarhistoriker, der mit dieser Suffizienz rankt.“

Hierauf nur wenige Worte der Erwiderung. Was den ersten Punkt betrifft, so war ja, nach der Theorie der Materialisten selbst, und vorausgesetzt, daß es mit dieser seine Richtigkeit hat, die von uns ausgesprochene Ansicht über die zu erwartende Wirksamkeit des „Kritisch-literarischen Instituts für Deutschland“ nur eine unfreiwillige Secretion unsers Gehirns, und es kann mithin dabei von irgendeiner selbstbewußten, moralischen oder unmoralischen Absicht nicht die Rede sein, insofern man nicht etwa annehmen will, daß nur bei den Materialisten sich die Gedanken in bloß mechanischen, jede moralische Zurechnungsfähigkeit ausschließenden Secretionen des Gehirns heben. Was den zweiten Punkt, die Zweithalerfrage betrifft, so geben wir zu,

daß diese Speculation bis zu einem gewissen Grade und für eine gewisse Zeit gelingen kann, da sie auf die Eitelkeit und den Selbstentwurf wissenschaftlicher Dilettanten, angehenden junger Dichter u. s. w. berechnet scheint, während Autoren von Ruf, die sich ihrer Würde und tüchtiger Leistungen bewußt sind, es sicherlich verschmähen werden, für eine Pränumerandobezahlung von 2 Thalern ihre Werke oder Manuscripte dem Urtheil des berliner „Kritisch-literarischen Instituts“ zu unterwerfen. Was endlich den dritten Punkt betrifft, so muß man die betreffende Stelle mit dem Auge eines Materialisten gelesen haben, um darin die Absicht zu erblicken, daß wir mit unserer Versicherung, keine der Schriften Eduard Thwensthal's gelesen zu haben, hätten prunken wollen. Man prunkt damit nicht, wenn man versichert, daß man von den Gehirns- oder andern Secretionen eines Verkünders der materialistischen Lehre keine Notiz genommen habe. Im übrigen möge das „Kritisch-literarische Institut für Deutschland“ und in Ruhe lassen, und wir versprechen, uns um seine in Aussicht gestellte Wirksamkeit ferner so wenig als möglich zu kümmern.

H. M.

Spinoza in England.

Als vor einiger Zeit (etwa ums Ende vorigen Jahres) eine anonyme englische Uebersetzung des berühmten theologisch-politischen Tractats von Spinoza erschien, glaubte man so ziemlich allgemein, es sei das erste mal, daß Spinoza und Spinozismus auf den englischen Boden verpflanzt worden sei, und brach man die jedenfalls beachtenswerthe Erscheinung mit der seit der Veröffentlichung der „Essays and Reviews“ auf theologischem Gebiete in England entstandenen Bewegung, die vor der Hand bis zu Golenio's biblischen Untersuchungen geführt hat, in Verbindung. Diese Annahme dürfte auch vollständig begründet sein, obgleich Lewes, der bekannte Biograph Goethe's und Verfasser einer „Geschichte der Philosophie“, bereits im Jahre 1856 von Bohn beauftragt worden, eine complete Ausgabe der Werke Spinoza's für ihn zu besorgen. Wie aber aus dem „Reader“ vom 1. August jetzt erhellt, war schon im Jahre 1689 eine Uebersetzung jenes Tractats erschienen, und befindet sich ein Exemplar derselben in der Bibliothek des Herrn Samuel Neil, Verfasser des „The Art of Reasoning“, der die englischen Recensenten der Unwissenheit zeugt und sie somit eines Bessern belehrt. Lewes selbst jedoch habe die Uebersetzung schon früher gekannt. Ob wol einer der Deisten jener Zeit sie angefertigt haben mag?

36.

Bibliographie.

- Arany, J., Gedichte. Aus dem Ungarischen von L. Kósvári. Kronstadt, Haberl u. Sindel. 16. 12 Ngr.
- Born, Ida, Clara oder die Führung zum Licht. Berlin, Beck. 8. 22½ Ngr.
- Bürklin, A., Toni und Mablein. Eine Erzählung. Rahr, Schauenburg u. Comp. 8. 24 Ngr.
- Diez, Katharina, Stephanie, Königin von Portugal. Lebensbild einer deutschen Fürstentochter aus unserer Zeit. Stuttgart, Gebr. Scheitlin. 8. 15 Ngr.
- Eins! Beiträge zur Erziehung im Hause. Für Eltern und Lehrer. Mit Vorwort von R. Dormann. Berlin, Rauch. 8. 12½ Ngr.
- Engländer, S., Geschichte der französischen Arbeiter-Associationen. 1ster Theil. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1. 1 Thlr. 7½ Ngr.
- Erinnerungen an Eugen und Moriz von Hirschfeld aus Deutschland und Spanien. Zusammengestellt von einem 80jährigen Veteranen des Vorkriegs Corps vom Leib-Regimente. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr.
- Klugmann, H., Die Geschichte des 3ten Brandenburg'schen Infanterie-Regiments Nr. 20. Luxemburg. Gr. 8. 26 Ngr.
- Merguet, A., Geistliche Lieder. Berlin, Beck. 8. 3 Ngr.

Mirus, R., Das Treffen bei Wartenburg, am 3. October 1813. Mit 1 Platte. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 20 Ngr.

Neumann, K. F., Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. 1ster Band. Die Gründung der Kolonien bis zur Präsidentschaft des Thomas Jefferson. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 3 Thlr.

Norden, F., Die Kreuzfahrer oder der Alte vom Berge. Auf's Neue für das Volk erzählt. Reutlingen, Fleischhauer u. Spohn. 8. 4 Ngr.

Oginsky, Graf v., Das Phantom Polens oder die Trauerspiele in Warschau. Roman. Mit Illustrationen. 1tes und 2tes Heft. Berlin, Möser u. Scherl. Lex.-8. à 4 Ngr.

Roloff, D., Ein Feenfuß. Poesie und Prosa. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 16. 12½ Ngr.

Rosen, R. v., Rügen'sche Lieder. Stralsund, Bremer. 8. 22½ Ngr.

Roth, A., und E. von Fellenberg, Doldenhorn und Weisse Frau. Zum ersten Mal erstiegen und geschildert. Mit 11 Farbendruckbildern nach Skizzen Ph. Gosset's und E. von Fellenberg's, 4 Abbildungen in Holzschnitt und 1 Karte in Farbendruck im Maasstabe von 1:50,000 nach J. R. Stengel. Coblenz, Baedeker. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Rückblick auf Tirols Kämpfe von 1863 bis zum heutigen Tage. Eine Festgabe zu den Jubeltagen 1863. Wien, Geitler. Lex.-8. 16 Ngr.

Ruffel, W. G., Tagebuch meiner Reise im Norden und Süden. Aus dem Englischen. 1ste Lieferung. Altona, Menzel. Gr. 8. 10 Ngr.

Schleiden, M. J., Das Alter des Menschengeschlechts, die Entstehung der Arten und die Stellung des Menschen in der Natur. Drei Vorträge für gebildete Laien. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 12 Ngr.

Schletter, H., Maurerische Lebensanschauungen. Logen-vorträge. Leipzig, Fries. 8. 15 Ngr.

Struve, G., Diesseits und Jenseits des Oceans. Coburg, Streit. Lex.-8. 20 Ngr.

Willer, H. F., Mythologie und Naturanschauung. Beiträge zur vergleichenden Mythenforschung und zur kulturgeschichtlichen Auffassung der Mythologie. Leipzig, Teubner. 8. 18 Ngr.

Tagesliteratur.

George, J. F. L., Ueber Fichte's Vorlesungen, betreffend die Bestimmung der Gelehrten. Greifswald. 1862. Gr. 4. 3 Ngr.

Hoff, v., Die deutschen Gelehrten, Kaufleute, Handwerker und Tagelöhner in England, Schottland und Irland, mit ihren Institutionen, in ihrem Leben und Treiben. Mannheim, Köfler. Gr. 8. 3 Ngr.

Hahn, E. G. L., Die Arbeiter-Verführer der Gegenwart. Standrede an die deutschen Arbeiter jeden Standes. Frankfurt a. M., Hess. Gr. 8. 5 Ngr.

Knauth, F., Der Tag des Volkes. Musikalisch-dramatisches Festspiel zur Halbjahrhundertfeier der Völkerschlacht bei Leipzig vom 16. bis 19. October 1813. Alt und Jung im lieben Vaterlande dargeboten. Leipzig, Merseburger. 8. 3 Ngr.

Leipzig vor 50 Jahren. Schilderung der Ereignisse vor und während der Völkerschlacht nach Berichten von Augenzeugen. Leipzig, Pardubitz. 8. 2½ Ngr.

Meyer, H., Anti-Fidelbey. Ein offenes Schreiben an den Verfasser der „Jesuitenhege in Bremen“. Bremen, Strack. 8. 4 Ngr.

Reigebaur, J. F., Der italienische Bund und der deutsche Fürstentag. Leipzig, Bergson-Sonnenberg. Gr. 8. 6 Ngr.

Rißch, D., Aus dem jónischen Städteleben. Ein Vortrag gehalten im Verein für wissenschaftliche Vorträge zu Greifswald. Greifswald. 1861. Gr. 8. 6 Ngr.

Die preussische Volksvertretung im Jahre 1863. 1ste bis 3te Auflage. Berlin, A. Jonas. Gr. 8. 2½ Ngr.

Anzeigen.

Werthvolle Bücher zu ermässigten Preisen,

bis Schluss des Jahres 1863

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt vergütet.

Dramatisches.

- Sachmahr** (S. M.). Der Trank der Vergessenheit. Volksdrama in fünf Aufzügen. 8. 1851. (1 Thlr. 10 Ngr.) 6 Ngr.
- Beer** (Mh.). Die Bräute von Aragonien. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. 1823. (25 Ngr.) 6 Ngr.
- Deinhardtstein** (F. L.). Künstler - Dramen. 2 Bändchen. 8. 1845. (2 Thlr. 15 Ngr.) 12 Ngr.
- **Pigault Lebrun**. Lustspiel in fünf Acten. 8. 1845. (18 Ngr.) 6 Ngr.
- Eichholz** (Fr. von). Schauspiele. 3 Theile. (1. und 2. Theil. Zweite, vermehrte und mit Goethe's Briefen über „Die Hofdame“ versehene Ausgabe. 3. Theil.) 8. 1835 — 54. (3 Thlr. 15 Ngr.) 12 Ngr.
- Farring** (Harro). Die Mainotten. — Der Corsar. Dramatische Gedichte. 8. Luzern, 1825. (22½ Ngr.) 6 Ngr.
- **Der Student von Salamanca**. Ein dramatisches Gedicht. 8. Luzern, 1825. (20 Ngr.) 6 Ngr.
- **Der Wildschütz**. Ein Trauerspiel. 8. Luzern, 1825. (15 Ngr.) 6 Ngr.
- Kirner** (Mf.). Cola di Rienzi. Trauerspiel. 12. 1845. (21 Ngr.) 6 Ngr.
- Rosen** (Jul.). Herzog Bernhard. Historische Tragödie. 8. 1855. (16 Ngr.) 6 Ngr.
- Rienstadt** (W.). Karl der Fünfte. Tragödie in vier Acten. 8. 1826. (20 Ngr.) 6 Ngr.
- Ruge** (Arn.). Die neue Welt. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Mit einem Vorspiel: Goethe's Ankunft in Walhalla. 8. 1856. (20 Ngr.) 6 Ngr.
- Rudolph** (Fr.). Thomas Thyrnau. Schauspiel in sechs Acten. Nach dem Roman gleichen Namens. 8. Bismar, 1844. (1 Thlr.) 6 Ngr.
- Seemann** (D. S.). Der letzte König. Politisches Drama in fünf Aufzügen. 8. 1842. (24 Ngr.) 6 Ngr.
- Taschenbuch dramatischer Originalen**. Jahrgang 1839. Herausgegeben von Jos. Franz. 1839. 8. (2 Thlr. 15 Ngr.) 10 Ngr.
- Twetten** (K.). Ein Patricier. Trauerspiel in fünf Acten. 8. 1848. (20 Ngr.) 6 Ngr.
- Werner** (F. L. S.). Der vierundzwanzigste Februar. Eine Tragödie in einem Act. Zweite Auflage. 8. 1819. (1 Thlr.) 6 Ngr.
- Wiese** (Sgm.). Don Juan. Ein Trauerspiel in fünf Acten. 8. 1840. (1 Thlr. 8 Ngr.) 6 Ngr.
- **Drei Trauerspiele**. 8. 1835. (1 Thlr. 15 Ngr.) 6 Ngr.
- **Drei Dramen**. 8. 1836. (1 Thlr. 8 Ngr.) 6 Ngr.

Ein ausführlicheres Verzeichniss im Preise ermässiger Werke, aus fünf Abtheilungen bestehend, ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Charaktere aus Goethe's und Schiller's Werken.

Goethe - Galerie.

Fünfzig Blätter in Stahlstich
in 10 Lieferungen
zu 1 Thlr. 10 Ngr.

Schiller - Galerie.

Fünfzig Blätter in Stahlstich
in 10 Lieferungen
zu 1 Thlr. 10 Ngr.

Gezeichnet von

Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg.

Mit Erläuterungen von Friedrich Pecht.

Die beiden echt deutschen Prachtwerke, in jeder Beziehung allgemeiner Verbreitung werth, sind in Lieferungen zu 1 Thlr. 10 Ngr. (die „Schiller - Galerie“ auch complet zu 13 Thlr. 10 Ngr., in Leinwandband zu 15 Thlr. 10 Ngr., in Lederband 16 Thlr. 20 Ngr., Prachtausgabe in Folio 24 Thlr., geb. 30 Thlr.) durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen und Reichbibliotheken zu haben:

Die Verschwörung

gegen

die Königin Caroline Mathilde

und die Grafen

Struensee und Brandt.

Nach bisher ungedruckten Originalacten und nach L. J. Flamand in selbstständiger Bearbeitung von

G. F. von Jüssen - Eusch,
schleswig-holsteinischem Oberlieutenant a. D.

Gr. 8. Ein starker Band. Broschirt 2½ Thlr.

Ueber die kopenhagener Palastrevolution von 1772 hat bis auf den heutigen Tag kein Schriftsteller volle Wahrheit zu verbreiten vermocht, weil die dänische Regierung alles, was diese blutige und als einzig in der Geschichte dastehende Katastrophe betrifft, sorgfältigst in ihren geheimen Archiven verborgen hielt. Erst jetzt hat die freiere Verfassung Dänemarks gestattet, auch dieses Dunkel aufzuklären, und es erscheint nach den aus den Archiven entnommenen Originalacten zum ersten male obige wahrheitsgetreue Darstellung jener grausamen Revolution.

Es wird kaum der Bemerkung bedürfen, daß diese Schrift in unmittelbarem Zusammenhange mit der jetzt neu hervortretenden schleswig-holsteinischen Frage steht. Caroline Mathilde war die Großmutter des in den deutschen Herzogthümern allein erbberechtigten Throncandidaten, des Herzogs von Augustenburg.

Preisermässigung.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeines deutsches Reimlexikon.

Herausgegeben von Peregrinus Syntax.

2 Bände. 8. 1826. (6 Thlr.) Ermässiger Preis 3 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 41. —

8. October 1863.

Inhalt: Naturseele, Menschenseele und Weltseele. Von Karl Fortlage. Dritter Artikel. — Graf A. v. Baumbach über den schleswig-holsteinischen Krieg. Von Karl Gustav von Berner. — Ein Roman aus der dresdener Schriftstellerwelt. Von Arthur Leypsohn. — Michel Angelo's Bedeutung als Dichter. Von Otto Speyer. — W. Wacksmuth über die deutschen Volksstämme. — Literatur über das deutsche Kirchenlied. Von Heinrich Rückert. — Notizen. (Zur modernen Kunstpflege; Eine englische Stimme über das frankfurter Parlament.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Naturseele, Menschenseele und Weltseele.

Dritter Artikel. *)

Durch die Stellung, welche die sinnliche Seele einnimmt zwischen reiner Vernunft einerseits und physikalischer Materie andererseits, ist der Wissenschaft der Psychologie ihr eigenthümlicher Charakter gegeben. Der bloße speculative Weg reicht in ihr nicht aus, und ebenso wenig die Combination speculativer Ideen mit physikalischen Thatfachen. Das in der Mitte liegenbleibende Feld gehört nicht dem Apriori, sondern der Erfahrung, aber seine Erfahrungen sind nicht Erfahrungen des äußern, sondern des innern Sinns. Dieses ist die Ursache, warum wir die Gegenwart so vielfach beschäftigt sehen, nach Mittelwegen zu suchen, auf denen wir uns weder in den Niederungen der Physik, noch auf den Sonnenhöhen der Speculation bewegen, sondern zwischen beiden wie in anmuthigen Waldungen umherschweifen, und dort nach den versteckten Pfaden suchen, auf denen das Seelenwesen in Gestalt wuchernder Lebensstriche sich den Abgründen des physikalischen Daseins entzieht.

Die Schrift, „Die elementaren Functionen der creatürlichen Seele“, von Emil Harleß (Nr. 1), beschäftigt sich mit einer sorgfältigen Exploration des angebeuteten wissenschaftlichen Terrains im allgemeinen. Der der Wissenschaft zu früh entriffene Verfasser, bekannt durch anatomische Arbeiten, sowie auch durch populäre Vorlesungen aus dem Gebiete der Physiologie und Psychologie, hatte sich einen Plan gemacht, ein psychologisches System auf der Grundlage physiologischer Forschung auszuarbeiten, in welchem sich an die elementaren Untersuchungen auch die ethischen und metaphysischen Folgerungen anreihen sollten. Aber er starb darüber hin, und hinterließ zum Abschluß gebracht nur die vorliegende Voruntersuchung, welche sich auf kritische Art mit den verschiedenen Forschungswegen beschäftigt, die auf diesem Felde eingeschlagen werden können.

Seine Methode ist eine durch Ausschließung setzende, durch Negation pontirende. Ausgeschlossen wird von der einen Seite der Materialismus, wonach die Denkbarekeit einer realen und concreten Seele ganz aufhört, von der andern der Idealismus, nach welchem die Seele das allein Substantielle ist, und die Materie nur in einer Scheinwelt besteht, welche die Seele sich aus den Wechselbeziehungen ihrer eigenen Elemente konstruirt. Angenommen hingegen wird der in der Mitte zwischen beiden Extremen liegende Fall, daß das substantiell Psychische neben dem Materiellen ein Reich für sich bilde, bestehend aus einzelnen qualitativ differenten Elementen, welche zwar nicht unverbrüchlich gebunden seien an die bestimmten einzelnen Elemente des Materiellen, jedoch auch ebenso wenig beziehungslos ihnen gegenüberstünden; sondern ebenso beziehungsvoll, wie alle materiellen Substrate untereinander zusammenhängen, sollen auch die psychischen Grundkräfte und Vermögen mit ihnen wiederum in Verknüpfung stehen. Man bekommt hierdurch für das Reich der Natur eine zwiefache substantielle Grundlage, gleichsam zwei Stockwerke oder Grundböden, einen niedern materiellen und einen höhern psychischen, von gleicher Realität und Selbstständigkeit, auch von gleich engen und starken Causalzusammenhängen in sich und untereinander, obwol von

1. Die elementaren Functionen der creatürlichen Seele. Psychologisches Fragment aus dem Nachlaß des Universitäts-Professors und Akademikers Emil Harleß. Herausgegeben von A. von Harleß. München, Fleischmann. 1862. Gr. 8. 16 Ngr.
2. Das Seelenleben des Menschen. Unter dem Gesichtspunkte seiner organischen Entwicklung, Verjüngung und Gesundheit nach dem „Neuen System der Psychologie“ des Professors Dr. Schulz-Schulzenstein im Grundrisse bearbeitet. Von Ferdinand Schnell. Leipzig, F. Fleischer. 1861. Gr. 8. 24 Ngr.
3. Genesiß des Denkens oder über das Sichselbst im Menschen. Von Reinhold Grohmann. Leipzig, F. Fleischer. 1860. Gr. 8. 18 Ngr.
4. Zur Entfaltung der Seele. Eine psychologische Untersuchung von Heinrich von Struve. Tübingen, Laupp. 1862. Gr. 8. 18 Ngr.

*) Vgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 5 und Nr. 27 d. Bl. D. Red.

verschiedener Dualität, und zwar so, daß im psychischen Gebiete ebenso wol als im materiellen eine große Mannichfaltigkeit qualitativ verschiedener Elemente zum Grunde liegen soll.

Dabei wird das Psychische in der Mannichfaltigkeit seiner substantiellen Elemente gleich sehr im Universum verbreitet angenommen, als wie die raumerfüllende Substanz des Materiellen darin verbreitet ist. Die Coexistenz beider das All erfüllenden Substanzen ist weder vermöge einer Juxtaposition der einen neben die andere, noch vermöge einer substantiellen Durchdringung des Materiellen vom Psychischen, sondern allein vermöge einer dynamischen Durchdringung denkbar, aber so, daß die einander dynamisch Durchdringenden dabei immer als zwei vollkommen Selbständige einander gegenüberstehen. Das substantielle Substrat des Psychischen darf sich nicht verflüchtigen zum Abstractum einer bloßen Kraft des Materiellen. Und das Materielle darf sich ebenso wenig verflüchtigen zur bloßen einfachen Explication des psychisch Substantiellen oder zur bloßen extensiven Ausdrucksweise des Intensiven. Folglich darf die dynamische Durchdringung des Psychischen und Materiellen nicht für eine absolute, sondern nur für eine relative gelten, sodas unbeschadet derselben jedes der einander Durchdringenden doch dabei seine eigenthümliche Selbständigkeit behauptet.

Ueber die empirische Tragweite dieser Theorie, welche in der Mitte zwischen Speculation und Naturwissenschaft ihren eigenthümlichen psychischen Erfahrungsboden zu begründen strebt, ließe sich erst dann Bestimmteres sagen, wenn Proben ihrer nähern Anwendung vorlägen. Als besonders charakteristisch springt ihre entschiedene Polemik gegen den Idealismus ins Auge. Dieselbe tritt hier auf als eine unausweichliche Folge von der Annahme einer selbständigen Realität der Materie, welche sich mit der idealistischen Ansicht der Dinge schlechthin nicht verträgt. Zwar ist dem Idealisten die materielle Welt keineswegs eine bloße subjective Scheinwelt, vielmehr eine objective Erscheinungswelt. Der Unterschied zwischen beiden ist so groß, als der Unterschied zwischen Traumbildern, welche nur mir allein gehören, und Erscheinungsbildern, welche an den Orten des allen gemeinsamen Weltraums von jedermann unvermeidlich und mit mathematischer Gesetzmäßigkeit hervorgebracht werden. Aber so groß dieser Unterschied auch ist, so reicht er doch lange nicht aus, um das Vorurtheil des gemeinen Lebens, daß hinter den objectiven Erscheinungsbildern unserer fünf Sinne Dinge an sich ständen, zu bestätigen. Daher ist derselbe in Beziehung auf eine fälschlich geforderte und vorausgesetzte selbständige Realität der Materie auch nur von geringer Erheblichkeit. Und so hat ihn auch der Verfasser, welchem es hauptsächlich auf diesen Punkt ankam, nicht mit Unrecht gefaßt. Wer der Materie als solcher eine völlige Realität zuschreibt, der ist immer dadurch zu einem bedenklichen Bruche mit der idealistischen Denkweise genöthigt, und es ist nur ein Zeichen von klarem Denken, wenn er dieses deutlich einsieht, und mit vollem Bewußtsein danach verfährt.

„Das Seelenleben des Menschen“, von Ferdinand Schnell (Nr. 2), stellt nach dem Vorgange des um die Wissenschaft der Botanik verdienten Professors Schulz-Schulten die psychischen Vorgänge im Menschen unter den Gesichtspunkt eines allgemeinen Gesetzes der organischen Entwicklung. Es betrifft dasselbe eine in allem organischen Leben bemerkbare unaufhörliche Erneuerung und Verjüngung seiner Organe, zufolge deren das spätere Erzeugniß sich immer vorstellt innerhalb eines früheren oder an denselben entwickelt und aufbaut, daß das letztere dem erstern zur Hülle oder Unterlage dient, welche in dem Grade, als das spätere zu größerer Selbständigkeit gelangt, immer mehr entbehrlich gemacht und zuletzt ausgeschieden oder abgeworfen wird. Weil ein solcher Entwicklungsvorgang besonders augenfällig bei den Insekten in der Raufer hervortritt, so wird er hier auch gern vorzugsweise mit diesem Namen bezeichnet. Man könnte ihn füglich ebenso gut nach der Analogie des Säugethiers einen Häutungsproceß, nach der Analogie des Schmetterlingslebens einen Verpuppungsproceß, nach der Analogie einer steten Erneuerung der Familien beim Absterben oder Abwelken der alten Glieder einen Erzeugungsproceß nennen. Es ist derselbe Proceß, welchen Sokrates im Platonischen Gastmahl als den Vorgang einer Theilnahme des Sterblichen am Unsterblichen schildert, die dadurch zu Stande kommt, daß beim Abgange der alten Theile und Organe immer neue von derselben Art in die Stelle treten, und dadurch kein Wechsel und Untergang der hinwegfließenden stofflichen Unterlage die Formen als selbständige und unsterbliche sich ewig erhalten. Aber auch ein Assimilationsgesetz kann man dieses nennen. Denn alle Organismen erzeugen ihre neuen Gewebe und Gebilde durch eine Assimilation homogener Bestandtheile aus den Nahrungsmitteln, welche in demselben Maße erfolgt, worin die alten Gebilde dem frischen Ströme des Lebens entwachsen und infolge dessen secernirt werden.

Daß in diesem fundamentalen Lebensgesetze ein durchfruchtbarer Nachforschungen für das ganze Gebiet des organischen Lebens fließt, darf mit Sicherheit angenommen werden. Es kommt nun aber weiter darauf an, ob sich das Gesetz der Verjüngung auch in Beobachtung der Vorgänge innerer Erfahrung weiter verfolgen läßt. Den ersten Versuch hierzu verdanken wir ebenfalls schon dem Platonischen Sokrates, welcher im Gastmahl über das Werk des Großen sich folgenderweise äußert:

Auch in Beziehung auf die einzelnen Personen findet etwas Ähnliches statt, indem sie genau genommen niemals dieselben bleiben, sondern immer neue Theile hinzugewinnen, während sie die alten verlieren, in Hinsicht auf die Haare und das Fleisch und die Knochen und das Blut und den ganzen Leib. Aber auch was die Seele betrifft, so bleibt von den Sitten und Manieren, Meinungen, Begierden, Freuden, Betrübissen und Besorgnissen keine jemals immer dieselbe bei einem jeden, sondern einiges davon entsteht, anderes vergeht. Noch merkwürdiger ist, daß selbst die Wahrnehmung oder das Bewußtsein dem Entstehen und Vergehen unterworfen ist. Das Verschwinden der Wahrnehmung ist das Vergessen, ihr Wiederentstehen die Erinnerung. Bei dieser Art geht in allem Sterblichen die Selbsterhaltung vor, nicht dadurch, daß es, überhaupt immer dasselbe bleibt, wie das

Sittliche, sondern dadurch, daß es an die Stelle des Veralteten ein Neues von derselben Art setzt.

Nach eben diesem Maßstabe ist das „Neue System der Psychologie“ (Berlin 1855) des Professors Schulz-Schulzenstein erbaut, worin „die Bildung des menschlichen Geistes durch Kultur der Verjüngung seines Lebens in Hinsicht auf Erziehung zur Humanität und Civilisation“ beschrieben wird. Um den psychologischen Funden dieses umfangreichen Werks (es enthält in drei Theilen 1000 Seiten) im Publikum eine größere Ausbreitung zu verschaffen, hat Schnell in obiger Schrift es unternommen, im Einverständnisse mit dem Erbauer dieses Systems die darin dargelegte organische Entwicklung des menschlichen Geistes ins Kürzere zusammenzufassen.

Der Verfasser unterscheidet eine todte und eine lebendige Naturanschauung, sowie Gesehe der todten und der lebendigen Natur. Die ersten bilden den Mechanismus, die zweiten den Organismus. Das Organische trägt den Grund seines Lebens, seiner Thätigkeit und Entwicklung in sich selbst als einen Grund der Erneuerung und Verjüngung, indem es die Kraft beißt, das Abgelebte von sich zu werfen, sich zu reinigen und von innen heraus neu auszugestalten. Wer das Leben nach diesem Gesehe beurtheilt, der steht in der lebendigen Naturanschauung, wogegen dem Materialismus sowohl als dem Idealismus eine todte Naturanschauung zugeschrieben wird. Nach diesem Gesehe des Lebens und der Verjüngung entwickelt sich der Seelenorganismus von der Sinnlichkeit zum Gemüth und vom Gemüth zum Geiste, so daß der Geist nicht in einem Gegensatz mit den Gefühlen und Trieben sich befindet, sondern gleichsam der Schmetterling aus der Seelenpuppe ist. Der Grundproceß aber in diesen Entwicklungen ist der Assimilationsproceß. Denn wie der leibliche Organismus von Speisen und Getränken, so lebt der Seelenorganismus von Anschauungen und Empfindungen, aus denen der Bau von Kenntnissen und Gewohnheiten zusammenwächst, welcher unserer Person ihre inwendige Physiognomie ertheilt.

Die Sinne des Menschen sind der „Geistsmagen“, in den alles gebracht werden muß, was die Seele als Speise und Lebensmittel empfangen soll, worauf dann weiter eine geistige Verdauung und Verarbeitung zum Gefühl und Bewußtsein erfolgt. Die Bereitung von geschmackvollen Sinnbildern für die Gemüthsernährung, diese „Gefühlskochkunst“ ist besonders Gegenstand der zum Gefühl sprechenden Poesie. Die Sprache ist überhaupt für den Geist ein ebenso wichtiges Genusmittel, wie Wein und Brot für den Körper, und wie der Körper gesunder, unverdorbener Nahrungsmittel, so bedarf der Geist einer verständlichen gesunden Sprache zu seiner Bildung und Erhaltung. Es gibt eine todte Sprache des Kopfbrechens, es gibt aber auch eine lebendige Sprache des Gemüths und Herzens. Bei unverdaulicher Geistesnahrung wird die Seele nicht gestärkt, sondern ermattet. Die Empfänglichkeit und der Seelenhunger verlieren sich und gehen in Gleichgültigkeit und Abneigung über, wobei die Eindrücke an der Seele spurlos vorübergehen. Dieses

ist die Langeweile, welche bei sader Geistesnahrung entspringt.

Die Verjüngungsacte des Gemüthslebens hängen ab von einer dauernden Kultur der „Gemüthsmäuser“, wodurch die abgelebten Residuen alter Gefühle und Triebe zur rechten Zeit vollständig zum Absterben gebracht und die dadurch gebildeten „Seelenhüllen“ von den Knospen der Neubildungsacte abgestreift werden, um den jungen Trieben Freiheit und Leben zu schaffen. Die größte Menge von „Gemüthsmäuser-Stoffen“ bildet sich in den stärksten Aufregungen, während in dem ruhig die Mäusern, den Neu sind. Manche sogenannt als kranke „Seelenmāuseracte, wie der W der Hochmuth und Gemüths gegen solche „W nicht reinigen und befr in den Leidenschaften,

aufreißt, indem die Abwurfsacte sich steigern und erschöpfen, weil das Gemüth die zählebigen Mäusergebilde, die Gemüthsunreinigkeiten, nicht los werden kann. Dagegen gehen aus den wohlgelingenden Neubildungen im Gemüthsleben die guten Leidenschaften, wie Fleiß, Muth, Geselligkeit, Freundschaft und Menschenliebe hervor.

Die Verjüngungsacte der Erkenntniß befolgen dasselbe Geseh. Je nach der Sondernung der Vorstellungen von fremden Elementen und der Vereinigung des natürlich Verwandten zeigt sich in ihnen eine geringere oder größere Reinheit und Klarheit. Dagegen bildet ihr Stehenbleiben auf den niedern Entwicklungsstufen der Verjüngung die Irrthümer, welche ebenfalls Lebensnodungen sind, wobei der Ideen-Embryo nicht aus dem Ei kommt. Daß die Trennung von alten Vorstellungen oft so schwer ist wie die Trennung von geliebten Gegenständen, hat seinen Grund darin, daß sie als zählebige „Mäusergebilde“ noch nicht ganz abgestorben und mit den lebenden Neubildungen noch innig verwachsen sind. Die abgelebten Vorstellungen müssen von der Seele ebenso abstarben und abwaschen, wie die Blätter, ehe sie vom Baum fallen, oder wie der Haarpelz eines Thiers, bevor er abgeworfen werden kann. Und wie das Vergessen der Irrthümer den Mäuserproceß auf dem Gebiete der Erkenntniß bildet, so ist das Gewissen der selbstbewußte Reinigungsact der sittlichen Handlungen und Werke im Gebiete des freien Willens, welcher sich in enger Verbindung mit der Erkenntniß der Wahrheit und des Guten stufenweise entwickelt.

Daß eine solche Betrachtungsweise unseres Seelenlebens, abgesehen von dem barocken Zuschnitt ihrer affectirten Terminologie, für praktische Anwendung einen überaus fruchtbaren und ergiebigen Gesichtspunkt bietet, leuchtet von selbst ein. Das ist freilich zur wissenschaftlichen Begründung derselben noch lange nicht hinreichend. Denn man fragt hier vor allem zuvor: Woraus bestehen Mäuserstoffe der Seele? Wie verhalten sie sich zu den phy-

stikalischen Stoffen? Woher empfängt die Seele die Stoffe ihrer Neubildungen? Von innen oder von außen? Und in welche Stoffe lösen sich die Gebilde der Seele auf, wenn sie zu Grunde gehen? In materielle oder immaterielle Stoffe? Auf keine dieser Grundfragen gibt diese Theorie auch nur irgendeinen Bescheid, und läßt daher ihre eigenen Grundbegriffe überall auf's höchste im Unklaren. Handelte es sich daher hier von einem speculativen System, so würden solche Unklarheiten hinreichen, den Stab über dasselbe zu brechen. Aber wir stehen hier auf dem Boden der empirischen Forschung, und da gestalten sich die Sachen doch ein wenig anders. Die rein empirische Forschung kann es zuweilen wirklich weit bringen bei unklar gelassenen Grundbegriffen. Wir haben ein Beispiel an der Physik, welche die Festigkeit ihrer Resultate keineswegs der Klarheit in ihren Grundbegriffen zu verdanken hat. Der Beweis hiervon ist, daß in den Begriffen des Lichts, der Wärme, der Electricität u. s. w. noch immer von Jahr zu Jahr Umwälzungen und Veränderungen vor sich gehen, während die durch Rechnung und Experiment einmal festgestellten Resultate niemals mehr den geringsten Schwankungen unterworfen sind. Die in der Praxis anwendbaren Resultate sind hier das Feste, die Grundbegriffe hingegen das Schwankende. Jene ergeben sich zu Anfang und auf einfachem Wege, diese erst zu Ende der Forschung und schwer. Sollte es sich in der empirischen Psychologie vielleicht ebenso verhalten? Sollten auch hier die Combinationen der Nutzenanwendung das zu Tage Liegende, die Grundbegriffe das Versteckte sein? In diesem Falle wäre die Schulz-Schulzenstein'sche Theorie nicht dafür zu tabeln, sondern eher wol zu loben, daß sie die Grundbegriffe soviel als möglich in ihrer verborgenen Tiefe läßt, hingegen die letzten Resultate derselben als das jedermann offen vor Augen liegende Wesen an die Oberfläche drängt.

Um daher der Schulz-Schulzenstein'schen Theorie als einer praktisch brauchbaren Vorstellungsweise die ihr gebührende bedingte Berechtigung zuzugestehen, bedarf es nichts weiter, als daß man ihre allegorischen Bilder in den abstracten Inhalt des Platonischen Gedankens übersetzt, mit welchem sie übereinstimmen. Dann gewinnt man als Resultat den Begriff einer Seele, welche nicht eine in sich abgeschlossene Monade, sondern ein Recipient der Thätigkeiten allgemeiner Vernunft ist, daher aus dem höhern Lebensquell beständig Zuschüsse (Nahrungsmittel) empfängt, wodurch ein stetiges Wachsthum, verbunden mit stetiger Erfrischung und Erneuerung (Mauserung), eingeleitet wird. In dieser Weise angesehen, arbeitet die Schulz-Schulzenstein'sche Theorie, wenigstens mit trüben Mitteln, dem Idealismus in die Hände, und wenn sie selbst den Idealismus ebenso sehr als den Materialismus für eine „tote“ Naturanschauung erklärt, so legt sie dadurch nur an den Tag, wie wenig Klarheit sie noch gewonnen hat über ihre eigene Stellung innerhalb der heutigen Wissenschaft und über das Große, was sie leisten könnte, wenn sie ihre Grundbegriffe zu läutern und ihre unklaren Bilder in klare Anschauungen umzuwandeln verstünde.

Einen andern allegorischen Weg, um dem die Vernunft mit der Körperwelt in Verbindung stehenden zweideutigen Wesen näher zu kommen, finden wir eingeschlagen in der „Genese des Denkens“ von Reinhold Grohmann (Nr. 3). Diese Schrift geht von der Voraussetzung aus, daß das Denken als die Thätigkeit, welche den Menschen zur Person macht, in der Structur seines ganzen Organismus von Grund aus angelegt und vorbereitet sein müsse, und daß daher, wenn wir in den Grundnormen der Denkfunktion einerseits, in den Grundnormen des menschlichen Organismus andererseits Ähnlichkeiten entdecken, diese von uns als Fingerzeige zur gegenseitigen Erklärung des einen durch das andere benutzt werden dürfen.

Im Bewußtsein als der Selbsterkenntniß des Menschen geht eine Selbstunterscheidung vor. Denn die Person ist zugleich die Erkennende und die Erkannte, die Erkannte in Gestalt des Bildes, welches sie von sich selbst gewinnt, die Erkennende in Gestalt der dieses Bild hervorbringenden Kraft oder Thätigkeit. Wer sich nun zur nähern Veranschaulichung dieser unserer Doppelnatur nach allegorischen Bildern derselben in unserm leiblichen Organismus umsieht, der findet, daß der Nervenbau derselben eine Selbstunterscheidung von ähnlicher Art enthält, wonach er zerfällt in periphere Organe, welche immer neuen Bildinhalt ihrer Anschauungen hervorbringen (Sinnorgane), und ein centrales Organ, welches den Anschauungsinhalt jener in sich sammelt, aufbewahrt und in ein Gesamtbild vereinigt (Gehirn). Malen wir diese Symbolik weiter aus, so wird uns das Centralorgan zum Objectorgan des Ich, die peripherischen Organe zu Subjectorganen desselben, jenes als der Bildträger, diese als die Bildererzeuger, und zwar so, daß sich die Erzeuger der Bilder in symmetrischer Ordnung von je zwei einander entsprechenden Nervenpaaren um den centralen Stamm des Bildträgers herumlagern.

Es steht daher nach Grohmann's Ansicht mit den Vorgängen des Bewußtseins in einer engen Verbindung die Architektur des Organismus, vermöge welcher in den höherstehenden Thierklassen und dem Menschen theils einreihige Organe mit einem Einsystem, theils doppelreihige Systeme und Organe angelegt sind. So sind einerseits doppelte Sinnorgane des Sehens, Hörens, Riechens, und paarige Nerven, eine linke und rechte Seite, doppelte Lungen, ein doppeltes durchs Septum geschiedenes Herz, doppelte Gefäßsysteme, doppelte Gehirnhemisphären, doppelte Nervensysteme links und rechts, doppelte Rückenmarkshälften u. s. w. vorhanden, während von ihnen ein einreihiges, einpaariges Organsystem eingeschlossen ist, wir dieses deutlich durch die die Gehirnhemisphären verbindenden Mitteltheile, durch ein vegetatives Nervensystem, einen tractus intestinalis, ein Lymphsystem u. s. w. sich herausstellt.

Und so wie das Selbstbewußtsein dadurch entsteht, daß die Doppelfühlungen der paarigen Organe der Peripherie sich in einer centralen Mitte vereinigen, im ähnlicher Art soll auch die menschliche Person selbst entstehen.

vermittelt einer Vereinigung der Lebensthätigkeiten männlicher und weiblicher Zeugungsstoffe, welche, indem sie sich zueinander verhalten wie die rechte und linke Seite des cerebrospinalen Nervensystems, einen neuen centralen Gehirnstamm nebst einem vegetativen Centralsystem, damit aber auch ein neues Selbstbewußtsein aus sich hervorzurufen fähig sein sollen. Das Denken oder Selbstbewußtsein ist, so aufgefaßt, ein ideelles Sichselbstentstehen der menschlichen Person, und das reelle Entstehen der menschlichen Person ein Bildungsproceß der Organe für ein neues Selbstbewußtsein oder für ein neues ideelles Sichselbstentstehen derselben. Was aber die Bestandtheile anbetrifft, welche das Kind von Vater und Mutter her in sich trägt, so gehören dieselben ihrem Charakter nach weder den psychischen Individuen, noch den bloßen chemischen Producten an, sondern nehmen als in der Mitte zwischen beiden stehende Halbindividuen, den Rang von untergeordneten Lebensorganen in Anspruch, aus deren Durchbringung ein neues Centralorgan mit dem Charakter eines neuen psychischen Individuums zu entstehen die Fähigkeit hat.

Wir begeben, unabhängig hiervon, fast derselben Theorie in der psychologischen Untersuchung „Zur Entzerrung der Seele“ von Heinrich von Struve (Nr. 4), und zwar so, daß dieser noch näher in die halbindividuellen Bestandtheile, an denen das menschliche Individuum sein neues Leben entzündet, einzubringen wagt. Ihm ist der männliche psychisch-genetische Factor das subjektliche Ich als vorherrschende Denkhätigkeit; der weibliche dagegen das objectliche Ich als vorherrschende Gefühlsthätigkeit. Beide zusammen in organischer Einheit erzeugen wieder ein neues empirisches Ich. Jedes psychische Individuum bildet daher in sich selbst schon gleichsam eine Doppelperson oder eine Ehe, nur beim männlichen mit Ueberwiegen des einen, beim weiblichen mit Ueberwiegen des andern Charakters. Der männliche Factor der psychisch-genetischen Entwicklung ist ein psychischer Organismus mit vorherrschender Denkraft als dem Ausdruck seiner Selbständigkeit, dessen Theiligung bei der psychischen Entwicklung wesentlich activer Natur ist; der weibliche Factor der psychisch-genetischen Entwicklung ist ein psychischer Organismus, dessen Eigenthümlichkeit in der Gefühlskraft als einer einenden Zusammenfassung besteht, und dessen Mitwirkung bei der psychischen Entwicklung wesentlich receptiver Natur ist.

Solche Theorien, wie diese, sind treffliche Mittel, um das Nachdenken anzuregen, aber nicht um über die Natur der Seele etwas Bestimmtes auszumachen. Sie theilen mit der Schulz-Schulzenstein'schen die Eigenschaft, daß ihre Grundlage die naturwissenschaftliche Analogie ist. Diese muß als heuristisches Mittel der Forschung hoch angeschlagen werden, doch kann sie immer nur Wege weisen und Ausichten eröffnen, niemals für sich allein Wissenschaft begründen. Wo das Denken in bloßen Analogien stecken bleibt, wird zuletzt die Analogie zur Allegorie, und Wirklichkeit und Traum verweben sich unentwirrbar. Doch behalten solche Versuche, die Psychologie näher an die

Naturwissenschaft zu knüpfen, immer zum wenigsten das Verdienst, daß sie in irgendeiner Weise verbeachtende Streiflichter auf das Mittelglied werfen, welches die große Kluft zwischen dem speculativen Begriff und dem physikalischen Experiment ausfüllt. Es ist die große Kluft, innerhalb deren die äußere Erfahrung allmählich in innere Erfahrung, diese allmählich in Speculation übergeht. Die Methode der Analogien läßt das Eigenthümliche ihres Inhalts wenigstens aus der Ferne erblicken, und gewährt hierdurch eine nicht zu verachtende Aufmunterung allen denen, welche bestrebt sind, die wirklich gangbaren Wege und Pfade ausfindig zu machen, auf denen in das Innere derselben zu gelangen ist.

5. Das Gefühlleben. Dargelegt aus praktischen Gesichtspunkten, nebst einer kritischen Einleitung von Joseph W. Nahlowsky. Leipzig, Bernisch. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
6. Ist Beneke Materialist? Ein Beitrag zur Orientirung über Beneke's System der Psychologie, mit Rücksicht auf verschiedene Einwürfe gegen dasselbe. Zunächst als Abwehr eines Angriffs des Herrn Pfarrers Gieseler. Von J. G. Drescher. Berlin, Mittler und Sohn. 1862. Gr. 8. 15 Ngr.
7. Sterben und Unsterblichkeit. Eine Studie von Sigmund Schott. Stuttgart, Göpel. 1861. 8. 18 Ngr.
8. Entdeckungen auf dem Gebiete der Seele. Erstes Buch. — A. u. d. T.: Das Leben des Traums. Von Karl Albert Scherner. Berlin, Schindler. 1861. Gr. 8. 2 Thlr.
9. Die Symbolik des Traums. Von Gottlieb Heinrich von Schubert. Mit einem Anhang: „Die Sprache des Wachens. Ein Fragment.“ Vierte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von F. J. Ranke. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
10. Kritische und experimentelle Untersuchungen über die Hirnfunktionen. Zehnte Reihe. Ueber das Gedächtniß in den Sinnen, die phantastischen Gesichtsercheinungen, Traumbilder, Fieberdelirien u. s. w. Von Rudolf Wagner. In den „Nachrichten der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen“ vom 25. Juni 1862.

„Das Gefühlleben“ von Joseph W. Nahlowsky (Nr. 5) ist eine feine Arbeit aus der Herbart'schen Schule, ein Muster von Zergliederung innerer Thatfachen, welches nichts zu wünschen übrig läßt, sobald man das speculative Postulat dieser Schule, daß es innerhalb der Seele nichts geben könne, was nicht aus Processen des bloßen Vorstellens erklärbar sei, gelten läßt. Aber auch für den, welcher an dieser Voraussetzung zweifelt, legen solche Proben den Beweis ab, wie weit man innerhalb eines kleinen Raums der Beobachtung durch eine sorgfältige Zergliederung der Thatfachen kommt.

Der Verfasser nimmt hier das Gefühlleben im engsten Sinne dieses Wortes. Er schließt alle sinnlichen Gefühle gänzlich aus, so daß nur allein die höhern Gefühle oder Vernunftgefühle übrig bleiben, welche er als Resultate gleichzeitig im Bewußtsein zusammentreffender Vorstellungen beschreibt. Dagegen rechnet er alle, wenn auch noch so allgemeinen Gefühle und Stimmungen, welche auf der bloßen Perception organischer Reize beruhen, zu den Empfindungen von somatischer Natur, und schließt sie als solche entweder ganz von den Gefühlen aus, oder

hält doch nur allein dasjenige an ihnen als Gefühlsinhalt fest, was sich entschieden als ein aus bloßen Vorstellungen entspringendes Resultat zu erkennen gibt. Man beachtet den Unterschied zwischen sinnlichen Gefühlen und Vorstellungsgefühlen häufig viel zu wenig. Der Materialist insbesondere hat ein Interesse daran, denselben zu ignoriren und zu verwischen. Aber vergebens. Unter der Lupe gebulbiger Selbstbeobachtung ziehen sich die Grenzen hier ebenso genau und sicher, wie auf einer feinen Landkarte. Die Vorstellungsgefühle bilden eine Mittelregion zwischen dem Vorstellen und Streben in der Seele. Selber in den Vorstellungen wurzelnd oder durch die Form des Gedankenlaufs erzeugt, treiben sie ihrerseits wieder vielfache Strebungen hervor, durch welche sie dann auch wiederum eigenen Zuwachs erhalten, indem befriedigtes Streben Lustgefühle, unbefriedigtes Streben Unlustgefühle in seinem Gefolge zu führen pflegt.

Der Verfasser läßt die Gefühle in zwei Hauptgruppen zerfallen, eine formelle und eine qualitative Gruppe. Unter formellen Gefühlen versteht er diejenigen, welche durch die bloße Form des Vorstellungslaufs bedingt sind, abgesehen davon, was der Inhalt der einzelnen Vorstellungen sei. Dahin gehören die Gefühle der Beklemmung und Erleichterung; des Gelingens und Mißlingens; des Vermissens, Suchens und Findens; der Klarheit und Verwirrenheit; der Coincidenz der Vorstellungselemente und ihres Contrastes; des Kraftüberschusses und Kraftdeficits; der Erwartung, Hoffnung, Besorgniß, Ueberraschung; des Zweifels, der Langenweile und der Unterhaltung. Unter qualitativen Gefühlen versteht er diejenigen, welche durch den Vorstellungsinhalt bedingt sind, mithin an einer bestimmten Qualität des Vorgestellten haften. Dahin gehören die intellectuellen, ästhetischen, moralischen und religiösen Gefühle, wie z. B. Reue, Rechtsgefühl, Andacht; dann auch die aus der subjectiven Wirkung der einzelnen Töne und Farben entspringenden, welche man mit zu den ästhetischen zählen darf. Die Charakteristiken und Zeichnungen dieser Gruppen, besonders der ersten, sind fein und voll treffender Bemerkungen, wobei der praktische Psycholog Shakespeare am häufigsten nebst andern als Zeuge und Gewährsmann in Anspruch genommen wird. Wo die Rede ist von den aus der subjectiven Wirkung der einzelnen Töne und Farben entspringenden Gefühle, ist Goethe in seiner Farbenlehre mit eben dem Rechte als classische Autorität herbeigezogen worden.

Es sind nach Nahlowsky's Theorie zuletzt immer nur zwei einfache Bestandtheile, nämlich Lust und Unlust, welche in allen Gefühlen als ihre Elemente angetroffen werden. Förderung der Vorstellungen bewirkt Lust, Hemmung derselben Unlust. Denn das Leben der Seele ist Vorstellen. Dieses Leben ist intensiver, voller und rascher pulsirend, wenn starke, viele und bewegtere Vorstellungen da sind; es scheint in sich zusammenzusinken, wenn schwache, wenige, langsam dahinschleichende Vorstellungen am geistigen Horizonte vorüberziehen. Deshalb gewährt alles, was momentane Steigerung und

Erweiterung des Bewußtseins, sowie eine bis zu einem gewissen Grade gehende Beschleunigung des Gedankenlaufs verursacht, Lust; Verminderung der Intensität des Vorstellens, Verengerung des geistigen Horizonts, endlich unnatürliche Verlangsamung des Gedankenlaufs weckt dagegen Unlust. Da nun das Gefühl das unmittelbare Bewußtsein der momentanen Steigerung oder Herabstimmung der eigenen psychischen Lebensthätigkeit enthält, die Steigerung derselben aber Lust, die Herabstimmung derselben Unlust verursacht, so bilden Lust und Unlust die einfachen in allen Gefühlen vorkommenden Bestandtheile.

Untersuchungen, wie sie hier angestellt werden, gehören einem wirklich empirischen Wege reiner Selbstbeobachtung an, wie er hauptsächlich durch die Herbart'sche Schule gegenwärtig im Gange erhalten wird. Er unterscheidet sich von den ältern Wegen der empirischen Psychologie vorzüglich dadurch, daß die Vorgänge im Vorstellungsleben nicht aus untergelegten Kräften oder Vermögen, sondern aus den Gesetzen der Anziehung und Abstoßung unter den Vorstellungsreihen selbst abgeleitet werden, freilich wiederum unter Voraussetzungen anderer Art, ohne welche man nun einmal eine solche Arbeit schwerlich beginnen kann. Es genügt aber auch vollständig, wenn man es ernstlich von allen möglichen Seiten versucht, indem sich dann das Schiefe und Einseitige in den unwillkürlichen und unbehutsamen Voraussetzungen allmählich immer mehr an der Hand der Erfahrung durch eine Vergleichung der verschiedenen Wege und Methoden untereinander corrigiren wird. So ist z. B. in den Herbart'schen Untersuchungen über das Gefühlsleben bei all ihrer relativen Genauigkeit immer noch ein Punkt übrig gelassen, welcher offenbar einer Correctur bedarf, und zwar einer recht radicalen. Der schwache Punkt ist dieser, daß nur allein die Lust bei ihm als positive Qualität, der Schmerz hingegen als bloße Negation, nämlich als eine bloße Herabstimmung jener, auftritt, während doch in der Erfahrung Mangel an Lust noch lange nicht Schmerz ist, und dabei der Schmerz, körperlicher nicht minder wie Seelenschmerz, häufig eine solche positive Energie entfaltet, daß wir oft versucht sein könnten, ihn für das positive Grundgefühl unsers psychischen Individuums, und die Lust für die bloße Erlösung von ihm zu halten. Daher wird in diesem Punkte wol das Richtige durch Kant getroffen sein, welcher in der Unlust nicht einen bloßen Mangel an Lust erregenden Vorstellungen, sondern eine ihnen widerstrebende Ueberfülle von entgegengelegten und feindseligen Vorstellungen erkannte, und damit lange Zeit vor Herbart den schönen Grund zu einer vollkommenern Theorie des Gefühls legte, welchen Herbart nicht so benutzt hat, wie er ihn wol hätte benutzen können und sollen. Kant drückt sich über das Verhältniß von Lust und Schmerz unter anderm folgendermaßen aus^{*)}:

Daß die Unlust sowohl etwas Positives, als auch der Lust real entgegengesetzt sei, erhellt am deutlichsten auf folgende Art. Man bringt einer spartanischen Mutter die Nachricht, daß ihr

^{*)} „Versuch, den Begriff der negativen Größen in die Weltanschauung einzuführen“ (Abschnitt 2, §. 2).

Sohn im Treffen für das Vaterland heldenmüthig gekämpft habe. Das angenehme Gefühl der Lust bemächtigt sich ihrer Seele. Es wird hinzugefügt, er habe hierbei einen rühmlichen Tod erlitten. Dieses vermindert gar sehr jene Lust und setzt sie auf einen geringern Grad. Nennt die Grade der Lust aus dem ersten Grunde allein $4a$ und die Unlust sei bloß eine Verneinung $= 0$, so ist, nachdem beides zusammengekommen worden, der Werth des Vergnügens $4a + 0 = 4a$, und also wäre die Lust durch die Nachricht des Todes nicht vermindert worden, welches falsch ist. Es sei demnach die Lust aus seiner bewiesenen Tapferkeit $= 4a$, und was da übrig bleibt, nachdem aus der andern Ursache die Unlust mitgewirkt hat, $= 3a$, so ist die Unlust $= a$, und sie ist die Negative der Lust, nämlich $-a$ und daher $4a - a = 3a$.

Nun kann man aber in diesem Punkte recht wohl der richtigern Kant'schen Annahme huldigen, ohne darum noch der Herbart'schen Methode, die Vorstellungsprocesse aus sich selber erklären zu wollen, den Rücken zu drehen. Diese Methode bewährt sich nur um so glänzender, je entschlossener man den metaphysischen Vorurtheilen der Schule, namentlich ihrer Monadologie, den Abschied gibt. Den besten Beweis hiervon haben die psychologischen Arbeiten Bencke's geliefert. Bencke hat es gezeigt, daß man der psychologischen Methode nach Herbartianer sein kann, ohne an der Monadologie den mindesten Antheil zu nehmen. Bencke hat hierdurch, wenigstens auf indirecte Art, die Herbart'sche Psychologie dem Idealismus zugänglich und benutzbar gemacht. Denn sobald erst die Monadologie beseitigt ist, findet sich das Uebrige von selbst. Dabei ist auch das metaphysische System des Bencke, obgleich Sensualismus seiend, doch dem Idealismus in ähnlichem Grade verwandt, wie etwa der Sensualismus des Berkeley der Fichte'schen Wissenschaftslehre.

Die von Bencke's treuen Schüler und Anhänger J. G. Dreßler behandelte Frage: „Ist Bencke Materialist?“ (Nr. 6), hat daher nur einen humoristischen Klang. Man kann sie sich nur durch eine Verwechselung der Begriffe von Materialismus und Sensualismus erklären, welche doch gerade in diesem Falle einen starken Gegensatz untereinander bilden. Die Geschichte der Philosophie lehrt, daß der blinde und oberflächliche Sensualismus dem Materialismus, hingegen der durchdachte und consequente dem Idealismus entgegenführt. So geschah es bei Bencke, und so geschah es in einer ganz ähnlichen Weise vor 200 Jahren beim Bischof Berkeley, mit dessen Lebensansicht die des Bencke auch in Hinsicht auf den indurchgehenden tieferreligiösen Zug eine große Aehnlichkeit hat.

Denn bei Bencke ist alles in der Welt Seele oder psychische Function. Auch der Leib ist ein System von psychischen Functionen einer niedern Ordnung. Ähnlich wie aus dem Leibe die Seele emporkwächst, wachsen aus den niedern psychischen Systemen der Phantasie, des Gedächtnisses und der unbewußten Strebungen die höhern Systeme des selbstbewußten und vernünftigen Lebens empor. Sie verhalten sich zu den niedern psychischen Systemen, wie diese sich zu den leiblichen verhalten. Zwischen dem Herrn und niedern Kraftsystemen findet das Verhältniß des stetigen Austausches und lebendigen Umsatzes ihrer

Kräfte statt durch wechselseitige Zuschüsse und Hülfleistungen untereinander. Wenn nun die Seele durch den Tod ihrer stofflichen Organe beraubt wird, so kann nach Bencke's System die Folge davon keine andere sein, als daß der Seelenorganismus um eine Stufe in die Höhe rückt, indem dann anstatt der leiblichen Systeme die psychischen die tiefste Unterlage des Lebens zu bilden anfangen. Dann können nur vollkommen innerliche und selbstbewußte, aus der Vernunft oder dem Geiste entwickelbare Systeme diejenige Stelle des innerlichen Lebens einnehmen, welche gegenwärtig von der Seele eingenommen wird.

Wie schlecht unterrichtet oder wie gedankenlos nun müssen wol diejenigen sein, welche ein solches System mit dem Namen des Materialismus zu belegen vermögen! Mit größtem Anschein möchte dasselbe sich wol in den Augen der Nüchternen und Jaghaften den Vorwurf der Schwärmerie zuziehen. Aber auch diesen dürfen wir ebenso entschieden als den des Materialismus hier abweisen. Der Schwärmer reißt und fort durch seinen ungezüglichten Phantasiefchwung. Bencke's Theorie im Gegentheil gewinnt sich die denkenden Geister durch die einfache und natürliche Folgerichtigkeit, womit dieselbe aus seinen auf inductivem Wege begründeten Gesetzen der Seelenthätigkeit hervorzieht als ein Resultat, welches ebenso wol mit den Forderungen speculativer Vernunft, als mit dem natürlichen Wahrheitsfinn eines gesunden und unbefangenen Gefühls übereinstimmt.

Wol wäre daher Sigmund Schott, welcher in seiner Studie über „Sterben und Unsterblichkeit“ (Nr. 7) eine bunte Menge geistreicher und zerstreuter Gedankenfäden zusammenreibt, ohne dadurch irgendeine lebendige Ueberzeugung zu wecken, das Studium Bencke's anzuempfehlen.

Kühn und voll Zuversicht tritt Karl Albert Scherzner in seinem Werke „Entdeckungen auf dem Gebiete der Seele“ (Nr. 8) dazwischen. Er verheißt auf dem Gebiete der Seele eine durchgreifende Realwissenschaft, worin sich die Seele in realster Behandlung von innen und außen als ein wirkliches, wesenhaftes und überaus reiches, prächtiges und wunderbares Sein präsentire. Er ruft aus:

Wohlan denn, wer da will, daß eine starke Seelenwissenschaft erwache, daß das Seelenleben im Menschen wieder kräftig und gesund werde, daß alle idealen Factoren des Menschenthums wieder wirksam eingreifen, und daß Kraft komme in die Aderlung des Geistes: der trete auf für den Geist, baue kräftige Seelenforschung an, und setze größere Werke hin für die Seele als meine Anfänge.

Gut das! Wir sind dabei. Er betrachtet das Feld der empirischen Psychologie als ein für die Wissenschaft frisch zu eroberndes Terrain, und gibt die Schrift über „Das Leben des Traums“ als den ersten Theil neuer Entdeckungen, welche in folgender weiterer Reihenfolge dem Publikum vorgeführt werden sollen: 2) „Die Seele im somnambulen Zustande“; 3) „Die Seele in vollausgeprägter Individualität (insbesondere die Seele Friedrich's

des Großen“); 4) „Die Formation der Menschenseele nach Mann und Weib“; 5) „Die Lebensorganisation in der Seele (Physiologie der Seele)“; 6) „Die Seele in ihren Vermögen und Kräften“; 7) „Das Sein der Seele in seiner universalen Natur“; 8) „Die Fortdauer der Seele“.

Die Absicht ist vortrefflich. Stände nur nicht die Ausführung so sehr dagegen zurück! Es ist ein oft gehegtes Vorurtheil, daß eine empirische Wissenschaft sich durch bloßes Beobachten gewinnen lasse, durch bloßes Anhäufen von Material. In dieses Vorurtheil ist Scherner verfallen. Er schaut in die Vorstellungsspiele der Seele hinein, wie in einen unterhaltenden Lustkasten, worin die Erscheinungen der Association und Combination ameynander durcheinander wimmeln und den, welcher wirklich etwas davon begreifen möchte, in eine vollkommene Verzweiflung stürzen. Auf diesem Wege entsteht keine Wissenschaft. Auch in der Physik wimmelten in ähnlicher Ambiguität die Thatfachen durcheinander, ehe man gelernt hatte, durch Festsetzung durchgreifender Grundgesetze der Schwere, des Stoffs u. s. w. dieselben präcis und exact zu machen. Um wie viel mehr hier! So ist denn durch eine naturgetreue Abzeichnung eines erdrückenden Wustes von Träumen auch nur wieder entstanden ein Buch der Träume, erträumte Erklärungen geträumter Visionen, lauter Dunst und Nebel, aus dem wenig zu machen und wenig zu lernen ist, Sinnes träume, Phantasieträume, Denks träume, Willens träume, Ahnungs träume, Associationsträume, Nervenreiz träume, Spannungstreiz träume, Streckreiz träume, Lungentreiz träume, Zahnreiz träume, Kopfschmerz träume, Rückenschmerz träume u. s. w.

Dies ist die schwache Seite der Sache, durch welche ihre starke Seite nur gar zu sehr hinteres Licht gestellt wird. Aber es wäre unrecht, die letztere über der ersten ganz zu vergessen, und dieses Unrecht soll hier nicht begangen werden. Es dienen so detaillirte Selbstbeobachtungen, an eigener Person angestellt oder von andern auf glaubwürdige Art mitgetheilt, auch selbst in ihrer rohesten Form noch immer dazu, sowol den unermeßlichen Reichthum als auch den ganz besondern und mit nichts andern irgend vergleichbaren Charakter unserer subjectiven Erfahrungswelt zur lebhaften Anschauung und Ueberzeugung zu bringen, und dadurch das noch gar zu weit verbreitete Vorurtheil zu bekämpfen, als ob das Gebiet der möglichen Erfahrung sich auf die Welt der äußerlichen Sinne beschränke. Zur Aufdeckung jenes unermeßlichen Reichthums möglicher innerer Erfahrungen dient eine detaillirte Beschreibung des Traumlebens in vorzüglichem Grade. Denn die wahre Function unserer Seele verbirgt diesen Reichthum mit seiner alle Begriffe übersteigenden Beweglichkeit ebenso sehr, als sie ihn ahnen läßt. Scherner beschreibt die wahre Function der Seele als die scharfschneidende, scharfvordringende Aufmerksamkeit, deren Geschäft es ist, die schaukelnden Vorstellungsspiele der träumenden Seele durch ein grelles Licht zu unterbrechen und zu befestigen. Daher zeigen erst dann, wenn jener schneidende und in die Zukunft treibende Strahl

des Aufmerksens sich bis zu geringen Graden abdämpft, die Vorstellungen die ganze Beweglichkeit ihrer Associationen, worin eben das Phantasiren und Träumen besteht. Es verfließen unter dem sanften Schimmer des träumenden Bewußtseins alle Vorstellungsbewegungen mehr sanft und wellenartig, wie mit leisen und gehauchten Umrissen, wogegen die Bewegungen der wachen Aufmerksamkeit durch ihre Willkür immer etwas Schroffes und Gewaltthätiges an sich haben. Wer diesen Unterschied genau an sich selbst beobachtet, der bekommt dadurch wenn auch noch lange keine wissenschaftliche Einsicht, doch gewiß eine feste subjective Ueberzeugung davon, daß zwischen dem Princip des vernünftigen Bewußtseins und dem der physikalischen Materie ein drittes Wesen in der Mitte liegt, welches mit der Materie gemein hat, daß es ein unbewußtes, mit dem Bewußtsein hingegen, daß es nicht ein äußerliches oder objectives, sondern ein innerliches oder subjectives Wesen ist. Diese unbewußte Innerlichkeit oder subjective Stofflichkeit, welche ebenso wol wie die Welt der objectiven Stoffe ihre eigenthümlichen chemischen Mischungen und Krystallisationsvorgänge von anderer Art hat, ist das Gebiet der Naturseele oder des blinden Trieblebens, für dessen Anerkennung als einer eigenthümlichen Welt für sich der Verfasser mit lobenswerthem Eifer sich bemüht.

Aber hierbei ist auch die Grenze. Daß der bloße Erfahrungsreichthum in seiner Breite auf diesem Gebiete am wenigsten weiter fördert, springt ebenso sehr in die Augen. Träume verglichen mit Träumen entwickeln hier nur immer neue Träume. Und die oberflächliche und eben darum allezeit fertige Anwendung aller möglichen Associationsregeln zur Erklärung derselben verschlimmert nur die Sache. Denn nun geht es hier zu wie in der Astrologie oder bei den obischen Experimenten. Man ist nie um eine Erklärung in Verlegenheit, kann aber mit ein wenig Gewandtheit auch alles auslegen, wie man will und mag. Die Gründe sind hier wohlfeil wie Brombeeren. Weit sinniger, als sich in dieses Chaos Hals über Kopf zu stürzen, war es daher schon von Gott: hilf Heinrich von Schubert, wenn er in seiner bekannten „Symbolik des Traums“ (Nr. 9), deren erneuerten Auflagen sich immer neue Leser suchen und immer neue Leser finden, einzelne hervorragende und bedeutungsschwere Traum symbole als merkwürdig hervorhob und ihren poetischen Sinn zu entwickeln versuchte, wie z. B. Primat für Tod, Leichenbegängniß für Hochzeit, Vermählung für Krankheit u. dgl. Auch aus dem Scherner'schen Traummagazin ließe sich wol manches dahin schlagende Interessante zusammenfinden. Nur sind solche Goldkörner hier ganz verschwemmt im Schlamme des Unbedeutenden. Wer mag sie herauswaschen?

Ueber das Verhältniß der Traumbilder und ihnen verwandten Erscheinungen, namentlich der Fieberdelirien zum Gehirnleben, theilt der Physiolog Rudolf Wagner in einem Bericht an die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen (Nr. 10 „Kritische und experimentelle Untersuchungen über die Hirnfunctionen“) theils neue

Thatsachen, theils Vermuthungen mit. Er betrachtet als den anatomischen Centralherd für die Functionen der Phantasie ausschliessend das große Gehirn, insbesondere dessen Rindensubstanz, und betont für die Fieberdelirien als besonders wichtig den Umstand einer erhöhten Wärmeentbindung in den Centraltheilen des Organismus, weil die erhöhte Temperatur des dem großen Gehirn zugeführten fieberhaft pulsirenden Bluts in wahrscheinlichem genetischen Zusammenhange stehe mit den Steigerungen der Traumthätigkeit und der Ideenflucht, wie sie sich in fieberhaften Zuständen durch Irreden und unwillkürlich gesprochene Worte zu erkennen geben. Der höchste bis jetzt beobachtete Fiebergrad, bei welchem das Leben noch erhalten blieb, war 41,75 C. Beim Eintritt des Todes steigt sich die Temperatur beträchtlich; beim Typhus abdominalis betrug sie einmal 43,8; beim spontanen Tetanus 44,75 und stieg bis 55 Minuten nach dem Tode noch um einen halben Grad. Die gewöhnlichen Todestemperaturen gehen (nach Uhle und Ernst Wagner) bis 42,5 C., während die Normaltemperatur bei gesunden Menschen zwischen 37,0 und 37,3 schwankt. Bei Krankheiten kommen Schwankungen von 35—41,9 vor. Die Thatsachen aus dem gemeinen Leben, daß alles lebhaft Dichten und Phantasiren einen heißen Kopf macht, und ferner, daß die entweder im Schreck oder in der Freude exaltirte Phantasie einen plötzlichen Tod herbeiführen kann, empfangen durch solche Thermometerbeobachtungen ein verdeutlichendes Licht.

Interessant ist die hierbei von Wagner nach eigener Selbstbeobachtung gegebene Beschreibung eines Fieberzustandes, in welchem der Kranke sich abgerissene und zusammenhanglose Worte, z. B. Haus, Dach, Hammer, Hand, Kopf, Stuhl u. s. w. durch eine starke und grelle Stimme gellend in die Ohren gerufen hört, gleich einem Wasserfall von überaus rasch gesprochenen Worten, stundenlang, unter furchtbarer Qual und heftig ausbrechenden Schweiß. Die Sache klingt seltsam, gehört aber zu den Fällen, welche nach dem Gesetze der Verschmelzung des Homogenen in den Vorstellungen erklärbar sind. Der einfache Empfindungsinhalt, wie ihn in diesem Falle die rhythmische Affection des Hörnerven durch das pulsirende Blut erzeugt, ist als solcher ein unartikulirtes, in überaus raschen Stößen erfolgendes Dröhnen. Es artikulirt sich dasselbe durch Verschmelzung mit gewissen ihm ähnlichen Wortklängen, deren Spuren das Gedächtniß bewahrt, und die Verschmelzung erfolgt um so völliger und untrennbarer, je mehr die wache Unterscheidungsfähigkeit schlummert ist. So z. B. gehen nicht beim aufmerksamen, sondern beim unaufmerksamen Geldzählen die Verwechslungen der falschen Stücke mit richtigen vor. Nicht beim hellen Tageslicht, wol aber in der Dämmerung sieht das Kind das wol ein Gespenst aus. Nicht der nüchterne, wol aber der Berauschte verwechselt Personen und Sachen, die einander ähnlich sind. Nicht der Wache, wol aber der Schlafwandler ergreift die Weinflasche statt des Leuchters, und schnupft gemahlene Kaffee für Taback. In

derselben Weise hört, wenn die Arterien klopfen und die Ohren brausen, zwar nicht die ruhige Aufmerksamkeit des Gesunden, wol aber die abgehegte des Fieberkranken statt der unartikulirten Geräusche die verwandten artikulirten erschallen. Wenn dem durch Hitze gequälten Gehirn des Wüstenreisenden an der Stelle der trüben Umrisse staubverhüllter Umgebungen das Wüstengespenst erscheint, oder wenn wir in träumerischem Hinbrüten in unbestimmte Wolkenumrisse höchst bestimmte Gestalten entweder von menschlichen Figuren oder Landschaften hineinsehen, so geschieht dieses nach demselben Gesetze der Verschmelzung des Homogenen. Und wenn des Abends im Bette bei verschlossenen Augen die an sich selbst unbestimmten Farbenflecke der überreizten Netina zu höchst bestimmten Zeichnungen von Blumen oder Laubwerk oder allerhand Tragengesichtern emporblühen, so ist auch dieses nichts anderes als ein Phänomen einschmelzender Gedächtnisspuren, welches jener seltsamen Erscheinung der zusammenhanglos hervorgepölkerten Wortklänge wol als ähnlich und entsprechend zur Seite gestellt werden darf, wie dieses auch mit Recht von Rudolf Wagner geschehen ist.

Karl Forllage.

Graf A. Vaudissin über den schleswig-holsteinischen Krieg.

Geschichte des schleswig-holsteinischen Krieges. Von Graf Albrecht Vaudissin. Hannover, Rümpler. 1862. Gr. 8. 8 Thlr.

Mit wahrer Freude begegnen wir dem Grafen Vaudissin stets auf dem Gebiete humoristischer Darstellungen, wo er durch sein frisches Talent und seine geistvolle Schilderung die Leser zu unterhalten und zu fesseln weiß. Weil wir Antheil an seiner schriftstellerischen Laufbahn nehmen, hätten wir aber gewünscht, daß er eine Geschichte des schleswig-holsteinischen Krieges erst nach zehn Jahren und noch später geschrieben hätte. Wir erkennen den glühenden Patriotismus und die Begeisterung für die Sache, welche ihn dazu vermocht haben, ehrend an, müssen aber doch bemerken, daß an eine Kriegsgeschichte höhere Ansprüche zu machen sind, als dies Werk sie erfüllt. Kriegsgeschichte zu schreiben, ist überhaupt eine der schwierigsten Aufgaben. Es gehört dazu mehr, als den Krieg selbst, wenn auch in noch so begeisterter Kampflust, doch in untergeordneter Stellung mit beschränktem Wirkungskreise mitgemacht zu haben, mehr als eine bloß allgemeine oder selbst publicistische Bildung; sie verlangt vorzüglich die gründlichsten Kenntnisse in den Kriegswissenschaften, welche allein das Verständniß der Thatsachen, ihre Ursachen und Wirkungen eröffnen; sie fordert staatsmännische Einsicht, politische Reife und ein tiefes, möglichst unparteiisches Quellenstudium. Was sonst noch an eigener Begabung nöthig ist, um im Fache der Kriegsgeschichte etwas Tüchtiges zu leisten, wollen wir hier unerörtert lassen, da wir bei einer langen Reihe von betreffenden Werken in d. Bl. oft genug Gelegenheit gefunden haben, uns darüber zu äußern.

Stellen wir uns aber, wie wir gewohnt sind, ganz auf den Standpunkt des Verfassers, den uns die Vorrede angibt, in dem Werke soll eine treue Schilderung entworfen werden 1) von den Rechten und der staatsrechtlichen Stellung Schleswig-Holsteins, 2) von den Uebergriffen der dänischen Regierung und dem Entstehen der dänischen Propaganda gegen die wohlbegründeten Rechte der Herzogthümer, und 3) von dem

Kämpfe, den Schleswig-Holstein und mit ihm ganz Deutsch-land zur Wahrung der angefochtenen Selbstständigkeit beizubringen hat. Um unser Urtheil gleich summarisch zu geben, so freuen wir uns, die beiden ersten Aufgaben, die sich der Verfasser gestellt hat, also den politischen Theil des Werks, als gelungen bezeichnen zu können. Schwer ist es gewiß, in einer so brennenden Frage der eigenen geliebten Heimat auch dem Feinde von seinem Standpunkt aus gerecht zu werden, und wir hätten deshalb gewünscht, unter den Quellen, welche der Verfasser benützt hat, auch noch mehr dänische Schriften zu finden, die Darstellung würde dadurch an objectiver Klarheit gewonnen haben; aber in der Sache selbst wird ihm wol jeder Deutsche, der ein Gefühl für das gemeinsame Band unserer Stämme hat, von Herzen recht geben. Den militärischen Theil dagegen müssen wir unbedingt eine Arbeit nennen, über welche der Verfasser nach Jahren reiferer Erkenntnis gewiß selbst die strengste Kritik üben wird. Für diesen Theil haben ihm alle Quellen der beiden kriegsführenden Parteien, aus welchen allein eine richtige Darstellung zu schöpfen ist, wir meinen die Kriegserzähler, nicht zu Gebote standen, und die öffentlichen hat er nicht benützt. In einem kriegsgeschichtlichen Werke hofft man doch vor allem die Streiträfte und ihre Organisation, die Ordre-de-Bataille, wenigstens richtige Angaben über Truppenstärke zu finden, die aus jedem gedruckten Berichte zu entnehmen waren. Die militärischen Quellen, aus denen der Verfasser seine Schilderung der eigentlichen Kriegebegebenheiten zusammengestellt hat, sind leider nicht angegeben; wir sehen aber aus der Schilderung selbst, daß ihm die zuverlässigsten, jedermann zugänglichen entweder nicht bekannt gewesen oder von ihm verschmäht worden sind, so für die Geschichte des Kriegs die leider nicht fortgesetzte Geschichte des deutsch-dänischen Kriegs von dem jetzigen großherzoglich oldenburgischen General von Fransecky. Das Werk des Prinzen von Roer scheint dem Verfasser als einzig sicherer Führer gedient zu haben, da wir demselben fast wörtlich manches entnommen finden. Mag man über jenen Krieg und seine Führung urtheilen wie man will, so geben wir doch vor allem zu beherzigen, was der berühmte Clausewitz über militärische Kritik im allgemeinen gesagt hat, und sind der Meinung, daß man sich erst dann ein richtiges Urtheil bilden kann, wenn man bei detaillirtester Kenntniz der Thatfachen auch die Verhältnisse ganz genau kennt und einen sichern Einblick in die Motive der Operationen und die bestimmenden Einflüsse gewonnen hat. Der Standpunkt des Verfassers ist aber außerdem der einer leidenschaftlichen Erbitterung gegen Preußen und die preussischen Offiziere im allgemeinen, während er doch selbst anerkennt, daß die junge schleswig-holsteinische Armee von ihnen gebildet worden ist. Wir geben ihm manches, auch manche Persönlichkeit preis, aber daß ihn sein Parteistandpunkt, welchen die Schlagwörter des „Völkerfrühlings“ kennzeichnen, ungerecht macht, werden selbst Gegner Preußens in seinem Werke finden.

Neues, wie er selbst sagt, bietet er dem Leser nicht; wir können also auch den Gang des Kriegs — bei welchem sich in manchem Punkte das Infandum jubet, regina wiederholen wird — als bekannt voraussetzen. Auf den politischen Theil kommen wir nicht mehr zurück, er bildet den Eingang des Werks und enthält die vorzüglichsten Charakteristiken. Ueber die allgemeine strategische Behandlung des Stoffs haben wir unsere Bedenken ausgesprochen. Der Darstellung der einzelnen Kriegebegebenheiten aus dem tatsächlichen Gesichtspunkte folgen wir jedoch mit Interesse, hier bekundet sich auch das Talent des Verfassers in lebendiger Schilderung und manche richtige Bemerkung wird an die Thatfachen geknüpft. Die erste Waffenthat des schleswig-holsteinischen Häufleins, welches etwas euphemistisch eine „Armee“ genannt wird, obwohl nur 500 Mann stark, befandene schon die Unfähigkeit des Generals Krohn, der sie führen sollte: er ließ einen Kriegsdampfer, der unter dänischer Kriegsflagge in den Hafen von Helsingör einlief, mit Flintensageln begründen. Der Verfasser nennt es mehr als einen Fehler, eine Thorheit, weil er, abgesehen davon, daß er dem Schiffe nichts anhaben konnte, den Dänen Ge-

legenheit gab, die Herzogthümer, die sich nur zur Wahrung ihrer Rechte und keineswegs revolutionär erhoben hatten, als Angreifer zu bezeichnen. Ein viel größerer militärischer Fehler war, daß er die unhaltbare Stellung bei Dan gegen die dänische Uebermacht behaupten wollte und dadurch die Niederlage erlitt, wobei fast das ganze Studentencorps gefangen wurde. Dieser Verlust war um so schwerer zu verschmerzen, weil mit ihm die Elemente zu einem eingeborenen Offizierscorps für eine ganz Campagne verloren gingen. Das an sich unbedeutende Ereignis entschied aber zugleich über das Schicksal der Herzogthümer, es benahm die Hoffnung auf ein eigenes selbständiges Aussehen der Sache; das Schicksal Schleswig-Holsteins wurde der Diplomatie in die Hände gegeben, preussische Generale übernahmen die Leitung des Kriegs, die provisorische Regierung fast zu einer einfachen Verwaltungsbehörde herab.

Die Kritik der Kriegeleitung in ihrer ganzen Gefährlichkeit, welche für sich in dem bekannten „Was jeder starbentende Mensch als das einzig Richtige anerkennen muß“ die Unschicklichkeit in Anspruch nimmt, übergehen wir hier; sie ist in ihrer Form überdem nur Kopie eines auf solideter Grundlage ruhenden Signals. Wir fühlen uns nicht, am wenigsten unsern weiten Leserkreise gegenüber, zu einer militärischen Widerlegung der Angriffe auf den Oberfeldherrn berufen, sie werden auch wol von kompetenter Seite nicht beachtet werden. Nur als Probe der Kritik gehen wir, daß ihm untergelegt wird, er habe in der Schlacht von Schleswig eine Stunde Schlaf beschlafen, „weil er in Ruhe zu Mittag essen wollte“. Ebenso wenig Gnade findet die provisorische Regierung, die deutsche Centralgewalt, der Reichs-Kriegsminister. Was indessen über die Stellung der Parteien in der frankfurter Nationalversammlung zu dem Waisenthron von Holstein, ja zu der ganzen Sache der Herzogthümer gesagt ist, verdient alle Beachtung; der Verfasser hat hervor, daß die demokratische und republikanische Partei die Herzogthümer nur zu ihren Zwecken benutzte, wie sie im folgenden Jahre die Reichsverfassung dazu benutzen wollte. Damals wie heute! Einer der Hauptführer dieser Partei, Dr. Vogt, erklärte die ganze Hebung der Herzogthümer für das Werk einiger Professoren.

Die weitere Entwicklung der schleswig-holsteinischen Frage unter der gemeinsamen Regierung, welche infolge des Waisenthrons an Stelle der provisorischen Regierung getreten war, gibt dem Verfasser Gelegenheit zu zeigen, wie durch eine kluge Politik dieselbe den Herzogthümern eine gesicherte Stellung verschaffen können. Er mißt dieser Regierung die Schuld bei, daß die Diplomatie zu dem Glauben kam, die Herzogthümer hätten das unbedingte Verlangen, in Verbindung mit Dänemark zu bleiben und es handle sich nur um die Form dieser Verbindung, statt daß es galt, ihre legitime Erbsfolge aufrecht zu erhalten und mit Hilfe derselben von Dänemark getrennt und selbständig zu werden. „In dieser Annahme liegt der Schlüssel zu allen diplomatischen Verhandlungen seit dem Jahre 1849, zu dem Abkommen Dänemarks mit Deutschland im Jahre 1852 und zu dem Abschluß des londoner Protokolls.“ Es liegt aber in dem für die Herzogthümer aufgestellten Ziele zugleich das Programm unsers Werks, und wäre es durchzusetzen, so könnte Deutschland damit wol zufrieden sein.

Mit der Staatshalterchaft und der Fortsetzung des Kriegs tritt das militärische Interesse wieder in den Vordergrund. Hier lesen wir nun zwar die Batailloneintheilung der schleswig-holsteinischen Armee unter Dam, aber von der Stärke, Form und Ordre-de-Bataille der deutschen Armee wie der dänischen Streiträfte wiederum kein Wort! Die einzelnen Gefechte sind erzählt, aber der Zusammenhang der Operationen und die Gruppierung fehlt, und der militärische Leser kann sich darum nicht bequemen fühlen. Mag sein, daß der Verfasser solche weniger im Auge gehabt hat als das größere Publikum, aber es läßt sich beides sehr wohl verbinden. Die Kriegsführung des Generals von Wittwig wird ebenso heftig getadelt als die seines Vorgängers; auch er „speist ruhig zu Mittag“ statt zu schlagen.

indessen gesteht der Verfasser wenigstens ein, daß er die Motive seiner Heeresleitung und die ihm erteilten Befehle nicht kennt, während er bei dem General von Wrangel nur die Alternativen läßt: Planlosigkeit oder böswillige Absicht! Thatsächlich wollten wir nur einen Irrthum berichtigen, welcher 26 preussische Bataillone, fast ausschließlich Landwehr, in Jütland einrücken läßt; es waren nur 13, nämlich 6 Linien-, 1 Jäger- und 6 Landwehrbataillone. Unter den Kampf- und Schlachtkildern heben wir als vorzüglich gelungen das Gefecht von Adersförde, die Schlacht von Kolbing, an welchem Siege der Vater des Verfassers einen vorzüglichen Antheil hatte, und die Kämpfe der einzelnen Bataillone bei Friedericia hervor. Da diese Schlacht nur aus einer Reihe größerer und kleinerer Regelen bestand, so erklärt es der Verfasser für unmöglich, eine Uebersicht des Ganzen zu geben. Der Verlust derselben wird nur Bonin's Eigenthum zugeschrieben, der „die Rathschläge, welche Jastrow ihm erteilte und die jeder Soldat seiner Armee ihm hätte geben können, nicht befolgte“. Damit schloß der Festzug von 1849; es kam der Waffenstillstand von Berlin, die Friedensunterhandlung, die Abberufung der preussischen Offiziere aus der schleswig-holsteinischen Armee. Der Verfasser macht den beiden einzeln gefolgten Regierungen und der letzten Statthalterchaft den schwersten Vorwurf, daß jene nicht daran gedacht, sich diese Offiziere zu sichern, und die Statthalterchaft sie scheiden ließ, wo sie acht Millionen Mark in der Kasse hatte und das Land bereit war, diese Summe zu verboppeln; ja, daß aus schnöder Sparsamkeit die Anstellung neuer Offiziere unterblieb, obgleich an 200 fehlten. Er weist darauf hin, wie nun in der höchsten Gefahr die Armee, sich selbst überlassen, fast ohne Führer sich befand, wo eine gewonnene Schlacht, noch bei Jütstedt, die Freiheit der Herzogthümer sichern konnte. Fürst Schwarzenberg hat das freilich im Jahre 1851 zum Grafen Otto v. Daudissin gesagt — hinterher!

Es freut uns, daß der Verfasser nun den preussischen Offizieren im einzelnen die Gerechtigkeit widerfahren läßt, die er ihnen im Ganzen versagt, daß er die Verdienste von Bonin, Dellus („des Landes guter Genius“), Jastrow, Strütkamp, Gersdorff, Krenshy, bei vielen Gelegenheiten hervorhebt und sich mit Thränen der Abschiedsscenen erinnert, deren Zeuge er gewesen ist: warum also die frühern Vorwürfe? Die letzte traurige Periode des Kriegs wird mit schärfster Charakteristik des von der Statthalterchaft berufenen Feldherrn und seines Generalkabes eingeleitet. Die großen Fehler, welche General von Willisen durch eine veränderte Formation, ein neues Exercierreglement und Gefechtsystem im Augenblick des ausbrechenden Kriegs begangen hat, sind bekannt; die Schlacht von Jütstedt ist in der Militärliteratur satissam beleuchtet worden. Röge man aber auch Willisen's Rechtfertigung, die er in den „Grenzboten“ versucht hat, nicht übersehen!

Der letzte Abschnitt unsers Werks führt uns die folgenden Kriegsbegebenheiten bis zur Auflösung der schleswig-holsteinischen Armee vor; ein langes Sündenregister (S. 683) wird dem „Urheber all des entsetzlichen Unglücks“ nachgesagt, zugleich aber auch denen, „welche in der Nacht deutscher Schande wie heilverkündende Wahrsager erschienen sind“, ein schönes Ehrendenkmahl ausgesprochen. Erschütternd ist der Schluß, von welcher Vaterlandsliebe durchweht! Die schleswig-holsteinische Frage harret noch immer, nach 13 Jahren, der Lösung am Deutschen Bunde, „das Grab ist geöffnet, in welches die Deutschen Schleswig zu versenken streben“ — werden die deutschen Fürsten noch länger mit ihrer Fülse zaudern?

Carl Gustav von Bernck.

Ein Roman aus der dresdener Schriftstellerwelt.

Die Literaten. Socialer Roman von Ida von Düringsfeld. Zwei Bände. Wien, Hartgraf und Comp. 1863. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

„Das ist einfach ein Pasquill“, sagte Cécilie. „Ein Pasquill pflegt sonst schärfer im Durchmesser zu sein“, meinte Grunow. „Aun, so ist es einmal ein Pasquill, welches dicker ist“, versetzte Cécilie. — Wären bei uns so lärm absprechende Reihelie Sitte, wir hätten auf vorliegendes Dvns der Verfasserin diese nämlichen Worte angewendet, welche sie selbst in obigem Romane ihrer Heldin in den Mund legt, als sie mit dem Verfasser „zehnbandiger Romane“, dem gefeierten Dramatiker Doctor Grunow (Engelow) über Julian Schmidt's Literaturgeschichte spricht, die für sie „der gesäuberte deutsche Mufenberg“ heißt.

Uns scheint indeß der Roman weniger seiner Individualität wegen einer eingehenden Besprechung werth, als deshalb, weil es uns auf diese Weise vielleicht gestattet ist, an diesem Exempel eine ganze Gattung zu kennzeichnen, die leider jetzt von Jahr zu Jahr immer weniger zu den seltenern zählt.

Dieser Ab- oder Spielart des modernen Romans, die wir ihrem Charakter nach gern als die „absolutbißig-personliche“ bezeichnen möchten, und die ihrem künstlerischen Gehalt nach auf die Productionen gewisser Brandbrieffschreiber hinauskäufen mag, dieser Species entgegenzutreten, wird dem Unterzeichneten wol um so eher gestattet sein dürfen, als er dieser Art Literatur völlig als homo novus gegenübersteht.

Es ist eigenthümlich, zu welchen Kunststücken gewisse hoch- und hochwohlgeborene Autoren ihre Zukunft nehmen, wenn sie ihre intellectuellen Fähigkeiten schwinden fühlend, doch von der Manie nicht lassen können, den Literaturmarkt mit ihren Producten zu überschwemmen. So sahen wir den so begabten Freiherrn von Sternberg, als er seiner schriftstellerischen Thätigkeit sein Geht zurufen mochte oder konnte, rasch von Stufe zu Stufe sinken, so daß er jetzt längst die Grenzlinie überschritten, die den Autor von Gewissen und Anstandsgefühl von jenen Autoren trennt, die eben nur noch Aufregungslesefutter für die verderbte Phantastie unreifer Jünglinge oder abgelebter Greise zu liefern im Stande sind. Während nach dieser Seite hin der Freiherr die üppigen Spargelkeime seiner Phantastie wild in die Höhe schießen ließ, entwickelte sich das Talent der Frau Baronin Ida von Düringsfeld in ähnlicher Weise nach anderer Richtung hin, indem sie ihren Roman nur zu Ruß und Frommen ehenwerther Kaffergesellschaften schrieb, deren Princip es ja bekanntlich ist, den Ruf des Mitmenschen mit möglichst geringer Berücksichtigung von Rücksicht und Wahrheitsliebe auf das gründlichste zu ruiniren.

Freilich, indem sich die Verfasserin bei der Kaffeetasse herabließ, auf die bürgerlichen Schwächen ihrer namentlich bezeichneten Kollegen und Kolleginnen von der Feder das scharfe Licht ihrer Strallampe fallen zu lassen, vergaß sie — scheint uns — den alten Satz, dem auch sie die nöthige Berücksichtigung hätte angedeihen lassen sollen: „Nam sabula de te narratur!“

Indessen sei es uns gestattet, den Gang der Fabel des als Roman ziemlich inhaltslosen Buchs hier kurz anzugeben.

Ein junges adeliches Mädchen von 24 Jahren, das bereits ein Buch über Frankreich auf dem Gewissen hat, wird, unter engherzigen Verhältnissen in ihrem Aelterthum aufgewachsen, von der unbezähmbaren Lust gepeinigt — „man weiß nicht, von wannen sie kommt und geht“ —, sich zu emancipiren. Gut, Sie thut dies, indem sie nach Dresden geht, um dort in der

*) Sternberg's neueste Künstlernovellen trifft dieser Vorwurf jedoch weniger; namentlich sind seine oft so reizend geschriebenen novellistischen Phantasien über Meisterwerke der dresdener Galerie in dieser Hinsicht ziemlich reinlich gehalten.

anständigen Schriftsteller-Vohime, in der die dortige Schriftstellerinnencolonie keinen geringen Platz einnimmt, von „ihren Renten“ lebend, das „freie Weib“ mit möglichst moralischen Grundsätzen zu spielen. Später geht sie nach Berlin und verliebt sich in den Buchhändler, der ihr Werk verlegt und ihr auch fernerhin Beschäftigung für die Feder zugewiesen, heirathet ihn jedoch erst, nachdem sie in ihrer souveränen Raunenhaftigkeit den armen Mann bis aufs Blut gequält und blaß und blau geärgert hat. Ueber ein Mehr hatte die militär-fromme Phantasie der Verfasserin nicht zu verfügen. Nun aber kommt das Weib, das stark mit allerlei Gayenne-Pfeffer sauce gemischt werden mußte, damit es dem schwachen geistigen Gehalt des Gesamtwerks bei einem hohen Adel und verehrlichen Publikum zur gebührenden Folie dienen konnte.

Als vor kurzem von dem bekannten mysteriösen Emil Bacano von Martin Perels' Gnaden ein Roman: „Moderne Vagabunden“, erschien, das sich selbst ziemlich unverhüllt für eine Art von Humbug ausgab, da erhielten gewisse darin mitgenommene Bühnenkünstler u. s. w. von unbekannter Hand aus Potsdam Briefe, in denen sie auf jene „Vagabunden“ aufmerksam gemacht wurden, und zwar anscheinend im Tone des feierlichsten Unwillens über die dem Adressaten in diesem Werke verleumdend nachgesagten bösen Dinge. Versicherte auch schließlich der unbekannte Potsdamer, daß sein Motiv nicht „Rache“ sei, so wurde die Wahrheit dieses Wortes in seiner ganzen Größe erkannt, als die Betreffenden nur zu richtig annahmen, diese Briefe seien nichts, als eine hochmoderne Reclame des Verfassers, um seinem Buche Käufer, sich selbst aber ein, gleichviel was für ein Renommée zu schaffen. Kommt es doch heutzutage gewissen Leuten nur zu häufig blos darauf an, überhaupt von sich reden zu machen. Mutatis mutandis ließe sich vielleicht aus diesem Geschichtchen auch eine Anwendung auf den neuesten Roman unserer Verfasserin finden. Bereits vor zwei Jahren hat sie in ähnlicher Art in „Norbert Dujardin“ den ehrenwerthen czechischen Alterthumsforscher Witowez und den Namen der bekannten Sängerin Fischer von Tiefensee (de Lago) benutzt, um ihre pikant-romantischen Schmarozker-Schlingenspielen daranzuknüpfen. Der Appetit scheint ihr beim Essen gekommen, und so führt sie denn im „socialen Roman“ „Die Literaten“ ihre vollblütige Gelbin in den literarischen Salon Dr. Grunow-Guschkow's, in welchem sie den berühmten Mimen Emil Devries (Devrient), die Schriftstellerinnen Fräulein Emily Ulrich (Amely Völter), „die sich Emily nennt, wie jagt sich James, und deren Roman „Lady Montague“ („Frau von Staël“) gekannt ist“, Fräulein von Wartensleben (Ulfride von Mühlensfels), die Herausgeberin von „Albums zu wohlthätigen Zwecken“ und Dr. Wiesner (Robert Gieseke), den Verfasser der „Modernen Giganten“ („Titanen“) und des „Schmiebs-Weilchen“ („Pfarr-Köschen“) antrifft. Hier fängt nun sofort die Médisance an (Verleumdung wäre wol zu plebejisch-deutsch?), indem sie Guschkow ohne weiteres über „Robinson's Activa und Passiva“ (Freitag's „Soll und Haben“) wohlwollend sagen läßt: „Es sei dem Autor damit doch ein recht hübscher Griff geglückt!“, worauf Wiesner-Gieseke den Roman einen „Griff an die Seelen der Labendienen“ nennt. Gieseke, trotz seiner 30 Jahr ein knabenhaftes Individuum“, hat seiner Versicherung nach nicht einmal Immermann's „Münchhausen“ gelesen, und seinen Ruf verdankt er nur dem Verleger dieser Blätter, der zu den Autokraten gehöre, die durch ihren Verlag Talent und Claqueurdiplome erteilen. Fräulein Völter's und Gieseke's Vergangenheit wird nun mit genauester Specialisirung durchgegangen und über alle Theile derselben gießt die Verfasserin mit geübter Hand die bitterste Lauge hämischer Klatschsucht aus vollen Kübeln aus. Unsere Baronin geht noch weiter, sie erdreißt sich, es Julie Buron (Junia Poppenstiel, „die schreibende Familienmutter“) zum Vorwurf zu machen, daß sie die Erziehung ihrer Kinder von ihrem ehrlichen Erwerb mit der Feder bestreite, „denn sobald ein Sohn zur Universität oder eine Tochter zur Aussteuer ein Duzend neuer Semden braucht, schreibt die gute Mutter eins ihrer schlechten Bücher“!

Hofrath Klemm und die Majorin Serre kommen zwar etwas besser weg, aber die erwähnten und noch andere Personen (von Gieseke und Fräulein Völter wird unter anderm erzählt, sie hätten sich thätlich aneinander vergiffen und sich hintennach geheirathet) werden das Opfer eines systematischen Verleumdungsgelübes, das weder Anstand noch Sitte mehr zu kennen scheint. Indessen das hier Erzählte — obwohl wir gewichtige Gründe haben, daran zu zweifeln — könnte vielleicht in Einzelheiten wahr sein und nur die Zusammenstellung und Brillantirung wäre das dichterische (!) Verdienst der Frau Verfasserin; was aber soll man sagen, wenn vom Verfasser einer „Literaturgeschichte“, dem Dr. Schaller (Gottschall) wörtlich Folgendes gesagt wird: „Erstens war er roth gewesen („Gebichte“) und jetzt sogar bis zu vaterländischen Dramen („Schill“) gekommen; zweitens hatte er, dessen erstes Ideal Luise Dalton (Luise Aston, die auch im Romane eine Rolle hat) gewesen war („Ein hohes Lieb vom Weibe!“), ganz sachte ein Freisräulein (!) aus alter Familie geheirathet; drittens ist er förmlich melancholisch geworden, seit ein ebenfalls der Revolution abtrünnig gewordener Schriftsteller einen Orden erhalten habe, während Dr. Schaller noch immer kein Band ins Knopfloch knöpfen könne. Kurz der Mensch (!) hat so viel Bekehrungen durchgemacht, daß er ganz und gar umgewandelt sein muß!“ Und warum dies alles, wir fragen, warum? „Und ein Narr wartet auf Antwort“, noch heute, wenn sich der Frager nicht die Mühe genommen hätte, in Rudolf Gottschall's „Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts“ den kleinen Feuilletonartikel nachzulesen, der den literarischen Leistungen „der gnädigen Frau“ gewidmet ist. „Hinc ille lacrimae!“ würde Cicero gesagt haben, wenn man ihn darum gefragt hätte. Daneben wird Herman Grimm, wie es scheint dabei noch in besser Absicht, „der Gähner“, als kindisch-hochmüthiger Ausbund des Berlinerthums par préférence hingestellt, und Guschkow muß es sich gefallen lassen, gleichsam als Supplicat zu erscheinen, um die Aufnahme eines zweibändigen Romans in das Journal seines einstigen Schützlings zu erbitten. Et caetera, et caetera in infinitum, aber nicht „mit Grazie“!

Der Stil, in dem diese „schlechten Wiße“ vorgetragen werden, ist nicht ohne eine gewisse Glätte und Lebhaftigkeit, wenngleich für deutsche Ohren das Rauberwelsch des englischen Highlife elne zu große Rolle darin spielt.

Der Herausgeber d. Bl. hat es sich oft genug angelegen sein lassen, von Deutschlands Literaten, wenn sie von- und miteinander reden, einen anständigen Ton zu verlangen. Wir persönlich sind mit dieser Anforderung nur zu sehr einverstanden; um so schmerzlicher mußte es uns berühren, von weiblicher Seite ein so gänzliches Verlieren des echt künstlerischen und sittlichen Standpunktes gewahren zu müssen. Währlich, da sind uns Geschichtsklitterungen à la Mühlbach bei weitem lieber, als dergleichen aufgewärmter literarischer Kaffeeklatsch-Altkab, dargebracht unter der lügenhaften Scheinglorie des „socialen Romans“. Vielleicht aber hat die Verfasserin wirklich geglaubt, Randglossen zur Socialgeschichte des modernen Literaturthums zu bringen; dann jedoch müßten wir ein so totales Verkennen der zweckentsprechenden Mittel nur auf das höchste bedauern.

Waren wir zu herb im Ausdruck unsers Urtheils, so möge man dies der sittlichen Entrüstung zugute halten, die uns bei der offenbaren Frivolität überlam, mit der die Verfasserin Personen und Sachen behandelt. Läßt sie doch, was letztere anlangt, ihre Gelbin, den Typus eines gewissenhaften Kritikers in ihrem Sinne, die vier Bände der „Käthselhaften Wesenheiten“ („Spielhagen's „Problematische Naturen“) in einem Vormittag durchlesen und gleich ihr Urtheil fix und fertig gebildet haben. Freilich, wir haben ja Sex- und Componirmaschinen, warum da nicht auch weibliche Maschinen zur Pausch- und Bogenbeurtheilung vielbändiger Werke, die ihre Verfasser mit ihrem wärmsten Herzblut geschrieben?

Wir hoffen und der Zustimmung der Leser d. Bl. ver-

stark halten zu dürfen, wenn wir es nicht ruhig zugeben wollten, daß die Kunst, die hehre, ewig-heilige, zur Küchenmagd bloßer Stanbalsucht herabgewürdigt werde. Die Verfasserin darf aber überzeugt sein, daß es noch eine Mehrheit in deutschen Landen gibt, welche gleich uns über die freilich etwas plebejischen Anforderungen des achten Gebots „bürgerlich, sehr bürgerlich“ denken.“)

Arthur Leysohn.

Michel Angelo's Bedeutung als Dichter.

Michel Angelo Buonarroti als Dichter. Von Wilhelm Lang. Stuttgart, Wäden. 1861. Gr. 8. 24 Ngr.

Raum ein Jahrhundert ist verfloßen, seit Winckelmann den Grundstein zur Kunstgeschichte legte, und schon hat sich diese Wissenschaft ihren ältern Schwestern ebenbürtig zur Seite gestellt. Das Bild der menschheitlichen Entwicklung nach dieser Richtung hin ist in seinen großen Grundzügen von den ersten Anfängen bis auf die Gegenwart vollständig entworfen. So beginnt man auch hier, wie auf allen andern Gebieten der Wissenschaft, nachdem das Material zu ungeheurer angewachsen, als daß die Kräfte eines einzelnen es ferner vollständig zu bewältigen vermöchten, sich bald auf die Bearbeitung einer einzelnen Kunst, bald einer besondern Richtung oder Periode zu beschränken. Zumal hat man in neuerer Zeit angefangen, die Helden der Kunst selbst, in denen eine ganze Richtung oder Periode gipfelt, oder von denen sie ausgeht, in ausführlichen Monographien darzustellen. Indem die Theilung der Arbeit noch weiter fortschreitet, gelangen wir zu Werken, deren Vorwurf bald nur einzelne Lebensepochen, bald einzelne Seiten eines dieser Helden bilden. Ein solches Werk ist das vor uns liegende: es will die Gedichte Michel Angelo's verstehen im Zusammenhange mit seinem ganzen Leben, und in der Darstellung seiner poetischen Thätigkeit zugleich den innern Entwicklungsgang des denkenden Künstlers, des reifenden Mannes verfolgen. Und diese Aufgabe hat der Verfasser trefflich gelöst. Der Beitrag, den er damit zum Verständniß des großen Mannes geliefert, ist durch John Harford's und H. Grimm's Biographien keineswegs entbehrlich gemacht, und wird wesentlich dazu helfen, das Totalbild des mächtigen Geistes, an dem die Nachwelt staunend emporklimmt wie sein Jahrhundert, das „Michel, più che mortal, Angiol divino“ endlich in allen seinen Zügen vollständig vor uns zu entfalten.

*) Da wir Frau von Düringsfeld wegen mancher ihrer literarischen Leistungen und Studien und zugleich auch persönlich schätzen, bedauern wir aufrichtig, daß wir uns im Interesse der Sache verpflichtet fühlen, das verwerfende Urtheil Arthur Leysohn's über ihr jüngstes literarisches Erzeugniß zum Abdruck zu bringen; aber noch mehr bedauern wir, daß die Verfasserin in einer nicht sehr glücklichen Stunde überhaupt darauf kam, einen Roman wie diesen zu schreiben. Wir deutschen Schriftsteller stehen in der Achtung des großen, ebenso viel als nichtsdenkenden Publikums nicht so hoch, als daß wir nöthig hätten, das bißchen Achtung durch solche Ausplaudereien noch mehr zu verschmerzen. Da nun aber einmal der Roman dem Publikum oder besser dem Literatenpublikum vorliegt, so kann er in den Kreisen der schriftstellerischen Welt selbst doch einiges Gute stiften, falls man gewisse darin zwischen den Zeilen zu lesende Lectionen sich gesagt sein läßt. Außerhalb des engeren Kreises der Schriftstellerwelt dürfte der Roman, der übrigens auch ein paar gute, vielleicht ein andermal zu erwähnende allgemeine Bemerkungen über schriftstellerische Fragen enthält, wegen großen Mangels an anziehender und spannender Handlung wol nur geringe Beachtung finden. Wir bemerken schließlich, daß Arthur Leysohn, der gegenwärtig abgesondert von den literarischen Eliten Deutschlands in Paris lebt, schon durch seine zahlreichen Recensionen in den in Grünberg erscheinenden „Kritischen Blättern“ eine kritische Unparteilichkeit und Unabhängigkeit dargelegt hat, weshalb von irgendeiner persönlichen Animosität seinerseits gegen die Verfasserin nicht die Rede sein kann. H. M.

Daß der Meister seine Thätigkeit nicht auf einen einzelnen Zweig der bildenden Kunst beschränkte, war bekanntlich im 16. Jahrhundert nichts Außergewöhnliches. Auch Rafael war Baumeister und Bildhauer, und der schöne kleine Palaß (eigentlich Villino) Pandolfini in der Via Sansalvo in Florenz, wie die Statue des Jonas in der Kapelle Ghigi in Santa-Maria-del-Popolo zu Rom beweisen, daß er auch auf diesen Gebieten Treffliches zu leisten vermochte. Aber Michel Angelo überragte nicht allein als bildender Künstler nach allen Seiten hin fast sämtliche Zeitgenossen, er war auch einer der ausgezeichnetsten Lyriker seines Jahrhunderts und überhaupt von einer zu allen Zeiten fast unerhörten Universalität des Geistes. Und dieselbe großartige Selbstständigkeit und Originalität, die ihn als Künstler von dem Alten und Herkömmlichen abweichende, neue und eigenenthümliche Bahnen einschlagen ließ, tritt uns auch in dem ganzen Charakter des Mannes entgegen. Derselbe brütende Ernst, der gewaltige Freiheitstrieb, „die schwere Wucht des Gedankens“, deren Stempel seine künstlerischen Schöpfungen tragen, charakterisiren nicht minder alle Handlungen seines Lebens. So erschien er auch nach dieser Richtung hin seinen Zeitgenossen, wie mannichfache Zeugnisse beweisen, als ein fast übermenschliches Wesen. Und doch fehlt es seinem Bilde auch nicht an mildern, anmuthigern Zügen. War er rasch zum Zorn, so war er ebenso rasch zur Versöhnung bereit. Bescheiden, geduldig, treu in der Freundschaft, war er leicht zu behandeln, wo er sich liebevoll und schonend begegnet sah. Mit einem ungekümten und feurigem Sinne verband er eine gute und allem Edeln zugängliche Natur. So war es nicht zu verwundern, daß die, welche ihn näher kannten, den Menschen noch über den Künstler stellten. „Ihre Freunde“, sagt die Dichterin Vittoria Colonna, die Freundin seines Alters, „stellen Ihren Charakter höher als Ihre Werke, und die, welche Sie nicht persönlich kennen gelernt haben, schätzen nur das weniger Verdienstliche an Ihnen, nämlich Ihre Werke.“

Von den äußern Lebensschicksalen Michel Angelo's theilt der Verfasser nur so viel mit, als zum Verständniß seiner Gedichte dringend geboten erscheint. Einen Theil seiner Jugend verlebte Michel Angelo im Hause Lorenzo's des Prachtigen, wo er mit den Söhnen des Medicers zusammen erzogen wurde. Daß er hier unter Lorenzo's Augen, unter Angelo Poliziano's Leitung, später ein Mitglied der florentinischen Akademie, den Platonikern persönlich befreundet und ein häufiger Theilnehmer an ihren Zusammenkünften, wenngleich selbst wahrscheinlich ohne eigentliche gelehrte Bildung, die herrschende platonisirende Richtung in sich aufnahm, würde von vornherein sehr wahrscheinlich sein, wenn es auch der Inhalt seiner Gedichte nicht unabweislich bewiese. Aber obgleich Platoniker, war er doch nie der bloß oberflächlich ästhetisirenden Richtung hingegeben, welche damals in Florenz jenen blendenden Schimmer eines regen geistigen Lebens erzeugte, das doch, ohne Wurzel und innern Halt, schon den Keim des raschen Verfalls in sich barg. Die künstlich oder scheinbar ins Leben zurückgerufenen, man möchte sagen galvanisirten Formen der antiken Weltanschauung vermochten seinen hochfliegenden und zugleich in die Tiefen der Dinge einbringenden Geist nicht zu befriedigen. So kam es, daß er mit gespannter Aufmerksamkeit und höchstem Interesse den feurigen Worten Savonarola's lauschte, wenn er auch den bilderflüchtigen Zelosismus des Fanatikers nicht gutzuheißen, viel weniger zu theilen vermochte; so kam es, daß er gegen das Ende seines Lebens, in dem bloßen ästhetischen Ideal keine volle Befriedigung mehr findend, nach einer tief innerlichen Versöhnung mit seinem Gotte rang.

Wie es im allgemeinen um die italienische Lyrik des Cinquecento steht, ist bekannt. Sie war im ganzen und großen nichts als ein schwacher Abklatsch der Poesien Petrarca's mit unendlicher Verwässerung und hier und da mit gelehrten Anspielungen aus der Kustkammer des Neuplatonismus oder aristotelisirender Scholastik, die wenig dazu angethan waren, diesen Producten Unsterblichkeit zu sichern. Sie verblieben vollkommen die literarischen Geißelhiebe Baretti's („Frusta litteraria“, Nr. 25)

und die vollständige Vergessenheit, welcher die unendlich große Mehrzahl derselben anheimgefallen ist. Jedermann hielt sich damals für befugt zu reimen; aber vergebens würde man, nach Tiraboschi's Ausdruck, unter der unendlichen Blätterfülle nach einer entsprechenden Zahl von Blüten und Früchten suchen. Überall dasselbe Vorkommen des formellen Elements, dieselbe allegorische Auffassung, dieselben ewig wiederkehrenden Concetti, derselbe Mangel an Einfachheit, Natürlichkeit und echter Gefühlswärme; überall endlich derselbe personifizierte Amor, über dessen Tyrannei sich die Dichter und Dichterinnen in ebenso endlose wie monotone Klagen ergießen.

Lang bezeichnet mit wenigen aber scharfen Strichen die charakteristischen Unterscheidungsmerkmale der deutschen Lyrik des Mittelalters von der erotischen Poesie der Italiener, und sucht, nachdem eine kurze Uebersicht der einschlagenden Sätze der Platonischen Philosophie gegeben, den Beweis zu führen, daß auch für die letztgenannte die Bezeichnung als Platonismus nicht nur eine vage, sondern auch eine unhistorische und unbegründete sei. Dennoch kann er nicht leugnen, daß die Einwirkung des Platonismus sich oft genug und zumal in den Gedichten Michel Angelo's nachweisen läßt. Wenn auch der Einfluß christlicher Ideen und der romantischen Auffassungswiese des Mittelalters, zumal in Bezug auf die Stellung und Bedeutung des Weibes, in der poetischen Literatur aller Völker des Abendlandes deutlich hervortritt, so ruhte doch die italienische Lyrik des Cinquecento wie die ganze humanistische Bildung jener Zeit, der sie entspross, wesentlich auf heidnischem Grunde, nicht selten mit bewußter Antithese gegen das Christenthum, und wenn die poetische Auffassung in den Producten der Dichter, die mit der florentinischen Akademie in Verbindung standen, die platonischen Ideen nur sehr unvollkommen wiedergibt, so lag der Hauptgrund wol darin, daß das Verständniß Plato's bei den meisten derer, die seinen Namen stets im Munde führten, nur ein sehr äußerliches und mangelhaftes war.

Nicht nur in den Liebern der Cinquecentisten, auch schon in den lyrischen Gedichten ihrer großen Vorbilder Dante und Petrarca zeigt sich eine ermüdende Einförmigkeit, die bei aller Schönheit im einzelnen, im ganzen auch bei ihren begeistertsten Verehrern noch unfehlbarer die Langeweile hervorruft, als nach Schiller's Ausdruck die enbloßen Frühlingslieder unserer Minnesänger. Bei Petrarca zumal herrscht immer „dasselbe Schmachten, dieselbe überschwengliche Liebe, welche sich in eine nebelhafte Ferne verliert, aus der die einzelnen Bilder nur als glänzende Phantasmagorien auftauchen“. Anders bei Michel Angelo. „Wir finden hier Lieder, die unzweifelhaft an eine irdische Geliebte gerichtet sind und wieder tief ernste Sonette, in welchen das geliebte Wesen völlig in den Bereich transcendenter Abstraction entrückt wird; Gedichte, in welchen das müde Alter seine Sehnsucht nach Erlösung aus dieser trügerischen Welt ausspricht, und solche, in welchen die volle Glut eines ungekühlten, nach dem Höchsten und Schönsten in Kunst und Leben verlangenden Herzens lebt; zwischen alledem aber eine reiche Stufenleiter von Verbindungs- und Mittelgliedern, sodaß schon ein oberflächlicher Blick in ihnen die Entwicklung eines reichen Geistes niedergelegt findet.“

Der Verfasser schreibt die Gedichte Michel Angelo's zunächst in zwei Hauptgruppen, von denen die letztere dem höhern Alter des Künstlers angehört, während die andere abermals in zwei Abschnitte zerfällt. Der erstere derselben enthält die Gedichte, welche noch nicht über den Gedankenkreis der ältern Lyrik hinausgehend, fast ausnahmslos die Leiden unerwidelter Liebe schildern und in spitzfindigen Unterscheidungen und gesuchten Bildern an Petrarca auch in seinen Fehlern erinnern. Aber bald erweitert sich der poetische Horizont des Dichters. Den Uebergang bezeichnen die Sonette, in denen die Bilder zur Bezeichnung seines Seelenzustandes der bildenden Kunst entlehnt sind. Dann folgen die in platonischem Geiste geschriebenen, wo sich der Cultus der Geliebten zu dem des Schönen überhaupt erweitert, ihre Schönheit ihm als Abbild der himmlischen er-

scheint, bis endlich das Schönheitsideal nicht mehr die Geliebte ist, wenn auch die poetische Form ihr Bild festhält, sondern die Idee der Kunst an ihre Stelle tritt. Aber selbst in dieser Periode, wo die Idee des Schönen ihm mit der absoluten Idee zusammenfiel, kündigt sich schon ein leiser Conflict zwischen dem Schönen und Ethischen (wir möchten lieber sagen Christlichen) an, den er immer aufs neue zu lösen bemüht ist. Große Liebe zu anenschlicher Schönheit, meint er, könne nicht Sünde sein, wenn sie das Herz so zubereite, daß ein göttlicher Strahl es durchbringe. Aber nur durch die gütliche Gnade könne das sonst unerreichbare Ideal der Kunst dem Künstler anschaulich und darstellbar werden. Und am Ende muß auch dieser himmelstreichende Feuergeist sich zu dem Bescheidenen resigniren, daß hier auf Erden die Idee nur flüchtige zu erfassen und erst im Jenseits vollkommen zu erreichen sei.

Nachdem Lang die Gedichte der ersten Periode einer genauen und sorgfältigen Analyse unterzogen, deren Resultat wir vorstehend im wesentlichen mitgeteilt haben, gibt er eine kurze Uebersicht der fernern Lebensschicksale des Künstlers, gleichsam als Einleitung und Erklärung für die wesentlichen verschiedenen poetischen Producte seines höhern Alters. Das Zerwürfniß mit den ihm früher so befreundeten Medicern, seine freilich größtentheils freiwillige Verbannung aus der geliebten Vaterstadt, seine Mischelligkeiten mit den Päpsten, die Ungunst des Schicksals in Bezug auf seine Werke, der natürliche Einfluß des Alters, endlich das vertraute Verhältniß zu der frommen Marquise von Pescara, Vittoria Colonna: alles trug dazu bei, eine wesentliche Veränderung seines ganzen Wesens hervorzurufen: „Des Geistes Flußstrom ebnet nach und nach.“ Er wurde milde und still; die bitteren Erfahrungen seines Lebens erweckten das Bedürfnis nach höherer und dauernder Befriedigung: sie führten ihn zu Gott. Das Mangelhafte in ihm selbst und seiner Kunst erschien ihm jetzt als das Sündige. Auch bei ihm läßt sich dabei wie bei Vittoria Colonna ein entschiedener reformatorischer Zug, das Bedürfnis der Rechtfertigung durch den Glauben, nicht verkennen.

In den Gedichten der zweiten Periode (etwa von 1530, wo er 56 Jahre alt war, an) tritt uns zunächst der Conflict zwischen dem ästhetischen und moralischen Ideal schroff entgegen. Der Dichter erscheint mit sich selbst, mit seiner ganzen Vergangenheit in Zwiespalt, dann „kannst wie ein glühendes Abendroth, das den Horizont verflärt, zum letzten mal der Glaube an das Ideal auf und drängt die aufsteigenden Schatten zurück“, das Ideal des Guten und Schönen erscheint ihm nochmals als eine Einheit; aber diese Einheit löst sich bald auf in dem Maße, in welchem das religiöse Ideal an die Stelle des moralischen tritt. Die Kunst erscheint ihm nun als ein verlockendes, vom rechten Wege abziehendes Idol, wenngleich platonische Reminiscenzen auch jetzt noch fortwährend durchfliegen und die Ursünde friedlich neben der Präexistenz der Seele hergeht. Ein Sonett, das der dem Tode nahe Greis an seinen Freund Giorgio Vasari richtete (Nr. 114, Lang. S. 96) gibt uns ein treues Bild seiner damaligen Seelenstimmung: „Geh bin ich durch stürmischen Meer am allgemeinen Vortrage angekommen, wo Rechenhaft verlangt wird über alles gute und böse Thun. Nun erkenne ich, wie voller Irrthum die Krönung meiner Phantasie war, die sich die Kunst zum Herrn und Götzen gemacht hatte. Denn alles ist Irrthum, was der Mensch hienieden erstrebt. Nicht malen und meißeln kann der Seele Ruhe geben, die der himmlischen Liebe zugewandt ist, welche uns vom Kreuze die Arme entgegenbreitet:

Dah tu non! ora estremo
Stendi vor me lo tuo pietoso braccio!“

„Michel Angelo gehörte zu den allerzärtlichsten Eucharisten, die auf keinem Punkte sich in dem Gedanken beruhigen, das Räthsel des Lebens gefunden zu haben; zu jenen ruhelosen Naturen, die, wo sie ein Ideal erreicht haben, sofort ein Höheres erblicken, dem sie mit verdoppelter Energie nachjagen. . . . Das ist

zum Christenthum führte, war nicht Schwäche oder bequeme Anlehnung an das Hergebrachte, sondern die Energie des unablässig vordringenden Geistes, der die Probleme stets höher und höher stellt. Sobald es dem Dichter zum Bewußtsein kam, daß auch die höchste Idee des Schönen eben weil der Weg durch das Einzel-schöne führt) eine durch die Sinnlichkeit vermittelte bleibe, so war für ihn, der nach unmittelbarer Vereinigung mit Gott rang, der neue Gegensatz gegeben, die religiöse Wendung vollzog sich, indem er von der vermittelten Idee zur absoluten Idee unmittelbar aufstieg, und seinen andern Mittler mehr anerkannte, als Gott selbst, der sich zum Mittler herabgelassen."

Mit eindringender Schärfe, in einfacher und klarer Sprache weiß uns Lang diesen Entwicklungsengang unseres Kunstheros in seinen Gedichten nach, die er fast sämtlich in geschickter Zusammenstellung analysirt. Daß er damit seinen Zweck erreicht, daß er neue und wesentliche Jüge zu dem noch unvollendeten Bilde des Menschen wie des Künstlers hinzugefügt, haben wir bereits oben anerkannt. Was wir vermiffen, ist eine ästhetische Würdigung dieser Gedichte. Möglic, daß eine solche überhaupt nicht in des Verfassers Pläne lag. Und doch liegt die Frage nach dem Kunstwerth derselben so nahe, daß sie sich jedem Leser unseres Buchs unwillkürlich aufdrängen muß. Und wenn der Verfasser, der ein großer Verehrer Michel Angelo's zu sein scheint, über den Dichter nicht so unbedingt günstig urtheilen konnte, wie über den bildenden Künstler, so durfte er doch von ihm sagen, daß er bei allen Fehlern, die ihm mit seinen Zeitgenossen gemein waren, bei aller Härte, die seiner Sprache eigen-thümlich ist, doch auf diesem Gebiete origineller und gewandter-reicher erscheint als fast irgendeiner seiner dichtenden Zeitgenossen und deshalb von den tüchtigsten Literarhistorikern seines Vaterlandes mit an die Spitze der *rimatori del cinquecento* gestellt wird.

Otto Spreyer.

W. Wachs-muth über die deutschen Volksstämme.

Schon vor Jahren haben wir in d. Bl., und zwar auf Anlaß einer in Frankreich erschienenen Literaturkarte, die Ansicht ausgesprochen, daß eine auf wesentlich topographischer Grundlage konstruirte deutsche Literatur- und Kunstgeschichte ihr besonderes Interesse haben müsse, und wir haben damals unsere Gründe dafür geltend gemacht. Demjenigen, der später einmal eine Literatur- und Kunstgeschichte dieser Gattung zu schreiben beabsichtigte, würde ein solches Unternehmen durch den zweiten und dritten Theil von W. Wachs-muth's „Geschichte deutscher Nationalität“, dessen ersten Theil, namentlich aber die interessante, ganz neue Studien einschließende Partie über den deutschen Volkshumor wir bereits in Nr. 49. d. Bl. f. 1860 besprochen und empfohlen haben, sehr bedeutend erleichtert werden. Dieser zweite und dritte Theil tragen den Sonbertitel „Die deutschen Volksstämme insbesondere“ (Braunschweig, Schwesche u. Sohn, 1862). Der Verfasser bezeichnet im Vorwort das in diesen beiden Theilen Enthaltene zugleich als einen Versuch, „bei den einzelnen Stämmen, Land- und Dialecten unserer Nation anzugeben, was für Notabilitäten des Staats, der Kirche, der Literatur und Kunst von ihnen entsammt sind“.

Der zweite Theil umfaßt Westfalen und das südwestliche Engern, Ostfalen, Sachsen mit Northüringen, Nordalbingen, Mecklenburg, Brandenburg, Pommern, das niederheinische Franken, das Hessenland, die Deutschen in Preußen u. s. w.; der dritte Theil das mittelhheinische Franken, Ostfranken, Südhüringen, das mitteldeutsche Sachsen nebst Voigtland und der Lausitz, Schlesien, Schwaben, die Schweiz, Tirol und Salzburg, die Mark Oesterreich, die Steiermark, Kärnten, Krain, und die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen. Ueberall werden neben den Charakter- und Geistes-eigenschaften, den Gewohnheiten und Sitten, wie der körperlichen Beschaffenheit der Bewohner auch die geschichtliche Entwicklung und die Bildung und Ertragsfähigkeit des Bodens, die Landescultur u. s. w. in

Betracht gezogen. Die darin mit unenlichem Fleiß zusammengetragenen Materialien sind für jeden Cultur-, Literatur- und Geschichtschreiber der Deutschen von bedeutendem Werth; aber gerade durch den Umstand, daß das Werk, wenn es auch im einzelnen für sich abgeschlossene lebendiger gefärbte Charakteristiken enthält, doch vorzugswiese als eine Materialsammlung zu betrachten ist, entzieht es sich in d. Bl. einer tiefer eingehenden, dem Verfasser in seinen Untersuchungen Schritt für Schritt nachgehenden Analyse.

Ein paar und zwar etwas längere Proben von der Art, wie der Verfasser die einzelnen deutschen Volksstämme charakterisirt, wollen wir jedoch hier geben. Der Verfasser schildert die Thüringer mit den Worten: „In der thüringischen Sinnesart steht mit der augenfälligsten Färbung hervor eine gutmüthige und herzliche Niederkeit. In der Temperatur eines Systems der Gemüther wird der thüringische Ton, als eigentlicher Mittelton und dem Herzlande unserer Nation entsprechend, weicher erscheinen als der heffische, zarter als der nachbarliche harzer, gehaltiger als der meißnische, gemäßigter als der fränkische. Der Giesfelder zählt bei seiner kümmerlichen Rauheit besonders. So auch die Männer von Treffurt mit ihrer ungeschlochten Liebe. Die Gutmüthigkeit ist im Zunehmen, je näher man dem mittlern Waldgebirge, dem Hauptfeste der Thüringer, kommt. Da kann es einem begegnen, daß eine Gastwirthin auf das Begehren nach Bier antwortet, das sei jetzt nicht gut bei ihr, man solle ins nächste Wirthshaus gehen, oder daß ein Bube, der eine Strecke weit mitläuft, den rechten Weg zu zeigen, davongeht, ohne ein Trinkgeld abzuwarten. Von nicht so gefälliger Art, vielmehr einer kurz angebundenen Dürbheit sind die Bewohner einiger Orte am Fuß des Inselfbergs, als Broterode. Dort hat der Ton etwas von heffischer Strenge. Auch die Bewohner von Tabarz und Rabarz am Fuß des Inselfbergs haben etwas Eigenthümliches in Sprache und Sitte. Den Männern der treffurtischen Bauerschaft war bis ins 19. Jahrhundert jähres Festhalten an hergebrachten Rechten und Bräuchen eigen. „Nai behaupten onser raag, on wann der Kopp soll runger giehn“, war bei ihnen nicht hohle Lebensart. Nicht in solcher Art eigenthümlich, vielmehr durch Einküffe des Verkehrs von althüringischer Weise abgekommen, sind die auf den Durchmarsch von Fremden zunächst angewiesenen Anwohner der Verkehrsstraßen. Die vorhin gerühmte Sinnesart sucht man nicht auf den Stationen der Eisenbahn und den Wanderbahnen der Touristen, nicht bei den Gastwirthin, Kellnern und zudringlichen Lokalführern und Fremdenführern; Depravation ist in der Umgegend der Wartburg z. B. so gut wie am Rigi und auf dem Gänsemarsch im berner Oberlande zu finden. Auch hat der Widerhall des Verlinismus insbesondere hier und da einen Nistort hinterlassen. Des naturwüchsigsten poetischen Sinns hat der Thüringer bis in die Nüchternheit der neuern Zeit and inmitten der Kunstpoeie reichen Vorrath. Ein an süddeutsche Lieberlast erinnerndes Spiel der Naturpoeie sind die Schlamperliesel im Koburgischen. Die Grundstimmung der Poeie, harmlose und heitere Gemüthlichkeit, ein süßliches Kleinod des thüringischen Stamms, steht in schwerlicher Vertrautheit mit Musik und Gesang. Das bekannte Wort „In zwei Häusern drei Geigen“ trifft auch das Bauernhaus. Das höherne Girsenthorn hat den Wohlklang einer Schalmee.“

Den mitteldeutschen Sachsen will der Verfasser ebenso wenig Kunstsinne zuschreiben, als ihnen wahrhafte poetische Aufwallung eigen sei; ihre großartigen Bauten zu Meissen, Rochitz, Freiberg u. s. w. stammten von der Kirche oder den Landesfürsten, und bei ihren Erbauern sei zunächst an Wassermühle zu denken. Auch Neigung zum Kriegehandwerk gehöre nicht zu den hervorsteckendsten Eigenschaften der Sachsen, wennschon sie sich als Soldaten im geregelten Dienst tüchtig erwiesen. Der Verfasser fühlt sich versucht, diese „Vorliebe für Friedenswerk“ auf den Umstand zurückzuführen, daß sich schon im Mittelalter die forsbändischen Wenden minder kriegerisch gezeigt hätten, als ihre nachbarlichen Stammvettern. Nachdem sich der Verfasser einiger-

maßen darüber lustig gemacht, daß das sächsische Neuhochdeutsche, welches sich doch weder im Munde des Volks, noch selbst in den Sphären des höhern Gesellschaftslebens „zu einem Organ wohlartikulirter Aussprache“ oder zu einem „Musterschema grammatischer Correctheit“ ausgebildet habe, im 18. Jahrhundert als „vermeintliche Banalform für die Gesamtheit der deutschen Sprache“ überschätzt worden sei, fährt er fort: „In der geistigen Stimmung hat sich der Grundton in einer „verständigen“ Mitte zwischen dem Accent des Affects und der Monotonie des Indifferentismus gehalten. Wollte einer die Sachsen des 18. Jahrhunderts charakterisiren, so würde das etwa lauten: Man war aufgeweckt ohne poetischen Schwung, von gefälliger Höflichkeit ohne Innigkeit, von glatten Umgangsformen ohne Treuhertzigkeit, redselig ohne daß Tiefe des Gefühls sich im Wort ausdrückte, aufmerksam auf Form als auf Gehalt, rückhaltlos voll in allen Richtungen ständischer Rangstufen. Im Gesellschaftsverkehr war viel Gutmüthigkeit, die aber gern sich mit conventioneller Zierlichkeit anthun mochte. Ausgelassenheit des Humors konnte dabei, wie bei den Kinderspielen, die entweder eingeschulte Höflichkeit des Kinderfreunds oder wildes Schreien und Gebahren von besten gaben, nicht aufkommen. . . . Aus der Gegenwart läßt sich hinzusetzen: Wohlgefallen an Musik und Fertigkeit in ihrer Ausübung, nicht naturwüchsig wie in Thüringen und Böhmen, als Kunstproduct hoch gesteigert bei den Geweihten, für die Menge ein Schmelzen in Häufigkeit, Fülle und Raffinement des Dhrtikels, bequemer Genuß und für gute Nerven nicht angreifend, was keineswegs auf Agitation einer Fülle von Gedanken oder Pulschlägen poetischer Ader schließen läßt. Die Art und Kunst des Voigtländers ist etwas energischer als die der Flachländer; bei dem erzgebirgischen Bergmann aber ist die Genügsamkeit von mehr Frohsinn begleitet als bei dem Weber und den erzgebirgischen Verfertignern kleiner Waaren. In den größern Städten hat die Cultur moderner Zeit wenig Eigenthümliches übrig gelassen.“

Die Gemüths- und Charaktereigenschaften der Schwaben faßt Wachsmuth, wie uns scheint, im ganzen treffend in folgenden Worten zusammen: „Unbeskritten ist Eigengut des Schwaben ohne Unterschied der Landschaft, der Staatsverwaltung und des Kirchenthums die so viel besprochene Gemüthlichkeit in Tiefe und Wärme der Empfindung. In ihr wurzelt seine Treuhertzigkeit und Arglosigkeit, seine Gutmüthigkeit und höfliche Gefälligkeit, seine Bescheidenheit und Duldsamkeit. Von ihr stammt auch die Zähmheit seines Humors, der nicht leicht in Frivolität oder Fideletät übergeht, der Ernst in seiner Weltanschauung, dem Windentelei, Großthuererei und anmaßliche Hoffartigkeit, eingeschultes und aufgeschwiebtes Wesen widerwärtig, die Ruhe seines Selbstbewußtseins, das sich nicht gern überhebt. Lebhaftigkeit geistiger Regungen mangelt ihm keineswegs, aber er hat nicht den Drang, diese sofort äußerlich kund zu geben. Es ist bei ihm nach der Tiefe zu messen; die Bewegung des geistigen Wellenschlags hat nicht die Leichtigkeit und Hurtigkeit sanguinischen Tempos. Nicht allgemein ist dagegen Leichtgläubigkeit, abergläubische Befangenheit, Geschwägigkeit. Die vordem berufene Wanderlust nach dem alten Sprichwort: Schwaben und böß Geld führt der Teufel in alle Welt, und was der Volksjur vom Schwabenalter u. dgl. ausgebrütet hat, gehören zur humoristischen Verzierung des Porträts vom deutschen Michel. Abweichungen von der Grundstimmung finden sich namentlich im höhern Maß der Feiterkeit in einzelnen Orts- und Landschaften, wiederum ist diesen gegenüber in andern der Ernst tiefer und bis zur Düsterniß, ein melancholisches Infrischschauen. Kein Wort ist unpassender als das „lustige“ Schwaben, wenn vom Ganzen gemeint. Wenn es auf einzelne Bestandtheile paßt, gilt von andern ebenso gut das „grübelnde“ Schwaben. Dem grobförnigen niederdeutschen Humorspiegel begünstet vom schwäbischen Knittlingen aus der mythische Faust. Im ganzen steht die schwäbische Seelenstimmung im Tonregister eine volle Octave tiefer als die rheinländische, und von der ostfränkischen neigt sie, um in Symbolen zu bleiben, sich ungefähr

so weit niederwärts, als das Saßgrün der schwäbischen Bienen dunkler ist wie das fränkische.“ Wenn übrigens der Verfasser den Schwaben vorzugsweise Gemüthlichkeit, Arglosigkeit und Gutmüthigkeit nachrühmt, so dürfte vielleicht mancher, der schwäbische Volk und Land genau kennt, hierin mit dem Verfasser nicht unbedingt übereinstimmen. Diese Eigenschaften werden zwar sicherlich auch in Schwaben angetroffen, aber wie wol ziemlich überall in Deutschland, in ausgezeichnetem Grade doch immer nur bei Einzelnen.

Auch interessante Urtheile älterer Zeit werden citirt, so folgendes aus einer alten Chronica über Nürnberg: „Das weitbesucht gewerblich haus . . . von vielen das teutsch benedig genannt. Umb die statt ist ein unfruchtbarer sandiger boden, aber ein kunstreich, arbeitsam, empflig völd, fürbündig künstler inn allen handwerden. Wil newer erkunder, mancherley subtiler arbeyt, sinnreich werckleut, zur zier und notdurft menschliches gebrauch, gar anselegig, weitwissend ic. . . . ein gut teutsch sprach . . . spißig völd in allen händeln geschwind, gesprech . . . Es ist zum ernst ein standhafft, redlich, warlich, zum schimpff und scherz ein subtil höflich völd. Die Italiener, die ganz teutschland blind schelten, lassen doch nürnberg einäugig bleiben.“

Außerordentlicher Fleiß ist auf die Verzeichnisse der Namen der den einzelnen Stämmen oder Lokalitäten angehörenden Notabilitäten in Literatur, Kunst, Staatswesen und Kirchenhum verwandt worden, und so weit unsere Kenntniß in Betreff der Geburtslisten deutscher hervorragender Männer reicht, liegen wir nur selten auf einem Irrthum. Was übrigens unser Verlangen anlangt, so fanden wir uns und unsern Bruder Adolf in München, zwischen die Namen N. Benedir und Rosen eingeseilt, unter den Sachsen mit aufgeführt; wir sind jedoch geborene Neumärker, und zwar aus demjenigen sächsischen Theile der Neumark, der früher das schlesische Herzogthum Greßen bildete. Es wird hier auch noch, und bis über Jülich, unserer Vaterstadt, und über Schwiebus hinaus, in den vordern Schichten oberdeutsch, d. h. schlesisch, wenn auch mit der Zeit etwas märklich gefärbter Dialect gesprochen. Wir erwähnen dies, weil der Verfasser einmal ein von uns in d. Bl. über die Schlesier abgegebenes Urtheil als das eines „Nichtschlesiers“ anführt. Wenn wir übrigens von dem Verfasser an den Sternenhimmel sächsischer Autoren verweist werden, so hat dies nichts Auffallendes, da man in Deutschland ziemlich bekannt sein und doch in dem oder jenem zu Nachschlagen besonders geeigneten Werke, etwa in einem Compendiums-Verikon fehlen kann; auffallender war es uns, daß der berühmte Maler Zeit als Frankfurter aufgeführt wird. Derselbe wohnt zwar in Frankfurt, ist aber in Berlin geboren. Bei Gränberg (Schlesien) hätte der Verfasser neben dem Historiker K. A. Rengel und dem Novellisten von Wachsmann auch N. Heym, unsers Wissens gleichfalls einen geborenen Gränkberger, nennen können.

Im Eingange seiner Vorrede sagt der Verfasser von sich: „Indem ich den Schlußband meiner Geschichte deutscher Nationalität dem Publikum übergebe, kann ich das Bekenntniß nicht zurückhalten, daß ich es als eine Segnung meines Alters ansehe, ein in Beschaffung und Verarbeitung des Materials so mühsames Werk ohne äußerliche Störungen und ohne merkliche Abnahme meiner physischen Arbeitsfähigkeit, namentlich durch massenhafte Leserei übermäßig angeengten Augenlichts, zu Ende gebracht zu haben. Ob auch die geistigen Vermögen dienstfähig geblieben sind, das mögen meine Leser beurtheilen.“

Wir können dem wackern Veteranen der Geschichtsschreibung versichern, daß wenigstens sein geistiges Augenlicht aus ungeschwächt ist, daß er mit frischen Blicken umhersehend und daß er besonders für alles Volksthümliche und namentlich den humoristische Seiten eine Empfänglichkeit besitzt, wie sie wol im gleichen Grade keinem andern Universitätsprofessor eigen ist.

Literatur über das deutsche Kirchenlied.

1. Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Mit Berücksichtigung der deutschen geistlichen Liederdichtung im weiteren Sinne und der lateinischen kirchlichen Dichtung von Hilarius bis Georg Fabricius. Von Philipp Wackernagel. Erste bis vierte Lieferung. Leipzig, Teubner. 1862. Gr. Lex. 8. Jede Lieferung 20 Mgr.
2. Die geistliche Dichtung von Luther bis Klopstock, ausgewählt von Paul Pressel. Erster Halbband. Stuttgart, Becker. 1868. Gr. 8. 1 Hft. 12 Mgr.
3. Das evangelische Trostlied und der Trost evangelischen Liebes um die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs. In geschichtlicher Uebersicht dargestellt von W. G. Roosen. Dresden, Chtermann. 1862. Gr. 8. 24 Mgr.

Wäre das an die Spitze gestellte Werk: „Das deutsche Kirchenlied“ von Philipp Wackernagel, schon vollendet oder wenigstens weiter vorgerückt, als es mit seinen bisher erschienenen vier ersten Lieferungen geschehen ist, so würde es unpassend sein, einer ihm gewidmeten Besprechung noch Anderes, wenn auch nahe Verwandtes anzufügen. So aber läßt sich aus dem Vorliegenden kaum ein Schluß auf das noch zu Erwartende machen, und es handelt sich hier mehr darum, das Publikum auch in weiteren Kreisen zur Theilnahme an einer voraussichtlich so bedeutenden literarischen Erscheinung vorzubereiten, als ihm die Resultate des bereits Geleisteten vorzuführen. Und so mögen denn die folgenden andern in jeder Art enger begrenzten Bücher, die aber den Vorzug haben, daß sie ihre Aufgabe ganz oder wenigstens zum großen Theil schon gelöst bringen, einstweilen zur concreten Ausfüllung des seiner Natur nach noch etwas luftigen Rahmens dienen, welcher dereinst durch die vollendete Ausführung des deutschen Kirchenliedes von Wackernagel seine reichste Ausstattung erhalten wird.

Die Verdienste Philipp Wackernagel's um die gelehrte Kenntnissnahme unseres deutschen evangelischen Kirchenliedes, des besten Kleinods unserer ganzen evangelischen Kirche, sowie um eine im besten Sinne populäre Wiederbelebung einiger ihrer schönsten Blüten, dürfen als bekannt gelten. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn es in der von den bedeutendsten theologischen Autoritäten und mehreren hervorragenden Kennern unserer ältern Literatur veranlaßten und unterzeichneten Subscriptionseinladung auf das Werk heißt: „Vor Wackernagel hatte es noch niemand versucht, den ursprünglichen Text der Kirchenlieder des 16. Jahrhunderts darzustellen; sein Buch „Das deutsche Kirchenlied von Martin Luther bis Ambrosius Blauw“, ist das erste dieser Art und zwar nicht ein bloßer Versuch oder ein bahnbrechender Anfang, sondern Hinführung des abgeflachten Zeitraums, bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, eine in sich vollendete Arbeit. Die literarischen Nachweisungen für die Lieder dieses Zeitraums lieferte Wackernagel im Jahre 1855 in der Bibliographie zur Geschichte des evangelischen Kirchenliedes, einem Werke, von welchem allgemein zugestanden wird, daß es bibliographischer Genauigkeit und Vollständigkeit kein literarisches Werk mit demselben zu vergleichen sei.“ Daß beide Arbeiten einer Revision und Ergänzung bedürftig sind, versteht sich gerade wegen ihrer relativen Vorzüglichkeit von selbst. Sie sind es gewesen, die auf einem so dahin fast unbekannten oder unbeachteten Felde zuerst Wege fanden und geebnet haben, die von einer immer mehr wachsenden Zahl Mit- und Nachstreibender mit Eifer begangen worden sind. Keine Frage, daß das verstärkte confessionelle Interesse der letzten Entwicklungsperiode das Seinige dazu beigetragen hat, um die gelehrte Wiedererweckung des evangelischen Kirchenliedes zu fördern. War die Wissenschaft in diesem Falle nur Mittel zum Zwecke, der als ein praktischer, auf das höchste Bedürfnis einer intensiven Kirchlichkeit gerichteter, sich des Hülfsmittels bemächtigen mußte, so hat dieselbe dennoch ihre Förderung dadurch gewonnen. Denn an sich läßt sich

kein Grund denken, warum nicht auch für andere, als gläubige Theologen oder Laien, unser älterer geistlicher Liebeschatz ein Gegenstand ernster Beschäftigung sein sollte. Der bloße Sprachgelehrte kann daraus für seine Zwecke ebenso wichtige Belehrungen schöpfen, desgleichen der Literat und Culturhistoriker, und wenn thatsächlich die ebengenannten Zweige der Wissenschaft sich bis jetzt weniger diesem Objecte zugewandt haben, so fällt die Schuld einer solchen Vernachlässigung ihnen allein und nicht der Natur des Stoffes zu, obgleich auch dieser einen Reichtum theil enthält, der ihn relativ schwerer zugänglich macht als z. B. die gleichzeitige weltliche Poesie. Wir meinen damit nicht ihren specifisch theologischen Gehalt. Um ihn zu würdigen, bedarf es ohne Frage eingehender Studien. Aber es hängt von jedem ab, ob er sie machen will oder nicht, die Möglichkeit ist niemand verschlossen. Dagegen legt die musikalische Seite des Kirchenliedes, wenn sie nach ihrer ganzen Bedeutung erkannt werden soll, nicht bloß sehr mühsame und weitläufige Studien, sondern auch eine individuelle Ausstattung mit musikalischer Empfänglichkeit voraus, die sich niemand selbst geben kann. Wer sie nicht besitzt, wird niemals zum vollsten Verständniß dieser poetischen Erzeugnisse gelangen, in denen das musikalische Element eine im Vergleich mit der weltlichen Lyrik so überwiegende Bedeutung von Anfang an behauptet hat. Winterfeld's bahnbrechende Untersuchungen haben diesen Umstand zuerst nach seiner ganzen Bedeutsamkeit beleuchtet und es dürfte sich jetzt schwerlich von irgend einer Seite Widerspruch erheben, wenn man behauptet, daß dies musikalische Element namentlich des ältern protestantischen Kirchenliedes seinem Wesen ebenso nothwendig sei als der sprachliche Text selbst. Es läßt sich erwarten, daß Wackernagel in dieser neuen umfassenden Bearbeitung des ganzen Gebietes nach aller seiner Tiefe und Breite auch dieser Seite des Gegenstandes die gebührende Beachtung zu Theil werden läßt, und es wäre nur zu wünschen, daß es in einer möglichst faßlichen Darstellungsweise geschieht, die auch einem nicht eigent-lich gebildeten Musikkennner das Verständniß erleichtert.

Aus den unabsehbaren Gefilden, die wir durch das oben erwähnte große Werk einstweilen wenigstens in der Ferne gezeigt sehen, wenden wir uns zu dem noch immer weiten und fruchtbaren Felde, von dem uns das zweite der oben angeführten Bücher, Paul Pressel's „Geistliche Dichtung von Luther bis Klopstock“, wenigstens eine Aehrenlese zu geben versucht. Es ist, wie der Titel zeigt, ein populäres Unternehmen, die „Evangelische Volksbibliothek“, wovon Pressel's Buch einen Bestandtheil bildet. In dem vorliegenden Halbband sind nach der Art anderer poetischer Chronomathien aus den classischen Liederbüchern der evangelischen Kirche von Luther bis zu der sogenannten jüngern schlesischen Schule mehrere oder auch einzelne Probestücke gegeben, in chronologische Ordnung gestellt und durch kurze Biographien der betreffenden Dichter eingeleitet. Die Texte sind, soviel wir verglichen haben, möglichst correct dargestellt, doch ohne allen kritischen Apparat, der für den Zweck des Werkes ganz überflüssig wäre, und nur mit sparsamen Worterklärungen, die vielleicht für das hier voraussetzende Publikum etwas reichlicher sein könnten. Natürlich läßt sich einem solchen Unternehmen gegenüber kein streng wissenschaftlicher Maßstab geltend machen. Mit diesem in der Hand ließe sich namentlich in den ältern Texten über vieles kritisch rechten, was hier ohne weitere Bemerkung hingehen mag.

Das speciellste der drei hier zu besprechenden Bücher, Roosen's „Evangelisches Trostlied u. s. w.“, gehört ebenfalls der populären Literatur an und vergleicht, wie das vorige, auf jede gelehrte Prätenzion. Durch recht wohl ausgeführte prosaische Einleitungen und zwischenengeschobene Ausführungen hat es der Verfasser verstanden, die Situation der Zeit und Kirche, der diese Producte entstammen, auch solchen Lesern deutlich zu machen, die nur ein geringes Maß geschichtlicher oder literarischer Vorkenntnisse besitzen. Es ist ein anspruchloses, aber interessantes Gegenstück zu Tholuck's

bekanntem Buche „Lebenszeugen der lutherischen Kirche“ und berührt sich an ebenso vielen Stellen mit ihm, wie es dasselbe an ebenso viel andern ergänzt. Jedenfalls kann es dazu beitragen, die banale Vorstellung von der völligen Auflösung und Vernichtung alles höhern idealen Lebens während der Periode des Dreißigjährigen-Kriegs auf ihr richtiges Maß zurückzuführen. Denn wenn auch diese unselige Katastrophe die Kraft des deutschen Volkslebens in seinen mehr nach außen gerichteten Thätigkeiten gründlich gebrochen hat, so hat sie doch nicht vermocht sein eigentliches Mark zu zerstören.

Heinrich Rückert.

Notizen.

Zur modernen Kunstpflege.

August Reichenperger, der sich auf dem Titel „Mitglied der Commission zur Erhaltung der Kunstdenkmäler in Preußen, des Comité historique des arts et monuments de France, des Institut des provinces, Ehrenmitglied der Ecclesiological society zu London, des Comité flamand zu Dünkirchen“ u. s. w. nennt, gab (1863) bei Schöningh in Paderborn folgende Schrift heraus: „Eine kurze Rede und eine lange Vorrede über Kunst. Aus Veranlassung der an das preussische Abgeordnetenhaus gelangten Künstlerpetitionen.“ Die Schrift enthält zuvörderst eine Geschichte der verschiedenen Petitionen preussischer Künstler vom Jahre 1859, 1860 und 1862, wie den gütlichen Bericht seitens der Künstler vom 7. Juli 1859. Letzterer enthält in der That viel Wahres. Es wird darin beklagt, daß Ausschmückung von Kirchen und öffentlichen Gebäuden mit Gemälden, vereinzelte Fälle ausgenommen, jetzt fast gar nicht mehr stattfindet, daß die Historienmalerei verfallt und die Porträts, Genre- und Landschaftsmalerei immer mehr die Herrschaft an sich riffe. Daher bringen die Petenten auf Errichtung einer Nationalgalerie für Meisterwerke aller Kunstgattungen, „denn nicht nur aus den Werken der alten, nicht aus den Schöpfungen einiger neuerer Meister, sondern aus den Kunstbildungen aller lebenden Meister könne und solle gelernt werden“. Sehr wahr wird weiter bemerkt: „Um die staatliche Wichtigkeit dieser ganzen Angelegenheit zu zeigen, möge außerdem noch angeführt werden, daß die Werke der bildenden Kunst zu allen Zeiten als ein wesentlicher Theil der ganzen Culturgeschichte, als ein Maßstab für die Entwicklung der Völker betrachtet worden seien. Einen vollen Ueberblick der Kunstentwicklung der Gegenwart vor Augen zu haben, könne nur segensreich wirken.“ Die letzte dieser Petitionen war die vom 10. Mai 1862, wonach das Abgeordnetenhaus beschließen wollte, „daß zur Förderung der vaterländischen Kunst die Summe von 150000 Thalern jährlich aus Staatsmitteln verwendet werde und zwar 50000 Thaler zur Bildung einer Nationalgalerie und 100000 Thaler zur Ausführung monumentaler und für das öffentliche Leben bestimmter Kunstwerke, mit Ausschluß jedoch der Bauwerke“. Bei der Verhandlung hierüber sprach zunächst Ebert, der schon früher die geforderte Summe von 150000 Thalern im Verhältniß zu dem Zwecke eine „wahre Bagatelle“ genannt hatte und die Förderung der Kunst besonders im Interesse der Volksbildung betriebe haben wollte, und sodann Sybel für die Petition. Letzterer hob treffend den Zusammenhang der Kunstübung mit den übrigen sittlichen Momenten im Völkerverleben hervor und bemerkte, in Deutschland hätten bis jetzt fast nur die Fürsten der monumentalen Kunst Vorschub geleistet; es sei aber nöthig, daß der Staat und alle seine Organe helfend hinzutreten. Reichenperger, der sich unter andern in seiner Schrift darauf beruft, daß gerade das freie England niemals schlechterhin mit dem Mittelakt gebrochen und daß sogar Goethe behauptet habe, daß die Kunst nur so lange productiv sei als sie religiös sei, suchte die Petition durch den Antrag beiste zu schieben: „dieselbe der königlichen Staatsregierung in der Erwartung zu überweisen, daß sie auf die Erhaltung der alten, sowie auf die artistische Ausstattung der neuen Kunstdenkmäler, soweit die Staatsmittel solches nur immer gestatten, Bedacht nehmen werde“. Nachdem

der Antragsteller im Verlauf der Debatte nur zu deutlich hatte merken lassen, daß es ihm dabei hauptsächlich nur um Erhaltung und Restaurierung der alten Monumente zu thun sei, wurde der Antrag bei der Abstimmung verworfen und der von der Commission gestellte: „daß den Anträgen der Petenten die möglichste, den jedesmaligen Staatsmitteln entsprechende Berücksichtigung zu Theil werden möge“, mit großer Mehrheit angenommen. Das alles und auch die von dem Verfasser bei dieser Gelegenheit gehaltene Rede ist hier des Breiteren zu lesen. Sehr beachtenswerth ist es übrigens, daß der Verfasser auch dem Humor in der monumentalen Kunst eine Stelle angewiesen wissen will, denn dieser bildet nach ihm das „Salz der Erde, welches die Kunst wie die Literatur vor dem Verwesen behütet, wie dessen Abhandenkommen denn auch immer den Beginn der Stagnation bekundet, so lebendig auch die Farben sein mögen, in welcher dieselbe schillert“. Der Verfasser hat dieses Thema schon früher in seinen „Vermischten Schriften“ in der Abhandlung „Der Humor in der Kunst“ ausführlicher behandelt.

Eine englische Stimme über das frankfurter Parlamentslament.

Ueber Gustav Kühne's neueste Schrift „Mein Tagebuch in bewegter Zeit“ sagt ein Berichterstatter im londoner „Athensaeum“ unter andern: „Die Schriften des als Dichter und Romanschriftsteller bekannten Kühne erscheinen jetzt gesammelt, und unter ihnen eine Collection kurzer Notizen und Bemerkungen, welche er im Laufe der ereignisreichen Jahre 1847—50 niederschrieb. Es fehlte ihm nicht an vielfachen und guten Gelegenheiten zur Beobachtung. Er war zu Frankfurt in den Tagen, als das „deutsche Parlament“, von dem so viel erwartet und von dem so wenig gethan wurde, in der Paulskirche tagte; und während er, in nicht sehr sanghafter Stimmung, die Ereignisse beobachtete, welche in der alten Reichstadt vor sich gingen, blickte er zugleich scharf um sich und selbst in fremde Länder, um sich einen allgemeinen Ueberblick über die mächtigen Einflüsse zu bilden. Das politische Tagebuch, in welches er seine Bemerkungen verschmolz, ist nothwendig fragmentarischen Charakters; aber seine einzelnen Partien haben den Vortheil, daß sie die Eindrücke in dem Augenblicke, wo sie stattfanden, widerspiegeln, und ohne Zweifel ist so mancher Vorfall hier aufgezeichnet, welcher wenn er zur Zeit, wo er geschah, übersehen worden wäre, überhaupt niemals aufgezeichnet worden sein würde. In der That wird der Gallus von 1950 in seiner Geschichte Europas den Vorgängen in der Paulskirche nur wenige Seiten einräumen, und wir dürfen ziemlich überzeugt sein, daß sie die am wenigsten malerischen in seinem Buche sein werden. Das der defektorischen Emsigkeit Herrn Kühne's erhalten wir hier ein gut Theil von buntem gemischter Zeitkunde, von der wir ohne ihn nicht genau wissen würden, wo wir sie suchen sollten; denn er erzählt uns nicht nur, was geschah und was er darüber dachte, sondern auch, was andere darüber sprachen und schrieben. Der Umstand, daß das Buch eine Chronik der literarischen Ephemeriden, der politischen Pamphlete einer aufgeregten Periode ist, verleiht ihm vielleicht den größten Werth. Denn und wann befindet sich auch unter den Fragmenten ein umfassendes Gemälde.“ Der Berichterstatter theilt nun einige tüchtige Schilderungen mit, z. B. eine Beschreibung der Illumination, die am 1. April 1848 zur Ehre des Parlaments stattfand. Dieses Urtheil war uns besonders auch deshalb interessant, weil es zeigt, wie gering die Theilnahme ist, welche die Vorgänge und Verhandlungen in der Paulskirche im Ausland für sich zu erwenden vermochten, und wie wenig Bedeutung man ihnen hier beilegt. Ja, gesprochen und debattirt wurde in deutscher Sprache sehr viel und mit wichtiger Miene, aber gethan sehr wenig und fast niemals das Richtige. Eine Versammlung tüchtiger und nicht doctrinärer Engländer würde sicherlich die Sache, um die es sich handelte, praktischer angefaßt und rascher und richtiger in Erwägung gebracht haben. Doch vergißt der Berichterstatter, daß es

immerhin eine große Erscheinung war, die frei Erwählten aller deutschen Staaten und Stämme zum ersten mal zu gemeinsamen politischen Verhandlungen zusammentreten zu sehen, und er vergift zugleich, daß die Paulskirche damals der Mittelpunkt wichtiger und verhängnisvoller Ereignisse außerhalb derselben war, welche wahrlich des dramatischen Interesses nicht entbehrten.
J. M.

Bibliographie.

- Aktaa. Taschenbuch für Freimaurer auf das Jahr 1864. Herausgegeben von A. M. Müller. Fünfundzwanzigster Jahrgang. Sonderhausen, Cappel. Gr. 16. 1 Thlr.
- Audonard, D., Die Mythen der Semiten und der türkische Harem. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von L. Wildberg. Bromberg, Levit. 1864. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
- Bonnet, G., Walde-Barren. Eine amerikanische Kriminalgeschichte. Aus dem Englischen übersetzt von Marie Heine. Leipzig, Kollmann. 1864. 8. 20 Ngr.
- Bruno, A., Der Pilger von Canossa oder der Sieg der Krone. Eine dramatische Dichtung in fünf Acten. Gelle, Schulze. Gr. 16. 1 Thlr.
- Buchholz, C., Poetische Erzählungen. Braunschweig, Neuhoff u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.
- Buß, F. J., Rechtfertigung des Anspruchs Tirols auf seine Glaubensfreiheit. Innsbruck. Gr. 8. 27 Ngr.
- Goffel, A., Lebensbilder auf historischem Grunde. Langensalza, Grell. 1864. 8. 12 Ngr.
- Gölfert, J. A. Freiherr von, Die Schlacht bei Kulm 1813. Mit 1 Uebersichtskärtchen des Schauplazes. Wien, Brandel u. Gwold. Gr. 8. 28 Ngr.
- Heller, R., Posenkräupers Hilde. Roman aus Hamburgs Vergangenheit. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Hemsen, L., Des Ministers Sündenbuch. Roman. 1ste bis 4te Lieferung. Brauns, Karasat. Gr. 8. à 3 Ngr.
- Körner's, L., sämtliche Werke. Neue Ausgabe. 1ster Band. 1ste Hälfte. Berlin, Nicolai. Gr. 16. 6 Ngr.
- Lever, G., Davenport Dunn. Der Mann der Zeit. Nechtmäßige deutsche Ausgabe. Sechs Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 4 Thlr.
- Lorenzi, J. R., Ein Blick auf Spanien und die Spanier unter der Vormäßigkeit der maurischen Araber. Fragmente aus den Geschichtswerken des Don Diego Hurtado de Mendoza, Padre Don Juan Mariana, Don Francisco de Berbon y Conde u. s. w. Zusammengestellt und verdeutscht. Wien, Grischek. 1864. 8. 16 Ngr.
- Marx, K., Olympias. Geschichtliches Trauerspiel. Wien, Markgraf. 8. 28 Ngr.
- May, L. E., Die Verfassungsgeschichte Englands seit der Thronbesteigung Georg's III. 1760—1860. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Englischen übersetzt und bearbeitet von D. G. Oppenheim. 1ster Band und 2ten Bandes 1ste Abtheilung. Leipzig, Mendelssohn. 1862. 63. Gr. 8. 3 Thlr.
- Mendelssohn Bartholdy, F., Briefe aus den Jahren 1830—1847. 1ster Band: Reisebriefe aus den Jahren 1830—32. Herausgegeben von F. Mendelssohn Bartholdy. 5te vermehrte Auflage. Leipzig, Mendelssohn. Gr. 8. 2 Thlr.
- Müller, D., Zwei Sünder an einem Herzen. Eine Erzählung. Zwei Theile. Braunschweig, Weßermann. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
- Neumann, Bad Königsdorf: Jastrzeb oder die drei Glorien. Bader-Novelle. Ratibor, Widura. 8. 1 Thlr.
- Die Ogilvie's, oder: Herzenskämpfe. Roman von der Verfasserin von „John Halifax“ u. s. w. Aus dem Englischen von A. Kreyßmar. Drei Bände. Leipzig, Bolgt u. Gansert. 8. 2 Thlr.

Johann Defolampad, der Reformator von Basel. Basel, Bohnmaier. Gr. 16. 4 Ngr.

Plägger, T., Der Mensch und seine psychische Erhaltung. Hygienische Briefe für weitere Lesekreise. Neuwied, Heuser. 1864. 8. 20 Ngr.

Plach, J. H., Ueber die Quellen zum Leben des Confucius namentlich seine sogenannten Hausgespräche (Kia-ju). München, Franz. Gr. 8. 14 Ngr.

Putzig, G. zu, Waldemar. Schauspiel in fünf Aufzügen. Berlin, Wagner. 16. 25 Ngr.

Raven, Mathilde, Aus vergangener Zeit. Gelle, Schulze. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Reinling, L., Die Kriege der Römer in Germanien. Mit 1 Karte. Münster, Regensberg. Gr. 8. 20 Ngr.

Runge, R., Nordische Dramen. Hamburg, Hermann. 8. 1 Thlr.

Scheibe, L., Die Landkreischerin. Original-Roman. Wien, Markgraf. 1864. 8. 15 Ngr.

Schmidler, J. C., Volkslieder aus Steyermark. Leipzig, Kahnt. Gr. 8. 15 Ngr.

Uhlend, L., Gedichte und Dramen. Volks-Ausgabe. 1ste Abtheilung. Stuttgart, Gotta. Gr. 16. 4 Ngr.

Uhlend, L., Das Kriegsjahr 1813 mit besonderer Berücksichtigung der Schlacht bei Kulm. Nach authentischen Quellen bearbeitet. Mit 1 Schlachtplan und 8 Ansichten der Monumente bei Kulm. Dresden, Kitz. Gr. 8. 1 Thlr.

Unger, A., Deutsch-dänische Geschichte 1189—1237. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Deutloff, L., S. S. Pius IX. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Französischen übersetzt. Straßburg, Dörfer-Benz. Gr. 8. 5 Ngr.

Vogel, S., Aspern. Eine vaterländische Phantasie. Brunn, Winter. 8. 20 Ngr.

Von Trütz nach Konstantinopel. Aus dem Tagebuch eines f. f. Offiziers. Wien. Gr. 8. 12 Ngr.

Weichaupt, L., Der Schmuggler, romantisches Gedicht. Königsberg, Rürmberger. 8. 7½ Ngr.

Wespe, G., Das Kloster. Ein didaktisches Gedicht. Neu herausgegeben und mit einer historischen Einleitung versehen von O. F. G. Schönhuth. Tübingen. Qu. 16. 7½ Ngr.

Wilbermuth, Ottilie, Dichtungen. Basel, Bohnmaier. 16. 12 Ngr.

Zianigka, R. L., Rahel oder 33 Jahre aus einem edeln Frauenleben. 1ste Abtheilung. Ueber Rosen und Dornen. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1864. 8. 4 Thlr.

Lageeliteratur.

Walle, G., Pascal. Eine Schugrede mit polemischen Anmerkungen. Bremen, Geseuius. Gr. 8. 9 Ngr.

Fiedelbey, S., Die Jesuitenhege in Bremen. Bremen. Gr. 8. 9 Ngr.

Dieses Heftchen gehört der Galtmeier! Wien, Grischek. 16. 2 Ngr.

Hieronymi, W., Herr Reineke Fuchs in „Mainz im Jahre 1863“. Bilder aus dem heiligen Federkriege in Remonier und Stahlfederfisch ausgeführt. Darmstadt, Diehl. Gr. 8. 6 Ngr.

Kosog, Rebe am „goldenen Blücherfeste“ den 30. August 1863 gehalten auf dem Buchholzberge bei Löwenberg. Bunzlau, Appun. 8. 1½ Ngr.

Preußen und das österreichische Bundes-Reform-Projekt. Berlin, Decker. Gr. 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

Werthvolle Bücher zu ermäßigten Preisen,

bis Schluss des Jahres 1863

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt vergütet.

Gedichte.

- Blüten der Nacht. Lieder und Dichtungen. Hr. Kaufmann. Miniaturausgabe. 8.) 6 Rgr.
 Blütenlese aus Altem und Neuem. 8. 1857.) 10 Rgr.
 on). Gedichte. Zweite, vermehrte Auflage.) 10 Rgr.
 10 Rgr. 20 Rgr. 10 Rgr.
 8. 1851. (1 Thlr. 22 Rgr.) 10 Rgr.
 um aus Stellen. 8. 1857. (1 Thlr.) 6 Rgr.
). Gedichte. 8. 1838. (1 Thlr. 15 Rgr.)
 um und frei. Gedichte. Miniaturausgabe.) 6 Rgr.
 Rörster (G.). Gedichte. 8. 1854. (24 Rgr.) 6 Rgr.
 Rörster (A.). Gedichte. Herausgegeben von L. Tied. 2 Theile.) 16 Rgr.
 Mit Heßler's Bildnisse. 12. 1843. (3 Thlr.) 16 Rgr.
 Rörster (Marie). 8. 1857. (1 Thlr. 10 Rgr.) 10 Rgr.
 Freudentheil (W. A.). Gedichte. 8. Hamburg, 1831. (1 Thlr.) 6 Rgr.
 10 Rgr. 6 Rgr.
 Gleim (J. W. F.). Vater Gleim's Zeitgedichte, von 1789—1803. Erste Originalausgabe aus des Dichters Handschriften durch W. Rörster. 12. 1841. (20 Rgr.) 4 Rgr.
 Harring (Harr.). Blüthen. Vermischte Gedichte. Zweite Auflage. 8. Luzern, 1825. (20 Rgr.) 6 Rgr.
 — Der Psalter. — Der Kahn. Poetische Erzählungen. 8. Luzern, 1825. (10 Rgr.) 4 Rgr.
 Heßner (F. M.). Lieder der unbekannten Gemeinde. Miniaturausgabe. 8. 1854. (24 Rgr.) 6 Rgr.
 Horn (Hr.). Die Lilie vom See. Dichtung. Miniaturausgabe. 8. 1853. (24 Rgr.) 6 Rgr.
 — Magdalena. Dichtung. 8. 1855. (1 Thlr.) 6 Rgr.
 Der Herr der Dichtung. Eine Göttersage in 6 Gesängen. Miniaturausgabe. 8. 1853. (20 Rgr.) 6 Rgr.
 Roethe (F. A.). Geistliche Lieder. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von R. W. Meißner. Nebst einer Biographie Roethe's. 8. 1851. (1 Thlr. 10 Rgr.) 10 Rgr.
 — Lieder und Sprüche eines Kranken für Kranke und Gesunde. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von R. W. Meißner. 8. 1851. (1 Thlr. 10 Rgr.) 10 Rgr.
 — Die Psalmen in Kirchenmelodien übertragen. 12. 1845. (24 Rgr.) 6 Rgr.
 Minich (J. A.). Alpenblumen. Eine Festschweizerischer Gedichte. 8. Luzern, 1836. (20 Rgr.) 6 Rgr.
 Rosen (Jul.). Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. 8. 1843. (1 Thlr. 18 Rgr.) 10 Rgr.
 Müller (W.). Gedichte. Miniaturausgabe. 2 Theile. 8. 1850. (3 Thlr.) 1 Thlr.
 — Griechenlieder. Neue vollständige Ausgabe. 8. 1844. (24 Rgr.) 6 Rgr.
 Roski und Jändendorf, Ob. Olo. Aus dem dichterischen Nachlass meiner Schwester Klothilde Roski und Jändendorf. 8. 1853. (1 Thlr.) 6 Rgr.
 Rörster zu Rened (J. J. F.). Jugendphantasen. 8. Luzern, 1829. (12 1/2 Rgr.) 4 Rgr.

- Prädel (R. G.). Maurergerichte. 8. Hamburg, 1832. (22 Rgr.) 6 Rgr.
 — Neuere Gedichte. 8. Hamburg, 1836. (1 Thlr.) 6 Rgr.
 — Zeitlänge. 8. Hamburg, 1815. (20 Rgr.) 6 Rgr.
 Reinsch (Wlwin). Lyrische und dramatische Dichtungen. 12. 1846. (1 Thlr.) 6 Rgr.
 Reinsch (Wlwin). Dostamedikus. Die Döhl enthält allerhand Gedichte von lustigem und ironischen Inhalt, de il so ut mienem Rufen-Stunden — I wull seggen: Rufen-Stunden — versarigt haw. (Gedichte in plattdeutscher Mundart) 8. Wiemar, 1834. (12 Rgr.) 6 Rgr.
 Rörster (J. St.). Legenden. 8. Hamm, 1835. (1 Thlr.) 6 Rgr.
 Schults (Hf.). Martin Luther. Ein lyrisch-epischer Epklus. 8. 1854. (18 Rgr.) 6 Rgr.
 Schults (Hf.). Lucile. Miniaturausgabe. 2 Theile. 8. 1849. (3 Thlr.) 1 Thlr. 10 Rgr.
 — Gedichte. Miniaturausgabe. 8. 1852. (1 Thlr.) 6 Rgr.
 Stamm (Theodor). Gedichte. 12. 1845. (1 Thlr. 10 Rgr.) 6 Rgr.
 Stieglitz (H.). Stimmen der Zeit in Liedern. Zweite, veränderte und vermehrte Auflage. 8. 1842. (12 Rgr.) 6 Rgr.
 — Gruß an Berlin. Ein Zukunftstraum. 8. 1838. (25 Rgr.) 6 Rgr.
 Wechsel (H. Olo.). Gesammelte Gedichte und Nachlass. Herausgegeben von J. F. und. 8. 1838. (2 Thlr. 10 Rgr.) 10 Rgr.

Ein ausführlicheres Verzeichniss im Preise ermäßigter Werke, aus fünf Abtheilungen bestehend, ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Conversations-Lexikon.

Elfte,

umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

15 Bände. In Heften von 6 Bogen zu 5 Sgr.

Brockhaus' Conversations-Lexikon hat schon mehreren Generationen als reichhaltigste Quelle der Belehrung gedient und vor allen ältern und neuern Nachahmungen stets den Vorzug der Gediegenheit und Zuverlässigkeit behauptet. Die Verlags-Handlung hat keine Anstrengungen und Opfer gescheut, um den Ruf dieser Eigenschaften dem Werke auch in der jetzt beginnenden umgearbeiteten verbesserten und bis auf die Gegenwart vervollständigten neuen elften Auflage zu erhalten.

Durch das allmähliche Erscheinen in Heften von 6 Bogen zum Preise von nur 5 Sgr. ist jedermann Gelegenheit geboten, in den Besitz der neuen Auflage zu gelangen.

In allen Buchhandlungen werden Unternehmungen angenommen und ist dasselbe das soeben erschienene erste Heft nebst Prospect zu haben.

literarische Unterhaltung.

Er erscheint wöchentlich.

— Nr. 42. —

15. October 1863.

Inhalt: Die patriotische Literatur zur Octoberfeier. Von Karl Gustav von Berner. — Kaulbach's Carton „Das Zeitalter der Reformation“. — Notizen. (Eine englische anthropologische Zeitschrift; Bibliographie der deutschen Sprach- und Alterthumswissenschaft.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Die patriotische Literatur zur Octoberfeier.

Das fünfzigjährige Jubelfest der glorreichen Befreiung Deutschlands vom Joch der Fremdherrschaft hat eine große Bewegung auch in der Presse hervorgerufen. Neue Werke, auf jene Zeit der Ehren bezüglich, sind erschienen: theils umfassende Schilderungen der Erhebung und des Riesenkampfes, theils Darstellungen einzelner Theile und Momente desselben, Biographien, Flugschriften und Gedendblätter; ältere Werke über die Freiheitskriege sind neu aufgelegt oder der Gegenwart wieder in das Gedächtniß gebracht worden; auch in der Unterhaltungsliteratur haben die Schriftsteller neuerdings den Stoff und das Fundament vielfach jener herrlichen Zeit entlehnt. Bei der großen Zahl dieser Erscheinungen müssen wir uns ver-sagen, jeder eine ausführliche Besprechung zu widmen — viele entziehen sich auch einer solchen durch ihre geringe Bedeutung —, wir wollen aber versuchen, die betreffenden Werke, ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, nach Kategorien geordnet, unsern Lesern vorzuführen.

I. Allgemeine Werke.

1. Vaterländisches Ehrenbuch. Schilderung der wichtigsten Ereignisse aus der Zeit der Befreiungskriege. In Bildern aus den Jahren 1813—15. Herausgegeben von E. Grosse und Franz Otto. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit 17 Tonbildern, 160 in den Text gedruckten Illustrationen, sowie 1 Karte des Schlachtfeldes von Leipzig. Leipzig, Spamer. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wir beginnen unsere Uebersicht mit diesem Werke, weil es schon in erster Auflage sich eines warmen und verdienten Beifalls zu erfreuen hatte, und weil es sich, wie auf einen geringen, als Nachwort gebrachten Tribut in die Tagesströmung, am reinsten von jenem tendenziösen Mißklang gehalten hat, mit welchem die unselige Parteilung der Gegenwart dem deutschen Volke die Geschichte seiner ruhmvollsten Zeit stört. Auch wir wünschen von Herzen, daß die Proclamation von Rastatt zu einem schönen Ziele geführt hätte, welches sie den Fürsten und Völkern Deutschlands stellte — damals aber war nur eine Gedanke im ganzen Volke die alles bewegende und begeisterte Kraft: Freiheit vom Fremdjoch! Die 1863. 42.

innere politische Entwicklung zum Heile des Vaterlandes lag gewiß vielen erleuchteten und patriotischen Männern am Herzen, aber daß das Volk, als es nach langer Schmach fremder Unterdrückung und Veraubung dem Auf-rufe in Begeisterung folgend die Waffen ergriff, an etwas anderes gedacht habe, als die Franzosen aus dem Lande zu schlagen, daß es damit sich zugleich erweiterte bürgerliche Rechte, veränderte Staatsformen, freisinnige Verfassungen zu erringen gemeint, ist eine Unterstellung vom neuesten Datum. Das „Vaterländische Ehrenbuch“ hält sich frei davon. Es schildert die Erhebung, den Kampf und die Befreiung Deutschlands nach den besten und anerkannten Geschichtschreibern, bei wichtigeren kürzern Episoden ausgesprochenenmaßen mit den eigenen Worten derselben, und läßt oft, wo es anging, Zeitgenossen und Mitwirkende selbst reden. Dadurch hat es den rechten zeitgetreuen Ausdruck gewonnen. Die Form ist nicht die einer zusammenhängenden Darstellung, das Werk keine Kriegsgeschichte, es gibt uns „Bilder“ aus den Freiheitskriegen, aber dabei eine Fülle interessanter Einzelheiten und Charakterzüge, so daß es namentlich für die Jugend, der es insbesondere gewidmet ist, eine höchst anziehende Lectüre bietet. Die Anordnung des Inhalts hat der Verleger veranlaßt, dessen Einsicht und praktischer Blick bereits bei andern Werken seines Verlags Anerkennung gefunden hat. Wie „Der große König und sein Rekrut“, so wird auch das „Vaterländische Ehrenbuch“ bald eine Lieblingselectüre für jung und alt, ein Volksbuch im edlern Sinne des Wortes werden. Die zahlreichen Illustrationen, von denen manche vortrefflich sind, tragen gewiß, wie die ganze glänzende Ausstattung, dazu bei.

2. Die deutschen Freiheitskriege 1813—15. Für das deutsche Volk. Herausgegeben von Gotthardt Alfred Luther. Leipzig, G. Schäfer. 1863. Hoch 4. In Lieferungen zu 7½ Ngr.

In der Einleitung gibt der Verfasser Rechenschaft über den Zweck seines Buchs und den Plan, den er sich vorgezeichnet hat. Er geht von der Französischen Revolution aus, deren Ursachen, Verlauf und Folgen er kurz angibt, knüpft daran in gedrängter Uebersicht die Kriege,

welche aus ihr hervorgingen, und wendet sich dann zu seinem Thema, um sich, wie er verspricht, „mit ganzer Kraft und Liebe der Glanzepoche unsers deutschen Vaterlandes, die einzig rein und golden da steht in der Geschichte Deutschlands, weil sie einzig und allein durch Volksgeist, Volkskraft und dem Gesammtwillen des Volks erstrebt wurde“, zu widmen. „Ich meine“, sagt er dann, „die herrlichen Freiheitskriege, die Berle in den Annalen Deutschlands! Und dieses Buch soll dir gewidmet sein, o deutsches Volk, und ich werde mich mit Ausbietung aller meiner Kräfte bestreben, jeglichem deiner Anforderungen Genüge zu leisten. Was jene Heldenzzeit Großartiges und Herzerhebendes geschaffen, will ich in vollen Tönen loben und preisen.“ Gemiß ein schöner Voratz! Jubiläums-Ausgabe hat der Verleger auf den Umschlag gesetzt, wozu freilich das Papier und die zum Theil mangelhafte Correctur nicht recht passen wollten. Der Verfasser ist aber mit warmem patriotischen Herzen an sein Werk gegangen, und es that uns wohl, daß er dem Könige Friedrich Wilhelm III. überall Gewandtheit widerfahren läßt, was bei vielen Tageschriftstellern der Gegenwart nicht mehr der Fall ist. Die militärische Seite des Buchs können wir nicht gerade rühmen; eine neue Form und neue Aufschlüsse, welche versprochen sind, haben uns die längst vorliegenden Lieferungen noch nicht gebracht; indessen wird das Buch doch manchen Leser befriedigen, und es bleibt immer verdienstlich, dem deutschen Volke seine große Zeit stets von neuem in das Gedächtniß zu rufen, damit es bei künftiger Gefahr, wie damals, sich zur Verteidigung des Vaterlandes erhebe.

3. Geschichte der Befreiungskriege 1813. 1814. 1815. Von H. Förster. Mit Benutzung vieler bisher ungedruckter Quellen und mündlicher Aufschlüsse bedeutender Zeitgenossen. Fünfte Auflage. Berlin, Hempel. 1863. Lex. 8. In Lieferungen zu 5 Mgr.

Dies Werk des bekannten und geachteten Historikers, der einst selbst die Waffen in dem großen Befreiungskampfe getragen hat, erschien zuerst im Jahre 1856, und seine neue Auflage ist jedenfalls das Bedeutendste unter den allgemeinen Werken, welche das Jubelfest gebracht hat. Vierzig Jahre, sagt uns die Einführung der fünften Auflage durch den Verleger, hat der Verfasser der Sammlung und Sichtung von Materialien gewidmet; seine persönlichen Beziehungen zu vielen hochgestellten und bedeutenden Männern haben ihn in den Besitz zahlreicher Mittheilungen und Actenstücke über jene Zeit gesetzt, welche andern nicht zu Gebote gestanden haben. Schon das sein Werk sehr bald nach Wetzel's vielgerühmter Geschichte erschien und binnen Jahresfrist zweimal neu gedruckt werden mußte, beweist, daß es Aufmerksamkeit erregte. Diese sprach sich aber auch in vielen Anfeindungen aus, welche mancher rücksichtslos geäußerten Kritik, mancher verleugenden Wahrheit, vorzüglich aber dem politischen Standpunkt des Verfassers galt. Wie man auch über denselben denken möge, so hat H. Förster denselben seit vierzig Jahren consequent behauptet, was für seine Ueberzeugung spricht und nicht allen, welche heute auf der Arena stehen, nachzuarbeiten ist. Unsern eigenen

Standpunkt und daß wir jede feste Gesinnung, sobald sie auf Ueberzeugung beruht, zu würdigen verstehen, wenn wir ihre Anschauungen auch nicht theilen, haben wir oft genug befundet.

Das Werk war eine Zeit lang verboten: dies Verbot ist aufgehoben, wie uns der Umschlag der ersten Fassung sagt. Es ist eine Declame — wer wollte aber, da sie immer wirksam ist, darüber rechten? Leider liegt uns nicht das ganze Werk vor, da die fünfte Auflage, wie uns gesagt wird, in einer Stärke von 4000 Exemplaren auch schon wieder vergriffen ist und abermals ein neuer Abdruck veranstaltet werden muß. An dieser Angabe zu zweifeln, haben wir keinen Grund, sie kann wenigstens für den Erfolg sprechen. Was liegt indessen das der erste Theil fast ganz und der Anfang des zweiten vor, und wir können daraus immerhin über das Ganze ein Urtheil gewinnen. Der innere Werth, die Bedeutung der gegebenen Aufschlüsse und Analysen, die Darstellung der Politik damaliger Zeit und der Kriegereignisse — wie sehr der Geschichtsforscher für jene und der Historiker für diese berufen und befähigt war — würde doch dem Werke nicht die Ausbreitung gesichert, nicht das große Publikum, welches doch allein den massenhaften Absatz bewirken kann, dafür gewonnen haben, wenn es dem Verfasser nicht gelungen wäre, den Ton zu treffen, welcher Anklang in der Menge findet. Es ist der Witz von Graß und Humor, der oft bitter genug wird, die Ironie — heute die beliebteste Behandlung aller Fragen! Der berbe Ausdruck, der nichts von schönen Nebensachen weiß und selbst „Jah'n'sche Ungeschliffenheit“ nicht scheut, auch die ganze Form und Fassung in kurzen Kapiteln, mit illustrirenden Initialen und voller, in gleichem Tone vorangekehrter Inhaltsanzeige, z. B. „Diplomatenspiegel und Federballspiel“, „Der Schwiegerpapa in Wien“; „Der Löwe der Waldschucht“ (Napoleon nämlich griechisch) u. s. w.; außerdem aber die Fülle von Einzelheiten, welche der Verfasser aus dem Schatz seines Materials der Darstellung eingewebt hat. Förster's Werk muß übrigens der Beachtung Thielen's (von dessen „Erinnerungen“ wir weiter unten berichten) entgangen sein, sonst würde er die Behandlung Oesterreich's, seines Kaisers und seiner Feldherren nicht ungerügt gelassen haben. Ein Kapitel beginnt also: „Und Fürst Schwarzenberg liegt hier in Odhmen, pflügt den Bauch, thut sich wenig grämen — und mit ihm die kaiserlichen und königlichen Hauptquartiere.“ Die Proclamationen der verbündeten Feldherren werden Papierdrachen genannt, die auf das deutsche Volk losgelassen und von diesem angefaßt werden, ohne viel Eindruck zu machen. Es ist das aber nur humoristisches Beiwerk der auf kritische Forschung begründeten Darstellung, welche, wie gesagt, auch ernst und würdig, vor allem in wahrster Vaterlandsiebe gehalten ist.

4. Aufrichtige Geschichte der Befreiungskriege. Berlin, Schwabe. 1863. 12. 1 Thlr.

Von diesem Werke sind nur wenige Lieferungen zu unserer Kenntniß gekommen. Schon der Titel, der etwas wie Enthüllungen verspricht, deutet eine tendenziöse Schrift

an. Die Befreiungskriege werden hier dargestellt als für die Einheit Deutschlands und die allgemeine Völkerrfreiheit modernsten Begriffs nur vom Willen des Volks unternommen und durchgeführt, ohne dem Könige, seinem Wort und seinen Behörden einigermassen Verdienst zu lassen. Dies in einer gewandten und frischen Darstellung — in welcher man Carlyle's Manier gefunden hat — mit Geist und vielen Stellen aus Arndt, Droysen, Berg, welche zu gebrauchen waren, der unwissenden heutigen Generation vorzutragen: sie muß es ja glauben! Die „Ideologen“ waren es, welche Deutschland gerettet und Napoleon gestürzt haben; man erstaunt nur, wie gewaltsam dieselben hier rekrutiert werden: Scharnhorst, der klare, besonnene Soldat, selbst der alte Blücher werden zu den Ideologen gezählt. Dort freilich gehört als „Hochwort“, wie er genannt wird, nicht dazu. Freiwillige und Landwehr sollen dann natürlich alles gethan haben, und die „Zwangsjacke“, nämlich die Verordnung vom 8. Febr., welche Strafen für Ausbleibende anordnete, figurirt auch hier. Niemand erkennt gewiß die freudige Begeisterung, welche 12000 Freiwillige unter die Waffen führte, ehrender und das moralische Gewicht, welches diese Blüthe der Nation in die Waagschale warf, höher an als wir; aber wenn der Verfasser in dem Wahne lebt, daß die Landwehr ohne den Zwang der Verordnung vom 8. Febr. freiwillig in einer Stärke zusammengekommen wäre, um den Riesenkampf mit Napoleon aufzunehmen, so mag er sich aus der actenmäßigen „Geschichte der Landwehr“, von welcher weiter unten die Rede sein wird, eines Befehrs belehren! Lassen wir der Regierung und auch dem stehenden Heere den gebührenden Ruhmesantheil. Der Wahrheit die Ehre und nicht bloß der Parteilichkeit!

5. Die Freiheitskriege in Charakterbildern. Nach Musterdarstellungen der deutschen und ausländischen Literatur für Freunde vaterländischer Geschichte, insbesondere für die Jugend und ihre Lehrer bearbeitet von F. C. Paulig. Frankfurt a. D., Paulig. 1863. 8. 20 Ngr.

Eine gedrängte, gutgeschriebene Darstellung, welche im anspruchslosen Gewande, 14 Bogen stark, die Beachtung der Kreise, für welche sie bestimmt ist, vollkommen verdient und sich Lehrern und Schülern auch durch ihre Wohlfeilheit empfiehlt. Unter den Männern jener Zeit ist besonders Blücher, der Held des Volks, mit Vorliebe in vielen Charakterzügen geschildert.

Folgende Schriften mögen hier nur mit ihren Titeln angeführt sein:

6. Die Freiheitskriege. Vaterländische Geschichte der Jahre 1806—15. Von W. Pierson. Berlin, Neumann. 1863. Gr. 16. 5 Ngr.

7. Die Befreiungskriege. Eine Jubelschrift zur Erinnerung an die denkwürdige Zeit von 1813—15. Von von Dedens v. d. H. Berlin, Schöner. 1863. 16. 2½ Ngr.

8. Geschichte der deutschen Freiheitskriege. Von Gustav Jahn. Gießen, Christlicher Verein für das nördliche Deutschland. 1863. 8. 8 Ngr.

Als eine Ergänzung zu den Geschichten der Freiheitskriege, welche die Zeit von 1805—13 zwar als Einzelthat, aber doch nicht so erschöpfend behandeln, als es

notwendig ist, um dem deutschen Volke die Ursachen seiner Schmach zu zeigen, erscheint ein Werk unter dem Titel:

9. Die Männer des Volks in der Zeit deutschen Elends. 1805—18. Nach Briefen und Memoiren. Mit Hystolithographien nach Zeichnungen von Ludwig Burger. Berlin, See-hagen. 1863. Gr. 8. In Lieferungen zu 5 Ngr.

Etwas drohend im Programm, aber bei näherer Betrachtung nicht so feindselig der abweichenden Meinung über manche Zeitfragen. „Es ist wahrer Patriotismus, die Gebrechen rückwärts aufzudecken, an denen Deutschland damals krankte“, sagt der Verfasser im Vorwort, und jeder Vaterlandsfreund wird ihm beistimmen. Er hat dazu die Zeitquellen, besonders die „Vertrauten Briefe“ Göln's, Gormayr und von neuern Schriften hauptsächlich die Häuffer's benutzt. Was in Deutschland und im Staate Preußen faul war, beleuchtet er mit unerbittlicher Schärfe; er schildert den Sturz, aber er gibt ihn nicht in gewohnter Weise der Armee im allgemeinen, sondern ihren höhern Führern wie den herrschenden Zuständen mit ihren Trägern schuld, und hebt auch die Beispiele von edler Gesinnung und Selbstenmuth in jener trüben Zeit hervor. Es ist ein trauriges Bild, das in seinen einzelnen Zügen vor uns aufgerollt wird, so vollständig, wie es der Gegenwart bei ihrem kurzen Gedächtniß wol ganz entchwunden war. Daß der Verfasser dabei gerecht ist gegen den König, dessen Nachruhm neuere Feinde vielfach mit ihrem Gift besprigen, beweise die Schilderung der Zusammenkunft mit dem Franzosenkaiser. „Napoleon erwartete einen Glehenden zu sehen, er fand allerdings einen Gebeugten, aber doch einen Mann, der seinen königlichen Stolz seinen Augenblick vergaß; der höhrende Uebermuth des Siegers begegnete der Majestät das Unglück, das, widerwillig getragen, jede Beleidigung auf die Ehre dessen zurückwarf, der sich an ihm zu vergehen wagte.“ Der Königin Luise, der ja nur von einem Napoleon schimpfliche Nachrede widerfahren ist, gibt das Werk die Strahlenkrone, welche sie verdient. Wir wollen noch einen gerechten Ausdruck anführen, um so werthvoller für uns, weil er von einem entschiedenen Liberalen kommt, wie sich der Verfasser im ganzen Werke bekundet:

Es war nicht die Armee, es war der absolute Staat mit seiner Maschinerie, der 1806 und 1807 zertrümmert wurde und in Schmach sich beugte, denn von dem Augenblick an, wo die Reformen Stein's den Volkgeist wach riefen, da erst entstand und wuchs heran das Preußen von 1813, und als im Volke die bessern Kräfte zur Geltung kamen, wurden sie auch im Heere lebendig; das so viel geschmähte Heer von 1805 hat dem von 1813 den Kern geliefert. Blücher, York, Scharnhorst, Scharnhorst u. s. w. waren nicht die einzigen; fast alle die Männer, die 1813—15 die Truppen zum Siege geführt, hatten 1805 eine Stelle in der Armee, und die Söhne jener Commandanten, die sich entehrt, der Familien, deren Name gebrandmarkt war, bluteten in den Befreiungskriegen.

Das ist die Stimme der Wahrheit, möge sie nicht verschollen — möge sie der Verfasser der „aufrichtigen“ Geschichte auch hören! Hätten etwa die tapfern Freiwilligen, die Landwehren, denen letzterer allein den Sieg zuschreibt, diesen Sieg auch ohne die vielgeschmähten Junker, die altgedienten Offiziere, welche ihre Führer wurden,

errungen? Das kann wirklich nur die absichtliche Parteiverblendung behaupten! Unser Werk bringt ein höchst interessantes Schreiben von Gneisenau an den Grafen Münstcr vom Jahre 1811, in welchem er ihm die Offiziere nennt, auf die er bei der beabsichtigten Bildung einer deutschen Legion rechnete: wir haben diese Männer fast alle persönlich gekannt und zu hohen Stellen aufsteigen sehen: Boyen, Grolman, Clausen, Graf Dohna, Rüchow, Monhaupt u. s. w. Dann werden die hervorragenden Persönlichkeiten und die Reformen in der Armee betrachtet. Eins der wichtigsten Kapitel, das wir dem ganzen deutschen Volke zum unvergeßlichen Gedächtniß empfehlen, führt die Ueberschrift: „Die Erpressungen der Franzosen.“ Berechnen lassen sich dieselben nicht einmal annähernd, weil außer der Kriegscontribution und den Lieferungen noch die nicht festzustellenden Erpressungen der einzelnen französischen Marschälle, Generale, Offiziere und Commissare, Beamten und Lieferanten hinzukommen. Eine französische Angabe berechnet die Summe der Kriegskosten und Lieferungen für Norddeutschland auf 603,227,922 Frs., also über 1600 Mill. Thlr.!

Der Verfasser erzählt nun viel Einzelheiten in diesem traurigen statistischen Kapitel, dessen Inhalt schon um materieller Interessen willen, die ja die Gegenwart beherrschen sollen, das deutsche Volk von jeder Liebäugelei mit dem „weltgefährlichen Adler“, wie ihn Förster nennt, heilen und es zur kräftigsten Bewahrung seiner Grenzen mahnen muß. Von diesem dunkeln Bilde, das nur zum Schluß durch das Spottlied: „Des Ritters von der traurigen Gestalt thränenreicher Abschied von Kassel“, erheitert wird, wendet sich der Verfasser zu dem lichten der Reformen Stein's in Preußen und zu der geistigen Revolution mit deren Trägern Wilhelm von Humboldt, Niebuhr, Fichte, Schleiermacher, Arndt. Er führt den Congreß von Erfurt mit seinem Parterre von Königen vor, und die Ereignisse des Jahres 1809, welches er das der verunglückten Versuche nennt. Der Leser erhält einen Einblick in das stille Wirken der patriotischen Partei in Deutschland, einen Ueberblick über die Ausbreitung der Verbindungen, welche von 1808—13 das Feuer in der Asche geschürt haben. Wir haben ihn so vollständig zusammengestellt noch nicht gefunden. Traurig ist, was wir über den Ausgang der Erhebung Tirols lesen, obgleich der Verfasser hier meist dem erbitterten Hornayr gefolgt ist. Es erklärt sich manche Erscheinung der Neuzeit aus jenen Tagen, wir konnten selbst einiges hinzufügen, was wir bei einem Gespräch mit einem Kampfgenossen Hoyer's vor Jahren in Salurn gehört. Dieser war übrigens der Meinung, nicht Hoyer, sondern der junge Moor, der, irren wir nicht, im Schwarnigpasse gefallen, sei der rechte Mann für die Führung gewesen: ihn hätte man damit betrauen müssen.

Die letzte Lieferung des Werks, die uns zugegangen ist, schildert den Krieg von 1809 und die Lage der Dinge in Preußen. Wir zweifeln nicht, daß der Verfasser seine Arbeit consequent zu Ende geführt hat. Warum nennt er sich aber nicht?

II. Monographien.

1. Geschichte der preussischen Landwehr. Historische Darstellung und Beleuchtung ihrer Vorgeschichte, Errichtung und späteren Organisation. Nach den besten vorhandenen Quellen von R. Brauner. Erster Halbband. Berlin, Mittler und Sohn. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die preussische Landwehr hat einen so ruhmvollen Antheil an den Freiheitskriegen genommen und in der neuesten Heeresorganisation durch den Conflict abweichender Meinungen über die ihr gebührende Stellung eine solche Bedeutung erlangt, daß eine Geschichte derselben zu den verdienstlichsten Werken gehört. Wir können dem Verfasser aus voller Ueberzeugung unsere Anerkennung sagen, daß er seine Aufgabe mit Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe gelöst hat und daß der allgemeine Beifall, welchen seine Schrift in der militärischen Presse gefunden, ein wohlverdienter ist. Diese Aufgabe war nicht leicht, gerade in der „brennenden Frage“ der Gegenwart. Die Geschichtsschreibung aber, wie er selbst richtig sagt, soll ihr Urtheil objectiv und selbständig fällen, ohne sich durch die wechselnde Strömung des Tages beirren zu lassen. In dem ersten Halbbande, der uns vorliegt und mit dem Jahre 1815 abschließt, wird als Vorgeschichte der militärischen Charakter des preussischen Staats in seiner historischen Entwicklung und die vaterländische Wehrverfassung von ihren Anfängen bis zum Jahre 1813 geschildert, und dabei hervorgehoben, wie die von Friedrich I. im Jahre 1701 errichtete Landmiliz mit der spätern Landwehrorganisation in nahem Zusammenhange steht. Friedrich Wilhelm I. hob dieselbe zwar wieder auf, mußte aber doch zuletzt die zweite Kategorie nationaler Wehrkraft: die zur Landesverteidigung bestimmte Reserve, wiederherstellen in den Landwehrrégimentern. Unter Friedrich dem Großen traten während des Siebenjährigen Kriegs freiwillige Milizen auf. „Später (bemerkt der Verfasser) läuft der historische Faden auch noch in Entwürfen fort, welche von Männern gemacht wurden, die ihrer Zeit vorangeeilt waren und auf dem Boden der geschichtlichen Entwicklung diejenigen Einrichtungen für die Wehrkraft des Landes treffen wollten, welche ihm vielleicht die unglückliche Katastrophe von 1806 erspart, dann aber allerdings auch einen großen Theil der Segnungen entzogen hätten, die in jenen harten Zeiten des Unglücks, der Prüfung und der Erhebung gewonnen wurden.“

Mit Fleiß und Gründlichkeit hat der Verfasser diese Entwürfe in den Acten studirt; der Plan des Majors von dem Knefsebeck, der die Reorganisation des Wehrsystems zu einem nationalen Heerwesen am schärfsten und besten aufgefaßt hatte, ist im Original zwar nicht aufzufinden gewesen, hat sich aber in seinen Grundzügen an der ungünstigen Beurtheilung, die er durch Rüchel's Gutachten erfahren, deutlich erkennen lassen. Welche Schäden in der Armee zu der Katastrophe von 1806 geführt, weist der Verfasser ohne Beschönigung nach; er vermehrt aber durch Thatfachen die Mannschaft und die Subalternoffiziere gegen die beliebten Nebenbarten neuerer Zeit. „Nicht die Untüchtigkeit oder Feigheit der großen Masse des Heeres, die ihre Schuldigkeit brav gethan, sondern die

Untauglichkeit gewisser Kreise in demselben, sowie die einseitige, unzureichende Organisation, die auf die besten Kräfte des Landes verzichtete, von der traditionell-historischen Bahn abgewichen war, sie führten Preußen an den Abgrund und zu dem Frieden von Tilsit."

Daß man zu diesem nur durch den Abfall der Russen gezwungen worden, und sofort nach dem Friedensabschluß von dem Gedanken an einen neuen, mit Aufbietung aller Mittel und Kräfte zu führenden Befreiungskrieg erfüllt war, beweist ein bereits am 21. Juli 1807 von Scharnhorst dem König vorgelegtes Mémoire, das hier mitgeteilt wird. Ebenso lesen wir die Punkte, welche der König selbst für die Reorganisation des Heeres aufgesetzt hat. Scharnhorst's Krümpersystem — eine umfassende Ausführung des bereits vor dem Kriege von Gourbière angeregten Plans — bezweckte die Vermehrung des stehenden Heeres; ein „vorläufiger Entwurf für die Verfassung der Provinzialtruppen“ von 1808 enthielt den Gedanken einer allgemeinen Landesbewaffnung, welcher in den wichtigsten Punkten die Grundlage für die spätern Verordnungen über die Landwehr geworden ist. Diese Landesbewaffnung sollte aber völlig selbständig neben dem stehenden Heere organisiert werden, und nicht (wie die 1815 erfolgte Landwehrordnung bestimmt hat) durch dasselbe gehen; sie sollte nicht durch Ausbildung der Mannschaft im stehenden Heere, wie jetzt, erzielt werden. Im Frieden sollten die Provinzialtruppen die Stützen der Exekutivgewalt, zur Aufrechterhaltung von Gesetz und Ordnung sein, im Kriege aber mobilisiert und auch für Kriegszwecke verwendet werden, wobei man hauptsächlich den kleinen Krieg im Auge hatte. So war Scharnhorst's ursprünglicher Plan. Napoleon's Nachspruch verhinderte die Ausführung desselben, er wurde aber nur vertagt, um später in der vollendeten Form der Landwehr zu Tage zu treten. Die Errichtung derselben in den Jahren 1813 und 1814 wird in der ersten Abtheilung des vorliegenden Bandes dargestellt. Wir empfehlen die Verhandlungen der ostpreussischen Stände, wie das Schreiben des Grafen Dohna, welcher als die Seele der ganzen That sich unsterbliches Verdienst erworben hat, unsern modernen Geschichtsfälschern als ein Zeugniß damaliger Gesinnung. Mit diesem Schreiben und einem von York wurde der ostpreussische Entwurf dem Könige vorgelegt, welcher hierauf die Errichtung der Landwehr für die ganze Monarchie befahl. Man hat über die Priorität des Plans für dieselbe viel gestritten: es liegen aber die klarsten Beweise vor, daß Scharnhorst schon lange vor dem ostpreussischen Entwurf einen vollendeten Plan niedergelegt hat, dem jener nur angepaßt worden ist; überdem hat ein Aussatz von Clausewitz der in Königsberg angenommenen Fassung zum Grunde gelegen und Clausewitz war früher Scharnhorst's Adjutant, mit dessen Ideen genau vertraut, daher auch die Uebereinstimmung eider Entwürfe in vielen Punkten. Drei solche wurden geändert, nämlich daß die Landwehr nur aus Infanterie bestehen, nicht außer der Provinz verwendet werden und daß die Stellvertretung gestattet sein sollte.

Der glühende Patriotismus und die eiserne Willens-

kraft, mit welcher in Ostpreußen die Landwehr gebildet wurde, erfüllt uns mit gerechter Bewunderung; wie es aber dabei in Westpreußen, in Schlessen selbst in Potsdam zugegangen ist, mögen diejenigen hier lesen, welche uns erzählen, daß die Befreiung ganz allein durch den ureigenen Willen des Volks geschehen, und die Regierung mit ihren Behörden gar nichts dazu gethan, als diesen Willen aufzurufen und gewähren zu lassen. Jedem das Seine! Eine glänzende Leistung unter den schwierigsten Umständen war die Errichtung der kurmärkischen Landwehr, und auch jene durch Zwangsmaßregeln gebildeten Truppen haben im Felde gar bald den anfänglichen Spott der Franzosen über die „Kreuzbauern“ in jene fast panische Furcht vor dem „peuple sauvage de la Landwehr“ verwandelt. Der Verfasser stellt nach authentischen Quellen die Formation in allen Provinzen mit ihren eigenthümlichen Verhältnissen dar und fügt der Vollständigkeit wegen auch gleich die Errichtung der Landwehr in den durch den Frieden von Tilsit verloren gegangenen Provinzen nach ihrer Wiedereroberung hinzu, nebst den allgemeinen Veränderungen in der Formation während der Jahre 1813 und 1814. Ein Rückblick würdigt die bewiesene Opferwilligkeit, Hingebung und Energie, durch welche die in der Landwehr des Jahres 1813 verkörperte außerordentliche, noch von keinem andern überbotene Kraft des preussischen Volks die höchste Bewunderung verdient. Er gibt dann im einzelnen an, was die verschiedenen Provinzen bis zum Beginn der Feindseligkeiten gestellt; die Gesamtstärke betrug 149 Bataillone, 113 1/2 Escadrons, 120504 Mann.

In der zweiten Abtheilung wird die Theilnahme der Landwehr am Kriege von 1813 und 1814 geschildert. Vor dem Waffenstillstande war sie noch nicht kriegsfähig und dieser für sie von der größten Bedeutung; ihm allein verdankt sie ihre Vollendung und ihm wahrscheinlich Preußen und Deutschland seine Befreiung. Nach dem Waffenstillstande erscheinen die Streitkräfte in drei Hauptgruppen: Operationsarmee im freien Felde, Blockadecorps und Besatzungstruppen. Die Landwehr wurde folgendermaßen vertheilt: zur Feldarmee 93 1/2 Bataillone, 83 1/2 Escadrons; zu den Blockadecorps 39 Bataillone, 18 Escadrons; zu den Besatzungen 16 1/2 Bataillone, 12 Escadrons. Die Linie in der Feldarmee betrug 92914 Mann, die Landwehr 66942 Mann. Beide haben gleichmäßig um den Preis der Ehre gekämpft, aber schon dies Zahlenverhältniß mag gewisse Nebensarten entkräften. Für die Landwehr war das Treffen von Hagelsberg das glänzendste, hier gebührt ihr der Ruhm des Tags fast ausschließlich, da sie in allen Stadien des Kampfes die Hauptrolle spielte und von den Linientruppen nur unterstützt wurde, während in den meisten andern Schlachten die Landwehr als der unterstützende Theil erscheint. Der Verfasser bemerkt:

Außerdem gewährt dies Treffen ein interessantes Bild von dem Verhalten guter und von vorzüglichem Geiste befeelter Landwehren, welche zum ersten male ins Feuer kommen. Freilich findet sich hierbei nichts von jener Fabel, der zufolge die Landwehrmänner sich als lauter Winkeltiende in die Bajonnette des Feindes gestürzt und ihn vernichtet haben, sodaß sie überall die

Entscheidung gaben und den Linientruppen nur das Nachsehen übrig ließen. Wer an derartigen Unfönn wirklich geglaubt hat, dem können wir nur das gründliche Studium der Thatfachen empfehlen.

Diese Thatfachen erzählt der Verfasser mit wärmster Vorliebe für seinen Stoff, aber ohne die einzelnen Schatten in dem strahlenden Lichte des Ruhms zu vertuschen, weil ihm die Wahrheit über alles ging und jene Schatten immer schnell vorüberzogen. Mit dem Jahre 1815 endet die Geschichte der alten Landwehr; im Laufe eines langen Friedens trat eine neue an deren Stelle, welche von ihr wenig mehr als den Namen und das Kreuz behalten hatte. Die Geschichte derselben wird den zweiten Halbband füllen, dessen Erscheinen wir mit Erwartung entgegensehen. Vielleicht trägt er zur Verständigung in dem beklagenswerthen Conflikt bei, der über eine Lebensfrage Preußens zwischen der Krone und dem Abgeordnetenhaufe entstanden ist; wir empfehlen ihn im voraus, anknüpfend an die Schlussbetrachtung des ersten Halbbandes, zum ernstesten Studium thatsächlicher Verhältnisse.

2. Hannovers Theilnahme an der deutschen Erhebung im Frühjahr 1813, mit besonderer Rücksicht auf die Truppenformationen an der Elbe. Von B. Jacobi. Mit zwei Terrainzeichnungen. Hannover, Helwing. 1863. Gr. 8. 28 Ngr.

Mit der französischen Besiznahme von 1803 hatte Kurhannover thatsächlich aufgehört zu existiren, es war später theils dem neuen Königreich Westfalen, theils dem französischen Kaiserstaat, der bis Lübeck reichte, einverleibt worden. Ein zehnjähriger unerträglicher Druck hatte die materiellen Kräfte der Lande erschöpft, und die despotische Macht der Behörden, unterstützt durch das Fouche'sche Polizeisystem, hielt mit eiserner Hand jede geistige Bewegung nieder. Die thatkräftigen Elemente der aufgelösten hannoverschen Armee hatten sich nach England gewandt und kämpften seit Jahren in der deutschen Pzglon in Spanien, auch viele jüngere Söhne des Landes waren heimlich hinübergewandert und viele Tausende folgten gezwungen den französischen Adlern. So war es nicht möglich, daß die Begeisterung des Volks, das nur zu geneigt war, das französische Joch abzuschütteln, sich im Jahre 1813 von Anfang an in gleicher Weise in Thaten bewährte, wie sie Preußens Volk bewiesen hat.

Der Verfasser des vorliegenden Werks hat es unternommen, zu schildern, was unter so ungünstigen Verhältnissen wirklich für das große Werk der Befreiung in Hannover geschehen ist, und die dürftigen Quellen, die ihm zu Gebote standen, mit Geschick benutzt, um eine bisher fehlende Darstellung der Deffentlichkeit zu übergeben. Er betrachtet zuerst die diplomatischen Vorbereitungen zur Waffnung der hannoverschen Kurlande. Schon im Sommer 1812 waren durch Stein in Petersburg und durch Münster und Oneisenau in London Schritte geschehen, um mit schwedischer Hilfe eine Landung an der Nordküste Deutschlands auszuführen. Dazu war die russisch-deutsche Legion bestimmt (vgl. Nr. 21 d. Bl. f. 1861); dann sollte in Hannover ein Armeecorps gebildet werden. Aber dieser Plan kam nicht zur Ausführung und die Unterhandlungen mit Schweden zogen sich in die Länge,

bis Tettenborn's Zug nach Hamburg die östlichen Landestheile auf eine kurze Zeit vom Feinde befreite und in diesen, besonders in Lüneburg, sich der Enthusiasmus regte, welcher zu den schönsten Hoffnungen berechnete. Der Verfasser beleuchtet die Ursachen, warum von den Allirten, von Schweden, von England, dessen eigene Interessen es fordereten, nichts für die Behauptung des so schnell befreiten Landes an der Niederelbe geschah. Münster's Bestrebungen, die bei den englischen Ministern nur Hindernisse fanden; die Instruction, welche endlich der Prinz-Regent dem Grafen Kielmannsegge für die Einleitung der militärischen Maßregeln gab, die Ankunft des Grafen Wallmowen endlich am 17. April, um im Auftrage des Kaisers Alexander den Oberbefehl über die fliegenden Corps an der untern Elbe und alle dort neuerrichteten Truppen zu übernehmen — zu spät um drei bis vier Wochen! — wir lesen es hier, nach einer gelungenen Darstellung des Geschehens von Lüneburg, im Zusammenhange. Die hannoverschen Formationen, ihr Ursprung und Wachsthum werden detaillirt geschildert und die Ursachen gesucht, warum in den freien fünf Wochen die Sache keine größere Ausdehnung gewann. Der Verfasser gibt die geringe Zahl der Freiwilligen, welche sich gestellt hat, wozu, aber für diese nimmt er den reinsten Patriotismus in Anspruch, was niemand leugnen wird, ohne damit jene Thatfache zu entschuldigen. Das englische Cabinet übertrug das Commando über die zu errichtenden und für den Dienst des Königs in Pflicht und Sold zu nehmenden Truppen dem britischen General Eyre, es sah das Auftreten eines hannoverschen Corps unter eigener Fahne als unzulässig an. Bis zum 23. April waren fünf Corps, zusammen etwa 3300 Mann stark, gebildet, aber das ganze Land bis an die Elbe wieder in die Gewalt der Franzosen gekommen, wodurch die Werbung abermals gehemmt wurde. Wir lesen die Etats und Ordonnanzgen für diese Hanoverian levies, ihre Vermehrung und weitere Fortbildung, ferner die Kriegereignisse bis zum Falle Hamburgs, wobei der Verfasser handschriftliche Mittheilungen des Grafen Kielmannsegge und anderer und die Darstellung von Dehmel (vgl. Nr. 29 d. Bl. f. 1860) benutzt hat, endlich im Detail die organisatorischen Maßregeln während des Waffenstillstandes, wodurch die hannoverschen Truppen auf 5300 Mann anwuchsen: allerdings, wie der Verfasser sagt, kein glänzendes Resultat, aber alles, was geleistet werden konnte, solange das Vaterland in Feindes Händen war. Das Werk schließt damit und ist als ein Beitrag zur Specialtruppengeschichte besonders für die hannoversche Armee, in welche jene Formationen übergegangen sind, von Interesse.

3. Ein Streifzug der Lippow'schen Reiterfahne und der Ueberfall bei Rigen. Geschildert von einem alten Lippower. Berlin, Schlesier. 1863. Gr. 8. 17 1/2 Ngr.

Der berühmte Ueberfall bei Rigen ist das Hauptbild der kleinen Schrift, deren Verfasser als Mitkämpfer die ungenauen oder falschen Darstellungen desselben berichtigt, und das Urtheil über den General Normann, das nach Riden

Selten bin der Unparteilichkeit bloßgesetzt, auf ein gerechtes Maß zurückzuführen sucht. Daß er es erst jetzt als fünfzigjähriger Greis that, erklärt er daran, daß er, obgleich früher mehrfach dazu aufgefordert, doch bei dem Gedanken an jene That noch nicht die gehörige Ruhe gewonnen hatte. Er kommt zuerst kurz auf die Entstehungsgeschichte der Lügow'schen Freischar zurück und bespricht, als Eingeweihter des Jugendbundes seit 1811, daß der Gedanke an die Bildung deutscher Freischaren, sobald der Sturm losbrechen würde, damals schon entstanden ist, und von Patrioten der Zeit in allen Richtungen, besonders an die Hochschulen getragen wurde. Namentlich in Halle war alles vorbereitet, sobald beim Aufrufe des Königs von Preußen gleich 24 junge Männer, der Verfasser unter ihnen, nach Breslau eilten. Es waren diejenigen, welche bei ihrer Ankunft, wie oft erzählt worden ist, der König zufällig traf und kurz fragte: „Berlin?“ worauf sie durch ihre Antwort: „Halle! Halle! Majestät!“ ihn hoch erfreuten. Sie schlossen sich dort der in der Bildung begriffenen Lügow'schen Schar an, von welcher der Verfasser sagt:

Das Bild der Einheit Deutschlands hat sich, wenn auch in einem kleinen Rahmen, nie anschaulicher, kräftiger und reicher dargestellt, als in dieser Schar bis zum Ueberfalle von Lügen. In ihr war jedes deutsche Land durch Freiwillige vertreten, jeder Stand, Wissenschaft und Kunst, Gewerbe und Handel, wie das höhere Beamtenenthum; die zweite Schwabron bestand fast nur aus Studenten und hieß darum die Studenten-schwabron.

Es ist zu bedauern, daß der Verfasser, der vor allen dazu berufen ist, nicht eine ausführliche, bis in persönliche Verhältnisse eingehende Geschichte der Lügower geschriebe und sich nur mit dieser kleinen Darstellung des letzten Streifzugs vor dem Waffenstillstande und des Ueberfalls begnügt hat. Der letztere ist aus unvergeßlicher Erinnerung geschildert. Der Verfasser schließt aus der erst im Augenblick der äußersten Nothwendigkeit stattgefundenen Entsendung des bairischen Parlamentärs vor Hof, sowie des französischen vor Leipzig, daß Napoleon's Befehlshaber auf dem linken Ufer bei Mittheilung des abgeschlossenen Waffenstillstandes den geheimen Befehl erhalten, den im Rücken stehenden feindlichen Scharen nur im dem Falle Mittheilung zu machen, wenn diese gegen sie im Vortheil und ihnen die Vernichtung derselben nicht möglich wäre. Doch that er dem sächsischen Kriegsminister von Gerberst recht, wenn er ihn der Hülfeleistung bei dem „hinterlistigen, kriegsrechtswidrigen Anschlag auf deutsche Stammesgenossen“ beschuldigt. Der Marschommissar, der zu Lügow gesandt wurde, hieß übrigens nicht von Senfentz, sondern von Schönitz, aus einer bekannten sächsischen Familie. Daß Normann durch Entsendung eines Parlamentärs Lügow habe warnen wollen, hält der Verfasser für möglich, wenn er auch in Abrede stellt, daß es in so ausdrücklicher Weise geschehen, wie der württembergische Geschichtschreiber Zimmermann behauptet, dessen Darstellung hier eine vielfach verworrene und ungenaue genannt wird. Dieser lautet sogar, daß es ein Ueberfall gewesen, die Schar habe nur gezwungen werden sol-

len, die Waffen niederzulegen, und erst, als Schiffe von den Lügowern auf die Württemberger gefallen, seien diese ohne Befehl ihrer Offiziere mit dem „charakteristischen“ Geschrei: „Ihr preussischen Hunde!“ zum Einmarsch gerückt. Der Verfasser hat alles selbst gesehen und gehört; es ist bei dem Heranschleichen der Württemberger an die Ghauffee, das in der Finsterniß des Abends rasch und unbemerkt erfolgte, vor dem Angriff kein Schuß gefallen.

Der Feind hatte eingeschwenkt die Nähe des Ghauffeegrabens zu wo wir eine in der Finsterniß gezogenen Schwertern zur Seite setzten gegen Häuser und Gärten stürzte sich gleichzeitig auf den! einem wilden heulenden Geschrei: „Ihr preussischen Hunde!“ so daß wir über die uns feindlich gegenüberstehende Landmannschaft keinen Zweifel mehr haben konnten.

Das Schicksal der überfallenen Marschcolonne der drei Schwabronen ist bekannt; wie der wol 20 Minuten dauernde furchtbare Schwerterkampf sich gestaltete, wie die Mannschwadron, welche den Vorstoß bildete, den gesangenen Lügow und sich selbst gesetzt hat und die persönlichen Schicksale des Verfassers werden unsere Leser in der kleinen Schrift finden, die ihnen eine interessante Lectüre bieten wird.

4. Die Schlacht von Großbeeren. Zum fünfzigjährigen Jubelfeier von Wilhelm Köhn von Jaszi. Berlin, J. Schulze. 1863. 8. 6 Ngr.

5. Das Treffen bei Hagelberg am 27. August 1813. Zum fünfzigjährigen Jubelfeier von Wilhelm Köhn von Jaszi. Berlin, J. Schulze. 1863. 8. 3 Ngr.

Beide Kriegsbegebenheiten sind für das größere Publikum hier in gedrängter Darstellung von sechs Bogen in Duodez gut erzählt, wobei die Bearbeitung derselben, welche in den Beilagen zum „Militärwochenblatt“ vor einiger Zeit erschienen, zum Grunde gelegt ist und aus den Veröffentlichungen, welche unmittelbar auf die Thaten von Großbeeren folgten, einige Mittheilungen gemacht sind, welche die Darstellung vervollständigen.

6. Das Kriegsjahr 1813 mit besonderer Berücksichtigung der Schlacht bei Kulm. Nach authentischen Quellen bearbeitet von G. Nölzig von Nollnau. Mit einem Schlachtplan und drei Ansichten der Monumente bei Kulm. Dresden, Litz. 1863. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser hat bereits über die Schlacht von Kulm eine kleine Schrift veröffentlicht, zu welcher an Ort und Stelle Notizen gesammelt sind; in gleicher Weise sind die lokalen Verhältnisse in der vorliegenden Darstellung, die Erinnerungen noch lebender Zeitgenossen in Leipzig und der Umgegend, die offiziellen Actenstücke, welche mitgetheilt werden, wichtig und beachtenswert.

7. Die Völkerschlacht bei Leipzig im Jahre 1813. Nach den besten Quellen bearbeitet von Franz Seydewitz. Zweite, revidirte und verbesserte Auflage. Eine Erinnerungsgabe zur Jubelfeier im Jahre 1863. Mit einem Führer durch das Schlachtfeld und einem Plan desselben. Leipzig, Pöhl'sche Buchhandlung. 1863. Gr. 16. 10 Ngr.

Die erste Auflage dieses Werkes erschien im Jahre 1847; der Verfasser hatte, wie er in der Vorrede zu

derselben sagte, seit einer Reihe von Jahren sich bemüht, den Gang des großen Kampfes bis in seine Einzelheiten kennen zu lernen und sich für diesen Zweck nicht allein mit der reichhaltigen Literatur desselben bekannt gemacht, sondern auch an allen Orten des weiten Schlachtfeldes Details von Augenzeugen gesammelt und, wo sich ihm Gelegenheit bot, von Militärs fast aller auf den Feldern von Leipzig versammelt gewesenen Nationen Mittheilungen nachgesucht und erhalten. Das Werk fand verdienstlichen Beifall und erscheint jetzt in einer neuen Auflage, bei welcher die bedeutendsten, seitdem erschienenen militärischen Schriften über die Schlacht von Leipzig benutzt worden sind. Der „Führer durch das Schlachtfeld“ ist eine sehr dankenswerthe Beigabe.

8. Die Völkerschlacht bei Leipzig erzählt von Heinrich Wuttke. Berlin, Verlag. 1863. Gr. 8. 20 Mgr.

„Daß wir ein deutsches Vaterland noch haben, daß deutsche Bildung rein erhalten worden ist, daß uns die Möglichkeit einer Wiedergeburt unsers Reichs geblieben, das alles danken wir dem großen Siege bei Leipzig.“ Mit diesen Worten der Einleitung von Herzen einverstanden, sind wir dem geachteten Historiker verpflichtet, daß er sich nicht veranlaßt fühlt, „auf die Schattenseiten den Blick zu heften, daß nicht die innere Freiheit, nicht Reichseinheit, nicht des deutschen Landes ganze Ausdehnung erstritten ward“, sondern daß er nur „von den gewaltigen Kriegsthaten berichtet, die an Größe ihresgleichen nicht haben“. Er holt dazu nicht so weit aus, wie viele, selbst kleinere Schriften gethan, sondern geht gerade auf seinen Stoff zu, den er mit wenigen Worten geschickt einleitet. Das Werk ist für den weitem Leserkreis bestimmt, dem Militär würde es nicht überall genügen; dieser wird sich überhaupt, wenn er die Wahl hat, Kriegsgeschichte lieber von kundigen Soldaten erzählen lassen, weil selbst den besten Werken von andern in militärischen Details, besonders des Gefechts, also des Neros, die Kenntniß derselben fehlt. Abgesehen davon erkennen wir an der vorliegenden Arbeit die treffliche Darstellung an. Die allgemeinen Verhältnisse von der Schlacht von Dresden bis zu der Schlacht von Leipzig sind klar und einsichtsvoll geschildert, nur hätte neben dem Prinzen Eugen von Württemberg nicht mehr von Ostermann gesprochen werden sollen, über dessen unberechtigte Verherrlichung doch wol durch die neuesten Denkwürdigkeiten die Acten geschlossen sind. Die Rechtfertigung Bernabotte's von seinem politischen Standpunkte aus wird man gelten lassen; versucht der Verfasser ihn aber strategisch zu rechtfertigen, so wird ihm wol kein einziger Militär zustimmen. Er wollte keinen entscheidenden Schlag gegen Franzosen thun, selbst wo er ihn ohne alle Gefahr hätte thun können: wir sind im Stande, das mit seinen eigenen Worten aus den Quellen des Kriegsarchivs zu beweisen.

Für die Schilderung der Schlacht hat der Verfasser, wie sich erwarten ließ, alle bedeutenden, auch die neuesten Werke und Denkwürdigkeiten, welche diesen Stoff behandeln, zu Rathe gezogen und daraus eine gelungene Darstellung für die Leser, die er damit vorzugsweise im Auge

haben mußte, geschaffen. Wir wollen die Vorzüge derselben in lebhafter und schwungreicher Sprache gern anerkennen und nicht die nur dem militärischen Auge erkennbaren kleinen VerstöÙe bemerken. Warum aber der Verfasser in Bezug auf die Stärke der Reitermasse des großen Angriffs, welche von französischen Schriftstellern neuerdings detaillirt worden ist, einem Deutschen, der ihm den Verlauf erzählt und doch höchstens als Zugführer in der Colonne mitgeritten ist, wo er nichts sehen und auch nichts beurtheilen konnte, mehr Glauben schenkt, als dem kritischen und geistvollen Bernhardi, vermögen wir nicht recht zu begreifen; ebenso wenig, warum er Hiller von Gärtringen, den Commandeur der Dork'schen Avantgarde-Infanterie bei Möckern einen „Anführer von Grenadiere“ nennt, da sich bei seinen acht Bataillonen nur zwei Grenadierbataillone befanden. Die Schlacht am 16. October bezeichnet unser Werk als die Entschreibungsschlacht, und wir sind damit einverstanden, obgleich die Franzosen am Schlusse des Tags bei Wachsen Terrain gewonnen hatten, denn am 18. October lieferte Napoleon nur noch eine „Schlacht um den Rückzug“. Mit großem Interesse haben wir gelesen, was der Verfasser ausführlich von dem Uebergange der Sachsen erzählt. Regnier hatte dem Könige schon von Düben aus einen Ausweg angedeutet, seine Truppen vom großen Heere zu trennen, der König war aber nicht darauf eingegangen und so erfolgte denn in offener Feldschlacht, was sich schon lange vorbereitet hatte. In der Beurtheilung der Frage, warum Napoleon's Rückzug nicht bei Lindenau aufgehalten, warum er nicht energisch verfolgt worden sei, gibt unser Verfasser den Erklärungen österreichischer Schriftsteller, namentlich Thielen's, Gehör: ein Heer von 100000 Mann läßt sich allerdings nicht so leicht vernichten; zwei Jahre später ist aber ein Beispiel aufgestellt worden, wie man auch mit ermatteten Truppen die Verfolgung bis „zum letzten Hauch von Menschen und Pferden“ führen und dadurch einen ganzen Krieg entscheiden kann.

Wie der Eingang der Schrift kurz und straff gehalten, so auch der Schluß. Nur ein kurzer Blick: „wie wenig die gerechten Hoffnungen der Deutschen in Erfüllung gegangen!“ dann endigt das Buch mit der Zusicherung, daß in den Gemüthern einer edeln Jugend jene Begeisterung fortlebe, welche den Aufschwung gegen die Fremdherrschaft bewirkt hatte, und daß jene große Zeit einen Samen zurückgelassen habe, welcher aufgehen wird. Jeder deutsche Patriot kann dazu nur Amen sagen.

9. Husaren-Buch. Bearbeitet von Ernst Graf zur Lippe. Mit 12 farbigen Bildern, gezeichnet von C. Arnold und L. Burger. Potsdam, Döring. 1863. Lex. 8. 7 Thlr.

Obgleich nicht zur Jubelfest-Literatur der Befreiungskriege gehörig, da das Husarenbuch die Zeit derselben nicht ausführlich behandelt, führen wir dies höchst interessante Werk doch unsern Lesern hier mit vor, weil es zur Säcularfeier des Subertusburger Friedens geschrieben ist und somit immer in unsere allgemeine Uebersicht hineinpaßt. Der Verfasser hat sich schon durch seine „Geschichte des königlich preussischen sechsten Husarenregiments“

in militärischen Kreisen viel Anerkennung erworben; durch die Aufforderung eines „Soldatenfreundes“ veranlaßt, ist er ans Werk gegangen, eine allgemeine Geschichte des „sondergearteten Reitvölkchens“ (Thessalier und Numidier der Neuzeit) zu schreiben und ist „guten Muths ins Feld gerückt, einer gewaltigen Menge alter Schriftstücke und einer großen Zahl von Büchern entgegen“. So haben wir denn ein umfassendes, aber dabei handliches, glänzend ausgestattetes, mit trefflichen farbigen Husarenbildern gezieres Buch erhalten, welches frisch und lebendig, auch mit Soldatenhumor, wo es der Stoff gab, geschrieben und als ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der altpreussischen Armee zu betrachten ist.

Der Verfasser hat die Quellen, die er sich zu erschließen gewußt, mit Eifer benutzt und eine Fülle von interessanten Notizen und Nachrichten, actenmäßig belegt, gesammelt, über viele Unklarheiten früherer Verhältnisse wichtige Aufschlüsse gefunden und durch manche scharfsinnige Combination Zweifel zu zerstreuen gesucht. Freilich hätten wir von unserm Standpunkte und auch im Interesse des „Husarenbuchs“ gewünscht, daß es eine allgemeine Geschichte der Husaren, nicht bloß die der altpreussischen Husaren, gewonnen wäre: gewiß eine dankbare Aufgabe, welche ihm eine fast unbegrenzte Verbreitung auch außerhalb Preußens gesichert hätte. Es ist zwar im Anhang ein Artikel über die nichtpreussischen Husaren gegeben, der jedoch ziemlich kurz gehalten ist. Indessen würde das eine gewaltige Arbeit gewesen sein, welche für das Aufsuchen und die Benützung vieler schwer zugänglicher Quellen mehr Zeit und Mühe erfordert hätte, als echtes Husarenblut, das rasch zum Ziele kommen will, in der Regel übrig hat. Wir wollen daher mit vollster Befriedigung auch das preussische Husarenbuch in seiner selbstauferlegten Beschränkung willkommen heißen.

In einer kurzen Einleitung geht es auf die Wehrverhältnisse seit den Anfängen stehender Heere zurück, um zur leichteren Reiterei und zu seinem eigentlichen Thema zu kommen. Die Entstehung der Husaren wird theils hier, theils in dem erwähnten Anhang erzählt; etwas ausführlicher wäre sie wol vorn am Platze gewesen. Wir nehmen die Hinweisung auf Leonhard Fronspurger's Ansprache an die Kritik, durch welche der Verfasser als echter Husar dem Angriffe durch Angriff zuvorkommt, zwar als sehr richtig an, aber da er uns das Buch sehr zu Danke macht und wir auch der Schlussformel: „Der Kritiker möge ihm selbst ein Buch machen“, bereits Folge geleistet, so muß er uns schon gestatten, ihm einen oder den andern Husarencoup in dem historischen Theil bemerklich zu machen. „Bis an die Thore von Berlin“ ist Ungarn niemals gegangen, die genannten Landestheile gehörten Böhmen, und daß der König von Böhmen auch König von Ungarn wurde, hat sie darum nicht ungarisch gemacht; es war kein Gesamtstaat, wie heute der österreichische. Veterani war kein Ungar, wie der Text andeuten scheint, sondern ein Italiener von Geburt, aus Marino. Als Werbeliebhaber dürfen wir auch die Schelde nicht unerwähnt lassen, welche nicht Montecuculi, sondern

Turenne gehörte, und la pie, die Elster, hieß. Doch das sind nur kleine Ausstellungen.

Der Verfasser geht schnell zu seinem eigentlichen Stoff und behandelt denselben in sieben Kapiteln bis zum Ende der altpreussischen Armee. Er schildert die Persönlichkeit der Helden, welche ihre Namen in den Annalen der Reiterei unsterblich gemacht haben, stellt ihre Thaten und alles, was Husaren damals geleistet, kriegsgeschichtlich treu mit lebhaften Farben dar und führt uns die Entwicklung dieser Reitergattung bis zu dem höchsten Gipfel ihres Ruhms in allen charakteristischen Einzelheiten vor. Das Ideal, welches er zum Schlusse von einem echten Husaren, und namentlich von einem deutschen Husaren entwirft, möge zur Nachahmung dienen. Das Werk ist mit dem Porträt des Königs Wilhelm in der Uniform seines Husarenregiments als Titelbild geziert und der Kronprinzessin, als zweitem Chef des zweiten Leibhusarenregiments, gewidmet. Die Illustrationen, theils Porträts, wie Dietrich, Seydlitz, Prinz Eugen von Anhalt, theils Gruppen und Kampfszenen sind, wie schon bemerkt, vortrefflich; der Preis ist dadurch allerdings etwas theuer geworden, aber das wird in den Kreisen, für welche das Buch geschrieben ist, kein Hinderniß sein, und wir glauben, daß sich außer den Husaren „auch mancher, bespornet oder unbespornet, das Opus auf den Tisch seines Hauses legen wird, um sich mit den Husaren zu befreunden, wie sie im Buche stehen“.

III. Biographien.

1. Charakterköpfe aus dem deutschen Befreiungskriege. Zur Erinnerung an das Jahr 1813. Drei Bände. Mit Porträts. Hamburg, Verlag der modernen Classiker. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Im Vorwort ist Börne's paradoxer Ausspruch: daß die Geschichte den Autoren, welche sie beschrieben, und den Buchhändlern, welche deren Werke verlegt, etwas Geld einbringe, daß er aber nicht wisse, was sie sonst noch genützt — zwar in etwas wahr befunden, aber doch von einem andern Standpunkte widerlegt. „Langsam und schwerfällig“, sagt der Verfasser, „lernen die Völker aus der Geschichte, aber sie lernen doch. Anfangs finden die Urtheile der Geschichtsschreiber nur ein Verständniß bei wenigen Auserwählten, dann werden sie von einzelnen Aposteln weiter getragen, zuletzt predigt man sie von den Dächern. Und unter dieser Predigt von den Dächern gewinnen sie unvermerkt Fleisch und Leben.“ Von diesem Gesichtspunkte aus werden die folgenden Bücher dem Publikum angeboten. Sie sollen eine Geschichte Preußens in der Napoleonischen Zeit en miniature geben, geknüpft an die im populären Gewande vorgetragenen Biographien dreier hervorragenden Repräsentanten jener Zeit: York, Stein und die Königin Luise. „Mit der Lebensgeschichte der Frau auf dem Throne und der beiden hervorragenden Männer neben dem Throne ist alles unauf löslich verknüpft, was den Fall Preußens bewirkte, seiner Wiedergeburt hemmend und hindernd in den Weg trat, endlich seine Erhebung bewirkte.“ Einverstanden mit dem Grundgedanken, finden wir ihn nur etwas ungeschickt

ausgedrückt, da Geschichtsunkundige — und das sind doch in der Masse alle, welche einer populären Darstellung bedürfen — den Satz leicht zum Nachtheil der genannten edeln Persönlichkeiten verstehen können, ehe sie sich aus den drei Büchern eines Bessern belehren. Eine schmätzernde Farsare mit den Schlagwörtern der Gegenwart schließt das Vornwort. Ueber den der Krone untergelegten Plan, die letzte Errungenschaft des Jahres 1813, die Landwehr, zu besetzen, sind wir in der Lage, aus genauester Kenntniß der Dinge den Verfasser beruhigen zu können: kein Mensch hat daran gedacht. Die Wahl und Entscheidung ist auch eine ganz andere, als die er aufstellt; doch Politik helfe! Drei Bände, welche eine Einheit bilden, sind von den „Charakterköpfen“ bis jetzt erschienen und bilden eine Einheit. Sie scheinen allerdings schon früher geschrieben zu sein, wie eine Stelle verräth, die von dem begonnenen Orientkriege spricht. Auch haben sie früher eine andere Reihenfolge gehabt, welche in dem jetzigen dritten Bande angedeutet ist; wir erwähnen dies nur, um zu zeigen, wie aufmerksam wir die Biographien gelesen, denen wir jedoch einen andern Titel als „Charakterköpfe“ gewünscht hätten. Für die Königin Luise scheint er uns nicht passend. Die Literatur besitzt von York, Stein und der Königin Luise, namentlich von den beiden ersten bereits werthvolle Biographien, deren Umfang und Fassung sie aber dem größern Publikum nicht allgemein zugänglich machte; der Verfasser hat es unternommen, durch eine populäre Bearbeitung und niedrigen Preis (der Band von circa 18 Bogen 15 Neugroschen) den Stoff in weitem Kreise dem Volke näher zu führen, und das ist gewiß verdienstlich. Auch macht ihm die Bescheidenheit, mit welcher er am Schlusse des ersten Bandes über seine Leistung spricht, Ehre.

Der erste Band, York's Biographie, ist frei von tendenziösem Weitwert, wie sein Held nach seiner Sinnesart auch keinen Anlaß dazu bietet. Der zweite enthält das Leben des Freiherrn vom Stein. Hier war mehr Stoff dazu geboten, dennoch hat der Verfasser ihn mit anerkennenswerther Mäßigung benützt und die Aeußerungen in Bezug auf die Zeit von 1793 werden gewiß selbst von den Ultras der Gegenpartei keinen Widerspruch erfahren, sie sind ebenso wahr und treffend, wie das, was er über die englische Verfassung sagt. Ueberhaupt mögen diejenigen, welche Stein gar zu gern zu einem der Ihrigen stempeln wollen und es dem unwissenden Volke auch einreden, in dem vorliegenden ehrlichen und wahrheitsliebenden Werke lesen, wie Stein eigentlich gedacht und geschrieben hat, dieser große, echt deutsche Mann, zu dessen warmen Verehrern auch wir gehören. Mögen sie doch hier, wenn sie es nicht schon in dem größern Werke von Berg gethan, Stein's Grundgedanken und seine Ansichten über Deutschlands Gestaltung, über Verfassung, Adel u. s. w. lesen, und dann auch ihrerseits der Wahrheit die Ehre geben, wenn das nicht zu viel verlangt ist. Der Verfasser hat an Stein's Charakterbild keinen Zug geändert und sich stets an das klare Zeugniß seiner eigenen Worte gehalten. Andere

Männer jener Zeit hat er nicht mit gleicher Schärfe des Urtheils behandelt: General Marwig war zu „Kavalier“ seiner unbüßbaren, geraden Natur nach nicht im entferntesten geeignet; wir haben ihn lange genug gekannt, sogar unter ihm gebient, um das zu wissen. Ob Graf Münster für Deutschlands Ehre und nicht vielmehr für sein specielles Vaterland und dessen Dynastie gewirkt, mag dahingestellt bleiben.

Der dritte Band, der Königin Luise geweiht, ist der stärkste. Mit Recht sagt der Verfasser: es ist eine schwierige Aufgabe, das Leben einer Frau zu verstehen und zu beschreiben, um so schwieriger, wenn sie eine große Frau und zugleich eine große Königin war. Doch hat die Liebe, mit welcher er an seine Arbeit ging, ihm über manche, wenn auch nicht über alle Schwierigkeiten hinweggeholfen, und unsere Leser werden sich, wir zweifeln nicht daran, besonders an diesem Bande erfreuen, weil hier das rein Menschliche, das Herz und Gemüth aus nicht der Verstand allein waltet. Vieles freilich ist in das Werk aufgenommen, das nicht in eine Biographie der Königin gehört, wie sehr es auch ihre Zeit charakterisiren mag; wir rechnen dazu z. B. alles, was speciel die ersten Regierungsacte des Königs betrifft, namentlich die im Wortlaut wiedergegebenen Schreiben und Erlasse des Monarchen, die Charakteristik der Armee, den ganzen vierten Abschnitt des Werks, dessen Kern nur kurz gefaßt zur Geschichte der Königin geschickt hätte benützt werden können, ebenso der achte Abschnitt. Nur der am Schlusse desselben geäußerten Ansicht, die Jahre des Unglücks in der Biographie der Königin nur zu skizziren, nicht zu coloriren, weil jeder Vaterlandsfreund einer detaillirten Erzählung jener Ereignisse auch die der Erhebung folgen lassen müsse, sind wir vollkommen einverstanden. Der Verfasser ist dieser Ansicht nur nicht immer treu geblieben, wie z. B. die Uebergabe von Küstrin detaillirt genug erzählt ist. Zum Colorit, wahr und darum traurig, können wir noch hinzufügen, daß der ehrlose Ingerleben selbst von seiner eigenen Frau mit Verachtung behandelt wurde.

Hat uns die Geschichte der Königin in den Jahren ihres Glücks, wie sie hier mit vielen Charakterzügen erzählt ist, innig angebrochen, so wird dieselbe erheben und erschütternd zugleich in der schweren Zeit der Bräufung. Kein Leser wird wol die Darstellung ihres Todes ohne Nührung aus der Hand legen. Das Schlusswort ist ebenso tief gefühlt als patriotisch — wir stimmen ihm von Herzen bei.

2. Blücher als Mitglied der pommer'schen Ritterschaft 1777 — 1817 und beim preussischen Heere am Rhein 1794. Von Heinrich Berghaus. Nebst einer Reihe von Originalbriefen Blücher's und einem Facsimile seiner Handschrift. Anklam, Diege. 1863. Br. 8. 20 Agr.
3. York. Seine Geburtsstätte und seine Heimath. Seine That in der poschener Mühle nebst genealogischen Nachrichten über die Familie seiner Mutter. Von Heinrich Berghaus. Anklam, Diege. 1863. 8. 12½ Agr.

Gleichen Ursprungs wie die Sammlung von Materialien für das Landbuch von Pommern, wie die vorige

Seine Schrift, ist diese auch in derselben Weise behandelt. Sie enthält eine Fülle von genealogischen und lokalen Notizen, welche mehr oder minder zu Vork in Beziehung stehen. Zuerst wird Droyen's Bemerkung: „Wo Vork geboren, ist nicht recht klar“, aus dem Kirchenbuche der Garnisonsgemeinde zu Potsdam berücksichtigt. Danach ist Vork als unehelicher Sohn des Leutnants von Vork und der Maria Sophia Pflügin, Tochter eines Stellmacher- und Schmiedemeisters, in Potsdam geboren. Friedrich II. gestattete den Offizieren und Soldaten des Regiments Garde nicht zu heirathen, daher viele in sogenannten „wilder Ehe“ von längerer oder kürzerer Dauer lebten. So auch Vork's Vater. Ob er sich später, als er verheiratet worden, mit der Mutter seiner Kinder hat trauen lassen, hat der Herausgeber nicht ermitteln können, findet es aber wahrscheinlich, da Vork in einem Briefe von 1783 von seiner „Chefrau“ spricht. Der Vater der letztern war einer von den „langen Ketts“ Friedrich Wilhelm's I. und bei diesem sehr in Gnaden gewesen, da er eine seiner neuen Straßen nach ihm getauft: die jetzige Charlottenstraße.

Die Abstammung Vork's war keineswegs die wol nur scherzhaft gemeinte britische, sondern er war ein echter Kaiser aus dem Lande Bütow. Der Artikel, welcher von den Grundverhältnissen des alten schlesischen (polnisch kassubischen) Landadels handelt, ist von historischem Interesse, verhältnismäßig neuern Datums der älteste Lehnbrief der „Vorken“ zu Groß- und Gutschow, der sich hat auffinden lassen, nämlich vom Jahre 1607. Der dritte Aufsatz — unser Büchlein ist aus mehreren solchen, welche in einem antiker Blatt abgedruckt worden, entstanden — beleuchtet Vork's große That und das Benehmen des Königs. Die Mahnung an Vork's Sohn, den Leuten, „welche sich darauf todtschlagen lassen, daß die Pöschertunische Convention nur auf Allerhöchsten, auf Allergnädigsten Befehl geschlossen worden“, den Staat zu retten, erscheint uns als eine sehr überflüssige, da der Graf wol mit einer Diogeneslatrone niemand finden würde, bei dem eine solche Operation nöthig wäre. Im vierten Artikel werden die räthselhaften Vorgänge in Ostpreußen erzählt; wenn aber der Verfasser daraus zu dem Schlusse kommt, daß alle Erlasse von Breslau aus auf die Erhebung des Volks gar keinen Einfluß gehabt, so muß das an einem Forscher, wie Berghaus, fremden. Dem modernen Ostpreußen alle Ehre, aber wäre die Erhebung des Volks im ganzen Lande, ja selbst dort, etwa ohne den Aufruf des Königs erfolgt? Gewiß und wahrhaftig nicht! Der fünfte Artikel, „Westfalen 1811—13“, wenn er auch nicht gerade zum Titel der Schrift paßt, ist ein Beitrag zur Geschichte, der, wenn die Behauptung richtig wäre, den Westfalen ein schlimmes Zeugniß ausstellen würde: „Der Westfälinger befand sich auf dem geradesten Wege, ein ebenso unter Franzose zu werden, als der Elffasser es geworden ist.“ Die Convention von Lauraggen, als sie bekannt wurde, machte in der großen Masse der westfälischen Bevölkerung gar einen oder doch keinen nachhaltigen Eindruck. Der Herausgeber hat keine Erinnerung, daß irgendem den ge-

bildeten Ständen angehöriger junger Mann aus den beiden Departementen, die er kennt, sich als Freiwilliger dem Preußen angeschlossen hat, und wo einer aus dem alten Westfalenlande über die Grenze ging, trieb ihn nicht Vaterlandsliebe unter die Fahnen, sondern irgend ein Beweggrund rein persönlicher Art. Besonders waren es solche, die daheim nichts zu verlieren hatten.

Die folgenden Artikel sind der Familie Pflug gewidmet. Der Herausgeber entnimmt aus einer mündlichen Tradition, daß Meister Pflug, Vork's Großvater, ein Weichsel mit adelichem Wappen besessen und damit sehr geheimnißvoll gethan, als bestimmt an, daß er von dem uralten slawischen Geschlecht der Wlach oder Pflug, später Pflug genannt, abstammte sei: eine Conjectur, die wir etwas gewagt finden. Es sollen dann nach der Ueberlieferung die Söhne eines der Reichsacht verfallener Bürgerstand zurückgetreten, wenigstens 1848 von bürgerlichen Pflugs in Hambur an den Nachlaß einer ausgestorbenen A Namens erhoben worden sein. Der Herausgeber dem Stellmacher Pflug und seinen Nachkommen noch lebenden Stellmacher und seine mit deren Geburtstagen herab bis 1855 genealogische Nachweisung gewidmet, was jedenfalls nicht von allgemeinem Interesse ist.

4. Johann Michael Volz von Nördlingen (1784—1868) und seine Beziehung zur Zeit- und Kunstgeschichte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Nach einem Verzeichnisse seiner Werke. Von Karl Hagen. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1863. Gr. 8. 18 Mgr.

Der Künstler, dessen Namen der Verfasser vorliegenden Broschüre der Vergessenheit entreißt, ist trotz seiner erstaunlichen Productivität, welche die Chodowiecki's um das Doppelte übertrifft, trotz des historischen, besonders zeitgeschichtlichen und künstlerischen Gehalts seiner Compositionen, deren viele den Vergleich mit den Leistungen der ersten Künstler nicht scheuen dürfen und trotzdem, daß Volz auf die Vredlung des Geschmacks im großen Publikum, wie auf das heranwachsende junge Künstlergeschlecht den unverkennbaren Einfluß geübt hat, so gut als gar nicht bekannt. Selbst die neuesten Kunstgeschichten, die sich speciell mit deutscher Kunst beschäftigen, erwähnen nicht einmal seinen Namen. Diese auffallende Erscheinung findet ihre Erklärung darin, daß Volz in keiner größeren Stadt gelebt, daß er meist für das große Publikum, für Jugend und Volk gearbeitet und in der letzten Zeit seines Lebens keine weitreichenden Verbindungen mehr gehabt und endlich, daß sein Name sich nur selten unter seinen Schöpfungen findet. Der Verfasser verdient daher unsern Dank, auf den verdienstvollen Künstler aufmerksam gemacht und gelegentlich eines zu Vork gehaltenen Vortrags über die Beziehung der Kunst zum Volke und zum Leben Volzens künstlerische Wirksamkeit geschildert zu haben. Seine eigentliche Bedeutung als Darsteller der Zeitgeschichte beginnt mit dem Jahre 1813. Er ist der einzige zeitgenössische Künstler, welcher die Befreiungskriege von 1813, 1814 und 1815 vollständig illustriert hat. Wir sehen

aus dem angefügten Verzeichniß seiner Werke von 3936 Nummern, daß unter seinen Zeitbildern über 100 jenen drei Kriegsjahren entnommen sind. Der Verfasser bemerkt:

Die Bilder haben alle insofern einen historischen Werth, als sie unmittelbare Abbürde der damaligen Stimmung sind; ferner wegen der Treue des Costüms und der hervorragenden Persönlichkeiten und der Dürftlichkeiten. Man fühlt sich dabei urplötzlich in das Kriegsgetümmel versetzt. Die Figuren, die im Vordergrund spielen, zeigen immer die lebendigste, naturgetreueste Haltung. Mit einem merkwürdigen Takt weiß der Künstler alle Schrecken des Kriegs zu zeigen, ohne daß wir unangenehm berührt werden; diese Kraftanstrengungen sind durch Schönheit gemildert, durch die Harmonie des Ganzen verklärt. Nicht minder bedeutend wirkt der Hintergrund. Da entsalten sich in der Ferne die endlosen Reihen der kämpfenden Heere; mit wenigen Strichen weiß uns der Künstler die Fülle der Kräfte anzudeuten, die hier um die Palme ringen; wir werfen einen Blick auf das Schlachtfeld und unsere Phantasie hat vollkommene Nahrung, sich das Kommende auszumalen.

Nach diesem Urtheile eines competenten Richters ist es zu bebauern und auch zu verwundern, daß keine neue Ausgabe dieser Bilder für das Jubiläum erfolgt ist; sie würde sich bei der jetzigen Vorliebe für Illustrationen besser belohnt haben, als so manche Publication, von der wir dem betreffenden Verleger keinen rechten Vortheil versprechen können.

5. Theodor Gottlieb von Hippel, der Verfasser des Aufrufs: „An mein Volk.“ Ein Gedenkblatt zur fünfzigjährigen Feier der Erhebung Preußens, herausgegeben von Theodor Bach. Mit einem Facsimile Th. G. von Hippel's. Breslau, C. Tresewint. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zur wahren Freude gereicht es uns, dies Buch unsern Lesern empfehlen zu können. Es ist entschieden das bedeutendste unter denen seiner Kategorie und nicht bloß ein Gedenkblatt, sondern ein wichtiger Beitrag zur Geschichte jener Zeit. Hippel's Verdienste sind bei weitem noch nicht so anerkannt, wie sie ein Recht dazu haben; erst neuerdings ist ihm sogar seine bedeutendste That, die Urheberschaft des Aufrufs „An mein Volk“ in öffentlichen Blättern streitig gemacht worden. Der Verfasser weist diesen Versuch nicht allein zurück, sondern er stellt auch dar, wie bedeutend Hippel's Antheil auch an vielen andern großen Thaten und Werken jener Zeit gewesen ist. Ihm haben dazu werthvolle Documente zu Gebote gestanden. Ein naher Verwandter Hippel's hat ihm einen aus den Acten Hardenberg's durch Hippel selbst angefertigten und von dem damaligen Geheimen Registrator amtlich beglaubigten Extract der durch Hippel vorgeschlagenen, concipirten und redigirten Gesetze und Verordnungen überlassen, sowie einen auf dieselbe Weise beglaubigten Entwurf des Aufrufs, in welchem der ursprüngliche Entwurf, die Hardenberg'schen Verbesserungen und Zusätze, nebst den Abänderungen, der Ueberschrift und Vollziehung durch den König kenntlich gemacht sind. Ferner hat er aus Hippel's Nachlaß mehrere Werke der Zeitgeschichte, mit Randbemerkungen von seiner Hand, und eine große Fülle handschriftlichen Materials, das er dem Sohne Hippel's verdankt: Briefe, Tagebücher, Aufsätze u. s. w. benutzt. Daraus ist das Werk entstanden, in welchem der Herausgeber im allgemeinen das Princip festgehalten hat, die Person und die Zeit selbst reden zu lassen und, wie er

bescheiden sagt, durch eigene That nur den Rahmen zu dem Bilde zu geben, dessen einzelne Züge er gesammelt und geordnet hat. Aus diesem Grunde hat er es auch vermieden, die Gegenwart betreffende Consequenzen und Parallelen zu ziehen. Er sagt mit Recht: „Der einsichtsvolle Leser übernimmt diese Arbeit leicht und gern und für Einfältige und solche, die aus der Geschichte keine Lehren ziehen können oder wollen, sind diese Blätter natürlich nicht geschrieben.“

Aus den zehn Abschnitten, in welche das treffliche Werk getheilt ist, heben wir für unsern Zweck den sechsten: „Die Zeiten von 1807—11“, und den achten: „Hippel's Antheil an der Erhebung und Befreiung Preußens und Deutschlands“ hervor. Die früheren können wir leider hier nicht näher betrachten, wir bitten aber unsere Leser, sich dieselben nicht entgehen zu lassen, namentlich die Schilderung des in literarhistorischer, wie in rein menschlicher Beziehung so höchst interessanten Freundschaftsverhältnisses zwischen Hippel und Hoffmann in seinen ersten Anfängen und seiner weitem so reichen Entwicklung, auch Hippel's Verhältniß zu seinem Oheim, dem berühmten Humoristen, und seine eigene innere Entwicklung, die uns vom Verfasser an der Hand seines Tagebuchs mit psychologischem Scharfblick geschildert wird. Im siebenten Abschnitte lesen wir von einem werthvollen Documente: Hardenberg's unmittelbar nach dem Frieden von Tilsit eingereichten Entwurf über Organisation und Verwaltung der preussischen Monarchie, der bereits die Grundzüge zu allen spätern Reformen enthielt und auch Stein zur sichern Grundlage seiner organisatorischen Thätigkeit gedient hat. Er ist bisher nur theilweise veröffentlicht und scheint auch Verß nicht zugänglich gewesen zu sein; F. Förster erwähnt seiner in seiner preussischen Geschichte und gibt einige Stellen aus dem ihm vorgelegenen Manuscript von Hardenberg's Hand, die jedoch mit dem im Besitze des Verfassers befindlichen, 268 enge Quartseiten füllenden, nicht völlig übereinstimmen.

Was dann der Verfasser von den Staatsmännern jener Zeit sagt, daß in allen das Kant'sche energische Streben nach dem Geistigen und Idealen, der philosophische Geist geweht, findet in der erwähnten Denkschrift seine Belege; ebenso weist er auf Stein hin, und schreibt ihm denselben Antheil an dem Sturze der Fremdherrschaft zu, als den großen Feldherren Preußens, die auch vom Kant'schen kategorischen Imperativ getrieben waren. Der allgemeinen Aufregung gegen Napoleon im Jahre 1809 blieb Hippel nicht fern. Er hatte seine Stellen als Landrath und Kreisjustizrath aufgegeben, um sich ganz seiner Wirkschaft zu widmen. Jetzt rüstete er sich selbst und 12 seiner Leute mit Pferden und Waffen für den Kampf, den er für nahe hielt und der doch noch vier Jahre auf sich warten ließ. Wie er in jener Zeit zu Stein gestanden und sich mit den innern Angelegenheiten des Vaterlandes beschäftigt hat, berichtet der Verfasser aus einem Feste politischer Abhandlungen und Entwürfe Hippel's aus den Jahren 1807—10. Auch die Volksbildung und Volkerziehung lag ihm am Herzen, wie ein 18 Folio-

seiten umfassender Auffatz und ein vier Seiten langes Schreiben an den König aus dem Jahre 1811 beweist. Er befand sich als Landschaftsdirector mit bei den ritterschaftlichen Vertretern von Westpreußen bei der Ständeversammlung, welche der König nach Berlin berufen hatte, um über die neue Steuerverfassung Hardenberg's gehört zu werden. Hippiel war ein Gegner derselben, und wie richtig er geurtheilt, hat der spätere Verlauf der preussischen Steuergesetzgebung bewiesen. Er wurde darauf wieder für den Staatsdienst gewonnen und als vortragender Rath beim Staatskanzler angestellt. Damit waren die engen Schranken, in denen sich bis jetzt seine staatsmännischen Talente bewegt hatten, gebrochen. Sein Verhältniß zu Hardenberg klärte sich bald, ohne daß er seiner Selbständigkeit entsagte. Dem Könige überreichte er einen politischen Katechismus, in welchem er seine innersten Gedanken über die politischen Pflichten eines Preußen niedergelegt und in kernigen, kurzen Worten jener glühendsten Vaterlandsliebe Ausdruck geliehen, die sich in der Glanzperiode seines Lebens, in jenen welthistorischen Geistesproducten, dem Aufrufe „An mein Volk“, der Stiftung der Nationalcocarde und der Verherrlichung der für das Vaterland Gebliebenen durch Motivtafeln in allen Kirchen auf das schönste entfaltet hat.

Im Laufe des Jahres 1812 wurde sein Wirkungskreis fest begrenzt. Der Staatskanzler übertrug ihm nach und nach alle ständischen und einen großen Theil der Finanzsachen; seiner Bearbeitung fielen sämtliche Militärsachen, soweit sie von dem Staatskanzler ressortirten, anheim, und endlich noch die gewerbepolizeilichen Angelegenheiten und die Landeskultursachen. Von seiner so viel umfassenden Thätigkeit legen die Acten des geheimen Staatsarchivs das ruhmvollste Zeugniß ab. An der neuen Entwicklung der Politik im großen, welche der Schluß des Jahres 1812 brachte, hatte er, zu den vertrauten Rathgebern Hardenberg's gehörend, einen nicht unwesentlichen Antheil, er gehörte zu den wenigen Eingeweihten, die den ganzen Gang der Ereignisse kennen mußten. Bald nach Neujahr 1813 legte er dem Staatskanzler schon ein *Mémoire* vor, was nun eilig zu thun sei, um das eiserne Joch zu brechen; Hardenberg umarmte ihn mit Thränen, versicherte, daß alles, was er verlangte, geschehen und in diesem Geiste geschehen solle, ermahnte ihn aber zur Verschwiegenheit, und als Hippiel ihm laut dankte, bat er ihn um Gottes willen, nicht so laut zu reden, da der Mann im Nebenzimmer am wenigsten wissen dürfe, was hier vorgehe. Es war Fürst Hagen, der gekommen war, seine Instruction für die Sendung nach Paris zu holen, wo er Doro's Convention entschuldigen sollte: „Diplomatengespäul!“ wie es F. Förster nennt. Hippiel's weitere Thätigkeit ist bereits oben angedeutet; weniger bekannt, weil seine Bescheidenheit selbst über seine Urheberschaft des Aufrufs gegen Fremde ein strenges Stillschweigen beobachtete, ist sein Antheil an der Landwehr- und Landsturmordnung geworden, er hat Scharnhorst's Entwurf redigirt und die Landsturmordnung entworfen. Mit Gneisenau und Scharnhorst war er in das engste

Freundschaftsverhältniß getreten, als Vertrauensmann des Staatskanzlers wurde er das verbindende Glied in der ehernen Kette, welche zwischen den Organisatoren der Armee und Hardenberg gezogen war. Auch Blücher wandte sich an ihn, wie ein höchst charakteristischer Brief beweist, den wir hier lesen. Darin heißt es:

„Sagen sie dem Staatskanzler, um Gottes willen keinen Frieden u. s. w. . . nun ist den leider unser guhter Scharnhorst auch todt, glauben sie mich, eine verlorne Schlacht wehre kein größerer Verlust für uns gewesen, nu ist Gneisenau noch da; geht der auch ab, so vollge ich lebendig oder todt, denn mit F. v. Knefbeck treff ich in meinung nicht überein, noch weniger mit F. v. Krusemark. Der letzte hat zu viel Pariser luft in-gefohen.“

Zweimal hat Hippiel um die Erlaubniß, selbst in die Reihen der Kämpfer treten zu dürfen, der König schlug es ihm freundlich, aber entschieden ab. „Wer soll denn die Geschäfte besorgen, wenn alles Soldat sein will?“ Der Verfasser wirt bald darauf einen sehr herkömmlichen Seitenblick auf Goethe, der während der leipziger Schlacht den Epilog zum „Eifer“ geschrieben, und nach ihr sich in chinesische Poesie versenkte. Nach der Befreiung des Vaterlandes trat Hippiel von der großen Politik zurück. Schon vor dem Einzuge in Paris hatte er in dem Diplomatenlager und schreibenden Hauptquartier oft einen herben Zwiespalt zwischen der Wirklichkeit und den Idealen seines Herzens empfunden. Am 10. Januar 1814 schreibt er in sein Tagebuch: „Immer lebendiger wird der Wunsch, daß ich endlich aus diesem Labyrinth heraus wäre, wo nicht Freude, nicht Ehre, nicht Herz, nicht Verstand zu finden ist.“ Er trug darauf an, aus dem Cabinet Hardenberg's auszuschneiden und erhielt seinen Wünschen gemäß die Stelle eines Präsidenten zu Marienwerder. Sein Wirken dort und zu Oppeln schloß der neunte, seine letzten Lebensjahre der zehnte Abschnitt. Im Jahre 1810 hatte er einem Vetter geschrieben: „Mein einziger Ehrgeiz — nenne es Eitelkeit, Schwäche oder wie du willst — ist, mehr zu sein als zu scheinen und die Auszeichnungen zu verdienen, die andern zu Theil wurden.“ Er theilt ihm mit, daß sein Arzt gegen seine anstrengenden Arbeiten protestirt, und ferner, daß er einer Gemeinde, ohne daß sie es wisse, 200 Thaler Kriegsschädigung, die er zu fordern gehabt, erlassen habe. „Daß man bei solchen Gesinnungen ein Bettler oder zeitig alt zu werden pflegt, ist natürlich.“ Daran knüpfte er im Jahre 1837 folgende Bemerkung: „In dieser vor 27 Jahren hingeworfenen Prophezeiung liegt die Skizze meines Lebenslaufs, wie er nun im zweiundsechzigsten Jahre meines Lebens hinter mir liegt: reich und bettelarm!“ Es war in der That nicht viel anders, als er den Abschied nahm. Dennoch arbeitete er mit rastlosem Fleiße fort, erwog in seinem Geiste alle Fragen der Zeit und legte seine Ansichten in Denkschriften und Sendschreiben an einzelne Minister nieder, welche freilich geringen Erfolg gehabt haben. Am 10. Juni 1843 rief ihn der Tod plötzlich ab; er entschlummerte sanft und still, als er bei seinem Schwiegersohne, dem jetzigen Oberpräsidenten von Schleiß, zum Mittagmahle war.

Der Verfasser unsers Werks sagt zum Schlusse desselben, daß er nach Vollendung des Drucks noch manches verändert sehen möchte; wir hoffen, daß ihm eine zweite Auflage dazu Gelegenheit geben wird, sagen ihm aber für seine Arbeit unsere vollste Anerkennung, wie ihm eine solche auch in weitem Kreise zu Theil werden wird.

IV. Denkwürdigkeiten.

Von diesem in vieler Beziehung wichtigen Zweige der Literatur sind verhältnismäßig wenig Werke für das Zubestell erschienen. Doch kann man wol die in Nr. 24. d. Bl. schon besprochenen Erinnerungen von Martens und Schwannfeld dazu rechnen. Und liegen jetzt nur noch zwei vor.

1. Erinnerungen aus dem Kriegerleben eines zweieinundachtzigjährigen Veteranen der österreichischen Armee, mit besonderer Bezugnahme auf die Feldzüge der Jahre 1805, 1809, 1813, 1814, 1815; nebst einem Anhange, die Politik Oesterreichs vom Jahre 1809—14 betreffend von Maximilian Ritter von Thiele. Mit dem Porträt des Feldmarschalls Fürsten Karl zu Schwarzenberg. Wien, Braumüller. 1863. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Im Vorworte spricht sich der Verfasser, dessen Name nicht bloß in der österreichischen Armee bekannt und geachtet ist, darüber aus, daß er seine eigenen Erlebnisse, für welche er kaum ein gewöhnliches Interesse in Anspruch nehmen könne, trotz der großen Zeit, in welche sie fallen und trotzdem, daß er die Befreiungskriege in der nächsten Umgebung des Fürsten Schwarzenberg mitgemacht, nicht veröffentlicht haben würde, „wenn nicht der heiße Drang, jenen rücksichtslos perfiden Schriften entgegenzutreten, welche die Ehre Oesterreichs, seines Kaisers, seines Feldherrn und seines Heeres, auf eine nie dagewesene Weise angreifen, ihm die Feder in die Hand gedrückt hätte“. Daß er damit vorzüglich das Werk von Beitzke im Auge hat, wird dann später an bezüglichen Stellen im Texte ausdrücklich ausgesprochen; auch wir haben demselben den Vorwurf der Gehässigkeit gegen Oesterreich machen müssen (vgl. Nr. 20 d. Bl. f. 1855); aber was hier dem Verfasser gesagt wird und wir nicht wiederholen wollen, ist wol das Stärkste, was jemals einem Schriftsteller, der zugleich Offizier ist, gesagt worden ist. Ein Feind persönlicher Angriffe, gehen wir davon zur Sache über. Thiele's Erinnerungen seiner persönlichen Erlebnisse nehmen ein mehr als nur „gewöhnliches“ Interesse in Anspruch; sie enthalten werthvolle Schilderungen und Details früherer Zustände und Einrichtungen der österreichischen Armee, namentlich der Cavalerie, in welcher der Verfasser mit Auszeichnung geblutet hat, des Lebens in Ungarn, wo er lange stationirt gewesen, eine Fülle von Wahrnehmungen über Land und Leute, Schilderungen bedeutender und interessanter Persönlichkeiten, mit denen er in Berührung gekommen ist und viele praktische und lehrreiche Bemerkungen über Reiterei und Reiterdienst im Frieden und im Kriege, welche jeder Cavalerieoffizier mit Dank zur Beherzigung aufnehmen kann. Wir haben sie mit dem größten Antheil gelesen, und zweifeln nicht, daß auch in andern als der k. k. Armee das Buch Interesse erwecken wird. Radecky war es, welcher im Jahre 1803 den jungen Thie-

len, einen geborenen Kur-Kölnler aus Bonn, der ursprünglich zum geistlichen Stande, dann zum Juristen bestimmt und um Anstellung verlegen war, den Rath gab, die Feder wegzwerfen und zum Schwert zu greifen und ihn später im Jahre 1813 zum Generalstabe empfahl. Diesem blieb er während der beiden Feldzüge zugetheilt und hatte im Hauptquartier Schwarzenberg's, von dem Feldherrn mit besonderer Rücksicht beehrt, Gelegenheit, die Operationen in ihren Motiven und Folgen näher theilen zu lernen.

Die beiden Abschnitte, welche die Jahre 1813 und 1814 behandeln, sind daher auch, abgesehen von dem Interesse seiner persönlichen Erlebnisse, die bedeutendsten des Werks, obwohl sie keine eigentliche Kriegsgeschichte geben, sondern nur alles, was der Verfasser gesehen und erfahren hat, an dem Faden der Kriegereignisse festhalten. Er beginnt mit dem Vormarsch der Hauptarmee gegen Dresden. Ueber den Rückzug nach der Schlacht und die russische Verworrenheit in der Befehlsgewalt bestätigt er das, was wir aus den Memoiren des Herzogs von Württemberg wissen; diese, sowie die vorhergehenden Aufklärungen Hellendorfs scheint er nicht beachtet zu haben, sonst würde er Ostermann nicht jetzt noch zum Helden von Kulm proclamiren. Daß er den Sieg, wenn auch nicht unter persönlicher Anführung, sondern unter den Auspicien Schwarzenberg's gewonnen darstellt, ist von seinem Standpunkte aus erklärlich. Er war Augenzeuge der Behandlung Vandamme's in Teplitz. Der Gefangene, auf einer Postkutsche, rief den Kaiser Franz, der nach dem Desfiliren der Truppen zum Schlosse ritt, an und beklagte sich über die Ungerechtfertigkeit des Kaisers Alexander: man habe ihn auf einen Henterkarren gesetzt, ohne Geld, ohne Diener. Kaiser Franz unterbrach ihn mit den Worten: „L'Empereur est un prince très juste, il ne vous traitera que justement“, wandte sich aber dann an seinen Generaladjutanten: „Wenn er halt kein Geld hat, muß mer ihm doch an's geben!“ Ehe das jedoch geschehen konnte, trat, als der Kaiser kaum den Rücken gewandt, der Großfürst Konstantin an den Wagen, überschüttete Vandamme mit den heftigsten Schimpfreden wegen seines Anrufs und befahl dem Postillon abzufahren, was denn auch unter dem Hohn und den Kothwürfen des Böbels geschah.

Der Verfasser wendet sich nun an die Schriftsteller, welche den Ruhm seines Feldherrn angetastet haben, zunächst „einen Deutschen, den sächsischen Oberst Aker, einen Preußen, den Major a. D. Beitzke, und einen Russen, den General Danilewski“, dann aber auch an andere, z. B. Häuffer. Wir übergehen diese Polemik, da wir schon oft genug die Schwierigkeiten, mit welchen Fürst Schwarzenberg als Oberbefehlshaber der allirten Heere zu kämpfen hatte, anerkannt und danach in Verbindung mit dem wirklich Ausgeführten unser Urtheil festzustellen gesucht haben. Von hohem Interesse für die Charakteristik des Feldherrn ist aber die Correspondenz desselben mit seiner Gemahlin während der beiden Feldzüge, welche der Sohn, Fürst Friedrich Schwarzenberg, dem Verfasser zur Veröffentlichung bei seiner Arbeit zuge stellt hat. In die-

sen Briefen spricht sich der Fürst ohne den Rückhalt aus, den ihm sonst seine Stellung auferlegte. Wir sind dem Herausgeber für den Abdruck der bedeutendsten unter ihnen zu großem Dank verpflichtet.

Nach der Erstürmung von Leipzig wurde Thien von den Thoren der Stadt an Gylal geschickt, um ihm den Befehl zu bringen, mit seinem Corps sogleich nach Raumburg zu marschiren, um den Paß von Rösen noch vor den Franzosen zu besetzen. Er fand ihn um 2 Uhr bei Pegau, wurde aber kurz mit den Worten abgefertigt: „Der Feldmarschall hat gut befohlen, aber meine Soldaten haben seit 36 Stunden nicht abgeloßt. Das geht vor.“ Als dann General Langenau kam und fragte, wo Gylal sei, rief er auf die Antwort: „Hier!“ ganz aufgebracht: „Noch hier? Donnerwetter! Führen Sie mich zu ihm!“ Es erfolgte nun eine heftige Scene, welche die Veräumnis nicht einbringen konnte. Dies ein Beitrag zur Geschichte der Verfolgung nach dem Siege bei Leipzig.

Der Feldzug von 1814 ist von dem Verfasser schon in einem selbständigen Werke bearbeitet, das namentlich die Vorwürfe entkräften sollte, welche der obersten See- und Landleitung in Frankreich, man kann wol sagen, von allen Seiten gemacht worden sind. In dem Abschnitte unsers Werks, der über den Feldzug handelt, geben die Mittheilungen aus den Briefen Schwarzenberg's an seine hochsinnige Gemahlin, welche ihn wol verstand, oft bessere Aufschlüsse, als manches officielle Actenstück. Ueber seine Aufgabe schreibt er ihr unterm 4. Januar:

Wenn ich unterstützt werde, so kann und muß der Friede erkämpft werden; werde ich aber nicht von der Nordarmee, von Wellington, von der italienischen Armee in meinen Schritten begleitet, so kann ich tief stürzen, aber ich werde es zu ertragen wissen, denn mein Gewissen spricht mich frei; so und nicht anders muß ich handeln, wenn ich das Vertrauen und den Segen der Vorsehung verdienen will. Von Blücher, da bin ich sicher, wir verlassen uns ebenso wenig hier wie bei Leipzig.

Freilich ist er später auf Blücher und mehr noch auf Gneisenau sehr hebel zu sprechen, „weil sie mit einer wahrhaft kindischen Wuth nach Paris treiben, daß sie alle Regeln des Kriegs mit Füßen treten“. Indessen ist doch bei allen Fehlern, von denen man das Hauptquartier der schlesischen Armee in Frankreich nicht freisprechen kann, der Erfolg des Kriegs durch die Energie des „Vormärts“ gerettet worden, und Schwarzenberg war dagegen der Ansicht, daß man in Langres, wie er unterm 26. Januar schreibt, Frieden schließen müsse! „Das ist mein Rath. Unser Kaiser, auch Stadion, Metternich, selbst Castlereagh sind vollkommen dieser Meinung, aber der Kaiser Alexander!“ Heil ihm, daß er, wie Friedrich Wilhelm, sich nicht der Ansicht der österreichischen Staatsmänner gefügt hat. Die Entschuldigungen des Verfassers, daß den Fürsten seine eigene persönliche Lage, aus der er durch den Frieden erlöst sein würde, zu jenem Wunsche und Rath geführt habe, scheint uns nicht eben zum Vortheil seines Selbsten zu gereichen; wir halten sie jedoch nur für eine subjective Aeußerung. Schwarzenberg selbst schrieb ja: „Nur im kühnen Vormarschschreiten liegt Heil!“ Die Langsamkeit der Operationen erklärt ein Brief vom 12. Januar:

Ich erwarte mit Ungeduld meine Reserven. Aber warum glaubst du, daß sie noch nicht hier sind? Du würdest es wahrscheinlich nicht errathen! Nun so wisse, daß am 18. d., nämlich am 1. Januar russischen Kalenders der Kaiser Alexander vor einem Jahre an der Spitze seiner Garben über den Niemenging, darum findet er es poetisch, an dem 1. Januar dieses Jahres ebenso über den Rhein zu setzen, und das ist die Ursache, warum meine Reserven am Rhein stehen, während mein Hauptquartier in Wehoul ist. So muß ich commandiren; das Marionettenspielen in so wichtigen, das Schicksal Europas entscheidenden Epochen ist wirklich ekelhaft.

In einem spätern Schreiben an den Kaiser Alexander nimmt er allerdings mit der ihm eigenen Selbstverleugung alles auf sich; der Kaiser, unzufrieden mit seinen Operationen, hatte ihm geschrieben, daß er in Zukunft nicht mehr gebunden sein werde und den strategischen Combinationen gemäß handeln könne, darauf antwortet der Fürst, wie schmerzlich ihm dieser Ausdruck gewesen: „Niemals, Eure Majestät, war ich gebunden; ich habe immer in Folge strategischer Combinationen gehandelt, ich glaube gut manövriert zu haben und wünsche nicht, daß es anders gewesen wäre. Das ist meine Brücke.“ Seiner Frau klagt er aber bald darauf: „Ach, wenn es so blühe, dann würde es so leicht keiner an meiner Stelle aushalten!“

Die Schlacht von Arcis-sur-Aube schildert der Verfasser als Augenzeuge ausführlicher und bestritten durch Thatsachen die Darstellung Gänsser's und des Referenten der „Allgemeinen Zeitung“ über dessen Werk. Dann erörtert er, als eine Ehrensache für Schwarzenberg und Oesterreich, die Frage, wer dem Kaiser Alexander definitiv den Marsch nach Paris im Vorschlag gebracht habe. Er stellt es entschieden in Abrede, daß Lott es gewesen, ohne doch eigentliche Beweise dafür zu bringen, daß Schwarzenberg die Initiative ergriffen habe. Daß der Verfasser im Gefolge desselben, das erste Gespräch über den gesagten Entschluß gehört, ist bei seiner Wahrhaftigkeit nicht zu bezweifeln, damit aber doch nicht die Priorität desselben entschieden, da bei der folgenden Unterredung des Fürsten mit dem Kaiser nur Wolonski zugegen war. Im Grunde wozu der Streit? Paris war das allgemeine Ziel schon in Deutschland, selbst der Kosaken. Blücher hatte nie ein anderes und im Kriegsrathe bei Witten wurde nur beschlossen, was in aller Feldherren Seele lebte. Mit Schärfe beleuchtet der Verfasser nach der Einnahme von Paris die Angaben in Marmont's „Mémorien“ über die Vorgänge bei seinem Corps, er widerlegt sie durch Gründe; ebenso kann er gegen Thiers aus eigenem Wissen bekunden, daß Napoleon auf seiner Reise nach Elba Lyon nicht berührt hat. Was er dann weiter erzählt von seiner Sendung nach Preussisch-Schlesien, um die angebliehen, aber nicht vorhandenen Rüstungen gegen Oesterreich zu beobachten, von den österreichischen Gefinnungen in Breslau und Dork's feindlicher Gesinnung gegen Oesterreich, mag auf sich beruhen. Wir haben von jeher alles vermieden, was die beiden deutschen Großmächte, auf deren Eintracht Deutschlands Heil beruht, in ihrer gegenseitigen Gereiztheit berührt. Mag unser ehwürdiger Veteran, der so viel vom „Oesterreicherhaß“ in Preußen spricht, an seine eigene Brust schlagen! Im

Jahre 1815 wurde er auf seinen Antrag aus dem Generalstabe in die Linie versetzt, um heirathen zu dürfen, was in jenem Corps verboten war. Die Heirath (mit einer Französin) zerschlug sich, aber dieser Schritt wurde der eigentliche Schlüsselstein seiner kriegerischen Laufbahn, da ein unglücklicher Sturz mit dem Pferde ihn zum Invaliden machte. Er trat aus dem activen Dienst und wurde dem General-Quartiermeisterstabe zugetheilt, wo er sich bald durch kriegsgeschichtliche Arbeiten einen als Militärschriftsteller geachteten Namen erwarb. Wir ehren noch jetzt die seltene Frische in seinem hohen Alter, mit welcher er seine Erinnerungen niedergeschrieben hat und wünschen ihm, daß er das Werk, das ihn gegenwärtig beschäftigt, gelungen zu Ende führen möge.

2. Vor 50 Jahren. Tagebuch eines ehemaligen freiwilligen Jägers der Jahre 1813 und 1814. Zur Erinnerung an jene Zeit herausgegeben von G. E. B. Krieg. Zum Vortheil der Nationalbank-Stiftung. Wesel, Bagel. 1863. 8. 10 Ngr.

Der Verfasser gibt in diesem Tagebuche, wie wir vollkommen anerkennen, einfach, ohne phantastische Ausschmückung wieder, was ein solches, flüchtig im Kriege geführt, und das treue Gedächtniß eines Kriegers der niedern Epöare enthalten kann: es ist das Leben im Quartier, im Feldlager, auf dem Marsche, wir fügen hinzu ein Detailbild der Gefechte, denn wie es da hergeht, selbst in rangirten Schlachten, kann der Leser in diesen ehrlichen Schilderungen finden. Sie sollen kein Beitrag zur Geschichte der Feldzüge sein, denn der Gesichtskreis des Soldaten in Reihe und Glied reicht selten über die Grenzen seines Truppentheils hinaus, sondern sie sollen lediglich zur Unterhaltung über jene Feldzüge dienen. Diesen Zweck wird das kleine Buch ganz gewiß erreichen, und wir wünschen ihm deshalb, wie auch seiner patriotischen Bestimmung wegen, eine recht weite Verbreitung.

V. Kleinere und vermischte Schriften; Poesien und Romane.

1. Jabel-Kalender zur Erinnerung an die Völkerschlacht bei Leipzig vom 16. bis 19. October A. D. 1813. Mit Illustrationen nach Originalzeichnungen von A. Beck, G. Kirchhoff und E. Scheuren und einer Karte der Umgegend von Leipzig. Leipzig, Weber. 1863. 8. 5 Ngr.

Von dieser interessanten Festgabe ist schon die vierte Auflage erschienen und vielleicht bereits eine fünfte veranfaßt. Der reiche Inhalt bringt, nach einem patriotischen Gedicht von Hey, einen Erinnerungskalender, in welchem die Regententafel von 1813, die französischen Reichsmarschälle, die Gesamtkräfte der Heere während der Schlacht bei Leipzig, eine Monatschronik des Jahres 1813, die Einwohnerzahl der hauptsächlichsten Städte damals und jetzt und ein Datumzeiger von 1813 enthalten ist: gewiß willkommenen Notizen! Dann als Hauptstück, mit vielen trefflichen Illustrationen geziert, eine gedrängte Darstellung der Schlacht und zum Schluß eine Uebersicht der Schlachtdenkmal mit deren Abbildungen.

2. Führer auf die Schlachtfelder Leipzigs im October 1813 und zu deren Marksteinen. Von Theodor Apel. Leipzig, A. Hoffmann. 1863. Gr. 16. 12½ Ngr.

Die im Titel erwähnten Marksteine, 41 an der Zahl, hat der Verfasser selbst auf den bedeutendsten Punkten der Schlachtfelder um Leipzig aufstellen lassen. Die Namen der Feldherren, welche hier gegeneinander gekämpft, nebst der Stärke ihrer Streitkräfte sind darauf verzeichnet und durch die verschiedene Form des Denksteins, sowie durch gerade oder ungerade Nummern die gegenseitigen Stellungen der Franzosen und der Verbündeten, also die Schlachtlinien der einzelnen Acte des Niesenkampfes kenntlich gemacht. In der kleinen Schrift gibt der Verfasser die Erläuterung dazu, nebst biographischen Skizzen der auf den Marksteinen verzeichneten Führer und einen Plan, auf welchem diese Steine in Farben und Nummern und auch die andern Schlachtdenkmal bemerkt sind.

3. Merkwürdige Ereignisse und denkwürdige Anekdoten aus der Zeit vor, während und nach der leipziger Völkerschlacht. Jubiläumsgabe von Karl Gottlieb Leonhardt. Leipzig, Wengler. 1863. Gr. 16. 7½ Ngr.
4. Die Todtenfeier auf der Wahlstatt von Leipzig. 18. October 1813. Hamburg, D. Meißner. 1863. Gr. 8. 3 Ngr.
5. Aufruf der Freiwilligen und Gründung der Landwehr im Jahre 1813. Von K. Krönig. Breslau, Siegler. 1863. Gr. 8. 3 Ngr.
6. 1813. Historisches Festgedicht mit vaterländischen Gesängen und lebenden Bildern. Zur Feier des Jubeljahres, besonders des 18. October den deutschen Männer-Gesangsvereinen gewidmet von Rudolf Bunge. Leipzig, E. Schäfer. 1863. Gr. 8. 2½ Ngr.

Der Verfasser der letztern Schrift — bei den andern genügt es, die Titel zu nennen — hat sich die Aufgabe gestellt, „die erhabensten Gesänge, welche jene große Zeit unter Schmerzen geboren, durch den verbindenden Text wieder historisch mit ihr zu verschmelzen und so Gelegenheit zu einer zweckentsprechenden Festaufführung zu bieten“. Der verbindende Text, zur „Declamation“ bestimmt, ist in wohlklingenden Versen gedichtet, einen „Marschall“ Vorwärts gab es aber bei Lützen und Leipzig noch nicht. Die schönsten Lieder jener Zeit und neuere sind geschickt zusammengestellt, dazu werden Tableaux vorgeschlagen, wobei ein, drei deutsche Schützen mit der „Tricolore“, nicht fehlen darf. Ist es bewußte oder Selbstironie, daß dieses Banner bei einem Gesange mit der Melodie des Preussensliedes entrollt wird? Freilich wird vorher drohend „declamirt“: „Einst wird die Volkswehr ihre Mutter rächen!“ nämlich „jene erhabene Zeit, deren Heldenkind Unbath bald ins Grab gelegt“. Wäre doch der Verfasser seinem Vorsatze: „Kein Mißklang soll die Feier stören, die jubelnd Millionen heut' umschlingt!“ treu geblieben, es würde seinem Festgedicht nicht zum Nachtheil gereichen.

7. 1813. Ein Gedicht in sechzehn Gesängen von Heinrich Freimann. Berlin, F. Dunder. 1863. Gr. 8. 1 Th.

Dem Herzog von Koburg ist diese „erste Lehrergabe mit dem Blumenschmuck der Poesie, welche der Verfasser gesammelt und gebunden hat“, in fließenden Ottavarien gewidmet, im gleichen, noch reinern Maße der Eingang gehalten. Unsere Generation ist leider dem Epos nicht mehr so hold als frühere Geschlechter, und bleibt es immer mißlich, einen ganzen Krieg in gebundener Rede schildern zu wollen. Wol hat der Krieg

seine Poesie, die sich in seinen großartigen Momenten, den Wetterschlägen der Gefechte, im Schlachtendonner, kund gibt, und Schlachtenbilder sind von jeher den Dichtern gut gelungen; auch kann ein empfängliches Gemüth mancher andern Situation im Kriege eine poetische Seite abgewinnen; aber es ist dies nur Gefühlssache und momentan; für den Ausdruck an sich höchst prosaischer Dinge fehlt eben die dichterische Sprache, die Prosa des Realismus hängt sich schwer wie Blei an den Dichter und lähmt seinen Aufschwung. Metrik und Reim helfen da nicht, die Sprache kann sich dabei nicht über das Gewöhnliche erheben. Wir wüßten kein einziges Kriegsepos zu nennen, welches diese Schwierigkeiten überwinden hätte, und wollen daher dem Verfasser keinen Vorwurf daraus machen, daß er es bei seinem Erstlingswerk auch nicht vermocht hat, wollen nicht einzelne Stellen und Verse seiner Dichtung als Beweise für die Nichtigkeit unserer allgemeinen Anschauung hervorheben, sondern gern anerkennen, daß, wo der Stoff es möglich machte, einzelne Schilderungen ihm gelungen sind und daß sich ein warmes patriotisches Gefühl in seinem Werke ausdrückt.

8. Unter der Fremdherrschaft. Eine Geschichte von 1812 und 1813 von Edmund Hofer. Stuttgart, Krabbe. 1863. Gr. 8. In Lieferungen zu 6 Mgr.

Hofer bedarf bei der deutschen Lesewelt keiner Empfehlung mehr; seine Stellung in der Literatur ist anerkannt und gesichert: er gehört zu den besten und bedeutendsten Schriftstellern in dem Fache, das er sich erwählt hat, und wir freuen uns, daß auch er zum Jubelfeste mit einem Werke hervorgetreten, welches die schwere Zeit und die Erhebung Deutschlands schildert. Viele, die mit ernstester Lectüre noch heute nicht gern zu schaffen haben, werden sich von den Schilderungen, welche ihnen hier im dichterischen Gewande vorgeführt werden, gefesselt fühlen und dadurch auch zu der Erkenntniß gelangen, die sie auf anderm Wege verschmähen. Es ist dies die Ansicht, die auch uns geleitet hat bei einem ähnlichen Werke, das wir hier natürlich nur andeuten, nicht aber in einer Selbstkritik besprechen können. Mögen die Leser aber keine Liebesgeschichten im gewöhnlichen Stile erwarten! Was Hofer darüber am Schluß seines Werks sagt, ist uns aus der Seele geschrieben; er hat es nicht vorangestellt, denn manche, die eben nur von Eduard und Kunigunde lesen wollen, hätten vielleicht die ausdrückliche Erklärung, daß sie keine Liebesgeschichten finden, für sich als eine Warnungstafel angesehen. Der Verfasser schreibt:

Wenn unsere Leser von uns eine Erzählung erwartet haben, wie die meisten sind, eine Darstellung verschlungener Lebenswege, bei der und bei denen die Liebe Anfang, Mittel und Ende ist, so werden sie allerdings nichts weniger als befriedigt plötzlich das Schlusskapitel vor sich sehen. Eine Liebesgeschichte haben sie freilich nicht gelesen, wie denn auch eine solche aus diesem Stoff nicht entstehen konnte. Die Liebe ist zwar ein Hauptfactor im Leben des Menschen, sie ist zuweilen sogar das einzig Sichtbare, das wie etwas Höheres über uns bestimmt; sie veranlaßt und begründet anscheinend alles, was uns betrifft und aus uns wird, sie führt es weiter und läßt es so oder so zum Schluß gelangen. Aber es kommen über die alte Erde zuweilen doch Zeiten, wo sich uns etwas wirklich Höheres offenbart, gewaltig

1863. 42.

herrschend, unwiderstehlich fortwährend, bis in die Tiefen unsers Wesens läutert; Zeiten, wo der einzelne mit seinem persönlichen kleinen Leben und Fühlen, mit seinem bischen Freude und Leid wenig oder gar nicht mehr in Betracht kommt.

Und weiter:

Es darf und soll nicht vergessen werden, daß es in Deutschland eine Zeit gab, wo mit seltenen Ausnahmen niemand mehr von sich wußte, an sich dachte, wo alle Köpfe nur Einen Gedanken hatten, und alle Herzen nur für Eins schlugen — die Vernichtung des Feindes und seines schmachvollen Jochs. Das, hoffen wir, wird auch unsere Darstellung widerspiegeln. Nicht eine einzelne der Persönlichkeiten, welche in ihr uns begegneten, vermochte sich selbst, vermochten wir zum Träger des Ganzen zu machen, konnten wir zu dem erheben, was man in derartigen Darstellungen den Helden zu nennen beliebt. Ein solcher ist nicht da, noch konnte er da sein, weil gewissermaßen die Zeit selbst und ihr alle und alles bewegender Grundgedanke diese Stelle schon eingenommen.

Wenn der Verfasser aber mit Recht keine gewöhnliche Liebesgeschichte geschrieben, so hat er uns doch mit gewohnter Meisterschaft in die verwickelten und dunkeln Verhältnisse einer Familie eingeführt, welche wir mit ungetheilter Spannung verfolgen; die einzelnen Charaktere, in ihren Ständeverhältnissen und ihrer Zeit wurzelnd, sind mit jener Kunst, klar und vollendet, gezeichnet, welche unter Hofer's Vorzügen nicht der geringste ist. Den Schauplatz der Erzählung bilden jene Küstenstriche Norddeutschlands, wo der Verfasser Land und Leute so genau kennt; er schildert sie unter der Fremdherrschaft des französischen Kaiserreichs, der sie einverleibt waren, und der das rauhe, zähe Volk doch in seinen untersten Schichten widerstrebte, während in den höhern der Gedanke einstiger Befreiung allmählich zur That reifte. Den Druck, die Polizei- und Douanewirtschaft stellt er dar, aber er läßt auch dem Feinde Gerechtigkeit widerfahren, indem er eblere französische Persönlichkeiten auftreten läßt. Wir können leider innerhalb der uns gesetzten Grenzen dem Werke keine ausführliche Analyse widmen, es scheint dem Umfange nach vielleicht das größte zu werden, das bis jetzt von Hofer erschienen ist und wird mit dem größten Antheil gelesen werden: sein Werth und seine Bedeutung geben uns Bürgschaft dafür.

9. Theodor Körner. Vaterländischer Roman in zwei Theilen von Geribert Rau. Dem deutschen Volke eine Gabe zur Erinnerung an die Befreiung Deutschlands im Jahre 1813 an deren fünfzigstem Jubiläum. Leipzig, Thomas. 1863. 8. 3 Thlr.

Wir müssen uns begnügen hier den Titel zu geben, da wir das Werk noch nicht gelesen haben. Die frühern biographischen Romane des Verfassers können vielleicht dafür bürgen, daß er das Interesse, welches in diesem echt vaterländischen Stoff liegt, bei seinen Lesern zu fesseln gewußt hat.

10. Deutschlands Ehre. 1813. Historischer Roman von Bernb von Gusek. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1863. 8. 4 Thlr.

Anknüpfend an das schon Gesagte, bittet der Verfasser, bei der Lectüre den Titel des Werks im Auge zu behalten und nur zu erwarten, was ihm entspricht, vor allem aber, wie auch die Unterhaltungskraft des Buchs

befchaffen sein möge, ihm wenigstens ein warmes Gefühl für sein deutsches Vaterland zuzugestehen.

Wir schließen hiermit unsere Uebersicht, obwohl sie gewiß noch manche Schrift aufnehmen könnte, welche zwar erschienen, aber uns bis jetzt weder zugegangen, noch dem Titel nach zu unserer Kenntniß gelangt ist. Das Urtheil über die Gesamtleistung der deutschen Presse bei einem so großartigen Anlaß stellen wir unsern Lesern anheim. Wollen aber unsere eigene Ansicht nicht verleugnen, daß wir noch immer einer Geschichte der deutschen Befreiungskriege, die als ein classisches Werk historischer Kunst allgemeiner Anerkennung würdig sei, vergeblich harren.

Karl Gustav von Serack.

Kaulbach's Carton „Das Zeitalter der Reformation“.

Das londoner „Athenaeum“ enthält in seiner Nummer vom 5. September folgende Notiz: „Während Historiker über den für das Lutherdenkmal zu Worms geeignetsten Platz streiten, hat sich betrefend des Reformationsjahres auf Kaulbach's neuem Carton eine nicht ganz uninteressante Frage erhoben. Man wird sich aus dem „Athenaeum“, Nr. 1800, erinnern, daß auf dem ursprünglichen Carton Luther, die Bibel über sein Haupt erhebend, die Mittelfigur bildete. Gegen diese Auffassung wurden so viele Einwände, namentlich in einer kräftigen, aber nur zu bitteren Kritik in den „Grenzboten“ gemacht, daß Kaulbach diese Attitude änderte und diejenige adoptirte, welche Rietchel für das wormser Denkmal wählte. Luther steht jetzt in der Mitte und hält die Bibel geschlossen im linken Arm; die rechte Hand legt er an sein Herz und den Blick voll ruhiger Ueberzeugung richtet er gen Himmel. Wir müssen jedoch allen Kritikern Deutschlands gegenüber bemerken, daß die erste Idee, ob für Luther's Charakter typisch oder nicht, doch viel passender gewählt war, um das Wirken Luther's zur Anschauung zu bringen. Nicht die Bedeutung des Mannes, sondern die Bedeutung seines Werks sollte der Carton vor Augen stellen, und was die eigentlichen Zwecke der Reformation betrifft, so war seine Uebersetzung eine der wirksamsten Waffen derselben, die durch die aufgeschlagene, der Welt hingehaltene Bibel symbolisirt wurde. Indem der Maler später Luther in einen persönlichen Typus unter symbolischen Typen verwandelte, opferte der Künstler die Harmonie seiner Idee was ihm dadurch der innern Bedeutung des Gegenstandes Abbruch. Diejenigen, welche diese Abänderung veranlaßt haben, vergessen, daß die Stellung eines Mannes in der Geschichte von seiner Stellung in der Biographie weit verschieden ist“ u. s. w. Wir erinnern uns nicht mehr recht, was die Kritik der „Grenzboten“, die wir ohnehin nur durchgesehen haben, an der früheren Kaulbach'schen Auffassung des großen Reformators zumißt auszusagen für gut fand; im allgemeinen aber tabelte das Publikum daran nicht sowohl die aufgeschlagene, aller Welt vorgehaltene Bibel in Luther's emporgestreckten Händen, als das Zurücktreten des Reformators gegen die mehr hervortretenden Gruppen im Vordergrund, die dadurch bebingte Kleinheit seiner Gestalt, die Unähnlichkeit seines Antlitzes mit dem bekannten, dem Volke liebgewordenen Bildnisse Luther's. Hierbei sei bemerkt, daß Franz Köber bei Bruckmann in Stuttgart (1863) eine mit einer photographischen Nachbildung des früheren Cartons n. s. w. ausgestattete instructive Schrift: „Historische und biographische Erläuterungen zu Wilhelm von Kaulbach's Zeitalter der Reformation“, erscheinen ließ, worin der Verfasser unter anderem bemerkt: „Verstehen wir nun, was der Meister dachte, als er die Friedensgruppe so recht in die Mitte seines Gemäldes stellte? als er auf Luther's deutsche Bibel den Spruch schrieb: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst?“ als

er den Friedensgesandten die ausdrucksvolle Geberde gab, welche mahnend auf diesen leuchtenden Spruch hinweist? Hier in dieser schönen Friedensgruppe, deren edle Wärme und Begrüßung alles überglänzt, liegt Kern und Herzschlag für das ganz reichbewegte Gemälde. Wohl zeigt es uns die Bälternscheidung vom Mittelalter und seiner einsichtsvollen Gestaltung, aber es sagt uns auch: das höchste und schönste Ziel dieser ungeheuren geistigen Bewegung sei christliche legendenreiche Freiheit, Freiheit aller in wahrhafter Versöhnung! Ihr also, die ihr jetzt über nach hundert und mehr Jahren des Gemäldes schaut, die ihr euch feierlich gestimmt und in der Seele erhoben fühlt vor dieser Versammlung hoher Männer, die ihr in dem edeln Flug und Aufstreben der Linien dieses Gemäldes, in der schönen Verschlingung und Harmonie seiner Gruppen ahnt, daß eine höhere Weltordnung walte, erhebt auch ihr euch über den engen Horizont der Confessionen!“

Im übrigen ist es dem Künstler gar nicht daran gelegen, die Bedeutung der Reformation für Religion und Kirche, sondern wie aus den sehr verschiedenen Zeiten und Nationen angehörenden Gruppen des Bildes hervorgeht, den Sieg des Geistes über alle Theologie und damit die von aller religiösen Verwirrung und allem theologischen Zwange abstrahirende freie Entwicklung im Staatsleben wie in Kunst, Poesie und Wissenschaft hervorzuheben, womit übrigens Luther und die übrigen Reformatoren selbst, bei denen die theologische Richtung allein maßgebend war, wol sehr wenig einverstanden sein würden.

Wir lasen zwar im ersten Heft der in Hamburg erscheinenden Monatschrift „Orion“ in einer sonst recht interessanten Abhandlung über die Arbeiterdichtung in Frankreich, daß Luther wie Christus, wenn sie heutzutage unter uns einherwandeln und den häufig ungerechten und geringschätzigen Ton vernahmen, mit welchem das Volk und die Volksführer der Gegenwart sich die Unzulänglichkeit früherer Reformationslehren bekennten, mit lächelnder Triumphatormiene sich der Erweiterung ihrer Ideale und des gerade durch das Medium ihrer Lehre vermittelten Vernunftsieges erfreuen würden. Nun, man muß von dem Wirken, Wollen und Streben, wie von der streng religiösen Gesinnung und dem festen Bibelglauben Luther's, um nur bei diesem hier stehen zu bleiben, sehr wenig wissen und die falschesten Vorstellungen haben, wenn man zu behaupten wagt, daß Luther sich mit „lächelnder Triumphatormiene“ der Erweiterung seiner Ideale, wie sie jetzt hervortritt, und des durch das Medium seiner Lehre vermittelten Vernunftsieges erfreuen würde. Von dem, was der Verfasser des erwähnten Aufsatzes unter der „Erweiterung der Ideale“ Luther's versteht, bezweifle ich nicht das Gegentheil. Und so auch würde Luther gegen die ihm von Kaulbach auf seinem Carton octroyirte Verbindung mit Vertretern der Wissenschaft und auf andern Gebieten hervorragenden Notabilitäten, die einem ganz andern Princip huldigten und in entgegengesetzter Richtung fortgeschritten, ohne Zweifel feierliche Verwahrung einlegen.

A. M.

Notizen.

Eine englische anthropologische Zeitschrift.

Von einer in London bei Trübner erscheinenden neu gegründeten Vierteljahrschrift „The anthropological review, and journal of the anthropological society of London“ liegen uns die beiden ersten Hefte vor. Sie enthält und wird enthalten: Originalartikel und Uebersetzungen von in fremden Sprachen geschriebenen Abhandlungen (die vorliegenden Uebersetzungen enthalten z. B. die Uebersetzungen einiger Abhandlungen Anthropologischen Inhalts von Theodor Bischoff und Rudolf Wagner); Kritiken britischer und ausländischer Hauptwerke über Anthropologie; die officiellen Berichte über die Sitzungen der Anthropologischen Gesellschaft in London, Mittheilungen über die Verhandlungen anderer Gesellschaften, soweit sie anthropologische Fragen betreffen, endlich vermischte Mittheilungen. In der Auguslieferung waren für uns von besonderem Interesse ein

Aufsatz von St. R. Charnod „On the science of language“, welcher Max Müller's „Lectures on the science of language“ zur Grundlage hat, und eine Abhandlung „The influence of race on art“, der mit Bezug auf James Fergusson's „History of modern architecture; with an appendix on ethnology from an architectural point of view“ geschrieben ist. Fergusson's Werk, soweit es dessen ethnologischen Theil betrifft, denn dem die Architektur selbst betreffenden Theile wird ein tiefes und umfassendes Wissen nachgerühmt, wird ziemlich scharf getadelt. Fergusson beginne mit einem Irrthum, indem er zu Anfang der Schöpfung ein vollkommenes Paar annähme, und er schreite mit Irrthum fort, indem er der Meinung sei, daß die Menschheit mit der Civilisation begonnen habe und dann infolge ihrer Enttönnung von dem Urthod in Barbarei ausgeartet sei. Dem Dritten selbst scheint Fergusson allen eigentlichen Kunstsinne abzuspüren, und der Verfasser der Kritik gibt zu, daß die Künste bei diesem hart arbeitenden, schiff- und strombauenden Volke, bei dem der Diadact den Triumphbogen und das weiß angestrichene Kirchlein die mächtige Kathedrale verdrängt habe, und welches den Gewinn aus irgendeiner Spinnfabrik oder Ziegelei allen nichts einbringenden Herrlichkeiten des St. Peter-Doms vorziehe, allerdings einen schweren Stand hätten. Nur belaste Fergusson die Nation selbst mit einem Vorwurf, welcher unsere Zeit treffe. Aus älteren Tagen besäße England noch Abteien und Kathedralen genug, welche noch die Bewunderung der Christenheit seien. Aber alles habe seine Zeit. Wir seien in eine Ära des Materialismus und des Utilitarismus eingetreten, und da baue man eben keine Kathedralen mehr, sondern Eisenbahnen und Dampfschiffe. „Wir haben keine Architektur“, bemerkt der Verfasser, „weil wir nicht mehr den begeisterten Glauben des Mittelalters haben. Wir leben in der Zeit des untergehenden Glaubens. Der Protestantismus reißt nieder, was der Katholicismus aufrecht zu erhalten und aufzubauen zu schwach ist. . . . Nur in der Flutzeit eines neuen, nicht in der Ebbezeit eines alten Glaubens erhebt sich die Menschheit zu jenen Gedankenhöhen, wo, wie infolge einer hesychastischen Vision, sich neue und originelle Formen der Schönheit ihren begeisterten Sehern offenbaren. Von Großbritannien bis Japan ist die ganze Welt in einem geistigen Zusammenbruch begriffen. Ueberall steigt der Schrei der Betrübnis, der Wehruf der Verzweiflung, das Geföhln des Todes aus den verlassen Tempeln, deren Priesterschaft nur noch mit jagdhaftem Herzen ihren vordringenden und siegreichen Feinden einen schwachen Widerstand entgegenzusetzen mag. Es ist die zwölfte Stunde der Nacht“ u. s. w. Man steht, daß der Verfasser, obgleich er allerdings mit Zuversicht erwartet, daß dereinst für die Menschheit ein neuer Tag anbrechen werde, doch an der Gegenwart den Leichengeruch wittert, und leider, leider mag er, was die höchsten sittlichen und geistigen Factoren betrifft, trotz einiger Uebertreibung nicht so ganz unrecht haben. J. M.

Bibliographie der deutschen Sprach- und Alterthumswissenschaft.

Das letzte Heft (Band 8, Heft 2) von Pfeiffer's „Germania“ bringt zum ersten male eine längst gewünschte und notwendige bibliographische Zusammenstellung der einschlagenden Literaturerzeugnisse und zwar der des verflorenen Jahres 1862. Diese „bibliographische Uebersicht“ rührt von Karl Bartsch her, welcher sich namentlich um Pfeiffer's „Germania“ wesentliche Verdienste erworben hat durch treue und fleißige Mitarbeiterschaft. Im ganzen sind 266 Nummern verzeichnet, darunter auch Werke, welche der deutschen Philologie nicht an sich zugehören, sondern nur zu ihr in irgendwelcher Beziehung stehen, sowie auch populäre Schriften. In Beziehung auf diese letzteren sagt der Bibliograph in einer Vorbemerkung: „Einer Nachforschung bedarf die Aufnahme der populären Literatur, die Germanenbände der deutschen Alterthumskunde umfaßt. Abgesehen davon, daß eine Grenze im einzelnen Falle oft schwer zu ziehen ist, ist es für die Geschichte und Entwicklung der deutschen

Philologie von Interesse zu sehen, wie weit die gelehrte Forschung in das große Publikum eindringt, an welchen Gegenständen das Publikum den meisten Antheil nimmt. Ich habe daher die Grenzen lieber zu weit als zu eng gezogen, habe jedoch fast überall bezeichnet, welcher Gattung von Literatur ein Buch angehört.“ In der Zusammenstellung hat Bartsch verschiedene systematische Rubriken eintreten lassen, bekennt jedoch, daß diese Anordnung nicht streng sei, indem manche Erscheinungen verschiedenen Abtheilungen beigezählt werden könnten. Unter der ersten Abtheilung „Begriff und Geschichte der deutschen Philologie“ sind nur wenige Schriften vertreten, die zweite umfaßt die „Bibliographie“, die dritte die „Heftigkeiten“, unter welchen wir Raumann's „Serapeum“ und Vephold's „Anzeiger“ vermissen, dann folgt „Sprachwissenschaft und Sprachvergleichung“, woran sich die „Deutsche Grammatik“, auch die specielle anreicht. Die sechste und siebente Abtheilung umfaßt die „Deutsche Lexikographie“ sowie die „Deutschen Mundarten“. An die „Deutsche Mythologie“ schließen sich in schiedlicher Weise an: „Sagen und Märchen“, „Volks- und Kinderlieder, Sprichwörter, Sitten und Gebräuche“, „Alterthümer und Culturgeschichte“, „Rechtsgeschichte und Rechtsalterthümer“ und schließlich die „Kunst“. Die folgenden Werke sind unter der Rubrik „Deutsche Literaturgeschichte und Sprachdenkmäler“ vereinigt. Da auch die Urkunden ein werthvolles Sprachmaterial abgeben, welches bei weitem noch nicht genügend ausgebeutet ist, so hat Bartsch mit Recht auf einige der bedeutendsten Urkundenwerke Rücksicht genommen, auch einige Schriften aus der lateinischen Poesie des Mittelalters, die eine wesentliche Ergänzung der nationalen bilden, sind zu erwähnen gewesen. Den Schluß der Bibliographie bilden Werke aus der mittelniederländischen, der mittellängischen und der altnordischen und isländischen Literatur. In der Regel hat Bartsch sich des Urtheils enthalten, nur hier und da ist der bibliographische Aufzählung eine kurze lobende oder tadelnde Bemerkung hinzugefügt. Eigentliche Recensionen sind nur wenige unter der Bibliographie anzutreffen, die von R. Vechlein und von Bartsch selbst herrühren, doch hat letzterer dann und wann auf schon erschienene wichtigere Beurtheilungen hinweisen können.

88.

Bibliographie.

Becher, S. W., Wahrheiten des Himmelreichs. Aus Predigten und Betrachtungen. Aus dem Englischen übersezt von einem Mitgliede des evangelischen Dom-Candidaten-Stifts zu Berlin. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 27 Ngr.

Böttger, G., Die Zeugnisse des Flavius Josephus von Johannes dem Täufer, von Jesu Christo und von Jacobus, dem Bruder des Herrn. Eine kirchengeschichtliche Abhandlung. Dresden. Gr. 8. 10 Ngr.

Briefwechsel Alexander von Humboldt's mit Heinrich Berg-haus aus den Jahren 1825—1858. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. Gr. 8. à 2 Thlr. 12 Ngr.

Danmer, G. F., Blumen und Früchte aus dem Garten christlicher Weltanschauung und Lebensentwicklung. Mainz, Kirchheim. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Handelsfürst und sein Erbe, oder: der Triumph der Pflicht. Eine Erzählung für die Welt von der Verfasserin der „Geraldine“. Aus dem Englischen von G. Braun. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr.

Heine, S., Poetische Werke. 1ter Band. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1864. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lionné, G., Der Pascha von New-Orleans. Ein sociales Bild aus den gegenwärtigen amerikanischen Kriegswirren. Berlin, Schlesier. 1864. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Schäube, L., Das Fürstkind im Volke. Original-Roman. Zwei Bände. Wien, Carlgraf. 8. 2 Thlr.

Schmidt, B., William Boyd der Raubmörder. Amerikanische Sittengeschichte neuester Zeit. Leipzig, F. Voigt. 1864. 8. 1 Thlr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Romane von Marie Sophie Schwarz.

Sieben erschienen:

Die Witwe und ihre Kinder.

Ein Erziehungsroman.

Aus dem Schwedischen von August Arckhschmar.

Zwei Theile. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Von Marie Sophie Schwarz erschienen in demselben Verlage:

Blätter aus dem Frauenleben. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Zwei Theile. 2 Thlr.

Die Arbeit adelt. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Drei Theile. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schuld und Unschuld. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 20 Ngr.

Zwei Familienmütter. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wilhelm Sternkrona. Oder: Ist der Charakter des Menschen sein Schicksal? Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr.

Die Frau eines eiteln Mannes. Eine Erzählung. Zwei Theile. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die trefflichen Romane der in Schweden so allgemein beliebten Schriftstellerin Marie Sophie Schwarz haben in Deutschland in kurzer Zeit einen nicht minder großen Leserkreis gefunden wie die ihrer Landsmänninnen Frederike Bremer und Emilie Flygare-Carlén. Bei der Reinheit der sittlichen Tendenz, welche in ihnen vorwaltet, kann es nicht überraschen, daß diese edeln Darstellungen des häuslichen und geselligen Lebens sich immer mehr in deutschen Familien einbürgern.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Kriegsbilder aus Amerika.

Von B. Estván,

Oberst der Cavalerie der conföderirten Armee.

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Colonel Estván's „Kriegsbilder aus Amerika“ sind ein höchst beachtenswerthes Buch, das deutsche Leser um so mehr interessieren wird, je weniger Inverläßiges und Unparteiisches bisher aus dem Kampfe zwischen den Nord- und Südstaaten der amerikanischen Union veröffentlicht wurde. Der Verfasser, Ungar von Geburt, hat in verschiedenen europäischen Kriegen mit Auszeichnung gedient, und war durch Umstände genöthigt, in den Reihen der Conföderirten zu kämpfen, während seine persönlichen Sympathien der Erhaltung der Union angehören; gerade diese eigenthümliche Lage begünstigte in hohem Grade die Unbefangenheit seiner Beobachtung. Selbst amerikanische Blätter nennen die Schilderungen, welche der Verfasser gleichzeitig in englischer Sprache herausgab, „das Beste und bei weitem Lesenswertheste, was über den Krieg erschienen ist“.

Sieben erschienen bei mir:

Touzellier, Nouvelle conversation française, suivie de modèles de lettres, de lettres de change et de lettres de commerce, mit gegenüberstehender deutscher Uebersetzung. Geb. 10 Sgr.

Früher erschienen folgende empfehlenswerthe praktische Lehrbücher zum Selbstunterricht in den neuern Sprachen.

Gusch u. Skelton, Handbuch der englischen Umgangssprache. 2. Aufl. Eleg. geb. 1 Thlr.

The English Echo, Praktische Anleitung zum Englischsprechen. 3. Aufl. 15 Ngr.

Siedler u. Sachs, Wissenschaftliche Grammatik der englischen Sprache. 1. Bd. 1 Thlr. 15 Ngr. — 2. Bd. 2 Thlr.

Jonson, Ben, Sejanus, herausgegeben und erklärt von Dr. C. Sachs. 10 Ngr.

Louis, Handbuch der englischen Handelscorrespondenz. 15 Ngr.

Macaulay, a Description of England in 1685, to which are added notes & a map of London by Dr. C. Sachs. 15 Ngr.

Barbault, Leçons pour les enfants de 5 à 10 ans. 7^e édition. Avec vocab. 15 Ngr.

Booch-Arkoff, Praktisch-theoretischer Lehrgang der französischen Schrift- und Umgangssprache nach dem feinsten Pariser Dialect. 2. Aufl. 1 Thlr. Schlüssel dazu 10 Ngr.

Echo français, Praktische Anleitung zum Französischsprechen. 4. Aufl. 15 Ngr.

L'Eco italiana, Praktische Anleitung zum Italienischsprechen. 3. Aufl. 20 Ngr.

Eco de Madrid, Praktische Anleitung zum Spanischsprechen. 1 Thlr. — Geb. 1 Thlr. 5 Ngr.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Wilhelm Diolet in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Staatsrecht der Preussischen Monarchie.

Von Dr. Ludwig von Rönne,
Appellationsgerichtspräsident.

Zwei Bände. 8. Geh. 8 Thlr.

(1. Lieferung 1 Thlr. 10 Ngr. — 2. Lieferung 1 Thlr. 20 Ngr. — 3. Lieferung 1 Thlr. 20 Ngr. — 4. Lieferung, 1. Hälfte 25 Ngr. — 4. Lieferung, 2. Hälfte 25 Ngr. — 4. Lieferung, Schluß 1 Thlr. 20 Ngr.)

Die systematische Darstellung des gesamten öffentlichen Rechts in Preußen, des Verfassungs- wie des Verwaltungsrechts, war ein längst anerkanntes Bedürfnis, und wegen des engen Zusammenhanges Preußens mit dem gemeinsamen deutschen Vaterlande zugleich eine Aufgabe von allgemeiner Wichtigkeit. In vorliegendem Werk ist diese Aufgabe von einem der befähigten und berufensten Bearbeiter in einer Weise gelöst worden, welche dieselbe für jeden preussischen Staats- oder Communalbeamten, Volksvertreter und sonst an den politischen Angelegenheiten Theilnehmenden unentbehrlich macht.

Frühere Abnehmer des Werks, welche dasselbe nicht vollständig besitzen, wollen die ihnen fehlenden Lieferungen baldigst bestellen, da einzelne Lieferungen nur noch in geringer Anzahl vorhanden sind.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 43. —

22. October 1863.

Inhalt: Die preussische Expedition nach Ostasien. — Ein deutscher Sonderling. — Ein Roman aus Tirols Vergangenheit — Notizen. (Heinrich Heine und Ferdinand Lassalle; Tagebuch eines Engländers aus dem Feldzuge der Conföderirten in Pennsylvanien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Die preussische Expedition nach Ostasien.

1. Die preussische Expedition nach China, Japan und Siam in den Jahren 1860, 1861 und 1862. Reisebriefe von Reinhold Werner. Mit sieben Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte. Zwei Theile. Leipzig, Brodhaus. 1863. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.
2. Japan und China. Reiseftizzen, entworfen während der preussischen Expedition nach Ostasien von dem Mitgliede derselben Hermann Maron. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1863. 8. 2 Thlr. 7 1/2 Ngr.
3. Die preussische Expedition nach Ostasien in den Jahren 1859 — 62. Reisebilder aus Japan, China und Siam. Aus dem Tagebuche von J. Kreyher. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1863. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.
4. Erinnerungen an Preussens ostasiatische Expedition in den Jahren 1859, 1860, 1861 und 1862, mit besonderer Berücksichtigung Sr. Maj. Segelfregatte „Thetis“. Eine Reisebeschreibung in Versen von Georg Schöber. Mit Zeichnungen von v. Wittowski. Danzig, Rafemann. 1863. Lex. 8. 24 Ngr.
5. Ein Rest der deutschen Flotte auf einer Reise um die Erde. Von Georg Thaulow. Erster Theil. Hamburg, Perthes, Besser und Mauke. 1862. Gr. 8. 18 Ngr.

Nicht weniger als vier verschiedene Werke sind uns bis heute schon als literarisches Resultat der preussischen Expedition nach Ostasien zugekommen, und da sich unter diesen noch keins von Wilhelm Heine, noch kein offizieller Bericht der unserer Expedition beigegebenen Künstler- und Gelehrten-Gesellschaft befindet, so darf das literarische Conto der Expedition auch mit den vorliegenden vier Erscheinungen noch nicht als abgeschlossen betrachtet werden. Wir indeß warten das wahrscheinliche Ende der Reihe nicht ab und halten eine Uebersicht schon jetzt für sehr lohnend, den Stoff der bisherigen Berichte schon mehr als hinlänglich für einen Bericht von unserer Seite und für unsern Kreis.

Bei dem jetzt auf allen Gebieten vorherrschenden Einfluß politischer Sympathien und Antipathien kann es nicht fehlen, daß man auch die literarischen Ergebnisse der ersten großen See-Expeditionen Oesterreichs und Preussens gelegentlich in Vergleich ziehen wird und einer bloß glänzenden literarischen Repräsentation als namentlich durch

das Werner'sche Buch bedarf dann unserer Meinung nach die preussische Expedition nicht erst, um den Vergleich mit Ehren zu bestehen, wenn man nämlich als zuständigen Richter den gebildetsten Theil des großen Lesepublikums anerkennt. Die Zeiten sind im allgemeinen nun doch vorüber, wo der Staat an derartigen Werken das Beste thun konnte. Dickses Velinpapier, vergoldete Einbände, Kupfer, Karten und zu Hause gezeichnete hübsche Illustrationen verblenden uns nicht mehr. Ein Werk, was seinem innern Gehalt nach einmal nicht mehr als ein angenehmes und lehrreich unterhaltendes Lesebuch zu sein beanspruchen darf, wird durch einen solchen kostbaren Ballast eher auf den Grund gezogen als flott gemacht, und wenn es nur deshalb wäre, weil man Lesebücher doch bequem will halten können, was eine auf Staatskosten erzielte Wohlbeleibtheit derselben gewöhnlich verhindert.

Die bis jetzt vorliegenden prosaischen Berichte von der preussischen Expedition sind alle drei (denn die gereimte Prosa des vierten gehört nicht hierher) sehr lesbare und lesendwerthe Bücher. Wir können in d. Bl. nicht allen dreien mit derselben Aufmerksamkeit folgen, denn die Wege der auf den verschiedenen Schiffen der Expedition vertheilt gewesenen Autoren weichen doch zu wenig voneinander ab und ihre Beschreibungen sind auch zu ersichtlich für dasselbe weitere Publikum verfaßt, als daß eine gleichmäßige Recapitulation aller drei Berichte hintereinander unsere Leser nicht ermüden sollte. Nur den zuerst in unsere Hand gekommenen Reisebericht, den Werner'schen, werden wir daher in Betreff der geschilderten Gegenden und Gegenstände eingehender benutzen und die übrigen mit einer kurzen Charakteristik ihrer subjectiven Besonderheit abfertigen müssen. Ebenso rathen wir, offen gestanden, niemand, alle drei Berichte hintereinander im Original zu lesen. Suche man sich von den drei Führern, die sich darbieten: einem klar-praktischen Rationalisten, einem sinnig-träumerischen Zweifler und einem nicht gerade obscurantistischen, aber neuevangelisch-frommen Pfarrer, den Mann seines Herzens, und danach belehre man sich über die östliche Welt entweder aus Werner's, aus Maron's

oder aus Kreyher's Buch. Anders kein rechtes Gefühl der Befriedigung von solcher Lectüre.

Reinhold Werner läßt sich in seiner Schrift „Die preussische Expedition nach China, Japan und Siam“ (Nr. 1) sehr bestimmt über die Bedeutung der vielversprochenen preussischen Expedition nach Ostasien aus:

Mögen Reid und Misgunst der preussischen Expedition nach Ostasien Motive unterlegen, welche sie wollen, mögen engherziger Particularismus und Kleinkaaerei nur ein unfruchtbares Großhändler- und ein Hässchen nach Popularität darin erblicken: man wird nie die Thatsache fortlegen können, daß Preußen durch seine Expedition dem gemeinsamen Vaterlande und dessen Handel einen sehr großen Dienst geleistet hat. Dies kann insbesondere derjenige vollkommen ermessen, der die Expedition mitgemacht, der ihren Eindruck beobachtet und namentlich die hier draußen ansässigen deutschen Kaufleute gehört hat, die wol allein ein competentes Urtheil darüber fällen.

Nicht minder bestimmt läßt er indessen alsbald ein Wenn und Aber nachfolgen. Für die Wirksamkeit des mit China erzielten Vertrags nämlich ist *conditio sine qua non* (II, 223 fg.):

An die Residenz eines preussischen Diplomaten (in Peking) muß sich gleichzeitig die Stationirung eines preussischen Geschwaders in den chinesischen Gewässern knüpfen, ja dies ist der chinesischen Regierung gegenüber sogar bedingt. Ein Gesandter oder Consul ohne Kanonen hat in China ziemlich dieselbe Bedeutung wie in Haiti, und das Erscheinen von Kriegsschiffen in irgendeinem chinesischen Hafen, wo ein Streitfall entstanden, ist ein Argument, dessen praktischer Werth von den Mandarinen nie unterschätzt wird.

Dieselbe Bedingung dürfte wol fraglos für die Nutzbarkeit der Verträge mit Japan und Siam gelten. Der japanesische Vertrag unterliegt aber auch noch einem zweiten großen Wenn; er hat nicht können auf den Zollverein, Mecklenburg und die Hansestädte ausgedehnt werden und bei weitem die meisten der die ostasiatischen Gewässer befahrenden deutschen Schiffe sind außerpreussische. Werner sagt in Bezug hierauf (II, 186):

Das Factum ist leider vorhanden, wenn auch von keiner großen Bedeutung, da Zollvereinschiffe leicht preussische Flagge erhalten können und überdies es unmöglich noch lange Jahre dauern kann, bis die deutschen Nord- und Ostseestaaten, welche in die östlichen Gewässer schicken, in einer oder der andern Form mit Preußen eine gemeinschaftliche Flagge führen.

Schätzen wir das Sachverständniß Werner's noch so hoch, wir vermögen uns über diese Wenn und Aber keineswegs gleich leicht mit ihm hinwegzusetzen. Noch auf lange Zeit hinaus rechnen wir weder auf eine preussische Flottenstation in den ostasiatischen Gewässern, noch auf eine gemeinsame Flagge der deutschen Nord- und Ostseestaaten; die handelspolitische Bedeutung der preussischen Expedition kann uns daher auch nach Werner's eigenen Gründen ebenso wenig gesichert erscheinen. Möge die Unterhaltung eines ausreichenden Geschwaders im chinesischen Meere, wie Werner berechnet, immerhin kaum 250000 Thaler jährlich erfordern; diese 250000 Thaler werden unter der jetzigen preussischen Regierung weder gefordert noch bewilligt werden, trotz der außerordentlich günstigen Finanzlage des Staats. Was aber gar die gemeinsame Flagge und auswärtige Vertretung der deut-

schen Vereinststaaten anbelangt, so wird die „allerneueste Aera“ wol kaum ein Resultat zu Wege bringen, um das sich die große Bewegung von 1848, die Unionpolitik und die Begeisterung der „neuen Aera“ vergeblich abgemüht haben, noch weniger wird sie Hamburgs Reichthum unter ihre Separatflagge locken, Abt nicht durch den von Graf Eulenburg abgeschlossenen Handelsvertrag mit Japan.

Glücklicherweise hängt der Erfolg des Werner'schen Expeditionsberichts nicht von dem Erfolge der Expedition ab und wird durch die preussischen Verfassungswirren nicht gefährdet werden. Ja, er ist bereits gesichert; denn nur dem entsetzlichen Bruch, den seine Reiseberichte bei ihrem ersten allmählichen Erscheinen in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ schon gefunden haben, verdanken wir ihre nunmehrige Sammlung und gesonderte, erweiterte Herausgabe.

Werner's Bericht gibt sich schon durch das einfach anständige Aeußere, in welchem er neuerdings vor uns tritt, als einen guten Umgang für die gute Gesellschaft; er will nicht in frogender Gala auf dem Bücherbrett paradien, sondern traulich zur Hand genommen und bequem gelesen sein. Heben wir von seinen vielen angenehmen Eigenschaften noch die eine, niemals langweilig zu werden, namentlich hervor, so halten wir ihn in seiner Art besonders gut empfohlen; denn vielleicht in keinem Fach der Literatur werden wir so häufig mit bloßer Wiederaufräumung des längstbekannten abgespreißt, als in dem der Reisebeschreibungen.

Das macht aber: der Verfasser dieses Berichts ist selbst ein allgemein und hoch gebildeter Mann, der sehr fein fühlt, was er bei seinem Publikum voraussetzen und womit er es interessieren kann. Er geht nicht im Fache rein auf, nicht in alles lehren wollender Ignoranz unter, sondern benimmt sich schriftstellerisch genau als ein Mitglied derjenigen Gesellschaft, für die er schreibt. Um diesen seinen literarischen Takt vollkommen zu würdigen, achte man besonders auf diejenigen Kapitel seines Berichts, welche die Schiffsreise erzählen. Welch verlockende Gelegenheit für einen Seeoffizier, ungenießbar zu werden: und entweder mit Recapitulation aller nautischen Wissenschaften, die uns schon Freund Robinson Rüstig lehrte, oder mit höhern Erklärungen, die dem Laien doch nichts klar machen, zu ennuyiren! Werner aber hält inmitten solcher literarischen Gefahren ebenso zuverlässig Kurs wie als Commandant der „Elbe“ zwischen Sandbank und Klippe.

Bis zur Ankunft in der Sundastraße, in jenen jetzigen östlichen Gegenden, auf welche unsere Wißbegier bei der Lectüre seines Buchs vornehmlich gespannt sein muß, hütet er sich wohlweislich vor jedem längern Aufenthalt vor jeder ausführlichen Verbreitung. Nur im Vorübergehen werden die Azoren und die Canarischen Inseln angelaufen und die bekannten Gegenden hier und da von neuer Seite flüchtig skizzirt. Die lange Fahrt um das Cap wird sodann nur in Hervorhebung einiger Hauptmomente charakterisirt, ihre Eintönigkeit durch das

geschickt angebrachten Zwischensatz über Charakter und Sitten des Seemanns, ihre Schrecken durch das lebhaft colorirte Bild eines Sturms, der dem Commandeur der „Elbe“ die Johannisnacht 1860 zur längsten seines Lebens machte. Trotzdem die „Elbe“ von Teneriffa ausgehend einen neuen, von dem berühmten amerikanischen Hydrographen Maury dringend empfohlenen Weg wählte, der die Linie 150 Meilen westlicher, dem Cap St.-Roque näher schneidet als der gemeine, die Reise um 10—15 Tage abkürzt, von conservativen Seeleuten aber nach veralteten Erfahrungen noch immer gemieden wird, war sie doch von Wind und Wetter so wenig begünstigt worden, daß sie, statt wie gehofft am 20. Juli in Singapore zu sein, sich glücklich schätzen mußte, am 1. August nach zwölfwöchentlichen Strapazen bei der kleinen Stadt Anjer auf Java mit heiler Haut vor Anker zu kommen.

Lassen wir unsern kurzen Bericht von da ab die weiten Wege des Transportschiffs „Elbe“ unter Führung Werner's einfach verfolgen und es kann nicht fehlen, daß wir auf diese Art in einem letzten Ueberblick der ganzen Expedition die beste Empfehlung des Werner'schen Expeditionswerks zu Stande bringen.

Die Ruhe zu Anjer war eine sehr kurze. Da das ganze übrige Geschwader diese paradiesisch gelegene Zwischenstation aller Chinafahrer bereits die Woche zuvor passiert hatte, mußte auch die „Elbe“ von einem Aufenthalt, der alle Herrlichkeiten der tropischen Natur ohne ihre Nachtseiten zu bieten scheint, sofort wieder aufbrechen und zum Rendezvous nach Singapore eilen, wo sie am 7. August eintraf, und die Genossen, die Dampfschiffe „Arkona“, die Segelfregatte „Thetis“ und den Schooner „Frauenlob“ schon auf der Rheide versammelt fand. Diese drei Schiffe hatten die gewöhnliche Tour über Rio-de-Janeiro gemacht, während das Gesandtschaftspersonal unter dem Grafen zu Eulenburg (dem jetzigen Minister des Innern in Preußen) mit der Ueberlandpost nachkam und erst zu Singapore die „Arkona“ bestieg, um, durch den bevorstehenden Monsunwechsel gebrängt, wenige Tage darauf nach Jeddo in See zu gehen. Die „Elbe“ allein blieb zur Ausbesserung der in den Capstürmen erlittenen Schäden, dann durch eine unter der Mannschaft grassirende Fieberepidemie abermals aufgehalten, noch bis zum 4. September in Singapore zurück.

Dieses fast vierwöchentliche Verweilen reichte unserm Verfasser hin, ein umfassendes Bild des merkwürdigen, schnell emporgewachsenen Plazes aufzunehmen. Singapore war noch vor 40 Jahren nichts als ein öder, unter der Botmäßigkeit des Sultans von Djohore stehender Flecken; erst im Jahre 1822 warfen die Engländer ihr Augenmerk auf die so günstig an der Südspitze der Halbinsel Malakka gelegene Insel und erwarben sie mit Aufwand einer geringen Geldsumme und einer geschickten Politik von zwei um die Herrschaft streitenden Brüdern. Seitdem ist aus dem armseligsten Fischerdorf eine Colonie von über 100000 Einwohnern geworden, unter denen nur 590 unvermischte Weiße, meist Engländer, etwa 100 Deutsche, sich befinden. Mischlinge, Malaien, sogenannte

Klings, d. h. aus Indien eingewanderte Hindus und Mohammedaner, Javanen, Bengalesen und noch manche andere Stämme sind unter der übrigen Bevölkerung vertreten, keiner aber so stark als die schlauen Chinesen, welche allein ein Contingent von über 50000 Köpfen gestellt haben. Fast jede der erwähnten Nationen beschränkt sich auf ein besonderes Quartier und eine bestimmte Nahrungsquelle, nur die Chinesen geben sich zu allem her, wobei überhaupt Geld zu verdienen ist, und wie gut sie dabei zu fahren wissen, erhellt wol daraus, daß der reichste Mann in Singapore, der mindestens 30—40 Millionen Dollars in Vermögen besitzt, der allein Besuher der Insel wohlbekannte Bamphoa, ein Chinese ist. Doch wird Singapore

nur von den Malaien als fester Wohnsitz betrachtet, und alle fremden Bewohner, seien es Europäer oder Asiaten, sind mehr oder minder Zugvögel, welche „draußen sind“, um Geld zu erwerben. Und daß hier viel Geld erworben wird, davon empfängt der Fremde sogleich den lebhaftesten Eindruck, wenn er die Stadt betritt. Hier ist jedes Haus ein Laden, in dem die Erzeugnisse der ganzen Welt feil geboten werden. Hunderte von Nationalitäten schwärmen durcheinander, und vom Tagesgrauen bis spät in die Nacht herrscht ein so reges Leben, wie nur irgendetwas Weltmarkt aufzuweisen vermag. Hier ist ein dankbarer Platz für den Ethnographen, denn er hat Gelegenheit, alle diese fremden Völker in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit kennen zu lernen.

Indem uns nun Werner die hervorragendsten Gestalten des bunten Völkergebrängs erklärt, begehrt er den kleinen Irrthum, mindestens die Undeutlichkeit, einen Vetter, den eine leise Abweichung des Glaubens zum Todfeinde des Arabers macht, einen „Parfen“ zu nennen. Die Benennung „Parfe“ aber ist bei uns für eine Menschenklasse reservirt, deren Glauben außerordentlich stark von dem der Araber abweicht, für die Befenner der alten Religion Zaratustra's nämlich, für die Feueranbeter, und wir würden für einen solchen, auch wenn er der bekannten Gemeinde von Bombay angehörte, zwar außer der Benennung „Parfe“ auch die „Perser“ wagen dürfen, nimmermehr aber für den Perser, der mit dem Araber bloß durch den Glaubensunterschied der Schiten und der Sunniten verjeindet ist, die Benennung „Parfe“. Möglicherweise wol, daß in der östlichen Welt selbst diese Unterscheidung keineswegs gilt; in unserer Sprache aber ist sie einmal angenommen. Uebrigens gereicht es einem Wuche eher zum Lobe als zum Tadel, wenn man darin kein größeres Versehen als ein solches anzumerken findet.

Leider dürfen uns auch die vielen Vorzüge und Reize der Werner'schen Schilderung nicht zu einem längern Bleiben an dieser Stelle veranlassen. China, Japan und Siam liegen noch vor uns, schon Hongkong bietet uns des Interessanten wieder ebenso viel als Singapore.

Die ersten 14 Tage der Fahrt von diesem Plaze nach jenem vergingen still und eiförmig; am 17. September aber änderte sich plötzlich das Wetter und Anzeichen verkündeten das Nahen „eines jener furchtbaren Stürme, die, der Schrecken aller Seeleute, dem Chinesischen Meere eigen sind und nach dem chinesischen Namen Teifung, Mutter der Winde, von uns Teufun genannt werden“.

Es sind Wirbelsürme, die gewöhnlich im Osten beginnen, entweder in gerader Linie oder auch in der südlich oder nördlich gelegenen Curve vorwärts schreiten, mit einer alles Deutbare übertreffenden Furie wüthen und meistens 24 Stunden, selten über zwei Tage anhalten. Wehe dem unglücklichen Schiffe, das in ihre Nähe kommt oder wol gar ihr Centrum berührt. Ein solches Schiff ist fast ausnahmslos verloren und kann nur durch ein Wunder seinem Untergange entgehen. Im günstigsten Falle verliert es seine Masten, und nur große und stark gebaute Kriegsschiffe können einen Teufel biweilen mit geringem Verluste bestehen. (I, 106 fg.)

Werner's Bekanntschaft mit den neuern Forschungen und Entdeckungen über das Gesetz dieser Winde gelang es, die „Elbe“ vor der nahenden Gefahr zu flüchten, und da sich jeder fernere Versuch, im schlimmen Monat September während des Monsunwechsels die Richtung auf Japan gegen Wind und Wellen zu behaupten, als vergeblich herausstellte, strebte man der diesen Fall vorsehenden Ordre gemäß, den Hafen von Hongkong anzufeuern, um dort so lange zu bleiben, bis der Monsun seine regelmäßige Stärke erreicht haben würde und dann erst die Kreuzzug nach Japan fortzusetzen.

Am 21. September ward Victoria, die Hauptstadt von Hongkong erreicht, welche circa 5 Quadratmeilen große, am Ausflusse des Tschutiang oder Perlfusses gelegene Insel den Engländern ebenso ihren rapiden Aufschwung verdankt wie Singapur. Gleich diesem einst nur eine armelige Fischercolonie ist sie seit 1841 durch die Abtretung an England zur blühenden, reichen Niederlassung von 100000 Einwohnern erwachsen.

Hongkong hat seinen directen Handel; es exportirt weder, noch führt es nennenswerth ein, sondern es ist der Bankplatz für den gesammten chinesischen Handel und gewinnt dadurch so große Bedeutung. Die großen Handelshäuser haben hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen, weil es bislang der einzige Platz in China war, der Sicherheit des Eigenthums bot. In den verschiedenen chinesischen Küstenplätzen, die dem europäischen Handel offen stehen, wie Kanton, Swatow, Futschow, Ningpo, Schanghae und Tientsin, bestehen nur Commanditen, während Hongkong als Geldplatz der Kreuzpunkt des gesammten chinesischen Handels ist, die Residenz der merchant princes, Kaufmannsfürsten, wie hier die Chefs der großen Häuser genannt werden. Und wahrlich, sie sind Fürsten.

Es gibt welche unter ihnen, die nicht allein jährlich Hunderte von Schiffen befrachten, sondern auch noch 30 bis 40 eigene Fahrzeuge besitzen. Sie haben eigene Werften, Dock, Maschinenfabriken u. s. w. Zwei der ersten Häuser wetteifern darin, eigene Dampf-Postschiffahrt mit Singapur zu unterhalten, um 24 Stunden früher als die übrigen in Besitz der europäischen Nachrichten zu gelangen.

Um einen Begriff zu geben, welche Rolle die merchant princes im gesellschaftlichen Leben spielen, sei hier die Thatfache erwähnt, daß Dent und Comp. jährlich £0000 Pf. St., mithin über 325000 Thaler einzig für ihren Haushalt in Hongkong verausgaben, worin allerdings das Gehalt für das gesammte Personal einbegriffen ist. — Der englische Handel ist in Hongkong wie an der ganzen chinesischen Küste natürlich der bedeutendste, da sich England durch die verschiedenen Kriege zuerst Vortheile gesichert und sie ausgebeutet hat. Nach ihm kommt der amerikanische und dann zunächst der deutsche.

Letzteres betont Werner besonders, weil es die Deutschen selbst kaum wissen, während Engländer und Ame-

rikaner den Anwachs des deutschen Verkehrs in Ostasien längst mit neidischen Augen betrachten. Als Beleg für Bedeutung unserer Schifffahrt führt er an, daß vom Januar bis Ende September 1860 allein 93 hanseatische Schiffe mit einem Gehalt von 43776 Tonnen im Hafen von Hongkong einliefen, und bis zum Schlusse des Jahres noch einige zwanzig mit circa 11200 Tonnen erwartet wurden. Von andern deutschen Schiffen waren theils angekommen, theils bis 1861 noch erwartet, 55 Schiffe mit 30000 Tonnen (die Tonne = 2000 Pf. Zollgewicht); ferner deutsche Schiffe, die unter dänischer Flagge zu fahren haben (Goskneier), etwa 45 mit 25000 Tonnen. Dies gibt für ein Jahr über 200 Schiffe mit 110000 Tonnen, eine Zahl, die allein an Werth der Schiffe ein Kapital von mindestens 6 Millionen Thalern repräsentirt. Rechnet man dazu die Ladung mit dem doppelten Werth, was gewiß nicht zu hoch gegriffen ist, so cursirt in China deutsches Eigenthum im Werthe von 20 Millionen Thalern, ohne bis jetzt auch nur die geringste Aussicht auf Schatz zu haben, der bei den unregelmäßigen Zuständen des von Revolutionen erschütterten und am Vorabend einer großen politischen Umwälzung stehenden Landes dringend nöthig sein dürfte. (I, 117 fg.)

Und weiterhin begründet Werner diese Verhältnisse (I, 120):

Der Vortheil, den die Deutschen in der Küstenschifffahrt errungen, liegt hauptsächlich in ihrer Persönlichkeit den Chinesen gegenüber. Während Amerikaner und Engländer sowohl die chinesischen Kaufleute als die Passagiere auf eine brutale Weise behandeln, sie nicht viel besser als Neger ansehen und sich dadurch bei ihnen verhaßt machen, erblicken die gebildeten und humanen Deutschen in ihnen nur Mitmenschen, mit denen sie wie mit ihresgleichen freundlich umgehen. Diesen Unterschied wissen die Chinesen so wohl zu würdigen, daß sie, wenn irgendein deutsches Schiff zu haben ist, ganz bestimmt dasselbe allen andern Nationen vorziehen. Ja, wenn ein deutsches und ein fremdes Schiff für dieselbe Tour gechartert werden, erhält das deutsche fast regelmäßig eine höhere Fracht, und aus demselben Grunde kaufen deutsche Kaufleute häufig billiger als andere.

Es versteht sich, daß es Werner während seines fünfjährigen Aufenthalts zu Hongkong nicht verfaßte, die 25 deutsche Meilen stromaufwärts am Perlfusse gelegene Metropole des Südens, Kanton, zu besuchen. Die Tour wird mit amerikanischen Dampfschiffen in 7–9 Stunden gemacht und kostet exclusive Verköstigung 13½ Thaler oder 9 Dollars. An diesen seinen Besuch eines der großartigsten Mittelpunkte chinesischen Lebens und Treibens knüpft nun Werner die vielseitige Schilderung der socialen Zustände des himmlischen Reichs, welche die ganze zweite Hälfte des ersten Theiles seines Reiseverfs einnimmt. Er bemerkt einleitend an dieser Stelle (I, 128):

Manches, was ich schildern will, mag mit den Wahrnehmungen anderer Reisenden durchaus nicht übereinstimmen. Indessen China ist das Land der Gegensätze, und wenn ich vielleicht öfter gerade das Gegentheil von dem wahrgenommenen haben sollte, was andere Reisende vor mir beobachtet, so ist dies eben nur eine Folge der Widersprüche im chinesischen Charakter, den der eine so, der andere so kennen gelernt hat. Aus eben diesem Grunde habe ich meine Beobachtungen erst niedergeschrieben, nachdem ich bereits auch den Norden Chinas gesehen und mich an den verschiedenen Plätzen des Landes fast ein Jahr lang aufgehalten hatte. So glaube ich meinen Urtheilen die Gerechtigkeit benehmen und denselben die möglichste Objectivität sichern zu können.

Wir dürfen es leider nicht mit weitem, dem Buch selbst entnommenen Beispielen, sondern nur mit un-

zuverlässigsten Worte bekräftigen, daß dem Verfasser dies rühmliche Bestreben, seinen Urtheilen über China „die Einseitigkeit zu benehmen und die möglichste Objectivität zu sichern“, in einem sehr hohen Grade geglückt ist. Er schildert lebhaft und mit munteren Farben; er zeigt sich überall gleich weit entfernt von Vorurtheilen gegen, wie von sentimentalen Sympathien für seinen Gegenstand und ein freier Sinn unterstützt bei ihm ein scharfes Auge. Besonders wohlthuend tritt in seinen Ansichten auch wieder jene altpreussische Aufgeklärtheit zu Tage, nachdem wir in gewissen andern modernen Reise- werken den Maßstab anglikanischer Moralistik haben an die Sitten Ostasiens gelegt sehen müssen. Auch was die äußere Form betrifft, so muß es als ein sehr glücklicher Griff ausdrücklich anerkannt werden, daß Werner seinen chinesischen Stoff zu einer einzigen Darstellung zusammengefaßt und dadurch das Eintönige des fortlaufenden Reisetagebuchs, wo es sich thun ließ, immer wieder umgangen hat. Das Missionswesen der verschiedenen christlichen Bekenntnisse, die drei heidnischen Hauptreligionen, Recht und Rechtspflege der Chinesen, ihre Architektur und Gartenkunst, ihr Kunstgeschmack überhaupt, auch in Musik und Theater, ihre Literatur und Gelehrsamkeit, ihre Marine wie ihre Landarmee, ihr Unterricht- und Verwaltungswesen, ihre Feste, ihr öffentliches und privates, ihr geschlechtliches und ihr Familienleben, die Licht- und Schattenseiten ihres Nationalcharakters, ihre Landwirtschaft und Industrie, ihre Umgangsart mit den Fremden endlich, die Sprache, das aus Englisch und Chinesisch gemischte Witschen-Englisch und die Geldsorten, deren sie sich in diesem Umgange bedienen: alles dies und noch viele andere Themata werden von Werner berührt und mit Klarheit im Zusammenhange abgehandelt, sodaß man schwerlich aus einem andern Werke über China von nicht erheblich größerm Umfange die gleich mannichfache Kenntniß dieser fernen Welt wird schöpfen können, als aus den betreffenden Kapiteln unsern Reiseberichts.

Der Beginn des Nordostmonsuns brachte mit Schiffen von Kanagawa die Nachricht von der glücklichen Ankunft der „Arkona“ und „Aetia“ in der Bai von Jeddo, zugleich aber die Trauerbotschaft von dem wahrscheinlichen Verlust des Schooners „Frauenlob“, der am 2. September durch einen schrecklichen Teufstun von der „Arkona“ getrennt, seitdem spurlos verschwunden war. Bald folgte diesen Zeitungen ein Befehl des Geschwaders, mit der „Elbe“ sofort nach Nangasacki zu gehen, um die übrigen Schiffe dort zu erwarten und mit Vorräthen zu versehen. Am 1. November verließ Werner demnach Hongkong und begann dem kräftig entgegenblasenden Winde die 400 geographische Meilen betragende Strecke nach dem neuen Bestimmungsort durch mühseliges Kreuzen abzugewinnen. Im 6. November bekam er Formosa in Sicht, und da er am 10. November noch immer auf derselben Stelle und der widerwärtige Nordost nicht im mindesten nachlassen wollte, so ward beschlossen, an der Südostseite der Insel vor Anker zu gehen und der noch sehr wenig bekannten, schönen Küste einen Besuch abzustatten. Die

Formosaner jedoch, welche dem Kaiser von China zwar tributär, aber zum größten Theil kaum mehr als dem Namen nach unterworfen sind, zeigten sich diesem Vorhaben entschieden feindlich, empfingen die Anlandenden mit Büschenschnitten und beruhigten sich nicht eher, bis man ihnen wirksam auf gleiche Weise antwortete und zur Warnung von der „Elbe“ sogar einige Kanonenkugeln zusandte. Von weitem Landungsversuchen ward hierauf abgesehen, und nach zweitägigem Aufenthalte bei etwas schwächerem Gegenwinde die Fahrt fortgesetzt. Am 20. November erblickte man Cap Gotto, die westlichste Spitze Japans, und lief, nach einer im ganzen bei dieser Jahreszeit unerhört schnellen Reise, in die herrliche Bucht von Nangasacki ein. Ihr Anblick schlägt nach Werners Urtheil selbst die gerühmtesten Häfen der Welt, Rio-de-Janeiro, Lissabon und Konstantinopel. „Es scheint, als ob die Natur hier alles concentrirt habe, was sie an romantischer Schönheit, Lieblichkeit und Großartigkeit hervorzubringen vermag, und menschliche Kunst hat, wenn auch unbewußt, die Harmonie des Ganzen vollendet.“

Die Annehmlichkeit dieses Aufenthalts wurde den Preußen vorläufig noch durch die Sorge vor den Winkeltzügen und Unständlichkeiten der japanischen Behörden etwas getrübt, welche man, da der Vertrag während eines dreimonatlichen Verweilens des Gesandten in Jeddo noch immer nicht zu Stande gekommen war, jedenfalls zu gewärtigen hatte. Als die Hafenbeamten dann wirklich an Bord kamen, half man sich aufs Beste durch ein höfliches Ignoriren ihrer Wünsche und Befehle, benahm sich in aller Freundschaft ganz selbständig, und entging zuletzt allen Weiterungen durch die von Jeddo kommende Ordre, baldmöglichst in der Hauptstadt zum Geschwader zu stoßen. So sagte die „Elbe“ am 25. November der lieblichen Bai schon wieder Lebewohl, passirte zwei Tage später die Südspitze Japans, Cap Mitschikoff, lief durch die Wandiemensstraße und traf am 5. December wohlbehalten bei den andern Schiffen auf der Rhebe von Jeddo ein.

Die Gesandtschaft hatte seit dem 4. September, wie gesagt, dort inzwischen nicht mehr ausgerichtet, als sich mit der japanischen Regierung und der fremden Diplomatie in eine höfliche oder freundschaftliche Verbindung zu setzen. Eine stattliche Wohnung am Lande war ihr eingeräumt, eine Konferenz mit dem Minister des Auswärtigen war ihr gewährt worden, aber an den Ernst des Geschäfts schienen die Japanesen nicht eher geben zu wollen, bis das Eintreffen des Transportschiffs zur Versorgung des Geschwaders auf längere Zeit keinen Zweifel an der Geduld und Beharrlichkeit des preussischen Gesandten mehr bestehen ließ. Jetzt erfolgte ein Umschwung der Verhältnisse, die Sache ging plötzlich vorwärts, und wenigleich sich noch manche Schwierigkeiten erhoben, war doch der Vertrag Mitte Januar 1861 fertig und am Ende desselben Monats von den beiderseitigen Contrahenten unterzeichnet.

Die Hemmungen des politischen und socialen Fort-

schritt in Japan sind im allgemeinen sehr ähnlichen Einflüssen zur Last zu legen wie in Europa, wie in Deutschland. Auch in Japan gibt es eine Kreuzritterpartei, die der Daimios oder großen Feudalherren und der Jakonins, welche den niedern, stellenschnappenden Militär- und Beamtenadel repräsentiren. Diese Privilegirten verlieren an Vermögen und Ansehen durch alles, wodurch das übrige Volk in jeder Beziehung gewinnt, sie verkleinern durch jede mögliche Art von bürgerlicher Befreiung, am ersichtlichsten und schnellsten durch die Befreiung und Ausbreitung des Verkehrs mit andern Nationen. Das böse Beispiel der Amerikaner und sonstigen Fremden, welche dem anspruchsvollen Dünkel der Daimios und ihrer Gefolge ungescheut mit höhniischer Verachtung begegnen, hat die gute Sitte einer slavischen Unterwürfigkeit der niedern gegen die höhern Stände unter den Japanesen selbst bereits zu vergiften angefangen, und es ist demnach kein Wunder, daß jene adelichen Herren alles daran setzen, um „Thron und Altar“, d. h. ihre angenehme Stellung vor dem Import revolutionärer Ideen möglichst zu bewahren. Da inzwischen die materiellen Interessen Europas die conservativen Interessen Japans so gewaltsam kreuzen, daß selbst Graf Eulenburg zur Schädigung der letztern mitwirken mußte, so wird den Kreuzrittern des fernern Ostens ihr Widerstand schwerlich lange helfen. Es ist ein Unglück für sie, daß die Solidarität der conservativen Interessen von Berlin bis Jeddo nicht zu reichen scheint.

In einer Beziehung hat die gegenwärtige Lage Japans mit derjenigen Chinas eine unverkennbare Ähnlichkeit. Beide Völker befinden sich am Vorabend großer Ereignisse, beider sociale und politische Verhältnisse werden in Kürze eine totale Umwälzung zu bestehen haben. Nur wird dieselbe in Japan vermuthlich leichter, besser, gesünder und naturwüchsig von Statten gehen als die in China bereits so gewaltsam begonnene. Dafür bürgt der gesündere, edlere und kräftigere Charakter des japanischen Volks, dem auch Werner dem Naturell der Chinesen gegenüber alle Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Greifen wir einige Urtheile über die Nation aus seiner Schilderung Japans, auf die wir ja doch sonst nicht näher eingehen können, heraus, und wir werden es aufs neue bestätigt finden, daß keine Völkerschaft Ostasiens unserer Aufmerksamkeit und unsers Antheils würdiger ist als die Japanesen.

Um zunächst den so nahe liegenden Vergleich mit China im Auge zu behalten, so bemerkt Werner in dieser Richtung (II, 42):

Als ich zum ersten mal die Straßen von Jeddo betrat, drängte sich mir unwillkürlich eine Vergleichung mit Kanton auf und, wie schon in Nangasacki, lehnte auch hier ein einziger Blick auf Straßen, Menschen, Häuser, daß Japanesen und Chinesen weder demselben Menschenstamm angehören, noch daß sie auf derselben Culturstufe stehen. Japan hat China bei weitem überflügelt, darüber kann kein Zweifel bestehen und es würde sich ebenbürtig den civilisirtesten Staaten Europas an die Seite stellen, wenn es während der letzten 200 Jahre oder auch nur so lange wie China mit diesen in Berührung gewesen wäre.

Namentlich einen großen Vortheil haben die Japanesen vor ihren Nachbarn voraus (II, 85 fg.):

Sie sind ein fortschreitendes Culturvolk. Sie überschätzen sich nicht und besitzen nicht die lächerliche Arroganz, sich als das einzig gebildete Volk der Erde zu betrachten. Im Gegentheil erkennen sie willig die Ueberlegenheit der Europäer an, nehmen sie ungescheut zu Lehrern und suchen aus ihren Werken und Büchern das zu lernen, was sie selbst nicht wissen. Dabei kommt ihnen ihr ungemeines Imitationsvermögen außerordentlich zu statten, aber dieses beschränkt sich nicht, wie in China, auf das Mechanische und die Formen, sondern schließt auch ein Verständniß der Ideen und des Geistes ein.

Da nach einem englischen Vorschlag der Grad der Kultur nach dem Seifeverbrauch der Nationen am sichersten zu bestimmen wäre, so dürfte schon ihre höhere Reinlichkeit den Japanesen den Vorrang vor den Chinesen sichern.

Die japanesischen Buddhatemple z. B. fand Werner zwar übrigens den chinesischen ziemlich gleich, nur „viel freundlicher und sauberer“. Die japanischen Buddhisten haben wol den Kultus, aber nicht den Schmutz ihrer chinesischen Nachbarn übernommen.

Die japanische Sprache ist zwar eigentlich von der chinesischen völlig verschieden, dennoch verdanken und ablehnen die Japaner den Chinesen auf diesem Felde sehr vieles und scheinen sich ihnen sprachlich gewissermaßen unterzuordnen. Nicht nur, daß die geschriebenen und gedruckten chinesischen Charaktere in Japan vielfach im Gebrauch sind und verstanden werden, auch die chinesische Sprache wird mit einem besondern japanischen Accent allgemein als Gelehrtensprache gebraucht und nimmt in Japan ungefähr die Stelle ein wie das Lateinische zu Zeiten des Mittelalters in Europa.

Für fremde Sprachen haben die Japanesen großes Talent; sie fassen sehr leicht deren Geist auf, eignen sich merkwürdig gut die Aussprache an, und von jenem Rauberwelsch der Chinesen, das ich früher erwähnte (das sogenannte Pitschen-Englisch), findet sich keine Spur. . . . Die Vorträge des Dr. Pompe (in dem von der japanischen Regierung neugegründeten ärztlichen Lehrinstitut) werden holländisch gehalten, und seine Eleven schreiben sie japanesisch nach. Wo findet man etwas Ähnliches? Wir waren vier Wochen in Japan, als uns schon aus den meisten Verkaufsläden in Yokohama, sobald wir über die Straße gingen, ein: „Guten Tag, Preuß, wie geht's, wollen Sie nichts kaufen?“ entgegenschallte. (II, 87 fg.)

Die Schulbildung des Volks ist noch allgemeiner als in China. Während sie sich dort meistens nur auf den männlichen Theil der Bevölkerung erstreckt, schließt sie hier auch das weibliche Geschlecht ein, obwohl es ebenfalls nur Privatschulen im Lande gibt. Die Dienstmädchen in Japan benutzen ihre freie Zeit, um sich gegenseitig freundschaftliche Briefe zu schreiben, und der mit Lumpen bedeckte Kuli überrascht uns durch sein Verständniß des Lesens und Schreibens. Nach dem, was wir von der Volksbildung gesehen, kann es kaum ein Procent der Bevölkerung geben, das des Lesens und Schreibens unfähig wäre. (II, 82 fg.)

Für und das Anstößigste an den japanesischen Sitten wird immer jene bekannte in Wäbern und Trenchäusern, ja auf den Straßen zur Schau getragene Nacktheit und sinnliche Ungenirttheit bleiben, welche uns zu dem Glauben bringen muß, daß Scham und Stillsamkeit Begriffe sind, die die Japanesen überhaupt gar nicht kennen und

würde wahrnehmlich ihre Sprache nicht einmal einen Ausdruck besitzt. Doch frappirt uns diese seltsame Abweichung von unserer Art vielleicht nur darum so sehr, weil die Japanesen uns an Körper und Geist näher stehen als z. B. Neger, Indianer, Malaien, deren Nacktheit und moralische Zustände wir von vornherein mit ganz andern Augen betrachten. Befinden wir uns jedoch in Gesellschaft von Menschen, deren Umgangsformen fast europäisch sind, und die sich überhaupt durch feines, tastvolles Benehmen — nach unsern Begriffen — auszeichnen, so legen wir unwillkürlich unsern Bildungsmaßstab in jeder Beziehung an, und es muß uns ebenso fremd als unangenehm berühren, plötzlich auf etwas zu stoßen, was sich von unsern gewohnten Anschauungen so weit entfernt. (II, 73.)

Mit manch andern ihrer Sitten und Gebräuche steht es dagegen so gar unbegreiflich wieder nicht, wie uns bislang vorgefabelt worden ist, so z. B. mit der berühmten Execution des Bauchaufschlitzens. Der Betroffene darf diese Strafe nicht eher an sich vollziehen, als bis die Ordre des Kaisers dazu eingetroffen. Daß der vornehme Verbrecher den Selbstmord nicht vorzeitig und daß er ihn nach empfangenem Befehl stets unweigerlich vollzieht, dazu wirken als stärkstes Motiv erbitterliche Bestimmungen, welche seiner Familie nur bei vollkommener Regelmäßigkeit des Verfahrens zugute kommen. Die Kaltblütigkeit, mit welcher der Selbstmord gewöhnlich geschieht, darf zudem nicht übertrieben werden. Es heißt zwar, der Verurtheilte schneidet sich den Bauch auf; aber „dies letztere ist nicht immer buchstäblich zu nehmen, sondern der Delinquent ritzt sich gewöhnlich nur kreuzweis die Bauchhaut, und ein hinter ihm stehender vertrauter Diener schlägt ihm den Kopf ab“.

Freilich auch diese Milde rung wird uns mit der ganzen Proce d u r noch nicht ver söhnen. Anlaß, die Japanesen zu beneiden, findet sich für uns erst auf einem sehr weit von diesen Dingen abliegenden Felde. Ihre Rührigkeit nämlich zur See, nachdem sie einmal mit dem alten System gebrochen und mit fremden Mächten in Verbindung und Wettstreit getreten sind, könnte uns Deutschen wol zum Beispiel dienen. Kaum war der erste Vertrag, der mit den Amerikanern, abgeschlossen, so begann die japanesische Regierung einzusehen, daß Japan in die Reihe der Handelsstaaten eintreten müsse und bald der Handel zur See ihren Schutz beanspruchen werde, der nur durch eine Kriegsflotte gewährt werden kann. Sie gestattete daher nicht allein ihren Untertanen den Schiffsbau nach europäischem Modell, sondern nahm ihn gleich selbst in die Hand und scheute keinen Versuch, kein Opfer, um eine Kriegsflotte, ja alles zum Selbstbetriebe des Schiffes- und Maschinenbaues nöthige Personal und Material zu erlangen.

Man war darin weitsichtiger wie in unserm guten Deutschland, das durch eine dänische Wofade lieber noch einmal seinen lährenden Handel lähmen läßt, als einige Millionen für so viel Schiffe aufwendet, um unsern Namen zur See geachtet zu machen. . . . Dafür aber ist es auch jedenfalls Japan vorbehalten, schon in nicht zu ferner Zeit in maritimer Beziehung eine große Rolle zu spielen und für Asien das zu werden, was England für Europa ist, mag es nun ein unabhängiger Nationalstaat bleiben oder eine russische Colonie werden. (II, 115 fg.)

Mit dem besten Eindruck und daraus gefolgerten Hoffnungen und Wünschen schied unser Verfasser von Japan, nachdem der Vertrag am 25. Januar 1861 unterzeichnet worden war. Die Expedition wandte sich nunmehr nach Schang-hae und von dort nach der Weiho-Mündung, um das diplomatische Geschäft mit China zu beginnen. In der Hoffnung jedoch, hier bedeutend schneller damit fertig zu werden, sah man sich bald bitter getäuscht, denn der Kaiser war eben nach Jehol in der Tatarei entflohen und der liberale Regent Prinz Kung durch die chinesische Partei in allen seinen Maßnahmen so beschränkt, die Geschäfte so in Verwirrung und Stocken, daß der preussische Gesandte noch von Glück sagen konnte, als er nach monatelangem Bemühen endlich am 15. August die Unterzeichnung des Vertrags erlangte, die zwei Tage später durch den Tod des Kaisers leicht ins Unbestimmte hinaus verschoben worden wäre. Die Hin- und Herfahrten der Schiffe in den chinesischen Gewässern während dieser Zeit übergehen wir und springen gleich zu der endlich im Spätherbst ermöglichten Abreise nach Siam hinüber, welche die „Elbe“ am 30. November und die „Arctona“ am 4. December antrat. Die „Arctona“ hatte sich schon weit früher von dem Geschwader getrennt, um eine Excursion nach Manila, dem molukkeschen Archipel, Borneo und Java zu unternehmen. Am 15. December waren die drei Schiffe auf der Rheide von Bangkok wieder zusammen und der Gesandte begab sich auf einer im Lande selbst erbauten Dampfschiff des Premierministers nach der Hauptstadt, um auch den letzten Theil seiner Aufgabe, den Tractat mit Siam, der Lösung entgegenzuführen.

Der siamesische Premierminister ist es jedoch keineswegs, der ein solches Unternehmen begünstigen mag. Sondern es vielmehr nach seinem Kopfe,

so würde Siam bald ebenso gegen Fremde verschlossen sein wie ehedem Japan. Seine Motive sind ganz patriotisch, der Mann hat Geschichte studirt. Er sagt: „Überall, wo hier in Asien die Europäer hingekommen sind, haben sie die Völker unterjocht und die Herrscher zu Nullen gemacht. Lassen wir sie nach Siam kommen, so geht es uns ebenso, und das will ich nicht.“ Das ist freilich richtig und gut gemeint, aber es wird dem Manne nicht viel helfen: die Europäer sitzen in Siam durch Verträge und gehen gutwillig nicht wieder fort. (II, 276 fg.)

Die Freunde der Europäer sind in den höchsten Regionen zu suchen, unter den Königen, deren Siam zwei besitzt, und den Prinzen des königlichen Hauses. Der erste König, der wirklich regierende, König Mongkut, ist ein gutmüthiger, vielseitig gebildeter Mann und liebt unsere Weine, Liqueure und Photographien. Noch fester begründet scheint die Freundschaft für die Europäer bei einem seiner zehn jüngern Brüder, der eine Menge der wichtigsten Staatsämter bekleidet.

Das Land befindet sich trotz des glänzenden Anscheins mancher neuern Einrichtungen und Anlagen doch in einem Zustande der Versumpfung, des Verfalls und der Wehrlosigkeit. Zahlreicher als seine Kriegsmarine ist die Armee müßiggängerischer, bettelnder Pfaffen. Die Natur hat diese ungünstige Lage durchaus nicht etwa veranlaßt; durch sie ist Siam vielmehr ziemlich vorthellhaft gestellt,

namentlich mit einem vortreflichen Flußsysteme gesegnet. Aber Schmutz und Trägheit der Bewohner geben keine Hoffnung auf einen andern als von außen kommenden Aufschwung, wie denn die gesammte Industrie bereits in den Händen der betriebsamen Chinesen sich befindet. Als vielleicht die einzigen wahrhaft bewundernswerthen Zeugnisse einheimischen Kunstfleißes und Vermögens stehen die prachtvollen Tempel von Bangkok da, deren drei vornehmste durch Größe, Kostbarkeit und Vollendung selbst dem anspruchsvollen Geschmack der Europäer imponiren. Unter den öffentlichen Sitten und Gebräuchen verdient etwa nur die Verbrennung der Todten, wie sie allerdings nur mit den Leichen der Vermögenden vorgenommen wird, als eine ebenso würdige als zweckmäßige Ceremonie anerkennend hervorgehoben zu werden. Nicht weniger originell, aber um so weniger empfehlenswerth dünkt uns dagegen die Art, wie man sich in Siam der irdischen Ueberreste der Armen entledigt.

Laßen wir uns darüber noch einmal unsern Verfasser selbst berichten (II, 250):

Durch ein Thor in der Ringmauer des Tempels (in welchem die Verbrennung der Reichen geschieht) gelangt man auf einen zweiten kleinern Platz, den man zuerst für einen wundervollen Park hält. Die prachtvollsten tropischen Bäume zieren ihn, und üppiges Gras deckt den Boden. Doch die in ihm herrschende Stille macht ihn unheimlich. Kein menschliches Wesen ist zu erblicken, kein Singvogel nistet in den Bäumen — nur dann und wann hört man den langsamen rauschenden Flügelschlag von mächtigen schwarzen Geiern, die sich aus den Kronen der Bäume erheben, um den Platz zu umkreisen, sich dann wieder niederzulassen und stumm umherzuschauen. Unweit des Eingangsthores sind etwas erhöht über den Boden sechs steinerne Plattformen gelegt. Auf jeder derselben ruhen in den Strahlen der Sonne zwei oder mehrere Hunde. Sie sind so fett und träge, daß sie sich kaum durch einen Steinwurf von ihrem Plage verschrecken lassen. Der schöne stille Park ist der Kirchhof der Armen, welche die Verbrennung nicht bezahlen können. Die Hunde und die Geier sind ihre Todtengräber. Die nackten Leichen werden in Stücke zerschnitten auf die Plattformen gelegt. Kaum haben sich die Träger durch das Thor entfernt, so tauscht die Schar der Geier hernieder, die Hunde stürzen herzu, in 10 Minuten sind nur noch die Gebeine übrig, und wenn sie von den Angehörigen gesammelt und fortgebracht sind, herrscht wieder die frühere Grabestille über dem Plage.

Nur 14 Tage hatte Werner Zeit zu seinen Beobachtungen in Bangkok. Nirgends machte die Abschließung eines Vertrags weniger Schwierigkeiten als in Siam, und da voraussichtlich in sechs Wochen alles nach Wunsch geordnet sein mußte, lag für die „Elbe“ als Transportschiff keine Veranlassung zum fernern Verweilen vor und sie durfte am 24. December 1861 ihre Heimreise antreten. Der Vertrag selbst wurde im Februar 1862 zu allseitiger Zufriedenheit abgeschlossen, die Gesandtschaft bediente sich auch zu ihrer Rückkehr nach Europa wieder der Ueberlandpost und die beiden andern Schiffe gingen im März über Java nach der Capstadt, von wo die „Arkona“ sich direct dem Vaterlande zuwandte, die „Aethio“ aber nach den La-Platastaaten und Bahia ihren Besuch abstattete.

Werner hatte auf der Heimfahrt noch einen vierzehntägigen Aufenthalt zu Singapore und einen kürzern von

sechs angenehmen Tagen zu Anjer auf Java. Das Cap der guten Hoffnung erwies sich dann auch ihm wieder als das „Cap der Stürme“, wie es eigentlich heißen sollte und auch ursprünglich benannt worden ist. Die Capstadt hielt ihn drei Wochen; auf der letzten Strecke Wegs lief er nach St.-Helena und Ascension an und erreichte endlich am 29. Mai 1862 Swinemünde.

Er nimmt von seinen Lesern Abschied mit einem beherzigenswerthen Rath für alle diejenigen, welche die von der geschilderten Expedition erzielten Resultate, die Handelsverträge, zu benutzen gedenken: Reellität müsse die Grundlage ihrer Geschäfte werden, sie sei das Geheimniß der englischen Handelsfolge in Ostasien und ihr Mangel der Schaden, an dem der deutsche Handel bisher gekrankt habe.

Mögen Werner's praktische Winke Beherzigung, möge sein Buch noch in neuen Kreisen die verdiente Beachtung finden! Zu unterhalten wie zu belehren halten wir es gleich gut geeignet.

Ueber das nächste Expeditionswert: Hermann Maron's „Japan und China“ (Nr. 2), ein sehr viel anders lautendes Urtheil fällen zu wollen, als über das Werner'sche, wäre ungerecht. Auch haben wir es ja schon gesagt, daß wir die vorliegenden Berichte alle drei lesbar und lesenswerth finden. Nur die Anschauungsweise Maron's ist es, welche uns an seinen Schilderungen trotzdem weit weniger Gefallen finden läßt als an den Werner'schen. Maron's Buch sollte nicht „Reisefkizzen“ u. s. w., sondern correcter „Betrachtungen über ostasiatische Zustände“ u. s. w. heißen. Die glückliche Gewandtheit, ja Keckheit, die Sicherheit des Auges und der Hand, welche einen Skizzenisten, wenigstens einen guten Skizzenisten machen, fehlen dem Verfasser ganz und gar; was er dafür bezieht, ist sinnige Beschaulichkeit und eine gewisse Geistesriede, die sich nicht leicht ermessen läßt, weil sie sich, wo man ihnen gewahr wird, gewöhnlich in das Träumische verliert.

Zwei sehr verschiedene Hauptarten gibt es, auf welche wir je nach unserer subjectiven Beschaffenheit fremde Menschen und fremde Gegenstände zu begreifen suchen. Die eine macht uns das Fremde noch fremder, die andere macht es uns bekannt. Während jene in ihrem Ertraß überall außer der gewohnten Heimat Ursache zum Erstaunen und Verwundern findet, ist diese in Gefahr durch ein ewiges „ganz wie bei uns“ zu langweilen. Mit so verschiedenen Anlagen zur Anschauung, nämlich entweder die Aehnlichkeiten oder die Unähnlichkeiten der Dinge leichter zu finden, verbünden sich in der Regel entsprechend verschiedene Anlagen der Ausbeutung. Unsicher und gesucht wird nur allzu häufig das Urtheil dessen sein, der sich in fernen Zeiten und Ländern wie in einem Museum umsieht; vorschnell oder gar platt mag dagegen der überall Einheimische gelegentlich urtheilen.

Solange ein Mensch draußen in der Welt für sich beobachtet und studirt, mag er sich mit seinen Anlagen zu Anschauung und Urtheil behelfen wie er will. Schreitet er aber ein Buch über das Erfahrene, so wollen wir

seine Leser, in jedem Falle etwas wie Gewißheit daraus schöpfen, und ein zuverlässiges Urtheil, sollte es auch falsch sein, hat mehr Aussicht uns zu befriedigen als ein schwankendes, das ein Vertrauen hinterher ablehnen will, was es doch vorher offenbar in Anspruch genommen hat.

Zu dieser Betrachtung veranlaßten uns die Betrachtungen Maron's an hundert Stellen, und am Schlusse seines Werks war uns in der That zu Muthe, als hätten wir einen Widerruf so ziemlich aller über Ostasien bis jetzt vernommenen Aussagen, ja einen Widerruf des Widerrufs noch obenein gelesen. Wol sind diese Reise-skizzen auch recht gut geschrieben; sie enthalten manchen hübschen Gedanken, manche tiefere Idee über die Geschichte, manche poetische Stelle über die Scenerie der befahrenen fremden Länder. Interessant sind viele von den Menschen und Verhältnissen gewesen, mit denen die Reise den Verfasser in Verührung gebracht, merkwürdig auch die Gegenden, über die er seine Blicke schweifen lassen durfte; aber ob durch seine Beobachtungsgabe etwas gewonnen worden ist, das scheint uns sehr die Frage. Maron war das agronomische Mitglied der Reisegesellschaft und wir zweifeln nicht an seiner Thätigkeit in seinem Fache aus zwei Gründen: erstens weil wir selbst nicht das mindeste davon verstehen, dann aber weil in seinem für das größere Publikum bestimmten Buche wenig davon die Rede ist.

Wundern sollte es uns indeß keineswegs, zu hören, daß etwaige wissenschaftliche Mittheilungen des Verfassers bei seinen Berufsgeossen kühle Aufnahme fänden. Seine Art hat uns einmal nicht imponirt, wir halten sie für zu deutsch in ihren Schwächen und — um es kurz zu sagen — wir bestreiten, was Maron II, 96 von sich selbst behauptet: er sei zu alt, um lange sentimental zu sein. Er ist sentimental und war es in Ostasien immerfort, und darum hat uns sein Buch trotz sonstiger Vorzüge nicht so befriedigt, wie wir es wünschten.

In einer noch schwierigeren Lage befinden wir uns dem Reisetagebuche J. Kreyher's: „Die preussische Expedition nach Ostasien in den Jahren 1859—62“ (Nr. 3), gegenüber. Wir sollen und wollen gern unparteiisch sein, aber daß wir uns wenig Proffit davon versprechen, die japanesischen Freudenhäuser mit den Lampen der klugen Jungfrauen beleuchtet zu sehen, haben wir doch schon im voraus verrathen. Doch sei's! Werthelbige einst Lord Byron sein „satanisches“ Dichtwerk, den „Kain“, damit, daß er den Lucifer unmöglich wie einen Pfarrer reden lassen könne, so geben wir gewiß auch dem Pfarrer leicht zu, daß er über die Galanterien des Orients nicht wie etwa Lord Byron zu sprechen vermöge.

Und um ganz wahr zu sein, das Tagebuch des Schiffspredigers der „Arkona“ enthält wirklich nicht viel mehr positives Christenthum, als für einen Schiffsprediger unerläßlich war. Man kann oft viele Duzende von Seiten darin lesen, ohne „vorm Kreuz (an ungehöriger Stelle) die Augen niederschlagen zu müssen“.

Erst gegen das Ende des Buchs hin häufen sich die salbungsvollen Anmerkungen sichlich, als ob der Ver-

fasser sein Manuscript zurückgeblättert und des Guten darin bislang zu wenig gefunden hätte. Sein Urtheile werden dann für uns Uebrige verwunderlich. Er stellt die Holländer von Java, die in der ganzen Welt für die wahren Mustercolonisten gelten, gegen die Engländer von Ostasien zurück, weil jene nicht wie diese den Vertrieb unnützer Bibeln begünstigen, und scheint die durch einen allzu christlichen Gebrauch des Schweinefettes erweckte furchtbare Revolution Rana Sahib's vollständig vergessen zu haben.

Höchst schätzenswerth und eigenthümlich sind seine Mittheilungen aber dort, wo es sich wirklich um die Geschichte des Christenthums und seiner Ausflüsse im äußersten Orient handelt. Ganz besonders müssen wir unsere Leser deshalb auf Kapitel 8 des Kreyher'schen Reiseberichts aufmerksam machen. Hier wird die große, jetzt schon halb verlorene Sache der Taipings und ihres Stifters, des fabelhaften jüngern Bruders Christi, so gemäpigt und eingehend, so zuverlässig gestützt auf die Berichte der kundigsten und den Rebellen nahestehenden Missionare erörtert, daß es sich nur um deswillen schon reichlich der Mühe verlohnt, von dem auch übrigen würdig und ansprechend gehaltenen Buche Kenntniß genommen zu haben. Durchweg freilich wird es nur wenigen andern als den ehrwürdigen Berufsgeossen seines Verfassers gefallen.

Wem wir dagegen das nun folgende literarische Ergebniß der ostasiatischen Expedition, die „Erinnerungen u. s. w.“, von Georg Schöber (Nr. 4), empfehlen sollten, das wissen wir wirklich nicht. Gern gestatten wir dem Dichter jede erdenkliche Freiheit; er mag sich einen Stoff, er mag sich eine Form nehmen, welche er will, ja wir geben mit Vergnügen zu, was Lord Byron so eifrig verfocht, daß kein Thema in der Welt der dichterischen Behandlung unmöglich falle. Dennoch ist uns nie etwas ungerrimter vorgekommen als diese „Reisebeschreibung in Reimen“. Auf alles waren wir beim ersten Anblick des Hefchens gefaßt, auf komische Knittelverse, auf einen verben Wankelsängerton — kurz auf was nicht alles —, nur auf das eine nicht, was wir in der That darin finden mußten: auf ein hölzernes Verklapperwerk gleich den anmuthigen Regeln in Zumpt's lateinischer Grammatik. Wir haben uns ernste Mühe gegeben, auf diesem dürren Stoppelselde irgendwo ein Blümchen der Poesie und sei es auch nur das kleinste und bescheidenste zu finden, aber nichts — wohin wir auch sahen, wonach wir auch griffen, nichts als Stoppeln, Stoppeln, Stoppeln! Die einzige Art von Anerkennung, die wir dem Verfasser demnach leider zollen können, ziemt seiner Ausdauer: er vermag mehr trockene Reime zu schreiben, als irgendein anderer zu lesen.

Eine ernstere, beinahe wehmüthige Stimmung beschleicht uns wieder beim Anblick des kleinen Reisewerkchens von Georg Thaulow: „Ein Rest der deutschen Flotte auf einer Reise um die Erde“ (Nr. 5), das seinem Inhalt nach von uns den preussischen Expeditionsberichten aus

Flößen wenigstens anhangsweise angereicht werden mußte, denn es behandelt im vorkiegenden ersten Theile nicht allein ziemlich dieselben Gegenstände wie diese, sondern steht ihnen auch schon nahe durch die etwas peinliche Verwandtschaft der deutschen und der preussischen Flottenbestrebungen. Der „Reiß der deutschen Flotte“, welcher die hier beschränkte Reise um die Erde gemacht hat, war auf der ersten Hälfte Wegs die Segelfregatte „Deutschland“ mit ihrer deutschen Mannschaft, später, als das arme Fahrzeug es sich hatte in China gefallen lassen müssen, in dänischen Besitz überzugehen; nur noch die Mannschaft unter dem Verfasser, Kapitän Thaulow, selbst. Seine Beschreibung ist recht ansprechend und wenn auch nicht mit durchgehender Rücksicht auf ein belebtes Publikum, so doch mit einer sehr männlichen Kürze abgefaßt, welche auch Wiederholungen des Unbekanntesten noch erträglich macht. Da das Erscheinen des zweiten Theils von dem Erfolge dieses ersten abhängig ist, so würden wir uns freuen, wenn die Sympathien für die deutsche Flotte dem Absage einigermaßen zugute kämen.

52.

Ein deutscher Sonderling.

Leben des preussischen Generals Freiherrn von Hallberg-Brosch, genannt Eremit von Gauting. Skizziert durch Johannes Giffel, genannt G—Tilkeus. Mit Hallberg's Bildniß. Berlin, Thiele. 1863. 8. 22½ Ngr.

In vorchristlichen Zeiten scheint es namentlich unter den Griechen an Sonderlingen und originellen Räuern nicht gefehlt zu haben; in modernen Zeiten sind sie weniger unter den römischen als germanischen Völkern heimisch und zwar vorzugsweise unter den Engländern und nach ihnen unter den Deutschen; nur wird man bei den englischen Sonderlingen und Originalen, wie bei den Engländern überhaupt, sobald man ihnen tiefer auf den Grund geht, trotz aller anscheinend noch so großen egoistischen Abgeschlossenheit nach außen, mehr Wohlwollen, Wahrheit, Naivität und kindliche Einfachheit finden, als gemeinhin bei den Sonderlingen deutscher Nation. Diese verzeihen sich in der Regel in einem maßlosen Eigendünkel und in dem Wahne, daß sie die allein Weisen, alle Uebrigen aber Einfaltspinsel seien; sie fangen damit an, die Menschen zu verachten, und sie endigen damit, sie ungebührlich und tyrannisch zu behandeln, wenn sie die Macht dazu haben. Der englische Sonderling treibt sein Geschäft aus angeborener Neigung und Liebhaberei, aus Epleen, der deutsche außer aus Ueberspannung meist auch aus schauspielerischer Berechnung. Der englische Rauer gibt sich wie er ist, ist in seiner Weise sogar bescheiden, und quält sich nicht ab, auch noch als wissenschaftlicher Dilettant, als Literat oder durch künstlerische Leistungen etwas zu gelten; der deutsche renommirt, schneidet auf, spielt den Geheimnißvollen, der der Himmel weiß, was für großartige Leistungen im Stillen vollbracht habe, und müht sich aufs traurigste ab, durch ein mystisches, auffallendes, dabei aber cynisches Wesen und gleich auffallende, barocke, bisweilen läppische oder schmutzige Kleidung Sensation zu erregen und als philosophisches Drafel, als Gelehrter, Literat, Künstler oder Politiker eine Rolle zu spielen. Der englische Sonderling ist schlimmstenfalls eine harmlos ergötzliche, der deutsche Sonderling eine widerwärtige, abstoßende Caricatur, die bisweilen gar nichts Menschliches mehr hat. Ob diese Erscheinung und andere ihr näher oder ferner verwandte Erscheinungen auf allgemeine Ursachen und auf den nirgends so wie unter den modernen Deutschen verbreiteten Cultus des Ich, der überhaupt leicht in Caricatur oder harten und inhumanen Egoismus ausartet, zurückzuführen seien, wollen wir hier nicht näher untersuchen.

Ein solcher deutscher Sonderling, wie wir ihn oben gekennzeichnet haben, war der Freiherr Theodor von Hallberg-Brosch, der als „Eremit von Gauting“ so viel von sich sprechen magte und dem, wir wissen nicht mit welchem Recht, auf dem Titel vorliegender Schrift das Prädikat eines preussischen Generals beigelegt ist. Die Schrift gewährt in der That ein eigenenthümliches, fast schauervolles Interesse, wie wir noch sehen werden. Man glaubt anfangs, der Verfasser, der mit dem Freiherrn in einem dreißigjährigen persönlichen Verkehr Hand und Fuß von ihm sogar in einer hier abgedruckten „Legie“ angeklungen wurde, beabsichtige, einen Panegyricus auf den freiherrlichen Rauer zu schreiben, aber je mehr er sich in die unheimlichen Zustände des freiherrlichen Schlosses und in die Charaktereigenschaften und die Lebensgewohnheiten des Beschriebenen vertieft, desto weniger Gutes weiß er von ihm zu sagen, bis endlich das müde Fragenbild bis zum letzten Zuge fertig vor uns steht. Natürlich können wir nicht wissen, ob der Verfasser dann und wann nicht selbst ein wenig carirt und ins Schwarze malt; aber wäre dies auch im einzelnen der Fall, so wird im ganzen das Gemälde doch richtig sein. Nur der sich aufdrängende Gedanke, daß der Freiherr vielleicht doch nicht ganz bei klarem Verstande und nicht ganz zurechnungsfähig gewesen, mildert den traurigen Eindruck.

Theodor Maria Hubert Freiherr von Hallberg-Brosch, in der Nacht vom 7. auf den 8. September auf dem Ritterstige Brosch (Hirsch-Brosch) im damaligen kurhainischen Herzogthum Jülich geboren und zeigte sich schon von Jugend auf als unbeherrschten oder sagen wir besser bis zum Unfätigen ungezogenen Knaben. In seinen autobiographischen Mittheilungen, die er dem Verfasser vorliegender Schrift zu beliebiger Benutzung einhändigte, erzählt er selbst: „Als Knabe von acht Jahren betrug ich einmal einen Pfäupenbaum, als mein Hofmeister, ein Vater aus dem Orden der Jesuiten, zufällig unter dem bezeichneten Baum erschien, sich da niederlegend, um ein natürliches Bedürfnis zu befriedigen. Ich that dasselbe und beschämte den Lehrer dergestalt, daß dieser wüthend den Baum besteigen will, allein das nicht im Stande ist, weil ich, sein Discipulus, unaufhörlich auf seine Finger schlage. Ueber dem gräßlichen Geschrei, das der Vater darüber anhebt, läuft das ganze Haus zusammen und lacht, bis endlich mein Vater erscheint, der mich Uebelthäter zu einer vierzehntägigen Strafe condamnirt, welche in Einsperrung im Burgverliese bei Wasser und Brod bestand.“ Wir theilen diese allerdings nicht sehr reinliche Anekdote mit, weil sie die Anlage des Mannes zum Cynismus so deutlich als möglich kennzeichnet. Nach zurückgelegtem achtzehnten Lebensjahre wurde er nach Köln geschickt, um die dortige gelehrte Schule zu besuchen; aber auch hier that er nicht gut; die Händel mit seinen Mitschülern ruhten nicht und nahmen einen immer erustern Charakter an, und als einmal der Geschichtslehrer Karl den Großen einen Räuber und Tyrannen nannte, schenkte ihm Theodor sein dickstes Buch an den Kopf, lief aus der Schule und verdingte sich aus Furcht vor der ihm drohenden Strafe auf der Stelle an einen holländischen Rheinschiffer, der den festen, nun zehnjährigen Ausreißer mit nach England nahm. Er diente nun acht volle Monate als Schiffsjunge, verließ aber infolge eines Streits mit den Vorgesetzten sofort den Dampfer und begab sich auf einem eben abgeordneten Schiffe nach Triest und von hier nach Wien, wo er sich zum gemeinen Soldaten anwerben ließ. Aber bald ist er auch dieses Dienstes überdrüssig; er geht zu seinen Vätern zurück und wird von ihnen als schon verloren beglaubter mit offenen Armen empfangen. Sein Vater kaufte ihm nun eine Leutenantsstelle bei dem Infanterieregiment in Jülich. Theodor schien hier mehr zur Befriedung zu kommen, obschon er viel in Soupers und Dinets verkehrte, zu denen er zahlreiche Gäste einzuladen pflegte. Hierauf ward er sechs Jahre lang in Metz, wo er das dortige Militärgeschäft besuchte und in der That seinen Studien eifrig oblagende zu haben scheint. Nach seines Vaters Tode trat er den Besitz des Stammschlosses der Hallberge an, und machte anfänglich die Burg zum Hoflager aller lustigen Schwärme, Pöbel und Gentr-

leien bei Tag und Nacht. Der Verfasser erzählt: „Dort ging der neue Burgherr, der Majoratserbe, in Lumpen gehüllt einher, dem ärmsten und zerrissenen Bettler gleich, die kleinsten Böcher seines Klaufes mit Siegellack verpackt, worauf das Adelswappen prangte“ u. s. w. Offenlich spielte er sodann den Narren zu Düsseldorf, Köln und andern Orten. Hierauf trat er seine erste große Weltreise an, die ihn nach England, Schottland, wo er ein von dem Verfasser in sehr mysteriösen Worten erzähltes Liebesabenteuer hatte, Irland, dann über die Nordsee nach den skandinavischen Ländern bis zum Nordcap, weiter nach Archangel und Petersburg, durch Livland, Kurland, Polen, die Moldau u. s. w. nach Stambul führte, wo er eine Weile anruhte. Sodann durchstrich er Anatolien und Syrien, verweilte einige Zeit auf Cypern und Rhodus, bereiste Griechenland und Italien, machte einen Absteher nach Tunis und begab sich dann nach Sranien, wo sein 14 Jahre jüngerer Bruder in inwischen Militärdienste genommen hatte.

Während der Revolutionskriege will Theodor im stillen Maßregeln gegen den Feind getroffen und dem damaligen Kurfürsten von Köln den dringenden Vorschlag zu einer Volksbewaffnung gemacht haben. Um für dieses patriotische Project zu wirken, begab er sich nach Wien, wurde hier aber acht Tage lang in den Narrenthum gesperrt, bis man ihn von seiner fixen Idee geheilt glaubte. Nun setzte er, seiner Angabe nach, seine Agitation gegen den verhassten Bonaparte bis nach Aegypten und Neapel fort und will hier zu diesem Zweck unter die Pazzaroni viel Geld ausgeworfen haben. Für den Nichterfolg tröstete er sich mit weiblichen Bekanntschaften; er erzählt in seinen autobiographischen Aufzeichnungen unter andern die romantische Geschichte, daß sich in Palermo eine Principessa Gisellini sterblich in ihn verliebt habe! Kurz nachdem er sich mit der Freiin Karoline von und zu Olne, zum Hause Birkt in Brabant, verheirathet hatte, drangen nachts Soldaten in die Burg Broich, ergriffen den Freiherrn in seinem Bette und schleppten ihn als Gefangenen nach Paris, wo er, des „tendierten Mords und gewaltsamen Ueberfalls französischer Beamten an der Spitze einer bewaffneten Räuberbande“ angeklagt, im Gefängniß des Temple seinem Schicksal entgegenharrte. Seine Gattin soll nun einen Fußfall vor Bonaparte gethan und dieser ihn begnadigt haben. Nachdem er, wie er versichert, den Präfecten Lameth gefordert, der aber nicht erschien, schiffte er sich nach Tunis ein und berebete den Bei, ihm 6000 Mann zu geben, um in Italien zu landen, hier das Volk aufzuwiegeln und die Franzosen aus Italien zu vertreiben, das er dann als Königreich dem Bei versprach. Der Freiherr erzählt: „Der Bei schenkte meinen Angaben allen Glauben, ließ in aller Eile Truppen werben, machte mich selbst zum Generalissimus darüber, trug mir eine seiner holden Töchter zur Gattin an, und machte mir zu gleicher Zeit das Offert, die Landesreligion anzunehmen, um sich meiner ganz zu versichern. Ich glaubte den Gipfel des Glücks erreicht zu haben, als ich plötzlich die Ordre erhielt, augenblicklich Tunis zu verlassen. Ein segelfertiges Schiff sollte mich nach Griechenland bringen und da ans Land setzen; auf der Abofahrt fingen mich aber die Engländer und führten mich nach London. Sechs Monate schmachtete ich da im Kerker und man behandelte mich als einen Spion von Frankreich, bis man ich des Segentheils überzeugte. Ich wurde hierauf freigelassen und erhielt 600 Karoline, um nach Hause zu reisen.“

Man wird zugeben, daß hier der Baron Münchhausen und sein Nachfolger Fritz Ventel ziemlich erreicht, wenn nicht überbieten sind. Aber noch mehr! Hallberg war auch der erste, mit einem von ihm errichteten Landsturm, noch vor Blücher über den Rhein ging, begleitet von seiner Gattin, der „sanftmüthigen“ Amajonenträchtig und zu Pferde! Später will er im Auftrag erhalten haben, das ganze Land zwischen der Maas und dem Rhein militärisch zu organisiren, und da diesem Manne dies unmöglich war, so gelang es ihm, eine „sehr gut bewaffnete“ Masse von 250 Bataillonen, jedes von 1000—1500 Mann zusammenzubringen. Alles das steht hier gedruckt — ge-

druckt wie gelogen! Dafür wurde er zum „Feldobersthauptmann“ (deshalb also wol „preussischer General“) und zum „General-Marsch-Commissar der russisch kaiserlichen Truppen“ ernannt und ihm vom Kaiser von Rußland der St.-Annenorden zweiter Klasse verliehen. Den preussischen Alerorden dritter Klasse will er zurückgeschickt haben; denn er hatte, wie sein Biograph naiv versichert, mit Gewißheit darauf gerechnet, „für seine geleisteten Dienste mit dem Herzogthum Jülich oder Berg belehnt zu werden“! Plötzlich erhielt er von Berlin aus den Wink, daß nicht sowohl wegen der Zurücksendung des Rothen Adlers, als wegen der von ihm herausgegebenen Schrift „Das politische Kochbuch, oder die vornehme Küche für Ledermäuler und Guippons“ (dritte Auflage, 1819) seine Verhaftung anbesohlen sei, woran man in Wahrheit wol schwerlich gedacht hat. Sofort machte er sich auf den Weg, besuchte abermals Skandinavien und wurde, wie er in der „Reise durch Skandinavien“ solz selbst versichert, von dem Adel in Stockholm aufgefordert, Bernadotte zu vertreiben und sein eigen Anrecht auf den Thron von Schweden geltend zu machen!

Freiherr von Hallberg vertrieb Bernadotte nicht und machte sein „eigen Anrecht“ auf den Thron von Schweden nicht geltend; er war vielmehr so bescheiden, im Jahre 1819 das in Oberbaiern gelegene, vom Kirchhofs Gauning etwa einen Büchsenfuß entfernte, ziemlich baufällige Schloßchen Fußberg nebst Feldbau, Holzungen, Vieh und Fahrnissen für 20000 fl. Rhein. anzukaufen und das Schloßchen nach seinem Geschmack einzurichten. Bald aber machte er wieder einen Absteher. Hallberg's Biograph erzählt: „Sein Sohn zählte acht Jahre und seine Tochter sieben, als er mit beiden in Begleitung der Gattin eine Fußreise nach Rom (1821) antrat. Der heiligste Vater, Papst Pius VIII. (vom Orden des heiligen Benedictus, Gregorius Barnabas Chiaramonti, geb. zu Cesena 14. August 1742, zur päpstlichen Würde gewählt zu Venedig am 14. März 1800) zeichnete den Eremiten auffällig aus und ertheilte ihm den Orden vom goldenen Sporne mit dem Titel eines Pfalzgrafen vom Lateran (Eques militias auratae, comes palatinus lateranensis, lautet es im Brevet). Auch dem Knaben Hallberg's wurde diese Ehre zu Theil. Der heilige Vater ertheilte dem Freiherrn außerdem noch die Befugniß, Ritterordenszeichen vom goldenen Sporne nomine pontificis maximi auszutheilen, was auch an Katholiken (Johannes Gutner, den Referenten), Protestanten (Johannes Wagler) und Hebräern (Kaula) durch letztern vollzogen wurde.“

Kurz, wir befinden uns hier immer noch wie mitten in einem Faschingsfärg. Im Lenz des Jahres 1826 bezog der Freiherr das weiland fürstbischöfliche Jagdloß Birkened bei Freising, indem er den Vorsatz faßte, die das Schloß umgebende sumpfige Steppe, das Erdingermoor genannt, zu cultiviren und mit Menschen zu bevölkern. Wenn ihm dies wirklich in dem Maße gelungen sein sollte, wie der Verfasser versichert, so wäre dies vielleicht die einzige That, durch die er sich um die Menschheit verdient gemacht hat. Die Ansiedelung erhielt seitdem auf Befehl des Königs Ludwig den Namen Hallbergmoos. Der Verfasser beschreibt uns das freudlose Leben auf Birkened, die barocke und zugleich bettelhafte Einrichtung im Innern (z. B. alles, die Thüren, Fensterhöcke und Fensterrahmen, das Duzend Stühle, der lange Tisch, der dem Baron zugleich als Schreibtisch diente u. s. w., waren schön zinnoberroth angestrichen), den gemüthlosen Verkehr, die höchst ärmliche Bewirthung — während der Freiherr bei seinen Besuchen Münchens und auf Reisen für Genüsse des Gaumens Gelbaussagen nicht gescheut zu haben scheint —, das nie ablassende, aber monotone und einschläfernde Gespräch des Freiherrn. Mit Lectüre konnte man die Langeweile auf Birkened auch nicht vertreiben, denn obchon der Freiherr selbst eine gute Anzahl consular Bücher in die Welt gesetzt hat, so war in seiner Besauung doch nicht ein einziges Buch anzutreffen. Der Verfasser wunderte sich jetzt selbst, wie er es über sich gewinnen konnte, so viele schöne Zeit, die er besser anwenden konnte, in dieser wüsten

Behausung, bei so kärglicher Bewirthung und bei so langweiligen Gesprächen zu verbringen. Hier veranstaltete auch der Freiherr öffentliche Feste voll Narrheit und Unsinn; so schreibt Hallberg an den Verfasser am 9. Juli 1835: „Ich habe gestern das Nationalfest der Gefangennehmung Napoleon's, am 8. Juli 1815 zu Rochefort, feiern lassen und durch einen Trompeter nach den vier Winden blasen und ausrufen lassen, daß ich die ganze Welt dazu einlade. Aus Freistungen waren alle Geistlichen, alle Schulen, nebst einer Menge anderer Menschen hier, sodas 100 Cimer Bier verzehrt worden. Ich hatte es in Freistungen durch vier Trompeter einige Tage zuvor bekannt machen lassen. Es war ein Weltspectakel. Der ganze Wald wimmelte von Menschen. Napoleon's Hüfte stand auf einem Berge von Feigen, welche die Leute verzehrten, bis der arme Napoleon herunterfiel, und den Hals brach. Feigen stellten die Feigheit vor, wie er sich an dem Tage betrug, da er sich mit römischer Tapferkeit in sein Schwert hätte stürzen sollen. Ich bete andächtig zu Gott, daß er mir bald den geboffenen Bräutigam für meine Tochter schickt, damit ich frei werde, und als starker Jüngling wieder in die Welt laufen kann. Nur Reisen ist Leben. Vale et me ama.“

Die Versicherung übrigens, daß der Freiherr zu diesem Feste 100 Cimer Bier gespendet habe, fühlt sich der Verfasser mit Recht veranlaßt durch ein in Parenthese eingefügtes Fragezeichen in Zweifel zu ziehen. Am meisten bedauert man die Freiin, diese edle Dulderin, die in diesem tollen und öden Treiben ausharrte und sich dabei von ihrem eifersüchtigen Gatten aufs launischste und grausamste behandeln lassen mußte. So versichert der Verfasser, der Freiherr habe sie einmal einen ganzen Tag im Laubenschlage gefangen gehalten, und ein andermal habe er, um ihre Liebe und ihren Gehorsam zu prüfen, ihr befohlen, vom ersten Stockwerk des Schlosses herabzuspringen. Seitdem habe sie gekränkelt, und nicht lange darauf habe sie der Tod von ihren Leiden erlöst.

Doch wir müssen zum Schluß kommen und manche interessante Episode überspringen, wie die Mittheilungen über Hallberg's als Baronin von Rünsberg verstorbene schöne Tochter, Fregie Amalie, die auf ihren der Botanik und Zoologie gewidmeten Excursionen Wasserratten, Kröten und Blindschleichen ungeschert mit freien Händen einsang; über die rührenden Schicksale seines Sohnes, eines einsam auf Chammeregg lebenden und ebenso einsam verstorbenen braven Mannes, für dessen Begräbniß der Vater anfänglich die Kosten verweigerte; über den „pfliffigen Joseph“, eine münchener Stadtfigur; über Anton Nipfl, der die Steinmegarbeiten an den königlichen Bauten leitete, sich aus großer Armut zu einem Millionär aufschwang, dann aber alles wieder in Gastereien und in Geschenken an Gelehrte, Künstler, Studenten, meist aber Zechgenossen verthat; über einen Abenteuerer, von Dotterweich genannt, der sich in Persien zu einem Oberstlieutenant hinaufgeschwindelt hatte und auch den „Gremiten von Gauting“ in Teheran an seiner Tafel sah, dann aber im größten Glend nach Deutschland zurückkehrte und in Hospitale zum Heiligen Geiste in München starb und verdarb; über den um 14 Jahre jüngeren Bruder des Gremiten, Franz von Hallberg, der sich als Oberstlieutenant und Adjutant des Generals Willingham in Spanien gegen Napoleon ausgezeichnet hatte und später, von Reiselust getrieben, beobachtend in der Welt umherwanderte, übrigens dem Grundsatz huldigend: „Das größte Glück des Lebens ist der Tod.“ Man sieht aus diesen Angaben, daß man in dieser Schrift auch außer Theodor von Hallberg noch so manche wunderliche Menschenexemplare kennen lernt.

Der Wunderlichste bleibt aber doch immer der eigentliche Held dieser Schrift, Theodor von Hallberg, zu dem wir hiermit zurückkehren wollen. Im Jahre 1830 machte dieser in seiner seltsamen Tracht eine Fußwanderung nach Recoaro in den Euganeen, um Gesinnen einzukaufen, deren er auch richtig sechs mit zurückbrachte. Er hatte sie mit eigener Hand über Partenkirchen nach München und heim getrieben. Im Jahre 1835 reiste er nach Algier, und beschrieb diese Reise später in

dem Buche „Frankreich-Algier“, in welchem er gewaltig für die naturfrühtigen Araber, denen er die edelsten Eigenschaften nachrühmt, und gegen die geistigste Civilisation, die Habsubst und Entartung der Franzosen eifert. Dann verkaufte er sein Lebenomiegut zu Vireneud um die Summe von 36—40000 fl., und begab sich zu Fuß, nur ein Hemd in der Tasche, wieder auf einen Spaziergang, der ihn diesmal nach dem Orient führte und den er in seiner vierbändigen „Reise in den Orient in den Jahren 1836, 1837, 1838“ beschrieben hat. Nach München zurückgekehrt, machte er sich hier vor aller Welt lächerlich durch eine in den Blättern veröffentlichte Anzeige, daß er sich, seines Wittwerthums überdrüssig, endlich entschlossen habe, wieder in den heiligen Ehestand einzutreten. Obgleich hochbetagt, machte er noch einmal eine Reise nach Persien, von der er im Juni 1844 zurückkehrte. Der Verfasser erzählt: „In Teheran angekommen, stellte Hallberg sich dem Schah Mohammed als Gesandten des Königreichs Baiern vor, dessen Beherrscher der persischen Majestät durch ihn den Friedensgruß zu Schutz und Trutz zu überbringen allergnädigst geruht habe. Dabei rühmte er von dem Lande Baiern, daß dessen Breitengrenzen in 100 Tagen kaum zu erreichen und dessen Macht eine unermessliche, dessen Bewohner Halbriesen seien u. s. f. Hallberg hatte den Schah so gut mystificirt, daß dieser beschloß, seinem hohen Gast die Insignien des Sonnen- und Löwenordens im ersten Grade zu verleihen.“

Wir übergehen einige weitere Unsinnsigkeiten und bunter Streiche, zu denen auch eine auf S. 111 erzählte ziemlich schmutzige Geschichte gehört, indem der Freiherr, obgleich bereits 85 Jahre alt, einer jungen Bürgerstochter, die er zu ehelichen ihrem Vater mit Ehrenwort versprochen hatte, in einem landhuter Gasthause Zumuthungen machte, die sie nöthigten, ihm zur Zeit der Nacht zu entfliehen. Obgleich sie gerade dadurch ein testimonium virtutis abgab, war doch ihr Ruf für längere Dauer vernichtet; die deutsche Spottsucht nannte sie nur die „Frau Gräfin“. Bald darauf erblindete Hallberg gänzlich. Der Verfasser erzählt: „Auf dem Schlosse zu Hörmannsdorf verlebte der Greis noch volle elf Jahre, die ihm zu Nothen wurden. Er war im Laufe seines ganzen Lebens nicht zur Resignation eines praktischen Philosophen gelangt, sondern das Schicksal, des Augenlichts verlustig geworden zu sein, machte ihm das Leben zu einer promethesischen Qual, von welcher kein Ende abzusehen war. Mehrere Hunderte von pfeifenden, schlagenden und schnarrenden Schwarzwalderuhren, sowie eine große Menge von Gefangenvögeln aller Art umgaben ihn; aber alles dies konnte sein unermessliches Leid nicht mildern. Er versank auch nicht, wie andere glücklichere Geister, in kindische Wesen, sondern blieb bei voller Geisteskraft und fühlte darnach sein Glend nur um so tiefer.“

Jeden Abend murmelte er übrigens die düstere Stelle aus Valerius Maximus: „Lento gradu ad vindictam sui procedit ira divina tarditatemque supplicii gravitate compensat.“ Am 17. April 1862 erlöste ihn der Tod von seinen Leiden und der ihn stets verzehrenden innern Unruhe.

Der Verfasser gibt dann noch eine Gesamtkarakteristik des Mannes: er beschreibt sein Äußeres, seine wunderliche Tracht und sein gleich wunderliches Fuhrwerk, das häufig mit seinen sechs Gesinnen bespannt war. Er nennt ihn einen „Götzen in höchster Potenz“; über alles habe ihn das Lafter des Seyes. Sodann die Eitelkeit und grenzenlose Herrschsucht beherrscht; ganz des Gefühls habe seinem Naturell als wesentliche Eigenschaft angehört; er sei unversöhnlich gewesen und habe eine Leidenschaft, auch wenn sie unablässig geschwehen, niemals vergessen. Dabei besaß er übrigens einen Schatz praktischer Erfahrungen, war ziemlich fertig im Lateinischen, Englischen und Französischen, von großer Willensstärke und Ausdauer, die er auch auf seinen vielen und weiten Reisen bewährte, und nicht ohne gute Urtheile und treffende Urtheile im einzelnen. Aber all dieses schätzbare Material lag in unbeschreiblicher Verwirrung und jedes Zusammenhanges entbehrend in seinem Kopfe, was ihn jedoch

nicht abhielt, alle übrigen neben ihm für ausgemachte Dummköpfe zu halten. Der modernen Civilisation war er geschworener Lobfeind, zum Theil aus richtiger Erkenntnis, zum größern Theil aber aus Sonderlingssucht und Eigenkinn; aber weil Gütlichkeit ihn zum Lügner und Aufschneider machte, weil keine Wahrheit in ihm selbst war und weil er um jeden Preis Aufsehen erregen wollte, so artete bei ihm die angestrebtste Einfachheit in Caricatur, Charlatanerie und unausgesprochenen renommistischen Synismus aus.

Der Leser möge und er wird uns gewiß entschuldigen, wenn wir einem so sonderbaren Manne so viel Raum gewidmet haben; der Psycholog kann nicht umhin, sich auch mit Monstrositäten und Entartungen zu beschäftigen, die ja auch ihre sehr lehrreichen Seiten haben, und auch der Kritiker ist ein Stück von einem Psychologen.

Nur noch einige Worte über den Verfasser der Schrift und den Stil, in dem sie geschrieben ist. Der Verfasser ist zwar ohne Zweifel vernünftiger und jedenfalls bescheidener als der von ihm in dieser Schrift Geschilderte, er macht zuweilen ganz richtige Bemerkungen, schreibt stellenweise ganz leidlich und zeigt auch vielfach Spuren classischer Bildung; aber etwas von einem Sonderling muß er doch auch sein, er würde sonst nicht aus purer Bewunderung zum 1. Januar des Jahres 1831 den Freiherrn angelassen haben (worauf ihm dieser ein hier auf S. 47 abgedrucktes Dankesgeschreiben zuschickte, welches an sinnlosem Schwulst alles übertrifft, was wir Derartiges gelesen haben) und nicht so viel auf Birkeneck und bei seinen Besuchen in München mit ihm verkehrt sein. Des Verfassers sonderlinghafte Natur zeigt sich denn auch oft genug in allerlei wunderlichen oder schnurrigen Sprüngen und Gewohnheiten. Nicht selten fängt er mitten in der Prosa an zu reimern, und zwar so abrupt, daß sich gar kein Zusammenhang mit dem vorhergegangenen Satze erkennen läßt, z. B.: „Pater Tillmann Freiherr von Hallberg hatte sechs Jahre vorher (1793) von der Welt für immer Abschied genommen. Sein zweiter Sohn, Franz, zählte damals erst 13 Jahre. In der Freiheit hart gefessen, Doch in Ruh sein Brot geessen, Besser als im Dienste stehen, Und im goldenen Gürtel gehen.“

Er bemerkt ein andermal: „Das Reisen in Europa ermüdet endlich den feurigen Jüngling und er seht sich heim. Namentlich im Herbst wandelt einem diese Nostalgie an. Im Herbst kommt die Ruh zurück in den Stall mit strobenden Eutern u. s. w.“, und er schließt: „So auch der Tourist. Er wirft das Ränzlel nieder und seinen Stab dazu, Er setzt sich hintern Ofen, Und hat nun endlich Ruh.“

Er erzählt von des Freiherrn angeblichem Liebesverhältnis mit einer schottischen Wylady Stuart, und er fügt ganz ohne Uebergang hinzu: „Die Liebesleiden haben das mit dem Karlsbader Wasser gemein, daß man bei beiden nicht viel sprechen darf, wenn sie nicht an ihrer Wirkung einbüßen sollen.“

Dahin gehören auch Stellen wie folgende: „Während die Allirten noch glaubten, Bonaparte würde den Rhein verteidigen, war Hallberg der erste, der mit seinem Landstürme über den Rhein ging. Wenn die Bayern die Lichter auslöschen, dann geht's ans Prügeln. Ecce!“ Oder: „Alle Politik Grundlage sollte die Idee eines ewigen Friedens sein; aber Aiober dreht lächelnd die Ruthe.“

Eine Menge derartiger Wunderlichkeiten könnten wir citiren, doch wollen wir uns mit diesen wenigen begnügen. Der Verfasser, der sich auf den Titeln mehrerer seiner Schriften Professor und Mitglied von einigen Dugend gelehrten Gesellschaften in Deutschland, Frankreich, England und den Niederlanden nennt, regaliert einmal seine Leser in dieser Schrift mit folgenden Lebensdaten: „Einundzwanzig Jahre jung, lernte ich den Freiherrn von Hallberg im Jahre 1831 kennen. Ich war damals noch Candidatus medicinae scientiarumque naturalium auf der Hochschule zu München und erwarb mir schon ein ordentliches Auskommen durch naturhistorische und belletristische Arbeiten; unter anderm war ich engagirt von dem Polizeicommissar Libl, für dessen „Anfrage- und Adressbureau“ zu München Prologe,

Hochzeits-, Jubiläumsgedichte, Gelegenheitsgedichte und Grabsschriften zu verfassen, von deren letztern der Friedhof zu München allein 1300 aus meiner Feder geklopfte enthält u. s. w.“

Es gibt doch auf deutscher Erde eine Menge wunderlicher Ränge!

J. M.

Ein Roman aus Tirols Vergangenheit.

Der Kanzler von Tirol. Geschichtlicher Roman von Hermann Schmid. Drei Bände. München, Fleischmann. 1862. 8. 5 Thlr.

Der Titel „historischer“ oder „geschichtlicher“ Roman, durch welchen Walter Scott, der Gründer der Gattung, sich unsterblichen Ruhm erworben, ist längst schon zu einem Aushängeschild für ein bloßes Gewerbe geworden, welches einem sehr untergeordneten Bedürfnisse eines sogenannten gebildeten Publikums Frontdienst leistet. Es war für gewisse schreibselige und honorarbedürftige Schriftsteller gar zu bequem, sich der Mühe des Schaffens zu überheben, indem sie das nächstbeste Kapitel der deutschen Geschichte überhaupt, insbesondere aber der Literaturgeschichte herausriffen und mit dem Glanze großer Namen ihre Unfähigkeit verbargen. Diese sprachen ja ohnedem für sich, jeder, der durch eine Schule gelaufen, kannte sie und ergänzte aus Eigenem die Schwächen der Darstellung des Verfassers. Je bedeutungsvoller die Zeit, je bedeutungsvoller die Charaktere, desto besser für den vielleicht sehr unbedeutenden Schriftsteller.

Das ist eine zwar kurze aber traurige Einleitung zum „Kanzler von Tirol“, wird mancher sagen. Allerdings. Es soll jedoch niemand daraus ein Vorurtheil gegen dieses Werk schöpfen. Schmid wählte hier seinen Stoff, der schon durch den bloßen Titel dem Roman einen Vortheil sichert, denn wie viele oder besser gesagt wie wenige haben je von Wiener, dem Kanzler der Erzherzogin Claudia, sprechen gehört? Er wurde allerdings von Karl Unterrichter in einer gräßlichen Tragödie misshandelt, diese ist jedoch längst schon als Maculatur in die Kramläden gewandert. Schmid erkannte die poetischen Elemente in dem Schicksale Wiener's, eines Mannes, der das Unglück hatte, um einige Jahrhunderte zu früh geboren zu sein, also gleich mit scharfem Blick, er faßte seinen Gegenstand mit Begeisterung auf und ließ ihn allseitig reifen. Eine Hauptschwierigkeit für die Behandlung lag darin, daß derselbe durchaus dramatisch ist und für den Roman erst zurechtgeschoben werden mußte. Schmid hat diese Schwierigkeit mit Geschick zu überwinden gestrebt, er ist daran nicht gescheitert, allein ganz zu überwinden war sie einmal nicht, er setzte sie daher zu einem untergeordneten Moment herab. Vielleicht wäre es für das Kunstwerk als solches besser gewesen, wenn sich Schmid weniger streng an die Geschichte gehalten und mit dem leichtfertigen liederlichen Erzherzog Ferdinand scharfer abgerechnet hätte; wir wollen jedoch hier nicht jedes Aber auf die Goldwaage legen, sondern nur der redlichen Treue ein Zeugnis geben, welche der Verfasser den Thatfachen überall bewahrt. Und dennoch mußte uns dieser Roman ganz modern an. Das kommt eben daher, daß Wiener ein zu früh Geborener war und so die Geschichte für Schmid Tendenz machte, ohne daß er sich dem versänglichen Geschäft, in der Geschichte Tendenz machen zu müssen, zu unterziehen brauchte. Wiener tritt denselben Kampf, den auch wir gegenwärtig in Tirol, in Oesterreich, in Deutschland streiten: mannhaft erhob er das Banner der Humanität, Toleranz und Bildung gegen provinzielle Bornirtheit, jesuitische Arglist und pfäffischen Eigennutz: sein Haupt fiel jedoch unter dem Henschwerte durch die Intriguen schlechten Gesinns am Hofe eines elenden Fürsten. Das gleiche Banner vereinigt jetzt eine Phalanx entschlossener Männer in Tirol, welche der Klerus nicht mehr hinrichten, wenn auch mannichfach belästigen kann. Und ist man etwa außerhalb Tirols, dieses Pfaffenwinkels, trotz der Reformation mit dem Romanismus fertig? Man denke an das Concorbat in Oesterreich, an die lutherischen Bonzen in Preußen und Mecklenburg. Dadurch steht Schmid's Buch in leben-

diger, nicht erkünstelter Beziehung zur Gegenwart, es spiegelt eine uralt Geschichte, die jedoch ewig neu ist.

Da der Roman in den großen wesentlichen Zügen nicht von der Geschichte abweicht, brauchen wir diese nicht zu erzählen, sondern eben nur auf den Roman zu verweisen, für welchen der Verfasser, wie wir aus genauer Kenntniss von Stoff und Verhältnissen bestätigen können, ein großes Material von Urkunden durchgearbeitet und gründliche Studien von Land und Leuten nicht scheute. Gang, Entwicklung, Katastrophe ist bereits durch die Geschichte geliefert, wie verhält sich unser Autor zu den Charakteren? Die historischen nahm er auf, wie er sie vorfand, sie entfalten sich aus den gegebenen Reimen mit innerer Konsequenz und Nothwendigkeit, was er zur Vollenbung des Bildes neu schaffen mußte, schließt sich dem vorhandenen Grundbau organisch an. Schmid hat hier nicht zu wenig gethan, sondern eher zu viel. Seine Gestalten sind echt und wahr, vielleicht wäre er jedoch mit weniger Aufwand zum Ziele gelangt; indes wollen wir hier mit einer Schöpfungskraft, die zu reichlich überquoll, nicht rechten, denn leider müssen wir bei den meisten Werken der neuesten Literatur über einen Mangel derselben klagen. Im hohen Maße sind Schmid die Gestalten aus dem Volk gelungen, der alte Schildhoser ist das Muster eines wackeren ehrlichen Tirolerbauern. Wir könnten auch noch den Weihbischof von Brixen als den Typus eines Pfaffen von echtem Schrot und Korn und viele andere erwähnen, damit wäre jedoch dem Leser nicht gebiet. Uebrigens war Schmid beim „Kanzler von Tirol“ bereits durch seine frühern Arbeiten sehr gefördert, diese bewegen sich nämlich größtentheils in der Sphäre des bairischen Volkslebens, welches in Sitten und Gebräuchen fast ganz mit dem tirolischen zusammenfällt. Er hat es aber, wie schon erwähnt, auch nicht an Studien in Tirol fehlen lassen.

Beim modernen Roman nimmt die Schilderung gewöhnlich einen breiten Platz ein. Es ist kaum mehr ein Lob, einen Schriftsteller bewegen zu rühmen, zudem ist Schmid's Talent auch nach dieser Richtung längst anerkannt. Wir erwähnen hier nur, daß er die Lokaltöne der landschaftlichen Natur, die Eigenenthümlichkeit des Costüms mit großer Wahrheit wiedergibt.

So können wir schließlich nicht umhin, diesen Roman als eine sehr beachtenswerthe Erscheinung zu bezeichnen, welche man durchaus nicht im Niveau der gewöhnlichen Unterhaltungsliteratur einreihen darf. Die Romanproduction für ein genährtes und gefrässiges Publikum wächst massenhaft, der „Kanzler von Tirol“ verdient ein besseres Los, als bloß verschlungen zu werden; möge ihn nur sein Stern vor der Schere eines dramatischen Flichschneiders oder einer Flichschneiderin bewahren: der Stoff ist für eine unbefugte dramatische Verarbeitung oder Verhöhnung einladend genug.

70.

Notizen.

Heinrich Heine und Ferdinand Lassalle.

Es ist uns ein Druckblatt, eine Extrabeilage zum „Volksfreund für das mittlere Deutschland“ (Nr. 111) überliefert worden, das ein dem Arbeiterapostel Lassalle von Heinrich Heine ausgestelltes Belobungsschreiben zur öffentlichen Kenntniss bringt, und zwar zu dem Zwecke, den Gegnern Lassalle's, den Fortschrittlern, „welche nicht werth sind, Lassalle das Wasser zu reichen“, den „Kästernmund“ zu stopfen und sie „zur Bescheidenheit“ zurückzurufen. Die einleitenden Worte, in denen Lassalle, was „Gewaltthatigkeit und Reichthum des Geistes“, „Gelehrsamkeit“, „Charaktergröße“ u. s. w. betrifft, ungefähr als der erste aller jetzt lebenden Menschen gefeiert wird, übergehen wir, und wenden uns sofort zu dem Briefe Heine's selbst, der einige für diesen charakteristische Bemerkungen und Geständnisse enthält. Der Brief ist „Paris, den 3. Januar 1845“ datirt, und an Wagners gerichtet, dem Heine den damals kaum zwanzigjährigen Lassalle, den Ueberbringer des Schreibens, empfiehlt als einen jungen Mann „von den ausgezeichnetsten Kenntnissen und Geistesgaben, mit der gründlichsten Gelehrsamkeit, mit dem weitesten

Wissen, mit dem größten Scharfsinn, der mir je vorgekommen. Mit der reichsten Begabung der Darstellung verbindet er eine Energie des Willens, eine Fähigkeit im Handeln, die mich wahrhaft in Erstaunen setzen; und wenn seine Sympathie für mich nicht erlöschte, so erwarte ich von ihm den thätigsten Vorschub. Jedenfalls war diese Vereinigung von Wissen und Können, von Talent und Charakter für mich eine fröhliche Erscheinung und Sie bei Ihrer Vielseitigkeit im Anerkennen werden gewiß ihm volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.“ Aber die heimliche Ironie läßt nicht lange auf sich warten; es heißt weiter: „Herr Lassalle ist nun einmal ein so ausgezeichnete Sohn der neuen Zeit, der nichts von jener Entfagung und Bescheidenheit wissen will, womit wir uns mehr oder minder in unserer Zeit hindurchgelungert und hindurchgesehrt. Dieses neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns demüthig vor dem Unsichtbaren, suchten nach Schattentischen und blauen Blumengerüchen, entfagten und flüchten und waren doch vielleicht glücklicher als jene harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftode entgegengehen.“ Die in dieser Zusammenstellung von „harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftode entgegengehen“ und dem neuen Geschlecht, welches „genießen“ und nichts von „Entfagung und Bescheidenheit“ wissen will, liegende Ironie läßt sich schwerlich verkennen. Heine, nachdem er sich den „letzten und abgebannten Fabelkönig“ des tausendjährigen Reichs der Romantik genannt, fährt weiter fort: „Vor vier Jahren hatte ich, ehe ich abtrünnig wurde von mir selber, noch ein Gelüste nach den alten Traumbergen herumzutaukeln im Mondschneise, und ich schrieb „Atta Troll“, den Schwanengesang der untergehenden Periode, und Ihnen habe ich ihn gewidmet. Das gebührte Ihnen, denn Sie sind immer mein wahlverwandter Waffenbruder gewesen, in Spiel und Ernst. Sie haben gleich mir die alte Zeit begraben helfen und bei der neuen Gebarmendendienst geleistet — ja, wir haben sie zu Tage gefördert unter Schreden — es geht uns wie dem armen Huhn, das Entenerer ausgebrütet hat und mit Entsetzen steht, wie die junge Brut sich ins Wasser stürzt und wohlgefällig schwimmt.“ Weiter heißt es: „Sie merken, theurer Freund, wie vag, wie ungewiß mir zu Muth ist. Solche schwachmatische Stimmung ist jedoch zumeist in meiner Kränklichkeit begründet. Schwindet der Lähmungsdruck, der gleich einem eisernen Reifen mir die Brust einstemmt, so wird auch die alte Energie wieder flüchtig werden. Ich fürchte jedoch, das wird noch lange dauern. Der Verrath, der im Schoße der Familie, wo ich waffenlos und vertrauensvoll war, an mir verübt wurde, hat mich wie ein Blitz aus heiterer Luft getroffen, und fast tödlich getroffen. Wer die Umstände erwägt, wird hierin einen Mordversuch sehen: die schleichende Mittelmäßigkeit, die 20 Jahre lang harrete, in grimmig neidisch gegen den Genius, hatte endlich ihre Siegesstunde erreicht. Im Grunde ist auch das eine alte Geschichte, die sich immer erneuert.“ Daß übrigens Heine, dem Lassalle allerdings als ein Monstrum von Gelehrsamkeit erscheinen mochte, in dem Briefe geklagt, er ermarte von Lassalle für sich den „thätigsten Vorschub“, macht das seinem jungen Porträt gespendete große Lob doch ein wenig verdächtig.

Tagebuch eines Engländers aus dem Feldzuge der Confederirten in Pennsylvania.

Das Septemberheft von „Blackwood's Edinburgh Magazine“ brachte das interessante, in englischer Weise einfach und phrasenlos geschriebene Tagebuch eines englischen Offiziers, der von dem britischen Kriegsminister an die Generale Lee und Longstreet empfohlen, und nachdem er bereits die südlichen Theile der Confederation besucht, als Amateur den Feldzug der Confederirten im Juni und Juli und namentlich die Schlacht von Gettysburg mitmachte. Bei dieser Gelegenheit lernte er auch die Deutschen in Pennsylvania kennen, die, wie er sagt, eine „unintelligible language“, ohne Zweifel ein Gemisch von verdorbenem Englisch und verdorbenem Deutsch sprechen, und denen

er vorwirft, daß sie sich als Soldaten gegen die Bevölkerung der conföderirten Staaten ebenso rauh, als die conföderirten Truppen sich gegen sie (z. B. in Chambersburg) human benommen hätten. Er fügt dann hinzu: „Diese Dutsch sind das unpatriotischste Volk, das ich jemals kennen gelernt habe, und gesehen offen, daß es ihnen gleich sei, wer die Oberhand behielte, wenn man nur sie in Ruhe lasse. Auf den Präsidenten Lincoln schimpfen sie fürchterlich.“ Nun, das scheint ja wol deutsche Art zu sein. Am interessantesten waren uns die Porträts hervorragender Heerführer der Conföderirten, des Generals Longstreet, „ein Mann von gedrungener Gestalt, 43 Jahre alt, den die Soldaten den «best fighter» in der ganzen Armee zu nennen pflegen“, des bekannten Reitergenerals Stuart und besonders des Generals Lee, „56 Jahre alt und, obgleich er kaum ein militärisches Abzeichen und, wie Longstreet, niemals Waffen trägt, durchaus soldatisch in seiner Erscheinung, in seinen Manieren höflich und voll Würde, kurz, ein vollkommener Gentleman in jeder Hinsicht“. Der englische Offizier verkohrt, nie einen so schönen Mann in diesem Alter gesehen zu haben. Keiner habe so wenig Feinde als Lee, und im ganzen Süden stimme man darin überein, daß er ein Mann fast ohne allen Tadel sei. Mit Longstreet stehe er auf dem innigsten Fuße, und man könne dem erstern seinen größern Gefallen thun, als wenn man Lee lobe. Was ihr Verhalten in der schwierigsten Momente der Schlacht von Gettysburg betrifft, so nennt er dasjenige Longstreet's „admirable“, dasjenige Lee's „perfect sublime“; beide hätten, als das Schlachtenglück umschlug, eine eiserne Ruhe gezeigt. Auch von Bragg, Bell, Garber, Johnson rühmt er, daß sie vom Scheitel bis zur Sohle echte Soldaten seien und daß ihre Generalsstäbe aus Gentlemen von guter Geburt und Erziehung zusammengefaßt seien. Im übrigen, obgleich der englische Offizier offenbar für die Conföderirten Partei nimmt, kann er doch nicht umhin, auch dem föderirten General Kelly und seinen Offizieren, mit denen er später auf seiner Reise nach Newyork zusammentraf, nachzuräumen, daß sie sich durchaus als Gentlemen und sehr zuvorkommend und artig gegen ihn benommen hätten, obgleich er geradeswegs aus dem feindlichen Gelbager gekommen sei. Im Norden fand er nach der Schlacht von Gettysburg und der Einnahme von Vicksburg und Fort Hudson allgemein die sanguinische Ansicht verbreitet, daß es nun mit den Conföderirten aus sei und daß sie die Waffen strecken würden. Der englische Offizier, welcher die conföderirte Armee vollkommen kriegstüchtig und ungebrochenen Muths hatte abziehen sehen, welcher wußte, daß auch die Conföderirten in den verschiedenen Gefechten 7000 Panzer zu Gefangenen gemacht und ihre reiche pennsylvanische Beute fast ganz in Sicherheit gebracht hätten, konnte dazu im stillen nur lächeln. Viel verkehrte er im Heerlager der Conföderirten auch mit dem Kapitän Schreibert, einem Preußen, der bei Lee und Job Stuart wohl gelitten ist, und er erzählt bei diesem Anlaß, daß ein anderer Preuße, Major von Borke, in einem Kettgefecht mit den Panzern schwer verwundet worden sei, was alle Offiziere höchlich bedauert hätten. Die letzten Blätter des Tagebuchs betreffen die Schreckentage in Newyork, denen der Engländer als Augenzeuge beizuwohnen.

Bibliographie.

- Albert. — Neben des Prinzen Albert, Gemahls der Königin von England. Deutsch von J. Frese. Autorisierte Übersetzung. Bremen, Straß. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
 Ariel, Griechenland, Türkei und Orient. München, Fleischmann. Gr. 8. 5 Ngr.
 Bockel, F., Insippen. Ein plattbütsche Novelle. Mit Muste Willer. Altona, Verlags-Bureau. 16. 12 Ngr.
 Borbis, J., Die Märtyrerkirche der evangelisch-lutherischen Lapsen, im Jahre des 1000jährigen Jubiläums ihrer Gründung historisch geschildert. Erlangen, Deichert. 8. 12 Ngr.
 Braßvogel, A. C., Schubart und seine Zeitgenossen.

Historischer Roman. Vier Bände. Leipzig, Costenoble. 1864. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Conversations-Lexikon. Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. Elfte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in funfzehn Bänden. Erstes Heft. A—Abstricte. Leipzig, Brockhaus. 1864. Gr. 8. 5 Ngr.

Cosmar, A., Erziehung und Ehe. Ein Roman aus neuerer Zeit. Drei Bände. Leipzig, Grunow. 1864. 8. 4 Thlr.

Ckert, E. C., Dritte Fackel gegen Lüge und Unverstand. Wien, Mayer u. Comp. 1864. Gr. 8. 20 Ngr.

Fidler, C. B. A., Heidelberg. Stadt, Schloß und Umgebungen. Fahr, Geiger. 8. 20 Ngr.

Das Geheimniß Rußlands oder Schlüssel zum Verständniß der modernen Geschichte und Politik. Nebst Beilagen enthaltend Aftenstücke zur tscherkessischen Frage. Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 24 Ngr.

Geheimnisse des Spielberges. Brunn, Rohrer. 1856. 8. 5 Ngr.

Gusek, B. v., Deutschlands Ehre. 1813. Historischer Roman. Drei Bände. Leipzig, Costenoble. 1864. 8. 4 Thlr.

Hartmann, J., Frauenspiegel aus dem deutschen Alterthum und Mittelalter. Mit einem Anhang enthaltend Briefe und Dichtungen deutscher Frauen des Mittelalters. Stuttgart, Kröner. 8. 24 Ngr.

Schwarz, Marie Sophie, Ein Opfer der Rache. Erzählung. Aus dem Schwedischen von A. Kresschmar. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Neues Theater des Auslandes. In Bearbeitungen von C. A. Röner. 1ste Lieferung. Altona, Verlags-Bureau. 1864. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Unoth. Zeitschrift für Geschichte und Alterthum des Standes Schaffhausen. Herausgegeben von J. Meyer. 1stes Heft. Schaffhausen, Brodtmann. 8. 9 Ngr.

Wildermuth, Ottilie, Lebensrathsel, gelöste und ungelöste. Erzählungen. Stuttgart, Krabbe. 8. 1 Thlr.

Zell, R., Das Verhältniß der aristotelischen Philosophie zur Religion. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 6 Ngr.

Tageßliteratur.

Bodenheimer, C. G., Erinnerungen an die Geschichte der Stadt Mainz in den Jahren 1813 und 1814. Mainz, v. Zabern. Gr. 8. 10 Ngr.

Erinnerungen aus der Zeit. England gegenüber dem Bürgerkriege in den Vereinigten nordamerikanischen Staaten. Brunn, Rohrer. Lex.-8. 5 Ngr.

Held, J., Frankreich an der Spitze der Civilisation? Würzburg, Stuber. Gr. 8. 9 Ngr.

Hofmeier, G., Meine Entlassung aus dem lutherischen Pfarramt in Straupitz. Ein Beitrag zur Beantwortung der Frage: Ob die lutherische Kirche unter landesherrlicher Kirchengewalt in Preußen noch zu Recht bestehen soll? Aftenmäßig dargestellt. Berlin, Rauch. Gr. 8. 18 Ngr.

Kann denn der Zustand nach dem Tode davon abhängen, ob man an die Bibel glaubt oder nicht? Nach Vernunft- und Rechtsgründen untersucht und beantwortet von einem Laien. Tübingen, Olschander. Gr. 8. 5 Ngr.

Oldenburg vor 60 Jahren. Eine Gedenkchrift für das Jubeljahr 1863. Oldenburg, Schmidt. Gr. 8. 5 Ngr.

Preussische Studien zur österreichischen Reform-Akte des deutschen Bundes. 1ste und 2te Auflage. Berlin, Mittler. Lex.-8. 10 Ngr.

Scholz, C. G., und A. Lüben, Mittheilungen aus dem Pädagogen-Congreß zu Tabarz in Thüringen. Leipzig, Brandstetter. Gr. 8. 9 Ngr.

Sung, L., Sterbetage. Berlin, Poppelauer. 1864. 32. 3 Ngr.

Anzeigen.

Werthvolle Bücher zu ermäßigten Preisen,

bis Schluss des Jahres 1863

von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen.

Bei Bestellungen von 10 Thlr. werden 10% Rabatt vergütet.

Altdeutsche Literatur.

Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts. Begonnen von W. Müller. Fortgesetzt von R. Förster. 8. 1822—38.

Auserlesene Gedichte von M. Opitz von Boberfeld. 1822. (1 Thlr. 15 Ngr.) 10 Ngr.

— von And. Gryphius. 1822. (1 Thlr. 15 Ngr.) 10 Ngr.

— von P. Flemming. 1822. (1 Thlr. 15 Ngr.) 10 Ngr.

— von Rodolf Weckherlin. 1823. (1 Thlr. 15 Ngr.) 10 Ngr.

— von Sim. Dach, Ab. Robertin und G. Albert. 1823. (1 Thlr. 15 Ngr.) 10 Ngr.

— von J. von Logau und G. Aßmann von Abschatz. 1824. (1 Thlr. 5 Ngr.) 10 Ngr.

— von D. Schirmer, J. Kundt u. Ph. Zeien. 1837. (1 Thlr. 25 Ngr.) 10 Ngr.

Gottfried von Strassburg. Tristan und Isolde. Uebersetzt von R. Simrod. 2 Theile. 8. 1855. (3 Thlr. 10 Ngr.) 1 Thlr. 10 Ngr.

Kudrun. Uebersetzung und Urtext, mit erklärenden Abhandlungen herausgegeben von W. von Bloenies. Mit einer systematischen Darstellung der mittelhochdeutschen epischen Verskunst von Max Kieger. Mit einer Karte der westlichen Scheldemündung. 8. 1853. (2 Thlr. 20 Ngr.) 1 Thlr.

Der Landgraf von Ludwig's des Frommen Kreuzfahrt. Heldengedicht der Belagerung von Akkon am Ende des zwölften Jahrhunderts. Aus der einzigen Handschrift durch F. H. von der Hagen. 8. 1854. (2 Thlr. 20 Ngr.) 20 Ngr.

Strehle (F.). Martin Opitz. Eine Monographie. 8. 1856. (24 Ngr.) 8 Ngr.

Wirt von Grafenberg. Guy von Waleis der Ritter mit dem Raben. Uebersetzt von Wolf Graf von Vaudissin. 12. 1848. (1 Thlr. 15 Ngr.) 12 Ngr.

Ein ausführlicheres Verzeichniss im Preise ermäßigter Werke, aus fünf Abtheilungen bestehend, ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Goethe-Galerie.

Fünfzig Blätter in Stahlstich mit erläuterndem Texte.

Von Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg.

In 10 Lieferungen zu 1 Thlr. 10 Ngr.

Die soeben erschienene achte Lieferung enthält folgende 5 Blätter nebst Text:

Lili. Frau Kath. Goethe. **Johann Heinrich Merck.** **Cornelia Goethe.** (Wahrheit und Dichtung.) **Marie Brannmarck.** (Clavigo).

In allen Buchhandlungen werden noch Unterzeichnungen auf dieses, ein Seitenstück zur „Schiller-Galerie“ bildende Prachtwerk angenommen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Natur und Geschichte.

Welt- und Geschichtsbilder

von Karl Riell.

Einführung: Die Geschichte der Menschheit und das Weltganze.

8. Geheftet 20 Ngr.

In dieser Schrift entwickelt der Verfasser die leitenden Ideen und den Plan eines Werks, das durch den Versuch einer Gesamtaufassung von Natur und Geschichte in ihren Wechselbeziehungen die untrennbare Verbindung der Menschheitsgeschichte mit den Naturwissenschaften allgemeiner zur Anschauung bringen soll. Das Werk wird nach und nach in einzelnen Abtheilungen erscheinen.

Die geistvolle, in der verschiedensten Weise anregende Schrift verdient ebenso die Beachtung der wissenschaftlichen Kreise wie die des größern Publicums.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Theoretisch-praktische

Geometrische Constructionslehre

und algebraische Geometrie,

enthaltend mehr als 300 planimetrische, mit vollständigen geometrischen und algebraischen Auflösungen versehene Aufgaben.

Von Wilhelm Adam.

Mit 234 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr.

Die Methode des Verfassers gründet sich auf die Erfahrungen vieljähriger Lehrthätigkeit. An einer Reihe verschiedenartiger Constructionsaufgaben mit beigelegten Auflösungen wird der Schüler in diesem Buche praktisch angewiesen, wie er in ähnlichen Fällen zu verfahren habe, und kann dasselbe nützliche Ergänzung jedes Compendiums der Geometrie empfinden werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirtes Haus- und Familien-Album.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

Dieser alphabetische Hauschat aller für das tägliche Leben wissenswerthen Kenntnisse, die neuesten auf das Hauswesen züglichen Erfindungen und Verbesserungen in übersichtlicher Vollständigkeit enthaltend, mit zahlreichen erläuternden Abbildungen verdient in jeder Familie Eingang zu finden. Das beständig erscheinende erleichtert die Anschaffung des Werks.

In allen Buchhandlungen werden noch Unterzeichnungen angenommen.

Vollständig in 60—80 Heften oder 6—8 Bänden.

Preis des Heftes 7 1/2 Ngr., des Bandes geheftet 2 Thlr. 15 Ngr. gebunden 2 Thlr. 24 Ngr.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 44. —

29. October 1863.

Inhalt: Arthur Schopenhauer in den Darstellungen seiner Schüler und in seinen Selbstbekenntnissen. Von Hermann Marggraf. — Novellen und Erzählungen. Von Rudolf Sonnenburg. — Zur Geschichte der deutschen Kaiser. — Uebersetzung lateinischer Kirchenhymnen. Von Alfred von Neumont. — Notizen. (Das „Preussische Landwehrbuch“; Friedrich Zarnke über Jakob Grimm.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Arthur Schopenhauer in den Darstellungen seiner Schüler und in seinen Selbstbekenntnissen.

Arthur Schopenhauer. Von ihm. Ueber ihn. Ein Wort der Vertheidigung von Ernst Otto Lindner und Memorabilien, Briefe und Nachlassstücke von Julius Frauenstädt. Berlin, Hahn. 1863. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Seit einer Reihe von Jahren haben wir uns, wenigstens auf dem Gebiete des zumeist unter unsere persönliche kritische Jurisdiction fallenden Literaturzweigs, daran gewöhnen müssen, auf so viel Unerfreuliches zu stoßen, daß wir wol glauben behaupten zu dürfen, unter den uns zur Besprechung vorliegenden Schriften sei immer die dritte, wenn nicht schon die zweite entweder im ganzen eine mehr oder weniger unerquickliche Erscheinung, oder enthalte doch einzelne einen trüben Eindruck hervorbringende, einen Krankheitsstoff des Individuums, wenn nicht der Zeit selbst indicirende und bloßlegende Partien.

Auch das vorliegende sehr voluminöse Buch enthält so manches, was geeignet ist, Kopfschütteln, Befremden und stellenweise selbst Unwillen hervorzubringen. Zwar ist es nicht frivolten Charakters, sondern in einer sehr ernstlichen Absicht zusammengestellt und beschäftigt sich meist mit Gegenständen und Fragen von bedeutendstem Gewicht. Erfreulich und anerkennenswerth ist dann ferner die in unsern Tagen ganz ungewöhnliche und erschütternd auf Ueberzeugungstreue beruhende Anhänglichkeit und Hingebung, welche beide Verfasser und Herausgeber für ihren Herrn und Meister, den Philosophen Arthur Schopenhauer, an den Tag legen. Endlich war die-
r selbst jedenfalls ein so geistvoller und eigenthümlicher Denker, daß der Leser, der diesen mehr als achthalbhundert Seiten umfassenden Band in die Hand nimmt und e Ausdauer hat, sich durch ihn hindurchzuarbeiten, auf ne ihn vielfach anregende fruchtbare Lectüre sich Rechnung machen kann.

Andererseits aber bietet der Philosoph, dessen Vertheidigung seine beiden Lieblingsapostel („Apostel“ nannte Schopenhauer gern selbst seine getreuesten Schüler) hier übernommen haben, so manche Seiten, die nicht sehr

wohlthuend, ja zum Theil abstoßend wirken und sich trotz der Vertheidigung seiner Vertheidiger, Schopenhauer habe zu den edelsten Menschen gehört, jedem unbefangenen Leser fortbauernnd fühlbar machen werden. Sodann schlagen die Verfasser in ihrer Polemik gegen die Tadler des Philosophen nicht selten einen Ton an, der nur geeignet ist, Mißfallen zu erregen und der Sache ihres Klienten zu schaden, und sie stellen in diesem polemischen Theile allgemeine Grundsätze in Betreff antikritischer Zurück- und Zurechtweisungen auf, die wir von unserm Standpunkt unmöglich gutheißen können. Endlich müssen wir auch die freilich bei uns in Deutschland leider nicht mehr beispellos zu nennende Indiscretion rügen, deren sich die Verfasser und Herausgeber bei der Benützung und Veröffentlichung des Schopenhauer'schen Nachlasses an Briefen (darunter selbst Geschäftsbriefe) und Fragmenten schuldig gemacht haben.

Leider müssen wir sagen, daß das literarische Gewissen in Deutschland so erschüttert ist, daß die literarische Indiscretion bei uns einen so hohen Grad erreicht hat und daß die Begriffe darüber, was in dieser Hinsicht erlaubt sei und was nicht, so verwirrt sind, daß wir uns gestehen müssen, unsere Stimme wie die anderer werde ungehört und unwirksam verhallen. Nur komme man uns fortan nicht mit der Behauptung, daß wir Deutsche ein vorzugsweise gewissenhaftes Volk seien; vielmehr gibt es keins, welches in der angegebenen Hinsicht so frivol wäre und jeder zarteren Rücksicht so vergäße. Schriftsteller, Verleger und Publikum sind an diesem Zustande gleich mitschuldig, und so darf es geschehen und geschieht immer häufiger, daß, während heute ein berühmter Autor sein müdes Haupt in die Gruft legt, seine nachgelassenen Briefe ohne Unterschied, selbst wenn darin mitlebenden Individuen persönlich wehe gethan werden sollte, schon morgen für den Druck vorbereitet werden, um bereits übermorgen, noch vom Leichendunst des Verstorbenen umwittert, als Buch in die Oeffentlichkeit zu treten. Selbst die ausdrückliche letztwillige Verfügung des Verstorbenen, wodurch er sich die Veröffentlichung seines Briefnachlasses verbat, ist letzter Zeit in mehr als einem Falle nicht respectirt worden.

Und trotzdem rühmt man sich dann noch der Pietät gegen den Verstorbenen!

Hiermit gehen wir direct und zunächst zu den in diesem Bande abgedruckten Briefen Schopenhauer's an Julius Frauenstädt über, deren Veröffentlichung dieser damit zu rechtfertigen sucht, daß an Verbot Schopenhauer's, seine an Frauenstädt gerichteten Briefe zu veröffentlichen, nicht existire. Sie nehmen zwar drilich nicht den ersten Platz im Buche ein, aber sie verdienen den ersten durch ihren charakteristischen Inhalt, und ziemlich auch was den Umfang des darin gebotenen Materials betrifft; denn sie reichen von S. 474—714, und würden, wenn sie als besonderes Buch erschienen wären, einen ganz stattlichen Band gebildet haben. Denjenigen, welche Schopenhauer's Charakter und Wesen genauer kennen zu lernen wünschen, genauer als selbst durch das Swinners'sche Buch, ist durch ihre Veröffentlichung sicherlich ein Gefallen geschehen; aber wir zweifeln, ob dadurch dem Andenken des Verstorbenen sehr gebührt sei; denn die menschenverachtende, hochmüthige und zu den größten Invidien geneigte Natur des Philosophen tritt uns aus diesen vertraulichen Briefen noch viel schroffer entgegen als aus irgendeinem andern Schriftstück von seiner Hand. Vielleicht wird Frauenstädt jetzt bereits in Erfahrung gebracht haben, daß er durch diese Veröffentlichung dem Andenken Schopenhauer's mehr beizutragen vorn seiner Anhänger als bei seinen Gegnern Eintrag gethan hat. Der Herausgeber gibt zu, daß sich darin im einzelnen allerdings „manches Anstößige“ finden möge; aber, meint er, das geistige Bild Schopenhauer's würde unvollständig geblieben sein ohne sie, und er theile sie um des aus ihnen resultirenden Gesamtbildes Schopenhauer's willen mit.

Wir geben zu, daß durch sie das Gesamtbild des Philosophen um zahlreiche charakteristische Züge bereichert wird, aber vergessen darf man doch nicht, daß man sich eben in Briefen an einen Vertrauten mehr gehen läßt und mehr momentanen Stimmungen und Eindrücken gehorcht als dies in Schriftstücken geschieht, die man ursprünglich für das Publikum bestimmt hat. Der Verfasser sagt zwar:

Hätte es in meiner Macht gestanden, die vielen in den Briefen vorkommenden Angriffe und Invektiven auf Zeitgenossen zu unterdrücken, so hätte ich es gethan. Denn meine Absicht ist nicht, jemand zu kränken. Auch geht gerade aus den Briefen selbst, sowie auch aus einigen Stellen der Memorabillen hervor, daß ich die Festigkeit der Schopenhauer'schen Polemik nicht billigte und deshalb von ihm „breiiger Toleranz“ beschuldigt wurde. Aber, obwohl ich mich von der Absicht, zu kränken, frei weiß, so konnte ich doch, um zu schonen, nicht so weit gehen, daß ich die polemischen Briefe unveröffentlicht gelassen, oder die polemischen Stellen aus ihnen gestrichen hätte. Manche der Angegriffenen verdienen auch gar keine Schonung. Sie haben der Welt boßhaft genug gesagt, was sie von Schopenhauer denken: die Gerechtigkeit erfordert, daß die Welt nun auch erfahre, was er von ihnen gedacht hat. Er selbst hielt es bei seinem Leben unter seiner Würde, sich mit ihnen einzulassen.

Indeß wenn es nach einem alten bekannten Spruch für nicht in der Ordnung gefunden wird, Verstorbenen Schlimmes nachzusagen, so erscheint es vielleicht noch viel

bedenklicher, wenn ein Todter aus seinem Grabe heraus über alle seine Zeitgenossen, nur mit Ausnahme derjenigen, welche ihm huldigten, nichts als Schlimmes zu sagen weiß. Vergleichen Todtengerichte Verstorbener über zurückgebliebene noch Lebende haben wir, dank der Betriebsamkeit und Indirection ihrer literarischen Aemtersvollstrecker, in letzter Zeit öfter erleben müssen, und es kann dann geschehen, daß jemand, der sich mit dem Verstorbenen auf besonders gutem Fuße stehend und seiner besondern Zuneigung gewürdigt glaubte, aus dem nach dessen Tode veröffentlichten Briefen erfährt, wie getödtet und verächtlich der verstorbene angebliche Freund über ihn gedacht oder doch geschrieben hat. Wirklich in der That nur geschwieben, und nicht gedacht; denn die Menschen sind oft selbst genug, in mündlichem oder schriftlichem Geplauder selbst ihren vertrautesten Freunden etwas anzuhängen, ohne es damit eigentlich so sehr als zu meinen.

Schopenhauer selbst meinte es mit seinen Gegnern wirklich böse, aber persönliche Freunde hatte er im Grunde gar keine, höchstens nur Anhänger seiner Philosophie, die ihm nur so viel werth waren, als sie ihm waren und zur Verbreitung seines Ruhms und seiner Philosophie beitrugen. Frauenstädt, wie es scheint, dadurch verfehlt, daß Swinners über sein Verhältnis zu Schopenhauer in seinem bekannten Buche nichts weiter zu berichten gehabt, als daß erst durch Frauenstädt's in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ (Nr. 277—281 f. 1849) veröffentlichten Aufsatz: „Stimmen über Arthur Schopenhauer“, dem Publikum die Augen über diesen geöffnet worden seien, versichert in der Vorrede, man werde aus diesen Briefen und den noch weiter zu erwähnenden „Memorabillen“ denn doch erfahren, daß dieses Verhältnis „eines jener echten und fruchtbringenden Freundschaftsverhältnisse war, wie sie jetzt nur noch selten existiren“. Aber aus dem Briefwechsel selbst geht so deutlich als möglich hervor — und Frauenstädt scheint sich auch dann und wann dessen bewußt gewesen zu sein —, daß Schopenhauer den ohnehin um 25 Jahre jüngern Anhänger seiner Lehre nur zu seinen Zwecken benutzte hat. Sind Freundschaften auf jener rein gemüthlichen Grundlage, auf denen so manche namhafte gewordene Freundschaftsbündnisse zwischen hervorragenden Geistern im vorigen Jahrhundert ruhten, heutzutage nahezu undenkbar, so war wol Schopenhauer am wenigsten der Mann, eine rein gemüthliche Freundschaft mit jemand zu unterhalten. Bei seiner grenzenlosen Verachtung aller auf zwei Beinen einhergehenden und mit einem menschlichen Antlitz gekrönten Geschöpfe beschränkte er alle Liebe, deren er fähig war, auf ein vierfüßiges Geschöpf, seinen Hund. Dabei geben wir zu, daß sich allmählich auch von seiner Seite ein Zug von Sympathie in sein Verhältnis zu dem ihm so unermesslichen Frauenstädt einzumischen begann, als plötzlich ein kleines Mißverständnis, bei dem die Schuld in der blinden Eile, dem Hochmuth und der an Hohn grenzenden Rücksichtslosigkeit Schopenhauer's lag, eine dreijährige Unterbrechung des Briefwechsels zur Folge hatte. Hier

auf hat Schopenhauer, nach verfruchteter Mißverständnißnahme des Verhältnisses, nur nach einem Brief an Frauenstädt und zwar am 6. December 1869 gerichtet. Einmal schreibt er an Frauenstädt geradezu, daß dessen Hauptverdienst um Philosophie und Literatur, welches bleiben und vielleicht seinen Namen „perpetuieren“ werde, dies sei, daß Frauenstädt zuerst mit großem Nachdruck und seltener Beharrlichkeit seiner Philosophie Eingang verschafft habe; und ein andermal ruft er ihm warnend und rügend zu: „Ich will, daß Sie mir Ihre Maschinen und nicht das Geräuſch!“ u. s. w. Dies genügt wol, um von dem Verhältniß zwischen Schopenhauer und Frauenstädt, wie wenigstens der erstere es auffaßte, einen Begriff zu geben.

Die Briefe Schopenhauer's bilden in ihrer Gesamtheit ein wahres Schimpfwörter-Lexikon. Die von ihm so entseztlich gehöhten Universitätsphilosophen und seine Gegner, wie überhaupt fast alle Philosophen außer ihm, namentlich aber auch die Materialisten, nennt er „elende Mietlinge“, „Kathhergefinde“, „Windbeutel“, „Querköpfe“, „Elende“, „Subler“, „Charlatane“, „Lumpen“, „fette Duden“, „höchstaunenswürdig“, „unfähig“, „incapaz“, „Lumpenhunde“, „Iad“, „Schmierer“, „dumme unverschämte Bursche“, „Kerle“, „nüchterne platte Gefellen“, „Schweine, die in den Tag hineinnaturalistiren“, „Kerle, die so gemein sind, wie die Fliegen an der Wand; Kerle, die jeder Hand unfehlbar macht, wenn er sich zu seiner Gerechtigkeit“ u. s. w. Fichte, Schelling und Hegel nennt er mit Vorliebe nur die „drei Windbeutel“, bei Herbart findet er nur „Verkehrtheiten und Pöffen“, die Kraft- und Stoffphilosophen sind ihm „Barbieregesellen“, „Villendreschler“, „Klyptiersager“, „Klyptierschmierer“, die Hegelianer die „Wiesel unserer Zeit“, Schleiden ein „fader Brä“, Rudolf Wagner ein „Tartufe“ und „Gagot“. Schimpfwörter, die ohne Zweifel noch ärgerer Art gewesen sein werden, sind hienwiesem nur durch Punkte angedeutet. Von dem Universitätsphilosophen sagt er einmal im allgemeinen:

So ist das ganze Pack, vom ersten bis zum letzten, Nichts lernen, nichts denken, nichts wissen, sondern auf dem Katheder naturalistiren, wie ein Schusslerjunge: aber von dem Gewerbe freffen, tanzen und dann kannegießern gehen.

Frauenstädt, dem wir die Anerkennung nicht versagen können, daß er seinem Herrn und Meister durchaus nicht bloß schmeichelte, sondern ihm gerignetenfalls auch die Wahrheit sagte, hatte ihm bemerkbar gemacht, daß er durch seine Invektiven gegen die Universitätsphilosophen seiner Sache nur unnütz schade; Schopenhauer hat aber darauf nur zu bemerken, er sei noch zu schonend mit dem „Gefinbel“ umgegangen. Hier nur noch einige längere Invektiven gegen einzelne Persönlichkeiten. Er sagt von Runo Fischer:

Habe durchblättert den ersten Band „Geschichte der neueren Philosophie“ von Runo Fischer: zwei Drittel des Bandes Epinoza, Hegelianismus und mit dem crassesten Köhlerglauben an Epinoza als eigene feste Überzeugung vorgetragen, die so empörende Moral des Epinoza noch outtrirt! Das glaub' ich, daß er 100 Zuchthyr in Seidelberg hatte; die Jungens tanzen hin, um zu vernehmen, was ihrer Ober und hohen Göttern zusetzt,

daß es weder Recht und Unrecht, noch Gutes und Böses gäbe. Das Ministerium in Baden hat sehr recht gethan, dem Runo Fischer das Handwerk zu legen.

Auf Anlaß eines Aufsatze von J. G. Fichte, der nur ein „Gewerbe von Lügen“ sei, bemerkt er:

Vor sechs bis acht Monaten las ich in einer Recension, der Autor berichte über philosophische Lehren, aber bloß auf Grundlage der Darstellungen dieses Fichte: „der Fichte sei aber nur mit der größten Behutsamkeit zu brauchen“. Dies darf uns nicht wundern, da der Charakter vom Vater erbt: dieser war „ein Windbeutel“, will sagen, ein Mensch, der es auf Illusion und Täuschung abgesehen hat; aber der hatte dazu Verstand und Talent, machte es also fein. Der Sohn hingegen ist, in Folge seiner Mutter, ein und nun vermöge des väterlichen Charakters. Aber sehr vernagelt möchte der Leser sein, der seiner heit, Schlechtigkeit und Re-

Ueber Moleschott un-

endlich habe auch ich im „Kreislauf des Lebens“ „Der Wille“, 81 S. daß dies der berühmte Hr. ich es nicht einmal von e Barbieregesellen, der Anatom rührend glauben. So cras überhaupt knotenhaft ist ich diese Gefellen in die Bedientenstube gewiesen habe. . . . Selbst das Physiologische in dem Kapitel ist leicht, abgedroschenes Zeug. Dazu ist's grob antimoralisch, und hinten hängt dem noch der rothe Lappen der Sannet-Republik aus der Tasche. Sehr recht hat man gethan, solchen Gefellen das Jus legendi zu nehmen: das war unerlässlich. Aus derselben Schule ist ein neues Buch von Dr. Büchner, Dozent in Tübingen, über „Kraft und Stoff“, und ganz im selben Geiste. Ich hoffe zuversichtlich, daß diesem Burschen auch das Jus legendi genommen werde. Diese L. . . . vergiften Kopf und Herz zugleich, und sind unwissend wie die Knoten, dumm und schlecht.

In dem folgenden Briefe, vom 16. Juli 1865, drückt er seine Freude darüber aus, daß laut der „Frankfurter Postzeitung“ die Suspension Büchner's bereits eingeleitet sei, und er fügt hinzu:

Ihm geschieht recht: denn das Zeug ist nicht bloß höchst unmoralisch, sondern auch falsch, absurd und dumm; und die Wurzel ist die Unwissenheit, das Kind der Faulheit, des Gigarettr Rauchens und Volkstänzens. So ein Mensch hat nichts gelernt als sein bißchen Klyptiersprache; keine Philosophie, keine Humanitätsstudien getrieben, und damit wagt er sich dumm, breit und vermessend an die Natur der Dinge und der Welt. Ebenso Moleschott. Geschieht ihnen recht, erleiden die Strafe für ihre Ignoranz.

Ueberhaupt nicht er jeder gewaltsamen Verfolgungs- und Unterdrückungsmaßregel seinen Weisfall; er bemerkt z. B. in einem Schreiben vom 31. Januar 1866, bezugens ganz richtig nach schließend:

Zwei neue Geschichten der deutschen Literatur, von Gottschall und von Julian Schmidt, habe gesehen. Letztere redet recht gut von mir, auf sechs Seiten, bin ganz zufrieden damit. Julian redet wie ein Esel und dazu mit Lüge: er sagt, ich hätte Schelling und Hegel für Lügner und Betrüger erklärt; Sie wissen, daß das gelogen ist. Gestern las ich in der Zeitung, ein Advocat habe auf zweijährige Arreststrafe für Herrn Julian angetragen. Sehr interessant: er macht sich, sehe ich, überall angenehm.

Auch Bauerbach schreibt nach ihm nur „rohes, brutales Zeug“; er wirft ihm den „blumpesten, bornirtesten

Materialismus" vor und erblickt darin nur „Früchte der Gezelei". Selbst Alexander von Humboldt kommt nicht ungerufen weg, und von Carové sagt er geradezu: „Er war ein sehr niederträchtiger Mensch und hat es oft gezeigt."

Natürlich hätte er über alle mit ihm lebenden Denker, Naturforscher und Physiologen nicht so grenzenlos verächtlich denken und sprechen können, wenn er nicht sich selbst für den weisesten aller Menschen gehalten hätte. Er rechnet sich zu denen, die „einsam durch die Jahrhunderte gehen"; er behauptet dreist: „Ich bin der erste, der das eigentliche Wesen des Genies ergründet und deutlich erklärt hat", und es ist dies sehr natürlich, da er ja an sich selbst alle Attribute des Genies herausfand und bewunderte; er schreibt:

Wo gibt es in der deutschen Literatur ein Buch, welches man aufschlagen kann, wo man will, und gleich mehr Gedanken empfängt, als man zu fassen vermag, wie mein zweiter Band der „Welt als Wille und Vorstellung"? (Pfei, Alter, renommire nicht!)

Er behauptet, seine Geschichtsmetaphysik gehöre zu dem Originellsten, was er je geschrieben; der betreffende Abschnitt sei ein „Diamant, zumal in Verbindung mit den drei vorhergehenden Kapiteln"; er versichert ein andermal: „Uebersage zeugen meine Werke von gründlichem Naturstudio, wären auch sonst unmöglich." Einen Aufsatze in der „Revue des deux mondes" über die neue deutsche Philosophie findet er deshalb belehrend, „als man sieht, wohin es in Deutschland und Frankreich mit der Philosophie kommen würde (in den Händen feller Lumpen), wenn ich nicht wäre." Er bemerkt am 10. Juni 1852: „Vorlesage's neue „Geschichte der Philosophie", enthaltend 16 Seiten über mich, wird Ihnen eben vorliegen. Die zweite Hälfte des Kapitels besteht aus abgeschrieben Stellen meiner Werke, ist folglich sehr gut." Frauensädt hatte ihm aufrichtig bekannt, daß ihm sein Jornausbruch gegen die Pachydermata in dem Kapitel über Schriftstellerei und Stil höchlichst mißfallen habe; Schopenhauer schreibt zurück: „Sehr schön ist meine Tirade über die Pachydermata und bleibt's". Frauensädt hatte seine bekannte Arbeit über die „Universitätsphilosophie" unerquicklich gefunden; Schopenhauer bemerkt darauf:

Sie ist durch die Darstellung, Lebendigkeit und Behemung sehr unterhaltend, ja, vielleicht die schönste Invektive, die seit Cicero in Verrem geschrieben worden. (Nur die Lumpe sind bescheiden.)

In demselben Briefe zählt er die von ihm seit 1813 verfaßten Schriften auf und fährt fort:

Ein solches methodisches Ignoriren des allein Beachtenswerthen, und Gelehrten des Schlechten, 34 Jahre lang, ist ohne Beispiel. Ich bin noch viel zu glimpflich mit den E.... umgegangen.

Schopenhauer verzehrte sich in einem allerdings durch langjähriges unbilliges Ignoriren genährten Ehrgeiz, den er schon für einen Augenblick befriedigt findet, wenn auch nur irgendeine Modezeitung oder ein Lokalblatt seine Verdienste um die Philosophie herausstreicht, oder auch nur einmal ein illustrierter Volkskalender gelegentlich seinen Namen anführt. Frauensädt muß ihm getreulich berich-

ten, wo irgendetwas über ihn gestanden hat, und zu dem Zwecke besonders das Journalzimmer der königlichen Bibliothek zu Berlin besuchen; er müsse wünschen, schreibt Schopenhauer am 22. Mai 1854, „Sie besuchen öfter, als Sie zu thun scheinen: da würde manche mich betreffende Aeußerung mir zur Kunde kommen, von der ich in diesem Abdera nichts erfahre". Ein andermal drückt er seine Freude darüber, daß seine Anhänger miteinander in persönlichen Verkehr zu treten suchten, mit den Worten aus: „Dieses Sichbesuchen der Apostel gefällt mir sehr; es hat etwas Ernstes und Grandioses: „Wo zwei in meinem Namen versammelt sind, bin ich mitten unter ihnen." In Betreff seiner Tabler sucht er sich mit den Worten zu trösten: „Dieses Ungeziefer ist nützlich zur Verbreitung meines Ruhms. Solchen Kerlen glaubt niemand, aber jeder sieht, daß da etwas ist." Alle Literaturblätter taugen nur so lange etwas, als sie etwas ihm Angenehmes enthalten; sie sind elend von dem Augenblicke an, wo sie an ihm etwas auszusagen haben, und sie werden sofort wieder gut, wenn sie seiner mit anerkennenden Worten gedenken. Er schreibt z. B. über Renzel und dessen „Literaturblatt" am 30. März 1853:

Des Noack eben erwähnte „Theologie als Religionsphilosophie" finde ich in Renzel's „Literaturblatt" vom 19. März unter Ueberschrift „Antichristliche Presse" während hervorgehoben, aber bloß wegen der Gottlosigkeit ihres Inhalts. Das schadet dem Buche nicht: denn daß dieser Renzel, der Democrit, entweder der erbärmlichste Gagot oder der nichtswürdigste Tartufe ist, weiß die Welt. Von mir ist nichts darin gesagt: der kennt meine Philosophie nicht.

Er schreibt ferner über dasselbe Literaturblatt am 2. Februar 1855:

Lesen Sie einmal in Renzel's „Literaturblatt" die „Jahresbetrachtungen" dieses Gagots: er triumphirt darin über den gänzlichen Verfall der Philosophie, die gar nichts mehr aufzuweisen hätte, und versichert, alles kehre zur Kirche zurück! Von mir weiß er noch nicht: das ist aber eine tüchtige Verstellung von dem Tartufe, und verdient er einmal mit der Ase daraufgeschossen zu werden, daß sie blutet.

Inzwischen hatte sich das Renzel'sche „Literaturblatt" ihm angenehm zu machen gewußt; denn er schreibt am 8. October 1856:

Während alle wohlgeschmierten Recensenten mit Respekt vor der Correspondenz der Fichte und Schelling reden, hat schon vor zwei Monaten Renzel in seinem „Literaturblatt" ehrlich dargelegt, wie die Lumperei und Charlatanerie dieser Kerle darin an den Tag kommt. Ebenso hat er Fichte's „Anthropologie" analysirt und ihre ganze Albernheit dargelegt. Das Blatt Renzel's enthält überhaupt viel Gutes, Gescheites und ist wohl geschrieben. Nur muß man die häufigen Anfälle von Rosomanie, nämlich religiöser hinnehmen.

Ähnlich geht es unsern von ihm eifrig gelesenen, oft erwähnten, je nach der Stellung, die sie zu ihm und seiner Philosophie einnahmen, bald gelobten, bald getadelten „Blättern für literarische Unterhaltung", und auch mir persönlich bekommen von ihm einmal einen Hieb, weil wir in einer Anzeige der Schücking'schen Schrift über Genealogie nicht sein wie er selbst sich rühmt „schönes und gründliches Kapitel darüber" angeführt hatten; aber

er sieht die Zeit kommen, „wo, wer nicht weiß, was ich über einen Gegenstand gesagt habe, sich als Ignoranten bloßstellt“. Seine entsetzliche Reizbarkeit zeigt sich besonders auch in einem Schreiben vom 2. November 1853, in welchem er über die in der Brodhaus'schen Officin eingeführte „Hausorthographie“ in die maßloseste, wirklich lächerliche Wuth ausbricht. „Was?“ ruft er aus, „eine deutsche Accademia della crusca, bestehend aus Handwerksburschen, denn das sind die Geher, also aus Knoeten!“ Nachdem er diese noch weiter des Buchdruckers „schwarze Myrmbonon aus dem Schmierloch“ genannt, fährt er fort: „Ich würde dem Kerl gleich meine Meinung schreiben; allein er ist Ihr Verleger, Ihr Organ, und daher uns unentbehrlich.“ Vorsicht ist die Mutter der Weisheit, auch der Schopenhauer'schen! Im übrigen ist zu bemerken, daß Schopenhauer's Orthographie eine zum Theil sehr eigenthümliche, zum Theil veraltete war; er schrieb z. B. „trübsällig“, „glücklich“, „etwan“, „Spaas“, „geschaut“ u. s. w.

Nur noch einige charakteristische Stellen wollen wir aus Schopenhauer's Briefen hier anführen. Frauenstadt hatte ihm ein Urtheil Anselm von Feuerbach's über Schopenhauer's Mutter mitgetheilt, und dies Urtheil lautete:

Hofrätthin Schopenhauer, eine reiche Witwe. Macht von der Gelehrsamkeit Profession. Schwagt viel und gut. Versäandig ohne Gemüth und Seele. Selbstgefällig, nach Beifall haschend, und stets sich selbst belächelnd. Behüte uns Gott vor Weibern, deren Geist zu lauter Verstande aufgeschossen ist. . . . Das Wünschen ihre Tochter u. s. w.

Endlich hiervon ergötzt schreibt Schopenhauer am 12. Juli 1852:

Ich danke Ihnen für die Mittheilung der Stelle im Feuerbach, die mir sonst wol nie zu Gesicht gekommen wäre. Die Charakteristik ist nur gar zu treffend. Habe, Gott verzeih' mir's, lachen müssen.

Ein Sohn mag über seine Mutter denken und mit ihr gestanden haben wie er will — und Arthur hatte allerdings mit ihr sehr schlecht gestanden und dachte über sie sehr unkindlich — nie aber wird er, wenn er irgend feineres Gefühl besitzt, einem dritten gestatten, daß er sie verunglimpft und lächerlich macht, oder gar darüber schadenfroh lachen. Selbst der Prokese wird seine Mutter gegen ihre Verunglimpfung in Schutz nehmen und auf Tod und Leben für sie einstehen; aber unsere Civilisation und namentlich unsere das Gemüth und die Pietät austrocknende gelehrte Bildung hat eine Höhe erreicht, von der sie kopfüber in die Tiefenebene der Barbarei und noch unter diese hinabtaumeln zu wollen scheint. Schopenhauer steht in Bezug auf Vergötterung seiner selbst und gemüthloser Berachtung aller übrigen keineswegs allein; er war nur wirksamer und kannte weniger Schreuliche als viele Gemüths-erkrankte.

Gleich gemüthlos (im „Lande des Gemüths“ — in Deutschland!) schreibt Schopenhauer über Beneke's unheiliges Ende:

Dr. Lindner hat mir die Vossische mit Beneke's Nekrolog geschickt, wofür ich ihm sehr dankbar bin, da es mich interessiert, die Laufbahn dieses Sünders zu sehen. Ich glaube, er ist es schließlich dem Empedokles gleichthun wollen und ist in

Gott weiß welches Loch gesprungen, wo ihn der Teufel finden kann. Statt der ehernen Pantoffeln wird wol einmal die goldene Brille ausgeworfen werden.“) Fragt sich, ob ein Derangement seiner „Angelegenheiten“ oder seiner Angelegenheiten ihn dazu bewogen hat.

Er fährt dann fort, seiner unüberwindlichen Abneigung gegen Berlin Ausdruck gebend:

Viel Selbstmord in Berlin? Glaubt's; ist physisch und moralisch ein vermaledeites Nest, und bin ich der Cholera sehr dankbar, daß sie mich vor 23 Jahren daraus vertrieben hat und hierher, ins mildere Klima und sanftere Leben. Guter Ort für eine Eremitage.

Seinem Widerwillen gegen Berlin macht er auch Luft bei Erwähnung des im Frühling 1856 aufgetauchten Gerüchts, daß man damit umgehe, an der züricher Universitäts einen Lehrstuhl ausschließlich für seine Philosophie zu errichten und sie durch Frauenstadt zu besetzen; er meint, das Leben in Zürich sei doch ein ganz anderes, „als in dem greulichen magern Berlin und seiner Verruchtheit“.

Seine bekannte reactionäre Gesinnung tritt in diesen Briefen wiederholt zu Tage. Er gesteht am 11. Juni 1848:

Geistig habe ich diese vier Monate schrecklich leiden müssen, durch Angst und Sorge: alles Eigenthum, ja der ganze gesellschaftliche Zustand bedroht! . . . Die Pariser haben's eingebrocht — und haben's ausgefressen; haben uns in den Koth hinein und wieder, si Diis placet, herausgezogen: nicht mehr als billig.

Er erzählt am 2. März 1849:

Was haben wir erlebt! Denken Sie sich, am 18. Septem-ber eine Barrikade auf der Brücke und die Schurken bis dicht vor meinem Hause stehend, zielend und schießend auf das Militär in der Fahrgasse, dessen Gegenschüsse das Haus erschüttern: plötzlich Stimmen und Gebollen an meiner verschlossenen Stubenthüre: ich, denkend, es sei die souveräne Canaille, versammle die Thür mit der Stange: jetzt geschehen gefährliche Stöße gegen dieselbe: endlich die feine Stimme meiner Magd: „Es sind nur einige Oesterreicher!“ Sogleich öffne ich diesen werthen Freunden: 20 blauhokige Stodbdöhmen kürzen herein, um aus meinen Fenstern zu schießen; besinnen sich aber bald, es ginge vom nächsten Hause besser. Aus dem ersten Stock recognoscirt der Offizier das Bad hinter der Barrikade: sogleich schide ich ihm den großen doppelten Dperngucker, mit dem Sie einst den Ballon sahen.

Ein andermal bemerkt er spöttisch: „Die Revolution hat neue Hausnummern gemacht: das einzige von ihr, was zu bleiben verdient“; und weiter drückt er seine Unzufriedenheit mit den zurückgeschraubten Zuständen in den Worten aus: „Die Zeit des Wellens und Kanne-gießerns ist vorbei. Jetzt hat sich jeder der Literatur zu widmen.“

Vielleicht nicht übel nennt Schopenhauer einmal den Protestantismus, wie er jetzt ist, „ein Christenthum mit abgebrochener Spitze“. Ein in der „Novellenzeitung“ erschienener Aufsatz über ihn gibt ihm in seinem letzten Briefe zu der Bemerkung Anlaß: „Repteres ist eine satirische Beschreibung meiner Person von Madame B. . . , weil ich nicht habe mit ihr conversiren wollen, bei Tisch: — acht Tage lang: mit den Protokollen dieser geschnitten

*) Beneke trug eine goldene Brille.

**) Dieses Ausdrucks bediente sich Beneke in seiner Psychologie.

Conversationsen dachte sie ihre Hotels = Rechnungen zu bezahlen." Auch dies möge noch aus diesen Briefen hier angeführt sein.

Die Verfasser geben vorliegendes Buch als eine Schusschrift für Schopenhauer; aber man urtheile, ob eine Schrift, welche in ihrer bedeutendsten Partie so viele Selbstgeständnisse enthält, die nicht eben für Schopenhauer sprechen und seinem Andenken nur Eintrag thun können, im eigentlichen Sinne des Wortes eine Schusschrift genannt werden könne. Frauenstädt sucht seinen Klienten zwar in geschickter Weise zu vertheidigen, läßt ihn aber durch den fast unverfälschten Abdruck seiner Briefe vielfach gegen sich selbst Zeugniß ablegen und seine Schutzrede dadurch schwächen. Dabei geben wir gern zu, daß diese Briefe für Schopenhauer ebenso charakteristisch als auch ziemlich unterhaltender Art sind; denn doctrinär und langweilig war Schopenhauer nie und im Schimpfen zeigte er sich bis zu einem gewissen Grade genial und erfindereich. Begegnen wir auf der Straße jemand, der durch sein Loben und Schimpfen ein großes Publikum um sich versammelt, so werden die meisten von uns unwillkürlich stehen bleiben; sie werden den Mann zwar für roh, ungeschlächt und jähzornig halten, aber sich doch bis zu einem gewissen Grade amüsiren.

Außer diesen Briefen enthält das Buch zunächst eine 130 Seiten lange Abhandlung von Ernst Otto Lindner: „Arthur Schopenhauer. Ein Wort der Vertheidigung.“ Der Verfasser polemisiert zuvörderst gegen das bekannte Swinnersche Buch, sodann namentlich gegen Gutzkow's und Julian Schmidt's Auslassungen über Schopenhauer, und er findet es eigenthümlich, daß in Bezug auf Schopenhauer sich beide erbitterten Gegner brüderlich die Hand reichten. Man kann nichts dagegen haben, wenn Lindner sich seines Herrn und Meisters gegen diejenigen annimmt, die ihn seiner Ansicht nach zu hart, unbillig oder verkehrt beurtheilten; aber er thut dies leider in einer unliterarischen, zum Theil persönlichen Weise, die wir nicht billigen können. Der Deutsche ist niemals unliebenswürdig, als wenn er polemisiert; aller Articismus hat dann ein Ende und der Idioticismus, die Ungeschliffenheit tritt an seine Stelle. Die Verfasser dieses Buchs sind als ausgemachte Schopenhauerianer hierin freilich anderer Ansicht als wir. Frauenstädt z. B. bemerkt später in seinen „Memorabilien“:

Die alle großen Polemiker, nennt Schopenhauer alberne und dumme oder gemeine und niederträchtige Dinge bei ihrem wahren Namen, statt hier, wie die Schwächlinge, die keiner sittlichen Entrüstung fähig sind und denen „Anstand“ die höchste Tugend ist, sich der Euphemismen zu bedienen. Das ist doch aber, denke ich, selbst vom ästhetischen Standpunkte aus, welcher fordert, daß überall die Form dem Inhalt entspreche, nur gerechtfertigt. Möchten immerhin gegen die Schopenhauer'sche Polemik in der Sache mitunter sich Einwendungen machen lassen; ihre Form ihr zum Vorwurf zu machen, ist in meinen Augen nur ein Zeichen jener moralischen Verkommenheit, welcher alle künstliche Entrüstung abhanden gekommen, und die, weil sie selbst keiner solchen mehr fähig ist, sie auch von andern nicht leiden mag. Wie weit diese moralische Verkommenheit bei uns schon geblieben ist, konnte man jüngst z. B. an manchen Beur-

theilungen des Buchs von Ferdinand Lassalle über Julian Schmidt sehen. Es hat hier nicht an Vereinfachungen gefehlt, welche der Lassalle'schen Gefeßung Schmidt's Mangel an „Anstand“ vorwarfen. Kann es aber wol etwas Dummeres und zugleich Unästhetischeres geben, als die Forderung, eine so höchst unverständige Sache, wie die Julian Schmidt'sche Art, Literaturgeschichte zu machen, anständig zu behandeln? Geht das nicht fordern, man solle Unwissenheit und Grobheit — denn diese sind dem Julian nachgewiesen — anständig behandeln? Wie kommt es, daß unsere modernen Aufstandspöbel noch nicht unterkommen haben, die deutsche Sprache, welche so reich ist an „unanständigen“ Ausdrücken, von diesen zu reinigen und ein anstandsgemäßes Lexikon herauszugeben.

Obgleich wir zugeben, daß jemand, der einen Mann wie Julian Schmidt abzufertigen unternimmt, den Shakespeare'schen Spruch:

Verlegen laßt uns ihn, ein Mahl für Götter,
Nicht ihn zerhauen wie ein Lamm für Hunde —

nicht zur Richtschnur zu nehmen hat, so müssen wir doch auf unserer frühern Behauptung bestehen bleiben, daß Lassalle's Schrift viel mehr gewirkt und dem literarischen Ansehen Schmidt's viel mehr Abbruch gethan haben würde, wenn er sich durchweg eines anständigeren Tons bedienete, wenn er nur als Gelehrter und nicht in der Maske eines „Ergernisweibes“ zu Julian Schmidt gesprochen hätte. Dieselbe Ansicht haben wir von vielen gebildeten Leuten ausgesprochen hören, die keineswegs Freunde Julian Schmidt's sind und eine Bloßlegung seiner Falsch und anmaßlichen Behauptungen, falls dies nur in würdiger Weise geschehe, sehr in der Ordnung und ganz zweckmäßig fanden. Man beschämt den Groben nicht durch Grobheit, sondern durch Würde und Gemessenheit, wenn auch nicht im ersten Augenblick, doch später in den schwerlich ausbleibenden Stunden der Ueberlegung und Reue. Daß aber in der Forderung, es sei auf literarischem Gebiete sowol wie in der guten Gesellschaft auf Anstand zu halten, etwas Dummes und Unästhetisches liegen soll, ist eine Behauptung, die nur in Deutschland möglich ist. Mit unserer Grobheit und Ungeschliffenheit, die früher bei uns nur ein Naturtrieb war, jetzt aber sogar in sophistischer Weise von Frauenstädt vom ästhetischen Standpunkte gerechtfertigt werden zu sollen scheint, machen wir Deutsche uns in den Augen des Auslandes nur verächtlich. Mag wer will den deutschen Nationalruhm der Grobheit für einen seinen halten, wir persönlich werden uns niemals zu dieser Ansicht bekehren lassen. Auch mit sittlicher Entrüstung kann und muß der öffentliche Anstand, sehr wohl bestehen können, ja um so mehr, da der Anstand und nicht die Ungeschliffenheit sittlicher Natur ist. Frauenstädt hätte übrigens nicht sagen sollen, daß Schopenhauer alberne und dumme oder gemeine und niederträchtige Dinge bei ihrem wahren Namen genannt habe, sondern sehr häufig Dinge, die er von seinem subjectiven Standpunkt für dumm und albern, gemein und niederträchtig hielt. Und weil diese subjective Darsuchhalten gerade in dem dunkelsten Deutschland, wo die meisten sich von vornherein für klüger halten als alle übrigen, so häufig vorkommt, ist es dort recht nöthig, in der Wahl des Ausdrucks vorsichtig zu sein.

Dagegen müssen wir uns vollkommen damit einver-

standen erklären, wenn Lindner bemerkt: das Selbstgefühl Schopenhauer's habe natürlich in abstoßender Weise sich um so höher steigern müssen, je geringer er seinen Werth von der Welt angeschlagen sah. Hätten die „Universitätsphilosophen“, in deren Augen freilich meist nur der etwas gilt, der einen Lehrstuhl einnimmt, ihm schon früh die ihm doch jedenfalls gebührende Aufmerksamkeit geschenkt, so würde Schopenhauer schwerlich einen so unvertilgbaren, halb teuflischen Grimm gegen sie in sich gefressen haben. Es gibt viele in Deutschland, welche sich einbilden, einen christlicheren Kollegen, selbst einen verdienten und talentvollen, durch systematisches Ignoriren demüthigen und ihm das Gefühl seines Nichts zum Bewußtsein bringen zu können; aber diese Herren sind sehr schlechte Psychologen; sie erreichen damit meist nur das Gegentheil von dem, was sie bezwecken. Zum Troß gereicht in solchen Fällen nur, daß wirkliches Verdienst zuletzt doch von einer heranwachsenden jüngeren Generation anerkannt zu werden pflegt, falls man diese noch erlebt, wie dies auch bei Schopenhauer der Fall war. Das Unglück bei diesem war nur, daß er sich für ein alle überragendes Genie hielt; und etwas Geringeres als ein Genie kann und darf man ja in Deutschland nicht sein. Diese Genieruth hat bei uns schon unsägliches Unglück angerichtet, für welches diejenigen verantwortlich sind, welche zuerst in der Uebersetzung, der Maßlosigkeit, wenn nicht gar der Verzerrung und Ungeheuerlichkeit, mit dabei verbundener Anmaßlichkeit die Hauptwahrzeichen des Genies erblickten wollten.

Im übrigen zeigt Lindner dann und wann seine Unabhängigkeit von Schopenhauer. Wenn dieser die Ansicht aufstellt, daß sich der Wille vom Vater, der Intellect von der Mutter vererbe, so meint Lindner, daß diese Ansicht sich erfahrungsmäßig ebenso oft zu bestätigen scheine, als das Gegentheil davon nachgewiesen werden könne; auch sei sie nicht die wahre und eigentliche Meinung Schopenhauer's, da dieser von dem Intellect des weiblichen Geschlechts (der Verfasser führt mehrere betreffende Stellen an, darunter die, „daß das Weib keines ein objectiven Antheils an irgendetwas fähig sei“) zu gering gedacht habe, um im Ernste die Lehre von der Vererbung des Intellects von der mütterlichen Seite her aufstellen zu wollen.

Die Lindner'sche Abhandlung enthält außerdem an gehändigten Schriftstücken Schopenhauer's einen nicht nintereffanten, englisch abgefaßten, hier aber auch in deutscher Uebersetzung mitgetheilten Brief über die Farben-theorie an den englischen Maler Ch. Caslake, den Uebersetzer der Goethe'schen „Farbenlehre“, die mit der Verlags-handlung F. A. Brodhause in Betreff der Verlags-vernahme des zweiten Bandes von „Die Welt als Wille in Vorstellung“ gewechselten Briefe oder Briefentwürfe, 6 Auszüge aus Briefen Schopenhauer's an den Verfasser. Was die Briefe an Schopenhauer's Verlags-handlung betrifft, so wissen wir zwar nicht, seit wann es uns ist, Geschäftsbriefe zu veröffentlichen, ohne vorher Erlaubniß von der betreffenden Geschäftsfirma, was in

diesem Falle sicherlich nicht geschehen ist, eingeholt zu haben, aber das weite Gewissen der jetzigen deutschen Generation wird auch gegen diese Lizenz nichts einzumenden haben. Das große Selbstgefühl Schopenhauer's spricht sich begreiflicherweise auch in diesen Briefen in bedenklicher Weise aus; wenn, bemerkt er einmal, ein Verleger an sein Werk nicht einmal die Druckkosten setzen mag, nun so soll mein Werk liegen bleiben, um einst als Posthumum zu erscheinen, wenn die Generation gekommen sein wird, die jede Zeile von mir freudig aufnehmen wird: sie wird nicht ausbleiben.

An einer andern Stelle bemerkt er:

Die große Eisenklaste der Fichte-Schelling-Segel'schen Philosophie ist soeben im endlichen Plagen begriffen: dabei ist das Bedürfnis nach Philosophie größer als jemals: man wird sich jetzt nach soliderer Nahrung umsehen: und die ist allein bei mir dem Bekannten zu finden, weil ich der einzige bin, der bloß aus innerm Verufe gearbeitet hat.

In den Briefen an Lindner wüthet Schopenhauer wieder gegen die „Nichtswürdigkeit“ der Universitätsphilosophen, gegen die „Hundsstötter“ und „Schufte“, die ihn 35 Jahre hindurch ignoriert hätten; er spricht sich mit großer Genugthuung über das Festschneiden aus, weil sich darin der Wille in seiner ursprünglichen Allmacht zeige, und in heftigen Worten erklärt er sich namentlich gegen den modernen Optimismus. Er schreibt z. B. an Lindner im Jahre 1854:

Besonders aber freut mich, daß Sie dem Pessimismus auch der Asele die Ehre gönnen, welche der Wahrheit gebührt, gegenüber dem rein jüdischen, niederträchtigen Optimismus, dessen Fall um so eclatanter sein wird, als die Majorität für ihn unzählbar ist.

Wohlgekannt ist Schopenhauer überhaupt den Juden nicht; Frauenstädt führt z. B. folgenden Ausdruck von ihm an:

Der liebe Gott, in seiner Weisheit voraussehend, daß sein ausgewähltes Volk in alle Welt zerstreut werden würde, gab dessen Mitgliedern einen specifischen Geruch, daran er sie überall erkennen und herausfinden könnte: den foetor judaicus.

Auf den Lindner'schen Aufsatz folgt eine sehr umfangreiche Abhandlung von Julius Frauenstädt „Arthur Schopenhauer. Memorabilien und Nachlassstücke“, die wieder ein ganzes Buch für sich bildet und einzeln gedruckt einen sehr ansehnlichen Band geben würde. Frauenstädt's Mittheilungen über Schopenhauer sind theils seinen Gesprächen mit diesem, theils dessen nachgelassenen Manuscripten entnommen. Ueber letztere bemerkt er im Vorwort, es seien dieselben, die er schon in der Vorrede zu der von ihm herausgegebenen zweiten Auflage der „Parerga“ aufgeführt habe:

1) Die Erstlingsmanuscripte; 2) Reisebuch; 3) Foliant; 4) Brieftasche; 5) Quartant; 6) Adversaria; 7) Cholera-buch (d. h. auf der Flucht vor der Cholera geschrieben); 8) Cogitata; 9) Bandeski; 10) Epitaphia; 11) Senilia. Diese Manuscripte — bemerkt der Verfasser — enthalten außer den bereits von Schopenhauer selbst für seine Werke benutzten und deshalb mit Bleistift durchstrichenen Stellen eine große Menge noch unbenutzt und unüberschriebener. Unter diesen bisher theils ungedruckten, theils noch nicht in dieser Form gedruckten Stellen habe ich viele gefunden, die mir für die „Memorabilien“ besonders geeignet schienen und die ich daher für dieselben benutzt habe.

Auf eine Personalbeschreibung Schopenhauer's nach Denner'schem Muster mit Wiebergabe jedes Gesichtsfaltens und Wackens darf man bei Frauenstädt nicht rechnen; er selbst bemerkt in dieser Hinsicht:

Erstens hat mir eine solche Personalbeschreibung noch nie gelingen wollen; zweitens glaube ich auch, daß sie überhaupt nicht gelingen kann, weil sie doch nur in allgemeinen, abstracten Begriffen wiederzugeben vermag, was eigentlich gesehen werden muß.

Wir sind in diesem Punkte ebenso einverstanden mit Frauenstädt als mit Lindner, wenn dieser sich gegen den jetzt in Biographien üblichen Anekdotenstrom mit den Worten erklärt:

Keinem verständigen Menschen wird es überdies einfallen, bei Rafael's Galathea vor allem nach der Fornarina zu fragen; kein Einsichtiger wird zum Verständnis und zur Würdigung von Bach's Passionsmusik nach den Anekdoten greifen, die etwa noch von dem leipziger Cantor aufzustanden wären; und ebenso wenig wird irgendjemand Kant's „Kritik der reinen Vernunft“ mit dem Billardspielen desselben zusammenbringen wollen.

Und wenn er dann weiter fortfährt:

Wesentlich, allgemein gültig, unsterblich ist nur das, was seiner Erklärung aus der individuellen Persönlichkeit seines Schöpfers bedarf; wo eine solche Erklärung nothwendig wird, da tritt das Absonderliche, Unklare, Unfertige ein.

Frauenstädt sucht aus dem Leben wie der Lehre Schopenhauer's nachzuweisen, daß dieser kein gemeiner Mensch gewesen; und er theilt zu diesem Zwecke unter vielem andern auch ein interessantes Schriftstück mit, eine Dedication Arthur Schopenhauer's an seinen seit langen Jahren verstorbenen Vater, die er der zweiten Auflage seines Hauptwerks voranzustellen beabsichtigte, was er aber aus irgendeinem unbekannt gebliebenen Grunde unterlassen hat; und in der That, je geringer Schopenhauer von seiner Mutter dachte, desto besser dachte er, wie auch diese Dedication beweist, von seinem Vater, dem er bis zuletzt Gefühle der treuesten Pietät, Dankbarkeit und Verehrung widmete. Es ist dies ein schöner, mit vielem verständender Zug in dem Leben dieses stolzen Geistes. Schopenhauer ruft darin unter anderm einmal aus:

Daß ich die Kräfte, die mir die Natur gab, ausbilden und zu dem verwenden konnte, wozu sie bestimmt waren, daß ich dem angeborenen Triebe folgen und für Unzählige denken und arbeiten konnte, während keiner für mich etwas that: das danke ich dir, mein Vater, danke es deiner Thätigkeit, deiner Klugheit, deiner Sparsamkeit und Sorgfalt für die Zukunft. Darum sei du mir gepriesen, mein edler Vater! Und jeder, der an meinem Werk irgendeine Freude, Trost oder Belehrung findet, soll deinen Namen vernehmen und wissen, daß, wenn Heinrich Floris Schopenhauer nicht der Mann gewesen wäre, der er war, Arthur Schopenhauer hundertmal zu Grunde gegangen wäre.

Es kann auch sehr leicht geschehen, daß die Liebe zu einem edeln Menschen so unser ganzes Herz erfüllt, daß keine andere Platz darin hat und wir ungerecht gegen alle übrigen werden. Im allgemeinen führt aber der Schopenhauer'sche Pessimismus mehr zu verächtlichem Mitleid mit der bedrängten misgeschaffenen Creatur als zu werththätiger Liebe. Diesem Pessimismus zufolge müßte man von einem Neugeborenen eigentlich nicht sagen: er ist geboren worden, sondern er ist verurtheilt worden

zu leben, was man freilich nicht sagen dürfte, wenn man mit Schopenhauer einen Willen zum Leben annimmt. Wir werden ja aber gar nicht danach gefragt, ob wir leben wollen, sondern wir müssen leben und aus diesem Muß folgt alles übrige Müßen. Der frühverstorbene uneheliche Sohn, den, wie man zum Ueberflus durch Lindner erfährt, Schopenhauer in Dresden gehabt hat, ist vor dem Zeugungsact sicherlich auch von seinem Vater nicht gefragt worden, ob er einen Willen zum Leben habe.

Aber Schopenhauer selbst corrigirt seinen Pessimismus später dahin, daß er Arbeit, Plage, Kampf, Mühe und Noth als die Factoren anerkannte, die dazu nöthig seien, um dieses Dasein, welches ohne sie ein faßes Schlaffenleben sein würde, mit einem tiefern Inhalt zu erfüllen und ihm eine ernstere Richtung auch auf die Welt des Gedankens zu geben. „Für ein solches Geschlecht paßt kein anderer Schauplatz, kein anderes Dasein“, bemerkt er; ebenso gut könnte man aber auch sagen, dieser Schauplatz, dieses Mühtchen im Weltall, diese Erde, passe für kein anderes Geschlecht. Gegen die sehr großen Gefahren, die uns von einem zu weit getriebenen Optimismus drohen, ist die pessimistische Lehre Schopenhauer's als Correctiv jedenfalls von Werth; es ist von Werth, wenn in einer Zeit, wie die unsrige, wo Unzählige nur im Genuß etwas Positiven erblicken und ihm mit einer Lastlosigkeit nachjagen, daß darüber der Genuß fast ein Ende hat, ein Philosoph von der Bedeutung Schopenhauer's den Satz aufstellt: der Genuß sei negativ, und nur der Schmerz, das Leiden sei positiv.

Und fast können wir Schopenhauer lieben lernen, wenn wir in seinem Hauptwerk jene schöne Stelle lesen, worin er, was einem „Unverständsphilosophen“ allerdings nicht leicht beikommen würde, die Güte des Herzens so hoch über die glänzendsten Eigenschaften des Kopfs stellt, daß danach Baco von Verulam gegen einen ungelehrten Mann von edelm Herzen als nichts erscheint. Schopenhauer sagt:

Wie Fackeln und Feuerwerk vor der Sonne blas und unscheinbar werden, so wird Geist, ja Genie und ebenfalls die Schönheit überstrahlt und verbunkelt von der Güte des Herzens. Wo diese in hohem Grade hervortritt, kann sie dem Mangel jener Eigenschaften so sehr ersehen, daß man solche vermipft zu haben sich schämt. Sogar der beschränkteste Verstand, wie auch die groteske Häßlichkeit, werden, sobald die ungemeine Güte des Herzens sich in ihrer Begleitung kund gethan, gleichsam verflärt, umstrahlt von einer Schönheit höherer Art, indem jetzt aus ihnen eine Weisheit spricht, vor der jede andere verstummen muß. Denn die Güte des Herzens ist eine transcendente Eigenschaft, gehört einer über dieses Leben hinausreichenden Ordnung der Dinge an und ist mit jeder andern Vollkommenheit incommensurabel. Wo sie im hohen Grade vorhanden ist, macht sie das Herz so groß, daß es die Welt umfaßt, sobald jetzt alles in ihm, nichts mehr außerhalb liegt; da sie ja alle Wesen mit dem eigenen identificirt. . . . Was ist dagegen Wiß und Genie? Was Baco von Verulam?

Wir führen hier noch einige bemerkenswerthe, von Frauenstädt mitgetheilte, wie es scheint sämmtlich aus Schopenhauer's Nachlaßpapieren entnommene Stellen an:

Nach einem Ausfall auf die Hegel'sche Charlatanerie sagt Schopenhauer: „A propos, ich lege hier für den Fall meines Todes das Bekenntniß ab, daß ich die deutsche Nation wegen

ihre überschwenglichen Dummheit verachte und mich schäme, ihr anzugehören. Mich tröstet bloß, was Baco sagt, in den colores boni et mali, von adelichen und sädlichen Wölkern."

Sehr schön im Ausdruck ist folgende Stelle, in der er freilich zumelst auch an sich gedacht haben mag:

Von der Gelehrten-Republik ist oft die Rede, aber nicht von der Genialen-Republik. In dieser geht es so zu: ein Riese ruft dem andern zu, durch den iden Zwischenraum der Jahrhunderte, ohne daß die Zwergenwelt, welche darunter wegstrieht, etwas mehr vernähme, als Getöse, und mehr verstände, als daß überhaupt etwas vorgeht. Und wiederum, dies Gezwirge treibt da unten unaufhörliche Pöffen und macht großen Lärm, schleppt sich mit dem, was jene haben fallen lassen, proclamirt Heroen, die selbst Zwerge sind, u. dgl. m., wovon jene Riesengeister sich nicht hören lassen, sondern ihr hohes Geistergespräch fortsetzen.

Wie so viele genial begabte Menschen, die insolge der Zerrissenheit und Disharmonie des deutschen Lebens notwendig isolirt bleiben oder sich doch vereinsamt fühlen müssen, zankt auch er auf das heftigste mit seinen deutschen Landsleuten. Wir haben soeben eine derartige Stelle angeführt, und wir lassen ihr hier noch folgende zwei kleinere folgen:

Das deutsche Vaterland hat an mir keinen Patrioten erzogen. — Die Deutschen loben? dazu würde mehr Vaterlandsiebe erfordert, als man nach dem Lose, welches mir geworden, billigerweise von mir verlangen kann.

Daß an solchen Ausfällen gekränkte Eitelkeit ihren Antheil hatte, ist ersichtlich; aber daß Geist und Genie als solche, wenn sie nicht mit den Tendenzen des Tages Chorus oder sich dem Staatszweck dienstbar machen, in Deutschland stets eine mißliche Stellung gehabt haben, ist eine alte nicht in Abrede zu stellende Thatsache. Schopenhauer war des geistigen Hochmuths übertoll; aber er buhlte nicht um äußere Auszeichnung, um Aemter, Titel und Orden; er kannte auch nicht, wie Frauenstädt richtig hervorhebt, jene moderne Vielseligkeit, womit man nicht bloß ein großer Dichter oder Denker, sondern gleichzeitig auch ein großer Politiker, ein großer Volksredner, ein gebildeter Weltmann, ein feiner Gesellschafts- u. s. w. sein will. Schopenhauer gab auf Titel gar nichts; er bemerkt einmal:

Auf Büchertiteln mit seinen eigenen Titeln und Aemtern zu prunken, ist höchst unpassend: in der Literatur gelten keine andere, als geistige Vorzüge; wer andere geltend machen will, verräth, daß er diese nicht hat.

Wenn Schopenhauer auch das Denken nicht erfunden, noch so zum Abschluß gebracht hat, daß man fortan, wie er sich einbildete, nur schopenhauerisch denken mußte, wenn er auch kein geschlossenes System aufgestellt hat, was auch beim Philosophiren gar nicht nöthig, vielmehr eher schädlich ist, so hat er doch vieles berichtigt und in geistvoller Weise angeregt, viele bedenkliche und verlogene sophistische und dialektische Künste in ihrer Hohlheit aufgedeckt. Er ist nie dem Indifferentismus verfallen; er hat der Philosophie immer ihr moralisches Princip gewahrt und den Unterschied zwischen dem stillen Guten und stillen Bösen stets entschieden festgehalten. Er war aufrichtig und überzeugungsstreu und hat in seiner Weise der Wahrheit Zeit seines Lebens mit Ausdauer und Ernst

1863. 44.

nachgestrebt. Zwar die letzte absolute Wahrheit hat er nicht gefunden, und wer könnte sie finden, der nicht Mitbürger aller im unendlichen Raum vorhandenen unzähligen Welten ist und nicht als Augenzeuge dem großen Schöpfungssacte beigemohnt hat? Aber er hat einige neue Wahrheiten entdeckt und viele ältere in eine von den abstrusen Terminologien und gesuchten Dunkelheiten der philosophischen Schulsprache sich fernhaltende geist- und lichtvolle Form gekleidet, und er hat sich dabei als praktischer Philosoph den Positionen des wirklichen Lebens mehr genähert als irgendein anderer moderner deutscher Philosoph. Mit einem solchen Baarbestande wirklicher Verdienste läßt sich ein sonst vielleicht vorhandenes, selbst großes Deficit schon decken. Hermann Marggraff.

Novellen und Erzählungen.

Ein ganz besonderer Vorzug der germanischen Völker vor andern ist die umfassende und vielseitige Tiefe der Phantasie und der Gemüths- und Gefühlswelt. Hierdurch werden die Germanen ganz besonders befähigt, sich in die Stimmung anderer Völker und anderer Zeiten sowie in die abgeschlossener geistige Lebenssphäre eines Individuums hineinzudenken und aus dieser Stimmung heraus Ton und Färbung vergangener Zeiten zu treffen und treue Schilderungen von Völkern und von einzelnen Personen zu entwerfen. Den Franzosen wird es bekanntlich unendlich schwer, sich von ihrem specifischen einseitigen Franzosenthum freizumachen, und ohne französische Schminke und Tünche können sie nicht leicht Zeiten und Personen darstellen. Eine Ausnahme hat vielleicht der eine, André Chenier gemacht; als Sohn einer gebildeten Griechin vereinte er in richtiger Weise griechische und französische Bildung miteinander, und verstand im Geiste der Griechen zu schaffen und zu blicken, ohne in slavische Nachahmung des Antiken verfallen zu sein.

Die Germanen dagegen können durch die Zauberkräft ihrer vielseitigen Phantasie alles Fremde in der Kunst, wenn es nur wirklichem poetischen Gehalt hat, begreifen und in sich aufnehmen und assimiliren und alle Seiten des geistigen Lebens der Völker und Individuen in plastischer Anschaulichkeit schildern. Wir erinnern an Herder's „Stimmen der Völker“, an Goethe's „Iphigenie“, an die Leistungen der Romantiker, woran sich eine große Zahl vortrefflicher Leistungen der neueren Zeit anreihen. „Der hochgebildete Deutsche darf sich nach und nach rühmen, ein Panorama alles Schönen, was je gebichtet worden, um sich versammelt zu haben.“

Diese Vorzüge des germanischen Geistes treten auch auf dem Gebiete der Geschichte und Biographie hervor und sind selbst oft noch wahrzunehmen in kleinern Erzählungen und Novellen, welche auf historischem Grunde ruhen und Zeiten und Menschen der Vergangenheit schildern. Einige von den jetzt zu besprechenden Productionen gewähren gerade in dieser Beziehung ein besonderes Interesse.

1. Geschichten aus alter Zeit. Von W. G. Riehl. Erster Band. Stuttgart, Cotta. 1863. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Buch enthält acht einzelne Geschichten; die erste: „Der stumme Rathsherr“, ist die interessanteste und am schärfsten erzählte, und der Verfasser hat seinen Zweck „gute Menschen zu erheben, indem wir sie erheitern, was doch die erquickendste und liebenswürdigste Aufgabe des schaffenden Mannes bleibt in der Schrift sowohl wie in der Kunst“, vollkommen darin erreicht. Es herrscht in dieser Geschichte ein köstlicher heiterer Humor und eine wunderbare Tiefe. Der Inhalt derselben ist, mit kurzen und dünnen Worten angedeutet, folgender. Gerhard Richwin, Bürger und Wollenweber in Wehrar im 14. Jahrhundert, war ein reicher Mann, weil sein Vater gespart und gearbeitet hatte.

Dafür glaubte man der Spinn feiern zu können, und er lebte deshalb verschwenderisch und unordentlich, gab allen seinen Tölen und unnützen Tannen nach und vernachlässigte sein Geschäft und seine Familie, insbesondere die Erziehung seiner Kinder, wobei sein ganzes Hauswesen auf die Bahn gänzlichen Verfalls geriet. Hinf erhielt er einen prächtigen jungen Hund zum Geschenk, „einen großen schwarzen Wolfshund von spanischer Rasse, kaum dreierlei Jahre alt, noch ganz ungezogen, räpplisch und Muthwillens voll“. Dieser Hund richtete überall so viel argen Unfug an, daß sein Herr darüber zuletzt bei einer außerordentlichen Versammlung in ersten Conflict mit dem Magistrat geriet, und letzterer nur unter der Bedingung auf die Abschaffung des Hundes verzichtete, wenn er hinfert unter besserer Aufsicht gehalten würde. „Da gelobte sich Meister Richwin heilig, von Stund an den Hund nach einer ganz neuen, planvollen und gründlichen Weise zu erziehen. Um aller Welt Güter hätte er das Thier gerade jetzt nicht abgeschafft; er wollte recht behalten und den Weglern zeigen, daß er trotz des letzten Auftritts dennoch den unbändigen Halbwolf lammfromm machen könne. Er brach — zum ersten Male in seinem Leben — die ganze schlaflose Nacht über Erziehungsplänen.“

Im Folgenden wird nun in der angelegentlichsten Weise erzählt, wie er den Hund planmäßig erzieht, und dadurch, ohne daß er es anfangs bemerkt und beabsichtigt, sich selbst erzieht: er gewöhnt sich an Ordnung und Sparsamkeit, verwaltet sein Hauswesen gut und erzieht auch seine Kinder streng und consequent. Er wird einer der geschätzten und angesehenen Männer der Stadt und zuletzt zum Rathsherrn erwählt. Da er aber von seinem Hunde, von welchem er zuletzt einseht, wie viel er ihm verdankt, sich auch nicht einmal auf Stunden trennen will, und er ohne ihn deshalb auch nicht zu Rathe sitzen kann, so wird ihm gestattet, seinen Hund mitzubringen; doch solle diese Vergünstigung sofort aufhören, wenn der Hund sich nicht ganz hümm in dem Rathe verhalte. Das sünge Thier begreift seine Stellung sehr gut, und die Rente nennen ihn seit der Zeit „den frommen Rathsherrn“. Später rettet er seinem Herrn noch das Leben.

„Liebeskuppe“, „Die Lüge der Weisheit“, „Der Leibesmechismus“, „Der Dachs auf Richtweg“, sind ebenfalls ganz vorzügliche Ergüsse. Für weniger meisterhaft halten wir „Jörg Rutenhuber“, „Der Fluch der Schönheit“, „Wespenerkämpfung“. Jörg Rutenhuber, ein etwa zwanzigjähriger, baumstarker Bursche, vermaß sich und zerlumpt, kommt im Jahre 1594 auf die Amtshube der Stadt Nördlingen, und erklärt, er habe zwei Mordthaten begangen und wolle gehängt sein. Um die Sache näher zu untersuchen, wird er in das Gefängnis gesperrt, und hier erzählt er einer alten Frau, die unter dem Verdachte der Hexerei in einer Zelle neben der seinigen in Haft gehalten wird, er habe von Kind auf mit seinen Aeltern das frechste Landstreicherleben geführt, und habe alle die wilden Treiben eines ruhelos schweifenden Tagebieres ausgenossen, aber auch alle Mühsal, Entbehrung und Schmach. Gernodet habe er nie, auch nie geraubt oder gestohlen, sondern nur mitgenommen, was er gebraucht. Solch ein Treiben werde man bald satt. Er sei zufrieden mit seinen Verwandten und Freunden und mit sich selbst. Gerumstreifen wolle er nicht länger und festigen könne er auch nicht. Um nun dem Leben, welches ihm reizlos geworden, ein glänzendes und ehrenvolles Ende zu machen, wolle er gehängt werden. Wir müssen gestehen, daß eine solche ganz absonderliche Art von tragischer Blasktheit, für welche nur noch das Gehängewerden einen Hinkel hat, und bei näherer Betrachtung fast unnatürlich erscheint. Uebrigens wird Jörg nicht gehängt; er befreit die alte Frau aus der Gefängniszelle, und diese, welche reich und einflußreich ist, und den Verdacht der Hexerei von sich abzuwenden weiß, adoptirt ihn dafür und formt ihn zu einem nützlichen Menschen um.

„Der Fluch der Schönheit“ ist im Vergleich mit den übrigen Geschichten etwas brei und weniger scharf und kräftig gehalten. „Der Wespenerkämpfung“ erscheint uns in manchen Umgekehrten und deren Verknüpfung etwas hart und zu romanhafte.

2. Historische Novellen von A. A. Brachvogel. Zwei Bände. Leipzig, Cotta'sche. 1863. 8. 2 Thle.

Verliegender zwei Bände enthalten drei Novellen: „Von Dyd's Rettung“, „Die Horte der Zukunft“, „Solomon de Gaus, der Physiker“. Sie sind, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, in der Zeit von 1857—60 geschrieben worden, und sollen die Sammlung erweitern, welche im Jahre 1862 unter dem Titel „Aus dem Mittelalter“ von ihm begonnen ist. In diesen historischen Novellen soll natürlich nicht eine ängstliche Wiedergabe der Geschichte gesucht werden; die historischen Begebenheiten sind nur zur Dichtung benutzt worden, und zwar in der Weise, wie nach der Ansicht des Verfassers der Dichter die Geschichte benutzen darf, ohne sie in ihrer großen Bedeutung zu fälschen, und ohne den Geist, der aus ihr zu uns spricht, zu langen oder mißzuverstehen. Der Verfasser verdient im ganzen das Lob, daß er hier das Richtige getroffen hat: der historische Hintergrund hat eine den Zeiten und Sitten entsprechende Färbung und Haltung; die Einzelheiten, welche zum Theil erfunden werden mußten, sind den Personen und ihrer historischen Bedeutung und Charakteristik angemessen und von plastischer Anschaulichkeit. Es verdienen diese Novellen daher ganz besonders empfohlen zu werden. Die erste hat zum Inhalt, wie von Dyd durch seine Verheirathung mit der Gräfin Mare, Mary Ruthven, einen etwas wüsten Leben und einem Zustande träumerischer und melancholischer Unthätigkeit entzissen wird. In der zweiten Novelle wird in sehr interessanter Weise geschildert, wie Solon aus beschwunden privaten Verhältnissen sich emporarbeitet und am französischen Hofe sein Genie als Staatsökonom und Finanzverwalter zur Geltung bringt und durch seine großartigen Schöpfungen und Einrichtungen in der Staatswirtschaft den größten Segen verbreitet. Der Held der dritten Novelle ist Solomon de Gaus (Mondcaus), der Erfinder der Dampfstraß. Die Auffassung und Darstellung des Charakters dieses Mannes ist eine sehr richtige und gelungene. Bekanntlich wurde Mondcaus als wahnsinniger Schwärmer unter Bischöfen in eine Irrenanstalt gebracht, verfiel hier in wirklichen Wahnsinn und starb. Er wird von Brachvogel nicht in einseitiger Weise nur als ein von seinen Zeitgenossen mißverstandener und verfolgter Märtyrer geschildert, sondern es wird gezeigt, daß, so groß auch seine Umgebung an seinem tragischen Ende hat, er auf der andern Seite doch auch selbst durch Uebermaß des Hühns und Einseitigkeit des Denkens, durch einen gewissen Hochmuth und zu weit getriebenen Starrsinn, zu seinem Unglück viel beigetragen hat.

Die Ansichten des Verfassers sind überhaupt im ganzen sehr gesunde; nur einmal müssen wir ihn entschieden widersprechen. Er sagt I, 95: „Von Tag zu Tage mehr indig unsere vornehmen Geschlechter ihren Stolz, ihre Ehre im Aufbau des Gemeinwohls, in landwirthschaftlicher und industrieller Unternehmung, in wissenschaftlichem Eifer, im Stange der vaterländischen Wehrkraft, in gemeinnützigem Mitwirken zu den höchsten Zwecken der Entwicklung der Völker und Menschheit. Das Prinzip des Abels hat durch die Geschichte des Mittelalters eine tragische aber wohlthätige Reinigung erfahren und ist in die Bahn getreten, wo es seinem Ideal am nächsten kommen dürfte: dem Ideal, daß die Besten der Nation die Erben sein sollen.“ Diese Auffassung ist entschieden im Einklange mit der Geschichte und der Wirklichkeit. Der Abel, als solcher, mit seiner auf Privilegien beruhenden engbegrenzten Sphäre, wird immer unhaltbarer; wenn er nicht freiwillig aus dieser Sphäre heraustritt und in landwirthschaftlicher und industrieller Unternehmung oder in ernsten wissenschaftlichen Studien nicht los seinen Stolz und seine Ehre, sondern gerade eine neue Wirkungsstätte, so dürfte er seine Bedeutung rasch einbüßen und einem traurigen Untergange entgegengehen. Aber mit und in dieser neuen Kräfte, wun er sie erringt, ändert er auch sein Aufsehen, denn er gibt damit sein eigentliches Prinzip, auf welchem er beruht, auf; er verliert auf seine hervorragende Stellung, die ihn in der That nicht mehr stützen und haben

kam, und er nimmt Theil an der Arbeit der Gesamtheit für die Menschheit.

2. Novellen von Gustav zu Putlig. Stuttgart, Cotta. 1862. 8. 1 Thlr.

Die drei Novellen, welche in vorliegendem Buche enthalten sind: „Der Stellvertreter“, „Wenn die Blinde fällt“, „Die Tochter der Luft“, sind ihrem Inhalte nach sehr anziehend und in einfacher, natürlicher und dabei sehr ansprechender Weise erzählt; die Charaktere sind wahr und treffend, und so gehalten und ausgeführt, daß, wie das Wesen der Novelle es verlangt, ein Gelehngeheimnis in der Verknüpfung und Lösung erdichteter oder auf Wirklichkeit beruhender Thatfachen enthält wird. In der dritten Novelle ist der Hauptcharakter ein junger deutscher Musiker, Heinrich, welcher sich in Paris aufhält und sich hier mit einer schönen gefeierten Sängerin, Gabrielle, verlobt. Da er nur sehr beschränkte Mittel für seine Studien hat, ist er zuweilen gezwungen, Geld zu leihen; insbesondere nimmt er einen Holländer in Anspruch, dem er zuletzt die Summe von zweihundert Francs schuldet. Dieser Holländer sieht ihn einkommen mit seiner Braut auf einem öffentlichen Spaziergange, und da er, als früherer Genosse des Musikers bei leichtsinnigen Freuden, das Verhältnis für eine vorübergehende lächerliche Liebhaft hält, entblödet er sich nicht, Gabrielle fabelhaft und zweideutige Schmeicheleien zu sagen und den Musiker zuletzt geradezu aufzufordern, er solle ihm die Summe seiner Geliebten verkaufen und als Angeld die Summe nehmen, die er ihm schulde. Als Verlobter wäre es seine heilige Pflicht gewesen, mit dem ganzen Jorne, dessen er fähig gewesen wäre, den Holländer zurückzuweisen und zu züchtigen; da er aber ein unermüdbarer Charakter ist und als Schatzbuer des Holländers es mit diesem nicht verderben will, sammelt er einen ausgleichenden Scherz und beschwört Gabrielle, sich ruhig zu verhalten. Diese indeß, energisch und entschlossen, ist auf das höchste empört über seine Feigheit und sagt sich von ihm los. Gerade zu der Zeit befand sich in Paris Hr. Pottevin, der berühmte Akrobat; er ließ in den Herbsttagen 1851 dreimal wöchentlich seinen Ballon im Hippodrom steigen, und um das Schauspiel pikanter zu machen, hatte er erst einen Esel, dann ein Pferd unter die Gondel besetzt. Dann mußte sich, gewiss mit Widerstreben, seine Frau auf das freihängende Pferd schmalen lassen, und so die gefährvolle Reise mitmachen, und endlich ließ er drei Töchter der Luft, wie er sie nannte, im leichtesten Kostüm sich mit der Gondel aufschwingen. Jede bekam hierfür zweihundert Francs. Gabrielle, um ihrem verhassten Liebhaber zu zeigen, was Muth und Todesverachtung ist, ist eine von diesen Töchtern der Luft gewesen und hat sich diese zweihundert Francs verdient. Sie schickt dieselben dem Holländer, um die Schuld Heinrich's abzutragen. Letzterer ist vor Schmerz, Reue und Muth wie vernichtet. Er verheirathet sich später zwar mit einer liebenswürdigen Pariserin, geht nach Amerika und wird Millionär; aber dort sterben seine Frau und seine Kinder, und sein Leben bleibt zerissen und ohne Halt, und er verfaßt immer tiefer in einen innern lähmenden Zwiespalt. Er kehrt nach Deutschland zurück und hält sich eine Zeit lang in einem norddeutschen Seebade auf. Hier sieht er Gabrielle, welche einen russischen Fürsten geheirathet hat, gerade in dem Augenblicke wieder, als sie mit dem Dampfschiffe des Kaiserthums, wo sie auch kurze Zeit gewesen ist, wieder verlassen will. Sie haben eine kurze Unterredung miteinander und Gabrielle sagt ihm beim Abschied: „Wir haben uns viel zu vergeben, es sei vergeben. Muth, Waff, Heinrich, und wenn wir nicht schätzbar sein können, laß uns verlassen, die Umgebung zu befechten, in die Welt uns gesteckt hat! Ich werde dich nie vergessen. Dieser Abschied ist alle Bitterkeit und Menschenverachtung von meiner Seele. Ich verachte die Welt nur in ir, wie verachte ich jetzt, wie ich die verachte. Das Leben ist dich zum Drame gewalt und du wirst es männlich ertragen.“ Als das Schiff, dem Heinrich lange nachgesehen war, entwand, war, wenn er sich möglich um und sagt

zu einem Grunde, der ihn begleitet: „Eine Vergangenheit ist abgeschlossen. Ein neues Leben soll beginnen. Ich will ein Mann sein und ringen, ich will wieder ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft werden. Verlassen Sie sich darauf, wenn ich verspreche es Ihnen in der feierlichsten und bedeutungsvollsten Stunde meines Lebens.“

4. Novellen von Julius Grosse. Zweiter Band. München, Fleischmann. 1863. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Die erste Novelle: „Am Golf von Neapel“, wird vielen Lesern bekannt sein; sie gewann unter dem Titel: „Ein deutscher Maler“, den ersten Preis bei der Novellencurvenz des „Illustrirten Familienjournal“; auf den Inhalt gehen wir deshalb nicht weiter ein. In der zweiten: „Morizot, ein Charakterbild aus der Französischen Revolution“, wird versucht, „die Schicksale eines Armfesslers zu berichten, dessen Historie unter den großen Ereignissen verschwand: eines Korymben aus der französischen Schreckenszeit, welcher dem Verderben nur deshalb entging, weil Treue und Muth jenen feindlichen Parteien, denen es auf Hunderte von Menschenleben nicht ankam, um recht zu behalten, so abenteuerlich bereits erschien, daß sie über diese seltenen Tugenden eines Narren lachten und ihn deshalb verschonten. Morizot, der unermüdbare Broschürenschreiber, konnte Justizminister oder Generalpostmeister Frankreichs werden zum Lohn dafür, weil er die Verbrechen des Convents auf offenem Markte ausgerufen und die Pariser durch solche Kühnheit ergötzt oder wenigstens ihnen imponirt hatte. Morizot ließ entrückt jene Anmerkungen von sich, obgleich er nur ein armer Advocat, in unserm Sinne vielleicht nur ein Winkelreiber war, dessen Name in der Geschichte verschollen, dessen Ende unbekannt geblieben ist. Ausdrücklich jedoch muß hier betont werden, daß, wenn wir seine Geschichte erzählen, hier weder ein tendenziöses Spiegelbild aufgestellt werden, noch etwa ein Parteistandpunkt glorificirt werden soll, der von Anfang ein verlornen Posten war; aber einen Menschen möchten wir zeichnen, dessen Rechtsschaffenheit so unantastbar, gleichsam so heilig war, daß er — zu gleicher Zeit der Schüßling der Bräuterei von Lamballe und des gewaltigen Danton — selbst den furchtbaren Septembriten die Achtung einzufößen verstand.“

Unter früheres über den ersten Band ausgesprochenes Urtheil müssen wir in Bezug auf den vorliegenden zweiten im wesentlichen wiederholen. Die erste Novelle, die in Bezug auf den Stil köstlich durchgearbeitet ist, ist etwas phantastisch, und namentlich der Charakter des Engländers ist in ein mehr sonderbares als interessantes Gesandbilde gekleidet und schwebt wie fürbeplos unfassbar in der Luft. Denn er ist ein launenhaftes Gebilde der Einbildungskraft ohne Wahrheit. In solchen Fehlern leidet die zweite Erzählung, welche sich auf realem Boden bewegt, nicht; in diesem Genre leistet Grosse bedeutend mehr; „Morizot“ ist in Betreff der Auffassung und Darstellung und in der Erfindung und künstlerischen Zusammenstellung der Einzelheiten durchaus gelungen.

5. Der Graf Schenk von Dillingen. Eine historische Novelle von W. A. Ulm, Gebrüder Nebling. 1863. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Verfasser sagt in der Vorrede: „Ich habe mit alten Männern verkehrt, die den Grafen noch zur Zeit seines ruhmreichen, thatendürstigen Lebens und Wirkens persönlich gekannt, und ich eine Menge von Einzelheiten und von interessanten Ereignissen noch erinneren. Namentlich hörte ich auch von einem Privatconflirt, in welchen der Graf im Jahre 1796 mit dem General Moreau gerathen.“ Danach hätte man erwarten sollen, daß der Verfasser ein reiches und interessantes geschichtliches Material über seinen Helden und seine Umgebung zusammengebracht hätte; dies ist aber durchaus nicht der Fall; das Material ist sehr dürftig und lückenhaft, und der Verfasser hat es auch nicht verstanden, das wenige eingewonnenen künstlerisch und anziehend zu verarbeiten. Das Ganze besteht aus nichts als aus undeutlichen, weil etwägten Einzelheiten in einer unklaren Anordnung.

Auch die Sprache ist nur sehr mittelmäßig. Der Verfasser war, wie er in der Vorrede mittheilt, „in der Wahl, ob er nicht ein größeres Opus, einen mehrbändigen Roman, in Fabrication nehmen sollte — was mir nicht gar zu schwer gefallen wäre“, und er fügt hinzu: „allein es gebrach mir hierzu an Zeit.“ Wir wünschen ihm Glück dazu, daß er aus Mangel an Zeit diesen mehrbändigen Roman nicht geschrieben hat und daß er in der Lage ist, seine Zeit besser zu verwenden.

6. Lebenswunder-Novellen. I. Ein Doctor ohne Diplom. Novelle von Maurer. Bonn, Habicht. 1863. 8. 10 Ngr.

Die Reclame in Form einer Novelle! Anders kann man dies Nachwerk nicht auffassen. Ein junger Mediciner liest zufällig das Baunscheidsche Lehrbuch, und da er an den angeführten „Thatsachen und Krankenberichten“ nicht zweifeln darf, weil ein Freund ihm gesagt hat, daß sie alle „Abdrücke von Originalbriefen“ seien, daß der Herausgeber des Buchs solche Briefe mit noch etatantern Schriftstücken von hochgestellten Personen ja von bedeutenden Ärzten ausführen könne“, so ist er von der Wahrheit des Baunscheidschismus so überzeugt, daß er eine Cur mit dem Del und dem Radelinstrument an einem alten reichen Herrn unternimmt, dessen Tochter er liebt, ohne Aussicht auf die Zustimmung des Vaters. Die Heilung gelingt sehr rasch, und alle Hindernisse für seine Verheirathung sind gehoben. Daß die Novelle, wie sie getauft ist, ein wahrscheinlich auf Bestellung gearbeitetes Stück ist und eine Kritik nicht beanspruchen kann, ist selbstverständlich.

Rudolf Sonnenburg.

Zur Geschichte der deutschen Kaiser.

Die deutschen Kaiser in Geschichte und Sage von Theodor Goltshorn. Leipzig, Hönckel. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es ist schade, aber darum doch nicht zu leugnen, daß vorliegendes Werk, mag man nun den Titel, den Inhalt oder die Form, in welche dasselbe gegossen worden, nehmen, eine misglückte Arbeit genannt werden muß. Denn was den Titel betrifft, so können wir nicht finden, inwiefern sich der Zusatz „in Sage“ rechtfertigen läßt, da außer ganz wenigen in das Gebiet der Mythologie gehörenden Ueberlieferungen, die zudem fast sämmtlich nur die karolingische Dynastie betreffen, die Darstellung sich durchaus auf geschichtlichem Boden bewegt, sodaß man das verbrämte Beiwerk der Sagenbildung geradezu herausnehmen könnte, ohne daß damit der Zusammenhang des Ganzen im mindesten gekört würde.

Die Form, die der Verfasser für sein Werk wählte, ist die einer chronologischen Reihenfolge von Biographien, die mehr dem Raume als dem innern Gedankengange nach ein Ganzes bilden. Hat dies auf der einen Seite den Vortheil, daß je der Inhalt des einzelnen Abschnitts sich strenger von allem reinigen läßt, was sich nicht auf die Person und die Wirksamkeit des geschilderten Regenten bezieht, so leidet dafür derselbe an dem empfindlichen Mangel, daß, was naturgemäß zusammengehört, schonungslos getrennt und zerrissen worden und eine stetige, lebendige Fortbildung und Weiterentwicklung nirgends zu erkennen ist. An sich ist die Absicht des Verfassers, die Geschichte der einzelnen Kaiser nur mit demjenigen auszufüllen, was dieselben auch wirklich geleistet, handelnd vollbracht haben und zwar gerade für oder wenigstens doch in Bezug auf Deutschland, auf das Deutsche Reich, gewiß nicht zu tadeln. Es ist eine selbst dem in der deutschen Geschichte nicht Unerfahrenen auffällige Wahrnehmung, wie bei einer solchen Behandlungsweise die Reichhaltigkeit des Stoffs, je mehr wir uns der Gegenwart nähern, statt zuzunehmen immer nur abnimmt, und wie sich zuletzt in eben so viele Zeilen zusammenzudrängen läßt, wozu in fernliegenden Zeiten Seiten nothwendig waren. Aber dies und zu zeigen war doch keinesfalls der Hauptzweck des Verfassers, vielmehr war seine Absicht, wie er S. 457 selbst hervorhebt, die,

nachzuweisen, „daß man sich der Uebersetzung nicht verschließen könne, daß es Deutschland zu einer einheitlichen Staatsform nicht mehr zu bringen vermag, will es nicht dasjenige zerören, was höher ist als die Form“ u. s. w. Diesen Nachweis leistet er uns überall schuldig, und die Folgerungen, zu denen er kommt, rechtfertigen sich in nichts durch die vorangegangene Darstellung. Weder die patriotisch echt deutsche Gesinnung, welche überall hervorleuchtet, noch die eingestreuten frommen Wünsche des Verfassers vermögen diese fühlbare Lücke zu ergänzen.

Auffallend stiefmütterlich ist gerade die Stellung und Bedeutung der Kirche und des Papstthums im Mittelalter behandelt, der große Weltkampf zwischen Kirche und Kaiserthum wird zwar wenn auch nur fragmentarisch geschildert, es fehlt aber an allen und jeden Nachweisen darüber, wie und wo dieser Conflict seinen Anfang nahm und warum er naturgemäß einen solchen Verlauf nehmen mußte. Wie der Verfasser überhaupt nicht ganz unparteiisch ist und wie er für diesen oder jenen Kaiser eine besondere Vorliebe zeigt (z. B. für Heinrich I., Konrad II., Konrad III.), gegen andere dagegen eine schwer zu rechtfertigende Ungunst hegt (so nicht nur gegen Wenzel und Sigmund, sondern auch gegen Konrad I., Otto I.), so begeht er auch den Fehler, denjenigen Personen gegenüber, die ihm besonders ein Dorn im Auge sind, sein Mißfallen selbst in einer unedeln Sprachweise zu erkennen zu geben oder seine Kritik in eine Form zu kleiden, die einer geschichtlichen Darstellung nicht würdig ist. So sagt er S. 64 von Ludwig dem Frommen ganz laienhaft ohne jeden weitem Zusatz: „Die Geistlichen freuten sich seiner Frömmigkeit, die Weltlichen lachten seiner Schwäche.“

Bei der Gelegenheit, als der Erzbischof Hilgrim von Köln sich sofort der Majorität der Fürsten fügt, trotz seines anfänglichen Widerstrebens gegen die Wahl des ältern Konrad von Franken zum König, wird die hier gar nicht platzgreifende, ganz unmotivirte und in dieser Weise auch gewiß der Wahrheit entbehrende Bemerkung angefügt: „Die Geistlichkeit pflegt es immer mit der Macht zu halten.“

Als Gregor VII. auf dem Concil zu Rom von einem Papste aus Parma seine von den lombardischen Bischöfen unterzeichnete Absetzungsurkunde überreicht wurde und sich die Mitglieder des Concils hierauf gegen den Ueberspringer wandten und denselben sogar am Leben bedrohten, wird dies folgendermaßen ausgedrückt: „Hätte nicht Gregor sich ins Mittel gelegt, dem Parmesaner wäre das letzte Brod gebaden gewesen.“ Fände sich selbst dieser Ausbruch in irgendeiner alten Chronik, so war dessen Gebrauch doch keinesfalls in der Weise, wie es der Verfasser gethan, zu billigen. So S. 361: „Wie die Späßen leben Mönche und Nonnen miteinander“ u. s. w.

Trotz aller dieser Mängel enthält übrigens dieses Buch auch gar manches Schöne und ist namentlich die Sprache in der Regel gefällig und schwungvoll, es stören nur hier und da etwas gar zu sehr gesuchte oder zu weit ausgeführte Bilder und Gleichnisse. Auch die Eigenheit des Verfassers, „ff“ überall „f“ zu schreiben und den Vater Rhein seines Spiritus asper zu berauben (er schreibt immer „Rein“), hat uns durchaus nicht zuzusetzen wollen.

80.

Uebersetzungen lateinischer Kirchenhymnen.

Es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß zwei Kerze am Nieberrhein sich dem Studium der geistlichen Dichtung des Mittelalters mit Erfolg gewidmet haben, während in demselben und benachbarten Gegenden Wolf Ludwig Follen mit seinen im Jahre 1819 zu Ulberfeld erschienenen altchristlichen Liedern den meisten auf diesem Wege voranging, während der bonner J. A. Rousseau in seinem „Marienbüchlein“ und in den soviel mehr bekannt unvollendet gebliebenen „Purpurvioletten der Heiligen“ manche beachtenswerthe Uebersetzungsversuche mittheilte, und Karl Simrock in der „Lauda Sion“ eine bedeutende Sammlung lieferte, sodaß die Leistungen dieser westlichen Ge-
samm-

mußen des deutschen Vaterlandes sich wol dem an die Seite stellen können, was wir am Oberrhein Schloffer und F. J. Rone, im mittlern und nördlichen Deutschland Stadelmann, Hambach, Hortlage, F. A. Daniel, F. Wähler, in Oesterreich F. J. Gilbert u. m. a., vor den genannten allen aber August Wilhelm Schlegel verdanken. Die beiden Kerze sind Dr. G. A. Königfeld, Sanitätstath und Kreisphysikus in Düren, und Dr. M. G. Deben, praktischer Arzt in Aachen. Des ersten „Lateinische Hymnen“ in deutscher Bearbeitung erschienen schon zu Bonn 1847, des zweiten theils Originale, theils Uebersetzungen enthaltende Sammlung: „Ein Büchlein geistlicher Lieder“, in Aachen 1861. Von den Königfeld'schen Uebersetzungen, welche den Verfasser der Beachtung König Friedrich Wilhelm's IV. empfahlen, der dieser geistlichen Liederdichtung das lebendigste Interesse zuwandte, sind viele auch durch Sammlungen bekannt geworden, so durch die mit Umsicht und Kritik angelegte von F. Wähler, welche unter dem Titel: „Auswahl altchristlicher Lieder vom 2. bis 15. Jahrhundert“, zu Berlin 1858 ans Licht getreten ist. Der Erfolg dieser Versuche hat ihren Verfasser ermuntert, ungeachtet der durch seinen Wohnort und seine Amtsgeschäfte veranlaßten literarischen Isolirung auf dem eingeschlagenen Wege fortzuschreiten. Eine ganze Reihe neuer Uebersetzungen liegt bereit; zur Probe möge ein Hymnus dienen, den man weiß in das 7. Jahrhundert setzt, jener Gratz an Rom: „O Roma nobilis, orbis et domina“, welchen Niebuhr in einer vaticanischen Handschrift auffand und im „Rheinischen Museum“ 1828 brachte. J. G. F. Schloffer hat in seiner großen Sammlung christlicher Gesänge bereits eine Uebersetzung dieses schönen Hymnus geliefert, mit welcher die folgende in- diente jedenfalls den Vergleich bestehen kann:

O Roma, edle du, Weltentherrschlerin,
Ob allen Städten hocherhabne Königin;
Von rothem Martyrblut geröthet, ein Rubin
Im weißen Willensschmud der Jungfräulichkeit: wir ziehn
Zu dir und gräßen dich mit ganzem Herz und Sinn
Und preisen selig dich durch alle Zeiten hin!

Du, dessen Bollgewalt aufschließt das Himmelsthor,
Petrus, den Bittenden leih' gnädiglich dein Ohr!
Wenn den zwölf Stämmen du als Richter stehst vor,
Dann richte, mildgestimmt, ob dieser Peter Chor,
Und allen, die zur Zeit jetzt sehn zu dir empor,
Och gnadenreicher Spruch aus deinem Mund hervor.

Paulus, verrete uns ob unsrer Sünden Zahl,
Der rastlos einsetzt bestet die Weisen allzumal:
Du, als Verwalter jetzt bestellst im Himmelsaal,
Theil' uns die Spenden aus der Gottespreisen all',
Damit, die dich erfüllt, der Weisheit voller Schall
Durch deiner Lehre Kraft hell in uns wiederhall'!

Das Büchlein geistlicher Lieder M. G. Deben's, über bes- freundete und heimatlüche Kreise hinaus wenig bekannt geworden, enthält außer den Originalgedichten, welche vielfach durch An- muth und fromme Innigkeit an die Poesie des Mittelalters er- innern, eine Reihe von Uebersetzungen, mit dem „Lucis largitor optime“ beginnend, bis zum 14. bis 15. Jahrhundert herab- reichend, welcher Zeit das bekannte „Pone luctum Magdalene“ angehört. St. Petrus Damiani's Lobgesang von den Wonnen des Paradieses: „Ad perennis vitae fontem“; St. Bernhard's von Clairvaux Prosa von der Geburt des Herrn: „Laetabun- dus“, in Alliterationen wiedergegeben; die dem Stifter der Cister- cienser wahrscheinlich mit Unrecht zugeschriebenen sieben Gesänge auf des Heilands Glieder, welche einst Paul Gerhardt in freien Nachbildungen wiedergab, von denen das „O Haupt voll Blut und Wunden“ zu den schönsten Liedern der evangelischen Kirche gehört; St. Thomas von Aquino's Sacramentsanbetung: „Adoro te devote“, und Fronleichnamslieb: „O esca viato- rum“; des Gründers von Steinfels in der Eifel, Hermann Joseph, Gebet: „Gaude virgo gratiosa“, und Lobgesang auf

die Ostaußen Jungfrauen: „O vernantes Christi rose“; alle diese finden sich neben berühmten Gesängen unger- nannter Dichter, die zum Theil zu den zartesten Blüten geist- licher Poesie gehören, wie der Hymnus vom Jüngsten Ge- richt: „Apparebit repentine“, das Gebet von der Seele Zukaucht: „Equis binas columbinas“, und das liebeathmende Lieb von der Gottesbräut Zukaucht: „Tandem audite me.“ Jeder Kenner mittelalterlicher Dichtung weiß, daß Hohen's und Schlegel's Uebersetzungen der beiden lehtern Stücke, welche mit „D gab' einer dieser meiner Seel' ein Taubenflügelpaar“ und „Hört, Sionitinnen meine Gespieltinnen“ begannen, zu den vollendetsten gehören; daß namentlich lehtere den Stempel jener Formvollendung an sich trägt, wie er nur von einem so großen Meister ausgedrückt werden konnte. Dennoch finden neue Ver- suche eine Rechtfertigung in dem unnenabaren Reiz der Origi- nale, und so setze ich Deben's Bearbeitung des „Tandem au- dite me“ als Probe her. Sie schließt sich dem Urbild enger an als die Schlegel'sche und andere mir bekannte; Ankänge an dieselben sind bei einer solchen Arbeit nicht zu vermeiden:

Hörst nun endlich ihr
Töchter von Sion mir;
Saget mein Leid mit an,
Saget dem Bräutigam:
Liebe verführe mich,
Liebe verzehre mich.

Lagert auf Blüten traut
Die sehnstuchmüde Braut;
Reicht mir Citronen hold,
Kessel von rothem Gold;
Denn nimmer ruhet schier
Zehrende Blut in mir.

Wohlgeruch breitere,
Schlummer bereitere
Zweige mir häuften auf,
Fügt sie zum Eheiterhaus;
Als Phönix sterb' ich froh,
Leben erwerb' ich so.

Ob Lieben Leiden sei,
Ob Leiden Lieben sei,
Keines ergründe ich,
Eines empfinde ich:
Das Leiden lieblich ist,
So meine Liebe ist.

Liebe, was quälst du?
Nimm hin der Seele Noth'.
Süß ist dein Zwang mir gar,
Angenblick lang wie Jahr;
So lange Todespein
Die Wunden bohren ein.

Seele, nun brich das Band
Das lebend dich umwand;
Flamme sich ringend hebt
Und zu erschwingen strebt
Froh himmelsangewandt:
Da ist mein Vaterland.

Die Schätze dieser mittelalterlichen Poesie sind unerschöpf- lich, und während manches schöne Lied der evangelischen Ge- sangbücher nichts ist als eine mehr oder minder gelungene, bis- weilen freilich des poetischen Reizes theilweise entleibete Nach- ahmung älterer wie jüngerer Gedichte, hat die katholische Kirche eine Menge derselben, und darunter viele der großartigsten, im Gebrauch behalten. So ist die namentlich seit zwei Jahrzehnten sehr gesteigerte Beachtung der christlichen Lyrik, deren Kenntniß für die ältern Zeiten durch Bähr's Supplemente der römischen Literaturgeschichte sowie neuerdings durch Albert Dressel's treff- liche Ausgabe des Prudentius gefördert worden, eine vollständig

gerichtet, und die oben erwähnten Versuche zweier tüchtigen Dichter bezeugen über ihre engere Heimat hinaus die Aufmerksamkeit der Freunde der Dichtung.

Alfred von Arnimont.

Kritiken.

Das „Preussische Landwehrbuch“.

Als einen Nachtrag zu dem Bericht über die patriotische Literatur zur Octoberversammlung in Nr. 42 d. Bl. geben wir hier eine kurze Notiz über die soeben erschienene, von Ferdinand Pfalz verfaßte und von Georg Bleibtreu illustrierte Schrift: „Das preussische Landwehrbuch. Geschichte und Organisation der Landwehr Preussens während der Befreiungskriege“ (Berlin und Leipzig, Spamer, 1883). Der behauptungswürdige Schriftsteller, der in Preußen infolge der die Landwehr so unmittelbar interessierenden Heeresorganisationsfrage zwischen der Krone und dem Abgeordnetenhaus entstanden ist, legt es uns nahe, auch auf dieses Buch zurückzukommen, welches freilich einen ganz andern Zweck verfolgt als die „Geschichte der preussischen Landwehr“ von R. Brauner, deren ersten Halbband G. von Berner in Nr. 42 d. Bl. eingehender besprochen hat. Das „Preussische Landwehrbuch“ will, ohne einen wesentlichen Zug vermissen zu lassen, kein Quellenbuch, kein ausführliches Geschichtswerk sein, sondern ein Volksbuch, das den wenigen noch lebenden Mitkämpfern und Zeugen jener glorreichen Tage eine erhebende Stunde der Erinnerung bereiten und, soweit seine Stimme reicht, in der jüngeren Generation den freien stolzen Mannesmut wecken soll, der infolge eines fast fünfzigjährigen, nur durch partielle Kämpfe von geringer Ausdehnung und Zeitdauer unterbrochenen Friedens bei vielen zu erschaffen drohte oder erschaffen war. „Der Boden, auf dem dies Buch wurzelt“, heißt es im Vorwort weiter, „kann dabei nur der des entschiedenen Fortschritts sein; sein Gegenstand schon erlaubt dies gar nicht anders; allein es will und soll darum doch nicht als Parteibuch auftreten. Die Geschichte der preussischen Landwehr, jener alten Ruhmes- und Siegeslandwehr der drei glorreichen Befreiungsjahre, bedarf der Entstellung der Thatfachen und der Beeinträchtigung anderer nicht, um seltener durch alle Zeiten zu strahlen.“ Bereits hat der Magistrat von Berlin diesem Buche ein glänzendes Zeugnis seiner Zweckmäßigkeit und Volkstümlichkeit ausgestellt, indem er davon 1200 Exemplare zur Verteilung in den Schulen erworben hat. Auf die Illustrationen von G. Bleibtreu ist noch ganz besonders aufmerksam zu machen, es befinden sich Compositionen darunter, welche in Farben und im großen ausgeführt, dem Bester sich anreihen würden, was wir Deutsche auf dem Gebiete der Schlachtenmalerei besitzen. Zum Schluß möchten wir nur noch eine Bemerkung gestatten, und zwar die: mit wie großem Recht man auch dem Princip und der Theorie nach an dem Institut der Landwehr hängen mag, so sollte man doch nicht vergessen, daß sie ganz exceptionellen Zuständen, die hoffentlich nicht wiederkehren werden, ihre Entstehung verdankt, und daß man allerdings abwarten muß, ob sie in einem unter weniger dringenden Umständen und nicht unter der Zwangsalternative: Sein oder Nichtsein! geführten Kriege gegen eine ausländische Macht sich in gleich glänzender Weise bewähren wird, wie in den ruhmvollen Schlachten der Befreiungskriege. Das eigentlich Entscheidende, die sich mit der neuen preussischen Heeresorganisation verknüpfende Zukunftsfrage, welche dem Votum des Abgeordnetenhauses unterliegt, greifen wir natürlich hier nicht weiter in Betracht.

M. M.

Friedrich Jarnde über Jakob Grimm.

Die Besucher der diesjährigen Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Meissen werden es alle empfinden, daß die kurze Gedächtnisrede auf Jakob Grimm, mit welcher

Professor Friedrich Jarnde aus Leipzig die Sitzungen der Germanistischen Section eröffnete, mit zu dem Ausruf führen sollte, was die Versammlung überhaupt geboten. Mag auch der Geist des Augenblicks und die Lebendigkeit des Vortrags die Sprache des Vortrags erhöht haben, so besitzen doch solche wackelnde und inhaltsleere Worte einen bleibenden Nachschmerz. In solchen Stunden und in der Hoffnung, daß wir unsern Lesern eine Freude bereiten, möge es gestattet sein, jene Rede nach ihrem Wohl laut hier mitzuthellen. Auch in der schwermüthigen Stille möge sie sich bei aller Gedrängtheit dem Bester an, was hier in der jüngsten Zeit über Jakob Grimm gelesen haben.

„Verehrte Herren! insbesondere meine Herren von der Germanistischen Section! Unser Blick geht in die Zukunft, da dort die Ziele unserer Wissenschaft liegen, aber heute gestalten Sie mir, Ihre Augen für eine Zeit lang rückwärts in die Vergangenheit unserer Wissenschaft zu lenken. Der Raum steht in unserer Mitte, ohne den es schwerlich eine Germanistische Section geben würde: der Gründer unserer deutschen Sprachwissenschaft, Jakob Grimm. Es war seine feste Absicht, hier zu erscheinen, seine letzten Willen, die er schrieb, aber vielmehr nicht schrieb, sondern vom Bette aus dictierte, sie waren an mich gerichtet. In ihnen theilte er mir mit Bedauern die Unmöglichkeit seines Kommens mit. Wenige Tage darauf, den 20. September, ward er zu einer hohen Versammlung abgerufen im fast vollendeten neunundfünfzigsten Lebensjahre, nach kurzer Krankheit, aber nach hartem Lebenskampf. Ich brauche vor Ihnen Jakob Grimms Lob nicht zu verfechten. Wenigen Sterblichen war es vergönnt, schon bei Lebzeiten die Verehrung und Liebe ihrer Nation in so hohem Grade zu genießen wie Jakob Grimm. Seit dem zweiten Decennium unseres Jahrhunderts erschien im Gegenfuge zu der bisherigen ungenügenden Aufmerksamkeits, ja dilettantenhaften Spielerei seine durch streng wissenschaftliche Methode ausgezeichnete Werke. In seiner Gegenwart saß er die Sprache als naturhistorisches Object auf. Die deutsche Mythologie war eine ganz neue Schöpfung. Die Rechtsaltertümer und die Weissagungen führten uns in ein und dasselbe fremde Gebiet. Es folgte die klassische Arbeit über Reinhart Fuchs, dann die Geschichte der deutschen Sprache, die bei manchem Bedenklichen doch als der erste tüchtige Griff dastand, der Sprache in glänzender Weise die Geheimnisse der Lautgeschichte abzulausen. Die übrigen Arbeiten hat er mit seinem Bruder Wilhelm gemeinsam unternommen, so die altdeutschen Wörter, die erste Zeitschrift für unsere Wissenschaft, ferner die deutschen Sagen, die deutschen Märchen, welche noch jetzt die beiden Brüder zu Freunden jedes deutschen Kindes machen, und das Wörterbuch, das Jakob Grimm bis zur Mitte des Vortrags geführt hat. Nicht zu vergessen ist endlich Jakob Grimms Rede auf Schiller am Schiller-Feste. Seinem innersten Wesen nach hatte Grimm eine der Begabung der Nation congeniale Begabung, daher hat er keine Seite des nationalen Lebens unberührt gelassen, seine Werke bilden ein Denkmal der klassischen Literatur unserer Nation. Er erfrucht sich eines geistigen und großen Großmuths. Mit der Spitze eines Fingerringes stand er an der Spitze seiner Schur. Sein helles, freundliches Auge suchte mit Freuden auf jedem neu Zugewandten. Ihn überließ an ihn gerichtete Frage beantwortete er schnell, jede Kleinigkeit er zu erfüllen. Jetzt ist es geschlossen, dieses vom Auge, jetzt müssen wir erst lernen, auf eigenen Füßen zu stehen.“

Diese Sätze, mit Kraft der Stimme und mit Wärme aus dem Munde gesprochen, brachten unter den Anwesenden eine tiefste, wahrhaft weltherrliche Stimmung hervor. Möge diese Stimmung eine nachhaltige sein! Möge die Wissenschaft, die Jakob Grimm begründete, nicht bloß dankbare Bewunderer, sondern auch treue Mitarbeiter immer mehr unter ihnen haben, denn die Erziehung der deutschen Jugend untersteht ihm! Denn erst kann die Gesamtheit unserer Gebildeten von dem Altmeister der deutschen Wissenschaft mit vollem Rechte sagen: Er war unser!

Ed.

Bibliographie.

- Beithold, G., Leben und Abenteuer des Freiherrn Friedrich von der Trenck. Historischer Roman. Mit 8 colorirten Bildern. 1ste Lieferung. Dresden, Beyer. 4. 3 Agr.
- Beyer, G., Der Rixe Sang. Ein Gedicht in stenographischer Correspondenzschrift. Coburg, Riemann. 16. 5 Agr.
- Böhme's, G., Samml. d. Dichtungen. Weimar. 8. 22 1/2 Agr.
- Colshorn, L., Der deutsche Freiheitskrieg. Hannover, C. Rümpel. 8. 20 Agr.
- Diderot, D., Ausgewählte Werke. Aus dem Französischen. 1stes Bändchen. Berlin, Schillingmann. 1864. Gr. 16. 10 Agr.
- Frenzel, R., Papst Ganganelli. Ein historischer Roman in fünf Büchern. Drei Bände. Berlin, Gerschel. 1864. 8. 4 Thlr. 20 Agr.
- Garrer, M., Der arme Tom. Historischer Roman aus der Zeit Karls II. von England. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1864. 8. 2 Thlr. 7 1/2 Agr.
- Hopfen, G., Peregrina. Ein Roman. Berlin, Herg. 1864. 8. 1 Thlr. 15 Agr.
- Die römische Inbegründung und ihr Winken. Historisch-kritische Betrachtungen zur Aufklärung des gebildeten Publikums. München, Lentner. Gr. 8. 6 Agr.
- Deutsche Jugend. Herisches Trauerspiel in drei Aufzügen. Berlin, Herg. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Agr.
- Kardoc, M., Das Buch der Weiser, die Grundzüge der spirituellen Lehre über die Unsterblichkeit der Seele, die Natur der Weiser und ihre Beziehungen zu den Menschen; die moralischen Gesetze u. enthaltend; nach der Belehrung, welche von den höheren Weisern mittelst verschiedener Medien gegeben wurde. In's Deutsche übertragen von G. Delhez. Zwei Theile. Braum, Meyer. Gr. 8. 2 Thlr.
- Krankheit und Heilung. Eine Lebensoffiz. Dargestellt von H. v. Gaele. Brandenburg, Weisse. 8. 10 Agr.
- Krause, J. H., Deinokrates oder Hütte, Haus und Palast, Dorf, Stadt und Residenz der alten Welt aus den Schriftwerken der Alten und nach den noch erhaltenen Ueberresten mit Parallelen aus der mittleren und neueren Zeit dargestellt. Mit 5 lithographirten Tafeln. Jena, Mauke. Gr. Lex.-8. 6 Thlr.
- Mühlbach, L., Prinz Eugen und seine Zeit. Historischer Roman. 1ste Abtheilung. Berlin, Janke. 1864. 8. 3 Thlr.
- Reander's, A., Werke. 1ster Band. Gotha, F. A. Bertles. 1862. Gr. 8. 3 Thlr.
- Peregrina, L., Banater Liebesbuch in bunter Reihe. Sammlung deutscher, ungarischer, serbischer, kroatischer, slawonischer und böhmischer Volks- und Gesellschafts-Lieder, wie man sie täglich hört. Aus mündlichen und gedruckten Quellen. Leomaxar. Gr. 16. 13 Agr.
- Rögler, G., Studien zur Fortbildung der preussischen Verfassung. Berlin, Ederig. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Agr.
- St. Martin's, L. G. de, Dichtungen. Uebersetzt und erläutert von G. Beck. Mit einer Deligade verwandten Inhalts. München, Fleischmann. 8. 16 Agr.
- Schellwien, R., Sein und Bewusstsein. Grundgedanken der Philosophie, entwickelt im Hinblick auf die Geschichte des Geistes. Berlin, G. W. Müller. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Agr.
- Siegmund-Müller, G., Rathsherr Joseph Leu von Eberfall. Der Kampf zwischen Recht und Gewalt in der schweizerischen Eidgenossenschaft. Mit dem Bildniß des Rathsherrn Joseph Leu selbst von Eberfall. Altdorf. Lex.-8. 3 Thlr. 6 Agr.

- Simrod, R., Nieder vom deutschen Vaterland. Zur Jubelfeier der Leipziger Schlacht gesammelt. Frankfurt a. M., Brönnel. 8. 20 Agr.
- Spieß, G., Die preussische Expedition nach Ostasien während der Jahre 1860—1862. Reise-Skizzen aus Japan, China, Siam und der indischen Inselwelt. Mit 8 Stahlbildern, vielen Porträts, sowie 120 in den Text gedruckten Illustrationen. 1ste Lieferung. Berlin, Spamer. Gr. Lex.-8. 10 Agr.
- Stadtmann, G., Reisenlänge aus Albanien. Was wird wohl englischer Gedichte ins Deutsche übertragen. Augsburg, v. Jenisch u. Stagt. 1864. H. 24 Agr.
- Stern, A., Am Admiger. Novellen. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.
- Strass, D. H., Lessing's Nathan der Weise. Ein Vortrag. Berlin, Gumbert. 1864. 8. 15 Agr.
- Streckfuß, A., Berlin seit 500 Jahren. Geschichte und Sage. 1ste und 2te Lieferung. Berlin, A. Jonas. Gr. 8. 2 3 Agr.
- Strothmann, A., Brutus! schläft du? Zeitgeschichte. Mit 14 Illustrationen. Hamburg, Richter. 8. 1 Thlr. 15 Agr.
- Zeichmanns, J. W., literarischer Nachlass herausgegeben von E. Dingeldey. Stuttgart, Gotta. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Agr.
- Temme's, J. D. G., Criminalnovellen. 1ster Band. Berlin, Behrend. 1864. Gr. 16. 10 Agr.
- Tholud's, A., Werke. 1ster Band. Gotha, F. A. Bertles. 1862. Gr. 8. 1 Thlr.
- Ufinger, L., Der Laisman oder durch Naivität zum Seligkeit. Große Bern-Garnenale-Posse mit Gesang und Ballet in 11 Bildern. Zwei nach einem französischen Stoff. Mainz. 8. 12 Agr.
- Wachsmuth, G., Niederländische Geschichten. Berlin, Weigl. Gr. 8. 27 Agr.
- Weich, F. v., Baden unter den Großherzogen Carl Friedrich, Carl, Ludwig 1798—1890. Mit öffentlichen Vorträgen. Freiburg im Br., Wagner. 8. 14 Agr.
- Wegener, G., Jugend-Lieder und Balladen. Berlin, Schindler. 1864. 16. 20 Agr.

Literatur.

- Beyschlag, M., Lessing's Nathan der Weise und das positive Christenthum. Vortrag gehalten zu Halle a. S. den 5. März 1863. Berlin, Rauch. 16. 6 Agr.
- Feldmarschall Blücher und der deutsche Befreiungskrieg. Eine Lebensskizze an die großen Tage der Erhebung vor 50 Jahren. Mit 22 Illustrationen. Dresden, Reinhold u. Schöne. Hoch 4. 5 Agr.
- Dietlein, G. H., Die Schlacht bei Wartenburg. Eine Festgabe zur 50jährigen Jubelfeier und zur Enthüllung des Denkmals der Schlacht von Wartenburg. Dem Volke und der reiferen Jugend erzählt. Wittenberg, Hertrich. 8. 6 Agr.
- Erinnerung deutscher Frauen und Jungfrauen an die ewig ewige Königin Luise von Preußen nebst einer Rede des Bischofs Eylert gehalten bei der Einweihung ihres Denkmals zu Grief am 19. October 1811. Mit lithographirtem Porträt. Bremen. Gr. 8. 8 Agr.
- Gieseler, W. G., Die neuesten Schriften über die Wartenburgschlacht und das Gaskell Aliso von A. Schierberg, M. F. Gieseler und L. Reinking beleuchtet. Gießen, Ruff. Gr. 8. 4 Agr.
- Kummer, A., Geschichte der Leipziger Völkerschlacht bis zum Uebergange der französischen Armee auf das linke Rheinufer. Mit dem Plane der Schlachtfeldes bei Leipzig, nach der Karte des königlich sächsischen Generalstabs, und der Abbildung des neuen Kugelbogens zu Leipzig. Dresden. 16. 7 1/2 Agr.

U n z e i g e n.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Geographischer Handatlas über alle Theile der Erde.

Nach den neuesten Forschungen entworfen und gezeichnet von

Dr. Henry Lange.

Dreissig Blätter in Farbendruck. Imperial-Folio.

In sechs Lieferungen zu fünf Karten. Jede Lieferung 1 Thlr.

Während die meisten der vorhandenen Kartenwerke ausschliesslich für Schul- und Unterrichtszwecke berechnet, die umfänglicheren dagegen ihres hohen Preises halber dem Privatbesitz schwer zugänglich sind, dient der von der Verlagshandlung seit längerer Zeit vorbereitete und nunmehr in regelmässiger Folge erscheinende „Geographische Handatlas“ von Dr. HENRY LANGE zum allgemeinen bequemen Handgebrauch, indem er Vollständigkeit mit mässigem Umfang und billigem Preise vereinigt. Auf dem Raume von 30 Karten gelang es die Summe des geographischen Materials erschöpfend unterzubringen, sodass man nichts Wesentliches von dem, was viel grösser angelegte Atlanten bieten, darin vermissen wird. Für die Gediegenheit der Bearbeitung bürgt der Name des in der wissenschaftlichen Welt wie beim Publikum durch seine gründlichen geographischen Arbeiten ehrenvoll bekannten Verfassers.

Bei dem wachsenden Bedürfniss an guten Kartenwerken dürfte die Verlagshandlung auf lebhafte Theilnahme des Publikums rechnen, weshalb sie den Subscriptionspreis für die Lieferung von 5 Karten in Imperial-Folio auf nur 1 Thlr. gestellt hat. Mit sechs Lieferungen wird der Atlas vollendet sein.

Die soeben erschienene zweite Lieferung enthält: **Mittleuropäische Staaten II.** (Preussen, Posen und Polen.) — **Mittleuropäische Staaten IV.** (Galizien, Ungarn und Siebenbürgen.) — **Spanien und Portugal.** — **Russland.** — **Mittelamerika und Westindien.** (Mexico.)

Von allen Buch-, Kunst- und Landkartenhandlungen werden Unterzeichnungen auf das Werk angenommen und sind die erste und zweite Lieferung nebst einem Prospect sofort zu beziehen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon.

Zweite, völlig umgearbeitete Auflage.

Dies allgemein bekannte und bewährte Universal-Lexikon für den Handgebrauch erscheint gegenwärtig in zweiter, vielfach verbesserter und bis auf die neueste Zeit fortgeführter Auflage in Lieferungen zu 5 Bgr., wodurch zu dessen allmählicher Anschaffung Gelegenheit geboten ist.

In allen Buchhandlungen werden noch Unterzeichnungen angenommen.

Preis des Heftes 5 Bgr., des Bandes geheftet 1 Thlr. 20 Bgr., gebunden 1 Thlr. 27 1/2 Bgr.

Was über 40 Hefte erscheint, wird an die Subscribenten gratis geliefert.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Grundentlastung in Deutschland.

Von **Albert Judeich,**

königl. sächs. Kreissteuerrathe zu Dresden.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der durch seine Schriften über die Rentensteuer und die Landrentenbank im Königreich Sachsen bekannte Verfasser behandelt in diesem, infolge ehrenvoller Aufforderung zunächst als Vorlage für den internationalen statistischen Congress in Berlin bearbeiteten Werke auf Grund unmittelbarer Durchsicht aller deutschen Gesetzsammlungen die Grundentlastung in Deutschland. Es wird vorgeführt, was bis jetzt in Deutschland für Befreiung des Grund und Bodens von persönlichen und dinglichen Lasten, für Abschaffung der aus der Leibeigenschaft oder Gutsunterthänigkeit verbliebenen Leistungen, für Beseitigung der Eigenthumsbeschränkungen und des Lehnverbandes, für Aufhebung der Zwangs- und Bannrechte geschehen ist, und welche gesetzliche Vorschriften darüber in jedem deutschen Staate bestehen. Die „Leipziger Zeitung“ sagt: das Werk enthalte „ein so reichhaltiges, namentlich für Geschäftsleute, Landwirthe, Sachwalter, Verwaltungs-, Finanz- und Steuerbeamte praktisch nutzbares Material“ und sei zugleich „mit so umfassender Gründlichkeit, Sachkenntniss und Genauigkeit gearbeitet“, dass ihm eine dauernde Bedeutung gesichert sei; dasselbe bilde „ein für den praktischen Gebrauch in ganz Deutschland, Oesterreich eingeschlossen, ebenso werthvolles als in seiner Art einzig dastehendes Handbuch“.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Unvergessenes.

**Denkwürdigkeiten aus dem Leben von
Helmina von Chézy.**

Von ihr selbst erzählt.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Gegenüber dem kürzlich erschienenen Buche: „Erinnerungen aus meinem Leben“, von Wilhelm von Chézy, dem Sohn Helmina's, verdienen ihre vor wenig Jahren veröffentlichten Memoiren aufs neue der Beachtung des deutschen Publikums empfohlen zu werden.

Helmina von Chézy dictirte diese Erinnerungen ihres an interessanten Erfahrungen und Beobachtungen überaus reichen Lebens während ihrer letzten Lebensstage, und schon vollkommen erblindet, einer Nichte in die Feder. Die Berliner Verhältnisse zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts und einige Decennien später, die Zustände von Paris unter dem Consulat und dem Kaiserreich, das literarische Leben und Treiben in Dresden, die oft sehr merkwürdigen Erlebnisse der Verfasserin in Oesterreich und Süddeutschland, ihre zahlreichen Bekanntschaften mit den hervorragenden Männern und Frauen ihrer Zeit — das alles verleiht dieser bedeutamen literarischen Erscheinung eine ungewöhnliche Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 45. —

5. November 1863.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 12 Thirn. jährlich, 6 Thirn. halbjährlich, 3 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Lyrische und epische Dichtungen. Von Emil Müller-Samowegen. — Deutsche und römische Männer. — Bachm's Reise nach Afrika. — Literarisches Piratenhumor. Von H. Böring. — Rottig. (Bar Literatur über Jean Paul.) — Bildungsverhältnisse. — Anzeigen.

Lyrische und epische Dichtungen.

So vergeblich, ja so kleinlich es in gewisser Beziehung ist, bei Besprechung einer größeren Anzahl literarischer Produkte mit wohlfeil schmeichelnden Klagen zu beginnen, so kommt uns doch ein Seufzer und zwar ein recht schwerer ganz von selbst. Der Seufzer ist im Grunde nicht von gestern und heute, jahrelang schon wird es ausgesprochen, wohin dies endlose Versesameln führen soll! Ausgesprochen wird es, aber freilich der Strom der Zeit läßt sich dadurch nicht hemmen. Wir wollen damit auch gar nicht sagen, daß die heutige Durchschnittspoetik schlechter wäre, als sie vor einigen oder mehreren Jahren gewesen, im Gegentheil, es wird so manches nette und liebliche Lied gedichtet, daß unter uns noch alle Tage wieder ein Geibel, ein Roquette, ein Heyse auftreten kann. Allein die schiefe Stellung, die beklagenswerthe schiefe Stellung, welche die lyrische Poesie gegen das wirkliche Leben von Tag zu Tag mehr einnimmt, wird dadurch nicht um eines Haars Breite gebessert. Blättert man einmal zum Zeitvertreib in diesem oder jenem lyrischen Werkchen, nun so merkt man von der schiefen Stellung vielleicht sehr wenig, kommen die Werkchen aber dem Kritiker gleich zu halben Schocken auf den Tisch, so kann es ohne einen schweren Seufzer kaum abgehen. Der gilt wahrlich nicht etwa der sauren Arbeit des Lesens, obgleich es bei der Einförmigkeit der gangbaren Stoffe, die unsere jungen Lyriker auszunutzen wissen, starker Anspannung bedarf, um die Säckelchen vieler verschiedener Dichter nicht als ein gemeinsames Meer höchst gleichgültiger Reimereien am Ohre vorbeischießen zu lassen; sondern er gilt zumeist der oft widerspruchsvollen, wie der unreifen Gesinnung, die sich leider nur zu häufig in den Gedichten unserer Modernisten ausdrückt. Immer mehr sieht man, wie lyrische Poesien von dieser Qualität für die Masse des Volks nicht nur, sondern ebenso für die schönwissenschaftlich empfindende Gesellschaft kaum noch irgendwelches Bedürfnis sind. Nach-

lese und nichts als Nachlese halten die zu dichten beginnenden Jünglinge — und bei einer Rundschau über lyrische Werke hat man es doch zumeist mit diesen zu thun — auf dem lyrischen Stoppelacker.

Tragen wir daran die Schuld? Klagen und die Lyriker entgegen. Gebt uns ein Feld, das noch nicht geschnitten, und wir werden ernten gleich den besten unter unsern größten Dichtern! Wie würden wir euch für die leeren Felder die Schuld aufbürden, antworten wir, nur daß ihr dort immer wieder glaubt ernten zu müssen, das tadeln wir. Glaubt? — Ja allerdings „glaubt“! Denn euer Glaube ist nichts weiter als ein Zug der Schillerkrankheit, die alljährlich so unendlich viel Jünglinge in den Strudel eines wesenlosen Ehrgeizes stürzt, unendlich mehr, als wir es uns nur irgendwie gestehen wollen. Schillerkrankheit! Hat es schon je eine größere Verführung gegeben als diese, von einer Schillerkrankheit zu sprechen! Vertheidigen werden wir uns des Ausdrucks wegen nicht; wer uns versteht, versteht uns ohne die Vertheidigung, wer uns nicht versteht, der ist uns in kritischer Erkenntniß so unendlich viel voraus, daß er dicke Bücher über Schiller's Unsterblichkeit schreiben, über diejenigen aber, welche Schiller's Bahnen thatsächlich obchon auf schwachen Füßen folgen, spöttisch hinsehen kann; nun und was sind wir gegen den! Gerade aber, weil wir von einer Schillerkrankheit zu sprechen wagen, möchten wir nicht gern, selbst nicht den Schwächsten mit Spott überschütten, wir möchten lieber ein Urtheil des Mittelalters aus der Feder schicken. Scheinen wird es gleichwol oft genug, als wollten wir den einen oder den andern härtechtig todt schlagen. Es wird da so scheinen, wo wir auf Schritt und Tritt jener schon oben angedeuteten kindisch unreifen oder widerspruchsvollen Gesinnung begegnen. Wie oft wirkt sich nicht so ein lyrischer Jüngling in die Brust, er schwärmt für allgemeine Brüderlichkeit, er verhöhnt die Knechtsseelen, die Junker und Pfaffen, und im nächsten Augenblick? — er ist der einzige, vor dem die ganze Welt niederfallen, den sie

seines Genies wegen mit Unsterblichkeit krönen sollte. Er verspottet den Frosch, welcher sich zu einem Oesen aufblähen will, und er selbst bläht sich eitel auf. Diesen literarischen Oesen, das sagen wir gerade heraus, werden wir stets den Kopf in bester Art und Weise klopfen.

Unter dem vorliegenden Werke sind zwei dem Helden Garibaldi gewidmete. In beiden liegt die Tendenz der Widmung mit der Bedeutung der lyrischen Producte im grellsten Widerspruche. Wir haben da eben die lyrische Halbheit, die an andere mit dem strengsten Maßstabe herantritt und sich selbst die größte Wohlfeilheit gestattet. Ist die Bedeutung der Garibaldi'schen Heldenthaten nicht größer als die dieser Gedichte, so ist sie sehr unvollständig. Wie mußte man einst die nationalische Freiheit zu besingen, und bei dieser italienischen? Ueber süßsaure Reismarschen bringen es unsere Dichter nicht hinaus. Sollte davor etwa eine Kritik der ganzen italienischen Freiheit liegen? Daß sich Garibaldi nur nicht am Ende solche Possen wie die folgenden verbitte!

1. Der Held auch Caprera: Ein Heldengebißt vom Friedrich vom Iserlohn (Friedrich Böcker), Berlin, Springer. 1863. Gr. 16. 10 Ngr.

2. Gedichte von Eduard Rüffer. Gotha, Gläser. 1863. 18. 20 Ngr.

Wohlgemeint mag das erstere sein, aber herzlich schwach wirkt es. Garibaldi's Thaten zur Befreiung Italiens sind nur allgemein geschildert, und die ganze italienische Befreiung ist in nachlässige Verse eingekleidet. Spasshaft soll ein gewisser Hohn auf den neapolitanischen Königshof sein (S. 51 und a. a. D.); großen Ruhm indes wird Friedrich von Iserlohn mit folgenden Strophen nicht ernten:

Schon drückt den Hof, der rings versammelt;
Ein Oheim wie ein schwarzes Loch;
Der Diener Gottes spricht sich müde,
Doch fehlt der Schluß der Rede noch.
Schon herrscht im Saal der tiefste Frieden,
Da springt von seinem Sitz in Wuth
Blitzschnell der Premierminister,
In seiner Hand den rothen Hut.

In solcher Poesie klingt die letzte Strophe des ganzen Buchs vortreflich:

Die Luba klingt; die Glocken läuten;
Die Freudenrufe tönen drein.
Wein Deutschland sag, wie schön muß solch ein
Landesfestbesetzungsfest sein!

Gewiß recht schön, namentlich wenn der „Schlechtsversesbesetzungsjubel“ gleich mit hineingespielt wird!

Eduard Rüffer hat seine Gedichte seinem „Kriegsherrn General Grafen Garibaldi in unerlöschlicher Liebe und Treue“ gewidmet. Das Buch enthält die Widmungen: „Ein kurzer Lullum“, „Vermischte Gedichte“, „Abendlieder“, „Wintermalerien“, „Im Winter 1869 in Prag“, „Unter der Tricolore“ und „Dahheim“. Der größte Theil der Gedichte sind Stimmungsgedichte. Das Beste, das wir glauben herausfinden zu können, lautet:

Zu mir ziehen: blau: Bellen:
An des Herd: Räubern grün,
Und phantastische: Ribellen
Sagen traumhaft drüberhin.
Alles ist so ausgelassen,
Froh und heiter anzu schauen;
Doch verzogen und verlassen
Daß des Kammers fernes Graun.

Und in seinen stillen Sägen
Dämmert auch ein Lächeln hold,
Gleichwie Blumenkelche wiegen
Schüchtern sich im Abendgold.

Und auf deinen süßen Lippen
Spühet sich manch' scherzhaft Wort;
Auch ich gleich dem Vogel: Lihen,
Näher die Welt zu näher fort.

Die ganze Abtheilung „Unter der Tricolore“ hat uns fast gelassen, dagegen uns das Gedicht „Den Deutschhämern“ (S. 122) sehr heiter gestimmt:

Gedächtnis: Ball von einem Deutschen,
Viel zu gesellig, um zum Schwenken zu greifen,
Von euch wird einmals die Gekitzelte mellen:

~~Die besten Deutschhämern: Schwenken zu Greifen:~~

Am Ende steht dem Verfasser der Gedicht ein Danks, der sich zu den eiteln Redebällen wol gar die wohlfeilen lyrischen Dichter? Das wäre ein spasshafter Grab von Selbstkritik.

Da wir einmal die Selbstkritik betonen, so wollen wir sie besonders auch dem nachfolgenden Poeten warm ans Herz legen.

3. Durch Zweifel zur Wahrheit. Erstlingsknospen seinen Zeitgenossen gewidmet von Otto Heinrich Gottf. H. München. 1863. 8. 12 Ngr.

Aus allem, aus der Art, wie er eine wunderbare Vorrede schreibt, bis hin zu den alterthümlichen, gothischen Letztern, mit denen das Buch gedruckt ist, guckt der wahre leidhafte Gedank heraus. Außerlich soll das Buch einem alten Manuscript gleichen, wie bald wird es dem Staube verfallen sein! Es enthält, wir dürfen dem Verfasser die Wahrheit nicht verschweigen, schwache lyrische Anfänge. Fast überall zeigt sich die Form dürftig, die Verse haupeln sich ohne Schwung, meist selbst ohne den allernothwendigsten rhythmischen Hauch ab. Die Gedichte kennzeichnen sich als Reflexionen, die aus dem Zwiespalt zwischen sicherlich gutem, regem Willen, aber sehr schwachem Können entsprungen sind. Da der Verfasser schon bei seinen Erstlingspoesien tief darin in der Reflexion steckt, sollten da seine Erfolge nicht vielleicht mehr auf einem andern Gebiete, auf dem der speculativen Wissenschaft liegen? „Es ist tief zu betlagen“, bemerkt der Verfasser, „und ein trauriges Zeichen unserer in materieller Beziehung so merkwürdigen Zeit, daß fast jeder eble Sturm und Drang in der Poesie erloschen ist.“ Ganz recht, weil die Welt sehr vielen Sturm und Drang nur als jugendlichen, thalerosen Vorwitz verwerfen muß. Wie es mit dem Verfasser Sturm und Drang bestellt ist, mögen wir nicht weiter untersuchen, wie wir auch seine dichterischen Mängel nicht weiter bloßlegen mögen, sonst müßten wir wol gar auf ein so unzulässiges Gedicht wie „Das Fremdenmädchen“ näher eingehen. Blättern wir lieber hin und her, ob wir nicht ein paar sangbare Strophen auffinden. Also da; hier S. 11 f. aus dem „Pfingstlied“ liegen sich wol einige aufzählen:

Wie Smaragd erglänzt die Welt,
Pfingstlich: Festes: Schmelze
Stinkt und prahlt am Landgeizel,
Stachelt im Stachelkette.

Din ein traulich: Nichtein: schallt;
Nicht: so: sanft: die: Seele;
Im: Schanden: und: Mord
Stützt: Philomela.

Duch: im: Dörchen: knospet: Stanz,
Frühling: erst: zu: weihen,
Iche: Güte: tracht: im: Kranz
Früh: begrünt: Maie.

Wollten wir auch hier tabeln, so wäre es vielleicht in der ersten Stelle mit der Frage; ob man beim „Smaragd“ des Himmels „vergehen“ gebrauchen dürfe.

Nicht etwa der mißlungenen Form wegen, denn wegen dieser

hätten wir wenig eingegeben, und aber der einseitigen und schwachen Tendenz stellen wir den eben besprochenen unvollkommenen nachfolgendes Büchlein zur Seite.

4. *Malvina. Der Rose Leben, Lieben und Tod.* Von Friedrich Friedreich. Grlangen, Palm. 1863. 16. 15 Mgr.

Entweder der Dichter beklagt den frühzeitigen Tod seiner Geliebten, oder er setzt sich dichtend nur in eine solche Lage, in beiden Fällen klagt er zu häufig. Bei einem glühenden orientalischen Dichter möchte es hingehen, wenn er die Liebe der Nachtigall zur Rose beklagt, und hinwiederum, wenn er in diesem Gesang eigene Erlebnisse hineinsetzt; bei uns im lählern Norden erscheint uns dergleichen zu ungesund. Vor etwa zehn Jahren war Derartiges in der Mode, jetzt würde am Ende Ludwig selbst an seine süßliche Muse nur schwer glauben machen. Also die Tendenz des Wanzes greifen wir etwas an. Das Einzelne des Gedichts zeigt viele sinnige Sätze, und wir wissen diese dem Dichter sehr wohl zugute zu schreiben. Auch seine formelle Fertigkeit nötigt Anerkennung ab, obgleich die Fertigkeit leicht in Eitelkeit ausartet, so S. 63:

erschöpft sank nun den Abenddunst
Kosmos an der Rose Brust
Und lag im heiligen Hochgenuss
Von einem Mund den andern Kus.

Den leichtsinnigsten Ton, der dem Dichter zu Gebote zu stehen scheint, finden wir wohl am besten in der Erwerbung der Vögel um die Rose. Hier der Anfang:

Der Lustige im Vögelhor,
Stieg sich den andern kaum zuvor,
Begrann in seiner Herzens Drang
Der Sängerkünste Wettgesang:

Komm, holde Rose, komm zu mir,
Mein Herz sich dir erschließ,
Mit aller Glut, drum folge mir
Auf mein bezaubertes Schloß.

Dort sing' ich dir manch köstlich Lied,
Ich bin ein schmaler Wirtsch,
Komm, süßer, kleiner Freudenlieb,
Komm, folge mir, kusch, kusch.

Komm, holde Rose, komm zu mir,
Komm in mein weiches Bett,
Du folgst, kleine, folgst mir,
Ich weiß! Ich weiß! Ich weiß!

Wie ungleich das Glückes Waga für die verschiedenen Dichter ausschlägt, das sieht man zum erst, wenn man die Arbeiten solcher prüft, die in den verschiedenen Literaturgeschichtswerken niemals eine Stelle finden werden. Es ist nicht wahr, daß ein Literaturgeschichtswerk der Gegenwart, sobald es sich nur an die gangbaren Namen hält, ein wahrer Bild des poetischen Vermögens enthält. Günst und Ungünst spielen, je mehr die Literatur in die Breite geht, zu sehr mit. Da haben wir so einen Dichter, der doch auch wol einmal genannt zu werden verdient, wo findet er sich aber genannt? Wo hat nur ein einziger darauf hingewiesen, mit wie vielen Versuchen er rasselnd gekloppt, ohne Erfolg davonzutragen. Wäre es ein anderer Name, o dann hätte man längst in die Posaune geblasen; so aber, es ist ja nur Max Roltke!

5. *Der neue Zolt 1816. 1826. 1851. Ein Gedicht von Max Roltke. — The South of July. The English translation by E. A. Franklin. — Nicht einem dramatischen Menschheit: „Die Parthen.“ Berlin, Holke's Selbstverlag. 1863. Gr. 8. 12 Mgr.*

Roltke brachte die Nacht vom 3. zum 4. Juli 1851 auf der nordamerikanischen Fregatte The Independencia zu, welche auf der Höhe zu letzt den Jahrestag der Unabhängigkeit feierte. Hier nun dichtete er einen schwungvollen Festgesang, wie ihn, unserer Trachten nach, eben nur ein deutsches, für alles Fremde, sich begreifendes Gemüth dichten kann. Der Anfang lautet:

Zum ersten mal in unser Gangesmatte
Am Bord der donnerstönenden Kriegsfregatte
Aus nordamerikanischem Urwaldholz,
Auf einem schulummenden Stiel von zuckem Boden,
Ihr glücklichen, ihr freien Antipoden,
Bin ich erwacht, so freudig froh und stolz.

Wenn es auch sonst etwas überflüssig sein mag, Schwung besitzt das Gedicht. Aber trotzdem es wollte zugleich ins Englische hat übersehen lassen: wir fänden, daß es auch hier wie immer post festum gekommen ist. Tragödie „Die Parthen“, von der ersten Act bereits vor 20 Jahren aus, den Blick einmal, wenn auch n. Strichfaden lenken zu können, der u aber unsere Verwunderung schon m seit erregt hat, mit der er immer n gen auf die Misserfolge setzte.

6. *Gedichte von Alexis Adolphi. Riga. 1863. 8. 2 Mgr.*

Auch ein Dichter, dessen wahrscheinlich nie ein Literaturgeschichtswerk gedenken wird. Beschäftigen wir ihn wenigstens an dieser Stelle sein nicht gering zu schätzendes lyrisches Talent. Daraus wir es auch hier ganz besonders, mit welcher Bescheidenheit die Deutschen in den russischen Officiersprovinzen der deutschen Literatur blicken. Es hätte nicht geschadet, wenn Adolphi dem Mund zum eigenen Lobe etwas voller genommen hätte. Wir haben sein Buch mit wirklichem Interesse durchgesehen; welches Interesse mögen die Lieder erst an Ort und Stelle, in der Stimme des Dichters gewahren, dort, wo sich das deutsche Element immer etwas in der Fremde fühlt. Wie uns scheint, daß Adolphi im vollen Mannesalter, sein Buch hat daher auch in den Hauptabschnitten einen gewissen geistigen Reichtum; jedoch auch Lieder der Jugend, der Freude und Lust darin nicht, so fehlt doch darin der frohenhaft läppische Gesang, mit dem der größte Theil jugendlicher Sängler seine Liebesleiden vor allen Welt anzukramen pflegt. Wie es sich gerade trifft, so wollen wir mit dem ersten Griff ein Liebeslied auswählen. Hier dies:

Meeresflut.

Wie mich erfaßt mit heil'ger Macht
Meeresflut in dunkler Nacht!
Lieber und leiser gehen die Wellen,
Einzeln streben den Himmel zu streben.
Ungeachtet vom Wellenschlag
Ziehen wir sicher auf schwankendem Schiff.

Woher die Stille? Woher der Friede?
Das Meer und das Herz sind Sturmeweide!
Sie beide haben gedurft und gelitten
Und Wogenbewegung und Schmerz erlitten.
Wie endlich die Hand voll Blut und Wunden
Sie beide, beide zur Ruh' gebracht.

Um uns etwas in der Galanterie zu üben, hat uns die aufmerksame Redaktion auch zwei Dichtarinnen zugewiesen. In der großen Masse dürften sie schon mit unterlaufen:

7. *Poesien. Von Emma Kengler. Hamburg, Bohnen. 1863. 16. 20 Mgr.*

Wenn Jünglinge ihre Geliebten beklagen, so macht sich das oft herzlich lieblich, noch sanfter aber wenn es junge Damen davor den Jünglingen gleichsam wollen, oder wenn sie sich an Stelle der Jünglinge setzen und von „meinem Mädchen“

reden. Im übrigen nimmt es Emma Senger mit den Versen ernstlich leicht; es wird doch nicht gegen die Salanterie verstoßen, das anzupreisen. Auch Raiveräten — wie würden wir Trivialitäten zu sagen wagen — finden sich so häufig, daß sich Emma Senger vor allen Dingen einen wahren Freund suchen sollte, der einzelne Lieder über Bord werfe, und um so mehr, als ihr das Dichten ziemlich leichtes Spiel zu sein scheint. Sehen wir uns darauf die „Blauen Augen“ an:

Mit deinen blauen Augen
Siehst du mich so lieblich an,
Daß ich nun an nichts anderes
Als an dich denken kann.

In deine blauen Augen
Sehe ich allerwärts —
Ein Meer von blauen Gedanken
Ergießt sich über mein Herz.

Et was: „blaue Gedanken!“ Die „blauen“ Gedanken sind zwar eine Erfindung Heine's, aber trotz Heine ist ein „blauer“ Gedanke ein eben solcher Unsinn als ein „blonder“ Gedanke sein würde. Indes Emma Senger gibt auch Besseres. So einige Seiten weiter: „Die Sterne schweigen“, das lassen wir uns schon eher gefallen!

8. Frauenleben. Gedichte von Johanna. Berlin, F. Dunder. 1862. 16. 20 Ngr.

Weit abgeklärtere Poesie als die der vorigen Dichterin, eine edle gereifte Auffassung des Lebens, namentlich der Mutterpflichten, spricht aus Johanna's nicht sehr starkem Buche. Der bekannte Zeitartikelschreiber der berliner „Volkzeitung“, Bernstein, hat das Büchlein mit einem offenen Geleits-, vulgo Empfehlungs-schreiben versehen. Wir sehen darin, was wir bei Büchern aus berliner Verlage öfter zu bemerken Gelegenheit hatten, den Wunsch, den Lesern von vornherein eine Ansicht über das Buch aufzubringen. Wie dem nun auch sei, ob es durch ein Geleits-schreiben, oder, wie es in Berlin allgemeiner geschieht, durch überschüssigliche Localrecensionen in den ältern berliner Zeitungen gemacht wird, wir müssen dagegen protestieren. Wenn sich ein Buch wie dieses „Frauenleben“ nicht selbst empfehlen soll, so ist das Geleits-schreiben auch vom Uebel. Bernstein weist besonders auf die Gedichte S. 21, 25, 27, 36, 39, 42 hin. Wir wollen das erste derselben mittheilen:

Von der Bleiche heb' ich mein Kinnen fein,
Hab' den Flachs gezogen, gesponnen allein. —
Als die blauen Blüten mich angelacht,
Als ich das Garn zum Weber gebracht,
Wußt' ich nicht, für wen's wird sein.

Heut' aber weiß ich's: ein Engel halb
Erscheinen mir wird in Kindesgestalt,
Den hält ich in mein Kinnen ein
Und berg' ihn am warmen Herzen mein,
Von Liebe überwallt.

Es wohnet in mir so still und stumm,
Nun bin ich mir wie ein Heiligtum,
Denn ich berge das Allerheiligste tief:
Ein Leben, das Gott ins Dasein rief,
Bin selbst mir werth'er drum.

Nun hab' ich dich, du Kinnen zart,
Hab' dich zur rechten Freude verwahrt!
Jetzt will ich schmücken und nähen gern,
Von früh bis leuchtet der Abendstern —
In Arbeit und Hoffnung gepaart.

Wir werden in Folgendem, wie es sich gerade trifft, ein Häuflein erträglicher, gangbarer lyrischer Werke zusammentragen:

9. Für dich von mir. Briefen, Kdhr. 1863. Nr. 16. 1 Thlr.

Eine vorzügliche Ausstattung nimmt für das Buch ein. Im Handumdrehen saß man eine Seite herunterlesen. Die Lieder sind kurz, meist nur zwei Strophen lang; dabei weht so etwas wie Humor über die Mehrzahl der Blätter: sollte man damit nicht zufrieden sein?

Das Herz ist ein Vogel,
Es fliegt und es singt,
Und Worte und Blüde
Als Beute es bringt.

Juwelen im Schnabel
Ein Herz es auch trägt,
Mit welchem in Zukunft
Duette es schlägt.

Besser, in humoristischem Tone gehalten dünkt uns das „Abendroth“:

Seht doch, wie dort dem Himmel ist
Das Blut zu Kopf gestiegen!
Dich aufgeschwollen Andern ihm
Auf hoher Stirne liegen.

Ich glaub', der letzte Sonnenstich
Trieb's ihm so heiß zu Kopf;
Gernach, gemach, Frau Anna kommt
Mit anderm Farbenstypse.

10. Rose Blätter. Dichtungen von H. G. von Thünen. (Zweite, stark vermehrte Auflage des „Poetischen Alph und Beta“) Leipzig, Rein. 1863. 16. 20 Ngr.

Thünen strebt höher hinaus als der vorige Dichter, er hat etwas Keckes und Unabhängiges in seinem Auftreten, aber es gelingt ihm mit seiner Hinneigung zur Satire und zum Sarkasmus nicht immer. Ja wir könnten noch mehr sagen, daß er zuweilen stark an das Frivole stößt. Da ist z. B. S. 25 „Papa“, ein Gedicht, dessen Tendenz uns zu cavaliermäßig erscheint. Dann S. 22, der Schluß von „Ewige Liebe“, wie banal! Weiter S. 102 in dem Gedichte „Weib, Wein und Gesang“, wie unschön die Heranziehung der Trinitätsidee! Weiter S. 145, wie wenig spaßhaft das spaßhaft sein sollende „Ach!“ Run S. 152 der „Ragenjammer“, o den müssen wir mittheilen:

Ich klappern die Zähne, als wär' er im Fieber —
Die Mutter steht da, die Schwester steht da
Und fragen: Wie geht es, mein Lieber?

Es kommen die Tanten, die wollen was wissen —
Die eine spricht, ach! Die andere spricht, ach!
Er aber friecht tief in die Kissen.

Nun schlüpfert man leise, man wagt nicht zu sprechen —
Die Mutter bringt Thee, die Schwester bringt Thee,
Das treibt ihn, sich fast zu erbrechen.

Jetzt hofft man auf Besserung, nun dankt man dem Himmel —
Die Mutter ruft o! Die Schwester ruft o!
Wie riecht sein Gebrechsel nach Kümmele.

In derselben tollen Weise sind einzelne der zum Schluß angefügten Epigramme geschrieben. Höre man:

Heinz, ein eifriger Grieche, ließ spät noch Homer's Illade,
Griechisch geht er zur Ruh', griechisch küßt er sein Weib.
Dieses schenkt ihm ein Kind, das griechisch gleich hat geschrieben
Und den Schild des Achill in seine Lächer gewandt.

Beten, sagt ihr, und glauben, Unrecht willig ertragen,
Leiden und weinen sei Zweck, daß der Schöpfer uns schuf. —
Kümmet die Welt ihr castiren, Begehrung und Feuer ihr ecken,
Würde sie Wallach sein, euch zum Reiten bequem.

Nach unserm Geschmack ist nun derartige Poesie gerade nicht. Glücklicherweise enthält das Bändchen auch Besseres.

11. Gedichte von Otto Schmidt. Hamburg, Vooges und Geisler. 1863. Gr. 16. 15 Rgr.

Kommst du das kleine Land?
Leicht bedeckt's die Hand.
Keine Städte, keine Kun-
st in diesem Reich zu schauen.

Was wohnt in diesem Land?
Königlich ist's benannt,
Nur ein Engel kam hinein,
Daß er möchte Wächter sein.

Dein Herz ist dieses Land,
Das bedeckt die Hand.
Liebe ist das Englein,
Das drin wachet fromm und rein.

In dieser arten Weise ist der größte Theil der Lieder gehalten. Nichts Stürmisches, nichts Drängendes, zartes Verweilen eines Baldbäckleins nur hören wir. Der „Jungfrauen“ ist ebenfalls auch wol das Buch ganz entsprechend gewidmet. Unter den Gelegenheitsgedichten finden sich manche zu wohlfeile. Den letzten Abschnitt des Buchs bilden Charaden, 20 an Zahl, deren Lösung meistens kaum einige Schwierigkeit erfordert.

12. Neue Gedichte. Vom Verfasser von „Lannengrün und Edelweiß“. Leipzig, D. W. Schulz. 1863. Gr. 16. 16 Rgr.

Hiemlich schnell hat der Verfasser von „Lannengrün und Edelweiß“ auf sein erstes Bändchen ein zweites folgen lassen. Wir möchten nicht unterscheiden, ob diese neuen Gedichte den Gedichten des ersten Bändchens vor- oder nachstehen. Wieder begegnen wir den beschriebenen launigen Wesen, die gleichweit der Genialität entfernt, wie auch der prosaischen Poetik und Erbschaft, für alle beschaulichen Gemüther mannichfachen Reiz bieten. Wie tief gefühlt ist nicht S. 53: „Was ist ein Menschenleben?“ Noch mehr zieht es uns aber zu folgendem Gedicht:

Wol sah ich manche Thräne fallen,
Und Klagen, das das Herz zerschneidet,
Hab' ich gehört in Folgen fallen,
Ja hätten, die mein Fuß durchschritt.

Und doch die kleinen Fenster schmückte
Geranium und Rosmarin,
Im Gärtchen, das die Armut drückte,
Stand Rosenstod und Myrte rein.

So saß was doch sein Herz verschlossen,
Von Gram so trüb, so kummervoll,
Daß nicht, wenn erst die Thränen flossen,
Hierauf ein schlichtes Stüchlein quoll.

Wol manches Haupt im Silberglanze,
Sah ich von schweren Sorgen bleich,
Doch Kinderlächeln, blonder, kleiner,
Dazwischen, lieb- und hoffnungsreich.

Ich sah des Schmerzes Engel schweben,
Überall durch Stadt und Land,
Doch immer auch mit Tröst daneben
Des Friedens lichter Engel stand.

Wie schwachen, inniglich verbunden,
Durch ein geschwimmvolles Band,
Der schüchtern, der andere heilt die Wunden,
Der Schmerz, der Kopf in offener Hand.

In stillen wechselvollen Reigen,
Da weben sie der Menschen Tod,
Geführt von ihnen beiden, Reigen
Wir einst zu ew'ger Freudens Schloß.

Und so möchten wir noch von S. 79: „D sage Lenz, wo du geblieben“, von S. 80: „Das rechte Gräfen“, von S. 82:

„Wenn Erdenschöne blühend sich erhebt“, anführen, wenn es der Raum gestattete, sie hier wiederzugeben.

13. Gedichte von G. Ringler. Nürnberg. 1863. 16. 16 Rgr.

Das Buch enthält „Natur- und Wanderbilder“, „Blumen-krantz“, „Aus dem Leben“, „Religiöses“, „Legisches“ und schließlich einige „Uebersetzungen“ nach Lamartine, Victor Hugo, Soumet, Verranger.

Hat der Tag sich müd' gegangen,
Schlafen all' die Blumen ein,
Nagt sich mir ein heiß Verlangen,
Das erwacht der Sterne Schein.

Und dem tiefbewegten Herzen
Leuchtet er mit seiner Pracht,
Wie der Kinderwelt die Kerzen
Glühiger, geweihter Nacht.

Mit diesem Liede ist die ten hinlänglich gekennzeichnet. gewöhnliches; sie lesen sich ab schüttet und Ringler nicht mit Lieder wie verschiedene andere mehr an die Natur, befragt di ner, den Gräser u. s. w. möchte hauptsächlich jungen I tendte im ganzen Buche halt Lamartine ist es der „Erste S

An den Ufern von Worrente,
Von Drangen mild umschattet,
Wo die Bogen sich bekränzt
Drechen, von dem Lauf erwartet —

Steht ein Stein in hohem Grase,
Wandern, jungen wie den alten,
Verbleibend in gleichem Rase
Von des karten Lobes Watten u. s. w.

Von Victor Hugo finden wir die „Großmutter“, von Soumet „Das verlassene Kind“, von Verranger „Der Gefangene“ und „Abschied von Frankreich“.

14. Naturblätter. Fünfzig Gedichte von Reinhard Reigel. Mannheim, Schneider. 1862. 16. 8 Rgr.

Nicht Naturschilderungen halten diese „Naturblätter“, ausdrückt: „Was ich hier be bescheidene Ergebniss einer kleinen Sammlung von Gedicht gewählt.“ Einzelne Gedichte Wieselthal“ lesen sich recht als Verse und Reime. Ober Brücke“ nicht bedeutungslos!

Ich stand auf einer Brücke,
Die Wellen rauschten fort,
Die Steine liegen feste
An ihrem tiefen Ort.

Die Freude weilt nicht lange,
Der Kummer liegt wie Stein
Auf meinem armen Herzen,
Es kann nicht fröhlich sein.

15. Gedichte von Med. Dr. Joseph Heilmantel. Prag, Mercy. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Rgr.

Sonderbar, daß wir den Med. Dr. so oft ansehen mußten! Es macht sich immer eigenthümlich, auf einem Bande lyrischer Gedichte oder auf einem Drama den Titel des Verfassers angegeben zu sehen. Unwillkürlich denkt man: hat denn der Herr nichts Besseres zu thun? Oder will er damit etwas vor titellosen Dichtern voraushaben? Ein Med. Dr. nun gar, ein realistisch fühlender und denkender Doctor, und Gedichte! Ein Med. Dr.

ist noch ein verlässiger Mann. Steht nach solider Lebensweise, und der Dichter, der stellt sich mit schmerzlichen Studenten oder andern Jünglingen auf eine Stufe und treibt das Undankbare von der Welt, er macht Verse! Und einen Band von über 300 Seiten bietet er aus. Und sogar Klosterregeln in ziemlicher Menge!

Weniger das Stimmungslieb, mehr das Balladen- und romanzartige Lied finden wir bei Heilmann. Er ähnelt darin gewissen spezifisch süddeutschen Dichtern, wenn wir so sprechen dürfen, Dichtern, deren Talent sich vorzugsweise zur poetischen Erzählung hingetrieben fühlt. Es fällt uns schwer, ein kurzes Lied herauszufinden. Doch hier eins:

Der Dampfer.

Strömen süße Balsamdünste
Aus der Urwalds tiefer Nacht,
Reise schwebend durch die Lüfte

nacht.
er Matte,
ruht,
beschatte
n.
mischweben,
ist,
in Leben,
nicht.
reßen
stimmung.
auskan

Den S
drager Rim
Dichters.

Blumen für das Grab des
es nahen Verwandten des

16. Ranken. Gedichte von Adolf Bess. München, Fleischmann. 1862. 16. 15 Mgr.

Die Verlagshandlung von Fleischmann in München schreibt sich viel mit dem Verlage lyrischer Werke zu beschäftigen. Wir erinnern uns, die Firma in letzterer Zeit häufig gefunden zu haben. Mit diesen „Ranken“ hat sie jedenfalls einen ziemlich glücklichen

ihres Talent, das Beachtung
unter die Adressate „Wilbe“
„Aus der ersten Abtheilung
die freie Güte sei gelobt“, S. 16:
„S. 19: „Nicht treibt es ruhr
wer schreib' ich's nieder.“ Hal-

immerfort
n Ort zu Ort,
der Meere:
sch gar gering.

Und manchen ist ein schönes Ding —
Wenn nur das ein' nicht wäre:
Im Säckel, im Säckel,
Im Säckel diese Heere!

So ich ein Aischlein dich dich hält,
So ich ein Bettlein dich dich hält,
Dann ging's wol ungefähr:
Bei armen Leuten hielt ich halt,
Al' Jungfern schon lüb' ich zu halt —
Wenn nur das ein' nicht wäre:
Im Säckel, im Säckel,
Im Säckel diese Heere!

Die zweite Abtheilung bringt einige erzählende Gedichte und die letzte einige Sonette, von denen wir folgendes wählen:

Es ist die schönste all der frommen Segen,
Dass jedem heilern Menschen an der Seite
Ein Engel liegend und beschützend schreite,
Der ihm noch trenn' Lieb und der Kindheit Lagen.

Ich aber planke kaum an sein Geleite,
Im Leben einmal muß es gehen wegen,
Dem unverdienten Glücke zu entsagen —
Mit seinem Engel liegt er dann im Strolche.
Sein Paradies muß jeglicher verlieren,
Der Boden karrt, es brennt die Sonne heiß
Und von der Menschheit Kaffee trieft der Schweiß.
Und wird er alt und hat sich nicht gekümmert,
Dann naht der Kindheit Engel sich umhert,
Ins Paradies ihn wieder hantelnd führen.

17. Was ihr wollt. Lieder und Gedichte von Anton Schwelller. München, Fleischmann. 1862. 16. 1 Thlr. 12 Mgr.

Manches ansprechende Lied enthält diese Gedichtsammlung; sie ist 100 Seiten stärker als die vorige. Schwelller bringt keine Gedichte unter die Abtheilungen: „Unter den Bäumen“, „Balladen“, „Frühlingsglocken“, „Liebes Leid und Lust“, „Kreuzritze Weisen“, „Jung Heinrich“ und „Episches“. Man steht in den Gedichten „in vino veritas“, „Moderne Liebe“, „Lustige Poesie“, überhaupt in den anstrengendsten Seiten der Ton des Humors nicht abel zu Gebote. Und „Moderne Liebe“ greifen wir ein Lied:

Sie kann sich nicht entschließen,
Sie steht ja heute gern,
Der eine ist nur ein Dichter,
Der andre trägt Ordensstern.
Der eine hat nichts als Liebe,
Der andere aber Geld.
Der eine führt sie zum Himmel,
Der andre in die Welt.
Sie hat ein so weiches Herzchen,
Sie heirathet den Ordensmann,
Damit sie dem armen Dichter
Mehr protegieren kann.

Und noch ein anderes:

So ist es recht, so muß es kommen,
Ich war ihr viel zu nüchtern,
Was soll das ewige Feufzen kommen,
Warum blieb ich so schüchtern.
Der andre hat mich ausgehoben,
Sie liegt in seinen Armen,
Ich aber hab' mich blutig gerochen,
Ich mache das Hochzeiterarmen.

18. Fünf Bücher deutscher Gedichte von George Giesel. Berlin, Jantke. 1862. 8. 1 Thlr. 15 Mgr.

Diese fünf Bücher sind betitelt: „Preussisch“, „Alt- und Neufrauzösisch“, „Legenden, Balladen, Erzählungen“, „Krim- und Sprüche“, „Disjecti membra poetarum“. Ob Giesel in Prosa, ob er in Versen schreibt, eine ganz außerordentliche Federfertigkeit ist sein eigen. Diese Gedichte lesen sich, als ob sie aus dem Kermel geschüttelt wären. Die Reime klappen einander, es kann Giesel gar nicht fehlen. Wenn vollkommener Sang besitzt er entschieden keinen; betreibt er aber die Kunst des Anstehens so wie im ersten Buche: „Preussisch“, dem „Alt- und Neufrauzösisch“, die Majestät, gerade wie es Giesel auch in seinen frauzösischen Gogeschichten macht, in ihrer ganzen Blöße gezeigt und das Fehlen mit dem Bewußt der leichten Privatität verflucht wird. Ja, ja, wenn in Giesel der Gogichter mit dem Gogichter nur nicht so oft in Zweifel lag! Was für netter Gogelchen bringt er in den letzten beiden Büchern seiner Gedichte! Siehe da:

Geschichtliche Bilder.

Der Gogichter beschließt Abschied und Wein,
Der Kasse Abschied und Wein,
Der Bode verlangt nach Porten und Wein,
Der Franz nach Wein und Kasse,

Der Lichte will Besitzt — hat jeder sein Recht,
Nur der reue Deutsche reuert nicht: das?

Noch eins:

Kärtenaufreunde.

Die Lichten sollen leben!
Und perort der Jor!
Wir wollen tüchtig werden,
Tücheln ganz und gar!
Ich kaufe mir ein Hausen
Bistn Weiber jung und fein
Und zwanzig Obalisten,
Die nehm' ich obenrein!
So tief der Kieck Schneider —
Da schlingt ihn Platters Oht
Gold Weib, was ich noch nächstens
Im Bekleid' nicht verlor.

19. Gedichte von Eduard Neumann. Leipzig, Brockhaus.
1863. 16. 1 Hfr.

Mit diesem Bände schließen wir diesen Abschnitt. Wir wäh-
len dazu eine sehr empfehlenswerthe Gabe. Das Liebeslied fin-
det sich in der Gedichtsammlung vorzugsweise vertreten.

Du hast gesagt, du wollest kommen,
Und meine Seele wartet dein;
Es muß ja Abschied noch genommen,
Auf Abschied gesagt sein.

Du hast gesagt, du wollest kommen,
Ich bin mit meiner Lieb' allein;
Wie lange soll ich angestillkommen
Erwarten dich im Dämmersehn!

Schon ist des Mondes Licht entkommen,
Der Liebe Stern, o tritt herbei! —
Willkommen, tausendmal willkommen,
Du ewig heiß Gesichte mein!

Nicht allein Stimmung, sondern auch Temperament, eine ge-
wisse Eigenartigkeit liegt in Neumann's Liebern.

Wie es auch stumm, der Lenz — Ueber Nacht
Nicht der Strom seine Bänke begraben,
Werden die schwellenden Laosphen springen.
Ueber Nacht!

Ströme nur, ströme dich, Lieb! — Ueber Nacht
Wird dir mein Auge vor Augen sein,
Wird dir mein Flehen zu Herzen gehn.
Ueber Nacht!

Was dich bekümmert, mein Herz — Ueber Nacht
Löst ein Schlummer dir Kummer und Sorgen,
Setzt sich die Sonne zum schönern Morgen.
Ueber Nacht!

Nach Neumann's „Gedichte in erzählender Form“ lesen sich
gut, doch enthalten sie nicht gerade Eigenschaften, deren wegen
man sie den andern Gedichten vorziehen könnte.

Noch wollen wir eine Probe aus „Epigrammatisches in Reim
und Rhythmus“ wählen:

Was ist das höchste Glück? — Der Liebe Glück!
Sodann der Ruhm; sodann ein sorglos Leben! —
Von diesen Gütern wart mir keins gegeben;
Doch wenn der Muth Flügel mich umschweben,
Hab' ich sie all' für einen Augenblick.

In einem besondern Abschnitt bringen wir zwei Bücher,
die etwas ganz Absonderliches bieten wollen:

20. Der Strom der Zeiten. Oden von L. B. Berlin, Bach.
1863. Gr. 16. 15 Hfr.

Obwohl es, einem solchen Buche gerecht zu werden,
hundertfünfzig Seiten nichts als Oden in aufsteigenden

Sei es eine der Tugenden, die fünfundsünfzigste, die wir aus-
wählen:

Wirst du an Belästigt und Liebe noch
Durchs Leben gehn und heil'ger Erkenntnis voll,
Trachte nach Raum nicht vor Menschen,
Nachwies bleibe und ohne Schuld.

Viele Gewaltige streben auf,
Ihr stolzes Trachten kennet nicht fremde Noth,
Ob auch die Töne des Jammers
Wintern durch rauhe Nacht.

Es muß verflühen dann ihre Macht —
Vom Glaube kam sie; besser ist stiller Pfad,
Welcher aus Dämmerung führt
In den lichten Gestirnen aus.

Größtentheils sind die Oden nach dem alcaischen Metrum
gedichtet; was aber die hier citirte Ode betrifft, so wissen wir
nicht, ob das in ihr angewandte Metrum alcaisches oder ascle-
piadisches (viertes) Metrum, oder freies an irgendein altes
nur anknüpfendes Metrum sein soll?

21. Neue Harfenlänge. Eine Liebesode für das christliche
Haus von Leonhard Meißner. Bern, Scherberger. 1862.
Gr. 16. 24 Hfr.

Ich
auch u
willes
gewalt
folgt
gend
berer
in der
nicht

Abendglocke“ betitelt, lautet:

Der Abendglocke Säuten
Den traute Freuden,
Will täglich mir bedeuten:
Es sei ein Tag entslohn.

Gott in der Luft verschallen,
Was spricht der eh'ne Mund?
Rein, wachend widerhallen
Im tiefsten Herzensgrund.

Seh, darum ward gegeben
Die Stimme auch dem Org;
Selbst Lobtes ruft zum Leben,
Bereim es, Menschenherz!

Die rein lyrischen Weisen lassen wir hiermit hinter uns
und wenden uns dem epischen Gebiete zu. Wir wollen den
Uebergang mit einem Werke versuchen, das sich als eine

„poetische Schilderung der Natur und des Lebens“ an-
kündigt. Eine Naturschilderung mit bestimmtem Hinter-
grunde, o ja sie kann nicht nur sehr poetisch, sie kann
herzerhebend und hergentzündend sein. Nur wenn sie sich
in allgemeinen Anschauungen gefällt, dann wol ist sie
vom Uebel. Wir werden ja gleich sehen, ob der Dichter
des Werks seine Aufgabe recht gelöst hat.

22. Rhein und Meer. Poetische Schilderung der Natur und
des Lebens, in drei Abtheilungen. Von Dorn. Frank-
furt a. M., Baist. 1863. 8. 17 1/2 Ngr.

Die drei Abtheilungen sind betitelt: „Schweiz“, „Deutsch-
land“, „Holland“. Dorn hat sich zur Aufgabe gesetzt, den Rhein
zu befragen:

Strömend nach dem Ocean,
Fließt der Rhein die alte Bahn,
Stolz und hoch die Wellen hebend,
Eine Meer, die belebend
Aus dem Landerherzen her
Sich erstreckt dem Volkverehr,
Eine Botschaft, die gesandt,
Zu vereinen Meer und Land;
Als der Freiheit glänzend Bild,
Wenn er rauschend überschwillt u. s. w.

Nach diesem Eingange führt er den Rhein schildernd selbst ein:

Als der Alpen rauchgewölbter Sohn,
Herrsch' ich früh auf dem Gebirge schon,
Wo der Sturm mir singt sein Wiegenlied,
Und die Gletschermilch mich groß erzieht.
Rauschend tret' ich aus der Berge Thor,
Ausgerüftet schon mit Macht hervor.
Meine Arme, glänzend wie der Stahl,
Dehn' ich mächtig aus dem tiefen Thal,
Sie zu fernern Bergen auszustrecken,
Ganze Landgebiete zu umschließen,
Ihren Lebensquellen anzugießen
Und das Land mit Bergen zu bedecken.

Glänzend ist diese Schilderung gerade nicht, wir möchten
sie eher unbestimmt, ja nüchtern finden. Ihr fehlt all und jede
plastische Eigenschaft. Ihr fehlt der locale Hintergrund. Das
ist nicht ein wirklich treues und dabei poetisches Gemälde, das
sind Theaterdecorationen, heute stellen sie die Alpen, morgen das
Niesengebirge vor. Der Dichter ist jedenfalls auf dem Gebiete
seiner Schilderung unsicher und deshalb so allgemein. Und kaum
hat er den Rhein einige Schritte entlang verfolgt, so macht er
halt und ergeht sich bald in allgemeinen Reflexionen, bald in
Liedern aller Art. So besingt er den Reiz der Schweiz:

Auf den Alpen liegt die freie Schweiz,
Schön und fürchterlich in ihrem Reiz,
Wo die Berge mit granitnen Kronen
Fierlich im Schneegewande thronen u. s. w.

Weiterhin läßt er ein Alplied folgen. Gewiß das eine wie
das andere, die auf dem Titel verheißene Schilderung, wohlver-
standen poetische Schilderung der Natur wie des Lebens entbehrt
jener poetischen Fülle, die uns unwiderstehlich anzieht und fest-
hält. Wol auch historische Reminiscenzen läßt Dorn einfließen,
wenn er ein Lied auf Winkelried bringt; allein der Vater Rhein
bleibt nichtsdestoweniger ein etwas trockener Gefelle. Beim Ab-
schied von der Schweiz singt er:

Nun verlaß' ich — spricht der Vater Rhein —
Dieses Land, wo meine Wege steht,
Und ich werde ihm gewogen sein,
Bis mein Thron im Weltenturm vergeht.

In der zweiten Abtheilung: „Deutschland“, fählt sich der
Dichter zwar heimischer, allein im System bleibt er derselbe.
Ober klingt es nicht mehr als trocken, wenn er die Schilderung
anhebt mit:

Am Schweizerlande liegt des Bodensees,
Die Grenze zwischen ihm und deutschen Bächen.

Oder wenn es weiterhin heißt:

Der Bodensee vorwächst der deutschen Lande
Biel herrliche mit einem Silberbunde.

Als lyrische Einschübel lassen sich verzeichnen: „Die Ranne“,
„Weibertreu“, „Die Fee“, „Auf dem Anstand“, „Der Einsame“,
„Die Herbstwinde“, „Die deutsche Sprache“, „Rheinlied“,
„Theodor Körner“, „Der Sohn des Volkes“, „Des Ritters Ab-
schied“, „Das Gebet“ (im Dom) und einige andere. Vom
„Rheinlied“ seien drei Strophen angeführt:

Freunde! Das Lebensblut
Quillt an des Rheines Flut,
Strömt aus gesegneter Quelle,
Aus deutscher Berge Brust,
Wieget in heißer Luft
Sich die lebendige Welle.

Kennt du den Wein vom Rhein?
Liedlich mit Rosenwein
Fällt er das dunkle Leben,
Stählt des Mannes Kraft,
Spornet die Leidenschaft
An zum verwegenen Streben.

Freunde! Dem Vaterland
Weihen wir Herz und Hand.
Freiheit und Vaterland lebe!
Und jedem deutschen Mann,
Der für sich stehen kann,
Grüne die rheinische Rinde!

Auch in der dritten Abtheilung: „Holland“, nimmt das Ge-
dicht denselben Lauf wie in den beiden ersten. Wir glauben es,
das gutgemeinte, hinlänglich gekennzeichnet zu haben.

Daß der deutsche dichternde Jüngling zu allem fähig
ist und die seltsamsten Producte auf den Markt befördert,
wie oft ist das nicht schon ausgesprochen. Es muß in
der wirklich deutschen Bildung ein Zug der Sonderbarkeit
liegen, der Krebsartig um sich frisst. Aber auch nicht-
deutsche Jünglinge scheinen diesem Zuge der Sonderbarkeit
zu erliegen, wenn sie der schwärmerischen idealen Richtung
deutscher Bildung zu nahe kommen. Ein Beispiel davon
zeigt sich in

23. Bajazzo. Ein Gedicht von Moriz Rappaport. Leipzig
Arnold. 1868. 16. 27 Ngr.

„Bajazzo!“ Und wir drehen das Buch hin und her, da
wir uns daranmachen, es zu lesen. Was konnte denn in solch
einem Buche stehen? „Bajazzo, ein Gedicht!“ Und als wir uns
die ersten 86 Seiten desselben gelesen hatten, blieb uns der Sinn
des Ganzen noch so fern, daß wir nur bejaßen konnten, das
Absonderlichste werde gewiß von einem deutschen Jünglinge ge-
dichtet. Aus den ersten 86 Seiten hörten wir so viel, daß wir
der Dichter mit dem Hanswurst zu einer Wanderung vereinigt,
deren Zweck die Erkenntniß, es treibe alle Welt ein Bajazzenspiel.

Geheim sind alle Bajazzo!

Komm, folge mir! Wir wollen wandern
In manche Kreise hochgehrt:
Wir ziehn von einem zu dem andern,
Sich zu, ob sich mein Wort bewährt!

Das Resultat der Wanderung läßt sich voraussagen: Idioten,
selbst in hohen Kreisen Hanswursterien! Wie wahr dies uns
auch, schon nach dem einfachen Grundsatz, daß die Welt dem
Menschen gerade so erscheint, wie er sie betrachtet, und man

ant mit satirischer Offenbarung in Paläste wie Hütten hineinzuschauen braucht, um sofort überall Dajazzo zu finden; so liegt doch die Gefahr nahe, sofern man diese Anschauungsweise zu allgemein werden läßt, daß einem alles, wie das der gewählte Berliner so classisch ausdrücken kann, kladderadatsch werde, mit Erlaubnis für dies Wort. Dem Dichter erscheint denn auch richtig alles so sehr Dajazzo, daß seine daneben ausgesprochenen subjectiven schwärmerischen Ansichten von zukünftiger besserer Zeit des Eindrucks verfehlen. Daß es ihm voll im Busen walt, hören wir aus folgenden schönen Versen:

Doch wird es einst anders werden,
Und neu erwacht ein edles Streben,
Das sich entschwemmt nur dann den Strömen,
Wenn Licht und Blumenrost entsprossen!

Und wieder wird es Licht und Helle
Im großen, geistigen Gebiet,
Weselfend raucht der Dichtung Quelle
Und jubelnd steigt empor das Lieb!

In der zweiten Abtheilung erzählt uns der Dichter eine Familiengeschichte. Er sei ein Pole und zugleich ein Jude, so mahnet er von sich. Sein Vater sei ein reicher Kaufmann gewesen, habe eine Berlinerin geheiratet. In das Haus sei ein junges Mädchen aufgenommen und bald seien sie beide füreinander bestimmt und der jüdischen Sitte gemäß frühzeitig miteinander versprochen gewesen. Sein Vater habe dem aufgestellten, humanistisch fühlenden (leibt in schmerzliche Empfinden verfallenden) Judenthum zugewandt. In die Familie seien Niemand durch die Ansichten des zelotisch am alten Glauben hangenden Juden Friedel gefallen. Dieser Friedel, das feindliche Element, habe seinem Vater mehr als einmal mit der Strafe des alten zürnenden Gottes gedroht. Der größere Mison fällt in die Familie jedoch durch eine Kunstreiterin Franziska, welche sich als die Nischtschwester von des Dichters Mutter kund gibt. Der Dichter verliebt sich sterblich in sie. Der Mutter aber behagt der freiere Ton der Kunstreiterin um so weniger, als das junge Mädchen, Sarah, des Dichters Verlobte, durch diesen empfindlich berührt wird. Des Dichters Vater besteht auf einer baldigen Vermählung seines Sohnes mit Sarah, der stark an der Schwandmuth leidenden. In einer Aufwallung von Zorn nennt die Mutter Franziska eine Dirne des Circus. Als der Dichter mit Franziska allein ist, fürzt er vor ihr liebeschmendig nieder.

Zurück, du Judenrabe — ruft sie wüthend —
Verächtlich du, verächtlich wie dein Glaube,
Wo ist die Mutter denn, des Schwunders Hüterin?
Ob liegt ja vor der Christin bang im Stube.
Wie magst du es und sprichst mit frecher Stirne
Von deinem Herzen, deiner Liebe Glut?
Für dich und deinesgleichen ist die Dirne
Des Circus selber ein geheiligtes Gut.

So spricht Franziska. Doch im nächsten Moment — „es war des Borne, nicht der Seele Klang“, der so sprach. Franziska will sich an der Mutter rächen, sonach verspricht sie dem Dichter für den Abend des nächsten Tags ein Stellbildlein. Am nächsten Tage soll die Vermählung Sarah's mit dem Dichter stattfinden. Während alle Gäste versammelt sind und nur noch des Bräutigams warten, trifft ein Brief Franziska's ein, der Dichter sei mit „des Circus frecher Dirne“ ans und davongegangen. Die Nachricht trifft Sarah und den Vater tödtlich. Sterbend prophezeit der letztere dem zelotischen Friedel entgegen von dem allgemeinen Reiche der Liebe, das nach all den jetzigen Kämpfen zwischen humanistischer Religionslehre und dem starren Autoritätsglauben ausbrechen werde.

Mit so flüchtigem Lichte und das der Dichter auch erzählt hat, so sehen wir doch gleichsam mit einem Fragezeichen da. Die Familiengeschichte hat für uns nicht den Werth wie für den Dichter, weil wir die spätere Entwicklung des Dichters leicht kennen und ebenso wenig die Art, wie er sich aus den

Banden des Gaullerthums herauswinden konnte. Wenn wir nun auch mit dem Fragezeichen: „Was weiter?“ vom Dichter scheiden, so hoffen wir doch, er werde die Antwort mit fernern poetischen Leistungen nicht schuldig bleiben, aber sich in etwas jener sauerfüßigen, spöttischthränenden Sentimentalität entschlagen, in die namentlich junge, an den Brüsten deutscher Bildung großgefängte Juden so gern verfallen.

Von der Poesie eines Israeliten zu Stoffen aus dem Orient ist der Sprung nicht allzu weit. Wir machen ihn mit folgendem:

24. Stern und Rose Poetische Erzählung aus dem Orient in fünf Gesängen von George Morin. Landshut, Krüll. 1863. 16 12 Ngr.

Die Rose
die „Rose von
ein armer, al
Sibanon“. O
füreinander en
dl. Sie ford
und vor allen
hätte Noabill
gen. Und so
mit dem Ster
gung von Jemael nachgesandte Reiter.

Und näher, immer näher
Bin eilen sie zum Ziel,
Zum Land der Pyramiden,
Dem feindlichen Nil.

Kegyptens Berge grüßten
Sie schon beim Morgenroth —
Und Stern und Rose küßten
Sich satt bis in den Tod.

Wer dürfte den Liebenden ihr Glück freitig machen! Und wer dem Dichter die Banne der Poesie! Hat er auch oft in wohlfeilen Versen erzählt, so zieht doch die Erzählung schnell an uns vorüber. Ehe wir's denken, sind wir mit dem Däulein zu Ende; nun, und wir sind es mit der Kritik auch.

25. König Kal und sein Weib. Indische Sage. Deutsch metrisch bearbeitet von Edmund Lohedanz. Leipzig, Brockhaus. 1863. 16. 24 Ngr.

Das Gedicht ist von dem als Uebersetzer indischer, englischer, griechischer Meisterwerke glänzend bekannten Lohedanz der Prinzessin Alexandra von Wales mit deren Genehmigung als poetische Hochzeitsgabe überreicht. Ein sehr werthvolles Hochzeitsgeschenk, werth allen Bräuten überreicht zu werden.

„Die Sage vom König Kal und seiner Gattin Damajanti“, bemerkt Lohedanz, „ist bekanntlich zu uns als eine Episode des großen indischen Nationalepos „Mahabharata“ gekommen. Sie findet sich bereits in poetischer Bearbeitung in der sogenannten Malabhartheilung (Vanaparva), woselbst Episoden von poetischem Werth und Inhalt am zahlreichsten vorkommen.“ Schon Schlegel sagt über dies Gedicht: „Hier will ich nur so viel sagen, daß nach meinem Gefühl dieses Gedicht an Pathos und Ethos, an hinreißender Gewalt der Leidenschaften wie an Höhe und Zartheit der Offenbarungen schwerlich übertroffen werden kann. Es ist ganz dazu gemacht, alt und jung, vornehm und gering, die Kenner der Kunst und die, welche sich bloß ihrem natürlichen Sinne überlassen, anzusprechen. Auch ist die Sage in Indien unendlich vollkommener und verschiedentlich in neuen Formen und Mundarten behandelt worden. Dort ist die heldenmüthige Irene und Ergebenheit der Damajanti ebenso berühmt als die der Penelope unter uns, und in Europa, dem Sammelplatz der Erzeugnisse aller Welttheile und Zeitalter, verdient sie

es ebenfalls zu werden.“ So Schlegel, und wir können uns einer weiteren Anpreisung enthalten, da in Schlegel's Urtheil das Lob schon vollumfänglich eingeschlossen ist. Ebenso enthalten wir uns einer Analyse des Gedichts, die den Stoff doch nur dürftig andeuten und seinen vollen Begriff von der Gattinnentreue bieten würde, wie sie in demselben verherrlicht wird. Als Probe wählen wir aus der Bewerbszene um Damajanti folgende Strophen:

Als nun ein Tag mit gün't'gen Zeichen
Dem König Dharma sich gewährt,
Da trat er vor die Schaar von reichen
Erlauchten Brüdern: „Auf zur That!“
Da brach man aus in Freuderufen,
Denn allen brann't im Herzen heiß,
Die Schaar umstiehet des Ahorns Stufen
Wie Lichandra (der Mond) rings der Sterne Kreis.

I	r goldenen Ranga (Kesthaal)
I	würd'gen Schritt,
I	Land der Ganga (Ganges),
I	öhle tritt,
E	uf Goldbänanen,
E	a duft'gen Kranz,
J	h Ihre Könen
L	und Klang.

Da sah man Männer wie von Erze
Mit dunkeln wolb'gen Augenbraun,
Boll Spannkraft, schlau wie eine Kröte,
Doch biegsam wie die Schlangen schau.
Die Leiber ruhten wie auf Säulen,
Das Haupt umspielten Boden schön,
Die Arme glühten mächt'gen Krallen,
Doch wohlgeformt und leicht zu sehn.

In die Versammlung, hehr und heilig
Wol wie die Stadt Bogavati (Hauptstadt der heiligen Schlangen),
Trat Damajanti; still war's eilig,
Wer immer da schlüfte ras.
Es war wie eine Schaar von Tigern
Von ihrem Anblick rings gebannt,
Von hier in dieser Schaar von Elegern
Demüth'ge Diner nur erkannt.

Wer glauben, Kobedang's Uebersetzung lobt sich selbst und wird, wie seine Uebersetzungen der „Saluntala“ und „Novak“, den allgemeinsten Beifall finden. Sie verdient es sicher, da die Rüdert'sche Bearbeitung des „Nal“ body wol nicht ganz populär geworden ist.

Noch ein episches Gedicht mit orientalischem Glittergrunde. Aber der Stoff ist nicht sagenhaft, er gehört der Geschichte an, er ruht mehr oder weniger auf biblischem Grunde.

26. Jüdisch. Von Rudolf Kulemann. Dresden, Durbach. 1863. 16. 15 Ngr.

In fünfzigsten, nicht zwanglos gereimten Versen geschrieben, schildert das Gedicht die Heldenthat der Jüdisch mit prunklosen, schlichten Worten. Mit einer gewissen dramatischen Spannung ausgestattet, die übrigens schon im Stoffe selbst liegt, setzt es von Anfang bis zum Schlusse

Gleichwie ein harter gewordener Orkan
In Babylon auf goldnen Stühle sitzt
Nebukadnezar. Am ihn stumm wie Tod
Die Fürsten. Seine Braut zuckt — es blüht!
Wen traf der Schlag? Leid fühlt sich jeder an
Er spricht — es bürmt! Er blüht — und jäh ausloht
In Flammen bühnertott

Der Orient! O Israel, du Halm,
Wißt du dich kühn gegen diesen Stern.
Der vor sich her die Syren die Völker treibt?
Wie ein Wespenstich ob Kriemern steht der Dorn,
Beißhülle, es rinnt ein Gottesbaum
In dir, weh! wenn ihn dieser Sturm verhaßt,
Wie war ein heilig gottesfürchtig Weib:
Die Gottesquelle zu Bethulia!
Auf dem Grund, von hehem Eism umhegt,
Man höhle Steine dar sich spiegelnd sah!
O reiner Sinn im strahlend schönen Leid!
O gültner Schrein, dein Gott ein Kleinod legt!

Dieser Anfang wird genügen, er läßt die Dichtungsweise Kulemann's vollkommen erkennen, auch seine Art, die Krime zu verschlingen, so daß man stets 13 Verse zusammenfassen muß, um das Epos herauszufinden. Der sechste Vers auf jeder Seite ist nur ein dreifüßig iambischer. Ernst geklammert Gemüthern möge das Werkchen empfohlen sein.

Wie auf drei Bücher hätten wir aufgeräumt. In diesen dreien sind drei verschiedene epische oder episch-lyrische Richtungen vertreten. Einmal haben wir da ein Epos ganz auf historischer Basis; die eigenen Thaten des Dichters bilden oder sollen wenigstens das Nebensächliche bilden, das Hauptsächliche liegt in der treuen Festhaltung des historisch Thatenmäßigen. Dann treffen wir auf ein Epos, das sich an die Sage anschließt. Der eigentliche Charakter, oder sagen wir der Ton des Gedichts wird durch das Sagenhafte bedingt. Dies Sagenhafte hält sich entweder ganz an die volkstümliche Ueberlieferung oder ist, was auch sehr gut sein kann, obgleich mehr oder weniger eigene Erfindung des Dichters, doch als solches hingestellt. Sowie der freien Erfindung in der Aufschmückung und Verbindung der einzelnen Thaten als auch der Vereinzelnung historischer Facta seitens des Dichters ist dabei ein weites Feld gesetzt. Drittens, was wir haben wir ein Epos, ganz der Phantasie des Dichters angehörend. Der Stoff des letztern wird stets der Gegenwart mehr oder weniger entlehnt sein, die eigene Erfindung des Dichters bildet durchaus die Hauptsache, doch liegt es gewöhnlich im eigenen Interesse des Dichters, locale und historische Bezüge soviel als thunlich hineinzumischen.

Fragen wir, welches von den dreien sich dem Begriffe des wahren Epos am besten füge? Die Antwort wird leicht, wenn wir einen Blick auf die klassischen Epen Homer's oder auf die Nibelungen werfen. So unendlich bedeutend sind diese Epen durch die Betonung des weltlich menschlichen, sie konnten nur aus einer engen Erzählweise hervorgehen. Die Historie der Ereignisse. Ist eigentlich historische Epos dagegen, wie wir es oben andeuten, macht aus der Historie ein Zeitbild, wenn es das menschlich Außergewöhnliche (das Heldenthum) vorzugsweise betont, oder sinkt bei einer treuen, ängstlichen Aufzählung aller Thaten zu einer bloßen Chronik herab. In unserm praktischen Jahrhundert können nun freilich eine Reimchronik auch ihren Werth. Bedenken die lateinischen und gelehrten grammatischen Regeln im Verse vom Schüler leichter denn in der Prosa gelernt, warum sollte man zur bessern Verbreitung geschichtlicher Kenntnisse nicht auch die Reimchroniken mit-

Alle Welt hält Alisen für geschehen und ihre Erscheinung in nächtlicher Stunde für geisterhaft. Auch der endlich aus der Gefangenschaft befreite Sonderlich muß die weiße Frau anfänglich für ein Gespenst halten, bis zuletzt die Wahrheit sich wieder ans Licht der Sonnen wagen darf. Alise selbst erzählt dies schließlich:

So hielt ich mich verborgen
Im öden Feldgemache und pfleg still meiner Sorgen,
Biel lange, lange Monde, dich meidend jeden Tag!
Dann aber nur verließ ich's, wenn Nacht auf Weißbergs Schutte lag.
Wie hätt' ich auch zur Sonne mich je herausgetraut,
Wo die Verfernte jeder mit Feindesbildern schaut?
Denn wol versprach sich mancher ein gutes Votenbrot,
Wenn er vor Thiebalb (den Feind) ginge und sprach: „Die Frau ist
noch nicht todt.“

Ich aber dachte: lehret noch einmal Sonderlich dir,
Dann mag der Feld wol forschen in diesen Trümmern hier,
Ob er ein lieb Weibchen noch etwa von dir find't,
Und in die Keller steigen, die ihrem Herren kundig sind.

Doch legte ihren Mantel die Mutter Nacht sich an,
Glaubst' ich mich auch verhüllt und rieg den Schutt' hinan.
Dann streckte ich zum Himmel die Hände naß von Zähren,
Er möge hier noch einmal mir meine Sonne zu schauen gewähren.

Nun hat mein Flehn erhört der Himmelskaiser mild
Und (ewig Dank dem Guten!) mein Sehnen all gestillt:
Des Jammers Nacht verschauet mit meiner Lebenssonne!
Nun halt' ich und laß' dich nimmer, meine süße Herzenswonne.

29. Die Kimmung. Gedicht in neun Gesängen von Karl Lüddecke. Leipzig, Luppe. 1863. 8. 16 Mgr.

Ob nicht der größte Theil der Leser verwundert nach der Bedeutung der „Kimmung“ fragt? Ob er sogleich weiß, daß Kimmung soviel als Lustspiegelung, als Kata-Morgana bedeutet! In welcher Beziehung steht nun der Titel zum Buche selbst? Uns ist es nicht recht klar geworden. Könnte doch so wie dieses Gedicht am Ende jedes andere Gedicht, in dem von den Täuschungen des Lebens erzählt wird, „Kimmung“ betitelt werden.

Wenn ich der fernen Wüste heil'ge Pracht,
Dem Eingeweihten kenntlich nur, begrüßte
Durch meine Verse, hab' ich oft gedacht
An eine andre, noch viel größere Wüste.
Auch da viel Strecken dürrer, öden Sandes,
Die Sonne senkt den Scheitel und vergebens
Sucht Schatten er zur Kühlung ihres Brandes.
Kennt ihr sie nicht? Die Wüste dieses Lebens!

Auch da lustspiegelnde Gebilde — naht
Euch nicht, sie schwinden wie des Rauches Phasen —,
Auch da so manche grüne Oasen,
Wo Blumen sprießen um des Pilgers Pfad,
Und wie den Blüten rings der Wüste Feld
Zerstreuter Städte Marmorleichen heut,
So ist die Lebenswüste reich bestreut
Mit unfreier Träume Leichen, längst zerföhelt.

Ob in den Staub ein' höh'rer Will' euch warf,
Ihr schönen Jugendträume — selbst als Trummer
Erglänzt ihr mir mit angetrübtem Schimmer.
Wenn ich auch nicht euch wieder bauen darf,
Das ernste Leben hat es mir verboten,
Das früh mich naht ließ seinen dunklen Schachten,
So darf ich euch doch allezeit betrachten
In Schmerz und Lust wie Bilder lieber Todten.

So die Lebensauffassung des Dichters. Sie ist eine ernste, eine in trüben Erfahrungen gerettete; sie betont mehr die Täuschung, verfehltes Hoffen, fruchtloses Arbeiten als den glücklichen Erfolg, die Leichtgläubigkeit und Leichtblütigkeit. Vielleicht

die Besorgniß, es möchte sein vorliegendes Gedicht, obgleich es aus ganzer Seele geschrieben, doch nur für ihn der Lösung viele bringen, hat ihn bestimmt, das Gedicht „Kimmung“ zu betiteln. Wir möchten den Muth des Dichters anerkennen, wir möchten ihn aufrichten. Sein Gedicht ist weiterer Verbreitung werth. Ob die Geschichte, welche er uns erzählt, und die näher zu besprechen uns zu weit führen würde, von einsamen Richtern nicht vielleicht für etwas zu weichlich gehalten werden könnte, wir lassen es dahingestellt. Wir selbst für uns lassen sie gelten. Die Hauptbedeutung liegt aber in der Art, wie die Geschichte erzählt ist. Vortrefflich, schwungvoll! Voll hat der Dichter darin sein Talent bewährt, das namentlich für die Situationschilderung außerordentlich reich ausgestattet erscheint. Möge ihn denn auch sein eigen Wort, das er schließlich über seine Jugendträume ausspricht, erheben und bei jeder „Kimmung“ obenauf erhalten.

Und nicht für immer seht ihr mir geträumert,
Einst werdet ihr mir herrlicher erkennen,
Ob hier, ob dort, wo auch die Wahrheit schimmert,
Wo es auch sei — ich werd' euch wiedersehn.
Was hier zerstreut, verloren irrte, sammelt
Sich einst am rechten Ziel im ew'gen Licht,
Was hier verworren nur die Lippe sammelt,
Dort oben wird's zum ewigen Gedicht.

Wie bei jedem größern, viele Werke zusammenfassenden Artikel, so kommt uns auch am Schluß dieses an gewisses Gefühl der Unzufriedenheit, Unzufriedenheit mit uns selbst, weil so manches hingeworfene Urtheil vielleicht noch präciser, noch einfacher gefaßt werden könnte. Es ist, daß sich doch während der Lectüre einerseits eine leise Sympathie, andererseits eine Antipathie für und gegen dies oder jenes Werk herausstellt, wie sehr man auch der Masse gegenüber das Herz gegen Parteilichkeit wappnen möchte. Bei einem solchen Artikel obenein auf irgendwelchen Dank zu rechnen, das fällt uns natürlich nicht ein. Wir machen uns sogar gefaßt, von einem großen Theile der Dichterjünglinge über die Achsel angesehen zu werden. „Du kritizirst immer, nun mach' doch selbst etwas.“ Diesen gegenüber haben wir nur zu wiederholen, daß es unter Umständen das Billigste von der Welt ist, sich mit einem Bande Gedichte den Dichtertitel zu erwerben. Es gehört oft größere Entsagung und Selbstbeschränkung dazu, diesem billigen Ruhme zu entgehen, als Talent sich hinzusetzen und nach so und so viel Zeit mit einem Bande Gedichte auf den Markt zu stürzen. Unser Maßstab, den wir an jeden sich der Literatur Widmenden legen, ist ein für allemal der, ob wir's mit jemand zu thun haben, der nur mit der krankhaften Eitelkeit sich vor andern hervorzuthun kommt, oder ob mit jemand, der einmal in den Dienst der Literatur eingetreten nun auch darin Dienst als einen ernsten Lebensberuf nach seinem besten Wissen und Können betreibt, selbst wo ihm der Erfolg nur mäßige Früchte bringt. Den letztern werden wir gern milder beurtheilen, dem erstern werden wir leicht schärfer zu Leibe gehen. Und uns ist's ganz recht, wenn man uns nach dieser Seite hin abfälliger Antipathien beschuldigen sollte.

Emil Müller-Samsweger.

Deutsche und rätische Männer.

Aus einer Reihe von biographischen Schriften heben wir hier zunächst folgende hervor:

1. Karl von Wulffen. Ein Cultor- und Charakterbild. Von H. Stadelmann. Berlin, G. Reimer. 1863. 8. 6 Mgr.

Diese aus dem ersten Bande der „Preussischen Jahrbücher“ besonders abgedruckte, von dem künigl. preussischen Oekonomierath H. Stadelmann geschickt verfasste Schrift schildert das Leben und Wirken eines Mannes und Patrioten, der sich um die Landwirtschaft im allgemeinen und um die Cultivirung des Sandbodens im besonders die größten Verdienste erworben hat. Karl von Wulffen, geboren den 1. December 1786 zu Wittenberg bei Kyritz in der Pignitz, war ein Schüler Albrecht Thaer's und machte im Jahre 1810 vornehmlich zu landwirthschaftlichen Zwecken eine Reise zu Fuß nach dem südlichen Deutschland, nach der Schweiz, wo er namentlich zu Hofwyl verweilte, um die damals kühnen erregenden landwirthschaftlichen Untersuchungen Hellenberg's kennen zu lernen, nach Frankreich und den Niederlanden. Diese Fußwanderung führte ihn längs der Isère auch nach den steilen Höhen von Marcellin, und er erkannte, als er auf diesem an sich unfruchtbaren Boden den ägyptischen Weizen einer Pflanze erblickte, die sich bei näherer Untersuchung als die weiße Lupine erweist. Ueberall bis nach Grest und Konstantin sah der Reisende, daß „wo der Boden zu arm ist, um Futterfrüchten zu erndten, die Lupine die letzte Zukunft des Landmanns ist“; man baut sie als Vorfrucht von Roggen und zur Bereicherung des Bodens und unterpflügt sie für diesen Zweck zur Gründüngung. Mit dieser Beobachtung hatte Wulffen das Mittel gefunden, den mährischen Sandboden in grüne dückende Flächen zu verwandeln und fruchtbar und ertragreich zu machen. Die Lupine wurde durch ihn in der Mark und andern sandigen Landstrichen Deutschlands eingeführt, und von hier erst gelangte sie auch nach England. Eine Quantität Samenfrüchte der Lupine brachte er nach Deutschland mit, „eine kleine unscheinbare Krume, doch bestimmt, weite Flächen des vaterländischen Bodens segensreich zu erobern“. In dieser Gegend Frankreichs, dessen agriculturistische Zustände er sonst nicht besonders zu rühmen Ursache hat, erkannte er auch die Bedeutung, welche eine ausgebreitete Cultur des Helianthus tuberosus für den verwandten Boden der Heimat haben werde.

Im Jahre 1813 trat Wulffen sofort als Hauptmann in die Landwehr und organisirte die Landwehrcompagnie des jüdischen Kreises im fünften kurbairischen Landwehrregiment. Der Verfaßter erzählt: „Wulffen's Compagnie schlug die Schacken bei Großbetten und Dönnow mit. Er selbst wurde am Tage der Schlacht bei Dranewitz, am 5. September, bei dem waghalsigen Angriff Tauenzien's auf die fast zehnmal überlegene Colonne des Marschalls Ney, eben als er an der Stelle des gefallenen Batailloncommandeurs dessen Commando übernommen hatte, auf mehrere Tage dienstunfähig durch eine feindliche Kugel, die, auf die Brust einwirkend, durch eine mit Papier gefüllte Brieftasche in ihrer vollen Wirkung abgeschwächt wurde, doch aber so viel Unheil anrichtete, daß Wulffen Brustbeschwerden als lebenslängliche Folge zu tragen hatte.“

Dann wohnte er der Belagerung von Wittenberg bei, während deren langer Dauer es vor allem die Nacht um Nacht einretenden Wachen waren, „in denen sich Wulffen gegen einen er ihm widerwärtigen Feinde, das Gefühl der Erschöpfung, dadurch zu heben wußte, daß er die Thren zu seinem ersten rühmten schriftstellerischen Werke, dem „Versuch einer Theorie der Verhältnisse der Ernten zu dem Vermögen und der Kraft des Bodens“ erarbeitete, in das Werk selbst begann.“

Kaum hatte er nach beendigtem Kriege, der ihn auch nach Frankreich führte, sich der Ausföhrung seiner Culturpläne zu widmen angefangen, als abermals der Ruf zu den Waffen ertönte, dem ohne Bedenken auch Wulffen Folge leistete. Er schrieb damals an einen Freund: „Wandern wollen wir und er nichts mehr; das Unvergleichliche wird jetzt eine zu häu-

fige Erscheinung. Wir lernen am Ende dadurch die Lebensrechnung gleichsam algebräisch fortzusetzen und mit den unbekannten Größen wie mit den bekannten umzugehen. Ich habe denn wieder alles verlassen, was mir werth und das Ziel meines eifrigen Strebens war. Mitlen in das Gedräng der Waffen steht da mich wieder aus des Lebens stiller und zweckmäßiger Thätigkeit versetzt. Die angefangenen Arbeiten liegen unvollendet; unsere Güter sind wieder ohne Aufsicht; ich habe den Bitten meiner Familie nicht nachgegeben, da es darauf ankam, von dem Vaterlande eine neue Gefahr abzuwenden. Welches Opfer auch zu bringen sein mag, es kommt nicht in Betracht gegen den Vorwurf einer verdamnten Pflicht gegen das Vaterland, den ich nicht ertragen könnte. Erst wenn die von Elba wieder zurückgekehrte Olyder ihren letzten Kopf verloren hat, werde ich zurückkehren.“

In dem kurzen Kriege von 1815 genügte, seine Entschlossenheit, seinen rätischen Einklang zu zeigen, und bei den gegen die Franzosen unter Grouchy wird den Punkte so energisch und unerschrocken über das Gefecht schreibt: „Regiment zweifelte, daß das Beste, durch Wulffen gethan war.“ Der Offizier der Brigade, der nachherige kaiserliche, als er an der hauptsächlich behaupteten Stelle vorbeiritt: „Hier hat sie hinter der Linie nicht zurückgeflücht, wie hat.“ Ein solcher tüchtiger Führer wies seine an der Dyle bewiesene Unfähigkeit darauf das eiserne Kreuz erhielt. Ueb man immer nur von dem durch die „Junker“ veranlaßten Unglück von 1806 spricht, um damit Haß auf den gesammten Adel zu werfen, nicht vergessen, daß der preussische Adel in den Jahren 1813—15 diese Scharte vollkommen ausgewetzt und an Tapferkeit und Hingebung mit Bürger und Landmann gewetteifert hat. Dies anzuerkennen fordert die Gerechtigkeit und nichts als die Gerechtigkeit.

Einige charakteristische Stellen aus Wulffen's aus Frankreich nach der Heimat geschriebenen Briefen können wir uns nicht enthalten hier mitzutheilen. Er bemerkt in einem aus Paris datirten Briefe an einen Freund: „Kessellend genug war es, daß bei unserm Einrücken in Paris noch auf den meisten Thürmen die Tricolore wehte, und alle Hüte der Pariser die damit correspondirende Cocarde trugen. Erst als wir in die Gegend des Palais National kamen, wurde auf demselben die weiße Fahne aufgezogen, die denn bald darauf auch von allen andern Thürmen wehte. Jetzt wurde diese sichtbar auch unter den zahlreichen Zuschauern, die sie denn schließlich vorherrschte. Ebenso bald folgte dem leisen Rufe das laute: „Vive la Roi!“ bis es endlich zum allgemeinen Geschrei wurde. . . . Bedenken wollen wir Deutsche dieses treulose Volk und den Herrscher beklagen, der es regieren soll! Wo kein Kaiser mehr einen stitlichen Grund findet, treibt die Regierung auf unethischen Wegen; und bedient sie sich nicht des Schwertes der brutalen Gewalt, so wird sie untergehen. . . . Kann man wol ernstlich glauben, daß dieser kranke Zweig der Bourbonnen Wurzel fassen wird? . . . Die Pariser schienen übrigens verwundert zu sein, daß wir so still dahinschlitten und so wenig Antheil an ihrem Jubel nahmen. Aber wir wußten ganz gut, daß und der Ernst um besten liebet. Die Bemerkung „alla no dissent pas un mots“ habe ich mehr als hundertmal gehört, aber einem Franzosen, der gern die Ursache wissen wollte, gab ich zur Antwort: „Wir besingen mit dem Einzuge in Paris die Todtenfeier unserer gefallenen Brüder.“

Wenn Wulffen in diesem Briefe die Frage aufwirft, ob man wol ernstlich glauben könne, daß dieser „kranke Zweig der Bourbonnen in Frankreich Wurzel fassen werde“, so wurde die Wahrnehmung, aus der diese Frage hervorging, durch spätere Eindrücke nur bestätigt. Er bemerkt in einem auf dem Rückmarsche dem

15. August von Voisé le Des aus geschriebenen Briefe: „Nicht bloß die Art seiner (Ludwig's XVII.) Einsetzung erbittert sie, sondern hauptsächlich die Unmöglichkeit, unter diesem Scepter das zu erreichen, worin sie eigentlich ihr bürgerliches Glück sehen, politisches Uebergewicht. Den möchten sie zum Herrscher haben, der ihnen das verlorene Palladium, wie sie es seit Ludwig XIV. unstreitig besaßen, wieder einlöst, und um ihn würden sich wieder alle Parteien vereinigen. . . . Die Sprache dieser Nation ist abgeschlossen; die Blüte ihrer Literatur hat ihnen keine wohlthätigen Folgen getragen; Kunst und Wissenschaft sind ihnen nur noch Mittel des Erwerbes. Ihre engen Begriffe steigen sich nie zum Bewußtsein eines Daseins der Menschheit auf der Stufenleiter zu endlicher Vollendung. Ackerbau und Handel — jener unter dem Drucke ungünstiger Geseze, ohne rationellen Betrieb, dieser durch fremde Kräfte beschränkt im Gebiete einer versagten Herrschaft — gewähren ihrem unruhigen Geiste kaum Nahrung, um so weniger Befriedigung. Also bleibt politisches Uebergewicht und Eroberung das vorherrschende Ziel ihrer Wünsche und Speculationen. „So lange französisches Blut in unsern Adern fließt“, sagte mir kürzlich ein französischer Präfect, dessen einquartierter Gast ich war, „werden wir nicht vergessen, daß der Rhein unsere natürliche Grenze bildet!“ Wir werden euch — habe ich erwidert — fürs erste die Pulse aber diesmal so richtig treffen, daß ihr kaum so viel Blut behaltet, als zum häuslichen Stillleben noth ist. In der Folge aber, wenn wir zum eigenen Herd zurückkehren, werden wir das Schwert wie eure Nachbarn, die Spanier, neben den Pflug stellen, nicht um wie sie es zu tragen, wenn ein Reisender vorübergeht, sondern immer bereit zu sein, euch die Zucht und Ordnung im Verhalten zu uns, zu der wir euch jetzt zurückgebracht haben, wieder zu lehren, sobald ihr sie im Uebermuth erneuerter Kraft vergeßt. Ihr habt uns, als ihr auf dem deutschen Boden hauset, oft genug gesagt, daß uns nichts bleiben solle, als die Augen, um unser Schicksal zu beweinen. Aber das Eisen habt ihr vergessen uns zu nehmen, womit wir euch den Weg über eure sogenannte natürliche Grenze gezeigt haben.“

Wir kommen nun zu einer friedlicheren segensreichen Thätigkeit Wulffen's. Als ihm im Jahre 1818 bei einer Auseinandersetzung mit seiner Familie die Wahl entgegentrat, entweder das fruchtbare Grabow, oder Pieppuhl mit seinem armen Sandboden zu übernehmen, wählte er letzteres, weil ihm sein eigener Beruf, für die Cultur des Sandbodens neue Wege zu bahnen, inzwischen immer mehr zum Bewußtsein gekommen war. Was er aus Pieppuhls dürrtem Boden, auf dem gerade deshalb zu Friedrich's des Großen Zeit große Masseneruere stattfanden, gemacht, wie er durch die Bewirthschaftung des Guts Muster für die mährischen Landwirthe geworden ist, was er als Schriftsteller, sowol als Mitarbeiter der Müglin'schen „Annalen“ u. s. w., wie als Verfasser selbständiger Schriften, die von den unterrichteten Fachmännern als Meisterwerke nicht allein des Scharfsinns und der Fachkenntnis, sondern auch der Sprache und Darstellung hochgeschätzt werden, in dieser Richtung gewirkt hat, das alles möge man in der Schrift selbst nachlesen. Aber er sorgte nicht nur für größere Ertragsfähigkeit des Bodens, sondern auch für Verschönerung. Der Verfasser sagt: „Als entstandene kleine Thäler, Anhöhen, Gröten; geschmackvoll gekrümmte Pfade führten zu den Anhöhen, Wiesenflächen, Fernsichten; an andern Stellen wurden große Granitblöcke (sogenannte Granitfahlinge, skandinavischer Herkunft, wie sie jene Gegend zahlreich bietet) in Felsen gruppiert. Das Wasser einer zweiten später erschlossenen Quelle wurde genüthigt, die Windungen der Hügel zierlich zu umschreiten, über Felsen herab Wasserfälle zu bilden, um endlich im Verein mit dem Wasser der ersten Quelle umfangreiche Wasserbassins zu bilden. Die Anpflanzungen edler Gehölze begannen, um später in Verbindung mit Weiz- und Roggstanne, Kiefer, Lärche, Esche, Weiß- und Rothbuche, jene schönen Baumgruppen zu bilden, wie sie jetzt das Auge erfreuen. Was aber dem Werke die Krone aufsetzte, war die Vermeidung jeden Scheins des Gemackens; der Be-

sucher glaubt sich in jenseitigen Gesezungen verfehlt, wie sie die frischerer Geseznatur hervorbringt, er vergißt, daß er sich innerhalb der Region der norddeutschen Sandfläche befindet.“

So wirkte er nicht nur im nützlichen, sondern auch im ästhetischen Sinne, und indem er eine neue Schöpfung gewissermaßen aus dem Nichts hervorgezauberte, vollbrachte er eine Aufgabe, welche der eines schöpferischen phantasiereichen Dichters fast analog zu nennen ist. Ja, kann man fragen, was gibt es Größeres, als einen an sich kargen, trostlosen, unschönen Boden zu zwingen, nicht bloß Fruchtbarkeit und größere Ertragsfähigkeit, sondern auch Formen der Anmuth und Schönheit zu entwideln?

Wulffen's Charakter war der ehrenhafteste; dem Gemeinwohl zu dienen, war sein höchstes Ziel; sein Grundsat: man werde immer glücklich und zufrieden sein, wenn man nur im Kreise einer gemeinnützigen Thätigkeit stehe; man könne sich Ehren verdienen, wenn man nur dazu beitrage, den Nationalwohlstand zu heben. Nur dieses Streben leitete sein Wirken, nicht Ehrgeiz, nicht Eitelkeit. Vielmehr war ihm ein harter Widerwille gegen jedweden Cultus seiner Person eigen. „Es ging dies so weit“, bemerkt der Verfasser, „daß er nicht einmal zu bewegen war, sein Bild fixiren zu lassen; ein solches konnte erst gewonnen werden, als bereits schwere Krankheit seinen Geist umnachtet hatte. So fanden sich denn auch mehrere ihm gewordene äußere Zeichen der Anerkennung nach seinem Tode noch unberührt in den verregelt gebliebenen Possessionen.“

Ueber die Grenze eines zu gewinnenden billigen Reingehalts hinaus hatte Wulffen, wie der Verfasser hervorhebt, keinen Sinn für „den Betrieb des Gewerbes um der Bezeichnung willen; und so auch nicht für jene Zweige der Landwirthschaft, die auf das Gebiet der Industrie, des Handels hinübergriffen. Zumeist auf diesem Grunde gab er die mit der Wirthschaft von Pieppuhl übernommene Spiritusbrennerei auf, und widmete sodann allen Verlockungen, auf dem, durch seine Beschäftigung in seinen Mitbesitz gekommenen, in dem besten Zunderbrennen der halberstädter Gegend belegenen Gute Rienhagen eine Zuckersabrik zu errichten.“

Mit einer tiefinnerlichen Frömmigkeit verband sich bei ihm eine sehr lebendige Anschauung von der strengen Gesetzmäßigkeit der Weltordnung und von der Pflicht, dieser Ordnung auf Schritt und Tritt zu dienen. „Das Weltall“, schrieb er einst bei Gelegenheit einer Aeußerung über die Richtigkeit eines Urtheils sehr schön, „ist nicht bloß ein Act der göttlichen Gnade, sondern auch eines richtigen Calculs; mit einer einzigen falschen Zahl wäre es sammt aller seiner Herrlichkeiten längst zu Grunde gegangen.“ Ein wie großer Gedanke ist hier in den einfachsten Worten angedrückt!

Wie es bei Menschen, welche sich viel zumuthen, weil sie viel zu leisten vermögen, so häufig ist, verbanden sich jedoch mit seinen trefflichen Charaktereigenschaften gewisse Härten. „Wulffen war“, bemerkt der Verfasser, „wol etwas geneigt, die Fähigkeit zu jener fast übermenschlichen Herrschaft über sich selbst, wie sie in Besondereit seines Wesens geworden war, auch bei andern herauszusetzen und sodann die eben ihm eigene Art strengsten Dichtens des Rechts und der Pflicht auch von andern zu verlangen und dabei zu übersehen, daß jedes Menschenleben im Kreise schon in Verbindung eigenthümlicher Entwicklung in sich trägt und trägt je nach dieser Besonderheit, verschiedene Wege zu demselben Ziele führen. Er selbst mochte es wol mit einem stillen Schmerz fühlen, daß er wesentlich nur geistige Nahrung für die Seelen hatte, daß ihm in seinem Wesen etwas fehlte, wodurch er zu Schwachen, die er so gern geküßt hätte, an sich heranziehen konnte, wie dies doch der Liebe so oft war; einer Liebe, die, um immer in seinen Handlungen, so in bedeutenden Momenten auch im ergreifenden Wort hervortrat.“

Wulffen verschied nach wiederholten Schlaganfällen am Morgen des 28. April 1853 an einer Gehirnblutung. „Sein Erbschaft“, erzählt der Verfasser, „hat der Bildhauer des schönen Sandbildes Albrecht Hager's auf dem Plage vor der Bauakademie in Berlin wiederzugeben versucht, auf jenem Platz

wahres Leben inmitten seiner Schüler lehrend darstellt. Wüßten, als einer derselben, reicht dem Meister eine Lupinenpflanze. Das jugendlichere Alter ist in diesem Bilde beibehalten, jedoch zeigt der Kopf schon jene entsehbare sokratische Form, die im späteren Alter noch bestimmter hervortrat. Seine Gestalt war von ungewöhnlicher Größe, die Haltung auch noch in den letzten Lebensjahren militärisch gerade."

Es hat uns wohl, nachdem wir in letzter Zeit so manche unerquickliche Persönlichkeit in d. Bl. ins Auge zu fassen genötigt waren, nun auch einmal mit einem Manne zu thun zu haben, der viele der schönsten Geistes- und Charaktereigenschaften in sich vereinigte, welche man namentlich früher den Deutschen nachzuerkennen hatte. Man hat uns wol häufig in Verdacht gehabt, daß wir der Nation, der wir angehören die Ehre haben, nicht immer gerecht würden, daß wir ein Vorurteil gegen sie hätten. Dies ist gänzlich falsch. Wo wir auf eine tüchtige deutsche Leistung treffen, wo wir einer Persönlichkeit von echt deutschem Nationalgehalt ohne allen fitterhaften Aufpusch, ohne Selbstvergötterung und ohne unerschöpfbare Werbisenshaft begegnen, da wird man uns stets zur vollsten Anerkennung um so bereit finden, je mehr wir wissen, daß gerade solche im stillen tüchtig und segensreich wirkende Charaktere auf der Bühne des modernen Lebens den zunehmenden Verfall der Menge nicht zu finden pflegen.

Einer auf ganz andern Gebiete und in anderer Richtung merkwürdigen Persönlichkeit ist folgende aus der „Evangelischen Kirchenzeitung“ angebotene Skizze gewidmet:

2. Karl Friedrich Wölschel, Dr. jur. weiland Präsident des Consistoriums der Provinz Sachsen. Von Heinrich Eduard Schmieder. Berlin, Schlachth. 1863. 8. 15 Ngr.

Wölschel ist dem größeren gebildeten Publikum vorzüglich dadurch bekannt, daß er auf der einen Seite dem Pietismus anhängt, auf der andern aber den Anschauungen Goethe's und Hegel's huldigt und nun diese disparaten Elemente so gut wie die Theologie mit der Jurisprudenz zu vermitteln suchte. Schon auf dem Gymnasium in Gotha fühlte er sich mehr von Goethe als von Schiller angezogen, „weil er mehr Einsicht und Naturwahrheit in ihm fand, frei von Axiom und Sentimentalität“. Daß selbst ein Pietist mit Goethe sich befreundet und ihn verehren kann, finden wir durchaus nicht unbegreiflich; verkehrte Goethe doch selbst mit Jung-Stilling, dem Fräulein von Klettenberg, dem Glaubensphilosophen F. H. Jacobi, dem pietistischen Kreise in Münster und trieb er doch in der Jugend mystische und theosophische Studien, um einen Schlüssel zu finden zu den göttlichen Naturgeheimnissen und jenen Welträthseln, mit deren Lösung er sich im „Faust“ und auch sonst in seiner Weise bis zu Ende seines Lebens beschäftigte. Ebenso hat er, bei aller Abneigung gegen das bloße Kirchendogma, seine tiefe Verehrung vor den Segnungen des Christenthums, des positiven Glaubens, ja vor den symbolischen Gebräuchen des Katholicismus wiederholt ausgesprochen. Hierdurch waren wol einzelne Aunüpfungspunkte gegeben, die aber doch nicht hinreichten, um Goethe mit Faust und Faar in einen specifisch christlichen Mann zu verwandeln; und demnach war Wölschel, wie der Verfasser selbst sagt, genötigt, in Goethe nicht nur zu lesen, „was dieser sagen wollte, sondern auch, was er gesagt hatte, ohne es zu wollen, und befolgte den vom Dichter empfohlenen Grundsatz: „Im Lesen legst du dir munter: legt ihr nicht auf, so legt was unter.““ Aber es ist ja gerade dieses Unterlegen, wogegen Goethe sich klar erklärt und worüber er spottet.

Noch mißlicher war der Versuch einer Deutung des Hegelianismus im specifisch christlichen Sinne; Wölschel war genötigt, n. völlig umzubedenken oder zu einer Schlussfolgerung weiter zu greifen, an die Hegel nie gedacht hatte und worüber S. 43 dieser Schrift nachzulesen werden möge. Wölschel hat auch bei seinem späteren Aufenthalt in Berlin „in gutmüthigem Vertrauen seiner guten Sache“ sich in wissenschaftliche Gespräche mit Hegelianern eingelassen, „freilich ohne die Genugthuung zulangen, die zu befehlen“. Das ist wol zu glauben; eher wäre

wol mit einem Jüngling der Niederländer als mit einem Jüngling der Hegelianer ein Beschränkungsvorschlag anzustellen. Wölschel war für die aufstrebende und alles zersetzende Macht des Hegelianismus ebenso blind, als die hohen Staatsbeamten, die ihn zur eigentlichen offiziellen Religion aller jungen Referendare, angehenden Gymnasiallehrer u. s. w. zu erheben trachteten, weil sie in wunderbarer Verblendung in ihm eine Stütze des conservativen Elements und des Absolutismus zu erblicken wähnten, während, wie sie später zu ihrem Schrecken erkennen mußten, ganz das Gegentheil davon der Fall war.

Wie ich schon aus räumlich. An wissen vom Polizeibehörde muß ich die tags eine Aufregung i stration sein wird, i im Stande zu Hause se ten, der ge Bei ei wie Wölschel Magdeburg der bewes den Fall m Ruhe und gewiß auch geben müß am meiner verhängt wurde“.

Nun war für Wölschel te und als er Magdeburg verließ, „der theuere Mann an den D den Behörden, denen der Schi kommener Gast, dessen sie sich endlich bei der Bräutigamsgemeinde i und einen köstern Inskriptenort si früheren Tagen wurden die Auf gerschaften zu den Thoren de tage die Gläubigen von den a

Der Stil des Verfassers unsern Geschmack etwas zu fa der Verfasser einmal mit Wölschel nur auf den Wunsd prabenz blieb, den Satz aufste hende Anhängigkeit macht abhe edelste“, so spricht er damit ei sen des Pietismus widerstreitet so kann die Anhängigkeit an li rasen. Ueberhaupt hat der L hingestellten Satz vielleicht etl sprochen als Schiller mit dem Diktikon, wonach „gemeine“ edle mit dem was sie sind, i man wünschen, recht viele „a aber passiv Natur zu haben.

Hieran fügen wir noch zwei Skizzen, welche dem Leben und Wirken hervorragender rdtischer Männer gewidmet sind:

3. Ritter Johannes Güler von Weineck. Lebensbild eines Rhätlers aus dem 17. Jahrhundert. Von Georg Leonhardt. Bern, Huberger. 1863. 8. 12 Ngr.

4. Der Dichter Johann Gaudenz von Sals-Serwis. Ein Lebensbild als Festgabe am Säcularfeste seiner Geburt von W. G. Roeder. St. Gallen, Huber und Comp. 1863. 16. 9 Ngr.

Johannes Guler von Weined war 1563 geboren, starb am 24. Januar 1636 und war ein habenumthiger Vorkämpfer gelisthen Partei gegen die Umtriebe h-spanischen Partei. In diese unnte Prättigauerkrieg, der, wie der erste, mit der That gefeierte Jubiläen die schönsten Blätter in der Der Verfasser, Pfarrer in Brunn, rten, noch Empath, noch Mürten, sche Stelle der Schweiz verhältniß- b Opferfreudigkeit, mehr „Waffen- als Raschmal bei Gaud. Was müs- erweisen sein, wenn man liest, daß ng, freilich damals der stärkste Mann inen Döfen, der nicht im Stande Slug hinaufzuleben, ausspannen enen Armen allein die Last in die tiefen zurückzukommen, verfaßte auch von „Mühen und den rthätischen t, aus der wir als Stilprobe sol- : „Ich habe alles dasjenige, was mit guter theorie an den Tag gä- gonst oder ungünst, glimpt oder böpsten möchte. Denn es ja einem lateri gebürt, allein auf die unge- hindangeseht alle vorgefallene an- vom plab der wahrheit abführen

! Jeder evangelisch-religiösen Gha- ften Glaubens, in deren einem es

1. mich den alten
Johannsen Guler, thu' sein Witten,
In loben dich, zu thun Beistand
Der wahren Kirch', dem Vaterland,
Sich' Gab' gibt und allein dein' Hand.

Das Schriftchen über Johann Gaudenz von Salis-Seewis, von W. G. Roeder in Genua verfaßt, ist auf Anlaß der Wiederkehr des Tags, an welchem der Dichter vor 100 Jahren (26. December 1762) geboren war, entstanden, mit wärmster Pietät geschrieben und zerfällt in die Abschnitte: „Des Dichters Herkunft, Art und Jugendbildung“, „Seine militärische Laufbahn im auswärtigen Dienste“, „Seine patriotische Thätigkeit in der Heimat“, „Sein Dichtergeist und dessen Gaben“ und „Des Dichters Lebenszeit und Herweg“. Salis ist, wie wir wol voraussetzen dürfen, als Dichter allen unsern Lesern so bekannt und es sind auf Anlaß seines Säculartags in den Blättern auch so viele, halb längere, halb kürzere Aufsätze mit Daten über sein Leben erschienen, daß wir wol darauf verzichten dürfen, hier ausführlicher auf vorliegende Schrift einzugehen. Ihm, dem Militär und patriotischen Staatsmann, war das Dichten eine Erholung, ein Herzensbedürfnis, ein Seelenstolz, eine Flucht in idyllische Gemüthszustände; er dichtete nicht zu Zwecken der Witteltelt, der Oskantation, der Selbstverherrlichung; für ihn gab es noch objective Gegenstände der Eitlichkeit und der Menschenliebe, die des Bekangens werth waren; jede Bitterkeit war ihm fremd; er war freikannig aber im Sinne der alten biederer Väterkeit, melancholisch aber nicht zerissen, sanft heiter aber nicht ausgelassen oder ironisch mutwillig, und nach allen diesen Richtungen hin vollstänlich. Die Trennung so vieler modernen Lyriker vom Volke ist wol hauptsächlich dadurch herbeigeführt, daß sie probfischig ihr Ich und dessen übertriebene Ansprüche in den Vordergrund stellten, statt allgemein stitliche Ideen, worunter wir nicht das Lehrreiche moralischen Lehrsagen verstehen, und Allgemeingefühle zum Ausdruck zu bringen. Daher hat auch die moderne Lyrik mit ihrem raffinierten Goutoutgeschmack und anspruchsvollem Phrasenpomp an bildender Wirkung auf die Massen immer mehr verloren. Zu erwähnen ist, was der Verfasser freilich nicht erwähnt hat, daß Salis, einer

unserer zartesten Lyriker, mit einer ausgezeichneten Körperkraft begabt war, wie sie selbst in dem mit robusten Männern gepnieten Graubünden selten gefunden wird. 4. 11

Brehm's Reise nach Afrika.

Ergebnisse einer Reise nach Gabelsch im Gefolge Seiner hohen des regierenden Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha Ernst II. Von W. G. Brehm. Hamburg, D. Meißner. 1863. Gr. 8. 2 Thlr.

Es war ein höchst vortrefflicher Gedanke des Herzogs von Koburg-Gotha, daß er zu seiner afrikanischen Reise Schmitz Keller einlud und auch den Zoologen Brehm erwählte, welcher nun seine Resultate im vorstehenden Werke veröffentlicht, dem wahrscheinlich noch ein anderes über Aegypten nachfolgen wird.

Ganz Afrika ist ein großer Wildpark, ein zoologischer Garten und Jagdgrund wie kein anderer Erdtheil. Deshalb gehen so viele Jagdliebhaber, die sich mit unsern selgen Hosen und harmlosen Rehen nicht begnügen können, nach Afrika auf die Jagd, um dort mit Elefanten, Löwen, Panthern und Löwen zu kämpfen. Abyssinien oder Gabelsch — das Reichthum des Herzogs — enthält einen außerordentlichen Reichthum an Thiergattungen. Brehm war daher dort so recht in seiner Sphäre, und er ist ein solch großer Thierfreund, daß er von Menschen noch Pflanzen beachtet, sondern aus lauter Thierbeschreibungen gibt. Daß er aber gar nichts von den schwarzen Menschen und deren Sitten und Gewohnheiten berichtet, daß die Pflanzen und Landschaften nur so nebenbei berührt, und wol darin seinen Grund haben, daß dieser Band zuerst bestimmt war, einen wissenschaftlichen Anhang zu dem Reisebericht des Herzogs zu bilden; aber eine Differenz mit dem Verleger hat den Verfasser bewogen, das Buch gesondert herauszugeben. Dadurch wird es zu einem billigen Preise dem großen Publikum zugänglich, denn es ist nicht nur für die speciellen Fachgelehrten geschrieben, sondern für alle Gebildeten. Sämmtliche Thiere der Bogosländer werden in Ordnungen und Familien klassirt und sehr genau beschrieben; aber nicht etwa bloß nach ihrem Aussehen, nach Farbe und Gestalt, sondern mit genauer Angabe der Größenverhältnisse aller Glieder. Letzteres geschieht bei den Vögeln mit größter Ausführlichkeit. Mit dem Zoll habe wird gemessen: die Länge, Breite, Höhe des Kopfes, Länge der Mittelzehe und Hinterzehe, der innern und äußern Leber, die Länge des Ober- und Unterschnabels, der Flügel und des Schwanzes; alle gefundenen Maße werden bis auf die Linie angegeben. Die beschriebenen und unterhaltensten Thiere des Reichs sind die Schildkröten des thierischen Lebens. Die Charakteristiken der Sitten und Gewohnheiten der Thiere sind als neue Beiträge zur Thierpsychologie höchst schätzbar. Es sind auch um so wichtiger, weil sich dort das Thierleben noch in seiner natürlichen Ursprünglichkeit fund gibt.

Wir werden vom Verfasser sogleich an das Mittelnieder Meer nach Alexandrien, Kairo und schon auf der ersten Reise nach Aken versetzt. Erst die Gegend des Arabischen Reichthum, die Küste von Afrika und hauptsächlich die Bogosländer werden es was specieller beschrieben; denn Brehm legt die ganz richtige Ansicht, daß zur vollkommenen Kenntnis eines Thiers auch die Kunde seiner Heimat notwendig ist. Es genügt nicht, zu wissen, daß dieses Geschöpf im Walde, das andere in der Steppe, das dritte im Meere sich findet; es ist nöthig zu erfahren, wie im Walde, wie die Steppe, wie das Meer beschaffen ist, in welchem das Geschöpf lebt. Jedes einzelne Thier ist ein Charakteristikum der Klima, Bodenschätze und der von beiden abhängigen Pflanzenwelt: es trägt somit das Gepräge seiner Heimat im allgemeinen an sich, und erst, wenn wir seine Heimat, Ort und Lebensweise zusammenstellen, umfassen wir seinen Lebenscharakter. Keineswegs hindert es aber Darwin's Theorie, der allen verschiedenen Thiere und Menschen nur aus wenigen Satzungen hervorgehen läßt, nur durch Modifikationen die vielen Arten

zu erklären versucht; monach also das sämtliche große Thierreich mit seinen Millionen von Arten und Typen nur durch Ort und Klima im Verlauf von Jahrtausenden so verändert wurde, daß zuletzt der Affe sich zum Menschen umformte. Diese umfängliche Ansicht hat ihre Würdigung durch die regelmäßigen Cartouchen der „Illustrated Times“ hinreichend erhalten. Brehm ist so entschieden Gegner dieser abentheuerlichen Meinung, daß er nicht einmal den verschiedenen Sperlingen als klimatische Varietäten gelten läßt; er sagt hierüber: „Wenig Vogel sind geeigneter als die Hausperlinge, den Streit zwischen den Befürwortern der klimatischen Varietäten und den Gegnern zu erhalten. Noch in gut monachem Werke der neuen Naturforscher haben wir den kalifornischen Sperling und den spanischen Sperling hartnäckig als klimatische Varietät unserer treuen Hausperlingses Spatz bezeichnet, und dieser Lehre zufolge muß denn auch der von mir Passer ruficollis genannte, mittelafrikanische Hausperling eine durch das Klima veränderte Spielart sein. Die Sache verhält sich etwas anders, als die Herren am Museum meinen. Ich kann mit aller Bestimmtheit sagen, daß derjenige, welcher in dem spanischen Sperling nur eine Spielart unserer Hausperlingses sieht, eben kein Naturforscher ist. Unser Hausperling nämlich besitzt die Eigenschaft, unter jedem Klima sich sehr wohl zu behaupten, vorausgesetzt, daß es Getreidefelder in der Nähe gibt. Ich habe ihn in England und Schwaben, in Deutschland, Spanien und Griechenland, in Ägypten und Arabien kennen gelernt und zu meiner wirklichen Beobachtung gefunden, daß er überall derselbe ist und auch in Spanien durchaus noch nicht unter klimatischem Einflusse gelitten hat. Ja, gerade dort fand ich eine früher in Ägypten gemachte Beobachtung nur bestätigt, die nämlich, daß der so genannte spanische Sperling nichts weniger als ein Hausperling, sondern ein Vogel ist, welcher nur da sich wohl befindet, wo die Vögel summt. In Ägypten lebt der spanische Sperling in den Reisfeldern, welche bis zu ihrer Reife unter Wasser gehalten werden. In den Gärten kommt er höchst selten, bloß dann, wenn besagte Gärten am Ufer liegen. Der Hausperling dagegen sucht überall den Menschen auf und weiß sich allerorts in Haus und Heide zu haben.“

Wohl Brehm nicht einmal eine solche, durch Klima verursachte Varietät gelten lassen, was mag er nun zur Darwin'schen Ansicht sagen, die den Fisch im Nupbidien und diese sich in den Vogel verwandeln läßt! Umwandlungen in den Farben-spielarten der Thiere lassen sich leicht als „durch Klima erzeugt“ denken, niemals aber läßt sich erklären, wie sich der Aeschenbaum des Schafs zu dem eines Elefanten, Wären oder Affen umstalten kann; noch weniger wie der Affe den Schwanz verliert, den Schlüssel modifiziert und denn als Mensch erscheint! Brehm's Naturanschauung und seine interessante Schilderung einer großen Zahl afrikanischer Thiere und deren Lebensart erhebt sein Werk zu einer der wichtigsten Schriften über das afrikanische Pflanzenland. 88.

Literarisches Placatum.

Der Unterzeichnete fühlt sich gedrungen, durch Ihre geschätzte Zeitschrift einen Fall literarischen Plagats zur öffentlichen Kunde zu bringen, den er unlangst beim Durchblättern eines neu erschienenen Romans zufällig entdeckte. Bei Unrath in Berlin erschien vorwiegend ohne Jahresangabe eine Schrift, betitelt: „Moderne Waggabunden. Gumburg-Reise eines Abenteurers. Zeitungsstück zu E. von Holtei's Waggabunden.“ Ein am Schluß mitgetheilter Briefwechsel zwischen Autor und Verleger datirt aus dem Juni und Juli 1862; aus dem Buche selbst entnehmen wir, daß der Verfasser sich jetzt in Oesterreich aufhält und daß er, wie es scheint, Amerika von Valparaiso als Kernort durchzogen hat. Er hat dem oben Benannten bald einen zweiten folgen lassen und dabei denn auch solchen Namen: Emil Mario Durano nennt, und selbst schon ein drittes Bändchen: „Quinto ou public. Ein historischer Miniaturroman von Emil Mario Durano 1863.“

aus, Verfasser von „Moderne Waggabunden“, im selben Verlag und ebenfalls ohne Jahreszahl erscheinen lassen.

Indem wir diese weitere schriftstellerische Thätigkeit des Mannes auf sich beruhen lassen, beschränken wir uns auf das erste Bändchen und unsere in demselben gemachte Entdeckung. Der Inhalt desselben besteht aus allerlei abnormen, pflanzlichen Situationen aus dem Leben eines Seiltänzers und eines Unterpremanns aus Barnum's Museum in New-York auf der Reise durch Amerika hindurch. Der Stil ist epigrammatisch, mehr mehr französisch als deutsch; das Lebenselement des sich selbst biographisirenden Seiltänzers, der, wie es scheint, mit dem Antos in näheren Familienbeziehungen steht, ist der Gumburg. Kann es uns wunder nehmen, da er sich selbst oft als Schwindler darstellt, daß er auch das Publikum, dem er seine vorgeblichen Abenteuer erzählt, zum Gegenstande einer Beschwindelung macht? Es ist das vielleicht die Krone des Schwindels, sich selbst für einen Schwindler auszugeben, um das so ins Vertrauen gezogenes Publikum desto sicherer zu täuschen, wie wenn etwa ein recht raffinerter Taschendieb im Ordrange seinem Nachbar zuschreibe: „Hören Sie sich vor mir, ich bin ein Taschendieb“, um ihn nachher um so sicherer auszulündern.

Also zur Sache. E. 82 macht der Held in San-Francisco die Bekanntschaft eines Doctors der die Kunst versteht, das Auge eines Toblen so daß der letzte Eindruck, den die Reizhaut aufgenom in einem photographischen Bildchen auf derselben E. 98 begreift er dann denselben Arzt zu einem wohnhaften Daniederliegenden, der nur noch eine E hat, und bei dem der Arzt beabsichtigt, durch erweisen, „daß, wenn man einen Sterbenden Momenten seines Lebens magnetisirt, solange er im Körper thätig ist, der Magnetismus oder Kraft auch nach dem Momente des Sterbens im Körper noch fortdauert, und die Seele zwingt, dem Subjecte des Magnetismus unterthan zu sein“ (E. 87). Durano hätte sich doch denken können, daß, wer einmal eine auf eine so seltsame und phantastische Idee basirte Novelle gelesen, sie im Leben nicht wieder vergißt. Zugleich hätte er wissen sollen, daß die Werke des amerikanischen Schriftstellers, Edgar Allen Poe, auch in Deutschland in „Durr's Collection of standard American authors“ (Band 13 und 14) abgedruckt sind und also auch in Deutschland gelesen werden. In dem ersten der beiden genannten Bändchen E. 114 fg. finden wir nämlich eine Novelle: „The facts in the case of Mr. Valdemar“, in deren Einleitung ganz dieselbe Idee über die Anwendung des Magnetismus bei Sterbenden ausgeprochen, und sodann ein anlangt von einem gewissen Herrn Valdemar in articulo mortis in dieser Beziehung angestelltes Experiment in extenso berichtet wird. Auch hier hat der Patient nur noch wenige Stunden zu leben, als die magnetischen Operationen beginnen. Daß er nicht am Säuferwahnsinn, sondern an der Schwindelkrankheit leidet, ist eine unabwehrliche Variation. Auch in dem weiteren Verlaufe bis zum Eintreten des Todes des Magnetisirten ist nur eine sachliche Uebersichtnahme. Der Plagiator verfährt hier als Richter und legt aus seinen eigenen Mitteln noch einige verbeinfachende hinzu. In der Beschreibung des eben Geschehenen nähern sich beide Autoren wieder merklich. Oben wir jetzt Poe (E. 120):

„Während ich sprach, ging eine merkwürdige Veränderung mit dem Aussehen des Schlafwachen vor. Die Augen rollten sich langsam auf, während die Pupillen nach oben verschwanden; die Haut nahm dazwischen eine Reichenfarbe an, mehr wie weißes Papier als wie Pergament, und die fettigen runden Flecken, die bis dahin streng abgegrünzt auf der Mitte beider Backen gewesen waren, gingen auf einmal aus. . . . Die Oberlippe zog sich gleichzeitig von den Zähnen weg, die sie vorher vollständig bedeckt hatte, während der Unterlippe mit einem höflichen Krachen sank, den Mund weit offen lassend und die geschwollene und geschwürte Zunge dem vollen Blicke darstellend.“

Hören wir sodann Bacano S. 103: „Der Körper des Sterbenden frachte und dehnte sich zu einer unnatürlichen Länge aus. Die flammende Röthe des Gesichts hatte sich in eine graue Leichenfarbe verwandelt“ (man beachte, daß hier Säuferwahnstimmung, dort Schwindstucht die Ursache des Todes ist), „die Augen brachen und die Augensterne verschwanden hinter den untern (sic!) Augenlidern, so daß eine rauhe weiße Masse sichtbar war. Der Rinnbadeu sank mit einem knackenden Geräusche herab und aus dem weit geöffneten Munde quoll eine dicke schwarze Zunge hervor.“

Jetzt wird in beiden Erzählungen der Tode durch den Magnetiseur zum Sprechen gebracht. Bei Poe heißt es darüber (S. 121): „Aus dem aufgesperrten und unbeweglichen Rinnlaben ging eine Stimme hervor, deren Beschreibung versuchen zu wollen Wahnsinn wäre.“ Dieser Stimme werden dann weiter die Prädicate hart, gebrochen und höhl beigelegt: „Doch das gräßliche Ensemble ist unbeschreiblich, aus dem einfachen Grunde, weil nie ähnliche Laute ein menschliches Ohr erschüttert haben.“

Bacano erzählt folgendermaßen (S. 104): „Der herabgefallene Rinnbadeu und die schwarze Zunge blieben unbeweglich — und dennoch ertönte aus diesem tohten Munde oder vielmehr aus dieser Höhle eine Stimme! Und doch keine Stimme. Es war kein Ton, den man mit etwas Gräßlichem vergleichen konnte. Es war kein Klingen und kein Schall — es war nur ein Geräusch, ein fürchterliches dumpfes Geräusch“ u. s. w. Dennoch ist bei beiden dieses Geräusch artifiziell; der Tode erklärt, er sei todt.

Bei Poe bleibt jetzt die Leiche sieben Monate unverändert liegen unter dem Dahn des magnetischen Fluidums, wird dann nochmals zum Sprechen gebracht, worauf der Proceß des Entstandens von dem magnetischen Einflusse beginnt. Die Folge desselben ist, daß (S. 123) in weniger als einer Minute der Körper zusammenschrumpft und dem Magnetiseur geradezu unter den Händen verweht. „Auf dem Bett“, so schließt die Erzählung, „vor der ganzen Gesellschaft lag eine fast flüssige Masse von eckhafter, scheußlicher Fäulniß.“ Dem rasch lebenden Bacano ist die Zeit von sieben Monaten, durch die Poe diese letzte Erscheinung motivirt, viel zu lang; dennoch ist er zu sehr Liebhaber des Hautgout, um sich diesen herrlichen Verwesungsaffect entgehen lassen zu wollen. Er läßt also die Zerreißung des „Fluidums“ sofort eintreten (S. 106) und berichtet dann weiter: „In demselben Augenblicke aber ging mit der Leiche, aus welcher das Leben doch erst seit einigen Minuten gewichen war, die fürchterlichste Veränderung vor sich: das Fleisch wurde schwarzgrau und zersprang, und war in einem Nu in das letzte Stadium der Fäulniß und Verwesung übergegangen; der Körper zerfiel, und eine eckhafte, fleberige, flüssige, gallertartige Masse bedeckte die Rippen und wälzte sich träge auf den Boden herab.“

So weit meine Entdeckung. Ob andere noch ähnliche in dem interessanten Büchlein würden machen können, muß ich natürlich dahingestellt bleiben lassen.

Wesel, im August 1863.

A. Möring.

Notiz.

Zur Literatur über Jean Paul.

Das Septemberheft von „Blackwood's Edinburgh Magazine“ enthielt einen Aufsatz über Jean Paul, dem die schon früher in d. Bl. erwähnte englische Uebersetzung des „Titan“ von Charles R. Brooks und das „Life of J. P. Richter compiled from various sources, together with his autobiography“ zu Grunde gelegt sind. Der Verfasser findet Jean Paul als Erzähler sehr langweilig, und meint, daß wenn man bei andern berühmten Romanschriftstellern gern die Reflexionen überschlage, um wieder zur Erzählung zu gelangen, man bei Jean Paul umgekehrt am liebsten bei seinen Reflexionen verweile. Der gequälte Humor eines Schoppe möge einen Deutschen ansprechen; ein Engländer dagegen werde, bei aller Bemühung,

diesen Humor geistreich zu finden, darüber gähnen. Doch könne man zugeben, daß der dritte Theil seiner Schriften von den wahren und allgemeinen Elementen der Schönheit, von dem Charakter echter Poesie und von seinen und jarten Beobachtungen erfüllt seien, welche für alle Zeiten und Nationen Gültigkeit hätten. Vor Sterne, dem er in anderer Hinsicht untergeordnet sei, habe er eine tiefere Gedankenströmung, eine ernstere Gesinnung, ein umfangreicheres Wissen und ein poetischeres Temperament voraus. Gegen die Bemerkung G. Solting's (in dessen „Diutiska; an historical and critical survey of the literature of Germany“): „Richter, obgleich niedriger Geburt, hatte immer eine Schwäche für die höhern Klassen; er gefiel sich in einer durchräucherten Atmosphäre und wurde in ihr der Liebling des weiblichen Geschlechts“, spricht sich der Verfasser des Artikels in „Blackwood's Magazine“ mit den Worten aus: „Es ist in einer Kritik dieser Art ein Zug von Böswilligkeit.“ So denkt man jetzt über dergleichen in England; in Deutschland ist diese Art von Kritik leider so verbreitet, daß sogar Kritiker von mehr wohlwollendem und humanem Charakter solche summarisch absprechende, den Menschen berührende Urtheile fällen, ohne auch nur zu fühlen, daß sie etwas Böses gesagt haben. Und dabei ist Solting's echt deutsches Urtheil nicht einmal im allgemeinen richtig; er trifft höchstens Jean Paul im Kreise der exaltierten Frauen Berlins und Weimars, aber nicht Jean Paul im Hause der Frau Kollwenzel. Sodann weiß man ja auch, wie wenig Jean Paul mit seiner schlichten Tracht und seinen gar nicht aristokratischen Manieren und Lebensgewohnheiten eigentlich in vornehme Gesellschaft paßt.

Vor uns liegt ferner die von E. Eckardt im Freien Deutschen Hochstift für Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung zu Frankfurt a. M. am Säkularfeste des Dichters gehaltene Rede, die als besonderer Abdruck im Verlage von F. Keller zu Frankfurt erschienen und in einer sehr berechneten und warmen Sprache geschrieben ist. Der Redner nennt Jean Paul den „ersten deutschen socialistischen Dichter im guten Sinne des Wortes“ und bemerkt unter anderem: „Weil Richter aus der dürftigsten Lage — selbst Schiller's Kindheit und Jugend war noch sorgenfreier dagegen — emporwuchs, lernte er das Volk, das eigentliche Volk kennen wie keiner unserer Classiker, und stellte es mit einer Treue, einer Innigkeit dar, in der nur Pestalozzi mit ihm verglichen werden kann. Zu Varnhagen sagte er (1806) geradezu, der moderne Dichter müsse sich an das Volk halten, nicht an die verdorbenen höhern Stände; doch geistelte er auch die Schwärmen der untern, ihren ängstlichen und philsitrischen Sinn. Die Stadt „Krähwinkel“ erfand er oder — besser gesagt — tanzte er.“

So viel wir aber wissen, hat Kogebue und zwar in seinen „Kleinäbtern“, den Namen Krähwinkel für alle deutsche Kleinäbtereit zuerst aufgebracht. Ferner versichert Eckardt, Jean Paul sei nach Leipzig gegangen, „zunächst um Theologie zu studiren, von Privatstunden zu leben und sich später von Professor Gellert, der damals von Leipzig aus die ganze Welt mit Hauslehrern versah, gelegentlich auch als einen solchen Ausfahrartitel verschaffen zu lassen“. Jean Paul war jedoch bei Gellert's Tode erst 9 Jahre alt; Gellert starb 1763 und Jean Paul bezog die Universität Leipzig im Jahre 1781. Bemerkenswerth ist es übrigens, daß Eckardt die humoristische Weltanschauung die vielleicht der „göttlichen Ähnlichkeit“ nennt, weil sie erstens das weite All im Auge habe, und zweitens voll der Liebe sei. Ein kleines, vielleicht über Jean Paul's Aufenthalt in Baireuth einzelnes Anekdote enthaltendes, in Giesel's Verlag zu Baireuth erscheinendes Schriftchen: „Jean Paul. Sein Leben und seine Werke sowie sein Aufenthalt und Heimgang in Baireuth“, sei hier noch mitgenannt. Der Verfasser erzählt unter anderem, daß Jean Paul einmal in Weimar, zu einem Diner eingeladen, anfangs von der Tochter des Hauses abgewiesen wurde, weil sie den in einem grauen Rock, verschabtem Käppchen mit Stock und Spaghunden Einlaß Begehrenden für einen Müller aus einem der benachbarten Orte hielt.

J. M.

Bibliographie.

- Baer, W., Electricität und Magnetismus. Die Gesehe und das Wirken dieser mächtigen Naturkräfte und ihre Bedeutung für das praktische Leben. Leipzig, Abel. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Bauer, D., Freimaurer, Jesuiten und Illuminaten, in ihrem geschichtlichen Zusammenhange. Berlin, Heinicke. Lex. 8. 20 Ngr.
- Becher, G. W., Lebensgedanken. Aus dem Englischen. Berlin, G. W. F. Müller. 1864. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Bücher, F., Das Christenthum in seiner geschichtlichen Entfaltung, im Geiste unserer Zeit und nach den besten alten und neuen Quellen kurz dargestellt. Wien, Dirnböck. 1862. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Bumüller, J., Geschichte des Alterthums. 1ster Theil. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Cholewin, L., Aesthetische und historische Einleitung nebst fortlaufender Erläuterung zu Goethe's Hermann und Dorothea. Leipzig, Teubner. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
- Diez, F., Ueber die erste portugiesische Kunst- und Hofpoesie. Bonn, Weber. 8. 20 Ngr.
- Ey, A., Hartzschreigel oder Hartzgebichte. Mit an Bild. Glandthal, Grosse. 8. 8 Ngr.
- Frenzel, K., Watteau. Ein Roman. Zwei Bände. Hannover, C. Kämpfer. 1864. 8. 2 Thlr.
- Ganzert, G., Blumenlese für Herz und Gemüth. Gedichte. Berlin. 8. 15 Ngr.
- Diplomatische Geschichte der Jahre 1818, 1814, 1815. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.
- Grandjean, M. A., Gute Unterhaltung! Gesammelte Humoresken. Wien, Wallishausser. 8. 12 Ngr.
- Grotke, W., Ein Dämon. Roman aus der Zeit der Napoleonischen Fremdherrschaft. Berlin, Grotke. 1864. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Gundling, J., Péle-mêle. Drei Bände. Leipzig, Grunow. 8. 4 Thlr.
- Haupt, F., Der Episcopat der deutschen Reformation, oder: Artikel 28 der Augsburger Confession. 1stes Geseh. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 18 Ngr.
- Heinrich, J. B., Die Reaction des sogenannten Fortschrittes gegen die Freiheit der Kirche und des religiösen Lebens. Mit besonderer Rücksicht auf die kirchlichen Zustände Mitteldeutschlands und die neuesten Vorgänge im Großherzogthum Hessen. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 15 Ngr.
- Hettinger, F., Apologie des Christenthums. 1ster Band. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.
- Herzog, F., Der Melancthoniker. Der Pfarrer Isidor und wie es ihm mit dem „Bauern“ ergangen. Zwei Erzählungen. Mainz, Kirchheim. 8. 24 Ngr.
- Heusinger, G., Bilder aus den Freiheitskämpfen des 19. Jahrhunderts. Vier Bände. Leipzig, D. Wigand. 8. 5 Thlr.
- Hoffmann, L., Erinnerungen eines alten Soldaten und ehemaligen Freiwilligen aus den Kriegsjahren 1813 und 1814. Bonn, Weber. 8. 15 Ngr.
- Höfler, C. A. C., Magister Johannes Hus und der Abzug der deutschen Professoren und Studenten aus Prag 1409. Prag, Tempsky. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Horváth, M., Kurzgefasste Geschichte Ungarns. In deutscher Uebersetzung. Zwei Bände. Pest, Heckenast. Gr. 8. 2 Thlr.
- Janßen, J., Schiller als Historiker. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 18 Ngr.
- Küfner, K. Th. v., Blätter der Erinnerung für Freunde, Bekannte und Mitgenossen. Leipzig, Dürsch'sche Buchhandlung. 1864. 15 Ngr.
- Kanger, A., Banquier und Tänzerin. Roman. Wien, Dirnböck. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.
- Kongfellow, G. W., Evangeline. Eine Geschichte aus

Neadien übersezt von A. Gassa. Regensburg, Manz. Gr. 16. 12 Ngr.

Mendelssohn Bartholdy, F., Briefe aus den Jahren 1830—1847. 2ter Band: Briefe aus den Jahren 1833—1847. Herausgegeben von F. Mendelssohn Bartholdy und C. Mendelssohn Bartholdy. Nebst einem Verzeichnisse der sämmtlichen musikalischen Compositionen von Felix Mendelssohn Bartholdy zusammengestellt von J. Riez. 2te unveränderte Auflage. Leipzig, Mendelssohn. 1864. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Nach dem Zapsenkreiche. Erzählungen der besten Militär-Schriftsteller. 1stes Bändchen. Wien, Dirnböck. 8. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Arnold, F., Die Lob- und Spott-Lieder von der Schlacht bei Kulm. 50 Jahre später gesungen. Leipzig, Reiner. 16. 10 Ngr.

Böhme, G., Abeline Batti in Hamburg. Eine Monographie für Freunde der Tonkunst. Hamburg. 8. 3 Ngr.

Daniels, A. v., Reformacte des deutschen Bundes. Mit Anmerkungen. Berlin, Heinicke. 8. 12 Ngr.

Das Landwehr-Institut in Bayern. Seine Entstehung, Geschichte und jetziger Zustand. Eine Abhandlung über dasselbe. Ingolstadt, Krüll. 16. 3 Ngr.

Eassalle, F., Die Feste, die Presse und der Frankfurter Abgeordnetentag. Drei Symptome des öffentlichen Geistes. Eine Rede gehalten in den Versammlungen des Allgemeinen deutschen Arbeiter-Vereins zu Barmen, Solingen und Düsseldorf. Düsseldorf, Schaub. 8. 7½ Ngr.

Männer aus den Freiheitskriegen. Portrait-Album zur 50jährigen Gedenk-Feier der Völkerschlacht bei Leipzig. Leipzig, Weber. Fol. 10 Ngr.

Peiffer, G., Die Armenier in der Türkei. Ihre Erleuchtung, Noth und Hoffnung. Herausgegeben von dem Verein für die evangelischen Armenier zu Berlin. Berlin, F. Schulze. 8. 5 Ngr.

Rechtsgutachten des Spruchcollegiums der Heidelberger Juristen-Facultät über die Verfassungsmäßigkeit der preussischen Preßverordnung vom 1. Juni 1863. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Rougémont, F. v., Der Mensch und der Affe, oder der moderne Materialismus. Stuttgart. 8. 3 Ngr.

Sommer, L. G., Deutschlands Schmach und Deutschlands Sieg. Zur 50jährigen Jubelfeier der Schlacht bei Leipzig. Werden, Treßan. 8. 2½ Ngr.

Die Stellung der Christen zur Politik. Antwort an Dr. Fabri von einem der Amtsbrüder „in den östlichen Provinzen“. Elberfeld, Hassel. 8. 5 Ngr.

Der Leipziger Todtengräber in der Völkerschlacht. Seine Erlebnisse bei der Erstürmung Leipzigs am 19. October 1813 und die Greuel auf dem Gottesacker überhaupt. Nach einer hinterlassenen authentischen Handschrift. Nebst den Inschriften auf den Denkmälern des Johannisfriedhofes, die sich auf jene denkwürdigen Tage beziehen. Ein Gedächtnißblatt zur 50jährigen Erinnerungsfeier. Leipzig, Jünger. Gr. 8. 1½ Ngr.

Die englische und die preussische Verfassung. Drei Vorträge, gehalten in einem Vereine von Bürgern Magdeburgs von einem Verfassungsfreunde. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 7½ Ngr.

Weininger, H., Die Befreiungshalle bei Kelheim. Mit 1 Stahlstich. Regensburg, Manz. Gr. 8. 10 Ngr.

Wörle, K., Ein poetisches Gemälde der Befreiungskriege. Patriotische Ehrengabe zur Erinnerung an die glorreiche Erhebung unseres Vaterlandes vor 50 Jahren, dem deutschen Volke gewidmet. Mainz. Gr. 8. 3 Ngr.

Zunz, Die Hebräischen Handschriften in Italien, ein Mahnruf des Rechts und der Wissenschaft. Berlin, Adolf u. Comp. 1864. Gr. 8. 6 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Geographischer Handatlas über alle Theile der Erde.

Nach den neuesten Forschungen entworfen und gezeichnet von

Dr. Henry Lange.

30 Blätter. Folio. In sechs Lieferungen. Jede Lieferung 1 Thlr.

Henry Lange's „Geographischer Handatlas“ dient zum allgemeinen bequemen Handgebrauch, indem er Vollständigkeit mit mässigem Umfang und billigem Preise vereinigt. Die Lieferung von 5 in Farbendruck ausgeführten Karten, Imperialfolio-Format, kostet im Subscriptionspreise nur 1 Thlr.

Die soeben erschienene zweite Lieferung enthält: **Mitteuropäische Staaten II.** (Preussen, Posen und Polen.) — **Mitteuropäische Staaten IV.** (Galizien, Ungarn und Siebenbürgen.) — **Spanien und Portugal.** — **Russland.** — **Mittelamerika und Westindien.** (Mexico.)

Von allen Buch-, Kunst- und Landkartenhandlungen werden Unterzeichnungen auf das Werk angenommen und sind die erste und zweite Lieferung nebst einem Prospect sofort zu beziehen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Dr. J. S. Kalkschmidt's

neuestes und vollständiges

Fremdwörterbuch.

Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, mit Bezeichnung der Aussprache. Nebst einem Anhang von Eigennamen.

Sechste Auflage. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr. Geb. 2 Thlr.

(Auch in zehn Heften zu 5 Ngr. zu beziehen.)

Der äußerst billige Preis (1 Thlr. 20 Ngr. für 52½ Bogen) dieser sechsten Auflage von Kalkschmidt's Fremdwörterbuch, das bekanntlich in Bezug auf Anzahl der erklärten Wörter das reichhaltigste aller Fremdwörterbücher ist, empfiehlt dasselbe zu immer weiterer Verbreitung. Das Werk kann sowohl vollständig geheftet und gebunden, als auch nach und nach bezogen werden.

Verlag von Wilhelm Herz (Wessersche Buchhandlung),
7. Behrenstraße in Berlin.

Soeben erschienen:

Ludwig Hahn, Geschichte des preussischen Vaterlandes.
Mit Tabellen und Stammtafeln. Sechste vermehrte Auflage. Geh. 1 Thlr. 20 Sgr., geb. 2 Thlr.

Werner Hahn, Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen. Ein Buch für Schule und Haus. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Barthagen von Enke's Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften.

Neun Bände. Geh. 22 Thlr.

Barthagen's „Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften“ sind anerkanntermaßen ein classisches Werk, eine Zierde der deutschen Literatur, von verschiedenartigstem reichem und interessantem Inhalt, von gleichem Werthe für die politische wie die literarische Zeitgeschichte.

Das Werk kann auch in folgenden Abtheilungen bezogen werden:

- I—III. Band (1843.) Denkwürdigkeiten. Drei Theile. 6 Thlr.
- IV—VI. Band (1843.) Vermischte Schriften. Drei Theile. 6 Thlr.
- VII. Band (1846.) Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. Erzählungen. Kritiken. 2 Thlr. 20 Ngr.
- VIII. Band (1850.) Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. Personen. Kritiken. Nabel. 4 Thlr.
- IX. Band (1859.) Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens. 3 Thlr. 10 Ngr.

Der 7.—9. Band sind in zwei Ausgaben (zu gleichen Preisen) erschienen, wovon die eine, in Octav, an die erste Auflage des Werks (1837—42), die andere, in Duodez, an die zweite Auflage (1848) sich anschließt, was von den Besitzern derselben zu beachten ist.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Franz Baco von Verulam.

Die Realphilosophie und ihr Zeitalter.

Von Runo Fißher.

8. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Unser Zeitalter kennt keinen mächtigeren und erfolgreicheren Factor als den Geist der Industrie, der naturwissenschaftlichen Erfindung, der praktischen Cultur. Baco ist der Philosoph dieser Richtungen. Der Verfasser vorliegenden Werks, bekanntlich selbst einer der ausgezeichneten philosophischen Schriftsteller der Gegenwart, entwickelt darin die Baconische Philosophie in ihrer eigenthümlichen Selbstständigkeit, indem er sie andern gegenüberstellt, bald vergleichend, bald unterscheidend. Solche Parallelen werden gezogen zwischen Baco und Cartesius, Spinoza, Pierre Bayle, Leibniz, Kant, und bis in die Gegenwart hinein werden die auf Baco bezüglichen Partiestellungen verfolgt. Das Werk ergänzt somit eine sehr fühlbare Lücke unserer philosophischen Literatur.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Turstauben.

Novelle von Karl Gutschow.

Miniatúrausgabe. Cartonnet. 12 Ngr.

Eine anziehende kleine Erzählung Karl Gutschow's, die 9 mal in der gefälligen äußern Ausstattung vielen willkommen sein wird.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 46. —

12. November 1863.

Inhalt: Charlotte von Schiller. Von August Fenneberger. — Kaiser Karl's V. Memoiren. — Kleinere humoristische Schriften. — Naturstudien über Helgoland und die Nordsee. — Novellen von Paul Heyse. — Christian August Lohse. — Kottgen. (Eine deutsche Theaterbearbeitung des „Hamlet“ vom Jahre 1777; Goethe über das Denkmal der Schlacht bei Leipzig.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Charlotte von Schiller.

Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Zweiter Band. Stuttgart, Gotta. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Als ich den ersten Band des vorliegenden Werks in Nr. 3 d. Bl. f. 1861 besprach, war es hauptsächlich die höchst liebenswürdige Persönlichkeit Charlottens selbst, die uns aus dem Bilde entgegentrat und unser Interesse festsetzte. Gefühlvoll ohne Sentimentalität, gebildet ohne zum Blaustumpf zu neigen, voll inniger Zärtlichkeit gegen Schiller und ihre Kinder, als Witwe voll rührender Pietät gegen des großen Gatten Andenken, eine deutsch-gefinnte Frau — diese Züge sprachen zu unserm Herzen und schienen einen Charakter darzustellen, wol würdig, dem Liebling des deutschen Volks als Lebensgefährtin zur Seite zu stehen.

In dem vorliegenden zweiten Bande kommt Charlotte wenig zum Worte: er enthält Briefe von der Familie und befreundeten Kreisen an sie gerichtet. Der commentarius perpetuus, womit der Herausgeber (Professor Ulrichs in Würzburg) sich ein wesentliches Verdienst erworben und der mir zu meiner lebhaften Befriedigung gegen den ersten Band wesentlich an Ausführlichkeit gewachsen zu sein scheint, enthält die Angabe der einschlägigen Stellen aus den andern Briefwechseln dieser Kreise, zugleich wenn auch kurze, doch sehr reichhaltige und sorgfältige Aufklärungen über factische in den vorliegenden Briefen selbst vorkommende, aber oft nur angedeutete Verhältnisse. Die Citate werden dem Eingeweihten und dem Forscher höchst angenehm sein: da aber ein Buch wie das vorliegende nicht nur an die gelehrten Kreise, sondern an alle Gebildeten sich wendet und aller Interesse erwecken muß, so sind jene sachlichen Erklärungen besonders im Namen dieser Leser, denen selten genug jene gesammten Briefwechsel zu Gebote stehen werden, sehr willkommen zu heißen.

Auch der Inhalt des zweiten Bandes bietet manches Interessante, wenn auch nicht in dem Maße wie der erste, in welchem Charlotte selbst die Hauptrolle zu spielen be- rufen war. Jedenfalls dürfen diese Blätter nicht verfeh-

1863. 46.

len, ihren Lesern eine Uebersicht des Inhalts vorzuführen, um sie zur Lectüre selbst anzureizen. Indem ich mich ansehe, ein solches Referat zu geben, brauche ich wol kaum zu bemerken, daß ein vollständiges Argument des factischen oder gedanklichen Inhalts nicht der Zweck sein kann: es wird genügen, die verschiedenen Briefgruppen im allgemeinen zu charakterisiren und einzelnes als Probe mitzutheilen.

Der Briefwechsel beginnt mit den Briefen der Mutter Charlottens, Frau von Lengefeld. Diese Briefe machen einen wohlthätigen Eindruck durch das Einfache, Mütterlich-Liebevollen, was in ihnen hervortritt. Daß diese Frau nicht unfähig war, den Werth Schiller's zu schätzen, beweist ihre Aeußerung vom 20. November 1805, also von Schiller's Todesjahr:

Einen guten Theil meines Lebens die Gattin eines Schiller gewesen zu sein — sich sagen zu können, diesen Theil seines Lebens ihm verschönert und durch deine zarte Sorge und Liebe glücklich gemacht zu haben — und noch jetzt in seinem Andenken, in der Sorge für seine Kinder fortzuleben — o gewiß, beste Lotte, das ist noch immer ein schönes beneidungswerthes Los.

Und 1806 schreibt sie:

Die Treue und die Feinheit seines Wesens, verbunden mit dem größten Genie, ach! das zeichnet Schiller und wird ihn ewig vor allen andern großen Männern auszeichnen.

Daneben erzählt sie mit viel Behagen eine Anekdote von der Geheimrätthin Goethe, die mit der Hofmarschallin Burm aus Rudolstadt „grob wie ein Bauer“ im weimarischen Theater gewesen ist und kommt zu der naiven Schlußmoral: „Es bringt dem Director (d. h. dem Theaterdirector Goethe) keine Ehre, so eine grobe Rätthe zur Frau zu haben.“ Daß die „dicke Hälfte“, wie Goethe's Frau im ersten Bande dieser Correspondenz genannt wird, in den höhern weimarischen Circeln eine Art bête noire vorstellte, ist eben aus dem ersten Bande und sonst bekannt. Mit welchem Rechte, steht, wie ich schon früher angemerkt, dahin. Die dieser Correspondenz angehängten Briefchen und Stammbuchblätter von Lavater sind in seiner bekannten Manier, aber sehr unbedeutend, und bilden insofern eine sehr heitere Illustration, zu der im ersten

Bande mitgetheilten köstlich naiven Bewunderungsphrasen, die die siebzehnjährige Charlotte ihrem Reisetagebuche beim Anblick des berühmten Mannes einverleibt: „Man kann nichts von ihm (Lavater) sagen, sondern muß sich nur seinem Gefühle, das sich nicht in Worten ausdrücken läßt, überlassen.“ Das klingt wie Zwang, ist aber voller Ehrfurcht der Liebenswürdigen Enthufung. Aus einigen ebenfalls diesen Briefen der Frau von Lengefeld angehängten Schreiben der Fürstin Karoline von Rudolstadt nur eine kurze Stelle, die sich auf die projectirte Heirath des Großfürsten Nikolaus mit einer rudolstädter Prinzessin bezieht: ein Project, welches an dem verweigerten Religionswechsel scheiterte. In den vorausgehenden Briefen hat sie sich mit Entschiedenheit gegen diese Forderung ausgesprochen und alle Einwendungen klar und bündig widerlegt: am 23. Juli 1818 heißt es nun:

Je trouve d'après la réponse du comte Edeling qu'il est impossible à un Russe de ne pas demander que sa femme soit de sa religion, mais comme il est tout à fait impossible aussi à un protestant de changer de religion pour une raison humaine ou pour mieux dire mondaine, nous les parents qui proclamaient de l'enfance de leur enfant pour l'y engager méritent d'avoir le malheur de voir leur enfant malheureux; und diese Strafe ist bis jetzt reichlich eingetroffen. L'une a été obligée d'assassiner son mari pour se sauver elle-même. L'autre a vu assassiner le sien tout près d'elle. L'autre se vit abandonnée, une quatrième a été chassée et la cinquième dit ce que tous disent: in Deutschland kann kein Deutscher geblieben. Mais au nom de Dieu que cela reste entre nous. Gottlob, daß dieses Ungewitter für uns vorübergegangen ist.

Schade, daß diese edeln Grundsätze eines festen Protestantismus, die man leicht durch Gründe nationaler Schickslichkeit verstärken könnte, außer diesem rudolstädter Fall nur wenig Anhänger in deutschen Fürstenfamilien zu zählen scheinen.

Es folgen nun die Briefe Karolins von Wolzogen. Ihr Verhältniß zu Beulwitz und die Scheidung von demselben, die Verheirathung mit Wolzogen und dessen Tod, Reisen und Schriftstellerei, Verkehr mit Berühmtheiten aller Art, vor allem auch mit dem Coadjutor Dalberg: alles dies bildet den bunten Inhalt dieser Briefe. Für Dalberg erblickt sie die Nachfolge auf dem mainzer Stuhl und diese Hoffnung spricht sich in nicht sehr zarter Form aus. Sie schreibt:

Ich fürchte, Fischenich's Prognostikon über den alten (d. h. Friedrich Carl von Mainz, der damalige Kurfürst) ist falsch. Der C. (Dalberg) versicherte mich lezt bei einer Gelegenheit, wo er gewiß aus dem Herzen sprach, er (d. h. Friedrich Carl) würde sich darauf, daß er 90 Jahre alt würde, wenn eine eisernere Natur keine man sich nicht denken, und er hätte sehr spät gelebt. Was der Zufall Gutes thun mag, kann man freilich nicht berechnen; aber die Hoffnung nimmt mir's doch.

Und später heißt es noch einfacher und — brutaler: „Wenn doch der alte Esel einmal stürbe. Gute Nacht, mit diesem schönen Wunsch.“ Ueberhaupt ist sie in dergleichen mindestens nicht für ein überzartes Gemüth sprechenden Wunschen stark. Den armen Reinwald nennt sie ein Unthier: der Frau Reinwald, die allerdings „bei

ihrem hypochondrischen, grämlichen Mann viel auszusehen hatte, „ist nicht zu helfen, als wenn er stirbt, welches doch der Himmel geben wird“. Auch im Verhältniß zur Mutter tritt eine gewisse Gefühlslücke hervor. So sagt sie einmal in Bezug auf die Aussicht derselben nach Gotha zu kommen, wenn das Verhältniß zum schwarzburgischen Hof zu Ende gehen sollte: „□ (d. h. die Mutter) espère toujours pour Gotha, je le désire parcequ'elle serait occupée alors. S'il n'y a rien de pareil, il faut qu'elle s'amuse à prior Dieu.“ *Erfreulich ist ihr Umgang mit Wilhelm von Humboldt und seiner Frau, interessant die Urtheile, die sie über Personen und Zustände in Paris fällt, wo sie mit ihrem Gemahl verweilt. Aus diesen pariser Schilderungen hebe ich eine kleine Stelle über theatralische Erscheinungen aus (3. September 1802):*

Eine neue Actrice hat sich hier als ein wahres Meteor gezeigt und beschäftigt das ganze Publikum (die Duchesnois). Von der Leidenschaftlichkeit, von dem Ergreifen ihres Spiels hatte ich keinen Begriff, ob ich sie gleich auch nur in der uninteressanten, unwahren Rolle der Hermione in Racine's „Andromaque“ sah. In „Phädra“, die ich der unaussprechlichen Hitze wegen nicht sehen konnte, soll sie noch weit mehr sein. Zum ersten mal sah ich die ganze Seele eigentlich mittheilen und fühlte mich wie vom Fieber der leidenschaftlichen Darstellung ergriffen. Sie ist häßlich und rührt allein durch das Leben ihrer eigenen Empfindung. Salma gefiel mir zum ersten mal im „Desert“ als Liebhaber in diesem Stück nicht. Sein Talent ist zu zart für diese schwankende, unwahre Rolle. Aber in der „Phigene von Tauris“, von einem unbekannten Autor, in der die Fabel glücklich, ganz wie in der Gluck'schen Oper geführt ist, sah ich Salma als Orest, als die höchste, lebendigste Kunstgestalt, die ich noch gesehen. Sein Gesicht, seine Bewegungen, wenn er die Furien um sich zu erblicken wähnt, seine Ermüdung, sein eitles Wiederzusammensetzen — in allem erscheint er wie eine edle, höhere, stärkere Natur, die uns nur im Homer und der Heroenwelt erschienen ist. Es ist so eine reine Kunst in seinem Spiel, daß das Französische und Moderne durchaus in keiner Rolle heraustritt. Auch hat er sich durch das Studium der Antike und durch das englische Theater gebildet. Er magte, wie mich's dünkt, bei jedem Volk, dem die griechische Welt nicht fremd ist, Effect machen.

Und daran schließe ich ein feinsinniges, kantiisch angehauchtes Urtheil über Wilhelm von Humboldt:

Er ist sehr lebenswürdig und nimmt die Sachen mit großer Manier; er fühlt das Edle tief, sieht aber ein, was möglich ist, ohne ins Blaue hinauszuvollen. Deshalb scheint er Beschränkter. Er taugt gerade zum Regieren, weil er es eigentlich einwirft, und er es nach Plan, aus Pflicht, nicht aus Laune thut.

Aus den Briefen von Wilhelm von Wolzogen, welche durch ihren herzlichen Ton einen freundlichen Eindruck machen, möge hier nur eine Anekdote stehen, die derselbe mittheilt, wie sie in Stuttgart erzählt wurde, obgleich für ihre Richtigkeit einzusehen:

Er (Kavaler) war, sagt man, auf dieser Reise in Darmstadt und speiste bei dem Markgrafen von Baden, der ihn schätzte und mit dem er auf einem ganz freundschaftlichen Fuß umging. Nach der Tafel redete der Markgraf von verschiedenen Sachen, und sprach unter anderm das Wort „Leibichens“ aus. Kavaler hörte dies Wort und verzog seine Miene dabei. Der Markgraf, der dies bemerkt, fragt ihn, um die Ursache; er sagt dann, daß er niemals dies Wort könnte aussprechen hören, ohne daß es ihm die ganze Lage dieser unglücklichen Unterdrückten darstelle.

Sogleich befaßl der Markgraf, den Befehl ergehen zu lassen, daß alle Leibeigene in seinem Lande als Freie sollten behandelt werden.

Die Geschichte ist culturhistorisch interessant (der Brief ist aus dem Jahre 1783) und für beide darin Auftretende und Handelnde ehrenvoll. Beiläufig will ich noch bemerken, daß sich in diesen Briefen S. 119 ein sehr störender Druckfehler findet: offenbar will sich Wolzogen nicht über den „ewigen“, sondern über den „wenigen“ Zusammenhang in seinem Leben und seinen Beschäftigungen beklagen.

Ich übergehe die Briefe der „Gönner der Söhne“, sowie den folgenden des Kapitäns Heron und wende mich zu der Correspondenz Karolinsens von Dacheröden, der spätern Frau Wilhelm von Humboldt's. Karoline, von Zacharias Weder erzogen, dem sie ein begeistertes Lob spendet, macht in diesen Briefen einen überaus wohlthuenden Eindruck durch erfreuliche Bildung des Verstandes und Herzens. Vortrefflich ist die Zusprache, die sie Charlotte widmet, da diese als Braut auf den Gedanken kam, Schiller liebe ihre Schwester Karoline mehr als sie, und bereit war, sich diesem Phantom zu opfern; drollig die Verschönerung der beiden Freundinnen, den Kammerpräsidenten von Dacheröden, Karolinsens Vater, mit chère mère, Charlottens Mutter, zu verheirathen. Die weiten Reisen, welche Karoline als Humboldt's Frau mitmachte, bereicherten ihr Wissen, ohne ihrer Empfängnisfähigkeit zu schaden, die sie durch Leid und Freud sich ungeschwächt erhält. Nur zwei Stellen erlaube ich mir aus dieser lesenswerthen Correspondenz zum Abdruck zu bringen. Die erste ist einem Briefe aus Wien vom Jahre 1811 entnommen, zeigt eine politische Gesinnung, der Gattin Wilhelm von Humboldt's würdig, und ist zugleich durch die Erwähnung Theodor Körner's interessant:

Was wird aus diesem Zustande der Welt werden? Wenn es neue Unruhe gibt, wie sehr zu fürchten steht, was für ein Los bereitet man da 30 Millionen Menschen, die eine Sprache, die schönste und kräftigste von allen, reden, und die unter einem Hürken vereint sein sollten, der dann mit ihnen Ordnung und Sitte und Billigkeit und Gerechtigkeit alle andern Nationen lehren sollte. O wie tief blutet einem das Herz, wenn man den Spott, der in der Gegenwart getrieben wird, recht betrachtet. Wie glücklich preise ich den Theuern (Schiller), der Deutschlands Fall nicht gesehen hat! Körner's Aufsatz über ihn hat mir nicht genügt; er war so lebendig, so ganz Geist und Gemüth im höchsten Verste, und außer den Stellen seiner Briefe war der Aufsatz doch trocken. Körner's Sohn ist seit mehreren Monaten hier und ist ein lieber, hübscher, junger Mensch mit viel poetischen Anlagen.

Die zweite Stelle findet sich in einem Briefe vom 23. Januar 1815 und bezieht sich auf Niebuhr's Schrift: „Preußens Recht an den sächsischen Hof.“

Die Gesinnung darin ist merkwürdig; ich meine nicht eben die Gesinnung für diesen einen Fall, aber im ganzen, im großen; die einzelnen leuchtenden Blicke in die Zukunft. Viele führen so. Wir werden diese Zeiten nicht sehen, aber unsere Kinder werden dazu wirken, daß Deutschland sei das erste Reich der Welt an Kraft und wahrer Bildung, an gesetzmäßiger Ordnung und rechter Religion.

Die darauffolgenden Briefe von Charlotte von Kalb sind nicht eben sehr bedeutend: ich will mir dazu nur die einzige Bemerkung erlauben, daß die Conjectur des Herausgebers, wonach Charlotte die Verfasserin des im ersten Bande und auch von mir in dessen Anzeige mitgetheilten Briefes sein soll, mir sehr küßlich erscheinen würde, wenn sie sich bloß auf die vorkliegenden Briefe und besonders die Worte in dem Briefe vom 20. Mai 1788 stützen sollte.

Goethe's Briefe an „Frau Hofrath von Schiller Gnaden“, welche sich an die der Kalb anreihen, sind nicht ohne Herzlichkeit, aber ohne tieferes Interesse. Dagegen zeigen die nun folgenden Briefe der Frau von Stein diese geistreiche Dame ganz als die anmuthige Erscheinung, als welche sie vor unserm geistigen Auge steht. Sehr drollig nimmt es sich aus, daß gleich in den ersten Briefen es sich um Kälber ausgezeichnet melkender Kühe handelt, die Charlotte der im Hauskleid sich sehr grazios benehmenden genialen Frau nachweisen soll. Aus der folgenden reichen Briefsammlung ziehe ich eine Blütenlese ansprechender oder pikanter Stellen aus, um den Lesern d. Bl. einen Begriff von Ton und Inhalt zu geben. Zuerst ein Wort über Schiller vom 28. December 1787, humoristisch seine ideale Dichtung berührend:

Schiller habe ich nur einmal gesehen. Ich glaube, er sieht nicht gar viel wirkliche Menschen, um mit seinen erdichteten nicht irre zu werden, die ihm vielleicht wohlthun.

Dann ein sinniges Wort über Reisen und zu Hause:

Alles will nach Italien bei uns; ich sage alles, und es ist doch nicht so ganz wahr; ich selbst liebe mir mein Zuhause; und wenn zu Haus nicht wohl ist, dem ist nirgends wohl, und ist nur eine solche Reise eine Palliativcur. Ein anderes ist's in der Jugend, welche glaubt, es sei noch außen herum etwas zu finden.

Und noch eine Maxime aus derselben Zeit (1788), die sich, wie der Herausgeber sehr richtig bemerkt, zunächst wol auf das Verhältniß bezieht, welches Goethe damals mit seiner spätern Frau angeknüpft hatte:

Man bilbet sich oft ein, unsere Moralität hänge mehr von uns ab, als es wahr ist. Ach! Die Thorheiten überfallen manchmal den Menschen ebenso wie die Krankheiten.

Als es sich um Schiller's Anstellung als Professor an der Universität Jena handelte, schrieb sie am 13. Januar 1789 an Lotte:

Es ist mir auch lieb, daß Schiller eine Bestimmung kriegt; bloß in der Antorchast zu leben, ist gewiß nicht gut.

Eine für ihre Stellung zu Goethe bezeichnende Stelle lautet (29. März 1789):

Der andere mir mühsame Begriff von meinem ehemaligen vierzehn Jahre lang gewesenen Freund liegt mir auch manchmal wie eine Krankheit auf, und ist mir nun wie ein schwarzer Stern, der mir vom Himmel gefallen.

Komisch ist ihre Definition einer bewaffneten Negotiation, die sie im Jahre 1790 mittheilt:

Krieg wird schwerlich, sondern nur eine bewaffnete Negotiation, wo von beiden Theilen gesagt wird: „Gib mir das — oder laß mir das — sonst schlag ich zu.“

Ein fein ironisches Urtheil über Kant:

Die kleine Abhandlung über Kant hat mir viel Vergnügen gemacht. Es wird ein artiges Leben sein, wenn einmal die Welt zu einer solchen vollkommenen Staatsverfassung gesiegen ist. In diesen bürgerlich guten Staat gehört nun aber auch noch eine vollkommene Arzneiwissenschaft und ebenso vollkommene Physikenutznis; erstere um den verzehrenden Krankheiten zu heuern und letztere die zerstörenden Naturphänomene abzuweisen; und ich glaube auch daran, daß beide Uebel diese zwei so wichtigen Künste zu ihrer möglichsten Vollkommenheit herauspressen werden.

Und ein humoristisches über die Stellung des männlichen und weiblichen Geschlechts:

Ich schrieb Ihnen die vorige Woche nicht, weil ich Ihnen eine lange Abhandlung zugebacht hatte, wodurch ich Ihre Parteilichkeit für die Männer widerlegen wollte, und worüber ich die Stelle in einem von Ihnen vorigen Briefen unberührt gelassen. Nun kommt gar meine kleine Schwägerin und versichert mir, sie möchte nicht einmal in den Himmel, wenn lauter Frauen drin wären; also will ich nur still schweigen, denn ich werde doch nicht die Rose zum Baum beweisen, die sich in seinem Schatten wohl befindet.

Mit Knebel muß der Verkehr ein sehr lebhafter und stellenweise mehr als animirter gewesen sein, wie sich aus dem Bericht vom 11. Juni 1791 ergibt:

Knebel und seine Schwester sind hier; ersterer ist noch immer der alte, wo nicht gar noch unruhiger. Ich habe mich so mit ihm entweit, daß meine Schwester glaubte, ich wollte ihm eine Ohrfeige geben, und seine Schwester wünschte, daß ich es nur möchte gethan haben.

Wie gefühlvoll und innig steht dagegen folgendes Wort ab:

Daß Sie die Welt nicht mehr wie ehemals im schönen Glanze sehen und das Glück, das Sie sich durch so viele Widersprüche dennoch errungen hatten, nicht genießen können, fühl' ich innigst mit Ihnen; denn jede Fassung und Ergebung in das Schicksal beraubt uns auch der neben herumliegenden Freuden. Doch wenn man noch jung ist, wie Sie sind, und der Weg noch lang, bringt das Erdreich mit sich, daß einem noch hier und da Blumen begegnen; meiner ist leider durch Wiesen, Gärten und Feld schon vorüber; ich sitze nun am Abhang und sehe in das ruhige dunkle Thal.

Dazwischen weimarische Klatschgeschichten, von der Angst vor der Revolution eingegeben:

Sie (die Ralb) frug mich gestern, ob Schiller das französische Bürgerrecht angenommen hätte; ich sagte ihr, daß es nur eine Zeitungsnachricht sei, und Schiller wisse nichts davon; für jetzt mag wol das französische Bürgerrecht das Panditenrecht sein. Blumenbach ist hier gewesen. Man hat mir erzählt, er thue den Hut nicht mehr ab, und sage nicht mehr „Gehorsamer Diener“ oder dergleichen. Auch war eine französische Dame hier, in die sich Wieland verliebt hat, vor welcher ihr Bedienter auch nicht mehr den Hut abzog.

Die Aeußerung über das Wunderbare klingt trivial und ist wirklich tiefsinnig:

Durch mein Teleskop sah ich die letzte Sonnenfinsternis ganz prächtig. Die Himmelskörper sind mir wunderbar; das nicht weniger Wunderbare dieser Erde wird man so gewohnt.

Aus dem Juni 1796 führe ich eine bittere Ironie gegen die bekannten Verse aus den „Venetianischen Epigrammen“ Goethe's an:

Frech wol bin ich geworden; es ist kein Wunder. Ihr, Dichter, Wißt, und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und treu. Und die unmittelbar vorhergehenden:

Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so lieben; Denn ein erbärmlicher Schuft ist wie der Mensch so der Hund. Sie schreibt:

Ich kann immer das Epigramm: „Frech wol bin ich geworden“, das man mir eben vorlas, wie ich so krank war, nicht aus meinem Kopfe kriegen und kann nicht ausfindig machen, ob der naive und sentimentalische Dichtergeist darin beisammen steht; aber meinem Spitz muß ich's immer vorsagen, denn ihm so recht hübsch wohl ist, denn er ist mir recht treu und recht fromm; er beißt niemand und ist wirklich kein Schuft.

Ein Paradoxon über den Gesichtsausdruck unserer Dichterheroen:

Schiller's Basrelief gefällt mir alle Tage besser; es ist recht ausdrucksvoll. Einen Spas macht mir's, die Köpfe von Wieland, Herder, Goethe mit ihm zu vergleichen; Herder, Goethe, Schiller haben alle einen Ausdruck von Stolz, der vom Schiller ist der vornehmste, vom Goethe ist er trübsig und vom Herder grob; in Wieland's Büste finde ich gar keinen.

Ein köstlicher Beitrag zur Culturgeschichte ist ihre Reise nach Schlesien, und ich versage mir schwer, ihre Erzählung derselben mitzutheilen; doch ist sie für den Raum, der mir bleibt, zu umfänglich. Schließlich will ich nur noch bemerken, daß S. 354 dieser Briefe von einem großen Unglück der „Eisenmacher“ die Rede ist, statt „der Eisenacher“, und daß dieses Unglück nicht, wie der Herausgeber meint, durch eine in die Luft fliegende Pulvermühle, sondern durch die Stadt ziehende französische Pulverwagen, die durch Unvorsichtigkeit der Begleitung explodierten, herbeigeführt wurde.

Aus „dem dänischen Kreis“, dessen Briefe den Rest des Bandes einnehmen, ist wenig zu referiren. Den bei weitem größten Raum nehmen die Briefe der Gräfin Schimmelmann ein: dieselben beschäftigen sich viel mit Politik und sind von einem warmen dänischen Patriotismus getragen. Dies erfreut um so mehr, je mehr wir gewohnt sind, die Heroen unser Musenhofs und die mit den weimarischen Kreisen Verkehrenden sich in Literatur und Kunst derartig einspinnen zu sehen, daß sie in weltbürgerlicher Indifferenz nur selten den Umrälzungen des Vaterlandes einen vorübergehenden Blick zu schenken scheinen. Aber freilich sind auf der andern Seite diese Briefe nicht ganz leicht zu genießen, da sie in einem höchst schwefeligen und incorrecten Deutsch geschrieben sind; die Gräfin selbst kennt ihr „schlechtes deutsch Schreiben“ und leidet es von dem ihr mangelnden Jugendunterricht in dieser Sprache ab. Um aber doch nicht ganz ohne Mittheilung an dieser Correspondenz vorüberzugehen, sei hier eine Prophezeiung vom 20. December 1796, wenn glänzendes Eintreffen wir Nachlebenden genießen. Die Gräfin schreibt an Schiller:

Ich erwarte sehr viel, und mehr noch als Sie mit Herrn versprochen, von ihrer Vereinigung mit Goethe. Eine doppelt Blüte gibt in der physischen Natur nicht die schönsten Früchte; hier aber wird sie eine doppelt schöne Frucht uns im Geistesreiche bringen.

Hiermit scheiden wir von dem zweiten Bande dieses Werks; den dritten Band, dem man mit Theilnahme und Spannung entgegensehen darf, werden wir seinetzeit den Lesern d. Bl. vorzuführen nicht verfehlen.

August Hennelberger.

Kaiser Karl's V. Memoiren.

Aufzeichnungen des Kaiser Karl's des Fünften. Zum ersten mal herausgegeben von Baron Kervyn van Lettenhove. Ins Deutsche übertragen von L. A. Warnkönig. Leipzig, Brockhaus. 1862. 8. 1 Thlr.

Von den Memoiren Karl's V. hatte man lange Zeit jede Spur verloren. Erst im Jahre 1843 wurde man wieder lebhaft an dieselben erinnert, als unter den vom Baron von Reiffenberg herausgegebenen Briefen Wilhelm van Male's („Lettres sur la vie intérieure de l'empereur Charles-Quint écrites par Guillaume Van Male, gentilhomme de sa chambre“) sich ein vom 17. Juli 1550 aus Augsburg datirter, an de Prant gerichteter Brief befand, welcher bezeugte, daß Karl V. solche Memoiren abgefaßt und daß van Male bei deren Abfassung behülflich war. Aber erst in der neuesten Zeit ließ der Zufall den Baron Kervyn van Lettenhove in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris eine portugiesische Uebersetzung der vermischten Memoiren entdecken, von welcher er alsbald eine Uebersetzung ins Französische veranstaltete. Von dieser französischen Uebersetzung liegt uns hier eine deutsche Uebersetzung vor.

Es wird niemand leugnen wollen, daß der von Kervyn van Lettenhove gemachte Fund allgemein das höchste Interesse erregt hat, und wer sich die Mühe gibt, das kleine Bändchen auch nur oberflächlich durchzublättern, wird die Aufzeichnungen dieses mächtigsten und talentvollsten Kaisers aus der alten habsburger Dynastie nicht ohne Gewinn für seine historischen Kenntnisse und psychologischen Erfahrungen aus der Hand legen. Die Gestalt des ernsten, aber dabei kalten, glatten, egoistischen Herrschers wird sich seiner Seele in noch kräftigern Umrissen einprägen, aber darum werden doch die wenigsten in dem Buche finden, was sie mit Begier in demselben suchen dürften. Auch in seinen Memoiren bleibt der Kaiser derselbe verschlossene, diplomatisch schweigsame Charakter, wie ihn uns die Geschichte während seiner langjährigen Regierung in allen seinen Thaten und Handlungen kennen lernt. Seine ränkevolle spanisch-italienische Politik zeigt sich auch in den vorliegenden Aufzeichnungen: überall muß man bald zwischen den Zeilen lesen, bald darauf gefaßt sein, geradezu eine Unwahrheit zu erfahren, sodas es nicht leicht einem Geschichtschreiber einfallen wird, sich für die Wahrheit dieser oder jener Thatsache auf des Kaisers eigenhändige Memoiren zu beziehen. Die Geschichte weiß, ganz den Memoiren widersprechend, z. B. nichts von einer milden Behandlung des Herzogs Wilhelm von Kleve, im Gegentheil von einer sehr harten und hochmüthigen (vgl. Robertson's „Geschichte Karl's V.“); desgleichen von einer wahrhaft barbarischen Behandlung der damals durch Erstürmung eingenommenen Stadt Düren, indem die ganze Einwohnerschaft niedergehauen und die Stadt den Flammen überliefert wurde. Auch hat König Franz I. von Frankreich nicht den Kaiser Karl dringend gebeten, ihn zu besuchen und seinen Weg von Spanien nach den Niederlanden durch Frankreich zu nehmen, sondern hat umgekehrt Karl Franz I. angegangen, ihm zu gestatten, daß

er den Weg durch sein Königreich nehme. Diese Verdrehung der Sachlage in den Memoiren hat aber ihren guten Grund, da dadurch die nachherige Handlungsweise Karl's in einem ganz andern Lichte erscheint, während doch in der That Karl es war, welcher die Hevalereske Großmuth des französischen Königs benutzte, um ihn zu überlisten, zum mindesten hatte er auch nicht die geringste Veranlassung, sich über die Falschheit der glatten Franzosen zu beklagen. Auch daran, daß der Kaiser unter Umständen wol auch heftig sein konnte, wie eben in dem Streite mit Herzog Wilhelm von Kleve, wo er, ohne dessen Abgesandten anzuhören, zornig den Saal verließ und selbst die übrigen Fürsten hart anfuhr (vgl. Schloffer's „Weltgeschichte“, XII, 229), werden wir vergebens in den Memoiren eine Spur suchen. Was uns Deutschen sofort am meisten auffällt, ist, daß die Mittheilungen der Memoiren in Betreff der religiösen Wirren, welche damals Deutschland von einem Ende zum andern erfüllten und noch heute unser höchstes Interesse erregen, so äußerst dürftig und mangelhaft sind. Außer der Bemerkung des Kaisers, daß er den Protestanten, die er für hochmüthig und haßtarrig hält, alle Schuld beimißt, daß eine Beilegung der religiösen Zwistigkeiten nicht zu erzielen war, finden wir in der ersten Hälfte des Buchs nur spärliche Notizen. Dafür beschäftigt sich zwar fast die ganze zweite Hälfte des Buchs mit dem Schmalkaldischen Kriege, aber auch nur mit Erzählung der Kriegereignisse, auf die Ursachen des Kriegs selbst, am allerwenigsten aber auf die entfernte Ursache, auf die reformatorischen Bewegungen und deren Gründe geht er nicht ein. Hier entschlüpft auch, woran wir sonst in den Memoiren kein zweites Beispiel gefunden, dem Kaiser einmal das Geständniß von eigener Falschheit: auf S. 92 nämlich gesteht er zu, daß er allerdings bereits die Absicht gehabt, die Protestanten mit den Waffen in der Hand zu bekämpfen, daß er aber, weil er noch nicht gehörig gerüstet gewesen sei, sich bemüht habe, ihnen allen Argwohn auszureden, damit sie nicht ihrerseits den Krieg eröffneten zu einer Zeit, wo er noch unvorbereitet gewesen.

Im übrigen bleibt es ein merkwürdiger Umstand, daß die Memoiren fast von nichts handeln, als von den zahllosen Reisen des Kaisers zu Wasser und zu Land, in Spanien, Deutschland, den Niederlanden, Italien, England, Ungarn, Afrika und Frankreich (mehrmals wird ausdrücklich bemerkt, daß der Kaiser per Post gereist sei, dies war jedoch immer nur in Spanien der Fall), von den oft wiederkehrenden, meist unter seinem Vorfige oder doch in seiner Gegenwart abgehaltenen deutschen Reichstagen, Versammlungen der Cortes von Castilien und Aragonien, Landtagen in Sicilien und Neapel, den Ständeversammlungen in den Niederlanden. Ueber Reisen und Ständeversammlungen enthalten die Memoiren jedoch meist nur sehr kurze Referate, ausführlicher dagegen werden die verschiedenen Kriege mit Frankreich, England, dem Papste, den Türken und Tunis behandelt, jedoch nur dann, wenn Karl selbst Antheil an denselben genommen hatte. Nur aus diesem Grunde wird darum auch der Schmalkaldische

Krieg, mit welchem das Buch schließt, im Vergleich zu den übrigen Schilderungen wirklich weitausläufig behandelt. Doch haben hierbei offenbar noch zwei andere Ursachen mitgewirkt. Einmal nämlich geht aus dem Inhalte und der ganzen Anlage der Memoiren auf das augenscheinlichste hervor, daß der Kaiser erst im spätern Lebensalter den Plan faßte, seine Memoiren zu schreiben, und daß er darum, wie auch aus den oben erwähnten van Male'schen Briefen hervorgeht, weil in Betreff der frühern Zeit die Erinnerung schon abgeschwächt sein mußte, sich auf die Mittheilung desjenigen, was in seinem Gedächtnisse haften geblieben oder sonst zu constatiren war, beschränken mußte; dann hat aber auch sicherlich der Umstand zur ausführlichern Schilderung jenes Kriegs mitgewirkt, daß infolge desselben der Kaiser auf den höchsten Höhepunkt seiner Macht gehoben wurde, während die spätere Zeit statt einer Zunahme wieder eine Abnahme zeigt.

Was endlich die Form, den Stil der Memoiren die denselben zu Grunde liegende Idee und Absicht betrifft, so kann es dem mit den Geschichtsschreibern der Alten Vertrauten keinem Zweifel unterliegen, daß der Kaiser sich bei Abfassung derselben ganz speciell die Geschichtswerke von Julius Cäsar zum Vorbilde genommen hat; denn abgesehen von dem kurzen, gedrängten, nachlässigen Stil, von der Schreibweise in der dritten Person ist auch in ihnen Karl V. der Mittelpunkt, um welchen sich alles dreht, wichtig oder wenigstens von ganz besonderer Wichtigkeit und Entscheidung ist nur dasjenige, wobei der Kaiser persönlich mitgewirkt hat. Auch in Cäsar's Geschichtswerken werden ja gerade die kriegerischen Ereignisse besonders hervorgehoben, während neben denselben die diplomatischen Verhandlungen und die so wichtigen Vorgänge in Rom fast ganz zurücktreten. In gleicher Weise läßt Karl die religiösen Wirren in den Hintergrund treten.

Mit dieser Nachahmung Cäsar's hat übrigens, wie leicht einzusehen ist, Karl V. seinen Aufzeichnungen nur geschadet; er hat zu einem Vergleiche provocirt, der ihm zum Nachtheil gereichen mußte. War Karl auch unstreitig ein talentvoller Herrscher, in dessen Regierungszeit zudem die wichtigsten und tiefeingreifendsten Ereignisse, welche eine völlige Umgestaltung der Welt in ihrer äußern wie in ihrer innern Erscheinung zur Folge hatten, sich zusammenbrängten; ist es auch unzweifelhaft, daß, wie die Zeit Cäsar's ein neues Zeitalter vorbereitete und theilweise einführte, so auch die Zeit Karl's V. den ersten Keim zur modernen Welt legte, so ist es doch auf der andern Seite ebenso wenig zu bezweifeln, daß Karl V., auch abgesehen von sonst nicht zu verkennenden Unterschieden in Personen und Dingen, nicht das Genie eines Cäsar besaß, weder als Feldherr noch als Geschichtsschreiber. Dadurch nun, daß Karl V. diesen Heros des alten Rom sich gerade in den Gebieten, wo er in der That am schwächsten war, als nachzuahmendes Vorbild setzte, mußte selbstverständlich die Nachahmung weit hinter dem Originale zurückbleiben, sein Nachwerk zeigt sich schon bei dem ersten Blick allzu deutlich als Copie, und das ist es, was verstimmt, weil man sich glaubt sagen zu müssen:

von Karl V. hätte ich ein anderes erwartet; weil man der Ueberzeugung lebt, daß er, wenn er sich selbständig auf eigene Füße gestellt hätte, auch Besseres zu leisten im Stande gewesen wäre.

Das mag sich indessen verhalten, wie es will, dem vorliegenden Buche kann es in keinem Falle etwas an seinem Werthe als historisches Werk entziehen, ja nicht einmal an seinem Werthe als individuelles Geistesprodukt dieses großen Habsburgers. 80.

Kleinere humoristische Schriften.

„Ein Charlatan, ein Lustigmacher, der in ein Städtchen einzieht, ist ebenso gut wie zehn Aerzte“, sagte einmal ein Agent von Frankreich. Aus demselben Grunde hielten in frühesten Zeiten die großen Herren besoldete Narren, um sich durch ihre Witze und lustigen Einfälle, in die sich auch wol bittere Wahrheiten mischen durften, die ungesunden Willen vertreiben und sich die Speisen besser bekommen zu lassen; es war dies ein Amt, von dem Shakspeare, der Narrenfreund, bemerkt:

Das ist ein Geschäft,

So mühsam, als des weisen Mannes Ranz.

Auch Irrenärzte neuerer Zeit haben die Wahrnehmung gemacht, daß sich für reconvallescirende Irren am besten Schriften humoristischen Inhalts eignen und wollen mit solcher Lectüre bei ihnen gute Erfolge erzielt haben.

Jeder gibt es gerade in unserer Zeit in auffallender Menge grämlich ungesunde, mit allerlei kien Ideen behaftete Leute, blaßte Menschen, die schon in der Jugend so greifenhaft sah, daß sie ein gesundes Lachen ihrer Würde für unangemessen hielten, Individuen, von denen Porzia sagen würde, was sie in Betreff des jungen grämlichen Pfalzgrafen sagt: „Lieber war ich an einen Todtenkopf mit einem Knochen im Raul verkehrt, als an einen von diesen.“ Solchen Individuen würde gute humoristische Lectüre ein treffliches Remedium sein, und da wir nicht wissen können, ob es nicht auch unter unsern Lesern einen oder den andern gibt, der vielleicht auch etwas grämlich ist, als ein ganz gesunder Leser sein sollte, so haben wir immer darauf Bedacht genommen, sie auf neu erschienene humoristische Schriften aufmerksam zu machen und wol auch einzelne lustige Sätzchen daraus zu citiren. Gilt doch auch von den Verfassern solcher humoristischen Schriften, was Shakspeare von einem rechten Narren fordert, wenn er Viola sagen läßt:

Gut kennen muß er die, die er verspottet,

Der Zeiten und der Menschen Eigenschaften,

Und wie ein Falk auf jeden Vogel fliehet,

Der ihm vor's Auge kommt.

Damit ist die Aufgabe und das höhere Amt des Witzes gut bezeichnet, daß wir nichts weiter hinzuzufügen brauchen.

Freilich erscheinen humoristische und humoreskische Erzeugnisse immer seltener auf dem Markt und meist sind sie von geringen Umfangs. Der politische Merger beherrscht unsere Zeit und daher greifen die meisten zu den satirischen Pointen des „Klabberbatsch“, und ähnlicher Witzblätter; auch von heiteren Epien des Humors ist solchen Zeiten zu wenig geachtet. Dem Narren, die kühnlich seine Sentenzen sind, sich den wohlfeilen Witz machen, einen unpopulären gehässigen Minister an einem Tische einzusperren, den man in anständiger Gesellschaft zu nennen sich hütet, oder ein solches Gerücht auch nur zu erfinden und zu verbreiten, oder wenn ein anderer öffentlich durchgeprügelt wird, so hält man dies in dem gemüthlichen Deutschland für den schlagendsten Witz und lacht darüber. Die eigenen stillen, geistigen und gesellschaftlichen Gebrechen will man aber möglichst geschont wissen, und jeder duckt den Kopf vor dem Witz, weil er fürchtet, daß dieser Falk auch einmal auf ihn als einen jagdbaren Vogel fliegen könne. Aus diesen und andern Gründen hat der verdächtige Quindt jetzt sehr wenig Liebhaber und er wird daher auch nur von wenigen und dann nur schüchtern angesetzt. Zu-

gegenwärtig namentlich in Deutschland grassirende Feß- und Jubelhumoristerei gäbe von gewissen Seiten ergiebigen Stoff; aber niemand darf wagen, auch die komischen Momente, die sich mit dieser an sich erhebenden Erscheinung so häufig verbinden, satirisch zu beleuchten, weil die politische Phrase in dieser Hinsicht eine Censur ausübt, die viel terroristischer und dem gegen ihre Ordre Verstoßenden viel gefährlicher ist, als je die nun abgeschaffte officielle Censur war.

Während des ganzen jetzt laufenden Literaturjahrs haben wir nicht ein einziges mal über humoristische Literatur berichtet, aus dem einfachen Grunde, weil sich erst jetzt auf unserm Bücherische ein kleines Häufchen von Schriften humoristischen und satirischen Inhaltes zusammengefunden hat, das allenfalls zu einer kleinen fruchtigen Revue Stoff und Anlaß bietet.

Wir wenden uns zunächst zu dem von G. Heil illustrierten zwanzigsten Jahrgange des jetzt bei Margraf in Wien erscheinenden „Dußigen Volkskalender“ von Adolf Glasbrenner, einem Humoristen, welchem eine drohige Schallhaftigkeit zu Gebote steht, wie sie bei der mehr roh gehaltenen neuen Generation von Humoristen und Satirikern nur selten noch und nicht im gleichen Grade gefunden wird. Aus dem Kapitulstück des neuen Jahrgangs: „Die Niegelungen. Eine dramatisirte Sommerbolde in drei Actenacten“, geben wir hier einiges zum besten. Man hört in der Ferne blasen.

Günther.

Wir ist, als bläß etwas.

Voller.

Schon Tausende ließ sie im Kampf erbleichen,
Aus den Lebendigen, ach, ließ sie streichen,
Schon Kämpen viel, und Ritter, Heur'nants, Reden,
Majors und Junker sah man hin sie strecken!

Günther.

Das jaß beweist, daß sie für mich bestimmt,
Und sie, sobald sie mir erliegt, mich nimmt!

(Pauken und Trompeten.)

(Das Publikum macht erschreckt auf, da es aber merkt, daß es die Tragödie: „Die Niegelungen“ von Heibel ist, schläft es erschrocken wieder ein.)

Günther.

Nun meldet mir doch endlich,
Wer trampetet da so schändlich?

Hagen (der inzwischen Oberkammerherr und General geworden ist, tritt aus Fenster).

Wie? Ach! ich richtig oder ist's ein Blinder?

Nein, Siegfried ist's, ein echter Niederländer!

Alle.

Hei!

Hagen.

Ja, Siegfried, ich erkenn' ihn am Balmunge,
Fürwahr, ein sehr ein niegelungner Junge,
Ganz Horn ist seine Haut, auch schützt vor jeder Schlappe,
Wie ein on dit behaupt't, ihn eine Rebellappe.

Es bläß ganz in der Nähe. Das Publikum wird unruhig über die unmanierlichen Störungen auf der Bühne. Ein Jude, welcher munter geblieben ist, schaut sich nach einer Handlung.)

Siegfried tritt stark auf.

Ein Horn ist (der vor ihm herging).

Götter, ich danke dir, daß dies geschehen!

Hast neunzig Willen mußt' ich vor ihm gehen!

Und da ich dabei immer vorchriftsmäßig blasste,

So ist mir ausgegangen gänzlich jetzt die Puste.

(Ab.)

Siegfried.

Gnädigsten Sie, bin ich hier recht bei Herrn Günther?

Alle.

Ja, ja, Sie sind ganz recht! Ganz recht sind Sie güther!

Das Publikum.

Stille!!

Siegfried.

Von Gottes Gnaden?

Alle.

Ja, König!

Günther.

Ich bin es selbst, — sonst noch wohl und munter?

Siegfried.

Danke für gütige Nachfrage! Haben Sie vielleicht etwas zu kämpfen?

Günther.

Debaute sehr, in diesem Augenblick gar nichts! Bitt' Ihre Güt zu kämpfen.

Eine Scene voll burlesker Kraft ist folgende:

Siegfried, Günther, Hagen und Voller treten auf und sagen, sich tief verneigend:

Gün' Moorogen, Majestät!

Brunhild.

Ihr Reden, wollt ihr mit dem großen Reichenwagen
Begraben werden und die Kosten selber tragen?
(Zu Siegfried.) Bist du es, der es ist? Der gerne möchte ..

Siegfried.

Ich danke, ich muß nicht von Allen haben!

Günther.

Ich bin derjen'ge, welcher! Deiner Schönheit Ruf
Drang walgertractlich hin bis zu dem Rheine,
Den sie, wie dir bekannt, nicht haben sollen.

Hagen.

Der König Günther ist's, von Gottes Gnaden
Und Kriegsherr, oberster —

Brunhild.

Fort bald mit Schanden!

Doch eh' ich schreit' zu neuen Ruhmesthaten,
Muß vorher in Vergüdung ich gerathen,
Muß ich zusammenhebbeln irgend was,
Wenn's nur Vergüdung ist, zum Beispiel das:

(Sie stößt die Ohren, karrt die Augen, streckt die Zunge, spreizt die Beine und Hände und rieht zum Himmel empor):

Wenn der Muth in der Brust seine Spannkraft übt,
Traurigen, schaurigen Wahnsinn gibt, u. s. w.

Endlich noch eine dritte Probe:

Günther (laut in der Mitte).

So ist der Hochzeitstag nun angebrochen,
Der Braten aufgewärmt, die Sichter angeköchen.

Siegfried.

Erinnre dich, daß Chriemhild mir gefällt.

Wir haben die Welschichte für ein Geld.

(Er legt Hand an Chriemhild.)

Werchopple diesen schönen Hochzeitstag
Und mach' aus uns: zwei Herzen und einen Schlag!

Günther (segnet sie).

So seib die Gurigen!

Brunhild (jornig).

Wie, Chriemhild einem Dienstmann!

Günther.

Der Siegfried ist ein König ganz wie ich!

Brunhild (brummend).

Das ist was Rechts!

Siegfried greift in seine Westentasche und schenkt Chriemhilden den Nibelungenhort.

Hagen.

Hei! Maaß zur Hochzeit!

Trampeten. Pauken. Tafel. Ein Orchester, der ausgetrunken, wird fortgerollt.

Heibel wird hoffentlich Humor genug haben, aber diese brausische Travestie seiner Nibelungentragödie istig mitzulachen.

Nach Homer's „Iliade“, Virgil's „Aeneide“, Goethe's „Werther“ und „Faust“ zweiter Theil haben sich gefallen lassen müssen, travestirt zu werden, und wie unzählig oft sind nicht doch-terische Erzeugnisse von Schiller travestirt oder parodirt worden.

Eben erst erschienen die Erbe in Hoyer's Werba zwei dramatische Schnurren, welche Parodien oder vielmehr Travestien Schiller'scher Erzeugnisse sind: „Rieselfeitz, Prinzessin von Nitzgendorf“. Ein tragikomisches Märchen frei bearbeitet nach Gogol und Schiller's Turandot in einem Act“ und „Beatel, die Braut von Resina. Historisch-romantischer Trauersalat in zwei Aufzügen“, beide von Dreien, einem Pseudonymus, der früher schon die Travestie „Tannhäuser oder die Keilerei auf der Wartburg. Große sittlich-germanische Oper mit Gesang und Musik in vier Acten“ erschienen ließ. Laut einer Anzeige auf jeder der letzten Seiten der beiden neuesten und vorliegenden Travestien ist diese „große sittlich-germanische Oper“ von der Studentenverbindung Silezia zur Aufführung gebracht und mit dem größten Beifall aufgenommen worden. Dasselbe Glück, ausgeführt und mit größtem Beifall aufgenommen zu werden, soll auch, wird versichert, den beiden letzten Travestien Dreien's, die übrigens sehr harmloser Art sind, zu Theil geworden sein.

Mit wenigen Worten, da des Verfassers leichte, sich aber immer gleichbleibende humoristische Manier den Liebhabern derselben bekannt genug ist, geben wir hier auch des zweibändigen komischen Romans von A. von Winterfeld: „Geheimnisse einer kleinen Stadt.“ Im großen humoristischen Stil arbeitet der Verfasser bekanntlich nicht; Zweenreichtum, seine Ironie, die ja auch in unserer etwas grobgearteten, durch ihren Materialismus auch auf die Komik zurückwirkenden Zeit leider nicht verlangt wird, sind seine Sache nicht; sein Humor schmeckt meist etwas nach dem Witz der Kaserne; aber er schreibt für den derbsten Geschmack unterhaltend genug, und er macht, und das ist die Hauptsache und entwarfnet die Kritik, keinen Anspruch darauf, als mehr zu gelten, als was er ist. Kenntniß der vielen Fährheiten, Pöcherlichkeiten, Langweiligkeiten und komischen Eingebildetheiten der deutschen Kleinstädter, die sich bei all ihrer Klugweisheit doch so leicht von irgendeinem Charlatan, wie in diesem Roman von einem aufgeblasenen, windbeuteligen, als Inbegriff aller medicinischen Gelehrsamkeit angestauten, später aber entlarvten Barbier dupiren lassen, ist dem Verfasser nicht abzusprechen. Wahrscheinlich hat er sie durch ein längeres Garnisonleben in irgendeiner langweiligen kleinen Stadt erworben.

Aus dem kleinstädtischen Leben treten wir in das großstädtische in folgender Schrift: „Humoristica für Salon und Wagon. Skizzen und Schilderungen aus dem Berliner Leben“ von G. A. B. (Berlin, Grothe). Die Schrift enthält die Skizzen: „Restaurants und Bierhäuser“, „Möblirte Stuben“, „Ein Alalauer Fischzug“ (in dieser Skizze tritt auch der Verleger des Büchleins, Wilhelm Grothe, auf, von dem unter anderem gesagt wird: „Er ist fast mager zu nennen, trotzdem daß er oft für zehn ist und für ebenso viel trinkt“), „Omibus und Dienstmänner“, „Dienstmädchen“, „Berliner Streiche“, „Ein Berliner Genie. Literarisches Proletariat“ u. s. w. Zur Kenntniß des nach so vielen Seiten hin etwas dissoluten und frivolen Berliner Lebens, dessen flatter Charakter sich auch in der ganzen Auffassung und Darstellungsweise des Verfassers widerspiegelt, sind hier vielleicht nicht ganz uninteressante Beiträge gegeben; aber eigentlich humoristischen Charakters sind darunter nur wenige, und nur zu häufig versällt der Verfasser, besonders in der letzten Skizze, in welcher er ein in einer kleinen, Berlin benachbarten Stadt gefeiertes Polsterabends- und Hochzeitfest beschreibt, in eine rohe und unbelicate Manier. Am drolligsten ist vielleicht noch die Erzählung von dem Rentier und Hausbesitzer Hund, der sich einbildet, unerforschlichen Witz zu besitzen und stets recht zu haben und zu dessen unumwundenen Behauptungen auch die gehört, daß der Berliner überall für Geld zu haben sei. Er verliert aber eines Tags eine hierauf eingegangene Wette, indem bei einer Jagdpartie die Aufzeker weder eine Cigarre noch ein Trinf-

geld von ihm annehmen und vielmehr gegen ihn empfindlich grob werden, was zu manchen possiblen Momenten führt. Man hatte ihnen nämlich eingeredet, daß Hund verrückt sei, daß man sich vor ihm in Acht nehmen müsse und daß sein Wahnsinn besonders dann zum Ausbruch komme, wenn man ihm etwas anbiete. Aus der Art des Vortrags zu schließen, scheint die Erzählung auf einem Spas zu beruhen, den man sich wirklich einmal erlaubt hat.

Nur noch an die Skizze „Ein Berliner Genie“ möchten wir eine Bemerkung knüpfen. Der Verfasser schildert darin den Lebenslauf eines leichtsinnigen „literarischen Proletariats“, dem nach seinem frühzeitigen Tode der „Nasenqueisler“ zu Theil wurde. Es ist allerdings richtig, daß es in den unteren Schichten des Literatenhums so manche arbeitsscheue, leichtsinnige, wenig wissende und sönnende Individuen gibt; ja schlimmer als das, auch Individuen, deren Verhalten aus Mangel an tiefem Gemüth wie an moralischen Grundsätzen so incorrect ist, daß man im Falle eines Conflicts nicht weiß, wie man sich ihnen gegenüber zu verhalten hat und geduldig ihre Brutalitäten und Bosheiten über sich ergehen lassen muß. Aber wir wissen nicht, was gerade dem Verfasser vorliegender Skizzen das Recht gab, über Felix, den von ihm geschilderten Literaten, vom hohen Richterstuhl herab den Stab zu brechen, zumal da er ihm höchstens nur Arbeitsfaulheit und Leichtsin, nicht aber eigentlichen Bosartigkeit zum Vorwurfe machen kann. Er spottet darüber, daß Felix für gewisse Berliner Buchhandlungen, welche Originalromane in wöchentlichen Lieferungen à 1 Druckbogen zu 1 Silbergroschen erscheinen lassen, Fabrikate dieser Art, bei denen der Druckbogen mit 3, höchstens 5 Thaler bezahlt werde, geliefert habe, und er schließt die Skizze mit den Worten: „Sein literarisches Proletariat ging zu Ende, ohne daß das Berliner Genie jemals zu den verkannten Genies hätte gerechnet werden könne, die freilich wie er der Welt nichts leisten, aber sich doch für himmelfürmende Titanen halten.“ Wir wissen natürlich nicht, wie viel Honorar der Verfasser für vorliegende Skizzen erhalten hat; aber daß er damit ebenso wenig Großes wie Felix geleistet, daß er damit nur flüchtige Literatenarbeit, die mit dem Tage entsteht und vergeht, geliefert hat, das wissen wir um so bestimmter. Es gehören ganz andere Leistungen dazu, um moralisch berechtigt zu sein, im Gefühl der Ueberlegenheit über das literarische Proletariat ein solches summarisches Verdict abzugeben.

„Spottvögel“ heißt eine Reihenfolge von „Eulenspiegelchen, Falschaffaden und demokratischen Launen“, welche ein Dr. März, roth bei Margraf in Wien erschienen ließ. Von seinem geistreichen Witz und geschmackvoller Ironie ist bei der jetzigen Generation überhaupt nicht mehr viel die Rede, und so waren wir von vornherein darauf gefaßt, auch in diesem mit Illustrationen versehenen Büchlein nicht viel Witziges anzutreffen. Dies hat sich auch bei der Lectüre ziemlich bestätigt, obgleich wir zugeben, daß einzelnes gelungen ist und daß der Verfasser, der öfters zu sehr und nicht immer glücklich mit Worten spielt, manche richtige Beobachtungen und Wahrheiten in ungezwungener wie in gebundener Rede ausgesprochen hat. Treffend z. B. ist folgende Sentenz: „Speculirst du auf die Dummheit der Menge, so thue, ob als du dich vor der Weisheit derselben im Staube beugtest.“ In Wien dürfte übrigens die Art Satire, die der Verfasser anbaut, besser goutirt werden als bei uns. Der Verfasser beschäftigt sich glücklicherweise nicht viel mit Politik, erhebt sich vielmehr in der Skizze „Leiden eines Weltpolitikers“ eher gegen die Raie, immer und überall nur Politik zu treiben und langweilt uns nicht mit jenen vulgären Ausfällen gegen „Junker und Pfaffen“, wie sie jetzt an der Tagesordnung sind. Als Mitarbeiter begegnen wir dem Verfasser auch in der gleichfalls illustrierten und in demselben Verlage erschienenen Schrift: „Raffsim und Schnofes erzählt von e meschungen Godes. Jüdische Schnaken und Schnurren“, von Raier David B. rimpfeler. Diese von mehreren verfaßte Sammlung jüdischer Schnurren ist viel drolliger und gibt manches zu lachen:

wir verweisen auf die „Fragmente aus einem Fremdwörterbuch“, auf die Skizzen „Fremdwörterverwirrung. Ein Salongespräch“ und „Warum soll man Kinder Muffl lernen lassen?“ auf das Gedicht „Blumenzwiebel und Jäbentweiber“ (von dem pseudonymen M. Frauenlober) u. s. w.

In zweiter, „weder vermehrter noch verbesserter“ Auflage kündigt sich an: „Der Mensch und der Parasit. Ein fliegendes Blatt für Ärzte und Naturforscher beider Hemisphären“, von Dr. Syninator Longus (Magdeburg 1863). In sehr gewandter Verifikation, die reinlicher als der Inhalt ist, und nicht ohne Witz und Sprachkenntnis schildert der Verfasser das Treiben der Würmer und der übrigen Parasiten, der Ascariden, Lumbricoiden, Norpionen, Trichinen u. s. w. bis zum Puler herab oder hinauf, denen das Innere des Menschen oder seine Haut zur Behausung und sein Blut und seine Säfte zur Nahrung dienen. Der Verfasser ruft am Schluß seiner Dichtung, wenn man sie so nennen will, dem Menschen warnend zu:

Nun Mensch? Wo bleibt dein Uebermuth, so led?
Und meinst du noch, du seist dir selber Zwed?
Nichts, nichts ist deine liebliche Gestalt,
Als nur ein Parasitenaufenthalt.
Ein zweigeheint Helminthenfütteral,
Ein großes, wohlgefülltes Warmennal,
Ein mächtig Ungeiefferarsenal,
Ein wadlig und hauffällig Miethlocal!!

Verehrter Mensch, drum lebe stets in Frieden
Mit denen, die als Miether dir beschieden,
Und denke stets, zu jeder Lebensfrist,
Vornehmlich aber, wenn du trinkst und isst,
Was du auch deinen Wärmern schuldig bist!!

Ob schon die jetzige, auch die nichtärztliche Generation und selbst schon die weibliche und sogenannt jungfräuliche, nachdem in populärwissenschaftlichen Blättern so viel gethan worden ist, sie über die Geheimnisse des menschlichen Körpers aufzuklären, in diesem Gebiete sicherlich sehr viel vertragen kann, so glauben wir doch, daß zarteren Gemüthern bei der Lectüre dieser Schrift, trotz der wirklich virtuosen Behandlung des Stoffes, etwas unwohl werden dürfte, während für Ärzte die ihnen in wohlgeordneten achtseitigen Stangen gewidmete Schrift von Anfang bis zu Ende allerdings ein Lesebissen sein mag.

Wie sich des Dr. Syninator Longus Reimchronik der Eingeweidewürmer und anderer Parasiten vorzugsweise an die Ärzte wendet, so wendet sich folgende im E. Wengler'schen Verlage zu Leipzig erschienene Schrift: „Ostereier für Buchhändler. Mit Salz, Pfeffer, Oßig oder Senf, zu verschlucken im Jahre 1863“, speciell an den Stand der Buchhändler. Voran geht ein Gedicht: „Der Verleger an den Autor“, mit dem Anfange:

Mein Herr Autor, will Er wol
Mir was fabriziren? —

also eine Parodie des in seinem Genre classisch zu nennenden Volkslieds: „Mein Herr Maler, will Er wol“ u. s. w. Der Verleger ertheilt darin seinem Autor Aufträge zur Abfassung von illustrierten Werken naturwissenschaftlichen und andern Inhalts, zu dreibändigen Romanen „voller Abenteuer und voll Ungeheuer“, zu einer Gedichtsammlung, „die voll süßer Tunkte glänzt im Goldschnittprunk“, zu einer illustrierten Zeitschrift von liberaler Tendenz u. s. w., er verspricht für dies alles jährlich 100 Thaler nebst Schreibmaterialien und schließt:

Drum, Herr Autor, seid gescheit,
Sorgt, daß ich mich mäste;
Er verlangt Unsterblichkeit,
Und ich bau' Paläste.
Auch kommt es, mein lieber Mann,
Mir auf ein Couvert nicht an,
Wenn zur Zeit der Messen
Oßte bei mir essen.

Die ergötzliche Skizze „Herrn Theodor Faulhaber's Firma: Literarisch, artistisch, geographisch, musikalisches Verlags- und Sortiments-Comptoir in Hessel erster Meßbusch“ und einiges andere werden auch Nichtbuchhändler mit Vergnügen lesen; der größte Theil der Schrift geht begreiflicherweise ausschließlich den Herren Verleger an, denen das Schriftchen hiermit embsohlen sein möge. J. M.

Naturstudien über Helgoland und die Nordsee.

1. Nordseestudien von Ernst Hallier. Mit 27 in den Text gedruckten Holzschnitten und 8 lithographirten Tafeln. Hamburg, D. Meißner. 1863. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Die Vegetation auf Helgoland. Von Ernst Hallier. Mit 4 Tafeln Abbildungen. Zweite mit einer vollständigen Flora vermehrte Ausgabe. Hamburg, D. Meißner. 1863. 8. 7½ Ngr.

Wol ist es schön an den blühenden Gestaden der Südländer, wo milde Lüfte mit süßduftenden Blumengerüchen und wahrhaft paradiesische Freuden gewähren und den Geist zu neuer Lebenslust und erhöhter Thätigkeit entflammen. Doch auch die rauhen Gefilde des Nordens mit ihren furchtbaren Orkanen und toben den Schneestürmen erzeugen und poetische Genüsse und bieten dem Naturforscher einen großen Schatz von Kenntnissen, von denen viele gedankenlose Ball- und Soireemenschen gar keine Ahnung haben. Der Verfasser vorstehender Werke hat zwar nicht die ganz kalten Polarländer besucht, sondern die uns sehr nahe liegende Insel Helgoland, gibt aber von diesem Meeresfelsen einen solchen Reichthum naturwissenschaftlicher Facta, wie sich durchaus nicht erwarten ließ. Beide Schriften sind rein naturwissenschaftlich und ganz besonders für Geologen, Botaniker und Zoologen geschrieben, behandeln aber alle diese Gebiete so populär und nicht selten poetisch schön, daß sie auch der Unkundigste mit Vergnügen lesen und einen Reichthum von Belehrung empfangen wird. Aber auch die Fachgelehrten werden erstaunen, wenn sie über die große Flora dieses öden Felsens lesen und viele Pflanzen aufgezeichnet finden, die man dort nicht vermuthen konnte.

Die Pflanzen der Phanerogamenflora Helgolands sind uns alle bekannt, denn sie wachsen auch in unsern Fluren; weniger aber die Algenflora. Und hierüber erhalten wir eine spezifische Beschreibung und poetische Darstellung, wodurch beide Schriften zu einer höchst interessanten Lectüre werden. Das erste Werk, 21 Bogen umfassend, beschreibt Helgoland als Seebad und gibt uns Darstellungen der großartigen Meereserscheinungen, der Gewitter, Stürme und ihrer furchtbaren Verheerungen. Es werden dann der feste Boden, die Dünen- und Strandbildungen, die Lufterscheinungen und das Meerleuchten besprochen; die Dünenflora, Küstenvegetation, die Phanerogamen- und Algenflora geschildert, die Land- und Seethiere beschrieben und eine Charakteristik der Bewohner Helgolands gegeben. Da der Verfasser einen Sommer und Winter auf jener romantischen Felseninsel der Nordsee lebte, um gründliche Studien an Land und Leuten machen zu können, so läßt sich schon hiernach erwarten, daß seine Resultate zuverlässig sind. Demzufolge erfahren wir, daß der Helgolander Felsen, welcher nach allen Seiten sich senkrecht aus dem Meer erhebt, den geschichteten Gesteinen, also der Triasgruppe angehört. Das Gestein des Felsens ist ein verhärteter Thon, wechselnd mit Bänken eines Sandsteins, in sehr schön ausgeprochener, regelmäßiger Schichtung. Die untern festern Schichten gehören dem Buntsandstein an; ob auch die obern, weichern Schichten dazu gehören, oder ob sie, wie Wiebel wegen der ungeheuern Mächtigkeit von 1312 Fuß für wahrscheinlicher hält, zum Keuper gerechnet werden dürfen, will der Verfasser nicht entscheiden, weil es für die bunten Mergel des Keupers und bunten Sandsteins kein sicheres Unterscheidungszeichen gibt. Auf diesem Sandfelsen hat Hallier 88 Holzpflanzen, größten theils Sträucher, aufgefunden; außer diesen Holzpflanzen fand er noch eine Phanerogamenflora von 220 Arten in 128 Gat-

tungen, welche 38 natürlichen Familien angehören, von denen nur 7 zu den Monokotyledonen, die übrigen 31 zu den Dicotyledonen zu rechnen sind. Der Artenzahl nach kommen auf die Monokotyledonen 52, auf die Dicotyledonen 168, und es herrschen unter sämtlichen Familien die Gräser vor, denn sie treten in der Zahl 42 auf, während die reichste Familie der Dicotyledonen, die der Compositen, nur in 35 Arten vertreten ist. Sie werden alle namhaft gemacht und auch von einigen die *Wirkungen* gegeben.

Einer der interessantesten Abschnitte ist der über die Algen. Wer hat nicht schon von den großen Wäldern des Meeres gelesen, die aus ganz zarten Pflanzen bestehen! Diese Seepflanzen, Lango oder Algen, waren lange Zeit die verachteten aller Pflanzen. Gegenwärtig sind sie aber zu einer hohen Wichtigkeit gelangt, weil sich an ihrem einfachen Bau die Gesetze des organischen Lebens am leichtesten studiren lassen. Aber nicht bloß für die Wissenschaft haben sie hohes Interesse, sondern auch für das praktische Leben. Viele von den Seepflanzen werden von den Bewohnern der Nordseeinseln als Brennstoff und Dünger verwertet. Deshalb ist das Einsammeln des „Braic“ sogar gesetzlich geregelt und darf nur im März und Juli geschehen. Ja man hat sogar vor einigen Monaten die Entdeckung gemacht, daß sich die Fasern des „Braic“ wie Baumwolle verarbeiten lassen und als Surrogat dafür dienen können, wie uns ein Artikel im achten Bande der „Wissenschaften im 19. Jahrhundert“ lehrt. Aber diese sonst so verachteten Meerestpflanzen sind auch schön, zeigen einen großen Formenreichtum und die mannichfaltigsten und schönsten Farben, unter denen reines Grün, Karminroth und Olivenbraun die Grundtöne bilden. Diese drei Hauptfarben (sagt der Verfasser) zeigen zahlreiche Abstufungen, so z. B. kommt das Roth vom zartesten Rosa bis zum tiefsten Schwarzpurpur vor, ja in manchen Fällen zeigen sich Uebergänge der verschiedenen Hauptfarben und einzelne Algen können zu verschiedenen Lebensperioden oder unter verschiedenen Bedingungen in den verschiedensten Färbungen auftreten. Ganz unabhängig scheinen die Algen von ihrer Unterlage zu sein. Sie entnehmen ihre Nahrung nicht aus oder von der Unterlage, weil sie keine Wurzeln, sondern nur Haftorgane besitzen, und absorbiren durch ihre Poren. Jede Alge kann auf jedem festen Körper Posto fassen, so keimen Algen auf Algen und sogar auf den Rücken der Thiere und diese leben dabei ungestört fort. Morphologisch wesentlich verschiedene Gewebe kommen bei den Algen nicht vor, denn es fehlt gänzlich an jenen Leitbahnen der Pflanze, den Gefäßbündeln. Der ganze Algenkörper besteht aus parenchymatischen, wenn auch übrigens noch so verschieden gestalteten Zellen. Auch der Gegensatz der Vegetationsorgane fehlt hier. Der Hafter wird im einfachsten Fall durch eine einzige Zelle gebildet, die sich fest an die Unterlage ansetzt, indem innerhalb ihres aufliegenden Randes ein luftverdünnter Raum entsteht. Bei entwickelteren Längen ist dieser Hafter zwar von sehr zusammengesetztem Bau, aber er besitzt keine Gefäßbündel, keine Saugwurzeln, sondern dient ebenfalls nur zum Anklammern an Holz und Felsen, und zwar oft so fest, daß auf den Krebseisernen zu Norden Helgolands die Laminarien selten ohne ein großes Felsenstück von den Stürmen losgerissen werden. Auch Blätter besitzen die Algen nicht. Manche Formen ahmen zwar täuschend die Gestalten höher organisirter Gewächse mit Stengeln und Blättern nach, aber diesen Gebilden fehlt doch der Gegensatz von Achse und Peripherie. Wie reich die Algenflora ist, kann man daraus ermessen, wenn man bedenkt, daß Montagne schon im Jahre 1847 nicht weniger als 2226 Arten zählte, die man damals in nur 24 Gattungen gruppirt. Seitdem hat man noch mehr aufgefunden; der Autor verzeichnet eine große Zahl und gibt von den wichtigsten die Abbildungen.

Höchst belehrend und interessant ist das Schlusskapitel, worin er eine Fauna und Flora der Vorkwelt schildert, die er aus zerfloßenen Steinen anscheidet. Da gibt's versteinerte Eicheln und Eichenblätter, Reste von Erlen und Rastholzer, von Ahornen

und Hainbuchen, aber auch viele unbekannte, jetzt nicht mehr existirende Pflanzen. Daß dabei die Reste von Fischen und Säugethiere nicht fehlen, läßt sich denken. So umschließt also jedes Stückchen Erde die versteinerten Geschöpfe der Vorzeit. Ueberall wandeln wir auf Leichenhügeln, aus deren Asche die Wesen der Gegenwart entstanden.

Aber weg von den Gräbern! Blicken wir lieber in das blühende Leben der Helgoländer. Leider bekommen wir aber durch des Verfassers Charakteristik keine günstige Meinung von den Bewohnern des Felsenlandes. Die Frau lobt er gar sehr, „denn die Sorge für das häusliche Wohl der Wabegäste liegt ganz den Frauen ob, und das ist ein Glück, denn die häuslichen Tugenden der Helgoländerinnen sind in den meisten Beziehungen unübertrefflich. Nirgends im ganzen reinlichen Norddeutschland findet man eine so musterhafte Sauberkeit und Ordnung wie im Helgoländer Haushalt.“ Aber die Männer und Jünglinge kommen schlecht weg. Sie sind so träge, daß sie nicht einmal das Unkraut ihrer Acker vertilgen und die Kartoffeln darunter erkranken lassen! Der Helgoländer ist, wie alle Friesen, männlich und verschlossen, sagt Hallier. Er ist misstrauisch, ernst, selten mit Fremden zu heiterm Scherz geneigt; besonders die jüngeren Männer brauchen eine fast indianische, störrische Zurückhaltung. Oft zu ihrem großen Schaden beweisen die Helgoländer eine eigensinnige, anstehende Abneigung gegen alles Fremde, besonders gegen fremde Rath und Hülfe. Sie hängen eigenständig fest am Altem und wollen nicht einmal neue Straßennamen eingeführt haben. Niemand interessiert sich fürs Gemeinwohl, sie beschlagen ihre Dienen nicht und lassen dadurch einen Theil der Insel zur Wüste des Meeres werden. Die begütertesten Gemeindeglieder wollen nur dann Beiträge zum Straßenpflaster geben, wenn es die vor ihre Hausthür geführt wird. Daher Elend und Gewerbelosigkeit, und wenn das Bad einmal weniger besucht werden sollte, so würden die Helgoländer es sich selbst zuzuschreiben haben. Nur einzelne intelligente Männer und sehr oft Fremde haben die wenigen Verbesserungen eingeführt, die man dort findet, und oft wurden sie mit Undank belohnt. Das Bad, welches von etwa 2000 Gästen alljährlich besucht wird, kann natürlich die 3000 Inselbewohner nicht allein ernähren; außer ihm bleiben nur Fischfang und Hummerfang bedeutungsvoll, obgleich auch diese Erwerbszweige in Ermangelung größerer Schiffe sehr im Nachtheil sind. In den zwanziger Jahren wurden jährlich etwa 200000 Schellfische und 50000 Hummer nach London und Hamburg geführt. Doch auch dieser Handel hat abgenommen. In den letzten Jahren ist auch keine Zunahme der Wabegäste merklich gewesen. Das ist nicht die Folge der Ueberfüllung durch andere Bäder, denn Helgoland hat natürliche Vorzüge vor allen übrigen, es ist lebhaft Folge der Anwesenheit in dem ganzen Betrieb. Helgoland wird fortschreiten oder zurückgehen je nachdem die Bewohner sich der Sache annehmen.

Dies die Ansicht des Verfassers, der über ein Jahr dort lebte und ohne Haß und Leidenschaft schildert, denn er gibt keine Bemerkungen nur, um zum Fortschritt und zur Verbesserung der Uebelstände anzufeuern.

Des Verfassers kleiner Schrift über die „Vegetation auf Helgoland“ kann nur als Ergänzung der „Nordsee-Raria“ betrachtet werden. Schließlich muß ich noch bemerken, daß der Verfasser (wie viele andere gelehrte Schriftsteller) „ahnen“ statt „ahnen“ schreibt, obgleich doch allgemein feststeht, daß „ahnen“ soviel wie rathen heißt. In der kleinen Schrift dagegen ist das Wort richtig gebraucht. Der Autor hat also in den größern Werken nicht einen Fehler, sondern auch eine Inconsequenz begangen. Meine Rüge wird man wahrscheinlich als „Silbenfleckeri“ betrachten, sie ist aber nöthig. In der Orthographie mögen Abweichungen stattfinden, sie verändern die Gedanken nicht; aber in der Wortbedeutung muß unter allen deutschen Schriftstellern vollständige Einheit herrschen. 38.

Novellen von Paul Heyse.

Neue Novellen von Paul Heyse. Vierte Sammlung. Zweite Auflage. Berlin, Gersch. 1892. 16. 2 Hft.

Das Urtheil über den allgemeinen Charakter von Paul Heyse's poetischer Begabung überhaupt und seinen novellistischen Leistungen insbesondere hat bereits eine so bestimmte Gestalt gewonnen, daß wir in diesem Betracht nichts mehr zu sagen brauchen. Im allgemeinen entsprechen denselben auch die Novellen der vorliegenden Sammlung; inzwischen fehlt es derselben auch nicht an einzelnen Zügen, durch die sie sich von den ihr vorausgegangenen Gaben unterscheidet. Abgesehen von der letzten und kürzesten Erzählung („Auf der Alm“) spricht sich im Inhalt und Grundton der Novellen eine merklich trübere, ja schwärzere Lebensanschauung aus, als in der Mehrzahl der früheren Arbeiten des Verfassers; es werden darin dem Leser mehr die feindseligen, glücksstörenden und unheilbringenden, als die freundlichen, segensreichen und tröstenden Mächte des Lebens vorgeführt, und wenn der Autor auch nicht versäumt, in die düstern Partien einige Lichtblicke fallen zu lassen, so geht doch bezüglich des Totalindrucks sein Bestreben offenbar mehr dahin, die Bitterkeit desselben zu verschärfen, als zu mildern. Ruß uns dies im Interesse des Dichters und der zur Trösterin berufenen Poesie mehr schmerzen als erfreuen, so können wir dagegen ein anderes Moment in der Entwicklung des Autors, welches diese Novellen erkennen lassen, nur mit Befriedigung hervorheben. Im ganzen nämlich finden wir dieselben einheitlicher componirt und strenger organisiert; man merkt ihnen an, daß sie mehr von innen herausgearbeitet und durchempfunden, als mit der von außen herantretenden Gewandtheit eines formbeherrschenden Talents gestaltet sind, daß der Stoff in ihnen für den Dichter nicht bloß Darstellungsobject geblieben, sondern zu einer auch selbstthätigen, mitarbeitenden Macht geworden ist.

Die erste der vier Novellen: „Annina“, spielt in Rom. Ein junger deutscher Maler und eine junge schöne Römerin werden durch die Kampflust ihrer Hunde zusammengeführt und entbrennen sofort in Liebe füreinander. Aber sie ist bereits dem reichen und eifersüchtigen Sor Beppe verlobt, und ihre Gesellschafterin Lalla beschwört ihn auf das dringendste, seinem Gefühl nicht weiter nachzugeben und die Ruhe Annina's nicht zu stören. Trotzdem sucht er sie auf, wo er weiß und kann, trifft sie eines Tages auf der Straße und erhält von ihr das Versprechen, wenigstens einmal zu ihm zu kommen und sich von ihm malen zu lassen, um sich alsdann nie wieder zu sehen. Er schmückt zu ihrem Empfang sein Zimmer und trägt sich mit Entführungsplänen. Da erscheint statt ihrer plötzlich Lalla mit der Schredenandracht, daß sie todkrank am Fieber dankeberliege, weil sie ihrem Verlobten einen Eid habe schwören müssen, den Deutschen nie wieder zu sehen, dann die Madonna durch ein Gelübde zu bewegen versucht habe, sie von diesem Eide zu entbinden, hinterher aber den Folgen der äußern und innern Selbstreinigungen erlegen sei. Annina wird wirklich eine Beute des Todes und Hans irrt seitdem wie ein still Wahnsinniger im Gebirg umher. Der Autor leitet diese Erzählung mit den Worten ein: „Es ist nur ein Abenteuer, was ich erzählen will, eins, dessen Knoten sich leicht und leichtsinnig schürzte, um plötzlich von der scharfen Sichel des Todes durchschnitten zu werden. Es wird nicht an solchen fehlen, denen dieser Schnitt zu spät und heftig durchs Herz geht. Diese werden darüber klagen, daß die poetische Gerechtigkeit fehle, daß sie von einem solchen Schicksal ohne Verschönerung scheiden müssen. Wir aber scheitern, daß der Tod, wenn er Jugend und Schönheit hinrafft, selbst zum Dichter wird, der das Vollkommene in unserm Andenken verewigt und das Liebenswürdige vor dem Raub der Zeit beschützt. Das Leben ist roh und gewaltthätig. Ueber kurz oder lang zwingt es auch die zarteste Gestalt unter das harte Joch der irdischen Noth und Nothwehr. Der Tod, wenn er an die Jugend herantritt, läßt ihr nur die Flügel, ehe sie gekniet werden. Wer sich nicht damit versöhnen kann, daß der Sturm

im Frühling Blüten zu Tausenden von den Bäumen reißt, ehe sie Frucht angelegt, der lasse diese Geschichte ungelesen.“ Daß hierin manches Wahre liegt, was die Anlage der Erzählung zu rechtfertigen vermag, verkennen wir nicht; auch möchten wir dem Autor nicht vorwerfen, daß er das unheilvolle Ende auf die Haupter völlig Schulbloßer herabbeschworen habe. Aber trotzdem können wir nicht leugnen, daß uns der Schluß zu schroff und gewaltthätig erschienen ist. Natur und Leben verfahren freilich nur allzu oft so; aber sie bieten solche an sich trostlosen Gewaltacte doch immer nur im engsten und innigsten Zusammenhang mit dem unendlichen Gesamtleben, das sie als nur momentane Dissonanzen fort und fort in seine ewige Harmonie auflöst. In der Dichtung ist dies anders. Hier erscheinen sie isolirt, und darum üben sie hier eine wirklich vernichtende, herzzerreißende Wirkung aus, sofern sie nicht durch ausdehnende Motivirung und Erschließung einer beruhigenden Perspektive mit den Gesetzen einer vernünftigen und sittlichen Weltordnung in Einklang gebracht erscheinen.

Von weit verständniderm Charakter ist die zweite Novelle: „Im Grafenschloß.“ Zwar gelangt auch in ihr diejenige Person, für die wir uns vorzugsweise interessieren, nicht zu dem Glück, welches wir ihr wünschen; aber wir werden dadurch weniger hart berührt, weil sie aus edeln Motiven selbst darauf resignirt und für das äußere Glück das erhebende und beruhigende Bewußtsein einer schönen That zum Ersatz erhält. Die frische Lebenslust freilich wird in diesem Ersatz ein etwas trübseliges Surrogat erblicken, und der Autor hat durch seine Einflebung und Darstellung wesentlich dazu beigetragen, ihn uns in diesem Lichte erscheinen zu lassen, indem er uns die eigentliche Geschichte nicht unmittelbar in ihrem wirklichen, lebendigen Verlauf, sondern nur im Spiegel der Erinnerung vorüberführt, und noch dazu in einem vom Hauch der Wehmuth geträubten Spiegel, der selbst das Erfreuliche wie mit einem Trauerflor überdeckt erscheinen läßt. Daß der Autor hieran wohlgethan, bezweifeln wir. Allerdings hat er dadurch erreicht, seiner Erzählung den Charakter eines das Gemüth von Anfang bis zu Ende wehnüthig afficirenden Stimmungsbildes zu geben, aber er hat ihr damit auch das Spannende, das Zwischen Freud und Leid Wechselnde, das Werden und Fortschreitende genommen. Aus dem Ton, in welchem Flor die Geschichte des von ihr erzogenen jungen Grafen erzählt, erfahren wir von vorn herein, daß wir nichts mehr zu hoffen und zu fürchten haben, daß wir einer vollendeten, unabänderlichen Thatsache von mehr betrübendem als tröstendem Charakter gegenüberstehen, und wir verfolgen daher die Entwicklung nicht mehr mit der lebendigen Theilnahme, mit welcher wir sie verfolgen würden, wenn sie, statt in der Vergangenheit, in der Gegenwart und Zukunft läge. Außerdem liegt in der Form, welche der Verfasser gewählt hat, auch insofern etwas Störendes, als Flor's Erzählung im Verhältnis zu den äußern Umständen, unter denen sie zu erzählen beginnt, dem Leser viel zu lang erscheint, und in der That zu gewichtvoll ist, als daß sie bloß in der Gestalt einer gelegentlichen Herzendergießung an die einleitende Erzählung angehängt werden dürfte. Abgesehen von diesen mehr äußerlichen Mängeln enthält die Geschichte interessante Conflitte und eigenthümlich gezeichnete Charaktere und Situationen; und besondere Anerkennung verdient die Festhaltung des für den Vortrag einmal angenommenen resignatorischen Grundtons.

Die entschieden thaten- und ereignisreichste, flüchtigste, complicirteste und spannendste der vier Novellen ist die dritte mit dem Titel: „Andrea Delfin“, und obwohl auch sie mit einer jähen, scharf und tief einschneidenden Katastrophe schließt und manche der in ihr angeknüpften Fäden mehr gewaltthätig abreißt, als zu einem allseitig befriedigenden Schluß verwebt, müssen wir sie auch rückblicklich der in ihr gehandhabten poetischen Gerechtigkeit und von seiten ihrer Anlage und Durchführung über die bisher besprochenen stellen. Dem Grundgedanken derselben, daß Andrea Delfin sich zum geheimen Rächer und Richter der von den venetianischen Inquisitoren an ihm und unzähligen

andern verübten Greuelthaten aufwirft, zwei derselben unter der Maske eines ihrer Spione wirklich ermordet, zuletzt aber, als er dem dritten den Dolch ins Herz stoßen will, statt seiner einen Unschuldigen, ja gerade den von ihm geliebten Freund erschlägt, welchen er durch seinen Mord hat retten wollen, und hiervon erschüttert schließlich sich selbst den Tod gibt: diesem Kern der Geschichte können wir nur unsere Zustimmung zollen. Es spricht sich darin ein ewig wahres Sittengesetz aus, und der Autor hat demselben selbst Worte geliehen, wenn er Andrea vor seiner Selbstvernichtung an einen Freund schreiben läßt: „Ich habe den Richter gespielt und bin zum Mörder geworden. Ich habe mich der Gerechtigkeit anmaßt, die Gott sich vorbehalten, und Gott hat mich in meinen eigenen Frevelwahn verstrickt und mich gerechtes Blut vergießen lassen.“ Von diesem Standpunkt betrachtet, verliert der tragische Ausgang der Geschichte zwar nicht sein Entsetzliches und Tieferschütterndes, wol aber jenes trostlos Erdrückende und Demüthigende, welches wir dem gesegnet und willkürlich auf den Menschen niederschmetternden Unglück gegenüber empfinden. In diesem Betrach ist also der Schluß seiner Milde bedürftig. Nur insofern hätte der Sympathie, welche im Leser für Andrea trotz seiner sittlichen Verirrung erweckt worden ist, etwas mehr Rechnung getragen werden sollen, daß sich in ihm noch vor seinem Ende mit mehr Zuversicht, als vom Autor angedeutet ist, die Hoffnung geltend gemacht hätte, sich selbst nicht ganz vergeblich zum Opfer gebracht zu haben. Die Nebenfiguren der Novelle sind größtentheils sehr skizzenhaft und aphoristisch gehalten. Besonders gilt dies von der schönen Leonore, der Helfershelferin der Inquisitoren, und ihrer Dienerin Smeraldina. Die Art und Weise, wie sie handeln, entbehrt überzeugender Motive, wie denn überhaupt in der Geschichte manche Unwahrscheinlichkeiten vorkommen, z. B. die Vertrauensseligkeit, mit der sich unbekannte Personen inmitten des schrecklichsten Spionissystems entgegenkommen, und die Unbesorgtheit, mit welcher die bedrohten Inquisitoren zur Nachtzeit ohne Schutz durch die Straßen wandeln. Die am besten angelegte Nebenfigur ist die in Sprüchen und Sentenzen redende Wirthin Andrea's; doch hat der Autor auch sie gegen das Ende sehr stiefmütterlich behandelt. Unter den Sprüchen, welche sie im Munde führt, sind viele von treffender Kürze und Volkstümlichkeit, z. B.: „Wer nicht zu Nacht ist, hungert im Traum“, „Kunst bringt Genuß“, „Der Heller läuft dem Bogen nach“, „Mit Lug und List kommt man aus, mit List und Lügen hält man haus“, „Den Schafen ist es gleich, ob sie geschlachtet oder vom Wolf gefressen werden“, „Kauft sich der Habicht mit dem Weib, ist das Feld für die Hühner frei“ u. s. w.

Zum Schluß bietet der Dichter, wie es in der Ordnung, etwas Wiederaufmunterndes und Erheiterndes, nämlich ein Bild aus dem bairischen Hochlande: „Auf der Alm.“ Mag der eingeweihtere Kenner der Alpenwelt und des in ihr hausenden Volks darin auch manches entdecken, was den Verfasser als einen Fremdling oder Keuling auf diesem Gebiet erscheinen läßt, eine recht nett erfundene und mit Geschick durchgeführte Geschichte bleibt es jedenfalls. Wir sind überzeugt, daß sie die große Mehrzahl der Leser in nicht gewöhnlichem Grade ansprechen wird, und so wird sie ohne Frage dem in seinen ersten Gaben etwas düster dreinschauenden Buche den wesentlichen Dienst leisten, daß es der Leser mit dem Spruch: „Ende gut, alles gut!“ aus der Hand legen kann. 11.

Christian August Lobeck.

Es war am 25. August 1860, als nach einem kranken ruhmreichen Leben Christian August Lobeck zu Königsberg seine irdische Laufbahn beschloß. Heißt es sonst von Gelehrten oft nicht mit Unrecht: „Je gelehrter, desto verkehrter“, so traf dies Wort durchaus nicht bei Lobeck zu. Gelehrt im engsten Sinne des Wortes war Lobeck wie einer, im erkanntlichsten Grade gelehrt, der beleseste und scharfsinnigste Grammatiker unter den eigent-

lichen Philologen, den dies Jahrhundert hervorgebracht hat, daran hat niemand gezweifelt; und dabei ein Mann von echter deutscher Gesinnung, von richtigem Schrot und Korn, ein Charakter im vollen Sinne; alles gerade bei ihm, nichts verkehrt. In die gewöhnlichen kleinen Skizzierungen des Lebens wußte er sich freilich nicht recht zu finden, aber von dem Grundquell der Wissenschaft aus hat er das Leben geabelt, daß seine Erscheinung uns annähernd wie eines der ritterlichen Humanisten der Reformationszeit; das hellenische Alterthum mit seiner Freiheit und Offenheit war in ihm wieder lebendig geworden, der „alte Lobeck“ blieb ewig jung, mit jugendlicher Frische schwebte er seine Donnerkeile auf die Dunkelmänner los, ein Ritter ohne Furcht und Tadel. Es ist ein schönes Buch, was uns aus seinem Nachlasse Professor Friedländer hier geboten hat^{*)}, wol werth von allen gelesen zu werden, denen bisher vielleicht selbst Lobeck's Name unbekannt geblieben ist; die künftigen Briefe müssen eben erquickend, dem die politische und religiöse Reaction mit ihrer Geuchelmine zuwider ist, es spricht oft der Geist Hutten's aus ihnen; sie lassen Lobeck auch seiner Gesinnung nach als einen würdigen Lehrer an der Hochschule erscheinen, die seit dem großen Kant, mit dessen Philosophie Lobeck sich auf der Universität innig befreundet hatte, den Geist der Freiheit gepflegt hat. Den Briefen hat der Herausgeber eine Gedächtnisrede auf Lobeck vorausgeschickt, die er in der Aula der Universität gehalten und die den Gegenstand ebenso ehrt wie den Verfasser.

Das äußere Leben Lobeck's war ein unscheinbares, aber sein Geistesleben hat in der Wissenschaft neue Bahnen gebrochen. Lobeck war 1781 zu Raumburg geboren, war in Leipzig Schüler Gottfried Hermann's und legte schon 1809 in der Herausgabe des Sophokleischen „Ajax“ seine bewundernswürdige Gelehrsamkeit an den Tag. Aber gleich im folgenden Jahre begab er sich auf ein anderes Gebiet, indem er in der Kritik der „Symbole“ von Creuzer, jenes damals hochangesehenen Werks, der mythologischen Forschung den einzig wahren Weg wies. Jedem Grenzer aus den unlauteren Quellen schöpfend die griechische Mythologie aus dem Tabellande Indiens herleitete und Wahres und Falsches in ein Nebelgebilde zusammenmischte, die Phantasie für ein wesentliches Erforderniß für den Mythologen erklärend als den kritischen Verstand und damit der für wissenschaftliche, religiöse und politische Freiheit gleich gefährlichen Romantik der Zeit entgegenkommend, hatte er eine Methode ins Leben gerufen, welche nothwendig der Wissenschaft Hohn sprechen mußte; sie, die eine bestimmte Glaubensrichtung fordernde, mußte auch zu kirchlichem Hochmuth, zu hierarchischen Verehrungen führen, und der geistvollste Verfechter derselben, Görres, ist später ganz dem finstern Geist der Regierrieher anheimgefallen. Dagegen hatte sich schon der rüstige Vorkämpfer der Aufklärung, J. G. Voß, mit männlichem Borne erhoben; mit andern Waffen aber, mit den tobbringenden der strengen Wissenschaft, erschien Lobeck auf dem Kampfplatze in dem Werke, an welchem er zwanzig Jahre gearbeitet, dem „Aglaophamus“ im Jahre 1829, und hat damit für alle Zeiten die grundfalschen Vorstellungen von einer griechischen Mythik, von einer höhern Gotteserkenntnis des Priesterstandes beseitigt und die griechische Religion als die helle klare und wieder hingewekt, wie sie in den Homerischen Gedichten erscheint. Von da an betrat Lobeck wieder sein altes Gebiet und veröffentlichte seine Untersuchungen über die Geschichte der griechischen Sprache, deren ungeheures Gebiet in allen seinen Weiten wol nie ein Gelehrter mit seinem Fleiß und Scharfsinn durchgemessen hat; die zahlreichen und umfangreichen dahin einschlägigen Werke sind Zeugnisse von einer nie genug zu bewundernden Belesenheit und einer divinatorischen Scharfsinn, nach Inhalt und nach Form gleich vollendet. Neben dieser schriftstellerischen Thätigkeit wirkte Lobeck

^{*)} Mittheilungen aus Lobeck's Briefwechsel. Nebst einem literarischen Anhang und einer zur Feier seines Gedächtnisses gehaltenen Rede von Ludwig Friedländer. Leipzig, Teubner. 1861. Gr. 8. 24 Ngr.

als Universitätslehrer in Königsberg von 1814 bis zu seinem Tode höchst anregend und segensreich. Sein äußeres Leben war sehr einfach, Sparsamkeit, ja Bedürfnislosigkeit hatte er von den Alten gelernt, nichts war ihm fremder als Eitelkeit, die äußern Ehrenbezeugungen nahm er gleichmüthig entgegen. Aber dieser Mann der strengsten Wissenschaft, der stillsten Häuslichkeit*) nahm doch an den politischen Zuständen den lebendigsten Antheil; er stand sein ganzes langes Leben hindurch immer auf der Seite der freien Entwicklung im staatlichen wie religiösen Gebiete und hat seine Ueberzeugungen mannhaft ausgesprochen; er, der sich kaum eine tägliche Stunde zum Spaziergange gönnte, von allen Gesellschaften aus Geiz mit der Zeit sich fern hielt, brachte ganze Stunden bei den Urwahlen zu und ist mehr als einmal Wahlmann gewesen; ganz Königsberg war auf den großen Gelehrten stolz, von dessen Wissen nur sehr wenige eine dunkle Ahnung hatten.

Die Briefe vom Jahre 1798 an, von ihm und an ihn, berühren sein Verhältniß zu seinen philosophischen Freunden, zu Seidler, Gottfried Hermann, seinem Lehrer, J. G. Wolf, F. A. Wolf, A. Meinel, Passow, F. Jacobs, Epohn, Böttiger, L. Preller, Paulus, Lachmann. Sie betreffen theils seine und seiner Freunde gelehrte Arbeiten oder Privatverhältnisse und offenbaren in ihrer schönen Form ein lebenswürdiges Gemüth, aber sie gehen überall auch auf die doch alle Interessen wieder berührenden öffentlichen Verhältnisse ein und sind als eine signatura temporis zu fassen; darin liegt ihre Bedeutung auch für weitere Kreise.

Als in Heidelberg auch die Kreuzer'sche Mystik um sich griff, schrieb 1823 Wolf an Lobed: „Du habe ich mit Paulus, meinem einzigen Studiengenossen, den Wunsch ausgebildet: Gätten wir Lobed hier, statt des Richtigen, oder auch neben ihm! Aber der Richtige kennt die Schleichwege zur Gunst der getäuschten Obern; manchem dünkt, den Pflanzgarten künftiger Schullehrer besorge am unschädlichsten ein hoher Mystiker, ein verskappter Jesuit. Karl Friedrich berief mich zum Rathgeber der Universität; nach dessen Hinscheiden ward es anders. Vielleicht kann es noch einmal anders werden, sagen wir wol, aber kleinlaut. Ruthig entgegen dem Zeitdämon, wer berufen ist vom Heiligen Geist, und wenn die Welt voll Teufel wär; unser sei das Sprichwort: Man muß den Teufel überteufeln!“

In dies auch wissenschaftliche Reactionswesen, wie es die zwanziger Jahre kennzeichnet, trat Lobed's „Aglaophamus“ zum Schreden der Mystiker, zur Freude der kritischen Köpfe hinein. G. Hermann schrieb 1830 triumphirend an Lobed: „In den heutigen Caelestinien und samothracischen Mythen, glaube ich, beten die Hierophanten und Kabiren für das Heil Ihrer Seele. Und das ist wol alles, was sie thun können.“ Es kam das Jahr 1830, ein frischer Hauch durchzog die Welt; auch in dem sonst so ruhigen und stationären Sachsen, wie Böttiger an Lobed schreibt, waren Geburtschmerzen eines neuen Volkslebens eingetreten. An Lobed erging ein Ruf nach Leipzig; er lehnte ihn ab, die liebgewonnene Thätigkeit hielt ihn in Königsberg fest. Die politischen Zustände kamen bald wieder in die alte Bahn. Auf

Lobed's Veranlassung hatte 1837 die königsberger philosophische Facultät einigen der abgesetzten göttinger Professoren Ehrendiplome zugesandt. Der Kronprinz als Rector gab am 22. Januar 1838 sein großes Misfallen darüber zu erkennen, aber der Bericht der Verantwortung machte einen guten Eindruck, und der Kronprinz erließ am 5. März ein gnädiges Handschreiben.

Es kam das Jahr 1840 mit seinen Hoffnungen; die Versuche der Dunkelmänner nahmen ein klägliches Ende. Im November 1842 schrieb G. Hermann an Lobed: „Freilich geht es etwas seltsam her. Aber doch weht in Königsberg die reine Luft klaglos, und Sie können denken, daß wir hier mit inniger Freude hören, wie dort die summe reverendi tenebriones und alles, was damit zusammenhängt, kein Glück machen. Wenn es auch an manchen Orten zugeht, daß man katholisch werden möchte, so unterminirt sich dieser Dombau so, wie sich die Napoleonische Zwingherrschaft unterminirt hat, daß sie von selbst zusammen stürzen mußte.“

Georg Herwegh kam nach Berlin, hatte seine berühmte Audienz beim König, und ging dann nach Königsberg. Lobed schrieb 1843 an Seidler: „Diesen Winter besuchte mich Herwegh, und bei dem gefälligen anspruchslosen Gespräch des jungen Dichters hatte ich keine Ahnung davon, daß er den tollen Brief an den König schreiben würde, aber Iliacos intra. Daß ich trotz meines grauen Kopfes zu den Liberalen gehöre, brauche ich dir nicht zu sagen; zu den gemäßigten, versteht sich, eigentlich zu den hoffnungslosen.“ In demselben Jahre 1843 erschien das bewundernswürdige Werk: „Pathologiae sermonis graeci prolegomena“, in dessen Vorrede er sich freimüthig über die Versuche einer clericalen Partei, „der Säugamme der Unwissenschaft und des Aberglaubens“, aussprach, die Studien des griechischen Alterthums zu verkümmern und statt des Homer christliche Autoren der Jugend in die Hände zu geben. Dem Dankschreiben für die Uebersetzung des Werks konnte der damalige Cultusminister Eichhorn nicht umhin, eine freilich mit manchen Lobsprüchen angefüllte seine Zurechtweisung folgen zu lassen, worin er sich beschwerte, daß ein Mann wie Lobed indirect dem preussischen Staate den Vorwurf mache, als begünstige er die Umkehr der Wissenschaft, und dafür die großen Verdienste Preussens gerade um die classischen Studien hervorhebe. Aber Lobed konnte sich genügend durch eine Hinweisung auf die in allen Ländern damals spukende factio clericalis und die Ersolge moderner Visonäre vertheiligen; er ließ sich von seinem männlichen Sinne nicht abbringen, und hatte Gelegenheit, bei der vielbesprochenen Jubelfeier der königsberger Universität ihn von neuem zu bewähren. In Gegenwart des Königs am 30. August 1844 hielt er im Dome die Festrede, welche zuerst von Blitt veröffentlicht worden ist. Nach einem Rückblicke auf die Vergangenheit wandte sich der Redner auf die Zukunft und zunächst ihre Besorgnisse: „Der Janustempel unsers Welttheils ist längst geschlossen, aber aus der Stille des Friedens werden mischellige Stimmen laut von einer Grenze Europas bis zur andern. Es sind dieselben Stimmen, die sich einst gegen die wiederaufblühende Wissenschaft, gegen die freigewordene Kirche erhoben. Die Cumeniden der Glaubenszwietracht, die einer hellern Zeit gewichen waren, steigen von neuem aus ihrem Dunkel auf, und wir erkennen ihre Führer, die unsichtbaren Häupter der hierarchischen Propaganda, die zur Unterdrückung der Reformation gestiftet ihre dämonische Senbung sofort bekräftete durch die blutige Gegenreformation jener einst zu blühenden Universität, deren Säkularfeier der unserigen zunächst liegt. Der jetzt mit allem Haß erneuerte Kampf zwischen Klerus und Universität ist noch nicht über Deutschlands Grenzen gedrungen. Aber auch hier entwickeln sich immer schroffere Gegensätze, und manche Erscheinungen in unserer Kirche erinnern an die Tendenzen jener alten Orthodoxen, die unter dem Namen der Abiaphora Dogmen und Ritus der verlassenen Confession wieder einzuführen versuchten.“ Und die Folge dieser Rede war — der Nothe Absterben zweiter Klasse mit Eichenslaub in Brillanten, auf Eichhorn's Antrag, wie derselbe selbst bemerkt. Im nächsten

*) Was seinen „Ajar“ betrifft, so brach vor dessen Veröffentlichung einst in seiner Wohnung in Wittenberg Feuer aus. Erschocken war er aus dem Hintergebäude in den weiten Hof herabgekommen, in der Hand — den Stiefelknüttel. Während hülfreiche Hände seine Sachen in Sicherheit brachten, hörte man ihn rufen: „Ach, mein Ajar, mein Ajar!“ Die Leute melnten, so hieß sein schwarzer Spitzhund und brachten ihn dem. Er jammerte in Furcht für sein Manuscript über die Tragödie. Doch das war geborgen.

Im Jahre 1820 schrieb er an Meinel: „Sie wollen nach Italien reisen? Ich bitte Sie um alles in der Welt, nach Italien? Um einige Statuen mit abgeschlagenen Nasen zu sehen? Nein, wenn ich nicht den Niagara und den Mississippi oder den Gekla zu sehen bekommen kann, bleibe ich lieber hinter meinem warmen Ofen sitzen und lese griechische Scholasten, das doch eigentlich die Bestimmung des menschlichen Lebens ist.“

Jahre aber erfolgte schon wieder eine Untersuchung, als zehn Professoren, unter ihnen Lobeck, eine sehr unschuldige, die anerkannte Humanität bezeugende, von Lobeck und Rosenkranz entworfene Dankadresse an den von Königsberg (wegen seines Liberalismus) verurtheilten Polizeipräsidenten Abegg vortrug hatten. Der Druck der Adresse wurde inhibirt. Lobeck schrieb humoristisch darüber an Hermann: „Einige prophezeiten uns wenigstens die Suspension, und mich ergötzt der Gedanke, daß man vielleicht nach Jahrtausenden in einer lateinischen Chronik der Universität Königsberg lesen wird: «Anno domini 1846: decem professores ordinarii suspensi sunt», woraus eine noch spätere Nachwelt auf eine große Strenge der Criminaljustiz in unserm Zeitalter schließen wird oder auch auf große Entartung der Professoren.“ Die Folge war, daß der König in einer Cabinetsordre den Mitschulbigen sein Vertrauen entzog, Burdach und Rosenkranz sollten nicht wieder Protectoren werden, ehe sie sich nicht gebessert. „Jetzt ist alles ruhig“, schreibt Lobeck an Seidler, „außer den kirchlichen Angelegenheiten. Ich selbst gehe jetzt häufiger als sonst zur Kirche, da Rupp mir mehr als andere zusagt.“

So kam denn das Jahr 1848 heran. Prophetisch schrieb G. Hermann von Leipzig am 1. Januar an Lobeck: „Hier haben wir die lange Nacht noch nicht so nahe, aber sie kann noch kommen, und bei unsern jungen Theologen dämmert es schon. Eigentlichen Tag haben auch wir überhaupt nicht, sondern ein Ding, von dem man nicht recht weiß, ob es Nebel oder Staub ist; daß es aber keine gesunde Lebenslust ist, fühlt man. Wird einem auch dabei das Athmen etwas schwer, so lasse ich mich wenigstens nicht um die gute Laune bringen, sondern hoffe vielmehr, es werde bald, wenn auch nicht sogleich besser, doch anders werden. Man pflegt diese Lust durch Schießpulver zu reinigen, und da jetzt so viele Festungswerke erbaut, so viele Kriegsscharen in Bewegung gesetzt, Tag und Nacht Kanonen und Kugeln gegossen werden, so scheint eine starke Luftreinigung nicht mehr weit entfernt. Wenn das Gepläse losgeht, wird freilich auch viel Gutes zertrümmert werden, aber auch Schlechtes, um den Boden für Besseres zu düngen.“ Der alte Hermann und der alte Lobeck galten im Jahre 1848 beide für liberal, Lobeck sogar für einen Demokraten; an den zahlreichen politischen Clubs nahm er zwar nicht theil, aber, schreibt er, „den nahe bevorstehenden Urwahlen werde ich mich nicht entziehen können, wo gewiß der Preußenverein, d. h. Junkerthum und Ackerthum dominiren wird — *χαὶ εὐστα χθών* (thue dich auf, Erde, und verschlinge sie!)“ Und die Erde hat den Preußenverein verschlungen; Lobeck's Wunsch ist in Erfüllung gegangen, in der Geburtsstätte der kritischen Philosophie ist wieder reine Luft, und Lobeck's Grabmal ein Wallfahrtsort für alle geworden, die wissenschaftliche Gründlichkeit und politischen Freimuth für die schätzenswerthesten Merkmale des deutschen Geistes erklären.

42.

Notizen.

Eine deutsche Theaterbearbeitung des „Hamlet“ vom Jahre 1777.

In J. B. Reichmann's, geheimen Secretärs der Generalintendantur der königlichen Schauspiele in Berlin, von F. Dingelstedt herausgegebenen „Literarischem Nachlaß“, welcher wichtige Beiträge zur Geschichte des berliner Theaters und dadurch des deutschen Theaters überhaupt, ferner zum Theil sehr interessante Briefe von Schiller, Goethe, F. von Kleist, A. W. von Schlegel, Liedt, Werner, Koberue u. s. w. enthält, fließen wir auf die Notiz, daß der berühmte Schauspieler Brockmann in Berlin als Gast am 17. December 1777 zum ersten male den Hamlet gab und damit das größte Aufsehen erregte. Er mußte diese Rolle zwölfmal wiederholen und wurde, als er sie das letzte mal spielte, herausgerufen, eine Ehre, welche bis dahin noch keinem Schauspieler in Berlin zu Theil geworden war. Es wurde sogar eine Medaille, von Abramson, auf ihn ge-

prägt, deren viele von Verehrerinnen des großen Schauspielers gekauft und als Hufmarken gebraucht wurden. Und in welcher verstümmelter Gestalt wurde damals der „Hamlet“ in Deutschland aufgeführt! Denn ohne Zweifel trat Brockmann in der uns vorliegenden, mit Brockmann's Bildniß als Hamlet geschmückten und in Prosa verfaßten Bearbeitung auf, welche unter dem Titel: „Hamlet, Prinz von Dänemark. Ein Trauerspiel in sechs Aufzügen. Zum Behuf des hamburgischen Theaters“, 1777 in der Herold'schen Buchhandlung zu Hamburg erschien. Schon das Personenverzeichniß läßt die Verstümmelungen ahnen, die der Bearbeiter mit dem Original vorgenommen hat. Mehrere Personen fehlen ganz; der Oberkämmerer Polonius ist in Oldenholm, Horatio, Hamlet's Freund, in Gustav umgetauscht; auch muß dieser sich gefallen lassen, mit Bernfield, Ulrich, Frenzwow (im Original Bernardo u. s. w.) der königlichen Leibwache anzugehören. Der erste Todtengräber singt ein Lied, welches anfängt: „Mir ist kein Potentat gleich“, und unter andern folgende Zeilen enthält:

Ginweg mit dir ins Knochenhaus,

Da magst du dich zerbalgen!

Und horcht, der Rabe krächzt dort aus:

Nicht dahin! antern Gahen! u. s. w.

Der Zweikampf zwischen Laertes und Hamlet findet gar nicht statt; man trinkt nur auf Hamlet's Wohl, wobei die Königin den für Hamlet bestimmten Giftbecher ergreift und daraus trinkt. Hamlet ersticht den König, worauf die Königin ruft: „Dänen! Höret eure sterbende Königin! Im Tode ist Wahrheit. Er war ein Mörder, euer König; er vergiftete meinen Gemahl. Und diese eure Königin — o daß meine eigene Junge mein Ankläger werden muß — willigte in den Mord.“ Nach diesen Worten, die nicht im Original stehen, donnert es; die Königin fällt in einen Sessel, die Umstehenden „beben erschauert zurück“, und Hamlet ruft: „Der Himmel bekräftigt ihre Worte!“ Nachdem die Königin noch einige Worte gesprochen, ehe sie todt zusammenfällt, bittet Laertes den Prinzen um Verzeihung; Hamlet drückt ihm die Hand und spricht: „Laertes — meine arme Mutter! — Ihr, die ihr mit erblassenen Gesichtern, von Friesen gefesselt, umherreicht und vor Entsetzen über diesen Verfall zittert, seid Zeugen zwischen mir und Dänemark von dieser schaudernden Begebenheit: denn euch überlass' ich meine Ehre und Rechtfertigung.“ Damit fällt der Vorhang; Laertes und Hamlet bleiben also beide am Leben, und kein Fortinbras erscheint, um über den Leichen der durch innere Kämpfe zum Untergang verurtheilten Erschlehten das Banner einer neuen Heilsordnung aufzupflanzen. Dennoch ist der Kern des Trauerspiels so unverwundlich, daß es auch in dieser Gestalt auf das Publikum, welches freilich ein empfänglicheres und naiveres war als das jetzige, seine erschütternde Wirkung nicht verfehlte. Vergessen darf man allerdings nicht, daß das deutsche Publikum sich erst um jene Zeit allmählich an hochtragische Katastrophen im Drama gewöhnen lernte.

A. M.

Goethe über das Denkmal der Schlacht bei Leipzig.

Die Jubelfeier der Schlacht bei Leipzig hat den Plan, das Andenken der Schlacht durch Denkmäler auch äußerlich zu verewigen, wieder wachgerufen. Derselbe Plan tauchte schon bei der ersten Feier der Schlacht in Deutschland auf und beschäftigte die Geister lange und vielfach. Nach der ersten Idee sollte eine Riesensäule bei Reichenbach als Siegesmal errichtet werden. Das Project wurde aber von vielen Seiten als kleinlich verworfen und, zuerst von Sieveking in Hamburg, der Bau eines deutschen Doms auf dem Schlachtfelde vorgeschlagen, zu dessen Entwurf Schinkel sogleich schritt. Arndt wünschte dagegen die Aufstellung eines einfachen Kreuzes auf einem Hügel, ein anderer den Bau eines hohen Thurms mit Zinnen. Man vergleiche den „Rheinischen Merkur“ von 1814 (Nr. 137) und 1815 (Nr. 184). Diese Pläne gingen auch an Goethe nicht unbemerkt vorüber, wie einige unter seinen Politicis im zweiten

Bande der Gedichte vertheilte Verse, an welche wir hiermit erinnern wollen, beweisen. Er scheint hiernach an der ersten Idee einer Riesensäule festgehalten zu haben; aber es ist interessant zu sehen, wie Goethe dem Gedanken eine innerliche Wendung, scheinbar scherzhaft, gegeben hat. Nach seinem Rathe würde die deutsche Nation die Schlachtfelder am zweckmäßigsten begehren, wenn jeder, Männer wie Frauen, nach Leipzigs Gauen pilgerte und dort am Denkmal sich von Vorurtheilen und Fehlern, von der „Ihn selbst und andere quälenden Nartheit“ befreite. Dann werde der Zweck der Denkmalsfeier nicht verfehlt sein. Vor allem, und dies ist die Pointe der Verse, sollten, nach Goethe's Wunsch, wol im Hinblick auf die nur durch die gemeinsame Anstrengung aller errungene Befreiung, vor dem vaterländischen Denkmal alle Standesvorurtheile abgelegt werden. Die jetzt in so manchen deutschen Ländern wieder florirende Junkerpartei möge es sich gesagt sein lassen, daß Goethe das leipziger Siegesmal als die Stätte ansah, an welcher gerade die deutschen Junker ihre „Nartheiten“ abwerfen sollten. Das Gedicht schließt daher:

Ziehen Junker auch und Fräulen
Zu der Wallfahrt Allem Frieden,
Die erhabne Riesensäulen
Dankten unsre Pyramiden.

30.

Bibliographie.

- Adami, F., Vor 50 Jahren. Nach den Aufzeichnungen von Augenzeugen und den Stimmen jener Zeit. Berlin, Heinsche. 8. 1 Thlr.
- Angelstern, W., Erzählungen. Bremen, Geisler. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Bermann, M., Geschichte der Wiener Stadt und Vorstädte, vor ihrem Aufstehen bis in die neueste Zeit. In volkstümlicher Schilderung, der historischen und romantischen Begebenheiten (mit Benützung aller bis jetzt aufgestellten Forschungen.) 1tes Heft. Wien, Wenedikt. Gr. 4. 7½ Ngr.
- Biermann, G., Zur Geschichte der Herzogthümer Zator und Auschwitz. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 5 Ngr.
- Biffart, M., Das Kriegstheater am oberen Rhein und der oberen Donau. Mit besonderer Würdigung der Verhältnisse desselben in einem Kriege mit Frankreich. Mit 6 Festungsplänen in Holzschnitt. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 27 Ngr.
- Carlin, Rosa, Helene. Die Geschichte eines Weibes. Aus dem Schwedischen von S. Helms. Zwei Theile. Leipzig, Gerhard. 1864. 8. 25 Ngr.
- Cron, Clara, Die Schwestern. Stuttgart, Schmidt u. Spring. 1864. 16. 1 Thlr.
- Culmann, P. L., Die christliche Ethik. 1ter Theil. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Dehn, J., Abwarten. Roman in zwei Büchern. Leipzig, Wiedemann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Douai, A., Land und Leute in der Union. Berlin, Janke. 1864. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Dungern, Julie, Novellen. Braunschweig, Neuhoff u. Comp. 1864. 8. 1 Thlr.
- Gibeau, L. (Méron), Märchen in Höchst. Festspiel, zur 50jährigen Feier der Schlacht bei Leipzig. Berlin, Rahn. Gr. 8. 4 Ngr.
- Giede, R. G., Gesammelte Aufsätze zur deutschen Literatur. Herausgegeben von G. Wendt. Hamm, Grote. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
- Christian Wilhelm Hufeland. Eine Selbstbiographie mitgetheilt von Götschen. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1½ Ngr.
- Knochenhauer, T., Geschichte Thüringens in der Carolingischen und sächsischen Zeit. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr.

Düsseldorfer Künstler-Album. Herausgegeben von M. Müller von Königswinter. 14ter Jahrgang. 1864. Düsseldorf, Giffen u. Comp. Gr. 4. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Eange, W., Handglossen zu den pädagogischen Bewegungen der Gegenwart. Halle, Schmidt. 1864. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Enob, A., Das lebendige Wort. Der Beruf der Kirche. Zwei Predigten. Aus dem Französischen. Bremen, Müller. Gr. 8. 10 Ngr.

Raumann, A., Die Völkerschlacht bei Leipzig. Nebst Nachrichten von Zeitgenossen und Augenzeugen über dieselbe. Im Auftrage von dem Vereine zur Feier des 19. October in Leipzig herausgegeben. Mit 1 Karte des Schlachtfeldes und 1 Plane der Stadt Leipzig von 1813. Leipzig, L. D. Weigel. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Nettesheim, F., Geschichte der Stadt und des Amtes Geldern mit Rücksicht der Landesgeschichte meist nach archaischen Quellen. 1ter Band. Neuere Geschichte von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Mit 1 Titelblatt in Farbendruck und 7 lithographirten Tafeln. Grefel, Köhler. Gr. 8. 3 Thlr.

Papst, R. A., Theodor Müllers Leben und Wirken in der Schweiz. Die Abtheilung. Von Müllers Rückkehr aus Paris bis zu seinem Tode von 1830—1857. Mit dem Grundplane der hofwyler Gebäude. Marau, Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Pfeiffer, F., Zwei deutsche Arzneibücher aus dem 12. und 13. Jahrhundert mit einem Wörterbuche. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 12 Ngr.

Pflug, F., Auch Blut und Eisen! Leipzig, Schilde. 1864. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ranke, L., Englische Geschichte vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert. Ater Band. Berlin, Dunder u. Humblot. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Roller, G., Grundsätze der Staatswissenschaften. Stuttgart, Cammerer. 1864. Gr. 8. 18 Ngr.

Roskowska, Marie v., Noch ist Polen nicht verloren. Roman. Berlin, Roskowsk. 8. 1 Thlr.

Toldy, F., Geschichte der ungrischen Dichtung von den ältesten Zeiten bis auf Alex. Kisfaludy. Aus dem Ungrischen übersetzt von G. Steinacker. Mit dem Bildniß des Verfassers. Pest, Heckenast. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Trzebiatowski, D. v., Die Weltüberwindung und der Friede. Ein Gespräch als Beitrag zur Veredlung des Christenthums mit der Bildung und Veredlung unserer Zeit. Die verbesserte Auflage mit einem kritischen und vergleichenden Anhang. Berlin, Stilke. 1864. Gr. 16. 20 Ngr.

Wed, G., Für Schleswig-Holstein. Mahnung in Liedern an Deutschlands Fürsten und Völker. Dargebracht im Gedächtnisjahre der Freiheit 1863. Nebst einem Anhang: Vor Leipziger Thoren. Erinnerung an 1813. Leipzig, D. Wigand. 16. 7½ Ngr.

Das Weltall und seine Naturwunder. Eine Wanderung durch die Räume des Himmels und durch alle Regionen der Erde. 1te Lieferung. Dresden, Breyer. 4. 3 Ngr.

Tagesliteratur.

Sahndorf, C., Kaffel vor 50 Jahren. Denkschrift zur Jubelfeier im Jahre 1863. Den Bürgern Kaffel's gewidmet. Kaffel, Württenberger. Gr. 8. 5 Ngr.

Hartmann, G. F. F., Die Völkerschlacht in Leipzig's Umgebungen 16., 18., 19. October 1813. Ein Gedenkbuch der 50jährigen Jubelfeier 1863. Mit 10 Ansichten von Dörfern kurz nach der Schlacht und Plan des Schlachtfeldes. Leipzig, F. Voigt. Gr. 16. 7½ Ngr.

Die Interventionsmächte, sind sie die Vertreter oder die Verräther der polnischen Sache? Eine kritische Beleuchtung der 6 Punkte. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 6 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Die preussische Expedition nach China, Japan und Siam in den Jahren 1860, 1861 und 1862. Reisebriefe

von
Reinhold Werner,
Leutnant zur See 1. Klasse.

Mit sieben Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser, während der Expedition Commandant des Transportschiffs Elbe, schildert in diesem Werke, das aus einer Umarbeitung der von ihm in den Beilagen der Deutschen Allgemeinen Zeitung veröffentlichten Reisebriefe entstanden ist, seine persönlichen Erlebnisse sowie seine Erfahrungen und Beobachtungen über die Länder, Völker und Zustände der östlichen Welt auf höchst anschauliche und lehrreiche Weise. Neben der Vorführung des Neuen und Interessanten, das sich ihm in jenen fernen Gegenden so reichlich darbietet, richtet er sein besonderes Augenmerk auf die deutschen Industrie-, Handels- und Schiffsverkehrsverhältnisse und auf die Vortheile, welche Deutschland aus den angeknüpften Verbindungen in Zukunft erwachsen können.

Der berühmte Reisende J. G. Kohl äußert sich in den „Göttingischen gelehrten Anzeigen“ überaus lobend über das Werk, welches seine Aufgabe, das große gebildete deutsche Publikum mit den Resultaten einer der interessantesten deutschen Expeditionen der Neuzeit bekannt zu machen, in ganz ausgezeichnete Weise gelöst habe. Er sagt unter anderem: „Der Stil und die Darstellungsweise des Werks ist im besten Sinne des Wortes populär, klar, einfach, bündig und würdevoll. Der Verfasser fesselt und belehrt seine Leser sozusagen bis zum letzten Worte seines vortrefflichen Werks, das man, wie mir es scheint, als ein Modell und Muster eines populären Reisebuchs betrachten darf.“

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Conversations-Lexikon. Elfte,

umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.

15 Bände. In Heften von 6 Bogen zu 5 Sgr.

Brockhaus' Conversations-Lexikon hat schon mehreren Generationen als reichhaltigste Quelle der Belehrung gedient und vor allen ältern und neuern Nachahmungen stets den Vorzug der Gediegenheit und Zuverlässigkeit behauptet. Die Verlagshandlung hat keine Anstrengungen und Opfer gescheut, um den Ruf dieser Eigenschaften dem Werke auch in der jetzt beginnenden umgearbeiteten verbesserten und bis auf die Gegenwart vervollständigten neuen elften Auflage zu erhalten.

Durch das allmähliche Erscheinen in Heften von 6 Bogen zum Preise von nur 5 Sgr. ist jedermann Gelegenheit geboten, in den Besitz der neuen Auflage zu gelangen.

In allen Buchhandlungen werden Unterzeichnungen angenommen und ist daselbst das soeben erschienene erste Heft nebst Prospect zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Diplomatische Geschichte der Jahre 1813, 1814, 1815.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr. 10 Ngr.

Zur fünfzigjährigen Erinnerungsfeier der leipziger Völkerschlacht, welche die neue staatliche Gestaltung Europas und insbesondere Deutschlands vorbereitete, hat der Verfasser dieses Werk allen Vaterlandsfreunden als Festgabe dargebracht.

Eine diplomatische, vom deutschen Standpunkte aufgefaßte Geschichte jenes hochwichtigen Zeitabschnitts, in der, wie es in vorliegendem Werke geschieht, unter nothwendiger Bezugnahme auf die kriegerischen Ereignisse die dadurch veranlaßten Bündnisse, Verhandlungen und Friedensschlüsse einer auf die betreffenden Urkunden gestützten Beurtheilung unterworfen werden, war bisher noch nicht vorhanden. Sie wird wesentlich dazu beitragen, irrige, hauptsächlich von französischen Geschichtsschreibern verbreitete Meinungen zu berichtigen und die Thatfachen sowohl wie die Motive, aus denen sie entsprangen, wieder in ihr historisches Recht einzufügen.

Die Urkunden, welche mit der geschichtlichen Darstellung verwebt sind, gewähren nebst der nothwendigen Beweisführung auch den Reiz unmittelbarer Auffassung der Ereignisse durch die zunächst theilhaftigen Zeitgenossen, und liefern zugleich die Belege, wie die Triasider, die Reformacte des Fürstentags zu Frankfurt u. s. w. nur in den Hintergrund getretene Nachklänge der wiener Congressverhandlungen sind.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Wanderjahre in Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Drei Bände. 8. Jeder Band geheftet 1 Thlr. 24 Ngr.
gebunden 2 Thlr.

Erster Band: Figuren. Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Zweite vermehrte Auflage.

Zweiter Band: Lateinische Sommer. (Nen.)

Dritter Band: Siciliana. Wanderungen in Neapel und Sicilien.

Gregorovius' anmuthige, durch historische und calumnieschichtliche Darstellungen reich belebte Landschaftsgemälde aus Italien nehmen in der deutschen Literatur einen wohlverdienten Ehrenplatz ein. In den „Lateinischen Sommern“ befaßt der als Historiker wie als Dichter hochgeschätzte Verfasser das deutsche Publikum mit einem neuen Cyclus seiner reichen Schilderungen, größtentheils aus Latium und dem Gebiete zwischen Rom und Neapel. Gleichzeitig erscheinen die „Figuren“ in zweiter vermehrter Auflage, und wurden bei dieser Gelegenheit jene beiden Bände und der früher erschienene Band „Siciliana“ unter dem gemeinsamen Titel „Wanderjahre in Italien“ zu einem Ganzen vereinigt, dessen Schauplatz sich nun von Toscana bis nach Sicilien erstreckt und das namentlich auch für alle, die Italien aus eigener Anschauung kennen lernen wollen, ein willkommener Reisebegleiter sein wird.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 47. —

19. November 1863.

Inhalt: Eine neue Kirche. — Der spanisch-marokkanische Krieg. Von Karl Oskar von Berner. — Unterhaltungsliteratur. Von Hermann Neumann. — Adwih' „Amaranth“ und Kortum's „Johanne“ in Uebersetzungen. — Biographisches. — Zur Phrenologie. — Notizen. (Die deutschen Literaturgeschichten und die deutsche Journalistik; Zu dem Worte „ereren“.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Eine neue Kirche.

Theologische Briefe an die Gebildeten der deutschen Nation von Richard von der Alm. Drei Bände. Leipzig, D. Wigand. 1862—63. Gr. 8. 10 Thlr. 20 Ngr.

Daß die Gegenwart eine Zeit des Uebergangs und der Entscheidung auf kirchlichem Gebiet ist, wird wol niemand leugnen können, schon die mehr als je gespannten Gegensätze beweisen es. Hier ein Buchstabenglaube oder doch ein Festhalten am Buchstaben ohne den belebenden Geist, ein blinder Autoritätsglaube mit der Forderung der Unterwerfung unter das kirchliche Dogma selbst für die Wissenschaft, ein Festhalten und Betonen alles dessen, was religiös gleichgültig dem Bewußtsein der Gegenwart fremd geworden ist, und dort ein Ringen nach neuen Gestaltungen, nach Emancipation von allem, was für kirchliche Bevormundung oder hierarchische Uebergriffe gelten kann oder wol auch oft nur gelten soll, ein zerstörungstrohes Regiren ohne schöpferische Kraft, ein welt-herziges Uniren bis zu dem Verdachte religiöser und nicht nur confessioneller Gleichgültigkeit: kurz Gegensätze, wie sie größer nicht gedacht werden können.

Aber der Zwiespalt geht noch tiefer, er ist nicht nur ein kirchlicher, sondern ein religiöser; die Parteien streiten nicht mehr für die Auffassung und Ausbildung des Dogmas nur, sie streiten um das Dogma selbst, und auch hier stehen sich extreme Gegensätze gegenüber, in deren Kampf gegen ihren Willen und oft genug zu eigenem Schmerz und eigenem Schaden selbst solche gezogen werden, die ihre innigste und theuerste Ueberzeugung, wie die Erfahrungen und die Denkarbeit ihres gesammten Lebens sie gebildet, sich in dem unerfreulichen **Gezänk** theologischer Parteien gern erhalten möchten. Ist es doch dahin schon gekommen, daß manche allen Ernstes nur in einer Läuterungsperiode großen Unglücks, wie es etwa ein blutiger Krieg bringt, noch Hülfe sehen, und es liegt dieser Meinung die Wahrheit zu Grunde, daß in schwerer Zeit unfruchtbares Schulgegänk von selbst aufhört und so schwerer Ernst von negirender Berückungslust zur Position führt, sowie daß dann auch die praktische Bedeutung echter Religiosität sich von unwahrer Frömmerei und Heuchelei unterscheiden muß.

1863. 47.

Bis zur äußersten Grenze der Negation schreiten die „Theologischen Briefe“ Richard von der Alm's vor, die in ihrer Adresse „an die Gebildeten der deutschen Nation“ derselben das traurige Zeugniß geben, daß sie in ihrem religiösen Glauben aufs tiefste erschüttert nicht nur von den meisten kirchlichen Dogmen sich abgewendet, sondern das gesammte christliche System als unvereinbar mit dem Stande der gegenwärtigen Bildung und religiösen Vorstellungen in ihrem Herzen längst aufgegeben habe.

Es ist mit diesen Worten eigentlich alles Nöthige zur Charakterisirung des Standpunktes gesagt, welchen das Buch einnimmt; man würde indessen sehr irren, wollte man es der Menge jener Nachwerke zuzählen, in denen seit Jahrhunderten in unreifen Declamationen gegen das Christenthum polemisirt worden ist, von denen es übrigschon die wissenschaftliche Tüchtigkeit seines — pseudonymen? — Verfassers trennt. Bewirkte dort nicht schon die Form der Darstellung, die jedes religiöse Gemüth verletzen mußte, Widerwillen, so ließ das Ungenügende der Argumentation, die wissenschaftliche Unreife jene Versuche meist ungefährlich für die christliche Wahrheit bleiben. Hier aber tritt uns ein Mann entgegen, dessen wissenschaftliche Bildung Anspruch auf Beachtung erheben kann und dessen Wissen dem seiner theologischen Gegner mindestens gleichkommt. Damit verbindet der Verfasser eine Form der Darstellung, die selbst bei dem nicht unbedeutenden Umfange des Buchs weder ermüdet, noch durch Trivialität verletzt: kurz es muß dieser Erscheinung eine gewisse Bedeutung zugestanden werden, um so mehr, da das Werk in seiner ganzen Anlage nicht darauf berechnet ist, die Leidenschaft der Menge zu erregen, sondern sich an das Urtheil der selbständig Prüfenden und Denkenden wendet. Wenn das gewonnene Resultat trotzdem nicht befriedigen kann, so ist darum doch die Anerkennung des einzelnen Beachtenswerthen nicht ausgeschlossen.

Der Verfasser beginnt nun damit, daß er für das überall gültige Gesetz der fortschreitenden Entwicklung auch auf dem Gebiete der Religion Anerkennung fordert. Dem niedern Standpunkt einer kindlich gläubigen Aneignung der Religionslehre müsse auf einer höhern eine

kritische Sonderung folgen. Thatsächlich habe sich auch stets dem Buchstabenglauben gegenüber eine freiere Richtung geltend gemacht, die nicht nur einzelne kirchliche Lehrrsätze, sondern auch die als Quell der Offenbarung angenommenen biblischen Schriften einer Kritik unterzog. Es sei dies auch unumgänglich nöthig, da die Glaubensschriften aller Religionsparteien, die sich doch untereinander widersprechen, unmittelbare Offenbarungen sein wollen und also von selbst dem Urtheile der Vernunft die Entscheidung überlassen. Diese finde nun aber in der Bibel neben vielem ewig Wahren und Guten auch gar vieles Unrichtige, dem Charakter seiner Zeit und seines Ursprungs Tragende, ja unser sittliches Gefühl Verletzende. So sei es denn unter dem Einflusse der fortschreitenden philosophischen und naturwissenschaftlichen Erkenntniß dahin gekommen, daß namentlich seit Kant die theologischen Facultäten selbst eine freiere Richtung einschlugen. Man unterschied zwischen einem Wesentlichen und einem Unwesentlichen, zwischen dem ewig Wahren und Bleibenden im Christenthum und zwischen Zeitvorstellungen, welche für aufgeklärte Jahrhunderte keine Verbindlichkeit haben könnten. Ein ewiger, geistiger Gott, christliche Tugend und Unsterblichkeit wurden als Grundwahrheiten der christlichen Religion anerkannt; dagegen die Dogmen von einem Teufel, einer Erbsünde, völliger Unfähigkeit zum Guten, Erlösung durch das Opferblut eines Gottmenschen, Verdammniß aller derjenigen, welche von diesem Veröhnungstode nichts hören oder nicht daran glauben, für unlautere Beigaben. Die Geistlichen vermieden es, in ihren Predigten solche Punkte zu besprechen, und hielten sich vornehmlich an die christliche Moral, wobei sie den Gemeinden, welche die gleiche Ueberzeugung hatten, vollständig genügte. Die Folge war, daß der Widerstreit zwischen Vernunft und Religion in den Gemüthern aufhörte, daß das confessionelle Dogmengezwäng keinen Boden mehr fand und alle Parteien sich der Duldung und eines schönen Strebens nach wahrer Humanität befleißigten.

Dabei blieb jedoch der Uebelstand, daß die Bibel, die doch ihrem ganzen Inhalt nach als verbindlich anerkannt werden sollte, sowie die kirchlichen Bekenntnisschriften gerade auf jene als unhaltbar beiseite gelassenen Glaubenssätze besondern Werth legten: ein Widerspruch, der wol immer bekannter wurde, aber keine Ausgleichung fand. Umsonst suchte politische und kirchliche Reaction die Kluft durch Machtsprüche zu überdecken, die Kluft blieb, ja die Entfremdung steigerte sich, und so ist die christliche Menschheit endlich auf einen Punkt gekommen, der dem Gemeinwohl ganz und gar nicht förderlich ist und daher eine Abhülfe dringend bedarf. Es besteht ein entschiedener Widerspruch zwischen dem, was als ewige religiöse Wahrheit gelehrt wird, und dem, was die Gemeinden als solche erkennen, die in ihrem Urtheile über Offenbarung, Wunder, Satan, Erbsünde, Erlösung u. s. w. die kirchliche Lehre nur mit innerm Widerspruche hören, ja endlich dahin kommen, in ihrem kirchlich correct lehrenden Geistlichen „entweder einem beschränkten, hinter der Bildung der Zeit zurückgebliebenen, in blinder Autoritätsglauben

befangenen Mann zu erkennen, oder eine bebauernswürthe, gedrückte Persönlichkeit, die sich den Anschein eines aufrichtigen Bekenntnisses zu veralteten Glaubenssätzen geben muß, um in ihrem bürgerlichen Fortkommen nicht gehört zu werden“.

Wie soll nun hier eine Besserung eintreten?

Die Geister auf dem alten Standpunkt zurückdrängen zu wollen, hat sich geschichtlich schon mehr als einmal als vergeblich bewiesen. Soll also nicht das ganze Gebäude als innerlich morsch und hohl zusammenbrechen, wodurch die größten sittlichen und gesellschaftlichen Gefahren heraufbeschworen würden, so darf man sich einer religiösen Reform im Sinne der bessern Erkenntniß der Zeit nicht länger verschließen. Es muß sich eine neue Kirche bilden, deren Glaubensbekenntniß das Dogma natürlich nicht bis in die kleinsten Specialitäten vorschreibt, sondern sich auf die wesentlichsten Punkte beschränkt, innerhalb deren dem Glauben und der Ueberzeugung des einzelnen freie Bewegung bleibe, ohne daß von einer solchen Reform besondere Verwirrung zu befürchten ist. In den Hauptfragen ist der Unterschied nicht so groß und vielfältig, daß sich die Menschen nicht in wenige Abtheilungen bringen lassen, die sich aber ehrlich auseinandersehen müssen. Es bestehen im allgemeinen nur drei Hauptrichtungen. Die erste wird durch die Anhänger des Alten gebildet, denen man ihre Ueberzeugung gern läßt, unter der Bedingung, daß sie auch ihrerseits die neue Kirche nicht stören und von dem kirchlichen Vermögen und den Gebäuden, wie dies bei der ersten Reformation auch der Fall war, nach Verhältniß der Ausscheidenden abtreten. Die zweite Richtung vertreten diejenigen, welche in der Welt keinen persönlichen geistigen Gott, sondern nur ein Zusammenwirken von Naturkräften erkennen, mit einem Worte, die Materialisten. Diese werden eine kirchliche Gemeinschaft nicht bilden können noch wollen, und sich begnügen, ihren Ueberzeugung still zu leben. Die dritte Richtung umfaßt die große Zahl derjenigen, die an den christlichen Begriffen von Gott, Tugend und Unsterblichkeit festhalten, dagegen die Vergötterung des Religionsstifters und alles, was damit zusammenhängt, zurückweisen.

Die „Theologischen Briefe“ wollen nun dem Drange der Gegenwart nach einem vernunftgemäßen religiösen Bekenntniß in einer Weise zu Hülfe kommen, wie es dem Verlangen der Gebildeten unsers Zeitalters, die eine Verbesserung, aber keine Aufhebung der Religion wollen, entspricht. Sie wollen nicht bloß sagen, was an dem alten Glauben und warum es unhaltbar sei, sondern auch das Wahre und Bleibende hervorheben und zu einem vernunftgemäßen Bekenntniß gestalten. Die Gebildeten sind es sich der großen Mehrzahl nach sehr wohl bewußt, was in der christlichen Religion das Vernünftige und Bleibende und was das Vernunftwidrige sei, das beseitigt werden müsse. Während aber diese Ueberzeugung bisher ohne wissenschaftliche Begründung vom religiös-geschichtlichen Standpunkte sich gewissermaßen nur inständig erhielt, will der Verfasser den Denkenden der Zeit zeigen, „daß sich das vernunftgemäße-christliche Beken-

niz, das sie sich gebildet haben und das sie mit Gründen des gesunden Menschenverstandes versehen, dem alten Kirchenglauben gegenüber auch historisch sehr wohl begründen lasse, oder mit andern Worten, daß die von dem gebildeten Zeitbewußtsein beanspruchten Dogmen der gegenwärtigen kirchlichen Systeme auch vor der geschichtlichen Kritik unhaltbar seien“.

Es wird zu diesem Zweck die Geschichte der Bibel, die biblische Geschichte Alten und Neuen Testaments und die Kirchengeschichte vorgeführt, deren Behandlung natürlich von der kirchlich gewöhnlichen Auffassung weit abweicht. Im Alten Testament wird allerdings nicht leicht mehr jemand die angegebenen Titel als entscheidend über den Ursprung der einzelnen Bücher annehmen. Daß z. B. der Pentateuch in seiner gegenwärtigen Gestalt nicht von Moses herrührt, daß neben ältern Bestandtheilen namentlich zwei Urkunden vorliegen, die sich durch verschiedene Gottesnamen unterscheiden, ist seit Astruc's Hypothese so ziemlich Gemeingut der deutschen Theologie geworden, daß sich neuerdings außer dem englischen Bischof Colenso auch ein deutscher Hauptvertreter der strengsten Richtung zum Entsetzen seiner bisherigen Freunde angeeignet hat. Indessen diese Untersuchung für ein größeres Publikum zu führen, ist doch eine schwere Aufgabe, die nicht überall so leicht gemacht wird, wie in den Büchern der Könige, deren Verfasser unbefangenen unter David nach Dariken, seiner eigenen persischen Landesmünze, rechnen läßt. Wir müssen uns auf das Zugeständniß beschränken, daß der Verfasser seine Kritik äußerst geschickt ausübt und den spröden Stoff in einer Weise bewältigt, daß jedes Kapitel spannend wirkt. — Ebenso wird wol auch das Urtheil über die meisten alttestamentlichen Persönlichkeiten ziemlich allgemein nicht mehr dem Urtheil der biblischen Quellen entsprechen. Wie nach jüdischer Ansicht die Gründung der Theokratie Mittelpunkt der Weltgeschichte ist, so richtet sich der Werth oder Unwerth einer Persönlichkeit nach ihrem Verhältniß hierzu. Für einen andern Standpunkt ändert sich das Urtheil. Ein David erscheint der gewöhnlichen Geschichtsschreibung nur als ein blutiger Empörer, dessen Despotie nicht einmal durch die Größe seiner Ziele ausgeglichen wird; von einem Salomo kann sie als Fürsten so ziemlich nichts rühmen, und je ernster die Berichte geprüft werden, um so dunkler erscheint bei der Charakter. Daß mit den bekannten Tugenden ihrer Grausamkeit und Wollust der Inhalt der ihnen beigelegten Schriften nicht harmonirt, ist einfach zuzugestehen. Auch die Propheten erscheinen nicht immer als die Männer Gottes, für welche sie gewöhnlich ausgegeben werden. Der Verfasser beschuldigt sie eines herrschsüchtigen Strebens nach politischer Macht, er bezweifelt auch die Ehrlichkeit ihrer Mittel, die Wahrheit ihrer Zeichen und Wunder und vergleicht damit ältere und neuere Erscheinungen, deren Wiederholung auch bei uns auf keinen Glauben rechnen dürfte. Die achtungswerthe Seite des jüdischen Prophetismus, sein Eifer für die Verbreitung reinerer Begriffe von Gott, für Hebung der Sittlichkeit und eine bessere Beschäftigung erkennt er willig an. Daß er endlich selbst den edelsten

Erzeugnissen des hebräischen Geistes die Schriften eines Plato als mindestens ebenbürtig zur Seite stellt, wird wol keinen Widerspruch finden.

Andero wird jedoch das Urtheil bei des Verfassers Untersuchungen über das Neue Testament. Nicht als ob seine radicale Kritik ihre scharfen Waffen hier minder gut führte, nicht als ob er sich nicht auf Vertreter der Wissenschaft bei seinen Behauptungen berufen könnte, aber hier ist der Leser nicht mehr der ruhige Zuschauer des Zerlegungsprocesses, sein religiöser Standpunkt wird über sein Urtheil entscheiden. Wir können den Untersuchungen über das Alte Testament mit derselben Ruhe folgen, mit welcher wir Homer den Chorizonten überliefern, das große Publikum kann selbst bei dem Streite ruhig bleiben, ob wirklich der Hirt des Hermao älter ist, als unsere Evangelien, und ob das vierte Evangelium, als mit seiner Dogmatische auf dem Standpunkte der alexandrinischen Philosophie stehend, dem Johannes untergeordnet ist, welche Fragen hier natürlich bejaht werden; das große Publikum überläßt diese gelehrten Untersuchungen, denen es doch nicht selbständig folgen kann, gern den Theologen, sein Interesse ist hier nicht ein wissenschaftlich-theoretisches, sondern ein religiös-praktisches; es fragt sich, in welchem Lichte ihm die Person Jesu erscheint, und hiernach wird es zwar nicht über jene Fragen entscheiden, aber doch für seinen religiösen Glauben ihnen mehr oder weniger Gewicht einräumen.

Man wird das unwissenschaftlich nennen müssen; das ist es ohne Zweifel, und der Hauptmangel eines verwandten Werks, des „Lebens Jesu“ von Strauss, bestand zumeist darin, daß es die evangelischen Berichte in ihrer Gesamtheit verdächtigte und in Mythen auflöste, ohne die Glaubwürdigkeit der einzelnen Quellen zu prüfen. In der angegebenen Weise aber den religiösen Glauben durch eine kritische Prüfung der evangelischen Berichte zu bestimmen, das erfordert eine Klarheit des Verstandes, eine Energie des Willens, die nicht jedermanns Sache ist, vor allem aber gehört dazu eine Voraussetzungslosigkeit, die sich in der Wirklichkeit nirgends findet. Die ethische Bedeutung des Glaubens macht seine Bestimmung bis zu einem gewissen Grade unabhängig von jener Verstandesoperation, und zeitlich erfolgt diese Bestimmung vor der Reise zu derartigen Untersuchungen oder doch vor ihrem Abschluß. Frage man die Erfahrung, das Urtheil nach beiden Seiten ist vor der Prüfung in der Hauptsache fertig, spätere Ergebnisse vermögen es nur zu befestigen.

Diese ganze kritische Frage ist übrigens trotz der Be-
häftigung, mit der sie erörtert worden ist, eine noch nicht völlig gelöste Aufgabe der Wissenschaft, deren Fortschritten der Verfasser vollständig gefolgt ist. Theils darum, theils weil das Buches Bedeutung nicht in neuen kritischen Resultaten liegt, wenden wir uns zu seiner Auffassung der Person Jesu und des christlichen Systems.

Es ist hier nicht ganz leicht, des Verfassers Meinung kurz wiederzugeben, ohne Mißverständnisse zu erregen und ohne ihm unrecht zu thun, da seine geschickt angelegte Deduction in einem kurzen Referat unmotivirt erscheinen

wird. Zugestanden muß ihm werden, daß er seine Waffen äußerst geschickt führt, daß ihm ein wissenschaftlicher Apparat zu Gebote steht, der ihn vor dem gewöhnlichen Vorwurf der Oberflächlichkeit schützt, ja daß ein gläubiges Gemüth bei der Lectüre ängstlich werden kann, wenn seinem schlichten Glauben so gewaltige Zweifel entgegen-
gesetzt werden.

Jesús ist dem Verfasser natürlich ein bloßer Mensch. Die Berichte über seine wunderbare Geburt werden den Sagen anderer Völker von einer Incarnation ihrer Gott-
heit gleichgestellt, sie sind unecht. Die Verfasser der Evangelien, welche insgesammt nicht Apostel, ja nicht einmal Augenzeugen des Berichteten waren, haben später Dichtungen der Sage unkritisch aufgenommen; die Apostel wissen davon nichts. Jesu Bildung und Lehre ist halb rabbinisch, halb essenisch. Seine Wunder sind zu beurtheilen theils wie die alttestamentlichen, deren Nachahmung sie sind, theils wie die seiner rabbinischen Zeitgenossen. Wunder waren übrigens ein unentbehrliches Requisit jedes Gottgesandten, das Teufelsstreiben war z. B. eine sehr gewöhnliche Kunst; ja gegen gewöhnliche Wunder bewies man sich schon mißtrauisch und verlangte daher auch von Jesu, indeffen vergeblich, ein Wunder am Himmel. Der Fortschritt von Strauß, der alle Wunderberichte nur für Mythen ausgab, ist der, daß neben neuen, auch mit exegetischer Kunst geübten natürlichen Erklärungen, in denen der Vorgänger hierin, Kirchenrath Paulus, vielfach übertroffen ist, der Begriff des Wunders alterirt wird.

Wichtiger ist die Frage nach Jesu Messianität. Das jüdische Volk unterschied von dem eigentlichen Messias einen Messiaspropheten, der vorher für das Volk sterben mußte und dessen Ankunft am Passahfeste man nach kabbalistischen Berechnungen für nahe bevorstehend hielt. Da nun ein einzelner schwerlich sich berufen fühlen konnte, das messianische Reich ohne andere Hülfen als die der Zwölf Apostel zu begründen, so bleibt nur übrig, daß Jesus unter dem Einfluß einer mystischen Partei nach Jerusalem ging, um dort sich als galiläischer Vorheiland zu opfern und so die Ankunft des wirklichen Messias zu beschleunigen, der ihn dann sogleich wieder ins Leben rufen würde, ein Verhältniß, woraus sich auch Jesu ängstliche Stimmung und seine Zweifel in seinen Leidestagen erklären. Allerdings bieten die Evangelien hierfür keinen bestimmten Anhalt, indeffen ist aus ihren Widersprüchen und ihrer ungeschichtlichen Darstellung ein klares Bild von Jesu Leben überhaupt nicht zu gewinnen. Die bei seinem Tode angeblich geschehenen Wunder müßten einen überwältigenden Eindruck hervorgebracht haben, sie können nicht geschehen sein. Wenn aber der Erstandene gerade in der Weise einzelnen erschien, wie die Evangelien es berichten, so könnte man nur über das Zwecklose dieser Erscheinungen staunen. Die Verschiedenheit und das Widersprechende dieser Berichte nimmt aber jedem einzelnen seine Glaubwürdigkeit. Die sichere Erwartung der ersten Christen endlich, Jesus werde auf den Wolken des Himmels bald wiederkommen, ist bis zur Stunde noch nicht erfüllt.

Wie soll man nun von der Auferstehung denken? Einen Scheintod anzunehmen, von welchem Jesus durch die Kälte der Felsenhöhle zum Leben erwachte, verbietet die Ueberlegung, da der durch die Kreuzigung so erschöpfte Organismus in der kalten, mit starken Aromen geschwängerten Atmosphäre eher zerstört werden mußte. Andererseits konnte sich an einer völlig haltlosen Sage ein so begeisterter Glaube nicht entzünden, und so wird denn folgende Annahme vorgeschlagen: Als Jesus in Bethsemane verhaftet war, machten sich die Jünger nach ihrer Heimat Galiläa aus dem Staube. Einige der anhänglichsten, wie Petrus, mögen am nächsten Tage noch in Jerusalem geblieben sein, um zu sehen, was mit Jesus geschehe; nach seiner Verurtheilung gingen sie jedoch gleichfalls davon, um nicht auch zur Strafe gezogen zu werden. Die Frauen dagegen, welche Jesum nach Jerusalem begleitet, hatten keine Veranlassung zur Flucht; sie sahen die Kreuzigung von weitem mit an, beobachteten, wo man Jesum begrub, und wollten am Morgen nach dem Sabbat unbemerkt dem Leichnam die letzte Liebe der Einbalsamirung anthun, um dann auch nach Galiläa zurückzukehren. Als sie nun in der Dämmerung an das Grab kamen, fanden sie nur die Lächer, der Leichnam selbst war weg, was ihnen Beweis war, daß die Leiche nicht anderswohin gelegt, sondern sich aus dem Grabe hervorgemacht habe, also auferstanden sei. Es wäre auch möglich, daß zwei Männer der geheimen Partei, zwei Essener in weißen Kleidern, am Grabe gestanden, die ihnen sagten, Jesus sei auferstanden, um sie von weiteren Nachforschungen abzuhalten. Aus ihnen, vielleicht schon aus den weißen Lächern wurden natürlich Engel, denn Engel sahen die Juden damals überall. Unter Jesu Anhängern mußte diese Nachricht die größte Aufregung hervorrufen. Man wollte Jesus da und dort gesehen, selbst in wirklichen Personen erkannt haben. Verbreitete sich einmal die Nachricht, das Grab sei leer, so lag der Glaube an seine Auferstehung und mit ihm Visionen nahe; wie vielen ist die Himmelskönigin Maria oder ein Heiliger seitdem erschienen! Nun erkannten die erstaunten Jünger, wie der Mann, dessen messianische Würde durch seine Kreuzigung soeben vor ihren Augen zerstört worden war, durch seine Auferstehung sich doch als Messias bewährt hatte; an dieser Ueberzeugung entzündete sich ihr schwärmerischer Glaube an seine nahe Wiederkunft zur Herstellung des Messiasreichs, der ihnen den Auferstandenen wiederholt persönlich zeigte. Am nächsten hoben Petrus, an Pfingsten, vielleicht auch erst ein Jahr später, nachdem sie sich inzwischen in Galiläa zu einer kleinen Sekte zusammengesetzt und in ihren schwärmerischen Erwartungen immer mehr bekräftigt hatten, erschienen sie wieder in Jerusalem, predigten mit Begeisterung den Auferstandenen und gründeten eine Gemeinde.

Dies der äußere Verlauf, dem aber ein ganz anderer Vorgang zu Grunde lag. Nämlich eine mystische Partei, die Essener, die den Krieg verwarfen und also ein Messiasreich mit Wiederherstellung der alten Herrlichkeit durch Waffengewalt nicht annehmen konnten, vermutete in

diesem schwärmerischen Galiläer den galiläischen Messiaspropheten, der durch die Heiden den Opfertod für das Volk sterben sollte, worauf dann erst der wahre Messias erscheinen werde. Jesu aber, der in ihre Pläne nur unvollständig eingeweiht war, wurde die Sache so vorgestellt, daß er dieser Messias bereits sei, und daß ihm, wenn er zu der bestimmten Zeit in Jerusalem erscheine, die himmlischen Heerscharen zu Hülfe kommen würden. Sollte dieses Wunder ausbleiben, so werde er wenigstens am dritten Tage wieder auferstehen und zu himmlischer Herrlichkeit aufsteigen. Als sich aber in Jerusalem weder die erwartete Theilnahme des Volks, noch Wunder zeigten, als Jesus endlich, ohne daß himmlischer Beistand erschien, gekreuzigt wurde, sahen sich die Essener getäuscht und entflohen. Und Jesus selbst erkannte die Täuschung, als er den Tod herannahen fühlte, und brach in die schmerzliche Klage über seine Gottverlassenheit aus. Hierauf bemächtigte sich die geheime Partei seines Reichthums, legte ihn zum Schein in ein benachbartes Grab, schaffte ihn aber nachts wieder weg unter dem Vorwand der Bestattung. Kein Wunder, daß die Frauen dann das Grab leer fanden.

Weiter brachten dann die Eingeweihten Jesu Reichthum an einen geheimen Ort, wo er als Opfer dienen sollte. Jene Essener nämlich, welche Thieropfer verwarfen, aber doch einmal jährlich opferten, mögen am Passahfeste ein Menschenopfer gebracht und damals Jesum dazu benutzt haben, dessen Hinrichtung daher auch ohne sonstige Veranlassung so beschleunigt wurde. Hier, vielleicht in einem Balbe, der schon durch frühere menschliche Passahopfer geweiht war, genoß man unter feierlichen Gebeten einen Wiffen des Geopferten und verbrannte den Körper als Brandopfer.

Nachdem sich die Eingeweihten so durch das Opfer des galiläischen Messias und durch den Genuß von seinem Fleisch und Blut zugleich als Vertreter des ganzen Volks entsündigt hatten, hofften sie wol, daß noch in derselben Nacht der wirkliche Messias erscheinen werde, denn in der Passahnacht sollte er kommen; vielleicht sollte dies noch während der Gebete geschehen, die sie an dem Holzstoß hielten. Allein auch ihnen erschienen natürlich der Messias nicht. Sie werden in der Hoffnung nach Hause gegangen sein, daß er doch im Laufe der Passahwoche noch kommen werde, aber auch das geschah nicht, und so hatten sie Zeit, über ihren Irrthum nachzudenken und die getäuschten Jünger Jesu zu bedauern, die sich an dem leeren Grabe begeisterten und daran eine ebenso vergebliche Hoffnung knüpften, wie sie selbst an die Opferung Jesu vergeblich die Erwartung des ersten Messias geknüpft hatten.

Hieraus entstand später das Abendmahl, wovon sich übrigens wie von der Taufe und dem Kreuze schon in den perischen Mithramysterien Analogien finden, während die Einrichtung der ersten Christengemeinde zu Jerusalem nach essensischen Vorbildern erfolgte. Das christliche System endlich ist nicht den Worten Jesu entnommen, der ohne wesentlich Neues zu bieten nur eine Reform des Judenthums in ziemlich engen Grenzen beabsichtigte, sondern ist nach des Paulus Lehrbegriff gebildet, der im Gegensatz zu ausdrücklichen Vorschriften Jesu die alte Form völlig zerbrach. Die zu Grunde liegende Er-

lösungstheorie, übrigens erst durch die mittelalterliche Scholastik vollendet, kann bei einem reinern Gottesbegriff vor der Kritik nicht bestehen, sie beweist aber, daß man Jesu Tod als wirkliches Menschenopfer auffaßte.

Wenn der Verfasser von seiner Auffassung der Auf-erstehungsgeschichte befürchtet, daß man sie abenteuerlich finden werde, so täuscht er sich allerdings nicht; sie wird trotz seiner Nachweisungen über die Fortdauer von Menschenopfern schwerlich andere Anhänger finden, als solche, die schon vorher entschlossen waren, dem biblischen Berichte allen Glauben zu versagen. Aber man muß staunen, wenn man nicht eine Remesse darin findet, daß ein Mann von des Verfassers Geisteskraft, der seinen ersten Scharfsinn beim Aufspüren von Schwächen und Widersprüchen in dem biblischen Berichte hat glänzen lassen, eine solche Darstellung im Ernste hat geben können, deren völlige Haltlosigkeit trotz aller Analogien aus gleichzeitigen heidnischen Culten nur solchen entgehen kann, die eben entschlossen sind, eher alles andere als den biblischen Bericht, diesen aber in keinem Fall gelten zu lassen. Jener kannibalische Opferschmaus kann doch nur für das Erzeugniß einer fiebernden Phantasie gelten: ein Unbefangener kann bei diesem bodenlosen Gebäude reiner Hypothesen in seinem Urtheil nicht zweifelhaft sein. Vielleicht gedenkt man bei dem Resultate nach des Verfassers Zerstörungswuth des Bildes von Sais, aber der lustige Bau ohne jeden realen Grund erinnert auch an Münchhausen's Pöppel, mit welchem er sich selbst aus dem Sumpfe zog. Ueberhaupt ist der Verfasser im Aufbauen weit weniger glücklich, als im Zerstören, was er allerdings meisterhaft versteht. Es beweist dies auch des Buches Schluß, in welchem nach einem Abriß der Kirchengeschichte mit manchem scharfen, aber auch schlagenden Urtheil die Einrichtung und das Glaubensbekenntniß der neuen Kirche folgt. Dasselbe ruht auf dem Grundgedanken der Einheit und Geistigkeit Gottes und erkennt die Nächstenliebe als höchstes Gebot, es ist also die neue Religion ein Theismus mit christlicher Moral. Die vier Artikel lauten:

Ich glaube an einen einigen, geistigen, ewigen, allmächtigen, allwaltenden, allgütigen und allwissenden Gott, Regenten der Welt, unter dessen väterlicher Obhut ich stehe und dessen unerfälschte Majestät ich in Demuth verehren und anbeten soll. Ich glaube, daß meine irdische Aufgabe und Bestimmung die Vervollkommenung meines Wesens ist und daß dieselbe in der Pflege des Wahren, Guten und Schönen besteht, sowol in mir selbst als in meinen Mitmenschen und der ganzen Natur. Ich glaube an die Kraft des Gebets. Ich glaube, daß meine Seele zu einer ewigen Vervollkommenung bestimmt ist. Wohl mir, wenn ich meine irdische Bestimmung getreulich erfüllt und mich für ein höheres Leben fähig gemacht habe! Der Unfähige und Unwürdige wird seine Schuld tragen!

Hieran schließt sich eine detaillirte Schilderung der neuen Einrichtungen. Der Gottesdienst bietet neben einem ansprechenden Cultus eine Predigt, die an ein vorzuschreibendes, nicht nur der Bibel zu entnehmendes Wort anknüpfend, alle wichtigeren Punkte der Glaubens- und Sittenlehre bespricht. Die religiösen Feste der Gottheit, der Menschenwürde und Nächstenliebe, des göttlichen Natursegens und der Unsterblichkeit erzeugen die christlichen.

Die Aufnahme specifisch christlicher Gebräuche, wie das Abendmahl und Kreuzschlagen, natürlich mit ganz anderer Bedeutung, erinnert an Julian's Bestrebung, das altersschwache Heidenthum durch christliche Institutionen zu beleben. Die Verfassung bietet Synoden und Dekanate, ein Name, der auf süddeutschen Ursprung des Buchs deutet. Uebrigens soll die sorgsame Ausführung der neuen Kirche bis zur Angabe der Sprüche für den neuen Katechismus wol nur den Vorwurf ausschließlich zerstörender Tendenzen verhüten, denn der Verfasser erwartet doch schwerlich eine Verwirklichung seines Ideals. In einzelnen Vorschlägen wird man einen praktischen Takt anerkennen müssen.

Fragen wir nun nach dem Gesamteindruck, so ist dem Buche eine gewisse Bedeutung nicht abzusprechen. Der Verfassers Wissen ist ein zu reiches, sein Urtheil vielfach ein zu treffendes, sein Verfahren meist ein zu geschicktes, als daß er mit vornehmer Geringschätzung oder wohlfeilem Spott abgefertigt werden könnte. Dem Resultate wird allerdings nur beistimmen, wer schon vorher nicht nur die Kirchenlehre, sondern auch den christlichen Theismus aufgegeben; da das aber wol bei nicht wenigen der Fall ist, so wird das Buch sicher Leser und Vertheidiger finden. In seinem polemischen Theile übertrifft es an Gewicht der Gründe und Schärfe der Waffen sicher alle bisherigen ähnlichen Versuche, aber das für den christlichen Glauben Gebotene macht Referenten wenigstens die Wahl nicht schwer.

33.

Der spanisch-marokkanische Krieg.

Der spanisch-marokkanische Krieg in den Jahren 1859 und 1860. Mit Benützung der vorhandenen Quellen und nach eigener Beobachtung dargestellt von Eduard Schlagintweit. Mit einer lithographirten Terrainkarte. Leipzig, Brockhaus. 1863. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Wir freuen uns, aus den neuesten Erscheinungen der Militärliteratur ein Werk vorführen zu können, das sowohl durch die Neuheit seines Stoffs ein großes Interesse bietet, als auch wegen der Behandlung desselben ausgezeichnet genannt werden kann. Der Verfasser gehörte zu den ausländischen Offizieren, 15 an der Zahl, welche sich der spanischen Armee in ihrem Kriege gegen Marokko anschlossen; er stellte nach beendigtem Feldzuge die Beobachtungen und Notizen, welche er in demselben und bei einem zweiten Besuche in Afrika zu sammeln verstand, in gedrängten militärischen Berichten an das bairische Kriegsministerium zusammen und veröffentlichte dieselben später in der „Allgemeinen Militärzeitung“. Wir haben dieselben ihrerzeit mit Interesse gelesen und wissen, daß sie ein solches in militärischen Kreisen überall geweckt haben, wie auch die Uebersetzung derselben in einer holländischen Zeitschrift beweist. Durch diese günstige Aufnahme ist der Verfasser veranlaßt worden, eine ausführliche Darstellung des Feldzugs zu entwerfen, der, wenn er nicht im Charakter eines großen Kriegs geführt werden konnte; doch des militärisch Wichtigen viel geboten und jedenfalls Einblicke in Regionen gewährt hat, die bis jetzt wenig bekannt oder beachtet waren. Wir können dem Werke nur unsere volle Anerkennung zollen.

In den Thatfachen und der Charakteristik der spanischen Armee stimmt es vollkommen mit zwei Vorträgen überein, welche wir in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin von Offizieren gehört haben, die ebenfalls, wie der Verfasser, als Augenzeugen berichteten: von dem Major und Flügeladjutanten Grafen Kanig und dem Lieutenant von Jena; wir legen aber außerdem einen großen Werth auf die Schilderung der politischen und militärischen Zustände von Marokko, welche das Werk seiner Kriegsgeschichte vorausschickt. Dieser erste Theil ist wahrhaft belehrend. Eine geographische Skizze des Landes eröffnet ihn. Magrib-el-Mssa, das Land des Westens, von den Europäern Marokko genannt, ist durch die gänzliche Isolirung von der civilisirten Welt selbst bis zur neuesten Zeit, noch in geheimnißvolles Dunkel gehüllt. Der Verfasser klagt mit Recht darüber, daß die Spanier von ihren Prästidios aus die Tage der Ruhe und des Friedens zu wenig benutzt haben, um geographische Untersuchungen anzustellen. Im letzten Kriege hörte für sie alle Kenntniß des Terrains jenseit der Dera- und Serallohügel auf, obwohl dieselben jaß an die Tranchéen von Ceuta anstoßen! Sie kannten die Verbindungswege zwischen ihrer Feste und Tetuan so wenig wie nach Tanger; über den Gebirgspasß von Fomdel herrschten in der Armee die übertriebensten Vorstellungen.

Der Verfasser schildert nun das Land nach andern Forschungen und eigener Ansicht, seine Höhenverhältnisse, seine Flüsse und die Wegsamkeit, die sich fast nirgends über den Charakter des rohesten Saumpfads erhebt. Bei diesem Mangel an Communicationen müssen die Küstestädte immer von großer Bedeutung für den Krieg sein; daher haben die Marokkaner kein Interesse, ihre Hafenplätze zu verbessern, wie sie auch kein einziges Schiff besitzen, welches als Repräsentant einer Handels- oder Kriegsmarine gelten könnte. Da eine gänzliche Abgeschlossenheit von der Außenwelt das leitende Grundprinzip in Marokkos auswärtiger Politik ist, so muß ihnen der schlechte Zustand ihrer Hafenplätze fast wünschenswert sein. Die Rhede von Tanger, unter portugiesischer Herrschaft durch einen Hafendamm geschützt, war die beste, die jedoch seitdem wieder den Marokkanern verfallen. Das Klima des Landes schildert der Verfasser als eines der gesündesten und schönsten der ganzen Erde; der Boden ist mit einer auffallend dicken Humusschicht bedeckt und liefert trotz der mangelhaften Bearbeitung mit ganz primitiven Ackergeräthschaften und spärlicher Düngung eine halb bis dreißigfältige Ernte. Nach dem klimatischen Verhältnissen weist der Verfasser den Vorwurf entschieden zurück, welcher den Spaniern für die frühe Eröffnung des Feldzugs gemacht worden ist: Beginn und Dauer der Operationen sind hier von der Natur streng begrenzt.

Die Details über den Kriegsschauplatz, welche dann gegeben werden, dienen wesentlich zum Verständnis der Begebenheiten. Ceuta, als Landungsplatz und Hauptstützpunkt für die Operationen der Armee, das Plateau des Serallo, eines in Trümmern liegenden maurischen Schlosses, die Schluchten, welche den Marokkanern zu Vorposten dien-

ten, der Weg nach Tetuan und die Rhebe, wo man nicht einmal bis an das Land fahren kann, die Thalebene mit ihren sumpfigen Niederungen, Tetuans herrliche Gärten, die als erstes Opfer der verheerenden Kriegesfurie fielen, das Terrain aufwärts des Flusses, welcher der Armee zur Anlehnung diente und seine militärische Brauchbarkeit bis an die Höhen des Beni-Isder, wo das Friedenszelt aufgeschlagen und die Präliminarien des Friedens abgeschlossen wurden, das felsige Waldgebirge, welches hier Spanier und Marokkaner zuletzt trennte, mit dem Pässe Fonda! — einer durch feste Mauern besetzten Karavanserei — und der Quelle Dschebida: alles wird klar und trefflich geschildert. Der Verfasser ist der Ansicht, daß der Marsch über das Gebirge, nur zwei Meilen weit, für die Armee wenn auch schwierig, doch nicht unmöglich gewesen und dieselbe danach, im Besiz der fruchtbaren und für militärische Operationen ganz geeigneten Ebene, alle Chancen eines günstigen Erfolgs gehabt hätte.

Im zweiten Kapitel wird die Regierungsweise, der Handel und die Industrie von Marokko dargestellt: erstere ist eine unbeschränkte Despotie mit aller Sattrapenwillkür, und doch nur ein lockerer Staats- und Unterthanenverband, da im Innern viele Stämme dem Kaiser unerschierbar, selbst feindlich sind, der Handel nur auf internationalen Verkehr basiert, meist Lauschaufhandel von Juden betrieben; von den Gewerben nur die Lederfabrikation (Saffian oder Maroquin) nennenswerth, Ackerbau und Viehzucht der Haupterwerb des Volks.

Die Völkersämme und Rassen betrachtet das dritte Kapitel, beschränkt sich aber vorzüglich auf die, welche sich am Kriege gegen die Spanier betheiligt haben: Berbern, die Ureinwohner; Riser, die nur aus Raubsucht gekämpft; Mauren, das falsche, grausame Mißvolk von niedrigem Charakter, das am wenigsten geleistet; Suser, sehr tüchtige Krieger, auch als gute Waffenschmiede bekannt. Der Quarikis, die sich nicht am Kriege betheiligt; der Juden mit ihren besonders schönen Frauen, die ihnen hier, wie alles, feil sind; der verachteten wenigen Renegaten und der geringen, temporären europäischen Bevölkerung wird nur der Vollständigkeit wegen gedacht. Die moralische Entwickelungsstufe der Bewohner von Marokko ist natürlich eine sehr niedrige.

Im vierten Kapitel interessiert uns die militärische Organisation und Ausbildung. Letztere ist rein empirisch, da jeder mit den Waffen vertraut ist; erstere fehlt nach europäischen Begriffen ganz. Es gibt zwar einzelne Corps, welche aber höchstens annähernd einer Organisation entsprechen und nicht einmal eine taktische Gliederung haben. Die schwarze Garde („Bochari“) wird in erster Reihe genannt. Sie ist im 16. Jahrhundert aus angekauften Negerklaven als eine Leibwache errichtet und später angestrichelt worden, hat eine große politische Rolle gespielt, ist aber später durch jährliche, vom Sklavenmarkt entnommene Rekruten (der zwanzigste Sklave gehört dem Kaiser) in ihrem innern moralischen Halt bedeutend abgeschwächt worden. Sie ist dem Kaiser aber treu ergeben, bildet seine persönliche Ehrenwache, ist die einzige Truppe, welche regelmäßig bezahlt wird, und etwa 3000 Rei-

ter stark. Die eigentliche Linienarmee bildet der „Askar“: Berufsoldaten auf Lebenszeit und darum an der rechten Hand durch ein bläuliches eingestrichenes Waffenbild gezeichnet; aus ihnen soll jetzt ein Heer nach europäischem Muster organisiert werden. Dann gibt es noch Provinzialtruppen, „Machsen“, auf allgemeine Wehrpflicht basiert, von den „Askar“ mit Geringschätzung betrachtet, und das irreguläre Aufgebot („Ghum“) aller Stämme, zu deren Entflammung der Krieg in der Regel als ein heiliger Kampf für die Religion erklärt wird. Der Verfasser schildert Anzug, Bewaffnung, Ausrüstung, Lagerung der Marokkaner sehr genau, er hatte sich durch List den Zutritt in ihr Lager bei Fonda! verschafft. Sidi-Mohammed, der jetzige Kaiser, will nun eine Armee wirklich organisiren und hat dafür einige ehemalige Offiziere fremder Staaten engagirt, nämlich: zwei spanische, die im Laufe des Kriegs desertirten (!), drei französische, die aus dem Bureau arabe entlassen worden und einen ehemals österreichischen Husarenoffizier, der 1848 zu den Ungarn übertreten war.

Der zweite Theil unsers Werks wendet sich der spanischen Armee zu, deren Eigenthümlichkeit wie bei jeder Armee durch staatliche Verhältnisse, Sitten und Wesen des Volks bedingt, sich im Kriege schärfer ausspricht. Es würde der Tendenz d. Bl. fern liegen, wenn wir dieser trefflichen Schilderung bis in ihre Einzelheiten folgen wollten, unsern militärischen Lesern können wir sie aber auf das dringendste empfehlen; sie werden sich daraus überzeugen, daß die spanische Armee, auf welche vielleicht mancher im Vollgefühl der eigenen Unübertrefflichkeit lächelnd herabgesehen hat, noch immer alle die Elemente in sich trägt, welche sie einst zur ersten Armee in Europa gemacht haben. Leider ist sie auch in die Politik gezogen worden; sie leistet einen doppelten Eid: „Treue der Königin“ und „Aufrechterhaltung der Konstitution“; es gibt aber keine Verfassung, die nicht einer mehrfachen Interpretation fähig wäre, und jede politische Partei nimmt die „allein mögliche, allein dem Geiste der Verfassung genügende“ für sich in Anspruch, daher in Spanien der Parteigeist und die Herrschsucht der Generale so häufig unter dem Vorwande eine Verfassungsverletzung Militärrevolutionen bewirken. Auch das Avancement außer der Reihe, das sehr häufig ist, liegt in den zeitweiligen politischen Constellationen.

Dem Geiste dem Volks und der Armee läßt der Verfasser volle Anerkennung widerfahren; die Entwicklung und Ausbildung der Körperkräfte ist vorzüglich, zu großer Ausdauer gesellt sich Mäßigkeit im Genuße von Speise und Trank; Trunkenheit gehört zu den größten Seltenheiten: mit dem leichtesten Sinne und der Erregbarkeit des Romanen verbinden die Spanier den Ernst, die Entschlossenheit und nachhaltige Energie, die im allgemeinen für die Germanen charakteristisch sind. Rohe Behandlung oder Schelten und Schimpfen sind in der spanischen Armee gänzlich unbekannte Dinge, und doch wird die Disciplin höchst streng gehandhabt. Von der Leistungsfähigkeit im Kriege gibt unser Werk Proben: bei Wad-el-Ras, am

23. März 1860, war der Soldat mit vollem Gepäck, Lebensmitteln auf sechs Tage und 70 Patronen belastet, 13 Stunden im anstrengendsten Dienst, größtentheils im Gesecht, bei einer Hitze, die gegen 2 Uhr auf 25 Grad im Schatten stieg, und kämpfte, sichtbar wenig belästigt, mit Ausdauer und Lebhaftigkeit.

Die Infanterie ist die Elite der Armee, sie war unter Karl V. die erste der Welt. Ihre Bekleidung hat manche Eigenthümlichkeit, von welcher wir hier die auf Märschen getragenen nationalen Alpargatas (Sandalen) hervorheben wollen, die sich als sehr praktisch bewähren. Die Spanier sehen darin ein vorzügliches Mittel zur Ausführung ihrer großen Märsche. (Vgl. „Miguel Gomez“, von Wilhelm von Rhaden, in Nr. 49 d. Bl. f. 1859.) Außerdem hat der Soldat natürlich noch ein Paar Stiefeln. Nachdem ist die wollene Decke (manta) national; wie sie das Volk trägt, trennt sich auch der Soldat niemals von ihr und verwendet sie auf die verschiedenste Weise. Für die Details der Ausrüstung und Bewaffnung, die reglementaren Bestimmungen und die taktische Ausbildung verweisen wir auf das Werk selbst.

Die Cavalerie der Armee von Afrika war eigenthümlich zusammengestellt worden. Um möglichst viele Regimente daran zu theilhaben, war von jedem eine Escadron aus den besten Leuten und Pferden combinirt, vier solcher Escadrons in ein Regiment, und vier dieser Regimente in eine Brigade formirt, gewiß für gemeinsames Wirken und erfolgreiche Führung höchst ungünstig. Einen besondern Abschnitt widmet der Verfasser als Cavalerioffizier dem Pferde der spanischen Armee, über welches sehr irrige Begriffe verbreitet sind, da es auf Schönheit wenig Anspruch machen kann; doch besitzt es Kraft und Ausdauer, einen stolzen, edeln Gang und sanfte Bewegungen. Gleich den Franzosen sind die Spanier schlechte Pferdepfleger und selbst in der Cavallerieschule zu Alcala-de-Genares fehlt es an Aufsicht, Reinlichkeit und geregelter Stallordnung. Auch die Dressur der Pferde und die Reiskunst der Gegenwart läßt nur wenig mehr von der einst so berühmten spanischen hohen Schule erkennen. Dazu trägt bei, daß die Offiziere nur Dienstpferde besitzen und diese auch größtentheils nur im Dienste selbst verwenden dürfen. So waren auch die Leistungen der Cavalerie während des Feldzugs nicht sehr bedeutend, woran allerdings das Terrain, nächst der Art ihrer Führung, mit Schuld trug. Im Einzelgesecht zeigten sich die Marokkaner schon wegen ihrer größern Gewandtheit im Sattel den Spaniern überlegen.

Zu den vorzüglichsten Waffengattungen der Armee zählt der Verfasser die Bergartillerie, die ihre vielseitige Brauchbarkeit schon in den Bürgerkriegen bewährt hat und daher mit besonderer Vorliebe und Sorgfalt ausgerüstet ist. Ihr, wie den übrigen Specialwaffen, und schließlich der Feldadministration in allen Branchen, wird in unserm Werke eine eingehende Betrachtung zu Theil, wobei es, im Hinblick auf näherliegende Beispiele, erfreulich ist, zu lesen, daß trotz der Schwierigkeiten des Transports ein eigentlicher Mangel an Vorräthen niemals eingetreten

sei. Aus all den vorstehenden genauen Angaben sich ein Gesamturtheil über die spanische Armee zu bilden, hat der Verfasser dem Leser mit Recht überlassen, er hat ihn durch die Thatfachen dazu in den Stand gesetzt.

Der dritte und Haupttheil des Werks enthält die Darstellung des Kriegs in Marokko. Die Besitzungen der Spanier an der Nordküste Afrikas hatten schon zu verschiedenen Zeiten Anlaß zu ernstern Conflicten gegeben. In ihrem Haffe gedenken die Marokkaner noch immer an den Verlust der Iberischen Halbinsel und bewahren bis auf diesen Tag die Schlüssel zu den Thoren von Cordova und Granada, welche beim Ausbruch des letzten Kriegs mit großem Gepränge umhergetragen wurden, um das Volk gegen die „Nachkömmlinge der Barbaren“ aufzureizen, die ihnen einst jene Städte entriffen hatten. Schon oft waren die Grenzen der spanischen Präfecturen, trotz aller Verträge von unbotmäßigen Stämmen der Nachbarschaft angegriffen worden; im Jahre 1859, als Spanien beim Kaiser auf eine Revision der Grenzen angetragen und noch auf dem Gebiet von Ceuta ein Wachthaus gebaut hatte, waren diese Arbeiten nebst den Grenzsäulen mit dem spanischen Wappen durch einen Angriff zerstört worden, und der Raib (Stadtvorsteher) hatte durch eine ausweichende Antwort die Genugthuung abgelehnt. Daraus war dann eine Correspondenz zwischen beiden Regierungen entstanden, welche uns hier als besonders bezeichnend für den Verkehr der Marokkaner mit den europäischen Mächten mitgetheilt wird. Spanien verlangte Wiederaufrichtung des spanischen Wappens an seinen Platz, strenge Bestrafung der Schuldigen im Campo von Ceuta in Gegenwart des spanischen Gouverneurs, Anerkennung des Rechts der Königin, Festungswerke im Campo von Ceuta zu bauen und Maßregeln zu Verhütung ähnlicher Unordnungen.

Die Verhandlungen führten zu keinem Resultate und der Krieg wurde am 22. October 1859 erklärt. Das spanische Volk nahm diese Nachricht mit Begeisterung auf und zeigte eine Opferbereitschaft, die unsere Bewunderung erregen muß. Ohne jede Aufforderung von Seiten der Regierung wurden freiwillige Geldbeiträge fast von allen Städten und einzelnen Personen gebracht, die Beamten und der Clerus verzichteten für die ganze Dauer des Kriegs auf einen Theil ihres Gehalts. Einige Beispiele, die der Verfasser mittheilt, beweisen die Größe ihrer Beiträge. Englands und Frankreichs Interessen gingen bei diesem Kriege wie so oft auseinander. England wünschte den Frieden zu erhalten und griff außer seiner diplomatischen Einmischung in seiner Weise auch noch zu einem nicht eben loyalen Mittel: es forderte von Spanien gerade jetzt eine alte Schuld zurück, wodurch es Spaniens Finanzen für den Krieg zu lähmen hoffte. Frankreich dagegen sah mit Rücksicht auf Algier den Krieg gern und eine Expedition gegen die marokkanischen Grenzstädte zu dieser Zeit war gewiß mehr als Zufall.

Der Schilderung der Kriegereignisse läßt der Verfasser sehr zweckmäßig eine kurze Beschreibung der gegenseitigen Taktik vorangehen. Ähnlich wie die Franzosen in Algier mußten die Spanier ihre Kriegsführung und

Gefechtsweise der ihrer Gegner anzupassen suchen. Sie war einerseits sehr erleichtert durch die Einfachheit der Ausrüstung, der Evolutionen des Feindes, durch dessen gänzlichen Mangel an Feldartillerie und überhaupt an einem richtigen Verständniß der Kriegsführung. Andererseits war die Tücke und Hinterlist des Feindes eine ungewöhnlich große; die schädlichen klimatischen Einwirkungen waren zu bewältigen, ebenso wie die fast gänzliche Unkenntniß des Terrains des Kriegsschauplatzes und die mit dem Vordringen in riesigen Progressionen wachsenden Schwierigkeiten der Armeeverpflegung und der Behauptung des eroberten Landes. Die Kampfweise der Marokkaner ist das Einzel- und Gruppengefecht, ohne Massenformationen, ohne bemerkbare Führung, beim Rückzuge nach allen Seiten ausweichend, um hinter dem Feinde das Terrain sofort wieder zu nehmen, der Kampf aus dem Hinterhalt, unermüdlige Beunruhigung selbst bei Nacht, fortwährendes Umherschweifen in allen kleinern und größern Affairen. Dem entgegen stellten die Spanier ebenfalls ausgedehnte Tirailleurketten und verwendeten die Massen weniger zu geschlossenen Angriffen, als zur Einschüchterung des Feindes. In dieser Beziehung waren von größtem Einfluß der Angriff mit dem Bajonnet, das Zischen der Kaskete, die plagende Granate und ein wohlunterhaltenes Rottenfeuer. Gleichviel, ob die Kugeln trafen, der Schreck allein verursachte das Weichen des Feindes. Bei allen Bajonnetangriffen spielte fortwährend die Musik, schlugen alle Tambours, bliesen sämtliche Hornisten der Blänkerkette zur Attacke. Die Fahne flatterte hoch über dem Bataillon, oft getragen von dem Commandanten vor der Fronte, dem die Soldaten im Lauffschritt folgten; die Offiziere gaben überall das beste Beispiel und begeistert stürzte sich alles unter dem Rufe: „Viva la Reina!“ auf den Feind. Der Verfasser rügt dabei aber manche Fehler, namentlich in der Entfernung der Unterstützungen von den Blänkern und den Mangel der Reserven, der sich noch fühlbarer bei der Cavalerie machte.

Die Kriegereignisse werden dann in sechs Abschnitten, bedingt durch die verschiedenen Stellungen oder Bewegungen der Armee, vorgetragen: vom Beginn der Feindseligkeiten bis zur Landung der Truppen des ersten Armeecorps in Ceuta, vom 10. August bis 19. November 1859; die Kämpfe am Gerrallo bis zum 31. December; das Vorrücken der Armee bis in das Thal des Rio de Tetuan, vom 1. bis 17. Januar 1860; die Gefechte an der Douane und die Einnahme von Tetuan, bis 6. Februar; die Armee bei Tetuan, bis 22. März; die Schlacht von Wad-el-Ras und die Beendigung des Kriegs vom 23. bis 27. März 1860. Die Feindseligkeiten, mit dem Angriff auf das Wachthaus begonnen, dauerten während der Unterhandlungen fort, die spanische Besatzung, auf sich selbst gewiesen, mußte sich vorläufig in der Defensive halten, bis ihr eine ernste Züchtigung der Marokkaner eine längere Zeit Ruhe verschaffte. Unterdessen wurde die Armee mobil gemacht, außerdem ein Observationscorps und eine Reservedivision zusammengezogen. Von den Rüstungen der Marokkaner ist wenig bekannt geworden.

1863. 47.

Nach der Kriegserklärung fanden massenhafte Auswanderungen, besonders von Juden, welche sich trotz der Proclamation des Muley-el-Abbás, eines Bruders des Kaisers, der ihnen Schonung verhiess, nicht sicher fühlten, nach Spanien statt. Unsere Leser werden sich erinnern, daß unter den Glaubensgenossen damals für sie gesammelt wurde. Auch die fremden Consuln, mit Ausnahme des englischen, verließen Tanger.

Die Organisation der spanischen Expeditionsarmee unter O'Donnell nach dem Stande vom 18. November 1859 lesen wir in einer übersichtlichen Zusammenstellung; das Geschwader bestand aus vier Linien Schiffen, sieben Raddampfern, drei Schraubendampfern und fünf Transportdampfschiffen, zu welchen noch einige Handelschiffe gemiethet waren. Am 19. November landete das erste Armeecorps und nahm zunächst außerhalb Ceuta am Gerrallo eine Stellung, welche durch Verschanzungen verstärkt wurde, um den nachrückenden Corps die Landung und den zur Lagerung nöthigen Raum zu sichern. Mehrere Gefechte fanden statt, deren Einzelheiten uns erzählt werden. Am 28. November stieg der Oberbefehlshaber in Ceuta ans Land, mit ihm die beiden ersten Divisionen des zweiten Armeecorps und das Reservecorps, welche ihre Lagerplätze zwischen dem Otero- und Gerrallohügel erhielten. Ein neuer kräftiger Angriff des Feindes wurde am 30. November siegreich zurückgeschlagen; O'Donnell hatte das Gefecht persönlich geleitet und sich dadurch das Vertrauen der Armee und des spanischen Volks gewonnen. Die Marokkaner, etwas eingeschüchtert, hielten nun bis zum 9. December Ruhe, während welcher Zeit die übrigen Truppen und das sämtliche Material der Armee ausgeschifft wurde. Am 9. December griffen angeblich 12000 Mann wieder die Verschanzungen an, einer der höchsten Würdenträger des Reichs soll sie geführt haben, wenigstens bemerkte man einen Reiter auf reich gesatteltem Pferde, von Bannerträgern gefolgt, in dessen Nähe sich ein sehr reges Leben von ankommenden und abgehenden Reitern zeigte. Der Sieg blieb den Spaniern, welche sich dadurch eine zweitägige Ruhe erkämpften. Die Armee erhielt eine neue Dislocation und Arbeiten an der Straße nach Tetuan wurden durch die Reservedivision unter General Prim gedeckt, der neuerdings wieder viel wegen seines selbständigen Handelns bei der Expedition gegen Mexico genannt worden ist. Im feindlichen Lager waren jetzt bedeutende Verstärkungen angekommen; rastlose Angriffe fanden im Laufe des Monats statt, die auch den Spaniern empfindliche Verluste zufügten.

Der Verfasser schildert diese Gefechte in ihren Momenten mit großer Anschaulichkeit; daß er dabei spanischen Berichten mehr, als denen des englischen „Gibraltar Chronicle“ folgt, ist gerechtfertigt, da letzteres Blatt seine Nachrichten aus Tanger bekam und eine übertriebene Parteinahme für die Marokkaner zeigte. Doch nennt er die Ereignisse in dieser ganzen Periode für die Spanier nicht sehr glänzend, da sie nicht nur kein Terrain gewonnen, sondern selbst das vom ersten Armeecorps beim Beginn des Kriegs eroberte Plateau am Gerrallo nur unter vielen, fast täglichen

Kämpfen mühsam behauptet haben. Der Gesundheitszustand in der Armee verschlechterte sich, die Cholera brach aus und raffte während des vierzigstägigen Aufenthalts am Serrallo genöthigt ebenso viele Opfer hinweg, als die Armee während des ganzen Feldzugs in Gefechten verlor. Dem Hauptinhalte nach lauteten die täglichen Kriegs- und Lagerbulletins: „Es regnet, die Cholera ist im Zunehmen, man arbeitet am Wege nach Tetuan, und die Marokkaner sind an den Vorposten.“ Die Stimmung der Armee wurde dadurch nicht erhöht. Endlich waren die Arbeiten an der Militärstraße so weit vorgerückt, daß man den Vormarsch beginnen konnte; der Befehl dazu wurde mit allgemeiner Freude begrüßt.

Wir folgen der Armee nun zum Angriff auf die feindliche Stellung von Castillejos, in welcher Schlacht sich General Prim Rang und Titel eines Marques de los Castillejos errungen, dann unter weitem Gefechten am Monte-Negron, am Bab-el-Asmir, zum Cap-Negro, wo ihr eine namhafte Verstärkung durch die Division Rios zuzuging, welche hier ausgeschliffen wurde. Die Verbindung mit der Flotte war nach einem beschwerlichen und gefährvollen Marsche hergestellt, dadurch die mit dem Mutterlande; an der Douane und dem Fort San-Martin hatte die Stellung neue Stützpunkte gewonnen und wurde durch Verschanzungen, besonders eine Sternschanze, gedeckt. Hier fanden neue Gefechte statt: am Bache Alcántara und am Thurme Oschelet, wo die Marokkaner ein festes Lager bezogen hatten. O'Donnell, nachdem er den Transport des Belagerungsparks gesichert, ergriff wieder die Offensive, die Armee war nach dem Eintreffen der Division Rios anders formirt worden: eine beigelegte Tabelle gibt uns diese Formation an. Die Schlacht bei Tetuan, durch das Feuer von 40 Geschützen auf die feindlichen Verschanzungen eingeleitet, durch einen allgemeinen Bajonetangriff auf dieselben in 35 Minuten entschieden, hatte die Einnahme der Stadt zur Folge, deren Einwohner durch die Gewaltthaten der eigenen Truppen und der wilden Stämme des Rif zur Verzeihung gebracht waren. In militärischer und politischer Beziehung war diese Eroberung von großer Wichtigkeit, endloser Jubel herrschte darüber in Spanien, O'Donnell wurde zum Herzog von Tetuan und Granden erster Klasse ernannt.

Sechs Wochen stand die Armee bei Tetuan; das Leben und der Verkehr in der Stadt und im Lager wird uns mit großer Lebendigkeit geschildert, es gibt allerdings ein pittoreskes, wenn auch nicht überall erfreuliches Bild, namentlich was die Einrichtung und Ordnung in den Lagern betrifft, so glücklich dieselben auch im Schatten der Gärten gewählt waren. Die Verwüstung der letztern nahm bald ihren Anfang, die herrlichsten Bäume wurden gefällt; der Verfasser erinnert sich eines prachtvollen Johannisbrotbaums, der im Hauptquartier stand und des Morgens zum Sammelplatz für die meisten Offiziere diente, derselbe mußte unter der Art fallen, weil er des Nachts durch das Raufen seiner Zweige den Schlaf eines höhern Offiziers gestört hatte! Wer war dieser neue Wallenstein? Dem Friedländer war das Quaken der Frösche lästig,

Bauern mußten oft — aber gewiß nicht auf seinen unmittelbaren Befehl, sondern durch seine dienstbefähigte Umgebung veranlaßt — einen Teich, in dessen Nähe der Feldherr ruhte, während der Nacht leise weitschen, um die Frösche still zu halten: den schönen Algarrobo von Tetuan hätte Wallenstein gewiß nicht fällen lassen.

Gerüchte des Friedens tauchten nun auf, aber in Spanien wie im Heerlager der Marokkaner waren die Meinungen darüber getheilt, hier wie dort gab es Parteien für und gegen den Krieg. Am 11. Februar erschienen Abgeordnete bei O'Donnell, welcher ihre Wünsche der Königin vorzulegen versprach; die Unterhandlungen wurden dann in einer Zusammenkunft des Marschalls mit Muley-el-Abbás, die in einem dazu aufgeschlagenen, prachtvoll ausgestatteten maurischen Zelte stattfand, im Beisein des marokkanischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten fortgesetzt, sie zerschlugen sich aber an der Bedingung, Tetuan, die heilige Stadt, abzutreten. Ein regelrechter Erfolg der Marokkaner auf einem andern Punkte, Melilla, dessen Commandant gegen seine Instruction die Riffstämme, die ihn brunnruhten, angegriffen hatte und von ihnen zurückgeschlagen worden war, diente dazu, die Kriegspartei Marokkos zu stärken. Vor Tetuan kam es außer kleinern und größern Recognoscirungen auch zu bedeutenden Vorpostengefechten und einem ernstlichen Kampfe um den Besitz der Höhen und des Dorfs von Amsal am 11. März, bis der Befehl zur Marschbereitschaft für den 23. März erfolgte. Im taktischen Verstande der Armee waren einige Veränderungen eingetreten, eine dritte Tabelle gibt uns dieselben an. Der Marsch wurde in aller Frühe angetreten, man stieß aber bald auf den Feind, der zum Angriff überging, sodas die verschiedenen Corps aus der Marschformation sich zum Gefecht entwickeln mußten. Es kam zur Schlacht, deren Brennpunkt lange Zeit das Dorf Amsal im Thale des Bab-el-Rás war, bis dasselbe unter Prim's persönlicher Führung genommen wurde. Die Spanier gingen nun unaufhaltsam, aber noch immer kämpfend, vor; endlich gegen 5 Uhr waren die Höhen des Beni-siber gewonnen, wo man die Lager bezog. Dieser Sieg hatte den Abschluß des Friedens zur Folge, dessen Präliminarien zwischen O'Donnell und Muley-el-Abbás, am 25. März, wiederum in einem Zelte zwischen beiden Heerlagern festgestellt wurden. Am 26. März trat die Armee ihren Rückmarsch an. Eine Uebersicht der allgemeinen Verluste während des Krieges, der Gefangenen und der Beute, sowie eine Beschreibung der Gründe, welche gegen die Fortsetzung des Krieges gesprochen, endlich die Mittheilung des Friedensvertrags vom 26. April und des spätern Tractats über die Räumung von Tetuan nach Abzahlung von 3 Millionen Duros, schließen das Werk.

Wir hoffen, durch unsere eingehende Besprechung des Interesses der Leser darauf gelenkt zu haben und wünschen, daß die ebenso belehrende als anziehende Arbeit in weitesten Kreisen Anerkennung finden möge.

Karl Gustav von Strack.

Unterhaltungsliteratur.

1. Der letzte Komödiant. Roman von Karl von Holtei. Drei Theile. Breslau, Trevendt. 1863. 8. 5 Thlr.
2. Desherreichliche Garnisonen. Roman aus dem Militärleben von Robert Dyr. Vier Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1863. 8. 4 Thlr.
3. Christian VII. und sein Hof. Historischer Roman von Graf Adalbert Haubissin. Erste Abtheilung: Karoline Mathilde. Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1863. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
4. Durch zwei Menschenalter. Novelle von Solo Raimund. Drei Bände. Hannover, Rümpler. 1863. 8. 3 Thlr.

In jedem Stande, sei es bei den Kaufleuten, sei es bei den Gelehrten, den Handwerkern, den Künstlern, den Landwirthen, überall ist der Handwerker an und für sich der geachtteste, der gesuchteste und der am reichsten belohnte Arbeiter. Der eigentliche Künstler gilt nur selten als solcher etwas, denn was er treibt, dient nicht dem Nutzen, sondern nur dem Luxus, den die arme, um das tägliche Brod sich mühende Welt nicht gebrauchen kann und deshalb nicht verlangt. Jedem Stande wird daher der eigentliche Künstler un bequem, denn was kümmert sich das Geute um die Zukunft und die Unsterblichkeit, und für diese flamm und wirkt der Künstler allein. Er sieht sich zurückgesetzt, verhöhnt, und so unbekannt, daß die Anerkennung des Talents — und Genie ist eigentlich nur höchste Ausdauer — dazu gehört, um trotz alledem und alledem dem Ideal treu zu bleiben. So gilt der eigentliche Künstler seiner Zeit wenig oder nichts, und auch in der Kunst gewinnt der, welcher sie handwerksmäßig betreibt, fast allein nur Ruhm und Geld; und sein Fleiß, der dem Gewinne folgt, wird ihm als Talent angerechnet; ja, er darf sich sogar erlauben, den Künstler vor aller Welt zu verdammen und ihm zuzurufen: „Narr, mache es wie ich, du Pfscher!“ Daß hierbei der Pfscher selbst besser fort kommt als der Künstler, ist folgerichtig.

Mehr denn je gilt dies aber von unserer Zeit, wo Liebe und Schwärmerei der Jugend selbst abhanden gekommen ist, der Jugend, die nicht mehr darben und streben kann, sondern genießen und darum reich heirathen will. Überall ist die — seltsam genug mehr denn je erkannte — Nichtigkeit des Lebens das Ziel müthiger Begierden. Deshalb liegt so viel daneben, ist fast alles verflüchtigt. Die Philosophie würde ausgelacht, wollte sie neue Systeme bauen, hat ja doch Schopenhauer das Nichts, das Buddha schon vor Jahrtausenden fand, erwiesen, und die Philosophen geben ins Lager der Reaction für reelle Bezahlung. Die Medicin ist mit ihrer Weisheit zu Ende, wie einige Herren Doctoren selbst in populären Blättern fast dithun, die sich nicht genug über die Nichtigkeit der Homöopathie ereifern können, mit denen der kranken Welt mindestens nicht geschadet wird. Die Politik erscheint zwar aller Welt sehr wichtig, aber wo erweist sie sich in einem System, als ein Ganzes und Festes? Es ergeht ihr wie der Religion; der Glaube ist groß, die Sehnsucht nach endlicher Beruhigung im Glauben noch größer; aber was wir glauben sollen, das eben können wir nicht finden. Wahr ist, und das wollen wir zu unserm Lobe anerkennen, aller Haß ist aus der Politik und Religion verschwunden oder sollte es wenigstens sein; denn wer könnte heute noch Republikaner sein in dem Sinne, daß er den Constitutionellen vernichten wollte; wer ist heute Protestant oder Katholik mit solcher Zähigkeit, daß sich daraus religiöser Haß entzünden könnte? Solche krankhafte Reizbarkeit, solch wüthendes Gebaren, solche Verleugnung aller Nächstenliebe und Sitte, wie die winzig kleine Partei unverbesserlicher Reactionäre und Ultramontane zu Tage fördert, was wollen sie agn?

Wie alles und nichts Mode ist, so gilt auch in der Kunst Less und nichts, und deshalb ist auch sie und besonders die Schriftstellerkunst sehr praktisch geworden. Sie reflectirt: liegt inter dem Leben das Nichts, so ist es mit dem Glanze des

Nachruhms eben auch nichts; wohlan, es gilt, dies Leben, was ich einmal habe und durchdauern muß, möglichst angenehm zu vollbringen. Wie's erringen? Nun denn, ich lege mein Talent am zinsbarsten an, d. h. ich treibe die Kunst am handwerksmäßigsten!

Deshalb diese Sündflut von Romanen. Auch der schlechteste findet seinen Verleger und wird bezahlt. Und dann, was ist denn eigentlich schlecht? Ein Werk, das gefällt, das Geld einbringt, kann das schlecht sein? Damit ist denn auch die Kritik verflüchtigt und ins Nichts zurückgeworfen. Dem sei aber, wie ihm wolle, dennoch übe die Kritik ihr Recht, wahr und klar, milde, aber ohne sich von Erfolgen in der Zeit bestimmen zu lassen. Es gibt denn doch, wenn auch nicht so entschieden, wie immer darauf gepocht wird — könnten wir sonst mit so vielem abgetragenen Zeuge durch alle Literaturgeschichten und schleppen? — es gibt denn doch für den Werth der Kunstwerke eine Gerechtigkeit der Zukunft, und vor dieser soll das kritische Wort nicht als unnütz gelten. Von diesem Standpunkte aus bitte ich aufzufassen, was ich über die aufgeführten Werke zu sagen habe.

Der Verfasser des erwähnten Romans: „Der letzte Komödiant“, Karl von Holtei, ist ein Schriftsteller von so verbreitetem Ruf, daß die vielbeschäftigte Kritik ersrent sein könnte, bei jedem neuen Werke dieses fruchtbarsten Literaten eingehender Aeußerungen überhoben zu sein und nur als Registrar pflichtschuldigst zu fungiren.

Die arme Kritik, vielleicht auch die übermüthige Kritik, die sich einzubilden wagt, auch einem höhern und höchsten Richter, der Wahrheit und der Zukunft, Pflichten schuldig zu sein, und sich eigenstänig vorgenommen hat, dem jedesmaligen Geschmack nicht blindlings zu hulbigen, ja, die arme Kritik schwankt, aufrichtig gestanden, hin und her, nicht etwa über ihre Meinung, sondern ob sie dieselbe aussprechen solle. Fürwahr, ich wollte alle, beim aufmerksamen Lesen des „Letzten Komödianten“ fleißig und reichlich gesammelten Notizen unbenuzt lassen und zwar aus Achtung vor dem greisen Schriftsteller, der am Schlusse des Werks sich äußert: „Und so hätte ich euch, geneigte Leser, die Geschichte von meinem „Letzten Komödianten“ erzählt, so gut ich's vermochte. Vielleicht ist es auch meine letzte Erzählung. Möge sie euch nicht mißfallen!“

Sollte es da nicht Pflicht sein zu schweigen, wenn man nicht loben kann? Gewiß, wenn dieser Roman unbachtet vorüberginge und nicht die Kritik so entscheidend herausforderte. Sie nimmt den Handschuh auf, ohne Galläpfel in die Lunte zu mischen, wie Hr. von Holtei (III, 246) von den Herren Recensenten voraussetzt, wo es weiter heißt: „Se freundlicher ins Gesicht, desto hostaster hinterm Rücken. Dabei predigen sie „Gerechtigkeit“. Sie mahnen mich an jene indianischen und arabischen Stämme, die in ihren Hütten alle Reisenden gastlich empfangen, ihnen aber hinterher Genossen nachsenden, welche die „Gastfreunde“ berauben und nach Umständen todt schlagen. Nichts wider das heilige Gastrecht! Nichts wider die Gerechtigkeit!“

Nun denn aus Gerechtigkeit, welche mich zwingt zu warnen z. B. vor ungesunder Speise, und als solche betrachte ich diesen Roman, weil er den guten Geschmack gefährdet. Kann ein Vater seinen erwachsenen Sohn — und wenn die Zeit darüber hinweg ist, wie der ältere Väter in dem „Letzten Komödianten“ —, kann ein Mann seiner Frau — und wenn die Zeit auch diese Vorsorgniß belächelt, wie der Baron im „Letzten Komödianten“ —, kann ein Vater seiner erwachsenen Tochter diesen Roman in die Hand geben? Nein, dreimal nein! Für wen schreibt denn Hr. von Holtei seine Romane, und warum nicht für den größten, dankbarsten Leserkreis, für den der Jungfrauen? Ober dürfen diese eine Geschichte lesen, deren Inhalt folgender ist:

Ein älterer verwittweter Baron kehrt mit der frühern Schauspielerin Gottliebe, nachdem sein Verhältnis zu ihr selbst in der Residenz nicht gontirt wird, obgleich sie als Gouvernante seiner bereits erwachsenen Tochter Lubmilla gilt, in sein

großes, altes, seit 20 Jahren vernachlässigtes Schloß ein. Ludmilla verliebt sich sogleich in den Lehrlingen des Tapieziers, der zur Herstellung der wässen Räume beordert ist. Zur Unterhaltung nimmt der Baron eine Theaterbande an, Gottliebe wird deren Intendantin. Der Lehrlinge erscheint als Schauspielergenie, und glänzt in den Rollen bekannter Stücke; Gottliebe, die Maitresse, verführt, und Ludmilla, die Baronesse, entführt den Komödianten. Es folgen die Freuden und Leiden einer wilden Schauspielertruppe. Ludmilla kehrt zum Vater zurück, heirathet einen jungen Grafen und beschenkt ihn nach sechs Monaten mit einem Stammerben. Der eigentliche Vater desselben treibt sich von Bande zu Bande umher, wird ein berühmter Mann und läßt sich natürlich in sehr viele interessante Verhältnisse ein; unter andern ist seine Verbindung mit einer geistreichen Commerzienrätin Ursache ihrer Scheidung. Sie beschenkt den in den Freiheitskrieg ziehenden Komödianten mit einem Töchterchen. Bis hierher haben wir keinen anständigen Menschen kennen gelernt: nun folgt der sentimentale Theil; hoher Heldemuth, Buge und Reue. Ein Mann, Namens Lob, mit einer furchtbaren Schmarre durch das ganze Gesicht, zieht als Souffleur, Insipient, Rollenabschreiber u. s. w. von Bande zu Bande; er interessiert sich für ein junges Schauspielergenie, dies stirbt an der Schwindsucht. Die Braut desselben, dessen Mutter soeben begraben worden ist, erscheint, es ist des Komödianten Tochter; sie hat Vermögen, der Vater wird Theatredirector. Doch wir eilen zum Schluß. Als verwitwete Großmutter und Erzieherin ihrer beiden verwaisenen Enkel, von denen der älteste den Namen des Komödianten führt, findet dieser seine erste (eigentlich mindestens seine zweite) Geliebte auf ihrem Schlosse. Er zieht in ein Gartenhäuschen, spaziert mit ihr durch die Alleen und stirbt von ihr gepöbelt.

Man könnte erwidern: Wer den Roman nicht lesen soll, der könne ihn liegen lassen, und sagt er zu. Freilich, ganz richtig, wenn nur das Liegenlassen immer anginge. Man könnte entgegnen: Nun, das ist doch noch nicht so schlimm, was hat uns H. Clauren erzählt, was erst Wieland gebichtet. Gewiß, aber H. Clauren ist auch gerichtet, wir geben auch die Wieland'schen Dichtungen nicht unsern Frauen und Töchtern in die Hand. Und wenn man auch zur Entschuldigung anführte, daß Thümmel und Heine noch weiter gegangen seien, so waren selbst diese nicht zu entschuldigen, wo sie gegen die Sitte gesündigt haben. Hier tritt aber noch dazu das „Wie“, und da hört denn doch alle Gemüthlichkeit auf, wenn man sich schon in den „Schleisschen Gedichten“ eine „Lausefaschel“ gefallen läßt, um der Naivetät des Dialekts willen; in Prosa klingt dergleichen aber ganz anders, und fast auf jeder dritten Seite dieses Romans findet man Ausdrücke, vor denen der Leser erschrecken muß. Da liest man: „dummes Weibsbild“, „aufgegabelt“, „faule Fische“, „den Magen voll freffen“, „als Ariadne auf Naxos herumfegen“, das Räuberlied „grölen“, „verschossener Schanzlooper“, „besäuft sich wie ein Vieh“, „Courage“, „Suff“, „halt Kontenance“, „über Maul fahren“, „besoffener Viehtreiber“, „klobige Zuversicht“, „sabbere nicht“, „nicht von der Belle“, „Grips im Schädel“ u. s. w. 1, 101 heißt es, sie sei „ein Götterweib und Venus ein Ruhmensch gegen sie“; S. 112: „Da sollen unsere Rauburger heulen, daß die ganze Reithahn unter Wasser steht.“ Der Baron erwidert darauf S. 113: „Wenn der Jammer nachläßt und die Freude beginnt, dann kann ich auch heulen und zwar wie ein alter Schloßhund.“ S. 137 „pinkt's“ nach ausgeblasenen Lampen, und S. 149 liest man, daß für den Räuber Karl allerdings Wulf noch viel „Kalbfleisch“ war; ferner S. 188: „Das Weib ist höllisch mitgenommen“ u. s. w. Für Trinken und Betrinken, das in diesem Buche sehr oft vorkommt, steht jedesmal „Sausen, Besausen“ oder noch ein platterer Ausdruck. S. 214 und 215 klettert sich die Baronesse mit dem Blut, wovon sie überströmt, an den Geliebten fest, und S. 216 nennt der Director im gerechten Zorn den Maler ein „blutiges Schwein“. Der adeliche Herr Vater redet einmal den Komödianten wie folgt an: „Versteht du? Spürst du, wo

ich hinaus will? Ge? Bist du bei Wege? Na, jetzt reißt er die Augen auf. Guten Morgen, wünsche wohl geschlafen zu haben! Na nu kann's losgehen, sagen sie in der Mark. Du warst, ohne Complimente, ein ruppiger Junge.“

Ich übergehe die Schilderung der wilden Ehe (II, 8–16), auch Haydn's Aeußerungen S. 35 u. f. w., wo er wie Bacher spricht; überraschen muß es aber, daß auch der selige Mozart mit folgenden Worten eingeführt wird: „Ich weiß nicht, was sich unsere deutschen Dichter denken? Wenn sie schon das Theater nicht verstehen, was die Opern anbelangt, so sollen sie doch wenigstens die Leute nicht reden lassen, als wenn Schweine vor ihnen ständen! Ha, ha, ha!“

Im Verlaufe der Geschichte wird uns ein Ereigniß erzählt, das selbst als Erfindung zu schauerhaft ist. Und wie trägt es der Vater vor, der sein eigenes Kind hat verbrennen, rein rösten lassen; dabei spricht er S. 185 vom gränzlischen und gewissenhaften „Abwischen“ seiner Leiden nach der Anciennetät. „Meine Frau, als zärtliche Mutter, half mir bei“, fährt er fort. Schließlich noch eine Stilprobe: „Die neuen Entreprenen mehren sich wie Blattläuse, und ein Principal frisst dem andern das Brot vom Munde weg, wie Blattläuse einer den andern den Saft vom Stief.“

Schauspieler wird übrigens dieser Roman besonders interessant, weil das Leben in allen Verhältnissen, in welchen diese Künstler wirken müssen, mit besonderer Kenntniß geschildert ist.

Dem zweiten Roman: „Österreichische Garnisonen“, von Robert Blyr, schicken wir folgendes idyllische Gemälde aus dem Militärleben voraus: Wenn nach erfolgter Ablösung der alten Wache der Lieutenant mit dem Commando weggetreten, den Degen gemächlich in die Scheide fallen läßt, die Gendarmen in die eisernen Rücken gestellt sind, die Mannschaften, ist es im Winter, trampelnd, um den Schnee von den Stiefeln zu entfernen, und die Arme um die Brust schlagend, nach der Wachtube eilen, ist es im Sommer, sich auf den Bänken vor der Hauptwache lagern, die Pfeife anzünden und dampfend auf den Markt schauen; wenn der Offizierbursche sämmtliche Requisiten des Wachlebens, ein paar Dugend Pfeifen nebst Tabakdose, oder heutigen höheren Ansprüchen genügen, einen ausreichenden Vorrath von Cigarren, dazu Kaffeemaschine, Toilettegegenstände u. s. w. herbeigeschafft hat, wenn der Herr Lieutenant die neue Schärpe sich abknallen, den Parade-Waistcoat aus- und den „alten Gottfried“ anziehen ließ, dazu auch die alte Schärpe um die schlankte Taille gürte, wenn er in den großen, dunkelbraun glänzenden, lebernen Lehnstuhl, sei es am warmen Ofen, sei es vor der Sommer Sonne geschützt im Schatten des Ueberdaches zwischen den offenen Fenstern des Parterres, auf dem Fensterbrett die Cigarren für die Kameraden zur Hand stehen, von den Strapazen des Dienstes ausruht, wenn er ferner das von Kalfalter und Burschen herbeigebrachte Mittagessen verzehrt, selbst den Kaffee gebräut und ihn zur Cigarre geschluckt hat, und nun endlich gelangweilt auf dem großen, ebenfalls schwarzbraun glänzenden, lebernen Sofa die Stunden verträumt, bis die Kameraden zum Spielen und zur Reue erscheinen, dann fällt ihm vielleicht ein, daß er seinem Vorgesetzten, ihm einige Bücher aus der Leihbibliothek zu bringen. Der Lieutenant erhebt langsam die weiche, geschonte Hand, die über dem Sofa schwebenden Klingelschnur, zieht sie mit einigen kräftigen Rufen an, die Glocke ertönt hell in der meinstube, der Kalfalter stürzt herbei und erhält Befehl, die Bücher, die irgendwo unter den Sachen liegen müssen, dem Herrn zu reichen. Der im Dienstfever zitternde Bursche reicht dies und jenes von den verschriebenen Tischen, empfängt eine glücke und zarte Titel und hat endlich das Verlangte gemengesucht und vor dem Herrn Lieutenant wiedergelegt. Wie leicht findet sich darunter auch, als soeben angekommen ist man, das vorgenannte Werk, der Titel und die noch unbedeutende Montur des Buchs reizt den Herrn Wachcommandanten bald ist er im Lesen so vertieft, daß er den dröhnenden Geräusch

der Schildwache fast überhört und von der angeordneten Abführung zurückstehend, den seltenen Wunsch empfindet, daß die Herren Kameraden noch lange ausbleiben möchten.

Ja, interessant, sehr interessant für gelangweilte Menschen, sind diese Geschichten aus dem Leben der österreichischen Offiziere. Sie spielen zumest in Italien und schildern das Verfühen junger, blöder Marschbühne durch wohlconfervirte, ältere Damen, und das Gungsgewinnen der geschulten Oberlieutenants und Mittelmeyer von jungen Schönen. Der Hauptfaden, der sich durch die vier Bände schlängelt, ist einem kätzlichen, geistreichen, nach Glück und Ruhm begierigen Manne bestimmt, und ihm zur Seite, hin und wieder seine Bahn durchkreuzend, bewegen sich ehrlich gutmüthige, leichtsinnige, übermüthige und herzlich schlechte Kameraden, deren Schicksale theils von dem Hauptfaden bestimmt werden, theils auf das seine bestimmend einwirken.

Wir finden in der Schlussscene des vierten Bandes den treuesten Freund des tapfern Kämpen, wie jener diesen im Gurot Baden bei Wien erwartet, und da hier alles zusammengefaßt ist, was den Roman charakterisirt, so möge ein kurzer Auszug zugleich für das Buch sprechen.

Ein junger, hochgewachsener Mann, elegant bürgerlich gekleidet, schritt in der offenen Bahnhofsallee auf und nieder. „Unblich wurde signalisirt, man läutete zum ersten mal, der Zug schob sich zischend immer langsamer in der Halle hin, er blieb stehen... Die Leute machten dem Armen mittelbig und achtungsvoll Platz, an zwei Krücken schleppte er den von nur einem Fuße getragenen Leib, eine schwarze Binde lag über dem linken Auge. „Grüß Gott, Frig!“ sprach Cosonczy, hielt die rechte Krücke nur mit dem Arme und reichte Banner die Hand hin.“

Wir finden die Freunde in der Wohnung des Invaliden wieder. „Und sie?“ sprach er leise, kaum verständlich. „Wie, weißt du nichts?“ rief überrascht Banner. — „Was soll ich wissen? rede! rede!“ — „Ihr Mann“, flüsternte Banner, „ist gestorben!“ — „Das weiß ich!“ — „Warum steht du mir ins Auge? Was gibst's noch? Sie lebt im Elend?“ — „Nein.“ — „Also was ist's? rede Mensch, du marterst mich zu Tode!“ — „Sie ist...“ — „Was stockst du wieder? Rede! Rede! Siehst du denn nicht, daß mir das Blut zum Kopf jagt und mich wahnsinnig macht! Frig! Ist sie todt?“ — „Nein!“ — „Also was? was?“ — „Sie ist verheirathet“, sprach Banner leise und zahnend.“

Nachdem Cosonczy sich etwas beruhigt hat, befragt der Freund ihn um seine jüngsten Erlebnisse. „Das ist eine lange Geschichte, will dir's einmal ausführlich erzählen, damit du weißt, was Kluge Freundschaft ist. Gab' ihm vor Jahren so über 11000 Gulden geborgt, ohne Schrift, auf sein Wort. Siehst du, das ist der erste Act... Also ich gab meinem Vater zwei Drittel meines Vermögens, um Vollenau zu Hülfe zu kommen.“ — „Vollenau, dem verstorbenen Grafen Vollenau?“ — „Ja, er war ja Rath — er war ihr Mann.“

Cosonczy ist um sein ganzes Vermögen gekommen, er äußert sich später: „Siehst du, jetzt lächelt sie! O, sie konnte einem das Herz aus dem Leibe lächeln und die Seele in ewige Verdammniß stürzen, und man merkt es erst, wenn sie wieder hart und trotzig schaut. Hörst du das Lachen des Arztes, der den Leichnam seziert hat und das Herz in der blutigen Hand nun als Fangball emporwirft? Dummes Ding, ruft er, und dann kommt es in Spiritus, und auf der Etikette außen steht: „Ein Menschenherz!“

Von dem beruhigten Freund in seiner Wohnung allein gelassen, macht sich Cosonczy, der seine „Kitty“ auf der Promenade gesehen und vor ihr hilflos in den Sand gestürzt ist, zum Tode bereit. „Er sah den Ring lange an, bis ihm die Thräne über die Wange lief, dann preßte er ihn an seine Lippen; „Kitty!“, murmelte er, „lebe wohl!“ Ein kräftiger Druck und der Ring brach in zwei Theile, er ließ sie in den Lauf gleiten, den er geladen, brückte sie nieder; und schob noch ein

Stückchen Papier darauf, um das Herausfallen zu verbüten. Alice legte jetzt wie fragend die eine Vordertage auf Cosonczy's Knie und sah ihm unruhig ins Auge. „Ja, Alice!“ sprach Cosonczy zu ihr und streichelte ihr den schönen Kopf. „Du hast Verstand, schau'st, was ich treibe? Ja, ja, 's ist Ernst.“

Als Banner das Grab des Freundes einige Tage, nachdem es ihn aufgenommen, besucht, findet er dort einen kleinen altlichen Herrn vor und sieht eine trauernde Dame am Hügel knien; das kurze Gespräch fortsetzend fragt Banner: „Ist die dort am Grabe Kniende Ihre Frau?“ — „Ja, seit drei Jahren. Sie hatte schon in der Zeitung von Cosonczy's Tode gelesen, arme Giovannina! Sie hat ihn so lieb gehabt!“ — „Giovannina!“ sagte wehmüthig Banner, „also doch eine Thräne auf sein Grab!“ — „Sie hat schon viel geweint; aber sagen Sie mir, was hat ihn denn dazu getrieben?“ Mit düster gefalteter Stirn sprach Banner dumpf vor sich hin: „Sein ruheloser, ungebändigter Geist!“

Wir gehen über zu dem dritten Roman: „Christian VII. und sein Hof. Erste Abtheilung: Karoline Mathilde“, von Graf Adelbert v. Baubiffin. Dieses Werk ist auf drei Abtheilungen angelegt, jede von zwei Bänden. Wir haben also noch zu erwarten: „Juliane Marie“ und „Hans Pochwisch“.

Es ist höchst löblich, den Deutschen die Geschichte der Dänen, soweit sie die Schmach angeht, die unserer großen bescheldenen Nation von diesem eiteln übermüthigen Volke angethan worden, zur Schärfung seines gerechten Hasses vorzuführen. Ja, tief in meiner Seele klagt und grollt dies brennende Vernachlässigung und macht mich die Augen beschämt niederschlagen, wenn ich stolz ausrufen will: „Ich bin ein Deutscher!“ Für gewisse träge Gemüther ist es sicherlich eine beachtenswerthe Mahnung, wenn Baubiffin in der Vorrede sagt, die Mißhandlung der Deutschen in jenen schönen verwaisten Schmerzensländern sei die Fortsetzung eines Nationalkampfes, den die stupide, dänische Gütlichkeit gegen uns, ihre Wohlthäter, seit lange unternehmen habe.

„Dänemarks Franken“, fährt der Verfasser fort, „entflammten ihre Männer und Brüder zum tödlichen Kampfe gegen das Deuththum, ein mahnendes Wort von Deutschlands Frauen an Deutschlands männliche Jugend würde das Gottesgericht beschleunigen, das einst über Dänemark einbrechen wird.“

Wollte doch das dänische Volk bedenken, daß es schon seit Jahrhunderten sich eigentlich niemals selbst hat regieren können, sondern des deutschen Geistes überall bedurft hat, um sich zu erhalten: ja Hochmuth treibt es an, die Hand zu schlagen, von der es Freiheit, Wohlstand und Segen empfing. Selbst die Deutschen, welche nach Dänemark einwandern, haben oft das Gift des dänischen Hasses gegen alles Deutsche in ihr Blut aufgenommen, und wie es Renegaten immer ergeht, ärger noch gegen ihr Stammvolk gewüthet als der verblendete Däne.

Auch Juliane Marie war eine geborene Deutsche und doch die Urheberin der Verschwörung, welche die Gemahlin Christian's VII. in die Verbannung trieb und den deutschen Minister des Königs, den genialen, humanen Struensee, der dem gefesselten Dänenvolke die Ketten abnahm und ihm die Freiheit mit allen ihren reichen Segnungen eroberte, einen schmachvollen Tod bereitere.

Neben der verwitweten Königin Juliane Marie, der Stiefmutter Christian's, und neben ihrem ebenbürtigen Sohne Friedrich stand zunächst ein Pfaffe, der alle Schändlichkeiten Julianens, von der versuchten Vergiftung des kleinen Sohnes der schönen engelreinen Karoline Mathilde bis zur Vernichtung des durch Struensee hergestellten Chgglücks des bebauernswürdigen, tief-erkrankten Christian VII. und den blutigen Folgen, salbungsvoll mit Gottes Segen ausrüstete. Der Verfasser bemerkt: „Diese Partei der Frommen hatte sich, wie dies in allen absolutistisch regierten Staaten der Fall zu sein pflegt, zu einer bedeutenden Macht emporgeschwungen und bis zum Tode Friedrich's V. einen Einfluß geübt, wie er in unsern Tagen wol kaum in Spanien

ober Portugal von der katholischen Hierarchie befreit werden dürfte. Sie hatte es dahin gebracht, daß alle öffentlichen Vergnügungen der Hauptstadt sowol, wie in den Provinzen streng untersagt und als etwas Gotteslästerliches verdammt waren. Maskeraden, Bälle, Theater, ja sogar Puppenspiele waren unerhörte Verbrechen gegen die Religion und Moral; wer nicht wenigstens einmal jeden Sonntag zur Kirche ging, konnte verurtheilt werden, an den Schandpfahl gestellt zu werden; wer ein freikänniges religiöses Buch las, wurde vor das Confessorium geladen und zu Kirchenbuße verurtheilt. Die Polizei ging mit der Geistlichkeit Hand in Hand. Kein Hausvater war sicher, daß nicht ein Scherge in sein Haus drang, um sich zu überzeugen, ob Mann und Frau nebeneinander schliefen, und wo eine Abweichung von dieser Regel entdeckt wurde, klagte die Polizei auf Ehescheidung, trennte das Confessorium Eheleute, die vielleicht nie daran gedacht hatten unrein zu werden."

Diese Schilderung läßt das Weitere folgern: wo der Pflaster herrscht, ist der Junker zur Hand; und wie beide die Steuern des Landes verwenden, hat England und Frankreich bis China und Tibet gelehrt. Da die Geschichte Struensee's, des Arztes aus Altona, des Beglückten Dänemarks, des Premierministers und Grafen und des von den Dänen schmählich ermordeten Deutschen, hinreichend bekannt ist — und der vorliegende Roman beschäftigt sich zumeist mit dieser und der unglücklichen und schönen Königin Karoline Mathilde —, so genügt es, das mit Begeisterung für die deutsche Ehre, mit Fleiß und Talent geschriebene Werk und dessen Fortsetzungen besonders den deutschen Frauen zu empfehlen. Die Männer mache ich auf die Briefe Struensee's, welche der Roman mittheilt, bringend aufmerksam. Wenn etwas den dänischen Haß hätte entwaschen können, so müßten es diese, ohne Ahnung von dem kommenden Verhängniß hingeworfenen Aeußerungen eines der edelsten Herzen vermocht haben. Das deutsche Volk hat allen Grund, auf Struensee, diesen reblichen, zu vertrauensvollen, echt deutschen Mann stolz zu sein. Was die zweite Abtheilung unter dem Titel „Juliane Marie“ bieten wird, läßt der Verfasser (II, 136) in folgenden Worten ahnen: „Sie, die das Herz einer Hyäne besaß, liebte ihren mißgestalteten und blöden Sohn mit einer an Wahnsinn grenzenden Leidenschaft; um ihm den dänischen Thron zu sichern, suchte sie den Kronprinzen zu vergiften, die Ehe des Königs unerbittlich zu machen, Karoline Mathilde ins Unglück zu stürzen; aus Liebe zu ihrem Sohne erklärte sie das noch nicht geborene Kind Karoline Mathildens für ein uneheliches; aus Liebe zu ihrem Sohne schaffte sie die Söhne Friedrich's VI. und Gustav Karoline Mathildens aus der Welt.“

Wir schließen hier noch an: „Durch zwei Menschenalter“, Novelle von Golo Raimund (Nr. 4). Vor einiger Zeit erregte der Proceß einer Dame von Stande die allgemeine Theilnahme, insbesondere des weiblichen Geschlechts, und in Wahrheit die Lage der Angeklagten war höchst bedauernswürdig, denn sie hatte aus den reinsten, schönsten Motiven, aus Liebe zu ihrem Gatten, eine That vollbracht, die das Gesetz mit großer Härte strafen und rücksichtslos strafen muß.

Die Dame lebte in kinderloser Ehe, sah die Liebe ihres Gatten nach und nach schwinden, ja sich ins Gegentheil verkehren. Die von der Angst um den Verlust ihres höchsten Gutes, der Zuneigung ihres Gatten, vielleicht auch von dem Stolz und der Scham des Weibes, wie beide das Alte Testament so ergreifend schildert, ruhelos Umhergetriebene erkannte eine Täuschung, die das verlorene Glück wiederbringen sollte. Sie überraschte ihren Gemahl mit der langersehnten Hoffnung und erfüllte diese durch ein untergeschobenes Kind. Das Geheimniß, unter solchen Umständen mit zu vielen Personen getheilt, und noch dazu mit solchen, die eine Macht, wie sie ihnen dadurch geboten, nur zu gern mißbrauchen, wurde verrathen. Die Entdeckung führte vor die Schranken des Gerichts. Diese erschütternde Begebenheit ist ganz dazu geeignet, Unterlage eines interessanten Romans zu werden. Hat Golo Raimund sie benutzt, so wollen wir

ihm deshalb die Ehre der Erfindung nicht absprechen; jedenfalls hat er es verstanden, den schon an und für sich interessanten Fall dadurch noch interessanter zu machen, daß er das untergeschobene Kind in das nächste Verhältniß zu dem hintergegangenen Vater zu stellen mußte.

Nachdem die Entdeckung erfolgt, wird das Verhältniß lebhaft geschildert: „Der erste Laut ihrer Stimme rief ihres Mannes Namen, aber dieser wandte so voll Abscheu und Entrüstung sich hinweg, daß sie in heiße Thränen ausbrach. Der Richter, mitleidiger als der, welcher ihr am nächsten in der Welt stand, trat zu ihr und zog seinen Stuhl in die Nähe des Sofas, in dessen Kissen sie ihr Angesicht verborg. „Wollen Sie mir sagen, gnädige Frau, was Sie bewog Ihrem Herrn Gemahl ein Kind, wenn auch das seinige, unterzuschleichen?“ — „Liebe“, sagte sie kurz, „unendliche, unabsehbare Liebe.“ — „Es muß dies allerdings eine harte Prüfung Ihrer Zuneigung gewesen sein, tagtäglich den lebendigen Beweis seiner Untreue vor Augen zu sehen, dies Kind in Ihr Haus und an Ihr Herz zu nehmen und es mit Bärtlichkeit und Sorge zu erziehen, die dem Mutterherzen so täuschend abgelaußt ist, daß Sie werth gewesen wären, die Mutter zu sein“, sagte der ernste Mann warm.“

Lange Jahre der Buße und des Leidens muß Josepha, die liebende Gattin, durchwinden, und herrlich besteht sie diese schwere Prüfung, die, wie der Titel schon andeutet, durch zwei Menschenalter währt. Die Darstellung ist so gelungen und die Absicht Raimund's, dem Leser zu fesseln, ist in der schönsten Weise erreicht, und wenn ich auch nicht mit ihm übereinstimmen kann in der Motivirung des gerade schuldigen Theils und seines grausamen Verhaltens gegen Mutter und Sohn, und noch weniger das Schenken Sigmund, den eigentlichen Verdächtigten aller edeln Personen dieser Novelle, gelten lassen kann, so macht das seltene Erzählungstalent Raimund's alle diese Uebertreibungen vergessen. Die Novelle sei allen, eine spannende Unterhaltung suchenden Lesern aufs angelegentlichste empfohlen.

Hermann Neumann.

Redwitz' „Amaranth“ und Kortum's „Johanna“ in Uebersetzungen.

Durch ein eigenthümliches Zusammentreffen, das wir ironisch nennen möchten, wurden unserm Büchertisch aus fernem Punkte des Auslandes, aus der französischen Schweiz und aus Philadelphien gleichzeitig die Uebersetzungen von zwei deutschen Dichtungen zugeführt, welche ihrem Inhalt wie der poetischen Behandlung nach so voneinander verschieden sind, wie zwei Bücher immer nur sein können: eine französische Uebersetzung von Redwitz' Dichtung „Amaranth“ und eine englische des ehm. Theils der „Johanna“.

Die französische in Prosa verfasste Uebersetzung der Redwitz'schen „Amaranth“ erschien unter dem Titel: „Amaranth. Par Oscar de Redwitz. Traduit de l'allemand par A. de L. (Lausanne und Genay, Richard Lasser; Paris, Jang-Textil 1863). Vorangestellt ist ein französischer Brief des Verfassers an den Uebersetzer von etwas altem Datum; den er ist aus Schellenberg bei Kaiserslautern vom 17. September 1853 datirt, bis zu welchem Tage, wie Redwitz gegen den Schluß bemerkt, „Amaranth“ bereits die sechste Auflage erlebt hatte. Der Uebersetzer hatte, wie daraus hervorgeht, an den Dichter einen Brief gerichtet und darin, wie es scheint, ihn um Erlaubniß gebeten oder ihm seine Absicht kund gegeben, „Amaranth“ in französischer Prosa zu übersetzen. Redwitz dankt hierüber seine große Freude aus, und obschon er sich erklärt, daß die französische Prosa, so „ingénieuse“ und „élégante“ sie auch sein könne, doch nicht im Stande sei, „l'expression namentlich der deutschen Poesie, „avec ses rimes riches et sonores“ dem Original entsprechend wiederzugeben, so will er doch auch ebenso gut, daß es äußerst schwer, wenn nicht unmöglich sei, deutsche Dichtungen dieser Art in französischen Reimen wiederzugeben, wenn man nicht etwa zum Alexandriner

seine Zuflucht nehmen wolle. Dem Uebersetzer waren einige vereinzelt Stellen „trop libres“ erschienen. Hierauf bemerkt der Dichter: „Ich kann hierauf nur antworten, daß „Amaranth“ das Lieblingsgedicht und das gehätschelte Buch aller deutschen Jungfrauen (le chant favori et le livre aimé de toutes les demoiselles de l'Allemagne) ist und daß man es in allen weltlichen wie geistlichen Erziehungsinstituten liebt. Ich gebe Ihnen gern zu, daß die Zartheit der Ausdrücke, wie sie der deutschen Sprache zu Gebote steht, in einer französischen Uebersetzung leicht vermischt wird und daß die Art von Einbildung, die ihrem schönen Lande eigen ist, sie ganz anders verstehen kann als unsere Herzen. Deshalb werden Sie allerdings gut thun, wenn Sie diese Stellen weglassen oder ändern, ohne dem Gange der Dichtung wesentlich zu schaden.“ Weiterhin bittet er den Uebersetzer: „Erinnern Sie sich bisweilen meiner und beten Sie zu Gott, daß er mich in Gnad setze, meine Mission leicht ebenso wol mit Muth als mit Demuth zu erfüllen.“

Hierauf folgt das gegen 80 Seiten starke Vorwort des Uebersetzers, A. de L., das aus Lausanne vom 12. Februar 1868 datirt ist. Dieses Vorwort beginnt: „Nichts beruhigt und erfrischt das Herz eines durch die hitzigen politischen Streitigkeiten oder durch die stöberhaften Untersuchungen auf dem so umfangreichen Gebiete der Wissenschaft ermüdeten Mannes mehr, als das engelhaft Lächeln eines Kindes und die unvergleichliche Anmuth seiner Liebesungen und seines frühlichen Geplauders.“ Der Uebersetzer schildert dann weiter jene traulichen Familienscenen, in denen das Kind die erste Rolle spielt, und die einen Halt auf der großen Wanderung gewähren, und fährt dann fort: „Wie die Individuen bedürfen auch die Völker bisweilen eines solchen Hals, solchen Ausdrucks und solcher Harmonien. Wenn ein Volk durch politische Leidenschaften kühnlich aufgereggt und unter krankhaften Einflüssen bis zur Revolution, bis zum Umsturz der Ordnung und der Rechtsgrundsätze fortgedrängt ist, so bedarf es, um große Katastrophen zu vermeiden, einer heilsamen Gegenwirkung, einer notwendigen und fruchtbaren Krise, welche für die Köpfe und Herzen, mit andern Worten für das intellectuelle und moralische Leben, der Anfang einer neuen Aera und einer glücklichen Rückkehr zu gesunden Doctrinen ist. . . . Ein ähnliches Wunder begab sich vor einigen Jahren in Deutschland, als die deutsche Demagogie aus der Dunkelheit theoretischer Systeme heraustrat, um die Herrschaft über die wirkliche Welt in die Hand zu nehmen, und als die Hegel'schen Doctrinen in den Herzen sich an Stelle des alten und kräftigen Glaubens einnisten. Unter Feuerbach's und Stirner's Einfluß vergaß Deutschland seine alten ritterlichen Traditionen und verleugnete sich selbst. Seine idealen Träumereien, seine erhabenen Betrachtungen, die höchsten Besitztümer seiner religiösen Sagen und seines süßen Mysticismus, seine Poesie blühend wie der Fenz, seine naive frommen Gesänge, das alles schien verloren und im Materialismus vergraben“ u. s. w. Aber o Wunder: „In demselben Augenblick, wo Deutschland eine blutige Aera innerer Kämpfe durchzumachen hatte, zu derselben Zeit, wo von den Ufern des Rhein bis zu den Ufern der Elbe, von Berlin bis Ungarn der Aufstand schrecklich und unerbittlich das Haupt erhoben hatte, mitteninne zwischen der bresdener Gmeute und dem grimmen Todeskampf des frankfurter Parlaments, trat ein junger Mann, stolz auf seinen Namen und seinen Glauben, vor sein durch Leidenschaften zerwühltes Vaterland und brachte ihm einen Augenblick der Ruhe. Er hielt in seinen Händen Gesänge des Friedens und der Liebe und seine von den letzten Accorden, die sie gemurmelt, noch erzitternde Lyra. Und wie erlaunenswerth! Der Sturm besänftigte sich vor den harmonischen Tönen einer Stimme, voll von jugendlichen Anmuth und der einfachen Naivität der ersten Zeitalter“ u. s. w.

Kurz, wenn wir dem so enthusiastischen französischen Uebersetzer der „Amaranth“ glauben wollen, so war es diese Dichtung ausschließlich oder doch vorzugsweise, vor welcher die Revolution ihr Haupt beugte; Redwig war der gottgegeisterte David, der mit den magischen Tönen seiner Harfe den wüthend

gewordenen Saul, dieses sonst so friedliche und nun so unartig und tobstüchtig gewordene Deutschland, zur Ruhe brachte und in Schlummer lullte, und die Partei der Reaction ist demnach sehr dazu verpflichtet, dem Dichter der „Amaranth“ Altäre und Standbilder zu errichten oder doch in jezt beliebiger Weise ein splendides Festessen auf Regimentenstücken zu geben, denn alle von ihr in Bewegung gesetzten Bajonnette und sonstigen Maßregeln würden nichts fruchtbar haben, wenn Redwig nicht das besänftigende Del seiner Verse über das brauseköpfige Deutschland ausgegossen hätte.

Der Verfasser meint übrigens, daß, wenn die Redwig'sche Dichtung einen so großen Erfolg gehabt habe, die Ursache darin zu suchen sei, daß weder die Revolutionen, noch die unwissende und ehrsüchtige Kritik die Erinnerungen an die Minnefänger oder die Liebesfänger des 13. Jahrhunderts auszulöschen vermocht hätten und er führt dabei folgenden vielleicht mittelmäßigsten Ausspruch des Herrn von Montalembert über die deutschen Minnefänger an: „In Deutschland ist das 13. Jahrhundert der glänzendste Augenblick dieser bewundernswürdigen Poesie des Mittelalters. Einstimmig gestehen dies die zahlreichen Gelehrten, denen es gelungen ist, sie in diesem schönen Lande wieder volksthümlich zu machen. Und wir behaupten mit tiefer Ueberzeugung, daß es keine schönere Poesie gibt, daß keine von einer solchen Jugend des Herzens und des Gehirns, von einer so glühenden Begeisterung, von einer so in sich wahren Reinheit erfüllt ist als sie; nirgendes sonstwo endlich haben die neuen Elemente, welche das Christenthum der menschlichen Civilisationskraft zuführte, einen edlern Triumph davongetragen.“ Man kann die zierliche Minnebildung ihrem historischen Werthe nach vollkommen schätzen und doch der Ansicht sein, daß der Franzose sie überschätze; jedenfalls ist es aber von Interesse zu erfahren, daß Montalembert mit dieser mittelalterlichen Poesie, welche viele selbst gebildete Deutsche nur sehr oberflächlich und oft nur vom Hörensagen kennen, sich eingehender beschäftigt und in sie verliebt hat.

Der Uebersetzer gibt dann im Vorwort weiter einige Daten aus Redwig's Leben und eine Charakteristik der Dichtung „Amaranth“, die er, wie sich nach dem Vorhergehenden erwarten läßt, in den enthusiastischen und überschwenglichen Ausdrücken preist; nur findet er, daß Walther, durch dessen Mund der Verfasser die Bruno Bauer und Feuerbach seiner Zeit angreife und zu widerlegen suche, zu schwach in seinen Erwiderungen gegen einen solchen Feind sei, und daß Ghismonda, diese „brillante comtesse“, welche die „formules bizarres“ der Lehren Spinoza's, Fichte's, Goethe's und Hegel's in ihre Discurse einmische, zu schön, zu glänzend, zu italienisch geschildert sei, um die „Häßlichkeit des deutschen Materialismus“ zu repräsentiren. Als ob Fichte und Goethe Verkünder und Anhänger dieses häßlichen Materialismus gewesen seien!

„Amaranth“ macht ihre Aufwartung beim französischen Publikum etwas spät, zu einer Zeit, wo in Deutschland selbst ihre Glanzperiode ziemlich vorüber ist. Man muß abwarten, ob sie in diesem französischen Prosagewande unter den Franzosen Anklang und Verbreitung finden wird. In Paris und den größern Städten schwerlich; auch nicht in den kleinern Provinzialstädten, wo die Frivolität sicherlich nicht größer, vielleicht kaum so groß ist als bei uns, aber der Sinn für Poesie noch viel lauer und beschränkter, am meisten vielleicht in den entlegenen Schlössern von Baronen, Grafen und Herzogen, die trotz aller Umwälzungen noch immer tren an den Traditionen des alten Lilienregiments und an ihren mittelalterlichen, feudalen Reminiscenzen hängen. Jungen deutschen Penkonarinen, für die ja Redwig, der nun freilich in seinen Dramen mehr und mehr in eine etwas andere „zeitgemäße“ Richtung einbiegen zu wollen scheint, hauptsächlich gebichtet haben mag, dürfte diese französische Bearbeitung zu empfehlen sein, um durch Vergleichung mit dem deutschen Original ihre Kenntniß des Französischen daraus zu bereichern.

Sehen wir nun mit einigen Worten zu der uns auf ein ganz anderes Gebiet überführenden englischen Uebersetzung des ersten Theils der „Johstade“ über, die, mit denselben Kapitelüberschriften, den entsprechenden bekannten Holschnitten und der Silhouette Kortum's versehen, unter dem Titel erschien: „The Jobsiad. A grotesco-comico-heroic poem. From the German of Dr. Carl Arnold Kortum by Charles T. Brooks, translator of „Faust“, „Titan“ etc.“ (Philadelphia, Leypoldt; London, Trübner, 1863). In der Vorrede, in der er auch zu unserer Genugthuung unser eigenes, in der von uns verfassten literarhistorischen Einleitung zu dem Wengler'schen „Hauschat der deutschen Humoristik“ enthaltenes Urtheil über die „Johstade“ citirt, gibt der Uebersetzer zunächst einige sehr kurze Daten über Kortum's Leben, erwähnt, daß derselbe im achtzigsten Jahre seines Lebens gestorben sei und bemerkt dann: „Vielleicht finden wir in seinem Leben eine Antwort auf Salomo's Frage in Betreff des Lachens: „Was bewirkt es?“ nämlich: es verlängert des Menschen Leben.“ Der Uebersetzer verbreitet sich dann über den Kortum'schen Knittelvers, diesen „rampart doggerel“ und über die Lizenzen, die er sich bei der Wiedergabe des Kortum'schen Werks mit der englischen Sprache genommen habe, und bemerkt dann weiter, daß die „Johstade“ bereits durch vier Bilder der Hasenclever's, worin der Held in einigen Hauptmomenten seines Lebens dargestellt sei, und welche sich gegenwärtig in Philadelphia befänden, bis zu einem gewissen Grade eingeführt und empfohlen sei, da diese Bilder in der hiesigen Galerie zu Newport längere Zeit ausgestellt gewesen und die beiden Kapitel, „Job's Brief an seinen Vater“ und des letztern Antwort, in der „Literary world“ vollständig in englischer Uebersetzung mitgetheilt worden seien.

Man muß sagen, daß sich die „Johstade“ auch im Gewande dieser drastischen englischen Knittelverse ganz ergötzlich und lustig ausnimmt; es geht daraus von neuem hervor, wie verwandt der Genius beider Sprachen und Völker ist, und daß sich namentlich auch für die Wiedergabe deutscher komischer Prosa schwerlich ein anderes europäisches Idiom so gut eignet als das englische. Hier zunächst eine kurze Probe aus dem berühmten Examen des Candidaten Jobs:

Now followed Herr Kriach at once and requested
To know «of how many parts a sermon consisted,
In other words, how many divisions must there be,
When it is written ruleably?» said he.

Hieronymus having taken a moment to determine,
Replied: «There are two parts to every sermon:
The one of these two parts no man
Can understand, but the other he can.»

The Candidate Jobs this answer making,
There followed of heads a general shaking.
And first the Inspector said hem! hem!
Then the others: secundum ordinem.

Aus dem langen burlesken Register der Duffer, die sich Freund Hein geholt, mögen hier noch folgende Knittelstrophen mitgetheilt sein:

The long-eared Midas (all children know it),
Homerus, the old blind beggar-poet,
Vestris the dancer and brave Tamerlane,
Struggled with the destroyer in vain.

Ah yes, dear reader! with terrible grip he
Seized and devoured Penelope, Xanthippe,
Judith, Dido, Lucretia;
And the queen from far Arabia.

Cynic Timon, Democritus, the laughing physician,
Juggler Schröpler and Simon the magician,
Socrates and young Werther, the one
A wise man, t'other a simpton.

Summa summarum, the long and the short is,
That in none of the chronicles do we find notice,
That friend Death has ever any one passed
Without coming back for him at last.

And what he has not eaten already
He will not fail to remember when he's ready:
Alas! dear reader, also thee,
And what is worst of all, even me.

Sehr drollig macht es sich, wenn man im vierundzwanzigsten Kapitel der englischen Uebersetzung plötzlich liest:

Himmel! tausend Element! pots Donner!

The old gentleman swore in some such manner u. s. w.

Die vornehme deutsche Kritik, geübt von solchen gravitätischen Leuten, über deren jedes gesunden Lachens unfähige, selbstbewußt stets zur Schau getragene Ernsthaftigkeit und „essigame Miene“ (vinaigre aspect) schon Shakespeare vielfach spottet, pflügt mit souveränem Stirnrünzeln auf populäre Ergänzungen des deutschen Humors hinabzublicken; trotzdem ist die „Johstade“, und wir behaupten mit vollem Recht, was wenigstens den römischen Theil betrifft, seit bald hundert Jahren ein Lieblingsbuch des deutschen Volks geblieben, wie die jetzt erschienene zehnte Auflage zu Genüge beweist, und wir glauben, daß auch der Nordamerikaner und Engländer, von denen namentlich der letztere noch viel feinsinnigen Sinn für ursprünglichen schalkhaften Humor beizubringen, an den naiven Drolligkeiten der „Johstade“, in denen sich ein Theil des deutschen Lebens früherer Zeit treuer und dabei harmloser widerspiegelt als in manchem gar ernst gemeinten Buch, ihr Wohlgefallen haben werden. Wie Sebastian Brant's „Narrenschiff“, „Reineke Fuchs“, die „Schwänke Gulespiegel's“ und die „Abenteuer des Barons Münchhausen“ Weltbücher geworden sind, so verspricht auch nun die „Johstade“ der deutschen Kritik zum Trost ein beliebtes Weltbuch zu werden. Garlieb bemerkte 1827 in der „Edinburgh Review“, vier Fünftel der Deutschen, was Europa im 16. und 17. Jahrhundert an populärer und humoristischer Literatur besaßen, habe es den Deutschen zu verbanen gehabt. Ueber solche Anerkennung der deutschen humoristischen Literatur sollte man sich doch eigentlich freuen, und doch gibt es manche Deutsche, die sich darüber in der That nur zu ärgern scheinen.

Biographisches.

1. Ernst Moritz Arndt und die Universität Greifswald zu Anfang unseres Jahrhunderts. Ein Stück aus seinem und ihrem Leben. Mit einem Anhang aus Arndt's Briefen. Von Albert Gofer. Berlin, Weidmann. 1863. Gr. 8. 16 Ngr.

2. Andreas Hofer's letzter Gefährte. Von J. M. Hägeli. Freiburg im Br., Herder. 1862. 12. 7½ Ngr.

Die letzten Jahre sind außerordentlich reich an Biographien von Männern, die sich während der Napoleonischen Herrschaft und in den Befreiungskriegen durch Vaterlandsliebe und Muth unter den vielen Tausenden von patriotisch gekannten und tapferen Deutschen ausgezeichnet haben, und die Reichhaltigkeit gerade in diesem Zweige der Literatur hat ihren guten Grund. Das nicht bloß hat unsere Zeit nur zu viele Veranlassung, jener Periode mit gemischten Empfindungen zu gedenken, sondern es haben auch die Jahre ihren Anfang genommen, welche durch die Erinnerung an die vor hundert Jahren erfolgte Geburt dieser Männer bezeichnet sind.

Der Titel des unter Nr. 1 erwähnten Werks: „Ernst Moritz Arndt und die Universität Greifswald zu Anfang unseres Jahrhunderts“, von Albert Gofer, zeigt schon genügend seinen Zweck an. Es hat aber die Entstehung desselben eine ganz besondere Veranlassung. Arndt starb bekanntlich am 29. Januar 1860, mehr als 90 Jahre alt. Hätte er noch zwei Monate länger gelebt, so würde die philosophische Facultät zu Greifswald eine Gelegenheit gehabt haben, ihrem ältesten lebenden Schütz-

und ihrem berühmtesten Amtsgenossen ein Zeichen der Theilnahme und Verehrung zu widmen, denn am diesem Tage vor 60 Jahren war er Magister und Privatdocent geworden, und sein fünfzigjähriges Jubiläum war weder in Greifswald, noch, soweit bekannt, in Bonn gefeiert worden. Inzwischen waren von dem Verfasser die auf seine Wirksamkeit in Greifswald bezüglichen Urkunden gesammelt, und als derselbe auf das Jahr 1860—61 zur Verwaltung des Rektorats berufen ward, wählte er zum Gegenstande seiner Antrittsrede die Zeit, da Arndt dieser Anis verstorben angehörte, und nahm dabei Veranlassung, die Zustände und Verhältnisse der Universität selber in jener Periode eingehender zu schildern.

In der dritten und vorliegenden Form der Bearbeitung dieses Stoffes wird nun ebenso die Darstellung eines wichtigen Zeitabschnitts aus dem Leben Arndt's durch eine Uebersicht der Verwaltung und der Einrichtungen der greifswalder Hochschule zu Anfang unsers Jahrhunderts eingeleitet. So wenig auch diese letztere unter ihren deutschen Schwestern hervorragte — die Zahl der Studirenden betrug im Jahre 1804 nur 61, im folgenden 81 —, so hat sie doch durch ihr ehrwürdiges Alter (seit 1456), durch ihre drückende Lage, durch ihre Geschichte unter den pommerschen Herzogen, unter schwedischer Herrschaft und unter preussischen Königen und durch die Zahl ausgezeichneter Lehrer ein Interesse, das sich nicht auf Pommern allein beschränkte.

Arndt wurde am 4. Mai 1791, also in seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahre, immatriculirt und widmete sich der Theologie, der Philosophie und den Naturwissenschaften; Hernach 1793 ging er nach Jena und von da 1795 nach seiner Heimat Rügen zurück. Nach einer 1½ Jahre dauernden Reise durch einen beträchtlichen Theil von Europa in den Jahren 1796 und 1799 erwarb er 1800 von der philosophischen Facultät zu Greifswald gegenseitig den Magistergrad und begann daselbst seine akademischen Vorlesungen, namentlich über Geschichte. Kurzerbendlicher Professor ward er im Jahre 1806. Als solcher konnte er aber zunächst an Ort und Stelle keine erhebliche Thätigkeit entwickeln, denn die Kriegskürme kamen näher, Arndt hatte sich bereits als warmer deutscher Patriot und als begeisteter Sänger einen Namen erworben und mußte vor dem Einrücken der französischen Truppen nach Schweden entweichen. Doch konnte er nach dem bereits am 6. Januar 1810 zu Paris zwischen Frankreich und Schweden abgeschlossenen Frieden zurückkehren und wirkte hier, allerdings mit großen Unterbrechungen, bis zum Herbst 1811. Das ist die Zeitperiode, von welchem der Verfasser eine detaillirtere Kunde gibt.

Vielleicht ist der Antheil nicht allgemein bekannt, den Arndt an der Aufhebung der Leibeigenschaft in jenen damals schwedischen Ostprovinzen hat. Im Jahre 1806 schrieb er seine „Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen“, die ihm Feinde und sogar die Drohung mit der Anklage der Majestätsbeleidigung zuzog, allein der damalige Kanzler der Universität, Freiherr von Essen, vermittelte die Verantwortung, und Gustav IV. resolvirte: „Wenn dem so ist, so hat der Mann recht.“ Im Jahre 1806 ward die Leibeigenschaft aufgehoben, ein Vorgang, der allen drei Theilnehmern zu hoher Ehre gereicht.

Einen schätzbaren Anhang bilden die Mittheilungen aus den Briefen Arndt's an seine nie vergessenen pommerschen Freunde und Freundinnen, die bis an das Ende seiner langen Laufbahn fortgesetzt wurden und ein schönes Zeugnis seines reichen Gemüthslebens abgeben könnten, wenn es eines Zeugnisses bedürfte.

Das zweite Werkchen: „Andreas Hofer's letzter Gefährte“, von J. R. Gägeler, handelt von dem Leben eines andern Helden aus der Zeit der Befreiungskämpfe. Für die, welche mit der Geschichte jener Zeit vertraut sind, wird es kaum einer Bemerkung bedürfen, daß unter dem letzten Gefährten Andreas Hofer's der „Döninger“ gemeint ist, der mit seinem eigentlichen Namen Casetan Gweih hieß und wol noch heist, da er, stumm und sehr taub geworden, soweit dem Verfasser bekannt, bis auf diese Stunde in Innsbruck lebt. Nach einer einleitenden

den Stizze über das Leben Andreas Hofer's, dessen hundertjährige Geburtsdagfeier Tirol und ganz Deutschland am 22. November 1867 zu begehen nicht unterlassen wird, verfolgt der Verfasser den Lebensweg seines treuesten Gefährten von dessen unheiliger Jugend bis zu seinen Kämpfen und seiner Gefangennahme an Hofer's Seite, und von da bis zu dem entsetzlichen Leiden in der französischen Gefangenschaft, seiner Befreiung aus seinem späteren glücklichen Exil; kurz, das Leben des Döninger verdient im vollsten Maße die ehrende und liebevolle Darstellung, die ihm hier zu Theil wird.

Der Verfasser ist ein ebenso warmer Freund Oesterreichs als der katholischen Religion. Dabei muß man aber anerkennen, daß seine achtungswerthe Anhänglichkeit an den Kaiser, dem er angehört, ihn doch nicht schonungslos gegen Andersdenkende macht. Weniger glimpflich verfährt er auf dem Gebiete der Politik. Seine Abneigung gegen solch politische Gegner ist bitter, und macht sich gelegentlich in höchst komischen Ausfällen Luft. Er haßt Italiener und Franzosen, Engländer und Berliner, Professoren und Zeitungschreiber. Er scheint die Ansicht der Krengezeitung zu theilen, daß wenigstens ein sehr großer Theil der liberalen Presse unter der Leitung von Juden steht, die aller Vaterlandsliebe bar sind. Seine Helden sind keine falschen Patrioten, die sich von Zeitungsjournen, amütschäftigen Advocaten oder hitzenthigen Professoren in blinde Wuth wider Gott und Welt und des Vaterlandes eigenen Vortheil hineinbegeben lassen. Oesterreich ist es gewesen, das 1809, wie schon oft, für die Ehre und Unabhängigkeit Deutschlands socht und von diesem sammt Tirol im Stich gelassen wurde, und zwar noch ärger als in dem „berlinerstiftigen Jahre 1869“. Von Wien und Tirol aus hat die Erhebung Deutschlands gegen die Fremdherrschaft ihren Anfang genommen, nicht von Berlin aus, das hat der Verfasser genugsam betonen für alle, „welche nicht bereits unheilbar verpörrt, verhärtet und verporrert sind“. Dem einigen Italien wird ein äußerst ungünstiges Prognostikon gestellt, denn „Oberitalien ist für unsere Sicherheit vor den Franzosen fast noch wichtiger als der Rhein“, und Italien kann niemals unabhängig werden und leben, weil „schon die natürliche Lage des Halbinsels im Mittelmeer dagegen protestirt“.

Man mag über solche Ansichten denken wie man wolle, jedenfalls wird der Hauptinhalt des Buchs, die Erzählung der merkwürdigen Schicksale des Döninger eine angenehme Rück Erinnerung an die Glanzperiode Tirols erwecken.

Zur Phrenologie.

Phrenologische Reisebilder von Gustav Scheve. Mit Holzschnitten und einer Steinbrucktafel. Röhren, Schottler. 1868. 8. 24 Rgr.

Der bekannte Reiseprediger der Phrenologie theilt im vorliegenden Werke in zwanzig Abschnitten einen Theil seiner Reiseerlebnisse in Deutschland mit, ohne jedoch dabei die Phrenologische Ordnung, deren er sich in den ersten Briefen des Buchs befleißigt, im Verlaufe desselben festzuhalten; so fehlt dem Werke jeder leitende Faden, und der Verfasser hätte ebenso gut hundert Briefe geben können, als er sich jetzt mit zwanzig begnügt. Da auch der Inhalt des Buchs keine logische Gedankenfolge erkennen läßt, vielmehr die allergeringsten Dinge, die mit der Phrenologie in gar keinem oder nur in höchst entferntem Zusammenhang stehen, in seinen Kreis zieht, so begreift man vollends nicht, was daselbe eigentlich bezweckt. Wer wird in ihm z. B. Belehrung über Rußland und sein Verhältnis zu den Westmächten, Beantwortung der Frage, ob die Westmächte an Altersschwäche leiden, eine in nuce gegebene Erklärung der Thatfachen der Homöopathie, Beurtheilung der Sammelcur,

*) Auch die münchener „Historisch politische Blätter“ behaupteten jüngst in einer Wiener Stizze „Juden und ihre Güte“, daß die ganze Wiener Presse in Juden Händen liege und bloße „Judenjournalist“ sei. D. Reb.

Belehrungen über den jetzigen König von Preußen und den preussischen Verfassungskampf, Aufgaben über die Größe der Praxis des Dr. Luge in Rötten, ein Project zur Gründung eines deutschen Religionsbundes u. dgl. m. suchen? Dabei hat sich der Verfasser nicht die mindeste Mühe gegeben, wenigstens einen äußerlichen Zusammenhang zwischen seinen Mittheilungen herzustellen. Die beiden Gedichte z. B. und ihre Beurtheilung, die den ganzen flehgebenden Brief füllen, erscheinen wie wahrhaft hineingeregnet.

Betrachten wir nun, das eben Aufgezählte als bloße Ländebücher geltend lassend, den eigentlich phrenologischen Inhalt des Buchs selbst, so ist es höchst auffallend, daß der Verfasser nur das anderwärts schon zehnmal Gesagte wiederholt, und es nimmt sehr ungünstig gegen ihn ein, daß er gewisse Thatsachen der neuern Phrenologie, welche der Phrenologie entschieden das Wort zu reden scheinen, durchaus nicht zu kennen scheint. Die Phrenologie unterscheidet bekanntlich an ober in dem menschlichen Geiste eine bestimmte Anzahl von Vermögen, behauptet Johann, daß jedes dieser Seelenvermögen seinen Sitz an einer bestimmten Stelle im Gehirn habe, deren räumliche Ausdehnung einen Maßstab für die Größe der Entwicklung des betreffenden Seelenvermögens abgebe. Die Größe dieser Ausdehnung wird nun nicht am Gehirn selbst, sondern an seiner Kapsel, dem Schädel, gemessen nicht sowohl, als tarirt. Nun hat Rudolf Wagner in Göttingen vor länger als einem Jahre gezeigt, daß bei gewissen Seelenstörungen, namentlich beim Schwinden des Gedächtnisses stets eine gewisse Partie des Gehirns zerstört getroffen wird. Was hätte nun näher gelegen, als daß der Verfasser von dieser durch Sectionsbefunde bewiesenen Thatsache aus seine Lehre zu stützen versucht und namentlich die Frage sich vorgelegt hätte, ob die betreffende Gehirnpartie derjenigen Schädelgegend entspricht, in welcher der Zahlen-, Orts- und Zeitsinn u. s. w. sich finden sollen. Die Antwort würde übrigens wol verneinend ausgefallen sein. Vergleichens wäre belehrend, freilich auch schwieriger gewesen, als z. B. die phrenologische Charakteristik des bekannten Prof. Boet, die wir ihm gern erlassen hätten. 91.

Notizen.

Die deutschen Literaturgeschichten und die deutsche Journalistik.

Schon wiederholt haben wir in d. Bl. auf Anlaß deutscher Literaturgeschichten hervorgehoben, wie wenig der Leiter kritischer Zeitschriften, der Journalist überhaupt sich in Deutschland auf Dank und billige Berücksichtigung Rechnung zu machen hat. Und doch üben die hervorragenden unter ihnen in der Regel eine nicht gering ananzuschlagende Wirkung auf die Geschmacks- und Geistesrichtung ihrer Generation aus, und gehören, wenn sie ihre Aufgabe überhaupt mit Ernst betreiben, gemeinhin zu den fleißigsten Arbeitern auf dem Felde der Literatur. Nehmen wir an, daß der Leiter eines solchen Journals in jede Wochenlieferung nur einen Aufsatz liefert und diese Thätigkeit nur 10 Jahre fortsetzt, so hat er in diesem Zeitraume, abgesehen von den kleinern Beiträgen, nicht weniger als 520 Abhandlungen fertig gebracht, in 20 Jahren 1040 u. s. w. Nach 20 Jahren würde er mit dem von ihm Gelieferten gewiß 40 bis 50 Bände in Octav füllen können, also dem Quantum nach drei bis viermal mehr als Schiller in seinem ganzen Leben. Nach dreißigjähriger gleich regelmäßiger Thätigkeit würde er aber gewiß Stoff genug zur Füllung von 60 Octavbänden geliefert haben, also zu 20 Bänden mehr, als die Gesamtausgabe der Werke Goethe's von 1840 beträgt. Und nun der Lohn für seine Anstrengungen, seinen unermüdblichen Fleiß! Davon schweigt die Geschichte, nämlich die Literaturgeschichte! Auf dieses Thema gerietten wir bei der Durchsicht des Wieland'schen „Neuen Deutschen Merkur“ vom Jahre 1797, zu der uns ein literarischer Zweck und Gesichtspunkt veranlaßte. Wir waren erstaunt über die Fülle von instructivem Stoff, von meist auch jetzt noch lesbaren Aufsätzen, Abhandlungen, Reisebeschreibungen, Correspondenzen u. s. w., welche auch nur dieser eine Jahrgang enthält; ja man kann sagen, daß

man sich in unserer Zeit an dieser meist ruhig objectiven Auffassung und an diesem gewählten Stil, der den meisten Aufsätzen, dank vielleicht der von Wieland überall angewandten Feile, eigen ist, ein Muster nehmen könnte. Wieland hat in seiner Zeitschrift, dem „Deutschen Merkur“ und dem „Neuen Deutschen Merkur“ vielleicht mehr zur ästhetischen und geistigen Bildung in Deutschland beigetragen als durch alle seine Dichtungen und Romane, die ohnehin nur zu oft Situationen so zweideutigen Charakters enthalten, daß, wer Wieland preist, sein Recht hat, den jetzt lebenden Sternberg um denselben Sünden willen zum Abgrund zu verdammen. Dennoch finden wir in den deutschen Literaturgeschichten diese einflußreiche Zeitschrift kaum oder nur vorübergehend erwähnt; in dem uns gerade vorliegenden „Grundriß“ von Gervinus z. B. nur in der Stelle: „Da er in Weimar anfangs alle seine Producte in seine Zeitschrift, den „Merkur“ einrücken ließ“ u. s. w. Sollen nur Bücher für die Literaturgeschichte Werth haben? Nun, dann ist zu bemerken, daß sich ja auch Zeitschriften als Bücher einbinden lassen und sich auch so auf sehr vielen Bibliotheken befinden. Wir wiederholen hier den schon früher erwähnten Ausdruck des „Cornhill Magazine“, daß gerade die Journalistik die eigenthümliche und bedeutungsvollste Erfindung unserer Zeit sei, und daß nur eine ihre Aufgabe vollkommen erfüllende Geschichte der modernen Literatur schreiben wolle, vorzugsweise auch die Journalistik berücksichtigen müsse. Der Engländer hält denn auch seine Journalistik und seine Journalisten, weil er deren Einfluß zu würdigen weiß, in viel höherer Achtung als wir Deutsche, und es ist noch nicht lange her, daß Addison's „Spectator“ in Begleitung von Anmerkungen von neuem aufgelegt wurde. Wir verlangen nicht, daß das Gleiche mit der Wieland'schen Zeitschrift geschehe, denn vieles darin hat seinen Werth für uns verloren; aber eine chronologisch angeordnete Sammlung der gebiegensten Aufsätze aus deutschen Zeitschriften überhaupt würde sicherlich von großem literarischen und culturhistorischen Werth und Interesse sein, und mancher jetzt in den bestaubten Bücherschränken der Bibliotheken vergrabene instructive und gute Aufsatz würde dadurch verdienterweise der Vergessenheit entrissen werden.

Zu dem Worte „ereren“.

Von Dr. G. W. Hoffmann in Erfurt erhielten wir nachstehende Anschrift, deren Inhalt von einigem linguistischen Interesse ist. „In Nr. 30 der „Blätter für literarische Unterhaltung“ findet sich eine Kritik von Franz Sandvoß über das deutsche Sprichwörter-Lexikon von Karl Friedrich Wilhelm Wander. Sandvoß kommt dabei auf das Wort „ereren“ zu sprechen. Er macht Wander mit Recht den Vorwurf, daß dieser das alte Wort „ereren“ mißverstanden und dasselbe in „ernähren“ umgewandelt. Wander schreibt nämlich:

Der kann sich der Armuth nicht erwehren.

Der will mehr verzehren.

Als sein Pfug kann ernähren.

Sandvoß zeigt nun, wie Melanchthon die richtige Form fand, indem er schrieb:

Wer da will mehr verzehren,

Denn sein Pfug kann ernähren u. s. w.

Es wird dabei auf die Note Melanchthon's zu „ereren“ hingewiesen: „Dictum matris Philippi, Erarn, ab Erern, est, erwerben.“ Ich erlaube mir hierzu zu bemerken, daß im Thüringischen noch heute das Wort „ern“ („ähren“, gewöhnlich mit Abwerfung des n „äh“ gesprochen) in der Bedeutung „erpfügen“ gebraucht wird. Auch die Composita „inern“, „ähern“, „obern“ = einpfügen, auspfügen, abpfügen, sind im Gebrauch. Unterschieden wird im thüringischen Dialect „ern“ von „arn“ („ähren“, ohne Abwerfung des n gesprochen), welches „ernten“ bedeutet. So auch „iarn“, „usarn“, „obarn“ = ernten, ausernten, abernten. „Ereren“ würde hiernach einfach bedeuten „erpfügen“, d. h. durch den Pfug ernennen.“

Bibliographie.

- Ahne, W. A., Shakspeare-Blüthen als Festgabe zur 300jährigen Gedächtnissfeier des grossen brittischen Dichters. Prag, Credner. 1864. 8. 20 Ngr.
- Andryanc, A., Denkwürdigkeiten eines Staatsgefangenen. Aus dem Französischen überf. von J. Wulf. 1ter Theil. Arnberg. 1860. 8. 10 Ngr.
- Arnold, M., Recht und Wirtschaft nach geschichtlicher Ansicht. Drei Vorlesungen. Basel, Georg. Gr. 8. 16 Ngr.
- Baurmeister, G. A., Theorie der Körper- und Weltbewegung. Eine freie Forschung. Mit lithographirten Abbildungen. Leipzig, G. H. Mayer. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.
- Bayer, J., Von Gottsched bis Schiller. Vorträge über die klassische Zeit des deutschen Drama's. Drei Theile. Prag, Mercy. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
- Bradbon, M. G., Cleonor's Sieg. Roman. Aus dem Englischen von Marie Scott. Autorisirte Ausgabe. 1ter Band. Leipzig, Voigt u. Gantner. 8. 20 Ngr.
- Breitschwert, A. v., Eisenbahn und Telegraph. Pöffe in zwei Akten. Gannatt. 1861. 8. 5 Ngr.
- Die neue Mode. Lustspiel in zwei Aufzügen. Gannatt, Poschperer. Gr. 8. 5 Ngr.
- Maria Prochaska. Drama aus der Zeit des deutschen Freiheits-Kriegs in fünf Abtheilungen mit Gesang. Schwäbisch Gmünd. 1861. 2er. 8. 10 Ngr.
- Burdorf, L., Die Schlacht bei Gernsforde am 5. April 1849. Ein erzählendes Gedicht. Hamburg, Richter. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
- Dürenberg, F. L. S. v., Die Symphonien Beethovens und anderer berühmter Meister. Mit Hinzuziehung der Urtheile geistreicher Männer analysirt und zum Verständnisse erläutert. Leipzig, Matthes. 8. 20 Ngr.
- Enttäuschter Ehrgeiz, oder: Verheirathet und ledig. Von der Verfasserin von „Welt und Kloster“ u. s. w. Aus dem Englischen von C. Braun. Regensburg, Manz. 8. 19 1/2 Ngr.
- Freimund, G., In Ruße-Stunden! Dichtungen. Berlin, Mode. 8. 10 Ngr.
- Freygang, G., Die Schule und die leiblichen Uebel der Schuljugend. Ein zeitgemäßes Wort an Eltern und Erzieher im Interesse des Staates, der Gemeinde und Familie. Leipzig, Reil. 8. 15 Ngr.
- Die Geschichte eines Apfels. Eine Weihnachtsgabe. Leipzig, Hirzel. 8. 1 Thlr.
- Gregorovius, F., Wanderjahre in Italien. Drei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. à 1 Thlr. 24 Ngr.
- Jonas, A., Organisches Rechtssystem in anderthalb Capiteln der heiligen Schrift. Mit einer Einleitung über den Verfasser. Hamburg, D. Meißner. 8. 10 Ngr.
- Kraut, Die epische Prolepsis, nachgewiesen in der Ilias, ein Beitrag zur Kenntniss des epischen Stils. Tübingen. Gr. 4. 11 Ngr.
- Kriegsfahrten einer preussischen Marktentenderin während der Feldzüge von 1806 bis 1815. Von ihr selbst erzählt und herausgegeben von A. Hüffer. Mit Porträt der Erzählerin. Münster, Aschenborn. 8. 10 Ngr.
- Deutsche Kunst in Bild und Lied. Original-Beiträge deutscher Maler und Dichter. Herausgegeben von Müller von der Werra. 6ter Jahrgang. 1864. Leipzig, Bach. Gr. 4. 8 Thlr. 20 Ngr.
- Lübker, F., Kaiser Julian's Kampf und Ende. Eine Erzählung aus dem 4. christlichen Jahrhundert. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1864. 8. 15 Ngr.
- Mannstein, G., Denkwürdigkeiten der Churfürstl. und Königl. Hofmusik zu Dresden im 18. und 19. Jahrhundert. Nach geheimen Papieren und Mittheilungen. Leipzig, Matthes. 8. 12 Ngr.
- Marbach, O., Othello der Mohr von Venedig. Tra-

gödie nach Shakspeare. Leipzig, Fries. 1864. Gr. 16. 1 Thlr.

Mönckeburg, C., Hamburg unter dem Drucke der Franzosen, 1806—1814. Historische Denkwürdigkeiten. Hamburg, Rolte. 1863—64. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Müller, C., Nirvana. Ein Frühlingstraum. Braunschweig, Bruhn. Gr. 16. 20 Ngr.

Norden, F., Sigwart. Eine Klostergeschichte. Neu erzählt. Reutlingen, Fleischhauer u. Spohn. 8. 8 Ngr.

Norton, Caroline Elisabeth Sarah, Verloren und Gerettet. Roman. Aus dem Englischen von F. Seybold. Autorisirte Ausgabe. 1ter und 2ter Band. Leipzig, Voigt u. Gantner. 8. à 20 Ngr.

Nettinger, G. M., Die nordische Semiramis oder Kathanina II. und ihre Zeit. Historischer Roman. Die Abtheilung. Mutter und Sohn. Drei Bände. Berlin, Janke. 1864. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

De Klerck, J. J. van, Das Bild Christi nach der Schrift. Uebersetzt und herausgegeben von F. Meyeringh. Einzige vom Verfasser autorisirte Ausgabe. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Palmer, C., Die Moral des Christenthums. Stuttgart, Plesching u. Comp. 1864. Gr. 8. 2 Thlr.

Perger, A. Ritter v., Deutsche Pflanzensagen. Stuttgart, Schaber. 1864. 8. 1 Thlr. 22 1/2 Ngr.

Pohl's, C., Pöffen. 1ter Band. Berlin, Lassar. Gr. 8. 1 Thlr.

Renan, E., Das Leben Jesu. Autorisirte Ausgabe. 1te Abtheilung. Leipzig, G. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr.

Rupert, L., Die Kirche und die Synagoge. Aus dem Französischen. Mit Beilagen von E. Brunner. Schaffhausen, Hurter. 1864. Gr. 8. 27 Ngr.

Schmidt, L., Kalender zur Geschichte der deutschen Literatur. Für Freunde derselben bearbeitet. Bremen, Geisler. Gr. 8. 15 Ngr.

Schneider, G., Geschichte der englischen Sprache dargestellt in ihrem Verhältnisse zur deutschen und französischen. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schott, W., Die estnischen Sagen von Kalewi-Poeg. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 24 Ngr.

Schuler, M., Die Hauptabel unserer Zeit und deren Heilung. Dargestellt in einem Cyclus von neun Fastenvorträgen. Augsburg, Kollmann. 1864. Gr. 8. 18 Ngr.

Winkelmann, C., Geschichte Kaiser Friedrichs II. und seiner Reiche 1212—1236. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Witz, J. J., Zeugnisse und Eröffnungen des Geistes. Heilige Urkunden der Nazarenergemeine. 1ter Band. Barmen, Langewiesche. 8. 1 Thlr.

Wollheim da Fonseca, A. C., Die Bundesreform. Eine politische Skizze. 1tes Heft. Leipzig, Gerhardt. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Fugener, G., Die Fortschrittsbewegung im deutschen Volksschullehrerstande beleuchtet. Augsburg, Kollmann. 8. 2 Ngr.

Die Jesuiten vor den Geschworenen. Aus dem Französischen von J. Wulf. Soest. 1859. 8. 5 Ngr.

Das Königthum in Preußen. Berlin, Stille. Gr. 8. 5 Ngr.

Schwebemeyer, C., Zollvereins-Harmonien. Berlin, Stille. Gr. 8. 10 Ngr.

Thiele, C. F., Trauerlied über Deutschlands jetzigen Zustand. Harburg, Fried. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Der preussische Verfassungs-Conflikt und seine Lösung. Ein Wort der Vernunft an die Wahlmänner Preussens im October 1863. Von einem Vaterlandsfreunde. Berlin, Reichardt u. Zander. Gr. 8. 1 1/2 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brodhans in Leipzig.

Geschichte von Ost-Asien. Für Freunde der Geschichte der Menschheit

herausg. v. A.

Dr. Johann Ernst Rudolph Kaeuffer.

Drei Theile. 2. Geh. 11 Thlr.

In diesem bedeutenden Werke stellt der Verfasser zum ersten mal für einen weitem Leserkreis alles das zusammen, was hieztzt über die Geschichte und Culturverhältnisse der ostasischen Völker durch die Wissenschaft erforscht worden ist. Bei dem sich fortwährend steigenden Interesse, welches diese weiten, von etwa zwei Drittheilen der gesammten Menschheit bewohnten Ländergebiete in ihren gewaltigen innern Bewegungen und ihren erfolglosen Bestrebungen und Kämpfen gegen das immer mächtiger andringende europäische Wesen in Anspruch nehmen, wird ein Werk, wie das vorliegende, jedem Freunde des Fortschritts in der Menschheit willkommen sein.

Für junge Damen!

In unserm Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leierflänge aus Albion.

Eine Auswahl englischer Gedichte, ins Deutsche übertragen von

Heinrich Stadelmann.

16. Brosch. 1 Hl. 21 Kr., oder 24 Ngr.; elegant cart. 1 Hl. 30 Kr., oder 26 1/2 Ngr.; eleg. geb. mit Goldschnitt 2 Hl. 6 Kr., oder 1 Thlr. 8 Ngr.; Prachttausgabe elegant geb. mit Goldschnitt 2 Hl. 24 Kr., oder 1 Thlr. 12 Ngr.

Der Verfasser, dem philologischen Publikum bereits durch seine Uebersetzungen moderner Gedichte ins Lateinische rühmlichst bekannt, bietet in genannter Sammlung, deren Zueignung der Dichter Emanuel Geibel bereitwilligst angenommen hat, eine Auswahl der schönsten Blüthen englischer Poesie, und es wird genügen, die Namen eines Byron, Burns, Th. Moore, Longfellow, Cornwall u. a. zu nennen, um jedem Freunde warmer Poesie dies Büchlein anzuempfehlen.

v. Jenisch & Stage'sche Buchhandlung in Augsburg.

Encyclopädische Werke

aus dem Verlag von S. A. Brodhans in Leipzig.

Ein ausführlicher Prospect über diese Werke:

Conversations-Lexikon — Unsere Zeit — Bilder-Atlas —
Kleineres Conversations-Lexikon — Illustriertes Haus- und
Familien-Lexikon — Staats-Lexikon,
ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Diese Werke sind daselbst auch vorräthig; Unterzeichnungen zu allmählicher Anschaffung werden fortwährend angenommen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brodhans. — Druck und Verlag von S. A. Brodhans in Leipzig.

Verlag von Eduard Trowendt in Breslau.

Gesamtausgabe von Th. Mügge's Romanen und Novellen.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Heinrich Mügge's Romane 19ter und 20ter Band:

Die Bendéerin.

Ein Roman in zwei Bänden.

Zweite Auflage. 8. Elegant broschirt. Preis 1 Thlr.

Soeben erschienen:

1ter bis 3ter Band: Der Chevalier. Ein Roman in drei Bänden. 2. Aufl. 8. Preis 1 1/2 Thlr.

4ter bis 8ter Band: Louffaint. Ein Roman in fünf Bänden. 2. Aufl. 8. Preis 2 1/2 Thlr.

9ter bis 12ter Band: Erich Randal. Ein Roman in vier Bänden. 2. Aufl. 8. Preis 2 Thlr.

13ter bis 15ter Band: Afraja. Ein Roman in drei Bänden. 2. Aufl. 8. Preis 1 1/2 Thlr.

16ter bis 18ter Band: Tänzerin und Gräfin. Ein Roman in drei Bänden. 2te Aufl. 8. Preis 1 1/2 Thlr.

Der anerkannte Werth der Mügge'schen Werke, ihr jütlcher Kern, der Reichtum der Phantasie und der Glanz der Darstellung machen sie vorzüglich geeignet zur Aufnahme in Familien-Bibliotheken. Der billige Preis und die hundert Ausstattung sollen diesen Zweck möglichst fördern.

Verlag von S. A. Brodhans in Leipzig.

Goethe-Galerie.

Fünfzig Blätter in Stahlstich mit erläuterndem Text.
Von Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg.

In 10 Lieferungen zu 1 Thlr. 10 Ngr.

Die soeben erschienene neunte Lieferung enthält folgende 5 Blätter nebst Text:

Werther (Leiden des jungen Werther). Stella. Iphigénie (Stella). Brannmarthais (Clavigo). Eugenie (Die stürmische Tochter).

In allen Buchhandlungen werden noch Unterzeichnungen auf dieses, ein Seltenstück zur „Schiller-Galerie“ bildende Prachtwerk angenommen. Die zehnte Lieferung (Schluss) erscheint binnen kurzem, sodass noch vor Weihnachten das Ganze vollständig zu haben sein wird.

Preisermässigung.

Verlag von S. A. Brodhans in Leipzig.

Allgemeines deutsches Reimlexikon.

Herausgegeben von Peregrinus Syntax.

2 Bände. 8. 1826. (6 Thlr.) Ermässigter Preis 3 Thlr.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 48. —

26. November 1863.

Inhalt: Adolf Stahr's Versuch einer Ehrenrettung des Liberius. Von Otto Speyer. — Zur Geschichte der deutschen Bühne und Bühnendichtung. Von Hermann Marggraf. — Romanliteratur. — Kritik. (Französische Literatururtheile.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Adolf Stahr's Versuch einer Ehrenrettung des Liberius.

Liberius. Von Adolf Stahr. Berlin, Guttentag. 1863. Gr. 8. 2 Thlr.

Es ist eine merkwürdige Zeit, in der wir leben. Nichts steht mehr fest auf Erden. Selbst die Vergangenheit, die der Dichter „ewig still“ stehen läßt, wird in den Strudel der Bewegung hineingezogen. Wer vor 30 Jahren aus den damals gefeierten Lehrbüchern die Geschichte des Alterthums kennen lernte, ohne sich seither weiter darum zu kümmern, ist kaum weniger hinter dem Bildungs- und Erkenntnißstandpunkt der Mitwelt zurückgeblieben, als einer, der in der Naturgeschichte bei Linné oder in der Chemie und Physik bei den Systemen der zwanziger Jahre des Jahrhunderts stehen geblieben wäre. Was hat nicht zumal die römische Geschichte für eine veränderte Gestalt angenommen, seit Niebuhr mit unbarmherzigem Scharfſinn die schöne alte Sagenwelt der königlichen Zeit zerstörte, die uns seit unserer Kinderzeit so in Fleisch und Blut übergegangen war, daß wir uns kaum entschließen konnten, die bekannten und liebgewordenen Gestalten und Begebenheiten in die Nebelregion mythologischer Traditionen zu verbannen, und fast mit Mommsen zürnen möchten, daß er so vornehm kaum mit einer leichten Andeutung darüber hinweggeht, als gehörten die ersten Bücher des Livius schon längst in die Kumpfkammer der Geschichte. Und was verlangt der letztgenannte Historiker nicht noch sonst alles von uns! Nicht nur sollen wir die großen Thaten und Begebenheiten der ersten republikanischen Zeit größtentheils in das Gebiet der Heldensage verweisen: wie schrumpfen selbst die Cicero, Cato und Pompejus, für die wir in unserer Jugend als für die letzten ehrwürdigen Säulen der römischen Freiheit geschwärmt, unter seinen Händen zusammen!

Mommsen's Werk schließt mit dem Siege Cäsar's, dem thatsächlichen Untergange der Republik. Die Geschichte der Kaiserzeit, mit der der Autor, soviel wir wissen, seit längerer Zeit beschäftigt ist, läßt noch auf sich warten. In Deutschland hat er bisher keinen Concurrenten für die Lösung dieser großen Aufgabe gefunden.

Auch die jedenfalls sehr bedeutende, von Stahr mehrfach benutzte Schrift des englischen Geschichtschreibers Merivale („A history of the Romans under the Empire“, 2. Ausg., 7 Bde., London 1862) dürfte sein Werk nicht überflüssig machen. Inzwischen theilt sich auch hier die Arbeit mehr und mehr, wie auf allen andern Gebieten des Wissens. Monographien einzelner Kaiser, Beleuchtungen einzelner Begebenheiten und kritische Betrachtungen über Personen und Dinge der Kaiserzeit erscheinen in rascher Folge in Büchern, Broschüren und Zeitschriften. Und auch hier tritt wieder der kritische und skeptische Charakter der Gegenwart im Gegensatz zu der gläubigen Vergangenheit in den Vordergrund. Die „lethargy of credulity“ der Historiker, wie es ein englischer Schriftsteller nennt, die Zeit, wo, was einmal fest behauptet und von sonst glaubwürdigen Leuten erzählt war, ohne weiteres als historische Thatsache angenommen ward, ist gründlich vorüber. Auch ein Thucydides und Tacitus werden jetzt dem kritischen Secirmesser unterworfen und wunderbare Resultate kommen zu Tage, über die freilich noch mancher Verehrer der Alten verbrießlich und ungläubig den Kopf schüttelt. Allerdings schüttelt die moderne Kritik auch hier noch oft genug das Kind mit dem Bade aus und wird vor lauter Unglauben abergläubisch. Aber niemand, der den neuern Forschungen auf diesem Gebiete nachgegangen ist, wird leugnen wollen, daß eine solche Menge von Widersprüchen und Unwahrscheinlichkeiten in den Berichten der alten Historiker aufgedeckt, so viele absichtliche oder unabsichtliche Verkehrtheiten in ihren Urtheilen nachgewiesen sind, daß die ganze von ihnen und nach ihnen geschriebene Geschichte einer vollkommen neuen Durcharbeitung bedarf. Im Juliheft des „Cornhill Magazine“ begegneten wir folgender Stelle:

Es mag wol zuerst des Lesers Mißtrauen erregen, wenn er vernimmt, daß ein Ruf (wie der Nero's), der so mit Schmach und Schande beladen ist, daß er noch nie einen Vertheidiger gefunden hat, auf Anschuldigungen beruht, die nicht nur durch ihre Ungeheuerlichkeit und ihre innern Widersprüche hätten Zweifel erregen sollen, sondern die sich bei genauerer Betrachtung als gänzlich unglaubwürdig und selbst jedes Scheinbeweises erman-gelnd offenbaren; und doch ist der Beweis dieser Behauptung keineswegs schwierig.

Es sind dies Worte eines englischen Schriftstellers, welcher mit überzeugender Logik darthut, daß die vier Hauptanklagen, auf welche sich der entsetzliche Ruf des Kaisers Nero und seine Verdammung durch die Geschichte stützt: der Mord des Britannicus, seiner Mutter, seiner Frau und der Brand von Rom, nicht nur unwahrscheinlich, sondern auch im höchsten Grade unwahrscheinlich sind. Und dabei gilt von Nero dasselbe, was Stahl von Liberius hätte sagen können: „Sein Ruf als Wütherich und moralisches Ungeheuer beruht nicht auf seinen öffentlichen Regierungshandlungen, sondern auf den geheimen Beweggründen für im Verborgenen geschehene Thaten, die man ihm zuschreibt.“ Nichtsdestoweniger ist der Verfasser des Aufsatzes im „Cornhill Magazine“ weit entfernt davon, eine vollständige Rechtfertigung und Rehabilitierung Nero's zu beabsichtigen und aus dem blutgierigen Karren der Sage einen großen Mann der Geschichte zu machen: er ist im Gegentheil überzeugt, daß derselbe weder ein exemplarischer Sohn, noch ein liebevoller Gatte, noch ein weiser Staatsmann, noch ein tüchtiger Regent, sondern ein eitler, liebloser, verächtlicher Mensch war: seine Absicht ist nur zu beweisen, wie wenig die alten Historiker verdienen, daß man ihnen unbedingten Glauben schenke und wie vorsichtig der Verstand prüfen müsse, ehe er die geltenden Urtheile über Charakter und Motive zu den seinigen mache.

Hätte sich die vorliegende Schrift dieselben Grenzen gesetzt, wir würden nur Rühmliches von derselben zu berichten haben. Kritische Prüfung der Thatfachen ist allerdings der schwächste Punkt in der antiken, zumal der römischen Geschichtsschreibung. Die Historiker wußten, daß das Publikum, dem ihre zudem häufig nur mündlichen Quellen größtentheils unzugänglich waren, ihre Angaben auf Treue und Glauben annehmen mußte. Dazu kam, daß patriotische Fälschungen der historischen Wahrheit keineswegs für unbedingt verdammenswerth galten; dazu die beliebte Manier der alten Historiker, welche, die geschichtliche Darstellung als ein rhetorisches Kunstwerk betrachtend, durch die wörtliche Wiedergabe von Reden, die kein Stenograph nachgeschrieben hatte, ja die vielleicht nie gehalten waren, durch die genaue Angabe der Motive der handelnden Personen, durch das unabweisbare Bedürfnis, die zahlreichen Lücken auszufüllen, durch die verführerische Leichtigkeit, ihren Conjecturen die Färbung von Thatfachen zu geben, halb wider Willen verlockt wurden, Wahres und Falsches, Vermuthung und Thatfache, Geschichte und Fiction miteinander zu vermengen; dazu die außerordentliche Schwierigkeit, die Wahrheit zu ermitteln, wo, wie das ganz besonders unter der Regierung der Kaiser aus der julisch-claudischen Familie der Fall war, niemand eine nach oben unliebsame Wahrheit auszusprechen wagen durfte, während nach ihrem Tode die Aeußerungen des lange zurückgehaltenen Hasses gegen den Vorgänger noch durch den Wunsch gesteigert wurden, sich bei dem Nachfolger beliebt zu machen“); dazu endlich

der trotz aller „Aufklärung“ herrschende müßige Aberglaube, von dem vielleicht kein Römer, sicher wenigstens auch Tacitus und Sueton nicht frei waren.

Erscheint somit eine Revision der Acten des großen Processes der Geschichte gegen die Kaiser aus der julisch-claudischen Familie durchaus gerechtfertigt, so wird dieselbe um so nothwendiger, wenn man bedenkt, daß der bedeutendste Historiker dieser Periode durch seine glänzende Darstellungsgabe, durch den kunstvollen Bau seiner Werke, auch den politisch-ethischen Charakter derselben, durch die Unparteilichkeit, die er ihnen selbst vindicirt, und durch die moralische Entrüstung, mit der er sich dem sittenlosen Treiben seiner Zeit und Nation gegenüberstellt, viele Jahrhunderte lang in seinen Berichten für unabdingbar glaubwürdig, in seinen Urtheilen für unappellabel gegolten hat. Jetzt ist es freilich vorbei damit. Von allen Seiten ertönen Klagen über seine Unzuverlässigkeit. Stahl führt allein außer Merivale, der im ganzen sehr wenig auf Tacitus hält, noch vier andere Schriftsteller an (F. Buchholz, R. W. Krüger, G. H. Sievers und William Ihne), welche alle darin übereinstimmen, daß Tacitus im ganzen wie im einzelnen ein höchst ungutes Urtheil über Liberius gefällt habe.

Diese Vorwürfe sind ohne Zweifel zum nicht geringen Theile wohlbegründet. Daß ein von fast lebenshöchlicher Liebe und Begeisterung für die alte republikanische Staatsform erfüllter Mann, der in dem Cäsarenthum die Grabebrügge und das Verderben des Vaterlandes sah, die Geschichte des kaiserlichen Rom nicht sine ira et studio schreiben konnte, liegt auf der Hand. Eine wirklich objectiv geschichtsschreibend, wenn eine solche überhaupt möglich war, lag ihm fern. Seine Abneigung gegen die Monarchie überhaupt und gegen die schändliche Gestalt, in welcher dieselbe im 1. Jahrhundert des römischen Kaiserthums auftrat, insbesondere, zusammen mit seiner Ueberzeugung, daß die Suprematie Roms an die republikanische Verfassung, allerdings mit einer starken populären Aristokratie an der Spitze, geknüpft sei, ließ ihm die traurigen Zeiten, welche den Schlachten bei Pharsalus und Actium vorhergingen, in einem verhältnißmäßig günstigen Lichte erscheinen, wenngleich es übertrieben ist, mit Merivale zu behaupten, daß er den Satz: „die grundverderbte unterschobene Oligarchie des Staats zur Zeit des Pompejus und Milo sei die edelste und fruchtbarste aller Regierungen gewesen und habe die wahre republikanische Freiheit dargestellt“, seiner Geschichtsdarstellung zu Grunde gelegt habe. Allerdings verblendete ihn aber seine patriotisch-republikanische Gesinnung gegen die ganzlich verrotteten Zustände, in welche der römische Staat wie die römische Gesellschaft schon vor Augustus verfallen waren: Zustände, denen gegenüber, wie Mommsen unwiderleglich dargethan hat, Cäsar's Staatsstreich als rettende That erscheint, die durch die Schöpfung des Imperatorenthums allein den gänzlichen Zusammenbruch wenigstens auf längere Zeit zu vertagen im Stande war. So gehört Tacitus zu den historischen Charakteren, die in treuer Verehrung für die großen Ahnen und die

*) Tiberii Caligulae et Claudii ac Neronis res florentibus ipsis ob metum falsas, postquam occiderant, recentibus odiis compositae sunt. (Tacitus.)

Institutionen, mit denen ihr Vaterland groß geworden ist, und zu heiß liebend und hassend, um sich so leicht wie viele andere dem Neuen hingeben zu können, die Gegenwart und ihre Forderungen verkennen. Aber wahrlich, es sind, wenn nicht die Weisesten und Glückseligsten, doch auch sicher nicht die Schlechtesten, die der untergegangenen Sonne nachweinen, statt die im Zenith funkelnde oder am Horizont aufsteigende anzubeten. Wenn solche Männer es unternehmen, die Zeit zu schildern, in der sie leben, dann werden sie dieselbe allerdings mit düstern Farben malen, die unbefangene Anschauung wird ihnen unmöglich sein und mit dem besten Willen wird in ihre Schilderung ein Anschein tendenziöser Einseitigkeit sich einschleichen, der den Leser mit Recht flugig machen muß. So ist es mit Tacitus. Die schreuliche Misregierung Domitian's, die ganze Erbärmlichkeit des zu einem Haufen kriechender Höflinge, Speichellecker und Stellenjäger erniedrigten Senats und die rohe Entfittlichung des nach Brot und Spielen schreienden Plebs vor Augen, erschien dem glühenden Republikaner unwillkürlich das Bild der fernern Vergangenheit in um so glänzenderen Farben, und in seinem tiefen, brennenden Schmerz um das unwiderbringlich Verlorene schrieb er die Geschichte der Männer und Zeiten, in denen und durch die dieser Verlust und der gegenwärtige, ihm unerträglich erscheinende Zustand besiegelt worden war, gleich einem Richter, der den für schuldig Erkannten die lange Reihe ihrer Verbrechen vorhält, um sein Verdammungsurtheil zu rechtfertigen und sie dem Hasse und der Verachtung der Nachwelt zu überliefern. Dabei ist nicht zu übersehen, daß er aus einseitigen und mangelhaften Quellen zu schöpfen genöthigt war. Die einzige, die er anführt, die Memoiren der jüngern Agrippina, war wenigstens gewiß, zumal auch in Bezug auf Tiberius, nur mit größter Vorsicht zu benutzen.

In einem gewissen Sinne ist also Tacitus allerdings partiell; seine Urtheile über Personen und Dinge dürfen nicht auf Treue und Glauben angenommen werden. Wenn dagegen Stahr den berühmten Historiker geradezu, wenn nicht einer absichtlichen Fälschung der Thatfachen, doch einer absichtlich gehässigen Färbung, der Sucht, den Tiberius in ein möglichst ungünstiges Licht zu stellen, der Leichtgläubigkeit in Bezug auf alle dem Kaiser ungünstigen Berichte und Gerüchte, endlich hämischer Insinuationen aller Art, ja sogar eines tendenziösen Sichverschließens gegen die offenbare Wahrheit beschuldigt, so bleibt er den Beweis dafür schuldig und mußte ihn schuldig bleiben. Was er dafür (zumal S. 84—92) anführt, wird keinen, unbefangenen Leser von der Wahrheit seiner Anklagen überzeugen, ja es befundet wol gar im Gegentheil, wie die berühmte Stelle „Annales“, IV, 11, wo Tacitus des Gerüchts der Ermordung des Sohnes des Tiberius durch den Vater selbst gedenkt^{*)}, darthut, daß es dem

Historiker voller Ernst damit war, die Wahrheit zu ergründen und zu verbreiten. Wenn er fast nur aus dem Tiberius ungünstigen Quellen schöpfen konnte, wenn die öffentliche Meinung seiner Zeit noch durchaus gegen den Kaiser eingenommen war; wenn der Allein Herrscher, der vor allem dazu beitrug, die noch neue monarchische Form zu beseitigen, dem Republikaner besonders zuwider sein mußte; wenn das Änstere, menschenfeindliche, hochfahrende Wesen des Tiberius ihm entschiedene Antipathie einflößte: so läßt sich daraus erklären, daß Tacitus, wie Metivale sagt, kein günstiger, ja vielleicht nicht einmal ganz gerechter Beurtheiler des Tiberius war; aber niemand, der die sechs ersten Bücher der „Annalen“ ohne Vorurtheil gelesen, wird leugnen können, daß Tacitus stets nur ausgesprochen hat, was seine wirkliche Ueberzeugung war, und daß er, abgesehen von der allgemeinen Haltung seiner Schriften, oft genug als männlicher Verteidiger des Tiberius gegen böse Urtheile und Gerüchte aufgetreten ist, um den Verdacht eines Verleumders und absichtlichen Verkleinerers nicht aufkommen zu lassen. Aber Stahr will in Tiberius durchaus einen verkannten großen und edeln Charakter sehen, und das Streben, à tout prix den Beweis dafür zu erbringen, macht ihn selbst blind und leidenschaftlich. Wo Tacitus eines schlimmen Gerüchts gegen den Tiberius erwähnt, wird es mit Unwillen zurückgewiesen; wo der Historiker mit stilllicher Entrüstung der gehässigen Verleumdungen des Tiberius gegen die dem Kaiser verhasste Agrippina (die ältere, Gattin des Germanicus) gedenkt, heißt es: „Es wird wol nicht unrichtig gewesen sein. Sie war eben die Tochter — Julia's!“ Aehnliche Stellen finden sich in den meisten Kapiteln des Buchs; wir müssen uns versagen, sie hier zu citiren; das aber getrauen wir uns zu behaupten, daß jedermann, der die „Annalen“ kennt und das vorliegende Werk aufmerksam durchliest, gleich uns zu der Ueberzeugung kommen wird: Stahr verunglimpft den Tacitus, um den Tiberius zu retten!

Stahr selbst bezeichnet seine Schrift als den Versuch einer Rettung des Tiberius. In der That enthält dieselbe von Anfang bis zu Ende nur diejenigen Thatfachen, Schilderungen und Schlüsse, welche nach dem Dafürhalten des Autors den unwiderleglichen Beweis liefern sollen, daß Tiberius ein ganz anderer gewesen sei, als welcher er seit 18 Jahrhunderten in den Lehrbüchern der Geschichte wie in der Auffassung der Menschen überhaupt gelebt hat. Er glaubt den Schlüssel gefunden zu haben, um das furchterliche Geheimniß zu erschließen, in welches des Kaisers ganzes Leben, seine innere Entwicklung sowol wie sein Auftreten nach außen gehüllt erscheint. Wir wollen zunächst nur konstatiren, daß wir es hier mit keiner vollständigen Biographie im eigentlichen Sinne zu thun haben, nicht einmal mit einer so vollständigen, als sie sich aus den mangelhaften Quellen herstellen ließe. Das Ganze ist vielmehr eine Tendenzschrift und mit allen Uebel-

^{*)} „Annales“, IV, 10: . . . non omiserim eorundem temporum rumorum, validum adeo, ut nondum exolescat. . . . IV, 11: . . . mihi tradendi arguendique rumoris causa fuit, ut clero sub exemplo falsas audiciones depellerem peteremque ab eis, quorum in manus cura nostra

venerit, ne divulgata atque incredibilia avidè accepta variis neque in miraculum corruptis antehabebant.

ständen einer solchen befaßt. Die psychologische Unwahrscheinlichkeit von Tacitus' Schlussurtheil über Tiberius' Charakter („Annales“, VI, 57 [51]) erweckte zuerst das Mißtrauen unsers Autors gegen die ganze Darstellung des „historischen Coloristen“, wie Stahr den großen Geschichtsschreiber mehr pikant als richtig nennt: ein Mißtrauen, aus dem bald die Ueberzeugung entsprang, daß Tiberius keineswegs das von Tacitus geschilderte moralische Monstrum, als welches Stahr selbst noch im „Torso“ den Nachfolger Augustus' bezeichnet, sondern ein ebenso ausgezeichnete Staatsmann wie Mensch gewesen sei, der nur an der Unlösbarkeit der Aufgabe, die er sich selbst gestellt, und an der Unverbesserlichkeit seiner gänzlich verdorbenen Zeit zu Grunde gegangen sei. Von dieser Ueberzeugung als dem Mittelpunkt seiner Darstellung ausgehend, suchte er allerdings mit großem Geschick und Scharfsinn in chronologischer Reihenfolge alle die Thatfachen wie die Gerüchte, die er doch größtentheils dem von ihm so tief herabgesetzten Schriftsteller entnehmen mußte, in seinem Sinne zu erklären, als Beweise für seinen Satz zu deuten, resp. ihre Falschheit oder Unwahrscheinlichkeit zu erweisen.^{*)} Ein solches Verfahren aber, das an das Plaidoyer eines Advocaten erinnert, muß den Leser von vornherein mißtrauisch machen. Er kann sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß Stahr dem Tacitus und Sueton manchen Widerspruch nachgewiesen, daß er manches Dunkel aufgehellte, manches für unzweifelhaft Gehaltene zweifelhaft, sogar unwahrscheinlich gemacht hat; ja, er wird vielleicht zugeben, daß der Verfasser den Beweis geliefert habe, daß dem Tiberius schweres Unrecht geschehen sei; aber ein treues, klares und wenn auch nur in den Grundzügen vollständiges Bild von dem innern und äußern Leben des Kaisers kann er aus dem Buche nicht gewinnen. Er muß fühlen, daß, wenn er die Quellenschriftsteller, wenigstens die beiden bedeutendsten, nicht selbst genau kennt, ihm die Stahr'sche Schrift nicht das Material zu einem vollgültigen Urtheil liefere. Aber selbst, wer mit jenen nicht bekannt ist, wird aus der Stahr'schen Darstellung eine gewisse fast leidenschaftliche Einseitigkeit herausfühlen (vgl. S. 9—10, 101 u. f. w.), die ihn, oft vielleicht mit Unrecht, gegen die Resultate der Forschungen des Autors mißtrauisch macht. Wir betrachten das um so mehr als einen Mangel des in mehr als einer Hinsicht trefflichen Buchs, als es seiner ganzen Form und Erscheinung nach sich an das große Publikum wendet, von dem man nicht verlangen kann, daß es Tacitus und Sueton gründlich genug kenne, um, was der Verfasser aus ihnen citirt, im Zusammenhange auffassen und was er über sie sagt, auf seinen wahren Werth zurückführen zu können. Hören wir Tacitus über Tiberius:

Sowie sein Lebensschicksal, zeigt auch sein sittlicher Charakter verschiedene Perioden. Seine Lebensführung und sein Ruf waren von hoher Vortrefflichkeit, solange er als Privatmann oder in hohen Stellungen in Krieg und Verwaltung un-

ter Augustus stand. Versteckt und schlau in Erhebelung von guten Eigenschaften, solange Germanicus und Drusus am Leben waren; zwischen Gutem und Schlimmem wechselnd, solange seine Mutter noch lebte; furchtbar grausam, doch seine Lüge verschleiend, solange er den Sejan liebte oder fürchtete, pürzte er sich zuletzt in Frevel und Schande, nachdem er frei von den Schranken der Scham und Furcht nur seinem eigenen Naturell folgte.^{*)}

Dagegen Stahr (S. 115—116):

Wenn Tiberville, ja Abscheu gegen alle und jede Schmeichelei und niedrige Huldigung, Verachtung knechtischen Sinnes, Hochschätzung edeln Freimuths und männlicher Sinnesart, Freiheit von Geldgeiz und Habsucht, verbunden mit großartiger Freigebigkeit in guten und nützlichen Dingen, bei weiser Sparsamkeit in allen unnützen Ausgaben, strenge Gerechtigkeit, Klugheit in diplomatischen Verhandlungen neben lebendigem Gefühl für die Ehre und Würde des Staats, unermüdlische Thätigkeit für die öffentliche Wohlfahrt, Selbstständigkeit im Beschließen und Handeln und Gleichgültigkeit gegen das schwankende Urtheil der geschwätzigen Tagesmeinung Eigenschaften sind, welche einem großen und guten Regenten in einem absolut regierten Staat ausmachen, so darf Tiberius gerechten Anspruch erheben, bis zu den letzten Jahren seines Lebens als ein solcher zu gelten. Das er übte und besaß alle diese Eigenschaften in einem seltenen Grade, und er besaß und übte sie in einer Welt und Umgebung, wo sittliche Verworfenheit und niedriger Egoismus als die herrschenden Mächte des Lebens erscheinen.

Das sind der Tiberius des Tacitus und der Stahr's: zwei Porträts, die allerdings von sehr verschiedenen Gesichtspunkten aus aufgefaßt, aber selbst mit dieser Einschränkung so grundverschieden sind, daß wol niemand bei ihrer Anschauung an dasselbe Original denken würde. Stahr hat es nicht an Mühe fehlen lassen, um die Irrthümer des seinigen überzeugend nachzuweisen. Sein Eifer wußte ihn, Citate aus Plinius beizubringen, die ebenso gut gegen ihn ausgebeutet werden könnten, aus Strabo's Geographiewerk eine Stelle anzuführen, aus der doch im Grunde nur die Ueberzeugung des Verfassers hervorgeht, daß die republikanische Staatsform für das römische Reich nicht mehr passe; die „Formesta“ des spanischen Christen Drossius aus dem 5. Jahrhundert ins Feld zu führen, dessen Urtheil über Tiberius doch gewiß nicht mehr, ja vielleicht weniger Beweiskraft hat als das irgend eines modernen Autors; ja, er läßt sich von diesem leidenschaftlichen Eifer so weit fortreißen, daß er, der Liberale, den Urtheile des Speichelleckers Vellejus Vaterculus Werth beilegt, „da, was man in seiner Darstellung Schmeichelei geschnitten habe, durchaus nicht die Loyalität eines treuen fürstlichen Dieners und Offiziers unserer Tage übersteige“. Freilich, es gibt solche fürstliche Diener und Offiziere, aber wir hoffen nicht, daß etwa ein künftiger Geschichtsschreiber Napoleon's III. den Marschall Forey mit seinen Lasten als Quellenschriftsteller benutzen werde. Nirgends tritt bei Vellejus ein tieferer sittlicher Ernst, nirgends Ergeben nach Wahrheit, überall dieselbe Gleichgültigkeit gegen Gutes und Schlimmes hervor, die nur verschwindet, wenn es darauf ankommt, seinem Herrn und Beschützer ein Loblied zu singen.

^{*)} Außer Tacitus sind natürlich in erster Linie noch Sueton und Dio Cassius, in zweiter Vellejus Vaterculus, Valerius Maximus, Philo, Flavius Josephus, Plinius, Strabo u. a. benutzt.

^{*)} „Annales“, VI, 57 (35); Stahr, S. 61. Versteckt ist daselbst wol nur Druckfehler für versteckt (occultum).

Wer hat nun recht: Stahr, der aus dem „großen Claudier“ einen tragischen Helden machen will, der nicht nur mit den herrlichsten Fähigkeiten und Anlagen von der Natur ausgerüstet, sondern auch von dem besten Willen beseelt und mit der tiefsten Einsicht in die Bedürfnisse des römischen Staats, voll der großartigsten reformatorischen Gedanken, in dem Streben Sittlichkeit, Ansehen und Selbstgefühl der höchsten Factoren des Staatslebens, der Consuln, des Senats und Ritterstandes, der Justizbehörden und Verwaltungsbeamten des Reichs zu heben, Freiheit des Urtheils, Sicherheit des Rechts und Besitzes herzustellen, die tiefgesunkene Sittlichkeit der höchsten Stände zu verbessern, dem Verderben des überhandnehmenden Luxus Einhalt zu thun, an der elenden Verkommenheit seines Jahrhunderts, an der Erbärmlichkeit der Werkzeuge, mit denen er arbeiten mußte, an der unrettbaren Verderbnis eines entarteten Geschlechts zu Grunde geht; oder Tacitus und mit ihm fast die ganze gebildete Welt, die seit 18 Jahrhunderten in der Geschichte des Tiberius die Entwicklung eines vollendeten Heuchlers zu einem blutdürstigen, wollüstigen, menschenfeindlichen Ungeheuer erblickt hat?

Wol sind die Acten des neueröffneten Processes noch nicht wieder geschlossen, wol wird nie und nimmermehr ein sicherer und allgemein anerkannter Wahrspruch gefällt werden, weil es unmöglich ist, aus den vorhandenen Materialien eine klare, vollständige, lückenlose Anschauung von den Handlungen wie von dem Charakter des Angeeschuldigten zu entnehmen; aber das dürfen wir doch jetzt schon getrost behaupten, daß auch hier wie gewöhnlich die Wahrheit in der Mitte liegt.

Betrachten wir zuerst den Charakter des Menschen Tiberius. Von Natur schwerfällig, ohne äußere Anmuth, ohne das gewinnende und wenigstens scheinbar offene und hiedere Wesen des Augustus, ja geradezu unliebenswürdig und abstoßend in seinem Benehmen, scheint er durch bittere Lebenserfahrungen, zumal durch seine unglückliche Ehe mit der berühmtesten Tochter seines Vorgängers immer finsterner und menschenfeindlicher geworden zu sein, sodaß, wie Tacitus sagt, das einzige Gefühl, das er seinen Umgebungen einflößte, das der schenen Furcht war. Dazu kam, daß er, der allerdings viele schlechte Menschen mochte kennen gelernt haben, der als klarer Kopf und scharfer Beobachter die tiefe Versunkenheit der damaligen römischen Welt erkannte, den die heuchlerische Keuschheit des Augustus, des Komödianten auf dem Throne, ebenso anekeln mochte, wie die feile Speichelleckerei der Senatoren und des Volks, bald alle Achtung vor der Menschenwürde verlor und die Menschen als Werkzeuge und Dinge betrachten und behandeln lernte. So war es unmöglich, daß er sich Freunde im besten Sinne des Wortes erwarb; auch M. Junius Silanus, Lucil. Longus, Luc. Piso u. a. dürften diesen Namen kaum verdienen. Er verachtete die Schmeichelei, weil ihm an der Meinung der Menschen überhaupt nichts gelegen war. Aus demselben Grunde verschmähte er gewöhnlich, besser zu scheinen als er war; daß er aber dennoch auch zu heucheln verstand,

beweist, daß er, der sich, wie Stahr selbst hervorhebt, hoch über den Augustus achtete, doch in einem Briefe an den Senat behauptete, daß er sich denselben überall zum Muster vorgelegt habe; das beweist noch schlagender die Art und Weise, wie er seinen Günstling Sejan, als er dessen Gefährlichkeit entdeckte, wie eine Spinne ins Netz zu locken und mit seinen Fäden langsam und planmäßig zu umgarnen wußte. „Es stand ihm im Gesicht geschrieben, daß er nicht mochte einen Menschen lieben.“ In der That ist uns so wenig irgendeine Aeußerung wirklicher Liebe gegen die Seinigen bekannt, als selbst seine nächsten Anverwandten^{*)}, ja seine eigenen Kinder nichts von diesem Gefühle gegen ihn gekannt zu haben scheinen. Daß er im Anfang seiner Laufbahn wirklich gerecht zu sein strebte, wollen wir nicht leugnen; daß er auch in der letzten Zeit seiner Regierung Gerechtigkeit geübt habe, wird selbst Stahr nicht behaupten wollen. Wer so unterschiedslos barbarisch nach rechts und links wüthen konnte, wie Tiberius nach Sejan's Sturze, bei dem mußte das Gefühl für Gerechtigkeit bereits vollständig zu Grabe getragen sein. Mit klarem und scharfem Verstande, mit den Anlagen zu mancher Tugend begabt, frei von vielen damals gemeinen Lastern, mußte er doch als Mensch zu Grunde gehen, weil er ohne ein höheres sittliches und religiöses Princip, ohne Glauben an die Gottheit wie an die Menschheit, nur auf sich selbst vertrauend, von ungemäßigtem Stolz und Hochmuth, weder im Stande war die Vorsehung walten zu lassen, noch die Menschen zu nehmen wie sie waren. Wer ihn kennen lernen will, der lese die furchtbaren Worte, die Caligula bei Dio Cassius ihm in den Mund legt (bei Stahr, S. 176—177):

Ich rathe dir, liebe keinen und schone keinen von diesen Menschen. Denn sie hassen dich alle und wünschen im Herzen deinen Tod und werden dich ermorden, sobald sie es können. Gib also jeden Gedanken, dir ihre Reizung durch dein Thun zu erwerben, auf, und was sie etwa schwachen mögen, darum kümmere dich nicht, sondern habe einig, wie es das Richtige ist, dein eigenes Wohlbefinden und deine Sicherheit im Auge; denn nur so wirst du dich vor Unheil bewahren und dein Leben genießen und wirst obendrein von ihnen gern oder ungern geehrt und respectirt werden. Verschärfst du aber auf jene erste Weise, so wirst du in Wirklichkeit keinen Dank, höchstens in Worten eine leere Ehre davon haben, die dir nichts Reelles bringt, du wirst das Ziel ihrer hinterlistigen Anschläge werden und wirst zuletzt ein unrühmliches Ende finden. Denn kein Mensch läßt sich Abhängigkeit von dem Willen eines Herrschers freiwillig gefallen, sondern er schmeichelt und ehrt den Stärkern nur insoweit er ihn fürchtet; sobald er aber Muth und Kraft gewonnen fühlt, rächt er sich, wenn er der Stärkere ist, an seinem frühern Beherrscher!

So dachte Tiberius von den Menschen, auf diese Weise rieth er, ihnen gegenüberzutreten. Daß er so geworden, kann und will auch Stahr nicht leugnen, aber er sieht in ihm einen ursprünglich edeln und trefflichen Menschen, den die entartete Gesellschaft, in der er lebte, zur Verzweiflung an sich selbst und an der Menschheit getrieben habe. „An der Schlechtigkeit und Versunkenheit

^{*)} Die Ausdrücke in dem Briefe des Augustus (Stahr, „Tiberius“, S. 53 fg.) wird, wer die beiden Betheiligten und ihr Verhältniß einigermaßen kennt, nicht leicht ernsthaft für bare Münze nehmen.

der ihn umgebenden Welt", sagt er, „ist Liberius zu Grunde gegangen, eben weil er eine gut und edel angelegte Natur war.“ Wir glauben, ein wirklich edler und reiner Geist, der dabei, wie Liberius, kein Schwächling, sondern ein energischer Charakter war, konnte nie so tief herabsinken. Aber in Liberius war Gutes und Böses stark gemischt von Anfang an, und weil er weder in noch außer sich den Halt fand, der ihn über das Wackeln seiner Pläne und die Vereitelung seiner Hoffnungen hätte trösten können, verfiel er in menschenfeindliche Verzweiflung. Wol hat Tacitus unrecht, wenn er, um die mit dem Kaiser vorgegangene Umwandlung zu erklären, einen raffinierten Heuchler aus ihm macht, dessen wahres Wesen erst in seinem Greisenalter zu Tage getreten sei, das ist allerdings gegen alle innere wie äußere Wahrscheinlichkeit; aber wenn Stahr aus dem Teufel der Geschichte einen nur durch fremde Schuld gefallenen Engel machen will, dürfte er sich kaum weniger weit von der Wahrheit entfernen.

Dass Liberius mit großen Herrschertalenten begabt war, kann niemand verkennen; daß er die großartige Idee hatte, die Provinzen und Städte des römischen Dominiums zu einem wirklichen Staate zu organisiren, ist wahrscheinlich; daß er dabei mit dem Egoismus des hauptstädtischen hohen und niedern Adels in schlimme Conflict kam, ist natürlich; daß er die Absicht hatte, „die freie Volksentwicklung mit der absoluten Herrschaft zu verbinden und mit den Mitteln eines humanen Absolutismus den todtten Leib des römischen Staatswesens zu galvanisiren“, ist wenigstens möglich, wenn auch keineswegs erwiesen; daß der Klatzgeist der ihm feindlichen Adelspartei sein Bild verzerrt habe, unterliegt kaum einem Zweifel; daß er auch als ein Eindringling in die jüdische Herrscherfamilie vielfachen Anfechtungen begegnete, ist bekannt; daß er (wir lassen die vielleicht nicht ganz von persönlichen Rücksichten freien Motive hier unerörtert) keine Eroberungskriege führte, den Frieden erhielt, die Provinzen organisirte und einigermassen gegen Ausfugung schützte und sich gerade dadurch unter der römischen Adelskaste erbitterte Feinde schuf, muß anerkannt werden; nicht minder jedoch, daß es ihm in erster Linie darauf ankam, sich selbst auf den Thron zu bringen, darauf zu erhalten und zu befestigen; daß er von den ihm für das Staatswohl zugeschriebenen Plänen sehr wenig verwirklicht hat, obwohl er in der Wahl seiner Mittel und sogar in der Verletzung wohl: oder übel: erworbener Rechte keineswegs bedenklich war; daß er durch seine freiwillige Verbannung auf Capri, durch die Ueberlassung der Regierung an den schändlichen Sejan (bei dem Stahr auch halb und halb eine Ehrenrettung versuchen möchte, vgl. S. 179 fg.), durch die Art und Weise, wie er nach Sejan's Tode versuhr, bald erbarmungslos tyrannisch müthend, bald die aus den Fugen gekommene Staatsmaschine sich selbst überlassend und mit grimmigem Hohn von fern auf das wüste Gebaren der Parteien in der Hauptstadt blickend, das Seinige dazu beigetragen hat, Staat und Volk vollends zu Grunde zu richten.

Können wir somit nicht vollständig mit dem Resultate

der Stahr'schen Untersuchungen übereinstimmen, scheint und der ideale Liberius unser Autors den historischen keineswegs ganz zu decken, so erkennen wir doch gern an, daß das vorliegende Buch, in dem klaren und einfachen und doch lebendigen und fesselnden Stile geschrieben, wie er dem Autor eigen ist, nicht nur für jeden gebildeten Leser des Interessanten vieles, sondern auch für die meisten manche neue und wichtige Aufschlüsse enthält, daß es ihm gelungen ist, zwar nicht den Beweis zu führen, daß Liberius das Muster eines Menschen und Regenten gewesen sei, wol aber, daß er nicht das historische Ungeheuer par excellence gewesen und daß er noch weit mehr unser Mitleid als unsern Haß verdiene, wenn nicht more sinned against than sinning, doch much sinned against and sinning. Aber auch als ein treues Bild der entsetzlichen moralischen, socialen und politischen Zustände jener Zeit verdient die Schrift die allgemeinste Beachtung. Besonders ist ihre Lectüre den begeisterten Lobrednern der heidnisch-classischen Civilisation zu empfehlen. Otto Springer.

Zur Geschichte der deutschen Bühne und Bühnendichtung.

Johann Valentin Leichmann's weiland königlich preussischer Hofrath's u. s. w. literarischer Nachlaß herausgegeben von Franz Dingeldey. Stuttgart, Gotta. 1863. Gr. 8. 2 Bde. 15 Ngr.

Die deutsche Bühne ist als Kunstinstitut betrachtet unter den Bühnen der modernen europäischen Völker eine der jüngsten. Als die englische und spanische Bühne schon hoch entwickelt waren und einen Shakespeare, einen Calderon, Lope de Vega u. s. w. zu ihren Dichtern zählten, hatte man in Deutschland höchstens nur noch geistliche Schauspiele oder die von ehrsamten Kunstgenossen aufgeführten Fastnachtsspiele, unter denen die des Hans Sachs die hervorragendsten waren, die auch als Kunst- und erfindungsreiche Schwänke keineswegs zu verachten sind, obschon sie andererseits doch wieder sehr deutlich den Abstand bezeichnen, welcher damals noch zwischen der Geistes- und Geschmacksbildung jener Völker und derjenigen des deutschen Volks stattfand. Die französische Bühne hatte bereits einen hohen Grad von Entwicklung, die französische Tragödie und Komödie sogar den höchsten ihnen vielleicht möglichen Grad der Vollkommenheit erreicht, als sich das deutsche Volk noch immer mit den ungeheuerlichen Haupt- und Staatsactionen, der improvisirten Komödie begnügte und die rohen, ungezogenen und oft schmutzigen Späße des Hanswurst, des Raspetle, des Karisari oder wie sich sonst diese lustige, eigentlich aber traurige Person nannte, von dem gleich rohen Publikum belacht wurden. Selbst dem Dänen Holbein und dem Italiener Goldoni hatten zu gleicher Zeit die Deutschen einen ihnen ebenbürtigen Dramendichter nicht entgegenzustellen.

Wie gesagt, die deutsche Bühne ist eine der jüngsten, denn als Kunstanstalt hat sie eine kaum hundertjährige Existenz. Aber während dieses vergleichsweise kurzen Zeitraums hat sie sich zu einer reichen Blüte entfaltet; sie allein hat Fortschritte, und zwar die erkennbarsten

gemacht, während die übrigen stehen blieben oder rückwärts gingen. Die englische Bühne hat zwar später noch große Schauspieler, aber keinen Shakespeare, die spanische keinen Calderon, die französische keinen Corneille, Racine, Molière mehr gehabt. In London fristet Shakespeare fast nur durch den unermüdblichen Eifer des Schauspielers und Schauspieldirectors Phelps eine kümmerliche Existenz; auf den großen Bühnen herrschen die Oper und das Ballet, auf den kleinern die Pantomimes und die flüchtigen Augenblicksgebürten der nationalen derben Komik vor; hervorragende Schauspieler und Schauspielerinnen für die Tragödie und die Komödie höhern Stils gibt es kaum noch. In Paris zehrt das Théâtre français, dem nur noch eine so außerordentliche und extravagante Erscheinung wie die Rachel einen vorübergehenden Glanz verleihen konnte, in ziemlich kläglicher Weise von den alten Traditionen; wie es mit den kleinern Theatern steht, das ergibt sich am besten aus den Bluetten und Demi-Monde-Stücken, die uns als Abfall der modernen französischen Dramatik von Zeit zu Zeit zugeführt werden. Von Spanien und Italien kann kaum noch die Rede sein. Erst jüngst noch hat H. Gottschall in seinen in den Wiener „Recreationen“ erschienenen Reiseberichten aus Italien versichert, daß Deutschland ein unvergleichlich reicheres Material an guten und gebiegenen Schauspielerkräften besitze, das sonorer Organ der Italiener abgerechnet, das jedoch zum Theil vielleicht der sonoreren, wenn auch minder kräftigen und charakteristischen Sprache, zum Theil auch klimatischen Einwirkungen zugeschrieben werden mag.

Wir Deutschen nehmen zwar einerseits oft den Mund sehr voll in Betreff von Dingen, in denen wir gerade nicht excelliren oder in denen wir geradezu schwach sind, als ob wir durch diese phrasenhaften Selbstbelobungen die betreffenden Schwächen bemänteln zu können glaubten; andererseits aber sind wir oft gerade gegen Leistungen blind und undankbar, auf die wir ein Recht hätten stolz zu sein. Besonders auf dem Gebiete der literarischen Kritik und der Theaterkritik herrscht ein sehr unfruchtbares, ewig nergelndes Raisonnement, was jedoch in einzelnen Fällen widerwärtige, bisweilen auch nicht sehr reinlichen Motiven herrührende Uebertreibungen in ganz entgegengegesetzter Richtung keineswegs ausschließt. Wer wollte verkennen, wie viel die deutschen Bühnen, die eine mehr, die andere weniger, zu wünschen übrig lassen? Wie viel mehr für das Ideal der Kunst, für das Gedeihen der dramatischen Poesie gethan werden könnte, wenn ein Theil der an bloße Aeußerlichkeiten verschwendeten finanziellen Mittel zur Unterstützung der geistigen Factoren, namentlich zur Aufmunterung talentvoller, nur in der Technik noch nicht genug vorgeschrittener dramatischer Dichter verwandt würde? Wer wollte leugnen, daß es Bühnenleiter gibt, die ohne alles System verfahren und selbst aller Kunstbildung und höhern Tendenzen entbehrend, nur dem verdorbenen Geschmack eines großen Theils des Publikums entgegenkommen und die von ihnen geleiteten Anstalten, sogenannte Kunstanstalten, zu bloßen Spectakelbuden herabwürdigen? Wer wollte leugnen, daß selbst auf größern

Bühnen Ensemble und Inszenirung oft und zwar gerade in Bezug auf classische Stücke sehr mangelhaft sind, und daß es nur zu viele Schauspieler gibt, welche etwas Besseres sein könnten, wenn sie fleißig studirten und sich durch den Tadel und Rath anderer zu vervollkommen suchten, statt sich in verderblicher Selbstüberschätzung für von vornherein vollkommene Künstler, für Genies zu halten und nur dem blinden Auge ihres rohen Naturalismus zu folgen? Vergessen wir aber auch nicht, was bei uns Gutes vorhanden ist; vergessen wir nicht, daß wir eine Menge vorzüglicher, mit reichen Mitteln ausgestatteter, auch das classische Drama pflegender Hoftheater haben, wie dies in Frankreich und England nicht der Fall ist, daß selbst Stadttheater zuweilen einen glänzenden Aufschwung nehmen und eine Pflanzschule guter Schauspieler selbst für Wien, Berlin und Dresden werden, und daß, wenn die eine Bühne, wie z. B. jetzt leider das hamburger Stadttheater, das früher so viele Schauspieler und Schauspielerinnen ersten Rangs heranzubildete, im Sinken begriffen ist, eine andere, wie z. B. die großherzoglich weimarsche unter der Leitung Dingelstedt's, des Herausgebers vorliegenden Werks, sich in künstlerischer Beziehung hebt und andern in mehrfacher Hinsicht Muster wird. Wenn daher von einem Verfall der deutschen Bühnen die Rede gewesen, so konnte diese Redensart, die eigentlich so alt wie die deutsche Bühne als Kunstanstalt überhaupt ist, immer nur eine partielle und locale Bedeutung haben, obschon es vorkommen kann, daß vorübergehend allen Bühnen ein aus einem weitverbreiteten falschen Zeitgeschmack herrührender Schaden in größerm oder geringerem Grade gemeinsam ist.

Namentlich Leute, die viel in der Welt herumgekommen sind, scheinen häufig darin etwas zu suchen und ihre Welterfahrung dadurch documentiren zu wollen, daß sie die heimischen Leistungen gegen die des Auslandes heruntersetzen und diese auf Kosten jener verherrlichen. Wie oft ist von Deutschen selbst behauptet worden, daß es dem Spiel und dem Vortrage der deutschen Schauspieler an Naturwahrheit, daß es namentlich dem Zusammenspiel an der Präcision und der Rundung fehle, wie man sie auf den pariser Bühnen finde. Man vergißt aber zu sagen, daß auf den meisten deutschen Bühnen auf das Ensemble nicht so viel Detailfleiß verwendet werden kann, weil sie zu viel durcheinander spielen müssen und die Darstellenden sich daher in ein einzelnes Stück meist nicht so einspielen können, wie dies auf den pariser Theatern möglich ist. Und wie nun gar, wenn Ausländer selbst, welche Gelegenheit hatten, den Darstellungen deutscher Schauspieltruppen beizuwohnen, eine viel günstigere Meinung von ihrer Leistungsfähigkeit hegen? So erinnern wir uns, vor einigen Jahren in der „Contemporaine“ einen Aufsatz über deutsche Theater gelesen zu haben, dessen französischer Verfasser kühn versichert, daß, wenn man Natürlichkeit des Spiels sehen wolle, man sie auf den Theatern zwischen dem Rhein und der Weichsel suchen müsse. Wir citiren bei dieser Gelegenheit ein Urtheil eines Franzosen über die kleine deutsche Truppe, welche vergangenem

Winter zu Paris in der Salle Beethoven Vorstellungen gab, aus der pariser „Illustration“. Der Berichterstatter nannte darin Fräulein Brüning eine „comédienne achevée“; Frau Wohlbrück sei mit einer besonders angenehmen und selbst rührenden Stimme begabt, welche der deutschen Sprache eine „douceur inattendue“ gäbe und für die man ihr daher doppelt dankbar sein müsse; kurz, sie besäße Eigenschaften, welche zu studiren selbst die besten französischen Schauspielerinnen nicht übel thun würden; insofern sich so etwas durch Studium erreichen lasse. Auch die männlichen Rollen hätten sich in guten Händen befunden. Das Natürliche sei die allgemeine Eigenschaft dieser Truppe, die eine „troupe d'ensemble“ sei. Dieses „Théâtre allemand“ verdiene die Gunst der Pariser, es mache den Eindruck des naïv Heitern und veranschauliche den Geist und Charakter, wie sie in den mittlern Klassen des deutschen Volks herrschend seien. Man solle sich durch die Befürchtung, kein Wort zu verstehen, nicht vom Versuch abhalten lassen; gäbe es doch Tage in dem Leben eines Journalisten, wo er den dringenden Wunsch habe, nicht ein Wort von dem zu verstehen, was auf der Bühne gesprochen würde! In dieser Stimmung und der festen Ueberzeugung, als ein der deutschen Sprache Unkundiger nichts zu verstehen, sei auch er ins deutsche Theater gegangen; aber er habe diese liebenswürdigen Stücke von Benedix, Moser, Berla, Langer und den andern deutschen Scribten bis herab zum „Gebildeten Hausknecht“ ganz prächtig verstanden, sowol die Handlung als die Chansons und den Dialog, dank dem natürlichen und lebhaft veranschaulichenden Spiele dieser deutschen Schauspieler.

Wer Gelegenheit hatte, französische Truppen zu sehen, wird zugeben, daß ihr Ensemble allerdings ein vortreffliches ist, d. h. in Stücken ganz nationalen Charakters. Aber wer möchte die Dramen Shakspeare's, Calderon's, Goethe's (z. B. „Götz von Berlichingen“ oder „Faust“), Schiller's, Lessing's „Nathan den Weisen“, H. von Kleist's „Räthchen von Heilbronn“ u. s. w. von französischen Schauspielern dargestellt sehen? Eine Darstellung des „Hamlet“ hat in Paris nie gelingen wollen; das Helldunkle und Zartduftige der Romantik liegt dem Geschmack, das Problematische tiefer metaphysischer Charaktere dem Verständniß und dem Darstellungsvermögen französischer Schauspieler gänzlich fern. Der Franzose, national exclusiv wie er im allgemeinen ist, weiß höchstens nur gewisse Aeußerlichkeiten, die ihm an den Angehörigen anderer Nationen, besonders dem Engländer, auffallend sind, zu copiren und dann meist in caricirter Weise; aber in ihr tiefstes Leben, in ihre innersten Gemüthszustände weiß er sich nicht zu versetzen oder sie wenigstens nicht wiederzugeben. Ganz anders der kosmopolitische Deutsche mit seiner enormen Assimilationsgabe, die auch unsern Schauspielern eigen ist, und wenn auch die kosmopolitische Bunttheit, die das Repertoire deutscher Bühnen kennzeichnet, in der einen Hinsicht beklagenswerth erscheinen mag, so ist es doch auf der andern Seite ein sehr großer, von uns Deutschen selbst vielleicht nicht genug gewürdigter Vorzug, daß

wir vermöge dieses Kosmopolitismus und dieser Assimilationsgabe in Stand gesetzt sind, die Meisterwerke aller Nationen und Zeiten auf unsern Bühnen in lebendiger Repräsentation vor uns vorüberstreiten zu sehen. Ueberhaupt sollte man nicht vergessen, daß die Entwicklung der deutschen Bühne in eine Zeit fiel, wo die andern leitenden Völker den höchsten Grad ihrer geistigen Ausbildung erreicht, zum Theil schon überschritten hatten und daß, wenn ihr insofern davon auch das naïv Ursprüngliche, entschiedene Nationale fehlt, wie es uns z. B. in Shakspeare's und Calderon's Schöpfungen entgegentritt, die deutsche Bühnendichtung doch auch in der Lage war, von diesem Zustande sehr beträchtliche Vortheile zu ziehen und sich mit den besten Säfien der fremden wie der inzwischen erworbenen eigenen Bildung zu nähren.

Thatsache ist es jedenfalls, daß die Bühne seit etwa einem Jahrhundert ein Lieblingsinstitut des deutschen Volks ist, und sie wurde dies vielleicht gerade deshalb, weil lange Jahre hindurch von öffentlichen politischen Angelegenheiten, welche die Blicke und die Theilnahme der Nation von ihr hätten ablenken können, in Deutschland nicht die Rede war. Die englische Schaubühne und Bühnendichtung sind vielleicht gerade deshalb in Verfall gerathen, weil die Theilnahme der Nation durch die Parlamentsdebatten und die Vorgänge in den politischen Meetings und andern öffentlichen Versammlungen immer mehr in Beschlag genommen wurde. Auch die Staatsmänner sind in ihrer Art Schauspieler, welche eine bestimmte Rolle vor aller Welt mehr oder weniger gut, mit mehr oder weniger Anstand durchführen, und Acteuren wie Pitt und Fox, Canning und Palmerston, welcher letzterer namentlich seine Rolle durch wirksame schauspielerische Mittel zu würgen und die Lacher auf seine Seite zu bringen weiß, konnten die Acteurs der Bühne zuletzt keine Concurrenz mehr machen. Ob die deutsche Schaubühne gegenwärtig, wo nun auch in Deutschland nur zu viele politische Schauspieler sich an allen Orten und Enden sehen und hören lassen im Stande sein wird, ihre alte Bedeutung für die Nation zu behaupten, erscheint zweifelhaft. Hat doch die Bühnendichtung sich bereits dazu bequemen müssen und nur zu sehr bequemt, sich als Magd den Tendenzen der Zeit dienstbar zu machen; und selbst die Dichter treiben in ihren Fabrikaten Politik oder besser politische Unfug, und zwar zumeist in ihren politischen Offenbarungen, die sie Couplets nennen.

Jedenfalls hat die Schaubühne innerhalb der Kultur-entwicklung des deutschen Volks eine bedeutsame Rolle gespielt, und wenn Goethe in einem seiner Briefe an Brühl, welche in vorliegendem, uns zu diesen allgemeinen Bemerkungen veranlassenden Buche mitgetheilt sind, einmal bemerkt: „Das Theater bleibt immer eine der wichtigsten Angelegenheiten“, so hat er damit vollkommen recht. Daher hat auch die Geschichte dieser Großmacht, in welcher die Namen und Bestrebungen ihrer Dynastien, der Intendanten und Directoren, ihre gewonnenen und verlorenen Schlachten und die Leistungen ihrer großen Armee von Schauspielern, Sängern, dramatischen Dar-

tern, Componisten u. s. w. verzeichnet sind, in den betreffenden Kreisen größere Theilnahme erlangt als die Geschichte der deutschen Kaiser, die ja unserer Nation fast zur Mythe geworden sind. Einen sehr werthvollen Beitrag zu dieser allgemeinen Theatergeschichte enthält nun dieses Buch, welches die Geschichte des berliner Theaters behandelt, also eines Theaters, das in der Entwicklungsgeschichte der deutschen Schaubühne eine der eingreifendsten Rollen spielte und unter der Leitung des Grafen Brühl einen Grad von Vollkommenheit erreichte, daß Goethe in einem der hier mitgetheilten Briefe es das „erste deutsche Theater“ nennen durfte. Das Buch stammt aus dem Nachlaß Johann Valentin Leichmann's, weiland königlich preussischer Hofraths und Geheimsecretärs der Intendantur der königlichen Schauspiele zu Berlin, geboren daselbst am 20. Januar 1791, gestorben am 16. Juli 1860. Ueber 40 Jahre hat er unter vier verschiedenen Vorständen: Brühl, Redern, Rüfner und Hülsen, im Bureau der Generalintendantur gearbeitet und namentlich den Briefwechsel mit den dramatischen Dichtern geführt, aber auch sonst in aller Weise für alle geistigen Interessen der Anstalt sich mit Rath und That bemüht. Die Herausgabe seines Nachlasses wurde von G. Dingelstedt, dem Intendanten der großherzoglichen Bühne in Weimar, besorgt und befand sich somit in den besten Händen.

Obgleich für den Zweck d. Bl. das eigentlich literarische Schwergewicht des Werks in den von Leichmann gesammelten und hier ebirten Briefen berühmter dramatischer Autoren beruht, so müssen wir doch auch der ersten Abtheilung: „Eigenes. Hundert Jahre aus der Geschichte des königlichen Theaters in Berlin (1740—1840)“, mit einigen kurzen Worten gedenken, um durch eine Angabe des Inhalts diejenigen unserer Leser, die etwa specielle Freunde des Theaters sein sollten, zu veranlassen, das Buch selbst in die Hand zu nehmen; denn für eigentliche Theaterliebhaber enthält diese erste Abtheilung oder das „erste Buch“ sehr viel Interessantes. Der erste Abschnitt dieses ersten Buchs wirft einen Rückblick auf die Zustände unter der Regierung Friedrich's des Großen bis zum Jahre 1771; der zweite Abschnitt behandelt die Zeit vom Jahre 1771, also von der Eröffnung der ersten stehenden deutschen Bühne bis auf die Verwaltung Ifland's 1796, und zwar zunächst die Verwaltung unter Koch, der eine der auserlesensten Truppen in Deutschland hatte, sodann die unter dem sehr verdienten Döbbelin, die unter Professor Engel und die unter Ramler und Warsing. Wir hätten viel zu thun, wenn wir alles theatergeschichtlich Interessante aus diesen Abschnitten mittheilen wollten, sonst würden wir z. B. den ganzen Theaterzettel abdrucken, womit die erste Aufführung des „Oth von Verlichingen“ auf dem kleinen Theater in der Behrenstraße am 12. April 1774 angekündigt wurde. Der Name Goethe's ist nicht genannt, das Stück wird nur bezeichnet als „ein ganz neues Schauspiel von fünf Acten, welches nach einer ganz besondern und jezo ganz ungewöhnlichen Einrichtung von einem gelehrten und scharfsinnigen Verfasser mit Fleiß verfertigt worden“, und es wird dann noch ebenso naiv

1863. 48.

hinzugefügt: „Es soll, wie man sagt, nach Shakspeare'schem Geschmack abgefaßt sein.“ Leichmann bemerkt über den Erfolg der Aufführung: „Kein dramatisches Werk hat so mächtig eingewirkt, keines, weder vor- noch nachher, einen solchen Sturm der Begeisterung erzeugt wie dieses.“ Bemerkt zu werden verdient, daß der erste Versuch eine tragische Oper mit deutschen Sängern aufzuführen, unter Ramler's Verwaltung, und zwar mit „Iphigenie in Tauris“, am 24. Februar 1795 gemacht wurde. Die wenigsten glaubten an einen Erfolg, und Prinz Heinrich äußerte: „Da will ich doch heute hineingehen, um mich einmal recht satt zu lassen.“ Aber Prinz Heinrich lachte nicht, sondern ließ sich für den großen Genuß beim Musikdirector Weber bedanken; der Versuch war über alle Erwartung glänzend ausgefallen.

Der dritte Abschnitt des ersten Buchs berichtet über die Verwaltung unter Ifland und enthält auch mancherlei Interessantes, obschon wir, offen gestanden, über mehreres, z. B. über die Lage der Bühne und die Stellung Ifland's während der Zeit der Franzosenherrschaft aus Leichmann's Feder mehr erwartet hätten; wir erinnern uns, über diese traurige Zwischenperiode anderwärts schon Interessanteres gelesen zu haben. Der vierte Abschnitt ist der Verwaltung des Grafen Brühl (1815—28) gewidmet, die wol die glänzendste Periode des berliner Theaters war, obschon in seine Verwaltungszeit jener Brand des alten Schauspielhauses fiel, welcher dem Schauspieler Carlberg das Leben kostete und der hier nach einem Bericht des gleichfalls dem Verbrennungs- oder doch dem Erstickungstode nahe gebrachten Schauspielers Rütbling in den lebhaftesten Farben geschildert wird. Interessant ist ein hier mitgetheilter Prolog, den Fouqué im Auftrage für die dem ermordeten Staatsrath von Rogebue am 3. Juli 1819 veranstaltete Todtenfeier dichtete und wofür Rogebue's letztes Schauspiel „Hermann und Thudnelba“ gewählt worden war. „Was man zum Lobe Rogebue's sagen kann“, hieß es in dem betreffenden Briefe Brühl's an Fouqué, „müßte feierlich gesagt und zumal nicht vergessen werden, daß er dem Götzen Napoleon niemals geopfert hat. Seines Mords müßte gleichfalls ausdrücklich Erwähnung geschehen und zwar auf sehr bestimmte und ernste Weise.“ So heißt es denn in dem Prolog unter anderm:

Wo bist du, heil'ge Freistadt deutschen Herdes?
Schirmt nicht des Deutschen Dach den fremden, wie
Den deutschen Mann? Ist's keine Schutzwehr nicht
Auch selbst dem Feinde mehr, der ihm vertraut?
Ist des Gesetzes heil'ge Tafel denn
Zerbrochen? Ausgetilgt der Gottesfriede
Von neuversöhnter, freier deutscher Erde?
Und heiligt denn der reine bessere Glaube,
Was Bodan's Priester einst mit Fluch belegt?
Ist er zurückgekehrt aus dunkeln Höhlen,
Der mitternäch't'ge Dämon grauser Fahne,
Des Fanatismus blut'ge Dolche schwingend? u. s. w.

Unter Brühl's Verwaltung kam, am 18. Juni 1821, auch Weber's „Freischütz“ zum ersten male zur Aufführung, und es war diese die erste in Deutschland überhaupt. Kein Stück hat wol in Deutschland so viele Auf-

führungen erlebt und den Bühnen so viel eingetragen als der „Freischütz“. Im Jahre 1858 fand in Berlin die dreihundertste Vorstellung dieser so echt deutschen Oper statt und schon bis zum 26. December 1840, also bis zur zweihundertundfünften Vorstellung hatte sie der berliner Bühne ungefähr 94000 Thaler eingebracht. Nun ist es allerdings wünschenswerth und sogar nöthig, daß selbst eine königliche Kunstankalt durch einträgliche Entreprisen begünstigt werde, um die ihr durch nichteinträgliche Entreprisen verursachten Verluste decken zu können; aber es erweckt doch herbe Gefühle, wenn man sieht, daß man aus Producten des Genies (wer denkt hierbei nicht auch an Mozart's Opern, an Schiller's Stücke?) einen unverhältnißmäßig großen Gewinn und noch lange Jahre nach seinem Tode Wucherzinsen zieht, während es bei Lebzeiten sich kümmerlich behelfen, vielleicht darben mußte, im Schuldenruck sich aufrieb und infolge davon vielleicht früh erlag. So schlimm ist es nun dem Componisten des „Freischütz“ allerdings nicht gegangen, aber zu kämpfen, soviel wir wissen, hat auch er gehabt und selbst noch nach dem glänzenden Erfolge eben dieses „Freischütz“, und früh und nur zu früh ist auch er gestorben. Dagegen dürfen Sänger und Sängerinnen die übertriebenen Forderungen machen, und dabei muß man noch gewärtig sein, daß letztere — die Namen von einem Halbjugend berühmter Sängerinnen wie Schauspielerinnen aus der Periode Brühl's und der im fünften Abschnitt behandelten Verwaltung des Grafen Redern (1828—42) beweisen es — ihren Kunststurm und ihre glänzende Bühnenerscheinung dazu benutzen, so früh als möglich und noch in der Blüte ihrer Jahre und ihres Talents der Bühne zu entsagen und sich mit irgendeinem angesehenen Geldmagnaten oder adelichen Cavalier zu verheirathen.

Hiermit gehen wir zu der interessanten Collection von Briefen berühmter dramatischer Autoren über, die wir, wie vielleicht auch die ganze Zusammenstellung der Materialien zur Geschichte des berliner Theaters, vorzugsweise der Anregung Tieck's verdanken, welcher laut Dingelstedt's Vorwort am 25. Februar 1846 an Reichmann schrieb:

Schon seit lange, mein theurer Freund, wollte ich über einen Gegenstand sprechen, der mir sehr am Herzen liegt. Ich weiß nämlich, daß Ihnen vor Jahren Graf Brühl, als seinem Vertrauten, viele Briefe vermacht hat, welche Goethe an den Grafen geschrieben hatte, wobei dieser den Wunsch hinterließ, Sie möchten diese Briefe unsers Dichters einmal drucken lassen. Indem ich Sie hieran erinnere, wünsche ich aber auch, daß Sie eine Art Geschichte unsers berliner Theaters diesen Briefen hinzusetzen, wodurch eine Lücke in unserer theatralischen Literatur ausgefüllt würde. Nach meiner Ansicht ist keiner dieser Aufgabe so gewachsen, als Sie, mein theuerster Hofsath. Sie waren so viele Jahre bei der Bühne, genossen das Vertrauen des Grafen Brühl, Sie sind literarisch gebildet, haben in der Nähe so vieles beobachten können, und so könnten Sie uns ein sehr interessantes Buch liefern welches besser die Theatergeschichte von Plümidte fortsetzte.

Zunächst treffen wir auf eine Reihe von Briefen, die zwischen Schiller und Iffland auf Anlaß der von ersterem eingesandten Bühnenmanuscripte gewechselt wurden und von denen die Schiller'schen für das taktvolle, anständige,

besonnene und bescheidene Benehmen des Dichters bei geschäftlichen Angelegenheiten ein durchaus günstiges Zeugniß ablegen. Nirgends, obschon sich hierzu wol Anlässe gefunden hätten, begegnet man jenen Ausbrüchen von Gereiztheit und Dichterbübel, deren sich wol so manche Poeten unserer Zeit, die tief unter Schiller stehen, in ähnlichen Fällen schuldig machen würden, wobei übrigens freilich in Betracht kommt, daß damals in den literarisch gebildeten Kreisen ein rücksichtsvoller humaner Ton überhaupt herrschend gewesen zu sein scheint. Iffland theilt dem Dichter des „Wallenstein“ mit, daß „Wallenstein's Lager“ in Berlin nicht zur Aufführung kommen könne, und der überhaupt ziemlich ängstliche Mann motivirt dies in einem Schreiben vom 10. Februar 1799 mit den uns allerdings sonderbar erscheinenden, jedenfalls aber für jene Zeit charakteristischen Gründen:

Es scheint mir und schien mehreren bedeutenden Männern ebenfalls bedenklich, in einem militärischen Staate ein Stück zu geben, wo über die Art und Folgen eines großen stehenden Heeres so treffende Dinge in so hinreißender Sprache gesagt werden. Es kann gefährlich sein, oder doch leicht gemißdeutet werden, wenn die Möglichkeit, daß eine Armee in Masse deliberirt, ob sie sich da oder dorthin schicken lassen soll und will, anschaulich dargestellt wird. Was der wackere Wachmeister so charakteristisch über des Königs Scepter sagt, ist, wie die ganze militärische Debatte, bedenklich, wenn ein militärischer König der erste Zuschauer ist.

Iffland fährt fort:

Gewiß wünscht das Volk hier keine Revolution, aber die Grenze zwischen Civil und Militär ist wol jetzt nirgends so berührt angenommen, daß eine laute Discussion darüber nicht laute Aengstigungen veranlassen müßte, die einem oder dem andern Theile Verlegenheiten zuziehen könnte. Ich möchte jetzt nicht den besonnenen Vers sagen: „Le premier roy fut un Soldat heureux.“

Dieser Zustand war die Folge der alles in Schreden setzenden Französischen Revolution, die auf die Entwicklung Deutschlands, welches ohne sie wahrscheinlich auf friedlicherem, harmonischerem Wege zu erfreulichern Resultaten seiner durchaus humanen Bestrebungen gelangt sein würde, fast nur einen störenden Einfluß gehabt hat, wie dies namentlich auch Goethe sehr richtig vorausah. Schiller erwidert hierauf, ohne auch nur die geringste Spur von Gereiztheit bliden zu lassen:

Ihren Gründen gegen die Vorstellung von „Wallenstein's Lager“ kann ich nichts entgegensetzen. Zwar als ich das Stück schrieb, kam mir keine solche Bedenklichkeit; aber ich lege mich jetzt an Ihren Platz und muß Ihnen recht geben. Das Ständel wird genommen und nicht gegeben, aber das ist es eben, was ein solches Wagstück bedenklich macht. Es thut mir jetzt klos leid, daß Sie dadurch Zeit verloren haben, und in unserm Handel zu kurz kommen. Mögen dafür die zwei andern Stücke Sie entschädigen können.

Iffland hatte sehr recht, wenn er in seinem Brief die Uebersetzung aussprach, daß Schiller, bei seiner „großen Uebersicht von Dingen und Menschen“ seine Vorurtheile gerecht finden werde. Am 26. April 1800 sendet Schiller an Iffland sein Macbeth-Manuscript ein und er bemerkt:

Ich überlasse Ihnen hier eine neue Bearbeitung des „Macbeth“ fürs Theater, wenn Sie davon Gebrauch machen wollen. Die bisherigen sind leider gar zu jämmerlich ausgefallen, und ich hielt es der Mühe werth, noch einen Versuch zu machen.

Schwiegertochter) in Berlin zu danken; er schreibt am 2. April 1820:

Mit einer gleichen Entzückung sprechen sie von der geistigen gnädigen Aufnahme, von Genüssen aller Art, welche auch nur, die wohlwollenden Bewohner einer Königsstadt gewähren können; die Geschichte davon ist zur nie verlassenden Familienunterhaltung geworden.

Persönlich hat er aber seit 1778 Berlin nicht wieder besucht; er wurde zwar zur Eröffnung des neuen Schauspielhauses und der Aufführung seiner „Iphigenie“ eingeladen, aber obschon er ausruft: „Was hat nicht Berlin an Menschen und Sachen für mich Wünschenswerthes“, und ferner gesteht, daß ihn in letzter Zeit von Berlin nur Angenehmes berührt habe, muß er sich doch aus Rücksicht auf sein Alter, das er eine „lästige Sache“ nennt, die Reise versagen. Er schreibt am 12. Mai 1821:

Ich bin diesen Winter nicht aus dem Hause und dieses Frühjahr nicht weiter als in meinen Hausgarten gekommen, wie sollte ich es wagen mich zu einer solchen Reise zu entschließen und einer großen bewegten Welt zu übergeben.

Den Goethe'schen Briefen folgt ein Schreiben Wieland's an Iffland vom 24. Februar 1806, womit er ihm einen Lustspielversuch seines Sohnes „Die Ueberwachungen“, den ersten, womit er, Wieland, zufrieden sei, überreicht und empfiehlt, und sodann ein sehr kurzes und bündiges Schreiben Heinrich von Kleist's an Iffland vom 10. August 1810, welches lautet:

Sw. Wohlgeboren haben mir, durch Herrn Hofrath Römer, das auf dem wiener Theater, bei Gelegenheit der Vermählungsfeierlichkeiten, zur Aufführung gebrachte Stück, das „Räthchen von Heilbronn“, mit der Aeußerung zurückgeben lassen: es gefiele Ihnen nicht. Es thut mir leid, die Wahrheit zu sagen, daß es ein Mädchen ist; wenn es ein Junge gewesen wäre, so würde es Sw. Wohlgeboren wahrscheinlich besser gefallen haben.

Iffland antwortet verhältnißmäßig höflich, trotz der in den letzten Worten des Kleist'schen Billets offenbar enthaltenen unziemlichen Anspielung; doch spricht er von einer „Gemeinheit, die ich nicht erwidere, auch wenn solche gegen mich gebraucht werden sollte“.

Die nun folgenden Briefe Schlegel's und Tieck's an Iffland betreffen unter andern Beck's zur Aufführung gekommenes Lustspiel „Das Chamäleon“, in welchem die Romantiker eine persönliche Satire gegen sich erblicken wollten. Schlegel schreibt ganz vernünftig und ruhig: seiner Ansicht nach müsse man diesen Angriff ohne Notiz lassen, „da sich gegen das Unbedeutende weder im Scherz noch im Ernst mit Vortheil Krieg führen läßt“; Tieck dagegen zeigt sich ganz unverständlich gereizt, und erklärt, nur unter gewissen Bedingungen schweigen zu wollen, welche aber die ungemeinsten und ganz unannehmbar waren. Iffland weist ihn aufs schlagendste und zugleich empfindlichste zurecht. Diese Gereiztheit Tieck's erscheint um so sonderbarer, da er ja selbst diejenigen, die ihm nicht gefielen, in seinen satirischen Stücken lächerlich machte und an den Pranger stellte.

Der sich hier anschließende Briefwechsel zwischen Iffland und Zacharias Werner ist sehr umfangreich und reicht von Nr. 89—105. Werner, der sehr ausführliche Briefe

zu schreiben liebt, erscheint darin durchaus nicht unvorthellhaft. Er schreibt:

Ich liebe den Katholicismus nicht, der zum Ungeheuer erstaltet ist, ich will Glauben, die Erhebung zum Sittlichschönen durch Kunst (Verstänblichung des Sittlichschönen) verbreiten, nichts weiter! Ich bin kein Partisan irgendeiner Partei, ich bin ein Mensch, dem es ums Gute zu thun ist, und das ist meine Pflicht, dazu hat mir Gott mein bißchen Talent gegeben. Ich liebe Glauben und Kunst, sie waren die Begleiter meines „Luther“, sie werden auch, will's Gott, die meinigen bleiben.

Der mißliche Erfolg, den sein Ordensgemälde „Die Söhne des Thals“ bei der Aufführung am 10. März 1807 hatte, macht ihn gänzlich verzagt; gleich nach der Aufführung setzt er sich hin, um an Iffland zu schreiben, ihm zu gestehen, daß er und die Schauspieler ihr Bestes gethan hätten, daß die Schuld nur ihn, den Dichter treffe; er erklärt seine Absicht, das ihm „längst lästige Bücherschreiben“ ganz aufgeben und sich „womöglich aus dem jetzt werthlosen Deutschland in irgendein stilles Verhältniß retiriren“ zu wollen u. s. w. Aber fürs erste gab er, wie wir wissen, das Dichten noch nicht auf.

Rührend sind seine frühern Klagen aus Warschau über seine so „mannichfaltigen als geisttödtenden Dienstgeschäfte“. Werner schreibt unter andern:

Diese (die Dienstgeschäfte) rauben mir den größten Theil des Tags, und lassen mir für die mir etwa übrigbleibenden paar Stunden nur äußerst selten die glückliche Heiterkeit, die — wie Sie wissen — zur Begeisterung, welche der Künstler, besonders in meiner Lage, nur erhaschen, nicht erzwingen kann, unumgänglich erforderlich ist.

Er wünscht, bei dem berliner Nationaltheater nur eine solche „Officiantenstelle“ zu erhalten, welche ihn in Stand setze, mit seiner Frau als „ehrlicher Mann“ zu existiren. Solche Klagen und solche Wünsche kommen häufig im Leben deutscher Dichter vor. Frau von Stein schrieb zwar nach der Anstellung Schiller's als Professor, es sei ihr lieb, „daß Schiller eine Bestimmung kriegt; bloß in der Autorschaft zu leben ist gewiß nicht gut“; aber es ist wol zu beachten, daß Schiller seine zahlreichsten und vollendetsten Dichtungen erst schuf, als er „ganz in der Autorschaft“ lebte.

Unter den Briefen Iffland's an Werner ist besonders der über dessen Trauerspiel „Wanda“ interessant. Iffland führt ihm aufs überzeugendste zu Gemüthe, daß er auf einem falschen Wege begriffen sei, und bemerkt unter andern, es komme für Werner alles darauf an, daß Sie in einem neuen, kräftigen, herzvollen Stücke, in dem Geiste (ohne Hyacinthen) wie die ersten viertheils Act von „Luther“ geschrieben, beweisen, daß Sie diese Ueberzeugung ganz bekommen haben. Dann werden Ihre Stücke an die Wollen gehen. Außerdem gehen sie für das große Publikum abwärts und vertrocknen am Weihrauch der wenigen.

Dingelstedt hat sich mit der Bearbeitung und Einrichtung des Werner'schen „Luther“, dessen vier erste Acte mit Ausnahme einiger romantischen Nebelgestalten und Episoden, in wahrhaft historischem Geiste gebichtet hat, ein wirkliches Verdienst erworben; in dieser Gestalt soll das Stück auf allen größern Bühnen in protestantischen Ländern von Zeit zu Zeit oder wenigstens jährlich einmal am Reformationsfeste zur Aufführung kommen.

Der nun folgende Briefwechsel zwischen Koberne einer:

gemacht zu haben. Im Jahre 1747 wurde der Balast zu Cannons öffentlich versteigert, und damit war das glänzende Meteor von Cannons verschwunden, das über 20 Jahre geleuchtet hatte. Schon damals war Händel oft in der Paulskirche und auf der Orgelbank, sein Verkehr mit den Musikern ein herzlicher.

Händel's verheirathete Schwester starb 1718 in Halle; die bekannte Arie im „Messias“: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“, enthält den Lieblingspruch der verstorbenen, von ihm innig geliebten Schwester. Händel versprach den Seinigen nach dieser Trauerbotschaft einen Besuch in Halle. Hiermit schließt der erste Band und das zweite Buch der berühmten Biographie mit demselben Ort, von dem sie ausging. Händel selbst hat von den beiden Hälften seines Lebens eine klare Vorstellung gehabt und an der Grenze derselben stehend geäußert: „Man muß lernen, was zu lernen ist, und dann seinen eigenen Weg gehen.“

Bis jetzt hat der Verfasser die ersten 35 Lebensjahre Händel's an uns vorübergehen lassen. Auf Jugendzeit und Lehrjahre folgen nun, im dritten Buch, das den zweiten Band bildet, 20 Jahre bei der italienischen Oper in London (von 1720—40) oder die Zeit bis zu Händel's fünf- undfunfzigsten Lebensjahre; ein Abschnitt, in dem Händel zwar an jenem Theater durch einige dreißig Opern eine wahrhaft erstaunliche Thätigkeit an den Tag legte, durch die er aber trotzdem sozusagen erst bis zur Schwelle des Dratoriums herantrat, in welcher Gattung von Compositionen er doch unstreitig erst den Gipfel seines Ruhms erreichte. Mit dem Uebertritt zum Theater wurde Händel eine öffentliche Persönlichkeit, ja der Verfasser behauptet, erst in diesen 20 Jahren habe sich durch Händel eine wirkliche musikalische Oeffentlichkeit in England gebildet. Daß Händel ein ebenso energischer Mensch als großer Künstler war, steht fest, und er fand an jenem Theater volle Gelegenheit, seine durchgreifende Persönlichkeit zur Geltung zu bringen. Eine Oper besaß London damals noch gar nicht, höchstens aus Frankreich nach England übergesiedelte schlechte italienische Farcen. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn Händel in dieser Periode seines Lebens als ein allezeit kampfbereiter Streiter erscheint. Der Frieden und die politische Ruhe hatten damals Genußsucht und, mit ihr im Zusammenhange, eine Geldliebe und Gewinnnsucht erzeugt, die eine allgemeine Charakterlosigkeit nach sich gezogen hatte, der gegenüber Händel's männliche Freimüthigkeit scharf genug abfiel.

Unter andern Geldspeculationen damaliger Zeit, deren der Verfasser mehrere trefflich schildert, gehörte auch die, eine italienische Oper gründen zu wollen. Die Anregung dazu verlegt der Verfasser mit Wahrscheinlichkeit in die glänzenden musikalischen Feste jenes Herzogs von Chandos, dessen wir schon erwähnten und der mit seinem jüdischen Agenten an mehr als einer großen Speculation sich betheiligte hatte. Händel sah von Anfang an mit dem Rathe der Begründer, sah auch selbst die An- gelegenheit für die wichtigste seines Lebens an und wurde

im Anfang 1719 nach Deutschland geschickt, um Sänger anzuwerben. Er besuchte Düsseldorf, damals die Residenz des Kurfürsten zu Pfalz, wo er Benedetto Baldassari engagirte und von da ging er nach Dresden; nach letztem Ort erst im September, wo damals der ganzen Monat hindurch ausgefüllte Festlichkeiten stattfanden. Den Sommer brachte Händel, welchen englische Zeitungen damals schon „den berühmten Meister der Musik“ nennen, wol in Halle bei den Seinigen zu. Im April 1720 wurde die italienische Oper in London eröffnet, für die Händel (also wol im Winter 1719—20) „Acis und Galatea“, sowie „Abdramiss“ componirte. Vorbild war die italienische ernste Oper, wie sie in Wien der Hof sich vorspielen ließ.^{*)} Scarlatti's Kunsttalent hatte sie ins Leben gerufen und Händel fühlte sich ihm verwandt. Der Verfasser meint, man müsse Händel den Preis, Scarlatti aber die Originalität zugestehen.

Freilich hatte das neue Institut auch seine Gegner gefunden, namentlich in den hrolos gewordenen englischen Musikern und den englischen Schauspielern, die jene Akademie als ihre Rivalin auf bitterste sahen. Die ersten acht Jahre an der Oper waren Händel's goldene Zeit. Der Verfasser gruppirte hier sehr interessant die Sänger damaliger Zeit in vier Gruppen. In Ende des 17. Jahrhunderts, sagt er, gab es ausgezeichnete Sänger, die zugleich Tonsetzer waren. Steffani kann in seiner feinen Weise als Muster dieser Gattung gelten. Es waren diese Herren gute Musiker, aber keine Darsteller. Bei Beginn des 18. Jahrhunderts machte eine Anzahl Sänger, die besonders die theatralische Action in Schwung brachten, großes Glück. Das waren die Sänger aus Scarlatti's Schule. Der gefeiertste war Ritter Nicolini. Die dritte Klasse waren die Sänger aus Händel's Zeit, musikalische Bildung und kunstvolle Darstellung hatten bei ihnen auf der Höhe und schufen Herrlichkeit. Namen wie der des Sängers Censino und der Sängerin Cuzzoni u. a. sind aus Händel's Zeit bekannt. Die vierte Gattung des Gesangs hebt mit den tyrannischen Bravouristen an, unter denen Faustina und Farinelli die berühmtesten waren.

Das Opernactienunternehmen, an dem der König sich auch betheiligte hatte, trat mit dem April 1720 ins Leben. Die zweite Oper der Saison war Händel's „Abdramiss“. Der Zulauf, der ihnen und das Gedränge waren groß. Der Verfasser gebraucht den lehrreichen Ausdruck in Bezug auf die Gekalt dieser Opern: sie sehen noch klar:

^{*)} In Dresden hatte sich damals unter Lotti eine wahre Glanzperiode entwickelt. Händel gewann die Damen Durastanti und Calvali, die Saiten Censino und Verelli und den Bassisten Borschi, freilich erst vom October 1721 an, für die neue londoner Madriale. Händel suchte auch in Dresden vor den hohen Gesellschaften und erhielt 100 Gulden. Im Jahr vorher hatte Bach hier über den Franzosen Marbach gespielt. Bach hätte auch gern Händel gesehen, als dieser aber krank nach Halle reiste, war jener schon wieder abgegangen.

^{**)} In Wien standen zwei Italiener und ein Deutscher an der Spitze, Fux, Caldara und Conti; in London ebenso Bononcini, nicht um Händel. In Wien war der Schwerpunkt die verschwenderische Ausstattung, der Glanz und Pomp, in London blieb es die Kunst.

veritäts-theater wurde daselbst für „Gith“, „Debora“ und ein neues Werk Händel's, „Athalia“, (1733), hergerichtet. Auch hier, wo man anfänglich nicht mit der nöthigen Achtung gegen solche Musik verfuhr, drang Händel glänzend durch. Seine „Athalia“ steht zwischen Oper und Oratorium als ein schönes Werk dieser Mittelgattung da. Im Jahre 1734 stellte er diesem Werke den „Parnasso in Festa“ entgegen: Apoll und die Musen feiern die Hochzeit des Peleus und der Thetis. Das Werk machte großes Aufsehen. Auch eine Trauungsmusik für den Hof setzte Händel in dieser Zeit.

Das folgende fünfte Kapitel berichtet sogar über „Zwei italienische Operntheater“ (1733—37). Die Oratorien hatten englischen Text, die Opern italienischen. Man hielt immer noch die italienische Oper für ein unerlässliches Bedürfnis der vornehmen Welt. Der berühmte Castrat Senesino, seit Jahren in London erster Sänger, begann eine Rivalität gegen Händel und wurde von diesem entlassen; allein bald darauf löste sich Händel's ganze Sängergesellschaft auf und die Gesellschaft gründete eine neue eigene italienische Oper ohne Händel. Händel reiste daher mit seinem Amanuensis Schmidt dem Ältern (Vater und Sohn) schreiben ihm seine Compositionen ins Reine) zum andern male nach Italien, um Sänger zu gewinnen. Er hörte und engagierte Farinelli, den Castraten Carlo Scalzi, Signora Durastanti (zum zweiten male), Maria und Rosa Negri, Giov. Cereffini u. a. Nach seiner Rückkehr begann seine italienische Oper auch wieder und für 1733—34 erschien von ihm „Ariadne“ (1733). Die feindselige andere italienische Oper unter Porpora konnte gegen ihn nicht aufkommen, trotz einer großen adelichen Partei, die für sie war. Es gab wieder satirische Schriften auf beide Institute wie früher. Im Jahre 1734 brachte Händel seinen „Pastor fido“.

Im zweiten Jahrtausend (1734—35) hörte man „Terpsichore“, „Ariodante“, beide 1734; „Alcina“ 1735. Der berühmte Farinelli war „die regierende Tollheit der Saison“. Der dritte Jahrtausend brachte „Atalanta“, „Giustino“, „Arminio“ 1736; „Berenice“ 1737. Mit diesem Jahre erscheint plötzlich wieder Shakespeare auf der Bühne und mit der Wiedererweckung dieses Genius geht Händel's Zug zum Oratorium Hand in Hand. Uebrigens erkrankte Händel in dieser Zeit zum ersten male bedeutend und auf länger.

Die Jahre 1736—39 (unter der Aufschrift: „Gäcilienoden. Begräbnisanthem für Königin Karoline“, das sechste Kapitel dieses Bandes) haben Händel eines seiner schönsten Werke: „Timotheos und Gäclia“, die Macht der Musik feierend und gewöhnlich das „Alexanderfest“ genannt, schaffen lassen. Die Worte waren von J. Dryden, wie auch noch zu einer kleinern Gäcilienode. Die Engländer feierten den 22. November, den Tag der Musikheiligen, schon damals öffentlich durch Musikaufführungen. Der Verfasser verbreitet sich weitläufig über die Vorzüge des größern Werks. Händel's Gesundheit war aber so hinfällig geworden, daß er oft verzweifeln wollte. Nachen heilte ihn durch Schwitzbäder. Sein erstes Orgelspiel in

London galt der Todtenfeier der Königin Karoline, der er auch ein Begräbnisanthem setzte (1737), das große Schönheiten hat.

Händel's „Legte Opern“ (so ist das siebente Kapitel überschrieben) fallen von 1737—40. Der Sänger Caffarelli war ein neues Reizmittel für das Publikum. Händel gewann Händel für die Oper, so erschien 1737 „Faramond“; „Serse“ 1737—38. Händel gab zu dieser Zeit oft sogenannte Oratorien, bei denen aber auch „Smenes“ (1738—40), eine Oper, gehört wurde. Für die große Oper schrieb er 1740 noch „Deidamia“.

Hiermit ist Händel's Thätigkeit vom Verfasser bis zu dem Punkt fortgeführt, von dem aus er seinen Fortschritt zum großen Oratorium thut. Bei weitem das Bedeutendste des Händel'schen Genies haben wir also im dritten und letzten Bande zu erwarten, dem wir mit wahrer Freude entgegensehen. 14.

Ein Moralcoder des spätern Mittelalters.

Daß ein Rittersmann zur Zeit des Hussitenkriegs an Art und Wesen wenig gemeinsam habe mit einem Standes- und Namensgenossen zur Zeit Friedrich Barbarossa's, versteht sich eigentlich für jeden von selbst, der den Einfluß dreier Jahrhunderte in menschlichen Dingen erwägt. Daß trotzdem die gewöhnliche Anschauung mittelalterlicher Zustände keinen Unterschied zwischen Ritter und Ritter statuirt, darf nicht befremden, wenn man bedenkt, wie das Ritterthum selbst sich auf alle Weise gegen eine solche Einsicht zu verschließen suchte. Seine halb fabelnde, halb gelehrte reflectirende Trabition führte seinen Ursprung geradezu auf den Nimrod der Bibel oder wenigstens auf die Helben des Trojanischen Kriegs zurück und ging von dem festen Glauben aus, daß es wie Minerva aus dem Haupte Jupiter's, in voller Rüstung, mit allen Emblemen und allem sonstigen Zubehör des Lebens, der Sitte und des Denkens aus den Häuten seiner Gründer und Stifter gekommen sei und sich als ein und dasselbe bis auf diesen Tag erhalten habe. Denn wenn man auch mit dem Munde zugab, daß, wie die Welt im allgemeinen von Jahr zu Jahr schlechter wurde, auch das Ritterthum im besondern an diesem Verfall aller Dinge seinen Theil zu tragen habe, so war doch im Herzen jeder, der die Sporen empfangen, überzeugt, daß er noch ebenso große Dinge thun und ein edelmüthiger Ritter sein könne, als Hector und Aeneas oder die Paladine Karls des Großen. Jedenfalls aber wußte er nicht anders, als daß diese großen Helben und Vorbilder der Vortrefflichkeit ihre Ehre und ihren Preis nur auf demselben Wege und durch die Erfüllung derselben Gebote der Sitte und des Handelns erlangt hätten, die noch jetzt in dem Codex der mittelalterlichen Moral enthalten waren. Daß dieser selbst unwillkürlich ein anderer wurde und im 12. Jahrhundert ganz anders lautete als im 15. Jahrhundert, blieb unbeachtet. Die es that in ähnlichen geschichtlichen Processen gegangen ist und gehen wird, hielt man sich auch hier und gerade hier vorzugsweise an das Aeußerliche. Die Manier des Lebens und Handelns war im wesentlichen eine Reihe von Jahrhunderten dieselbe geblieben, was sich auch der Geist, aus dem sie stammte, gänzlich verändert hatte. Was die Augen des spätern Beobachters als Symptom des Verfalls der ganzen Institution ansahen, das galt den Zeitgenossen, wenn sie es denn doch manchmal wahrnehmen mußten, nur als Schuld des Einzelnen oder des allgemeinen Weltverfalls. Die Zeit war schlechter geworden, das gekostet man zu; nicht aber, daß sie eine andere geworden sei.

Für die spätere Beobachtung hat der Contrast zwischen dem Glauben des Ritterthums an die unverrückte Continuität

und seiner thatsächlichen Metamorphose oder allmählichen Zerbröckelung etwas Rührendes, weil er so naiv und unschuldig auftritt und stets mit einer nicht geringen Quantität von Idealismus oder sittlichem Pathos erfüllt ist. Andere untergeordnete Bildungen klammern sich blos an ihren thatsächlichen Befiz, suchen ihn durch alle Mittel festzuhalten und fragen wenig nach der sittlichen Berechtigung desselben oder ihrer ganzen Existenz. Hier aber soll die Tugend allein das Recht geben, und nur weil sie vorzugsweise dem Ritterthum eigenthümlich sein kann und soll, verdient es auch und hat es von jeher verdient den ersten Platz in der menschlichen Gesellschaft. Sobald es diese seine Grundlage aufgibt, hat es sich selbst aufgegeben und besitzt weder Werth noch Berechtigung. Hätte die Wirklichkeit einer solchen idealen Forderung entsprochen, so würde die Geschichte der europäischen Völker im Mittelalter einen andern Gang genommen haben, aber auch so bleibt es nicht blos bemerkenswerth, sondern auch ehrenvoll für die Zeit und den Stand, daß beide auf eine idealistische Rechtfertigung einer an sich brutalen Thatsache auch dann noch nicht verzichteten, als diese letztere durch den Fortschritt der allgemeinen Entwicklung beinahe schon beseitigt war.

Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet hat die Moral und sittliche Reflexion des Ritterthums eine sehr konstante Physiognomie durch alle Perioden ihrer Lebensdauer, aber von jedem andern aus gesehen zeigt auch sie das Bild einer durchgreifenden Umgestaltung in ihrem Kerne, während die Schale die alte bleibt, also die nämliche Erscheinung, die sich in den übrigen Lebensgestaltungen des Ritterthums wahrnehmen läßt. Bekanntlich hat die mittelalterliche Literatur, die auswärtige sowohl wie unsere einheimische, einen großen Vorrath solcher theoretischen Werke erzeugt, in denen das Ritterthum über sich selbst und seine eigene Aufgabe reflectirte. Wenige davon haben an sich eine literarische oder ästhetische Bedeutung, obgleich fast alle die damals allgemein übliche Form der höhern Darstellung, die poetische, an sich tragen. Unter diesen wenigen zählen unzweifelhaft einige Erzeugnisse unserer Sprache zuerst mit, so vor allen der sogenannte „Winnbefe“ und der „Welsche Gast“. Aber auch in andern, an Conception und Form werthlosen Denkmälern dieser Gattung ist selbstverständlich doch immer eine bedeutende culturgeschichtliche Aebnlichkeit zu finden, die für den Mangel an jenen andern Vorzügen entschädigt. Dies gilt denn auch von dem didaktischen Werke, dessen näherer Betrachtung hier einige Zeilen gewidmet werden sollen, dem sogenannten „Ritterspiegel“.

Der große Paläograph und Alterthumskenner Ulrich Kopp, der zuerst im Jahre 1819 auf dies ihm handschriftlich bekannt gewordene Werk in seinen „Bildern und Schriften der Vorzeit“ hinwies, urtheilte darüber in seiner bekannten, etwas altfränkischen, aber fernigen und gesunden Art: „Weil nun einmal die altdeutschen Gedichte an der Tagesordnung sind, so liefere ich hier ein Stück aus dem ersten Theile, dessen Inhalt auch ein Wort zu seiner Zeit gesagt sein möchte. Nur muß dabei niemand von mir Lobreden über die Vortrefflichkeit der Dichtkunst unserer Vorfahren erwarten, am wenigsten einen Vergleich mit dem Homer! Sondern dergleichen Monumente habe ich nur immer insoweit wichtig gehalten, als daraus Aufklärung theils über die Sprache, theils über die Geschichte und Sitten, theils über ältere Verfassung und Rechte zu schöpfen ist.“ Kopp selbst begnügt sich mit einigen ausgehobenen Stellen, insbesondere mit der gelehrten juristischen oder staatsrechtlichen Erläuterung einer allerdings merkwürdigen Deduction, in welcher der Nachweis zu liefern versucht wird, daß gar wol ein Abkömmling eines leibeigenen Bauernmannes, also der untersten Stufe der Gesellschaft, zur Krone Karl's des Großen, also zu dem höchsten Gipfel irdischer Ehre emporsteigen könne. Es ist dies offenbar die kühnste Anwendung jenes, wie schon bemerkt, allgemein theoretisch zugegebenen Satzes, daß nur das Verdienst able oder daß der wahre Adel nur auf dem Verdienste beruhe, um so merkwürdiger, weil, wie man aus dem gelehrten Commentar Kopp's sehen kann, hier keine Hirngespinnste, sondern

ganz nüchterne Voraussetzungen des wirklichen Lebens statuirt werden, die sich jeden Tag zu Thatsachen umsetzen konnten, wenn sie es auch factisch nicht geworden sind. Ein Werk, dem ein Mann wie Kopp solche Aufmerksamkeit zuwandte, hätte wol eher als manches andere faule Product unserer mittelalterlichen Literatur verdient, publicirt zu werden. Trotzdem hat es damit bis zum Jahre 1860 angestanden, wo es nach der kasseler Handschrift, die schon Kopp benutzte, von R. Bartsch für den literarischen Verein zu Stuttgart zum Drucke befördert wurde. Es ist in der dreihundertsechzigsten Publication desselben enthalten, worin sich neben ihm eine Anzahl anderer zeit- und ortserwandter Gedichte befindet.

Die dankenswerthen Untersuchungen Fedor Wech's haben es beinahe zur Gewissheit erhoben, daß der ungenannte Verfasser des „Ritterspiegel“ kein anderer als der in der deutschen Literaturgeschichte des 15. Jahrhunderts wohlbekannte Johannes Rothe, gebürtig aus Kreuzburg an der Werra, ein Geistlicher und zugleich, wie damals häufig genug, ein städtischer Beamter, Stadtschreiber zu Eisenach, sei. So würde man sich auch der von Wech aufgestellten Vermuthung, daß der „Ritterspiegel“ in den ersten Jahren des erwähnten Jahrhunderts entstanden sei, im allgemeinen anbequemen können, wenigstens im einzelnen ein Spielraum von einer Reihe von Jahren bis an 1420 heran noch übrig bleibt. Denn vor dem Jahre 1421 muß dies Werk vollendet gewesen sein, weil es in der 1421 geschriebenen Vorrede zu Rothe's großer thüringischer Chronik, seinem eigentlichen und mit Recht berühmten Hauptwerk, schon als vorhanden erwähnt wird.

Ein Geistlicher mit specifisch bürgerlich-städtischer Färbung dürfte vielleicht manchem nicht als eine laudable Quelle für das Bewußtsein des Ritterthums von sich selbst und seiner Aufgabe gelten. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß der Stand des Verfassers und seine Stellung außerhalb des Kreises, für den er geschrieben hat, hier und da auf seine Auffassung und noch mehr auf das Aeußerliche der Darstellung einwirken mußte. Nur ein Mann, der selbst außerhalb der Kaste geboren und gebildet war, konnte mit so rückichtsloser Kühnheit die äußersten Consequenzen des Satzes, daß das Verdienst und nicht die Geburt able, ziehen, wie er sie in jener schon erwähnten Deduction gezogen hat. Nur ein Geistlicher vermochte bei dem damaligen Stande der deutschen gelehrten Bildung ein so reiches Material vielseitiger Belesenheit in alten und neuen Autoren, classischen wie kirchlichen, anzuhäufen, wie es hier angeschaut ist. Trotzdem darf der „Ritterspiegel“ im wesentlichen als ein wirklicher Spiegel des Geistes und der Gesinnung des Ritterthums dieser Zeit gelten. Rothe war nicht blos Geistlicher und Stadtschreiber, sondern auch in fortwährender Verbindung mit dem fürstlichen Hofe der Markgrafen von Meissen und dem höfischen Leben, das auch nach dem Erlöschen der thüringer Landgrafen und dem Anfall Thüringens an Meissen seinen alten Lieblingsfig auf der Wartburg beibehielt. Unter Markgraf Friedrich dem Streitbaren bewegte sich dort ein nicht minder buntes und glänzendes Leben als einst unter Landgraf Hermann, dem Gönner und Pfleger aller ritterlichen Sitte und Kunst, und die Nachkommen der edeln Geschlechter, die damals den Hof zu Thüringen zu dem glänzenden und berühmtesten im ganzen Deutschen Reiche gemacht hatten, bemühten sich auch zwei Jahrhunderte später, ihren und seinen alten Ruhm, nur natürlich in der Weise dieser Zeit, aufrecht zu erhalten und womöglich noch zu vermehren.

Will man in der Kürze den Gesamteindruck des Gedankens und Gesinnungskreises in diesem Spiegel des untergehenden Ritterthums zusammenfassen, so kann man sagen, daß er ein innerlich durchweg nüchterner und prosaischer ist, der durch eine schwerfällige und phantastische Verbrämung mehr verrathen als verdeckt wird. Also das Nämliche, was von der realen Erscheinung des ritterlichen Lebens und Treibens in damaliger Zeit gilt. Der „Ritterspiegel“ mit seiner beschränkten, hausbadernden Didaktik verhält sich ungefähr ebenso zu dem „Winnbefe“ oder zu den didaktischen Gedichten Spervogel's und Wal-

ther's von der Vogelweide, wie sich die geschändete, überladene Tracht und Rüstung eines Ritters des 15. Jahrhunderts zu der einfachen und fleißigen Erscheinung eines Zeitgenossen Friedrich Barbarossa's oder Friedrich's II. verhält. Die weitgeschichtigte Gelehrsamkeit wird hier aus den Rüstkammern der ganzen Welt herbeigeholt, um das Ideal eines Ritters im Sinne dieses Spiegels zu konstruieren, und das Ergebnis davon ist nichts weiter, als daß der Begriff des Ritterthums zu dem des Soldatenstandes, wenn wir einen modernen verständlichen Ausdruck brauchen wollen, zusammenschrumpft. Niemals hätte sich das Ritterthum in seiner blühenden Zeit eine solche Beschränkung, eine solche Beschränkung seiner besten Triebe und Kräfte gefallen lassen, weder in der Praxis noch in der Theorie. Jenen alten ritterlichen Didaktikern kommt es gar nicht in den Sinn, dem Ritter nichts weiter zuzumuthen, als was jeder Krieger auch ebenso gut leisten konnte. Auch der Ritter der Kreuzzüge ist Soldat und findet darin die Spitze seines Berufs, aber er geht nicht darin auf. Er ist der nach den Mitteln und dem Gesichtskreis der Zeit allseitig und harmonisch ausgebildete Mann in seiner Totalität, und die Virtuosität in der Waffenführung ist nur eine seiner ihm nothwendigen Virtuositäten, wenn auch diejenige, die gewöhnlich am meisten Zeit und Kräfte beanspruchte und die am nachdrücklichsten nach außen wirkte. Sie erhält jedoch nur Werth durch ihre idealen Ziele, durch die Beziehung auf die Kirche, den Glauben und Christus und den Kampf für diese höchsten Lebensgüter der Menschheit, der durch die Verhältnisse der Zeit vorzugsweise zu einem Kampfe mit dem Schwerte geworden war. Hier im „Ritterspiegel“ fehlt ein solcher idealer Zielpunkt gänzlich. Nur als todte Exaltation und fortgeschleppte Formel klingt es, wenn hier und da einmal ein Wort von den Ungläubigen, den Feinden Christi und den Rittern, den Vorkämpfern der Christenheit fällt. In der That hat das Ideal dieses Soldatenhums seinen andern Inhalt als etwa den unseres heutigen: der Ritter soll tapfer und menschlich sein, wenn er das Schwert zieht, und soll es nur in gerechter Sache ziehen. Gewiß waren solche Ermahnungen in einer Zeit wohl angebracht, in welcher die überwiegende Mehrzahl des ganzen Standes, wenn auch nicht gerade zu bloßem Raubgesindel herabgesunken war, doch sich keine Bedenken machte, unter jedem nur irgend leidlichen Vorwand Gewalt gegen jeden unbequemen oder schwachen Nachbar zu brauchen; wo die Kriegführung nicht sowohl in einer kühnen Hofsstellung der eigenen Person bestand, in dem Einsatz des Leibes und des Lebens, als vielmehr in vorsichtig unternommenen und wohlgebedachten Ueberfällen, langwierigen aber meist sehr unblutigen Belagerungen fester Schlösser, vor allem aber in einem mit raffinirter und nicht mehr übertrroffener Brutalität ausgebildeten Systeme der Plünderung und Verwüstung des Landes, ja sogar der nuzbaren Gewächse des Landes, des Getreides, des Weinstocks und der Obstbäume, in einem ebenso rohen wie gefährlosen Muthen gegen das Leben, die Ehre und die Habe der unbewaffneten Landbewohner, wo sie mit einem Worte ganz in das Gegentheil von dem umgeschlagen war, was man sich sonst unter ritterlicher Kriegführung vorstellte und was sich die romantische Anschauung mittelalterlicher Zustände noch jetzt wol darunter zu denken pflegt. Kein Wort des Labels konnte scharf und derb genug gegen eine solche Entartung nicht bloß der eigentlich ritterlichen „Zucht“ im alten Sinne des Wortes, der damals ganz verklungen war, sondern der gewöhnlichsten Gebote der menschlichen Sittlichkeit und Art eifern.

Wenn der Verfasser des „Ritterspiegel“ von den Rittern redet, die allezeit Witwen und Waisen machen, die sich nur vom Raub und andern unehrlichen Sachen nähren; die, wenn sie vor ein Dorf gerathen, armen Leuten ihr Vieh und Leib und Gut nehmen, wenn er sie mit einem grob volksmäßigen, aber bezeichnenden Ausdruck, wie ihn die wälderische Sprache der eigentlichen guten Zeit des Ritterthums nie über die Lippen hätte gehen lassen, Kuxritter, ja sogar Ritter vom Kuxritter nennt, so konnte sich niemand beklagen, daß damit der Ehre des ritterlichen Standes überhaupt zu nahe getreten sei. Es

gab nur zu viele lebendige Beweise aus nächster Nähe dafür, daß diese Schilderung nicht übertrieben war, und Rothe selbst hat in seiner Chronik gerade mit besonderer Aufmerksamkeit das Gebaren dieser „Kuxritter“, ihre massenhaften Diebstähle an den Heerden der Erfurter, der Eisenacher und andern wohlhabender Städte, ihre unmenschlichen Brandstiftungen, Grausamkeiten und Erpressungen an den armen Leuten und an den geweihten Stätten, in Klöstern und Kirchen verfolgt. Aber wie tief mußte ein Stand gesunken sein, den man im allgemeinen vor solchen Excessen zu verwarnen nöthig hatte, die, wenn sie früher wol auch vorgekommen waren, doch nur als die Thaten des Auswurfs angesehen und daher von der Sittenlehre, die sich auf das Durchschnittsmaß der Tugenden und Lasten zu beziehen hat, eben nur als ganz abnorme Fälle im Vorbeigehen berührt, aber doch nicht eigentlich bekämpft worden waren. Freilich läßt sich denken, daß auch diese derben Invectiven, so wenig wie überhaupt Moralspredigten aller Art geholfen haben werden, schon weil die, für die sie bestimmt waren, sie nicht lasen, weil sie überhaupt nichts lasen. Es gab eine Zeit, wo es für eine Schande galt, wenn ein Ritter nicht ebenso bewandert in der Literatur, wie in der höfischen Sitte und in der Kunst der Waffenführung war, aber diese Zeit war damals längst vorbei. Unwissenheit in allen Dingen, die über den Bereich der Wüstenbahn, des Stalls, der Rüstkammer, des Turnierplatzes, im besten Falle des Lanzenbaus und der Viehzucht hinauslagen, gehörte jetzt gleichsam zu dem Vorrechte des Adels, und auch in unserm „Ritterspiegel“ wird ihm wenigstens stillschweigend zugestanden, daß er nicht mehr als die genannten Dinge zu verstehen brauche, ohne seine Ehre zu beschädigen.

Heinrich Rüdert

Deutsche Literatur im Auslande 1797 und 1863.

Unsere Leser, die seit einer Reihe von Jahren unsern Bestrebungen mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt sind, werden wissen, daß es sich d. Bl. zu einer besondern Aufgabe gewandt haben, möglichst alle und durch Organe des Auslandes zu vermittelnde zugängliche werden Daten zu sammeln und mittheilen, welche geeignet sind, uns von der Verbreitung der deutschen Literatur bei den andern Völkern und dem Eindringen deutscher Ideen in das Geistesleben dieser Nationen Kenntniß zu verschaffen.

Auf diesem Felde haben wir übrigens schon im vorigen Jahrhundert einen Vorgänger gehabt, Wieland's „Neuen Literarischen Mercur“, dessen pariser und londoner Correspondenten es angelegen sein ließen, von den damals noch sehr vereinzelt zu suchen, deutsche Literaturerzeugnisse in Frankreich und England einzubürgern, möglichst oft Notiz zu nehmen. Wir haben sogar im dritten Bande des Jahrgangs 1797 zwei speciell auf diesen Gegenstand bezügliche Aufsätze: „Wie urtheilt das Ausland über deutsche Literatur?“ von Böttiger (S. 34), und einen andern dadurch veranlaßten: „Noch etwas über die Frage: Wie urtheilt das Ausland über deutsche Literatur.“ An Herrn D. R. Böttiger“, von J. E. Ersch (S. 225), dem unmittelbar nach Worten der Erwiderung von Böttiger folgen. In seinem genannten Aufsatz hatte nämlich Böttiger gewisse langwierige Ansichten, welche damals über die Verbreitung deutscher Literatur im Auslande von Deutschen in Umlauf gesetzt worden, zu widerlegen oder doch zu berichtigen und zu dämpfen gesucht, und behauptet, es sei mit der angeblich „überhandnehmenden Liebhabelei der Franzosen an deutscher Literatur“ gar nicht so weit her, und die Uebersetzungen deutscher Werke, wie denn auch von Wieland und Jacobi, ließen meist so viel zu wünschen übrig, daß die geistigen Schmeder in Paris nicht ermuntert würden, ihr altes Urtheil zu wiederholen, „daß für einen Deutschen Geist genug in diesen Schriften zu finden sei“. Daran sah ausgewanderte Franzosen sich „wie hungriige Raben“ an einige vorzügliche Producte der deutschen Literatur geworfen hätten und die „leicht zu bethörenden, gutmüthigen“ Deutschen

des Organ kennen lernt, so verstanden und aufgenommen werden, als wir wünschen."

Auch wir sind vollkommen derselben Ansicht; wir meinen gleichfalls, daß der Deutsche zunächst für seine Nation schreiben müsse, nicht aber zu dem Zweck, vorzugsweise den Ausländern zu gefallen und vielleicht das zweideutige Lob einzustreuen, daß er mehr wie ein Engländer oder Franzose statt als Deutscher denke und schreibe. Dabei kann es uns aber nicht gleichgültig sein zu erfahren, daß der deutsche Geist und das deutsche Schriftwesen bei den Ausländern in Achtung stehen, daß die Kenntniß und das Verständniß der deutschen Literatur und Sprache sich immer mehr verbreite und daß insolge davon deutsche Ideen im Auslande immer mehr Eingang finden. Es war auch den Franzosen — die äußerst erbitterten langjährigen Kämpfe zwischen dem sogenannten Classicismus und dem sogenannten Romantismus und die heftigen Angriffe auf deutsche Kritik und Poesie beweisen es — durchaus nicht gleichgültig, als die Alleinherrschaft ihrer literarischen Autoritäten und damit im beträchtlichen Grade auch ihrer Sprache, Sitten und Ideen in Deutschland gestürzt wurde; und es ist den Engländern — die Uebersetzungen der betreffenden deutschen Schriften und die zahlreichen Rezensionen darüber beweisen es — durchaus nicht gleichgültig, daß ihre Dichter, und namentlich Shakspeare, bei uns in einer so großen Geltung stehen. Wir sind ferner zwar durchaus nicht gemeint, daß das von irgendeinem einzelnen Kritiker des Auslandes über deutsche Literaturerscheinungen abgegebene Wort für uns maßgebend sein müsse; aber wir werden doch wohl daran thun, es in Erwägung zu ziehen. Seiden die Urtheile der Ausländer auch nicht selten an nationaler Einseitigkeit, so franten sie doch wenigstens nicht an den noch verderblichern persönlichen Rücksichten und Coterie- und Cliquentendenzen, wie sie leider in Deutschland so häufig sind, und dann ist auch nicht einzusehen, warum nicht auch einmal ein Ausländer ein vollkommen richtiges und unbefangenes Urtheil über uns und unsere Literatur haben sollte, durch das wir unser eigenes corrigiren können.

In den londoner Correspondenzen des „Neuen Teutschen Mercur“ ist viel von dem Verfasser des „bekannten demokratischen, aber in seiner Art geistreichen“ Romans „Hugh Trevor“, Thomas Holcroft, die Rede, der sich um die Verpflanzung der deutschen Literatur nach England rühmlich verdient gemacht und unter andern des „Freiherrn von Trend's Leben“, Lavater's „Phyognomie“ und Stolberg's „Reisen nach Italien“ übersetzt habe, und es wird dabei versichert, daß die Uebersetzung des Stolberg'schen Buchs in London mit außerordentlicher Begeisterung gekauft und für das Beste erklärt werde, was in neuerer Zeit über Italien geschrieben worden. Dieser Holcroft war bis in sein männliches Alter Schauspieler (nach einer spätern, weniger glaubhaften Angabe Schuster), hatte sich aber viel mit Lectüre beschäftigt, fühlte sich zu etwas Besserm berufen und ging dann geradeswegs nach Frankreich und Deutschland, wo er die Sprachen beider Länder vortrefflich lernte. Am 3. December 1796 schreibt der londoner Correspondent, daß Bürger's „Lenore“ in der „hiesigen poetischen Welt in den obern Regionen“ ein Modegegenstand geworden sei. Zu den drei bereits vorhandenen, zum Theil sehr prächtig gedruckten und mit Kupferstichen gezierten, aber auch „gewaltig anglisirten“ Uebersetzungen sei nun noch eine vierte in Begleitung der Ballade vom Wilden Jäger unter dem Titel: „The Chase and William and Helen, two ballads from the German of Burger“ (London 1796) hinzugekommen. Die „Lenore“ machte so viel Aufsehen, daß englische Literatoren sich bemühten, dem deutschen Dichter wenigstens die Originalität der Erfindung abzustreiten und sie auf eine englische Quelle zurückzuführen, was dann die in einem spätern Stück der Wieland'schen Zeitschrift abgedruckte bekannte Mittheilung A. W. Schlegel's hervorrief, wonach Bürger selbst versichert: er habe dazu einige Winke aus einem ihm nie vollständig vorgekommenen plattdeutschen Volksliede benützt. Im übrigen hat es etwas Auffallendes, daß weder der pariser noch der londoner Correspondent der schon damals ziemlich zahlreichen

Uebersetzungen Goethe'scher und Schiller'scher Dichtungen gedenken, es hat dies vielleicht denselben Grund wie die Affectation, womit Wieland befaßt ist, Klopstock den Deutschen als den „ersten Dichter unserer Nation“ zu octroyiren. Wir haben alle Achtung vor den großen Verdiensten Klopstock's; aber im Jahr 1797 war sein Gehirn vor dem Doppelgestirn Goethe's und Schiller's schon sehr im Verbleichen, und Wieland, der bereits seit langen Jahren mit seinen erotischen Schlaffrigkeiten Geschäfte machte, konnte damals mit dem leutschen und überfeuchten seraphischen Dichter doch schwerlich mehr in ehrlicher Weise sympathisiren.

Jedenfalls waren Uebersetzungen aus dem Deutschen und Urtheile über deutsche Literaturerscheinungen in ausländischen Blättern um jene Zeit nur vereinzelt Versuche, das Ausland mit deutscher Literatur bekannt zu machen. Wie ganz andert jetzt, wo Uebersetzungen aus dem Deutschen und Urtheile über deutsche Literaturerzeugnisse in ausländischen Blättern so häufig sind, daß man sie gar nicht mehr vollständig registriren kann. Wir erblicken hierin einen um so größern Triumph des deutschen Geistes, da die Erlernung der deutschen Sprache dem Ausländer bekanntlich ungemein große Schwierigkeiten bietet und ihm durch das ihm fremdartig gegenüberstehende deutsche oder vielmehr mönchische Alphabet noch mehr erschwert wird, sehr wenig, will uns bedünken, da die deutsche Sprache keinen einzigen Laut enthält, der nicht durch ein Zeichen des geschmackvollern lateinischen Alphabets dargestellt werden könnte.

Wenden wir nur auf die hauptsächlichsten Unternehmungen auf diesem Gebiete, die seit etwa Jahresfrist in die Oeffentlichkeit getreten sind. Da sind zuvörderst die als sehr trefflich gerühmte Uebersetzung der sämmtlichen Werke Schiller's von A. Regnier und die Uebersetzung der sämmtlichen Werke Goethe's von Pöschel. G. Monnard bemerkte in einer durch die „Gedachten Jahrbücher“ veröffentlichten Recension über die Pöschel'sche Uebersetzung Goethe's, eine wörtliche oder gleichwärtige Nachahmung sei oft eine reine Unmöglichkeit; für vieles fehle der französischen Sprache der Ausdruck und der Rhythmus; oft liege die Macht eines Verses in einem einzigen Wort, in einem Klang, für welchen in der französischen Sprache kein Nachhall töne. Dennoch sei es Pöschel zum Theil gelungen, in seiner Prosa sogar die Goethe'schen Worte und Klangspiele anklingen zu lassen. Unter andern bezeichnenden Proben theilt Monnard die Wiedergabe der bekannten Worte im „Hochzeitsliede“: „Da pfeift es und grist es“ u. s. w., durch Pöschel mit: „Puis cela siffle et violonne et tinte et fracasse; cela piroquette et glisse et frole et tourbillonne; cela chachote et babille et résonne et bourdonne; le pauvre comme regarde tout cela à ses pieds: il croit avoir la fièvre. Alors c'est dans la salle un tapage, un fracas, un fracas de banes et de tables; chacun veut, dans le banquet de fête, se rafraichir auprès de sa mignonne; on apporte petits saucissons et jambons, rôtis, poissons et volailles; sans relâche circulent les vins délicieux; longtemps on fracasse, on embrasse, enfin tout disparaît en chantant.“ Die Uebersetzung ist der Werth von fünf Jahren, ein Werk der Liebe und Begeisterung; beigegeben sind ihr eine äußerst anziehend geschriebene Skizze des letzten Lebensjahre Goethe's und alphabetische Register, die man überhaupt bei Werken dieser Art in England und Frankreich nicht leicht fehlen läßt.

Wir erinnern ferner an die schon von uns in d. R. erwähnten „Ouvrages scientifiques de Goethe“ von G. Faint, an das in der Vorbereitung begriffene Werk: „Goethe, ses mémoires et sa vie“, von Henri Michelot, an die in zwei Bänden erschienene französische Uebersetzung der Jean Paul'schen „Vorschule der Aesthetik“ von A. Büchner und Léon Dumas (Poétique ou introduction à l'esthétique), an die italienische Uebersetzung des ersten Theils des „Faust“ von Askelmo Guarri, die von italienischen Kritikern sehr gepriesen wird, an die französische Uebersetzung von Adwihl's „Amaranth“, an die russische des „Titan“ und der „Johanne“ von Charles F. Poeta.

Letztere erschien im Verlage von F. Tennyson zu Philadelphia, dem wir auch eine Ausgabe der von Lady Wallace übersetzten Briefe Felix Mendelssohn's („Letters from Italy and Switzerland. With a biographical notice by Julie de Marguerites"), ferner: „The two maidens: and other tales. By Hans Christian Andersen. Translated from the German, by Fanny Fuller", und „Immen-See. From the German", verdanken. In Vorbereitung ist „Heinrich Heine's books of songs" von Charles Godfrey Leland, der „amerikanische Heine" genannt. Eine vollständige englische Uebersetzung der Heine'schen Gedichte erschien bekanntlich schon 1859 in London aus der Feder Edgar Alfred Bowering's, der auch Schiller's und Goethe's Gedichte übersetzt hat. In John Chapland Stock's „Poems, chiefly translated from the German" sollen, dem jetzt leider eingegangenen „Parthenon" zufolge, nur die Bearbeitungen einiger Goethe'scher Gedichte, wie „Die Braut von Korinth", „Erlkönig", „Gott und die Majadere" u. s. w. gut gerathen sein, während die Schiller'schen zum Theil an argen Fehlern und Mißverständnissen leiden. So übersetzt Stock z. B. die Versgasse in den „Kranichen des Jbykus": „Der fromme Dichter wird gerochen", mit „The veil of the dark deed is broken", die Stelle: „Verschwinden sie im Hintergrunde", mit „Forward they come from the background", was gerade den umgekehrten Sinn gibt u. s. w. In der eigenen Dichtung „The Minnesingers" hat der Verfasser einen sonderbaren Einfall gehabt. Er läßt hier vier Minnesinger im Wettkampf auftreten:

There was Henry from Rishbach.
There was Walter from Thurgau.
And Biterolf — to win or die.
All these did bravely vow etc.

Henry von Rishbach trägt Goethe's „König von Thule", Biterolf Schiller's Ballade „Der Handschuh", ein dritter Schiller's Gedicht „Der Jüngling am Bache", Walter aber Goethe's Ballade „Der Sänger" („Was hör' ich draußen vor dem Thor" u. s. w.) vor, mit der er den Preis gewinnt. Garnett's „Poems from the German", zum Theil Producte von Dichtern enthaltend, die in England weniger bekannt sind, sollen dem „Parthenon" zufolge bessere Arbeit sein.

Wir schließen hieran einen Blick in das Octoberheft der „Westminster Review", das gleichsam mit deutscher Literatur überfüllt ist. Da begegnen wir zunächst einem langen Aufsatz „Gervinus on Shakspeare" mit Zugrundelegung der F. E. Vunnett'schen Uebersetzung des Gervinus'schen Werks. Der Berichterstatter spendet demselben ausgezeichnetes Lob, wenn er auch andeutet, daß er nicht in allem und jedem mit ihm einverstanden sei, und geht nicht nur die Werke des Dichters, sondern auch sein Leben an der Hand des deutschen Erklärers durch, was wir ziemlich ebenso eigenthümlich finden, als wir es eigenthümlich finden würden, wenn ein deutscher Recensent das Leben und die Werke Schiller's nach den Angaben eines englischen Biographen des deutschen Dichters betrachten und besprechen wollte. In einem Aufsatz „The critical character" wird unter anderem auch Rathew Arnold's, Professors der Poesie in Oxford merkwürdige, von uns bereits in Nr. 35 d. Bl. erwähnte Ansicht hervorgehoben, wonach alles, was Byron und Shelley geschaffen, ein Fehlschlag sei gegen das, was Goethe und Heine geschaffen. Ueberhaupt ist Arnold, nach des Berichterstatters Bemerkung, der Ansicht, „daß unsere eigene (die englische) Literatur erst die dritte Stelle einnimmt, daß der Mangel an ursprünglichem kritischem Geiste, an welchem unsere Nation im ganzen leidet, sowol unsern Genius wie unsere Arbeit unfruchtbar macht, und daß sowol Frankreich wie Deutschland über uns gestellt werden müssen". Aber gewiß doch nur mit gewissen Einschränkungen und nur in gewissen Zweigen! Zwischen dem Genius Shakspeare's und Goethe's scheint der Verfasser des Artikels keine ursprüngliche Verschiedenheit anzunehmen; die Verschiedenheit selber Dichter gehe nur aus der Verschiedenheit ihrer Umgebung und aus der seit Shakspeare gänzlich veränderten geist-

gen Richtung Europas hervor. Ein dritter Aufsatz beschäftigt sich mit R. W. Macan's Werk: „The Tübingen school and its antecedents. A review of the history and present condition of modern theology." „Macan", sagt der Berichterstatter, „ist ein entschiedener Anhänger der tübinger Methode. Er eignet sie sich nicht nur an, er zeigt sich auch als Enthusiast in der Anwendung der Resultate derselben und zwar in einer Menge von Fällen, in welchen künftige Kritiker, wie wir glauben, ihm widersprechen werden; aber er thut dies offen" u. s. w. So hat also auch der Geist der deutschen theologischen Forschung und Kritik seinen Weg nach dem orthodoxen England gefunden, und überhaupt kann man vielleicht sagen, daß auf seinem Gebiete aus dem Deutschen mehr ins Englische übersetzt wird, als auf dem der Theologie. Auch in der Rubrik: „Contemporary literature" werden in großer Zahl deutsche Werke kurz erwähnt, wissenschaftliche wie belletristische, darunter Hochstetler's „Neu-Seeland", das ein „magnificent volume", „a complete encyclopaedia of all that is interesting in New-Zealand" genannt wird; der Briefwechsel zwischen Goethe und Karl August; Klein's Schrift über Georg Forster, welche in Bezug auf den Stil und das darin gesammelte Material über Forster's letzte Lebensjahre gerühmt, aber in Bezug auf ihre Tendenz ein „miserable volume" genannt wird; Kühn's „Mein Tagebuch aus bewegter Zeit" u. s. w. Auch eine dritte Auflage einer Uebersetzung der „Braut von Messina" mit dem Titel: „The bride of Messina: a tragedy with chorusses. By Schiller. Translated by Adam Lodge. With other poems", wird kurz angezeigt und dabei erwähnt, daß die einleitenden kritischen Bemerkungen interessant seien und die Uebersetzungen der beigegebenen kleineren Gedichte von verschiedenen Verfassern herührten.

In einem längern Bericht über George Elliot's neuen Roman „Romola" in derselben Review stießen wir, wie wir schließlich bemerken wollen, auf folgende Stelle: „Let no man sport with his existence. Ernst ist das Leben. We wonder a doctrine that calls on every one to take heed unto his ways is not universally popular." Auch in dem an sich geringfügig erscheinenden Umfange, daß hier mitten in den englischen Satz die deutsche Phrase „Ernst ist das Leben" eingeschoben ist, darf man ein Zeichen allgemeinerer Kenntniß der deutschen Sprache erblicken; der Berichterstatter würde sich wol gehütet haben, dieselbe Phrase etwa in polnischer, russischer, ungarischer oder selbst dänischer und schwedischer Sprache zu citiren. Auf Anlaß des erwähnten Klein'schen Buchs treffen wir sogar auf das Wortspiel: die Schrift sei eine „Verkleinerung" Forster's. Allerdings rührt vielleicht gerade diese Notiz, wie auch ihr ganzer Ton zu verrathen scheint, von einem in London lebenden Deutschen her, da sich ein Engländer schwerlich das wohlfeile Vergnügen machen würde, mit dem Namen einer Person so zu spielen; aber daß die Redaction das Wortspiel stehen ließ und keine Note zur Erklärung hinzufügte, das scheint doch zu beweisen, daß sie bei den meisten ihrer Leser eine Bekanntschaft mit der deutschen Sprache voraussetzte, wie sie nöthig ist, um das Wortspiel zu verstehen. Daß in der englischen „Sobriade" eine von uns in der frühern Anzeige derselben (Nr. 47) bereits mitgetheilte Verzeile vorkommt, die ganz mit deutschen Flüssen gefüllt ist, das hat als in einem burlesken Gedichte stehend hier vielleicht für unsern Zweck keine Bedeutung; aber anders verhält es sich mit den in der englischen Uebersetzung der Briefe Mendelssohn Bartholdy's deutsch und nur deutsch angeführten Worten Goethe's: „Gute Kinder — hübsche Kinder — muß immer lustig sein — tolles Volk!" Solche Anführungen deutscher Phrasen ohne englische Uebersetzung würde man sich vor auch nur 20 Jahren in englischen Büchern schwerlich erlauben haben.

In Italien hat inzwischen nicht nur die deutsche Poesie, sondern auch die deutsche Wissenschaft und Philosophie, letztere nach einer Mittheilung des verstorbenen Theodor Mundt besonders auch in der Hauptstadt des ehemaligen Königreichs Sicilien, immer mehr Eingang gefunden. Vittorio Smbriani,

ein gründlicher Kenner der deutschen Literatur bis zu den Riblungen hinauf, hat sogar in letzter Zeit an der Universität zu Neapel einen Kursus von Vorlesungen über deutsche Literatur eröffnet und solchen folgende Schrift erscheinen lassen: „Del valore dell' arte forestiera per gl' Italiani. Prolusione ad un corso di letteratura tedesca detta nella Regia Università di Napoli addi XIII febbrajo. MDCCCLXIII da Vittorio Imbriani“ (Neapel, October 1863).

Auf diese und solchen durch Freundschaft eingesandte Schrift, die mit dem Schiller'schen Spruch: „Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft“ als Motto versehen ist und in der es unter anderem heisst: „Ed ora la tedescheria è di modo in Italia“, kommen wir vielleicht später des Nähern zurück. H. M.

Zur Romanliteratur.

1. Problematische Naturen. Roman von Friedrich Spielhagen. Zweite, neu durchgesehene Auflage. Berlin, Janke. 1863. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Durch Nacht zum Licht. (Fortsetzung von „Problematische Naturen“.) Roman von Friedrich Spielhagen. Zweite, neu durchgesehene Auflage. Berlin, Janke. 1863. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wenn ein achtbändiger deutscher Roman anderthalb Jahre nach seinem Erscheinen eine zweite Auflage nöthig macht und wenn der berechnende Verleger es für gerathen hält, ihn in einer sogenannten billigen „Volksausgabe“ — auch dem größern Publikum zugänglich — erscheinen zu lassen, so liegt vielleicht schon darin für den Kritiker gewissermaßen ein Hinweis, daß er es mit keiner gewöhnlichen Erscheinung im Felde der Belletristik zu thun habe.

Obwol vor allem fern davon, in der vox populi stets eine vox Dei im gung und geben Sinne finden zu wollen, sind wir doch der Meinung, daß in Spielhagen's Werk eins der hervorragendsten Erzeugnisse der deutschen schönwissenschaftlichen Literatur zu begrüßen ist; daß ganz besonders der Verfasser selbst, wenn auch vielleicht noch in einzelnen Dingen nach Ruhe und Klarheit strebend und kämpfend, zu den schönsten Erwartungen berechtigt, und daß seinem Ringen, vorausgesetzt, daß es ihm vergönnt, naturgemäße Bahnen innezuhalten, auch der endliche Sieg auf der Stirn verzeichnet steht. Gehen wir nun zu dem Roman selbst über, dessen bisher in d. Bl., soviel wir wissen, nur in der literarischen Jahresrundschau Erwähnung gethan wurde.

Altmeister Goethe bezeichnete in „Wahrheit und Dichtung“ einmal alle diejenigen als „problematische Naturen“, „welche keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug thut; daraus entsteht der ungeheure Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt“. So weit Goethe. Friedrich Spielhagen selbst, der auf dem sichern Grunde dieser wenigen, inhaltschweren Worte sein schönes Gebäude ebennmäßig aufbaut, charakterisirt in einem Gespräch im Verlaufe des Romans „problematische Naturen“ deutlicher als Menschen, die meistens von der Natur mit den glücklichsten Anlagen ausgestattet sind, deren Sinn und Streben im allgemeinen auf das Gute gerichtet ist und die dennoch fast ohne Ausnahme zu Grunde gehen, weil sie nie oder zu spät zu der Einsicht kommen, daß das begeisterte Ringen nach höhern Zielen nicht nur ohne Erfolg bleiben, sondern dem Ringenden selbst verderblich werden muß, wenn er die Bedingungen unsers irdischen Daseins darüber vergißt. Solchen Menschen genügt schlechterdings nichts, sie sich selbst am wenigsten. Mit unendlicher Empfänglichkeit ausgehattet, ergreifen sie alles mit wahrem Heißhunger, werfen es aber mit Ekel wieder fort, sobald es sich ihnen in seiner Endlichkeit offenbart. Ihnen genügt die Welt nicht und sie genügen dafür wiederum nicht der Welt. Die Welt läßt ihre Verächter fallen, verzweifeln, verhungern, je nachdem, und sie hat recht darin; denn sie kann ihrer Natur nach nur den Belohnungen, der ihr unter Aufopferung seiner persönlichen Gelüste und Reigungen mit Ernst und Fleiß zu dienen sucht.

Hieraus erhellt, daß in Deutschland, vor allem zur dampfschwülen Zeit, die dem reinigenden Gewitter von 1848 vorausging, das eigentliche Vaterland der „problematischen Naturen“ zu finden sein wird; in Deutschland, wo die begabte Jugend durch eine ofenhochende Unterrichtsmethode dem Leben und seinen realen Anforderungen willfährig entfremdet und so die gähnende Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit fast gefühllos auf das maßloseste erweitert wurde.

Rechnet man dazu, daß damals es gerade dem Höherstrebenden vollständig an Raum für den Flügelschlag ihrer freien Seele gebrach, so scheint es natürlich, daß die Charakterschwächern, mildern Naturen dieser Art leicht in Zerfall mit sich und der Welt, wie sie einmal war, zu Grunde gingen, während die kraftstrotzenden, energischen Geister endlich im titanenhaften Anstürmen gegen die sie eng umschlingende Formen- und Gesetzewelt Verriebigung suchten, um sich im ehrliehen Kampfe Raum, Sonne und Luft zu erobern.

Indessen nicht nur dieser Grundgedanke, der somit gewissermaßen eine lehrreiche Schilderung des geistigen Inhalts jener Zeitperode gibt, aus dem sich jeder herauslesen mag, weshalb und wodurch jene verhängnißschwere Bewegung von 1848 entstand und entstehen mußte, nicht nur dieser Grundgedanke zeichnet die Spielhagen'sche Schöpfung vor andern ähnlichen Erzeugnissen der Muse aus, sondern es thut dies auch die wunderbar Vollendung, mit der der Verfasser seinem Stoffe Leben und Farbe zu geben verstand.

Bei dem reichen Wechsel seelischer Vorgänge und äußerer Ereignisse, welche der Roman in dem kurzen Zeitraum vom Frühling 1847 bis Frühling 1848 darbietet, wäre es ein ebenso unbankbares als schwieriges Unternehmen, wollten wir dem Leser in groben Zügen auch eine nur annähernd vollständige Aufzählung des Inhalts der Fabel hier wiedergeben versuchen. Ein solch anatomischer Secirproceß würde den Roman nur zu bald dem Wein ohne Blume, den Wogen ohne Wellentanz ähnlich machen: er würde eine Verfündigung an dem Werke und seinem Dichter sein.

So sei es uns nur erlaubt, in kurzen Umrissen die Hauptgestalten aus dem Kreise der im Roman Handelnden hier aufzuzählen. Der Hauptheld ober, da er ja vorzüglich Repräsentant der gezeichneten Gattung ist, vielmehr Nichtheld ist Oswald Stein, der Hauslehrer, jung, schön, gebildet, geistreich, von des Gedankens Blässe angekränelt, von dunkler Herkunft, die sich im Verlaufe der Erzählung jedoch auflärt; ist Oswald, der vor allem durch und durch eine „problematische Natur“ ist. „Er hat“, wie einmal von ihm gesagt wird, „eine unendliche Empfänglichkeit für alles, was schön und anmuthig ist aber weil er seiner Natur nach eben für alles empfänglich ist, wird es ihm unendlich schwer, nicht über dem Anmuthigern und Schöneren das Schöne und Anmuthige zu vergessen. Er kann nicht treu sein. Er wird das köstlichste Gefäß verächtlich betrachten, weil sein feines Auge doch irgendeinen Flecken daran bemerkt hat; er wird alles, was ihm die Erde bietet, gierig ergreifen und verächtlich wieder fortwerfen, weil es eben irdisch, weil es, und wäre es auch noch so himmlisch, doch immer mit einem Erdenrest behaftet ist.“ Ihm, dem unversöhnlichen Weltschmerz, in dessen Atern, ob auch unbewußt, doch selbst das hochblaue Blut eines alten Geschlechts fließt, ihm gegenüber steht Baron Oldenburg, eine kühne, großartig angelegte Natur, problematisch gleich Oswald. Auch er hat den berausenden Duft der „blauen Blume“ eingesogen, nach deren Beiß sein schwermüthiges Herz so lange vergeblich ringt. Aber während Oswald sich immer in eine andere und wieder andere Liebe stürzt, während: dies ist, wonach du bisher vergeblich gesucht, und immer wieder der Träger dieser Illusionen erkennend, bis er zuletzt in schrecklicher Haltlosigkeit verzweifelt an seinem Schlemihlthum eben zu Grunde geht, währenddessen ist Oldenburg, den Verzweiflung über eine unerwiderte Neigung zu einem im Jargon der Liebe umhertaumelnden Cavalier gemacht, der ein kaufmännisch im Genuß nach Begierde verschmachtete, ist Baron

Alle diese Schwächen, zu denen auch noch die etwas unnötig ausgedehnte Raumverschwendung kommt, die zu Zeiten mit der nicht mehr ganz originellen Zigenerromanistik getrieben wird, sind, wie erwähnt, meist äußerlicher Art und schaden dem Buche und seiner Wirkung im großen und ganzen sehr wenig.

Jedenfalls verstand es Spielhagen ebenso wol durch Originalität der Erkundung dessen, was gewisse Leserklassen kurzweilig, „Spannung“ nennen, den großen Reizen der bloß Lesehungerigen mit compacter Nahrung zu sättigen, als andererseits, was selten genug zu gleicher Zeit geschieht, selbst verwöhnten Geschmäckern durch die Feinheit der Darstellung, den frischen, lebendigen und vorzüglich klaren Stil und den nicht zu gering anzuschlagenden geistigen Gehalt des Werks zu genügen.

Die Kritik hat sich zuweilen selbst zu diesem Wert gestellt. Einige Beurteilungen ergingen sich, durch die äußerlichen Vorzüge bestochen, in lobenden Phrasen, ohne den Kern desselben zu berühren; andere fertigten das (in erster Anlage acht Bände starke Werk) mit sechs nichtsfagenden Zeilen ab; wieder andere lobten den ersten Theil, um den zweiten Theil als gemachte Fortsetzung scharf tadeln zu können, und noch andere endlich haben sich im Vergleichen mit bereits vorhandenen geistigen Producten deutschen Weistes abgemüht, um, mit deutscher Gründlichkeit Fehler und Vorzüge abwägend, zu sehen, „wessen Schale sauer und wessen Schale süß“! Unsere Leser werden begreifen, daß diese Vergleiche meist mit Bezug auf Freytag's „Soll und Haben“ statthatten. Unsere Auseinandersetzung zeigt, wie wir uns zu jenen ersten Kategorien der Kritik zu verhalten beabsichtigen waren. Was nun die letzte, die comparative, anbelangt, so gesehen wir von vornherein, ein Feind aller zusammengezwungenen Vergleiche zu sein, besonders wenn es sich um geistige Erzeugnisse von Autoren handelt, die ersichtlich bei ihrem Schaffen nun und nimmermehr an irgendwelche Concurrenten gedacht hatten. Des einen Vorzüge sind vielleicht des andern Schwächen und umgekehrt. Freilich läßt es sich bei solchem Gebahren leicht in Paradoxen geistreich sein, und nicht ganz unumöglich wäre es vielleicht, daß Widerstand gegen solche Versuchung manchem zu schwer war.

War dieser Bericht vielleicht mit mehr Wärme und etwas weniger kritischem Aergali geschrieben, als es sonst für gewöhnlich der Recensentenusus beliebt, so möge man uns dies freundlichst zugute halten. Obgleich es sich allerdings bei weitem leichter interessant tadeln als ebenso loben läßt, sollte sich doch der Kritiker einer erquickenden Erscheinung gegenüber, die ihm einmal auf seiner Dornenbahn begegnet, seine Genuß- und Begleichungsfähigkeit nicht durch einzelne Schwächen verkümmern lassen.

Arthur Kervynsohn.

Notiz.

Englische Beiträge zur Shakspeare-Literatur.

In England und Nordamerika sind in letzter Zeit mehrere Schriften über Shakspeare erschienen, und sicherlich werden die bisher erschienenen nicht die letzten sein, bevor des Dichters Säculartag herangekommen ist. Doch gedenken wir hier zuvörderst einer schon vor Jahren erschienenen Schrift, die insofern directen Bezug auf Deutschland hat, als darin die zunächst wunderbar erscheinende Frage aufgeworfen und in bejahendem Sinne beantwortet wird, ob Shakspeare unser Deutschland besucht habe? Es ist die Schrift: „Three missing years in the life of William Shakspeare restored“, von William Bell, auf die neuerdings das von Ludwig Seeger herausgegebene „Stuttgarter literarische Wochenblatt“ aufmerksam machte. Der Verfasser sucht drei Jahre in Shakspeare's Leben (1585—88), über die man, wie auch Payne Collier zugibt, keine Nachrichten hat, durch seine jedenfalls kühne Hypothese auszufüllen. William Bell behauptet, daß Shakspeare, nachdem er sein bekanntes Spottgedicht auf den Richter Sir Thomas Lucy verfaßt und neuer Bestrafung gewärtig gewesen, landbesüchtig geworden sei, was der Verfasser aus einer von zwei Geistlichen, Fulman und Da-

vies, kaum 60 Jahre nach Shakspeare's Ableben angelegt und sich im Corpus-Christi-College zu Oxford befindenden handschriftlichen Sammlung von Notizen über Shakspeare und Stratford beweisen will. Um dieselbe Zeit nun sei gerade Graf von Leicester an der Spitze der Hülfstruppen, welche die Königin Elisabeth dem König Philipp II. von Spanien gegen die aufständischen Niederlande zu Hülfe geschickt, dahin abgegangen, und er habe in seinem glänzenden Gefolge unter anderem auch eine Schauspielertruppe gehabt, welche dort als die „Earl of Leicester's Company of players“ Vorstellungen gab. Da nun dieselbe Truppe kurz vorher nachweislich in Stratford gespielt hatte, so nimmt Bell ohne weiteres an, Shakspeare sei mit dieser Truppe, um der Strafe und Rache des Sir Thomas zu entgehen, fort übers Meer gezogen und er habe sich sodann den sogenannten englischen Komödianten angeschlossen, die aus den Niederlanden kommend allerdings damals an vielen Orten Deutschlands Vorstellungen gaben, von denen es aber sehr zweifelhaft ist, ob sie geborene Engländer oder junge Deutsche vom Compagnon der Hanja in London oder etwas anderes waren, die vielmehr ihren Namen wol dem Umstande verdankten, daß die von ihnen aufgeführten Stücke rohe Nachbildungen englischer Originale waren. Kurz, Bell nimmt an, daß Shakspeare als Mitglied dieser Truppe sich die genaue Kenntniß deutscher Sitten und Gebräuche (wovon sich aber doch in Shakspeare's Dramen nicht gerade sehr viel spüren läßt oder er müßte eben nicht sehr gute Eindrücke über die Deutschen mit nach Hause gebracht haben) und der deutschen Mythologie und Sagenwelt erworben. Der Verfasser der Notiz im Stuttgarter Blatt meint, daß die Hypothese bis dahin wenn auch locker gesagt und unhaltbar, doch zur Noth durchgeführt sei, aber Bell gehe offenbar zu weit, wenn er weiterhin aus der Uebereinstimmung von Shakspeare'schen Dramen mit Fastnachtspielen des alten Nürnberger Dichters Jakob Ayrer und mit andern deutschen Geschichten und Schwänken den Schluß ziehen wolle, Shakspeare mit allem diesem speciell aus Deutschland oder gar Nürnberg her. Im übrigen hat, demselben Blatte zufolge, ein in England lebender Deutscher, angeregt durch einen in einem württembergischen Blatte vor einem oder zwei Jahren erschienenen Artikel über Shakspeare's Anwesenheit am herzoglichen Hofe zu Stuttgart (!), den Secretär des „für die Feier des dreihundertjährigen Geburtsstags des Dichters in London zusammengetretenen Shakspeare-Committees für 1864“ auf den erwähnten Artikel aufmerksam gemacht; er ist von diesem gebeten worden, ein Exemplar der betreffenden Nummer herbeizuschaffen, und er fordert nun durch das Organ des Seeger'schen Blattes seine Landsleute zur Einsendung eines solchen Exemplars auf. Inzwischen erschien in London von Charles Gomben Clarke eine Schrift: „Shakspeare-characters; chiefly those subordinate“, welche 20 Betrachtungen über Shakspeare'sche Stücke enthält, die in der „Westminster Review“ zum Theil sinreich und instructiv und, namentlich was die Analyse einiger der hervorragenden weiblichen Shakspeare-Charaktere betrifft, treffend genannt werden, obschon Shakspeare selbst über das, was ihm Clarke zu seine Erklärer überhaupt bisweilen unterlegen, sehr erkannt zu würde. Auch einige „germanisirte“ Wortcompositionen wie „heart-homely“, „heart-friend“, „murder-tale“ u. d. v. und einige zu blumenreiche Phrasen, die auch nach hart schmecken, werden getadelt. Ferner ließ Haddett, Nordamerikaner und früher Schauspieler, der seinerzeit auch in London Rollen gab, soeben in Newyork erscheinen: „Notes and comments upon certain plays and actors of Shakspeare, with criticisms and correspondence.“ Interessant ist darin unter anderem ein vom Verfasser mitgetheiltes verdammbares Urtheil John Quincy Adams' über Desdemona, die er beschuldigt, wegen einer durchaus „unnatural passion“ („it cannot be named with delicacy“, fügte er hinzu), wegen einer verruchten Verliebtheit in die schwarze Farbe des Mohren ihren Vater davongelaufen zu sein.

J. M.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Romane von Marie Sophie Schwarz.

Sieben erschienen:

Ein Opfer der Rache.

Ein Erziehungsroman.

Aus dem Schwedischen von August Arckshmar.

Zwei Theile. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Von Marie Sophie Schwarz erschienen in demselben Verlage:

Der Mann von Geburt und das Weib aus dem Volke.

Ein Bild aus der Wirklichkeit. Zwei Theile. 2 Thlr.

Die Arbeit adelt. Ein Bild aus der Wirklichkeit. Drei Theile. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schuld und Unschuld. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 20 Ngr.

Zwei Familienmütter. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 10 Ngr.

Blätter aus dem Frauenleben. Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wilhelm Otternkron. Oder: Ist der Charakter des Menschen sein Schicksal? Eine Erzählung. Drei Theile. 2 Thlr.

Die Frau eines eiteln Mannes. Eine Erzählung. Zwei Theile. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Witwe und ihre Kinder. Ein Erziehungsroman. Zwei Theile. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die trefflichen Romane von Marie Sophie Schwarz haben in Deutschland in kurzer Zeit einen nicht minder großen Leserkreis gefunden wie die ihrer Landsmänninnen Frederike Bremer und Emilie Högare-Carlén. Bei der Reinheit der sittlichen Tendenz, welche in ihnen vorwaltet, verdienen diese eben Darstellungen des häuslichen und geselligen Lebens immer weitere Verbreitung in deutschen Familien.

Bei S. Kitzel in Leipzig erschien soeben:

Römische PRIVATALTERTHÜMER

VON

J. MARQUARDT

Director des Gymn. Ern. und Schulrath in Gohs.

Erste Abtheilung.

Mit zwei lithogr. Tafeln und mehreren Holzschnitten.

8. Preis: 2 Thlr.

Das Werk bildet zugleich des Fünften Theiles erste Abtheilung von W. A. Becker, **Handbuch der römischen Alterthümer.**

Literarische Menigkeiten

aus dem

Verlage von Gustav Seidenast in Pest.
Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Alexander Petöfi's lyrische Gedichte, deutsch von Theodor Spiz. Zwei Bände. Mit dem Bildnisse des Verfassers in Stahlstich. 3 Thlr.

Michael Horvath, Geschichte Ungarns. In deutscher Uebersetzung. Zwei Bände. 2 Thlr.

Franz Tolby, Geschichte der ungarischen Dichtung, von den ältesten Zeiten bis auf Alex. Klapaludy. Aus dem Ungarischen übersetzt von Gustav Seidenast. Mit dem Bildnisse des Verfassers in Stahlstich. 1 Thlr. 15 Gr.

Friedrich Sachs, die Centralnerven mit den nächsten Voralpen. Ein Handbuch für Gebirgsreisende. Mit einer Karte. 1 Thlr. 16 Gr.

Fr. B. Schubert, die Heimath. Ein Handbuch für Volksschullehrer zur Selbstbelehrung und zum Unterrichte hauptsächlich in der Naturbeschreibung, Natur- und Ginnelkunde, mit zahlreichen Holzschnitten und zwei Karten versehen. 1 Thlr. 7½ Gr.

Friedrich Schwindt, Praktisches Lehr- und Lernbuch der französischen Sprache. Nach einer neuen nach vielfährigen Unterricht erprobten Methode. 1 Thlr. 7½ Gr.

Adelbert Stifter, Studien. Neue Ausgabe in zwei Bänden. Mit dem Bildnisse des Verfassers und acht Signaturen in Stahlstich. 4 Thlr.

Dasselbe elegant gebunden, in Goldschnitt mit reicher Deckvergoldung und erhabener Pressung 5 Thlr. 10 Gr.

Adelbert Stifter, Dante's Dichtung, in einem Band elegant gebunden mit Goldschnitt, reicher Deckvergoldung und erhabener Pressung 3 Thlr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Zauberer von Rom.

Roman in neun Büchern von

Karl Guphaw.

Zweite Auflage. 18 Bändchen. 8. Geh. 6 Thlr. 8 Gr. 7½ Thlr.

Unter Hinweis auf die außerordentlichen Wundigungen, welche der deutschen Presse, welche Guphaw's großartigen literarischen Werke die tiefste culturhistorische Bedeutung zuerkannt hat, hat diese neue, nun vollständig erschlossene Auflage, deren Preis gegen früher um die Hälfte billiger ist, als ein Halbkaiserhaus- und Gemüthsheilmittel empfohlen werden. „Der Zauberer von Rom“ bietet nicht nur eine höchst spannende und doch lehrreiche, in den Ernst der Hauptabhandlung eingeflochtene, unterhaltende Lectüre, sondern ist auch ganz geeignet, die deutsche nationale, einheitliche Gesinnung im Volke zu kräftigen und zur Ausgleichung der Gegensätze zwischen Fortschritt und Fortschrittlosigkeit und Katholicismus hinzuwirken.

Damit das Werk auch als literarische Gabe verwendet werden könne, hat die Verlagsabhandlung Exemplare elegant in Leinwand binden lassen, welche zum Preise von 7½ Thlr. nach alle Buchhandlungen zu beziehen sind.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Bemerkung, welche Metternich damals gemacht haben soll: „Il y a là — soll er gesagt haben — un enivrement mutuel, qui est peut-être plus dangereux pour celui qui le produit que pour les autres!“

Das allgemeinste und populärste Interesse erweckt der Boissière'sche Briefwechsel unstreitig durch das lebendige, reich mit bedeutsamen und charakteristischen Zügen ausgestattete Bild, das uns in demselben von Goethe entgegentritt. Wie gewichtvoll das Buch in dieser Beziehung ist, erhellt schon daraus, daß die Correspondenz mit Goethe von solchem Umfange ist, daß sie allein den ganzen zweiten Band des Werks von nicht weniger als 38 Bogen für sich in Anspruch nimmt. Fast noch bedeutender und interessanter aber sind uns die auf Goethe bezüglichen Briefe und Mittheilungen im ersten Bande erschienen. Wie uns schon die Udermann'schen „Gespräche“ den Beweis geliefert haben, daß sich Goethe's innerstes Mark und Wesen weit unmittelbarer, naturwüchsiger und wahrer in seinen mündlichen Auslassungen als in seinen Briefen, zumal in denen seiner spätern Jahre ausdrückt, so zeigt ihn uns auch dieses Werk in den Berichten über die Art und Weise, wie er persönlich und mündlich mit Boissière verkehrt hat, in weit lebendvollerer und kernhafterer Gestalt als in den von ihm selbst geschriebenen Briefen, welche neben vielen unschätzbaren Gedanken und bezeichnenden Charakterzügen doch auch viel Gewöhnliches und besonders viel von seiner trockenen, kanzleimäßigen Schreibweise enthalten. Besonders ergötzlich und charakteristisch sind Boissière's Briefe über seinen ersten Besuch bei ihm. Die Art und Weise, wie er von ihm empfangen, erinnert lebhaft an den Empfang Jean Paul's, wie ihn dieser selbst in der von Förster herausgegebenen Biographie Jean Paul's geschildert hat. Sulpiz schreibt von Weimar aus am 3. Mai 1811:

Ich komme soeben von Goethe, der mich recht steif und kalt empfing; ich ließ mich nicht irre machen und war wieder gebunden und nicht unterthänig. Der alte Herr ließ mich eine Weile warten, dann kam er mit gebübtem Kopf, seine Ordensbänder am Rock; die Anrede war so steif vornehm als möglich. Ich brachte ihm eine Menge Grüße. „Recht schön“, sagte er. Wir kamen gleich auf die Zeichnungen, das Kupferstichwesen, die Schwierigkeiten, den Verlag mit Gotta und alle die äußern Dinge. „Ja, ja, schön! hem, hem.“ Darauf kamen wir an das Werk selbst, an das Schicksal der alten Kunst und ihre Geschichte. Ich hatte mir einmal vorgenommen, der Vornehmigkeit ebenso vornehm zu begegnen, sprach von der hohen Schönheit und Vortrefflichkeit der Kunst im Dom so kurz als möglich, verwies ihn darauf, daß er sich durch die Zeichnungen ja selbst davon überzeugt haben würde — er machte bei allem ein Gesicht, als wenn er mich streifen wollte. Erst als wir von der alten Malerei sprachen, thaute er etwas auf, bei dem Lob der neu griechischen Kunst lächelte er; er fragte nach Gyp, bekannte, daß er noch nichts von ihm gesehen hätte, fragte nach den Malern zwischen ihm und Dürer und nach Dürer's Zeitgenossen in den Niederlanden. Daß wir gerade so schöne Bilder hätten, weil überhaupt die Kunst im Niederland viel edler und gefälliger als im übrigen Deutschland gewesen, leuchtete ihm ein. Ich war in allen Stücken so billig wie du mich kennst, aber auch so bestimmt und frei wie möglich und ließ mich gar nicht irre machen durch seine Stummheit oder sein ja, ja, schön, merkwürdig. Ich gab großmüthig meine Gedanken über den

Gang der Malerei durch die Einwirkung von Gyp zum besten, jedoch mit aller Vorsicht, zugleich ließ ich nicht unbedeutlich merken, daß man eben bei der noch ganz frischen Entdeckung, die wir das Glück gehabt zu machen, seine Gedanken noch nicht gern ausspreche; ich gab sie auch nur in allgemeinen Zügen. Das ließ er sich alles sehr wohl und behaglich einlaufen. Endlich war von Reinhard die Rede...; das machte den alten Herrn freundlicher, das Lächeln wurde häufiger, er lud mich auf morgen zu Tisch; erinnerte mich noch, zum Erbprinzen zu gehen, ich müßte den Herrschaften die Zeichnungen zeigen, er wolle alles schon einleiten. Ich kündigte ihm Cornelius' Zeichnungen an, das gefiel ihm; ich wollte ihm nur mit ein paar Worten sagen, daß sie in altdeutschem Stil seien, aber er wurde abgerufen; es kam ein anderer Besuch, er gab mir einen oder zwei Finger, recht weiß ich es nicht mehr, aber ich denke, wir werden es bald zur ganzen Hand bringen.

Diese Hoffnung erfüllte sich wirklich. Schon im nächsten Briefe konnte Sulpiz schreiben:

Mit dem alten Herrn geht mir's vortreflich. Balam ich auch den ersten Tag nur einen Finger, den andern hatt ich schon den ganzen Arm. Vorgekern, als ich eintrat, hatte er die Zeichnungen von Cornelius vor sich. „Da sehen Sie einmal, Meyer“, sagte er zu diesem, der auch hereinkam, „die alten Zeiten stehen lebhaftig wieder auf!“ u. s. w.

Uebrigens macht nun der Geheimrath immer mehr und mehr dem Dichter und Menschen Platz, er ängert sich in seiner kernigen und treffenden Weise rückhaltlos über Menschen und Dinge, und Boissière ist in der Lage, manches kennzeichnende Wort von ihm mittheilen zu können. Als derselbe Runge's symbolisch-allegorische Darstellungen bei ihm betrachtet, sagt er z. B.: „Was, kennen Sie das noch nicht? Da sehen Sie einmal, was das für Zeug ist, zum Rasendwerden, schön und toll zugleich!“ Und als jener antwortet: „Ja, ganz wie die Beethoven'sche Musik und wie unsere ganze Zeit!“ läßt er fort:

Freilich! Das will alles umfassen und verliert sich darüber immer ins Elementarische, doch noch mit unendlichen Schönheiten im Einzelnen! Da sehen Sie nur, was für Teufelszeug, und hier wieder, was da der Kerl für Anmuth und Herrlichkeit hervorgebracht! Aber der arme Teufel hat's auch nicht ausgehalten! Er ist schon hin! Es ist nicht anders möglich. Was so auf der Rippe steht, muß sterben oder verrückt werden, da ist kein Gnade!

Besonders reich an solchen Äußerungen ist Boissière's Tagebuch aus Wiesbaden vom August 1815, wo er länger mit Goethe zusammen war. Hier spricht er hauptsächlich mit Vorliebe über seine Farbenlehre, seine Metamorphose der Pflanzen und anderweitigen Arbeiten in der Naturwissenschaft aus. Er sagt unter andern:

Ich führe die Ethik von Spinoza immer bei mir; er hat die Mathematik in die Ethik gebracht, so ich in die Farbenlehre, d. h. da steht nichts im Hintergrund, was nicht im Vordergrund schon begründet ist.

Und an einer andern Stelle:

Alles ist Metamorphose im Leben, bei den Pflanzen und bei den Thieren, bis zum Menschen, und bei diesem auch. Je vollkommener, um so weniger Fähigkeit, aus einer Form in die andere überzugehen... Ach Gott, es ist alles so einfach und immer dasselbe, es ist wahrhaftig keine Kunst, unser Dasein zu sein, es gehört nur ein einziger Gedanke dazu, wenn die Schöpfung da ist. Was vorher war, geht mich nichts an. Aber

Lebenserinnerungen Wilhelm Ghezy's.

Erinnerungen aus meinem Leben. Von Wilhelm Ghezy. Erstes Buch: Helmina und ihre Söhne. Zwei Bändchen. Schaffhausen, Quirer. 1863. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Mehrfach haben gerade in der letzten Zeit in d. Bl. Bücher besprochen werden müssen: Memoiren oder memoirenartige Schriften, Romane, Briefveröffentlichungen, Tagebücher u. s. w., welche ein trauriges Zeugnis abgeben für das in Deutschland erschütterte literarische Gewissen; Bücher voll Indiscretion, rückwärtsloser oder frivoler Ausplauderei, persönlicher Klatschhaftigkeit und zum Theil hämischer Absicht und muthwilliger Entstellung. Wahrlich, man darf sich darüber nicht wundern, daß Schriftsteller und Schriftstellerinnen, denn auch von den letztern verlegen sich manche auf dieses traurige Geschäft, gegenwärtig nicht gern in gesellschaftliche Kreise, in das Innere der Familien zugelassen werden, ihr Besuch überhaupt nicht gern gesehen wird, da niemand sicher ist, daß die vertraulichste Mittheilung in kurzer Zeit literarisch verworhet und in einem Buche oder einem Feuilletonartikel ausgeplaudert wird. Diese Art Schriftstellerei oder literarische Strauchdieberei und Wegelagererei macht die ganze Gesellschaft unsicher und die Gastfreundschaft zu einer Gefahr; denn wer steht einem Gastgeber, der im besten Vertrauen einen solchen Schriftsteller oder eine solche Schriftstellerin bei sich eingelassen hat, wer steht ihm dafür, daß er sich und seinen Kreis plötzlich in einem derartigen Buche oder Feuilletonartikel mit vielleicht absichtlichen Verzerrungen und Entstellungen photographirt findet? Kaum könnte man es gegenüber diesem gewerbmäßig betriebenen Spionirsystem jemand verdenken, wenn er an seiner Thür die Warnungstafel anbringen läßt: „Schriftstellern und Schriftstellerinnen ist der Zutritt ver sagt.“ Unglücklicherweise müssen auch gewissenhafte, discrete, jeden weiblichen Klatsch hassende und ernstern Dingen nachstrebende Schriftsteller unter diesem Zustande der Dinge leiden und für die Unarten von Personen büßen, welche die Schriftstellerei zu einem Klatschgewerbe machen.

Aber diese Art Schriftstellerei würde ja gar nicht bestehen können, wenn sich nicht ein gewisser und vielleicht recht großer Theil des Publikums daran zum Mitschuldigen machte; jener Theil des Publikums, der gleichfalls kein Gewissen und keine Delicatesse besitzt und, ernstern Dingen abgeneigt, am Scandal, an frivolen Ausplaudereien, an caricirten Porträts und an klatschhaften Mittheilungen, welcher Art sie auch seien, seine Freude hat. Wäre der Geist der Indiscretion und der Klatschhaftigkeit in der gebildeten Gesellschaft nicht weit verbreitet und die Gewissenhaftigkeit nicht überhaupt erschüttert, so würden ja Bücher dieser Art gar nicht geschrieben werden können, weil sie dann ja gar nicht gekauft und gelesen, sondern mit Abscheu zurückgewiesen werden würden. Solange aber dieser Geist klatschfüchtiger Klatschhaftigkeit und die mit der Gleichgültigkeit gegen geistige Interessen stets verbundene Vorliebe für persönlichen Anekdotenfram unter einem großen Theile gerade des sogenannten gebildeten Publikums so verbreitet sind wie gegenwärtig, solange wird es auch immer Klatschschreiber geben (Schriftsteller möchten wir sie nicht nennen), welche ihre persönlichen Bekanntschaften bloß als Material betrachten, um Honorar daraus zu schlagen. Leider kann man die Namen der Individuen, aus denen dieses anonyme Publikum besteht, nicht der Öffentlichkeit preisgeben, und so fährt es fort, im stillen seinen Unarten zu fröhnen, weil es sich wenigstens vor der Welt nicht zu schämen braucht, wie dies doch die mit ihren Namen auftretenden Verfasser solcher Schriften thun sollten.

Dieses Signalement paßt auch auf die vorliegenden beiden Bände, in welchen Wilhelm Ghezy, geboren 1806 zu Paris, der Sohn der Dichterin Helmina von Ghezy (Wilhelm hat, wie sein Vater, der französische Orientalist Ghezy, das von abgelegt), Enkel der Schriftstellerin Karoline Luise von Kleinde und Urenkel der Dichterin Karoline, eine seine früheste Lebensperiode bis zum Jahre 1829 umfassende Schilderung dessen gibt, „was der Ver-

fasser von den Tagen seiner Kindheit bis zu seinem selbständigen Eintritt in die „weite, weite Welt“ von Mitleben und zeitgenössischen Begebenheiten gesehen und erlebt hat“. Die Indiscretion ist schon schlimm genug, womit der Verfasser nach seinen zum Theil in die früheste Säuglingszeit zurückreichenden, mithin oft sehr vagen, ja knabenhaften Erinnerungen über eine Menge Persönlichkeiten, namentlich Schriftsteller und Schriftstellerinnen berichtet, mit denen er auf den Zigeunerkreisen seiner Mutter durch halb Deutschland zusammengeführt wurde, beipiellos aber ist die Ungenirtheit, womit er seine eigene Mutter zwar nicht der Verachtung, aber doch sehr oft dem mittelbigen Gelächter und der Spottlust seiner Leser preisgibt. Er selbst zwar bemerkt im Vorwort zu seiner Rechtfertigung, er habe die Dichterin vorgeführt, „wie sie wirklich lebte und lebte, mit ihren Vorzügen und Schwächen, ohne die ersten zu übertreiben, die andern zu vertuschen. Schimpf und Schande hat er ihrem Andenken damit nicht zugesügt; um dies zu thun, hätte er sie verleumben müssen. Helmina's wunderliche Eigenheiten und Launen, womit sie ihre Umgebungen peinigte, sich selber unglücklich machte und sich die Herzen auch ihrer nächsten Angehörigen entfremdete, lassen sich fürwahr frischweg erzählen, ohne ihrem Dichterruhm oder ihrer bürgerlichen Ehrenhaftigkeit damit zu nahe zu treten.“

Aber Wilhelm Ghezy bedenkt nicht, daß man, wie heutzutage die Welt einmal — leider! — ist, dem Ansehen einer Person fast mehr schadet, wenn man Sonderbarkeiten und Schwächen von ihr erzählt, als wenn man von ihr wirkliche Schlechtigkeiten berichtet, insofern diese nur auf einen gewissen erkennberischen Geist und energischen Charakter hindeuten. In einiger Entschuldigung gereicht ihm, daß seine Mutter ihre Söhne allerdings in sehr wildromantischer Weise aufwachsen ließ und ihre Mutterpflichten sehr schlecht gegen sie erfüllte, sodas die Verlegung der Sohnespflichten, die sich Wilhelm gegen seine Mutter zu Schulden kommen läßt, etwas von ihrer Bdrigkeit und dem Einbruch der Unnatürlichkeit verliert. Und dann leben wir ja auch in einer Zeit, wo der Respekt gegen alles, was den Menschen das Heiligste sein sollte, immer mehr schwand und es nur zu viele gibt, die auch an dem unnatürlichen Auftreten eines Sohns gegen seine Mutter keinerlei Anstoß nehmen, ja so etwas ganz besonders pikant und unterhaltend finden.

Kann sich der Verfasser doch selbst in der Einleitung auf diese Vielen berufen! Die in diesen beiden Bänden enthaltenen Mittheilungen erschienen nämlich früher zum größten Theil in „Morgenblatt“, und wurden hier, wie er stolz versichert, „für wahr mit nicht alltäglicher Theilnahme gelesen“; der „Nachdruck“ beutete sie fleißig aus, ja von vielen Seiten ergingen Anfordrungen an ihn, eine Fortsetzung folgen zu lassen. Wir haben also einen gewissen und beträchtlichen Theil des Publikums in unsern einleitenden Bemerkungen nicht mit Unrecht beschuldigt, an der jetzt die Literatur verwüstenden und Nord und Brand gegen Persönlichkeiten anstiftenden Klatschhaftigkeit, Pietätlosigkeit und Indiscretion die Hauptschuld zu tragen. Leider gibt es aber auch heutzutage noch so pedantische Gemüther, welche Ghezy's Auftreten äußerst „shocking“ statt pikant und unterhaltend fanden und dem Verfasser schon nach der Veröffentlichung seiner Ausplaudereien im „Morgenblatt“ heftige Vorwürfe machten. Wir selbst gehörten dazu. Er aber wies sich mit Jörg von Frundsberg's Wort: „Viel Feind, viel Ehr!“ und bemerkt: „Die Empfindlichkeit gegen öffentliche Aufsehen pflegt allein ganz jugendlichen Schriftstellern eigen zu sein und nur bei solchen sich nicht zu verlieren, welchen eine weibliche Eitelkeit innewohnt. Ein Mann von gesunder Gemüthsart, der bereits seit mehr denn 30 Jahren zu Felde gelegen, läßt Hagel und Regen gleichmüthig an sich ablaufen.“

Wir haben es hier also mit einem sehr hartgesottenen literarischen Säufer zu thun, der sich, wie so manche Sträflinge, deren Haut mit der Zeit zur Hornhaut verhärtet ist, an allen Correctionsstrafen der Kritik nichts macht. Wir haben in Nr. 28 d. Bl. f. 1857 in einer Notiz über Ghezy's Mitthe-

Spar der Schlegel'schen einbringenden Nachempfindung zu entdecken. Sein Verhältnis zu Lessing und Hegel (Wischer erwähnt er nicht) ist ein in ähnlicher Weise gegensätzliches, insofern ihm Lessing's klare Clafficität und Hegel's systematische Geschlossenheit völlig abgehen. Seine Kritik ist vielmehr von der subjektivsten Art und fährt ihn oft zu den seltsamsten Anschauungen und Urtheilsurtheilen. So gilt ihm beispielsweise (S. 84 fg.) als der Grundgedanke der Antigone, daß „das Ue untergehen muß, damit dem Gemeinen der Raum bleibe“. Im Hämnen erblickt er den Embryo des Schaffspare'schen Romeo. Kreon ist ihm durchaus keine vom Dichter mit geistigem Gehalt erfüllte Persönlichkeit, „er ist von trockenem Kanzleierhand, er ist gar keiner pathetischen Erhebung, gar keines wirklichen Pathos fähig, und am Ende ist seine Verzweiflung die gemeinste Verzweiflung des Philistines, die sich leicht curiren läßt. In ihm tritt (wie es einige Seiten später heißt) der alte heulende, trost- und rathlose Philister zu Tage, als welcher er von der Scene geht und, wie man sich leicht vorstellen kann, bei einer Kanne Wein seinem Schmerz eine Wrange setzen wird. So nimmt aber das tragische Schicksal einen furchtbarlich komischen Ausgang.“ Allerdings, in Kapp's Geiste. Der „Philister“ ist nach dem Verfasser keine Tragödie, sondern was wir ein bürgerliches Schachspiel nennen würden und sehr viel Komisches darin (S. 81 fg.). Am dramatischen Gehalt des Stücks recht anschaulich vor Augen zu stellen, hält er es für das Beste, „die ganze Collision in unsere modernen Verhältnisse zu übersetzen, indem wir alle Motive der Handlung beibehalten, statt der antiken Mythologie aber Menschen unserer Kultur und unserer Bildung substituiren“. Diese „Uebersetzung“ ist so charakteristisch, daß wir sie unsern Lesern nicht vorenthalten dürfen. Sie lautet so:

„Ein reicher Lord in der Hauptstadt hat einen körperlich und geistig zerrütteten Sohn, den er, wie es gebräuchlich ist, in die Einsamkeit des Landlebens, in eine Pension, zu einem Geisteslichen oder wie man will, hinausgeschickt, wo er ihn hinlänglich mit Geld versorgt, er aber nach seinem Geschmack möglichst von der Welt isolirt lebt. Der Sohn hat schon zehn Jahre in dieser Weise verlebt, hat sich an diesen Zustand gewöhnt, ihn gewissermaßen lieb gewonnen, und ist, was sich aus der Einsamkeit von selbst ergibt, nach und nach ganz menschenschen und misanthrop geworden. Mittlerweile macht der vornehme Papa die zufällige Bekanntschaft eines berühmten Arztes, dem er die Symptome der Krankheit seines Sohnes genau auseinandersetzt. Derselbe verspricht den Sohn zu heilen und weist ihm die ansehnliche Heilweise nach. Der Papa ist darüber erfreut und gibt seinem Secretär den Auftrag, den Sohn zum Zweck der Cur in die Stadt zurückzubringen. Man erwartet natürlich Widerspruch von Seiten des Kranken. Dergleichen erinnert der Secretär an den schlimmen Umstand, daß der Sohn, als er noch im Hause war, gerade in dem Secretär seinen gefährlichen Feind dem Vater gegenüber zu erblicken gewohnt war, daß er ihn unter allen Menschen hasste, ihn für seinen speziellen Feind ansah und noch so betrachten wird. Es wird also ein junger Anverwandter des Hauses, ein Jugendfreund des Kranken, ins Vertrauen gezogen, der sich bereit finden läßt, in dem Plan mitzuwirken; dieser nimmt noch einen alten, ehrlichen Bedienten mit und reist mit den beiden ab. Der Secretär hält sich natürlich im Hintergrund, während der Jugendfreund in der Gesellschaft des Bedienten sich bei dem Kranken introducirt und leicht sein Vertrauen erweckt. Dem ungeduldrigen Secretär aber geht die Sache zu langsam, und während der Jugendfreund auf dem besten Wege ist, den Kranken nach der Stadt reisefertig zu machen, plagt er ungeschickt in die Gesellschaft herein. Der Kranke, seinen alten vermeintlichen Feind gewährend, ist natürlich voller Argwohn nicht nur auf diesen, sondern auch auf den Jugendfreund, den er nun als ein bloß geduldriges Werkzeug seines Feindes zu entlarven meint. Der Jugendfreund, von den Leiden des Kranken verhältnißmäßig affectirt, schwankt zwischen der pädagogischen Rolle, die er zu spielen hat, und seinen sympathischen Gefühlen, ermannt sich aber noch in seiner Mission so

weit, daß er dem Kranken beistehend macht, der Papa habe geduldet, ihm seine Selbstbestimmung zu entziehen und ihn in seinen Verstand seinen Schicksal zu überlassen. Ueber diese trostlose Aussicht befaßt den alternden Sohn sein bestigter Ansehensverlust, und die ganze Operation ruht auf dem verzweifeltsten Punkt, da plötzlich erscheint der Papa persönlich, der Kranke Sohn wirkt sich voller Bitterkeit an den Hals des Vaters, der ihm den Heilplan und seine großen Hoffnungen in die Zukunft mittheilt, und die Komödie ist am Ende. — Das ist seinem Gehalt nach unser ganzes Stück. Genalles ist der reiche Lord, Philister der Kranke, Diphros des Secretär, Neoptolemos der Jugendfreund, der Chor der alte Diener und der Schiffsleute irgend ein Ratscher oder Hausknecht, und die Geschichte ist fertig. Das also Sophokles durch dieses Stück für uns der Grund des Familienstücks, des Wahramgeschehens, des sentimentalen Intriguenstücks geworden ist, daß er ist uns der zukünftigen Bühne des Euripides und von da an des Menander, Sophokles u. s. w. vorgezeichnet und sie begründet hat, das ist sein eminentes Verdienst; nicht aber das, daß er uns hier eine Tragödie im heutigen Sinne der Theaterkünstler gegeben hätte.“

Was mit derartigen Absonderlichkeiten, sei es für die Wissenschaft oder die Theoretik des griechischen Dramas, gewonnen werden soll, vermögen wir nicht einzusehen. Der Verfasser hat offenbar seine Kritik zu sehr zerstückelt, als daß er sich in ein einzelnes Fach hätte vertiefen können. Bei jeder Vertiefung aber würde er zu der Erkenntnis gekommen sein, daß er, um seinen stehenden Punkt zu einem befriedigenden Aufsatz zu bringen, sich auch auf die sehr ersten hätte einlassen müssen. Allerdings hat auch Schlegel das alte wie das moderne Theater untersucht; allein bei ihm bildet eine auf seiner Grundfrage ruhende Kritik des einzelnen Danks. Nebenbei ist bekanntlich nicht jedem vergönnt nach Korinth zu kommen. So wie es ist, mögen Kapp's Leistungen namentlich in diesen referirten Partien diesem oder jenem Leiden zu einer oberflächlichen Kenntniss der dramatischen Poesie der Griechen verhelfen, für das wirkliche Studium und die Wissenschaft sind sie unerspreßlich.

54.

Charakter- und landschaftliche Skizzen.

1. Charaktermasken. Von Alfred Meißner. Zweiter und dritter Band. Leipzig, Grunow. 1862—63, 8. 2 Hef.

Bereits in Nr. 2 d. Bl. f. 1862 ist der erste Band dieser „Charaktermasken“ aus anderer Feder besprochen. Uns liegen die beiden folgenden zur Hand. Band 2 bringt die Skizzen und Novellen: „Aus dem Leben eines kleinen deutschen Fürsten“, „Die Leiden des jungen Lindenhain“, „Unterm Kirchendamm“, „Bei den Karmeliterinnen“, „Nachlese zu den Erinnerungen an Heinrich Heine“, „St. Procop in Breslau“. Sämmtliche Stücke sind weniger strenggegliederte Ganze, als launig hingeworfene Feuilletonartikel, wo es einen komischen Effect zu erzielen gilt, oder etwas tendenziös gefärbte Literaturbeiträge, wo Meißner auf seine persönlichen Sympathien und Antipathien abzielt. Als lustige Skizze zu lang, als Novelle etwas zu breit erscheint uns „St. Procop in Breslau“, die Geschichte eines Mannes, zu dem ein Gauner als Heiliger gesehen. Dagegen haben wir „Aus dem Leben eines kleinen deutschen Fürsten“ — wir hatten das Stückchen schon aus der wiener „Presse“ — mit ihrem Gesicht noch einmal gesehen, denn welcher Deutsche freude sich nicht über seine Dandbeggrößen, zumal wenn es einen Heinrich LXXII. (haben wir denn auch die Zahl richtig geschrieben?) von Reuß u. s. w., ein Uroriginal gilt, das die seltsame Anekdote entdeckt zu haben sich rühmen konnte. Mit den „Leiden des jungen Lindenhain“ wollte Meißner wol die Unordnung und den Schmutz der Ezedien geisteln, mit „Unterm Kirchendamm“ aber gegen die Andachtsamkeit des katholischen Klerus einen scharfen Streich führen. Eine fortwährende Ertzlichkeit gegen alles, was Kirche heißt, scheint überhaupt zu den Eigenthümlichkeiten Meißner's zu gehören. Er weiß daher auch „Bei den Karmeliterin-

nen" so düster zu belien, daß er damit wirklich einen prinzipiellen Hindernis ergiebt. Nur hätte er nicht gleich darauf die Nachlese zu den Erinnerungen an Heinrich Heine" bringen sollen. Die Wertheilung Heine's wird ihm zu einer rein persönlichen Angelegenheit und er gibt Maßregeln und Hohlrechen, die Heinrich Heine als eine große Natur kennzeichnen sollen, aber gerade das Gegentheil bewirken. Die Kritiker den Heine zum Helden, so kann man jedes prostituirte Mädchen zu einer Heldenin machen; denn gerade die doppelte, in Heine kämpfende Natur, gerade sie ist auch bei den Prostituirten. Jetzt Jagen reizen und im nächsten Moment aufhören an Heine fortzusetzen, gerade das thut. Und wenn nun Meißner gar mit Heine habe fortwährend in Weltkammern gekämpft, gerade das will! Heine hat eine Zahl von Gedichten, wie sie schauer nur eines, nämlich Goethe geschrieben hat. Durch diese Fieber wollen wir uns immer wieder hinreißen lassen; im übrigen war Heine ein literarischer Tyrann, und dem gilt unser Rector Kampf. Leider aber glorifiziert man noch immer das literarische Tyrannenthum! Nehmen wir im dritten Bande die unbedeutenden "Im Hotel" und "Görget in Prag" heraus (Meißner verwirft Görget geradezu als ohreigigen Scherz, während die öffentliche Meinung bisher das Glück der ungarischen Revolution dem eilern Rostuth zuschrieb), so behalten wir drei höchst erfreuliche Stücke übrig. Die erregtlich verflucht Meißner die Pfaffen in den "Anstaltskisten", wie lustig läßt er die Jagd nach einem echten Amalgam ausfallen! Das Beste aber von den beiden Bänden hat wol die beiden letzten Bände: "Frühlingsstage im bairischen Hochgebirge" und "Herbsttage im Allgäu". Die landschaftlichen Schilderungen glücken ihm außerordentlich. Wie frisch und lieblich schlingt da die Feder reichende Arabesken um Menschen, Berge und Wald! Und wie reißt uns Meißner mit hinein ins oberammergau'sche Passionspiel, dem er vor einigen Jahren mit Beigewohnheit hat. So hinein, daß wir denken, wenn das Jahr des Passionsspiels wieder herangekommen ist, wir werden dort nicht fehlen.

2. Biographische Skizzen und Charakternovellen. Von Schmidt-Weissenfels. Zwei Bände. Berlin, Jant. 1862. 8. 2 Thle. 18 Mgr.

3. Preussische Landtagsmänner. Beiträge zur Partei- und parlamentarischen Geschichte in Preußen. Von Schmidt-Weissenfels. Breslau, G. Kriewendt. 1862. Gr. 8. 1 Thle. 7 1/2 Mgr.

"Erbender Mund". Die wurden bei diesen Aquarellen lebhaft an die Wehl'schen Skizzen in dessen "Jugendlichem Sommer" erinnert" (siehe weiter unten Nr. 5). Wenigstens bei der "Bettina" und bei "Bornhagen" haben wir unsere Freilektionen, die letzten nun ein Wehl'sches rufen zu lassen. 4) "Französische Porträts". Die Skizze unter diesen Skizzen ist wol "Der napoleonische Schalk: Perignon". Von den andern: "Voltaire", "Bismarck", "Marie Antoinette", "Robespierre", ist die vorletzte etwas fälschig, die letzte wol etwas bedeutend decorend. 5) "Aus der Kunst und der Literatur." Sehr gefallen und darunter "Delphine von Alarbia und ihr Gemahl", "George Sand" und "Kosa Banheur". Die beiden andern Skizzen "Die literarische Selbsthauere" (Victor Hugo, Dumas, Volgar, Sue) und "Rachet Selir" erschöpfen den Stoff wol zu wenig. Einmal 6) "Slawische Skizzen". Es sind deren drei: "Anton Reizewski", "Adam Mickiewicz", "Wenzel Hanka".

Schmidt-Weissenfels ist ein Schriftsteller — wir wollen uns einmal so ausdrücken — für die Majorität. Er greift Alles das, was so vogue sein kann oder sein mag. Selbst bei einer im ganzen abfällig gehaltenen Skizze wie die über die "Rachel" zeigt sich das. Der Nimbus der Rachel ist trotz Röstcher und andern vorüber. Die große Masse will sogar jetzt gern hören, daß es mit der Rachel nur unter gewissen außerordentlichen Bedingungen etwas Außerordentliches war. (Nach Feodor Wehl beurtheilt in dieser Weise die Rachel etwas nüchtern und nicht voringenommen.) Grund genug, daß Schmidt-Weissenfels dem Wunsch der Masse Ausdruck lieh. Dasselbe sehen wir an seinem zweiten Werke, den "Preussischen Landtagsmännern". Viele von Schmidt-Weissenfels' Urtheilen könnten uns hier etwas gewagt erscheinen, viele seiner Urtheile könnten auch von einer spätern Zeit wesentlich modificirt werden. Doch was da: ein Schriftsteller darf nicht zittern und zagen. Er muß mit einer ganzen Schar von Männern, wie sie das preussische Abgeordnetenhaus umfaßt, im Umsehen fertig werden können, so liebt es das Volk; er muß jedem Erwählten des Volks noch einer einzigen vielleicht an und für sich unbedeutenden freisinnigen Handlung die unvergängliche Bürgerkrone der großartigsten Freisinnigkeit aufs Haupt drücken, so will es das Volk. Schmidt-Weissenfels gibt biographische Skizzen von den Fortschrittsmännern: "Walbad", "Schulze-Dehlig", "Dietrich", "von Kirchmann", "Vixchow", "Twehen", "Behrend", "Hagen", "Heule"; dann von den Liberalen: "Grobow", "von Lander", "von Sydow", "Graf Schwerin", "Lette", "von Bodum-Daßow", "von Harlowitz", "von Gauden-Julienfelde", "Stammhagen"; zuletzt von den Katholiken: "Die beiden Reichenberger".

4. Straub von der Reise. Von R. Hirsch. Zwei Theile. Wien, Leben und Mund. 1861. 8. 1 Thle.

Stai
von den
manchele
von der
er will u
Bändchen
nur an d
nicht mei
Hirsch sei
menn und
at sich den
Welt schon
sen "Staub
pato; aber
s um zwei
Denke man
wird darin
w men wie
was thut's?
e bläß, wir
suchen mitzulächeln! Ja wir lächeln, gleich anfangs, wenn wir den Absolutismus des wiener Poeten, wie er in den beiden Epikeln an Joseph Weiden, den Dichter des "Aelstan" und "Gernich von der Aue", und an die Baronin Ida von Daringfeld-Reinberg zuweilen hervorspricht, zu schwächen bekommen. Welch naive Fäulnis in so einem wiener Gemüth! Nichts von Bismarck, aber ganze Frachtwagen voll Wehl'sigkeit, auf die es alte und neue Schnurren je nachdem paßt, am Schluß des zweiten Theils sogar eine Ummantelung von "Dichtern am Wege", d. h. zwanzig Stück ziemlich mittelwichtige epigrammatische Gedichtlein! Die beiden größern Artikel über das Duesenbergs-

von Krim", "Leopold von Buch", "Bornhagen von Kase",

wert Ibrja und die Reise nach Mailand 1868 (vorsündtlichen Andenkens) geben sich lesbar, doch beinahe etwas zu leicht. Aber auch hier sind die naiven Einfälle und Anekdoten das Zeit in der sonst etwas wässerigen Brähe des Stoffs. Sei, wie bemerkt er Spree-Athen! Selbst — fällt denn die Welt darob nicht ein? — mit einem berliner Garbelieutenant bindet er an! Und diese Antimotik gegen das Berlinertum (sind wir denn wirklich, wir an der Spree schlammigen Ufern so gresliche Ungeheuer?) scheltet ihn zu einer wahrhaft klassischen Anekdote auf, die wir um jeden Preis weiter erzählen müssen. Eine blühende blonde Gräfin, ein berliner Garbelieutenant und ein österreichischer hiderber Haudegen von Reitergeneral spielen die Hauptrollen; Ort der Handlung: eine österreichische Provinzialstadt. Der Lieutenant ist liebes Kind der Gräfin, der General aber so unartig, daß er den Zucker zum Kaffee statt mit der Lange mit bloßen Fingern nimmt. Das geschieht einmal, das geschieht öfter. Ranglosse darüber zwischen Gräfin und Lieutenant. Der Haudegen von General soll gemäßiget werden. Wo wie sich eines Tags bewusster General den Zucker wieder auf unartige Manier nimmt, scheltet die Gräfin und befehlt dem eintretenden Christen oder Daniel die Zuckerdose mit frischem Zucker zu füllen und den noch in der Dose befindlichen wegzuhun. Der Haudegen begreift die Maßregelung. Ruhig trinkt er den Kaffee, steht auf, öffnet das Fenster, ein Auck und auf der Straße liegt die Tasse. Den Bart streicht er sich nun und die klassischen Worte redet er: „Wie meine grobe Hand den Zucker, so hat meine Schnauze Ihre Schale verunreinigt. Geht der Zucker zum Teufel, so muß auch die Schale hinterdrein.“ Spricht's und verschwindet. Säge Hirsch doch, wie herzlich gern auch wir schlimmen Berliner über solche Anekdoten lachen können! Erkennen wir doch auch ein so aufrichtiges, freilich etwas sehr selbstiges Gemüth, gleich dem des Verfassers herzlich gern an, auch da, wo es wie in den „Rustikalischen Reminiscenzen“ von der Leber weg redet, ohne sich um alle Coterieutheile zu kümmern. Noch eine Kleinigkeit; wir haben einen Einwand. Irgendwo im „Staub“ findet Hirsch auch die bekannte Geschichte von der jungen Dame, welche auf die Frage: „Womit handelt Ihr Vater?“ antwortete: „Mit Verstand!“ Nach ihm hätte diese Antwort eine Gräfin R. in Berlin (Unter den Linden Nr. . .) einer Prinzessin gegeben, die jetzt noch etwas mehr als Prinzessin ist. Die hohe Dame hätte mit jener Frage ihre Geringschätzung gegen die zur Gräfin R. avancirte Jüdin ausdrücken wollen. Abgesehen von allen Zweifeln, denen die Anekdote in dieser Fassung unterliegt, hören wir zum ersten male, daß Gräfin R. eine geborene Jüdin sei. Weiß Hirsch dies genau? Und wenn nicht, was ist es mit solchen, den hohen Personen untergeschobenen, der Tendenzmacherei huldigenden Anekdoten?

5. Fliegender Sommer. Leichte Skizzen von Feodor Wehl. Dresden, Reinhold und Söhne. 1862. 8. 22 1/2 Ngr.

„Fliegender Sommer“ ist dieses Bändchen vermischter Aufsätze nur darum betitelt worden, weil es etwa dasjenige enthält, was dem Herausgeber nach einer zehnjährigen Thätigkeit in der Schwüle der Tagesliteratur noch geistig nachgefliegen kommt und sich ihm als nicht völlig interesselos an Haupt und Arm seiner Seele hängt. Es ist eine heiße Beschäftigung: die für Zeitschriften und Feuilletons. Man arbeitet da immer im Staube der großen Heerstraße, im Gewühle der Meinungen und Interessen, im Drängen und Treiben der Zeit. . . . In Wahrheit, nicht ohne Wehmuth läßt sich auf eine journalistische Thätigkeit von zehn verflochtenen Jahren zurückblicken, und wol kann es einem bänken, als träte man aus einem schwülen Sommer in den hellen Herbst heraus, an Arm und Gut nur fliegende Fäden mit sich führend.“

Dieses Wortwort ist unendlich wahr. Nur zu begreiflich ist die Wehmuth des Journalisten, muß er sehen, wie wenig von all seiner Thätigkeit übrig geblieben. Selbst dem schlechtesten Lyriker oder Dramatiker steht der Journalist nach; der Lyriker

oder Dramatiker läßt frischweg Bücher drucken und gelangt, freilich oft ohne Verdienst, doch immer in die Literaturgeschichte; des Journalisten gedenkt fast keiner, wenn er sich von Zeit zu Zeit nicht zusammenrafft und den Markt mit einem Sammelwerke wie dem vorliegenden Wehl'schen bereichert. Wehl dem Journalisten, hat er sich im Treiben der Zeit das Herz für die idealen Reime in der Literatur gleich Feodor Wehl offen erhalten. Ein schöner Zug von Idealismus durchdringt die meisten der kleinen Skizzen, welche den „Fliegenden Sommer“ ausmachen. Die rosige Pietät ist's, mit der Wehl fast überall für das weibliche Geschlecht eintritt. Säge dieser Pietät finden sich in Menge in den Abschnitten: „Mann und Weib in der Literatur“, „Die Kunst im menschlichen Antlitz zu lesen“, „Ein paar Worte über die Kunst Gesellschaften zu geben“, „Ein paar Worte über gesellschaftliche Unterhaltung“, „Aber die Annahme des Grusses, besonders bei Damen“, „Die Frau im Sprichwort“, „Therese“, „Herzogin Helene von Orleans“, „Karl August Wernhagen von Ense“, „Briefe von Wilhelm von Humboldt an eine Freundin“; ja auch in dem kurzen Artikel über die Rachel, „Vom Capitol zum tarpejischen Felsen“ bezieht, finden sich deren, obgleich Wehl keineswegs für die große, jetzt aber bereits trotz ihrer Größe halbvergessene Tragödin zu schmerzen scheint. Weiterhin fährt uns Wehl in den drei Artikeln „Chamfort“, „Marquis von Brunoy“ und „Graf Alfred d'Orsay“ drei Originale der neuern französischen Gesellschaft vor: Chamfort, 1741 in der Gegend von Clermont geboren, vor der Revolution ein talentvoller Dramatiker, auch Mitglied der Akademie, späterhin Parteigänger Mirabeau's und Sieyès und selbstverhänglich ein Opfer der Schreckenszeit; Marquis von Brunoy, Seitenstück zu Marciß, ein Tollkopf, wenn man will, der den Adel aufs beissenste verfluchte, ein Prophet der herankommenden Schreckenswollen, interessant besonders durch sein Ende, über das jede Gewißheit fehlt, ob er 1781 kaum 33 Jahr alt gestorben oder im selben Jahre heimlich in die Bastille geschleppt — eine offene Frage; Graf d'Orsay endlich, Kind unserer Zeit, einer der größten Gelegenheitsmacher des Jahrhunderts, vom Glücke auf Schritt und Tritt begünstigt, bewundert von seinen Zeitgenossen und selbst von Feodor Wehl, bei noch größerem Vermögen vielleicht der erste Räcen der Jetztzeit, ohne die süße Laune der Glücksgöttin vielleicht ebenso gut einer der größten Hochkapler, wie die Geschichte dafür Beispiele genug liefert. Außerdem bleibt uns noch übrig, auf die vier Abschnitte: „Geschichte in den Memoiren“, „Auch Talleyrand hat geweint“, „Ein dunkles Blatt in Victor Hugo's Leben und Gedichten“ und „Stille Gedanken“, vorübergehend hinzuweisen.

6. Skizzen aus Dorpat. Von einem alten dorpater Studenten. Dorpat, Gläser. 1862. 16. 1 Thlr.

Das bescheidene Plätzchen, das diese Skizzen beanspruchen, soll ihnen vollauf werden. Wie möchten wir an ein Buch wol den strengsten Maßstab legen, welches auf der zweiten Seite den Gensurvermerk trägt: „Der Druck wird unter den gesetzlichen Bedingungen gestattet.“ Wie sollten wir uns aber nicht über die deutschen Regungen in den fernern Ostprovinzen freuen, auch wenn diese Provinzen nicht zu unserm großen Vaterlande gehören, gerade weil diese Regungen von uns Deutschen in gemein zu gleichgültig angesehen zu werden pflegen. Schleswig-Holstein meerrumschlungen! schreiben wir alle Tage. Aber die vielen deutschen Elemente in Aurland und Livland verzürzen uns keinen Kummer. So ist's mit uns immer gewesen, auf dem einen Ende wollen wir etwas mit aller Gewalt beizen, und auf dem andern Ende schneiden wir demselben etwas wol gar ein schiefes Gesicht. Und vielleicht sind die Deutschen in Aurland und Livland nicht minder treuere deutsche Brüder als die Schleswig-Holsteiner. Wer weiß, wo das deutsche Element in Sprache und Sitte eifriger und mit größern Opfern anstrebt erhalten wird, ob in Schleswig oder Livland? Was da, schneiden wir doch dem Aschenbrödel im Norden ein schiefes Gesicht! Was ist denn daran gelegen, daß da eine Universität, Dorpat ge-

O doux amour, dont je tiens la mesure
 Entre mes bras, prends de mon sang et de ore,
 Car pour ma sa, mon ame est indigne.
 C'est mon vouloir.

Mon coeur je laisse a tousiours, par droiture,
 A vraye amour, dont je tins la mesure
 A ung par qui je meurs. Je luy pardonne,
 Et du surplus mon ame a Dieu je donne.
 Ma chair aux vers, mes os en pourriture.
 C'est mon vouloir.

Zur Wiedergabe so rührender Herzensgeschichten ist der an sich etwas melancholisch weiche Ton der Rondeaux, besonders wenn sie so zierlich gearbeitet sind wie diese, sehr wohl geeignet. Schließlich bemerken wir, daß, wie wir aus einer Angabe auf dem letzten Blatte ersehen, von diesem hübschen Bändchen im ganzen nur 250 Exemplare abgezogen sind. H. M.

Dramatische Satire gegen die Spielhöllen.

Die Redaction d. Bl. sendet mir unter der Masse von Schriften, die ich behufs der Berichterstattung über die neueste deutsche Dramenliteratur zu erhalten das Glück habe, auch folgendes Werk in vier Lieferungen: „Rien ne va plus. Ein Urepos in vier Abtheilungen“ (Frankfurt a. M., Baist, 1863). Die Handlung spielt, nach einer auf allen vier Heften wiederholten Bemerkung, „in Honlebourg sur l'abime“, d. h. in Homburg vor der Höhe. Das Ganze ist eine in der bittersten Entrüstung gegen die Spielhölle des Hrn. Blanc geschriebene Polemik. In dramatischer Form, d. h. in Dialogen gehalten, kann das Werk, trotzdem daß der Verfasser den Bühnen gegenüber sein Recht vorbehält, doch auf dem Namen eines einheitlichen Dramas keinen Anspruch machen und wird daher am besten mit einigen Worten eingeleitet und außerhalb der eigentlichen Dramenliteratur angezeigt. Nach einer französischen und deutschen Widmung an Francois Blanc in Paris, die in herbster Ironie gehalten ist, folgt in vier Acten eine Reihe von Bildern aus dem homburgischen Leben, die dasselbe als das erste nennen lassen, wofür christliche Leute daselbst zu halten pflegen. Manches bleibt unklar und ist wol bloß dem Eingeweihten verständlich. Wie weit diese Scenen aus der Chronique scandaleuse Homburgs historisch, wie weit erdichtet sind, vermag ich nicht zu entscheiden. Der Schluß des Ganzen, welcher den brennenden Ruf nach Blanc zusammenfügen läßt, verbannt natürlich der Phantasie des Verfassers seine Entschöpfung. Jedemfalls hat das Buch das Verdienst, wieder einmal in neuer Form vor jenen Spielhöllen zu warnen, welche ein Beschluß der Nationalversammlung vernichtet und die Reaction wieder hergestellt hat. August Hennsberger.

Bibliographie.

Alberti, G. C. R., Shakespeare-Album. Des Dichters Werts und Lebensanschauung aus seinen Werken systematisch gesammelt. Berlin, Koberig. 1864. 16. 1 Thlr.
 Alland, M., Die Kinder des heiligen Weistes. Roman. Leipzig, D. Voigt. 1864. Gr. 16. 25 Mgr.
 Armet, M. Ritter v., Maria Theresia's erste Regierungsjahre. 1740—1741. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Mgr.
 Ballantyne, M. M., Der rothe Crich oder: des Ballfahrs letzte Reise. Eine Erzählung aus dem Englischen, in's Deutsche übertragen von J. J. P. Mit 8 colorirten Bildern. Dresden, Reinhold u. Söhne. 8. 24 Mgr.
 Bed, F., Lother und Raller. Ein episches Gedicht. München, Fleischmann. 16. 9 Mgr.
 Benedix, R., Auswahl deutscher Gedichte zum Vortrage geeignet. Mit einer Einleitung über den Vortrag überhaupt und Anmerkungen nebst Anleitung zu jedem einzelnen Gedichte. Leipzig, D. Wigand. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Mgr.

Brown, J., Angelfisches Goldengedicht überlegt von R. Seyne. Hamburg, Schöningh. 12. 18 1/2 Mgr.
 Brandt, A. F., Der Sam, zu Magdeburg. Architektonische und monumentale Beschreibung der Gasse. Mit 20 Abbildungen in Holzschnitt. Magdeburg, Bock. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Mgr.
 Busow, Julie, Das Fräulein finden. Novelle. Hamburg, Reut. 1864. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Mgr.
 Der katholische Charakter der Wiener Universität. Eine Denkschrift der theologischen Facultät. Wien, Mechtharisten-Congregations-Buchhandlung. Gr. 8. 28 Mgr.
 Dumas, J. G., Erinnerung an Coleridge. Kritische Beiträge zu besserer Pflege der Dichtkunst. Nach der französischen Ausgabe übertragen. Leipzig, Gerhard. 1864. 8. 16 Mgr.
 Durch Anzu zur Arone. Eine Erzählung von der Befreiung von „Gott ist mein Heil. Eine Erzählung an der Gegenwart herabgetragen von Pastor C. Steffmann.“ 1. Theil. Halle, Friede. 1864. 8. 27 Mgr.
 Eckardt, L., Vorschule der Aesthetik. 20 Vorträge. Mit 150 Holzschnitten und vielen Musikbeispielen. 1ste und 2te Lieferung. Karlsruhe, Bielefeld. Gr. 8. 18 Mgr.
 Egan, W., Signifische Werke. 2te Ausgabe. Das arme Mädchen oder: die Verlorenen. Englischer Sitten-Roman. Aus dem Englischen überfetzt von J. Morris. Mit 12 Illustrationen. 1ste und 2te Lieferung. Berlin, Reichert u. Zander. Gr. 8. 16 Mgr.
 Eiche, Luise, Heiderose. Eine Erzählung aus dem Frauenleben. Illustriert von J. W. Gumboldt. Bremen, R. H. Langewiesche jun. 1864. 16. 1 Thlr.
 Felder, F. M., Römisch-katholische und das Schwarze Kreuz. Ein Lebensbild aus dem Breitenzerwalde. Bielefeld, G. H. 18 Mgr.
 Finkenstein, R., Dichter und Kerkte. Ein Beitrag zur Geschichte der Literatur und zur Geschichte der Medizin. Mit poetischen Proben und gelehrten Anmerkungen ausgestattet. Berlin, Marquardt u. Verand. 1864. 8. 25 Mgr.
 Flammberg, G., Kurt Berner. Eine Erzählung aus dem Frankenland. Drei Bändchen. Frankfurt a. M., Bräuer. 1864. 8. 2 Thlr. 20 Mgr.
 Friedrich, G., Gertr. Tragödie in fünf Aufzügen. Göttingen, G. H. 16. 20 Mgr.
 Frige, C., Ebe und Fruch. Lebensbilder. Zwei Theile. Wien, Kitzgrub. 1864. 8. 1 Thlr. 24 Mgr.
 Hüflein, W. F., Erinnerungen aus dem Saalfelde. Ein Erzählungen. Hildburghausen, Kesselring. Gr. 8. 10 Mgr.
 Selger, J., Wiener Saiten. Eine Weisung aus dem Kaiserthum. Wien, Kitzgrub. 1864. Gr. 16. 20 Mgr.
 Geschichte des Magdeburgischen Infanterie-Regiments Nr. 10. Zusammengefasst bei Gelegenheit der Feier des 20jährigen Bestehens desselben am 19. November 1863. Mit 8 colorirten Abbildungen. Berlin, H. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr.
 Geyer, H., Geschichte und System der Rechtsphilosophie in Grundrissen. Jambrecht, Wagner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Mgr.
 Großbritannien's Männer aus dem Volke. Göttingen, G. H. 8. 7 1/2 Mgr.
 Helm, Eise, Rosen und Dornen aus einem Leben. Mit 1 Titelkupfer. Berlin, Springer. Gr. 8. 17 Mgr.
 Held, E. F. B., Moderne Evangelisten. Ein Buch zum Frieden, Allen gewidmet, die sich um die Kirche kümmern. Berlin, Schlawig. Gr. 8. 20 Mgr.
 Heyse, F., Gesammelte Novellen in Versen. Berlin, G. H. 1864. 8. 1 Thlr.
 Horn, J., Das Königreich Ungarn, seine Geschichte, Verfassung und seine gegenwärtigen Zustände. Pest, G. H. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Mgr.
 Kämpf, ein Dugend, für Schleswig-Holstein. Göttingen, G. H. (Der Beitrag ist für die Schleswig-Holsteinische Kriegskasse bestimmt.) Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Mgr.

Krabbe, D., Aus dem kirchlichen und wissenschaftlichen Leben Klostros. Zur Geschichte Ballenstedts und des Jahrlingen Krieges. Berlin, Schlawig. Gr. 8. 3 Thlr.

Kreyzig, F., Shaffpeare-Anthologie. Die schönsten und bedeutendsten Schilderungen und Weisheitsprüche aus den Dramen des Dichters. Biographisch eingeleitet und herausgegeben. Mit 32 Illustrationen von Karl Winkler. Hamburg, Vereinsbuchhandlung. 1864. Gr. 16. 3 Thlr.

Krones, F. X., Abriss des Geschichtslebens der deutsch-österreichischen Ländergruppe in seinen wichtigsten Grundlagen vom 10. bis 16. Jahrhundert. Ein Versuch. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Kühne, G. L., Beiträge zur Geschichte der Entwicklung der sozialen Zustände der Stadt und des Herzogthums Gotha während des letzten Jahrhunderts. Gotha. 1862. Hoch 4. 3 Thlr.

Ladenborff, G., Militärische Zeit- und Charakterbilder. Leipzig, Magazin für Literatur. Gr. 8. 27 Ngr.

Lieder und Balladen. Neue Sammlung von Original-Verträgen. Herausgegeben von der Breslauer Dichterschule. Breslau, Watuschke u. Berendt. 1864. 8. 1 Thlr.

Linbau, P., Aus Genuen. Eine Sommerreise. Düsseldorf, Schaub. 1864. 8. 1 Thlr.

Loen, A. Grelh. von, Bühne und Leben. Roman. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lorenz, D., Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert. 1ter Band. Die Zeit des großen Interregnums mit besonderer Rücksicht auf Oesterreich. Wien, Braumüller. Gr. 8. 3 Thlr.

Lorenz, Hieronymus, Gabriel Selman oder ein kleiner deutscher Fürstenthum. Roman. Zwei Bände. Wien, Kersch. 1864. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Löwe, G. M., Biblische Studien. 1tes Heft. Beiträge zum Verständnis des Propheten Hosea. (Näherlich als Charakteristik moderner Erregung.) Berlin, Gehr. Gr. 8. 9 Ngr.

Mandelstamm, L. J., Das Hohelied metrisch überführt und neu erklärt. Berlin. 1862. Hoch 4. 15 Ngr.

Mann, Die Unschuldigen auf dem Schafotte. Schaufel in drei Akten. Braunschweig, G. C. C. Meyer sen. 8. 22 1/2 Ngr.

Melena, Elpis, Garibaldi im Barignano 1862 und auf Caprera im October 1863. Leipzig, D. Wigand. 1864. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Metzville, G. J. W., Kate Coventry. Roman. Aus dem Englischen von Marie Scott. Leipzig, Voigt u. Günther. 8. 25 Ngr.

Metz, P., Goethe als Erzieher. Lichtbilder aus seinen Werken. Ein Handbuch für Haus und Familie. Leipzig, Brockhaus. 1864. 8. 1 Thlr.

Mikolowska, Angelika v., Der Firtenladner. Eine Dorfgeschichte. Berlin, Nicolai. 1864. 16. 25 Ngr.

Mommson, T., Zeitser Ostertafel vom Jahre 447. Mit 2 Tafeln. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 18 Ngr.

Novellen-Bibliothek. Sammlung auslesener Romane und Novellen. Unter Mitwirkung von G. Fries, St. Graf Grabowski, Bernd von Gusek, G. Willkomm u. Sechs Bände. Bodenheim, J. Strauß. Gr. 16. 3 Thlr.

Oettinger, G. M., Die Gräfin von Rielmannsberge und ihre geheimen Beziehungen zum Kaiser Napoleon I. Vorläufer zu dessen dreibändigem Roman: die Gräfin von Rielmannsberge. 2te Auflage. Dresden. Gr. 8. 5 Ngr.

Olfers, Maria v., Herr Mops. Ein Märchen. Berlin, Kohn u. Comp. Da. gr. 4. 1 Thlr.

Pfaff, J. G., Ueber das Wesen und den Umfang der Toleranz im Allgemeinen und der christlichen Toleranz ins Besondere. Gassel, Krieger. 1864. Gr. 8. 25 Ngr.

Pichler, Louise, Die Kaiserbraut. Roman. Zwei Bände. Leipzig, Grunow. 1864. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Rafsch, G., Dunkle Häuser und Straßen in London. 1ter Band. Littenberg, Herroff. 8. 15 Ngr.

Ratmer, F. v., Handbuch zur Geschichte der Litteratur. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1864. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Reichenau, M., Aus meinem Leben. Bilder aus dem Jugend- und Familienleben. Drei Abtheilungen. Leipzig, Grunow. 1864. 16. 2 Thlr. 18 Ngr.

Reinholden, Fragmente eines Tagebuches. Wien, Seitzler. 1864. Gr. 8. 2 Thlr.

Reynolds, G. M. M., Dunkle Wege oder die Karriere des Lektors. Ein Sittenroman aus Londons Leben in zwei Abtheilungen. 1tes bis 5tes Heft. Berlin, Reichardt u. Comp. 1864. Gr. 8. 3 Ngr.

Rosen, L., Damals. Novellen aus den Befreiungskriegen. Breslau, C. Neumann. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Rupprecht, D., Selbst und Geist. Roman aus dem amerikanischen Leben. Berlin, J. Dunder. Gr. 16. 12 Ngr.

— Südwest. Erzählungen aus dem deutsch-amerikanischen Leben. Berlin, J. Dunder. Gr. 16. 16 Ngr.

— Zwei Welten. Roman. Berlin, J. Dunder. Gr. 16. 16 Ngr.

Scheffer, R., Weihnachts-Album deutscher Dichter. Eine Festgabe zur Christbescherung. Glogau, Flemming. Gr. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Schmittau, F. v., Der Socialismus und seine Propheten. Kurz zusammengefasst. Berlin, Wm. Gr. 8. 5 Ngr.

Seeger, F., Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart, Schweizerbart. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Biblische Studien. (Von L. J. Mandelstamm.) Zwei Bände. Berlin. Gr. 8. 5 Thlr.

Sanber, F., Erinnerungen an Linbau und den Bodensee als malerische, anheimelnde Blauland mit ihren sanften Geländern in einer Reihe Gedichte. Mit einer Ansicht von Linbau. München. 16. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Dies Buch ist verboten! Flugschrift an die Genossen der konstitutionellen und Fortschritts-Partei. Berlin, Fajlsch. Gr. 8. 4 Ngr.

Canada mit besonderer Rücksicht auf dessen Kolonisation nach den gegenwärtigen Verhältnissen geschildert. Leipzig, Wagner. 1864. Gr. 8. 6 Ngr.

Drechsler, A., Die Philosophie im Cyclus der Naturwissenschaften. Vorwort zur Eröffnung des naturwissenschaftlichen Cyclus in Dresden. Dresden, Kuntze. Lex.-8. 5 Ngr.

Deutsche Redheit und deutsche Schwäche. Ein Nachruf an das deutsche Volk. Zum 18. October 1863. Coburg, Streit. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Reife Gr. Excellenz des Kriegs- und Marine-Ministers Herrn v. Roon durch die Grafschaft Ravensburg im Juli 1863. Berlin, Fajlsch. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Ufinger, Kurze Geschichte des Freiheitskrieges von 1818. Zur rechten Würdigung der wahren Bedeutung dieser Kämpfe. Coburg, Streit. Gr. 8. 5 Ngr.

Das deutsche Volk und das österreichische Ministerium. Von einem Großdeutschen. Frankfurt a. M., Keller. 1864. Gr. 8. 2 Ngr.

Wirth, M., Die Arbeiterfrage. Frankfurt a. M. Expedition des „Arbeitgeber“. Gr. 8. 5 Ngr.

Zingerle, L., Die Sagen von Margaretha, der Maultasche. Erinnerungsgabe zum 29. September 1863. Innsbruck, Wagner. 8. 8 Ngr.

Zur Erinnerung an den selig entschlafenen Ernst Friedrich Hinf, Dr. der Theologie und evangelischem Hausgeistlichen zu Illenau im Großherzogthum Baden. Heidelberg, R. Winter. 8. 4 Ngr.

Anzeigen.

Globen und Instrumente

des

Polytechniker Brandegger in Elwangen,

von F. A. Brockhaus in Leipzig durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Erdglobus

von 12 Zoll Durchmesser und fünf Farben mit messing-
nem Halbmeridian und Stundenring, auf polirtem Fuß-
gestell. 4 Thlr. 17 Ngr.

(Für sorgfältige Verpackung werden 18 Ngr. berechnet; die Fracht hat
der Besteller zu tragen.)

Im Vergleich zu andern Globen ist der Brandegger'sche
Erdglobus um die Hälfte billiger, während er sich zugleich auch
durch sorgfältige und saubere Ausführung, wie durch elegantes
Aeußere auszeichnet.

Kinderglobus.

Preis auf polirtem Fuß mit Verpackung 26 Ngr., per
Duzend mit Rabatt.

Ein 4 Zoll im Durchmesser haltender in Farben ausge-
führter Erdglobus in anschaulich instructiver Weise. In den
Ertheilen sind die denselben entsprechenden Menschenrassen,
Thiere und Pflanzen, auch Seeungeheuer eingezeichnet. So an
die Geographie, Naturgeschichte und Ethnographie sich anreihend,
verbindet derselbe sanft und angenehm den Ernst mit dem
Spiele, das Nützliche mit dem Unterhaltenden. Ein Bogen
Text behandelt auf kindlich anziehende Weise das Wissenswür-
digste der mathematischen und physischen Geographie und dient
den Aeltern und jedem Kinderfreunde als belehrender Fingerzeig.

Sextant

zur Stellung der Uhren nach der Sonne.

Vierte, mit den Tafeln des 46. bis 54. Breitengrades (Mal-
land bis Schleswig) vermehrte Auflage, nebst 12 Tabellen,
einer Belehrung und einem Kärtchen.

In Messing 2 Thlr. 10 Ngr; in Holz 1 Thlr. 10 Ngr.;
Taschen-Sextant 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses einfache, zur Messung von Sonnenhöhen sehr prak-
tisch eingerichtete Instrument ist wol unbedingt das bequemste,
brauchbarste und billigste Mittel für jedermann, öffentliche und
Privatuhren bis auf die Minute genau nach mittlerer Zeit fast
ohne alle Rechnung stellen und in richtigem Gange erhalten zu
können.

Brockhaus' Weihnachtskatalog für 1863,

ein wegen seiner Reichhaltigkeit an gebiegenen Werken
besonders zu empfehlender Rathgeber bei der Wahl
literarischer Festgeschenke,
ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Eine Weltreise

um die nördliche Hemisphäre

in Verbindung

mit der Ostsibirischen Expedition in den Jahren 1860 und 1861.

Von Wilhelm Heine.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Den schon von andern Mitgliedern der preussischen Expe-
dition nach Ostasien veröffentlichten werthvollen Berichten über
dieselbe tritt das vorliegende Werk des bekannten Reisenden
Wilhelm Heine, welcher der Expedition als Zeichner beige-
geben war, würdlig zur Seite. Es besteht aus einer Sam-
lung von Reisebriefen, die sich durch Frische und Unmittelbar-
keit der Beobachtung auszeichnen, und umfaßt nicht blos des
Verfassers Aufenthalt in China und Japan, sondern gibt auch
neue interessante Schilderungen von seinen Erlebnissen in Ägyp-
ten, Ceylon, Californien und den Vereinigten Staaten bis zu
seinem Wiedereintritt in die Arme der nordamerikanischen Union.

In demselben Verlage erschien:

**Die preussische Expedition nach China, Japan und
Siam** in den Jahren 1860, 1861 und 1862. Rei-
sebriefe von Reinhold Werner, Lieutenant zur 1. Ge-
l. Klasse. Mit sieben Abbildungen in Holzschnitt und einer
lithographirten Karte. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.
20 Ngr.

Der berühmte Reisende J. G. Kohl äußert sich in den
„Göttingischen gelehrten Anzeigen“ überaus lobend über das
Werk, welches seine Aufgabe, das große gebildete deutsche Publi-
kum mit den Resultaten einer der interessantesten deutschen Ex-
peditionen der Neuzeit bekannt zu machen, in ganz ausgezeich-
neter Weise gelöst habe. Er sagt unter anderem: „Der Stil
und die Darstellungsweise des Werks ist im besten Sinne des
Worts populär, klar, einfach, bündig und würdevoll. Der Ver-
fasser fesselt und belehrt seine Leser sozusagen bis zum letzten
Worte seines vortrefflichen Werks, das man, wie wir es sehen,
als ein Modell und Muster eines populären Reise-
berichts betrachten darf.“

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirtes Haus- und Familien-Verikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

Dieser alphabetische Hauschat aller für das tägliche Leben
wissenswerthen Kenntnisse, die neuesten auf das Hauswesen be-
züglichen Erfindungen und Verbesserungen in übersichtlicher Voll-
ständigkeit enthalten, mit zahlreichen erläuternden Abbildungen,
verdient in jeder Familie Eingang zu finden. Das bestmög-
liche Erscheinen erleichtert die Anschaffung des Werks.

In allen Buchhandlungen werden nach Unterzeichnungen
angenommen.

Vollständig in 60—80 Heften oder 6—8 Bänden.

Preis des Heftes 7 1/2 Ngr., des Bandes geheftet 2 Thlr. 15 Ngr.,
gebunden 2 Thlr. 24 Ngr.

besonders von Schöll, Diezmann u. s. w., wie schon früher von dem Kanzler Müller und andern Augenzeugen seines Wirkens thatsächlich nachgewiesen worden ist, in seiner Stellung trotz aller ihm in den Weg gelegten Hindernisse für das weimarische Ländchen, seine praktischen Verdienste, sehr Gemeinnutz, namentlich aber seine wissenschaftlichen Institute und Kunstanstalten aufs segensreichste gewirkt und seinen großherzoglichen Freund von manchen bedenklichen und kostspieligen Liebhabereien möglich zurückgehalten und höhern Zwecken geneigt gemacht hat, das wurde nicht weiter in Betracht gezogen. Daß besonders sein Einfluß und seiner unermüdblichen Thätigkeit die Universität Jena ihre höchste Blüte verdankte, dagegen verschloß man absichtlich seine Augen. Weil er die ihn überlaufenden Besucher, insofern sie unbedeutende Menschen waren und ihn nur als die größte Merkwürdigkeit Weimars in Augenschein zu nehmen kamen, durch ein gravitätisches stiefes Wesen von sich fern zu halten suchte, darum war er ein Aristokrat und Egoist; daß er aber jedes wahre Verdienst hoch achtete und förberte, daß er sich gegen viele Personen wohlthätig bewies (denn „edel sei der Mensch, hülfreich und gut“), daß er eine große Anzahl von jungen Dichtern, diese namentlich durch die Bereitwilligkeit, womit er ihre Dramen, oft nur Versuche, zur Aufführung brachte, daß er Künstler und junge Gelehrte in jeder Weise unterstützte oder ihre Anstellung bewirkte, das wußte man nicht oder vielmehr man wollte es nicht wissen. Daß er der Ansicht huldigte, die Deutschen sollten sich vorzugsweise zu Menschen und nicht zu Politikern ausbilden — eine Ansicht, durch die er ihnen doch eigentlich die Fähigkeit zu dem Höchsten und Größten, was je ein Volk sein oder werden kann, zuerkannte —, das zog ihm den Vorwurf zu, daß er ein Vaterlandsfeind sei. Weil er in einigen Dramen und Dichtungen einige Personen auftreten ließ, die das Leben etwas leichter und bequemer nehmen, als es dem moralischen Rigoristen erlaubt scheinen mag, darum war er frivol, obgleich derselbe frivole Mann zugleich die keuschesten Geblirte, eine „Tugendgenie“, einen „Torquato Tasso“, „Hermann und Dorothea“ u. s. w. schuf und sich während seines ganzen Lebens aufs ernstlichste mit der Erforschung der Natur, des menschlichen Daseins und des göttlichen Urwesens beschäftigte. Weil er auf einem höhern und freieren Standpunkt stand als die Orthodoxen, nannte man ihn unchristlich und irreligiös, obgleich er vielfach und wiederholt seine höchste Achtung vor den Segnungen des positiven Christenthums ausgesprochen hat und ein durchaus religiöser Zug in seinen erhabensten Dichtungen nicht zu verkennen ist. Weil er dieses oder jenes junge Mädchen, dem er als Student den Hof machte, nicht ehelichte — ein Verbrechen, das er mit hundert andern jungen Leuten und namentlich Studenten theilt —, darum nannte man ihn selbstsüchtig und treulos und grausam gegen das weibliche Geschlecht. Er war so uneigennützig, daß er viele Posten, die andere Staatsdiener aus den öffentlichen Fonds zu bedien für ganz in der Ordnung hielten, aus eigenen Mitteln bestritt; aber Goethe hat — man hört — ge-

stohlen! Ja, gestohlen! Man hat ihn dessen wirklich beschuldigt. Wir erinnern uns nicht mehr genau an die Einzelheiten des Factums; kurz, er hat einmal eine Platinastange, die ihm, wir glauben von seiten der russischen Regierung, zu einem naturwissenschaftlichen Zweck geliehen worden, auf so and so viele Jahre zurückgelassen oder abhandelt wohl nicht wieder herausgegeben. Sicherlich, es wäre vielen eine Seelenfreude gewesen, wenn Goethe deshalb in Untersuchung gezogen oder wol gar zum Zuchthause verurtheilt worden wäre.

Und was waren und sind seine Verdienste und seine Tugenden? Da ist der beschränkte pietistische Landgeistliche Buxtehude, da ist Koberue, der in einem Aufsatze des „Freimüthigen“ (1806, Nr. 223) sogar nachzuweisen suchte, daß „Herr von Goethe kein Deutscher versteht“; da ist der Buchhändler Vogel, der mit schlechten Dichtern und einer angelich unsehbarer wirkenden Zahnleiste handelte und unter der angenommenen Maske eines Engländers (Fr. Schreyer) eins misrathete: Goethe gegen Goethe losließ; da ist Menzel und seinesgleichen; da ist der ultramontane Klopffechter Sebastian Brunner, der zwar die Großartigkeit der Goethe'schen Dichtungen unangefochten läßt, ihn aber als Menschen „jämmerlich“, „gemein“, „neidisch gegen jeden, von dessen Talent er für sein Glorie Besorgniß hegte“ (auch gegen Schiller?) und „Arthast undankbar“ nennt. Und mit solchen Menschen waren in neuester Zeit sogar Karl Grün, der Goethe gegenständig einen „großen Verbrecher“, einen „Beleidiger der majestas humana“ nennt, und Arnolt Ruge Thut. Man erinnert sich, mit welcher erstaunlichen und nicht genug anzuerkennenden Naivität letzterer erzählt, wie die jenseitigen Durschen diesen „unterhängigen Knecht und ärmlichen Hölbling“, diesen Goethe öffentlich verspotteten, ihn zur „Bleiweiße ihrer Wägen“ machten (die gewiß zu den schlechtesten ihrer Art gehört haben werden), ihn ein Vereat brachten, wiederholt unter sein Fenster fahren und ihn höhnisch heraustriefen. Nun, wenn Ruge durchs Lust hat, sich und seine ungezogenen Jugendgenossen, dieses „nachwachsende ernstere Geschlecht“, wie Ruge sich und die Seinen nennt, durch solche Gefändnisse zu prestilitzen, so können wir nichts dagegen haben, ja wir können ihm dafür nur dankbar sein, weil wir nun doch wissen, was wir von diesem pietätlosen und böstigen „nachwachsenden ernstern Geschlecht“ in Bezug auf humanen Bildung zu erwarten haben. Wir sind ihm für diese Mittheilungen dankbarer, als Ruge gegen Goethe, dessen „Faust“, nach seinem eigenen Geständniß, er und seine Genossen damals „eifrig studirten“. Viel mehr diese Jünglinge allerdings aus diesem Studium des „Faust“ für ihre höhere Gefittlung und Ver menschlichung nicht gewonnen zu haben. Vielleicht respectirte Goethe die jungen Bötter nicht so wie sie wünschten und verlangten; leider aber thaten sie von dem, was ihnen die Achtung eines Goethe hätte gewinnen können, gerade das Gegentheil, wie wir aus oben erwähnten Streichen sehen können. Schwerlich würde sich die sogenannte gebildete Jugend irgendeines andern Landes gegen einen Mann,

Wie wie Goethe zu den größten Helden der Nation, ja der gesamten Welt gehörte, sich dergleichen Angelegenheiten herausgenommen haben.

Vor uns liegt ein kleines in Guben gedrucktes und verschlenenes Schriftchen: „Warum ist nicht Goethe der Wahlverwandter des deutschen Volks geworden? Vortragen bei der Schiller-Feier am 10. November 1860 im Handwerkerverein zu Guben“ von F. W. Remmle, worin Goethe gleichfalls beschuldigt wird, der Liebe gegen die Mächten und das Vaterland unfähig gewesen zu sein, er habe über beide, z. B. in „Hermann und Dorothea“, nur schöne Worte machen können, ohne etwas dabei zu stiften (eine feivole Behauptung, wie jede, die nicht bestritten werden kann), seine, wie der Verfasser allerdings zugibt, „ursprünglich echt deutsche Natur“ sei durch eine „oberflächliche, zerstreute Erziehung“ und schon in Strassburg (im Umgang mit Herder, mit Jung-Stilling, mit dem höchst würdigen Actuar Salzmann?) „durch sein gemüthliches, an französische Privatsittlichkeit grenzendes Leben geschwächt und geschwächt“ worden, in seinen „Wahlverwandtschaften“ sei „irgendeine Rücksicht auf Sitte und Sittlichkeit selbstverleumdend nicht zu erwarten“, er sei ein bloßer „Schauspieler, den wir jeden Abend in einer andern Rolle bewundern“, die herrlichen Worte, die Goethe an Schiller's Tod knüpft: „Er hat als Mann gelebt und ist als Mann von hinnen gegangen. Nun entsteht er im Andenken der Menschheit von Vortritt als ein ewig Thätiger und Kräftiger zu erscheinen; denn in der Gestalt wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten“, werden „rhetorisch gewählte“ Sätze genannt u. s. w. So werden die konklüsigen Aburtheile nun schon in den Schöen der Handwerkervereine getragen. Und im Widerspruch mit dem allen gesteht der Verfasser, dessen Schrift übrigens sonst ganz gut geschrieben ist, denn doch, er bewundere Goethe's eminente Vorgänge, er lese ihn täglich, ferne von ihm und erfreue sich an ihm. Und doch gegen einen Dichter, den man täglich liest, an dem man sich erfreut, von dem man lernt, diese Undankbarkeit, diese Verblendung, diese Parteilichkeit! Solche Leute, die höchst geflissentlich immer nur Goethe's Schwächen oder was ihnen an ihm als schwach erscheint hervorheben, muß man an Goethe's schönen Ausdruck erinnern, daß Schwächen und allen gemeinsam, Tugenden aber unser eigener Gewinn und Besitz seien.

Glücklicherweise blieben Menzel-Brunner'sche Comorien, Buchhändler'sche Wettstreite, Kropf'sche Reichthümer, Kluge'sche Jugendgenossenschaften und deutsche Handwerkervereine nicht das europäische Forum. Vor diesem hat Goethe eine ganz andere Stellung; vor diesem gilt er als der Hauptrepräsentant des deutschen Geistes und der deutschen Literatur, mindestens in England und Frankreich, weniger vielleicht in den übrigen romanischen Ländern, z. B. Italien, und bei den meisten slavischen Nationen, denen Schiller, jenen wegen seines Pathos, diesen wegen seiner sentimentalen Schwärmerei mehr zuzufügen scheint. Wir können zwar auch selbst in England, wo man den „Baust“, das eigentliche moderne Weltge-

richt, bereits in mehr als dreißig Uebersetzungen lesen kann, auf sehr abfällige Urtheile über Goethe als Mensch, wenn auch fast niemals als Dichter; auch hier findet man ihn wol den „arch immoralist“, den „high-priest of intellectual self-worship“ u. s. w. genannt; aber das ist meist nur der Widerhall der frivol-sanatistischen Beh- und Zertarfe, welche Deutsche selbst über Goethe ausgestoßen haben, Deutsche, die Goethe's Schriften zu verstehen unfähig sind oder, weil ihnen irgendeine einseitige Tendenz über alles humane Wirken und großartig dichterische Schaffen geht, nicht verstehen wollen, und die nebst dem von Goethe's Leben und praktischem Wirken nur die oberflächlichste Kenntniss haben; denn die Unkenntniss über letzteres ist, trotz allem, was in Deutschland über Goethe geschrieben worden und noch wird, im deutschen Heimlande ganz erstaunlich verbreitet, und sie wäre ganz unbegreiflich, wenn man nicht annehmen müßte, daß die geschnorenen Gegner Goethe's sein Leben und Wirken wie seine Schriften nicht gründlich kennen lernen wollen, um sich nicht doch zuletzt aufs tiefste beschämt und gedemüthigt zu fühlen. Aburtheilen über jemand läßt sich freilich am besten, wenn man ihn nicht kennt, noch kennen zu lernen sich Mühe gibt. Glücklicherweise haben namentlich die Engländer Carlyle und Lewes und der Nordamerikaner Emerson ihren Landsleuten reinere Begriffe über Goethe beizubringen gewußt; sie betrachten ihn nicht als den Hohepriester der Unsitlichkeit und der Selbstsucht, sondern als den Hohepriester der Humanität, als den größten Kulturbichter der modernen Welt. „Ganz ohne allen Zweifel“, hieß es jüngst in „Illustrated London News“, „ist Goethe der größte Mann in der modernen europäischen Literatur. Kein Mensch seit Shakespeare hat einen so großen Einfluß geübt und es gibt kaum einen gebildeten Menschen, welcher Goethe nicht direct oder indirect zum Dank verpflichtet ist.“ Unzähligemal findet man jetzt in englischen sowohl als französischen Schriften und Zeitschriften Goethe als Autorität angeführt und selten ist von deutscher Literatur die Rede, ohne daß auch seiner gedacht wird. Was will es dagegen bedeuten, wenn man in Deutschland selbst von gewisser Seite ihn zu verunglimpfen fortführt oder, wenn dies überhaupt möglich wäre, selbst seinen Namen aus dem Gedächtniß der Mitlebenden zu verbannen sucht?*)

Eine besondere Anerkennung widerfuhr Goethe noch zuletzt im Auslande durch die zehnbändige französische Uebersetzung seiner sämmtlichen Werke von Jacques Porchat („Oeuvres de Goethe, traduction nouvelle“, Paris 1860—63), wie sie auch fast gleichzeitig seinem Freunde und Mitbewerber um die Dichterpallme, Friedrich Schiller,

*) Auch in Spanien findet Goethe gegenwärtig immer mehr Anerkennung; unter anderem hat, wie wir in der weiter unten besprochenen Carus'schen Schrift über Goethe lesen, J. Ganz del Rio, der Uebersetzer und Deutschlehrer mehrerer philosophischen Werke Krause's und des „Lehrbuch der Philosophie“ von Georg Hegel (vgl. in Nr. 24 d. Bl. f. 1862 die Notiz „Deutsche Philosophie in Spanien“) in neuerer Zeit auch treffliche spanische Uebersetzungen Goethe'scher Dichtungen erscheinen lassen, welche sich durch Mithilfe von Dicksomey immer weiter verbreiten.

durch die französische Uebersetzung seiner Werke von A. Regnier zu Theil geworden ist. In der Vorrede bemerkt Goethe sehr schön:

Wohl kannte ich den Spruch des Horaz, der uns, ehe wir Laßen auf uns nehmen, befehlt zu prüfen, was unsere Schültern zu tragen vermögen; doch für große Unternehmungen ist ein wenig Keckheit zu Anfang oft nothwendig. Jetzt da ich am Ende meiner Aufgabe stehe, erkenne ich darüber, daß ich gewagt habe anzufangen. Was mich entschuldigt, ist vor allem das unvergleichliche Verdienst des Schriftstellers, in dessen Gesellschaft ich zu leben berufen war. Die Aussicht, einem Dichter, der mich von jeher gefesselt hatte, in seiner glorreichen Entwidlung zu folgen, übte einen unwiderstehlichen Reiz auf mich aus, und von der ersten Stunde an bis zu der, in welcher ich dies schreibe, von dem Augenblick an, als ich, am Anfang meiner Arbeit, von dem schmerzlichen Verlust betroffen wurde, habe ich in meinem Beruf als Uebersetzer viel Besseres gefunden als eine literarische Zerstreuung: Goethe hat mich gestärkt, er hat meine Gedanken zu den höhern Sphären gehoben, in denen der Friede wohnt, und oft auch der Trost. In der That, Goethe wirkt aufs wohlthätigste auf jeden, der ständig bei ihm einkehrt und ihn ernstlich zu verstehen strebt; man gibt sich willig dem Reiz hin, den das Zusammenleben mit einem solchen Genius auf uns ausübt. Der Eindruck, den er auf uns macht, gleicht dem des unendlichen Alls der Natur. Selten erreichen wir die Grenzen seiner Gedanken; wir träumen bei ihm ebenso viel als wir können. Er eröffnet dem Geiste Ausichten ohne Ende; er läßt aus jedem Gegenstande der Betrachtung eine Fülle der fruchtbaren Gedanken sprossen, und scheint doch seine Lust daran zu haben, uns denselben als unerschöpflich darzustellen; kein Schriftsteller weckt in uns mit größerer Gewalt das Gefühl des Unendlichen.

In Deutschland ist nun zwar jene Periode stürmischer Aufregung, jene Zeit der politischen hohen Flut eingetreten, wo, wie der ruhig blickende und die Natur seiner Landsleute genau kennende Goethe selbst voraus sagte, Schiller und nicht Goethe der Mann des Volks ist; doch auch in Deutschland selbst zählt Goethe eine Menge treuer Anhänger, welche fortfahren, aus Goethe's Schriften Belehrung, Stärkung, Erhebung und Lebenskenntniß zu schöpfen und dabei die Wahrnehmung und Behauptung Thomas Carlyle's, daß man in Goethe's Schriften finde, „was jeder zum Leben bedarf“, daß in ihnen „eine neue Zeit, die Vorausverkündigung und das Beginnen einer neuen Zeit“ athme, vollkommen bestätigt finden. Darin gleicht Goethe dem ihn in anderer Hinsicht, in der engeren Sphäre eines dramatischen Dichters überragenden Shakespeare, daß es kaum eine wichtige Lebensfrage, eine höhere menschliche Angelegenheit gibt, über die sich bei ihm nicht irgendein treffender Ausdruck fände, nur mit dem Unterschiede, daß Goethe zwar so gut wie Shakespeare die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur kannte und an sich selbst erfahren hatte, daß er sich aber mit ihr allerdings leichter und bequemer abfand. Beide streben demselben Ziele, der Humanisirung des Menschengeschlechts zu, aber Shakespeare als heroischer rücksichtsloser Kämpfer gegen menschliche Laster und Gebrechen, Goethe als Beschwichtiger und Friedensstifter. Goethe gießt Del in die Wunden, wo Shakespeare ägende Mittel angewendet haben würde, und während dieser mit Vorliebe in den Nachseiten des Menschenlebens und Menschenthums wühlt, läßt zwar Goethe diese nicht unberührt,

sucht ihnen aber soviel oder sobald als möglich eine lichte Seite abzugewinnen und selbst über die tragischsten und erschütterndsten Scenen einen Hauch von Anmuth und Milde zu verbreiten. Aber dieselbe Ansicht von der höchsten Aufgabe der Kunst (mit Goethe zu sprechen, die Aufgabe, „durch den Schein die Täuschung einer höhern Wirklichkeit zu geben“, oder mit Shakespeare zu sprechen: „die Natur zu veredeln und dem Leben lebendvollere Züge zu verleihen“), Forschungstrieb, Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit gegen sich und die Menschen sind ihnen beiden eigen, und das Flitterwerk der bloßen Phrase, die dem Ohre der Menge so viel zu sagen scheint und dem logischen Verstande wie dem Herzen doch nichts sagt, haften und vermieden beide in gleichem Grade. Beide gehören derselben höhern Ordnung menschlicher Wesen an, nur schuf, dachte und dichtete Goethe als gebildeter weltbürlich geistnater Deutscher und als ein unbefangenes Kind der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts; mit ihm beginnt die Periode der eigentlichen Modernität, des modernen Eklekticismus, der aber bei ihm in seiner höchsten Reinheit und künstlerischen Vollendung, als sein und harmonisch gegliederter, in sich einiger und von dem Geist des Wahren und Schönen durchdrungener Organismus erscheint, während er bei andern nur zu leicht das unbefriedigende Aussehen eines auseinandergefallenen, disharmonischen Wesens hat.

Wie sehr nun die auf öffentliche Schaustellungen ganz Verzicht leistende deutsche Goethe-Gemeinde — und es freut uns, unter ihr auch auf einen aus dem Volke hervorgegangenen, autodidaktisch gebildeten, braven Mann, den Fabrikanten Moritz Müller in Pforzheim, als eins ihrer thätigsten Mitglieder hinweisen zu können — darauf bedacht und beflissen ist, die Erkenntniß der so vielseitigen Bestrebungen und Leistungen ihres verehrten Lehrers und Vorbildes, seines Geistes und Wesens zu fördern, das beweisen die in den letzten Jahren erschienenen, zum Theil schon früher besprochenen, zum Theil in gegenwärtigem Aufsatz anzuzeigenden zahlreichen Schriften über Goethe, denen sich auch noch die weiter unten unter der Rubrik „Für Christgeschenke“ erwähnte „Goethe-Galerie“ anreihet. Zugleich müssen wir ihnen meisten Verfassern nachrühmen, daß sie sich nicht mehr die mancherlei Mißgriffe zu Schulden kommen lassen, durch welche frühere Lobredner Goethe's seinem Ansehen mehr schaden als nützen. Diese Mißgriffe bestanden in einer zu weit und auf Kosten anderer Berechtigter, besonders auch Schiller's, getriebener, bis zur Anbetung gesteigerten einseitigen Verehrung, die sich selbst bis auf Goethe's Leichtigkeit erstreckte, so daß man sich darin gefiel, ihn bald mit dem belvederischen Apollo, bald mit dem olympischen Jupiter zu vergleichen; in der Devotion, womit man auch seine mittelmäßigen Producte als untadelhafte Meisterwerke pries und in jedem seiner leicht hingeworfenen Aussprüche einen tiefkönnigen Orakelspruch erblicken wollte, und in der absichtlichen Blindheit gegen seine mancherlei menschlichen Schwächen, deren er auch wie jeder Mensch hatte und unter denen seine oft belächelte steife und ceremonielle

einer Kunst von einem Professor geschaffen sei, oder von einem außerhalb der Kunst Lebenden, um danach den Werth oder Unwerth zu bemessen? Dasselbe kann man auch in Bezug auf Schriften und Bücher sagen; es wird eine Zeit kommen, wo man nicht danach fragen wird, ob ein jetzt erschienenes Buch aus den Kreisen der künftigen Bekehrsamkeit stammt und dadurch, daß es die Professorsignatur an der Stirn trägt, gegenwärtig in diesen Kreisen die Approbation erhalten hat.

Der Herausgeber berichtet, nachdem er seine allgemeinen Bemerkungen vorausgeschickt, sodann historisch über Goethe's Kunstübungen im väterlichen Hause bis zu seinem Abgange nach der leipziger Unversität, über Goethe's Kunstübungen in Leipzig unter des Malers Deser Leitung, über seine Zeichen- und Radirversuche in Frankfurt nach seiner Rückkehr von der Unversität, wobei ihm sein Vater mit seinem Rath zur Hand ging. Wenn es Goethe auch bei diesen Versuchen nicht über einen anständigen und vielleicht selbst geistvollen Dilettantismus hinausgebracht hat, so lernte er doch dabei die Natur mit einem Künstlerauge zu betrachten, was ihm dann später sowohl als Dichter wie als Aesthetiker und Kunsttheoretiker wesentlich zu statten kam. Dann schilbert Schuchardt, etwas kurz, die Eindrücke, welche in Strassburg der Mänsler und die nach Rafael'schen Zeichnungen gewirkten Tapeten auf Goethe machten, ausführlicher und mit Goethe's Worten die Eindrücke, die er auf der Rückreise von den plastischen Werken im Antikensaal zu Manheim erhielt. Das folgende längere Kapitel ist Goethe's in Beziehung auf Kunst allerdings wenig bietendem Aufenthalt in Weimar, seiner Rheinreise, seiner Schweizerreise im Jahre 1775 u. s. w., das folgende seinen Kunstbestrebungen in Weimar gewidmet. Wir gehen hier nicht auf Einzelheiten ein, wir bemerken nur im allgemeinen, daß man dreist behaupten kann, Goethe habe zu allem, was im Laufe der Jahre in Weimar für Kunst geschehen ist, den eigentlichen Grund gelegt. Schuchardt bemerkt in dieser Hinsicht unter anderem:

Eine andere Seite seiner Thätigkeit entwickelte Goethe in Weimar durch Anregen und Beleben des Kunstinteresses. Wer mit ihm in Verbindung trat, wurde von seiner Leidenschaft dafür mit fortgerissen. Namentlich war es Karl August, der eine solche eingehende tiefe Neigung für Kunstwerke gewann, daß Herder in einer gedruckten Predigt sich bewogen fühlte, gegen die Gefahr einer solchen fürblichen Passion zu warnen, wogegen Goethe in einem Briefe an ihn widersprach.

Letztere merkwürdige Thatsache dürfte wohl nicht vielen unserer Leser bekannt geworden sein, da auch wir uns nicht erinnern, sie in einer der zahlreich vorhandenen biographischen Schriften über Goethe angeführt gefunden zu haben.

Was Schuchardt an Goethe's Kunstbetrachtung mit Recht rühmt, das ist vorzugsweise der Ernst, womit sich Goethe in ein Kunstwerk zu versenken sucht, die geschätzte Art, womit er bei Reflexionen über Kunstwerke den Leser selbst mit urtheilen läßt, indem er Stück für Stück mit ihm betrachtet, seine Schätzung des Guten, „wo und

in welcher Gestalt er es fand“. Schuchardt bemerkt bei diesem Anlaß ganz treffend:

Wer nur das Höchste zu schätzen versteht, gegen den bin ich misstrauisch; das Vortreffliche im Kleinen zu finden, ist die höchste Stufe der Bildung. Das allgemein durch Jahrhunderte als musterhaftig Gehaltene anerkennen und dessen Besto erstreben, ist darum noch kein Beleg für tiefen Sinn und Erkenntniß. Wer eine lange Reihe von Jahren darüber Betrachtungen anstellen Gelegenheit hatte, wird zu andern Resultaten kommen, wird wissen, daß sogar berühmte Kunstkennner und Kunstschaffsteller leere Tröpfe sind, daß es dagegen viele einfache Menschen gibt, von denen niemand spricht, die mit heiliger Verehrung das Schöne suchen, wenn es auch nicht von Odgendiemern auf den Altar gestellt ist.

Den größten Theil des ersten Bandes fällen Goethe's „Italienische Reise“ und sein Bericht „Zweiter römischer Aufenthalt vom Juni 1787 bis April 1788“ aus. Auch diesem Einzelabdruck der Berichte Goethe's über seinen Aufenthalt in Italien hat der Herausgeber eine Einleitung vorausgeschickt, in welcher der Verfasser behauptet, daß es für wirklich Gebildete und nach Bildung Sehende kein vortrefflicheres Buch sowohl zur Vorbereitung auf die Reise, wie zum Rathgeber während der Reise und zur Recapitulation der Resultate nach der Rückkehr gäbe, als Goethe's „Italienische Reise“; in diesem Sinne sei kein anderes Werk für intelligente Menschen diesem an die Seite zu setzen. Er ergänzt dabei:

Einer meiner Freunde, einer unserer bedeutendsten Künstler, hatte früher längere Zeit in Italien gelebt und nach seiner Rückkehr war ihm die „Italienische Reise“ von Goethe dasjenige Buch, das allein im Stande war, ihm ein frisch lebendiges Bild des Landes zurückzurufen. Bei einem spätern längern Aufenthalt daselbst war ihm dasselbe ein lieber Begleiter, und erst nach seiner zweiten Rückkehr hat sich die Bewunderung des Werks bei ihm gesteigert.

Wir für unsere Person haben gleichfalls Goethe's „Italienische Reise“ für eins der vortrefflichsten Bücher in Prosa, die je in Deutschland geschrieben wurden, schon längst gehalten, für eins, das jeder, der Sinn für Kunst hat oder sich Sinn für Kunst erwerben und zugleich Natur und Volk künstlerisch anschauen lernen will, nicht bloß einmal, sondern wieder und immer wieder lesen sollte. Dies Buch, richtig verstanden und benutzt, ist zugleich ein heilsames Gegenmittel gegen allen jenen gemachten Kunstenthusiasmus und jene falsche Naturforschermode, welche in ihrer Berlegenheit und Unfähigkeit, die einfache Schönheit durch einfache aber bestimmte Worte anschaulich zu machen, zu überschwenglichen, die Vorstellung nur von wirrenden, Blumen auf Blumen und Gleichnisse auf Gleichnisse häufenden Phrasen ihre Zuflucht nehmen.

In dem zweiten Bande, der ebenfalls mit einer Einleitung aus der Feder des Herausgebers versehen ist, indem wir zusammengefaßt, was Goethe in den „Propädeutik“ in „Kunst und Alterthum“ u. s. w. über Kunstgeschichte und Kunstpraxis, über einzelne Künstler und Kunstwerke, über antike Kunst und über Baukunst geschrieben hat; auch einiges aus seiner Jugendzeit, so die scharf und zugehende Kritik über Sulzer's „Theorie der schönen Künste“ aus den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ (1772), von Lectüre dem Verfasser der „Theorie der schönen Künste“

mit dem Goethe'schen Ausruf: „Schlagt ihn todt, den Hund, es ist ein Messias!“ entlastet haben dürfte, und die Aussprüche „Von deutscher Baukunst“ D. M. Brunn's a. Steinbach's (1771) und „Dritte Wallfahrt zu Erwin's Grab“ (1775), welche beide letztere und das herrliche Gemälde des damals für die goethische Kunst als die echt deutsche Art und Kunst fromm und patriotisch schwärmenden jungen Goethe aufs schärfste offenbarten. Aus derselben Begeisterung gingen auch die von ihm an Lavater über Dürer geschriebenen Worte hervor: „Ich verehere täglich mehr die mit Gold und Silber nicht zu bezahlende Arbeit des Menschen, der, wenn man ihn recht im Innersten erkennen lernt, an Wahrheit, Erhabenheit und selbst Grazie nur die ersten Italiener zu schneidgleichen hat.“ Wie aber jedes Uebermaß einen Gegen Schlag hervorruft, so wandte sich auch Goethe später mehr von der altdeutschen Kunst ab, so daß er z. B. in seiner „Italienischen Reise“ wol den Jesuitenbauten, aber nicht dem Dom in Regensburg seine Aufmerksamkeit widmet und für letztern nicht ein Wort übrig hat. Daß der Verfasser des „Ged. von Werklüngen“ die altdeutsche, der Verfasser der „Zuhigenie“ die griechische Kunst am höchsten stellte, war ein notwendiger und naturgemäßer Uebergang in Goethe's Entwicklung und hinderte ihn nicht, noch später auch wieder den vorzüglichsten Eigenschaften der altdeutschen Maler gerecht zu werden, wie sein Aufsatz über die Boisseree'sche Gemäldesammlung vom Jahre 1816 beweist.

Von Christian Schuchardt rührt auch die Schrift: „Die Goethe-Stiftung und die Goethe'schen Preisaufgaben“ (Nr. 2), her. Bekanntlich hatte ein Verein hervorragender Männer in Berlin, von denen Alexander von Humboldt, Rugler, Rauch, Neßhaß, von Schelling, Wagners von Ense, Leichmann, Zeune u. a. seitdem verstorben sind, im Jahre 1849, dem Säcularjahre Goethe's, und zwar am 5. Juli einen Ausruf erlassen, dessen Anfang wir hier durch Wiederabdruck unsern Lesern ins Gedächtniß zurückrufen wollen, weil es nicht gleichgültig sein kann, in Erfahrung zu bringen, wie gerade die geistig hervorragenden Männer über Goethe dachten und dachten. Er lautet:

Wer theilhat an deutscher Bildung, hat auch theil an Goethe. Weit über Deutschlands Grenzen hinaus reicht der begeisternde Einfluß seiner unsterblichen Werke. Um so fechtlicher möge unter uns der Tag begrüßt werden, der in so bezeichnender Weise sein Andenken hervorruft. Keine Feier dürfte mehr geeignet sein, in die düstern Nebel der verworrenen Gegenwart einen heitern Sonnenstrahl gemüthlicher Erquickung zu bringen, als die, welche dem Geiste Goethe's gilt, dem Geiste der Ordnung, der Mäßigkeit, der Besonnenheit und der edelsten Freiheit, der es besonders vermochte durch anhaltende und fortbildende Wirkung ausschweifende und verwirrte Kräfte zu ruhiger Entwicklung anzuziehen und in milbere Gestalten festzuhalten. Die Goethe in selbstständiger und hingebender Umgebung an das höchste Ziel geistigen Strebens verführend über allen Parteizungen stand und die stilles, von ihm so klar erfasste Einheit des deutschen Wesens im Gebiete des Schönen, Guten und Wahren mit hoher Vollendung darstellte; so wird auch der Tag, der seinem Gedächtnisse gilt, in diesem Gebiete alle enger verbinden,

die sich in andern feindlich gegenüberstehen, und wie oft die olympische Feier für ein Augen noch edlern Ruhms die erlittenen Leiden der Hellenen unterbrach, möge das ihm geweihte Fest mitten im unerschütterlichen Kampfe ein Bild des heitern Friedens darstellen.

Es wird bann: dazu aufgefordert, eine Stiftung hervorzurufen, die in Goethe's Geiste „deutsches Kunstleben“ und den Einfluß desselben auf die Werthstellung des Volkes stärke und mehre“. Nachdem: wenn auch nur allmählich einiges Leben in die Angelegenheit gekommen, hielt man eine Comitéberatung in Weimar, bei der es sich namentlich um die Doppelfrage handelte, ob sich das Wirken der Goethe-Stiftung allein auf bildende Kunst zu beschränken habe? und, im Fall der Bejahung: ob man den vorgesezten Zweck durch Preisaufgaben zu erreichen glaube? Man entschied sich für den ersten Theil der Frage, d. h. man beschloß, sich nur auf die bildende Kunst zu beschränken, und die Poesie, für die ja nun die deutsche Schiller-Stiftung einträte, von ihrer Wirksamkeit auszuscheiden. Ueber den zweiten Theil der Frage waren die Meinungen gänzlich getheilt, und Schuchardt hielt es demnach für angemessen, „diese Frage über die Preisaufgaben und deren Wichtigkeit für die Belebung der Kunst überhaupt und als Grundlage der Goethe-Stiftung insbesondere etwas ausführlicher zu besprechen“. Demzufolge behandelt er in dieser Schrift die Fragen: „Wer soll die Preisaufgaben stellen?“ „Wer soll Preisrichter sein?“ „Wie soll die Ausführung der Concurrenzstücke sein?“ u. s. w. Dankenswerth ist der Abschnitt der Schrift, welcher über die von den weimari'schen Kunstfreunden, an deren Spitze bekanntlich Goethe stand, in den Jahren 1799—1805 gestellten Preisaufgaben berichtet. Der Verfasser ergeht sich auch in längern Betrachtungen über den Idealismus und Realismus, oder vielmehr Naturalismus, wenn nicht gar Materialismus in der Kunst. Der Verfasser stellt sich begreiflicherweise im spätern Goethe'schen Sinne auf Seiten des Idealismus, der ja übrigens wie alle Kunst eine reale Grundlage haben müsse.

Die Goethe-Stiftung hat, wie man weiß, den Kreis ihrer Wirksamkeit seitdem durch einen ersten Act eröffnet, indem sie jetzt den 1861 für ein Sculpturwerk ausgeschriebenen Preis von 1000 Thalern dem Bildhauer J. Schilling in Dresden für seine Gruppe „Die Nacht“ zuerkannt hat; für 1865 ist ein gleicher Preis ausgeschrieben, und zwar für ein Originalwerk im Gebiete der Historienmalerei, für welches als Subject die Verdrängung des Menschen durch das Element bestimmt ist. Die Weimar-Goethe'sche Preisaufgabe für 1864 lautete: „Das Menschengeschlecht vom Elemente des Wassers bebrängt“; die für 1865 ist also nur eine Erweiterung derjenigen von 1864.

Die Schrift von C. G. Cerus: „Goethe, dessen Bedeutung für unsere und die kommende Zeit“ (Nr. 3), rühmt an Goethe zuvörderst die bei aller Mannichfaltigkeit seines Strebens und Wirkens „ursprüngliche Einfachheit seines Wesens, gegenüber der immer weiter gehenden allgemeinen Verspaltung und Lebensverfälschung der Völker“, seine Humanität, hervorgegangen aus seiner

Kraft, sich selbst zu überwinden und zu entsagen, in der, nach des Kanzlers von Müller Worten, Goethe seit seinem Aufenthalt in Rom „die einzige sichere Bürgschaft innern Friedens und Gleichgewichts fand“ (oder mit Goethe's Worten: „von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet“), seinen Seherblick als Dichter, seine dichterische Universalität, welchen Begriff der Verfasser in etwas engerer Beziehung nimmt, „nämlich inwiefern er uns bezeichnet, daß in Goethe die Poesie der Jugend, des gereiften Alters und der hohen, der Weisheit bestimmten erfahrungsreichen Jahre zu einem Lebensbilde sich einigte“. Die Wahrheit rühmt Carus als Grundzug des Goethe'schen Wesens, und er führt zum Belege Kiemer's Worte an: „Für alles mag er zu alt sein, nur nicht fürs Wahre“; ferner Goethe's eigenen Ausdruck:

Gott hat die Grabheit selbst ins Herz genommen,
Auf gradem Weg ist niemand umgekommen.

Er rühmt, daß Goethe's Haus das gastlichste in Weimar, dabei aber aufs einfachste eingerichtet gewesen, und er fügt hinzu: daß seine Gastlichkeit oft gemißbraucht worden sei. Manche Lebenserinnerungen werden eingeflochten; der Verfasser erzählt z. B., daß er mehrere male mit seinem „theuern Freunde“ Tied in Streit gerathen sei, wenn dieser versicherte, es sei ihm unbegreiflich, wie Goethe so nahe Beziehungen mit Zelter habe unterhalten können, einem Manne, der ihn einmal in einem Briefe wirklich fragen konnte: „Was ist denn Byzanz?“ Hierauf erwidert Carus:

Daß aber eben das zwar nicht gelehrte, aber innerlich klare, und in seinem Kreise festbegründete Wissen dieses Mannes und zugleich sein treues aufrichtiges Herz es waren, die ihm nichts bedenklicher Goethe's Freundschaft gewinnen und erhalten mußten, dies blieb hierbei stets meine gewisse Ueberzeugung, und wird mir immer einen sprechenden Beweis für des Dichters eigene Einfachheit und sein entschiedenes Verwerfen aller Ornamentation abgeben.

So dankbar wir aber für alle diese mit liebeuwürdiger Wärme geschilderten und oft aus tiefer Anschauung und Lebenskenntniß hervorgegangenen Betrachtungen dem greisen Verfasser auch sind, so möchten wir ihm doch noch größern Dank sagen für eine Reihe kurzer bisher ungebrachter Parabeln von Goethe aus seiner frühern Zeit, die so sinnerreich und in so alttestamentlichem Tone gehalten sind, daß sie fast sämmtlich unter den Büchern des Alten Testaments einen ebenso würdigen Platz einnehmen könnten als in den Werken Goethe's. Das betreffende Blatt — wahrscheinlich nahm Goethe das erste beste, das ihm zur Hand war, um seine im Drange des Augenblicks entstandenen Gleichnisse darauf hinzuwerfen — war in das Haus von Sophie Karoche gelangt; vielleicht sogar schrieb er die Dichtung bei einem Besuche im Hause Sophiens zu Ehrenbreitstein nieder, möglicherweise im Jahre 1772, wo er nach seiner Heimwanderung von Weimar das schöne Lahnthal hinab bei Sophie von Karoche einkehrte und hier in Gesellschaft Leuchsenring's und Merd's mehrere Tage blieb. Das Blatt, als theure Re-

liquie treulich bewahrt, gerieth zuletzt durch mehrere Generationen in den Besitz des Freiherrn von Lützow, schließlich preussischen Gerichtsraths in Oßlich und Urentel Sophiens, und durch denselben auf die in Berlin veranstaltete Goethe-Ausstellung, nach welcher Carus so glücklich war, zuerst eine vertrauliche Copie und später selbst die Erlaubniß zu ihrer Veröffentlichung zu erhalten. Die Parabeln, 15 an der Zahl, tragen die Ueberschrift: „Salomon's Königs von Israel und Juda gekündete Worte von der Eder bis zum Ifsop.“ Wir theilen daraus zunächst die ersten fünf mit:

1) Es stand eine herrliche Eder auf Libanon, in ihrer Kraft vor dem Antlitz des Himmels. Und daß sie so stark stand des ergrimnten die Dornsträucher umher und riefen: wehe dem Stolzen, er überhebt sich seines Wuchses! Und wie die Winde die Nacht seiner Aeste bewegten und Bassangeruch das Land erfüllte, wandten sich die Dörner und schrien: wehe dem Uebermüthigen sein Stolz braust auf wie Wellen des Meeres, verbirbt ihm heiliger vom Himmel!

2) Eine Eder wuchs auf zwischen Tannen, sie theilten mit ihr Regen und Sonnenschein. Und sie wuchs und wuchs über ihre Häupter und schaute weit ins Thal umher. Da riefen die Tannen: ist das der Dank, daß du dich überhebst, dich die du so klein warst, dich die wir genährt haben! Und die Eder sprach, rechet mit dem der mich wachsen ließ.

3) Und um die Eder stunden Sträucher. Da nun die Männer kamen vom Meer, und die Art ihr an die Wurzel legten, da erhob sich ein Frohlocher. Also strafet der Herr die Stolzen, also demüthigt er die Gewaltigen!

4) Und sie stürzte und zerichmetterte die Frohlocher, die verzettelt wurden unter dem Reifg.

5) Und sie stürzte und rief: Ich habe gestanden, und ich werde stehen! Und die Männer richteten sie auf zum Mast im Schiffe des Königs, und die Segel wehten von ihm her, und brachten die Schätze aus Ophir in des Königs Kammer.

Die siebente lautet:

Die Eder sprach: ich gleiche dir Eder! Eder! sagte die Eder: als wollt ich sagen ich gleiche dir.

Die neunte lautet:

Und ist wohl, sagte ein brüderlich gleicher Tannenwald zur Eder, wir sind so viel und du stehst allein. Ich habe auch Brüder, sagte die Eder, wenn gleich nicht auf diesem Berge.

Die elfte lautet:

Ein Mädchen brach Rosen vom Strauch und kränzte ihr Haupt mit. Das verdroß die Eder und sprach, warum nimmst sie nicht von meinen Zweigen. Stolzer, sagte der Rosenkud, laß mir die Weinen!

Die vierzehnte lautet:

Ein Waldstrom stürzte die Tannen drunter und drüber im Thal herab und Sträucher und Sprößling und Größter und Gäch. Ein Prophet rief zuschauend vom Fels: Alles ist gleich vor dem Herrn.

Wir können unsern Bericht über die Carus'sche Schrift nicht besser schließen, als mit der Mittheilung der hier angeführten Proben aus einer Parabeldichtung, von welcher Carus mit Recht bemerkt, daß sie in merkwürdiger Weise den Seherblick des Dichters bekräftigt und bekräftigt und daher zur Beglaubigung hier ausgesprochenen Urtheilen dienen könne.

Hermann Marggraf.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Lieferung.)

Nicht Augenschmerz verursachte, und von dem sich daher alle abwendeten.

Diese vernachlässigte Prüfung der Glaubwürdigkeit der einzelnen evangelischen Berichte war es nun, welche Baur auf einem neuen Wege und durch seine vorhergehenden geschichtlichen Studien besonders dazu ausgerüstet unternahm. Daß ein Mann von so wissenschaftlicher Art wie er nicht nur positive Resultate erstrebte, sondern nach dem Aufgeben der bisherigen Annahme auch auf wissenschaftlichen Wegen Gefundenes über die Entstehung, den Charakter und die Tendenz der einzelnen Evangelien bieten würde, verkehrt sich von selbst, während der so gern erhobene Vorwurf des Unglaubens oder die Voraussetzung geheimer Zerstörungslust solchen überlassen werden muß, die durch derartige persönliche Angriffe wol ihre Feindschaft, aber auch ihre Unfähigkeit beweisen, den Gegner mit wissenschaftlichen Waffen zu bekämpfen.

Baur's Grundanschauung vom Christenthum, die für die Ausbildung seiner Kritik maßgebend war und die sich ihm aus jenen dogmengeschichtlichen Arbeiten ergeben hatte, ist nun die, daß dasselbe keineswegs etwas dem Menschengesiste göttlich Aufgebrungenes und daher von vornherein Fertiges und Abgeschlossenes gewesen, sondern daß es sich allmählich entwickelte und daher wie alles geschichtlich Gewordene verschiedene Stadien der Entwicklung zu durchlaufen hatte. Die Betrachtung des Urchristenthums bietet ihm darum auch keineswegs eine so schnelle Verschönerung der Gegensätze, wie die biblischen Berichte melden, sondern vielmehr einen mit höchster Leidenschaftlichkeit geführten Parteikampf zwischen dem mit der ersten Gestaltung des Christenthums identischen Judenthum und dem Universalismus des Heidenapostels Paulus. Diesen Gegensatz läßt Baur auf Grund seiner geschichtlichen Studien bis in die Mitte des 2. Jahrhunderts dauern und bietet diese Annahme als Schlüssel für das Verständnis der biblischen Schriften, die er mit Ausnahme von vier unzweifelhaft echten Paulinischen Briefen als aus diesem Parteikampfe zwischen Petrinismus oder dem anfänglichen Judenthum und dem später siegreichen Paulinismus ziemlich spät entstanden bezeichnet. Auch die Evangelien erscheinen hiernach in einem völlig andern Lichte. Die drei ersten entwickeln sich ihm vielmehr aus einem streng jüdisch gefärbten Urevangelium je nach dem fortschreitenden Siege des Paulinismus in ihren verschiedenen Nuancierungen, während er in dem Johannesevangelium, über dessen Verhältnis zu den andern schon Strauss Bedenken erhoben hatte, eine rein idyllische Gestaltung findet, dessen Personen Principien in jenem Kampfe der feindlichen Gegensätze vertreten, und das daher bei weitem mehr dogmatisch als historisch aufzufassen sei.

Hiermit fällt allerdings die Authentie aller biblischen Schriften mit Ausnahme jener vier Paulinischen Briefe, und die bei einer solchen möglichst gedrängten Darstellung doppelt fühlbare Kühnheit im Niederreißen kann nur dadurch gemildert werden, daß man sich an den engen Zusammenhang seiner Forschungen über die Entwicklung des urchristlichen Bewusstseins mit diesen kritischen Resultaten erinnert, denn sein ganzes Verfahren ist nichts als eine Anwendung jener dogmengeschichtlichen Studien auf den Kanon.

Es lag in der Zeit, und das ist die geschichtliche Berechtigung der folgenden Opposition, daß man solcher Kühnheit ungewohnt und über solches Wagnis erschreckt, sich den Baur'schen Resultaten gegenüber meist ablehnend und conservativ verhielt. Ein Wolf hatte die Einheit der Homerischen Gesänge zertrübt, ein Niebuhr die Etruskische Geschichte Roms widerlegt, und die Männer der Wissenschaft hatten beides angenommen; aber die Entstehung der kanonischen Schriften auf solchen Wegen zu erklären und die bisherige Auffassung, Jahrhunderte hindurch geheiligt durch die Harmonistik und die bisherige Inspirationslehre, als einen Irrthum zu beseitigen, schien doch zu bedenklich, ja ein verwerfliches Unternehmen.

Man hatte sich an den Strauss'schen Negationen den Geschnack auf lange Zeit gründlich verborgen, und so erfolgten

jetzt von allen Seiten Proteste gegen eine Behauptung, die zwar auf einem breiten wissenschaftlichen Unterbau ruhte, deren Annahme ohne neue Gründe aber den meisten dennoch unmöglich war. Es erfolgte überhaupt eine Aenderung in der Richtung der theologischen Arbeit, indem, mit Karl Schwarz zu reden, die meisten Arbeiter der gefährlichen Tiefe der Wissenschaft entflohen und an die Oberfläche der Erde traten, um hier die kirchliche Praxis zu fördern, den Kirchenbau zu beginnen. Auch innerhalb der Schule fanden sich viele zur Annahme einer früheren Entstehungszeit der neutestamentlichen Schriften veranlaßt, und Baur selbst sah sich gegen das Ende seines Lebens in seinen kritischen Behauptungen immer mehr isolirt. Und in der That ist der von ihm gethane Schritt ein solcher, zu dem sich nicht gleich ein jeder mit entschließen wird, ja nicht jeder Theolog sich foglich entschließen kann, ohne daß man darum berechtigt ist, Jeter zu rufen über Verdunkelung und Heuchelei. Es ist doch etwas anderes, den Homer den Chorizonten zu überliefern und Niebuhr die römischen Könige streichen zu lassen, als den neutestamentlichen Kanon vollständig aufzulösen. Bei jenen Fragen ist dem kritischen Scharfsinn mit vollem Recht das Feld überlassen, hier vertheidigt es nicht nur das fromme Gefühl, nein, um solche Positionen zu gewinnen, bedarf es noch anderer Waffen, als selbst die scharfsinnigsten Hypothesen gewähren: das wissenschaftliche Bewußtsein weicht nur zwingenden Gründen, und bei einer Wahrscheinlichkeitsrechnung wird das fromme Gefühl sich meistens conservativ entscheiden.

Unantastbar steht aber nichtsdestoweniger Baur's Verdienst um die geschichtliche Aufklärung der dogmatischen Entwicklung in den ersten Jahrhunderten, und wenn auch seine kritischen Wege verlassen wurden, so blieb doch auch dieser Gang nicht ohne reichen Gewinn für die Wissenschaft, und namentlich für das Verständnis der Apostelgeschichte sowie des vierten Evangeliums war der von ihm gegebene Anstoß von hoher Bedeutung. Noch jetzt dauert die durch seine Kritik entstandene Bewegung fort, und die völlige Entscheidung des Kampfes darf noch nicht so bald erwartet werden.

Baur's Riesenleiß hatte noch eine Kirchengeschichte des Mittelalters vollendet, die nach seinem Tode der Sohn veröffentlichte. Jetzt hat Eduard Zeller, der bedeutendste Vertreter der Tübinger Schule, dem hochbegabten Schwiegler an maßvollem Urtheil überlegen, die „Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts“ aus Baur's literarischem Nachlasse herausgegeben, wie dieser für seine Vorlesungen niedergeschrieben. Gerade von diesem Jahrhundert, dessen Geschichte ohnehin nur von wenig Schriftstellern bisher behandelt ist, muß die Darstellung eines Baur hohes Interesse haben, und es wird noch dadurch gesteigert, daß er die Koryphäen der Literatur und Philosophie, sowie den Einfluß der Politik auf das kirchliche Gebiet mit hineinzieht. Irrendwelsche Auszüge sind nach der Natur des Werks nicht gut möglich; nur einige allgemeine Bemerkungen mögen gestattet werden. Die Sprache ist einfach und klar, die Darstellung frei von jeder langweiligen Gelehrsamkeit oder theologischer Phrasologie und wie immer bei ihm fesselnd, das Urtheil mit seltenen Ausnahmen maßvoll und ruhig. Wol mag dem Geis manchen kirchlichen Erscheinungen und Wandelungen der Gegenwart selbst am zu Muthe gewesen sein, nirgends aber zeigt sich leidenschaftliche Aufregung über Richtungen, die ihm bedenklich sein mußten, noch ängstliche Besorgnis um die Zukunft. Dem modernen Hochkirchentum vermag er natürlich nicht seine Bewunderung zu zollen, er wird an dieser Stelle sogar etwas scharf; aber wie er auch gewichtige Schläge führt, überall erkennt er auch an, was anerkannteswerth ist und hält sich durchgängig frei von persönlichen Angriffen, die ihm seinerzeit in so hohem Maße widerfahren. Dem Theologen kann daher eine solche objective Darstellung nicht genug empfohlen werden, aber auch jedem, der sich für die Kirchengeschichte der Gegenwart interessiert, wird das Buch zur Orientirung wie zur Beurtheilung ein zuverlässiger Führer sein und des Angiehenden vieles bieten. 33.

Belletristisches und Lyrisch-Episches für Schleswig-Holstein.

1. Schleswig-holsteinische Soldatengeschichten. Von Graf Albert Baubiffin. Hannover, Kümpler. 1863. 8. 10 Ngr.
2. Schleswig-Holstein. Sechshundvierzig Lieder wider den Dänen. Von Gottfried Flammberg. Erlangen, Blasing. 1863. 8. 15 Ngr.
3. Trup Dänemark und Kopenhagen! Das Heldenlied vom Könige, der auf einer Brücke übers Meer nach Kopenhagen zog. Von R. von Meerheimb. Dresden, Reinhold und Ebner. 1863. 16. 5 Ngr.

„Schleswig-Holstein meerarmfchlungen“ ist die Weise, die uns aus den drei Büchern entgegenklingt, wenigstens ganz entschieden aus den beiden ersten. Die beiden ersten führen uns unmittelbar in die Kämpfe der Jahre 1848 und folgende ein. Die Bücher sind vom deutschen Standpunkte geschrieben, damit haben wir ihre Tendenz hinlänglich gekennzeichnet. Ein tiefer Haß gegen Dänemark spricht aus ihnen, dieser Haß am meisten aus Flammberg's Gedichten. Ob dieser Haß durchgängig gerechtfertigt, ob er nicht vielmehr oft, sehr oft gekünstelt, ja unendlich oft nur die Ableitungsquelle für sonderliches politisches Ungeheuer, für Widerwillen, Mismuth und idealistisches Oppositions-gelächel, wir lassen das dahingestellt. Wir schwimmen nicht gegen den Strom, und dieser Strom der öffentlichen Meinung ist mit dem Haße gegen die Dänen, oder wie Flammberg wol etwas verächtlich sagt, gegen den Dänen übersättigt. Dabei wird ganz vergessen, daß, wenn die Rechnung abgeschlossen werden sollte, wer von beiden gegen den andern in früheren Jahrhunderten, ob der Deutsche gegen den Dänen, oder der Däne gegen den Deutschen öfter undankbar gewesen ist, diese Rechnung für uns vielleicht ein sehr zweifelhaftes Resultat liefern möchte. Doch es gilt der Segenwort! Schade, daß von unserm Standpunkte aus der ganze Schleswig-holsteinische Conflict eben nicht unparteiisch beschrieben werden kann. Auf der einen Seite stehen nur Halbgötter, Lichtgestalten, auf der andern nur Mörder, Schurke, Tyrannen, Feiglinge; wer zweifelt jetzt noch daran, daß ein Däne kaum um eines Haares Breite über den Dotschuden und Wilden steht?

In den „Schleswig-holsteinischen Soldatengeschichten“ (Nr. 1) schildert Graf Baubiffin größtentheils eigene Erlebnisse. Jedoch die erste Geschichte „Tann'sche Freischaren in dem Gefecht bei Hoptrup“ soll nach einer Skizze des Freiwilligen Maler Schmidt sein. Genau betrachtet sind die Geschichten leichte Skizzen, denen hier und da eine novellistische Verwickelung beigemischt ist, wie sie das Wechselleben einer Compagnie bietet. In ihrer Schlichtheit sprechen die Skizzen meist recht gut an, obgleich wir einiges ausgesondert wünschten. An einzelnen Stellen nämlich kommt die „heilige Sache des Kriegs“ mit der ganz gewöhnlichen Freude des Landknechtthums, mit dem Lebensdünken auf Regiments Unkosten ein wenig in Conflict. Dies namentlich bei dem „Ein Soldaten-Diner“, das zwar schnurrig genug verläuft, doch aber wol besser in Randver- oder Wachtstubengeschichten paßt. Die Titel der übrigen Geschichten lauten: „Der Kurbs“, „Der alte Lorkbauer“, „Ein Portefeulle“, „Der dicke Herr“, „Martin Hansen“ und „Jütlandsches“. Unter allen möchten wir uns am meisten durch „Martin Hansen“ befriedigt halten. Dieser Martin Hansen, der gewachsen war wie ein „Pfand Labad“, den Hauptmann mit seinem „schludrigen“ Aussehen halbtobt ärgerte und eines schönen Tags wegen verschiedener, in seiner Compagnie-Hofentastache klammernder Mägel, mit denen Martin Hansen Kanonen zu vernageln gedachte, zu drei Tagen strengen Arrests verurtheilt, schließlich aber als Gefallener auf dem Felde der Ehre von eben diesem seinem auf „propres Aengere“ haltenden Hauptmann bestattet ward: es liegt in dem Ganzen ein so biederer, mit edelster Tragik vermischter Zug, daß wir dafür unwillkürlich eingenommen werden. Zur Empfehlung des Buchs: der

Vertrag ist für den Schleswig-holsteinischen Invalidenfonds bestimmt.

Bei den „Sechshundvierzig Liedern wider den Dänen“ von G. Flammberg (Nr. 2) haben wir's nicht mit einzelnen Erlebnissen des Verfassers zu thun, sondern den ganzen holsteinischen Conflict und Krieg haben wir chronologisch bis zum Jahre 1862 (Londoner Protokoll) zu verfolgen. Wir sind Flammberg schon mehrfach begegnet, bisher immer dem Dramatiker. Wir konnten seines Fleißes, seines tief ernstlichen Willens und seines Erfolgs nur rühmlich gedenken. Zwar irgendwie bühnenmäßige Dramen hatte er uns nicht geboten, aber aus allen (es waren eine Trilogie und außerdem ein Drama zur Zeit des französischen Heinrich IV. spielend) sprach eine tiefe Begabung des Verfassers für das historische Drama. Hier nun bietet er uns Lieder. Sie sind nicht alle gleichmäßig gut gerathen, doch halten sich nicht wenige in volksthümlicher Art und Weise. Zuweilen laufen zu berbe, fast drollig klingende Verse mit unter, oder es klingt wol ein ganzes Lied etwas zu bänkelsängerisch. Einen Vers wie auf S. 134:

Hauslehrer zu halten ist unterfragt,
Sie seien denn Danste Stern,
(Die Führer selber auf dem Wirt
Müssen auf dänisch schwärzen!) —

wagen wir doch nicht ganz zu billigen; zu burleskem Spotte ist die Sache im Grunde zu ernst, auch konnte sich ein dänischer Dichter ebenso leicht in selbstem Spotte über uns ergöhen. Dergleichen finden wir derartige Auslassungen gegen die Norddeutschen wie S. 128:

Wir im Süd, wo Volk und Adel, Volk und Heer in Eintracht gehen.
Können eurer Sobbe-Bugts Aliquienwirtschaft nicht verstehen —
zu wunderbar, als daß wir sie nicht wohlfeile Schimpfereien, mit denen wir dem Ausländer blutwenig Respect einflößen, nennen sollten. Auch Anfänge wie:

Ich stamme meiner Harse Saiten
Nun aus F-dur in Eis-moll —

klingen beinahe lächerlich. Und wollten wir obenein alle Dankschlingereien aufschreiben, es würde ein gut Häuflein zusammenkommen. Wo uns Flammberg frisch den Kampf schildert, hütet er sich meist davor, wo er aber über dies und jenes zu reflectiren, mit verdem Munde zu reflectiren beginnt, da läßt er seinem Federkiele manchmal allzu viel Freiheit. Nur noch ein paar Kleinigkeiten aus „Fides punica“ (S. 44 fg.) wollen wir aufgreifen:

Denn während den Waffenstillstand
Der Däne in Scherben schlägt,
So wickelt er seine Lenden
In der Unschuld Hammelfelle.

Auf die That, die Ende October
Die neue Regierung begangen,
Sah er schon Mitte September
Den Mollte als Straf-Fontanelle.

Hören wir auf Derartiges zu suchen, es findet sich vielfältig. Das soll uns aber Flammberg's Talent durchaus nicht verkleiden. Der Verfasser meint es brav und bieder und weiß gelegentlich auch dem frankfurter Parlamente, das mancher seiner rein in der Luft schwebenden Beschlüsse wegen viele Schuld an vielen Verfehrtheiten der Jahre 1848 fg. trug, ein recht artiges Lob zu singen. Großdeutsche, aber nicht phantastisch große deutsche Lust weht durch Flammberg's Buch. Sie hat uns an manchen Stellen nicht mißbehagt. Als einen schönen Beleg der braven Gesinnung würden wir das Lied S. 3 „Der Rechtsbrief“ abdrucken lassen, wenn es Flammberg darin nicht auch wie anderweitig mehrfach auf gesuchte Reime abgesehen hätte. In dem ganzen nur 16 Zeilen langen Gedichte muß er vier mal auf „ungetheilt“ einen Reim suchen und bringt uns nun „unzertheilt“, „geteilt“, „geilt“! Nehmen wir dafür ein recht frisches, so eins wie Nr. 12, der „Marshall Drauf“. Drangel scheint

dem Verfasser überhaupt der einzige Feldherr, der in diesem Kriege wirklich etwas geleistet. Gleichviel, er, der Marschall, und wir, die Preußen, da wir von allen Seiten gehudelt und unglimpflich behandelt werden, können es wol auch einmal vertragen, von einem Süddeutschen etwas angesungen zu werden. Also frischweg:

Ha! Trommeln und Trompeten, und „Vorwärts Marsch!“ Surrah!
Da merkt man, daß der Drangel, der alte Feld ist da.
Es wird das ganze Lager lebendig ringsumher;
Es wogen die Colonnen, ein sturmbelegtes Meer.

Wie die Trompeten schmettern, der Trommelwirbel fauß,
Das Heer gleich schwarzen Wetterern die Gänge überbrauß;
Es wälzt der Kruppen Menge sich fort gen Mitternacht;
Es flattert in den Winden der preussischen Adler Pracht.

Der Däne sieht sie kommen, ihn kümmert das nicht viel,
Denn hinter Wall und Graben ist kein gefährlich Spiel.
Er hat in Bußorfs Schanzen verschauelt sich ganz und gar,
Er steht im Dannewirke, wer krümmt ihm da ein Haar?

Trompeten! Trommelwirbel! Und „Sturmschritt Marsch“ und „Drauf“.
Da kracht's von tausend Schüssen, und die Preußen im kühnen Lauf
Stürmen und stemmen und stoßen, drängen und bringen mit Macht,
Und es klirrt und es zuckt und es wettet und es bröhet und blühet
und kracht.

Es folgen nun wol auch einige holperige Strophen, wir übergehen sie; der Schluß des Liedes lautet:

So war denn in vier Tagen ganz Schleswig reingefegt,
Dem Zwingherrn deutschen Landes das Handwerk schnell gelegt.
Ueber die Königsau steht nun der „Marschall Drauf“,
Und pflanzt auf Fridericia das deutsche Banner auf.

Sehen wir aus den 46 Liedern die Summe, so finden wir in Flammberg adermals ein begabtes Talent für die historische Darstellung, ein nicht übles Streben nach volkstümlichem Tone; aber in der Form überwiegt an vielen Stellen eine unpoetische Ungeniertheit und Verbtheit den schlicht einfältigen Ton, wie er in Volksliedern vorherrschen muß.

In Betreff formeller Glätte leistet K. von Meerheimb in seinem „Trug Dänemark und Kopenhagen (Nr. 3)“ entschieden mehr. Es begegnen uns da nicht wie bei Flammberg Dinge, über die wir weg holpern und stolpern müssen. Das Gedicht spielt nicht in unmittelbarer Vergangenheit; nichtsdestoweniger ist es durch die gegenwärtigen Beziehungen Deutschlands zu Dänemark entstanden und somit wenigstens mittelbar auch ein Lied für den verlassenen Bruders Stamm zwischen Nord- und Ostsee. Heißen wir es willkommen, da es ohne herausfordernde Absicht auftritt. Wie alle Werke des Verfassers, beziehentlich die aus dem Reinhold'schen Verlage in Dresden hervorgegangenen Bücher, zeichnet sich dies nur ebenhin 16 Seiten starke Bändchen durch die sauberste Ausstattung aus. Ueber die Glätte des Gedichts haben wir bereits oben einen rühmlichen Hinweis gemacht, so nach dürften wir dies Gedicht, was die äußere und innere Form betrifft, mit voller Anerkennung annehmen. Das Gedicht behandelt einen Feldzug des Schwedenkönigs Karl X. Gustav um die Mitte des 17. Jahrhunderts gegen den dänischen König. Es ist ein Winterfeldzug über den zugefrorenen Belt. Der Stoff dieses Feldzugs liegt uns eigentlich etwas fernab, er ist monoton und macht ob all des Eises und Schnees, durch den wir hindurchwaten müssen, einen etwas frostigen Eindruck. Wie kann dies auch anders sein, da wir in der Zeit der Humanität nur noch in den warmen Monaten Kriege führen und wenn's zu frieren beginnt, hübsch hinter den Ofen kriechen. Wir wissen daher auch die Schlusstrophen:

Wohl! Wie der Herrgott schärft das Schwedische: Hinauch!
Durch Eis und Efen führte bis hoch zur Königsburg.
So bröhet zu unsern Tagen die Mahnung ernst daher:
Herr! Bau' dem deutschen Siege die Brücken übers Meer! —

nicht so ganz zu deuten. Ob der Verfasser damit nur die Sehnsucht nach einer und die Hoffnung auf eine deutsche Flotte aussprechen will, oder ob er gerade wie zur Zeit Karl's X. Gustav gegen Dänemark für uns durch einen Winterfeldzug den größten Erfolg erhofft! Oder ob in dem Gedicht sonst noch eine Beziehung auf die Gegenwart liegen soll! Nun nehmen wir's hin als einen neuen Beleg für das sehr rührige Talent des Verfassers, welches dessen poetischer Bedeutung hiermit ein äußerlich zwar nur dünnes, nichtsdestoweniger aber kräftiges Zweiglein zugesügt hat.
Emil Müller-Samswegen.

Schinkel's Nachlaß.

Aus Schinkel's Nachlaß. Reisetagebücher, Briefe und Aphorismen. Mitgetheilt und mit einem Verzeichniß sämtlicher Werke Schinkel's versehen von Alfred Freiherrn von Wolzogen. Drei Bände. Berlin, Deder. 1862—63. Gr. 8. 8 Thlr. 10 Ngr.

Bei der so leicht sich keinen irgendwie dankbaren Stoff entgehenlassenden Schreibseligkeit der Deutschen erscheint es wie ein halbes Wunder, daß bis jetzt über einen Mann von so außerordentlicher und weitgreifender Bedeutung, wie Karl Friedrich Schinkel, innerhalb der 21 Jahre, welche seit seinem Tode bereits verfloßen sind, noch kein größeres, sein thatenreiches Leben und Wirken in geziemender Vollständigkeit behandelndes Werk erschienen ist: denn unter allem, was die Literatur bis jetzt über ihn bietet, sind die in sehr mäßigen Grenzen sich bewegenden Charakteristiken von Franz Rugler (1842) und O. F. Gruppe (1843) noch immer die bedeutendsten. Um so erfrischender ist es, daß wir in dem vorliegenden Buche ein Werk erhalten, das zwar die bedauerliche Lücke nicht ganz ausfüllt und keineswegs eine Arbeit der gedachten Art überflüssig macht, aber doch für eine befriedigende Ausführung derselben ein sehr reichhaltiges, dankenswerthes Material liefert und auch seinerseits durch sein ihm folgendes Werk zu ersetzen ist. Das Bild, welches wir durch dasselbe von Schinkel empfangen, zeigt ihn zwar nur in seinem Wander- und Reisekostüm, und repräsentirt von seinem sechzigjährigen Leben höchstens vier bis fünf Jahre; aber es ist gleichwol reichhaltig und vielseitig genug, um uns in dem Wanderer auch den Gatten und Familienvater, den Freund und Geschäftsmann, vor allem aber den Künstler und Kunstkenner in zahlreichen und bedeutungsvollen Zügen erkennen zu lassen; es hat dabei den schwer ins Gewicht fallenden Beizug einer völlig unbefangenen, wahrheitsgetreuen Selbstreplikation, und bietet außerdem einen unschätzbaren Reichtum an mehr oder minder eingehenden Urtheilen und Bemerkungen über alle die Gegenden und Städte, Persönlichkeiten und Kunstwerke, mit denen er auf seinen Reisen in Berührung gekommen ist, und diese sind selbstverständlich aus dem Munde eines so hochbegabten Künstlers und allseitig durchgebildeten Kenners, wie Schinkel war, nicht bloß von subjectivem, sondern auch von objectivem Werthe.

Der Inhalt der zwei bis jetzt vorliegenden zwei Bände zerfällt außer der Vorrede des Herausgebers und dem Vorwort Schinkel's in drei Hauptabtheilungen und einen Anhang. Die erste dieser Abtheilungen umfaßt alles, was sich auf „Schinkel's erste Kunstreise nach Italien und Paris“ in den Jahren 1803—5 bezieht, und besteht theils aus den von ihm auf dieser Reise geführten Tagebüchern und Itinerarien, theils aus Briefen an verschiedene Personen, wie Valentin Rose, Graf Heinrich XIV. von Reuß-Schleiz-Rösttz, Steinmeyer, Schumaker, David Wihl u. a., theils aus einer besonders Abhandlung über die Construction der Wohngebäude Neapels. Die Städte und Gegenden, auf welche sich seine Mittheilungen vorzugsweise beziehen, sind Dresden, Prag, Wien, Triest, Prebiana, Triest, Istrien, Venedig, Padua, Ferrara, Bologna, Florenz und Siena; die letztern Städte werden jedoch nur flüchtig behandelt. Ueber seinen ersten Aufenthalt in Rom, der durch Krankheit getrübt

faßt. Beide Schriftstücke sprechen sich insbesondere mit eingehendem Interesse über verschiedene technische Fragen, namentlich über die durch Baumaterial und Klima bedingten Eigenthümlichkeiten der Bauweise aus, indeß enthalten sie auch anziehende ästhetische und kunsthistorische Bemerkungen.

Das Tagebuch der zweiten Reise enthält solche generalisirende Betrachtungen nicht. Sein Inhalt besteht lediglich aus den unmittelbaren Eindrücken, zu denen sich ein Reisender, der die Erfahrungen und Genüsse des Augenblicks festzuhalten wünscht, unmittelbar nach Empfang der verschiedenen Eindrücke gedrängt fühlt. Demgemäß tragen sie im allgemeinen den Charakter der Kürze und Flüchtigkeit, zugleich aber auch der wohlthuendsten Unmittelbarkeit und Frische, die um so eindringender wirkt, als sie überall den Mann verräth, der kraft seiner Genialität und Durchbildung die Erscheinungen der Natur und Kunst sofort in ihrem wahren und eigenthümlichen Wesen zu erfassen und die gewonnenen Ansichten auch durch wenige Worte treffend und wirksam auszudrücken versteht. Bewundernswürdig ist dabei das allen Lebensphären sich gleich warm zuwendende Interesse und die von Anfang bis zu Ende gleich frisch bleibende Empfanglichkeit des Reisenden. Nirgends eine Spur von einer einseitigen, ihm die Freiheit und Unbefangenheit des Blicks raubenden Richtung; nirgends eine Spur von Erschlaffung und Ueberfättigung inmitten rastlos sich jagender Genüsse und ermüdender Studien. Das Erhabene und Liebliche, das Ernste und Heitere, das Alte und Neue ziehen ihn im gleichen Maße an; dieselbe Aufmerksamkeit, die er den Werken der Architektur widmet, schenkt er auch denen der Sculptur und der Malerei, der Musik und des Theaters, und einen nicht geringern Reiz üben die Schönheiten der Natur, die Eigenthümlichkeiten des Volkslebens, der Verkehr mit den ihnen begegnenden Persönlichkeiten und der Wechsel der eigenen Reiseerlebnisse auf ihn aus. Von ganz besonderer Lebendigkeit sind seine Schilderungen landschaftlicher Reize; er beweist durch sie, wie der Herausgeber richtig bemerkt, daß ihm das Wort zur Darstellung tiefempfundener malerischer Eindrücke ganz ebenso zu Gebote stand, wie Bleistift und Pinsel. Die auf die Rheingegenden, die Schweiz, Genua, Rom und Neapel bezüglichen Partien seines Buchs gehören trotz ihrer Kürze und Skizzenhaftigkeit zu dem Aregendsten, was die Touristenliteratur in dieser Hinsicht bietet. Spärlicher sind seine Mittheilungen über Persönlichkeiten. Es genügt ihm, seinen Verkehr mit ihnen zu erzählen. Auf eine wirkliche Charakteristik und Beurtheilung derselben läßt er sich nicht ein. Von fast erdrückendem Reichthum sind dagegen seine Aufzeichnungen an Bemerkungen über Kunstgegenstände. An ihnen wirkt die Kürze nicht so günstig, wie an den Naturschilderungen; sie gibt ihnen hier und da den Charakter der Trockenheit und Farblosigkeit. Im ganzen hegt man ihnen gegenüber den Wunsch, daß sich der Reisende über weniger Werke, über diese aber ausführlicher ausgesprochen haben möchte. Inzwischen läßt sich darüber nicht mit ihm rechten, da er sein Tagebuch nicht für die Veröffentlichung, sondern rein für sich geschrieben hat.

Unter den Gaben des Anhangs sind besonders seine Berichte über die Woiffert'sche Gemäldesammlung, seine Aphorismen über Kunst und das vollständige Verzeichniß seiner Werke von Interesse und Wichtigkeit. Aus der ersten derselben gewinnen wir wenigstens einen vereinzelten Einblick in die Einsicht und Gewissenhaftigkeit, die er bei seinen Berufsarbeiten entwickelte; die zweite gibt uns einige Andeutungen über seine Bedeutung als Theoretiker und Lehrer seiner Kunst, und die dritte endlich liefert uns ein Gesamtbild von dem riesenhaften Umfange seines Talents und seines Fleißes, das man nur mit Bewunderung und Staunen zu überblicken vermag, wie daraus erhellt, daß das in Petitschrift gedruckte Verzeichniß nicht weniger als 123 Seiten in Octav umfaßt. Freilich besteht ein großer Theil der Werke nur aus skizzenhaften Zeichnungen; aber fast zahllos ist auch die Menge großer Arbeiten, darunter architektonische Pläne für alle möglichen Baulichkeiten, Entwürfe zu Monumenten, Wandgemälden, Theaterdecorationen, theoretischen

Werken u. s. w., viele Gemälde in Oel, Wasserfarben, Tusche, Sepia u. s. w. und nicht weniger als 62 ausgeführte Banten.

Die Zahl der mitgetheilten Aphorismen ist leider sehr klein; aber qualitativ sind sie von großer Bedeutung. Die Wichtigkeit derselben liegt nicht sowohl darin, daß sie völlig neue Gedanken über die Kunst aussprechen, sondern darin, daß man durch sie erfährt, wie gerade ein Künstler von der Bedeutung Schinkel's über diese oder jene Frage gedacht hat. Das wenige, was die mitgetheilten Blätter enthalten, zeugt ebenso sehr von Tiefe, wie von Klugheit und Entschiedenheit der Auffassung. „Was ist die Bestimmung der Kunst?“ fragt er unter anderm, und gibt darauf Folgendes als Antwort: „Die verschiedenen mechanischen, chemischen, organischen Kräfte der Natur stehen nicht nur unter sich, sondern auch mit den selbstthätigen Kräften, die das Reich der Freiheit constituiren, in der innigsten Verbindung und bilden insofern das All. Von diesem All wohnt jedem Menschen ohne Ausnahme eine mehr oder weniger helle Ahnung bei. Das durch diese Ahnung geweckte Bedürfniß, den Zusammenhang einer gegebenen Anzahl von Erscheinungen zu erforschen, hat die Wissenschaft hervorgebracht; das durch eben dieselbe geweckte Bedürfniß, eine möglichst große Anzahl von Erscheinungen im Zusammenhange anzuschauen, die Kunst. Die Bestimmung der Kunst ist also eine solche Darstellung ihres Gegenstandes, welche möglichst viele Beziehungen desselben anschaulich macht.“ Unleugbar ist hiermit Wesen und Zweck der Kunst im innersten Kern erfaßt. Es ist dieselbe Aufficht, die auch Arretent in seinen „Ästhetischen Forschungen“ entwickelt hat, wenn er die allgemeine Aufgabe der Kunst als „Darstellung der Kosmosidee“ bezeichnet und hierauf die Eintheilung der Künste in makrokosmische, mikrokosmische und weltgeschichtliche Künste gegründet hat. Das unmittelbare Bewußtsein eines hochbegabten praktischen Künstlers und die Ergebnisse theoretischer Forschungen treffen also hier in einem Punkt zusammen.

Von den übrigen der mitgetheilten Aeußerungen Schinkel's sei nur noch folgende angeführt: „... Nur das Kunstwerk, welches edle Kräfte gekostet hat und dem man das höchste Streben des Menschen (eine edle Aufopferung der edelsten Kräfte) ansieht, hat ein wahres Interesse und erbaut. Wo man sieht, daß es dem Meister zu leicht geworden ist, daß er nichts Neues erstrebt hat, sondern sich auf seine Fertigkeit und angeübte Kunst verließ, und wo es ihm unbewußt doch gelungen ist, seine bekannte Formensönheit auszuklammern, da fängt schon das Langweilige seiner Gattung an, und solche Werke, so hoch sie auch in anderer Hinsicht über anderer Meister Werke sein mögen, sind doch seiner nicht mehr ganz würdig, weil er der Welt Höheres hätte erringen können. Überall ist man nur da wahrhaft lebendig, wo man Neues schafft; überall, wo man sich ganz sicher fühlt, hat der Zustand schon etwas Verdächtigtes, denn da weiß man etwas gewis, also etwas, was schon da ist, wird nur gehandelt, wird wiederholt angewendet. Dies ist schon eine halb todtte Lebendigkeit. Ueberall da, wo man ungewis ist, aber den Drang fühlt und die Ahnung hat zu und von etwas Schönew, welches dargestellt werden muß, da, wo man also sucht, da ist man wahrhaft lebendig. Aus diesen Reflexionen erklärt sich das oft furchtsame, ängstliche und demüthige Naturell des größten Genies der Erde.“

Schließlich bemerken wir noch, daß diesen zwei Bänden drei Bildnisse Schinkel's nach Gemälden von Ködler (1803), Vegas (1824) und Karl Schmid (1833), außerdem eine Skizze von S. Pietro Martire zu Verona in Photographie und ein Facsimile der Schinkel'schen Handschrift beigelegt sind.

Vorstehender Artikel lag bereits zum Abdruck bereit, als uns von dem darin besprochenen Werke auch noch der dritte Band zugeht; wir halten es daher für zweckmäßig, unsere Leser in einem kurzen Nachtrage gleichzeitig auch mit diesem bekannt zu machen.

Der Inhalt desselben besteht außer dem Vorwort in fünf Hauptabtheilungen. Von diesen enthält die erste Schinkel's

„Tagebuch der Reise nach Frankreich und England im Jahre 1826“ als Nachtrag zu den Briefen über diese Reise, welche bereits im zweiten Band S. 137—165 mitgeteilt sind. Die zweite Abtheilung bietet 10 verschiedene Mittheilungen „Aus Schinkel's amtlicher Correspondenz“ in den Jahren 1810—18, hauptsächlich Entwürfe und Entschieden, Berichte und Gegenberichte über mehrere von Schinkel auszuführende Prachtbauten, z. B. die Begräbniskapelle der Königin Luise, das Monument auf dem Tempelhofer Berg, das neue Schauspielhaus, das Neue Museum, das für die Kaiserin von Rußland projectirte Schloß Oriantha in der Krim u. s. w. In der dritten Abtheilung erhalten wir als Fortsetzung der im zweiten Band enthaltenen „Aphorismen“ eine Reihe von „Mittheilungen aus Schinkel's hinterlassenen schriftlichen Vorarbeiten zu dem projectirten großen architektonischen Lehrbuch“, und in den beiden folgenden „Nachträge und Berichtigungen“ theils zu den Nachrichten über Schinkel's Vorarbeiten und über die Aemter, Titel und Würden desselben, theils zu dem Verzeichniß der sämtlichen Werke Schinkel's.

Im Vergleich mit den beiden ersten Bänden charakterisirt sich dieser dritte Band seinem Hauptinhalte nach so, wie es der Herausgeber im Vorwort selbst angibt. Wenn nämlich jene geeignet waren, Schinkel vorzugsweise als Künstler überhaupt, sowie als liebenswürdigen, hochbegabten Menschen zu schildern, so zeichnet ihn dieser dagegen hauptsächlich als Architekten; er bildet also zu jenen, in denen der Baukünstler fast zu wenig hervortrat, eine wesentliche Ergänzung und wird namentlich für Fachmänner von Interesse sein. Dies gilt natürlich vorzugsweise von der zweiten Abtheilung; und da in dieselbe außer den Darlegungen von wirklich architektonischer Bedeutung auch viele Protokolle und Referate von rein geschäftlichem Charakter aufgenommen sind, so hat sie eine für den Laien ziemlich trockene und unangenehme Gestalt erhalten. Um Gegenstände von universellerem Interesse bewegt sich die erste Abtheilung; aber die Einförmigkeit ist auch bei ihr dem größten Theile nach bär und schematisch. Man darf von diesem Tagebuch nicht viel mehr als eine Reihe kurzer, in der Eile hingeworfener Notizen erwarten, wie man sie zur Unterstützung des Gedächtnisses für sich selbst niederschreibt. Sie enthalten viel treffende Bemerkungen über alles Mögliche, was einem aufmerksamen und scharfsinnigen Beobachter auf einer Reise vor Augen kommt; aber von der Aemlichkeit und Frische in Schinkel's italienischen Briefen zeigt sich darin nur ausnahmsweise noch eine Spur. Eine willkommene Zugabe für das größere Publikum wird unter diesen Umständen der dem Tagebuch beigelegte Anhang sein, welcher zwei launig geschriebene Briefe Benth's an Schinkel enthält. Um sich vom Ton derselben einen Begriff zu machen, braucht man nur den Anfang des ersten zu lesen. „Wohl dem“, schreibt er im Juli 1823 aus Manchester, „der kein Ehemann ist, in einem Lande, wo er am 10. Juli Kaminfeuer veranlassen muß, um nur auch etwas trockene Luft zu haben; in einer Stadt, die *salva venia*, wegen der Rasse der Nachtopf von England heißt; krank in seiner Einsamkeit ohne einen Bekannten, dabei mit einem Leibe voll Aerger über andere. Wenn so ein Junggeselle, wie ich, dabei melancholisch wird, was soll dann mit einem Ehemann werden, der an Fran und Kinder denkt und sich nicht mit zwei Dingen trösten kann, wie ich, nämlich daß das Glück seine einkünfte Aufwärterin in eine junge sehr hübsche verwandelt hat, und daß die Junggesellen in England zum Anerkennniß ihrer Tugenden mit zwölf weißen Federbüschen auf dem Leichenwagen begraben werden.“

Der allgemeine interessanteste Abschnitt des dritten Bandes ist unstreitig der, welcher die Mittheilungen aus Schinkel's Vorarbeiten zu seinem projectirten Lehrbuch der Architektur enthält. Allerdings ist die Masse des wirklich Niedergeschriebenen nur ein wenig von dem, was in der Intention Schinkel's gelegen haben mag, und der größere Theil davon besteht nur aus „Ordnungen und Bemerkungen über die Kunst im allgemeinen“; aber trotzdem sind darin schwerwiegende Ideen enthalten, die um so mehr

Beachtung verdienen, als sie nicht von einem bloßen Theoretiker, sondern einem bewährten, genialen Praktiker kommen und sich zu Anschauungen bekennen, über die unsere heutigen Praktiker längst hinaus zu sein glauben, ohne doch nur im entferntesten etwas Aehnliches wie Schinkel leisten zu können. Im allgemeinen Charakterisirt sich darin Schinkel als ein entschiedener Idealist, d. h. er erblickt den eigentlichen Urquell der Kunst in der Seele und ihren höchsten Zweck in der Darstellung und Verherrlichung des Göttlichen. „Die bildende, die schöne Kunst“, sagt er unter anderm, „hat die Aufgabe, den Abdruck des Zustandes einer Seele, das Bild des Zustandes einer schönen Seele darzustellen. Geschieht dies in Tönen, so können die Bewegungen, Leidenschaften, Beschwichigungen, das ruhige Wohlbehagen, Beängstigungen, Erschütterungen des Gemüths in reiner Folge dieser Seelenzustände erscheinen; es ist dann Kunst die Kunst im allgemeinsten Sinne, die Kunst, die in allen übrigen Kunstformen wieder enthalten sein und ihren Hauptbestandtheil ausmachen muß. Wird der Zustand der Seele dargestellt, wo dieselbe nach Verstandes- und Vernunftzwecken Schönes ordnet, verbindet unter statischen und mechanischen Gesetzen, so ist die daraus hervorgehende Kunst Baukunst. Aus dieser Definition geht hervor, daß diese Kunst auch in allen übrigen Künsten eintritt, dann jedoch mit Befreiung von den statisch-mechanischen Gesetzen. Wird der Zustand der Seele dargestellt, wie sie von den Gegenständen der Natur ergriffen wird, unter welchen bestimmten Empfindungen sie dieselben betrachtet, aufsaugt, von ihnen afficirt wird, so geht daraus die bildende Kunst hervor. Diese theilt sich ihrer Natur nach in plastische und malerische.“ Kann diese Deduction und Distinction der verschiedenen Künste wissenschaftlich auch nicht genügen, so verdient sie doch um der Bedeutung willen, die dabei dem Seelenzustande als dem Urractiv alles Kunstschönen beigelegt wird, von den heutigen Künstlern wohl beachtet zu werden, denn sie können daraus lernen, daß es in der Kunst mit dem bloßen Ablesen und Nachbilden der Natur keineswegs gethan ist. Noch bestimmter drückt dies Schinkel aus, wenn er sagt: „Das Schöne liegt in der Vorkellung und wird lediglich in derselben erst zum Schönen; daß man es an den Dingen außerhalb zu finden glaubt, liegt darin, daß gewisse Gegenstände so allgemeine Wirksamkeit haben, um auch bei den rohesten Menschen Vorkellungen vom Schönen zu erzeugen, oder vielmehr die Seele in diejenige Thätigkeit zu versetzen, deren Bewußtsein das Gefühl des Schönen erzeugt. Das Schöne ist also erzeugt durch das Wohlgefallen an eigener Thätigkeit im harmonisch-stillichen Gefühl der Weltanschauung und in dem Gefühl des Göttlichen in der Welt.“

Im engsten Zusammenhange hiermit steht, was Schinkel über die Bedeutung des Individuellen und Gattungsmäßigen in der Kunst sagt; man erkennt daraus, wie tief er über die Kunst nachgedacht hat; jedoch ist es zu umfangreich, als daß wir es hier mitzutheilen vermöchten. Und in derselben Lage finden wir uns seinen anderweitigen trefflichen Bemerkungen über die Kunst überhaupt und ihrem Verhältniß zur Moral und Wissenschaft gegenüber. Dürftiger sind seine Andeutungen über die Architektur und ihre verschiedenen Aufgaben insbesondere. Er hatte die Absicht, in dieser Beziehung mehr durch Zeichnungen und Veranschaulichungen als durch Rede und Wort lehren zu wollen, und darin liegt jedenfalls der Grund, daß er sich weniger über Fragen dieser Art auszusprechen veranlaßt gefühlt hat. Unter dem wenigen, was er etwa seinen Zeichnungen als erläuternden Text beigegeben beabsichtigt hat, nimmt seine Beschreibung zum Entwurf einer Residenz vorzugsweise das Interesse in Anspruch.

Adolf Zeising.

Für Christgeschenke.

Unter den Schriften und Büchern, welche sich auf unserm Büchertische zusammengefunden haben, befinden sich mehrere, welche sich, wenn sie auch ihrem Inhalt nach nicht eigentlich in die Kategorie der Weihnachtbücher gehören, doch wegen ihrer

schmuckreich künstlerischen oder zierlichen Ausstattung zu Festgeschenken ganz besonders eignen. Wir nennen zuvörderst die jetzt mit der zehnten Lieferung abgeschlossene „Goethe-Galerie“ (Leipzig, Brockhaus, 1862—63), die wir bereits nach dem Erscheinen der ersten Lieferung bei unsern Lesern als ein der so beliebten „Schiller-Galerie“ vollkommen ebenbürtiges Unternehmen eingeführt haben. Die 50 Abbildungen, welche die „Goethe-Galerie“ auf ebenso viel Blättern bringt, sind diesmal, mit der einen Ausnahme der Iphigenie, sämtlich von F. Vecht, da, wie dieser im Vorwort bedauernd bemerkt, die Mitwirkung seines Mitarbeiters an der „Schiller-Galerie“, Arthur von Ramberg's, infolge seiner Berufung als Lehrer an die Kunstschule zu Weimar dem Unternehmen früh entzogen wurde. Die mit Liebe, Frische und künstlerischer Empfindung sich den Intentionen Goethe's anschmiegenden Erläuterungen sind wie die früheren zur „Schiller-Galerie“ von Vecht, der bei der so gelungenen Ausführung seines schwierigen Werks in Betreff Goethe's die Erfahrung machte, daß man „nie an dieser reichen Natur auslernet“, und im Vorwort unter den Gründen, warum die ihm bei diesem Werke zugefallene Aufgabe eine viel schwerere gewesen als bei dem früheren, zunächst den anführt, „daß die Goethe'schen Figuren fast alle so fein individualisirt, so ins kleinste Detail durchgearbeitet sind, daß sie gerade dadurch für den Maler viel schwieriger werden als die viel unbestimmteren Schiller'schen“. Dazu liege die Hauptstärke Schiller's in den Männercharakteren, die Goethe's in den Frauencharakteren, die er uns in einer Unerkündlichkeit, einer Anmuth, einem Reiz zeige, „daß das Schöne, was bildende Kunst vermag, nur eben gut genug für sie wäre“. Aufmerksam machen wir besonders auf das herrliche Porträt Goethe's in der siebenten und auf die Bildnisse von Elii Schönemann, Frau Nath Goethe, J. G. Merck und Cornelia Goethe in der achten Lieferung. Die Stiche zeigen eine noch ausgebildete Technik und erreichen, wie Vecht mit größtem Recht bemerkt, „dem deutschen Kupferstich wirklich zur Ehre“.

In Bezug auf den Steindruck zeigt der jetzt von Müller von der Werra herausgegebene neueste Jahrgang des Albums „Deutsche Kunst in Bild und Lied“ (Leipzig, Lithographisches Institut von J. G. Bach) ähnliche Vollenbung, natürlich immer den Unterschied im Auge behalten, der zwischen Stich und Lithographie überhaupt stattfindet. Wir verweisen nur auf die Blätter: „Die heilige Elisabeth“ nach J. Flüggen, „Waldfavelle“ nach A. Geiß, „Landschaft bei stürmischer Bitterung“ nach J. Klombeck, „Krieg und Frieden“ nach E. Jacobs, „Waldhütte“ nach E. Grefe, „Gestrandetes Kohlenkiff“ nach G. Götke, „Der Arzt“ nach Hiddemann u. f. w. In einigen dieser Blätter scheint uns die möglichste Weichheit erreicht zu sein, die der Steindruck überhaupt erreichen kann. Unter den Dichtern und Dichterinnen, die beigezeichnet haben, begegnet man den Namen F. Rückert („Dem Auschuß des deutschen Sängerbundes“), G. von Meyern, E. Rittershaus, J. R. Vogl, W. Konstant, E. Kauffer, K. Steller, P. J. Willagen, F. Dahn, E. A. Franke, R. Hamerling, A. Bube, F. Brunold, Emilie Freifrau von Gleichen-Rußwurm, geb. von Schiller („Den Manen Theodor Körner's zum 26. August 1863“), Anna Löhn u. f. w. Uebrigens wäre zu wünschen gewesen, daß manche der Beitragenden größern Fleiß auf die Ausführung ihrer dichterischen Producte verwandt haben möchten, um hinter dem artistischen Theile nicht allzu sehr zurückzubleiben.

Zu Weihnachtsgeschenken sehr wohl geeignet sind auch die beiden zierlichen Bändchen: „Die Gurstauben. Novelle von Karl Guckow“ (Leipzig, Brockhaus, 1864), und „Raja. Ein Fotostollenroman. Dichtung von Rudolf Gottschall“ (Dreslau, Trevenot, 1864). Mit der ihm eigenen stilistischen Delicatesse, in seinen ironischen Wendungen und mit psychologischer, Kenntniß des menschlichen Herzens wie insbesondere gewisser Charaktereigenschaften, wie man sie bei gebildeten Juden und Jüdinnen findet, gibt Guckow in seiner Novelle einen interessanten Beitrag zur Psychologie der Ehe. Was es mit den „Gurstauben“

für eine Bewandnis hat, möge hier ein Geheimniß bleiben; denn gerade auf diesem Geheimniß beruht ein Hauptreiz und die ironische Pointe der kleinen aber psychologisch gehaltvollen Erzählung. Gottschall's Dichtung, „Raja“, versteht uns mitunter unter die Schrecknisse des letzten indischen Aufstandes; doch sind auch episodisch und erzählungsweise andere indische Geschichten und Märchen aus älterer Zeit hineingeflochten, sämtlich voll erotischen Farbenschmucks, voll glühender, bald zarter, bald ergreifender Schilderungen, und auf der Basis einer tüchtigen Kenntniß indischen Lebens, indischer bürgerlicher und religiöser Sitten, indischer Poesie und Philosophie in glänzender und wohlklingender Veröbaltung aufgebaut. Das Bild eines Volks:

Tief im Denken, sanft im Dichten,

Wiß im Lieben und im Morden! —

tritt deutlich daraus zu Tage. Desselben Dichters Sammlung: „Gedankenharmonie aus Goethe und Schiller. Lebens- und Weisheitsprüche aus Goethe's und Schiller's Werken“ (Hamburg, Vereinsbuchhandlung, 1862), die sich durch ihre höchst elegante, wie zugleich solide Ausstattung ebenso wie durch ihren an ein vorübergehendes Jahresinteresse sich nicht bindenden Inhalt zu Festgeschenken empfiehlt. Die sich hier darbietende Parallele ist von vielem Interesse. „Wo es sich“, bemerkt Gottschall im Nachwort, „um Vaterland und Freiheit, um die Freiheit der sittlichen Welt handelt, da vertritt Schiller die erste Stimme, und Goethe accompagnirt nur; umgekehrt, wo es Gott und Natur und die Regeln der Lebensweisheit gilt! In der Feier der Liebe aber und der Dichtkunst tönt die Lyra des einen vollkräftig mit der des andern zusammen.“ Und doch — wie grandverschieben sind wieder beide Dichter auch auf diesem Gebiete!

Wir nennen ferner als für Weihnachten ausdrücklich geeignet oder doch zu Festgaben geeignet: „Aus Palast und Hütte. Auserlesene Erzählungen, Parabeln, Fabeln, Legenden und Sagen zur Bildung des Geistes, edler Gesinnung und Sitte. Eine Weihnachtsgabe für Deutschlands heranwachsende Jugend von Elisabeth Warggraff, geborene Golttermann in München“ (Hannover, Rümpler, 1863), im ersten Buche „Geschichten und Bilder zur Veranschaulichung religiöser und sittlicher Wahrheiten“, im zweiten „Lebensbilder der Glaubenskräfte, der jüdischen Selbstüberwindung, der Gottes- und Menschenliebe“, im dritten „Dichtungen, beschauliche und erbauliche, zur Förderung praktischer Lebensweisheit“ enthaltend; „Die Geschichte eines Apfels. Eine Weihnachtsgabe“ (Leipzig, Hirzel, 1863); „Bilder aus der Märchenwelt. Von Amalie zu Schleswig-Holstein-Augustenburg. Zweite verbesserte und mit einem Titelkupfer versehene Auflage“ (Darmstadt, Köhler, 1864) und „Thautropfen. Uebersetzungen aus dem Französischen und Erzählungen von Alexandra, königliche Prinzessin von Baiern“ (München, Fleischmann, 1863). Dieses liebenswürdige Buch enthält theils Uebersetzungen aus den „Horizons-prochains“ von Gräfin Gasparin u. f. w., theils von der Prinzessin Alexandra verfaßte kleinere Erzählungen, deren schöne und beherzigenswerthe Tendenz es ist, als das „beste Heilmittel für niedergebogene Seelen die Beschäftigung mit dem Glück anderer“ erscheinen zu lassen und „unermüdetes Mitarbeiten an dem Glück unserer Nebenmenschen“ jedermann zur Pflicht zu machen.

Auch liegt uns die zweiundzwanzigste Christbesehung der alljährlich erscheinenden und von Friedrich Hofmann herausgegebenen Rufengabe „Weihnachtsbaum für arme Kinder“ vor, die wieder viel Ansprechendes enthält. Bekanntlich wird der Ertrag zu Christgeschenken für arme Kinder verwandt, und namentlich in thüringischen Landen ist der „Weihnachtsbaum“ deshalb ein lieber Gast. So lesen wir in dem angehängten Bericht über die Besehungen von 1861 und 1862 unter anderem, daß in dem sehr armen thüringischen Waldborfe Hatten-grund bei Sonneberg der dortige Lehrer F. Chr. Wilsner unter den Mitgliebern seiner Gemeinde an freiwilligen Gaben und Einnahmen für 18 Exemplare vom „Weihnachtsbaum“ 30 Fl. 30 Kr. aufzubringen mußte und für 68 Kinder dem

will — aber das Knopfloch muß er mir rein halten, Bonne — oder es könnte ein Unglück geben. Alles könnte ich meinem guten Lorenz verzeihen, Bonne, einen Raubmord, einen Meineid und Einbruch unter erschwerenden Umständen; du lieber Gott, wir sind alle schwache Menschen und können auf unserm Wege straucheln. Aber das Straucheln muß ein Ende haben, Bonne, man muß nicht liegen bleiben, sondern sich wieder aufraffen und sich bessern. Wer aber so ein Ding jahraus jahrein im Knopfloch trägt, weil er glaubt, daß die ganze Menschheit zusammen genommen nicht so viel Verstand hat wie ein einziger Mensch, sehen Sie, Bonne, vor so einem Menschen wird mir bange, das ist der rechte Sünder gegen den Heiligen Geist, ein Teller-lecker und ein Krummbüchel!"

Ist das nicht pure Revolution und zeigt sich nicht die Milch der Denkungsart der deutschen Regierungen recht unverdorben und besonders kräftig, daß sie vor solchen Gefinnungen nicht gerinnt und den komischen Roman, den ich der Lesewelt bestens empfohlen, nicht verbietet?

Leider hat ja Homer auch geschlafen und wenn der dritte Band dieses Werks, soweit es zum Abschluß der Geschichte der Familie Bork nötig war, mit wenigen Seiten dem zweiten einverleibt wäre, der Leser hätte nicht empfunden, daß auch ein tüchtiger Schriftsteller ermüden kann. Müssen es denn immer drei Bände sein?

In dem Sammelwerke „Garten und Wald“ von August Schrader (Nr. 2) werden uns vier Erzählungen geboten, die eine leichte Unterhaltung demjenigen gewähren, der seinen weitem Erfolg von dem Lesen eines Romans verlangt. Der Vortrag ist leicht und ermüdet nicht, die Erzählung interessiert, da heute Kriminalnovellen Mode sind. Tiefe, berechtigte Motive fehlen. Mir ist es nicht gelungen, die Verwickelungen, in welche der Verfasser die auftretenden Personen bringt und wobei Erbschaften durch eigenthümliche Klauseln verhindert, wichtige Documente verloren und gestohlen werden und weilläufige eigenthümliche Verwandtschaften, deren Beweis die liebe Armuth zum Reichthum bringt — Verwickelungen fast ebenso groß, wie in dem *Glück des Teufels* — mir ist es nicht gelungen, sie zu entwirren und klar zu legen. Da nun am Schlusse jeder Erzählung dies nothwendig vom Leser gesehen muß, um die soeben genoßene Geschichte zu verstehen, dürfen wenige sich die Mühe geben, nach gründlicher Auffklärung zu suchen.

In der zweiten Geschichte: „Der Verbrecher aus Liebe“, wird der Held und wie folgt vorgeführt: „Er war von schlanker Gestalt und mochte 27—28 Jahre zählen. Sein Gesicht war stärker von der Sonne gebräunt, als es sich nach der Mode für einen Gast schickt, trotzdem aber war es schön, und man hätte sagen können, daß der bräunliche Teint seine Schönheit männlicher machte, die bei einem zarten Weiß weiblich zu nennen gewesen wäre. Das sorgfältig frisirte Haar war glänzend schwarz, ebenso auch der zwar nicht starke, aber natürlich gekräuselte Bart, der das interessante ovale Gesicht einrahmte. Ueber seinen schwellenden Lippen, durch die schneeweiße Zähne schimmerten, zeigte sich ein geschweiffter Schnurrbart. Das dunkelbraune Auge war groß und lebhaft. Die Stirn, welche schöne, dunkle Brauen begrenzten, war hoch und frei. Die Toilette des jungen Mannes war elegant und gewählt. An seinem feinen Brusthemde glänzten kostbare Diamantknöpfe und an den Fingern nicht minder kostbare Ringe. Still und nachdenkend saß er in seinem Sofa; seine kleine aristokratische Hand spielte mit der goldenen Uhrkette, die über die weiße Weste hinabhing.“ Wahrscheinlich, von dem Scheitel bis zur Zehe ein ganzer Romanheld. Es ist Herr Ludwig, der Millionär, auch später Baron von Rienstadt, der Particulier. Wenn Damenhände ihn nicht gezeichnet haben, so muß man doch gesehen, daß diese Figur werth ist, in dem Kopfe einer Modedame entstanden zu sein. Ob Herr Ludwig, der Baron, auch der Verbrecher aus Liebe ist, konnte mir nicht recht deutlich werden, weil eine Verbrecherin aus Liebe und zwar eine sehr arge, gleichfalls in dieser

Erzählung erscheint. Die verwitwete Freifrau von Grischheim nämlich intrigirt auf die gefährlichste Weise gegen den Obersten von Eppstein, dessen ältester Sohn Gemahl ihrer ältesten Tochter ist. Man glaubt anfangs, daß sie beabsichtige, ihren zweiten Sohn mit der zweiten Tochter des Obersten, der Geliebten des Herrn Ludwig, zu verheirathen; es zeigt sich aber später, daß sie an dem Obersten Rache nehmen will, weil er als junger Lieutenant und ihr Geliebter sie verlassen, da das Vermögen beider zu einer Verheirathung nicht ausreichte, und sich mit der Tochter seines damaligen Obersten verbunden hat. Auch als der Herr von Eppstein Witwer geworden, war er nicht zu der bereits von einem angelierten Gemahl befreiten ersten Liebe zurückgekehrt, und dies veranlaßte die leidenschaftliche Frau zu Thaten, die das Criminalgericht zu verurtheilen hat.

Die dritte Erzählung: „Der Amnestirte“, erinnert uns an die Leiden der Gegenwart. Ein sogenannter politischer Verbrecher kehrt in die Heimat zurück, findet seine Braut an einem andern verlagert, sein väterliches Erbe in den Händen seines habgierigen Bruders und alle Freunde gestorben oder von ihm abgewandt, bis auf einen ärmsten und besten Jugendbekannten. Durch diesen unterstützt, zertreibt er die Rebellen, erhält sein Erbe und seine Braut wieder, und überläßt dem Leser am Schlusse der Geschichte, die Verwickelungen der Begebenheit sich aufzuklären.

Am reichsten an solchen ist die letzte Erzählung: „Eine Gouvernante“. Hier führt sich der Verfasser selbst ein und gewinnt auf dem Gute seines plötzlich reich gewordenen Schwagers in der wirklichen Erbfin, welche unter dem Schleier der Gouvernante auftritt, sich seine — Charlotte.

Gewiß ist der Dom zu Köln, diese verfeinerte Ribbelungensnoth, an welcher das deutsche Volk seit Jahrhunderten baut, um einen echten deutschen Ribbelungshort daraus zu schaffen, eine reiche Fundgrube für die romantische Erzählung. An dieses Bauwerk knüpft sich überdies die Geschichte der Bauhütten, welche tief in die Urgezeiten und bis in die Neuzeit durch die Freimaurer führt, und der Verfasser des unter Nr. 3 genannten Romans: „Die Bauleute zu Köln oder deutsche Kunst und Kunst“, Hermann Klende hat über beides ein fleißiges Studium sich nicht verdrücken lassen. Warum aber die Resultate seiner Bemühungen rein und ohne Zusätze nicht besser in einer Zeitschrift als in einem Roman niedergelegt worden sind, kann ich nicht einsehen. Abhandlungen über den Dombau in Köln und über die Geschichte der Bauhütten, wie sie dieser Roman in bedeutendem Umfange enthält, haben für den Leser, den diese Geschichte unterhalten kann, wahrlich kein Interesse; Leser aber, die sich freuen, zu erfahren, daß der Erzählung Konrad von Hochsteden den Plan zum Dom vielleicht entworfen oder durch einen unbekannten Meister hat fertigen lassen, daß die Dominicaner behaupten, ihr Ordensgeneral, der Bischof Albert der Große, als Magister wohlbekannt, habe den Plan entworfen, oder daß auch der Erzbischof Willibert, nachdem im Jahre 1063 eine der ältesten Kirchen, der damalige Dom abbrannte, der Urheber des Plans sei; Leser, die sich erfreuen an dem tiefen christlichen Ernst jener Bauhütten, welche durch geheime Gebräuche, Formeln, Zeichen u. s. w. die Handwerker und besonders die Steinmetzen zu einem christlich gestifteten Leben verpflichteten, solche Leser können sich nicht an einem Beiwerk erfreuen, wie es der Verfasser erfunden hat, um das, was die Geschichte lehrt, mit den Gebilden seiner Phantasie zu verbinden. Letztere sind zu schwach, und um sie interessant zu machen, sind die Facten zu grell aufgetragen, daß solche Erzählung zu genießen Leser voraussetzt, welche sich an einem „Antonio della Rozini, der große Seeräuberkönig“ und dergleichen ergötzen können. Bei solchen Räuber- und Ritterromanen war es auf Ueberrückung abgesehen, und wenn diese mindestens unterhaltend ist, so kann er wider Wissen ein großes Publikum gewinnen; die Bauleute zu Köln aber, so viele Achtung ich auch vor ihren Kenntnissen, ihrem Thun und Treiben habe, sind denn doch zu langweilig.

Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Karl Gutzkow's Dramatische Werke.

Vollständige neu umgearbeitete Ausgabe.

20 Bändchen. 8. Geh. 6 Thlr. 20 Ngr. Geb. 8 Thlr.

Jedes Bändchen einzeln, geh. 10 Ngr.

- | | |
|---------|-----------|
| I. 2 | 1. Aufl. |
| II. 2 | 2. Aufl. |
| III. 2 | 3. Aufl. |
| IV. 2 | 4. Aufl. |
| V. 2 | 5. Aufl. |
| VI. 2 | 6. Aufl. |
| VII. 2 | 7. Aufl. |
| VIII. 2 | 8. Aufl. |
| IX. 2 | 9. Aufl. |
| X. 2 | 10. Aufl. |
| XI. 2 | 11. Aufl. |

(Zum ersten mal gedruckt.)

- XII. Antonio Perez. Trauerspiel. (Desgleichen.)
 XIII. Otfried. Schauspiel. 2. Auflage.
 XIV. Der dreizehnte November. Schauspiel. 3. Auflage.
 Fremdes Blut. Vorwißsenschaft. 2. Auflage.
 XV. Die Komödie der Verstorbenen. Lustspiel. 2. Auflage.
 XVI. Riehl. Ein Volkstrauerspiel. 2. Auflage.
 XVII. XVIII. Wallenweber. Trauerspiel. Zwei Bändchen.
 2. Auflage.
 XIX. Leber und Myrte. Lustspiel. 2. Auflage.
 XX. Nero. Tragikomödie.

Diese nun vollständig vorliegende neue wohlfeile Ausgabe der Gutzkow'schen Dramen macht dieselben dem Privatbesitz zugänglicher, da sie gegen die frühere Gesamtausgabe um mehr als die Hälfte billiger ist. Der Verfasser hat sämtliche Stücke neu durchgesehen und wesentlich verbessert, außerdem auch jedem Bändchen einen Anhang beigelegt, worin über den Ursprung und die Schicksale der einzelnen Stücke interessante, für die Geschichte der neuern deutschen Bühne lehrreiche Aufschlüsse gegeben werden. Somit bildet die Sammlung einen Beitrag zur Literatur- und Culturgeschichte von lebendigem Werth. Elegant in Leinwand gebundene Exemplare sind für den Preis von 8 Thlr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Ertrag ist für die Schleswig-Holsteinische Kriegskasse bestimmt.

Ein Dugend Kampflieder für Schleswig-Holstein.

Von — Fr.

8. Geh. 5 Ngr.

Jedem Freunde der Schleswig-Holsteinischen Sache sind diese, die augenblickliche Lage illustrierenden Zeitgedichte angelegentlich zu empfehlen. Hat sich der Dichter auch nicht genannt, so wird er doch aus seinen Versen leicht erkannt. Denn wer anders vermag die Waffe der Sprache so scharf und schneidend zu handhaben, als der Rector aus dem Chor der Freiheitskämpfer von 1813, als „Freimund Helmar“ (dies bedeutet wol die Bezeichnung F—r, auf dem Titel), der Verfasser der „Geharnischten Sonette“: Friedrich Müllert!

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Edward Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Im Verlage von Carl Schönewerk in Wien ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Tannenreiser.

Weihnachts-Geschenke

von

Albert Traeger.

Pracht-Ausgabe in gr. 8. Velinpapier.

Mit 12 sauber ausgeführten Holzschnitten.

In illust. Umschlag geh. Preis: 2 Thlr.

Mit colorirtem Titel elegant gebunden Preis: 2 1/2 Thlr.

Die letzte Puppe.

Sals-Scene

von

Albert Traeger.

16. Velinpapier.

In illust. Umschlag geh. Preis: 10 Gr.

Mit Titel-Biggette elegant gebunden Preis 15 Gr.

Der Name des Verfassers, dessen Gedichte infolge überaus günstiger Aufnahme binnen ganz kurzer Zeit die dritte Auflage erlebten, bürgt für die Seriosität des Inhalts vorzüglicher Bücher und macht jede weitere Anpreisung überflüssig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirter Handatlas

für Freunde der Erdkunde und zum Gebrauch beim Unterricht

Im Verein mit Heinrich Lentemann

herausgegeben von

Ehrenfried Leeder und Theodor Schade.

Gross-Folio. 22 Blätter in Stahlstich mit erläuterndem Texte.

In sechs Lieferungen 8 Thlr. 24 Ngr.

Cartonnirt 9 Thlr. Gebunden 10 Thlr.

Der „Illustrirte Handatlas“, 22 geographische Karten mit 243 Illustrationen in Stahlstich und beschreibendem Text enthaltend, liefert ein anschauliches Gesamtbild der Erde, wie es in so mannichfaltigen Beziehungen heute noch niemals darzustellen versucht worden ist. Durch gegenseitige Ergänzung von Karte, Bild und Wort haben die Herausgeber ein ebenso schönes und unterhaltendes wie nützliches und belehrendes Prachtwerk geschaffen. Es wird jedem Freunde der Wissenschaft dauernden Genuss bereiten und empfiehlt sich besonders auch als passendstes Geschenk für die reifere Jugend.

Schon während des Erscheinens in Lieferungen hat die Kritik einstimmig den Unternehmern lobende Anerkennung gezollt; so sagen die „Rheinischen Blätter für Erziehung und Unterricht“ darüber: „Wissenschaft und Kunst verbinden sich in diesem ausserordentlich prächtig ausgestatteten Kartenwerke mit den Anforderungen der Pädagogik.“

Ein ausführlicher Prospect über das Werk ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 52. —

24. December 1863.

Inhalt: Neueste Literatur über Goethe. Von Hermann Marggraf. Zweiter Artikel. (Beschluß.) — Zur Erzählungsliteratur. Von Hermann von Dequignof. — Wie entstand der Mensch? Von Karl Vorlage. — Notizen. (Aus der deutschen „Pariser Zeitung“; Friedrich Rückert's Kampflieder für Schleswig-Holstein.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neueste Literatur über Goethe.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 51.)

Heinrich Dünker hat „Neue Goethestudien“ (Nr. 4) erscheinen lassen und sie dem Andenken des verewigten Barnhagen gewidmet. Dieser war nämlich seit einem Jahrzehnt den auf Goethe gerichteten Bestrebungen Dünker's, wie dieser im Vorwort bemerkt, „mit stets gesteigerter Theilnahme, innigster Freude und herzlichstem Wohlwollen“ gefolgt und stand mit dem Verfasser in einem lebhaften Briefwechsel. Barnhagen schrieb an ihn unter anderem am 31. Januar 1852:

Die Beschäftigung mit Goethe gleicht einem Zauberkreis, der immer anzieht, immer neue Befriedigung gewährt, und dem von der Außenwelt feindlich bestürzten, von den Tageseindrücken nutzlos aufgeregten Geist eine Zuflucht eröffnet, wo sich in glücklichem Vergessen und seliger Andacht die Lebenskräfte stärken und erfrischen. Zwar kann die nähere fortgesetzte Betrachtung jeder geistigen Größe, jedes höhern Stoffs überhaupt solche wohlthätige Wirkung ausüben, und der Philolog, der Historiker genießt immer des Glücks, mit seinem Helben zu leben. Auch mir wird dieser Genuß nicht bloß durch Goethe zu Theil. Aber dennoch überragt Goethe mir alle andern und hat es mit ihm noch eine ganz besondere Bewandniß. Er ist unter den Großen derjenige, der uns noch am nächsten erreichbar ist, dessen Lebenstage noch theilweise in die unserigen fallen, mit dem wir in Gefühls- und Denkart die unmittelbarste Verwandtschaft haben. Ich wenigstens kann mich des wiederholten Genusses seiner Waben, der wiederholten Betrachtung seines Lebens nicht er sättigen, und lerne täglich von ihm und an ihm.

Ein andermal äußerte er:

Wie sehr Goethe in das Innerste unserer Landleute eingedrungen ist, hat sich selbst in den neuesten politischen Stürmen gezeigt; die öffentlichen Blätter sind seiner Sprüche voll, in den größten Staatsverhandlungen ist seiner gedacht, sein Ansehen oft von entgegengesetzten Seiten gebraucht worden. Wie jeder hohe und erleuchtete Geist steht er über den Parteien des Tages; seine Abneigung gegen alles Revolutionäre kann den gesunden Sinn nicht täuschen, der in ihm den entschiedensten Freund der Volks- und Freiheitsache erkennt.

Schade nur, daß Barnhagen von Goethe, der sich doch nur vorübergehend zu Kentenstimmungen hinreißt, nicht das lernte, wodurch gerade Goethe sich auszeichnete: objective Weltbetrachtung und Humanität oder

auch nur Billigkeit in der Beurtheilung anderer. Wenigstens seine Tagebuchaufzeichnungen, so interessante Beiträge zur Zeitgeschichte sie auch sein mögen, sind vom Geiste Goethe'scher Humanität nicht erfüllt.

Der erste Aufsatz in vorliegendem Buche handelt über das Verhältniß zwischen Goethe und Claudius. Dieser hatte sich in seinem „Wandsbeker Boten“ über Goethe's Jugendproducte, namentlich den „Edg“ anerkennend ausgesprochen, und auch Goethe hatte in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ in einer Recension des „Göttinger Musenalmanach“ bemerkt: „Von Herrn Claudius finden sich wieder einige ganz vortreffliche Stücke.“ Goethe, der damals noch in unvergleichlich größerm Maße sich dem volksthümlichen Genre zuneigte als später, steuerte sogar zum „Wandsbeker Boten“ poetische Sachen bei, und im September 1784 machte Claudius einen Besuch in Weimar und von hier in Gesellschaft des Herder'schen Ehepaars, Goethe's und des jungen Fritz von Stein einen Ausflug nach Jena, wo sie von Knebel bestens bewirthet wurden. Bei der Rückfahrt, die im klaren Mondlicht stattfand, sprach Goethe sehr schön über den Zustand der Seele nach dem Tode, nur, nach Karoline von Herder's Ansicht, „nicht schwärmerisch genug für das überirdische Licht, in dem sie dahinglitten“. Trodem daß sich Goethe seinen Begleitern so gefällig zeigte, über den Zustand der Seele nach dem Tode zu sprechen, befand sich der schlichte Claudius in Weimar begreiflicherweise nicht behaglich; er habe sich „wie ein Vertriebener nach Hause gesehnt“, bemerkt Herder; und als er gleich nach der Rückkehr von Jena einen Brief von seiner Rebecca erhielt, war seines Bleibens nicht mehr in Weimar. Später gingen Goethe's und Claudius' Wege immer weiter auseinander, und Goethe, der den braven harmlosen, ihm persönlich bekannt gewordenen Mann besser geschont hätte, der sich aber gerade in der besonders durch Schüler in ihm geschürten, wol später im stillen von ihm nicht wenig bereuten Kentenstimmung befand, Goethe richtete gegen Claudius eine Kentie mit dem tief verlegenden Schluß: „Wahrheit, sie war dir zu schwer, Jertum, den brachtest du fort!“ wogegen sich Claudius in

plumpen Knittelversen vernehmen ließ. Solchem unerquicklichen und unfruchtbaren Hader hätten beide Männer, so ungleich sie auch in Bezug auf Begabung und Richtung waren, aus dem Wege gehen und ein besseres Weispiel geben sollen in einem Lande, dessen Literaturannalen es auf den heutigen Tag an solchen Standalsenen nur zu reich hat. Der Verfasser bemerkt übrigens über die beiden Männer zum Schluß:

Darf Deutschland den einen zu seinen größten Söhnen zählen, die Biederkeit, die tief wurzelnde Gläubigkeit, der gemüthliche Humor des andern werden ihm unvergessen bleiben.

Aus den einleitenden Bemerkungen zu diesem Aufsatz möge hier noch folgende Stelle über unsere Gegenwart mitgetheilt sein:

Wer möchte leugnen, daß die unendlichen Fortschritte, welche der menschliche Geist an der Hand der sich immer glänzender aufstrebenden Naturwissenschaft in der Bewältigung der Natur gemacht, höchster Bewunderung werth! Aber wem könnte auch entgehen, wie sehr das Innere hinter dem Äußern zurückgetreten, von diesem fast verschlungen worden, wie ein hohles Scheinwesen an der Stelle geistigen Selbstbewußtseins und herzlichster Gemüthlichkeit sich eingebängt, wie das Höhere dem Niederen dienstbar geworden und das Reiche, tiefe Seelenleben durch die Ueberkultung der auf äußern Vortheil gerichteten Bestrebungen traurig verhandelt worden!

Dieser Zeit, der unserigen, stellt er nun diejenige gegenüber, in welcher Goethe und seine Mitstreibenden jung waren und die neuere deutsche Literatur „ihre ersten Flügelschläge wagte“. Der Verfasser ruft aus:

Wie harmlos, aber auch wie frisch, innig und seelenhaft tritt uns das damalige geistige Leben entgegen! Ein frohes, schwelendes Frühlingsleben hatte in jenen Tagen (kurz vor dem Ablauf des dritten Viertels des vorigen Jahrhunderts) alle strebenden Geister durchzuckt; der Ruf der Lebens war an alle, die sich ihrer Selbstständigkeit bewußt waren, erschollen, sich aus dem verkümmerten, verrotteten Wesen zu retten, sich zu erheben zu reiner Wahrheit und Natürlichkeit. Wie verschieden auch die Ziele der einzelnen hervorragenden Köpfe, größtentheils unbewußt, waren, alle fühlten sich zu einem Zwecke verbunden, durch gemeinsames Streben geknüpft.

Das ist sehr richtig; aber leider, diese Jugend der neuern deutschen Literatur währte wie alle Jugend nur kurze Zeit, und es regnete, ja schneite diesem Literaturfrühling bald in die Blüten.

Das größte allgemeinere Interesse hat unter den übrigen Aufsätzen wol der über Tagliostro und Goethe's „Großkopfska“, indem darin die Lebensschicksale und Abenteuere eines Mannes zur Sprache kommen, der in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine so merkwürdige Rolle spielte und in dieser Zeit der nächsten Aufgeklärtheit, aber auch der seltsamsten Gegenätze, in der vornehmen Welt und namentlich unter den Frauen genug Wundergläubigkeit fand, die er beschwänzelte und ausbeutete. Das Merkwürdigste dabei ist, daß Tagliostro nichts weniger als im Äußern einnehmend war. Die bekannte römische Staatschrift und der daraus gegebene Auszug im Jahrgang 1790 des „Neuen Teutschen Mercur“ schildern ihn „eher klein als groß von Statur, braun von Gesichtsfarbe, von fettem Körper und schlechtem Bild“ u. s. w., auch besaß er „keine der empfehlenden Eigenschaften, die

in der galanten Welt gemein sind, keine Kenntnisse, keine Wissenschaften“; selbst seine Rednergabe war nicht glänzend; er sprach viel, ja ohne Aufhören, aber gemein, gehackt und bombastisch confus. Auf seine abscheulichen Betrügereien, auf seine galanten, oft schmutzigen Abenteuer, auf das Gewerbe seiner Frau, die auf sein Geschäft mit ihren Reizen Handel trieb, kommt Dünker nicht zu sprechen; der Auszug im „Neuen Teutschen Mercur“ nimmt in dieser Hinsicht kein Blatt vor den Mund.

Die übrigen Aufsätze behandeln Goethe's „Satyros“, den „Triumph der Empfindsamkeit“ (letztere beide Stücke in ihrer ältesten Gestalt), die „Kenien“, „Des Opmentbes Erwachen“, Goethe's projectirten „William Tell“ u. s. w. Es steht wol so gut wie fest, daß Goethe den letztern Stoff, den er episch zu behandeln gedachte, an Schiller förmlich abgetreten hat, und es hat vielleicht etwas Auffallendes, wenn Schiller in einem Briefe an Jffland (vgl. Nr. 48 d. Bl.) von dieser ihm durch Goethe gewordenen Anregung und von seinen mit Goethe darüber gepflogenen Beratungen gar nichts erwähnt, sondern behauptet, nur dadurch zur Dramatisirung des Stoffes veranlaßt worden zu sein, daß die Rede ging, er mache ein solches Stück. Nur in Betreff des „Satyros“ hier noch eine Bemerkung. Dünker nennt es einen „angstlichen Einfall“ von Servinus, den „Satyros“ auf Deschow zu beziehen; er meint, und wir glauben sehr richtig, daß eine bestimmte Persönlichkeit bei Satyros kaum vorgeschwebt haben dürfte, obgleich es in jener glänzenden Zeit allerdings nicht an einzelnen derartigen Erscheinungen gefehlt habe, von denen Goethezüge zu seinem Bilde habe entnehmen können. Th. Bergk hat in einer besondern Schrift sogar die Ansicht aufgestellt, daß unter Satyros oder dem vergötterten Waldbaukel kein anderer als Helise, unter Hermes Fritz Jacobi, unter Eudora Maria Gattlin, unter Arsinoe und Psyche Jacobi's Schwägerin zu verstehen seien. Das kommt von der jetzigen Zeit, unter den Gebilden eines Dichters immer nur Portrait einer bestimmten Persönlichkeit zu wittern. Man mag den menschlichen Scharfsinn bewundern aber auch bedauern, welcher derartiges herauszufingeln und durch subtilen Combinationen sogar bis zu einem gewissen Grade plausibel zu machen weiß.

Wie oft und vielfach man auch dem Verfasser eine trodene Erklärungsmasse vorgeworfen hat — obgleich die oben angeführte Parallele zwischen unserer Zeit und derjenigen, in welcher Goethe jung war, beweist, daß Dünker auch tief und warm empfinden und darstellen kann, und obgleich wir keineswegs behaupten wollen, daß Dünker immer das absolut Richtige erkannt habe und in seinen Erklärungen und Deutungen infallibel sei — so ist doch die Trodenheit, insofern sie mit Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit der Forschung Hand in Hand geht, ein bei weitem geringeres Uebel als jene leichtsinnige Oberflächlichkeit oder Fälschtheit, wenn nicht Ignoranz, welcher manche Literaturgeschichtschreiber und Interpreten in Bezug auf Factisches sich schuldig machen, oder gar jene tendenziöse und nicht selten böswillige Benützung und Verdrehung

von Thatsachen, womit manche andere gegen ihr besseres Wissen sich an einer poetischen Schöpfung oder ihrem Schöpfer, und so namentlich auch an Goethe nur zu oft verfehlten. *) Dünker dagegen hat überall auf das Lob größter Verlässlichkeit und Gewissenhaftigkeit Anspruch zu machen, wo es sich um Feststellung des Thatsächlichen handelt.

Dieses in unsern Tagen nicht gering angesehene Lob muß ihm selbst Köstlin in einem als besondere Druckschrift ausgegebenen „Send schreiben an Herrn Professor Heinrich Dünker in Rbln“ zugeschieben, in dessen Eingang er bemerkt, er (Köstlin) sei unter den von philosophischem Standpunkt ausgehenden „Bearbeitern“ des Faustgedichts ziemlich der einzige, der

unbeirrt durch die Trockenheit, Breite und philosophische Unzulänglichkeit ihrer zahlreichen Erklärungsschriften zu Goethe'schen Werken, ihre Verdienste um Auslegung und Materialbeschaffung unanwandbar in Schrift und Wort anerkannt hat, weil ich die Ueberzeugung hege, daß volles Verständnis und damit auch voller Genuß der meisten Dichtungen Goethe's ohne einen klaren Einblick in ihre Anlässe und Beziehungen zu des Dichters Lebens- und Geistesentwicklung nicht zu erreichen ist.

Dieses sonst stark und überstark polemische Send schreiben Köstlin's wurde durch Heinrich Dünker's Schrift: „Würdigung des Goethe'schen Faust, seiner neuesten Kritiker und Erklärer“ (Nr. 5), hervorgerufen, worin der Verfasser die neuern Fausterklärer, namentlich Vischer und Köstlin, dann aber auch Schnitzger, Ascher, Minne und Rönnefahrt bekämpft und zu widerlegen sucht. In gegenwärtigem Aufsatz, in welchem es sich nicht um die Würdigung und Erklärung einer einzelnen Goethe'schen Schöpfung, sondern nur um die Würdigung und Erklärung des Goethe'schen Wesens im allgemeinen handelt, können wir auf diese Schrift nicht ausführlicher eingehen, aber versagen wollen wir es uns nicht, folgende beherzigenswerthe Stelle anzuführen:

Goethe strebte nach vollkommener Ausbildung seiner Natur und erkannte darin seine nächste Pflicht, daß er zu demjenigen sich heranbilde, was die Natur mit ihm beabsichtigt; aber er besaß auch ein Herz, das am Geschehe der Mitmenschen den allerregsten Antheil nahm, das er oft mit Gewalt zurückhalten mußte, um nicht aus sich und der ihm bestimmten Bahn herausgerissen zu werden, das sich aber auch in den zahlreichsten, andauerndsten Liebesbehalten bewährte, deren sich wol kaum einer feiner mit dem Christenthum befreundeten gestrauten Beurtheiler

*) Leichtsinzig und böswillig zugleich verfährt Wolfgang Menzel, wenn er, wie August Boden ihm nachgewiesen hat, die in einem Briefe Ernst's sich findende und von Menzel wiederholt angeführte Aeußerung des Herzogs Karl August: „Der arme dünnshälige Keel“, scherzhaft und unverständlich genug, auf Goethe bezieht und demzufolge bemerkt: Der „dünnshälige“ Goethe habe sich eingebildet, seine Persönlichkeit werde nach dem Lobe durch alle mögliche weibliche Naturen den Durchgang machen! In Ernst's Briefe wird aber fast unmittelbar darauf bemerkt, und zwar mit geketzter Schrift, das unter dieser Bezeichnung Zacharias Werner zu verstehen sei. Wollte Menzel in der That, oder glaubte er nur, es dem Publikum einzubringen zu können, daß Carl August über seinen Freund, der bekanntlich durchaus kein „dünnshäliger Keel“ war, in so nichtswürdig wegwerfender Weise gesprochen haben könne? Wenigstens erblickt man aus diesem einen Beispiel, wenn man es nicht auch sonst schon mühe, wie flüchtig und gewissenlos Menzel bei seiner Lectüre und ihrer Benutzung verfährt.

in gleichem Grade wird räumen dürfen. Wollt ihr Goethe würdigen, so geht zuerst in euch und befruchtet euch mit dem Geist reiner Wahrheit, behauptet nichts, was ihr nicht als Ergebnis angestrengtester Erforschung seines Lebens und Wirkens, mit genauer Benützung aller so reichlich fließenden Quellen, heilig beschworen könnt — oder wenn euch dies zu mühevoll ist, so laßt den Menschen Goethe in Ruhe und gebt vor der Welt von ihm kein falsch Zeugnis!

Nun, einer Stelle wie dieser wird Köstlin den Vorwurf der „Trockenheit“ und „Breite“ sicherlich nicht machen können.

Rudolf Abeken, dem auch d. Bl. manchen schätzbaren Beitrag zur Goethe-Literatur, z. B. die Berichte über den Goethe-Resner'schen Briefwechsel in den Jahren 1854 und 1855 verdanken, hat mit einer in so hohem Alter wol seltenen Begeisterungsfähigkeit und Ausdauer einen starken Band „Goethe in den Jahren 1771—75“ (Nr. 6) verfaßt, der zwar nur vier Jahre behandelt, aber, mit Ausnahme der Zeit seines Aufenthalts in Italien, die vielleicht wichtigsten und schönsten Jahre im Leben des Dichters. Es sind die Jahre, wo es unter seinen Händen mit einer Zeugungskraft sondergleichen aufquoll wie die Natur im Frühling, wo er „Werther's Leiden“ schrieb, „Götze von Berlichingen“, „Stella“, „Clavigo“, „Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern“ und andere oft sehr muthwillige und ausgelassene Schwänke, einige der ersten Scenen des „Faust“, „Künstlers Erbenwollen“, dem „Wanderer“, ein Gedicht, das an tiefer und fast rührend zarter Kunstempfindung und Kunstanschauung in keiner Literatur seinesgleichen hat, „Mahomet's Gesang“, „Kenner und Künstler“, „Künstler und Enthusiast“, „Künstlers Morgen- und Abendlied“, „An Schwager Kronos“, die Balladen „Der König von Thule“, „Es war ein Bube frech genug“ u. s. w. dichtete, sich mit den Plänen zu einem „Julius Caesar“, „Mahomet“, „Ahasver“ und „Prometheus“ beschäftigte und außerdem seine gegen die altkritische Schule Opposition machenden Recensionen für die „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ und anderes verfaßte, was alles zu nennen hier zu weit führen würde. Wo hat es je im Leben eines jungen Dichters Jahre gegeben, welche innerlich so reich und bewegt, so überschäumend waren, so viel Frucht für die Gegenwart abwarfen, so viele fruchtbare Keime für die Zukunft legten? Wägen die Schöpfungen des durch Reflexion und Erfahrungen gereiften Goethe mehr lehrreichen Denkstoff und eine größere Fülle von schätzbaren Lebensmaximen, von gesunden Betrachtungen über Kunst, Natur, Menschheit, Gesellschaft u. s. w. enthalten und in der Form zum Theil vollendeter sein — nie hat er wieder diese Frische, diese überquellende Fülle von Productionskraft offenbart, und nie ist er auch liebenswürdiger gewesen als in diesen Jahren. Selbst Abeken, der dem gereiften formvollendeten Goethe seine Vorzüge bereitwillig zugesieht und ihn nach dieser Richtung hin höher stellt als den Jüngling, muß doch zugeben, es sei nicht zu verwundern, „daß der jugendliche Goethe eine größere anziehende Kraft auf die Menschen übt“.

Es war nicht gleichgültig, daß Goethe gerade um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, 10 Jahre vor Schiller geboren wurde. Wenn er seine Mission so erfüllen wollte, wie er sie erfüllt hat, so mußte seine Entwicklungsperiode in das erste Lustum jener siebziger Jahre fallen, deren gesunde frische Kraft Dünker in einer oben angeführten Stelle so treffend geschildert hat. Kein Wunder, daß der mit andern Aufstrebenden und Gleichgesinnten, wenn auch weniger genial Begabten heranwachsende Goethe in seinen höhern Jahren im Vergleich mit jener gegen das Alte ankämpfenden, aber zugleich auch Positives schaffenden und das Zerfallene durch Neues und Besseres ersetzenden Zeit überall bedenkliche Spuren des Verfalls oder doch der Auflöserung und der Entfremdung von allen höhern humanen Ideen zu erblicken glaubte, daß er im Jahre 1825 in einem Briefe an Zelter klagte, es könne in dieser überreizten Zeit von reiner Einsicht nicht mehr die Rede sein, und dann weiter ausrief: „Ich danke dem Himmel, daß ich jetzt in dieser gemachten Zeit nicht jung bin; ich würde nicht zu bleiben wissen.“ Mußte er doch erleben, daß die junge Generation, die jetzt nicht mehr blos auf den Universitäten eine rücksichtslose und burleske ist, selbst ihm gegenüber alle Rücksichten schamlos beiseite setzte, die den grauen Haaren, dem Verdienste, dem Genie, dem durch ein arbeitsvolles Leben wohlervorbenen Namen gebühren, während dieselbe Jugend doch von ältern Personen verlangte, daß sie ihre burlesken Annahmen und Ungezogenheiten erbenst respectiren müßten.

Wie ganz anders jene Zeit, in welche Goethe's Jugend fiel. Abeken bemerkt:

Wer in den siebziger oder achtziger Jahren als Knabe auf den vierzigjährigen Vater blickte, der sah ihn als einen Mann an, vor dessen Alter schon er Ehrfurcht haben mußte. Dieses Gefühl kann jetzt nicht mehr statthaben, wo aus den Häusern die alte strenge Zucht, wo bei den meisten aus Lebensweise, Sitten, Kleidung der frühere Ernst geschwunden ist, wo das Du und Du zwischen Vätern und Kindern die natürliche Rangordnung erschüttert hat. Goethe würde es unmöglich gewesen sein, den Vater mit Du anzureden; es wäre ihm etwas Unerhörtes gewesen.

Was Abeken mit seinem Buche beabsichtigt, das bezeichnet er erst gegen den Schluß desselben mit den Worten, deren Erfüllung im Buche nicht ausgeblieben ist:

Fern von der Annahme, das ganze innere, das geistige Wesen Goethe's, und wie aus diesem seine Dichtungen hervorgehen, darzulegen, ebenso fern von der, eine Lobrede, ein Elogium auf Goethe zu schreiben — die Schattenseiten seines Lebens sind nicht verdeckt — versuchte er, den Goethe darzustellen, den Wieland „den herrlichen Gottes-Menschen nennt, an dem nichts verloren geht“; er wünschte dem Leser den Optimisten, den fröhlichen, gutmüthigen Menschen, vor Aug' und Seele zu bringen, der, wenn er auch in spätern Jahren sagen mußte:

Frech wol bin ich geworden; es ist kein Wunder — doch hinzusetzen konnte:

Ihr Götter

Wisset, und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und gut — zugleich das Wesen, in welchem unter den äußern Lebensverhältnissen „die Dichtungsgabe unwillkürlich, ja wider Willen hervorbrach“, das „von seinem productiven Talente keinen Augen-

blick verlassen wurde, dem, was er während am Tage gewahrte, nachts sich in regelwichtigen Träumen ansahelte“.

Der Verfasser hebt mit Wahrheit hervor, daß er die Schattenseiten in Goethe's Leben nicht verdeckt habe; er bemerkt einmal: „Wir können uns nicht verhehlen, daß bei Goethe, dessen Herz wir so voll, so groß fanden, dieses Herz früher durch genialen Liebermuth, später durch Kälte beeinträchtigt wurde.“ Und ein andermal:

Wir wollen keineswegs leugnen, daß in das Wesen Goethe's, namentlich des alten, sich manches eingemischt habe, was dem Ideale, welches man sich so gern von einem großen Manne bildet, widerspricht. Kennt er sich doch selbst in Bezug auf eine frühe Zeit und im Gegensatz zu dem allen liebevoll entgegenkommenen Charakter „einen starren, ablehnenden Menschen“.

Abeken erklärt dieses vornehm ablehnende Wesen, das sich in späterer Zeit äußerlich natürlich noch schroffer gestaltete, sehr richtig zum Theil damit, daß Goethe, „der im höhern Alter Rücksichtslosigkeit gegen Rang, Stand und Würde erfahren mußte, um das Gewichte, das er auf diese Dinge legte, auch öffentlich kund zu geben, leicht in ein Extrem gerieth“, in ein Extrem, „dem auf fallend, welchen der Sinn für das Maß verloren gegangen war“.

Im übrigen ist das Buch begreiflicherweise mit der nöthigen Wärme und Begeisterung geschrieben, und der Verfasser rügt es einmal an Gervinus, daß dieser bei seinem reichen Wissen, seinem ausgezeichneten Scharfsinn, sich die Ansicht Goethe's nicht angeeignet zu haben scheint, daß „Luft, Freude, Theilnahme an den Dingen (so auch an den geistigen Werken, die man beurtheilt) das einzige Aelze ist, was das, was wieder Realität hervorbringt“, daß er (Gervinus) namentlich bei Beurtheilung Goethe's öfters einer Kälte Raum gibt, wo man Wärme gewünscht hätte.

Was hat man nicht alles an Goethe getadelte und in übelm Sinne zu deuten versucht! Wenn er einmal von einer großen Schöpfung, wie z. B. „Torquato Lasso“, ein wenig ausruhte, so suchte man den Grund davon sofort in seiner Flatterhaftigkeit, in seinen Zerkürungen, in seinen Liebesgeschichten, in persönlichen verschiednen Verstimnungen. Und doch wie unermesslich reich ist das Wirken Goethe's im Vergleich zu dem Wirken der meisten, die ihn in so schulmeisterlicher Weise hoheitsvoll! Solchen Leuten gegenüber war Goethe's vornehm ablehnende Haltung sehr wohl angebracht; „ich hätte viel zu thun“, schreibt er einmal an Zelter, „wenn ich mich darum bekümmern sollte, wie die Leute mit meinetwegen betrachten.“ Und wie groß steht Goethe auch in anderer Hinsicht da! Er, welcher der populärste Mann Deutschlands hätte werden können, wenn er in der Weise des „Obz von Verlichingen“ fortgedichtet hätte — erhielt er doch von Buchhändlern mehrfache Aufforderungen, Stüde dieser Art gegen gutes Honorar zu verfassen — widerstand dieser Versuchung, der in unserer Zeit, wo alles popularitäts- und gewinnsüchtig ist, zu widerstehen schwerlich jemand die Kraft, die Selbstverleugnung und die Uneigennützigkeit haben würde. Dieser Popularitätssucht fallen ja auch in unserer Zeit so manche begabte Dichter zum Opfer, indem sie sich zwingen, und zwar sehr oft gegen ihre Natur und eigentliche Gesinnung,

17. Jahrhundert mit dem ungeheuren Weinsaufen, das damals üblich war; wie die heutige Zeit, die kein Festessen ohne ein Smedessen feiern kann — beweisen dies deutlich genug.

Und weiterhin:

Man beginnt froh die Ränke — sehr begreifend aber für die leipziger hohe Bildung und seine Lebensart fängt er mit einem ganz ordinären laubläufigen Studentenwitz an, der nicht weiter her ist, als eine Postkation von Leipzig.

Wir leugnen nicht, daß die mehr erzählend und fast unterhaltend fortschreitende Wilmar'sche Erklärungsweise einem größern Publikum gegenüber ihren Nutzen haben kann; hat aber das Buch wirklich so viel Beifall erhalten, um davon in kürzester Frist eine zweite Auflage nöthig erscheinen zu lassen, so liegt dies vielleicht zum Theil auch daran, daß man in einem von dem Sohne eines Literaturkenners wie Wilmar verfaßten Buche viel zu finden, mancher es vielleicht sogar von Wilmar dem Vater geschrieben glaubte; mehr aber allerdinge wol in dem Interesse, welches in den Kreisen „Christlicher Freunde“ ein Buch erregen mußte, daß, von einem der Ihrigen verfaßt, bestimmt war, den „großen Heiden“ Goethe in ihren Kreis einzuführen. Und der Verstorbene findet im „Faust“ auch in der That Szenen, die „gerade vom Christlichen Standpunkte“ unsere Bewunderung einem Dichter eintragen müssen, „der, ohne von dem großen Gegensatz zwischen Gott und dem Teufel etwas für seine Person erlebt zu haben, so tiefe und reichhaltige Blicke that in die Tiefe des Menschenlebens, das von diesen beiden Gegensätzen bewegt wird“. Wer das Menschenleben in seiner Wahrheit auffassen und darstellen könne (und Goethe habe es gekonnt, wie keiner vor ihm und nach ihm), der werde, fährt der Verfasser fort, „wenn vielleicht auch unbewußt, stets zugleich den tiefsten Grund alles menschlichen Handelns, die Stellung zum Licht und zur Finsterniß mitzeichnen, und in das Reich des Lichts wie in das Reich der Finsterniß manchen überraschenden Einblick gewähren“.

Ludwig von Pancizolle, der schon früher eine mit Beifall aufgenommene Sammlung „Geistesworte aus Goethe's Werken“ herausgab, ließ als Fortsetzung derselben eine nach den Materien geordnete Anthologie: „Geistesworte aus Goethe's Briefen und Gesprächen“ (Nr. 8) erscheinen. Wir halten den Gedanken für einen glücklichen, da nicht viele in der Lage sind, die so zahlreichen Sammlungen Goethe'scher Briefe, zu denen der tiefenhaft thätige Mann doch immer noch Zeit und Stimmung zu gewinnen wußte, und seine Gespräche (mit Johannes Falk und Erdmann) sich anzuschaffen, oder genug Zeit übrig haben, sie alle zu lesen. Dazu entgehen einem nicht allzu aufmerksamen Leser bei der Lectüre eines ganzen Buchs leicht so manche jener instructiven oder für Goethe charakteristischen Stellen, die man nun hier gesammelt und überflüssig geordnet beisammen hat. Dankenswerth sind auch die angehängten Register der benutzten und verglichenen Quellen, der wichtigsten Schriften Goethe's nach der Zeitfolge der Entstehung, der Personen und Sachen u. s. w. Man hat

Goethe, wie wir hier noch bemerken wollen, so gut wie Schiller beschuldigt, Jean Paul's Genius nicht gewürdigt oder absichtlich mißkannt zu haben; wie sehr aber Goethe immer geneigt war, das, was ihn wirklich erfreute, offen und ohne Rückhalt anzuerkennen, das beweist sein höchst günstiges, ja enthusiastisches, in einem Briefe an Knebel ausgesprochenes Lob der „Evana“ Jean Paul's, aus welcher 1814 das „Morgenblatt“ einen Auszug gebracht hatte. Er schreibt:

Eine unglaubliche Reife ist daran zu bewundern. Hier erscheinen seine schönsten Tugenden, ohne die mindeste Ausartung, große tüchtige Umsicht, faßlicher Gang des Vortrags, Reichtum von Gleichnissen und Anspielungen, natürlich fließend, ungesucht, treffend und gehörig, und das alles in dem gemüthlichsten Elemente. Ich wüßte nicht Gutes genug von diesen wenigen Blättern zu sagen.

Ein anderes jüdisches Wändchen: „Vier Jahrzehnte von Goethe“, geendet von Martin (Nr. 9), möge hier ganz kurz erwähnt sein. Der Erklärer, wie er in einem Nachwort bemerkt, hat versucht, „den Bereich zu führen, welche reiche Deutung Goethe'sche Dichtungen zulassen und das, was noch manches zu thun übrig bleibt, um diese immer mehr zum Gemeingut des Volks zu machen“. Er hofft, den tiefen Gehalt und innern Zusammenhang der „Vier Jahrzehnte“ in jenem höhern Sinne aufzufassen zu haben, wonach Goethe's Arbeiten durchaus und so auch seine kleinen Gedichte, nach Goethe's eignen Worten, „darin übereinkommen, daß bei besondern äußern, oft gewöhnlichen Umständen ein Allgemeines, Inneres, Höheres dem Dichter vor sichwebt“.

Die beiden folgenden Schriften beschäftigen sich mit einer andern speciellen Richtung Goethe's, mit seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten und Forschungen. Auch in dieser Hinsicht hat Goethe arge Verdächtigungen erlitten müssen; man hat z. B. gesagt, die Unvollständigkeit, als Gelehrter zu glänzen, habe ihn dazu getrieben, sich auch auf naturwissenschaftliche Forschungen einzulassen, zu denen er keinen Veranlassung gehabt. Wer das behauptet, kennt Goethe schlecht, oder will ihn nicht kennen. Er, welcher der Meinung war, daß „viel Lobtes und Tadelndes in den Wissenschaften ist, bis man selbst mit Gram und Trieb hinein kommt“, und dem im allgemeinen „die wissenschaftlichen Menschen mehr ein sophistischer als ein wahrheitsliebender Geist zu beleben“ schien, er wird nicht nur durch den Trieb nach Erkenntniß und aufrechten und wahren Wissenschaftstrieb zu seinen Forschungen auf naturwissenschaftlichem Gebiete angeregt worden sein, wozu übrigens noch äußere Anlässe kamen, seine Beschäftigung mit dem Bergbau des Landes, mit den Gärten und Parkanlagen um Weimar u. s. w. Man hat ferner gesagt, Goethe sei über bloße dilettantische Versuche auf diesem Gebiete nicht hinausgekommen; aber der bloße Umstand, daß ein Mann wie Rudolf Virchow die Bestrebungen Goethe's eine ganze Schrift: „Goethe als Naturforscher und in besonderer Beziehung auf Schiller“ (Nr. 10), widmet und ihnen eine wissenschaftliche Bewer-

tung zurechnet, beweist genugsam, daß Goethe Ulgens-
thümliches und nicht bloß Dilettantisches und Halbfertiges
auf diesem Gebiete geleistet hat. Aber auch solche Auto-
ritäten wie Owen in England, Geoffroy de St.-Hilaire
in Frankreich, Helmholz und Johannes Müller, der be-
rühmte Physiolog, in Deutschland haben Goethe's Ver-
dienste auch in dieser Richtung anerkannt. Virchow führt
in vorliegender Schrift gelegentlich an, daß Johannes
Müller von Goethe's „meisterhafter“ Schilderung des
Nagethiers und seiner geselligen Beziehungen zu andern
Thieren in der „Morphologie“ sagt:

Nichts Schöneres ist aufzuweisen, was dieser aus dem
Mittelpunkte der Organisation entspringenden Projection gleich-
sam. Irrt ich nicht, so liegt in dieser Andeutung die An-
kündigung eines fernern Ideals der Naturgeschichte u. s. w.

Was die Entdeckung der Wirbeltheorie des Schädels
betrifft, so zieht Virchow Goethe's Prioritätsansprüche
nicht in Zweifel, und er hält durch eine von ihm mit-
getheilte Stelle aus einem Briefe Goethe's an Herder's
Frau, datirt Wenebig 4. Mai 1790, alle Anschuldigun-
gen, besonders Oken's, „endgültig widerlegt“. Jenem
feindseligen Reibe, der es nicht verschmäht, „dem Genie
seine Begabung, die Ursprünglichkeit, die Originalität seiner
Natur zum Vorwurf zu machen“, begegnet Virchow mit
der Frage: „Hat die Nation kein Recht stolz, keine Pflicht
dankbar zu sein, daß ihr das Vorrecht geschenkt ward,
aus ihrer Mitte einen Dichter hervorgehen zu sehen, dessen
Werklein keine Zeit gekannt hat!“ Näher auf den Inhalt
der Schrift einzugehen, fühlen wir uns nicht berufen,
verweisen vielmehr schließlich nur noch auf die 10 Bei-
lagen, die, wir zweifeln kaum, für die Geschichte der
Wissenschaft mehr Werth haben dürften, als die mehr
für ein allgemeines Publikum bestimmte Rede, die im
Saale der Singakademie zu Berlin gehalten wurde und
zu dem Cyklus von Vorlesungen gehörte, welcher von
dem zur Errichtung eines Goethe-Denkmal's zusammen-
getretenen Comité veranlaßt wurde.

Was die zweite Schrift „Goethe als Naturforscher in
Beziehung zur Gegenwart“ von Karl Heinrich Re-
ding (Nr. 11) betrifft, so spricht sich über deren Ver-
anlassung und Zweck der Verfasser im Vorwort dahin
aus, daß er, durch Hermann Grimm's geistvolle in
Dresden gehaltene Vorträge „über den Dichter Goethe“
dazu angeregt, gesucht habe, „auch den Naturforscher Goethe
noch specieller kennen zu lernen“, worauf er fortfährt:

Das Ergebnis dieser Bemühung ist in diesen wenigen Blät-
tern niedergelegt, theils in einer Zusammenfassung der eigenen Aus-
sprüche Goethe's und in einer sachgemäßen Ordnung seiner ver-
schiedensten naturwissenschaftlichen Studien und Strömungen, theils
in einer Vergleichung seiner Anschauungen mit der Theorie der
Neuzeit. Dieser Versuch ist daher seiner Bestimmung nach seinem
Wesen nach nur relatorisch, vergleichend, keineswegs in das
Wissenschaftliche selbst eingehend, da dabei beabsichtigt ward,
nicht dem Fachgelehrten, sondern nur dem gebildeten Laien die
Bedeutung Goethe's als Forscher wieder in Erinnerung zu brin-
gen, nachdem er, gleich Schiller, so vielfach als Dichter auf-
gebeutet worden ist.

Wir empfehlen die kleine Schrift, in deren einleitendem
Theile Goethe's Charakter im allgemeinen als ein

durchaus humaner geschildert wird und Blicke dafür auch
aus d. Bl. entnommen werden, als eine ihrem Zweck
durchaus entsprechende.

Die „Goethe-Tafel“ von dem Verfasser der „Schiller-
Tafel“ (Nr. 12) erwähnen wir nur kurz als eine selbst
die kleinern Gedichte, Balladen, geselligen Lieder, Para-
beln u. s. w. umfassende recht brauchbare chronologische
Uebersicht der Geistesproducte Goethe's, um noch mit
einigen Worten der beiden kleinen, gewissermaßen einan-
der ergänzenden Schriften „Goethe's Beziehungen zu sei-
ner Vaterstadt“ (Nr. 13) und „Goethe's Vaterhaus“
(Nr. 14) mit einigen Worten zu gedenken. Der Ver-
fasser der ersten hebt im Vorwort hervor, daß Goethe
zwar in „Wahrheit und Dichtung“ die Einwirkung seiner
Umgebungen, der todten, wie der belebten, mit „unzer-
reißter psychologischer Meisterschaft“ wiedergegeben habe;
vieles aber habe er, als er „Wahrheit und Dichtung“
herausgab, nur anzudeuten für passend gehalten, was
jetzt unbedenklich ganz ausgesprochen werden könne; in
manchen Punkten habe ihn auch sein Gedächtniß getäuscht;
viele von ihm erwähnte Lokalitäten seien jetzt vollständig
umgeändert, während andere mit seltener Treue ihr alter-
thümliches Gepräge bewahrt hätten u. s. w. Was nun
die Forschung über die Geschichte von Frankfurt in ver-
schiedensten Zeitschriften niedergelegt hat,
ist von dem Verfasser benutzt, um durch Commentirung der
ersten Bänder von „Wahrheit und Dichtung“ eine Lücke auszu-
füllen, welche die Goethe-Literatur trotz ihres großen Umfangs
noch aufweist. Außerdem standen demselben einige alte Hin-
schriften äußerster Seltenheit zu Gebote, welche neue Aufschlüsse
über manche Stellen der Goethe'schen Erzählung gewähren.

Uebrigens umfassen die vorliegenden Blätter „nur die
Jugend Goethe's bis zur Uebersiedelung nach Weimar,
da für die spätern Besuche in der Vaterstadt das Material
theilweise noch nicht zugänglich ist“.

Rein künftiger Biograph Goethe's wird diese fleißig
und gewissenhaft zusammengestellte Schrift, die auch nach
Carus's Versicherung „sehr hübsche Beiträge“ bringt, in
der Goethe's Jugendperiode betreffenden Partie unbenutzt
lassen dürfen.

Die Schrift „Goethe's Vaterhaus“ ist von Dr. Otto
Volger abgefaßt und es sind davon nur wenige, zu
Beschenken für Ehrenmitglieder und einflußreiche Gönner
des Deutschen Hochstiftes bestimmte Exemplare abgezogen
worden; doch wird eine neue Auflage vorbereitet (insofern
sie nicht inzwischen bereits ins Leben getreten ist), welche
jedoch nicht auf dem Wege des Buchhandels, sondern
durch Verkauf an künftige Besucher des Goethe-Hauses
weitere Verbreiter finden soll. Das Wichtigste und In-

seinem Weltruhm gelangt ist. Aus Volger's gründlichen, in dieser mehrfach anziehenden Schrift niedergelegten Nachweisungen geht vielmehr auf das unzweifelhafteste hervor, daß das Stiebelzimmer im Dachstock („im Mansard“) des Vorderhauses als das echte Heiligthum zu betrachten, daß Wolfgang Goethe mithin nicht in einem abgelegenen, schlechten, zum Malen keine Möglichkeit bietenden Dachstübchen, sondern in einem geräumigen, schönen, wenn auch damals wahrscheinlich in höchster Einfachheit eingerichteten Zimmer groß geworden ist.

Das jüngste, soeben erst erschienene Buch über und wir dürfen sagen, zumeist auch von Goethe, ein „Handbuch für Haus und Familie“, die von Philipp Merz herausgegebene Schrift: „Goethe als Erzieher. Lichtstrahlen aus seinen Werken“ (Nr. 15), besprechen wir zuletzt, und wir können es nur beklagen, daß wir, nachdem wir der Literatur über Goethe und diesem selbst schon so viel Raum gewidmet, über dieses gehaltvolle Buch und kürzer fassen müssen, als es seinem Inhalt nach verdient. Die einleitenden Abhandlungen: „Werth und Aufgabe der Familienerziehung“ und „Goethe's Beruf zum Erzieher“, erwecken ein für den Verfasser und Herausgeber durchaus günstiges Vorurtheil und von vornherein die Ueberszeugung, daß er der Aufgabe, die er sich mit diesem Buche gestellt, gewachsen sei. In der That möchten wir die Betrachtung: „Goethe's Beruf zum Erzieher“, hier am liebsten fast Wort für Wort mittheilen, wenn wir Raum dazu hätten und nicht annehmen dürften, daß recht viele unserer Leser sich in den Besitz des schönen Buchs setzen werden. Folgende Stelle können wir uns jedoch nicht enthalten, hier mitzutheilen. Der Herausgeber bemerkt:

Goethe's schriftliche und mündliche Uebersieferungen sind ein Schatz für jeden Erzieher, eine kaum zu erschöpfende Fundgrube der Belehrung und Anregung für alle, die zu lesen verstehen, für alle, deren Sinn und Geist von der großen Angelegenheit der Erziehung und Bildung hinlänglich erfüllt und durchdrungen ist. Man kann sein Goethe'sches Buch aus der Hand legen, ohne sich als Vater belehrt, als Mensch gekannt, gewürdigt und erhoben zu fühlen. Der große und in Sachen der menschlichen Natur und Entwicklung wahrhaft weise, rührend gerechte und milde Mann erfüllt uns immer wieder mit neuer Dankbarkeit und neuer Bewunderung. Der Erzieher darf nur seine Hand ergreifen und ihm sein Ohr öffnen, um den wunderbar richtigen, überaus wohlthuenden pädagogischen Geist, ja Instinct, der ihm einwohnt, und das lebhafteste pädagogische Interesse, ja man muß sagen, das pädagogische Wirken zu empfinden, denn wir so vielfach und so gerne in seinem Leben begegnen, und das ihn in alle Lebensverhältnisse begleitet.

Zum Schluß seiner Betrachtung bemerkt der Verfasser gleich schön und wahr:

Erne den herrlichen Mann nur kennen, und du wirst ihn lieben. Liebe ihn, und du wirst von ihm lernen. Erne von ihm, und der Mensch und sein Leben, die Welt und ihr Treiben, die Natur und ihr Walten werden sich dir aufstellen in seinem Lichte.

Zunächst auf diese Abhandlungen läßt der Herausgeber eine „Selbstcharakteristik Goethe's“ folgen, zusammengesetzt aus Geständnissen, welche Goethe in seinen Schriften oder in Briefen oder mündlich über sich selbst

ausgesprochen hat. Wir theilen hieraus nur einige wenige mit, die als Belegstellen zu einzelnen unserer eigenen Aussprüche dienen können. Die von uns oben (Nr. 51) zwischen Goethe und Shakspeare gezogene Parallele findet in folgenden Selbstbekenntnissen Goethe's, wenn man sie richtig versteht, ihre Bestätigung oder Ergänzung:

Jedes Gewaltthätige, Sprunghafte ist mir in der Seele zuwider, denn es ist nicht naturgemäß.

Ich bin nicht zum tragischen Dichter geboren, da meine Natur conciliant ist. Das Unverständliche kommt mir ganz absurd vor.

Shakspeare, der ebenso sehr zum tragischen als zum humoristischen Dichter geboren war, liebte nach beiden Richtungen hin das „Gewaltthätige, Sprunghafte“, wiewol Goethe's Zusatz: „denn es ist nicht naturgemäß“, auf Shakspeare nicht passen will, auch überhaupt nicht ganz richtig ist, denn die Natur (bei vulkanischen und andern elementarischen Ereignissen) wie das Leben verfahren sehr oft gewaltsam, sprunghaft und durchaus nicht immer „conciliant“.

Goethe's Pietät und uneigennütziges Gesinnung, seine Heilighaltung der alttestamentarischen und christlichen Urfunden, seine Liebe zur Natur als einer Offenbarung Gottes, seine Einfachheit, seine Wahrheitsliebe — Eigenschaften, die auch wir oben an ihm gerühmt haben — werden durch folgende Selbstgeständnisse bestätigt:

Auf das, was mein Vater sagte, hätte ich zwar manches einwenden lassen, aber wir gaben uns aus kindlicher Achtung jedesmal gefangen.

Uneigennützig zu sein in allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung.

Ich für meine Person hatte die Bibel lieb und werth, denn fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig, und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, alles hatte sich tief bei mir eingeprägt und war auf eine oder die andere Weise wirksam gewesen.

Mich hat Gott mit der Physik gesegnet, damit mir es im Anschauen seiner Werke wohl werde.

Ich glaubte an Gott und die Natur und an den Sieg des Guten über das Schlechte; aber das war den frommen Seelen nicht genug.

Alle Arten von Bequemlichkeit sind eigentlich ganz gegen meine Natur. Prachtige Zimmer sind meiner Natur ganz jener.

Il faut croire à la simplicité, man muß an die Einfachheit glauben, wenn man den rechten Weg gewinnen will.

Es machte mir überall zu schaffen, daß ich nicht heuchelte. Ich hätte müssen ein elender Lump sein, wenn ich so hätte heucheln und lügen wollen. Da ich nun aber stark genug war, mich in ganzer Wahrheit zu zeigen, wie ich fühlte, so galt ich für dumm.

Aber er durfte auch von sich sagen, daß er sich sehr viele Freunde und Anhänger erworben habe, weil es ihm bei seiner Art zu empfinden und zu denken gar nichts gekostet habe, „einen jeden gelten zu lassen für das, was er war, ja sogar für das, was er gelten wollte“. Er durfte weiter von sich rühmen: „Die geringen Leute lieben mich, besonders die Kinder“; er meint, Christus habe recht, „uns auf die Kinder zu verweisen, von ihnen kann man leben lernen und selig werden“ (Herder sagt bekanntlich von ihm: „Goethe ist ein großes Kind“), und er bemerkt ein andermal: „Die Klasse von Menschen, die man die niedere nennt, ist gewiß für Gott die höchste“.

beschränkt, so würde er der Klippe, in Eugène Sue'sche Manier zu verfallen, entgangen sein. Wir begreifen, offen gestanden, die Vorliebe nicht, mit welcher ein so feiner Geist, wie Hr. von Vibra, sich in die ausgedehnten Schilderungen des Spitzbuben-Misere vertieft, und möchten ihn doch nicht gern der Buchmacherei beschuldigen: eines Vergehens, welches ein Autor nicht zu begehen braucht, dem, wie dem Verfasser dieser Erzählung, vollkommene Weltkenntnis und Weltbildung, Fülle der Gedanken, Phantasie und sehr bedeutendes Erzählertalent zu Gebote stehen. Was in der ange deuteten Richtung zu viel geschehen ist, erscheint uns in Bezug auf die Darstellung der amerikanischen Bürgerkämpfe jener Zeit zu wenig gethan. Hier würden wir eine größere Ausbreitung, sowohl wegen der höchst interessanten historischen Vorgänge, als auch zu Gunsten der Erzählung selbst, sehr am Orte gefunden haben, weil letztere dadurch an Bedeutung gewonnen und sich aus dem engen Kreise einer Familiengeschichte auf die Höhe eines historischen Romans geschwungen hätte. Wie sehr befähigt der Autor zu solcher Erhebung ist, hat er durch die Episode des Benavides gezeigt. Mit Freuden würden wir ihm auf der Höhe seines dichterischen Berufs begegnen.

4. Der Mayordomo. Erzählung aus dem südlichen Californien und Neumexico von Balduin Möllhausen. Vier Bände. Leipzig, Costenoble. 1863. 8. 5 Thlr.

Dieser „Mayordomo“ hat nicht allein in Bezug auf Grund und Boden seiner Vorgänge, sondern auch in Bezug auf Tendenz und Inhalt viel Aehnlichkeit mit Vibra's „Juwel“. Romano-amerikanische Zustände werden hier wie in der vorhin besprochenen Erzählung im Kampfe ihrer eigenartigen leidenschaftlichen Strebungen geschildert, und es ist hier wie dort die Habsucht und die Gier des Besitzes, welche mit den Regungen edeln Menschenthums auf Tod und Leben ringt, bis das letztere endlich siegt und triumphirt. Gleitet in diesem Bestreben der Verfasser des „Juwels“ mehr auf der Oberfläche der geschilderten Verhältnisse dahin, gleichsam nur ein flüchtiges Spiegelbild der nationalen Zustände entwerfend, so führt uns Balduin Möllhausen tief hinein in den innersten Kern der von ihm dargestellten Welt und bietet nach dieser Richtung hin ein ebenso reiches und gründliches als ausgeführtes und wohlbeherrschtes Detail. Das neumexicanische und californische Leben entrollt sich in den frischesten und charaktervollsten Bildern vor unsern Augen und fesselt ebenso sehr durch die Großartigkeit seiner Natur und durch die rohe Jugend seiner Cultur, als durch den eigenthümlichen Reiz seines Gesellschafts- und Familienlebens. Die Gegenstände liegen hier noch unvermittelt durch Bildung, aber auch noch unvermischt durch Blässigkeit nebeneinander und nur der menschliche Instinct im höhern wie im niedern Sinne durchdringt wie ein elektrisches Fluidum die streitenden Elemente. Wunderliches Puppentheater! Der wulstlippige Mohr, der bleiche Sohn Azibion, der schlaffe Indianer, der grübelnde Deutsche, der schlitzäugige gelbe Chinese, Spaniens galante Hidalgo's und die jagdkundige Schar der schmutzen Halsbreeds: was suchen sie alle in bunter Völkerwanderung auf Californiens meerbespültem Boden? Gold und wieder Gold! Viel Gold so rasch als irgend möglich, und gibt sich das tückische Metall nicht anders, so wird es mit Mord und Brand errungen zu kurzem Genuß und zu darauffolgendem langen Elend oder raschem Ende durch den Lynchstrich. Möllhausen hat diese gierige Hast, diesen wilden, blutigen, rasenden Götzendienst des Goldes und Genusses, wie er eben nur auf californischer Erde so zur Erscheinung kommt, mit kundiger und sicherer Hand episch vor Augen gebracht und ebenso sehr die Forberung nach künstlerischer Gestaltung des behandelten Stoffes befriedigt, als durch die wahrerbareren Kenntnisse vorbereitet. Höchst wohlthuend erheben sich aus dem wüsten Treiben, welches beinahe das Gefühl vollkommener Gottverlassenheit erweckt und in welchem die Schilderung des Unwesens der Desperados meisterhaft gelungen ist, die

edeln Gestalten des Mayordomo Don Roberto, Sibney's, der Doñas Inez und Maria, des ersten Arrieros von Californien, die räthselhafte Erscheinung Fernando's, der alte Trapper und seine amuthigen Halsbreeds, der treffliche Sanchez mit seiner altcalifornischen Grandezza und Don Pico's romantische Figur. Wahrlich, Möllhausen versteht es, lebenskräftige Charaktere zu formen und stets sind seine Menschen echte Kinder der geschilderten Zeiten und Länder. Aber unser Autor hat auch ein feines Gefühl für die eigenthümliche Poesie der Welt, die er uns erschließt; wie amuthig läßt er im Schatten der grünen Palme sein tragisches Idyll erblühen, und wie unheimlich lauert daneben die funkelnde Schlange, der gierige Tiger, der mörderische Indianer, wie schwarz dahinter die fenertrachtige Wetterwolke! Ein Fischen, ein Kagensprung, ein zäugeln der Blig und — wo noch eben der reine Nachthau an Blatt und Blüten zitterte, quillt ein Strom dampfenden Menschenbluts; aus der blumenberankten Veranda, die noch eben vom Lachen heiterer Kinder erklang, zuckt die lodernde Flamme und die Sonne des nächsten Morgens glüht über Leichen und Trümmern. Aber neue Menschen kommen, neue Häuser, neue Blumen wachsen, und immer und ewig tönt unter Kampf und Frieden, Sonne und Nacht, Leben und Tod die lustige Weise des fandangos:

Der Wein und die Mädchen voll Stut unsrer Herren,
Vergeudet das Gold bei dem Klang der Gaiarren,
Und hebet die Füße und wirbelt im Kreise,
Denn Liebe und Tanzen und Trinken macht weise!

Das ist californisch-mexicanisches Leben, und Balduin Möllhausen darf sich den Dichter dieser wunderlichen Welt nennen, welcher ohne Zweifel eine große Zukunft bevorsteht.
Hermann von Requignosles.

Wie entstand der Mensch?

Die Schöpfung des Menschen. Von Karl Snell. Leipzig, Arnob. 1863. 8. 20 Ngr.

Die Aufmerksamkeit der Naturforscher ist in neuester Zeit wieder auf ein Thema zurückgelenkt worden, welches im vorigen Jahrhundert zu den Lieblingshypothesen der materialistisch gestimmten Naturphilosophie gehörte: die Hervorentwicklung des Menschen aus den Thieren. Seitdem geriet dieses Thema, nachdem es den Reiz der Neuheit verloren hatte, wieder in Vergessenheit, und die naturphilosophische Debatte über die Entstehung des Menschen beschränkte sich auf den Punkt, ob eine gleichzeitige Entstehung der verschiedenen Menschenrassen oder eine successive Entwicklung derselben aus einem ersten Menschenpaar mehr Wahrscheinlichkeit habe. Wie kommt also die Gegenwart dazu, jene Hypothese wieder aufzunehmen? Ist dies etwa ein Zeichen von um sich greifendem Materialismus? Keineswegs. Die Ursache ist diesmal eine ganz andere und gehört der reinen Erfahrung an. Es sind die von so großen Erfolgen gekrönten Züchtungsexperimente unserer rationellen Landwirthe, durch welche es gelingt, in Gestalt, Organisation und physiologischen Bildungstrieben einzelner Individuen unserer Hausthiere solche Umänderungen einzuleiten, daß dadurch allmählich die Rassen umgebildet und aus den bisherigen Rassen neue noch nicht dagewesene erzeugt werden können. Warum also nicht auch Menschen aus Affen? So fragt die auf solche glänzenden Erfolge gestützte Züchtungstheorie des berühmten Darwin. Die geistvolle Snell'sche Schrift ergreift denselben Gedanken, aber mit dem wesentlichsten Unterschiede, daß sie den Versuch unternimmt, den menschlichen Ursprung weit tiefer in die Vorwelt zurückzubutiren, nicht bloß, wie Darwin thut, bis zu den Affen, vielmehr in einer unmittelbaren Weise bis zu den Sauriern herab, Ichthyosaurus, Pterosaurus, Enaliosaurus, Dinosaurus und wie dieselben weiter heißen.

Die Snell'sche Theorie über die Schöpfung des Menschen unterscheidet sich daher wesentlich von allen ähnlichen ihrer Art,

Beowulf. Das älteste deutsche Epos. Uebersetzt und erläutert von R. Simrock. 225.
 Berggren, J., Bibel und Josephus über Jerusalem und das Heilige Grab. 231.
 Bergmann, H., Blücher als Mitglied der pommerischen Ritterschaft 1777—1817 und beim preussischen Heere am Rhein 1794. 774.
 ————, Dorf. Seine Geburtsstätte und seine Heimat. 774.
 „Berliner Presse“, der Berliner Schriftstellersverein. 41.
 Beyer, C., Gustav Adolf's letzter Heereszug in sechzehn Gesängen. 827.
 Bibliographie der deutschen Sprach- und Alterthumswissenschaft. 783.
 Bibra, C. Freih. von, Aus Chili, Peru und Brasilien. 511.
 ————, Ein Juwel. 955.
 Biebermann, G., Die Wissenschaft des Geistes. Dritter Theil. — A. u. d. L.: Die Seelenlehre. 485.
 ————, Kaiser Otto III. 505.
 Bilk, R., Dramatische Studien. Zweites und drittes Heft. 295.
 Birck-Pfeiffer, Charlotte, Gesammelte Novellen und Erzählungen. Erster Band. 495.
 Blasius und Roué, die, des alten Rom. 79.
 Blätter, kritische, redigirt von F. W. Leysohn. 646.
 Blumen aus der Fremde. Poesien von Gonzaga, Manrique, Camoëns, Milton u. s. w. Neu übertragen von P. Heyse, R. Kraft, E. Morise, F. Motter, L. Seeger. 164.
 Bodenstedt, F., Epische Dichtungen. 418.
 ————, Erzählungen. Erster Band. — A. u. d. L.: Kleinere Erzählungen. 736.
 ————, Chaffpeare's Zeitgenossen und ihre Werke. Erster bis dritter Band. 561.
 Böhm, F. M., Das Oratorium. 194.
 Böhner, A. R., Kosmos. Bibel der Natur. 570.
 Boissier, Culpiz. 909.
 Bolte, Amely, Franziska von Hohenheim. 310.
 ————, Frauenbrevier. Zweite Auflage. 291.
 ————, Harriet Wilson. 433.
 ————, Maria Antonia, oder Dorothea vor hundert Jahren. 586.
 ————, Moderne Charakterköpfe. 657.
 Borussia Tritonis. Preussens Vergangenheit, Zukunft und Aufgabe. Vom Verfasser der „Träumenden Rose“. 28.
 Böttger, A., Goethe's Jugendliebe. 26.
 Brachvogel, A. C., Ein neuer Kaffass. 688.
 ————, Historische Novellen. 810.
 Brauner, R., Geschichte der preussischen Landwehr. Erster Heftband. 768.
 Bredow-Wörne, Adele Gräfin von, Gedanklein. 696.
 Brehm, A. C., Ergebnisse einer Reise nach Habesch im Gefolge Seiner Hoheit des regierenden Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha Ernst II. 892.
 Breusing, G., Germanisches Blut. 690.
 Breysler, C., Acoluthie. 525.
 Briefwechsel des Großherzogs Karl August

von Sachsen-Weimar-Eisenach mit Goethe in den Jahren 1775—1828. 633.
 Brinkmann, F., Studien und Bilder aus süddeutschem Land und Volk. 21.
 Britte, ein, über Deutschland und das frankfurter Schützenfest. 22.
 Broof, A., Schutzlos, aber nicht hilflos. 953.
 Brunier, L., Kurland. Reiseindrücke von Land und Stadt. 217.
 Brunner, S., Unter Lebendigen und Todten. 457.
 Bucher, L., Die londoner Industrieausstellung von 1862. Zweiter Band. — A. u. d. L.: Bilder aus der Fremde. 641.
 Buchner, W., August Buchner, Professor der Poesie und Dichtsamkeit zu Wittenberg, sein Leben und Wirken. 352.
 ————, Lehrbuch der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 394.
 Buchner, A., Lord Byron's letzte Liebe. 405.
 ————, Aus Natur und Wissenschaft. 568.
 ————, Psychologische Bilder. Erster Band. 11.
 Bühnenstücke, deutsche, in den skandinavischen Ländern. 319.
 Bufowski, J., Gebichte in der Mundart der deutschen schlesisch-galizischen Grenzbesohner, resp. von Bielitz-Biala. 601.
 Bulletin de la société littéraire de Strasbourg. 741.
 Bunge, R., 1813. Historisches Festgedicht. 780.
 Bunnett, J. Gervinus.
 Bunsen, C. R. J., Vollständiges Bibelwerk für die Gemeinde. Erste Abtheilung. Dritter Theil: Die Schriften. Fünfter Halbband. Erste Hälfte: Die Psalmen. Herausgegeben von A. Kamphausen. Vierter Theil. Sechster Halbband: Die vier Evangelien. Herausgegeben von G. Holzmann. 712.
 Bürger, G., f. Ribbelungentied.
 Buron, Julie, Die Kinder des Hauses. 810.
 ————, Die Liebe als Führerin der Menschheit durchs Gedankleben zu Gott. 696.
 ————, Frauenleben. 434.
 ————, Ein Bürgermeister. 589.
 ————, Gesammelte Früchte aus dem Garten des Lebens. 434.
 ————, In stillen Stunden. 434.
 Byern, G. von, Fremdes und Eigens für Geist und Herz in Gedichten und Prosa. 525.
 Byr, R., Oesterreichische Garnisonen. 863.
 Carion, Franz, Der letzte Habsburger und seine Tochter. 844.
 Carneri, B., Pfug und Schwert. 30.
 Carriere, M., Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung und die Ideale der Menschheit. Erster Band. 613.
 Carud, R. G., Die Lebenskunst nach den Aufzeichnungen des Tempels zu Delphi. 694.
 ————, Goethe, dessen Bedeutung für unsere und die kommende Zeit. 925.
 ————, Natur und Idee oder das Werdende und sein Geseß. 487.

Caxtoniana. 522.
 Challa's, P. du, Reisen in Centralafrika. Aus dem Englischen. 649.
 Charakterköpfe aus dem deutschen Befreiungskriege. 773.
 Charles, Philarete. 78.
 Chezy, W., Erinnerungen aus meinem Leben. Erstes Buch: Helmina und ihre Söhne. 916.
 Chrysander, F., f. Jahrbücher.
 ————, G. F. Handel. Erster und zweiter Band. 889.
 Cironi, B., Die nationale Presse in Italien von 1828—60 und Die Kunst der Redellen. Aus dem Italienischen übersetzt und mit einem Vor- und Nachwort von Ludmilla Kising. 404.
 Clar, F., Anno 1724. 886.
 Coaz, J. W., Der Wald. 14.
 Colshorn, L., Die deutschen Kaiser in Geschichte und Sage. 812.
 Cornhill Magazine, das, über den deutschen Journalismus. 478.
 Corrobbi, A., De Herr Dokter. 599.
 Corvinus, Jakob, Der heilige Born. 590.
 Cron, Clara, Magdalenen's Ortri. 291.
 Csercska, F., Für mäßige Stunden. 331.
 Curge, L., f. Stieglitz.
 Daurmer, G. F., Schiller und sein Verhältnis zu den politischen und religiösen Fragen der Gegenwart. 553.
 Debenroth, E. G. von (Eugen Hermann), Douboir und Salon. 179.
 ————, Die Befreiungskriege. 767.
 ————, Hermann, der erste Befreier Deutschlands. 425.
 Denkmär. Ein Jugendroman. 238.
 Deutsche Kunst in Bild und Lied. Herausgegeben von Müller von der Werra. 940.
 Deutscher Trank. Culturhistorische Skizzen. (Aus den Collectaneen eines Antiquars.) 478.
 Deyds, F., Ueber die Wechselwirkung des Dichters und seines Zeitalters mit besonderer Berücksichtigung auf Goethe und Schiller. 237.
 Dichter, österreichische und preussische. 610.
 Dichterbuch, ein mährischer. Herausgegeben von C. Geibel. 26.
 Dichtungen, fremde, in deutschem Gewand. Von F. Kuperti und A. Lann. 165.
 Dieckhoff, Die Radenser im Mittelalter. 236.
 Dies, F., Otto von Guericke und sein Verdienst. 52.
 Dill, L., Gebichte. 415.
 Dingelstedt, F., f. Teichmann.
 Doctor Antonio. Aus dem Englischen. 366.
 Dorer-Gloss, C., Die Schwestern der deutschen Frauenwürde. 418.
 ————, Kleine Schriften. Erstes Bändchen. 418.
 Döring's, R. A., Leben und Lieber. Herausgegeben von R. Böls. 27.
 Dorn, Rhein und Meer. 824.
 Dorn, R., Zwölfen Wiesel on Roacht. 611.
 Dreien, Beutel, die Brant von Meßing. 844.

Lukas, J., Schiller, sein religiöser Fortschritt und sein Tod. 553.
 Luther, G. A., Die deutschen Freiheitskriege 1813—15. 765.
 Lyrik, neufranzösische. 427.

Maré, J., Ein Mund voll Brod. Aus dem Französischen. 13.
 Marcks, R. G., ausgewählte Gedichte. Aus dem Böhmischen übertragen von K. Waldau. 164.
 Magyar, L., Reisen in Südafrika in den Jahren 1849—57. Aus dem Ungarischen von J. Gunkel. Erster Band. 649.
 Mähly, J., Frieden. 26.
 — Sebastian Castellio. 201.
 Maldegem, D. Graf von, Gedichte. Ausgewählt von J. G. Günther. 415.
 Makig, G. von, Leibniz und die beiden Kurfürstinnen. 458.
 Mann, F., Georg Forster. 41.
 Männer, die, des Volks in der Zeit deutschen Glens. 1805—13. Nach Briefen und Memoiren. 767.
 Männer, die, vom Leder. Socialer Roman in sechs Bänden vom Verfasser der „Mitter der Industrie“, „die Leute der Antikstube“ u. s. w. 310.
 Marbach, D., f. Ribungenlied.
 Maercker, F. A., Erinnerungen. (Der Gedichte dritter Band.) 29.
 Margell, K. Freih. von, Prager Dombau. 415.
 Marggraf, Elisabeth, Aus Palast und Gasse. 940.
 Marie de France, poetische Erzählungen nach altbretonischen Liebesagen, übersetzt von W. Ferg. 317.
 Maron, G., Japan und China. 785.
 Martens, G. von, Vor fünfzig Jahren. 487.
 Marx, F., Gemüth und Welt. 34.
 Märzroth, Spottvögel. 844.
 Materialismus, der moderne deutsche, eine französische Kritik über ihn. 700.
 Matter, M., Saint-Martin, le philosophe inconnu, sa vie et ses écrits, son maître Martinez et leurs groupes. 328.
 Mauert, Lebenswörter - Novellen. I. Ein Doctor ohne Diplom. 812.
 Mebing, R. G., Goethe als Naturforscher in Beziehung zur Gegenwart. 925.
 Meckheim, R. von, Trup Dänemark und Kopenhagen! 935.
 Meisen, L., Neue Garfenklänge. 823.
 Meißner, A., Charaktermasken. Zweiter und dritter Band. 918.
 — Schwarzgelb. Erste und zweite Abtheilung. 344.
 — J. G., Gedichte. 27.
 Melanchthon's Gedichte, ausgewählt und übersetzt von Ch. Oberhen. 318.
 Menge, L., Der Graf Friedrich Leopold Stolberg nach seine Zeitgenossen. 357.
 Merkel, W. von, Kleine Studien. 831.
 Merz, P., Goethe als Erzieher. Lichtstrahlen aus seinen Werken. 925.
 Meßner, L., Gemüthliche Vorgeschichten. 538.

Meyer-Merian, L., Us der Helmet. 600.
 Meyr, M., Gott und sein Reich. 487.
 Michalowka, Angelika von, Nach Gottes Rath. 418.
 Michelant, G., Renaud de Montauban oder die Gaimonstinder, altfranzösisches Gedicht, nach den Handschriften zum ersten mal herausgegeben. 559.
 Minnick, J. A., Reisebilder aus Spanien. 217.
 Möbius, P., Bar Kochba. 507.
 Mohr, Clara, Ein Lieberfranz. 416.
 Molekott, J., Physiologisches Fliegenbuch. 47.
 — Zur Erforschung des Lebens. 237.
 Möllhausen, W., Der Rapordomo. 958.
 Mollke, M., Der vierte Juli 1778. 1826.
 1851. Gedicht. 819.
 Morell, K., Die Helvetische Gesellschaft. 733.
 Morin, G., Stern und Rose. 825.
 Mosen, Julius, für denselben. 298.
 Rosenthal, G. F., Die deutschen Komödianten. 507.
 Mühlbach, L., Franz Rákóczy. 589.
 — Kaiser Leopold der Zweite und seine Zeit. 588.
 Mühlfeld, J., Ehre. 589.
 — Gefangen und befreit. 586.
 — Mittel und Zweck. 677.
 Müller, M., Oliver Cromwell, Protector von England. 236.
 — K., Sehn gepanzerte Sonette. 415.
 — D., Hof und seine Schüler. 557.
 — W., von Königswinter, Vier Burgen. 259.
 — Aschenbrödel. 389.
 Murger, H., Histoire pour servir à l'histoire de la vraie Bohème. 128.
 — Scènes de la Bohème. 128.
 Mügelburg, A., Der Erbsreit. 238.
 — Der Himmel auf Erden. Erstes bis siebzehntes Heft. 915.
 Mylius, D., Drei sinnige Erzählungen für alles Volk und alle Zeiten. 57.
 — Gravened. 16.
 — Neue Pariser Mythen. 420. 915.

Nachdruckproceß, ein, in Bremen. 390.
 Nachtwolken. Historisch-romantische Erzählungen aus der Vorzeit und Gegenwart. 518.
 Nachtwolken und Lichtstreifen. Originalnovellen für Freunde schauerlicher, wie heiterer Anregung. Aus den Papieren eines Myktilers. Herausgegeben von G. Nicolai. 496.
 Nagel, R., Ueber die Entdeckungsreisen im mittlern Afrika von Mungo Park bis auf Dr. Vogel. 649.
 Nahlowsky, J. W., Das Gefühlleben. 749.
 Naturwissenschaften, die gesammten. Für das Verständnis weiterer Kreise und auf wissenschaftlicher Grundlage bearbeitet von Dippel, Gottlieb, Koppe, Lotzner, Möbius, Rauck, Röggerath,

Dunkel, Romberg und von Ruckert
 Eingeleitet von G. Rauck. Zweite verbesserte und bereicherte Auflage. 200.
 Neomarchicus, f. Angelus Neomarchinus.
 Nettelhof, Joachim, Bürger zu Kallberg. Eine Lebensbeschreibung, von ihm selbst aufgezeichnet, herausgegeben von J. F. G. Gaten. Dritte Auflage. 367.
 Neg, R., Deutschland und Rom. 429.
 Neuburger, M., Ein Mädchen aus dem Volke. 538.
 Neuburger, C., Lyrisches und Satirisches. 28.
 Neufkirch, J. G. L., Naturbilder aus dem Insektenleben. 14.
 Neumann, C., Gedichte. 823.
 Nebelungen, die. In Prosa übersetzt, eingeleitet und erläutert von J. Scherr. 134.
 Nebelungenlied, das, aus dem Mittelhochdeutschen neu übersetzt von C. Hügel. 137.
 Nebelungenlied, das. Neuhochdeutsche Uebersetzung von D. Warbach. 133.
 Nebelungenliedes, des, erste Hälfte: Eingefried und Kriemhilde. Des Nebelungenliedes zweite Hälfte: Kriemhildens Rache. Aus dem Mittelhochdeutschen vollständig übersetzt von L. Gersch. 137.
 Nicolai, G., f. Nachtwolken.
 Nohl, L., Der Geist der Konfession. 132.
 — Die Fäulnisse. Betrachtungen über die Bedeutung der dramatischen Kunst in der Geschichte des menschlichen Geistes. 194.
 Norden, Marie, Columbus und seine Zeit. 590.
 Nordheim, G., Eva. 291.
 Notter, F., Ludwig Uhland. 513.
 Novellen, preussische. Von einem Nichtbekannten. 173.

Delbermann, G., Germanische Religion. 414.
 Ostrogge, R., Geschichte der deutschen Dichtung von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. 394.
 Oppermann, A., Ernst Rietschel. 721.
 — G., Blumen am Wege. 33.
 Osterer für Buchhändler. Mit Salz, Pfeffer, Pfeffer und Senf, zu versetzen im Jahre 1863. 845.
 Otto, Luise, Die Schultheisengedichte von Nürnberg. 589.
 — Kunst und Künstlerleben. 658.
 Paldamus, F., Deutsche Dichter und Prosaischen von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit nach ihrem Leben und Wirken geschildert. Zweite Abtheilung. Von Klopstock bis Schiller. (Unter Mitwirkung von W. Eicher.) Erster und zweiter Band. 465.
 Pape, J., f. Ever.
 Parlament, das frankfurter, eine englische Stimme über dasselbe. 762.
 Pasquell, G., Goethe's Theaterleitung in Weimar. 626.

